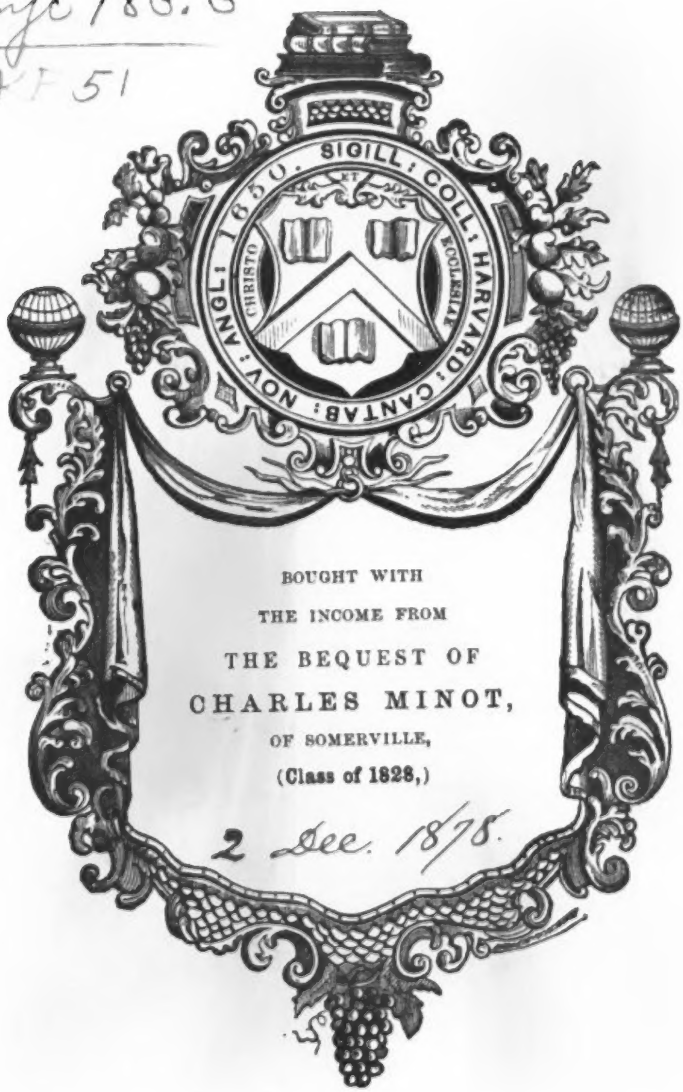
CONVERSATIONS-LEXIKON: ALLGEMEINE DEUTSCHE REAL-ENCYKLOPPÄDIE

Digitized by Google

Eng 183.3
+F 51



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
2 Dec. 1878.

Digitized by Google

Digitized by Google

Conversations-Lexikon.

Zwölfte Auflage.

Zehnter Band.

Maffei bis Nordalbinger.

Digitized by Google

Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie.

Zwölfte
umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

In funfzehn Bänden.

Zehnter Band.

Massei bis Nordalbinger.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1878.

Digitized by Google

Cyc 183.3

1878, Dec. 2.
Minot fund.
X.

Digitized by Google

M.

Maffēi (Francesco Scipione, Marchese), hervorragender ital. Dichter und Archäolog, geb. zu Verona 1. Juni 1675, studirte im Jesuitencollegium zu Parma und ging 1698 nach Rom, wo er sich der Dichtkunst widmete und wegen seines Gedichts auf die Geburt des Prinzen von Piemont (Rom 1699) in die Akademie der Arkadier aufgenommen wurde. Später trat er in Kriegsdienste, nahm unter seinem Bruder Alessandro im Spanischen Erbfolgekrieg an mehrern Feldzügen in Italien und Deutschland theil und wohnte 1704 der Schlacht von Höchstädt als Freiwilliger bei. Bald aber rief die Liebe zu den Wissenschaften ihn wieder nach Italien zurück. Hier schrieb er «Della scienza chiamata cavalleresca» (Rom 1710), Untersuchungen über die Bräuche der Alten bei Zwistigkeiten zwischen Privatpersonen. Mit Apostolo Zeno und Balisnieri vereinigte er sich zur Herausgabe einer literarisch-kritischen Zeitschrift. Gleichzeitig wendete er seine Aufmerksamkeit dem Theater zu. Großen Beifall fand seine Tragödie «Merope» (Modena 1714; Veneb. 1727 u. öfter), obgleich sie nur ein Versuch war, die Vorzüge der griech. und franz. Tragödie zu verbinden. Auch sein Lustspiel «La ceremonia» wurde mit Erfolg auf die Bühne gebracht. In der Absicht, das Studium der griech. Sprache unter seinen Landsleuten wieder zu beleben, berief er geschickte Lehrer, die er auf seine Kosten in Verona unterhielt. Die Entdeckung einiger wichtigen Handschriften in der Domkirche seiner Vaterstadt führte ihn auf das Studium der Diplomatik, dem sein gelehrtes Werk «Verona illustrata» (Verona 1731—32; 5 Bde., Mail. 1825—27) zu verdanken ist. Nach Beendigung desselben bereiste er 1732 Frankreich und sodann England, Holland und Deutschland. Er starb 11. Febr. 1755 in seiner Vaterstadt, die ihm auch ein Denkmal errichtete. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Venedig (18 Bde., 1790). — Sein Bruder, Alessandro, Marchese M., geb. zu Verona 3. Oct. 1662, gest. zu München 1730, machte unter dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern Feldzüge gegen die Türken und gegen Frankreich mit, diente mit Ruhm im Spanischen Erbfolgekriege und wurde 1717 zum Feldmarschall ernannt.

Maffēi (Giovanni Pietro), gelehrter Historiker, geb. zu Bergamo 1535, erhielt seine Bildung in Rom, wo er sich mit Annibale Caro und andern gelehrten Männern verband. Im J. 1563 wurde er Professor der Beredsamkeit in Genua und sehr bald auch Secretär der Republik. Doch schon nach zwei Jahren kehrte er nach Rom zurück und trat in den Jesuitenorden. Die hier von ihm 1570 herausgegebene lat. Uebersetzung von Emanuel Acosta's «Historia de las Indias» gefiel dem Cardinal Heinrich von Portugal so wohl, daß er ihn nach Lissabon berief und ihm die Abfassung einer allgemeinen Geschichte von Indien übertrug, die unter dem Titel «Historiarum Indicarum libri XVI» (Flor. 1588; beste Ausg., Köln 1593) erschien. Er kehrte 1581 nach Rom zurück und starb 20. Oct. 1603 zu Tivoli. Eine von Serassi besorgte Sammlung seiner lat. Schriften erschien zu Bergamo (2 Bde., 1747).

Mafia (Maffia) heißt zunächst die Gesammtheit der in Sicilien bestehenden camorristischen Verbände (s. Camorra), dann aber auch das stillschweigende Einverständniß der Mehrzahl der dortigen Bevölkerung in der Auflehnung gegen jede gesetzliche Ordnung und in der Beschützung jeder in diesem Sinne begangenen Ungesetzlichkeit. Ein Sicilianer, der hieran theilnimmt, ob hoch oder niedrig, ist ein Mafiose und handelt gegebenenfalls im Interesse der großen Verbrüderung, wenn nicht durch offene Gewaltthat, so doch durch Brigantenhehlerei, falsches Zeugniß oder andere Unterstützungen. Dieser gesetzlose Sinn, die Folge einer Jahrhunderte alten polit. Bedrückung und der Vernachlässigung aller sittlichen Erziehung, wurde unter der Bourbonenherrschaft durch einen starken Polizeidruck niedergehalten, durch die freisinnigen Institutionen des ital. Einheitsstaats aber derart entfesselt, daß er bis in die neueste Zeit noch jeder gesetzmäßigen Bekämpfung spottet. Bis zu welchem Grade die allgemeine Unsicherheit in Sicilien gestiegen ist, ergibt sich daraus, daß 1872—74 an 90,000 Verbrechen,

Digitized by Google

darunter 3000 Morde, zur gerichtlichen Anzeige gelangten. Vgl. Franchetti und Sonnino, «La Sicilia nel 1876» (2 Bde., Flor. 1877).

Mafra, Flecken mit (1864) 3497 E. in der portug. Provinz Eſtremadura, 28 Kilom. nordweſtlich von Liſſabon, unfern und 235 Mt. über dem Meere, in dürrer Gegend, iſt wegen des prächtigen Kloſtergebäudes berühmt, das König Johann V. infolge eines Gelübdes 1717—31 mit einem Aufwande von 20 Mill. Cruzados aufführen ließ. Der Baumeiſter deſſelben war ein Deutſcher, Namens Friedr. Ludwig. In ſeiner viereckigen Form dem Escorial ähnlich, aber bei weitem umfangreicher (251 Mt. lang und 221 Mt. breit), enthält es 866 Gemächer und 5200 Fenſter. Die das Centrum einnehmende, aus Marmor erbaute Kirche iſt 61 Mt. lang, im Kreuze 45 Mt. breit, mit 58 Statuen von carrariſchem Marmor und vielen Kunſtſchätzen geſchmückt, von einer impoſanten Kuppel überwölbt und an der Hauptfaçade mit zwei 71 Mt. hohen Glockenthürmen verſehen. Das eigentliche, früher dem Franciscanerorden gehörende Kloſter, in welchem 1772 Joſeph I. eine Kloſterſchule gegründet, enthält 300 gewölbte Zellen. Bei dem prachtvoll ausgeſtatteten königl. Palaſt (dem rechten Flügel) befinden ſich große Gärten, Parkanlagen und Jagdgehege, im Park eine durch König Ferdinand gegründete Muſterwirthſchaft und in einem Theile des koloſſalen Gebäudes ſelbſt das Collegio militar für Heranbildung von Offizieren. Vgl. Murphy's Prachtwerk «Travels in Portugal» (Lond. 1795).

Magalhães (Domingo José Gonçalves de), der bedeutendſte braſil. Dichter der Gegenwart, das Haupt der nationalen Dichterſchule, geb. 1811 zu Rio de Janeiro, ſtudirte dort Medicin und ging 1832 nach Europa, wo er 1836—38 der braſil. Geſandtſchaft in Paris attachirt war. Nach der Rückkehr in ſein Vaterland war M. 1838 kurze Zeit Profeſſor der Philoſophie in Rio de Janeiro, trat dann in die Staatsverwaltung ein, wandte ſich ſpäter wieder der diplomatiſchen Laufbahn zu und wirkte als braſil. Geſchäftsträger an den Höfen von Neapel und Turin, 1859—67 als Geſandter in Wien. Seitdem lebt er wieder in Rio de Janeiro. In ſeinen Jugendverſuchen, den «Poesias» (Rio de Janeiro 1832), zeigt er ſich von den Banden des falſchen Claſſicismus noch nicht frei. In ſeinen ſpätern Gedichten hatte er dieſe Feſſeln abgeworfen, indem er ſeitdem mehr der romantiſchen neufranz. Richtung huldigte. Seine «Suspiros e Saudades» (Par. 1835), in welchen der Einfluß Lamartine's ſehr bemerkbar iſt, ſind das erſte Werk der neubraſil. Poeſie. Am berühmteſten ſind ſeine «Mysterios», in denen ſich, wie in den meiſten ſeiner Gedichte, ſein Hang zu philoſ. Betrachtungen zeigt. In neuerer Zeit veröffentlichte er einen Band Liebeslieder unter dem Titel «Urania» (Wien 1862). Seine Trauerſpiele «Antonio José und «Olgiato» wurden 1839 und 1842 zuerſt aufgeführt und ſind die erſten von einem braſil. Dichter geſchriebenen Tragödien. In der erſten derſelben behandelt er einen ganz nationalen Stoff. Am berühmteſten wurde er aber durch das Epos «A Confederação dos Tamoyos» (Rio de Janeiro 1857; Coimbra 1864), das mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde. In dieſem Epos beſingt er den Kampf der noch freien indian. Stämme Braſiliens, namentlich der Tamoyos gegen die Portugieſen, und die Gründung Rio de Janeiros in echt nationalbraſil. Weiſe und mit treuer Localfärbung. Außerdem ſchrieb er noch: «Ensaio sobre a historia litteraria do Brazil» (Par. 1834) und «Factos do espirito humano» (Par. 1858). Eine Geſammtausgabe ſeiner Werke erſchien als «Obras completas» (8 Bde., Par. 1864—65). Vgl. Wolf, «Le Brésil littéraire» (Berl. 1863).

Magazin (zunächſt franz., urſprünglich aus dem arab. machsan, Scheune, Vorrathshaus, gebildet) bezeichnet eigentlich jedes Vorraths-, gewöhnlich aber nur das öffentliche Vorrathshaus. Die wichtigſten M. waren früher die öffentlichen Getreide- und Mehlmagazine, welche in guten Erntejahren gefüllt wurden, damit in Zeiten des Miswachſes mit Hülfe der vorhandenen Vorräthe, die man dann zu billigen Preiſen abgab, der Theuerung und Hungersnoth entgegengewirkt werden konnte. Derartige Anſtalten, die ſchon das frühe Alterthum kannte, haben überall bis in das 19. Jahrh. fortbeſtanden, und erſt ſeit neueſter Zeit hat ſich die Wiſſenſchaft und die öffentliche Meinung gegen ſie ausgeſprochen. Denn wirklich nothwendig oder auch nur nutzbringend ſind M. lediglich für diejenigen Länder, welche ohne genügende Verkehrsmittel ſind oder in denen kein Getreidehandel beſteht und die daher bei einer ausbrechenden Hungersnoth nicht ſchnell und ausreichend mit Getreide verſorgt werden können. Je mehr ſich aber einerſeits das Eiſenbahn- und Dampfſchifffahrtsweſen, andererſeits der Getreidehandel ausbildet und je größere Productions- und Conſumtionsgebiete letzterer umfaßt, um ſo mehr ſchwindet auch die Nothwendigkeit, Getreidemagazine zu errichten.

M. zu militäriſchen Zwecken zerfallen in ſolche für Gegenſtände der Verpflegung (Proviant-, Fourragemagazine) und in M. für Kriegsmaterial aller Art (als Pulver, Munition,

Digitized by Google

Geschütze, Fahrzeuge, Handwaffen u. s. w.). Während diejenigen M., in welchen Waffen überhaupt und speciell Artilleriematerial aufbewahrt werden, als Zeughäuser, Wagenhäuser u. s. w. bezeichnet werden, nennt man die Aufbewahrungsräume für Pulver und Munition Pulvermagazine. Diese müssen mit Rücksicht auf möglichste Vermeidung von Explosionen angelegt sein und dabei der guten Erhaltung des gegen Feuchtigkeit sehr empfindlichen Stoffs Rechnung tragen. Größere Pulvermengen bewahrt man in der Regel auf längere Zeit nur in Festungen auf, wo sie in Kriegszeiten zunächst gegen Wegnahme oder Vernichtung seitens des Feindes gesichert sind. Um nun die Gefahr, welche durch die Anhäufung größerer Quantitäten Pulvers für die Umgebung droht, zu verringern, bewahrt man das Pulver im Frieden gewöhnlich außerhalb des bewohnten Theils der Festung auf und zwar in den vorgeschobenen Werken oder im Vorterrain überhaupt. Man benutzt in diesem Falle entweder Kriegsbauten, welche an sich zu andern Zwecken bestimmt, im Frieden unbenutzt dastehen und den bei der Aufbewahrung des Pulvers innezuhaltenden Bedingungen entsprechen, wie die Reduits der Außenwerke, oder man legt besondere Gebäude an, und bezeichnet sie in beiden Fällen als Friedenspulvermagazine. Die Kriegspulvermagazine werden in die Wälle der Festung hineingebaut und bombensicher eingedeckt, sodaß sie der Wirkung des feindlichen Feuers entzogen sind. Da sie durch ihre Lage und Bauart der äußern Luft wenig zugänglich und somit der Feuchtigkeit sehr ausgesetzt sind, so würde eine langdauernde Aufbewahrung des Pulvers in denselben auf die Qualität des letztern sehr schädlich wirken; daher trägt die Lagerung des Pulvers in den leichter gebauten, trockenen Friedensmagazinen auch zur guten Erhaltung desselben wesentlich bei. Man baut aber auch die Kriegspulvermagazine in neuerer Zeit so, daß das Innere besser gegen die Erdfeuchtigkeit gesichert ist und ein fortwährender Luftwechsel herbeigeführt werden kann. Solche M. dienen dann sowol zur Kriegs- als zur Friedenslagerung. Die Proviantmagazine und sonstigen M. der Festungen, soweit sie für die Zeit des Kriegs als Aufbewahrungsräume benutzt werden sollen, müssen ebenfalls eine Sicherung gegen feindliches Feuer bieten.

Magazinverpflegung wird diejenige Verpflegungsart von Truppen genannt, bei welcher diese ihren Mundbedarf nicht direct den Mitteln des Landes, wo der Krieg geführt wird, entnehmen, sondern aus M. beziehen, die in der Nähe angelegt und im Bewegungskriege dem Fortgang der Operationen entsprechend verlegt werden müssen. Darum eignet sich gerade für den letztern Fall die ausschließliche Magazinverpflegung weniger, da die Rücksicht auf dieselbe leicht hemmend auf den Gang der Operationen einwirkt. Man wird aber auf dieselbe um so mehr Bedacht nehmen müssen, je weniger ergiebig der Kriegsschauplatz ist und je längere Zeit man auf derselben Stelle bleibt, was insbesondere im sog. Positionskriege und bei der Cernirung und Belagerung von Festungen gilt. Im 18. Jahrh. hielt man sich wesentlich auf die Magazinverpflegung angewiesen, was auf den Gang der Operationen von Einfluß war, bis durch die franz. Revolutionskriege das Requisitionssystem wieder mehr zur Geltung gelangte.

Magazingewehre (Repetirgewehre) nennt man Gewehre mit einem Patronenmagazine entweder im Kolben oder unter dem vordern Theile des Gewehrs. (S. Handfeuerwaffen.)

Magdala, ehemalige Bergfestung im Innern von Abessinien, 190 Kilom. südöstlich von Gondar auf dem mit dem Gesammtnamen Amba M. bezeichneten Gebirge, das sich vom Thal des Baschilo, eines Nebenflusses des Blauen Nils, bis zu 3000 Mt. Meereshöhe erhebt. Die ehemalige Festung, in 2730 Mt. Höhe gelegen, wurde 13. April 1868 von den Engländern gestürmt und gänzlich zerstört. (S. Abessinien.)

Magdalena oder Maria von Magdala, so genannt nach einer Stadt am Galiläischen See in Palästina, eine Begleiterin Jesu, wird nach alter Tradition für die Luk. 7, 36–50 erwähnte Sünderin gehalten, die Jesum salbte und Vergebung ihrer Sünden von ihm erhielt. Des sagenhaften Stoffs, welcher aus dieser Combination entstand, bemächtigte sich die Tradition und die religiöse Kunst, um daraus das Bild der Heiligen Magdalene zu schaffen. Auch entstand um 1215 in Deutschland ein Orden der Klosterfrauen von der Buße der heiligen M., der sich in Frankreich, Spanien, Italien und selbst bis nach Indien verbreitete, anfangs nur Freudenmädchen, später aber auch ehrbare Jungfrauen aufnahm und bis in die neuern Zeiten sich erhalten hat. — In neuerer Zeit sind auch protestantischerseits in Deutschland, England und Nordamerika Magdalenenstifte und Magdalenengesellschaften zur Besserung gefallener Mädchen gegründet worden.

Magdalenenstrom (span. Rio Magdalena), der Hauptstrom der vereinigten Staaten von Columbia in Südamerika, entspringt 75 Kilom. im S. von Popayan (1° 30′ nördl. Br.) aus der Laguna del Buey, einem Alpensee auf dem Gebirgsknoten Las-Papas, der sich unter 2° 5′

Digitized by Google

nördl. Br. in die Central- und die Ostcordillera von Columbia spaltet. Der Strom bricht zwischen beiden, im obern Laufe Wasserfälle und Stromschnellen bildend, gegen NO. hindurch und betritt bei Neyva (3° 23′ nördl. Br. und in 770 Mt. Seehöhe) ein ziemlich breites und oberes Stufenland, durch welches er ruhiger nordwärts über Ambalema fließt und an 300 Kilom. weit schiffbar ist, bis er unterhalb Honda (5° 11′ nördl. Br. und in 208 Mt. Seehöhe), wo die letzten Katarakte der Schifffahrt ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg stellen, zwischen Armen beider Cordilleren in die große, nach ihm benannte feuchtheiße, theils waldige, theils cultivirte Tiefebene eintritt und 1060 Kilom. nördlich von der Quelle, nach einem Laufe von 1570 Kilom., mehrarmig in das Antillenmeer mündet. Sein Delta besteht aus niedrigen, sumpfigen Inseln zwischen den Stromarmen und zahlreichen kleinen Verbindungsarmen (Caños) derselben. Für die Schifffahrt ist gegenwärtig der gegen Norden laufende Arm der wichtigste, an dessen Mündung der Hafen von Sabanilla (s. d.) dem auswärtigen Handel geöffnet ist. Die ersten Anfänge der Dampfschifffahrt auf dem M. wurden 1824 durch einen Deutschen gemacht; gegenwärtig wird derselbe von 13 Dampfschiffen verschiedener Gesellschaften regelmäßig befahren von Barranquilla aufwärts bis La-Buelta, etwa 20 Kilom. unterhalb Honda. Nicht wenig trug zur Hebung des Verkehrs die Eröffnung der Bahn von Sabanilla nach Barranquilla (1871) bei. Mit dem Hafen von Cartagena steht der M. durch einen zur span. Zeit mit Benutzung vorhandener Wasserläufe angelegten Kanal, El-Dique genannt, in Verbindung, der bei Calomar, etwa 145 Kilom. von Cartagena, in den M. mündet, aber zur Zeit in schlechtem Stande sich befindet. Auch mit dem Hafen von Sta.-Marta findet von Barranquilla aus vermittels verschiedener Kanäle (Caños) ein Wasserverkehr statt, durch welchen die Lagune von Sta.-Marta mit dem M. in Verbindung steht. Unter den zahlreichen Nebenflüssen des M. ist nur ein bedeutender: der links ihm zugehende, 1095 Kilom. lange Cauca. Dieser entsteht, kaum 10 Kilom. von dem Quellsee des M. entfernt, aus der Laguna-Santiago und durchfließt zunächst ein vulkanisches Gebiet, in welchem er eine solche Menge von schwefel- und salzsauren Salzen aufnimmt, daß einer seiner Hauptquellflüsse, der vom Vulkan Purace kommt, danach Rio Vinagre (Essigfluß) genannt wird und der Cauca selbst noch weithin sauer und ohne Fische ist. Das ganze Stromgebiet des M. umfaßt etwa 303,600 QKilom., die Tiefebene des M. aber, welche längs der Küste westwärts bis zum Meerbusen von Darien, ostwärts bis zum Ufer des Golfs und Sees von Maracaybo reicht, 375,000 QKilom. Letztere umschließt im Westen dieses Sees die Sierra Nevada von Sta.-Marta, ein pyramidalisches Massengebirge mit steilen, über 5000 Mt. hohen Zackengipfeln, das um so höher erscheint, da es inselartig unmittelbar aus der Tiefebene, nur 40 Kilom. von der Küste, aufsteigt. — Der zu den Föderativstaaten von Columbia gehörige Staat Magdalena nimmt den nordöstlichsten Theil des Staatenbundes ein und wird, in Dreiecksform, im N. vom Antillenmeer, im O. von Venezuela, im W. vom Staate Bolivar begrenzt. Mit Ausnahme der Sierra Nevada von Sta.-Marta und der gegen NO. vorspringenden Halbinsel Goajira besteht das Land aus Tiefebenen, die größtentheils mit Urwald bedeckt sind. Der Staat zählte 1871 auf 63,300 QKilom. 85,255 E., mit Ausschluß der unabhängigen Indianer auf der Halbinsel Goajira, deren Zahl auf 18—30,000 geschätzt wird. Die civilisirten Landesbewohner beschäftigen sich zum Theil mit Handel und Schifffahrt. Hauptausfuhrartikel sind, außer den aus dem Innern auf dem M. herunterkommenden Landesproducten, Gelbholz und andere Hölzer, Häute, Mehl und andere Lebensmittel. Die Hauptstadt Santa-Marta, an der Laguna oder Bai von Santa-Marta schön gelegen und 1525 von Rodrigo Bastidas gegründet, ist ein dem auswärtigen Handel geöffneter Seehafen, der sich im Verfall begriffen zeigt und nur noch 3500 E. zählt. Auf der benachbarten Kaffeeplantage San-Pedro starb 17. Dec. 1830 Bolivar.

Magdeburg, Hauptstadt der preuß. Provinz Sachsen und des gleichnamigen Regierungsbezirks, zugleich eine der wichtigsten Festungen des preuß. Staats, liegt am linken Ufer der hier in drei Arme getheilten Elbe und besteht aus vier verschiedenen Städten: der eigentlichen Stadt M., auch wol von ältern Zeiten her Altstadt M. genannt, und den drei wesentlich mit ihr zusammenhängenden, aber durch Festungswerke von ihr getrennten Städten Neustadt (im N.), Sudenburg (im SW.) und Buckau (im S.). Die vier Städte bilden zusammen einen landräthlichen Kreis von 55,3 QKilom. Von der Altstadt aus führt eine Brücke über den westlichsten, breitesten der Elbarme (die Neue Elbe) nach der Insel, auf welcher die Citadelle liegt. Letztere ist ein bastionirtes Fünfeck mit hohem, gemauertem und kasemattirtem Walle ohne bedeutende Außenwerke und wurde von Kurfürst Friedrich III. 1683—1702 erbaut. Jenseit der beiden andern Elbarme, über die eine feste Brücke führt, auf dem rechten Ufer des Stroms,

Digitized by Google

liegt die Friedrichsstadt oder die Thurmschanze, ein Ort, der, wie seit 1865 auch Sudenburg, unmittelbar zu M. gerechnet und als Theil der Stadt angesehen wird. Seit 1866 hat der ganze Städtecomplex durch zahlreiche größere und kleinere Schanzen und Forts auf beiden Seiten der Elbe eine gemeinschaftliche Umschließung und militärische Sicherung erhalten. Außerdem sind im Bereiche des Stadterweiterungsterrains, nach Süden und Westen bis nahe dem Schrotdorferthor, welches beseitigt worden ist, die alten Wälle sammt dem Sudenburger- und Ulrichsthor demolirt, der Festungsgürtel weiter hinausgelegt und verstärkt und in demselben drei neue Thore (das Buckauer- Sudenburger- und Ulrichsthor) erbaut.

M. hat zwar meist enge, krumme Straßen, wovon nur der die ganze Stadt der Länge nach von Süden nach Norden durchschneidende Breite Weg eine Ausnahme macht, ist aber im ganzen gut gebaut. Oeffentliche Plätze sind der Domplatz (Neuer Markt) und der Marktplatz (Alter Markt), auf welchem die schon im Mittelalter errichtete, 1859 stilgemäß erneuerte Bildsäule Otto's d. Gr. steht. Zu den öffentlichen Spaziergängen und Gärten gehören der schöne Fürstenwall, welcher 450 Mt. längs der Elbe sich hinzieht und neuerdings durch die auf dem Terrain der demolirten Bastion Cleve angelegte Promenade, auf welcher sich das 2. Sept. 1877 eingeweihte 25 Mt. hohe Kriegerdenkmal erhebt, erweitert worden ist, der Werder am linken Ufer der alten Elbe, mit vielen schönen Gärten, der Friedrich-Wilhelms-Garten, der auf der Stelle des abgebrochenen Kloster-Bergen angelegt ist, der Park auf dem sog. Rothen Horn, vor allem aber der im großartigsten Stile angelegte Park, der Herrenkrug, auf der rechten Seite der Strom-Elbe, ein besuchter Garten. Unter den 10 evang. Kirchen zeichnet sich besonders die aus dem Anfange des 13. Jahrh. herstammende prächtige, im reichsten Uebergangsstil erbaute Domkirche aus, um deren Restauration Friedrich Wilhelm III. sich großes Verdienst erwarb, mit zwei schönen, 103 Mt. hohen steinernen Thürmen, einem 32 Mt. hohen, von 12 Pfeilern getragenen Gewölbe, dem Hochaltar aus Marmor, 22 (ehedem 48) kleinern Altären, dem schönen, 1497 von Peter Vischer zu Nürnberg gegossenen Denkmale des Erzbischofs Ernst von Sachsen und dem Grabe Kaiser Otto's d. Gr. Merkwürdig ist auch die Liebfrauenkirche, die älteste in M. Unter den 10 evang. Kirchen befinden sich die drei Kirchen der franz.-, deutsch- und wallonisch-reform. Gemeinden. Außerdem ist eine Synagoge vorhanden. Die bisher als Waarenlager benutzte schöne Stiftskirche zu St.-Sebastian ist der kath. Gemeinde überwiesen. Unter den andern öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen: das 1691 erbaute, 1866 bedeutend erweiterte Rathhaus mit der Stadtbibliothek, die Dompropstei, jetziges Militärlazareth, die vormalige Domdechanei, jetzt Generalcommandogebäude; ferner das Appellationsgericht, das Regierungsgebäude, das Oberpräsidium am Fürstenwall, das neue Theater, mehrere Kasernen u. s. w. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt M. ein Pädagogium im Kloster Unser Lieben Frauen, ein Domgymnasium mit werthvoller Bibliothek, eine Realschule erster und eine zweiter Ordnung, eine Kunst- und Baugewerkschule und eine Hebammenlehranstalt. Außerdem bestehen in der Stadt ein Arbeitshaus, ein Armenkrankenhaus, ein Siechenhaus, fünf Hospitäler, ferner ein Bürgerrettungsinstitut, eine Sparkasse u. s. w.

M. ist Sitz eines Oberpräsidenten, eines Consistoriums und eines evang. Generalsuperintendenten, einer Bezirksregierung, eines Appellationsgerichts, eines Stadt- und Kreisgerichts (von 1879 eines Landgerichts und eines Amtsgerichts), ferner des Generalcommandos des 4. Armeecorps und des Commandos der 7. Division, einer Hauptstelle der Reichsbank und zahlreicher anderer Behörden. Am 1. Dec. 1875 zählte ganz M. 122,789 E., darunter nur etwa 2000 Katholiken. Von dieser Gesammtzahl entfallen auf das eigentliche M. mit Friedrichstadt und Sudenburg 87,925, auf die Neustadt 24,093, auf Buckau 10,771. Industrie und Handel sind die hauptsächlichsten Erwerbsquellen M.s. Wiewol der Transito- und Speditionshandel gegen früher infolge der Aufhebung des Stapelrechts an Bedeutung verloren, ist doch der Handel mit Landesproducten, Industrieerzeugnissen, Colonialwaaren und Wein wichtig. Der Verkehr wird durch mehrere Jahrmärkte und eine Messe, durch die vereinigte M.-Hamburger Dampfschifffahrt sowie durch sechs Eisenbahnen, die M.-Leipziger (seit 1840), die M.-Braunschweiger, die M.-Potsdam-Berliner und die M.-Wittenberge-Hamburger (mit mehrern Zweigbahnen), die M.-Halberstädter und die M.-Anhalter, wesentlich befördert. Auch gibt es zahlreiche Fabriken in Wolle, Baumwolle, Seide, Handschuhen, Band, Leder, Taback, sowie Rübenzucker-, Chocolade-, Cichorien-, chemische und Bleiweißfabriken, Zuckerraffinerien, Essig- und Bierbrauereien. Unter den Eisengießereien und Maschinenfabriken ist die zu Buckau die bedeutendste.

Schon zur Zeit Karl's d. Gr. (805) wird M. als Handelsort genannt. Kaiser Otto I., dessen Lieblingsaufenthalt es war, legte hier 937 ein Benedictinerkloster zu Ehren des heil.

Mauritius an und verwandelte dasselbe 968 in ein Erzbisthum, dem vom Papste Johann XIII. das Primat von Deutschland ertheilt und die Bischöfe von Meißen, Merseburg, Naumburg (Zeitz), Brandenburg und Havelberg untergeordnet wurden. Die Erzbischöfe führten im Mittelalter wiederholte Kriege nicht nur gegen die häufig einfallenden Slawen, sondern auch gegen Kaiser Heinrich IV., gegen die Markgrafen von Brandenburg sowie gegen die Bürger von M. selbst, die sich mehrmals wider ihre geistlichen Herren empörten. Seit 1476 wurden die Erzbischöfe aus dem brandenb. oder sächs. Fürstenhause gewählt. Der schon frühzeitig errichtete Schöppenstuhl stand im Mittelalter in großem Ansehen, und das Magdeburger Recht, eine Mischung von altsächs. Gewohnheits- und magdeburgischen Localrechten, fand weite Verbreitung und Gültigkeit. Zur Zeit der Reformation fiel die Stadt sehr bald der neuen Lehre zu, zeigte für diese großen Eifer und wurde, als sie die Annahme des Interims verweigerte, in die Acht erklärt und infolge dessen vom 16. Sept. 1550 bis 9. Nov. 1551 vom Kurfürsten Moritz von Sachsen belagert, nach der endlichen Uebergabe jedoch schonend behandelt. Im Dreißigjährigen Kriege schlossen die Kaiserlichen 1629 M. 28 Wochen lang vergeblich ein, und 1631 belagerte es Tilly aufs neue, weil es seinen geächteten Administrator wieder aufgenommen hatte. In der Hoffnung baldigen Entsatzes leisteten zwar die Bürger mit Hülfe einer schwachen schwed. Besatzung eine Zeit lang tapfern Widerstand, sahen sich aber endlich doch genöthigt, mit dem Feinde Unterhandlungen anzuknüpfen. Im Vertrauen auf den bevorstehenden Vertrag und von dem langen beschwerlichen Kriegsdienst ermüdet, verließen sie zum Theil ihre Posten, und so geschah es, daß 10. Mai (alten Stils) 1631 die Stadt erstürmt wurde. Eine dreitägige Plünderung mit Mord, Brand und allen Ausschweifungen der wüthenden Krieger war die Folge. Ueber 30,000 E. jedes Alters und Geschlechts fielen unter dem Schwerte der Sieger. Ein heftiger Sturm verbreitete das Feuer der angezündeten Häuser über die ganze Stadt, und nur der Dom, das Kloster Unser Lieben Frauen mit seiner schönen Kirche und etwa 130 meistens kleine Häuser blieben von der Vernichtung verschont. Ueber diese Zerstörung von M. sind neuerdings verschiedene Ansichten geltend gemacht worden. O. Klopp versucht in seinem Werke «Tilly im Dreißigjährigen Kriege» (2 Bde., Stuttg. 1861) und durch den von ihm herausgegebenen «Auszug aus dem Tagebuch von Zacharias Bandhauer. Die Katastrophe von M.» (Freiburg 1874) Tilly von den ihm zugeschriebenen Grausamkeiten freizusprechen und nachzuweisen, daß M. von Gustav Adolf im Interesse seiner Eroberungsplane geopfert worden sei. (Vgl. jedoch Otto von Guericke, «Geschichte der Belagerung, Eroberung und Zerstörung M.s», herausg. von Hoffmann, Magdeb. 1860; Wittich, «M., Gustav Adolf und Tilly», Bd. 1—2, Berl. 1874.) Von den Kaiserlichen 1632 wieder verlassen, wurde M. nun von den Schweden besetzt, 1636 aber von den Kaiserlichen und Sachsen wieder belagert und mit Capitulation übergeben, worauf 1638 der durch den Prager Frieden bestimmte neue Administrator, Herzog August von Sachsen, das Erzstift in Besitz nahm. Durch den Westfälischen Frieden kam 1648 das Erzstift als weltliches Herzogthum zur Entschädigung für Pommern an das Haus Brandenburg, bei dem es, die Dauer des Königreichs Westfalen 1807—13 abgerechnet, auch blieb. In dem Kriege Preußens mit Frankreich 1806 gehörte M. unter die Zahl der preuß. Festungen, die dem Feinde ohne Widerstand übergeben wurden. Mit einer starken Besatzung versehen, hielt sich die Festung 1813 und 1814 gegen das sie einschließende Tauenzien'sche Corps, bis sie infolge des Pariser Friedens 1814 an Preußen zurückgegeben wurde. Vgl. Rathmann, «Geschichte der Stadt M.» (4 Bde., Magdeb. 1800—17); Hoffmann, «Chronik der Stadt M.» (3 Bde., Magdeb. 1843—47); Brandt, «Der Dom zu M.» (Magdeb. 1863); Janicke, «Chronik von M.» (Bd. 1, Lpz. 1869). — Das frühere Herzogthum M. gehörte zum Niedersächsischen Kreise, bestand aus einem von Halberstadt, Braunschweig, der Alt- und Mittelmark, Kursachsen und Anhalt umgrenzten Haupttheile und dem von diesem durch das Anhaltische getrennten Saalkreise und umfaßte (ohne den 1780 dazugeschlagenen preuß. Antheil von Mansfeld) etwa 5400 QKilom. Jetzt bildet dasselbe einen Hauptbestandtheil des preuß. Regierungsbezirks M., der auf 11,499,5 QKilom. (1875) 879,558 E. zählt und in 15 Kreise zerfällt. Vgl. Hermes und Weigelt, «Histor.-geogr.-statist.-topogr. Handbuch des Regierungsbezirks M.» (2 Bde., Magdeb. 1842—43).

Magdeburger Centurien, s. Centurien.

Mägdekrieg, s. Böhmischer Mägdekrieg.

Mägdesprung, eine schroffe Felsenspitze im anhalt. Kreise Bernburg, Mittelpunkt des reizenden Selkethals im Harze. An ihrem Fuße liegt das Hüttenwerk M. mit einem zu Ehren des Fürsten Friedrich Albert (gest. 1796) errichteten 19 Mt. hohen gußeisernen Obelisk.

Digitized by Google

Magellan (Fernando de), eigentlich Magalhães, berühmter Seefahrer, von Geburt ein Portugiese, diente fünf Jahre unter Albuquerque in Ostindien und that sich 1511 bei der Eroberung von Malakka hervor. Da er aber seine Dienste für schlecht belohnt von seinem Hofe hielt (nach andern Angaben wegen Veruntreuung), begab er sich 1517 nach Spanien, wohin ihn sein Landsmann, Ruy Falero, der in der Geographie und Astronomie gute Kenntnisse hatte, begleitete. Der kühne Plan beider, einen neuen Weg von Westen nach den Molukken aufzufinden, wurde von Kaiser Karl V. wohl aufgenommen und namentlich von dem Leiter der ind. Angelegenheiten, dem Bischof von Burgos, Fonseca, unterstützt. Am 20. Sept. 1519 segelte M. mit fünf Schiffen und 236 Mann von San-Lucar ab und erreichte 12. Jan. 1520 die Mündung des La-Plata. Schon an der Küste Patagoniens hatte er eine Meuterei seiner Mannschaft zu unterdrücken, während er in der Bai San-Julian vom 31. Mai bis 24. Aug. überwinterte. Gegen Ende Oct. 1520 gelangte er an das Vorgebirge, das er de las Virgines nannte, am Eingange der Magellansstraße (s. d.). Am 27. Nov. entdeckte er die Südsee, der er wegen des anhaltend ruhigen Wetters den Namen des Stillen Ocean gab. Am 6. März 1521 wurde er der Ladronen ansichtig, dann kam er zu dem Archipelagus von St.-Lazarus, nachher die Philippinen genannt. Auf Zebu, einer dieser Inseln, bewirkte er die Bekehrung des Königs zum Christenthum. Er blieb in einem Gefechte gegen den Beherrscher der Insel Matan 27. April 1521. Ohne dieses unglückliche Ereigniß würde er den Ruhm des ersten Weltumseglers sich erworben haben, den nun Sebastian del Cano sich zueignete, der das letzte Schiff Victoria glücklich über Ostindien zurückbrachte und 6. Sept. 1522 in San-Lucar einlief. Ein Auszug aus M.'s Reisetagebuche findet sich in Ramusio's Sammlung; vollständig wurde es zuerst von Amoretti herausgegeben (Mail. 1811). Vgl. Bürck, «M., oder die erste Reise um die Welt» (Lpz. 1844).

Magellansstraße heißt nach ihrem Entdecker die Meerenge, welche das amerik. Festland von der südlich vorliegenden Inselgruppe scheidet, die man gemeinhin unter dem Namen Feuerland (s. d.) zusammenfaßt. Diese Meerenge zerfällt in drei Theile, die durch ihre Richtung, ihr Klima, die Beschaffenheit ihrer Küsten und der Vegetation scharf voneinander geschieden sind. Der östl. Theil (320 Kilom. lang), welcher sich zwischen dem Cap de las Virgines und der Katharinaspitze gegen den Atlantischen Ocean öffnet, besteht aus drei seeartigen Becken, die durch zwei Engen verbunden sind. Die flachen Küsten tragen beiderseits den öden Charakter der Patagonischen Pampas; im Fahrwasser finden sich große Sandbänke. Mit dem Cap Negro beginnt, durch die weit nach Süden vorspringende Halbinsel Braunschweig verursacht, der meridional gerichtete zweite Theil. Die steil aufsteigenden Ostküsten jener Halbinsel, durch den sich dahinter erhebenden Gebirgszug von fast 1000 Mt. Höhe geschützt, tragen einen Baumwuchs von außerordentlicher Ueppigkeit. Von der Südspitze der Braunschweig-Halbinsel, dem Cap Froward om, läuft die Meerenge fast geradlinig 270 Kilom. nach Nordwest, vom Stillen Ocean durch die Inseln Clarence und Desolation geschieden. Die Küsten dieses Theils sind durch tief eindringende Fjorde zerrissen, bieten aber eine große Zahl von guten Zufluchtshäfen, die bei den gerade hier mit rasender Heftigkeit wüthenden Stürmen von großem Werthe sind. Die großartig steilen Küsten sind mit einer dichten Vegetation von Moosen und Sträuchern überzogen, wogegen Bäume nur an besonders geschützten Stellen fortkommen. Die Luft ist fortwährend feucht und dick. Mit den Caps Pillar und Victory öffnet sich die M. gegen den Großen Ocean. Die bedeutende Abkürzung, welche die M. der Schifffahrt gewährt, schien früher für von Osten kommende Schiffe vollkommen illusorisch gemacht durch die fast unausgesetzt mit großer Heftigkeit wehenden westl. Winde, weshalb man den Weg um Cap Hoorn vorzog. Erst die Dampfschifffahrt brachte die M. wieder in Aufnahme; aber auch Segelschiffe können jetzt mit Hülfe der genauen Kenntniß der Winde, Strömungen und Sandbänke sowie der Küsten sicher und verhältnißmäßig schnell hindurchgelangen. Die eingehendste Erforschung der M. geschah 1826—36 durch die engl. Schiffe Adventure und Beagle unter King und Fitzroy. Bei der großen Wichtigkeit der M. für die Schifffahrt zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean sind wiederholt Versuche gemacht worden, an derselben Colonien anzulegen, und zwar an der dazu allein geeigneten Ostküste von Braunschweig. Die erste Colonie war San-Felipe (Port Famine), 1581 unter Sarmiento angelegt, die aber elend zu Grunde ging. Von Chile aus wurde 1843 ebendaselbst eine Niederlassung begründet, dann nach Punta-Arenas verlegt, welche 1875 bereits 1400 E. zählte. Die in der Nähe befindlichen Kohlenlager liefern eine Ausbeute von 50 Tonnen täglich, und sind trotz der geringen Beschaffenheit der Kohle von großer Wichtigkeit für die Dampfschifffahrt. Die chilen. Regierung hat im östl. Theile das Fahrwasser durch Bojen bezeichnet und geht mit dem Plane um, die Fahrt auch bei Nacht durch

Digitized by Google

passende Leuchtthürme zu ermöglichen; bei Punta-Arenas steht bereits ein solcher. Dreimal monatlich fahren Postdampfer (von Liverpool und Hamburg) in jeder Richtung durch die M.

Magelone oder Maguelonne war nach der Sage die Tochter eines Königs von Neapel. Von dem Rufe ihrer Schönheit angelockt, begibt sich Peter, der Sohn des Grafen von Provence, an den Hof ihres Vaters und gewinnt als der unbekannte Ritter mit dem silbernen Schlüssel alle Preise im Turnier und das Herz der schönen Prinzessin M. Die Amme derselben vermittelt ihr geheimes Einverständniß. Als sie jedoch einen andern heirathen soll, entführt er sie. Aber indem sie unterwegs ausruhen und sie vor Müdigkeit im Schoße des Ritters einschläft, lüftet sich ihr Gewand und ein Raubvogel entführt von ihrem Busen den rothen Zindel, worin sie die drei ihr von Peter geschenkten Ringe verborgen hatte. Peter eilt ihm nach und besteigt einen Kahn, als der Vogel übers Meer fliegt. Dadurch entfernt er sich immer weiter von seiner Geliebten, fällt den Türken in die Hände und wird des Sultans Sklave. Als M. beim Erwachen ihren Geliebten nicht findet, geht sie nach der Provence, wo sie auf einer kleinen Insel von ihren Schätzen ein Spital baut und Kranke pflegt. In eben dieses Spital gelangt Peter, nachdem er wieder frei geworden, und nun erst werden die Liebenden vermählt. Die Insel, auf der M. die Kirche und das Spital erbaut, erhielt von ihr den Namen Maguelonne; sie und ihr Gemahl wurden in der Kirche begraben, welche noch steht, aber auch fast den einzigen Rest der ganzen Insel ausmacht. Diese Sage hat zuerst ein Stiftsherr jener Kirche, Bernard de Treviers, um 1178 in einem provenzal. Gedichte aufgezeichnet. Dasselbe wurde in einem franz. Prosaroman überarbeitet, der zuerst 1457 im Druck erschien und fast in alle europ. Sprachen übersetzt ward. Das deutsche Volksbuch «Von der schönen Magelona», durch Magister Veit Warbeck bearbeitet, erschien zuerst zu Augsburg 1536 und wurde in Marbach's und in Simrock's und Schwab's «Deutschen Volksbüchern» wieder abgedruckt; dramatisirt wurde die Sage von Hans Sachs und von Tieck in «Leberecht's Volksmärchen» bearbeitet.

Magen (ventriculus, stomachus) heißt die sackartige Erweiterung des Darmkanals zwischen der Speiseröhre und dem Dünndarm. Derselbe liegt quer im obern Theile der Bauchhöhle unmittelbar unter dem Zwerchfelle hinter der sog. Magengrube und wird auf der rechten Seite zum Theil vom linken Leberlappen bedeckt. Unter ihm liegt das mittlere Stück des Quergrimmdarms, hinter ihm das Pankreas, links die Milz. Die in der Mittelebene des Körpers gelegene Speiseröhre mündet nicht in das äußere linke Ende des M., sondern mehr rechts, sodaß links vom Magenmunde (cardia) noch ein blindsackförmiges Stück des M. liegt, der Magengrund (fundus ventriculi). An der in den Dünndarm (Zwölffingerdarm) führenden Oeffnung des M. befindet sich ein starker, ringförmiger Muskel, welcher die Oeffnung zu verschließen im Stande ist; diese Mündung des M. heißt der Pförtner (pylorus). In natürlicher Lage hat der M. des Menschen annähernd eine halbmondförmige Gestalt, mit nach unten gerichteter Krümmung. Der untere Magenrand ist länger als der obere und wird die längere Krümmung (curvatura major) genannt, der obere Rand heißt die kürzere Krümmung (curvatura minor). Die Häute des M. sind die des ganzen übrigen Darms (s. d.); als eigenartiger Bestandtheil der Magenschleimhaut sind nur die sog. Labdrüsen, kleinste einfache cylindrische Schläuche zu erwähnen, in welchen das wirksame Secret des M., der Magensaft (succus gastricus), abgesondert wird. Die verschluckten Speisen verweilen im M. längere Zeit (nach einer vollen Mahlzeit mehrere Stunden) und erleiden hier diejenige wichtige Veränderung, welche man als Magenverdauung bezeichnet. Das Stärkemehl der pflanzlichen Nahrungsmittel wird, wenn hinlänglich Speichel mit verschluckt worden, in Zucker übergeführt, die Eiweißkörper aber durch den Magensaft in die lösliche Form übergeführt, in welcher allein sie in das Blut gelangen können. Diese eigenthümliche Wirkung verdankt der Magensaft einem sog. Gärungserreger, dem Pepsin, welches seine Thätigkeit unter Mitwirkung der im Magensaft zugleich vorhandenen freien Säure (Milchsäure, Salzsäure) entfaltet. Die Verdauungsproducte der Eiweißkörper heißen Peptone. Beim Austritt aus dem M. bildet die veränderte Speisemasse einen dünnen, sauren Brei, den Speisebrei oder Chymus, welcher im Dünndarm weitern chem. Umwandlungen anheimfällt. Die Einwirkung des Magensaftes auf alle thierischen Substanzen ist so stark, daß durch ihn der M. des lebenden Thieres selbst verdaut werden würde, wenn er nicht beständig durch das in den Haargefäßen der Magenschleimhaut circulirende alkalische Blut neutralisirt würde; in den Leichen dagegen, in welchen diese Neutralisation fehlt, findet sich der M. öfters durch seine eigene Thätigkeit zerstört (sog. Magenerweichung). Von der beschriebenen Form ist der M. bei allen Thieren, mit Ausnahme der Zweihufer (Wiederkäuer), welche vier hintereinander gelegene M. besitzen. (S. Wiederkäuer.) Bei den körnerfressenden

Digitized by Google

Vögeln ist der M. mit kräftigen Muskelwandungen und zwei festen hornigen Reibplatten ausgestattet, welche der mechan. Bearbeitung der vorher erweichten Nahrungsmittel dienen.

Die häufigste Krankheit des M. ist der Magenkatarrh (verdorbener M.), den man sich leicht durch Genuß schwerverdaulicher Speisen, Ueberfüllung desselben, Genuß reizender Substanzen (scharfe Gewürze, Alkohol), sowie durch sehr heiße oder sehr kalte Speisen und Getränke zuziehen kann, und der bei Vernachlässigung und fortgesetzten Diätfehlern leicht dauernd (chronisch) wird. Er gibt sich zu erkennen durch Appetitlosigkeit, Uebelkeit, Aufstoßen, selbst Erbrechen, Schmerz in der Magengegend und in der Speiseröhre (Magenkrampf, Sodbrennen); auch kann Fieber (gastrisches Fieber) mit demselben verbunden sein. Der Katarrh beschränkt sich selten auf den M. allein, sondern erstreckt sich meist auch auf den übrigen Darm. Am besten wird er beseitigt durch strenge Diät und milde Abführmittel. Eine eigenthümliche, nicht ungefährliche Krankheit des M. ist das runde Magengeschwür (ulcus ventriculi chronicum, rotundum, perforans), welches auf dem brandigen Zerfall eines kreisrunden Stücks der Magenhäute beruht und durch Blutung aus den angenagten Gefäßen, besonders aber durch Durchbruch in die Bauchhöhle zum Tode führen, bei strenger Schonung desselben (Genuß leichtverdaulicher, lockerer Speisen, vor allem der Milch) aber heilen kann. Es findet sich dieses Geschwür vorzüglich bei Frauen und schwächlichen Personen. Die auftretenden Magenblutungen werden nicht selten durch den starken Blutverlust lebensgefährlich und machen vor allem absolute, körperliche und geistige Ruhe, horizontale Lagerung, Enthaltung aller Nahrung, Eisumschläge auf die Magengegend und schleunige Berufung ärztlicher Hülfe erforderlich. (S. Blutbrechen.) Eine weitere häufige Folge des runden Magengeschwürs ist der Magenkrampf (Cardialgia, Gastralgia), welcher als plötzlicher, periodischer, krampfartiger Schmerz in der Magengegend auftritt und gewöhnlich mit großer Erschöpfung, Ohnmachtsgefühl, verfallenem Gesicht und kleinem, aussetzendem Puls einhergeht. Bisweilen tritt er auch als reiner Nervenschmerz (nervöse Cardialgie) bei bleichsüchtigen und blutarmen Individuen, bei Hysterie und Gebärmutterkrankheiten auf. Während des Anfalls erweisen sich narkotische Mittel, die Anwendung äußerer Wärme (Breiumschläge, Magenpflaster) und Einreibungen von Chloroform in die Magengrube nützlich; bei blutarmen Personen liefert der Gebrauch von Eisenpräparaten und Eisenwässern gute Dienste. Durch die Narbenzusammenziehung kommt es weiterhin nach der Heilung von Magengeschwüren bisweilen zur Magenerweiterung (Gastrectasis), bei welcher der M. infolge von Verengung am Pylorus weit über das gewöhnliche Maß hinaus ausgedehnt wird und in einzelnen Fällen den größten Theil der Bauchhöhle erfüllt. Durch die hochgradige Erschlaffung der Magenmuskulatur kommt es hierbei zu ausgedehnten Stauungen, Gärungen und Zersetzungen des Mageninhalts und großer Abmagerung und Entkräftung. Erst in der neuern Zeit ist die Magenerweiterung durch die methodische Anwendung der von Kußmaul empfohlenen Magenpumpe, durch welche die angehäufte und zersetzte Flüssigkeit aus dem M. entleert und der letztere dadurch befähigt wird, sich wieder auf einen kleinern Umfang zusammenzuziehen, einer wirksamen und erfolgreichen Behandlung zugängig geworden. Der Magenkrebs (carcinoma ventriculi) hat am häufigsten seinen Sitz in der Gegend des Pförtners und ist unheilbar. Kleine Kinder erbrechen leicht nach starker Anfüllung des M., weil bei ihnen der Magengrund noch nicht so stark ausgebildet ist als bei Erwachsenen, und der M. mehr eine directe Fortsetzung der Speiseröhre bildet. Vgl. Wiel, «Tisch für Magenkranke» (4. Aufl., Karlsb. 1877); Lebert, «Die Krankheiten des M.» (Tüb. 1878).

Magendie (François), berühmter franz. Physiolog, geb. 15. Oct. 1783 zu Bordeaux, wo sein Vater Arzt war, studirte in Paris und widmete sich vorzugsweise der Anatomie und Physiologie. Anfangs Prosector bei der Facultät, wurde er dann Arzt am Hôtel-Dieu und 1831 Professor am Collége de France. Er starb 7. Oct. 1855 zu Paris. Unbestreitbar sind M.'s Verdienste um die Experimentalphysiologie, namentlich hat er eine Menge Versuche mit lebenden Thieren angestellt. Von seinen zahlreichen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Précis élémentaire de physiologie» (2 Bde., Par. 1816; 4. Aufl. 1836, deutsch von Heusinger, 2 Bde., Eisenach 1834—36, und von Elsäßer, 3. Aufl., 2 Bde., Tüb. 1834—36), «Formulaire pour l'emploi et la préparation de plusieurs nouveaux médicaments» (Par. 1821; 9. Aufl. 1836; deutsch von Kunze, 6. Aufl., Lpz. 1831), «Leçons sur les phénomènes physiques de la vie» (4 Bde., Par. 1835—38; deutsch von Baswitz, 2 Bde., Elberf. u. Köln 1837), «Leçons sur les fonctions et les maladies du système nerveux» (2 Bde., Par. 1839; deutsch von Krupp, Lpz. 1841), «Recherches physiologiques et cliniques sur le liquide céphalorachidien» (Par. 1842). Vgl. «Éloge historique de M.» (Par. 1858).

Digitized by Google

Magenta, ein Flecken im Kreiſe Abbiategraſſo der ital. Provinz Mailand, an der Straße und der Eiſenbahn von Novara nach Mailand und etwa 10 Kilom. im Oſten des Ticino am Navigliogrande (Schifffahrtskanal) gelegen, zählt 6135 E. und hat jährlich drei ſtarkbeſuchte Meſſen. Neuerdings erlangte der Ort hiſtor. Berühmtheit durch die Schlacht vom 4. Juni 1859. Der öſterr. Feldherr Gyulay (ſ. d.) gab 1. Juni Befehl, ſich rückwärts zu concentriren. Am 3. Juni hatte das 2. franz. Corps (Mac-Mahon) bereits durch das Gefecht bei Turbigo Fuß auf dem linken Ufer des Ticino gefaßt; von hier aus rückte Mac-Mahon 4. Juni gegen M., während Napoleon III. mit 50,000 Mann über den Ticino gegen den Navigliogrande vorrückte. Hier kämpfte Gyulay in blutigem Ringen um die Kanalübergänge, die Entſcheidung lag aber im Norden. Als nun Mac-Mahon um 6 Uhr vor M. eintraf und das Dorf ſtürmte, wobei Espinaſſe den Tod fand, war der Sieg für die Verbündeten entſchieden. Mac-Mahon wurde zum Marſchall und Herzog von M. ernannt.

Mager (Karl), verdienter deutſcher Pädagog, geb. 1. Juni 1810 zu Gräfrath bei Solingen, erhielt ſeine Vorbildung auf dem Gymnaſium zu Düſſeldorf und ſtudirte ſeit 1828 zu Bonn Philoſophie und Philologie. Im J. 1830 ging er nach Paris, wo er ſich mit dem Studium der franz. Geſchichte, Sprache und Literatur beſchäftigte. Er übernahm 1837 die Lehrerſtelle für deutſche Literatur zu Genf, entſagte derſelben aber aus Geſundheitsrückſichten ſchon nach einigen Semeſtern und lebte nun als Privatmann erſt zu Canſtatt, dann zu Stuttgart. Inzwiſchen hatte er ſich ganz der Pädagogik zugewandt. Er war 1841—44 Profeſſor der franz. Sprache an der Cantonsſchule zu Aarau und lebte ſeitdem in Zürich, bis er Oſtern 1848 einem Rufe als Director des Realgymnaſiums zu Eiſenach Folge leiſtete. Kränklichkeit veranlaßte ihn jedoch 1852 abermals zur Aufgabe der praktiſchen Lehrthätigkeit. Er blieb indeß in Eiſenach bis 1854, wandte ſich dann nach Dresden, 1856 nach Wiesbaden, wo er 10. Juni 1858 einem langjährigen Siechthum erlag. M. erwarb ſich um die Entwickelung des höhern Bürgerſchulweſens in Deutſchland die größten Verdienſte. Seine Anſichten über dieſen Gegenſtand vertrat er beſonders in der Schrift «Die deutſche Bürgerſchule» (Stuttg. 1840) ſowie in der von ihm ſeit Juli 1840 herausgegebenen «Pädagogiſchen Revue». Unter M.'s methodologiſchen Arbeiten ſind beſonders «Die modernen Humanitätsſtudien» (3 Hefte, Zür. 1840—46) von Bedeutung. Von ſeinen Schulbüchern haben namentlich das «Deutſche Elementarwerk» (2 Thle., Stuttg. 1841—42 u. öfter) und das «Franz. Elementarwerk» (2 Thle., Stuttg. 1840 u. öfter) Anerkennung gefunden. Ebenfalls für die Zwecke des Unterrichts beſtimmt ſind die «Franz. Chreſtomathie» (2 Bde., Stuttg. 1842) und «Encyklopädie» (2 Thle., Zür. 1846). In dem «Verſuch einer Geſchichte und Charakteriſtik der franz. Nationalliteratur» (5 Bde., Berl. 1834—39) zeigt M. eingehende Kenntniß dieſes Gegenſtandes.

Magerkeit (macies) nennt man denjenigen Zuſtand, in welchem der Fettgehalt, alſo der Umfang des Körpers geringer iſt, als er entweder bei demſelben Individuum gewöhnlich zu ſein pflegt oder an andern Menſchen von derſelben Größe, demſelben Alter u. ſ. w. bemerkt wird. Dieſer Zuſtand kann Folge einer mit ſtarkem Subſtanzverluſt (Fieber) oder mangelhafter Ernährung verbundenen Krankheit oder auch ein geſunder Zuſtand ſein. In letzterm Falle hat die M. ihren Grund bald in klimatiſchen, ſocialen oder gemüthlichen Verhältniſſen, wie man bei gewiſſen Bevölkerungen, Ständen und Temperamenten beobachtet, bald in Anſtrengungen des Körpers, anhaltender lebhafter Geiſtesthätigkeit, bald in einer natürlichen Anlage dazu. Im allgemeinen ſind geſunde magere (hagere) Perſonen dem Erkranken weniger ausgeſetzt als Fettleibige.

Magie bezeichnet die Kunſt, durch geheimnißvolle, übernatürliche Mittel wunderbare Wirkungen hervorzubringen, und bedeutet im allgemeinen ſo viel wie Zauberei. Der Name iſt von den perſ. Prieſtern, den Magiern (ſ. d.), zu den Griechen und von da zu uns gekommen. Eine der älteſten ihrer Formen beruht auf Aſtrologie und auf der Meinung, daß die Geſtirne, von Dämonen beherrſcht, Einfluß auf den Gang menſchlicher Schickſale haben und daß es möglich ſei, mittels dieſer Dämonen auf die unter ihrem Einfluſſe ſtehenden Dinge und Begebenheiten zu wirken. Damit verband ſich vielfach die Annahme, daß man ſich durch gewiſſe Formeln, Ceremonien, eine beſtimmte Art der Lebensweiſe u. ſ. w. auch noch anderer geheimnißvoll wirkender Kräfte bemächtigen und dieſelben zu zauberhaften Wirkungen benutzen könne. Die Herrſchaft über die Witterung, das Hervorrufen der Todten und die Beſchwörung abgeſchiedener Seelen, das Wahrſagen aus den Linien der Hand, das Bezaubern durch den Blick (die Jettatura der Italiener), das Verſprechen des Blutes und der Blutflüſſe, die Kunſt, ſich unſichtbar zu machen oder in andere Geſtalten zu verwandeln, die Wirkſamkeit der Amulete, die Kunſt unedle Metalle in Gold zu verwandeln, die Macht der Liebestränke und des Liebes-

Digitized by Google

zaubers, das Verſprechen des Feuers, die Gewalt über andere Menſchen, deren wächſernes Abbild der Zauberer beſitzt, die Kenntniß der ſog. signatura rerum und ähnliches, bis herab zu den vielen, im gewöhnlichen Leben noch jetzt gebräuchlichen ſympathetiſchen Mitteln fallen in den Umkreis deſſen, was die M. vollbringen zu können glaubte. Faſt bei allen Völkern, nicht blos bei den rohen und uncultivirten, ſondern auch bei ſehr gebildeten, findet ſich der Glaube an magiſche Künſte. Im Mittelalter bildete ſich ſogar die M. in einer Art Syſtematik aus. Man unterſchied höhere und niedere, weiße und ſchwarze M. (oder ſchwarze Kunſt, daher der Ausdruck Schwarzkünſtler), je nachdem man den beabſichtigten Zauber durch himmliſche oder irdiſche Kräfte zu erreichen, gute oder böſe Geiſter dazu verwenden zu müſſen glaubte. Von großem Einfluſſe darauf war der Glaube an den Teufel (ſ. d.) und die ihm untergegebenen Geiſter. Die wichtigſte und traurigſte Folge dieſes Wahnglaubens waren die Verfolgungen der ſog. Hexen. Vieles andere, das man in das Gebiet der geheimen Wiſſenſchaft und M. zog, erſchien nur deshalb als unbegreiflich und wunderbar, weil man die Natur und ihre Geſetze noch zu wenig kannte, und der Volksglaube ſtempelte manchen (z. B. den Albertus Magnus und Roger Baco) zum Zauberer und Wunderthäter, der über den Zuſammenhang der Naturerſcheinungen etwas mehr ahnte oder wußte als ſein Zeitalter. Oft ward auch die wunderſüchtige Menge von ſchlauen Betrügern gemisbraucht, unter welchen namentlich der angebliche Graf Caglioſtro (ſ. d.) in neuerer Zeit (1743—95) zu großem Rufe gelangte. Seitdem die Naturwiſſenſchaft den Begriff des ſtreng Uebernatürlichen wenigſtens aus der Auffaſſung der Natur ſelbſt vertrieben hat, ſpricht man von natürlicher M. als der Kunſt und Geſchicklichkeit, durch phyſik., mechan. und chem. Mittel Wirkungen hervorzubringen, die den Ununterrichteten in Erſtaunen ſetzen. Vgl. Kleuker, «Magikon» (2 Bde., Frankf. u. Lpz. 1784); Tiedemann, «De artium magicarum origine» (Marb. 1787); Horſt, «Zauberbibliothek» (6 Bde., Mainz 1820—26); derſelbe, «Von der alten und neuen M. Urſprung, Idee, Umfang und Geſchichte» (Mainz 1820); Emmemoſer, «Geſchichte der M.» (2. Aufl., Lpz. 1844); Chriſtian, «Histoire de la magie» (Par. 1870) und über die ſehr zahlreiche Literatur Gräſſe, «Bibliographie der wichtigſten in das Gebiet des Zauber-, Wunder-, Geiſter- und ſonſtigen Aberglaubens einſchlagenden Werke» (Lpz. 1843).

Magier (lat. magi, aus dem altperſ. magus) hießen bei den Medern und Perſern die Mitglieder der Prieſterkaſte, die wie die Leviten bei den Iſraeliten einem beſtimmten und zwar mediſchen Stamme angehörten. Sie waren im Beſitze der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und übten die heiligen Gebräuche der Religion; weil ſie aber auch die Zukunft aus den Sternen, Träumen u. ſ. w. vorausſagten, wurde der Name Magie (ſ. d.) der Ausdruck für Geheimkunſt im allgemeinen. Im engern Sinne nennt man Magismus die zoroaſtriſche Lehre (ſ. Zoroaſter), was aber nur aus einer ſpätern Verwechſelung herrühren mag; die Regierung des Magiers Gomates, Pſeudoſmerdis (Aug. 522 bis April 521), zeichnet ſich gerade durch die größtmögliche Vernichtung des Zoroaſtrismus aus; auch kommt das Wort magus in der Bedeutung Prieſter nicht in den Reſten des Aveſta vor. Möglich iſt, daß magus ein altperſ. Prieſter hieß; denn Griechen, Römer bezeichnen darunter, wie die Araber unter Madjüs, die Zendreligion. So wurde in Paſargadä, der Krönungsſtadt der Perſer, das Grab des Cyrus auch von M. bewacht. Auch bei Jeremia und den claſſiſchen Autoren werden M. in Chaldäa erwähnt, und iſt es wol möglich, daß dieſe ſemitiſchen M. die Bedeutung von Zukunftsdeutern und Wunderthätern beſtimmt haben. Ueber die drei M. in Bethlehem ſ. Drei Könige.

Magiſter, vollſtändig Magister artium liberalium, eine akademiſche Würde der philoſ. Facultät, die ſich aus den älteſten Zeiten vor der Errichtung der Univerſitäten herſchreibt. Der Name bezieht ſich auf die ſieben Freien Künſte (Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Aſtronomie und Muſik) und bezeichnet den zum Lehren derſelben Berechtigten. Ob er damals förmlich erworben und verliehen wurde, ſteht nicht feſt. An den Univerſitäten war das Studium der Freien Künſte die nothwendige Vorbedingung für die Fachſtudien; es bildete ſich die Facultät der Artiſten, und ein beſtimmter Kreis von Lectionen und Prüfungen führte zum Magiſterium, dem ſpäter noch der Grad eines Baccalaureus (ſ. d.) vorangehen mußte. Im 12. und 13. Jahrh. ſtand die Magiſterwürde in Frankreich in ſolcher Achtung, daß die angeſehenſten Männer ſich um ſie bewarben. Später ſank ſie in ihrem Anſehen durch Einführung der Facultätsverhältniſſe, durch die große Vermehrung der Univerſitäten und durch manche dabei eingeriſſene Misbräuche. Dennoch behauptete ſie auf den meiſten Univerſitäten als die ältere Würde den Vorrang unter den akademiſchen Würden und wird als eine Grundbedingung gefordert von dem, der akademiſche Vorleſungen halten (Magister legens), akademiſche

Digitized by Google

Aemter und Würden bekleiden und erlangen will. Auf einigen Univerſitäten iſt der Magiſtertitel mit dem Titel Doctor (ſ. d.) der Philoſophie verbunden, während andere den Doctortitel allein verleihen. Als zu Ende des 18. Jahrh. in der allgemeinen Meinung der Doctortitel höher geſtellt wurde als der Magiſtertitel, der namentlich durch die Promotionen in Wittenberg und Erfurt ſich zu häufig machte, fing ein Theil der zugleich zu Doctoren der Philoſophie creirten M. an, ſich des erſtern Titels zu bedienen, worüber viel Streit entſtand. — In der Kirchenſprache hieß M. disciplinae derjenige Geiſtliche eines Kloſters, welcher vom Biſchof gewählt und beſtellt ward, um die für das Kloſterleben beſtimmten Kinder zu beaufſichtigen und zu unterrichten. Von ihm verſchieden war der M. scholarum, der die oberſte Aufſicht über die zu einer Hauptkirche gehörige Schule führte, dabei aber auch gewöhnlich als Vorſänger (Praecantor, Primicerius) Chorvorſteher war. — M. sacri palatii heißt der vom Papſte gewählte Dominicaner in Rom, welcher alle Druckſchriften darüber zu prüfen hat, ob ſie ketzeriſchen Inhalts oder für den röm. Glauben gefahrlos ſeien. Er iſt ein Glied der vom Tridentinum verordneten, von Pius V. eingeſetzten und beſtätigten, von Sixtus V. aber mit erhöhter Vollmacht verſehenen Congregation zur Prüfung der Bücher.

Magiſtrātus bezeichnete bei den Römern das obrigkeitliche Amt und die Perſon, welche daſſelbe bekleidete. Die Macht, welche jedem Magiſtrat dem Weſen ſeines Amtes gemäß zukam, hieß potestas; Imperium als höchſte befehlende und ausführende Gewalt beſaßen nur die höchſten Aemter. (S. Imperium.) Wenn ſchon in der Königszeit die Wahl des Königs oder Rex (ſ. d.) auf Antrag eines Zwiſchenkönigs (Interrex) durch das Volk vollzogen worden ſein ſoll, ſo galt um ſo mehr während des Freiſtaats als Grundſatz, daß die Wahl aller wirklichen Magiſtrate auf Antrag der höchſten Magiſtrate durch die Volksverſammlung (ſ. Comitien) geſchehe. Von jenem Grundſatze ward nur hinſichtlich des Dictators (ſ. d.) und ſeines Magister equitum eine Ausnahme gemacht. Die Königswahl erfolgte auf Lebenszeit; in Abweſenheitsfällen vertrat den König ein Custos oder Praefectus urbi und nach dem Tode die bis zur Wahl des Nachfolgers aufeinanderfolgenden Zwiſchenkönige. Unter dem König finden ſich Quäſtores für gewiſſe Criminalfälle, ſowie Tribunen, Curionen und Decurionen als Vorſteher der Unterabtheilungen des Volks. Nach Vertreibung des Tarquinius Superbus (509 v. Chr.) traten zwei für ein Jahr gewählte Conſuln (ſ. d.) an die Stelle der Könige. Sie ſtanden an der Spitze der ganzen Staatsverwaltung, und ihre Reihe wurde nur in der ältern Zeit, da die Republik noch in dem Streit der Stände ſchwankte, das eine mal, 451—449, durch die für Geſetzgebung erwählten Decemviri (ſ. d.), ſodann durch die Kriegstribunen mit conſulariſcher Gewalt unterbrochen, die in den J. 444—376 häufig ſtatt der Conſuln eintraten. Mit der Entwickelung des Staats mehrte ſich die Anzahl der Magiſtrate; ſchon 509 wurden die Quäſtoren (ſ. d.) zugleich mit der Verwaltung des Staatsſchatzes beauftragt; 493 wurden plebejiſche Tribunen (ſ. d.) und Aedilen (ſ. d.), 443 Cenſoren (ſ. d.), 367 der erſte Prätor (ſ. d.) und die erſten curuliſchen Aedilen erwählt. Noch gehörten zu den ordentlichen Magiſtraten die Tresviri oder Triumviri capitales und monetales, die Decemviri (st)litibus judicandis, die Quatuorviri zur Sorge für die ſtädtiſchen, die Duumviri für die außerſtädtiſchen Straßen, und die vier Präfecti, die in campaniſche Städte für die Rechtspflege geſchickt wurden, ſämmtlich unter dem Namen Vigintiſexviri, in der Kaiſerzeit, als die beiden letztgenannten Arten weggefallen waren, Vigintiviri begriffen. Außerordentliche Magiſtrate, wie ſie beſondere Verhältniſſe des Staats oder die Sorge für vorübergehende Bedürfniſſe nöthig machten, waren die aus der Königszeit herübergenommenen Interreges, der Dictator und Magister equitum, zuerſt 501 gewählt, die Triumviri reipublicae constituendae nach Cäſar's Tode, der Praefectus urbi feriarum Latinarum causa, die Duoviri navales u. a. Die Römer unterſchieden zwiſchen M. populi und plebis, von dem alten Gegenſatz zwiſchen Populus und Plebs (ſ. d.) her, und zu den letztern, den Tribunen und plebejiſchen Aedilen, blieb plebejiſcher Stand Erforderniß, auch nachdem die erſtern längſt aufgehört hatten, patriciſches Vorrecht zu ſein; ferner zwiſchen M. majores und minores nach der Bedeutung, welche die Auſpicien hatten, zu deren Anſtellung ſie berechtigt waren, ſodaß zu den erſtern, abgeſehen von den höhern außerordentlichen Magiſtraten, nur die Conſuln, Cenſoren und Prätoren gehörten; endlich waren durch das Ehrenrecht des elfenbeinernen (curuliſchen) Stuhls die M. curules ausgezeichnet, zu denen die plebejiſchen Magiſtrate, die Quäſtoren u. ſ. w. nicht gehörten. Die Dauer der Amtsführung war bei allen ordentlichen Magiſtraten auf ein Jahr, nur bei den Cenſoren auf anderthalb beſchränkt. Sicherheit gegen einen Misbrauch der Amtsgewalt durch die oberſten Magiſtrate gewährten: der nach Niederlegung des Amts vor dem Volke zu leiſtende Schwur, die Geſetze erfüllt zu haben, und die

Digitized by Google

Möglichkeit, den abgegangenen Magistrat vor dem Volke anzuklagen. Ebendahin wirkte die Einrichtung, daß die Verwaltung einer und derselben Magistratur immer zu gleicher Zeit mehrern Personen (Collegen) zugetheilt war, und daß diese Collegen ein gegenseitiges hemmendes Einschreitungsrecht (jus intercedendi) hatten, welches auch, obwol jeder Magistrat unabhängig von den andern in seinem Amte verfuhr, dem höhern Magistrat gegen den niedern, den Tribunen der Plebs aber gegen alle Magistrate zustand. Dem einzelnen Bürger gab die Appellation an die Tribunen und die durch diese leichter zu vermittelnde Provocation an das Volk einen Schutz gegen die Magistrate, der durch Gesetze, wie die Valerischen, die Porcischen, durch welche den Magistraten die Anwendung von Leibes- und Lebensstrafen verboten war, und das Semproische, befestigt wurde und nur gegen das imperium militare nicht galt. Eine Reihenfolge der Ehrenstellen oder honores, wonach man erst nach dem niedern das höhere Amt bekleiden konnte, ward schon in alter Zeit herkömmlich. Hernach wurde dann aber diese Reihenfolge und das für die Bekleidung der einzelnen Ehrenstellen erforderliche Alter auch durch Gesetze, insbesondere durch die Lex Villia von 180, die daher annalis genannt wird, festgestellt. In der letzten Zeit der Republik war, wie es scheint, für die Quästur die Erreichung des 31., für die Aedilität des 37., für die Prätur des 40., für das Consulat des 43. Lebensjahrs erforderlich. Das plebejische Tribunat bekleidete, wer wollte oder konnte, zwischen der Quästur und Prätur; die Censur pflegte gewöhnlich gewesenen Consuln übertragen zu werden. Besoldungen der Magistrate gab es nicht, aber der Staat sorgte für die Ausstattung des Magistrats mit dem gebührenden Glanz, ingleichen für die Besoldung der Diener (Apparitores), zu welchen die Scribae als Expeditionspersonal, die Lictoren (s. d.), die Viatores oder Boten, die Praecones oder Ausrufer u. s. w. gehörten, und die Verwaltung der Provinzen bot in der spätern Zeit den abgegangenen höhern Magistraten, denen sie übertragen wurde, die Mittel reichlicher Entschädigung. In der Kaiserzeit war die höchste Staatsgewalt factisch bei dem Kaiser, der jedoch selbst formell als oberster, lebenslänglicher Magistrat zu betrachten ist, indem er in seiner Person die Gewalten der republikanischen Magistrate, namentlich das von manchen Beschränkungen befreite Imperium der Proconsuln und die ähnlich erweiterte und über das ganze Reich ausgedehnte Macht der Tribunen, ersteres auf Grund eines Senatsbeschlusses, letzteres durch den auf Grund eines Senatusconsults erfolgenden Volksbeschluß vereinigt. Wenn es so dem Senate allerdings zukam, Person und Competenz des Kaisers zu bestimmen, so ward er darin freilich theils durch die bald üblich werdende Ernennung eines Mitregenten, theils durch den Anspruch der Heere beschränkt, eine ihnen genehme Persönlichkeit, auch schon, bevor der Senat seine Entscheidung getroffen, als Imperator auszurufen. Im übrigen bestanden im allgemeinen die Magistrate unter den altrepublikanischen Namen fort, doch hörten die Censoren bald auf; ihre Wahl wurde, sodaß dem Volke nur ein Schein der Mitwirkung blieb, dem Senat zugetheilt, der jedoch die vom Kaiser vorgeschlagenen Candidaten nicht unberücksichtigt lassen durfte und offenbarer Eingriffe des Kaisers sich nicht erwehren konnte. Dazu kamen nun aber die Beamten des Kaisers, die Praefecti praetorio, urbi, vigilum, annonae, aerarii; diese wurden von dem Kaiser unmittelbar ernannt. Seit Diocletian und Konstantin war der Kaiser auch der Form nach nicht mehr Magistrat, sondern unbeschränkter Herr, von dem eine große Anzahl von Beamten abhing; die alten republikanischen Magistrate erhielten sich jedoch als leere Titel zum Theil noch lange, ohne eine eigentliche Bedeutung für den Staat. — In neuerer Zeit bezeichnet Magistrat in Deutschland die Gesammtheit städtischer Verwaltungsbehörden. In England werden hauptsächlich die Friedensrichter und folgeweise die obern Polizeibeamten der Städte mit diesem Ausdrucke bezeichnet. In Frankreich hingegen versteht man unter magistrature das Richterpersonal mit Einschluß der Staatsanwälte. Häufig werden jedoch auch höhere Verwaltungsbeamte, wie die Präfecten, selbst auch die Maires als Magistrate bezeichnet.

Magliabechi (Antonio), einer der vielseitigsten Gelehrten des 17. Jahrh., geb. zu Florenz 29. Oct. 1633, kam nach dem Tode seines Vaters zu einem Goldschmied in die Lehre, widmete sich aber später ganz dem Studium der Sprachen und der Literatur, wobei ihn vorzüglich Rafael Ermini unterstützte, dessen Amtsnachfolger als Bibliothekar an der vom Großherzog Cosmus III. errichteten Bibliothek er wurde. Bei ununterbrochenem Fleiße und einem außerordentlichen Gedächtnisse hatte er sich eine Masse von Kenntnissen erworben. Der Pater Lamindi brachte in Beziehung hierauf aus seinem Namen (lat. Antonius Magliabechius) das Anagramm heraus: Is unus bibliotheca magna. Er starb 4. Juli 1714. Seine ebenso zahlreiche als schätzbare Bibliothek und sein ganzes Vermögen, welches er zu deren Vermehrung bestimmte, vermachte er dem Großherzoge. Die M.'sche Bibliothek wurde später durch andere

Digitized by Google

Sammlungen bereichert und 1747 zum öffentlichen Gebrauche bestimmt und ist besonders der Handschriften und alten Drucke wegen berühmt. Ein Verzeichniß derselben gab Fossi in seinem «Catalogus Codicum u. s. w.» (3 Bde., Flor. 1793—95). Seit ihrer nach 1859 erfolgten Vereinigung mit der großherzogl. Privatbibliothek, der Palatina, hat sie den Namen Biblioteca Nazionale erhalten. M. hat nichts unter seinem Namen drucken lassen, aber zu vielen Büchern, z. B. den «Actis sanctorum», dem Werke des Cardinal Bona: «De liturgiis», die wichtigsten Beiträge geliefert, auch mehrere seltene Werke neu aufgelegt. Von den zahlreichen an ihn geschriebenen Briefen gab Targioni, Conservator der Bibliothek M.'s, mehrere Sammlungen (zusammen 5 Bde., Flor. 1745) heraus. Sein Leben hat Marmi beschrieben.

Magna Charta (the Great Charter) heißt in England das 1215 dem Könige Johann ohne Land (s. d.) von Adel und Geistlichkeit abgenöthigte, für die Begründung und Entwickelung des engl. Staatsrechts höchst wichtige Landesgrundgesetz. Schon Heinrich I., der 1100 die Thronrechte seines Bruders usurpirte, suchte seine Krone durch die Ertheilung einer Charta libertatum zu befestigen. Diese Urkunde bestätigte die angelsächsischen, angeblich von Eduard dem Bekenner gesammelten Rechtsstatute mit den von Wilhelm dem Eroberer gemachten Veränderungen, versprach die Achtung vor den Freiheiten und Gütern der Kirche, ordnete die Feudalverhältnisse und gewährte der Stadt London große Privilegien. Auch die Könige Stephan und Heinrich II., deren Thronrecht zweifelhaft war, verbrieften freiwillig 1135 und 1154 die Zugeständnisse ihres Vorgängers. Dagegen veranlaßte die schmachvolle Regierung Johann's den Adel und die Geistlichkeit, demselben die Bestätigung der Nationalfreiheiten mit gewaffneter Hand abzudringen. Nach dreitägiger Unterhandlung auf der großen Wiese Runnymede bei Windsor mußte er 19. Juni 1215 den neuen Freiheitsbrief, die Magna Charta, unterschreiben. Die Urkunde bekräftigte in 60 Artikeln die Gesetze Eduard's, die Veränderungen Wilhelm's I., die Charta libertatum mit bedeutungsvollen Erweiterungen und Reformen. Die Geistlichkeit war darin am besten bedacht und erhielt unter anderm gänzliche Befreiung von weltlicher Gerichtsbarkeit. Die Lehnsverhältnisse wurden gemildert. Die Barone sollten bei dem Besitzwechsel nur ein mäßiges, festgesetztes Lehngeld an den König bezahlen, konnten nun ihre Erbtöchter und überhaupt ihre Kinder nach Gutdünken vermählen und hatten der Krone nur in drei bestimmten Fällen sog. Nothsteuern zu entrichten. Auch verpflichtete sich der König, die Geldabfindungen für Lehndienste (scutagia) und außerordentliche Steuern nur dann zu erheben, wenn ihm dieselben von Adel und Geistlichkeit auf den Reichsversammlungen wären bewilligt worden. Die Städte erhielten unentgeltliche Bestätigung ihrer Privilegien, Befreiung von ungesetzlichen Lasten und Handelsfreiheit. Außer diesen besondern Freiheiten gewährte die Magna Charta auch allgemeine Grundrechte. Kein Freier sollte ohne Urtheil bestraft und verfolgt werden; auch verzichtete der König auf die Gelder, die seinem obersten Gerichtshofe in der Form von Sporteln für günstige Urtheile gezahlt wurden. Die Ausländer erhielten das Recht, freien Handel in England zu treiben. Durch das ganze Land sollte fortan einerlei Maß und Gewicht gelten. Endlich versprach der König, die fremden Miethstruppen abzuschaffen. Sämmtliche Zugeständnisse gingen nicht über die Rechte und Bedürfnisse des Feudalstaats hinaus, und doch lag in diesen verbrieften Rechten der Keim zu den großen constitutionellen Freiheiten des Landes. König Johann schon trachtete den Vertrag kraft der Lossprechung des Papstes zu brechen und starb darüber im Kampfe mit der Nation. Sein Sohn Heinrich III. sah sich in der Finanznoth gezwungen, die Freiheiten der Magna Charta durch eine neue, 37 Artikel enthaltende Urkunde vom 11. Febr. 1225 zu bestätigen. An demselben Tage ertheilte er auch einen zweiten Freiheitsbrief, die Charta de foresta, durch welche die königl. Forstrechte beschränkt wurden. Heinrich III. brach die Freiheitsbriefe öfters und mußte dieselben zur Erlangung von Subsidien siebenmal bestätigen. Der Umstand, daß die Einkünfte des Feudalstaats zur Bestreitung der Bedürfnisse der Krone nicht mehr hinreichten, führte sehr bald zu noch bedeutendern Erweiterungen. Eduard I. ertheilte den Grafschaften und Städten das förmliche Recht, Abgeordnete auf die Reichsversammlungen oder Parlamente zu schicken. Diese sog. «Gemeinen» erzwangen schon 1297 zur Magna Charta den Zusatz, daß zur Erhebung von neuen Steuern auch ihre Einwilligung gehöre. Die Ausbildung der Abgeordneten des Dritten Standes zum «Unterhause» während der langen Regierung Eduard's III. verlieh den verbrieften Nationalrechten vollends Bestand und Wirksamkeit. Dieser König mußte, um Geld zu erhalten, dem Parlament die Magna Charta ungefähr zwanzigmal bestätigen, welche als das älteste, unzweideutigste Zeugniß des Steuerbewilligungsrechts die Grundlage der öffentlichen Freiheiten und der Verfassung blieb. Aus diesem Grunde war der Unwille der Nation

Digitized by Google

so tief, als später die Stuarts das Steuerbewilligungsrecht des Parlaments umgingen und so den Grundvertrag brachen. Die Magna Charta ist ursprünglich lateinisch abgefaßt; sie wurde 1507 zum ersten male und seitdem sehr oft gedruckt. Die Copien, welche ältere Geschichtswerke mitteilen, sind sehr fehlerhaft und interpolirt. Die beste Ausgabe lieferte Blackstone in «The Great Charter and Charter of the forest» (Oxf. 1753) und Thompson in «An historical essay on the Magna Charta» (Lond. 1829). Vgl. Creasy, «Rise and progress of the English constitution» (9. Aufl., Lond. 1866); Stubbs, «The constitutional history of England in its origine and development» (Bd. 1, Lond. 1874).

Magnaten (lat. magno-nati) heißen in Ungarn die vornehmsten adeligen Geschlechter, die Reichsbarone, die nach der Verfassung von Geburts wegen an der Vertretung des Landes theilhaben und sich zu diesem Behufe in einer besondern Kammer (Magnatentafel) versammeln. Es gehören dazu der Palatin, der Reichs- und Hofrichter (judex curiae), der Ban von Kroatien, Slawonien und Dalmatien, der Schatzmeister, die höchsten Hofbeamten und die Obergespane der ungar. Comitate, ferner alle Grafen und Freiherren. In Polen begriff man unter M. die geistlichen und weltlichen Senatoren oder Reichsräthe und den hohen Adel.

Magnesia, die östlichste Landschaft Thessaliens im weitern Sinne, welche sich von Nordwesten nach Südosten in einer Länge von über 90 Kilom. bei einer Breite von 15—20 Kilom. hinzieht, gegen N. und W. an die thessal. Landschaft Pelargiotis und an den Meerbusen von Pagasä (jetzt Golf von Volo) grenzend, im S. durch einen schmalen Meeresarm von der Nordostspitze der Insel Euboia getrennt, im O. vom Thrazischen Meere bespült, wird in ihrer ganzen Länge von zwei bedeutenden Gebirgszügen, dem Ossa (jetzt Kissawos) im Norden und dem Pelion (jetzt Plessidi) im Süden, welche durch eine niedrigere Bergkette (jetzt Mavrovuni) verbunden sind, durchzogen. Die Landschaft besitzt nur eine größere Ebene, die sich westlich unterhalb des höchsten Gipfels des Pelion an der Nordostseite des Pagasäischen Golfs erstreckt. Hier wurde durch Demetrius Poliorketes nicht weit von der Stelle der verfallenen Hauptstadt der thessal. Rinyer, Iolkos, die Stadt Demetrias gegründet, welche bald als Festung wie als Handelsplatz zu großer Bedeutung gelangte. Die Bewohner der Halbinsel, der äol. Stamm der Magneten, galten im Alterthum als die Gründer zweier im westl. Kleinasien gelegenen altgriech. Städte, welche den Namen M. trugen. Die nördlichere derselben, M. am Sipylus, jetzt Manissa (s. d.), am nördl. Fuße des Berges Sipylus (jetzt Manissa-Dagh) und am linken Ufer des Hermus (jetzt Giedis-Tschai oder Kodus) gelegen, ist bekannt durch den Sieg der Römer unter Lucius Scipio (Asiaticus) über Antiochus III. (s. d.) von Syrien 190 v. Chr., sowie die Umgegend durch die Sage von der Niobe (s. d.). Etwa 6 Kilom. südlich von der Stadt sieht man noch jetzt am Sipylus an einer künstlich ausgearbeiteten und geglätteten Felsenwand von gelbem, magnesiahaltigem Kalkstein in einer 11 Mt. hohen, oben abgerundeten Nische in höchstem Relief die Gestalt einer auf einem Felssitz sitzenden Frau von mindestens vierfacher Lebensgröße. Das ursprünglich wahrscheinlich eine vorderasiat. Gottheit darstellende Felsbild galt für die versteinerte, ewig weinende Niobe. Vgl. Stark, «Nach dem griech. Orient» (Heidelb. 1874). — Die südlichere Stadt, M. am Mäander, lag in der Landschaft Karien, am rechten Ufer eines Nebenflusses des Mäander, des Lethäus, östlich unterhalb des Berges Thorak. Sie besaß einen hochberühmten Tempel der Artemis, Leukophryene, von welchem nicht unbedeutende Reste bei dem Dorfe Eyinéh- oder Inek-Bazar erhalten sind. Themistokles hat hier die letzten Jahre seines Lebens zugebracht und ist hier gestorben.

Magnesia (Bittererde oder Talkerde) ist das Oxyd des Magnesiums (s. d.) und findet sich mit Kieselerde verbunden in vielen Mineralien, wie Serpentin, Speckstein und Meerschaum, mit Schwefelsäure in dem Kieserit und Kainit, mit Kohlensäure in dem Magnesit und Dolomit. Sie ist in Wasser unlöslich und in reiner Form ein weißes leichtes Pulver, welches als gebrannte M. (Magnesia usta) ein beliebtes Arzneimittel bildet; sie dient außerdem zur Herstellung der Magnesiastifte für das Magnesialicht (s. d.) und in unreinem Zustande zur Herstellung feuerfester Tiegel und Steine. Die wichtigsten der Magnesiaverbindungen sind folgende: 1) Kohlensaure M., kommt in der Natur als Magnesit vor, der unter anderm zur Darstellung von Kohlensäuregas in den Mineralwasserfabriken vielfach Anwendung findet; die künstlich erhaltene kohlensaure M., die M. carbonica der Pharmacopoea Germanica ist ein Gemisch von kohlensaurer M. mit Magnesiahydrat, das meistens durch Fällen reiner Lösung von Bittersalz mit kohlensaurem Natron, Auswaschen und Trocknen des Niederschlags erhalten wird; sie findet als Medicament ausgedehnte Anwendung; sie löst sich in kohlensäurehaltigem Wasser, diese Lösung ist in einigen Ländern unter dem Namen Magnesiawasser (Eau magnésienne)

Digitized by Google

gebräuchlich. 2) Schwefelsaure M. (Epsomer Salz, M. sulfurica. S. Bittersalz.) 3) Das Chlormagnesium, in dem Meerwasser in größerer Menge vorkommend, wird gegenwärtig als Nebenproduct bei der Gewinnung der Kalisalze aus den Carnalliten und Kainiten Staßfurts und Leopoldshall gewonnen. Es ist fast durchweg bromhaltig und dient daher als Rohmaterial für die Darstellung des Brom. Es krystallisirt sehr leicht, wird aber an der Luft feucht. Es findet ausgedehnte Anwendung, so zur Fabrikation der künstlichen Bitterwässer, unter dem Namen Crystal Size zum Schlichten von Baumwollgeweben, zur Bereitung der Desinfectionsmasse von Säuren, zur Darstellung eines Magnesiacements, zur Fabrikation künstlicher Steine, zur Herstellung des metallischen Magnesiums, zum Tränken von Holz in feuergefährlichen Gebäuden, als Feuerlöschmittel u. s. w. Die Pharmacopoea Germanica hat außer der gebrannten, der kohlensauren und der schwefelsauren M. noch Verbindungen derselben mit Milchsäure als M. lactica und mit Citronensäure als M. citrica aufgenommen.

Magnesialicht. Die Hauptanwendung des Magnesiums als Lichtquelle (s. Magnesiumlicht) hat eine nicht unbeträchtliche Beschränkung durch die Anwendung der Magnesia in der Hydrooxygengasbeleuchtung erfahren. Die Magnesia, in Form von Stiften angewendet, wird zu einer mächtigen Lichtspenderin, sobald sie in der Knallgasflamme auf eine sehr hohe Temperatur gebracht ist. H. Caron in Paris, der das M. einzuführen suchte, berechnete den Preis desselben zu ungefähr der Hälfte der Kosten des gewöhnlichen Gaslichts. In den J. 1868 und 1869 wurden mittels dieses Lichts zu Paris der Platz vor dem Hôtel de Ville und der Hof der Tuilerien beleuchtet. Später suchte man die Magnesia durch Zirkonerde zu ersetzen.

Magnesium (Magnium, Talcium, Symbol Mg, Atomgewicht = 24), ein metallisches Element, findet sich in der Natur in unerschöpflicher Menge, jedoch nie gediegen, sondern in den Mineralien Serpentin, Speckstein, Meerschaum, Magnesit, Dolomit, Carnallit, Kainit, Tachhydrit, Boracit u. s. w., im Meerwasser und wol allen Mineralquellen, ferner in kleiner Menge in den Knochen und in den Pflanzen. Es wurde von Buff und Liebig zuerst aus seinen Verbindungen isolirt, dann von Bunsen in größern Mengen auf elektrischem Wege erhalten und gegen 1860 von H. Deville und Caron in den Kreis der industriellen Metalle eingeführt. Man stellt es gegenwärtig ganz analog dem Aluminium (s. d.) durch Reduction von Chlormagnesium mit Natrium dar. Es ist silberweiß, nicht sehr hart und läßt sich feilen, bohren, sägen und zu Blech auswalzen, es schmilzt bei 408° und siedet bei etwas über 1000° C. und kann daher überdestillirt werden. Das M. entzündet sich etwas oberhalb seines Schmelzpunktes und verbrennt mit blendend weißem Licht (s. Magnesiumlicht) zu Magnesia. Sein specifisches Gewicht ist 1,7. Man stellt es dar in England in der Menge von 45 Ctr., in Nordamerika in der Quantität von 30 Ctr. Vorderhand beschränkt sich die Anwendung des M. noch auf die des Magnesiumdrahts, der beim Verbrennen das Magnesiumlicht gibt, außerdem ist es in seiner Legirung mit Kupfer statt des Zinks und Zinns zur Messing- und Bronzefabrikation in Vorschlag gebracht worden. Mit Sauerstoff verbunden bildet es die Magnesia (s. d.).

Magnesiumlicht. Das metallische Magnesium (s. d.), in der Regel in Form von Draht angewendet, verbrennt, bei Zutritt von Luft oder Sauerstoff erhitzt, mit hellleuchtender Flamme zu Magnesia. Nach dem Bekanntwerden dieser Thatsache glaubte man in dem Magnesium ein wichtiges Beleuchtungsmaterial gefunden zu haben, das, wenn auch nicht allen Erwartungen entsprochen wurde, doch sicher noch eine große Zukunft hat. Nach Messungen von Bunsen und Roscoe strahlt ein Magnesiumdraht von 0,297 Mmt. Durchmesser so viel Licht aus als 74 Stearinkerzen, von denen fünf 1 Pfd. ausmachen; um dieses Licht 10 Stunden zu erhalten, sind 72 Gr. Magnesium erforderlich. Nicht minder intensiv als die optische Wirkung ist die chemische, sodaß man das M. gleich dem Sonnenlicht zu photographischen Zwecken benutzen kann. Sein Spectrum enthält alle Farben, woraus hervorgeht, daß es alle Farben der Objecte, die es beleuchtet, richtig zu zeigen vermag. Das staubförmige Verbrennungsproduct, die Magnesia, macht die Luft eines geschlossenen Raums bald unerträglich, doch gibt es Mittel, z. B. geeignete Ventilation, diesen Uebelstand zu beseitigen. Man hat besondere Lampen (Magnesiumlampen) construirt, in denen das Verbrennen eines Magnesiumstreifens ununterbrochen vor sich gehen kann. Der Hauptgrund, der sich bisher der Einführung des M. entgegengestellt, ist der hohe Preis des Magnesiumdrahts, von welchem das Pfund gegenwärtig noch 200 Mark kostet. Ganz anders aber würde sich die Frage stellen, wenn man Magnesium in ähnlicher Weise wie Zink mittels Gasfeuerung aus den Erzen, z. B. dem Magnesit, in der «Magnesiumhütte» darzustellen lernte, was bei der großen Aehnlichkeit beider Metalle durchaus nicht in den Bereich der Unmöglichkeit gehört. Allerdings hat die Verwendung des M.

Digitized by Google

eine Beschränkung erfahren durch die Anwendung der Magnesia (s. Magnesialicht) in der Hydrooxygenbeleuchtung, ferner durch die in neuerer Zeit ermöglichte Erzeugung von billigem elektrischen Licht auf mechan. Wege durch die Maschinen von Gramme und von Hefner-Alteneck.

Magnet (griech. λίθος μαγνήτης), eine eisenhaltige Masse, welche die Kraft (Magnetismus) besitzt, andere eisenhaltige Massen anzuziehen und festzuhalten. Man unterscheidet natürliche M. (die in der Natur vorkommenden Magneteisensteine) und künstliche M. Die letztern, in denen der Magnetismus erst durch Einwirkungen anderer M. oder elektrischer Ströme erzeugt ist, sind entweder permanente M., d. h. sie behalten fortdauernd, auch nach dem Aufhören jener äußern Einwirkungen, diese Eigenschaft (wie die Stahlmagnete), oder sie sind Inductionsmagnete, d. h. sie behalten sie nur so lange, als jener Einfluß andauert (wie z. B. weiches Eisen). Sehr starke M. lassen sich aus Eisenstäben verfertigen, welche mit zahlreichen Windungen eines mit Seide übersponnenen Kupferdrahts, durch welche ein kräftiger elektrischer Strom fließt, umwunden sind; man nennt sie Elektromagnete. (S. Elektromagnetismus.) Der Form nach unterscheidet man stabförmige (gerade) und hufeisenförmige M.

Magnetische Curen nennt man in der Medicin die Anwendung des Magnets zu therapeutischen Zwecken. Der Magnet oder Mineralmagnet übt nach der Meinung älterer Aerzte auf den menschlichen Körper, wenigstens gewisser Personen, eine Wirkung aus, welche sich besonders durch Beschwichtigung von Nervenschmerzen (z. B. Kopf- oder Zahnschmerz) oder von Krämpfen (besonders den sog. hysterischen) kundgeben soll. Indeß ist neuerdings constatirt, daß der Magnet keinerlei Wirkung auf Organismen ausübt und daß solche Curen auf Irrthum oder Betrug beruhen. Anders verhält es sich mit der Magnetelektricität, dem Galvanismus, der in seinen verschiedenen Modificationen (als directer und als indirecter, als ab- und aufsteigender Strom) mit den besten Erfolgen bei Nerven- und Muskelkrankheiten, namentlich Lähmungen, zur Anwendung gekommen ist und jetzt eine Specialität der praktischen Medicin ausmacht. Ueber den sog. Lebensmagnetismus s. Thierischer Magnetismus.

Magnetismus. An dem als Mineral vorkommenden Magneteisensteine, der aus ungefähr 72 Gewichtstheilen Eisen und 28 Gewichtstheilen Sauerstoff besteht, kannte man schon im Alterthum die Eigenschaft, kleinere Stücke Eisen anzuziehen und festzuhalten. Später entdeckte man auch, daß sich diese Eigenschaft einem Stahlstabe durch Bestreichen mit einem Magnetsteine dauernd mittheilen ließ. Man nennt die Magnetsteine und die Stahlstäbe, welche diese Eigenschaft besitzen, Magnete (s. d.); die unbekannte Ursache dieser Eigenschaft heißt magnetische Kraft oder M. Eine genauere Untersuchung lehrt nun, daß die von einem solchen Magnete auf das Eisen ausgeübte Anziehung an zwei Punkten desselben besonders stark ist, und man bezeichnet dieselben als Pole. Hängt man einen Magnet (Magnetstein oder magnetischen Stahlstab) an einem Faden in der Weise auf, daß die magnetische Achse, d. i. jene Gerade, welche die beiden Pole miteinander verbindet, horizontal liegt, so kommt der Magnet nur in einer bestimmten Richtung zur Ruhe, so nämlich, daß die magnetische Achse die Richtung von Norden nach Süden einnimmt. Den bei dieser Stellung des Magnets nach Norden liegenden Pol nennt man den Nordpol, den nach Süden gelegenen den Südpol. Hängt man den einen Magnet auf die zuvor angegebene Weise an einem Faden auf, oder stellt man ihn auf einer Spitze drehbar auf und nähert die Pole eines zweiten in der Hand gehaltenen Magnets den Polen des ersten langsam aus der Ferne, so erkennt man, daß die beiden Nordpole einander abstoßen und ebenso die beiden Südpole, während der Nordpol des einen Magnets den Südpol des andern und ebenso umgekehrt anzieht, sodaß man das von G. Hartmann schon 1543 gefundene Gesetz kurz so aussprechen kann: gleichnamige Pole stoßen sich ab, ungleichnamige Pole ziehen sich an. Denkt man sich die Erde als einen großen, mächtigen Magnet, so läßt sich die Richtung, welche eine beweglich aufgehangene Magnetnadel annimmt, als eine Folge der magnetischen Wirkung der Erde auffassen. (S. Magnetismus der Erde.) Ein in die Nähe des Pols eines Magnets gebrachtes Stück Eisen wird, solange es sich in dem Wirkungskreise dieses Pols befindet, ebenfalls magnetisch, zeigt auch zwei Pole, und zwar so, daß das dem Pole des Magnets zugewandte Ende des Eisens einen ungleichnamigen, das abgewandte dagegen einen gleichnamigen Pol erhält (magnetische Induction von Aepinus gegen 1759). Die Anziehung, welche ein Stück Eisen von einem Magnetpole erfährt, ist überhaupt nur eine Folge des im Eisen durch den Magnetpol erregten M. Seit 1820 hat man auch gelernt, durch elektrische Ströme magnetische Wirkungen hervorzubringen und selbst Magnete aus weichem, d. i. möglichst entkohltem Eisen zu erzeugen, welche, solange der elektrische Strom dieselben umkreist, je nach Umständen Hunderte bis Tausende von Kilogrammen tragen können.

Digitized by Google

(S. Elektromagnetismus.) Wenn man ein magnetisches Stahlstäbchen genauer untersucht, so findet man, daß, geht man z. B. vom Nordpole desselben aus, die magnetische Kraft nach der Mitte zu immer mehr abnimmt, in der Mitte selbst Null ist (Indifferenzpunkt), dann aber von hier in entgegengesetzter Weise bis zum Südpole wieder zunimmt: die ganze erste Hälfte zeigt sich nordpolarisch, die ganze zweite Hälfte südpolarisch. Zerbricht man jedoch einen solchen Stab in der Mitte, so stellt jede Hälfte sofort wieder einen vollständigen Magnet dar, der an dem einen Ende einen Nord-, an dem andern einen Südpol und in der Mitte einen Indifferenzpunkt besitzt. Coulomb nahm (1789) zur Erklärung der magnetischen Erscheinungen zwei magnetische Flüssigkeiten (eine nördliche und eine südliche) an, welche im Eisen und Stahl, solange sie nicht magnetisch, in jedem Theilchen in gleicher Menge miteinander verbunden wären. Beim Magnetisiren derselben sollten dann diese beiden Flüssigkeiten in jedem Theilchen so geschieden werden, daß die nordmagnetischen Flüssigkeiten in allen Theilchen nach der einen, die südmagnetischen aber nach der entgegengesetzten Richtung gewandt wären; ein Uebergang dieser Flüssigkeiten aus einem Eisen- oder Stahltheilchen in die andern benachbarten darf, wie der erwähnte Versuch über das Zerbrechen eines Magnetstabes zeigt, nicht stattfinden. Nur durch das Zusammenwirken aller nach einer Seite wirkenden nordmagnetischen Flüssigkeiten erhält das an dieser Seite gelegene Ende des Stabes einen Nordpol und durch das Zusammenwirken aller nach der entgegengesetzten Seite gerichteten südmagnetischen Flüssigkeiten dieses letztern Endes einen Südpol. Im weichen Eisen steht dieser Scheidung der beiden Flüssigkeiten kein Hinderniß entgegen, aber auch ebenso wenig ihrer Vereinigung, wenn sie geschieden waren. Daher nimmt das Eisen in der Nähe eines Magnets sogleich einen starken M. an, verliert ihn aber augenblicklich wieder, sobald es von ihm entfernt wird. Im Stahle dagegen tritt dieser Scheidung und ebenso der Wiedervereinigung der beiden Flüssigkeiten ein um so größeres Hinderniß entgegen, je härter derselbe ist; man nennt dies Coërcitivkraft. Um einen harten Stahlstab zu magnetisiren, bedarf man daher der Einwirkung eines starken Magnets; aber auch nach der Entfernung des letztern bleibt im erstern noch ein Theil der beiden Flüssigkeiten getrennt zurück, d. h. der Stahlstab bleibt magnetisch. Später ersetzten die Gegner unwägbarer Materien oder Fluida diese Hypothese durch die Annahme, jeder Magnet entstehe aus fertigen, wirr durcheinander liegenden Elementchen, welche alle durch das Magnetisiren mit ihren gleichnamigen Polen nach derselben Richtung gedreht werden, und zwar um so leichter, je kleiner die Coërcitivkraft (Widerstand) der magnetisirten Materie ist. Als durch Oersted 1819 ein Zusammenhang zwischen der magnetischen und elektrischen Kraft nachgewiesen war, ging schon im folgenden Jahre Ampère noch einen Schritt weiter und wies nach, wie alle magnetischen Erscheinungen sich vollkommen erklären lassen, wenn man einen elektrischen Strom annimmt, welcher jedes Theilchen senkrecht zu seiner Längenachse umkreist. Ein solches System von elektrischen Strömen an die Stelle der einzelnen Theilchen (magnetischen Elementchen) eines Magnets gesetzt, wirkt in allen Beziehungen genau dasselbe wie dieser Magnet. Alle neuern Untersuchungen haben nur zur Stütze dieser Ampère'schen Ansicht gedient. Die unter dem Namen M. zusammengefaßten Wirkungen übt ein Magnet nicht nur auf Eisen und Stahl, sondern auch auf einige andere Metalle, wie Nickel, Kobalt, Mangan u. s. w., aus; man nennt daher diese Metalle, welche von einem Magnet zufolge des in ihnen hervorgerufenen M. angezogen werden, magnetische Metalle (Paramagnete). Ein Magnet übt außerdem auch auf gewisse Körper, z. B. Wismuth, Antimon, Zink, Zinn u. s. w. Abstoßung aus; man bezeichnet dieselbe mit dem Namen des Diamagnetismus (s. d.). Diese diamagnetische Einwirkung wird auch noch sichtbar durch die Drehung, welche ein polarisirter Lichtstrahl bei seinem Gange durch einen vor den Polen eines Magnets angebrachten durchsichtigen Körper erleidet. In neuerer Zeit haben sich in Deutschland um die Ausbildung der Lehre vom M. außer A. von Humboldt, Gauß und W. Weber auch noch Pflücker, Wiedemann u. a. verdient gemacht.

Magnetismus der Erde. Die Beobachtung, daß ein an einem Faden beweglich aufgehängter Magnet eine bestimmte Richtung annimmt, weist mit Bestimmtheit darauf hin, daß unsere Erde selbst magnetisch ist, und zwar muß, weil der nach Norden hinweisende Pol des Magnets der Nordpol, der nach Süden hinweisende ein Südpol heißt, zufolge des Gesetzes, daß nur die ungleichnamigen Magnetpole sich anziehen, der im Bereiche des geogr. Nordpols liegende magnetische Pol ein Südpol und der im Gebiet des geogr. Südpols liegende ein Nordpol sein. Die beiden magnetischen Pole fallen aber nicht mit den geogr. Polen zusammen. Der magnetische Südpol der Erde liegt im nördl. Amerika, ungefähr unter 73° 25′ nördl. Br. und 264° 21′ östl. L. (von Greenwich), und der magnetische Nordpol südlich von

Digitized by Google

Vandiemensland, ungefähr unter 72° 35′ südl. Br. und 152° 30′ östl. L. (von Greenwich). Der Winkel, um welchen die Richtung eines in horizontaler Ebene beweglichen Magnetstabes von dem geogr. Meridian abweicht, heißt Declination; der Winkel, um welchen ein in verticaler Ebene in seinem Schwerpunkte um eine wagerechte Achse drehbarer Magnetstab unter den Horizont sinkt, heißt Inclination. Declination und Inclination sowie auch die Stärke der Wirkung (Intensität) des Erdmagnetismus sind an den verschiedenen Orten der Erde verschieden und werden theils an stationären magnetischen Observatorien, theils von Reisenden mit Hülfe der dazu geeigneten magnetischen Declinatorien, Inclinatorien und magnetischen Intensitätsmessungen ermittelt. Die Orte gleicher magnetischer Declination werden durch Curven verbunden, welche Isogonen heißen; die Curven gleicher magnetischer Inclination nennt man Isoklinen; jene gleicher magnetischer Intensität Isodynamen. Der Erdmagnetismus gilt als die Folge von elektrischen Strömen, die in der Erde auf eine gewisse Weise vertheilt sind.

Magnetnadel heißt ein dünnes, an einem ungedrehten Coconfaden aufgehängtes oder auf einer feinen Spitze schwebendes Magnetstäbchen, das durch die Einwirkung des Erdmagnetismus an jedem Orte eine bestimmte Lage annimmt. (S. Magnetismus und Compaß.)

Magnetoelektricität bezeichnet die unter dem Einflusse eines bewegten oder in seiner Stärke sich verändernden Magnets in einem Leiter erregten elektrischen Ströme; man nennt diesen Vorgang auch Magnetinduction. (S. Induction.)

Magnetometer nennt man einen Magnetstab, welcher an ungedrehten Coconfäden oder an einem sehr feinen Drahte in horizontaler Lage aufgehängt ist und nach Gauß (1833) zur genauern Bestimmung der Declination, d. h. der Abweichung der magnetischen Achse des Stabes (der Linie, die seine beiden Pole verbindet) von dem geogr. Meridian, sowie durch Combination geeigneter Versuche zur Messung der Intensität des Erdmagnetismus dient. Der Magnetstab trägt senkrecht zur magnetischen Achse einen Planspiegel, und seine Stellung gegen den geogr. Meridian wird mittels eines Fernrohrs durch das gespiegelte Bild eines vor dem Spiegel in der Entfernung von mehrern Metern aufgestellten eingetheilten Millimetermaßstabes bestimmt.

Magnificat (lat.) nennt man in der kirchlichen Sprache nach dem Anfangsworte in der Vulgata den aus Luk. 1, 46–55 entlehnten sog. Lobgesang der Maria, der sehr oft in Musik gesetzt wurde und bei Feierlichkeiten in kath. wie in prot. Kirchen zur Aufführung kommt.

Magnificenz (vom lat. magnificus), d. h. Herrlichkeit oder Hoheit, ist der Titel der Rectoren und Kanzler der Universitäten sowie der Bürgermeister in den Freien Städten. Wenn ein Fürst die Würde eines Rectors bekleidet, wird er Magnificentissimus genannt.

Magnium, metallisches Element, s. Magnesium.

Magnólie (Magnolia L.) heißt eine dem Tulpenbaume nahe verwandte, zu der 13. Klasse des Linné'schen Systems gehörende Gattung nordamerik. und asiat. Bäume, welche der Typus einer besondern, den Ranunkelgewächsen nahestehenden Familie, der Magnoliaceen, geworden ist. Sie zeichnet sich durch große, schöne, einzeln gestellte Blüten mit dreiblätterigem, meist gefärbtem Kelche, sechs- bis zwölfblätteriger Blumenkrone, vielen freien Staubgefäßen und sehr zahlreichen, auf einer centralen Verlängerung des Blütenbodens ährenförmig gruppirten Stempeln aus, aus denen zweiklappige Kapseln mit ein bis zwei an Fäden hängenden Samen hervorgehen. Ihre Arten sind prächtige Bäume mit großen, schöngeformten, ganzen, meist lederartigen Blättern, welche oft quirlförmig angeordnet erscheinen. Einige werden bei uns als Zierpflanzen in den Gärten cultivirt und zwar besonders die in China und Japan einheimische purpurrothe M. (M. purpurea), deren Blumenblätter außen purpurroth und innen weiß sind. Die chinesische M. (M. Yulan) ist wegen ihrer sehr wohlriechenden weißen Blumen beliebt. Die sehr wohlriechenden Blüten der im südl. Theile Nordamerikas wachsenden großblumigen M. (M. grandiflora) sind weiß und durch Größe ausgezeichnet, indem sie einen Durchmesser von 30 Ctmt. erreichen. Fast ebenso große Blüten besitzt die neuerdings entdeckte M. Campbelli Hook., ein auf dem Bergrücken des Sikkim-Himalaja wachsender Waldbaum von 26 Mt. Höhe, dessen Blumenblätter weiß, rosa, purpur- oder scharlachroth sind. Die meisten M. müssen bei uns entweder im Kalthause oder doch unter Bedachung überwintert werden. Sie lassen sich am besten durch Samen vermehren. Die zugespitzte M. (M. acuminata) erträgt zwar unser Klima gut, doch sind ihre Blüten ohne schöne Färbung (gelb-grünlich). Von der in Pennsylvanien, Virginien und Carolina einheimischen seegrünen M. (M. glauca) mit weißen, wohlriechenden Blüten ist die aromatisch-bittere Rinde in Nordamerika officinell.

Magnus (Eduard), einer der berühmtesten Porträtmaler Deutschlands, geb. 7. Jan. 1799 zu Berlin, besuchte zuerst die Bauakademie daselbst und wandte sich dann zur Malerei. In

Digitized by Google

ſeinen praktiſchen Künſtübungen blieb er weſentlich Autodidakt, ohne ſich den damals lehrenden Hauptmeiſtern Wach und Schadow anzuſchließen. Auch in Paris, wohin er ſeine erſte Studienreiſe machte, trat er in kein beſtimmtes Atelierverhältniß. Den bedeutendſten Eindruck machte Italien und namentlich Rom auf ihn, das er 1826—29 zum Aufenthalt wählte. Seine dort vollendeten Arbeiten geben in anziehenden Einzelfiguren die eigenartige Schönheit der menſchlichen Natur des Südens in charakteriſtiſcher Wahrheit wieder. Auch ein Porträt von Thorwaldſen gehört in dieſe röm. Zeit. Später entſtanden das durch den Mandel'ſchen Stich verbreitete Bild der beiden im Sonnenſchein ſpielenden Kinder, das Landmädchen und der Fiſcherknabe von Nizza (geſtochen von Troſſin) u. a. M. wurde 1837 Mitglied der Akademie, 1844 Profeſſor. Erſt in den vierziger Jahren trat er als Porträtmaler von Fach in Berlin auf. Durch einfache Naturwahrheit und große Lebendigkeit des Ausdrucks zeichnen ſich ſeine ſtets höchſt ſchlicht behandelten Bildniſſe aus, in denen er eine tief eindringende Menſchenkenntniß offenbart. Als hervorragende Beiſpiele ſind anzuführen die Porträts von Jenny Lind (jetzt in der Nationalgalerie), Henriette Sontag, der Prinzeſſin (jetzigen Königin) von Preußen, vieler Mitglieder des königl. Hauſes, wie der Großherzogin Auguſte von Mecklenburg-Schwerin. Infolge öftern Augenleidens ging M. gern in den Süden, ſo 1850 und 1853 nach Spanien, oder lag theoretiſchen Studien ob. Früchte der letztern ſind die Schriften «Ueber Einrichtung und Beleuchtung von Räumen zur Aufſtellung von Gemälden und Sculpturen» (Berl. 1864), deren Reſultate bei den neuern Einrichtungen von Sammlungsräumen vielfach zu Grunde gelegt worden ſind, und «Die Polychromie vom künſtleriſchen Standpunkt» (Bonn 1872). M. ſtarb zu Berlin 8. Aug. 1872.

Magnus (Heinr. Guſt.), einer der namhafteſten deutſchen Chemiker und Phyſiker, geb. 2. Mai 1802 in Berlin, machte ſeine Studien auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt und brachte nach ſeiner Promotion ein Jahr zu Stockholm bei Berzelius zu, wo er das grüne Platinſalz entdeckte. Nachdem er ſich hierauf einige Zeit in Paris aufgehalten, habilitirte er ſich 1831 zu Berlin, wo er Vorleſungen über Technologie, bald darauf auch über Phyſik begann. Im J. 1834 erhielt er eine außerord., 1845 eine ord. Profeſſur der Phyſik und Technologie an der Univerſität zu Berlin. Im Febr. 1869 gab er krankheitshalber ſeine Lehrthätigkeit auf und ſtarb zu Berlin 4. April 1870. M.' erſte wiſſenſchaftliche Arbeit war eine Abhandlung «Ueber die Selbſtentzündlichkeit des feinzertheilten Eiſens» (1825). Die Ergebniſſe ſeiner ſpätern Unterſuchungen auf chem. und phyſikal. Gebiete hat er in Poggendorff's «Annalen» und den Schriften der berliner Akademie der Wiſſenſchaften niedergelegt. Dahin gehören die Entdeckungen der Aethionſäure, der Iſaethionsſäure und der Ueberiodſäure (letztere in Gemeinſchaft mit Ammermüller); ferner die Unterſuchungen über die Dichtigkeitsabnahme durch Schmelzen beim Granat und Veſuvian, über die Eigenſchaft des Blutes, Kohlenſäure und Sauerſtoff zu abſorbiren (worauf M. die Abſorptionstheorie des Blutes gründete). Hieran reihen ſich die Beſtimmung der Ausdehnungscoëfficienten der atmoſphäriſchen Luft und der verſchiedenen andern Gaſe, die Beſtimmung der Spannkraft der Waſſerdämpfe ſowie der Miſchungen von Dämpfen zweier Flüſſigkeiten, die Unterſuchungen über die Wirkung des Ankers auf Elektromagnete und Stahlmagnete ſowie über andere elektrolytiſche, thermoelektriſche und hydrauliſche Gegenſtände; ferner die Arbeiten über die Abweichung der Geſchoſſe, über Diathermanſie der Gaſe und über Polariſation der ausgeſtrahlten Wärme.

Magnuſen (Finn), hervorragender nordiſcher Archäolog, geb. 27. Aug. 1781 zu Skalholt auf Island, bezog, durch ſeinen Oheim Hannes Finſen vorgebildet, 1797 die Univerſität zu Kopenhagen, wo er hauptſächlich mit Poeſie, Geſchichte und Alterthumswiſſenſchaft ſich beſchäftigte, nebenbei aber juriſt. Studien trieb. Nachdem er 1803 nach Island zurückgekehrt, wirkte er hier als Advocat, bis er 1812 wieder nach Kopenhagen ging, wo er ſich von neuem ſeinen Lieblingsſtudien zuwendete und 1815 zum Profeſſor ernannt wurde. Im J. 1819 erhielt er den Auftrag, an der Univerſität und der Akademie der ſchönen Künſte über die altnordiſche Literatur und Mythologie Vorleſungen zu halten. Wie er dieſem Berufe genügte, zeigte ſowol ſein «Ueberblick der älteſten Heimat und Wanderungen des kaukaſ. Menſchenſtammes» (Kopenh. 1818) als auch ſein «Beitrag zur nordiſchen Archäologie» (Kopenh. 1820). Nachdem M. ſchon zum zweiten Theile der großen, von der Arna-Magnäaniſchen Commiſſion beſorgten Ausgabe der ältern Edda (1818) die Probe eines Gloſſars und mehrere Indices geliefert, gab er zum dritten Theile (1828) ein auch einzeln erſchienenes mythолog. Lexikon und altnordiſches Kalendarium («Priscae veterum Borealium mythologiae lexicon et gentile calendarium»). Insbeſondere aber bekundete er ſeine hiſtor.-mythолog. Forſchungen nach dieſer

Digitized by Google

Seite hin in den beiden großen Werken: «Den ældre Edda, oversat og forklaret» (4 Bde., Kopenh. 1821—23) und der vom Standpunkte der vergleichenden Mythologie aus unternommenen Darstellung: «Eddalæren og dens Oprindelse» (4 Bde., Kopenh. 1824—26). In Verbindung mit Rafn (s. d.) bearbeitete M. «Grönlands historiske Mindesmärker» (3 Bde., Kopenh. 1838—45); auch betheiligte er sich an der Herausgabe der «Antiquités russes» (Bd. 1—2, Kopenh. 1850—52). Außerdem hat er eine große Anzahl Monographien über nordische und allgemein archäol., runolog. und histor. Gegenstände in Fachzeitschriften geliefert, sowie er auch als Deputirter Islands und der Färöer seit 1835 die Interessen des Vaterlandes gewahrt hat. M. starb zu Kopenhagen 24. Dec. 1847.

Maguey, Fasern der Agave-Blätter, s. Agave.

Magyar (Ladislaus), ungar. Reisender, geb. 1817 zu Maria-Theresiopol, bereitete sich seit 1842 in Fiume zum Seedienst vor, machte auf österr. Schiffen verschiedene Reisen und trat 1844 als Marinelieutenant in argentin. Dienste. Nachdem er sich sodann einige Zeit in Brasilien aufgehalten, begab er sich 1847 nach den portug. Colonien an der Westküste Afrikas, befuhr 1848 den Congo und landete 9. Dec. 1848 in der Bucht von Benguela. Von hier begab er sich ins Innere des Landes und machte nun von Bihe aus verschiedene Reisen, wie 1850 zum Muatajanvo und 1852 an den Cunene. Im J. 1857 verließ er Bihe und gründete an der Lucira-Bai zwischen Benguela und Mossamedes eine neue Niederlassung. Er starb 19. Nov. 1864 zu Cuju in Benguela. Von seinen Reiseberichten ist nur der erste Theil («Reisen in Südafrika 1849—57», deutsch von J. Hunfalvy, Pest 1859) erschienen.

Magyaren, s. Ungarn.

Mahâbhârata, das große Nationalepos der Inder, in seinem gegenwärtigen Umfange etwa 100,000 Doppelverse (çloka, zu 32 Silben), eine wahre Encyklopädie alles für einen Fürsten Wissenswerthen, während sich darin selbst noch die Nachricht erhalten hat, daß es früher nur 8800 Verse zählte. Und zwar bezieht sich dieser Kerntheil des Werks auf die Kämpfe zweier naheverwandter Fürstengeschlechter, der Kuru und der Pandava, um die Oberherrschaft in einem in der Mitte Hindostans gelegenen kleinen Reiche. Als ihre eigenen und ihrer Väter Freunde oder Feinde werden hierbei mehrfach Yavana-Fürsten genannt, woraus sich für die Abfassung der betreffenden Stellen das Eingetretensein directer Beziehungen zu den Griechen als nothwendige Voraussetzung ergibt. Bei dem völligen Durcheinander von Stellen aus höchst verschiedenen Zeiten ist das Werk im allgemeinen nur mit großer Vorsicht zu benutzen. Die Hauptheiden des Werks sind Duryodhana, der Sohn des blinden Königs Dhritarashtra, Drona, Karna, Salya auf der einen, Yudhishthira, Bhima, Ardschuna auf der andern Seite. Diese letztern drei, alle Söhne des Pandu, haben in Gemeinschaft mit noch zwei andern Brüdern eine gemeinsame Frau, die Draupadi, deren Beschimpfung durch Duryodhana sowie die Rache dafür zu den effectvollsten Theilen der Darstellung gehört. Das Factum selbst, daß fünf Brüder Eine Frau haben, schlägt allen sonstigen brahmanischen Anordnungen so stark ins Gesicht, daß hierbei eine feste Basis vorliegen muß, die nicht verrückt werden konnte und aller Uebertünchung Trotz bot. Die alte Sage, die dem Werke zu Grunde liegt, ist ersichtlich zu Gunsten der Pandava, vermuthlich unter der Herrschaft und dem Einflusse eines zu ihnen sich zählenden Fürstengeschlechts (vgl. Weber, «Ind. Studien», Bd. 2, Berl. 1853), überarbeitet worden. Um die Kritik desselben haben sich besonders Lassen (in Bd. 1 seiner «Ind. Alterthumskunde», 2. Aufl., Bonn 1866) und Holtzmann («Ind. Sagen», 2. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1854) verdient gemacht (nach letzterm sind Recht und Tugend ursprünglich auf Seite des Duryodhana). Eine Ausgabe in vier Bänden erschien in Kalkutta 1834—39, eine zweite 1863 in Bombay mit dem Commentar des Nilakantha. Hippolyte Fauche's unvollendet gebliebene Uebersetzung (10 Bde., Par. 1863—72) ist nur mit größter Vorsicht zu benutzen. Auch Talboys Wheeler's «History of India, Vedic period and the Maha Bharata» (Lond. 1867) beruht weniger auf dem Originaltext, als auf einer pers. Uebersetzung desselben (unter Hinzuziehung von Stücken aus dem sog. «Dschaimini Bharata»). Mannichfache Episoden daraus sind durch Pavie (Par. 1844), Foucaux (Par. 1863), insbesondere aber durch Bopp («Nalus», 3. Aufl. 1868; «Ardschuna's Reise zu Indra's Himmel», 2. Aufl. 1868; «Diluvium», 1829) publicirt und übersetzt worden. Auch das philos. Lehrgedicht «Bhagavadgîtâ» (zuerst übersetzt von Wilkins 1785, sodann von A. W. von Schlegel, Bonn 1823) bildet eine Episode des Werks.

Mahagoni, Mahagoniholz oder Acajouholz heißt das Holz des Stammes der Mahagoni-Swietenie (Swietenia Mahagoni L.), eines 25—33 Mt. hohen, in Westindien und Centralamerika einheimischen, zur Familie der Cedrelaceen gehörigen Baums, mit drei-

Digitized by Google

bis fünfpaarig gefiederten Blättern und traubigen Rispen, in deren kleinen weißlichen Blüten die Staubfäden in eine, an der Spitze gezähnte und innen mit 8—10 Staubbeuteln besetzte Röhre verwachsen sind. Die Samen der fünffächerigen, etwa faustgroßen, birnförmigen, holzigen Kapsel sind an der Spitze geflügelt. Es ist eins der schönsten und edelsten Hölzer, welches jede Witterung und Lage, Hitze und Kälte verträgt, ungemein fest und hart ist, eine spiegelglatte Politur annimmt und niemals von den Insekten angegriffen wird. Es gibt verschiedene Sorten von M., welche sowol in Farbe als auch in Qualität sehr voneinander abweichen und vom Gelblichen bis ins Dunkelrothe, vom Halbfesten bis ins Steinfeste übergehen. Je älter das M. wird, desto dunkler an Farbe und desto fester und dauerhafter wird es. Die Dichte schwankt zwischen 0,56 bis 0,87. Es ist schwer spaltbar. Seine Verwendung zu Möbelfournieren ist bekannt, auch dient es zur Herstellung von Lagern von Maschinenbestandtheilen. Die schwach aromatisch riechende und sehr zusammenziehend bitter schmeckende Rinde, welche in dem Vaterlande des Baums als Heilmittel dient, wurde auch in England unter dem Namen Mahagonirinde oder Amarantrinde als Surrogat der Chinarinde angewendet. Aus den Samen soll da, wo der Baum einheimisch ist, ein purgirendes Oel, das sog. Karapatöl, gewonnen werden.

Maharatten, Mahratten oder Maratten, ein arisches Hinduvolk in dem mittlern Theile Vorderindiens, die Gebirge von Gwalior bis Goa bewohnend und wahrscheinlich aus verschiedenen ältern, von den Mongolen aus dem eigentlichen Hindostan vertriebenen Völkerschaften entsprungen, trat erst um die Mitte des 17. Jahrh. in der Geschichte auf, wo der Abenteurer Sewadschi, gest. 1680, sie zu einem Staate vereinigte, den er und seine Nachfolger durch Eroberungen, besonders im Reiche des Großmoguls, zu einem mächtigen Reiche erweiterten, das einen Flächeninhalt von 1,540,000 QKilom. umfaßte. Die Untüchtigkeit, die bald unter seinen Nachfolgern einriß, welche den Titel Ram-Radscha (Oberkönig oder Oberfürst) führten und in Sattara regierten, bewirkte, daß der Peischwa (erster Minister) Badschiro den Ram-Radscha gefangen setzte und sich des westl. Theils des Maharattenlandes bemächtigte, wo er in Puna einen unabhängigen Staat bildete, während sein College Ragodschi den östl. Theil nahm und den Staat der Berar-M. daselbst gründete. Badschiro, der 1750 starb, machte das Reich von Puna und den Fürstentitel Peischwa in seiner Familie erblich. Diese Theilung des Maharattenreichs konnte aber nicht ohne Einwilligung der Großen und Statthalter desselben geschehen, die deshalb mit Vermehrung ihrer Einkünfte und Macht befriedigt wurden. Die Folge davon war, daß das Reich in eine Menge mehr oder minder mächtiger, unabhängiger und Vasallenstaaten zerfiel und nach dem Aussterben der Dynastie der Ram-Radschas 1777 nur durch einen aus zwölf Braminen bestehenden Regierungsrath, der dem Peischwa die vollziehende Gewalt ließ, zusammengehalten wurde, also eine Art Bundesstaat bildete. Nicht lange dauerte es, so brachen im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrh. unter den Maharattenfürsten langjährige Kriege aus, in welche die Englisch-Ostindische Compagnie verflochten wurde. Infolge hiervon wurden, nachdem schon früher mehrere Provinzen des Maharattenreichs an die Engländer abgetreten waren, von diesen nach einem blutigen Kampfe 1817 und 1818 die letzten Ueberreste des Maharattenreichs unterworfen und ihre Herrscher zu engl. Vasallen gemacht, bis auf den einzigen Rao-Scindia, der seine Unabhängigkeit bis zu seinem Tode bewahrte. Als die Witwe desselben einen Knaben als Sohn adoptirte, den auch die Engländer als Herrscher anerkannten, kam der Haß gegen dieselben unter der schwachen Weiberregierung wieder zum Ausbruch, der schließlich zu einem Kriege mit den Engländern führte, den die beiden 29. Dec. 1843 gelieferten blutigen Schlachten von Maharadschpur und Puniar oder am Antripaß, beide auch die Schlachten von Hingolah genannt, beendigten. Die erstere lieferte der engl. Obergeneral Sir Hugh Gough, während die M. von den beiden franz. Obersten Baptiste und Jacob befehligt wurden; die andere der engl. General Grey. Die Folge dieser Niederlagen war, daß der Staat des Scindia in die Reihe der der Ostindischen Compagnie unterworfenen Subsidiarstaaten trat, eine bedeutende Kriegscontribution zahlen und sein Heer auflösen mußte. Die M., von festem, starkem Körperbau, mit mehr oder weniger brauner Hautfarbe, sind Hindu und Brahmadiener, von grausamem, wildem und treulosem Charakter, abgehärtet und von kriegerischem Geiste. Die bedeutendsten der den Engländern unterworfenen Maharattenfürstenthümer sind, nachdem 1848 das Land des Maha-Radscha von Sattara infolge des Aussterbens der Dynastie und 1854 ebenso der Staat des Bhunsla von Berar oder Nagpur dem Indo-Britischen Reiche einverleibt worden, gegenwärtig: der Staat des Scindia, der den Titel Maha-Radscha, d. i. Großkönig, führt und in Gwalior (s. d.) residirt, mit 62,150 QKilom. und 2½ Mill. E.; der Staat des Guicowar, der in Baroda (s. d.) residirt,

Digitized by Google

mit 20,720 QKilom. und 2 Mill. E.; der Staat des Holkar, welcher seine Residenz in der Stadt Indur oder Indore (s. d.) hat, mit 20,913 QKilom. und 635,450 E.

Mähen nennt man das Abbringen des Grünfutters und Getreides mit der Sense, während man mit der Sichel nur schneidet, mit dem Sichet haut. Das M. mit der Sense verdient vor der Anwendung der beiden andern genannten Instrumente in allen Fällen den Vorzug, wo es auf Förderung der Arbeit ankommt, und ist bei dem Gras zur Heuwerbung nur durch die Maschine zu ersetzen. Das Abbringen des Getreides hingegen geschieht mehrentheils vortheilhafter mit dem Sichet oder der Hausichte, einem in Flandern und am Niederrhein einheimischen Instrument, dessen Führung jedoch eine besondere Geschicklichkeit erfordert. Mit der Sichel wird das Getreide auf kleinen Flächen um deswillen noch gern geschnitten, weil dabei minder Körner ausfallen; aber es bleiben höhere Stoppeln stehen. Zum Abbringen von Gras und Klee ist die Sichel nur in untergeordnetem Maße zu gebrauchen. Das M. des Grases mit der Sense erfordert keine besondere Vorrichtung an dieser; die abgeschnittenen Halme und Blätter legen sich durch den Schwung des Instruments von selbst in Schwaden. Dagegen verlangt das M. des Getreides gewöhnlich eine eigenthümliche Zuthat, das Reff (auch Bügel, Gestell), womit die Halme senkrecht gegen die stehende Getreidewand gelehnt und dann abgenommen oder auch gleich mit einem Schwung abgelegt und in Gelege gebracht werden. Schon in frühen Zeiten ersann man Constructionen zum mechan. Ersatz der sehr schwierigen und ermüdenden Arbeit des M. Plinius und Palladius erwähnen schon Messerwagen, mit welchen die Gallier ihr Getreide abzubringen pflegten. Die ersten vollendetern Mähemaschinen wurden 1807 von James Smith, 1828 von John Bell in England construirt. Dieselben wollten aber keinen allgemeinen Eingang finden. Erst 1846 gelang es dem Amerikaner MacCormick, brauchbare Mähemaschinen zu erfinden, welche seit der londoner Industrieausstellung (1851) immer größere Vervollkommnung und Verbreitung gewonnen haben. Ihre Construction beruht auf dem Princip einer feingezahnten, raschbewegten Messersäge, welche durch ein von dem Laufrad der Maschine bewegtes Triebwerk rasch hin und her geschoben wird und die gegenstehenden Halme oder Blätter abschneidet. Man unterscheidet Grasmähemaschinen und Getreidemähemaschinen. Erstere bestehen nur aus der Sägenklinge mit den Getrieben; bei letzteren fallen die abgeschnittenen Halme auf eine Plattform, von welcher sie durch kreisende Rechenarme in Gelege abgestrichen werden. In neuerer Zeit hat man in Nordamerika, woselbst sie außerordentlich verbreitet sind und am besten gebaut werden, besondere Garbenbindevorrichtungen mit den Getreidemaschinen oder Erntemaschinen verbunden. Sie heißen combinirte Mähemaschinen, wenn sie sowol zum Abbringen von Gras und Klee, als von Halmfrüchten verwendet werden können. Die vorzüglichsten Constructionen sind von: Warder, Mitchell u. Comp. (Champion), Walter Wood, Johnston in Amerika; Hornsby, Howard, Samuelson in England u. s. w. Auch in Deutschland und Oesterreich werden neuerdings gute Mähemaschinen gebaut, so von Siedersleben, Hofherr u. a. m. Zum Abmähen des Grases auf den Rasenplätzen der Parks hat man in England eine kleine Maschine (Lawn mower), nach Art der Tondeuses. Vgl. Lauer, «Mittheilungen über Getreidemähemaschinen» (Brünn 1857); Perels, «Die Erntemaschinen» (Lpz. 1863); Wüst, «Die Leistungen der Mähemaschine» (Berl. 1875).

Mahlmann (Siegfr. Aug.), deutscher Dichter, geb. 13. März 1771 in Leipzig, wo sein Vater Kaufmann war, besuchte die Fürstenschule zu Grimma und widmete sich seit 1789 in Leipzig juriſt. und literarischen Studien, nach deren Beendigung er als Führer eines jungen Edelmanns nach Livland ging, mit welchem er nachher die Universitäten zu Leipzig und zu Göttingen besuchte und 1797 eine Reise durch den Norden Europas machte. Im folgenden Jahre nach Leipzig zurückgekehrt, beschäftigte er sich hier vorzüglich mit der deutschen schönen Literatur, übernahm kurze Zeit eine Buchhandlung und wurde 1805 nach seines Schwagers Spazier Tode Herausgeber der «Zeitung für die elegante Welt», welche er bis 1810 allein, dann bis 1816 in Verbindung mit Meth. Müller redigirte. M. hatte 1810—18 auch die «Leipziger Zeitung» in Pacht und Administration, die ihm während des Kriegs sehr bedeutenden Gewinn brachte, aber auch die Veranlassung gab, daß er 1813 durch die Franzosen auf kurze Zeit auf die Citadelle nach Erfurt abgeführt wurde. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit den Naturwissenschaften und insbesondere mit der Oekonomie. M. starb 16. Dec. 1826 zu Leipzig. Sind seine Gedichte der ebenso innige als klare Ausdruck einer sanften Wehmuth oder einer über das Grab hinausblickenden Erhebung, so bekunden dagegen sein anonym herausgegebenes «Marionettentheater» (Lpz. 1806) und sein «Herodes vor Bethlehem» (neue Aufl., Lpz. 1871), eine satirische Parodie von Kotzebue's «Hussiten», des Ver-

Digitized by Google

fassers Talent für die dramatische Burleske. Auch seine «Erzählungen und Märchen» (2 Bde., Lpz. 1802; 2. Aufl. 1812) wurden mit Beifall gelesen. Er selbst besorgte eine Ausgabe seiner «Sämmtlichen Gedichte» (Halle 1825; 4. Aufl., Lpz. 1845; neue Ausg., Lpz. 1875); seine «Sämmtlichen Werke» erschienen in acht Bänden (Lpz. 1839—40).

Mahlschatz (Treuschatz, d. h. Verlobungsgeld, althochdeutsch mahalscaz), bisweilen gleichbedeutend mit Brautschatz, Aussteuer, bedeutet dem richtigern und gewöhnlichen Sprachgebrauche nach soviel als Arrha (s. d.) bei Verlöbnissen. Nach röm. Rechte ging der gegebene M. sowie das Brautgeschenk bei Trennung des Eheverlöbnisses für den schuldigen Theil verloren. Nach der Praxis einiger Länder mußten bei freiwilligem Rücktritt vom Verlöbniß, der nur mit Genehmigung der geistlichen Behörde erfolgen konnte, die Mahlschätze von beiden Theilen an diese abgeliefert werden. Ein Ueberrest des alten formalen Verlobungsrechts (ursprünglich des Brautkaufs) ist wol der Trauring, welcher von der Kirche in Anlehnung an den röm. annulus pronubus adoptirt wurde. Vgl. Friedberg, «Das Recht der Eheschließung» (Lpz. 1865); von Jagemann, «Die Daraufgabe» (Berl. 1873); Sohm, «Recht der Eheschließung» (Weim. 1875); Stammler, «Ueber die Stellung der Frauen im alten deutschen Recht» (Berl. 1877).

Mahl- und Schlachtsteuern gehören zu den sog. Aufschlägen oder Verzehrungs- und Aufwandssteuern und sind innere Abgaben auf die nothwendigsten Lebensmittel, welche als eine Fortsetzung der alten Accise zu betrachten sind und sich theilweise noch als allgemeine Landesabgaben, gewöhnlich aber nur als städtische Abgaben, als sog. Octrois, erhalten haben. In neuerer Zeit sind sie in verschiedenen Staaten und zahlreichen Städten in Wegfall gekommen. So wurden in Belgien die gesammten Octrois communaux unter dem Ministerium Frère beseitigt, in Preußen sind sie in der Mehrzahl der großen Städte abgeschafft, dagegen bestehen sie noch in verschiedenen Gegenden Deutschlands und Frankreichs. (S. Steuern.)

Mahmud II., der bedeutendste Sultan des Osmanenreichs neuerer Zeit, geb. 20. Juli 1785 als zweiter Sohn Abdulhamid's I., gelangte, von seinem Bruder und Vorgänger, Mustafa IV., dem Tode geweiht, durch einen zu Gunsten des früher abgesetzten Sultans Selim III. veranstalteten siegreichen Aufstand, da Mustafa den Selim erdrosseln ließ, 1. Aug. 1808 auf den Thron, welchen er, nachdem er auch den Mustafa hatte tödten lassen, als einziger Sprosse des Hauses Osman innehielt. Die Monarchie befand sich bei seiner Thronbesteigung in elendester Lage; in Aegypten, Syrien, Bagdad, Kleinasien, Epirus und sonst hatten sich Sonderherrschaften gebildet, welche nur in theilweiser Abhängigkeit zum türk. Reiche standen. Die Serben fochten mit Glück für ihre Unabhängigkeit, und Rußland, das seit 1806 die Pforte mit Krieg überzog, benutzte und deckte die serb. Erhebung. Von seinem Vetter, Selim III., in die Reformidee eingeweiht, hielt M. consequent an derselben fest. Die Russen kämpften mit geringem Glück; 1810 räumten sie die Bulgarei, die Städte Nikopolis und Silistria einäschernd, worauf der ihnen drohende Krieg mit Frankreich sie nöthigte, der Pforte einen annehmbaren Frieden (von Bukarest 28. Mai 1812) zu bewilligen. M. bekam dadurch freie Hand, sich den innern Reformen zuzuwenden, und ließ sich vor allen Dingen die Wiederherstellung der Reichseinheit angelegen sein. Ein großer Erfolg war die Vernichtung des mächtigen Ali-Pascha von Janina, welche seine Macht auf der Balkanhalbinsel bedeutend befestigte; indessen war ihm bereits in dem neu erwachten Griechenthum (s. Griechenland) ein weit gefährlicherer Feind erstanden. Die Niederlagen seiner Armeen in Livadien und Morea beschleunigten bei ihm die Ausführung einer längst vorbereiteten Militärreform, welche, nach blutiger Vertilgung der Janitscharen (s. d.) 1826 durchgeführt, die Bildung der gegenwärtigen bewährten türk. Armee ermöglichte. Ehe aber die neue Kriegsmacht eine achtunggebietende Gestalt gewonnen, wurde M. 1828 abermals von Rußland angegriffen und zu dem Frieden von Adrianopel (28. Sept. 1829) genöthigt, welcher die Unabhängigkeit Griechenlands und die jetzige staatsrechtliche Stellung Serbiens besiegelte. (Vgl. Moltke, «Der russ.-türk. Feldzug in der europ. Türkei 1828 und 1829», 2. Aufl., Berl. 1877). M. wandte sich dann der Arbeit an der innern Reorganisation seines Reichs wieder zu. Nachdem es ihm gelungen, die Paschas von Bagdad und von Skodra zu unterwerfen, hoffte er auch noch des mächtigsten seiner Vasallen, Mehemed-Ali's (s. d.) von Aegypten, Meister zu werden. Die dazu getroffenen Veranstaltungen aber schlugen fehl. Mehemed-Ali eroberte Syrien und bedrohte nach drei siegreichen Schlachten von Kleinasien aus den Sultan in Konstantinopel. M. mußte sich die Hülfe des Erbfeindes seines Reichs, des Kaisers von Rußland, gefallen lassen und dem Vicekönig von Aegypten im Frieden von Kutajeh (5. Mai 1833) Syrien und Cilicien abtreten. Die Züchtigung des übermüthigen Vasallen blieb seitdem der leitende Gedanke seiner Regierungsthätigkeit. Im Mai 1839

Digitized by Google

endlich glaubte er seine Rüstungen vollendet zu haben und mit den Feindseligkeiten beginnen zu können. Aber die erste Begegnung seiner Armee mit den Truppen des Vicekönigs unter Ibrahim-Pascha führte zu einem entscheidenden Siege des letzteren bei Nisib in Nordsyrien (24. Juni 1839). Noch bevor die Nachricht von diesem Unglück nach Konstantinopel gelangt war, starb M. 1. Juli 1839. Ihm folgte sein ältester Sohn, Abd-ul-Medschid. M. war der letzte Sultan, der, wie seine Vorfahren, ohne den mindesten Zweifel an seiner Berechtigung über Leben und Eigenthum seiner Beamten mit vollkommener Freiheit verfügt hat. Er hielt sich für berufen, das Osmanenreich wieder auf die Höhe einer weltbeherrschenden Macht zu heben, und um dies Ziel zu erreichen, war ihm jedes Mittel recht. Das Osmanenreich verdankt ihm die Umgestaltung, die es allein lebensfähig erhalten konnte. Er vernichtete die Allmacht religiösen Vorurtheils, das sich gegen jeden von Europa kommenden Fortschritt sperrte; er befreite sein Land von dem Alp asiat. Barbarei und den revolutionären Machthabern, welche mit dieser Barbarei im Bunde standen. Insbesondere war sein Streben dahin gerichtet, seine Armee zu reorganisiren, zu welchem Zwecke er europ., namentlich aber preuß. Offiziere (wie z. B. den damaligen Hauptmann, spätern Feldmarschall von Moltke) berief. Vgl. Bastelberger, «Die militärischen Reformen unter M. II.» (Gotha 1874).

Mahnverfahren (Mandatsproceß) ist nach der deutschen Civilproceßordnung §. 628 fg. zulässig wegen eines Anspruchs, welcher die Zahlung einer bestimmten Summe oder die Leistung einer bestimmten Quantität anderer vertretbarer Sachen oder Werthpapiere zum Gegenstande hat. Hier ist auf Antrag (Gesuch) des Gläubigers ein bedingter Zahlungsbefehl zu erlassen, binnen einer vom Tage der Zustellung laufenden Frist von zwei Wochen bei Vermeidung sofortiger Zwangsvollstreckung den Gläubiger zu befriedigen oder bei dem Gerichte Widerspruch zu erheben. Durch rechtzeitige Erhebung des Widerspruchs verliert der Zahlungsbefehl seine Kraft, doch bleiben die Wirkungen der Rechtshängigkeit bestehen. Nach Ablauf der Frist ist der Zahlungsbefehl auf Gesuch des Gläubigers für vorläufig vollstreckbar zu erklären, sofern nicht vor der Vollstreckbarkeitserklärung vom Schuldner noch Widerspruch erhoben ist. Gegen den Vollstreckungsbefehl findet Einspruch statt (§§. 303—311). Wird bei nicht erhobenem Widerspruch die Erlassung des Vollstreckungsbefehls nicht binnen sechs Wochen seit Ablauf der im Zahlungsbefehle gestellten Frist nachgesucht, so verliert der Zahlungsbefehl dergestalt seine Kraft, daß auch die Wirkungen der Rechtshängigkeit erlöschen. Jede Partei kann den Gegner zur mündlichen Verhandlung mit Ladungsfrist von mindestens drei Tagen laden.

Mahon (Mac-), Marschall von Frankreich und Präsident der Republik, s. Mac-Mahon.

Mahon (Port-), die Hauptstadt der Insel Menorca (s. d.).

Mahon (Viscount), s. Stanhope.

Mähren, eine zum cisleithanischen Theile der Oesterreich-Ungarischen Monarchie gehörige Markgrafschaft, ist im N. von der preuß. Grafschaft Glatz und Oesterreichisch-Schlesien, im O. von Ungarn, im S. von Niederösterreich und im W. von Böhmen begrenzt und hat ein Areal von 22,229,61 QKilom. Die Sudeten trennen M. von Schlesien, das sog. Mährische Gebirge von Böhmen, die Karpaten von Ungarn. Zweige dieser Gebirge durchschneiden das ganze Land, das nur im S. ausgedehntere Ebenen aufzuweisen hat. Insbesondere ist das bis 1000 Mt. hohe Mährische Gebirge oder der Mährische Rücken zu erwähnen, welcher ganz ähnlichen Terrassenbau wie das böhm. Bergland hat, ohne bestimmte Kettenbildung, und sich gegen O. und SO. zu den Mährischen Abfällen und zur Marchebene senkt. Auch die eigentlichen Sudeten oder das schles.-mähr. Gebirge mit dem 1487 Mt. hohen Altvater oder Mährischen Schneeberge fällt in dem Mährischen Gesenke, einer niedern Berglandschaft von 500—650 Mt. Höhe, steil gegen W. und SW. zum Marchthale, gegen S. zum Betschwa-, gegen SO. zu dem nordostwärts gerichteten Oderthale ab, d. i. zu einer nur 250 Mt. hohen Ebene, die als Einsenkung oder Gebirgslücke zwischen dem deutschen und karpatischen Hochlande erscheint. Neben zahlreichen andern Flüssen ist die March, von der das Land den Namen hat, der Hauptfluß, jedoch auch nur eine Strecke schiffbar. Die in M. entspringende Oder berührt das Land nur wenig. Größere Seen gibt es nicht, wol aber viele Teiche. Das höhere Gebirge ist wenig fruchtbar; dagegen gibt es im Innern des Landes viele schöne Ebenen und Flächen, und in der sog. Hanna und den südl. Gegenden ist der Boden ungemein ergiebig. Das Klima ist verhältnißmäßig mild. Die Bevölkerung, welche sich 31. Dec. 1869 auf 2,017,274 Seelen belief, besteht der Nationalität nach zu 72 Proc. aus Slawen, zu 26 Proc. aus Deutschen, welche hauptsächlich die südl., nordwestl. und nördl. Gegenden bewohnen. Die nichtdeutsche Bevölkerung gehört, mit Ausnahme von 1000 Kroaten, die an der Thaya leben, dem mährischen,

Digitized by Google

einem der czech. Nation nahverwandten Volksstamme an, welcher in verschiedenen Landestheilen besondere Namen führt, so im westl. Gebirge die Benennung «Horaken», in der Hanna «Hannaken», im östlichen, dem Karpatengebirge, «Walachen». Verhältnißmäßig bedeutend ist die Zahl der Juden (1869: 42,644, also über 2 Proc.). M. ist eins der am dichtesten bevölkerten Länder Oesterreichs; 1869 gab es 86 Städte, 190 Märkte und 3041 Dörfer. Die meisten Bewohner (über 95 Proc.) bekennen sich zur röm.-kath. Kirche, und es bestehen im Lande ein Erzbischof zu Olmütz und ein Bischof zu Brünn, 876 Pfarreien und 1700 Weltgeistliche. Die Evangelischen, die Ende 1869: 54,927 Seelen (19,914 Lutheraner und 35,013 Reformirte, insgesammt fast 3 Proc.) zählten, haben 2 Superintendenten und 32 Geistliche.

Der fruchtbare Boden M.s ist auf das vortrefflichste bewirthschaftet, und das Land nimmt in der Pflege der Landwirthschaft eine hervorragende Stelle in Europa ein. Von dem Areal des Landes sind nur 4,2 Proc. unproductiv; 51,6 Proc. sind Acker- und Weinland, 17,5 Proc. Wiesen, Gärten und Weiden und 26 Proc. Waldgrund. Der Ackerbau liefert Getreide (besonders schönen Weizen in der Hanna, an der March und um Brünn), Kartoffeln und Hülsenfrüchte im Ueberfluß, große Quantitäten von Runkelrüben, vorzügliche Gemüsearten, sehr guten Flachs und Hanf, etwas Hopfen, Raps, Safran, Senf, Fenchel, Anis, Cichorie, Mohn u. s. w. Auch der Garten- und Obstbau findet einen starken Betrieb, der Weinbau in den südl. Gegenden. In der Viehzucht ist die Schafzucht der Glanzpunkt, obschon auch die Rindviehzucht, die durch fette Wiesen und Weiden begünstigt wird, von Bedeutung ist. Auf den Karpaten wird eine Abart der Alpenwirthschaft mit Milch- und Käsebereitung betrieben. Nach der Viehzählung von 1869 besaß M. 118,469 Pferde, 537,305 Rinder, 161,419 Schweine, 80,383 Ziegen und 323,503 Schafe. Von Wichtigkeit ist die Federviehzucht, insbesondere die Gänsezucht, ferner die Fischerei und die Jagd. Die Forstcultur steht auf hoher Stufe. Der Bergbau ist auf Eisen, Stein- und Braunkohlen sowie auch auf Graphit sehr ergiebig; 1869 wurden producirt: 973,165 Zollctr. Roheisen, 12,313,304 Zollctr. Stein- und Braunkohlen und 93,986 Zollctr. Graphit. An Bau- und Nutzsteinen sind große Lager vorhanden. Besuchte Heilbäder sind die Molkencuranstalt Roznau im karpatischen Gebirge, der Sauerbrunnen Luhatschowitz und das Schwefelbad Ullersdorf. M. gehört hinsichtlich der Gewerbsindustrie zu den betriebsamsten Ländern. Obenan steht die weltberühmte mähr. Schafwollwaaren-Industrie, die in vielen Orten betrieben wird, am stärksten aber in Brünn, welche Stadt mit ihren tuchartigen Modestoffen fast den ganzen österr. Markt versorgt und einen beträchtlichen Handel selbst mit dem Oriente und Amerika treibt. Von großer Bedeutung ist ferner die Flachsspinnerei und Leinweberei, die ihre Hauptsitze in den Bezirken Römerstadt, Schönberg, Sternberg, Mährisch-Trübau, Zwittau u. s. w. aufgeschlagen hat. Ein sehr wichtiger Industriezweig, der ebenfalls in den nördl. Gegenden vorherrscht, ist auch die Verfertigung verschiedener Baumwollwaaren. Sonst sind von großem Belange die Gerberei, die Rübenzuckerfabrikation, für welche 45 Etablissements in Thätigkeit sind, die 12 Mill. Zollctr. Rüben verarbeiten, die Branntweinbrennerei und Spiritusfabrikation, die Eisenindustrie und Schienenfabrikation, die Verfertigung von Maschinen und Wagen. Alle diese genannten Industriezweige arbeiten für den Export. Endlich hat M. keinen Mangel an andern Gewerbsanstalten, so namentlich an Bierbrauereien, deren es gegen 300 gibt, an Mühlenwerken u. s. w. Infolge des hohen Grades der physischen und technischen Cultur sind auch Handel und Verkehr sehr lebhaft, die, wenngleich nicht durch schiffbare Flüsse, doch durch gute Kunststraßen, sowie durch Eisenbahnen, welche M. in die engste Verbindung mit Wien, Schlesien und Böhmen setzen, gefördert werden. Für den Volksunterricht ist gut gesorgt; 1870 bestanden 1866 allgemeine Volksschulen und 4 Bürgerschulen. An andern Lehranstalten sind vorhanden: (1874) zwei theol. Lehranstalten (zu Olmütz und Brünn) und eine chirurgische Lehranstalt in Olmütz, eine technische Lehranstalt in Brünn, 10 Gymnasien, 10 Realgymnasien, 13 Realschulen, eine Forstschule und drei Bildungsanstalten für Lehrer und Lehrerinnen. Unter den gemeinnützigen Vereinen ist die k. k. Mährisch-Schlesische Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde mit dem Franzensmuseum zu Brünn die hervorragendste. Vgl. «Zur Culturgeschichte M.s und Oesterreichisch-Schlesiens» (Bd. 15 der «Schriften der Historisch-Statistischen Section u. s. w.», Brünn 1866).

Die gegenwärtige Landesverfassung M.s beruht auf der Landesordnung vom 26. Febr. 1861. Danach besteht der Landtag der Markgrafschaft, mit welchem der Kaiser in Landessachen die Gesetzgebende Gewalt ausübt, aus dem Erzbischofe von Olmütz und dem Bischof von Brünn, aus 30 Abgeordneten des großen Grundbesitzes, aus 31 Abgeordneten der Städte und Industrieorte, aus 6 Abgeordneten der beiden Handels- und Gewerbekammern zu Brünn

Digitized by Google

und Olmütz und aus 31 Abgeordneten der Landgemeinden, somit zusammen aus 100 Mitgliedern. Die Mandatsdauer der Abgeordneten beträgt, wie in den andern deutsch-slaw. Ländern Oesterreichs, sechs Jahre. Die Wahl ist direct, nur bei den Landgemeinden indirect. In das Abgeordnetenhaus des österr. Reichsraths entsendet der mähr. Landtag 22 Mitglieder. An der Spitze der innern Landesverwaltung steht die Statthalterei, welche in der Landeshauptstadt Brünn ihren Sitz hat. Für die weitere Verwaltung zerfällt M. in 36 Bezirkshauptmannschaften. Die Rechtspflege wird in sechs Gerichtshöfen erster Instanz, in zweiter Instanz von dem Oberlandesgerichte in Brünn ausgeübt; in dritter Instanz geht der Rechtszug an den obersten Gerichtshof in Wien. Die Finanzverwaltung wird von der Finanzlandesdirection in Brünn und unter dieser und zwar für die directen Steuern von 6 Steuercommissionen und den 76 diesen unterstellten Steuerämtern, für die indirecten Abgaben von 4 Finanzbezirksdirectionen wahrgenommen. In militärischer Beziehung steht M., mit Schlesien vereinigt, unter dem Generalcommando in Brünn. Das mähr. Landeswappen ist ein von Roth und Silber geschachter, golden gekrönter Adler in Blau.

M. wurde in Germaniens Urzeit von den Markomannen und Quaden bewohnt. Als diese 407 mit den Vandalen nach Gallien und Spanien zogen, besetzten es die Rugier, die Heruler und um 548 die Longobarden. Zuletzt wurde es von einer Colonie Slawen, die von der March oder Morawe den Namen Morawer annahmen, aufs neue bevölkert. Bei dem Verfalle des Reichs der Avaren konnten sich die Morawer weiter ausbreiten und ein Königreich errichten, das unter dem Namen Großmähren weit größere Ausdehnung als das heutige M. hatte. Karl d. Gr. überwand die Morawer und nöthigte ihren König Samoslaw, sich taufen zu lassen; doch wurden erst um 856 Cyrill und Methodius die wahren Apostel der Mähren. Ludwig der Fromme legte dem Könige Megomir Tribut auf, und Ludwig der Deutsche machte den König Radislaw zum Gefangenen. Der deutsche König Arnulf vergrößerte M. auf der einen Seite bis an die Oder und auf der andern gegen Ungarn bis an den Fluß Gran; als sich aber Swatopluk empörte, schlug er diesen mit Hülfe der Böhmen und Ungarn. So wurde das mähr. Reich geschwächt, dann unter Swatobog, Swatopluk's Söhne, 908 ganz aufgelöst und nach und nach ein Raub der Ungarn, Polen und Deutschen. Seit 1029 blieb M. urkundlich dem Königreiche Böhmen zugeordnet und hatte mit demselben gleiche Verfassung, Verwaltung, Gesetze. Erst mit der Constituirung M.s als Markgrafschaft (6. Dec. 1197) erscheinen ein eigener mähr. Hof und mähr. Hofämter. Die Markgrafschaft sollte fortan nicht unmittelbar dem Römischen Reiche, sondern der Krone Böhmen zu Lehn gehen. Inzwischen wurden, nach der Erbfolgeordnung Bratislaw's I. von 1054, noch immer nachgeborene Söhne und jüngere Glieder der regierenden Familie mit einzelnen Landestheilen, wie Böhmens, so auch M.s belehnt, die jedoch nur Nutznießung der Regalien, keine Souveränetät hatten. Solche Herzogthümer und Fürstenthümer waren die von Olmütz, Brünn, Znaim, Lundenburg und Jamnitz. Endlich erfolgte im 14. Jahrh. die völlige Vereinigung aller Landestheile unter den Regenten des luxemb. Hauses, und M. fiel nach König Ludwig's II. Tode in der Schlacht bei Mohacz, 1526, ebenso wie Böhmen, kraft früherer Verträge an Oesterreich und theilte nun die weitern Schicksale dieses Landes. Nach dem Verluste des größten Theils von Schlesien wurde der bei Oesterreich verbliebene Rest dieses Herzogthums mit M. zu einer Provinz vereinigt, 1849 aber davon wieder getrennt und als unmittelbares Kronland der Monarchie erklärt. Vgl. Wolny, «Die Markgrafschaft M., topographisch, statistisch und historisch geschildert» (6 Bde., Brünn 1835—40); derselbe, «Kirchliche Topographie von M.» (4 Bde., Brünn 1855); Koristka, «Die Markgrafschaft M. und das Herzogthum Schlesien» (Wien u. Olmütz 1860); d'Elvert, «Beiträge zur Geschichte der Neugestaltung M.s im 17. Jahrh.» (Bd. 16 der «Schriften der historisch-statistischen Section der k. k. Mährisch-Schlesischen Gesellschaft», Brünn 1867); Dudik, «M.s allgemeine Geschichte» (Bd. 1—7, Brünn 1860—76).

Mährische Brüder, s. Böhmische Brüder.

Mai (lat. Majus, von Maja, der Mutter des Mercur), der Wiesen-, Gras-, Blüten-, Rosen- oder Wonnemonat, ist der fünfte Monat des Jahres und hat 31 Tage. Er ist der zweite Frühlingsmonat, und weil in ihm die Vegetation sich üppig entfaltet, die Wälder grün und vogelbelebt werden, viele Feld- und Wiesenblumen in Blüte treten und die Temperatur an Milde zunimmt, hat er einen bessern Namen erhalten, als er in der Wirklichkeit verdient. Denn der M. bringt gewöhnlich mehr Leid als Wonne, mehr schlechtes als gutes Wetter, und vor den drei Sommerwächtern Pancratius, Servatius und Bonifacius (12., 13. und 14. Mai) ist in Mitteleuropa nicht mit Sicherheit auf Verschwinden der Fröste zu rechnen. Lostage des M.

Digitized by Google

sind 1., 6., 12., 13. und 25. (Urban, 25., als Patron des Weinbaus besonders geehrt). — Maien, von dem slaw. Màj, junges Bäumchen (daher Mais-Jungholz in der Forstsprache), nennt man junge Bäume mit dem Schmuck der ersten goldgrünen Blättchen, vorzugsweise Birken, auch Linden, Sperberbäume und Fichten, die als Ehren- und Freudenbezeigung vor die Thüren gepflanzt werden, namentlich von jungen Burschen den Geliebten und zur Pfingstzeit. Dieser Gebrauch ist in allen german. und slaw. Landen heimisch gewesen, nimmt aber gegenwärtig immer mehr ab. Vgl. Pabst, «Die Volksfeste der Maigrafen» (Berl. 1865).

Mai (Angelo), ital. Alterthumsforscher und Philolog, geb. 7. März 1782 zu Schilpario in der Provinz Bergamo, lebte anfangs als Jesuit zurückgezogen im Venetianischen, bis er 1813 eine Anstellung als Aufseher bei der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand erhielt. Hierauf wurde er 1819 Custos der vaticanischen Bibliothek in Rom, dann Bibliothekar, 1825 überzähliger apostolischer Protonotar, später Präfect der Congregation des Index und 1838 Cardinal. Er starb 9. Sept. 1854 zu Albano bei Rom. M. begründete seinen wissenschaftlichen Ruf durch Bekanntmachung einer großen Anzahl von Schriften des griech. und röm. Alterthums, die er in Palimpsesten (s. d.) zuerst entdeckte und durch chem. Mittel leserlich machte. Zu seinen frühern Entdeckungen gehören die Bruchstücke der Reden Cicero's «pro Scauro, Tullio, Flacco» und «in Clodium et Curionem», die er später auch vereint herausgab (Mail. 1817); ferner einige Reden des Cornelius Fronto, mehrere Briefe der Kaiser Marc Aurel und Lucius Verus und andere kleinere Ueberreste (Mail. 1815; 2. vermehrte Ausg., Rom 1823); Fragmente des Plautus, besonders aus der «Vidularia» desselben (Mail. 1815); die vollständige Rede des Isäus «Ueber die Erbschaft des Kleonymos» (Mail. 1815) und eine Rede des Themistius (Mail. 1816); sodann einige Bücher der «Röm. Alterthümer» des Dionysius von Halikarnaß (Mail. 1816); ein «Itinerarium Alexandri» und die Schrift des Julius Valerius «Res gestae Alexandri» (Mail. 1817; Frankf. 1818). Diese und noch andere bis dahin ungedruckte Schriften theilte er aus der Ambrosianischen Bibliothek mit. Hierauf setzte er seit 1819 seine palimpsestischen Studien zu Rom in der vaticanischen Bibliothek fort, deren bedeutendste Frucht das Werk des Cicero «De republica» (Rom 1822) war. Außerdem verdankt man ihm mehrere Sammlungen von alten, noch unbekannten Schriften, die allerdings der Zeit und dem Inhalte nach einen verschiedenen Werth behaupten, sowie eine Menge anderer literarischer Beiträge in den «Auctores classici e Vaticani codicibus editi» (10 Bde., Rom 1828—38), in der «Scriptorum veterum nova collectio e Vaticani codicibus edita» (10 Bde., Rom 1825—38) und in dem «Spicilegium Romanum» (10 Bde., Rom 1839—44). Das letzte der Sammelwerke, in welchem er seine Funde veröffentlichte, war die «Nova patrum bibliotheca» (Bd. 1—6, Rom 1852—53).

Maiblümchen, Pflanzenart, s. Convallaria.

Maidstone, Municipalstadt, Parlamentsborough und Hauptort der engl. Grafschaft Kent, in fruchtbarer Gegend am linken Ufer des Medway und am Abhange eines Hügels gelegen, von Obstgärten, großen Hopfenpflanzungen und Gehölzen umgeben, ist solid gebaut und zählt 26,196 E. Das Grafschaftsgefängniß, welches 1818—29 mit einem Aufwande von 200,000 Pfd. St. vollendet wurde, bedeckt 5,3 Hekt. und ist eins der größten und besten des Königreichs. Die alterthümliche Allerheiligenkirche mit hohem Thurme ist eine der größten Pfarrkirchen Englands. Bemerkenswerth sind außerdem die Gerichtshalle, das Stadthaus und das Markthaus mit Kornhallen. Die Stadt hat ein Irrenhaus, drei große Freischulen, ein Theater, eine Philosophische Gesellschaft und eine öffentliche Bibliothek. M. ist ein Centralpunkt des engl. Hopfenhandels. Begünstigt durch die Lage an der Eisenbahn und dem schiffbaren Medway, treibt es außerdem auch lebhaften Handel mit Getreide, Früchten und Holz. Minder bedeutend ist die Industrie der Stadt. Man fertigt Filz, wollene Decken, Hopfensäcke und unterhält Brauereien und Brennereien. In der Nähe befinden sich sechs Papiermühlen und Steinbrüche.

Maier (vom lat. Major) hieß im Mittelalter der Vorsteher der Gutsunterthanen, namentlich unfreien, und ist also gleichbedeutend mit Vogt. Ferner heißt M. der Verwalter eines Landguts (Maiergut, Maierhof) im allgemeinen; sodann bezeichnet es auch in manchen Gegenden eine besondere Art von Bauern, die kein volles Eigenthum an ihrem Gute haben.

Maifeld, s. Märzfeld.

Maikäfer oder Laubkäfer (Melolontha) heißt eine zur Abtheilung der fünfgliederigen und blatthörnigen Käfer gehörende Käfergattung (s. Coleopteren), welche nur von Pflanzen lebt und zehngliederige Fühler mit einer aus drei Blättern bestehenden Keule, die beim Männchen weit größer sind, und ein höckerloses Kopfschild besitzt. Von den hierhergehörigen Arten ist der

Digitized by Google

gemeine M. (M. vulgaris) eins der schädlichsten Insekten. Die Weibchen legen die Eier, aus welchen nach vier bis sechs Wochen die Larven ausschlüpfen, in den Boden. Seine als Engerling bekannte große Larve lebt von den Wurzeln der Forst- und Feldgewächse. Die Käfer erscheinen alle drei oder vier Jahre in ungeheuerer Menge, da die Larve so lange braucht, bis sie sich zum Käfer entwickelt hat. Man begegnet dem Uebel am besten durch Einsammeln der Käfer, die sich am frühen Morgen besonders leicht abschütteln lassen, sowie durch Hegen der den Käfern und Engerlingen nachstellenden Thiere. Die zerstampften Käfer geben einen vortrefflichen Dünger; auch sind sie für viele Vögel ein Lieblingsfutter. Der Walker oder Müller (M. Fullo) ist kastanienbraun und mit weißen Flecken besprengt und bildet eine eigene, aber nicht häufig vorkommende Art. Vgl. Plieninger, «Gemeinfaßliche Belehrung über die M. und ihre Verheerungen, sowie die geeigneten Mittel dagegen» (2. Aufl., Stuttg. 1868).

Mailand, ehemals ein selbstständiges Herzogthum in Oberitalien und eins der schönsten, fruchtbarsten und cultivirtesten Länder Europas, wurde im W. von Piemont und Montferrat, im S. von Genua, im O. von Parma, Mantua und Venedig, im N. von den vier ital. Vogteien der Schweiz und von Graubünden begrenzt. Der erste, vom Kaiser Wenzel 1395 ernannte Herzog war Gian Galeazzo Visconti (s. d.). Das Herzogthum bestand damals aus den blühendsten lombard. Städten, in welchen die Visconti theils durch Fehden, theils durch Begünstigung der Bürger und des Kaisers die höchste Macht erhalten hatten. Als der Mannsstamm der Visconti 1447 erlosch, gelang es, obschon Frankreich die nächsten Ansprüche auf M. hatte, doch dem Francesco Sforza (s. d.), dem Gemahl einer natürlichen Tochter des letzten Visconti, 1450 das Land für sich und seine Familie zu erhalten. Doch seit 1499 fing Ludwig XII. von Frankreich wieder an, seine Ansprüche auf M. geltend zu machen, die sein Nachfolger, Franz I., noch eifriger verfocht. So war das Land nun abwechselnd im Besitze Frankreichs und der Sforza, bis Franz I. im Madrider Frieden von 1526 alle ital. Besitzungen aufgeben mußte. Als hierauf mit Francesco II. Sforza, der M. 1521 vom Kaiser Karl V. als Reichslehn erhalten hatte, 1535 der Sforza'sche Mannsstamm ausstarb, gab Karl V. M. seinem Sohne Philipp II. von Spanien, bei welcher Krone es nun bis zum Spanischen Erbfolgekriege blieb, infolge dessen es 1713 an Oesterreich kam, worauf es nebst Mantua die österr. Lombardei bildete. Im Wiener Frieden von 1735 und im Wormser Vertrage von 1743 wurden Theile davon an Sardinien überlassen. Nachdem sich 1796 die Franzosen des Landes bemächtigt, ward M. 1797 zur Cisalpinischen Republik, 1802 zur Italienischen Republik und 1805 zum Königreich Italien geschlagen. Bei der Auflösung desselben 1814 erhielt Sardinien den früher besessenen Antheil (8260 QKilom.) zurück, das übrige vereinigte Oesterreich (21,585 QKilom.) mit dem neugebildeten Lombardisch-Venetianischen Königreich. Infolge des Kriegs von 1859 gelangte mit der Lombardei auch M. an Sardinien.

Mailand (ital. Milano, lat. Mediolanum), Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums M., bis 1859 des Lombardisch-Venetianischen Königreichs, seitdem einer Provinz des Königreichs Italien, die größte und reichste Stadt Oberitaliens, ist durch den Kanal Naviglio-grande mit dem Ticino, durch den Kanal Martesana mit der Adda verbunden und liegt an den oberital. Bahnlinien Genua-Voghera-M., Mortara-Vigevano-M., Turin-M.-Verona, Varese-Arona-Gallarate-M., Lecco-Monza-M., Chiasso-Como-M. und M.-Piacenza, in einer weiten, fruchtbaren Ebene, deren Horizont im Norden die Alpen begrenzen. M. ist Sitz des Präfecten und eines Erzbischofs, ferner eines Appellationshofs, eines Generalcommandos und anderer Behörden, hat innerhalb ihrer Bastionen und Mauern, die durch 14 Thore unterbrochen sind, eine Ausdehnung von über 8 QKilom. und zählt (1876) 283,225 E., wovon 76,127 auf die seit 1874 mit M. vereinigten Vorstädte (Corpi santi) kommen. Ungeachtet aller durch Zeit, Kriege und andere feindliche Schicksale erlittenen Unfälle hat die Stadt doch noch einen großen Theil ihres alten Glanzes gerettet. An ihr Alterthum erinnert freilich nur ein Rest von Thermen, die 16 Säulen von San-Lorenzo. Desto reicher ist sie an Denkmalen neuerer Zeit, darunter der berühmte Dom zu M., nach St.-Peter in Rom die größte Kirche in Italien. Ganz aus weißem Marmor gebaut, gewährt derselbe von innen und außen den großartigsten Eindruck. Die ältesten Meister, welche an demselben seit 1386 arbeiteten, führten ihn im spätern goth. Stile auf; um die Mitte des 16. Jahrh. aber baute Pellegrini die Vorderseite mehr im antiken Geschmacke aus und zerstörte auf diese Weise die Einheit und Harmonie des Ganzen. Napoleon I. ließ mit großen Kosten das halb fertige Gebäude fast bis zur Vollendung fortführen; doch ist der Bau, den 1819 Kaiser Franz wieder aufnahm, äußerlich noch immer nicht ganz vollendet. Wenn von außen Glanz des Marmors, die goth. Verzierungen und die Fülle von 106 Spitzthürmen

Digitized by Google

und 4500 Statuen den Beschauer überraschen, so wird man im Innern des Doms, der sich auf 52 Säulenpfeiler stützt, von dem Helldunkel der Räume lebendig ergriffen. Die Länge des Innern beträgt 148 Mt., die Höhe des Mittelschiffs 50, der Kreuzkuppel 64, der Thurmspitze 105 Mt. Von dem Dache genießt man eine umfassende Aussicht auf die ganze Alpenkette vom Monte-Viso bis zum Ortler und auf die lombard. Ebene. Vgl. Franchetti, «Storia e descrizione del duomo di Milano» (Mail. 1821); Rupp und Bramati, «Descrizione storico-critica del duomo di Milano» (Mail. 1823, mit Kupfern). Aelter als der Dom ist die durch die frühern Krönungen der Könige von Italien berühmte Kirche San-Ambrogio, zwischen dem 9. und 12. Jahrh. erbaut, eins der besterhaltenen Denkmale des romanischen oder Rundbogenstils, mit vielen werthvollen plastischen Werken der altchristl. Kunst. Von den übrigen zahlreichen, zum Theil prächtigen Kirchen und geistlichen Gebäuden ist zu erwähnen das ehemalige Dominicanerkloster Sta.-Maria delle Grazie, in dessen Refectorium sich das berühmte Abendmahl des Leonardo da Vinci (s. d.) befindet, Sta.-Maria di San-Celso, San-Lorenzo, Sant'-Alessandro, San-Satiro und die neuerdings restaurirte Kirche San-Eustorgio. Die jüngste ist die 1847 eingeweihte Karl-Borromäuskirche mit einer schönen Kuppel und einer Marmorgruppe von Marchesi. An der Spitze der öffentlichen Gebäude und Anstalten steht der königl. Palast der Wissenschaften und Künste, die Brera, ehemals ein Jesuitencollegium. In diesem durch seine prächtige Bauart ausgezeichneten Gebäude befinden sich: die Akademie der schönen Künste, eins der größten Institute dieser Art in Europa; die Gemäldegalerie, welche reich an Werken lombard. und bologneser Meister ist (besonders berühmt das Sposalizio des Rafael); die öffentliche Bibliothek, die 184,400 Bände und manche Seltenheiten, unter andern den Haller'schen Büchernachlaß enthält; ferner die drei Specialbibliotheken, darunter eine der reichsten archäol. Bibliotheken, die mit dem werthvollen Medaillencabinet verbunden ist; die Sammlung der Gipsabgüsse nach den besten antiken und modernen Werken der Plastik; endlich die Sternwarte, eine der vorzüglichsten in Europa, und der botan. Garten. Außer den erwähnten und mehrern andern Privatbibliotheken besitzt M. die berühmte vom Cardinal Borromeo gestiftete Ambrosianische Bibliothek (s. d.). Ferner sind von wissenschaftlichen Anstalten noch zu nennen: das Institut der Wissenschaften, das technische Institut (Polytechnicum), die wissenschaftlich-literarische Akademie (Historisch-philologisches Seminarium), die Naturhistorische Gesellschaft mit Museum; ferner die Thierarzneischule, das Conservatorium der Musik, das königl. Mädchencollegium, zwei Lyceen, drei Gymnasien u. s. w. Die zahlreichen Bürger- und Volksschulen M.s sind die besuchtesten und am besten eingerichteten in Italien. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten behauptet den ersten Rang das Allgemeine Krankenhaus (Ospedale grande), sowol seines großen Grundbesitzes als auch seines Umfangs und seiner Bauart wegen. In demselben werden durchschnittlich 4000 Kranke verpflegt. Hierzu kommen das große Findelhaus Sta.-Catarina, das Versorgungshaus Trivulzi für alte oder arbeitsunfähige Personen, die Stiftung Sta.-Corona, welche unentgeltlich ärztliche Hülfe und Medicamente gewährt, die Spitäler der Barmherzigen Brüder und der Barmherzigen Schwestern, die Waisenhäuser für Knaben und Mädchen, das große Arbeitshaus, die Taubstummen- und Blindenanstalten u. s. w.

M. hat neun Theater und außerdem fünf Tagestheater. Nächst dem Theater San-Carlo in Neapel ist das Theater della Scala das größte in Italien. Es wurde 1778 von Piermarini erbaut und zeichnet sich durch Bequemlichkeit aus. Außerdem sind noch die Theater Manzoni und dal Verme nennenswerth. Das Amphitheater, das für mehr als 30,000 Menschen Raum bietet, ist ein großes Gebäude für öffentliche Schauspiele, namentlich für Wettfahrten und Wettrennen. Unweit davon erhebt sich ein herrlicher Triumphbogen des franz. Heers, welcher 1804 von Napoleon begonnen, 1829 als Friedensbogen dem Kaiser Franz geweiht wurde und der Simplonstraße zum Thore dient. M. hat eine große Anzahl Paläste und andere ansehnliche Gebäude, wie die königl. Hofburg (Palazzo di Corte oder Reale) mit dem großen Karyatidensaale und schönen Frescogemälden; den erzbischöfl. Palast, ein großes, von Pellegrini aufgeführtes Gebäude von Quadern, mit einer Gemäldesammlung; den Justizpalast und die Präfectur, das Stadthaus oder Palast Marino, die neue Sparkasse und mehrere große Kasernen, darunter die alte Citadelle (Castello) in der Nähe des großen Exercirplatzes (Piazza d'armi). Unter den Privatgebäuden M.s befinden sich mehrere glänzende Paläste, wie der Palazzo Litta, Annoni, Trivulzio, Belgiojoso, Poldi-Pezzoli u. s. w., die zum Theil ausgezeichnete Kunstwerke enthalten. Unter den neuern Schöpfungen sind noch der prächtig angelegte, an Bildhauerarbeiten reiche Kirchhof (von Macciachini), der Centralbahnhof und die von Mengoni erbaute Galleria Vittorio Emmanuele zu erwähnen, mit welcher letztern der

Digitized by Google

Anfang gemacht wurde zu einer allgemeinen Erweiterung und Verschönerung der bisher ziemlich engen und winkeligen Quartiere im Centrum der Stadt. Dieser großartigen, 160 Mt. langen, glasbedeckten Passage schließen sich die neuern, den Domplatz umfassenden Säulenhallen an. Zusammen bilden sie eine vielbesuchte, durch die reichen Kaufläden sehr anziehende Promenade, ebenso wie die breiten, mit alten Kastanienbäumen bepflanzten Bastionen, an welche der von Balzaretti angelegte, geschmackvolle öffentliche Garten (giardini pubblici) anstößt. M. hat unter allen ital. Städten den meisten Landhandel, den vorzügliche Landstraßen, die Eisenbahnen und Kanäle unterstützen. Die hauptsächlichsten Gegenstände desselben sind Wein, Getreide, Reis, Käse, Vieh, sowie die Erzeugnisse der städtischen Industrie in Seide, Wolle, Baumwolle, Porzellan, Glas, Metall und Holz. Außerdem besteht in M. ein lebhafter Buchhandel. Gehoben wird der Verkehr durch eine Hauptstelle der ital. Nationalbank und der Bank zu Neapel, eine Volksbank, eine Sparkasse, ein Leihhaus, viele Unterstützungsgesellschaften und Privatbanken.

Nach einer alten Ueberlieferung soll M. von dem celt. Fürsten Belloveſus um das J. 600 v. Chr. gegründet worden sein. Die Stadt hieß Mediolanum und war die Hauptstadt der Insubrer im transpadanischen Gallia cisalpina; 222 v. Chr. wurde sie von Cnejus Scipio erstürmt, womit das ganze Land in die Hände der Römer fiel. In den spätern Kaiserzeiten wurde M. Sitz der Wissenschaften und daher Neu-Athen, auch wol als die zweite Stadt des Römischen Reichs Neu-Rom genannt. Kaiser Gallienus schlug 253 daselbst ein Heer von 300,000 Alemannen, wurde aber 268 hier, als er den Aureolus in der Stadt einschloß, ermordet, wobei Claudius II. die Stadt eroberte. Auch im 3. und 4. Jahrh. war M. nicht selten kaiserl. Residenz, z. B. des Maximianus, Maxentius, Konstantius, Valerianus II. Konstantin d. Gr. gestand durch das mailänder Toleranzedict 313 den Christen im ganzen Römischen Reiche Duldung zu. Von 374—397 fungirte der heil. Ambrosius als Erzbischof von M., dessen Kirche als Metropole von ganz Oberitalien galt, weshalb denn auch mehrere Concile daselbst gehalten wurden. Theodosius d. Gr. starb daselbst 395. Bei dem Einfall des Hunnen Attila in Italien 452 wurde M. erobert und geplündert; 490 wurde es dem Ostgothen Theodorich d. Gr. übergeben, und 539 ward es wegen seines Abfalls und der Aufnahme byzant. Truppen von dem Gothen Vitiges nach hartnäckigem Widerstande mit Feuer und Schwert gezüchtigt, wobei 300,000 Menschen umgekommen sein sollen. Sodann besetzten es 570 die Longobarden, und 774 fiel es mit deren Königreich und Hauptstadt Pavia an Karl d. Gr. Mehrere von dessen Nachfolgern ließen sich als Könige von Italien zu M. oder Pavia mit der zu Monza aufbewahrten Eisernen Krone krönen. Seit der Krönung Otto's I. 961 gehörte M. mit dem Königreiche Italien zu Deutschland und wurde durch kaiserl. Statthalter oder Präfecten regiert. Wegen des Abfalls des Erzbischofs Heribert ward die Stadt von Kaiser Konrad II. 1037 belagert, der hier seine berühmte Constitution über die Erblichkeit der Lehen gab. Im 12. Jahrh. gab M. durch seine Versuche, sich frei zu machen, hauptsächlich Veranlassung zu den wiederholten ital. Feldzügen Friedrich's I. Es war damals die wohlhabendste und volkreichste Stadt in der Lombardei, Haupt der Gegenpartei des Kaisers, herrschte über Como und Lodi und blieb in beständige Händel mit Pavia verwickelt. Friedrich I. belagerte die Stadt vom 6. Aug. bis 3. Sept. 1158 und zwang sie zu einer demüthigenden Unterwerfung. Als sie abermals seinen Anordnungen sich widersetzte, zwang er sie durch Belagerung vom 29. Mai 1161 bis zum 4. März 1162 zur Uebergabe, ließ sie ausplündern und bis auf die Kirchen zerstören. Schon 1167 wurde M. wieder aufgebaut und ward nach dem Siege des Lombardischen Städtebundes bei Legnano 1176 eine freie Stadt, die nach dem Konstanzer Vertrage (1183) den Kaiser als obersten Lehnsherrn und Richter anerkannte, ihm aber die Einkünfte aus den Domänen für immer verweigerte. M.s Versuch, als Mittelpunkt einer Republik seine alte Municipalverfassung besser zu organisiren, scheiterte stets an der Eifersucht der guelfischen und ghibellinischen Partei, die sich einander die Oberherrschaft streitig machten, jene vom Hause della Torre, diese von der Familie Visconti angeführt. Zuerst behauptete sich seit 1237 das Haus Torre in der Würde des Podestà, bis es infolge eines Aufstandes gegen den Kaiser Heinrich VII. 1311 gestürzt und Matteo Visconti als kaiserl. Vicarius eingesetzt wurde. Schon dieser erlangte die Herrschaft über Pavia, Como, Lodi, Piacenza, Tortona, Alessandria, Novara, Bergamo und andere Städte der Lombardei, woraus 1395 das Herzogthum Mailand (s. d.) hervorging, dessen Schicksale fortan die Hauptstadt theilte. Seit 1545 spanisch, wurde die Stadt 1714 österreichisch. Im franz. Revolutionskriege besetzte sie Bonaparte 14. Mai 1796 und erhielt 29. Juni auch die Citadelle. Letztere ward 24. Mai 1799 von den Oesterreichern erobert, aber 16. Juni 1800 nach der Convention von Alessandria wieder geräumt. Schon 2. Juni 1800 hatte Napoleon

Digitized by Google

die Stadt wieder besetzt und die Proclamation der Cisalpinischen Republik (s. d.) erlassen, deren Hauptstadt M. wurde, sowie seit 1801 die Hauptstadt der Italienischen Republik und seit 1805 des Königreichs Italien, dessen Krone sich Napoleon 26. Mai aufsetzte. M. kam 1815 wieder an Oesterreich und wurde Hauptstadt des Lombardisch-Venetianischen Königreichs und Sitz des Vicekönigs. Der Aufstand 1848 begann zu M. mit blutigen Raufereien zwischen Militär und Civil, worauf 22. Febr. das Standrecht publicirt wurde. Während 17. März der Vicekönig Rainer abreiste und Graf O'Donnell interimistisch als Gouverneur eintrat, brach sodann 18. März der offene Aufstand aus. Der Befehlshaber der Truppen, Graf Radetzky, bezog das Castell, und erst nach dem blutigsten Barrikadenkampfe entschloß er sich 23. März zum Abzuge, worauf die Piemontesen die Stadt besetzten. Aber schon 6. Aug. 1848 mußte M., von den Piemontesen verlassen, an Radetzky capituliren, der mit 50,000 Mann einzog und die Stadt in Belagerungszustand erklärte. Neue Unruhen im März 1849 wurden rasch unterdrückt, wie auch der Aufstand vom 6. Febr. 1853, der jedoch Belagerungszustand und Contributionen zur Folge hatte. Am 5. Juni 1859 mußten die Oesterreicher infolge der Schlacht von Magenta M. räumen und an Napoleon III. überlassen, der es dann im Züricher Frieden an Piemont abtrat. Die gegenwärtige ital. Provinz M., eine der bevölkertsten Gegenden Europas, hat ein Areal von 2992,2 QKilom., zählt (1871) 1,009,794 E. (also 337 auf den Quadratkilometer) und zerfällt in die fünf Districte M., Abbiategrasso, Gallarate, Lodi und Monza. Vgl. Giulini, «Memorie spettanti alla storia e al governo di Milano» (10 Bde., Mail. 1760—70); Verri, «Storia di Milano» (2 Bde., Mail. 1783; neue Aufl., 4 Bde., 1830; fortgesetzt von Custodi, 4 Bde., Mail. 1837); Rosmini, «Istoria di Milano» (4 Bde., Mail. 1820); Cantù, «Milano e il suo territorio» (2 Bde., Mail. 1844); Cusani, «Storia di Milano» (Bd. 1—7, Mail. 1862—77); Romussi, «Milano e suoi monumenti» (Mail. 1875).

Mailáth (Joh., Graf), Geschichtschreiber und Dichter, wurde aus einer altadeligen ungar. Familie zu Pest 5. Oct. 1786 geboren. Sein Vater, Joseph, Graf M. (geb. 1737, gest. 1810), war österr. Staats- und Conferenzminister und wurde 1783 in den deutschen Grafenstand erhoben. Der junge M. studirte in Erlau Philosophie, in Raab die Rechte, fungirte kurze Zeit im Staatsdienste und widmete sich dann ausschließlich der Literatur und schriftstellerischen Thätigkeit. Er lebte seitdem in Pest und Wien, später in München, bis ihn seine bedrängte äußere Lage zu dem Entschlusse führte, 3. Jan. 1855, zugleich mit seiner Tochter Henriette M. (geb. 1811) den Tod im Starnbergersee zu suchen. M.'s frühere Schriften gehören vorzugsweise dem poetischen Gebiete an. Besondere Erwähnung verdienen: der von ihm mit Köffinger herausgegebene «Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte» (Pest 1817), «Altdeutsche Gedichte» (Stuttg. 1819), eine Auswahl der schönsten in dem zuvor erwähnten Codex enthaltenen Dichtungen in neuhochdeutscher Uebertragung; seine lyrischen «Gedichte» (Wien 1824), die «Magyar. Sagen, Märchen und Erzählungen» (Brünn 1825; 2. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1837), seine Uebersetzung «Magyar. Gedichte» (Stuttg. 1826) und die gelungene Uebertragung von «Himfy's (Kisfaludy's) auserlesenen Liebesliedern» (mit Originaltext, Pest 1829; 2. Aufl., ohne Originaltext, Pest 1831). Seinen eigentlichen Ruf begründete jedoch M. durch histor. Arbeiten, von denen die bedeutendsten sind die «Geschichte der Magyaren» (5 Bde., Wien 1828—31; 2. Aufl., Regensb. 1852—53) und die «Geschichte des österr. Kaiserstaats» (5 Bde., Hamb. 1834—50). Ferner verdienen noch Erwähnung: «Der ungar. Reichstag 1830» (Pest 1831), «Geschichte der Stadt Wien» (Wien 1832), «Leben der Sophie Müller» (Wien 1832), «Das ungar. Urbarialsystem» (Pest 1838), «Die Religionswirren in Ungarn» (2 Bde., Regensb. 1845—46). Außerdem lieferte er eine «Ungar. Sprachlehre» (Pest 1830; 3. Aufl. 1838), eine «Mnemonik» (Wien 1842) und schrieb «Ueber den thierischen Magnetismus als Heilkraft» (Regensb. 1852). Auch gab er zuerst (bis 1842) in Gemeinschaft mit Saphir, dann allein das Taschenbuch «Iris» (Pest 1840—48) heraus.

Mailáth von Székely (Georg von), ungar. Staatsmann, geb. zu Zavar im Preßburger Comitat 22. April 1786, war schon 1811 Landtagsdeputirter, bekleidete während der ungar. Landtage von 1825 und 1830 die Würde des königl. Personals (Präsident der königl. Gerichtstafel) und führte als solcher mit großem Geschick den Vorsitz im Unterhause. Am 4. April 1839 wurde er Judex Curiae und präsidirte in dem Oberhause auf dem pester Reichstage von 1848. Nach der Auflösung desselben zog er sich von dem polit. Schauplatze zurück und starb 11. April 1861 zu Wien. — Sein Sohn, Georg von M., geb. zu Preßburg 1816, wurde 1839 und 1843 zum Landtagsabgeordneten gewählt und war 1848 Obergespan des Tolnaer Comitats. Da er sich zu den conservativen Principien bekannte, zog er sich 1849 zurück und

Digitized by Google

strebte nun mit seinen polit. Freunden (Graf Georg Apponyi, Graf Emil Dessewffy u. a.) dahin, soviel als möglich für Ungarn zu retten. Infolge der Octobererlasse von 1860 wurde er Tavernicus (Reichsschatzmeister) von Ungarn und Präses der königl. ungar. Statthalterei in Ofen. Nach der Auflösung des ungar. Reichstags von 1861 und der Einführung des Belagerungszustandes trat M. von seinem Posten zurück. Nach dem Rücktritte des Ministeriums Schmerling erfolgte 26. Juni 1865 M.'s Berufung zum ungar. Hofkanzler, dessen Persönlichkeit bereits das Einlenken auf die Bahn der ungar. Constitution kennzeichnete. Als mit der Ernennung des Grafen Julius Andrássy zum Ministerpräsidenten (17. Febr. 1867) die Function des ungar. Hofkanzlers aufhörte, wurde M. zum Präsidenten des obersten Landesgerichtshofs und bald darauf auch zum Präsidenten des Oberhauses ernannt.

Maimbourg (Louis), franz. Kirchenhistoriker, geb. zu Nancy 1620, trat mit seinem 16. Jahre in den Jesuitenorden und vollendete seine Studien in Rom. Nachdem er nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde ihm eine Professur in Rouen übertragen, die er aber niederlegte, als er sich später vorzugsweise dem Predigeramte widmete. Durch die Lebhaftigkeit, mit welcher er die gallikanischen Reformen vertheidigte, zog er sich den Unwillen des Papstes Innocenz XI. zu, der den Jesuitenorden veranlaßte, M. 1682 aus seiner Gemeinschaft auszuschließen. M. zog sich nun in die Einsamkeit der Abtei St.-Victor zurück, wo er 13. Aug. 1686 starb. Als Kanzelredner erregte er durch wirkliches Rednertalent, oft aber auch nur durch seine beißenden Ausfälle Aufsehen. Von seinen histor. Schriften verdienen seine Geschichten des Wicliffismus, des Lutheranismus, Calvinismus u. s. w. (14 Bde., Par. 1686—87) und sein berühmter «Traité historique sur les prérogatives et les pouvoirs de l'église de Rome et de ses évêques» (Par. 1685; neue Aufl., Nevers 1831) Erwähnung.

Maimonides, eigentlich Moses Ben-Maimon Ben-Joseph, arab. Abu-Amran-Musa-ibn-Abdalla, der bedeutendste jüd. Philosoph und Gelehrte des Mittelalters, geb. in Cordova 30. März 1135, studirte die damalige Wissenschaft der Juden und Araber und die griech. Philosophie, namentlich Aristoteles in arab. Uebersetzungen, hörte arab. Philosophen und lernte die Heilkunde. Durch die Religionsverfolgungen der Almohaden gegen die Juden in Andalusien 1148 aus seinen Studien gerissen und zur Verheimlichung des Judenthums genöthigt, wendete er sich endlich mit seinem Vater noch vor 1160 nach Fez, reiste später nach Jerusalem, wo er sich 1165 befand, und nahm bald darauf seinen bleibenden Aufenhalt in Fostat, Kairo gegenüber. Hier wurde er Leibarzt des Sultans von Aegypten und Vorsteher der jüd. Gemeinde. Seine Kenntnisse als Arzt und als Philosoph, seine Gelehrsamkeit, sein edler Charakter und glänzender Geist und vor allem seine Werke verbreiteten seinen Ruf über das Abend- und Morgenland, unter Arabern und Juden. Er starb 13. Dec. 1204. M., dessen Schriften schon bei seinem Leben übersetzt wurden, hat als Theolog und Gesetzlehrer einen großen Einfluß auf die ganze Entwickelung des Judenthums gehabt. Die neuen Bahnen, die er betreten, wurden ein Kampfplatz für Wissenschaft und Orthodoxie. Die bedeutendsten Schriften des M. in arab. Sprache sind: «Der Führer der Verirrten» («More Nebuchim»), eine philos. Begründung des jüd. Gesetzes (arabisch und französisch von Munk, Par. 1856—66; deutsch, der dritte Theil von Scheyer, Frankf. 1838; der erste Theil von Fürstenthal, Krotoschin 1839; eine alte lat. Uebersetzung gab Perles, Bresl. 1875, heraus); ein Compendium der Logik, ein Commentar der Mischna, eine Erläuterung der 613 Mosaischen Gesetze u. s. w. In reinem Hebräisch schrieb er «Mischne Thora», eine aus 14 Büchern (daher Sefer Ha-Jad, später Jad Chasaka genannt) bestehende systematische Darstellung des talmudischen Judenthums und ein bisjetzt unübertroffenes Meisterwerk, von dem die wichtigsten Partien ins Lateinische übersetzt worden sind. Vgl. Tiele, «Vorlesungen über die jüd. Philosophen des Mittelalters» (2 Bde., Wien 1870—76).

Main (lat. Moenus), der bedeutendste unter den rechten Nebenflüssen des Rheins und derjenige, welcher dessen Gebiet am meisten ostwärts, bis in das Herz von Deutschland erweitert, hat zwei Quellarme, den Weißen und den Rothen M., von denen der erstere auf dem Fichtelgebirge, am östl. Abhange des Ochsenkopfs, 575 Mt. über dem Meere, entsteht und an Kulmbach vorüberfließt, der letztere, welcher der kleinere ist, in 500 Mt. Seehöhe auf dem Frankenjura bei Lindenhart oberhalb Kreußen entspringt und Baireuth berührt. Beide vereinigen sich bei Schloß Steinhausen, 5 Kilom. unterhalb Kulmbach, zum eigentlichen M., der, westwärts fließend, bei Gützbach unweit Baunach die Itz, unterhalb Bamberg die Regnitz und einige andere Flüßchen, in Unterfranken die Fränkische Saale, bei Wertheim in Baden die Tauber, bei Hanau die Kinzig, bei Höchst die Nidda aufnimmt und, nachdem er Schweinfurt, Würzburg, Aschaffenburg, Offenbach und Frankfurt berührt hat, bei Castel, Mainz gegenüber, in

Digitized by Google

einer Seehöhe von 81 Mt. und einer Breite von etwa 300 Mt. sich in den Rhein ergießt. In großen schlangenartigen Windungen sich langsam hinziehend, durchläuft er, während der Abstand der Quelle von der Mündung 252 Kilom. beträgt, eine Strecke von 488 Kilom.; sein Flußgebiet umfaßt 27,000 QKilom. Nach Vereinigung mit der Regnitz wird der M. schiffbar; durch den Ludwigskanal (s. d.) ist er mittels der Altmühl mit der Donau in Verbindung gesetzt. Die großen Krümmungen des M. vermindern zwar sein starkes Gefälle, aber sie vergrößern auch die Verzögerungen der Fahrt und die Kosten des Transports. Die verhältnißmäßig zu große Breite des Bettes und die deshalb zu geringe Tiefe des M. machen die Schifffahrt überdies sehr unsicher, in trockenen Sommern nicht selten unmöglich, sodaß alsdann große Fahrzeuge erst von Offenbach und Frankfurt aus fahren können. Der Dampfschifffahrt ist der M. seit 1842 durch die 1841 gegründete Main-Dampfschifffahrtsgesellschaft, die ihren Sitz zu Würzburg hatte, geöffnet. Doch stellte man nach einigen Jahren die Dampffahrten auf dem obern M. wieder ein und beschränkte sie seit 1847 auf die Strecke von Würzburg nach Frankfurt und Mainz. In neuerer Zeit hat die Eisenbahn diese Dampfschifffahrt ganz außer Thätigkeit gesetzt. Das Thal des M., das mit Ausnahme des obersten Laufs durch Keuper, Muschelkalk und Buntsandstein bricht, zeigt zwar häufig steile Gesteinwände, verleugnet aber in seiner Fruchtbarkeit und Cultur nicht den Gesammtcharakter seines Gebietes, des Frankenlandes. — Die Mainlinie wurde in polit. Beziehung früher schon (besonders aber während der Zeiten des Norddeutschen Bundes) zuweilen als Scheidungslinie zwischen Nord- und Süddeutschland bezeichnet. Ihre militärische Wichtigkeit liegt darin, daß sie einem über den Rhein vordringenden Gegner zur Operationslinie bis in das Herz von Deutschland dienen kann. Die Gangbarkeit und Fruchtbarkeit des Landes zu beiden Seiten des Flusses, die Leichtigkeit, denselben zu überschreiten, die vielfachen Verbindungen beider Ufer begünstigen die Heeresbewegungen. Deshalb ist der Endpunkt der Mainlinie auch durch die starke Festung Mainz gedeckt. Als strategische Vertheidigungslinie kann der M. im ganzen nicht angesehen werden; dem widerspricht schon sein Lauf und die Configuration des Terrains. Nur taktisch, d. h. für bestimmte Gefechtszwecke, ist der Fluß auf einzelne Strecken zu benutzen.

Mainau, Insel im Bodensee, zum bad. Kreise Konstanz gehörig und durch eine eiserne Brücke mit dem Festland verbunden, war früher Sitz eines Deutschorden-Comthurs, ist jetzt Eigenthum des Großherzogs von Baden, hat ein großherzogl. Schloß und geschmackvolle Anlagen.

Maine, frühere Provinz in Frankreich, von Bretagne, Normandie, Anjou und Vendômois begrenzt und ungefähr die jetzigen Depart. Sarthe und Mayenne umfassend. Sie wurde seit 955 von erblichen Grafen regiert, kam um 1050 an die Normandie, zu Anfang des 12. Jahrh. an Anjou und mit diesem an England. Nachdem sie Philipp August von Frankreich 1204 den Engländern wieder abgenommen, gelangte sie durch Ludwig den Heiligen 1246 an dessen Bruder Karl, der sie auf seine Nachkommen vererbte, und 1440 durch Karl VII. an das Haus Anjou, nach dessen Aussterben 1481 sie an die Krone Frankreich zurückfiel. Ein Sohn Ludwig's XIV. und der Montespan führte den Titel eines Herzogs von Maine (s. d.).

Maine, wahrscheinlich corrumpirt aus Mayenne, ein kaum 12 Kilom. langer und schiffbarer rechter Nebenfluß der Loire in Westfrankreich, welcher aus der Vereinigung der Mayenne und der durch den Loir verstärkten Sarthe entsteht und unterhalb Angers mündet. Das nach ihm benannte Depart. Maine-Loire, das größtentheils aus der ehemaligen Provinz Anjou besteht und die Diöcese des Bischofs von Angers bildet, hat ein Areal von 7120,93 QKilom., zerfällt in die 5 Arrondissements Angers, Baugé, Cholet, Saumur und Segré, mit 34 Cantonen und 380 Gemeinden, zählt (1872) 518,471 E. (gegen 532,325 im J. 1866 Abnahme 2,7 Proc.) und hat zur Hauptstadt Angers (s. d.). Es wird von der westwärts strömenden Loire und ihren Nebenflüssen (dem Authion, der Maine nebst Mayenne, Sarthe und Loir, dem Thouet nebst der Dive, dem Layon und Evre) bewässert, besteht theils aus rebenbepflanzten Hügelgeländen, größtentheils aber aus welligen, von zahlreichen aber nicht tiefen Thälern durchschnittenen, mit Gräben, Hecken und Gehölzen bedeckten Ebenen und hat im allgemeinen ein gesundes Klima. Obgleich nicht ohne dürre Heideflächen, gehört es doch zu den fruchtbarsten Departements, ist besonders reich an Getreide und Wein, erzeugt Hanf und Flachs, Gemüse aller Art und vortreffliches Obst in Fülle. Zu diesem Bodenreichthum kommen noch Braunkohlengruben sowie Schiefer- und Steinbrüche. Ausgedehnte Wiesen und Weiden unterstützen die Pferde-, Rindvieh- und Schafzucht. Die Segeltuch-, Leinwand- und Wollzeugfabrikation ist hier vorgeschritten; ebenso werden Baumwollspinnerei und -Weberei, Papierfabrikation, Färberei und Gerberei lebhaft betrieben. Der Handel, durch die Flußschifffahrt und die das

Digitized by Google

Loirethal durchziehende Westbahn mit den Seitenbahnen nach Cholet und von Angers nach Le Mans begünstigt, wird hauptsächlich mit Getreide, Bohnen, Früchten (Katharinenpflaumen), Wolle, Hanf, Flachs, Vieh, Steinkohlen, Schiefer und verschiedenen Fabrikaten betrieben. Nächst Angers und Saumur (s. d.) ist die bedeutendste Stadt Cholet, 43 Kilom. im Südsüdwesten von Angers, am Moine (Zufluß der Sèvre-Nantaise) und an der Orléansbahn gelegen. Die Stadt hat 13,552 E., ein Tribunal erster Instanz, ein Handelsgericht und eine Gewerbekammer und ist der Mittelpunkt einer beträchtlichen Industrie, die besonders in der Fabrikation von Taschentüchern, Leinwand, Flanell, Calicots, Percal und Wollzeugen besteht. Sehr bedeutend ist auch der Handel, namentlich mit Mastvieh, das aus Limousin, Poitou, Angoumois u. s. w. hierher geschickt wird.

Maine, der nordöstlichste der Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen 42° 57′ und 47° 32′ nördl. Br. gelegen, im N. von Canada, im O. von Neubraunschweig, im S. vom Meere, im W. von Neuhampshire begrenzt, zählte auf 90,646 QKilom. 1800 erst 151,719, 1860 schon 628,279, 1870 aber nur 626,915 E., darunter 1606 Farbige und blos 48,881 im Auslande geborene. In dem Staate M. beginnt die Seenregion Nordamerikas, welche sich weit nach Westen erstreckt; der sechste Theil der Oberfläche besteht aus Wasser. Die zum acadischen Gebirgssystem gehörigen Höhenzüge reichen bis an die Küste, welche mit ihren vielen Buchten, tief in das Land einschneidenden Fjorden und der großen Menge vorliegender Inseln einen durchaus norweg. Charakter darbietet. Die größten Binnenseen sind der Moosehead, Sebago, Chesuncook und Umbagog; die wichtigsten Flüsse der Penobscot, 440 Kilom. lang und schiffbar bis Bangor; der Kennebec, 320 Kilom. lang, für große Seeschiffe bis Augusta, für kleinere Fahrzeuge bis Hallowell fahrbar; der St.-Croix, welcher einen Theil der Grenze gegen Neubraunschweig bildet. Das Klima, im Sommer heiß, im Winter strengkalt, ist gesund. Der im allgemeinen fruchtbare Boden erzeugt Getreide, gute Kartoffeln und eignet sich auch theilweise zur Viehzucht. Die dichten Waldungen des Innern liefern viel Holz, welches nebst Marmor und Kalk das Hauptstapelproduct bildet. Fischfang, Schiffbau und Wollmanufactur sind die Haupterwerbszweige. M. hat eine günstige Handelslage und darum viel Verkehr im Innern und nach außen. Die Staatseinnahme betrug 1874: 1,423,473, die Ausgabe 1,524,497 Doll., während die Staatsschuld sich auf 5,574,378 Doll. bezifferte. Die Länge der Eisenbahnen belief sich 1874 auf 1520 Kilom. Dem Gouverneur zur Seite stehen sieben Räthe, die von der Legislatur gewählt werden. Der Senat zählt 31, das Repräsentantenhaus 149 Mitglieder. Sämmtliche Wahlen gelten auf ein Jahr. In den Congreß schickt M. zwei Senatoren und fünf Repräsentanten. Außer dem 1794 gegründeten und 1802 mit einer medic. Facultät verbundenen Bowdoin-College zu Brunsvic und dem Waterville-College hat der Staat noch einige andere höhere Lehranstalten. M. wurde seit 1630 colonisirt, gehörte seit 1652 als District zu Massachusetts und trat erst 1820 als selbstständiger Staat der Union bei. Der Sitz der Regierung ist Augusta (s. d.), die größte Stadt Portland (s. d.).

Maine (Louis Auguste de Bourbon, Herzog von), der natürliche Sohn Ludwig's XIV. von Frankreich und der Frau von Montespan, geb. 30. März 1670 zu Versailles, erhielt mit seinem Bruder, dem Grafen von Toulouse, die Marquise von Maintenon zur Erzieherin, wurde 1673 legitimirt und erhielt 1682 das Fürstenthum Dombes, später den Titel eines Herzogs von M. Im J. 1692 vermählte ihn Ludwig XIV. mit Anne Louise Bénédicte von Bourbon-Condé (geb. 1676), der Enkelin des großen Condé. Auf Anliegen der Maintenon ertheilte der König 1694 seinen beiden Söhnen von der Montespan den Rang unmittelbar hinter den Prinzen von Geblüt; 1714 erklärte er dieselben sogar für thronfähig, im Fall die rechtmäßigen Bourbonen aussterben würden. Ueberdies sollte der Herzog von M. nach den Testamentsbestimmungen des Königs die Erziehung des jungen Ludwig XV. leiten, die Haustruppen befehligen und eine Stelle im Regentschaftsrathe einnehmen. Der Regent, der Herzog Philipp von Orléans, unterdrückte aber nach Ludwig's XIV. Tode diese Bestimmungen und hob auch 1717 das Edict auf, welches die Kinder der Montespan erbfähig und zu Prinzen von Geblüt erklärte. Aus Verdruß darüber ließ sich der Herzog von M. mit seiner Gemahlin in die von dem span. Minister Alberoni eingeleiteten Intriguen gegen den Regenten ein. Namentlich trat die Herzogin mit den Jesuiten und der frühern Hofpartei in eine Verschwörung zusammen, welche der span. Gesandte, Prinz von Cellamare, leitete. Man wollte den Herzog von Orléans aufheben, sich des Königs bemächtigen und die Reichsstände zusammenrufen, um eine neue Regentschaft zu Gunsten Philipp's V. von Spanien, des Enkels Ludwig's XIV., einzusetzen. Der Minister Dubois entdeckte jedoch im Dec. 1718 das Complot. Der Herzog von M. wurde auf das Schloß Dourlans, seine

Digitized by Google

Gemahlin nach Dijon, sodann nach Châlons geführt. Der Herzog selbst konnte nicht überführt werden und erhielt nach einjähriger Gefangenschaft seine Freiheit; die Herzogin gestand jedoch und wurde nach Sceaux verwiesen. Hier lebten fortan beide in Gesellschaft geistreicher Männer und Frauen. Der Herzog starb 14. Mai 1736, seine Gemahlin 1753. Sie hinterließen zwei Söhne, mit deren Tode (1755) das Haus Maine erlosch.

Mainoten, richtiger Maniaten, heißen die Bewohner der Landschaft Mani (ital. la Magna, danach gewöhnlich irrig Maina genannt), der durch die südl. Fortsetzung des Taygeton- (Pendedaktylon-) Gebirgs von der Stadt Gythion (Marathonisi) bis zum Cap Tänaron gebildeten Halbinsel zwischen dem Lakonischen Meerbusen (Golf von Marathonisi) im Osten und dem Messenischen Meerbusen (Golf von Koron) im Westen. Diese zur Eparchie Gythion, einem Theile der Nomarchie Lakonia, gehörige Landschaft ist durchaus rauh und gebirgig, fast ohne allen Baumwuchs; nur oberhalb der in breiten Felsmassen gegen das Meer abfallenden Westküste ziehen sich kleine anbaufähige Hochplateaux hin; sonst findet man nur schroffe Felszacken und steinige Hochflächen, dazwischen kleine Terrassen, auf denen man mühsam die Erde zusammengetragen hat, um etwas Gerste oder Hafer zu bauen. Die Bewohner, welche sich selbst als Nachkommen der alten Spartaner betrachten und in ihrem Dialekte manche alterthümliche Sprachformen bewahrt haben, sind wild, kriegerisch und freiheitsliebend, einfach in ihrer Lebensweise und gastfrei, aber zu blutigen Händeln und Räubereien geneigt. Sie wohnen in zahlreichen kleinen Dörfern, die angesehenen Familien in festungsartigen Thürmen. Zur Zeit der türk. Herrschaft über den Peloponnes wußten sie ihre factische Unabhängigkeit zu bewahren. Sie standen unter erblichen Häuptlingen, welche in den einzelnen Ortschaften herrschten. Sämmtliche Orte bildeten acht Bezirke, die unter acht erblichen Stammeshäuptlingen oder Kapitanis standen, und über diesen wieder stand ein Bei. Wie mit den Türken, waren die einzelnen Häuptlinge auch unter sich in dauerndem Kriege begriffen, zu dem besonders das bei ihnen streng festgehaltene Gesetz der Blutrache Veranlassung gab. Nach der Katastrophe des Hauses ihres letzten Bei, Petros Mauromichalis, wurde ihre Selbstständigkeit erschüttert. Sie empörten sich 1834 gegen die Regentschaft des Königreichs, wurden besiegt und erlangten die alte Unabhängigkeit nicht wieder.

Maintenon (Françoise d'Aubigné, Marquise von), Geliebte und später heimliche Gemahlin Ludwig's XIV., stammte aus einer prot. Adelsfamilie und wurde 27. Nov. 1635 im Gefängnisse zu Niort geboren, wo ihr Vater, ein Abenteurer, eingeschlossen saß. Ihre Aeltern führten sie im Alter von drei Jahren mit nach Amerika. Nach dem Tode des Vaters kehrte die elfjährige Tochter mit der Mutter nach Frankreich zurück. Als letztere starb, kam das Mädchen zu einer Tante, Namens De Villette, die sie mit Härte behandelte und in der reform. Religion erzog. Im Alter von 16 J. machte sie zu Paris die Bekanntschaft des Dichters Scarron, der sie, angezogen von ihrer Schönheit, ihrem Geist und ihrer hülflosen Lage, heirathete. Als Scarron 1660 starb, gerieth sie in drückende Noth. Sie stand im Begriff, als Erzieherin nach Portugal zu gehen, als sie durch Frau von Montespan (s. d.), die damals noch nicht die Geliebte Ludwig's XIV. war, eine Pension vom Hofe erhielt. Vier Jahre später wurde sie die Erzieherin der beiden Söhne, welche die Montespan dem König gebar. In dieser Stellung lernte sie der König kennen, den sie durch ihre gesuchte Strenge und Zurückhaltung zwar anfangs fernzuhalten, aber doch bald so für sich zu gewinnen wußte, daß er ihr 100,000 Livres schenkte, für welche sie das Gut Maintenon kaufte, dessen Namen sie auch annahm. Durch kluges Betragen gelang es ihr allmählich, das Herz des Königs zu erobern und ihre Wohlthäterin aus dessen Gunst zu verdrängen. Sie bildete den hochmüthigen, sinnlichen Monarchen zum Frömmler und erlangte so große Gewalt über ihn, daß er um 1685 sogar in die heimliche Vermählung mit ihr willigte. Obschon sie vorgab, sich nicht in die Politik mischen zu wollen, begann doch seitdem ihr mächtiger und unseliger Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. Im Bunde mit der Hofgeistlichkeit unterstützte sie die Verfolgung und gewaltsame Bekehrung der Hugenotten (s. d.) und betrieb die Aufhebung des Edicts von Nantes. Ihre Günstlinge wurden Minister und Generale oder erhielten Pensionen, die den Schatz bedrückten. Umgeben von Glanz, wie eine Königin geehrt, fühlte sie sich dennoch unglücklich. Es fiel ihr ebenso schwer, den alten, mürrischen, vom Schicksal gebeugten König zu erheitern, wie den Haß zu ertragen, den das Volk auf sie warf. Als Ludwig 1715 starb, zog sie sich in die Abtei St.-Cyr zurück, die auf ihren Wunsch 30 Jahre vorher in ein Fräuleinstift verwandelt worden war. Hier starb sie 15. April 1719. Sie empfing bis zu ihrem Ende die Ehren einer Königswitwe, wiewol sie nie Anspruch darauf erhob. Ihre «Mémoires» (6 Bde., Amsterd. 1755) sind ein Machwerk Beaumelle's. Derselbe gab auch ihre Briefe (9 Bde., Amsterd. 1756 u. öfter; beste Ausg.,

Digitized by Google

3 Bde., Par. 1815) heraus, die vom Geiste und von der Bildung der Verfasserin zeugen und für die Geschichte der Zeit wichtig sind. Ferner erschienen «Lettres inédites de Madame de M. et de la princesse des Ursins» (4 Bde., Par. 1814 u. 1826). Eine Gesammtausgabe ihrer Schriften hat Lavallée (10 Bde., Par. 1854—66) besorgt. Vgl. Caraccioli, «Vie de Madame de M.» (Par. 1786); Frau von Genlis, «Histoire de Madame de M.» (2 Bde., Par. 1806; deutsch, Lpz. 1807); Duc de Noailles, «Histoire de Madame de M.» (4 Bde., Par. 1848—58); Lavallée, «Madame de M. et la maison royale de St.-Cyr» (2. Aufl., Par. 1876).

Mainz, das ehemalige Erzstift im Niederrheinischen Kreise, dessen Erzbischof der erste der drei geistlichen Kurfürsten und des Reichs Erzkanzler in Deutschland war, umfaßte bis zur Zeit des Luneviller Friedens ein Areal von 8260 QKilom. mit ungefähr 209,000 E. Die kurmainzischen Länder lagen auf dem rechten und linken Rheinufer und in den Maingegenden zerstreut; namentlich gehörten dazu Erfurt und das Eichsfeld. Durch den Luneviller Frieden von 1801 wurde die Stadt Mainz nebst dem auf dem linken Rheinufer gelegenen Theile des Landes an Frankreich überlassen. Der Reichsdeputationshauptschluß entschädigte 1803 den Kurfürsten, der Erfurt an Preußen abtreten mußte, durch das Fürstenthum Regensburg und die Grafschaft Wetzlar, worauf der Kurfürst Regensburg zu seiner Residenz machte und den Titel Reichserzkanzler annahm. Gestiftet wurde das Erzbisthum unter Bonifacius um 750; der Ursprung der Kurfürstenwürde wird in das J. 996 gesetzt. Unter den Erzbischöfen und Kurfürsten sind von hervorragender Bedeutung: Hrabanus Maurus (s. d.), gest. 856; Hatto I., zur Zeit Ludwig's des Kindes und Konrad's I.; Willigis, gest. 1011, der Erbauer des Mainzer Doms, der vom Papst das Vorrecht erhielt, den deutschen König zu krönen und auf allen deutschen und franz. Concilien zu präsidiren; Adalbert I. von Saarbrücken, 1111—37, durch seinen Antheil an den Investiturkämpfen bekannt; Konrad I. von Wittelsbach, der, vor Kaiser Friedrich I. 1165 flüchtend, sein Erzbisthum verließ, 1183 aber wieder eingesetzt bis 1200 eine großartige segensreiche Thätigkeit entfaltete, als zweiter Gründer des Doms besonders verdient; Werner von Eppstein, 1259—84, durch dessen Vermittelung hauptsächlich Rudolf von Habsburg 1273 zum deutschen König gewählt wurde; Peter von Aspelt, 1306—20, zeitweilig Leibarzt Rudolf's von Habsburg, der mit ebenso viel Festigkeit wie Glück als Reichskanzler dem Luxemburger Heinrich VII. zur Seite stand; Diether von Isenburg, unter welchem, im Kampfe mit seinem Gegner Adolf von Nassau, von diesem die Stadt 1462 erobert wurde und den Rest ihrer städtischen Freiheiten verlor; Albrecht von Brandenburg, zur Zeit der Reformation; Joh. Philipp von Schönborn, geb. 1605, gest. 1673, der M. befestigte und verschönerte und Erfurt seiner Botmäßigkeit 1667 unterwarf. Der letzte Kurfürst war Friedrich Karl von Erthal, der 1802 starb. Ihm folgte als Reichserzkanzler der bisherige Coadjutor Karl Theodor von Dalberg (s. d.), der 1806 souveräner Fürst-Primas des Rheinbundes, später Großherzog von Frankfurt wurde, 1813 aber auf alle seine Besitzungen als Landesherr verzichten mußte. Vgl. Würdtwein, «Dioecesis Moguntina» (3 Bde., Manh. 1769—77); «Der Untergang des Kurfürstenthums M.» (Frankf. 1839); Stumpf, «Acta Moguntina» (Innsbr. 1863); Jaffé, «Monumenta Moguntina» (Bd. 3 der «Bibliotheca rerum germanicarum», Berl. 1866).

Mainz (Moguntia, Castellum Mogontiacum oder Maguntiacum), die alte Residenz der Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz, jetzt die Hauptstadt der hess. Provinz Rheinhessen und deutsche Reichsfestung, liegt in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands, am linken Ufer des Rhein, da, wo er den Main aufgenommen hat. M. ist durch seine Lage auch noch nach der Erwerbung von Elsaß-Lothringen ein Punkt von großer militärischer Bedeutung. Die seit 1871 bedeutend erweiterten Festungswerke haben ohne die Rheinkehlebefestigung einen Umfang von 5 Kilom. Am obern Rheinanschluß beginnt, nach Süden gerichtet, eine Reihe bastionirter Fronten, hinter deren einer die Citadelle mit den Bastionen Drusus (auf welchen der Drususthurm oder Eichelstein, ein 13 Mt. hoher, aus der Römerzeit herrührender Thurm sich erhebt), Germanicus, Tacitus und Allarm liegt; sodann folgt wiederum eine Anzahl bastionirter, nach Südwesten gerichteter Fronten; an das höchste der in diesen Fronten gelegenen Bastionen, das Bastion Alexander, schließt sich in gerader Linie die nach dem Polygonaltracé erbaute Neue Front an, welche, von fünf Cavalieren überhöht, an der äußersten Spitze des Hardenbergs, eines der Festung nordwestlich vorgelegenen Bergvorsprungs, endigt; von hier vermittelt die gleichfalls neue Nordwestfront anfangs terrassenförmig, später als einfacher Wall mit hohem Relief und vorgelegenem Wassergraben erbaut, wiederum den Anschluß an den Rhein; die nach der Rheinseite sehende Kehle von M., gegen 4 Kilom. lang, ist durch eine crenelirte, von Flankenbatterien bestrichene Mauer gesichert, die theilweise durch ein auf massivem Sand-

Digitized by Google

steinsockel errichtetes eisernes Palissadengitter ersetzt ist. Die auf dem rechten Rheinufer M. gegenüber gelegene Stadt Castel (s. d.), durch eine 520 Mt. lange Schiffbrücke mit M. verbunden, ist mit in die Befestigung hineingezogen. Die Befestigung von Castel besteht aus vier bastionirten Fronten, vor deren Glacis detachirte Lunetten liegen. Die Sturmfreiheit wird durch Lunetten von militärischer Wassertiefe und freistehende crenelirte Mauern hergestellt. Im weitern besteht die Befestigung der rechten Rheinseite aus den links und rechts der Mainmündung gelegenen Forts Alte und Neue Mainspitze, dem von der Mainmündung bis Castel sich hinziehenden Anschlußwall mit den drei Rheinschanzen und dem oberhalb Castel gelegenen und mit diesem durch ein Anschlußglacis verbundenen Fort Großherzog von Hessen. Auch auf den Rheininseln sind Befestigungen vorhanden, von denen die bedeutendste der auf der Petersaue stehende erdummantelte Petersauer Thurm ist. Die Enceinte von M. selbst ist nach Süden zu durch das große Fort Weisenau und das Weisenauer Lager, sowie durch die kleinen Forts, welche von dort an bis zu dem Bastion Alexander unweit vor dem Hauptwall angelegt sind, vor unmittelbarem Angriff gesichert. Etwa 1000 Mt. vorwärts der Mitte des gesammten nach Südwesten gerichteten Theils der Enceinte liegen die starken Forts Bingen und Gonsenheim.

M. ist eine der ältesten Städte in Deutschland und im Geschmacke des Mittelalters gebaut. Bis in die neueste Zeit hatte es außer einzelnen schönen Privatgebäuden wenig ansehnliche Häuser und meist enge, winkelige Straßen. Der älteste Stadttheil, der sog. Kästrich, wurde indessen nach seiner Zerstörung durch eine Pulverexplosion (1857) schöner wieder aufgebaut. Durch die neuerdings ausgeführten Uferanschüttungen und ganz besonders durch die Hinausschiebung der Festungswerke hat die Stadt bedeutend an Raum gewonnen; neue Stadttheile mit breiten Straßen und stattlichen Häusern sind im Entstehen. M. hat neun kath. Kirchen, zwei Kapellen, eine evang. Kirche, zwei Synagogen, ein Gymnasium, eine Real- und eine Gewerbeschule, eine Handelskammer, einen Gewerbeverein, eine Reichsbankfiliale, eine Filiale der Darmstädter Bank und ein Correctionshaus. Die 1477 gestiftete Universität wurde 1798 aufgehoben. Von den öffentlichen Plätzen sind der Gutenbergsplatz mit der 1837 errichteten Standsäule Gutenberg's und der mit Bäumen umgebene Paradeplatz am ehemaligen Schlosse die schönsten. Auf dem Schillerplatze (früher Thiermarkt) erhebt sich seit 1862 das eherne Standbild Schiller's. Unter den Kirchen zeichnen sich aus: die Ignatiuskirche, deren Decke mit trefflichen Gemälden, welche Begebenheiten aus dem Leben des heil. Ignatius darstellen, geziert ist, und die Domkirche, mit sechs Thürmen, deren höchster 92 Mt. hoch ist, und im Innern mit 14 Altären und 20 Nebenkapellen, darunter eine unterirdische. Die Domkirche, 975—1009 erbaut, aber durch Feuer zerstört und 1340 im wesentlichen in seiner jetzigen Form hergestellt, litt besonders durch die Belagerung von 1793. Der Ostchor wurde 1876 von Cuypers restaurirt. Die bedeutendsten öffentlichen Gebäude sind das ehemalige kurfürstl. Schloß, seit 1844 restaurirt; das deutsche Ordenshaus, jetzt Palais des Großherzogs von Hessen, und das neben diesem stehende schöne, große und massive Zeughaus. Zu den Merkwürdigkeiten aus röm. Zeit gehören auch die in 59 Pfeilern bestehenden Reste einer Wasserleitung nebst 18 Pfeilern einer Brücke, unweit des Dorfes Zahlbach. In dem kurfürstl. Schlosse befindet sich die Stadtbibliothek (90,000 Bände), die Bildergalerie und das sehr reiche Römisch-Germanische Museum.

M. ist Sitz der Provinzialdirection für Rheinhessen, eines Bischofs und Domkapitels, einer Kreisdirection, eines Obergerichts und eines Handelsgerichts und zählt (1875) 56,421 E., worunter etwa 14,000 Protestanten und 3000 Juden. M. ist einer der wichtigsten Verkehrsplätze am Rhein. Zur Beförderung des Handels ließ Napoleon I. einen Freihafen anlegen, indem man einen Theil des Rheinufers bei der Stadt durch einen festen Steindamm erhöhte und zur Anlandung der Schiffe einrichtete. Eine bedeutende Förderung erhielt in neuerer Zeit der Verkehr durch die Anlage von Eisenbahnen; die Hessische Ludwigsbahn führt von hier nach Worms, Darmstadt, Bingen, Frankfurt und Alzey, die Nassauer Eisenbahn von Castel nach Wiesbaden. Den Rhein überschreitet die Ludwigsbahn auf einer 1862 erbauten, 1874 für zwei Gleise hergerichteten Brücke von 1029 Mt. Länge. Hauptgegenstände des Handels sind Holz, Getreide und Wein, welche besonders nach den Niederlanden und dem nördl. Deutschland gehen. Auch die gewerbliche Industrie hat in neuerer Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen. Gegenstände derselben sind Taback, Weinessig, Wagen, physik. und musikalische Instrumente, Chemikalien, Eisenbahnwaggons, Tapeten, Lack, Bier. Die mainzer Leder- und Möbelfabriken haben europ. Ruf. Bedeutend ist auch der Buchhandel und der Musikverlag.

Wo jetzt M. liegt, legte 13 v. Chr. Drusus ein Castell, genannt Mogontiacum, an, in dessen Nähe nachmals eine Stadt entstand, die sich aber zu den Römerzeiten nicht bis an den

Digitized by Google

Rhein erstreckte. Dieselbe wurde 406 von den Vandalen und 451 von den Hunnen völlig zerstört und blieb zwei Jahrhunderte in Trümmern. Den Grund zu ihrem Emporblühen legte Karl d. Gr. durch neue Bauten und Bewilligung von Freiheiten und Bonifacius durch Gründung des dortigen Erzbisthums. In der Mitte des 13. Jahrh. stellte sich M. an die Spitze des Rheinischen Städtebundes. Durch Gutenberg wurde es die Wiege der Buchdruckerkunst. In dem Streite zwischen dem abgesetzten Kurfürsten Diether von Isenburg und dessen Nebenbuhler Adolf von Nassau kam M. durch Eroberung des letztern an das Erzstift, welchem der Kaiser Maximilian sie 1486 förmlich einverleibte. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt 1631 vom Könige von Schweden, der die Gustavsburg anlegte, 1635 von den Kaiserlichen und 1644 von den Franzosen erobert. Nachdem sie im Westfälischen Frieden zurückgegeben worden, nahmen sie, trotz der unter dem Kurfürsten Johann Philipp durch den Italiener Spalla angelegten neuen Befestigungen, 1688 die Franzosen wieder ein, denen sie aber 1689 die Sachsen und Baiern entrissen. Am 21. Oct. 1792 fiel die Stadt durch Verrath und Feigheit in die Hände des franz. Generals Custine, doch wurde sie 22. Juli 1793 wieder von den Preußen unter Kalckreuth genommen. Von den Franzosen 1794 von neuem eingeschlossen, befreite sie 1795 der österr. Feldmarschall Clerfayt. Am 29. Dec. 1797 nahmen sie die Franzosen abermals. Im Frieden zu Lunéville kam M. 1801 an Frankreich. Durch den Wiener Congreß wurde es 1814 dem Großherzoge von Hessen zugesprochen, jedoch unter der Bedingung, daß es in militärischer Hinsicht eine deutsche Bundesfestung bleibe und von österr., preuß. und hess. Truppen gemeinschaftlich besetzt würde. Infolge der Karlsbader Beschlüsse versammelte sich in M. 1819 die Central-Untersuchungscommission zur Ermittelung der sog. Demagogischen Umtriebe, die 20. Sept. 1828 ohne ein eigentliches Ergebniß ihre Bemühungen einstellte. Kurz vor Ausbruch des Deutschen Kriegs verließen infolge Bundestagsbeschlusses im Juni 1866 die österr. und preuß. Truppen die Festung, worauf dieselbe von Truppentheilen des 8. Armeecorps unter Prinz Ludwig von Hessen besetzt wurde. Mit Beendigung des Kriegs rückten nach Uebereinkunft Preußen ein, die durch Friedensvertrag im August das alleinige Besatzungsrecht erlangten. Nach Abschluß der Militärconvention mit Hessen-Darmstadt betheiligen sich auch hess. Truppen an der Besatzung. Vgl. Werner, «Der Dom von M. und seine Denkmäler, nebst Darstellung der Schicksale der Stadt und der Geschichte ihrer Erzbischöfe» (3 Bde., Mainz 1827—36); Schaab, «Geschichte der Stadt M.» (2 Bde., Mainz 1841—44); derselbe, «Geschichte der Bundesfestung M.» (Mainz 1835); Hennes, «Die Belagerung von M. im J. 1689» (Mainz 1864); Klein, «M. und seine Umgebungen» (2. Aufl., Mainz 1868); Bockenheimer, «Beiträge zur Geschichte der Stadt M.» (Mainz 1874).

Maire heißt in Frankreich der Vorsteher jedes Gemeindebezirks. Das Wort ist dem german. Maier (s. d.) und dieses anscheinend dem lat. Major entsprungen. Schon in der alten Gemeindeverfassung Frankreichs, von welcher beim Ausbruche der Revolution noch Spuren verhanden waren, gab es Maires. Ein von der Nationalversammlung berathenes Gesetz vom 14. Dec. 1789 regelte das Gemeindewesen wieder auf Grund der communalen Selbstständigkeit, und die Stellung des von den Gemeindebürgern zu wählenden M. entsprach ungefähr der unserer Bürgermeister und Ortsrichter oder dem Amte des engl. Mayor. Durch die Constitution von 1799 ward jedoch die Ernennung des M. der Regierung zugesprochen. Wählbar waren nur solche, welche das 25. Lebensjahr erreicht hatten, directe Steuern zahlten, auch nicht bestimmten Klassen von Angestellten oder einem Stande angehörten, der, wie der Militärstand, von diesem Amte ausschloß. Der M. war zugleich richterlicher und Verwaltungsbeamter. In der erstern Eigenschaft besorgte er die Einträge in das Civilstandsregister, betheiligte sich mit an den Geschäften der gerichtlichen Polizei und erkannte als Polizeirichter hinsichtlich geringer Uebertretungen. In administrativer Beziehung kam ihm die Ausführung der an ihn gerichteten Verordnungen, die Handhabung der Ortspolizei, die Verwaltung der Communaleinkünfte, die Leitung der Gemeindebauten, die Berathung der Gemeindemitglieder zu. Je nach der Volkszahl der Gemeinde hatte der M. einen oder mehrere Gehülfen (adjoints), welche, ebenfalls von der Regierung ernannt, ihn in Behinderungsfällen vertraten. Aus der neuesten, sehr wechselnden Gesetzgebung, die noch kein umfassendes Gesetz über die Municipalorganisation hat, ist hervorzuheben, daß nach dem Gesetze vom 12. Aug. 1876 in den Hauptorten der Departements, Arrondissements und Cantone der Präsident der Republik den M. ernennt, in den andern Gemeinden der Municipalrath aus seinen Mitgliedern mit absoluter Majorität in geheimer Abstimmung ihn wählt. Das Gesetz vom 27. Jan. 1873 nahm den Maires ihre mit denen des Friedensrichters concurrirende strafrichterliche Function, wogegen die Militärgesetze

Digitized by Google

von 1872, 1873, 1874 ihnen viele neue Functionen übertrugen. Vgl. Pascaud, «De l'organisation communale et municipale en Europe, aux États-Unis et en France» (Par. 1877).

Mais (Zea L.) heißt eine zur 21. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Gramineen gehörende Gattung amerik. Getreidearten, welche sich durch einhäusige Blüten auszeichnet, von denen die männlichen auf der Spitze des Halms eine ausgebreitete Rispe (Fahne) bilden und die weiblichen blattwinkelständige Kolben ausmachen, die in den Blattscheiden eingeschlossen sind, aus denen nur die langen Narben als ein Schopf federiger Fäden heraushängen. Der gemeine M. (Z. Mays L.), auch Welschkorn, Türkischer Weizen, Kukuruz, in Amerika als Hauptbrotfrucht schlichtweg Corn genannt, stammt ursprünglich aus dem wärmern Amerika, wo er seit alter Zeit angebaut worden sein muß, da Maiskolben in den Gräbern der Inkas gefunden und auch in Mexico zu den religiösen Gebräuchen verwendet wurden. Aus Südamerika kam er durch Columbus nach Spanien, wo er schon um 1520 gepflanzt wurde. Um 1560 gelangte dieses Getreide nach Italien, der Türkei und der Levante, jetzt wird es in der ganzen südl. Hälfte Europas im großen angebaut. Der M. gehört zu den wichtigsten Getreidearten, er ist ergiebig und nahrhaft. In Europa, Asien, Afrika und Amerika lebt ein großer Theil der Bevölkerung vom Maismehle. Es gibt eine große Anzahl von Spielarten, hohen und niedrigen M. (Riesen- und Zwergmais) mit gelben, weißen, braunrothen, violetten und glasartigen, durchscheinenden Körnern, mit zusammengedrückt-rundlichen, kleinen oder großen, seltener mit länglichen oder zugespitzten Körnern. Die am höchsten emporwachsenden Sorten mit großen, breitgedrückten Körnern sind unter dem Namen Pferdezahnmais bekannt; sie stammen vorzugsweise aus Nordamerika. In Europa wird am gewöhnlichsten der großkörnige M. in verschiedenen Abarten cultivirt. Er gewährt in allen seinen Theilen Nutzen. Die Körner liefern eine schmackhafte Grütze und ein vortreffliches Mehl zu Backwerk, in Italien und den Südostländern namentlich zu Mamaliga und Polenta. Zu Brot ist das Maismehl an und für sich nicht geeignet; für diesen Zweck muß es erst mit Roggen- oder Weizenmehl gemengt werden. Die reifen Körner und die unreifen milchigen Kolben werden geröstet oder gebraten und warm gegessen. Die unreifen Kolben werden häufig als Pickles eingemacht. Der Schaft der Pflanze enthält vor der Blütezeit eine große Menge süßen, zur Syrup- und Zuckerbereitung tauglichen Saftes. Der große Fettgehalt der Samen wird zuweilen, z. B. in Südfrankreich, zur Gewinnung eines geschätzten Oels benutzt; außerdem bieten sie ein unschätzbares, im internationalen Handel gesuchtes Material zur Spiritus- und Stärkefabrikation. Allen Hausthieren gewähren die Körner ein angenehmes, gedeihliches Futter, was auch von der Maispflanze als Grünfutter und getrocknet gilt. Die Maisstengel lassen sich zum Dachdecken und als Brennmaterial verwenden, auch werden sie zu Korbflechtereien benutzt. Die Fasern der Stengel sowie die Blätter geben ein haltbares Bindematerial, die elastischen Deckblätter der Kolben lassen sich zum Auspolstern verwenden. Neuerdings wird in Oesterreich auch Papier daraus verfertigt. Zum Ausbringen der Körner aus den Kolben bedient man sich gegenwärtig der Maisentkörnungs- oder Rebelmaschinen. Vgl. Burger, «Naturgeschichte, Cultur und Benutzung des M.» (Wien 1811); L. Müller, «Der M.» (Heidenheim 1863).

Maische, s. Bier und Branntwein.

Maison (Nicolas Joseph, Marquis), franz. Marschall und Pair, geb. zu Epinay bei St.-Denis 19. Dec. 1771, war der Sohn eines armen Tagelöhners. Er trat 1792 in die Armee, war bereits bei Jemappes Hauptmann, wurde bei Fleurus 1794 schwer verwundet und kämpfte 1795 und 1796 in der Maas- und Sambre-Armee. Von Jourdan 1796 zum Bataillonschef ernannt, focht er hierauf unter Bernadotte in Franken und ging dann zur Armee nach Italien, wo er sich bis zum Frieden von Campo-Formio vielfach auszeichnete. Er wurde 1799 Generaladjutant des Kriegsministers Bernadotte, kämpfte 1800 in Holland, wo er wieder schwer verwundet wurde, und erhielt nach dem Frieden von Amiens das Commando im Depart. Tanaro. Als Bernadotte 1805 Hannover besetzte, begleitete er diesen und zeichnete sich dann in der Schlacht von Austerlitz aus. Im preuß. Feldzuge von 1806 war er Brigadegeneral, nahm an der Verfolgung Blücher's bis Lübeck theil und wurde Gouverneur dieser Stadt. Unter Marschall Victor kämpfte er 1808 in Spanien, entschied 10. Nov. die Schlacht bei Espinosa, mußte jedoch, vor Madrid schwer verwundet, nach Frankreich zurückkehren. Mit Bernadotte war er 1809 in Holland. Im russ. Feldzuge von 1812 wurde er nach dem Gefechte bei Polozk Divisionsgeneral und befehligte nach Oudinot's Verwundung das 2. Armeecorps, mit welchem er den Rückzug nach der Weichsel deckte. Im Feldzuge von 1813 stand er im 5. Armeecorps unter Lauriston und wurde bei Leipzig wiederum stark verwundet. Am 22. Dec.

Digitized by Google

1813 ernannte ihn Napoleon I. zum Grafen und Oberbefehlshaber der Nordarmee, welche Belgien und Flandern vertheidigen ſollte. Auf die Linie der Schelde zurückgedrängt, concentrirte er ſeine Kräfte bei Brüſſel und ſchlug den General Thielemann noch am Tage der Uebergabe von Paris bei Courtray. Als er die Abdankung des Kaiſers erfuhr, ſchloß er 12. April 1814 einen Waffenſtillſtand und unterwarf ſich Ludwig XVIII., der ihn zum Pair und im März 1815 zum Gouverneur von Paris ernannte. Als jedoch bei der Rückkehr Napoleon's das ganze Offiziercorps zu dieſem übertrat, begab ſich M. nach Gent zum Könige, der ihn nach der zweiten Reſtauration wieder zum Gouverneur von Paris ernannte. Als Mitglied des Kriegsgerichts über den Marſchall Ney erklärte ſich M. für incompetent, fiel in Ungnade und wurde zur 8. Militärdiviſion, Marſeille, verſetzt. Deſſenungeachtet erhob ihn der König 1817 zum Marquis. Im J. 1828 erhielt er den Oberbefehl über die Expedition nach Morea, ſchiffte ſich 14. Aug. mit 14,000 Mann zu Toulon ein, landete auf der Halbinſel und zwang Ibrahim-Paſcha durch Convention vom 7. Sept. zur Einſchiffung, worauf er Navarin, Modon, Koron und Patras ohne großen Widerſtand nahm und die Halbinſel in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen ſuchte. Nachdem er den Marſchallsſtab und den Befehl zur Rückkehr erhalten, traf er im Mai 1829 in Frankreich ein. Als ein feſter Vertheidiger der conſtitutionellen Rechte erklärte er ſich in der Revolution von 1830 für die Orléans, erhielt den Auftrag, Karl X. nach Cherbourg zu begleiten, und übernahm 2. Nov. auf einige Wochen das Miniſterium des Auswärtigen. Hierauf ging er als Geſandter nach Wien, 1833 in gleicher Stellung nach Petersburg. Am 30. April 1835 übernahm er das Kriegsminiſterium, das er bis zum 19. Sept. 1836 verwaltete. M. ſtarb zu Paris 13. Febr. 1840.

Maiſtre (Joſeph, Graf von), publiciſtiſcher und philoſ. Schriftſteller, geb. zu Chambéry 1. April 1754, war ſeit 1787 piemonteſ. Senator, wanderte aber aus, als Savoyen 1792 von den Franzoſen in Beſitz genommen wurde. Später folgte er dem Könige nach Sardinien und wurde 1803 Geſandter in Petersburg. Wegen ſeiner Verbindung mit den Jeſuiten mußte er 1817 dieſe Stellung aufgeben und übernahm dann das Miniſterium in Turin, wo er 26. Febr. 1821 ſtarb. Als Schriftſteller trat er mit den zuerſt anonym erſchienenen «Considérations sur la France» (Par. 1796 u. öfter) auf. Seine ſtrenge Lehre vom theokratiſchen Despotismus entwickelte er in dem «Essai sur le principe générateur des institutions humaines» (Petersb. 1810; neue Ausg., Par. 1814) und vorzüglich in der ſehr bekannten Schrift «Du pape» (2 Bde., Lyon 1820; neue Ausg., 2 Bde., Par. 1875). Außerdem ſind zu erwähnen: «Les soirées de St.-Pétersbourg, ou entretiens sur le gouvernement temporel de la providence» (2 Bde., Par. 1822), «De l'église gallicane» (Par. 1831 und Lyon 1845) und ſein nachgelaſſenes Werk «Examen critique de la philosophie de Bacon» (2 Bde., Par. 1835; neue Ausg., 2 Bde., 1864—75). M. ging ſowol in ſeinen theol. wie in ſeinen polit. Anſichten von der Erbſünde aus, deren Sühnung die Lebensaufgabe des Menſchen ſei, und hieraus folgerte er, daß die Regierungen, welche den Menſchen zur Buße anzuhalten haben, ſtreng und abſolut ſein müßten. Nach ſeinem Tode erſchienen die «Lettres et opuscules inédits» (2 Bde., Par. 1851; neue Ausg., 2 Bde., 1853—72). M.'s «Correspondance diplomatique» gab Blanc heraus (2 Bde., Par. 1860). Seine «Oeuvres» erſchienen in 4 Bänden (Lyon 1864), ſeine «Oeuvres posthumes» ebenfalls in 4 Bänden (Lyon 1864). Vgl. Glaſer, «Graf Joſeph M.» (Berl. 1865). — **Xavier de M.**, des Vorigen jüngerer Bruder, geiſtreicher Schriftſteller, geb. zu Chambéry 1764, diente anfangs in dem ſardin. Heere und folgte dann nach dem Feldzuge 1799 dem Feldmarſchall Suworow nach Rußland. Nach deſſen Tode trat er in ruſſ. Dienſte, und nachdem er dieſe aufgegeben, lebte er ſeit 1817 abwechſelnd in Frankreich und Petersburg. Er iſt einer von den reinſten und eleganteſten franz. Schriftſtellern. Die anfangs ohne ſeinen Namen erſchienene «Voyage autour de ma chambre» (Petersb. 1794 u. öfter), worin er ſo viel heitere Laune und ſcharfſinnigen Witz gezeigt, daß man ihn den «feinern Sterne» genannt hat, und ſeine Erzählungen «Le lépreux de la cité d'Aoste» (Par. 1811), ferner «Prascovie, ou la jeune Sibérienne» (Par. 1815), eine einfache und rührende Geſchichte kindlicher Ergebenheit, ſind allgemein beliebte und geleſene Werke. Außerdem verdienen noch erwähnt zu werden: «Expédition nocturne autour de ma chambre» und die «Prisonniers du Caucase». Seine geſammelten Werke erſchienen ſeit 1825 in vielen Ausgaben. M. ſtarb zu Petersburg 12. Juni 1852.

Maitland, ſ. Lauderdale (Grafen von).

Maitrank oder **Maibowle** heißt ein Miſchgetränk, deſſen Hauptingrediens das aromatiſche Kraut des im Mai blühenden Waldmeiſters (ſ. Asperula) iſt. Nach dem urſprüng-

Digitized by Google

lichen und einfachſten Recept kommen auf eine Flaſche leichten Weißweins (am beſten Moſelweins) 1/4 Pfd. Zucker und eine Hand voll friſchen Krautes, was etwa eine Viertelſtunde ziehen muß. Am beſten iſt der Waldmeiſter, ſobald er eben ſeine Blütenknospen öffnet. Weitere Zuthaten ſind nicht zu empfehlen; doch kann man anſtatt des Waldmeiſters im Nothfall ſein aromatiſches Princip, das chemiſch darſtellbare Cumarin (ſ. d.) nehmen. Waldmeiſteressenz (Maiweineſſenz) wird durch Anſetzen des Krautes mit kräftigem Wein oder mit Spiritus bereitet. Auch läßt ſich der Waldmeiſter trocknen und gut verſchloſſen aufbewahren.

Maîtres des requêtes hießen in Frankreich überhaupt die Magiſtrate, welche über eingegangene Bittſchriften und Caſſationsgeſuche (requêtes) Bericht und Beſcheid erſtatteten. Bei den Parlamenten gab es eine Requêtenkammer, welche über die Geſuche um Aufhebung eines richterlichen Urtheils, wobei Privilegienſachen in Frage kamen, entſchied. Dies waren die Requêtes du palais. Eine andere höhere Requêtenkammer war die des königl. Palaſtes, die ebenfalls in Privilegienangelegenheiten urtheilte. Ihre Sachen hießen Requêtes de l'hôtel. Endlich hießen Maîtres des requêtes die Räthe zweiter Klaſſe oder Referendarien, welche im ſog. Conseil des parties, einer Abtheilung des Staatsraths, die Bittſchriften und Geſuche der Parteien vortrugen. Noch gegenwärtig ſind in Frankreich dem mittels Geſetz vom 24. Mai 1872 reorganiſirten Staatsrathe 24 Requêtenmeiſter zugetheilt. Sie halten gewöhnlich Vortrag über die Eingänge, außer wenn es ſich um Geſetzentwürfe und ſonſt wichtige, den Plenarſitzungen des Staatsraths vorbehaltene Angelegenheiten handelt, wo einer der Staatsräthe den Bericht erſtattet. Bei Adminiſtrativ-Juſtizſachen, welche an den Staatsrath gelangen, und bei Competenzſtreitigkeiten zwiſchen Juſtiz- und Verwaltungsbehörden vertreten die Requêtenmeiſter den adminiſtrativen Standpunkt. Sie werden vom Präſidenten der Republik auf Vorſchlag des Vicepräſidenten und der Präſidenten der Sectionen des Staatsraths ernannt.

Maitreſſe (franz.) heißt eine Frau oder ein Mädchen, die zu einem Manne in einem Liebesverhältniß ſteht und von dieſem unterhalten wird. Das Maitreſſenweſen findet ſich zu allen Zeiten. Abgeſehen vom Alterthume, gab es ſchon im Mittelalter an den kleinen ital. Fürſtenhöfen M., die bei Revolutionen und Regierungswechſeln ſtarken Einfluß hatten. Mit Ludwig XIV. beſtiegen ſie gewiſſermaßen den franz. Königsthron, und faſt ein Jahrhundert lang wurden die wichtigſten Angelegenheiten Europas von M. beeinflußt. Zugleich bürgerte ſich das Maitreſſenthum auch in den höhern Kreiſen der franz. Geſellſchaft ein, wurde dann durch die Revolution zwar vorübergehend geſtürzt, ging aber bald auf die neuen Emporkömmlinge über und verbreitete ſich ſpäter allmählich unter allen Klaſſen der Geſellſchaft. Hierdurch verringerte ſich jedoch der Glanz, den daſſelbe unter der ältern Bourbonenlinie gehabt hatte.

Maiwurm oder Oelkäfer (Meloë) heißt eine zu den Blaſenkäfern gehörende Käfergattung, deren Kopf ganz frei, nach hinten halsartig abgeſchnürt iſt. Die Fühler ſind perlenſchnurförmig und die Flügeldecken verkürzt, klaffend, weich, lederartig. Die Gattung beſteht aus vielen weitverbreiteten Arten, von denen früher einige auch in Europa arzneiliche Anwendung fanden. Zu ihnen gehört vorzüglich der blaue M. (M. proscarabaeus); dieſer iſt etwa 2 Ctmt. lang, bläulich-ſchwarz und kommt im Frühjahre ſchon im April im Graſe und an Wegen häufig vor. Er nährt ſich von Blättern verſchiedener Pflanzen. Die Larven, die unter dem Namen Bienenläuſe bekannt ſind, kriechen auf Blumen, hängen ſich an Bienen und Hummeln an und laſſen ſich von dieſen in die Baue tragen, um dort nach einer zweiten Metamorphoſe die Larven derſelben aufzuzehren. Der Käfer, welcher bei der Berührung aus den Beingelenken eine ölähnliche, blaſenziehende Flüſſigkeit ſchwitzt, machte den Hauptbeſtandtheil eines freilich unwirkſamen Geheimmittels gegen die Waſſerſcheu aus. Der echte M. (M. majalis) hat ganz gleiche Eigenſchaften, iſt aber ſeltener als voriger und riecht wie Veilchen.

Màjà, d. h. Täuſchung, Schein, iſt in der ſpätern ind. Mythologie der Name einer weiblichen Gottheit, die zugleich mit dem Urſchöpfer der Welt auftritt. In ihr, wie in einem Spiegelbilde, erſchaut ſich das Urweſen ſelbſt, und durch dieſe Contemplation zertheilt es die Finſterniß, und die Liebe wird in ſeiner Seele zur productiven Schöpferkraft. In der pantheiſtiſchen Schule des Vedanta wird alles, was der ſinnlich befangene Menſch wirklich exiſtirend nennt, nur als ein Traumbild der Gottheit betrachtet, und ſomit iſt die ganze Welt in ihren äußern Erſcheinungen eitel Trug und Schein (màyà). — In der griech. und röm. Mythologie iſt Maja die älteſte Tochter des Atlas und der Pleione, mit welcher Zeus in einer Grotte des arkadiſchen Bergs Kyllene den Hermes zeugte. Ihr wurde Arkas, der Sohn des Zeus und der Kalliſto, zur Erziehung übergeben. — Bei den Römern hieß Maja (auch Majeſta) die Tochter des Faunus und Gemahlin des Vulcanus, eine Göttin des Wachsthums, die für identiſch mit der

Digitized by Google

Erdgöttin oder «guten Göttin», Bona dea, gehalten wurde, und der man an den Kalenden des Mai eine trächtige Sau opferte. — Maja ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Majano (Benedetto da), florentin. Bildhauer und Architekt, geb. zu Majano in Toscana 1442, gest. 1497, begann seine Laufbahn mit Arbeiten von eingelegtem Holze und bildete sich erst später für beide Künste aus. Nächst Ghiberti und Donatello kann er als einer der Hauptvertreter jener großen Entwickelungsepoche gelten. Als seine vorzüglichsten Sculpturen werden das Grabmal Strozzi in Sta.-Maria-Novella in Florenz und eine herrliche Verkündigung in Monte-Oliveto betrachtet. Der Palast Strozzi in Florenz, in harmonischer Gesammtwirkung wie im Detail der schönste der Zeit, wurde nach seinem Plane 1490 begonnen; auch der herrliche Vorbau der Kirche delle Grazie bei Arezzo ist von ihm. — Sein älterer Bruder, Giuliano da M., geb. 1432, gest. 1490, arbeitete sich vom Tischler zum Bildhauer und Baumeister herauf und leitete als solcher einige Zeit den Bau des Doms in Florenz. Er arbeitete in Rom unter Paul II., in Recanati für den Cardinal Venier, in Neapel, wohin er nach 1480 ging und wo er starb, für König Ferdinand I., aber seine Betheiligung an dem großen Palast von San-Marco in ersterer Stadt ist ungewiß, die an dem Triumphbogen König Alfons' in letzterer unwahrscheinlich, während die Porta-Capuana Neapels ohne Zweifel sein Werk ist.

Majdanpek oder Pek-Majdan, die ansehnlichste Bergstadt Serbiens, im romantischen Thale des Kleinen Pekflusses gelegen. M. hat eine Kirche, Schule, Post- und Telegraphenstation und zählt (1875) 1256 meist rumän. E. Die majdanpeker Gebirge bergen einen großen Reichthum an Kupfer- und Eisenerzen, welche schon im Alterthum ausgebeutet wurden. Die serb. Regierung nahm den Bau erst 1848 auf, doch wurde derselbe 1860 einer franz. Gesellschaft und 1868 einer engl. Gesellschaft überlassen. Etwa 1 Kilom. von M. entfernt befindet sich eine großartige Eisenhütte, 5 Kilom. weiter zwei Kupferhütten.

Majestät (lat. majestas, Hoheit, Erhabenheit) bezeichnete in der Republik Rom die höchste Macht und Würde, welche man der gesammten Bürgergemeinde, dem Volke, zuschrieb. Mit dem Umsturz der Volksregierung ging Würde, Macht und Name der M. auf die röm. Imperatoren (Augusti) und von diesen auf die Kaiser des westl. Europa über. Den Königen wurde dieser Titel erst viel später zugestanden. In Frankreich führten ihn unter Heinrich II. die Hofleute ein, aber noch bei dem Westfälischen Frieden gab es darüber Streitigkeiten. In dem Friedensvertrage von Cambrai 1529 wird nur Kaiser Karl V. M. genannt. Beim Frieden zu Crespy von 1544 heißt Karl V. kaiserliche und Franz I. königliche M., und in dem Frieden zu Château-Cambrésis von 1559 findet man zum ersten male die Titel allerchristlichste und katholische M. gebraucht. In England legte sich Heinrich VIII. zuerst den Titel M. bei, der jetzt allen europ. Königen gegeben wird. Von dem Titel der M. ist die Sache, d. i. die persönliche Würde, unterschieden, welche einem jeden unabhängigen und selbstständigen Regenten zusteht. Daher legt man auch denjenigen Regenten, welche im europ. Kanzleiceremoniell den Titel nicht erhalten, doch die persönliche M. bei, wenn sie nur als wirkliche (erbliche oder gewählte) Monarchen an der Spitze eines Staats stehen. Ein Ausfluß dieser persönlichen Würde sind die Majestätsrechte, welche, insofern man sie von den Rechten des Staats als solchen, den sog. Staatshoheitsrechten, unterscheidet, wesentlich in der Unverletzlichkeit und Heiligkeit der Person des Monarchen bestehen. Vermöge der erstern gilt der Monarch als unverantwortlich, der Strafgerichtsbarkeit des Staats nicht unterworfen, und zwar nicht nur in Bezug auf seine Regierungshandlungen, für welche statt seiner die Verantwortlichkeit der Minister (s. d.) eintritt, sondern sogar in Bezug auf rein persönliche Handlungen. Die im monarchischen Staate als Axiom aufgestellte Heiligkeit der Person des Staatsoberhauptes bedingt andererseits auch die größere Strafbarkeit aller gegen dasselbe begangenen oder versuchten Verbrechen, der sog. Majestätsverbrechen (s. d.). Die Anklagung des Monarchen wegen privatrechtlicher Ansprüche ist gestattet, zwar nicht gegen die Person, aber gegen das Vermögen des Monarchen, welches wie eine juristische Person behandelt wird (Fiscus, Cabinetskasse, Domänenkasse, Chatoulle).

Majestätsbrief heißt die von Kaiser Rudolf II. 11. Juli 1609 den böhm. Protestanten verliehene Gnadenacte, durch deren Aufhebung 1618 der Kaiser Matthias den Anstoß zum Beginn des Dreißigjährigen Kriegs gab. Vgl. Gindely, «Geschichte der Ertheilung des böhmischen M. von 1609» (Prag 1858).

Majestätsverbrechen oder Verbrechen der beleidigten Majestät (crimen laesae majestatis) ist im röm. Recht jedes Verbrechen gegen den Staat (die majestas populi Romani) und gegen das Staatsoberhaupt, in der neuern Strafgesetzgebung dagegen, welche den Staats- und Hochverrath (s. d.) besonders behandelt, jede dolose Verletzung der Ehre des Regenten oder

Digitized by Google

der demſelben ſchuldigen Ehrerbietung. Die gegen Freiheit oder Leben des Regenten gerichteten doloſen Unternehmungen fallen unter den Begriff des Hochverraths. Die verſchiedenen Arten der M. werden behandelt in den §§. 94—101 des Deutſchen Reichs-Strafgeſetzbuchs und in den ſchwerſten Fällen lebenslängliche Freiheitsſtrafe angedroht.

Majolica, ſ. Fayence.

Major und **Minor** (lat., d. i. «größer» und «kleiner») wird in Bezug auf das Alter (major natu, minor natu) gleichbedeutend gebraucht mit «älter» und «jünger». Majorität und Minorität, wörtlich Mehrheit und Minderheit, iſt die übliche Bezeichnung der numeriſchen Verhältniſſe insbeſondere bei Abſtimmungen in Verſammlungen und behufs einer Wahl oder einer Beſchlußfaſſung. Man unterſcheidet absolute und relative, ſowie einfache und potenzirte Majorität. Bei Beſchlußfaſſungen, wo es einfach die Entſcheidung zwiſchen Ja und Nein gilt, iſt in der Regel die abſolute genügend, d. h. eine Frage iſt entſchieden, ſobald nur eine Stimme über die Hälfte der Stimmenden ſie bejaht oder verneint hat. Bei Wahlen dagegen kann, wenn es ſich um mehr als zwei Candidaten handelt, auch relative Majorität eintreten und entſcheiden, falls nämlich jeder derſelben weniger als die Hälfte aller abgegebenen Stimmen erhält. Dann hat derjenige, welchem die meiſten Stimmen zugefallen ſind, nur eine relative Majorität erlangt. Nach einzelnen Wahlgeſetzen, z. B. dem ſächſiſchen, genügt auch eine ſolche relative Majorität, vorausgeſetzt, daß ſie mehr als ein Drittel aller abgegebenen Stimmen beträgt. Regel iſt jedoch, daß nur abſolute Majorität gilt. (S. Abſtimmung.) Bei Wahlen innerhalb einzelner Körperſchaften, z. B. bei den Präſidenten- und Deputationswahlen in einer Kammer, pflegt zunächſt abſolute Majorität erfordert und erſt im dritten Wahlgange relative Majorität zugelaſſen zu werden. Ferner unterſcheidet man auch zwiſchen der einfachen (d. i. der abſoluten) Majorität, welche ſchon mit einer Stimme über die Hälfte erreicht iſt, und einer potenzirten, welche eine größere Anzahl als die Hälfte der Stimmen vereinigen muß. So verlangen manche Verfaſſungen für Verfaſſungsänderungen eine Zweidrittelmehrheit, wie z. B. im Norddeutſchen Bund zu denſelben im Bundesrathe eine Mehrheit von zwei Dritteln der vertretenen Stimmen erforderlich war, während dieſelben nach der Verfaſſung des Reichs als abgelehnt gelten, wenn ſie im Bundesrathe (welcher 58 Stimmen zählt) 14 Stimmen gegen ſich haben.

Major heißt in der militäriſchen Rangordnung die unterſte Charge der Stabsoffiziere, alſo die nächſthöhere vom Hauptmann (Rittmeiſter). Dieſelbe iſt im 16. Jahrh., als ſich die Offiziercorps bildeten, entſtanden. Was für die Compagnie als Grundabtheilung der Feldweibel (Wachtmeiſter) war, galt für das Regiment der Oberſtwachtmeiſter, im ſpan. Heere Mayor (Oberer, überhaupt Vorgeſetzter) genannt, welche Benennung in die andern Armeen überging. Der M. hatte beſonders für die taktiſche, zum Theil auch für die ökonomiſche Ordnung des Regiments zu ſorgen. Sein zuerſt unbeſtimmtes Rangverhältniß im Offiziercorps wurde durch Ludwig XIV. feſtgeſtellt. Als ſich die Regimenter der Infanterie in Bataillone theilten, wurde das Commando der letztern meiſt den M. übertragen, eine Function, die ihnen noch jetzt zufällt. Bei der Cavalerie führen ſie entweder Diviſionen (zwei Escadrons), wo dieſelben beſtehen (z. B. in Oeſterreich), oder ſie vertreten den Regimentscommandeur, wenn dieſer abweſend iſt. In der Artillerie befehligen ſie Abtheilungen von mehrern Batterien. Die Charge beſteht auch in den Specialcorps, z. B. im Generalſtabe u. ſ. w.

Majorān (Majorana) heißt eine Unterabtheilung der zur Familie der Labiaten gehörenden Gattung Doſten (Origanum L.), die ſich durch mit dachziegelig angeordneten Deckblättern verſehene, oft kopfförmige Aehren und den an der untern Seite bis faſt zum Grunde aufgeſpaltenen, oberwärts flach ausgebreiteten und daher einlippig erſcheinenden Kelch unterſcheidet. Von den hierhergehörigen Arten iſt der einjährige gemeine M. oder Gartenmajoran (Origanum Majorana L.), welcher in Nordafrika und im Orient einheimiſch, als Küchengewürz ſehr beliebt und daher allgemein angebaut. Er hat ovale, graugrüne, beiderſeits nur dünnfilzige Blätter, zu dreien beiſammenſtehende rundliche Aehren, gefurchte Deckblätter und kleine weiße Blumen. Die ganze Pflanze riecht und ſchmeckt eigenthümlich und durchdringend aromatiſch und enthält viel ätheriſches Oel. Wird die Pflanze im Orangeriehauſe gezogen, ſo bleibt ſie auch im Winter grün und heißt dann Wintermajoran. Die zarten Blätter des ſmyrnaiſchen M. (O. Smyrnaeum L.) werden in Griechenland zur Erregung des Appetits gegeſſen. Der ſehr gewürzhafte, auf Candia heimiſche Diptam-M. (O. dictamnus L.), mit beiderſeits ſehr dicht weißwollig-filzigen Blättern, kahlen und oberwärts purpurrothen Deckblättern und purpurröthlichen Blumen, war ſeit den älteſten Zeiten ſeiner Heilkräfte wegen ſehr berühmt und als kretiſcher Diptam gebräuchlich, jetzt wird er nur noch in Töpfen als Zierpflanze gezogen.

Digitized by Google

Majŏrat (lat.) heißt im weitesten Sinne jede Erbfolgeordnung, die sich nach der frühern Geburt bestimmt, und das Vorzugsrecht, welches hiernach dem Aeltesten zukommt. Es gibt aber dreierlei Arten M.: 1) Die Primogenitur oder das Erstgeburtsrecht, wonach jedesmal der Aelteste der ältesten Linie zur Erbfolge gelangt. Von dieser Art sind die M. der Lords in England und die neuern französischen M.; auch ist hiernach fast in allen europ. Staaten die Thronfolge geordnet. 2) Das M. im engern Sinne, welches unter denjenigen Verwandten, die dem Grade nach am nächsten sind, den Aeltesten zur Erbfolge bringt. 3) Das Seniorat, welches dieselbe, ohne Rücksicht auf die Nähe der Verwandtschaft, dem Aeltesten in der ganzen Familie gewährt. Stirbt also A mit Hinterlassung eines Bruders B, eines zweitgeborenen Sohnes C und eines Enkels von seinem vorher verstorbenen Erstgeborenen D, so succedirt bei Primogenitur D, bei Majorat C, bei Seniorat B. Alle drei Arten des M. sind Abweichungen von dem gewöhnlichen Erbgange, deren Rechtsbeständigkeit von der gültigen Feststellung einer besondern Successionsordnung oder von Familienstiftungen hinsichtlich eines bestimmten Vermögensobjects abhängt. (S. Familienpact.) Dabei wird vorausgesetzt, daß die Majoratsgüter ohne Zustimmung sämmtlicher Anwärter untheilbar und unveräußerlich sind. Das M. im engern Sinne unterscheidet sich von der Primogenitur noch dadurch, daß der Majoratsherr dem Stifter, nicht aber dem unmittelbaren Vorgänger succedirt und die Handlungen (Schulden) des letztern auch dann nicht zu vertreten hat, wenn er der Sohn desselben ist, wie bei der Lehnsfolge nach dem Rechte der Erstgeburt eintreten kann. Das M. dient daher noch kräftiger als die Primogenitur, die Güter in den Familien zusammenzuhalten und überhaupt das Grundeigenthum in wenige Hände zu bringen. Im Bauernrecht muß das M. gewöhnlich dem Minorat (s. d.) weichen. Vgl. Schulze, «Das Recht der Erstgeburt» (Lpz. 1851). In Frankreich sind die M. abgeschafft durch Gesetze von 1835 und 1849. (S. Erbrecht.)

Majorca, die größte der Balearischen Inseln, s. Mallorca.

Major domus, deutsch durch Hausmeier, franz. durch Maire du palais übersetzt, war im Fränkischen Reiche (s. d.) unter den Merovingern der Titel des ersten der Hof- und Staatsbeamten. Der Major domus war der Aufseher des königl. Haushalts, wahrscheinlich auch der Domänen, und deshalb von bedeutendem Einfluß auf königl. Schenkungen und Beneficien. Er vertrat auch, wo es nöthig war, die Person des Königs, und als die Merovinger in Schwäche versanken, oft unmündig auf den Thron kamen, fiel ihm die ganze Regierungsgewalt anheim, worauf auch die Großen die Einsetzung desselben durch ihre Wahl durchsetzten. Während der Theilung des Reichs bestand in jedem der Theile ein Major domus, und auch als unter Chlotar II. diese Theile sich wieder vereinten, blieben für Austrasien, Neustrien und Burgund besondere Majores domus. Nach Chlotar's Tode herrschte der austrasische Major domus Pipin von Landen unter Dagobert I. und Siegbert über die ganze Monarchie; der Versuch jedoch seines Sohnes Grimoald, 656 seinen eigenen Sohn Childebert auf den Thron zu setzen, scheiterte. Die Pipin'sche Familie wurde verbannt, und unter Chlodwig II. und dessen Sohn Chlotar III. war die Herrschaft bei dem Major domus von Neustrien, bis 660 die Austrasier Chlotar's Bruder Childerich sich zum König setzten. Die Majores domus von Austrasien und von Neustrien kämpften nun um die Herrschaft, bis der Sieg bei Tertri 687 für den Austrasier Pipin von Heristall entschied, der beständiger Major domus in allen drei Reichen wurde und sich dux et princeps Francorum nannte. Nach seinem Tode 714 wählten die Neustrier wieder einen Major domus, aber Pipin's Sohn Karl (s. d.), genannt Martell, gewann in siegreichem Kampfe die Machtstellung seines Vaters. Er theilte bei seinem Tode 741 Austrasien seinem Sohne Karlmann, Neustrien und Burgund dessen Bruder Pipin dem Kleinen zu, der, nachdem jener 747 ins Kloster gegangen war, allein herrschte und endlich 752 zu Soissons den merovingischen König Childerich III. absetzen und sich selbst zum König wählen ließ, womit das Amt der Majores domus aufhörte. Vgl. G. Waitz, «Deutsche Verfassungsgeschichte» (2. Aufl., Bd. 2, Kiel 1870).

Majorenn (lat.), großjährig, Majorennität, Großjährigkeit, im Gegensatze von Minorenn, Minorennität, minderjährig, Minderjährigkeit. Ueber die Grenzen dieser Altersabstufungen und deren rechtliche Wirkungen s. Minorennität.

Majorescu (Titus), rumän. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 1840 zu Krajova in der Walachei, studirte nach Absolvirung des Gymnasiums in der Theresianischen Akademie zu Wien, in Berlin und Paris Philosophie und die Rechtswissenschaft, wurde 1862 Professor an der Universität Jassy, war 1874—76 Unterrichtsminister und dann für kurze Zeit Geschäftsträger Rumäniens am berliner Hofe, wo er die Verhandlungen zum Abschluß einer Handelsconvention mit Deutschland einleitete. M. ist in der jungrumän. Literatur und Politik der

Digitized by Google

Begründer der sog. neuen Richtung, welche mit schärfster Kritik gegen die schablonenhafte Nachahmung ausländischer Formen ankämpft und überall auf organische Entwickelung aus dem eigenen Volke heraus dringt. In der Unterrichtsverwaltung war sein Hauptbestreben Hebung der Volksschulen und Einführung der Realschulen. Ein Theil seiner literarischen Arbeiten ist in den «Critice» (Bukarest 1874) gesammelt. Außerdem erschien von ihm: «Poesia rumana» (1867), «Ueber das rumän. Staatsrecht gegen Barnutz» (1868), «Logica» (1876), in deutscher Sprache «Einiges Philosophische in gemeinfaßlicher Form» (Berl. 1861).

Majos heißen in Andalusien junge, schöngewachsene Männer aus dem Volke, welche durch auffallendes, geputztes, malerisches Costüm, durch ritterliche Galanterie gegen die Frauen, durch übermüthiges, herausforderndes Benehmen gegen die Männer, wie durch hochtrabende, prahlerische Redeweise die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchen. Sie zeichnen sich dabei durch körperliche Gewandtheit, Geübtheit im Fechten und Reiten aus und bilden in manchen Orten (z. B. in Sevilla) eine Art Genossenschaft. Den M. entsprechen unter der weiblichen Bevölkerung die Majas, worunter man junge Mädchen und Frauen versteht, welche sowol durch Schönheit und Grazie als auch durch verführerische Koketterie, elegante, auffällige Tracht, Witz und Geübtheit im Tanzen sich hervorthun und dadurch in ganz Spanien berühmt sind. Oft sind die Majas die Geliebten der M. und ziehen dann mit diesen herum, hinter ihrem Galan auf dem Sattel sitzend. Die Tracht der M. und Majas ist ein theatralisch aufgeputztes Volkscostüm.

Majuskeln heißen seit der Zeit des spätern Mittelalters die großen Anfangsbuchstaben, gegenüber den Minuskeln oder kleinen Buchstaben. Wie bei Griechen und Römern, so wurden auch im frühern Mittelalter alle Buchstaben der Schrift gleich hoch und groß geschrieben. Bald jedoch begann man zu Anfange eines Buchs, dann der Hauptabschnitte und einzelnen Absätze den ersten Buchstaben größer zu schreiben als die übrigen des Textes und pflegte dieselben mit bunten Farben und allerlei Verzierungen, welche nicht selten künstlerischen Werth haben, zu schmücken. In Urkunden des 13. Jahrh. findet sich die M. bereits ins Innere eingedrungen, wenn auch nur vereinzelt bei Eigennamen und dem Namen Gottes, bis sie seit dem 14. Jahrh. auch in den gewöhnlichen, nicht von Staatsschreibern geschriebenen Handschriften vorkommt. Noch in Handschriften und Drucken des 15. und 16. Jahrh. herrscht im Gebrauche der M. vollständige Regellosigkeit. Adjectiva stehen groß geschrieben neben kleinen Hauptwörtern und selbst neben kleinen Eigennamen; ja Eigennamen werden trotz unmittelbarer Folge hintereinander schwankend geschrieben. In Luther's Zeit, wie z. B. in dessen Bibel von 1545, ist meist alles, was eine religiöse Beziehung hat, durch die M. ausgezeichnet. Im Anfang des 17. Jahrh. erscheinen alle Substantiva, ja selbst alle substantivisch gebrauchten Adjectiva, Zahlwörter und Zeitwörter mit großen Anfangsbuchstaben, doch ohne daß noch die Regel feststände. Namentlich mag Opitz für den weiter um sich greifenden Gebrauch derselben gewirkt haben. Schottel stellt als Regel auf, daß alle Eigennamen, Titel, Namen von Beamten, der Festtage u. s. w. groß geschrieben werden sollen. Im letzten Drittel des 17. Jahrh. ist der Gebrauch der M. bereits allgemein, wenn auch einzelne im 18. und 19. Jahrh. in ihren Werken dieselbe nur zu Anfang der Sätze und in Eigennamen duldeten. Seit Jakob Grimm's Auftreten gegen die Anwendung der M. haben viele Germanisten, vereinzelt auch andere Gelehrte, dieselbe auf den Anfang der Sätze, die Eigennamen, Anreden und Titel beschränkt.

Makâme (arab.) bezeichnet ursprünglich Sitzung, dann aber auch gewisse, bei den ältern Arabern gebräuchliche literarische Zusammenkünfte, in denen Einzelne durch geistreiche improvisirte Darstellungen, insbesondere durch Erzählungen aus dem Stegreife die Zuhörer unterhielten. Später bildete sich für dergleichen Darstellungen ein eigener Kunststil aus, welcher seinem Haupttheile nach in einer Prosa besteht, deren einzelne Redeglieder miteinander reimen, und mit der zahlreich eingestreute wirkliche Verse vermischt sind. Hamadâni war der erste, der 400 novellenartige Erzählungen unter dem Titel «Makâmât» zusammenstellte; ihn übertraf Harîrî (s. d.), dessen M. namentlich Friedrich Rückert (s. d.) nachgebildet hat. Am meisten wurde diese Kunstform von den jüd. Dichtern des Mittelalters nachgeahmt, besonders von Charisi sowie von dessen Zeitgenossen Immanuel Rumi, dessen «Machberot» zu den bedeutendsten Dichtungen der neuhebr. Poesie gehören. Diese Art der Dichtung ist noch heute bei den Arabern beliebt. Unter den neuern Gedichten dieser Gattung sind namentlich die M. des Philologen Nassif-Efendî, eine Nachahmung der M. des Harîrî, zu erwähnen. Dieselben erschienen unter dem Titel «Kitâb madshma' al-bahrain» (Beirut 1856).

Makarius, mit dem Beinamen der Große oder der Aegypter, Schüler des heil. Antonius (s. d.) und seit 330 Einsiedler in der sketischen Wüste, ein mystischer Kirchenschrift-

Digitized by Google

steller, unter dessen Namen noch 50 Homilien und mehrere ascetische Abhandlungen erhalten sind. Er starb 391, Jahrestag 15. Jan. Seine Schriften gab Pritius (Lpz. 1698; deutsch von Jocham, 2 Bde., Sulzb. 1839) heraus. — Von ihm zu unterscheiden ist M. der Jüngere oder der Alexandriner, der Städter, ebenfalls Einsiedler in der nitrischen Wüste, der 404 starb, Jahrestag 2. Jan. — Ein dritter M., Patriarch zu Antiochien, vertheidigte auf dem sechsten ökumenischen Concil zu Konstantinopel den Monotheletismus und wurde abgesetzt.

Makarjew, Kreisstadt mit (1871) 1656 E., im russ. Gouvernement Nishnij-Nowgorod, am linken oder Wiesenufer der Wolga, 98 Kilom. im Ostsüdosten von Nishnij-Nowgorod, mit dem schönen, von hohen bethürmten Mauern umgebenen Kloster gleichen Namens, zu welchem fünf Kirchen gehören. Die Stadt war über zwei Jahrhunderte hindurch hochberühmt durch ihre großartigen Messen, welche aber, als sie 1816 abgebrannt, 1817 nach Nishnij-Nowgorod (s. d.) verlegt wurden. Das Kloster, nach einem benachbarten See erst das Kloster vom Gelben Wasser (Scheltowodsky-Monastyr) genannt, wurde in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. erbaut, aber schon 1439 von Ulu-Mahmed von Kasan zerstört. Erst 1624 baute der Mönch Abraham aus Murom das Kloster des heil. Makarjew wieder auf und versetzte in dasselbe das Heiligenbild des Makarius aus dem Kloster Makariew-Uschinskoi-Monastyr an der Unscha. Aus dem um dasselbe entstandenen Marktorte bildete sich bald nach 1620 der berühmte russ. Meßort. In M. und dem ganzen Kreise, dem Flusse Korschenez entlang, fertigt man die Makarjewschen Koffer oder Kasten, welche roth und blau angestrichen, mit allerlei Figuren bemalt, mit Lack überzogen sind und, völlig zum Gebrauch ausgestattet, bis zum Werthe von 15,000 Rubel auf dem Jahrmarkte von Nishnij-Nowgorod abgesetzt werden. — M., schöngelegene Kreisstadt im russ. Gouvernement Kostroma, an dem linken Wolgazufluß Unscha, 200 Kilom. nordöstlich von Kostroma, zählt 5202 E. Die Stadt hat zwei Kirchen und ein Kloster (das erwähnte Makariew-Uschinskoi-Monastyr), welches nebst der Stadt angeblich der heil. Makarius erbaut hat. Die Landleute im Kreise dieser Stadt beschäftigen sich hauptsächlich mit Holzfällen, Bretersägen, Verfertigung von Matten, von Theer, Pech und dem Bau von Flußbooten.

Makart (Hans), ein durch Originalität ausgezeichneter neuerer Historienmaler, geb. zu Salzburg 28. Mai 1840, war ursprünglich zum Graveur bestimmt, bildete sich aber dann nach einem kurzen Besuche der wiener Akademie in München unter Piloty's Leitung, dessen brillante Farbengebung er sich aneignete, zum Maler aus. Zu seinen ersten Bildern gehören eine Leda mit dem Schwan, eine Scene aus den «Lustigen Weibern von Windsor» nach Shakspeare und ein anmuthiges Bildchen: Das Kindermärchen. Als er 1866 mit dem Bilde: Ein schlafender Ritter läßt sich von schönen Nixen küssen, auftrat, zog er bereits die Aufmerksamkeit auf sich, die indeß noch mehr durch sein Gemälde: Moderne Amoretten gesteigert wurde. Mit dem dreigetheilten Bilde aber, das bald die «Pest von Florenz», bald die «Sieben Todsünden», bald der «Traum eines Wüstlings» genannt wurde, ward er plötzlich zum Helden des Tags, sein Werk aber der Gegenstand der verschiedenartigsten Urtheile. Der Künstler weilte 1869 in Rom, wo er ein neues Bild schuf, zu welchem er den Stoff wieder von Shakspeare entlehnte. Es stellt den Paris vor, der mit den Hochzeitsgästen am Lager der dem Schlaftrunk erlegenen Julia erscheint, und befindet sich im Privatbesitz des Kaisers von Oesterreich. Nicht minder beschäftigte M. die Kunstkritik, als er im Auftrage des Grafen Pálffy, der auch die Modernen Amoretten angekauft hatte, zwei Darstellungen der Abundantia (1871, des Ueberflusses des Landes und des Meers) in großen Dimensionen für den gräfl. Speisesaal malte. Zu M.'s neuern Gemälden gehören: eine Venus, die den Tanhäuser zurückhält; ein schlafender Sänger, dem Meernixen in die Saiten des Instruments greifen; zwei Mönche in einer Zelle, deren einer die Geige spielt; besonders aber die Gesammtdecoration für einen Salon, bestehend aus dem Deckengemälde, aus verschiedenen Friesen und drei größern Compositionen für die Wandseiten. Viel Aufsehen erregte auch sein großes figurenreiches Historienbild: Die Huldigung der Venetianer vor Catarina Cornaro (1873, für die Nationalgalerie zu Berlin erworben). Der Künstler lieferte auch Zeichnungen für Illustrationen zu Uhland's «Gedichten» (Stuttg. 1865—66) und zur «Shakspeare-Galerie» (Lpz. 1870—75). Im J. 1876 machte er eine Studienreise nach Aegypten, deren Frucht mehrere Genrebilder aus dem Leben sind, nachdem er schon 1874 eine Kleopatra in größerm histor. Stil gemalt hatte. M. wirkt durch originelle Stoffe und Situationen. Seine Farbengebung ist effectvoll, aber oft affectirt, seine Zeichnung häufig incorrect.

Makis oder Lemuren (Lemures), s. Halbaffen.

Makkabäer heißen in der jüd. Geschichte überhaupt die Glieder der Heldenfamilie des Judas Makkabi (s. d.), eines Sohnes von Mattathias (1 Makk. 2, 1), dessen Familie den Bei-

Digitized by Google

namen Hasmonäer führte. Judas Makkabäus sammelte eine Schar muthiger Glaubensgenossen, um die Herrschaft der Syrer über Judäa zu brechen, und seine Brüder Johannes, Jonathan und Simon vollendeten, wenn auch nur auf kurze Zeit, die Wiederherstellung des jüd. Staats (135 v. Chr.). Unter Simon's Sohn, Johannes Hyrkanus I. (135—105), gelangte der Staat auf den Höhepunkt seiner Macht. Sein Sohn Aristobul I. (105) nahm den Königstitel an. Nach seiner kurzen Regierung gelangte sein Bruder Alexander Jannäus (104—78) auf den Thron, der die widerspenstige pharisäische Partei nur mit äußerster Strenge im Zaume halten konnte. Unter seinen schwachen Nachfolgern wurde der Staat durch Religionsparteien und Familienzwist an den Rand des Verderbens geführt und gerieth endlich in die Abhängigkeit von den Römern. Herodes d. Gr. rottete die Familie der M. gänzlich aus. Die in der Bibel befindlichen zwei apokryphischen Bücher der M. zählt die kath. Kirche zu den kanonischen Büchern. Das erste Buch, in seiner Darstellung rednerisch, oft rhythmisch gehalten, ursprünglich hebräisch, etwa um 105 v. Chr. in Palästina geschrieben, ist gewissermaßen die Reichschronik des makkabäischen Fürstenhauses. Es schildert die Leiden der Juden unter Antiochus Epiphanes, die Heldenthaten des Judas Makkabäus und geht von 175 bis zu dem Tode des Simon, etwa 135 v. Chr. Das Buch ist gut geschrieben und als Geschichtsquelle sehr wichtig, wenn auch nicht frei von tendenziösen Entstellungen. Das zweite Buch zerfällt in zwei Haupttheile; Kap. 1—2, 18 sind zwei angebliche Briefe der palästinensischen Juden an die ägyptischen über die Tempelweihe; der Rest handelt, nach einer Einleitung Kap. 2, 18—32, von Kap. 3 bis zum Schlusse über die Tempelplünderung, den Krieg mit den Syrern, die Ereignisse unter Demetrius Soter und anderes. Ursprung und Composition dieser Schrift ist noch nicht genügend aufgeklärt; zu Grunde liegt für Kap. 3 fg. ein Geschichtswerk des Jason von Kyrene, welches der Verfasser excerpirt hat. Darstellung und Auffassung der Geschichte ist im phantastischen und wundersüchtigen Tone der hasidäischen Partei (derselben, aus deren Mitte später die Pharisäer hervorgingen) gehalten. Die Zeit der Abfassung der Schrift ist wol eine der letzten Makkabäerregierungen. Außer diesen zwei Büchern enthält die griech. Bibel noch unter dem Namen eines dritten Makkabäerbuchs eine Erzählung der Verfolgung der Juden in Aegypten unter Ptolemäus Philopator. Die Vulgata hat es nicht übersetzt, daher findet es sich auch nicht im Kanon der kath. Kirche; auch Luther übersetzte es nicht. Der Mutter und den sieben Söhnen, von welchen das 2. Buch der M. Kap. 7 redet, widmete die christl. Kirche (vgl. schon Hebr. 11, 35) als Märtyrern des Glaubens schon im 4. Jahrh. ein Fest, das nach Gregor von Nazianz, Chrysostomus und Augustin besonders in den Kirchen von Antiochien und Afrika feierlich begangen wurde. Diese Festfeier ist um so merkwürdiger, da sie die einzige in der christl. Kirche ist, welche sich auf ein vorchristl. Ereigniß bezieht. Das röm. Martyrologium bezeichnet den 1. Aug. als Fest der M. Seit dem 12. und 13. Jahrh. hat es nur noch eine geringe Bedeutung. Commentare zu den Büchern der M. schrieben Grimm (Lpz. 1853—57) und Keil (Lpz. 1875). Ueber den Namen M. vgl. Curtiß, «The name Maccabee» (Lpz. 1876).

Mäkler oder **Makler**, auch **Sensal** (vom ital. sensale; franz. courtier; engl. broker), wird derjenige Unterhändler genannt, welcher Geschäftsgelegenheiten gewerbsmäßig nachweist und Abschlüsse vermittelt. Besonders wichtig ist die Stellung des M. im Handel, und es beschränken sich hier seine Geschäfte nicht auf Ein- und Verkäufe, sondern sie erstrecken sich auch auf die Vermittelung der Frachten, Bodmereien und Assecuranzen. In größern Plätzen gibt es besondere M. für das Waarengeschäft im engern Sinne (Waarenmäkler), für das Geld- und Wechselgeschäft (Wechselmäkler), für Geschäfte in Staatspapieren und Actien (Fondsmäkler), für die Land- und Flußfracht (Frachtmäkler, Güterbestätter, Schaffner), für die Seefracht (Schiffsmäkler), für die Versicherung (Assecuranzmäkler); vielfach geht diese Arbeitstheilung noch weiter: Productenmäkler, Colonialwaarenmäkler, Wein-, Woll-, Tuch-, Tabacks-, Holzmäkler u. s. w.; in London gibt es auch eigene M. für die Besorgung der Verzollungen (Zollmäkler, Custom-house brokers). In Frankreich, Belgien, Italien und Spanien heißen die Wechsel- und Fondsmäkler Wechselagenten (Agents de change). Der M. fungirt häufig auch als Sachverständiger, und die Leitung der großen Waarenauctionen liegt ihm gewöhnlich ob. Für seine Bemühungen bei Geschäftsvermittelungen erhält er eine Vergütung, die in Procenten oder Promille vom Geldbetrage gerechnet und **Mäklerlohn**, **Courtage** oder **Sensarie** genannt wird. Seine rechtliche Stellung regeln die Handelsgesetze oder specielle Mäklerordnungen, und gewöhnlich ist er eidlich in Pflicht genommen, heißt dann **vereideter** oder **beeidigter** M. und führt einen amtlichen Stempel. Das Deutsche Handelsgesetzbuch legt zwar nur den Zeugnissen und Scheinen beeidigter M. Beweiskraft bei, spricht aber diesen nicht

Digitized by Google

das ausschließliche Recht auf die Betreibung der Mäklergeschäfte zu, und da der ersterwähnte Vorzug ein ziemlich illusorischer ist (die Scheine der nicht in Pflicht genommenen M. sind in gleichem Grade beweisend wie die anderer Geschäftsmänner), damit aber nicht unwesentliche Beschränkungen verbunden sind, z. B. die Verzichtleistung auf alle Geschäfte für eigene Rechnung, so emancipiren sich mehr und mehr die deutschen M. (wie auch fast überall anderwärts) von dem halbamtlichen Charakter und werden zu Privathandelsmäklern. In den Vereinigten Staaten von Amerika gibt es keine vereideten M., und es bedarf dort zum Mäklergeschäft keiner Licenz. In mehrern Ländern und Orten bilden die berechtigten M. des Platzes eine Corporation, welcher die Feststellung der Curse, die Aufsicht über die Befolgung der Börsengesetze und die Schlichtung der Streitigkeiten zwischen M. und Privaten obliegt. Ihre Zahl ist an manchen Orten gesetzlich begrenzt. Auch da, wo gesetzlich nur die vereideten M. vermitteln dürfen, gibt es neben ihnen sog. Winkelmäkler, Pfuschmäkler, Beiläufer oder Bönhasen (in Frankreich Marrons). Ueber die von ihm abgeschlossenen Geschäfte muß der vereidete M. ein Buch führen, welches die wichtigsten Punkte der Verabredung enthält: das Mäklerjournal; eine Abschrift jedes Einzelpostens desselben ist der Schlußzettel (Schlußnote, Schlußschein), welchen der M. beiden Parteien einhändigt, die durch dessen Annahme ihre schließliche Einwilligung in das Geschäft erklären. Mäklerjournal und Schlußzettel gelten als öffentliche Urkunden; es ist aber auch deshalb, um Misbräuchen und Täuschungen vorzubeugen, den vereideten M. zur Pflicht gemacht, Aufträge und zustimmende Erklärungen ganz unmittelbar von den Betheiligten selbst entgegenzunehmen. Empfangene Aufträge muß der vereidete M. in Person ausführen.

Makrele (Scomber) ist der Name einer zu den Bruststachelflossern gehörenden Familie von Meerfischen, bei denen die erste Rückenflosse ganz, die zweite, weit davon entfernte, in Bastardflossen aufgelöst, der Körper mit sehr kleinen Schuppen bekleidet ist und die Seiten des Schwanzes leicht gekielt sind. Es gehören dazu die eigentlichen M. (Scomber), die Thunfische (Thynnus) und eine Menge anderer Gattungen, die meist ihres Fleisches wegen sehr geschätzt sind. Weltbekannt ist die gemeine M. (S. Scombrus), welche 30—60 Ctmt. lang, oberseits blau, unterseits silberweiß und auf dem Rücken mit zahlreichen, etwas wolkigen, nicht über die Seitenlinie hinabreichenden Querbinden versehen ist. Sie gehört zu den geselligen Seefischen und wird rings um Europa gefangen. An die Küsten Englands, des nördl. Frankreich und der Nordseeländer kommt sie im Mai und Juni, um zu laichen, in ungeheuern Scharen, und ihr Fang, der meist mittels großer Netze geschieht, steht für manche Länder an Wichtigkeit nicht hinter dem Heringsfange. Im Norden werden diese Fische nur frisch gegessen, in Südeuropa aber auch eingesalzen und ins Innere versendet. Die Alten schon schätzten die M. hoch und bereiteten aus ihnen eine starkgewürzte Brühe (Garum), welche man zu andern Fischen aß.

Makrobiotik (griech.), Kunst das menschliche Leben zu verlängern, nannte Hufeland (s. d.) in einem berühmt gewordenen Buche (neue Ausg. von Steinthal, Berl. 1873) denjenigen Theil der medic. Wissenschaft, welcher die das menschliche Leben widernatürlich verkürzenden Einflüsse erörtert und die Regeln aufstellt, nach welchen man sein Leben den Naturgesetzen gemäß auf möglichst lange Dauer bringen kann. Im wesentlichen ist M. ganz gleichbedeutend mit Diätetik oder Hygieine (s. d.), und der von andern Aerzten gewählte Name Orthobiotik (Kunst richtig zu leben) bezeichnet den Zweck, auf welchen es Hufeland absah, weit sachgemäßer.

Makrokosmos und **Mikrokosmos** (griech.), s. Kosmos.

Makulatur (vom lat. macula, Fleck) bedeutet eigentlich die beim Druck eines Werks schadhaft oder befleckt gewordenen Bogen. Außerdem versteht man aber darunter auch die durch Unverkäuflichkeit oder neue Auflagen entwertheten Bücher oder andere Drucksachen, welche blos noch den stofflichen Werth haben und zum Verpacken, als Unterlage beim Tapezieren u. s. w. gebraucht werden. Makuliren heißt ein solches entwerthetes Buch zu M. machen.

Malabār, auch die Pfefferküste und bei den Eingeborenen Malayala oder Malayawara, d. i. Bergland, genannt, der südlichste Theil der Westküste der vorderind. Halbinsel, vom Südende derselben, dem Cap Komorin, bis zum Fort und Flusse Tschandragiri, 12° 27′ nördl. Br., begreift den Küstenstrich zwischen den Westlichen Ghats und dem Arabischen Meere mit einem Flächenraume von etwa 33,000 QKilom. Das Land wird von vielen kleinen Flüssen bewässert und ist meist gebirgig. Es hat eine sehr üppige Vegetation, ein angenehmes Klima und ist sehr gut angebaut. Hinsichtlich der Producte des Thier- und Pflanzenreichs stimmt es mit dem übrigen tropischen Indien überein. Ein Haupterzeugniß ist der Pfeffer. Aus dem Mineralreiche liefert es hauptsächlich Salz. In den Gebirgen findet man noch große Wälder, namentlich auch von Teakbäumen. Die Bewohner bestehen zum größten Theil aus Hindu, ferner aus

Digitized by Google

Mapilla oder Mopla (engl. Moplays), d. i. Mohammedanern, die von eingewanderten Arabern abstammen. Letztere bildeten bis in die Mitte des 18. Jahrh. einen blühenden Staat, waren früher wegen ihrer Seeräuberei berüchtigt und beherrschten bis vor kurzem die Lakediven (s. d.). Gegenwärtig stehen sie unter einem von den Engländern abhängigen Vasallenfürsten, der in Kananur residirt. Außerdem leben im Lande die sog. Schwarzen und Weißen Juden (in der Stadt Cochin), von denen die erstern noch vor der christl. Zeitrechnung aus Judäa ausgewandert sein wollen, syrische oder St.-Thomaschristen und Europäer. Der Landesadel, Naier oder Nairen genannt, gehört im allgemeinen zur vierten Kaste der Hindu; ein großer Theil aber, namentlich die Fürsten und militärischen Befehlshaber, werden zur zweiten Kaste gezählt und heißen Naiken. Die malabarische Sprache oder das Malayalam (s. Indische Sprachen) gehört zu den wohlklingendsten der Hindusprachen. Ganz M. zerfällt in den brit. District dieses Namens, zu dem auch das ehemalige Königreich Calicut gehört, und zwei Bundes- und Subsidienstaaten der Briten, nämlich das Fürstenthum Cochin (s. d.) und das Königreich Travancore (s. d.), sämmtlich Theile der brit.-ind. Präsidentschaft Madras bildend. — Der brit. District M., von Kanara und Kurg im N., von Mysore und Coimbatore im O., von Cochin im S. begrenzt, zählt auf 15,545 QKilom. 2,261,250 E. Die Hauptstadt Kananur oder (englisch) Cannanore, von einem Palmenwalde umgeben, hat einen durch ein Fort geschützten Hafen und ein brit. Militärcantonnement und zählt 31,070 E., welche besonders Pfeffer, Cocosnüsse und Bauholz zur Ausfuhr bringen. Die Stadt ist sehr alt, wurde im 16. Jahrh. von den Portugiesen, im 17. von den Holländern in Besitz genommen und von letztern später an eine Mopla-Familie verkauft, die unter ihrem Oberhaupte Bibi noch jetzt Grundeigenthümerin der Stadt und eines kleinen Gebiets ist. Andere wichtige Städte sind Cochin (s. d.), Calicut (s. d.) und Baipur oder Beipur (auch Baypur oder Beypur geschrieben), eine Seestadt von 5858 E., an der Mündung des Baipur oder Scharapoya schön gelegen, durch Handel mit Teak- und anderm Nutzholz, Schifffahrt, Eisenindustrie u. s. w. schon früher blühend. Durch den von Madras hierhergeführten Arm der Madras-Eisenbahn, welche mit dem nach Bombay führenden südöstl. Zweige der Great Indian Peninsular-Eisenbahn verbunden ist, gelangte die Stadt zu erhöhter Wichtigkeit. Außerdem ist zu erwähnen Tellitscherry, eine Seestadt und brit. Militärstation in reizender Lage, mit großem Fort, gutem Hafen, sehr lebhaftem Handel und 20,504 E., meist Moplas. Nur 15 Kilom. südlicher liegt die franz. Stadt Mahé, mit einem kleinen Gebiete von 59 QKilom. und (1872) 8375 E., einer Kirche, einer Missionsstation der Karmeliter und einem Hafen für kleinere Seeschiffe.

Malachit ist wasserhaltiges kohlensaures Kupfer (bestehend aus 72 Proc. Kupferoxyd, 20 Proc. Kohlensäure, 8 Proc. Wasser) von dunkelgras- und smaragdgrüner Farbe und blätterigem, faserigem oder dichtem Gefüge, kommt in krystallinischen Massen, in traubigen, eiförmigen und knolligen Gestalten und derb auf Gängen und Lagern mit andern Erzen und besonders schön in Chile und Sibirien vor. Der faserige M. dient, fein zerrieben, als Malerfarbe; der dichte M. wird zu Dosen, Messerheften und Knöpfen, zu Tischplatten, Armleuchtern u. s. w., auch zu manchen Bijouteriegegenständen, zu Brochen und Cameen verarbeitet und nimmt eine schöne Politur an. Der M. ist ferner ein wichtiges Erz für die metallurgische Darstellung des Kupfers. Das größte früher bekannte Malachitstück war ein 30 Ctr. schwerer Block aus den werchoturischen Bergwerken im Berginstitute zu Petersburg. Allein 1835 hat man in einer der Kupfergruben Demidow's bei Nischnij-Tagilsk im Ural ein Stück gefunden, welches 5,5 Mt. lang, 2,5 Mt. breit und 1 Mt. hoch und gegen 500 Ctr. schwer war.

Malaga, Hauptstadt der zum span. Königreich Granada gehörigen Provinz M. (7313 QKilom. mit [1870] 505,010 E.), eine Ciudad von (1864) 94,732 E., Handels- und Hafenstadt ersten Rangs, Waffenplatz, Sitz eines Bischofs und eines Handelsgerichts, liegt reizend im Hintergrunde einer schönen Bai, an der Mündung des Guadalmedina, am Rande einer paradiesischen Vega (Ebene) sowie am Fuße eines steilen Felsenhügels, welcher die maurische, noch jetzt als Citadelle dienende Feste Gibralfaro trägt, dem letzten Vorsprunge des hier 600 Mt. anschwellenden Hügellandes, das die Küste 60 Kilom. weit ostwärts umfaßt und auf dessen Thonschiefer der berühmte Malagawein gebaut wird. Die Stadt ist uneben und hat in ihren ältern Theilen im Nordosten winkelige, finstere Gassen und alte Häuser. Dagegen zeichnen sich die neuern Theile im Westen durch gerade Straßen und moderne, mitunter prächtige Gebäude aus. Außer dem Dome besitzt M. vier Pfarr- und drei andere Kirchen, viele Kapellen, sechs Spitäler, ein Findel- und zwei Waisenhäuser, ein Gefängniß, mehrere Kasernen, zwei Theater und einen Circus für Stiergefechte. Auch gibt es hier gute Gasthöfe, elegante Cafés und Kauf-

Digitized by Google

läden. Die merkwürdigsten Gebäude sind die Kathedrale aus dem 16. Jahrh., mit einem 74 Mt. hohen, in einer Kuppel endigenden Glockenthurme; ferner der bischöfl. Palast, das Douanengebäude am Hafen, die alte maurische Burg Alcazaba am Fuße des Gibralfaro, der imposante Leuchtthurm am Ende des 1090 Mt. langen Molo. M. ist eine durchaus blühende Stadt, die sich immer mehr entwickelt. Außer einer Menge Gerbereien, Hutfabriken, Seiden- und Wollwebereien, Färbereien gibt es große Eisengießereien mit Maschinenfabriken, Baumwoll- und Linnengarnspinnereien, Fabriken für Chemikalien, Seifenfabriken, zwei Zuckerfabriken u. s. w. M. ist ferner nächst Barcelona jetzt der wichtigste Hafen- und Seehandelsplatz Spaniens, mit Handelskammer, Bank und sehr bedeutendem Handel. Der Hafen kann über 400 Schiffe fassen und ist durch einen großartigen Molo gegen Stürme, den Südwest ausgenommen, geschützt; 1874 liefen 2269 Schiffe von 479,831 Tons ein. Die commerzielle Bedeutung und der Reichthum M.s beruhen vorzugsweise auf dem Exporthandel und dieser wieder auf dem Ueberflusse an Südfrüchten aller Art, Wein, Oel u. s. w., den Erzeugnissen der nähern und weitern Umgebungen der Stadt. Namentlich ist der Anbau des Zuckerrohrs in der Provinz M. sehr gestiegen. Auch wird über M. ein großer Theil der Producte von Granada, Cordova und Jaen exportirt, welchen Verkehr die 1865 eröffnete, 195 Kilom. lange Eisenbahn nach Cordova, mit Zweigbahn nach Granada, bedeutend erleichtert. Die Trauben der ausgedehnten Weinberge von M. werden ebensowol zur Rosinenfabrikation als zum Weinkeltern benutzt. Die geschätztesten Sorten der Malagaweine sind: 1) der Seco oder Malaga Xerez; 2) der Blanco dulce (Lacrima), der weiße Süßwein; 3) der Dulce del color, der braune süße Sect, welcher, zum Theil durch Mischungen und Zusätze fabricirt, unter dem Allgemeinnamen «Malaga» in den Handel kommt; und 4) der Tierno oder Pedro Ximenez, ein Liqueurwein aus gewelkten Trauben. Die Production an Wein ist in dem Bezirke M. nicht groß und die Hochgewächse sind theuer; was daher zu billigem Preise als Malagawein ausgeboten wird, ist verfälscht. Die jährliche Productiou beträgt im Durchschnitt 90,000 Arroben (à 12,5 Lit.); trotzdem werden über 200,000 Arroben Malagawein aus Spanien ausgeführt, ein Beweis, daß der wenigste davon aus den Weinbergen des Axarquia (so heißt das Weingebirge von M.) stammt. Bedeutend ist der Export an frischen Muskatellertrauben, Feigen, Mandeln, Orangen, Citronen, gedörrten Pflaumen, Oliven, Orangeschalen, conservirten Früchten und Blei (115,780 Ctr.). Dagegen ist die Oelausfuhr, zumal in schlechten Jahren, sehr gering. Eingeführt wurden Klippfische, Steinkohlen, Breter, Stäbe, Baumwolle, Petroleum, Kaffee u. s. w. Die Malagueños gelten als Leute von Weltsitte, die Frauen sind wegen ihrer Schönheit und Grazie berühmt. Für den Unterricht und die Bildung ist ziemlich gut gesorgt. Außer den gewöhnlichen Schulen und Colegios gibt es ein Instituto, ein Seminar, eine nautische Schule, ein literarisches Museum, eine Philharmonische, eine Oekonomische Gesellschaft und andere Vereine. Die Stadt hat bei einer Lage unter 36° 42′ nördl. Br. das mildeste und schönste Klima Europas und wird daher mit Erfolg von Lungenkranken besucht. Das alte Malaca, welches die Phönizier angelegt, war schon zur Römerzeit ein bedeutender Handelsplatz. Im 8. Jahrh. wurde es von den Mauren erobert und diesen erst von Ferdinand dem Katholischen 1487 wieder entrissen. Etwa 25 Kilom. im Osten der Hauptstadt liegt Velez-M., Ciudad mit 21,097 E. und einem maurischen Felsencastell, am Rio Velez, an dessen Mündung der Hafen Torre de Mar liegt, und am Rande einer reizenden Vega, in der Zuckerrohr, Bataten und Baumwolle gedeihen.

Malaien oder Malayen ist, je nachdem dieses Wort im weitern oder engern Sinne gebraucht wird, entweder der Collectivname für eine Anzahl von Völkerstämmen, welche von Blumenbach als Malaiische Rasse zusammengefaßt wurden und sich von der Malaischen Halbinsel und den Großen Sunda-Inseln, ihrem Hauptsitze, östlich über die Molukken, Philippinen, Marianen, Formosa und Liéu-kiéus bis zu den Sandwich-, Gesellschafts-, Freundschafts-, Fidschi-Inseln und Neuseeland, westlich aber bis Madagascar erstrecken, oder aber der Name eines der zu diesem Völkercomplex gehörenden, über den ganzen Indischen Archipel zerstreut lebenden Volks. Alle zu der Malaiischen Rasse gehörenden Volksstämme haben dünne Extremitäten, einen schlanken, wohlgebauten Körper von kaum mittlerer Höhe, eine gelblich-braune oder braune Hautfarbe, langes, schwarzes, schlichtes Haupthaar, schwachen Bartwuchs, hervorragende Backenknochen, eine kurze, platte, an der Wurzel breite Nase, große dunkle und feurige, nicht selten schiefstehende Augen, einen großen Mund und etwas nach vorn gerichtete Zahnreihen. Sie stehen durch ihre Gesichts- und Schädelbildung sowie durch ihre körperlichen Verhältnisse im allgemeinen der Mongolischen Rasse nahe und werden deshalb auch, nach dem Vorgange von Linck, von vielen neuern ethnogr. Schriftstellern, wie z. B. von Wallace, nicht

Digitized by Google

als eigene Rasse, sondern als einer der ältesten Hauptzweige der Mongolischen Rasse angesehen. Die M. im engern Sinne oder die eigentlichen M. sind verhältnißmäßig neuern Ursprungs. Obschon keine Staatseinheit unter ihnen besteht und sie zerstreut über die weite Ausdehnung des Indischen Archipels leben, lassen sie sich doch als Volk betrachten, da bei allen große Uebereinstimmung der Sitten, Gewohnheiten und Lebensweise besteht, alle Bekenner des Islam sind, dieselbe Sprache, welche sich durch besondern Wohllaut vor allen andern im Indischen Archipel auszeichnet, reden und mit arab. Schriftzeichen schreiben. Sie zeigen im allgemeinen weniger Geschick und Neigung für den Ackerbau als für den Handel, die Schifffahrt und andere sie nicht fest an einen Ort bindende Beschäftigungen und durchstreichen fortwährend, theils als friedliche Schiffer und Handelsleute, theils als sehr gefürchtete Seeräuber, die ind. Meere. Sie haben einen gewissen Grad mittlerer Cultur erreicht und sind in manchen Handwerken, wie z. B. in der Goldschmiedekunst, dem Verfertigen von Waffen, dem Weben schöner und kostbarer, mit Gold durchwirkter Seidenstoffe, in Schnitzereien aus Holz und Elfenbein, dem Schiffsbau u. s. w. wohlerfahren. Der Charakter der M. wird im allgemeinen wenig günstig beurtheilt. Man hält sie für treulos, verrätherisch, grausam, unzuverlässig, rachsüchtig, träge und sinnlichen Genüssen sehr ergeben. Sie sind leidenschaftliche Opiumraucher und Freunde von Hahnengefechten, bei welchen hohe Wetten für und wider die streitenden Hähne stattfinden. Die furchtbar heftige Gemüthsaufregung, in welche sie hierdurch versetzt werden, macht das Amoklaufen (s. d.) unter ihnen häufig. Durch diese Charakterfehler werden ihre guten Eigenschaften, nämlich ihre Tapferkeit, Unternehmungslust, ihr Freiheitssinn und das lebhafte Gefühl für Unabhängigkeit von fremder, namentlich europ. Ueberherrschung verdunkelt. Heimatstätte dieser M. im engern Sinne ist das Reich Manang-Kabau, welches in alter Zeit den wichtigsten Staat auf Sumatra (s. d.) bildete und noch während des 15. Jahrh. den ganzen mittlern Theil dieser Insel umfaßte. Aus Manang-Kabau wanderte, nach dem berühmten malaiischen Geschichtswerke «Soulâlat as Salâthin», 1160 ein Theil der Bevölkerung unter dem Prinzen Sri Toûri Bouwana nach der Ostküste von Sumatra und von hier nach der Südspitze der später Malaiische genannten Halbinsel aus, wo die Auswanderer die Stadt Singapore gründeten. Von hier wurden sie aber mit ihrem Könige Sri Iskander Schah 1252 durch eine Expedition von Javanern unter dem Prinzen von Modjopahit Ardhi Widjogo vertrieben. Sie begaben sich infolge dessen weiter nach Norden und gründeten in der Nähe des von den Portugiesen später Ophir genannten Bergs eine Stadt, welche sie nach der in dieser Gegend in großer Anzahl wachsenden Emblica officinalis (sanskritisch Amalaka, malaiisch Pohon Malaka) Malakka (s. d.) nannten. Im J. 1276 bekannte sich der König von Malakka, Mohammed Schah, mit seinem ganzen Volke zum Islam. Auf der Halbinsel nahmen diese Einwanderer auch die Schriftzeichen der Araber über und bildeten ihre Sprache zur Schriftsprache aus. Von Malakka breiteten sich die Einwanderer über die ganze Halbinsel sowie nach den südlich von ihr gelegenen Inseln, wie Linga, Bintang u. s. w. und ebenso längs den Küsten von Sumatra und endlich immer weiter im Indischen Archipel aus. Von diesem Herumschwärmen aber, und zwar erst nachdem sie in ihrer Hauptstadt Malakka festen Fuß gefaßt hatten, wurden sie «Orang Malaiu» genannt, was sich durch «herumschwärmende Leute» übersetzen läßt. Die M. von der Halbinsel wurden die Verbreiter des Islam, ihrer zu höherer Entwickelung gelangten Sprache, ihrer Schrift, überhaupt ihrer Cultur in dem Reiche Manang-Kabau und auf der ganzen westl. Hälfte von Sumatra. Gegenwärtig bilden die M. den Hauptbestandtheil der Bevölkerung von der Halbinsel Malakka, den wichtigsten Theil der Bevölkerung von Sumatra und leben außerdem als Ansiedler auf den Küsten Javas, namentlich von dessen westl. Theile und den andern ind. Inseln. Auf Borneo (s. d.) haben sie eine Anzahl größerer und kleinerer Reiche gebildet. Die Zahl sämmtlicher M. im engern Wortsinne dürfte sich auf $3\frac{1}{2}$ bis 4 Mill. belaufen. Die malaiische Sprache war schon im 15. Jahrh. im Indischen Archipel allgemeine Handels- und Verkehrssprache. Die Literatur der M. ist ziemlich vielseitig und enthält namentlich schätzenswerthe Chroniken und Geschichtsbücher. Sie lehnt sich mehr an die arabische als an die indische an. Außer dem Koran sind auch verschiedene Dichtwerke der Araber in das Malaiische übertragen, wie z. B. «Kalila und Dimna», «Tausendundeine Nacht» u. a. m. Um die Kenntniß des Malaiischen haben sich in Europa außer den Engländern Marsden, Leyden und Crawford und den Franzosen Dulaurier und Favre besonders die Niederländer (Werndly, Roorda, De Hollander, van Hoëvell, Friedrich u. s. w.) verdient gemacht. Unter den Grammatiken sind die von Werndly (Amsterd. 1736; Batavia 1823), Marsden (Lond. 1812; franz. von Elout, Harlem 1824), De Hollander (3. Aufl., Breda 1856), unter den Wörterbüchern

Digitized by Google

die von Marsden (Lond. 1812; franz. von Elout, 2 Bde., Harlem 1825—26), Roorda (2 Bde., Batavia 1824—25), Crawford (mit Grammatik, 2 Bde., Lond. 1852) und Pijnappel (Harlem 1863; Supplement 1869) zu nennen.

Was außer den M. im engern Sinne die andern Volksstämme betrifft, welche Blumenbach als Malaiische Rasse zusammenfaßte und welche in linguistischer Beziehung den Malaiisch-Polynesischen oder Oceanischen Völkerstamm bilden, so ist eine genauere Gruppirung derselben nach ihren Verwandtschaftsverhältnissen noch nicht möglich. W. von Humboldt und Buschmann, die sich um die vergleichende Grammatik dieses Sprachstammes die größten Verdienste erworben haben, nehmen vier große Gruppen an: die polynesische, die philippinische, die eigentlich malaiische und die madegassische. Neuere Forscher stellen einfach die östl. Abtheilung oder die Polynesischen Sprachen der westl. Abtheilung oder den Malaiischen Sprachen gegenüber. Unter den Polynesischen Sprachen sind das Neuseeländische (Maori), das Hawaische, die Sprachen der Gesellschafts- und Freundschaftsinseln am bekanntesten. Der philippinischen Gruppe gehören vor allem an: das Tagala auf Manila, neben welchem auf dieser großen Insel noch das Iloco, Pampanga, Pangasinan (Ilogano), Cagaya (Ybanac) und Bicol durch Geistliche bearbeitet worden sind; ferner das Bisaya auf den Inseln zwischen Luzon und Mindanao mit seinen Dialekten, und das Sulu. Von den malaischen Dialekten auf der Insel Formosa ist erst das mit den Tagalasprachen nahe verwandte Favorlang näher untersucht. Die wichtigsten Völker und Sprachen des eigentlichen Indischen Archipels sind außer den M.: auf Sumatra die Atchinesen, die Batta, die Redjang und Passuma, die Lampong; auf Java (s. d.) die Sundaer und die Javaner (nebst den Balinesen auf Bali und Lombok); auf Celebes (s. d.) die Bugies, Makassaren und die Alfuren der Minahassa; auf Borneo die Dajak. Die zahlreichen kleinern sprachlich unterschiedenen Völkerschaften auf den Kleinen Sunda-Inseln und den östl. Inselgruppen sind meist nur dem Namen nach bekannt. Das äußerste westl. Glied des ganzen Völkerstammes bilden, durch den weiten Indischen Ocean getrennt, die Madegassen, die Bewohner von Madagascar (s. d.). Die alten einheimischen Alphabete der Batta, Redjang, Lampong, Makassaren und Bugies sowie das der Tagalen auf den Philippinen stammen aus Indien; die noch gebräuchliche und häufig auch im Druck angewandte javanische Schrift ist eine Abart des Pali. Eine wiewol aus der altindischen hervorgegangene, doch national gewordene Literatur haben nur die Javanen (theils im Kawi, der alten, stark mit ind. Elementen versetzten heiligen Sprache auf Java, theils in javanischer Sprache) und durch den Einfluß der arab. Cultur die M. entwickelt; doch besitzen die Makassaren und Bugies, gewissermaßen auch die Madegassen, die Anfänge zu einer solchen. Vgl. W. von Humboldt, «Ueber die Kawi-Sprache» (3 Bde., Berl. 1836—40, vollendet von Buschmann); Junghuhn, «Die Battaländer in Sumatra» (2 Bde., Berl. 1847); Grey und Bleek, «Handbook of African, Australian, and Polynesian philology» (3 Thle., Capstadt 1858 fg.); F. Müller, «Ueber den Ursprung der Schrift der malaiischen Völker» (Wien 1865); Mohnike, «Banka und Palembang nebst Mittheilungen über Sumatra im allgemeinen» (Münster 1874).

Malakka, eine schmale Halbinsel, welche, von dem südl. Theile von Hinterindien gegen Süden auslaufend, sich mit einem Flächeninhalte von etwa 154,000 QKilom. 13° 30′ bis 1° 3′ nördl. Br. erstreckt, wird gegen W. vom Indischen Meere, gegen O. vom Golf von Siam und dem Chinesischen Meere bespült und gegen SW. durch die Straße von M. von der Insel Sumatra geschieden. Ihr Inneres wird bis zu den Caps Romania und Buro, den südlichsten Spitzen der Halbinsel, von hauptsächlich granitischen Gebirgsketten durchzogen, welche die Wasserscheide bilden. Bei der Schmalheit der Halbinsel ist das Flußsystem auf ihr wenig entwickelt, und sie enthält nur kurze, für die Schifffahrt bedeutungslose Küstenflüsse. Im Innern gibt es ausgestreckte Urwälder, längs der Küste Moräste. Köstliche Früchte zu jeder Jahreszeit, und die meisten Gewächse des continentalen Indien sowol als des Indischen Archipels gedeihen im Ueberflusse. Elefanten, Tiger, Affen, Hirsche, wilde Schweine und anderes Wild gibt es in Menge; namentlich sind die Tiger eine furchtbare Landplage. Wichtige Producte sind Pfeffer, Zinn und Gold. Die Küstenbewohner sind Malaien (s. d.); im Innern und in den Wäldern leben wilde Wanderstämme, die Karians, Semangs, Mantras, Jacums, Sabimbangs, Muka, Kunings und Biduandas, von denen die Semangs genannten Negritos sind, in der Stärke von 20—25,000 Köpfen. Die ganze Halbinsel zerfällt in die brit. Besitzungen und in mehrere theils unabhängige, theils von dem Reiche Siam abhängige Malaienstaaten. Erstere sind die Districte Amherst, Mergui, Sweigeen, Tawoy, Tungu und Salween der zu der brit.-ind. Provinz Britisch Birma gehörenden Division Tenasserim, sowie das Governe-

Digitized by Google

ment der Straits Settlements (s. d.). — Die Provinz M., zu den Straits-Settlements gehörig, 1657,5 QKilom. groß mit 77,756 E., wurde 1511 dem Fürsten von Dschohor durch die Portugiesen entrissen, 1641 von den Holländern erobert, diesen 1795 von den Engländern abgenommen, 1801 wieder an Holland zurückgegeben, 1807 zum zweiten male von den Engländern in Besitz genommen und 1818 abermals an die Holländer zurückgegeben, von diesen aber 1824 definitiv an England abgetreten und wird gegen NW. von dem Malaienstaate Salangore, gegen SW. von Dschohor, gegen O. von Rumbo und Dschol, gegen W. von der Straße von M. begrenzt. Das Land ist sehr fruchtbar; Haupterzeugnisse sind Reis, Sago, Schiffszimmerholz, Pfeffer, Geflügel und Schlachtvieh und die herrlichsten Früchte. Die Küste ist sehr fischreich. Das Klima, durch regelmäßige Land- und Seewinde abgekühlt, ist weder übermäßig heiß noch auch ungesund. Die gleichnamige Hauptstadt liegt unter 5° nördl. Br. und 100° östl. L. (von Greenwich) an der Mündung eines kleinen Flusses, der sie in zwei durch eine Brücke verbundene Hälften theilt; nordwestlich derselben erhebt sich der 320 Mt. hohe Berg Ophir (malaiisch Gunong Ledang). Bemerkenswerth sind daselbst das schöne, von den Holländern erbaute Stadthaus, die Ruinen eines großartigen portug. Festungsthors sowie die einer von Alfonso d'Albuquerque gegründeten Kirche auf dem Gipfel eines Bergs. M. wurde 1252 von den malaiischen Fürsten Sri Iskander Schah gegründet und war unter dessen Nachfolgern wie auch noch unter portug. Herrschaft der reichste und wichtigste Handelsort in dieser Weltgegend, sank durch das Aufblühen von Batavia mehr und mehr und ist endlich seit dem Entstehen von Singapore in seiner Nähe ganz unbedeutend geworden. Unabhängige Malaienstaaten auf der Halbinsel M. sind Pahang, Pirak, Salangore und Rambo, von Siam abhängig Ligor, Patani, Kalantan, Tringano und Gueda. Der Hauptreichthum des Landes besteht in seinen Zinnerzen, die aus 8—10 Mt. tiefen Gruben gewonnen werden. Solcher Minen gibt es in den Districten Kassang, Aier-Panas und Durian-Pungal etwa 40. Diese werden von Chinesen bearbeitet und liefern jährlich etwa 350,000 Pfd. Erz, das zwischen 50 und 70 Proc. Zinn enthält. Die jährliche Ausbeute an Gold übersteigt nicht 1500 Unzen. Vgl. Cameron, «Our tropical possessions in Malayan India» (Lond. 1865).

Malakow (Malachowski-Bastion) hieß das Centralbastion der Südseite von Sewastopol (s. d.) vor der Erstürmung von 1854. — Herzog von Malakow, s. Pélissier.

Mälar, einer der größten und schönsten unter den Landseen Schwedens, erstreckt sich zwischen den Län Stockholm, Upsala, Westmanland und Södermanland in sehr ungleicher Breite (höchstens 45 Kilom.) von Stockholm über 130 Kilom. gegen Westen bis an die Mündung der Arbogaå und bedeckt, seine zusammen 489,2 QKilom. umfassenden Inseln abgerechnet, mit seinem Gewässer ein Areal von 1162,6 QKilom. Der See ergießt sich bei Stockholm in die Ostsee, mit welcher er außerdem durch den Södertelje-kanal in Verbindung steht. Bald wie ein Fluß, bald wie ein weites Wasserbecken (Fjärd) gestaltet, zeichnet er sich aus durch seine außerordentliche Mannichfaltigkeit der Ansichten, durch seine vielen Arme und Buchten, die wechselnde Einfassung von Klippen, Felsen und Landspitzen, bewaldeten Höhen und ebenen Fluren und durch seine vielen Inseln (1260), welche wie die Ufer im allgemeinen eine üppige Vegetation haben. An und in dem See zählt man gegen 200 Schlösser und Herrensitze nebst zahllosen Villen und Landhäusern, darunter die königl. Schlösser Carlberg, Drottningholm, Svartsjö, Rosersberg, Strömsholm und Gripsholm. Auf den Inseln selbst sind 16 Kirchspiele, an seinen Ufern 90 Kirchspiele und die 7 Städte Stockholm, Sigtuna, Westerås, Köping, Strengnäs, Mariefred und Södertelje. Unter den Flüssen, die der M. aufnimmt, sind zu bemerken: 1) Fyriså, durch Kunst schiffbar bis Upsala, mündend in Ekoln, einen nordöstl., abgesonderten Arm des Sees; 2) Kolbäcksä, mündend bei dem Schlosse Strömsholm, theils durch Kunst vertieft, theils an der Seite mit Kanälen und Schleusen versehen, sodaß dadurch ein wichtiger, 110 Kilom. langer Wasserweg für kleinere Fahrzeuge (der Strömsholmskanal genannt) bis in den See Barken in Dalarna eröffnet wird; 3) Arbogaå, schiffbar bis Arboga (22 Kilom.), von welcher der Hjelmarkanal in den südwestlicher gelegenen bedeutenden Hjelmarsee (23 Mt. hoch und 479,8 QKilom. groß) hinaufführt; 4) Eskilstunaå (oder Hyndevadsä), der Abfluß des Hjelmarsees, schiffbar aufwärts durch einen kurzen Kanal mit Schleuse bis Eskilstuna. Die mittlere Tiefe des M. ist 26 Mt., die größte in Björkfjärden 55 Mt. Die Schifffahrt auf dem See ist überaus lebhaft.

Malaria (wörtlich: schlechte Luft, ital. Aria cattiva), Sumpfluft oder Sumpfmiasma, nennt man ursprünglich in Italien die manchen sumpfigen Gegenden (besonders den Maremmen an der Seeküste und den Pontinischen Sümpfen bei Rom) eigene, besonders fiebererzeugende

Digitized by Google

Einwirkung auf lebende Organismen. Derjenige, welcher sich in solchen Gegenden, besonders nach Sonnenuntergang, der freien Luft aussetzt, wird sehr oft von Fieber befallen, und die Einheimischen selbst zeigen oft ein bleiches, fahles, schlechtgenährtes Aussehen und eine ungenügende körperliche und geistige Entwickelung. Einen ähnlichen Einfluß haben die Sümpfe auch in andern Gegenden, jedoch milder im Norden, fast noch giftiger hingegen in manchen Tropenländern, wo sie die dem Gelben Fieber verwandten Sumpffieberformen (Dschangelfieber u. s. w.) hervorrufen. Es ist wahrscheinlich, daß die von den stehenden Wassern oder feuchtem Erdboden entwickelten, durch faulige Zersetzung pflanzlicher und thierischer Körper, welche in solchen Wassern leben, entstehenden schädlichen Luftarten die Ursache jener Erkrankungen sind. Auch wirken wahrscheinlich noch andere Momente mit, so die Feuchtigkeit der Luft selbst, die in ihr schwebenden Luftinfusorien oder Pilzsporen (nach Salisbury insbesondere die Sporen der Palmellen), sowie das Trinken des matten, gasarmen und mit organischen Bestandtheilen geschwängerten Wassers. Ein kaltes Klima, ein üppiger Pflanzenwuchs und die Cultur des Bodens vernichten das Sumpfmiasma. Uebrigens gibt es auch sumpflose Gegenden, wo ebenfalls eine sogenannte M. herrscht, z. B. Gibraltar, manche Gegenden, sogar Hochebenen in Italien und in Peru. Alle Urwälderboden entwickeln, nachdem sie urbar gemacht worden, in den ersten Jahren ein fiebererzeugendes Princip, das den ersten Ansiedlern oft sehr verderblich wird. Die Malariakrankheiten sind hauptsächlich Wechselfieber (sog. kalte Fieber) und in heißen Klimaten die mit nachlassendem (remittirendem) Charakter verlaufenden Tropenfieber. Außerdem kommt in solchen Gegenden ein langwieriges, schleichendes Siechthum mit Anschwellung der Milz, der Leber u. s. w. und Neigung zu Wassersuchten vor. Vgl. Hirsch, «Handbuch der histor.-geogr. Pathologie» (Bd. 1, Erlangen 1859).

Malchin, Kreisstadt im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, an der Mecklenburger Friedrich-Franz-Bahn und an der Peene zwischen dem Cummerower- und dem Malchinersee gelegen, der 9 Kilom. lang und 2 Kilom. breit ist und dessen anmuthige Umgebung die Mecklenburger Schweiz genannt wird, hat eine der schönsten Kirchen des Landes aus dem 14. Jahrh. und ein neues stattliches Rathhaus, in dessen Sälen der mecklenb. Landtag gehalten wird. M. zählt (1875) 5350 E., welche Viehzucht und Schifffahrt treiben, und besitzt eine höhere Bürger- und Gewerbeschule, Tabacks- und Cigarrenfabriken, Brauereien, eine Strohhutfabrik u. s. w. In der Umgegend liegen die gräfl. Schlösser Basedow, Burg Schlitz, Ivenack und das herzogl. Schloß Remplin, am Malchinersee die große Zuckerfabrik Dahmen.

Malchow, Stadt im Kreise Waren des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, am See gleichen Namens, zählt (1875) 3368 E., welche hauptsächlich Tuchmacherei betreiben. Der Stadt gegenüber liegt das der Ritter- und Landschaft gehörige Kloster M. mit schöner Kirche.

Malcolm (Sir John), engl. Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. 2. Mai 1769 zu Burnfoot bei Langholm in Schottland, ging 1782 als Cadet nach Indien, wo er sich 1792 bei der Belagerung von Seringapatam auszeichnete. Nach einem kurzen Aufenthalte im Vaterlande kehrte er 1795 nach Indien zurück und wurde hier sehr bald von der brit. Regierung zu den wichtigsten Aufträgen gebraucht. Unter anderm erhielt er 1800 eine Sendung nach Persien, wo es ihm gelang, mit den den Briten gefährlich gewordenen Afghanen ein Bündniß zu schließen. Hierauf wurde er Secretär des Generalgouverneurs, Marquis von Wellesley. Auch 1802, 1808 und 1810 war er in diplomatischen Aufträgen am pers. Hofe. Persien verdankt ihm die Einführung der Kartoffeln, und der Schah von Persien verlieh ihm beim Abschiede die Würde eines Khans des Reichs. Während seines Aufenthalts in Persien sammelte er den Stoff zu seiner «History of Persia» (2 Bde., Lond. 1815; 2. Aufl. 1828; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1830) und zu den «Sketches of Persia» (2 Bde., Lond. 1827; deutsch, Dresd. 1828). Er kam 1812 nach England zurück und erhielt die Ritterwürde, begab sich aber schon 1816 wieder nach Indien. Nach der Beendigung des Kampfs gegen die Maharatten und die Pindarees 1818 wurde er als Civil- und Militärgouverneur der eroberten Landschaften in Mittelindien angestellt, welche Stelle er mit Auszeichnung verwaltete. Einen Bericht über seine Verwaltung gab er in dem «Memoir of Central-India» (2 Bde., Lond. 1823), das sich sehr ausführlich über das Land und die Sitten seiner Bewohner verbreitet, wie er denn auch schon früher in dem «Sketch of the political history of India» (Lond. 1811), die er später seiner «Political history of India from 1784 to 1823» (2 Bde., Lond. 1826) einverleibte, und in der «Sketch of the Sikhs» (Lond. 1812) seine genaue Kenntniß Indiens bekundet hatte. Zum Generalmajor ernannt, kehrte er 1823 abermals nach England zurück, wo er nun blieb, bis er 1827 Gouverneur der Präsidentschaft Bombay wurde. In diesem neuen Wirkungskreise erwarb er

sich namentlich auch dadurch ein großes Verdienst, daß er den Europäern gestattete, Ländereien zum Anbau oder zur Anlegung von Fabriken zu pachten. Nachdem er 1831 in sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er ins Parlament gewählt. Auf Veranlassung der Verhandlungen über die Erneuerung des Freibriefs der Ostindischen Compagnie gab er in seiner Schrift «The administration of British-India» (Lond. 1833) eine aus amtlichen Papieren geschöpfte Darstellung der Verwaltungsverhältnisse in Indien. Er starb zu Windsor 31. Mai 1833. Vgl. Kaye, «Life and correspondence of Sir John M.» (2 Bde., Lond. 1857).

Malczewski (Antoni), poln. Dichter, geb. 1792 in Volhynien, der Sohn eines begüterten poln. Generals, erhielt den ersten Unterricht durch franz. Hauslehrer in Dubno und vollendete seine Bildung auf dem Lyceum zu Krzemieniec, wo er sich namentlich den mathem. Wissenschaften widmete. Hierauf trat er 1811 in das poln. Heer, in welchem er für einen der talentvollsten Ingenieuroffiziere galt. Nach beendigtem Kriege wurde er in die Suite des Kaisers Alexander aufgenommen. Ein Beinbruch zwang ihn jedoch, 1816 das Heer zu verlassen. Hierauf durchstreifte er Italien, traf 1818 in Venedig mit Byron zusammen, dem er eine nachhaltige Anregung verdankte, dann Frankreich und die Schweiz. Nachdem er in Paris die Ueberreste seines Vermögens verschwendet, kehrte er 1821 nach Warschau zurück und pachtete hierauf ein Gut in Volhynien. Von hier aus veröffentlichte er in poln. Zeitschriften seine ersten literarischen Arbeiten, kleine Erzählungen in Prosa und lyrische Gedichte. Seine Hauptschöpfung ist die der Wirklichkeit entnommene, das ukrainische adelige Leben in tiefpoetischer Weise darstellende episch-lyrische Erzählung «Marja» (Warsch. 1825; Lpz. 1857; deutsch von Vogel, Lpz. 1845), welche M. als Dichter Mickiewicz an die Seite stellte. M. starb 2. Mai 1826 zu Warschau. Ein ihm daselbst errichtetes Denkmal trägt die Inschrift: «Dem Schöpfer der Maria». Seine Gedichte und Aufsätze gab Bielowski (Lemb. 1838) heraus.

Malcachi war der letzte unter den Propheten der Hebräer, mit welchem die Prophetie um 400 v. Chr. schließt. Seine im hebr. Kanon befindlichen Weissagungen stehen an Geist und Originalität weit hinter denen der ältern Propheten zurück und enthalten fast nur Strafreden wider die Verweltlichung des zadokitischen Priesterthums, dem Undankbarkeit gegen Gott, Nachlässigkeit im Tempeldienste und die Ehen mit fremden Weibern vorgeworfen werden. Vgl. Pressel, «Commentar zu den Schriften der Propheten Haggai, Sacharja und M.» (Gotha 1870).

Malebranche (Nicolas), franz. Philosoph, geb. 6. Aug. 1638 zu Paris, wo sein Vater Vorstand der Rechnungskammer war, hatte von Jugend auf infolge seines misgestalteten Körpers mit Krankheit zu kämpfen, was ihn menschenscheu machte und in die Einsamkeit trieb. In einem Alter von 22 J. trat er in die Congregation des Oratoriums, wo er sich ganz dem Studium der biblischen Geschichte und der Kirchenväter widmete, bis die Schrift des Descartes «De homine» in ihm die entschiedenste Neigung zur Philosophie erweckte. Nach mehrjährigem Studium der Cartesianischen Schriften ließ er sein berühmtes Werk «De la recherche de la vérité» (3 Bde., Par. 1674 u. öfter; deutsch, 4 Bde., Halle 1776—86) erscheinen, welches durch Originalität und Eleganz der philos. Darstellung großes Aufsehen erregte, ihm aber auch Gegner erweckte, darunter namentlich Arnauld («Des vraies et des fausses idées», Köln 1683) und Bossuet. Der Zweck dieses Werks, welches auch Locke und Leibniz einer kritischen Prüfung unterwarfen, war, die allgemeinen Ursachen der Irrthümer, denen die menschliche Erkenntniß unterworfen, psychologisch zu untersuchen, zugleich aber zu bestimmen, was in derselben Wahrheit sei, worauf sich diese zuletzt gründe, und auf welchem Wege sie zu erforschen sei. Das Werk ist das Erzeugniß eines tiefen, ruhigen, durchschauenden Geistes und enthält eine große Mannichfaltigkeit anziehender psychol. Beobachtungen und Winke. Der Hauptsatz, zu welchem M. nach Verwerfung der verschiedenen Annahmen über den Ursprung der Erkenntniß gelangt, und in welchem sein Offenbarungsglaube den Resultaten seiner philos. Forschung begegnet, ist, daß wir alle Dinge in Gott schauen (seine berühmte Vision en dieu). Er betrachtet daher Gott als den einzigen Realgrund alles Seins und als den einzigen Erkenntnißgrund alles Denkens, und seine Lehre charakterisirt sich als ein mystischer Idealismus, der jedoch viele Berührungspunkte mit dem von ihm lebhaft bekämpften Spinozismus zeigt. Außer jenem Werke sind noch zu erwähnen der «Traité de la nature et de la grâce» (Rotterd. 1680) und der «Traité de morale» (Rotterd. 1684; deutsch von Reidel, Heidelb. 1831). Eine Zusammenfassung seiner Lehren enthalten die «Entretiens sur la métaphysique et sur la religion» (Par. 1687; 2 Bde., 1696). M. wurde 1699 Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften und sah sich dadurch zur Abfassung seines «Traité de la communication du mouvement», dem er ein «Système général de l'univers» beifügte, veranlaßt. Seine «Conversations méta-

Digitized by Google

physiques et chrétiennes» (Par. 1677) sind ein Versuch, seine Ideen unmittelbar auf die Theologie anzuwenden. Er starb 13. Oct. 1715 zu Paris. M.'s «Oeuvres», die noch bei seinem Leben gesammelt (11 Bde., Par. 1712) erschienen, wurden von Genoude und Lourdoueix (2 Bde., Par. 1837), zuletzt mit einer Einleitung von Jul. Simon (4 Bde., Par. 1859—71) herausgegeben. Vgl. L. Ollé-Laprune, «La philosophie de M.» (2 Bde., Par. 1870—72).

Malediven, eine lange Kette zahlloser (12,000) niedriger Koralleninseln und Korallenriffe, welche sich, fast ganz in der Richtung des Meridians 91° östl. L., von beinahe 7° nördl. Br. in einer Länge von 870 Kilom. bei einer ziemlich gleichen Breite von durchschnittlich 75 Kilom. bis gegen 1° südl. Br. erstreckt und ein Areal von 6773 QKilom. einnimmt. Das Ganze besteht aus 14 Atolls oder ringförmigen Korallenriffen, auf welchen sich die einzelnen, meist nicht über 7 Mt. hohen Inselchen erheben. Diese 14 Gruppen koralliger Lagunen-inseln, die ebenso viele polit. Abtheilungen bilden, sind in einer doppelten Reihe angeordnet und durch ein unergründlich tiefes, hier schwarz erscheinendes Meer getrennt, in welches sie mit mehr als gewöhnlicher Steilheit hinabtauchen. Das größte Atoll ist 140 Kilom. lang und 30 Kilom. breit; Suadeva, das nächste an Größe, 70 Kilom. lang und 37 Kilom. breit, hat eine große Lagune in der Mitte, zu welcher 42 Eingänge führen. Diese Inseln bringen hauptsächlich Cocospalmen, Reis und verschiedene tropische Knollengewächse hervor. Pferde gibt es nicht, Rindvieh nur wenig, dagegen viel Geflügel; die Fischerei bildet einen Hauptnahrungs- und Handelsartikel. Die Einwohner, eingewanderte Hindu, die sich später vielfach mit Arabern mischten und eine dem Singalesischen verwandte Sprache sprechen, 150,000 an der Zahl, sind meist Mohammedaner, betreiben lebhaften Handel nach Atschin auf Sumatra und der nördl. Ostküste Vorderindiens und sind ein friedliebendes Volk, das unter einem Sultan steht, der sich «Sultan der 13 Atolls und 12,000 Inseln» nennt und auf der Insel Male residirt; halbjährlich schickt er Gesandte mit Geschenken an den brit. Gouverneur zu Point-de-Galle auf Ceylon und empfängt Rückgeschenke. Die Briten rechnen den Archipel zur Südprovinz ihrer Insel Ceylon.

Malefiz (vom lat. maleficium), wörtlich soviel als Missethat, Verbrechen, kommt in der ältern deutschen Rechtssprache häufig in Zusammensetzungen vor, wo jetzt das Wort «Criminal» üblich ist, z. B. Malefizgericht, Malefizrecht; insbesondere ist die Malefizordnung Kaiser Maximilian's I. für Tirol von 1499 bekannt.

Malerei heißt diejenige bildende Kunst, welche das Schöne mittels der Linien und Farben auf Flächen darstellt. Von den bildenden Künsten ist die M. körperlich die beschränkteste, insofern sie wesentlich an die Fläche gebunden ist, geistig dagegen die freieste, weil sie auf dieser Fläche nicht blos den Schein der Körperlichkeit hervorzurufen, sondern auch Leben der Seele wiederzugeben fähig ist. Sie erstreckt sich auf alle Gebiete des Sichtbaren, Menschen-, Thierleben und landschaftliche Natur. Die Fläche, welche der M. zur Grundlage dient, ist entweder die von der Baukunst gegebene Wand (Monumentale M.) oder die eigens aus Holz oder Leinwand u. s. w. hergestellte (Staffelei-, Tafelmalerei). Die Mittel der Bemalung bestehen aus zerriebenen, aufgelösten Körpern (Malerfarben). Die verschiedene Art des äußern Verfahrens ergibt die Frescomalerei (s. d.), die Enkaustik (s. d.), die Glasmalerei (s. d.), die Oelmalerei (s. d.), die M. mit Wasserfarben (s. d.). Das technisch-künstlerische Verfahren beginnt mit der Zeichnung, die den Schein der Form durch den Umriß auf die Fläche zieht, aber durch Verkürzung und Linearperspective (s. Perspective) aus den Grenzen der Plastik heraustritt. Zur weitern Herstellung des vollen räumlichen Scheins dient die Licht- und Schattengebung, die zur Modellirung und zum Helldunkel (Clairobscur) fortzuschreiten hat. Vereinigt mit der Linearperspective entsteht daraus die Luftperspective, deren Entfernungsgrade durch Vorder-, Mittel- und Hintergrund bezeichnet werden. Endlich kommt durch die Farbengebung das Wesen der M. voll zur Erscheinung. Die nothwendige Haupteigenschaft des guten Gemäldes besteht in der harmonischen Verbindung und Vermittelung der Grundfarben unter Maßgabe klarer und bestimmter Lichtführung. Wie alle höhere Kunstthätigkeit, so ist auch die M. ursprünglich vom religiösen Bedürfnisse ausgegangen. Gegenwärtig werden sämmtliche Aeußerungen der malerischen Phantasie nach dem Gesichtspunkte der Historie und des Genre eingetheilt. Die Historische Malerei (s. d.) hat es nicht blos mit bestimmten Personen der Geschichte zu thun, sondern umfaßt ebenso die religiöse wie die mytholog. Stoffwelt und unterscheidet sich nur durch die Auffassung von der Genremalerei (s. d.), welche auf die Schilderung von Individuen als Typen der Gattung ausgeht. Eine Mittelstellung nimmt das Porträt (s. d.) ein. Als Fächer der Genremalerei unterscheidet man die Landschaftsmalerei (s. d.), das Thierstück, die Architekturmalerei (s. d.), das Blumen- und Fruchtstück (s. Blumenmalerei), endlich das sog. Stillleben (s. d.).

Digitized by Google

Geſchichte der M. Der Orient verharrte und verharrt größtentheils noch heute auf der Vorſtufe der mit Farbe ausgefüllten Umrißzeichnung, ohne Kenntniß der Perſpective, wenngleich nicht ohne Charakteriſtik der äußern menſchlichen Form in ihren verſchiedenen Zuſtänden und Thätigkeiten. Die Griechen ſchritten zwar von dem Bemalen und Ausmalen zum eigentlichen Malen fort und entwickelten die Macht der Farbe, doch blieb bei ihrem durch und durch plaſtiſchen Sinn die Zeichnung das Herrſchende, die Form die Trägerin der Farbe. Dennoch nahm die griechiſche M. einen der Plaſtik in Griechenland ähnlichen Entwickelungsgang. Auf den ſtrengen und hieratiſchen Stil folgte der erhabene, den die Attiſche Schule, mit Polygnot aus Thaſos an der Spitze, vertritt. Dieſer malte die Stoffe der Götterwelt und Heldenſage, zum Schmucke von Tempeln und Hallen beſtimmt. Den anmuthigern, rührenden Stil findet man dann bei einer Gruppe von Malern der Joniſchen Schule um die Zeit des Peloponneſiſchen Kriegs, Apollodoros, Zeuxis, Parrhaſios, Timanthes. Die Abſtufung der Farben nach Licht und Schatten erfand Apollodoros, weshalb er der Skiograph genannt wird. Zeuxis (ſ. d.) arbeitete ſchon auf Illuſion hin, und Parrhaſios (ſ. d.) modellirte; beide verſuchten Ideale weiblicher Schönheit aufzuſtellen. Timanthes ſtrebte in tragiſchen Stoffen die Macht des Ausdrucks an. In der Zeit nach dem Peloponneſiſchen Kriege bis zum Tode Alexander's tritt zuerſt die Sikyoniſche Schule hervor. Von Eupompos geſtiftet und von Apelles (ſ. d.) auf ihre Höhe geführt, bildete dieſe Schule Farbengebung und Ausdruck noch weiter aus, auch wurden kühne Verkürzungen gewagt. Wenn dem Ariſtides, dem Vorgänger des Apelles, beſonders das Ethiſche zugeſprochen wird, ſo heißt Apelles vorzugsweiſe der Maler der Anmuth. Sein würdiger Zeitgenoſſe war Protogenes (ſ. d.). Nach dieſen Künſtlern erweitert ſich der Darſtellungskreis, und es kommen neben den mythiſchen und heroiſchen Stoffen Genrebilder und Stillleben auf. In Piräikos, der Barbier- und Schuſterbuden malte, ſcheint man den vollſtändigen Niederländer gehabt zu haben. Man nannte die Maler von allerlei Kleinkram Rhopographen, woraus für manche von ihnen der Schimpfname Rhyparograph (d. h. Schmutzmaler) entſtand. In der Zeit nach Alexander wird dieſe Art M., zu der ſich Decoration und Arabesken geſellen, immer beliebter. Sie bleibt auch in Rom, als die griech. Kunſt dahin verpflanzt wurde, die Hauptſache. Ludius erwarb ſich Ruhm durch eine anmuthige Art von Wandmalerei, welche Proſpecte aus dem Landleben der Römer darſtellte. Was man ſonſt in der Wandmalerei und in der farbigen Moſaik der Fußböden leiſtete, davon geben die Ausgrabungen von Pompeji einen Begriff. Vgl. Grund, «Ueber die M. der Griechen» (2 Bde., Dresd. 1810—11); Böttiger, «Ideen zur Archäologie der M.» (Bd. 1, Dresd. 1811); Brun, «Geſchichte der griech. Künſtler» (2 Bde., Braunſchw. 1853—55).

Im Zuſtande des Verfalls wurde die antike M. dem Chriſtenthum dienſtbar gemacht und dieſes entlehnte anfänglich die ſpätröm. Typen zum Ausdruck der neuen Glaubensvorſtellungen (Katakomben). Während jedoch die Byzantiniſche Kunſt (ſ. d.) das antike Erbe in der Erſtarrung bewahrte, vollzog ſich ſeit Ende des 13. Jahrh. in Italien ein neuer Aufſchwung des Phantaſielebens, welcher ſich der M. als ſeines ſpecifiſchen Ausdrucksmittels bemächtigte. (S. Italieniſche Kunſt.) In den Niederlanden und in Deutſchland gerieth die Entfaltung der M., welche beſonders durch die Verfeinerung des Bindemittels (ſ. Oelmalerei) einen großen Vorſprung vor der italieniſchen gewann und fördernd auf dieſe zurückwirkte (ſ. Deutſche Kunſt), ins Stocken, doch tritt im 16. und 17. Jahrh. die Niederländiſche und die Holländiſche Schule (ſ. Niederländiſche Kunſt) in neuer Form ins Leben, jene in großartigem Naturalismus, dieſe in Pflege der Cabinetsmalerei; in derſelben Zeit erblüht die Spaniſche Schule (ſ. Spaniſche Kunſt), welche einen glühenden Myſticismus und realiſtiſchen Lebensſinn gleichmäßig zur Geltung bringt. Jene Pflege der getrennten Darſtellungskreiſe, welche beſonders die Holländiſche Schule betrieb, ſicherte einem geſunden Realismus die feſte Stelle inmitten des Verfalls der Kunſt in der letzten Zeit des 17. und der größern Hälfte des 18. Jahrh. Unter dem Einfluſſe der großen Bewegung der Geiſter zu Ende des Jahrhunderts wurde die antike Form wieder zur muſtergültigen Regel erhoben. In erſter Linie ſuchte die franz. Kunſt durch David (ſ. d.) dies Princip einzuführen, aber in der Einſchränkung auf das röm. Vorbild und unter ziemlich einſeitiger Nachahmung deſſelben. Die Wiederbelebung des claſſiſch-griech. Kunſtgeiſtes war den Deutſchen vorbehalten (ſ. Carſtens). Im Kampfe gegen die Einſeitigkeit des Claſſicismus tritt dann die nicht minder einſeitige neudeutſch-romantiſch-religiöſe Richtung auf, deren Hauptvertreter Overbeck (ſ. d.) iſt, während ſich Cornelius (ſ. d.) zu einer höhern Vereinigung hinanarbeitet und Haupt der ältern Münchener Schule wird. Die jüngere Münchener Schule wird durch Kaulbach (ſ. d.) und Piloty (ſ. d.) vertreten. (S. Deutſche

Digitized by Google

Kunst.) Franzosen und Belgier brechen mit dem franz. Classicismus und pflegen den Deutschen gegenüber, welche Zeichnung, lineare Composition und die Idee bevorzugt haben, den Realismus und die Farbe. Sie gaben den Anstoß für die fast allenthalben seit den vierziger Jahren des 19. Jahrh. durchbrechende realistische oder coloristische Richtung der modernen M. (S. Französische Kunst.) Vgl. Vischer, «Aesthetik» (3 Bde., Stuttg. 1846—57); Unger, «Das Wesen der M.» (Lpz. 1851); Crowe und Cavalcaselle, «Geschichte der italienischen M.» (deutsch von Jordan, 6 Bde., Lpz. 1869—76); dieselben, «Geschichte der altniederländischen M.» (deutsche Ausg. von Springer, Lpz. 1875); Teichlein, «Louis Gallait und die M. in Deutschland» (Münch. 1853); Kugler, «Geschichte der M.» (2 Bde., Berl. 1837; 2. Aufl., von Burckhardt, 1847); Hotho, «Geschichte der christlichen M., in ihrem Entwickelungsgang dargestellt» (3 Thle., Stuttg. 1867—72), sowie die Werke von Waagen, Passavant, Förster u. a.

Malerfarben sind diejenigen Substanzen, mit deren Hülfe die Maler den Gegenständen ihrer Darstellung die Farbe geben. Das Alterthum hielt bis auf Apelles die sog. vier Farben fest, welche als ebenso viele Hauptmaterialien durch Verschiedenheit in sich und Mischung mannichfache Farben zu bilden fähig waren. Diese vier Farben waren: Weiß, eine Erde aus Melos, Roth, eine Erde aus Kappadocien, Gelb aus attischen Silberbergwerken und Schwarz aus schwarzgebrannten Pflanzen, z. B. Weintrebern. Später kamen neben diesen strengen Farben (austeri colores) noch glänzendere (floridi) auf. Zu diesen gehört das Grün aus Kupferbergwerken, der Saft der Purpurschnecke, Indig seit der Kaiserzeit, die blaue Smalte (caeruleum) aus Alexandrien u. s. w. Man brauchte diese Farben in Wasser suspendirt mit einem Zusatz von Leim und Gummi. Die Enkaustische Malerei wurde bei den Alten mit Wachsfarben ausgeübt. Bei der Vasenmalerei kam am meisten die schwarzbraune, aus Eisenoxyd bereitete Farbe zur Anwendung. Vgl. Knirim, «Die endlich entdeckte wahre Malertechnik des Alterthums und Mittelalters» (Lpz. 1845). Der Oelmalerei liefern das Mineralreich und die moderne Chemie prächtige und haltbare Farben in jeder gewünschten Nuance. Der Maler reibt diese Farben, damit sie um so weniger sich in den unterliegenden Grund einziehen, mit irgendeiner Flüssigkeit, die leicht trocknet und die Farbe nicht verändert, an und trägt sie dann auf. Diese Flüssigkeit ist entweder wässerig (Gummiwasser oder Seifenspiritus) oder fettig (ausgetrocknete Oele des Mohn- oder Leinsamens). Die M. sind Metalloxyde oder Schwefelmetalle wie Kupferoxydhydrat, Schwefelkupfer (für blau), gelbes Schwefelcadmium, Zinnober, Bleiweiß, Zinkweiß, Eisenoxyd und gewisse Erdfarben, oder Thonerde- und Zinnoxydlacke, in denen die färbenden Bestandtheile Carmin, Brasilin, Alizarin u. s. w. sind. Von den modernen Theerfarbstoffen sind in Bezug auf Farbenbeständigkeit nur wenige als M. geeignet. Die M. müssen vor dem Reiben in Oel geschlemmt werden. Nach dem Reiben bilden sie eine weiche Masse, die in kleinen Beutelchen von Schweinsblase verkauft wird. Deckfarben nennt man solche, womit andere gedeckt oder verborgen, Lasurfarben, welche so dünn aufgetragen werden, daß die untere Farbe darunter hervorleuchtet. Bei der Porzellan- und Glasmalerei dürfen nur metallische Farben angewendet werden, die im Feuer nicht flüchtig und nicht veränderlich sind. Vgl. Stieglitz, «Ueber die M. der Griechen und Römer» (Lpz. 1817); Völker, «Die Kunst der Malerei» (Lpz. 1852); Gentele, «Lehrbuch der Farbenfabrikation» (Braunschw. 1860).

Malerisch, s. Pittoresk.

Malesherbes (Chrétien Guillaume de Lamoignon de), namhafter franz. Staatsmann, stammte aus der berühmten Magistratsfamilie Lamoignon und wurde 6. Dec. 1721 zu Paris geboren. Er erhielt seine Erziehung bei den Jesuiten, legte sich auf das Rechtsstudium und war schon im Alter von 24 J. Parlamentsrath. Als sein Vater, Guillaume de Lamoignon, 1750 Kanzler ward, folgte ihm der Sohn als Präsident bei der Steuerkammer (cour des aides). Als solcher befreite er die Opfer der Finanzjustiz aus den Kerkern, verfolgte die habsüchtigen Generalpächter und widersetzte sich den Steueredicten des Hofs. Mit dem Richteramte hatte er zugleich die Aufsicht über die Presse erhalten, in welcher Stellung er den Druck aufklärender Schriften begünstigte. Als der Hof die Parlamente auflöste, richtete er an Ludwig XV. (1771) eine kühne Vorstellung, in welcher er die Berufung der Reichsstände forderte, was die Verbannung auf seine Güter und auch die Auflösung der Steuerkammer zur Folge hatte. Mit der Thronbesteigung Ludwig's XVI. und der Herstellung der Parlamente trat M. wieder an die Spitze der Steuerkammer. Seine Popularität bewog den König, ihm 1775 die Verwaltung des Innern zu übertragen, während sein Freund Turgot die Finanzen erhielt. Die Reformbestrebungen beider Männer scheiterten an dem Widerstande des Hofs und der Parlamente, und der Rücktritt Turgot's bewog auch M. 12. Mai 1776 zur Abdankung. Er zog

sich nun ins Privatleben zurück, widmete sich naturhistor. Studien und unternahm eine Reise durch Frankreich, Holland und die Schweiz. Im J. 1787, kurz nach der Versammlung der Notabeln, rief ihn der bedrängte Hof nochmals ins Ministerium, aber man gestattete ihm keinen Einfluß, sodaß er schon vor Versammlung der Reichsstände wieder zurücktrat. Bei dem Ausbruche der Revolutionsstürme rieth er zur Mäßigung. Als er vernahm, daß man dem Könige den Proceß machen wollte, bot er sich dem Convente in einem Schreiben vom 13. Dec. 1792 zum Vertheidiger des verlassenen Monarchen an und erhielt die gefährliche Gunst zugleich mit Tronchet und Deseze. Nach der Verurtheilung des Königs beschwor er den Convent unter Thränen, den Vollzug des Urtheils von der Einwilligung der Nation abhängig zu machen. Als dennoch die Hinrichtung erfolgte, beging M. die Unklugheit, die Gewalthaber zu schmähen und sich selbst als einen der Urheber der Revolution anzuklagen. Zwar durfte er auf seinen Landsitz Malesherbes zurückkehren, aber schon im Dec. 1793 erschienen Mitglieder des Revolutionsausschusses und verhafteten ihn mit der übrigen Familie. Man klagte dieselben einer Verschwörung gegen die Republik an und verwickelte in den Proceß gegen 30 Personen. M. vertheidigte mit Eifer seine Verwandten, verschmähte aber seine eigene Rechtfertigung. Am 22. April 1794 starb er mit Ruhe unter der Guillotine, nachdem er zuvor die Häupter seiner Tochter und seiner Enkel hatte fallen sehen. Im J. 1826 wurde ihm durch Ludwig XVIII. im Justizpalaste zu Paris ein Denkmal errichtet. M. hinterließ zahlreiche Schriften über Landbau und Botanik. Ueber seine Thätigkeit als Präsident der Steuerkammern geben Aufschluß die «Mémoires pour servir à l'histoire du droit publique de la France» (Par. 1779). Nach seinem Tode erschienen von ihm: «Pensées et maximes, suivies de réflexions sur les lettres de cachet» (Par. 1802), «Mémoires sur la librairie et la liberté de la presse» (Par. 1809; 2. Aufl. 1827), «Oeuvres choisies» (Par. 1809). Vgl. die Biographien M.' von Dubois (3. Aufl., Par. 1806), Gaillard (Par. 1805), Boissy d'Anglas (2 Bde., Par. 1818), Rozet (Par. 1831), Dupin (Par. 1841) und Vignaux, «Mémoires sur M.» (Par. 1875).

Malet (Claude François de), franz. General und bekannt durch seine Verschwörung gegen Napoleon I., geb. 28. Juni 1754 zu Dôle in der Franche-Comté, trat im Alter von 16 J. in die königl. Leibgarde. Nach Auflösung dieses Corps kehrte er in seine Heimat zurück und stellte sich daselbst 1790 als eifriger Anhänger der Revolution an die Spitze der Nationalgarde. Später ging er als Kapitän zur Rheinarmee, wurde 1793 Generaladjutant und 1799 Brigadegeneral. Als solcher kämpfte er in der Alpenarmee und wurde 1805 nach Italien versetzt, wo er das Gouvernement zu Pavia erhielt. Weil er aber seine republikanische Gesinnung nicht verleugnete und die Politik Napoleon's heftig tadelte, setzte man ihn ab. M. kehrte nach Paris zurück und wurde 1808 von der Polizei eingezogen, obschon man ihn keines Vergehens überführen konnte. Im Juni 1812 brachte man ihn in ein Detentionshaus, und hier entwarf er mit mehrern Royalisten den Plan, Napoleon während des Feldzugs in Rußland zu stürzen. Er entfloh in der Nacht vom 23. zum 24. Oct. mit dem Abbé Lafon, einem kühnen Manne, aus der Haft, erschien in den Kasernen und verkündigte den Soldaten, daß der Tyrann in Rußland umgekommen sei. Hierauf setzte er die im Gefängniß Laforce eingeschlossenen Generale Guidal und Lahorie in Freiheit, ließ ein vorher gewonnenes Bataillon der Garden von Paris unter die Waffen treten, suchte den Platzcommandanten Hullin (s. d.) auf und theilte diesem den Tod des Kaisers und die Errichtung einer Provisorischen Regierung mit; als derselbe Mistrauen bezeigte, zog er ein Pistol und zerschmetterte ihm das Gesicht. Der Adjutant Laborde, der die Scene belauscht, eilte herbei und überwältigte im Verein mit Hullin den Verschwörer. Schon am nächsten Tage wurde M. mit Guidal und Lahorie vor eine Militärcommission gestellt und 29. Oct. 1812 mit seinen beiden Gefährten in der Ebene von Grenelle erschossen. Vgl. «Histoire des sociétés secrètes de l'armée» (Par. 1815), in der M. jedoch eine sehr abenteuerliche Rolle spielt; Lemare, «M., ou coup-d'œil sur l'origine, les éléments, le but et les moyens des conjurations, etc.» (Par. 1814); Lafon, «Histoire de la conjuration de M.» (Par. 1814); Hamel, «L'histoire des deux conspirations du général M.» (Par. 1873).

Malfilâtre (Jacques Charles Louis de Clinchamp de), franz. Dichter, geb. 8. Oct. 1733 zu Caen von unbemittelten Aeltern, studirte im Jesuitencollegium seiner Vaterstadt und entwickelte frühzeitig sein Talent zur Dichtkunst. Der Beifall, den er mit seiner Ode «Le soleil fixe au milieu des planètes» erntete, veranlaßte ihn, nach Paris zu gehen, wo er in Elend und Dürftigkeit lebte. Sein Misgeschick ist durch Gilbert's Vers «La faim mit au tombeau M. ignoré» sprichwörtlich geworden und hat selbst den Stoff zu einem Trauerspiele abgegeben. Er starb zu Paris 6. März 1767. Von seinen Dichtungen zeichnet sich das lyrisch-

Digitized by Google

romantiſche Gedicht «Narcisse dans l'Ile de Vénus» (Par. 1769; neue Aufl., mit Einleitung von Fontanes, 1790) durch Eleganz, Harmonie und Reinheit der Sprache aus; von ſeinen Ueberſetzungen iſt die Bearbeitung der «Georgica» des Virgil und die Uebertragung von Ovid's «Metamorphoſen» zu erwähnen. Seine «Oeuvres complètes» gaben Auger (Par. 1805) und am vollſtändigſten Gautier unter dem Titel «Poésies» (Par. 1825) heraus.

Malherbe (François de), der Schöpfer der claſſiſchen franz. Poeſie, geb. zu Caen um 1555, ſtammte aus einer altadeligen Familie und ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt, in Paris, Baſel und Heidelberg die Rechte. Misvergnügt, wie es ſcheint, über den Confeſſionswechſel ſeines Vaters, der zur reform. Kirche übergetreten, begab er ſich darauf im Gefolge des Herzogs Heinrich von Angoulême, des natürlichen Sohns von Heinrich II. und Gouverneurs der Provence, nach dem ſüdl. Frankreich, verheirathete ſich und lebte ſeit 1586 in dürftigen Verhältniſſen bald dort, bald in der Normandie. Erſt 1605 ließ ihn Heinrich IV., durch den Cardinal Du Perron auf M. aufmerkſam gemacht, an den Hof nach Paris rufen, wo er in der Stellung eines Kammerherrn und in glänzender äußerer Lage 16. Oct. 1628 ſtarb. M. war ein Mann von Charakter, aber mürriſch und ſarkaſtiſch. Als Dichter in ſeiner Zeit aufs höchſte bewundert und von der ältern Kunſtkritik als Begründer der franz. Dichtkunſt betrachtet, erſcheint er uns in ſeinen 123 Gedichten (Oden, Sonette, Chanſons, Epigramme) als ein Dichter von geringer poetiſcher Empfindung und Erfindungskraft, der jedoch ſeinen logiſch und grammatiſch correct gebauten und wohlklingenden Verſen bedeutenden Schwung der Diction mitzutheilen wußte. Durch die ſtrenge Kritik, die er an den Werken des Ronſard und Desportes übte, vernichtete er das Anſehen ſeiner zur Entnationaliſirung der Sprache gelangten Vorgänger und in ſeinen Gedichten lieferte er wieder Beiſpiele für eine ihren Schmuck aus der franz. Sprache ſelbſt wählenden poetiſchen Rede. Seine ſprachlichen und metriſchen Reformen fanden ohne Kampf Eingang und blieben zum Theil bis heute maßgebend. Die beſte Ausgabe ſeiner oft gedruckten «Oeuvres» iſt die von Lalanne (5 Bde., Par. 1862—69). Vgl. Gournay, «M. Recherches sur sa vie et critique de ses œuvres» (Caen 1852); Laur, «M. Literarhiſtor. Skizze» (Heidelb. 1869).

Malibran (Maria Felicitas), eine der größten Sängerinnen der neuern Zeit, geb. zu Paris 24. März 1808 als die Tochter des berühmten Tenoriſten und Geſanglehrers Manuel Garcia (ſ. d.). Ihre Kinderjahre verlebte ſie in Paris, Neapel und London, wo ihr Vater Engagements hatte und wo ſie auch muſikaliſch unterrichtet wurde. Ihr eigentliches Geſangsſtudium begann ſie jedoch erſt im Alter von 15 J. zu Paris und unter Leitung ihres Vaters. Die Bühne betrat ſie zum erſten mal in London 1825, und noch in demſelben Jahre ging ſie nach Neuyork, wo ſie ſich 1826 mit dem franz. Kaufmann M., einem ſchon ältlichen Manne, verheirathete. Schon nach Verlauf eines Jahres trennten ſich jedoch die Gatten wieder, ohne indeß völlig geſchieden zu ſein. Die Sängerin begab ſich nach Europa zurück und war 1828—32 an der Italieniſchen Oper zu Paris engagirt. Inzwiſchen hatte ſie 1830 mit dem Violinvirtuoſen Bériot (ſ. d.) eine Verbindung angeknüpft, und mit dieſem ging ſie im Sommer 1832 nach Brüſſel. Von hier aus begaben ſich beide nach Italien und 1833 folgte die M. einem Engagement für 40 Vorſtellungen am Drurylane-Theater nach London. Sodann ging ſie wieder nach Italien, wo ſie, einen Ausflug nach London abgerechnet, bis Ende des Winters 1835 blieb und auf den bedeutendſten Bühnen des Landes außerordentliche Erfolge errang. Nach endlich gerichtlich gelöſter Ehe mit Malibran fand ihre Verheirathung mit Bériot 30. März 1836 zu Paris ſtatt. Hierauf blieb das Paar einige Wochen in Brüſſel und Ende April war die Sängerin wieder in London. Hier hatte ſie das Unglück, bei einem Spazierritt vom Pferde zu ſtürzen und einige Contuſionen am Kopfe zu erleiden, ohne daß jedoch anfänglich der Unfall weitere gefährliche Folgen zu haben ſchien. Sie konnte ihre Verpflichtungen in London erfüllen und dann zu einigen Concerten nach Aachen gehen. Gegen Ende Sommers machten ſich jedoch Symptome einer Gehirnverletzung bemerklich, ungeachtet deren ſie aber im September nach Mancheſter ging, um beim dortigen Muſikfeſt mitzuwirken. Daſelbſt erkrankte ſie am nervöſen Fieber und ſtarb 23. Sept. 1836. Ihre Kunſtfertigkeit war eminent, noch größer aber die Genialität, mit der ſie dieſe Fertigkeit in den verſchiedenſten Genres walten ließ. Auf der Bühne unterſtützten ſie eine reizende Perſönlichkeit und ein gefühlvolles, immer meiſterhaftes Spiel. Ihr Organ umfaßte Alt- und Sopranpartien.

Mallet du Pan (Jacques), ausgezeichneter Publiciſt, geb. 1749 zu Genf, kam durch Voltaire als Profeſſor der franz. Literatur 1772 nach Kaſſel. Hier gab er einen «Discours de l'influence de la philosophie sur les lettres» (Kaſſ. 1772) heraus, legte aber ſein Amt nieder und begab ſich zu dem Publiciſten Linguet (ſ. d.) nach London, den er bei den «Annales poli-

tiques» unterstützte. Später gründete M. 1779 zu Genf die periodische Schrift «Mémoires historiques, politiques et littéraires» (5 Bde., Genf 1779—82). Zufolge der genfer Ereignisse schrieb M. hierauf «De la dernière révolution de Genève en 1782» und zog sich dadurch viele Widersacher zu. Er ging deshalb nach Paris und stiftete hier 1783 mit dem Buchhändler Panckoucke das «Journal historique et politique». Dasselbe nahm einen großen Aufschwung, welcher sich, als 1788 Panckoucke die Zeitschrift mit dem «Mercure de France» vereinigte, noch in verstärktem Maße auf letztern übertrug. Beim Ausbruche der Revolution vertheidigte M. die Sache des Königs mit großer Kühnheit. Die Flucht desselben (21. Juni 1791) zog ihm eine Untersuchung zu; doch durfte er seine Zeitschrift wieder fortsetzen. Nach Ausbruch des Kriegs ertheilte ihm Ludwig XVI. den Auftrag, die deutschen Fürsten um eine gemäßigte Intervention zu ersuchen. M. reiste 21. Mai 1792 nach Frankfurt a. M., sah aber sehr bald seine Bemühungen scheitern. Die Katastrophe vom 10. Aug., wobei zu Paris seine Wohnung zerstört und seine Zeitschrift unterdrückt wurde, nöthigte ihn, sich nach Genf zu wenden. Als thätiger Gegner der franz. Partei verfolgt, ging er im Frühjahre 1793 nach Brüssel, wo er die heftige Schrift «Considérations sur la révolution de France» herausgab. Mit dem Einbruche der Franzosen zog er sich nach Basel zurück. Seines Unterhalts beraubt, wurde er Berichterstatter für die Höfe zu Wien, Berlin und London und arbeitete mit Eifer an der Fortsetzung des Kampfs gegen die franz. Republik. Die Angriffe auf das Verhalten Bonaparte's in Italien zogen ihm 1796 die Verbannung aus Basel zu. Er ging nach Zürich und von da nach Freiburg i. Br. Im J. 1799 begab er sich nach London und gründete daselbst den «Mercure britannique», der einen glänzenden Aufschwung nahm. Doch starb M. schon 10. Mai 1800. Seiner polit. Doctrin nach war er ein Anhänger der brit. Verfassung. Sein Stil ist zwar nicht correct, aber kräftig und wirksam; seine Gedanken sind ernst und tief. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: «Du principe des factions en général, et de celles qui divisent la France» (1791), «Correspondance politique, pour servir à l'histoire du républicanisme français» (Hamb. 1796), «Essai historique sur la destruction de la ligue et de la liberté helvétiques» (Lond. 1798). M.'s «Correspondance», verbunden mit «Mémoires», gab Sayous heraus (2 Bde., Par. 1851).

Mallinckrodt (Herm. von), einer der bedeutendsten Führer der ultramontanen Partei in Deutschland, geb. 5. Febr. 1821 in Minden als Sohn des spätern Vicepräsidenten der aachener Regierung, Karl Detmar von M., studirte in Berlin und Bonn die Rechte und trat dann in den Justiz- und Verwaltungsdienst. Zuerst arbeitete er bei dem Gericht in Paderborn, später bei den Regierungen zu Münster und Erfurt. Als Assessor gehörte er den Regierungscollegien zu Minden, Erfurt, Stralsund und Frankfurt a. O. an, war zur Zeit des Unionsparlaments commissarischer Oberbürgermeister von Erfurt und unter dem Grafen Schwerin Hülfsarbeiter im Ministerium des Innern. Im Sommer 1860 kam er als Regierungsrath nach Düsseldorf und 1867 nach Merseburg. Am 1. Mai 1872 schied er aus dem Staatsdienste. Als kath.-conservativer Vertreter verschiedener westfäl. Wahlkreise war M. 1852—63 und wiederum seit 1868 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, seit 1867 Mitglied des Norddeutschen und dann des Deutschen Reichstags. Im Abgeordnetenhause gehörte er während des Bestehens der kath. Fraction zu dieser, dann zur Fraction des Centrums, im Constituirenden und Norddeutschen Reichstage zur bundesstaatlich-constitutionellen Fraction, im Deutschen Reichstage zur Centrumspartei, deren schlagfertigster und streitbarster Vorkämpfer er war. Er starb zu Berlin 26. Mai 1874. Seine Leiche wurde nach Westfalen gebracht, wo sie in der Familiengruft in der Mainolfskapelle zu Bödecker bei Büren beigesetzt wurde. Vgl. Berger, «Hermann von M.» (Paderb. 1874); Mertens, «Hermann von M.» (Paderb. 1874).

Mallorca oder Majorca, die größte der zu Spanien gehörigen Balearischen Inseln (s. d.) im Mittelmeer, die nebst den Pityusen das Königreich M. bilden, hat mit Einschluß der kleinen Eilande Cabrera, Conejera und Dragonera ein Areal von 3391 QKilom. und zählt (1870) 229,197 E., von denen nur 30 auf die genannten Inselchen kommen. Die Insel M. besitzt die Gestalt eines Rhombus mit den Vorgebirgen Cabo-Formentor im N., Dragonera im W., de Salinas im S., de Pera im O., während die beiden Buchten Bahia de Alcudia im NO. und Bahia de Palma im SW. so tief einschneiden, daß sie sich bis auf 52 Kilom. nähern. Etwa die Hälfte der Insel ist eben, die andere Hälfte gebirgig. Das Gebirgssystem besteht aus zwei durch Höhenzüge und Hügelgelände verbundenen Bergketten, welche mit der Nordwest- und der Südostküste parallel streichen. Erstere, deren Hauptgipfel, die Silla de Torellas, 1570 Mt. hoch ist, bildet eine mächtige Schutzmauer gegen die Gewalt und Kälte des Nord-

Digitized by Google

windes, woraus ſich die außerordentliche Milde des Klimas im größten Theil der Inſel erklärt. Der ſüdl. Zug beſteht mehr aus einzelnen Erhebungen, deren höchſte, Puig de San-Salvador, 743 Mt. aufſteigt, und iſt eintönig und öde. Zwiſchen beiden Ketten breiten ſich weite Ebenen und Hügelgelände aus, die von zahlreichen Bächen und Flüßchen bewäſſert werden. Die außerordentlich maleriſche nördl. Hauptgebirgskette beſteht großentheils aus Serpentin und Trapp; ſonſt ſind Thonſchiefer, Kalk und Sandſtein die vorherrſchenden Gebirgsarten. Die zwei vorhandenen Steinkohlengruben liefern nur Kohlen von geringer Qualität. Die Kalkformationen ſind überaus reich an Schluchten und Höhlen; am berühmteſten iſt die prachtvolle Tropfſteinhöhle Cueva de Arta an der Südoſtküſte. An vielen Orten finden ſich ſchöner Marmor und vorzüglicher Sandſtein, hier und da Alabaſter, Achat, Jaspis, Serpentin, Talk, Glimmer und Bergkryſtall. Auch an Mineralquellen und Salinen fehlt es nicht. Das Bergland hat ſehr fruchtbaren Boden. Die Abhänge, weit hinauf terraſſirt, wohl bewäſſert und fleißig angebaut, tragen, begünſtigt vom herrlichſten Klima, Fruchtbäume aller Art, namentlich Oel-, Mandel- und Maulbeerbäume ſowie Weinreben, Getreide, Gemüſe und Gartenfrüchte in größter Menge und beſter Qualität. Die Thäler ſind häufig mit Orangenpflanzungen erfüllt. Die Ebenen, weniger ergiebig, haben meiſt ſandigen Boden, ſind trocken, heiß, baumlos und wegen der häufig ſtagnirenden Waſſer ungeſund, zuweilen vom Gelben Fieber und der Cholera arg heimgeſucht. Die Bewohner, Mallorquines, ſind nach ihrem Urſprung Valencianer und ſprechen einen Dialekt der catalon. Sprache. Auf Ackerbau, Viehzucht, Fiſchfang und Schifffahrt angewieſen, beſchäftigen ſie ſich außerdem mit Bereitung des Oels und der Weine, welche den Hauptreichthum der Inſel bilden, und unterhalten Fabriken für Seife, Liqueure, Branntweine, Mandelöl, ſowie eine große Fabrik für Baumwollgeſpinſte und Gewebe, ferner Seidenfabriken, Papierfabriken und Gerbereien. Die Inſel hat eine Eiſenbahn von Palma nach Inca und ſechs Häfen. Beſonders lebhaft iſt der Küſtenhandel mit den ſpan. Küſten, Frankreich, Italien und Nordafrika. Zur Ausfuhr kommen beſonders Oliven. Hauptſtadt der Inſel iſt Palma (ſ. d.). Vgl. Bover, «Noticias historico-topograficas de M.» (Palma 1864); «Die Balearen. In Wort und Bild geſchildert» (anonym erſchienenes Prachtwerk von Erzherzog Ludwig Salvator, Bd. 2, Lpz. 1871); Bidwell, «The Balearic Islands» (Lond. 1876).

Malmaiſon, Luſtſchloß, 6 Kilom. weſtlich von Paris, im Mittelalter ein Meierhof, Mala mansio genannt, weil nicht weit davon im 9. Jahrh. die normann. Seeräuber landeten. In neuerer Zeit wurde das vielfach veränderte Schloß bekannt als Lieblingsreſidenz Bonaparte's und der Kaiſerin Joſephine, die hier 29. Mai 1814 ſtarb. Nach der Schlacht bei Waterloo zog ſich Napoleon I. dahin zurück und unterzeichnete daſelbſt ſeine zweite Abdankung. Das Schloß verödete während der Reſtauration. Es gehörte damals dem Prinzen Eugen von Leuchtenberg, der es 1826 an den ſchwed. Bankier Hagermann verkaufte; 1842 wurde M. von der Königin Marie Chriſtine von Spanien erworben, 1861 aber von Napoleon III. zurückgekauft und zum Theil reſtaurirt. Gegenwärtig (1877) iſt M. Privateigenthum.

Malmédy, Kreisſtadt im Regierungsbezirk Aachen der preuß. Rheinprovinz, an der Warche gelegen, zählt 5671 E., meiſt Wallonen, welche bedeutende Gerbereien und Sohllederfabriken ſowie Fabriken in Papier, blauen Leinwandkitteln, Preßſpänen unterhalten, Leimſiederei treiben und die Producte dieſer Induſtrie in den Handel bringen. Die Stadt hat eine kath. Kirche und vier Kapellen, eine Anſtalt für alte Frauen, eine für alte Männer, ein Krankenhaus und eine Fortbildungsſchule. In der Nähe von M. befindet ſich eine ſehr ſtarke Stahlquelle mit Badeanſtalten. Früher war M. eine reichsunmittelbare Benedictinerabtei, die, um die Mitte des 7. Jahrh. geſtiftet, mit Stablo unter einem Fürſtabte ſtand, deſſen Beſitzungen in dem Fürſtenthume Stablo, wozu M. gehörte, und in der Grafſchaft Ligne beſtanden, welche im Frieden zu Luneville 1801 an Frankreich kamen, 1815 aber theils an Preußen, theils an die Niederlande fielen. — Der Kreis M., am Ardennenwalde und an der Grenze der belg. Provinz Luxemburg, zählt (1875) auf 813 QKilom. 30,306 E.

Malmesbury (James Harris, Graf von), engl. Diplomat, Sohn des Sprachforſchers James Harris, geb. 9. April 1746 zu Salisbury, machte ſeine Studien auf den Univerſitäten Oxford und Leiden, ward 1767 zum Legationsſecretär in Madrid und bereits 1771 zum Geſandten in Berlin ernannt. Als ſolcher lebte er vier Jahre an dem Hofe Friedrich's II. und ging dann als bevollmächtigter Miniſter nach Petersburg. Im J. 1782 wurde er auf ſein Geſuch abberufen, um England im Haag zu vertreten, ging indeß 1793 wieder nach Deutſchland, wo er die Heirath des Prinzen von Wales mit der unglücklichen Karoline von Braunſchweig zu Stande brachte. M. unterhandelte 1796 und 1797 ohne Erfolg mit der franz.

Digitized by Google

Republik in Paris und Lille. Nachdem er schon 1788 zum Lord M. erhoben worden, erhielt er 1800 den Grafentitel, verlor aber bald nachher das Gehör und entsagte deshalb der Diplomatie. Seinen polit. Grundsätzen nach war er ein Whig, schloß sich aber bei der Spaltung in der Whigpartei 1790 an Burke an. Er starb 21. Nov. 1820. Seine Memoiren («Diary and correspondence of James Harris, first Earl of M.», 2 Bde., Lond. 1846) bieten für die geheime Geschichte der Höfe und polit. Parteien reichen Stoff dar. Neuerdings erschien noch «A series of letters of the first Earl of M. 1745—1820» (2 Bde., Lond. 1870). — James Howard Harris, Graf von M., Enkel des Vorigen, geb. 26. März 1807, empfing seine Erziehung in Oxford und folgte 1841 seinem Vater als Graf von M. In der literarischen und polit. Welt machte er sich besonders durch die Herausgabe der Denkwürdigkeiten seines Großvaters bekannt. Obgleich in staatsmännischer Hinsicht ohne alle Erfahrung, wurde er als eifriger Conservativer und Anhänger der Protectionistenpartei von Lord Derby bei Bildung seines Cabinets im Febr. 1852 zum Staatssecretär für das Auswärtige ernannt. Als solcher beeilte er sich, bereits 6. Dec. 1852 die Anerkennung des 2. Dec. 1852 proclamirten zweiten franz. Kaiserthums auszusprechen. Mit der Auflösung des Ministeriums Derby im Dec. 1852 trat auch er vom Schauplatz zurück. Bei dem Wiedereintritt der Tories im Febr. 1858 nahm er seinen frühern Posten als Minister des Auswärtigen ein, machte jedoch mit seinen Bemühungen, den Ausbruch des Kriegs zwischen Oesterreich und Frankreich zu verhüten, Fiasco, wodurch er nicht wenig zu dem Sturze des Ministeriums Derby im Juni 1859 beitrug. Als dasselbe 6. Juli 1866 zum dritten mal ans Ruder kam, wurde M. zu dem Posten eines Geheimsiegelbewahrers berufen. Diesen bekleidete er bis zum Sturz des Ministeriums D'Israeli im Dec. 1868 und nahm ihn von neuem ein bei der Bildung des zweiten Ministeriums D'Israeli im Jan. 1874, entsagte ihm aber zu Ende der Session von 1876, als infolge parlamentarischer Angriffe gegen die Fortdauer dieser Sinecure die Befugnisse des Geheimsiegelbewahrers dem ersten Lord der Schatzkammer übertragen wurden.

Malmö, Hauptstadt des schwed. Län Malmöhus, in der fruchtbarsten Gegend von Schonen am Öresund und an den Bahnlinien Falköping-M. und M.-Ystad, umgeben von einem Kanale, jenseit dessen die beiden Vorstädte Öster- und Wester-Wärn liegen, ist wohlgebaut und hat breite und gerade Straßen, einen schönen, von Alleen umgebenen Markt mit dem Wasserreservoir der Stadt und einen künstlichen Hafen. Von den öffentlichen Gebäuden sind außer zwei Kirchen zu nennen: das Rathhaus mit dem großen Knutssaale und im Westen das alte Schloß Malmöhus, welches jetzt als Kaserne und Gefängniß benutzt wird. Die Stadt hat eine Hohe Schule (Gymnasium), mehrere andere Schulen, auch eine technische und eine Navigationsschule, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten und Hospitäler, darunter eine reichdotirte Irrenanstalt, und zählt (1875) 32,155 E. Zu M. befindet sich eine Abtheilung der Reichsbank, und Industrie und Handel der Stadt sind in starker Zunahme begriffen. Es bestehen bedeutende Tabacksfabriken, Schiffswerfte, mechan. Werkstätten und Gießereien, Gerbereien, Spiegel-, Seifen-, Zucker-, Karten-, Wagen-, Handschuhfabriken u. s. w. Der Hauptausfuhrartikel ist Getreide, sodann Branntwein, Butter, Holz, Vieh u. s. w. M. wird zuerst 1259 unter dem Namen Malmöhaugi erwähnt, von den Hanseaten gewöhnlich Ellenbogen genannt. Es wurde 1319 an seine gegenwärtige Stelle versetzt und war einer der wichtigsten Handelsplätze Dänemarks. Durch die langen Kriege zwischen Schweden und Dänemark jedoch, in denen M. 1643 von den Schweden und 1677 von den Dänen belagert wurde, litten Handel und Wohlstand der Stadt bedeutend. Erst seit Ende des 18. Jahrh. blühte sie wieder rasch empor. In M. wurde 1524 der Receß abgeschlossen, welcher die Kalmarische Union aufhob, 1662 der Vertrag, welcher das Verhältniß der von Dänemark an Schweden abgetretenen Provinzen regelte, und 26. Aug. 1848 kam hier der Waffenstillstand zwischen Deutschland und Dänemark zu Stande. — Das Län M. oder Malmöhus, der südlichste administrative Bezirk Schwedens, nimmt den südwestl. Theil der Provinz Schonen ein, hat 4784 QKilom., wovon 101 QKilom. Wasser, zählt (1875) 333,924 E. und grenzt an Christianstad-Län, das Kattegat, Öresund und die Ostsee. Es hat die größte absolute und relative Bevölkerung unter den schwed. Län und besteht fast ganz aus einer fruchtbaren Ebene. Die Einwohner treiben Ackerbau, Fischerei und Schifffahrt.

Malo (Saint-), befestigte Seestadt, Kriegsplatz zweiter Klasse und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Ille-Vilaine, an der Nordküste der Bretagne auf dem Felsen Aron gelegen, hängt mit dem Festlande durch den schmalen, 200 Mt. langen Chausseedamm Sillon (Furche) zusammen, an dessen Ende das von vier Thürmen flankirte Schloß steht, und welcher mit der Stadt und der Küste einen weiten, bequemen und sichern Hafen bildet. Ein anderes

Digitized by Google

Hafenbassin wurde seit 1860 an der Westseite der Stadt angelegt. Die Stadt selbst ist amphitheatralisch gebaut, hat bastionirte Ringmauern und auf der Nordwestseite eine Festung. Außerdem ist auch die Rhede durch fünf auf Inseln erbaute Forts vertheidigt. Bemerkenswerthe Gebäude sind nur die alte Kathedrale und das Stadthaus. Die Stadt zählt 12,316 E. und ist der Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Handelsgerichts, einer Handels- und einer Ackerbaukammer. Dieselbe hat eine hydrogr. Schule, eine öffentliche Bibliothek, eine Gemäldegalerie, ein Naturaliencabinet, eine Literarische, Philharmonische und andere Gesellschaften, eine schöne Promenade mit herrlicher Aussicht und berühmte Seebäder. Die Bevölkerung fabricirt Segeltuch, Seile, getheertes Leder u. s. w. für die Marine und Schiffereigeräthschaften. Auch unterhält man Oelfabriken, Salzraffinerien, Schiffswerfte, Dampfschneidemühlen, Brauereien, Schmelzöfen für Eisen und Kupfer. Bedeutend sind ferner die Schiffsausrüstungen für Indien, für den Stockfischfang bei Neufundland und für den Küstenhandel. Es besteht hier ein großes Entrepôt für noch nicht verzollte Waaren. Der Handel ist nicht mehr so lebhaft wie ehemals, aber immer noch bedeutend in Wein, Branntwein, Salzfleisch, Hanf, Theer, Mastbäumen und bretagner Leinwand. Gegen Anfang des 11. Jahrh. zogen sich die meisten Bewohner von Aletum, dem jetzigen St.-Servan, wegen fortwährender Angriffe der Seeräuber auf den Aronfelsen zurück und gründeten daselbst ein Städtchen, dem sie den Namen ihres Bischofs, des heil. Maclovius, gaben; 1149 wurde das Bisthum von Alet hierher verlegt, das bis zur Revolution bestanden hat. Die Bewohner der Stadt (Malouins) zeichneten sich schon im Mittelalter als tüchtige Seeleute aus, und seit dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. betheiligten sie sich an den Entdeckungs- und Handelsfahrten. Sie bemächtigten sich 1495 des Stockfischfangs bei Neufundland, entdeckten unter Jacques Cartier 1534 Canada, umsegelten 1693 Cap-Hoorn, um Handelsverbindungen mit Peru anzuknüpfen, und besiedelten später zuerst die Falklandsinseln (Malouines). Von den Engländern wurde die Stadt 1378 belagert, 1693 bombardirt (1695 von den Holländern) und 1758 erfolglos angegriffen. M. ist der Geburtsort Châteaubriand's, dem hier 5. Sept. 1875 ein von Millet gefertigtes Denkmal errichtet wurde. Die wie eine Vorstadt nahe südlich an der Mündung der Rance und an der Eisenbahn gelegene und mit M. durch Kanal verbundene Hafenstadt Saint-Servan hat einen Handels- und einen Kriegshafen, ein Communalcollége und zählt 12,565 E., die ebenfalls für die Marine fabriciren.

Maloja (ital. Maloggia), ein Bergpaß im schweiz. Canton Graubünden, der niedrigste Alpenübergang zwischen Italien und der Schweiz, verbindet die Thäler Engadin (s. d.) und Bergell (s. d.). Die Poststraße, welche über den Paß führt, von Silvaplana im Engadin bis Chiavenna 42 Kilom. lang, bildet die westl. Fortsetzung der Julierstraße (s. d.), zweigt von dieser bei Silvaplana ab, folgt dem linken Ufer des Silvaplaner und des Silsersees und erreicht, unmerklich ansteigend, die aussichtsreiche Paßhöhe, 1811 Mt. über dem Meere, nur 15 Mt. über dem Silsersee zwischen den Ausläufern des Piz Lunghino (2870 Mt.) und des Pizzo della Margna (3150 Mt.) gelegen. Nach S. führt von der Höhe, auf welcher ein Gasthaus steht, ein rauher Saumpfad über den Murettopaß (2626 Mt.) ins ital. Val Malenco und nach Sondrio im Veltlin. Nach W. senkt sich die Straße in 16 Windungen durch Nadelwald und Alpenrosenbuschwerk nach Casaccia (1466 Mt.) in der obersten Thalstufe des Bergells, erreicht durch die Windungen von Nazarina die zweite Stufe, in welcher der Hauptort des Thals, Vicosoprano (1087 Mt.), liegt, durchbricht die Felsenthore Saß tacca und Porta, wo der nordische Nadelwald plötzlich den Kastanien- und Nußbäumen des Südens weicht, überschreitet bei Castasegna (720 Mt.) den Grenzbach Lovero und zieht sich durch fruchtbares Thalgelände der Maira entlang bis Chiavenna (317 Mt.), wo sie an die Splügenstraße anschließt.

Malot (Hector), franz. Romanschriftsteller, geb. 20. Mai 1830 zu La-Bouille im Depart. Unter-Seine, studirte in Paris die Rechte, verließ aber bald die juristl. Laufbahn und betheiligte sich an verschiedenen literarischen Unternehmungen, hauptsächlich an der «Biographie générale» der Brüder Didot. Nachdem er einige Dramen geschrieben, machte 1859 sein erster Roman «Les victimes d'amour» Aufsehen, dem eine Reihe anderer Romane folgten, in welchen M. alle Fragen der Zeit behandelt, wie «Les amours de Jacques» (1860), «Les époux» (1865), «Les enfants» (1866), «Un beau-frère» (1868), «Madame Obernin» (1869), «Une bonne affaire» (1870), «Un miracle» (1872), «Clotilde Martory» (1873), «L'auberge du monde» (4 Bde., 1875—76), «Les batailles du mariage» (3 Bde., 1877) u. s. w.

Malouinen, s. Falklandsinseln.

Malpighi (Marcello), ital. Anatom, Physiolog und Physiker, geb. 1628 zu Crevalcuore im Gebiete von Bologna, studirte auf der Universität zu Bologna, wo er auch Professor der

Digitized by Google

Arzneikunde wurde. Im J. 1657 ging er in gleicher Eigenschaft nach Pisa, kehrte aber nach drei Jahren nach Bologna zurück. Hierauf wurde er 1662 Professor der Medicin in Messina, gerieth aber sehr bald mit den Galenisten und Arabern in Streitigkeiten, die ihn abermals zur Rückkehr nach Bologna bewogen. Endlich berief Papst Innocenz XII. ihn 1691 nach Rom und ernannte ihn zu seinem Arzte und Kammerherrn. Hier starb er 29. Nov. 1694. Er war der erste, der sich zur Untersuchung des Blutumlaufs des Mikroskops bediente. Seine Abhandlungen über Gehirn, Zunge, Netzhaut, Tastorgane, Bau der Eingeweide, Nerven, Milz, Uterus u. s. w., sowie über den Seidenwurm, die Bildung des Jungen im Ei, über die Drüsen und besonders über die Anatomie der Pflanzen enthalten scharfsinnige und wichtige Beobachtungen. Mehrere seiner Entdeckungen auf dem Gebiete der Anatomie sind durch M.'s Namen bezeichnet, z. B. Malpighische Körperchen, Malpighisches Netz (Rete Malpighii) u. s. w. Seine «Opera omnia» erschienen zu London 1686 (2 Bde.; vermehrt, 2 Bde., Leid. 1687), seine «Opera posthuma» zu London 1697, seine «Opera medica et anatomica varia» zu Venedig 1743.

Malplaquet, Dorf im Arrondissement Avesnes des franz. Nord-Departement, wurde durch die Schlacht zwischen den verbündeten Oesterreichern und Engländern gegen die Franzosen 11. Sept. 1709 bekannt. Nach der Eroberung von Tournay durch die Verbündeten hatte der franz. Marschall Villars sich in der mit vielem Buschwerk bewachsenen Gegend zwischen Aulnois und M. aufgestellt und durch Verschanzung der Gehölze, an welche er seine Flügel lehnte, gedeckt. Hier wurde er von Prinz Eugen und Marlborough angegriffen. Letzterer durchbrach mit den Engländern das franz. Centrum und entschied dadurch die Schlacht. Villars selbst wurde schwer verwundet, sodaß Boufflers das Commando übernehmen mußte, der sich mit der Armee über Bavay nach Valenciennes zurückzog, aber nicht verfolgt wurde. Die Franzosen hatten 15,000, die Verbündeten 18,000 Mann verloren.

Malsburg (Ernst Friedr. Georg Otto, Freiherr von der), bekannt als Uebersetzer des Calderon, geb. 23. Juni 1786 zu Hanau, wurde in Kassel erzogen und besuchte später das dortige Gymnasium, seit 1802 die Universität zu Marburg, wo er sich für die diplomatische Laufbahn vorbereitete. Im J. 1806 wurde er Assessor in der Regierung, unter der westfäl. Regierung Auditor im Staatsrathe, 1808 Legationssecretär in München und 1810 in Wien, von wo er erst 1813 nach Kassel zurückkehrte. Zwar mußte er nach der Rückkehr des Kurfürsten in die Stellung zurücktreten, die er vor dem Eintritte der Fremdherrschaft innegehabt hatte, allein schon 1814 wurde er Justizrath und 1817 Regierungsrath. In demselben Jahre wurde er als Geschäftsträger nach Dresden gesendet, wo er nun im Umgange mit Tieck, Löben und Kalckreuth lebte. Er starb 20. Sept. 1824 auf dem Schlosse Escheberg. Seine eigenen «Gedichte» (Kass. 1817 u. Lpz. 1821) sind meist in dem von Schlegel angeregten südl. Tone verfaßt. Werthvoller sind die religiösen Gedichte; doch ist in ihnen Novalis als Vorbild leicht erkennbar. Bedeutenden Ruf erwarb er sich durch seine Uebersetzung der Schauspiele Calderon's (6 Bde., Lpz. 1819—25) sowie durch die drei frei bearbeiteten Dramen Lope de Vega's unter dem Titel «Stern, Scepter, Blume» (Dresd. 1824). Die Stiftsdame von Calenberg gab M.'s «Poetischen Nachlaß und Umrisse aus seinem innern Leben» (Kass. 1825) heraus.

Malström oder Moskoeström heißt eine Meeresströmung unweit der norweg. Küste zu beiden Seiten des im Südwesten der Lofoteninsel Värö gelegenen kleinen Eilandes Mosken, welche früher als ein den Schiffern äußerst gefährlicher Meereswirbel geschildert wurde. Dieselbe ist aber in der That nur dann gefährlich, wenn im Herbst und Winter ein Nordweststurm bei der durch die Meerenge aus- und einströmenden Ebbe und Flut die See heftig bewegt. Bei weitem größere Gefahr bringt der Saltström oder Saltens M. in dem durch die Inseln Godö und Strömö verengten Eingange zu dem Saltensfjord (67° 13′ nördl. Br. und 32° 20′ östl. L.), da besonders zu den Zeiten des Neu- und Vollmonds die Springflut mit solcher Heftigkeit in den Fjord hinein- und die Ebbe hinausströmt, daß sich das Meer mauerartig aufthürmt und das donnerartige Brausen 2 Kilom. weit zu hören ist. Bei solchen Gelegenheiten vermag kein Fahrzeug den Eingang zum Fjord zu passiren.

Malta (bei den Alten Melite), eine den Engländern gehörende Insel im Mittelländischen Meere zwischen Sicilien und der afrik. Küste, hat mit den ganz nahe dabeiliegenden Inseln Gozzo, Comino und dem unbewohnten Cominotto einen Flächeninhalt von 369,59 QKilom., wovon auf M. allein 275,3 QKilom. und auf Gozzo 94,2 QKilom. kommen. Die Inseln sind außerordentlich dicht bevölkert und zählen (1873) 145,604 E. Der Boden, bestehend aus verwittertem Kalkfelsen, mit Höhlen und Grotten, ist ziemlich hügelig und voll Steinklippen, das Klima heiß, doch durch Seewinde abgekühlt und gesund. An Ziegen, Schafen, Eseln, Geflügel,

Digitized by Google

Fischen und Honig fehlt es nicht. Man baut Hülsenfrüchte, Gemüse, Sodapflanzen, besonders viel Weizen, Baumwolle, Zuckerrohr, schönes Obst und Südfrüchte, die an Güte die italienischen übertreffen, auch etwas Wein, der dem spanischen gleichkommt. Die Flora ist sehr üppig, besonders waren die Rosen schon im Alterthum berühmt. Waldungen fehlen; nur der südwestl. Theil der Insel enthält etwas Holzung. Man bricht Marmor, Alabaster und gute Bausteine; Salz wird aus Seewasser bereitet. Der Gewerbfleiß beschränkt sich auf die Verfertigung von baumwollenen und seidenen Zeugen, von Cigarren und Tischlerwaaren. Dagegen sind Handel, Schifffahrt und Fischerei sehr bedeutend. Die Einwohner bekennen sich zur kath. Kirche und gehören meistens dem maltesischen (semitischen) Volksstamm an. Oeffentliche Geschäftssprache ist seit 1823 das Englische; doch wird auch italienisch und auf dem Lande ein mit Wörtern vieler andern Sprachen gemischtes, verdorbenes Arabisch gesprochen. Es sind 79 Schulen mit 8455 Zöglingen vorhanden, außerdem 131 Privatschulen. Die Insel ist der Mittelpunkt des engl. Dampfschifffahrtssystems im Mittelmeere, hat aber auch große strategische Bedeutung, indem die Engländer durch dieselbe und durch Gibraltar das Mittelmeer beherrschen. M. ist daher auch sehr befestigt und hat große Werfte und Arsenale. Die Hauptstadt der Insel ist Lavaletta (s. d.). Die alte Hauptstadt M., auch Civitavecchia genannt, mit 7000 E. und antiken Ruinen, liegt im Innern der Insel. In dem ehemaligen Lustschlosse des Großmeisters, Il Boschetto, befindet sich gegenwärtig eine Seidenmanufactur. M. und Gozzo waren um 1400 v. Chr. tyrisch-phöniz. Colonien, von deren Bauwerken sich noch jetzt auf Gozzo Spuren finden. Schon während der heroischen Zeit soll die Insel den Griechen bekannt gewesen sein, die sie angeblich damals Ogygia benannten und die Nymphe Kalypso dahin versetzten, deren Grotte noch jetzt gezeigt wird. Die Inseln wurden um 400 v. Chr. von den Karthagern besetzt, an deren Stelle im zweiten Punischen Kriege die Römer traten. Hier scheiterte 56 n. Chr. der Apostel Paulus, der nach der Sage bereits damals eine christl. Gemeinde gegründet haben soll, und noch zeigt man die Höhle, in der er sich damals aufgehalten. Im J. 454 n. Chr. eroberten die Vandalen die Insel, 494 die Gothen, 533 die Byzantiner unter Belisar, 870 die Araber, die dieselbe Maltache nannten und mit einer geringen Unterbrechung bis 1090 besaßen, in welchem Jahre sie die sicil. Normannen einnahmen und als ein Marquisat mit Sicilien verbanden, dessen Schicksale sie bis 1530 theilte. Karl V. gab die Insel dem Johanniterorden (s. d.), der dann den Namen Malteserorden erhielt, als ein Lehn des Königreichs Sicilien. Bonaparte nahm M. auf seinem Zuge nach Aegypten 1798 unter dem Großmeister von Hompesch (s. d.) durch Verrath ohne Widerstand ein; doch mußte sich die franz. Besatzung 1800 an die Engländer ergeben, in deren Besitz M. auch seitdem geblieben ist. Die Insel steht unter einem brit. Gouverneur und hat eine engl. Besatzung von 7—8000 Mann; die Obrigkeiten und Rechtsbehörden aber wählen die Bewohner aus ihrer Mitte. Die Staatseinkünfte und Staatsausgaben betragen (1874) 175,000 und 162,000 Pfd. St. Als Souverän von M. stiftete 1818 der König von Großbritannien den St.-Michaels- und Georgsorden. Vgl. Beigelin, «Ancient and modern M.» (2 Bde., Lond. 1805); Bres, «M. antica illustrata» (Rom 1816); Avalos, «Tableau historique, politique, physique et moral de Malte» (Par. 1830); Tullack, «M. under the Phoenicians, Knights and English» (Lond. 1861).

Maltebrun (Konr.), eigentlich Malthe Bruun, berühmter Geograph und polit. Schriftsteller, geb. 12. Aug. 1775 zu Thisted in Jütland, studirte in Kopenhagen und warf sich, als die Französische Revolution ausgebrochen, mit jugendlichem Eifer auf die Politik. Er schrieb eine heftige Satire gegen die Aristokraten unter dem Titel «Katechismus der Aristokraten» (in dän. Sprache, 1795), wurde gerichtlich verfolgt und flüchtete nach Schweden. Zwei Jahre nachher kehrte er zurück, mußte jedoch abermals flüchten und wurde 1800 in contumaciam zur Verbannung verurtheilt. M. ging nun nach Paris, wo er sich der Publicistik widmete. Seit 1806 war er ein Hauptmitarbeiter am «Journal des Débats» (damals «Journal de l'Empire» genannt). Im J. 1808 unternahm er die «Annales des voyages, de la géographie et de l'histoire» (24 Bde.), die er 1814 schloß, und 1818 mit Eyries die «Nouvelles annales des voyages» (30 Bde., Par. 1819—26). Nach Napoleon's Sturze, zu dessen Gunsten er schrieb, gab er das Blatt «Le Spectateur» (3 Bde., Par. 1814—15) heraus, das bald einging, und 1815 wurde er Mitarbeiter an der ultraroyalistischen «Quotidienne». Später trat er wieder beim «Journal des Débats» ein, dessen Mitarbeiter er bis an seinen Tod blieb, der 14. Dec. 1826 erfolgte. Im Verein mit Mentelle veröffentlichte er eine «Géographie mathématique, physique et politique» (16 Bde., Par. 1803—5). Sein Hauptwerk jedoch ist der «Précis de la géographie universelle» (8 Bde., Par. 1810—29, mit einem Atlas), dessen

Digitized by Google

zwei letzte Bände Huot lieferte, der dann auch die zweite Auflage besorgte. Auch an dem trefflichen «Dictionnaire géographique universel» (8 Bde., Par. 1821) hatte M. bedeutenden Antheil, sowie bei der Stiftung der pariser Geographischen Gesellschaft, deren Secretär er eine Zeit lang war. Seine «Mélanges scientifiques et littéraires» (3 Bde., Par. 1828) gab Nachet heraus. — M.'s Sohn, Victor Adolphe M., geb. 1816 zu Paris, Professor an verschiedenen Lehranstalten, seit 1846 am Collége Stanislas zu Paris, hat sich seit 1847 ebenfalls geogr. Arbeiten zugewandt. Von letztern sind, außer einer neuen Bearbeitung des «Précis de la géographie» seines Vaters (8 Bde., Par. 1852—55), hervorzuheben: «Itinéraire historique de Philippeville à Constantine» (Par. 1858), «La France illustrée» (3 Bde., Par. 1855—57) und «Les États-Unis et le Mexique» (Par. 1862); «La Sonora et ses mines» (Par. 1864) und «Géographie universelle» (Par. 1874).

Malter (Sac, Sacco), ein schweiz. Getreidemaß von 150 Lit. oder 1,5 Hektolit., getheilt in 10 Viertel oder Sester (Quarterons, Boisseaux). Vor 1872 war das M. auch ein Getreidemaß vieler deutscher Staaten; es war von sehr verschiedener Größe und begriff meist 12 Scheffel.

Malteserorden, s. Johanniterorden.

Malthus (Thom. Rob.), berühmter engl. Nationalökonom, geb. 14. Febr. 1766 zu Albury in der Grafschaft Surrey, studirte in Cambridge, wo er nachher eine untergeordnete Lehrerstelle bekleidete, und kam 1805 als Professor der Geschichte und polit. Oekonomie an das Collegium der Ostindischen Compagnie zu Haileybury. Noch ehe er dahin abging, hatte er seinen berühmten Versuch über die Principien der Bevölkerung: «An Essai on the principle of population» (Lond. 1798, 7. Aufl. 1872; deutsch von Hegewisch, 2 Bde., Altona 1807), veröffentlicht, und das Aufsehen und der Widerspruch, den seine kühnen und paradoxen Behauptungen machten, veranlaßten ihn, seine Ansichten zu einem System auszubilden. Er bereiste 1800 den Continent, stellte die gründlichsten Untersuchungen über die Bevölkerungsverhältnisse an und ließ sein Buch in neuer Gestalt wiederholt erscheinen. Wie schon vor ihm der Schotte Wallace, der Engländer Townshend und der Italiener Ricci, behauptete auch M., daß die Vermehrung der Subsistenzmittel nicht gleichen Schritt mit der Vermehrung der Bevölkerung halte. M. hat das Verdienst, das Problem der Bevölkerung zuerst wissenschaftlich behandelt zu haben. Das von ihm aufgestellte Gesetz läßt sich auf folgende Sätze zurückführen: 1) Die Natur hat den Menschen mit solcher Fortpflanzungskraft begabt, daß die Bevölkerung, wenn sie durch kein Hinderniß in der Vermehrung aufgehalten wird, das Streben hat, sich nach den in Nordamerika gemachten Erfahrungen, alle 25 Jahre zu verdoppeln und in je 25 Jahren von Periode zu Periode in geometr. Progression, also im Verhältniß von 1, 2, 4, 8, 16, 32 zu wachsen. 2) Dagegen kann die Production der Nahrungsmittel in dem gegenwärtigen Zustande der bewohnten Erde nicht in solchem Maße gesteigert werden, sondern vermag nur in arithmet. Progression zu erwachsen, wie 1, 2, 3, 4, 5, 6. 3) Es droht mithin in kürzester Zeit ein Misverhältniß zwischen der Menschenzahl und den Nahrungsmitteln einzutreten. 4) Die Hindernisse, welche sich der Vermehrung der Bevölkerung entgegenstellen, sind vorbeugende, welche eine überschüssige Bevölkerung nicht entstehen lassen, wie freiwillige Enthaltsamkeit, moralischer Zwang oder lasterhafte Lebensweise mit ihren Folgen, und zerstörende oder regressive, welche die entstandene überschüssige Bevölkerung wieder wegraffen, wie Elend, Seuchen, Kriege u. s. w. 5) Der Fortschritt der Menschheit ist durch weitere Verbreitung der freiwilligen Enthaltsamkeit und des moralischen Zwangs bedingt. Wie sehr auch schon die Thatsachen diese seine Theorie widerlegten, erwarb er sich doch mannichfaltige Verdienste durch seine statist. Untersuchungen. Außerdem schrieb M. «Principles of political economy» (3 Bde., Lond. 1819—21) und «Definitions in political economy» (Lond. 1827). Er starb zu Bath 29. Dec. 1834.

Maltitz (Franz Friedr., Freiherr von), bekannt als dramatischer und lyrischer Dichter, geb. 6. Juni 1794 zu Nürnberg als ältester Sohn des Freiherrn Peter Friedrich von M. (gest. 1826), ehemaligen russ. Gesandten an den Höfen von Stuttgart, Lissabon und Karlsruhe, widmete sich der diplomatischen Laufbahn und war 1826—27 russ. Geschäftsträger bei den Vereinigten Staaten. Seit 1832 bekleidete er als Wirkl. Staatsrath und Legationsrath den Posten eines Geschäftsträgers am preuß. Hofe, bis er später als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach dem Haag gesandt wurde. Nach dem Tode seiner Gattin entsagte M. einer Laufbahn, in welcher er sich vielfach ausgezeichnet hatte, und zog sich nach Boppard am Rhein zurück, wo er 25. April 1857 starb. M. hat sich besonders durch seine Fortsetzung des Schiller'schen «Demetrius» (Karlsr. 1817) einen Namen erworben. Außerdem ließ er erscheinen «Gedichte» (Karlsr. 1816), «Athalie, ein Trauerspiel nach Ra-

Digitized by Google

eine», «Alzire, ein Trauerspiel nach Voltaire», «Die Geister auf Yburg, eine Ritterſage», «Phantaſiebilder, geſammelt am maleriſchen Ufer der Spree» (Berl. 1834), worin außer eigenen Dichtungen auch gelungene Ueberſetzungen aus dem Ruſſiſchen, Engliſchen und Italieniſchen enthalten ſind. — Sein jüngerer Bruder, Apollonius, Freiherr von M., geb. 1795, betrat die diplomatiſche Laufbahn, war längere Zeit ruſſ. Geſchäftsträger in Rio Janeiro und ſeit 1841 am Hofe zu Weimar, wo er ſich auch, nachdem er 1865 ſeinen Abſchied aus dem öffentlichen Dienſt genommen, niederließ, und 2. März 1870 ſtarb. Als Dichter bekundete M. tiefes Gefühl und Adel des Gemüths. Ein entſchiedenes Talent zeigte er namentlich für Sinngedichte und Poeſien humoriſtiſch-ſatiriſchen Inhalts. Seiner Erſtlingsſchrift «Poetiſche Verſuche» (Karlsr. 1817) folgten der humoriſtiſche Roman «Geſtändniſſe eines Reppen mit Anmerkungen ſeines Kutſchers» (Berl. 1826) und das Schauſpiel «Der Dichter und der Ueberſetzer» (Berl. 1829). Dieſen reihten ſich an «Gedichte» (2 Bde., Münch. 1838), «Dramatiſche Einfälle» (2 Bde., Münch. 1838) und «Drei Fähnlein Sinngedichte» (Berl. 1844). Während ſeines Aufenthalts in Weimar veröffentlichte M. «Triclinium» (Weim. 1856), ein pſeudonymes Gedicht in drei Geſängen, «Noch ein Blatt in Lethe» (Weim. 1857), eine Sammlung von Gedichten verſchiedener Gattung, und «Vor dem Verſtummen» (Weim. 1858), meiſt Sinngedichte enthaltend. Später wandte ſich M. wiederum der dramatiſchen Poeſie zu und ließ unter anderm die Trauerſpiele «Virginia» (Weim. 1858), «Anna Boleyn» (Weim. 1860) und «Spartacus» (Weim. 1861), das Schauſpiel «Quelle und Abgrund» (Weim. 1861) ſowie die Luſtſpiele «Die Gedächtnißcur» (1862), «Photographie und Vergeltung», «Das unhiſtor. Fenſter» und «Die Selbſtbiographie» (1863) erſcheinen. Auch ſchrieb er «Die Wandercur der Hölle» (Weim. 1863), eine Erzählung in Verſen. Beaulieu-Marconnay veröffentlichte «M., Ausgewählte Gedichte. Mit einer Biographie des Dichters» (Weim. 1873).

Maltitz (Gotthilf Aug., Freiherr von), deutſcher Dichter, geb. zu Königsberg in Preußen 9. Juli 1794, widmete ſich auf der Akademie zu Tharand dem Forſtfache, mußte aber ſpäter, weil er eine Satire auf ſeine Vorgeſetzten veröffentlichte, den Forſtdienſt aufgeben. Er unternahm nun eine Reiſe nach Italien und wählte dann Berlin zum Aufenthalt, wo er ſich bald durch ſchriftſtelleriſche Erzeugniſſe und ſeinen polit. Liberalismus bekannt machte. In ſeinem dramatiſchen Verſuche «Der alte Student» ſprach er ſeine Theilnahme für Polen ſo lebhaft aus, daß er Berlin verlaſſen mußte, worauf er ſich 1828 nach Hamburg begab. Die Julirevolution in Frankreich fand an ihm einen überſchwenglichen Enthuſiaſten. Er ging gegen Ende 1830 nach Paris, kehrte 1831 wieder nach Deutſchland zurück und wendete ſich nach Dresden, wo er 7. Juni 1837 ſtarb. Bei geſundem Witze und bedeutender Dichtergabe beſaß M. nicht genug Durchbildung, um als Schriftſteller für die Dauer Einfluß auszuüben. Auch verſuchte er ſich im Fache der religiöſen Erbauungsliteratur und gab «Sonnenblicke, Geſänge religiöſen Inhalts» (6. Aufl., Zitt. 1834) heraus. Einiges Aufſehen machte ſein «Gelaſius, der graue Wanderer im 19. Jahrh.» (Lpz. 1826). Dieſem folgten «Jahresfrüchte der ernſten und heitern Muſe» (Lpz. 1834—35; 2. Aufl. 1843). Sein Talent für die polit. Satire bewies er in den «Pfefferkörnern» (4 Hefte, Hamb. 1831—34), die ihrerzeit viel Beifall fanden. Von ſeinen dramatiſchen Arbeiten: «Schwur und Rache, ein Trauerſpiel» (Berl. 1826), «Hans Kohlhas» (Berl. 1828), «Olivier Cromwell» (Hamb. 1831) und «Die Leibrente», eine Poſſe (in Franck's «Taſchenbuch dramatiſcher Originalien»), wurden die letztere und «Hans Kohlhas» mit Beifall gegeben. Auch veröffentlichte M. «Balladen und Romanzen» (Lpz. 1832).

Maltoſe, eine Zuckerart, die ſich aus der Stärke durch Einwirkung der im Malz enthaltenen Diaſtaſe (ſ. d.) bildet. Sie erſcheint in weißer harter, aus nadelförmigen Kryſtallen beſtehender Maſſe, deren Löſung die Polariſationsebene nach rechts, aber viel ſtärker als Rohrzucker und Traubenzucker, ablenkt. Die M. reducirt auch die alkaliſche Kupferlöſung, aber minder ſtark als Traubenzucker. Beim Kochen mit verdünnten Säuren geht die M. in Traubenzucker über. Sie iſt in der Würze der Brauereien und der ſüßen Maiſche der Branntweinbrennereien enthalten.

Maltzan (nicht Maltzahn; Heinr. Karl Eckardt Helmuth von), Reichsfreiherr zu Wartenberg und Penzlin, Reiſender, Ethnograph und Sprachforſcher, geb. 6. Sept. 1826 zu Dresden, erhielt ſeine erſte Bildung zu Wiesbaden, Heidelberg und Manheim und ſtudirte dann 1846—50 in München, Heidelberg und Erlangen Rechtswiſſenſchaften. Wegen Kränklichkeit verbrachte er den Winter 1850—51 in Meran, durchreiſte Italien, ging 1851 durch Belgien nach London und dann über Paris nach den Pyrenäen. Nachdem M. 1852 ſeine erſte Reiſe durch Algier und den Norden von Marokko gemacht, beſuchte er 1853—54 zuerſt die mauriſchen Denkmäler in Spanien und Portugal, dann Tunis, Aegypten, Paläſtina, Syrien, die Türkei und

Digitized by Google

Griechenland und nahm dann seinen Wohnsitz auf einige Jahre in Algier. Die J. 1857—58 waren einer interessanten Reise im Süden von Marokko gewidmet, auf der es ihm gelang, die gleichnamige südl. Hauptstadt dieses Reichs kennen zu lernen. Durch diese Erfolge ermuthigt, faßte er den Plan einer Pilgerfahrt nach Mekka. Er nahm den Namen Abdurrahman-ben-Mohammed an, hielt sich meist zu den Aegyptern, und reiste im Sommer 1860 über Kairo, Geneh, Kosseir, Yambo, Rabegh nach Dschidda, von wo er glücklich nach Mekka gelangte und alle Pilgerbräuche, selbst die Wallfahrt nach dem heiligen Berge Arafat mitmachte. An dem Besuche von Medina wurde er behindert, da Verdacht gegen ihn rege geworden war; er mußte schleunigst nach Dschidda zurückkehren und hier das erste Schiff, das er finden konnte, zu seiner weitern Flucht benutzen. Nach der Rückkehr lebte M. abwechselnd in Deutschland und Algerien und veröffentlichte während dieser Zeit die «Drei Jahre im Nordwesten von Afrika» (4 Bde., Lpz. 1863; 2. Aufl. 1868), «Pilgermuscheln» (Lpz. 1863), «Das Grab der Christin» (Lpz. 1865) und «Meine Wallfahrt nach Mekka» (2 Bde., Lpz. 1865), durch welche er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Auf einer zweiten Wanderung durch Tunesien (1867) drang er bis tief in das Innere ein und entdeckte einige von den Karthagern stammende höchst merkwürdige phöniz. Inschriften. Auch in Sardinien (1868) zogen ihn besonders die phöniz. und altägypt. Denkmäler an, die er zuerst in seiner «Reise auf der Insel Sardinien» (Lpz. 1869) veröffentlichte. Im J. 1869 wandte sich M. abermals nach Tunis, wo er sich den Zutritt zu einer großen Sammlung von phöniz. Denkmälern erwirkte, deren Inschriften er in der «Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis» (3 Bde., Lpz. 1870) bekannt machte. Schon vorher hatte er auch noch «Sittenbilder aus Tunis und Algerien» (Lpz. 1869) herausgegeben. Nach einer Reise durch Tripolis und einem Aufenthalte auf Malta, dessen punische Inschriften er zum ersten mal durch Photographien in Europa bekannt machte, kehrte er auf einige Zeit nach Dresden zurück, wo ihn unter anderm die Herausgabe eines hinterlassenen Manuscripts Adolf von Wrede's über Hadhramaut (Bd. 2 seiner «Reisen in Arabien», Braunschw. 1873) beschäftigte. Durch letztere Arbeit zur Erforschung des südl. Arabien angeregt, ging er 1870 über Dschidda, Massauwa u. s. w. nach Aden, von wo aus er Ausflüge in die noch unbekannten Theile Südarabiens unternahm. Die Ergebnisse dieser Forschungen hat er theils in Zeitschriften, wie Petermann's «Mittheilungen», der «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft» u. s. w., theils in seiner «Reise nach Südarabien», Bd. 1 seiner «Reisen in Arabien» (Braunschw. 1873), niedergelegt. Außerdem lieferte er viele Beiträge zu Zeitschriften. Am 22. Febr. 1874 machte er in Pisa seinen langjährigen neuralgischen Leiden durch einen Schuß ins Herz ein Ende.

Malvăsier (Malvoisie, Malmsey) wurde ursprünglich der bei Monembasia oder Napoli di Malvasia an der Ostküste von Morea gewonnene und im Mittelalter sehr geschätzte Wein genannt. Wiewol dieser dort nicht mehr zu finden, ist doch die Rebe nicht verloren gegangen, sondern nach Santorin und andern Inseln des griech. Archipelagus verpflanzt worden, sowie auch nach Cypern und Candia. Sie gibt einen trefflichen rothen und weißen Liqueurwein, welcher sehr süß, fein und geistig ist und sich durch einen eigenthümlichen Geruch und Geschmack auszeichnet. Den im Handel gewöhnlich vorkommenden M. liefern außer den griech. Inseln Portugal (Dourothal), Teneriffa, die Azoren, die Liparischen Inseln, Sardinien, Sicilien und die Provence. Ein vortrefflicher M. wächst bei Martigny im schweiz. Canton Wallis.

Malve (Malva L.) ist der Name einer zur 16. Klasse des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, bei deren Arten der fünfspaltige Kelch mit einem dreiblätterigen Nebenkelche umgeben ist, die Staubfäden in eine Röhre verwachsen sind und die zahlreichen, einsamigen, wirtelig an eine centrale Verlängerung des Blütenbodens befestigten Fruchtknoten eine niedergedrückt-kugelige Spaltfrucht bilden. Ihre zahlreichen, fast über die ganze Erde verbreiteten Arten sind Kräuter und Sträucher mit ganzen, eckigen oder gelappten Blättern; die Blüten stehen gestielt einzeln oder gehäuft in den Blattwinkeln, sehr selten in Aehren, Trauben oder Rispen. In ganz Europa ist an Wegen, Zäunen, Mauern und auf Schutthaufen sehr häufig die **Waldmalve** (M. sylvestris), auch **große Käsepappel** oder Roßpappel genannt, mit stets aufrechten Blütenstielen und ziemlich großen bläulichrothen Blüten, und die **rundblätterige M.** (M. rotundifolia), gewöhnlich **Käsepappel** genannt, mit später herabgeschlagenen Blütenstielen und kleinen weißlichen oder röthlich-weißlichen Blüten. Von beiden sind Blätter und Blüten, welche schleimig und unbedeutend bitterlich schmecken, in der Heilkunde gebräuchlich und werden als erweichende, einhüllende, reizmindernde Mittel gebraucht. Von den Griechen und Römern wurde das junge Kraut als Gemüse gegessen. Die schleimig-süße Wurzel kann ebenso wie die Eibischwurzel (Altheewurzel) angewendet werden. Die in Europa ebenfalls häufig wachsende **schlitz-**

Digitized by Google

blätterige M. (M. Alcea) mit tief zertheilten und eingeſchnittenen Blättern wird wegen ihrer großen, ſchönen, roſenrothen Blumen und ihres zierlichen Anſehens auch in den Gärten cultivirt. Kraut und Wurzel kann wie von den vorigen benutzt werden. Ihr ähnlich, aber kleinblumiger iſt die biſamduftige M. (M. moschata), die einen ſchwach moſchusartigen Geruch beſitzt. Die Malvengattung iſt der Typus der nach ihr benannten dikotylen Familie der Malvaceen, deren Mehrzahl innerhalb der Wendekreiſe, namentlich in Amerika wächſt. Es ſind theils krautartige Gewächſe, theils Halbſträucher, Sträucher und Bäume. Faſt alle enthalten einen ſchleimigen Saft in reichlicher Menge, namentlich in der Wurzel, und in den Samen meiſt fettes Oel. In einigen findet ſich eine freie Säure, wie z. B. in Hibiscus Sabdariffa L. aus Oſtindien; mehrere beſitzen einen biſamartigen, manche auch einen widrigen Geruch. Außer verſchiedenen ſchönblühenden Zierpflanzen, z. B. der Garten- oder Stockmalve (Althaea rosea L., ſ. Althaea), der Gartenlavatere (ſ. Lavatera), der großblumigen Malope (Malope malacoides L. aus Südeuropa) u. a., hat dieſe Familie auch Arzneipflanzen (z. B. den Eibiſch) und Handelspflanzen, wie vor allem die Baumwolle (ſ. d.), geliefert. Die Baſtfaſerzellen der in Südeuropa heimiſchen Althaea cannabina L. und des in Oſtindien wachſenden Hibiscus cannabinus L. können, ähnlich wie die Hanf- und Flachsfaſern, zu Geweben verwendet werden. Einige Malvaceen gebraucht man zum Gelb-, Schwarz- oder Rothfärben. So färben ſich z. B. die Chineſen mit den Blumen des bei uns im Gewächshaus cultivirten roſenrothen Ibiſch (Hibiscus Rosa sinensis L.) die Augenbrauen, doch auch die Schuhe ſchön ſchwarz.

Malverſation, ſ. Unterſchlagung.

Malz iſt gekeimtes Getreide, meiſt Gerſte und Weizen, bei welchem die Keimung im geeigneten Momente durch Tödtung des Keims unterbrochen wurde. Die Malzbereitung oder Mälzerei iſt eine Vorbereitung der Gerſte für die Zwecke der Bierbrauerei und Branntweinbrennerei und wird in neuerer Zeit immer mehr als ein beſonderes Gewerbe betrieben, während es früher allgemein mit der Brauerei zuſammenhing. Die nicht gekeimte Gerſte hat nur in ſehr geringem Grade das Vermögen, die in ihr enthaltene Stärke in Zucker (Maltoſe, ſ. d.) überzuführen; dieſe Eigenſchaft entwickelt ſich erſt während des Keimens, und durch dieſelbe iſt man im Stande, M. von ungekeimter Frucht zu unterſcheiden. Warum man der Gerſte vor andern Getreidearten den Vorzug gibt, hat darin ſeinen Grund, daß das Gerſtenmalz die zuckerbildende Eigenſchaft in noch höherm Grade erlangt, als das M. der übrigen Cerealien. Bei der Malzbereitung wird die Gerſte in Quellbottichen geweicht, um die Körner zur Einleitung des Vegetationsproceſſes mit Feuchtigkeit zu ſättigen. Sobald dies geſchehen, läßt man die Gerſte, auf dem Fußboden der Malztenne ausgebreitet, 7—16 Tage liegen; hier beginnt ſofort die Thätigkeit des Keims und die Umwandlung der Stärke in Zucker, letztere geht langſam vor ſich und hält gleichen Schritt mit der Entwickelung und dem Nahrungsbedürfniß des jungen Pflänzchens. Kurze Zeit nach der beginnenden Entwickelung des Blattfederchens (plumula), wo die zuckerbildende Eigenſchaft der Gerſte ihr Maximum erreicht hat, muß der Keim getödtet werden, was durch Trocknen und Darren geſchieht. Mit der Tödtung des Keims erliſcht jedoch die zuckerbildende Eigenſchaft nicht. Wird das M. nun getrocknet, ſo heißt es Luftmalz (Schwelchmalz), wendet man jedoch eine höhere Temperatur an, ſo erhält man das Darrmalz, das man je nach der Temperatur, die beim Darren (Dörren) angewendet wurde, als gelbes, bernſteingelbes und braunes M. unterſcheidet. Das nach Art des gebrannten Kaffees geröſtete M. heißt Farbmalz und dient zum Färben des Biers. In der Conſtruction der Malzdarren hat man in neuerer Zeit große Fortſchritte gemacht, ſodaß die Feuergefährlichkeit der ältern Darren beſeitigt iſt und gleichmäßiges Product erhalten wird. Die Wirkung des M., Stärke erſt in Dextrin (ſ. d.) und dann in Zucker überzuführen, rührt von dem Gehalt deſſelben an Diaſtaſe (ſ. d.) her. 100 Theile Gerſte geben durchſchnittlich 92 Theile Luftmalz. Vgl. Schneider, «Die Mälzerei. Chemie und Phyſiologie der Malzbereitung» (2. Aufl., Lpz. 1875). — Unter den Malzpräparaten ſteht das Malzextract obenan, das regelrecht durch Abdampfen eines wäſſerigen Malzauszugs bis zur Extractconſiſtenz bereitet, ein überaus empfehlenswerthes Nahrungsmittel und Heilmittel iſt. Sehr häufig birgt ſich jedoch unter dieſem Namen ein Gemiſch von Stärkeſyrup und andern ſüßen Stoffen, in welchem die Malzbeſtandtheile ſehr in den Hintergrund gedrängt ſind. Malzzucker und Malzbonbons ſind gewöhnliche Bonbons, die man durch Verkochen von Zucker mit Malzaufguß bereitet hat. Die ſog. Malzſurrogate, durch welche man in den Bierbrauereien M. ſparen will, ſind Stärkezucker, Maismehl, Melaſſe, Glycerin; ſie ſind mit Recht in den Ländern, in denen wie in Baiern die Bierbereitung rationell betrieben wird, verboten. Malzaufſchlag iſt die Beſteuerung

Digitized by Google

des Braumalzes und in einigen Ländern (Baiern, Würtemberg) die einzige Art der Biersteuer. Nach dem Gesetz vom 31. Mai 1872 beträgt der Malzaufschlag in Baiern 4 Mark pro Hektoliter M.; er trug in den letzten Jahren 18—22 Mill. Mark pro Jahr.

Mame, berühmte franz. Buchhandlung in Tours, gegründet zu Anfang des 19. Jahrh. von Amand M. Der Verlag bestand ursprünglich aus kath. Gebetbüchern und Kinderschriften, ward aber 1845 von Alfred M. und 1859 von Paul M., dem Sohne und Enkel des Begründers nach allen Richtungen hin erweitert. Das Geschäft gehört gegenwärtig zu den bedeutendsten Frankreichs; es umfaßt eine Druckerei mit den vollkommensten Maschinen, eine lithographische Anstalt und eine Buchbinderei von hervorragender Bedeutung. Die Ausgaben des «Missale» und «Breviarium» sind mustergültige typographische Leistungen; ihnen schließt sich eine große Anzahl von Gebetbüchern in schöner Ausstattung und in glänzenden Einbänden an. Die Illustrationen zur Bibel von Gustave Doré haben auch im Auslande, namentlich in Deutschland, viele Freunde gefunden. Im M.'schen Geschäft sind über 1000 Personen thätig.

Mamertiner nannten sich nach Mamers, wie oscisch und sabinisch der röm. Mars hieß, campanische Samniten, die im Solde des Agathokles (s. d.) gestanden und, nach dessen Tode 289 v. Chr. entlassen, sich der Stadt Messana auf treulose Weise bemächtigt hatten. Hier tödteten oder vertrieben sie die männlichen Einwohner und bildeten einen Räuberstaat, der sich durch Züge zur See und zu Lande furchtbar machte. Endlich besiegte sie Hiero II. (s. d.) bei Mylä, wo ihm 8000 Mann entgegenstanden, vermuthlich 269 v. Chr. und bedrängte sie in Messana. Eine Partei nahm Karthager zum Schutz in die Stadt, eine andere wendete sich 264 an die Römer um Hülfe. Diese sendeten ihnen den Consul Appius Claudius mit einem Heere, und die Karthager wurden wieder aus der Stadt vertrieben. Diese Vorgänge gaben die Veranlassung zum ersten Kriege zwischen Rom und Karthago. (S. Punische Kriege.)

Mamiani (Graf Terenzio della Rovere), ital. Dichter, Philosoph und Staatsmann, geb. um 1800 zu Pesaro (Marken), erhielt seine Bildung im Collegio Romano zu Rom, wo er Antonelli's Mitschüler war, und widmete sich früh der Literatur und Poesie, nahm aber zugleich regen Antheil an den polit. Bestrebungen seines Landes. In die Bewegungen von 1831 im Kirchenstaat als Mitglied der Provisorischen Regierung von Bologna verwickelt, mußte er flüchten und wandte sich nach Paris, wo er für die geistige und moralische Wiedergeburt Italiens zu wirken suchte. In dieser Zeit verfaßte er die meisten seiner poetischen und philos. Schriften, wie «Rinnovamento della filosofia antica italiana» (Par. 1834; 2. Aufl., Flor. 1836), «Dell' ontologia e del metodo» (Par. 1841), «Dialoghi di scienza prima» (Par. 1846) u. s. w. Von Paris ging er auf Einladung König Karl Albert's nach Turin und von da Anfang 1848 nach Rom, wo er einer der Führer der gemäßigten Partei wurde. Nach Verleihung der Constitution 3. Mai zum Minister des Innern ernannt, bot M. alle seine Kräfte auf zur Stütze des Papstes und der Constitution gegen die Mazzinisten sowol als gegen die Klerikalen. Allein die Schwierigkeiten erwiesen sich als unüberwindlich, sodaß das Ministerium Ende Juli abtrat. M. ging wieder nach Turin, wo er mit Gioberti und andern die Gesellschaft des Italienischen Bundesstaats gründete. Bald aber kehrte er nach Rom zurück, wo er nach der Ermordung Rossi's (15. Nov. 1848) als Mitglied des demokratischen Cabinets Galetti das Portefeuille des Aeußern übernahm. Auch gehörte er als Abgeordneter der röm. Constituante an bis zu dem Tage, wo die Republik proclamirt wurde. Nachdem die päpstl. Gewalt wiederhergestellt worden, wandte sich M. nach Genua, wo er eine philos. Akademie gründete. Im J. 1856 ertheilte ihm Victor Emanuel das sardin. Staatsbürgerrecht, und bald darauf wählte ihn Genua zum Abgeordneten. Im sardin. Parlamente vertheidigte M. die Politik des Grafen Cavour. Anfang 1859 veröffentlichte er eine polit. Schrift: «D'un nuovo Diritto Europeo», in welcher er die modernen Grundsätze der Volkssouveränetät, der Nationalität und der Nichtintervention entwickelte und begründete, wie er sie bereits seit einigen Jahren als Professor der Philosophie der Geschichte den Studenten von Turin vorgetragen hatte. Als Graf Cavour zu Anfang 1860 ein neues Cabinet bildete, übertrug ihm dieser das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts. Von 1865—67 vertrat M. die ital. Regierung als Gesandter in Bern. Seine Schriften, unter denen noch die «Confessioni d'un metafisico» (2 Bde., Flor. 1865), «Prose letterarie» (Flor. 1867), «Le Meditazioni Cartesiane rinnovate nel secolo XIX» (Flor. 1869), «Kant e l'Ontologia» (Flor. 1870) hervorzuheben sind, haben mehr literarische als philos. Vorzüge. Sein Gedankengang ist oft unklar; sein Hauptwerk, «Rinnovamento della filosofia antica italiana» entbehrt der richtigen histor. Grundlage. Auch gab er seine «Poesie» (Flor. 1857; 2. Aufl. 1864) und ein «Compendio della propria filosofia» (Tur. 1876) heraus.

Digitized by Google

Mamillāria oder **Warzencactus** ist der Name einer artenreichen Gattung von Cactusgewächsen (s. Cacteen), deren fast sämmtlich in Mexico einheimische Arten sich durch einen kugeligen oder walzigen, über und über mit warzenförmigen Hervorragungen besetzten Körper und Gehalt an Milchsaft auszeichnen. Jede der zitzenförmigen Warzen trägt seine Stacheln oder wollig-filzige Haare an der Spitze. Die scharlachrothen Beeren der an dürren Felsen in Südamerika wachsenden M. simplex Haw. sind wegen ihrer Süßigkeit bei den dortigen Indianern außerordentlich beliebt. Die Mamillarien werden in unsern Gewächshäusern viel cultivirt.

Mamluken (arab., d. i. Sklaven) nannte man in Aegypten vorzugsweise die aus fremden Gegenden stammenden Sklaven, welche die bewaffnete Macht der Sultane bildeten. Als nämlich im 13. Jahrh. Dschingis-Khan den größten Theil Asiens verheerte und eine Menge Einwohner als Sklaven wegführte, kaufte der Sultan Nedschmeddin Ejjub von Aegypten, aus dem Geschlechte Saladin's, deren 12,000, zum Theil Mingrelier und Tscherkessen, meist aber Türken aus Kiptschak, ließ sie in allen kriegerischen Künsten unterrichten und bildete aus ihnen ein Corps, das sich bald zügellos und rebellisch zeigte, die Regierungsangelegenheiten an sich riß und nach Ermordung des Sultans Turan-Schah (1251) aus ihrer Mitte Eibek zum Sultan von Aegypten ernannte, mit dem die Dynastie der Bahritischen M. begann, denen 1382 die zweite Mamluken-Dynastie, die Bordschiten, folgte, deren Gründer Berkuk war. Beider Herrschaft dauerte 266 Jahre, während welcher Zeit die M., besonders unter Beibars und Kilawun, verschiedene Eroberungen machten und, unter des letztern Sohn Chalil, die Franken 1291 aus dem Orient vertrieben. Selim I. stürzte ihr Reich, nachdem er die Hauptstadt Kairo 1517 mit Sturm genommen, und setzte einen türk. Pascha über Aegypten. Später, als die Pforte immer schwächer wurde, nahm jedoch auch die Macht ihrer Paschas wieder ab, und die Häupter der M., welche die verschiedenen Provinzen unter dem Titel Beis verwalteten, rissen nach und nach alle Gewalt an sich. Als oberster dieser Beis zeichnete sich besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. Ali-Bei (s. d.) aus, nach dessen Tode unter den Mamlukenhäuptlingen Zwiespalt ausbrach, welchen der Sultan Abdul-Hamid (1786) benutzte, um Aegypten wieder unter seine Oberherrschaft zu bringen. Ihre letzte glänzende Rolle spielten die M. unter Ibrahim und Murad-Bei. Durch List gelang es 1811 dem nachherigen Vicekönige von Aegypten, Mehemed-Ali (s. d.), die M. sammt ihren Beis zu vernichten. Vgl. Quatremère, «Histoire des sultans mamloucks» (nach dem Arabischen des Makrizi, 2 Bde. in 4 Thln., Par. 1837—45).

Mammuth (Elephas primigenius) hat man eine Elefantenart genannt, welche jetzt ausgestorben ist, in der Diluvialperiode aber über ganz Europa nördlich von den Alpen und Nordasien in Heerden verbreitet war und noch längere Zeit mit dem vorgeschichtlichen Menschen zusammenlebte. Das M. übertraf an Größe noch den ind. Elefanten und hatte längere und größere, stärker gekrümmte Stoßzähne, anders gefaltete Backzähne und eine dichte Behaarung der Haut, welche im Nacken und am Halse eine Art Mähne bildete. Die Behaarung, sowie die Reste von Tannennadeln, die man in den Zähnen gefunden hat, beweisen, daß das M. in kältern Klimaten ausdauerte. Im vereisten Schuttlande Nordsibiriens (nicht im Eise, wie häufig behauptet wurde) sind ganze unversehrte Leichen dieser Thiere, zuerst von Pallas (1772) und namentlich von Adams (1806), später auch von Schmidt und andern gefunden worden. Neuerdings wurde von Lartet sogar in einer zur Rennthierzeit Südfrankreichs gebildeten Ablagerung eine auf eine Elfenbeinplatte eingravirte, deutlich erkennbare Abbildung eines M. gefunden, die den Beweis liefert, daß das M. wirklich von dem Menschen gekannt war. In Deutschland hat man besonders bei Canstatt und Wien, in Ungarn bei Ofen viele Reste des M. gefunden, und in Sibirien finden sich die Stoßzähne so häufig, daß Handel damit getrieben wird.

Man, eine zu England gehörige Insel in der Irischen See, zählt auf 588 QKilom. 54,042 E. und wird in nördl. Richtung von einem Bergrücken durchzogen, der hauptsächlich aus Schiefergestein und Grauwacke besteht. Das Gebirge enthält Blei, Zinkblende, Kupfer und Eisen und liefert Bausteine und Kalk, auch etwas Dachschiefer, aber keine Kohlen. Es ist unbewaldet, selbst ohne Gesträuche, mit Torf, Moor und Heide bedeckt und wird von vielen Bächen bewässert. Von dem höchsten Punkte, dem 650 Mt. hohen Sneafield (Snaffle oder Snowfield), kann man Irland, Schottland und England erblicken. Die Küsten der Insel sind, außer am Nordende, felsig und umschließen mehrere kleine Buchten. M. ist im ganzen von Natur öde und unfruchtbar, aber durch den Fleiß seiner Bewohner großentheils in Culturland verwandelt, sodaß 61,5 Proc. der Fläche Ackerland sind. Der Haupterwerbszweig ist, neben der Vieh-, besonders der Schafzucht, die Heringsfischerei. Nicht unbedeutend ist auch die Küstenschifffahrt. Der Bergbau ist nur auf Blei bedeutend. Die Industrie beschränkt sich auf Leinweberei und Ver-

Digitized by Google

fertigung von Schuhen aus ungegerbtem Leder. M. beschäftigte Ende 1873: 220 Schiffe von 11,004 Tons. Die Bewohner, die sich selbst Manks, ihre Insel Manning nennen, stammen von der celt. Urbevölkerung der brit. Inseln. Ihre Sprache steht aber dem Gaelischen und Irischen weit näher als dem Kymrischen in dem benachbarten Wales und ist, dem Englischen, das in allen Schulen gelehrt wird, immer mehr weichend, dem Erlöschen nahe. Sie haben einen eigenen Bischof (von Sodor und M.), der aber keinen Sitz im Parlament hat. M. gehört zu keiner Grafschaft, sondern hat seine eigene Verfassung, eigenes Landrecht und überdies auch Zoll- und Abgabenfreiheit. An der Spitze steht ein königl. Gouverneur mit einem Rathscollegium oder Oberhaus von neun Mitgliedern (dem Bischof, zwei Richtern u. s. w.). Die gesetzgebende Gewalt üben 24 Repräsentanten oder Keys, die sich seit 1450 durch Selbstwahl aus den größten Gutsbesitzern ergänzen; die richterliche üben zwei Deemsters (Richter). Alle diese bilden das Parlament (Tynwald-Court). Noch jetzt werden jährlich am Berge Tynwald bei Peel die Gesetze öffentlich verlesen. M. hatte in den ältesten Zeiten eigene Könige, wurde aber im 13. Jahrh. von den Schotten angekauft, die sich im folgenden Jahrhundert durch die Engländer wieder vertrieben sahen. Seitdem waren verschiedene Familien mit der Insel belehnt. Im J. 1765 kaufte sie die brit. Regierung vom Herzog von Athol, weil die Insel fortwährend einen Schlupfwinkel von Schleichhändlern abgab, für 70,000 Pfd. St., ließ ihr aber die alte Verfassung. Hauptort und Sitz der Regierung ist der Flecken Castletown, an der Südküste, mit dem alten, jetzt als Gefängniß und Irrenhaus benutzten Castle Rushen, einem Gerichtshof, dem Haus der Keys, einer Kaserne, einer Lateinschule und 2320 E. Der Hafen des Ortes ist schwer zugänglich, deshalb der Handel nicht bedeutend. Die Stadt Douglas auf der Ostküste, mit dem schönen Schlosse Monacastle der Herzoge von Athol, einem Kranken- und einem Arbeitshause, hat einen durch ein starkes Fort beherrschten und durch einen Molo verbesserten Hafen und zählt 13,927 E., die sich hauptsächlich mit Schifffahrt, Herings- und Seehundsfang beschäftigen, auch Butter, Geflügel und Rindvieh nach Liverpool ausführen. Mit letzterm Orte sowie mit Whitehaven und Dublin findet Dampfbootverbindung statt. Vgl. Train, «An historical and statistical account of the isle of M.» (2 Bde., Lond. 1861).

Mänaden, die Begleiterinnen des Bacchus (s. d.).

Manaos, Hauptstadt der brasil. Provinz Amazonas (s. d.).

Manasse war nach der israel. Stammsage der Sohn Joseph's und der Asnath. Bei der Vertheilung des Gelobten Landes unter die Nachkommen Jakob's sollen die beiden Söhne Joseph's, Ephraim und M., jeder einen besondern Theil erhalten haben. Sicher ist, daß M. bei der Besitzergreifung von Kanaan als einer der zwölf Stämme Israels erscheint und in der frühern Zeit nächst Ephraim der mächtigste war. Das Gebiet des Stammes M. wurde vom Jordan in eine westl. und eine östl. Hälfte getheilt. Westmanasse grenzte gegen N. an Asser, gegen O. an Issaschar, gegen S. an Ephraim; Ostmanasse umfaßte das nördl. Gilead und das ehemalige Land des Königs Og von Basan. — Manasse hieß auch der Sohn des Hiskias, welcher diesem 699 v. Chr. auf dem Throne von Juda folgte. Die theokratische Geschichtschreibung stellt ihn in sehr ungünstigem Lichte dar: nach ihr begünstigte er den Götzendienst, befragte Wahrsager und Zauberer, opferte dem Moloch selbst seinen Sohn und soll den Propheten Jesaias haben ermorden lassen. Er wurde von Asarhaddon nach Babylon in die Gefangenschaft geführt. Hier soll er das noch vorhandene Gebet M. verfaßt haben, an dessen Unechtheit aber kein Zweifel sein kann. Dasselbe wird bei Katholiken und Protestanten unter die Apokryphen gesetzt; die griech. Kirche jedoch erkennt das Buch als kanonisch an.

Manati (Manatus) heißt eine dem Dugong (s. d.) verwandte Gattung pflanzenfressender Walthiere, die sich durch die runde Schwanzflosse und zahlreiche, querhöckerige, denen des Tapir ähnliche Backzähne vom Dugong unterscheidet. Man kennt zwei Arten, die südamerikanische, die jetzt fast nur noch im Orinoco und Amazonenstrom vorkommt, und eine afrikanische im Senegal, Gambia und Niger. Beide werden des Fleisches, des Specks und der Haut wegen viel gejagt.

Mancha oder La-Mancha, der südlichste Theil des span. Königreichs Neucastilien, bildet seit 1822 den Hauptbestandtheil der nach der Hauptstadt benannten Provinz Ciudad Real (s. d.), erstreckt sich aber noch weit in die angrenzenden Provinzen Toledo und Albacete hinein. Sie wird im S. von der Sierra Morena, im SO. von der Sierra de Alcaraz, im N. von Zweigen der Montes de Toledo u. a. durchzogen, besteht zum Theil aus fast vollkommen ebenen Hochflächen, zum Theil aus einer vollkommen baumlosen Steppe, deren rothbrauner, verbrannter und salzhaltiger Boden mit spärlichem Cistus und Thymian bedeckt ist, und wird von dem hier entspringenden und seine berühmte Flußschwinde bildenden seichten Guadiana und dessen noch

Digitized by Google

wasserärmern Nebenflüssen Azuer, Javalon u. s. w. kümmerlich bewässert. Dabei sind aber einzelne Theile, wie die getreidereiche Umgebung von Ocaña und das weinreiche Gelände von Valdepeñas sehr fruchtbar. Man baut schönes Obst, vortreffliche rothe Weine, Getreide, Esparto, Safran, sowie auch Hanf, Flachs, Oel und Sodapflanzen. Sehr bedeutend ist die Viehzucht, namentlich liefert die M. schöne Esel und Maulthiere. Der Bergbau wird hauptsächlich auf Quecksilber betrieben. (S. Almaden.) Der Gewerbfleiß beschränkt sich auf Anfertigung von groben Wollzeugen, Leinwand, Seife und Leder, der Handel auf die Ausfuhr von Getreide, Wein, Vieh und Seife. Die Bewohner sind ein arbeitsames, kräftiges und heiteres Volk. M. ist die Heimat des Don Quixote von La-Mancha in dem berühmten Roman des Cervantes (s. d.).

Manche, La-Manche (wörtlich: Aermel), heißt im Französischen der Kanal (s. d.), welcher Frankreich und England trennt. Nach demselben ist das Depart. La-Manche benannt, welches, die zur ehemaligen Normandie gehörende Halbinsel Cotentin und die Landschaft Avranchin begreifend, vom Meere und den Depart. Calvados, Orne, Mayenne und Ille-Vilaine begrenzt wird und 5928,38 QKilom. umfaßt. Das Departement zerfällt in die sechs Arrondissements St.-Lô, Avranches, Cherbourg, Coutances, Mortain und Valognes, hat zur Hauptstadt St.-Lô und zählt in seinen 48 Cantons und 643 Gemeinden (1876) 539,910 E. (gegen 544,776 im J. 1872 Abnahme 0,9 Proc.). Ein mäßiger Landrücken bildet die Wasserscheide zwischen den sämmtlich schiffbaren Flüßchen Vire, Douve im Osten und Couesnon, Selune, Sienne und Aye im Westen. Die Küste bildet die Buchten von Vauville, St.-Germain, Fermanville und Gatteville mit dem Hafen von Cherbourg und springt am weitesten im Cap De la Hague gegen Nordwesten vor. Dieselbe ist mit Dünen und einer Menge von Klippen und kleinen Felseilanden umsäumt. Das Innere, eine wellenförmige, von Thälern durchschnittene Ebene, ist theils sehr fruchtbar, theils mit guten Wiesen und Weiden, theils aber auch mit sandigen Heiden oder auch Sümpfen und Moorgründen bedeckt. Das Mineralreich bietet wenig Erze, noch weniger Brennmaterial, aber viel Schiefer und treffliche Bausteine. Bei dem sehr milden Klima gedeiht selbst die Myrte im offenen Felde der Halbinsel Cotentin. Birnen und Aepfel werden im großen gebaut und, da der Wein fehlt, zur Bereitung von Poiré und Cider benutzt. Außerdem baut man Getreide jeder Art, namentlich aber auch Oelpflanzen und Kartoffeln und beschäftigt sich mit Viehzucht. Lebhaft ist der Industriebetrieb in Leinwand-, Spitzen-, Band-, Tuch-, Wollzeug-, Serge-, Droguet-, Pergament-, Handschuh-, Glas- und Spiegelmanufacturen, in Töpferei, Oelschlägerei, Gerberei, Salz- und Sodasiederei, in Anfertigung von Quincaillerieartikeln und Kupferwaaren. Auch der Schiffbau, die Rhederei, die Fischerei an den Küsten und bei Neufundland und der Fang von Austern sind von Bedeutung und der innere Handel mit Getreide, Cider, Honig, Wachs, Salz, Pferden, Ochsen, Schafen, Geflügel, Salzfleisch, Eiern, Butter, Speck, Fischen, Austern und Fabrikaten sowie der Seeverkehr sehr lebhaft. Außer der Hauptstadt Saint-Lô (s. d.) sind bemerkenswerth die Städte Cherbourg (s. d.), Avranches (s. d.), Coutances (s. d.) und Granville (s. d.).

Manchester, Markt- und Municipalstadt, Parlamentsborough und seit 1848 Sitz eines anglikan. Bischofs, erster Fabrikplatz und bedeutendster Eisenbahnmittelpunkt Englands, in der Grafschaft Lancaster, 320 Kilom. im Nordwesten von London und 50 Kilom. im Osten von Liverpool, liegt in einer von wenigen einzelnen Hügeln überhöhten Ebene am Bridgewaterkanal (s. d.) und am linken Ufer des schiffbaren, hier durch die Mündung des Irk und Medlock verstärkten Irwell, gegenüber dem durch acht Brücken verbundenen Salford, welches, obgleich Municipalstadt und Parlamentsborough sowie auch Sitz eines kath. Bischofs, doch als Vorstadt angesehen wird. Der Kern der Altstadt, des Hauptsitzes der Fabrikation, umgibt die Kathedrale, und hier stehen auch die meisten städtischen Gebäude. M. ist unregelmäßig gebaut und hat, fast immer in eine dunkle Rauchwolke gehüllt, ein unfreundliches, rußiges Ansehen. Schön sind dagegen die zahlreichen Vorstädte, die sich mit ihren Neubauten, hübschen, von Gärten umgebenen Häusern, nach allen Richtungen ausdehnen und dem Ganzen einen Umfang von 17 Kilom. geben. Die Eisenbahnen führen mitten durch die Stadt. Großartige (1857 vollendete) Wasserwerke, deren sechs bei Woodhed liegende Reservoirs 61 Hekt. einnehmen, liefern, durch den 2500 Mt. langen Mottramtunnel geführt, täglich 100 Mill. Lit. Abzugskanäle, Gaserleuchtung, Löschanstalten, Straßenpolizei sind in gutem Zustande. Die Stadt hat vier öffentliche Parks, den Victoria-, Queens-, Philips- und Peels-Park mit den Bildsäulen der Königin Victoria und des Prinz-Gemahls Albert. Trotzdem gehört M., wol besonders wegen seiner vielen Fabriken, noch immer zu den ungesundesten Städten des vereinigten Königreichs. Unter den nahezu 150 kirchlichen Gebäuden sind erwähnenswerth: die prot. Kathedrale (1422 ge-

gründet), ein goth. Bau mit reichverziertem Chor, schönen Sculpturen und verschiedenen Denkmälern, und die kath. Kathedrale (in Salford). Unter den städtischen Gebäuden zeichnen sich aus: das neue, von Waterhouse gebaute, 1877 eröffnete Stadthaus, wol das prächtigste in Europa; der von demselben Architekten errichtete Assisenhof in goth. Stil, von 85 Mt. Länge und 50 Mt. Tiefe, mit einem Thurme von 70 Mt. Höhe; die von Walters gebaute, 1868 eröffnete neue Börse, ein imposanter Bau mit einer dor. Säulenhalle und einem großen Commerzsaale; die Hauptbank, die Kornbörse, die 1856 eröffnete Freihandelshalle (Free Trade Hall), welche 7000 Menschen faßt; das große, jährlich 20,000 Kranke pflegende Krankenhaus (Royal Infirmary), vor dem die Bildsäulen von Wellington, Peel, Dalton und Watt stehen; das ungeheuere, von Howard eingerichtete Gefängniß New-Bailey in Salford für 800 und das 1849 erbaute Zellengefängniß (City Goal) für 1000 Sträflinge; die drei Arbeitshäuser, die Kaserne, das Unionsclubhaus u. a. Die Stadt hat zwischen 3—400 Schulen, darunter die 1809 nach dem Lancaster'schen System eingerichtete Freischule; für den höhern Unterricht die königl. Schule für Medicin und Chirurgie, das Seminar für Independenten, die theol. Schule für Wesleyaner, das Manchester-College mit 400 Alumnen (nächst den Anstalten zu Winchester und Eton das älteste Gymnasium Englands, 1515—25 von Hugh Oldham, Bischof von Exeter, gegründet), das in raschem Wachsthum begriffene, mit der Universität London in Verbindung stehende Owen's College, von John Owen gegründet und 1851 eröffnet; das Chethams-College (eine Blaurockschule), die 1845 eröffnete große Handelsschule, die große Zeichenschule mit 300 Zöglingen und andere Schulen, meist mit freiem Unterrichte. Die Royal-Institution, zur Förderung der Wissenschaften und schönen Künste bestimmt, enthält in ihrem schönen Gebäude auch Raum für Gemäldeausstellungen und einen Saal für Vorlesungen für 800 Personen. Die wichtigsten öffentlichen Bibliotheken sind: die neue Börsenbibliothek (120,000 Bände), die alte Subscriptionsbibliothek (80,000 Bände), die Portico-, die Frei-, die Chethams- und die Newalls-Bibliothek. Außer zwei Mechanics- (Handwerker-) Instituten und drei Lyceen für Belehrung und Bildung, geselligen Umgang und Erholung der arbeitenden Klassen besitzt M. eine Victoria-Galerie für mechan. Ausstellungen, ein reichhaltiges naturhistor. Museum. Von wissenschaftlichen Vereinen bestehen ein Athenäum, eine Statistische, eine Naturhistorische, eine Geologische, eine Zoologische und eine Botanische Gesellschaft, die beiden letztern mit großen Gärten; ferner die Literarische und Philosophische Gesellschaft, welche (1781 gebildet) sich durch ihre seitdem veröffentlichten Verhandlungen bleibende Verdienste erworben hat. Auch bestehen eine Menge von Vergnügungsörtern, zwei Theater und eine Concerthalle. Außer dem großen Krankenhause sind von den milden Stiftungen noch zu erwähnen: sechs kleinere Krankenhäuser, das Chetham-Armenhaus nebst einer Erziehungsanstalt für arme Kinder und einer Bibliothek, eine Irren-, eine Blinden- und eine Taubstummenanstalt, mehrere Versorgungshäuser und zehn öffentliche Badeanstalten.

M. zählte 1760 nur etwa 20,000, 1801 erst 94,000 E.; seitdem hat sich seine Bevölkerung mehr als verfünffacht. Diese belief sich 1871, mit Einschluß von Salford (124,801 E.), auf 475,990 und wurde 1876 auf 496,342 geschätzt, wovon 138,425 auf Salford kommen. Es leben in M. über 30,000 Deutsche als Kaufleute, Fabrikanten, Techniker und Arbeiter, meist in guten Verhältnissen. M. ist der Mittelpunkt der engl. Baumwollfabrikation und für diesen Industriezweig unbestritten der erste Platz der Erde. Es liefert diese Textilindustrie, welche die ganze Umgegend in Lancaster (s. d.) und auch benachbarte Grafschaften beschäftigt, außer Twisten alle Arten von Baumwollstoffen, darunter auch den nach der Stadt benannten Manchester (s. d.). Außerdem entstanden in neuerer Zeit bedeutende Seiden-, besonders Halbseiden- und Shawlfabriken, Spitzenmanufacturen, Kattundruckereien und Färbereien, ferner Eisengießereien und Fabriken für Dampf- und andere Maschinen, die zur Baumwollverarbeitung erforderlich sind. Die zahlreichen, durch Dampf getriebenen Spinnmaschinen setzen Millionen von Spindeln in Bewegung, und ihre Unterhaltung wird durch den Reichthum der Gegend an Steinkohlen und die wohlfeile Herbeischaffung derselben mittels der Kanalverbindungen sehr erleichtert. Vor der Baumwollenkrisis veranschlagte man den Werth der städtischen Production auf 68 Mill. Pfd. St.; die Hälfte davon ging in das Ausland. Gegenwärtig beträgt die Zahl der großen Baumwollmühlen in M. und dessen nächster Umgebung mehr als 200, während der Gesammtwerth der städtischen Production auf fast 100 Mill. Pfd. St. berechnet wird. Außer seinen Baumwollfabriken besitzt M. zahlreiche Seiden-, Worsted- und Hutfabriken, Färbereien, Gießereien, Maschinen-, Stahlwaaren- und Bleifabriken, Papier-, Korn- und Sägemühlen, Brauereien, Brennereien und Schlachthäuser. M. besitzt alle Rechte eines Hafens, obgleich Seeschiffe nicht bis zur Stadt gelangen können. Unter den dem Handel gewidmeten Instituten

Digitized by Google

und Gebäuden besitzt die Stadt außer der Fonds- und Kornbörse 11 Banken, mehrere Actien- und Assecuranzgesellschaften, 12 Markthallen, darunter der mit Glas gedeckte Viehmarkt, etwa 1800 zum Theil prachtvolle Waarenhäuser und 8000 Läden, von denen viele an Eleganz mit den schönsten von London wetteifern. Der Engroshandel, von mehr als 200 Häusern betrieben, wird nicht nur durch die in allen Richtungen auslaufenden Eisenbahnen, besonders durch die nach Liverpool führende (die erste Großbritanniens, 1830 eröffnet), sondern auch durch viele Kanäle, namentlich den Bridgewater-, Rochdale- und Huddersfieldkanal, außerordentlich befördert. Trotz dieser reichen Industrie, welche ungeheuere Geldsummen nach M. zieht, findet sich hier neben unermeßlichem Reichthum sehr viel Armuth und großes Elend. Seit der Reformbill von 1867 schickt M., statt der frühern zwei, drei, und Salford, statt eines, zwei Abgeordnete ins Parlament. Die Stadt M. ist das Manucium der Römer und erscheint als Dorf mit dem Namen Manigceaster im 10. Jahrh., wo König Eduard daselbst eine Burg baute. Schon zu Ende des 14. Jahrh. wird M. als ein gewerbfleißiger Ort erwähnt, der namentlich wollene und leinene Zeuge fertigte. Unter Heinrich VIII. erscheint es als Hauptort von Lancashire, seit Cromwell als Parlamentsborough, und im 17. Jahrh. hob sich die Industrie durch eingewanderte Flamänder. Doch schritt es bis in die Mitte des 18. Jahrh. nur sehr langsam vor. Seitdem aber nahm M. einen großartigen Aufschwung, erhielt jedoch erst 1838 die Rechte einer Municipalstadt. Seinen Flor verdankt es der Baumwollindustrie, zunächst der Niederlassung der Arbeiter aus dem Städtchen Wigan unweit Liverpool. Die erste Dampfmaschine zum Betrieb der Baumwollspinnerei wurde 1789 hier errichtet; im J. 1850 hatte M. bereits über 300. Vgl. Reilly, «The history of M.» (Lond. 1861 fg.).

Manchester nennt man sammtartige, aus Baumwollgarn gewebte Zeuge, welche dem seidenen Sammt mehr oder weniger ähnlich, jedoch durch ein anderes Verfahren der Weberei hervorgebracht sind. Während beim echten Sammt der Flor (so nennt man die Gesammtheit der aufrechtstehenden Fadenenden) aus einem besondern Theil der nach der Länge des Gewebes verlaufenden Kettenfäden hergestellt wird, geschieht dessen Bildung beim M. durch die querlaufenden Schußfäden. Es gibt geschnittenen und ungeschnittenen, auch gestreiften M., ferner solchen mit glattem und mit geköpertem Grunde; er wird in verschiedenen Farben gefärbt, auch bedruckt. Die feinsten geschnittenen M. heißen Baumwollsammt oder unechter Sammt. Der Hauptsitz der Manchesterfabrikation ist England, im besondern die Stadt Manchester.

Manchesterpartei oder Manchesterschule nennt man die polit. Partei, welche die Interessen des modernen engl. Industriestaats gegenüber dem alten, auf das Wesen der Grundaristokratie basirten Staats- und Gesellschaftsleben Englands vertritt. Als eine compacte Partei ging sie aus der Anti-Cornlaw-League (s. d.) hervor, welche ihren Sitz zu Manchester, dem Centrum der brit. Fabrikindustrie, hatte, woher sie auch den Namen erhielt. Im Ursprung waren ihre Bestrebungen hauptsächlich auf die Durchführung der Freihandelstheorien gerichtet (s. Freihandel); nach dem Siege dieses Princips zog sie auch allgemeine polit. und sociale Fragen in den Bereich ihrer Thätigkeit, deren Lösung sie in dem freisinnigen Geiste der Neuzeit versuchte. In dieser Beziehung ist namentlich Bright (s. d.) thätig, der nach dem Tode Cobden's (s. d.) als das Haupt der Partei betrachtet werden kann. Bright betrachtet es unter anderm als eine seiner Hauptaufgaben, den Freihandel auch auf den Verkehr mit Grundstücken auszudehnen und die Theilbarkeit derselben zu Gunsten der mittlern und untern Klassen zu erleichtern. Auf die auswärtige Politik Englands hat die M. durch ihre Friedens- und Nichteinmischungsprincipien einen wesentlichen Einfluß geübt.

Mancini (Pasquale Stanislaus), ital. Jurist und Staatsmann, geb. 1817 zu Castel Baronia bei Ariano, widmete sich dem Studium der Rechte und wurde dann Advocat und Professor der Jurisprudenz zu Neapel. Da er 1848 als Mitglied des neapolit. Parlaments an der revolutionären Bewegung hervorragenden Antheil genommen hatte, mußte er als Geächteter flüchten und begab sich 1849 nach Turin, wo er sich als Advocat niederließ und zugleich eine Professur für internationales Recht erhielt. Seit 1860 gehörte M. für den Wahlbezirk Ariano dem ital. Parlament an, in dem er sich zur demokratischen Linken hielt und übernahm dann 3. März 1862 im Ministerium Rattazzi das Portefeuille des Unterrichts, legte dasselbe jedoch schon 31. März desselben Jahres nieder. Im J. 1872 wurde er Professor der Rechte an der Universität zu Rom und 1873 mit der Ehrenstellung eines Präsidenten des genter Instituts für internationales Recht betraut. Inzwischen hatte sich M. im ital. Parlament zu einem hervorragenden Redner und Führer des linken Centrums (Partei Rattazzi) emporgeschwungen. Im J. 1876 erhielt er im Cabinet Depretis das Ministerium der Justiz und

Digitized by Google

des Cultus, welchen Posten er auch bei der Umgestaltung dieses Cabinets Ende Dec. 1877 beibehielt. — Seine Gattin Laura Beatrice M., geborene Oliva, bekannt als ausgezeichnete ital. Dichterin, wurde 1823 zu Neapel geboren, wo ihr Vater als Schriftsteller lebte. Dieser machte seine talentvolle und dem einsamen Studienleben zugeneigte Tochter mit der Sprache und Literatur der Griechen und Römer, mit der vaterländischen und allgemeinen Geschichte und besonders mit der ital. Poesie und Kunst bekannt. Nachdem sie sich bereits 1840 mit M. zu Neapel vermählt hatte, trat sie als Dichterin zunächst mit einer sinnigen Tragödie «Ines» (Flor. 1845), auf, worin sie einen mit ihren eigenen Schicksalen verwandten Stoff aus der portug. Hofgeschichte behandelte. Dann folgten ein größeres Gedicht «Colombo al convento della Rabida» (Genua 1846) und «Poesie varie». Von ihren später veröffentlichten Gedichten sind zu erwähnen: «A E. G. Gladstone un esule Napolitana» (Tur. 1851), das bei Gelegenheit der Briefe Gladstone's über Neapel erschien, und «L' Italia sulla tomba di Vicenzo Gioberti» (Tur. 1853). Seit 1860 feierte sie auch wiederholt in Gedichten die großen Ereignisse ihres Vaterlandes. Sie starb 17. Juli 1869 zu Florenz. Nach ihrem Tode veröffentlichte Mamiani eine Sammlung ihrer lyrischen Dichtungen unter dem Titel «Patria ed amore» (Flor. 1875).

Mandalay, Mandelay oder Pattaniapura, die neue, erst 1857 gegründete Haupt- und Residenzstadt des Birmanenreichs in Hinterindien, etwa 45 Kilom. nördlich von der frühern Hauptstadt Amarapura (s. d.) und 5 Kilom. vom östl. Ufer des Irawadi, am Fuße eines Hügels, auf einer dürren, sonnverbrannten und staubigen Ebene gelegen, besteht aus drei ineinandergeschobenen Vierecken, von welchen nur die zwei innern von Mauern umschlossen sind. Der König wohnt mit seiner zahlreichen Familie und den Palastbedienten im innersten Quadrat, welches außer durch die Mauer auch noch mit hohen Palissaden umgeben ist. Es besteht dies Palastquadrat aus dem mit einer hohen Thurmspitze versehenen Residenzgebäude, den Wohnungen der Prinzen, den Tribunalen der höhern Gerichtshöfe, den Conferenzsälen der Minister, sowie einer Menge von Höfen, Gärten, Teichen u. s. w. Das zweite Quadrat enthält die durch Umzäunungen voneinander getrennten Häuser der Beamten, Offiziere und Soldaten und bietet mit seinen breiten, rechtwinkelig sich kreuzenden Straßen einen reinlichen, aber eintönigen Anblick dar. Ein tiefer Wassergraben und eine hohe, durch breite Thürme flankirte Mauer, deren vier massive Thore abends geschlossen werden, umgibt auch diese Soldatenstadt, die dem Quartiere der Mandschu in Peking entspricht. Dann folgt in weitem Abstande die äußere Stadt, die man auch die Vorstädte nennen kann. In ihr wohnen Kaufleute, Handwerker und die große Masse des Volks. Die Bevölkerung von M. wird auf 90,000 Seelen geschätzt.

Mandarin, der bei allen Europäern gebräuchliche Collectivname der öffentlichen Beamten in China. Das Wort stammt aus der portug. Sprache und durch diese von dem lat. mandare und nicht, wie einige meinen, von dem Sanskritworte mantrin, d. i. Rathgeber, ab.

Mandarinen heißen dunkelroth-fleischige Orangen von der Größe der Borsdorfer Aepfel.

Mandat (lat. mandatum) ist der Vertrag, wodurch ein Contrahent (Mandant) dem andern (Mandatar) die Ausführung eines Geschäfts überträgt. Die Römer sahen als wesentliches Moment des M. die Unentgeltlichkeit an, wobei es sich zumeist um operae liberales handelte, faßten dagegen als Gegenstand der Dienstmiethe, die operae illiberales, die operae locari solitae auf. Allmählich sahen sie sich allerdings genöthigt, für gewisse operae liberales die Voraussetzung und Leistung eines Entgelts (Honorar) zuzulassen, retteten aber den Begriff des M. als eines einseitigen Vertrags dadurch, daß sie das Honorar nicht durch Mandatsklage, sondern eine besondere extraordinaria persecutio einfordern ließen. Dabei ist zu beachten, daß sie lange Zeit das Princip freier Stellvertretung nicht kannten. Gegenwärtig ist jener Unterschied zwischen operae liberales und illiberales bedeutungslos; man spricht jetzt von Dienstmiethe nicht nur bei Verträgen mit Handarbeitern und Tagelöhnern oder Künstlern, sondern auch bei Verträgen mit Lehrern über Unterricht, mit dem Arzt u. s. w., mag man auch in den letzten Fällen häufiger nur von Honorar als Entgelt reden. Das M. kann jetzt, ja wird meist gegen Entgelt abgeschlossen, indem der Machtgeber die bedungene oder gesetzlich vorgeschriebene oder gewerbsmäßige Belohnung zu zahlen hat. Dem M. ist jetzt ein Moment gegenüber der Dienstmiethe charakteristisch, das der Stellvertretung. Der Beauftragte handelt nicht nur für den Auftraggeber, sondern er handelt auch statt seiner. Mit Recht spricht man deshalb von Vollmachtsauftrag, welches Wort den allgemeinen Begriff eines Auftrags, der sich auch auf Dienstmiethe anwenden läßt, dahin begrenzt, daß der Beauftragte einer Vollmacht bedarf, um als Stellvertreter dem dritten gegenüber berechtigt zu sein. Dem Umfange nach scheidet man General- oder Specialmandat, was dabei wichtig wird, daß gewisse Rechtshandlungen

Digitized by Google

durch einen Vertreter nur auf Grund einer Specialvollmacht vorgenommen werden dürfen (z. B. Veräußerungen, Verzichte, Vergleiche, Eidesdelation). Der Abschluß des M. erfolgt nach röm. Recht durch bloße Willenseinigung; nach neuern Rechten ist vielfach Schriftlichkeit gefordert. Zur Besorgung gewisser Geschäfte öffentlich bestellte Personen (Rechtsanwälte, Makler) müssen sich sofort über ein angetragenes M. erklären, eventuell dem Auftraggeber allen Schaden ersetzen. Ueber Proceßbevollmächtigte und Vertretung eines abwesenden Angeschuldigten vgl. Civilproceßordnung §. 74—85, Strafproceßordnung §. 322. Von stillschweigender Vollmacht (mandatum tacitum) spricht man bei dem Ueberbringer einer Quittung, der für ermächtigt gilt, Zahlung zu empfangen (Reichshandelsgesetzbuch Art. 296), bei einem in einem Laden oder Magazin Angestellten, der für befugt gilt zur Vornahme von Verkäufen an Ort und Stelle (Art. 50). Dem Dritten gegenüber verpflichtet und berechtigt der Mandatar den Mandanten nach neuerm Recht direct. Bei Rücktritt, Widerruf des Mandanten bleibt derselbe verantwortlich, soweit der Mandatar bona fide, d. h. ohne Kenntniß des geschehenen Widerrufs, gehandelt hat; nicht unter allen Umständen kann der Mandatar beliebig aufkündigen. Gewöhnlich endet der Tod eines der Contrahenten das M.; anders im Handelsrecht (Art. 297). Die Erben des Mandanten sind ebenfalls verflichtet, bona fide dem Mandatar nach dem Todesfall gemachte Aufwendungen zu ersetzen, wie andererseits die des Mandatars, die Geschäfte, die ihr Erblasser übernommen, soweit fortzuführen, als es zur Abwendung von Schaden nöthig ist. Im heutigen Recht ist an einen Creditauftrag (mandatum qualificatum) zugleich eine Bürgschaft (s. d.) geknüpft. — Im röm. Rechte führen den Namen Mandate solche kaiserl. Gesetze, welche in der Form von Instructionen für höhere Beamte gehalten sind. Daraus erklärt sich die auch in deutschen Staaten vordem gebräuchliche Benennung M. für allgemeine landesherrliche Verordnungen. Zur Zeit des Römisch-Deutschen Reichs erließ das Reichskammergericht M. oder Friedensgebote, wenn ein Reichsstand den Rechtsweg verlassen und seine Ansprüche durch Krieg und Befehdung verfolgen wollte. — Wichtig für den modernen Verkehr sind die Postmandate (jetzt auch telegr. Zahlungsanweisungen) und die Postaufträge (bis 600 Mark), die bei Nichteinlösung zur Protesterhebung verwendet werden können.

Mandate, franz. Papiergeld aus den letzten Jahren des 18. Jahrh., s. Assignaten.

Mandatsproceß. Die Eigenthümlichkeit des Verfahrens im M. bestand darin, daß der Richter sofort auf einseitigen Antrag der einen Partei gegen die andere ein Mandat, d. h. die Auflage den Imploranten durch Erfüllung der Klagbitte klaglos zu stellen, ertheilte. Mit Umgehung des wichtigsten processualen Grundsatzes, der Zweiseitigkeit des Gehörs, dem Verklagten die Vertheidigung abzuschneiden, war aber nur dann thunlich, wenn von vornherein der Klaganspruch zweifellos, jede Vertheidigung des Verklagten aussichtslos erschien. Daher trennte der gemeine deutsche Proceß Mandate mit Klausel und ohne solche, d. h. den bedingten und unbedingten M. Die Klausel bedeutete, daß ausdrücklich dem Verklagten ein Termin zur Geltendmachung etwaiger Einreden gewährt werde. Die großen Streitfragen dieser ganzen Materie haben jetzt an Bedeutung verloren, da die neue deutsche Reichsgesetzgebung (Civilproceßordnung §. 628 fg.) den frühern bedingten M. in ein eigen geartetes Mahnverfahren (s. d.) umgebildet hat. — Im Strafproceß wird M. das bei leichtern Straffällen eintretende Verfahren genannt, welches mit Festsetzung der Strafe durch ein bedingtes Mandat ohne vorgängiges Gehör des Beschuldigten beginnt. Ein solches kennt auch die neue Reichsstrafproceßordnung §. 447—469 bei amtsrichterlichen Strafbefehlen (worin keine höhere Strafe als 150 Mark oder sechs Wochen Freiheitsstrafe sowie verwirkte Einziehung festgesetzt werden darf), bei polizeilichen Strafverfügungen (bis 14 Tage Haft oder Geldstrafe oder Einziehung), bei Verwaltungsbehörden wegen Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über die Erhebung öffentlicher Abgaben und Gefälle. Alle diese Mandate erwachsen in Rechtskraft, wenn der Beschuldigte nicht innerhalb einer Woche Einspruch erhebt und auf gerichtliche Entscheidung anträgt oder aber gegen die Versäumniß der Antragsfrist Wiedereinsetzung in den vorigen Stand (§§. 44, 45) erlangt.

Mandel (Eduard), ausgezeichneter Kupferstecher, geb. 15. Febr. 1810 in Berlin, zeigte schon früh Talent und machte von 1826 an unter Professor Buchhorn's Leitung einen vierjährigen Cursus im Kupferstecher-Institut der Akademie durch. Bald wurde er den geschicktesten Künstlern beigezählt, und sein erster bedeutender Stich, mit dem er 1835 auftrat: Der Krieger und sein Sohn, nach Hildebrandt, begegnete der allgemeinsten Anerkennung, sodaß der Preußische Kunstverein ihn sofort mit dem Stich der Begas'schen Lorelei beauftragte, welche Aufgabe er 1839 gleichfalls aufs beste löste. Schon 1837 machte die Akademie ihn zu ihrem Mitgliede, und von Paris aus erhielt er die goldene Medaille. Dorthin ging er auch, nachdem er noch

einen ital. Hirtenknaben, nach Pollack (1840), mit Präcision und Eleganz vollendet hatte, um van Dyck's Porträt, nach diesem selbst, im Louvre zu stechen. Auf diesem Blatt sind die Gesetze des Stichs mit klarem Bewußtsein zur Anwendung gebracht. Nachdem M. 1842 den Professortitel erhalten, lieferte er als Gegenstück zu der zuletzt genannten Arbeit das Porträt Tizian's (1843), nach dem Selbstbildniß des Meisters im berliner Museum. Später erschien das Bildniß der Königin Elisabeth von Preußen, nach Stieler, nachdem zuvor schon das des Königs vollendet worden war; ferner das Porträt des Großen Kurfürsten von Brandenburg, nach Nason, für die Werke Friedrich's d. Gr. Von andern Arbeiten sind hervorzuheben: die Vedova, nach Leopold Robert; die Madonna colle stelle, nach Carlo Dolce, aus der Galerie zu Blenheim; Christus, weinend über Jerusalem, nach Ary Scheffer. Außerordentlichen Erfolg hatte sodann M.'s Stich des Bildnisses Karl's I., von van Dyck in der dresdener Galerie (1851), noch größern seine Reproduction von Rafael's Madonna della Sedia (1865). In die Zwischenzeit fallen unter andern noch folgende Arbeiten des überaus fleißigen und nur in strenger Grabstichelmanier arbeitenden Künstlers: die Madonna Colonna, nach Rafael (1855); Ecce homo, nach Guido Reni, und Mater dolorosa, nach Carlo Dolce (1858); Porträt Rafael's im Louvre, nach ihm selbst (1860); Gretchen auf dem Wege zur Kirche, nach Kaulbach. M. war 1868—72 mit dem Stich der Madonna des Lord Cowper in Panshanger (Rafael) und der sog. Bella di Tiziano beschäftigt und arbeitete dann an einer neuen Wiedergabe von Rafael's Madonna Sistina, zu welcher er 1873 in Dresden die Zeichnung anfertigte. Die Zeichnung zum Stich der Bella hatte ihm sein Sohn, Reinold M., ein vielversprechender junger Künstler, geliefert, der jedoch bereits 1865 starb. In der Regel zeichnet jedoch M. seine Vorlagen selbst direct nach den Originalen. Seit dem Tode Buchhorn's steht er dem Kupferstecher-Institute der berliner Akademie vor.

Mandelkrähe oder Rake (Coracias) heißt eine zu den Schreivögeln gehörige Vögelgattung. Der Schnabel ist rabenartig, an der Spitze abwärts gebogen, die Füße sind kurz, die vier Zehen bis auf den Grund getheilt und die Flügel lang und spitzig. Die M. gehören ausschließlich der Alten Welt an und sind durch schöne, meist metallisch glänzende Färbung ausgezeichnet. In Europa findet sich nur die gemeine M. oder Blaurake (C. garrula), welche einen ungemein großen Verbreitungsbezirk hat und zu den schönsten europ. Vögeln gehört. In manchen Gegenden Deutschlands ist sie ziemlich gemein, während sie in andern fast nie gesehen wird. Sie kommt zu uns im Anfange des Mai und beginnt bereits in der zweiten Hälfte des August uns wieder zu verlassen. In den Mittelmeerländern wird sie massenhaft zu Markte gebracht und gilt im Herbste als Leckerbissen. Männchen und alte Weibchen sind am Kopf, Hals, an der Unterseite und den Flügeldeckfedern hellblau-seegrünlich, am Rücken, an den Achseln, Schultern und am Bürzel kornblumenblau, die Füße sind röthlichbraun, der Schnabel braun und an der Spitze schwarz. Die Länge beträgt über 20 Ctmt. Ihre Nahrung besteht aus Insekten und Würmern. Ihr rauhes und weittönendes Geschrei klingt «rak». Den Namen M. hat sie davon erhalten, daß sie sich gern auf Getreidemandeln setzt. Nur schwer kann sie gezähmt werden.

Mandeln nennt man die Samen der Steinfrüchte des Mandelbaums, welche theils süß, theils bitter sind. Die süßen M. enthalten über 50 Proc. fettes, sehr mildes Oel, Emulsin oder Synaptase (einen eigenthümlichen, in Wasser löslichen Eiweißstoff), Gummi (gegen 3 Proc.), Traubenzucker (6 Proc.) und Cellulose, sind von angenehmem Geschmack, sehr nährend und dienen sowol zur Speise wie auch als Heilmittel. Die bittern M. enthalten außer dem fetten Oel (nur 30 Proc.) und dem Emulsin noch Amygdalin (s. d.), welches beim Zerstoßen der bittern M. das blausäurehaltige Bittermandelöl (s. d.) bildet, sodaß sie für viele Thiere ein tödliches Gift sind. Man benutzt sie theils als Gewürz, theils in der Heilkunde als blausäurehaltiges Mittel wie das Kirschlorberwasser. Die mit Zucker gestoßenen süßen M. bilden die Mandelpaste, welche, in Wasser aufgelöst, ein angenehmes kühlendes Getränk, die Mandelmilch, gibt. Das aus den süßen M. gepreßte fette Oel, Mandelöl (Oleum amygdalarum), welches man jedoch aus den zerkleinerten M. auch durch Extraction derselben mit Schwefelkohlenstoff oder Petroleumäther und Verdunsten des Extractionsmittels gewinnen kann, gehört zu den nicht trocknenden Oelen; es ist im Vergleich zum Olivenöl dünnflüssig, erstarrt erst bei — 21° C. und hat ein specifisches Gewicht von 0,92. Die bei der Oelpressung aus bittern M. verbleibenden Oelkuchen werden weiter auf Amygdalin oder auf Bittermandelöl oder auf Bittermandelwasser (Aqua amygdalarum amararum), oder endlich auf Liqueure wie Persico, Marasquino u. s. w. verarbeitet. Der Mandelbaum (Amygdälus communis L.), welcher dem Pfirsichbaum sehr ähnlich ist, von dem er sich hauptsächlich durch die lederartige, ungenieß-

Digitized by Google

bare, zuletzt aufspringende Außenhülle der Steinfrucht sowie durch die drüsig-gesägten Blätter unterscheidet, deren Stiel der Breite des Blattes an Länge gleichkommt oder sie noch übertrifft, stammt aus dem Kaukasus und Nordafrika, ist aber jetzt im ganzen südl. Europa völlig verwildert und daselbst in zahlreichen Spielarten cultivirt und wird selbst in Deutschland wegen seiner zeitigen und schönen blaß-pfirsichrothen Blüten angepflanzt, bringt jedoch hier nur selten reife Früchte. Die hauptsächlichsten Abarten der erstern sind die süße M. mit dicker, harter Steinschale und süßen Kernen; die Knackmandel oder Krachmandel mit sehr dünner, fast lederartiger, brüchiger Steinschale und süßen Kernen; die großfrüchtige M. mit großen weißrosenrothen Blüten und sehr großen Früchten; die kleinfrüchtige M. mit sehr kleinen Früchten und die Pfirsichmandel mit gelbschwarzer Steinschale und süßen Kernen. Bittere M. werden weniger häufig angebaut; man unterscheidet sehr bittere und halbbittere. Die Schalen dieser M. sind fast immer dick und hart, bisweilen aber auch brüchig. Das Fleisch der Frucht ist bei den verschiedenen Varietäten bald mehr, bald minder fleischig-saftig oder trocken. Im Handel sind besonders geschätzt die langen M. aus Malaga, die breiten M. aus Valencia und unter den italienischen die rundlichen Ambrosinmandeln. Zur Mandelbaumgattung gehört auch der zierliche Zwergmandelstrauch (A. nana L.), welcher in den untern Donauländern von Niederösterreich an heimisch ist und zu unsern beliebtesten Ziersträuchern gehört, weil er zu einer Zeit, wo es noch wenige Blumen gibt, die Gärten mit seinen pfirsichrothen Blüten schmückt. Die Blätter haben drüsenlose Zähne, die Früchte glatte Steinkerne mit kleinen, ungenießbaren Samen. Dieser Strauch hat stets einfache Blumen. Die sog. volle Zwergmandel mit gefüllten rosenrothen oder weißen Blumen, ein überaus lieblicher Zierstrauch, welcher zur selben Zeit blüht, ist gar keine Mandelart, sondern gehört zur Gattung der Pflaumen. Sie stammt aus Japan und heißt Prunus japonica Thunberg. Zu gewerblichen Zwecken, nämlich zur Erzeugung von Mandelöl, Bittermandelöl und Liqueuren dienen blos die geringern Sorten von M., welche in großen Mengen aus Nordafrika (Tripolis, Marokko, Algier) in den Handel gebracht werden. Die bessern M. aus Spanien, Portugal, Südfrankreich und Italien dienen bekanntlich zum Genuß und zu pharmaceutischen Zwecken.

Mandeln oder Tonsillen (tonsillae, amygdalae) heißen zwei ovale drüsige Körper, welche im hintern Theile der Mundhöhle rechts und links zwischen dem vordern und dem hintern Gaumenbogen liegen und beim Schlingen durch ihr abgesondertes Secret den Racheneingang schlüpfrig machen. Jede M. besteht aus zahlreichen Schleimbälgen und faltigen Einstülpungen der Rachenschleimhaut. Die M. erkranken außerordentlich häufig, indem sie theils durch harte Bissen, theils durch hitzige und scharfe Dinge beim Hinabschlucken gereizt, theils unmittelbar (bei kaltem Trinken), theils mittelbar der Erkältung sehr ausgesetzt sind; letzteres namentlich bei Erkühlen der Haut am Halse. Die gewöhnlichste dieser Krankheiten ist die Mandelentzündung (Amygdalitis), bekannt als Mandelbräune, geschwollene M., welche leicht in erstickungdrohende Verschwellung der Luftwege am Halse, oder in Eiterung, oder in langjährige Verhärtung übergeht und in allen drei Fällen zuweilen ein operatives Verfahren nothwendig macht. Im übrigen besteht die Behandlung der Mandelentzündung in Ruhe, kühlen Umschlägen, Verschlucken von Eispillen, lindernden Gurgelwassern, später auch wol Bepinseln mit Metallsalzen. Vergrößerung der M. macht die Sprache näselnd, sogar lallend, erschwert das Athmen, namentlich im Schlafe, hindert die Entwickelung der Nasenhöhle, bewirkt manchmal durch Druck auf die innern Gehörgänge (tuba Eustachii) Schwerhörigkeit und unterhält eine stete Krankheitsanlage am Halse. Man bestreicht die M. mit Höllenstein oder mit Jodlösung, oder man schneidet ein Stück der M. heraus (Tonsillotomie), was gänzlich ungefährlich und schmerzlos ist. Die Diphtheritis (s. d.) befällt sehr häufig vorzugsweise die M., weshalb diese Krankheit auch den Namen bösartige Mandelbräune führt. Bisweilen entstehen infolge wiederholter chronischer Entzündung der M. die sog. Mandelsteine, kleine, unregelmäßig geformte kalkige Concremente, welche durch Zurückhaltung und Eindickung des Secrets in den taschenförmigen Buchten der M. entstehen und ohne alle üble Bedeutung sind.

Mandelstein nennt man alle diejenigen Gesteine, welche blasenförmige Räume enthalten, die mit später entstandenen, aus wässerigen Lösungen dort abgesetzten Mineralien erfüllt sind, z. B. mit Carbonspaten, Zeolithen, Quarz, Chalcedon, Achat u. s. w. Manchmal sind diese Blasenräume so häufig, daß sie nur durch dünne Scheidewände getrennt sind. Das Gestein wird nach seiner Hauptmasse bestimmt. Man findet diese Bildung besonders bei dichten, kieselsäurearmen Gesteinen, wie Grünstein (Aphanit), Basalt, Melaphyr u. s. w., doch auch bei porphyrartigen, nie dagegen bei deutlich krystallinisch gemengten Gesteinen, ebenso wenig bei

Digitized by Google

ganz neuen Laven. Ist die Hauptmasse zersetzt, so nennt man das Gestein Mandelsteinwacke. Besonders schön sind die mit Achat erfüllten Blasenräume oder Mandeln in dem Melaphyr von Oberstein an der Nahe, sowie in ähnlichen Gesteinen von Montevideo.

Manderström (Christopher Rutger Ludvig, Graf), schwed. Staatsmann, geb. 22. Jan. 1806 zu Stockholm, gehörte einer freiherrlichen Familie an, arbeitete seit 1830 mehrere Jahre als Secretär im Ministerium des Auswärtigen, war 1838 und 1839 Legationssecretär in Petersburg und London, wurde 1840 zum Cabinetssecretär befördert und begleitete als solcher 1848 den König Oskar I. nach Schonen, woselbst Schweden als Vermittler zwischen Preußen und Dänemark den Waffenstillstand zu Malmö zu Stande brachte. Nachdem er 1855—58 schwed. Gesandter in Wien und Paris gewesen war, übernahm er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, in welcher Stellung er 10 Jahre lang, zumal in der deutsch-dän. Frage eine außerordentliche Thätigkeit entwickelte. Seine Erhebung in den Grafenstand erfolgte 1860. Im J. 1868 legte er den Ministerposten nieder und wurde dann zum Präsidenten des Commerzcollegiums ernannt. Er starb auf einer Badereise in Köln 18. Aug. 1873.

Mandevile (John) oder Maundévile, engl. Ritter, geb. um 1300 zu St.-Albans, trieb medic. und mathem. Studien, verließ aus abenteuerlicher Wanderlust 1327 sein Vaterland, zog über Frankreich ins Heilige Land, diente dem Sultan von Aegypten und dem Großkhan von Cathai (China) und kehrte nach 34jähriger Wanderung durch die Länder Europas, Asiens und Afrikas in die Heimat zurück. Hier beschrieb er seine Reisen zuerst in lat. Sprache und übersetzte sie dann für einen größern Leserkreis ins Französische und für seine Landsleute ins Englische. Er starb zu Lüttich, wie sein Leichenstein in der Wilhelmiterkirche daselbst meldet, 17. Nov. 1372. Für die Geographie hat sein Buch nur untergeordnete Bedeutung, da er nicht darauf ausging, getreu zu berichten, was er wirklich gesehen hatte, sondern alles kritiklos zu erzählen, was er von den durchzogenen Ländern gelesen und gehört hatte. Seinen Zweck aber, eine anziehende Unterhaltungslektüre zu liefern, hat er so vollständig erreicht, daß sein Buch eine außerordentliche Verbreitung fand, hinter welcher selbst Marco Polo's treffliche Reisebeschreibung zurückstehen mußte. Es ward sehr oft abgeschrieben und schon im 15. Jahrh. häufig gedruckt in engl., franz., lat., ital., span., deutscher, holländ. und böhm. Sprache. In deutscher Sprache existiren von dem «Reisebuch des Joh. von Montevilla» zwei alte, wiederholt gedruckte Uebersetzungen, die eine von Michelfelser (zuerst gedruckt 1481), die andere von einem Domherrn von Metz, Otto von Diemeringen. Vgl. «The voiage and travaile of Sir John Maundevile. Reprinted from the edition of A. D. 1725» (herausg. von Halliwell, Lond. 1839); Görres, «Die deutschen Volksbücher» (Heidelb. 1807); Schönborn, «Bibliogr. Untersuchungen über die Reisebeschreibung des Sir John M.» (Bresl. 1840).

Mandingo, eigentlich Wangarawa (Singular Wangara) oder Wakore, eins der verbreitetsten Negervölker Westafrikas, stammt ursprünglich aus dem 1100 Kilom. von der Küste entfernten Bergländchen Manding an den östlichsten Quellarmen des Senegal und am obern Niger, hat sich aber von dort aus theils infolge von Eroberungen, theils durch friedliche Auswanderungen allmählich, wie am Niger gegen Nordosten, so am Senegal und Gambia abwärts gegen Westen und Südwesten in das Küstenland verbreitet, sodaß die M. in Senegambien schon am Casamansa und Rio Grande, in Guinea sogar vom Ponga südostwärts bis zum Cap Mesurado oder längs der Küste von Sierra Leone gefunden werden und ihre Sprache von der Senegalküste bis nach Sego am Niger die herrschende Umgangssprache ist. In Senegambien bilden die M. der Zahl und Verbreitung nach das bedeutendste Volk. Ihre Gesammtzahl schätzt Barth auf 6—8 Mill. Ihre Gesichtsbildung ist regelmäßiger als bei den gewöhnlichen Negern, ihr Geist ausgebildet und scharf, besonders bei den mohammed. Stämmen, ihr Wuchs hoch, schlank, proportionirt, ihr Haar jedoch ganz wollig, ihre Lippen dick und ihre Nase platt. Die mohammedanischen M. sind die eifrigsten Anhänger des Islam und haben zu dessen Ausbreitung viel beigetragen. Sie sind der mäßigste, arbeitsamste und intelligenteste Theil der Bevölkerung Senegambiens und zeichnen sich zugleich durch Sitten, Industrie und Handelsthätigkeit aus, während ihre heidnischen Stammgenossen roh blieben. Einst hatten die M. das mächtige Königreich Melle gegründet, weshalb sie sich auch Mallinke nennen. Die namhaftesten ihrer zahlreichen Landschaften und theils monarchischen, theils republikanischen Staaten sind außer Bambara (s. d.) im äußersten Osten am mittlern Niger und Bambuk (s. d.) zwischen dem Senegal und Falemé folgende: Manding, mit der volkreichen und befestigten Stadt Bangassi; Kaarta (60,000 QKilom.), mit dem Hauptorte Kouniakari, der nördlichste Theil des senegambischen Berglandes, stark bevölkert (300,000 E.), gut angebaut, aber leidend durch die Sklaven-

Digitized by Google

jagden der Mauren und den Druck der Bambaraner; weiter im Nordosten El-Hodh oder das weite Gebiet der Afer oder Assuanek, die von den Franzosen Serracolets genannt werden; Dentilia, vom Gambia nordwärts bis zum Falemé, mit dem Handelsorte Dschulifunda, dessen 2000 E. vorzugsweise Commissionäre der europ. Contore Senegambiens sind; Duli am Gambia, mit der Hauptstadt Medina und mit Fattatenda, einem der ältesten und entferntesten Stapelplätze des europ. Binnenhandels; Niani, nördlich am Gambia, mit der jetzt aufgegebenen engl. Factorei Pisania, von wo aus Mungo Park (s. d.) seine beiden Reisen zur Erforschung des Niger begann; Bar, nördlich an der Mündung des Gambia, die westlichste Colonie der M., mit 200,000 E., die sehr thätig sind und viel Salz in das Innere gegen Mais, Elfenbein, Goldstaub und Wollzeuge verhandeln, und mit dem Haupthandelsplatze Jillifree u. s. w. — Auch in Guinea bilden die M. eine Hauptgruppe der Bevölkerung, und zwar die Stämme der Susu vom Cap Verga bis Sierra Leone, der Bulloms und Timmani in der nächsten Umgebung von Sierra Leone, die Sulima und Kuranko im bergigen Binnenlande zwischen Sierra Leone und den Nigerquellen. Ihre Stämme sprechen eine nur dialektisch vom Mandingo Senegambiens verschiedene Sprache und besitzen, mit Ausnahme der gelblichen, dicklippigen und plattnasigen Susu, eine sehr schöne Körperbildung und schwarze Hautfarbe. Am reinsten repräsentiren den Mandingocharakter und sind in der Gesittung vorgeschritten die Anwohner des Melacuri und des obern Großen Scarcies.

Mandioka, Mehl aus der Wurzel des Manihot (s. d.).

Mandoline (ital. mandola oder mandora) heißt ein kleines, mit vier, zuweilen auch mit sechs und mehr Stahl- und Messingsaiten bezogenes lautenartiges Instrument, welches sowol mit einem Federkiel als mit einem Finger der rechten Hand gespielt wird. Als Virtuos auf diesem dürftigen, vorzüglich in Italien beliebten Instrumente machte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. der Italiener Vimercati auch in Deutschland bekannt.

Mandragŏra oder Alraun (Mandragora Mill.) ist der Name einer zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zu den Solanaceen gehörenden Pflanzengattung, deren wenige, in den Mittelmeerländern wachsende Arten stengellose, perennirende Kräuter sind, welche auf einem großen fleischigen, mehrköpfigen, rübenartigen Wurzelstocke ovale oder lanzettige Blätter und viele gestielte Blüten tragen, deren Kelche und Blumen fünfspaltig sind, fünf Staubgefäße enthalten und einfächerige vielsamige Beeren hervorbringen, die auf dem Boden niederliegen. Man unterscheidet die Frühlings-M. oder den Frühlings-Alraun (M. vernalis), welche im Frühjahre blüht, länglich-ovale Blätter und kugelige Beeren trägt, und die Herbst-M. oder den Herbst-Alraun (M. autumnalis), welche im Herbste blüht und lanzettige Blätter und eirunde Beeren besitzt. Beide sind im südl. Europa einheimisch und waren schon den Alten bekannt, welche auch von ihrer betäubenden Wirkung hinreichende Kenntniß hatten. Die Pflanze riecht betäubend, aber die angeschnittenen frischen Beeren haben einen angenehmen, wein- oder apfelartigen Geruch; allein alle Theile der Pflanze wirken giftig, der Belladonna ähnlich, nur mehr betäubend, weshalb die Wurzel früher bei chirurgischen Operationen als Betäubungsmittel gebraucht wurde. Aus der fleischigen Wurzel wurden früher menschliche Figuren geschnitten, welche man Alraunen (s. d.) nannte, und denen man Zauberkräfte beilegte. Bei den Alten war die M. auch als Aphrodisiacum berühmt.

Mandrill, Maimon oder Waldteufel (Cynocephalus Mormon), ist der Name einer zur Gattung Pavian gehörenden Affenart, welche einen langen Hundskopf, einen kleinen gelben Bart am Kinn, einen spitzen Haarwulst auf dem Scheitel, nur einen Schwanzstummel und blaue, tiefgefurchte Backen besitzt, wozu bei den erwachsenen Individuen noch eine scharlachrothe Nase kommt, welche Farbe auch die Gesäßschwielen und die benachbarte Haut haben. Der M. wird 1 bis 1,5 Mt. hoch und ist wegen seiner Wildheit und Kraft sowie wegen seines fürchterlichen Gebisses ein gefährliches Thier und deshalb in seinem Vaterlande Guinea von den Bewohnern sehr gefürchtet. In seinem Vaterlande bricht er truppweise in Felder und Gärten ein und verübt da arge Verwüstungen. Er wird von der Westküste Afrikas häufig nach Europa gebracht und ist daher in Menagerien gewöhnlich, bleibt aber meist bösartig. Eine ähnliche Art ist der Dril (C. leucophaeus), mit schwarzem Gesichte und weißem Backenbarte.

Mandschu oder Mandschuren, ein Hauptzweig des Volksstamms der Tungusen (s. d.), ursprünglich Bewohner der Mandschurei (s. d.), seit 1644 Beherrscher des Chinesischen Reichs, treten in der Geschichte von China schon sehr früh, seit 925 als Unterthanen des großen Reichs der Khitanen, auf, wurden damals von den Chinesen Ju-tsche oder Niu-tsche, von den Mongolen, Türken und Persern Dschurdschi oder Tschurtschi (bei Marco Polo Giorza) genannt und

Digitized by Google

wohnten als Nomadenvolk zwischen dem Amur im Norden und Songari im Westen. Die M. empörten sich 1114 gegen die Khitanen. Ihr Häuptling Aguta (Okota) ließ sich 1115 zum Kaiser ausrufen, gab seiner Dynastie den Namen Kin (Gold), eroberte das ganze Khitanenreich, welches das östl. Mittelasien umfaßte, und starb 1123. Seine Nachfolger eroberten 1125 einen großen Theil Chinas mit der Hauptstadt Jenking (dem jetzigen Peking), die sie Tschungtu, d. h. Kaiserstadt der Mitte, nannten. Die Mongolen fielen jedoch von der Dynastie Kin ab; Dschingis-Khan machte seit 1205 wiederholte Plünderungszüge in das Reich derselben und eroberte 1215 sogar Jenking. Seine Nachfolger machten 1234 dem Reiche völlig ein Ende, nachdem die Dynastie Kin unter neun Souveränen 108 Jahre geherrscht. Die Niu-tsche wanderten aus China aus und fanden in Ljaotong (Leaotung), einem Erblande der chines. Dynastie, Aufnahme. Mehrere Jahrhunderte später erscheinen sie jedoch unter dem nach Ursprung und Bedeutung unbekannten Namen M. oder Mantschu aufs neue in China. Ihr Fürst Taitsu, dessen Geschlecht auf einen wunderbar erzeugten Stammvater Aischin Gioro zurückgeführt wird, tritt als Kriegsheld, Gesetzgeber und Erfinder der mandschur. Schrift auf. Er hatte im ersten Viertel des 17. Jahrh. viele unabhängige Stämme der Tungusen unterworfen, die sich als M. zu einem Volke vereinigten und schnell ihre Herrschaft über alle Länder von der Grenze Chinas bis zum Amurstrom ausdehnten. Taitsu kündigte nun der chines. Dynastie Ming 1616 den Gehorsam auf, und sein Nachfolger Taitsong führte bereits den Titel des Gebieters des Mittelreichs. Endlose Wirren im Reiche der Ming beförderten die ehrgeizigen Plane der Nachkommen Aischin Gioro's. Sie eroberten 1644 Peking und nach langem, blutigem Kampfe ganz China (s. d.), dessen Beherrscher sie noch sind. Die M., wiewol gleichfalls der mongol. Rasse angehörend, zeichnen sich vor den andern Stämmen der Tungusen durch schönen Körperbau aus, sind rauh und schmutzig, doch ehrlich und tapfer. In der Mandschurei treiben sie nur in den südl. Gegenden Ackerbau und Gewerbe, in dem bei weitem größern nördl. Theile leben sie als nomadisirende Hirten, Jäger und Fischer. Die mit der Dynastie nach China übergesiedelten, einen Theil des Beamten-, sowie den größeren des Militärstandes bildenden M. haben die chines. Civilisation angenommen. Sie haben seit mehr als 200 Jahren, wo ihre Sprache die Hofsprache in China wurde, eine Art Literatur gegründet, indem die Kaiser eine Reihe chines. und tibetan. (buddhistische) Werke in das Mandschurische übersetzen ließen, ein Bestreben, das wenig Eingang im Volke fand. Die M. vergaßen in China ihre eigene Sprache, und dieselbe ist (nach Brunière) sogar in der Mandschurei ihrem Erlöschen nahe, da hier die M. von den eindringenden Chinesen immer mehr zurückgedrängt werden. Der Grundbestandtheil der Mandschusprache ist das Tungusische. Doch hat es mongol., türk. und chines. Wörter aufgenommen und wird, wie das Chinesische, in den verschiedenen Theilen des Mittelreichs verschieden ausgesprochen. Ihre Schrift, 1599 aus der mongolischen gebildet, wird, wie die chinesische, von oben nach unten geschrieben. Ein Wörterbuch der Mandschusprache lieferte Amyot, das Langlès (Par. 1789) herausgab; Grammatiken verfaßten von der Gabelentz (Altenburg 1832) und Kaulen (Regensb. 1856). Eine Ausgabe der Mandschuübersetzungen des «Se-schu», «Schu-king» und «Schi-king» mit mandschu-deutschem Wörterbuch besorgte ebenfalls von der Gabelentz (2 Thle., Lpz. 1864).

Mandschurei oder Mantschurei als geogr. Begriff heißt der Theil von Ostasien, den nördlich der von den Chinesen Kin-schan, von den Russen Jablonoi- oder Stanowoi-Chrebet genannte Gebirgszug, östlich das Japanische Meer, südlich Korea sowie der Meerbusen von Korea und Liaotung, westlich aber die östl. Kin-schan- oder Kin-schan-Peschakette und nordwestlich der District Nertschinsk des sibir. Gouvernements Irkutsk begrenzt. Diese Ländermasse stand bis 1858 ganz unter chines. Herrschaft, zerfällt aber seitdem in das russ. Amurland (s. d.) und die bei China gebliebene M. im engern Sinne. Das ganze Land ist gebirgig, aber gut bewässert, in den Thälern fruchtbar, im nördl. Theile schwach bevölkert, zum Theil sogar menschenleere Einöde. Der südl. Theil hat ein günstiges Klima, ist fruchtbar und bebaut, ähnlich dem nördl. China. Man producirt verschiedene Getreidearten, auch die Art von Reis, welche keiner Bewässerung bedarf, den besten Taback in China, Sesam, Hanf und Baumwolle. Herrliche Weiden unterstützen die Viehzucht, und fast überall findet man starke Heerden verschiedener Hausthiere. Nördlicher sind die Winter schon sehr kalt und die Bodencultur tritt zurück. Große Wälder bedecken fast das ganze Land. An Wild und Geflügel fehlt es nicht und die Flüsse sind reich an Fischen. Als die vier Kostbarkeiten des Landes gelten Perlen, Ginseng, Geierfalken und Zobel. Die chinesische M. umfaßt 950,000 QKilom. und wird in die drei Provinzen Sachalinula, Kirin und Liaotong oder Schingking getheilt. Letztere hat dieselbe Verwaltung wie die Provinzen des eigentlichen China und pflegt deshalb häufig denselben beigezählt zu werden.

Digitized by Google

Die Bevölkerung, früher auf 3—5 Mill. geschätzt, ist infolge der massenhaften Einwanderung aus China sehr gestiegen und wird von neuern Reisenden auf 12 Mill. angegeben, von denen über 6 Mill. auf Liaotong kommen. Die Hauptstadt dieser Provinz, Mukden, zugleich die der ganzen chinesischen M., mit 200,000 E., liegt an dem Mannha, einem linken Nebenflusse des Liao-ho. Sie ist Sitz der höchsten Behörden, ist von einer 15 Kilom. langen Mauer umgeben und enthält eine nach dem Muster von der zu Peking in kleinerm Maße eingerichtete Residenz. Die Zahl der in dieser Provinz garnisonirenden Truppen beträgt 15,000, theils Chinesen, theils Mandschu. Etwa 112 Kilom. östlich, unweit der Grenze von Korea, liegt Inden oder Hing-king mit den Gräbern der frühern Mandschuherrscher, deren Residenz dasselbe war, und an der Mündung des Liao-ho die seit 1858 dem Auslande offengestellte Hafenstadt Niu-tschu-ang mit 60,000 E. Die Provinzen Sachalin-ula und Kirin, die erstere mit der Hauptstadt Tsitsikar (60,000 E.), die andere mit der Hauptstadt Kirin (120,000 E.), haben eine rein militärische Verwaltung und stehen jede unter einem commandirenden General, welche beide von dem in Mukden residirenden Generalgouverneur der ganzen M. abhängig sind. In jeder dieser beiden Provinzen garnisoniren 10,000 Mann chines. und mandschur. Truppen.

Manen (lat. manes) hießen bei den Römern und altitalischen Völkerschaften überhaupt die abgeschiedenen und von ihnen als göttliche Wesen angesehenen und verehrten Seelen oder Geister der Verstorbenen, besonders der guten und wohlwollenden.

Manes oder Mani (lat. Manichaeus) heißt der Stifter eines orient. Religionssystems, über dessen Leben die Nachrichten sich widersprechen. Nach den abendländ.-griech. Quellen, besonders den «Acta disputationis Manetis et Archelai», war M. der freigelassene Sklave eines Aegypters, Therebintus. Dieser hatte als Schüler eines sarazenischen Handelsmannes, Scythianus, der in Aegypten seinen Dualismus mit ägypt. Weisheit vermischte, dessen Geheimlehre in vier Büchern niedergelegt, dann in Babylon unter dem Namen Buddas sich seiner Weisheit und von Engeln empfangenen Belehrung gerühmt. Bücher und Lehre erbte sein Sklave Cubricus, der nach Persien zog, unter dem Namen M. auch aus dem Parsismus und dem Christenthum mancherlei in sein System aufnahm, besonders sich für den von Christo verheißenen Paraklet erklärte und Jünger aussandte zur Verbreitung seiner Lehre. Der fehlgeschlagene Versuch, den königl. Prinzen von einer Krankheit zu heilen, brachte ihm Gefängniß und Tod. Nach den orient.-pers. Quellen stammt M., etwa 214 geboren, aus einer pers. Magierfamilie. Zum Christenthum übergetreten, nach einem Berichterstatter sogar Presbyter zu Ahwas, ward er durch die nationale Bewegung zur Wiederherstellung der alten Religion auf den Gedanken gebracht, Parsismus und Christenthum möglichst zu verschmelzen, und trat 238 als Lehrer auf: nämlich als der im Johannes-Evangelium verheißene Paraklet. Anfangs mußte M. den König Shapur I. zu gewinnen, dann aber mußte er fliehen und durchzog Kaschmir, Hindostan, Turkestan u. s. w. Unter dem Vorgeben, er müsse ein Jahr lang in den Himmel erhoben werden, zog sich M. in eine Höhle zurück und brachte am Ende des Jahres ein Buch oder ein Gemälde hervor, Ertengh genannt, eine Darstellung seiner Ideen vom Weltgebäude. Seine Anhänger wuchsen und Shapur's Sohn, Hormuz, nahm ihn gut auf, aber dessen Nachfolger, Bahram I., ließ ihn wieder ins Gefängniß werfen und etwa 277 hinrichten. (S. Manichäer.) Vgl. Flügel, «Mani, seine Lehren und seine Schriften» (Lpz. 1862).

Manessische Handschrift nannte Bodmer eine auf der großen pariser Bibliothek aufbewahrte Minnesängerhandschrift (im kritischen Gebrauch mit C bezeichnet) auf Grund eines in ebenderselben Handschrift enthaltenen Liedes des züricher Dichters Joh. Hadlaub, worin dieser die beiden Manessen (Rüdiger Manesse, Ritter und Rathsherr zu Zürich 1280—1325, und dessen ältern Sohn gleichen Namens, Chorherr am großen Münster, erst Custos, dann Scholaster, 1296—1328) wegen ihrer Liebe zur einheimischen Poesie und insbesondere ihres Eifers im Sammeln von Liederbüchern preist. Diese Benennung hat bei den neuern Germanisten keinen Beifall gefunden, weshalb sie gegen die Bezeichnung «Pariser Handschrift» völlig verdrängt ist. Die Handschrift ist im 14. Jahrh. von verschiedenen Händen, jedenfalls in der Schweiz, geschrieben und unter den erhaltenen mittelhochdeutschen Liederhandschriften, wenn auch weder die älteste noch die zuverlässigste, doch bei weitem die reichste; denn sie enthält auf 429 pergamentenen Folioblättern über 7000 Strophen von 140 Dichtern und 137 je eine ganze Seite einnehmende Bilder. Um 1600 befand sie sich im Besitze der Freiherren von Hohen-Sax auf der Burg Forsteck bei St.-Gallen, ward 1607 durch Marquard Freher für die kurfürstl. Bibliothek zu Heidelberg angekauft und kam während des Dreißigjährigen Kriegs nicht mit den übrigen entführten Handschriften nach Rom, sondern auf unbekannte Weise nach

Paris in Privatbesitz und durch Geschenk an die Bibliothek daselbst, weshalb sie auch 1815 nicht mit den andern pfälzer Handschriften von dort zurückgefordert werden konnte. Die ersten Proben aus ihr lieferte Goldast um 1600 in verschiedenen seiner Werke; dann ließ Bodmer den größten Theil derselben abdrucken in seiner «Sammlung von Minnesängern aus dem schwäb. Zeitpunkte» (2 Bde., Lpz. 1758—59). Endlich gab sie von der Hagen vollständig heraus in den ersten beiden Theilen seiner «Minnesinger» (Lpz. 1838). Derselbe hat auch die Mehrzahl ihrer Bilder veröffentlicht und erläutert in den «Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften» 1842—48 und im «Bildersaal altdeutscher Dichter» (Berl. 1856). Ein Facsimile der Handschrift gab Mathieu heraus unter dem Titel «Maneß von Maneck, Rüdger, Minnesänger aus der Zeit der Hohenstaufen» (Par. 1850).

Manethòs, ägypt. Priester, zu Sebennytos im Delta geboren, Oberpriester und Archivar zu Heliopolis, lebte unter den beiden ersten Ptolemäern Soter I. und Philadelphus. Durch ihn und den Athenienser Timotheus wurde die Einführung des Gottes Serapis in Aegypten vermittelt. Er gehörte der gelehrtesten Priesterschaft des Landes an und schrieb auf Veranlassung des Philadelphus in griech. Sprache vornehmlich zwei Werke, welche bestimmt waren, das Aegypterthum der neuen herrschenden Bevölkerung aufzuschließen und näher zu führen. Das eine handelte «Ueber das Alterthum und die Religion der Aegypter», aus welchem nach neuerer Vermuthung öfters einzelne Theile unter besondern Titeln angeführt werden, wie «Ueber Isis und Osiris und Apis und Serapis und die übrigen Götter der Aegypter»; ferner «Ueber die Feste», «Ueber die Sothis oder den Hundssternkreis», eine Schrift, welche früh verloren ging und im 3. Jahrh. n. Chr. durch ein untergeschobenes Buch gleichen Titels ersetzt wurde; dann «Physiologisches», worin auch «Ueber die Bereitung des Kyphi» gesprochen wurde. Von weit größerer Wichtigkeit noch war sein histor. Werk, das er in drei Büchern über die «Aegypt. Geschichte» von den mythischen Götterregierungen und dem ersten geschichtlichen König Menes an bis zur zweiten pers. Eroberung des Reichs durch Ochus schrieb. Das Buch war dem Ptolemäus Philadelphus gewidmet und wurde seitdem allgemein als das zuverlässigste Grundwerk über die Geschichte Aegyptens anerkannt. Es war vorzüglich aus den unterägypt. Archiven von Memphis und Heliopolis geschöpft und gab sowol eine zusammenhängende und vollständige Chronologie der 30 Königsdynastien als auch ausführliche Geschichtserzählungen über die wichtigern Ereignisse. Das Werk ist indeß früh untergegangen, und wir besitzen nur Fragmente aus demselben bei Josephus, Eusebius, Syncellus u. a. Unter diesen aber befinden sich die vollständigen Listen der einzelnen Dynastien, meistens auch aller einzelnen Könige nach ihren Regierungszeiten in chronol. Folge zusammengestellt. Diese sind durch die neuern Forschungen in allen wesentlichen Punkten mit den Angaben der gleichzeitigen Monumente, sowol in Bezug auf die Namen als auf die Regierungszahlen, in solcher Uebereinstimmung gefunden worden, daß es der Kritik möglich geworden, mit ihrer Hülfe das ganze Gebäude der ägypt. Chronologie in allen Haupttheilen und großentheils auch im einzelnen bis zum Anfange des Reichs zurück, so wie es in den ägypt. Annalen verzeichnet war, wiederherzustellen. In den nachchristl. Jahrhunderten wurden dem berühmten Namen des Werks mehrere falsche Schriften untergeschoben, namentlich das schon genannte Buch über die Sothis und ein astrol. Gedicht, «Ἀποτελεσματικά» betitelt (herausg. und übersetzt von Axt und Rigler, Köln 1832). Die beste Ausgabe der Fragmente des M. mit Untersuchungen über alles, was seine Person und Schriften betrifft, ist die von Fruin (Leid. 1847), welcher bald darauf die gleichfalls kritische Ausgabe von Karl Müller in den «Fragmenta historicorum Graecorum» (Bd. 2, Par. 1848) folgte. Vgl. Bunsen, «Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte» (Bd. 1); Böckh, «M. und die Hundssternperiode» (Berl. 1846); Lepsius, «Chronologie der Aegypter» (Bd. 1, Berl. 1850); Lauth, «M. und der turiner Königspapyrus» (Münch. 1865); Havet, «Mémoire sur les dates des écrits, qui portent les noms de Bérose et de Manéthon» (Par. 1874).

Manfred, Fürst von Tarent, geb. 1231, ein natürlicher, aber vom Vater legitimirter Sohn des Kaisers Friedrich II. und Blanca's, der Tochter des Grafen Bonifacius Lancia, war seinem Vater ähnlich als Regent und Feldherr, als Freund der Dichter und Sänger, aber auch in dessen Schwächen. Nach seines Vaters Tode 1250 erhielt er das Fürstenthum Tarent, und bei seines Halbbruders Konrad IV. (s. d.) Abwesenheit führte er die Reichsverwaltung in Italien und überwältigte den Aufstand im Königreich Apulien, welches er 1252 Konrad übergab, dem er auch dann noch treu blieb, als dieser aus Argwohn M.'s Verwandte von mütterlicher Seite verbannte. Nach Konrad's Tode 1254 übernahm M. auf das Verlangen der Großen als Statthalter im Namen seines Neffen Konradin (s. d.) die Verwaltung des apulischen Reichs.

Digitized by Google

Allein der Papst erneuerte seine Ansprüche auf Apulien, als ein zurückgefallenes Lehn der Kirche, und M. sah sich genöthigt, 27. Sept. 1254 mit dem Papste einen Vergleich einzugehen, durch welchen er, nach Aufhebung des Kirchenbannes, seine Besitzungen nebst der Grafschaft Andria als ein unmittelbares Kirchenlehn und die Statthalterschaft diesseit der Meerenge im Namen Konradin's erhielt. Innocenz kam selbst als Oberlehnsherr nach Neapel, wo jedoch über die Ausführung des Vertrags Streit entstand, und als ohne M.'s Mitwissen von seinen Leuten Borello d'Aglone, sein Widersacher, erschlagen war, flüchtete M. nach Luceria. Hier fand er Schutz und Kriegsmittel, besonders bei den Sarazenen, und besiegte mit ihrer Hülfe die gegen ihn gesendeten päpstl. Söldnerhaufen in der Schlacht bei Foggia 2. Dec. 1254. Da nun um diese Zeit Innocenz 13. Dec. 1254 zu Neapel starb, so gehorchte bald ganz Apulien M. wieder, und auch der größte Theil von Calabrien unterwarf sich nach und nach seinen Waffen. Doch der neue Papst Alexander IV. brachte die von seinem Vorgänger mit dem Prinzen Edmund, einem Sohne des Königs Heinrich von England, über die Verleihung der apulischen Krone eingeleiteten Verhandlungen zu Ende, ließ gegen M. das Kreuz predigen, wiegelte die ihm untergebenen Städte auf und sendete Truppen gegen ihn. M. kämpfte aufs neue im Felde glücklich, unterwarf sich die abgefallenen Städte wieder und wurde endlich 1257 Herr vom ganzen sicil. Reiche diesseit und jenseit der Meerenge, ja er ließ sich sogar, als um diese Zeit in Italien das Gerücht von Konradin's Tode sich verbreitete, 11. Aug. 1258 zu Palermo zum König krönen. Als nun infolge dessen der Papst M. und dessen Anhänger, unter ihnen die ersten Prälaten des Reichs, in den Bann that, überzog der König die päpstl. Staaten, belegte sie mit harten Steuern und gewann nach dem Siege Sienas über Florenz bei Montaperto, 4. Sept. 1260, ganz Tuscien für sich. Durch diese Glücksfälle schien M.'s Herrschaft fest begründet, er regierte sein Reich mit ebenso viel Kraft als Milde, ließ den Hafen von Salerno bauen, Manfredonia (s. d.) anlegen, stiftete viele Schulen und hielt streng auf Recht, Ordnung und Sitte. Zugleich verheirathete er sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Beatrix von Savoyen im Juni 1259 aufs neue mit der schönen Helena, der Tochter Michael's, des Beherrschers von Aetolien und Epirus, hielt einen glänzenden, von Sängern, Dichtern und Künstlern verherrlichten Hof, dessen Mittelpunkt der schöne, dichterisch begabte M. selbst war, und vermählte auch seine Tochter erster Ehe, die schöne Konstanze, mit Peter, dem erstgeborenen Sohn des Königs Jakob von Aragonien. Aber der neue Papst Urban IV. erneuerte den Bann über M. und dessen Länder und gab 1263 dieselben als ein noch zu eroberndes päpstl. Lehn Karl von Anjou, dem Bruder Ludwig's IX. von Frankreich. M.'s Feldherren, im Bunde mit den Ghibellinen, besetzten hierauf mehrere Provinzen des Kirchenstaats, sodaß Urban nach Perugia flüchten mußte, wo er 1264 starb. Sein Nachfolger, Clemens IV., schloß sich noch enger an Karl von Anjou an, wies alle Friedensvorschläge M.'s zurück und ließ Karl, der 21. Mai 1265 zur See mit einem franz. Heere angekommen war, durch seine Cardinäle 6. Jan. 1266 zum König von Sicilien krönen. Durch Verrath gelang es den Franzosen, 10. Febr. San-Germano zu erstürmen, worauf die Schlacht bei Benevent 26. Febr. 1266 das Schicksal M.'s entschied. Als ein Theil seines Heers während der Schlacht zu den Feinden überging und ein anderer sich in wilder Flucht auflöste, stürzte M. sich in das feindliche Getümmel und wurde getödtet. Nach einigen Tagen fand man seinen Leichnam mit Wunden bedeckt und begrub ihn als einen Gebannten bei der Brücke von Benevent; allein das Volk und selbst Franzosen häuften dort Stein auf Stein ihm zu einem Ehrendenkmal, genannt Fels der Rosen. Später ließ ihn der Erzbischof von Cosenza, weil dieser Boden kirchliches Eigenthum sei, wieder ausgraben und nahe der Grenze von Abruzzo und Picenum in dem Felsenthale, wo der Verde mit dem Tronto sich vereinigt, einscharren. Seine Witwe Helena wurde mit ihren vier Kindern von einem treulosen Burgvogt an Karl's Reiter ausgeliefert. Sie erlag der harten Behandlung und ihrem Schmerze 1271; Beatrix, ihre Tochter, lebte 18 Jahre als Gefangene, bis Karl 1284 gegen sie seinen in aragon. Haft gerathenen Sohn auslöste. M.'s drei Söhne blieben 31 Jahre in Fesseln und starben im Gefängniß. Vgl. Cesare, «Storia di Manfredi» (2 Bde., Neap. 1837); Münch, «König M.» (Stuttg. 1840); Schirrmacher, «Die letzten Hohenstaufen» (Gött. 1871).

Manfredonia, alte (1256 von Manfred gegründete) Stadt in der ital. Provinz Foggia (Capitanata), am gleichnamigen Busen des Adriatischen Meers und am Monte-Gargano höchst malerisch und zwischen prächtiger Vegetation gelegen, 3,7 Kilom. von den Trümmern Sipontums, zählt (1871) 7938 E., die besonders Handel mit Getreide und Wein treiben. M. ist der Sitz eines Erzbischofs, hat eine schöne Kathedrale und einen durch ein Castell geschützten Hafen. Seit 1877 finden hier Ausgrabungen des alten Sipontum (s. d.) statt.

Digitized by Google

Mangān (chem. Zeichen Mn; Atomgewicht = 55), ein dem Eisen ähnliches Metall, das sich zwar nicht in großer Menge, doch sehr verbreitet in der Natur findet. Es kommt niemals gediegen, sondern oxydirt in der Asche der Pflanzen, in den Knochen und dem Blute, in vielen Mineralien vor und macht einen steten Begleiter des Eisens aus. Die eigentlichen Manganmineralien sind das Pyrolusit oder das Graubraunsteinerz, der Braunit, der Hausmannit, der Manganit, der Manganspat u. a. m. Das M. ist nur schwierig aus den Erzen darstellbar, es ist überaus strengflüssig, röthlich weiß, spröde, sehr hart und einer hohen Politur fähig. Mit Eisen bildet es eine Legirung, das Ferromangan, das gegenwärtig in großer Menge dargestellt und als Zusatz bei der Fabrikation des Bessemerstahls verwendet wird. Mit Kupfer geht das M. eine Verbindung ein, die silberweiß ist und anstatt des Neusilbers in Vorschlag gebracht wurde. Das M. verbindet sich mit dem Sauerstoff in sechs Verhältnissen, von denen die bekanntesten das Mangansuperoxyd und die Uebermangansäure sind. Das Mangansuperoxyd (Manganperoxyd) findet sich in der Natur als Braunstein, d. i. ein Gemenge von Graubraunsteinerz, Hausmannit und Braunit, das sich in Oberhessen, in Hessen-Nassau, bei Kreuznach, auf dem Thüringerwald, am Harz u. s. w. findet, und zur Entwickelung von Chlorgas (behufs der Fabrikation von Chlorkalk, chlorsaurem Kali, Chloroform und Chloral) einer der Hauptrohstoffe der chem. Großindustrie ist. Es dient ferner zur Bereitung von Sauerstoffgas, zur Darstellung des Broms und Jods, zum Färben und Entfärben des Glases, in der Glas- und Emailmalerei, zur braunen Töpferglasur, als Zusatz beim Eisenpuddeln, in der Färberei und dem Zeugdruck zur Erzeugung von Bisterbraun. Seitdem die Regeneration des Mangansuperoxyds aus den Chlormanganrückständen mit Erfolg ausgeführt worden, seitdem ferner zur Darstellung von Chlorgas der ohne Braunstein arbeitende Deacon'sche Chlorproceß an vielen Orten in Anwendung gekommen, ist die Verwendung des Braunsteins im Abnehmen begriffen. Die Uebermangansäure findet nur in Gestalt ihres Kalisalzes als übermangansaures Kali (Kali hypermanganicum crystallis. der Pharmacopoea Germanica) Anwendung. Man stellt dieses Salz dar, indem man Kalilauge mit chlorsaurem Kali eindampft und während des Eindampfens Braunstein zusetzt und das Erhitzen so lange fortsetzt, bis die Masse ruhig fließt; aus der erkalteten Masse, welche grünlich aussieht und mangansaures, kein übermangansaures Kali enthält, zieht Wasser, indem es das mangansaure Salz unter Abscheiden von unlöslichem Mangansuperoxyd zersetzt, übermangansaures Kali aus, welches man hierauf in gewöhnlicher Weise durch Abdampfen und Krystallisirenlassen der Salzlauge gewinnt. Es krystallisirt in dunkelbraunen, stahlglänzenden Krystallen, die sich in Wasser mit prachtvoll ins Violette gehender rother Farbe lösen. In der titriranalytischen Chemie wird das genannte Salz nach dem Vorgange von Marguerite seit länger als 20 Jahren unter dem Namen Chamaeleon minerale als Oxydationsmittel vielfach verwendet. Auch dient es technischen Zwecken, so z. B. nach der Methode von Tessié du Motay zur Darstellung des Sauerstoffs im großen und als Ersatz der Salpetersäure in der Grove'schen Batterie. Von größter Bedeutung ist aber die enorme Wirkungsfähigkeit des Chamäleon für die Zwecke der Desinfection, auf welche zuerst A. W. Hofmann 1859 aufmerksam gemacht hat. Als Erzeugniß der Industrie wurde dieses Präparat zuerst 1862 von Condy in London in den Handel gebracht. In einer mehr oder minder concentrirten Lösung ist es die Waffe, mit der man die Cholera bekämpft durch Desinfection der die Epidemie verbreitenden Auswurfstoffe der Kranken, und der Miasmen, welche aus Closets in Hospitälern und großen Verkehrsanstalten aufsteigen, und dem Gesunden Gefahr bringen können. In den Kriegen von 1866 und 1870—71 leistete eine Mischung von schwefelsaurem Eisenoxyd (nicht Oxydul) mit übermangansaurem Natron, die von Kühne als «Eisenchamäleon» empfohlen wurde, vortreffliche Dienste. Glänzend bewährt hat sich das übermangansaure Kali ferner in Militärlazarethen zur Desinfection der übelriechenden Wunden. In Anatomien und Krankenhäusern gebrauchen es die secirenden Aerzte als Waschmittel, um den Leichengeruch zu entfernen, kurz es ist von so allgemeiner Anwendung geworden, daß es auf dem Toilettentisch selten noch fehlt. Wichtig ist für seine Anwendung, daß es vollkommen unschädlich ist. Auch hat man Manganfarben, so das Manganviolett (phosphorsaures Manganoxyd) und das Mangangrün (Rosenstielgrün, Vert tiges de roses, mangansaurer Baryt) hergestellt, ohne jedoch mit deren Anwendung nennenswerthe Resultate zu erzielen.

Mangarewa- oder **Gambiergruppe**, Inseln, s. Tuamotu.

Mangle- oder **Mangrovebaum**, s. Rhizophora.

Mango, richtiger Manga, ist der ind. Name der Frucht des Mangabaums (Mangifera indica L.), welche in Ostindien sowol im reifen Zustande als Obst gegessen als auch im un-

Digitized by Google

reifen zu allerlei Compots, Gelées u. s. w. verwendet wird. Die Arten der zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Terebinthaceen gehörenden Gattung Mangifera L. sind schöne immergrüne Bäume mit lanzettförmigen, gestielten Blättern, endständigen Blütenrispen und kleinen Blüten, welche einen fünftheiligen Kelch und fünf spitze Blumenblätter besitzen, und deren Staubgefäße sammt dem Stempel auf einer fleischigen Scheibe stehen. Die wenigen bekannten Arten sind in Ostindien und auf den ostind. Inseln heimisch. Die dort wie auch in den andern Tropenländern überall als Obstbaum cultivirte M. indica wird 10—15 Mt. hoch und hat bisweilen einen sehr dicken Stamm. Sie hat orangegelbe Blüten und Früchte, die bei den sehr zahlreichen hiervon bestehenden Abarten in der Größe von der eines Gänseeies bis zu der einer kleinen Melone, in der Farbe von Gelb und Orange bis zu Grün variiren, und in denen ein großer, platter, mit holzigen Fasern besetzter einsamiger Steinkern von einer dicken Lage sehr saftreichen, süßsäuerlichen, sehr wohlschmeckenden Fleisches umgeben ist. Die Rinde des Baums enthält ein eigenthümliches, scharfes Gummiharz.

Mangold, Gemüseart, s. Beta.

Manguſtan, Mangoſtan, auch Mangis, ist der malaiische und javan. Name der Frucht des einzig und allein auf der Halbinsel Malakka sowie den Sunda-Inseln und Molukken vorkommenden Manguſtanbaums (Garcinia Mangostana L.) aus der 13. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und der Familie der Guttiferen, eines 12—15 Mt. hohen Baums mit eiförmigen, zugespitzten Blättern, einzeln sitzenden, endstieligen, vierblätterigen Blumen mit vierblätterigem Kelche. In den runden Früchten von der Größe und Gestalt eines Borsdorfer Apfels liegt bei völliger Reife unterhalb einer schwarzbraunen, lederartigen Oberhaut ein blutrothes, etwa 50 Mmt. dickes, ziemlich weiches Pericarpium, innerhalb dessen Höhle sich in 5—6 kreisförmig nebeneinander gelegenen Fächern ebenso viele, mit dem Pericarpium nicht mehr zusammenhängende elliptische Fruchtkerne befinden, von denen jeder mit einer dicken Lage eines schneeweißen, außerordentlich saftreichen, auf der Zunge wie Schnee schmelzenden Fleisches umgeben ist. Von allen süßsäuerlichen Früchten auf der ganzen Erde gilt die M. mit Recht für die wohlschmeckendste. Die getrockneten Fruchtschalen kommen wegen ihres sehr großen Gehalts an Tannin in den Handel und werden zum Gerben gebraucht. (S. Garcinia.)

Manheim oder Mannheim, Hauptstadt des gleichnamigen bad. Kreises, in einer Ebene am linken Ufer des Neckar, über den eine Kettenbrücke führt, oberhalb der Einmündung desselben in den Rhein, über welchen eine 1865—67 erbaute Eisenbahnbrücke nach Ludwigshafen führt, ist eine der neuesten und regelmäßigsten Städte Deutschlands. Die Straßen sind schnurgerade und durchschneiden sich rechtwinkelig so, daß die ganze Stadt aus 110 Quadraten besteht, welche in ihrer Reihenfolge durch Buchstaben und Ziffern bezeichnet werden (z. B. M 1, M 2 u. s. w.). Die ehemaligen Festungswerke wurden nach dem Luneviller Frieden geschleift und an ihre Stelle sind Gärten gekommen. M. ist Sitz des bad. Oberhofgerichts, eines Kreis- und Hofgerichts, einer Handelskammer, eines Handelsgerichts, eines Landescommissars und der Rheinschifffahrtscentralcommission. Auf dem Paradeplatz befindet sich ein marmorner, aber wasserleerer Springbrunnen mit von Crepello gegossenen Statuen, und der schöne große Marktplatz ist mit einer in Stein gehauenen Gruppe von Peter und Matthäus van der Branden geziert. Auf dem Platze neben dem Theater, seit 1858 Schillerplatz genannt, stehen das kolossale Standbild Schiller's von Cauer (seit 1862) und die von König Ludwig I. von Baiern gestifteten Statuen Iffland's und Dalberg's, alle drei in Erzguß ausgeführt von Miller. Das 250 Mt. lange, 1720—29 unter dem Kurfürsten Karl Philipp erbaute Schloß ist hinsichtlich seines Umfangs eins der bedeutendsten in Deutschland und besteht aus drei großen Vierecken. Der linke Flügel brannte bei der Belagerung von 1795 großentheils ab. Der rechte Flügel, den der Kurfürst Karl Theodor erbaute und der Kunst und Wissenschaft bestimmte, enthält die öffentliche Bibliothek, eine Bildergalerie, eine bedeutende Kupferstichsammlung, eine Sammlung von Gipsabgüssen der berühmtesten Antiken, eine Sammlung etrusk. Sarkophage, röm. und griech. Inschriftsteine und Antiquitäten und ein kleines Naturaliencabinet. Unter den geistlichen Gebäuden ist das vormalige Jesuitencollegium wegen seiner Kirche zu bemerken, die einen mit Säulen vom feinsten pfälz. Marmor gezierten Hochaltar und eine in Fresco gemalte Decke enthält, auch hinsichtlich ihrer Bauart sich auszeichnet, indem sie zwischen zwei Thürmen eine hohe Kuppel hat. Andere Gebäude sind das Zeughaus, das Kaufhaus und das Schauspielhaus. Von höhern Unterrichtsanstalten und wissenschaftlichen Instituten sind vorhanden ein Gymnasium, ein Realgymnasium, eine Gewerbeschule und eine Sternwarte. Die Zählung vom 1. Dec. 1875 ergab eine Bevölkerung von 46,453 E., darunter 21,781 Protestanten, 20,518 Katho-

Digitized by Google

liken und 4153 Israeliten. Die Industrie ist in stetem Aufblühen begriffen. Es bestehen Fabriken besonders für Taback und Cigarren, Hart- und Weichgummiwaaren, Maschinen, Spiegel, Tapeten, Liqueur, Senf, Wagen, Bijouterien u. s. w.; ferner Eisengießereien, Spiritusbrennereien und Bierbrauereien. Der Handel in Taback, Hopfen und sonstigen Landesproducten ist bedeutend. Unterstützt wird der Handel durch eine Reichsbankhauptstelle, die Badische Bank und verschiedene andere Banken, durch die hier mündenden Linien der bad. Staatsbahn M.-Konstanz, der Main-Neckarbahn, der Rheinthalbahn und der Pfälzischen Bahnen sowie namentlich durch die Oct. 1875 vollendeten großartigen Hafenanlagen mit dem Centralgüterbahnhof. An der Stelle M.s lag seit dem 8. Jahrh. in der Nähe einer ehemaligen röm. Niederlassung die zum Kloster Lorsch gehörige Villa Manniheim. Während des 13. Jahrh. wurde letztere ein Pfarrdorf mit Zollstätte und besaß ein Schloß, in welchem während des Concils zu Konstanz Papst Johann XXIII. gefangen saß. Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz legte daselbst 1617 ein festes Schloß an, die Friedrichsburg, und unter ihm wurde M. zur Stadt, die vorzüglich Niederländer bevölkerten, welche wegen Religionsbedrückung ihr Vaterland verlassen hatten. Während des Dreißigjährigen Kriegs wurde M. 1622 durch Tilly, 1631 durch den Herzog Bernhard von Weimar, 1644 von den Franzosen und nach wenigen Tagen wieder von den Baiern erobert. Von Melac 1688 nach 17tägiger Belagerung genommen, wurde es nebst 11 andern Städten der Unterpfalz zerstört. Bei dem Wiederaufbau der Stadt 1699 ließ der Kurfürst Friedrich Wilhelm sie befestigen. Ihren Glanz verdankt die Stadt dem Kurfürsten Karl Philipp, der sie 1720 zur Residenz erhob, was sie, durch Karl Theodor mannichfach verschönert, bis 1777 blieb. Im Revolutionskriege bemächtigten sich die Franzosen im Dec. 1794 nach zweitägigem Bombardement der Brückenschanze, nachdem das Treibeis die Rheinbrücke hinweggerissen hatte, und 1795 wurde diesen die Stadt durch Vertrag übergeben. Infolge der Entschädigungsverträge, die der Luneviller Friede nach sich zog, und des Reichsdeputationshauptschlusses kam M. 1803 an Baden. Vgl. von Feder, «Geschichte der Stadt M.» (2 Bde., Manh. 1875—77). — Der Kreis M. zählt auf 461 QKilom. (1875) 112,338 E., der Landescommissariatsbezirk M. auf 3594 QKilom. 401,561 E.

Mania, altital. Gottheit, nach Varro die Mutter der Laren, soll in den ältesten Zeiten durch grausame Opfer an den Kreuzwegen verehrt worden sein. Diese schaffte nach der Sage der Consul Junius Brutus ab und ließ ihr statt der Kinderköpfe Knoblauch- und Mohnköpfe opfern. Manien nannte man Puppen, die man zur Abwehr böser Einflüsse vor den Hausthüren aufhängte. Diese sollen Bilder der M. oder der Larven (s. d.) gewesen sein, wo dann M. deren Großmutter hieß. Ammen schreckten mit denselben die Kinder. Dem Namen nach scheint M. ursprünglich Mutter der Manen gewesen zu sein. Da man die bösen Geister und Gespenster für die herumirrenden Seelen verstorbener böser Menschen hielt, so nannte man sie auch Mutter der Larven, und weil man Manen und Laren vermengte, der Laren.

Manichäer hießen alle Anhänger des von Manes (s. d.) oder Mani gestifteten Religionssystems. Das manichäische System läßt sich am einfachsten bezeichnen als pers. Gnosticismus. Es nimmt zwei gleich ewige Grundwesen an, das gute oder Gott im Reiche des Lichts und das böse (Hyle) oder den Teufel, in der Finsterniß der Materie, beide von unzähligen, von ihnen abhängigen, gleichartigen Aeonen oder Elementarkräften umgeben, die in fünf Elementen oder übereinandergethürmten Sphären wohnen, im Reiche des Guten Licht, klares Wasser, heitere Luft, mildes Feuer und reiner Aether; im Reiche des Bösen Finsterniß oder Erde, trübes Wasser, stürmische Luft, verzehrendes Feuer und Rauch, aus deren jedem wieder Geschöpfe, ihm angemessen, hervorgingen. Während eines innern Kriegs der immer zwieträchtigen Kräfte der Finsterniß gewahrte die geschlagene Partei das vorher unbekannte Lichtreich und wollte es erobern. Da im Kampfe darüber ein göttlicher Lichttheil mit der Hyle in Berührung kam, so ließ Gott zur Wiederaufhebung dieser durch die Mutter des Lebens oder den lebendigen Geist das Weltall sich gestalten und ordnete es so, daß der Sonnengeist Christus und der Beherrscher des Aethers, der Heilige Geist, das gebundene Licht (den Jesus passibilis) von der Erde an sich zögen. Um dies zu hindern, bildete das böse Princip den Menschen, dessen Natur aus der guten Vernunftseele oder Lichtstoff und aus der bösen Körperseele besteht. Vermöge jener nun sehnte sich der Mensch nach dem Lichte. Der Sohn des ewigen Lichts, Christus, mußte daher in die Welt kommen, um die Lichtseelen zu befreien. Dieser Erlöser wurde aber nicht Mensch; was das Neue Testament von dem Menschenleben Jesu erzählt, war nur Schein, was auch von seinem Tode und seiner Auferstehung gilt; die Erlösung geschieht nur durch den Unterricht, den Christus begann und den der Paraklet (Mani) aus den Reden Christi und selbst

Digitized by Google

empfangenen Offenbarungen kundmacht. Mani's Christenthum verwirft somit das Alte Testament ganz und gebraucht das Neue Testament nur nach seiner Deutung. Nach dem Tode nimmt er Reinigung der Seele durch Feuer und Wasser, aber keine Auferstehung des Leibes an. Die Vollkommenen sollen bald darauf zur Seligkeit im Lichte gelangen, die Unvollkommenen erst nach Wanderungen durch andere Menschen- und Thierkörper, die Unverbesserlichen aber sollen ewige Höllenstrafe erleiden. Am Ende erfolgen nach Mani's Lehre ein allgemeiner Weltbrand, die Wiederkehr der erlösten Seelen in das Reich des Lichts und der Fall des Teufels in Ohnmacht und ewige Fesseln. Zwischen seinem Gebiete und dem Reiche des Lichts halten die wenigen ganz ungeläuterten Seelen Wache, damit beides geschieden bleibe, wie es vom Anfange war. Mit diesem Religionssystem hängt die manichäische Sittenlehre genau zusammen. Sie theilt die M. in zwei Klassen. Die Auserwählten sollten drei Kennzeichen (ein signaculum sinus, oris und manus) haben, d. h. sich des Weins, des Fleisches sowie aller thierischen Nahrung, der Ehe, des Beischlafs, der Musik, des Besitzes irdischer Güter und jeder Ueppigkeit, dabei aber auch des Kriegs, der Arbeit und jeder Beschädigung der Pflanzenwelt, ja selbst des Pflückens der Baumfrüchte enthalten, kein Thier, Ungeziefer ausgenommen, tödten und ihr Leben der frommen Betrachtung widmen. Mehr war den Zuhörern oder Unvollkommenern erlaubt; durch ihre Arbeit mußten sie sich und die Auserwählten ernähren, in der Ehe Mäßigkeit üben und ihr Glück in der Armuth suchen. Den Gemeinden standen Bischöfe, deren Mani 72 dazu geweiht hatte, Aelteste und Diakonen vor, sämmtlich aus der Klasse der Auserwählten, in der es auch heilige Jungfrauen gab. Doch galten diese Geistlichen nur als Lehrer, da das Kirchenregiment von den Gemeinden demokratisch ausgeübt wurde. Tempel, Altäre, Bilder, Opfer und andere sinnliche Hülfsmittel des Gottesdienstes hatten sie nicht; ihre Gottesverehrung bestand aus Gesang, Gebet, Vorlesung ihrer heiligen Bücher und Lehrvorträgen. Die Abendmahlsfeier hielten sie ohne Wein, und die Taufe verschoben sie oft ins reifere Alter. Von den Festen der Christen begingen sie nur das Gedächtniß des Todes Jesu und den Sonntag. Im März feierten sie des Mani Todestag (Bema), an dem in ihren einfachen Versammlungssälen ein auf fünf Stufen erhabener Lehrstuhl für den im Geist anwesenden Mani stand. Sie wollten für Christen gehalten sein, mußten aber, ungeachtet des ihnen selbst von Gegnern zugestandenen Ruhms der Sittenreinheit, doch seit der Mitte des 4. Jahrh. härtere Verfolgungen erdulden als andere Ketzer. Bis zu diesem Zeitpunkte hatten sie sich schnell aus Persien, ihrem Vaterlande, durch Syrien und Kleinasien nach Nordafrika und selbst bis Italien ausgebreitet. In Nordafrika, wo sie viele, obwol nicht zahlreiche Gemeinden mit eigenen Bischöfen hatten, wurden sie im 5. und 6. Jahrh. von den Vandalen ausgerottet; gleiches Schicksal hatten sie im Römischen Reiche, besonders in Italien, wohin einzelne Haufen derselben sich aus Afrika geflüchtet, durch die Verfolgungsdecrete christl. Kaiser und bischöfl. Bannflüche. Endlich auch in Persien unterdrückt, zogen sie sich seit dem 6. Jahrh. theils in das noch heidnische östl. Asien, theils in das Dunkel geheimer Verbrüderungen zurück und traten später nur unter andern Namen wieder auf. Die Priscillianisten, Paulicianer und Katharer hatten viel mit den M. gemein; doch ist ihr Name im Mittelalter ketzerischen Parteien und Gesellschaften, wie den 1022 zu Orléans verbrannten Canonicis nur, um den Volkshaß aufzuregen, beigelegt worden. Vgl. Reichlin-Meldegg, «Die Theologie des Magiers Manes» (Frankf. a. M. 1825); Baur, «Das manichäische Religionssystem» (Tüb. 1831); Flügel, «Mani, seine Lehre und seine Schriften» (Lpz. 1862).

Manie (vom griech. μανία, d. h. Wuth, Wahnsinn) bedeutet in der Seelenheilkunde einen krankhaften Geisteszustand, welcher aber nur ein heilbares Stadium im Verlaufe der physischen Störung ausmacht. Charakteristisch ist für die M. die unmotivirte, von innen heraus oder durch Krankheit verursachte Exaltation und ein gehobenes Selbstgefühl, verbunden mit raschem Fluß und reichem Zuströmen der Gedanken, dem Vorherrschen der Affecte der Lust und mit erhöhter motorischer Thätigkeit. Steigern sich diese Erscheinungen, so kommt es zur Ideenflucht, zu Verwirrtheit und völlig unbesonnenem, triebartigem Handeln (Tobsucht). Kommen dagegen gewisse exaltirte Wahnideen mehr zum Vorherrschen und fixiren sie sich, so entsteht Wahnsinn mit dem Charakter des Größenwahnsinns oder auch die sog. Monomanie (s. d.).

Manier (franz., Art und Weise, Benehmen, Kunstgriff) bezeichnet im tadelnden Sinne die Eigenschaften eines Kunstwerks, die nicht aus dem Wesen des Gegenstandes, sondern aus der nur individuellen Gewohnheit des Künstlers oder der Nachahmung fremden Stils hervorgegangen sind. So nennt man in der Malerei Manieristen diejenigen, welche den Stil eines großen Künstlers ohne Geist nachahmen. In der Schauspielkunst nennt man M. (manierirt) diejenige Art der Darstellung, welche im Gegensatz zur Natürlichkeit des sprachlichen und

Digitized by Google

mimischen Ausdrucks aus fremder Nachahmung oder eigener Gewohnheit hervorgehende Eigenthümlichkeiten und überflüssige Zuthaten an sich hat. Doch wird M. auch oft mit Stil (s. d.) gleichbedeutend genommen. — In der Musik versteht man unter Manieren diejenigen Verzierungen, die entweder durch ein Zeichen über den Noten oder zwischen denselben mittels kleiner Noten angedeutet oder überhaupt dem Geschmacke des Spielers oder Sängers überlassen werden. Dahin gehören Triller, Doppelschlag, Vorschlag, Nachschlag, Bebung u. s. w.

Manifest (mittellat. manifestum, das Handgreifliche) nennt man eine öffentliche Erklärung einer Staatsregierung über irgendeine wichtige Angelegenheit zur Rechtfertigung ihrer Handlungsweise. Dasselbe wird gegenwärtig meist in nichtofficieller Form erlassen und soll besonders die öffentliche Meinung des Auslandes aufklären. An die auswärtigen Regierungen dagegen werden zu gleichem Zwecke Circularnoten erlassen, an die eigenen Unterthanen Proclamationen, welche meist kürzer sind als das M. — Im Seerecht heißt M. der Frachtbrief über die gesammte Ladung, welcher die Auszüge aus den einzelnen Frachtbriefen enthält.

Manifestationseid ist ein Schwur, welcher die Zweifel an der Vollständigkeit einer Vermögensangabe beseitigt. Man verlangt ihn namentlich von Gemeinschuldnern, die ihr Vermögen wegen Zahlungsunfähigkeit den Gläubigern abtreten wollen, ingleichen, wenn bei Executionen sich nur geringe Hülfsobjecte vorfinden und Verdacht entsteht, daß der Schuldner Befriedigungsmittel beiseite geschafft habe. Die Deutsche Civilproceßordnung (§. 711) verpflichtet den Schuldner auf Antrag den Offenbarungseid dahin zu leisten, «daß er sein Vermögen vollständig angegeben und wissentlich nichts verschwiegen», beziehentlich (§. 769) «daß er die Sache nicht besitze, auch nicht wisse, wo dieselbe sich befinde»; zur Erzwingung ist Haft zulässig (§. 780—795). Auch die Concursordnung (§. 115) kennt den Offenbarungseid.

Manihot (Manihot utilissima Pohl.) oder Cassavestrauch, ein etwa 2 Mt. hoher, der Familie der Euphorbiaceen angehörender Strauch, der handförmige, fünf- bis siebentheilige, ganzrandige, unterseits seegrüne Blätter und end- und blattwinkelständige armblütige Trauben trägt, deren Blüten einhäusig sind und aus einem fünftheiligen Perigon mit zehn Staubgefäßen oder einem Stempel mit drei großen morchelförmigen Narben bestehen. Die Frucht ist eine fast zollange, länglich-kugelige, auswendig runzelig-geflügelte Kapsel, welche weißgraue, marmorirte Samen enthält. Der Strauch ist im tropischen Amerika einheimisch und wird von der Magellansstraße bis nach Florida allgemein in mehrern Spielarten angebaut, jetzt auch im tropischen Afrika, seltener in Asien angepflanzt. Seine gewöhnlich 30—60 Ctmt. langen und zu drei bis acht büschelig beisammenstehenden Wurzeln enthalten einen äußerst scharfen und sehr giftigen Milchsaft, dessen Schärfe jedoch flüchtig ist, und zugleich eine Menge Satzmehl, und sind deshalb eins der wichtigsten Nahrungsmittel der Amerikaner. Auch ist der Ertrag ein äußerst großer. Um das Mehl zu erhalten, reibt man die Wurzel, wäscht und preßt sie aus und bringt den ausgepreßten Rückstand auf einer eisernen Platte, welche durch Feuer erhitzt wird, zum Darren. Das so erhaltene Mehl heißt Manioc, Mandioka oder Cassave. Aus dem Wasser aber, welches zum Auswaschen der geriebenen Wurzel verwendet wurde, setzt sich beim Stehen ein äußerst feines und reines Satzmehl ab, welches Tapiocca oder Cassavestärke genannt wird. Wird das Manioc zu einer Art Kuchen gebacken, so gibt es das Cassavebrot. Man baut auch noch eine andere Art, welche man früher für eine Abart der beschriebenen hielt, die M. Janipha Pohl., deren Wurzeln einen ganz milden Saft enthalten. Diese Art wird die süße Cassave oder Juca genannt, während jene mit giftig-scharfer Wurzel bittere Cassave oder bittere Juca heißt.

Manila, Hauptstadt des span. Archipels der Philippinen in Hinterindien, auf der Westküste der Hauptinsel M. oder Luzon, im Hintergrunde der großen, gegen Südwesten geöffneten, tiefen und für die größten Linienschiffe zugänglichen Bai von M., an der Mündung des 55 Kilom. langen, schmalen und reißenden Pasig, des Abflusses des großen Bayssees (Laguna de Bay) gelegen, besteht aus zwei ganz verschiedenartigen Theilen, welche durch den Fluß getrennt, aber durch eine 110 Mt. lange Steinbrücke von 10 Bogen sowie weiter oberhalb durch eine eiserne Hängebrücke verbunden werden und zusammen etwa 173,400 E., darunter viele Chinesen und ungefähr 14,000 Europäer, meistens Spanier und deren Abstammlinge, zählen. Die eigentliche Stadt (Ciudad) oder Festung am linken oder südl. Ufer des Pasig, Sitz des Generalkapitäns, des Erzbischofs, des königl. Gerichtshofs (Real Audiencia) sowie des Alcalden der über $^1/_4$ Mill. E. zählenden Provinz Tondo und der ausschließlich span. Bevölkerung von etwa 10,000 Köpfen, ist mit tiefen und breiten Gräben, hohen Ringmauern umgeben, durch eine Citadelle und mehrere Forts gedeckt und wird von acht geraden, nicht sehr breiten,

Digitized by Google

zum Theil macadamisirten Straßen durchschnitten, die mit ihren massiven Häusern und öffentlichen Gebäuden, ihren zahlreichen Kirchen und Mönchsklöstern, denen über ein Drittel des Areals der Stadt gehört, ein großartiges, ernstes, aber auch ödes Ansehen haben. Bemerkenswerthe Gebäude sind die große majestätische Kathedrale aus dem 16. Jahrh., der Palast des Generalkapitäns, das Rathhaus, die Universität, die Handelsschule, die Seemannsschule und andere Schulgebäude, die Citadelle mit Arsenal und Stückgießerei, die zwei Hospitäler, die Gefängnisse und das Theater. Auf dem nördl. Ufer des Pasig liegen die acht Vorstädte, von denen Bidondo, die bedeutendste, mit Sta.-Cruz und Tondo zusammen auch wol als Parian oder Chinesenstadt bezeichnet wird. Hier ist der Hauptsitz der Gewerbthätigkeit sowie des Handels- und Schifffahrtsverkehrs. Hier befinden sich auch die geräuschvollen Quais, die große Chinesenstraße La Escolta mit ihren reichen Läden, die Börse, alle Waarenlager, Verkaufslocale, Contors und Fabriken. Hier wohnen hauptsächlich Tagalen, Chinesen, aus Vermischung von tagal. und chines. Müttern mit europ. Vätern geborene Mestizen und Fremde, und hier herrscht das meiste Leben und die größte Rührigkeit. Die ganze Umgebung von M., am Pasig aufwärts bis zum Bayſee, ist eine der herrlichsten Gegenden der Erde. Ein Hauptzweig der Industrie ist die Fabrikation von Manilacigarren, die in den zwei großen königl. Fabriken über 10,000 Arbeiter (meistens Frauen) beschäftigt, und die Verarbeitung des Manilahanfs (s. d.) zu Tauwerk u. s. w. Doch kommt derselbe größtentheils unverarbeitet in den Handel. Außerdem verfertigt man Nanking, Teppiche, Metallwaaren u. s. w. Der ganze ausländische Handel der Philippinen (s. d.) war bis 1858 gesetzlich an den Hafen von M. gebunden. Seitdem wurden demselben Yloylo auf Panay, Sual auf Luzon und Zamboango auf Mindanao eröffnet; gegenwärtig sind es außer M. nur Yloylo und Zebu. Der Hauptschifffahrts- und Handelsverkehr ist natürlich der Hauptstadt verblieben. Schon durch eine Verordnung vom 22. Dec. 1865, wonach Schiffe aller Nationen, ohne Unterschied der Flaggen, frei von Tonnenabgaben die Philippinen überhaupt besuchen dürfen, wenn sie in Ballast, Fracht suchend, ankommen, hat sich der Verkehr merkbar gehoben. M. ist jetzt durch regelmäßige Dampfschifffahrt mit dem ganzen östl. Asien und allen übrigen Ländern verbunden. Die Hauptausfuhrartikel sind Zucker, Hanf und Cigarren. M. ist nächst Goa die älteste europ. Ansiedelung in Ostindien. An seiner Stelle stand 1569 eine kleine befestigte Malaienstadt. Diese wurde von 80 Spaniern unter Juan de Salcedo, einem Neffen von Miguel Lopez Legaspi, dem Eroberer der Philippinen, zerstört und an ihrer Stelle von letzterm 15. Mai 1571 M. gegründet und zur Hauptstadt erklärt. Frühzeitig wanderten zahlreiche Chinesen ein und verpflanzten hierher ihre Gewerbthätigkeit und ihren Handel. Ein Aufstand derselben 1603 kostete 23,000 von ihnen das Leben. Auch bei spätern Aufständen wurden viele Tausende von Chinesen erschlagen und wiederholt erfolgte ihre Verbannung. Doch kehrten sie stets in großer Zahl wieder nach M. und unterstützten 1762 die Engländer, welche unter Sir William Draper die Stadt nach 10tägiger Belagerung erstürmten und um 4 Mill. Doll. brandschatzten. M. wurde häufig, am schwersten 1645, 1796, 1824, 1852, 1860 und 1864 durch Erdbeben verwüstet.

Manilahanf ist die Bastfaser mehrerer auf den Molukken und Philippinen, in Ostindien und den Inseln des Stillen Oceans cultivirten Musaceen, besonders der Musa textilis, paradisiaca und mindanensis. Diese Pflanzen erlangen schon nach zwei Jahren eine Höhe von 3—4 Mt., eine Stammdicke von 12—15 Ctmt. und können dann auf die Faser verarbeitet werden. Die Stämme werden, nachdem sie drei Tage vor der Fällung entblättert worden, kurze Zeit geröstet und dann durch eiserne Kämme gezogen, wodurch es gelingt, die schönen glänzenden hellfarbigen Fasern in einer Länge von 1—2 Mt. zu isoliren; die Dicke derselben liegt zwischen 0,1 und 0,28 Mmt. Sie finden ausgedehnte Verwendung zu Seilerwaaren, Schiffstauen und mancherlei Luxusartikeln, wie Taschen, Unterlegeteller u. dgl. Im Handel heißt der M. auch Plantain fibre, Bananenfaser, Siam hemp, Abaca, White rope.

Manilius (Gajus), röm. Volkstribun, brachte 66 v. Chr. das Gesetz in Vorschlag, daß statt des Lucullus und dessen Nachfolgers Acilius dem Pompejus (s. d.) die Führung des Kriegs gegen Mithridates mit außerordentlicher Vollmacht übertragen und demselben, der schon vorher gegen die Seeräuber den Oberbefehl über das Mittelmeer und die daran zunächst grenzenden Länderstrecken erhalten hatte, dazu nun auch noch die Statthalterschaft über Asien, Bithynien und Cilicien gegeben werde. Das Gesetz, welches Cicero, der damals Prätor war, in einer noch vorhandenen Rede («Pro lege Manilia») anempfahl, wurde trotz des Widerstandes der Nobilität angenommen, M. selbst aber ward, sobald er sein Amt niedergelegt hatte, wegen angesetzlicher Handlungen, die ihm schuld gegeben wurden, angeklagt.

Digitized by Google

Manilius (Marcus), röm. Dichter, wahrscheinlich aus der Zeit des Augustus, ist der Verfasser eines nicht vollständigen astron. Lehrgedichts «Astronomica» in fünf Büchern, das nach dem Vorgange des Aratus aus Soli in ziemlich reiner Sprache und einfacher, aber schwerfälliger Darstellung über die Gestirne und deren Einfluß auf die menschlichen Schicksale handelt und einzelne wahrhaft poetische Schilderungen enthält. Dasselbe wurde nach seiner ersten Bekanntmachung (Nürnb. 1472) namentlich von Scaliger (Par. 1579; Leid. 1600) und Bentley (Lond. 1739) bearbeitet und von Pingré mit franz. Uebersetzung (2 Bde., Par. 1786) und Jacob (Berl. 1846) herausgegeben. Vgl. Jacob, «De Manilio poeta» (4 Thle., Lüb. 1830—36).

Manin (Daniele), berühmter ital. Patriot und Staatsmann, geb. 13. Mai 1804 zu Venedig aus israel. Familie, erwarb sich den Ruf eines tüchtigen Sachwalters und trat erst 1841 in den Debatten über die lombard.-venet. Eisenbahnlinie und 1847 auf dem wissenschaftlichen Congreß zu Venedig als geschickter Gegner der österr. Herrschaft hervor. Er gewann dadurch großen Einfluß auf seine Mitbürger, die ihn und Niccolo Tommaseo (s. d.) als Häupter der nationalen Partei anerkannten. Infolge seines Vorschlags, dem Lombardisch-Venetianischen Königreiche eine eigene Regierung und Nationalvertretung, obwol unter Aufrechthaltung der Verbindung mit Oesterreich, zu ertheilen, wurde er mit Tommaseo im Jan. 1848 verhaftet. Seine Popularität stieg dadurch nur noch mehr, und schon 17. März, als die Nachricht von der in Wien ausgebrochenen Bewegung nach Venedig gelangte, forderte das Volk stürmisch die Freilassung M.'s, welche der Gouverneur Palffy nach kurzem Zögern gewährte. M. war der Leiter der unblutigen Revolution vom 22. März, welche den Abzug der Oesterreicher aus Venedig herbeiführte, und trat, nachdem die Proclamirung der Republik San-Marco erfolgt, als Cabinetspräsident an die Spitze der Provisorischen Regierung. Indem man so die Sache Venedigs von der Sache Piemonts trennte, schwächte man beide, und als 4. Juli die venet. Deputirten die Fusion Venedigs mit dem sardin. Königreiche beschlossen und infolge dessen die Provisorische Regierung zurücktrat, war es bereits zu spät. Während sich die von den Oesterreichern geschlagenen Piemontesen zum Waffenstillstande vom 9. Aug. verstehen mußten, übernahm M. aufs neue die Regierung, und die venet. Versammlung bestätigte 13. Aug. seine Dictatur, welche erst mit dem Falle Venedigs (24. Aug. 1849) endigte. An dem langen heldenmüthigen Widerstande der von den Oesterreichern belagerten Stadt hatte M. wesentlichen Antheil. Da die Capitulation M. von der österr. Amnestie ausschloß, schiffte er sich drei Tage vor dem Einzuge der Oesterreicher nach Frankreich ein und begab sich nach Paris, wo er fortan als Sprachlehrer seinen Unterhalt suchte. Erst 1854 trat er wieder in die Oeffentlichkeit, indem er in der Presse sowie in anderer Weise sehr erfolgreich für Italien zu wirken begann. Er trat mit Lafarina, dem Gründer des Italienischen Nationalvereins, in Verbindung und wurde Mitglied des Vereins. Auch wirkte er mit Eifer und Erfolg zur Versöhnung der republikanischen und der constitutionellen Partei auf Grund der Einheit und Unabhängigkeit Italiens unter der Dynastie Savoyen. Er starb 22. Sept. 1857 zu Paris. Seine Leiche wurde 1868 nach Venedig gebracht und dort an der Nordseite der Markuskirche beigesetzt. Auch wurde ihm 1875 zu Venedig auf dem Platze vor dem Teatro Rossini ein Bronzedenkmal gesetzt. Später erschienen die von F. Planat de la Faye übersetzten, sehr interessanten «Documents et pièces authentiques laissés par Daniele M.» (Par. 1860). Vgl. Errera und Finzi, «La vita e i tempi di Daniele M.» (Vened. 1872); Errera, «Daniele M. e Venezia» (Flor. 1875).

Manioc, s. Manihot.

Manissa, das alte Magnesia (s. d.), Stadt des asiat.-türk. Vilajets Aïdin, steht als ehemalige Residenz einiger osman. Sultane (namentlich der Familie des Kara Osman, der Fürsten von Karamanien) bei den Türken in Ansehen, ist eine der aristokratischsten Städte der Türkei und zählt jetzt etwa 60,000 E., darunter 13,000 Griechen, 6000 Armenier und 3000 Juden. Außerdem findet sich hier eine fluctuirende Bevölkerung von Engländern und Deutschen, welche sich eingefunden, seitdem Ende 1865 die 66 Kilom. lange, von Smyrna nach M. und 35 Kilom. weiter gegen Südosten nach Kassaba erbaute Eisenbahn eröffnet worden. M. liegt am linken Ufer des Hermus oder Gedöz-Tschai oder Sarabad, am steilen Sipylus. Die Stadt hat über 20 Moscheen, eine armen., drei griech. Kirchen und vier Synagogen. Das fruchtbare Umland im Hermusthale wird hauptsächlich zum Anbau von Baumwolle, Weizen, Wein und Taback benutzt. Ein Theil der gewonnenen Baumwolle wird in M. selbst von den Türken und Armeniern zu einem Gewebe verarbeitet, das bis nach Konstantinopel und dem Kaukasus geht. Daneben sind, wie in den meisten Stapelplätzen Kleinasiens, viele Menschen mit der Fabrikation von Packsätteln für Pferde, Esel, Maulthiere und Kamele beschäftigt.

Manitoba, eine Provinz der Dominion of Canada, zwischen 49° und 50° 30′ nördl. Br. und 96° bis 99° westl. L. (von Greenwich), grenzt südlich an Minnesota und Dacota, wird auf den andern Seiten vom Nordwest-Territorium umgeben, enthält 36,061 QKilom. und zählt (1871) 11,963 E., worunter 558 Indianer. Die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus Mischlingen, hervorgegangen aus Heirathen europ. Ansiedler mit indian. Weibern, ein fast durchweg schöner, kräftiger Menschenschlag. Ueberwiegend sind unter ihnen die Franzosen, Abkömmlinge der niedercanad. Voyageurs, welche ihre Niederlassungen zwischen dem amerik. Grenzorte Pembina und dem Fort Garry zu beiden Seiten des Red-River sowie an der Nordseite des in diesen Fluß mündenden Assineboine-River bis in die Gegend der White-Horse-Plains, endlich am Winipeg- und gegen den Manitobasee hin haben. Hauptseen sind der Winipeg und Manitoba, der bedeutendste Fluß ist der Red-River, welcher in den Winipeg mündet und als größten Nebenfluß den Assineboine hat. Das Klima dieser Gegend ist gesund. Vorherrschend ist schwerer Farmboden. Auch jetzt noch bildet der Handel mit Fellen den überwiegenden Beschäftigungszweig der Bewohner. Die erste Colonie wurde am Red-River 1813 von dem Schotten Earl of Selkirk als Red-River-Settlement gegründet; als diese Colonien durch Vertrag vom 1. Dec. 1869 in den Besitz der Dominion of Canada übergehen sollten, erhoben sich die Eingeborenen unter dem franz. Mischling Louis Riel, weil sie ihre Rechte verletzt glaubten; ihnen schlossen sich Schotten und Irländer an, welche jedoch von einer canad. Streitmacht unter Oberst Wolseley im Sommer 1870 leicht niedergeworfen wurden. So fand die Einsetzung der neuen Regierung 15. Juli 1870 ohne Widerstand statt; sie besteht aus einem Vicegouverneur, welcher vom Generalgouverneur ernannt wird, und einem Vollziehungsausschuß von sechs Mitgliedern, die vom Vicegouverneur angestellt werden und der gesetzgebenden Versammlung verantwortlich sind. Letztere ist aus einem Rathe von 7 vom Vicegouverneur auf Lebenszeit ernannten und 24 districtsweise auf vier Jahre erwählten Mitgliedern zusammengesetzt. M. sendet zwei Senatoren und vier Abgeordnete in das Parlament von Canada.

Manlius ist der Name eines röm. patricischen Geschlechts, das noch in den letzten Zeiten der Republik in Ansehen stand, dessen zwei berühmteste Glieder aber der ältern Zeit angehören. Marcus M., Consul 392 v. Chr., wenn der M., der damals Consul war, nicht vielmehr Aulus hieß, war, als Rom 390 von den Galliern eingenommen und nur das Capitol noch nicht erobert war, der Sage nach in der Nacht, wo die Gallier an dem Felsen hinangeklettert waren, während die Wachen schliefen, erweckt durch das Geschrei der der Juno geweihten Gänse, der erste an der bedrohten Stelle, warf den Gallier, der schon die Höhe erstiegen hatte, hinab und vereitelte so den Anschlag der Feinde. Angeblich erhielt er davon den Beinamen Capitolinus; allein sein Geschlecht führt diesen in den Magistratslisten schon vor ihm, weil sein Haus auf dem Capitol stand. Durch Mitleid, vielleicht auch durch Eifersucht gegen den von den Patriciern erhobenen Camillus getrieben, nahm er sich, wie erzählt wird, 385 der durch das Schuldrecht hart bedrückten Plebejer an, deren er viele aus eigenen Mitteln von der Schuldknechtschaft befreite, und für die er auf Ackervertheilung und Schuldentilgung antrug. Der Dictator Aulus Cornelius Cossus ließ ihn in den Kerker werfen, gab ihn aber wieder frei, als Aufruhr von den Plebejern, die M. als ihren Patronus feierten, drohte. Aber 384 wurde er angeklagt, nach dem Königthum zu streben. Vor den Centuriatcomitien angeklagt, besetzte er nach Dio das Capitol mit seinen Anhängern, worauf Camillus gegen ihn zum Dictator ernannt wurde; doch ein verrätherischer Sklave stürzte ihn herab. Nach andern Erzählungen geschah dies auf Volksurtheil durch die Tribunen, nach noch andern wurde er nach altröm. Brauche zu Tode gepeitscht. Sein Haus wurde geschleift, von dem Geschlechte selbst aber der Zuname Marcus für immer verpönt. Kürzer und richtiger berichten Cicero und Diodor, daß M., weil er nach der Herrschaft getrachtet habe, getödtet worden sei. Vgl. Mommsen im fünften Bande des «Hermes» (Berl. 1871). — Titus M. soll den Tribunen M. Pomponius, der seinen Vater anklagte, daß er den Sohn fern vom Staatsdienste auf dem Lande halte, mit dem Dolche gezwungen haben, von der Klage abzustehen. Als Kriegstribun erlegte er 361 v. Chr. im Zweikampfe am Anio einen riesenhaften Gallier und bewog dadurch die Feinde zur Umkehr. Von der Halskette (torques) des Getödteten, mit der er sich schmückte, erhielt er den Beinamen Torquatus, der seiner Familie verblieb. In seinem dritten Consulat 340 hatte er mit Publius Decius Mus die Führung des Latinischen Kriegs; gegen das Gebot der Consuln ließ sein Sohn sich in Zweikampf mit einem Latiner ein und errang den Sieg; der Vater aber brachte ihn der Strenge der Kriegszucht zum Opfer und ließ ihn hinrichten, wovon die sprichwörtliche Benennung strenger Gebote durch Manliana imperia herrühren soll. Er

Digitized by Google

gewann, nachdem Decius (s. d.), sein College, sich für das Vaterland geopfert hatte, die Schlacht am Vesuvius und vernichtete die Trümmer des latinischen Heers, die dessen Feldherr Numisius ihm noch einmal entgegenstellte, in einer zweiten Schlacht bei Trifanum zwischen Sinuessa und Minturnä. Letztere Schlacht allein erscheint als eine histor. Thatsache.

Mann. Das Mannesalter rechnet man von der völligen Geschlechtsreife bis zum Eintritt des Greisenthums. In dieser Zeit hat der M. seine höchste geistige und körperliche Ausbildung erlangt und steht im Vollgenuß seiner Kräfte. Das Wachsthum in die Länge und Breite ist abgeschlossen, und nur gut lebende, wenig thätige junge Männer oder dem Greisenthum sich nähernde gewinnen an Körperumfang. Anstrengungen und Entbehrungen werden in dieser Zeit wohl ertragen; selbst Excesse schaden nicht so sehr wie früher. Im Beginn des Mannesalters nimmt der Verstand rasch und bedeutend an Schärfe zu, das Handeln gewinnt an Umsicht und Besonnenheit, der Charakter wird fester, und alle diese geistigen Eigenthümlichkeiten werden stabiler. Auch die körperliche Gesundheit ist in diesem Lebensalter am sichersten, sobald die Jugend nicht unter zu großen Anstrengungen, Elend oder Ausschweifungen verlaufen war; selbst acute Krankheiten, wie Brustentzündungen, Typhus, verschonen den M. mehr als den Jüngling und den Greis, während sich beim Bestehen alter Krankheitsanlage der Ausfall gerade hier sehr merklich macht. Geistige Störungen, vor allem die allgemeine Paralyse, raffen jedoch gerade Männer in ihrer Blütezeit dahin. (S. Alter, Jüngling und Greis.)

Manna nennt man verschiedene erhärtete Pflanzensäfte von süßem Geschmack, vorzugsweise aber den eingetrockneten, kleberigen, blaßgelben, durchsichtigen, schleimig-süßen Saft, welchen die Manna-Esche (Fraxinus Ornus L.), ein im südl. Europa, besonders in Calabrien und auf Sicilien wachsender Baum, liefert. Man gewinnt denselben durch Einschnitte in die Rinde während der Monate Juli, August und September. Man unterscheidet im Handel die Röhrenmanna (Manna cannellata), die gemeine M. (M. in sortis) und die fette oder dicke M. (M. crassa). Erstere, welche für die beste gilt, wird von den obersten Schnitten, aus denen der Saft rasch ausfließt, gewonnen. Sie bildet rinnenförmige oder undeutlich dreikantige Stücke von gelblichweißer Farbe. Die M. der Israeliten, welche sie auf ihren Wanderungen in der arab. Wüste genossen, fällt zufolge der Entdeckung Ehrenberg's in dessen «Symbolae physicae» (Fasc. 1, 1823) aus den Spitzen eines Strauchs (Tamarix mannifera) auf die Erde und wird von den Arabern und Mönchen am Sinai gleich Honig zum Brote gegessen und von jenen Mönchen, welche jährlich 250—300 Kilogr. davon sammeln, an Reisende und Pilger als die echte M. der Kinder Israels theuer verkauft. Der Saft rührt von Schildinsekten (Coccus manniferus) her, welche die äußersten Aeste des Strauchs bedecken und die Rinde mit ihren Stichen durchbohren. Aus diesen Wunden fließt nach dem Regen ein Saft, der sich zu einem röthlichen Syrup verdickt. Außer diesen Mannasorten gibt es noch mehrere andere ihnen ähnliche Stoffe. Dahin gehören: die M. von Briançon, die sich in der Gegend der genannten franz. Stadt auf jungen Trieben des Lärchenbaums (Larix Europaea) findet; die Eichenmanna, die aus Kurdistan kommt und, wahrscheinlich durch Insektenstiche veranlaßt, in der heißen Jahreszeit aus der Oberseite der Blätter von Quercus mannifera schwitzt; die australische M. von Eucalyptus dumosa und mannifera, welche die Blätter der noch jungen Pflanze überzieht und sich wie Wolle anfühlt. Die Eingeborenen nennen sie Lerp und bereiten daraus ein sehr beliebtes Getränk. Die echte oder Eschenmanna wird in der Medicin als gelindes Abführmittel, technisch auch früher in der Färberei und zur Tuch- und Seidenappretur verwendet. Die Mannaflechte (Sphaerothallia esculenta Nees) hat ebenfalls eine Zeit lang für die M. der Israeliten gegolten. Diese mit schüsselförmigen Früchten versehene Flechte bildet unregelmäßig kugelige Stücke von verschiedener Größe und grauer, inwendig weißer Farbe, welche in den Wüsten Nordafrikas, Arabiens, Syriens, Persiens und in der Kirgisensteppe lose auf dem Boden liegen, daher vom Winde fortgetrieben, oft massenhaft angehäuft, wol sogar vom Sturm in die Luft emporgerissen werden, in welchem Falle diese M. dann als «Mannaregen» aus der Luft herabfallen kann. Sie besteht nach Göbel's Untersuchungen aus 23 Proc. Gallerte und 65,91 Proc. oxalsaurem Kalk und kann daher kaum als Nahrungsmittel für den Menschen dienen. Dennoch hat man in Persien Brot daraus gebacken, auch sollen dort die Schafe diese Flechte begierig gefressen haben. In den eigentlichen Mannasorten findet sich eine in schönen weißen Krystallen vorkommende Zuckerart, der Mannit, der außerdem im Pflanzenreiche, z. B. in den Blättern von Syringa vulgaris und Ligustrum vorkommt und unter anderm auch in dem sog. Honigthau verschiedener Pflanzen gefunden wird. Er entsteht auch bei der Gärung des Zuckers (Mannitgärung) unter gewissen Umständen. Man gewinnt ihn, indem man M.

Digitized by Google

in siedendem Alkohol löst, beim Erkalten der heiß filtrirten Lösung krystallisirt der Mannit heraus, der durch Umkrystallisiren gereinigt wird. Er ist von süßem Geschmack, aber nicht gärungsfähig. Durch Behandeln mit Salpetersäure wird der Mannit in eine explosive Verbindung, Nitromannit (Knallmannit, salpetersaurer Mannitäther), übergeführt, der bei 108° schmilzt und bei 120° oder beim Daraufschlagen explodirt, und als Ersatz des Knallquecksilbers beim Füllen der Zündhütchen in Vorschlag gebracht wurde. Der M. von Briançon, der Eichenmanna und der australischen M., desgleichen der Mannaflechte fehlt der Mannit.

Mannahirse oder Mannagras, auch Himmelsthau, wird vom Volke eine zur Gattung Süßgras (Glyceria Rob. Br.) gehörende Grasart genannt, welche im System den Namen flutendes Süßgras (G. fluitans) führt und sich durch eine einseitige, äußerst lockere Rispe, deren Aeste erst der Spindel aufrecht angedrückt, zur Blütezeit aber wagerecht abstehend sind und durch 1,7 bis 2,6 Ctmt. lange, sieben- bis zwölfblütige Aehrchen ohne Grannen auszeichnet. Dieses Gras wächst überall in Gräben, Sümpfen, Teichen und auf feuchten Wiesen gemein und ist ausdauernd. Die kleinen, hellen Samen werden unter dem Namen Mannagrütze oder polnische Schwaden in der Niederlausitz, Oberschlesien, Ostpreußen und andern Orten gesammelt und als wohlschmeckende und leicht verdauliche Nahrung verwendet. Die M. gibt ein sehr gutes und einträgliches Futtergras ab. In manchen Gegenden werden aber die Samen einer ganz andern einjährigen Grasart, nämlich des Blutfingergrases oder Blutfennichs (Digitaria sanguinalis Scop.), welches drei- bis siebenfingerig gestellte, dünne, einseitige Aehren mit einblütigen Aehrchen trägt, ebenfalls unter dem Namen M. gesammelt und verwendet. Dieses Gras wächst an sandigen Stellen und in Weinbergen und wird noch hier und da angebaut. Seine Samen, die sog. Bluthirse, geben gleichfalls eine gesunde Nahrung.

Mannbarkeit, s. Pubertät.

Manners (Lord John James Robert), ein Führer der engl. Torypartei, als der zweite Sohn des Herzogs von Rutland 13. Dec. 1818 geboren, erhielt seine erste Erziehung in Eton, studirte dann in Cambridge und trat schon 1841 für Newark ins Unterhaus, wo er nicht ohne Talent die Grundsätze des extremsten Conservatismus verfocht und sich später an D'Israeli anschloß. Als Schriftsteller, namentlich als Dichter, gehörte er zu der Schule des sog. Jungen England, die sich jedoch besonders durch ihre Vorliebe für das Mittelalter auszeichnete. In diesem Sinne schrieb M. «England's trust and other poems» (Lond. 1841) und «Plea for national holidays» (Lond. 1843), in welchen er die Wiedereinführung der alterthümlichen Volksspiele befürwortete. Im Febr. 1850 wählte ihn die Stadt Colchester und 1857 Nord-Leicestershire zum Abgeordneten. Bei der Bildung des protectionistischen Ministeriums im Febr. 1852 wurde M. zum Obercommissar der Wälder und Forsten (Domänenminister) mit Sitz und Stimme im Cabinet ernannt, in welcher Stellung er bis zum Eintritt Aberdeen's im Dec. 1852 verblieb. Im zweiten Ministerium Derby, 1858—59, nahm er dieses Amt abermals und in dem 6. Juli 1866 gebildeten zum dritten mal ein. Bei der Bildung des zweiten Ministeriums D'Israeli im Jan. 1874 wurde er Generalpostmeister. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: «The Spanish match of the 19th century» (Lond. 1846), «Notes of an Irish tour» (Lond. 1849) und «English ballads and other poems» (Lond. 1850).

Manning (Henry Edward), Erzbischof von Westminster und Primas der kath. Kirche in England, wurde als Sohn eines londoner Kaufmanns und Parlamentsmitgliedes zu Totteridge 15. Juli 1808 geboren. Seine Aeltern waren Protestanten und als Protestant wurde M. in Harrow und später im Balliol-College in Oxford erzogen. Nachdem er 1830 seine Studien mit Auszeichnung beendet und zum Fellow vom Merton-College gewählt war, trat er als Geistlicher in die engl. Hochkirche ein. Im J. 1834 erlangte er eine Anstellung als Pfarrverweser in Lavington in Sussex; 1840 wurde er Archidiakonus der Diöcese von Chichester. Allgemeinere Aufmerksamkeit erregten zuerst seine in den vierziger Jahren vor der Universität Oxford gehaltenen Predigten, in denen er für die Lehren Pusey's und Newman's eintrat. (S. Puseyismus.) Diese Predigten erschienen später gesammelt in vier Bänden. In demselben Sinne war M.'s Werk «The unity of the Church» (Lond. 1842) geschrieben, doch hatten seine Ansichten noch keine so stark kath. Färbung gewonnen wie die vieler andern Anhänger Pusey's, und während der zahlreichen Conversionen engl. Geistlichen zum Katholicismus 1843—45 harrte M. bei der Hochkirche aus. Sein Uebertritt erfolgte erst 1850, um dieselbe Zeit, als die sog. Papal Aggression einen lebhaften Zusammenstoß zwischen der engl. Staatsgewalt und der röm. Hierarchie hervorrief. In einem Briefe an den Bischof von Chichester erklärte M. sich gegen die Jurisdiction der Krone in geistlichen Angelegenheiten,

legte sein Amt als Archidiakonus nieder und trat zur kath. Kirche über. Bei seiner angesehenen Stellung und seinen unzweifelhaften Talenten erregte dieser Uebertritt bedeutenderes Aufsehen als irgendein anderer seit dem Abfalle Newman's. Wenn in Newman der mystische Geist des Puseyismus einen hervorragenden Ausdruck fand, so schien M. in hohem Grade befähigt zu der Vertretung seiner hierarchischen Richtung. In kurzen Zwischenräumen wurde M. daher zum Vorsteher des engl. Ordens der Brüder des heil. Borromäus, zum Doctor der Theologie, zum Propst der kath. Diöcese von Westminster, zum apostolischen Protonotar und zum Hausprälaten des Papstes mit dem Titel eines Monsignore befördert. Nach Cardinal Wiseman's Tode 15. Febr. 1865 wurde M. sein Nachfolger im Primat der kath. Kirche Englands. Am 8. Juni 1865 wurde er in der kath. Kathedrale von St.-Mary in London feierlich als Erzbischof von Westminster installirt. Den Cardinalshut erhielt er erst zehn Jahre später (1875), doch an öffentlichem Ansehen stieg er schon vorher noch höher als sein Vorgänger, den er durch gründliche Bildung, Weite des Gesichtskreises, Feinheit der Polemik und ascetische Strenge übertrifft. Die jüngsten Eroberungsplane der kath. Hierarchie haben nirgends einen eifrigern Vertreter gefunden als M. Nachdem er wiederholt für die Erhaltung der weltlichen Macht des Papstthums in die Schranken getreten, sprach er sich beim ökumenischen Concil in Rom 1869—70 mit einer Entschiedenheit für das Dogma der päpstl. Unfehlbarkeit aus, die ihn als einen der Vorkämpfer der kath. Reaction kennzeichnete. Unermüdlich thätig für die Befestigung und Erweiterung der kath. Propaganda, betrieb er die Gründung einer kath. Universität in London, die Oct. 1874 eröffnet wurde. Seit seiner Ernennung zum Erzbischof von Westminster hat M. auch seine schriftstellerische Thätigkeit wieder aufgenommen. Zu seinen wichtigsten Schriften aus dieser Zeit gehören: «The temporal power of the Pope in its political aspect» (1866), «Life of St. Francis of Assisi» (1868), «The oecumenical council and the infallibility of the Pope» (1869), «Petri privilegium, three pastoral letters to the clergy of Westminster» (1871), «The fourfold sovereignty of God» (1871, deutsch, Köln 1873), «Caesarism and Ultramontanism» (1874; deutsch, Linz 1874), «The Vatican decrees in their bearing on civil allegiance. A reply to Mr. Gladstone» (1875), «The internal mission of the Holy Ghost» (1875), «The glories of the sacred heart» (1876) u. s. w.

Mannipur oder **Munipur**, ein unter der Protection der indo-brit. Regierung stehender Staat in Hinterindien, wird gegen S., NO. und O. von Birma, gegen NW. von Oberassam, gegen W. von Katjar begrenzt, streckt sich von 23° 49′ bis 25° 21′ nördl. Br. und von 93° 5′ bis 94° 32′ östl. L. (von Greenwich) aus und enthält 19,740 QKilom. mit etwa 126,000 E. Das Land besteht in einer weiten Thalfläche und wird in der Richtung nach Katjar von einer guten, 1840 angelegten Heerstraße durchschnitten.

Mannstollheit, s. Erotomanie und Nymphomanie.

Mannstreu, Pflanzengattung, s. Eryngium.

Mannszucht, im allgemeinen gleichbedeutend mit der militärischen Disciplin, umfaßt nicht allein die Subordination, sondern auch das sittliche Betragen des Soldaten. Strenger und unbedingter Gehorsam für jeden Befehl des Vorgesetzten ist die Grundlage der M., ohne welche weder das Heer im ganzen noch in seinen einzelnen Theilen bestehen kann. Zur Aufrechthaltung derselben ist dem Vorgesetzten eine gewisse Strafgewalt verliehen, doch wird er M. am besten erhalten, wenn er auf das Ehrgefühl wirkt und durch richtige, im Dienste strenge, sonst aber humane und vor allem gerechte Behandlung einen guten Geist bei seinen Untergebenen zu erwecken versteht. Im Kriege ist die M. noch wichtiger als im Frieden, namentlich in Feindes Land, bei anhaltendem Mangel, nach erbitterten Kämpfen, auf dem Rückzuge u. s. w.

Mannus nannten, wie Tacitus berichtet, die Germanen den Sohn des erdgeborenen Gottes Tuisco (s. d.) oder Tuisto und leiteten von seinen drei Söhnen wiederum ihre drei Hauptstämme ab, die Ingävonen, Istävonen und Herminonen. Er bildete das letzte Glied des nicht blos den Deutschen zugehörigen Mythus von dem Ursprunge des Menschengeschlechts und steht gleich dem ind. Manu als Urvater an der Spitze der mit Vernunft begabten Erdbewohner. Sein Name ist abzuleiten von der indogerman. Wurzel man, denken. Seine weitern Nachkommen heißen daher auch einfach, wie er, man, oder mit einer Ableitungssilbe althochdeutsch mannisco, neuhochdeutsch Mensch, und die Erde als Wohnsitz der Menschen altnordisch manheimr.

Manoël (Don Francesco), der berühmteste portug. Lyriker des 18. Jahrh., geb. zu Lissabon 1734, bildete sich anfangs für die Musik, wendete sich aber bald zur Literatur und Poesie. Sein Talent wurde zuerst von Ausländern anerkannt, die er als geistvoller Cicerone nach dem Erdbeben von Lissabon 1755 in den Ruinen seiner Vaterstadt herumführte. Hierauf begannen

Digitized by Google

auch die Portugiesen M.'s Gedichte zu lesen, und sein Ruf stieg immer höher. Seine Feinde machten indeß aus Neid über sein Talent seine Gesinnung verdächtig, wozu sie namentlich in seinen Aeußerungen über Toleranz und Mönche und in der Uebersetzung von Molière's «Tartufe» den Stoff fanden. Im J. 1778 vor die Inquisition gefordert, entwaffnete er den Diener derselben, der ihn festnehmen sollte, und flüchtete sich nach Paris, das er seitdem nicht wieder verließ. Er starb daselbst 25. Febr. 1819. Vorzüglich schätzt man seine Oden und die Uebersetzung von Lafontaine's Fabeln. Auch übersetzte er Wieland's «Oberon». Seine «Obras completas» gab er unter dem Namen Filinto Elysio heraus (2. Aufl., 11 Bde., Par. 1818—19).

Manometer (griech.) heißen diejenigen Apparate, mittels welcher man den Druck oder die Spannkraft zusammengepreßter Gase oder Dämpfe, im besondern des Wasserdampfs bei Dampfmaschinen, mißt. Da diese Messung von großer Wichtigkeit, namentlich die Sicherung eines Dampfkessels gegen das Zerspringen auf der steten Kenntniß von der in seinem Innern vorhandenen Dampfspannung begründet ist, so bildete die Construction zuverlässiger M. einen Gegenstand ernsten Studiums und vielfältiger Versuche. Man kann alle bekannten M. unter vier Klassen bringen: offene Quecksilbermanometer, bei welchen der Dampfdruck in einer Röhre eine Quecksilbersäule hebt, deren Höhe den Maßstab für die Größe dieses Drucks abgibt; geschlossene Quecksilbermanometer oder Compressionsmanometer, wobei eine kurze Quecksilbersäule den Druck auf eine übrigens völlig abgeschlossene Portion atmosphärischer Luft überträgt, sodaß aus deren Volumenverkleinerung ein Rückschluß auf die Größe des Drucks gemacht werden kann; Kolbenmanometer, bei welchen der Dampfdruck einen in seinem Cylinder schiebbaren, durch Gewicht oder Feder belasteten Kolben bewegt; endlich Federmanometer, bei denen der Hauptbestandtheil eine in verschiedener Gestalt ausgeführte metallene Feder ist, deren durch den Dampfdruck bewirkte Formänderung mittels eines Zeigers in vergrößertem Maße erkennbar gemacht wird. Für große Dampfspannungen sind die offenen Quecksilbermanometer (übrigens die einfachsten und zuverlässigsten) nicht wohl tauglich, weil sie hier ein übermäßig hohes Quecksilberrohr erfordern. Man hat diesen Uebelstand durch sog. Differentialmanometer zu beseitigen gesucht. Da diese aber complicirt, die geschlossenen Quecksilber- und die Kolbenmanometer weniger zuverlässig sind, so haben neuerlich die Federmanometer eine sehr ausgebreitete Anwendung gefunden. Auch die in tropfbar flüssigen Körpern herrschende Spannung kann mittels der M. gemessen werden, so bei der hydraulischen Presse die Spannung in dem zwischen Pumpenkolben und Preßkolben eingeschlossenen Druckwasser. Hier sind nur Federmanometer brauchbar.

Manöver (franz. manœuvre) sind Truppenbewegungen zu verschiedenen Zwecken. Man unterscheidet hiernach: 1) M. im Frieden, d. h. die größern Truppenübungen, welche ein Bild der Kriegsverhältnisse geben sollen, um Truppen und vornehmlich die Führer darauf vorzubereiten. Man theilt sie in Schulmanöver, bei denen im voraus die Folgereihe der Momente bestimmt wird, und Feldmanöver, bei denen nur die allgemeine Lage durch Suppositionen normirt wird, die Führer aber selbstständig handeln müssen. 2) Einleitungsmanöver zu Gefechten, d. h. alle Anordnungen, um die Truppen in möglichst vortheilhafter Weise eintreten zu lassen. 3) M., durch welche ein Zweck mit Vermeidung des Gefechts erreicht werden soll, z. B. weit ausgeholte Bewegungen gegen Flanke oder Rücken des Feindes, um ihn ohne Kampf zum Aufgeben einer Stellung zu veranlassen; man sagt dann, der Feind wird herausmanövrirt. 4) Festungsmanöver, d. h. die Uebungen der Festungsbesatzungen im Belagerungskriege. 5) Brückenmanöver, d. h. Feldmanöver, deren taktischer Zweck das Gefecht um einen Brückenübergang oder die Deckung eines Brückenbaues bildet, im engern Sinne aber auch die Bewegungen mit den Theilen einer Feldbrücke, z. B. das Ein- oder Abschwenken der einzelnen oder gekoppelten Pontons auf dem Flusse u. s. w. 6) Die Artillerie nennt manœuvres de force die Arbeiten zur Bewegung schwerer Lasten, sowie diejenigen zur Instandsetzung gebrauchsunfähig gewordener Lafseten, Fahrzeuge u. s. w. — Im Seewesen versteht man unter M. die vereinten Bewegungen der Schiffe einer Flotte, um dem Feinde entgegenzugehen, ihm den Wind abzugewinnen, im Treffen seine Schlachtordnung zu durchbrechen, den Fliehenden zu verfolgen oder sich der Verfolgung des Siegers zu entziehen u. dgl. Auch die verschiedenen Arbeiten auf dem Schiffe, z. B. die Handhabung der Taue und der Segel, das Lichten der Anker u. s. w., werden M. genannt.

Mans (Le), Hauptstadt des franz. Depart. Sarthe wie der ehemaligen Provinz Maine, an der hier dreifach überbrückten Sarthe und nahe unterhalb der Mündung der Huine gelegen und durch fünf Eisenbahnen mit Paris, Angers, Tours, Rennes und Cherbourg verbunden, ist der Sitz der Departementsbehörden, eines Bischofs, eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Handels- und dreier Friedensgerichte, einer Handels- und einer Ackerbaukammer. Die Stadt

ist in ihrem alten, am Flußufer gelegenen Theile schlecht gebaut, mit engen, gewundenen, unfahrbaren Gassen und niedrigen Häusern, in dem höher gelegenen aber regelmäßig und geräumig. Die bedeutendsten Gebäude sind die prächtige goth. Kathedrale St.-Julien mit herrlichem Chor, fünf andere stattliche Kirchen aus dem Mittelalter und die Kirche Notre-Dame de la Gare, der bischöfl. Palast, das 1757 an der Stelle des alten Münzgebäudes und des Schlosses der Grafen von Maine erbaute Stadthaus, die Präfectur, die Cavaleriekaserne, die Kornhalle, das 1839—42 erbaute neue Theater, eins der schönsten Frankreichs, und der 164 Mt. lange Eisenbahnviaduct aus Granit und Marmor. Die Stadt hat ein Priester- und ein Lehrerseminar, ein Lyceum, eine Zeichen- und eine höhere Elementarschule, Curse für Lehrerinnen sowie für Handel und Industrie, Gesellschaften für Medicin, Künste und Wissenschaften, Ackerbau und Gartenbau. Auch gibt es hier eine öffentliche Bibliothek von 50,000 Bänden, ein ausgezeichnetes Archiv, eins der besten franz. Museen für Naturalien, ein Museum für Alterthümer, eine Gemäldegalerie u. s. w. Die Einwohner, (1876) 50,175 an der Zahl, fabriciren Flaggen- und Segeltuch, Hanfleinwand im großen, außerdem Wachstuch, Musselin, Spitzen, Strumpfwaaren, in ganz Frankreich berühmte Wachskerzen sowie Chemikalien. Auch unterhält man Kupfer- und Eisengießereien mit Maschinenfabriken, Leinwand- und Wachsbleichen, Schneidemühlen u. s. w. Sehr bedeutend ist der Handel mit den genannten Fabrikaten und mit landwirthschaftlichen Producten, besonders mit Schlachtvieh, Geflügel, Getreide und Hanf. M. war unter den Römern (Vindium), nach den aufgefundenen Alterthümern (Amphitheater, Wasserleitungen, Bädern u. s. w.) zu schließen, ein beträchtlicher Ort. Unter Karl d. Gr. gehörte er zu den größten Städten des Reichs, litt aber später sehr durch Kriege, zuletzt in dem Vendéer- und dem Kriege der Chouans 1793 und 1799. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 fand hier 11. und 12. Jan. 1871 eine Schlacht statt, in welcher die franz. Loire-Armee unter General Chanzy von dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen geschlagen und fast gänzlich vernichtet wurde. Nach den Kämpfen bei Orléans und Beaugency reorganisirte General Chanzy bei M., welches seit Oct. 1870 Hauptquartier der franz. Westarmee war, die zweite Loire-Armee seit Mitte December und vereinigte dort gegen 150,000 Mann, mit denen er auf Paris vorzumarschiren gedachte. Prinz Friedrich Karl rückte in den ersten Tagen des Januar mit $3^1/_2$ Armeecorps und 4 Cavaleriedivisionen von Orléans an den Loir und von diesem Abschnitt concentrisch auf drei Straßen von Bonneval, Vendôme und St.-Amand gegen M. vor. Das Gelände begünstigte in hohem Maße die Vertheidigung und ließ fast niemals die ausgiebige Verwendung der Cavalerie zu; zudem waren die Wege durch Frost für Geschütz und Fahrzeuge fast ungangbar. Unter fast ununterbrochenen siebentägigen Einzelgefechten und außerordentlichen Anstrengungen erreichte die Colonne des Centrums 10. Jan. die feindliche Hauptmacht und schlug dieselbe an diesem und dem folgenden Tage bei Parigné, Changé und am Plateau von Auvours, östlich von M., während der linke Flügel 11. Jan. La Tuilerie besetzte und dadurch eine Panik im franz. Heere veranlaßte, welche jeden weitern Widerstand unmöglich machte. In der folgenden Nacht befahl General Chanzy den Rückzug hinter die Sarthe beziehungsweise nach Alençon, doch wurde derselbe erst gegen Mittag 12. Jan. wahrgenommen und darauf die Stadt M. nach kurzem Gefecht besetzt. Das feindliche Heer wurde bis Alençon und Laval verfolgt und das Lager von Conlie (s. d.) besetzt. Der Sieg bei M. entschied über den Ausgang der Belagerung von Paris und beendete damit im wesentlichen den ganzen Feldzug, denn der Westen und Süden Frankreichs war damit dem weitern Vormarsche der Zweiten Armee unter Prinz Friedrich Karl geöffnet. Vgl. von der Goltz, «Die sieben Tage von Le M.» (Berl. 1874); Chanzy, «La deuxième armée de la Loire» (Par. 1873; deutsch von Busse, Hannov. 1873); von Twardowski, «Die Gefechte des 3. Armeecorps bei Le M.» (Berl. 1873).

Mansard (François), berühmter franz. Baumeister, geb. zu Paris 1598, gest. ebendaselbst im Sept. 1666. Seine namhaftesten Bauten sind nicht mehr vorhanden oder durch die Um- und Anbauten entstellt, z. B. das Hôtel de Lavrillière zu Paris, jetzt die franz. Bank; das Hôtel Carnavalet daselbst, jetzt ein Museum für Alterthümer; das Schloß des ehemaligen Parlamentspräsidenten Maisons bei St.-Germain-en-Laye, jetzt Maisons-Laffitte genannt. M. gilt mit Unrecht für den Erfinder der nach ihm benannten Mansarden, d. h. der vorspringenden Dachstubenfenster, welche P. Lescot schon 100 Jahre früher am alten Louvre angewendet hatte, und die von M. um 1650 nur wieder aufgebracht wurden. — Jules Hardouin M., berühmter Baumeister, Neffe und Schüler des Vorigen, geb. 1645 zu Paris, gest. 11. Mai 1708 zu Marly-le Roi bei Paris, erster Hofbaumeister Ludwig's XIV. und Oberaufseher der königl. Bauten und Kunstgewerbeanstalten, leitete die Schloßarbeiten zu Versailles, die 1684 beendigt

wurden. Diesem weltberühmten Königsbau fehlt es sehr an homogener Durchführung; die gelungensten Theile davon sind die Schloßkapelle im reichsten Jesuitenstil, die Menagerie- und Orangeriegebäude des Parks. Von M.'s andern berühmten Werken sind noch zu erwähnen das adelige Fräuleinstift in St.-Cyr bei Versailles (jetzt Militärschule), der Vendômeplatz und der Invalidendom in Paris. M. war ein Architekt von erfindungsreichem Geist, dessen Entwürfe im ganzen von grandiosem Charakter sind.

Mansfeld, früher eine Grafschaft des Obersächsischen Kreises mit eigenen Grafen gleichen Namens, jetzt zum Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen gehörig, umfaßt 1100 QKilom., ist gebirgig und hat ansehnlichen Berg- und Hüttenbau. Zum Areal der frühern Grafschaft gehören auch zwei Seen, ein süßer und ein salziger, in welchem letztern bei dem Dorfe Röblingen in neuerer Zeit eine Badeanstalt errichtet worden. Gegenwärtig ist die Grafschaft in drei Kreise: Mansfeldergebirgs-, Mansfeldersee-Kreis und Kreis Sangerhausen getheilt. Die vorzüglichsten Städte sind M. oder Thalmansfeld, Eisleben und Sangerhausen (s. d.). Der Seekreis M. zählt auf 594 QKilom. (1875) 68,611 E. und hat zur Hauptstadt Eisleben (s. d.). Der Gebirgskreis M. ist 488 QKilom. groß und zählt 45,363 E. Hauptort desselben ist die Stadt M. am Thalbache mit 1775 E., die hauptsächlich beim Berg- und Hüttenbau und als Steinbrecher Beschäftigung finden. Sie hat in ihrer Nähe die Ruinen des gleichnamigen Stamm- und Residenzschlosses der Grafen von Mansfeld (s. d.), das aber im Dreißigjährigen Kriege geschleift ward, und von dem nur noch die Schloßkirche vorhanden ist. Die Grafschaft wurde als magdeburger, halberstädter und kursächs. Lehn, nachdem sie wegen tiefen Verschuldens der Grafen seit 1570 von den Lehnsherren und deren Nachfolgern theilweise bis 1716, theilweise bis 1780 sequestrirt worden war, in letztgedachtem Jahre beim Erlöschen des Mannsstammes der Grafen von M. zwischen Preußen und Sachsen getheilt. Nachdem der preuß. Antheil 1807 zu dem neuen Königreich Westfalen geschlagen worden, wurde 1808 auch zumeist der sächsische an dasselbe abgetreten. Im J. 1813 setzte sich Preußen wieder in Besitz seines früher besessenen Antheils und erhielt 1815 auch den ehemals sächs. Antheil.

Mansfeld, eins der ältesten gräfl. Geschlechter in Deutschland, das von dem alten Schlosse Mansfeld (s. d.) in der gleichnamigen Grafschaft seinen Namen führte, gewann in dem mit der Erbtochter des letzten alten Grafen von M. verheiratheten Burkhard von Querfurt, Burggrafen von Magdeburg, im 13. Jahrh. einen neuen Stifter seines Stammes. Die Enkel Burkhard's stifteten die Linien M. und Querfurt, und 1475 entstanden die vorderortische und die hinterortische, so genannt nach den von ihnen bewohnten Abtheilungen des Schlosses zu M. Die letztere Linie erlosch 1666, nachdem sie sich zuvor noch in die mittelortische und hinterortische Linie getheilt; die vorderortische zerfiel durch die zahlreichen Kinder des Grafen Ernst II. in eine Menge Linien, von denen die eislebische oder protestantische 1710 erlosch und die katholische oder bornstädtische, welche die reichsfürstl. Würde erlangte, 1780 mit dem Fürsten Joseph Wenzel im Mannsstamm ausstarb. Die Allodialgüter und der Name gingen infolge der Vermählung der Tochter des letzten Fürsten an das Haus Colloredo über. (S. Colloredo-Mansfeld.) Unter den alten mansfeldischen Grafen hat sich Hoyer, der 1115 in dem Treffen beim Welfesholze blieb, um den Kaiser Heinrich V. verdient gemacht. Zur Zeit der Reformation war es Albrecht, der sich für Luther's Sache erklärte und eine der kräftigsten Stützen der Protestanten in dem Religionskriege war. Albrecht's Sohn, Vollrath, gest. 1578, zeichnete sich als Krieger aus und rettete im Treffen von Montcontour durch seinen Rückzug einen Theil der deutschen Reiterei. Peter Ernst, Statthalter von Luxemburg und Brüssel, erhielt den Titel eines Fürsten des Römischen Reichs und starb 1604. Graf Karl von M. that sich im flandr. und ungar. Kriege hervor und starb 1695 ohne Nachkommen. — Besonders berühmt ist Graf Ernst von M., ein natürlicher Sohn des Statthalters Peter Ernst. Er wurde 1585 geboren, von seinem Taufpathen, dem Erzherzog Ernst von Oesterreich, in der kath. Religion erzogen und leistete nebst seinem Bruder Karl dem Könige von Spanien in den Niederlanden und dem Kaiser in Ungarn wichtige Dienste, sodaß ihn Kaiser Rudolf II. legitimirte. Weil man ihm aber die Güter, die sein Vater in den Niederlanden besessen hatte, gegen das gegebene Versprechen vorenthielt, schlug er sich 1610 zu den prot. Fürsten, trat zur reform. Kirche über und wurde einer der gefährlichsten Feinde des Hauses Oesterreich. Er vereinigte sich 1618 mit den misvergnügten Böhmen, denen er Truppen zuführte, focht lange in Böhmen und am Rhein für die Sache des geächteten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und verwüstete besonders die Staaten geistlicher Fürsten. Mit engl. und franz. Gelde warb er 1625 ein Heer, mit dem er in die österr. Erbstaaten dringen sollte. Bei Dessau 25. April 1626 von Wallen-

stein geschlagen, setzte er dennoch seinen Marsch bis Ungarn fort, um sich mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zu vereinigen, entließ aber seine Truppen, als dieser seine Gesinnung änderte. Er beabsichtigte über Venedig nach England zu gehen, als er in einem Dorfe unweit Zara erkrankte und 20. Nov. 1626 starb. M. gehörte zu den außerordentlichen Menschen und war einer der größten Generale seiner Zeit. Mit großem Verstande, der sich besonders in seinen Unterhandlungen zeigte, verband er eine hinreißende Beredsamkeit und eine unerschöpfliche List. Vgl. Reuß, «Graf Ernst von M. im böhm. Kriege 1618—21» (Braunschw. 1865); Villermont, «Ernest de M.» (2 Bde., Brüss. 1866); Graf Uetterodt zu Scharffenberg, «Ernest Graf zu M. (1580—1626). Historische Darstellung» (Gotha 1867).

Manso (Joh. Kasp. Friedr.), ausgezeichneter Humanist und verdienter Schulmann, geb. 26. Mai 1759 zu Blasienzell im Herzogthum Gotha, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Gotha, widmete sich in Jena der Theologie und Philologie und erhielt 1785 eine Collaboratur zu Gotha, bald darauf eine Professur an dem Gymnasium daselbst. Im J. 1790 wurde er als Prorector an das Magdaleneum nach Breslau berufen, dessen oberste Leitung er nach drei Jahren übernahm und bis an seinen Tod, 9. Juni 1826 führte. Während seines Aufenthalts in Gotha knüpfte er ein enges Freundschaftsbündniß mit dem ihm geistesverwandten Friedrich Jacobs und in Breslau später mit Garve, dessen Briefwechsel er zugleich mit Schneider veröffentlichte. Unter seinen Bearbeitungen der alten Classiker sind zu nennen: Meleager (Gotha 1789) und Bion und Moschus nebst deutscher Uebersetzung (Gotha 1784; 2. Aufl., Lpz. 1807); unter den auf die Alterthumswissenschaft bezüglichen Schriften: die «Versuche über einige Gegenstände aus der Mythologie der Griechen und Römer» (Lpz. 1794), sowie viele das Alterthum erläuternde Aufsätze und Abhandlungen in den «Vermischten Schriften» (2 Bde., Lpz. 1801) und den «Vermischten Abhandlungen und Aufsätzen» (Bresl. 1821); unter den deutschen, meist freiern Uebertragungen: die des Virgil'schen Gedichts «Von der Landwirthschaft» (Jena 1783) und des «König Oedipus» von Sophokles (Gotha 1785). Ebenso empfehlen sich seine eigenen poetischen Erzeugnisse, besonders die «Kunst zu lieben» (Berl. 1794), die «Epistel an Garve über die Verleumdung der Wissenschaften» und eine große Anzahl kleinerer Gedichte, die sich in den angeführten «Vermischten Schriften» befinden, durch Leichtigkeit und Eleganz der Darstellung. Vor allem aber verdienen wegen Gründlichkeit der Forschung, Klarheit und Wahrheitsliebe seine histor. Werke hervorgehoben zu werden. Dahin gehören besonders: «Sparta» (3 Bde. in 5 Abth., Lpz. 1800—5); ferner das «Leben Konstantin's d. Gr.» (Bresl. 1817), die «Geschichte des preuß. Staats seit dem Hubertusburger Frieden» (3 Bde., Frankf. 1819—20; 2. Aufl. 1835) und die «Geschichte des ostgoth. Reichs in Italien» (Bresl. 1824). Vgl. Jacobs in den «Personalien» (Lpz. 1840).

Mantegna (Andrea), einer der berühmtesten ältern ital. Maler und Kupferstecher, geb. zu Padua 1430, wurde, nachdem er in seiner Jugend das Vieh gehütet, wegen seines ausnehmenden Talents von seinem Lehrer Squarcione an Kindesstatt angenommen. Er übte sich vorzüglich im Zeichnen nach antiken Statuen, und schon in seinem 17. Jahre malte er ein großes Altarblatt in der Kirche der heil. Sophia zu Padua. Doch sehr bald erregte er die Eifersucht und den Haß seines Meisters, namentlich auch deshalb, weil er sich mit der Tochter Giacomo Bellini's verheirathete, der jenes Nebenbuhler war, und begab sich deshalb in den Dienst des Marchese Lodovico Gonzaga nach Mantua, wo er eine große Schule eröffnete. Hier malte er seinen großen Triumph des Julius Cäsar (Trionfo di Cesare). Die neun Cartons dazu in Aquarell verkaufte später der Herzog Vincentio II. von Mantua an König Karl I. von England. Sie sind gegenwärtig im Palaste Hamptoncourt aufgestellt. Vom Papst Innocenz VIII. nach Rom berufen, um im Belvedere zu malen, vollendete M. dort eine Menge trefflicher Bilder, die aber sehr selten sind. Eins seiner spätesten und vorzüglichsten ist die Madonna della Vittoria, auf welchem Gemälde er die Schutzheiligen von Mantua nebst dem Marchese Giovanni Francesco Gonzaga abbildete, der dasselbe für den Sieg, welchen er 1496 gegen das Heer Karl's VIII. von Frankreich erfochten, gelobt hatte. Ein anderes treffliches Werk M.'s, die Heilige Jungfrau mit dem Kinde, umgeben von Engeln, und Darstellungen der Apostel und Heiligen, befindet sich, nachdem es, gleich jenem, nach Paris gewandert, jetzt wieder in der Kirche des heil. Zeno zu Verona. Auch die Galerie in Dresden bewahrt von M. eine Verkündigung der Maria. Er starb 1505 zu Mantua. M. ist der Hauptrepräsentant der paduanischen Schule, welche zuerst das Studium der Antike und zwar hauptsächlich in Decoration und ornamentaler Richtung zu ihrem Hauptprincip erhob. Demgemäß ist auch seine Auffassung mehr plastisch als malerisch und seine Darstellung der Formen hart und scharf. Neben dem Studium der neuerwachten

Digitized by Google

Antike gab sich der Künstler aber auch der Beobachtung der Natur mit höchstem Eifer hin, während er in der Draperie noch mittelalterlichen Ueberlieferungen folgt. Sein Colorit ist meist etwas trocken. Ausgezeichnet war er auch als Kupferstecher. Sein Einfluß auf die Bellini wurde höchst wichtig für die venet. Schule des 15. Jahrh.

Mantelkinder, die vor der Trauung von den Verlobten miteinander gezeugten Kinder, welche durch die nachfolgende Ehe gleiche Rechte mit den ehelich geborenen haben. Sie erhielten den Namen M. von der frühern Sitte, daß die Mutter ihren Mantel bei der Trauung über sie breitete. Durch Familienstatute wurde oft ein Ausschluß der M. von der Lehn-, adeligen Stammguts- und Familienfideicommißfolge festgesetzt. Vgl. Zöpfl, «Grundsätze des gemeinen deutschen Staatsrechts» (5. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1863); Heffter, «Die Erbfolgerechte der M., Kinder aus Gewissensehen» (Berl. 1836); Dieck, «Die Gewissensehe, Legitimation durch nachfolgende Ehe und Misheirath» (Halle 1838).

Mantelthiere (Tunicata) nennt man eine Gruppe von Thieren, welche früher zu den Molluskoiden gerechnet wurden, jetzt aber bald den Würmern angereiht, bald als eigene Klasse betrachtet werden. Die Ascidien (s. d.) einerseits und die Salpen andererseits bilden die wesentlichsten Vertreter dieser Gruppe, die sich besonders durch eine dicke, oft knorpelharte, äußere Umhüllung, den Mantel, auszeichnet, der aus einer der Cellulose ähnlichen Substanz besteht. Charakteristisch sind noch für diese Thiere: ein weiter, nach außen geöffneter Kiemenkorb, auf dessen Grunde sich die Oeffnung des gewundenen Darms befindet; ein einfacher, zwischen Maul und After gelegener Nervenknoten, oft mit einem Sinnesorgane (Auge) versehen; ein Herz, das von Zeit zu Zeit die Richtung ändert, in welcher es das Blut in dem Körper umtreibt. Die Thiere sind Zwitter und pflanzen sich außerdem durch Knospung fort, welche bei manchen, z. B. den Salpen, den Mutterthieren ganz unähnliche Individuen hervorbringt, deren Junge erst den Mutterthieren wieder ähnlich werden. Die Seescheiden sitzen meist am Boden fest und bleiben theils einzeln, theils bringen sie durch Knospung Stöcke zu Wege, deren einzelne Individuen in bleibender, organischer Verbindung verharren; die Salpen schwimmen, und zwar bringen die ungeschlechtigen Einzelthiere durch Knospung zu Ketten verbundene Geschlechtsthiere hervor, deren jedes wieder aus einem Ei ein ungeschlechtiges Einzelthier erzeugt.

Mantes, genannt La jolie, Arrondissements-Hauptstadt des franz. Depart. Seine-Oise, liegt auf der linken Seite der Seine, 58 Kilom. von Paris und an der Westbahn, hat eine alte Kirche und zählt (1875) 5697 E. Eine Brücke verbindet es mit dem gegenübergelegenen Limay.

Manteuffel ist der Name eines alten edeln Geschlechts, das schon frühzeitig im alten Kassubenlande zu den burg- und schloßgesessenen Herren zählte, in Pommern die höchsten geistlichen und weltlichen Aemter bekleidete und sich von hier aus nach der Mark, nach Mecklenburg, Preußen, Sachsen, Schweden, Kur-, Liv- und Estland verzweigte. In den Kämpfen der Schwertritter werden viele Glieder der Familie M. mit Auszeichnung genannt. Ahnherr der Freiherren von M., auf dem Majorate Katzdange in Kurland, war der Ritter Georg von M. aus dem Hause Poltzin und Arnhausen in Pommern. Von seinen Nachkommen wurde namentlich Eberhard von M. bekannt, der als kaiserl. Oberst unter Tilly vor Magdeburg focht. — Heinrich von M., geb. 1696, trat 1714 in preuß. Kriegsdienste, wohnte unter anderm 1740—45 den Schlesischen Kriegen bei, commandirte 6. Mai 1757 bei Prag unter Schwerin und erhielt im Sept. 1757 den Befehl über sämmtliche in Pommern stehende Truppen. Mit Erfolg leistete er hier wiederholt den Schweden Widerstand, wurde aber 29. Jan. 1760 von denselben gefangen. Nachdem er 1763 seine Freiheit wiedererlangt, lebte er auf seinem Gute Colletz in Pommern, wo er 10. Juli 1778 starb. — Einem andern Zweige gehört an Freiherr Georg August Ernst von M., geb. 26. Oct. 1765 zu Alt-Hörnitz in der Oberlausitz. Er bekleidete seit 1791 mehrere höhere richterliche und Verwaltungsämter, ward 1813 Mitglied der Immediatcommission, welcher der König von Sachsen, als er das Land verlassen mußte, die Verwaltungsgeschäfte anvertraute, und nach der Rückkehr des Königs 1815 Director des zweiten Departements im Geh. Finanzcollegium, 1817 Mitglied des Geh. Raths, 1820 Wirkl. Geheimrath, später Präsident des Geh. Finanzcollegiums und 1828 Conferenzminister. Nach Rücktritt des Ministeriums Einsiedel (1830) fungirte er als sächs. Gesandter beim Bundestage, bis er 1840 nach Dresden zurückkehrte, wo er 8. Jan. 1842 kinderlos starb. Brüder desselben waren: 1) Freiherr Hans Ernst Wilhelm von M., geb. 23. Juli 1773, gest. 2. Juni 1828 als preuß. Landrath zu Guben. Von dessen Söhnen ist Freiherr Kurd von M., geb. 3. Febr. 1803, Kreisgerichtsdirector zu Wittenberg. 2) Freiherr Hans Karl Erdmann von M., geb. 6. März 1776, gest. 31. März 1844 als preuß. Wirkl. Geheimrath und Chef-Präsident des

Digitized by Google

Oberlandesgerichts zu Magdeburg, ist der Vater des preuß. General-Feldmarschalls Freiherrn Edwin von Manteuffel (s. d.). Endlich 3) Freiherr Friedrich Otto Gottlob von M., geb. 6. April 1777, gest. 20. Jan. 1812 als Präsident der sächs. Oberamtsregierung und des Consistoriums zu Lübben in der Niederlausitz. Dessen beide Söhne sind der frühere preuß. Ministerpräsident Freiherr Otto Theodor von Manteuffel (s. d.) und Freiherr Karl Otto von Manteuffel (s. d.). Zweimal kam die reichsgräfl. Würde an die Familie, zuerst durch den königl. poln. und kurfürstl. sächs. Geheimrath und Staatsminister Ernst Christoph von M., der sie 1719 erhielt, indessen 1749 ohne Nachkommen verstarb. Zum zweiten mal gelangte die Würde 1759 an die kur-, liv- und estländische Linie durch Gotthard Johann von M., der aus seinen bedeutenden Besitzungen Talkhoff, Herjanorum, Laisholm und Pakkast in Livland ein Fideicommiß gebildet hatte und vier Söhne hinterließ, welche vier Zweige der gräfl. Linie stifteten. Diese vier Söhne waren: 1) Graf Andreas von M., geb. 1714. Derselbe diente zuerst unter Prinz Eugen, trat dann in die russ. Armee, in der er dem Sturme von Oczakow beiwohnte, zeichnete sich dann bei Großjägerndorf aus, nahm als Generallieutenant seinen Abschied und starb 1768. Sein Enkel, Graf Ernst Gotthard von M., geb. 14. Febr. 1801, ist der gegenwärtige Besitzer des Majorats. 2) Graf Gotthard Johann von M., geb. 1716, gest. 1753, wurde durch seinen Sohn, Grafen Gotthard Johann von M. (geb. 1750, gest. 1820), Stifter der Linie auf Alt- und Neu-Parmel, deren gegenwärtiges Haupt der Graf Gotthard Johann ist. Die Linie 3) des Grafen Karl Reinhold von M. (geb. 1720, gest. 1782) auf Mex und Palser, sowie 4) die des Grafen Ludwig Wilhelm von M. (geb. 1721, gest. 1793 als kaiserl. russ. Staatsrath und Erbherr auf Metzküll und Berschu) sind im Mannsstamme erloschen, erstere seit 1842, letztere 1813 mit dem Tode des Grafen Gottlieb Johann von M., geb. 1771, der als russ. General in der Schlacht bei Leipzig fiel.

Manteuffel (Karl Rochus Edwin, Freiherr von), preuß. Generalfeldmarschall, einziger Sohn des 1844 verstorbenen Oberlandesgerichts-Chefpräsidenten Hans Karl Freiherr von M. in Magdeburg, geb. 24. Febr. 1809 zu Dresden, trat 1827 in das preuß. Gardedragonerregiment ein und wurde 1828 zum Secondelieutenant ernannt. Von 1834—36 besuchte M. die allgemeine Kriegsschule, wurde 1837 Regimentsadjutant, 1838 Adjutant beim Gouvernement von Berlin, dann zur Dienstleistung bei Prinz Albrecht von Preußen commandirt, 1842 zum Premierlieutenant befördert und 1843 als Rittmeister zum Adjutanten des Prinzen Albrecht von Preußen ernannt. Von Juni bis Sept. 1845 that M. beim Gardedragonerregiment praktischen Dienst, wurde 20. März 1848 zur Dienstleistung als Flügeladjutant des Königs Friedrich Wilhelm IV. commandirt, in welcher Stellung er 15. Oct. 1848 zum Major, 13. Juli 1852 zum Oberstlieutenant aufstieg und 1. Oct. 1853 zum Commandeur des 5. Ulanenregiments befördert wurde. Schon 13. Juli 1854 wurde M. Oberst und gegen Ende 1856 Commandeur der 3. Cavaleriebrigade, 12. Febr. 1857 jedoch unter Belassung als Flügeladjutant Chef der Abtheilung für persönliche Angelegenheiten und 22. Mai 1858 Generalmajor und General à la suite des Königs. M. hatte in den letztvorhergehenden Jahren mehrmals diplomatische Missionen, namentlich in Oesterreich und Rußland übertragen erhalten und sich derselben mit großem Geschick entledigt. In der Stellung als Chef der Abtheilung für persönliche Angelegenheiten wirkte M. wesentlich zu der Reorganisation des preuß. Heers mit. Hierbei fiel ihm die mißliche Aufgabe zu, das Offiziercorps, namentlich die höhern Führerstellen, durch Ausscheidung verbrauchter Kräfte zu verjüngen. Obschon M. mit Umsicht und Geschick diese Aufgabe löste, konnte es doch nicht fehlen, daß er vielfach persönliche Interessen verletzte und sich eine zahlreiche Gegnerschaft schuf. Eine Broschüre des Stadtgerichtsraths Twesten, «Was uns noch retten kann» (Berl. 1861), griff seine Thätigkeit nach dieser Richtung heftig an und veranlaßte M., den Verfasser zu fordern. Das Duell endete mit der Verwundung Twesten's, wofür M. einen kurzen Festungsarrest zu Magdeburg zu verbüßen hatte. M. wurde 1861 zum Generaladjutanten und 18. Oct. desselben Jahres zum Generallieutenant ernannt, 1. Febr. 1864 zur Armee nach Schleswig-Holstein gesendet, wo er am Gefecht bei Missunde und dem Schlei-Uebergang theilnahm, und 29. Juni 1865 mit dem Oberbefehle über die preuß. Truppen in den Elbherzogthümern, 15. Sept. jedoch mit der Verwaltung des Herzogthums Schleswig als Gouverneur betraut. M. reorganisirte die gesammte Verwaltung und befestigte das Vertrauen der deutschen Bevölkerung zur preuß. Herrschaft, während er gleichzeitig den Bestrebungen der sog. Landespartei erfolgreich entgegentrat. Als 1866 die österr. Regierung entgegen den Abmachungen von Gastein die schlesw.-holstein. Frage dem Deutschen Bunde überwies, verhinderte M. die Eröffnung der Versammlung der bereits in Itzehoe zusammengetretenen Stände

Digitized by Google

ohne alles Aufsehen und manövrirte gegen den österr. General von Gablenz, der seine Truppen ebenfalls einrücken ließ, sodaß dieser Holstein räumen mußte, ohne daß es zu Blutvergießen auf dem Boden kam, wo zwei Jahre zuvor Preußen und Oesterreicher als Alliirte gefochten hatten. M. besetzte das nördl. Hannover und trat nunmehr mit seinem combinirten Corps unter Befehl des Generals von Falckenstein, übernahm jedoch, nachdem der letztere nach Böhmen abberufen, 20. Juli den Oberbefehl über die preuß. Mainarmee, schlug die süddeutschen Reichstruppen bei Hansen, Helmstädt, Uettingen, Roßbrunn und Würzburg und übernahm nach Abschluß des Friedens eine Mission nach Petersburg, um die russ. Regierung der von Preußen eingeleiteten Umgestaltung Deutschlands geneigt zu machen. (S. Deutscher Krieg von 1866.) Am 20. Sept. 1866 wurde M. zum General der Cavalerie und einen Monat später zum commandirenden General des 9. Armeecorps ernannt, von dieser Stellung jedoch 19. Jan. 1867 entbunden und 8. Aug. 1868 commandirender General des 1. Armeecorps zu Königsberg i. Pr. Dies Corps führte M. mit Auszeichnung während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 (s. d.), schlug die Schlachten von Colombey—Nouilly 14. Aug. und Noisseville 31. Aug. und 1. Sept., leitete die Einschließung von Metz auf dem rechten Moselufer und übernahm, nachdem diese Festung gefallen war, 27. Oct. 1870 den Oberbefehl über die Erste Armee, mit welcher er die im Norden Frankreichs neugebildeten Heere in den Schlachten bei Amiens, an der Hallue und bei Bapaume schlug, Rouen besetzte, mehrere kleine Festungen eroberte und bis an den Kanal siegreich vordrang. Am 9. Jan. 1871 zum Oberbefehlshaber der Südarmee ernannt, eilte er den vor Belfort stehenden deutschen Truppen zu Hülfe, lieferte die Gefechte von Sombacourt, Chaffois, Fresne und Pontarlier und zwang die bisher von Bourbaki (s. d.) commandirte franz. Ostarmee unter General Clinchant 1. Febr. zum Uebertritt auf das neutrale Gebiet der Schweiz. M. übernahm 5. April 1871 den Oberbefehl über die Zweite Armee und 20. Juni den über die in Frankreich belassene Occupationsarmee. In dieser schwierigen Stellung wußte M. neben voller Wahrung der deutschen Interessen auch das Vertrauen der franz. Bevölkerung und Regierung zu erwerben und trug zur Ueberleitung der durch den Krieg gestörten Beziehungen in friedliche erheblich bei. Sein Hauptquartier befand sich in Nancy. Am 1. Sept. 1873 verlieh der Kaiser dem Fort St.-Julien bei Metz den Namen Fort M. und ernannte 19. Sept. 1873 M. zum Generalfeldmarschall. Später, namentlich 1876 bei Ausbruch der Verwickelungen zwischen Rußland und der Türkei, wurde M. mit einer diplomatischen Mission nach Warschau betraut. Vgl. «Aus dem Leben des Generalfeldmarschalls von M.» (Berl. 1874).

Manteuffel (Otto Theodor, Freiherr von), conservativer preuß. Staatsmann, geb. 3. Febr. 1805 zu Lübben, wurde nach dem Tode des Vaters seit 1812 bei einem Oheim erzogen, besuchte seit 1819 die Landesschule Schulpforta, bis er sich 1824 auf der Universität Halle dem Studium der Rechte und Kameralwissenschaften widmete, und ging 1827 nach Berlin, wo er 1829 als Referendarius beim Kammergericht eintrat, aber bald zur Verwaltung überging. Nachdem M. 1832 Landrath im Kreise Sternberg, dann zu Luckau geworden war, vertrat er seit 1837 diesen Kreis auf dem Provinziallandtage der Mark Brandenburg. Im J. 1841 wurde er Oberregierungsrath und Dirigent der Abtheilung des Innern bei der Regierung zu Königsberg, 1843 Vicepräsident der Regierung in Stettin, 1844 Geh. Regierungsrath und vortragender Rath bei dem Prinzen von Preußen, sowie Mitglied des Staatsraths und 1845 Director der zweiten (1846 der vereinigten ersten und zweiten) Abtheilung im Ministerium des Innern. Auf dem Vereinigten Landtage 1847 erklärte er sich entschieden gegen den Constitutionalismus, und ebenso auf dem zweiten Landtage im April 1848. Obgleich seit März 1848 das Ministerium des Innern in rascher Aufeinanderfolge an Männer überging, deren polit. Ueberzeugung er nicht theilte, blieb er doch in seinem Amte, bis er 8. Nov. 1848 im Ministerium Brandenburg das Portefeuille des Innern übernahm. Seitdem begann ein tiefgreifender unheilvoller Einfluß M.'s auf die Geschicke des preuß. Staats. Um im Innern eine Grundlage zu gewinnen, trug er zunächst wesentlich zur Herstellung der Verfassung vom 5. Dec. 1848 bei. Nach der Erkrankung des Grafen Brandenburg übernahm er für diesen Anfang Nov. 1850 interimistisch das Ministerium des Auswärtigen. In dieser Stellung begab er sich 27. Nov. 1850 zu der Conferenz nach Olmütz, infolge deren Preußen seine deutsche Reformpolitik aufgab, in die Wiederherstellung des Bundestags willigte, die verfassungsmäßigen Rechte Kurhessens unterdrücken half und Schleswig-Holstein der dän. Gewalt überlieferte. Diese Friedenspolitik demüthigte Preußen tief und schnitt dem deutschen Volke alle Hoffnung auf die Bundesreform ab. Nachdem M. bereits 4. Dec. 1850 vorläufig zum Ministerpräsidenten

ernannt worden, erfolgte 19. Dec. seine definitive Bestätigung in diesem Amte sowie auch als Minister des Auswärtigen. Er wandte sich nun der innern Politik zu, um die Entwickelung des Constitutionalismus zu hemmen und den frühern bureaukratischen Absolutismus möglichst herzustellen, wobei er bald aus einem Bundesgenossen ein Werkzeug der feudalen Partei wurde. (S. Preußen.) Nach Einsetzung des Prinzen von Preußen zum Regenten erhielt er mit seinen Collegen 5. Nov. 1858 seine Entlassung und zog sich auf sein Gut Drahnsdorf im Luckauer Kreise in den Privatstand zurück, bekämpfte jedoch im Herrenhaus, dem er seit 1864 als einer der Vertreter des Verbandes des alten und befestigten Grundbesitzes der Niederlausitz angehört, die neue Entwickelung auf das eifrigste. — Karl Otto, Freiherr von M., jüngerer Bruder des Vorigen, geb. 9. Juli 1806 zu Lübben, wurde mit seinem Bruder erzogen und seit 1819 in Schulpforta vorgebildet. Ostern 1825 bezog er die Universität Halle, wo er die Rechte und Staatswissenschaften studirte. Später wurde er Oberlandesgerichts-Assessor zu Frankfurt a. O., trat aber ebenfalls zur Verwaltung über und wurde, nachdem er längere Zeit bei der Regierung in Frankfurt gewirkt, von den Ständen des Kreises Luckau 1841 als Amtsnachfolger seines ältern Bruders zum Landrath erwählt. Im J. 1850 erhielt er das Amt des Vicepräsidenten der Regierung zu Königsberg, Anfang 1851 das des Regierungspräsidenten in Frankfurt. Nachdem im Aug. 1851 seine Berufung als Unterstaatssecretär des Innern nach Berlin erfolgt war, wurde er im Oct. 1854 Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten, aus welcher Stellung er im Nov. 1858 beim Rücktritte seines Bruders ebenfalls schied. Im J. 1850 war M. auch Mitglied des Unionsparlaments zu Erfurt sowie später des preuß. Herrenhauses, wo er Mitbegründer der Fraction Stahl wurde; im preuß. Abgeordnetenhause, wo er der conservativen Partei angehört, vertrat er 1852—58 den Wahlkreis Kottbus und gehört seit 1873 für den Wahlbezirk Luckau-Lübben wieder demselben an.

Mantinēa, eine im Alterthum nicht unbedeutende Stadt in Arkadien, an der Grenze von Argolis, wurde berühmt durch die Schlacht, welche die Thebaner hier 362 v. Chr. gegen die Spartaner gewannen, wobei der theban. Feldherr Epaminondas (s. d.) infolge einer schweren Verwundung starb. Gegenwärtig sind außer der in ihrem ganzen Umfang in einer gleichmäßigen Höhe erhaltenen Ringmauer nur noch Reste des Theaters erhalten.

Manto, eine Tochter des Sehers Tiresias aus Theben und selbst Seherin, wurde, als die Epigonen Theben erobert, von diesen mit andern Kriegsgefangenen dem Delphischen Apollo geweiht. Dieser schickte sie wieder nach Kleinasien, wo sie sich mit Rhakios, dem sie den Mopsos gebar, vermählte und das Heiligthum und Orakel des Klarischen Apollo unweit Kolophon gründete.

Mantua (ital. Mantöva), Hauptstadt eines ehemaligen Herzogthums in Oberitalien, jetzt Hauptstadt einer lombard. Provinz Italiens, zugleich eine wichtige Festung, liegt an dem nach Verona führenden Flügel der Lombardisch-Venetianischen Eisenbahn, die hier nach Modena und Cremona abzweigt, und auf einer Insel im Mincio, welcher hier mehrere Arme und sehr morastige Ufer hat und zugleich einen Landsee bildet, der sich auf der Nord- und Ostseite um die Stadt zieht, während dieselbe im Westen und Süden vom Mincio und einer breiten Sumpfstrecke umgeben ist. In diesen westl. Sümpfen liegt das abgesonderte Hornwerk Pradella, an der Südseite die starkbefestigte Insel Cerese oder Il-Te und zugleich das Außenwerk Miglioretto, welches ein verschanztes Lager deckt und ein gewaltiges Schleusenwerk zu Ueberschwemmungen des Terrains, deren Rayon durch das starke Fort Pietola (gleichnamig einem in die Festungslinie hereingezogenen Dorfe, welches für das ehemalige Andes, den Geburtsort Virgil's, gilt) als Außenwerk gedeckt wird. Die Nordseite gegen Verona zu oder die Vorstadt Borgo di Fortezza, zu welcher über den See ein 436 Mt. langer, starker Damm (Argine Mulino) führt, wird durch die große Citadelle di Porto, die Ostseite oder die Vorstadt Borgo di San-Giorgio aber, wohin eine 853 Mt. lange, durch sechs Bastionen und zwei Strandbatterien vertheidigte Steinbrücke führt, durch das Fort San-Giorgio gedeckt. Die Stadt selbst, welche (1871) 26,687 E. zählt, ist nur von einer alten bastionirten Mauer umgeben, nicht besonders gut gebaut und wegen ihrer sumpfigen Lage und des schlechten Wassers ein sehr ungesunder Aufenthalt. Merkwürdige Gebäude sind: die alte, weitläufige herzogl. Burg (Palazzo vecchio), einer der größten Paläste Europas, jetzt theilweise Kaserne, mit dem sog. Appartamento di Troja, welches Gemälde von Mantegna und Giulio Romano enthält; ferner der berühmte, größtentheils von Giulio Romano in der Gestalt eines T erbaute Palast del Te vor dem südl. Thore, der Justizpalast, die Gebäude der 1625 gestifteten, aber längst eingegangenen Universität, das Zeughaus, das elegante Theater, das schöne ovale Tagestheater oder Amfiteatro, die Kathedrale, die großartige Kirche San-Andrea mit einer prachtvollen, 78 Mt. hohen Kuppel, einem freistehenden

Digitized by Google

goth. Glockenthurme und Statuen von Canova, die Kirche San-Barnaba mit bleigedeckter Kuppel und andere Kirchen, die fast alle, wie mehrere andere öffentliche Gebäude, Gemälde von Mantegna, Romano u. a. enthalten. Von öffentlichen Anstalten besitzt M. eine theol. Lehranstalt, zwei Gymnasien, eine Haupt- und Unterrealschule, eine Akademie der Wissenschaften und Künste (Virgiliana) mit einer Gemälde- und Antikensammlung, einen botan. Garten, eine reichhaltige öffentliche Bibliothek von 80,000 Bänden und ein durch viele Denkwürdigkeiten ausgezeichnetes Museum. Ferner befinden sich hier ein großes Militärhospital, ein Stadtkrankenhaus mit Irrenanstalt und Findelhaus, zwei Waisenhäuser, ein Leihamt, eine Arbeits- und Versorgungsanstalt, ein allgemeines Strafhaus u. s. w. Die Bevölkerung treibt außer den gewöhnlichen Gewerben bedeutende Gerberei und Handel mit Seide. Die Stadt soll schon von Karl d. Gr. befestigt worden sein und theilte das Schicksal des Herzogthums. Als die Kaiserlichen 18. Juli 1630 sich mit stürmender Hand ihrer bemeisterten, wurde sie furchtbar verwüstet und ihrer kostbarsten Werke beraubt. Zwar erholte sie sich nachher wieder; doch seitdem sie aufgehört hatte, Residenz zu sein, kam sie allmählich mehr und mehr in Verfall. Sie wurde 1796 von den Franzosen blokirt und durch Wurmser's Capitulation 2. Febr. 1797 erobert, 1799 von den Oesterreichern unter Kray durch eine förmliche Belagerung denselben wieder entrissen, im Anfang des J. 1801 aber von neuem den Franzosen übergeben. Nach dem Pariser Frieden von 1814 räumten die Franzosen M. ohne Widerstand. — Das Gebiet des ehemaligen Herzogthums M. stand schon unter den Römern in hoher Blüte. Nach dem Untergange des röm. Staats kam es an die Gothen, dann an die Longobarden, unter Karl d. Gr. an das Fränkische und unter Otto d. Gr. an das Deutsche Reich. Als kaiserl. Lehn kam es an die Este und 1052 an die Markgräfin Mathilde von Toscana, später an die Bonacolsi und 1329 an die Gonzaga. Der letzte Herzog aus dem Hause Gonzaga, Karl IV., vom Kaiser, weil er in dem Spanischen Erbfolgekriege die franz. Partei ergriffen hatte, 1705 in die Reichsacht erklärt, starb zu Padua 1708 ohne Erben. Seitdem blieb Oesterreich im Besitze des Landes und vereinigte es 1785 mit den mailänd. Landschaften, woraus es die österr. Lombardei bildete. Im J. 1797 kam es zur Cisalpinischen, dann zur Italienischen Republik, 1805 zum Königreich Italien, 1814 wieder zu Oesterreich, das 1859 die westl. Hälfte, 1866 den Rest des Landes mit der Hauptstadt an Italien abtrat. Vgl. d'Arco, «Studi intorno al municipio di Mantova» (7 Bde., Mantua 1871—74). — Die ital. Provinz M. zählt auf 2490,4 QKilom. (1871) 288,942 E.

Manu, der Denkende, im Veda noch appellative Bezeichnung des Menschen, gilt darin auch als der Stammvater der Menschen überhaupt, und zwar bezeugen die Angaben des Tacitus über den Mannus der Germanen, daß diese Vorstellung in die indogerman. Zeit hinaufreicht. Spuren davon finden sich auch bei den Griechen und im Avesta. Secundär ward dieser Name dem Verfasser eines Gesetzbuchs beigelegt, welches als metrische Ueberarbeitung eines wol der Mânava-Schule angehörigen prosaischen Sûtra-Textes zu erachten ist und daher erst der zweiten Stufe der ind. Rechtsliteratur angehört, immerhin jedoch an der Spitze der jetzt geltenden Auctoritäten derselben steht. Die Abfassungszeit ist gänzlich unbestimmt; nur das steht fest, daß das Werk zu einer Zeit abgefaßt ist, wo der Buddhismus bereits erstarkt war, wie es denn auch seinem philos. Gehalte nach vielfach mit buddhistischen Ansichten übereinstimmt. Der Inhalt des Werks ist eine Entwickelung und Zusammenfassung der Rechte und Pflichten der Haupt- und Mischkasten und kann demnach als eine Darstellung einer vollständig organisirten Staatsverfassung gelten. Bei der Unvollständigkeit unserer Quellen über die älteste Geschichte Indiens ist jedoch nicht nachweisbar, inwieweit die Gesammtheit dieser übrigens auch vielfach miteinander in Widerspruch stehenden Bestimmungen wirkliche staatliche Einrichtung in Indien gewesen seien. Uebersetzungen und Textausgaben des Werks haben unter andern geliefert: Sir W. Jones, «Institutes of the Hindu law» (Kalk. 1794, deutsch von Hüttner, Weim. 1797); Haughton, «Manava-Dharma-Sastra» (2 Bde., Lond. 1825) und Loiseleur-Deslongchamps (Par. 1830—33). Vgl. Johaentgen, «Ueber das Gesetzbuch des M. Eine philos.-literaturhistor. Studie» (Berl. 1863).

Manual (lat.) im allgemeinen soviel als Handbuch oder Memorial, heißt im Rechnungswesen dasjenige Buch, worin die Ausgaben und Einnahmen nicht nach chronolog. Ordnung, wie im Kassenbuche oder Journal, sondern nach den Quellen und verschiedenen Zwecken (nach Titeln und Kapiteln) eingetragen werden. — Manualacten oder Privatacten heißen die Proceßschriften, sowol die eigenen wie die gegenseitigen, welche der in einer Rechtssache beauftragte Sachwalter aufzubewahren hat. Gehen etwa die gerichtlichen Acten durch irgendeinen Zufall verloren, so werden sie unter Zuziehung der Parteien aus den Manualacten ergänzt.

Der Sachwalter hat seinem Auftraggeber jederzeit die Einsicht in die Manualacten zu verstatten. Dieselben sind Eigenthum der Partei; nach Erlöschen des Mandats hat der Sachwalter an ihnen bis zur Entrichtung der Gebühren Retentionsrecht.

Manuel (Jacques Antoine), berühmt als franz. Kammermitglied während der Restauration, geb. zu Barcelonette 19. Dec. 1775, trat 1793 in die Armee, widmete sich aber nach dem Frieden von Campo-Formio der advocatorischen Laufbahn. Nicht ohne Erfolg wirkte er in dieser Eigenschaft am Appellhofe zu Aix. Vom Depart. Niederalpen in die Kammer gewählt, zeigte er sich hier bald als großen Redner und kühnen Patrioten. Mit der zweiten Restauration beschloß M., sich in Paris niederzulassen, wurde aber von der Advocaten-Corporation als liberaler Charakter von den Gerichtsverhandlungen ausgeschlossen. Obschon er sich hierdurch blos auf Privatconsultationen beschränkt sah, gelangte er doch bald zu Ruf und ausgedehnter Praxis. Bei den Wahlen von 1818 wählte man ihn in dem Depart. Vendée; er nahm dann in der Kammer seinen Sitz auf der äußersten Linken. Hier zeigte er sich nicht nur als glühenden Vertheidiger constitutioneller Rechte, sondern ergriff auch in allen Debatten über die verschiedenen Zweige der Verwaltung das Wort. Schon oft hatte er sich den Haß der Majorität zugezogen, und man wartete nur auf eine Gelegenheit, um sich seiner zu entledigen. Endlich bot sich dieselbe in der Sitzung von 1823 bei den Verhandlungen über den Feldzug nach Spanien dar. Am 1. März hielt M. eine feurige Rede, die einen maßlosen Tumult verursachte, weil die Ultras in seinen Worten eine Vertheidigung derer, welche Ludwig XVI. zum Tode befördert hatten, wahrnehmen wollten. Am nächsten Tage schlug Labourdonnaye seine Ausschließung aus der Kammer vor, die 3. März auch durchging. Dessenungeachtet erschien M. 4. März auf seinem Sitze und erklärte dem Präsidenten, daß er nur der Gewalt weichen würde. Gensdarmen mußten hierauf eintreten, die ihn nun aus dem Saale schleiften. Sämmtliche Mitglieder der Linken folgten. Diese an der Volksvertretung verübte brutale Gewaltthat trug nicht wenig zum spätern Sturz der Bourbons bei. M. zog sich zurück und starb 27. Aug. 1827 zu Maisons.

Manuel (Nikol.), genannt Deutsch, namhafter Maler, wurde wahrscheinlich 1484 geboren. Als Künstler scheint er in der kolmarer Schule Martin Schön's seine Bildung empfangen zu haben; später, wahrscheinlich um 1511, wurde er für einige Zeit in Venedig Tizian's Schüler. In Bern angesiedelt, nahm er als Mitglied des Raths sowol an den ital. Feldzügen wie an den reformatorischen Kämpfen der Schweiz einen thätigen Antheil. Bald nach dem Siege der Reformation in Bern starb er 1530. Sein Hauptwerk, ein auf die Umfangsmauer der dortigen Dominicanerkirche gemalter Todtentanz, ist nur noch in Copien vorhanden und unterscheidet sich in der Auffassung nicht wesentlich von ähnlichen Darstellungen in Basel, Lübeck und anderwärts; das bedeutendere Vorwalten der Landschaft deutet wol auf venet. Einwirkung. Von seinen Oelgemälden und Zeichnungen finden sich die meisten in Bern und in Basel. Sein Stil hängt noch ganz deutlich mit der scharfen und strengen Formbezeichnung der kolmarer Schule zusammen; sein geistreiches Wesen aber macht sich geltend durch Heiterkeit der ganzen Darstellung und durch einen oft bizarren Humor. In den Zuthaten und in der Kleidung ist er bunt und überladen; den Modeprunk seiner Zeit beutet er oft bis ins Groteske aus. Auch für den Formschnitt zeichnete M. Von seinem Sohne Hans Rudolf M. rühren viele Holzschnitte in Seb. Münster's «Kosmographie» her. Vgl. Grüneisen, «Nikolaus M.» (Stuttg. 1837).

Manuel (Pierre Louis), franz. Conventsdeputirter, geb. 1751 zu Montargis, lebte nach vollendeten Studien als Hauslehrer und Schriftsteller zu Paris und gerieth wegen eines gegen Geistlichkeit und Regierung gerichteten Pamphlets in die Bastille. Wieder in Freiheit gesetzt, wendete er sich mit Leidenschaft der ausbrechenden Revolution zu. Schon nach den Ereignissen vom Juli 1789 trat er in den Gemeinderath von Paris, an dessen Spitze Bailly stand. Hierdurch erhielt er Gelegenheit, aus den Papieren der Polizei die Schrift «La police de Paris dévoilée» (2 Bde., Par. 1791) abzufassen, die deren schmachvolle Thätigkeit enthüllte. Als eifriger Jakobiner wurde er gegen Ende 1791 Gemeindeprocurator, während Pétion das Amt des Maire versah. In dieser Stellung förderte er den Umsturz des Throns und leitete die Unruhen vom 20. Juni und 10. Aug. 1792. Nach der letztern Katastrophe mußte er den König in den Tempelthurm schaffen, wobei er sich einer förmlichen Einkerkerung desselben vergebens widersetzte. Von der Hauptstadt in den Convent gesendet, verlor er seine Popularität, indem er vorschlug, daß der Präsident in den Tuilerien wohnen solle. Am 7. Oct. 1792 mußte er Ludwig XVI. die Errichtung der Republik mittheilen und denselben der äußern Zeichen der königl. Würden entkleiden. Seitdem handelte er stets im Interesse des unglücklichen Monarchen. Bei der Abstimmung über dessen Verurtheilung drang er auf Einsperrung. Von der Bergpartei

Digitized by Google

des Betrugs bei der Stimmenzählung beschuldigt, wurde er auf der Stelle infam erklärt und mußte den Convent unter Mishandlungen verlassen, worauf er nach Montargis sich begab. Im Aug. 1793 ließ ihn der Convent verhaften und nach Paris bringen. Zuvörderst mußte er im Processe der Königin als Zeuge auftreten. Am 14. Nov. indeß stellte man ihn selbst vor Gericht, beschuldigte ihn, jedoch mit Unrecht, Urheber der Septembergreuel gewesen zu sein, legte ihm aber auch zur Last, mehrere Schlachtopfer gerettet zu haben. Er ward zum Tode verurtheilt und 15. Nov. hingerichtet. Ohne Erlaubniß der Betheiligten gab M. die «Lettres de Mirabeau à Sophie» (4 Bde., Par. 1792) heraus.

Manufacturen (lat.) sind im engern Sinne die Werkstätten, in welchen durch die Menschenhand oder die dieselbe ersetzenden Maschinen Rohstoffe zu Gebrauchsartikeln verarbeitet werden, welche letztere daher Manufacte heißen, wogegen Fabriken ursprünglich nur diejenigen Anlagen genannt wurden, in welchen zu gleichem Zwecke das Feuer als wesentliches Umwandlungsmittel hinzutritt. Zu den M. gehören streng genommen, z. B. die Spinnereien, die Webereianlagen u. s. w. Jene Unterscheidung wird aber gemeinhin nicht mehr festgehalten, und man bezeichnet gewöhnlich die M. gleichfalls mit dem Namen Fabriken, sowie die Manufacte als Fabrikate. Wie in Deutschland, so geschieht dies auch in Frankreich, wogegen in England beide Klassen von Etablissements Manufactories genannt werden. (S. Fabriken.)

Manuscript (lat., d. i. Handschrift), heißt ein jedes geschriebene Schriftstück im Gegensatz zu einem durch den Druck veröffentlichten und somit dem Publikum allgemein zugänglich gemachten Schriftwerke. Daher bezeichnet der Buchhändler und Buchdrucker, besonders der Schriftsetzer die ihm zur Herausgabe und zum Druck übergebene handschriftliche Abfassung eines Buchs, Aufsatzes u. s. w. mit dem Worte M. Häufig werden literarische Erzeugnisse «als Manuscript gedruckt», d. h. sie werden durch den Druck vervielfältigt blos im Interesse des Autors und des Besitzers, ohne daß das Schriftwerk wirklich dadurch dem Publikum zugänglich wird, und ohne daß der Verfasser oder Eigenthümer seine Rechte, die er als solcher an dem nur handschriftlich vorhandenen Werke hat, aufgibt. Namentlich geschieht dies nicht selten bei dramatischen Producten, welche «den Bühnen gegenüber als M.» gedruckt werden, d. h. der Dichter behält sich das Recht vor, mit den Bühnen wegen der etwaigen Aufführung seines Stücks noch besonders zu contrahiren. — Manuscripte oder Handschriften (libri oder codices manuscripti) ist besonders auch der Name aller theils aus der Zeit vor Erfindung der Buchdruckerkunst, theils auch später abgefaßten handschriftlichen Bücher. Ihre Behandlung und Lesung bildet einen Hauptgegenstand der Diplomatik (s. d.); ihre Aufbewahrung, Katalogisirung, Benutzung u. s. w. lehrt die Bibliothekwissenschaft (s. d.). Alle noch vorhandenen alten M. sind entweder auf Pergament oder Papier geschrieben. Das Papier ist theils ägyptisches, aus der eigentlichen Papyrusstaude verfertigtes, dessen Gebrauch zu Handschriften im Abendlande schon mit dem 9. Jahrh. aufhörte, theils Baumwoll- oder Seidenpapier (charta bombycina), theils Linnenpapier. Zum Schreiben bediente man sich des Pinsels (penicillus) und des Schreibrohrs (calamus, canna). Die Farbe kommt erst etwa im 7. Jahrh. vor. Von Tinten war die schwarze oder bräunliche die gewöhnlichste; aber auch rothe findet man schon in sehr alten Handschriften. Mit ihr wurden die Anfangsbuchstaben, die ersten Zeilen und die Inhaltsanzeigen geschrieben, daher die Ausdrücke Rubrum, Rubrik und Rubricator. Seltener kommt in alten Handschriften blaue Tinte vor, noch seltener grüne und gelbe. Auch mit Gold und Silber schrieb man entweder ganze Handschriften, die jedoch wegen ihrer Kostbarkeit unter die größten Seltenheiten gehören, oder belegte die Anfangsbuchstaben damit. In Ansehung der äußern Gestalt theilen sich die M. in Rollen (volumina), die älteste Art, und in geheftete Bücher oder Bände, die eigentlichen codices. (S. Codex.) Die Schreiber der M. (scribae oder librarii) waren bei den Alten meist Freigelassene oder Sklaven, in den folgenden Zeiten die Mönche, unter welchen vorzüglich die Benedictiner durch ihre Ordensregel dazu verpflichtet waren, aber auch professionelle Kalligraphen. Correctoren und Rubricatoren besserten und schmückten nachher die Handschriften aus. Von weit größerer Wichtigkeit als die äußern Umstände und Merkmale sind für die Beurtheilung des Alters u. s. w. einer Handschrift die innern, die Züge der Schrift und der Buchstaben, die Orthographie, die Abbreviaturen u. a. m. Das Alter griech. Handschriften läßt sich aus den Schriftzügen schwerer bestimmen als das der lateinischen. Im allgemeinen ist zu bemerken, daß die Züge einer griech. Handschrift desto leichter, gefälliger und flüchtiger sind, je älter sie ist, daß sie aber im Verlauf der Jahrhunderte immer steifer werden. Die Hauptgattungen griech. Schrift sind Uncial, Cursiv und Minuskel. Der Mangel oder das Dasein der griech. Accente entscheidet nichts. Die älteste jetzt bekannte griech. Handschrift wird

Digitized by Google

in das 4. Jahrh. gesetzt. Die Schriftzüge der lateinischen M. hat man unterschieden theils nach der Größe oder Kleinheit derselben, theils nach der verschiedenen Gestalt und dem Charakter, welche sie bei verschiedenen Völkern oder in gewissen Zeiträumen annahmen. In Bezug auf Größe und Kleinheit der Schrift unterscheidet man vier Hauptarten von Buchstaben: Kapital, Uncial (beide auch Majuskeln genannt), Minuskel und Cursiv. Die Kapitalschrift nähert sich den Steininschriften der Augusteischen Zeit. Noch haben D E M Q ihre Normalform und nur ausnahmsweise kommen Abweichungen von der gleichen Höhe aller Buchstaben vor. Uncialschrift ist diejenige Schrift, in welcher A D E M die jüngern abgerundeten Formen haben und einzelne Buchstaben über und unter die Zeilen reichen. Minuskel sind kleinere Buchstaben, die sich aus Uncialen herausbildeten. Cursivschrift ist die liegende in sich verbundene Schrift. In Beziehung auf die Gestaltung der Buchstaben bei einzelnen Völkern unterscheidet man unter andern longobardische, westgothische, merovingische, irische, angelsächsische u. s. w. Bei jeder dieser Schriftarten hat man aber wieder Regeln festgestellt, nach welchen man das Alter einer Handschrift beurtheilen kann. Handschriften, die keine Kapitel- oder andere Abtheilungen haben, sind immer alt. Bis zum 8. Jahrh. folgen sich die Wörter ohne Trennung. Die Punkte fehlen oder stehen über dem Worte. Das Komma erscheint gegen Ende des 10. Jahrh. Im 13. fing man an die Worte durch Striche zu trennen. Erst im 15. erschienen sonstige Interpunktionszeichen. Handschriften mit bloßen Kapitalbuchstaben kommen nach dem 6. Jahrh. selten vor. Uncialmajuskeln erscheinen häufig vom 7. bis 9. Jahrh. In den vor dem 11. Jahrh. geschriebenen M. findet man selten Abkürzungen, welche in den drei folgenden Jahrhunderten desto häufiger vorkommen. Bis zum Ablauf des 10. Jahrh. findet man in M. goldene und silberne Buchstaben auf purpurfarbenem oder violettem Pergament, von da ab aber die goldenen Buchstaben nur auf der natürlichen Farbe des Pergaments. Nach dem 12. Jahrh. kam die Sitte ab, ganze Schriften oder Seiten mit goldenen Buchstaben zu schreiben. Dagegen erschienen nun Miniaturbilder und Randleisten, welche selbst auch in den ersten gedruckten Büchern beibehalten wurden. Die alten M. haben meist ein regelmäßiges Quadratformat; das Langfolioformat geht nicht über das 13. Jahrh. hinauf. Auch die Gestalt der arab. Ziffern, welche man zuerst in M. aus dem Anfange des 12. Jahrh. findet, trägt zur Beurtheilung des Alters einer Handschrift bei. Manche M. haben am Ende eine deutliche Bestimmung, wann, gewöhnlich auch durch wen sie geschrieben worden sind, und man nennt sie deshalb datirte Codices. Doch muß man die Richtigkeit dieser Unterschriften nicht ohne weiteres für erwiesen annehmen, da sie oft blos auf einen Theil der Handschrift sich beziehen oder auch ganz erdichtet sind. Ebenso wenig darf man aus denselben immer auf das Alter der Handschriften mit Bestimmtheit schließen, da spätere Abschreiber oft derartige Notizen aus den Originalen, welche sie vor sich hatten, copirten. Abgeschabte und neu überschriebene Handschriften (codices rescripti) nennt man Palimpsesten (s. d.). Vgl. Ebert, «Handschriftenkunde» (2 Bde., Lpz. 1825—27); Hoffmann, «Handschriftenkunde für Deutschland» (Bresl. 1831); Wattenbach, «Anleitung zur griech. Paläographie» (Lpz. 1867); derselbe, «Anleitung zur lat. Paläographie» (Lpz. 1869); derselbe, «Das Schriftwesen im Mittelalter» (2. Aufl., Lpz. 1875); Arndt, «Schrifttafeln zum Gebrauche bei Vorlesungen» (Berl. 1876).

Manutius (Aldus), ital. Manuzio, Manuzzi, oder Manucci, auch Aldus Romanus genannt, weil er sich diesen Beinamen gab wegen der Nähe seiner Geburtsstadt bei Rom, ein um die erste Herausgabe der alten griech. Classiker sehr verdienter ital. Buchdrucker, geb. 1449 zu Bassiano bei Velletri, studirte hier, zu Ferrara und Rom, wurde dann Erzieher des jungen Fürsten von Carpi, Albertus Pius, der ihm außer andern Gunstbezeigungen den Beinamen Pius beilegte. Im J. 1482 begab er sich nach Mirandola. Erst im männlichen Alter studirte er das Griechische zu Verona, worauf er mit Beihülfe der Fürsten von Carpi 1488 in Venedig eine Druckerei anlegte. Wie die ersten Drucker Roms die Hauptwerke der lat. Sprache gedruckt hatten, so nahm sich Aldus vor, die noch sehr spärlich gedruckten griech. Meisterwerke zu drucken, und wurde in diesem Streben durch eine Anzahl von flüchtigen griech. Gelehrten unterstützt, die in des Aldus Druckerei eine zweite Heimat gefunden hatten und mit denen er 1501 eine förmliche Akademie gründete, die sich zwar bei seinem Tode auflöste, aber dann als Accademia della fama wieder erstand. M. vervollkommnete die Buchdruckerkunst ungemein. Er schuf eine neue griech. Schrift, die er durch die tüchtigsten Künstler schneiden ließ, er schaffte die bis dahin gebrauchte sog. Mönchsschrift ab, führte die Antiqua ein, erfand die Cursivschrift, verbesserte die Unterscheidungszeichen und gebrauchte zuerst das Kolon und Semikolon. Auch ließ er sich angelegen sein, nicht nur einfach schöne und correcte, sondern auch gute

Digitized by Google

Texte zu drucken. Man verdankt ihm 28 Editiones principes von griech. Classikern. Seine ersten griech. Bücher: «Das Gedicht des Musäus», «Die Galeomyomachie», ein kleiner Psalter und die Grammatik des Laskaris erschienen 1494. Von seinen eigenen Schriften sind, außer den Anmerkungen und Vorreden zu mehrern Schriftstellern, bemerkenswerth die «Institutiones grammaticae Graecae» (1515), das «Dictionarium Graecum» (1497, Bas. 1519 u. öfter), «Institutiones Graeco-Latinae» (1501 und 1508) und die «Introductio perbrevis ad Hebraicam linguam» (zuerst mit Laskaris' Grammatik 1501). Die Päpste Julius II. und Leo X. unterstützten ihn durch Privilegien. Er starb 6. Febr. 1515. — Sein dritter Sohn, Paulus M., geb. zu Venedig 12. Juni 1511, studirte besonders die lat. Sprache, die er vortrefflich schrieb. Er übernahm 1533 seines Vaters Buchdruckerei in Venedig, erst in Gemeinschaft mit seinen Onkeln, Franz und Friedrich Torregiani, und von 1540 an allein. Er wandte sich vorzugsweise den lat. Autoren zu, besonders dem Cicero. Anerbietungen nach Ferrara und Bologna zu kommen lehnte er ab, als der Senator Badoaro die Accademia veneziana (auch Accademia della fama) gründete, welche jedoch schon 1561 einging. In diesem Jahre zog er nach Rom über, wo ihm Pius IV. den Druck der Kirchenväter nach den Handschriften der vaticanischen Bibliothek übertrug. Er starb in Rom 6. April 1574. Seine Ausgaben griech. und röm. Classiker sind hochgeschätzt und unter seinen eigenen Schriften zeichnen sich namentlich seine «Epistolae et praefationes» (1558 u. öfter) aus. — Aldus M., der jüngere, der Sohn des Vorigen, geb. 13. Febr. 1547, schrieb bereits im 14. Jahre eine Abhandlung über die lat. Orthographie. Er machte seine Studien in Rom bis 1565, dann in Padua und ging dann nach Venedig, um als Herausgeber und Corrector in der väterlichen Officin thätig zu sein. Sein gelehrter Ruf verschaffte ihm später Lehrstühle in Venedig, Bologna, Pisa und Rom. Im J. 1590 übertrug ihm Clemens VIII. die Leitung der Typographia vaticana. Er starb 28. Oct. 1597 in Rom. Mit ihm erlosch der Ruhm der Aldinischen Presse. Man hat von ihm Anmerkungen zum Vellejus Paterculus, Horaz, Sallust und Eutrop und mehrere Abhandlungen über röm. Alterthümer, welche sich in Grävius' und Sallengre's «Thesaurus» finden. Das Zeichen der von den Manutiern gedruckten Bücher ist ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt, bisweilen mit der Beischrift: Sudavit et alsit. Die Ausgaben, welche aus den Druckereien der M. hervorgingen, nennt man Aldinen (s. d.). Vgl. Renouard, «Annales de l'Imprimerie des Aldes» (3. Aufl., Par. 1834); Schück, «Aldus M. und seine Zeitgenossen» (Berl. 1862); Didot, «Alde Manuce et l'hellénisme à Venise» (Par. 1875).

Manzanares, Stadt (Villa) in der span. Provinz Ciudad-Real (Neucastilien), nahe dem Guadianazufluß Azuel, an der andalus. Heerstraße und an der von Madrid nach Cordoba führenden Eisenbahn, von welcher hier die wichtige Linie nach Badajoz (Lissabon) abzweigt, begrenzt mit Almagro (s. d.) im SW. und Valdepeñas im S. den durch seinen Rothwein von Valdepeñas berühmten District Campo de Calatrava. Die Stadt, ziemlich gut gebaut und einer der wohlhabendsten Orte in der Mancha (s. d.), wird von einem alten, vielthürmigen Castell beherrscht, besitzt einen schönen Marktplatz, auch eine sehenswerthe goth. Kirche und zählt (1860) 10,257 E., die Wein- und Safranbau, Wollzeugweberei und Handel treiben. — Den Namen M. führen auch zwei nicht bedeutende Flüsse Castiliens. Der eine ist ein linker Nebenfluß des obern Duero, der an dem Nordabhang der Sierra de Atienza entsteht; der andere ein rechter Zufluß des durch den Henares verstärkten Jarama, ein reißender Bergstrom, welcher am südl. Abhange des Cerro de los siete Pico entspringt und an Madrid vorbeifließt.

Manzanillobaum, Manschinellenbaum, Baumart, s. Hippomane.

Manzoni (Alessandro), einer der berühmtesten neuern ital. Dichter, der Begründer und das Haupt der romantischen Schule Italiens, geb. zu Mailand 5. Mai 1784, stammte väterlicherseits aus gräfl. Familie, mütterlicherseits vom berühmten Cesare Beccaria, dessen geistvolle Tochter seine Mutter war. Zunächst machte er sich bekannt durch eine Elegie auf den Tod seines Lehrers Carlo Imbonati («Versi sciolti», Par. 1806), sowie durch ein allegorisches Gedicht: «Urania» (1807), eine Verherrlichung der Poesie. Aber erst mit den «Inni sacri» (1810) schlug er originelle Töne an und schuf eine neue Art der Lyrik. Seit seiner Vermählung mit der Tochter des genfer Banquiers Blondel, welche bald darauf zur röm. Kirche übertrat, wandte sich M. mehr und mehr der strengkath. Richtung zu und ward der eifrigste Kämpfer für die orthodoxe Kirche und das mittelalterliche Papstthum. Hiervon legen seine «Osservazioni sulla morale cattolica» (1819 u. öfter; deutsch von Orsbach, Köln 1835) ein beredtes Zeugniß ab. Seine Tragödie «Il Conte di Carmagnola» (Mail. 1820; deutsch von Arnold, Gotha 1824), worin er das Söldnerthum des 15. Jahrh. schildert, fand auch außerhalb Italiens

großen Beifall und erregte selbst Goethe's lebhafte Aufmerksamkeit und Theilnahme. Ihr folgte die Tragödie «Adelchi» (Mail. 1823, deutsch von Schlosser, 2. Aufl., Heidelb. 1856), eine Schilderung des Sturzes der Longobardenherrschaft durch Karl d. Gr. Beide Tragödien zeichnen sich dadurch aus, daß in ihnen die herkömmliche Rhetorik durch die Unmittelbarkeit der Empfindung ersetzt ist. Doch überwiegt in ihnen das lyrische Element, namentlich durch die eingeschobenen Chöre, denen der Dichter seine Gefühle und Betrachtungen in den Mund legt. Zur Erhöhung seines Ruhms trugen auch seine kleinen Gedichte, darunter namentlich die Ode auf Napoleon's Tod: «Il cinque Maggio» (1823; deutsch von Goethe und andern), nicht wenig bei. Das größte Aufsehen erregte aber sein histor. Roman: «I Promessi Sposi. Storia Milanese del secolo XVII» (3 Bde., Mail. 1825—26; seitdem etwa 150 mal gedruckt; deutsch unter dem Titel: «Die Verlobten», von Bülow, 3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1855; von Leßmann, 3 Bde., Berl. 1827—28; neue Aufl., 2 Thle., Lpz. 1873, und mit literarhistor. Einleitung über M. von Clarus, 2. Aufl. 1867). Dieser Roman, wesentlich die Geschichte zweier armen Liebenden vom Comersee, Renzo und Lucia, ist eine beredte Verherrlichung der kath. Kirche und ihrer Priester und reich an Sitten- und Charakterbildern von histor. Treue und meisterhafter Anschaulichkeit, wie z. B. die unübertreffliche Darstellung der Zustände Mailands während der Pest von 1630; aber der Dichter rollt diese Gemälde nacheinander auf wie die Scenen in den Tragödien, ohne daß eine Idee und ein ursachlicher Zusammenhang sie organisch einigte. Später erschien das Werk von M. selbst vielfältig, doch ausschließlich nur im Stile umgearbeitet (3 Thle., Mail. 1840; vgl. Folli: «I Promessi Sposi, nelle due edizioni del 1840 e del 1825, raffrontate tra loro», Mail. 1877) mit einem Anhange: «Storia della Colonna infame», eine Ehrenrettung der während der Pest zu Mailand als Urheber derselben Hingerichteten, worin die Richter des Justizmordes angeklagt werden. In seinen spätern Jahren befaßte sich M. vorzüglich mit philol. Studien. Im J. 1860 ward er zum Senator des Königreichs Italien ernannt; aber nur zweimal erschien er in der Versammlung. Sonst lebte er still und zurückgezogen in seinem Hause zu Mailand und während des Sommers auf seiner nahen Villa Brusuglio. Er starb zu Mailand in der Nacht vom 22. zum 23. Mai 1873. Seine «Opere» gab zuerst, mit kritischen Bemerkungen versehen, Nicolò Tommaseo heraus (5 Bde., Flor. 1828—29); seither sind sie sehr oft aufgelegt worden (beste und vollständigste Ausg., 3 Bde., Mail. 1872). Sforza gab M.'s «Lettere in gran parte inedite» (Mail. 1875) heraus. Bismara veröffentlichte eine «Bibliografia Manzoniana» (Tur. 1875). Vgl. Sauer, «Alessandro M. Eine Studie» (2. Aufl., Prag 1872); Balbiani, «Alessandro M. e i suoi scritti» (Mail. 1873); Bersezio, «Alessandro M. Studio biografico e critico» (Tur. 1873); Stoppani, «I primi anni di Alessandro M.» (Mail. 1874); Prina, «Alessandro M. Studio biografico e critico» (Mail. 1874); Pugni, «Alessandro M. Notizie biografiche» (Zür. 1876); Fenini, «M. und Guerazzi» (aus dem Italienischen von Kitt, Mail. 1876).

Mäonide, Mäon's Sohn oder aus Mäonien oder Lydien (s. d.) stammend, wurde von den Alten vielfach Homer genannt, weil viele Smyrna für dessen Vaterstadt hielten, während andere, wie Lucian, diese Benennung von Mäon, dem Vater des Homer, ableiteten.

Maōri, die eingeborenen polynesischen Bewohner von Neuseeland (s. d.).

Mara (Gertrude Elisabeth), geborene Schmehling, berühmte Sängerin, geb. 23. Febr. 1749 zu Kassel, wo ihr Vater Stadtmusiker war, unter dessen Anleitung sie die Geige so fertig spielen lernte, daß sie schon im 9. Lebensjahre in Wien Concerte geben konnte. Später nahm sie Gesangunterricht bei dem Sopransänger Paradisi, trat schon im 14. Jahre als Sängerin auf und kam 1766 nach Leipzig, wo sie, von Hiller unterwiesen, bei dem sog. Großen Concert als erste Sängerin bald allgemein bewundert wurde. König Friedrich II. hörte sie 1770 und stellte sie sogleich mit 3000 Thlrn. Gehalt in Berlin an, wo sie mit dem Virtuosen Concialini um den Preis eiferte und neben diesem und unter Porpora's Anleitung sich als Sängerin und Schauspielerin weiter bildete. Doch durch ihre Verbindung mit dem Violoncellisten Joseph M. 1774 verwickelte sie sich in mannichfache Verdrießlichkeiten. Nachdem sie 1780 von dem Könige im höchsten Unwillen entlassen worden, ging sie wieder nach Leipzig, 1782 nach Wien und von da nach Paris, wo sie erste Concertsängerin der Königin wurde. Im J. 1784 begab sie sich nach London, und ihr Auftreten in den Wintern 1785 und 1786 am Operntheater erregte den größten Enthusiasmus. Nachdem sie London verlassen, machte sie Kunstreisen in Italien, Frankreich, Deutschland und Rußland. Als sie durch den Brand von Moskau 1812 ihr Vermögen verloren hatte, ging sie nach Reval und gab daselbst Unterricht. Im J. 1819 besuchte sie England und 1821 Deutschland. Sie starb zu Reval 20. Jan. 1833. Ihr Ruhm

gründete sich sowol auf die Stärke und Fülle ihres Tons und den großen Umfang ihrer Stimme, als auch auf die bewunderungswürdige Leichtigkeit und Rundung, womit sie die schwierigsten Passagen vortrug. Vorzüglich berühmt war ihr Vortrag Händel'scher Arien.

Marabu oder unrichtig Marabut heißt eine Art feiner weißer oder bläulich-grauer wollartiger Federn, welche häufig von Frauen als Kopfputz getragen oder zum Schmuck der Kopfbedeckungen benutzt werden. Die Marabufedern kommen von den Kropfstörchen (Leptopilus), deren in Afrika und Asien lebende Arten sich durch einen großen nackten Kropf am Halse auszeichnen und besonders von dem ind. Kropfstorch (L. Marabu), welcher in ganz Indien, Java und Sumatra lebt und dort von den engl. Colonisten Adjutant genannt wird. Diese Vögel spazieren häufig in den Straßen von Kalkutta umher, wo sie den Bewohnern oft zur Last sind, aber nicht getödtet werden dürfen. Wegen der Marabufedern, die im Bürzel und Hintertheil stehen, werden sie heerdenweise in den Dörfern aufgezogen. Afrikanische M. sind jetzt in allen Thiergärten anzutreffen.

Marabut (vom arab. marbuth oder morabeth) ist ursprünglich der Name einer Sekte, welche im nordwestl. Afrika entstand, hier eine bedeutende polit. Macht erlangte und die Dynastie der Morabiten oder Almoraviden (s. d.) gründete. Nach der Ueberwältigung der letztern durch die Almohaden blieb das Wort M. bei den Berbern in Gebrauch und bezeichnet bei denselben eine Person, welche in der Absonderung von den übrigen Menschen ein nur der Ascese und frommen Betrachtung Gottes gewidmetes heiliges Leben führt. Diese M. stehen bei dem Volke in größtem Ansehen, sie gelten ihm als Heilige, denen man die Kraft, Wunder zu thun und die Zukunft vorherzusagen, zuschreibt. Sie sind übrigens sehr häufig bei Moscheen und Grabkapellen zu gewöhnlichem Dienst angestellt. Ihr mächtiger Einfluß erstreckt sich über ihren ganzen Stamm. Die kirchliche Würde und Stellung, oft auch das Ansehen als Heiliger, erbt vom Vater auf den Sohn. Auch das Grab eines solchen Heiligen nennt man M.

Maracaibo heißt ein Meerbusen, ein großer Landsee und eine Stadt an der Nordküste von Südamerika. Der herrliche Golf de M., auch Saco de M. und Golfo de Venezuela genannt, breitet sich zwischen der zur columbischen Provinz Magdalena gehörigen Halbinsel Goajira und dem Gebiete der Republik Venezuela, insbesondere der Halbinsel Paraguana und den Provinzen Coro und M. aus. Der auf der Ostseite tief einschneidende Theil heißt Golfo de Coro. Durch einen nur 1590 Mt. breiten, jedoch für Seeschiffe fahrbaren Kanal, die sog. Barra de M., steht der Golf im Süden in Verbindung mit der Laguna de M., einem Süßwassersee von 16,365 QKilom. Oberfläche. Der See sammelt die Gewässer der von den benachbarten Gebirgen herabkommenden Flüsse, wie des Rio Zulia mit dem Catatumbo und des Escalante im Süden, des Matatan im Osten, die etwa 200 Kilom. aufwärts schiffbar sind und in der Regenzeit die Ebenen ihres untern Laufs weit und breit überschwemmen. — Die Stadt M., Hauptort des Staates Zulia in der südamerik. Republik Venezuela, liegt westlich am Nordende des Sees und gewährt im ganzen ein ärmliches Ansehen, beginnt sich aber neuerdings mit dem Aufblühen des auswärtigen Handels sehr zu heben. Von öffentlichen Gebäuden sind nur eine hübsche Kirche, eine Kapelle, ein Kloster und ein Hospital zu nennen. An wissenschaftlichen Anstalten besitzt M. ein Nationalcollegium, eine nautische und mehrere andere Schulen. Viel mehr Bedeutung hatte das ehemalige Jesuitencollegium, das erste in Venezuela, welches die Stadt zum Hauptsitz der Gelehrsamkeit der Capitania von Caracas machte. Der Hafen ist völlig sicher, der Eingang für große Schiffe aber etwas schwierig. Die am Eingange des Sees erbauten Festungswerke schützen den Hafen. Die Einwohner, deren Zahl sich 1873 auf 21,954 belief, treiben großentheils Handel, Seefahrt und Schiffbau und unterhalten namentlich starken Verkehr mit Westindien. Neuerdings hat auch der directe Verkehr mit Europa und den Vereinigten Staaten von Amerika sehr zugenommen, und es bildet M. einen wichtigen Stapelplatz für Venezuela und Columbien. Hauptausfuhrartikel sind Cacao, Häute, Gelbholz, Dividivi, Kopaivabalsam und Baumwolle. Im Nordwesten der Stadt bildet die Laguna de Sinamaica den schönsten Landsee der Provinz, an dessen Ufer die Indianer jetzt noch, wie ihre Vorfahren, ihre Wohnungen auf Pfählen erbauen, infolge dessen das Land den Namen Venezuela (Kleinvenedig) erhielt. M. wurde 1571 von Alonzo Pacheco an derselben Stelle gegründet, auf welcher schon der Entdecker des Sees, der Deutsche Ambrosius Alfinger, 1529 einige Häuser unter dem Namen Nueva-Zamora erbaut hatte. Die Stadt wurde wiederholt von den Indianern und später von den Flibustiern erobert und geplündert. In den Unabhängigkeitskämpfen litt M. außerordentlich und wurde von den Spaniern erst 9. Nov. 1823 nach tapferer Vertheidigung durch Capitulation geräumt.

Digitized by Google

Maräne, Felchen, Schnäpel (Coregonus) heißt eine artenreiche Gattung von Süßwasserfischen aus der Familie der Lachse, welche durch das vollständig zahnlose, kleine Maul und den Mangel an Flecken auf dem meist silberweißen, oben grünen oder blauen Körper sich von den Forellen und Lachsen, durch die Gegenwart einer Fettflosse hinter der Rückenflosse von den Weißfischen, mit denen sie sonst durch Form, Gestalt und Zahnlosigkeit Aehnlichkeit haben, unterscheiden. Sie leben alle in Seen, sind ihres Fleisches wegen geschätzt und einige Arten, wie die große M. der pommerschen Seen (C. maraena), das Blaufelchen oder der Gangfisch des Bodensees (C. Wartmanni), werden gesalzen oder geräuchert weithin versendet.

Maranhão oder **Maranham**, eine der nördlichsten Provinzen Brasiliens, zwischen dem Atlantischen Meer im NO., Para im NW., Goyaz im W. und SW., Piauhy im S. und O. gelegen, von der ersten dieser Provinzen durch den Turyassu, von der letzten durch den Paranahyba getrennt, wird durch den 500 Kilom. langen und in ein großes Aestuar, die Bai von San-Marcos, mündenden **Fluß M.** oder Miarim und den fast ebenso langen, etwas östlicher in die Bai von San-Jozé fallenden Itapicuru bewässert. Die Provinz hat eine Küstenlinie von etwa 600 Kilom., dehnt sich ins Innere 900 Kilom. weit aus und nimmt ein Areal von 459,884 QKilom. ein, auf welchem sie (1872) 359,040 E., darunter 74,939 Sklaven, zählt, ungerechnet die im Süden lebenden unabhängigen Indianer. Das Land ist die westl. Fortsetzung der Ebene des Paranahyba, aber hügeliger als Piauhy. Die von Süden nach Norden streichenden Sandsteinhügelketten erheben sich höchstens bis 300 Mt. und sind meist bewaldet; erst im Süden zeigen sich größere Erhebungen. Die zwischen den Flüssen liegenden Campos tragen wenig Bäume. Die Flüsse, die meist das Trinkwasser liefern, sind größtentheils schlammig und treten in der nassen Zeit (December bis Juni) über, wobei das ganze Land im üppigsten Grün prangt. In der trockenen Zeit hat nur die Küste grüne Stellen, während das ganze Innere eine Wüste ist, in der die Vegetation erstorben. Das Klima ist heiß, aber gilt als gesund. Im nördl. und mittlern Theile der Provinz wird Ackerbau und Viehzucht, im südlichen fast nur die letztere getrieben. Im Westen gewinnt man Zuckerrohr, Reis, Bananen, Mais, Yams, Manioc und Südfrüchte, im mittlern Theile besonders Baumwolle. — Die **Hauptstadt M.** oder **San-Luis de M.** liegt auf der Nordwestküste der **Insel M.**, welche 30 Kilom. landeinwärts durch den Mosquitofluß, eine schmale Wasserverbindung zwischen den Baien von San-Marcos und San-Jozé, vom Festlande getrennt wird. Sie ist ein Seeplatz von (1872) 31,604 E., Sitz eines Bischofs, hat ziemlich gut gebaute Häuser und breite Straßen, ein großes Gouvernementsgebäude, ein Stadthaus, eine Kathedrale, zehn andere Kirchen und mehrere Klöster, sowie ein Lyceum und einige andere Lehranstalten, auch eine Bank. Als Entrepôt von sechs Provinzen betreibt die Stadt aus ihrem guten und sichern Hafen Handel mit Häuten und Baumwolle sowie mit Reis, Rum, Droguen und Manteiga de Tartaruga (einer Art Butter aus Schildkröteneiern). Die auf der West- und der Ostküste der Insel gelegenen Forts San-Marcos und San-Jozé decken die Eingänge in die nach ihnen benannten Baien. Der Stadt gegenüber liegt an der San-Marcosbai der Hafenort **Alcantara** mit 5000 E.

Maranon, s. Amazonenstrom.

Marasmus (griech.) heißt die infolge von Krankheiten oder andern Ursachen eingetretene körperliche Entkräftung und ist im allgemeinen gleichbedeutend mit Kachexie (s. d.) und Hektik (s. d.). Mit Marasmus senilis bezeichnet man den abgezehrten, kraftlosen Zustand der Greise (s. d.).

Marasquino oder **Maraschino**, ein feiner, krystallheller, nach bittern Mandeln schmeckender Liqueur, der aus dem Safte der kleinen, nur im Süden gedeihenden Marascakirsche bereitet wird. Am bekanntesten ist der M. di Zara aus Dalmatien.

Marat (Jean Paul), eins der fanatischsten Häupter der Französischen Revolution, geb. 24. Mai 1744 zu Baudry im Fürstenthum Neuchâtel von prot. Aeltern, widmete sich der Arzneikunst und Physik, war dann zu Edinburgh franz. Sprachlehrer und gab daselbst 1774 eine revolutionäre Schrift: «The chains of slavery», heraus, die er später auch in franz. Sprache («Les chaînes de l'esclavage», Par. 1792 u. öfter) erscheinen ließ. Ein anderes Werk: «De l'homme» (3 Bde., Amsterd. 1775), verwickelte ihn in einen langen Streit mit Voltaire. Durch mehrere physik. Schriften über das Feuer, das Licht und die Elektricität (1779—82), die auch von Weigel ins Deutsche übersetzt wurden (Lpz. 1782—84), suchte er besonders Newton zu widerlegen. Schließlich ließ er sich als Arzt in Paris nieder und erhielt hier eine Anstellung als Stallarzt beim Grafen von Artois. Beim Ausbruch der Revolution zeigte er sich sogleich als wilden Demagogen. Sein Einfluß auf die niedere Klasse stieg, als er 12. Dec. 1789 den «Publiciste Parisien» herausgab, den er einige Monate später in den

Digitized by Google

«Ami du peuple» umwandelte. In diesem Volksblatt, das er am Abend der Menge in Person vorlas, denuncirte er den Hof, die Minister und die Nationalversammlung unaufhörlich. Danton, der M. als Werkzeug gebrauchen wollte, suchte seine Bekanntschaft und brachte ihn in den Club der Cordeliers. Wegen seiner maßlosen Aufhetzereien befahl der Stadtrath im Jan. 1790 seine Verhaftung. M. verbarg sich in den Kellern der Cordeliers, wo er sein Blatt redigirte, und wagte sich erst nach dem Fluchtversuch des Königs wieder an die Oeffentlichkeit. Während der Gesetzgebenden Versammlung griff er besonders die Girondisten an. Guadet forderte endlich ein Anklagedecret gegen den Schmäher, worauf sich M. wieder bei den Cordeliers versteckte, bis die Katastrophe vom 10. Aug. 1792 erfolgte. Er trat jetzt förmlich in die Dienste Danton's, der Justizminister geworden war. Als sich im Schose des revolutionären Gemeinderaths der berüchtigte Ausschuß zur Ueberwachung der Verräther bildete, ließ sich M. in denselben aufnehmen und übte auf die Berathungen, welche die Septembergreuel hervorriefen, den entschiedensten Einfluß. Unter den Septembermetzeleien wurde M. in den Convent gewählt, wo er sich noch wilder und blutdürstiger zeigte als in seiner Zeitschrift, die er seit 21. Sept. 1792 «Journal de la République» nannte. Indessen nahm ihn der Convent sehr schlecht auf. Während des Processes des Königs, für dessen schleunige Hinrichtung er stimmte, rief er dem Volke in seinem Blatte zu: «Schlachtet, schlachtet 200,000 Anhänger des alten Regiments und reducirt den Convent auf das Viertel.» Am 26. Febr. 1793 versuchten die Girondisten vergebens, gegen ihn ein Anklagedecret zu erlangen, weil er den Pöbel zur Plünderung der Kaufläden aufgereizt hatte. Er betrieb hierauf das furchtbare Gesetz gegen die Verdächtigen, auf Grund dessen in kurzem 400,000 Menschen eingekerkert wurden. Im März unterzeichnete er als Präsident des Jakobinerclubs eine Adresse an das Volk, in welcher dasselbe zum Aufstande und zur Ermordung der Girondisten aufgefordert wurde. Dieser Schritt erregte selbst den Unwillen der Bergpartei; auf Lacroix' Antrag mußte M. vor dem Revolutionstribunal erscheinen. Fouquier-Tinville (s. d.) aber empfing ihn gleich einem Märtyrer, und die Geschworenen erklärten ihn 24. April für unschuldig. Seit diesem Siege begann M. noch offener den Kampf gegen die Girondisten; er bildete in den Augen des Volks mit Robespierre und Danton das leitende Triumvirat. Indessen war M. in Wahrheit weder ein Parteihaupt noch ein polit. Gewalthaber, sondern das Instrument, dessen sich Danton und Robespierre zur Aufregung der Massen bedienten. Als nun der Kampf zwischen den eigentlichen Häuptern begann und Robespierre auf den Köpfen der übrigen emporstieg, wurde der Apostel unnöthig. Eine Entzündungskrankheit hielt ihn seit dem Sturze der Girondisten in seiner Wohnung zurück. Nachdem er noch soeben die Generale Custine und Biron denuncirt, suchte ihn 13. Juli 1793 Charlotte Corday (s. d.) auf und erstach ihn im Bade, während er neue Proscriptionslisten fertigte. Dieser Mord, der das Leben M.'s vielleicht nur um einige Tage kürzte, war verhängnißvoll, indem er die Schreckensherrschaft auf den Gipfel brachte. Die Leiche wurde unter Beiwohnung des Convents mit großem Pomp im Garten der Cordeliers begraben, und der Maler Louis David malte das Bild des Gemordeten mit klaffender Wunde, das man erst auf einem Altare im Hofe des Louvre feierlich aussetzte und dann in den Convent hing. Seine Haushälterin wurde auf Kosten des Staats ernährt. Am 4. Nov. 1793 gestand ein Decret den Ueberresten M.'s die Ehre des Pantheons zu; ein anderes aber vom 8. Febr. 1795 wies die Leiche wieder hinaus, und zugleich entfernte man auch das Bild aus dem Convent. Vgl. Piazzoli, «M. l'amico del popolo e la rivoluzione» (Mail. 1874).

Marăthon, ein Flecken an der Ostküste von Attika, jetzt Marathona, oder nach Leake in der Nähe des heutigen Vraná, wurde berühmt durch den glorreichen Sieg, den hier 490 v. Chr. die Griechen unter Miltiades (s. d.) über das Perserheer erkämpften. Die von Pausanias beschriebenen Denkmäler zur Erinnerung an die Perserschlacht sind größtentheils noch erhalten.

Maratten (Mahratten), ein arisches Hinduvolk, s. Maharatten.

Maratti oder Maratta (Carlo), gewöhnlich als der letzte Maler der röm. Schule betrachtet, wurde 1625 zu Camurano in der Mark Ancona geboren und bildete sich bei dem bolognesischen Maler Sacchi, einem Schüler Albani's, hauptsächlich nach Werken der Caracci und des Guido Reni, bis ihn Rafael völlig begeisterte. Nach einer langen, in glänzenden Verhältnissen zugebrachten Künstlerlaufbahn starb er in Rom 1713. Er war im ganzen ein flacher Idealist, allein er besaß vielen Geschmack und hat sich von der Verwilderung mancher damaliger Kunstgenossen völlig frei gehalten. Die Anzahl seiner Madonnen- und sonstigen Heiligenbilder ist sehr groß. Die meisten derselben befinden sich zu Rom (zu St.-Peter, im Lateran, in den Palästen Chigi, Doria u. s. w.), Siena, Florenz, Perugia, in der dresdener Galerie und im Louvre. Außer-

Digitized by Google

dem vollführte er auch die ſorgfältige Reſtauration der Rafael'ſchen Fresken im Vatican. Seine Biographie ſchrieb Bellori («Vita del cavaliere M.», Rom 1731—32). — Seine Tochter, Fauſtina M., war als Dichterin berühmt und mit dem Dichter Zappi (ſ. d.) vermählt.

Maravedi, eine altſpan. Münze, war im frühen Mittelalter die Bezeichnung für das Gewicht, nach welchem die den Mauren abgenommene Beute (Morobotin) unter die Soldaten vertheilt wurde. Als Münze wurde der M. durch die Mauren in Spanien eingeführt, doch iſt der älteſte Werth derſelben unbekannt. Die erſten M. waren Gold- und Silbermünzen, und erſt ſeit 1474 wurde der M. in Kupfer als Maravedi de vellon ausgeprägt, was bis 1848 der Fall war. Das neue ſpan. Münzgeſetz von 1848 hat den M. ganz abgeſchafft.

Marbach, der Geburtsort Schiller's, eine Stadt im würtemb. Neckarkreiſe, am Einfluſſe der Murr in den Neckar, hat (1875) 2313 gewerbfleißige und Weinbau treibende Einwohner. In Schiller's unſcheinbarem Geburtshauſe ſind Reliquien von dem Dichter und ſeiner Familie ſowie verſchiedene Ausgaben ſeiner Werke, Lebensbeſchreibungen, Gemälde u. ſ. w. ausgeſtellt. Auf der Schillerhöhe, dicht an der Stadt, iſt 9. Mai 1876 ein Denkmal deſſelben enthüllt worden. Außerhalb der Stadt liegt die ſchöne goth. Alexanderkirche, die um Mitte des 15. Jahrh. gebaut iſt. Der Ort ſcheint ſchon von den Römern gegründet, auf die wenigſtens die in der Umgegend ſich findenden zahlreichen Alterthümer hinweiſen, und war bereits im 10. Jahrh. befeſtigt. M. gehört zu den älteſten würtemb. Städten und war übrigens in der Zeit 1462—1504 pfälz. Lehn. Denkwürdig iſt die Stadt durch das 14. Sept. 1405 daſelbſt von den ſchwäb. Ständen und Städten gegen Kaiſer Ruprecht von der Pfalz geſchloſſene Bündniß (Marbacher Bund). Die Stadt hatte 1693 von den Franzoſen viel zu leiden und wurde faſt ganz niedergebrannt. — M. heißt auch ein Marktflecken im Bezirk Amſtetten des Erzherzogthums Oeſterreich unter der Ens, am linken Donau-Ufer, nahe oberhalb Pechlarn, Anlandungsplatz der ſog. Ordinariſchiffe, zählt etwa 1000 E., beſitzt ein Graphitbergwerk und eine Graphitgeſchirrfabrik. Nahebei liegt Maria-Taferl, ein berühmter, jährlich von etwa 100,000 Pilgern beſuchter, auf einer Anhöhe gelegener Wallfahrtsort mit einer 1661 erbauten Wallfahrtskirche, in welcher das Mariabild «Maria Taferl» zur Verehrung aufgeſtellt iſt.

Marbod oder Marobodnus, Herzog der Markomannen (ſ. d.), hatte als Jüngling aus vornehmem Geſchlecht im röm. Kriegsdienſte röm. Politik und Kriegskunſt kennen gelernt. Sein Volk führte er, als er aus Rom zurückgekehrt war und daſſelbe (9 v. Chr.) durch Druſus ſchwer geſchlagen fand, als neugewählter Herzog 8 v. Chr. aus den bisherigen unhaltbar gewordenen Sitzen am Neckar und untern Main in das heutige Böhmen und gründete hier ein mächtiges Reich, dem ſich viele andere german. Völker als Unterthanen und Bundesgenoſſen anſchloſſen. Daſſelbe reichte ſchließlich von der öſterr. Donau bis nach der untern Elbe und Weichſel. Ein Angriff, den die Römer, für ihre Länder im Süden der Donau beſorgt, auf ihn, der ſich ein ſtehendes Heer von 70,000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern gebildet hatte, im J. 6 n. Chr. unternahmen, wurde durch den gleichzeitig ausbrechenden Aufſtand der Pannonier und Illyrier vereitelt und nun durch Tiberius mit ihm ein Friede abgeſchloſſen. Später gab der Abfall der Longobarden und Semnonen zu Hermann dem Cherusker 17 n. Chr. Anlaß zu einem großen Kriege zwiſchen dieſem und M.; nach einer unentſchiedenen Schlacht zog ſich M. in ſein Reich zurück. Die Römer verweigerten ihm bei dem allgemeinen Abfalle ſeiner Bundesgenoſſen ihre Hülfe, und 19 gelang es dem Druſus (ſ. d.), des Tiberius Sohn, ihm Feinde auch unter den Seinen zu erwecken. Der Gothone Catualda, der einſt vor ſeiner Gewalt hatte fliehen müſſen, übte nun Rache und nöthigte ihn, ſich zu den Römern zu flüchten. Tiberius wies ihm Ravenna als Aufenthaltsort an, wo er nach 18 Jahren ſtarb. Auch Catualda floh bald nach ihm, von den Hermunduren vertrieben (20 n. Chr.) zu den Römern und endete in Forum Julii (jetzt Fréjus) im Narbonenſiſchen Gallien.

Marburg, Univerſitäts- und Kreisſtadt im Regierungsbezirk Kaſſel der preuß. Provinz Heſſen-Naſſau, an beiden Ufern der Lahn und an der Main-Weſerbahn, iſt Sitz eines Kreisgerichts, Amtsgerichts, Hauptſteueramts, Landrathamts, Kreisbauamts, einer evang. und einer reform. Superintendentur und zählt (1875) 9600 E. Der größere Theil der Stadt liegt auf den Terraſſen eines bis zum Flußufer allmählich ſich abdachenden, mit einem alterthümlichen Schloſſe gekrönten Bergs an dem rechten, der kleinere Theil, die Vorſtadt Weidenhauſen und die Stationsgebäude des Main-Weſer-Bahnhofs, an dem linken Ufer der Lahn. Zwei größere Brücken verbinden beide Stadttheile miteinander. M. gewährt von außen durch ſeine hohe Lage, die großen alterthümlichen Kirchen und öffentlichen Gebäude und die Schönheit ſeiner Umgebungen einen ſehr maleriſchen Anblick. Unter den Kirchen zeichnet ſich die 1235—83 er-

tized by Google

baute, 1860 reſtaurirte St.-Eliſabethkirche, mit dem trotz ſeiner Beraubung durch die Franzoſen immer noch prächtigen Sarkophag der heil. Eliſabeth, einer der bedeutendſten Goldſchmiedearbeiten des 13. Jahrh., den Grabdenkmälern verſchiedener heſſ. Landgrafen und vielen ſonſtigen Monumenten, durch Reinheit des Stils und ihre ſchönen Verhältniſſe beſonders aus. Ebenſo iſt das Schloß in vieler Beziehung ſehenswerth. Früher ein landgräfl. Reſidenzſchloß und eine Feſtung, dient daſſelbe gegenwärtig zum Aufbewahrungsorte der Archive des frühern Kurſtaats ſowie der mit dem Regierungsbezirke Kaſſel vereinigten ehemaligen darmſtädt. und bair. Landestheile und des Kreiſes Biedenkopf. Das Archiv iſt eins der umfangreichſten und bedeutendſten Deutſchlands. Architektoniſch ſind der Ritterſaal und die Schloßkapelle ſehr wichtig. Der 1280—1320 erbaute Ritterſaal iſt nächſt der Marienburg der bedeutendſte goth. Profanbau Deutſchlands; die Schloßkapelle, aus derſelben Zeit ſtammend, zeichnet ſich beſonders durch ſchöne architektoniſche Verhältniſſe aus. Beide ſind in neuerer Zeit weder ſtilgemäß noch künſtleriſch ſchön reſtaurirt. Hiſtor. Bedeutung hat das Schloß als Geburtsſtätte Philipp's des Großmüthigen und als der Ort des 1529 (vom 1. bis 3. Oct.) zwiſchen Zwingli und den Schweizern einerſeits und Luther und den Wittenbergern andererſeits ſtattgehabten Religionsgeſprächs. (Vgl. Schirrmacher, «Briefe und Acten zu der Geſchichte des Religionsgeſprächs zu M. 1529», Gotha 1876.) Die Stadt hat außer der Univerſität an Unterrichtsanſtalten ein Gymnaſium, eine Realſchule, eine landwirthſchaftliche Winterſchule, gut eingerichtete Bürgerſchulen und viele wohlthätige Anſtalten, unter letztern drei Spitäler zur Verpflegung alter und unvermögender Leute, ein Waiſenhaus, ein Arbeitshaus für Beſchäftigungsloſe und eine Kleinkinderbewahranſtalt. Zugleich iſt M. der Sitz einer naturforſchenden Geſellſchaft (ſeit 1817) und der Bibelgeſellſchaft für Oberheſſen. Die bedeutendſten Induſtriezweige ſind die Töpferei (welche viel Waare, ſog. Marburger Geſchirr, exportirt) und die Gerbereien der Vorſtadt Weidenhauſen. Außerdem werden noch vorzügliche chirurgiſche Inſtrumente verfertigt. M. erhielt 1227 vom Landgrafen Ludwig von Thüringen Stadtrecht und ward 1228 der Witwenſitz der Landgräfin Eliſabeth, welche ſchon 1231 im 24. Lebensjahre ſtarb und ſpäter kanoniſirt wurde. Durch die zu ihren Ehren erbaute Kirche und das landgräfl. Schloß, den Sitz des Deutſchordens der Ballei Heſſen, erhob ſich M. ſo ſchnell, daß es bereits 1247 die zweite Stadt Heſſens und die Hauptſtadt des Landes an der Lahn war. Von 1458—99 und 1567—1604 war es die Reſidenz heſſ. Fürſten. Im Dreißigjährigen Kriege hatten Stadt und Schloß viel durch Belagerung und Kriegsnoth zu leiden. Beſonders tapfer vertheidigt wurde letzteres 1647 durch den heſſ.-kaſſ. Oberſtlieutenant Stauf gegen die Kaiſerlichen unter Graf Holzappel. Auch im Siebenjährigen Kriege iſt M. noch mehreremal, zuletzt 1761 belagert worden; 1806 und 1809 war es der Schauplatz der Erhebung der heſſ. Bauern gegen die Franzoſen, worauf letztere 1810 und 1811 die Feſtungswerke des Schloſſes größtentheils ſprengten.

Die Univerſität M., für welche ein Univerſitätsgebäude (1877) gebaut wird, iſt von Landgraf Philipp dem Großmüthigen 30. Mai 1527 gegründet und reich aus eingezogenen Kloſtergütern dotirt worden. Mit ihr trat die erſte prot. Hochſchule in Deutſchland ins Leben; erſt 1541 erhielt ſie von Karl V. ihre Beſtätigung. Gleich nach ihrem Entſtehen erreichte die neue Bildungsanſtalt eine hohe Blüte und bedeutenden Ruf durch das geſammte prot. Europa. Nachdem Heſſen-Darmſtadt 1625 M. beſetzt, verlegte es die gießener Univerſität dahin, ſodaß von da an bis 1650, wo die Stadt infolge des Weſtfäliſchen Friedens wieder an Heſſen-Kaſſel zurückfiel, nur Eine heſſ. Univerſität beſtand. Nachdem Gießen ſeine Hochſchule wieder erhalten, ward auch die zu M. im Juni 1653 von neuem feierlich eingeweiht. Gegenwärtig iſt die Univerſität von durchſchnittlich 400 Studenten beſucht. Bei der reichen Dotation der Hochſchule ſind deren Inſtitute zahlreich und wohl unterhalten. Die Bibliothek (150,000 Bände), das Anatomiegebäude und die Sternwarte mit dem mathem.-phyſik. Cabinet, beide 1841 erbaut, die chirurgiſche Klinik, das pharmakologiſche Inſtitut, das Entbindungshaus ſind anſehnliche Gebäude. Neubauten eines chem. Laboratoriums, einer Klinik, eines archäol. Muſeums ſtehen bevor. Ferner beſteht ein botan. Garten und ein zoolog. Muſeum. Die neue großartige, nach dem Iſolirungsſyſtem angelegte Provinzial-Irrenanſtalt, deren Director auch Profeſſor der Univerſität iſt, iſt nach den neueſten Erfahrungen eingerichtet. Die Zahl der ord. Profeſſoren beträgt (Winter 1877) 40, die der außerordentlichen 10, der Privatdocenten 15. Unter den durch Naturſchönheit ausgezeichneten Umgebungen M.s verdienen die zerfallenen Schlöſſer Frauenberg und Staufenberg, der Vergnügungsort Spiegelsluſt mit prachtvoller Ausſicht, der St.-Eliſabethbrunnen bei Schröck und das ganz nahe bei der Stadt gelegene Dorf Marbach mit Kaltwaſſerbad beſondere Erwähnung. Vgl. Juſti, «Geſchichte

der Universität M.» (Marburg 1827); Henninger, «M. und seine Umgebungen» (Marburg 1857); Dilich, «Urbs et academia Marburgensis» (herausg. von Julius Cäsar, Marburg 1867); Kolbe, «Die Einführung der Reformation in M.» (Marburg 1871); derselbe, «Die Kirche der heil. Elisabeth» (Marburg 1873); Dithmar, «Aus der Vorzeit M.s und seiner Umgebung» (Marburg 1872); Bücking, «Führer durch M.» (Marburg 1875). — Der Kreis M. zählt (1875) auf 579 QKilom. 39,326 E.

Marburg, Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft des österr. Herzogthums Steiermark, nach Gratz die größte Stadt des Kronlandes, an beiden Ufern der Drau und an der Südbahn, von welcher hier die Kärntnerbahn abzweigt, ist der Sitz des Bischofs von Lavant, eines Bezirkshauptmanns, zweier Bezirksgerichte und einer Finanz-Bezirksdirection, hat eine theol. Lehranstalt, ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt und ein Theater und zählt (1869) 12,828 E., welche Handel mit Korn, Obst, Wein und Eisenwaaren treiben. Die ansehnlichsten Gebäude sind die Kathedrale und die alte Burg. In der Nähe ist der seit 1846 befahrene berühmte Tunnel im Leitersberge, 670 Mt. lang, 8 Mt. breit, 7 Mt. hoch und ganz umwölbt. Von hier aus besteigt man die höchste Spitze des Bachergebirgs, die 1583 Mt. hohe Velka Kappa oder Große Kuppe.

Marc Aurel, röm. Kaiser 161—180 n. Chr., s. Antoninus.

Marceau (François Séverin Desgraviers), einer der ausgezeichnetsten Generale der Französischen Republik, geb. 1. März 1769 zu Chartres, trat 17 J. alt in das Regiment Savoyen-Carignan und nahm als Sergeant beim Ausbruche der Revolution den Abschied, um in die Nationalgarde zu treten. Nach Chartres zurückgekehrt, wurde er Chef eines Freiwilligenbataillons, mit welchem er an der Vertheidigung von Verdun theilnahm. Im April 1793 wurde er als Stabsoffizier zu den Kürassieren versetzt und in die Vendée geschickt, wo ihn der Conventsdeputirte Bourbotte verhaftete. Man setzte ihn jedoch vor der Schlacht von Saumur in Freiheit. Während des Gefechts übte er an Bourbotte edle Rache, indem er ihm sein Pferd gab und dadurch das Leben rettete. Bourbotte bewirkte dafür seine Ernennung zum Brigadegeneral. Nach dem Siege bei Autrain, 18. Nov. 1793, übertrug man ihm an Kleber's Stelle provisorisch den Oberbefehl über die beiden Armeen des Westens. M. schlug 12. Dec. 1793 die Vendéer bei Le Mans und eroberte die Stadt. Während des Kampfs hatte er ein schönes junges Mädchen, welches gegen die Republik die Waffen führte, gerettet, was seine Neider benutzten, um ihn abermals des Verraths zu beschuldigen und ihn zurückzurufen. Erst im Feldzug von 1794 erhielt er den Befehl über eine Division in der Ardennen-, dann in der Maas- und Sambre-Armee. Nachdem er 26. Juni bei Fleurus den Sieg entschieden, nahm er im Herbst Aachen, Bonn und Koblenz. Im Feldzuge von 1795 führte er die Nachhut bei dem Rückzuge auf das linke Rheinufer, 1796 befehligte er unter Moreau zwei Divisionen und blokirte Mainz und Ehrenbreitstein, mußte sich aber bei der rückgängigen Bewegung Jourdan's ebenfalls auf Limburg an der Lahn zurückziehen. Jourdan gab ihm den Auftrag, sich dem Erzherzog Karl entgegenzuwerfen, damit die franz. Armee das Défilé bei Altenkirchen passiren konnte. M. rettete dadurch das Heer. Am 20. Sept. vom General Hotze angegriffen, empfing er von einem tiroler Jäger einen tödlichen Schuß. Er starb zu Altenkirchen 23. Sept. 1796. Seine Leiche wurde zu Neuwied bestattet. M. besaß ein schönes Aeußere und einen edeln, humanen Charakter. Er hinterließ besonders zu Koblenz ein rühmliches Andenken, wo ihm, wie auch bei Altenkirchen und in Chartres, ein Denkmal gesetzt ist. Sein Neffe, Sergent-Marceau, veröffentlichte: «Notice historique sur le général M.» (Mail. 1820).

Marcello (Benedetto), berühmter Componist der spätern venet. Schule, geb. zu Venedig 24. Juli 1686, erhielt im Hause seines Vaters, eines angesehenen Nobile, eine sehr sorgfältige Erziehung, in welcher auch die Musik mit einbegriffen war. Später studirte er diese Kunst noch gründlich bei dem berühmten Gasparini. Nachdem er von seinem 25. Jahre an als Advocat gewirkt und dann verschiedene öffentliche Aemter bekleidet, war er bis 1730 Mitglied des Rathes der Vierziger und kam hierauf als Provveditore nach Pola. Das ungesunde Klima dieser Stadt bewog ihn aber 1738, wieder nach Venedig zurückzukehren, worauf er nach kurzer Zeit als Camerlengo (Schatzmeister) nach Brescia geschickt wurde, wo er 24. Juli 1739 starb. Das Werk, dem M. als Componist seine Berühmtheit verdankt, sind seine 50 Psalmen, deren Texte von Giustiniani bearbeitet wurden, und die unter dem Titel «Parafrasi sopra li primi venticinque salmi» zu Venedig in zwei Abtheilungen (zu je vier Foliobänden) 1724—27 im Druck erschienen. Componirt zum Theil für eine, zum Theil für mehrere Singstimmen mit Generalbaßbegleitung, sowie einige auch mit obligatem Violoncello

Digitized by Google

oder zwei Violen, zeichnen sie sich durch Tiefe und Wahrheit des Ausdrucks und durch Eigenthümlichkeit der Erfindung aus. Außerdem kennt man von M. Concerte und Sonaten für fünf Instrumente, Sonaten für Klavier allein, Kirchensachen, Kammer-Cantaten und Duette, Madrigalen u. s. w. Auch einige Pastoralen und musikalische Dramas hat M. componirt sowie dem Texte nach verfaßt, wie er denn überhaupt auch ein guter Dichter war. Ueberdies machte er sich durch musikalische Schriften polemischen und didaktischen Inhalts bekannt.

Marcellus ist der Name einer röm. plebejischen Familie des Claudischen Geschlechts (s. Claudius), die zu den angesehensten der Republik gehörte. Unter den aus ihr entsprossenen Männern ragt am meisten hervor Marcus Claudius M., der durch seine Thaten im zweiten Punischen Kriege sich den Namen des Schwerts, wie Fabius den des Schilds der Römer erwarb. Schon 222 v. Chr. hatte er, da er das Consulat zum ersten male bekleidete, die Niederlage der cisalpinischen Gallier durch seinen Sieg über die Insubrer entschieden und von deren Anführer Virdumarus, den er selbst erlegte, die seltenen spolia opima (s. Spolien) erbeutet. Im zweiten Punischen Kriege focht er zuerst 216 als Prätor gegen Hannibal bei Nola in Campanien. Der Erfolg, den er davontrug, war darum von größter Bedeutung, weil es überhaupt das erste mal war, daß Hannibal geschlagen, und weil der durch die Niederlage bei Cannä gebrochene Muth der Römer dadurch wieder gehoben wurde. Auch 215, wo er das zum zweiten male erhaltene Consulat wieder niederlegte, weil die Augurn ein ungünstiges Zeichen bei der Wahl wahrgenommen haben wollten, die zur Folge gehabt hätte, daß das Consulat zu gleicher Zeit zwei Plebejer bekleideten, schlug er den Hannibal von Nola zurück. Zum dritten male wurde er 214 Consul und mit dem Kriege gegen Syrakus beauftragt, das nach Hiero's II. (s. d.) und seines Enkels Hieronymus Tode unter Hippokrates und Epikydes in offenem Bunde mit Karthago stand. Des Archimedes (s. d.) Maschinen vereitelten seinen Versuch, die Stadt zu stürmen; eingeschlossen hielt sie sich bis 212, wo sie endlich von M. erobert wurde, der hierauf auch das übrige Sicilien durch seinen Sieg über Hanno und Epikydes bei Agrigent den Römern unterwarf, bis auf Agrigent selbst, das erst 210 von Marcus Valerius Lävinus eingenommen wurde. Zum vierten male 210 Consul, stand er dem Hannibal wieder gegenüber. Die Schlacht bei Numistro in Lucanien blieb unentschieden. Bei Canusium in Apulien siegte Hannibal 209 anfangs über M., verlor aber das am nächsten Tage von M. erneuerte Treffen. Seinen Untergang fand er 208, wo er zum fünften male das Consulat bekleidete. Mit seinem Collegen Titus Quinctius Crispinus gerieth er nämlich zwischen Venusia und Bantia in Apulien in einen Hinterhalt Hannibal's; jener rettete sich, starb jedoch bald darauf an den empfangenen Wunden. M. selbst fiel im Gefecht. — In den spätern Zeiten waren die Marceller eine der Hauptstützen der Nobilität, der sie seit dem 4. Jahrh. angehörten, gegen Cäsar. Marcus Claudius M., Consul 51 v. Chr., rieth 49 vergebens dazu, erst ein Heer aufzustellen, bevor der Krieg gegen Cäsar erklärt würde. Er begleitete darauf den Pompejus und floh nach der Schlacht bei Pharsalus nach Mitylene. Cäsar schonte ihn und begnadigte ihn ohne sein Verlangen 46 im Senat, wo für ihn Cicero eine Rede («Pro Marcello») hielt, die noch vorhanden ist. M. wurde auf der Rückkehr nach Italien 45 zu Athen von einem Begleiter ermordet. Sein Bruder, Gajus Claudius M., Consul 49, fiel im Bürgerkriege. — Gajus Claudius M., Sohn des Oheims der Vorigen, war 50 Consul, zog sich aber beim Ausbruche des Kriegs auf sein Landgut bei Liternum zurück und lebte auch nach Cäsar's Tode entfernt von Staatsgeschäften, bis er um 40 starb. Seine Gemahlin Octavia (s. d.), die Tochter von Cäsar's Nichte Atia und die Schwester des Octavianus Augustus, hatte ihm um 43 einen Sohn geboren, Marcus Claudius M., der an Gestalt, Geist und Gemüth seiner edeln Mutter glich, von Octavian zärtlich geliebt, adoptirt und 25 mit Julia, seiner Tochter, vermählt wurde. Als curulischer Aedil erkrankte er 23 und starb allgemein betrauert zu Bajä, nicht ohne daß der Verdacht sich erhob, er sei von Livia (s. d.) vergiftet, die durch seinen Tod für die Nachfolge ihrer Söhne habe Platz schaffen wollen. Augustus ließ ihn auf dem Marsfelde begraben, hielt ihm selbst die Leichenrede und weihte seinem Andenken im J. 11 das Theatrum Marcelli, von dem noch jetzt Reste erhalten sind.

March, slaw. Morăva, bei den Alten Marus, der Hauptfluß Mährens, welcher alle Gewässer dieses Landes sammelt und zur Donau führt, entsteht 1263 Mt. über dem Meere, unweit Altstadt, an dem Südabhange des 1417 Mt. hohen Glatzer Schneebergs, bei dem Schwalbensteine, der auf der Südseite der Spieglitzer Schneeberg heißt, und den sog. Quarklöchern, zwei Kalksteinhöhlen, fließt anfangs südsüdöstlich über Olmütz, Kremsier und Hradisch, wendet sich dann südsüdwestlich über Göding, bildet von da ab erst Mährens, dann Oester-

Digitized by Google

reichs Grenze gegen Ungarn und mündet bei Theben oberhalb Preßburg nach einem Laufe von 350 Kilom. in die Donau. Die vielfältige Veräſtelung und Zerſpaltung ihres Waſſervorraths, der die breite Thalebene mit einem Netze von Flußarmen überſponnen hat, beſchränkt die Schiffbarkeit auf den untern Lauf; dieſelbe beginnt erſt bei Göding. Der fruchtbarſte Theil ihrer Ebene iſt die Hanna, ſüdlich von Olmütz. Die bedeutendſten Nebenflüſſe ſind links die Betſchwa, die unterhalb Olmütz mündet, rechts die wichtigere, 275 Kilom. lange Thaya, welche von Rabs an, wo die mähr. und öſterr. Thaya zuſammenfließen, in ihrem Laufe von Weſten nach Oſten meiſt die Grenze von Mähren und Oeſterreich bildet, Znaim und Nikolsburg berührt und bei St.-Johann mündet, nachdem ſie unterhalb Nikolsburg die vom Mähriſchen Gebirge über Brünn fließende Schwarzawa aufgenommen hat.

Märchen, epiſche Dichtungsgattung, iſt im Unterſchied von Mythus (ſ. d.) und Sage (ſ. d.) weſentlich phantaſtiſch, eine Welt des Wunders, eine Befreiung des Menſchen aus den Schranken und Bedingungen der Naturgeſetze. Viele von dieſen M. ſind verkümmerte Ueberreſte und Nachklänge der alten Volksmythologie; viele ſind auch von alter Volksweisheit zu lehrhaften Zwecken erfunden (Lehrmärchen). Aber ſo bunt und vielgeſtaltig und von den Eigenthümlichkeiten der individuellen Volksphantaſie durchdrungen die Märchenfülle der einzelnen Völker iſt, ſo kehren doch ganz beſtimmte, feſte Grundzüge, ja zum großen Theil ſogar dieſelben Stoffe und Motive immer wieder, die nur nach Verſchiedenartigkeit der Völker und Zeiten verſchiedenartig gewandelt ſind. Der Grundſtock des Märchenſchatzes weiſt entſchieden nach dem Orient, nach Indien. Ein Theil reicht vielleicht ſogar bis in jene weit entlegene vorgeſchichtliche Vergangenheit, in welcher die indo-europ. Raſſe noch nicht getrennt war; mit den wandernden Völkern wanderten, wie die Sprachen, ſo auch die M. Der andere und größere Theil aber kam am Ausgange des Mittelalters, als durch die Kreuzzüge und die mächtigen Handelsverbindungen Abendland und Morgenland einander berührten, in das erſtere, durch mündliche Ueberlieferung ſchnell von Volk zu Volk ſich verbreitend. Was für die mündliche Ueberlieferung nur combinatoriſch ausgeſprochen werden kann, das iſt für die Märchenliteratur feſt bewieſene geſchichtliche Thatſache. Die bekannteſte Märchenſammlung im Sanskrit iſt das «Pantſchatantra» (Pentateuch, Pentamerone, fünf Bücher); aus dieſen und aus andern Quellen entſtand die «Hitopadesa» (heilſamer Rath). Die Abfaſſung der Pantſchatantra muß zum mindeſten in die erſte Hälfte des 6. Jahrh. n. Chr. fallen; um 570 wurde ſie in das Perſiſche überſetzt, dann in das Arabiſche, Griechiſche, Hebräiſche, Lateiniſche, zuletzt in das Italieniſche, Spaniſche, Franzöſiſche und in faſt alle andern europ. Sprachen. Die erſte Einwirkung ſehen wir bereits in den «Gesta Romanorum» und Straparola's «Tredeci piacevoli notti» (1550) und in G. Baſile's «Pentamerone» (1637). In Frankreich gehen Charles Perrault's «Contes de ma mère l'Oye» (1697) wieder auf die volksthümliche mündliche Ueberlieferung zurück. Im J. 1704 erſchien Galland's Ueberſetzung der «Tauſendundeine Nacht» und 1812 Grimm's «Kinder- und Hausmärchen»; nach dem Muſter dieſes claſſiſchen Buchs folgten dann Märchenſammlungen faſt aller europ. Völkerſchaften. Die naive Schlichtheit und Gläubigkeit des Volkstons iſt für das Weſen des M. unverbrüchlich. Moderniſirungen wie bei Muſäus ſind ſtörend und geſchmacklos. Freie Erfindungen wie bei Tieck, Fouqué und Novalis gelingen nur ſelten, weil ihnen die Friſche und Fülle der Volksphantaſie fehlt.

Marchese, ſ. Marquis.

Marchesi (Pompeo, Cavaliere), ital. Bildhauer, geb. 7. Aug. 1789 zu Saltrio bei Mailand, erhielt erſt zu Mailand, dann zu Rom ſeine künſtleriſche Ausbildung. Ein glänzendes Talent, die Unterweiſung Canova's, Studium der Natur und der Alten ließen ihn bald zu einem ſehr glücklichen Reſultat und zur Berühmtheit gelangen. Er mäßigte in ſeinen gelungenen Schöpfungen die Weichlichkeit Canova's, wogegen manche ſeiner Werke bei aller Claſſicität und techniſchen Vollendung trocken und nüchtern ausfielen. M. bildete die Basreliefs zum Simplonbogen, eine Terpſichore und eine ſehr ſchöne Venus Urania, ſowie eine koloſſale Statue des heil. Ambroſius. Ferner fertigte er eine große Anzahl von Statuen und Büſten, darunter die koloſſale Bildſäule des Königs Karl Emanuel, aufgeſtellt zu Novara; die des Phyſikers Volta, welche in Como ſteht; die des berühmten Rechtsgelehrten Marcheſe Beccaria und des Componiſten Bellini; die Büſte des Profeſſors Zuccala im Athenäum zu Bergamo und ein Denkmal für die Malibran. Auf Beſtellung dreier frankfurter Bürger fertigte er auch eine ſitzende Statue Goethe's in halbantiker Gewandung in Marmor, die in der Stadtbibliothek zu Frankfurt aufgeſtellt ward. Auch den Kaiſer Franz I. bildete M. zweimal: zuerſt mit Manfredoni für die Landſtände von Steiermark (das 13 Mt. hohe Standbild iſt in Gratz

Digitized by Google

aufgestellt), dann für die kaiserl. Hofburg in Wien. Die Marmorstatue, die er von Philibert Amadeus von Savoyen für den König von Sardinien arbeitete, erhielt in hohem Maße den Beifall des Bestellers. Für die Verzierung der Façade des mailänder Castells lieferte M. 12 Feldherrnbüsten in Terracotta. Eine Menge von Büsten und Genregruppen gingen nebenbei fortwährend aus seinem Atelier hervor. Daneben beschäftigte ihn jahrelang sein Hauptwerk, eine kolossale Marmorgruppe von neun überlebensgroßen Figuren, die er unter der Bezeichnung «Die gute Mutter» oder «Die Feier des Charfreitags» schuf und die, ein Geschenk des Kaisers Ferdinand an Mailand, 1852 in der Kirche San-Carlos aufgerichtet wurde. Sie stellt eine Mater dolorosa mit dem Leichnam Christi im Schose dar, zu der eine Gruppe aus der glaubenden, liebenden und hoffenden Menschheit verehrend herantritt. M. starb als Professor an der Akademie der Künste zu Mailand 7. Febr. 1858.

Marchfeld heißt die zum Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens gehörige Ebene, welche sich, Wien gegenüber, in der Ecke zwischen der Donau und untern March ausbreitet, und zwar an dem linken Ufer der erstern von den Bisambergen unweit Korneuburg ostwärts bis zur Mündung der letztern 60 Kilom., nordwärts etwa 20 Kilom. weit bis gegen Bockfließ. Sie ist ein weites, offenes, kahles Blachfeld, ohne Hügel, nur von spärlichen Ortschaften belebt, periodisch von den Fluten der durch die Donauschwellen aufgestauten March bedeckt. In neuester Zeit sind große Pläne zur Bewässerung des M. in Angriff genommen worden. Geschichtlich denkwürdig ist das M. durch zwei nach demselben benannte Schlachten. Am 13. Juli 1260 schlug hier, bei dem Dorfe Kroissenbrunn, 10 Kilom. nordwestlich von der Marchmündung, König Ottokar von Böhmen den König Bela IV. von Ungarn und eroberte die Steiermark, die seitdem bei Deutschland blieb. In der zweiten Marchfeldschlacht vom 26. Aug. 1278, die jedoch nicht eigentlich in der Ebene selbst, sondern bei dem Marktflecken Stillfried an der March, 40 Kilom. nördlich von deren Mündung, geliefert wurde, fiel derselbe Ottokar (s. d.) gegen Rudolf von Habsburg, der mit diesem Tage die Macht seines Hauses gründete. Auch liegen auf dem M., näher Wien gegenüber, die Schlachtfelder von Aspern (s. d.) und Wagram (s. d.).

Marcion, der Stifter der Marcioniten, einer gnostischen Partei von vorherrschend ascetisch-praktischer Richtung, war der Sohn eines Bischofs von Sinope in Pontus. Wegen seiner häretischen Ansichten von seinem Vater excommunicirt, ging er 144 nach Rom, schloß sich hier an den syr. Gnostiker Cerdon an und bildete ein der jüdisch-sinnlichen Auffassung des Christenthums schroff entgegenstehendes System aus. Das Evangelium von Christus, meinte er, bestehe nur in freier Liebe zum Guten; der Mosaismus mit den sinnlichen Motiven des Lohns und der Strafe habe nur Legalität, das Heidenthum aber nur Böses erzeugen können. Zur Erklärung dieser Verschiedenheit zwischen der vorchristl. und der christl. Zeit nahm M. zwei Principien an: den höchsten guten Gott und den gerechten Weltschöpfer (Demiurg), welcher aus der Materie (Hyle) die Welt geschaffen habe. Unter dem Einflusse des Demiurgen stand die vorchristl. Zeit. Das jüd. Volk wählte er sich zum Eigenthume aus, gab ihm das Gesetz, strafte aber die Menschen nach seiner strengen Gerechtigkeit mit Verdammung. Da erbarmte sich der höchste gute Gott der Menschheit und sandte seinen Sohn, Christus, auf die Erde, um die Juden und Heiden zu erretten und zu erlösen. Mit einem Scheinkörper angethan, trat Christus plötzlich in Kapernaum auf, verkündigte zuerst den bis dahin unbekannten höchsten guten Gott, fand aber Widerstand bei dem Demiurgen, der auch die Kreuzigung Jesu veranlaßte, die jedoch, wie dessen Tod und Auferstehung, nur Schein war. Der Glaube an Christus und ein heiliges Leben aus freier Liebe sollten den Menschen ein seliges Leben bereiten, die Ungläubigen und Gottlosen aber der gerechten Strenge des Demiurgen überlassen bleiben. Zur christl. Vollkommenheit erforderte M. ein streng ascetisches Leben mit Fasten und Enthaltung von der Ehe. Seine Anhänger theilten sich in Gläubige und Katechumenen. Nach seinen Ansichten vom Judenthume mußte er nothwendig das Alte Testament verwerfen. Als heilige Schriften nahm er nur 10 Paulinische Briefe (mit Ausschluß der Briefe an Titus und Timotheus) und das Evangelium des Lukas an, alle diese Schriften jedoch in einer, wie er meinte, von eingedrungenen Verfälschungen gereinigten Gestalt. Uebrigens ist seine Sammlung die erste Zusammenstellung neutestamentlicher Schriften, von welcher wir Kunde haben. Vgl. Volckmar, «Das Evangelium M.'s» (Lpz. 1852). M. selbst suchte in seiner Schrift «Antitheses» die Verschiedenheit zwischen dem Alten und Neuen Testament zu begründen. Seine Anhänger verbreiteten sich in Syrien, Aegypten, Palästina u. s. w. und bestanden als kirchlich geordnete Partei unter mancherlei Spaltungen trotz strenger Gesetze bis ins 6. Jahrh. Schon frühzeitig war die Lehre M.'s zum absoluten Dualismus geschärft worden. Andere nahmen drei oder auch vier Principien an.

Digitized by Google

Marco Polo, s. Polo (Marco).

Marcus (Evangelist), s. Markus.

Marder (Mustēla) ist der Name einer Gattung von Säugethieren, welche den Typus einer großen Familie der fleischfressenden Zehengänger bildet und nur auf animalische Nahrung angewiesen ist. Seine Körpergestalt ist langgestreckt, die Schnauze spitz, die Zehen sind frei mit kurzen Krallen, die Sohlen behaart und der Schwanz ist buschig. Am After finden sich Drüsensäcke, die eine stinkende Flüssigkeit absondern. Der Edelmarder oder Baummarder (M. Martes) ist über den ganzen Norden von Europa, Asien und Amerika verbreitet, von glänzend kastanienbrauner Farbe, an Kehle und Unterhals gelb und auf den Sohlen behaart. Er wird ohne den Schwanz, der über die Hälfte der Körperlänge beträgt, 40—50 Ctmt. lang, lebt in Wäldern, wo er hohle Bäume und Felsspalten bewohnt, ist schnell, gewandt, schlau, vorsichtig und grausam und fügt den jagdbaren Thieren großen Schaden zu, weshalb sowie auch wegen seines sehr geschätzten dichten und weichen Pelzes er viel verfolgt wird, sodaß er jetzt in Deutschland ziemlich selten ist. Aus Nordamerika kommen jährlich gegen 100,000 Marderfelle in den Handel; die schönsten von diesen Fellen sind sehr fein und fast ganz schwarz. Der Hausmarder oder Steinmarder (M. Foina) unterscheidet sich von dem erstern durch weiße Kehle und Unterhals, nackte Sohlen und etwas geringere Größe. Derselbe lebt in ganz Europa bis an den Ural verbreitet, fehlt aber in Nordamerika. Er hält sich in der Nähe von Wohnungen auf und bricht mit ebenso viel List als Wildheit in Hühner- und Taubenhäuser ein. Sein Pelz ist nur von geringem Werthe. Man fängt die M. durch aufgestellte Marderfallen und Tellereisen; am leichtesten aber tödtet man sie, indem man ihnen Eier hinlegt, in welche man ein wenig Strychnin durch ein kleines, in die Mitte des Eies gebohrtes Loch gesteckt hat. Von dem Pekan oder Canadischen M. (M. Canadensis), der über ganz Nordamerika verbreitet ist, werden die Pelze gleichfalls in Menge nach Europa gebracht. Das Frett oder Frettchen, Hermelin, Iltis und die Wiesel gehören ähnlichen Gattungen an, die oben nur zwei, unten drei Lückenzähne besitzen, während die echten M. oben und unten einen Lückenzahn mehr haben. Der Zobel (M. zibellina) ist ebenfalls ein echter M.

Maremmen heißen die ungesunden Sumpfgegenden Italiens, die sich an der Meeresküste hin vom Ausflusse des Cecina bis gegen Orbetello in einer Länge von 150 Kilom. oft 11—30 Kilom. breit ins Land hinein erstrecken. Ihr für die Gesundheit, namentlich durch die Malaria (s. d.), höchst nachtheiliger Einfluß scheint in den hier zahlreich hervorströmenden schwefelhaltigen Quellen sowie überhaupt in den aus einem von Schwefel und Alaun übersättigten Boden im Sommer hervordringenden starken Ausdünstungen seinen Grund zu haben. Ehemals waren diese Gegenden fruchtbar, gesund und bewohnt. Die 2600 QKilom. großen Sümpfe, deren ungesundeste Strecken die von Campiglia und Piombino, Scarlino, die Ebene zwischen Castiglione della Pescaja und Grosseto und das Thal der Albegna bei Orbetello waren, werden bereits seit 1828 mit Erfolg bonificirt, und zwar durch das System der Colmaten, welches darin besteht, daß man trübe Berggewässer darüber leitet und den Abfluß absperrt, bis sich die anschlemmenden Substanzen abgesetzt haben und klares Wasser abfließt. Verschieden von den M. sind die Campagna di Roma (s. d.) und die Pontinischen Sümpfe (s. d.).

Marengo, Flecken in der ital. Provinz Alessandria, zwischen Alessandria und Tortona, an der Bormida in sumpfiger Gegend, berühmt durch die Schlacht, in welcher der Consul Bonaparte 14. Juni 1800 den österr. General Melas besiegte. Letzterer hatte das Küstenland von Genua und Genua selbst (4. Juni) erobert, während Bonaparte mit Reservearmee 2. Juni Mailand besetzte und gegen den Po vordrang. Melas stand bei Nizza und beschloß, sein Heer zu versammeln und im Pothale eine Schlacht zu liefern. Er schickte den Feldmarschalllieutenant Ott an den Po vor, der jedoch nach einem harten Gefechte bei Casteggio auf die Bormida zurückgeworfen wurde. Melas hatte bei Alessandria 23,000 Mann Infanterie, 7500 Reiter und 60 Kanonen vereinigt; Bonaparte, welcher über 33,000 Mann (davon nur 3700 Reiter) verfügte, glaubte indessen, sein Gegner wolle ins Genuesische entweichen, und ließ 13. Juni Desaix, der aus Aegypten am 11. eintraf, mit 5000 Mann auf der Straße nach Novi vorrücken. Am 14. jedoch, bei Anbruch des Tags, überschritt die österr. Armee die Bormida, griff gegen 8 Uhr Victor in der Stellung bei M. an und trieb dessen Corps in größter Unordnung bis hinter San-Giuliano zurück. Gegen 9 Uhr erhielt Melas die Nachricht, daß sich franz. Plänkler (Suchet) hinter seinem Rücken zeigten. Gegen diese entsendete er den größten Theil seiner Cavalerie, die ihm dann später im entscheidenden Augenblicke fehlte. Gegen 10 Uhr erschien Bonaparte mit der Division Monnier auf dem Schlachtfelde und fand Lannes ebenfalls

Digitized by Google

hart bedrängt. Er unterstützte denselben mit einigen Brigaden und stellte hinter dessen rechtem Flügel die Consulargarde auf. Indeß drangen die Oesterreicher hartnäckig vor und durchbrachen gegen 1 Uhr das franz. Centrum; auch die Grenadiere der Garde wurden von vier Escadrons Husaren zersprengt, und am Nachmittag war die ganze Gegend mit flüchtigen und verwundeten Franzosen bedeckt; die Schlacht schien verloren. Melas, der sich des Siegs gewiß hielt, verließ am Nachmittag das Schlachtfeld, um den Sieg nach Wien zu berichten, und übertrug die Verfolgung des Feindes dem Generalstabschef Zach; doch fehlte es an Cavalerie, um dieselbe mit Nachdruck zu betreiben. Gegen 3 Uhr nachmittags erschien endlich Desaix, und Bonaparte faßte wieder Hoffnung auf Sieg. Desaix drang an der Spitze seiner Colonne vor, wurde aber sogleich tödlich verwundet, und seine Truppen mußten mit starkem Verluste der feindlichen Uebermacht weichen. Da entschied Kellermann, der mit einer schwachen Dragonerbrigade hinter Weingärten sich verdeckt hielt, das Schicksal der Schlacht durch einen kühnen Angriff. Er brach hervor, zersprengte die vorderste Grenadiercolonne und nahm 2000 Mann mit dem General Zach selbst gefangen. Dann warf er eine Dragonerbrigade, welche auf der Flucht zum Theil ihre eigene Infanterie niederritt. Bonaparte ließ nun die ganze Linie vorrücken und überwältigte die getrennten Colonnen einzeln. Der Rückzug der Oesterreicher artete bald in eine wilde Flucht hinter die Bormida unter die Mauern von Alessandria aus. Fast sämmtliche Geschütze fielen in die Hände des Siegers. Die Oesterreicher verloren 6400 Mann, die Franzosen 7000 Mann an Todten und Verwundeten. Am folgenden Tage unterzeichnete Melas den Waffenstillstand von Alessandria, der den Feldzug endete und die Franzosen zu Herren von Oberitalien machte. Bonaparte wollte nicht eingestehen, daß er vor Desaix' Ankunft vollständig geschlagen war und gab daher später einen stark gefälschten Schlachtbericht. Doch ehrte er Desaix' Andenken; Kellermann's Verdienst wurde dagegen nicht vollkommen anerkannt.

Maret (Hugues Bernard), Herzog von Bassano, franz. Staatsmann, geb. 1. März 1763 zu Dijon, Sohn eines Arztes, widmete sich der advocatorischen Laufbahn und ging 1785 nach Paris. Beim Ausbruche der Revolution gab er ein «Bulletin» über die Sitzungen der Nationalversammlung heraus, das er später mit dem «Moniteur» vereinigte. Später half M. den Club der Feuillants stiften und nach dem 10. Aug. 1792 trat er unter Lebrun als Divisionschef ins Ministerium des Auswärtigen. Gegen Ende des Jahres wurde er als Botschafter nach London geschickt, mußte jedoch im Febr. 1793, gänzlich abgewiesen, zurückkehren. Hierauf übertrug man ihm eine Sendung nach Neapel. Auf der Reise dahin verhafteten ihn jedoch die Oesterreicher und führten ihn nach Mantua, dann nach Kufstein. Erst im Juni 1795 erhielt er bei der Auslieferung der Tochter Ludwig's XVI. seine Freiheit zurück und gelangte 1796 in den Rath der Fünfhundert. Das Directorium bediente sich seiner in den Friedensverhandlungen zu Lille; allein die Katastrophe des 18. Fructidor schob ihn völlig beiseite. Nach der Revolution vom 18. Brumaire, die er mit seiner Feder unterstützte, erhob ihn Bonaparte zum Generalsecretär der Consuln, welches Amt für ihn später in ein förmliches Staatssecretariat verwandelt wurde. In dieser Stellung erwarb er sich das Vertrauen Napoleon's und begleitete denselben auf allen Feldzügen und Congressen. Er erhielt 1811 den Titel eines Herzogs von Bassano. Nach dem Rückzuge aus Rußland übernahm er das Kriegsministerium und forderte vom Senate die Herstellung einer neuen Armee von 350,000 Mann. Von der öffentlichen Meinung heftig verfolgt, mußte er jedoch das Ministerium abtreten. Während der Hundert Tage übernahm er wieder das Staatssecretariat. Nach der Schlacht von Waterloo aus Frankreich verbannt, flüchtete er in die Schweiz, wo ihn das österr. Cabinet verhaften ließ. Nachdem er erst zu Linz, dann zu Gratz gelebt, erhielt er 1819 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich. Nach der Julirevolution erhob ihn die Dynastie Orléans zum Pair, und 10. Nov. 1835 übernahm er das Ministerium des Innern mit der Präsidentschaft. Weil jedoch der Hof die allgemeine Amnestie verweigerte, legte er schon nach drei Tagen seine Verwaltung nieder. Seitdem lebte er von den Geschäften entfernt und starb zu Paris 13. Mai 1839. Frau de Sor veröffentlichte: «Le Duc de Bassano; souvenirs intimes de la révolution et de l'empire» (2 Bde., Par. 1843). — Von seinen Söhnen betrat der ältere, Napoleon Joseph Hugues M., Herzog von Bassano, geb. 3. Juli 1803 zu Paris, die diplomatische Laufbahn und wurde von Ludwig Napoleon 1849 zum Gesandten in Karlsruhe, 1851 am Hofe zu Brüssel ernannt. Ende 1852 wurde er Senator und Oberkammerherr des Kaisers. — Sein jüngerer Bruder, Prinz Eugen von Bassano, hat einiges über Algier geschrieben.

Marezoll (Gust. Ludw. Theod.), verdienter Rechtslehrer, geb. zu Göttingen 13. Febr. 1794, studirte seit 1811 zu Jena und dann unter Hugo zu Göttingen, wo ihm für seine Ab-

Digitized by Google

handlung «De institutionum ordine» (Gött. 1815) der Preis und bald darauf die juriſt. Doctorwürde zutheil wurde. Hierauf begann er in Jena Vorleſungen über das röm. Recht und folgte 1817 dem Rufe als außerord. Profeſſor nach Gießen, wo er 1818 zum ord. Profeſſor und 1826 zugleich zum Wirkl. Oberappellationsrath befördert wurde. Seine Vorleſungen wie ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit waren vorzugsweiſe dem röm. Recht zugewandt, doch widmete er ſich auch mit Erfolg dem Strafrecht und der Rechtsphiloſophie. Im J. 1837 folgte M. einem Rufe nach Leipzig, wo er beſonders in den Fächern des Civil- und Strafrechts thätig war, bis er ſich aus Geſundheitsrückſichten 1864 in Ruheſtand verſetzen ließ. Er ſtarb in Leipzig 25. Febr. 1873. Von M.'s Schriften, in denen eine gründliche Durchdringung des Gegenſtandes, Scharfſinn und Objectivität ſich als charakteriſtiſche Eigenſchaften offenbaren, ſind zu erwähnen: «Lehrbuch des Naturrechts» (Gieß. 1818), in welchem er zwiſchen Hugo und Kant zu vermitteln ſuchte; «Ueber die bürgerliche Ehre, ihre gänzliche Aufhebung und theilweiſe Schmälerung» (Gieß. 1824), «Lehrbuch der Inſtitutionen» (Lpz. 1839; 10. Aufl. von Schirmer, 1875), «Das gemeine deutſche Criminalrecht» (3. Aufl., Lpz. 1856). — Johann Gottlob M., namhafter Kanzelredner, Vater des Vorigen, geb. zu Plauen im ſächſ. Vogtlande 25. Dec. 1761, ſtudirte 1779—83 zu Leipzig Theologie und wurde, nachdem er durch die Schrift «Das Chriſtenthum ohne Geſchichte und Einkleidung» (Lpz. 1787) und durch das «Andachtsbuch für das weibliche Geſchlecht» (2 Bde., Lpz. 1788—89) ſich bekannt gemacht, nach Göttingen als Univerſitätsprediger berufen. Im J. 1794 wurde er Hauptpaſtor an der deutſchen Petrikirche zu Kopenhagen und 1803 Superintendent zu Jena, wo er 15. Jan. 1828 ſtarb. M. hat eine Reihe von Predigtſammlungen veröffentlicht.

Margarethe, Beherrſcherin von Norwegen, Dänemark und Schweden, geb. 1353, war eine Tochter des Königs Waldemar IV. Atterdag von Dänemark. Bei Gelegenheit einer Friedensverhandlung vermählte ihr Vater die kaum elfjährige Prinzeſſin mit dem König Hakon VIII. von Norwegen (geb. 1339, geſt. 1. Mai 1380), und die Hochzeit ward zu Kopenhagen 9. April 1363 feierlich begangen, jedoch mit Rückſicht auf die Jugend der Braut erſt drei Jahre nachher vollzogen. Aus dieſer Ehe entſprang ein einziger Sohn, Olaf (geb. um Weihnachten 1370, geſt. 3. Aug. 1387), welcher bereits 1375 ſeinem Großvater Waldemar in Dänemark und 1380 ſeinem Vater Hakon in Norwegen folgte. Für den unmündigen Knaben führte M. als Vormünderin die Regierung mit Kraft und Geſchick, und ſo wurde ſie nach Olaf's Tode ſofort zur «Frau, Fürſtin und ſelbſtregierenden Vormünderin des Reiches Dänemark» erwählt und empfing als ſolche die Huldigung (Aug. bis Oct. 1387). Das Gleiche geſchah in Norwegen (2. Febr. 1388), und bald darauf gewann ſie auch Schweden. Der König Albrecht (von Mecklenburg), welcher ſeit 1363 dort herrſchte, hatte ſich mit einer mächtigen Adelspartei verunreinigt, welche M. zu Hülfe rief und ihr verſprach, ſie als ſelbſtregierende Fürſtin und Frau des Reiches Schweden anzuerkennen (22. März 1388). Am 24. Febr. 1389 ward nun König Albrecht bei Falköping beſiegt und gefangen und ganz Schweden unterworfen. Nur die Stadt Stockholm widerſtand bis ins ſiebente Jahr der dän. Belagerung und wurde dabei von Mecklenburg aus mit Zufuhr von Lebensmitteln unterſtützt. Erſt 17. Juni 1395 kam ein Vergleich zu Stande, demgemäß König Albrecht und deſſen Sohn Erich in Freiheit geſetzt und dieſen die Wahl gelaſſen wurde, binnen drei Jahren entweder in die Gefangenſchaft zurückzukehren oder 60,000 Mark Silber an Löſegeld zu zahlen oder Stockholm zu übergeben. Die Bürgſchaft für dieſen Vergleich übernahm die deutſche Hanſa (8. Sept.), welche dann Beſatzung nach Stockholm legte und nach Ablauf der geſetzten Friſt die Stadt 29. Sept. 1398 an M. übergab. Schon vorher hatte M. durchgeſetzt, daß man in allen drei Reichen den Enkel ihrer Schweſter Ingeburg, Erich von Pommern (geb. 1382), zum König wählte, und ſie ließ dieſen feierlich als ſolchen zu Kalmar in Schweden 17. Juni 1397 krönen. Doch begnügte ſie ſich nicht damit, ſondern wollte eine dauernde Vereinigung ſtiften. Am Namenstage M.'s, 20. Juli 1397, ward zu Kalmar, unter Mitwirkung von Reichsräthen aus Dänemark, Schweden und Norwegen, die ſog. Kalmariſche Union (ſ. d.) abgeſchloſſen, die freilich keinen Beſtand hatte. (S. Dänemark.) Nachdem König Erich mündig geworden, übernahm er ſelbſt die Regierung; doch behielt M. den größten Einfluß. Noch bei Lebzeiten Olaf's, im Aug. 1386, hatte ſie mit den Grafen von Holſtein Frieden geſchloſſen und denſelben Schleswig als dän. Fahnenlehn überlaſſen. Jetzt ſuchten M. und Erich wieder in Schleswig feſten Fuß zu faſſen. Mitten in dieſen Beſtrebungen ſtarb M. auf ihrem Schiffe im flensburger Hafen 28. Oct. 1412, und ihr Nachfolger Erich begann darauf einen Krieg, welcher mit ſeiner eigenen Entthronung und dem definitiven Verluſt Schleswigs endigte. (S. Schleswig-Holſtein.)

Digitized by Google

Margarethe von Anjou, die Gemahlin König Heinrich's VI. von England, eine Tochter des Renatus von Anjou, Titularkönigs von Sicilien, und der Isabella von Lothringen, gehörte, von einem Bruder Karl's V. von Frankreich abstammend, dem Geschlecht der Valois an und wurde 1425 geboren. Sie besaß kühnen Geist und seltene Schönheit und verheirathete sich 1445 mit dem geistesschwachen Heinrich VI., über den sie bald unumschränkte Herrschaft erlangte. Die Feinde des Herzogs von Gloucester, der als Oheim des Königs die Regentschaft führte, hatten die Ehe herbeigeführt und bewirkten mit ihrer Hülfe dessen Sturz, vielleicht auch dessen Tod im Febr. 1447. Nach einer geheimen Bedingung des Ehecontracts erhielt der Oheim M.'s, Karl von Anjou, Maine und Anjou zurück, und dies erleichterte den Franzosen zwei Jahre später besonders die Wiedereroberung der Normandie. Unwillig hierüber, klagte das Haus der Gemeinen den Herzog von Suffolk, den Unterhändler und Lieblingsminister der Königin, des Hochverraths an. Suffolk wurde zwar verbannt, aber an seine Stelle trat der Herzog von Somerset, der Vertraute und Liebhaber der Königin, wodurch sich das Volk noch heftiger verletzt fühlte. Unter diesen Umständen erneute das Haus York seinen Anspruch auf den Thron, und es kam zum Krieg der Weißen mit der Rothen Rose (s. d.), in welchem M. für ihren Gemahl handelte und große Energie entwickelte. Auf ihren Betrieb entkleidete der König im Jan. 1455 den Herzog von York des usurpirten Protectorats, und auch nach dem Treffen von St.-Albans wußte sie im Febr. 1456 das Parlament zur Einsetzung Heinrich's VI. in seine volle Würde zu bewegen. Nach der Niederlage von Northampton (10. Juli 1460) floh sie mit ihrem jungen Sohne, Eduard, nach Schottland, kehrte aber, als das Parlament im Oct. 1460 den Herzog von York zum Thronfolger erklärte, zurück und brachte schnell 20,000 Mann zusammen, mit welchen sie 31. Dec. 1460 bei Wakefield den Herzog besiegte, der das Leben verlor. Auch überwand sie im Febr. 1461 den Grafen von Warwick bei St.-Albans, wodurch der in Gefangenschaft befindliche König die Freiheit erhielt. Trotzdem gelang es dem ältesten Sohne York's, Eduard IV. (s. d.), sich zum König ausrufen zu lassen, und die Königin sah sich genöthigt, an die schott. Grenze zurückzuweichen. Doch bald hatte sie wieder ein Heer von 60,000 Mann gesammelt, dem sie die größten Ausschweifungen erlaubte, das aber 29. Mai 1461 in der furchtbaren Schlacht von Towton vernichtet wurde. Hierauf wendete sie sich mit ihrer Familie nach Schottland und ging von hier, nachdem das Parlament die Acht über das Haus Lancaster ausgesprochen, zu Ludwig XI. nach Frankreich, der ihr unter der Bedingung der Auslieferung von Calais 2000 Soldaten bewilligte. Mit dieser, durch engl. Flüchtlinge verstärkten Macht drang sie aus Schottland in Northumberland ein, eroberte mehrere Schlösser, unterlag aber vollständig in der Schlacht bei Hexham, 15. Mai 1463. Sie floh nun mit ihrem Sohne in einen Wald, wo sie in die Hände von Räubern fiel. Bei dem Streite über die Theilung ihrer Kostbarkeiten gelang es ihr, sich durch die Flucht zu retten, aber nur, um in die Gewalt eines andern Räubers zu gerathen. Angeblich entdeckte sie sich demselben und fand durch ihn Gelegenheit, mit ihrem Sohne nach Lothringen zu entkommen, wo sie mehrere Jahre bei ihrem Vater zu Nancy lebte. An der Empörung Warwick's und des Herzogs von Clarence, wodurch Heinrich VI. 1470 für kurze Zeit wieder auf den Thron gelangte, nahm sie anfangs keinen Theil. Erst am Tage der Schlacht bei Barnet, 14. April 1471, in welcher Eduard IV. die Krone wieder eroberte, landete sie in Begleitung ihres 18jährigen Sohnes bei Weymouth in der Grafschaft Dorset mit einem Corps Franzosen. Obschon ihre Sache mit dem Tode und der Niederlage Warwick's verloren schien, drang sie doch entschlossen in die Grafschaft Gloucester ein. Am 4. Mai 1471 wurde sie aber in dem mörderischen Gefechte bei Tewkesbury mit ihrem Anhange von Eduard IV. völlig geschlagen und nebst ihrem Sohne gefangen genommen. Man brachte den Prinzen vor den König, der ihn einer kühnen Antwort wegen ins Gesicht schlug, auf welches Zeichen die Herzoge von Clarence und Gloucester den Prinzen sofort niederhieben. Gleich ihrem Gemahl, dessen man sich durch Mord entledigte, wurde auch M. in den Tower gesetzt. Hier blieb sie vier Jahre, bis Ludwig XI. von Frankreich zufolge des Vertrags von Pecquigny mit 50,000 Kronen sie auslöste. Sie kehrte nun nach Frankreich zurück, wo sie 25. Aug. 1482 starb. Diese muthige und bedeutende Frau ist vorzüglich durch Shakspeare's Dramen zu allgemeiner Kenntniß gebracht.

Margarethe von Frankreich oder **von Valois**, die Tochter Heinrich's II. und der Katharina von Medici, wurde 14. Mai 1553 zu St.-Germain-en-Laye geboren. Durch Geist und Schönheit ausgezeichnet, mußte sie sich 18. Aug. 1572 mit dem König von Navarra, dem spätern Heinrich IV. von Frankreich, verheirathen. Die mit großer Pracht vollzogene Vermählung war der Vorläufer der Bartholomäusnacht (s. d.) oder Pariser Bluthochzeit. Die

Digitized by Google

junge Fürstin liebte ihren Gemahl nicht und hatte ihr Herz schon früher dem Herzog von Guise geweiht. Als Heinrich von Navarra vom Hofe entfloh, wurde sie noch lange daselbst zurückgehalten und ihrem Gemahl erst 1578 von der Mutter nach Pau zugeführt. Ihrer Zügellosigkeit wegen verunreinigte sie sich bald mit demselben, verließ ihn und nahm, vom Hofe zu Paris verstoßen, die ihr als Heirathsgut zugedachte Landschaft Agénois in Besitz, welche ihr jedoch der Marschall Matignon entreißen mußte. Hierauf wendete sie sich in die Auvergne, wo sie Jugend und Schönheit in den unwürdigsten Abenteuern begrub. Nach der Thronbesteigung ihres Gemahls, Heinrich's IV., wurde die kinderlose Ehe durch Clemens VIII. 1599 geschieden. Im J. 1606 ging sie nach Paris und fand bei Hofe einen sehr freundlichen Empfang. Sie baute sich im Faubourg St.-Germain ein großes Schloß mit weitläufigen Gärten längs der Seine, wo sie im Umgange mit Gelehrten und Schriftstellern lebte. Sie starb, als letzter Sprößling der Valois, 27. März 1615 und hinterließ ungeheuere Schulden. Ihr Herz wurde im Kloster der Filles du Sacré-Cœur niedergelegt, das sie gestiftet hatte; sie selbst wurde in St.-Denis bestattet. Man hat von ihr interessante «Mémoires» (Par. 1628 u. öfter; deutsch von Fr. von Schlegel, Lpz. 1803); eine Sammlung ihrer Briefe besorgte Guessard (Par. 1842). Vgl. Mongez, «Histoire de la reine Marguerite de Valois» (Par. 1777).

Margarethe von Oesterreich, Statthalterin der Niederlande, Tochter Kaiser Maximilian's I., geb. 10. Jan. 1480 zu Gent, kam 1482 nach dem Tode ihrer Mutter, Maria, der Tochter des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, an den Hof Ludwig's XI., um dort erzogen zu werden, weil sie dem Dauphin, dem nachherigen König Karl VIII., zur Gemahlin bestimmt war. Nachdem jedoch dieser sich 1491 mit Anna, der Erbin von Bretagne, vermählt hatte und deshalb der Kaiser Maximilian mit ihm in Krieg gerathen war, kehrte sie, zufolge der Bestimmungen des Friedens zwischen beiden, 1493 an den Hof ihres Vaters zurück und verlobte sich 1496 mit dem Infanten von Spanien, Johann, Prinzen von Asturien. Auf der Fahrt nach Spanien hatte das Schiff, welches sie trug, einen heftigen Sturm auszuhalten, der dasselbe mit dem Untergange bedrohte. Damals fertigte sich die Prinzessin folgende Grabschrift: «Cy gist Margot, la gente damoiselle, qu'eut deux maris et si mourut pucelle». Noch in demselben Jahre wurde sie Witwe, worauf sie sich 1501 mit dem Herzog Philibert II. von Savoyen vermählte, der aber ebenfalls schon 1504 verstarb. Nach Philipp's des Schönen Tode ernannte sie ihr Vater zur Statthalterin in den Niederlanden, eine Würde, die sie zur allgemeinsten Zufriedenheit der Niederländer bekleidete. Sie starb 1. Dec. 1530 zu Mecheln, wo ihr 1850 ein Denkmal errichtet ward. Ihre Reden, Gedichte und Witzspiele nebst ihren «Discours de sa vie et de ses infortunes» gab Jean Lemaire in der «Couronne Margaritique» (1549) heraus; ihre Correspondenz mit dem Kaiser Maximilian Ghislain (2 Bde., Par. 1820), ferner Leglay (2 Bde., Par. 1839) und van den Bergh (2 Bde., Leid. 1845—47).

Margarethe von Parma, Statthalterin der Niederlande 1559—67, geb. 1522, war eine natürliche Tochter Kaiser Karl's V. und der Johanna van der Gheenst. Nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Alessandro von Medici, vermählte sie sich 1538 mit Octavio Farnese, dem Herzog von Parma und Piacenza. (S. Farnese.) Als Statthalterin der Niederlande bewies sie nebst Granvella (s. d.), der ihr zur Seite stand, große Umsicht. Doch schickte ihr Philipp II., weil sie angeblich bei der Bewältigung des Aufstandes zu nachsichtig verfuhr, den Herzog von Alba (s. d.). Da derselbe bei seiner Ankunft, im Aug. 1567, mit Vollmachten auftrat, die ihre Würde zu einem bloßen Titel machten, so legte sie dieselbe bald nachher nieder und ging zu ihrem Gemahl nach Italien, wo sie zu Ortona 1586 starb. Eine interessante Charakteristik dieser Fürstin gibt Schiller in seiner «Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande».

Margarethe von Valois oder von Navarra, früher von Angoulême, die Schwester Franz' I. und die Tochter Karl's von Orléans, Herzogs von Angoulême, aus der Ehe mit Luise von Savoyen, geb. zu Angoulême 11. April 1492, vermählte sich 9. Oct. 1509 mit Karl, letztem Herzoge von Alençon, erstem Prinzen von Geblüt und Connétable von Frankreich, der zu Lyon nach der Schlacht von Pavia 1525 starb. Aus Liebe zu ihrem Bruder, Franz I., begab sie sich nach dessen Gefangennehmung nach Madrid, um ihn während seiner Krankheit zu pflegen. Nach seiner Rückkehr bezeigte ihr Franz seine Dankbarkeit besonders bei ihrer Vermählung 1527 mit Henri d'Albret, König von Navarra, dem sie einen Sohn, welcher 1530 starb, und Jeanne d'Albret, die Mutter Heinrich's IV., gebar. Nach dem Tode ihres Gemahls (1544) führte sie allein die Regierung. Sie begünstigte den Ackerbau und die Künste, ließ mehrere Städte, z. B. Pau, befestigen und trug zu deren Verschönerung bei. Ihr Bestreben, sich von allem selbst zu unterrichten, veranlaßte sie, sich mit den prot. Grundsätzen be-

Digitized by Google

kannt zu machen, und bereits 1533 sprach sie sich zu deren Gunsten aus in einer kleinen Schrift «Le miroir de l'âme pécheresse», die indeß von der Sorbonne verurtheilt wurde. Gegen Ende ihres Lebens kehrte sie zur kath. Religion zurück. Sie starb 21. Dec. 1549 auf dem Schlosse Odos oder Ortez in Bigorre. M. schrieb mit Gewandtheit in Versen und in Prosa. Ihre Poesien und ihre Schönheit erwarben ihr den Namen der zehnten Muse und der vierten Grazie. Sie hinterließ «Heptaméron des nouvelles», von Cl. Gruget geordnet (Par. 1559 und sehr oft; neue Ausgaben von Leroux de Lincy, 3 Bde., Par. 1853, von Jacob, Par. 1858, und von Pisteau, 1875), eine Sammlung von Erzählungen im Geschmacke des Boccaccio, welche zuerst 1558 unter dem Titel «Les amants fortunés» erschienen. Die Leichtfertigkeit derselben war durch die damaligen Sitten bedingt und darf nicht zu Schlüssen auf den Charakter der Verfasserin verleiten. Ein Theil ihrer dichterischen Productionen war noch bei ihren Lebzeiten unter dem Titel «Marguerites de la Marguerite des princesses, très illustre reyne de Navarre» von ihrem Kammerdiener Sylvius de la Haye veröffentlicht worden (Lyon 1547, dann Par. 1554 u. öfter). Ihren Briefwechsel gab Génin heraus (Par. 1841; dazu «Nouvelles lettres», 1842). Ein interessantes Bild von dieser geistreichen Fürstin geben Scribe und Legouvé in ihrem Lustspiel «Les contes de la reine de Navarre». Vgl. Durand, «Marguerite de Valois et la cour de François I» (2 Bde., Par. 1848); Leroux de Lincy, «Essai sur la vie et les ouvrages de Marguerite d'Angoulême» (Par. 1853); Miß Freer, «Life of Marguerite, queen of Navarre» (2 Bde., Lond. 1855).

Margarin ist eine in der Natur sehr verbreitete Fettart, die sich neben Stearin (s. d.) und Olein vorzüglich in denjenigen Thierfetten findet, welche nicht ganz hart werden, und die man als Schmalz oder Butter bezeichnet: im Schweinefett, Menschenfett, in der Kuhbutter, im Schlangenfett. Von den festen Pflanzenfetten enthalten viele M., so die Cacaobutter; in dem aus flüssigen Pflanzenölen in der Kälte sich abscheidenden festen Fett ist ebenfalls M. enthalten. Das M. ist nur sehr schwierig von Stearin und Olein zu trennen, und es ist deshalb zweifelhaft, ob die Substanz, die man als M. bezeichnet, in der That reines M. ist. Aus der weingeistigen Lösung scheidet es sich in weißen, glimmerartigen Schuppen ab, die bei 48° C. schmelzen, bei 41° erstarren und nach dem Erkalten eine spröde porzellanartige Masse darstellen. Durch Verseifen des M. und Zersetzen der entstandenen Seife durch eine Mineralsäure erhält man die Margarinsäure, eine eigenthümliche Fettsäure, die sich in geringer Menge im menschlichen Blute und in der Galle findet und durch trockene Destillation von Stearin und von Wachs sowie durch die Einwirkung von Salpetersäure auf Oelsäure entsteht. Die Margarinsäure ist farblos, ohne Geruch und Geschmack, bildet eine auf dem Bruche krystallinische Masse, ist unlöslich in Wasser, sehr löslich in Aether oder wasserfreiem Weingeist. Sie schmilzt bei 60°. Margarinsaures Natron, zuweilen gemengt mit margarinsaurem Kali, macht einen Bestandtheil der gewöhnlichen Oel- und Fettseife aus. Nach neuern Untersuchungen scheint es indessen, als wenn die Margarinsäure als eine eigenthümliche Säure gar nicht existire, sondern daß die Säure, die man bisher Margarinsäure nannte, ein Gemenge von Palmitinsäure und Stearinsäure sei. Die in neuerer Zeit aufgetauchte Kunstbutter, Sparbutter, Kronenbutter führt im Handel (z. B. im nordamerikanischen) den Namen Oleo-Margarin.

Margarita, jetzt Nueva-Esparta, der kleinste und volksdichteste Staat der südamerik. Republik Venezuela, nur 1145 QKilom. groß, wovon 987 auf die 16 Kilom. von dem Festlande entfernte Insel M., 158 auf die kleinern dazugehörigen Eilande kommen, zählt (1871) 30,983 E., welche Ackerbau, größtentheils aber Fischerei und Seefahrt treiben. — Die Insel M. besteht aus zwei von W. gegen O. streichenden, im höchsten Punkte, dem Cerro-Macanao, 1360 Mt. aufsteigenden Bergketten, welche durch einen schmalen Isthmus verbunden sind. Die Küsten sind größtentheils sehr felsig und steril, das Innere zum Theil sehr fruchtbar. Die Ausfuhr beschränkt sich auf Fische, Schildkröten, Schildpatt und Geflügel. Die Hauptstadt ist Asuncion (Ciudad de la Asuncion) mit 2758 E., einem Collegium und einer Steuermannsschule. Nur 7 Kilom. im Südosten davon liegt der Haupthafen Pampatar, dessen Eingang durch ein Fort vertheidigt wird, und welcher 1829 zum Freihafen erklärt worden ist. Die Insel M. wurde 1498 von Columbus entdeckt und erhielt bald eine große Berühmtheit durch die an ihren Küsten und denen der benachbarten Insel Cubagua gefundenen Perlen. Diese Perlenfischerei nahm schon gegen Ende des 16. Jahrh. schnell ab und hörte zu Anfang des 17. Jahrh. ganz auf, wodurch die Insel sehr an Bedeutung verlor. Im südamerik. Befreiungskriege war dieselbe 1815—17 häufig Kriegsschauplatz. Ihr Besitz ist für die Republik wegen ihrer Handelslage von Wichtigkeit, indem sie zum Stapelplatz für die benachbarten Küsten dient.

Digitized by Google

Margency, Dorf im franz. Depart. Seine-Oise, Arrondissement Pontoise, 3,5 Kilom. nordwestlich der Stadt Enghien (oder Montmorency), am südl. Abhange der Forêt de Montmorency gelegen, mit 200 E., besitzt zwei Schlösser und wurde historisch als Hauptquartier des Kronprinzen Albert von Sachsen, Oberbefehlshabers der Vierten deutschen (Maas-) Armee, während der Einschließung von Paris 1870—71. Der Kronprinz verlegte sein Hauptquartier 8. Oct. 1870 nach M., welches in der eigentlichen Vertheidigungsstellung und ziemlich hinter der Mitte der Vorpostenlinie der Maasarmee lag, und blieb hier, mit einer Unterbrechung vom 11. März bis 17. Mai, bis zum 3. Juni 1871.

Marggraff (Herm.), deutscher Dichter und Schriftsteller, geb. 14. Sept. 1809 zu Züllichau, widmete sich seit 1829 zu Berlin philol., histor. und philos. Studien. Nachdem M. 1830 mit seinem Bruder Rudolf eine Sammlung Gedichte herausgegeben hatte, wandte er sich seit 1835 ausschließlich schriftstellerischer Thätigkeit zu, machte sich in verschiedenen Zeitschriften als Novellist, vorzugsweise aber als Kritiker geltend und trat 1836 als Redacteur an die Spitze des «Berliner Conversationsblatt», das bald die jüngern literarischen Kräfte Berlins vereinigte, ging aber 1838 nach Leipzig, wo er ebenfalls eine vielseitige journalistische Thätigkeit entwickelte, wandte sich indeß 1843 nach München und dann nach Augsburg, wo er 1845—47 an der «Allgemeinen Zeitung» thätig war. In den J. 1847—50 wirkte er erst zu Heidelberg, dann zu Frankfurt an der «Deutschen Zeitung», seit 1851 zu Hamburg am «Hamburger Correspondenten». Im J. 1853 übernahm er zu Leipzig die Redaction der «Blätter für literarische Unterhaltung», die er bis zu seinem Tode führte. Er starb zu Leipzig 11. Febr. 1864. M. hat sich namentlich als Kritiker literarisches Verdienst erworben. Nachdem er in «Bücher und Menschen» (Bunzl. 1837) eine Auswahl seiner kritischen und humoristisch-novellistischen Arbeiten zusammengestellt, veröffentlichte er die Schrift «Deutschlands jüngste Cultur- und Literaturepoche» (Lpz. 1839), welche für die Geschichte des Jungen Deutschland werthvoll ist. Seinen frühern humoristischen Romanen «Justus und Chrysostomus, Gebrüder Pech» (2 Bde., Lpz. 1840) und «Johannes Meckel. Bunte Schicksale einer häßlichen, doch ehrlichen deutschen Haut» (2 Bde., Lpz. 1841) ließ er die Münchhausiade «Fritz Beutel» (Frankf. 1857) folgen. In der Sammlung seiner «Gedichte» (Lpz. 1857) verdienen die humoristisch und volksthümlich gehaltenen den Vorzug. Von seinen dramatischen Dichtungen sind die Trauerspiele «Das Täubchen von Amsterdam» (Lpz. 1839), «Kaiser Heinrich IV.» (1837) und «Elfriede» (1841), sowie das Lustspiel «Vetter Fritz» (1851) zu nennen. Von seinen literarhistor. Arbeiten sind die Sammlung «Polit. Gedichte aus Deutschlands Neuzeit» (Lpz. 1843), die Biographie Ernst Schulze's, die den fünften Band der von ihm besorgten dritten Auflage der «Sämmtlichen poetischen Werke» (Lpz. 1855) dieses Dichters bildet, und der «Hausschatz der deutschen Humoristik» (2 Bde., Lpz. 1858—59) hervorzuheben. Auch hat er einige beachtenswerthe Beiträge zur Schiller- und Goethe-Literatur geliefert und für die Begründung der Schiller-Stiftung wesentlich mitgewirkt. — Rudolf M., Bruder des Vorigen, verdienter Kunstschriftsteller, geb. 28. Febr. 1805 zu Züllichau, widmete sich zu Berlin erst theol., dann philos. und philol. Studien. Nachdem er eine Reihe von Jahren als Lehrer gewirkt, wandte er sich ausschließlich umfassenden Kunststudien zu und entfaltete auf diesem Gebiete eine bedeutende journalistische Thätigkeit. Im J. 1837 siedelte er nach München über, wo er 1842 zum Professor und Generalsecretär an der Akademie der bildenden Künste ernannt wurde und seit 1855 im Ruhestand lebt. Unter M.'s Schriften sind hervorzuheben: «Münchener Jahrbücher für bildende Kunst» (4 Hefte, Lpz. 1839—42), «D. J. Ohlmüller» (Lpz. 1840), «Kaiser Maximilian I. und Albrecht Dürer» (Nürnb. 1840), «Erinnerungen an Albrecht Dürer und seinen Lehrer Wohlgemuth» (Münch. 1840), «Beschreibung der Ludwigskirche in München» (Münch. 1840), «München mit seinen Kunstschätzen» (Münch. 1846) und das trefflich gearbeitete «Verzeichniß der Gemälde in der ältern Pinakothek zu München» (Münch. 1865; franz., 1866).

Marginalien (neulat., d. i. Randglossen) heißen kurze Bemerkungen, welche sich in Handschriften und ältern Drucken zur Erläuterung einzelner Stellen des Textes an dem Rande finden.

Marheineke (Phil. Konr.), bedeutender prot. Theolog, geb. 1. Mai 1780 zu Hildesheim, studirte in Göttingen, wurde 1804 zweiter Universitätsprediger in Erlangen, 1806 außerord. Professor daselbst, 1807 nach Heidelberg berufen und dort 1809 zum ord. Professor ernannt. M. ging 1811 als Professor und Prediger an der Dreifaltigkeitskirche nach Berlin, wo er 31. Mai 1846 starb. Anfangs mit dem heidelberger Theologen Daub dem System Schelling's zugethan (vgl. die erste Auflage seiner «Grundlinien der christl. Dogmatik», Berl. 1819), wandte er sich gleich diesem später dem Hegel'schen System zu und ward der Hauptvertreter der sog.

Digitized by Google

Hegel'schen Rechten, welche glaubte, den gesammten Inhalt der orthodoxen Kirchenlehre in Hegel'sche Formen fassen und dadurch beweisen zu können. Charakteristisch ist in dieser Beziehung die zweite Auflage jener «Grundlinien» (Berl. 1827). Bleibendere und allgemeiner wirkende Werke schuf M. auf dem Gebiet histor. Forschungen. Das wichtigste ist die «Geschichte der deutschen Reformation» (4 Bde., Berl. 1816—34), ferner die «Christl. Symbolik» (Heidelb. 1810—14) und die «Institutiones symbolicae» (3. Aufl., Berl. 1830). Auch an kirchlichen Streitfragen nahm M. den lebhaftesten Antheil, besonders am Agendenstreit, an den durch Möhler angeregten Verhandlungen über die Symbolik 1833, sowie an der Angelegenheit Bruno Bauer's, 1838; auch schrieb er gegen Görres und Droste zu Vischering. In seinen Predigten, die in verschiedenen Sammlungen (Gött. 1801; Erlangen 1805; Berl. 1814 u. 1818) von ihm herausgegeben worden sind, herrscht das didaktische Element vor. Von seinen Vorlesungen sind das «System der theol. Moral» (Berl. 1847), das «System der christl. Dogmatik» (Berl. 1847), die «Christl. Symbolik» (Berl. 1848) und die «Christl. Dogmengeschichte» (Berl. 1849) durch Matthias und Batke herausgegeben worden. M. gehörte mit Michelet, Hotho, Gans u. a. zu den Herausgebern der Werke Hegel's.

Maria, die Mutter Jesu, in der Kirchensprache Unsere Liebe Frau (U. L. F.), auch die Heilige Jungfrau, franz. zuweilen Notre-Dame, ist der Nachwelt nur durch wenige beglaubigte Züge bekannt. Nach der ursprünglichen Ueberlieferung hat sie Jesum ihrem Gatten Joseph, einem Zimmermann zu Nazareth, in rechtmäßiger Ehe geboren. Aber schon unsere kanonischen Evangelien, namentlich das erste und dritte, kennen die Sage über sie, welche seitdem der Kirche als wunderbare Geschichte galt. Hiernach war sie eine Jungfrau, die zu Nazareth lebte und mit Joseph verlobt war. Ein Engel verkündigte ihr, sie werde durch die Kraft Gottes einen Sohn gebären, der Gottes Sohn heißen und der Retter sein werde, welchen das jüd. Volk erwartete. Demüthig unterwarf sie sich dem Willen des Höchsten. Ihr Verlobter aber wollte sich von ihr scheiden, als er ihre Schwangerschaft wahrnahm; doch im Traume wurde er von einem Engel ermahnt, sie nicht zu verlassen. Als sie zur Schätzung nach Bethlehem gegangen war, gebar sie hier Jesum, den sie am Tage ihrer Reinigung dem Herrn im Tempel zu Jerusalem darbrachte; dann floh sie, im Traume gewarnt, vor Herodes nach Aegypten, nach dessen Tode sie nach Nazareth zurückkehrte. Ueber ihre erziehende Thätigkeit wie über ihren Charakter läßt sich aus den Evangelien nichts Bestimmtes erkennen; einige Spuren führen jedoch darauf, daß sie ebenso wenig wie die übrigen Verwandten in das Auftreten Jesu sich zu schicken verstand. Das vierte Evangelium läßt sie nur bei der Hochzeit zu Kana und unter dem Kreuze Jesu auftreten, wo der sterbende Sohn sie der Pflege seines Lieblingsjüngers übergeben habe. Die spätere Sage weiß noch zu erzählen, daß sie 11 Jahre im Hause des Johannes gelebt habe, 59 J. alt geworden und zuletzt gen Himmel gefahren sei.

Schon gegen das Ende des 4. Jahrh. erhob sich unter den Christen Streit über das der M. gebührende Maß von Verehrung. Christinnen in Thrazien und Arabien trugen auf sie den Cultus der Cybele über; sie dienten ihr mit Gebeten, Umgängen und Opfern, wobei sie auf einem Stuhlwagen kleine Kuchen (griech. Kollyris) darbrachten, weshalb sie Kollyridianerinnen genannt wurden. Doch war es selbst unter strenggläubigen Kirchenlehrern noch im 4. Jahrh. gebräuchlich, selbst von Fehlern der M. zu sprechen. Inzwischen fingen einige Theologen an, die Meinung, daß M. ewig Jungfrau geblieben sei und daß sie utero clauso geboren habe, als Glaubenslehre zu verfechten, und nannten eine in Arabien aufgekommene Partei, welche M. als wirkliche Ehefrau Joseph's und nicht ohne biblischen Grund als Mutter mehrerer mit ihm erzeugter Kinder betrachtete, Antidikomarianiten, d. h. Widersacher der M. Wegen dieser Ansicht wurden am Ende des 4. Jahrh. Helvidius in Palästina und der Bischof Bonosus in Illyrien verdammt. Die Verehrung der M. steigerte sich namentlich vom 5. Jahrh. an, als ihr die Kirche gegen des Nestorius Ansicht, der sie nur Christusgebärerin genannt wissen wollte, den Namen der Mutter Gottes oder Gottesgebärerin beilegte. Später kam durch Paschasius Radbertus die Meinung von ihrer wunderbaren Entbindung hinzu. Die Orthodoxie stellte nun die M. an die Spitze der Heiligen. Für ihre göttliche Verehrung, Marialatrie genannt, waren besonders Cyrill von Alexandrien und Proklus, Bischof von Cyzikum, thätig. Das erste Beispiel ihrer Anrufung findet man in der Lobrede auf den Märtyrer Cyprian von Gregor von Nazianz, und bald wurde es auch Sitte, in den Gebeten ihre immerwährende Jungfrauschaft zu erwähnen und ihr Kirchen zu weihen. Nachdem M. auf diese hohe Stufe erhoben worden war, betrachtete man sie auch als die Fürbitterin bei Gott in allen Angelegenheiten; sie wurde Schutzpatronin, und man weihte ihr eine Menge Feste.

Digitized by Google

Im 6. Jahrh. entstand das Fest der Reinigung (Mariä Reinigung), d. h. des Kirchgangs zum Tempel in Jerusalem (2. Febr.), das der Verkündigung (Mariä Verkündigung, 25. März) und das der Heimsuchung (Mariä Heimsuchung), d. h. des Besuchs der M. bei Elisabeth (2. Juli). Ferner begehen die griech. und die röm.-kath. Kirche sowie die schismatische Kirche im Orient noch jetzt als Feste Mariä Geburt (8. Sept.) und Mariä Himmelfahrt (Assumtio, 15. Aug.). Beide Feste entstanden erst im 8. Jahrh. Seit dem 11. Jahrh. weihte man der M. außerdem noch den Sonnabend und zunächst in den Klöstern ein Officium, das aus den Lobgesängen auf M. hervorging, dann aber von Urban II. auf der Kirchenversammlung von Clermont (1095) für die Kirche gesetzlich wurde. Seitdem nahm der Mariencultus den ausschweifendsten Charakter an. Mönchs- und Nonnenorden, wie die Karmeliter, Serviten, Salesianerinnen und alle Orden U. L. F., nannten sich nach ihr. In ihren Dienst mischte sich die ritterliche Galanterie, sodaß ihre Verehrung auch die Gestalt eines ritterlichen Frauendienstes annahm. Die Kirchenlehrer (namentlich Bonaventura) erschöpften sich in ihrer Verherrlichung, stellten für M. ein Psalterium minus und majus und die Biblia Mariana auf, ja sie meinten selbst, daß «Gott der Vater M. minnete». Ihr, die man als die Herrin des Himmels pries, wurden alle Vigilien gewidmet und das Ave Maria (s. d.) kam jetzt zur allgemeinen Geltung. Um diese Uebertreibungen dogmatisch zu begründen, meinte man, daß der M. eine höhere Stufe des Dienstes (hyperdulia) zukomme als den übrigen Heiligen, deren Dienst man dulia nannte. Jenes höhern Dienstes gedenkt zuerst Petrus Lombardus.

War nun auch ihre Sündlosigkeit schon lange anerkannt, so war man doch nicht der Meinung, daß M. selbst unsündlich empfangen sei. Als endlich einige Kanoniker zu Lyon die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä aufstellten, nach welcher sie nicht nur Jesum ohne Erbsünde geboren habe, sondern selbst von ihrer (angeblichen) Mutter Anna ohne Erbsünde empfangen worden sei, und auch das Fest derselben aufbrachten (1140), fand jene Lehre bei den gefeiertsten Kirchenlehrern, namentlich bei den Dominicanern, noch entschiedenen Widerspruch. Während dann das Fest zwar im 13. Jahrh. allgemeinen Eingang gewann, erklärte sich noch keine kirchliche Autorität für die Lehre, und schon durfte sie durch Thomas von Aquino als vernichtet angesehen werden, als Duns Scotus dieselbe, wenn auch noch mit einer gewissen Furchtsamkeit, von neuem vertheidigte. Die Lehre blieb auch stets die Lehre der Franciscaner, während die Dominicaner sie verwarfen. Mit dem Feste der unbefleckten Empfängniß verbreitete sich die Lehre derselben im 14. Jahrh. immer weiter. Seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. zeigte man bei Recanati in Picenum das Haus der M., das durch Engel hierher gebracht worden sei, wodurch der berühmte Wallfahrtsort Loreto (s. d.) gegründet wurde. Das Concil zu Basel, die Päpste Sixtus IV. (1476) und Alexander VI. (1483), ebenso das Concil von Trient und noch Papst Gregor XIII. (1575) erklärten sich für die Feier des Festes (8. Dec.) und für die mit demselben zusammenhängende Lehre von der unbefleckten Empfängniß der M. Im J. 1614 erhob sich über die Lehre in Spanien von neuem ein heftiger Streit unter den Bettelorden. Das Fest erhielt aber noch eine Octave und wurde durch die Verordnungen von Innocenz XII. (1693) und Clemens XI. (1708) zu einem Festum duplex secundae classis erhoben. Neben den Franciscanern zeigten sich namentlich die Jesuiten aus Ordenseifersucht gegen die Dominicaner als begeisterte Anhänger jener Lehre. Aber erst Pius IX. erhob die unbefleckte Empfängniß Mariä 8. Dec. 1854 feierlich zum Dogma der kath. Kirche.

Andere, der M. geweihte Feste der kath. Kirche sind: das Fest der Darstellung Mariä (Opferung oder Aufopferung, 21. Nov.), entstanden im 13. Jahrh., seit dem 14. Jahrh. in Frankreich und erst seit der zweiten Hälfte des 15. in Deutschland gebräuchlich; das Fest des Mitleidens Mariä, 1423 zu Köln entstanden (wird den Sonnabend vor dem Palmsonntage, anderwärts 19. Juli gefeiert); das Fest der Ohnmachtsfeier Mariä, dessen Entstehung ungewiß ist, aber erst in die Zeit vom 13. bis 15. Jahrh. fällt, wird an einigen Orten mit dem Feste des Mitleidens, an andern Orten in der Charwoche gefeiert; das Fest der Verlobung Mariä (23. Juni), 1546 entstanden; das Fest der sieben Freuden Mariä (24. Sept.), gestiftet 1745. Daß die Bilder der M. eine wunderthätige Kraft haben, ist orthodoxer Glaube in der kath. Kirche; in dieser Beziehung stehen namentlich die Bilder zu Loreto und zu Czenstochau (s. d.) in Polen noch jetzt in großem Rufe. Die Reformatoren des 16. Jahrh. erklärten sich gegen die Marienfeste und wollten nur einige von ihnen beibehalten wissen, z. B. Mariä Reinigung, Verkündigung und Heimsuchung. Uebrigens hielt auch die prot. Orthodoxie an der Lehre fest, daß M. als Jungfrau Jesum wunderbar empfangen und geboren habe, doch ohne ihr eine besondere Verehrung zu erweisen. Die christl. Kunst hat das Leben, die Person und

Digitized by Google

die Würde der M. als Mutter Gottes in Poesie und Malerei stets zu verherrlichen gesucht, und namentlich die Malerei knüpft an diesen Gegenstand viele ihrer herrlichsten Schöpfungen. Vgl. Frantz, «Versuch einer Geschichte des Marien- und Annencultus in der kath. Kirche» (Halberst. 1854); Hasenclever, «M. die Mutter Jesu, in Geschichte und Kunst» (Karlsr. 1874). — Andere Marien, deren das Neue Testament gedenkt, sind 1) M. von Bethanien, die Schwester des Lazarus und der Martha; 2) M. von Magdala (s. Magdalena); 3) M., des Kleophas Frau, die Mutter des Apostels Jakobus des Jüngern; 4) M., die Mutter des Markus; 5) M., eine Gläubige zu Rom. — Mit M. zusammengesetzt sind die Namen vieler Kirchen, Klöster und Ortschaften, in welchen wunderthätige Marienbilder sich befinden oder ehedem befunden haben. So Mariafeld, ein Wallfahrtsort in Krain; Mariazell, Wallfahrtskirche in Steiermark; Mariahilf, Name einer Vorstadt von Wien und mehrerer Ortschaften in Böhmen und anderwärts; Mariaschein bei Teplitz; Mariaplein bei Salzburg; Mariaschutz unweit Gloggnitz in Niederösterreich); Mariatrost u. a. m.

Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Oesterreich, Tochter Kaiser Karl's VI. (s. d.), wurde zu Wien 13. Mai 1717 geboren und durch die Pragmatische Sanction (s. d.) zur Thronfolgerin bestimmt. Am 12. Febr. 1736 heirathete sie den Großherzog von Toscana, Franz Stephan, aus dem Hause Lothringen, welcher 1745 unter dem Namen Franz I. (s. d.) zum röm.-deutschen Kaiser erwählt ward. Nach dem Tode ihres Vaters, 20. Oct. 1740, bestieg sie den Thron der österr. Erblande, worauf sie 21. Nov. 1740 ihren Gemahl als Mitregenten annahm, doch ohne demselben jemals einen namhaften Einfluß einzuräumen. Sie fand die Monarchie erschöpft, die Finanzen zerrüttet und das Heer kaum 100,000 Mann stark. Um so gefährlicher war es, daß Kurfürst Karl Albrecht von Baiern (als röm.-deutscher Kaiser Karl VII. [s. d.] genannt), mit Unterstützung Frankreichs, ihr die österr. Thronfolge streitig machte, während man gleichzeitig von vielen andern Seiten Ansprüche auf einzelne Theile der österr. Monarchie erhob. Allmählich bildete sich eine große Coalition, der Frankreich, Preußen, Baiern, Kurpfalz, Sachsen, Sardinien, Neapel und Spanien beitraten. Den ersten Angriff machte König Friedrich II. von Preußen. (S. Schlesische Kriege.) Während Spanien und Neapel der österr. Besitzungen in Italien sich bemächtigten, eroberten Franzosen, Baiern und Sachsen einen Theil der deutschen Erbländer. Die Kaiserin hätte unterliegen und ihr Reich der Zerstückelung verfallen müssen, wenn nicht der Beistand Englands, die Treue der Ungarn und ihre eigene Charakterfestigkeit, sowie die Uneinigkeit der Feinde sie gerettet hätten. Der Friede zu Aachen 18. Oct. 1748 beendigte diesen Oesterreichischen Erbfolgekrieg (s. d.), in welchem, außer Schlesien und Glatz, nur die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla für die österr. Monarchie verloren gingen. Aber die Kaiserin suchte Bundesgenossen, um sich an Friedrich II. zu rächen. Zunächst wurde Rußland gewonnen, und dann gelang es dem Grafen, nachmaligen Fürsten Kaunitz (s. d.), welcher seit Mai 1753 österr. Staatskanzler geworden war, auch Frankreich auf die österr. Seite hinüberzuziehen. So entstand die Allianz zwischen Oesterreich, Rußland und Frankreich, der auch Schweden, Sachsen u. s. w. beitraten, und welche auf eine vollständige Zerstückelung Preußens abzweckte. Die Folge davon war der Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs (s. d.), der nach schweren Kämpfen im Hubertsburger Frieden 15. Febr. 1763 mit gegenseitiger Anerkennung des vorigen Besitzstandes endigte. Bald nachher starb Kaiser Franz I. (18. Aug. 1765), und die Kaiserin nahm nun ihren ältesten Sohn, den Kaiser Joseph II. (s. d.) als Mitregenten an. Bei der ersten Theilung Polens (5. Aug. 1772) erwarb M. das Königreich Galizien und Lodomerien, und die Türkei mußte (25. Febr. 1777) die Bukowina abtreten; ferner verschaffte der mit dem Frieden zu Teschen (13. Mai 1779) endende Bairische Erbfolgekrieg Oesterreich den Innkreis.

Die innere Regierung der Kaiserin war für Oesterreich eine Zeit der langsamen und vorsichtigen Reformen. Ihr Hauptbestreben ging dahin, die Verwaltung gründlich zu bessern und die Macht des Staats im Sinne der Einheit zu kräftigen. Es begann eine größere Centralisation, wenigstens für die deutschen Erblande, während die Länder der Krone Ungarn, die ital. und belg. Provinzen ihre besondere Administration behielten. Das Kriegswesen ward durch Graf Daun zum Theil nach preuß. Muster reorganisirt. Allmählich wurde die Armee bis auf 300,000 Mann vermehrt, Artillerie, Festungen u. s. w. in guten Stand gesetzt. Gegenüber dem Klerus ward 1747 das landesherrl. Placet für die päpstl. Bullen und bischöfl. Erlasse eingeführt, die Vermehrung der geistlichen Güter verboten, sowie viele Wallfahrten und Feiertage abgeschafft. Doch willigte M. erst auf Andrängen Joseph's II. und des Staatskanzlers Kaunitz 1773 in die Aufhebung des Jesuitenordens. Das Unterrichtswesen wurde

Digitized by Google

verbessert und unter die Aufsicht des Staats gestellt und die Volksschule begründet. Akademien, Schulen, Waisenhäuser und Spitäler wurden begründet, wobei die Kaiserin anfangs den Beistand ihres gelehrten Leibarztes van Swieten (s. d.) benutzte. Auch eine Verbesserung der Rechtspflege trat ein und 1753 wurde eine Commission bestellt, welche ein allgemeines Gesetzbuch entwerfen sollte. Jedoch wurde nur ein Criminalrecht 1768 publicirt; auch erfolgte 1776 die Abschaffung der Folter. Wichtig war außerdem besonders, daß die Kaiserin die Leibeigenschaft des Bauernstandes in den deutschen Provinzen aufhob und die Frondienste beschränkte; auch beförderte sie Ackerbau, Gewerbe und Handel. So war die Herrscherin, die sich zugleich persönlich durch strenge Sittlichkeit, Wohlthätigkeit und allgemeine Zugänglichkeit auszeichnete, eine achtunggebietende und für die österr. Monarchie sehr wohlthätige Regentin. Ihrer Familie bewies sie sich als musterhafte Gattin und Mutter. Die Kaiserin starb 29. Nov. 1780, und ihr folgte in Oesterreich Kaiser Joseph II. Der zweite Sohn, Leopold (s. d.), erhielt das väterliche Großherzogthum Toscana, der dritte, Ferdinand (geb. 1754, gest. 1806), ward durch seine Heirath mit der Erbtochter des Hauses Este (s. d.) Herzog von Modena (s. d.), und der vierte, Maximilian (s. d.) Franz Xaver (geb. 8. Dec. 1756, gest. 27. Juli 1801), war der letzte Kurfürst-Erzbischof von Köln, außerdem Fürst-Bischof von Münster und Hochmeister des Deutschen Ordens. Von ihren sechs Töchtern war die älteste Aebtissin zu Prag und Klagenfurt; die zweite, Marie Christine, der Mutter Liebling, mit Herzog Albert von Sachsen-Teschen vermählt; die dritte Aebtissin zu Innsbruck; die vierte Gemahlin des Herzogs von Parma; die fünfte, Marie Antoinette (s. d.), mit dem König von Frankreich, und die sechste, Karoline Marie (s. d.), mit dem König von Neapel vermählt. (S. Habsburg.) Am 4. Juli 1873 wurde ihr zu Klagenfurt ein Standbild gesetzt. Vgl. Ramshorn, «M. Theresia und ihre Zeit» (Lpz. 1861); Arneth, «Geschichte M. Theresia's» (Bd. 1—8, Wien 1863—77); Beer, «M. Theresia» (in Bd. 2 des «Neuen Plutarch», Lpz. 1875).

Maria I., Königin von England, 1553—58, die Tochter Heinrich's VIII. (s. d.) aus dessen Ehe mit Katharina von Aragonien, wurde 18. Febr. 1516 geboren. Ihr Vater ließ sie 1534, nachdem er sich von seiner Gemahlin getrennt, für unehelich und nicht thronfähig erklären, gab ihr aber sowie ihrer Stiefschwester Elisabeth das Thronrecht durch die Successions-Acte von 1544 zurück. Schon im Andenken an ihre Mutter blieb M. streng der kath. Kirche ergeben und lebte während der Regierung ihres Vaters und ihres Stiefbruders, Eduard's VI., in Zurückgezogenheit. Sehr geneigt war der junge König, auf die Rathschläge des ehrgeizigen Herzogs von Northumberland einzugehen, welche die Ausschließung M.'s und deren Schwester Elisabeth von der Nachfolge und die Erhebung einer entferntern Verwandten, Johanna Grey (s. d.), der Schwiegertochter Northumberland's, auf den Thron bezweckten. Wiewol man die kath. Gesinnung M.'s fürchtete, beleidigte eine solche Anordnung doch den Rechtssinn der Nation. Es gelang zwar Northumberland, als der König 6. Juli 1553 gestorben, seine Schwiegertochter als Königin ausrufen zu lassen. Allein schon nach einigen Tagen sah er sich verlassen, und 3. Aug. hielt M. ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt. Sie benahm sich anfangs mit Mäßigung. Nur Northumberland und einige seiner Genossen büßten mit dem Kopfe. Doch schon einen Monat nachher begann die Einkerkerung der prot. Wortführer, und im October hob das unter dem Eindruck des Thronwechsels gewählte Parlament alle Gesetze auf, die in Ansehung der Religion unter der vorigen Regierung erlassen worden waren. Hierauf erfolgte die Einsetzung der kath. Bischöfe und die Berufung des Cardinallegaten Pole. Der Bischof Gardiner, den die Königin zum Kanzler wählte, benutzte die günstige Stimmung der Nation und unterhandelte nach dem Wunsche des Kaisers die Vermählung der Königin mit dessen Sohne, dem spätern Philipp II. von Spanien. Obschon in dem im Jan. 1554 geschlossenen Vertrage die Unabhängigkeit Englands gewahrt war, so erfüllte dieser Schritt doch das Volk mit Furcht und Unwillen. Ein Edelmann aus Kent, Thomas Wyatt, bereitete deshalb mit einigen andern kühnen Männern einen Aufstand vor, an dem sich auch der Herzog von Suffolk betheiligte, um seine im Gefängniß schmachtende Tochter Johanna Grey wieder auf den Thron zu setzen. Der Anschlag mislang durch Zufall gänzlich, und die Königin ließ nicht nur die Häupter der Verschwörung, sondern auch die unschuldige Johanna und deren Gemahl das Blutgerüst besteigen. Nachdem M. ihre Ehe 25. Juli 1554 mit Philipp vollzogen hatte, betrieben sie gemeinsam mit großem Eifer die Herstellung der päpstl. Autorität. Das Parlament ließ sich dazu willig finden, nachdem der Besitz der eingezogenen Klostergüter gewährleistet war. Cardinal Pole verkündigte die Absolution, und die alten Ketzergesetze wurden erneuert. Unter der Leitung Gardiner's wurden diese Gesetze auch sogleich vollzogen. Viele

Protestanten, darunter die Bischöfe Latimer, Ridley, Ferrar und Hooper, starben schon 1555 den Feuertod. Nach dem Muster der span. Inquisition richtete der Hof eine aus 22 Personen zusammengesetzte Ketzercommission ein, an deren Spitze der Bischof Bonner von London stand. Die verfehlte Hoffnung der Königin auf eine Mutterschaft, die Gleichgültigkeit ihres Gemahls, der schon nach einem Jahre in seine Erbstaaten ging, stürzten sie bereits gegen Ende 1555 in tiefe Schwermuth. Weil sie meinte, die Entfernung ihres Gemahls rühre von dem Widerstande der Nation gegen die span. Politik her, so verdoppelte sie mit 1556 ihre Wuth gegen die Protestanten. Im März mußte auch Cranmer (s. d.) den Feuertod sterben. Noch einmal kehrte Philipp nach England zurück, um die Theilnahme Englands am Kriege zwischen Spanien und Frankreich durchzusetzen, der Spanien große Vortheile, England aber den Verlust von Calais, der letzten engl. Besitzung auf franz. Boden, brachte. Noch während der Friedensverhandlungen starb die Königin 17. Nov. 1558. Der grausamen Verfolgungen halber erhielt sie den Namen der Blutigen (Bloody Mary). Auf dem Throne folgte ihr Elisabeth (s. d.). Vgl. Turner, «History of the reigns of Edward VI., Mary, and Elizabeth» (4 Bde., Lond. 1829); Tytler, «England under Edward VI., and Mary» (2 Bde., Lond. 1839); Froude, «History of England» (Bd. 5 u. 6, Lond. 1860); L. von Ranke, «Engl. Geschichte» (3. Aufl., Bd. 1, Lpz. 1870).

Maria Stuart, Königin von Schottland, 1542—68, die Tochter Jakob's V. von Schottland und der Maria von Lothringen, wurde 8. Dec. 1542 zu Linlithgow bei Edinburgh, wenige Tage vor ihres Vaters Tode, geboren. Schon in der Wiege Königin, verlangte sie Heinrich VIII. von England zur künftigen Gemahlin für seinen Sohn, und die schott. Protestanten unterstützten diese Verbindung. Die Königin-Mutter aber wahrte als Schwester der Guisen (s. d.) das kath. Interesse und brachte die Tochter im Febr. 1548 nach Frankreich, wo man sie sorgfältig in einem Kloster erzog. M. zeichnete sich durch Schönheit, Anmuth und Bildung aus und wurde 29. April 1558 mit dem Dauphin, dem spätern Franz II. (s. d.), vermählt. Nach dem Tode ihres Gemahls von Katharina von Medici ungern gesehen, kehrte sie im Aug. 1561 nach Schottland zurück, dem sie durch Erziehung und Sitte gänzlich entfremdet war. Die Königin Elisabeth (s. d.) von England versagte ihr den Weg durch England, doch hinderte sie ihre Heimkehr zur See nicht. Als die Enkelin Margaretha's von England (s. Tudor) hatte sich M. nicht mit der bloßen Aussicht auf den engl. Thron begnügt, sondern war den Ansprüchen Elisabeth's zu nahe getreten, indem sie den engl. Königstitel annahm und ungeachtet aller Gegenvorstellungen behielt. Uebrigens weigerte sie sich, die Acte anzuerkennen, durch welche 1560 das Parlament in Schottland die Reformation eingeführt hatte. Bei ihrer Ankunft versprach sie zwar, den kirchlichen Zustand zu achten, ließ aber in ihrer Hauskapelle kath. Gottesdienst halten. Dies sowie ihre leichten franz. Sitten erbitterten die strengen Protestanten und erregten besonders den Eifer des Reformators Knox (s. d.), der die Laster der Königin öffentlich angriff. Nachdem M. die Hand des Grafen Leicester (s. d.), des Favoriten Elisabeth's, ausgeschlagen, traf sie Anstalten, sich mit ihrem Vetter Henry, Lord Darnley, dem ältesten Sohne des Grafen Lennox, zu vermählen. Derselbe war katholisch, jung, schön und besaß, als der Enkel Margaretha's von England aus einer zweiten Ehe, nach M. die nächsten Ansprüche auf den engl. Thron. Die von Elisabeth angestifteten Protestanten, an deren Spitze der natürliche Bruder M.'s, Graf Murray (s. d.), stand, suchten die Verbindung mit den Waffen in der Hand zu verhindern. Die Königin unterdrückte die Empörung und feierte ihre Vermählung mit Darnley 29. Juli 1565. Dieser zeigte sich jedoch bald ausschweifend und herrschsüchtig, behandelte seine Gemahlin mit Rohheit und wurde dafür von derselben mit Kaltsinn und Verachtung gestraft. Die Königin hatte einen ital. Musikus, Namens Dav. Rizzio, in ihrer Umgebung, der ihr zugleich als Rathgeber und Secretär diente und besonders die geheime Correspondenz mit den kath. Höfen besorgte. Diesem Manne schrieb Darnley den Kaltsinn seiner Gemahlin zu und beschloß deshalb, von den prot. Häuptern in seinem Verdachte bestärkt, denselben aus dem Wege zu schaffen. Er überfiel 9. März 1566 die hochschwangere Königin, als sie mit Rizzio im Schlosse Holyrood zu Tische saß, und ließ vor ihren Augen den Unglücklichen von seinen Mitverschworenen ermorden. M. mußte ihren Zorn über den Schimpf, den sie als Weib und Königin erlitten, vorderhand unterdrücken. Sie gewann jedoch ihren Gemahl, der ihr die Mitschuldigen entdeckte und floh mit demselben nach Dunbar, wo sie ein Corps Getreuer sammelte und damit die Verschwörer zur Flucht nöthigte. Der Graf Bothwell, der schon große Gewalt über die Königin besaß, besänftigte sie jedoch und wirkte den Verschworenen Verzeihung aus. Am 19. Juni gebar die Königin einen Sohn, Jakob VI., der später als Jakob I. (s. d.) den Thron von Großbritannien bestieg. Darnley zeigte sich bei dem Ereignisse gleichgültig, wohnte

Digitized by Google

der Taufe nicht bei und ging nach Glasgow, wo er an den Blattern erkrankte. Hier suchte ihn die Königin auf, führte ihn unter Beweisen ihrer Zuneigung zurück nach Edinburgh und brachte ihn in einem einsamen Hause außerhalb der Stadtmauer unter, um daselbst seine Genesung abzuwarten. Sie pflegte ihn, schlief mehrere Tage selbst in dem Hause, verließ ihn aber in der Nacht vom 9. Febr. 1567, angeblich um bei der Hochzeit eines ihrer Diener gegenwärtig zu sein. Gegen Morgen flog das Haus durch eine Pulverexplosion in die Luft, und man fand Darnley und seinen Pagen todt im Felde liegen. Die öffentliche Stimme klagte die Königin und den Grafen Bothwell des Mordes an. Letzterer wurde auch alsbald vor Gericht gezogen, aber nach einer Scheinprocedur von der That freigesprochen. Bothwell trat nun als Bewerber um die Hand der Königin auf und compromittirte dieselbe in den Augen des Volks, indem er sie auf eins seiner Schlösser entführte. Nachdem er die Scheidung von seiner ersten Gemahlin bewirkt hatte, ließ sich die Königin in blinder Leidenschaft mit ihm 15. Mai 1567, drei Monate nach dem geheimnißvollen Tode Darnley's, vermählen. Der prot. Adel, über diese Vorgänge empört, schloß zu Stirling eine Conföderation zum Schutze der Dynastie und des Reichs, zog Truppen zusammen und nahm Edinburgh ohne Schwertstreich, während die Königin 6. Juni 1567 mit ihrem Gemahl nach Dunbar floh und sich ebenfalls zum Widerstande rüstete. Als jedoch die Truppen 15. Juni bei Carberry zusammenstießen, knüpfte die Königin Unterhandlungen an und begab sich persönlich ins feindliche Lager. Hier wurde sie zurückgehalten, als Gefangene nach Edinburgh gebracht, dann aber unter dem Vorgeben, daß sie immer noch mit Bothwell im Briefwechsel stehe, als Gefangene nach Schloß Lochleven abgeführt.

Die Lords rissen nun die Staatsgewalt vollständig an sich, raubten die königl. Schätze und ächteten Bothwell, der nach Dänemark entkam, wo er acht Jahre später in Elend und Wahnsinn starb. Von ihren Gegnern gedrängt, legte die Königin 24. Juli 1567 zu Gunsten ihres Sohnes die Krone nieder, für den Murray die Regentschaft übernahm. Da ihre Gefangenschaft fortdauerte, bewog die kath. Partei den jungen George Douglas, einen Bruder des Schloßherrn zu Lochleven, die Königin zu befreien. Derselbe liebte die Gefangene, hatte von ihr selbst Hoffnung auf ihre Hand erhalten und entführte sie glücklich in der Nacht vom 2. Mai 1568 über den benachbarten See, an dessen Ufer die Königin von einem Haufen Bewaffneter mit Jubel empfangen wurde. Vom Schlosse Hamilton aus erklärte sie nun ihre Abdankung für erzwungen. Ihre Anhänger brachten ein Corps von 6000 Mann zusammen; doch 15. Mai besiegte der Regent Murray die Königin in einem Gefecht beim Dorfe Langside. Sie entfloh vom Schlachtfelde nach England, wo sie Elisabeth um Schutz und eine persönliche Zusammenkunft ansprach. Elisabeth aber ließ ihre Nebenbuhlerin sogleich gefangen halten und schlug ihr die persönliche Zusammenkunft ab, bis sie sich von der Theilnahme an dem Morde Darnley's würde gereinigt haben. Zu dem Zwecke schickte Murray, der seine Schwester in Gemeinschaft mit Elisabeth zu verderben suchte, eine Commission nach England, die eine weitläufige Erörterung über das Verbrechen begann, aber unter den Intriguen beider Parteien zu keinem festen Resultate gelangte. Mit diesen Vorgängen gestaltete sich die Angelegenheit der Königin zur Sache der kath. Partei in England und Schottland wie im Auslande, was Elisabeth noch feindlicher stimmte. Das unkluge, stolze Betragen der Königin M., der Befreiungsversuch der Grafen Northumberland und Westmoreland und des Herzogs von Norfolk, die Bannbulle des Papstes gegen Elisabeth und mehrere andere Complots, die der span. Hof von den Niederlanden aus anstiftete, brachten allmählich Elisabeth zu dem Entschlusse, sich der gefährlichen Gefangenen zu entledigen. Den Anlaß hierzu gab die Verschwörung Babington's, welche, wie gewöhnlich, die Ermordung Elisabeth's und die Befreiung der Königin zum Zweck hatte. Daß M. mit der Verschwörung einverstanden war, ist sicher; von dem beabsichtigten Mord gewußt zu haben, leugnete sie, und die Echtheit der betreffenden Briefstelle wird bezweifelt. Im Oct. 1586 stellte man sie, nach der Hinrichtung der Verschworenen, vor eine Untersuchungscommission, die sie für schuldig erklärte und als Hochverrätherin zum Tode verurtheilte. Nachdem das engl. Parlament das Urtheil bestätigt, unterzeichnete auch Elisabeth, obgleich nicht ohne Bedenken und Widerstreben, durch ein neues Complot veranlaßt. Vergebens waren die Bitten und Drohungen Heinrich's III. von Frankreich, des span. Hofs und Jakob's VI., des Sohnes der Unglücklichen. Am 18. Febr. 1587 wurde sie in einem Saale auf dem Schlosse Fotheringhay enthauptet. Sie starb mit Muth und religiöser Ergebung, nachdem sie sich eigenhändig die ihr vom Papste gesendete Hostie gereicht hatte. Wenn die Dichter aller Völker, wie namentlich Schiller, die Königin als das rührende Opfer der Schönheit, der Schwäche eines zärtlichen Herzens, der Eifersucht eines Weibes und der Barbarei ihres Jahr-

Digitized by Google

hunderts dargestellt haben, so darf die Geschichte auch nicht vergessen, daß ihr Tod und ihr Schicksal doch auch ein großes Verbrechen sühnten, von dem sie nie durch überzeugende Gründe freigesprochen worden ist. Vgl. Mignet, «Histoire de Marie Stuart» (2 Bde., Par. 1850); Miß Strickland, «Life of Mary, queen of Scots» (5 Bde., Lond. 1864); Hosack, «Mary, queen of Scots and her accusers» (2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1874); John Stuart, «A lost chapter in the history of Mary, queen of Scots» (Lond. 1874); Morris, «The letter-books of Sir Amias Poulet, keeper of Mary queen of Scots» (Lond. 1874); Skelton, «The impeachment of Mary Stuart» (Lond. 1876); von Witzleben, «Pro et contra Maria Stuart und ihr Verhältniß zu Jakob Earl von Bothwell, nach Briefen und Acten dargestellt und psychologisch betrachtet» (Zür. 1877). Noch immer wird ihre Geschichte von den entgegengesetzten Standpunkten vielfach behandelt; sehr beachtenswerth ist die Darstellung L. von Ranke's im ersten Bande seiner «Engl. Geschichte» (3. Aufl., Lpz. 1870). Eine bedeutende Vermehrung des Materials bietet Chantelauze, «Marie Stuart, son procès et son exécution, d'après le Journal inédit de Bourgoing son médecin et la correspondance de son geôlier» (Par. 1876). Den Versuch einer vollständigen Rechtfertigung der Königin vom kath. Standpunkte aus enthält Flandre, «History of Mary Stuart, translated from the original and unpublished manuscript of Prof. Petit» (2 Bde., Lond. 1874).

Maria von Medici, Königin von Frankreich, die Tochter des Großherzogs Franz II. Medici von Toscana und der Großherzogin Johanna von Oesterreich, geb. 26. April 1573 zu Florenz, vermählte sich 16. Dec. 1600 mit König Heinrich IV. von Frankreich. Sie war nicht ohne Reize, aber leidenschaftlich, ehrgeizig und zänkisch. Wiewol sie im Sept. 1601 den Dauphin, den spätern Ludwig XIII., gebar, gestaltete sich doch die Ehe bald zu einem fortgesetzten Hader. Unseligen Einfluß übten auf die Königin die Kammerfrau, Leonora Galigai, und deren Mann, Concini, die ihr aus Florenz gefolgt waren und den König haßten. Ehe Heinrich IV. an die Ausführung seines großen Kriegsplans ging, bestand die Königin darauf, daß sie gekrönt würde. Die Feierlichkeit fand 13. Mai 1610 statt; am folgenden Tage wurde der König von Ravaillac (s. d.) ermordet. Die Königin zeigte weder großen Schmerz noch großes Erstaunen und lud den Verdacht auf sich, der That nicht fremd gewesen zu sein. Sie riß sogleich mit Hülfe des Herzogs von Epernon die Vormundschaft und Regentschaft an sich und kehrte zur Freundschaft mit Spanien und der kath. Politik zurück. Sully, Jeannin und andere ausgezeichnete Räthe Heinrich's IV. erhielten den Abschied; Concini, der zum Marschall und Marquis d'Ancre (s. d.) erhoben wurde, bemächtigte sich der Staatsgewalt; die Königin aber zerrüttete die Finanzen durch grenzenlose Verschwendung. Diese Herabwürdigung der Monarchie nahmen die Großen und Prinzen zum Vorwand, um mit den Waffen ihre Theilnahme an der Regierung zu erzwingen. Ein unwürdiger Günstling des jungen Königs, de Luynes (s. d.), führte endlich den Sturz dieses Regiments herbei. Auf Betrieb desselben wurde Concini 14. April 1617 niedergeschossen, dessen Frau aber als Hexe hingerichtet und die Königin-Mutter im Luxembourg in einer Art von Gewahrsam gehalten. Nach einiger Zeit erhielt letztere von ihrem Sohne die Erlaubniß, auf dem Schlosse Blois unter Aufsicht zu leben, von wo sie aber in der Nacht vom 22. Febr. 1619 entfloh. Sie wendete sich nach Angoulême und sammelte viele angesehene Misvergnügte um sich, die den Bürgerkrieg vorbereiteten. Ihr Sohn rückte gegen die Mutter ins Feld und zwang sie zur Unterwerfung. Nach dem Tode de Luynes', 14. Dec. 1621, kehrte sie nach Paris zurück und trat wieder an die Spitze des Staatsraths. Indeß gelang es Richelieu, den König zu überreden, die Mutter wolle ihren jüngern Sohn, den Herzog Gaston von Orléans (s. d.), auf den Thron bringen. Deshalb wurde sie seit dem Febr. 1630 wieder auf dem Schlosse zu Compiègne gefangen gehalten, entkam aber im Juli nach Brüssel. Der Einfall Gaston's nach Frankreich veranlaßte Richelieu, die Königin auch aus den Niederlanden zu vertreiben. Hierauf ging sie 1638 nach England und im Oct. 1641 nach Köln. Hier starb sie 3. Juli 1642. Sie liebte die schönen Künste, ließ zu Paris den Palast Luxembourg nach dem Plane des Palastes Pitti zu Florenz aufführen und verewigte sich durch viele andere Baudenkmäler. Auch rührt die Sammlung der allegorischen Gemälde von Rubens im Louvre von ihr her. Vgl. D'Estrées, «Mémoires d'état sous la régence de M. de Medicis» (Par. 1666); Pontchartrain, «Mémoires concernant les affaires de France sous la régence de M. de Medicis» (2 Bde., Haag 1720); «Histoire de la mère et du fils» (2 Bde., Amsterd. 1730), welches Buch den Namen Mezeray's als Verfasser trägt, wahrscheinlich aber von Richelieu geschrieben ist; Frau von Arconville, «Vie de M. de Medicis» (3 Bde., Par. 1774); Miß Pardoe, «The life of M. de Medicis» (2. Aufl., 3 Bde., Lond. 1851).

Digitized by Google

Marie Antoinette (Josephe Johanna), Königin von Frankreich, Gemahlin Ludwig's XVI., Tochter der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers Franz I., wurde 2. Nov. 1755 zu Wien geboren. Wohlunterrichtet, mit Geist und Anmuth begabt, vermählte man sie, kaum 15 J. alt, 16. Mai 1770 mit dem Enkel Ludwig's XV., der durch den Tod seines Vaters Dauphin geworden war. Die Unglücksfälle, die ihre Vermählungsfeierlichkeiten begleiteten und die Intriguen des Hofs, die sie sogleich umspannen, verbitterten die Lage der jungen Prinzessin. Als Ludwig XVI. 1774 den Thron bestieg, gab sich die Königin der gewonnenen Freiheit hin, vernachlässigte die strenge Etikette und zog sich den Vorwurf zu, daß sie sich maßlos den Vergnügungen und ihren Günstlingen überlasse. Nach achtjähriger Kinderlosigkeit ward sie 1778 zum ersten mal Mutter, und dies gab dem Anhange des Grafen von Provence (Ludwig XVIII.), der auf die Thronfolge speculirte, aufs neue Gelegenheit, die Sitten M.'s zu verdächtigen. Die berüchtigte Halsbandgeschichte (s. Lamothe) machte endlich die zwar unvorsichtige, aber schuldlose Königin vollends zum Gegenstand übler Nachreden. Als die ersten revolutionären Regungen eintraten, war darum M., trotz ihrer Herzensgüte, schon sehr unpopulär, und bald knüpfte sich an den Namen «l'Autrichienne», wie man sie bezeichnete, der blinde Haß fanatisirter Volksmassen. Schon bei den Vorgängen des 5. und 6. Oct. (1789) zu Versailles schwebte ihr Leben in Gefahr. Nach diesem Ereigniß bezog sie mit ihrem Gemahl, ihren beiden Kindern und ihrer Schwägerin, der Prinzessin Elisabeth (s. d.), die Tuilerien. Nach dem unglücklichen Fluchtversuch vom 21. Juni 1791 zeigte sie große Fassung. Später wirkte sie zu den Schritten mit, welche die österr.-preuß. Invasion zur Rettung des Throns und der königl. Familie einleiteten, die aber freilich gerade das Gegentheil bewirkte. Bei dem Aufstande vom 20. Juni (1792) stand die Königin ihrem Gemahl muthig zur Seite. Auch begleitete sie ihre Familie während des Aufstandes vom 10. Aug. (1792) in die Nationalversammlung und theilte hierauf die Gefangenschaft im Temple, wo sie sich der zärtlichsten Sorge für Kinder und Gatten hingab. Beim Beginn des Processes gegen den König trennte man sie von diesem, den sie nur noch einmal kurz vor seiner Hinrichtung wiedersah. Im Juni 1793 nahm man ihr auch die Kinder, und 2. Aug. versetzte man sie in ein einsames Gefängniß der Conciergerie. Der Gefängnißaufseher Michonis, dessen Frau und der Marquis Rougeville suchten sie hier zu retten, büßten aber das Unternehmen mit dem Leben. Nachdem sie 4. Oct. zuerst insgeheim verhört worden, ward sie 13. Oct. vor das Revolutionstribunal gestellt, wo man sie als Verrätherin Frankreichs anklagte und auch beschuldigte, daß sie ihren Sohn verführt habe. Sie vertheidigte sich mit großer Würde, und Gleiches thaten ihre beiden vom Gericht bestellten Vertheidiger, Tronçon-Ducoudray und Chauveau-Lagarde. Dennoch wurde sie 16. Oct. morgens 4 Uhr zum Tode verurtheilt. Wiewol erschöpft und körperlich längst gebrochen, bewahrte sie auf dem Wege zum Richtplatz den Muth und die Geistesgegenwart, womit sie mittags 1 Uhr ihr Haupt unter die Guillotine legte. Ihre Leiche wurde auf dem Kirchhofe Madeleine in das Grab gelegt, in das neun Monate vorher ihr Gemahl bestattet worden war; nach der Restauration setzte man aber die Reste beider in der Königsgruft zu St.-Denis bei. (S. Frankreich [Geschichte].) M. besaß zwar kein regelmäßiges Gesicht, bezauberte jedoch durch Anmuth und Würde. Unter ihren zahlreichen Porträts zeichnet sich das des Franzosen Vigier-Lebrun, durch Naturwahrheit noch mehr das des Schweden Roßline aus; bekannt ist das Gemälde von P. Delaroche, welches die Königin vor ihren Richtern darstellt. Ihr Sohn, der Dauphin, von den Royalisten als Ludwig XVII. (s. d.) proclamirt, starb 1795 durch schmachvolle Behandlung; ihre Tochter ward später Herzogin von Angoulême (s. d.). Zwei andere Kinder starben im frühesten Alter. Vgl. «Éloge historique de M.» (2 Bde., Neuchâtel 1797 u. öfter; deutsch, Lpz. 1798); (Babié de Bercenay) «Vie de M., ou causes et tableau de la révolution» (Wien u. Lpz. 1794; deutsch ebendaselbst); (Schubart) «Leben der Königin M.» (2 Bde., Köln 1789—90 u. öfter); Prudhomme, «Les crimes de M., etc.» (Par. 1793), eine republikanische Parteischrift; Madame de Campan, «Mémoires sur la vie privée de la reine M.» (5. Aufl., 4 Bde., Par. 1824 u. öfter); Goncourt, «Histoire de M.» (3. Aufl., Par. 1863; deutsch, Wien 1867); Campardon, «M. à la Conciergerie» (Par. 1862) und «M. et le procès du collier» (Par. 1863); Huard, «Mémoires sur M.» (Par. 1865); Lescure, «M. et sa famille» (3. Aufl., Par. 1872); Chambrier, «M., reine de France» (2 Bde., Par. 1868); Gräfin d'Armaillé, «La mère et la fille, Marie Thérèse et M.» (Par. 1870) und Yonge, «Life of M.» (2 Bde., Lond. 1876). Auch L. Blanc in seiner «Histoire de la révolution française» gibt bemerkenswerthe Aufschlüsse, wenn auch sein Urtheil oft sehr parteiisch ist. Die von Hunolstein («Correspondance inédite de M.», Par. 1864) und Feuillet de Conches

Digitized by Google

(«Louis XVI, M. et Madame Elizabeth», 6 Bde., Par. 1864—73) veröffentlichten Briefe der M. sind meist Fälschungen; authentisch dagegen sind die Publicationen von Arneth, «Maria Theresia und M.» (Wien 1864), «M., Joseph II. und Leopold II.» (Wien 1866), und von Arneth und Geoffroy, «M. Correspondance secrète» (3 Bde., Par. 1873—74). Ferner erschienen «Lettres inédites de M.» (Par. 1876).

Marie Luise, die zweite Gemahlin Napoleon's I., nach dessen Sturze Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, geb. 12. Dec. 1791, war die älteste Tochter des Kaisers Franz I. aus dessen zweiter Ehe mit Maria Theresia, der Tochter des Königs Ferdinand von Neapel. Von Napoleon zur Gemahlin erwählt, wurde sie zu Paris 2. April 1810 durch den Cardinal Fesch mit ihm getraut. Am 20. März 1811 gebar sie einen Sohn, dem Napoleon den Titel eines Königs von Rom ertheilte. Als der Kaiser 1813 zu neuem Kampfe zog, ernannte er sie, jedoch unter vielen Beschränkungen, zur Regentin des Reichs; doch mußte sie auf seinen Befehl mit ihrem Sohne 29. März 1814 Paris verlassen und sich nach Blois begeben. Nach der Abdankung Napoleon's ging sie nach Orléans, von hier in Begleitung des Fürsten Esterhazy 12. April nach Rambouillet, und hatte 16. April zu Klein-Trianon mit ihrem Vater eine Unterredung. Ihrem Gemahl zu folgen wurde ihr nicht vergönnt. Daher begab sie sich mit ihrem Sohne durch die Schweiz nach Schönbrunn, wo sie auch während der Rückkehr Napoleon's von Elba blieb. Zu ihrem Oberhofmeister erwählte man den österr. General-Feldmarschalllieutenant Grafen von Neipperg (s. d.), mit dem sie sich 1822 in morganatischer Ehe vermählte. Am 17. März 1816 übernahm sie die Regierung der ihr, neben dem Titel kaiserl. Majestät, im Vertrage zu Fontainebleau zugesicherten Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla und hielt 20. April 1816 ihren Einzug in Parma. Ihr Sohn blieb in Wien und wurde 1818 vom Kaiser Franz zum Herzog von Reichstadt (s. d.) ernannt. Als 1831 die revolutionären Bewegungen in Italien sich auch nach Parma verbreiteten, begab sie sich nach Piacenza, bis österr. Waffen die Ordnung wiederhergestellt. Sie regierte ihr Land mit Milde, aber ohne für dessen Entwickelung zu sorgen. Sie starb 18. Dec. 1847 zu Wien; die Herzogthümer gingen an den bisherigen Herzog von Lucca, den Bourbon Karl II. (s. d.) über. Vgl. Helfert, «M. Luise, Erzherzogin von Oesterreich, Kaiserin der Franzosen» (Wien 1873).

Maria Luise, die Gemahlin König Karl's IV. von Spanien, geb. 9. Dec. 1751, des Herzogs Philipp von Parma Tochter, wurde 1765 mit dem Infanten Don Carlos wider dessen Willen auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters vermählt. Sie war eine kluge, ihrem Gemahl an Geisteskraft weit überlegene Frau. Frühzeitig wußte sie den stürmischen Sinn desselben sich unterthänig zu machen. An allen Staatsangelegenheiten nahm sie den regsten Antheil. Ein Verständniß, in welchem sie als Prinzessin von Asturien mit dem ältern Godoy stand, trennte König Karl III. dadurch, daß er Godoy aus Madrid verwies. Dagegen trat nun die Prinzessin mit des Verwiesenen Bruder, dem nachherigen Herzoge von Alcudia (s. d.), in ein geheimes Verhältniß. Nachdem Karl IV. seinem Vater gefolgt war, rückte Godoy schnell von einer Stufe der Macht zur andern. Gemeinschaftlich mit der Königin regierte er Spanien ganz unumschränkt, und zugleich gingen beide darauf aus, den Kronprinzen Ferdinand bei dem alternden Könige zu verdächtigen. Aus diesen Hofränken entspann sich der Proceß vom Escurial vom 29. Oct. 1807. (S. Spanien.) Als hierauf infolge der Revolution Ferdinand VII. (s. d.) den Thron seines Vaters einnahm und entschlossen schien, die Aufführung seiner Mutter einer strengen Untersuchung zu unterziehen, trat diese in Bayonne vor Napoleon I. als Anklägerin ihres Sohnes auf, jedoch ohne Erfolg. Sie wurde nach Compiègne gebracht, lebte dann in Marseille und in Nizza und ging endlich nach Rom, wo sie 2. Jan. 1819 starb.

Maria Luise (Josephine), Königin von Etrurien, Tochter Karl's IV. von Spanien und Schwester Ferdinand's VII. und des Don Carlos, geb. 6. Juli 1782 zu Madrid, wurde in dem Alter von 13 J. mit dem Infanten Ludwig von Bourbon, ältestem Sohne des Herzogs Ferdinand von Parma, vermählt. Unter dem Namen einer Prinzessin von Parma blieb sie jedoch in Spanien und gebar hier 22. Dec. 1799 den Infanten Ludwig Ferdinand Karl von Bourbon, der später als Herzog von Lucca den Namen Karl II. (s. d.) führte. Zufolge eines Vertrags zwischen Spanien und Frankreich vom J. 1801 wurde beschlossen, daß der Gemahl der Prinzessin unter dem Titel eines Königs von Etrurien (s. d.) Toscana für sich und seine Erben in Besitz nehmen, Parma dagegen nach dem Tode des Herzogs Ferdinand an Frankreich fallen sollte (was auch 1802 geschah). Das Königspaar hielt 12. Aug. 1801 zu Florenz seinen Einzug. Da der König schwach und brustkrank, widmete sich die Königin der Einrichtung des neuen Reichs, aber mit geringem Erfolg. Nachdem ihr Gemahl 27. Mai 1803 zu Florenz

Digitized by Google

gestorben war, übernahm sie für ihren Sohn die Regierung. Sie suchte ihre Unterthanen durch ein mildes Regiment zu gewinnen, als ihr plötzlich 23. Nov. 1807 der franz. Gesandte anzeigte, daß der span. Hof Etrurien an Frankreich cedirt habe. Nachdem sie vergeblich ihre Rechte geltend gemacht, ging sie nach Spanien, wo man sie im Mai 1808 mit dem gesammten span. Regentenhause nach Bayonne beschied. Hier erfuhr sie aus dem Mund ihres Vaters, daß ihr Haus zu regieren aufgehört, und sie mußte nun mit ihren Kindern ihrer übrigen Familie nach Fontainebleau folgen, wo sie sich aufs äußerste beschränkt und streng bewacht sah. Im Juni wurde sie mit ihren Aeltern nach Compiègne versetzt. Sie bat von hier aus Napoleon I., ihrem Sohne das parmesische Erbe wieder zu verleihen, und erhielt in der That die Erlaubniß, nach Parma abzugehen. Doch schon zu Nizza, wo sie 18. April 1809 eintraf, wurde ihre Reise unterbrochen und ihr diese Stadt als Aufenthalt angewiesen. Ihr Plan, von hier nach England zu entfliehen, wurde entdeckt und hierauf ihr Sohn zu seinen Großältern nach Frankreich, sie selbst aber mit der Tochter, der Infantin Maria Luise Charlotte, geb. 1802, spätern Gemahlin des Prinzen Maximilian von Sachsen, nach Rom in ein Nonnenkloster gebracht. In dieser Lage blieb sie bis 1814. Nach dem Sturze Napoleon's I. erhielt ihr Sohn als Entschädigung Lucca (s. d.) mit der Anwartschaft auf Parma, welches der Gemahlin Napoleon's I. auf Lebenszeit zugesprochen wurde. Die Königin führte nun einige Jahre die Regierung, bis ihr Sohn seine Herrschaft selbst antrat. Die schwer geprüfte und durch Charakter ausgezeichnete Fürstin starb zu Lucca 13. März 1824. Sie hinterließ interessante Memoiren, die Lemierre d'Argy unter dem Titel «Mémoires de la reine d'Étrurie, écrits par elle-même» (Par. 1814) herausgab.

Maria Christina, Königin von Spanien, Tochter des Königs Franz I. Beider Sicilien aus dessen zweiter Ehe, geb. in Neapel 27. April 1806, wurde 11. Dec. 1829 die vierte Gemahlin des Königs Ferdinand VII. (s. d.). Sie erlangte durch Schönheit und Geist, zumal seit ihrer Schwangerschaft, den überwiegenden Einfluß auf ihren bisher kinderlosen Gemahl, welcher durch die Pragmatische Sanction vom 29. März 1830 auch den weiblichen Descendenten das Erbfolgerecht zusprach. Bald darauf (10. Oct. 1830) gebar die Königin eine Tochter, Isabella (s. d.), welche auch sofort als Thronerbin proclamirt wurde. Eine zweite Tochter, Luise, folgte (geb. 30. Jan. 1832, vermählt 10. Oct. 1846 mit dem Herzog Anton von Montpensier, s. d.). Dadurch sah der jüngere Bruder Ferdinand's VII., der Infant Don Carlos (s. d.), der bisher als präsumtiver Thronfolger gegolten, sich um seine Hoffnungen gebracht, und begann, unterstützt von der hierarchisch-feudalen oder sog. apostolischen Partei, am Hofe zu Madrid ein lebhaftes Intriguenspiel gegen die Königin, welche dadurch genöthigt wurde, sich der gemäßigt liberalen oder constitutionellen Partei zu nähern. Im Sept. 1832 gelang es den Anhängern des Don Carlos, den erkrankten Ferdinand VII. zum Widerruf der Pragmatischen Sanction zu bewegen. Allein bald siegte wieder der Einfluß der Königin, welche 4. Oct. für die Dauer der Krankheit ihres Gemahls mit der Regentschaft betraut wurde. Nach seiner Wiederherstellung erklärte Ferdinand VII. den Widerruf der Pragmatischen Sanction (31. Dec. 1832) für erschlichen und nichtig. Als er 29. Sept. 1833 starb, ward Isabella II. Königin, und die nunmehrige Königin-Witwe, gemäß testamentarischer Vorschrift, Regentin während der Minderjährigkeit ihrer Tochter. Doch erhob sich alsbald Don Carlos gegen sie, der später förmlich zum Gegenkönig (Karl V.) ausgerufen wurde. So entbrannte der Bürgerkrieg zwischen den sog. Karlisten und den sog. Christinos, welcher bis 1840 dauerte. Während dieses Kriegs mußte die Königin-Mutter den Liberalen constitutionelle Zugeständnisse machen, womit sie die Begründerin des span. Verfassungslebens wurde. Zuerst ward das sog. königliche Statut vom 10. April 1834 octroyirt, später die Constitution vom 10. Juni 1837 mit den Cortes vereinbart, und seitdem begann der Parteikampf zwischen den Moderados (Gemäßigten) und den Progressisten (Radicalen). Indessen hielt sich die Regentin nicht frei von absolutistischen Gelüsten. Ebenso erregte ihr Privatleben Anstoß. Als sie bald nach der Beendigung des Bürgerkriegs ein neues Gemeindegesetz erließ, welches die bisherige Selbstständigkeit der Gemeinden beschränken sollte, brach ein allgemeiner Aufstand aus, weshalb sie 12. Oct. 1840 die Regentschaft niederlegen mußte. (S. Spanien.) Sie begab sich nach Frankreich und kehrte erst März 1844 nach Spanien zurück. Bald nach dem Tode ihres Gemahls hatte M. ein Liebesverhältniß angeknüpft mit einem ihrer Leibgardisten, Don Fernando Muñoz aus Tarancon in der Provinz Cuenca (Neu-Castilien). Schon 28. Dec. 1833 wurde eine heimliche Ehe zwischen beiden geschlossen. Doch fand die öffentliche Einsegnung, mit Genehmigung der Königin Isabella II., erst 13. Oct. 1844 statt; Muñoz wurde zum Herzog von Rianzares und Grand von Spanien erhoben. Aus dieser Verbindung entsproß eine zahlreiche Nachkommenschaft. Auch später übte M. fort-

Digitized by Google

während einen wichtigen Einfluß aus, der selbst nicht gebrochen ward, als sie im Sommer 1854 Spanien verlassen mußte und 10 Jahre in einer Art Verbannung theils in Frankreich, theils in Italien lebte. Erst Ende Sept. 1864 durfte sie nach Madrid zurückkehren; doch lebte sie auch seitdem meist im Auslande. Die Thronbesteigung ihres Enkels Alfons XII. (s. d.) führte sie noch einmal, im Mai 1876, dahin zurück. Der Herzog von Rianzares war bereits 12. Sept. 1873 auf seiner Villa zu Ste.-Adresse bei Havre gestorben.

Maria II. da Gloria, Königin von Portugal, geb. zu Rio de Janeiro 4. April 1819, war die älteste Tochter des Kaisers Pedro I. von Brasilien aus dessen erster Ehe mit der Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich. Nach dem Tode ihres Großvaters, des Königs Johann VI. von Portugal, verzichtete ihr Vater, der dort (als König Pedro IV.) succediren sollte, zu ihren Gunsten 2. Mai 1826 auf den portug. Thron. Zugleich bestimmte derselbe, daß die junge Königin sich mit seinem Bruder Dom Miguel (s. d.) verheirathen sollte. Vorläufig blieb jedoch M. in Brasilien, und die Regierung in Portugal ward in ihrem Namen von ihrer Tante, Prinzessin Isabella, geführt. Sodann erhielt Dom Miguel die Regentschaft 26. Febr. 1828, welcher bald darauf die Krone usurpirte (30. Juni) und auch in ganz Portugal als König anerkannt wurde. M. wurde 5. Juli nach England gesandt, kehrte jedoch, als der erhoffte Beistand Englands gegen Dom Miguel ausblieb, 16. Oct. 1829 nach Rio de Janeiro zurück. Erst nachdem Pedro 7. April 1831 die brasil. Krone niedergelegt, führte er seine Tochter wieder nach Europa und ließ sie in Paris residiren, während er Dom Miguel bekriegte und nach dreijährigem Kampfe aus Portugal vertrieb (Mai 1834). Schon 23. Sept. 1833 hielt M. ihren feierlichen Einzug in Lissabon und wurde, kurz vor dem Tode ihres Vaters, vom Reichstage 20. Sept. 1834 für mündig erklärt. Bald darauf, 1. Dec. 1834 durch Procuration und 26. Jan. 1835 persönlich, heirathete sie den Herzog August Karl Eugen Napoleon von Leuchtenberg (s. d.), welcher aber schon 28. März 1835 starb. Darauf schloß sie eine zweite Ehe durch Procuration 1. Jan. und persönlich 9. April 1836 mit dem Prinzen Ferdinand August Franz Anton von Sachsen-Koburg-Gotha-Kohary, aus welcher eine zahlreiche Nachkommenschaft entsprang. Die Regierung der Königin M. ist für Portugal eine Vorschule des Verfassungslebens geworden. Vorzugsweise bekämpften sich die sog. Cartisten (Conservative), unter denen Costa Cabral (s. d.) hervorragt, und die sog. Septembristen (Radicale). M. starb zu Lissabon 15. Nov. 1853. (S. Portugal.) Ihr folgte zunächst ihr ältester Sohn, Pedro V. (s. d.), dann ihr zweiter Sohn, Ludwig I. (s. d.). Außerdem leben noch ein dritter Sohn, August (geb. 4. Nov. 1847), und zwei Töchter, Maria Anna (geb. 21. Juli 1843), vermählt 11. Mai 1859 mit dem Prinzen Georg von Sachsen (Königreich), und Antonia (geb. 17. Febr. 1845), vermählt 12. Sept. 1861 mit dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen. M.'s zweiter Gemahl, Ferdinand (geb. 29. Oct. 1816), erhielt nach der Geburt des ältesten Sohnes den Königstitel und fungirte während der Minderjährigkeit Pedro's V. 15. Nov. 1853 bis 16. Sept. 1855 als Regent; er vermählte sich in zweiter Ehe 10. Juni 1869 mit Elise Hensler, Gräfin von Edla.

Mariāna (Juan), einer der ersten span. Geschichtschreiber, geb. zu Talavera 1536, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, auf der Universität Alcala studirt und trat in den Jesuitenorden. Er bereiste 1560 Italien, Sicilien und Frankreich, lehrte dann die Theologie in Rom, Sicilien und Paris und kehrte 1574 in das Jesuitencollegium zu Toledo zurück. Jedoch erlangte er nie eine höhere Würde in seinem Orden; im Gegentheil zogen ihm seine unerschütterliche Rechtlichkeit, wie in dem berühmten Processe des von den Jesuiten verfolgten Herausgebers der Polyglottenbibel, Arias Montano, und seine Unparteilichkeit, womit er sich nicht scheute, die Gebrechen dieses Ordens aufzudecken, wie das unter seinen Papieren gefundene Werk «De las enfermedades de la Compañía y de sus remedios» (Brüss. 1625) beweist, Zurücksetzungen und sogar einjährige Einsperrung zu. Er starb zu Madrid 17. Febr. 1623. Sein Hauptwerk ist die «Historia de rebus Hispaniae» (die ersten 20 Bücher Toledo 1592 und dann mit 10 Büchern vermehrt am vollständigsten Mainz 1605) in eleganter lat. Sprache. Seine Darstellung ist unbefangener als die der andern span. Geschichtschreiber und zog ihm selbst den Verdacht der Inquisition zu; doch findet man bei ihm wenig eigene Forschungen. Die günstige Aufnahme, die sein Werk fand, und die Furcht vor einer fremden schlechten Uebersetzung bewogen ihn, es selbst ins Spanische zu übersetzen (2 Bde., Toledo 1601; 9 Bde., Valencia 1785—96; 8 Bde., Madr. 1819; 10 Bde. mit der Fortsetzung, Barcel. 1839). Außerdem schrieb er eine berühmte Abhandlung «De rege et regis institutione» (Toledo 1598), welche 11 Jahre nach ihrem Erscheinen wegen der darin aufgestellten Behauptung, daß man sich eines Tyrannen entledigen dürfe, als aufrührerisch von dem Parlamente zu Paris zum Feuer ver-

Digitized by Google

urtheilt wurde und auch in Spanien ihm viele Unannehmlichkeiten zuzog; ferner «De ponderibus et mensuris» (Toledo 1599) und «Scholia in Vetus et Novum Testamentum» (Madr. 1619). Vgl. Ranke, «Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber» (Berl. 1824; 2. Aufl., Lpz. 1874).

Marianen, mikronesische Inselgruppe, s. Ladronen.

Maria-Theresien-Orden, ein österr. militärischer Ritterorden, wurde 18. Juni 1757 von der Kaiserin Maria Theresia zur Erinnerung an den Sieg bei Kollin gestiftet. Nach den Statuten soll der Orden an Offiziere, ohne Rücksicht auf Religion und Stand, für eine besonders muthige That (welche aus selbsteigenem, freiwilligem innern Antriebe unternommen worden ist), oder für kluge, für den Militärdienst ersprießliche Rathschläge, welche Offiziere nicht nur an die Hand gegeben, sondern auch mit vorzüglicher Tapferkeit ausführen geholfen haben, und zwar in der Regel nach unparteiischer Untersuchung durch das Ordenskapitel (seit Joseph II. auch aus freier Hand des Großmeisters) verliehen werden. Großmeister des Ordens ist der Kaiser von Oesterreich. Der Orden, welchen auch Offiziere fremder Heere erhalten können, zerfällt in drei Klassen: Großkreuze, Commandeure und Ritter, und gewährt Anspruch auf den Ritter- und Freiherrnstand. Auch ist mit ihm eine Anzahl von Pensionen verbunden; nach dem Tode eines Ritters genießt dessen hinterlassene Witwe lebenslang die Hälfte der Pension. Das Ordenszeichen ist ein achteckiges goldenes, weißemaillirtes Kreuz mit breiten Enden und goldener Einfassung. In der Mitte befindet sich ein runder Schild mit dem österr. Wappen und der Umschrift in goldenen Buchstaben «Fortitudini» (der Tapferkeit), auf dessen Kehrseite der schwarzemaillirte, von einem Lorberkranze umgebene Namenszug M. T. F. (d. i. Maria Theresia und Franciscus). Das Ordensband ist in drei Streifen getheilt, in der Mitte weiß, an beiden Seiten ponceauroth. Vgl. Hirtenfeld, «Der Militär-Maria-Theresien-Orden» (Wien 1857).

Maria-Theresienthaler, Levantiner Thaler, heißt eine größere Silbermünze, welche seit 1765 in Oesterreich für den Handel mit Afrika und Asien geprägt wird. Sachlich ist sie nichts anderes, als der alte Conventions- oder Speciesthaler (das Stück zu 2 Conventionsgulden), indem 12 Stück aus der wiener oder 10 Stück aus der wiener-kölnischen Mark fein Silber geprägt werden, in einer Feinheit von $13^1/_3$ Loth oder $833^1/_3$ Tausendtheilen $= {}^5/_6$. Der M. ist demnach $= 1^2/_5$ Thlr. des frühern norddeutschen 14-Thalerfußes. Sein Unterschied vom frühern österr. Conventionsthaler liegt im Gepräge, welches dasjenige geblieben ist, welches er unter der Kaiserin Maria Theresia hatte und unter dem er in den Ländern seiner heutigen Bestimmung bekannt und geschätzt ist. Er zeigt demnach noch heute das Bildniß jener Regentin und seit 1780 unverändert diese Jahrzahl. Bis zur Abtrennung Venetiens von Oesterreich wurde er in Venedig ausgemünzt; seitdem geschieht dies in Wien. Die Ausmünzung der M. ist eher im Zunehmen als im Abnehmen begriffen, was wol mit der wachsenden Erschließung der innerafrik. Länder im Zusammenhang steht. Sie werden meist nach Aegypten gesandt, doch nehmen seit früher Zeit auch asiat. Länder (China, Arabien) diese Münze auf. Ihre Ausprägung erfolgt auf Bestellung gegen Einlieferung von Silber oder Silbermünzen, und sie sind demnach jetzt eine sog. Fabrikations- oder Handelsmünze. Der M. kommt dabei ohne die Prägekosten auf 2 Fl. $10^1/_2$ Kr. Silberwährung (im 45-Guldenfuße) zu stehen. Im J. 1875 wurden nahe an $3^1/_2$ Mill. Stück M. in der wiener Münzstätte geprägt, und seit 1765 bis Ende 1875 sind über 60 Mill. Stück dieser Münze fabricirt worden.

Maria-Theresiopel, Stadt in Ungarn, s. Theresienstadt.

Mariazell, der berühmteste Wallfahrtsort der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie, ein Marktflecken in der Bezirkshauptmannschaft Bruck des Herzogthums Steiermark, an dem Salzabach, ist der Sitz eines Bezirksamts und zählt (1869) 1034 E., die zum großen Theil ihren Unterhalt aus dem Verkehr mit den zahlreichen Fremden und Pilgern, sowie aus dem Handel mit Heiligenbildern, Rosenkränzen u. s. w. ziehen. Die 1363 von König Ludwig I. von Ungarn wegen Rettung aus der Serbierniederlage an der Marizza gegründete, größtentheils aber erst in neuerer Zeit erbaute und nach dem Brande von 1827 wiederhergestellte Wallfahrtskirche enthält die Gnadenkapelle, die durch ein silbernes Gitter geschlossen ist. Den Hochaltar ziert ein Kreuz von Ebenholz, mit Christus und Gott Vater aus Silber. Das Gnadenbild der Maria ist aus Lindenholz und 0,5 Mt. hoch. Leuchter und Antependium sind aus Silber, und auch sonst ist die Kirche im Besitze vieler Kostbarkeiten und eines bedeutenden Vermögens. Die Wallfahrt von Wien kommt 1. Juli, die von Gratz 14. Aug. an. Man zählt jährlich über 200,000 Pilger. Die Umgebungen des Ortes sind malerisch schön. — Auch Klein-M., ein Pfarrdorf im niederösterr. Bezirke Pottenstein, an der Triesting, 37 Kilom. südwestlich von Wien, mit 301 E., ist ein Wallfahrtsort, an welchem früher ein Kloster bestand.

Digitized by Google

Marienbad, einer der besuchtesten und anmuthigsten Badeorte Böhmens, im Bezirke Tepl, von Karlsbad 37, von Eger 30 Kilom. entfernt, liegt in 604 Mt. Meereshöhe an der südwestl. Abdachung des böhm. Mittelgebirgs und an der Kaiser-Franz-Josephsbahn. Mit Ausnahme der offenen Südseite ist der Ort von sanft ansteigenden, mit Nadelhölzern bestandenen und von zahlreichen Spazierwegen durchzogenen Bergen umgeben, an deren Fuß geschmackvolle Villen liegen. M. wurde 1868 zur Stadt erhoben und zählt etwa 2000 E. Die Zahl der Curgäste beträgt über 10,000 jährlich. Es bestehen im Orte eine kath. und eine prot. Kirche, ein jüd. Bethaus, ein Theater und zwei Hospitäler zur Aufnahme mittelloser Curgäste. Schon Kaiser Ferdinand I. hegte 1528 den Plan, hier (am Auschowitzer Sauerbrunn, dem jetzigen Ferdinandsbrunn) eine Salzsiederei anzulegen, und die Umwohner benutzten schon im 18. Jahrh. mit Erfolg die beim jetzigen Orte entspringenden Quellen. Doch wurde die Heilkraft derselben erst im Anfange des 19. Jahrh. durch den tepler Stiftsarzt Nehr gewürdigt und bekannt gemacht. Das größte Verdienst um den raschen Aufschwung M.s zu einem Curorte ersten Ranges erwarb sich aber der dortige landesfürstl. Brunnenarzt (1818—57) Heidler, Edler von Heilborn, dessen Bestrebungen das Prämonstratenserstift Tepl (welches die Gesundbrunnen und Bäder des Ortes ausschließlich besitzt) bereitwillig unterstützte. Die Mineralquellen sind durchgängig kalt. Nur innerlich zur Anwendung kommen: der Kreuzbrunnen und der Ferdinandsbrunnen, zwei alkalische, eisenhaltige Glaubersalzsäuerlinge, welche als wirksame Heilmittel bei chronischen Unterleibs- und Hämorrhoidalleiden und den dadurch bedingten Functionsstörungen den Ruf des Curortes zumeist begründet haben; ferner die Waldquelle, ein dem schles. Obersalzbrunnen ähnlicher Natronsäuerling, und die erst seit 1866 benutzte Kronprinz-Rudolfsquelle (in der Nähe der ehemaligen Wiesenquelle), ein erdiger Eisensäuerling. Dagegen werden sowol innerlich (zum Trinken) als äußerlich (zum Baden) gebraucht: der Karolinenbrunnen und die Ambrosiusquelle, zwei an Kohlensäure reiche Stahlquellen. Blos zu Bädern dient die Marienquelle, ein gasreicher, an festen Bestandtheilen armer Säuerling. Außerdem gibt es in M. (schon seit 1818) kohlensaure Gasbäder, Dampfbäder und Mineralmoorbäder (seit 1822). Der eisenhaltige Mineralmoor übertrifft hier an Eisengehalt alle bisher analysirten Moorerden. Auch für den Gebrauch einer (Ziegen-)Molkencur ist Gelegenheit gegeben. Seit 1860 wird aus dem Wasser des Ferdinandsbrunnens durch Abdampfen ein Salz gewonnen, das dem karlsbader Sprudelsalze gleichkommt und unter dem Namen Marienbader Brunnensalz (jährlich über 20 Ctr.) versendet wird. Außer den Schriften Heidler's vgl. Kisch, «Der Curort M. in Böhmen» (Wien 1870); derselbe, «M. und seine Umgebung» (4. Aufl., Wien 1874); Lucca, «Zur Orientirung in M.» (Marienbad 1877).

Marienburg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Danzig der preuß. Provinz Westpreußen, liegt in fruchtbarer Gegend an der Preußischen Ostbahn, von der hier die Bahn M.-Mlawka abzweigt, rechts an der Nogat, über welche eine Schiffbrücke und eine 295 Mt. lange Eisenbahn-Gitterbrücke führen. Die Stadt zählt (1875) 8526 E. und besitzt neben der Schloßkirche noch zwei andere evang. und eine kath. Kirche, sowie ein Gymnasium, ein evang. Lehrerseminar, eine höhere Töchterschule und eine Taubstummenanstalt. Ein Denkmal Friedrich's d. Gr. wurde 9. Oct. 1877 enthüllt. M. treibt lebhaften Handel mit Holz, Getreide, Federn und Borsten; die Woll- und Pferdemärkte sind stark besucht. Die Zierde M.s ist das alte Schloß der Hochmeister des Deutschen Ordens. M. war ursprünglich eine einfache Feste, die 1274 von dem Orden zur Sicherung der Nogatstraße angelegt wurde. Als der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen seine Residenz nach M. zu verlegen beschloß, ließ er 1306—9 eine würdige Residenz aufführen, das sog. Mittelschloß, welches nur durch einen Wallgraben von der alten Feste, dem sog. Hochschloß, getrennt ist. Später wurde die Vorburg beigefügt und so das Ganze in eine uneinnehmbare Festung umgewandelt. Verdienste um die innere Ausschmückung erwarb sich besonders der Hochmeister Dietrich von Altenburg (1335—41), der den schönen Conventsremter erbaute, die Schloßkirche erweiterte und unter dem Chore derselben die Hochmeistergruft anlegte. Unter Winrich von Kniprode (1351—82) erreichte die Burg ihre höchste Vollendung. Nach der Schlacht bei Tannenberg 1410 hielt sich M. gegen die Belagerung durch die poln.-litauische Uebermacht unter der Leitung des heldenmüthigen Heinrich von Plauen, aber 6. Juni 1457 nahmen die Polen es ein. Infolge des Thorner Friedens (1466) blieb M. bei Polen. Seitdem war das Schloß Wohnsitz der poln. Wojwoden. Nachdem M. 1772 in den Besitz Preußens gelangt war, wurde das Schloß als Magazin benutzt. Nach den Befreiungskriegen beschloß man die Restauration des Schlosses, die 1817—42 unter Leitung des Architekten Costenoble rüstig durchgeführt wurde. Vgl. Voigt, «Geschichte von M.» (Königsb. 1824); Auer, «Kriegs-

Digitized by Google

geſchichtliche Denkwürdigkeiten von M.» (Danz. 1824); Eichendorff, «Die Wiederherſtellung des Schloſſes zu M.» (Berl. 1844); Witt, «M., das Haupthaus des Deutſchen Ordens» (Königsb. 1854); Bergau, «Das Ordenshaupthaus M.» (Berl. 1871). — Der Kreis M. zählt (1875) auf 812 QKilom. 57,729 E.

Mariendiſtel (Silybum Marianum), auch Frauendiſtel, Pflanzenart, ſ. Silybum.

Marienfeſte, ſ. Maria.

Marienglas oder Frauenei's, ſ. Gips.

Mariengroſchen nannte man eine Silbermünze, welche ihren Urſprung den Bergwerken bei Goslar verdankte und ſich von dort über Niederſachſen und Weſtfalen verbreitete. Der Name rührt von dem Gepräge her, der Muttergottes mit dem Jeſuskinde. In Goslar wurde der M. achtlöthig, 80 auf die rauhe Mark, ausgeprägt; doch bereits 1550 war er ſchon um die Hälfte ſchlechter. Um 1700 hörte das Prägen deſſelben faſt allgemein auf; doch blieb der Name. In der neuern Zeit rechnete man 36 M. zu 8 Pf. auf den Thaler des 20-Guldenfußes, und dieſe Eintheilung des Thalers fand im vormaligen Königreich Hannover und im Herzogthum Braunſchweig geſetzlich bis 1817, thatſächlich viel länger und in Hannover mindeſtens bis 1834 ſtatt. Es gab 1-, 2-, 3-, 4- und 6-fache M.; Stücke zu 3 M. = $^1/_{12}$ Thlr. Conventionsgeld wurden noch 1820 in Hannover geprägt, Stücke zu 1 M. bis 1834 in Braunſchweig. Der Mariengulden, mit gleichem Gepräge, wurde zu 20 M. ausgeprägt. Braunſchweig prägte bis gegen das Ende des 18. Jahrh. Gulden im 18-Guldenfuß oder ſog. Neue Zweidrittel zu 24 M. Der Marienthaler, nichts anderes als ein Conventions-Speciesthaler mit dem erwähnten Prägbilde, entſtand gleichfalls in Goslar und wurde nachmals beſonders von Baiern, Mainz, Trier, Eichſtädt, Bamberg, Würzburg u. ſ. w. geſchlagen; am reichhaltigſten iſt die Reihe der ungar. Marienthaler mit der Umſchrift Patrona Hungariae.

Marienlyſt, dän. Seebad, ſ. Helſingör.

Marienwerder, Hauptſtadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Weſtpreußen, ſowie eines Kreiſes, liegt 70 Kilom. ſüdlich von Danzig und 5 Kilom. öſtlich von der Weichſel maleriſch und hoch an der Liebe und Kleinen Nogat, iſt Sitz der Bezirksregierung, des Appellationsgerichts für Weſtpreußen, der Generallandſchafts- und Provinziallandſchaftsdirection, eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts, einer Reichsbanknebenſtelle, der Landfeuer-Societät für die Provinzen Oſt- und Weſtpreußen, und eines Landesgeſtüts, hat ein Gymnaſium, eine Unteroffizierſchule und eine höhere Bürgerſchule und zählt (1875) 7580 meiſt prot. E., mit den als Vorſtädte zu betrachtenden Dörfern Marienau, Marienfelde und Schäferei etwa 11,000 E. Handel und Induſtrie ſind nicht bedeutend, doch beſtehen eine Eiſengießerei und Maſchinenfabrik und die Umgegend treibt viel Obſtbau. Das 1233 von den Deutſchen Rittern gegründete, neuerdings reſtaurirte Schloß, früher Sitz der pomeſaniſchen Biſchöfe und des Domkapitels, jetzt des Landgerichts, hat einen langen, ſchmalen, auf hohen Bogen ruhenden Anbau, der jetzt als Criminalgefängniß dient. Die 1384 vollendete, neuerdings reſtaurirte Domkirche hat einen 55 Mt. hohen Thurm, Glasmalereien, Moſaikarbeiten und Grabdenkmäler dreier deutſcher Hochmeiſter und der pomeſaniſchen Biſchöfe, iſt aber durch die Auffriſchung alter, geſchmackloſer Fresken verunziert. Zwiſchen der Stadt und der Weichſel zieht ſich die beſonders an Obſt fruchtbare Marienwerderſche Niederung hin, die jetzt durch großartige Waſſerbauten vor den verheerenden Ueberſchwemmungen geſchützt iſt. — Der Regierungsbezirk M. zählt (1875) auf 17,528,3 QKilom. 800,434 E. und zerfällt in 14 Kreiſe. — Der Kreis M. zählt (1875) auf 951 QKilom. 65,677 E.

Mariette (Auguſte Edouard), namhafter franz. Aegyptolog, geb. 11. Febr. 1821 zu Boulogne, beſuchte das dortige Collége, an welchem er noch vor Vollendung ſeines Curſus mit dem Unterricht in der Grammatik und dem Zeichnen beauftragt wurde. Daneben widmete er ſeine freien Stunden dem Studium des Alterthums, namentlich der ägypt. Denkmäler. Nach der Februarrevolution von 1848 kam M. nach Paris, wo er eine Anſtellung am Aegyptiſchen Muſeum des Louvre erhielt. Im J. 1850 unternahm er eine Reiſe nach Aegypten, um in den dortigen Klöſtern nach kopt. Handſchriften zu forſchen; bald wandte er ſich aber archäol. Unterſuchungen zu. Durch die glückliche Auffindung der Apisgräber in der Nekropole des alten Memphis machte M. ſeinen Namen allgemein bekannt und erlangte zugleich auch von der franz. Regierung die Mittel zur Fortſetzung ſeiner Ausgrabungen auf mehrere Jahre. Nachdem er 1854 nach Paris zurückgekehrt, erhielt er die Stelle eines Conſervateur-Adjoint am Aegyptiſchen Muſeum, ging aber 1858 wiederum nach Aegypten und wurde vom Vicekönig mit der Leitung der Ausgrabungen betraut, welche an den wichtigſten Ruinenſtätten des ganzen Landes auf

Digitized by Google

Anordnung der ägypt. Regierung unternommen werden sollten. In Assuan, Theben, Abydos, Memphis und dessen Pyramidenfeldern, ferner in Tanis (Sân) und andern Orten wurden unter seiner Leitung die versandeten oder verschütteten Tempel freigelegt und dabei eine Menge einzelner interessanter Monumente aus allen Zeiten der ägypt. Geschichte gefunden, welche jetzt in dem reichen Museum von Bulak bei Kairo aufgestellt sind. Ueber seine Arbeiten hat M. in dem Prachtwerke «Le Serapeum de Memphis» (Par. 1857—60) berichtet, und dann eine Anzahl wichtiger Monumentenpublicationen folgen lassen, wie «Nouvelle table d'Abydos» (Par. 1865), «Fouilles exécutées en Égypte» (Par. 1867—70), «Le papyrus égyptien du musée de Boulaq» (Par. 1871), «Karnak; étude topographique et archéologique» (Lpz. 1875), «Les listes géographiques des pylônes de Karnak» (Lpz. 1875), «Deir-el-bahari. Documents topographiques, historiques et ethnographiques» (Par. 1877).

Mariette (Pierre Jean), berühmter franz. Kunstkenner, geb. zu Paris 7. Mai 1694, wurde von seinem Vater Jean M. (geb. 1654 zu Paris, gest. daselbst 20. Sept. 1742), der als Zeichner, Kupferstecher und Kupferstichhändler gleich ausgezeichnet war, in der Kupferstechkunst unterrichtet und bildete sich dann auf Reisen durch Deutschland und Italien. Sein Ruf als Kunstkenner hatte sich während dieser Zeit schon so verbreitet, daß er den Auftrag erhielt, die kaiserl. Kupferstichsammlung in Wien zu ordnen. Im J. 1750 verkaufte er das Geschäft seines Vaters, erwarb die Stelle eines königl. Secretärs und Kanzleicontroleurs und beschäftigte sich nun hauptsächlich mit seiner Kupferstichsammlung. Er starb zu Paris 10. Sept. 1774. Man hat von ihm mehrere noch immer geschätzte kunsthistor. Werke: «Description sommaire des dessins des plus grands maîtres d'Italie, des Pays-Bas et de France, du cabinet de M. Crozat» (Par. 1741), «Recueil d'estampes d'après les plus beaux tableaux et dessins qui sont en France» (2 Bde., Par. 1729 und 1742), «Description du recueil des estampes gravées d'après les tableaux du cabinet de M. Boyer d'Aguilles» (Par. 1744), «Traité des pierres gravées» (2 Bde., Par. 1750). Außerdem leitete er die Herausgabe der «Recueil des peintures antiques» (Par. 1757—60).

Marignano oder Melegnano, Flecken mit 5124 E. in der ital. Provinz Mailand, an der Bahnlinie Mailand-Piacenza und am Lambro, 15 Kilom. südöstlich von Mailand, ist berühmt durch den Sieg, welchen hier Franz I. von Frankreich 13. und 14. Sept. 1515 über die Schweizer davontrug. Im Kriege von 1859 wurde M. 8. Juni von den Franzosen genommen.

Marine (zunächst franz., vom lat. marinus, das Meer betreffend), bezeichnet im allgemeinen alles, was auf die Seeschifffahrt eines Landes Bezug hat und damit im Zusammenhange steht. Vorzugsweise wird jedoch darunter das Seekriegswesen mit den verschiedenen Klassen von Schiffen, Mannschaften, Armirung, Bauwerften u. s. w. verstanden. Oefters theilt man das Seewesen in Handels- und Kriegsmarine und begreift im engen Sinne darunter nur die Schiffe mit ihren Bemannungen, um nach deren Größe und Zahl ihre Bedeutung für die Seegeltung eines Landes zu ermessen. Fast soweit die Geschichte hinaufreicht, haben die an der See wohnenden Völker, wenn sie Anspruch auf Civilisation erheben konnten, M. besessen. An den Küsten des Mittelmeers waren es zuerst die Phönizier, die sich im Besitz einer Kriegsmarine befanden, deren sie zum Schutze ihres ausgebreiteten Seehandels und ihrer Colonien, sowie auch ihres starkbetriebenen Sklavenhandels bedurften. (S. Phönizien.) Die aufstrebenden Griechen sahen bald ein, daß die Herrschaft über das Mittelmeer zugleich ihre Suprematie als Volk bedinge, und schufen sich daher mit Hülfe phöniz. Baumeister bedeutende Kriegsflotten, die zur Zeit Alexander's d. Gr., also etwa 330 v. Chr., in sehr hoher Blüte standen. Aus dieser Zeit sind genaue Nachrichten vorhanden über die Größe der athenienf. Flotte, die allein 300 Fahrzeuge zählte. Der größte Theil dieser Schiffe bestand aus Triremen von etwa 40 Mt. Länge und 6,5 Mt. Breite. Diese waren zum Segeln und Rudern eingerichtet und hatten, wie ihr Name andeutet, drei Reihen Ruderfitze übereinander. Als die größten Schlachtschiffe galten die Penteren, Fahrzeuge mit fünf Ruderreihen, von denen Graser in dem Werke «De veterum re navali» (Berl. 1864) und das von diesem für das Alterthumsmuseum in Berlin construirte Modell eines antiken Fünfreihenschiffs eine lebendige und getreue Darstellung gibt. Die Armatur dieser Schiffe, mit denen unter andern die große Seeschlacht bei Salamis geschlagen wurde, bestand aus Ballisten (s. d.) und Katapulten (s. d.). Ihre Hauptwaffe war jedoch ein in der Wasserlinie liegender Sporn am Vordertheile zum Niederrennen der feindlichen Fahrzeuge. Die Bemannung einer Pentere bestand aus 375 Mann, begriff jedoch nur 24 Matrosen und 18 Seesoldaten. Alle übrigen waren Ruderer, und die Taktik der Flotten jener Zeit bestand hauptsächlich in dem Kampfe von Schiff gegen Schiff, um sich gegenseitig überzurennen.

Digitized by Google

Das wesentlichste Erforderniß war deshalb Manövrirfähigkeit. In den Punischen Kriegen führten die Römer eine andere Taktik ein und machten den Seekampf dem Landkampf ähnlich, sodaß nicht Schiff gegen Schiff, sondern Mann gegen Mann kämpfte; auch brachten sie Thürme auf ihren Schiffen an und Enterbrücken, um die feindlichen Schiffe zu entern. Gleichzeitig vermehrten sie die Zahl der Seesoldaten auf den Penteren bis zu 120.

Bis zum 10. Jahrh. unserer Zeitrechnung blieben die Kriegsflotten auf demselben Standpunkte. Erst als sich die Venetianer zu Herrschern des Mittelmeers aufschwangen, bauten diese wieder größere Flotten, obwol ihre von Rudern getriebenen Galeren keine Verbesserung gegen die antiken Schiffe aufweisen. Mit dem 15. Jahrh. hörte das Mittelmeer auf, der Schwerpunkt seemännischer Geltung zu sein. Portugiesen, Spanier und Holländer wagten sich an transatlantische Reisen, und die Entdeckung Amerikas, sowie des Seewegs nach Ostindien führten eine gänzliche Umwandlung im Bau der Schiffe herbei. Die in engern Gewässern sehr zweckmäßige, für transatlantische Fahrten aber unbrauchbare Ruderkraft wurde durch Segelkraft, durch höhere und breitere Bemastung ersetzt und zog ebenso wesentliche Aenderungen in Bau und Form des Rumpfes nach sich. Die Erfindung des Pulvers und der Kanonen verdrängte auf den Schiffen die Ballisten und Katapulte. Aus dem bisherigen Nahkampfe der Schiffe wurde jetzt ein Fernkampf, der nur im entscheidenden Momente wieder in einen Nahkampf, die Enterung, überging. Bis Anfang des 18. Jahrh. hielt sich dann das Seekriegswesen ungefähr auf derselben Stufe. Statt des Mittelmeers wurden der Atlantische Ocean und die ostind. Gewässer die Hauptschauplätze kriegerischer Actionen zur See. Seit der Französischen Revolution eroberten sich die Engländer die Herrschaft des Meers und stellten die größten Flotten der Erde her, die zusammen über 400 Kriegsschiffe zählten. Mit dem Beginne der zwanziger Jahre des 19. Jahrh. begann ein neuer Umschwung in dem Seekriegswesen, der von England ausging. Mit Verbesserungen im Geschützwesen erfuhr auch die Bauart der Schiffe wesentliche Veränderungen. Die plumpen, schwerfälligen Formen wichen feinen schlanken Linien, und als Haupteigenschaft eines Kriegsschiffs galt wieder wie in den ältesten Zeiten Schnelligkeit und Manövrirfähigkeit.

Die Anwendung der Dampfkraft im Schiffswesen führte jedoch kurz darauf noch eine vollständigere Umgestaltung der Kriegsflotten herbei. Am meisten trug dazu die Einführung der Schraube bei. Diese machte das Schiff vom Winde unabhängig und ist durch ihre Lage unter Wasser gleichzeitig gegen Geschoßwirkungen gesichert, während sie zugleich dem Schiffe die vollständige Bemastung und Segelkraft gestattet. Mit den Veränderungen im Baue und der Taktik der Kriegsschiffe verband sich auch die Verbesserung der Armatur, und das Geschützwesen entwickelte sich in neuester Zeit in außerordentlicher Weise. Diese gewaltigen Fortschritte der Artillerie wirkten aber ihrerseits wieder bedeutend auf die Schiffe zurück, und es entstand so zwischen Schiffbau und Artillerie ein lebhafter Kampf, der unausgesetzt neue Erfindungen ins Leben rief und auch die neueste Phase im Seekriegswesen, die Erscheinung der gepanzerten Schiffe in ihren verschiedenen Formen als Panzerschiffe und Monitors, bewirkte.

Die Panzerschiffe (s. d.) bilden augenblicklich die eigentliche Stärke einer M., aber nicht sowol durch ihre Zahl, als durch ihre Qualität, d. h. je nachdem sie gepanzert, bewaffnet und manövrirfähig sind. Nordamerika z. B. besaß noch vor einigen Jahren 70 Panzerschiffe, während England deren 50, Frankreich 40, Deutschland dagegen nur 6 zählte. Von jenen 70, welche man während des Secessionskriegs in aller Eile gebaut, hatte aber kaum eins die Eigenschaft, einen Sturm in offenem Meere zu überwinden, die Panzerstärke betrug nur 10—12 Ctmt. und die glatten Geschütze vermochten keinen dickern Panzer zu durchschlagen, während andererseits die neue deutsche Panzercorvette Sachsen vollständig seetüchtig ist, einen Panzer von 44 Ctmt. Stärke und gezogene 26-Centimetergeschütze führt, welche einen Panzer bis zu 36 Ctmt. Dicke glatt durchschlagen. Die Linienschiffe, welche früher die eigentlichen Schlachtschiffe der Flotten bildeten, sind durch die Panzer gänzlich verdrängt. Indessen, soweit die Technik auch vorgeschritten, ist es ihr bisher noch nicht gelungen, den Panzerschiffen alle nautischen Eigenschaften der frühern Segelschiffe zu verleihen, wie dies bei den nichtgepanzerten Schraubenschiffen geschehen ist. Zwar hat man es dahin gebracht, daß erstere jetzt transatlantische Reisen unternehmen können, aber fast nur unter Dampf. Dieser Umstand, die damit verbundene Kostspieligkeit des Verbrauchs an Kohlen und die Schwierigkeit, letztere im Auslande zu ergänzen, wird bis auf weiteres eine Entsendung von einzelnen Panzern oder Panzergeschwadern in transatlantische Gewässer sehr beschränken, und es werden deshalb dort die Kriegsflotten hauptsächlich noch durch ungepanzerte Schraubenschiffe von möglichst großer Schnelligkeit und schwerer Bewaffnung vertreten sein. Die gebräuchlichste Klasse dieser letztern

Digitized by Google

Schiffe sind Fregatten oder gedeckte Corvetten (s. d.), die sich von erstern eigentlich nur dadurch unterscheiden, daß sie einige Geschütze weniger auf dem Oberdeck führen. Die durchschnittlichen Dimensionen dieser Kreuzer, wie man sie nennt, sind 80—90 Mt. Länge bei einer Breite von 14—16 und einem Tiefgange von 6—7 Mt. Ihre Bewaffnung besteht aus 14—20 Geschützen von 15—21 Ctmt. Kaliber, ihre Besatzungsstärke beläuft sich auf 380—420 Mann, und in der Neuzeit hat die Vervollkommnung der Maschinentechnik ihre Schnelligkeit bis zu 15 Knoten (d. i. 15 Seemeilen oder 28 Kilom. in der Stunde, s. Log) gebracht. Die Mehrzahl dieser Fahrzeuge ist aus Holz gebaut; in der Neuzeit wählt man aber Eisen als Material. Da indessen Eisen in Seewasser trotz aller Anstriche leicht bewächst und dadurch die Schnelligkeit der Schiffe ungemein beeinträchtigt wird, so bekleidet man ersteres mit Holz, um darauf den Kupferplattenbeschlag zu befestigen, der allein gegen Bewachsen schützt. Außer den Corvetten, von denen es auch sog. Glattdeckscorvetten gibt, die nur Geschütze auf dem Oberdeck, aber nicht in der Batterie führen, besitzen Kriegsmarinen noch verschiedene kleinere Schiffsklassen, unter denen Avisos, Kanonenboote und Torpedofahrzeuge hervorzuheben sind.

Den ersten Rang unter den Seemächten nimmt sowol nach Zahl als Beschaffenheit seiner Kriegsschiffe nach wie vor England ein und ihm zunächst folgt Frankreich. Als M. zweiten Ranges sind Rußland, Deutschland, Oesterreich, Italien, die Türkei und Spanien anzusehen, als solche dritten Ranges Holland, Dänemark und Schweden-Norwegen. Die deutsche M. besitzt (Ende 1877) an kampfbereiten Schiffen 8 Panzerfregatten, 1 Panzercorvette (4 in Bau), 5 Panzerkanonenboote, 12 gedeckte und 6 Glattdeckscorvetten, 4 Avisos und 2 Torpedofahrzeuge, außerdem noch eine Reihe von ungepanzerten Kanonenbooten, die jedoch für den Kampf kaum ausreichen, ebenso 6 Schulschiffe, die dafür kaum in Betracht kommen. England zählt etwa 60 und Frankreich 40 Panzerschiffe, von denen jedoch ein bedeutender Theil von veralteter Construction und verhältnißmäßig geringem Kriegswerthe ist. Vgl. Bobrik, «Allgemeines nautisches Wörterbuch» (Lpz. 1850); Bromby, «Die M.» (neu bearbeitet von Heinr. Littrow, Berl. 1865); Werner, «Das Buch von der deutschen Flotte» (Bielef. 1874).

Marinemalerei, s. Seestücke.

Mariniren nennt man eine besondere Zubereitung des Fleisches zum Zwecke der Conservirung, welche jedoch vorzugsweise nur bei Fischen, insbesondere Hering, Lachs, Aal, Bricken und Anchovis, ferner bei Austern angewendet wird. Die gesottenen oder eingesalzenen Fische werden dabei in eine Brühe von Essig, Oel und Gewürzen, wie Pfeffer, Piment, Paprika, Zwiebeln u. s. w. gelegt. In neuerer Zeit haben die marinirten Fischconserven eine große wirthschaftliche Bedeutung erlangt, so unter anderm die russ. Sardinen der Firma Walkhoff in Hamburg und die aus den Vereinigten Staaten ausgeführten marinirten Austern.

Marino (Republik), s. San-Marino.

Marino oder Marini (Giambattista), ital. Dichter, geb. zu Neapel 18. Oct. 1569, sollte, wie sein Vater, Jurist werden, wandte sich aber der Dichtkunst zu und fand auch sehr bald Gönner, die ihn unterstützten und in deren Umgebung er Torquato Tasso kennen lernte, der sehr vortheilhaft auf M.'s Bildung einwirkte. In Rom nahm sich vorzüglich der Cardinal Pietro Aldobrandini später M.'s an. Im Gefolge desselben kam M. nach Turin, wo ihm ein Gedicht («Il ritratto») auf den Herzog Karl Emanuel von Savoyen den Titel eines herzogl. Secretärs verschaffte. Doch der Neid seiner Feinde, sowie seine Eitelkeit und satirische Laune verwickelten ihn auch hier in allerlei Streitigkeiten. Deshalb folgte er dem Rufe Margaretha's, der geschiedenen Gemahlin Heinrich's IV., nach Paris, nach deren Tode er an Maria von Medici eine Gönnerin fand. Sehnsucht führte ihn 1622 nach Italien zurück. Er hielt sich einige Zeit zu Rom auf, dann begab er sich nach seinem Geburtsorte, wo er den schönen Hügel von Posilippo zu seinem Aufenthalte erwählte und 25. März 1625 starb. M. steht an der Spitze der ital. Dichter des 17. Jahrh. Seine berühmteste poetische Production ist das heroische Gedicht «Adone» (Par. 1623; vollständige Ausg., 4 Bde., Lond. 1789), das man ebenso sehr bewundert als in der Anlage und Ausführung getadelt und wegen der darin vorkommenden schlüpfrigen Schilderungen unter die verbotenen Bücher gestellt hat. Sein zweites Hauptwerk ist die Dichtung «La strage degl' innocenti» (Rom 1633). Von seinen Sonetten gehören einige zu den vorzüglichsten der ital. Literatur. M.'s Biographie schrieb Bajacca (Venet. 1635). Seine Nachahmer haben gewisse Eigenthümlichkeiten seines Stils, wie das Schwülstige der Bilder, das Gesuchte der Wortspiele u. dgl. noch übertrieben, weshalb man einen derartigen Stil sowie die ganze verwandte literarische Richtung in Italien Marinismus nannte. (S. Italienische Literatur.)

Digitized by Google

Marionetten (von Marion, Verkleinerung des Namens Marie, also eigentlich Mariechen, kleines Mädchen) nennt man die künstlichen Gliederpuppen, die mittels Schnüren oder Drähten sich bewegen lassen, und deren man sich auf den sog. Marionettentheatern als Darsteller bedient, die der Marionettenspieler, je nach der Person die Stimme verändernd, sprechen läßt. Die M. waren schon bei den Griechen und Römern bekannt. In neuern Zeiten haben die Marionettenspiele, namentlich in Frankreich, großen Beifall gefunden, ja man wollte sogar ihre Erfindung dem Franzosen Brioché zuschreiben, der um die Mitte des 17. Jahrh. in Paris sie vervollkommnete. Allerdings gab es in Paris schon 1674 eine Marionettenoper, und in mehrern großen Städten Italiens gibt es noch gegenwärtig Marionettentheater (wie z. B. das Teatro Girolamo in Mailand), welche auf ein gebildeteres Publikum berechnet sind. Auch in Deutschland war dies früher der Fall (wie z. B. Mahlmann's anonym erschienene burlesk-dramatische Satiren: «Marionettentheater», Lpz. 1806, zeigen), während das Marionettenspiel hier jetzt als eine Belustigung für Kinder und niederes Volk gilt. Vgl. Maguin, «Histoire des marionettes» (Par. 1852). Engel hat eine Sammlung alter deutscher Marionettenspiele unter dem Titel «Deutsche Puppenkomödie» (Thl. 1—6, Oldenb. 1873—77) herausgegeben.

Mariotte (Edme), ausgezeichneter franz. Mathematiker und Physiker, geb. in Burgund, war Priester zu St.-Martin-sous-Beaune, wurde dann Mitglied der Akademie der Wissenschaften und starb 12. Mai 1684. Mit seltenem Scharfsinn verband er eine damals bewunderte Fertigkeit im Experimentiren. Er erwarb sich ein entschiedenes Verdienst um die wissenschaftliche Bearbeitung der Hydrostatik und Hydraulik; namentlich gelang ihm die praktische Bearbeitung der Ideen seiner großen Vorgänger Galilei und Torricelli. M. machte eine Menge von Entdeckungen über das Maß und den Abfluß der Gewässer nach der verschiedenen Höhe der Behälter, stellte Untersuchungen über die Leitung des Wassers und über die den Röhren nöthige Stärke zum Widerstande gegen den Druck an und bestimmte die Gesetze des Gleichgewichts flüssiger Körper. Sein diese Beobachtungen enthaltender «Traité du mouvement des eaux» wurde von de la Hire (Par. 1786) herausgegeben. Von ihm hat (1683) der Fundamentalsatz, daß die Gasvolumina mit den daraufdrückenden im umgekehrten Verhältniß stehen, oder daß die Dichtigkeit der Luft sich wie das Gewicht, welches auf ihr lastet, oder wie die zusammendrückende Kraft verhält, den Namen Mariotte'sches Gesetz, obschon Boyle dieses wichtige Gesetz früher (1660) gefunden hatte. Um die Mechanik der festen Körper machte er sich durch Erweiterung der von Sir Christopher Wren zuerst bearbeiteten Lehre vom Stoße verdient. Seine Werke erschienen gesammelt zu Leiden (2 Bde., 1717) und im Haag (2 Bde., 1740).

Marius (Gajus), der Besieger des Jugurtha und der Cimbern und Teutonen, war der Sohn eines Landmanns und in der Nähe der Stadt Arpinum 155 v. Chr. geboren. Schon im Numantinischen Kriege, wo er unter dem jüngern Scipio Africanus diente (133), zog er durch seine soldatische Tüchtigkeit dessen Aufmerksamkeit auf sich. Trotz der großen Schwierigkeiten und Hindernisse, welche für ihn bei seinem Herkommen zu überwinden waren, gelangte er dann zur Quästur und dem Tribunat, in welchem er einem über ein Gesetz des Cornelius Gracchus auf Vertheilung von Getreide zu herabgesetztem Preise noch hinausgehenden Gesetzesvorschlag entgegentrat, aber den Einfluß der Nobilität auf die Abstimmung in den Comitien durch ein Gesetz beschränkte. Seine Bewerbung um die Aedilität hatte keinen Erfolg, dagegen wurde ihm die Prätur, die er 115 bekleidete, und nach dieser die Verwaltung Spaniens zutheil, worauf er sich durch seine Verheirathung mit Julia, einer Schwester von Julius Cäsar's Vater, mit dem hochadeligen Geschlechte der Julier verband. Als Legat begleitete er 109 den Quintus Cäcilius Metellus in den Krieg gegen Jugurtha (s. d.), kehrte aber 108 nach Rom zurück, um sich um das Consulat zu bewerben, das er auch, seit langer Zeit der erste Consul, der sich auf keine Ahnen berufen konnte (homo novus), für das J. 107 erhielt. Zugleich wurde er wider den Willen des Senats mit der Führung des Jugurthinischen Kriegs beauftragt. Bei der Ergänzung seines Heers nahm er zuerst ganz arme Bürger in die Legionen auf, ging dann nach Afrika, schlug den Jugurtha und Bocchus bei Cirta 107, zum zweiten mal 106, worauf sein Quästor Lucius Cornelius Sulla (s. d.) den Bocchus zur Auslieferung des Jugurtha, seines Eidams, vermochte. Der Antheil, den auf diese Weise Sulla an dem Ruhm erlangte, den Krieg beendet zu haben, legte den ersten Grund zu dem eifersüchtigen Haß des M. gegen Sulla. Zum zweiten mal übertrug das Volk, durch die Gefahr, die von den Cimbern (s. d.) und Teutonen (s. d.) drohte, in Schrecken gesetzt, dem M. das Consulat für das J. 104 und gab es ihm zum dritten, vierten und fünften mal für die J. 103—101 bis zur völligen Besiegung der Feinde. Diesen entgegen ging M., nachdem er 1. Jan. 104 seinen Triumph über

Digitized by Google

Jugurtha gefeiert hatte, in das südl. Gallien; hier, an der Mündung des Rhône, übte er sein Heer ein und beschäftigte es durch Arbeiten, wie durch die Ausgrabung eines Kanals, da die Entfernung der Feinde, die nach Spanien und in entlegene Theile Galliens gezogen waren, ihm Zeit ließ. Endlich 102 brachen die Teutonen mit den Ambronen in das röm. Gallien. Vergebens suchten sie den M. aus seinem verschanzten Lager zum Streit zu locken; erst als sie abgezogen waren, folgte er ihnen mit seinem Heere, das nun an den Feind gewöhnt und nach Kampf begierig war, erreichte sie bei Aquä Sextiä (Aix in der Provence) und vernichtete sie in einer zweitägigen Schlacht. Hierauf zog er 101 nach Italien, wo Quintus Lutatius Catulus als Proconsul den Cimbern, die im Osten des Landes eingedrungen waren, entgegenstand; M. übernahm den Oberbefehl und lieferte in einer günstigen Stellung auf den Raudischen Feldern bei Vercellä im August eine Schlacht, die mit der Niederlage des Feindes endete. (S. Cimbern.) Auch hier hatte an der Entscheidung Sulla, der sich von M. getrennt und zu Catulus als Legat begeben hatte, Antheil. M. zog im Triumph in Rom ein und ward zum sechsten mal für das J. 100 zum Consul erwählt. Als solcher unterstützte er anfangs den Volkstribunen Lucius Appulejus Saturninus und den Prätor Gajus Servilius Glaucia in ihren gewaltsamen Feindseligkeiten gegen die Nobilität, durch die der von ihm gehaßte Quintus Metellus Numidicus in die Verbannung getrieben wurde; als aber jene bis zum offenen Aufstand vorschritten, sah er sich durch den Senat genöthigt, seine bisherigen Verbündeten aufzugeben und sie selbst mit gewaffneter Hand zu vernichten. Durch den Sieg der Nobilität und durch sein eigenes Schwanken hatte M. seinen Einfluß verloren; auch wurde Metellus sogleich aus der Verbannung zurückgerufen; M. ging nun aus Rom und reiste in Asien, während Sulla sich im Staate emporschwang; auch im Bundesgenossenkriege seit 91, wo er wieder als Feldherr thätig war, übertraf ihn Sulla, der als Unterfeldherr ein Commando führte. Für das J. 88 wurde der letztere, der nun schon an der Spitze der aristokratischen Partei stand, mit dem gleichgesinnten Quintus Pompejus Rufus zum Consul erwählt und ihm die Führung des Mithridatischen Kriegs durch den Senat übertragen. Wie einst dem Metellus, so wollte jetzt ihm M. den Oberbefehl entreißen, und hierüber begann der erste Bürgerkrieg.

M. verband sich mit dem Volkstribun Sulpicius Rufus. Durch bewaffnete Scharen setzte dieser seine Absichten gewaltsam durch und ließ dem M. den Oberbefehl übertragen. Sulla eilte zum Heere und kehrte mit diesem nach Rom zurück, wo nun die Häupter der Gegenpartei geächtet wurden. M. entkam durch die Flucht zur See; ein Sturm trieb ihn an die ital. Küste; hier irrte er lange umher, bis er entdeckt und gefangen nach Minturnä gebracht wurde. Die Behörde der Stadt beschloß, ihn hinrichten zu lassen; der cimbrische Sklave aber, der ihn tödten sollte, vermochte den Anruf des M.: «Du wagst es, den M. zu tödten», und seinen furchtbaren Blick nicht zu ertragen. Man beschloß jetzt in Minturnä, M. freizulassen, und er erhielt ein Schiff, auf dem er über Sicilien, wo er einer zweiten Verhaftung mit Mühe entging, nach Afrika fuhr. Hier verweigerte ihm der Statthalter den Aufenthalt. M. hielt sich nun auf einer kleinen Insel an der afrik. Küste mit seinem Sohne und andern Anhängern auf, bis ihn 87 Cinna (s. d.) zur Rückkehr rief. An der Spitze des einen von vier Heerhaufen rückte er mit Cinna, Quintus Sertorius (s. d.) und Gnäus Papirius Carbo vor Rom, das ihnen nach vergeblich versuchtem Widerstande übergeben wurde. Der greise M. war unersättlich in seiner Rache; auf seinen Antrieb wurde fünf Tage hindurch gemordet; eine Schar von 4000 Sklaven, die ihm hierbei diente, ließ endlich Cinna selbst niederhauen. Eine große Anzahl von Männern der Gegenpartei, unter ihnen die Consuln Octavius und Merula, der große Redner Marcus Antonius, auch des M. früherer Collega, Quintus Lutatius Catulus, verloren ihr Leben; Sulla wurde für einen Feind des Vaterlandes erklärt. Für das J. 86 ernannte Cinna sich und M. zu Consuln; doch starb letzterer, nachdem er die Würde, die er jetzt zum siebenten mal erhalten, erst 17 Tage bekleidet hatte. M. war ein gewaltiger Feldherr, aber zur Fassung und Durchführung polit. Plane nicht geeignet; er war tapfer, jeder Entbehrung fähig, aber grausam, wild und aller Bildung feind. Vgl. Gerlach, «M. und Sulla» (2. Aufl., Bas. 1856). — Sein Sohn, Gajus M., war 82 mit Papirius Carbo Consul, wurde von Sulla bei Sacriportus geschlagen, zog sich hierauf nach Präneste zurück und tödtete sich, als die Stadt sich dem Sulla übergab.

Marivaux (Pierre Carlet de Chamblain de), franz. Roman- und Theaterdichter, geb. zu Paris 4. Febr. 1688, erhielt von seinen Aeltern, welche einer alten Familie von Rouen angehörten, eine sorgfältige Erziehung, stand in Beziehung zu La Mothe, nach dem er sich bildete, und zu Fontenelle, wurde 1743 Mitglied der Akademie und starb 12. Febr. 1763. Er verfaßte 28 Lustspiele, eine Tragödie, vier Romane, Travestien und Schriften moralisirenden In-

Digitized by Google

halts. Die Lustspiele, äußerlich mannichfaltig, aber meist dasselbe psychol. Motiv behandelnd, in einem gekünstelten Stil und pointirten Dialog geschrieben, gaben den Anlaß zu einer Richtung des franz. Lustspiels, die man mit dem Ausdrucke Marivaudage bezeichnet. Glück auf der Bühne machten seine «Jeux de l'amour et du hasard», die «Fausses confidences», «Le legs» und «La mère confidente». Seine abenteuerreichen Liebesromane, worunter die besten: «Vie de Marianne» und «Le paysan parvenu» (neue Ausg. von Duviquet, 2 Bde., Par. 1865), sind zum Theil in Opposition gegen den gleichzeitigen lasciven Roman geschrieben und nicht ohne Verdienst, während die Travestien zu Homer bedeutungslos sind. Dem engl. Vorbild kam er bei weitem nicht nahe in seiner literarisch-kritischen Wochenschrift, dem «Spectateur français». Eine Sammlung seiner dramatischen Werke erschien 1758 (5 Bde., Par.); seine sämmtlichen Werke wurden von Duviquet herausgegeben (10 Bde., Par. 1827—30); eine Auswahl seiner Dramen besorgten Moland (Par. 1875) und d'Heylli (Par. 1876).

Mark, ein altdeutsches Wort, das zunächst so viel als Erinnerungszeichen bedeutet. Ferner bezeichnet man mit M. oder Markung die Grenze eines Landes oder Bezirks u. s. w., daher Marksstein und Markscheide, und endlich auch das von bestimmten Grenzen umschlossene Gebiet selbst, daher Dorfmark, Feldmark, Holzmark, wüste Mark u. s. w. In letzterer Bedeutung gebrauchte man im Mittelalter das Wort M. auch von ganzen Ländern, wie der Name Dänemark zeigt, und insbesondere von den Theilen größerer Länder, die an der äußersten Grenze lagen. So hießen namentlich im Deutschen Reiche die nach und nach den Slawen, Ungarn und andern feindlichen Nachbarvölkern entrissenen Landestheile «Marken», und insofern sie einem kaiserl. Markgraf (s. d.) anvertraut waren, welcher die unterworfene Bevölkerung im Zaume zu halten und die neuen Grenzen zu überwachen hatte, Markgrafschaften. Solche M. waren die M. Oesterreich, Nordsachsen oder Brandenburg, Meißen, Lausitz, Schleswig, Mähren, Steiermark, Kärnten, Baden u. s. w. Auch bezeichnet man in einigen Gegenden Deutschlands mit M. noch jetzt kleinere, geschlossene, einer Gemeinde gehörige Bezirke, daher Markgenossen, Markordnungen, Markrecht u. s. w. Vgl. Maurer, «Geschichte der Markverfassung in Deutschland» (Erlangen 1856); Thudichum, «Die Gau- und Markverfassung in Deutschland» (Gießen 1860).

Mark bezeichnet die aus einer kölner Gewichtsbestimmung hervorgegangene Gewichtseinheit, welche bis 1857 den neuern deutschen Münzsystemen zu Grunde lag, deren Geschichte jedoch zu den verwickeltsten und dunkelsten Theilen der vaterländischen Culturgeschichte gehört. Unter den deutschen Städten war Köln durch Größe, polit. Bedeutsamkeit und Handel weitaus die vornehmste. Von ihr ging die Grundlage der neuern Berechnung der Münzwerthe aus, und es wurde die Hälfte ihres in 32 Loth getheilten Pfundes, mit einem bereits 1042 nachweislichen Namen «Mark» benannt, als Gewichtsnorm angenommen, auf die man sämmtliche Münzsorten und Münzwerthe zurückzuführen suchte. Die Schwere der wahren kölner M. hat sich nach Untersuchungen des ältesten in Köln noch vorhandenen Musterexemplars zu 233,8128 Gr. ausgewiesen. Die in den verschiedenen deutschen Staaten bei der Ausmünzung in Anwendung gekommenen sog. kölnischen M. wichen mehr oder weniger, doch nur unbedeutend, von dieser Schwere ab; die preußische M. z. B. (das halbe preuß. Pfund), welche die Münzmark aller Staaten des Deutschen Zollvereins wurde, war = 233,8555 Gr., die österr. «wiener-kölnische» M. = 233,890 Gr. Die in Oesterreich bis in 1857 beim Münzwesen und als Silbergewicht vorzugsweise üblich gewesene wiener M. war größer und = 280,668 Gr. = genau $1^1/_6$ wiener-kölnische M. Auch in den skandinav. Staaten war bis in die neueste Zeit als Gold-, Silber- und Münzgewicht eine M. von verschiedener Schwere in Anwendung, in Frankreich früher ein «Marc», in Italien, Spanien und Portugal ein «Marco». Der span. Marco wurde auch nach den ehemaligen span. Besitzungen in Amerika verpflanzt. Doch hat hier überall die bezügliche Gewichtseinheit in neuester Zeit dem metrischen Gewicht Platz gemacht.

Mark heißt die Einheit des gegenwärtigen deutschen Geld- und Münzsystems nach den Gesetzen vom 4. Dec. 1871 und 9. Juli 1873. Die M. wird in 100 Pfennige getheilt. Die Währung ergibt sich aus der Bestimmung, daß 1395 M. Goldmünzen aus dem Pfunde oder 2790 M. aus dem Kilogramm fein Gold geprägt werden. Die M. ist daher ein Quantum von $^{100}/_{279}$ oder 0,358423 Gramm fein Gold. Die einfache M. ist von zu geringem Werthe, um ihre Herstellung als Goldmünzstück zuzulassen; die Goldmünzen bestehen in Stücken zu 5, 10 und 20 M., welche 900 Tausendtheile fein sind, sodaß $1255^1/_2$ M. in Goldmünzen 1 Pfund oder 2511 M. 1 Kilogr. wiegen. (S. Krone.) Die deutschen Silbermünzen bilden eine geringerwerthige Scheidemünzwährung, in welcher (nach dem Gesetz vom 9. Juli 1873) 100 M. aus dem Pfunde oder 200 M. aus dem Kilogramm fein Silber geprägt werden,

Digitized by Google

sodaß die Silbermark ein Quantum von 5 Gr. fein Silber ist. Man prägt in Silber Stücke zu 1, 2 und 5 M., zu 50 Pfennig (½ M.) und zu 20 Pfennig (⅕ M.), sämmtlich 900 Tausendtheile fein, sodaß 90 M. in Silbermünzen 1 Pfund oder 180 M. in solchen 1 Kilogr. wiegen. Niemand ist verpflichtet, Silbermünzen im Betrage von mehr als 20 M. in Zahlung zu nehmen, die Reichs- und Landeskassen aber müssen sie in jedem Betrage in Zahlung annehmen. (S. Münze und Münzwesen.) — M. (finn. Markka) heißt ferner die 1860 verordnete und seit 1863 in Anwendung befindliche Geld- und Münzeinheit Finlands, welches vorher die russ. Rechnungsweise bei reiner Silbervaluta beobachtete. Die finnische M. wird in 100 Pf. (Penniä, Einzahl: Penni) getheilt. Die finn. Markwährung war bisher eine Silberwährung, die M. = ¼ russ. Silberrubel und bis auf ein Unbedeutendes an Werth dem franz. Franken Silbercourant (d. i. einem Fünftel des silbernen Fünffrankenstücks) gleich, indem sie nur $^1/_{1000}$ Gr. weniger Silber enthielt. Die bisherigen Silbercourantmünzen sind Stücke zu 1 und zu 2 M., das einfache Markstück 5,1829 Gr. schwer, das doppelte nach Verhältniß, beide 868,056 Tausendtheile fein, demnach die M. = 4,4990 Gr. fein Silber. Stücke zu ½ und zu ¼ M. werden nach einem geringern Fuße als Scheidemünzen geprägt. Auf den Vorschlag der finn. Regierung hat der finn. Landtag 25. Mai 1877 die Einführung des Goldmünzfußes beschlossen. Die finn. Goldmark ist genau einem franz. Goldfranken gleich (s. Franc). Es werden Goldstücke zu 10 und zu 20 M. geprägt, 900 Tausendtheile fein. Früher hatte Finland keine eigenen Goldmünzen. Die bezügliche Reform wurde aufs schleunigste durchgeführt und schon vom 1. Jan. 1878 an werden alle Staatsrechnungsbücher in der Goldwährung geführt.

Mark, eine vormalige Grafschaft von etwa 2200 QKilom. im ehemaligen Westfälischen Kreise, welche gegen N. vom Fürstenthum Münster, gegen O. vom Herzogthum Westfalen und gegen S. und W. vom Herzogthum Berg begrenzt wurde und jetzt die Kreise Hamm, Soest, Dortmund, Iserlohn, Bochum, Altena und Hagen des Regierungsbezirks Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen bildet, wird durch die Ruhr in den Hellweg, den größern, nördlichen, und in das Sauerland, den kleinern, südl. Theil getheilt. Jener ist äußerst fruchtbar und hat viele Eisenerze und sehr gute Steinkohlen, welche letztern bei der Metallwaaren aller Art liefernden Industrie, namentlich im Sauerlande, den Holzmangel ersetzen. Die Grafschaft war in frühester Zeit ein Theil von Westfalen, gehörte seit dem Ende des 12. Jahrh. den Grafen von M., kam im 14. Jahrh. an die Grafen von Kleve und fiel nach langen Streitigkeiten 1666 aus der Jülichschen Erbschaft an das Haus Brandenburg. Im Tilsiter Frieden 1807 wurde sie zum Großherzogthum Berg geschlagen und machte den beträchtlichsten Theil des Ruhr-Departements aus, bis sie 1813 von Preußen wieder in Besitz genommen wurde. Die vorzüglichsten Orte sind die Kreisstadt Hamm (s. d.), ferner Soest (s. d.), Iserlohn (s. d.), Altena und Schwelm. Unweit Hamm liegt das Haus Mark in dem Dorfe gleichen Namens, das alte Schloß der Grafen von der M. Vgl. Natorp, «Die Grafschaft M.» (Iserl. 1859).

Mark (Medulla) heißt im allgemeinen die in der Mitte von größern Gewebsmassen gelegene, durch ihre weichere Beschaffenheit unterschiedene Substanz; ist der innere Theil härter als der äußere, so nennt man ihn Kern. In der Thieranatomie bezeichnet M. zunächst das Fettgewebe, welches die Knochen ausfüllt (Knochenmark), dann das starke Bündel von Nervenfasern, welches als Fortsetzung des Gehirns von der Wirbelsäule (Rückenmark) umschlossen wird, endlich auch, wegen seiner markähnlichen Beschaffenheit, den Inhalt der einzelnen Nervenröhren (Nervenmark). Markschwamm heißt wegen seines der Nervenmasse (Gehirnsubstanz) ähnlichen Ansehens eine besondere Form des Krebses. — In der Botanik versteht man unter M. den innersten, aus Parenchymzellen gebildeten Theil der Stengel, Stämme, Aeste, Zweige und Wurzeln. Bei den dikotylen Pflanzen ist derselbe durch den Gefäßbündelkreis, welche bei Holzgewächsen den Holzkörper bilden, scharf von der Rinde getrennt, mit letzterer jedoch durch radiale Streifen oder Schichten von Parenchymzellen, sog. Markstrahlen, verbunden. Bei den monokotylen Pflanzen, in deren Stengel oder Stamm die faden- oder schnurförmigen Gefäßbündel zerstreut angeordnet liegen, kann von einer Scheidung des M. und der Rinde, folglich von eigentlichem M. nicht die Rede sein, weil hier das zwischen den Gefäßbündeln befindliche Parenchym unmerklich in das Gewebe der Rinde übergeht. Dennoch bezeichnet man auch hier den innersten, weichsten Theil des Parenchyms als M. Dasselbe ist bei den Palmen oft reichlich mit Stärkemehl angefüllt, z. B. bei der Sagopalme. (S. Sago.)

Mark Brandenburg, s. Brandenburg.

Marke und Markenschutz. Marken, auf welche sich die Einrichtung eines sog. Markenschutzes bezieht, sind Fabrik- und Handelszeichen, welche zur Unterscheidung der Erzeugnisse

Digitized by Google

einer Fabrik oder der Gegenstände eines Handels dienen sollen. Das deutsche Gesetz über Markenschutz vom 30. Nov. 1874 ist mit 1. Mai 1875 in Kraft getreten. Danach können Gewerbtreibende, deren Firma im Handelsregister eingetragen ist, Zeichen, welche zur Unterscheidung ihrer Waaren von den Waaren anderer Gewerbtreibenden auf der Waare selbst oder auf deren Verpackung angebracht werden sollen, zur Eintragung in das Handelsregister des Ortes ihrer Hauptniederlassung bei dem zuständigen Gerichte anmelden. Wie die Eintragung, so kann auch die Löschung des eingetragenen Waarenzeichens auf Antrag des Inhabers der Firmen erfolgen. Die erste Eintragung und Löschung eines Zeichens wird im «Deutschen Reichsanzeiger» bekannt gemacht. Das Recht, Waaren oder deren Verpackung mit einem für diese Waaren zum Handelsregister angemeldeten Zeichen zu versehen oder auf solche Art bezeichnete Waaren in Verkehr zu bringen, steht dem Inhaber derjenigen Firmen, für welche zuerst die Anmeldung bewirkt ist, ausschließlich zu. Wer Waaren oder deren Verpackung widerrechtlich mit einem geschützten Waarenzeichen oder mit dem Namen oder der Firma eines inländischen Producenten oder Handeltreibenden bezeichnet oder wissentlich dergleichen widerrechtlich bezeichnete Waaren in Verkehr bringt oder feilhält, wird mit Geldstrafe von 150—3000 Mark oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten bestraft und ist dem Verletzten zur Entschädigung verpflichtet. Die Strafe tritt jedoch nur auf Antrag ein. Ausländische Gewerbtreibende genießen den Rechtsschutz für ihre Waarenbezeichnungen, wenn in dem Staate, wo ihre Niederlassung sich befindet, nach einer im «Reichsgesetzblatt» enthaltenen Bekanntmachung deutsche Waarenzeichen, Namen und Firmen einen Schutz genießen. Solche Bekanntmachungen sind seit dem Erlaß des Gesetzes vom 30. Nov. 1874 ergangen in Bezug auf Großbritannien 14. April 1875, Italien 20. April 1875, Oesterreich-Ungarn 20. Aug. 1875. Außerdem enthalten die Handelsverträge mit den Vereinigten Staaten, mit Portugal, Schweden und Norwegen und mit Frankreich Vereinbarungen über den gegenseitigen Schutz von Waarenbezeichnungen. Vgl. Klostermann, «Die Patentgesetzgebung aller Länder nebst den Gesetzen über Musterschutz und Markenschutz» (2. Aufl., Berl. 1876).

Marketender (vom altital. mercatante, Kaufmann) nennt man Personen, welche den Truppen auf Märschen, in Bivuaks und im Lager Lebensmittel zuführen und verkaufen, zuweilen auch die Zubereitung des gelieferten Fleisches und die Reinigung der Wäsche besorgen. Eine strenge Aufsicht derselben ist nicht allein nothwendig, um die Güte des Proviants zu prüfen und angemessene Preise dafür festzusetzen, sondern auch im Kriege vorzüglich deshalb, weil die M. oft gewaltthätig gegen die Einwohner handeln, zuweilen sogar Spione sind. M. kommen schon in den ältesten Zeiten bei den röm. Legionen unter dem Namen Lixae vor.

Markgraf (Marchio) hieß seit der Zeit Karl's d. Gr. der Inhaber der Regierungsgewalt in einem Grenzbezirke, einer Mark (s. d.). Da an der Grenze die Mittel gegen feindliche Einfälle schnell zur Hand sein mußten, so hatte der M. eine größere Machtvollkommenheit als die gewöhnlichen Grafen. Auch hatte er Gelegenheit, seinen Besitz und Amtsbezirk über die Grenze hinaus auszudehnen. Die Würde wurde, wie die gräfliche, bald erblich, und vom 13. Jahrh. ab wurde sie auch als ein höherer Titel, der zum Reichsfürstenstande berechtigte, an Grafen verliehen. Dem Herzog stand er im Range nach. (S. Graf und Marquis.)

Markham (Clements Rob.), ausgezeichneter engl. Geograph und Reisender, geb. 20. Juli 1830 in Stillingfleet bei York, trat, nachdem er die Westminsterschule in London besucht hatte, 1844 als Cadet in die engl. Kriegsflotte, nahm 1850—51 an Bord des Kriegsschiffs Assistance an der zur Auffindung Sir John Franklin's abgesandten Expedition theil und veröffentlichte nach seiner Rückkehr einen Bericht über dieselbe unter dem Titel «Franklin's footsteps» (Lond. 1853). Um dieselbe Zeit entsagte er seiner Laufbahn in der Kriegsflotte und bereiste 1852—53 Peru. Die Resultate eines Theils seiner Forschungen theilte er 1855 in dem Werke «Cuzco and Lima» mit. Als gegen das Ende der funfziger Jahre die Einführung des Cinchonabaums in Indien beschlossen wurde, wurde M. von dem Minister für Indien mit der Beaufsichtigung aller zur Sammlung von Cinchonapflanzen und Cinchonasamen erforderlichen Maßregeln sowie mit der Ueberführung jener Sammlung nach Indien beauftragt. Diese Arbeit beschäftigte ihn 1859—61. Nachdem er 1862—63 als Privatsecretär des Unterstaatssecretärs für Indien fungirt, seine «Travels in Peru and India» (deutsch, 2. Aufl., Lpz. 1874) herausgegeben und 1864 seine Studien über die alte Inkasprache in dem Werke «Grammar and dictionary of the Quichua language» veröffentlicht hatte, ging er 1865 im Auftrage der Regierung noch einmal nach Indien und begleitete sodann 1867 die Expedition nach Abessinien, deren Hergang, mit besonderer Rücksicht auf die der Geographie gelieferte Ausbeute, er

Digitized by Google

in dem Werke «History of the Abyssinian Expedition» (Lond. 1869) beſchrieb. Er wurde 1869 in dem Miniſterium für Indien als Secretär in der Forſtverwaltung angeſtellt. Auch als Hiſtoriker verſuchte ſich M. in dem «Life of the great Lord Fairfax» (Lond. 1870) und in «General sketch of the history of Persia» (Lond. 1874). Auch veröffentlichte er «The Arctic Navy list, or a century of Arctic and Antarctic officers, 1773—1873» (Lond. 1875).

Markirch (franz. Ste.-Marie-aux-Mines), blühende Fabrikſtadt im oberelſaſſ. Kreiſe Rappoltsweiler, 20 Kilom. weſtlich von Schlettſtadt, mit dem es durch eine Zweigbahn der Linie Straßburg-Baſel verbunden iſt, nahe der franz. Grenze, im maleriſchen Leberthal. Die wichtigſten Induſtriezweige ſind Seiden-, Woll- und Baumwollweberei, Färberei und Bleicherei. Die Berge der Umgegend enthalten ſilber- und kupferhaltige Bleierze, werden jedoch jetzt nur wenig ausgebeutet. M. zählt (1875) 11,672 E., iſt Sitz eines prot. und eines reform. Conſiſtoriums und hat ein Realprogymnaſium. Der nördl. Theil von M., am linken Leber-Ufer, gehörte früher zu Lothringen und hatte kath., franzöſiſch redende Bewohner, der ſüdl. Theil, am rechten Ufer, zur Herrſchaft Rappoltsweiler gehörig, prot., deutſch redende Bewohner. Spuren dieſer Trennung ſind noch heute bemerkbar.

Markneukirchen, Stadt in der ſächſ. Kreishauptmannſchaft Zwickau, Amtshauptmannſchaft Oelsnitz, am Schwarz- oder Flötzbach und an der Chemnitz-Aue-Adorfer Eiſenbahn, iſt Sitz eines Gerichtsamts und einer Superintendentur und zählt (1875) 4621 E., welche ſich faſt ausſchließlich mit der Fabrikation von muſikaliſchen Inſtrumenten und Darmſaiten beſchäftigen. Die jährliche Production beträgt durchſchnittlich 38,000 Geigen, 700 Baßgeigen, 600 Violoncellos, 12,000 Guitarren, 4000 Zithern, 600 Trommeln, 17,000 Flöten, 10,000 Piccolos, 2500 Flageolets, 3000 Clarinetten, 20,000 Blechblasinſtrumente, 430,000 Bogen und 15 Mill. Saiten. Vgl. Berthold und Fürſtenau, «Die Fabrikation muſikaliſcher Inſtrumente im ſächſ. Vogtlande» (Lpz. 1876).

Markobrunn, eigentlich Markbrunnen, heißt auf ſeiner in Stein gehauenen Ueberſchrift ein Brunnen, welcher im Rheingau des Regierungsbezirks Wiesbaden, an der Grenze der Gemarkungen von Erbach und Hattenheim, ſprudelt. Im anliegenden Weingebiete, deſſen ſchon eine Urkunde von 1104 gedenkt, wird der Markobrunner, einer der geſchätzteſten und feurigſten, beſonders im Alter hochedlen Rheinweine erſten Ranges, gewonnen.

Markomannen, nach der buchſtäblichen Bedeutung des Namens «die in der Mark (d. h. im Grenzlande) wohnenden Männer», eine ſueviſche Völkerſchaft, werden zuerſt erwähnt von Cäſar unter den Völkern Arioviſt's, dann von Florus in der Nachricht über den Zug des Druſus, und ſcheinen damals zwiſchen dem mittlern und obern Main, dem Oberrhein und der obern Donau gewohnt zu haben. Marbod (ſ. d.) führte ſie (etwa 8 v. Chr.) öſtlich in das rings durch Gebirge umſchloſſene und geſchützte Land, welches von ſeinen frühern Bewohnern, den celt. Bojen, den Namen Bojohem, Böhmen, behalten hat. Hier bildeten ſie das Hauptvolk von Marbod's nun ſchnell ſich ausbreitendem, ephemerem Reiche, blieben auch nach deſſen Zerfalle mächtig und hielten feſt an der monarchiſchen Regierungsform. Ihr Gebiet dehnte ſich ſüdlich bis an die Donau aus, wo ſie zur Zeit des erſten Daciſchen Kriegs einen Angriff des röm. Kaiſers Domitian zurückſchlugen, von Trajan und Hadrian kräftig in Schranken gehalten wurden, aber zur Zeit des Kaiſers Marc Aurel mit allen übrigen Donauvölkern, dem heftigern Drucke der öſtl. und nördl. Stämme weichend, ins Römiſche Reich ſelbſt einzubrechen ſuchten. In dieſem 15jährigen (166—180) ſchweren, nach ihnen, als dem Hauptgrenzvolke, benannten Markomanniſchen Kriege, der ſie bis in die Nähe von Aquileja führte, konnte Kaiſer Marc Aurel ſie nur mit großer Anſtrengung zurückdrängen, und ſein Sohn und Nachfolger Commodus beeilte ſich, den bereits angebahnten Frieden zum Abſchluſſe zu bringen. Bis zur Mitte des 3. Jahrh. gelang es der röm. Politik, die Grenzvölker abzuwehren. Aber unter den ſeit 250 die Balkanhalbinſel überflutenden Germanen befanden ſich auch die M., und wieder 270 ſtreiften die M. bis Ancona und Rom. Nur mit dem Aufgebote der äußerſten Hülfsmittel warf Aurelian ſie über die Donau zurück und nöthigte ſie zum Frieden. Mit dem 4. Jahrh. verliert ſich allmählich ihr Name; aus ihrem Volke aber ſcheinen zum Theil die Baiern hervorgegangen zu ſein. Vgl. Wittmann, «Die älteſte Geſchichte der M.» (Münch. 1855).

Markſcheide, von Mark (Grenze) und ſcheiden (theilen) abgeleitet, iſt die über Tage beſtimmte Grenze eines Bergwerkeigenthums, von welcher aus eine Verbindung mit einer beſtimmten Stelle des Grubenbaues, oder auch umgekehrt, herzuſtellen iſt, z. B. Abteufen eines Schachtes, Treiben eines Stollens, einer Strecke u. ſ. w. Die Vermarkung eines Grubenfeldes über Tage heißt die Verlochſteinung und geſchieht durch feſte Zeichen (Lochſteine). Miteinander

Digitized by Google

markscheidende Gruben bedeutet soviel als aneinander grenzende Gruben. Zum planmäßigen Betriebe jeden Bergbaues (s. d.) sind bildliche Darstellungen (Grubenrisse) der Grubenbaue (s. d.) unentbehrlich, deren Anfertigung die unterirdische Meßkunst (Geometria subterranea), das bergmännische Vermessen, die Markscheidekunst genannt wird; die dieselbe ausführenden Personen heißen Markscheider; die gewöhnlichen Meßinstrumente: Markscheidercompaß (bestehend aus Hängecompaß und Zulegecompaß), Gradbogen und die zur Verrichtung der Meßoperationen selbst (zum Ziehen) gebrauchten Meßketten nennt man das Markscheiderzeug (Schienenzeug). Durch Anhängen des in zweimal zwölf Stunden, jede in 16 Theile getheilten Compasses (s. d.) erhält der Markscheider die Richtung (Stunde) der Meßkette, durch den Gradbogen deren Neigung gegen den Horizont. Die Darstellung der verrichteten Züge durch eine Zeichnung in verkleinertem Maßstabe heißt die Zulage, und ist damit zugleich die Darstellung der durchmessenen Grubenbaue verbunden, ein Riß. Nach Lage der so angenommenen festen Ebene nennt man den Riß einen Grubenriß, wenn die Ebene söhlig (horizontal) liegt; einen Seigerriß, wenn dieselbe seiger (vertical) steht; einen flachen Riß, wenn sie der Ebene der Lagerstätte parallel geht. Den Seigerrissen sehr nahe stehen die Profile, d. h. seigere Durchschnitte des Gebirgs und der Baue, die wieder in Quer- und Längenprofile eingetheilt werden, je nachdem die Durchschnittsebene einen rechten Winkel mit dem Streichen der Lagerstätten und der Schichten bildet oder dieselbe dem Streichen parallel geht. Die über Tage bestimmten Grenzen (Landstraßen, Wege, Flüsse, Aecker, Häuser u. s. w.) eines Bergwerkseigenthums enthält der Situationsplan. Die bisherigen Markscheiderzeuge, zu denen auch die sog. Eisenscheiben für Eisenerzgruben und der Meßtisch gehören, sind in neuerer Zeit häufig durch ein anderes, mit einem kleinen Fernrohre und einem Illuminator versehenes, aus Messing und Rothguß bestehendes Meßinstrument (Grubentheodolit) bei weiten Grubenbauen ersetzt worden, das jedoch bei engen Grubenbauen beanstandet wird. Die Literatur über M. beginnt erst Mitte des 16. Jahrh. mit dem Werke des Georg Agricola: «De re metallica» (Bas. 1556). Aus neuerer Zeit sind unter andern die Schriften: Beer, «Lehrbuch der Markscheidekunst» (Prag 1856); J. Weißbach, «Die neue Markscheidekunst» (2 Abth., Braunschw. 1859); von Miller-Hauenfels, «Höhere Markscheidekunst» (Wien 1868); Borchers, «Die praktische Markscheidekunst» (Hannov. 1870); Werner, «Markscheidertabellen» (Wien 1876); Liebenam, «Lehrbuch der Markscheidekunst» (Lpz. 1876), hervorzuheben.

Markt bezeichnet im weitern Sinne jede Gelegenheit zum Austausch der Güter; im engern Sinne bedeutet das Wort die besondern Oerter und Zeiten zum Verkehr mit einzelnen bestimmten Güterklassen (Woll-, Vieh-, Leder-, Flachsmärkte u. s. w.), die Jahrmärkte und Messen (s. d.) sowie die zum Kleinhandel mit den gewöhnlichsten Lebensbedürfnissen bestimmten Märkte (Wochenmärkte). Die Märkte für einzelne Güterklassen empfehlen sich deshalb, weil auf ihnen Verkäufer und Käufer in großer Zahl zusammentreffen, die Verkäufer mithin die Aussicht haben, ihre Producte leichter abzusetzen, die Käufer aber diejenigen Arten und Qualitäten von Waaren, deren sie bedürfen, leichter erlangen können. Die Jahr- oder Krammärkte, die in den Städten jährlich zu bestimmten Tagen abgehalten werden, haben neuerdings im allgemeinen und namentlich in denjenigen Ländern, welche Gewerbefreiheit besitzen, sehr verloren. Auf ihnen werden zum größern Theile Handwerkswaaren (Schuhwerk, Hausgeräthe aller Art, Mobilien, Stoffe u. s. w.) feilgehalten. Man wollte mit dieser Einrichtung den Missständen entgegentreten, welche die herrschenden Zunftprivilegien und Bannrechte für die Bewohner der Städte mit sich führten, indem man so eine zeitweise Concurrenz mit den städtischen Handwerkern zuließ. Ohne Zweifel war und ist dies zweckmäßig gegenüber dem Gewerbszwange, obschon sich die Marktwaaren gewöhnlich nur durch billige Preise, nicht aber durch Güte auszeichnen. Je mehr indeß die Hindernisse der Concurrenz in den Städten selbst schwinden, desto mehr müssen die Märkte auch um deswillen in Abnahme kommen, weil die auswärtigen Arbeiten mit den einheimischen wegen der Kosten, welche die Marktbereisung verursacht, nicht mehr zu concurriren vermögen. In den größern Städten beziehen oft nur noch Einheimische den Jahrmarkt. Es machen sich daher auch immer mehr Stimmen geltend, welche die Abschaffung der Jahrmärkte befürworten. In vielen Städten ist vorläufig wenigstens die Dauer der Jahrmärkte verkürzt worden. Eine ganz andere dauernde Berechtigung und allgemeine Verbreitung haben die Wochenmärkte, auf denen die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse ausgeboten werden. In früherer Zeit bestanden für die Wochenmärkte eine große Anzahl von Bestimmungen, die sich meist gegen die Zwischenhändler und Kleinverkäufer richteten. Diesen war es z. B. verboten, in einem gewissen Umkreise um die Stadt einzukaufen, anders als auf dem M. zu kaufen, ja

Digitized by Google

vor einer gewissen Stunde als Käufer auf dem M. zu erscheinen. Hier und da bestehen diese Bestimmungen auch heute. Dieselben sind aber unbillig gegen den Hauptverkäufer und in der Regel auch ganz unwirksam, da sie sich nicht schwer umgehen lassen. Andere Bestimmungen richteten sich direct gegen die Verkäufer. Diese durften entweder nicht vor Schluß des M. fortgehen oder die unverkauften Gegenstände überhaupt gar nicht wieder fortführen. Es war ihnen ferner verboten, während eines Markttags die Preise zu erhöhen, wenn sich Mangel zeigte, und außerdem hatten sie manche lästige Abgabe zu leisten. Diese Festsetzungen waren durchweg schädlich, und zwar namentlich auch für den Consumenten, dem sie Vortheile gewähren sollten, indem sie den Besuch des M. verminderten und dadurch die Auswahl beschränkten und die Preise erhöhten. Die Marktpolizei, ein wichtiger Zweig der Polizei, sollte sich deshalb nur darauf richten, daß vollständige Ordnung auf dem Marktplatz und hinsichtlich der einzelnen Marktstände herrscht, damit der Verkehr sich frei bewegen kann, sowie daß gesundheitsgefährliche Lebensmittel nicht ausgeboten werden, auch nur richtiges Maß und Gewicht in Anwendung kommt u. s. w. In neuerer Zeit hat man angefangen, die Wochenmärkte, welche bisher unter freiem Himmel abgehalten wurden, in große, zu diesem Zwecke eingerichtete Gebäude zu verlegen, sog. Markthallen zu errichten, welche indeß gewöhnlich nicht an einzelnen Wochentagen, sondern täglich für Verkäufer und Käufer offen stehen. Solche Verkaufshallen sind aber kostspielig herzustellen und, wie sich bereits aus der Erfahrung ergibt, für den eigentlichen kleinen Wochenmarktsverkehr nicht geeignet, schon weil diejenigen Verkäufer, welche gewöhnlich die Wochenmärkte beziehen, die eigentlichen Producenten, und namentlich die außerhalb wohnhaften, auf täglich stattfindenden Märkten nicht zu erscheinen vermögen. Die meisten Verkäufer der Markthallen sind deshalb Zwischenhändler. Nicht für das größere Publikum bestimmt sind die Centralmarkthallen, in welchen die Verkaufsgegenstände in großen Quantitäten zusammengeführt und an die Kleinhändler, aus freier Hand oder im Wege der Versteigerung, verkauft werden. Gegen die Zweckmäßigkeit dieser Anstalten für ganz große Städte läßt sich manche Einwendung machen.

Marktschreier nannte man insbesondere die Klasse medic. Charlatane (s. d.), welche sonst auf Märkten und Messen, gewöhnlich in Begleitung eines Possenreißers, umherzogen und der durch diesen angelockten Menge unter lauten Anpreisungen der außerordentlichen Wirksamkeit ihrer Arzneien, welche meist für Arcana ausgegeben wurden, dieselben zum Kauf anboten. Neuerdings ist es der deutschen Medicinalgesetzgebung gelungen, diesem Unwesen ein Ende zu machen.

Markus, der Evangelist, ist wahrscheinlich derselbe, der in der Apostelgeschichte unter dem Namen Johannes M. vorkommt. Er stammte aus Jerusalem, war mit Barnabas verwandt, begleitete denselben und den Apostel Paulus nach Antiochien, Cypern bis Perge in Pamphylien, trennte sich aber dort von ihnen und kehrte nach Jerusalem zurück. Später finden wir ihn als Mitarbeiter des Barnabas, nachdem dieser sich von Paulus getrennt hatte, in Cypern (Apostelgesch. 13, 5; 15, 37 fg.). Nach Kol. 4, 10; 2 Tim. 4, 11 wäre er später bei Paulus wieder in Rom gewesen; nach 1 Petr. 5, 13 erscheint er dagegen als Genosse des Petrus in Babylon. Die kirchliche Sage redet noch von einer Missionsreise des M. nach Aegypten und in das abendländ. Afrika (Libyen, Marmarika, Pentapolis u. s. w.); sie läßt ihn auch im J. 62 oder 66 den Märtyrertod gestorben, seinen Leichnam nach Venedig gebracht sein. Er ist der Schutzheilige dieser Stadt und die kath. Kirche hat ihm den 25. April als Festtag geweiht. Das unter seinem Namen im Kanon befindliche Evangelium steht zu den Evangelien des Matthäus und Lukas in einem so engen schriftstellerischen Verwandtschaftsverhältnisse, daß es seit Griesbach allgemein als ein dürftiges Excerpt aus beiden betrachtet wurde, eine Ansicht, welche auch noch Baur, Strauß und Zeller festgehalten haben. Dagegen fanden zuerst Wilke, Weiße und Bruno Bauer in M. den Urevangelisten, und gegenwärtig hat diese Annahme ziemlich allgemeinen Beifall gefunden (zuletzt noch vertreten durch Reuß, Ritschl, Ewald, Holtzmann, Weizsäcker, Scholten, Weiß, Wittichen und in eigenthümlicher Weise durch Volkmar). Dennoch ist die kritische Frage noch ungelöst. Daß das gegenwärtige Markus-Evangelium durch mancherlei Veränderungen hindurchgegangen sei, können auch die Vertreter seiner relativen Ursprünglichkeit immer weniger in Abrede stellen. Der geschichtliche Rahmen scheint (namentlich auch in der Leidensgeschichte) die Ordnung des ältesten Evangeliums noch ziemlich treu bewahrt zu haben; aber die Darstellung selbst liegt vielfach in späterer Gestalt als bei Matthäus vor. Während aber unser kanonisches Markus-Evangelium eine einfache Ueberarbeitung der Grundschrift ist, haben Matthäus und Lukas neben letzterer noch andere Quellen benutzt. Der sog. «Urmarkus» war eine gemäßigt judenchristl., heidenfreundliche Schrift, die wol noch vor der Zerstörung Jerusalems entstanden ist. Die Ueberarbeitung entstand wol erst zu Ende des 1. Jahrh. in Rom

Digitized by Google

zu dem Zwecke, das Evangelium den Bedürfnissen der dortigen Heidenchristen anzupassen. Die kirchliche Tradition läßt dasselbe aus den Lehrvorträgen des Petrus hervorgegangen sein, welche Markus mit Erlaubniß des Apostels und noch bei dessen Lebzeiten niedergeschrieben. Ob M. Verfasser der Grundschrift sei, muß dahingestellt bleiben; unser gegenwärtiges Evangelium ist sicher von einem Spätern verfaßt. Der ursprüngliche Schluß des Buchs ist verloren gegangen; der gegenwärtige Schluß (Kap. 16, 9–20) ist unecht.

Marlborough (John Churchill, Herzog von), einer der größten brit. Feldherren und Staatsmänner, stammte aus einem alten, in den Bürgerkriegen verarmten Geschlechte und wurde 24. Juni 1650 zu Ashe in der Grafschaft Devonshire geboren. Nach der Restauration kam er als Page in die Dienste des Herzogs von York, der ihn im Alter von 16 J. zum Gardefähnrich ernannte. Als solcher wohnte er der Entsetzung von Tanger und mehrern Gefechten gegen die Mauren bei und stieg nach der Rückkehr zum Hauptmann in einem Regimente, das zur Verstärkung der Franzosen nach den Niederlanden ging. Schon im Feldzuge von 1672 trug er die Lobsprüche Turenne's mit dem Grade eines Oberstlieutenants davon. Er blieb bis 1677 beim franz. Heere, kehrte dann nach England zurück und heirathete 1678 die schöne Sarah Jennings, die Vertraute der spätern Königin Anna. Dieser Umstand und die Gunst des Herzogs von York, der Churchill's Schwester, Arabella (s. Berwick), zur Maitresse hatte, versprach ihm eine glänzende Zukunft. Nachdem sein Gönner als Jakob II. den Thron bestiegen, wurde er General und Baron von Sandridge. Wiewol er sich bei der Unterdrückung der Empörung des Herzogs von Monmouth (s. d.) besonders thätig zeigte, misbilligte er doch die Reactionsplane des Hofs und trat in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien. Als letzterer landete, führte er das ihm von Jakob anvertraute Truppencorps dem Prinzen zu. Wilhelm III. erhob ihn zur Belohnung zum Grafen von M. und übertrug ihm im Kriege gegen Frankreich ein Commando in den Niederlanden. In dieser Stellung begründete er 1690 und 1691 seinen Feldherrnruhm, besonders durch den Sieg bei Walcourt. Weil er sich jedoch in die Umtriebe der Jakobiten (s. d.) eingelassen, wurde er bei der Rückkehr nach England verhaftet und in den Tower gebracht. Obschon man ihn aus Mangel an Beweis nicht verurtheilen konnte, behandelte ihn der König doch seitdem mit Mistrauen. Der Tod Wilhelm's und die Thronbesteigung Anna's im März 1702 eröffnete M. einen schrankenlosen Einfluß. Während seine Gemahlin die Königin beherrschte, leitete er ganz den Minister Godolphin, dessen Sohn seine Tochter geheirathet hatte. Er begann als Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen den Feldzug von 1702 mit Vertreibung der Franzosen aus dem span. Geldern und eroberte Venlo, Roermonde und Lüttich. Nachdem ihn die Königin 2. Dec. zum Herzog erhoben, ging er 1703 zur Unterstützung des Kaisers nach Deutschland, verband sich mit dem Prinzen Eugen von Savoyen und schlug zuerst die Baiern im Juni 1704 bei Donauwörth, dann 13. Aug. die Franzosen unter Tallard bei Blenheim. Deutschland und die Niederlande betrachteten ihn als ihren Erretter. Das Parlament schenkte ihm die Domäne Woodstock, und die Königin ließ ihm das Schloß Blenheim bauen. Das J. 1705 brachte M. mit diplomatischen Verhandlungen zu. Er besuchte die deutschen Höfe, gewann den König von Preußen, feuerte die Holländer an und eröffnete dann in den Niederlanden den Feldzug von 1706. Nachdem er Villeroi 23. Mai bei Ramillies geschlagen, reinigte er Brabant vom Feinde, nahm Ostende, Menin, Dendermonde und Ath und bestimmte im Frühjahre 1707 persönlich den König Karl XII. von Schweden, sich ruhig zu verhalten. Mit Eifer widersetzte er sich den Friedensversuchen, die der gedemüthigte Ludwig XIV. machte. Nach kurzem Aufenthalt in England, wo er bereits gegen seine Widersacher kämpfen mußte, setzte er mit Eugen den Krieg gegen die Franzosen fort und besiegte Villars 11. Sept. 1709 in der blutigen Schlacht bei Malplaquet. Während er aber im Laufe des J. 1710 einen Platz nach dem andern eroberte, wurde in England sein Sturz vorbereitet. Die Königin schüttelte das ihr längst unerträgliche Joch der Herzogin von M. ab, worauf die Tories ans Ruder kamen. Wiewol M. sein Commando behielt, so schränkte man doch seine Macht ein. Nach der Eroberung von Bouchain kehrte er im Mai 1711 nach London zurück, um sowol den Krieg wie seine Gewalt aufrecht zu erhalten. Allein er konnte den Abschluß des Präliminarfriedens mit Frankreich (8. Oct.) nicht verhindern, und das neue Unterhaus klagte ihn der Unterschlagung öffentlicher Gelder an, welcher Anklage das Oberhaus beitrat. Die Königin entsetzte ihn hierauf 1. Jan. 1712 seiner Aemter, unterdrückte aber die gerichtliche Verfolgung. Hierauf verließ M. erbittert sein Vaterland und besuchte Holland, Deutschland und sein ihm vom Kaiser geschenktes Fürstenthum Mindelheim, das er jedoch im Frieden ohne Entschädigung wieder verlor. Mit

Digitized by Google

dem Tode der Königin Anna kehrte er nach England zurück, wo ihn Georg I., der durch seine Partei eigentlich die Krone erhalten hatte, mit Auszeichnung empfing und in die Stelle eines Generalissimus wieder einsetzte, aber trotzdem von den Geschäften entfernt hielt. Am 8. Juni 1716 vom Schlage getroffen, verlor M. fast ganz das Geisteslicht und starb in diesem Zustande 17. Juni 1722. Er erlitt als Feldherr nie eine ernstliche Niederlage; als Diplomat siegte er durch seltene Gabe der Rede. Vgl. Coxe, «Memoirs of John, duke of M., with his original correspondence» (3 Bde., Lond. 1818; 3. Aufl., Lond. 1847; deutsch, 6 Bde., Wien 1820); Murray, «Despatches of the duke of M.» (5 Bde., Lond. 1845—46); Macfarlane, «Life of M.» (Lond. 1852).

Seine Gemahlin, Sarah Jennings, Herzogin von M., geb. 29. Mai 1660, kam im Alter von 12 J. in die Dienste der Herzogin von York und wurde Freundin der Prinzessin Anna. Durch Schönheit, Liebenswürdigkeit und Tugend ausgezeichnet, heirathete sie im April 1678 den nachmaligen Herzog von M. Bei der Vermählung der Prinzessin Anna 1683 wurde sie zur Ehrendame, und bei deren Thronbesteigung zur ersten Ehrendame und Großmeisterin der Garderobe erhoben. Ihre Macht war jetzt schrankenlos. Ihre enge Verbindung mit den Whigs und die an Tyrannei grenzende Herrschaft, welche sie über Anna zu behaupten suchte, machten sie allmählich der zu den Tories neigenden Königin unerträglich. Zudem entzog ihr das Herz der Fürstin die Lady Masham, ihre Cousine, die sie selbst an den Hof gebracht hatte. Sie sah sich daher genöthigt, im Jan. 1711 ihre Hofämter niederzulegen. Die Behauptung Voltaire's, daß ein Paar Handschuhe und ein Glas Wasser den Sturz der Favoritin bewirkt hätten, ist eine Uebertreibung; das Lustspiel Scribe's «Le verre d'eau» fußt auf dieser Anschauung. Die Herzogin begleitete ihren Gemahl 1713 auf das Festland und lebte nach seinem Tode in Zurückgezogenheit. Sie starb erst 29. Oct. 1744 und hinterließ ein Vermögen von 3 Mill. Pfd. St. Vgl. «Histoire secrète de la reine Zarah etc.» (aus dem Englischen übersetzt, 2 Bde., Haag 1708—12) und «Letters of Sarah, duchess of M.» (Lond. 1875). Außer einem Sohne, der zeitig starb, gebar sie ihrem Gemahle vier Töchter. Die älteste, Henriette, Gemahlin des Grafen Godolphin, folgte ihrem Vater als Herzogin von M., starb aber 24. Oct. 1733, worauf der Titel und ein Theil der Güter an den Sohn ihrer Schwester Anna, Charles Spencer, Grafen von Sunderland, übergingen. Dieser zeichnete sich gleichfalls als Krieger aus, commandirte eine Gardebrigade in der Schlacht von Dettingen und wurde 1758 zum Befehlshaber der brit. Hülfstruppen bei der Armee des Prinzen Ferdinand von Braunschweig ernannt. Er erkrankte indeß während des Feldzugs und starb zu Münster 28. Oct. 1758. Sein Enkel, George Spencer, fünfter Herzog von M., geb. 6. März 1766, nannte sich seit 1807 auch Churchill und starb 5. März 1840. Dessen Sohn, George Spencer-Churchill, sechster Herzog von M., geb. 27. Dec. 1793, war als Marquis von Blandford Mitglied des Unterhauses und stellte 1830 aus Verdruß über die Katholikenemancipation einen Antrag auf allgemeines Stimmrecht. Dies hinderte ihn nicht, sich später der Parlamentsreform zu widersetzen. Er starb 1. Juli 1857 und hatte seinen ältesten Sohn, John Winston Spencer-Churchill, geb. 2. Juni 1822, zum Nachfolger. Dieser, der siebente Herzog von M., trat im April 1844 als Abgeordneter des von seinem Vater abhängigen Fleckens Woodstock ins Parlament, mußte aber 1845 auf Befehl desselben sein Mandat niederlegen, weil er sich den Freihandelsmaßregeln Peel's angeschlossen hatte. Doch wurde er 1847 mit Zustimmung seines Vaters von neuem gewählt. Er zeichnete sich durch seinen Eifer für die Interessen der Hochkirche aus, zu deren Gunsten er 1856 eine nach ihm genannte Bill durchsetzte. Im J. 1866 erhielt er die Hofcharge eines Lord-Steward, 1867 das Präsidium des Geheimen Raths und wurde 1876 Vicekönig von Irland.

Marlitt (E.), deutsche Romanschriftstellerin, s. John (Eugenie).

Marlow oder Marlowe (Christopher), bedeutender dramatischer Dichter und Zeitgenosse Shakspeare's, war der Sohn eines Schuhmachers in Canterbury, wo er im Febr. 1564 geboren wurde. Von seinem Vater zum Gelehrten bestimmt, erhielt er seine Erziehung auf der Königsschule seiner Vaterstadt, studirte dann zu Cambridge und ward 1587 Magister. Schon vorher hatte er ein Trauerspiel «Tamburlaine the Great» geschrieben, welches mit großem Beifall aufgeführt ward. M. ging nach London und wurde selbst Schauspieler, soll jedoch bald von der Bühne zurückgetreten sein. Desto thätiger war er seitdem als Dichter, doch führte er dabei ein zügelloses Leben. Um eines Mädchens willen wurde er 16. Juni 1593 von einem Nebenbuhler erstochen. Als dramatischer Dichter ist er ein würdiger Vorgänger Shakspeare's. Seine wichtigsten Stücke sind: «Life and death of Dr. Faustus» (herausg. von Riedl, Berl.

Digitized by Google

1874; deutsch von Wilh. Müller, Berl. 1818, van der Velde, Bresl. 1870, und Böttger, Lpz. 1856) und «Edward II.» (herausg. von Wagner, Hamb. 1871). Außerdem hat man von ihm: «The Jew of Malta» und «The massacre at Paris». Seine Uebersetzung der schlüpfrigen «Elegien» des Ovid wurde auf Befehl des Erzbischofs von Canterbury öffentlich verbrannt, was aber nicht verhinderte, daß sie später in mehrern Auflagen erschien. Weit zarter ist das Gedicht «Hero and Leander». Die Trauerspiele M.'s zeichnen sich aus durch überwältigende Kraft der Sprache und drastische Schilderungen der Leidenschaften, zum Theil auch durch treffliche Charakterzeichnung. Doch wird der Eindruck, den einzelne Scenen machen, oft wieder durch Scenen gemeinen Scherzes und zügelloser Rohheit gestört. Auf Shakspeare hat er ohne Zweifel großen Einfluß geübt. Seine Werke gaben Dyce (3 Bde., Lond. 1850), Cunningham u.a. heraus.

Marly-le-Roi oder **le-Port**, Marktflecken im franz. Depart. Seine-Oise am linken Seine-Ufer, 12 Kilom. westlich von Paris, berühmt durch das prachtvolle Lustschloß und die herrlichen Gärten, die hier von Ludwig XIV. auf einer Anhöhe angelegt, während der Revolution aber verkauft und zerstört wurden. Die berühmte «Maschine von Marly» war ein von dem Holländer Ranneken gebautes ungeheueres Mühlenwerk mit 14 hydraulischen Rädern von 12 Mt. Durchmesser, wovon die einen die in die Seine gesenkten Pumpen spielen ließen, welche das Wasser nach einem ersten Behälter hinschafften, während die andern vermittels eines eisernen Gestänges von mehr als 30 Zügen die in jenem und in einem zweiten, wie ein großer Thurm gestalteten Behälter angebrachten Pumpen in Bewegung setzten, welche das Wasser auf einen Aquäduct hinaufhoben, der es den Reservoirs von M. zuführte. Den äußerst complicirten Mechanismus dieses Pumpenwerks vertritt seit 1859 eine Dampfmaschine, welche das Wasser 154 Mt. hoch emportreibt bis auf den genannten Aquäduct, von wo es nach dem etwa 6 Kilom. entfernten Versailles fließt und die dortigen Springbrunnen speist.

Marmarameer, Mar di Marmara, bei den Alten Propontis, im Deutschen gewöhnlich Marmormeer, engl. Sea of Marmora, türk. Mermer denys, das kleine Meer zwischen der europ. und asiat. Türkei, welches durch den Bosporus mit dem Schwarzen, durch die Dardanellen mit dem Aegäischen Meere verbunden ist. Es hat, abgesehen von den beiden Meerbusen von Ismid und Mundania, eine ovale Gestalt von 225 Kilom. Länge und 75 Kilom. Breite, sanft aufsteigende, namentlich auf der asiat. Seite landschaftlich schöne Ufer und zwei Inselgruppen, von denen die kleinern, die Prinzeninseln, nahe dem Bosporus, die größere am Eingange der Dardanellen gelegen ist. Die Hauptinsel der letztern, Marmara, hat dem Meere den Namen gegeben. Von diesen Inseln bezieht Konstantinopel viel Baumaterial, namentlich Marmor. Die Tiefe des Meers wechselt von 27 Mt. am Eingange des Bosporus bis 1140 Mt. am Ausgange des Golfs von Ismid.

Mármaros (ungar. Máramaros), Comitat im jenseitigen Theißkreise des Königreichs Ungarn, im S. an Siebenbürgen, im O. an die Bukowina und Galizien, im N. an Galizien und das Beregher, im W. an das Szathmárer und Ugocsaer Comitat grenzend, zählt auf 10,355 QKilom. (1870) 220,506 E., die in 4 Städten, 3 Marktflecken und 167 Dörfern wohnen. Mit Ausnahme des kurzen, von Huszt bis Técsö reichenden Theißthals ist M. durchaus gebirgig, indem es die Karpaten in vielen Richtungen durchschneiden, auch rund umschließen und von Galizien einerseits wie von Siebenbürgen andererseits scheiden. Die höchsten Bergspitzen sind: Uenö-kö (Kuhstein), 2282 Mt., und Pietros, 2311 Mt., im Osten. Dem Feld- und Obstbau ist diese Beschaffenheit von M. nicht günstig; doch baut man türk. Weizen, der vorzugsweise als Brotstoff verwendet wird. Vieh-, namentlich Pferde- und Schafzucht werden sehr stark betrieben. Den Hauptreichthum von M. bilden indessen seine ausgedehnten Waldungen, die namentlich treffliches Eichenholz liefern, desgleichen ungeheuere Salzlager. Bei Budafalu und Borsa wird Gold gegraben. Auch an Mineralquellen ist M. überreich; die bedeutendste ist die von Suliguli, die häufig versendet wird. Die unwegsamen Straßen von M. verhindern jedoch eine ausgedehntere Frequenz und Benutzung dieser Quellen. Aus gleichem Grunde sind auch Handel und Verkehr noch sehr unbedeutend, wiewol die in M. entspringende Theiß und die zahlreichen kleinern Flüsse leicht als Verkehrsstraßen benutzt werden könnten. Der Nationalität nach sind die Einwohner in der großen Mehrzahl Ruthenen (112,960) und Walachen (57,245); außer diesen gibt es 22,003 Magyaren, 2000 Deutsche, 26,295 Israeliten und einige Hundert Zigeuner. Der Confession nach gehören die Ruthenen und Walachen zur griech.-kath. Kirche; zur römisch-katholischen gehören 17,093, zur reformirten 6625, zur evangelisch-lutherischen nur 272. Der Hauptort des Comitats ist Sziget. Vgl. Szilágyi, «Máramaros vármegye egyetemes leirása» (Budapest 1876).

Digitized by Google

Marmelade, vom portug. marmelo, d. h. Quitte, ist eine gelée- oder gallertartige Zubereitung aus Quitten, Pfirsichen, Ananas, Erdbeeren und andern Früchten, in Verbindung mit Zucker und Gewürzen, die man wie Gallerte einkocht, warm in flache runde Schachteln oder Büchsen eingießt und als Confect in den Handel bringt. Die besten Sorten M. liefern Italien, Südfrankreich, die Vereinigten Staaten, die Pfalz und Unterfranken (Würzburg).

Marmier (Xavier), namhafter franz. Schriftsteller, geb. 24. Juni 1809 zu Pontarlier im Depart. Doubs, machte seine Studien auf den Lehranstalten der Provinz und schrieb schon frühzeitig für ein Journal in Besançon. Nach einer Reise in die Schweiz und die Niederlande ging er nach Paris, wo er sich durch ein Bändchen «Esquisses poétiques» (Par. 1830) in die literarischen Kreise einführte. Er wandte sich dann vorzugsweise der Journalistik zu und arbeitete für die «Revue de Paris», die «France littéraire» und die «Revue des deux mondes». Auf einer Reise durch Deutschland (1832) sammelte er reiche Materialien zu seinen literarischen Arbeiten. Gleichen Zweck verfolgte er auch auf einer andern größern Reise, die er 1836—38 auf Kosten des Marineministeriums durch die skandinav. Länder machte. M. erhielt 1839 eine Professur für ausländische Literatur zu Rennes, siedelte aber schon 1840 wieder nach Paris über, wo er die Stelle eines Bibliothekars im Unterrichtsministerium versah, bis er im Dec. 1846 zum Conservator der Bibliothek von Ste.-Geneviève ernannt wurde. Seit 1870 ist er Mitglied der Französischen Akademie. Seinen literarischen Ruf begründete M. besonders durch seine Schriften über Deutschland und die deutsche Literatur. Dahin gehören, abgesehen von seinen zahlreichen journalistischen Arbeiten, die «Études sur Goethe» (Par. 1835); ferner verschiedene Uebertragungen aus dem Deutschen, wie «Théâtre de Goethe» (Par. 1839), «Théâtre de Schiller» (2 Bde., Par. 1841), die «Contes fantastiques d'Hoffmann» (Par. 1843) u. s. w. Später gab M. noch «Voyage pittoresque en Allemagne» (2 Bde., Par. 1858—59) heraus. Als Frucht seiner Reisen im europ. Norden erschienen, außer den «Lettres sur le Nord» (2 Bde., Par. 1840) und den «Relations des voyages de la commission scientifique du Nord» (2 Bde., Par. 1844), unter anderm die Schriften «Langue et littérature islandaises» (Par. 1838), «Histoire d'Islande» (Par. 1837), die «Histoire de la littérature en Danemark et en Suède» (Par. 1839), die franz. Uebersetzung der «Chants populaires du Nord» (Par. 1842), «Sous les sapins» (Par. 1865) u. s. w. Andere Reisen, die er später unternahm, boten ihm den Stoff zu einer großen Anzahl von andern Schriften, wie den «Lettres sur la Russie, la Finlande et la Pologne» (2 Bde., Par. 1848), «Du Rhin au Nil» (2 Bde., Par. 1847), «Lettres sur l'Algérie» (Par. 1847), «Lettres sur l'Amérique» (2 Bde., Par. 1852), «Lettres sur l'Adriatique et Montenégro» (2 Bde., Par. 1854), «Voyage en Suisse» (Par. 1861), «De l'est à l'ouest» (Par. 1867) u. s. w. Auch hat M. mehrere novellistische Arbeiten veröffentlicht, wie «Les fiancés du Spitzberg» (Par. 1858), «Gazida» (Par. 1860), «Les mémoires d'un orphelin» (Par. 1864), «Drames du cœur» (Par. 1868) u. s. w., welche von zarter Empfindung sind.

Marmol (José), einer der begabtesten span.-amerik. Dichter, geb. 4. Dec. 1818 in Buenos-Ayres, studirte daselbst und in Montevideo Jura, sprach aber seinen Haß gegen die Tyrannei des Dictators Rosas so energisch aus, daß dieser ihn gefangen nehmen und dann verbannen ließ. Jahrelang reiste er in Südamerika unstet umher, und erst nach dem Sturze des Dictators kehrte er in die Vaterstadt zurück, indem er von nun an thatkräftig am polit. Leben theilnhm. Mehrmals trat er als Abgeordneter in die Kammer. Der Zorn über die Knechtschaft seines Landes, der Drang nach Freiheit machten ihn zum Dichter; wenn er diesen beiden Gefühlen Ausdruck gibt, findet er stets ergreifende, mächtige Töne. Alles, was er gegen Rosas gesungen, besonders «El 25 de mayo de 1843» (in den «Poesias», Buenos-Ayres 1854), ist im ganzen romanischen Amerika populär. Allgemeinen Beifall fanden auch die «Cantos del peregrino» (Montevideo 1847), ein lyrisch-episches Gedicht, das seine Abstammung von Byron's «Childe Harold» nicht verleugnen kann, dabei aber doch originell, kraftvoll und farbenprächtig ist. Ferner schrieb er noch zwei Dramen «El Poeta» und «El cruzado» (neueste Ausg. in «Teatro Americano», Barcelona 1876). Seinem Romane «Amalia» (Bd. 11 u. 12 der «Coleccion de autores españoles», Lpz. 1862), der die Geschicke von Buenos-Ayres unter Rosas' Dictatur lebendig schildert, fehlt die künstlerische Form. M. starb zu Anfang der sechziger Jahre.

Marmont (Auguste Frédéric Louis Viesse de), **Herzog von Ragusa**, Marschall von Frankreich, nach Napoleon's Urtheil der beste Feldherr des ersten Kaiserreichs, geb. 20. Juli 1774 zu Châtillon-sur-Seine, trat im Alter von 15 J. als Lieutenant in die Infanterie. Im J. 1792 trat er zur Artillerie über und erneuerte vor Toulon die Bekanntschaft Bonaparte's,

Digitized by Google

die er schon als Schüler gemacht hatte. Im Feldzuge von 1795 kämpfte er am Rhein, 1796 als Bonaparte's Adjutant in Italien, wo er sich namentlich bei Lodi (10. Mai) und Castiglione (5. Aug.) auszeichnete. Er begleitete Bonaparte 1798 nach Aegypten, stieg bei der Wegnahme von Malta zum Brigadegeneral und kehrte 1799 nach Frankreich zurück. Nach dem 18. Brumaire (s. d.) trat er in den Staatsrath, führte im Mai 1800 die Reserveartillerie über den St.-Bernhard und erhielt nach der Schlacht von Marengo den Grad eines Divisionsgenerals. Im Feldzuge von 1805 befehligte er zuerst in Holland und führte dann sein Armeecorps nach Deutschland, wo er bei der Einnahme von Ulm mitwirkte. Nach dem Frieden von Preßburg vertheidigte er glücklich das Gebiet von Ragusa gegen die Russen und Montenegriner, schlug 31. Oct. 1807 bei Castelnuovo die Russen und verwaltete das Land bis 1809 zur großen Zufriedenheit Napoleon's I., der ihm deshalb den Titel eines Herzogs von Ragusa beilegte. Im Kriege von 1809 vereinigte er seine Truppen mit der ital. Armee, traf bei dem großen Heere am Tage vor der Schlacht bei Wagram ein und erhielt nach dem Treffen bei Znaim (10. Juli), das er gewann, auf dem Schlachtfelde die Marschallswürde. M. verwaltete nun 18 Monate mit großer Umsicht die illyr. Provinzen als Generalgouverneur und übernahm 1811 an Masséna's Stelle den Oberbefehl in Portugal. Hier bewirkte er die Verbindung mit Soult und zwang den Feind zur Aufhebung der Belagerung von Badajoz; dann nach dem Tejo sich wendend, hielt er Wellington 15 Monate im Schach. Doch wurde er 22. Juli 1812 von Wellington bei Salamanca geschlagen und hierbei von einer Kanonenkugel verwundet. Im J. 1813 befehligte er das 6. Armeecorps bei Lützen, Bautzen und Dresden. In der Schlacht bei Leipzig wurde er 16. Oct. bei Möckern (s. d.) von Blücher geschlagen und dabei verwundet, vertheidigte aber am 18. und 19. die Vorstädte. Nach dem Rückzuge erhielt er mit Victor und Macdonald den Auftrag, den Rhein zu vertheidigen, was aber gegen die Uebermacht der Verbündeten nicht möglich war. In dem folgenden Feldzuge kämpfte er mit äußerster Anstrengung, wurde aber unter Napoleon bei Laon von Blücher geschlagen. Nach der Schlacht bei Paris (30. März) zog sich M. mit den Trümmern seines Corps nach Essonne bei Fontainebleau zurück, unterwarf sich 5. April der provisorischen Regierung und wurde dann von den Bourbonen mit Gunstbezeigungen überhäuft. Der Kaiser nahm ihn deshalb bei der Rückkehr 1815 in der zu Lyon proclamirten allgemeinen Amnestie aus, sodaß er die Flucht ins Ausland ergreifen mußte. Während der Hundert Tage hielt er sich zu Aachen auf, und nach der zweiten Restauration gab ihm Ludwig XVIII. die schon 1814 ertheilte Pairswürde zurück und erhob ihn zum Majorgeneral der Haustruppen. Nachdem er 1817 die Unruhen zu Lyon unterdrückt, widmete er sich fortan der Landwirthschaft. Im J. 1826 ging er zur Krönung des Kaisers Nikolaus als außerordentlicher Gesandter nach Rußland; nach der Rückkehr trat er wieder in das Privatleben zurück. Beim Ausbruche der Revolution von 1830 ertheilte ihm Karl X. 26. Juli den Befehl über die 1. Militärdivision (Paris), und in dieser Stellung begann er am 27. den Kampf gegen den Aufstand. Schon am 28. gerieth er durch Abfall eines Theils der Truppen und Mangel an Lebensmitteln in sehr bedrängte Lage. (S. Frankreich.) Am Abend des 29. zog er sich mit 6000 Schweizern und einigen treu gebliebenen Bataillonen aus Paris zurück und begleitete hierauf Karl X. in das Ausland. Im J. 1852 versuchte er als Unterhändler die Fusion der franz. Legitimisten mit den Orléanisten zu Stande zu bringen und starb in diesen Bestrebungen 2. März 1852 ohne Nachkommen zu Venedig. Er wurde in Châtillon-sur-Seine beigesetzt. Seine hinterlassenen Memoiren (9 Bde., Par. 1856—57; deutsch von Burckhardt, 9 Bde., Halle 1857—58, und von Goldbeck, 4 Bde., Potsd. 1857—58) sind ein höchst wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte. Von seinen Reisebeschreibungen erschienen vier Bände (Par. 1837). Außerdem ist zu erwähnen seine Schrift «Esprit des institutions militaires» (Par. 1845; deutsch von Stäger von Waldburg, Berl. 1845).

Marmontel (Jean François), namhafter franz. Schriftsteller, geb. 11. Juli 1723 zu Bort im Limousin, war zuerst für den geistlichen Stand bestimmt, welche Laufbahn er jedoch bald aufgab. Einige Zeit hindurch sicherte er seine Existenz durch Unterricht und ging dann nach Paris, um sich eine Stellung als Schriftsteller zu gründen. Von Voltaire empfohlen, versuchte er sich in Paris zunächst als Theaterdichter. Er schrieb mehrere Tragödien, z. B. «Denys le tyran» (1748), «Aristomènes», «Cléopâtre» u. s. w., welche nur mäßiges Glück machten. Mehr Erfolg hatten seine Opern. Aber sie verdankten denselben eigentlich den Componisten, wie Grétry, Rameau und Piccini. Später erhielt er durch Begünstigung der Pompadour das Secretariat des Bauwesens in Versailles. Glänzender wurde seine Lage, als er die Concession des «Mercure» erlangte, welche ihm jährlich mindestens 15,000 Livres einbrachte.

Digitized by Google

Indeſſen wurde ſie ihm unter nichtigem Vorwande nach zwei Jahren entzogen, und er kam ſogar eine Zeit lang in die Baſtille. Seine in faſt alle europ. Sprachen überſetzten «Contes moraux» (2 Bde., Par. 1761; deutſch von Schiltz, 2 Bde., Lpz. 1794—95) ſind eine Sammlung von Erzählungen, von denen ein Theil bereits im «Mercure» erſchienen war. Bei allen ihren Vorzügen, von denen anſpruchsloſe Zierlichkeit der vorzüglichſte, ſind ſie doch von einer gewiſſen Monotonie nicht freizuſprechen. Sein «Bélisaire» (Par. 1767; deutſch, Wien 1776) iſt eine nüchterne Nachahmung des «Télémaque». Auch die «Incas, ou la destruction du Pérou» (2 Bde., Par. 1777) ſind in der Anlage dürftig, ſowie in der Ausführung langweilig. Dagegen ſind ſeine «Mémoires d'un père pour servir à l'instruction de ses enfants» für die Geſchichte ſeiner Zeit und ſeines eigenen Lebens ſehr lehrreich. Seine «Histoire de la régence du duc d'Orléans», welche er in ſeiner Eigenſchaft als Hiſtoriograph von Frankreich (ſeit 1771) ſchrieb, genoß zwar bis zum Erſcheinen des Werks von Lemontey großen Ruf, kann aber durchaus keinen Anſpruch auf ein werthvolles Geſchichtswerk machen. Seine philoſ. Schriften haben ebenfalls eine ſehr untergeordnete Bedeutung, und nur ſeine äſthetiſchen Verſuche in der «Poétique française» (3 Bde., Par. 1763; deutſch, Brem. 1766—68) verdienen genannt zu werden. In den «Éléments de littérature» (6 Bde., Par. 1787) erſcheint er als ein verfeinerter Geiſtesverwandter von Laharpe. Indeſſen wagte M. Neuerungen, welche für einen Secretär der Franzöſiſchen Akademie, was er ſeit d'Alembert's Tode (1783) war, faſt keck genannt werden können. Beim Ausbruche der Franzöſiſchen Revolution büßte er einen großen Theil ſeines Vermögens ein und zog ſich auf eine kleine Beſitzung im Dorfe Abbeville bei Evreux zurück, wo er 31. Dec. 1799 ſtarb. Er ſelbſt beſorgte eine Ausgabe ſeiner «Oeuvres» (17 Bde., Par. 1786—87), an die ſich ſeine «Oeuvres posthumes» (14 Bde.) anreihten. Gute Ausgaben beſorgten Saint-Surin (18 Bde., Par. 1818) und Villenave (12 Bde., Par. 1824—27).

Marmor nennt man in der Mineralogie und Geologie die deutlich kryſtalliniſch-körnigen Kalkſteine, welche namentlich in dem älteſten Schiefergebirge, im Gneis und Glimmerſchiefer eingelagert vorkommen; in der Technik verſteht man dagegen unter M. jede Varietät des Kalkſteins, welche ſich vermöge ihrer Farbe und Farbenzeichnung oder ihrer Politurfähigkeit zu künſtleriſchen Zwecken eignet, ganz abgeſehen von Gefüge, körniger oder dichter Zuſammenſetzung und geolog. Alter. Die verſchiedenen techniſch nutzbaren Marmorarten hat man nach ihrer natürlichen Beſchaffenheit in Klaſſen eingetheilt. 1) Einfache Marmorarten, welche nur aus reinem oder nur mit Farbſtoff verſetztem (z. B. durch Kohle dunkel, durch Eiſenocher bräunlich gefärbten) Kalk beſtehen. Dahin gehören: a) Der weiße M., z. B. der gelblichweiße pariſche, der feine pentelikiſche, der koralitiſche, der von Lumi und der grauweiße vom Hymettus; der carrariſche war ſchon im Alterthum berühmt und liefert noch jetzt das beſte Bildhauermaterial. Außer Oberitalien, das am reichſten an weißem M. iſt, findet man ſolchen noch in Griechenland, Frankreich, den Pyrenäen, Tirol (bei Schlanders), Norwegen u. ſ. w. b) Der ſchwarze M., nero antico, Lucullan, welcher in Belgien, in Deutſchland u. ſ. w. gefunden wird. c) Der rothe M.: der braunrothe, ſchwarzpunktirte rosso antico aus Aegypten, der marbre griotte aus Narbonne, der roſenrothe von Tirey in Schottland und der rothe veroneſiſche. d) Der gelbe M.: der numidiſche giallo antico und der florentiniſche M. Der Varietäten, wo die Farben gemiſcht ſind, exiſtiren eine Unzahl, und man hat ſie meiſt nur nach den Fundorten, bisweilen auch nach der vorherrſchenden Farbe zu klaſſificiren geſucht, z. B. mit weißem Grunde, mit ſchwarzem Grunde, mit blauem Grunde u. ſ. w. 2) Breccien, welche theils aus verſchiedenfarbigen, durch die Marmormaſſe gleichſam zuſammengekitteten Fragmenten beſtehen, theils aus ſolchen M., welche nur durch Adern getheilt, aus Fragmenten zu beſtehen ſcheinen (Pſeudobreccien). Brocatello iſt ſolcher Brecciemarmor, deſſen Fragmente ſehr klein ſind. Außerdem unterſcheidet man die Breccien nach den Farben, z. B. die violetta antica, ſcharfkantige weiße Fragmente mit violettem Bindemittel; breccia pavonazza, rothe Fragmente mit weißem Grunde; Breccie von Moutiers, verſchiedenfarbige Fragmente in violettem Grunde u. ſ. w. Der florentiner Ruinenmarmor zeigt ruinenähnliche Zeichnungen, entſtanden durch die gegenſeitige Verſchiebung von Bruchſtücken eines grau und verſchieden gelb geſtreiften Kalkſteins. 3) Zuſammengeſetzte Marmorarten, welche nicht aus reinem Kalkſtein beſtehen, ſondern andere Mineralien, z. B. Chlorit, Serpentin oder Talk u. ſ. w., in Bändern oder neſtförmig eingeſprengt enthalten, weswegen ſie oft mit den Breccien große Aehnlichkeit haben. Unter den antiken Marmorarten erwähnen wir hier den verde antico, Kalk mit Serpentinadern. Der Cipolin iſt weiß oder röthlich und mit Glimmer, Talk oder

Digitized by Google

Chlorit gemengt, geflammt oder geadert. Namentlich sind Savoyen, Piemont, Corsica und die Pyrenäen reich an zusammengesetzten M. 4) Der Muschel- oder Lumachellmarmor enthält Schalthiergehäuse, entweder gedrängt oder vertheilt durch den Kalkstein als Bindemittel vereinigt. Der prachtvollste dieser Art ist der M. von Bleiberg in Kärnten, welcher opalisirt. Der Luchamell von Astrachan ist dunkelbraun mit orangefarbenen Muscheln; der sog. Leichentuchmarmor ist dunkelschwarz mit weißen Petrefacten, die in Italien vielfach gebrauchte pietra stellaria ein M., welcher graue und weiße Korallen mit sternförmigem Querschnitt enthält. Auch gehört hierher eigentlich der rothe Brocatello von Tortosa. Zu figürlichen Bildhauerarbeiten verwendet man jetzt fast ohne Ausnahme nur weißen M., während wir aus dem Alterthume Bildwerke von allen Arten haben. Zu Vasen und architektonischen Ornamenten aber und zu Bekleidungen von Wänden bedient man sich aller Arten.

Marmorchronik, nach dem muthmaßlichen Fundorte auch Parischer und nach dem ersten Besitzer Arundelischer Marmor genannt, lat. Marmora Paria oder Arundeliana, auch Oxoniensia, heißt die um 263 oder 262 v. Chr. verfertigte und im 17. Jahrh. zu Paros, nach andern zu Smyrna oder auf der Insel Zea wieder ausgegrabene Marmortafel, welche ein chronol. Verzeichniß der Hauptbegebenheiten Griechenlands, besonders Athens enthält und in unversehrtem Zustande einen Zeitraum von 1318 Jahren umfaßte, indem sie mit Cecrops (1582 v. Chr.) begann und mit 264 v. Chr. endigte. Dieses in einem ziemlich unleserlichen Bruchstücke, welches bis 354 v. Chr. reicht, erhaltene Denkmal, das einzige Originalwerk derart aus dem Alterthume, wurde von dem engl. Grafen Thom. Arundel 1627 erkauft und zu London aufgestellt, von dessen Enkel aber, Henry Howard, 1667 der Universität zu Oxford geschenkt, wo es sich noch gegenwärtig befindet. Seitdem haben mehrere Gelehrte, namentlich Selden, Humphrey Prideaux, Maittaire, Robertson und mit prachtvoller Ausstattung Chandler (Oxf. 1763) dasselbe bekannt gemacht. Den gelungensten Versuch, dasselbe gründlich zu erklären, machte Böckh im «Corpus inscriptionum Graecarum» (Bd. 2, Berl. 1843), wovon auch die Ausgabe von C. Müller im ersten Bande der «Fragmenta historicorum Graecorum» abhängig ist. Einige haben, obwol nicht mit zureichenden Gründen, an der Echtheit gezweifelt.

Marne (Matrôna), ein rechter und der bedeutendste Nebenfluß der Seine, entspringt auf dem hier über 380 Mt. hohen Plateau und nahe oberhalb von Langres im Depart. Ober-Marne, durchfließt die östl. und mittlere Champagne, dann die Landschaft Brie und einen Theil von Isle-de-France, und zwar zur Hälfte gegen Nordwesten über Chaumont, Joinville, St.-Dizier, Vitry, Châlons, dann in vielen Windungen gegen Westen über Epernay, Château-Thierry, La-Ferté-sous-Jouarre und Meaux und mündet bei Charenton, 7 Kilom. oberhalb Paris, nachdem sie auf ihrem 494 Kilom. langen Laufe rechts den Rognon, den Ornain mit der Saulx, links die Blaise, Coole, Somme-Soude, den Petit-Morin und Grand-Morin aufgenommen. Schiffbar ist sie im ganzen 314 Kilom. weit, und zwar von St.-Dizier abwärts, aufwärts aber nur bis Châlons. Die M. hat einen ziemlich reißenden Lauf, meist ein weites Bett, ein engeres von Epernay bis Château-Thierry, wo ein bis 260 Mt. aufsteigender Höhenzug ihr entgegentritt, und bleibt nur von kahlen, 65—100 Mt. hohen Felsrändern eingefaßt. An ihren Ufern wachsen die berühmtesten Champagnerweine. Seit 1825 führt der 107 Kilom. lange Ourcqkanal von Paris aus der Seine längs der M. und dem Ourcq nach La-Ferté-Milon. Der Seitenkanal der M., welcher 137 Kilom. weit von Donjeux über Châlons nach Dizy führt, ist erst 1847 eröffnet, ebenso die kanalisirte Aisne, 56 Kilom. lang, die von Bouziers nach Condé-sous-Bailly in den 63 Kilom. langen Seitenkanal der Aisne führt. Der 58 Kilom. lange Aisne-M.-Kanal führt von Berry-au-Bac nach Condé und erhält sein Wasser von der Vesle. Ein noch wichtigeres Glied der ostfranz. Wasserstraßen ist der 1839—53 vollendete, 317 Kilom. (wovon 120 Kilom. französisch) lange M.-Rheinkanal, welcher die Seine mit den Strömen von Mittel- und Osteuropa verbindet. Derselbe geht von Vitry-le-François ostwärts über Bar-le-Duc, überschreitet und schneidet den Ornain, die Maas, Mosel, Meurthe, Saar u. s. w., berührt Toul, Nancy, Saarburg, Pfalzburg und mündet bei Straßburg in die Ill. Im ganzen hat dieser bedeutende Kanal 180 Schleusen (64 deutsche), mehrere Tunnel (einen von 4900 Mt. Länge) und große Kanalbrücken sowie eine große Menge Wasserleitungen, Verbindungsbrücken und Stationsbuchten. Unter den Nebenkanälen, welche sich ihm anschließen, ist der wichtigste der (deutsche) Saar-Kohlenkanal, durch welchen der Kohlentransport von Saarbrücken in den M.-Rheinkanal unterhalb Saarburg und zu der Paris-Straßburger Eisenbahn, die er ebenfalls berührt, ermöglicht wird. Er ist 63,8 Kilom. lang, und an ihn schließt sich die auf 29,4 Kilom. kanalisirte und dann die 87,5 Kilom. lange freie

Digitized by Google

Saar. Von den fünf Departements, welche die M. durchfließt, werden zwei ganz und eins, das Depart. Seine-Marne (s. d.), zum Theil nach ihr benannt.

Das Departement M., aus dem mittlern Theil der Champagne bestehend, ist 8180,41 QKilom. groß, zerfällt in die fünf Arrondissements Châlons-sur-M., Epernay, St.-Menehould, Rheims und Vitry-le-François, hat zur Hauptstadt Châlons-sur-Marne (s. d.) und zählt in seinen 27 Cantonen mit 665 Gemeinden (1876) 407,780 E. (gegen 386,157 im J. 1872 Zunahme 5,6 Proc.). Von der schiffbaren M. und ihren Zuflüssen, außer dem Ourcq, sowie von der Aisne mit der Suippe und Vesle, im Süden auch von der schiffbaren Aube bewässert, besteht es zu zwei Drittheilen aus den weiten, einförmigen Kalk- und Kreideflächen, welche die Champagne (s. d.) charakterisiren. Erst bei Epernay beginnt eine mannichfaltigere, fruchtbarere und minder eintönige Landschaft. Trotz der Kärglichkeit des Bodens erzielt man ziemlich reichliche Ernten von Getreide, besonders Roggen, von Rüben, Kohl, Hanf, Flachs, Oelgewächsen und Obst. Berühmt sind die Gemüse, Spargel und Melonen von Châlons. Den Hauptreichthum aber bildet die Cultur des Weinstocks, welcher, besonders um Epernay und Rheims, mit Sorgfalt betrieben, die edelsten Champagnerweine liefert. Die Weinberge, welche 174 QKilom. einnehmen, geben durchschnittlich einen Jahresertrag von 4—500,000 Hektolit. (in einem guten Jahr über 1 Mill.) oder ungefähr zwei Fünftel über den Bedarf des Departements. Der Anbau von Futterkräutern unterstützt die Viehzucht, und die Schafzucht ist hier bedeutender als in den meisten agricolen Departements Frankreichs. Nicht unwichtig ist auch die Bienenzucht und die Ausbeutung der Steinbrüche. Unter den acht Mineralquellen sind die von Sermaize an der Saulx die berühmtesten. Sehr lebhaft ist der Industriebetrieb, namentlich in Tuch, Kasimir, Flanell, Kaschmirshawls und andern Wollwaaren, in Leinwand, Oel, Wachskerzen, Pfefferkuchen, Papier, Glas und Messerschmiedewaaren, in Weinessig- und Branntweinfabrikation. Einen besondern Ruf haben die unter dem Namen Terre de Champagne bekannten Töpferwaaren. Diese und andere Fabrikate, namentlich aber die Weine bilden die Hauptgegenstände des Handels, welchem die Wasserstraßen und Eisenbahnen eine große Ausdehnung geben. — Das Depart. Ober-Marne (Haute-Marne), aus der südöstlichsten Champagne und einem kleinen Theile von Burgund zusammengesetzt, ist 6219,68 QKilom. groß, zerfällt in die drei Arrondissements Chaumont, Langres und Vassy, hat zur Hauptstadt Chaumont (s. d.) und zählt (1876) in seinen 28 Cantonen mit 550 Gemeinden 252,448 E. (gegen 251,196 im J. 1872 Zunahme 0,5 Proc.). Den südlichsten Theil erfüllt das Plateau von Langres, dessen breiter, höchstens 500 Mt. aufsteigender Scheitel die Wasserscheide zwischen dem Seine- und Rheingebiet einer- und dem Rhônegebiet andererseits bildet, indem auf ihm hier die Aube, M. und Maas sowie mehrere Zuflüsse der Saône entstehen. Nur die M., der Hauptfluß des Landes, ist fahrbar, aber auch diese nur 11 Kilom. weit, von St.-Dizier bis zur Nordgrenze. Die Oberfläche bietet einen Wechsel von schönen Thälern, fruchtbaren Ebenen, rebenbepflanzten Hügeln, ausgedehnten Viehtriften und Wiesen, waldreichen Bergen, hier und da von nackten, unfruchtbaren Felsmassen unterbrochen. Das Klima ist gemäßigt. Die kalkige Felsunterlage des Bodens zeigt sich mit einer bald mehr, bald weniger dicken Ackerkrume bedeckt, welche, wo es nur angeht, fleißig bebaut ist und reichlich Getreide, viel Wein, dessen Pflanzungen nahezu 165 QKilom. einnehmen, auch Hülsenfrüchte, Raps, Senf und Obst trägt. Die Rinder-, Schaf-, Geflügel- und Bienenzucht ist nicht unbedeutend, und an Waldungen (1650 QKilom.) ist das Departement eins der reichsten Frankreichs. Das Mineralreich liefert Eisen in großer Menge, treffliche Bau-, Feuer- und Mühlsteine. Von den Mineralquellen sind die Bourbonnes-Bains die namhaftesten. Die Gewerbthätigkeit ist sehr lebhaft. In der metallurgischen Industrie ist das Departement eins der bedeutendsten in Frankreich, und ihre Production in 225 Etablissements beläuft sich jährlich auf den Werth von 47 Mill. Frs. Das Eisen wird größtentheils im Departement selbst verarbeitet, namentlich zu Messerschmiedewaaren, durch welchen Industriezweig besonders Langres berühmt ist. Als Mittelpunkt desselben gilt das Städtchen Nogent-le-Roi, in dessen Umgebung mehr als 100 Dörfer damit beschäftigt sind. Außerdem erstreckt sich die Industrie auf Handschuhe (jährlich im Werth von mehr als 2 Mill. Frs.), auf Woll- und Strumpfwaaren, Leder u. s. w. Diese Fabrikate sowie Getreide, Wein, Branntwein, Eisen, Bauholz und Breter, Vieh, Honig und Wachs bilden die Hauptausfuhrartikel.

Marnix (Philipp van), s. Aldegonde (Herr von Mont-Ste.-).

Marochetti (Carlo, Baron), Bildhauer, geb. 1805 in Turin, bildete sich seit 1820 zu Paris unter Bosio's Leitung, eine Zeit lang auch in Rom bei Thorwaldsen und führte dann in Paris zwei Reiterstatuen des Herzogs von Orléans, eine Himmelfahrt für den Hauptaltar der Made-

Digitized by Google

leine und einige von den Reliefs am Triumphbogen der Etoile aus. Ferner fertigte er (1844) eine Reiterstatue des Herzogs von Wellington für Glasgow. Infolge seiner Verbindung mit dem Hause Orléans wanderte er 1848 mit nach England aus, wo er bald ein von der hohen Aristokratie begünstigter Künstler wurde. Bewunderung erregte das Modell einer Reiterstatue von Richard Löwenherz auf der großen Ausstellung von 1851. Durch Subscription wurde der Guß in Erz ermöglicht, und das Standbild ziert, am Untersatz mit Bronzereliefs aus dem Leben des Fürsten vervollständigt, den Platz zwischen dem Parlamentsgebäude und der Westminster-Abtei in London. Für Glasgow arbeitete M. eine Reiterstatue der Königin Victoria (1854) und ein Standbild für Robert Peel, für Turin (1856) eine Reiterstatue des Königs Karl Albert. Unter den vielen von ihm gefertigten Büsten befindet sich auch die des Prinzen Albert. Zuletzt lieferte er noch die Statue des Lord Clyde für den Waterlooplatz in London und begann das Monument des Herzogs von Wellington für die Paulskirche, das er nicht vollendete. Er starb zu Paris 3. Jan. 1868. In seiner Auffassung einem entschiedenen Realismus zugethan, hat sich M. mit minderm Glück im Gebiete der idealen Gattung versucht.

Marode (im allgemeinen ermattet, erschöpft) nennt man Soldaten, welche durch die Anstrengungen des Dienstes, der Märsche u. s. w. entkräftet sind, sodaß sie nicht mehr Reihe und Glied halten können. Solche Nachzügler heißen dann Marodeurs, ihr Umhertreiben wird Marodiren genannt, womit im Kriege oft Erpressungen und Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner verbunden sind, da sich den wirklich Entkräfteten zu leicht Mannschaften anschließen, die eine Entkräftung nur vorschützen. Diese Ausdrücke sollen von dem Corps des Generals Merode im Dreißigjährigen Kriege herstammen, das wegen Zuchtlosigkeit so verrufen war, daß man bald alle Nachzügler und auf Plünderung streifende Soldaten «Merodebrüder» nannte.

Marokko oder das Sultanat Maghreb-ul-Aksa, von den Einwohnern El-Gharb (spr. Rharb) el-Djani genannt, der nordwestlichste Theil von Afrika, zwischen 27—36° nördl. Br. und 6—17° östl. L. (von Ferro) gelegen, wird im N. von dem Mittelmeer und der Straße von Gibraltar, im W. vom Atlantischen Ocean, im O. von Algerien begrenzt. Die Größe wird, bei der Unbestimmtheit der Grenzen gegen S., annähernd auf 672,000 QKilom. berechnet. Einzelne Stämme inmitten des Landes, so die Saaëres südöstlich von Rabat, räuberische Stämme im Atlasgebirge u. s. w., haben ihre volle Unabhängigkeit bewahrt, alle aber erkennen den Großscherif in Uesan als geistliches Oberhaupt an. Der Atlas (s. d.), der hier seine höchsten Gipfel hat (den noch ungemessenen Hentet, den 3475 Mt. hohen Miltsin und den ebenfalls über 3250 Mt. hohen Ainschin), durchzieht das Land von SW. nach NO. und schickt Ausläufer bis an die Nordküste, wo das Cap Spartel die nordwestlichste Spitze Afrikas am Westeingang der Straße von Gibraltar bildet. Der Atlas scheidet das nördlichere, meist gut bewässerte und fruchtbare Land (197,100 QKilom.) von der marokk. Sahara (407,500 QKilom.), während das Gebirge selbst mit den eingeschlossenen Hochsteppen 67,700 QKilom. einnimmt. Die vielen Flüsse, die der Atlas nach beiden Seiten entsendet, sind meist unbedeutend und nicht schiffbar; am ansehnlichsten sind die 480 Kilom. lange Mulula, die sich in das Mittelländische Meer, der Sebu, Umm-er-Rebia und der über 660 Kilom. lange Tensift, die sich in den Atlantischen Ocean ergießen. Die am Südabhange entspringenden vereinigen sich in der Wüste zu sehr großen, an der Oberfläche meist trockenen Flußbetten, wie Ued-Saffaf, Ued-Gir, Ued-Sis, Ued-Draa, Ued-Nun, und bilden Oasen. Klima und Producte sind die der Berberei im allgemeinen. Dasselbe gilt von der Bevölkerung, die wahrscheinlich 6—8 Mill. beträgt; denn wie in der Berberei überhaupt, besteht diese auch in M. aus berberischen Ureinwohnern (Kabylen, richtiger Kbail, d. i. Bergbewohner), zwei Drittel des Volks in vier Fünftel des Landes, hier Amazirghen und Schilluh (s. Berbern) genannt, aus Mauren (s. d.), Juden (wol 100,000), als Sklaven eingeführten Negern (etwa 50,000) und endlich sehr wenigen Europäern (4—5000). Rein arabisch sind aber nur die Provinzen Rharb und südlicher Bein-Hassan. Die Sprache ist im Norden des Atlas Tamasirht, im Süden Schilluh. Berber und Araber unterscheiden sich fast nur durch die Sprache. Die Bildung des Volks sowie seine Thätigkeit, sowol in Beziehung auf Ackerbau wie auf technische Gewerbe, steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Am gebildetsten sind die Mauren. Bis auf die Juden und die wenigen Europäer bekennt sich die ganze Bevölkerung mit Eifer zum Islam, nirgends aber herrscht Polygamie. Beschneidung gilt nicht als unbedingt erforderlich. Das Familienleben ist das patriarchalische. Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigung. Wein wird viel gewonnen und getrunken. Der Gewerbfleiß zeichnet sich in der Verfertigung von rothen Mützen (Tarbusch, anderwärts Fes benannt), Seidenwebereien und feinem Leder, das daher den Namen Maroquin

Digitized by Google

führt, aus. Der Handel, der theils als ansehnlicher Karavanenhandel mit dem innern Afrika, theils als Seehandel mit Europa in den Hafenplätzen, theils als Levantehandel durch die Pilger nach Mekka geführt wird, befindet sich größtentheils in den Händen des Sultans, der die Hauptgegenstände monopolisirt hat. Zur See werden meist durch die Engländer Wolle, Häute, Straußfedern, Mais, Erbsen, Bohnen, Mandeln, Gummi und Schuhe ausgeführt. Die Mekka-Karavane nimmt Indigo, Cochenille, Leder, Wolltuche und Straußfedern mit nach dem Orient und bringt ind. und pers. Seide, Parfumerien u. s. w. zurück. Zur See wird Zucker, Thee, Gewebe, Tuch und Eisen eingeführt. Der ehemals bedeutende Handel mit den Ländern am Niger bringt von dort Gold, Straußfedern und Sklaven. Die Staatsverfassung ist rein despotisch. Der Titel des Herrschers, den die Europäer gewöhnlich Kaiser, die Mauren Sultan nennen, ist Emir-ul-Mumenin, d. i. Fürst der Gläubigen, und Khalifet-Allah-fi-chalkihi, d. i. Statthalter Gottes auf Erden. Der ganze Staat zerfällt in zwei, vom Atlas getrennte Hälften, deren nordwestliche, der Mauritania Tingitana der Alten entsprechend, von Norden her durch die Reiche Fez (s. d.) und M. im engern Sinne, mit der Provinz Sus (30,000 QKilom. mit 750,000 E.) und Ued-Nun (17,840 QKilom. mit 44,000 E.), deren südöstliche aber, die Gätulia der Alten, von den Provinzen Tafilet (Sedschelmesa, 1380 QKilom. mit 100,000 E.) und el-Draa (5780 QKilom. mit 250,000 E.) gebildet wird. Politisch sind die beiden Reiche Fez und M. in Amalate getheilt, die durch Paschas und Kaids regiert werden. Die Verwaltung der einzelnen Provinzen ist, wie die Centralregierung, ganz orientalisch. Eine geordnete Regierung wird durch die häufigen Empörungen der fast unabhängigen Stammeshäuptlinge unmöglich gemacht. Die Staatseinkünfte werden auf jährlich $2^1/_2$ Mill. span. Piaster, die Ausgaben auf 1 Mill. angegeben, sodaß ein bedeutender Ueberschuß im Schatze verbleibt, der ein persönliches Eigenthum des Sultans ist und in einem besonders dazu gebauten Schatzhaus zu Mäkinäs aufbewahrt wird. Das regelmäßige Heer zählt nur etwa 15—20,000 Mann und besteht meist aus schwarzen Sklaven; in Kriegszeiten dagegen wird in den Provinzen noch ein besonderes Aufgebot von Milizen, der Gum, ausgehoben, das sich auf 80—100,000 Mann belaufen kann. Das Seewesen M.s war früher bedeutend, und die marokk. Piraten machten sich im 16. und 17. Jahrh. allen europ. Seemächten, vorzüglich aber Spanien, furchtbar. Nach und nach wußten sich die größern Seemächte durch Gewalt oder Verträge gegen diese Gewaltthätigkeiten sicherzustellen, die kleinern aber blieben M. bis auf die neuere Zeit entweder preisgegeben oder tributär. Jetzt ist das Seewesen M.s gänzlich heruntergekommen, und der Sultan hat nur noch einige unbedeutende Schiffe. Die bedeutendsten Städte des marokk. Reichs sind Fez (s. d.), Miknäs, gewöhnlich Mäkinäs (40—50,000 E.), Tetuan (s. d.), Tanger (s. d.), Thesa (5000 E.), Arisch (s. d.), Saleh (10,000 E.), Uesan (10—15,000 E.), Kassr-el-Kebir (s. d.), Rabat (s. d.), Mogador (s. d.) und Tarudant (22,000 E.). Der Fanatismus der Marokkaner hält fast alle ihre Städte für zu heilig, als daß dieselben der Fuß eines Christen betreten dürfte. Wem es bisher geglückt ist, die Hauptstadt zu erreichen, der hat daher auch fast allein im Judenviertel (Mellah) sich aufhalten müssen; denn auf den Straßen ist er selbst unter einer Escorte der Bettelsoldaten des Sultans kaum seines Lebens sicher. Im Reiche M. im engern Sinne liegt **Marokko**, eigentlich Meräkesch, die Hauptstadt des ganzen Reichs und die erste Residenz des Sultans, auf einer weiten Hochebene zwischen dem Atlas und dem Flusse Tensift. Dieselbe wurde 1072, vielleicht an der Stelle des alten Bocanum Hemerum, gegründet, zählte im 12. Jahrh. 100,000 Häuser und 700,000 E., ist aber jetzt so herabgekommen, daß sie nur noch 50,000 E. hat. Zwar haben die 10 Mt. hohen und mit unzähligen Wachtthürmen versehenen Mauern noch 15 Kilom. im Umfang, aber innerhalb derselben gibt es eine Menge öder Plätze und verfallener Gebäude. Die Moscheen, von denen die im 12. Jahrh. erbaute El-Kutsubiah mit ihrem 50 Mt. hohen Thurme die merkwürdigste ist, sind zahlreich und zum Theil schön. Der Palast des Sultans, aus mehrern Gebäuden bestehend, ist von prächtiger Bauart, liegt am Ende der Stadt und ist mit einer Mauer umgeben, die einen Umfang von 10 Kilom. hat. Handel und Verkehr sowie die Lederbereitung sind noch ziemlich beträchtlich. Die Luft ist rein, die Stadt gut bewässert, aber schmuzig und in winkeligen Straßen gebaut.

Die Geschichte M.s ist bis zum Ende des 15. Jahrh. eng mit der der ganzen Berberei (s. d.) verbunden. Um diese Zeit wurden die Meriniden von den Sanditen gestürzt, denen im Anfang des 16. Jahrh. die Scherife von Tafilet folgten, unter welchen trotz der innern Thronstreitigkeiten und orient. Greuel gegen das Ende des 16. Jahrh. das Reich emporblühte und seine größte Ausdehnung erreichte, indem es den westl. Theil von Algerien umfaßte und im Süden bis Guinea reichte. Unter ihnen sahen sich auch die Portugiesen aus ihren Besitzungen ver-

Digitized by Google

trieben, und König Sebastian (s. d.) ward geschlagen. Nach dem Tode Ahmed's, des mächtigsten der Scherifs, um 1603, zerfiel das Reich durch die fortwährenden innern Kämpfe unter seinen Nachfolgern immer mehr, sodaß es dem Mulei-Scherif, einem Nachkommen Ali's und der Fatime, leicht wurde, die Dynastie der ersten Scherife um die Mitte des 17. Jahrh. zu stürzen und die der zweiten, welche jetzt noch regiert, auch die Dynastie der Aliden oder Hoseini genannt, zu begründen. Der berüchtigtste Herrscher dieser Dynastie war Mulei-Islam, der 1672—1727, zwar nicht ohne Glanz nach außen, indem er Tanger und El-Arisch den Spaniern abnahm, aber im Innern als der größte Despot regierte. Unter seinen Nachfolgern herrschten innere Kriege und Thronstreitigkeiten, die das Land immer mehr in Verfall brachten, bis die Regierung Mulei-Sidi-Mohammed's (1757—89) eintrat, die sich durch Milde und das Bestreben, europ. Cultur den Eingang zu verschaffen, auszeichnete. Nach Mohammed's Tode begann wieder die alte Barbarei. Erst unter dem Sultan Mulei-Soliman (1794—1822) entwickelte sich theilweise ein besserer Zustand. Ihm folgte Abd-ur-Rahmân (s. d.), dem es gleich nach seinem Regierungsantritt gelang, der Empörung der Gebirgsstämme ein Ende zu machen. Uebrigens zeigte er sich im ganzen mild und als Freund des Friedens nach innen wie nach außen. Dennoch ward gerade unter ihm das Reich durch Kriege und innere Vorgänge in die größte Gefahr versetzt. Schon 1830—32 wäre es beinahe wegen des Sultans Versuche, einen Theil der algier. Provinz Oran an sich zu reißen, zu einem Krieg mit Frankreich gekommen. Als Abd-el-Kader (s. d.) sich auf marokk. Gebiet zurückziehen mußte, gab der Schutz und die Unterstützung, welche er hier fand, die Veranlassung zum Krieg mit Frankreich (Mai 1844). Eine franz. Flotte unter dem Prinzen von Joinville bombardirte Tanger 6. Aug. 1844, Mogador 15. Aug., und ein Landheer unter Marschall Bugeaud schlug das große marokk. Heer 14. Aug. 1844 beim Flusse Isly aufs Haupt. Der nun 10. Sept. 1844 zu Tanger abgeschlossene Friedensvertrag erklärte Abd-el-Kader außer dem Gesetze und erkannte die alten Grenzen M.s gegen Algier an. Während des Streits mit Frankreich sah sich auch der Sultan in Händel mit Spanien und den skandinav. Staaten verwickelt. Die Differenzen mit Spanien, die infolge der Ermordung des span. Consularagenten Darmon entsprangen, wurden indessen durch Englands Vermittelung in dem 4. Sept. 1844 zu Madrid ratificirten Frieden beigelegt. Der Zwiespalt mit Dänemark und Schweden, welche fortan den bisher an M. bezahlten Tribut verweigerten, fand unter Frankreichs und Englands Vermittelung dadurch seine Erledigung, daß der Sultan auf jeden fernern Tribut (5. April 1845) Verzicht leistete. Am 6. April kehrte auch der franz. Consul wieder nach Tanger zurück, nachdem bereits 18. März die Grenze M.s gegen Algerien festgestellt war. Neue Verwickelungen entstanden durch Abd-el-Kader, der das Land zum Kampfe gegen die Franzosen aufforderte und seit 1846 auch den Sultan von M. bekämpfte, dessen Truppen 1847 zwei Niederlagen erlitten. Abd-el-Kader eroberte die marokk. Stadt Thesa und bedrohte die franz. Provinz Oran. Da entschloß sich Frankreich im September zu einer nachdrücklichen Intervention in M., und von nun an wandte sich das Glück plötzlich von Abd-el-Kader. Die mächtigsten Stämme der Beni-Amer und der Haschem wurden bei Fez von dem Prinzen Sidi-Mohammed aufgerieben, die aufrührerischen Grenzstämme vom Sultan unterworfen, der Emir selbst zurückgedrängt, auf der andern Seite aber von den Franzosen unter Lamoricière so eingeschlossen, daß er sich 22. Dec. 1847 den Franzosen ergab. Jetzt hatte M. auf einige Zeit Ruhe gegen außen, obgleich noch einige Mishelligkeiten mit Frankreich entstanden, die 26. Nov. 1851 zum Bombardement der Stadt Saleh durch die Franzosen führten. Nach Abd-ur-Rahmân's Tod bestieg 6. Sept. 1859 sein Sohn Sidi-Mohammed den Thron. Inzwischen hatten die Spanier für eine Reihe von Unbilden vergeblich Genugthuung und Entschädigung verlangt und erklärten bereits 22. Oct. 1859 an M. den Krieg. Die span. Streitmacht unter Oberbefehl O'Donnell's begann im December den Kampf auf afrik. Boden und siegte in zwei blutigen Schlachten, 4. Febr. 1860 bei Tetuan und 23. März im Westen dieses von den Spaniern besetzten Platzes. Die Marokkaner baten um einen Waffenstillstand, der alsbald zu dem Frieden vom 26. April führte. Der Sultan zahlte an Spanien 20 Mill. Piaster Kriegsentschädigung und mußte das Land zwischen den Höhen der Sierra Bullones bis zum Wege von Anghera nebst einer Strecke um Sta.-Cruz abtreten. Sidi-Mohammed starb 1873, worauf 25. Sept. 1873 sein Sohn Mulei-Hassan als Sultan proclamirt wurde. Vgl. Gråberg von Hemsö, «Specchio geografico e statistico dell' imperio di M.» (Genua 1834; deutsch von Reumont, Stuttg. 1833); Calderon, «Cuadro geografico, estadistico, historico, politico del imperio de Marrueccos» (Madr. 1844); Renou, «Description géographique de l'empire de Maroc» (Par. 1846); Augustin, «M. in seinen geogr., histor., religiösen, polit.

Digitized by Google

u. s. w. Zuständen» (Pest 1845); Rohlfs' Reiseberichte in Petermann's «Mittheilungen» (1863—65); E. Schlagintweit, «Der span.-marokk. Krieg in den J. 1859 und 1860» (Lpz. 1863); Rohlfs, «Reise durch M.» (2. Aufl., Brem. 1869); von Maltzan, «Drei Jahre im Nordwesten von Afrika» (2. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1868); Leared, «Marocco and the Moors» (Lond. 1875); de Amicis, «Marocco» (Mail. 1876); Pietsch, «Marokko» (Lpz. 1878).

Maronen, die Früchte des Edelkastanienbaums, s. Kastanien.

Maroniten ist der Name einer christl. Sekte in Syrien, welche infolge der monotheletischen Streitigkeiten entstand. Als nämlich die Monotheleten (s. d.) seit der Thronbesteigung Anastasius' II. allgemein verworfen worden waren, erhielten sich Ueberreste von ihnen auf dem Libanon am Kloster des heil. Maro oder Marôn, eines Abtes im 6. Jahrh. Sie wählten sich den Mönch Johannes Maro zum Oberhaupt, mit dem Titel Patriarch von Antiochien, und wußten als ein streitbarer Volksstamm auch unter der Herrschaft des Islam sich eine gewisse polit. und kirchliche Selbstständigkeit zu bewahren. Sie bilden im nördl. Libanon (s. d.) in den Provinzen Kesrowan und Bscherre eine compacte Bevölkerung, sind aber auch im mittlern Gebirge in den sog. Gemischten Districten und in den Küstenstädten zahlreich. Man schätzt sie auf 120—130,000 Seelen. Die M. sind arabisirte Syrier, doch hat die syr. Sprache sich nur in ihrer Kirchenliturgie erhalten. Sie zeichnen sich durch Nüchternheit und Betriebsamkeit aus; ihr Hauptproductionsartikel ist rohe Seide. Nachdem die M. mehrmals, und zwar zuletzt 1860 im Kriege mit dem wenig zahlreichen, aber festgegliederten Nachbarvolke der Drusen (s. d.) furchtbare Verluste erfahren, sind sie 1861 dem auf den Trümmern der Stammesverfassungen errichteten christl. Paschalik des Libanon einverleibt worden. Wiewol sich die M. bereits 1182, dann wieder 1445 dem Papste unterwarfen, 1736 die Beschlüsse der Tridentiner Kirchenversammlung annahmen und sehr große Anhänglichkeit an den röm. Stuhl sowie unbedingten Gehorsam gegen ihre Priester bewiesen, halten sie doch auf ihre eigene Kircheneinrichtung und Gebräuche, welche in der röm.-kath. Kirche nicht geduldet sind. Sie folgen dem abendländ. Kalender, beobachten dieselben Fastengesetze wie die kath. Kirche in Europa und feiern jetzt das Sakrament des Abendmahls auf dieselbe Weise, verehren indessen einige ihnen eigenthümliche Heilige, namentlich ihren sonst nicht anerkannten Schutzheiligen Mâr Mârôn. Die Weltgeistlichen haben die Befugniß, sich zu verheirathen. Ihr Oberhaupt nennt sich noch jetzt Patriarch von Antiochien, wohnt aber in dem Kloster Kanôbîn auf dem Libanon und legt dem Papste alle zehn Jahre Rechenschaft von dem Zustande der maronitischen Kirche ab. Ueberall in dem Libanon gibt es maronitische Mönchs- und Nonnenklöster, die der angeblichen Regel des heil. Antonius folgen. Zur Bildung der Geistlichen besteht seit 1584 ein maronitisches Collegium zu Rom; auch hat der Patriarch zu 'Ain-Warkah in Kesrowan für dieselben eine Schule errichtet.

Marons, Maruns (engl. Maroons) oder Marronneger ist der Name für entlaufene und in den Gebirgen und Wäldern frei lebende Negersklaven und deren Nachkommen in den europ. Colonien Westindiens und Guianas, in deren Geschichte sie eine Rolle spielen. In Jamaica, wo ihre Zahl zur Zeit der engl. Besitznahme (1655) 1500 betrug, später aber durch Zulauf von Stamm- und Leidensgenossen sich bedeutend vermehrte, führten sie lange Zeit einen blutigen Guerrillakrieg gegen die Weißen, bis sie durch einen Vertrag 1738 Amnestie, Freiheit und eine Gebietsabtretung erlangten. In den J. 1760—65 erneuerten sie die Feindseligkeiten und wurden deshalb in der Folge zum Theil nach Sierra-Leone geschafft. Die meisten behaupteten jedoch ihre Freiheit. Im niederländ. Guiana oder Surinam heißen die am obern Maroni und dessen Zuflüssen wohnenden M. auch Buschneger. Sie leben (etwa 4000 an Zahl) in einem Zustande der Halbcivilisation und zerfallen in drei Gruppen, deren jede unter einem Oberhäuptling (Granman) steht: in die Awkoneger oder Aukanes, die Saramaca und Peku-(Beku-)Neger oder Matuaris (Musingas). Sie stehen seit lange mit den Colonisten in Verkehr, liefern ihnen fast alles Bauholz, welches sie auf den Flüssen herabflößen, und arbeiten auf den Plantagen. Die M. sprechen ein sehr verdorbenes Neger-Holländisch und sind wieder ganz dem Heidenthum verfallen. Früher waren sie mit den aus dem franz. Guiana entlaufenen Sklaven, den Bonis oder Boninegern verbunden, die sich nach ihrem ersten Anführer Boni nennen und, 700 Köpfe in sieben Dörfern zählend, am rechten Ufer des Awa oder Lava vertheilt sind. — M. hießen früher auch die zur Aufsuchung der Verunglückten besonders abgerichteten Spürhunde des Hospitiums auf dem Großen St.-Bernhard in den Penninischen Alpen.

Maroquin, eine auf einer Seite gefärbte Lederſorte, s. Corduan.

Maros, siebenbürg. Fluß, entspringt hart an der moldauischen Grenze im Thale Baslab und richtet, nachdem er nächst mehrern kleinern auch den Aranyosfluß und die beiden Kokelflüsse

Digitized by Google

aufgenommen, seinen Lauf nach Ungarn, wo er Arad und Csanád vom Banat trennt und sich bei Szegedin nach einem Laufe von 480 Kilom. in die Theiß ergießt. Er wird bei Karlsburg schiffbar und ist von bedeutender Wichtigkeit für den Handel, da er bei dem schlechten Stande der Landstraßen die Hauptverkehrsstraße zwischen einigen siebenbürg. und den südöstlichen ungar. Comitaten bildet. Namentlich wird er zum Transport des Salzes und Bauholzes stark benutzt.

Maros Vásárhély, Hauptstadt des Szeklerlandes und des Stuhles Maros (Maros Szék) in Siebenbürgen am Maros und an der Ungarischen Ostbahn, ist Sitz der königl. Gerichtstafel (Appellationsgericht für Siebenbürgen), hat ein Schloß, in dem eine Kaserne und die große reform. Kirche sich befinden, ein reform. Gymnasium, eine öffentliche Bibliothek mit Naturaliensammlungen in einem eigenen Gebäude und zählt (1869) 12,678 E., meist Magyaren.

Marot (Clément), franz. Dichter, wurde 1495 zu Cahors geboren. Sein Vater, **Jean** M. (geb. 1463 zu Mathieu, gest. 1523 als Kammerdiener König Franz' I.), machte sich auch als Dichter, namentlich durch sein «Doctrinal des princesses» bekannt. M. erhielt zuerst eine Stelle unter den Pagen der Margarethe von Valois, zu der er später in ein zartes Verhältniß getreten zu sein scheint, dann die eines Kammerdieners in Franz' I. Diensten, dessen Gunst er sich durch das allegorische Gedicht «Le temple de Cupidon» erwarb, wurde mit seinem Herrn in der Schlacht bei Pavia 1525 gefangen, bald aber befreit, und gerieth nach seiner Rückkehr nach Frankreich wol infolge eines Zerwürfnisses mit Diana von Poitiers, die zu ihm in unerlaubtem Verhältnisse gestanden, und prot. Neigungen beschuldigt, in Kerkerhaft, aus der ihn indessen Franz' I. Fürsprache bald (1526) erlöste. Im Kerker entstand sein witziges, zum Theil ergreifendes allegorisch-satirisches Gedicht «L'enfer», gegen seine Richter und Ankläger gerichtet, und eine Bearbeitung des Romans von der Rose, die 1527 erschien. Um den Protestantenverfolgungen zu entgehen, flüchtete er 1530 zu Margarethe von Navarra, dann nach Ferrara, wo er mit Calvin zusammentraf und zur reform. Kirche übertrat, aber eine Bearbeitung der Psalmen begann, die Franz I. gewidmet, Zeugniß für seine Rechtgläubigkeit ablegen sollte. Neuen Verfolgungen dadurch ausgesetzt, ging er nach Genf, von dort wegen anstößigen Lebenswandels vertrieben nach Turin und starb daselbst 1544. M. hat eine große Zahl Chansons, Balladen, Elegien, Episteln, Epigramme sowie Gelegenheitsgedichte für den Hof verfaßt. Vielen Beifall fanden seine 50 Psalmen, welche nach den Compositionen von Gondimel und Bourgeois gesungen wurden. Der Stil M.'s, der «Style marotique», hat lange als Muster der leichtern Dichtungsgattungen gedient. Seine Werke erschienen öfters, z. B. von Auguis (5 Bde., Par. 1823), Lacroix (3 Bde., Par. 1824), Jannet (3 Bde., Par. 1868) und Guiffrey (6 Bde., Par. 1876). — Sein Sohn, **Michel** M., welcher 1534 Page der Königin Margarethe ward, machte sich ebenfalls als Dichter bekannt. Vgl. Colletet, «Notices biographiques sur les trois M.» (herausg. von Guiffrey, Par. 1871).

Marozia, d. h. Mariuccia, eine vornehme Römerin aus senatorischem Geschlecht, Tochter Theophylactus' und Theodora's, eine der Repräsentantinnen der verrufensten Epoche Roms und des Papstthums im 10. Jahrh. Dreimal verheirathet, zum letzten mal mit König Hugo von Arles und Italien, herrschte sie in Rom beinahe unabhängig, bis ihr Sohn erster Ehe, Alberich, dieser Herrschaft ein Ende machte, indem er sich zum Senator und Fürsten aufwarf und bis zu seinem Tode 954 kraftvoll regierte. Papst Johannes XI. war der Sohn, Johannes XII. der Enkel M.'s, welche vor 945 starb. Vgl. Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (Bd. 1), und Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter» (Bd. 3).

Marpingen, Dorf im Kreise St.-Wendel des preuß. Regierungsbezirks Trier, in neuester Zeit oft genannt wegen der im nahen Härtelwalde Anfang Juli 1876 angeblich stattgefundenen Muttergottes-Erscheinungen, welche viel Aufsehen machten und zu demonstrativen Volkszusammenrottungen führten, die endlich unter Anwendung militärischer Gewalt zerstreut werden mußten.

Marpurg (Friedr. Wilh.), einer der vorzüglichsten musikalischen Schriftsteller, war zu Seehausen in der Altmark 1718 geboren. Mit dem Studium der Wissenschaften verband er ein gründliches Studium der Musik, welcher er auch dann noch seine meiste Zeit widmete, als er 1763 die Stelle eines Kriegsraths und Lotteriedirectors zu Berlin erhalten hatte, die er bis an seinen Tod, 22. Mai 1795, bekleidete. M. hat sich besonders um die Harmonielehre verdient gemacht. Von seinen Schriften sind zu nennen: die «Abhandlungen von der Fuge» (2 Bde., Berl. 1753), «Kritische Einleitung in die Geschichte der Musik» (Berl. 1754), «Histor.-kritische Beiträge zur Aufnahme der Musik» (5 Bde., Berl. 1756—78), «Anleitung zur Singcomposition» (Berl. 1759), «Anfangsgründe der theoretischen Musik» (Berl. 1760), «Handbuch bei dem Generalbaß und der Composition» (Berl. 1762), «Versuch über die musikalische Temperatur» (Bresl. 1776).

Digitized by Google

Marquesasinseln (franz. les Marquises) heißt ein Archipel von 11 Inseln im östl. Theile des Großen Oceans, zwischen 7° 50′ und 10° 31′ südl. Br., 138° 39′ und 140° 46′ westl. L. von Greenwich gelegen. Die südlichste Insel, Fatuhiva oder La-Madalena, wurde 21. Juli 1595 von Mendaña entdeckt, welcher der Gruppe zu Ehren des Vicekönigs von Peru den Namen Islas de Marquesas de Mendoça gab. Von den nördlichern, nicht von Mendaña gesehenen Inseln entdeckte Cook 1774 die Hood-Insel oder Fatuhuku und Ingraham 1791 die Washington-Gruppe. Die letztere besteht aus sechs Inseln: Nukahiva (430 QKilom. und 600 E., 1148 Mt. hoch), Uahuza (105 QKilom. und 200 E., 740 Mt.), Uapoa (44 QKilom. und 600 E., 1189 Mt.), Motuiti oder Hergest-Insel (ein 40 Mt. hoher Felsen), Eiao (unbewohnt, 600 Mt.), Hatutu (unbewohnt). Die südöstl. Gruppe oder eigentlichen M. sind: Hivao oder La-Dominica (402 QKilom. und 2000 E., 1359 Mt.), Tahuata oder Sta.-Cristina (55 QKilom. und 400 E., 1000 Mt.), Motane oder San-Pedro (16 QKilom., unbewohnt, 518 Mt.), Fatuhiva oder La-Madalena (77 QKilom. und 400 E., 1119 Mt.) Zwischen beiden Gruppen liegt die Insel Fatuhuku, ein unbewohnter, 359 Mt. hoher Felsen. Der ganze Archipel umfaßt 1239 QKilom. und etwa 4200 E. Obwol vulkanischer Bildung, hat er doch keine thätigen Vulkane, auch scheinen Erdbeben nicht vorzukommen. Hohe Berge erheben sich meist in der Mitte der Inseln und schicken Verzweigungen nach den Küsten, sodaß Schluchten und Thäler von verschiedener Fruchtbarkeit gebildet werden. Die Eingeborenen sind den Tahitiern ähnlich, ein schöner Menschenschlag, aber moralisch tief gesunken. Am 17. Mai 1842 wurde der Archipel von Frankreich in Besitz genommen, das in Taiohae oder Port-Anna-Maria auf Nukahiva eine kleine Garnison unterhält. Die Fortschritte in der Civilisation der Bewohner und der Entwickelung der Production sind sehr gering und die Inseln überhaupt von keiner Bedeutung. Sie bilden mit Taiti und den Societäts-Inseln die Établissements français de l'Océanie. Das Klima ist sehr heiß und feucht, aber selbst für Europäer gesund.

Marqueterie ist eingelegte Arbeit in Holz, daher als ein Zweig der Intarsia wie auch der Mosaik zu betrachten. Das Unterscheidende ist das Material, nämlich Holz, wozu aber auch Elfenbein und andere Materialien treten können. Die Technik geschieht gewöhnlich durch Aussägen zweier aufeinandergelegter Holztafeln von verschiedener Farbe, sodaß danach die aus der einen herausgesägte Zeichnung in die Lücke der andern gelegt wird. Aufgabe ist, die Fuge möglichst zart und ungemein fein zu machen. Die älteste Art der M. war aber mehr mosaikartig aus kleinen Stückchen von verschiedenem Holz mit Elfenbein in geometrischer Zeichnung zusammengesetzt. Der Ursprung ist vermuthlich arabisch. Die ältesten erhaltenen Beispiele sind italienisch; es sind insbesondere Cassetten (Brautkästchen) von florentiner oder venetianer Arbeit aus dem 14. Jahrh. Wahrscheinlich wurden Möbel schon früher mit dieser Art belegt. Die eigentliche und echte M. erblühte in Italien im 15. Jahrh.; der Anfang, der zu Siena gemacht wurde, geht schon in das 14. Jahrh. zurück. Der erste bedeutende Künstler der Frührenaissance, der sich ganz dieser Intarsia-Arbeit widmete, war Giuliano da Majano. Es waren die Füllstücke der Chorstühle, Vertäfelungen, Sakristeischränke, die damit überzogen wurden. Das Ornament war das der Frührenaissance, Vasen mit Blumen, Kinder u. s. w., meist in großen Zügen und höchst einfacher Ausführung in zwei Holztönen, ohne Licht und Schatten, ganz flach. Den Höhepunkt der M. des 15. Jahrh. bezeichnen die Chorstühle der Kirche Sta.-Maria Novella in Florenz von Baccio d'Agnolo. Neben Florenz gibt es viele ausgezeichnete Arbeiten in Bologna, Venedig und vielen andern Orten Italiens. Als bedeutendste Leistung des 16. Jahrh. (1554 vollendet) gelten die Chorstühle der Kirche Sta.-Maria in Organo zu Verona von Fra Giovanni. Diese sind schon in einem neuen Stile gehalten, mit dem Bestreben, Licht und Schatten, Relief, in die bis dahin flachgehaltene Kunst einzuführen, dazu statt des einfachen Ornamentes Perspective, Architektur, Landschaft und insbesondere auch figürliche Gegenstände. Man hatte dazu die Technik erweitert, die Töne des Holzes durch Beizen und Färben vermehrt und durch Anbrennen Schatten hervorgerufen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. aber wurde die M. bereits von der großen Kunst vernachlässigt. Palladio und seine Genossen, auf den großen architektonischen Effect ausgehend, legten keinen Werth auf die decorative Kunst. Infolge dessen zog sich die Holzintarsia mehr aus der Kirche auf das Haus zurück und warf sich auf die Verzierung der Möbel. Auch ging sie nun über die Alpen und fand seit dem Ende des 16. Jahrh. eine neue Stätte in den deutschen Kunststädten, wie Augsburg und Nürnberg, und eine zweite am Niederrhein und in Holland. Möbel und Kasten dieser Art, größere und kleinere, theils in ital. Art mit Architekturen und Landschaften, theils in holländischer mit Blumen und Vögeln, sind noch ziemlich zahlreich erhalten. Aus diesen entstand in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh.

Digitized by Google

die polirte M., welche durch das 18. Jahrh. hindurch blühte, an fast allen Stätten der Möbelfabrikation, so auch zu Paris. Sie folgten allen Wandlungen und Moden des Rococo mit Ornamenten, Chineserien, Blumen u. s. w. Kasten, Kommoden, Tische, Schreibkasten und andere Möbel sind überaus zahlreich erhalten. Aus dieser Art M. ist im 19. Jahrh. die Fourniertischlerei entstanden, mit ihrem Maser und ihrem Flader, ein schlechtes Substitut für eine ursprünglich edle Kunst. Neben den geschilderten Arten der M. gingen Varianten einher. So vorzugsweise in Italien (Florenz, Mailand, Venedig) eine sehr edle Art der eingelegten Arbeit aus Ebenholz und Elfenbein im 16. und 17. Jahrh. Es gibt zwei auf der Technik der Aussägung beruhende Arten, weiß in schwarz und schwarz in weiß. Jenes ist die bessere und edlere Art (im antiquarischen Jargon die «Mandeln» genannt; die andere schafft die «Weibeln»). Eine zweite sehr berühmte Variante sind die Boulle-Arbeiten, genannt nach ihrem Erfinder Boulle (s. d.) in Paris. Ihre Eigenthümlichkeit besteht in der Verbindung von Schildkrot und Messing, dazu auch Elfenbein und Holz. Sie blühte durch das ganze 18. Jahrh.; so auch in Deutschland. Jetzt nimmt die neu erblühende Kunstindustrie alle verschiedenen Arten der M. wieder auf. Die Ausstellungen zeigten vortreffliche Arbeiten von Paris, London, Wien und vielen andern Orten. Italien bemüht sich für seine schwarz-weiße Intarsia, die übrigens auch in London und Wien ausgezeichnet gefertigt wird. Vgl. Teirich, «Ornamente aus der Blütezeit ital. Renaissance» (mit geschichtlichem Text, Wien 1872).

Marquis, ein Adelstitel, ist zwar aus dem latinisirten marchio, Markgraf, entstanden, aber in der Bedeutung sehr weit davon abgewichen. In Frankreich wie in Deutschland waren die alten Markgrafthümer mit der Ausbildung der Landeshoheit im Herzogthume und in der Grafschaft aufgegangen, und die später in Frankreich unter dem absoluten Königthume wieder erscheinenden Marquisate bildeten eine ganz neue Schöpfung, welche ihren Rang zwischen dem Herzogthume und der Grafschaft erhielt. Noch später bildete der Marquistitel in Frankreich die Uebergangsstufe vom hohen zum niedern Adel. In Italien steht der Marchese dem Range nach vor dem Grafen, in England (seit 1385) der M. oder Marqueß und in Spanien der Marques zwischen dem Herzoge und dem Grafen.

Marrast (Armand), berühmter franz. Journalist, geb. 5. Juni 1801 in St.-Gaudens, entwickelte früh ein glänzendes Talent und war schon in seinem 17. Jahre Oberlehrer am Gymnasium von Orthez. Auf Andringen des Generals Lamarque wandte er sich in den letzten Jahren der Restauration nach Paris, wo er einige Flugschriften herausgab, in denen er für Laromiguière gegen Cousin, den Stifter der eklektischen Richtung in der Philosophie, Partei ergriff. Als die Julirevolution von 1830 ausbrach, arbeitete er am «Courrier français». Im J. 1831 wurde er Redacteur der «Tribune», des heftigsten Organs der republikanischen Partei, und entwickelte als solcher ein großes publicistisches Talent. Im J. 1834 verhaftet und in den Aprilproceß verwickelt, brach er aus dem Gefängnisse Ste.-Pélagie und floh nach London, von wo er für den «National» correspondirte und mit dem Advocaten Dupont die «Fastes de la révolution française» (Par. 1835) herausgab, die unvollendet blieben. Nachdem er infolge der Amnestie von 1838 nach Frankreich zurückgekehrt war, übernahm er die oberste Leitung des «National». M. war ein Mann von Geist, ein eleganter und feiner Schriftsteller, ausgerüstet mit der Befähigung scharfer polit. Polemik. In dieser einflußreichen Stellung überraschte M. die Februarrevolution von 1848 und versetzte ihn plötzlich aus dem Redactionszimmer des «National» in den Rath der Provisorischen Regierung und auf den höchst wichtigen Posten eines Maire von Paris. Er vertrat hier, wie Lamartine, das bürgerliche Element der Revolution. Das Depart. Seine und drei andere übertrugen ihm das Mandat in der Constituirenden Nationalversammlung, welcher er vom 15. Mai bis zum Schlusse derselben präsidirte. Später trat er ins Privatleben zurück und starb zu Paris 10. März 1852.

Marryat (Frederick), engl. Romanschriftsteller, geb. zu London 10. Juli 1792, war der Sohn eines Kaufmanns und Parlamentsmitglieds, Joseph M.'s, der aus einer franz. Réfugiéfamilie stammte. Der junge M. trat 1806 in den Seedienst, focht mit Auszeichnung unter Lord Cochrane und ward beim Entern eines franz. Kriegsschiffs schwer verwundet. Hierauf diente er auch in dem amerik. Kriege und wurde 1815 als Commandeur nach St.-Helena beordert. Im März 1823 segelte er als Befehlshaber der Corvette Larne nach Ostindien und erhielt dann das Commando über die gegen die Birmanen verwandte Flotille, wo er sich besonders in der Expedition gegen Rangun hervorthat. Die Ernennung zum Flottenkapitän und Ritter des Bathordens (1825) war sein Lohn. Als Schriftsteller trat M. 1829 mit dem Romane «The naval officer» auf, dem 1830 «The King's own», 1832 «Newton Forster» und

Digitized by Google

«Peter Simple» folgten. Seitdem erschienen in schneller Aufeinanderfolge: «Jacob Faithful», «Mr. Midshipman Easy», «The Pacha of many tales», «Japhet in search of a father», «Percival Keene» u. a., die, wie jene, fast insgesammt auch ins Deutsche übersetzt sind. Seine Romane zeichnen sich durch Mannichfaltigkeit und glückliche Zeichnung der Charaktere, leichten Witz, natürlichen Entwickelungsgang der Begebenheiten, gesunden Sinn und große Treue und Wahrheit der Schilderungen aus. Eine von ihm veröffentlichte Reisebeschreibung durch Amerika: «Diary in America, with remarks on its institutions» (3 Bde., Lond. 1839, mit Nachträgen), erfuhr von Engländern wie von Amerikanern bittern Tadel; empfehlenswerther sind die Jugendschriften «The settlers in Canada» (Lond. 1844) und «The mission, or scenes in Africa» (2 Bde., Lond. 1845). Sein Roman «Valerie» (3 Bde., Lond. 1849) erschien erst nach seinem Tode. Er starb 2. Aug. 1848 zu Langham in der Grafschaft Norfolk. — Seine Tochter Florence M., welche sich ebenfalls als Verfasserin zahlreicher Novellen bekannt gemacht hat, veröffentlichte «Life and letters of captain M.» (2 Bde., Lond. 1872).

Mars (im Arvallied Maanar, oscisch und sabinisch Mamers, bei den Römern öfter auch Mavors genannt), eine der Hauptgottheiten verschiedener altitalischer Völker und insbesondere auch der Römer, seiner ursprünglichen Bedeutung nach ein Sonnengott, der als solcher Segen und Gedeihen spendet, sowie er auch Verderben über die Saaten, Thiere und Menschen bringen oder abwehren kann, dann auch ein Gott des Jahres, daher ihm besonders der März (mensis Martius) als Frühlingsmonat und als erster Monat des Jahres geweiht war. Allmählich überwog aber für ihn besonders in Rom der Begriff der männlichen Tapferkeit, und er wurde hauptsächlich als Kriegsgott verehrt, daher ihm vor jedem Feldzuge und vor und nach jeder Schlacht Opfer, Gelübde und Dankspenden dargebracht wurden. Von dem rüstigen Schritt der in den Kampf Ziehenden erhielt er auch den Beinamen M. Gradivus, wie auch andere seiner Beinamen, wie Victor (der Sieger), Ultor (der Rächer) und ähnliche auf den Krieg bezüglich sind. Auch der Platz für die kriegerischen Uebungen der röm. Jugend, das Marsfeld (s. d.), war nach ihm benannt. Die Sage kannte ihn auch als den Vater des Romulus und Remus von der Vestalin Ilia oder Rhea Silvia und dadurch als Stammvater des röm. Volks. Unter seinen zahlreichen Heiligthümern in Rom war das berühmteste der von Augustus zum Andenken an die an den Mördern Cäsar's vollzogene Rache auf dem Forum Augusti errichtete Tempel des M. Ultor. Seit alten Zeiten war M. die Priesterschaft der Salier geweiht, welche ihm zu Ehren Waffentänze ausführten. Der gewöhnlich mit dem italischen M. identificirte griech. Ares ist eine wol ursprünglich aus Thrazien zu den Griechen gekommene Gottheit. Er war wol ursprünglich auch ein Himmels- und Sonnengott, doch von jeher mehr insofern, als auch dieser zugleich im Gewittersturm sich mächtig erweist, wurde aber ebenfalls frühzeitig hauptsächlich, ja fast ausschließlich als der Gott des Kriegsgetöses und Schlachtgetümmels aufgefaßt und daher mit Beiworten, wie «der Ungestüme», «der Rasende», «der Männermordende» u. a. m., bezeichnet. Die Dichter nennen ihn einen Sohn des Zeus und der Here (nach einer andern Sage hat ihn Here allein im Groll gegen Zeus erzeugt) und schildern ihn, wie er in eherner Rüstung, den Helm mit dem wallenden Helmbusche auf dem Haupte, in der Rechten den Speer, am linken Arme den gewaltigen Schild, zu Fuße kämpft oder auf dem Kriegswagen in die Schlacht fährt, begleitet von seinen Dienern Deimos und Phobos (Schrecken und Furcht). Auch die Göttin des Streites, Eris (s. d.), und die Kriegsgöttin Enyo erscheinen öfters in seiner Begleitung, wie er auch an mehrern Orten unter dem Beinamen Enyalios verehrt wurde. Den meisten Göttern ist er verhaßt, aber Aphrodite liebt ihn; die Odyssee erzählt von ihrer heimlichen, auf Anzeige des Helios vom Hephästos, dem eifersüchtigen Gemahl der Aphrodite, entdeckten Buhlschaft. In der thebanischen Sage ist Harmonia (die Eintracht) ihre Tochter. Andere Sagen machen den Deimos und Phobos zu Kindern des Ares und der Aphrodite. Verehrt wurde Ares in Athen, wo er am Fuße des nach ihm benannten Hügels, des Areopag (s. d.), einen Tempel (mit einer berühmten Statue des Gottes von Alkamenes) hatte, ferner an mehrern Orten Lakoniens (wie in Sparta und Geronthrä) und in einigen andern Gegenden Griechenlands. Auch manche von fremden barbarischen Völkern, wie von den Kolchiern und Scythen, verehrte Gottheiten sind von den Griechen mit ihrem Ares identificirt worden. Die bildende Kunst, unter deren Denkmälern die Aresbildungen nicht gerade häufig sind (abgesehen von den Gruppen des M. und der Venus in der röm. Plastik und Malerei), stellt ihn als jugendlich kräftige Männergestalt dar mit derber Muskulatur, starkem Nacken, gewöhnlich nur mit Helm und Chlamys, bisweilen auch mit der Rüstung bekleidet; in den Denkmälern des ältern Stils ist er bärtig, in den Werken der ausgebildeten Kunst bartlos. Unter den erhaltenen Statuen des

Digitized by Google

Gottes ist die der Villa Ludovisi in Rom, welche den Ares sitzend, in Liebesgedanken versunken, zeigt (vielleicht nach einem Original des Skopas), die vorzüglichste. Vgl. Roscher, «Studien zur vergleichenden Mythologie der Griechen und Römer» (Bd. 1: «Apollon und M.», Lpz. 1873).

Mars (♂). Unter den Planeten ist M. besonders dadurch wichtig geworden, daß Kepler an ihm die elliptische Form der Bahn und hieraus die bekannten, alle Planeten umfassenden Gesetze erkannt hat. Seinen Namen hat der Planet M. nach dem Kriegsgotte Mars erhalten, und hierzu mag die röthliche Farbe, in welcher der Planet namentlich dem unbewaffneten Auge erscheint, Veranlassung gegeben haben. Die mittlere Entfernung des M. von der Sonne ist gleich 1,524 Erdweiten, also nahe 227 Mill. Kilom. Die größte und kleinste Entfernung beträgt 248, resp. 205 Mill. Kilom., da die Excentricität der Bahn 0,09322 ist. Zur Zeit der Opposition kann sich M. der Erde bis auf 56 Mill. Kilom. nähern, in der Conjunction jedoch sich bis auf 397 Mill. Kilom. von der Erde entfernen. Der scheinbare Durchmesser schwankt dem entsprechend zwischen 3,5″ und 25,6″, in der mittlern Entfernung von der Erde beträgt er 5,8″. Der wahre Durchmesser ist etwas über die Hälfte des Erddurchmessers, nämlich 6752 Kilom. Die Dichtigkeit des M. ist 0,737 der mittlern Dichte der Erde oder 4,19 mal so groß als die Dichte des Wassers. Die Ebene seiner Bahn ist nur 1° 51′ gegen die Ebene der Erdbahn geneigt. In einem guten Fernrohre gewahrt man auf dem M. verschieden gefärbte, hellere und dunklere Flecken, die, wie die fortgesetzten Untersuchungen ergeben haben, der festen Oberfläche des Planeten angehören. Mit Hülfe derselben ist die Rotationszeit des M. zu 24 Stunden 37,4 Minuten, die Neigung des Marsäquators zu 29° bestimmt worden. Diese Elemente zeigen, daß auf der Oberfläche nahe derselbe Wechsel der Jahreszeiten und Klimate wie auf unserer Erde stattfindet, und da eine Atmosphäre vorhanden, hat man in ihrer Größe wechselnde weiße Flecke an den Marspolen als Schnee- und Eisfelder gedeutet. Die Umlaufszeit des M. um die Sonne beträgt 686,98 Tage in Beziehung auf die Fixsterne, 686,93 Tage in Beziehung auf den Frühlings-Nachtgleichenpunkt. Der Planet legt demnach in jeder Secunde nahe 25 Kilom. zurück. Im Aug. 1877 entdeckte der Astronom Hall in Washington mit dem großen Refractor von 65 Ctmt. Oeffnung zwei sehr kleine Monde, welche sich in 7 Stunden 38 Minuten und 30 Stunden 14 Minuten um den M. bewegen und von denen der eine etwa 23,200 Kilom., der andere etwa 9,280 Kilom. vom Marsmittelpunkt entfernt ist.

Mars, gewöhnlich **Mastkorb**, heißt auf Schiffen das auf zwei starken, mit dem Mast (s. d.) verbolzten Planken, den Salingen, ruhende Rösterwerk, welches bestimmt ist, die Stenge, d. h. die Verlängerung des Mastes, durch deren Wanten nach der Seite hin zu stützen, sowie den in der Takelung beschäftigten Matrosen einen geräumigen Stützpunkt für ihre Arbeiten zu geben. Vollschiffe haben auf allen drei Masten, Barken auf den beiden vordern, Briggs auf beiden, Schoner nur auf dem vordern Maste Marsen; Barken und Schoner auf den hintern Masten nur Salinge ohne Rösterwerk. Ebenso tragen die Stengen zur Befestigung ihrer Verlängerungen, der Bramstengen, nur Salinge. Die Marsen heißen je nach dem Maste, von vorn gerechnet, **Vor-**, **Groß-** und **Kreuzmars**. Auf großen Schiffen haben die Marsen auf ihrer hintern Seite eine auf Stützen ruhende Regelung (Art von Geländer). In See halten hier auf Kriegsschiffen beständig vier bis acht Matrosen Wache, um die kleinern obern Segel zu bedienen. Im Gefecht wird von den Marsen Kleingewehrfeuer gegeben oder werden Handgranaten geworfen.

Mars (Anne Françoise Hippolyte Boutet-Monvel, genannt **Mademoiselle M.**), berühmte franz. Schauspielerin, wurde 9. Febr. 1779 zu Paris geboren. Ihr Vater war der vortreffliche Schauspieler Monvel am Théâtre Français; ihre Mutter und ihre ältere Schwester, die 1837 starb, waren beim Théâtre Montansier in Versailles angestellt. Hier trat auch sie seit 1791 in Kinderrollen auf, wurde dann am Théâtre Français engagirt, wo sie junge Liebhaberinnen und naive Mädchen spielte und neben den andern Schauspielern sich so sehr auszeichnete, daß sie bald zu den hervorragendsten Künstlerinnen gezählt wurde. Seit 1812 übernahm sie die Rollen der grandes coquettes und wendete sich nun zu Molière's Stücken, die durch ihr unnachahmliches Spiel einen neuen Werth erhielten. Als Célimène im «Misanthrope», als Elmire im «Tartufe», ebenso in den Kokettenrollen der Marivaux'schen Lustspiele ließ sie nichts zu wünschen übrig. Sie besaß eine sanfte Stimme, übertrieb nie, blieb stets in den Grenzen des Natürlichen und Anständigen und hatte eine ungemeine Sicherheit des Spiels. In ihren spätern Lebensjahren versuchte sie sich auch mit Erfolg im tragischen Fache. Erst 1841 verließ sie die Bühne und starb zu Paris 20. März 1847. Roger de Beauvoir veröffentlichte «Confidences de Mademoiselle M.» (Par. 1853), Oettinger machte sie zum Gegenstand eines biographischen Romans «Mademoiselle M.» (2 Bde., Lpz. 1853).

Digitized by Google

Mars-la-Tour, Dorf mit 600 E., im franz. Depart. Meurthe-Moselle, an der Zweigbahn Pagny-Conflans der franz. Ostbahn, 24 Kilom. westlich von Metz, bekannt durch die Schlacht von Bionville-Mars-la-Tour 16. Aug. 1870. (S. Bionville.)

Marsal, Stadt mit (1875) 682 E. im deutsch-lothring. Kreise Château-Salins, nahe der Seille und 36 Kilom. nordöstlich Nancy gelegen. Unweit M. finden sich Ueberreste aus der Römerzeit, Theile einer von Ziegelsteinen auf sumpfiger Unterlage aufgeführten chaussirten Straße, ein histor. Denkmal, das in jener Gegend unter dem Namen des «Briquetage de la Seille» bekannt ist. M., früher Kriegsplatz dritter Klasse, ergab sich unter Kapitän Leroy 14. Aug. 1870 nach kurzer Beschießung an Truppen vom 2. bair. Armeecorps. Die Werke von M. wurden seit 27. Juli 1874 geschleift.

Marsāla, Seestadt in der Provinz Trapani der ital. Insel Sicilien, etwas östlich von deren Westspitze oder dem Cap Boëo, von dessen Höhe man bei heiterm Wetter die 185 Kilom. entfernte Küste Afrikas erblicken kann, und etwas nördlich von der Mündung des Flüßchens M., in einer fruchtbaren und gutbebauten Gegend gelegen, ist freundlich und ziemlich regelmäßig gebaut, ummauert und von einer langen, schönen Straße, dem Cassaro, durchschnitten und zählt (1871) 34,202 E., welche bedeutenden Handel mit Getreide und Oel, mit Soda und in den Salzwerken der benachbarten Lagunen gewonnenem Salze, besonders aber mit dem in Val di Mazzara oder dem westlichsten Theile Siciliens, namentlich jedoch bei M. selbst angebauten Weine treiben. Der Marsalawein ist ein vortrefflicher trockener Bergwein, welcher hauptsächlich nach England, selbst nach Westindien ausgeführt wird, wo man ihn als Madeira verbraucht. Im Rathhaus ist eine in der Nähe aufgefundene, sehr schöne antike Marmorgruppe aufgestellt, zwei Löwen darstellend, die einen Stier zerreißen. Auch andere Alterthümer, wie Ueberreste von Wasserleitungen, Gräbern, Statuen u. s. w., hat man in der Nähe gefunden. M. nimmt einen Theil der alten Stadt Lilybäum (s. d.) ein. Dieselbe war in dem ersten Punischen Kriege das Hauptbollwerk der Karthager in Sicilien, im 5. und 6. Jahrh. das der Vandalen und wegen ihres trefflichen Hafens berühmt, der aber jetzt nur leichte Fahrzeuge birgt, seitdem er unter Karl V. aus Besorgniß vor der türk. Flotte und den Seeräubern verschüttet worden. Ihre jetzige Gestalt verdankt die Stadt den Sarazenen, welche dieselbe im 9. Jahrh. einnahmen und Marsa-Ali (d. h. Ali's Hafen) nannten, und den Normannen, von welchen jene im 11. Jahrh. vertrieben wurden. In neuester Zeit ist M. historisch denkwürdig geworden durch die daselbst 11. Mai 1860 erfolgte Landung Garibaldi's und seiner Freiwilligen.

Marsch heißt die geordnete Bewegung von Truppen auf ein bestimmtes Ziel. Dem Zwecke nach unterscheidet man Friedens- (sog. Reise-) und Kriegsmärsche. Die Kriegsmärsche sind ihrer Richtung nach in Bezug auf den Feind entweder Vor-, Rück- oder Seitenmärsche, der Zeit nach Tag- oder Nachtmärsche, der Beschleunigung nach gewöhnliche und Eilmärsche, zu welchen letztern die Truppentransporte auf Eisenbahnen gehören. Alle Märsche unterliegen strategischen, taktischen und ökonomischen Rücksichten; je näher dem Feinde, desto mehr treten die letztern zurück. Die Vorbereitungen zum M. bezwecken, die Truppen durch Abhärtung und Uebungsmärsche, sowie durch zweckmäßige Ausrüstung, Gepäck, Fußbekleidung, Hufbeschlag u. s. w. marschfähig zu machen. Die Marschordnung bestimmt die Reihenfolge der Truppen. Auf dem M. ist strenge Marschdisciplin nothwendig. Dahin gehören alle Maßregeln, welche die Ordnung aufrecht erhalten, das Austreten Einzelner (Marodiren) hindern, für die Gesundheit Sorge tragen u. s. w. Besonders bei Rückzügen und Nachtmärschen muß die Disciplin mit größter Strenge erhalten werden. Der Marschfelddienst bezweckt in der Nähe des Feindes die Sicherheit der Truppen. Es werden Abtheilungen in der Richtung desselben entsendet, als Avantgarde (Vorhut), Arrièregarde (Nachhut), oder Seitendeckung, um den Feind frühzeitig zu entdecken und zu melden, nöthigenfalls auch aufzuhalten, bis die Truppen gefechtsbereit sind. Marschquartiere sind solche, die nur auf einen oder zwei Tage bezogen werden, im Gegensatz zu den Cantonnirungen, in welchen die Truppen länger verweilen. Marschgefechte sind solche, die sich während der Märsche beim Zusammentreffen mit dem Feinde entwickeln. Abmarsch heißt Aufbruch. Man versteht aber taktisch unter Abmärschen die aus der Linie gebildeten Colonnenformationen, während die Linie aus den Colonnen (s. d.) durch die Aufmärsche gebildet wird. In Bezug auf das Marschtempo der Infanterie gibt es den langsamen und Geschwindmarsch und den Sturmschritt; ersterer kommt nur noch zur Ausbildung der Rekruten und bei Leichenparaden vor. Unter Friedrich II. von Preußen avancirte die Infanterie im Tempo von 76 Schritt in der Minute gegen den Feind; jetzt ist das gewöhnliche Marschtempo 112—120 Schritt, das zum Bajonnetangriff noch mehr beschleunigt wird. Parade- oder

Digitized by Google

Defilirmarsch ist der Vorbeimarsch einer Truppe vor einem sie inspicirenden Vorgesetzten. Marschroute ist das Verzeichniß der von einer Truppe während eines Marsches an den einzelnen Tagen zu belegenden Ortschaften und zugleich eine Anweisung für die Behörden, die nöthigen Quartiere zu gewähren. — M. ist auch die Bezeichnung eines Musikstücks, nach dessen Rhythmus die Marschbewegung erfolgt; der Takt desselben ist stets gerade (zwei- oder viertheilig).

Marschall, in älterer Form Marschalk (mittellat. Marescalcus), zusammengesetzt aus den altdeutschen Wörtern marah, Roß, und scalc, Diener, bezeichnete in frühester Zeit einen untergeordneten Aufseher über eine Anzahl Pferde, daher noch jetzt im Französischen Maréchal einen Stallmeister oder einen Hufschmied bedeutet. Am Hofe der fränk. Könige merovingischen Geschlechts erscheint dann ein Dienstmann höhern Ranges, der Comes stabuli, Stallgraf, aus welchem später der franz. Connétable (s. d.) hervorging. Im Deutschen Reiche aber erscheint seit der Zeit der sächs. Kaiser der M. als einer der vornehmsten Dienstleute oder Beamten am kaiserl. Hofe, etwa in der Bedeutung eines Oberstallmeisters und Führers der reisigen Dienstmannschaft. Dieses Amt blieb seitdem mit wachsendem Ansehen bestehen, ward endlich zu einem der sog. Erzämter und nach dem Beispiele des kaiserl. Hofs auch an den Höfen der übrigen Landesherren eingeführt. Des Deutschen Reichs Erzmarschall war schon zur Zeit des «Sachsenspiegel» (im Anfange des 13. Jahrh.) der Herzog von Sachsen, und seitdem blieb dieses Amt bei Kursachsen. Dem Reichserzmarschall lag ob, für die Ordnung auf den Reichstagen und bei feierlichen Gelegenheiten zu sorgen, dem Kaiser bei Aufzügen das Schwert vorzutragen und bei der Kaiserkrönung, mit symbolischer Beziehung auf die ursprüngliche Bedeutung seines Amts, in einen Haferhaufen auf offenem Markte zu reiten und davon für den Kaiser ein silbernes Maß vollzuschöpfen. Vertreter des Reichserzmarschalls war der Reichserbmarschall, eine Würde, die bereits zur Zeit der Goldenen Bulle (s. d.) den Grafen (damals Freiherren) von Pappenheim zustand. Nur den Titel und einen Rest der ehemaligen Amtsrechte hatten solche Erbämter bewahrt. Die ursprünglichen Hofämter selbst aber waren nach der Einführung des longobard. Lehnrechts besoldete geworden, sodaß man nun unterschied den besoldeten Hofmarschall oder den Oberaufseher über den fürstl. Hof- und Haushalt und den Reichs- oder Landerbmarschall, welchem namentlich der Vorsitz bei Versammlungen der Ritterschaft gebührte. Aus einem Zweige der ursprünglichen Amtsthätigkeit ist der Feldmarschall (s. d.) oder Oberbefehlshaber eines Heers hervorgegangen, der schon unter Philipp August von Frankreich (1180—1223) vorkommt. Der frühere franz. Maréchal de camp entsprach indeß keineswegs dem deutschen Feldmarschall, sondern nur dem Brigadegeneral (Generalmajor); der jetzige Maréchal de France entspricht dem deutschen General der Infanterie, beziehungsweise der Cavalerie. Auch bezeichnet man im allgemeinen mit dem Namen M. eine Person, welche für besonderliche Feierlichkeiten zur Erhaltung der Ordnung oder blos zur Begleitung des Zugs ernannt wird und sich durch eine eigene Festkleidung unterscheidet. Das althergebrachte Amtszeichen des M. ist ein Stab. Vgl. Malortie, «Der Hofmarschall. Handbuch zur Einrichtung und Führung eines Hofhaltes» (2 Bde., Hannov. 1867).

Marschland nennt man im nordwestl. Deutschland, im Gegensatz zur Geest (s. d.) oder dem Geestland, den in Flußthälern und Küstenniederungen aufgeschwemmten, vorherrschend fruchtbaren Boden, der anderwärts Aue-, Niederungs- oder Bruchboden heißt. Der Marschboden dient sowol zum Getreide- als zum Futterbau, doch ist letzterer in Verbindung mit starker Viehzucht, Melkerei und Futterweide vorherrschend. Die Alluvialbildung der Flußmarschen findet sich auch im Innern des Landes in mehr oder weniger von der Mündung der Flüsse zurückgelegenen Uferstrecken ihres Unterlaufs, und die Deltabildung (s. Delta), als Bildung förmlicher Marschlandschaften, kommt im Mündungsgebiet großer Ströme in allen Erdtheilen vor. Die Bildung der gewöhnlich schmälern Seemarschen oder des Marschbodens an der Küste des Meers ist besonders charakteristisch für das deutsche Gestade der Nordsee und das Resultat der eigenthümlichen Naturverhältnisse, sowie der Thätigkeit des Menschen. Der Marschboden, der neben Thon, Lehm und Sand auch Torf und andere Pflanzentheile, Muscheln, Infusorien, überhaupt verschiedene thierische Ueberreste enthält, umzieht die Nordseeküste (Ostfriesland, Oldenburg, Hannover, Schleswig-Holstein) bis zum jütländ. Sandufer wie ein grüner Saum. Schon frühzeitig fanden sich die german. Anwohner (das Kernvolk der Friesen) bewogen, ihre Niederlassungen von der weniger fruchtbaren Geest auf die fetten Marschen zu verlegen. Hierbei errichteten sie, zum Schutz gegen Ueberschwemmung, ihre Wohnungen auf ursprünglich höhern oder künstlich erhöhten Stellen, welche Wurten, auch Warfen, Werfen oder Warten heißen, und diese Einrichtung des erhöhten Wohnens haben die Friesen bis auf den heutigen

Digitized by Google

Tag beibehalten. Ueberdies trennten sie ihr gewonnenes Land von den sog. Watten (s. d.) oder Schoren durch Dämme oder Deiche (s. d.). Die zwischen den verschiedenen Armen des sehr zusammengesetzten Deichsystems liegenden Abtheilungen des Marschbodens werden im Norden der Elbe Köge (Singular Koog), in Ostfriesland und Holland Polder (s. d.) genannt. Die dem höhern, trockenen, zum Theil bewaldeten Geestlande anliegende Marsch ist niedrig, flach, kahl, fast völlig baumlos, ohne Quellen und Flüsse, von Deichen und schnurgeraden Kanälen durchzogen, ein frischer, fetter Erdstrich, Acker an Acker, Wiese an Wiese, letztere im Sommer bis in den Herbst mit Heerden von Rindern bedeckt. Dann folgen, dem flutenden Meere am nächsten, die Watten, das Gerippe uralten, untergegangenen Landes, der wüste Schauplatz zerstörender Naturkräfte. Die Marschen, gewonnen durch den Fleiß und die Wachsamkeit vieler Geschlechter, übten tiefgreifenden Einfluß auch auf die moralische Entwickelung und das ganze geistige Gepräge ihrer Bewohner. Während sich dieselben auszeichnen durch Muth, Energie, Ernst, Religiosität, Selbstgefühl, praktischen Sinn, Gemeingeist und Freiheitsliebe, tritt andererseits auch Selbstüberschätzung, Gleichgültigkeit und geringe Empfänglichkeit für Poesie und Kunst hervor («Frisia non cantat»). Im Mittelalter bildeten diese Landstriche mehr oder weniger unabhängige Marschdemokratien, z. B. im Nordosten und Osten der Elbe die nordfries. Marschen, das Land Eiderstedt, die Dithmarschen (d. i. die deutschen Marschen), dann die berühmten Marschen von Krempe und Wilster, die Marsch zwischen Glückstadt und Hamburg, ferner das Land Hadeln, das Alte Land, die Landschaften Kedingen, Stedingen und Jever. Erst nach den blutigsten Kämpfen mit den mächtigen Grafen und Herren des Hinterlandes verloren jene Gemeinwesen ihre Unabhängigkeit, und die fries. Bevölkerung erlag dem Einflusse des niedersächs. Stammes, der größere Staaten ausbildete. Vgl. Kohl, «Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein» (3 Bde., Dresd. u. Lpz. 1846); Allmers, «Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe» (2. Aufl., Oldenb. 1875).

Marschner (Heinr.), namhafter Componist, geb. 16. Aug. 1796 zu Zittau in Sachsen, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und das zu Bautzen, bezog 1816 die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren, wählte aber bald die Tonkunst als Lebensberuf und veröffentlichte bald verschiedene seiner Arbeiten, Lieder, Klaviersachen u. s. w. Im J. 1817 lernte er in Karlsbad den ungar. Grafen Amadée kennen, führte dann bei diesem theils in Wien, theils in Ungarn ein sorgenfreies Kunstleben und componirte die einactige Operette «Der Kyffhäuserberg», die Oper «Heinrich IV. und Aubigné» (die K. M. von Weber 1819 in Dresden zur Aufführung brachte), die Oper «Saidar» u. a. Im J. 1821 wandte er sich, von Weber angezogen, nach Dresden, wo er auf dessen Vermittelung 1823 die Stelle als Musikdirector bei der deutschen und ital. Oper erhielt und 1826 die Sängerin Marianne Wohlbrück heirathete. Im folgenden Jahre wandte sich das Ehepaar auf Einladung des Theaterdirectors Küstner nach Leipzig, wo M. im März 1828 die inzwischen von ihm componirte (von seinem Schwager Wilhelm Wohlbrück gedichtete) Oper «Der Vampyr» zur Aufführung brachte. Dieses Werk begründete seinen Ruhm. Während das Talent M.'s im «Vampyr» noch unter dem Einflusse Weber's erschien, trat seine Eigenthümlichkeit freier hervor in der Oper «Templer und Jüdin» (Text von Wohlbrück), die 1829 zuerst in Leipzig aufgeführt wurde und allenthalben glänzenden Erfolg hatte; darauf folgte 1830 die Oper «Des Falkners Braut». Inzwischen hatte M. den Ruf als Hofkapellmeister in Hannover erhalten, wo er 1. Jan. 1831 seine Wirksamkeit begann, die sich alsbald in Theater und Concert sehr ersprießlich zeigte. Zunächst componirte er hier die Oper «Hans Heiling» (Text von Eduard Devrient), welche im Mai 1833 zum ersten mal in Berlin gegeben wurde. «Hans Heiling» ist die gelungenste und vollendetste Leistung M.'s auf dem musikalisch-dramatischen Gebiete. Diesem Meisterwerke folgten zunächst «Das Schloß am Aetna» (Text von Klingemann), «Der Bäbu» (Text von Wohlbrück) und die Opern «Adolf von Nassau» (1844) und «Austin» (1852). M. starb 14. Dec. 1861, nachdem er einige Jahre vorher in Ruhestand getreten. Nach dem Tode seiner Frau Marianne (1854) hatte er sich zum zweiten mal 1855 mit der Sängerin Therese Janda verheirathet. Außer seinen dramatischen Werken componirte M. auch viele Klaviersachen und Lieder, von denen letztere namentlich (einstimmige sowol wie für Männerchor) hoch geschätzt sind. Eine von Hartzer gefertigte Bronzestatue M.'s wurde 11. Juni 1877 auf dem Platze vor dem Theater in Hannover enthüllt.

Marseillaise heißt die berühmte franz. Kriegshymne, welche die Armeen der ersten Republik zum Kampfe begeisterte und von Claude Joseph Rouget de Lisle (geb. 10. Mai 1760 zu Lons-le-Saulnier) componirt wurde. Derselbe war als Ingenieuroffizier zu Straßburg. Eine Colonne Freiwilliger sollte den folgenden Tag von da abgehen, und bei einem

Digitized by Google

großen Gastmahle, welches der Maire der Stadt, Dietrich, 24. April 1792 gab, bat dieser den jungen Offizier, einen Schlachtgesang für die abgehenden Freiwilligen zu componiren. Rouget sagte zu. Von Dichterbegeisterung hingerissen, schloß er sich ein, und in derselben Nacht war die Hymne und zugleich die Musik dazu vollendet. Der Bürgermeister Dietrich ließ die Hymne am andern Morgen mit voller Orchestermusik auf öffentlichem Markte ausführen, wo sie ihren ersten Triumph feierte. Der «Schlachtgesang der Rheinarmee» («Le chant de guerre de l'armée du Rhin»), so hatte der Verfasser sein Gedicht betitelt, wurde bereits in der ganzen franz. Nordarmee mit Enthusiasmus gesungen, war aber in Paris noch unbekannt. Die marseiller Föderirten, welche Barbaroux (s. d.) kommen ließ, brachten die Hymne im Monat Juli 1792 nach der Hauptstadt, wo sie mit Jubel aufgenommen wurde. Da man ihren wahren Ursprung nicht kannte, so taufte man sie mit dem Namen der «Marseiller Hymne» («Hymne des Marseillais»), und seitdem heißt sie die M. Von allen Gedichten, zu welchen die Französische Revolution Veranlassung gegeben, hat sie den meisten poetischen Werth und ist in ihrer Art ein Meisterstück, voll Schwung und hinreißender Gewalt. Rouget de Lisle mußte indessen während der Schreckensherrschaft Verfolgungen erleiden und entging dem Schaffot nur durch Robespierre's Sturz. Zu Quiberon kämpfte er unter Hoche gegen die Emigranten; schwer verwundet, zog er sich ins Privatleben zurück. Sein Name wurde seitdem wenig genannt, denn die M. galt zur Zeit des Kaiserreichs wie während der Restauration als eine revolutionäre Demonstration und erst mit der Julirevolution erlebte auch die M. ihre Auferstehung. Er starb 26. Juni 1836. Nach einer neuerdings aufgetauchten Ansicht (in F. K. Meyer's «Versailler Briefe», Berl. 1872) beruht die Melodie der M. auf einem deutschen Volksliede.

Marseille (Massalia der Griechen, Massilia der Römer), die dritte Stadt Frankreichs, Hauptstadt des Departements der Rhônemündungen (Bouches du Rhône), Sitz eines Bischofs, Waffenplatz und Hauptort des 15. Armeecorps und Frankreichs erste, sowie nach London, Liverpool und Hamburg die bedeutendste, großartigste Seehandelsstadt Europas, liegt zwischen den Rhônemündungen und Toulon, an der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, am Fuße eines felsigen Ausläufers der provenzal. Alpen und an einer östl. Bucht des Golfe du Lyon um den sehr geräumigen und sichern Hafen herum. Die Stadt zählte 1814 nur etwa 96,000, 1851 bereits 195,138, 1861 mit den Vorstädten 260,910 und 1876 318,868 E. Seit Eröffnung des Suezkanals hat die Stadt beträchtlich an Umfang gewonnen. M. besteht aus der Alt- und der Neustadt, welche beide durch den langen Cours Belsunce, mit der Rue d'Aix, und dessen südl. Fortsetzung, die Rue de Rome, geschieden sind. Diese von Norden gegen Süden gerichtete schnurgerade Straße ist mit doppelten Alleen besetzt, unter welchen auf einzelnen Strecken Kaufbuden einen immerwährenden Markt unterhalten. Die sehr hohen Häuser der Stadt haben platte Dächer, mit eisernen Geländern eingefaßt. Durchkreuzt wird der Cours durch die von Osten nach Westen zum Alten Hafen hinabziehende Rue de Cannebière und deren neue östl. Fortsetzung (Rue de Noailles), die reichste und prächtigste Straße M.s. Die Altstadt, der größere und volkreichere Theil, zieht sich im Westen des Cours hufeisenförmig auf höherm Terrain zu dem Alten Hafen herab und hat enge, steile und winkelige Gassen, unansehnliche Häuser, dunkle Klostermauern und Kirchen. Im Norden dieser Altstadt ist seit dem Bau des neuen Hafenbassins ein ganz neuer Stadttheil entstanden (Ville maritime), der für 60,000 E. Raum hat und dessen durch die Altstadt hindurchgebrochene Rue de la République den Alten und Neuen Hafen verbindet. Die Neustadt, östlich vom Cours, hat schöne, gerade, breite und reinliche Straßen, massive, zum Theil palastähnliche Häuser und Hotels. Die frühere Kathedrale, die älteste Kirche Galliens, auf den Ruinen eines Dianentempels erbaut, nur durch einige uralte Säulen merkwürdig, wurde niedergerissen und durch die Neue Kathedrale ersetzt, eine Basilika im byzant. Stile, mit mehrern Kuppeln von malerischem Effect. Auch die alte berühmte Kapelle Notre-Dame de la Garde, 1214 auf der nach ihr benannten Felsenhöhe im Süden des Alten Hafens erbaut, ist durch eine neue große Kirche im roman.-byzant. Stile ersetzt, im Innern mit Marmorsäulen und mit Wandgemälden vom düsseldorfer Maler Müller geschmückt. Die neuerdings vollendete St.-Michaeliskirche, ein schöner goth. Bau, faßt 4000 Menschen. Die reform. Consistorialkirche ist ein hübscher moderner Bau. Die Griechen haben eine Kapelle und die Juden eine Consistorialsynagoge. Zu den bedeutendsten öffentlichen Gebäuden gehören: das Stadthaus am Quai mit Bildsäulen und Karyatiden von Puget, der 1858—60 erbaute großartige Justizpalast mit der Statue Berryer's vor dem Aufgang, die 1854—60 von der Handelskammer aufgeführte Börse in Form eines griech. Tempels, die neue Präfectur, der erzbischöfl. Palast, das Große Theater von 1784, die auf 32 Säulen toscan. Stils ruhende

Digitized by Google

neue Markthalle (Halle Puget), das Hôtel-Dieu, die Quarantaine-Anstalt, der Bahnhof und die prachtvollen Quais. Das prächtigste Bauwerk M.s ist das Château d'Eau (Palais de Longchamps) mit dem dahinterliegenden zoolog. Garten und dem naturhistor. Museum sowie einer Bildergalerie in den Seitenflügeln. Unter den zahlreichen Plätzen zeichnen sich aus der Börsenplatz (früher Place-Royal), der St.-Michaels- und der St.-Ferréolplatz, alle drei, wie einige andere, mit Springbrunnen, Baumgängen, Grasplätzen und Blumenbeeten versehen. Auch fehlt es nicht an schönen Promenaden innerhalb und außerhalb der Stadt. Unter diesen ist besonders die Promenade des Prado zu bemerken, welche etwa 7 Kilom. lang, in doppelten Platanenalleen von der Stadt zum Meere führt. An derselben liegt das der Stadt gehörige Château Borelly mit interessanten Antiquitätensammlungen und einem schönen Parke.

Der Alte Hafen der Stadt (1000 Mt. lang, 260 Mt. breit), gegen alle Winde geschützt und etwa 1000—1200 Kauffahrern Raum bietend, aber für Kriegsschiffe nicht geeignet, zeigte sich, nachdem M. 1818 zum Freihafen erklärt worden, für den Schifffahrtsverkehr nicht mehr hinreichend, und es begannen seit 1823 erweiternde Bauten. Durch einen 1300 Mt. langen Damm und zwei kürzere Querdämme wurde 1853 vor dem nördl. Abschnitt der Altstadt der Port de la Joliette, ein längliches Viereck von 22 Hekt., geschaffen und durch einen Kanal mit dem Alten Hafen verbunden. Dazu kamen die 1864 vollendeten Hafenbassins Lazaret, Arene und Napoléon, zusammen eine Hafenfläche von 112 Hekt. mit einer Quailänge von 9055 Mt. Doch auch dies reichte nicht hin, und man hat bereits mehrmals Erweiterungen und Verbesserungen gemacht, die noch nicht völlig zum Abschluß gebracht sind. Die Rhede von M. erstreckt sich von Cap Croisette im Südosten bis Cap Couronne im Nordwesten 28 Kilom. weit. Dieselbe bietet in den der Stadt fast westlich gegenüberliegenden, durch Batterien gedeckten Felsinseln Pomègue und Ratonneau den ersten Schutz und hat nur eine einzige, durch einen Thurm bezeichnete Klippe (le Canoubier), während außerdem vier Leuchtthürme die Schifffahrt sichern. Am nördl. Eingang zum Alten Hafen liegt das Fort St.-Jean, südlich gegenüber das Fort Nicolas, die Citadelle und mehrere Batterien. Nahe östlich von Pomègue und Ratonneau befindet sich die Klippe If mit dem Fort Château d'If, das, im 16. Jahrh. erbaut, öfters als Staatsgefängniß gedient hat und durch Dumas' Roman «Monte Christo» berühmt geworden ist. Rückwärts der Stadt, auf den sie umgebenden Anhöhen, liegen Fabriken, Gärten, Weinberge und zwischen Oliven- und Maulbeerpflanzungen wenigstens 6000 Bastiden (Landhäuser). Die Stadt wird mit Wasser aus der Durance versehen durch eine großartige, namentlich wegen des Riesenbaues von Roquefavour berühmte Wasserleitung. Das Klima (mittlere Jahrestemperatur 11,5° R.) ist infolge des häufig herrschenden scharfen Nordwestwindes (Mistral) und des damit verbundenen Temperaturwechsels schwächlichen Personen nicht zuträglich.

M. hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handels-, ein Arbeiterschiedsgericht und sechs Friedensgerichte, eine Handels- und eine Ackerbaukammer sowie einen Gewerberath, ferner eine große Menge Unterrichts- und wissenschaftlicher Anstalten, wie eine Facultät für Wissenschaften, eine Schule für Medicin und Pharmacie, ein Lyceum, ein theol. Seminar, eine Handelsschule, eine Kunstschule, ein Taubstummeninstitut, eine Specialschule für orient. Sprachen, eine Schule für Hydrographie und für Schiffsjungen, unentgeltliche Vorlesungen über Kunst und Gewerbe, über Physik und Chemie, Naturgeschichte u. s. w. Im ganzen gibt es 9 Secundärinstitute, 103 Communal- und 260 freie Primärschulen. Ferner besteht eine Bibliothek von mehr als 80,000 Bänden und 1300 Handschriften nebst Münzcabinet, ein reiches Stadtarchiv, ein Marineobservatorium, ein Museum für Alterthümer, für Gemälde und Naturalien (eins der reichsten Frankreichs), ein großes Theater sowie mehrere kleinere. Unter den Gesellschaften sind zu nennen die Akademie der Wissenschaften, schönen Literatur und Künste, die Societäten für Philosophie, Agricultur, Gartenbau, Statistik, Geographie, Medicin und Pharmacie, Kunst u. s. w. Der Kunst- und Gewerbfleiß M.s steht in hoher Blüte. Man zählt 88 Seifensiedereien, welche (1875) 88,165,829 Kilogr. producirten und 3,600,000 Kilogr. ausführten, 42 Oelmühlen, 25 Gerbereien sowie Soda-, Zucker-, Kerzen-, Stärke-, Zündholzfabriken, 235 Mühlen, Wollwäschereien, mehrere Hohöfen, Eisengießereien, Dampfmaschinenbauanstalten und verschiedene andere metallurgische Etablissements. Außerdem beschäftigen viele Hände die Bierbrauerei, die Behandlung der Weine, die Hutmacherei, die Anfertigung von Matten, Fässern, Tonnen, Fischergeräthen, die Fabrikation von Nudeln, Confituren, Conserven, Parfumerien, u. s. w. Den Geschäftsbetrieb unterstützen eine Menge von Bank-, Credit- und Assecuranzinstituten, Handels- und Dampfschifffahrtsgesellschaften. Die Bankfiliale machte 1876 für 342 Mill. Frs. Escomptirungen. M.s Handel hat besonders seit der Eroberung Algeriens

Digitized by Google

einen rapiden Aufschwung genommen und erstreckt sich jetzt nach allen Welttheilen. Besonders aber versieht es den algier. und levant. Handel. Im J. 1876 waren in seinem Hafen 500 Segelschiffe mit 74,886 Tonnen und 213 Dampfschiffe mit 129,093 Tonnen einregistrirt. Der Packetbootdienst umfaßt die Linien nach den wichtigsten Häfen des Mittelmeers, nach Italien, Malta, Griechenland, Konstantinopel, Donaumündung, Alexandria, Algier, Tunis, Barcelona, Alicante, Cadix und von da nach Westindien, Brasilien und dem La Plata, endlich die Linien nach Ostindien, Japan und China. Es liefen 1876 5311 Segelschiffe zu 855,130 Tonnen ein und 5273 Segelschiffe zu 832,248 Tonnen aus; an Dampfschiffen kamen 3378 mit 1,750,760 Tonnen ein und 3391 mit 1,770,290 Tonnen gingen aus. Die Waarenbewegung in der Ein- und Ausfuhr betrug 3,157,311 Tonnen im Werthe von 2000 Mill. Frs. An geprägtem Edelmetall wurden außerdem 113,242,733 Frs. eingeführt und 98,020,083 Frs. ausgeführt. Hauptausfuhrartikel sind Wollstoffe, Seidenzeuge, Baumwollgewebe, raffinirter Zucker, Wein und Spirituosen, Oele, Seifen, Gerbereiartikel, Gold- und Silberstoffe, Glas-, Quincaillerie- und Bijouteriewaaren u. s. w. Der Haupteinfuhrartikel ist Getreide aus dem Schwarzen Meer und aus Algerien; sodann Seide, Rohwolle, Bauholz, Rohzucker, Kaffee (meist aus Brasilien), Baumwolle, Farbehölzer, Cacao, Gummi, Pfeffer, holländ. Käse, Stockfische, Thran, Schwämme, Häute, Reis, Wein und Branntwein, Metalle und Steinkohlen.

M. gehört zu den ältesten Städten Europas und wurde von den Phocäern schon um 600 gegründet. Es hieß griech. Massalia, war ein aristokratischer Freistaat, sowie der Mutterstaat griech. Colonien an der gallischen und hispanischen Küste und blühte durch Handel und Schifffahrt bis 50 v. Chr. Ein berühmter Sitz der Kunst und Gelehrsamkeit, wird es von Cicero bezeichnet als das Athen Galliens, von Plinius als die Beherrscherin der Wissenschaften. Mit Rom war es von alters her befreundet, verlor aber seit dem Bürgerkriege zwischen Pompejus und Cäsar, wo es auf der Seite des erstern stand, an polit. Bedeutung. Aber die ausgezeichnete Handelslage machte die Griechenstadt bald wieder zum großen Emporium. Auch das Christenthum wurde von M. aus mittels griech. Sprache und Bildung nach Südgallien getragen. Zur Zeit der Völkerwanderung fiel die Stadt in die Hände der verschiedenen Gallien erobernden Völkerschaften. Später kam es an Burgund und Arelat. In den unruhigen Zeiten des Mittelalters wußte es sich fortdauernd seine Unabhängigkeit und Freiheiten zu bewahren, bis es endlich 1482 den Königen von Frankreich sich unterwerfen mußte.

Marsen, ein altes mittelitalisches Volk (Marsi) sabellischen Stammes, welches die von den Apenninen umschlossene Hochebene um den Fucinersee (jetzt Lago di Celano) mit dem Hauptorte Marruvium (jetzt San-Benedetto) bewohnte. Sie standen nebst ihren Stammverwandten, den benachbarten Pelignern, Marrucinern, Vestinern u. a., in älterer Zeit wiederholt mit den Samnitern im Bündnisse gegen Rom, folgten seit 304 v. Chr. der röm. Führung und traten 91 v. Chr. an die Spitze des allgemeinen Aufstandes der Bundesgenossen. In diesem sehr blutigen und verheerenden Bundesgenossen- oder Marsischen Kriege, welcher den Zweck hatte, für die verbündeten Völker das röm. Bürgerrecht zu erkämpfen, schlug ihr Anführer Vettius Cato 90 den röm. Consul Publius Rutilius Lupus, der dabei sein Leben einbüßte. Darauf aber wurden sie von Marius und Sulla geschlagen; doch verlor noch ein zweiter Consul, Lucius Porcius Cato, gegen sie (89 v. Chr.) Schlacht und Leben, und erst dem Consul Cnejus Pompejus Strabo gelang es, sie zu unterwerfen. Das röm. Bürgerrecht ward ihnen aber doch mit den andern italischen Völkerschaften zutheil. — M. heißt auch ein zu den ältesten german. Stämmen gehöriges Volk am Niederrhein. Als Augustus nach den Feldzügen des Drusus die Sigambrer (8 v. Chr.) auf das linke Rheinufer versetzen ließ, wichen sie (anscheinend ein Zweig der letztern) zurück, wie es scheint, in das Gebiet der obern Ruhr und Lippe, wo sie nachmals Antheil an der Varusschlacht nahmen. Gegen sie führte Germanicus im Oct. 14 n. Chr. einen schweren Rachezug; ihr Name wird später nicht wieder genannt.

Marsfeld, Campus Martius oder auch blos Campus, hieß bei den Römern der nördl. Theil der großen Ebene, welche außerhalb des Pomörium von Rom sich von den Abhängen des Pincius, Quirinalis und Capitolinus gegen die dort westlich ausbiegende Tiber hin erstreckt, und auf der jetzt der größte Theil der städtischen Gebäude Roms liegt. Der südl., kleinere Theil der Flußebene erhielt von dem 220 v. Chr. daselbst durch Flaminius erbauten Circus den Namen Circus Flaminius, der später, als Augustus die Stadt in Regionen getheilt hatte, auch der Name der neunten Region wurde und als solcher auch den größten Theil des M. mit inbegriff, während der im Osten zunächst an den Hügeln liegende Strich, der zur siebenten Region gehörte, nach der sie im Westen begrenzenden, vom Capitolinus bis zum Flaminischen

Digitized by Google

Thore führenden Straße (jetzt Via del Corso) Via lata genannt wurde. Das M. soll ursprünglich im Besitz der Tarquinier gewesen und nach ihrer Vertreibung dem Mars, dem in der Mitte des Platzes seit alter Zeit ein Altar errichtet war, geweiht und nach ihm benannt worden sein. Es diente als freier Platz theils für gymnastische und kriegerische Uebungen, theils gegen Südosten hin zunächst der Stadt für Volksversammlungen, namentlich für die Comitia centuriata, später auch für die Comitia tributa. Zum Gebrauche der Magistrate bei diesen und bei andern öffentlichen Anlässen sowie fremder Gesandten diente ein öffentliches Gebäude (Villa publica). Auch errichtete Pompejus 55 v. Chr. im südwestlichsten Theile des M., nordwestlich vom Circus Flaminius (beim jetzigen Campo di Fiore), ein prächtiges Theater. Uebrigens blieb die ganze republikanische Zeit hindurch das M. unbebaut. Erst Cäsar begann für die Comitien marmorne Hallen (Septa, d. i. Gehege) aufzuführen, die Agrippa beendete, der auch die ersten öffentlichen Thermen und das Pantheon (jetzt Santa-Maria rotonda) daselbst erbaute, während Augustus weiter nördlich einen großen ägypt. Obelisk aufstellte und für sich selbst ein prächtiges Grabmal (Mausoleum Augusti) errichtete. Auch das erste steinerne Amphitheater, das, von Statilius Taurus unter Augustus errichtet, beim Neronischen Brande zerstört wurde, lag auf dem M., dessen freier Raum durch diese und andere öffentliche Gebäude, deren Zahl sich unter den spätern Kaisern bis Alexander Severus mehrte, und von denen namentlich Domitian's Tempel der Minerva Chalcidica (jetzt Santa-Maria sopra Minerva), das von demselben Kaiser errichtete Stadium und die Säule des Antoninus Philosophus zu erwähnen sind, allmählich auf den dem Flusse nächsten Strich eingeschränkt wurde.

Marsfeld (Champ de Mars) heißt zu Paris ein geräumiger Platz, der ein regelmäßiges Parallelogramm bildet und sich, in einer Länge von 1000 Mt. bei 500 Mt. Breite, von der Militärschule bis ans Ufer der Seine erstreckt. Er verdankt seine Entstehung der Feier des Bundesfestes vom 14. Juli 1790. Seitdem diente das M. vielfach als Oertlichkeit für hohe Staatsactionen, Volksfeste, Truppenmusterungen, und meistens als Exercirplatz. Eine vorübergehende Umgestaltung erhielt es für die allgemeine Industrieausstellung von 1867 und in größerm Maßstabe und Umfange für die von 1878.

Marsh'scher Apparat, s. Arsenik.

Marstall (vom altdeutschen marah, Roß, Mähre) nennt man Gebäude, in welchen die Pferde fürstl. und anderer vornehmer Personen oder von Corporationen aufgestellt und alle zum Reiten und Fahren gehörigen Geräthschaften aufbewahrt werden.

Marston (John Westland), engl. Dramatiker, geb. 30. Jan. 1820 in Boston in Lincolnshire, arbeitete einige Zeit in dem Bureau seines Onkels, eines Advocaten in London, gab aber bald die juristische Laufbahn auf, um sich der literarischen Thätigkeit zu widmen. Er debutirte 1841 mit dem Drama «The patrician's daughter», einer fünfactigen Tragödie in Versen; 1842 erschien von ihm «Gerald, a dramatic poem», 1847 das Schauspiel «The heart and the world», 1849 «Strathmore, a tragic play», 1850 «Philip of France, a tragedy», 1866 das fünfactige Schauspiel «The favourite of fortune». In der Komödie versuchte er sich mit den polit.-satirischen «Borough politics», «Donna Diana» und «Lamed for life» (1871). M. nimmt unter den lebenden engl. Dramatikern eine hervorragende Stellung ein. Bei einem bedeutenden selbstständigen Talent schließt er sich vorzugsweise den classischen engl. Mustern an. Seine Trauerspiele sind durch eine kräftige, schwungvolle Sprache, seine Schauspiele durch einen effectvollen, glänzenden Dialog ausgezeichnet und haben sich seit Anfang der funfziger Jahre auf der londoner Bühne behauptet. Eine Zeit lang war M. an der Redaction des «National Magazine» betheiligt. Auch als geistreicher Novellist hat er sich durch «A lady in her own right» (1860), «The family credit and other tales» (1861) und «The wife's portrait and other tales» (1870) bekannt gemacht.

Marstrand (Wilh.), ausgezeichneter dän. Maler, geb. 24. Dec. 1810 zu Kopenhagen, erhielt auf der dortigen Akademie seine erste künstlerische Bildung, die er von 1835 an in München und später bei einem längern Aufenthalt in Rom vervollständigte. Dort machte er sich hauptsächlich durch den Heimzug einer Gesellschaft vom Octoberfeste bekannt, ein Bild, das wegen des gesunden glücklichen Humors, der es beherrscht, wie wegen charakteristischer Auffassung und solider Technik Beifall erwarb. M. blieb dem Gebiete des humoristischen Genre treu, malte treffliche Bilder nach Holberg'schen Charakteren, z. B. die Wohnstube, den polit. Kannegießer, Erasmus Montanus u. a., und brachte seine Beobachtungen gern in figurenreichen Bildern von Volksfesten u. dgl. zur Darstellung. Seit 1848 Professor an der Akademie zu Kopenhagen, der er auch 1853—59 als Director vorstand, starb er daselbst 25. März 1873.

Digitized by Google

Marsyas, der Sohn des Olympos, Oagros oder Hyagnis, ist wegen seines Wettkampfs mit Apollo bekannt. Als Athene die von ihr erfundene Flöte, weil sie beim Spielen das Gesicht entstelle, weggeworfen hatte, fand M. dieselbe und hob sie auf, weshalb die Göttin ihn schlug, sodaß er sie fallen ließ. Myron hatte Athene und M. in einer Gruppe dargestellt, von der wir (auch in einer Statue des M.) Nachbildungen besitzen. Vgl. Hirschfeld, «Athena und M.» (Berl. 1872). Als M. es wagte, mit seinem Flötenspiel den Apollo zum Wettkampf herauszufordern, entschieden die Musen als Kampfrichterinnen zu Gunsten des Kitharaspiels des Gottes, der den Vermessenen an einer Fichte aufhing und ihm die Haut abzog. Dieser Kampf ist von vielen Künstlern der alten und neuern Zeit dargestellt worden. Außerdem verehrte man aber M. auch als einen Spender von Quellen und Fruchtbarkeit und als Pflegevater des Bacchuskindes. In Rom und in den röm. Colonien standen Statuen des M. auf den Marktplätzen als Sinnbilder der Freiheit.

Martaban, früher eine besondere, zur Präsidentschaft Kalkutta gehörige Provinz, bildet jetzt einen Theil der Division Tenasserim von Britisch-Birma und umfaßt das Flußgebiet des mittlern und untern Saluen, der hier in den Golf von M. mündet. M. besteht größtentheils aus Tiefland und ist nur im Norden gebirgig. Der südl. Theil wurde 1826, der nördl. Theil nebst Pegu 1853 von den Birmanen abgetreten. — Die ehemalige Hauptstadt und Festung M., nördlich an dem hier westwärts gerichteten Ausflusse des Saluen gelegen, wurde 29. Oct. 1825 von den Briten eingenommen, 24. Febr. 1826 von diesen im Frieden zu Yandabu wieder herausgegeben, aber im Birmanenkriege 1852 von den Briten 15. April mit Sturm wiedergenommen. Sie ist jetzt zu einem Dorfe herabgesunken, während die gegenüberliegende Seestadt Maulmain (s. d.) einen bedeutenden Aufschwung genommen hat.

Martellos heißen die gewölbten runden, mit einigen Kanonen besetzten Thürme auf den Küsten von Sardinien und Corsica, die zur Zeit Karl's V. zum Schutze der Gegend gegen die Seeräuber angelegt wurden. Als Napoleon England mit einer Landung bedrohte, errichtete man hier ebenfalls M., die später als Wachtthürme gegen die Schleichhändler verwendet wurden.

Martène (Edmond), gelehrter Benedictiner von der Congregation St.-Maure, wurde geboren zu St.-Jean de Lône 22. Dec. 1654. Mit seinem Ordensbruder Ursin Durand aus Tours machte er zur Untersuchung der Archive und Bibliotheken in Klöstern und Kirchen seit 1709 große Reisen nicht nur in Frankreich, sondern auch in den Niederlanden und in Deutschland, die bedeutende Ausbeute für die Geschichtsforschung gaben. Er starb 20. Juni 1739. Unter seinen zahlreichen Werken sind zu bemerken: «Commentarius in regulam sancti patris Benedicti literalis, moralis, historicus etc.» (Par. 1690—95), «De antiquis monachorum ritibus» (2 Bde., Lyon 1690), «De antiquis ecclesiae ritibus» (2. Aufl., 4 Bde., Rouen 1736), «Thesaurus novus anecdotorum» (5 Bde., Par. 1717), die umfassende «Veterum scriptorum et monumentorum historicorum, dogmaticorum et moralium amplissima collectio» (9 Bde., Par. 1724—33); außerdem gab er den sechsten Band von Mabillon's «Annales Ordinis S. Benedicti» (Par. 1739) heraus.

Martens (Georg Friedr. von), Diplomat und Publicist, geb. in Hamburg 22. Febr. 1756, studirte in Göttingen und bildete sich dann in Wetzlar, Regensburg und Wien weiter aus. Er wurde 1784 Professor der Rechte in Göttingen und 1789 in den Adelstand erhoben. Von 1808—13 war er Staatsrath im Königreich Westfalen, von 1810 an zugleich Präsident der Finanzsection des Staatsraths. Nach der Restauration ernannte ihn der König von Hannover 1814 zum Geh. Cabinetsrath und 1816 zum Bundestagsgesandten in Frankfurt. Hier starb er 21. Febr. 1821. Seinen literarischen Ruf begründete M. durch den «Précis du droit des gens moderne de l'Europe» (3. Aufl., Gött. 1821). Sein Hauptwerk ist sein «Recueil des traités» (2. Aufl., 8 Bde., Gött. 1817—35), den Zeitraum 1761—1808 umfassend, welches später von M.' Neffen, Karl von M., Saalfeld, Murhard u. a. bis 1861 fortgeführt wurde und dessen Fortsetzung jetzt unter dem Titel «Nouveau recueil général» (nebst «Table générale 1494—1874») von Samwer und Hopf herausgegeben wird. Von M.' übrigen Schriften sind noch hervorzuheben: «Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuern europ. Völkerrechts» (2 Bde., Gött. 1800—2), «Cours diplomatique» (3 Bde., Berl. 1801), «Grundriß einer diplomatischen Geschichte der europ. Staatshändel und Friedensschlüsse seit dem 15. Jahrh.» (Berl. 1807). — Sein Neffe, Karl von M., gest. als großherzogl. sachs.-weimarischer Ministerresident a. D. 28. März 1863 zu Dresden, hat sich als würdiger Nachfolger des Oheims bewiesen durch sein «Manuel diplomatique» (Lpz. 1823), den er in dem «Guide diplomatique» (5. Aufl., 2 Bde., besorgt von Geffcken, Lpz. 1866) neu bearbeitete; ferner durch «Causes célèbres du droit

Digitized by Google

des gens» (2. Aufl., 5 Bde., Lpz. 1858—61) und «Recueil manuel et pratique de traités» (7 Bde., Lpz. 1846—57), ein Werk, das er mit Cussy gemeinschaftlich herausgab.

Martha heißt im Neuen Testament die Schwester des Lazarus und der Maria von Bethanien, die Jesum in Bethanien aufnahm und nach einigen in Jerusalem, nach andern bei Marseille gestorben und begraben sein soll.

Martialgesetz (Martial-law) nennt man die Reihe von gesetzlichen Bestimmungen, welche in England auf eine Stadt, einen District oder auch wol auf eine Provinz angewandt wurden, wenn die regelmäßigen Sicherheitsorgane bei Aufruhr oder Tumult die Ordnung nicht aufrecht zu erhalten vermochten. Indessen blieb es doch jederzeit Sache der bürgerlichen Obrigkeit, den Kriegszustand eintreten zu lassen. Das altengl., im Laufe der Zeit entstandene Kriegsgesetz wurde zum letzten mal unter Jakob II. bei der Empörung des Herzogs von Monmouth (s. d.) in Anwendung gebracht. Die blutige Willkür, welche hierbei der Hof übte, hatte zur Folge, daß mit der Thronbesteigung Wilhelm's III. das Armeeverwaltungsgesetz (Mutiny-act) zu Stande kam, welches seitdem vom Parlament jährlich wieder erneuert werden muß. Später, unter Georg I., wurde eine Aufruhracte (Riot act) zur Bekämpfung bürgerlicher Aufstände erlassen. Erst nachdem diese verlesen ist, kann nach Verlauf einer Stunde gegen das aufrührerische Volk mit Militärgewalt verfahren werden. Für Irland galten stets besondere Gesetze, die indessen jedesmal nur mit Bewilligung des Parlaments erneuert werden können.

Martialis (Marcus Valerius), der vorzüglichste röm. Epigrammendichter und der eigentliche Schöpfer des neuern Epigramms (s. d.), geb. zu Bilbilis in Spanien um 40 n. Chr., kam als Jüngling unter Nero nach Rom und erwarb sich unter den folgenden Kaisern durch seine witzigen Dichtungen, unter Domitian auch durch niedrige Schmeicheleien Gunst und einiges Vermögen. Unter Trajan, der die Satiriker nicht liebte, sah er sich veranlaßt, in sein Vaterland zurückzukehren, wo er bald nach 100 n. Chr. starb. Seinen Ruhm begründete er durch 15 Bücher Epigramme, die meist scharfsinnig und treffend und voll Anmuth und attischen Salzes sind, obgleich viele derselben durch kriechende Schmeichelei sowie durch Schamlosigkeit abstoßen. Unter den zahlreichen Ausgaben ist die vorzügliche Textrecension von Schneidewin (2 Bde., Grimma 1841) hervorzuheben. Ferner gibt es lateinisch und deutsch «Sinngedichte des M. in einem Auszuge» von Ramler (5 Bde., Lpz. 1787—91), eine deutsche Uebersetzung von Willmann (Köln 1825) und von Berg (Stuttg. 1864).

Martigny, deutsch Martinach, heißen drei Gemeinden im gleichnamigen Bezirk des schweiz. Cantons Wallis. — M.-la-ville, ein Städtchen mit (1870) 1490 E., liegt 474 Mt. über dem Meere, 26 Kilom. südwestlich von Sitten (s. d.), in sumpfiger, oft überschwemmter Ebene, am rechten Ufer der Dranse und auf der linken Seite des Rhônethals, welches hier rechtwinkelig nach Nordwesten umbiegt. Der Ort hieß bei den Römern Octodurum oder Civitas Vallensium, war Hauptort der Veragrer und im 4. bis 6. Jahrh. Bischofssitz; er besitzt eine alte stattliche Kirche mit zahlreichen röm. Inschriften, eine röm., 1822 erneuerte Wasserleitung, mehrere Gasthöfe und eine Gewerbeschule; als Knotenpunkt der Eisenbahn Lausanne-St.-Maurice-Leuk, der Chamounywege über den Col de Balme und die Tête-Noire und der Route über den Großen Sanct-Bernhard (s. d.) nach Aosta, hat er im Sommer einen sehr lebhaften Verkehr. M. gegenüber liegen auf steiler Felswand am linken Ufer der Dranse die Ruinen der 1260 erbauten, 1518 zerstörten bischöfl. Burg La Bâtiaz, deren hoher Thurm einen weiten Blick ins Rhônethal gewährt. — M.-le-bourg, der Hauptort des Bezirks, ein Flecken mit 1266 E., liegt 490 Mt. über dem Meere, 1,5 Kilom. oberhalb des Städtchens, in sehr fruchtbarer Gegend; ein Kastanienwald schützt den Ort vor Lavinen; auf den Rebenhügeln der Umgegend wachsen die trefflichen Weine Coquempey und La Marque. — Die dritte Gemeinde, Combe de M., trägt ihren Namen nach dem vom Flecken südwestlich zum Col de la Forclaz (1523 Mt.) ansteigenden Thälchen und zählt in zahlreichen zerstreuten Dörfern und Weilern auf der linken Seite der untern Dranse 1542 E.

Martin von Tours, der Heilige, geb. zu Sabaria in Pannonia (jetzt Steinamanger in Niederungarn) um 316 von heidnischen Aeltern, besuchte die Katechetenschule zu Pavia, mußte aber nach dem Willen seines Vaters, welcher Kriegstribun war, in seinem 16. Jahre unter Konstantius und Julianus Kriegsdienste thun. Später ging er nach Gallien, wo er sich taufen ließ und als ein Muster aller Tugenden erschien. Unter anderm theilte er sein Kleid mit einem Armen, der ihm an den Thoren von Amiens begegnete, und der Legende zufolge erschien ihm in der folgenden Nacht Christus, mit der Hälfte dieses Kleides bedeckt. Nachdem er nun mehrere Jahre als Mönch verlebt, reiste er nach Pannonien, bekehrte seine Mutter und wider-

Digitized by Google

setzte sich mit Eifer den Arianern, die in Illyrien herrschten. Deshalb gegeiselt und des Landes verwiesen, wendete er sich nach Mailand, und als er auch hier von seiten des Bischofs Auxentius neuen Verfolgungen unterlag, ging er nach der Insel Gallinaria im Ligurischen Meere. Nachher ließ er sich bei Poitiers nieder, wo er eine Menge Religiosen versammelte. Gegen seinen Willen wurde ihm 375 das Bisthum von Tours übertragen. M. zog sich in eine einsame Zelle auf steilem Felsen zurück; als sich um ihn 80 andere Mönche anbauten, nach seinem Beispiel der strengsten Ascese zu leben, entstand das Kloster von Marmoutiers, wo er 400 sein Leben beschloß. Höchst achtbar erscheint M. dadurch, daß er sich der Hinrichtung des Priscillian (s. d.) beredt widersetzte. Die M. beigelegte «Professio fidei de trinitate» ist untergeschoben. Sein Leben hat Sulpicius Severus mit vielen Ausschmückungen beschrieben. Vgl. auch Reinkens, «M. von Tours» (3. Ausg., Gera 1876); Chamard, «Saint-M. et son monastère de Ligugé» (Par. 1874). Zu Ehren des Heiligen wird in der kath. Kirche 11. Nov., als dem Geburtstag desselben, das Martinsfest (Martini) gefeiert. Das Volk beging, auf eine Sage gestützt, früher dieses Fest mit Schmausereien, woher die franz. Ausdrücke martiner und faire la Saint-Martin, d. i. schmausen, und Mal de Saint-Martin, d. i. verdorbener Magen, sich herschreiben. Am Martinsfest empfing auch die Geistlichkeit ihre Zinsen an Hühnern und Gänsen, daher man noch jetzt an diesem Tage die Martinsgänse verspeist.

Martin ist der Name von fünf Päpsten. — M. I., geb. zu Todi in Toscana, als Apocrisiarius am Hofe zu Konstantinopel thätig, bestieg 649 den päpstl. Stuhl. Als er auf der ersten Lateransynode 649 die Monotheleten verdammen ließ, wurde er 653 von dem Kaiser Konstans II. durch den Exarchen Kallioxas gefangen nach Konstantinopel geführt und als ein Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt, jedoch auf Fürbitten des Patriarchen Paulus nach dem Chersones verbannt, wo er 16. Sept. 655 starb. Später ward M. unter die Heiligen versetzt. Jahrestag 12. Febr. — M. II. oder Marinus I. (882—884) und M. III. oder Marinus II. (942—946) werden sehr oft nicht mitgerechnet und deshalb M. IV. (1281—85) auch als der zweite aufgeführt. Zu Brie in der Touraine gebürtig, von niedriger Herkunft, verdankte er seine Erhebung den Bemühungen Karl's von Anjou, dem er stets sehr ergeben blieb. — M. V., aus dem alten Geschlechte der Colonna, wurde 1417, nach Gregor's XII. Entsagung und Benedict's XIII. Absetzung, während der Kirchenversammlung zu Konstanz zum Papste erwählt. Er beschränkte die reformatorischen Bestrebungen des Concils auf Abschaffung unbedeutender Misbräuche, schloß Separatverträge mit Deutschland, Frankreich und England und löste das Concil unter nichtigem Vorwande auf. Als Benedict XIII. 1424 gestorben war, wurde zwar ein neuer Gegenpapst in Clemens VIII. gewählt, doch dieser entsagte 1429 seinen Ansprüchen und erhielt als Entschädigung das Bisthum Majorca. Ein Concil, welches M. 1423 nach Pavia berief und von da nach Siena verlegte, vertagte sich auf sieben Jahre. Am 1. Febr. 1431 mußte er endlich das Concil nach Basel berufen, starb aber vor der Eröffnung 20. Febr. 1431. M.'s Nachfolger war Eugen IV.

Martin (Christoph Reinh. Dietr.), namhafter Jurist, geb. 2. Febr. 1772 in dem damals noch hess. Orte Bovenden unweit Göttingen, studirte auf der Universität dieser Stadt und wurde 1790 Advocat und zugleich akademischer Docent, 1797 Assessor der Juristenfacultät, 1802 außerord. und 1805 ord. Professor der Rechte daselbst. Noch in demselben Jahre folgte er einem Rufe nach Heidelberg, wo er die Direction der juristi. Facultät als Spruchcollegium übernahm. Hier wurde er 1815 wegen einer auf Einführung der Verfassung gerichteten Petition in Untersuchung verwickelt, die zwar mit Freisprechung endigte, ihn jedoch bewog, seine Entlassung zu nehmen. Unmittelbar darauf erfolgte indeß seine Ernennung zum Ober-Appellationsgerichtsrath in Jena sowie zugleich zum ord. Professor der Rechte. Im J. 1842 legte er seine Aemter nieder und lebte seitdem als Privatmann zu Mügeln im Königreiche Sachsen, von dessen Ständen er zum Mitglied des Staatsgerichtshofs für die Periode 1846—48 erwählt wurde. Später siedelte er nach Gotha über, wo er 13. Aug. 1857 starb. Unter seinen juristi. Arbeiten sind zu erwähnen: «Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes» (Gött. 1800; 13. Aufl., Lpz. 1862), durch welches er bedeutend auf die Fortbildung des Processes eingewirkt hat; «Rechtsgutachten und Entscheidungen des heidelberger Spruchcollegiums» (Heidelb. 1808), «Lehrbuch des deutschen gemeinen Criminalprocesses» (Gött. 1812; 5. Aufl., besorgt von Temme, Lpz. 1857), «Anleitung zu dem Referiren in Rechtssachen» (3. Aufl., Heidelb. 1829), «Lehrbuch des deutschen gemeinen Criminalrechts» (Heidelb. 1820—25; 2. Aufl. 1829). M.'s «Vorlesungen über die Theorie des deutschen bürgerlichen Processes» (2 Bde., Lpz. 1855—57) wurden unter Mitwirkung seines Sohnes Theodor M. veröffentlicht.

Digitized by

Martin (Henri), namhafter franz. Geſchichtſchreiber und Politiker, geb. 20. Febr. 1810 in St.-Quentin (Aisne), wurde von ſeinem Vater zum Notar beſtimmt, wandte ſich aber aus Neigung der Schriftſtellerei zu und trat zuerſt mit hiſtor. Romanen auf. Sodann ging er zur eigentlichen Geſchichtſchreibung über und verfaßte mit Paul Lacroix eine preisgekrönte «Histoire de Soissons» (1837). Um dieſelbe Zeit veröffentlichte er die erſte Ausgabe ſeiner «Histoire de France» (15 Bde., Par. 1833—36), nach deren Vollendung er ſofort die Umarbeitung des Werks mit reichlicherm Material und nach einem umfaſſendern Plane begann. Die Veröffentlichung dieſer zweiten, mehrfach von der Franzöſiſchen Akademie preisgekrönten Auflage erfolgte in 19 Bänden, 1837—54; eine dritte erſchien in 16 Bänden 1855—60. Alle auf die Geſchichte und Religion der Gallier, die Urſprünge und Bildungsſtufen der franz. Sprache und Dichtkunſt, die Vorgänge und Zuſtände des franz. Volkslebens im Mittelalter bezüglichen Theile haben darin eine abermalige Umarbeitung erfahren, und das Werk bildet in dieſer Geſtalt in der That eine neue und vollſtändige Geſchichte von Frankreich, die große Wahrheitsliebe, hiſtor. Scharfblick, treffliche Anordnung, klare, ſorgfältige Schreibart an ſich trägt. Außer ſeinem Hauptwerk ſind noch werthvolle hiſtor. Monographien, wie «Histoire de la ville de Soissons» (1837), «Daniel Manin» (1859), «Jeanne d'Arc» (Par. 1875) u. ſ. w. zu erwähnen. Im J. 1867 begann M. einen populären Abriß ſeines großen Geſchichtswerks, der von 1789 bis auf die Gegenwart fortgeſetzt werden ſoll. Am 8. Febr. 1871 vom Aisne-Departement und zu Paris in die Nationalverſammlung gewählt, gehörte er derſelben bis zu ihrer Auflöſung an und ſchloß ſich hier der ſog. «republikaniſchen Linken» an. Am 25. Juli 1871 ernannte ihn das Inſtitut zum Mitglied und 30. Jan. 1876 wurde er vom Aisne-Departement zum Mitglied des Senats gewählt, wo er ſich ebenfalls zur republikaniſchen Linken hält.

Martin (John), engl. Maler, wurde 18. Juli 1789 zu Heydon-Bridge bei Hexham in Northumberland von armen Aeltern geboren und zeigte früh Beruf für die Kunſt. Sein Lehrer war der in Newcaſtle anſäſſige Italiener Muſſo; doch nahm M. gleich anfangs ſeinen eigenen Weg, dem er bis ans Ende treu blieb. Er kam 1806 nach London, wo er 1814 ſeine Arethuſa in der königl. Akademie ausſtellte. Hierauf folgte ſein bibliſches Gemälde: Joſua, der die Sonne ſtillſtehen heißt (1815), wofür ihm der Hauptpreis der Akademie zuerkannt wurde. Seine berühmteſten Gemälde waren: der Fall von Babylon (1819) und Belſazar's Feſt (1821), denen ſich die Zerſtörung von Herculanum und Pompeji (1822), die ſiebente Landplage (1823), der Untergang von Ninive und die Sündflut (1828) anſchloſſen. Sie zeichnen ſich alle durch Großartigkeit des Stils und ſeltene Lichteffecte aus, obwol man daran mit Recht die Fehlerhaftigkeit der Zeichnung und die unnatürliche Grellheit des Colorits tadelt. Außer den genannten ſind noch die weniger werthvollen Arbeiten zu erwähnen: die Krönung der Königin Victoria (1839), der Abend vor der Sündflut (1840), die Göttin von Paphos (1846), der letzte Menſch (1849) und das Jüngſte Gericht (1850). M. führte auch den Grabſtichel geſchickt und hat die meiſten ſeiner Gemälde ſelbſt geſtochen. Er ſtarb 17. Febr. 1854 zu Douglas auf der Inſel Man.

Martineau (Harriet), namhafte engl. Schriftſtellerin, geb. 12. Juni 1802 zu Norwich in der Grafſchaft Norfolk aus einer Familie franz. Abkunft. Ihre ſchwache Geſundheit, die Taubheit, an der ſie ſeit früher Jugend litt, und ein inniges Verhältniß zu ihrem Bruder, dem nachher als unitariſcher Geiſtlicher in Liverpool bekannt gewordenen James M., trugen viel dazu bei, in ihr die Liebe für die Wiſſenſchaft hervorzurufen. Seit ihrem 19. Jahre trat ſie als Schriftſtellerin auf. Ihre zahlreichen Schriften haben faſt alle die Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Zuſtände im Auge und bekunden ihre genaue Kenntniß der Lehren der Staatswirthſchaft und Statiſtik. Ihre wichtigſten Werke in dieſer Hinſicht ſind: «Illustrations of political economy» (9 Bde., 1832—34), welche die ſtaatswirthſchaftlichen Lehren in Erzählungen verſinnlichen und zur allgemeinen Kenntniß bringen ſollten; «Poor laws and paupers» (1834), eine ſcharfe Kritik der engl. Armengeſetze; «Society in America» (3 Bde., 1837) und «Retrospect of Western travel» (3 Bde., 1838), beides Schilderungen Nordamerikas, das ſie 1836 bereiſt hatte. Außerdem ſchrieb ſie die Romane «Deerbrook» (1839) und «The hour and the man» (1840), der den Negeraufſtand auf Haïti zum Thema hat; die «Forest and game-law tales» (3 Bde., 1846), in welchen ſie die Misbräuche der engl. Jagdgeſetze ſchilderte; «Life in the sick-room, or essays by an invalid» (1844), eine Reihe von Skizzen voll ſcharfſinniger Gedanken und anziehender pſychol. Bemerkungen; mehrere Schriften über Erziehung und über Religion, z. B. «Traditions of Palestine» (1831), und viele Aufſätze für Journale. Eine Reiſe nach Aegypten, Arabien und Paläſtina gab Veranlaſſung zu dem Werke «Eastern life, present and past» (3 Bde., 1848). Auch auf das Feld der Geſchichte

Digitized by Google

wagte sie sich mit entschiedenem Glück in ihrer «History of England during the thirty years' peace 1816—46» (2 Bde., 1851; deutsch von Bergius, 4 Bde., Berl. 1853) und ihren «Biographical sketches» (Lond. 1869), während sie in «Positive philosophy» (2 Bde., 1853) die Engländer mit den Lehren Comte's bekannt machte. Mit Atkinson gab sie «Letters on the laws of man's nature and development» (1851) und später «Letters from Ireland» (1853) heraus. Ihre Beiträge zu «Once a Week» und andern Zeitschriften erschienen gesammelt unter dem Titel «Health, husbandry and handicraft» (1861). Sie starb 27. Juni 1876 in Ambleside in der Grafschaft Westmoreland. Die Schriften der Miß M. zeichnen sich sämmtlich durch Gründlichkeit, Klarheit und durch eine belebte Schreibart aus. Maria Chapman veröffentlichte die Selbstbiographie M.'s: «The autobiography of Harriet M.» (3 Bde., Lond. 1877). Vgl. Katscher, «Miß Harriet M.» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1877, 2. Hälfte).

Martinez de la Rosa (Francisco), span. Staatsmann und Dichter, geb. zu Granada 10. März 1789, studirte daselbst und wurde im Alter von 19 J. zum Professor der Moralphilosophie ernannt. Seit dem Ausbruch des Unabhängigkeitskampfs (1808) wirkte er mit Eifer durch Rede und Schrift für die nationale Sache. Zu derselben Zeit verfaßte er das epische Gedicht «Zaragoza», das die heldenmüthige Vertheidigung dieser Stadt feierte. Im J. 1810 ging er nach England, wo er den Constitutionalismus kennen zu lernen suchte. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1811 fand er die Cortes in Cadix und wurde von diesen zum Secretär der Commission für Preßfreiheit ernannt. Nach Herstellung des Verfassungswerks von 1812, das mit seinem Einfluß zu Stande kam, entwickelte er als Abgeordneter Granadas in den Cortes eine eifrige Thätigkeit, die ihm den Haß der klerikal-absolutistischen Partei und Ferdinand's VII. zuzog. M. wurde nach der Restauration des Königs verhaftet und nach sieben Monaten Kerker in die Presidios Afrikas verwiesen. Die Revolution Riego's führte ihn jedoch 1820 nach Madrid und in die Cortes zurück. Er wandte sich indeß gemäßigtern Anschauungen zu, wodurch er seine Popularität verlor. Nach dem Wahlsiege der Exaltados von 1820 übernahm M. die Präsidentschaft des Ministeriums. Er wollte zwischen Absolutismus und Freiheit einen Mittelweg einschlagen, befriedigte aber damit weder den Hof noch die Parteien. Mit dem Einmarsche der Franzosen (1823) von der Volkswuth bedroht, verwies ihn Ferdinand VII. des Landes, und er ging nach Rom, dann nach Paris, wo er acht Jahre zubrachte. Während dieser Zeit beschäftigte er sich literarisch und gab seine gesammelten Schriften («Obras literarias», 5 Bde., Par. 1827) heraus. Im J. 1830 erhielt er die Erlaubniß, in seine Vaterstadt zurückzukehren, und 1833, nach Ferdinand's VII. Tode, durfte er sich nach Madrid wenden. Die Königin-Regentin Maria Christina stellte ihn im März 1834 für Zea Bermudez an die Spitze des Ministeriums. In dieser Stellung brachte M. das sog. Estatuto real zu Stande, das statt der Constitution von 1812 eine sehr beschränkte Verfassung mit zwei Kammern gewährte. Er wurde dafür wieder von beiden Parteien angefeindet, und als dazu der Bürgerkrieg in den baskischen Provinzen ausbrach, den er mit durch die gewaltsame Aufhebung der Fueros herbeigeführt hatte, mußte er im Juni 1835 sein Amt niederlegen. In der Krisis 1839—40, die den Sturz Maria Christina's und ihrer Partei herbeiführte, verließ M. freiwillig das Land und ging nach Paris, wo ihn der Regent Espartero zum Gesandten ernannte. Von 1842—43 versah er denselben Posten in Rom. Nach Espartero's Sturze kehrte er nach Spanien zurück. Als nach dem Sturze des Ministeriums Gonzalez-Brabo im Mai 1844 unter Narvaez' Führung die reinen Moderados ans Ruder kamen, trat M. als Minister des Auswärtigen ins Cabinet und half die Verfassungsveränderungen herbeiführen, durch welche die liberalen Bestimmungen der Constitution von 1837 vernichtet wurden. Mit Narvaez verließ dann auch M. im Febr. 1846 den Ministerposten und ging 1847 als Gesandter nach Paris, in welcher Stellung er bis 1851 blieb. Er nahm sodann seinen Sitz in den Cortes wieder ein und wurde seit Ende 1852 wiederholt zum Präsidenten erwählt. Unter dem Ministerium O'Donnell (Juli 1858) erfolgte seine Ernennung zum Präsidenten des Staatsraths. Er starb zu Madrid 7. Febr. 1862. Als Dichter hat er sich auf sehr verschiedenen Gebieten versucht. Seine ausgezeichnetsten Werke sind die Tragödie «Edipo», das Drama «La conjuracion de Venecia» und das Lustspiel «La hija en casa y la madre en la mascara», in denen jedoch der Einfluß der franz. Schule nicht zu verkennen ist. Sein didaktisches Gedicht «El arte poetica» zeichnet sich durch Eleganz und Präcision aus, entbehrt jedoch der Originalität. Auch seine lyrischen Gedichte (Madr. 1833; 2. Aufl. 1847) haben ihre Vorzüge in Wohllaut und Diction. Außerdem schrieb er zwei wenig bedeutende Romane und unter dem Titel «Espíritu del siglo» (10 Bde., Madr. 1835—51) eine Geschichte der Französischen

Digitized by Google

Revolution, eigentlich nur eine Bearbeitung von Thiers' bekanntem Werke. Die sämmtlichen Schriften M.'s erschienen zu Paris (5 Bde., 1844—46). Eine Uebersetzung seiner «Auserlesenen Schriften» (5 Bde., Heidelb. 1835—36) lieferte Schäfer.

Martini (Giovanni Battista), gewöhnlich Pater Martini, der namhafteste Tongelehrte des 18. Jahrh., geb. zu Bologna 25. April 1706, erhielt frühzeitig von seinem Vater Violinunterricht und hatte dann im Klavierspielen und Singen Predieri, im Contrapunkt Ant. Ricieri zu Lehrern. Nachdem er schon 1721 in den Minoritenorden getreten, studirte er sehr eifrig Musik, zugleich auch die philos. Wissenschaften und wurde bereits 1725 Kapellmeister an der Franciscanerkirche in Bologna. Alle Muße, welche ihm sein Amt übrigließ, verwandte er auf das Studium alter und neuer Musiktheoretiker. Von großem Einfluß war auch die Compositionsschule, welche er eröffnet hatte, und aus der eine große Zahl bedeutender Musiker hervorgingen. Hochgeehrt von allen Musikfreunden, verbrachte er sein Leben unter den unausgesetztesten Studien und Arbeiten, bei denen ihm seine nach und nach zusammengebrachte musikalische Bibliothek sehr zu statten kam. M. starb 4. Aug. 1784. Die beiden Hauptdenkmäler seines Fleißes und seiner Gelehrsamkeit sind die «Storia della musica» (3 Bde., Bologna 1751—81), nicht vollendet und fast nur mit der Musik der Griechen sich befassend, und eine Sammlung mehrstimmiger contrapunktischer Gesangstücke mit Erklärungen unter dem Titel «Esemplare, osia saggio fondamentale pratico di contrapunto» (2 Bde., Bologna 1774—75). Auch erschienen von ihm verschiedene musiktheoretische Abhandlungen, Gutachten, Streitschriften u. s. w. Er war in seiner Zeit der größte Kenner der ältern Tonkunst, aber in seinem Gesichtskreise zu sehr auf Italien beschränkt. Als Componist vieler Kirchensachen (meist Manuscript), Klavier- und Orgelsonaten, Kammerduetten u. s. w. zeigt er weniger Erfindung als correcte Gelehrsamkeit.

Martinique, eine der Kleinen Antillen, 987,8 QKilom. mit (1874) 159,200 E. umfassend, ist nächst Guadeloupe (s. d.) die wichtigste Besitzung der Franzosen in Westindien. Die Insel wurde 1493 von Columbus entdeckt und 1635 durch franz. Colonisten von der Insel St.-Christoph in Besitz genommen, welchen sie 1664 die franz. Regierung abkaufte. Von den Engländern wurde sie 1762, 1794 und 1809 genommen, beim Frieden aber jedesmal an Frankreich zurückgegeben. Sie hat eine längliche Gestalt mit sehr zackigem Umrisse und ist sehr gebirgig. Die Erhebungen des Bodens verdanken ihren Ursprung sechs jetzt erloschenen Vulkanen: Carbet (1207 Mt.), Pelée (1350 Mt.), Roches-Carrées, Vauclin, Marin, Morne-la-Plaine. Die kegelförmigen Berge nennt man Pitons, die minder hohen, sanfter sich abdachenden Mornes. Die Insel hat zahlreiche Vorgebirge, die sichere, aber wegen Korallenbänken meist nur schwer zugängliche Baien und Häfen bilden, viele kleine Flüsse und Gießbäche und mehrere heiße Mineralquellen. Das Klima ist trotz der Hitze und dem Witterungswechsel der Tropengegend gesund und die Ergiebigkeit des Bodens an Colonialproducten höchst bedeutend. Von der Gesammtfläche waren (1867) 33,336 Hekt. bebaut, und zwar 18,565 mit Zuckerrohr, 647 mit Kaffee, 670 mit Cacao, 701 mit Baumwolle, 18 mit Taback, 12,735 mit Nahrungspflanzen; dagegen kommen etwa 19,000 Hekt. auf Savannen, 17,000 auf Wald, 29,000 auf Wege, Wohnplätze und wüstes Land. Die Cultur der 1720 eingeführten Kaffeepflanze war früher sehr bedeutend, hat aber abgenommen infolge von Erdbeben, Orkanen, Aussaugung des Bodens und Verwüstung der Plantagen durch Raupen. Die Einwohner sind meist Neger; die Zahl der Weißen betrug 1868 etwa 20,000, die der Kuli 16,618. Hauptindustrie ist die Zuckerfabrikation. Die Ausfuhr belief sich 1867 auf 18,7 Mill. Frs., die Einfuhr auf 18,5 Mill. Frs. Bis zur Revolution war der Handel auf M. erst Monopol der Gesellschaft, dann der Regierung. Heftige Stürme richten auf M. bisweilen große Verwüstungen an, und erst 1845 war die Insel der Schauplatz einer furchtbaren Verheerung, bei der auch viele Menschen umkamen; auch Erdbeben sind häufig. Sie ist in zwei Arrondissements getheilt, das von Fort de France und das von St.-Pierre. — Die Hauptstadt Fort de France, früher Fort-Royal genannt, ist Residenz des Gouverneurs und der Behörden, liegt an der größten, in die Westküste einschneidenden Bucht der Insel und hat 11,425 E. Der wichtigste Handelsplatz ist die Stadt St.-Pierre, mit guter Rhede, befestigtem Hafen und 22,000 E. Andere bemerkenswerthe Orte sind La-Trinité, Handelsstadt an der gleichnamigen Bucht mit 6100 E., Lamentin und Macouba mit einst berühmten Tabackpflanzungen.

Martinstahl, eine in neuerer Zeit aufgetauchte Sorte Massestahl, die sich an den Bessemerstahl (s. d.) anschließt und dargestellt wird, indem man auf der muldenförmigen Sohle eines Flammenofens mit Hülfe eines Siemens'schen Regenerativgasofens eine Partie Roheisen einschmilzt und in das unter einer Schlackendecke befindliche Bad in gewissen Zwischenräumen

Digitized by Google

so lange Schmiedeeisen einträgt, bis die sehnige Natur des Schmiedeeisens erreicht ist. Durch Zusatz einer bestimmten Menge Roheisen wird alsdann die Masse in Stahl verwandelt. Der M. ist Massegußstahl und dient zu Eisenbahnschienen, Bandagen und hauptsächlich Gewehrläufen.

Martius (Karl Friedr. Philipp von), einer der ausgezeichnetsten deutschen Naturforscher und Reisenden, geb. 17. April 1794 zu Erlangen, wo sein Vater Ernst Wilhelm M. (geb. 10. Sept. 1756 zu Weißenstadt im baireuther Oberland, gest. 12. Dec. 1819), als Botaniker und Pharmaceut auch wissenschaftlich bekannt, damals Hofapotheker war. Der Sohn erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte dann auf der Universität daselbst Medicin. Nachdem er promovirt, nahm er mit Spix und andern theil an der 1817—20 von der österr. und bair. Regierung veranstalteten Reise nach Brasilien, die zu den ergebnißreichsten des 19. Jahrh. gehört. Er berichtete über dieselbe in der «Reise nach Brasilien» (3 Bde., Münch. 1824—31), einem ungewöhnlich reichhaltigen und anziehend geschriebenen Werke, in welchem die Natur mit großer Anschaulichkeit geschildert ist. Die rein botan. Ausbeute seiner Reisen verarbeitete er seitdem in einer Reihe wissenschaftlicher Werke. Dahin gehören zunächst: «Nova genera et species plantarum» (3 Bde., Münch. 1824—32, mit 300 colorirten Tafeln) und «Icones plantarum cryptogamicarum» (Münch. 1828—34, mit 76 colorirten Tafeln). Diesen schließen sich an die «Historia naturalis Palmarum» (3 Bde., Münch. 1823—45, mit 219 colorirten Tafeln) und die «Flora Brasiliensis» (Heft 1—72, Lpz. 1840—77, nach seinem Tode fortgesetzt von A. W. Eichler). In seinen «Reden und Vorträgen über Gegenstände aus dem Gebiete der Naturforschung» (Stuttg. 1838) und mehrern andern kleinern Schriften hebt M. besonders die philos. und ethischen Gesichtspunkte hervor. Schon vor seiner Reise hatte er «Plantarum horti Erlangensis enumeratio» (Erlangen 1814) und «Flora cryptogamica Erlangensis» (Erlangen 1817) veröffentlicht. Unter seinen zahlreichen übrigen Schriften sind mehrere einzelnen Pflanzenfamilien und Gattungen, wie z. B. den Amarantaceen (Bonn 1825) u. s. w. gewidmet. Andere enthalten treffliche Schilderungen der Natur Brasiliens und seiner Bewohner, wie z. B. «Die Pflanzen und Thiere des tropischen Amerika» (Münch. 1831), «Das Naturell, die Krankheiten, das Arzthum und die Heilmittel der Urbewohner Brasiliens» (Münch. 1843) u. s. w. Die eigentlich ethnogr. Resultate seiner brasil. Reise veröffentlichte er in den «Beiträgen zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas» (2 Thle., Lpz. 1867). Sonst sind von seinen Schriften noch zu erwähnen: «Conspectus regni vegetabilis secundum characteres morphologicos» (Nürnb. 1835), «Systema materiae medicae vegetabilis Brasiliensis» (Lpz. 1843) und «Amoenitates botanicae Monacenses» (Frankf. 1829—41). Seit 1842 Secretär der mathem.-physik. Klasse der Akademie der Wissenschaften in München, hat M. auch zahlreiche Gedächtnißreden auf verstorbene Mitglieder, wie von Schrank, Berzelius, Kielmeyer, Zuccarini, Oken, Link, Humboldt, Biot u. s. w., veröffentlicht. Eine Sammlung derselben wurde von ihm selbst veranstaltet (Lpz. 1866). Lange Zeit entfaltete auch M. als akademischer Lehrer und Director des botan. Gartens in München eine höchst erfolgreiche Thätigkeit, bis er sich 1864 in Ruhestand versetzen ließ. Er starb zu München 13. Dec. 1868. Vgl. Schramm, «Karl Friedrich Philipp von M. Sein Lebens- und Charakterbild» (2 Bde., Lpz. 1869); Meißner, «Denkschrift auf Karl Friedrich Philipp von M.» (Münch. 1869). — Ein jüngerer Bruder, Theodor Wilhelm Christian M., geb. 1. Juli 1796, gest. 15. Sept. 1863, übernahm 1824 von seinem Vater die Apotheke zu Erlangen und erhielt hier 1848 eine außerord. Professur der Pharmacie und Pharmakognosie. Er hat sich durch einen «Grundriß der Pharmakognosie des Pflanzenreichs» (Erlangen 1832) sowie durch das «Lehrbuch der pharmaceutischen Zoologie» (Stuttg. 1838) und andere Schriften literarisch bekannt gemacht.

Märtyrer (vom griech. μάρτυρ, d. h. Zeuge) nennt man allgemein jeden, der für eine Idee äußere Nachtheile und Anfeindungen übernimmt. Im histor. oder engern Sinn bezeichnet M. die standhaften Bekenner des christl. Glaubens. Bis ans Ende des 3. Jahrh. hießen M. nur diejenigen, welche ihr Bekenntniß des Christenthums mit dem Tode besiegelt hatten, später nannte man M. auch die «Confessoren», d. h. diejenigen Christen, welche in drohender Todesgefahr, sowie beim Verluste ihres Vermögens und ihrer Freiheit am Bekenntniß des Glaubens standhaft festhielten. Je größer in den Verfolgungen die Zahl der Abgefallenen ward, desto höher ehrte man die M., ihre Aussprüche galten als göttliche Befehle, ihre Fürsprache entschied über die Wiederaufnahme Gefallener. Dies führte an manchen Orten zu einer Laxheit der kirchlichen Disciplin und zu einer Bekämpfung des Ansehens der M. durch die Bischöfe. Der Tod der M. galt als vollgültige Sühne der Sünden, ersetzte gar die Taufe (daher Blut-

Digitized by Google

taufe, lavacrum sanguinis, Matth. 10, 39, genannt) und sollte sofort zur vollen Seligkeit führen, die sonst erst nach dem Jüngsten Gericht verheißen ist; daher die Todestage der M. ihre Geburtstage (natalitia martyrum) hießen. Die Verehrung der M. knüpft daran an, daß man ihre Leichname von der heidnischen Obrigkeit einlöste und feierlich beisetzte, über ihre Gräber Altäre (mensae martyrum) und Kirchen (martyria, memoriae martyrum) baute, oder doch an denselben Gottesdienste feierte, oder später ihre als heilige Reliquien (s. d.) betrachteten Ueberreste in Kirchen und unter Altäre versetzte. Gegen solche translationes erließ schon Theodosius I. ein Gesetz. Hatte man bis ins 5. Jahrh. noch für verstorbene M. gebetet, so stellte Augustin den Satz auf: man müsse sich durch Gebet den M. empfehlen. Diesen Satz machte die Kirche zur Praxis und begründete Innocenz III. durch die Autorität der Bibel. Märtyrerfeste kamen schon zu Ende des 2. und Anfang des 3. Jahrh. auf; man wallfahrtete zu den Gräbern der M., hielt Lobreden über ihre Thaten und Leiden, betete und feierte das Abendmahl. Später führte man das Fest aller M. ein, das von der griech. Kirche in der Pfingstwoche, von der römischen 26. Dec. gefeiert wird. Die größtentheils unglaubwürdigen, legendenhaften Schilderungen der Thaten und Leiden der M. sind in den Martyrologien (Calendaria sanctorum) enthalten, deren bedeutendstes das römische ist, welches Clemens I. entworfen haben soll. Vgl. Hausrath, «Neutestamentliche Zeitgeschichte» (Bd. 3, «Die Zeit der M. und das nachapostolische Zeitalter», Heidelb. 1873—74).

Marx (Adolf Bernh.), namhafter Musikschriftsteller, geb. zu Halle 27. Nov. 1799 als Sohn eines jüd. Arztes, erhielt eine wissenschaftliche Bildung, übte sich aber auch zugleich im Klavierspielen, im Gesang und auf der Violine und versuchte sich unter Beistand des Prof. Türk in der Composition. Nachdem er zu Halle die Rechte studirt hatte, fungirte er einige Zeit im praktischen Justizdienst, gab denselben aber auf, um ausschließlich der Kunst zu leben. Er ertheilte nun Unterricht auf dem Klavier, im Gesang und in der Composition und übernahm später die Redaction der «Berliner allgemeinen musikalischen Zeitung», veröffentlichte auch mehrere theoretische und praktische Musikwerke. Im J. 1830 wurde er an der Universität zu Berlin als Professor der Musik und Musikdirector angestellt. Doch war seine Thätigkeit am erfolgreichsten als Privatlehrer der Composition, und eine große Anzahl von tüchtigen Musikern verdankte ihm ihre höhere Ausbildung. M. starb 17. Mai 1866. Als Schriftsteller ist M. im Gebiete der musikalischen Theoretik und Didaktik sowie auch als ästhetischer Kritiker sehr fruchtbar gewesen, und seine Leistungen zeichnen sich im allgemeinen durch Geist und glänzende Darstellung aus. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Die Kunst des Gesangs» (Berl. 1826), «Ueber die Geltung Händel'scher Sologesänge für unsere Zeit» (Berl. 1829), «Ueber Malerei in der Tonkunst» (Berl. 1828), «Die Lehre von der musikalischen Composition» (4 Bde., Lpz. 1837—45; Bd. 1, 8. Aufl., 1875 fg.; Bd. 2, 6. Aufl., 1873; Bd. 3, 4. Aufl., 1868; Bd. 4, 4. Aufl., 1871), «Allgemeine Musiklehre» (Lpz. 1839; 9. Aufl. 1875), «Die Musik des 19. Jahrh. und ihre Pflege» (Lpz. 1855; 2. Aufl. 1873), «Ludwig van Beethoven. Leben und Schaffen» (Berl. 1858; 3. Aufl. 1875), «Anleitung zum Vortrag Beethoven'scher Klavierwerke» (2. Aufl. von Behnke, Berl. 1875), «Gluck und die Oper» (2 Bde., Berl. 1862; 2. Aufl. unter dem Titel: «Gluck's Leben und Schaffen», Berl. 1866). Außerdem veröffentlichte er viele Aufsätze in musikalischen Zeitschriften und lieferte Artikel in Schilling's «Lexikon der Tonkunst». Zuletzt gab er «Denkwürdigkeiten aus meinem Leben» (2 Bde., Berl. 1865) heraus. M. war ein Tonsetzer von mehr Verstand und Wissen als von Reichthum und Unmittelbarkeit der Erfindung. Unter seinen Compositionen befinden sich die Oratorien «Mose» und «Johannes der Täufer», das Melodrama «Die Rache wartet», die Oper «Jery und Bätely», Lieder und Klaviersachen, ein Choral- und Orgelbuch, verschiedene Kirchenstücke u. s. w.

Marx (Karl), das geistige Oberhaupt der Internationalen Arbeiterverbindung, 1818 zu Köln geboren, studirte die Rechte, Philosophie und Geschichte in Bonn und Berlin, trat 1841, die erwählte akademische Laufbahn aufgebend, in die Redaction der «Rheinischen Zeitung» in Köln, deren Leitung er 1842 übernahm. Durch seinen Radicalismus führte er 1843 die Unterdrückung der Zeitung herbei. M. ging nach Paris, wo er sich dem Studium der wirthschaftlichen und socialen Fragen widmete. Die erste Frucht desselben war die «Kritische Revision der Hegel'schen Rechtsphilosophie» in den 1844 in Paris von ihm mit Arnold Ruge herausgegebenen «Deutsch-Französischen Jahrbüchern». «Die heilige Familie, gegen Bruno Bauer und Consorten» (1844) war eine Satire auf den deutschen Idealismus, den M. durch «den histor. Realismus» ersetzen wollte. Auf Verlangen der von ihm heftig angegriffenen preuß. Regierung aus Frankreich ausgewiesen, ging M. nach Brüssel. Er veröffentlichte einen «Dis-

Digitized by Google

cours sur le libre-échange» (1846) und «Misère de la philosophie. Réponse à la philosophie de la misère de Proudhon» (1847) und mit Friedr. Engels das 1847 zu London auf einem internationalen Congreß von Arbeitern vereinbarte «Manifest der communistischen Partei» (1848). Deshalb wurde er bald auch aus Belgien verwiesen. Die Februarrevolution rief ihn nach Paris, von wo er, als in Deutschland die Revolution ausbrach, nach Köln eilte, um dort die «Neue Rheinische Zeitung» zu gründen. In ihr erließ er nach Auflösung der preuß. Kammern und Octroyirung der Verfassung einen Aufruf, in welchem er das Volk zur organisirten Steuerverweigerung aufforderte, «um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben», weshalb die Zeitung unterdrückt wurde. In den Frühling 1848 fällt auch M.' Bekanntschaft mit Lassalle, der in Köln sein «Schüler» wurde. Trotz der Reaction setzte M. seine Agitation fort, wurde aber in allen Processen freigesprochen, da dieselben vor Schwurgerichten geführt wurden. Nach der Niederwerfung des bad. Aufstandes überführte ihn die preuß. Regierung des Einverständnisses mit demselben und verwies ihn des Landes. M. ging 1849 wieder nach Paris; doch nach der Insurrection des 19. Juni mit Internirung in Morbihan bedroht, suchte M. in London eine Zuflucht, wo er seitdem lebt. Eine 1850 gegründete Monatsschrift, die in Hamburg gedruckt wurde, ging bereits 1851 wieder ein. Nach dem Staatsstreiche Napoleon's schrieb er «Der 18. Brumaire Louis Bonaparte's» (Bost. 1852) und 1853 «Enthüllungen über den Communistenproceß zu Köln», einen Angriff auf die preuß. Regierung und das deutsche Bürgerthum. Bis Anfang der sechziger Jahre lebte M. in tiefer Zurückgezogenheit social-ökonomischen Studien; seinen Unterhalt gewann er durch Beiträge zur «New York Tribune». Als 28. Sept. 1864 im Meeting zu St.-James-Hall zu London die «Internationale» endgültig gegründet und ein Centralrath provisorisch gewählt wurde, ernannte man M. zu dessen Mitgliede. Er entwarf das Inauguralmanifest sowie die allgemeinen Statuten, die 1866 auf dem Congreß zu Genf definitiv angenommen wurden. Seitdem fungirt M. als Secretär für Deutschland und muß als der fast absolute Leiter der Internationale angesehen werden. Seit 1872 aber ist M. vom engl. Theil der Internationale heftig angegriffen und sogar der Generalrath für ungesetzlich und unwürdig, die Arbeiterklassen zu vertreten, erklärt worden. Auf dem Congreß in Haag 1872 trat eine Trennung der Centralisten unter M. von den Föderalisten ein. Der Sitz des Generalraths wurde von London nach Neuyork verlegt. Seine Doctrinen entwickelte er besonders in dem Werke «Das Kapital. Kritik der polit. Oekonomie» (Bd. 1, Hamb. 1867). M. veröffentlichte ferner: «Zur Kritik der polit. Oekonomie» (Berl. 1859) und «Herr Vogt» (Lond. 1860), worin Karl Vogt und seine Anhänger angeklagt werden, sich Napoleon III. verkauft zu haben. (S. Internationale.)

Maryland, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, umfaßt das Uferland der innern Chesapeakebai, liegt zwischen 37° 53′ und 39° 44′ nördl. Br. und erstreckt sich zwischen Pennsylvanien, Delaware, Virginien und Westvirginien mit einem schmalen Landstriche längs des Potomac bis zum Westabhange des Alleghanygebietes. Das Land ist im Innern sehr fruchtbar und gewährt vornehmlich Eisen, Alaun, Steinkohlen, Taback und alle Arten Getreide und Obst. M. hat 28,811 QKilom. Flächeninhalt mit 780,894 E., worunter 175,391 Farbige. Getreide- und Schiffsbau, Woll- und Baumwollwaaren, Leder- und Eisenfabrikation sind die Hauptgegenstände des Gewerbfleißes. Der Handel ist sehr bedeutend. Die Exporte betrugen in dem am 30. Juni 1874 endenden Rechnungsjahre 27,692,709 Doll., die Importe hatten einen Werth von 29,302,138 Doll. Die fundirte Staatsschuld belief sich 1875 auf 11,373,000 Doll. Nach dem Census von 1870 gab es im Staate 1420 Kirchen und Gemeinden, darunter 103 katholische mit einem Vermögen von mehr als 3 Mill. Doll. Für den öffentlichen Unterricht geschieht erst seit der 1872 erfolgten Einsetzung eines Staatserziehungsaufsichtsraths etwas mehr, sodaß 1873 bereits 1742 gut dotirte Schulen bestanden. Im J. 1874 waren 1350 Kilom. Eisenbahnen in Betrieb; die bedeutendste von ihnen ist die Baltimore- und Ohiobahn. Von den 43 Banken sind (1873) 33 National- und 10 Staatsbanken, mit einem Kapital von 16,553,216 Doll. Von dem engl. Kapitän Smith im Anfange des 17. Jahrh. besucht, wurde das Land 1632 von König Karl I. an Calvert, Lord Baltimore, verliehen, von diesem zu Ehren der Königin Maria benannt und zum Asyl der damals verfolgten Katholiken bestimmt, ohne jedoch die Anhänger anderer Religionsparteien auszuschließen. Die Colonie gedieh, gab sich 1650 eine Repräsentativverfassung, änderte dieselbe 1776 als Freistaat und trat 1788 zur Union. Die neueste Verfassung ist vom 18. Sept. 1867. Die gesetzgebende Gewalt übt ein Senat von 26 auf vier Jahre gewählten Mitgliedern und das Repräsentantenhaus, dessen auf zwei Jahre gewählte Mitglieder sich der Zahl nach mit dem

Digitized by Google

Steigen der Bevölkerung vermehren. Die vollziehende Gewalt übt ein auf vier Jahre erwählter Gouverneur. Zum Congreß sendet M. sechs Repräsentanten und zwei Senatoren. Sitz der Regierung ist Annapolis (s. d.); die bedeutendste Stadt ist Baltimore (s. d.). Außerdem verdienen Erwähnung: Cumberland mit 8056 E. wegen seiner Eisen-, Blei- und Kupfergruben, und die zwei meist von Deutschen bewohnten Orte Frederick, mit 8526 E. und bedeutendem Handel, und Hagerstown, mit 5779 E.

März (lat. Martius, d. i. dem Mars heilig; Mârutas, Beiname des ind. Gottes Indra, bedeutet die alles besiegende Frühlingsgewalt), der erste Monat des alten röm. Jahres, von Karl d. Gr. Lenz- oder Frühlingsmonat, in allen slaw. Sprachen Birkenmonat genannt, im Zeichen des Widders, ist der dritte Monat des Jahres, der letzte des Winters, der erste des Frühjahrs. In ihm erwacht die Natur aus dem Winterschlafe, schlagen Birken und Haseln aus, stellen sich die Zugvögel ein, beginnt die Feldbestellung. Eine warme, trockene Witterung sagt der letztern und der Entwickelung der Vegetation am meisten zu, daher die Bauernregeln: «Märzstaub bringt Gras und Laub, Märzregen wenig Segen», «Truckener M. füllet die Keller», «Der M. nimmt den Pflug am Sterz» u. s. w. Seine Lostage sind 9., 10., 12., 17., 19., 21. und 25. — Unter Märzbewegung oder Märzrevolution versteht man die Bewegung von 1848, die in den deutschen Staaten meist im M. ausbrach und allenthalben, wenigstens vorübergehend, große Veränderungen in Gesetz und Verfassung («Märzerrungenschaften») zur Folge hatte.

Märzfeld (campus Martius) hieß unter den merovingischen Königen der Franken die allgemeine Volksversammlung, die regelmäßig im März gehalten wurde. Pipin der Kleine verlegte sie 755 auf den Mai, weshalb sie nun Maifeld (campus Majus oder Magicampus) genannt wurde, und so blieb es unter Karl d. Gr. und solange der Gebrauch unter den Karolingern sich erhielt. In dieser Versammlung, wie sie auch bei andern deutschen Stämmen im Frühjahr üblich war, erschienen nach altgerman. Sitte alle freien Männer, um über Dinge, die vor die Volksgemeinde gehörten, wie Krieg und Frieden u. s. w., zu berathen und zu beschließen, und zur Abhaltung der Heerschau. Diese letztere und die Versammlung zum Kriegszuge wurden bei den Franken die Hauptsache, da die Könige bei dem steigenden Ansehen der Grafen, Bischöfe und Aebte nicht mehr das gesammte Volk, sondern nur jene zur Berathung der Staatsangelegenheiten zuließen. Die Beschlüsse wurden öffentlich verkündet und zugleich dem Könige die Gaben (dona) dargebracht, welche für Freie die einzige Form der Steuer waren. Vgl. Ahrens, «Ueber Namen und Zeit des campus Martius der alten Franken» (Hannov. 1873).

Marzipān, entstanden aus Marci panis, d. h. Markusbrot, eine Art feines Zuckergebäck, das aus einem Teige von süßen und bittern Mandeln und Zucker bereitet, im Ofen bei gelindem Feuer gebacken, dann mit Zuckergelée übergossen und mit buntem Streuzucker bestreut wird. Vorzüglichen M. liefern Königsberg in Preußen, Lübeck und Nürnberg.

Masaccio, eigentlich Tommaso Guidi, toscan. Maler, 1401 zu San-Giovanni im obern Arnothale geboren. Ein ihm eigener tiefer Ernst ließ ihn im Leben oft nachlässig und zerstreut erscheinen, daher die verächtliche Endsilbe seines Namens, welche soviel als der unbehülfliche Thomas bezeichnet. Hauptgegenstand seiner Studien waren die Werke des Brunelleschi und Donatello. Sein Leben brachte er meist in Rom und in Florenz zu und starb in ersterer Stadt 1428. Es sind nur wenige Staffeleibilder, sämmtlich in Tempera gemalt, von ihm vorhanden; um so bedeutender, ja epochemachend sind seine Fresken, besonders diejenigen der Kapelle Brancacci in Carmine zu Florenz, aus der Geschichte des heil. Petrus. Hier zum ersten male läßt sich eine völlige Emancipation von der typischen Strenge des frühern Mittelalters, eine Darstellung der Menschengestalt um ihrer eigenen Schönheit willen erkennen. M. hat zuerst vollständige Kenntniß des Nackten entwickelt und die Gegenstände nicht mehr halb andeutungsweise, sondern in ihrer ganzen Wirklichkeit dem Beschauer vor Augen geführt. Einzelne Gestalten sind bereits so frei componirt, so edel aufgefaßt, daß sie für alle spätern Florentiner, ja für Rafael und Michel Angelo Vorbild blieben und von ersterm nachgeahmt wurden. Wie in der Modellirung des Nackten, so begründete M. auch für die Drapirung einen neuen Stil, indem er dieselbe mehr den Körperformen folgen ließ. Um dem Beschauer vollends sein Werk möglichst nahe zu rücken, umgab er die handelnden Hauptfiguren mit schönen lebendigen Gruppen von Zuschauern. Die Fresken zu San-Clemente in Rom sind ohne Zweifel von seinem Zeitgenossen Masolino da Panicale.

Masanderan oder Masenderan, auch Mazenderan geschrieben, eine Provinz Persiens an der Süd- und Südostküste des Kaspischen Meers, ein etwa 355 Kilom. langer Landstrich von ungefähr 27,090 QKilom. Flächeninhalt, besteht aus einer flachen Küstenebene von

Digitized by Google

wechselnder Breite, aber ohne gute Häfen, mit den terrassenartig dahinter aufsteigenden Vorketten des hohen Elbursgebirgs. Das Land ist reichlich bewässert durch eine Menge kleiner Flüsse, hat ein warmes, überaus feuchtes und ungesundes Klima, in den Ebenen und Thälern ungemein fruchtbaren Boden, der ungeachtet des nachlässigen Anbaues eine Menge Reis, das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung, Getreide, Hanf, Baumwolle, Zuckerrohr und Taback, außerdem Melonen, Arbusen, Kürbisse, Gurken, Kastanien, Citronen und viele Obstarten hervorbringt. Die Maulbeerbäume werden zur Seidenzucht benutzt; die dichten Waldungen bilden einen Hauptreichthum des Landes. Man zieht Pferde, Maulthiere, Esel, Schafe und Rinder und treibt Handel mit dem übrigen Persien und mit Rußland, welches von hier Seide, Reis und Baumwolle bezieht. Die Bewohner (etwa 300,000) sind zum größern Theile Nomaden, deren Häuptlinge an Persien Tribut zahlen. M., ein Theil des alten Medien und Hyrkanien, bei Firdusi als das Land der tapfern Krieger und Helden oder Divs, aber auch als das Land der Rosen und des ewigen Frühlings gepriesen und noch heute bei den Persern «der Garten Irans» genannt, blühte ganz besonders unter Schah Abbas d. Gr., um 1600, auf, welcher, wie andere Herrscher, hier Zaubergärten und Lustschlösser mit Wasserkünsten und Kunstteichen, mit Baumpflanzungen und Terrassenbauten anlegte, deren großartige und liebliche Reste, wenn schon im Verfall, doch heute noch bewundert werden. So der Schahpalast und die Orangen- und Citronenhaine zu Balfrusch (s. d.); die glänzenden Reste zu Aschraf (s. d.), zu Sufsiabad, nicht weit von Aschraf, am Meere, wo noch die Reste einer Sternwarte und Lustgebäude stehen; in Furrahabad oder Farachabad an der Mündung des Tedschen, wo der Schah Abbas 1628 starb. Die gegenwärtige Hauptstadt M.s ist Sari mit 8—15,000 E., die des östlichsten Districts ist Astarabad (s. d.). Außerdem ist noch die Stadt Amol (s. d.) bemerkenswerth.

Masaniello (eigentlich Thomas Aniello), der Führer des im Juli 1647 gegen den span. Vicekönig Herzog von Arcos in Neapel ausgebrochenen Aufstandes, geb. zu Amalfi 1622, lebte in Neapel als Fischer und Obsthändler. Der materielle Druck, der auf der Bevölkerung seit lange lastete, war im Jan. 1647 noch durch die unkluge Maßregel des Vicekönigs, auch das Obst zu besteuern, ins Unerträgliche gesteigert worden und rief gerade in der ärmern Bevölkerung eine tiefe Gärung hervor. M. selbst war persönlich erbittert, weil man seine Frau hart behandelt hatte, als sie versuchte, eine kleine Quantität Mehl einzuschwärzen. Er beschloß im Bunde mit einigen Gleichgesinnten, Rache zu nehmen, als ein Auflauf an den Zollhäusern 7. Juli 1647, wo man die neue Obststeuer erheben wollte, den zufälligen Anstoß zu einer Revolte der Massen gab. M. vertrieb die Zollbeamten, zerstörte mit den Seinigen die Zollgebäude und schüchterte den Vicekönig so ein, daß sich dieser zu den weitesten Concessionen herbeiließ. Freilich waren die niedern Volksklassen vollständig Herren in der Stadt. Paläste wurden zerstört, blutige Volksjustiz geübt, und M. selbst handhabte die thatsächliche Macht. In einem förmlichen Vertrage jedoch, den der Vicekönig mit M. 13. Juli in der Karmeliterkirche schloß, waren eine Menge von Zugeständnissen gemacht und namentlich alle neuen Auflagen, die nach den Exemtionen Kaiser Karl's V. auferlegt worden waren, beseitigt worden. M. aber ward durch diesen Erfolg völlig bethört, ergab sich dem ausschweifendsten Trunke und richtete seine launenvolle und grausame Despotie nun gegen die eigenen Freunde und Anhänger. Schon 16. Juli wurde er von Genossen seines frühern Anhangs ermordet. Diesen Aufstand hat Auber zu der Oper «Die Stumme von Portici» als Stoff verwendet. Vgl. Saavedra, Herzog von Rivas, «Insurreccion de Napoli en 1647» (2 Bde., Madr. 1849); Zeller, «Les tribuns et les révolutions en Italie. Arnauld de Brescia, Rienci, Masaniello etc.» (Par. 1874).

Mascarenische Inseln oder Mascarenhas-Inseln heißen die östlich von Madagascar im Indischen Ocean gelegenen vulkanischen Inseln Réunion (s. d.) und Mauritius (s. d.), wozu auch das 600 Kilom. östlich von der letztern gelegene Eiland Rodriguez gerechnet wird.

Maschine und Maschinenwesen. Die Maschine bildet, im technischen Sinne genommen, den Gegensatz zu dem Begriffe Werkzeug. Unter letzterm versteht man im allgemeinen jedes von der Hand geführte Hülfsmittel, dessen man sich zur Anfertigung irgendeines technischen Gegenstandes bedient. Das Werkzeug also bedingt nothwendig die führende Hand neben dem denkenden Geiste des Arbeiters; die Maschine dagegen ist eine mehr oder minder künstliche Verbindung einzelner Theile, welche von einer mechan. Naturkraft gezwungen werden können, unter Ausführung bestimmter Bewegungen den technischen Gegenstand selbst zu fertigen, ohne daß die unmittelbare Mitwirkung eines Arbeiters erforderlich wäre. Die Thätigkeit des letztern beschränkt sich meist nur auf Zu- und Abführung der Materialien, auf Beseitigung von Betriebsstörungen und allgemeine Beaufsichtigung. In der Maschine sind die Werkzeuge, deren sich der

Digitized by Google

Arbeiter bei der Handarbeit bedient, oft sehr sinnreich modificirt, angebracht, und die Maschine ersetzt also die Handarbeit in den meisten Fällen vollkommen, beschränkt sie aber mindestens in allen. Ein Beispiel möge genügen. Die Feile ist ein Instrument, dessen man sich z. B. auch bedient, um metallene Scheiben am Rande mit Zähnen zu versehen. In der Räderschneidemaschine ist jene Feile als eine kreisrunde Scheibe modificirt, welche auf ihrer hohen Kante den Feilenhieb (die Fräse) hat und, durch eine mechan. Kraft in Umdrehung versetzt, jenes Einschneiden verrichtet. Mit der Feile muß der Arbeiter darauf achten, daß er dieselbe stets genau auf die Theilung ansetze, genau in der Richtung des Halbmessers einschneide und in allen Einschnitten eine gleiche Tiefe gebe. Auf der Maschine eingestellt, schneidet die Fräse immer in der richtigen Lage, hört auf zu schneiden, sobald sie auf die gehörige Tiefe gelangt ist, und die Scheibe wird durch eine einfache Vorrichtung genau um so viel gedreht, als nöthig ist, damit der Fräse der richtige Angriffspunkt für den nächsten Einschnitt sich darbietet. Die Thätigkeit des Arbeiters beschränkt sich hier auf ein sehr Weniges, dabei geht die Arbeit ungemein viel schneller und zugleich viel regelmäßiger von statten, als sie durch Hand und Feile ausgeführt werden könnte. Die neuere Art der Anfertigung technischer Gegenstände hat gleichsam von selbst auf die Erfindung der Maschinen geführt. Früher und noch jetzt theilweise vollendete ein Arbeiter seinen Gegenstand allein: er mußte also jeden Zweig seines Faches vollkommen ausgelernt haben. Spätere Unternehmer legten Anstalten an, in welchen die Arbeit so vertheilt wurde, daß ein Arbeiter dem andern in die Hände arbeitete, sodaß einer immer nur denselben Gegenstand fertigte, oft nur aus dem Groben, und ihn dann einem zweiten gab, der ihn ausarbeitete, und so fort, bis alle einzelnen Theile in die Hand des sog. Fertigmachers kamen, der alles zusammenstellte, worauf das Ganze wieder von andern Arbeitern die letzte Vollendung erhielt. Es ist ersichtlich, daß so jeder einzelne Theil besser ausgeführt werden konnte, da der eine, der immer nur eben diesen Theil machte, es bei demselben leicht zu großer Vollkommenheit bringen konnte. So entstanden die Fabriken. Wenn nun aber eben die Anfertigung dieser einzelnen Theile sich meistens auf sehr einfache Handgriffe zurückführen läßt und fast eine rein mechanische, maschinenmäßige wird, so mußte man bald auf die Idee gerathen, diese Theile durch Maschinen anfertigen zu lassen, welche jedenfalls genauer und stetiger arbeiten konnten und mußten, da man sie stets mit derselben Genauigkeit und Kraft arbeiten lassen konnte. Auf diesen einfachen Grund lassen sich alle Maschinen zurückführen, wenn man dabei nur bedenkt, daß die zusammengesetztern Maschinen die Arbeit mehrerer Menschen in sich concentriren, welche sie in nacheinander folgenden Operationen ausführen. Man denke sich die Maschine zur Verfertigung der Krämpelbeschläge. Sie schneidet den Draht nach der gehörigen Länge und gibt ihm die gehörige Biegung; sie sticht die Löcher in das Krämpelleder; sie steckt die Drahthäkchen in die vorgestochenen Löcher. Dies sind eigentlich drei in eine zusammengezogene Maschinen, welche die Arbeit von drei Menschen verrichten. Auf solche Weise müssen durch die Maschinen nothwendig viele Hände erspart werden, und wenn auch eine allgemein bewegende Kraft, die noch außerdem sehr oft eine schon zur Benutzung vorhandene Elementarkraft sein konnte, mit einigem Kostenaufwande herbeigeschafft werden mußte, so trat doch immer eine große Ersparniß an Arbeitslohn ein, während die Erzeugnisse selbst besser wurden.

Indeß erhoben sich viele Stimmen gegen die Maschinen und machten geltend, daß durch dieselben eine große Menge von Menschen brotlos würde. Ja man brachte es dahin, daß in einzelnen Staaten Prohibitivmaßregeln gegen die Einführung der Maschinen in den Fabriken ergriffen wurden. Allerdings muß man auch den Gegnern des Maschinenwesens zugeben, daß durch die Einführung der Maschinen viele Menschenhände ihre Arbeit einstellen müssen und folglich zunächst brotlos werden; allein der Schluß, der aus dieser Erscheinung gezogen wird, daß nämlich diese augenblickliche Arbeitseinstellung zur Verarmung und zum Verderben im ganzen führt, ist keineswegs richtig. Die Erzeugnisse der Technik werden durch Anwendung der Maschinen wohlfeiler und besser, die Artikel werden mehr gesucht, weil sie durch billigen Preis jedermann zugänglich werden, die Consumtion steigert sich, und es entstehen immer neue Fabriken, welche jene brotlosen Arbeiter wieder beschäftigen. In welch hohem Grade die Einführung der Maschinen auf die Entwickelung eines Industriezweigs einwirken kann, davon gibt, neben zahllosen andern Fällen, die Baumwollspinnerei ein schlagendes Beispiel. Nicht nur sind die auf Maschinen gesponnenen Garne weit schöner, als Handspinnerei sie erzeugen kann, sondern es würde eine ganze große, nur aus Handspinnern bestehende Bevölkerung nicht hinreichen, um die gegenwärtig producirte und verbrauchte Garnmenge zu liefern. Oft ist die Ausführung gewisser Gegenstände einzig durch die Maschinen erst möglich geworden, z. B. Her-

Digitized by Google

stellung großer Eisenarbeiten mittels der Hobel-, Dreh- und Bohrmaschinen u. s. w. Ferner erfordert auch die Anfertigung der Maschinen, selbst wenn wieder Maschinen die Maschinen anfertigen, viele Hände, die im allgemeinen besser besoldet werden als gewöhnliche Fabrikarbeiter.

Als das eigentliche Vaterland des Maschinenwesens ist England zu betrachten. Begünstigt wurde dasselbe hierbei durch seinen Reichthum an gutem Eisen und ausgezeichnetem Brennmaterial; daher fanden auch in England die Dampfmaschinen am schnellsten Eingang. So hat sich hier vor allen Ländern Europas das Maschinenwesen am frühesten und am meisten entfaltet. Der Engländer, mit fast pedantischer Strenge auf die Vollendung seines Gegenstandes hinarbeitend, denkt stets auf Verbesserung, ergreift jede ihm dargebotene und scheut keine Kosten, welche Versuche, oft sehr ins Große getrieben, ihm verursachen könnten. Dabei begünstigt ihn großer Scharfsinn, ein gutes Patentgesetz und eine durch die Civilingenieure bis in die untern Arbeiterklassen hin verpflanzte technische Ausbildung. Erst in der neuesten Zeit geht man damit um, nach dem Muster der deutschen und französischen auch in England technische Lehranstalten und Gewerbeschulen zu gründen. Der Engländer ist rein praktisch; er erfindet erst eine Maschine, dann sucht er ihre Theorie auf und benutzt diese zur Verbesserung. Einen andern Weg schlägt man in Frankreich ein. Die technischen Bildungsanstalten Frankreichs haben im 19. Jahrh. eine sehr hohe Stellung eingenommen; dem dort gezogenen Arbeiter sind die Theorien nicht fremd, und ihnen folgend ist dort manche wichtige Erfindung gemacht worden, welche in das Maschinenwesen greift. Darum nimmt auch der Franzose, obschon er häufig Englands Erfindungen sich aneignet, dieselben nie auf guten Glauben an, sondern legt erst an alle den Maßstab der Theorie und der strengen Prüfung. Der Franzose faßt, schon vermöge seines lebhaften Temperaments, das Neue leicht auf und weiß es für sich auf die eine oder die andere Weise nutzbar zu verwenden. Aus diesem Grunde steht das Maschinenwesen in Frankreich, auch von seiten der Regierung gefördert, sehr hoch. Auch in Deutschland hat neuerdings der Maschinenbetrieb sich in hohem Grade entwickelt. Dabei leistete eine ungemein vergrößerte Ausbeutung des natürlichen Reichthums von Eisen und Steinkohlen vortreffliche Dienste, und es gelingt mehr und mehr, Deutschland der vollkommenen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit im Maschinenbaue zu nähern, wozu die intensive und extensive Wirksamkeit der Industrie- und Gewerbevereine und das Emporblühen technischer Bildungsanstalten das Ihrige beitragen. Nordamerika hat sein Mutterland England hinsichtlich des Maschinenwesens fast überflügelt. Hier ist der Preis der Handarbeit hoch, der Speculationsgeist wird stets rege gehalten und durch die Einwanderungen aus Europa unterstützt. Auch Belgien hat in der neuern Zeit sein Maschinenwesen bedeutend gefördert. Was die Entwickelung des Maschinenwesens in Rußland betrifft, so walten dort ganz andere Verhältnisse ob als bei den übrigen Staaten und Völkern. Während sich anderwärts das Maschinen- und Gewerbswesen aus der industriellen Klasse heraus bildete, geht in Rußland diese Entfaltung von den obern Staatsbehörden aus, deren Bestreben dahin geht, Rußland in industrieller Hinsicht von dem Auslande möglichst unabhängig zu machen. Ueber das Maschinenwesen in staatswirthschaftlicher und rechtlicher Hinsicht ist das Werk von Babbage, «On the economy of machinery and manufactures» (Lond. 1833; deutsch von Friedenberg, Berl. 1833), noch immer von Bedeutung.

Mascov (Joh. Jak.), deutscher Publicist und Historiker, geb. zu Danzig 26. Nov. 1689, studirte in Leipzig anfangs Theologie, dann die Rechtswissenschaft und ging hierauf mit zwei jungen Grafen von Watzdorf auf Reisen. Nach seiner Rückkehr wurde er 1719 außerord. Professor zu Leipzig, noch in demselben Jahre in den dortigen Rath aufgenommen, später ord. Professor der Rechte und der Geschichte, Hofrath und Proconsul der Stadt. Er starb zu Leipzig 22. Mai 1761. Unter den deutschen Staatsrechtslehrern behauptet er einen ausgezeichneten Rang. Seine «Principia juris publici Romano-Germanici» (Lpz. 1729; 5. Aufl. 1769) wurden lange Zeit auf den meisten Universitäten als Lehrbuch gebraucht. Nicht geringere Verdienste erwarb er sich um die deutsche Geschichtschreibung. Seine unvollendete «Geschichte der Deutschen bis zum Anfang der fränk. Monarchie» (2 Bde., Lpz. 1726—37) zeigt, daß er in seinen Ansichten von dem Wesen der Geschichte seiner Zeit vorausgeeilt war. M. war der erste deutsche Historiker, der in seinen geschichtlichen Arbeiten den nationalen Gesichtspunkt geltend machte. Eine Fortsetzung derselben sind die «Commentarii de rebus imperii Romano-Germanici» (3 Bde., Lpz. 1751—53). Außerdem schrieb er einen «Abriß einer vollständigen Historie des Deutschen Reichs» (Lpz. 1722—30) und eine «Einleitung zu der Geschichte des Römisch-Deutschen Reichs» (Lpz. 1752).

Masculinum, das grammatische männliche Geschlecht, s. Genus.

Digitized by Google

Maſer oder Flader nennt man diejenige Holzbildung, bei welcher der Verlauf der im Stamm emporſteigenden, das Holz zuſammenſetzenden Gefäßbündel (bei Laubhölzern) oder der Holzzellenbündel (bei Nadelhölzern) ein unregelmäßiger, gewundener und verworrener iſt, wodurch auf dem Tangentialſchnitt (dem ſenkrecht auf die Markſtrahlen geführten Längsſchnitte) eigenthümlich gewundene Figuren und Zeichnungen entſtehen. Nicht ſelten iſt das Maſerholz auch eigenthümlich gefärbt, oder es nimmt wenigſtens durch Beizen und Politur charakteriſtiſche, meiſt ſchöne gelbe und braune, ſehr verſchieden nuancirte Färbungen an. Die Veranlaſſung zur Maſerbildung geben gewöhnlich Adventivknospen, welche ſich am Stamm in großer Menge entwickeln und knollige Anſchwellungen und Auswüchſe bewirken. Beſonders häufig findet ſich die Maſerbildung am Grunde des Stammes nahe über der Wurzel. Durch öfteres Auslichten der Zweige kann man die Maſerbildung befördern. Das mit Maſerbildung verſehene Holz heißt Maſerholz und wird vorzüglich zu ausgelegten Arbeiten, Fournieren u. ſ. w. verwendet. Unter den einheimiſchen Laubhölzern zeichnen ſich der Nußbaum, Kirſchbaum, die Birke und Pappel durch häufige Maſerbildung, unter den Nadelhölzern vorzüglich der Taxus aus.

Maſern (morbilli, rubeola), auch Röthein, nennt man eine acute Infectionskrankheit, welche ſich lediglich durch Anſteckung fortpflanzt und meiſt einen ganz regelmäßigen (typiſchen) Verlauf nimmt. Die Krankheit kann übertragen werden durch das Blut, die Thränen, den Lungenſchleim, die Hautausdünſtung, und ſie wird ſogar durch Perſonen verſchleppt, die ſelbſt nicht an den M. erkranken. Nur Kinder unter dem erſten Lebensjahre und Greiſe bleiben von der Krankheit verſchont, während ſonſt alle Lebensalter von ihr ergriffen werden können. Einmalige Durchſeuchung ſchützt in der Regel vor einer zweiten Erkrankung. Die Krankheit bricht 12—14 Tage nach erfolgter Anſteckung aus (ſog. Stadium der Incubation oder Latenz) und beginnt als fieberhafter Katarrh der Luftwege und der Augenbindehaut. Dieſes Vorläuferſtadium gibt ſich durch ſtarke Lichtſcheu und Thränenabſonderung, anhaltendes Nieſen, Schnupfen und Huſten zu erkennen und währt in der Regel drei Tage, worauf unter Zunahme des Fiebers zunächſt im Geſicht, dann am Halſe und an der Bruſt und endlich am ganzen übrigen Körper zahlreiche linſengroße, rundliche, rothe Flecken aufſchießen, die an manchen Stellen zuſammenfließen, zwiſchen ſich aber Haut von geſunder Farbe laſſen. Mit dem vollendeten Ausbruche des Ausſchlags mindert ſich das Fieber und verſchwindet oft ganz, während die Flecken ſchon nach 24 Stunden zu erblaſſen beginnen. In gutartigen Fällen ſind die Flecken am achten oder neunten Tage der Krankheit verſchwunden, und die Haut ſchuppt ſich kleienförmig ab. An ſich tödten die M. nur ſelten, wol aber hinterlaſſen ſie als Nachkrankheit manchmal Tuberkuloſe, ſowie chroniſche Augen- und Ohrenentzündungen. Die Kranken müſſen das Bett ſo lange hüten, bis die Abſchuppung vollendet iſt. Die Temperatur des Krankenzimmers ſoll 13—15° R. betragen und dieſe Temperatur nach dem Thermometer geregelt werden. Die Augen ſchütze man vor zu grellem Lichte, halte ſie aber keineswegs ganz im Dunkeln. Täglich ſoll die Luft des Krankenzimmers erneuert werden, aber ſo, daß die Kranken nicht dem Zuge ausgeſetzt ſind. Leib- und Bettwäſche wechſele man, wenn nöthig, doch nur nach vorgängiger Durchwärmung. Abnorm hohes Fieber iſt durch Chinin, Salicylſäure und kalte Einwickelungen zu bekämpfen. Die Koſt ſei anfangs leicht, ſpäter kräftiger.

Maſiniſſa oder Maſſiniſſa, König der Maſſylier in Numidien, der Sohn des Gula, ausgezeichnet durch Tapferkeit, Geiſtesgaben und voll Ehrgeizes, war im zweiten Puniſchen Kriege ſeit 213 v. Chr. mit Karthago verbündet, angeblich weil ihm Hasdrubal (ſ. d.), Gisgo's Sohn, ſeine ſchöne Tochter Sophonisbe verlobt hatte, und kämpfte in Afrika und Spanien auf karthag. Seite, während Syphax, ein anderer numid. König, ſich den Römern anſchloß. Aber nach der Niederlage der Karthager bei Bäcula, 207 v. Chr., verbündeten die Karthager ſich mit Syphax als dem mächtigern, der nun auch durch Sophonisbe, die er zur Frau erhielt, enger an Karthago geknüpft wurde, und vertrieben vereinigt M. aus ſeinem Reiche, der ſich (nach Livius) als Flüchtling mit wenigen Reitern dem Scipio anſchloß, als dieſer 204 in Afrika landete. Mit den Römern verbündet, kämpfte er nun gegen Karthago und gegen Syphax, der 203 beſiegt in ſeine und durch ihn in röm. Gefangenſchaft kam. Er verzieh Sophonisbe die Untreue und vermählte ſich mit ihr; aber durch Scipio gedrängt, welcher fürchtete, daß ſie den Gemahl auf karthag. Seite ziehen möchte, und ihre Auslieferung verlangte, ſendete er ihr den Giftbecher. Die Römer belohnten ihn mit königl. Ehren und dem Lande des Syphax; nach der Schlacht bei Zama mußten ihn die Karthager im Frieden als König des ganzen Numidien anerkennen. Nach Hannibal's Vertreibung ſuchte er Stücke des karthag. Gebietes an ſich zu reißen und wurde jedesmal von den Römern, die als Schiedsrichter angegangen werden mußten,

Digitized by Google

begünstigt. Endlich reizte er sie, als er seine aus der Stadt vertriebenen Anhänger mit Gewalt zurückführen wollte, zum bewaffneten Widerstande, und diesen Vorwand benutzten die Römer, um den Frieden auch für sich als gebrochen anzusehen. Den Karthagern wurde 150 v. Chr. Krieg (der dritte Punische) angekündigt, in dessen zweitem Jahre M., 92 J. alt, 148 v. Chr. starb. Sein Reich wurde nach seinem Willen unter seine drei Söhne Micipsa, Gulussa und Mastanabal getheilt; der Sohn des letztern war Jugurtha (s. d.).

Maskât ist der von der Hauptstadt auf das Land übertragene Name des Staates Omân an der Ostküste Arabiens längs des Meers von Omân (Bahr Omân), des nördlichsten Theils des Arabischen Meers (s. d.). Die Herrschaft in diesem Staate ist in der Familie des zu Anfang des 18. Jahrh. durch Volkswahl auf den Thron gehobenen Stammherrn erblich. Der Imâm oder Sultan von Omân, Sejjid-Said, welcher 1804—56 regierte, machte, von den Engländern unterstützt, durch seine milde und kluge Regierung M. zu dem mächtigsten Staate Arabiens und zu einem der wichtigsten Handelsgebiete des Orients. Früher gehörte zu dem Imamat nicht nur das Küstenland Omân, sondern auch der schmale Küstenstrich der pers. Landschaften Mogistan und Laristan mit den Handelsstädten Bender-Abbasi (s. d.) und Lindscha und den Inseln Ormus (s. d.), Kischm, Laredsch oder El-Aredsch und Hindscham, sowie die Küste Balutschistâns vom Ras-Tanka bis nach Passani und Ras-Passinu mit den Hafenplätzen Gwatar und Gwadel. Unter dem Sultan Sejjid-Said gehörte unmittelbar zu M. auch die ganze ostafrik. Küste Wazamba oder der Suaheli-Neger, fast vom Aequator bis südlich zum Cap Delgado mit den Inseln Patta, Lamu, Melinde (Malindi), Wita oder Mombas, Pemba, Zanzibar oder Zanguebar (s. d.), Masia oder Monsia und Kilwa (Quiloa), desgleichen eine Zeit lang die Insel Sokotora (s. d.). Nachdem aber dieser Sultan 18. Oct. 1856 gestorben, theilten sich seine Söhne in die Herrschaft. Der älteste, Sejjid-Tsueni, erhielt M. und die asiat., Sejjid-Mejjid die afrik. Besitzungen. Nach dem Tode Sejjid-Tsueni's (1867) bemächtigten sich die Perser wieder der Städte und Inseln an ihrer Küste. Das Land Omân, auf 210,450 QKilom. mit 1,350,000 E. geschätzt, ist im ganzen ein productenarmes Land, doch gehören einzelne Küstenstrecken zu den fruchtbarsten und bevölkertsten Theilen Arabiens.

Die Bewohner, die von der westl. Einwanderung nach Arabien fast unvermischt gebliebenen Reste der Kartani, haben mit den nördlicher wohnenden Arabern wol die Sprache gemeinsam, weichen aber fast in jeder Beziehung von den übrigen Arabern ab. Neben ihnen haben sich auch andere Araberstämme aus dem Norden angesiedelt, namentlich Wahabiten der fanatischsten Art, Feinde aller ihrer Umwohner. Unter den übrigen Einwohnern Omâns gilt aber Wahâb und selbst Mohammed nichts, Ali ist in hohem Grade verhaßt. Ebenso hat der Koran hier keine Geltung, und die Pilgerfahrt nach Mekka ist abgeschafft. Später nahmen sie nach dem Stifter einer Sekte den Namen der **Karmaten** an, verwarfen indeß jedes geschriebene Gesetz, jedes Dogma. Auf der Grundlage ihrer alten, ursprünglich sabäischen Religion hat sich eine Naturreligion entwickelt, in welcher der Gottesbegriff noch jetzt ein pantheistischer ist. Die Karmaten tragen weiße Kleidung und einen weißen Turban. Sie nehmen außer den Sklavinnen nur eine Gattin, und diese geht unverschleiert. Wein und Taback werden in großer Menge gebraucht, Gold und Silber mit Verschwendung getragen. Durchweg herrscht große Toleranz und in jeder Weise Freiheit, doch auch Hang zum Wohlleben und Luxus. Jährlich werden aus Zanzibar Negersklaven in Menge eingeführt, von denen sich viele mit der Zeit frei machen, und die jetzt schon ein Viertel der Bevölkerung bilden. Gerichte und Executive sind ganz getrennt. Der Imam ist im Besitz von Monopolen und hat eine Leibgarde von 1000 Mann. Neben ihm besteht eine mächtige Aristokratie, auch bildet jede Stadt ein geschlossenes Municipium. — Die **Hauptstadt** M., die Residenz des Imam, nahe dem Wendekreise, im Hintergrunde einer von steilen und nackten Felsen eingeschlossenen, überall guten Ankergrund bietenden und außerordentlich fischreichen Bucht des Meers von Omân gelegen und auf der Landseite mit Festungswerken versehen, hat enge, schmuzige Straßen, Häuser, die vielfach nur aus Erde und Palmzweigen erbaut, einige stattliche Gebäude, darunter den großen Palast des Imam, und etwa 20,000 E. Nahe westlich an einer ähnlichen Bucht liegt die Stadt **Mat'ra**, der Sitz der Weber, Waffenschmiede, Fischer und Chelwafabrikation, mit etwa 30,000 E. M. ist mit seiner Ergänzung Mat'ra ein wichtiger Stapelplatz, dessen Schiffe die Häfen des Persischen Golfs, die von Indien (namentlich Karâtschi), das Rothe Meer und die ostafrik. Küste bis Kilwa und selbst Mauritius besuchen. Zur Winterzeit ist der Hafen zugleich das Asyl aller Schiffe des Indischen Oceans. Die Ausfuhrartikel sind Kopftücher, Teppiche, Waffen, Getreide, Datteln, Chelwa, Früchte und getrocknete Fische. Die Einfuhr von europ. Fabrikaten ist unbedeutend. Der Handel, besonders

Digitized by Google

der mit Perlen, liegt meist in den Händen der Banjanen. Von 1507, wo Albuquerque auf seinem Zuge gegen Ormus die Stadt M. eroberte, bis 1648, wo sie der arab. Imam Seif befreite, gehörte sie den Portugiesen, von denen noch weite Befestigungen vorhanden sind.

Masken (mittellat. masca, ital. maschĕra, vom arab. mascharah, d. i. Spott, Gegenstand des Gelächters) stammen aus sehr alter Zeit her, und man weiß, daß sie in Griechenland bei den bacchischen Weisen, festlichen Aufzügen und Processionen gebraucht wurden. Weil der Ursprung des griech. Trauerspiels mit dem Bacchusdienst zusammenhängt, so dienten sie gleich anfangs auch für die Bühne. Die antiken M. waren nicht, wie die modernen, eine Art Visir, welches nur das Gesicht bedeckt, sondern eine Art Helm, der den ganzen Kopf verhüllte und außer dem Gesichte auch Haar, Ohren, Bart, sogar die von Frauen beim Kopfputz angewendeten Schmucksachen an sich trug. Die ersten griechischen M. bestanden aus Baumrinde; später machte man solche aus Leder, inwendig mit Leinwand oder Zeug gefüttert. Da aber die Form derselben sich leicht verschob und verknitterte, wurden endlich M. aus Holz und sogar aus Elfenbein verfertigt. Man unterschied viererlei Arten: tragische M., bei heroischen Stücken gebräuchlich und von imposantem, schreckhaftem Aussehen; komische M., denen man einen burlesken, grimassirenden Ausdruck und oft etwas lächerlich Verzerrtes gab; Satyrmasken, welche, weil sie bei Possen und Schwänken dienen sollten, vom Verfertiger die närrischsten, drolligsten und groteskesten Formen erhielten; orchestrische M. mit regelmäßigen Zügen für die Tänzer. Meist hatten die alten M. sehr große Mundöffnungen, inwendig mit Metallstangen oder andern tönenden Körpern versehen, um der Stimme des Schauspielers eine Verstärkung zu geben, welche die Einrichtung der antiken Theater und ihre ungemeine Größe erforderte. Der Gebrauch der scenischen M. ging vom griech. Theater auf das römische über, und von diesem auf die ital. Kunstkomödie, commedia dell' arte, ein volksthümliches Stegreifspiel mit komischen M. und localen Dialekten. Don Pasquale, der Doctor von Bologna, auch Graziano genannt, Pantalone von Venedig, die listigen, schelmischen Bedienten Scapino (in Neapel Pasquariello) und Arlecchino aus Bergamo (in Neapel Pulcinella), Brighella von Ferrara, Beltramo von Mailand, Gelsonimo von Rom, die bramarbasirenden Kapitäne Spaviento, Frocasso und Tempesta, Tartaglia der Stotterer, Giangurgolo und Coviello von Calabrien, Truffaldino und Smeraldino, Columbina und Spiletta waren seit dem Mittelalter herkömmliche Maskencharaktere auf dem ital. Nationaltheater und wurden im 17. Jahrh. theilweise auch auf fast allen andern europ. Bühnen eingebürgert. Vgl. Ficoroni, «De larvis scenicis et figuris comicis» (Rom 1754, mit vielen Abbildungen antiker M.); Böttiger, «Kleine Schriften» (Dresd. u. Lpz. 1838); Valentini, «Trattato sulla commedia dell' arte» (Berl. 1826, mit Kupfern); Flögel, «Geschichte der komischen Literatur» (4 Bde., Lpz. 1784—87); Sand, «Masques et bouffons» (Par. 1860); Altmann, «Die M. des Schauspielers» (2. Aufl., Berl. 1875). Der Gebrauch der M., wie man sie jetzt trägt, kam nach unsern Gegenden aus Italien, namentlich aus Venedig, wo sie selbst außer der Carnevalszeit zu allen Freudenfesten gehörten. Diesseit der Alpen waren M. schon im 14. Jahrh. gebräuchlich und wurden sonst von vornehmen Frauen getragen, um die Haut gegen rauhe Witterungseinflüsse zu schützen und den Teint frisch zu erhalten. Der Gebrauch solcher M., im 17. Jahrh. noch sehr verbreitet, kam im 18. Jahrh. ab; an ihre Stelle traten Schminke und Schönpflästerchen. Jetzt trägt man M. nur noch bei Maskenbällen und Maskeraden. — In der Architektur nennt man M. gewisse fratzenhafte und phantastisch als Grimassen gebildete Köpfe in Flach- oder Rundwerk, die über Thorwegen, in der Mitte von Arcaden, über Grotteneingängen, an Brunnenmündungen u. s. w. als freie Decoration angebracht werden. Die Italiener sagen dafür mascarone. — In der Befestigungskunst versteht man unter M. eine vorliegende Brustwehr, durch welche ein anderes Werk, Batterie u. s. w. dem feindlichen Feuer entzogen wird; daher maskiren, eine Feldbatterie durch eine Truppenaufstellung dem Feinde so verbergen, daß sie erst sichtbar wird, wenn sie feuert.

Maskenball ist ein Ball, den man mit Maske und Verkleidung besucht. Das Vaterland der Maskenbälle war Italien; dieselben verdankten ihr Aufkommen theils der Lust, sich in prächtigen, abenteuerlichen und bizarren Verkleidungen zu zeigen, theils dem besondern Reize, sich ungekannt in einer großen, aus allen Ständen gemischten Gesellschaft zu bewegen, wo die hergebrachte Maskenfreiheit das Auslassen des Muthwillens in vollem Maße verstattete. Solche Maskenbälle wurden seit dem 17. Jahrh. überall beliebt, und sie gehören noch jetzt zu den geselligen Vergnügungen der Carnevalszeit, haben aber den alten Geist und das Gepräge der temporären Freiheit und Gleichheit aller Stände und Alter größtentheils verloren. — Maskerade hat im jetzigen Sprachgebrauch gleiche Bedeutung mit M. Früher nannte man

Digitized by Google

ſo die prächtigen Aufzüge und komödienartigen Ballete mit Geſang und Tanz, die bei hohen Vermählungsfeiern oder andern Hoffeſten veranſtaltet und gewöhnlich von Masken aufgeführt wurden. Urſprünglich und eigentlich aber iſt Maskerade eine Zuſammenkunft von maskirten und verkleideten Perſonen, die ihr luſtiges Weſen auf öffentlicher Straße trieben. Mehrere ehemalige Volksfeſte und Kirchenfeierlichkeiten, wie die Mummenſchanze, das Schönbartslaufen, die Faſtnachtsſpiele, das Eſelsfeſt u. ſ. w., waren wirkliche Maskeraden, die ſehr glänzend begangen wurden. Jetzt iſt von allen ſolchen Mummereien nur noch ein kleiner Reſt, nämlich der Faſching, übrig. (S. Faſtnacht und Carneval.) Vgl. Flögel, «Geſchichte des Groteſk-Komiſchen» (Lpz. 1788; neue Aufl. von Ebeling, Lpz. 1862).

Masliebe, Pflanze, ſ. Chrysanthemum und Gänſeblümchen.

Maſora (hebr., d. i. Ueberlieferung) heißt die Sammlung von kritiſchen und exegetiſchen Bemerkungen, betreffend den Worttext und zum Theil auch die Vocaliſirung der Bücher des Alten Teſtaments. Dieſelben ſtammen urſprünglich von den alten jüd. Schriftgelehrten und Weiſen aus den beiden letzten Jahrhunderten v. Chr. und der darauffolgenden Epoche der Miſchna, wurden lange zum Theil mündlich fortgeſetzt, zum Theil hier und da am Rande der Handſchriften angemerkt, endlich aber, wol zuerſt in Tiberias, nach und nach geſammelt und von Zeit zu Zeit mit Zuſätzen vermehrt. Dieſe Thätigkeit fällt zwiſchen das 6. und 8. Jahrh. Die gegenwärtige M. iſt indeß erſt im 11. Jahrh. vollendet worden, und man theilt ſie in die große und die kleine M., welche letztere nur in einem Auszuge beſteht. Die M. iſt für die Geſchichte und die Kritik der hebr. Bibel ſehr wichtig. Indeſſen haben die Verfaſſer und Sammler, die ſog. Maſoreten, auch manches Ueberflüſſige gethan, z. B. Worte und Conſonanten gezählt, die mittelſten Worte eines jeden Buchs aufgeſucht u. ſ. w. Die allmählich in Unordnung gerathene Sammlung wurde von Jakob Ben-Chajim aus Tunis für den Buchdrucker Dan. Bomberg zu Venedig geordnet und erſchien zum erſten mal in der rabbiniſchen Bibel (Venedig. 1525; abgedruckt in den Bibelausg., Venedig. 1548, 1568 u. 1617, Baſ. 1618 u. Amſterd. 1724—27). Eine Erklärung der maſoretiſchen Ausdrücke gaben Elias Levita («Maſoreth hammaſoreth», deutſch von Semler, Halle 1772) und Buxtorf («Tiberias», Baſ. 1620). In neuerer Zeit hat ſich Frensdorf durch Herausgabe des alten maſoretiſchen Buchs «Ochlah we-Ochla» (Hannov. 1864) um die M. verdient gemacht. Vgl. Carrière, «Les origines du text masorétique de l'Ancien Testament» (aus dem Holländiſchen des Künen, Par. 1875) und Berliner, «Die M. zum Targum Onkelos» (Lpz. 1877).

Maſovien hießen während des ſelbſtſtändigen Beſtehens von Polen die fruchtbaren Gegenden an der Weichſel, dem Bug und Narew, mit den Hauptorten Warſchau, Plock und Rawa. M. bildete in früheſter Zeit einen Theil Polens und wurde erſt 1207 ein beſonderes Herzogthum unter Konrad I., der, um ſein Land vor den Verwüſtungen der Poruſſen (Preußen) zu ſchützen, die Deutſchen Ritter (ſ. d.) nach Preußen zog. Nachdem 1526 die piaſtiſche Linie mit den Herzogen Janusz und Sigismund in M. ausgeſtorben war, vereinigte der poln. König Sigismund I. das Herzogthum M. wieder mit Polen, deſſen Schickſal es von nun an theilte. Die Einwohner heißen Maſuren. Der Sage nach hat M. ſeinen Namen von Maſos, dem Mundſchenk des Königs Mieczislaw II.; andere leiten den Namen von den Maſſageten ab.

Maß und Gewicht. Um die Größe oder Quantität irgendeiner ausgedehnten Größe (Raumgröße) zu beſtimmen, muß man ſie mit einer bekannten Größe derſelben Art, welche als Einheit dient, vergleichen, indem man unterſucht, wie viel mal die letztere in der zu beſtimmenden Größe enthalten iſt. Die Einheit nennt man «Maß» (Raummaß), die gedachte Vergleichung ſelbſt aber «meſſen». Hieraus iſt klar, daß beim Meſſen von Längen eine Länge oder Linie, beim Meſſen von Flächen eine Fläche, beim Meſſen von Körpern ein körperlicher Raum als Einheit oder Maß angenommen werden muß. Ebenſo kann das Gewicht eines Körpers nur durch Vergleichung mit einem andern als bekannt angenommenen Gewichte beſtimmt werden; die Einheiten des Flächen- und Körpermaßes laſſen ſich aber von der Einheit des Längenmaßes herleiten. Da die abſolute Größe jeder Maßeinheit an ſich willkürlich iſt, ſo kann es nicht auffallen, daß die Maße der einzelnen Länder ſehr verſchieden ſind, und ihre Mannichfaltigkeit iſt ſo groß, daß die Kenntniß der in den verſchiedenen Ländern gültigen Maße und Gewichte einen weſentlichen Theil einer eigenen Wiſſenſchaft (der Metrologie) bildet, deren anderer, allgemeiner Theil es mit den Bedingungen der Maße und des Meſſens überhaupt zu thun hat. In der älteſten Zeit hat man die Einheiten des Längenmaßes (Elle, Fuß, Zoll) von dem menſchlichen Körper entlehnt, eine Beſtimmung, die offenbar im höchſten Grade ſchwankend iſt und daher große Verſchiedenheit zur Folge haben mußte, wie denn namentlich in Deutſchland

Digitized by Google

bis 1872 fast jeder Staat seinen besondern Fuß hatte. Erst in der neuern Zeit ist man auf den Gedanken gekommen, unveränderliche Maßeinheiten aus der Natur zu entlehnen, um dadurch ein Universalmaß zu erhalten. Von den verschiedenen dahin zielenden Vorschlägen verdienen nur zwei eine nähere Erwähnung. Huyghens schlug 1673 die Länge des Secundenpendels, welche nach seiner Theorie auf der ganzen Erde unveränderlich sein mußte, oder vielmehr den dritten Theil derselben als Maßeinheit (Zeitfuß, pes horarius) vor. Aber abgesehen von der willkürlichen Eintheilung des Tags in 86,400 Secunden, steht diesem Vorschlage der fast gleichzeitig bekannt gewordene Umstand im Wege, daß die Länge des Secundenpendels nicht überall auf der Erde gleich, sondern von der geogr. Breite abhängig ist, weshalb Bouguer um 1749 die Pendellänge unter dem 45. Breitengrade, Condamine aber die Länge des Pendels unter dem Aequator als Maßeinheit vorschlug. Indeß kam keiner von beiden Vorschlägen zur Ausführung. Zwar erklärte sich 1790 die franz. Nationalversammlung für die Pendellänge als natürliche Einheit und Grundlage des Maßsystems, aber die von der Akademie der Wissenschaften zur Begutachtung ernannte Commission, welche Borda, Lagrange, Laplace, Monge und Condorcet bildeten, machte 1791 den Vorschlag, die Maßeinheit vielmehr von der Größe der Erde herzuleiten, und zwar den zehnmillionsten Theil des Erdquadranten oder der Entfernung des Pols vom Aequator als Einheit des Längenmaßes anzunehmen. Dieser Vorschlag wurde sofort angenommen, worauf die franz. Regierung eine möglichst genaue und sehr ausgedehnte Gradmessung veranstaltete, um durch diese die Größe jener Maßeinheit, welche Meter genannt wurde, genau zu bestimmen. Auf die so bestimmte Einheit ist das ganze, seit 1800 in Frankreich geltende sog. Metrische Maß- und Gewichtssystem gegründet. (S. Meter.) Obgleich gegen die Grundlage desselben, das Meter, eingewendet worden ist, daß sie als Längenmaß zu groß, zu verschieden von den bis dahin üblichen Längeneinheiten und überdies nicht einmal völlig richtig bestimmt sei, wie dies neuere Berechnungen allerdings dargethan haben, ist doch dieses System seines strengen innern Zusammenhangs und seiner consequent durchgeführten Decimaleintheilung wegen in wissenschaftlicher Hinsicht als das vorzüglichste aller vorhandenen Maßsysteme anzusehen und für wissenschaftliche Bestimmungen auch außer Frankreich fast allgemein, mit Ausnahme besonders Englands, in Gebrauch gekommen. Einige Staaten haben es ganz angenommen, andere bei der Regulirung ihrer Maßsysteme wenigstens insofern zu Grunde gelegt, als sie einen bestimmten, bequemen Theil des Meters als Längeneinheit angenommen haben. Einige Staaten, welche in der neuern Zeit ihr Maßwesen gesetzlich geordnet haben, sind von dem engl. Längenmaße ausgegangen, andere haben sich begnügt, die bisher üblichen Maße durch Vergleichung mit den metrischen genauer zu bestimmen. Durch die genaue Vergleichung eines herkömmlichen (conventionellen) Maßes mit einem fest bestimmten natürlichen kann jenem der Vorzug des letztern mitgetheilt werden, welcher wesentlich darin liegt, daß sich das Grundmaß aus der Natur jederzeit wieder entnehmen läßt, wenn auch alle Exemplare verloren gegangen sein sollten. Das Gewicht wird am zweckmäßigsten aus dem Raummaße hergeleitet, indem man eine gewisse Maßmenge reinen Wassers als Gewichtseinheit festsetzt. So ist das Kilogramm das Gewicht derjenigen Menge destillirten Wassers, welche bei dessen größter Dichtigkeit (bei 4° C. oder + 3⅕° R.), im luftleeren Raume gewogen, ein Liter oder Kubikdecimeter genau ausfüllt. Jede Substanz eines concreten Maßes (Maßstabs u. s. w.) erleidet durch die Veränderungen der Temperatur auch Veränderungen ihrer Ausdehnung, wenn auch nur von geringer Bedeutung, und daher kann jedes solche Maß nur bei einem bestimmten Temperaturgrade seine wahre Größe haben. Bei gegenseitigen Vergleichungen verschiedener Maße muß daher auf die gesetzliche Normaltemperatur (wo eine solche vorgesehen ist) gehörige Rücksicht genommen werden, nicht minder aber auch auf den Stoff des Normalmaßes, da die verschiedenen Substanzen (bei den gesetzlichen Etalons der Maßstäbe u. s. w. sind dies fast immer Metalle) auch verschiedene Ausdehnung haben. Diese Rücksicht kommt hauptsächlich bei der wissenschaftlichen Behandlung des Maßwesens in Betracht. Der Normaletalon des franz. Meters z. B. ist ein Stab von Platin, welcher seine rechte Länge beim Gefrierpunkte des Wassers (0° C. und R.) hat. In einigen Staaten fehlt es noch ganz an einer genauen gesetzlichen Regulirung der Maße und Gewichte; in vielen ist dagegen in neuerer Zeit das Metrische System (s. d.) eingeführt worden. Vgl. Noback's «Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse» (2 Bde., Lpz. 1851), sowie unter Berücksichtigung der neuern Verhältnisse dessen «Münz-, Maß- und Gewichtsbuch» (2. Aufl., Lpz. 1877).

Massa, Hauptstadt der ital. Provinz, früher des Herzogthums M.-Carrara, liegt in reizender Gegend an der Bahn Pisa-Genua, ist Sitz einer Präfectur und zählt (1871) 18,031 E.

Digitized by Google

Der Ort hat ein Lyceum, ein Gymnasium, ein schönes Schloß und bedeutende Seidenfabriken. — Das ehemalige Herzogthum M.-Carrara, in welchem noch die ansehnliche Stadt Carrara (s. d.) liegt, hat ein Areal von 250 QKilom. und zählt etwa 30,000 E. Es gehörte bis ins 18. Jahrh. der Familie Cibo-Malaspina. Nach dem Tode Alderam's, des letzten Fürsten aus dieser Familie, ererbte das Herzogthum 1731 dessen Tochter Maria Theresia, die sich 1741 mit dem nachherigen Herzoge Hercules III. von Modena vermählte. Ihr folgte bei ihrem Tode in der Regierung von M. 1790 ihre Tochter Maria Beatrix, geb. 1750, die mit dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich vermählt war. Wie Modena, so wurde auch M. 1796 von den Franzosen besetzt. Erst 1814 konnte die Herzogin wieder die Regierung ihres Landes antreten, das nach ihrem Tode 1829 ihr Sohn, Franz IV., Herzog von Modena, erbte. M. blieb hierauf bei Modena, bis es mit diesem 1860 dem Königreich Italien einverleibt wurde. Seitdem wurde es mit andern, westlich des Apennin gelegenen Theilen von Modena und Parma zu der ital. Provinz M.-Carrara vereinigt, die auf 1779,9 QKilom. (1871) 161,944 E. zählt und in die vier Bezirke M., Carrara, Pontremoli und Castelnuovo zerfällt.

Massa (Herzog von), s. Regnier (Claude Ambroise).

Massachusetts, einer der Vereinigten Staaten Amerikas, zwischen Neuhampshire und Vermont im N., Neuyork im W., Connecticut und Rhode-Island im S., dem Atlantischen Ocean im SO. und O., hat ein Areal von 20,202 QKilom. Die vielfach zerrissene und eingezackte Küste hat eine Menge von Vorgebirgen, Landzungen, Baien und vortrefflichen Häfen, namentlich die große Massachusettsbai, die im Süden durch die halbmondförmige, im Cap Cod auslaufende Halbinsel Barnstable umschlossen und hier Cap Codsbai genannt wird, und die ihr gegenüberliegende Buzzardsbai. Vor der Südküste liegen viele Inseln, unter denen Martha's Vineyard und Nantucket die größten sind. Die Halbinsel Nahant im Norden des bostoner Hafens wird ihrer wildromantischen Seescenerie wegen häufig besucht. Der Oberflächenbildung nach besteht M. aus drei Abtheilungen. Der Küstensaum ist eine flache, sandige Alluvialebene, hinter welcher sich eine den Staat von Süden gegen Norden durchziehende Hügelreihe bis zu 100 Mt. erhebt. Die zweite oder mittlere Region umfaßt das schöne Thal des Connecticut; die dritte oder westliche den gebirgigen, aber fruchtbaren Park Berkshire. Durch diesen letztern ziehen sich zwei Ketten der Grünen Berge, die Taconicberge an der Grenze von Neuyork und die Hoosacberge zwischen dem Connecticut und Housatonick. Der höchste Punkt ist der 1200 Mt. hohe Sattelberg im nordwestl. Theile. Der Connecticut bewässert den Staat auf einer Strecke von 82 Kilom.; der Housatonick fließt im Westen, der Merrimac im Nordosten. Der Boden ist im allgemeinen wenig ergiebig, wird jedoch vortrefflich angebaut. Nächst Eisen sind Marmor, Talkstein, der wie Holz zersägt und zum Häuserbau verbraucht wird, Granit, Seesalz, Mineralwasser, Hopfen, Hanf, Obst und Kartoffeln die wichtigsten Naturproducte. Getreide wird kaum zum Bedarf der Einwohner in hinreichender Menge gewonnen. Die Rinder- und Schafzucht liefert viel Leder und Wolle; die Federvieh- und Bienenzucht ist allgemein verbreitet und der Fischfang wird stark betrieben. Wesentlich aber ist M. ein Industrieland und gehört als solches zu den ersten Staaten der Union, wenn es nicht der erste ist. Es gab 1870 im Staate 13,212 Fabriken mit 2396 Dampfmaschinen, darunter 182 Wollstoff- und 1123 Schuhfabriken; der Werth der Baumwollfabrikate betrug 59,493,153 Doll. Andere Fabriken liefern Eisenwaaren, Nägel, Knöpfe, Maschinen, Leder, Tauwerk, Papier, Lichter, Seife und Glas. Auch der Verlagsbuchhandel ist bedeutend. Die Einfuhr des Staats belief sich 1. Juli 1873/74 auf 52,737,280, die Ausfuhr auf 30,736,287 Doll. Von Eisenbahnen sind (1874) 3869 Kilom. in Betrieb. M. hat 220 Nationalbanken, 179 Sparbanken und 127 Versicherungsgesellschaften. Die Einnahmen beliefen sich 1874 auf 7,009,313, die Ausgaben auf 7,183,247 Doll.; die Staatsschuld beträgt (1876) 33,886,000 Doll. Für die Volksbildung ist gut gesorgt. Es gibt (1873) 5435 Volksschulen, 7 Colleges, 7 theol. Lehranstalten, 2 Rechts- und 5 medic. Schulen.

M. ist der älteste Staat der Union. Die ersten engl. Niederlassungen gründete hier eine Gesellschaft Puritaner von 101 Seelen. Salem ward durch eine Gesellschaft Abenteurer 1628 gegründet, die 1630 eine Verstärkung von Nachzüglern erhielten, von denen ein Theil die Stadt Boston anlegte. Diese Ansiedler wurden die «M.-Bai-Colonie» genannt und alsbald der Plymouth-Colonie incorporirt; sie bildeten den Mutterstock aller andern in Neuengland angelegten Colonien. Während des franz.-engl. Colonialkriegs nahm M. thätigen Antheil zu Gunsten Englands, und hier entzündeten sich auch die ersten Funken der amerik. Freiheit, weshalb das brit. Ministerium diesen Staat als die Wiege der Revolution betrachtete und seine

Digitized by Google

Unterdrückungsversuche hier zuerst in Anwendung brachte. Die Felder von Lexington und Concord waren die Wiege der amerik. Unabhängigkeit. Die Einwohnerzahl von M. nimmt ungeachtet der starken Auswanderung nach Westen stark zu. Sie betrug 1790 nur 378,717, 1830 schon 610,408, 1840: 737,699, 1850: 994,499, 1860: 1,231,066, 1870: 1,457,351 Seelen, darunter 13,947 Farbige. Der Staat nahm 6. Febr. 1788 die Unionsverfassung an. Seine besondere Verfassung datirt von 1780 und ist mehrfach revidirt worden, zuletzt 1857. Die gesetzgebende Gewalt haben ein Senat von 40 und das Repräsentantenhaus von 240 Mitgliedern, die ausübende ein Gouverneur und ein Untergouverneur, denen ein aus den Senatoren durch gemeinschaftliche geheime Abstimmung beider Zweige der Legislatur gewählter Rath von acht Mitgliedern zur Seite steht. Der Gouverneur, sein Stellvertreter, die Senatoren und Repräsentanten werden jährlich vom Volke gewählt. In den Congreß schickt M. außer zwei Senatoren 11 Abgeordnete. Die Hauptstadt des Staats ist Boston (s. d.). Ganz nahe dabei liegen Cambridge (s. d.) mit der Harvard-Universität und Charleston oder Charlestown mit 28,325 E., einem Staatsgefängniß, Irrenhause, Arsenal und Werft der Union. Gegen Nordosten liegen Lynn (s. d.) und der Hafenplatz Salem mit 24,117 E. und lebhaftem Seehandel. Lowell ist die wichtigste Fabrikstadt in Neuengland und wird als solche das Manchester von Amerika genannt. Sie liegt 41 Kilom. nordnordwestlich von Boston, an den Flüssen Merrimac und Concord und zählt 40,928 E. Ferner sind erwähnenswerth: Neubedford mit 21,320 E., einem sichern Hafen und starker Betheiligung am Walfischfang; Taunton mit Eisenwerken und 18,629 E., Fall-River mit einem guten Hafen und 26,766 E., Worcester mit 41,105 E., Springfield am Connecticut mit 26,703 E. Vgl. Austin, «The History of M.» (Boston 1876).

Massage (franz.), Massiren, Knetverfahren, eine schon im Alterthume vielfach geübte, aber erst neuerdings durch Mezger in Amsterdam ausgebildete und wissenschaftlich begründete mechan. Behandlungsweise einzelner Erkrankungsformen, bei welcher durch gewisse methodische Manipulationen (Streichen und Drücken mit der flachen Hand und den Fingern, Reiben und Kneten, Klopfen und Schlagen auf den kranken Theil, durch active und passive Bewegungen) in den erkrankten Geweben eine Steigerung des Blutlaufs und Stoffwechsels und dadurch eine raschere Resorption entzündlicher Infiltrate und Exsudatmassen erfolgt. Die M. hat sich als äußerst wirksam bei Verstauchungen und Quetschungen, bei den verschiedenen Entzündungen der Gelenke und Schleimbeutel, bei Sehnenscheiden- und Gelenkwassersucht, bei Muskelschwellungen und Lähmungen, bei Gelenkneuralgien und ähnlichen Affectionen erwiesen. Dagegen ist das Verfahren nicht anwendbar bei allen Knochenkrankheiten, eiterigen Entzündungen und Gefäßverstopfungen, wobei leicht eiterige, Entzündung erregende Substanzen in die Lymph- und Blutbahn übertreten und schweren Schaden hervorrufen können, weshalb das Massiren immer nur in der Hand des erfahrenen und umsichtigen Arztes seine günstigen Wirkungen entfalten wird.

Massageten, ein nomadisches Volk, wahrscheinlich zu den Scythen gehörig, bewohnten die weiten Steppen im Nordosten des Kaspischen Meers, nördlich vom Oxus oder Jaxartes (jetzt Sir-Darja), wo jetzt die Kirgiskaisaken wohnen. Herodot berichtet von ihnen, daß sie Gemeinschaft der Weiber gehabt, ihre Alten geopfert und verzehrt, die Sonne als Gott durch Pferdeopfer verehrt, von der Milch und dem Fleisch ihrer Heerden und von Fischen lebten und mit Lanze, Bogen und zweischneidiger Axt zu Roß und zu Fuß stritten. Sie wurden von einer Königin Tomyris beherrscht, gegen die Cyrus 530 v. Chr. sein Leben verloren haben soll.

Massaua (auch Massua oder Massowa), die wichtigste Stadt am Westufer des Rothen Meers, einer der heißesten Orte der Erde, liegt auf einer kleinen Madreporenkalk-Insel im Golf von Akiko. Sie nimmt die westl. Hälfte der Insel ein, während die östliche den mohammed. Begräbnißplatz, einige alte Cisternen und ein kleines Fort trägt. Die Bevölkerung, etwa 5000 Seelen, ist fast ausschließlich mohammedanisch. Sie setzt sich zusammen aus Eingeborenen äthiop. Rasse, die ein verdorbenes Gees sprechen, Fischer, Schiffsleute und Lastträger sind und vorzüglich zum Beischaffen des Trinkwassers dienen, das von Akiko und Mokullu täglich zur Stadt gebracht wird; aus Abessiniern, Somali, Danakil, Gallas, Banianen (Indiern) und Kaufleuten aus Arabien. Gewerbe werden wenig und nur für den Bedarf des Platzes getrieben, aber M. ist die Pforte des Handels fast für ganz Abessinien und durch seine Lage gegenüber dem letztgenannten Reich wie durch seinen Hafen, den besten des Rothen Meers, von größter polit. Wichtigkeit. Hauptartikel des Handels sind Kaffee aus den Galla-Ländern, Elfenbein, Moschus, Gold von Damot, Fazogl und Galla, Wachs, Honig, Butter, Schlachtvieh, Häute, Maulthiere, Tabak und Straußenfedern. Die Einfuhr nach Abessinien ist, Waffen ausgenommen, sehr

Digitized by Google

unbedeutend, dagegen beziehen die Beduinen des Küstenlandes ihre Waaren von M. Die Stadt gehörte nebst Suakin und dem angrenzenden Küstenlande einst zum abessin. Reich, wurde aber 1557 von den Türken erobert und 1865 von der Pforte an Aegypten abgetreten.

Masséna (André), Herzog von Rivoli, Fürst von Esling, Marschall des franz. Kaiserreichs, wurde 6. Mai 1758 zu Leven bei Nizza als Sohn eines Weinhändlers geboren. In seiner Knabenzeit war er Schiffsjunge, ließ sich aber 1775 für die franz. Armee anwerben, wurde Unteroffizier, verließ jedoch 1786 den Dienst und kehrte nach Nizza zurück, wo er sich verheirathete. Im J. 1789 trat er wiederum in ein Freiwilligenbataillon des Depart. Var und wurde bereits 1. Aug. 1792 Bataillonschef, 22. Aug. 1793 Brigadegeneral und 20. Dec. Divisionsgeneral. Als solcher zeichnete er sich in den Feldzügen in Oberitalien vielfach aus, hatte auch später, als Bonaparte 1796 den Oberbefehl übernahm, den ruhmvollsten Antheil an allen Erfolgen und entschied namentlich 14. Nov. 1797 die Schlacht von Rivoli. Im J. 1798 schickte ihn das Directorium an Berthier's Stelle als Obergeneral in die röm. Staaten; er legte jedoch wegen Ungehorsam der Truppen das Commando bald nieder und erhielt nun den Oberbefehl in der Schweiz. Nachdem Jourdan 25. März 1799 bei Stockach geschlagen worden, trat er unter den mislichsten Verhältnissen an dessen Stelle, machte dem Erzherzog Karl das Terrain streitig und errang endlich über die Russen 25. Sept. 1799 den Sieg bei Zürich, der Frankreich vor der Invasion bewahrte. Nach dem Staatsstreich vom 18. Brumaire schickte ihn Bonaparte nach Genua. Bei geringen Streitkräften vermochte er indeß wenig auszurichten und mußte sogar im Juni 1800 die Festung dem Feinde übergeben. Bonaparte vertraute ihm indessen dennoch nach dem Siege von Marengo den Oberbefehl über die ganze ital. Armee. Obschon M. Republikaner blieb, wurde er doch bei Errichtung des Kaiserthrons zum Marschall erhoben. Im Feldzuge von 1805 erhielt er nochmals den Oberbefehl in Italien, wo er den Erzherzog Karl in einer Reihe von Gefechten an der Brenta und dem Tagliamento aufhielt. Nach dem Frieden von Preßburg mußte er das neapolit. Gebiet für den König Joseph Bonaparte in Besitz nehmen. Er führte dies ohne Widerstand aus, eroberte noch 1806 das starke Gaëta und vertrieb die in Calabrien gelandeten Engländer. Im J. 1807 commandirte er nach der Schlacht von Eylau den rechten Flügel der franz. Armee und wurde nach dem Frieden von Tilsit zum Herzoge von Rivoli erhoben. Diese Gunst knüpfte M. endlich aufrichtig an den Kaiserthron. Er erschien zum ersten mal bei Hofe, mußte aber diesen Schritt zufällig theuer bezahlen, indem ihm Berthier auf der Jagd unversehens das linke Auge ausschoß. Im österr. Feldzuge von 1809 hatte M. bis zu Napoleon's I. Ankunft den Oberbefehl. Während der Schlacht bei Aspern und Esling 21. Mai deckte er den Uebergang der Armee über die Donau, indem er beide Dörfer besetzte und vertheidigte, wodurch er dann beim Rückzuge 22. Mai das Heer vor Vernichtung rettete. Hierauf zum Fürsten von Esling ernannt, erhielt er 1810 den Oberbefehl in Portugal. Mit einer schwachen Armee begann M. seine Operationen. Zwar nahm er Ciudad Rodrigo und Almeida und drängte Wellington unter die Mauern von Lissabon, mußte sich jedoch wegen der Unmöglichkeit, das Heer in jener Gegend zu verpflegen, zurückziehen. Er schlug die Briten nochmals 3. Mai 1811 bei Fuentes d'Onor und legte dann, krank und mismuthig, Anfang 1812 sein Commando nieder. Erst als sich Napoleon zum Feldzuge nach Rußland vorbereitete, bot er seine Dienste wieder an, erhielt aber nur die 8. Militärdivision in der Provence. In dieser Stellung traf und ließ ihn die Restauration. Ludwig XVIII. gab ihm einen Naturalisationsbrief und erhob ihn 20. Dec. 1814 zum Pair. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, schrieb er an M. die kurze Aufforderung: «Fürst, pflanzen Sie die Fahne von Esling auf und folgen Sie mir». Allein M. blieb den Ereignissen der Hundert Tage fern; erst nach der Schlacht von Waterloo übernahm er den Befehl über die Nationalgarde von Paris. Nach der zweiten Restauration zog er sich ins Privatleben zurück und starb 4. April 1817. M.'s «Mémoires» (4 Bde., Par. 1849) gab General Koch heraus; Toselli schrieb seine Biographie (Par. 1869).

Massenbach (Christian von), preuß. Oberst und histor. Schriftsteller, geb. 1768 zu Schmalkalden in Kurhessen, wurde auf dem Stammgute Massenbach bei Heilbronn in Würtemberg erzogen und zu Ludwigsburg sowie auf der Militärakademie zu Stuttgart gebildet. Seit 1782 als Offizier in der würtemb. Garde und zugleich als Lehrer bei der Akademie angestellt, trat er 1786 in den preuß. Generalquartiermeisterstab über. Durch mehrere Schriften über Mechanik und Differentialrechnung empfahl er sich dem nachherigen Könige Friedrich Wilhelm II., der ihm den Unterricht seines Sohnes Ludwig in der Mathematik auftrug. Er wohnte dem Feldzuge von 1787 in Holland und dem Kriege gegen Frankreich bis zum Baseler Frieden bei und focht bei mehrern Gelegenheiten mit Auszeichnung. Im J. 1805 sprach er gegen den

Digitized by Google

Krieg mit Frankreich und empfahl ein Bündniß mit Napoleon I. Im Feldzuge von 1806 war M. Oberstgeneralquartiermeister bei dem Hohenlohe'schen Corps, zu dessen Uebergabe bei Prenzlau er durch eine unrichtige Meldung wesentlich beitrug. Er wurde in eine Untersuchung verwickelt, welche durch die fernern Ereignisse des Kriegs unterbrochen wurde, und lebte danach auf einem vom Könige ihm geschenkten Landgute (Bialokosz) im Posenschen, später aber in Würtemberg. Er schrieb in dieser Zeit seine «Rückerinnerungen an große Männer» (Amsterd. 1808), «Memoiren zur Geschichte des preuß. Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelm's II. und Friedrich Wilhelm's III.» (3 Bde., Amsterd. 1809—10) und «Histor. Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preuß. Staats seit 1794» (2 Bde., Amsterd. 1809), die wegen vieler Aufschlüsse über zeitgeschichtliche Verhältnisse von Werth sind. Er hatte wiederholt um seine Entlassung aus dem preuß. Kriegsdienste angehalten, sie aber noch nicht erhalten, als er von Frankfurt a. M. aus 1817 vom preuß. Hofe eine größere Geldsumme unter Androhung, im Nichtgewährungsfalle wichtige Schriften zu veröffentlichen, forderte. Infolge dessen wurde gegen ihn eine Untersuchung eingeleitet und M. auf Ansuchen des preuß. Hofs verhaftet und nach Küstrin gebracht. Wegen beabsichtigten Landesverraths und Bekanntmachung amtlicher Schriften wurde er durch ein Kriegsgericht, das zum Theil selbst aus seinen Freunden zusammengesetzt war, im Sommer 1817 zu 14jähriger Festungshaft verurtheilt. Im J. 1820 wurde M. von Küstrin nach Glatz gebracht, wo er 1826 begnadigt wurde, jedoch schon bald danach (27. Nov. 1827) zu Bialokosz bei Pinne im Regierungsbezirk Posen starb.

Maßholder oder **Feldahorn**, Baum- und Strauchart, s. **Ahorn**.

Mäßigkeitsvereine hat man jene Verbindungen genannt, deren Mitglieder sich gegenseitig feierlich versprechen, im Genusse geistiger Getränke nicht auszuschweifen. Die Beobachtung, welches Unheil die Trunksucht in vielen, besonders nördl. Ländern nach sich zog, seitdem der Branntwein eine wohlfeilere Art der Bereitung und demzufolge eine größere Verbreitung erhielt, forderte Staatsmänner und Menschenfreunde auf, diesem Uebel aus allen Kräften zu steuern. Wenn in manchen Ländern, z. B. in Schweden, Strafgesetze für Berauschte gegeben wurden, so hat man in andern eben durch Stiftung von M. dem übermäßigen Genusse des Branntweins zu begegnen versucht. Entschiedenen Nutzen haben die M. in Nordamerika und in Großbritannien gebracht, wo besonders der Pater Mathew (s. d.) als Apostel derselben wirkte. (S. **Temperanzgesellschaften**.) Auch in Deutschland fanden die Vereine Eingang.

Massillon (Jean Baptiste), berühmter franz. Kanzelredner, geb. 24. Juni 1663 zu Hyères in der Provence, trat in seinem 17. Jahre in die Congregation des Oratoriums. Nachdem er sich bald als Kanzelredner einen bedeutenden Ruf erworben hatte, zog er sich in das Kloster Sept-Fonts zurück, von wo ihn erst der General seiner Congregation, Pater de Latour, 1696 nach Paris berief. Hier wurde er anfangs Director des Seminars St.-Magloire. Damals glänzten vor allen Rednern Bossuet und Bourdaloue, und M. wurde ihr würdiger Nacheiferer, unterschied sich aber von beiden dadurch, daß er in höherm Grade als sie auf das Gefühl wirkte. Nachdem Ludwig XIV. 1704 zum zweiten mal sein Zuhörer gewesen war, wählte er ihn zum Hofprediger, namentlich auch wegen seiner friedliebenden Gesinnungen, indem er so den Cardinal Noailles mit den Jesuiten auszusöhnen meinte. Allein M. missfiel beiden Parteien. Von dem Regenten Herzog von Orléans 1717 zum Bischof von Clermont ernannt, erhielt er den Auftrag, vor Ludwig XV., der erst 9 J. alt war, zu predigen. Zu diesem Zwecke verfaßte er jene unter dem Titel «Petit-Carême» (spätere Ausg. für den Dauphin, Par. 1789) bekannten Reden, welche ein Meisterwerk der Kanzelberedsamkeit sind. Im J. 1719 trat er in die Französische Akademie. Auch erhielt er die Prälatur von Savigny. Seine letzte Rede, welche er in Paris hielt, war die Leichenrede auf die Herzogin von Orléans (1721). Seitdem verließ er seinen Kirchensprengel nicht mehr, wo seine Tugenden ihm große Liebe gewannen. Er starb 18. Sept. 1742. Seine Vorträge waren biblisch und evangelisch, freimüthig, einfach und voll Würde, außerdem in der Sprache von großer Correctheit und Eleganz. Eine vollständige Ausgabe seiner «Sermons» besorgte sein Neffe Joseph M. (15 Bde., Par. 1745—49); unter den neuern sind die von Renouard (13 Bde., Par. 1810) und vom Abbé Guillon (16 Bde., Par. 1828) die besten. In seiner Vaterstadt Hyères wurde ihm 1817 eine Statue gesetzt. Vgl. Theremin, «Demosthenes und M.» (Berl. 1845).

Massinger (Phil.), engl. Schauspieldichter, geb. 1584 zu Salisbury, studirte zu Oxford, unterbrach aber seine Studien und ging nach London, wo er zahlreiche Stücke für die Bühne schrieb. Von seinen Lebensumständen ist nichts weiter bekannt, als daß er fortwährend mit Noth und Armuth zu kämpfen hatte. Am Morgen des 17. März 1640 fand man ihn todt in

Digitized by Google

seinem Bette. Die Trauerspiele M.'s sind ernst und würdig, in ruhigem, aber kräftigem Tone gehalten; sein Vers ist glatt und wohlklingend. Seine Lustspiele gleichen denen Ben Jonson's in ungebundener Kraftäußerung und Wunderlichkeit, sind aber oft gemein und roh. Unter den 18 erhaltenen Stücken sind die besten «The virgin martyr», «The duke of Milan», «The fatal dowry», «The city madam» und «A new way to pay old debts», das einzige, das sich auf der Bühne behauptet hat. Ausgaben seiner Werke besorgten Mason (6 Bde., Lond. 1779), Gifford (4 Bde., Lond. 1805; neue Ausg. 1853), Hartley Coleridge zusammen mit Ford's Werken (Lond. 1839) und Cunningham (Bd. 1, Lond. 1872 fg.).

Massiv ist die geolog. Bezeichnung einer stockförmigen Masse von ältern Eruptivgesteinen, sobald dieselbe eine größere, meist auch orographisch selbstständig gegliederte Fläche einnimmt (z. B. das M. des Montblanc, das Granitmassiv von Eibenstock).

Maßmann (Hans Ferd.), deutscher Sprachforscher und Mitbegründer des Turnwesens in Deutschland, geb. 15. Aug. 1797 zu Berlin, besuchte das Friedrichwerdersche Gymnasium und begann dann im Herbst 1814 das Studium der Theologie. Bald darauf schloß er sich jedoch den freiwilligen Jägern an. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich im Herbst 1815 widmete er sich erst zu Berlin, dann zu Jena bis 1818 von neuem seinen Studien und betheiligte sich eifrig an den burschenschaftlichen Bestrebungen. Für die Turnkunst hatte ihn schon früher Friedrich Ludwig Jahn (s. d.) gewonnen. Im Sommer 1817 stand M. während Jahn's und Eiselen's Abwesenheit der berliner Turnanstalt vor. Nachdem er 1817—21 an verschiedenen Lehranstalten zu Breslau, Magdeburg und Nürnberg als Lehrer fungirt hatte, wandte er sich erst nach Göttingen, dann nach Berlin, wo er sich nun vorzugsweise mit dem geschichtlichen Studium der deutschen Sprache beschäftigte. Im J. 1824 erhielt er den Ruf als Lehrer der Turnkunst bei dem königl. Cadettencorps in München, dem er auch, nach einem längern Aufenthalte in Heidelberg, 1826 Folge leistete. Nachdem ihm 1828 die Begründung und Leitung einer öffentlichen Turnanstalt für die münchener Schulen übertragen war, erhielt er 1829 eine außerord. und 1835 eine ord. Professur an der Universität, an der er bereits seit Beginn seines Aufenthalts in München Vorlesungen über altdeutsche Literatur gehalten hatte. Im J. 1842 wurde er mit der Wiedereinrichtung des allgemeinen Turnunterrichts im preuß. Staate beauftragt und zugleich zum Professor der Universität Berlin ernannt. Er starb 3. Aug. 1874 in Muskau. Von M.'s zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten sind zunächst seine Ausgaben älterer deutscher Sprachdenkmäler hervorzuheben. Dahin gehören: «Denkmäler deutscher Sprache und Literatur» (Münch. 1828), «Deutsche Gedichte des 12. Jahrh.» (2 Bde., Quedlinb. 1837), «Deutsche Abschwörungs-, Beicht-, Buß- und Betformeln des 8. bis 13. Jahrh.» (Quedlinb. 1839); ferner die Ausgaben des «Eraclius» (Quedlinb. 1842), von «Sanct-Alexius' Leben» (Quedlinb. 1843), des «Tristan» Gottfried's von Straßburg (Stuttg. 1843), der «Kaiserchronik» (3 Bde., Quedlinb. 1849—53), «Partenopeus und Meliur» (Berl. 1847) u. s. w. Um das Gothische hat sich M. durch die Ausgaben der «Auslegung des Evangelium Johannis» (Münch. 1834), der «Goth. Urkunden zu Neapel und Arezzo» (Wien 1838) und des Ulfilas (2 Bde., Stuttg. 1856—57), um das Althochdeutsche durch seine «Erläuterungen zum Wessobrunner Gebete des 8. Jahrh.» (Berl. 1824), die Herausgabe der «Fragmenta theotisca» (Wien 1841) und die Bearbeitung des sechsten Bandes von Graff's «Althochdeutschem Sprachschatz» (Berl. 1844) und des zu diesem Werke gehörigen alphabetischen Index (Berl. 1846) verdient gemacht. Einen schätzbaren Beitrag zur röm. Epigraphik gab er im «Libellus aurarius» (Lpz. 1841). Ferner gab er die «Germania» des Tacitus (Quedlinb. 1847) heraus. Von M.'s culturhistor. Schriften sind noch besonders zu erwähnen: «Die Baseler Todtentänze» (Stuttg. 1847), «Literatur der Todtentänze» (Lpz. 1841), «Der Externstein in Westfalen» (Weim. 1846), «Geschichte des mittelalterlichen Schachspiels» (Quedlinb. 1839) u. s. w. Hierzu kommen noch einige das Turnen betreffende Schriften.

Masson (Antoine), franz. Kupferstecher, geb. 1636 in Louri bei Orléans, gest. 30. Mai 1700 zu Paris, war anfangs Waffenschmied, bis ihn der Maler Mignard bewog, das Damasciren für das Kupferstechen aufzugeben. In seinem neuen Kunstfache that er sich bald hervor. Man bewunderte an seinen Werken besonders die kunstvolle Art und Weise, wie er jeden Gegenstand seinem eigenthümlichen Charakter gemäß ausdrückte. Der berühmte Kupferstich: Christus mit den Jüngern in Emaus, nach Tizian, bekannt unter dem Namen «Das Tischtuch» (La nappe), weil der Künstler dieses Detail in seltener Vollkommenheit wiedergegeben, ist in der erwähnten Hinsicht ein Meisterstück. Das gedruckte Werk M.'s beläuft sich auf 68 Blätter und besteht größtentheils aus Porträts, in welchen seine Meisterschaft am glänzendsten hervor-

Digitized by Google

trat. Die schönsten sind diejenigen, welche er nach Mignard ausführte. Auch stach er viele nach eigenen Zeichnungen; denn er malte in Pastell und war im Treffen sehr glücklich. Unter allen von ihm gestochenen Porträts ist das von Charrier am lebensvollsten. Zu den durchgebildetsten und vollkommensten Stücken gehören ferner das Porträt von Brisacier und das des Grafen Harcourt, von Sammlern der «Perlenjunker» (Le cadet à la perle) genannt.

Maßstab ist ein geradliniger Stab aus Holz oder Metall, auf dem das landesübliche Maß und dessen Unterabtheilungen aufgetragen sind. Maß- oder Meßstäbe, Meßruthen, sind auch mehrere Fuß, Meter u. s. w. lange hölzerne Stäbe, worauf die Längeneinheiten aufgetragen sind; man bedient sich ihrer, um Strecken im Felde damit zu messen. (S. Baculometrie.) Unter Umständen verwendet man dazu auch Meßschnüre oder Meßbänder, die, um der Feuchtigkeit Widerstand zu leisten, in Oel gekocht werden. — M. oder verjüngter M. ist ferner eine Zeichnung des landesüblichen Längenmaßes in verkleinertem Verhältniß, um mit Hülfe desselben die im Felde gemessenen Größen in die über eine gemachte Aufnahme anzufertigende Karte einzutragen. Um auch Unterabtheilungen der Längeneinheit davon entnehmen zu können, bedient man sich gewöhnlich des Transversalmaßstabes, auf welchem die kleinern Abtheilungen durch die übrigen Theilstriche schräg durchsetzende Transversalen (s. d.) angegeben werden. Unter M. versteht man endlich auch noch das Verjüngungs- oder Verkleinerungsverhältniß, nach dem ein Riß oder eine Karte angefertigt ist.

Mast nennt man den aufrechtstehenden, zur Aufnahme der Raaen u. s. w. dienenden Baumstamm auf Schiffen. Da die M. auf Seeschiffen oft über 50 Mt. lang sind, bestehen sie aus drei Stücken, von denen nur das untere M. heißt, während man das mittlere Stenge, das oberste Bramstenge nennt. See- und größere Flußschiffe führen zwei bis drei M. (die großen Dampfschiffe der Neuzeit bisweilen vier bis sechs), von denen meistens einer höher als die übrigen ist und der große M. heißt. Vor dem großen M. steht der vordere oder Fockmast, hinter ihm der Besanmast. Ebenso gibt es eine große Stenge, eine Vorstenge und eine Kreuzstenge, sowie eine große Bramstenge, eine Vorbramstenge und eine Kreuzbramstenge. Wie der Länge nach, so bestehen die untern M. der schweren Kriegsschiffe auch nach der Stärke aus mehrern, miteinander verzahnten Hölzern; das mittlere heißt die Zunge, an welche die übrigen Wangen genau angelegt und durch eiserne Bänder festgehalten sind. Die Stengen hingegen bestehen nur aus einzelnen Bäumen. In der Neuzeit fertigt man die M. der großen, namentlich der Panzerschiffe aus Eisen, indem man aus angemessen starken Blechen Cylinder fertigt, die inwendig durch Winkeleisen verstärkt werden. Die eisernen M. haben zwar gegen hölzerne die Nachtheile geringerer Elasticität und schwierigerer Reparatur, aber der Mangel an Hölzern von hinreichend starken Dimensionen hat nothwendig zur Wahl des Eisens geführt. Auf der Spitze des M., dem Top, befindet sich ein starker Block von Eichenholz oder Eisen, das Eselshaupt, durch dessen rundes Loch die Stenge geschoben wird. Unterhalb des Eselshauptes (2—3 Mt.) ist der hölzerne M. durch starke Planken, die Backen, verstärkt. Auf ihnen liegen die Salinge und auf diesen die Marsen. Die M. stehen mit ihrem Fuß auf dem Kiel in einem Viereck, der Spur, und werden in den für sie bestimmten Löchern der Verdecke, den sog. Fischen, festgekeilt. Außer den M. haben die Seeschiffe am Vordertheil noch einen schräg herausliegenden Baum, das Bugspriet, mit einer vorn ausgeschobenen schwächern Verlängerung, dem Klüverbaum. Starke Taue, die Wanten und Stagen, halten den M. nach allen Seiten.

Mast oder Mästung nennt man die durch methodische Fütterung erzeugte Steigerung der Fett- und Fleischmasse beim Schlachtvieh. Je mehr die M. vorschreitet, um so größer wird die Aufspeicherung des Fettes, und zwar auch an außergewöhnlichen Körperstellen. Zuletzt folgt eine Verfettung der Gewebe selbst, so bei der Uebermästung oder Fettsucht. Bei fortschreitender Körperfülle, im Mastzustande, befinden sich die Thiere in einem unvollkommenen Gesundheitszustande. Gegen die neuerdings, zuerst in England, zur Mode gewordene Uebermästung der Thiere (Prämienvieh bei Ausstellungen) sind deshalb vom medic. Standpunkte aus sehr berechtigte Einsprüche erhoben worden. Nur ein blos angemästetes oder halbgemästetes Thier gibt das beste, das nahrhafteste, zugleich auch schmackhafteste Fleisch. Völlig ausgemästete Thiere liefern dagegen vorzugsweise Talg und Fett, und es fehlen ihrem Fleisch und Blut deren auf den Stoffumsatz wirksamste Substanzen. Um einen genügenden Mastzustand bei Thieren zu erreichen, sind denselben folgende Bedingungen zu gewähren: Ruhe, Reinlichkeit, Dämpfung des Lichts, sorgsame Wartung, Unterdrückung des Geschlechtsreizes und der Milchabsonderung, mäßige Wärme und eine kräftige Nahrung, in welcher stickstoffhaltige Bestandtheile mit Kohlehydraten im richtigen Verhältniß gemengt sind. Als vorzügliche Mastfutterarten gelten: Schrot von Getreide und

Digitized by Google

Hülsenfrüchten, Zuckerrüben, Turnips, Runkelrüben, Kartoffeln, Schlempe, Bierträber, Eicheln und Oelkuchen; außerdem gutes Gras oder Heu von Wiesen und Feldern und als Getränk ein weiches, reines Wasser; daneben von Zeit zu Zeit angemessene Salzgaben. Nach den neuern Untersuchungen von Bischof, Voit, Grouven, Henneberg und Stohmann sind übrigens die Stoffübergänge im thierischen Körper so zweifellos, daß die alte Lehre von der Fütterung, also auch der Mästung hinfällig geworden. Man mästet vorzugsweise verschnittene Ochsen, Hämmel, Rinder, Schafe, abgesetzte Kühe und Schweine; vom Kleinvieh: Kapaunen, Junghühner (Poules vierges), Truthühner, Gänse, Enten, auch wol hier und da Karpfen. Neuerdings will man vom vollständigen Scheren der Haarthiere (oder Absengen) großen Einfluß auf die Mästungsfähigkeit erzielt haben. Man unterscheidet: 1) Fettmast, bei überwiegender Fettabsonderung; 2) Fleischmast, bei richtigem Verhältniß zwischen Fleisch und Fett; 3) Kernmast, wenn die festen, gerinnbaren Stoffe gegenüber den flüssigen vorwalten; 4) aufschwemmende M., wenn das Gegentheil der Fall ist. Bei der M. muß der Stall stets warm und trocken, mit frischer, warmer Luft erfüllt sein. Vgl. Haubner, «Gesundheitspflege der landwirthschaftlichen Haussäugethiere» (2. Aufl., Dresd. 1865); Hamm, «Der praktische Viehzüchter» (2. Aufl., 2 Bde., Hamm 1861—63); derselbe, «Die Mästung des Rindviehs» (Heft 16 der «Leichtfaßlichen Belehrungen u. s. w.», Stuttg. 1863); Körte, «Vial's Rindviehmast» (deutsch bearbeitet, Bresl. 1867); Gohren, «Die Naturgesetze der Fütterung der landwirthschaftlichen Nutzthiere» (Lpz. 1872).

Mastdarm (intestinum rectum) nennt man das unterste Stück des Darmkanals (s. Darm), welches als Fortsetzung des Dickdarms beginnt und im After (s. d.) endigt. Der M. steigt längs der hintern Wand des kleinen Beckens an der vordern Fläche des Kreuzbeins vom fünften Lendenwirbel an bis zum Schwanzbein herab und grenzt nach vorn beim Manne an die Harnblase, beim Weibe an die Scheide und die Gebärmutter. Er besitzt dieselben Wandungen wie die übrigen Theile des Darms, nur sind sie dicker. An der Aftermündung umgibt ihn ein ringförmiger Schließmuskel (sphincter ani), der in seiner Wirkung noch durch einen zweiten, weiter oben gelegenen unterstützt wird. Im M. sammeln sich die Kothmassen bis zu ihrer Entleerung an. Von den Krankheiten, welche den M. befallen können, sind vorzüglich zu nennen: die Hämorrhoiden (s. d.), die Mastdarmverengung infolge von vernarbenden Geschwüren und Neubildungen, der Mastdarmkrebs (s. Krebs), die Mastdarmgeschwüre, welche leicht Fisteln (s. d.) bilden können, und der Mastdarmvorfall. Auch stülpen sich einzelne Schleimhautfalten als Polypen aus dem M. vor. Bildungsfehler sind Mastdarmverschließung (atresia ani) sowie gänzliches Fehlen des M., welche bei Neugeborenen vorkommen und zum Theil noch operativ heilbar sind.

Mastix heißt das Harz eines über die südeurop. und nordafrik. Küsten verbreiteten und auf den Inseln des Mittelmeers häufig wachsenden Strauchs oder Baums (Pistacia Lentiscus L.), welches durch Einschnitte in die Rinde gewonnen wird (namentlich auf den griech. Inseln, besonders in dem nördl. Theile der Insel Chios, wo in der Umgegend von etwa 20 Dörfern, Mastichochora genannt, der Mastixbaum cultivirt wird), in kleinen weißen oder gelben, durchscheinenden, in der Hitze wohlriechenden Körnern besteht und vielfach in der Medicin, zu Räucherpulver, Firnissen und Lacken Verwendung findet. Es erweicht beim Kauen und dient den orient. Frauen dazu, das Zahnfleisch zu stärken und den Athem frisch zu erhalten. Auch nennt man manche cement- oder kittartige Massen M., aus Misverständniß des engl. und franz. Namens Mastic, d. i. Kitt (s. d.), welcher keineswegs für das Mastixharz gebraucht wird.

Mastkorb, s. Mars.

Mastodon nannte Cuvier eine ausgestorbene Rüsselthiergattung, die sich von den Elefanten, welchen sie in ihrem Gesammtbau ähnelt, hauptsächlich durch die Bezahnung unterscheidet. In jedem Kiefer waren stets zwei bis drei Backzähne in Thätigkeit, welche zitzenförmige, zu Querjochen vereinigte, zahlreiche Höcker trugen. Außer den langen, wenig gekrümmten Stoßzähnen im Oberkiefer trugen die jungen Männchen auch kleinere im Unterkiefer. Man kennt jetzt eine große Anzahl von Arten aus den mittlern und obern Tertiärgebilden (Miocen und Pliocen) aller Welttheile, mit Ausnahme Australiens, und einige aus den Diluvialgebilden Amerikas. In Nordamerika spielte das Ohiothier (M. giganteum) zur Eiszeit dieselbe Rolle, wie in Europa und Nordasien das Mammuth.

Mastricht (niederländ. Maastricht), Hauptstadt der niederländ. Provinz Limburg, mit (1876) 29,083 meist kath. E., liegt an der Belgischen Centralbahn, der Niederländischen Staatsbahn und der Privatbahn Lüttich-M., am Einflusse der Jaar (Jeker) in die Maas, durch welche sie in zwei Theile gesondert wird, von denen der kleinere, auf dem rechten Ufer liegende Theil Wyk heißt. Beide hängen durch eine schöne, 1683 erbaute steinerne Brücke zusammen. Die

Stadt iſt ziemlich regelmäßig gebaut, hat anſehnliche öffentliche Gebäude und Plätze, unter letztern den großen Marktplatz mit dem ſehr ſchönen Rathhauſe, wo eine öffentliche Bibliothek aufgeſtellt iſt, und den mit Bäumen umgebenen Paradeplatz, genannt Vrijthof, zahlreiche Kirchen, worunter die Servatiuskirche mit dem 1845 von W. Geefs gearbeiteten Monument Karl's d. Gr., ein Gymnaſium und eine höhere Bürgerſchule. M. war früher die wichtigſte Feſtung der Niederlande, die aber jetzt geſchleift iſt, wie auch die ſüdlich der Stadt gelegene Citadelle auf dem Petersberge. Die Erwerbszweige der Einwohner ſind Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, auch Flanell-, Gewehr-, Seife-, Papier-, Erdwaaren- und Glasfabrikation. Eine beſondere Merkwürdigkeit iſt der in dem Petersberge befindliche große Steinbruch mit einem Labyrinthe unterirdiſcher Gänge, welche durch viereckige Pfeiler unterſtützt werden, und in welchen hin und wieder nach oben ausgehauene Licht- und Luftlöcher, auch kleine Waſſerbehältniſſe angebracht ſind. M. ſtand früher unter der gemeinſchaftlichen Regierung der Herzoge von Brabant und des Biſchofs von Lüttich. Während des Revolutionskriegs gegen Spanien im 16. Jahrh. mußte M. ſehr hart ſeine Betheiligung am Aufſtande büßen. Die Stadt wurde 1576 von Alba, 1579 vom Herzog von Parma unter vielem Blutvergießen in Beſitz genommen. Erſt 1632 bemächtigte ſich ihrer Prinz Friedrich Heinrich von Oranien wieder, und im Weſtfäliſchen Frieden wurde ſie den Generalſtaaten zuerkannt. Von den Franzoſen wurde ſie 1673, 1748 und 1794 (von Kleber) erobert. Durch die franz. Occupation ward M. zur Hauptſtadt des franz. Depart. Nieder-Maas. Im holländ.-belg. Kriege von 1830 und 1831 blieb die Stadt ſtets auf holländ. Seite, trotz des Abfalls der von ihr abhängigen Provinz.

Mäſtung, ſ. Maſt.

Maſûdi (Ali-Abul-Haſſan), berühmter arab. Schriftſteller, geb. zu Bagdad gegen Ende des 9. Jahrh., begab ſich ſchon als Jüngling auf Reiſen und beſuchte Perſien, Indien, Ceylon, Transoxianien, Armenien, die Küſtenländer des Kaſpiſchen Meers, verſchiedene Theile Afrikas, Spanien und das Byzantiniſche Reich. Er weilte 915 zu Iſtakhr, dem alten Perſepolis, durchwanderte 916 Indien, begab ſich hierauf nach Madagascar und von dort nach Omân und dem ſüdl. Arabien. Um 926 findet man ihn in Paläſtina, 943 in Baſſora. Die zehn letzten Jahre ſeines Lebens verbrachte er theils in Syrien, theils in Aegypten, wo er (in Altkairo) 956 in ſehr weit vorgerücktem Alter ſtarb. M. beſaß ausgebreitete Kenntniſſe, die ſich nicht blos auf den Wiſſenskreis des Moslem, ſondern auch auf das morgen- und abendländ. Alterthum erſtreckten. Beſonders hervorzuheben iſt ſein «Akhbar alzeman» betiteltes Werk, eine ſehr umfaſſende Arbeit, aus der er ſelbſt einen Auszug unter dem Titel «Morudsch-alzeheb», d. h. «Die goldenen Wieſen» (engl. von Sprenger, Bd. 1, Lond. 1841; Text mit franz. Ueberſetzung von Barbier de Meynard und Pavet de Courteville, Bd. 1—8, Par. 1861—74), veranſtaltete, der eine reiche Fundgrube für die Geographie, den Volksglauben und die Geſchichte des Orients bildet. Kurz vor ſeinem Tode verfaßte M. ein noch nicht gedrucktes, aber gleichfalls intereſſantes Werk, betitelt: «Kitâb al-tanbîh», hauptſächlich geogr. und hiſtor. Inhalts.

Maſulipatam (ind. Mauſalipatana oder Maſſallipatan), Hauptſtadt des gleichnamigen oder auch Kriſhna genannten Diſtricts der indobrit. Präſidentſchaft Madras, welcher der ſchon den Alten unter dem Namen Mäſolia bekannten Landſchaft entſpricht und auf 20,812 QKilom. 1,452,374 E. zählt. Die Stadt liegt an einem Mündungsarm des Kriſchna oder Kiſtna in einer ſumpfigen Ebene und zählt 36,188 ſehr betriebſame Einwohner, die durch Farbenpracht ausgezeichnete Baumwollgewebe fertigen, Zeugdruckereien, Bleichen und Wäſchereien, ſowie Indigo-, Rum- und Oelfabriken unterhalten. Der Hafen iſt der einzige an der Küſte Koromandel, der keine ſtarke Brandung hat. Doch während der Nordoſt-Monſune können keine Seeſchiffe herangelangen, und zu anderer Zeit müſſen ſie wegen geringer Waſſertiefe 7—8 Kilom. ab ankern. Gleichwol iſt der Handelsverkehr ziemlich beträchtlich. Mitten in der Petta oder Stadt der Eingeborenen ſtehen auf dem Kreuzungspunkt der Hauptſtraßen 33 große Kalkſteinplatten mit zahlreichen Haute- und Basrelief-Figuren von der vollendetſten Zeichnung und Ausführung, die aus den Trümmern einer 11 Kilom. entfernt ſtehenden Pagode herſtammen und Ceremonien der Dſchains darſtellen. Im Südoſten der Petta liegt inmitten der bei Springflut von der See überſchwemmten Moräſte das brit. Fort, mit hohem Wall und weiten, tiefen Gräben umgeben, mit Zeughaus, Pulverthurm, Kaſernen, Krankenhaus, einer prot. Kirche und einer kath. Kapelle.

Maſuren heißt der Landestheil von Oſtpreußen, welcher die Kreiſe Johannisburg, Sensburg, Lötzen, Lyck und Olezko umfaßt und auf ungefähr 11,000 QKilom. gegen 300,000 E. zählt, die als die Nachkommen der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. hier eingewanderten Polen, mit Ausnahme der Städtebewohner, ein verderbtes Polniſch ſprechen. Das Land iſt

Digitized by Google

bergig und reich an Naturschönheiten, namentlich in der Nähe der Stadt Lyck, die, am Sonnau- und am Lycksee reizend gelegen, 5912 gewerbthätige E. zählt, ein Schloß und ein Gymnasium hat und nicht unbedeutenden Handel treibt. Der Boden ist im allgemeinen sandig und dürftig; der Ackerbau steht auf keiner hohen Stufe. — Nicht zu verwechseln mit der preuß. Landschaft M. ist das Volk der Masuren, die Bewohner von Masovien (s. d.).

Masurka, Mazurka oder Masurek, auch Masur, ein sehr lebhafter, graziöser und heiterer poln. Nationaltanz, zu welchem von dem poln. Landvolke auch häufig gesungen wird, im Dreiachteltakt, kam unter August III. von Sachsen auch in Deutschland in Aufnahme und ist noch jetzt als Gesellschaftstanz verbreitet. Den Namen hat er von den Masuren, den Einwohnern des ehemaligen Herzogthums Masovien.

Matadór (vom lat. mactator, d. i. Todtschläger) nennt man in Spanien bei den Stiergefechten den Hauptkämpfer, der dem Thiere, wenn es aufs Aeußerste gebracht ist, den Todesstoß gibt. Im L'Hombre, Tarok, Solo, Skat und andern Kartenspielen bezeichnet man damit entweder einen der höchsten Trümpfe oder die ununterbrochene Reihenfolge der Trümpfe.

Matamóros, Grenzstadt des mexic. Staates Tamaulipas, unweit des Grenzstromes Rio del Norte, 45 Kilom. von dessen Mündung in den Golf von Mexico gelegen, ist regelmäßig angelegt, hat zum Theil schöne, meist aber aus Lehmsteinen (adobes) erbaute Häuser und etwa 12,000 E., unter denen viele Ausländer. Die Stadt genießt vor allen Seehandelsplätzen an der Ostküste Mexicos den Vortheil einer vom Gelben Fieber freien, sonst aber wenig gesunden Lage in einer fruchtbaren, wohlangebauten Umgebung und hat in neuester Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen durch den Verkehr mit Nordamerika. Der Außenhafen, El-Refugio genannt, liegt an der Mündung des Rio del Norte, ist jedoch nicht für große Schiffe zugänglich, da dem Strome eine Barre vorliegt, die nur etwa 2 Mt. Wasser hat. Daher ist auch die fast 15 Kilom. nördlicher, hinter der gleichnamigen Nehrung gelegene Bucht Brazo de Santiago, deren Eingang zuweilen 4 Mt. Wassertiefe hat, die aber jetzt den Vereinigten Staaten gehört, eigentlich der Haupthafen von M. Die Stadt wurde 1846 von den nordamerik. Truppen, 26. Sept. 1864 von den Kaiserlichen unter Mejia, 4. Mai 1865 von den Juaristen unter Negrete, später von den Franzosen besetzt und ist bei ihrer Bedeutung als Handelsplatz stets das Streitobject der in Mexico mit fast stetiger Regelmäßigkeit sich bekämpfenden Parteien.

Matejko (Joh.), namhafter poln. Historienmaler, geb. zu Krakau 30. Juli 1838, stammt aus einer böhm. Familie, begann seine künstlerische Ausbildung in der Settler'schen Kunstschule in seiner Vaterstadt, von wo aus er sich 1858 an die Akademie nach München wandte, wo er den akademischen Preis gewann. Zwei Jahre später setzte M. seine Studien an der Akademie in Wien fort. Die ersten Werke, wodurch der Künstler allgemeine Aufmerksamkeit erregte, waren: Karl Gustav am Grabe Wladislaw Lokietek's und Sigismund III. übergibt den Professoren der krakauer Akademie das Adelsdiplom (1858, in der Jagellonischen Bibliothek zu Krakau). Auf der pariser Weltausstellung erschien sein großes, figurenreiches Gemälde: Der Landbote Reyten auf dem Reichstag zu Warschau 1773, eine hochdramatische Composition, voll Leben und Spannung, ausgeführt in brillanter, lichtvoller Technik. Es wurde von dem Kaiser von Oesterreich angekauft und befindet sich in der Gemäldegalerie des Belvedere zu Wien. Hierauf folgten: Wilczek vertheidigt ein Kloster gegen die Ungarn, Skarga predigt vor König Sigismund (1864); dann auf der wiener Weltausstellung: Stephan Báthory von den russ. Gesandten um Frieden gebeten, und die Union zu Lublin 1569, Kopernicus u. s. w. M. hat auch eine Reihe ausgezeichneter Porträts geschaffen, bewegt sich sonst aber ausschließlich auf dem Gebiete der Geschichte seines Vaterlandes, dessen Geschicke er mit ergreifendem Pathos und hoher Energie zu vergegenwärtigen weiß. Sein Colorit ist prachtvoll, fast etwas zu lebendig, sein Compositionstalent groß und reich, seine Phantasie feurig und schwungvoll. Er gab auch ein großes Costümwerk, welches die Trachten des poln. Volks 1222—1795 darstellt, «Ubiory w Polsce» (Krak. 1860) heraus; seine eigenen Compositionen sind in dem «Album Matejki» (Warsch. 1875) mit Text von Wojcicki erschienen. Ein wohlgelungenes Gemälde des Meisters, welcher als Director der Akademie in Krakau wirkt, ist das Porträt der Urahnen der Wilczek, für die gräfl. Familie dieses Namens in Wien gemalt.

Mater (in der Technik), s. Matrize.

Materia medica (lat.), soviel wie Arzneimittellehre oder Pharmakologie, s. Arzneimittel.

Materialismus (vom lat. materia, d. i. der Stoff) ist diejenige philos. Ansicht, welche die durch die Sinne wahrnehmbare Körperwelt für das einzige wirklich bestehende Wesen hält und auch die Erscheinungen des seelischen Lebens lediglich für Thätigkeitsformen derselben an-

Digitized by Google

sieht. Vom M. im eigentlichen Sinne kann daher erst von derjenigen Zeit an die Rede sein, wo das wissenschaftliche Bewußtsein sich den fundamentalen Gegensatz der physischen und der psychischen Phänomene (s. Psychologie) klar gemacht hatte. Bis dahin suchte man ganz naiv in der Materie auch den Grund alles Lebens, der seelischen Vorgänge so gut wie der körperlichen Bewegungen, eine Ansicht, welche als Hylozoismus bezeichnet wird und, nachdem sie anfangs von den ion. Naturphilosophen behauptet worden war, in späterer Zeit durch die Stoiker, während der Renaissance durch phantastische Naturphilosophen, wie Paracelsus, in neuester Zeit durch gewisse naturphilos. Anschauungen von seiten der darwinistischen Richtung erneuert worden ist. Die ersten principiellen Materialisten waren im Alterthum die Atomistiker Leucippus und Demokrit (s. d.), die von der Bewegung unveränderlicher, materieller Körperchen alle Erscheinungen abzuleiten suchten. Schon hier zeigte es sich, daß der M. immer eine sensualistische Erkenntnißtheorie zur Folge hat: die dazu bei Demokrit gegebenen Anfänge wurden von Protagoras und andern Sophisten (s. d.) weiter ausgeführt. Doch wurde der M. sehr bald durch den Einfluß des Sokrates und der aus seiner Lehre hervorgehenden großen idealistischen Systeme des Plato und des Aristoteles in den Hintergrund gedrängt; von den spätern Philosophenschulen des Alterthums haben nur die Epikuräer ohne selbstständige Fortbildung den demokritischen M. angenommen, und unter ihnen hat Lucretius (s. d.) dieser Weltansicht in äußerst glücklicher Weise eine poetische Darstellung gegeben. Während im Mittelalter der vorwiegend kirchliche Charakter aller Wissenschaften dem M. keinen Spielraum ließ, gewann derselbe in der neuern Zeit wieder Macht und Ansehen. Durch die allgemeine Erneuerung der Studien des Alterthums wurde die Aufmerksamkeit auch auf dessen M. gelenkt, und in dieser Hinsicht ist namentlich Gassendi's (s. d.) Erneuerung des Epikureismus von weittragendem Einflusse gewesen. Theils von ihm beeinflußt, theils den Empirismus Bacon's weiter verfolgend, arbeitete dann Hobbes den M. zu einem geschlossenen Systeme aus, das einen großen Einfluß auf die spätere philos. und naturwissenschaftliche Entwickelung ausübte. Begünstigt wurde dieser Einfluß durch die Vorliebe des 18. Jahrh. für psychol. Probleme und die besondere Aufmerksamkeit der Zeit auf die Frage nach dem Zusammenhange leiblicher und seelischer Vorgänge.

Von diesem Gesichtspunkte aus stellte in England David Hartley (s. d.) die Lehre der sog. Associationspsychologie auf, welche darauf hinauslief, daß der Ablauf der psychischen Thätigkeiten gänzlich durch denjenigen der nervenphysiol. Processe bedingt sei; er und sein bedeutendster Nachfolger Priestley wußten jedoch diese wissenschaftliche Theorie mit dem Glauben zu vereinigen. Dagegen führte dieselbe Richtung in Frankreich zu direct atheistischen und antikirchlichen Consequenzen. Hier legte Lamettrie (s. d.) theils durch richtige Schlüsse aus der cartesianischen Philosophie, theils durch pathol. und thierpsychol. Beobachtungen den Grund. Die Encyklopädisten und die sog. «Philosophen» gingen allmählich von gemäßigtern Standpunkten zu dieser Doctrin über, welche schließlich in dem von Holbach (s. d.) redigirten «Système de la nature» ihren allgemeinen theoretischen Ausdruck fand, während sie, von Helvétius (s. d.) in Verbindung mit dem herrschenden Eudämonismus gebracht, zu einer Moral des sinnlichen Egoismus führte. Während aber diese Lehre im 19. Jahrh. bei den übrigen Nationen mehr verkümmerte, fand sie in Deutschland, welches sich bis dahin fast nur ablehnend dagegen verhalten hatte, durch eine eigenthümliche Gedankenverbindung Eingang und Verbreitung. Nachdem nämlich die Identitätsphilosophie und besonders das Hegel'sche System alle Erscheinungen des seelischen und des materiellen Lebens als stufenweise unterschiedene Manifestationen derselben absoluten Wirklichkeit erklärt, die letztere aber als das geistige Princip aufgefaßt hatte, mußte es logisch gerade so berechtigt erscheinen, die andere Seite, die Materie, für die absolute Wirklichkeit zu erklären. Diesen Schritt that Ludwig Feuerbach (s. d.), er setzte an die Stelle der Vergeistigung der Naturprocesse, wie sie namentlich von der sog. Naturphilosophie versucht worden war, die Materialisirung der geistigen Processe. An ihn schlossen sich sogleich unter wenig origineller Erneuerung der Gesichtspunkte der franz. Materialisten des 18. Jahrh. eine Reihe von Naturforschern, wie Moleschott, Büchner, Vogt u. a., an, welche die Meinung zu verbreiten suchten und auch bei einem großen Theile von Naturforschern und Aerzten, besonders aber im ungebildeten Publikum wirklich verbreiteten, daß die materialistische Weltansicht eine nothwendige Consequenz der exact naturwissenschaftlichen Forschung sei. Dem gegenüber haben Philosophen, wie Lotze, und gerade bedeutende Naturforscher, wie Helmholtz, R. Mayer, Virchow, Du Bois-Reymond u. a., zur Genüge dargethan, daß der M. lediglich eine einseitige und übereilte Metaphysik ist, welche mit der thatsächlichen Forschung der Naturwissenschaft nichts zu thun hat. Sein Werth besteht in dem Hinweise auf den mechanischen Causalzusammenhang aller Erscheinungen des seelischen

Digitized by Google

so gut wie des körperlichen Lebens: sein Irrthum jedoch beruht auf dem Anspruche, damit die ganze Erkenntnißarbeit erschöpft und eine abschließende Weltansicht gewonnen zu haben. Der neuere deutsche M. erhielt in Czolbe («Neue Darstellung des Sensualismus», Lpz. 1855) seine sensualistische Erkenntnißtheorie, in Dav. Fr. Strauß' letztem Werke («Der alte und der neue Glaube», Lpz. 1872) sein künstlerisch vollendetes Bekenntniß. Vgl. Lange, «Geschichte des M. und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart» (2 Bde., Iserlohn 1866; 3. Aufl. 1876—77).

Materialwaaren heißen strenggenommen alle diejenigen Waaren, welche in dem Zustand, in welchem sie der Handel liefert, zu ihrer letzten Verwendung noch nicht geeignet sind, sondern nur den Stoff (das Material) zu einer weitern Verarbeitung oder Zubereitung geben. Im gemeinen Leben, wenigstens in Nord- und Mitteldeutschland, bezeichnet man jedoch mit M. gewöhnlich die Gesammtheit derjenigen Waaren, welche die Hauptartikel der gemeinen Kleinhandlungen bilden, wie Colonialwaaren, Gewürze u. s. w., die man auch wol Spezereiwaaren nennt. Den letztern Namen führen dieselben besonders in Süddeutschland, wo man dagegen unter M. die pharmaceutischen Zwecken dienenden Droguen und die Farbewaaren versteht.

Materie (lat.) oder Stoff bedeutet im Gegensatze zur Form das Sachliche, Gegenständliche, den Inhalt im Unterschiede von der Art und Weise der Erscheinung, Gestaltung, Behandlung oder Darstellung. So unterscheidet man die Form eines Kunstwerks von seinem Stoffe; die Form unserer sinnlichen Empfindungen, das Räumliche und Zeitliche, von der M. derselben, d. h. von den Qualitäten, welche wir durch das Gehör, Gesicht u. s. w. wahrnehmen; materielle Sittengesetze, d. h. solche, welche vorschreiben, nach welchen Objecten wir zu streben haben, von formalen, die nicht auf gewisse Gegenstände, sondern nur auf Verhältnisse unserer Thätigkeit gehen. Im engern Sinne ist der Begriff der M. ein Product der Philosophie. Die Veranlassung, ihn auszubilden, liegt in den Veränderungen der sinnlichen Erscheinungswelt. Die Frage, was dem Wechsel der Erscheinungswelt als ein Unveränderliches zu Grunde liege, warfen sich schon die ältesten griech. Philosophen auf und beantworteten sie anfänglich so, daß sie einen oder mehrere bestimmte sinnliche Stoffe (Wasser, Feuer, Luft u. s. w.) als die elementarische Grundlage aller Erscheinungen betrachteten. Dabei trat der Begriff des Stoffs mit dem der Kraft und der Form allmählich in einen bestimmten Gegensatz, und Plato führte den Begriff eines bloßen Stoffs als Gegensatz der Ideen, d. h. dessen, was die Dinge ihrer Qualität nach sind, in die Philosophie ein. Aristoteles (s. d.) machte von diesem Begriffe einen weitern Gebrauch. Seine Metaphysik beruht auf der Unterscheidung zwischen der M. (Hyle), als einem blos der Möglichkeit nach, und der Form, als dem der Wirklichkeit nach Seienden, sodaß das Entstehen und Vergehen der Dinge als eine Vereinigung und Trennung zwischen M. und Form und die Veränderung als ein Uebergang der an sich form- und bestimmungslosen M. von einer Form zur andern betrachtet wurde. Diese Auffassung des Gegensatzes zwischen beiden blieb in der Metaphysik herrschend durch alle spätern Zeiten hindurch und gab namentlich der mittelalterlichen Scholastik Veranlassung zu der Frage, ob die Entstehung der Dinge als eine Bestimmung der M. durch die Form (contractio materiae per formam) oder als eine Entwickelung der M. aus der Form (eductio materiae e forma) anzusehen sei. Eine ganz andere Bedeutung bekam der Begriff der M. durch Descartes. Dieser ging nämlich von einem ursprünglichen Gegensatze zwischen der ausgedehnten und denkenden Substanz, zwischen M. und Geist aus, und die M. wurde hier als das im Raume Ausgedehnte, Undurchdringliche, Bewegliche, Theilbare aufgefaßt, alle Naturerscheinungen, soweit sie mit räumlichen Merkmalen in Verbindung stehen, aus den verschiedenen Verbindungsformen ihrer materiellen Bestandtheile, also mechanisch erklärt, das Geistige aber von dem Zusammenhange mit dem Körperlichen und Materiellen ganz losgelöst. Diese Richtung der Cartesianischen Philosophie verwickelte bald in unlösbare Schwierigkeiten über die Frage, wie man sich den ganzen auf Wechselwirkung beruhenden Zusammenhang zwischen dem Leiblichen und Geistigen zu denken habe. Spinoza (s. d.) fand die Lösung dieser Frage darin, daß er Geist und M. als an sich gleiche, nur für unsere Auffassung verschiedene Attribute einer und derselben Substanz erklärte.

Unterdessen haben sich die Naturwissenschaften, namentlich seit Newton, bei der Vorstellung des Atomismus (s. Atome) beruhigt, daß die letzten Bestandtheile der M. selbst wieder materiell, aber physisch untheilbar seien. Da aber hierdurch die Frage nach dem Wesen der M. blos umgangen, nicht beantwortet wird, so konnte der Menschengeist hierbei nicht stehen bleiben, besonders seit er durch Kant zur Einsicht gelangte, daß alle Raumbestimmungen unter den Begriff der bloßen Erscheinung fallen und nicht als ursprüngliche Prädicate dessen, was in Wahrheit ist, betrachtet werden dürfen. Kant selbst ließ das eigentliche Wesen, welches dem Phänomen

Digitized by Google

der M. als des im Raume Beweglichen zum Grunde liegt, unter dem Namen eines Dinges an sich gänzlich dahingestellt, suchte hingegen die Undurchdringlichkeit und Cohäsion dieses Phänomens durch anziehende und abstoßende Kräfte zu erklären und gründete so, dem Atomismus entgegen, die dynamische Ansicht, welche eine Theilbarkeit der M. ins Unendliche und einen stetigen Zusammenhang ihrer Theile behauptet. (S. Dynamik.) Die Schelling'sche und Hegel'sche Naturphilosophie construirte die M. aus einer Spannung relativ geistiger Kräfte oder Potenzen und erklärte daher Geist und M. im Grunde ihres Wesens für identisch und nur für die Erscheinung entgegengesetzt. Der letztere Begriff der M. nähert sich aufs neue der Aristotelischen Auffassung darin, daß der Unterschied von Geist und M. zu einem relativen herabgesetzt wird, jedoch mit einer stärkern relativen Trennung beider. Denn hier sollen sie sich nicht wie die Form zum Stoff, sondern wie entwickelte zu unentwickelten Kraftsystemen von einerlei Grundcharakter zueinander verhalten. Vgl. Huber, «Die Forschung nach der M.» (Lpz. 1877).

Matethee, s. Ilex und Paraguaythee.

Mathematik (vom griech. μάθημα, Kenntniß, Wissenschaft) ist die Wissenschaft der Größen, weshalb sie Größenlehre genannt werden kann. Man unterscheidet die reine und die angewandte M. Die reine M. zerfällt in die Arithmetik (s. d.), welche die Zahlgrößen, und in die Geometrie (s. d.), welche die Raumgrößen behandelt. Zur angewandten M. rechnet man die Mechanik und die Meßkunde, ferner die Astronomie, mit der die Chronologie und die Gnomonik in Verbindung stehen. Auch unterscheidet man als technische M. die praktische Arithmetik (mercantilische, juriſt. und polit. Rechenkunst); die praktische Geometrie (descriptive, graphische Geometrie, Projectionslehre, Constructionslehre, Geodäsie, Feldmeßkunst, Forstgeometrie, Nivelliren, Markscheidekunst); die praktische Mechanik oder Maschinenlehre; die bürgerliche Baukunst; die Wasserbaukunst oder Hydromechanik; die Kriegswissenschaften (namentlich Artillerie und Befestigungskunst); die Wissenschaften des Seewesens oder die Nautik (Schiffbau, Steuermannskunst). Die mathematische Gewißheit oder Wahrheit ist sprichwörtlich, weil der Beweis der mathem. Sätze jeden Zweifel und jede Ungewißheit ausschließt.

Bei den Aegyptern wird zuerst einige Kenntniß der M. angetroffen; die erste wissenschaftliche Ausbildung derselben finden wir bei den Griechen. Euklides, Archimedes, Apollonius von Perga und Diophantus brachten die alte M. auf ihren Höhepunkt. Nächst den Griechen haben sich um die Technik in der M. die Araber verdient gemacht. Epochemachend aber war die Einführung der ind. Ziffern durch die Araber. Von hier datiren nach Aufnahme der Buchstaben in die Rechnung die Fortschritte der Algebra in Italien im 15. und 16. Jahrh., der analytischen Geometrie, der Zahlentheorie, der Infinitesimalrechnung und der Analysis im 17. Jahrh. Nächst den größten Mathematikern Archimedes, Newton, Gauß haben sich in der neuern Zeit Kepler, Neper, Galilei, Fermat, Desargues, Pascal, Huygens, Leibniz und die Bernoullis, Maclaurin, Euler, D'Alembert, Lambert, Lagrange, Laplace, Monge, Legendre, Cauchy, Jacobi, Abel, Dirichlet, Liouville, Poncelet, Möbius, Plücker, Steiner, Chasles, Staudt hervorragende Verdienste um die Ausbildung der M. erworben. Von den Fortschritten der Astronomie, der Naturwissenschaften, der mechan. Technologie wurden viele erst durch die erreichten Fortschritte der M. ermöglicht. Vgl. Hermann Hankel, «Zur Geschichte der M. im Alterthum und Mittelalter» (Lpz. 1874); Höfer, «Histoire des mathémathiques depuis leurs origines jusqu'au commencement du 19e siècle» (Par. 1874); Suter, «Geschichte der mathem. Wissenschaften» (2 Bde., Zür. 1873—75); Günther, «Ziele und Resultate der neuern mathem.-histor. Forschung» (Erlangen 1876); «Abhandlungen zur Geschichte der M.» (Lpz. 1877).

Mathew (Theobald), bekannt als Mäßigkeitsapostel, ward 10. Oct. 1790 zu Thomastown in Irland geboren und erhielt seine Erziehung auf der Akademie zu Kilkenny. Um Geistlicher zu werden, trat er 1810 in das kath. Seminar zu Maynooth ein und wurde 1814 in Dublin zum Priester geweiht. Er begab sich jetzt nach dem südl. Irland, wo er als Seelsorger in einem von den ärmsten Volksklassen bewohnten District fungirte. Zeuge des Elends, welches der übermäßige Gebrauch berauschender Getränke anrichtete, beschloß er, eine Association zu bilden, deren Mitglieder das feierliche Gelübde ablegen sollten, sich aller Spirituosen zu enthalten. Er begann 1833 seine Vorträge zu Cork, wo er zweimal wöchentlich vor zahlreichen Zuhörern über die Hauptursache der unglücklichen Lage Irlands und deren Heilmittel sprach. Das erregbare Volk wurde von der Beredsamkeit des Apostels hingerissen, und Tausende von Menschen erklärten ihre Bereitwilligkeit, sich dem Mäßigkeitsverein anzuschließen. Nachdem er ganz Irland durchzogen, ging er in gleicher Absicht nach England, wo er mit vieler Herzlichkeit empfangen wurde. Auf einer Reise nach Amerika ward er mit noch größerm Enthusiasmus

Digitized by Google

begrüßt. Im Herbst 1851 kehrte er nach Europa zurück. Da er sein ganzes Vermögen im Dienste seiner philanthrop. Bestrebungen geopfert hatte, so verlieh ihm die brit. Regierung eine Pension von 300 Pfd. St. Er starb zu Queenstown 8. Dec. 1856. In Cork wurde ihm 1864 ein Standbild errichtet. Vgl. Maguire, «Father M., a biography» (Lond. 1863).

Mathilde, Markgräfin von Toscana, war eine Tochter des Markgrafen Bonifacius und 1046 geboren. Sie vermählte sich zwar mit Gottfried dem Buckeligen, einem Sohne des Herzogs von Lothringen, lebte aber stets von ihm getrennt in Italien. Im 30. Jahre verwitwet, war sie die vornehmste Stütze Papst Gregor's VII. in dessen langem Kampfe gegen das Kaiserthum, und auf ihrer Burg Canossa geschah es, daß Kaiser Heinrich IV. (s. d.) Buße that. Ihre große Territorialmacht wie ihre Reichthümer und ihr Einfluß standen dem Heiligen Stuhl immer zur Verfügung. Diese enge Verbindung gab schon der Mitwelt zu ungünstigen Bemerkungen über sie Anlaß, die jedoch nie erwiesen sind. Sie allein stand 1081 dem Papste gegen den Kaiser bei, unterstützte ihn mit ihren Schätzen, als er in Rom eingeschlossen war, und führte selbst noch nach dem Tode desselben den offenen Krieg gegen den Kaiser fort. Urban II. stiftete 1098 eine polit. Ehe zwischen der mehr als 40jährigen Frau und dem 17jährigen Welf, des Baiernherzogs Sohn, welche nach einigen Jahren gelöst wurde. Sie starb 1115 in ihrem Schlosse Bondeno und wurde in dem von ihr erbauten Benedictinerkloster zu Polirone, später durch Papst Urban VIII. in der Peterskirche beigesetzt. Ihren ganzen Besitz, d. h. die ausgedehnten Allodien in Tuscien, der Romagna und der Lombardei, schenkte sie 1102 der röm. Kirche, mit Berufung auf eine zweifelhafte frühere Schenkung an Gregor VII.; doch behielt sie sich freie Verfügung vor und erkannte 1111 Heinrich V. als ihren Erben an, der auch nach ihrem Tode den Besitz antrat. Erst Innocenz II. erhob wegen der alten Schenkung Ansprüche, welche Kaiser Lothar anerkannte, und daran knüpfte sich ein lange dauernder Streit. Vgl. Pannenborg, «Studien zur Geschichte der Herzogin M. von Canossa» (Gött. 1872).

Mathy (Karl), liberaler bad. Staatsmann, geb. 17. März 1806 zu Manheim, studirte Staatsrecht und Kameralwissenschaft und wurde im Großherzogthum Baden im Finanzfach angestellt. Die Bewegung, welche nach der Julirevolution von 1830 Süddeutschland ergriff, regte auch ihn zu lebhafter, besonders publicistischer Betheiligung an. Er schied 1834 aus seiner amtlichen Stellung und siedelte 1835, um den polizeilichen Maßregelungen zu entgehen, nach der Schweiz über. Auch dort war er zunächst als Publicist thätig und verfaßte unter anderm die Preisschrift «Ueber den Zehnten». Im J. 1838 wurde er Lehrer der neuen Bezirksschule zu Grenchen im Canton Solothurn. Die polit. Bewegung 1840 führte ihn nach Baden zurück, wo er als Publicist, seit 1842 als Vertreter der Stadt Konstanz und als ein Führer der Opposition thätig war. Im J. 1848 setzte er als Mitglied des Vorparlaments die ungewöhnliche Energie seines Wesens den republikanischen Planen der Linken entgegen und verhaftete Fickler 8. April auf dem Bahnhofe in Karlsruhe. Er ging darauf als Mitglied des Parlaments nach Frankfurt, wurde dort ein hervorragendes Mitglied der Partei Gagern und zum Unterstaatssecretär im Reichsministerium der Finanzen ernannt. Mit seinen Parteigenossen schied er aus dem Ministerium und Parlament. Im Volkshause zu Erfurt kämpfte M. wieder für die Unionspolitik. In den Reactionsjahren verließ er den Staatsdienst und widmete sich industriellen Unternehmungen. Er wurde 1858 Director der Bank von Gotha, 1860 der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt in Leipzig. Mit Neujahr 1863 trat er in den bad. Staatsdienst zurück und wurde als Präsident des Handelsministeriums College des Freiherrn von Roggenbach, gab zwar 30. Juni 1866 seine Stelle auf, als die großdeutsche Partei im Ministerium den Krieg gegen Preußen durchgesetzt hatte, wurde aber wenige Wochen darauf vom Großherzog zur Bildung eines neuen Ministeriums aufgefordert. Dasselbe kam 28. Juli zu Stande. M. wurde als Staatsminister Chef des Ministeriums und Präsident der Ministerien des Handels und der Finanzen. Am 3. Febr. 1868 riß ihn der Tod aus seiner polit. Thätigkeit. Vgl. Freytag, «Karl M. Geschichte seines Lebens» (Lpz. 1870; 2. Aufl. 1872).

Matico oder Matica (Folia Matico), die Blätter oder das Kraut von Artanthe elongata, einer in den Wäldern der Anden bei Huanuco in Peru wachsenden Pflanze, kommt in Ballen zusammengedrückt in den Handel. Der Geruch erinnert an Melisse, der Geschmack ist bitter und pfefferähnlich. Man verwendet sie in der Medicin als Reizmittel.

Matrikel (vom lat. matricula) heißt jedes schriftliche Verzeichniß gewisser Personen oder Einkünfte; so auf Universitäten das Verzeichniß, in welches die Studenten bei ihrer Aufnahme als akademische Bürger eingetragen (immatriculirt) werden; bei den Geistlichen das Verzeichniß der einer Pfarrstelle zugewiesenen Einkünfte und Bezüge (Pfarrmatrikel). Die

Digitized by Google

deutsche Reichsmatrikel bestand in dem Verzeichniß aller Stände des Deutschen Reichs und ihrer Beiträge zu den Reichsbedürfnissen. Die Wormser M. von 1521 bestimmte die zu stellenden Contingente und die Kriegssteuern (Römermonate), eine andere die Beiträge für die Unterhaltung des Kammergerichts (Kammerzieler). Im Laufe der Zeit hatten aber hierin das Herkommen und eigene Reichsschlüsse Veränderungen herbeigeführt, sodaß die Reichsstände nur nach einer Usualmatrikel zu jenen Leistungen herangezogen wurden. Auch im Deutschen Bunde bestimmte eine Bundesmatrikel die Stärke der Truppen, welche jedes Bundesmitglied zum Bundesheere stellen sollte. Aus dem alten Deutschen Bunde sind auch in das neue Deutsche Reich noch mit übergegangen die Matrikularbeiträge der einzelnen Bundesstaaten, d. h. die Zuschüsse zu den gemeinsamen Reichsausgaben, soweit letztere nicht durch eigene Einnahmen des Reichs, wie Zölle, Verbrauchssteuern, Postüberschüsse u. s. w., gedeckt werden. Diese Beiträge werden nach der Bevölkerungszahl der einzelnen Staaten berechnet.

Matrize oder Mater nennt man in der Technik im allgemeinen jede vertiefte Form, in welche ein erhabener Körper paßt oder in der ein solcher gefertigt werden soll. — In der Schriftgießerei versteht man unter M. das Kupferstück, in welches mittels eines geschnittenen Stahlstempels (s. Patrize) ein Buchstabe vertieft eingeschlagen wird. Dieses Plättchen kommt dann an seinen gehörigen Ort in das Gießinstrument und bildet die Form für das Auge der zu gießenden Letter. — In der Galvanoplastik bezeichnet man mit M. den ersten Kupferniederschlag, welcher auf einem zu copirenden Originale gemacht wird und nachher als Form für die nachfolgenden Niederschläge dient. Hier tritt der Fall ein, z. B. bei dem Copiren von gestochenen Kupferplatten, daß die M. eine erhabene Form bildet.

Matrosen nennt man die Seeleute, welche unter dem Befehle des Schiffsführers oder Steuermanns ein Schiff bemasten, betakeln, beladen oder stauen, über See führen und entlöschen und auf der Reise alle Reparaturen an Tauwerk und Segeln besorgen. Ein befahrener M. muß steuern und rudern (rojen) können und nüchtern, verständig, gehorsam und entschlossen in Gefahren sein. An Bord von Kriegsschiffen werden sie vollständig militärisch mit dem Geschütz, Gewehr und Torpedo ausgebildet, da sie im Gefecht die eigentlichen Kämpfer sind. In frühern Zeiten bedienten sie im Kampfe nur die Takelage, während Soldaten fochten, jetzt gibt es in einigen Marinen, wie z. B. in der französischen und russischen gar keine Seesoldaten mehr. In der deutschen Marine werden letztere nur noch auf den großen Panzerschiffen in der Stärke von einem Zehntel der ganzen Besatzung eingeschifft, nehmen im Kampfe aber nur Nebenposten ein und werden allmählich ebenfalls gänzlich durch M. ersetzt, wie dies bereits bei der Seeartillerie, welche die Küstenbefestigungen der Kriegshäfen bedient, geschehen ist. — Matrosenpressen hieß das früher besonders in Hafenstädten betriebene gewaltsame Aufgreifen von Menschen zum Matrosendienst, das in einigen Seestaaten, auch in England, beim Kriegszustande ein zwar grausames, aber gesetzlich anerkanntes Mittel bot, das Seevolk, wenn die freiwillige Dienstleistung nicht ausreichte, zu ergänzen und zu vermehren.

Matterhorn (franz. Mont-Cervin, ital. Monte-Silvio), der kühnste Felskegel der Penninischen Alpen, erhebt sich auf der Grenze zwischen Piemont und dem schweiz. Canton Wallis, westlich vom Monte-Rosa, östlich von der Dent d'Hérens zu 4482 Mt. über dem Meere. Ein isolirter scharfkantiger Gneisobelisk mit etwas gebogener Spitze und fast senkrechten Wänden, an welchen wenig Schnee haftet, überragt der Gipfel den vergletscherten Kamm, dem er entsteigt, um mehr als 1000 Mt. Das früher für unersteiglich gehaltene Horn wurde 14. Juli 1865 zum ersten male von den londoner Alpenclubisten Hudson, Whymper, Hadow und Lord Douglas mit drei Führern bestiegen; beim Hinabsteigen glitt Hadow aus und riß seine Nachbarn mit sich, das Seil riß und Hudson, Hadow und Douglas stürzten mit dem Führer Croz in den 1200 Mt. tiefen Abgrund. Seither ist die Besteigung häufig wiederholt worden und gilt, nachdem auf der Ostkante des Bergs, 3818 Mt. über dem Meere, und am Südabsturz an der sog. Cravatte, 4122 Mt. über dem Meere, Schirmhütten errichtet und die schwierigsten Stellen durch Sprengungen und am Fels angebrachte Ketten und Seile zugänglicher gemacht worden sind, nicht mehr für sehr gefährlich. Von den Pässen am Fuße des Bergs sind der Col de Tournanche (3380 Mt.) westlich und das Breuiljoch (3357 Mt.) östlich rauhe und schwierige Gletscherpfade; dagegen ist der südöstlich zwischen dem Theodulhorn (3472 Mt.) und dem Kleinen M. (3896 Mt.) gelegene Theodulpaß (oder Matterjoch) trotz seiner Höhe von 3322 Mt. einer der leichtesten Gletscherpässe der Alpen und wird als Uebergang aus dem Walliser Zermatt- oder Nikolaithal nach dem ital. Val Tournanche häufig begangen. Auf der Paßhöhe, wo Saussure 1791 drei Tage lang zum Zweck wissenschaftlicher Untersuchungen ver-

Digitized by Google

weilte, steht ein kleines Wirthshaus und eine Hütte, 1865 behufs meteorolog. Beobachtungen errichtet und ein ganzes Jahr lang von zwei Führern bewohnt. Weiter unten liegen in etwa 3000 Mt. Höhe die Ueberreste der Theodulschanzen, einst von den Piemontesen gegen die Ueberfälle der Walliser angelegt. Der Weg von Zermatt zur Paßhöhe beträgt etwa 5 Stunden, bis zum Hôtel du Mont-Cervin en Giomein (2114 Mt.) oberhalb der Alphütten von Breuil 2 Stunden, bis Val Tournanche 3 Stunden, bis Châtillon an der St.-Bernhardstraße 3 Stunden, zusammen also etwa 13 Stunden, von denen 2—3 auf den Gletscherübergang fallen. Vgl. Whymper, «Scrambles amongst the Alps» (Lond. 1870; deutsch von Steger, Braunschw. 1872); Studer, «Ueber Eis und Schnee» (Bd. 2, Bern 1870).

Matteucci (Carlo), ital. Naturforscher und Politiker, geb. 20. Juni 1811 zu Forli (Romagna), Sohn eines Chirurgen, studirte Mathematik, zuerst in Bologna, dann in der Polytechnischen Schule in Paris. Nachdem er 1831 ins Vaterland zurückgekehrt, wurde er 1832 Professor zu Bologna und bewies sich namentlich durch Versuche über die Volta'sche Säule als tüchtiger Experimentalphysiker. Er erhielt 1837 einen Ruf als Professor der Physik nach Ravenna und einige Jahre später (1840), auf Betrieb Arago's und A. von Humboldt's, in gleicher Eigenschaft an das Athenäum zu Pisa. Seine elektrischen und elektro-physiol. Arbeiten, zumal die Untersuchungen über den Zitterrochen, verbreiteten seinen Ruf über die Grenzen Italiens hinaus. Die Ergebnisse seiner Arbeiten legte er in einer Reihe von zum Theil in fremde Sprachen übersetzten Schriften nieder. Dahin gehören: «Lezioni di fisica» (2 Bde., Pisa 1841; 4. Aufl. 1851), «Lezioni sui fenomeni fisico-chimici dei corpi viventi» (Pisa 1844; 2. Aufl. 1846), «Manuale di telegrafia elettrica» (Pisa 1850 u. öfter), «Cours spécial sur l'induction» (Par. 1854) u. s. w. M. nahm an der polit. Bewegung von 1847 Antheil. Er wurde 1848 toscan. Senator und Commissar bei der toscan. Armee und begleitete dieselbe nach der Lombardei. Nach der Rückkehr des Großherzogs wirkte er wieder wie früher in Pisa. Im J. 1859 fungirte M. als einer der Vertreter der provisorischen toscan. Regierung bei dem Tuileriencabinete; 1860 erhielt er die Würde eines ital. Senators und die Leitung des ital. Telegraphenwesens, später auch der meteorolog. Bureaux. Als Mitglied des Ministeriums Rattazzi (1862) leitete er einige Monate das öffentliche Unterrichtswesen. Später wirkte er am wissenschaftlichen Institute zu Florenz. Auch wurde er Vicepräsident des Oberstudienraths. M. starb 25. Juni 1868 zu Livorno. Vgl. Bianchi, «Carlo M. e l'Italia del suo tempo» (Rom 1874).

Matthäi (Friedr.), Historien- und Porträtmaler, geb. in Meißen 4. März 1777, Sohn Johann Gottlob M.'s (geb. 17. Juli 1754 zu Meißen, gest. 4. Juli 1832 zu Dresden), Bildhauers und nachmaligen Inspectors der Sammlung der Mengs'schen Gipsabgüsse in Dresden, bildete sich unter Anleitung seines Vaters und auf der dresdener Akademie unter Casanova. Er wurde 1796 Pensionär dieser Akademie und trat zuerst mit dem Gemälde, das Urtheil des Paris, auf. Nach Casanova's Tode setzte er seine Studien auf der Akademie zu Wien unter Füger fort und ging dann nach Italien. In Florenz gewann er 1803 bei der Preisvertheilung den Preis und wurde Honorarprofessor der dortigen Akademie. Infolge mehrerer Gemälde, die er später von Italien aus zur Ausstellung nach Dresden sandte (darunter 1807 die Ermordung des Aegisthus und die Copie der Grablegung Christi von Rafael), erhielt er 1809 den Ruf als Professor an die Malerakademie zu Dresden. Hier lieferte er unter anderm ein Abendmahl für die Kirche zu Plauen und sein Hauptwerk, den Tod des Kodrus, im Auftrage der niederlausitzer Stände für den Landsyndikus Freiherrn von Houwald (1827). Später wurde er erster Inspector der königl. Gemäldegalerie und erhielt den Titel eines Directors. Er starb auf einer Reise zu Wien 23. Oct. 1845. Durch und durch akademisch, blieb er den Neuerungen seiner Zeit fremd, doch war seine Lehrthätigkeit höchst ersprießlich in Hinsicht auf Richtigkeit der Zeichnung. An seinen Gemälden rühmt man besonders die Composition, die tüchtige Zeichnung und die großartige Draperie, vor allem aber das Colorit, welches sich der alten Florentinischen Schule nähert. Seine Porträts sind treffend und wahr. — Sein Bruder, Ernst Gottlieb M., geb. 1779 zu Meißen, bildete sich seit 1805 in Rom zum Bildhauer, wo er 1806 ein treffliches Basrelief in Gips, Iris, wie sie dem Priamus als Trösterin erscheint, lieferte. Unter seinen spätern Arbeiten ist namentlich ein Modell für die Anatomie des Pferdes (1827) zu nennen. Er starb 19. März 1842 als Director des zoolog. Museums und Inspector am Museum der Mengs'schen Gipsabgüsse zu Dresden.

Matthäus, einer der zwölf Apostel, Sohn des Alphäus, von Geburt ein Galiläer, von Christus selbst zum Apostelamte berufen, war vorher Zolleinnehmer am See Tiberias. Ob er mit Levi eine Person sei, muß dahingestellt bleiben. Die Nachrichten von seinen übrigen

Digitized by Google

Lebensumständen und seinen Reisen in Aethiopien oder in verschiedenen asiat. Ländern sind unverbürgt. Auch darüber, ob er als Märtyrer oder eines natürlichen Todes gestorben, läßt sich nichts Gewisses ermitteln. Die kirchliche Tradition spricht sich für seinen Märtyrertod aus, und Baronius läßt den Leichnam des Apostels 954 nach Salerno gekommen sein. Die röm. Kirche hat dem M. den 21. Sept., die griechische den 16. Nov. geweiht. In der kirchlichen Ueberlieferung gilt M. als der Verfasser des ersten unserer kanonischen Evangelien, welches sich zur Aufgabe gestellt hat, durch Darstellung der Lehre und Lebensgeschichte Jesu die Erfüllung der alttestamentlichen Weissagungen auf den Messias aus David's Geschlecht zu erweisen. Das Buch ist in seiner gegenwärtigen Gestalt ein planmäßiges Ganzes, welches namentlich in der Verarbeitung der Aussprüche Jesu zu größern Redegruppen schriftstellerische Kunst verräth. Dennoch zeigt eine nähere Prüfung seine Entstehung aus ziemlich verschiedenartigen, theilweise sogar einander ausschließenden Bestandtheilen. Nach einer Ueberlieferung aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. hätte M. eine Zusammenstellung der «Reden des Herrn» in hebr. Sprache hinterlassen. Aus einer Verschmelzung dieses «Urmatthäus» mit dem Evangelium des Markus (s. d.) soll nach der jetzt herrschenden Annahme das Matthäus-Evangelium hervorgegangen sein. Doch ist letzteres sicher ursprünglich griechisch geschrieben, und die «Redensammlung» war vermuthlich ein wirkliches Evangelium. Neben dieser «apostolischen» Quelle hat der Ueberarbeiter wahrscheinlich zwar nicht den kanonischen Markus, aber doch dessen Grundschrift benutzt. Beide Quellen, namentlich aber die erste, trugen ein judenchristl. Gepräge. Beide stammen noch aus der Zeit vor der Zerstörung Jerusalems. Indessen steht dieser wahrscheinlichsten Auffassung des Quellenverhältnisses noch immer die Meinung entgegen, daß das Matthäus-Evangelium, obwol selbst schon die Ueberarbeitung einer ältern Schrift, die Quelle sowol für Markus als für Lukas gewesen sei. Der heidenfreundliche Charakter des kanonischen Matthäus-Evangeliums ist ebenso wenig wie die Benutzung streng judenchristl. Quellen zu verkennen. Seine gegenwärtige Gestalt scheint es kaum vor Ende des 1. Jahrh. erhalten zu haben. Das sog. Hebräer-Evangelium, welches übrigens ebenfalls vielfach überarbeitet wurde, ist in seinem Ursprunge mit unserm Evangelium des M. verwandt.

Matthäy (nicht Matthäi; Karl Ludw.), Baumeister und architektonischer Schriftsteller, geb. 21. März 1778 zu Meißen, besuchte die Fürstenschule daselbst und erlernte die Anfangsgründe seiner Kunst bei Hölzer in Dresden. Nachdem er noch ein Jahr die Bauschule der dortigen Akademie benutzt, reiste er 1797 nach Bremen und schiffte sich 1798 nach Kopenhagen ein. Von dort kehrte er 1800 nach Dresden zurück, ging noch in demselben Jahre nach Wien, wo er über vier Jahre thätig war, und folgte dann 1805 einem Rufe nach Bremen. Hier gewann er dem der Antike entnommenen Baustile viele Freunde und machte die Stuccaturarbeit als Häuserverzierung bekannt. Hierauf lebte er seit 1814 in Dresden und seit 1817 zu Wernigerode, wo er als gräfl. stollbergischer Baumeister bis 1821 zahlreiche Bauten ausführte. Im J. 1821 nahm M. seinen Wohnsitz abermals in Dresden, das er seitdem nur 1830—33, wo er in der Nähe von Kalisch, und 1842—47, wo er zu Teplitz wirkte, wieder verließ. M. starb 9. Aug. 1848. Er war ein sehr tüchtiger Architekt, der wahrhaft künstlerische Bildung mit praktischer Kenntniß vereinigte; daneben war er auch ein geschickter Maler und Stuccateur. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Der Maurer» (2 Bde., Weim. 1823; 3. Aufl. 1843), «Der Dachdecker» (Weim. 1834), «Handbuch für Zimmerleute» (2. Aufl., 3 Bde., Weim. 1845), «Der Bildhauer» (Weim. 1830), «Der Ofenbaumeister» (3. Aufl., Weim. 1846) u. s. w. Von vielem Geschmack zeugen die «Abbildungen und Beschreibungen der modernsten Formen für Künstler und Handwerker» (4 Hefte, Weim. 1831—35), «Ideenmagazin für Gold-, Silber- und Bronzearbeiter» (Weim. 1840), «Musterbuch für Sattler und Tapezierer» (Weim. 1841), «Ideen von öffentlichen Denkmälern, namentlich Trauerdenkmälern» (Weim. 1841), «Musterblätter für Drechsler» (Weim. 1841) und mehrere ähnliche Bücher, durch welche er die Veredlung der Kunsttechnik beförderte.

Matthesius (Joh.), Theolog des Reformationszeitalters, geb. zu Rochlitz 24. Juni 1504, studirte in Ingolstadt Theologie, mußte aber wegen Armuth seine Studien unterbrechen und eine Kinderlehrerstelle bei München annehmen. Durch Luther's 1520 erschienene Schrift «Von den guten Werken» für die Lehren desselben gewonnen, ging er 1529 nach Wittenberg, beendete daselbst seinen akademischen Cursus und wurde hierauf Lehrer an der Schule zu Altenburg und 1532 Rector der Schule zu Joachimsthal. Zwar kehrte er 1540 nach Wittenberg zurück, doch schon 1541 ging er als Diakonus und Pastor wieder nach Joachimsthal, wo er nach Einführung der Reformation erster evang. Prediger war und bis zu seinem Tode 7. Oct.

Digitized by Google

1568 blieb. Neben mehrern Kirchenliedern, z. B. «Nun laßt uns den Leib begraben», verfaßte er die geschichtlich nicht unwichtigen «Historien von Luther's Anfang, Lehre, Leben, standhaftem Bekenntniß seines Glaubens und Sterben» (Nürnb. 1570; neue Aufl. von Oehler, Lpz. 1806) in 27 Predigten und die «Sarepta oder Bergpostille» (Nürnb. 1564 u. öfter).

Matthias, Apostel und Jünger Jesu, wurde nach der in der Hauptsache wol geschichtlichen Ueberlieferung der Apostelgeschichte (1, 23 fg.) durch das Los an die Stelle des Judas Iscarioth zur Ergänzung des Apostelcollegiums berufen. Der kirchlichen Tradition gemäß lehrte er nach Jesu Auferstehung das Evangelium in Judäa und Kappadocien, ging dann nach Aethiopien und fand endlich den Märtyrertod in Jerusalem. Doch erwähnen Hippolytus und Isidor nur, daß er in Jerusalem gestorben und begraben sei. Die röm. Kirche hat dem M. den 24. Febr., die griechische den 9. Aug. geweiht. In Rom und Trier bewahrt man Reliquien von ihm. Auch wird dem M. die Abfassung eines apokryphischen Evangeliums beigelegt.

Matthias, deutscher Kaiser, 1612—19, geb. 24. Febr. 1557, war der vierte Sohn des Kaisers Maximilian II. und erhielt, während sein Bruder, der nachmalige Kaiser Rudolf II., in Spanien am Hofe Philipp's II. erzogen wurde, in Deutschland durch den gelehrten Diplomaten Busbecq Erziehung und Bildung. Er ging 1577 heimlich in die Niederlande und empfing bei seiner Ankunft den Titel und die Huldigung als Souverän, legte aber, als er sein Bemühen, neben dem Prinzen von Oranien sich Einfluß zu verschaffen, für vergeblich erkannte, 1580 seine Würde nieder, erhielt vom König Philipp II. und von seinem Bruder Verzeihung und lebte nun in Zurückgezogenheit. Erst als sein älterer Bruder, der Erzherzog Ernst, 1595 gestorben war, vertraute ihm Rudolf die Statthalterschaft in Oesterreich an. Im J. 1606 schloß M. für seinen kaiserl. Bruder mit Stephan Bocskai den Wiener Frieden. Am 25. April 1606 erklärten die Erzherzoge M. zum Oberhaupte ihres Hauses. Der ergrimmte Rudolf wollte die Erbfolge unmittelbar der steirischen Linie zuwenden. Dies veranlaßte M. (Juni 1608), mit einem Heere nach Böhmen zu ziehen und den Kaiser zu nöthigen, ihm Mähren und Ungarn abzutreten. Für den Beistand aber, welchen ihm die Protestanten hierbei geleistet hatten, mußte er ihnen erweiterte Religionsfreiheiten bewilligen. Inzwischen war Kaiser Rudolf auch mit seinen böhm. Unterthanen in Händel gerathen. Vergebens suchte er sie 1609 durch Bewilligung des Majestätsbriefs und durch Zusicherung freier Religionsübung zu beruhigen. Als er aus Haß gegen seinen Bruder M. den Erzherzog Leopold mit einem Heere von 16,000 Mann nach Böhmen gezogen hatte, wendeten sich die Böhmen an M., der alsbald mit einem Heere erschien und seinen Bruder zwang, ihm auch Böhmen, Schlesien und die Lausitz 11. April 1611 abzutreten. Nachdem M. 4. Dec. 1611 sich mit Anna, der Tochter seines Oheims, des Erzherzogs Ferdinand, vermählt hatte, wurde er nach Rudolf's bald darauf erfolgtem Tode 24. Juni 1612 von den Kurfürsten einstimmig zum Kaiser gewählt; doch mußte er in der Wahlcapitulation versprechen, daß er kein fremdes Kriegsvolk im Reiche dulden und die Rheinschifffahrt gegen die Holländer sichern wolle. Seine Regierung war aber keineswegs glücklich. Zuerst beschäftigte ihn Siebenbürgen, wo Stephan Báthory von der Pforte abgesetzt und 1613 an seine Stelle Bethlen Gabor gewählt war. Die bisher im Reiche und den österr. Ländern nur insgeheim thätige und gehässige Wirksamkeit der Glaubensparteien gegeneinander dauerte nicht nur fort, sondern bildete sich sogar unter der Form zweier Verbindungen, der Union und der Liga, zu festen, einander öffentlich entgegenwirkenden Gewalten aus. M. mußte, da ebenso die Reichsstände wie die Abgeordneten seiner Erbländer ihm zur erfolgreichen Führung eines Kriegs die Mittel versagten, 1615 mit der Pforte unter leidlichen Bedingungen auf 20 Jahre Frieden schließen. Bald erregte er auch bei den Protestanten in seinen Erbländern durch Gestattung der ungerechten Uebergriffe, welche die hohe Geistlichkeit dem Majestätsbriefe zuwider sich erlaubte, eine Unzufriedenheit, die noch stärker wurde, als er zu kränkeln anfing, und den bigoten Erzherzog Ferdinand, nachmaligen Kaiser Ferdinand II. (s. d.), 1617 zum König von Böhmen und 1618 zum König von Ungarn krönen ließ. Als daher die Geistlichkeit in Böhmen sich neuer Verletzungen des Majestätsbriefs schuldig gemacht hatte, brach hier eine offene Empörung aus. Die kaiserl. Statthalter zu Prag, Martinitz und Slawata, wurden 23. Mai 1618 nebst dem Secretär Fabricius Platter aus den Fenstern des Schlosses gestürzt, die Jesuiten vertrieben und 30 Directoren an die Spitze des Landes gestellt. Matthias Thurn organisirte die prot. Rebellion, die Schlesier und Lausitzer schlossen sich an. Bald war Böhmen bis auf Budweis in ihrer Gewalt und die österr. Grenze bedroht, als M. 20. März 1619 starb.

Matthias I. Corvinus, der Große, König von Ungarn, der zweite Sohn Johann Hunyad's (s. d.), wurde 1443 geboren und bestieg 1458 als Matthias I. den Thron Ungarns,

Digitized by Google

nachdem er bis dahin durch die Feinde seines Vaters in Böhmen gefangen gehalten worden war. Mehrere ungar. Große widersetzten sich aber seiner Wahl und luden den Kaiser Friedrich III. ein, sich krönen zu lassen; auch waren die Türken, diese Spaltungen benutzend, in Ungarn eingefallen und verheerten es. M. zwang nun zunächst den Kaiser, ihm die Krone des heil. Stephanus auszuliefern; dann eilte er gegen die Türken und vertrieb sie. Mit geringerm Glück kämpfte M., von dem Papst angetrieben, gegen den gebannten Böhmenkönig Georg Podiebrad, zwang jedoch dessen Nachfolger, den poln. Prinzen Wladislaw, ihm im Frieden zu Olmütz (22. Juli 1479) Schlesien, Mähren und die Lausitz abzutreten und die Nachfolge in Böhmen zuzugestehen, besiegte die Polen und eroberte, nachdem der Krieg mit Friedrich III. wieder ausgebrochen, einen Theil Oesterreichs nebst der Hauptstadt. Allein diese Kriege nöthigten ihn freilich auch, seinen Unterthanen viele Lasten aufzulegen, wie er denn überhaupt mit großer Willkür regierte. Nichtsdestoweniger war er ein Mann von außerordentlicher Geistesgröße. Er zeigte während seiner ganzen, fast unter steten Unruhen und Kriegen geführten Regierung große Liebe für die Wissenschaften. Leider wurde die kostbare Büchersammlung, die er in Ofen zusammengebracht, 20 Jahre nach seinem Tode von den Türken vernichtet. Auch brachte er auf dem Reichstage zu Ofen 1488 mehrere Gesetze gegen den Zweikampf, die Chicanen in Processen und andere Misbräuche zu Stande. Mit neuen Kriegsrüstungen gegen die Türken beschäftigt, starb er zu Wien 1490. Er hinterließ einen natürlichen Sohn, Johannes Corvinus, der vergeblich bestrebt war, dem Vater auf dem Throne zu folgen. Sein Nachfolger wurde König Wladislaw VII. von Böhmen.

Matthisson (Friedr. von), deutscher Dichter, geb. 23. Jan. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg kurz nach dem Tode seines Vaters, welcher früher Feldprediger gewesen war, wurde bis in sein 14. Jahr von seinem Großvater, einem Landgeistlichen, erzogen und besuchte dann die Schule zu Kloster-Bergen. Er studirte auf der Universität zu Halle Theologie, die er aber bald mit Philologie, Naturkunde und schöner Literatur vertauschte, wurde hierauf Lehrer an dem Erziehungsinstitute zu Dessau und nachher Hofmeister der jungen livländ. Grafen Sievers, mit denen er sich in Altona, Heidelberg und Manheim aufhielt. Dann lebte er zwei Jahre bei seinem Freunde Bonstetten zu Nyon am Genfersee, bis er 1790 als Erzieher in ein Handlungshaus nach Lyon ging. Als nach vier Jahren Familienangelegenheiten ihn in die Heimat riefen, wurde er 1794 Lector und Reisegeschäftsführer der regierenden Fürstin von Anhalt-Dessau, mit der er in den folgenden Jahren Italien, die Schweiz und Tirol bereiste. Nach ihrem Tode trat er 1812 in die Dienste des Königs von Würtemberg, der ihn zum Geh. Legationsrath, Mitglied der Hoftheater-Oberintendanz und Oberbibliothekar ernannte, nachdem er ihm schon früher das Adelsdiplom ertheilt hatte. Im Gefolge der Familie des Herzogs Wilhelm von Würtemberg bereiste er 1819 noch einmal Italien. Nach dem Tode seiner Gattin 1824 zog er sich nach Wörlitz bei Dessau zurück und starb daselbst 12. März 1831. M. war seit 1787, wo er mit einer vollständigern Sammlung seiner «Gedichte» (15. Aufl., Zür. 1851, neu herausg. von Kelchner, Lpz. 1874) auftrat, lange Zeit als lyrischer Dichter der Liebling des Publikums, das sich an seinen elegischen Darstellungen zarter Gefühle, insbesondere der Freundschaft und Liebe, an seinen malerisch-lebendigen Naturschilderungen wie an dem Wohlklange und rhythmischen Flusse seiner Verse erfreute. Gleichwol ist es nicht zu verkennen, daß in seinen Gefühlsdarstellungen nicht selten eine gewisse Absichtlichkeit störend hervortritt, daß seine Naturschilderungen oft zur bloßen Landschaftsmalerei herabsinken. Eine treffende ästhetische Würdigung von M.'s «Gedichten» hat Schiller gegeben. In einer Ausgabe letzter Hand erschienen seine «Schriften» in acht Bänden (Zür. 1825—29). Als Prosaiker trat er auf in seinen «Erinnerungen» (5 Bde., Zür. 1810—16), welche interessante Details über Orte und Gegenden und Nachrichten von berühmten Männern enthalten, aber in einer manierirten Sprache geschrieben sind. Seinen «Literarischen Nachlaß, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde» gab Schoch heraus (4 Bde., Berl. 1832).

Maturitätsprüfung (Reifeprüfung, Abiturienten- oder Absolutorialexamen) nennt man diejenige Prüfung, welche an den höhern deutschen Schulen (Gymnasien und Realschulen) nach beendigtem Schulcursus abgelegt wird, um die erlangte Reife geistiger Bildung nachzuweisen. Vor der Ausbildung des Realschulwesens kam die M. nur an den Gymnasien in Betracht; es sollte die Befähigung zum Betriebe akademischer Studien geprüft werden. Zu einer solchen Forderung kam man ziemlich spät. Früher genügte zur Erlangung der Immatriculation ein Zeugniß des Rectors oder irgendeines Lehrers; nur an einigen Orten wurde die Vollendung des Schulcursus und eine förmliche Valediction verlangt. Auf der Universität

Digitized by Google

sollte zwar der Dekan der philos. Facultät eine Prüfung vornehmen, ehe er ein signum depositionis ertheilte, aber diese Prüfung war zu einer leeren Form herabgesunken und der Zutritt von unbefähigten Studirenden nicht ausgeschlossen. In Preußen suchten zuerst königl. Verordnungen von 1708, 1718 und 1750 den Misbräuchen abzuhelfen, aber zu einer gesetzlichern Anordnung förmlicher Prüfungen kam man nach einem schwachen Vorgange Oesterreichs 1776 auch in Preußen erst 1788. Dieselben wurden dann 1812, 1834 und 1856 neu gestaltet. Seit dem dritten Jahrzehnt des 19. Jahrh. folgten andere deutsche Länder, 1849 auch Oesterreich. Die M. findet statt unter Leitung eines Regierungscommissars durch die in Prima unterrichtenden Lehrer. Ueber die Zahl der Prüfungsgegenstände gehen die Meinungen auseinander, aber immer mehr drängt sich die Ueberzeugung auf, daß alle die Fächer ausgeschieden werden müssen, welche vorzugsweise Sache des Gedächtnisses sind und deren Einlernen gerade in der letzten Zeit vor der M. zu einer Arbeitslast führt, die der Bildung nichts nützt und der Gesundheit schadet. In Preußen besteht die Einrichtung, daß die Schüler, welche die schriftliche Prüfung ausgezeichnet bestanden haben, von der mündlichen dispensirt werden können. In einigen Ländern (Baiern, Würtemberg, Sachsen, Oesterreich) ist bei der M. die Oeffentlichkeit gestattet, in den meisten ist die Prüfung jedoch nicht öffentlich. Die Realschulen erhielten zuerst in Preußen 1832 eine vorläufige Anordnung über die M., der 1859 die Unterrichts- und Prüfungsordnung folgte. Danach wurden auch in andern deutschen Ländern diese Schulen neu organisirt. Die Realschulen erster Ordnung sind dadurch den Gymnasien in ihren Berechtigungen vielfach gleichgestellt, nur insofern nicht, als die Maturitätszeugnisse der erstern nicht zum Studium der Theologie, Jurisprudenz und Medicin berechtigen, wiewol eine lebhafte Agitation auch für diese Fächer volle Gleichberechtigung anstrebt. Ein Zeugniß der Reife von einem Gymnasium oder einer Realschule erster Ordnung berechtigt zum Eintritt in das Postfach, Forstfach, Feldjägercorps, in das höhere Bau- und Bergfach, in die Gewerbeakademie zu Berlin, in die polytechnischen Anstalten zu München, Karlsruhe, Stuttgart, Dresden, Darmstadt, Hannover, Aachen; es befreit ferner von der Prüfung der Porteépéefähnriche. Die Reife für Prima beider Arten von Schulen genügt für das Steuerfach, den Eisenbahndienst, die Intendantur, den Dienst bei der Reichsbank, als Civilsupernumerar im Justiz- und Verwaltungsfache, als Markscheider und als Zahnarzt. Von dem Apotheker wird die Reife für Obersecunda, von dem Thierarzt die für Secunda verlangt.

Maubeuge (lat. Melbodium, im Mittelalter Melbeauge genannt), Stadt und Festung im franz. Nord-Departement, an der Französischen Nordbahn, 81 Kilom. im Südosten von Lille und 7 Kilom. von der belg. Grenze, an beiden Ufern der schiffbaren Sambre gelegen, hat (1872) 13,234 E., die Hohöfen, eine Gewehrfabrik, Fabriken für Nägel, Blech-, Kupfer- und Eisengeräthe, Brennereien und Gerbereien unterhalten und Handel mit Steinkohlen aus Charleroi (Belgien), Schiefer und Marmorarbeiten treiben. Die auf der nahen Anhöhe La-Falize befindliche Wunderquelle zieht jährlich viele Wallfahrer hierher. M. verdankt seine Entstehung einem schon 618 gegründeten Kanonissinnenstift der heil. Adelgunde, war später als Hauptort von Hennegau und fester Platz mehrmals Streitpunkt in den franz.-span. Kriegen, wurde 1649 für Ludwig XIV. eingenommen, 1678 im Nimweger Frieden an Frankreich abgetreten und seit 1680 ganz neu von Vauban befestigt. Seit dem 2. Oct. 1793 ward es von dem Prinzen von Koburg belagert, aber 16. Oct. durch Jourdan's Sieg bei Wattignies entsetzt; 20. März 1814 wurde es von der deutschen Nordarmee unter dem Herzog von Weimar eingeschlossen. Nachdem die Festung 20. Juni 1815 durch die Preußen unter General Tippelskirch blokirt worden, mußte sie sich 11. Juli durch Capitulation dem Prinzen August von Preußen ergeben. Im Nordwesten von M. liegt das Dorf Malplaquet (s. d.).

Mauch (Karl), verdienter Afrikareisender, geb. 7. Mai 1837 zu Stetten im Remsthal (Würtemberg), erhielt seine Vorbildung auf der Real- und Oberrealschule zu Ludwigsburg. Für das Lehrfach bestimmt, besuchte er 1854—56 das Lehrerseminar in Gmünd, begann seine Laufbahn als Lehrgehülfe zu Isny in Oberschwaben, trat aber im Juni 1859 eine Hofmeisterstelle in Oesterreich an, die ihm Gelegenheit zu fernerer wissenschaftlicher Ausbildung gab. Er faßte den Entschluß, an der Erforschung Afrikas theilzunehmen, verließ im Aug. 1863 Triest, brachte unter den drückendsten Verhältnissen fünf Monate in London mit naturhistor. Studien zu, war dann über ein Jahr auf See und gelangte nach Südafrika, wo er seit Juni 1865 die Transvaal-Republik zum Felde seiner Forschungen und zum Ausgangspunkte für seine weitern Reisen machte. Die erste Frucht seiner Arbeiten war eine Anfang 1866 gezeichnete Karte der Republik, die, durch Aufnahmen von Jeppe, Merensky, Forßman u. a. bereichert, 1868 von A. Peter-

Digitized by Google

mann publicirt wurde (Ergänzungsheft Nr. 24 zu Petermann's «Mittheilungen»). Bald gelang es ihm durch Anschluß an den Elefantenjäger Hartley, zwei große Reisen nach Norden, in die Gebiete zwischen Limpopo und Zambesi, auszuführen (Mai 1866 bis Jan. 1867 und März bis Dec. 1867), auf denen er weite, bis dahin großentheils unbekannte Landschaften durch seine Positionsbestimmungen, Aufnahmen und naturhistor. Beobachtungen zur Kenntniß brachte. Zugleich entdeckte er auf der zweiten dieser Reisen (1867) die Goldfelder im Maschonalande und am Tati, die seitdem viel von sich reden gemacht haben. Inzwischen hatte A. Petermann einige tausend Thaler für ihn gesammelt und so war er in den Stand gesetzt, sofort eine dritte Reise nach Norden zu unternehmen, wobei er einen östlichern Weg einschlug, den Osten der Transvaal-Republik durchzog, sich nördlich wendend den Limpopo überschritt und an dessen Nebenfluß Bubye aufwärts durch gänzlich unbekanntes Gebiet unter unsaglichen Entbehrungen die Missionsstation Inyati im Matebele-Lande erreichte (Mai bis Oct. 1868). Von Inyati machte er im Jan. 1869 einen größern Ausflug nach Norden zum Umnjatifluß und kehrte dann nach Potchefstroom, der Hauptstadt der Transvaal-Republik und seinem Standquartier, zurück. Eine Karte dieser drei großen Reisen ist in Petermann's «Mittheilungen» (1870) veröffentlicht, wo auch seit 1866 seine sämmtlichen Briefe und Berichte zu finden sind. Noch 1869 vervollständigte er seine Aufnahmen der Republik besonders im nordwestl. Theile, ging 1870 nach der Delagoabai, um eine geeignete Linie zur Anlage einer Poststraße von dort nach Transvaal aufzusuchen, führte im Dec. 1870 und Jan. 1871 eine gefahrvolle Bootfahrt auf dem Vaalfluß hinab nach den neuentdeckten Diamantenfeldern aus, um die Brauchbarkeit des Vaal als Verkehrsmittel zu untersuchen, beschäftigte sich 1871 mit Aufnahmen im Nordosten der Republik und trat von dort (Albasini) 30. Juli desselben Jahres eine neue größere Reise nach Norden an, die 5. Sept. zur Entdeckung der von den Portugiesen im 16. Jahrh. erwähnten großartigen Ruinen von Zimbaoë führte. Nach M.'s Bestimmung liegen sie 1364 Mt. über dem Meere in 20° 14′ nördl. Br. und 31° 48′ östl. L. (von Greenwich), etwa 300 Kilom. westlich von Sofala. Er gelangte 1872 nach Senna am Zambesi und kehrte wegen Krankheit nach Europa zurück, wo er 1874 als Geschäftsführer der Spohn'schen Cementfabrik in Blaubeuren Stellung fand. Er starb 4. April 1875 im Ludwigshospital zu Stuttgart an den Folgen eines Sturzes. Eine Uebersicht seiner Reisen nebst Beschreibung seiner Reise nach Zimbaoë hat er in Nr. 37 der Ergänzungshefte der Petermann'schen «Mittheilungen» (Gotha 1874) gegeben.

Mauer oder Mauerwerk heißt im allgemeinen ein Baukörper, der aus einzelnen Steinen besteht, die sowol mittels des Verbandes als auch durch Mörtel zu einem festen Ganzen verbunden sind. Im Alterthum und zu gewissen Zwecken heute noch kommen jedoch auch M. vor, deren Steine ohne Mörtel aufeinanderliegen (trockenes Mauerwerk). In Bezug auf den Zweck unterscheidet man Grund- und Obermauern; letztere sind wieder Umfassungs- und Scheidemauern, die sich eintheilen in Front- und Giebelmauern, Einfriedigungs-, Futter- und Ufermauern einerseits und in Langscheidungen oder Mittelmauern, Querscheidungen und Zwischenscheidungen andererseits; in Bezug auf Bauart: massive, ganz aus Stein bestehende M. (Feuer- oder Brandmauern ohne Oeffnungen) und halbmassive, d. h. schwächere, aus Stein und Holz bestehende M., für die auch der Name Wand gebraucht wird (Fachwände, Bundwände). Ferner volle, durchbrochene und hohle M.; in Bezug auf Material: Bruchstein-, Hausteinoder Quader-, Ziegel- oder Backsteinmauern und gemischtes Mauerwerk; endlich in Bezug auf Form und Stellung: ebene, gerade, geneigte oder Böschungsmauern, cylindrische, konische und dergleichen M., sowie liegendes (Pflaster), stehendes und schwebendes Mauerwerk (Gewölbe und Bogen). Hinsichtlich der technischen Herstellung der M. oder des Verbandes der Steine hat man viele besondere Bezeichnungen, z. B. Cyklopen- oder Polygonmauern mit unregelmäßigen, dicht zusammengearbeiteten Fugen; das aus gleich hohen Schichten bestehende Quadermauerwerk (opus isidomus) gegenüber dem aus ungleich hohen Schichten (opus pseudoisidomus), ferner das bei den Römern häufig vorkommende Opus reticulatum, mit übereck gehenden netzförmigen Fugen; endlich das Kästel- und das Gußmauerwerk u. a. m. Die Festigkeit einer M. hängt ab von der Stärke oder Form, dem Material, dem Verband und dem Bindemittel. Die Stärke einer M. richtet sich nach der Belastung, beziehungsweise dem Seitendrucke, der Grundbeschaffenheit, der Höhe und dem Material oder dem mehr oder weniger regelmäßigen Verbande. Sehr hohe M. werden in Absätzen mit nach unten zunehmender Stärke ausgeführt, auch von Zeit zu Zeit durch Querscheidungen oder Balkenlagen verankert. Von großem Einfluß auf die Construction der M. sind deren Durchbrechungen (Bogenöffnungen, Fenster und Thüren). Die äußern Wandflächen, besonders der Umfassungsmauern, werden

Digitized by Google

durch architektonische Theile oder Gesimse gegliedert (Sockel-, Gurt-, Brüstungs- und Hauptgesimse), welche gleichzeitig zum Schutze der M. gegen Feuchtigkeit beitragen.

Maulbeerbaum (Morus), Name einer zu der 21. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Nesselgewächse, Abtheilung der Moreen, gehörenden Gattung von Bäumen, deren ein- oder zweihäusige Blüten kurze, dichte Kätzchen bilden und aus einer viertheiligen Blütenhülle mit vier Staubgefäßen oder einem Stempel mit zwei Griffeln bestehen. Die Blütenhülle schließt nach dem Verblühen über der kleinen Frucht zusammen, wird saftig, fleischig und bildet eine unechte Beere, an der man die Theile der Blütenhülle noch deutlich unterscheidet. Da nun die weiblichen (wie auch die männlichen) Blüten in kopfförmige Kätzchen gestellt sind und wegen des gedrängten Standes der sich verzuckernden Scheinbeeren miteinander verschmelzen, so entsteht aus den ganzen weiblichen Kätzchen ein einziger fleischig-saftiger, einer Brombeere nicht unähnlicher Fruchtkörper, welcher als Maulbeere bezeichnet wird. Die eigentliche, in den einzelnen Scheinbeeren enthaltene Frucht ist ein kleines einsamiges Nüßchen. Am längsten bekannt ist der schwarze M. (M. nigra L.), welcher aus dem mittlern Asien stammt, aber schon vor Jahrtausenden aus Persien nach dem südl. Europa gebracht wurde, wo er sich jetzt fast verwildert findet. Von hier aus hat sich die Cultur desselben auch nach dem mittlern Europa verbreitet. Er trägt zottig-gewimperte Blütenhüllen und Narben und violett-schwarze Fruchtkätzchen mit dunkelrothem Safte, welche säuerlich-süß, als Obst beliebt und auch in der Heilkunde gebräuchlich sind. Mit den Blättern werden in Persien die Seidenraupen gefüttert. Der weiße M. (M. alba L.) ist in China einheimisch und dort seit undenklichen Zeiten wegen des Seidenbaues allgemein angepflanzt, wird auch zu gleichem Zweck im südl. Europa seit angeblich 1434, wo er durch einen Mönch Buonvicini nach Italien gebracht worden sein soll, und zum Theil auch im mittlern Europa in mehrern Varietäten cultivirt. Er unterscheidet sich durch die kahlen Blütenhüllen und Narben, weit längern Stiele der weiblichen Kätzchen und die meist weißen oder auf einer Seite rothen Scheinbeeren. Die süßen, aber etwas faden Früchte dienen als Obst. Vorzüglich wichtig sind aber die Blätter dieses Baums als bestes Futter der Seidenraupen. Es gibt von ihm eine große Anzahl von Varietäten. Aus der jungen Rinde (dem Baste) kann man schöne Gewebe und Papier verfertigen, wie es auch in China und Japan geschieht. Besser als die beiden vorigen Arten, welche bei uns leicht im Winter erfrieren, verträgt der rothe M. (M. rubra L.), der in Nordamerika einheimisch ist, unser Klima und ist deshalb zur Anpflanzung bei uns vorzuziehen. Die hellrothen Fruchtkätzchen sind säuerlich-süß und sehr wohlschmeckend. Der Papiermaulbeerbaum ist eine Art der Gattung Broussonetia (s. d.).

Maulbronn, Marktflecken und Oberamtssitz im württemb. Neckarkreis an der württemb. Staatsbahn Stuttgart-Bruchsal, zählt (1875) 972 E. und ist bekannt durch seine wohlerhaltene Cistercienserabtei, welche früher Sitz einer 1556 gestifteten Klosterschule war und jetzt als protestantisches theol. Seminar benutzt wird. Die bemerkenswerthesten Gebäude des Klosters sind: die 1178 geweihte Abteikirche, eine schöne dreischiffige roman. Pfeilerbasilika mit einer Vorhalle, Paradies genannt; der Kreuzgang, nördlich an die Kirche stoßend, dessen südl. Halle besonders reich geschmückt ist; das Refectorium, das Herren- und Kapitelhaus, der Sprechsaal u. s. w. Vgl. Paulus, «Die Cistercienserabtei M.» (Stuttg. 1873 fg.); Hartmann, «Wegweiser durch das Kloster M.» (2. Aufl., Stuttg. 1875).

Maulesel, s. Maulthier.

Maulmain, engl. auch Moulmein und Molmein geschrieben, wichtige Seestadt und Hauptort des Districts Amherst der Division Tenasserim von Britisch-Birma, liegt 45 Kilom. im Norden von Amherst (s. d.) und ebenso weit vom Meere, gegenüber der verfallenen Stadt Martaban, am südl. Ufer des mit seiner Mündung gegen Westen gerichteten Saluen, der hier den Ga'in oder Rja'in und den Attaran oder Zami aufnimmt, aber wegen bedeutender Fälle bis kaum 150 Kilom. aufwärts schiffbar ist. Dieser Umstand hält die großartige Entwickelung der Stadt auf. M. wurde 1826 neu gegründet, weil Martaban im Besitze der Birmanen blieb. Wegen scheinbar ungesunder Lage ließ man indeß die Niederlassung bald wieder fallen, nahm sie aber später nochmals auf und erhob sie zum Mittelpunkt der Verwaltung wie des Verkehrs. Die Stadt ist bei Flutzeit vermittels Dampfschlepper für alle Schiffe erreichbar, hat vortrefflichen Ankergrund, Quais, Docks und Werfte. Am Flusse entlang zieht sich etwa 7 Kilom. lang die aus einer Haupt- und wenigen Nebenstraßen bestehende Stadt der Eingeborenen, die ostwärts zu den Bergen, andererseits zu der europ. Stadt übergeht. Dort sind große Holzlager, wo Elefanten das aus den ungeheuern Wäldern herabgeflößte Holz aus dem Wasser ans Land ziehen. Auf steilen Höhen im Hintergrunde stehen goldglänzende Tempel der Eingeborenen

Digitized by Google

und ſtattliche weiße Wohnhäuſer. M. zählte 1872 bereits 46,472 E.: Birmanen, Tala'ings, Chineſen, eingewanderte Hindu aus Bengalen und Madras und einige Armenier. Die Stadt hat gerade, luftige, mit Bäumen beſetzte Straßen und iſt reichlich mit Brunnen verſehen. Sie hat viele Häuſer mit Ziegeldächern, große Regierungsgebäude, eine Kaſerne, ſieben chriſtl. (fünf proteſtantiſche) Kirchen, acht Schulen für Engländer und Eingeborene und drei Druckereien. Der lebhafte Holz- und Reishandel ſowie ſehr bedeutender Schiffbau haben ſie zur Blüte gebracht. Außer Reis und Bauholz kommen zur Ausfuhr: Sapan- und Sandelholz, Elfenbein, Wachs, Holzlack, Kautſchuk, Cajeputöl, Gummiharz, Nußöl, Gerb- und Farbſtoffe. M. iſt der Mittelpunkt für die Thätigkeit der amerik. Baptiſtenmiſſion unter den Birmanen.

Maulthier heißt der Baſtard von Eſelhengſt und Pferdeſtute, welcher zwar an Geſtalt und Höhe dem Pferde ähnlich iſt, aber hinſichtlich des Kopfs, der Ohren, des Schwanzes, der Hufe, des dunkeln Rückenſtreifens und der Stimme dem Eſel gleicht. Da die M. genügſamer, ausdauernder und auf rauhen Gebirgswegen weit zuverläſſiger ſind als Pferde, ſo werden ſie namentlich in ſüdl. Gebirgsgegenden den letztern vorgezogen. Man verwendet ſie zum Reiten und Laſttragen, und im ſüdl. Frankreich ſpannt man ſie auch vor den Pflug. Im nördl. Europa finden ſie ſich ſeltener. Es gibt mehrere Farbenvarietäten, in Spanien und Südfrankreich meiſt ſchwarze und in Italien dunkelbraune. Um Baſſora bewahrt man ſorgfältig eine Zucht weißer M. von großer Schönheit. Das gemeine graue ägyptiſche und berberiſche M. beſitzt eine anſehnliche Körpergröße und bedeutende Stärke. — Mauleſel heißt dagegen der Baſtard von Pferdehengſt und Eſelin. Dieſer iſt kleiner als das M., dem Eſel ähnlicher und von minder gefälliger Geſtalt; denn die kurzen und ſchwachen Füße ſtehen zu dem ſchweren Rumpfe im Misverhältniß. Man gebraucht die Mauleſel zum Laſttragen; doch ſind ſie ſeltener als die M. Gleich mehrern andern Baſtarden pflanzen ſich M. und Mauleſel durch ihre Art nicht fort.

Maulwurf (Talpa) iſt der Name einer zu den Inſektenfreſſern gehörenden Säugethiergattung mit eigenthümlichem Gebiſſe, einem knorpeligen, beweglichen Rüſſel und ſehr niedrigen fünfzehigen Beinen, von denen die vordern Grabfüße ſind. Der gemeine M. (T. Europaea), welcher über Europa und Aſien verbreitet iſt, hat einen ſehr weichen blauſchwarzen, ſelten erbſengelben oder ganz weißen Pelz und fleiſchrothe Pfoten. Er lebt unter der Erde, wo er ſich eine Wohnung und verſchiedene Gänge zu ſeinen Jagden gräbt, nährt ſich von Inſekten und deren Larven, vorzüglich von Regenwürmern und Engerlingen und kommt nur in den Sommermonaten des Nachts, ſelten bei Tage auf die Erdoberfläche nach Nahrung, wo er dann Schnecken und Kröten frißt, aber auch auf Mäuſe und ſelbſt kleine Vögel Jagd macht. Im Winter ſenkt er ſeine Gänge bis in froſtfreie Tiefen, wo Inſekten und Würmer Schutz geſucht haben; er hält keinen Winterſchlaf. Irrigerweiſe behauptete man ſonſt, der M. ſei blind. Allerdings ſind ſeine Augen ſehr klein, beſitzen aber ein ſtarkes Sehvermögen und können durch beſondere Muskeln hervorgetrieben oder ſo zurückgezogen werden, daß die dichte Behaarung ſie völlig verbirgt. Durch die Erdhaufen, welche er aufſtößt, wird er dem Gartenbau ſchädlich, iſt aber ſonſt durch ſeine Vertilgung zahlloſer ſchädlicher Inſekten ſehr nützlich. Aehnliche Gattungen, zum Theil mit mehrern Arten, ſind die Goldmaulwürfe (Chrysochloris) im ſüdl. Afrika, die Sternmaulwürfe (Condylura) mit langem Schwanz und gelappter Endſcheibe des Rüſſels, und die Waſſermaulwürfe (Scalops) in Nordamerika.

Maupeou (René Charles de), Vicekanzler von Frankreich unter Ludwig XV., geb. 1688 zu Paris, bekleidete ſeit 1710 die Stelle eines Raths am Parlament zu Paris, ſtieg 1743 zum erſten Präſidenten auf und erlangte eine gewiſſe Berühmtheit durch langen Streit mit dem Erzbiſchof Beaumont in Sachen der Hospitalverwaltung und der Janſeniſten. Der Hof verbannte demzufolge 1751 das Parlament nach Pontoiſe und den Biſchof nach Conflans, ohne daß die Ruhe hergeſtellt wurde. Endlich mußte M. 1757 auf Betrieb ſeiner eigenen Collegen die Präſidentſchaft niederlegen. Der Hof erhob ihn indeſſen 1763 zum Vicekanzler, um durch ihn den Kanzler Lamoignon, welchen beſonders die Pompadour haßte, vollends zu ſtürzen. Als endlich Lamoignon 1768 ſeine Entlaſſung genommen, erhielt M. die Kanzlerwürde, legte jedoch dieſelbe ſofort zu Gunſten ſeines Sohnes nieder. Er ſtarb 1775. — Nicolas Charles Auguſtin de M., des Vorigen Sohn, bekannt durch ſeinen Streit mit dem Parlamente von Paris, geb. 1714 zu Paris, erhielt ſchon zeitig die Stelle eines Parlamentsraths. Mit der Erhöhung des Vaters ſtieg er 1763 zum erſten Präſidenten, in welcher Eigenſchaft er den Miniſter Choiſeul (ſ. d.) zu gewinnen ſuchte. Nachdem er 1768 das Kanzleramt erhalten, verließ er ſeinen Gönner und betrieb, ſchon um ſeinen Vater zu rächen, mit dem Hofe die Demüthigung des Parlaments. Die Gelegenheit dazu gab ihm der Proceß des Herzogs von Aiguillon, der als

Digitized by Google

früherer Gouverneur der Bretagne vom Parlament zu Rennes bei dem zu Paris wegen Ueberschreitung und Misbrauch der Amtsgewalt angeklagt worden war. M. ließ dem pariser Parlament in einem Lit de justice 27. Juni 1770 die Fortsetzung der Procedur verbieten; allein das Parlament ignorirte diesen Befehl und erklärte den Herzog 2. Juli aller Pairsrechte verlustig. Der König mußte nun auf Betrieb des Kanzlers in einem zweiten Lit de justice den Proceß cassiren und dem Parlamente im Nov. 1770 das Recht absprechen, sich der Einregistrirung der königl. Edicte zu widersetzen und mit den übrigen Parlamenten ein untheilbares Corps zu bilden. Das Parlament stellte hierauf seine richterlichen Functionen ein, und der Kampf steigerte sich mehr und mehr, als Choiseul zu Ende des Jahres gestürzt wurde und die Dubarry (s. d.) das berüchtigte Ministerium bildete, in welches auch der Herzog von Aiguillon trat. M. ließ in der Nacht vom 21. Jan. 1771 die Parlamentsglieder durch abgesendete Soldaten einzeln verhaften und verweisen und bildete am 23. aus dem Großen Rathe ein Interimsparlament; zugleich ernannte er für den Gerichtsbezirk von Paris sechs Obergerichte (Conseils souverains). Obschon die Prinzen, die Parlamente der Provinzen, die übrigen Gerichtshöfe gegen den Gewaltstreich protestirten, fuhr M. doch auf dem betretenen Wege fort, hob den Gerichtshof Châtelet auf und erklärte im April 1771 das Interimsparlament für ein ständiges, das er mit seinen Creaturen besetzte. Ebenso erfolgte die Auflösung des Parlaments zu Rouen, und die Mitglieder der übrigen wurden größtentheils erneuert. Der Tod Ludwig's XV. (10. Mai 1774) machte M.'s Wirksamkeit ein Ende. M. wurde sogleich verbannt und das alte Parlament wiederhergestellt. Er starb zu Thuit bei Andelys 29. Juli 1792.

Maupertuis (Pierre Louis Moreau de), berühmter franz. Mathematiker, geb. zu St.-Malo 17. Juli 1698 von vornehmen Aeltern, zeigte frühzeitig Neigung für Mathematik und Kriegswissenschaften und nahm 1718 Kriegsdienste, die er nach einigen Jahren wieder aufgab, um sich den Studien zu widmen. Er wurde 1723 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, ging später nach London und nachher nach Basel, wo er mit den Brüdern Bernoulli verkehrte. Im J. 1736 wurde er an die Spitze der Akademiker gestellt, die Ludwig XV. nach Lappland schickte, um durch eine genaue Gradmessung in Verbindung mit einer zu gleicher Zeit in Peru ausgeführten die Gestalt der Erde zu bestimmen. Nachdem die Aufgabe in einem Jahre glücklich gelöst worden, veröffentlichte M. darüber das treffliche Werk «De la figure de la terre, déterminée par les observations, etc.» (Par. 1738, mit Kupfern). Im J. 1740 folgte er einem Rufe Friedrich's II. nach Berlin, um die Präsidentenstelle bei der Akademie zu übernehmen. Er begleitete den König ins Feld und wurde in der Schlacht von Mollwitz gefangen. In Wien nahm ihn jedoch der Kaiser sehr ehrenvoll auf und erlaubte ihm, nach Berlin zurückzukehren. Hier wurde er später in mehrere Streitigkeiten verwickelt, vornehmlich über einen Aufsatz in den «Memoiren» der berliner Akademie (1746), die Gesetze der Bewegung und Ruhe nach dem metaphysischen Princip der kleinsten Wirkung betreffend, welchen König in Franeker angriff, indem er die Idee dazu Leibniz beilegte. Mehrere Schriften waren die Folge dieser literarischen Fehde, in die sich auch Voltaire mischte. Eine Brustkrankheit bewog M., 1756 nach Frankreich zu reisen. Im J. 1758 begab er sich jedoch nach Basel, wo er im Hause seines Freundes Bernoulli 27. Juli 1759 starb. Als Schriftsteller ist M. geistreich, voll Feuer und Phantasie, aber oft auch gesucht, steif und paradox. Die beste Ausgabe seiner gesammelten Werke erschien unter dem Titel «Oeuvres de M.» in 4 Bdn. (Lyon 1768). Vgl. Anglievel de la Beaumelle, «Vie de M.» (Par. 1856).

Mauren, eins der die Berberei bewohnenden Völker, haben ihren Namen von den M. der Alten Welt, ohne deren echte Nachkommen zu sein. Jene alten M., welche als Urbewohner Mauritania (s. d.) bewohnten, waren wahrscheinlich mit den Numidiern eines Stammes und haben ihre unverfälschten Nachkommen in den Amazirghen (s. Berbern) des jetzigen Marokko. In den ebenern Küstengegenden des Landes waren sie wol schon in der vorhistor. Zeit mit Einwanderern theils semit., theils hamitischen Stammes gemischt; noch größere Mischungen vollzogen sich in späterer Zeit, wo röm. und german. Einwanderungen erfolgten und am meisten zuletzt, als die Araber das Land eroberten und sich in demselben seßhaft machten. Während nun die echten Nachkommen der alten M. im Gebirge diesen Namen im Mittelalter verloren und wol schon damals den der Amazirghen annahmen, blieb er dem hauptsächlich aus arab. und altmaurischem Blut entsprossenen Mischlingsgeschlecht in den Städten und der Küstenebene Mauritaniens und ging von da aus auch auf die Städtebewohner der übrigen Berberei über, die ebenfalls aus einer Mischung der Ureinwohner mit den Arabern entsprungen waren. So versteht man gegenwärtig unter M. denjenigen Volksstamm der Berberei, welcher vorzugsweise

Digitized by Google

die eingeborene Bevölkerung der Städte des Landes bildet. Die M. sind ein schöner Menschenschlag, mit edeln orient. Gesichtszügen, die den Ausdruck von Milde und Melancholie tragen. Von Charakter sind sie kraftlos und geistig stumpf und trotz ihres moslemischen Fanatismus feige, dabei grausam, wollüstig und hinterlistig, geizig und habsüchtig. Ein großer Theil von ihnen treibt Kramhandel und Kaffeewirthschaften; die übrigen sind meist Handwerker, Gärtner und Landbauer. Da die Araber, welche Spanien eroberten, aus Mauritanien herüberkamen und auch wol viel mit M. gemischt waren, so werden auch sie M. genannt und die Namen M., Araber und Sarazenen in der Geschichte Spaniens synonym gebraucht. Von ihnen stammen die Moriscos, d. h. die M., welche nach ihrer Besiegung durch Ferdinand den Katholischen gegen Ende des 15. Jahrh. scheinbar das Christenthum annahmen und daher nicht mit ihren dem Islam treu bleibenden Stammgenossen aus Spanien vertrieben wurden. Sie lebten als fleißige, ruhige Unterthanen bis auf Philipp II., welcher ihre gründliche Bekehrung oder ihren Untergang beschloß. Seine Bedrückungen und Verfolgungen brachten sie 1568—70 zu einem bewaffneten Aufstande, nach dessen Dämpfung über 100,000 derselben vertrieben wurden. Erst Philipp III. gelang es 1609, sie aus Spanien gänzlich zu vertreiben. Etwa ½ Mill. Moriscos wanderte damals nach Nordafrika aus, wo sie sich aus Rache vorzüglich auf Seeraub gegen die Christen legten. Vgl. Conde, «Historia de la dominacion de los Arabes en España» (3 Bde., Madr. 1820—21; deutsch von Rutschmann, 3 Bde., Karlsr. 1824—25); Rochau, «Die Moriscos in Spanien» (Lpz. 1853); Dozy, «Histoire des Musulmans d'Espagne jusqu'à la conquête de l'Andalousie par les Almoravides» (4 Bde., Leid. 1861; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1874). (S. Khalif.)

Maurepas (Jean Frédéric Phelippeaux, Graf von), Minister Ludwig's XV. und Ludwig's XVI. von Frankreich, geb. 9. Juli 1701, wurde noch als Kind in den Malteserorden aufgenommen. Sein Vater, Jérôme, Graf von M., versah das Amt eines Ministers und Staatssecretärs, das vermöge der Amtskäuflichkeit schon 170 Jahre in der Familie vererbt worden war, mußte aber 1715 abdanken und die Stelle dem 14jährigen Sohne überlassen. Der Marquis de Lavrillière (ein Verwandter, später Schwiegervater des jungen Ministers) vertrat ihn bis zu seinem Tode (1725), wo M., erst 24 J. alt, selbst sein Amt, das sich auf Paris, den Hof und das Seewesen erstreckte, übernahm. M. zeigte sogleich alle Talente eines höfischen Ministers; er entwickelte Liebenswürdigkeit, Leichtfertigkeit und ungemeine Geschmeidigkeit. Doch erwarb er sich auch einige wirkliche Verdienste, indem er Seeschulen anlegte, die Häfen in Person besuchte und Mathematiker in den Dienst zog. Als die Pompadour an den Hof kam, ließ er sich gegen dieselbe in Intriguen ein. Unter anderm dichtete er auf ein Rosenbouquet, welches die Pompadour dem König an dessen Namenstage schenkte, ein sehr beißendes Epigramm, das bei Hofe die Runde machte. Der Minister wurde sogleich vom Hofe verwiesen und lebte seit 1749 erst zu Bourges, dann zu Pontchartrain 25 Jahre hindurch in Ungnade. Als Ludwig XVI. den Thron bestieg, wurde M. zum ersten Minister ernannt und wählte Turgot, Malesherbes und Necker zu Collegen. Um sich und den König populär zu machen, stellte er das alte, von Maupeou (s. d.) aufgelöste Parlament her. Nicht nur die Parteigänger des königl. Despotismus, sondern auch viele freisinnige Männer misbilligten diesen Schritt. In der That brachen sich alsbald die Bestrebungen der Minister an dem Widerstande des Parlaments, das sogleich seine frühere Politik wieder aufnahm. M. war schwach genug, seine Genossen dem Parlamente zu opfern. Verhängnißvoller noch sollte für die Zukunft die auswärtige Politik sein, welche er verfolgte. Mit der Absicht, die brit. Macht zu demüthigen, mußte der König auf sein Andringen die nordamerik. Colonien im Kriege gegen das Mutterland unterstützen. M. erlebte den Ausgang des Kampfs nicht; er starb 21. Nov. 1781. Unter seinem Namen gab Soulavie «Mémoires» heraus, die wahrscheinlich untergeschoben sind.

Maurer (Georg Ludw., Ritter von), ausgezeichneter deutscher Rechtsgelehrter und Staatsmann, geb. 2. Nov. 1790 zu Erpolsheim bei Dürkheim in der bair. Rheinpfalz, besuchte das Gymnasium zu Heidelberg und studirte daselbst 1808—11 die Rechte. Nachdem er von der jurist. Facultät das Doctordiplom erhalten, ging er 1812 nach Paris, wo er seine Studien fortsetzte. Nach der Rückkehr im Juni 1814 wurde er wegen seiner genauen Kenntniß des franz. Rechts zuerst in Mainz, dann in Speier und Landau bei den Kreisgerichten als Substitut des Staatsprocurators verwendet. Er kam 1816 als Substitut des Generalstaatsprocurators an das Appellationsgericht in Zweibrücken, 1817 wurde er Appellations- und Revisionsgerichtsrath und 1824 Staatsprocurator bei dem Bezirksgerichte zu Frankenthal. In dieser Zeit erschien seine von der Akademie der Wissenschaften zu München mit dem ersten Preise

Digitized by Google

gekrönte «Geschichte des altgerman. und namentlich altbair. mündlichen Gerichtsverfahrens» (Heidelb. 1824), welche 1826 seine Berufung an die Universität zu München für die Lehrfächer des deutschen Privatrechts, der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte sowie des franz. Rechts veranlaßte. Im J. 1829 erhielt er den Titel eines Geh. Hofraths. Gleichzeitig wurde er ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften, noch in demselben Jahre Staatsrath und Anfang 1831 lebenslänglicher Reichsrath. Im folgenden Jahre ernannte ihn der König neben dem Grafen Armansperg (s. d.) und dem Generalmajor von Heidegger zum Mitglied der Regentschaft in Griechenland (s. d.). Das größte Verdienst erwarb er sich daselbst durch Abfassung des Strafgesetzbuchs, des Gesetzbuchs für das Strafverfahren, der Gerichts- und Notariatsordnung und des Gesetzbuchs über das Civilverfahren. Als endlich die Regentschaft in offenen Zwiespalt gerieth, war es M., der in Uebereinstimmung mit Heidegger und Abel (s. d.) dem Präsidenten Grafen Armansperg am entschiedensten entgegentrat. Deshalb mit Abel 31. Juli 1834 nach Baiern zurückberufen, ließ er zu seiner Rechtfertigung die Parteischrift «Das griech. Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834» (3 Bde., Heidelb. 1836) erscheinen. Nach dem Sturze des Ministeriums Abel im Febr. 1847 ward M. Minister des Aeußern und der Justiz und somit der einflußreichste Mann der neuen Verwaltung, des sog. Ministeriums der Morgenröthe. Aber auch dieses Cabinet, welches den Plan zu den mannichfaltigsten Reformen faßte, mußte 30. Nov. 1847 wieder abtreten und einem Ministerium Berks-Wallerstein Platz machen. Seitdem beschränkte M. seine Thätigkeit auf die Verhandlungen in dem Reichsrathe und auf wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiete der deutschen Rechtsgeschichte. Er starb zu München 9. Juli 1872. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: «Grundriß des deutschen Privatrechts» (Münch. 1828), «Ueber die bair. Städte und ihre Verfassung unter der röm. und fränk. Herrschaft» (Münch. 1829), «Ueber die deutsche Reichsterritorial- und Rechtsgeschichte» (Münch. 1830) und die Ausgabe des Stadt- und Landrechts Ruprecht's von Freysing (Stuttg. 1839), ein Beitrag zur Geschichte des «Schwabenspiegel». Hierzu kam später eine Reihe ebenso gründlicher als reichhaltiger monographischer Arbeiten: «Einleitung zu der Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung» (Münch. 1854), «Geschichte der Markenverfassung in Deutschland» (Erlangen 1856), «Geschichte der Fronhöfe, der Bauerhöfe und der Hofverfassung in Deutschland» (4 Bde., Erlangen 1862—63), «Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland» (Bd. 1 u. 2, Erlangen 1865—66), «Geschichte der Städteverfassung in Deutschland» (4 Bde., Erlangen 1869—71). — Konrad von M., namhafter Forscher auf dem Gebiete der german. und der skandinav. Volksrechte, Sohn des Vorigen, geb. 1823 zu Frankenthal in der Rheinpfalz, erhielt seine Gymnasialbildung zu München und begann dann auf der Universität daselbst seine jurist. Studien, die er zu Leipzig, dann zu Berlin fortsetzte, und die schon damals vorzugsweise dem german., insbesondere dem angelsächs. und nordischen Rechte zugewandt waren. Nach Beendigung seiner akademischen Studien wandte sich M. 1844 der jurist. Praxis zu, wurde aber bereits 1847 zum außerord. Professor an der Universität zu München, 1855 zum ord. Professor ernannt. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind besonders «Die Entstehung des isländ. Staats und seiner Verfassung» (Münch. 1852), «Die Bekehrung des norweg. Stammes zum Christenthum» (2 Bde., Münch. 1855—56), «Island von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergange des Freistaats» (Münch. 1874) und die Ausgabe der isländ. «Gullthórissaga» (Lpz. 1858) hervorzuheben, in denen er sich als einen der gründlichsten Kenner der Geschichte und Literatur der ältern skandinav. Völker bekundet. Als Frucht einer Reise nach Island, die er 1858 unternahm, erschien die Sammlung «Isländ. Volkssagen der Gegenwart» (Lpz. 1860). Von M.'s kleinern Arbeiten verdienen Erwähnung «Die Erörterungen über angelsächs. Rechtsverhältnisse» in Pözl's «Kritischer Ueberschau» (Bd. 1—3, Münch. 1853—56) und die Abhandlungen über den «Verfassungskampf Islands gegen Dänemark» in Sybel's «Histor. Zeitschrift» (Bd. 1 u. 2, Münch. 1859—60).

Mauritania oder Mauretania hieß im Alterthum ursprünglich der nordwestlichste, etwa dem jetzigen Sultanat Marokko entsprechende Theil Afrikas, benannt nach dem dort wohnenden Volke der Mauri oder Maurusii. (S. Mauren.) Im W. grenzte es an den Atlantischen Ocean, im N. an das Mittelmeer, im S. an die Wüste, im O. wurde es durch den Fluß Mulucha oder Molochath, den jetzigen Maluja oder Mulwia, von Numidien (s. d.) getrennt. Dieses eigentliche M. mit seinem König Bocchus, dem Schwiegervater des Jugurtha (s. d.), wurde erst im Jugurthinischen Kriege den Römern näher bekannt. Bocchus erhielt für die Auslieferung Jugurtha's das an M. angrenzende Westnumidien oder das Gebiet der Massäsylier

Digitized by Google

oſtwärts bis zum Küſtenfluſſe Naſavath, dem jetzigen Aduſe oder Semman, der in die Bucht von Budſchia mündet, alſo faſt das ganze frühere Reich des Syphax oder den bei weitem größten Theil des jetzigen Algerien. Aber auch mit dieſem ſo bedeutend erweiterten Reiche M. ſchalteten die Römer, wie mit Numidien, ganz willkürlich. Die Fürſten des Landes aus der Dynaſtie des Bocchus, wie die numidiſchen, ergriffen in den röm. Bürgerkriegen Partei und herrſchten je nach der Gunſt der Sieger. Als der letzte Bocchus 32 v. Chr. geſtorben war, gab (25 v. Chr.) Auguſtus M. an Juba II., ſtatt ſeines väterlichen Reiches Numidien, welches ſeit dem Untergange Juba's I. im Kampfe mit Cäſar (46 v. Chr.) röm. Provinz geworden war. Zu Ehren des Auguſtus wurde Jol, die Hauptſtadt des Reichs, nun Cäſarea genannt; ſie iſt das jetzige Scherſchel. Auf Juba II. folgte 23 v. Chr. ſein Sohn Ptolemäus, den Kaiſer Caligula 40 n. Chr. ermordete. Im J. 42 machte Kaiſer Claudius M. zur röm. Provinz, deren Grenze ſchon unter Juba II. weiter oſtwärts vorgerückt war bis zum Küſtenfluſſe Ampſaga, d. i. dem jetzigen Wad-el-Kebir, oder Rhumel, der an Konſtantine vorüberfließt und zwiſchen Dſchidſchelli (Ilgilgilis) und Collo mündet. Nachdem der Aufſtand der weſtl. Mauri unter dem Freigelaſſenen Aedemon unterdrückt war, theilte Claudius M. in zwei durch den Molochath getrennte Provinzen: M. Tingitana im Weſten, etwa das jetzige Marokko, mit der Hauptſtadt Tingis, dem heutigen Tanger an der Meerenge von Gibraltar, und M. Caesariensis im Oſten, den größten Theil des jetzigen Algerien, mit der Hauptſtadt Cäſarea (Scherſchel). Jede der beiden Provinzen erhielt einen röm. Procurator pro legato aus dem Ritterſtande zum Statthalter. Die letztere aber wurde ſpäter unter Kaiſer Diocletian (gegen 297 n. Chr.) ſelbſt wieder in zwei Provinzen getheilt: der größere weſtl. Theil behielt den Namen Cäſarienſis, der öſtliche dagegen, welcher vom Hafen Saldä (dem jetzigen Budſchia) bis zum Ampſaga reichte, hieß nun Provincia Sitifensis nach der innern Hauptſtadt Sitifis, dem jetzigen Setif oder S'tif, 127 Kilom. weſtlich von Konſtantine. Dieſe beiden Provinzen ſtanden unter dem zu Karthago reſidirenden Vicarius von Afrika. Die Civilverwaltung leitete nun ſtatt des Procurators in jeder Provinz ein Präſes. In militäriſcher Hinſicht ſtand Sitifenſis unter dem Comes von Afrika, Cäſarienſis aber unter einem beſondern Dux. Die Provinz Tingitana wurde damals ganz von Afrika getrennt und zu Hispania geſchlagen, wozu es auch noch zur Zeit der Weſtgothenherrſchaft gehörte. Von Spanien aus eroberten ſeit 429 die Vandalen M., Numidien und Karthago; ihnen entriſſen dieſe Länder die Byzantiner 534, welche dieſelben im 7. Jahrh. an die Araber verloren, die von Tingitana aus die Eroberung des weſtgoth. Spanien unternahmen.

Mauritiapalme (Mauritia flexuosa L.) iſt der Name einer der prächtigſten, größten und nützlichſten Palmen Südamerikas. In den Sumpfniederungen am Orinoco- und Amazonenſtrom einheimiſch, erheben ſich dort ihre grauen, glatten Stämme, dicht nebeneinander ſtehend, bis zu einer Höhe von 50 Mt. Die fächerförmigen Blätter der rieſigen Krone halten 1,5 Mt. im Durchmeſſer und ſtehen auf bis 3 Mt. langen Stielen. Die Blüten- und Fruchtkolben ſind 2—3 Mt. lang. Die beſchuppten, rothen, tannenzapfenartigen Früchte ſchmecken ähnlich wie Aepfel und bieten eine ſehr geſunde und nahrhafte Speiſe. Die Faſern der Blätter können zu allerhand Geflecht benutzt werden, und der Saft gibt einen ſüßen, berauſchenden Wein, das Mark des Stammes ein vortreffliches nahrhaftes Mehl. Die Guarauni-Indianer an der Mündung des Orinoco wohnen auf dieſen Bäumen, indem ſie deren Stämme hoch über dem Boden mit Seilen verbinden, auf denſelben Matten befeſtigen, dieſe mit Erde bedecken und auf ſolchen ſchwebenden Fundamenten ihre kleinen Hütten bauen. Alles, was ſie zum Bau ihrer Wohnungen, zu ihrer Kleidung und Nahrung bedürfen, liefert ihnen die Palme, auf der ſie wohnen.

Mauritius, bei den Franzoſen Isle-de-France, eine engliſche, zu den Mascarenhas gehörige Inſel, öſtlich von Madagascar und 130 Kilom. nordöſtlich von Réunion (ſ. d.), unter 75° öſtl. L. und 20° ſüdl. Br. gelegen und wegen ihrer vielfachen Vorzüge oft, wie Madagascar, die Königin unter den Inſeln des Indiſchen Oceans genannt, hat eine elliptiſche Geſtalt, ein Areal von 1847 QKilom. und durchaus vulkaniſche Natur. Von ihren meiſt ſchroffen Küſtenrändern ſteigt die Inſel höchſt maleriſch überall nach dem Innern auf, wo ſich nebſt ausgedehnten Tafelflächen vier bewaldete, durchſchnittlich 650 Mt. hohe und nur auf den Gipfeln nackte Gebirgsketten erheben, die einen uralten, völlig erloſchenen und mit Wald bedeckten Krater, einen der größten der Erde, umſchließen. Die höchſten Bergſpitzen ſind der Blackriver-Mountain von 883, der pittoreske Peter-Botte oder Pittre-Booth von 874 und der Pitou du Pouce von 868 Mt. Höhe. Außer dem feſten Baſalt, der Hauptmaſſe der Inſel, erſcheint häufig poröſe Lava. Die Küſtenränder beſtehen zum Theil aus Korallenkalk, der dieſelben auch in 2 Kilom. Entfernung in Geſtalt eines Kranzes von Korallenbänken umgibt.

Digitized by Google

M. ist außerordentlich wasserreich, indem aus dem Innern, wo sich mehrere ziemlich große Seen befinden, nicht weniger als 100 Bäche dem Meere zufließen, die freilich größtentheils im Sommer austrocknen. Das Klima ist zwar tropisch, aber sehr mild und gesund. Nur die furchtbaren Wirbelwinde, von denen die Insel zu zeiten heimgesucht wird, sind eine Plage. Der Boden ist ungemein fruchtbar. Neben den europ. Gewächsen gedeihen die von den Inseln des Ostindischen Archipels eingeführten tropischen, wie Zimmt, Gewürznelken, Muskatbäume, Indigo, Baumwolle, 13 Arten Bananen, Pfeffer, Brotbäume, Manioc, Ananas und vorzüglich Zuckerrohr, dessen Anbau in neuerer Zeit fast alles Culturland in Anspruch genommen hat, sodaß bisher Schlachtvieh und Reis eingeführt werden mußten. Die Zahl der Bevölkerung ist infolge der Einführung von Kulis im Fortschreiten begriffen. Sie belief sich 1851 auf 183,506, 1856 auf 233,840 (darunter 136,018 Kulis), 1857 auf 239,606 (darunter 142,234 Kulis) und 1874 auf 339,371 E. Die farbige Bevölkerung besteht aus 143,938 Mauritiern, 148,300 Ostindiern, 7970 andern Asiaten, 2287 Chinesen, 5326 Afrikanern, 873 Amerikanern, 3594 anderer Nationalität. Die Kulis bearbeiten ausschließlich die Zuckerfelder, die freigelassenen Neger, welche diese Arbeit als entwürdigend ansehen, betreiben meist Kleinhandel. Die ansässigen Weißen, 1871 schon 3754 an der Zahl, sind fast durchweg franz. Abkunft, lebhaft, thätig und intelligent. Die Hauptindustrie von M. besteht in der Bodencultur und dem Handel, welcher durch die günstige Lage und gute Häfen sehr gefördert wird. Das Hauptstapelproduct ist Zucker, der in England sehr beliebt ist. Die Zuckerernte belief sich 1876 auf 95,000 Tons, wovon 58,654 exportirt wurden. In dem Zeitraume 1847—75 ist die Gesammtausfuhr von 1,622,493 auf 2,522,000 Pfd. St., die Gesammteinfuhr von 1,143,080 auf 2,195,000 Pfd. St. gestiegen. M. unterhält außer mit England Handelsverbindungen mit den wichtigsten Häfen des Indischen Oceans, und steht in regelmäßigem Dampfbootverkehr mit Réunion, Capstadt, Aden und über Point de Galle (Ceylon) mit Madras. Im J. 1876 betrug der Gehalt der 632 eingelaufenen Schiffe auf M. 269,571 Tons. Die Seefischerei beschäftigt bei M. wie auf den Sechellen viele Schiffe. Die Religion auf M. ist vorherrschend katholisch, mit einem Bischof; die franz. Sprache ist die ausschließliche in der Administration und Justiz; auch steht das franz. Civilgesetzbuch in Kraft. Für den Unterricht und die Wissenschaft ist hinlänglich gesorgt; 1873 zählte man in den öffentlichen Schulen 7794 Schüler. Die öffentlichen Jahreseinnahmen sind 1846—75 von 321,358 auf 693,000, die Ausgaben von 265,143 auf 776,000 Pfd. St. gestiegen. Die Schuld belief sich 1875 auf 896,000 Pfd. St. Unter dem Gouverneur von M., dem noch ein legislatives Conseil zur Seite, stehen die etwa 444 Kilom. östlich gelegene, sehr fruchtbare und gesunde Insel Rodriguez, 275 QKilom. mit 1108 E., die Sechellen (s. d.), 264 QKilom. mit 11,082 E., nebst den Amiranten (s. d.), 83 QKilom. mit 97 E. im Norden, die Chagos- oder Tschagos-Inseln im Nordosten (südlich von den Malediven), mit den Six-Islands, 110 QKilom. mit 689 E., und die unbewohnten Eilande St.-Paul (7 QKilom.) und Neu-Amsterdam (66 QKilom.) im Südosten, Agalega mit 276 E., Coëtivy mit 68 E., Inseln im Norden von Madagascar mit 62 E. und Carga dos Carajos oder St.-Brandon-Bank mit 9 E., sodaß (1871) auf diese Dependenzen von M., im Umfange von 906 QKilom., 13,391 Seelen kommen. M. hat zwölf Districte und zwei Städte. Die Hauptstadt Port-Louis, in schöner Lage auf der Nordwestseite, an einer großen, von Basaltbergen umschlossenen Bai gelegen und wohlgebaut, Sitz des Gouverneurs, des anglikan. und kath. Bischofs, der Handelskammer und des Appellationshofs, hat 63,274 E., eine starke Citadelle, ein Theater, eine Kathedrale, ein sehr gutes Gymnasium (Collége-Royal), mehrere Missionsschulen, eine Thierarzneischule, einen botan. Garten, eine Sternwarte, eine öffentliche Bibliothek, eine Buchhandlung, zwei Buchdruckereien und zwei gelehrte Gesellschaften. Die Stadt ist mit ihrem Freihafen der Hauptsitz des Handels und ein wichtiger Stapelplatz zwischen Ostindien und Ostafrika. Nur 11,5 Kilom. entfernt liegt der schöne botan. Garten von Pompelmousses. Die Stadt Mahébourg mit 9000 E. liegt auf der Südostseite, an der durch ein Korallenriff gesicherten Bucht Grand-Port. Es bestehen zwei Eisenbahnen; die nördliche ist 48, die südliche 56 Kilom. lang. Die Insel M. wurde nebst den übrigen Mascarenhasinseln 1507 durch den Portugiesen Pet. Mascarenhas entdeckt und gehörte bis 1598 den Portugiesen, von da an den Holländern, die sie nach dem Prinzen Maurits benannten. Nachdem die Holländer die Insel 1710 verlassen, wurde sie 1715 von den Franzosen besetzt und Isle-de-France genannt. Im J. 1810 eroberten sie die Engländer, die ihr den alten Namen wiedergaben und sie im Wiener Vertrage von 1815 behaupteten. Auf Isle-de-France spielt «Paul und Virginie» von Bernardin de St.-

Digitized by Google

Pierre, und noch jetzt knüpfen sich an diese Erzählung mancherlei Localsagen. Vgl. Flemyng, «M. or the Isle de France» (Lond. 1862).

Maurogeni (Peter), rumän. Staatsmann, geb. 1819 zu Jassy, wurde unter dem Fürsten Ghika 1851 Minister der öffentlichen Arbeiten, später des Aeußern, und blieb in dieser Stellung bis 1857. Einer der Mitbegründer des Comités für die Union der Moldau mit der Walachei, wurde er in dem nun vereinigten Fürstenthum kurze Zeit (1860) Finanzminister, dann unter dem Fürsten Karl 1866 und 1867 wieder Minister der Finanzen und des Aeußern. Seine eigentliche Bedeutung datirt aber von seiner Verwaltung des Finanzministeriums im conservativen Cabinet L. Catargi. Durch Emission von Domanialbons im Lande selbst tilgte er die schwebende Schuld und durch Vorbereitung der in Paris emittirten fünfprocentigen Rente begründete er den Credit des jungen Staats im Auslande. Sein Mauthgesetz war die Grundlage für die zuerst mit Oesterreich abgeschlossenen Handelsconventionen, welche als erster Schritt zur völkerrechtlichen Unabhängigkeit Rumäniens aufgefaßt wurden. Im J. 1876 wurde M. mit dem gesammten Cabinet L. Catargi von der radicalen Kammer in Anklagezustand versetzt. M. gilt als die hervorragendste Finanzcapacität seines Landes.

Maurokordātos ist der Name einer berühmten Fanariotenfamilie. — Alexander M. (geb. 1636, gest. 1709) studirte in Rom und Padua Medicin, schrieb dann das Werk «Pneumaticum circulandi sanguinis instrumentum» (Bonn 1664; neue Aufl., Lpz. 1870), war Leibarzt des türk. Sultans und 1681 erster Dragoman der Pforte, in welcher Stellung er sich um die Griechen sehr verdient machte. So sicherte er unter anderm der griech. Kirche ihre Ansprüche auf das Heilige Grab gegen die Anforderungen der Lateiner. Auch zeigte er sich in Wien und bei der Friedensverhandlung zu Karlowitz 1699 als gewandten Diplomaten, sodaß ihn der Deutsche Kaiser in den Grafenstand erhob. — Sein Sohn, Johann Nikolaus M., gleichfalls Pfortendolmetscher, wurde 1709 Hospodar der Moldau, später der Walachei, wo er 1730 starb. — Sein ältester Sohn, Konstantin M., war erster Hospodar der Walachei 1735—61, wo er einen Civilcodex einführte. — Ein Bruder des Vorigen, Alexander M., war gleichfalls Hospodar, ward aber infolge von Serailintriguen gezwungen, 1787 nach Rußland zu flüchten, wo er von der Kaiserin Katharina den russ. Prinzentitel erhielt. — Dessen Enkel, Alexander M., geb. 15. Febr. 1791 zu Konstantinopel, folgte früh seinem Oheim, dem Hospodar Karadscha, als dessen Minister nach der Walachei und später ins Ausland. Er ging 1821 nach Griechenland zurück und wirkte sowol im Felde wie in der Nationalversammlung und Regierung kräftig; als Präsident der ersten griech. Nationalversammlung (Epidauros 1822) veröffentlichte er das Manifest der griech. Unabhängigkeitserklärung und ward kurz darauf Präsident der Regierung. Namentlich errang er in Nordwestgriechenland große Erfolge, leitete die Vertheidigung Missolunghis während der ersten Belagerung erfolgreich und durchbrach bei der Vertheidigung von Sfakteria (1825) auf einem kleinen Kriegsboote die Blokade der vereinigten ägypt. Flotte. M. galt als der hervorragendste Führer der bürgerlichen Primaten, welche als Vertreter moderner Ansichten über Staatseinrichtungen und Kriegführung, reguläres Heerwesen u. s. w. den Palikarenhäuptlingen unter Kolokotronis (s. d.) gegenüberstanden. Während der Präsidentschaft des Grafen Kapodistrias gehörte M. der Opposition als deren bedeutendster Führer an. Unter der Regierung des Königs Otto war er mehrmals Minister, auch Gesandter an den Höfen zu München, Berlin, London, Konstantinopel und zuletzt in Paris (1850—54). Als während des Orientkriegs die Westmächte den Piräus occupirten, wurde er nach Athen zurückberufen. Er bildete hier ein neues, westmächtlich gesinntes Ministerium, welches aber schon nach Jahresfrist im Oct. 1855 zurücktreten mußte, nachdem es die Grundlagen zu einer verbesserten Verwaltung gelegt. M. ward noch nach König Otto's Sturze in die Nationalversammlung von 1862 gewählt, nahm bedeutenden Antheil an den Unterhandlungen, welche zur Wahl des Prinzen Wilhelm Georg von Glücksburg zum Könige von Griechenland führten, und starb, vorher erblindet, 18. Aug. 1865 zu Aegina.

Mauromichālis ist der Name einer berühmten Mainotenfamilie, deren Chef Petros vor dem Ausbruche des Freiheitskampfes der Griechen gegen die türk. Herrschaft die beinahe selbstständige Maina unter dem Titel eines Bei patriarchalisch beherrschte. Petros M., gewöhnlich Petro-Bei genannt, geb. 1775, schloß sich der Hetärie an und war unter den ersten, welche im Frühjahr 1821 den Kampf gegen die Türken begannen. Während der Entzweiungen zwischen der Militärpartei (Kolokotronis) und den Primaten (Maurokordatos) hielt er sich zu diesen. Er war während der Revolution wiederholt mit den höchsten Würden des Staats bekleidet. Nach derselben nahm er später theil an der Opposition gegen die Präsidentschaft Kapo-

Digitized by Google

distrias' (s. d.), weshalb er 1830 in Nauplia gefangen gesetzt wurde. Zwei Verwandte Peter's, sein Sohn Georg und sein Bruder Konstantin, nahmen dafür Rache, indem sie Kapodistrias in Nauplia 9. Oct. 1831 am Eingange der Kirche des heil. Spiridon ermordeten. Konstantin ward sogleich von der Wache niedergehauen, Georg 22. Oct. kriegsrechtlich erschossen. Peter erhielt erst 1832 seine Freiheit wieder. Er ward vom König Otto wiederholt ausgezeichnet und starb 29. Jan. 1848. — Ein anderer Sohn Peter's, Anastasios, ward General, Mitglied des Senats und Minister des Königs Otto; er starb 11. Mai 1870 in Athen.

Maury (Jean Siffrein), Cardinal, einer der ausgezeichnetsten geistlichen und polit. Redner Frankreichs, geb. 26. Juni 1746 zu Valréas in der Grafschaft Venaissin als der Sohn eines armen Schuhmachers, trat, nachdem er seine Studien glänzend beendet, in den geistlichen Stand und ging dann in seinem 19. Jahre nach Paris. Hier erhielt er in einem Privathause die Stelle eines Hofmeisters, verschaffte sich aber alsbald durch sein «Éloge funèbre du Dauphin» (1766), «Éloge de Stanislas» und «Éloge de Charles V» solches Ansehen, daß er königl. Cabinetsprediger, Prior von Lions und Abt von Frenade wurde. Sein «Panégyrique de St.-Vincent de Paule», der «Panégyrique de St.-Louis», «Panégyrique de St.-Augustin» (1775) und seine «Discours choisis sur divers sujets de religion et de littérature» eröffneten ihm 1785 die Französische Akademie. Als Deputirter der Geistlichkeit von Péronne 1789 in die Nationalversammlung gewählt, bewies er sich als Widersacher Necker's und der neuen Staatstheorie. Der Verlauf der Revolution zwang ihn zur Auswanderung nach Rom. Der Papst ernannte ihn 1794 zum Bischof von Nicäa in partibus und 1798 zum Cardinal. Das Verlangen, nach seinem Vaterlande zurückzukehren, erklärt seine plötzliche Annäherung an Napoleon I., der ihn 1806 zum franz. Cardinal und Almosenier bei seinem Bruder Hieronymus ernannte. Im J. 1810 nahm er vom Kaiser, welcher sich mit Fesch überworfen hatte, die Ernennung zum Erzbischof von Paris an, mußte aber, da der Papst diese Ernennung nicht genehmigte, mit Eintritt der Restauration seinen Sitz verlassen. Er wendete sich wieder nach Rom, wo er 11. Mai 1817 starb. Zu seinen besten Leistungen gehört der «Essai sur l'éloquence de la chaire» (2 Bde., Par. 1810; neue Ausg., 2 Bde., Par. 1842). Seine «Oeuvres choisies» (5 Bde., Par. 1827) enthalten auch seine Reden in der Nationalversammlung. Vgl. seines Neffen L. S. Maury «Vie du cardinal M.» (Par. 1827) und Poujoulat, «Le cardinal M., sa vie et ses œuvres» (Par. 1855).

Maury (Juan Maria), ausgezeichneter span. Dichter und Kritiker, geb. zu Malaga, wo sein Vater ein angesehener Kaufmann war, kam frühzeitig nach Frankreich, um dort seine Studien zu beginnen, und vollendete seine Bildung in England. Nachdem er auch Italien besucht, ließ er sich in Paris nieder. Sein episches Gedicht «La agresion británica» (Madr. 1806) zeichnete sich durch sorgfältigen Versbau und schöne Sprache aus. Europ. Ruf aber erwarb er sich durch «Espagne poétique» (2 Bde., Par. 1826—27), eine Sammlung der span. Lyriker von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, mit metrischen franz. Uebersetzungen und biographisch-kritischen Abhandlungen. Später ließ er das romantische Rittergedicht «Asvero y Almedora» (Par. 1840) erscheinen, worin er Tasso und Arioste nachstrebte und in Bezug auf technische Meisterschaft, Vollendung des Versbaues und Schönheit der Diction ihnen nahe kommt. Seine kleinern Gedichte und Aufsätze sammelte er in den «Poesias castellanas» (3 Bde., Valencia 1845). M. starb zu Paris 2. Oct. 1845.

Maury (Louis Ferd. Alfred), franz. Culturhistoriker, geb. 23. März 1817 zu Meaux, bestimmte sich nach dem Wunsche seines Vaters zum praktischen Mathematiker und machte in Paris Vorstudien für die Polytechnische Schule, folgte aber seit 1836 seiner Neigung zu den eigentlichen Facultätswissenschaften und studirte insbesondere Archäologie und Philologie. Im J. 1840 bei der großen pariser Bibliothek angestellt, wurde er 1844 Unterbibliothekar des Instituts, 1857 Mitglied der Akademie der Inschriften, 1860 kaiserl. Hofbibliothekar der Tuilerien und 1862 Professor der Geschichte am Collége de France. Auch zeigte er sich als thätiger und arbeitsamer Schriftsteller von genauen und vielfältigen gelehrten Kenntnissen. Unter seinen verschiedenen Schriften sind insbesondere hervorzuheben: «Essai sur les légendes pieuses du moyen âge» (Par. 1843), «Histoire des grandes forêts de la Gaule» (Par. 1850; neue Aufl. 1867), «La terre et l'homme» (Par. 1860), eine Art Uebersicht der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Länder-, Völker- und Sprachenkunde; ferner «Histoire des religions de la Grèce antique» (Bd. 1—3, Par. 1857—60), als die erste Abtheilung einer «Histoire du polythéisme gréco-romain»; «Le sommeil et les rêves» (Par. 1861; 3. Aufl. 1865), «Croyances et légendes de l'antiquité» (Par. 1863; 2. Aufl. 1865).

Digitized by Google

Maury (Matthew Fontaine), berühmter amerik. Seemann und Physiker, wurde 14. Jan. 1806 in Spottsylvania im Staate Virginien geboren, trat 1824 als Midshipman in die Marine der Vereinigten Staaten und machte mehrere Seereisen im Atlantischen und Stillen Ocean. Auf einer dieser Fahrten wurde seine Aufmerksamkeit auf die Anomalien im Stande des Barometers am Cap Hoorn gelenkt, über welche er Beobachtungen anstellte, die 1831 in das «American Journal of Arts and Sciences» aufgenommen wurden. Demnächst erschien 1835 ein von ihm ausgearbeitetes Lehrbuch der Nautik und 1839 in dem «Southern Literary Messenger» ein Aufsatz über die Schifffahrt in den südl. Gewässern, in welchem er die ersten Andeutungen über die Mittel gab, die Fahrt nach der südl. Hemisphäre durch genauere Beobachtung und Benutzung der Winde und Strömungen abzukürzen. Bald darauf wurde er infolge eines Beinbruchs gelähmt und mußte dem activen Flottendienst entsagen. Die Regierung ernannte ihn zum Director des Archivs der Seekarten in Washington, mit welchem in der Folge ein Hydrographisches Bureau und ein Nautisches Observatorium verbunden wurden, in deren Leitung M. die ersprießlichste Thätigkeit entwickelte. Im J. 1845 begann er die Herausgabe seiner «Wind and current charts», denen sich die «Sailing directions» anschlossen, in welchen er eine neue, später von allen seefahrenden Nationen angenommene Route nach dem Süden vorschlug. Zu den fernern Arbeiten M.'s gehören die Beobachtungen über das System der Passatwinde im Atlantischen Meere, über die Grenze der Aequatorialstillen in den verschiedenen Jahreszeiten, über die Verzweigungen, Grenzen und andern Erscheinungen des Golfstroms, über die merkwürdigen Strömungen im Indischen Meere, an den Ufern Chinas und an der Nordwestküste Amerikas. Die Ergebnisse dieser Forschungen sind in der «Physical geography of the sea» (Neuyork 1856, neuere Ausg. 1873; deutsch von Böttger, 2. Aufl., Lpz. 1859) und andern Publicationen niedergelegt. Seine letzte größere Arbeit war ein «Manual of Geography» (1871). Auf seinen Vorschlag fand im Aug. 1853 ein Congreß der Seemächte in Brüssel statt, in welchem die Annahme eines gleichförmigen Systems der nautischen Beobachtung beschlossen wurde. Nach dem Ausbruche des Bürgerkriegs im Frühjahre 1861 verließ M. als Südländer sein Amt in Washington, um in die Dienste der Conföderirten zu treten, die ihm die Organisation der Küstenwehr übertrugen. Nach Beendigung des Bürgerkriegs wandte er sich nach Mexico, von da, enttäuscht, wieder nach London und kehrte 1868 in seine Heimat zurück, wo er 1. Febr. 1873 als Professor der Naturwissenschaften an dem Virginia Military Institute in Lexington starb.

Maus (Mus) ist eine bekannte, artenreiche, zu den Nagethieren gehörende Säugethiergattung, von welcher mehrere Arten durch starke Vermehrung und große Gefräßigkeit den Menschen schädlich werden. Sie haben eine zugespitzte, bis zu den Nasslöchern behaarte Schnauze, einen mittellangen oder sehr langen, mit Schuppenringen besetzten, selten haarigen Schwanz, vierzehige Vorderfüße mit Daumenwarze und fünfzehige Hinterfüße und entbehren der Backentaschen. Hierher gehören die größern Ratten (s. d.) und die eigentlichen Mäuse. Sie sind über die Alte Welt und Australien verbreitet, fehlten ursprünglich aber in Amerika, wohin europ. Arten durch Schiffe übergeführt wurden. Die **Hausmaus** (M. musculus), ursprünglich in Europa einheimisch, jetzt aber über die ganze Erde verbreitet, lebt stets nur bei dem Menschen und wird niemals außer dessen Behausung angetroffen. Sie ist mäusegrau, unten heller, 7—9 Ctmt. lang und hat einen Schwanz von fast gleicher Länge. Das Weibchen wirft in einem Sommer fünf- bis sechsmal 4—6 Junge, welche bereits nach 14 Tagen für sich selbst sorgen. Kakerlaken oder Albinos sind unter ihnen nicht selten, und solche weiße Mäuse mit rothen Augen werden zuweilen als zahme Zimmerthiere gehalten. Katzen und Igel sind ihre gefährlichsten Feinde. Die **Waldmaus** (M. sylvaticus), welche in Europa ebenso verbreitet ist als die Hausmaus, hält sich mehr in Wäldern auf, besucht aber des Nachts Gärten und Pflanzungen, zernagt die Rinde junger Baumsetzlinge oder frißt ihre Blattknospen, gräbt frisch gesäete Eicheln, Bohnen und Erbsen und beißt den Keim ab. In manchen Jahren vermehrt sie sich zu ungeheuern Scharen, welche sich über die Felder verbreiten und noch weit mehr Getreide zerstören, als sie zur Nahrung brauchen. Dann sind vorzüglich Eulen zu ihrer Vertilgung sehr thätig. Diese M. ist bräunlich-grau, unten stark abgesetzt weiß, ohne den 10 Ctmt. langen Schwanz 14 Ctmt. lang und frei von dem unangenehmen Geruche der übrigen Mäuse. Sie läßt sich gleichfalls zähmen. Die **Brandmaus** (M. agrarius), welche vorzugsweise in Rußland heimisch, aber auch in manchen Gegenden Deutschlands nicht selten ist, wie z. B. in Thüringen, wo sie hauptsächlich die Erbsenfelder besucht, bezieht im Winter die Scheunen. Sie ist lebhaft rostbraun, den Rücken entlang mit dunklern Streifen gezeichnet und ohne den

Digitized by Google

7 Ctmt. langen Schwanz 10 Ctmt. lang. Zu den kleinsten Säugethieren gehört die Zwergmaus (M. minutus), welche in Rußland und Sibirien sehr gemein, aber auch im mittlern Deutschland vorhanden ist. Sie wiegt etwa 2 Gr., ist oben rostroth, unten weiß und hat kurze, abgerundete Ohren und einen Schwanz von halber Leibeslänge. Ihr fast kugelrundes, aus Rispen und zerschlitzten Grasblättern gefertigtes Nest hängt sie zwischen den Kornhalmen auf. Die Feldmaus und Schermaus gehören einer besondern Gattung, Wühlmaus (s. d.), an.

Mäusedarm, Pflanzenart, s. Ruscus.

Mauser, Mauserung nannte man früher im weitern Sinne einen im Lebensproceß der Thiere sehr wichtigen Act, wobei dieselben abgenutzte veraltete Gewebsbestandtheile (Zellen und aus Zellen hervorgegangene Gebilde) von sich ablösen und nach außen hin abstoßen. Im engern Sinne bezieht man das Wort einzig auf die Vögel, welche besonders im Frühjahre, theilweise auch im Herbste die abgenutzten Federn abwerfen und mit neuen, häufig von ganz verschiedenen Farben und Zeichnungen, ersetzen. Besonders wichtig sind die Mauserungsprocesse, durch welche das erste Flaumen- oder Dunenkleid des aus dem Ei geschlüpften Vogels ersetzt und dieser flügge wird. Das Haren der Säugethiere, das Häuten der Schlangen, Insekten u. s. w. ist derselbe Proceß, der sich bei allen Oberhautgebilden der Innen- und Außenfläche, die aus Zellen bestehen, wiederholt, wodurch diese, die sog. Epithelien, periodisch erneuert werden.

Mausergewehr, s. Zündnadelgewehr.

Mäusethurm, bei Bingen am Rhein, bekannt durch die Sage, welche sich an den Erzbischof von Mainz, Hatto II. (s. d.), knüpft, wurde erst zu Anfange des 13. Jahrh. des Zolls wegen angelegt und 1635 durch die Schweden zerstört. Auf Kosten der preuß. Regierung vor dem völligen Einsturze bewahrt und seit 1856 wieder völlig hergestellt, dient er auch gegenwärtig wieder zur Warte, um den Schiffern Signale zu geben.

Mausolēum (griech. Μαυσσόλλειον) hieß ursprünglich das Grabmal, welches dem Könige Mausolus (griech. Maussollos) von Karien (gest. 353 oder 351 v. Chr.) dessen Gemahlin Artemisia zu Halikarnassos (s. d.) errichten ließ. Dasselbe, erst nach dem Tode der Königin vollendet und seiner Pracht wegen unter die sog. Sieben Wunderwerke der Welt gerechnet, hatte eine Höhe von 45 Mt. Auf einem massiven viereckigen Unterbau von 130 Mt. im Umfange erhob sich ein tempelartiger Bau mit 9 mal 11 ion. Säulen; das Dach desselben bildete eine Pyramide von 24 Stufen; oben darauf stand eine Quadriga mit der Kolossalstatue des Maussollos und einer die Rosse lenkenden Göttin. Die Baumeister waren Satyros und Pythis, die Bildhauer, welche das Bauwerk mit mehrern Friesen in Relief schmückten, Bryaxis, Leochares, Skopas und Timotheos. Den Ausgrabungen des Engländers Newton verdankt man es, daß außer den früher bekannten Reliefplatten nun zahlreiche Reste gefunden und im Britischen Museum aufgestellt sind. Unter den römischen M., wie nachmals alle prächtigen Grabmäler genannt wurden, zeichnete sich das des Augustus auf dem Marsfelde (s. d.) aus, ein Rundbau, in mehrern kolossalen Absätzen emporsteigend. Die Absätze bildeten Terrassen mit Baumpflanzungen; auf dem Gipfel stand die Statue des Augustus. Ferner ist das M. des Hadrian zu nennen, ebenfalls ein über einem quadraten Unterbau von 100 Mt. Breite in Absätzen aufsteigender Rundbau; obenauf eine riesige Quadriga mit der Statue Hadrian's. Die untern Theile bilden die heutige Engelsburg. Aus späterer Zeit ist das M. des Theodorich zu Ravenna bemerkenswerth (die heutige Kirche Sta.-Maria della Rotonda). Es war eine innen runde, außerhalb zehneckige Kapelle, mit einer flachen Kuppel bedeckt. Im 17. Jahrh. ließen viele fürstl. Personen sich kleine M. bauen; von neuern M. sind zu nennen: das des Fürsten von Thurn und Taxis zu Regensburg; das der Königin Luise und ihres Gemahls König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen zu Charlottenburg, ein einfacher dor. Bau (von Schinkel), in sehr edeln Verhältnissen. Nach ihm wurde von Laves das M. der Königin von Hannover ausgeführt.

Mauth, s. Zoll.

Mauvillon (Jak.), Vertreter des Physiokratischen Systems (s. d.), auch als militärischer Schriftsteller und als Uebersetzer bekannt, geb. zu Leipzig 8. März 1743, kam 1756 nach Braunschweig, wo sein Vater als Professor am Carolinum angestellt wurde. Er sollte die Rechte studiren, interessirte sich aber mehr für Sprachstudium, Zeichnen und Mathematik und hegte viel Neigung für den Militärstand, weshalb er auch im Siebenjährigen Kriege als Ingenieur in hannov. Dienste trat. Nach dem Frieden nahm er seinen Abschied und ging auf seines Vaters Wunsch nach Leipzig, um sich dort der Jurisprudenz zu widmen, deren Studium er jedoch bald aufgab. Er wurde 1766 Collaborator an der Schule zu Ilefeld, dann Lehrer der Kriegsbaukunst in Kassel und Hauptmann. Im J. 1785 trat er als Major in

Digitized by Google

braunschw. Dienste und wurde später Oberstlieutenant bei dem Ingenieurcorps und als Lehrer an dem Carolinum angestellt. Ein Freund und Bewunderer Mirabeau's, ging er lebhaft auf dessen Plan ein, gemeinschaftlich mit diesem ein polit.-philos. Werk über den preuß. Staat zu schreiben. Mirabeau ließ das Werk in Paris unter seinem Namen erscheinen, worauf M. dasselbe in seiner «Schilderung des preuß. Staats unter Friedrich II.» (4 Bde., Lpz. 1793—95) neu bearbeitete. Die Französische Revolution fand an M. einen enthusiastischen Anhänger. Er starb zu Braunschweig 10. Jan. 1794. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Physiokratische Briefe an Dohm» (Braunschw. 1780), «Einleitung in die militärischen Wissenschaften» (Braunschw. 1783) und «Geschichte Ferdinand's, Herzogs von Braunschweig» (2 Bde., Braunschw. 1794). Von seinen Uebersetzungen ist die des Ariost bemerkenswerth.

Mävius, s. Bavius.

Max (Cornelius Gabriel), begabter Maler, geb. in Prag 23. Aug. 1840, war anfangs Schüler seines Vaters, Joseph M., der, selbst aus einer alten Bildhauerfamilie stammend, sowol in diesem Kunstzweig als in der Malerei thätig war. Nach des Vaters Tode (1855) bezog M. die Akademie seiner Vaterstadt, wo Engerth sein Lehrer war, nach drei Jahren dann jene in Wien, wo er vier Jahre zubrachte. Im J. 1863 begab er sich zu Piloty nach München. Die Richtung und Stoffwahl des begabten Künstlers erregte von Beginn an großes Aufsehen durch die phantastische und dabei sentimental-geistreiche Tendenz, mit der er sich mit Vorliebe düstern und elegischen Gegenständen zuwendet. Er pflegt in seinen Schöpfungen einen förmlichen Cultus des Todes, der Schauer- und Grabromantik, wie vor allem seine Illustrationen zu berühmten Musikcompositionen darthun. Edler als diese Gebilde wirkten seine Christliche Märtyrerin (auch Sancta-Juliana), die Walpurgisnacht-Erscheinung, das Frühlingsmärchen. Zur reinsten Poesie erhebt sich M. in seiner Lampenverkäuferin in den röm. Katakomben und in dem Bilde: Ein Gruß (Scene aus dem röm. Amphitheater während der Christenverfolgung); dagegen tragen die Gemälde: Todter Orang-Utang, Die Kindesmörderin, Verblüht (auf der wiener Weltausstellung) den Stempel krankhafter Sentimentalität, verbunden mit Effecthascherei, welche in dem Kopf Christi auf dem Schweißtuch der heil. Veronica (der, je nach dem nähern oder fernern Standpunkt des Beschauers, die Augen geschlossen oder geöffnet hat) bis zur Spielerei herabgesunken erscheint.

Maxen, Rittergut und Dorf in der Amtshauptmannschaft Pirna der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, zwischen Pirna und Dippoldiswalde, mit 715 E., Marmor- und besonders Kalkbrüchen und einer Heilquelle mit Badeanstalt, liegt auf einem Höhenplateau, welches an drei Seiten von tiefen, steil eingeschnittenen Thälern umschlossen ist. Der Ort wurde dadurch historisch merkwürdig, daß sich hier 20. Nov. 1759 das Corps des preuß. Generals Fink, welches noch 12,000 Combattanten mit sieben Generalen und 550 Offizieren zählte, auf freiem Felde an Daun als kriegsgefangen ergeben mußte. (S. Siebenjähriger Krieg.)

Maxentius, röm. Kaiser, der Sohn des Maximianus (s. d.), wurde 27. Oct. 306 in Rom von den Prätorianern zum Augustus erhoben und von dem Volke und Senat zu Rom, die der Oberkaiser Galerius durch eine Schatzung erbittert hatte, anerkannt. Severus, den Galerius gegen ihn und seinen Vater, der sich mit ihm verband, sendete, mußte sich dem letztern ergeben und wurde (307) getödtet; auch der Zug, den Galerius selbst 307 gegen ihn unternahm, war vergebens. Bald nachher entzweite sich M. mit seinem Vater, der vor ihm nach Gallien floh, und lebte nun in Ueppigkeit und Grausamkeit in Rom. Das Glück, mit welchem eine Empörung der Afrikaner unter Alexander 311 durch seinen Feldherrn schnell unterdrückt wurde, reizte ihn zur Kriegserklärung gegen Konstantin den Großen (s. d.), an dem er den Tod seines Vaters rächen zu wollen vorgab. Während nun Konstantin 312 nach Italien drang und die Feldherren des M. bei Turin und Verona schlug, lag dieser mit einem gewaltigen Heere unthätig in Rom. Erst nachdem Konstantin die unbesetzten Pässe des Apennin überstiegen hatte, rückte er ihm unvorsichtig entgegen, wurde in der großen Schlacht bei Saxa Rubra am Pons Milvius 27. Oct. 312 geschlagen und ertrank in der Tiber, nur erst 30 J. alt.

Maxhütte, Maximilianshütte, ein Complex großer Eisen- und Stahlwerke im bair. Regierungsbezirk Oberpfalz (im Sauforst bei Burglengenfeld, Bahnstation Haidhof), 1848 von belg. Unternehmern gegründet, fabricirt seit 1852 Eisenbahnschienen, seit 1864 mit selbsterzeugtem Coksroheisen, seit 1868 unter Verwendung selbsterzeugten Bessemerstahls. An der Gesammtschmiede-Eisenerzeugung des diesseitigen Baiern (948,844 Ctr. in 1873) participirt die M. mit 86 Proc. Die Jahresproduction belief sich 1876 auf 1 Mill. Ctr. Roheisen und 800,000 Ctr. Stahl und Walzfabrikate. Die M. enthält fünf Cokshohöfen, einen Holz-

Digitized by Google

kohlenhohofen, mit Gießerei, große Puddel- und Walzwerke, eine Bessemeranlage; letztere besteht aus zwei nebeneinanderstehenden Cupolöfen zum Schmelzen des Roheisens. Früher nahm die Hütte das Rohmaterial theils aus Siegen, theils aus Britannien (Hematitroheisen); seit sie bei Kamsdorf selbst Spiegeleisen in zwei Oefen gewinnt, ist sie in der Lage, härteres Bessemer-Metall zu erzielen. Im J. 1873 verarbeitete die M. aus zollinländischem Eisen mit 15,476 Ctr. zollausländischem Eisen 74,500 Ctr. Bessemerstahl auf Stahlkopfschienen; an Betriebsmotoren enthält sie 64 Dampfmaschinen, 13 Dampfpumpen, 9 Dampfhämmer, 5 Locomotiven und 102 Dampfkessel. Alle Werke sind durch Zweigbahnen mit den Hauptbahnen verbunden.

Maxime (franz.) ist ein Satz (eine Ansicht, Ueberzeugung u. s. w.), den man zum Grundsatz seines Thuns und Lassens macht. In den M., nach welchen der Mensch handelt, wurzelt sein Charakter (s. d.), und deshalb ist die Untersuchung über die Entstehung und Befestigung solcher von großer Wichtigkeit für die Pädagogik und Ethik. Das Kind handelt noch nicht nach M., sondern nach augenblicklichen Antrieben. Durch Eingewöhnung in einen bestimmten Geschäfts- und Lebenskreis bilden sich unabsichtlich und unbewußt bei uns gewisse M. aus. Die sittliche Bildung besteht darin, daß wir auf bewußte Art die subjectiven M. unsers Handelns mit den objectiven Sittengesetzen in Uebereinstimmung bringen. Auf diesen Standpunkt ist die Ethik besonders durch Kant geführt worden.

Maximiānus (Marcus Aurelius Valerianus), genannt **Herculius**, röm. Kaiser, aus Sirmium gebürtig, hatte sich aus niederm Stande im Kriegsdienste emporgeschwungen und wurde von Diocletianus 285 zum Cäsar und 286, nachdem er die antike Jacquerie, die sog. Bagauda in Gallien niedergeworfen und die in dieses Land einfallenden deutschen Völker zurückgetrieben hatte, zum Augustus erhoben. Bei der Theilung des Reichs, die er mit Diocletian, nachdem sie Galerius und Konstantius Chlorus zu Cäsaren ernannt hatten, 292 vornahm, erhielt M. zur unmittelbaren Verwaltung Afrika und Italien und nahm seinen Sitz zu Mailand. Durch Diocletian bestimmt, legte er, wie dieser, die Augustuswürde nieder (1. Mai 305), nahm sie aber 306, mit seinem Sohne Maxentius (s. d.) verbunden, wieder an. Severus, den der neue Oberkaiser Galerius gegen sie schickte, fiel in Ravenna in seine Hände und wurde (307) getödtet; doch mußte M. bald darauf vor seinem eigenen Sohne aus Rom nach Gallien flüchten. Hier gewann er, nachdem er den Diocletian (307) vergebens zur Wiederannahme der Kaiserwürde zu bewegen gesucht hatte, einen Theil des Heers seines dort regierenden Schwiegersohns, Konstantin's des Großen (s. d.), für sich, um diesen zu stürzen, wurde aber von ihm bei Massilia zur Ergebung und zur Niederlegung des Purpurs, den er zum dritten mal angenommen hatte, genöthigt und 310, als er einen Versuch gegen Konstantin's Leben machte, getödtet.

Maximilian I., deutscher Kaiser 1493—1519, Sohn und Nachfolger Kaiser Friedrich's III., geb. 22. März 1459, nahm schon seit 1486, wo er zum röm. König erwählt wurde, theil an den Regierungsgeschäften. Im 19. Jahre vermählte er sich mit Karl's des Kühnen von Burgund Tochter und einzigen Erbin, Maria, erwarb durch diese Heirath seinem Hause die burgund. Besitzungen, besaß die österr. Erblande wieder ungetheilt, erwarb seinem Hause die Kronen von Spanien und dessen Nebenländern in drei Welttheilen und die Aussicht auf den Besitz von Böhmen und Ungarn. Er behauptete Burgund, bis auf die von Ludwig XI. eingezogenen franz. Lehen, für seinen Sohn Philipp, den er 18jährig mit der Infantin Johanna (1496) vermählte. Dieser folgte mit seiner wahnsinnig gewordenen Gemahlin in der Regierung Spaniens, starb aber schon 1506 mit Hinterlassung des minderjährigen Sohnes Karl, des spätern deutschen Kaisers Karl V. Nachdem M. Friedrich III. 1493 auf dem kaiserl. Throne gefolgt, verheirathete er sich mit Blanca Sforza, der Tochter des 1476 ermordeten Herzogs Galeazzo Sforza von Mailand, die ihm zwar 400,000 Dukaten Heirathsgut mitbrachte, aber ihn auch in die ital. Händel ihres Hauses verwickelte. Daraus folgten seine Kriege mit Karl VIII. und Ludwig XII. von Frankreich um Mailand und Neapel, welches letztere an Spanien und mit Sicilien an des Kaisers Enkel, Karl, überging. Dem unter seines Vaters langer und schlaffer Regierung im Reiche eingerissenen Zustand der Rechtlosigkeit und Willkür suchte er durch Errichtung des Ewigen Landfriedens und die Einsetzung des Reichskammergerichts 1495 und des Reichshofraths 1501 zu steuern. Zum Behuf der Executionen bei Landfriedensbrüchen theilte er Deutschland in sechs und 1512 in zehn Kreise, in deren jedem ein Hauptmann das Kreiscontingent zur Erhaltung der Ruhe und Bestrafung der Ruhestörer führte. Auch trat er den Misbräuchen der Femgerichte entgegen. Er gab gute Polizeigesetze, errichtete zuerst stehende Truppen unter dem Namen Landsknechte (s. d.), verbesserte das grobe Geschütz, ließ zur Erleichterung der Communicationen Posten anlegen, beförderte Wissenschaft und Künste,

Digitized by Google

unterstützte Gelehrte und Künstler und sorgte namentlich für die Universitäten zu Wien und zu Ingolstadt. M. war ein mächtiger Förderer des Humanismus, ließ die Dichtungen des Mittelalters sammeln, Chroniken und Handschriften (darunter die Gudrun, s. d.) abschreiben, unterstützte die aufstrebenden bildenden Künste, beförderte das Kunstgewerbe, führte eine gute Kanzleisprache ein und machte sich um die deutsche Prosa verdient. Mit der Schweiz bestand M. 1499 einen nachtheiligen Kampf; im Frieden zu Basel rissen sich die Eidgenossen vom Reiche factisch los. Dagegen gelangen ihm die friedlichen Eroberungen für das Haus Habsburg. Außer der Erwerbung der burgund. Erbschaft durch Heirath erhielt er durch den Tod seines Vetters, des Erzherzogs Sigismund, dessen österr. Landesantheil Tirol; auch erwarb er Görz, Gradiska, das Pusterthal und nach dem Landshuter Erbfolgestreite 1507 Theile von Baiern; durch die Wechselheirath seiner Enkel, Ferdinand und Maria, mit Anna und Ludwig, den Kindern König Wladislaw's von Ungarn und Böhmen, bereitete er die Erwerbung dieser beiden Länder an sein Haus vor, die 1526 gelang. Er starb zu Wels in Oberösterreich 12. Jan. 1519 und wurde in Wienerisch-Neustadt begraben. Ferdinand I. errichtete ihm zu Innsbruck ein schönes Denkmal. Außer mehrern Schriften über Kriegskunst, Gärtnerei, Jagd und Baukunst hat er eine umständliche, aber romanhafte Beschreibung seines Lebens in die Feder dictirt. (S. Weiß-Kunig.) Lange Zeit wurde er auch für den Verfasser des Theuerdank (s. d.) gehalten, dessen Held er ist. Kraus veröffentlichte M.'s Briefwechsel mit dem Freiherrn zu Stettenberg (Innsbr. 1875). Sein Nachfolger war sein Enkel, Karl V. (s. d.). Vgl. Klüpfel, «Kaiser M. I.» (Berl. 1864).

Maximilian II., deutscher Kaiser 1564—76, der Sohn und Nachfolger Ferdinand's I. (s. d.), geb. 1. Aug. 1527 zu Wien, gewann schon in der Jugend durch seinen Lehrer Wolfg. Severus eine günstige Meinung für den Protestantismus. Nachdem er aus Spanien zurückgekehrt, wo er drei Jahre gewesen, wirkte er wesentlich mit für das Zustandekommen des Passauer Vertrags. Er wurde im Sept. 1562 König von Böhmen, zwei Monate darauf röm. König und im Sept. 1563 König von Ungarn. Sein Bruder Ferdinand erhielt Tirol und Vorderösterreich, der andere, Karl, Steiermark, Kärnten, Krain und Görz. Während diese Erzherzoge den Protestantismus in ihren Ländern ausrotteten, duldete ihn M. in Oesterreich, Böhmen und Ungarn. Letzteres Land fand er bei seinem Regierungsantritt als Kaiser mit den Türken im Kriege. Doch wurde der alte Sultan Soliman II. sehr bald dadurch beschwichtigt, daß M. diesem alle Eroberungen in Ungarn überließ und einen jährlichen Tribut von 300,000 Fl. versprach. Als später Soliman, um des Fürsten von Siebenbürgen, Johann Sigismund Zapolya, Ansprüche auf dieses Königreich zu unterstützen, aufs neue seine Heere gegen M. marschiren ließ, endigte der Tod des Sultans vor Szigeth 1566 den Krieg, indem sein Nachfolger Selim mit M. einen achtjährigen Waffenstillstand schloß. Die Jesuiten hielt M. in engen Schranken und verstattete denselben keinen Einfluß auf sich. Er gründete die Universität Olmütz (1567). Sein Tod erfolgte 12. Oct. 1576. Von den sechs Söhnen, die ihm nebst zwei Töchtern seine Gemahlin Maria geboren hatte, folgte ihm in der Kaiserwürde und in den österr. Erblanden sein ältester Sohn, Kaiser Rudolf II. (s. d.), und diesem, der kinderlos starb, der vierte Sohn, Matthias (s. d.). Vgl. Koch, «Quellen zur Geschichte des Kaisers M.'s II.» (2 Bde., Lpz. 1857—61); Wertheimer, «Zur Geschichte des Türkenkriegs M.'s II. 1565 und 1566» (Wien 1875).

Maximilian (Ferdinand Joseph), Erzherzog von Oesterreich und 1864—67 Kaiser von Mexico, geb. zu Wien 6. Juli 1832, der zweite Sohn des Erzherzogs Franz Karl aus dessen Ehe mit der Prinzessin Sophie von Baiern, bildete sich sorgfältig für das Seewesen aus und besuchte seit 1850 die Küstenländer des Mittelmeers und 1852 Madeira. Nachdem er 1852 das Commando der Corvette Minerva geführt, trat er 1854 als Contreadmiral an die Spitze der österr. Marine, die unter seiner Leitung bedeutend verstärkt und gefördert wurde. Im Sommer 1855 machte der Erzherzog eine Reise nach Griechenland, Syrien und Aegypten; 1856 besuchte er Paris und die See-Etablissements zu Cherbourg, Havre und Calais. Auf der Rückreise lernte er in Brüssel die Prinzessin Charlotte (geb. 7. Juni 1840), Tochter König Leopold's I. und der Prinzessin Luise von Orléans, kennen, mit der er sich 27. Juli 1857 vermählte, nachdem er schon vorher (im Febr. 1857) zum Generalgouverneur des Lombardisch-Venetianischen Königreichs ernannt worden war. Als der Ausbruch des Kriegs von 1859 bevorstand, zog sich der Prinz Ende April zuerst nach Venedig, dann nach Triest zurück. Im Winter desselben Jahres begleitete er seine Gemahlin nach Madeira und unternahm von dort aus eine wissenschaftliche Excursion nach Brasilien. Nach der Rückkehr lebte er meist auf seinem Schlosse Miramar bei Triest, und erst die Ereignisse, welche sich an die Besitznahme Mexicos durch die Franzosen knüpften, bewogen ihn, aus dieser Zurückgezogenheit hervorzutreten.

Digitized by Google

Eine in Mexico von den Franzosen berufene, aus Klerikalen und Aristokraten bestehende Notabelnversammlung hatte 10. Juli 1863 beschlossen, M. die Kaiserkrone anzutragen, und derselbe sprach 3. Oct. gegen eine in Miramar erschienene Deputation die Geneigtheit aus, die Krone anzunehmen. M. entsagte 9. April 1864 jeder Anwartschaft auf die österr. Thronfolge und schiffte sich 14. April 1864 mit seiner Gemahlin nach Civitavecchia ein, empfing in Rom den Segen des Papstes und landete 28. Mai in Veracruz. Am 12. Juni hielt er seinen Einzug in die Hauptstadt Mexico. Eine große Anzahl Gelehrter und Künstler folgte ihm dahin zur Durchführung seiner großartigen civilisatorischen Projecte. Auch ein belg. und ein österr. Freicorps unterstützte sein Regiment, das jedoch als fremdländisch und monarchisch im Lande keinen festen Fuß faßte. Erfolglos war auch sein Schritt, den Bestand des neuen Throns durch die Adoption eines Sohnes des 1824 hingerichteten Kaisers Iturbide (s. d.) zu sichern. Der Bürgerkrieg währte fort und M. wurde nur in jenen Landestheilen anerkannt, wo franz. Besatzung war. Als Napoleon III., überrascht durch den Sieg der amerik. Union, sich genöthigt sah, seine Politik in Mexico aufzugeben, begab sich im Sommer 1866 die Kaiserin Charlotte nach Europa, um denselben zu weiterer Hülfe zu bestimmen und auch den Beistand des Papstes anzurufen. Sie vermochte jedoch keine Zurücknahme der gefaßten Beschlüsse zu erwirken und verfiel infolge der Aufregung während ihres Aufenthalts zu Rom in Geisteskrankheit. Inzwischen verlor M., nachdem Anfang 1867 die Franzosen abgezogen waren, auch noch den Schatten selbstständiger Regierungsgewalt. Er zog mit seinen Anhängern in die Bergstadt Queretaro, vertheidigte dieselbe auf das Aeußerste, wurde jedoch daselbst von Escobedo eingeschlossen, von Lopez verrathen und capitulirte. Ein zu Queretaro versammeltes Kriegsgericht verurtheilte 13. Juni M. und die beiden mitgefangenen Generale Miramon und Mejija zum Tode, und 19. Juni wurde das Urtheil an allen dreien durch Erschießung vollstreckt. M. starb mit männlichem Muthe. (S. Mexico.) Seine Witwe Charlotte verfiel in unheilbare Geisteskrankheit und erhielt ihren Aufenthalt in Laeken bei Brüssel. Der Leichnam M.'s wurde dem österr. Admiral Tegetthoff ausgeliefert und 18. Jan. 1868 in der Kaisergruft (Kapuzinerkirche) zu Wien beigesetzt. Ein Standbild M.'s (von Meixner) ist 1871 auf dem Hauptplatz in Hietzing bei Wien errichtet, eine großartige Bronzestatue desselben (von Schilling in Dresden) auf der Piazza Giuseppina in Triest 3. April 1875, eine andere Statue M.'s 29. Oct. 1876 in Pola enthüllt worden. Vgl. Lefèvre, «Documents officiels recueillis dans la secrétairerie privée de Maximilien» (2 Bde., Brüss. 1869); Kératry, «L'empereur Maximilien, son élévation et sa chute» (Lpz. 1867; deutsch, Lpz. 1867); Hellwald, «M. I., Kaiser von Mexico, nebst Abriß der Geschichte des Kaiserreichs» (2 Bde., Wien 1869); Basch, «Erinnerungen aus Mexico» (2 Bde., Lpz. 1868); Prinz Felix zu Salm-Salm, «Blätter aus meinem Tagebuch in Mexico» (2. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1869); Prinzessin Felix zu Salm-Salm, «Zehn Jahre aus meinem Leben» (3 Bde., Stuttg. 1875). Aus den nachgelassenen Papieren des Kaisers selbst erschien: «Aus meinem Leben, Reiseskizzen, Aphorismen u. s. w.» (7 Bde., Lpz. 1867; 2. Aufl., Bd. 1—4, 1867) und «Mein erster Ausflug. Wanderungen in Griechenland» (Lpz. 1868).

Maximilian I., Kurfürst von Baiern 1597—1651, Sohn des Herzogs Wilhelm V. von Baiern, geb. 17. April 1573 zu Landshut, erhielt seine wissenschaftliche Bildung unter Leitung der Jesuiten, studirte in Ingolstadt und machte seit 1591 mehrere Reisen. Im J. 1597 übernahm er die Regierung von Ober- und Niederbaiern, die sein Vater, der erst 1626 starb, niederlegte, um desto ungestörter frommen Uebungen obzuliegen. Mit einem tiefen Hasse gegen den Protestantismus verband er das Streben, sein Land auf die höchste Stufe der Macht und Blüte zu erheben. Im J. 1607 vollzog er die von Kaiser Rudolf II. über Donauwörth ausgesprochene Acht und behielt es trotz der nachdrücklichen Verwendung der evang. Stände im Besitz. Als infolge dessen eine Union der evang. Stände sich bildete, stellte er sich dieser gegenüber an die Spitze einer kath. Ligue. Zu Anfang des Dreißigjährigen Kriegs (s. d.) verbündete er sich mit Kaiser Ferdinand II. gegen Friedrich V. von der Pfalz, brachte Oberösterreich zum Gehorsam, siegte am Weißen Berge bei Prag und eroberte die Ober- und Unterpfalz. Zum Lohne erhielt er 1623 die der Pfalz genommene Kurwürde und zur Vergütung für die 13 Mill. Fl. aufgewendeter Kriegskosten die Erblande Friedrich's von der Pfalz. Nach Tilly's Niederlage bei Leipzig sah er seit 1632 und namentlich 1647 sein Land argen Verwüstungen der Schweden und Franzosen preisgegeben. Dagegen erhielt er im Westfälischen Frieden die Oberpfalz, die Grafschaft Cham und die Bestätigung in der Kurwürde nebst dem Erztruchseßamt. Im Innern war er jederzeit auf Verbesserungen bedacht; er reorganisirte die Verwaltung, die Justiz und das Kriegswesen; er verschönerte und erweiterte die Residenz, baute das Zeughaus und

Digitized by Google

das Josephsspital, legte den Hofgarten an und zog die merkwürdige Sooleleitung von Reichenhall nach Traunstein. Auch begründete er die Jesuitencollegien zu Amberg, Burghausen, Mindelheim und Heidelberg. Dem Kaiser Ludwig dem Baier ließ er in der Frauenkirche zu München ein prächtiges Denkmal errichten. Er starb 27. Sept. 1651 zu Ingolstadt. Merkwürdig ist die von M. für seinen Sohn und Nachfolger, Ferdinand Maria (1651—79), aufgesetzte «Anleitung zur Regierungskunst», die lateinisch und deutsch von Aretin (Würzb. 1822) herausgegeben wurde. Vgl. Wolf, «Geschichte M.'s I. und seiner Zeit» (fortgesetzt von Breyer, 4 Bde., Münch. 1807—11); Aretin, «Geschichte M.'s I.» (Passau 1842); Schreiber, «Maximilian I.» (Münch. 1868); Stieve, «Das kirchliche Regiment unter M. I.» (Münch. 1876).

Maximilian (II.) Maria Emanuel, Kurfürst von Baiern 1679—1726, der Enkel des Vorigen und Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria und der Henriette Adelheid aus dem Hause Savoyen, geb. 11. Juli 1662, folgte seinem Vater 1679 unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Maximilian Philipp von Baiern. Nachdem er die Regierung selbst übernommen, zog er 1683 der von den Türken belagerten Stadt Wien zu Hülfe und focht dann mit großem Ruhme im Interesse Oesterreichs in Ungarn und am Rhein. Er eroberte Ofen, trug zum Siege von Mohács wesentlich bei und wurde beim Sturm auf Belgrad verwundet. Im J. 1685 vermählte er sich mit des Kaisers Leopold I. Tochter, Maria Antonia, wurde kaiserl. Generalissimus, führte 1691 ein Heer nach Italien, wo er der Belagerung von Carmagnola beiwohnte, und wurde 1692 span. Statthalter in den Niederlanden. Doch noch in demselben Jahre starb seine Gemahlin, und mit dem Tode ihres einzigen hinterlassenen Sohnes 1699 erloschen die Ansprüche seines Hauses auf die span. Erbfolge. Er legte deshalb die Statthalterschaft nieder. Beim Ausbruche des Spanischen Erbfolgekriegs (s. d.) verband er sich mit Frankreich und bemächtigte sich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg. Doch nach den verlorenen Schlachten am Schellenberge und bei Höchstädt (s. d.) 1704 mußte er sein Land verlassen und wurde 30. April 1706 nebst seinem Bruder, dem Kurfürsten Joseph Clemens von Köln, der ebenfalls auf franz. Seite getreten war, vom Kaiser Joseph I. in die Acht erklärt. Diese wurde erst im Badener Frieden von 1714 aufgehoben und M. wieder in Besitz seiner Länder gesetzt. Im J. 1717 schickte er dem Hause Oesterreich ein Hülfscorps unter dem Kurprinzen wider die Türken. Mit der Pfalz verglich er sich 1724 wegen der Reichsverweſung, die nun von beiden gemeinschaftlich geführt wurde. Zum zweiten mal hatte er sich 1694 mit einer Tochter König Johann's III. von Polen vermählt, welche ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft gebar. Er starb 26. Febr. 1726. Sein Nachfolger wurde sein Sohn Karl Albrecht (1726—45), der als Karl VII. (s. d.) die deutsche Kaiserwürde erhielt. König Ludwig I. von Baiern errichtete ihm in München ein Standbild.

Maximilian (III.) Joseph, Kurfürst von Baiern 1745—77, der Sohn Kaiser Karl's VII., geb. 28. März 1727, versuchte zwar nach dem plötzlichen Ableben seines Vaters, der nach des Kaisers Karl VI. Tode Ansprüche auf die österr. Staaten gemacht hatte, noch einmal gegen die Truppen der Kaiserin Maria Theresia das Glück der Waffen, entsagte aber, da der Erfolg kein günstiger war, in dem Frieden zu Füssen 22. April 1745 allen Ansprüchen auf Oesterreich, wogegen er seine verlorenen Länder zurückerhielt. Seine erste Sorge war nun, durch sparsame und weise Staatswirthschaft dem erschöpften Lande zu Hülfe zu kommen. Die Staatsschulden wurden geordnet und 1758 eine neue Gerichtsordnung eingeführt. Den Fabriken wurde der nöthige Schutz gewährt und der Ackerbau durch zweckmäßige Verordnungen, Belohnungen und von 1762 an durch Urbarmachung öder Plätze befördert. Auch die Wissenschaften hatten sich seiner Unterstützung zu erfreuen, Schulen und Universitäten wurden verbessert und 1759 die Akademie der Wissenschaften in München gestiftet. Bei aller Anhänglichkeit des Kurfürsten an die kath. Kirche verminderte er doch die Klöster und gestattete den Protestanten in München die Ausübung ihres Gottesdienstes. Auch war er einer der ersten Fürsten, welche dem Aufhebungsbreve der Jesuiten nachkamen. Vermählt war er mit einer Tochter des Königs August III. von Polen. Er starb an den Kinderblattern 30. Dec. 1777. Mit ihm erlosch die jüngere Hauptlinie des Hauses Wittelsbach, und seine Länder fielen an das pfalzgräfl. Haus Sulzbach, aus welchem ihm der Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor (s. d.), in der Regierung folgte.

Maximilian Joseph, Kurfürst von Baiern seit 1799 und König 1806—25, geb. 27. Mai 1756 zu Schwetzingen als Sohn des Prinzen und österr. Feldmarschalls Friedrich von Zweibrücken-Birkenfeld und der Maria Franziska, Tochter des Erbprinzen Jos. Karl Emanuel von Sulzbach, kam 1762 nach Zweibrücken unter die Aufsicht seines Oheims, des Herzogs Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken, wurde 1777 als franz. Oberst zu Straßburg seinem Regimente vor-

Digitized by Google

gestellt und 1778 zum Generalmajor erhoben. Nach mehrern Reisen in Frankreich verweilte er von 1782 bis zum Ausbruche der Revolution in Straßburg, worauf er nach Manheim ging. Als sein Bruder, der Herzog Karl II. von Zweibrücken, 1. April 1795 kinderlos starb, folgte er ihm in der Regierung, und nach Erlöschen des pfalz-sulzbachischen Stammes durch den Tod des Kurfürsten Karl Theodor 16. Febr. 1799 wurde er Kurfürst von Baiern und Herzog von Jülich und Berg. In der nächstfolgenden Zeit ließ er sich sehr angelegen sein, die Landwirthschaft und den Verkehr durch zweckmäßige Einrichtungen zu fördern. Das Criminalrecht wurde 1802 verbessert, den Protestanten und Reformirten 1803 freie Uebung des Cultus gestattet. Um seinem Lande den Krieg zu ersparen, schloß er sich 1805 dem Rheinbunde an und nahm hierauf 1. Jan. 1806 den Königstitel an, der ihm im Frieden zu Preßburg 26. Dec. 1805 zugesprochen worden war. Nur um so kräftiger griff er von jetzt an reformatorisch in den Gang der Regierung ein und beseitigte in allen Zweigen des Staatslebens das Hemmende und Veraltete. Große Verdienste erwarb er sich auch durch Beförderung des öffentlichen Unterrichts, der Wissenschaften und Künste. Die Universitäten zu Landshut, Erlangen und Würzburg wurden zweckmäßig organisirt, die Akademie der Wissenschaften in München vervollkommnet und 1808 eine Akademie der bildenden Künste gestiftet. Obschon Napoleon I. den bair. Staat ganz für sich zu gewinnen und M. durch die Vermählung von dessen Tochter mit dem Vicekönig Eugen von Italien an sich zu fesseln gesucht hatte, so trat doch M. durch den Vertrag zu Ried vom 8. Oct. 1813 den Alliirten bei. Auch gab er Baiern 26. Mai 1818 eine Constitution, nachdem er zuvor den Minister Montgelas, der der Einführung derselben nicht geneigt war, entlassen hatte. Vermählt war M. in erster Ehe seit 1785 mit Wilhelmine Auguste, der Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Darmstadt, und in zweiter seit 1797 mit Karoline Friederike Wilhelmine, der Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden. Leutseligkeit, Milde und anspruchslose Einfachheit der Sitten bezeichneten seinen Charakter. Er starb auf dem Schlosse Nymphenburg 13. Oct. 1825, und ihm folgte in der Regierung sein Sohn Ludwig I. (s. d.). Vgl. Söltl, «M. J., König von Baiern» (Stuttg. 1837).

Maximilian II. Joseph, König von Baiern 1848—64, geb. 28. Nov. 1811, der Sohn König Ludwig's I. (s. d.) und der Königin Therese, erhielt unter Aufsicht seiner Aeltern eine einfache Erziehung. Seit Herbst 1829 widmete er sich erst in Göttingen, dann in Berlin akademischen Studien und unternahm hierauf 1831 größere Reisen in Deutschland, Italien und Griechenland, die er 1837—40 wiederholte. Hierauf lebte er eingezogen in Baiern, viel mit Künstlern und Gelehrten verkehrend. Sein Lieblingsaufenthalt war das Schloß Hohenschwangau (s. d.), das er neu aufbauen und durch namhafte Künstler ausschmücken ließ. Im Oct. 1842 vermählte er sich mit der Prinzessin Maria Hedwig, Tochter des verstorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen. Die Ereignisse von 1848 und die Abdankung König Ludwig's 21. März beriefen den Prinzen zum Throne. Er folgte zwar der liberalen Zeitströmung und umgab sich mit freisinnigen Räthen, stand jedoch der Errichtung eines deutschen Kaiserthums mit preuß. Spitze entgegen und verweigerte die Anerkennung der Reichsverfassung. Dagegen näherte er sich Oesterreich und unterstützte die Schritte, welche zur Restauration des Bundestags sowie zur Execution in Kurhessen und in Holstein führten. Wie sein Vater in der Kunst, so gedachte M. in der Wissenschaft dem Lande einen mächtigen Aufschwung zu geben. Seit 1852 berief er eine Reihe ausgezeichneter Gelehrter (Liebig, Pfeufer, Siebold, Carriere, Riehl, Löher, Sybel, Bischoff, Giesebrecht, Bluntschli) sowie die Dichter Geibel und Bodenstedt nach München an die Hochschule, nicht ohne heftige Opposition der ultramontanen Partei. Von den wissenschaftlichen Unternehmungen, die M. ins Leben rief, ist ganz besonders zu nennen die 1858 gegründete Historische Commission, deren Mitglieder, aus den namhaftesten Gelehrten ganz Deutschlands bestehend, sich alljährlich auf königl. Kosten in München versammeln und deren Arbeiten durch die Zinsen eines bedeutenden Kapitals unterstützt werden. Von den Verschönerungen, die ihm München (s. d.) verdankt, sind vor allem die prachtvolle Maximiliansstraße und die geschmackvolle Anlage am rechten Isar-Ufer (der Gasteig) hervorzuheben. Bekannt ist das schöne Wort, das er 1859 bei Entlassung des reactionären Ministeriums von der Pfordten sprach: «Ich will Frieden halten mit meinem Volke». Sein Ziel in der deutschen Politik war die sog. Trias, d. h. ein deutscher Föderativstaat, bestehend aus drei Gruppen: Oesterreich, Preußen und einem engern Bund der Mittel- und Kleinstaaten, dessen Führung Baiern zufallen mußte. Den Winter 1863 brachte er wegen Kränklichkeit in Italien zu. Im Dec. 1863 kehrte er nach Baiern zurück, starb jedoch nach kurzer Krankheit 10. März 1864 zu München. (S. Baiern.) Aus seiner Ehe mit der Königin Maria hinterließ er zwei Söhne: den Thronfolger Ludwig II. (s. d.) und den

Digitized by Google

Prinzen Otto, geb. 27. April 1848. Ein Denkmal M.'s auf dem Rondel der Maximiliansstraße zu München mit dem 6 Mt. hohen Erzstandbild des Königs wurde 12. Oct. 1875 enthüllt.

Maximilian Joseph, Herzog in Baiern, geb. 4. Dec. 1808 in Bamberg, der einzige Sohn des 3. Aug. 1837 verstorbenen Herzogs Pius August in Baiern und dessen Gemahlin, einer Prinzessin von Aremberg. Am 9. Sept. 1828 vermählte er sich zu Tegernsee mit der Prinzessin Ludovica, der jüngsten Tochter des Königs Maximilian Joseph. Den von seiner Mutter ererbten Grundbesitz in Frankreich verkaufte er und erwarb dafür in Oberbaiern die schöngelegenen Güter am Starembergersee und den Landsitz Possenhofen sowie in Franken die ehemalige fuldaische Domäne Holzkirchen und später Wittelsbach. Im J. 1837 wurde er vom Oberst zum Generalmajor befördert, 1848 zum Generallieutenant und Kreiscommandanten der Landwehr von Oberbaiern. Später erfolgte seine Ernennung zum General der Cavalerie. Im Jan. 1838 trat er eine Reise in den Orient an, von der er im Sept. 1838 in München wieder eintraf und welche er in der «Wanderung nach dem Orient u. s. w.» (Münch. 1839; 2. Aufl. 1840) beschrieb. Im folgenden Jahre bereiste er Holland und Belgien. Unter dem Namen Phantasus erschienen von dem Herzog mehrere dramatische und novellistische Arbeiten, die eine leichte Erzählungsgabe und einen fröhlichen Lebenssinn bekunden. Obschon geselliger Natur und früher in lebhaftem Verkehr mit Gelehrten, Dichtern und Künstlern, hat er sich doch schon seit längerer Zeit fast gänzlich von städtischem Verkehr zurückgezogen. Aus seiner Ehe mit der Herzogin Ludovica gingen acht Kinder, drei Söhne und fünf Töchter, hervor: 1) Ludwig, geb. 21. Juni 1831, bair. Generalmajor, der zu Gunsten seines nächsten Bruders dem Successionsrechte im Majorate entsagte, da er sich 1857 morganatisch vermählte; 2) Karl Theodor, geb. 9. Aug. 1839, bair. Generalmajor, vermählt seit 1865 mit Prinzessin Sophie von Sachsen und nach deren Tode in zweiter Ehe 1874 mit Prinzessin Maria Josepha, Tochter des verstorbenen Infanten Miguel von Portugal; 3) Maximilian, geb. 7. Dec. 1849, vermählt 1875 mit Prinzessin Amalie von Sachsen-Koburg; 4) Helene, geb. 4. April 1834, seit 1858 vermählt mit dem Erbprinzen Max von Thurn und Taxis; 5) Elisabeth, geb. 24. Dec. 1837, vermählt seit 1854 mit Kaiser Franz Joseph von Oesterreich; 6) Marie, geb. 4. Oct. 1841, seit 1859 vermählt mit dem Exkönige Franz II. von Neapel; 7) Mathilde, geb. 30. Sept. 1843, vermählt seit 1861 mit dem neapolit. Prinzen Ludwig, Grafen von Trani; 8) Sophie, geb. 22. Febr. 1847, vermählt 1868 mit dem Herzog von Alençon, Sohn des Herzogs von Nemours.

Maximilian Heinrich, Kurfürst von Köln, der Sohn des Herzogs Albrecht VI. in Baiern, geb. 6. Oct. 1621, erhielt nach dem Tode Ferdinand's, seines Vetters, 1650 das Kurfürstenthum Köln mit den Bisthümern Lüttich und Hildesheim. Mit dem Kurfürsten von Mainz gerieth er 1653 über das Recht, die Kaiserkrönung zu vollziehen, in einen Streit, der dahin geschlichtet wurde, daß sie fortan bei der Krönungsceremonie abwechselnd fungiren sollten. In ein langes Zerwürfniß kam er später mit der Stadt Köln, deren Privilegien er angetastet. Nicht nur der Kaiser, sondern auch die Generalstaaten der Niederlande erklärten sich für die Stadt und bedrohten ihn. Deshalb schloß er unter Vermittelung des Bischofs von Straßburg, Wilhelm Egon von Fürstenberg, eines eifrigen Anhängers des franz. Hofs, 1669 mit Ludwig XIV. von Frankreich ein Bündniß, nach welchem dieser ihn bei einem Ueberfalle mit Truppen unterstützen wollte. Nachdem 1672 dieses Trutz- und Schutzbündniß mit Frankreich gegen die Niederlande erneuert worden, trat auch der kriegerische Bischof von Münster, Christoph Bernhard von Galen (s. d.), hinzu. Der Kurfürst erklärte den Generalstaaten den Krieg, brach mit den Franzosen zugleich in die Niederlande ein und nahm, als sich der Kaiser gegen Frankreich in Bewegung setzte, franz. Truppen in Kaiserswerth, Neuß und Bonn auf. Zugleich eroberte er Deventer und belagerte mit dem Bischof von Münster Gröningen. Als im Laufe des J. 1673 die Verbündeten der Generalstaaten Bonn belagerten, floh M. nach Köln und leitete Friedensunterhandlungen ein. Hierauf kam 22. April 1674 der Vergleich der Generalstaaten mit Münster, 11. Mai mit Kurköln zu Stande, worin erstere Rheinberg dem Kurfürsten abtraten. Im J. 1683 wurde M. auch Bischof von Münster. Weil jedoch die päpstl. Bestätigung ausblieb, beschränkte sich seine Verwaltung auf die weltlichen Angelegenheiten. M. starb 3. Juni 1688.

Maximilian (Franz Xaver Joseph), letzter Kurfürst von Köln 1784—94, Bischof zu Münster, Hoch- und Deutschmeister zu Mergentheim, königl. Prinz von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Oesterreich, der jüngste unter den Söhnen der Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Franz' I., war 8. Dec. 1756 geboren. Nachdem er als Jüngling Deutschland, Frankreich, Holland und Italien durchreist, machte er unter seinem Bruder, dem nachmaligen Kaiser Joseph II., den Bairischen Erbfolgekrieg mit. Für den geistlichen Stand bestimmt, war er schon

Digitized by Google

1769 seinem Oheim, dem Prinzen Karl von Lothringen, als Hoch- und Deutschmeister und 1780 dem Kurfürsten und Bischof von Köln und Bischof zu Münster, Maximilian Friedrich, als Coadjutor beigegeben worden und erlangte 1780 die erstere, 1784 die letztern Würden. Sein Bestreben, die Finanzen, Polizei und das Justizwesen in seinem Staate zu ordnen und zu heben, gelang ihm in ausgezeichneter Weise, namentlich unter Mitwirkung seines Ministers von Waldenfels. Als Kenner und Freund der Wissenschaften unterstützte er Talent und Verdienst. Die Universität Bonn erweiterte er durch nützliche Anstalten; auch vermehrte er die Hofbibliothek mit den ausgezeichnetsten Werken. M., von persönlicher Liebenswürdigkeit, war ein in Sprachen und Literatur vielseitig gebildeter Fürst. Beim Ausbruch des franz. Revolutionskriegs beobachtete er die strengste Neutralität. Als im Herbst 1794 die Franzosen in Bonn einzogen, sah er sich genöthigt, seine Residenz zu verlassen, und ging nach Münster, von da nach Mergentheim und Ellingen. Im Frühjahr 1800 begab er sich nach Wien und starb 27. Juli 1801 zu Hetzendorf. Vgl. Seida, «M. Franz, letzter Kurfürst von Köln» (Nürnb. 1803).

Maximilian (Alexander Phil.), Prinz von Wied, s. Wied.

Maximilianische Thürme, nach ihrem Erfinder, dem Erzherzog Maximilian von Este (geb. 14. Juli 1782, gest. 1. Juni 1863 als k. k. Generalfeldzeugmeister und Großmeister des Deutschen Ordens in Oesterreich) benannt, wurden bei dem Bau des verschanzten Lagers von Linz 1821—36 angewandt und bilden ein lediglich aus einzelnen sich gegenseitig flankirenden mehrstöckigen Thürmen bestehendes Befestigungssystem. Die Geschützvertheidigung der Maximilianischen Thürme findet theils von der durch eine Erdbrustwehr gedeckten Plattform her, theils im indirecten Schusse aus Geschützkasematten statt; im übrigen enthalten dieselben ausreichende Räumlichkeiten zur Unterbringung der Mannschaften, Munition und Vorräthe.

Maximinus ist der Name zweier röm. Kaiser. Der eine, Gajus Julius Verus M., nach seiner Abstammung der Thrazier genannt, eines goth. Hirten Sohn, hatte sich schon unter Septimius Severus als Krieger durch ungeheuere Stärke und Tapferkeit ausgezeichnet, war von Alexander Severus (s. d.) zum Oberbefehlshaber des Heers ernannt worden und wurde von diesem nach Alexander's Ermordung 235 zum Kaiser ausgerufen. Während er als solcher seine kriegerischen Eigenschaften auf Zügen gegen die Deutschen bewährte, reizte er durch rohe Grausamkeit und durch die Härte, mit der auf seinen Befehl Geld eingetrieben ward, die Bürger Roms und der Provinzen zur Empörung, die zuerst (Febr. 238) in Afrika ausbrach, dort aber durch die Besiegung der beiden Gordianus (s. d.) von M.' Statthalter unterdrückt wurde. Der röm. Senat, der die Erhebung der Gordiane zur Kaiserwürde gebilligt hatte, ernannte nun (März 238) den Pupienus und Balbinus zu Kaisern, den dritten Gordian zum Cäsar. M., gegen den sich nun alle Provinzen erhoben, drang jetzt in Italien ein. Der Widerstand, den ihm Aquileja bot, erbitterte ihn bei der Belagerung zu maßloser Strenge gegen die Soldaten, und so wurde er mit seinem Sohne im Mai 238 im Aufstande von diesen erschlagen. — Der andere, Gajus Galerius Valerius M., genannt Daja oder Daza, ein Illyrier von niederer Geburt, erhielt durch den Kaiser Galerius, seinen Oheim, 305 die Cäsarwürde und die Verwaltung des Orients, die er mit Willkür und Härte besonders gegen die Christen führte, und nahm 308 den Titel eines Augustus an. Als er die Vereinigung Konstantin's des Großen (s. d.) und des Licinius erfuhr, fürchtete er für sich und zog gegen letztern, wurde aber 29. April 313 bei Perinth geschlagen und tödtete sich auf der Flucht zu Tarsus.

Maximum (lat.), das Größte, der höchste Werth, im Gegensatze zu Minimum, das Kleinste. In der Mathematik versteht man unter dem größten oder kleinsten Werthe einer veränderlichen Größe denjenigen, welcher größer oder kleiner ist als ein in der Reihe der Werthe dieser Größe vorangehender und nachfolgender, wie nahe auch beide an jenem größten oder kleinsten Werthe genommen werden. Demnach kann eine Function auch mehrere Maxima und Minima haben. Die Untersuchung über das Vorhandensein eines M. oder Minimums wird mit Hülfe der Differentialrechnung (s. d.), bei gewissen Aufgaben mittels der Variationsrechnung geführt. Ausgebildet wurde diese Lehre, deren Spuren schon bei den Griechen, z. B. in des Apollonius Werk über die Kegelschnitte, zu finden sind, durch Newton und Leibniz.

Maximus, aus Tyrus gebürtig, daher Tyrius genannt, ein Lehrer der Beredsamkeit und Philosophie in der letzten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., lebte abwechselnd in Griechenland und Rom und hat 41 philos.-rhetorische Abhandlungen hinterlassen, in denen er dem Platonismus huldigt. Am besten sind dieselben von Reiske (2 Bde., Lpz. 1774) herausgegeben worden.

Maxwell (James Clerk), bedeutender engl. Physiker, wurde 1831 in Edinburgh geboren und studirte an der dortigen Universität und am Trinity-College in Cambridge, wo er 1854

Digitized by Google

graduirte. Im J. 1856 wurde er zum Professor der Physik (engl. Naturphilosophie) an dem Marischal-College in Aberdeen, 1860 zum Professor der Physik am King's-College in London ernannt. Er vertauschte 1871 diesen Posten mit der Professur der Experimentalphysik in Cambridge, die er noch jetzt bekleidet. Es erschien von ihm: «Essay on the stability of the motion of Saturn's rings» (Lond. 1859), «Theory of heat» (Lond. 1871) und «Treatise on electricity and magnetism» (2 Bde., Lond. 1873).

Mayas hieß ein verhältnißmäßig civilisirter Indianerstamm in Yucatan und einigen angrenzenden Bezirken Centralamerikas. Die M. bildeten wahrscheinlich die Urbevölkerung dieser Länder, waren aber verschieden von den Azteken (s. d.), werden indeß auch von einigen als die Nachkommen der um 1050 aus dem Anahuac verschwindenden Tolteken angesehen. Sie hatten ein Alphabet und eine selbstständige Literatur, bebauten den Boden, zimmerten Schiffe, bedienten sich im Verkehr bereits fester Tauschmittel, wie Muscheln, Kupferstücke und Cacaobohnen und errichteten Tempel und Steingebäude, deren noch vorhandene Ruinen zu den merkwürdigsten architektonischen Denkmälern Amerikas gehören. In ihren Sitten und Gebräuchen unterschieden sie sich nicht wesentlich von den übrigen Indianerstämmen. Ihre Sprache bildet den Hauptstamm der Huazteco-Maya-Quiché-Sprachfamilie und hat sich seit der span. Eroberung behauptet. Sie besitzt eine doppelte Schrift, eine Buchstaben- und eine Zeichenschrift. Doch fehlen dem Alphabet das spanische d, f, g, q, r und v. Manuscripte der Sprache finden sich unter anderm in Dresden. Dieselben sind auf langgeschnittene Stücke der innern Baumrinde geschrieben, in Buchform gefalten und werden von rechts nach links oder von unten nach oben gelesen. Die Sprache ist reich an Monosyllaben, Ellipsen und Synkopen und im Stande, einem und demselben Worte durch eine verschiedene Betonung einen verschiedenen Sinn zu geben. Die ersten Grammatiken der Mayasprache wurden von Villalpando und Landa geschrieben. Buenaventura's «Arte del Idioma Maya» erschien 1560 in Mexico; Pedro Beltran de Santa Rosa Maria gab 1746 das erste Wörterbuch der Mayasprache heraus. Neuerdings veröffentlichte der Abbé Brasseur de Bourbourg eine «Gramatica de la lengua Quiche» (Par. 1862) und ein «Dictionnaire, grammaire et chrestomathie de la langue Maya» (Par. 1872). Die noch jetzt übrigen Reste der M. haben das Christenthum angenommen.

Mayenne, ein 204 Kilom. langer Fluß im nordwestl. Frankreich, entspringt im Depart. Orne, am Multonnewalde in 300 Mt. Höhe, fließt südwärts über die Städte M., Laval (wo sie schiffbar wird), Château-Gontier, vereinigt sich nahe oberhalb Angers mit der Sarthe und mündet unter dem Namen Maine (s. d.) bei Pont-de-Cé in die Loire, nachdem sie rechts die Varenne, den Colmont, Ernée und Oudon, links die Jouanne und Ouette aufgenommen hat. — Das nach dem Flusse benannte Departement M., der westl. Theil der alten Provinz Maine und der nördliche von Anjou, ist 5170,63 QKilom. groß, zerfällt in die drei Arrondissements Laval, Château-Gontier und M., mit 27 Cantonen und 274 Gemeinden, und zählt (1876) 351,933 E. (gegen 350,637 im J. 1872 Zunahme 0,3 Proc.). Die Hauptstadt ist Laval (s. d.). Das Departement besteht aus einer welligen, gegen Süden abgedachten Ebene und gehört fast ganz zum Bassin der Loire. Es wird von der M. und deren Zuflüssen, zum Theil von der Sarthe und Vilaine sowie von vielen Bächen und Teichen bewässert, hat mildes Klima und nur strichweise fruchtbaren, im ganzen sandigen Heideboden. Das Land erzeugt wenig Weizen, mehr Roggen, Buchweizen, Gerste und Hafer, viel Aepfel und Birnen zu Cider und Poiré, Hanf und Flachs in Menge. Sehr bedeutend ist die Viehzucht, namentlich die Rindvieh-, Schweine- und Schafzucht. Die Bienenzucht wird allgemein betrieben. Der Bergbau auf Eisen, Stein- und Braunkohlen sowie die Benutzung der Marmor-, Schiefer-, Granit- und anderer Steinbrüche ist von Wichtigkeit. Die Bevölkerung treibt viel Weberei aller Art, doch ist gegenwärtig die Baumwollweberei und Spinnerei wichtiger als die Leinweberei, während früher letztere von größerer Bedeutung war. Der Handel mit Landesproducten und Fabrikaten ist nicht unbeträchtlich. — Die alte unansehnliche Stadt M., an beiden Ufern des gleichnamigen Flusses gelegen, durch Zweigbahnen nach Laval und Flers mit der Westbahn verbunden und ehemals stark befestigt, ist der Hauptort des wenig fruchtbaren Arrondissements und Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts, eines Arbeiterschiedsgerichts, zweier Friedensgerichte, eines Gewerberaths und einer Ackerbaukammer sowie einer Ackerbaugesellschaft. Die Stadt zählt (1872) 10,127 E., die sich mit Baumwoll- und Wollspinnerei, Leinwand-, Calicot- und Taschentuchfabrikation, Gerberei, Hemden- und Hosenfabrikation u. s. w. beschäftigen. Auch die Umgegend nimmt an dieser Industrie starken Antheil. Ebenso ist der Handel, besonders mit Wein, Branntwein und den Landeserzeugnissen, von Belang. Außer der

Digitized by Google

Weberei betreibt man in der Umgebung auch Eisenhütten. Am rechten Flußufer erhebt sich das alte Felsenschloß der ehemaligen Herren von M., welches die Brücke beherrscht. Den Titel eines Herzogs von M. führte der Guise (s. d.) Charles von Lothringen, der 1601 kinderlos starb. Das Depart. Maine-Loire (s. d.) wird bisweilen auch Mayenne-Loire genannt.

Mayer (Joh. Tobias), berühmter Astronom, geb. zu Marbach im Würtembergischen 17. Febr. 1723, wurde zu Eßlingen in Dürftigkeit erzogen und bildete sich durch Privatfleiß zum Mathematiker. Er war schon durch mehrere wissenschaftliche Versuche, z. B. «Allgemeine Methode zur Auflösung geometr. Probleme» (Eßl. 1741), bekannt, als er in die Homann'sche Officin nach Nürnberg kam, in der er sich namentlich durch Verbesserung der Landkarten verdient machte. Nebenher versäumte er seine allgemeine wissenschaftliche Bildung nicht, sodaß 1750 seine Berufung als Professor der Mathematik nach Göttingen erfolgte. Um diese Zeit beschäftigte die Mondstheorie, behufs der Erfindung der Länge zur See, die Astronomen. M. überwand alle Schwierigkeiten und verewigte seinen Namen durch Mondtafeln, nach welchen man den Ort des Mondes für jeden Zeitpunkt bis auf eine Minute genau bestimmen kann. Er starb 20. Febr. 1762 zu Göttingen. Weitere Verdienste um die Astronomie erwarb M. sich durch Verbesserung der Winkelmeßinstrumente, Einführung des Multiplicationskreises, Aufstellung einer Theorie der Refractionen und Finsternisse, durch seine Fixsternverzeichnisse u. s. w. Seine Hauptwerke sind die «Theoria lunae juxta systema Newtonianum» (Lond. 1767) und die «Tabulae motuum solis et lunae» (Lond. 1770). Aus seinen hinterlassenen Manuscripten gab Lichtenberg «Opera inedita» (Gött. 1774) heraus. — Sein Sohn, Johann Tobias M., geb. zu Göttingen 5. Mai 1752, seit 1780 Professor der Mathematik und Physik in Altdorf, seit 1786 in Erlangen und von 1790 an in Göttingen, wo er 30. Nov. 1830 starb, erwarb sich ebenfalls als Mathematiker und Physiker einen Namen.

Mayer (Jul. Rob. von), namhafter Naturforscher, Urheber der «mechan. Wärmetheorie», geb. 25. Nov. 1814 zu Heilbronn, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium zu Heilbronn und in Schönthal, studirte in Tübingen Medicin und begab sich dann zu seiner weitern praktischen Ausbildung nach München und Paris. Im Febr. 1840 ging er von Rotterdam aus auf einem ostind. Kauffahrer als Schiffsarzt in See, blieb von Mitte Mai bis Ende September auf der Insel Java und studirte dort namentlich den wichtigen Einfluß, welchen das heiße Klima auf den menschlichen Organismus ausübt, wozu auch besonders die Wahrnehmung gehörte, daß das Venenblut bei Aderlässen eine dem arteriellen Blute ähnliche hellrothe Färbung zeigt. Die Erkenntniß, daß wegen des in heißen Klimaten verminderten Bedürfnisses der organischen Wärmeerzeugung sich das arterielle Blut in den Capillaren weniger desoxydire als in kälterer Umgebung, führte ihn zu der Theorie, daß nicht nur die animalische Wärme, sondern auch die vom Organismus hervorgebrachte Bewegung oder Arbeit auf Kosten eines Verbrennungsprocesses erfolge. Im Frühjahr 1841 nach Würtemberg zurückgekehrt, erhielt er die Stellung eines Oberamtswundarztes zu Heilbronn, welche er jedoch nach einigen Jahren wieder niederlegte. Im J. 1876 wurde er in den persönlichen Adelstand erhoben. M. stellte sich nun zunächst die Aufgabe, die constante Beziehung zwischen Arbeit und Wärme oder das «mechan. Wärmeäquivalent» zu bestimmen und dadurch eine Art von physik. Stöchiometrie zu begründen; er löste dieselbe durch die Berechnung der Wärmemenge, welche durch Gascompression erzeugt wird, und legte die Resultate seiner Forschungen zunächst in Wöhler und Liebig's «Annalen der Chemie und Pharmacie» (Maiheft 1842), sodann in der Schrift «Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel» (Heilbr. 1845) nieder. Den außerordentlich großen thermischen Effect kosmisch bewegter Körper behandelte er in «Beiträge zur Dynamik des Himmels» (Heilbr. 1848), darauf folgte «Bemerkungen über das mechan. Aequivalent der Wärme» (Heilbr. 1851). Eine Gesammtausgabe seiner Schriften erschien als «Die Mechanik der Wärme» (Stuttg. 1867; 2. Aufl. 1874); dieser folgten «Naturwissenschaftliche Vorträge» (Stuttg. 1871) und zwei Abhandlungen unter dem Titel «Die Torricelli'sche Leere und über Auslösung» (Stuttg. 1876). M. ist der erste, welcher den Grundsatz ausgesprochen und durchgeführt hat, daß nicht nur der Materie, sondern auch der lebendigen Kraft in ihren verschiedenen Formen, also der Bewegung, der Wärme, dem Lichte und der Elektricität, die substantielle Eigenschaft quantitativer Unzerstörbarkeit zukomme. (S. Wärme.)

Mayer (Karl Friedr. Hartmann), deutscher Dichter, geb. 22. März 1786 zu Neckarbischofsheim, erhielt seine Gymnasialbildung zu Stuttgart und widmete sich seit 1803 dem Studium der Rechte zu Tübingen, wo er sich mit Uhland und Justinus Kerner, später auch mit Schwab auf das innigste befreundete. Seit 1809 lebte er als Advocat zu Heilbronn, von wo aus er

Digitized by Google

vielfache Geschäfts- und Erholungsreisen, meist zu Fuß, durch die verschiedensten Gegenden Deutschlands unternahm. Im J. 1818 trat er als Assessor erst am Gerichtshofe zu Ulm, dann zu Eßlingen in den würtemb. Staatsdienst, in welchem er 1824 mit dem Titel eines Oberjustizraths zum Oberamtsrichter in Waiblingen aufrückte. Im April 1843 siedelte er als Oberjustizrath beim Civilsenate des Gerichtshofs für den Schwarzwaldkreis nach Tübingen über, wo er auch, nachdem er in Ruhestand getreten, seinen Wohnsitz behielt. Im J. 1833 wurde M. von dem Bezirke Weinsberg zum Abgeordneten in die Kammer gewählt, in welcher er mit Uhland, Schott, Pfizer u. a. zur liberalen Opposition gehörte. Er starb 25. Febr. 1870. Seinen literarischen Ruf begründete M. durch zahlreiche, meist in Zeitschriften und Almanachen zerstreute lyrische Gedichte, von denen er selbst eine Sammlung («Lieder», Stuttg. 1833) veranstaltete, die in der zweiten (1839) und dritten Auflage (1864) den Titel «Gedichte» erhielt. Alle seine Gedichte tragen den Charakter der schwäb. Dichterschule auf das vollkommenste an sich. Fast ohne Ausnahme von geringem Umfang, sind sie durchweg Naturbilder von tiefster Innigkeit und echt poetischer Wahrheit, verbunden mit seltenem Zauber und Wohllaut der Sprache. Sonst sind von seinen literarischen Arbeiten noch zu erwähnen: «Lenau's Briefe an einen Freund» (Stuttg. 1853), die Biographie Uhland's in dem «Album schwäb. Dichter» (Heft 1, Tüb. 1861) und seine Selbstbiographie (ebendaselbst, Heft 3, Tüb. 1864), ferner: «Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen» (2 Bde., Stuttg. 1867).

Maynooth, s. Kildare.

Mayo, die nordwestl. Grafschaft der irländ. Provinz Connaught, im W. und N. von dem hier buchten-, insel- und klippenreichen Atlantischen Ocean bespült, im O. an Sligo und Roscommon, im S. an Galway grenzend, hat ein Areal von 5534,35 QKilom., wovon nur 13 Proc. auf Ackerland und 59½ Proc. auf unproductives Gebirgs- und Moorland entfallen. Unter den Baien der Küste sind die Killalabai und der Broadhaven im Norden, die Blacksod-, die Clewbai und der vortreffliche Killeryhaven im Westen, unter den Inseln Achill- und Clare-Island die bemerkenswertheften. Den äußersten Küstenvorsprung bildet die ziemlich fruchtbare Halbinsel Mullet. Im Westen ist M. von öden Gebirgen mit steilen Abgründen und Schluchten erfüllt. Es erheben sich hier der Nephin 803 Mt. und der Croagh-Patrick 765 Mt. über das Meer, jener gegen Nordosten, dieser im Süden der Clewbai. Der Norden ist durchaus gebirgig und fällt schroff zum Meere ab, enthält aber auch fruchtbare Thäler. Der Osten und Süden besteht aus weiten Ebenen, theils mit Ackerboden, theils mit guten Weiden bedeckt. Von den Flüssen sind der Moy, welcher gegen Norden in die Killalabai fällt, unter den Seen der schöne Conn, der Carrowmore, der Carra und der Mask die bedeutendsten. Das Mineralreich bietet vortrefflichen Schiefer dar. Die Rindvieh- und Schafzucht, sowie die Ausfuhr von Fleisch bildet die Hauptnahrungsquelle der Bevölkerung, wozu noch Fischfang, Garnspinnerei und Leinweberei kommen. Die Bevölkerung war 1831—41 von 366,328 auf 388,887 E. gestiegen, 1851 aber auf 274,499 und 1871 auf 246,030 herabgesunken. Die Grafschaft schickt zwei Mitglieder in das Parlament und hat zur Hauptstadt Castlebar, unweit östlich vom See Lanach, an einem kleinen Flusse in fruchtbarer Gegend gelegen, ein freundlicher Ort mit einer romantischen Burg des Lord Lucan, einem Grafschaftsgefängniß, einer Gerichtshalle für die Assisen, einer Cavaleriekaserne, einem Zuchthause, einer schönen Pfarrkirche mit hohem Thurme und einer kath. und einer Methodistenkirche. Die Stadt zählt 3571 E., die sich hauptsächlich mit Leinweberei, Garn- und Leinwandhandel, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei beschäftigen. Das alte verfallene Markt- und Hafenstädtchen Killala ist der Sitz eines kath. Bischofs, hat eine alte kleine Kathedrale, zwei Klosterruinen und 976 E., die Fischfang und Ausfuhrhandel mit Leinwand und Fleisch betreiben. Südlicher an derselben Bai von Killala liegt der alte Ort Mayo, einst Bischofssitz, jetzt ein ärmliches Dorf. Am 22. Aug. 1798 landete bei Killala die franz. Flotte, eroberte den Ort, schlug die Briten bei Castlebar 27. Aug., mußte aber bald wieder abziehen.

Mayor (spr. Me'r) heißt in England, Irland und den Vereinigten Staaten die oberste Magistratsperson einer Stadt, die aus den Mitgliedern des Stadtraths mit Stimmenmehrheit auf ein Jahr gewählt wird und zugleich die polizeiliche Gewalt ausübt. In London, Dublin und York führt der M. während seiner Amtszeit den Titel Lord Mayor. Seine Stellung unterscheidet sich von der eines franz. Maire dadurch, daß er unabhängig von der Regierung dasteht, nur den Municipalbehörden verantwortlich ist und wegen etwaiger Amtsüberschreitungen nur auf gerichtlichem, nie aber auf administrativem Wege belangt werden kann.

Mayr (Simon) oder Mayer, ausgezeichneter Componist, geb. 14. Juni 1763 zu Mendorf bei Ingolstadt, erhielt frühzeitig von seinem Vater, einem Organisten, Musikunterricht und

Digitized by Google

machte bereits mit 10 Jahren durch sein Klavierspiel Aufsehen. Zum geistlichen Stande bestimmt, besuchte er das Seminar und die Universität zu Ingolstadt, wählte aber später die Musik zum Lebensberuf. Er ging 1786 nach Graubünden und lebte hier zwei Jahre hindurch als Musiklehrer. Sodann wandte er sich nach Bergamo und Venedig. Nachdem sich M. daselbst durch verschiedene Messen und Vespern sowie einige Oratorien bekannt gemacht, wandte er sich auf Piccini's Rath dem Theater zu und brachte 1794 in Venedig seine erste Oper, «Saffo», mit Erfolg zur Aufführung. Derselben folgte bis 1816 eine Reihe von mehr als 70 (ernsten wie komischen) Opern, die seinen Ruhm in ganz Italien verbreiteten. Bereits 1802 war M. Kapellmeister an der Kirche Sta.-Maria-Maggiore zu Venedig geworden, in welcher Stellung er für die ihm untergebene Kapelle eine große Anzahl von Kirchenstücken schrieb, besonders seitdem er sich 1816 vom Theater zurückgezogen. Außerdem versah er zugleich seit 1805 das Directorat und die erste Compositionslehrerstelle an der öffentlichen Musikschule zu Bergamo. M. starb 2. Dec. 1845. In allen seinen musikalischen Productionen herrscht Klarheit, Natürlichkeit, Anmuth und Frische. Auch hat er das Instrumentale in seinen Opern gewissenhafter und weniger schablonenhaft behandelt als die meisten seiner ital. Zeitgenossen. Dagegen sind seine Ideen ohne Schwung und Originalität.

Mazarin (Jules), Cardinal und berühmter franz. Staatsmann während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV., geb. 14. Juli 1602 zu Piscina in den Abruzzen, war der Sohn eines sicil. Edelmanns. Er studirte in Rom, dann auf span. Universitäten die Rechte, trat aber 1622 in päpstl. Militärdienste und stand 1625 als Hauptmann im Veltlin. Im mantuanischen Successionsstreite fungirte er als päpstl. Internuntius. In dieser Stellung lernte ihn in Lyon 1630 Richelieu kennen, der in ihm große staatsmännische Talente erblickte und sich seiner fortan zur Aufrechthaltung des franz. Interesses in Italien bediente. Nachdem er 1632 zu Rom in den geistlichen Stand übergetreten, schickte ihn der Papst 1634 als Vicelegaten nach Avignon und bald darauf als außerordentlichen Nuntius in Angelegenheiten der lothring. Dynastie an den franz. Hof. Im J. 1636 kehrte M. nach Rom zurück und wirkte nun offen für die franz. Politik. Im J. 1639 trat er völlig in die Dienste Ludwig's XIII. und erhielt auf Verwenden Richelieu's 16. Dec. 1641 den Cardinalshut. Richelieu empfahl ihn sterbend dem König als seinen Nachfolger; Ludwig XIII. ernannte ihn hierauf zum Staatsrath und erhob ihn auch zum Mitgliede des Regentschaftsraths, der unter der Präsidentschaft des Herzogs Gaston von Orléans das Reich während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. verwalten sollte. M. aber mußte nach dem Tode des Königs (13. Mai 1643) alle seine Geschmeidigkeit aufbieten, um sich den Großen und Prinzen gegenüber zu halten; besonders war ihm die Königin-Mutter, Anna von Oesterreich, abgeneigt, weil er die Errichtung des Regentschaftsraths angerathen hatte. Dieselbe verband sich mit dem Herzog von Orléans und dem Prinzen Ludwig II. Condé und ließ sich 18. Mai vom Parlament zur einzigen Vormünderin und Regentin erklären. Indeß behielt M. sein Amt als Staatsrath und Minister, und es gelang ihm, sich der Königin-Mutter unentbehrlich zu machen. Das Parlament benutzte die Unzufriedenheit der Großen und des Volks und begann den Kampf gegen die Regierungsgewalt, indem es die Einregistrirung drückender Steueredicte verweigerte. M. wagte endlich gegen das Parlament und dessen Anhang einen entscheidenden Schlag, indem er 26. Aug. 1648 die Häupter der Opposition verhaften ließ. Schon am folgenden Tage erhob sich die Hauptstadt, womit die sog. Unruhen der Fronde (s. d.) ihren Anfang nahmen. Am 8. Jan. 1649 wurde M. sogar vom Parlament geächtet, blieb aber nach dem Vergleich zu Ruel stillschweigend Minister. Der Kampf entbrannte von neuem, als die Königin-Regentin auf seinen Rath im Jan. 1650 die Prinzen Condé und Conti nebst dem Herzog von Longueville (Dunois) verhaften ließ. Er begab sich nun selbst an der Spitze der Hoftruppen in die aufgestandenen Provinzen und zeigte sich nach dem Siege bei Réthel 15. Dec. so übermüthig, daß die Großen und das Volk der Hauptstadt sich verbanden und den Tod des Ministers verlangten. M. entwich unter diesen Umständen im Febr. 1651 aus Paris und flüchtete nach den Niederlanden. Während ihn das Parlament ächtete und die Presse mit zahllosen Schmähschriften (Mazarinades) verfolgte, ging er von Lüttich nach Köln, wo er seine Verbindung mit der Königin-Regentin herstellte. Die Empörung des Prinzen Condé gab ihm endlich den Muth, Frankreich wieder zu betreten. Er traf im Dec. 1651 mit einer Bedeckung von 2000 Reitern und 4 Kanonen zu Poitiers ein und verband sich hier mit der Streitmacht des Hofs. Weil jedoch Paris seine Unterwerfung von der Entfernung des geächteten Ministers abhängig machte, so entfernte er sich 19. Aug. 1652 nach Sedan und von hier nach Rheims. Erst nachdem die Parteien Frieden geschlossen und Condé nach Spanien entwichen war, kehrte

Digitized by Google

er 3. Febr. 1653 in glänzendem Aufzuge nach der Hauptstadt zurück, wobei ihn das Volk mit tiefem Schweigen empfing. In kurzer Zeit jedoch hatte M. sich die Volksgunst sowie seine frühere polit. Gewalt wieder erworben. Unter seiner Leitung stieg der Einfluß Frankreichs nach außen gewaltig, im Innern aber befestigte sich der von Richelieu geschaffene Regierungsdespotismus, auf dessen Grundlage sich bald die Monarchie Ludwig's XIV. erheben sollte. Die Rechtspflege, der Handel, das Seewesen, besonders aber die Finanzen versanken in M.'s Händen in die tiefste Zerrüttung. Die Anstrengung, womit er die Unterhandlungen des Pyrenäischen Friedens betrieb, zog endlich den gänzlichen Verfall seiner durch Gicht und Steinschmerzen geschwächten Natur nach sich. Er starb an der Wassersucht 9. März 1661 zu Vincennes. Sein ungeheueres Vermögen erbte der Marquis de la Meilleraie, der eine seiner wegen ihrer Schönheit berühmten Nichten, Hortensia Mancini, heirathete und den Titel eines Herzogs von M. erhielt. M. übte seinen Einfluß mehr durch Feinheit und Geduld als durch Stärke und griff nur im äußersten Falle zur Gewalt. Seine heimliche Vermählung mit Anna von Oesterreich ist ein Märchen. Von ihm erschienen: «Lettres du cardinal M. où l'on voit le secret de la négociation des Pyrénées» (2 Bde., Par. 1745 u. öfter), «Lettres à la reine Anne» (Par. 1836), «Lettres relatives à la Fronde» (Par. 1861). Vgl. Bazin, «Histoire de France sous le ministère du cardinal M.» (2 Bde., Par. 1842); Capefigue, «Richelieu, M., la Fronde et le règne de Louis XIV» (8 Bde., Par. 1835); Cousin, «La jeunesse de M.» (Par. 1865); Renée, «Les nièces de M.» (2 Bde., Par. 1856). Moreau gab auch eine Bibliographie (3 Bde., Par. 1850—51) und eine Auswahl (3 Bde., Par. 1850—51) der Mazarinaden heraus.

Mazatlan oder Puerto de M., Hafenstadt im mexic. Staate Cinaloa und neuerdings Haupthafen der ganzen Westküste Mexicos, am Eingange des Californischen Meerbusens, 37 Kilom. westlich von der seit dem Aufblühen des Hafens immer mehr verfallenden Stadt Presidio de M. gelegen und vom Rio de M. durchflossen, gewährt von allen Seiten einen malerischen Anblick und hat gutgebaute Häuser, zahlreiche, wohlversehene Läden und eine Bevölkerung, die in neuerer Zeit sehr gewachsen ist und 1871 auf 12,706 Seelen geschätzt wurde. Der Hafen ist nur für wenig tiefgehende Schiffe zugänglich und nicht gegen alle Winde geschützt; auch fehlt es an gutem Trinkwasser. Außerdem ist nur vom Juni bis Ende October die Temperatur erträglich. In dem 30. Juni 1873 endenden Jahre betrug der Werth der Ausfuhr 2,797,385 Doll. (worunter Gold und Silber für 2,435,450 Doll.), die Einfuhr dagegen 1,276,000 Doll. In demselben Jahre liefen ein und aus 53 Dampfer und 26 Segelschiffe mit einem Gehalt von im ganzen 117,493 Tonnen.

Mazeppa (Joh.), russ. Iwan Stepanowitsch Masepa, berühmter Hetman der Kosaken, geb. um 1645, stammte nach einigen aus einer armen adeligen Familie in Podolien, nach andern aus Kleinrußland. Als Page bei dem poln. Könige Johann Kasimir erhielt er Gelegenheit, sich nützliche Kenntnisse zu erwerben. Ein Abenteuer wurde der Grund seiner spätern Erhebung. Ein poln. Edelmann, Falibowski, überraschte ihn nämlich bei seiner Frau. Wuthentbrannt ließ er ihn völlig entkleidet und rückwärts liegend auf sein eigenes Pferd binden und gab ihn seinem Schicksale preis. Das wilde Pferd brachte M. übel zugerichtet bis zu dessen entlegenem Gute, welcher darauf aus Scham Polen verließ und sich 1663 in die Ukraine begab. M. machte sich unter den Kosaken durch Gewandtheit, Körperstärke und Tapferkeit bemerkbar und beliebt. Seiner Kenntnisse und Einsichten wegen wurde er Secretär und Adjutant des Hetman Iwan Samoilowitsch, den er 1687 zu verdrängen und dessen Stelle er einzunehmen wußte. Auch gewann er das Vertrauen Peter's d. Gr., der ihn 1698 zum Geheimen Rath ernannte und darauf zum Fürsten der Ukraine erhob. Nach dem Frieden zu Altranstädt näherte er sich dem Könige Karl XII. von Schweden, suchte durch ihn sich der Oberherrschaft des Zaren zu entziehen und die Ukraine unter gewissen Bedingungen an die Krone Polen zu bringen. Diese und andere Ränke wurden 1708 Peter d. Gr. durch den Kosakengeneral Kotschubey und den Obersten von Poltawa, Iskra, entdeckt; doch der Zar maß diesen Beschuldigungen keinen Glauben bei und schickte die beiden Ankläger M. selbst zur Bestrafung zu, der sie in der That hinrichten ließ. Als aber endlich der Zar doch anderer Ueberzeugung wurde, erstürmte er die frühere Residenz M.'s, Baturin, ließ viele Anhänger einziehen und hinrichten, ihn selbst aber im Bildniß aufhängen. Mit wenigen ihm treu gebliebenen Anhängern wendete sich M. nun zu Karl XII. und hatte Antheil an dessen Zuge in die Ukraine. Nach der Niederlage bei Pultawa flüchtete er mit dem schwed. König nach Bender, wo er 22. Sept. 1710 starb. Lord Byron hat M. zum Helden eines seiner schönsten Gedichte, Bulgarin zum Helden eines Romans, Gottschall zu dem eines Dramas gemacht und Horace Vernet ihn durch zwei Gemälde verherrlicht.

Digitized by Google

Mazurka, ein poln. Nationaltanz, s. Masurka.

Mazzini (Giuseppe), berühmter ital. Patriot und republikanischer Agitator, geb. 28. Juni 1808 zu Genua als der Sohn eines demokratischen Ideen anhangenden Arztes, widmete sich, nachdem er eine sorgfältige Erziehung im älterlichen Hause erhalten, auf der Universität seiner Vaterstadt dem Studium der Rechtswissenschaft, nahm aber schon als Student und namentlich als Mitglied eines studentischen Clubs theil an der polit. und literarischen Bewegung der zwanziger Jahre. Seine frühesten Arbeiten erschienen im «Indicatore Genovese», und als später das Blatt in Genua, dann auch in Livorno unterdrückt wurde, schrieb er für den «Subalpino» und die «Antologia». Zugleich war er ein äußerst thätiges Mitglied der Carbonaria geworden, und man schickte ihn 1830 als Sendling und Werber des Geheimbundes nach Toscana. Nach seiner Rückkehr nach Genua sah er sich durch die Verrätherei eines Bundesbruders in eine Untersuchung verwickelt, infolge deren er auf die Festung Savona gebracht wurde. Hier in der Gefangenschaft faßte er den Gedanken, statt der Carbonaria einen neuen Bund auf anderer Grundlage ins Leben zu rufen. Die Untersuchung endigte mit M.'s Freisprechung, aber trotzdem stellte ihm König Karl Felix die Wahl zwischen Confinirung und Verbannung. M. wählte die letztere und ging über Genf nach Lyon, wo er seine erste rein polit. Schrift, «Die Nacht von Rimini», schrieb, welche die Erhebung der Romagna von 1831 zum Gegenstande hatte. M. wandte sich nach kurzem Aufenthalte in Corsica nach Marseille und gründete hier Anfang 1832, nach dem in Savona entworfenen Plane, den Geheimbund des «Jungen Italien» («La Giovine Italia»), dessen Zweck auf die Erziehung des ital. Volks zur Herstellung eines demokratischen Nationalstaats gerichtet war und der von polit. und religiösem Mysticismus («Dio e popolo») nicht frei war. Der Bund verbreitete sich von Marseille aus in die größern Städte Italiens, wobei ein nach ihm benanntes, bald aber von der franz. Polizei unterdrücktes Blatt als vorzügliches Propagationsmittel diente. Die heimliche Einführung des Blattes in Piemont veranlaßte hier einen Hochverrathsproceß, der vielen Soldaten Leben oder Freiheit kostete und M. ein Todesurtheil in contumaciam zuzog. Die Häupter des Jungen Italien, M. an der Spitze, sammelten sich in der Schweiz und veranstalteten von Lugano und Genf aus Anfang Febr. 1834 den Einfall einer Schar von Flüchtlingen aller Länder in Savoyen, der gleichfalls kläglich endete. M. flüchtete nach Paris, bald darauf nach London, wo er seitdem seinen Hauptsitz aufschlug und fortan eine große literarische, namentlich publicistische Thätigkeit in engl. und franz. Sprache entwickelte. Ende 1839 gründete er in London ein revolutionäres Comité, 1840 eine Zeitung: «L'Apostolato popolare», 1843 eine andere, «L'Educatore». Dabei hatte er bei allen polit.-revolutionären Vorgängen und Bewegungen in Italien seine Hand im Spiele, namentlich auch 1844 bei der Unternehmung der Brüder Bandiera (s. d.). Der brit. Minister Graham hielt sich für befugt, durch Verletzung des Briefgeheimnisses in die Correspondenz M.'s Einsicht zu nehmen, wodurch 1845 Verhandlungen im Unterhause herbeigeführt wurden. M. widmete dem Minister zu ironischem Danke das Buch «Italien, Oesterreich und der Papst» (deutsch, Bern 1847). Nach der Februarrevolution von 1848 eilte er nach Paris und gründete hier eine neue polit. Verbindung für Italien, die Nationalgesellschaft, in deren Programm er vorzugsweise das Nationalitätenprincip betonte.

Nach dem Aufstande in Oberitalien und der Eröffnung des ital. Kriegs wandte sich M. im März 1848 nach Mailand, wo er von Ende Mai bis Anfang August das Organ der Nationalgesellschaft, «L'Italia del popolo», leitete, die Berufung einer constituirenden Versammlung sowie die nationale Organisation des Kriegs verlangte und vermittels des Clubs Circolo nazionale dem König Karl Albert und der gemäßigten Partei eine für die Geschicke Italiens verderbliche Opposition machte. Nach seiner Erwählung in die toscan. constituirende Versammlung erschien er in Livorno und Florenz. Da er aber den Triumvir Guerrazzi nicht zur Proclamirung der Republik zu bestimmen vermochte, begab er sich nach Rom, wo die Republik bereits proclamirt war und er das Bürgerrecht und ein Mandat in der Nationalversammlung erhalten hatte. Am 30. März 1849 erfolgte hier seine Wahl ins Triumvirat, welches Amt er niederlegte, als das röm. Parlament die weitere Vertheidigung gegen die Franzosen für unmöglich erklärte. Nach dem Falle der Stadt (22. Aug.) wandte er sich in die Schweiz und, als er ausgewiesen wurde, wieder nach London zurück. Hier gründete er ein Italienisches Nationalcomité, das sich als Nachfolger des röm. Parlaments ansah, und im Verein mit Ledru-Rollin und andern Flüchtlingen ein europäisches Revolutionscomité, welches sich die allgemeine Republik und die Verbrüderung der Nationen zum Ziele setzte. Von London aus betrieb M. unausgesetzt neue revolutionäre Bewegungen in Italien, von denen die von Mantua (1852),

Digitized by Google

Mailand (1853), Genua (1857) die wichtigsten waren. Die klägliche Emeute in Mailand, für welche ein großer Theil des Ertrags einer M.'schen Anleihe verwendet worden war, brachte ihrem Urheber schwere Vorwürfe und veranlaßte die Auflösung des Nationalcomité. Der leichtfertige Insurrectionsversuch in Genua zog ihm aufs neue eine Verurtheilung zum Tode in contumaciam zu. Hierauf wußte M. wieder nach London zu entkommen. An den Ereignissen von 1859 und 1860 nahm M. keinen Antheil. Der außerordentliche Einfluß von M.'s Schriften, die den Nationalgeist jederzeit aufs tiefste erregten und die Jugend zu patriotischer Opferfreudigkeit begeisterten, ist nicht zu verkennen. Die ital. Regierung hob daher auch im Sept. 1866 das Todesurtheil auf, welches bisher M. die Rückkehr ins Vaterland verschlossen hatte. Auch auf die sociale Frage erstreckte sich seine Agitation und bei Gelegenheit des Arbeitercongresses in Neapel empfahl er Association der Arbeiter. M. war 1868 zum Großmeister des ital. Freimaurerordens ernannt worden und verließ seinen Zufluchtsort England im Juli 1870, um eine neue geheime Agitation in Italien ins Werk zu setzen; doch wurde er im August in Palermo verhaftet und nach Gaëta gebracht. Nach der Einnahme Roms durch die ital. Truppen wurde er wieder in Freiheit gesetzt. Seine fernere publicistische Thätigkeit bezog sich hauptsächlich auf das Oekumenische Concil, den Deutsch-Französischen Krieg von 1870—71 und die pariser Commune. In seinem 9. Febr. 1871 zum ersten mal zu Rom erschienenen Blatte «La Roma del popolo» verdammte er in mehrern Aufsätzen das Thun und Treiben der Commune von Paris. Er starb 10. März 1872 zu Pisa. Nach einem großartigen, 14. März 1872 in Pisa abgehaltenen Leichenbegängniß wurde die Leiche nach Genua gebracht und 17. März auf dem Friedhofe des nahegelegenen Staglieno beerdigt. Von der Gesammtausgabe seiner Werke («Scritti editi e inediti», Mail. 1861 fg.) waren bis 1877 acht Bände (6 Politica, 2 Letteratura) erschienen. Dazu kommt eine engl. Ausgabe seiner gesammelten Werke: «Life and writings of Joseph M.» (6 Bde., Lond. 1870). Außerdem sind bemerkenswerth: «Corrispondenza inedita di Giuseppe M.» (Mail. 1875) und «Lettres de Joseph M. à Daniel Stern» (Par. 1873). Vgl. Simoni, «M. Histoire des conspirations mazziniennes» (Par. 1870); Nardi, «Giuseppe M., la vita, gli scritti e le dottrine» (Mail. 1872); Ludmilla Assing, «Giuseppe M.» (in «Unsere Zeit», Lpz. 1872). — Nicht zu verwechseln mit Giuseppe M. ist dessen Vetter **Andrea** M., der sich ebenfalls als Flüchtling zu Paris aufhielt und das Werk «De l'Italie dans ses rapports avec la liberté et la civilisation moderne» (2 Bde., Par. 1847; 2 Bde., Lpz. 1847; deutsch, 2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1848) veröffentlichte.

Mazzŏla oder **Mazzuola** (Francesco), genannt **Parmeggiano** oder **Parmeggianino**, einer der berühmtesten Maler der lombard. Schule, wurde zu Parma 1503 geboren. Sein Talent, Naturgegenstände abzuzeichnen, verschaffte ihm den Unterricht seiner Oheime und seines Landsmanns Marmitta. Correggio's Anwesenheit in Parma (um 1521) machte ihn mit dem Stile dieses Meisters bekannt. In Rom, welches er 1523 besuchte, machte der Anblick der Werke Rafael's den tiefsten Eindruck auf ihn. Er bildete sich von nun an eine Manier, die Correggio's Grazie und Rafael's Ausdruck zu vereinigen suchte. Nach der Einnahme von Rom 1527 ging er nach Bologna. Zu den ausgezeichnetsten Gemälden, welche er hier arbeitete, gehört der heil. Rochus für die Kirche des heil. Petronius, die in der dresdener Galerie befindliche Madonna della Rosa, welche er aus einer Venus zur Madonna umgestaltete, und die heil. Margaretha. Später ging er nach Parma zurück, malte den Cupido, welcher Bogen schnitzt (im wiener Belvedere), und begann dann die neuerbaute Kirche della Steccata mit Gemälden auszuschmücken. Doch bei seiner geschwächten Gesundheit wurde ihm das Arbeiten sehr schwer. Als die Aufseher des Baues seine Nachlässigkeit bemerkten, ließen sie ihn ins Gefängniß setzen. Wieder in Freiheit gesetzt, entfloh er nach Casalmaggiore, wo er 1540 starb. Seine Arbeiten, namentlich Staffelbilder von ihm, sind außerordentlich selten. Die Grazie, welche schon bei Correggio oft nicht ganz echt ist, erscheint in M.'s Werken meist gesucht und unwahr; die Beweglichkeit wie der lebendige Affect gehen bei ihm fast überall in eine übertriebene Ziererei und in die nüchternste Koketterie über. Auch werden die allzu langen Verhältnisse seiner Figuren getadelt. Was ihm zu seinem großen Ruhme verhalf, war wesentlich die Nachahmung des Helldunkels in den Werken Correggio's; auch sind seine Porträts, wobei die Ueppigkeit seiner Compositionsweise natürlich wegfiel, vorzüglich. Mit Unrecht hat man ihn sonst als Erfinder der Aetzkunst angesehen, die schon von Dürer geübt, in Italien jedoch auch von M. angewendet wurde, dessen Blätter hohe Auszeichnung verdienen.

Mazzolini (Lodovico), der berühmteste Maler der Schule von Ferrara, geb. 1481, gest. 1530, war ein Schüler des Lorenzo Costa, welcher seinerseits mit der paduanischen Schule

Digitized by Google

Mantegna's zusammenhing. M. ist in der Auffassung der Gestalten wesentlich Naturalist und in den Bewegungen und Physiognomien nicht selten phantastisch, zeichnet sich aber durch eine ungemeine Glut und Intensivität der Farben aus. Seine besten Bilder befinden sich gegenwärtig in Deutschland, und das Museum zu Berlin bewahrt sein Meisterwerk (von 1524): Christus als Knabe unter den Schriftgelehrten im Tempel. Die Reinheit und Naivetät der jugendlichen Gestalt contrastirt in dieser Arbeit auf sehr interessante Weise mit den übrigen Figuren.

Mearns, Grafschaft in Schottland, s. Kincardine.

Meath, Grafschaft in Irland, s. East-Meath.

Meaux, Hauptstadt eines Arrondissements und der Brie (s. d.) Champenoise im franz. Depart. Seine-Marne, 45 Kilom. im Ostnordosten von Paris, an der schiffbaren Marne, dem Ourcq-Kanal und der Ostbahn in fruchtbarer Gegend gelegen, ist ziemlich gut gebaut, hat eine vom 12. bis ins 16. Jahrh. erbaute, aber unvollendet gebliebene prachtvolle Kathedrale mit dem Grabe und dem Standbilde Bossuet's, einen bischöfl. Palast mit schönem Garten, ein neues Stadthaus (seit 1842), große Magazine, Kasernen, ein Theater, ein Gefängniß und ein allgemeines Krankenhaus. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und eines Friedensgerichts, besitzt ein Priesterseminar, ein Communalcollége, eine öffentliche Bibliothek und zählt (1872) 11,202 sehr gewerbfleißige Einwohner. Es unterhält neun große Getreidemühlen, eine Baumwollspinnerei, Webereien für Calicot u. s. w., Gerbereien, Brauereien und Ziegelbrennereien, Fabriken für Seilerwaaren, landwirthschaftliche Geräthe, Fadennudeln, Gemüse-Conserven, Leim, Essig, Salpeter und Zündhölzchen. Auch ist M. ein Mittelpunkt des Getreide- und Mehlhandels nach Paris und macht außerdem bedeutende Geschäfte in Käse aus der Brie (jährlich für 3—4 Mill. Frs.), in Wolle, Geflügel, Hämmeln und anderm Schlachtvieh, Eiern, Früchten, Senf, Holz und Kohlen. M. ist das alte Jatinum, Hauptort der Meldi, ward schon 375 Bischofssitz und hatte seit dem 6. Jahrh. eigene Grafen. Am 17. Juni 845 hielten hier die Erzbischöfe von Sens, Rheims und Bourges ein großes Concil, deren überhaupt sieben zu M. stattfanden. Später gehörte die Stadt zur Grafschaft Champagne bis zu deren Vereinigung mit der Krone Frankreichs. Im franz. Bauernkriege (Jacquerie) erlitten hier die Bauern 9. Juni 1358 eine schwere Niederlage. Am 10. Mai 1422 wurde sie von den Engländern erobert, diesen aber 10. Aug. 1439 wieder entrissen. In M. machte in Frankreich die Reformation die ersten Fortschritte. Die Stadt wurde später Waffenplatz der Liguisten, denen sie Heinrich IV. erst 1593 entriß. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 war M. 15. bis 19. Sept. das Hauptquartier des Königs von Preußen.

Méchain (Pierre François André), franz. Astronom, geb. 16. Aug. 1744 zu Laon, kam 1772 nach Paris, wo Lalande sich seiner annahm. Er machte sich 1781 durch die Entdeckung und Berechnung zweier Kometen bekannt und gehörte zu denen, welche die ersten vorläufigen Berechnungen der muthmaßlichen Bahn des kurz vorher entdeckten Planeten Uranus entwarfen. Im J. 1782 gewann er den von der Akademie in Beziehung auf die Rückkehr des Kometen von 1661 gesetzten Preis. Seitdem entdeckte er elf Kometen, deren Bahnen er auch berechnete. Seine Beobachtungen legte er in der «Connaissance des temps» nieder, die er seit 1786—94 herausgab. Als die Constituirende Versammlung die Einführung eines neuen Maßsystems, das auf den Erdmeridian gegründet sein sollte, verordnet hatte, war M. einer der Astronomen, die den Auftrag erhielten, den Meridianbogen zwischen Dünkirchen und Barcelona zu messen. Er bekam auf seinen Antheil an dieser schwierigen Operation die zwischen Barcelona und Rhodez liegende Gegend, wo noch nie Meridianmessungen vorgenommen worden waren; dabei hatte er noch mit großen, aus den damaligen polit. Verhältnissen entspringenden Schwierigkeiten zu kämpfen, indem die span. Regierung nicht nur die Fortsetzung seiner Triangulirung verhinderte, sondern ihn sogar eine Zeit lang seiner Freiheit beraubte. Erst 1803 konnte er zu seinen Arbeiten zurückkehren, um sie bis zu den Balearischen Inseln fortzusetzen. Er starb 20. Sept. 1804 zu Castellon de la Plana bei Valencia am Gelben Fieber. Außer seinen Abhandlungen in der «Connaissance des temps» findet man auch in der «Base du système métrique décimal» (herausg. von Delambre, 3 Bde., Par. 1806—10) die Ergebnisse seiner Beobachtungen.

Mechanik (vom griech. μηχανή, d. i. Werkzeug, Vorrichtung) ist die Wissenschaft von dem Gleichgewichte und der Bewegung der Körper mittels der Kräfte; sie bildet einen Theil der angewandten Mathematik. Sie zerfällt in zwei Haupttheile: 1) in die Statik, deren Aufgabe im allgemeinen es ist, die Bedingungen aufzusuchen, unter welchen mehrere auf ein System untereinander fest verbundener Punkte wirkende Kräfte sich im Gleichgewicht halten; und 2) in die Dynamik, deren Aufgabe es ist, die Bewegung zu bestimmen, die ein Körper unter dem Ein-

Digitized by Google

fluſſe von Kräften, die ſich nicht im Gleichgewicht halten, annimmt. Eine andere Eintheilung der M. bezieht ſich auf die Aggregationsform der Körper, auf welche die Geſetze der M. angewendet werden. Sind die Körper gasförmige, ſo nennt man die Lehre Aërostatik und Aërodynamik oder Pneumatik; ſind ſie aber tropfbar-flüſſig, ſo bezeichnet man ſie als Hydroſtatik und Hydraulik oder Hydrodynamik; ſind ſie feſt, ſo gebraucht man die Namen Geomechanik, Geoſtatik, Geodynamik. Die Bewegungslehre als rein mathem. Wiſſenſchaft wird auch wol Kinematik genannt. Eine fernere Eintheilung der M. iſt die in niedere und höhere M., je nachdem zu dem Verſtändniß der vorgetragenen Lehren die Kenntniß der niedern Mathematik ausreicht, oder die Kenntniß der höhern Mathematik erfordert wird. Die Anwendung der theoretiſchen M. auf die Conſtruction von Maſchinen heißt angewandte M. Es gibt wenige Zweige der Wiſſenſchaft, welche, namentlich in den letzten Jahrhunderten, mit ſo vielem Scharfſinn verfolgt und ausgebildet worden ſind, wie die M. Praktiſch war ſie allerdings ſchon den früheſten Völkern bekannt; als Wiſſenſchaft iſt ſie aber erſt in ziemlich ſpäter Zeit ausgebildet worden. Als der Gründer der wiſſenſchaftlichen oder theoretiſchen M. iſt Archimedes anzuſehen, indem er die Theorie der einfachen Potenzen (Hebel, Schraube, Keil, Flaſchenzug u. ſ. w.), des paſſiven Schwimmens und die Lehre vom Schwerpunkte entwickelte und bei ſeinen Erfindungen von Kriegs- und andern Maſchinen praktiſch anwendete. Unter den alexandriniſchen Mathematikern erwarben ſich Kteſibios, Anthemios und die beiden Heron Verdienſte um die M. Dann ruhte die Wiſſenſchaft, und erſt um 1577 traten Guido Ubaldi, der Marcheſe del Monte, Benedetti, Tartalea u. a. auf. Simon Stevinus ſtellte ein Syſtem der Statik und Hydroſtatik auf, und Valerius bildete die Lehre vom Schwerpunkte aus. Galilei legte den Grund zur Lehre von der Pendelbewegung und von der Schwerkraft, welche letztere Torricelli im 17. Jahrh. ausbildete, während Huyghens die erſtere vervollkommnete. Borelli, Roberval, Descartes, Merſenne, Wallis und Wren bilden Glanzpunkte in der Geſchichte der M. Auf einen ſehr hohen Standpunkt erhob ſie aber Iſaak Newton durch ſeine M. des Himmels, wo er ſie auf die Bewegung der Weltkörper anwendete. Leibniz und Joh. und Dan. Bernoulli, Mariotte, L'Hôpital und Euler vervollkommneten die Wiſſenſchaft durch Anwendung der Rechnung des Unendlichen. Aus neuerer Zeit ſind zu erwähnen: d'Alembert, Lambert, d'Arcy, Lagrange, Laplace, Gauß, Poiſſon, Kirchhoff, Thomſon u. a. Vgl. Dühring, «Kritiſche Geſchichte der allgemeinen Principien der M.» (Berl. 1872).

Mechel (Chriſtian von), Kupferſtecher, Kunſthändler und Kunſtſchriftſteller, geb. in Baſel 1737, lernte in Nürnberg bei Preißler und Kilian und kam 1757 zu Wille nach Paris. In dieſer Stadt hielt er ſich ſieben Jahre auf und kehrte dann in die Heimat zurück, wo er Mitglied des Großen Rathes wurde. Nach einer Studienreiſe durch Italien 1765, wo er zu Rom zu Winckelmann in nähere Beziehungen getreten war, gründete er in Baſel einen bedeutenden Kunſthandel, welches Unternehmen 1777 das Intereſſe Kaiſer Joſeph's II. in ſo hohem Maße erregte, daß er M. nach Wien berief, um eine neue Ordnung und Katalogiſirung der kaiſerl. Bildergalerie im Belvedere zu leiten. Seine darüber ausgegebene Arbeit iſt heute noch theilweiſe von Werth. Der Kaiſer ertheilte ihm dafür den Titel eines kaiſerl. Rathes, die Vaterſtadt wählte ihn in den Kleinen Rath; 1806 wurde er Mitglied der berliner Akademie, dann Hofrath. M. ſtarb zu Berlin 1815. Seine hervorragendſten Stiche ſind: ein Blatt auf die Jubelfeier der Hochſchule in Baſel 1760; Halte de guerriers, Amour menaçant nach Vanloo u. a.

Mecheln (franz. Malines), Stadt in der belg. Provinz Antwerpen, an der Dyle und an der belg. Staatsbahn Brüſſel-Antwerpen, welche hier nach Löwen, Schellebelle und Terneuzen abzweigt, früher der Sitz des höchſten Gerichts der Oeſterreichiſchen Niederlande, noch gegenwärtig der Sitz eines Erzbiſchofs (des Primas von Belgien), zählt (1875) 40,181 E. Sie hat anſehnliche öffentliche Plätze, darunter den ſog. Großen Platz mit dem 1849 errichteten Denkmale Margarethens von Oeſterreich, breite und regelmäßige Gaſſen, große palaſtartige Gebäude, aber es fehlt an Leben. Die bedeutendſten Gebäude ſind die Kathedrale des Heiligen Romuald, aus dem 12. bis 15. Jahrh., mit 99 Mt. hohem Thurme und herrlichen Gemälden im Innern; ferner die Johanniskirche und die Liebfrauenkirche mit einigen Gemälden von Rubens; das Stadthaus, der Bayard genannt, aus dem 15. Jahrh., und der ganz moderne erzbiſchöfl. Palaſt. Die Stadt hat zwei erzbiſchöfl. Seminare, ein hohes und ein niederes, ein ſtädtiſches Gymnaſium, einen botan. Garten, eine Malerakademie, wichtige Manufacturen in Spitzen, Hüten, Wollwaaren u. ſ. w. und bedeutende Spinnereien. M. oder, wie es im Mittelalter hieß, Machlinia oder Malina, kam von den fränk. Königen an Lothringen und im Anfange des 10. Jahrh. an die Biſchöfe von Lüttich, in deren Namen es bis 1333 von der Familie Berthoud

Digitized by Google

verwaltet wurde. Nach dem Erlöschen derselben ward die Herrschaft M. 1336 zwischen dem Herzog von Brabant, dessen Oberhoheit sie schon seit dem 11. Jahrh. untergeben gewesen, und dem Grafen von Flandern vertheilt. Diese Gemeinschaft wurde 1346 vertragsmäßig zu Gunsten Brabants aufgehoben. Mit Margarethe, der Enkelin der beiden Fürsten und Gemahlin Philipp's des Kühnen von Burgund, fiel die Herrschaft an das Haus Burgund.

Mecheln (Israel von) oder Meckenen ist der Name eines niederdeutschen Malers, Goldschmiedes und Kupferstechers aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., wenn nicht etwa zwei verschiedene Personen, Vater und Sohn, damit gemeint sind. Die einzigen festen Data sind Monogramme von 1462 und später, sowie ein Grabstein von 1503. Der Heimatsort ist jedenfalls nicht Mecheln in Brabant, sondern Meckenen oder Mecheln bei Bocholt (wo ihn Urkunden 1442—98 erwähnen), oder ein gleichnamiger Ort bei Münster, oder endlich Meckenheim bei Bonn. Ein beglaubigtes Gemälde des Malers Israel existirt jedoch nicht, die demselben beigelegten Gemälde gehören sicherlich verschiedenen Meistern an. So das Leben der Maria in der münchener Pinakothek einem trefflichen rhein. Künstler um 1450, die Bilder in Nürnberg, Köln und an andern Orten spätern Malern. — Um so genauer kennen wir den Kupferstecher J. van M., von welchem gegen 300 Blätter vorhanden sind, z. B. eine Passion und ein Leben der Maria, jedes in 12 Blättern, Christus und die Apostel in 13 und wiederum in 15 Blättern u. s. w. Im ganzen erweist sich derselbe als dürrer, geistloser Manierist und sehr mittelmäßiger Zeichner; gleichwol haben die Blätter für Sammler einen bedeutenden Werth.

Mechitaristen, eine Congregation armen. Christen auf der Insel San-Lazaro zu Venedig, die sich auch nach Oesterreich und Frankreich verbreitet hat, wurde ursprünglich in Konstantinopel nach der Regel des heil. Benedict von dem Armenier Petro Mechitar (d. i. Tröster, geb. 7. Febr. 1676 zu Sebaste) 1701 zu dem Zwecke gestiftet, das armen. Volk und seine Nationalliteratur zu heben und die Kenntniß der altarmen. Sprache zu verbreiten. In Konstantinopel dem armen. Patriarchen wegen Hinneigung zur lat. Kirche verdächtig geworden, ließ Mechitar seine Schüler nach Morea gehen und erhielt 1703 von der venet. Regierung, unter welcher Morea damals stand, die Erlaubniß, zu Modon ein Kloster und eine Kirche zu erbauen. Um diese Zeit war er zu den mit der kath. Kirche unirten Armeniern übergetreten, worauf 1712 die Congregation, die nun eine dem Benedictinerorden nachgebildete Regel erhielt, von Clemens XI. bestätigt wurde. Der Krieg zwischen den Venetianern und Türken nöthigte die Glieder derselben, 1715 nach Venedig zu flüchten, wo sie 1717, nach der Zerstörung ihres Klosters und ihrer Kirche zu Modon durch die Türken, von dem Senate die Insel San-Lazaro erhielten und dort ihr Hauptkloster gründeten. Mechitar starb erst 29. April 1749. Die M. legen die gewöhnlichen Klostergelübde ab und verpflichten sich dabei, nicht nur überall hinzugehen, wohin sie, zum Zwecke das Christenthum zu predigen, geschickt werden, selbst wenn Lebensgefahr damit verbunden ist, sondern auch durch den Druck classischer Werke der armen. Literatur auf die Bildung ihrer Nation einzuwirken und sie von den mohammed. Einflüssen zu befreien. Die Ausgaben der M. sind die correctesten und besten der armen. Schriftsteller; auch erscheint in San-Lazaro eine Zeitung, die in der Levante viel gelesen wird. Vgl. Boré, «Le couvent de St.-Lazare à Venise» (Par. 1837). Auch die Bildung von Vereinen zur Verbreitung des röm. Kirchenglaubens durch Bücher ist eine wichtige Pflicht der Congregation. In Wien besteht seit 1810 eine Mechitaristencongregation, welche unabhängig von einem General-Abte geleitet wird. Ihr Zweck ist ebenfalls, Missionare und Religionslehrer für die armen. Nation hauptsächlich im Oriente heranzubilden. Sie nimmt ausschließlich armen. Aeltern entstammende Zöglinge auf, welche in ihrer eigenen Anstalt im Kloster in den theol. und andern Wissenschaften unterrichtet und zu Priestern geweiht werden. Außerdem beschäftigen sich die Mitglieder der Congregation im Kloster mit der Abfassung und Uebersetzung theol. und anderer wissenschaftlicher Werke in armen. Sprache, die sie dann zum Drucke befördern und unter Armeniern verbreiten. Ein Zweigverein besteht in München. Seit 1842 haben die M. die höhern Klassen ihrer Erziehungsanstalt nach Paris verlegt. Sie nahmen 1816 den Titel Academia an. Vgl. Neumann, «Geschichte der armen. Literatur» (Lpz. 1836).

Mechoacan, Staat in Mexico, s. Michoacan.

Meckel (Joh. Friedr.), der Jüngere, ausgezeichneter deutscher Anatom, geb. zu Halle 17. Oct. 1781, der Sohn Philipp Friedrich Theodor M.'s (geb. 30. April 1756, gest. 28. März 1803 als Professor der Chirurgie und Entbindungskunst zu Halle) und der Enkel Johann Friedrich M.'s (geb. zu Wetzlar 31. Juli 1714, gest. zu Berlin 18. Sept. 1774, bekannt durch seine anatom. Arbeit «De quinto pare nervorum cerebri», Gött. 1778),

besuchte die Domschule zu Magdeburg und studirte zu Halle und Göttingen. Hierauf ging er nach Würzburg und Wien, später nach Paris und endlich nach Italien. Nach seiner Rückkehr 1806 erhielt M., welcher schon durch seine Inauguraldissertation «De conditionibus cordis abnormibus» (Halle 1802) Aufsehen erregt hatte, in Halle die Professur der Chirurgie, die er sehr bald mit der der Anatomie und Physiologie vertauschte. Vorzugsweise widmete er sich dem Studium der vergleichenden Anatomie, für welche er in Deutschland sehr viel geleistet hat. Er starb zu Halle 31. Oct. 1833. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: die Uebersetzung von Cuvier's «Vergleichender Anatomie» (4 Bde., Lpz. 1809—10), welche in den Anmerkungen einen Schatz der seltensten Kenntnisse enthält, der dieselbe weit über das Original stellt; «Beiträge zur vergleichenden Anatomie» (2 Bde., Lpz. 1809—13), reich an eigenthümlichen und scharfsinnigen Ansichten; «System der vergleichenden Anatomie» (6 Bde., Halle 1821—33); ferner: «Handbuch der pathol. Anatomie» (3 Bde., Lpz. 1812—18), «Handbuch der menschlichen Anatomie» (4 Bde., Halle 1815—20), «Tabulae anatomico-pathologicae» (4 Hefte, Lpz. 1817—26), «Descriptio monstrorum nonnullorum» (Lpz. 1826, mit Kupfern). Alle seine Arbeiten zeugen von dem unermüdlichsten Fleiße bei den mühsamsten Untersuchungen, von seltenem Scharfsinn in Aufstellung von Vergleichungen und Combinationen und tiefer Einsicht in die Bildungsgesetze des Lebens. Sein ausgezeichnetes anatom. Museum wurde nach seinem Tode von der preuß. Regierung für die Universität angekauft.

Mecklenburg, ein deutsches Land an der Ostsee, welches jetzt in die beiden Großherzogthümer M.-Schwerin und M.-Strelitz zerfällt, die ein Gesammtareal von 16,233,37 QKilom. haben. Das Großherzogthum M.-Schwerin umfaßt 13,303,77 QKilom. und wird im N. von der Ostsee, im O. von Pommern und M.-Strelitz, im S. von Brandenburg und Hannover, im W. von Schleswig-Holstein, dem strelitzischen Fürstenthum Ratzeburg, dem Gebiete der Stadt Lübeck und von der Trave begrenzt und bildet, abgesehen von einigen Enclaven, ein wohl abgerundetes Ganzes. Das Land, vorherrschend flach, durchzieht von Südosten nach Nordwesten ein niedriger und breiter Landrücken mit einzelnen Seitenverzweigungen, der bis zu 140 Mt. aufsteigt und die Wasserscheide zwischen Ostsee und Elbe bildet. Außerhalb dieses Landrückens ist theils Heideebene, theils fruchtbares Flachland, welches mit niedrigen Hügeln und zahlreichen Wiesenniederungen abwechselt. Auch zählt man über 300 Landseen, von denen der Müritzsee (133 QKilom.) und der Schwerinersee (61 QKilom.) die größten. Von den Flüssen sind zu nennen die Warnow, welche bei Rostock und Warnemünde in die Ostsee, und die Elde, welche bei Dömitz in die Elbe mündet. Der Boden ist, je nachdem er aus Sand, Lehm oder einer Mischung von beiden besteht, in verschiedenen Gegenden an Fruchtbarkeit sehr ungleich. Etwa drei Viertel des ganzen Flächeninhalts werden für den Ackerbau benutzt, während die noch übrigen Waldungen etwa ein Zehntel betragen mögen. Das Klima ist im ganzen feucht und verhältnißmäßig mild, mit vorherrschendem Westwinde. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 6,50° R. und die jährliche Regen- und Schneemenge reichlich 70 Ctmt. Die Volkszählung von 1875 ergab 553,785 E., welche, bis auf etwa 3100 Israeliten, 850 Katholiken und 180 Reformirte, sämmtlich dem luth. Glaubensbekenntnisse angehören. Davon wohnen in den 40 Städten etwa 190,000. Die volkreichste Stadt ist Rostock mit 34,172 E.; dann folgen die Hauptstadt Schwerin mit 27,989, Wismar mit 14,462, Güstrow mit 10,923 E. Das landesherrliche Domanium (mit Einschluß der 69 sog. incamerirten Güter) umfaßt 5835 QKilom. mit 206,000 E. Aller übrige ländliche Grundbesitz gehört der Ritterschaft, den Klöstern und den Städten, während die Bauern nur Erbpächter sind. Ackerbau und Viehzucht sind der Hauptbetrieb und die Hauptquellen des öffentlichen Wohlstandes. Zur Ausfuhr gelangt besonders Weizen, Roggen, Rapssaat, Butter, Schafwolle und Vieh. Bei der Einfuhr stehen Colonialwaaren, Manufacturen, Eisen und Steinkohlen obenan. An Seeschiffen zählt M. (1875) 411 mit 115,320 Tons Last, darunter 9 Dampfschiffe mit 4456 Tons Last. Das wichtigste Creditinstitut ist die Rostocker Bank, concessionirt 1850. Daneben besteht ein ritterschaftlicher Creditverein seit 1818, viele Sparkassen, Feuerversicherungsanstalten u. s. w. In kirchlicher Hinsicht ist das Land eingetheilt in 331 Pfarreien mit 475 Kirchen, welche in 6 Superintendenturen und 37 Präposituren (Propsteien) zerfallen. Die Oberaufsicht führt das großherzogl. Consistorium zu Rostock und der Oberkirchenrath zu Schwerin. An der Spitze des Unterrichtswesens steht die Landesuniversität zu Rostock (s. d.). Außerdem gibt es zwei Schullehrerseminarien (ein landesherrliches zu Neukloster und ein ritterschaftliches zu Dobbertin); fünf Gymnasien (drei landesherrliche zu Schwerin, Parchim, Güstrow und zwei städtische zu Rostock und Wismar); endlich an

Digitized by Google

50 Stadtschulen und über 1100 Landschulen. Die niedere Gerichtsbarkeit üben im Domanium landesherrliche Amtsgerichte, deren Mitglieder zugleich Verwaltungsbeamte sind; auf den adeligen Gütern besteht Patrimonialgerichtsbarkeit; in den Städten fungiren entweder die Magistrate oder landesherrlichen Stadtgerichte als erste Instanz. Das Staatsministerium zu Schwerin wird durch die Vorstände der einzelnen Ministerien gebildet. Unabhängig davon und unmittelbar unter dem Großherzoge stehen der Oberkirchenrath und das Militärdepartement. Ein allgemeines Staatsbudget besteht nicht. Die landesherrliche Verwaltung soll aus Erträgnissen der Domänen, der ordentlichen Contribution und mit den Ständen vereinbarten Zuschüssen eine Einnahme von 12,000,000 Mark haben, aus welcher der Regierungsaufwand einschließlich der Matricularbeiträge zur Reichskasse (für 1877: 790,981 Mark), sowie die Hofhaltung bestritten werden. Der zwischen dem Landesherrn und den Ständen jährlich zu vereinbarende Etat der landesherrlich-ständischen Finanzverwaltung betrug in Einnahme und Ausgabe für das J. 1876—77: 2,049,170 Mark, worin ein Theil jener ordentlichen Contribution inbegriffen ist. Eine dritte, rein ständische Verwaltung verfügt über geringe Mittel. Die Schulden jener beiden Kassen betragen etwa 22,000,000 Mark. Die Eisenbahnschulden von gleicher Höhe werden durch von der Eisenbahn-Actiengesellschaft zu zahlende Annuitäten am 1. Jan. 1937 gedeckt sein. Beide M. stellen nach den am 19. und 23. Dec. 1872 mit Preußen geschlossenen Militärconventionen das Grenadierregiment Nr. 89, das Füsilierregiment Nr. 90, ein Jägerbataillon Nr. 14, zwei Dragonerregimenter Nr. 17 und 18, eine Abtheilung (vier Batterien) des holstein. Feldartillerieregiments Nr. 24. Infanterie und Cavalerie gehören der 17. Division und mit der Artillerie dem 9. deutschen Armeecorps an.

Das Großherzogthum M.-**Strelitz** enthält 2929,50 QKilom. und hat (1875) 95,673 E., welche, bis auf etwa 500 Israeliten, fast ohne Ausnahme sich zur luth. Confession bekennen. Die landschaftlichen, volkswirthschaftlichen und öffentlichen Verhältnisse sind im ganzen ebenso wie in M.-Schwerin. Das Großherzogthum zerfällt in zwei Landestheile. Die Herrschaft **Stargard** (Herzogthum Strelitz), 2547,55 QKilom. umfassend, mit 79,330 E., wird im W. von M.-Schwerin, im N. von Pommern, im O. und S. von Brandenburg begrenzt. Hier entspringt die Havel unweit der Hauptstadt Neustrelitz, und unter den Landseen ist besonders der Tollenserse bei Neubrandenburg zu bemerken. Das Domanium (mit Einschluß von 22 sog. incamerirten Gütern) beträgt ungefähr 1430 QKilom. mit 34,700 E. Die 8 Städte zählen 31,000 und die ritterschaftlichen Güter 16,000 E. Das Fürstenthum **Ratzeburg**, 381,94 QKilom. groß, mit 16,343 E., wird im NO. und O. von M.-Schwerin, im S. und SW. von Lauenburg, im W. und N. vom Gebiete der Stadt Lübeck und der Trave begrenzt. Dazu gehören verschiedene Enclaven im Herzogthum Lauenburg. In dem Fürstenthum Ratzeburg beträgt das Domanium etwa 330 QKilom. mit 14,000 E. Das einzige Städtchen Schönberg zählt 2000 und die drei adeligen Güter 500 E. In kirchlicher Hinsicht bildet Ratzeburg eine Präpositur (Propstei) mit 8 Pfarren. Dagegen ist die Herrschaft Stargard in 6 Präposituren mit 54 Pfarren eingetheilt. Die Oberaufsicht führt das landesherrliche Consistorium zu Neustrelitz, in welchem der Superintendent den Vorsitz hat. Ein landesherrliches Schullehrerseminarium besteht zu Mirow, ein landesherrliches Gymnasium zu Neustrelitz und zwei städtische Gymnasien zu Neubrandenburg und Friedland. Außerdem sind an 250 Stadt- und Landschulen vorhanden. Die Landesregierung zu Neustrelitz (s. d.) besteht aus zwei Regierungsräthen. Ein Budget ist nicht bekannt. Doch mögen die landesherrlichen Einnahmen etwa 1,650,000 Mark und die Ausgaben ebenso viel betragen. Die Staatsschuld wird auf 6,000,000 Mark angegeben. Der Matricularbeitrag von M.-Strelitz zur Reichskasse betrug 1877: 131,122 Mark. Die Rentenkassenscheine (2,400,000 Mark) werden eingelöst. Nach der 23. Dec. 1872 mit Preußen geschlossenen Militärconvention stellt M.-Strelitz zu dem mecklenb. Contingente das 2. Bataillon des Grenadierregiments Nr. 89 und die 6. Batterie der mecklenb. Fußabtheilung Nr. 3 des holstein. Feld-Artillerieregiments Nr. 24.

Beide Großherzogthümer sind seit 1871 Bestandtheile des Deutschen Reichs; M.-Schwerin hat zwei, M.-Strelitz eine Stimme im Bundesrathe, M.-Schwerin sendet sechs, M.-Strelitz einen Abgeordneten in den Reichstag. Die mecklenb. Vorbehalte wurden erledigt; nach einer 27. Jan. 1867 zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossenen Uebereinkunft ward M. gegen Herabsetzung des Zolls auf franz. Weine aus dem Handelsvertrage mit Frankreich von 1865 entlassen und dadurch dessen 11. Aug. 1868 vollzogener Eintritt in den Zollverein ermöglicht. Ein Bundesgesetz vom 11. Juni 1870 hob unter Festsetzung einer Entschädigung von 1 Mill. Thlr. für M.-Schwerin die Elbzölle auf. Von seitherigen selbstständigen innern

Digitized by Google

Reformen ist nur eine landesherrliche mecklenb.-schwerinische Verordnung vom 16. Nov. 1867 zu erwähnen, durch welche das Recht der Zeitpachtbauern des Domaniums an ihren Hufen in Erbpacht verwandelt und die Schaffung eines unabhängigen Bauernstandes begonnen wurde. Infolge des Scheiterns eines Versuchs der Steuerreform nahm im März 1869 der mecklenb.-schwerinische Minister von Oertzen den Abschied und wurde durch Graf von Bassewitz ersetzt. Wie das Domanium beider Großherzogthümer und die schwerinische Stadt Wismar, so steht auch das zu M.-Strelitz gehörige Fürstenthum Ratzeburg außerhalb der Verfassung von 1755. Auf Beschwerden der Bevölkerung, Beschlüsse des Reichstags und Bundesraths verlieh der Großherzog von M.-Strelitz demselben 6. Nov. 1869 eine eigene Verfassung, welche aber, da die Bevölkerung mit deren Octroyirung und Inhalt nicht einverstanden war und nicht wählte, bisher nicht ins Leben trat. Eine Reihe von zum Theil durch Bitten und Beschwerden aus M. veranlaßten Gesetzen des Norddeutschen Bundes und Deutschen Reichs hat dort wichtige Reformen bewirkt. Einen großen Raum in den Berathungen des Reichstags nahmen seit 1867 die durch die Bemühungen der mecklenb. Bevölkerung und ihrer Abgeordneten um Erlangung einer Verfassung mit Volksvertretung veranlaßten Verhandlungen ein. Ein vom Reichstage wiederholt beschlossener Zusatz zur Reichsverfassung, welcher für jeden deutschen Bundesstaat eine constitutionelle Verfassung vorschreiben und gewährleisten soll, wurde vom Bundesrathe wiederholt zurückgewiesen. Die über diesen Punkt im Frühjahr 1875 stattfindenden Verhandlungen der mecklenb. Regierungen mit den Ständen, von welchen man eine Erledigung der Verfassungsfrage innerhalb des Landes hoffte, waren ohne Ergebniß.

Die auf der Union der Prälaten, Mannen und Städte der mecklenb. Lande vom 18. Aug. 1523 und dem landesgrundgesetzlichen Erbvergleiche von 1755 beruhende landständische Verfassung gilt für beide Großherzogthümer ausschließlich des Domaniums, der Stadt und Herrschaft Wismar und des Fürstenthums Ratzeburg. Die Landesvertretung, das «Corps der Ritter- und Landschaft», zerfällt wieder in das Corps der Ritterschaft, zu welchem sämmtliche mit einem Rittergute (Hauptgute) Angesessenen, etwa 700 an der Zahl, ohne Unterschied des adeligen oder bürgerlichen Standes, gehören, und das Corps der Landschaft, in dem die 45 Landstädte (außer Neu-Strelitz) vertreten sind; außerdem die Seestadt Rostock. Die beiden Seestädte Rostock (s. d.) und Wismar (s. d.) haben überhaupt große Privilegien, ausgedehnte Selbstverwaltung und eigenes Gesetzgebungsrecht; auch besitzen sie verschiedene Hoheitsrechte. Beide Stände, Ritterschaft und Landschaft, gliedern sich nach den beiden vormaligen Herzogthümern Schwerin und Güstrow, und zufolge einer andern Eintheilung nach drei Kreisen, indem das Herzogthum Schwerin den sog. Mecklenburgischen Kreis bildet, während das Herzogthum Güstrow in die Kreise Wenden und Stargard zerfällt. Jeder Kreis hat einen Erblandmarschall, und jedes Herzogthum vier Landräthe, welche auf Vorschlag der Stände von den Großherzogen auf Lebenszeit ernannt werden. Diese nebst einem deputirten Bürgermeister von Rostock, also im ganzen 12 Mitglieder, bilden das Landesdirectorium. In dem Engern Ausschusse, welcher als ständiges Collegium die Landstände vertritt, ist jedes Herzogthum durch einen Landrath, jeder Kreis durch je einen ritterschaftlichen Deputirten und je einen Deputirten der resp. Vorderstädte Parchim, Güstrow und Neubrandenburg und endlich die Seestadt Rostock gleichfalls durch einen Deputirten vertreten; der Ausschuß zählt also im ganzen 9 Mitglieder. Landtage werden in jedem Spätherbst, abwechselnd in den Städten Sternberg und Malchin, gehalten; außerdem können jederzeit außerordentliche Landtage berufen werden. Ritter- und Landschaft tagen in Einer Versammlung, und es entscheidet die absolute Stimmenmehrheit der Anwesenden. Doch steht jedem Stande die itio in partes, d. h. die abgesonderte Beschlußfassung frei, und wenn in solchem Falle die Beschlüsse beider Stände divergiren, kommt ein Landtagsbeschluß nicht zu Stande. Die drei Regierungscommissare (zwei für Schwerin, einer für Strelitz) dürfen den Versammlungen nicht beiwohnen, sondern verhandeln mit den Ständen schriftlich und durch Vermittelung der Landmarschälle. Ohne Zustimmung der Stände darf keine ihre Privilegien berührende neue Verordnung ergehen und keine neue Steuer aufgelegt werden; selbst bei den hergebrachten Steuern ist eine jährliche Bewilligung formell erforderlich. Auch muß bei allen allgemeinen Landesgesetzen, selbst wenn sie nicht die ständischen Privilegien berühren, zuvor das «rathsame Erachten» der Stände eingeholt werden. Dagegen sind die Großherzoge, soweit es nur ihr Domanium angeht, in der Gesetzgebung und Besteuerung unbeschränkt. Neben den Landtagen kommen «Convocationstage» vor, zu welchen nur die Stände eines Landestheils von dem betreffenden Landesherrn berufen werden; ferner «commissarisch-deputatische» Verhandlungen zwischen landesherrlichen Commissarien und ständischen

Digitized by Google

Deputirten; außerdem halten die Stände unter sich «Conventе», theils allgemeine, theils besondere. Innerhalb der Ritterschaft werden drei Abtheilungen unterschieden: 1) der eingeborene und recipirte Adel, 2) die nicht recipirten, aber receptionsfähigen adeligen und 3) die nicht receptionsfähigen bürgerlichen Gutsbesitzer. Der eingeborene und recipirte Adel hat allein die Verwaltung und Pfründenbesetzung der drei adeligen Jungfrauenklöster zu Dobbertin, Malchow und Ribnitz. Beide Großherzogthümer haben ein gemeinschaftliches Oberappellationsgericht zu Rostock. Hier sowol wie bei den Justizkanzleien (Gerichten zweiter Instanz) zu Schwerin, Güstrow, Rostock, Neustrelitz und bei dem Criminalcollegium zu Bützow haben die Landstände das Präsentationsrecht für einen Theil der Richterstellen. Ganz gleichlautend ist auch der Titel beider Großherzoge, sogar mit Ausschluß eines auf Schwerin oder Strelitz hinweisenden Zusatzes: «Großherzog von M., Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr». Desgleichen stimmen die Wappen beider vollständig überein, in Gold einen vorwärts gekehrten schwarzen Büffelkopf mit rother Krone, silbernen Hörnern und Nasenring darstellend. Auch ward 12. Mai 1864 ein gemeinschaftlicher Hausorden der Wendischen Krone gestiftet. Das Land wird von Osten nach Westen von der, Stettin mit Lübeck verbindenden Eisenbahn durchzogen, welche bei Neubrandenburg die Bahn Berlin-Neustrelitz-Demmin-Stralsund durchschneidet, sodann über Malchin, Güstrow und Bützow nach Kleinen führt. Bei Bützow geht eine Zweigbahn nach Rostock, bei Kleinen eine solche nach Wismar nördlich ab. Die Bahn wendet sich bei Kleinen südlich und trifft über Schwerin in Hagenow mit der Berlin-Hamburger Bahn zusammen, welche den Südwesten des Landes von Ludwigslust nach Boitzenburg durchzieht.

Geschichtliches. Im frühen Alterthum wohnten hier verschiedene deutsche Völkerschaften, darunter namentlich die Wariner, an welche noch der Fluß Warnow und der Hafenort Warnemünde u. s. w. erinnern. Während der Völkerwanderung besetzte das Land der slawische (wendische) Stamm der Obotriten, welche erst durch Herzog Heinrich den Löwen von Sachsen unterjocht und zum Christenthum bekehrt wurden. Der Obotritenfürst Niklot, von dessen Stammsitz Mikilinborg (Meklenburg, jetzt ein Dorf zwischen Wismar und dem Schwerinersee) das Land den Namen erhielt, fiel 1160 im Kampfe. Sein Sohn Pribislaw, der Stammvater des noch regierenden Fürstenhauses, ließ sich taufen und ward als deutscher Vasall wieder in die Herrschaft eingesetzt. Doch trennte man einen Theil des Landes, die Grafschaft Schwerin, von dem Lande ab und verlieh sie um 1167 dem Ritter Gunzel von Hagen. Auch stiftete Heinrich der Löwe die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg. Seitdem begann unter Mitwirkung deutscher Colonisten die Germanisirung des Landes, sodaß mit der Zeit die wendische Sprache und Sitte vollständig von der niederdeutschen verdrängt wurde. Allmählich erhoben sich auch einzelne Städte, unter denen besonders die Seestädte Rostock und Wismar später in der deutschen Hansa eine bemerkenswerthe Rolle spielten. Nach dem Sturze Heinrich's des Löwen wurde M. von König Waldemar II. von Dänemark unterworfen. Aber 1223 nahm Graf Heinrich von Schwerin den dän. König gefangen, und Waldemar mußte nach längerer Haft in M. seine Freiheit durch vollständigen Verzicht und hohes Lösegeld wiedererkaufen. Die Schlacht bei Bornhöved (22. Juli 1227) machte der dän. Herrschaft in Norddeutschland für immer ein Ende. Bald darauf, 1229, nahmen die Enkel des Heinrich Borwin eine Landestheilung vor, wodurch vier Linien entstanden. Von diesen blüht die älteste, welche in dem Stammschlosse Mecklenburg ihren Sitz nahm, bisjetzt fort, während die andern drei ausstarben. Die Linie zu Richenberg (Parchim) ward schon 1261 außer Besitz gesetzt, die zu Rostock erlosch 1314 und die zu Werle (Fürstenthum Wenden) 1436. So fiel eine Herrschaft nach der andern an die Hauptlinie, und diese erwarb überdies 1358, nach dem Aussterben der dortigen Dynastie, auch die Grafschaft Schwerin. Außerdem kam durch eine Heirath 1301 die Herrschaft Stargard, welche ursprünglich zu Brandenburg gehörte, als Mitgift an M. Es ward zwar mit dieser Herrschaft 1352 eine jüngere Nebenlinie ausgestattet, welche aber 1471 wieder erlosch, sodaß nun ganz M. unter Einen Fürsten gelangte. Seit dieser Vereinigung wurden die bisher getrennten Landstände der Herrschaften Mecklenburg, Werle und Stargard zu gemeinsamen Landtagen berufen, und 1523 schlossen die Prälaten, Mannen und Städte des ganzen Landes unter sich eine Union, welche trotz der spätern Landestheilungen aufrecht erhalten blieb und die Grundlage für die weitere Entwickelung der ständischen Verfassung in M. bildete. Während des Mittelalters beanspruchten die Herzoge von Sachsen und die Markgrafen von Brandenburg eine Lehnsoberherrlichkeit über M., und erst am 8. Juli 1348 wurden die mecklenb. Fürsten von Kaiser Karl IV. zu Herzogen ernannt und damit förmlich als vollberechtigte

Digitized by Google

Reichsfürsten anerkannt. Spätere Streitigkeiten mit Brandenburg fanden ihre Beilegung durch den Vertrag von Wittstock 12. April 1442, worin das brandenb. Kurhaus verschiedene Ansprüche aufgab, dafür aber die Eventual-Succession in ganz M., sobald der Mannsstamm der dortigen Dynastie ausgestorben, zugesichert erhielt. Nach Vereinigung von ganz M. (1471) unter die Hauptlinie pflegten die Herzoge, wenn mehrere Brüder vorhanden, gemeinschaftlich zu regieren, und nur vorübergehend wurden die Domänen oder die Einkünfte getheilt. Die Reformation hatte die Einführung des luth. Glaubensbekenntnisses zur Folge, und auch das Bisthum Schwerin kam seitdem unter die Administration des mecklenb. Fürstenhauses. Am 9. Juli 1611 und 3. März 1621 fand indessen eine neue förmliche Landestheilung statt, wobei aber die Stadt und Universität Rostock, das Hofgericht, das Consistorium, die Landstände u. s. w. ungetheilt blieben. So entstanden die Linien Güstrow und Schwerin. Während des Dreißigjährigen Kriegs wurden beide Herzoge, Johann Albrecht von M.-Güstrow und Adolf Friedrich I. von M.-Schwerin, wegen ihres Bündnisses mit König Christian IV. von Dänemark in die Reichsacht erklärt und vertrieben. Darauf überließ Kaiser Ferdinand II. ganz M. erst pfandweise 19. Jan. 1628, acht Tage später aber kaufweise an Wallenstein und ertheilte diesem 16. Juni 1629 die erbliche Belehnung. Doch mit Hülfe des Königs Gustav Adolf von Schweden kehrten die vertriebenen Herzoge bald wieder zurück, und der Prager Friede bestätigte sie 1635 im Besitze ihrer Erblande. Im Westfälischen Frieden 1648 mußten die Herzoge die Stadt Wismar nebst den Aemtern Poel und Neukloster abtreten, welche die Krone Schweden als deutsches Reichslehn erhielt, während sie zur Entschädigung die säcularisirten Bisthümer (Fürstenthümer) Schwerin und Ratzeburg sowie die Johanniterconmthureien Mirow und Nemerow bekamen. Die Linie Güstrow starb schon 1695 wieder aus. Der regierende Herzog Friedrich Wilhelm von Schwerin wollte nun das ganze Land an sich nehmen, aber sein Oheim Adolf Friedrich II. erhob dagegen Protest. Nach längern Streitigkeiten und Fehden vermittelte Kaiser Leopold I. den Hamburger Theilungsvergleich vom 8. März 1701, demgemäß Adolf Friedrich II. die Herrschaft Stargard nebst Mirow und Nemerow und das Fürstenthum Ratzeburg erhielt und somit der Stifter der Linie Strelitz wurde. Gleichzeitig ward das Recht der Erstgeburt und die Linealsuccession eingeführt. Die Union der Landstände blieb unverändert bestehen. Zwei apanagirte Nebenlinien, die zu Grabow, abgezweigt von Schwerin, und die zu Mirow, abgezweigt von Strelitz, gingen 1746 und 1752 wieder in die Hauptlinien auf. In M.-Schwerin succedirten auf Friedrich Wilhelm (1692—1713) die Herzoge Karl Leopold (1713—46), Christian Ludwig (1746—56), Friedrich (1756—85), Friedrich Franz I. (1785—1837), Paul Friedrich (1837—42) und endlich der Großherzog Friedrich Franz II. (s. d.). In M.-Strelitz folgten auf Adolf Friedrich II. (1701—8) die Herzoge Adolf Friedrich III. (1708—52), Adolf Friedrich IV. (1752—94), Karl Ludwig Friedrich (1794—1816), Georg (1816—60) und endlich der Großherzog Friedrich Wilhelm (s. d.). Das Haus Schwerin erwarb durch Vertrag mit Schweden 26. Juni 1803 den Pfandbesitz von Wismar, Poel und Neukloster, doch mit Vorbehalt der Wiedereinlösung nach hundert Jahren gegen Auszahlung der Pfandsumme mit Zinseszinsen zu 3 Proc. Beide Herzoge traten, um ihre Existenz zu retten, dem Rheinbunde bei, Strelitz 18. Febr. und Schwerin 22. März 1808. Doch sagte sich Schwerin 25. März und Strelitz 30. März 1813 von demselben los, und beide schlossen sich der Allianz gegen Napoleon an. Auf dem Wiener Congreß wurde im Juni 1815 beiden Herzogen die großherzogl. Würde mit dem Prädicat «Königliche Hoheit» zugestanden.

In dem sich durch das Mittelalter hinziehenden Kampfe der fürstl. Gewalt mit den ständischen Rechten siegten in M. die Stände. Nach langen Streitigkeiten schloß Christian Ludwig von Schwerin mit den Ständen den landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 ab, in welchem die Stände ihre Ansprüche durchsetzten, ihre Rechte feststellten und welchem noch im gleichen Jahre Adolf Friedrich IV. von Strelitz beitrat. Die altständische Verfassung, welche noch jetzt in M. besteht, war ein unüberwindliches Hemmniß jeder innern staatlichen Fortbildung. Bis 1848 war die einzige nennenswerthe innere Reform die 18. Jan. 1820 erfolgte Aufhebung der Leibeigenschaft. Gegen den Deutschen Zollverein schloß sich M. beharrlich ab. Der Bewegung des J. 1848 nachgebend, beriefen die beiden Großherzoge im Einverständniß mit einem außerordentlichen Landtage eine constituirende Versammlung nach Schwerin, welche 31. Oct. 1848 eröffnet wurde. Nachdem der Großherzog von M.-Strelitz 11. Aug. 1849 unter Abberufung der strelitzischen Abgeordneten den Verkehr mit der Versammlung abgebrochen, löste der Großherzog von M.-Schwerin dieselbe 22. Aug. auf. Außer Vereinbarungen über die Domänen, Krondotation und Apanagen brachte die Versammlung ein unter Aufhebung der

Digitized by Google

alten ständischen Verfassung 10. Oct. 1849 verkündetes Staatsgrundgesetz für M.-Schwerin zu Stande. Die strelitzische Regierung, welche die Rechtmäßigkeit der Aufhebung der landständischen Verfassung bestritt, erhob Klage bei dem provisorischen Bundesschiedsgericht des Dreikönigsbündnisses zu Erfurt, während die Ritterschaft bei der Bundes-Centralcommission zu Frankfurt a. M. die Anordnung eines schiedsrichterlichen Verfahrens zur Entscheidung des Streites der Stände mit der Regierung beantragte. Die Bundes-Centralcommission gab dem Verlangen der Ritterschaft nach, und das Schiedsgericht, bestehend aus zwei von den Königen von Preußen und Hannover ernannten Mitgliedern und einem von diesen gewählten Obmanne, trat in Freienwalde zusammen und erklärte 11. Sept. 1850 das Staatsgrundgesetz vom 10. Oct. 1849 sowie die Aufhebung der landständischen Verfassung für nicht zu Recht bestehend. Diesem Schiedsspruche nachgebend, erklärte der Großherzog von Schwerin 14. Sept. 1850 die Verfassung von 1849 außer Wirksamkeit, und 15. Febr. 1851 traten die alten Stände wieder zusammen. Von den bis 1866 getroffenen Maßregeln erregten besonders die Wiedereinführung der Prügelstrafe, das Verbot des Nationalvereins, die Entlassung des Professors Baumgarten (s. d.) zu Rostock, das Preßgesetz von 1856 und andere reactionäre Verordnungen Aufsehen. Bei der im Juni 1866 beginnenden Auflösung des Deutschen Bundes und im darauffolgenden Kriege stellten sich beide M. auf Seite Preußens und traten 21. Aug. 1866 mit Vorbehalten namentlich rücksichtlich der Elbzölle und des Zollvereins in den Norddeutschen Bund. Der Großherzog Friedrich Franz II. von M.-Schwerin zog, wie 1866, auch im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 als General der Infanterie und Commandant einer Armee-Abtheilung ins Feld und nahm mit seinen Truppen rühmlichen Antheil am Kriege. Vgl. Boll, «Geschichte M.s mit Berücksichtigung der Culturgeschichte» (2 Bde., Neubrandenb. 1855); derselbe, «Abriß der mecklenb. Landeskunde» (Wism. 1861); Raabe, «Mecklenb. Vaterlandskunde» (2. Aufl., 3 Bde., Wism. 1863); Wiggers, «Kirchengeschichte M.s» (Parchim 1840); Nizze, «Volkswirthschaftliche Zustände in M.» (Rost. 1861); Lisch, «Jahrbücher des Vereins für mecklenb. Geschichte und Landeskunde» (seit 1835); Wiggers, «Die mecklenb. constituirende Versammlung» (Rost. 1850); derselbe, «Das Verfassungsrecht im Großherzogthum M.-Schwerin» (Berl. 1860); «Die mecklenb. Verfassungsfrage» (Lpz. 1877).

Medaille (von dem ital. medaglia, aus dem lat. metallum), bedeutet im allgemeinen Sprachgebrauch eine Schau- oder Denkmünze, d. h. ein Stück Metall, das wie eine Münze, aber nicht mit den Zeichen des Geldes geprägt und zum Umlauf bestimmt ist, sondern zum Ehrengedächtniß einer berühmten Persönlichkeit oder zur Erinnerung an eine denkwürdige That, an ein wichtiges Ereigniß und Unternehmen geschlagen und vertheilt worden. Die Numismatiker pflegen auch alle antiken Münzen M. zu nennen. Man glaubt, daß die Alten zwischen M. und Münzen keinen Unterschied machten, und es ist auch wahrscheinlich, daß in der classischen Zeit selbst die Medaillons (s. d.), bis auf wenige Ausnahmen, als Umlaufsmünzen dienten. Als die Künstler gegen Ende des Mittelalters anfingen, M. zu fertigen, verfuhren sie zuerst auf dieselbe Weise wie die Siegelstecher. Ihre M. sind nur Abgüsse in Formen. Da aber dieses Verfahren nur grobe Abgüsse voll Unebenheiten und Blasen hervorbrachte, entschlossen sie sich, diese Abgüsse zu überarbeiten und mit dem Grabstichel zu ciseliren. Diese Kunst der gegossenen und ciselirten M. war während des 15. Jahrh. in Italien fast allein gebräuchlich und besonders glänzend vertreten durch Vittore Pisano, dessen Porträtmedaillen, was frappante Auffassung und scharfe Charakteristik der Persönlichkeit betrifft, zu den vortrefflichsten Kunstdenkmälern jener Zeit gehören. Als zu Anfang des 16. Jahrh. Vittore Camelo darauf verfiel, die Medaillenstöcke nach Art der Münzstempel in Stahl einzuschlagen, wurden die geprägten M. bald zahlreicher als die gegossenen und ciselirten; letztere blieben jedoch dies ganze Jahrhundert in fortwährendem Gebrauch. Francesco Francia, Caradosso, Benvenuto Cellini und andere bedeutende Künstler des Cinquecento beschäftigten sich mit dieser Art Arbeit. Gleichzeitig wurde in Deutschland das Gießen und Ciseliren der Metalle für Darstellung von Porträtmedaillen ebenfalls mit ausgezeichnetem Erfolg betrieben. Man goß sie in Bronze, Silber und in ausgezeichneter Weise auch in Blei. Die Modelle wurden in Wachs bossirt oder in Holz und Speckstein geschnitten. Die Liebhaberei an M. nahm seit dem Anfang des 16. Jahrh. besonders dadurch einen so großen Aufschwung, daß die M. nicht blos eine Erinnerung sein sollten, sondern als Schmuck von jedermann, Männern wie Frauen, getragen wurden. Man trug sie am Hut und Baret und auf der Brust an Ketten. Es waren das nicht blos Porträtmedaillen, sondern man fing an, auch M. auf Begebenheiten zu schlagen oder sie mit religiösen Gegenständen zu verzieren; letzteres wurde insbesondere Mode infolge der Reformation in der prot.

Digitized by Google

Welt. Dieser vermehrte Gebrauch rief eine Anzahl ausgezeichneter Künstler im Medailleurfach während der ersten Hälfte des 16. Jahrh. hervor. Dürer selbst arbeitete darin; man kennt von ihm mehrere M. mit Selbstporträt und dem seiner Frau. Unter die vorzüglichsten und namhaftesten deutschen Medailleure des 16. Jahrh. rechnet man Heinrich Reitz in Leipzig, Matthias Karl und Valentin Maler in Nürnberg, Konstantin Müller in Augsburg, Antonio Abbondio in Prag. Die Niederländer arbeiteten im 16. Jahrh. ebenfalls schöne Porträtmedaillen von Metall, und als die besten Künstler dieses Fachs kann man Paulus van Vianen, Steven van Holland und Coenraed Bloc anführen. In England und Frankreich waren Briot, Dupré und Varin im 17. Jahrh. mit Recht als treffliche Medaillenstecher berühmt. Im 19. Jahrh. erwarben sich Galle, Depaulis, Barre der Aeltere und Michaut zu Paris, Loos und Brandt in Berlin, Voigt in München u. s. w. durch Medaillenarbeiten großes Ansehen. So Bedeutendes wie die frühern Meisterwerke ist jedoch in der Medailleurkunst nicht mehr ausgeführt worden. Jetzt werden die M. ebenso wie die Geldmünzen ausschließlich mit der Prägmaschine geprägt. Vgl. Bolzenthal, «Skizzen der Kunstgeschichte der modernen Medaillenarbeit» (Berl. 1840); «Trésor de numismatique» (8 Bde., Par. 1834, in Fol., mit vielen Abbildungen). — Medailleur nennt man bisweilen den Künstler, welcher die Medaillenstempel schneidet, und in diesem Sinne ist Medailleurkunst gleichbedeutend mit Stempelschneidekunst (s. d.).

Medaillon (von dem ital. medaglione, große Medaille) heißt in der Sprache der Numismatiker ohne Unterschied jedes Gold-, Silber- und Bronzestück von ungewöhnlicher Dimension oder Schwere. Früher hielt man nämlich die antiken Stücke dieser Art für eine besondere, von den Umlaufsmünzen verschiedene Gattung, wie es bei uns die Medaillen sind, und meinte deshalb, sie mit einem eigenen Namen bezeichnen zu müssen. Jetzt aber sieht man darin nur größere Geldstücke, nach Art der modernen Quadrupel oder Doppellouisd'or. Die größte Anzahl solcher Prachtstücke findet man in der Folge der röm. Kaisermünzen, und manche derselben sind von beinahe ebenso vortrefflicher Arbeit als die schönsten geschnittenen Steine. Namentlich aus der ersten Zeit der Antonine hat man herrliche Stücke, die ohne Zweifel von den Kaisern an festlichen Tagen, bei Galagelegenheiten, verschenkt, nachher jedoch von den beschenkten Personen in Umlauf gebracht wurden. Es gibt aber auch antike Metallstücke, die keine Münzen waren und als eigentliche M. angesehen werden müssen. Dahin gehören die sog. Contorniaten, Bronzestücke aus zweierlei Metallen, wobei der mittelste Theil in einen Reif aus Kupfer von verschiedener Qualität und Farbe eingefaßt ist. Von dieser Einfassung (ital. contorno) kommt vermuthlich der Name. Es sind diese Stücke sämmtlich Kaisermedaillons röm. Gepräges, theilweise von größter Dimension, sämmtlich sehr kunstvoll und sorgfältig gearbeitet und angeblich Spenden der Kaiser bei Spielen, Triumphzügen und dergleichen Anlässen. Ferner gehören hierher die unter Konstantin und dessen Nachfolgern geschlagenen großen Gold- und Silberstücke, die, wie bisweilen noch daran befindliche Oehre beweisen, zum Umhängen bestimmt waren und nach Art unserer Ordenssterne auf der Brust getragen wurden. — In der heutigen Kunstsprache versteht man unter M. zunächst jedes Relief in runder oder ovaler Form, welches ein Porträt, aber auch einen andern Gegenstand enthalten kann, und sodann ein Miniaturporträt in der gleichen Form. Dieses schlägt aber bereits in die andere Bedeutung herein, wonach M. ein gewöhnlich an einer Kette getragener Schmuck ist in Form einer runden oder ovalen Kapsel, welcher ein Porträt oder irgendein Andenken, z. B. Haare, enthält. Diese Sitte, ein M. zu tragen, stammt aus der Medaillenliebhaberei des 16. Jahrh. (S. Medaille.) Im 18. Jahrh. trug man in diesen Medaillonkapseln sehr häufig kleine Emailgemälde mit religiösen Darstellungen. Gegenwärtig sind diese Schmuckmedaillons ein gesuchter Artikel der Goldschmiedekunst.

Medēa (griech. Medeia), die Tochter des kolchischen Königs Äetes und der Okeanide Idyia oder der Hekate, verhalf dem Jason (s. d.) zum Goldenen Vlies und entfloh mit ihm in Begleitung ihres Bruders Absyrtos, den sie aber unterwegs, als sie ihr Vater Äetes verfolgte, tödtete und in Stücken zerschnitten ins Meer warf. Äetes hielt sich bei dem Sammeln derselben auf, und so entkamen beide glücklich nach Iolkos, nachdem sie auf der Insel der Phäaken miteinander vermählt worden waren. In der Heimat angekommen, beschloß Jason an Pelias Rache zu nehmen, für die Ermordung seiner Aeltern und seines Bruders. Dies gelang durch der M. List, welche des Pelias Töchter überredete, ihren Vater zu zerstücken und zu kochen, um ihn zu verjüngen. Hierauf flüchteten sie sich nach Korinth, wo aber Jason nach zehnjähriger glücklicher Ehe die M. verstieß, um sich mit der Glauke oder Kreūsa zu vermählen. M. rief die Götter um Rache an und machte der Kreūsa ein vergiftetes Gewand und Diadem zum Geschenke. Als nun letztere Gewand und Diadem anlegte, wurde sie nebst ihrem Vater, der ihr zur Hülfe

Digitized by Google

kommen wollte, von dem Giftfeuer derselben verzehrt. Hierauf tödtete M. die Kinder, die sie von Jason hatte, und entfloh auf einem von Helios erhaltenen Drachenwagen nach Athen zum Aegeus, dem sie den Medos gebar. Aber auch von hier mußte sie fliehen, als man entdeckte, daß sie dem Theseus nachstellte, und ging in Begleitung ihres Sohnes Medos nach Aria, dessen Einwohner von nun an Meder genannt wurden. Auch wurde erzählt, daß sie in den elysischen Gefilden Gemahlin des Achilles wurde. M. ist ursprünglich wol eine Mondgöttin und dann, als ihre göttliche Natur zurückgetreten war, von der Dichtung, welche das Zauberkräftige und Spukhafte, das den Göttinnen des in der Nacht scheinenden Mondes eigen zu sein pflegt, bei ihr mit Vorliebe ausmalte, zum mythischen Vorbild aller Zauberinnen umgestaltet worden. Sie war sehr oft Gegenstand der tragischen wie der bildenden Kunst. Doch ist aus dem Alterthum nur noch ein Stück des Euripides erhalten, das die Sage von M. in Korinth behandelt, und die lat. Nachdichtung des Seneca. In der franz. Literatur ist die Tragödie «Médée» von Corneille berühmt; in der deutschen hat sie Grillparzer wieder auf die Bühne gebracht. Auch ein Melodram von Gotter und Benda und eine Oper von Cherubini führen ihren Namen. Vgl. Schiller, «M. im Drama alter und neuer Zeit» (Ansbach 1865). Die plastische Kunst läßt sie theils in einfachem griech. Costüm, theils mit orient. Gewändern, besonders in dem übergehängten Kandys erscheinen. Berühmt war ein Gemälde des Timomachos, M. das Schwert in der Hand, im Begriff ihre Kinder zu tödten, von dem noch Nachbildungen existiren.

Medellin, kleine Stadt (Villa) von 1600 E. in der span. Provinz Badajoz (Estremadura), am linken Ufer des hier von einer Brücke mit 20 Bogen überspannten Guadiana und an der Mündung des Ortigas, in einer an Getreide und Früchten ergiebigen Gegend an der Bahnlinie Ciudadreal-Badajoz, ist das alte Metellinum, eine röm. Colonie in Baetica, welche der Consul Quintus Cäcilius Metellus gründete. Einst war M. ein bedeutender Ort, bekannt als Geburtsstätte des Conquistadors Ferd. Cortez. Am 28. März 1809 trugen hier die Franzosen unter Victor einen großen Sieg über Cuesta davon. Die Schlacht von M. wird auch benannt nach der 7 Kilom. östlicher, nahe dem linken Ufer der Guadiana gelegenen Stadt (Ciudad) Don Benito, die 15,000 E. zählt. — M. heißt auch die Hauptstadt des columbischen Föderativstaates Antioquia in Südamerika, 42 Kilom. im Südosten von Antioquia, in einem hübschen, angenehmen Thale, 1480 Mt. über dem Meere gelegen. Es ist ein schöner Ort und aufblühendes Handelsemporium mit 30,000 E.

Mediasch (sächs. Mödwäsch, ungar. Megyes), königl. freie Stadt in Siebenbürgen, Hauptort des gleichnamigen Stuhls, am linken Ufer der großen Kockel (Kukullö) und an der Ungarischen Ostbahn, mit 6712 meist deutschen E. Das mediascher Kirchencastell steht fast mitten in der Stadt und hat eine dreifache Ringmauer; in der innern steht die evang. Kirche, zwischen der innern und mittlern das Pfarrhaus, das evang. Gymnasium und das Rathhaus.

Mediat (spätlat., mittelbar) nannte man im Gegensatz zu Immediat (s. d.) im alten Deutschen Reiche solche Herrschaften oder Besitzungen, welche nicht unmittelbar unter dem Reiche standen, sondern blos durch ihren nähern Herrn, einen Reichsstand, zu dessen oberstem Lehnsherrn, dem Kaiser, in Beziehung traten. Schon früher war es ab und zu den mächtigern Reichsständen gelungen, kleinere Mitstände, zumal wenn deren Besitzungen in den ihrigen eingeschlossen lagen, in ein solches Abhängigkeitsverhältniß herabzudrücken, sie ihrer Reichsunmittelbarkeit mehr oder weniger zu berauben. In größerm Maßstabe fand eine solche Umgestaltung der staatsrechtlichen Verhältnisse, eine Mediatisirung, wie man es nannte, zuerst durch den Reichsdeputationsreceß von 1803 statt, welcher einer Anzahl deutscher Reichsfürsten als Entschädigung für ihre Abtretungen von Besitzungen auf dem linken Rheinufer an Frankreich gewisse, bis dahin reichsunmittelbar gewesene Gebiete zuwies, letztere somit in ein wenn auch etwas modificirtes Unterthanenverhältniß zu jenen versetzte. Weit umfassender noch ward mit solchen Mediatisirungen bei und nach der Stiftung des Rheinbundes (1806) vorgegangen. Doch verlor mit dem gleichzeitigen Aufhören des Deutschen Reichs der Ausdruck Mediatisirung seine eigentliche, durch die Beziehungen zu jenem bedingte Bedeutung. Einigermaßen trat dieselbe wieder in Kraft bei der Gründung des Deutschen Bundes, in welchem nur die souveränen Staaten Deutschlands unmittelbar, dagegen die einer fremden Souveränetät entweder schon früher oder durch die Beschlüsse des Wiener Congresses unterworfenen (letzteres Schicksal traf die Häuser Salm, Isenburg und Leyen) nur mittelbar durch jene vertreten waren. In der Bundesacte (Art. 14) wurden den Mediatisirten oder ehemals Reichsunmittelbaren gewisse Vorrechte zugesichert, unter anderm das Recht der persönlichen, erblichen Standschaft in den Landesvertretungen der Staaten, denen ihre Besitzungen einverleibt worden; daher man sie

Digitized by Google

auch wol Standesherren (s. d.) nennt. Vgl. Hefster, «Die Sonderrechte der souveränen und der mediatisirten, vormals reichsständischen Häuser Deutschlands» (Berl. 1871).

Mediateur oder Vermittler nennt man im Völkerrechte diejenige Macht, welche das gestörte Einverständniß zwischen andern Mächten durch Unterhandlung herzustellen und besonders einen Vergleich oder Frieden zu stiften sucht. Bei der Mediation sind beide feindliche Mächte wol einverstanden, die Vergleichsvorschläge einer dritten oder mehrerer vermittelnden Mächte anzuhören, aber darum nicht verbunden, dieselben auch anzunehmen. Gewöhnlich wird die Mediation nachgesucht (z. B. wie die französische in dem Kriege während des Sommers 1866 durch Oesterreich); oft aber bieten auch benachbarte oder bei dem Kriege fremder Staaten sonst betheiligte Mächte ihre Vermittelung an. Einen ganz besondern Charakter hatte die Mediation, welche Bonaparte als Erster Consul Frankreichs den streitenden Parteien in der Schweiz zur Ausgleichung ihrer nicht internationalen, sondern auf dem Gebiete des innern Staats- und Bundesrechts sich bewegenden Streitigkeiten nicht sowol anbot als aufdrang, und deren Ausfluß die sog. Mediationsacte vom 19. Febr. 1803 war. (S. Schweiz.)

Medici, ein berühmtes florentin. Geschlecht, welches, wie es scheint, aus der nördlich von Florenz gelegenen Provinz Mugello stammte und zuerst gegen Ende des 13. Jahrh. in Florenz auftritt, wo es zu den Familien des zweiten Standes, d. h. zu den höhern Popolanen gehörte. Gleich der Mehrzahl dieser Familien, kamen auch die M. im 14. Jahrh. durch Handelsgeschäfte empor, standen in den vielen Kämpfen zwischen dem alten Adel und dem «Popolo» auf seiten des letztern, erlangten aber erst 1378 eine höhere Bedeutung, als Salvestro de' M., durch Volksgunst zu der Würde eines Gonfaloniere oder zeitigen obersten Vorstandes der Republik erhoben, durch seine Bemühungen, die Macht der aristokratischen Partei der Albizzi zu vermindern, den Hauptanlaß zu dem wüsten Aufstand der untersten Volksklasse und zu der daraus hervorgegangenen Pöbelherrschaft gab, die unter dem Namen des Tumulto de' Ciompi bekannt sind. Die siegreiche Reaction der städtischen Aristokratie lastete zwar auf den M. wie auf ihrer ganzen Partei, zu welcher unter andern die ansehnlichen Familien der Ricci und Alberti gehörten. Aber Vieri und Giovanni di Bicci de' M., verschiedenen Linien entstammt, gelangten nacheinander zu großem Ansehen. Nachdem die infolge der langen und kostspieligen Kriege (namentlich gegen die mailändischen Visconti) sehr gesteigerten Abgaben die Unzufriedenheit des Volks in hohem Grade geweckt hatten, verstand Cosimo, Giovanni's Sohn, sich bei der demokratischen Partei so in Gunst zu setzen, daß die Albizzi, in der Absicht ihn unschädlich zu machen, Gewaltmaßregeln wider ihn veranlaßten, die 1434 ihren eigenen Sturz herbeiführten. Von dieser Zeit an herrschte die Mediceische Partei in Florenz. Obgleich nach Cosimo's 1464 erfolgtem Tode, unter seinem kränklichen und der Leitung des Staats nicht gewachsenen Sohne Piero, genannt Il Gottoso, Zwistigkeiten in der eigenen Faction ausbrachen, hinterließ doch Piero bei seinem Tode (1469) die von seinem Vater und von ihm ausgeübte Gewalt seinen beiden Söhnen Lorenzo und Giuliano, um welche sich die Parteigenossen scharten, sodaß die Anschläge der Gegner mislangen. Auch die 1478 ausgebrochene Verschwörung der Pazzi (s. d.), um welche Papst Sixtus IV. wußte, und die den Mord Giuliano's in der florenzer Domkirche herbeiführte, trug nur zur Kräftigung der Macht des Hauses bei, da es Lorenzo gelang, nicht nur im Innern Ruhe zu schaffen, sondern in dem darauf ausgebrochenen Kriege erst Neapel vom päpstl. Bündnisse zu lösen, dann sich mit Papst Sixtus selbst zu verständigen. Nachdem Lorenzo durch seine von nun an bis zu seinem Ableben (1492) ruhige Regierung die Grundlagen der Republik, deren Formen er bestehen ließ, untergraben hatte, stürzte zwei Jahre später die Unklugheit seines ältesten Sohnes Piero die Herrschaft des Hauses, indem derselbe beim Heranrücken König Karl's VIII. von Frankreich gegen Neapel diesem mehrere feste Stellungen einräumte, infolge dessen er als Verräther des Vaterlandes erklärt und mit seinen Brüdern, dem Cardinal Giovanni und Giuliano, nachmaligem Herzog von Nemours, aus Florenz vertrieben wurde, wo eine volksthümliche Regierung eingeführt ward. Piero's Versuche, die verlorene Stellung wieder zu erlangen, schlugen fehl, und erst lange nachdem er (zu Ende 1503) in dem Kriege zwischen Frankreich und Spanien im Garigliano den Tod gefunden hatte, gelang es im Sept. 1512 der Mediceischen Partei von neuem, sich an die Spitze zu stellen. Nachdem 11. März 1513 der Cardinal Giovanni unter dem Namen Leo X. (s. d.) den päpstl. Stuhl bestiegen, behielten der Cardinal Giulio, Giuliano's des Aeltern natürlicher Sohn, und Piero's Sohn Lorenzo, nachmals Herzog von Urbino und Vater der Katharina von Medici (s. d.), das Regiment in der Hand, welches, nachdem Lorenzo 1519 gestorben, Giulio 1523 als Clemens VII. Papst geworden, an zwei jüngere Sprößlinge der Familie, Alessandro,

Digitized by Google

angeblich natürlicher Sohn Lorenzo's, und Ippolito, natürlicher Sohn des jüngern Giuliano, unter Leitung des Cardinals von Cortona überging. Nach Roms Erstürmung durch den Connétable von Bourbon erhob sich 17. Mai 1527 die Stadt Florenz nochmals gegen die M. und vertrieb dieselben, aber das nachmalige Bündniß zwischen dem Papst und Karl V. führte im Oct. 1529 das kaiserl.-päpstl. Heer vor die Stadt, welche nach achtmonatlicher Belagerung ihre Thore öffnete und im Juli 1531 Alessandro de' M. als Herzog aufnehmen mußte, dem Namen nach mit gemischter monarchisch-republikanischer Verfassung, in der That als Alleinherrscher. Mit Alessandro, welcher Karl's V. natürliche Tochter Margarethe, nachmalige Herzogin von Parma und Mutter Alexander Farnese's, heirathete und durch seinen Vetter Lorenzino ermordet wurde, erlosch 5. Jan. 1537 der Mannsstamm Cosimo's des Alten. Die Verdienste, welche diese Mediceer sich um geistige Bestrebungen verschiedener Art erworben, werden ihnen auf immer verdienten Ruhm sichern.

Der Versuch der Florentiner, die Republik wiederherzustellen, schlug fehl, und Karl V. erkannte den jungen Cosmus, in vierter Generation von Lorenzo, dem zweiten Sohn Cosimo's des Alten, stammend, als Herzog an. In 37jähriger Regierung befestigte dieser ebenso talentvolle und scharfsinnige wie gewissenlose Mann das monarchische Regiment. Er schuf aus einem Agglomerat verschiedenartigster Bestandtheile das moderne Toscana, schlug alle Bemühungen der von der großen Familie Strozzi unter dem Schutze Frankreichs geleiteten Ausgewanderten zu Boden und eroberte 1555 im Bunde mit Spanien Siena. Er erhielt 1570 von Papst Pius V. den Titel eines Großherzogs. Er stiftete den Stephansorden und gründete die toscan. Marine. Gemäß den Traditionen seiner Familie förderte er Künste und Literatur. Sein ältester Sohn, Franz, Gemahl erst einer österr. Erzherzogin, dann der Bianca Cappello (s. d.), schritt, wiewol mit weit geringerm Talente, auf demselben Wege weiter. Seine Tochter Maria (s. d.) heirathete Heinrich IV. von Frankreich. Im J. 1587 folgte dessen Bruder Ferdinand I., bis dahin Cardinal, der beste seiner Familie und derjenige, der es vermochte, zwischen Spanien und Frankreich eine polit. Mittellinie innezuhalten. Vermählt mit Christine von Lothringen, hatte er 1609 seinen Sohn Cosmus II., Gemahl Marie Magdalenens von Oesterreich, zum Nachfolger. Unter diesem und seinem Sohne Ferdinand II. bereitete sich allmählich der Verfall Toscanas vor, ungeachtet des lebendigen Geistes und guten Willens der Herrscher, welche namentlich die Wissenschaft förderten, wie denn Galilei (s. d.), der Cardinal Leopold M., Ferdinand's Bruder, die Akademien della Crusca für Sprachkunde und del Cimento für Naturwissenschaften dem Lande den Glanz verleihen, welchen Politik und Krieg ihm inmitten der Unselbstständigkeit Italiens nicht mehr zu geben vermochten. Die Zeit Cosmus' III. (1670—1721) ist die des wirklichen Verfalls, obgleich die Mediceer und Toscana ihrer geistigen Mission auch dann und bei dem Vorwalten beschränkter kirchlicher Zwecke nie ganz untreu wurden, wie schon die Namen Fr. Redi's, Magalotti's, Bandini's, Magliabechi's u. a. zeigen. In Johann Gaste (1721—37) und dessen Schwester Anna Luisa, verwitweten Kurfürstin von der Pfalz (gest. 1743), erlosch die Familie in ihrem regierenden Zweige. Noch blühen zwei Nebenlinien, in Florenz die M.-Tornaquinci, in Neapel die M. von Ottojano, welche im 16. Jahrh. dorthin auswanderten. Zu letzterer gehörten der Cavaliere Luigi de' M., Minister Ferdinand's und Franz' I. von Neapel, gest. in Madrid 1830, und der Cardinal Francesco de' M., gest. 1857. Vgl. Litta, «Famiglie celebri italiane»; Moreni, «Glorie della casa M.» (Flor. 1826); Reumont, «Geschichte Toscanas seit dem Ende des florentin. Freistaats» (Bd. 1: «Die M. 1530—1737», Gotha 1876).

Medici (Cosimo de'), eins der ausgezeichnetsten Mitglieder der Familie Medici (s. d.), geb. 1389, der Sohn Giovanni's de' M., wurde zuerst 1416 Mitglied des alle zwei Monate wechselnden obersten Magistrats der Republik, an deren Spitze damals das mächtige Haus der Albizzi stand. Seine Klugheit und Freigebigkeit machten ihn zum Haupte einer zahlreichen Partei, die bald mit der herrschenden in Conflict gerieth. Im J. 1433 verhaftet, vermochte er nur durch Bestechung des Gonfaloniere Bernardo Guadagni den drohenden Tod in eine Verbannung nach Padua zu verwandeln. Doch waren seine Freunde so zahlreich, daß ein Jahr nachher die Signoria ihn zurückrief und Rinaldo degli Albizzi und dessen Anhänger verbannte, sodaß nun die Partei der M. die herrschende wurde. Dem Anschein nach Privatmann, waltete er doch seitdem mit Klugheit und Mäßigung als Herrscher in Florenz, während er denen, die in der That seine Werkzeuge waren, mehr als einmal die Aeußerlichkeit der Macht gönnte. Dabei machte er sich zum Gesetz, sich in seinem häuslichen Leben nie vor andern durch Aufwand und neiderregende Pracht auszuzeichnen. Seinen Ueberfluß verwendete er auf öffentliche

Digitized by Google

Bauten, mit denen er Florenz schmückte, und zu einer glänzenden Freigebigkeit nicht nur gegen seine Anhänger, sondern besonders gegen Künstler und Gelehrte. Namentlich genossen Argyropulos, Traversari, Niccoli, Marsilius Ficinus u. a. seine Wohlthaten in reichem Maße. Sein schönes Haus, jetzt Palazzo Riccardi, war Sammelplatz der Künstler und Gelehrten, und hier legte er den Grund zu den nachmals bedeutend vermehrten Bücher- und Kunstschätzen, die so viel zum Ruhm des mediceischen Namens beigetragen haben. Seine Söhne und seine Enkelinnen verheirathete er mit Töchtern und Söhnen florentin. Bürger. Mit gleicher Klugheit leitete er auch die äußern Angelegenheiten der Republik in den schwierigen Verhältnissen mit Neapel, Mailand und Venedig. Nachdem er alles gethan, was seines Hauses Macht befestigen konnte, starb er 1. Aug. 1464. Vgl. Fabroni, «Cosmi Medicei vita» (Pisa 1780).

Medici (Lorenzo de'), mit dem Beinamen Magnifico, d. i. der Erlauchte, geb. 1448, Enkel Cosimo's und Sohn des Piero de' M., stand nach des Vaters Tode 1469 bis zu seines Bruders Giuliano Ermordung 1478 gemeinschaftlich mit diesem an der Spitze der Republik ohne Herrschaftstitel. Glücklich dem auch ihm in der Verschwörung der Pazzi zugedachten Tode entronnen, sah er sich, als nunmehr alleiniges Haupt seines Hauses, in seiner Stellung durch die Liebe der Bürger um so mehr befestigt und führte sein Amt würdig seiner Väter, denen er an Klugheit und Mäßigung wie an Großmuth und Freigebigkeit, besonders aber an thätigem Eifer für Künste und Wissenschaften gleichkam. Durch Bündnisse mit Venedig und Mailand wußte er Florenz zunächst gegen die feindlichen Absichten Papst Sixtus' IV. und des Königs Ferdinand von Neapel zu decken; dann gewann er sogar den König sich zum Bundesgenossen, wodurch endlich auch der Papst und Venedig zum Frieden gezwungen wurden. Er wirkte dann durch Bündnisse mit Mailand und Neapel und seinen Einfluß auf Rom im Sinne einer Gleichgewichtspolitik, welche, solange er lebte, Italien vor äußern und innern Gefahren bewahrte. Im Handelsverkehr nicht glücklich, vermochte er sich nur durch lange fortgesetzte Verwendung öffentlicher Gelder für seine Privatzwecke in seiner Stellung zu halten, die von der fürstlichen alles nur nicht den Titel hatte. Er ließ in Florenz glänzende Volksfeste feiern, sich selbst aber umgab er mit den geistreichsten Gelehrten seiner Zeit, wie Demetrius Chalkondylas, Angelo Poliziano, Cristoforo Landino, Pico von Mirandola u. a. Er vermehrte die von Cosimo gestiftete, an Handschriften reiche Bibliothek und gewährte jungen Künstlern mittels der in seinem Garten und Casino bei San-Marco gesammelten antiken und modernen Werke Mittel zu ihrer Bildung, während er den begabtesten derselben, Michel Angelo, in jungen Jahren in das eigene Haus aufnahm. Als Dichter steht er neben den Besten seiner Nation. Geehrt von allen Regenten Europas, geliebt von seinen Mitbürgern, starb er 8. April 1492. Die «Opere di Lorenzo de' M., detto il Magnifico» (4 Bde.), erschienen zu Florenz 1826, von Großherzog Leopold II. herausgegeben, in Prachtausgabe. Vgl. Fabroni, «Vita Laurentii M.» (2 Bde., Pisa 1784); Roscoe, «The life of Lorenzo de M.» (deutsch von Sprengel, Berl. 1797 und von Spielhagen, 3. Aufl., Lpz. 1874); Reumont, «Lorenzo de M. il Magnifico» (2 Bde., Lpz. 1874).

Medicin (vom lat. medicare, heilen, demnach **Heilkunde** oder auch **Arzneikunde**) im weitern Sinne ist die Wissenschaft von der Beschaffenheit und Thätigkeit des thierischen und menschlichen Körpers im gesunden und kranken Zustand, gehört also zu den Naturwissenschaften und zerfällt, wie diese überhaupt, in einen beschreibenden und einen angewandten (exacten) Theil. Die beschreibenden Disciplinen der M. umfassen die Lehre vom Bau des Körpers (Anatomie), und zwar die des gesunden und kranken (normale und pathol. Anatomie), die je nach den Bedürfnissen der einzelnen Fächer der M. besonders ausgebildet ist. So ist z. B. für den Chirurgen die Kenntniß der gegenseitigen Lage der Körperbestandtheile wichtig, und man unterscheidet daher noch eine chirurgische oder topogr. Anatomie. Für die Bedeutung der einzelnen Körperbestandtheile wichtig ist ferner die Kenntniß vom Baue der Thiere und Menschen überhaupt, mit welchem sich die vergleichende Anatomie beschäftigt. Die genannten Zweige der Anatomie lehren den Bau des Körpers nach den einzelnen Organen, gewissermaßen im groben kennen; mit dem Studium der feinern, meist mit bloßem Auge nicht mehr wahrnehmbaren Bestandtheile dieser befaßt sich die mikroskopische Anatomie oder die Gewebelehre (Histologie), welche auch, insofern sie die gemeinschaftlichen Bestandtheile aller Organe (Zellen u. dgl.) beschreibt, allgemeine Anatomie genannt wird; sie bildet die Ergänzung zur speciellen oder besondern Anatomie. Die Bildungsgeschichte des ganzen Körpers sowie seiner Bestandtheile wird von der Entwickelungsgeschichte dargestellt; die Entwickelungsgeschichte des ganzen Thiers bis zum Antritt des selbstständigen Lebens (Geburt, Ausschlüpfen aus dem Ei) wird Embryologie genannt. Die Kenntniß vom anatom. Bau des Körpers ergänzt sich durch den Nachweis der chem.

Digitized by Google

Bestandtheile desselben, welches den Gegenstand der Thierchemie (Zoochemie) ausmacht. Zu den beschreibenden Fächern der M. ist endlich noch die Diagnostik zu rechnen, welche aus äußerlichen Zeichen, meist ohne Verletzung des Körpers, erkennt, ob derselbe gesund oder krank ist, und im letztern Falle, in welcher Weise er vom Verhalten des gesunden Körpers abweicht. Zu ihr gehören die Anamnestik, die Kunst, aus den Mittheilungen des Kranken selbst Schlüsse über seinen Zustand zu machen, und die Semiotik, die Lehre von der Kunst, aus einzelnen besondern Erscheinungen Sitz und Wesen der Krankheit zu erschließen. Die Reihe der angewandten Abschnitte der M. eröffnet die Physiologie, welche die Verrichtungen und Lebensäußerungen des gesunden und kranken Körpers kennen lehrt, und die man deshalb in eine normale und eine pathol. Physiologie trennen kann. Sie verfolgt ihr Ziel theils mit Hülfe der Physik (physik. Physiologie), theils mit Hülfe der Chemie (physiol. und pathol. Chemie). Anatomie und Physiologie sind, wiewol selbstständige Wissenschaften, dennoch blos Hülfsmittel der eigentlichen, der M. im engern Sinne, welche die Aufgabe hat, die Gesundheit zu erhalten und den kranken Körper zu heilen. Die Mittel, durch welche die Gesundheit erhalten werden kann, lehrt die Gesundheitslehre (Hygieine) kennen, welche nach der Art der Mittel und des Gegenstandes in eine öffentliche und eine private Hygieine zerfällt. Zur letztern gehören die Diätetik, die Lehre von der Lebensweise, die der Einzelne befolgen muß, um gesund zu bleiben, die Eubiotik, die Lehre von der Kunst, lange und gut zu leben, und die Prophylaktik, die Lehre, wie man sich vor bestimmten Krankheiten zu schützen vermag. Der Heilung der Krankheiten muß die Kenntniß derselben vorangehen, ein Gegenstand, mit welchem sich die Pathologie beschäftigt. Während die allgemeine Pathologie Wesen, Ursachen und Erscheinung der Krankheiten im allgemeinen erforscht, handelt die specielle Pathologie oder Nosologie von den einzelnen Krankheitsformen, die Pathogenie oder Aetiologie von der Entstehung der Krankheiten. Der Umfang der Pathologie ist sehr groß, sodaß auch hier eine Theilung der Arbeit eingetreten ist. Die Lehre von der Krankheit hat sich daher getheilt in die sog. innere M., welche sich mit dem Studium ohne mechan. Verletzung entstandener Krankheiten beschäftigt, und die äußere M. oder Chirurgie, welche sich nur mit äußern, durch mechanisch wirkende Ursachen entstandenen Krankheiten befaßt. Nach dem besondern Gegenstande zerfällt die Pathologie ferner in die Augenheilkunde (Ophthalmologie), Ohrenheilkunde (Otiatrie), Geburtshülfe, Seelenheilkunde (Psychiatrie), Heilung von Misbildungen (Orthopädie) u. s. w., zu welchen sich in neuerer Zeit noch die Pathologie der Kehlkopf- und Schlundkrankheiten (Laryngologie, Pharyngologie) gesellt hat; man unterscheidet ferner die Pathologie der Frauen-, Kinder-, Greisenkrankheiten u. s. w. Für den Arzt ist weiterhin die Prognostik von großer Bedeutung, d. h. die Lehre von der Kunst, aus dem vorausgegangenen oder gegenwärtigen Krankheitszustande den weitern Verlauf und den Ausgang der Krankheit zu erschließen. Speciell mit der Heilung der Krankheiten beschäftigt sich die Therapie, welche als Hülfswissenschaften die Arzneimittellehre (Pharmakologie), die Bäderlehre (Balneologie), die Elektrotherapie u. s. w. hat. An die Arzneimittellehre, welche die Wirkung der Arzneimittel kennen lehrt, schließt sich die Lehre von den Wirkungen der Gifte (Toxikologie), von den Kennzeichen der Arzneimittel (Pharmakognosie) und der Bereitung der Arzneien (Pharmacie) an. Staatszwecken dienen die Staatsarzneikunde und die Medicinalpolizei (gerichtliche M.).

Die Anfänge unserer medic. Kenntnisse beginnen mit Hippokrates, einem Schüler der Asklepiaden zu Kos, dessen Thätigkeit in die letzte Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr. fällt, und dessen Lehren in mannichfachster Bearbeitung bis spät in das Mittelalter herein maßgebend waren. Unter den Römern faßte Galen das gesammte medic. Wissen des Alterthums in seinen Schriften zusammen und galt für die kommenden Jahrhunderte als herrschende, unanfechtbare Autorität. In dem ganzen Zeitraume von fast zwei Jahrtausenden hat die M. wol einige Umgestaltung, aber keine wesentlichen Verbesserungen erlitten. Erst als Vesal in der Mitte des 16. Jahrh. das gewaltige Vorurtheil gegen die Section menschlicher Leichen überwand und die Anatomie des menschlichen Körpers lehrte, trat sie aus dem Bann der Tradition heraus und wurde selbstständige Wissenschaft. Der erste pathol. Anatom war Morgagni zu Anfang des 18. Jahrh.; ihm folgten Lieutaud, Portal, John Hunter und Baillie, während Rokitansky und Virchow die pathol. Anatomie auf ihre heutige Höhe gebracht haben. Die wichtigste Entdeckung in der Physiologie machte im Anfang des 17. Jahrh. Harvey in dem Kreislaufe des Blutes. Im Anfang des 19. Jahrh. begründete Bichat die allgemeine (mikroskopische) Anatomie und gab damit der neuern wissenschaftlichen Richtung der M. ihren Ausgang. Den wesentlichsten Fortschritt in der Pathologie machte Laennec durch Erfindung der jetzt üblichen Untersuchungsmethoden (Auscultation und Percussion), die durch Skoda, Traube, Bamberger u. a. eine hohe Aus-

Digitized by Google

bildung erlangten. Mit der Entwickelung der gesammten Naturwissenschaften hat auch die M. ziemlich Schritt gehalten, und ihre weitere Ausbildung ist jetzt abhängig von der Uebertragung physik. und chem. Gesetze auf die Erscheinungen des gesunden und kranken Körpers. Vgl. Wunderlich, «Geschichte der M.» (Stuttg. 1859); Häser, «Lehrbuch der Geschichte der M. und der epidemischen Krankheiten» (3. Aufl., 3 Bde., Jena 1875 fg.); Baas, «Grundriß der Geschichte der M. und des heilenden Standes» (Stuttg. 1876); Petersen, «Hauptmomente in der geschichtlichen Entwickelung der medic. Therapie» (Kopenh. 1877). Von medic. Zeitschriften ist außer den für die einzelnen Fächer der M. existirenden insbesondere der an Canstatt's «Jahresbericht» u. s. w. (15 Bde., Würzb. 1851—65) sich anschließende von Virchow und Hirsch herausgegebene «Jahresbericht über die Leistungen und Fortschritte in der gesammten M.» (Bd. 1—22, Berl. 1867—77 fg.) zu nennen.

Medicinalpolizei, Sanitätspolizei (politia medica) umfaßt denjenigen Theil der Staatsarzneikunde, dessen Aufgabe in der Erhaltung und Förderung des allgemeinen Gesundheitszustandes, insbesondere in der Fernhaltung von Krankheitsursachen durch öffentliche und staatliche Mittel besteht. In dieser Beziehung bildet namentlich die Abwendung und energische Bekämpfung der Seuchen oder Volkskrankheiten ein wichtiges Kapitel der M., insofern durch sorgfältige Ueberwachung der Flüsse, Kanäle, Senkgruben und Aborte, durch Beaufsichtigung der Brunnen, durch rechtzeitige Isolirung der Erkrankten, bei einzelnen Seuchen durch Anwendung specifischer Schutzmittel, wie der Impfung gegen die Pocken, der sanitätspolizeilichen Ueberwachung der Prostitution gegen die Syphilis u. a. m., größere Epidemien ganz verhütet oder wenigstens auf einen geringen Umfang beschränkt werden können. Von gleicher Wichtigkeit ist die strenge Ueberwachung der Nahrungs- und Genußmittel und der Schutz der Bevölkerung gegen schädliche Beschaffenheit derselben; zu diesem Zweck wendet sich die Gesundheitspolizei in Verbindung mit der Gewerbegesetzgebung gegen directe Fälschung und als Marktpolizei gegen den Verkauf verdorbener, verfälschter und entwertheter Nahrungs- und Genußmittel. Eine nicht minder wichtige Aufgabe der M. ist die hygieinische Beaufsichtigung der Schulen und Schuleinrichtungen, der Fabriken, Armenhäuser und Gefängnisse, die Aufsicht über Handel und Verkehr mit Giften und die Abwendung der bei vielen Gewerben drohenden chem. Schädlichkeiten (durch Blei, Quecksilber, Phosphor, schädliche Gasarten u. dgl.). Ebenso hat die Sanitätspolizei den öffentlichen Krankenanstalten und Siechenhäusern, den Bädern und Gesundbrunnen, den Rettungsmitteln für Verunglückte und Scheintodte und der Verhütung von Unglücksfällen ihre unausgesetzte Aufmerksamkeit zu widmen. Die medicinalpolizeilichen Gesetze und Anordnungen, deren Handhabung den obrigkeitlich bestellten Medicinalbeamten und den vorgesetzten Medicinalcollegien obliegt, betreffen somit im wesentlichen das ganze große Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege (s. d.). Vgl. Lion, «Handbuch der Medicinal- und Sanitätspolizei» (3 Bde., Iserl. 1862—75); Pappenheim, «Handbuch der Sanitätspolizei» (2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1868—70); Sander, «Die engl. Sanitätsgesetzgebung» (Elberf. 1869).

Medicinalwesen (Medicinalordnung, Sanitätswesen) heißt derjenige Theil der Staatsarzneikunde, welcher von der staatlichen Organisation des öffentlichen Gesundheitswesens und von der Oberaufsicht über die Bildungsanstalten für die Aerzte und das Medicinaldienstpersonal sowie über die ärztlichen Prüfungsanstalten handelt. In den meisten deutschen Staaten ist dem Ministerium des Innern ein Obermedicinalcollegium gewissermaßen als oberste Centralstelle für Medicinalangelegenheiten zuertheilt, welche die gesammten ärztlichen Interessen des Landes wahrzunehmen hat; in Preußen ist dies die aus den namhaftesten Fachmännern zusammengesetzte «wissenschaftliche Deputation für das M.», welche dem Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten beigegeben ist, wohingegen als Mittelbehörden unter dem Oberpräsidenten jeder Provinz besondere Medicinalcollegien, bei den einzelnen Regierungen Medicinalräthe, in den einzelnen Kreisen die staatlich bestellten Kreismedicinalbeamten (Kreisphysikus, Kreiswundarzt, Kreisthierarzt) fungiren. Außerdem ist für das Reich seit 1876 ein oberstes «Reichsgesundheitsamt» als berathendes und begutachtendes Organ für das öffentliche Gesundheitswesen dem Reichskanzleramte untergeordnet worden. Während den Aerzten selbst seither ein directer Einfluß auf das M. verschlossen war, hat man neuerdings in einigen Staaten, wie in Baiern, Sachsen und Baden, den Versuch gemacht, den praktischen Aerzten durch Gründung ärztlicher Bezirksvereine, welche eine Anzahl von Delegirten zur obersten Landesmedicinalbehörde absenden, Gelegenheit zu selbstständigen Anträgen und zur Wahrung der Standesinteressen zu gewähren. Vgl. Horn, «Das preußische M.» (2. Aufl., 2 Thle., Berl. 1863); Stein, «Die innere Verwaltung» (2. Thl.: «Das öffentliche Gesundheitswesen», Stuttg. 1867).

Digitized by Google

Medien (semit. Madai) hieß im Alterthume der großentheils gebirgige nordwestl. Theil von Iran. Das Land wurde im N. und NO. durch das Kaspische Meer, im O. und SO. durch die iran. Sandwüste, im S. durch Persien, im W. durch Assyrien, im NW. durch Armenien begrenzt und umfaßte die heutigen Provinzen Irak-Adschemi, einen Theil Kurdistans, Luristan, Aserbeidschan und Ghilan. Später theilten es die Geographen in Großmedien (umfassend die Sagartier, Choromithrene, die Tapurier, Rhagä, Sigriana, das Land der Sidices und der Parakô, Daritis sowie die Gegend um das Gebirge Parachoatras), den südl. Theil, und in Kleinmedien oder Media-Atropatena. Letzterer Theil, der nach dem Atropates, einem von Alexander nicht unterworfenen Satrapen des Perserreichs, benannt wurde, erhielt sich unter eigenen Herrschern unabhängig bis auf Antiochus III. (220). Die Hauptstädte M.s waren Ekbatana (s. d.) und Rhagä (unter den Parthern). Von letzterer hieß ein Theil des Landes auch Rhagiana. Unter den Producten M.s werden namentlich die edeln Pferde aus den nisäischen Gefilden, Salz und Smaragde genannt. Der Name M. scheint kein arischer zu sein; in den turan. Keilinschriften heißt Mada Land. Doch früh scheinen schon die Arier von Baktrien und Sogdiana das Land besetzt und die turan. Ureinwohner unterjocht zu haben. Daher die Angabe Herodot's, daß die Meder früher Arier geheißen. Letzteres bezieht sich auf die im 3. Jahrtausend v. Chr. von Baktrien hereinbrechenden Indogermanen, die schon als Herren von Babylon in dem babylon. Geschichtschreiber Berosus erscheinen und den Namen des eroberten Landes annahmen. Die Stämme der Meder (nach Herodot) waren die Busen (Erdentsprossene), Paratacenen (im Süden), Struchaten (Zeltbewohner), Arizanten (arischen Geschlechts), Budier und Magier (s. d.) Der Kern des Volks war schon im Alterthum, wie noch heute, turan. Ursprungs, dagegen die herrschende Aristokratie arisch, die eine mit dem Altpersischen identische Sprache redete. Die Meder machten sich von den Assyrern im 8. Jahrh. unabhängig und wählten sich später eigene Fürsten, von denen Dejoces (710—653), nach Herodot, den Königstitel annahm. Sein Sohn Phraortes (653—635) unterwarf die noch unabhängigen Perser, fiel aber im Kampf gegen die Assyrer. Dessen Sohn Cyaxares (635—595, Uvakhsatara der Keilinschriften) zog gegen Ninive, konnte indessen letzteres, in Gemeinschaft mit dem Babylonier Nabopolassar, erst 606 zerstören, nachdem er die kurz nach seiner Thronbesteigung über M. hereinbrechenden Scythen bewältigt hatte. Nach der Zerstörung Ninives bestand das Reich der Meder noch ungefähr 45 Jahre, bis der Perser Cyrus nach dem Sturze des Astyages, des Sohnes des Cyaxares, und der Besiegung des Prätendenten Cyaxares II. den Thron bestieg. Das Medische Reich hat nie, trotz der Angaben des Ktesias und der ihm folgenden Griechen, eine Weltrolle gespielt wie die Assyrer und die Perser; es erstreckte sich nie über den Halys hinaus, und während der ganzen Dauer seines Bestehens wurde es immer von den Lydiern und den mächtigen Babyloniern im Schach gehalten. Erst durch dieser Völker Unterwerfung bildete Cyrus das Persische Reich, in dem die arischen Meder mit den Persern gleiche Berechtigung hatten. Mehrmals suchte sich M. vergeblich unter eigenen Königen zu constituiren, doch folgte es seitdem dem Schicksal Persiens. Durch Alexander d. Gr. wurde es macedonisch, durch Seleukus syrisch; unter Demetrius Soter (152) fiel es an den parthischen Arsaciden Mithridates I. Einen eigenen König hatte es momentan in Artavasdes, gegen den Antonius (36) Krieg führte. Seitdem ist auch sein Name aus der Geschichte geschwunden und findet sich nur noch als geogr. Bezeichnung in dem nur von Gelehrten gekannten neupers. Mâd.

Medina, arab. Medynat-el-Nabi, d. h. Stadt des Propheten, früher Yatreb genannt und schon von Ptolemäus als Jathrippa erwähnt, die zweite Hauptstadt von Hedschâz im westl. Arabien, mit einer Bevölkerung von 16—20,000 E., ist berühmt als die zweite heilige Stadt der Moslem, durch Mohammed's Flucht dahin und dessen Tod daselbst. Sie liegt 400 Kilom. nördlich von Mekka und 201 Kilom. nordöstlich von dem Seehafen Yanbo am Rothen Meere, und zwar am Rande der großen arab. Wüste und dicht am Fuße der Hedschâzkette, 1000 Mt. über dem Meere, in einer auf drei Seiten von Bergen umschlossenen, von Gießbächen wohlbewässerten, fruchtbaren, mit Gärten, Dattelpflanzungen und zerstreuten Kornfluren bedeckten Ebene und besteht aus der innern Stadt, mit crenelirten Thürmen und vier Thoren in der Mauer, und den Vorstädten. Die innere Stadt, von ovaler Gestalt, endet gegen Nordwesten mit einem spitzen Winkel, in welchem auf einer Felserhöhung die feste Citadelle liegt, ist ringsum mit einer 11—13 Mt. hohen starken Steinmauer umgeben und von 30 Thürmen flankirt, und gilt als die Hauptfeste von Hedschâz und nächst Aleppo als eine der schönsten Städte des Orients, obschon sie gegenwärtig im Verfall. Die Hauptstraße geht von dem südlichen oder Kairothore (Bab-el-Masri), einem der schönsten des Orients, gegen Nordosten zu der Hauptmoschee, und

Digitized by Google

von dieser läuft die zweitgrößte oder El-Belat zum nördl. oder syr. Thore (Bab-es-Schami). Nur in diesen beiden Straßen sind die Kaufläden. Die Häuser haben meist zwei Stockwerke, platte Dächer und sind ganz von Stein aufgebaut, wie auch mehrere Straßen mit großen Steinen gepflastert sind. Größere Bauwerke fehlen bis auf die große Hauptmoschee. Außer ihr werden noch eine schöne Medresse, einige kleine Moscheen, ein großes Kornmagazin, ein öffentliches Bad und einige Khane oder Okals genannt. Während interessante Architekturen fehlen, ist dagegen M. durch viele schöne, von Gärten, Brunnen, Bewässerungen, Marmorbassins u. s. w. umgebene Privatwohnungen ausgezeichnet. Die Vorstädte im Westen und Süden nehmen größern Raum als die Centralstadt selbst ein, von welcher sie durch einen breiten Raum, den Monâkh, getrennt sind, der vom Halten der Kamele und Karavanen seinen Namen hat und stets gedrängt von Kamelen, Beduinen, Hökern, Läden und Cafés und Menschengruppen besetzt ist. Von den vielen Moscheen, welche einst in der Vorstadt standen, sind nur noch zwei vorhanden, und als einziges großartiges Bauwerk befindet sich hier nur der im 16. Jahrh. angelegte unterirdische Kanal, welcher von dem 3,7 Kilom. im Süden gelegenen Dorfe Roba Wasser herleitet. Die Hauptmoschee El-Haram, d. h. die Unverletzbare (von keinem Ungläubigen Betretbare), auf der Stelle des Hauses erbaut, in welchem Mohammed starb, und dessen heilige Grabstätte umschließend, ist weit kleiner als das Baitullah oder Gotteshaus zu Mekka, obwol im wesentlichen ganz nach demselben Plane 1502 mit einem innern Hofraume, umherlaufenden Colonnaden und Mittelbau errichtet, 135 Mt. lang und 107 Mt. breit. Ihr Gewölbe wird von 400 Säulen getragen und 300 Lampen erleuchten sie Tag und Nacht. In ihrer Südostecke, die mit Marmorgetäfel, Mosaikboden und reichen Goldinschriften auf weißen Marmortafeln ornamentirt ist und durch hohe Fenster mit Glasmalereien ihr Licht empfängt, steht das Grab Mohammed's, mit einem eisernen, grün angestrichenen Filigrangitter umgeben, das hier und da mit goldenen Inschriften versehen und so dicht gearbeitet ist, daß man, einige offen gelassene Fenster abgerechnet, nicht in das Innere hineinsehen kann. An der Südseite des Grabmals, wo die Grillage mit Silber plattirt ist, werden die Gebete der Pilger gehalten. Die Erlaubniß zum Eintritt in diese Grillage oder El-Hedschra erhalten nur Paschas, Anführer der Hâdsch und solche, die 12—15 Doll. dafür zahlen. Nur wenige sind aber zu solchem Aufwand neugierig genug, weil nichts als kostbare Vorhänge mit Stickereien zu sehen, die aus Konstantinopel geschickt werden. Diese Stoffe werden alle sechs Jahre gewechselt und die alten zurückgesendet, um als geweihte Grabdecken für die Leichen der Sultane und Prinzen zu dienen. Die Zeuge bedecken einen von zwei Säulen getragenen viereckigen Bau von schwarzen Steinen, in dessen Mitte der weiße Marmorsarg mit Mohammed's angeblich noch unversehrtem Leichnam und ihm zur Seite die Särge der Khalifen Abubekr und Omar und Fatima's, der Tochter Mohammed's, stehen. Ein fünfter Platz ist für Jesu Grab bereit, wenn er den Jüngsten Tag verkündet haben und gestorben sein wird, damit er bei der Auferstehung von hier in Gemeinschaft mit Mohammed zum Himmel auffahre, wo er die Gläubigen von den Ungläubigen scheiden wird. Die Stadt ist den Christen durchaus verboten. M. lebt nicht vom Handel, wie Mekka, man treibt etwas Landbau, arbeitet nur für den eigenen Bedarf oder für den der nächsten Beduinen. Blos mit dem Hafenort Janbo (s. d.), welcher Getreide und andere Nahrungsmittel aus Aegypten einführt, werden bedeutendere Geschäfte gemacht. Das Haupteinkommen aber bieten die Moscheen, der Fremdenverkehr und die von der ganzen mohammed. Welt gespendeten Almosen. Der Scherif von Mekka gibt sich den Titel eines Herrn von M., ist es jedoch eigentlich nie gewesen. Vgl. Burton, «Personal narrative of a pilgrimage to el Medinah and Meccah» (2 Bde., Lond. 1855); Wüstenfeld, «Das Gebiet von M.» (Gött. 1873).

Medina (d. i. arabisch: Stadt) heißen in Spanien aus der Zeit der Araberherrschaft vier Städte. — M.-Celi oder Medinaceli, eine Villa von 1100 E. in der altcastil. Provinz Soria, im Quellbecken des Ebrozuflusses Xalon, an der Bahn von Madrid nach Saragossa und der altcastil.-aragon. Hauptstraße gelegen, ist der Stammsitz der Herzoge gleichen Namens, die hier ein großes, alterthümliches Schloß besitzen. Der Ort hat einen röm. Triumphbogen sowie die Ueberreste einer röm. Straße und ist angeblich das alte Ocellis. Tarik eroberte hier 711 die angebliche Tafel Salomo's, die reich mit Edelsteinen und Perlen besetzt war und 714 nach Syrien geschafft wurde. — M. del Campo, eine Villa von 4500 E. im südwestl. Theil der altcastil. Provinz Valladolid, an der galic. Heerstraße, 650 Mt. über dem Meere, in einer fruchtbaren, wegen ihres vortrefflichen Weizens berühmten Ebene, ein alter, einst hochberühmter und volkreicher Ort, jetzt Hauptstation der Nordbahn und Knotenpunkt für die Zweigbahnen nach Zamora und Salamanca, hat 15 Kirchen und zwei Spitäler. Die Stadt war im Mittel-

Digitized by Google

alter der Geburtsort und die Residenz mehrerer Könige und in ihrem Schlosse saß Cäsar Borgia 1504 gefangen. — M. de Rioseco (d. h. des trockenen Flusses), eine Ciudad von 5500 E. im Norden derselben Provinz, am rechten Ufer des oft wasserlosen Duerozuflusses Sequillo und an der galic. Heerstraße, liegt sehr uneben auf zwei Hügeln in einer fruchtbaren, viel Wein producirenden Gegend. Die Stadt hat drei Kirchen, darunter die goth. Liebfrauenkirche mit prachtvollem Hochaltar und 24 Glocken, zwei Hospitäler und ein Castell. Im Mittelalter war sie ein Hauptstapelplatz des span. Handels mit so blühendem Verkehr, daß sie auch India-Chica oder Klein-Indien genannt wurde. Ihr Tuch und Leinen gehörten zu den wichtigsten Artikeln Castiliens. Noch jetzt finden hier im April und September sehr besuchte Jahrmärkte statt. Am 14. Juli 1808 siegten hier die Franzosen unter Bessières über Cuesta. — M.-Sidonia, Ciudad von 10,800 E., in der andalus. Provinz Cadix, auf steiler Anhöhe hoch über dem nach ihr benannten Hügellande 210 Mt. über dem Meere gelegen, im Mittelalter als Festung und westgoth. Bisthum Assidonia, dann arab. Schidúna genannt, ist ein finsterer Ort mit steil ansteigenden Gassen, einer schönen goth. Hauptkirche und den Ruinen eines großen Schlosses, der Stammburg der Herzoge von M.-Sidonia aus dem Hause Guzman.

Medium, in der Mehrzahl Medien, s. Spiritismus und Tischrücken.

Medjidié-Orden, türk. Verdienstorden, wurde im Aug. 1852 vom Sultan Abdul-Medjid gestiftet. Er besteht aus fünf Klassen; die Decoration ist eine silberne Sonne mit sieben Strahlengruppen, zwischen denen sich je ein kleiner fünfspitziger Stern mit einem Halbmonde befindet. Das Ordensband ist purpurroth mit grünen Randstreifen.

Medoc, Landschaft in der ehemaligen Provinz Guyenne des südwestl. Frankreich, zwischen der Garonne, dem Meere, den Landschaften von Buch, Bordeaux und Bazas, in Ober- und Nieder-M. getheilt und dem jetzigen Arrondissement Lesparre im Depart. Gironde entsprechend, ist großentheils eine mit Teichen, Heiden und Gehölzen bedeckte Einöde an der Garonne, aber sehr fruchtbar, namentlich an geschätzten Weinen, den sog. Medocweinen. (S. Bordeauxweine.) Das Fort M. liegt 30 Kilom. unterhalb Bordeaux, links an der Gironde, welche es bestreicht; es wurde 1690 nach Vauban's Angaben aufgeführt, aber nie ganz vollendet. Der Hauptort des Landes und des genannten Arrondissements ist das Städtchen Lesparre, 68 Kilom. im Nordnordwesten von Bordeaux, in üppiger, fruchtbarer Gegend gelegen und von Weinhügeln umringt, Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz und einer landwirthschaftlichen Kammer, mit 3656 E., welche Handel mit Vieh, Samen, Gemüsen, Harzen, Schmalz, Wollzeug und andern Manufacturen treiben. Der Haupthafen für die Medocweine ist die kleine Seestadt und Lootsenstation Pauillac (nicht Pouillac), 41 Kilom. im Nordnordwesten von Bordeaux, an der Gironde, mit 4222 E., einem Handels- und Ausbesserungshafen, einem Leuchtthurm und lebhaftem Küstenhandel. Die Weinberge von M. bedecken ein Areal von 20,000 Hekt. und liefern in einem gewöhnlichen Jahrgange 82,000 Hektolit. Wein. In Ober-M. ziehen sie sich 45 Kilom. in die Länge hin, bei einer wechselnden Breite von 7—20 Kilom. Hier wachsen in den Cantonen Castelnau de M. und Pauillac die feinsten Weine der ganzen Gironde, in ersterm Château-Margaux (80 Hekt. mit 100—110 Tonnen Ertrag), in letzterm Château-Laffitte (67 Hekt., 120—150 Tonnen), Château-Latour (42 Hekt., 70—90 Tonnen); außerdem gehören hierher die Gewächse von Pauillac selbst, von Cantenac, St.-Julien, Ludon, Labarde u. a.

Medoc-Indianer, s. Modoc-Indianer.

Medschidieh, neu angelegte Tatarenstadt in der türk. Donauprovinz, auf der Grenze der Dobrudscha und Bulgariens und an der Eisenbahn von Czernawoda nach Küstendsche, welche ihre Entstehung dem Bau dieser Eisenbahn sowie der 1859 ihren Höhepunkt erreichenden Einwanderung von Tataren aus Südrußland verdankt. Beim Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs 1877 verließen jedoch die Tataren wieder zu Tausenden die Stadt, sodaß die Bevölkerung von 22,000 E. auf 10,000 herabsank. Vor dem Kriege wurden hier jährlich zwei Messen gehalten.

Medusa, die Sterbliche der Gorgonen, s. Gorgo.

Medusen oder Quallen, s. Acalephen.

Meer heißt im allgemeinen die ganze zusammenhängende Wassermasse, welche das Festland der Erde von allen Seiten umgibt und wahrscheinlich von Pol zu Pol reicht. Es bedeckt von den 509,950,714 QKilom., welche die Oberfläche des Erdkörpers mißt, 375,114,472 QKilom. und nimmt sonach fast drei Viertel der gesammten Erdoberfläche ein. Die bei weitem größte Wassermasse kommt auf die südl. Hemisphäre; die Hauptmasse des Festlandes findet sich um den Nordpol. (S. Land.) Um sich auf dieser großen Wasserfläche leichter orientiren und die wechselseitige Lage der Landmassen bequemer bestimmen zu können, haben die Geographen

Digitized by Google

das M. in fünf Hauptabtheilungen zerlegt, die bald Oceane, bald M. genannt werden. Diese Hauptabtheilungen sind: das arktische oder nördl. Eismeer und das antarktische oder südl. Eismeer, das Atlantische M., das Stille M. oder der Große Ocean (auch Australocean oder Südsee genannt) und das Indische M. Die Ränder des Landes, welche das allgemeine Gewässer auf der Oberfläche berühren, heißen Gestade oder Küsten (s. d.). Von den genannten Hauptmeeren unterscheidet man die sog. Nebenmeere, d. h. weit in das Land hineinreichende und von diesem mehr oder weniger umschlossene Theile oder Glieder eines Hauptmeers. Ein solcher Meerestheil heißt Meerbusen, Golf (s. d.) oder Bai (s. d.), wenn er auf allen Seiten von Land umgeben ist bis auf eine, an welcher er mit dem übrigen M. in Verbindung steht. Findet diese Verbindung in einer breiten Strecke statt, sodaß das begrenzende Land auf dieser Strecke hin divergirt, so hat man den offenen oder Meerbusen im engern Sinn, der so groß sein kann, daß man ihn selbst mit dem Namen eines M. bezeichnet, wie z. B. den bengalischen. Wenn dagegen der Zusammenhang mit dem übrigen M. durch einen verhältnißmäßig schmalen Meeresarm, der dann Meerenge, Straße, Sund oder Kanal heißt, vermittelt wird, sodaß das begrenzende Land nach dieser Stelle hin convergirt, so hat man ein Binnenmeer, das um so landseeartiger erscheint, je schmaler der verbindende Meeresarm ist, wie das Mittelmeer oder Mittelländische M. mit der Straße von Gibraltar. Es kann aber ein solches Binnenmeer auch durch mehrere Kanäle im Zusammenhang mit dem übrigen M. stehen, wie z. B. die Ostsee durch den Sund und die beiden Belte, und der Meerbusen selbst gewinnt die Gestalt eines Mittel- oder Binnenmeers, wenn seiner breiten, offenen Seite Inselketten oder Inselgruppen vorliegen, zwischen welchen verschiedene Kanäle hindurchführen, wie dies bei dem sog. centroamerikanischen Mittelmeer, d. i. dem Golf von Mexico und dem Antillenmeer, sowie bei dem südchinesischen M. der Fall ist. Man betrachtet sogar im Gegensatz zu dem offenen Ocean auch solche Gewässer als Binnenmeere, welche gar nicht vom Festlande, sondern nur von Inselgruppen umschlossen werden, wie die Java-, Banda-, Celebes- und Sulusee im Ostindischen Inselmeer. Durch die Gliederung des Landes kann auch eine Verkettung oder ein Uebergang aus einer in die andere Grundform bewirkt werden, sodaß ein Meerbusen zuerst in einer Straße und jenseit derselben wieder in ein Binnenmeer verläuft, wie z. B. das Arabische M. durch die Straße von Hormuzd in den Persischen Golf, der Meerbusen von Aden durch die Straße Bab-el-Mandeb in das Rothe M., das Jonische M. durch die Straße von Otranto in das Adriatische, das Aegäische durch den Hellespont in das Marmarameer und dieses wieder durch den Bosporus in das Schwarze M. Kleine Meerbusen heißen Buchten. Diese bilden, wenn sie neben dem Schutz gegen Winde zugleich sichern Ankergrund und gehörige Tiefe zum Ein- und Auslaufen der Schiffe darbieten, «natürliche Häfen», die jedoch meistens erst durch menschliche Kunst zu wirklichen Häfen gestaltet werden. (S. Hafen.) Rheden dagegen sind Ankerplätze nahe der offenen See, aber bereits so mit Land umgeben, daß sie Schutz gegen Wind und offene See bieten. Fjorde sind lange, schmale Buchten, beziehungsweise auch Kanäle an zerrissenen Küsten, meistens an felsigen Gestaden, wie in Norwegen, in Schottland (wo sie Firths heißen), an dem südlichsten und nördlichsten Theile der Westküste Amerikas, aber auch an flachen, wie bei der cimbrischen Halbinsel der Liimfjord (s. d.). Andere meerbusen- oder buchtenartige Formen, wie das Haff (s. d.), der Strandsee, der Liman (s. d.), das Aestuarium (s. d.), die Lagune (s. d.), gehören mehr der Beschreibung der Küsten und Flüsse an als der eigentlichen Oceanographie oder Beschreibung des M. (S. Hydrographie.)

Die Meerestiefe ist noch sehr unvollkommen erforscht, weil das Senkblei oder der Bathometer (s. d.), d. i. das Instrument, dessen man sich zu deren Messung bedient, seinem Zweck seither nicht vollkommen entsprach. Noch in der Mitte des 19. Jahrh. wurde die Tiefe des M. sehr überschätzt, und zwar selbst auf Grund vorsichtig ausgeführter Messungen. Sir James Roß hatte zuerst auf seiner antarktischen Reise (1839—43) umfassende Messungen angestellt und 1425 Kilom. westlich von St.-Helena eine Tiefe von 8412,4 Mt., der engl. Kapitän Denham 30. Oct. 1852 zwischen der Mündung des La-Plata und der Insel Tristan d'Acunha die ungeheuere Tiefe von 14,092 Mt. gefunden. In demselben Jahre sah der amerik. Lieutenant Parker etwas westlicher sogar 15,179 Mt. seiner Leine ablaufen, ohne Grund zu finden. Aber diese Messungen waren angestellt, ehe man die Unzuverlässigkeit der dabei angewandten Instrumente kannte. Der amerik. Nautiker Maury (s. d.) erhob sofort Zweifel an deren Richtigkeit und glaubte die Denham'sche und die Parker'sche Angabe zu 7315 und 10,973 Mt. corrigiren zu müssen, erklärte auch überdies alle nach der bis dahin üblichen Methode angestellten Tiefenmessungen, welche 2400—3000 Mt. übersteigen, für unsicher. Erst in neuerer Zeit ist man

Digitized by Google

nach Aufwendung vieler Kosten und Mühe, nachdem der Bathometer vollkommenere Construction erhalten, zu befriedigendern Resultaten gelangt, und namentlich haben zuerst die genauen Untersuchungen des Seebodens zum Behuf der Legung des Atlantischen Kabels (s. Telegraphie), in neuester Zeit die wissenschaftlichen Untersuchungen der Schiffe Challenger, Porcupine, Gazelle, Tuscarora u. s. w. dazu beigetragen. Die größte wirklich gefundene Tiefe im Atlantischen Ocean (s. d.) ist im Norden von St.-Thomas ermittelt. Sie beträgt 7081 Mt., also nur 1843 Mt. weniger, als die Höhe des Gaurisankar oder Mount-Everest, des höchsten gemessenen Himalajagipfels, über das M. beträgt; die im Großen Ocean fand sich östlich von Japan zu 8513 Mt., sodaß der Unterschied zwischen dem höchsten und tiefsten Punkte der Erdoberfläche sich danach auf 17,356 Mt. berechnet. Eine sehr schnelle Zunahme der Meerestiefe findet namentlich in der Nähe der Küsten statt; ja die tiefsten Stellen scheinen im allgemeinen nicht in der Mitte der Meere, sondern in der Nähe der Küsten sich vorzufinden. (S. Tiefenmessung.) Binnenmeere haben in der Regel eine weit geringere Tiefe als der offene Ocean. Aus den verschiedenen Tiefen, welche das M. an verschiedenen Orten hat, kann man nun schließen, daß auch der Meeresgrund oder Meeresboden, ähnlich der Oberfläche der Erde, wie mit Mulden und weiten Ebenen, so mit Anhöhen, einzelnen Bergen und ganzen Gebirgen ausgestattet sein muß. In allen Oceanen bedeckt den Meeresboden ein feiner Kalkschlamm, den Huxley Bathybius (s. d.) nannte. Die Temperatur am Meeresboden hat man in der Nähe der Polarmeere bis zu —1,5°, im Polarmeere bis unter —3°, in den mittlern und niedrigern Breiten bei 4000 und 6000 Mt. Tiefe zu + 1° bis 2°, am Aequator zu wenig über 0°, südlich vom Aequator zu weniger als 0° gefunden. Die Spitzen und Rücken unterseeischer Berge zeigen sich vorragend als Inseln (s. d.). Auch die Bänke (s. d.) im M. sind solche Erhöhungen des Meeresbodens, sowol die Sandbänke wie die Korallen- und Austernbänke. Riffe heißen die an der Küste sich hinziehenden Reihen von Felsen und Klippen. In der Ostsee führen die einen Theil der schwed. Küste einfassenden Klippen den Namen Scheeren. Das M. nimmt die meisten das Land durchschneidenden Flüsse in sich auf, ohne selbst einen Abfluß zu haben; es müßte daher unaufhörlich zunehmen und steigen, wenn nicht durch die fortwährend an seiner Oberfläche stattfindende Wasserverdunstung eine ungeheure Wassermenge von der Atmosphäre aufgenommen und in Gestalt von Nebel und Wolken zum Theil dem Lande wieder zugeführt würde.

Dem allgemeinen Gesetze des Wassers, daß es stets strebt, an seiner Oberfläche einen horizontalen Stand einzunehmen, folgt auch das M., und da alle M. untereinander in Verbindung stehen, so ergibt sich hieraus, daß die Oberfläche des M. auch überall dieselbe Höhe haben muß. Deshalb wird auch der Meeresspiegel als die einzig wahre Grundlage der Messungen, nach der man die Höhe des Festlandes bestimmt, allgemein angenommen. So richtig dieser Grundsatz im allgemeinen ist, so machen doch hiervon die Binnenmeere meist eine Ausnahme, indem diese in der Regel einen höhern Wasserstand haben als der offene Ocean. Die Ursache davon liegt in der verhältnißmäßig größern, von den Küsten aus ihnen zuströmenden Wassermenge, deren sie, vom Festlande nach den meisten Seiten hin eingeschlossen und mit der übrigen Wassermasse nur durch enge Kanäle verbunden, nicht so schnell sich entledigen können. Nächst den Höhenverschiedenheiten einzelner Theile des M. bilden einen noch interessantern Wechsel des Niveau die Erscheinungen der Gezeiten oder der Ebbe und Flut (s. d.). Von den Gewässern des Festlandes unterscheidet sich das Meerwasser durch seinen Geschmack, der außer seiner salzigen Beschaffenheit noch einen Zusatz von widerlicher Bitterkeit hat, übrigens in den verschiedenen M. verschieden und bei größerer Entfernung vom Lande am salzigsten ist. Das Salz verhindert die Fäulniß des Seewassers keineswegs; vielmehr lehrt die Erfahrung, daß das Seewasser selbst, wenn es in Ruhe steht, viel leichter fault als reines Wasser. Dagegen gibt der Salzgehalt dem Meerwasser einen Zusatz von specifischer Schwere, der es geschickt macht, größere Lasten zu tragen, und das Schwimmen erleichtert. Die Meeresfarbe im allgemeinen ist schwach grünlich (meergrün). In dieser Grundfarbe treten aber vielfache Aenderungen ein, die bald in dem Leuchten der Sonne, bald in der Farbe des Himmels, bald in der Nähe und Farbe des Grundes, bald in andern Einwirkungen ihre Ursachen haben. Wenn die Sonne in schräger Richtung das M. bescheint, so sieht man häufig auf der Lichtseite einen herrlich smaragdgrünen Schein, auf der Schattenseite zeigt sich dagegen ein ebenso herrliches Purpurroth. Bei Stürmen pflegt das M. grün und in Gegenden, wo das Senkblei bald den Grund erreicht, oft milchfarbig zu erscheinen. Klippen verursachen einen bräunlichen oder schwärzlichen, Schlammgrund einen graulichen Ton. Kalkküsten geben dem Wasser eine auffallend helle Farbe, und vom Ufer aus erscheint das M. zuweilen ganz dunkelblau. Eine merkwürdige Erscheinung ist auch das

Digitized by Google

oft beobachtete Leuchten des M., welches einen prachtvollen Anblick gewährt und von Forster aus drei verschiedenen Ursachen erklärt wird. Zuweilen leuchtet nämlich blos die Bahn, welche das Schiff auf der glatten Wasserfläche zurückläßt, was Forster von der aus Reibung des Schiffs am Wasser bei der schnellen Bewegung erregten Elektricität herleitet; öfters leuchten aber alle Wellen, die an feste Gegenstände anschlagen, was, besonders zur Zeit der Windstille, phosphorischen, durch Fäulniß und Verwesung erzeugten Stoffen zuzuschreiben ist; endlich scheint zuweilen das ganze M. mit Licht übergossen zu sein, wobei nicht nur die Oberfläche, sondern auch die Tiefe wie Feuer glänzt und die Fische wie aus Feuer gebildet scheinen, was, wie genaue Untersuchungen dargethan haben, von leuchtenden Seewürmern herrührt. Nach K. Vogt wird das Leuchten stets durch Thiere hervorgebracht. Es beschränkt sich aber dieses Leuchten auf keine Thierklasse der Meeresbewohner, noch auf ein Organ, sondern es ist bei denselben eine allgemeine Lebenserscheinung und, wie die Wärme, eine Begleiterin des chem. Stoffwechsels. Die verschiedene Intensität richtet sich daher nach der Energie, mit welcher die Lebensprocesse vor sich gehen. Das Licht variirt nicht blos in Stärke, sondern auch in Farbe, und es gibt ungefärbtes, röthliches, gelbliches, bläuliches und grünes Licht. Manche Seethiere leuchten nur während der Muskel- oder Frictionsbewegung. Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit des M. ist ferner seine außerordentliche Durchsichtigkeit, die im allgemeinen weit größer als in dem mit fremden Theilchen reichgeschwängerten Wasser der Flüsse und in kalten Klimaten auffallender als in den heißen ist. Das Licht dringt, nach den Aussagen der Taucher, 16—20 Mt. und noch tiefer unter die Oberfläche des M. ein, und man hat häufig bei 65 Mt. Tiefe noch den Meeresgrund deutlich gesehen. Kapitän Wood lothete bei seinem Versuche, die nordöstl. Durchfahrt zu entdecken, 1676 in der Nähe von Nowaja-Semlja eine Tiefe von 156 Mt., wo nicht allein der Boden, sondern auch die auf dem Grunde liegenden Muscheln deutlich zu erkennen waren. Die Temperatur des Meerwassers an der Oberfläche hängt mit der Temperatur der Luft zusammen, nur ist die Veränderlichkeit derselben beim Wasser nicht so groß als bei der Luft. Es nimmt daher die Temperatur des M. ebenso wie die der Luft vom Pole gegen den Aequator hin zu, obwol locale Verhältnisse auch hier manche Anomalie bewirken. Dagegen verhält es sich mit der Temperatur des M. in größern Tiefen gerade umgekehrt wie mit der Temperatur des Festlandes; diese nimmt zu, die Wärme des M. dagegen scheint nach der Tiefe zu fortwährend geringer zu werden und sinkt in den ansehnlichsten Tiefen selbst unter den Gefrierpunkt herab. Süßwasser dehnt sich aus, wenn es 3,2° R. kalt geworden ist; das Meereswasser dagegen fährt fort, sich zusammenzuziehen bis zum Gefrierpunkte, welcher zwischen —2,22° und —3,2° R. liegt, je nachdem das Wasser still oder bewegt ist.

Das Meerwasser ist in fortdauernder Bewegung, wodurch seine Reinheit erhalten wird. Diese Bewegungen sind theils regelmäßig, theils unregelmäßig. Zu den regelmäßigen gehört, außer der Ebbe und Flut, vor allem das großartige Phänomen der Meeresströmungen, für deren Ursache die Winde, die Temperatur-Unterschiede, die Unterschiede im specifischen Gewichte, also im Salzgehalte, die Ebbe und Flut gehalten werden. Unter ihnen nimmt die erste Stelle ohne Zweifel die sog. Aequatorialströmung oder der Oststrom ein, von einigen auch «Rotation des M.» genannt. Diese Strömung erscheint im Atlantischen Meer (s. d.), wie in der Südsee (s. d.), in der äquatorialen Zone und hat ihren Grund in den unter den Wendekreisen beständig herrschenden Passat- oder Ostwinden und in der täglich zweimal wechselnden Flut sowie in dem Einflusse, welcher durch den Umschwung der Erde um ihre Achse auf die Wassermasse hervorgebracht wird. Außerdem gibt es noch eine Anzahl besonderer Meeresströme, zu deren wichtigsten der Golfstrom (s. d.) im Atlantischen Ocean und der Kuro-Siwo oder Japanische Strom im Großen Ocean gehört. Auch gibt es sog. Doppelströmungen des M., die sich kreuzen, d. h. übereinander in direct entgegengesetzter Richtung sich bewegen. So hat man unwiderleglich nachgewiesen, daß unterhalb des sichtbaren, vom Atlantischen M. durch die Meerenge von Gibraltar ins Mittelmeer sich ergießenden Stroms ein anderer, entgegengesetzter durch dieselbe Meerenge vom Mittelmeer in das Atlantische geht, und ähnliche Doppelströmungen kommen im Bosporus bei Konstantinopel, im Bab-el-Mandeb, dem Eingange des Rothen M., und im dän. Sunde vor. Eine andere Art der Bewegung des M., wodurch die Ruhe und das Gleichgewicht seiner Oberfläche gestört wird, ist auch die Driftströmung (s. d.) und die mittels der Stürme bewirkte Wellenbewegung. Verliert nämlich die Luft ihr Gleichgewicht, so geräth sie in wellenförmige Bewegung, stößt auf die Wasserfläche und stört dadurch auch auf dieser das Gleichgewicht oder den wagerechten Stand. Dadurch erhebt sich der gestoßene Theil über den nächstliegenden, dieser wird niedergedrückt, und es entsteht eine Erhöhung an der Stelle,

Digitized by Google

die aber vermöge der Schwere des Waſſers ſogleich wieder niederſinkt, den nächſtfolgenden Theil niederdrückt und zum Steigen zwingt. Demnach iſt die Wellenbewegung ein abwechſelndes Steigen und Fallen zweier Waſſerberge, wobei jedoch das Waſſer nicht fortfließt. Noch gehören zu den Bewegungen des M. die Strudel oder Wirbel, welche entſtehen, wenn das Waſſer an einem Orte mit heftiger Gewalt in kreisförmiger Bewegung herumgetrieben wird. Der berühmteſte dieſer Strudel iſt der Malſtröm (ſ. d.). Im Alterthum waren die Scylla und Charybdis gefürchtet. Vgl. Maury, «The physical geography of the sea and its meteorology» (neue Aufl., Neuyork 1873; nach der 1. Aufl. deutſch bearbeitet von Böttger, «Die phyſiſche Geographie des M.», Lpz. 1856); Schleiden, «Das M.» (Lpz. 1865—66, mit Illuſtrationen; 2. Aufl., Berl. 1873—74); Gareis und Becker, «Zur Phyſiographie des M.» (Trieſt 1867); Kayſer, «Phyſik des M.» (Paderb. 1873).

Meer oder van der Meire iſt der Name vieler niederländ. Künſtler, von denen aber nur zwei, Vater und Sohn, beide mit dem Namen Jan, Ausgezeichnetes geleiſtet haben. Jan van der M., der Vater, wurde zu Harlem um 1628 geboren. Sein Bildungsgang iſt völlig unbekannt; man weiß nur, daß er ſpäter verſchiedene Aemter bekleidete. Er kam dazu durch den Prinzen von Oranien, dem er ein koſtbares Bild von D. de Heem ſchenkte. M. wurde 1674 Rath der Regierung, nachdem er ſchon ſeit 1664 die Würde eines Dekans bei der Malergilde bekleidet hatte. Im J. 1682 erhielt er ein anderes Amt. Als Regent des Ambachtskinderhuis zu Utrecht, welchem Poſten er gleichfalls vorſtand, malte er ſich und ſeine Mitregenten lebensgroß in der Berathung, ein Bild, welches ſehr bewundert wurde. Wie viel von einer Reiſe nach Italien und von Landſchaften, Marinen und Thierſtücken, die ihm zugeſchrieben werden, auf Rechnung ſeines Sohnes kommt, iſt nicht genau zu ermitteln. Höchſt wahrſcheinlich war der Vater nie in Italien und malte nur wenige Seeſtücke. Er ſtarb zu Harlem 1691. — Jan van der M., der Sohn, wirkte 1679—85, wurde anfangs von ſeinem Vater, dann von N. Berghem unterrichtet. Er ſchwang ſich bald zu einem der vorzüglichſten Meiſter auf und genoß Ruhm und Anſehen. Doch ſoll er beides durch ein liederliches Leben ſtark geſchmälert haben, ſodaß er noch vor ſeinem 50. Jahre (wahrſcheinlich 1706) in Elend ſtarb. Er malte Landſchaften mit Thierſtaffage und Seeſtücke, und ſeine Arbeiten zeugen von Naturſtudium und glücklichem Compoſitionstalent. Man hat auch einige höchſt vortreffliche, aber ſehr ſelten gewordene Radirungen von ihm, unter denen beſonders ein ſtehendes und ein liegendes Schaf die Bewunderung der Sammler erregen. — Ein älterer Künſtler iſt Gerard van der M., um 1430 blühend, ein Schüler des Hubert van Eyck, welcher in Brügge thätig war; ſein Bruder Jan ſtand in Dienſten Karl's des Kühnen und ſtarb 1471 in Nevers.

Meerane, raſch aufblühende Fabrikſtadt in den Schönburg'ſchen Receßherrſchaften (Kreishauptmannſchaft Zwickau) des Königreichs Sachſen, an der Gößnitz-Glauchauer Zweigbahn der ſächſ. weſtl. Staatsbahn, iſt Sitz eines Gerichtsamtes und einer Reichsbanknebenſtelle, hat eine Realſchule erſter Ordnung und eine Webſchule und zählt (1875) 21,277 E. (1858 erſt 11,147). Die Induſtrie von M. producirt faſt ausſchließlich wollene, halbwollene und halbſeidene Kleiderſtoffe und Tücher und beſchäftigt etwa 15,000 Hand- und 3500 mechan. Webſtühle in der Stadt und Umgegend mit einem Umſatz (bis Japan und Amerika reichend) von jährlich über 40 Mill. Mark. Vgl. Leopold, «Chronik und Beſchreibung von M.» (Meerane 1863).

Meerbuſen, ſ. Golf und Meer.

Meereicheln, Thiergattung, ſ. Balanen.

Meergötter iſt in der Mythologie der Name für eine Klaſſe göttlicher Weſen, welche namentlich die Phantaſie der Griechen nach den verſchiedenen Erſcheinungen, die das Meer darbietet, neben dem Hauptgott des Waſſers und Meers, Poſeidon (Neptun), individuell ausbildete. Die wichtigſten ſind Okeanos (ſ. d.), der Beherrſcher des äußern Meers, der Stammvater aller Flüſſe, Bäche und Quellen (Okeaniden), und ſeine Gattin, Tethys (ſ. d.); ferner Nereus (ſ. d.), der freundliche Meergreis, und deſſen Gattin, die Okeanide Doris, nebſt ihren 50 Töchtern, den weiſſagenden Nereïden, unter welchen Galatea, die Geliebte des Cyklopen Polyphem, und Thetis, die Mutter des Achilles, und beſonders Amphitrite (ſ. d.), des Poſeidon Gemahlin, hervorzuheben ſind; ſodann der Sohn Poſeidon's, Triton (ſ. d.), neben welchem auch eine Mehrzahl gleichgearteter Weſen, Tritonen genannt, erſcheint; weiter die einzelnen Meerdämonen Proteus, Glaukos, Leukothea und Melikertes oder Palämon (von den Römern mit ihrem Portunus identificirt), die Scylla (ſ. d.), die täuſchenden Sirenen (ſ. d.); endlich die Stromgötter, die männlichen Nachkommen des Okeanos. In der Kunſt gehen die Dämonen des Meers von der erhabenen Geſtalt des Poſeidon, der Schönheit der Amphitrite und Thetis durch mancherlei

Digitized by Google

Mittelstufen in die phantastisch geformten Ungeheuer der See über. Namentlich bilden einen schönen Contrast die fischgeschwänzten, oft mit Seepflanzen überwachsenen und auf Seemuscheln blasenden Tritonen und die meist auf dem Rücken derselben sitzenden Nereïden, welche als leichtbekleidete oder auch als ganz unbekleidete, anmuthige Mädchengestalten dargestellt werden. Die schönste Entwickelung dieser Darstellungen in der griech. Plastik wird der jüngern Attischen Schule, insbesondere dem Bildhauer Skopas (s. d.) verdankt.

Meerkatze (Cercopithecus) ist der Name einer Affengattung der Alten Welt, die sich durch rundlichen Kopf, sehr langen Schwanz, vollständigen Daumen der Hände und das Vorhandensein von Gesäßschwielen und Backentaschen auszeichnet. Die Arten dieser Gattung gehören sämmtlich dem Festlande Afrikas an, und der Name M. mag wol daher entstanden sein, daß diese Thiere über das Meer nach Europa gebracht wurden. Sie sind sehr lebhaft und muthwillig und im Alter stets bösartig. Eine seit den ältesten Zeiten bekannte und sehr häufig nach Europa gebrachte Art ist die grüne M., der grüne Affe (C. sabaeus), welcher auf den Inseln des Grünen Vorgebirgs, am Senegal und in einem großen Theile des warmen Afrika lebt und das europ. Klima leicht erträgt. Er ist gelbgrünlich, unten weißlich, im Gesichte schwarz, an der Schwanzspitze meist gelblich und wird 40—50 Ctmt. hoch. Auch die Mona (C. Mona) verträgt das europ. Klima besser als andere Affen und ist daher in Menagerien häufig. Ihr Rücken ist kastanienbraun, Oberarme, Oberschenkel und Schwanz außen schwarz, innen weiß, und die unbehaarte Haut der Augenkreise und Wangen blauroth. Ihr Vaterland sind die Gebirge Westafrikas. Man kennt noch einige seltenere Arten, welche die Gefangenschaft weniger gut vertragen.

Meerkohl, Pflanzenart, s. Crambe. — **Meerlinse**, Pflanzenart, s. Lemna.

Meernesseln oder See-Anemonen, Seethiere, s. Actinien.

Meerrettich, Pflanzenart, s. Cochlearia.

Meerschaum, Kilkeffi oder Kil ist der Name eines weichen und leichten, matten und undurchsichtigen erdigen Minerals aus der Familie des Speckstein. Seine Farbe ist weiß ins Gelbliche, Röthliche und Grauliche, sein Gewicht kaum schwerer als Wasser, der Strich weiß und etwas glänzend und sein Bruch eben, ins Erdige, selten flach muschelig. Der M. färbt nicht ab, klebt stark an der feuchten Lippe an, zerknistert im Wasser, ohne durchscheinend zu werden, und besteht aus Magnesia, Kieselerde und Wasser. Er findet sich auf Lagern in derben, selten knolligen Massen besonders im Orient, in Natolien, Livadien und Negroponte, aber auch in der Krim, in Spanien und Mähren. Er bricht in dichten, zähen, an der Luft härter werdenden, doch immer noch schneidbaren Massen und wird vorzüglich zu Tabackspfeifenköpfen (Meerschaumköpfen) und Cigarrenspitzen verwendet, welche gedrechselt oder geschnitzt, gebohrt, dann im Backofen getrocknet, hierauf in Milch gesotten und mit Schachtelhalm geglättet, zuletzt in Wachs oder Oel gesotten werden. Die noch roh und plump aus der Türkei zu uns kommenden Köpfe werden in Deutschland und Oesterreich (z. B. in Wien, Ruhla und Lemgo) zierlicher nachgeschnitten. Eine geringere Art (unechte Meerschaumköpfe, Masseköpfe) macht man aus den Meerschaumabfällen. Versuche aus künstlich erhaltenen Magnesiahydrosilicaten (durch Fällen einer Lösung von schwefelsaurer Magnesia mit Wasserglas) meerschaumähnliche Massen zu erzeugen, haben bisher noch zu keinem genügenden Ergebnisse geführt.

Meerschweinchen (Cavia) ist der Name einer zu den Nagethieren, und zwar zu der Familie der Halbhufer (Subungulata), gehörenden Gattung von Säugethieren, die sich durch dreizehige, mit hufartigen Nägeln versehene Hinterfüße ohne Schwimmhäute, wurzellose, mit zwei bis drei Lamellen besetzte Backenzähne und den Mangel des Schwanzes von den verwandten Thieren unterscheidet. Zu ihr gehört das gemeine M. (C. Cobaya), welches häufig als ein munteres und geselliges Hausthier gehalten wird. Es ist 20—22 Ctmt. lang, unregelmäßig weiß, schwarz und rothgelb und frißt allerlei Pflanzen, wobei es auf den Hinterbeinen sitzt. Wahrscheinlich kam es aus Südamerika, wo es aber jetzt ebenfalls nicht mehr wild gefunden wird, über das Meer zu uns. Merkwürdig ist es durch seine große Fruchtbarkeit, denn es wirft jährlich dreimal vier bis sechs Junge, die schon nach sechs Monaten wieder fortpflanzungsfähig sind. Mehrere Naturforscher haben irrthümlich unser gemeines M. von der Aperea (C. aperea) abgeleitet; diese ist am Ufer des Platastroms häufig, ihr Fleisch wird von Indianern gegessen, ihr oben brauner, am Bauche gelblichgrauer Pelz ist werthlos.

Meerut (nach engl. Schreibart), richtiger Mirat, im Mittelalter unter dem Namen Mirtha vorkommend, die Hauptstadt einer Division und eines Districts der Nordwestprovinzen des Angloindischen Reichs, 60 Kilom. im Nordosten von Delhi, zwischen dem Ganges und der Dschamna, an einem Arme des Kalinaddi gelegen, wird von einer weiten, aber verfallenen

Digitized by Google

Mauer umgeben und ist schlecht gebaut, mit engen, schmuzigen Gassen und noch wenigen ansehnlichen Moscheen und Pagoden, den Zeugen einer frühern Glanzperiode. Das schönste Gebäude ist die engl. Kirche, eine der größten in Indien. M. zählt (1872) 81,386 E. und hat Wichtigkeit als eine der größern Militärstationen von Britisch-Indien, wo gegenwärtig 5735 Mann engl. und 3900 Mann eingeborene Truppen garnisoniren. In der Geschichte wird M. zuerst 1018 genannt, wo es als die reiche Hauptstadt eines bedeutenden Reichs der Hindu vom Sultan Mahmud von Ghasna gebrandschatzt wurde. Timur zerstörte es 1399 völlig. Auch von Nadir-Schah 1738 und später von den Maharatten wurde es arg mitgenommen. Am 8. Nov. 1804 besetzten es die Briten unter Lake, die es später zu einer Hauptstation der engl. Truppen erkoren. Die Schreckensscenen des Aufstandes der Sipahis begannen hier 10. Mai 1857. — Der District M. zählt auf 6112 QKilom. 1,276,104 E. — Die Provinz M., welche in die Districte M., Saharanpur, Mozaffarnagger, Bulandscheher, Dehra Dun und Alligarh zerfällt, hat auf 28,828 QKilom. 4,977,173 E.

Meerzwiebel (Urginea Steinhl.) heißt eine Gattung von Zwiebelgewächsen aus der 6. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und der Familie der Liliaceen, welche sich von der ihr zunächst verwandten Gattung Scilla durch eine vielsamige Kapsel und durch scheibenförmige, geflügelte Samen, von Ornithogalum durch die dem Grunde der Perigonblätter eingefügten Staubgefäße unterscheidet. Die abstehende Blütenhülle hat keinen Honigbehälter. An den sandigen Küsten des Mittelländischen und Atlantischen Meers und auch im Innern der Mediterranländer wächst die gemeine oder echte M. oder Squille (U. Scilla St., Scilla maritima L.), deren etwa 1 Mt. hoher, stielrunder Schaft mit seiner reichen Traube weißlicher Blüten im Herbst sich nach dem Vertrocknen der im Frühjahr hervorgesprossenen Blätter entwickelt. Letztere werden bis 30 Ctmt. lang und bis 8 Ctmt. breit. Die Zwiebel ist schuppig, sehr groß, bis zur Größe eines Kinderkopfs anwachsend und bis zu 2 Kilogr. schwer; ihre bitter und scharf schmeckenden Schuppen sind getrocknet als ein die Secretionen, besonders der Nieren, beförderndes Heilmittel gebräuchlich. Auch bereitet man aus ihnen einen Meerzwiebelessig, Meerzwiebelwein und Meerzwiebelsauerhonig. In größerer Gabe und im frischen Zustande wirkt die M. wie die scharfen Gifte. Man zieht die M. bei uns häufig in Blumentöpfen im Zimmer. Sie blüht hier sehr selten. Der eigentliche wirksame Stoff der M. ist ein giftiger, harzartiger Stoff, das Scillitin.

Meeting (spr. Mihting) heißt in England und Nordamerika eine amtlich oder durch Privatpersonen zusammenberufene Versammlung. Nirgends ist das Versammlungsrecht so wenig beschränkt als in Großbritannien und der stammverwandten amerik. Union. Bei den M. dürfen daher Hunderttausende von Menschen zusammenkommen, unter der einzigen Bedingung, daß sie ihr Programm nicht überschreiten und daß keine richterliche Behörde die öffentliche Ordnung für gefährdet erklärt. Können ihnen jedoch gesetzwidrige Zwecke nachgewiesen werden, oder fallen Tumulte vor, welche den sog. «Königsfrieden» stören, so ist die Obrigkeit befugt, sie zu verbieten und nöthigenfalls polizeilich aufzulösen. Ein solches Einschreiten findet indeß nur in Ausnahmefällen, wie z. B. bei den Chartistenaufläufen 1839 und 1840, statt. — M. nennen auch die Dissenters, namentlich die Presbyterianer, ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte, wovon ihre Kirchen oder Bethäuser den Namen Meeting-houses erhalten haben.

Megalopŏlis, eine im 4. und 3. Jahrh. v. Chr. blühende und bedeutende Stadt in Arkadien, mit dem größten Theater Griechenlands, wurde bald nach der Schlacht bei Leuktra, 371 v. Chr., auf Anrathen des Epaminondas (s. d.) zum Schutze gegen die um sich greifenden Spartaner gegründet, von Kleomenes III. aber 222 v. Chr. erobert und größtentheils zerstört. Daselbst wurden der Feldherr Philopömen und der Geschichtschreiber Polybius geboren. Eine Beschreibung der Ueberreste der Stadt, die sich beim heutigen Orte Sinánu finden, ist in der «Expédition scientifique de Morée» (Bd. 1, Par. 1831) enthalten.

Megăra, Hauptstadt der Landschaft Megaris (s. d.), in einer ziemlich fruchtbaren Ebene, 5 Kilom. vom Meere entfernt gelegen, war im Alterthum eine starkbevölkerte, wohlbefestigte Stadt mit zwei Akropolen (die eine die des Kar, die andere die des Alkathoos nach ihren mythischen Gründern genannt), zahlreichen Tempeln (unter denen der des Olympischen Zeus, das Olympieion, hervorzuheben ist), einem schönen, von dem Tyrannen Theagenes erbauten Brunnenhause und andern stattlichen öffentlichen Bauwerken. Durch zwei lange Parallelmauern war die Stadt (wenigstens zeitweise) mit ihrem Nisäa genannten Hafenplatze verbunden. Obschon seit den spätern Jahrhunderten des Alterthums vielfach verheert, steht M. noch jetzt auf seiner alten Stelle, freilich nur als ein armseliges Städtchen mit 4023 E.

Digitized by Go

Megära oder Megaira (Furie), s. Eumeniden.

Megäris, eine kleine Landschaft des mittlern Griechenland, die im N. durch einen Theil der Bergkette des Kithairon von Böotien, im O. durch die südl. Ausläufer desselben Gebirgs von Attika getrennt, im W. von den Gewässern des innern Korinthischen oder Halkyonischen Meerbusens, im S. von denen des Saronischen Meerbusens bespült, im SW. durch den korinth. Isthmus wie durch eine breite Brücke mit dem Peloponnes verknüpft wird. Die dem Isthmus zunächst gelegene Strecke wurde aber frühzeitig durch die Korinther von M. losgerissen und unter dem Namen der Peräa dem korinth. Gebiete einverleibt. Die Landschaft wird in der Richtung von W. nach O. von einem von den Alten Geraneia (jetzt Makryplagi und Paläovuno) genannten Gebirge durchzogen, das an einigen Stellen gegen S. schroff nach dem Saronischen Meerbusen abfällt und so einen gefährlichen Klippenpaß (von den Alten die Skironischen Felsen, jetzt Kaki-Skala, d. i. die böse Stiege, genannt) bildet, der aber im spätern Alterthum als fahrbare Straße hergestellt worden war. Das Gebirge liefert einen zu Bauten brauchbaren Muschelkalk, der Boden der Ebenen Thon, aus welchem im Alterthum Thongefäße fabricirt und ausgeführt wurden. Außer der Hauptstadt Megara (s. d.) waren die wichtigern Ortschaften die Hafenstädte Pagä und Aegosthenä an der Nordwestküste und der Flecken Tripodiskos im Innern der Landschaft. Die Bevölkerung war ursprünglich lelegisch, wurde aber infolge der dor. Einwanderung, welche den größten Theil des Grundbesitzes in die Hände der dor. Eroberer brachte, in Sprache und Sitten dorisirt. Bei den übrigen Griechen, insbesondere bei ihren Nachbarn, den Athenern, galten die alten Megarer als hinterlistig und betrügerisch; doch waren sie allgemein als tüchtige Seeleute und fleißige Ackerbauer anerkannt. Im jetzigen Königreich Hellas bildet M. eine Eparchie (Bezirk) des Nomos (Kreises) Attika-Böotien mit Megara als dem Sitz des Eparchos. Vgl. Reinganum, «Das alte M.» (Berl. 1825); Bursian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1862).

Megarische Schule heißt die von dem zu Megara (s. d.) geborenen Philosophen Euklides (s. d.) um 400 v. Chr. gestiftete Schule. Die vorzüglichsten Anhänger derselben, Megariker genannt, waren Eubulides aus Milet, Alexinus, Diodorus Kronus, Philo und Stilpo aus Megara. Die histor. Bedeutung dieser Schule liegt darin, daß sie auf die Verwandtschaft der sokratischen Allgemeinbegriffe und des sokratischen Tugendideals mit der Seinslehre der Eleaten aufmerksam wurden und so dem Platonismus vorarbeiteten, den sie gleichwol später lebhaft bekämpften. Von den Eleaten scheinen sie auch eine gewisse dialektische Spitzfindigkeit geerbt zu haben; wenigstens zeigt sich diese in den erhaltenen Gedankengängen des Stifters und früh in dem Namen, der eristischen Schule, welchen sie erhielten. Auch werden Eubulides und Diodorus Kronus als Erfinder mehrerer Trug- und Fangschlüsse überliefert. Später lief die Schule in ethisirende Betrachtungen aus und verschmolz in ihrem Vertreter Stilpo ganz mit dem Standpunkte der cynischen Lehre. Vgl. Henne, «École de Mégare» (Par. 1843); Mallet, «Histoire de l'école de Mégare» (Par. 1845).

Megatherium wurde die typische und zuerst bekannte Gattung einer Familie von Riesenthieren benannt, deren Reste vorzugsweise in den Thonen der Pampas Südamerikas gefunden werden. Es sind plumpe Thiere, in ihrem Skeletbau den Faulthieren verwandt, mit kleinem, rundem Schädel, wenigen cylindrischen Backzähnen, ohne Eck- und Schneidezähne, kurzen Füßen, deren Knochen auffallend breit und deren Zehen mit großen Sichelkrallen bewaffnet waren, mit starkem Schwanze, auf den sie sich beim Auftreten stützen konnten. Man kennt mehrere Gattungen (Megatherium, Mylodon, Megalonyx, Scelidotherium), die man früher zum Theil mit den gepanzerten Riesenthieren derselben Gegenden verwechselte, während sie behaarte Haut hatten. Fast vollständige Skelete finden sich jetzt in vielen Museen; das erste, 1789 entdeckt, kam nach Madrid und mißt 4,5 Mt. Länge auf 2,5 Mt. Höhe. Die kleinste Art (Scelidotherium minutum) hat dagegen nur die Größe eines Schweins.

Mehädia, Marktflecken im ungar. Comitat Szöreny, das aus der frühern Militärgrenze gebildet wurde, 22 Kilom. nördlich von Alt-Orsowa an der Donau, am Bache Bella-Reka, mit (1870) 2069 E., zwei Kirchen und vielen röm. Alterthümern, ist besonders merkwürdig durch die berühmten warmen Schwefelbäder, Mehadiabäder genannt, welche 7 Kilom. ostwärts in einem engen Thale des Flusses Cserna in höchst romantischer Umgebung liegen und seit den Römerzeiten auch Herculesbäder heißen. Unter ihnen hat das Ludwigsbad 37—40° Wärme. Bemerkenswerth sind daselbst auch die neue kath. Kirche, die eiserne Hängebrücke über die Cserna mit Cylinderbogen, die Ueberreste einer Römerstraße und einer türk. Wasserleitung beim Dorfe Toplecz. Es führte hier, bei dem Orte Media der Alten, von der Donau durch das Cserna-

Digitized by Google

thal eine Hauptstraße nach Dacien, wie gegenwärtig noch aus der Türkei nach Ungarn. Die jetzt zerfallene Festung wurde in den frühern Türkenkriegen häufig bestürmt, namentlich von den Türken 1716, 1738 und 1789 erobert und geschleift. Der blutige Sieg der Oesterreicher unter Königsegg 4. Juli 1738 war 11 Kilom. nördlich von M. bei dem Dorfe Kornia; bei M. selbst aber fanden vom 17. bis 28. Aug. 1789 die siegreichen Gefechte unter Haddik statt.

Mehemed-Ali, Vicekönig von Aegypten, geb. 1769 in Kavala, einem macedonischen Küstenstädtchen, entwickelte, in dem Divan seines Oheims, des Mussélim von Kavala, erzogen, schon frühzeitig eine rasche Auffassungsgabe und praktischen Geschäftssinn. Im J. 1799 nahm er an der Spitze des Contingents von Kavala an der türk. Expedition nach Aegypten zur Abwehr der franz. Invasion theil und zeichnete sich vor Rosette, in der Schlacht von Rahmanieh u. s. w. so aus, daß er 1801 zum Major befördert wurde. Als der türk. Statthalter Chosrew-Pascha sein Söldnerheer entließ, bildete sich M. aus diesem eine eigene Kriegsmacht, durch welche er thatsächlich zum Herrn von Unterägypten wurde; ja er wußte es dahin zu bringen, daß die Pforte ihn 1805 als Pascha von Unterägypten anerkannte. Wiederholte, bald von der Pforte, bald von den durch ihn nach Oberägypten zurückgeworfenen Mamlukenbeis ausgehende Versuche, ihn zu stürzen, scheiterten an seiner klugen Wachsamkeit. Später durch Bestechung von der Pforte auch zum Statthalter von Oberägypten ernannt, entledigte er sich der Mamluken durch verrätherischen Massenmord in Kairo, wohin er sie nach mehrjährigen Kämpfen 1811 zur Besprechung eines Friedensabschlusses und gemeinschaftlichen Angriffs auf die Wahabiten zu sich hatte laden lassen. Sodann unterwarf er 1815 die Wahabiten und erwarb sich in den Augen der muselmanischen Welt das große Verdienst, die religiöse Pilgerfahrt nach Mekka wieder möglich zu machen. Da später ein Versuch, das albanesische Söldnerheer, welchem er seine bisherigen Erfolge verdankte, an europ. Taktik zu gewöhnen, mislang, befahl er, in den ägypt. Dörfern Fellahs für den Kriegsdienst auszuheben, welche sich wegen ihrer Genügsamkeit und Körperkraft als ein vorzügliches Material erwiesen. Mit dem so gebildeten Heere unterwarf er binnen wenigen Jahren Nubien, Sennaar, Dongola und Kordofan (1821). Mit gleichem Geschick, wie in der äußern, wußte M. in der innern Politik seine Zwecke zu erreichen. Mit eiserner Strenge wurde in Aegypten die Sicherheit gehandhabt, Kanäle und Straßen wurden gebaut, sowie ein großes Nilstauwerk angelegt. Rasch verdoppelte sich die Production; durch Regale und Monopole aber lenkte M. ihr Erträgniß in die eigene Tasche. In vielen Districten eignete er sich das Eigenthumsrecht des Bodens an und verwandelte die frühern Grundherren in bloße Pächter. Sultan Mahmud sah M.'s Machtentfaltung mit steigendem Unmuthe, rief ihn jedoch 1824 wider die aufständischen Griechen zu Hülfe. (S. Griechenland.)

Den Erfolgen, welche M.'s Stiefsohn Ibrahim erfocht, trat jedoch die europ. Diplomatie entgegen. M. selbst schloß indeß eigenmächtig eine Separatconvention mit dem Admiral Codrington und berief auf Grund derselben seine Streitmacht nach Aegypten zurück. Später setzte er auf Antrieb der russ. Diplomatie, welche ihn mit den Planen Mahmud's ängstigte, seine Rüstungen in großartigster Weise fort; er hielt sogar die von Navarin zur Ausbesserung nach Alexandrien gebrachten Schiffe des Sultans daselbst fest und gab sie erst nach dem Adrianopler Friedensschluß wieder heraus. Seinen steten Reclamationen wegen einer Entschädigung für die in Morea der Pforte gebrachten Opfer sollte dadurch ein Ende gemacht werden, daß der Divan ihm zu seinen frühern Ländern auch noch Kandia zur Verwaltung übergab. M. jedoch wußte, daß dem Sultan keineswegs der Wille, sondern nur die Kraft fehlte, seine Macht zu brechen, und rüstete sich auf den unvermeidlichen Krieg. Ein Streit mit dem Pascha von Acca, Abdallah, für welchen die Pforte Partei zu nehmen schien, gab ihm den Anlaß zur Eröffnung desselben, in welchem sein Sohn Ibrahim-Pascha 1831 nicht blos das Paschalik des Gegners, sondern ganz Syrien eroberte, durch Kleinasien in der Richtung auf Konstantinopel vorrückte und nach Vernichtung der letzten Armee des Sultans bei Ikonium (Dec. 1832) die Pforte zu dem Frieden von Kutajah (5. Mai 1833) nöthigte, durch welchen M.'s Statthalterschaft über ganz Syrien ausgedehnt und Ibrahim-Pascha zum Statthalter von Cilicien ernannt wurde. Die innern Beziehungen der beiden Gegner blieben auch durch diese Abmachung unberührt. Das gegenseitige Mistrauen nöthigte zu immer neuen Rüstungen. Türk. Wühlereien fanden in Syrien einen fruchtbaren Boden, und schon brachen hier und da Aufstände gegen M. aus, als Sultan Mahmud, obwol seinem Ende nahe, ihm noch einmal den Krieg erklärte, welchen die für die Türken so unglückliche Schlacht von Nisib 24. Juni 1839 endigte. Der Verrath des Kapudan-Pascha, welcher mit der türk. Flotte 5. Juli zu M. überging, schien den Triumph M.'s zu vollenden. Er verlangte jetzt die erbliche Herrschaft über Aegypten sammt den Dependenzen,

Digitized by Google

über Syrien mit Adana und über Kreta, sowie die Absetzung seines Todfeindes Khosrew-Pascha, den der junge Sultan Abdul-Medschid zum Großvezir ernannt hatte. Zwar suchte Frankreich als Verbündeter des Pascha den Streit beizulegen, aber bereits war der Vertrag vom 15. Juli 1840 zwischen Oesterreich, Preußen, England und Rußland zu London abgeschlossen worden, der den Schutz der Pforte gegen ihren Vasallen bezweckte und zu den Ereignissen des J. 1840 in Syrien (s. d.) führte. Als M. sich sogar in Alexandria mit einer Blokade durch die engl.-österr. Flotte bedroht sah, schloß er 27. Nov. 1840 den vorläufigen Vertrag mit dem engl. Commodore Napier ab, in welchem er sich anheischig machte, Syrien zu räumen und die osman. Flotte wieder herauszugeben, wenn man ihm Aegypten lassen wolle. Hierauf erfolgte 12. Jan. 1841 der großherrl. Hatti-Scherif, durch welchen er, als Vasall der Pforte, mit der erblichen Statthalterschaft über Aegypten beliehen wurde. Da der Hatti-Scherif jedoch eine Menge Beschränkungen für M. enthielt, so kam unter Vermittelung der vier Mächte der Investitur-Ferman vom 1. Juni 1841 zu Stande, durch den M. in dem erblichen Besitze Aegyptens und Nubiens bestätigt, zugleich aber auch verpflichtet wurde, der Pforte einen jährlichen Tribut zu bezahlen, sich den allgemeinen Gesetzen des Osmanischen Reichs zu unterwerfen, ohne Erlaubniß des Sultans seine Streitkräfte nicht zu vermehren, und alle obern Offiziere, vom Oberst an, durch diesen bestätigen zu lassen. So hatte denn M. als Ergebniß seiner Bestrebungen nur die Erblichkeit seiner Dynastie errungen. Im J. 1846 besuchte M. zum ersten mal Konstantinopel, um die Erbfolge zu Gunsten seines ältesten (eigentlich Adoptiv-)Sohns Ibrahim-Pascha (s. d.) und nach dessen Ableben (9. Nov. 1848) seines Enkels Abbas-Pascha (s. d.) zu regeln. Letztern erklärte die Pforte im Jan. 1849 zum rechtmäßigen Nachfolger. M. selbst, zuletzt gänzlich in Stumpfsinn verfallen, starb 2. Aug. 1849. (S. Aegypten.) Vgl. Mouriez, «Histoire de Mehémet-Ali» (4 Bde., Par. 1855—58); Prokesch-Osten, «M., Vicekönig von Aegypten. Aus meinem Tagebuche 1826—41» (Wien 1877).

Mehemed-Ali-Pascha, türk. Marschall (Muschir), ist deutscher Abkunft, hieß ursprünglich Karl Detroit, wurde um 1827 zu Brandenburg an der Havel als der Sohn eines preuß. Stabstrompeters geboren, kam als Knabe zu Verwandten nach Magdeburg, wo er das Klostergymnasium besuchte und widmete sich dann der seemännischen Laufbahn, indem er Ende 1843 als Schiffsjunge mit einer mecklenb. Brigg nach der Levante ging. Im Hafen zu Konstantinopel entzog er sich dem weitern Schiffsdienst durch die Flucht und trat dann zum Islam über, wobei er an dem spätern Großvezir Aali-Pascha einen Gönner fand, der ihn von 1846 ab die türk. Kriegsschule (Harbije) besuchen ließ. Im Frühjahr 1853 trat M. als Secondelieutenant in den türk. Militärdienst, und wurde in dem damals beginnenden Krimkrieg von Omer-Pascha zu praktischen Ingenieurarbeiten verwendet. Nachdem er sich als Premierlieutenant in dem Gefecht bei Oltenitza 24. Nov. 1853 ausgezeichnet, wurde er Ordonnanzoffizier Omer-Pascha's und nahm dann als Generalstabshauptmann (Kolagazi), später als Major (Bim-Baschi) und zuletzt als Oberstlieutenant (Kaimakam) an einer Reihe von Kämpfen des Krimkriegs mit Auszeichnung theil. Nachdem er 1861 und 1862 in dem Feldzug gegen Montenegro unter Omer-Pascha sich als tapferer und aufgeweckter Offizier erprobt hatte, wurde er 1863 zum Oberst (Mir-Alaj) und Bei, 1865 zum Brigadegeneral (Liwa) und Pascha befördert. In dieser Eigenschaft begleitete er 1867 den Muschir Hussein-Avni-Pascha auf der Expedition nach Kreta. Nach Unterdrückung des kretischen Aufstandes zum Divisionsgeneral (Ferik) befördert, erhielt er Anfang 1873 eine Sendung nach der griech. Grenze, mit dem Auftrage, längs derselben, in Thessalien und Epirus, das Räuberwesen zu unterdrücken, welche Aufgabe er mit Erfolg löste. Als im Herbst 1875 der Aufstand in der Herzegowina um sich griff, wurde M. nach Bosnien als Commandant der türk. Truppen berufen und zum Marschall (Muschir) ernannt. Während des Kriegs mit Serbien hatte er sein Hauptquartier zu Sienitza.

Beim Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs (1877) wurde M. angewiesen, an der Spitze von zwei türk. Corps gegen Montenegro zu operiren, wobei er sich durch hervorragende Tapferkeit auszeichnete. Bemerkenswerth ist der Eilmarsch, den er von der montenegrinischen Grenze nach Nissa und hierauf von dieser Festung nach Sofia und von hier durch fast unwegsames Bergland zum Südfuß des Chodscha-Balkans bewerkstelligte. Am 18. Juli 1877 nach Konstantinopel berufen, wurde ihm an Stelle des greisen Serdar-Ekrem, Abdul-Kerim-Pascha, das Obercommando über die im östl. Bulgarien, zwischen Schumla, Varna und Ruschtschuk versammelte Donau-Armee übertragen, doch wurde M. nicht zum Serdar-Ekrem (d. h. Höchstcommandirenden) aller auf dem europ. Kriegstheater operirenden Heere ernannt. Die Russen hatten bereits 1. Juli die Donau überschritten, das westl. Bulgarien bis zum Schipkapaß, der

Digitized by Google

Jantralinie und Selwi, sowie die Dobrudscha besetzt und die Festung Nikopoli 16. Juli genommen. M. zog zunächst die überall zerstreuten Abtheilungen seines Heers bei Schumla zusammen und begann 30. Juli, 60,000 Mann stark, den Vormarsch gegen Tirnowa. Gleichzeitig sollte Osman-Pascha von Westen (Plewna) und Suleiman-Pascha von Süden (Adrianopel) her die russ. Armee in Bulgarien und südlich des Schipkapasses angreifen; doch blieb ersterer in Plewna stehen und hielt die fortificatorisch verstärkte Stellung gegen mehrere feindliche Angriffe, während letzterer zwar die russ. Truppen in den Balkan zurückdrängte, den Schipkapaß jedoch nicht zu nehmen vermochte. Das russ. Obercommando versammelte alle vor Plewna und im Schipkapaß entbehrlichen Truppen in der Linie Sistowo-Tirnowa und trat in den ersten Tagen des August bei Rasgrad, wo M.'s bester General, Aziz-Pascha, fiel, der Vorhut M.'s entgegen. M. hatte inzwischen auch die ägypt. Truppen zur Hauptarmee am Lom herangezogen, und schlug 31. Aug. ein russ. Corps bei Kara-Hassankioi mit großem Verlust zurück, ferner 5. Sept. das 12. und 13. russ. Corps bei Kazeljewo, wodurch die ganze Lomlinie in Besitz des türk. Heers gelangte. Statt dem geschlagenen Gegner sofort zu folgen, befestigte M. das rechte Ufer des Lom und rückte erst 13. Sept. über diesen Fluß gegen Biela vor, schlug 14. Sept. das 13. russ. Corps bei Sinankioi, wurde jedoch 21. Sept. bei Cerkowna vom russ. General Tatischef geschlagen und zum Rückzug hinter den Lom genöthigt. Bald darauf wurde M. des Oberbefehls enthoben und durch Suleiman-Pascha ersetzt. M. blieb zunächst in Konstantinopel, wo er an den Berathungen im Seraskierat theilnahm, wurde aber nach dem Fall von Plewna zur Organisation einer neuen Armee nach Rumelien entsendet und 9. Jan. 1878, nachdem die russ. Armee über den Balkan vorgedrungen und Sofia besetzt hatte, auch die im Schipkapaß unter Ressel-Pascha stehende türk. Armee von dem russ. General Radetzki zur Capitulation genöthigt worden war, zum Serdar-Ekrem ernannt und zum Abschluß eines Waffenstillstandes mit Rußland ermächtigt. (S. Osmanisches Reich.)

Mehl nennt man im engern Sinne den zu Pulver zerriebenen und von den Bestandtheilen der Samenhüllen (Kleien) durch das Beuteln (ein Durchsieben durch Gewebe von verschiedener Feinheit der Maschen) getrennten, sowie auch durch denselben Proceß in Sorten verschiedener Feinheit getrennten Inhalt (Stärkemehl mit Protein) der Getreidekörner und der Samen der Hülsenfrüchte. Es gibt daher so viele Arten M., als es Arten solcher Körner gibt. Die mechan. Anstalten zur Gewinnung des M. nennt man Mühlen (s. d.), und die Qualität des M. hängt nicht blos von der Beschaffenheit des Getreides, sondern auch von deren Einrichtung ab. Soll sich das M. zu langer Aufbewahrung, die stets in trockenen, nicht zu warmen und von Schädlingen freien Räumen geschehen muß, besonders aber zu überseeischem Transport eignen, so muß es trocken gemahlen sein, ohne durch die Reibung erhitzt worden zu sein. Vor allem Oesterreich-Ungarn, sodann Nordamerika, Nordrußland, einige Küstenstädte Englands und Frankreichs, seit neuer Zeit auch viele Orte Deutschlands liefern vorzügliches M. für die Versendung. Das M. enthält außer seinem Hauptbestandtheile den stickstoffhaltigen Kleber (s. d.), ferner Zucker, Salze, Wasser und in der Kleie Holzfasern oder Cellulose. Weizenmehl enthält nach Bousſingault 71,5 Proc. Stärkemehl und 21—22 Proc. Kleber. Alle andern Getreidemehlsorten enthalten weniger vom letztern, weshalb Weizenbrot das nahrhafteste ist. Werden die Hülsen (die Kleie) mit verbacken, wie bei dem eigentlichen Schwarzbrot oder dem Grahambrot, so wird letzteres ungleich nahrhafter, auch wohlschmeckender als Brot aus reinem M. Das feinste M. ist von mattweißer Farbe, fühlt sich weich und fettig an, enthält im lufttrockenen Zustande 12—18 Proc. Wasser und gibt, mit der Hälfte seines Gewichts Wasser zusammengeknetet, einen elastischen, gleichmäßigen Teig. Trockenes M. läßt sich an einem trockenen Orte lange Zeit unverändert aufbewahren; feuchtes M. oder auch trockenes, an einem feuchten Orte aufbewahrt, erwärmt sich, bildet Klümpchen, wird übelriechend und sauer. Unter dem Einflusse von Feuchtigkeit entwickeln sich endlich Pilze, deren Sporen das Brot verderben. Infolge seiner Bereitung ist das M. oft durch abgeriebenen Steinstaub verunreinigt. Das Getreidemehl erfährt viele Verfälschungen; am meisten findet eine Verfälschung besserer Mehlsorten mit geringern oder mit Kartoffelstärke statt, seltener mit mineralischen Stoffen, wie Schwerspat und Gips. Vgl. Thibault, «Le blé, la farine et le pain» (Saumur 1863); Kick, «Die Mehlfabrikation» (Lpz. 1871).

Mehldorn, Mehlfäßchen, Pflanzenart, s. Crataegus.

Mehlthau nennt man weiße oder grauweiße, schimmel-, woll- oder mehlartige Ueberzüge auf Theilen lebender Pflanzen (Blättern, Stengeln, Früchten), unter deren Einwirkung die befallenen Pflanzen mehr oder weniger leiden und verkrüppeln, oft ganz und gar, bisweilen überaus

Digitized by Google

rasch eingehen. Früher glaubte man, der M. sei eine aus der Atmosphäre niedergefallene «Lohe», oder er entstehe infolge nasser oder wechselnder Witterung, übermäßiger Düngung u. s. w. Die neuere Naturforschung hat jedoch durch zahlreiche gründliche Untersuchungen mit dem Mikroskop festgestellt, daß der M. theils animalischen, theils vegetabilischen Ursprungs ist. Er rührt nämlich entweder von den abgestreiften, mit feiner weißer Wolle bedeckten Häuten von Blatt- und Schildläusen her, welche durch die von diesen Insekten abgesonderte klebrige, süße Flüssigkeit (sog. Honigthau, s. d.) an die Pflanzentheile, welche von solchen Läusen bedeckt sind oder waren, angeklebt werden, oder er besteht aus den Mycelien schmarotzender Pilze. Letztere Art von M. ist viel häufiger und ungleich verderblicher als erstere. Die in Rede stehenden Pilze gehören der Mehrzahl nach zu der den Schlauchpilzen (Ascomycetes) angehörigen Gattung Erysiphe L. Ihr strahlenförmig ausgebreitetes Mycelium besteht aus verzweigten, gegliederten, farblosen (in Menge weiß erscheinenden) Fäden, welche hier und da mit besondern Warzen versehen sind, mittels deren sie sich an die Oberfläche ihrer Nährpflanze fest anheften, deren Oberhaut sammt dem darunterliegenden Zellgewebe stark zusammenziehen (weshalb Blätter und andere flächenförmige Pflanzentheile unter solchem schimmelartigen Ueberzuge zusammenschrumpfen und verkrüppeln) und die Säfte der befallenen Pflanze aussaugen. Aus diesem Mycelium entwickeln sich verschiedenartige Fortpflanzungsorgane, welche theils zur raschen Verbreitung des Pilzes während des Sommers bestimmt sind, theils den Pilz von einem Jahr zum andern erhalten. Letztere, kapselartige Früchte (Perithecien), enthalten in ihrem Innern mehrere Schläuche mit ovalen oder rundlichen Sporen, welche durch Aufspringen der Schläuche und der ganzen Frucht entleert werden, überwintern und im nächsten Frühjahr keimen. Weil die Perithecien schwärzlich sind, so erscheint nach ihrer Entwickelung das weißliche Schimmelgewebe mit dunkeln Knötchen bestreut. Sowol diese Sporen als die Sommersporen vermögen nur auf lebenden, gesunden, vollsaftigen Pflanzen der Art, auf welche der Pilz hinsichtlich seiner Ernährung von der Natur angewiesen ist, zu keimen und ein Mycelium zu entwickeln. Die Mehlthaupilze machen folglich die Pflanzen krank und sind daher echte Schmarotzer. Es gibt viele Arten von Erysiphe. Die verbreitetste, E. communis, befällt außer einer Menge wildwachsender Pflanzen namentlich die Hülsenfrüchte (insbesondere die Erbsen, die sie oft schnell vernichtet), Gurken, Kürbisse, den Flachs und das Getreide. E. macularis richtet in Hopfenpflanzungen oft sehr großen Schaden an. Eine andere Art bringt die berüchtigte Traubenkrankheit hervor. Andere Mehlthauformen werden durch Arten von Peronospora (s. Kartoffel) und Oidium hervorgebracht. Bei diesen wuchert das Mycelium im Innern der befallenen Pflanzen und brechen nur die Sporen erzeugenden Organe durch die Oberhaut hervor, auf welcher sie weißliche schimmelartige Anflüge bilden. Begünstigt wird die Entwickelung aller dieser Schmarotzerpilze durch abwechselnde warme und kalte und namentlich feuchtwarme Witterung.

Mehlwurm heißt die zollange, gelbe, harte und platte, fast drahtähnliche Larve des Mehlkäfers (Tenebrio molitor), die in Mehl und Kleie lebt und als gesuchtes Futter für insektenfressende Vögel (z. B. für Nachtigallen) von Vogelliebhabern gezüchtet wird. Der Käfer ist 1,5 Ctmt. lang, schmal und schwarz und findet sich in Mehlmagazinen, Mühlen und Bäckereien.

Méhul (Henri Etienne), bedeutender franz. Componist, geb. 24. Juni 1763 in der kleinen Festung Givet in den Ardennen, machte unter Leitung eines alten blinden Organisten frühzeitig solche Fortschritte in der Musik, daß er schon als Knabe von 11 Jahren die Organistenstelle an der Franciscanerkirche in Givet versehen konnte. Ein Jahr später kam er als Alumnus in die Abtei Lavaldieu unweit Givet, wo der Pater Hanser, ein tüchtiger deutscher Contrapunktist, sein Lehrer wurde. Später kam er nach Paris, wo ihn Joh. Friedr. Edelmann zunächst im Klavierspielen unterrichtete. Sodann erregte er das Interesse Gluck's, der sich seiner annahm und ihn sogar einige Opern arbeiten ließ. Allein erst im Alter von 20 J. reichte M. eine Oper «Cora et Alonzo» bei der Großen Oper ein, die zwar angenommen, aber vorerst nicht aufgeführt wurde. Der junge Künstler wandte sich daher inzwischen mit einer neuen Oper «Euphrosine et Coradin», an die Opéra-Comique, die diese im Winter 1790—91 mit glänzendem Erfolge zur Aufführung brachte. Auch die Große Oper brachte nun «Cora et Alonzo» auf die Bühne, doch ohne Beifall. Desto mehr aber gefiel die 1792 aufgeführte «Stratonice», der bis 1797 «Horatius Coclès», «Le jeune sage et le vieux fou», «Doria», «Phrosine et Mélidor», «La caverne», «Adrien», «La chasse du jeune Henri» folgten. Alle diese Erzeugnisse fanden trotz vieler Schönheiten keinen nachhaltigen Beifall, mit Ausnahme der «Chasse», deren Ouverture noch immer gern gespielt und gehört wird. Inzwischen hatte M. auch seine Kunst der Politik zugewandt und war der Componist der Revolution geworden. So componirte

Digitized by Google

er die gewaltige Melodie des «Chant du départ» (von Chénier), den «Chant de victoire», den «Chant de retour», den «Chanson de Roland», ſowie zahlreiche andere Stücke zu den republikaniſchen Feſten. Nach Gründung des Conſervatoriums erhielt er an demſelben das Amt eines Inſpectors, dann auch das eines Profeſſors. Erſt 1799 trat er wieder mit einer Oper, «Ariodant», hervor, die indeß nur den Beifall der Kenner errang. Ihr folgten «Bion» und «Epicure» (letztere in Gemeinſchaft mit Cherubini), doch ohne Wirkung zu machen; dann eine ital. Oper, «L'Irato», welche gefiel, ebenſo wie «Une folie» (in Deutſchland unter dem Titel «Je toller, je beſſer» bekannt und beliebt) und «Le trésor supposé» (in Deutſchland als «Schatzgräber» gegeben). Kein Glück machten «Joanna», «L'heureux malgré lui», «Héléna» und «Gabrielle d'Estrées», wogegen «Uthal» und «Les aveugles de Tolède» wieder ſehr gefielen. Im J. 1807 brachte M. eine ſeiner bedeutendſten Schöpfungen, die Oper «Joseph», zur Aufführung, die in Paris erſt allmählich zu größerer Anerkennung gelangte, deſto mehr aber ſogleich in den franz. Provinzen und in Deutſchland gefiel. Der ſpätern Zeit gehören an die Opern «Les amazones», «Valentine de Milan» (erſt 1822 durch ſeinen Neffen Daufſoigne vollendet und zur Aufführung gebracht), «Le prince troubadour» und «La journée aux aventures». Außerdem ſchrieb er noch einige Ballets und Symphonien ſowie einzelne Nummern zu gemeinſchaftlich mit andern componirten Gelegenheitsopern. Er ſtarb 18. Oct. 1817 an einer Bruſtkrankheit. Als dramatiſcher Componiſt nimmt M. einen hohen Rang ein. Er verſteht in ausgezeichneter Weiſe den Wortausdruck mit dem muſikaliſchen zu vereinen und den Charakter einer Situation in Tönen zu ſchildern. Dabei vermag er nicht weniger im Anmuthigen und Zarten als im Leidenſchaftlichen und Erſchütternden.

Meibom (Heinr.), der Aeltere, geb. 4. Dec. 1555 zu Lemgo, geſt. 20. Sept. 1625 als Profeſſor der Poeſie und Geſchichte zu Helmſtedt, machte ſich durch mehrere Schriften um die deutſche Geſchichte verdient. — Sein Sohn, Johann Heinrich M., ein gelehrter Arzt, geb. 27. Aug. 1590 in Helmſtedt, geſt. als Leibarzt des Erzbiſchofs zu Bremen in Lübeck 16. Mai 1655, gab außer mehrern medic. Schriften eine «Vita Maecenatis» (Leid. 1653) heraus. — Größere Berühmtheit als beide erlangte des letztern Sohn, Heinrich M., geb. in Lübeck 29. Juni 1638. Er ſtudirte in Helmſtedt und auf einigen holländ. Univerſitäten, durchreiſte Deutſchland, England, Frankreich und Italien, wurde 1661 in Helmſtedt Profeſſor der Medicin, 1678 der Geſchichte und Dichtkunſt und ſtarb daſelbſt 26. März 1700. In der Anatomie erhält ſich ſein Andenken durch die nach ihm genannten Meibom'ſchen Drüſen, Schleimdrüſen der Augenlieder, welche die ſog. Augenbutter abſondern; ferner durch ſeine vortrefflichen Unterſuchungen der Mutterſchlagadern, der Klappen der Gefäße in Betreff des Kreislaufs und des Thränengangs und durch die Entdeckung des blinden Lochs in der Zunge (Meibom'ſches Loch) und der benachbarten Warzen. Geſchätzter noch als ſeine medic. Schriften ſind die hiſtoriſchen, welche meiſt Deutſchland betreffen, namentlich ſeine Ausgabe der «Rerum Germanicarum scriptores» (3 Bde., Helmſt. 1688). — Markus M., ein Verwandter des Vorigen, geb. 1630 in Tönningen, beſchäftigte ſich als Philolog hauptſächlich mit der Muſik der Alten und gab namentlich die «Antiquae musicae scriptores septem Graeci et Latini» (2 Bde., Amſterd. 1652), ſowie den Vitruv und Diogenes von Laërte heraus. Eine Zeit lang lebte er an dem Hofe der Königin Chriſtine von Schweden, dann in Kopenhagen, wo er zum königl. Rath und Profeſſor zu Soröe ernannt wurde. Später kam er als Präſident des Zollamts nach Helſingör. Seine Heftigkeit verwickelte ihn jedoch in ſo viele Streitigkeiten, daß er auch dieſe Stelle niederlegte und ſich nach Amſterdam als Profeſſor der Geſchichte an der dortigen Schule begab. Auch hier entlaſſen, reiſte er nun nach Frankreich und England, kehrte indeß wieder nach Amſterdam zurück, wo er 1711 ſtarb.

Meidan-Pek, Ort in Serbien, ſ. Majdanpek.

Meier (Ernſt Heinr.), verdienter Exeget und Sprachforſcher, geb. 17. Mai 1813 zu Rusbendt im Fürſtenthum Schaumburg-Lippe, beſuchte 1827—34 das Gymnaſium zu Bückeburg und bezog dann die Univerſität Jena, um Theologie zu ſtudiren. Im Herbſt 1836 ging er nach Göttingen, wo er durch Ewald dem Studium der orient. Sprachen zugeführt wurde. Als letzterer nach ſeiner Amtsentſetzung nach Tübingen überſiedelte, folgte ihm M. Oſtern 1838 dorthin. Im Herbſt 1841 habilitirte er ſich an der tübinger Univerſität, an der er jedoch erſt im Febr. 1848 eine Profeſſur für ſemit. Sprache und Literatur erhielt. Er ſtarb zu Tübingen 2. März 1866. Seinen wiſſenſchaftlichen Ruf begründete M. vorzugsweiſe durch exegetiſch-kritiſche Arbeiten über das Alte Teſtament ſowie durch ſeine ſprachlichen Forſchungen über die ſemit. Sprachen. Seine erſte Schrift war eine Ueberſetzung und Erklärung des

Digitized by Google

Propheten Joel (Tüb. 1840). Einige Zeit darauf folgten das «Hebr. Wurzelwörterbuch» (Manh. 1845) und die Untersuchung «Ueber die Bildung und Bedeutung des Plural in den semit. und indogerman. Sprachen» (Manh. 1846). Diesen schlossen sich weiter an «Die ursprüngliche Form des Dekalogs» (Manh. 1846), der Commentar zum Jesaia (Bd. 1, Pforzh. 1850), die Uebersetzungen der poetischen Bücher (2 Thle., Tüb. 1851—54) und der prophetischen Schriften (Tüb. 1863) des Alten Testaments, die Bearbeitung des Hohen Liedes (Tüb. 1854), die Erklärung und Uebersetzung des Liedes der Deborah (Tüb. 1858), endlich die Untersuchung über «Die Form der hebr. Poesie» (Tüb. 1853) und die «Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Hebräer» (Lpz. 1856). Später wandte M. den Sprachdenkmälern der Phönizier besondere Aufmerksamkeit zu und besuchte zu diesem Behufe 1862 die Museen zu London, Paris und Leiden. Die reichen Ergebnisse dieser Studien legte er indeß nur zu einem kleinen Theile in der «Erklärung phöniz. Sprachdenkmale» (Tüb. 1860) und einer Abhandlung über die nabatäischen Inschriften in der «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft» (Jahrg. 1863) nieder. Von den «Classischen Dichtungen der Inder» (3 Bde., Stuttg. 1847—54) lieferte er vielfach gelungene Uebertragungen von «Nal und Damajanti», «Sakuntala» und ind. Liedern. Ein besonderes Verdienst erwarb sich M. noch um die Kunde des deutschen Volksthums durch die Sammlungen: «Deutsche Kinderreime, Sprüche, Räthsel und Spiele aus Schwaben» (Tüb. 1851), «Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben» (2 Thle., Stuttg. 1852); «Deutsche Märchen aus Schwaben» (Stuttg. 1852; 3. Aufl., Stuttg. 1864) und «Schwäb. Volkslieder» (Stuttg. 1854). Eine Sammlung eigener Gedichte gab M. unter dem Pseudonym Ernst Minneburg (Tüb. 1852) heraus. Zuletzt veröffentlichte er noch eine Biographie der Prinzessin Karoline zu Schaumburg-Lippe (Gotha 1865).

Meier (Moritz Herm. Eduard), Philolog und Alterthumsforscher, geb. 1. Jan. 1796 zu Glogau, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung erst auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dann auf dem zum Grauen Kloster in Berlin und widmete sich seit 1813 zu Breslau, seit 1814 zu Berlin philol. Studien. Nachdem er sich 1819 auf der Universität zu Halle habilitirt, erhielt er 1820 eine außerord. Professur zu Greifswald. Im J. 1825 kehrte er jedoch als ord. Professor der Philologie und Director des philol. Seminars wieder nach Halle zurück. Hier erhielt er nach Schütz' Tode auch die Professur der Beredsamkeit, die er infolge einer Differenz mit dem Ministerium freiwillig niederlegte, jedoch 1848 wieder übernahm. Er starb zu Halle 5. Dec. 1855. Unter M.'s Schriften, in denen er das griech. Alterthum, vorzugsweise aber die Staats- und Rechtsverfassung desselben behandelt, sind besonders hervorzuheben: «Der attische Proceß» (Halle 1824), den er in Verbindung mit Schömann bearbeitete; die Ausgabe von Demosthenes' «Oratio in Midiam» (Halle 1832); ferner «Historia juris Attici de bonis damnatorum et fiscalium debitorum» (Berl. 1819), «De gentilitate Attica» (Halle 1835), «Die Privatschiedsrichter und die öffentlichen Diäteten Athens» (Halle 1846), «De proxenia, sive de publico Graecorum hospitio» (Halle 1843), «De vita Lycurgi et de Lycurgi orationum reliquiis» (Halle 1847), «De Andocidis oratione contra Alcibiadem» (6 Abth., Halle 1836), «De Crantoris Solensis libro deperdito» (Halle 1840), «Fragmentum lexici rhetorici» (Halle 1844), «Commentatio epigraphica» (2 Abth., Halle 1852—54) u. s. w. Eine Sammlung seiner akademischen Gelegenheitsschriften wurde von Eckstein und Haase (2 Bde., Lpz. 1861—63) herausgegeben. Im J. 1828 übernahm M. die Mitredaction der «Allgemeinen Literaturzeitung». Auch redigirte er seit 1830 erst in Gemeinschaft mit Kämtz, dann seit 1842 allein die dritte und seit 1852 auch die erste Section der Ersch- und Gruber'schen «Allgemeinen Encyklopädie», welche ihm eine Reihe bedeutender Monographien verdankt.

Meierotto (Joh. Heinr. Ludw.), Schulmann und Pädagog, geb. 22. Aug. 1742 zu Stargard, wurde, nachdem er zu Frankfurt a. O. seine Studien vollendet hatte, 1771 zum Professor an dem Joachimsthalschen Gymnasium, darauf zum Ephorus desselben und Oberschulrath ernannt und starb 24. Sept. 1800. Er war es namentlich, der neben den sprachlichen auch den sachlichen Kenntnissen im höhern Unterrichtswesen eine würdige Stelle anwies und durch das lebendige Wort ebenso sehr wie durch seine Schriften den geistlosen Mechanismus in der Schule zu bekämpfen suchte. Unter letztern sind zu erwähnen: die «Lat. Grammatik in Beispielen aus den classischen Schriftstellern» (2 Bde., Berl. 1785), die treffliche Schrift: «Ueber Sitten und Lebensart der Römer» (2 Bde., Berl. 1776; 3. Aufl., von Buttmann vermehrt, 1814); ferner die «Abschnitte aus deutschen und verdeutschten Schriftstellern zu einer Anleitung der Wohlredenheit» (Berl. 1794), «Ciceronis vita ex ipsius scriptis excerpta» (Berl. 1783). Ueber die Erdrevolutionen stellte M. geistreiche Vermuthungen auf in den

Digitized by Google

«Gedanken über die Entstehung der baltischen Länder» (Berl. 1790). Auch sein «Exempelbuch für Seefahrer und Strandbewohner» (Berl. 1790) fand vielen Beifall.

Meile (im Althochdeutschen milla, mîla; mittelhochdeutsch mîle) heißt das ältere gewöhnliche Längen- oder Wegemaß für weitere Entfernungen, dessen Größe jedoch sehr verschieden ist. Der Name stammt (wie auch das franz. mille, das engl. mile, das span. milla, das portug. milha und das ital. miglio) aus dem lat. Worte millia (Mehrzahl von mille, tausend). Die alten Römer gaben die Entfernungen nach millia passuum (d. i. nach Tausenden von Schritten) an, und eine solche altrömische M. (milliarium) maß 1000 geometr. Schritte zu je 5 röm. Fuß. Dieselbe entsprach somit 1472½ Mt. Nach dem Zerfalle des Weströmischen Reichs wurde das röm. Meilenmaß, wenn auch mit mancherlei Verschiedenheiten, von den Völkern des Abendlandes festgehalten, doch kam neben demselben schon früh im Mittelalter noch ein anderes, größeres auf, welches aus der altgall. Leuca oder Leuga hervorging, wie auch die modernen Namensformen derselben, Legua (span. und provenzal.), Legoa (portug.), Lega (ital.), Lieue (franz.) und League (engl.), noch bekunden. Im allgemeinen wurde in den Staaten, die sich (wie England, früher Frankreich und Spanien und Portugal) beider Kategorien von Meilenmaßen bedienten, die Legua oder Lieue zu 3 M. gerechnet. Außerdem bestanden und bestehen zum Theil noch vielfach neben den gesetzmäßigen Meilenmaßen solche für besondere Zwecke, wie Postmeilen, Polizeimeilen, Seemeilen. In Deutschland rechnete man bis 1872 im allgemeinen nach deutschen oder geographischen M. (zum Unterschiede von der engl. geographischen M. auch genauer deutsche geographische M. genannt), deren 15 auf einen Grad des Aequators gehen und welche in den Angaben des gemeinen Lebens noch sehr gewöhnlich sind. Nach den sorgfältigsten neuern Messungen und Berechnungen wird die Länge derselben zu 7419,860 Mt. oder 7,41986 Kilom. angenommen; daher 1 geogr. Quadratmeile = 55,06290 QKilom. (1 QKilom. = 0,01816 geogr. Quadratmeile). Die preußische M. begriff 2000 Ruthen oder 24,000 preuß. Fuß und war = 7,532485 Kilom. Die bis 1876 gesetzlich gewesene österreichische Postmeile hatte 24,000 wiener Fuß oder 4000 wiener Klaftern = 7,5859 Kilom. (also 14,67275 österreichische M. = 1 Aequatorgrad). In Frankreich rechnete man vor Einführung des metrischen Maßsystems nach Lieues (Wegstunden), man unterschied aber vier verschiedene Arten derselben (Lieue 25 auf 1 Aequatorgrad, also = 4452,26 Mt. oder ⅗ geographische M.; Lieue marine 20 auf 1 Aequatorgrad, also 5565,33 Mt. oder ¾ geographische M.; die alte Post-Lieue zu 2000 Toisen oder 3898,073 Mt. [also 28,55 auf 1 Aequatorgrad]; daneben noch die Seemeile [Mille marin] zu 60 auf 1 Aequatorgrad, also 1854,96 Mt. oder ¼ geographische M.) und hatte außerdem noch mehrere abweichende Lieues in den Provinzen. Als Wegemaß ist jetzt in Frankreich, wie in Deutschland und Oesterreich-Ungarn, nur das Kilometer (s. Kilo...) gebräuchlich. In England gilt als geogr. Längenmaß die Statute mile, welche 1760 Yards oder 5280 engl. Fuß mißt und somit 1609,3295 Mt. entspricht; 69,1579 Statute miles gehen demnach auf den geogr. mittlern Grad. Im gemeinen Leben kommt im brit. Reiche und in den Vereinigten Staaten von Amerika die London mile, die man gemeinhin englische M. nennt, zu 5000 Fuß oder 1523,986 Mt. (somit 73,0308 auf den geogr. mittlern Grad) zur Anwendung. Je drei Einheiten der verschiedenen englischen M. bilden eine League. In Deutschland, den Niederlanden, Belgien, der Schweiz, Spanien, Portugal, Italien, Griechenland, der Türkei und den meisten südamerik. Staaten gilt gegenwärtig als gesetzliches Wegemaß das Kilometer. Das Wegemaß in Rußland ist die Werst (s. d.). Die schwedische M. (Mil), zu 10,3778 auf den geogr. mittlern Grad, begreift 6000 Fammar (Faden) oder 36,000 Fuß (Fot) und mißt 10,688,6 Mt. Die norwegische und dänische M. (Miil), 2400 dän. Ruthen oder 24,000 dän. oder frühere preuß. Fuß enthaltend, ist der vormaligen preußischen M. gleich. Doch weicht auch in Schweden, Norwegen und Dänemark die M. dem Kilometer (in Schweden tritt das franz. metrische System mit 1883 in ausschließliche Geltung). Die Seemeile aller europ. Völker und fast der ganzen civilisirten Welt ist die nämliche, und zwar = 1/60 des Aequatorgrades = ¼ geographische M. = 1854,965 Mt.

Meineid (perjurium, pejeratio), s. Eid.

Meineke (Joh. Albert Friedr. Aug.), ausgezeichneter Philolog und Kritiker, geb. 8. Dec. 1790 zu Soest, erhielt seine Gymnasialbildung seit 1805 zu Schulpforta und studirte dann zu Leipzig, wo er namentlich durch Hermann für die classischen Studien begeistert wurde. Michaelis 1811 folgte er einem Rufe an das damalige Conradinum zu Jenkau, von wo er Ostern 1814 als Lehrer an das Athenäum nach Danzig ging, dessen oberste Leitung er im Herbst 1817 übernahm. Im J. 1826 siedelte er als Director des Joachimsthalschen Gymnasiums nach Berlin

Digitized by Google

über, wo er bis 1857 segensreich wirkte und 12. Dec. 1870 starb. Als Kritiker leistete M. besonders für die alten, noch vorhandenen Komiker und die alexandrinischen Dichter sowie für die griech. Anthologie sehr Bedeutendes. Von seinen Arbeiten dieser Art sind besonders hervorzuheben: «Curae criticae in comicorum fragmenta ab Athenaeo servata» (Berl. 1815), «Commentationes miscellaneae» (Danz. 1822), «Quaestiones scenicae» (3 Abth., Berl. 1826—30), «Philologicae exercitationes in Athenaeum» (2 Hefte, Berl. 1843—46), die Schrift «De Euphorionis Chalcidensis vita et scriptis» (Danz. 1823), die treffliche Ausgabe von «Menandri et Philemonis reliquiae» (Berl. 1823); vor allem aber die Bearbeitung der «Fragmenta poetarum comicorum Graecorum» (5 Bde., Berl. 1839—43; kleinere Ausg., 2 Bde., Berl. 1847), die einen reichen Schatz des gediegensten Wissens enthalten, und die «Analecta Alexandrina» (Berl. 1843), in denen die Fragmente der Dichter Euphorion, Rhianus und Alexander Aetolus gesammelt und erläutert sind. Hieran schließen sich «Delectus Anthologiae graecae» (Berl. 1842) und «Choliambica poesis» (Berl. 1845). Um den Text der alten Geographen erwarb er sich durch die Ausgaben des Stephanus Byzantius (Berl. 1849) und des Scymnus von Chios (Berl. 1846) sowie durch die Textrecension des Strabo (3 Bde., Lpz. 1852—53; nebst «Vindiciae Strabonianae», Berl. 1852) ebenfalls große Verdienste. Von M.'s übrigen Arbeiten sind noch hervorzuheben: die Textrecensionen der Bukoliker Theokrit, Bion und Moschus (Berl. 1836; 3. Aufl. 1856), der «Epistolae» des Alciphron (Lpz. 1853), des Horaz (Berl. 1834; 2. Aufl. 1854), des Stobäus (2 Bde., Lpz. 1855—64), des Athenäus (3 Bde., Lpz. 1859), des Aristophanes (2 Bde., Lpz. 1860; dazu «Vindiciae Aristophaneae», Lpz. 1864), desgleichen die Ausgaben des Dichters Kallimachus (Berl. 1863) und des «Oedipus Coloneus» von Sophokles (Berl. 1863). Vgl. Ranke, «August M.» (Lpz. 1871); Sauppe, «Zur Erinnerung an M. und Bekker» (Gött. 1872).

Meiners (Christoph), ein um die Geschichte der Philosophie sowie als Historiker und Alterthumsforscher verdienter Schriftsteller, geb. 31. Juli 1747 bei Otterndorf im Lande Hadeln, brachte fast sein ganzes Leben in Göttingen zu, wo er studirte, 1772 außerord., 1775 ord. Professor der Philosophie wurde und 1. Mai 1810 starb. Seiner nicht vollendeten «Revision der Philosophie» (Gött. u. Gotha 1772) ließ er eine lange Reihe Schriften folgen, von denen folgende noch jetzt von Interesse sind: «Versuch über die Religionsgeschichte der ältesten Völker, besonders der Aegypter» (Gött. 1775), «Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom» (2 Bde., Lemgo 1781—82), verbunden mit der «Geschichte des Verfalls der Sitten und der Staatsverfassung der Römer» (Lpz. 1782) und der «Geschichte des Verfalls der Sitten, der Wissenschaften und der Sprache der Römer» (Wien u. Lpz. 1791), «Allgemeine kritische Geschichte aller Religionen» (2 Bde., Hannov. 1806—7), «Geschichte der Ethik» (2 Bde., Hannov. 1800—1), «Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen» (4 Bde., Gött. 1802—5), «Geschichte des weibl. Geschlechts» (4 Bde., Hannov. 1798—1800), «Lebensbeschreibungen von Männern aus der Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften» (3 Bde., Zür. 1795—97), «Ueber die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten» (2 Bde., Gött. 1801—2), «Vergleichung der Sitten des Mittelalters mit denen des 18. Jahrh.» (3 Bde., Hannov. 1793—94).

Meinhold (Karl Wilhelm), bekannt als Theolog, Dichter und Publicist, war 27. Febr. 1797 zu Netzelkow auf der Insel Usedom geboren. Durch seinen Vater in eigenthümlicher Weise vorgebildet, bezog er, kaum 17 J. alt, die Universität Greifswald. Durch dichterische Begabung wurde er dem Idyllendichter Kosegarten und dem Oberpräsidenten Sack bekannt und verdankte ihrem Wohlwollen eine rasche Beförderung. Nachdem er Rector in Usedom gewesen und mehrere Pfarrstellen in Pommern innegehabt, erhielt er 1844 die Pfarrstelle zu Rehwinkel bei Stargard, die er jedoch 1850 niederlegte. Seitdem lebte er bis zu seinem Tode, der 30. Nov. 1851 erfolgte, in Charlottenburg. Mehrere frühere Arbeiten, z. B. «Vermischte Gedichte» (Greifsw. 1824; 2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1835), das Epos «Otto, Bischof von Bamberg», «Reisebilder von Usedom» (Stralf. 1830), wurden wenig bekannt. Sein Hauptwerk ist «Die Bernsteinhexe» (Berl. 1843), ein Tendenzroman, in welchem M. die Angriffe gegen die geschichtliche Echtheit der biblischen Erzählungen zu entkräften sucht und welcher großes Aufsehen machte. In dem spätern Seitenstücke «Sidonia von Bork, die Klosterhexe», ist das Gesuchte und Tendenziöse noch mehr vorherrschend. Seine «Gesammelten Schriften» (8 Bde., Lpz. 1846—52) umfassen außer jenen Romanen und seinen Gedichten die vaterländischen Schauspiele «Der alte deutsche Degenknopf» und «Wallenstein und Stralsund» sowie eine Ausgabe des «Vaticinium Lehninense» mit Einleitung und Erklärung.

Digitized by Google

Meinicke (Karl Eduard), einer der vorzüglichſten deutſchen Geographen, geb. 31. Aug. 1803 in Brandenburg an der Havel, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gymnaſium zu Potsdam und der Univerſität zu Berlin. Im J. 1825 als zweiter Collaborator am Gymnaſium zu Prenzlau angeſtellt, ward er 1838 zum Profeſſor ernannt und ihm 1846 proviſoriſch, 1852 definitiv die Direction der Lehranſtalt übertragen. Im J. 1869 trat er in den Ruheſtand und lebte ſeitdem in Dresden, wo er 26. Aug. 1876 ſtarb. M.'s literariſche Arbeiten zeichnen ſich durch echte Wiſſenſchaftlichkeit, allſeitige Benutzung der Quellen und ſorgfältige Kritik derſelben aus. Namentlich hat er ſeine Aufmerkſamkeit Oceanien gewidmet. Dahin gehört vor allem ſein vortreffliches Werk «Das Feſtland Auſtralien» (2 Bde., Prenzl. 1837); ferner die ethnogr. Arbeit «Die Südſeevölker und das Chriſtenthum» (Prenzl. 1844), mehrere kleinere Schriften, wie «Bemerkungen über die Geographie der Inſel Sumatra» (Prenzl. 1833), «Beiträge zur Ethnographie Aſiens» (Prenzl. 1837), «Ueber den Gebirgsbau der Inſel Java» (Prenzl. 1844), «Der Vulkan Smeru in Oſtjava» (Prenzl. 1851), «Die Inſel Pitcairn (Prenzl. 1858). Eine ſehr ſchätzbare Arbeit iſt auch M.'s «Verſuch einer Geſchichte der europ. Colonien in Weſtindien» (Weim. 1831). Sein «Lehrbuch der Geographie» (Prenzl. 1839; 2. Aufl. 1845), welchem ein «Leitfaden» (Prenzl. 1845; 4. Aufl. 1863) folgte, hat die vielſeitigſte Anerkennung gefunden. Für die von Wappäus beſorgte 7. Auflage des Stein'ſchen «Handbuch der Geographie» hat er den Abſchnitt über Auſtralien (Lpz. 1854) bearbeitet.

Meiningen (Herzogthum), ſ. Sachſen-Meiningen.

Meiningen, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Herzogthums Sachſen-Meiningen und der Sitz der Landescollegien, liegt in einem engen Thale an der Werra und der Werrabahn, von welcher hier die Linie Schweinfurt-M. der Bairiſchen Staatsbahn abzweigt, iſt freundlich gebaut und hat (1875) 9521 E. Von ältern Bauwerken iſt die Stadtkirche (ſeit 1003 erbaut) hervorzuheben. In dem Schloſſe, das von Herzog Bernhard 1681 angelegt und deſſen Gemahlin zu Ehren Eliſabethenburg genannt wurde, befinden ſich die Bibliothek mit 30,000 Bänden, verſchiedene Kunſtſammlungen und in einem beſondern Locale das den Regierungen von Preußen, Sachſen-Weimar und Sachſen-Meiningen gemeinſchaftliche hennebergiſche Geſammtarchiv. Auch hat der hennebergiſche alterthumsforſchende Verein zu M. ſeinen Sitz. Der Engliſche Garten des Herzogs iſt einer der ſchönſten in Deutſchland. Die früher blühende Tuch-, Barchent- und Leinwandweberei iſt in Verfall gerathen. Seit 1856 beſteht zu M. die Mitteldeutſche Creditbank. Uebrigens hat die Stadt ein Gymnaſium (Bernhardinum), eine Realſchule und ein in neueſter Zeit durch ſeine Kunſtleiſtungen berühmt gewordenes Theater. Am 5. und 6. Sept. 1874 zerſtörte eine Feuersbrunſt den dritten Theil der Stadt, der ſeitdem ſchöner wieder aufgebaut wird. Eine Hauptzierde der Umgebung M.s iſt die 5 Kilom. entfernte Burg Landsberg, 1840 neu erbaut. Etwa 8 Kilom. ſüdlich der Stadt liegt das Dorf Bauerbach (ſ. d.), bekannt durch Schiller's Aufenthalt 1782—83. Vgl. «M. und ſeine Umgebungen» (Meiningen 1842).

Meiſe (Parus) heißt eine zu den Singvögeln gehörende Vögelgattung, bei denen das Gefieder locker, weich, der Schnabel von der Wurzel an allmählich verdünnt, gerade und ohne Kerbe iſt, die runden Naſenlöcher mit mehrern buſchig getheilten Federn bedeckt und die Flügel kurz ſind. Es ſind im ganzen kleine, lebhafte, liſtige, unruhige und muthige Vögel, welche ſehr geſchickt in jeder Stellung auf- und abklettern, ſich von Inſekten, Samen und Früchten nähren und ſehr fruchtbar ſind. Zu den gemeinſten deutſchen Vögeln gehört die Kohl- oder Speckmeiſe (P. major), welche als Zugvogel im April bei uns ankommt und uns gegen Ende des September wieder verläßt; doch bleiben einzelne Pärchen auch über Winter bei uns. Sie iſt 15 Ctmt. lang, oben olivengrün, am gelben Bauche mit einem ſchwarzen Längsſtreifen gezeichnet, am Kopfe ſchwarz und an den Wangen weiß. Zur Zeit ihres Wegzugs, wenn ſie ſich zu Scharen vereinigt hat, wird ſie nebſt der Blaumeiſe im großen zu vielen Tauſenden beſonders in Kloben und auf Leimruthen gefangen. Auch die Blaumeiſe (P. caeruleus) iſt ſehr gemein in Deutſchland, der Kohlmeiſe ähnlich, aber etwas kleiner, am Bauche ganz gelb, an Stirn und Wangen weiß und am Körper grünblau. Die Beutelmeiſe (P. pendulinus), die im öſtl. Europa und Nordaſien lebt, iſt durch den Kunſtbau ihres beutelförmigen Neſtes berühmt, welches ſie aus Faſern der im Waſſer verfaulten Pflanzen und feinen Grashalmen erbaut, die mit der Samenwolle von Weiden, Pappeln, Diſteln und Rohrkolben zu einem feſten Filze verwebt werden. Mit dem obern Ende, in deſſen Nähe ſich der Eingang befindet, iſt es an einem Rohrſtengel oder dünnen Weidenzweige frei aufgehängt, und ſeine Länge beträgt bis 20 Ctmt., ſeine Breite etwa 10 Ctmt. Die Bartmeiſe (P. biarmicus), welche beſonders in

Digitized by Google

Holland gemein, aber auch in Deutschland stellenweise häufig ist, zeichnet sich durch den schwarzen, am Mundwinkel beginnenden und etwas an den Hals hinabreichenden Zwickelbart des Männchens aus. Die Schwanzmeise oder Teufelsbolzen (P. caudatus), deren Schwanz länger als der Körper ist, übertrifft in der Kunst des Nesterbaues fast noch die Beutelmeise. Die dichte Wandung des eiförmigen, überall geschlossenen und nur am obern Ende mit einer Seitenöffnung versehenen Beutels besteht aus sorgfältig durcheinandergefilztem Moose, Wolle und Insektengespinst und ist äußerlich mit Baumflechten überzogen, die durch eingearbeitete Fäden von Spinnen und Raupen in ihrer Lage erhalten werden. Im Innern sind Wolle, Haare und ähnliche weiche Stoffe zu einem Lager aufgehäuft. Diese Meisenart ist übrigens in Deutschlands Wäldern gemein, kommt aber im Winter auch in die Dörfer und bis in die Nähe großer Städte. Die Haubenmeise (P. cristatus), welche Nadelwälder bewohnt und im Winter nicht fortzieht, ist durch eine zugespitzte Federhaube aus schwarzen, weiß gerandeten Federn ausgezeichnet. Da die M. viele Insekten vertilgt, so sollte sie geschont werden.

Meisenheim, Kreisstadt im Regierungsbezirk Koblenz der preuß. Rheinprovinz, am Glan, ist Sitz des Landrathsamts und eines Friedensgerichts, hat ein Schloß, drei Kirchen, eine Synagoge und eine Lateinschule und zählt (1875) 1793 E., welche nicht unbedeutenden Handel mit Getreide, Vieh und Wein treiben. Die evang. Schloßkirche ist ein schöner neugoth. Bau, 1479 erbaut und neuerdings restaurirt, mit den Grabmälern vieler Herzoge von Zweibrücken. In der Nähe von M., aber schon auf bair. Gebiete, sind ergiebige Kohlengruben. — Der Kreis M. (172,4 QKilom. mit 13,462 E.) gehörte früher zum Herzogthum Zweibrücken, seit 1816 zu Hessen-Homburg, kam 24. März 1866 an Hessen-Darmstadt und wurde von diesem im Frieden vom 3. Sept. 1866 an Preußen abgetreten.

Meißen, Stadt im Königreiche Sachsen, liegt zwischen dem Bache Meiße, von dem es den Namen hat, und dem Flüßchen Triebisch, auf und zwischen Hügeln, am linken Ufer der Elbe, über die hier zwei Brücken führen, und an der Leipzig-Döbeln-Dresdener Eisenbahn, in höchst anmuthiger Gegend, ist Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, eines Gerichtsamts und eines Hauptzollamts und zählt (1875) 13,002 E. Das berühmteste Bauwerk ist die Domkirche, ein Meisterstück altdeutscher Baukunst, reich an herrlichen Verzierungen und Denkmalen aus sehr früher Zeit, mit dem sog. höckerigen Thurme, der in eine 18 Mt. hohe Spitzsäule von durchbrochener Arbeit mit darauf sitzender, nach oben geöffneter Kreuzblume ausläuft. Ihr erster Erbauer soll Kaiser Otto I. gewesen sein. Zu Anfange des 13. Jahrh. brannte sie gänzlich ab. Bischof Wittigo I., 1266—93, begann sie von Grund aus neu zu bauen; doch kam er damit nur bis zum Haupteingange der Südseite. Wittigo II., 1312—42, setzte das Werk bis auf die beiden westl. Thürme fort, die zu Anfange des 14. Jahrh. vollendet wurden, aber schon 1413 abbrannten, seit 1479 wieder aufgeführt wurden, aber 1547, vom Blitze entzündet, vollständig ausbrannten und zusammenstürzten. Den westl. Haupteingang des Doms verdeckt die Fürstenkapelle, die der Kurfürst Friedrich der Streitbare 1425 als Erbbegräbniß seines Stammes erbaute und die unter anderm das eherne Grabmal ihres Stifters enthält. Vgl. Ursinus, «Geschichte der Domkirche zu M. und ihrer Grabmäler» (Dresd. 1782); Ebert, «Der Dom zu M.» (herausg. von Klemm, Meiß. 1835); Schwechten, «Der Dom zu M. bildlich dargestellt» (Berl. 1826). Das an die Domkirche grenzende Schloß wurde seit 1471 durch den Kurfürsten Ernst und den Herzog Albert ganz neu gebaut, unter Kurfürst Johann Georg II. um die Mitte des 17. Jahrh. restaurirt und Albrechtsburg genannt. Seit 1710 wurde es der Porzellanmanufactur eingeräumt; nachdem diese aber 1863 in neue, im Triebischthale errichtete Gebäude verlegt worden ist, wurde es in neuester Zeit von allen verunstaltenden Ein- und Anbauen wieder befreit und in seiner alten architektonischen Schönheit hergestellt. Im Schloßhofe steht das in Erz gegossene Standbild Albrecht's des Beherzten. Vgl. Puttrich, «Das Schloß und der Dom zu M.» (Lpz. 1845). Nächstdem sind zu erwähnen die Stadt- oder Marienkirche, die schon zu Anfange des 13. Jahrh. vorkommt, und die Kirche des ehemaligen St.-Afraklosters aus dem Anfange des 14. Jahrh. Vgl. Oertel, «Das Münster der Augustiner Chorherren zu St.-Afra in M.» (Lpz. 1843). Das Domkapitel besteht aus acht Capitularen (unter welchen zwei Professoren der Theologie an der Universität Leipzig), an der Spitze ein Dompropst und Domdechant; die geschäftliche Vertretung liegt in den Händen des Stiftssyndikus. Die Fürstenschule zu St.-Afra entstand aus der 1205 bei dem gleichnamigen Kloster gestifteten Sing- und Klosterschule 1543 nach der Aufhebung derselben durch den Kurfürsten Moritz. Sie liegt auf einem Hügel, den eine im 13. Jahrh. erbaute Brücke mit dem Schloßberge verbindet, und wurde 1877 neu gebaut.

Digitized by Google

Zu ihren Zöglingen gehörten Lessing, Gellert und Rabener. Ihr erster Rector war Georg Fabricius (s. d.). Außerdem hat M. eine Stadtschule, für welche an der Stelle des ehemaligen Franciscanerklosters, in dessen Räumen sie sich seit ihrer Stiftung 1540 befand, 1855—57 ein neues stattliches Schulgebäude errichtet wurde. Ein zweites Gebäude errichtete man 1877. Ferner befindet sich daselbst eine Realschule mit Progymnasium. Die Porzellanfabrik wurde als die erste in Europa von Böttger (s. d.) 1710 begründet und beschäftigt gegenwärtig gegen 400 Arbeiter. Außerdem bestehen Eisengießereien und Maschinenfabriken, Thonwaaren- und Chamottefabriken, Ofenfabriken, Zünderfabriken, sowie eine Jutespinnerei mit Weberei (die einzige in Sachsen); besonders zu erwähnen ist die Stockfabrik und Elfenbeinschnitzerei von Hentschel und Wittich. Auch wird etwas Wein und Obst gebaut. M. ist durch regelmäßige Dampfschifffahrt mit Riesa und Dresden verbunden. Die Umgegend M.s bietet große landschaftliche Reize, namentlich Schloß Siebeneichen mit seinem Park, das Triebischthal, der sog. «heilige Grund», ein Thal, an welches sich die verschiedenen Sagen vom Bischof Benno knüpfen, ferner Schloß Scharfenberg mit in der Nähe befindlichem Silberbergwerke.

M. ist eine der ältesten Städte Sachsens. Sie wurde von König Heinrich I. zwischen 922 und 933 als Schutzwehr seiner deutschen Ansiedelungen in hiesiger Gegend gegen die unterjochten Slawen angelegt; doch von den alten Befestigungen sind nur noch wenige Spuren vorhanden. Zu ihrem schnellen Aufblühen, obschon sie wiederholt feindliche Anfälle zu erdulden hatte, trug am wesentlichsten bei, daß sie von ihrer Begründung an nicht nur der Sitz der Markgrafen von M. war, bis diese im 13. Jahrh. ihre Residenz in Dresden nahmen, sondern auch der Burggrafen und der Bischöfe bis zur Zeit der Reformation. Durch die Hussiten erlitt sie große Bedrängniß. Die Reformation wurde 1539 eingeführt. Wie schon 1547, so wurde die Stadt auch im Dreißigjährigen Kriege 1632 von den Kaiserlichen genommen, 1637 aber von den Schweden, die sie zum Theil niederbrannten. Am 13. März 1813 ließ der franz. General Davoust die beiden Hauptjoche der Elbbrücke abbrennen, und 15. Juni 1866 wurden dieselben bei dem Rückzuge des sächs. Heers durch Sprengung abermals vernichtet. Häufig hat M. unter verheerenden Ueberschwemmungen, gewöhnlich infolge des Eisgangs der Elbe, zu leiden. Große Ueberschwemmungen waren 1845, 1862, 1865, 1876. Vgl. Reinhard, «Die Stadt M., ihre Geschichte, Merkwürdigkeiten u. s. w.» (Meiß. 1829); «Die Stadt M. und ihre Umgegend» (Meiß. 1855); «Histor. Bilder von M.» (Meiß. 1862); Gersdorf, «Urkundenbuch der Stadt M.» (Lpz. 1873).

Das Markgrafthum M. wurde 928 vom König Heinrich I. begründet, und es gehörten dazu, außer der Stadt M., namentlich die Städte Lommatzsch, Nossen, Leisnig, Mügeln, Colditz, Dresden, Bautzen und Kamenz. Der Markgraf hatte die Grenzen der neu erworbenen Eroberungen der Deutschen zu schützen gegen die slaw. Nachbarn. Als der erste Markgraf wird Wiggert oder Wigbert um 968 genannt; ihm folgte 985 Ekkard I. Des letztern Nachfolger gehörten verschiedenen berühmten Dynastengeschlechtern an, bis nach Egbert's II. Absetzung 1088 die Markgrafschaft an das Haus Wettin kam, in welchem sie seit 1127 mit Konrad dem Großen (s. d.) erblich wurde. (S. Sachsen.) — Das Bisthum M. verdankt seine Begründung dem Kaiser Otto I. 965 und war, wie die gleichzeitig gestifteten Bisthümer zu Merseburg und Zeitz, in geistlichen Dingen dem Erzbisthum Magdeburg unterworfen. Der erste Bischof war des Kaisers Hofkapellan Burkhard. Sein Nachfolger Volkold brachte bereits die Stadt Wurzen und andere Orte an das Stift, und mehr und mehr sich erweiternd, reichte damals der bischöfl. Sprengel bis an die böhm. Grenze und in die Nähe von Berlin. Unter allen Bischöfen wurde Benno (s. d.) der berühmteste. Nach Einführung der Reformation in der Stadt nahm infolge Vertrags 1559 auch das Stift die prot. Kirchenverfassung an; der Bischof aber wählte Wurzen (s. d.) zu seiner Residenz. Endlich trat 1587 der Bischof Johann von Haugwitz selbst zur prot. Kirche über und legte sein bischöfl. Amt nieder, worauf zunächst ein Vertrag zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und dem Domkapitel dahin zu Stande kam, daß der Administrator desselben stets aus dem Kurhause Sachsen gewählt werden solle. Kurfürst Johann Georg II. erlangte 1663 durch einen anderweiten Vertrag für das Kurhaus Sachsen das Recht fortwährender Administration des Domkapitels, das nun völlig dem kursächs. Lande einverleibt wurde. — Das Burggrafthum M. gehört zu den wenigen Burggrafthümern, deren Inhaber von der niedern Stufe eines Befehlshabers der kaiserl. Truppen sich zu höherer Macht, Ansehen und Erblichkeit erhoben. Der erste, 1011 vom Kaiser eingesetzte Burggraf war Graf Friedrich von Eilenburg, aus dem Hause Wettin. Die Besitzungen der Burggrafen umfaßten die Schlösser Frauenstein, Hartenstein, Rochsburg und eine Menge anderer weit zerstreuter Besitzungen. Der

Digitized by Google

Burggraf Wiprecht von Groitzsch verlegte 1117 seine Residenz nach Leisnig; seine spätern Nachfolger residirten anfangs in Frauenstein, später in Hartenstein. Zuletzt waren die Grafen Reuß zu Plauen seit 1426 mit der burggräfl. Würde in M. belehnt, die sie aber für den Fall des Erlöschens dieser Linie 1546 an das Kurhaus Sachsen zu überlassen versprachen, was 1572 der Fall war, worauf die Burggrafenwürde aufgehoben wurde. Vgl. Märcker, «Das Burggrafthum M.» (Lpz. 1842); Gersdorf, «Urkundenbuch des Hochstifts M.» (3 Bde., Lpz. 1864—67).

Meißner, isolirter Berg im Kreis Eschwege des preuß. Regierungsbezirks Kassel, besteht aus Buntsandstein und Muschelkalk, der von Basalt durchbrochen wird. Seine horizontale Oberfläche, 751 Mt. hoch, ist eine 450 Hekt. große, baumlose Wiesenebene mit dem Frau-Hollenteich.

Meißner (Aug. Gottlieb), deutscher Schriftsteller, geb. zu Bautzen 3. Nov. 1753, studirte 1773—76 zu Leipzig und Wittenberg die Rechte und schönen Wissenschaften. Nachmals wurde er Kanzlist beim Geheimen Concil, später Geh. Archivsregistrator zu Dresden und gewann ganz besonders die Gunst des damaligen Ministers von Wurmb. Eine Reise durch einen Theil der österr. und deutschen Staaten verschaffte ihm 1785 den Ruf als Professor der Aesthetik und classischen Literatur nach Prag. Im J. 1805 folgte er dem Rufe als nassau-oranischer Consistorialrath und Director der hohen Lehranstalten nach Fulda, wo er 18. Febr. 1807 starb. Die Bekanntschaft mit Engel veranlaßte M., sich zuerst in Lustspielen und Operetten nach dem Französischen für die Seiler'sche Schauspielergesellschaft zu versuchen. Unter seinen selbstständigen Arbeiten für die Bühne ist «Johann von Schwaben» (Lpz. 1780) die vorzüglichste. Mit Canzler war er 1783—85 Herausgeber der Quartalschrift «Für ältere Literatur und neuere Lektüre», und 1793—97 gab er die Monatsschrift «Apollo» heraus. Seine bekannteste Arbeit sind die «Skizzen» (14 Sammlungen, Lpz. 1778—96) mit prosaischen Aufsätzen verschiedenen Inhalts, Anekdoten, Erzählungen, Fabeln u. s. w.; seine histor. Romane, wie «Alcibiades» (4 Bde., Lpz. 1781—88), «Bianca Capello» (2 Bde., Lpz. 1785 u. öfter) und «Epaminondas» (2 Bde., Prag 1798—1801) geben wegen vielfacher moderner Beimischungen kein treues Bild der geschilderten Zeiten. Auch schrieb er das «Leben des Julius Cäsar» (2 Bde., Berl. 1799—1801; fortgesetzt und vollendet von Haken, 2 Bde., Frankf. 1811—12) und «Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumann's» (2 Bde., Prag 1803—4). Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte Kuffner (56 Bde., Wien 1811—12). M.'s Schriften empfehlen sich durch eine bilderreiche Phantasie, leichte Sprache, Anmuth und Witz, leiden jedoch an Geziertheit des Ausdrucks.

Meißner (Alfred), namhafter deutscher Dichter, Enkel des Vorigen, geb. 15. Oct. 1822 zu Teplitz, studirte Medicin zu Prag und ging, als seine Dichtung, «Ziska», in Oesterreich nicht im Druck erscheinen konnte, nach Dresden, von wo er nach Veröffentlichung des Gedichts in die Heimat zurückgebracht werden sollte, um zur Verantwortung gezogen zu werden. M. ging indeß 1847 nach Paris, kehrte zwar 1848 nach Böhmen zurück und wurde im März in den böhm. Nationalausschuß gewählt, verließ aber infolge der Spaltungen zwischen Czechen und Deutschen nach einiger Zeit die Heimat wieder, um sich erst nach Frankfurt und dann im Winter 1849 abermals nach Paris zu begeben. Hier schrieb er seine «Revolutionären Studien aus Paris» (2 Bde., Frankf. 1849). Seit 1850 nahm er seinen Wohnsitz wiederum in Prag. Zu jener Zeit war M. nebst Moritz Hartmann (s. d.) der namhafteste Vertreter der böhm. Freiheitspoesie. Seinen Ruf begründete er mit dem erwähnten Epos «Ziska» (Lpz. 1846; 10. Aufl. 1867), welches in seinen Einzelbildern einen großen Reichthum an lebendigen Schilderungen enthält. Die Verse sind melodisch und getragen, und auch in seinen «Gedichten» (Lpz. 1845; 10. Aufl. 1871) ist oft die Form mit Meisterschaft gehandhabt. Uebrigens bekundete sich in diesen Gedichten noch viel jugendliche Unklarheit und eine düstere Weltanschauung. In dem «Sohn des Atta Troll» (Lpz. 1850), einer sich an ihr Heine'sches Vorbild anlehnenden Dichtung, tritt auch M.'s Talent für Humor und Ironie hervor. Als Dramatiker versuchte er sich in den Tragödien «Das Weib des Urias» (Lpz. 1851), «Die Welt des Geldes» (Lpz. 1853), «Der Prätendent von York» (Lpz. 1854) und «Vermeinte Schuld» (1859), die sich jedoch, trotz mancher Vorzüge, nicht auf der Bühne zu behaupten vermochten. Mit weit günstigerm Erfolge wandte sich M. hierauf dem Gebiete des Romans zu. Dem Romane «Zwischen Fürst und Volk» (3 Bde.), dessen polit. Hintergrund das J. 1848 bildet, folgten die figuren- und farbenreiche «Sansara» (3. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1860), «Neuer Adel» (3 Bde., Lpz. 1861), die Jesuitengeschichte «Zur Ehre Gottes» (2 Bde., Lpz. 1861), endlich die umfangreiche Romandichtung «Schwarzgelb» (Berl. 1864), in welcher er ein für die Kenntniß der innern Zustände Oesterreichs werthvolles Bild der Reactionsperiode 1850—54 entwarf. Im J. 1869 ließ sich M. in Bregenz nieder. Hier beendete er seinen Roman «Die

Digitized by Google

Kinder Roms» (Berl. 1870). Diesem folgten «Die Bildhauer von Worms» (Berl. 1874) und «Oriola» (Berl. 1874), «Feindliche Pole» (1877) und das zarte kleine Epos «Werinherus» (Lpz. 1872). Geschichtliche und literarhistor. Skizzen vereinigte er im Buche «Historien» (Berl. 1875). Von seinen übrigen Schriften außer den «Erinnerungen an Heinrich Heine» (Hamb. 1854) sind noch zu nennen: «Durch Sardinien» (Lpz. 1859), «Charaktermasken» (3 Bde., Lpz. 1861—63), «Rococobilder» (Gumbinnen 1871). Die «Gesammelten Schriften» (18 Bde., Lpz. 1871—73) umschließen den größten Theil seiner Dichtungen.

Meissonier (Jean Louis Ernest), namhafter franz. Genremaler, geb. um 1813 zu Lyon, kam jung nach Paris und trat bei Léon Cogniet als Lehrling ein. Natürliche Neigung und Geschicklichkeit führten ihn zum histor. Genrefache. Seine kleinen Gemälde bezogen sich insgemein auf Vorgänge aus dem franz. Volksleben des 18. Jahrh., die nicht, wie gewöhnlich, in freier, üppiger Weise behandelt, sondern gemüthlich aufgefaßt und mit gründlichem Detailstudium und feinem histor. Sinn ausgeführt waren. M. machte viel Glück mit seinen «Kunststückchen», und die franz. Kritiker stellten ihn in gleichen Rang mit Dow, Mieris, Netscher und andern altholländ. Feinmalern, wozu ihm indessen gar manches fehlt. Zwar hat er ihre Geduld und fleißige Technik, aber nicht ihre Vollendung und Harmonie in Färbung und Helldunkel. Feines Gefühl, Geist und Leben sind übrigens an seinen Stücken zu rühmen, und seine Zeichnung ist sicher und bestimmt. Jedes seiner Bildchen wird in öffentlichen Versteigerungen von den Liebhabern zu ungeheuerm Preise bezahlt. Die Bewunderung des Publikums und der Bildersammler bannte M. in eine Art Zauberkreis, weil jedes von ihm vorgebrachte Thema: Raucher, Biertrinker, Musikdilettanten, Bücherleser, Zeichner, Schachspieler, Kunstliebhaber, Künstler im Atelier, solchen Anklang fand, daß er zahlreiche Varianten davon verfertigen mußte. Er schildert mit Vorliebe Scenen ruhiger und feiner Häuslichkeit, führt aber bisweilen auch aus niedern Lebensverhältnissen bewegtere, sogar stürmische Auftritte im Innern der Häuser oder auch im Freien vor. Belege davon sind seine Kugelspieler (1847), die Bravi (1852), die Rauferei (1855) und verschiedene Halte vor Wirthshäusern. Seitdem er 1861 von der Akademie als Mitglied aufgenommen worden, bewegt er sich auch, obschon nicht mit gleichem Erfolge, in Gegenständen einer höhern Richtung. In solchen größern Bildern, so Napoleon I. auf dem Rückzuge aus Rußland und Napoleon III. in der Schlacht bei Solferino, tritt eine gewisse Kälte des Gefühls hervor. Endlich lieferte M. auch einige lithographirte und radirte Blätter, die nicht bedeutend sind, aber wie alle seine Erzeugnisse übermäßig geschätzt werden.

Meister (in der Kunst). Dieses gegenwärtig aus der Umgangssprache der Künstler verschwundene Wort wird in der Kunstgeschichte noch festgehalten und außerdem in derselben mit einem näher bezeichnenden Zusatze gebraucht, um Künstler zu benennen, über deren Namen man im Unklaren. So verbindet man mit der Bezeichnung: der «M. des kölner Dombildes» die Vorstellung des bedeutendsten kölner Malers zu Anfange des 15. Jahrh. Derselbe hieß Meister Stephan und wurde erst neuerdings durch Merlo als Stephan Lochner festgestellt. Namentlich benennt man Formenschneider und Kupferstecher mit dem Meisternamen und dem hinzugefügten Monogramm. So ist der «M. von 1423» ein anonymer Formenschneider von großer Bedeutung. Man hat von ihm einen berühmten Holzschnitt, der den heil. Christoph mit dem Jesuskinde darstellt. Derselbe wurde 1769 im Kloster Buxheim entdeckt und befindet sich seit 1823 in England. Ein sehr interessanter und angesehener unbekannter M. ist der «M. E. S. von 1466», ein wahrscheinlich niederrhein. Goldschmied, von dem man über 100 Blätter kennt. Er zeichnet sich bei allen Mängeln seiner Zeitperiode durch außerordentliche Schärfe der Zeichnung und Genauigkeit des Stichs sowie durch Reichthum der Phantasie und sprudelnden Humor aus. Zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehört ein großes, aus Figuren zusammengesetztes Alphabet, in welchem er die Verdorbenheit des Mönchsstandes geißelt. Uebrigens sind seine Stiche sehr selten. Der «M. mit den Bandrollen», von Duchesne Maître aux banderolles genannt, weil seine Blätter fast alle mit Bandrollen versehen sind, auf denen lat. Sprüche mit goth. Buchstaben stehen, ging der ältesten ital. Periode (1452) voraus. Andere unbekannte M. von größerm oder geringerm Werthe sind: der M. mit der Heuschrecke, der mit dem Anker, der mit dem Krebs, der mit dem Zirkel, der M. mit dem Weberschiffe, der mit der Weintraube, mit dem Leuchter u. a. Die Blätter des «M. mit dem Würfel» (del dado) werden von einigen dem berühmten Kupferstecher Beatrizet zugeschrieben, der um die Mitte des 16. Jahrh. blühte; seine Stiche sind fast sämmtlich nach Rafael'schen Gemälden ausgeführt.

Meistersänger, richtiger Meistersinger, heißen die Dichter bürgerlichen Standes, welche seit dem Anfange des 14. Jahrh. die im 12. und 13. Jahrh. von den höfischen Dichtern oder

Digitized by Google

den Minnesingern (s. d.) begründete und ausgebildete lyrische Kunstdichtung in einer durch ihre Standesverhältnisse und durch die Zeitrichtung bedingten Weise fortsetzten. Ihren Ursprung führt die freilich sagenhaft ausgeschmückte Ueberlieferung der Singschulen auf Heinrich von Meißen, den Frauenlob (s. d.), zurück, und es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß sich zuerst um diesen in Mainz ein Verein von Bürgern zur Pflege der lyrischen Dichtkunst gesammelt habe, welchem nicht lange darauf zahlreiche andere Vereine zu gleichem Zweck an vielen oberdeutschen Orten und besonders in den Reichsstädten folgten. Eine solche größtentheils aus Handwerkern bestehende geschlossene Verbindung mußte sich nothwendig zunftmäßig gestalten und also auch der Kunst einen handwerksmäßigen Charakter, einen schulmäßigen Betrieb und ihren Pflegern eine zunftmäßige Rangordnung geben. Das rein Aeußerliche, die feste Beobachtung der Regeln, deren Inbegriff die Tabulatur hieß, ward jetzt zur Hauptsache, und den Namen «Meister», der also fortan eine bestimmte Stellung und Würde innerhalb der Schule bezeichnete, erhielt, wer einen neuen Ton erfand und nach dem Urtheile der «Merker» fehlerfrei vortrug. Um durch Neuheit den Anspruch des Meisterrechts zu erwerben, ging man in der Form des Liedes in Beziehung auf Zahl und Stellung der Verse und Reime (doch ohne Beachtung der Betonung und Quantität, die Silben blos zählend) weit über die Verkünstelung der letzten Minnesänger bis zum Ungeheuerlichen hinaus, während die Form des Instrumentalbegleitung fordernden Leiches und des ungesungenen Spruchs fast ganz vernachlässigt wurde, weil Gesang ohne Begleitung die beinahe allein übliche Vortragsweise war. Den Inhalt anlangend beharrte man auch hierin, die Richtung der letzten Minnesänger fortsetzend, im ganzen bei der Lehrhaftigkeit mit ehrbarer und tüchtiger, aber nüchterner Gesinnung und griff nur selten darüber hinaus. Dünkel und Geschraubtheit ließen sich aber freilich auf dieser Bildungsstufe natürlich nicht überall vermeiden. Dichterische Begabung zeigte sich sehr selten und gewöhnlich nur bei solchen, die außer dem eigentlichen Meistergesange sich auch auf andern Gebieten versuchten, wie im 14. Jahrh. bei dem Meißner Heinrich von Mügelin, im 15. bei Muscatblut und im 16. bei dem nürnberger Schuhmacher Hans Sachs (s. d.), der aber seinen Ruhm nicht seinen 4275 Bar (Meisterliedern) verdankt. Mit dem 17. Jahrh. begannen die Schulen der Meistersinger einzugehen; die letzte Genossenschaft erhielt sich in Ulm bis 1839, und ihr Inventar kam an den Liederkranz daselbst. Unsere Kenntniß von dem Verfahren in den spätern Singschulen verdanken wir größtentheils dem görlitzer Schuhmacher Adam Puschmann und dem Professor zu Altorf, Joh. Christoph Wagenseil. Jener, ein Schüler von Hans Sachs, schrieb aus eigener unmittelbarer Kunde seinen «Gründlichen Bericht des deutschen Meistergesangs» (Görl. 1573) und dessen vermehrte Ausgabe unter dem Titel «Gründlicher Bericht der deutschen Reimen oder Rhythmen u. s. w.» (Frankf. a. O. 1596), beide großentheils ausgezogen in Hagen's «Sammlung für altdeutsche Literatur» (Breslau 1812). Wagenseil hat ein «Buch von der Meistersinger holdseligen Kunst» aus andern Büchern und mündlichen Nachrichten zusammengetragen (angehängt seiner «Commentatio de civitate Noribergensi», 1697). In neuerer Zeit hat Richard Wagner in seiner Oper «Die Meistersinger von Nürnberg» ein Bild der bei den M. herrschenden Gebräuche gegeben. Vgl. Jak. Grimm, «Ueber den altdeutschen Meistergesang» (Gött. 1811); Schnorr von Carolsfeld, «Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs» (Berl. 1872).

Meisterwurz (Imperatoria Ostruthium L.) ist der Name einer zu der Familie der Doldengewächse gehörenden, perennirenden Pflanze, welche an kräuterreichen Orten der Gebirge Mitteleuropas, namentlich häufig in den Alpen, wild wächst und auch oft als Arzneipflanze in Gärten cultivirt wird. Aus ihrem senkrechten, 5—8 Ctmt. langen und zolldicken, quergeringelten, höckerigen Wurzelstock treibt sie alljährlich 60 Ctmt. hohe Stengel, welche mit doppelt dreizählig zertheilten Blättern besetzt sind und an der Spitze der Aeste vielstrahlige Dolden weißer Blüten tragen. Die Blattstiele haben bauchige, stengelumfassende Scheiden, die Dolden keine Haupt-, aber aus borstlichen Blättchen zusammengesetzte Nebenhüllen; die Früchte sind länglich, stark zusammengedrückt, an den Kanten breit geflügelt. Der knollige, außen braune, innen strohgelbe, mit milchigem Saft erfüllte und von gelben Oelbehältern strotzende Wurzelstock war früher unter dem Namen Radix Ostruthii officinell und steht bei allen Gebirgsbewohnern, welche die «Meisterwurzel» überall aufsuchen und ausgraben, wegen seiner Heilkräftigkeit in hohem Ansehen. Er wurde als reizendes, namentlich auf die Verdauung einwirkendes Mittel in der Menschen- und Thierheilkunde gebraucht. Sein wirksamer Bestandtheil ist das Imperatorin, ein krystallisirbarer Stoff von brennendscharfem, pfefferartigem Geschmack. Außerdem enthält die M. ätherisches Oel, ein scharfes Harz und Stärkemehl.

Mejico, s. Mexico.

Digitized by Google

Mejillones, Hafenplatz am Stillen Ocean unter 23° 8′ südl. Br., gehörte bis zur definitiven Grenzregulirung zu einem zwischen Bolivia und Chile streitigen Gebiete. Als aber bei der 1866 zu Santiago vollzogenen Grenzregulirung der 24.° als Grenze festgesetzt wurde, fielen die 1862 bei M. entdeckten Guanolager an Bolivia, doch einigten sich beide Regierungen dahin, daß die Ausbeute zur Hälfte an beide Staaten vertheilt werden sollte. Einen großen Aufschwung nahm M., als 1870 bedeutende Silbererzlager in Caracoles, 180 Kilom. östlich von M. entdeckt wurden; die Bevölkerung hob sich rasch auf 2000 E. und der Bau einer Eisenbahn nach den Minen wurde begonnen. Die Entwickelung ging aber nicht in demselben Maße weiter, da die südlicher gelegene Küstenstadt Antofagasta (23° 42′ südl. Br.) ebenfalls mit dem Bau einer Bahn ins Innere begann und M. zu überflügeln drohte. M. ist der beste Hafen an der südamerik. Westküste, und besitzt fast allein ein ruhiges Wasser, Ufer ohne Brandung und Ankergrund ohne Klippen und Bänke. Die Bucht wird gebildet durch die nach Norden vorspringende Spitze, die im 807 Mt. hohen Morro de M. gipfelt; am Nordabhange dieses Bergs befinden sich die Guanolager, die auf 2—4 Mill. Tonnen geschätzt werden, aber dem Chinchaguano an Güte nachstehen. In der Nähe von M. finden sich auch Kupferlager, die eine jährliche Ausbeute von 40,000 Ctr. liefern. M. ist Station der pacifischen Dampferlinien.

Mekhong (siames. Bezeichnung des Flusses), von den Europäern oft Kambodschafluß genannt, einer der fünf großen Ströme Hinterindiens, der, aus Tibet kommend, zunächst die südchines. Provinz Yünnan und dann die annamit. Halbinsel in ihrer ganzen Längenausdehnung durchströmt. Aehnlich wie der Nil zeigt auch der M. ein periodisches Steigen und Fallen seiner Gewässer, deren Niveauunterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstande etwa 10 Mt. beträgt. Das Anschwellen des Flusses ist hauptsächlich durch die ungeheuern Wassermassen bedingt, welche zur Zeit der Schneeschmelze von den tibetan. Gebirgen dem Flusse zugeführt werden. Diese von Norden her kommende Wassermasse theilt sich unter 11° 50′ nördl. Br. in drei Arme, von denen die beiden Hauptarme, vielfach geräftelt und zahlreiche niedrige Inseln umschließend, in südöstl. Richtung dem Meere zueilen. Der dritte Arm, Udong genannt, zweigt sich in nordwestl. Richtung ab und erweitert sich zu dem großen Seebecken des Tale-sab oder Bien-ho, dessen Gewässer vollständig unter dem Einflusse des Steigens und Fallens des M. stehen. Der M. ist auch in der trockenen Jahreszeit vom Meere stromaufwärts bis zu dem an seiner Gabeltheilung gelegenen uralten Königssitze, der auch jetzt noch als Stapelplatz berühmten Stadt Panomping (Panompenk, Phnompenh) selbst für Schiffe von großem Tiefgang schiffbar. Der zur Erforschung des Mittel- und Oberlaufs des M. ausgesandte franz. Fregattenkapitän de Lagrée konnte 1866 von Saigon aus auf dem westl. Hauptarme des M. über Mitho und Panomping stromaufwärts mit dem Dampfer nur bis Kratieh gelangen. Weiter aufwärts fand die Expedition die Schifffahrt durch Stromschnellen, Fels- und Sandbänke unmöglich gemacht, sodaß die Hoffnung, den M. als eine Communicationsstraße zu den reichen Laosländern und zur Provinz Yünnan benutzen zu können, schwand.

Mekka, die heiligste Stadt der Mohammedaner, bei den Arabern Omm-el-Kora, d. h. Mutter der Städte, die Wiege der mohammed. Tradition und der Geburtsort Mohammed's, der es den Anhängern seiner Lehre zur Pflicht machte, wenigstens einmal in ihrem Leben diese Stadt zu besuchen, wodurch sie, wie der natürliche und historische, so der religiöse Mittelpunkt des weiten Länder- und Völkergebietes des Islam wurde, liegt in der arab. Provinz Hedschas, 400 Kilom. südlich von Medina (s. d.), in einem engen, sandigen, unfruchtbaren und von dürren, kahlen Höhen und öden Sandflächen umgebenen Thale, das sich von Norden gegen Süden senkt und in dieser Richtung von dem Regenbach Wadi-el-Tarafeyn durchzogen ist. Sie zerfällt in die obere und die untere Stadt mit 25 Quartieren, außerhalb welcher sich die Vorstädte in engen Thälern hinziehen. Die Straßen sind ziemlich regelmäßig und breit, aber ungepflastert, staubig und kothig, die Häuser sämmtlich von Stein, großentheils drei Stock hoch und mit zahlreichen Fenstern nach der Straßenseite versehen. Nur ein größerer öffentlicher Platz ist in der ganzen Stadt, und dieser wird ganz von der im Quadrat erbauten Hauptmoschee mit ihren Höfen und Colonnaden eingenommen. Alle Wohnhäuser sind zu Miethswohnungen für Pilger eingerichtet, und während des Gedränges der Hadsch sind unzählige Kaufläden und Kaffeehäuser geöffnet, alle Quartiere mit langen Reihen von Boutiquen besetzt. Die Brunnen sind meist brakisch; der berühmte Brunnen Zemzem hat schwerverdauliches Wasser. Das beste Wasser wird 40 Kilom. weit von Arafat durch einen Aquäduct herbeigeleitet. Außer einigen Wachtthürmen an den Eingängen der Stadt und einem kleinen Castell deckt dieselbe das an der Ostseite des Thals auf einer Anhöhe gelegene große, von dicken Mauern und Thürmen umgebene

Digitized by Google

Caſtell, das die Stadt zwar beherrſcht, aber von noch größern Höhen dominirt wird. Sonſt hatte M. über 100,000, jetzt kaum 45,000 E. Früher brachten zahlreiche Karavanen aus allen Theilen der mohammed. Welt reichliche Gaben nach der heil. Stadt; doch haben dieſe frommen Spenden mit der Verminderung der Pilger faſt ganz aufgehört. Auch hat der Handel in M. ſehr abgenommen, das ſonſt durch das Zuſammenſtrömen ſo vieler Pilger ein Hauptmarkt und Stapelplatz zwiſchen Arabien und dem übrigen Aſien, Afrika und Europa war. Als Hafen M.s kann das benachbarte Dſchidda (ſ. d.) am Rothen Meer gelten. Die Stadt beſaß ſonſt angeſehene Schulen und viele fromme Stiftungen und Anſtalten, die aber insgeſammt ſehr im Verfall ſind. Von Induſtrie iſt nur die Fabrikation von Roſenkränzen in Blüte. Der eigentliche Mittelpunkt der Stadt, um den ſich das ganze Leben ihrer Bewohner ſowie der ganze Ideenkreis der mohammed. Völkerwelt dreht, iſt die große Hauptmoſchee, das Beitullah, d. h. Gotteshaus, oder El-Haram, d. h. die Unverletzbare, welcher ſich weder Chriſten noch Juden nahen dürfen, ein altes Gebäude, das als ſolches mit ſeinen 19 Thoren und 7 hohen Minarets weder durch Größe noch durch Schönheit und Conſtruction ſich vor andern Tempeln des Orients auszeichnet, durch lauter Reparaturen und Flickwerke aus alten Reſten ein modernes Bauwerk ohne Einheit, ohne Stil geworden und nur wegen des Würfelbaues der Kaaba (ſ. d.) beachtenswerth iſt, welche in der Mitte des 230 Mt. langen und 160 Mt. breiten, auf allen Seiten mit vierreihigen Pfeilern und Colonnaden von 484 Säulen umgebenen Hofraums ſteht. M. wird ſchon von Ptolemäus unter dem Namen Macoraba erwähnt; aber die Geſchichte der Stadt beginnt mit Mohammed, zu deſſen Zeit ſie im Beſitz der Koreiſchiten war, und nach deſſen Tode ſie nebſt ihrem Gebiet das Erbtheil der Nachkommen Mohammed's wurde. Das Haupt derſelben regierte unter dem Titel eines Großſcherifs und wußte eine Zeit lang den Khalifen das Gegengewicht zu halten. Später nahmen die osman. Sultane den Titel als Beſchützer der heil. Städte M. und Medina an und ernannten den Großſcherif aus der Mitte der Scherifen, jedoch war ihr Einfluß immer nur ſehr beſchränkt. M. wurde 1803 von den Wahabiten (ſ. d.) eingenommen und geplündert. Doch dauerte ihre Herrſchaft nur kurze Zeit. Später mußte ſie ſich dem Paſcha von Aegypten, Mehemed-Ali, der den Großſcherif nach Kairo als Gefangenen führen ließ, unterwerfen. Doch 1840 entzogen ſich die Scherife wieder der ägypt. Herrſchaft. Vgl. Burton, «Personal narrative of a pilgrimage of el Medinah and Meccah» (Bd. 3, Lond. 1856); H. von Maltzan, «Meine Wallfahrt nach M.» (2 Bde., Lpz. 1863).

Meklenburg, ſ. Mecklenburg.

Mela (Pomponius), röm. Geograph, aus Spanien gebürtig, lebte um die Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. und ſchrieb unter dem Kaiſer Claudius ein geogr. Compendium «De chorographia», kurz, reichhaltig und in kerniger, aber in der Weiſe der Zeit gezierter Sprache. Neuere Ausgaben lieferten Tzſchucke (7 Bde., Lpz. 1807), Titze (Linz 1804), Weichert (Lpz. 1816) und Parthey (Berl. 1867), eine deutſche Ueberſetzung Dietze (Gieß. 1774).

Mélac (Graf von), franz. Maréchal de Camp, wurde 1689 von Ludwig XIV. mit Verwüſtung der Pfalz beauftragt und vollzog dies mit barbariſcher Strenge, indem er Heidelberg, Manheim und viele andere Städte verbrennen ließ. Im Spaniſchen Erbfolgekriege mußte er 1702 Landau an den Markgrafen von Baden übergeben und fiel 11. Sept. 1709 bei Malplaquet.

Melampus, der Sohn des Amythaon und der Idomene oder Aglaia oder Rhodope, der Bruder des Bias und Gemahl der Iphianaſſa oder Iphianeira, wird in der griech. Mythologie als weiſer Seher und Arzt gefeiert. Ein Paar Schlangen, welche er aufgezogen, ſollen ihm einſt, während er ſchlief, ſeine Ohren ausgeleckt haben, worauf er die Sprache der Thiere verſtand und weiſſagen konnte. Als ſein Bruder Bias die Pero, die Tochter des Neleus, Königs von Pylos, nur unter der Bedingung zur Gattin bekommen ſollte, daß er die Rinderheerde des Iphiklos als Brautgabe bringe, ſo verſuchte M., dieſelbe zu rauben, obſchon er wußte, daß ihm dieſes nicht gelingen werde. Als Räuber ins Gefängniß geworfen, vernahm er von den Holzwürmern, daß dieſes bald einſtürzen werde, und bat, daß man ihn herausbringe. Kaum war er heraus, ſo ſtürzte es zuſammen. Als Phylakos, der Vater des Iphiklos hierbei die Sehergabe des M. kennen gelernt und auf ſein Befragen, wie ſein Sohn zu Nachkommenſchaft gelangen könne, eine Antwort erhielt, die ſich bewährte, bekam M. die Rinderheerde und gewann ſo für ſeinen Bruder die Tochter des Neleus. Später heirathete er eine der Töchter des Prötos, Königs von Argos, die er von ſchlimmer Raſerei befreit hatte, und erhielt mit ihr ein Drittheil des Königreichs. Zu Aegoſthena, einem Flecken in Megaris, hatte er ein Heiligthum, wo ſeine Bildſäule aufgeſtellt war und ihm ein jährliches Feſt gefeiert wurde. Vgl. Eckermann, «M. und ſein Geſchlecht» (Gött. 1840).

Digitized by Google

Melancholie (griech. μελαγχολία, eigentlich Schwarzgalligkeit) ist gewöhnlich das Anfangsstadium der Geisteskrankheit, aus welcher sich, wenn nicht Heilung eintritt, eine oder die andere Form geistiger Störung entwickeln. Die M. charakterisirt sich durch eine von äußern Einflüssen nicht oder doch nicht hinlänglich motivirte traurige Verstimmung (des Gemüths), durch eine deprimirte schmerzliche Selbstempfindung, welche der Ausdruck einer krankhaften Störung des Gehirns ist und gewöhnlich auch von körperlichen Krankheitserscheinungen, wie Appetitmangel und Verdauungsstörungen überhaupt, von Schlaflosigkeit, Kopfschmerzen begleitet wird. Diese gedrückte Stimmung kann für sich allein die ganze Störung ausmachen, als einfache M., eine Gemüthskrankheit, die noch eine günstige Aussicht auf Heilung bietet. In der Regel aber gesellen sich bald auch formale Störungen im Verlaufe der Vorstellungen hinzu, welche meist verlangsamt, träge und monoton und ohne den natürlichen Wechsel mit den entgegengesetzten Gedanken, den heitern und freudigen, sind. Bleibt die Verstimmung nun länger bestehen, so entstehen Wahnvorstellungen, von gleichem düstern traurigen Charakter, zuerst vorübergehend und unbestimmt, später beharrend und schärfer, welche, oft zusammen mit gleichartigen Hallucinationen, bald das ganze Bewußtsein fälschen, zu einem förmlichen Wahnsystem sich ausbilden können und so in wirkliche Geisteskrankheit, welche unheilbar wird, oder in Wahnsinn und Verrücktheit überführen, wenn nicht etwa sofort Verblödung rasch entsteht. Häufiger ist es, daß schmerzliche Affecte und Angstzufälle den Melancholischen erregen oder daß das Gefühl geistiger Monotonie und Oede für ihn zur Unerträglichkeit sich steigert, drückende Gefühle, deren sich der von Angst und Unruhe gequälte Kranke um jeden Preis zu entledigen sucht, indem er oft in schrecklichen Gewaltthaten, ohne bestimmte Absicht, sich von dem innern Druck befreit, sich verstümmelt, seine Kinder tödtet, in Selbstmord endet. Letzterer namentlich ist meist ein Symptom der M. Auf die Art des Selbstgefühls oder der Vorstellungen und ihrer Beregung kommt es ferner an, ob der Melancholische ruhig, oft wie willenlos, schweigsam, unbeweglich sich verhält, oder ob er erregt, ruhelos, laut, tumultuarisch wird oder selbst tobt (Melancholia activa) und Gewalthandlungen begeht. Man wird bei der gerichtlichen Beurtheilung solcher Handlungen immer auf den psychol. Vorgang zurückzugehen haben, nicht aber sich auf die Fähigkeit des Kranken, zwischen Gutem und Bösem noch unterscheiden zu können, dabei stützen; denn die Unterscheidung kann erhalten bleiben, obwol die Selbstbestimmung oder Freiheit des Willens aufgehoben ist. Vgl. Krafft-Ebing, «Die M. Eine klinische Studie» (Erlangen 1874).

Melanchthon (gräcisirt für Schwarzerd, Philipp) oder Melanthon, wie er selbst sich gewöhnlich schrieb, Luther's Zeitgenosse und Mitarbeiter am Reformationswerke, wurde 16. Febr. 1497 zu Bretten in der Pfalz am Rhein, im jetzigen Großherzogthum Baden, geboren und scheint ursprünglich nicht Schwarzerd, wie man gewöhnlich meint, sondern Schwarzert geheißen zu haben. Sein Vater George war Rüstmeister, d. i. Waffenschmied, des Pfalzgrafen und starb 1507. Nach dem Tode des Vaters kam M. nach Pforzheim in das Haus seiner Großmutter, einer Schwester des Humanisten Reuchlin, und bezog bereits 1510 die Universität zu Heidelberg, wo er 1512 Baccalaureus der Philosophie und Instructor einiger jungen Grafen wurde. Doch noch in demselben Jahre ging er nach Tübingen, widmete sich neben seinen bisherigen Studien besonders der Theologie und hielt 1514, nach erlangter Magisterwürde, Vorlesungen über Aristotelische Philosophie und über die Classiker. Die Gründlichkeit seiner Kenntnisse, die er um diese Zeit durch die Herausgabe einer griech. Grammatik bewies, und sein geistvoller Vortrag als akademischer Lehrer erwarben ihm bald allgemeine Achtung. Auf Reuchlin's Empfehlung 1518 als Professor der griech. Sprache und Literatur nach Wittenberg berufen, entschied er sich bald für die Sache der wiedererweckten evang. Wahrheit, und sein durch classische Bildung gereiftes Urtheil, sein Scharfsinn als Dialektiker und Exeget, die ungemeine Klarheit, mit der er alles behandelte, seine Besonnenheit und Mäßigung auch gegen Feinde haben unstreitig ebenso viel zum Fortgang und Gelingen der Reformation gewirkt, als Luther's Thatkraft und Unternehmungsgeist im Anregen, Treiben und Verfechten dieses Werks leisteten. Schon 1519 in dem Schriftenwechsel, der infolge der Leipziger Disputation entstand, war er für die Sache Luther's aufgetreten; zwei Jahre später schrieb er seine «Loci communes rerum theologicarum» (Wittenb. 1521; neuerdings häufig wieder aufgelegt), ein Werk, das zu einer wissenschaftlichen Darstellung der christl. Glaubenslehre die Bahn brach und das Vorbild aller prot. Bearbeitungen der Dogmatik wurde. Vgl. Strobel's «Versuch einer Literaturgeschichte von M.'s Loci theologici» (Altd. u. Nürnb. 1776). Unmittelbar in die Kirchenverfassung Sachsens griffen seine 1527 auf Befehl des Kurfürsten Johann des Beständigen abgefaßten Visitationsartikel ein, in denen er den Visitatoren der sächs. Kirchen eine Instruction über die

Digitized by Go

dem Volke vorzutragende Lehre und das Wichtigste aus der Kirchen- und Schulordnung an die Hand gab. So sanft er übrigens in dieser Schrift manchen streitigen Punkt berührte, so entschlossen drang er doch 1529 auf die Protestation zu Speier, und bewundernswürdig ist die Sicherheit der religiösen Ueberzeugung, die er neben einer jeden Rücksicht Genüge leistenden Klugheit 1530 bei der Abfassung der Augsburgischen Confession (s. d.) bewies. Dieses Meisterwerk und die bald darauf entworfene gelehrte «Apologie der Augsburgischen Confession» verbreiteten seinen Ruhm durch ganz Europa und bewirkten, daß er 1535 von König Franz I. zur Beilegung der Religionsunruhen nach Frankreich berufen wurde und bald darauf auch eine Einladung nach England erhielt. Er folgte indeß aus polit. Gründen keiner von beiden Einladungen; dagegen fanden sich andere Veranlassungen für ihn, theils zu seiner Erholung, theils in Angelegenheiten seiner Glaubenspartei Reisen zu machen. Auf einer derselben, die er 1540 nach Hagenau unternahm, erkrankte er zu Weimar. Da das beabsichtigte Religionsgespräch in Hagenau nicht zu Stande kam, ging er 1541 nach Worms und bald nachher nach Regensburg, um bei den daselbst angestellten Vergleichungsverhandlungen mit den Katholiken die Sache der Protestanten zu führen. Leider aber konnte er den von ihm ersehnten Frieden nicht herbeiführen. Ebenso ging es ihm, da er, vom Kurfürsten Hermann von Köln 1543 nach Bonn berufen, dessen Reformationsplan mit schonender Rücksicht auf die kath. Behörden einzuleiten suchte. Wie viel M. auch bisweilen von Luther's Heftigkeit leiden mußte, die Freundschaft dieser beiden Männer währte ununterbrochen bis zu Luther's Tode, den M. durch ein biographisches Denkmal ehrte.

Ein großer Theil des Vertrauens, das Luther genossen, fiel nun M. zu. Deutschland nannte ihn schon vorher seinen Lehrer (praeceptor Germaniae), und Wittenberg ehrte in ihm den Wiederhersteller der Universität nach dem Schmalkaldischen Kriege, in welchem er bald hierhin, bald dorthin hatte flüchten müssen. Auch Kurfürst Moritz zeichnete ihn aus und that in Religionssachen nichts ohne seinen Rath. Um so schwereres Leid mußte er nach Luther's Tode von den Theologen erfahren. Nach dem unglücklichen Ende des Schmalkaldischen Kriegs hatte er, wenn auch unter schwerer Gewissensangst, in das Leipziger Interim eingewilligt, welches den größten Theil der kath. Ceremonien wiederherstellte. Infolge dessen brach die ärgerliche Fehde über die Adiaphora (s. d.) aus, in welcher die luth. Eiferer ihn als halben Verräther darstellten. Noch heftigere Kämpfe entbrannten, als er in der Abendmahlslehre der Calvinischen Auffassung sich näherte, das neue luth. Ubiquitätsdogma in scharfen Worten zurückwies und gegenüber der Theorie von der absoluten Verderbniß des natürlichen Menschen eine Mitwirkung der menschlichen Freiheit bei der Bekehrung (s. Synergismus) und die Nothwendigkeit guter Werke behauptete. Seine noch bei Luther's Lebzeiten vorgenommenen, lange Jahre hindurch von niemand beanstandeten Veränderungen an dem Texte der Augsburgischen Confession wurden von den Gegnern als ebenso viel Beweise für seinen Abfall von der reinen luth. Lehre gebraucht und von allen Seiten zogen die strengen Lutheraner seine Orthodoxie in Zweifel. Richtig ist, daß der M.'sche Lehrbegriff allmählich in etwas anderer Richtung als der Luther'sche sich ausgebildet hat, aber dieser letztere selbst hat sich erst nach Luther's Tode zu jener dogmatischen Schroffheit entwickelt, die man dem M. als Maßstab evang. Rechtgläubigkeit vorhielt. Alle diese Händel häuften eine so große Menge Kränkungen über den durch vielfache Arbeiten geschwächten, ohnehin empfindlichen Mann, daß er in seinen letzten Jahren wenig froh werden konnte. Zwar hatte er nicht Ursache zu bedauern, daß der Krieg des Kurfürsten Moritz gegen den Kaiser seine Theilnahme am Concilium zu Trient, wohin er im Jan. 1552 schon bis Augsburg gereist war, vereitelte, auch wurde seine Rechtgläubigkeit auf dem Theologenconvente zu Naumburg 1554 anerkannt; doch mußte er die bleibende Gegenwirkung seiner Feinde in der Fruchtlosigkeit des letzten Versuchs erkennen, den er 1557 auf dem Convent zu Worms im Namen seiner Partei zum Vergleich mit den Katholiken machte. Die Einigkeit der Kirche war daher M.'s letzter Wunsch, als er 19. April 1560 zu Wittenberg starb. Ihn überlebten von seiner Familie ein Sohn und eine in Wittenberg verheirathete Tochter. Seine ihm am meisten ähnliche erstgeborene Tochter Anna starb schon 1547, seine Gattin 1557. Das schwache, ängstliche Gemüth der letztern hatte seine häusliche Zufriedenheit oft getrübt, und doch war er nirgends lieber als unter den Seinigen. Bescheidenheit und Demuth verrieth schon seine körperliche Erscheinung. Niemand, der ihn zum ersten mal sah, hätte in der kleinen Gestalt den großen Reformator gesucht; doch die hochgewölbte, freie Stirn und die hellen, schönen Augen kündigten bald den lebhaften Geist an, den diese Hülle umschloß. So hat ihn Lukas Cranach in seinen Gemälden aufgefaßt. Heiter in der Unterhaltung, wohlthätig in einem Grade, daß er zuweilen selbst in Verlegenheit kam, offen, arglos und mild gegen jedermann, erwarb er sich die

Digitized by Google

Liebe aller, insbesondere auch die seiner Zuhörer. Aus allen Gegenden Europas strömten Studirende nach Wittenberg, um ihn zu hören, und der wissenschaftliche Geist, den er hier verbreitete, wirkte noch lange nach seinem Tode wohlthätig fort. Auch hat er besonders durch seine häufig aufgelegten und wohlgeschriebenen lat. Lehrbücher über Rhetorik und Philosophie, z. B. «De dialectica», «De anima», «Epitome philosophiae moralis» u. s. w., die wissenschaftliche Bildung der Deutschen gefördert und den Ehrentitel Praeceptor Germaniae mit Recht verdient. Sein Leben beschrieb sein Freund Joach. Camerarius; ein «Verzeichniß der Schriften M.'s» lieferte Rotermund (Brem. 1814). Seine «Opera» (5 Bde., Bas. 1541) enthalten seine sämmtlichen theol., philos. und philol. Schriften, mit Ausnahme seiner Reden; nicht einmal die theologischen vollständig enthält die von seinem Schwiegersohne Peucer besorgte Ausgabe seiner «Opera» (4 Bde., Wittenb. 1562—64). Die neueste und vollständige Ausgabe der Schriften M.'s haben Bretschneider und Bindseil in dem «Corpus reformatorum» besorgt (28 Bde., Braunschw. u. Halle 1834—60). Der letztere hat auch «Melanchthonis epistolae, judicia, consilia etc.» (Halle 1874) herausgegeben. Vgl. Galle, «Versuch einer Charakteristik M.'s als Theologen» (Halle 1840); Matthes, «Philipp M., sein Leben und Wirken aus den Quellen dargestellt» (Altenb. 1841); Schmidt, «Philipp M. Leben und ausgewählte Schriften» (Elberf. 1861); Tollin, «M. und Servet» (Berl. 1876); Nisard, «Renaissance et réforme. Erasme, Th. Morus, M.» (2 Bde., Par. 1877).

Melanesien, s. Australien und Oceanien.

Melanesier ist bei neuern Ethnographen der gemeinschaftliche Name, unter welchem die dunkelfarbigen Bewohner der austral. Inselwelt im Unterschiede von den Australnegern (s. d.) oder den Bewohnern des austral. Festlandes und den Papuas Neuguineas zusammengefaßt werden. Dahin gehören die Bewohner von Neucaledonien, den Neuen Hebriden, dem Sta.-Cruz-Archipel, den Salomonsinseln, der Louisiade, von Neubritannien, Neu-Irland, überhaupt von der westl. Gruppe der oceanischen Inselwelt, welche ebendeshalb von neuern Geographen mit dem Namen Melanesien von Polynesien und Mikronesien unterschieden wird. Die M. sind im allgemeinen röthlich-schwarz und haben wollige, büschelförmig stehende Haare; manche tragen eine gewaltige Haarmasse auf dem Haupte. Ihre Lippen sind weniger dick und weniger plattgedrückt als die der Neger, ihr Gesicht flacher und länger als das der letztern. Die Stirn ist niedergedrückt, die Augen klein und schwarz, die Backenknochen springen vor, mehr noch die Kinnbacken. Der Scheitel erhöht sich nicht nach hinten, wie bei den afrik. Negern. Sie gehen fast nackt, tätowiren die Schultern und reiben den Kopf mit Ocher ein. Doch zeigen sich in Bezug auf Sitte und Begabung mannichfache Unterschiede zwischen den Bewohnern der einzelnen Archipele und Inseln. Den schönsten und begabtesten Schlag der M. bilden jetzt die Bewohner der Fidschi-Inseln. Viel Abweichendes sollen die Salomonsinsulaner besitzen. Die Untersuchungen von der Gabelentz' haben ergeben, daß alle melanesischen Sprachen, trotz aller Verschiedenheit im einzelnen, doch einen gemeinsamen Charakter tragen und zusammen eine Familie bilden und in letzter Instanz mit den malaiisch-polynesischen Sprachen zusammenhängen. Vgl. von der Gabelentz, «Die melanesischen Sprachen» (Lpz. 1862).

Melanippe, die Tochter des Cheiron, floh, von Aeolos geschwängert, in das Gebirge des Pelion. Hier bat sie die Götter, um in ihrem Zustande vom Cheiron, der sie suchte, nicht erkannt zu werden, um Verwandlung in ein Pferd. Artemis erhörte ihre Bitte und versetzte sie in dieser Gestalt unter die Gestirne. — Eine andere M., Tochter des Äolos oder Desmontes, gebar vom Poseidon zwei Söhne, den Böotos und Äolos. Deshalb ließ sie Desmontes blenden und einkerkern, die Kinder aber aussetzen. Doch eine Kuh säugte diese, und Hirten zogen sie auf. Theano, in Gefahr, als unfruchtbar von ihrem Gemahl Metapontos, König von Ikarien, verstoßen zu werden, schob sie als die ihrigen unter. Später aber gebar Theano selbst zwei Söhne und stellte diese an, jene zu ermorden. Allein die Söhne des Poseidon siegten, und Theano entleibte sich selbst. Hierauf gab sich ihnen Poseidon als Vater zu erkennen und theilte ihnen das Schicksal ihrer Mutter mit. Nun tödteten sie den Desmontes, befreiten ihre Mutter, der Poseidon das Gesicht wieder gab, worauf Metapontos sich mit ihr vermählte.

Melaphyr, s. Augitporphyr.

Melas (Baron von), österr. Feldmarschall, geb. 1730 in Schäßburg in Siebenbürgen, war im Siebenjährigen Kriege Adjutant des Feldmarschalls Daun, focht im Türkenkriege, wurde 1793 Generalmajor und stand 1794 als Feldmarschalllieutenant an der Sambre, 1795 am Rhein und 1796 in Italien. Als Oberbefehlshaber der österr. Armee in Italien 1799 operirte er verbunden mit Suworow und siegte bei Cassano, an der Trebia, bei Novi und Ge-

Digitized by Google

nola. Als er 1800 während der Einschließung von Genua bis an den Var gedrungen, wurde seine Verbindung mit Oesterreich durch Bonaparte's unerwartetes Uebersteigen der Alpen unterbrochen. Er verlor 14. Juni die fast gewonnene Schlacht bei Marengo (s. d.) und mußte infolge einer deshalb abgeschlossenen Convention sich bis hinter den Mincio zurückziehen, nachdem er die von den Oesterreichern in der Lombardei besetzten Festungen an den Sieger übergeben. Bald nachher wurde er commandirender General von Innerösterreich, dann in Böhmen und starb 31. Mai 1806 zu Elbe-Teinitz in Böhmen.

Melasse, der Rückstand bei der Runkelrübenzucker-Fabrikation (s. d.).

Melbourne (William Lamb, Viscount), brit. Staatsmann, geb. 15. März 1779, als der älteste Sohn von Sir Peniston Lamb, der 1770 zum irischen Lord Melbourne, 1781 zum Viscount und 1815 zum Peer von Großbritannien erhoben ward, erhielt seine Bildung zu Eton und Oxford und widmete sich dann dem Rechtsstudium. Als er 1805 ins Unterhaus trat, hielt er sich zu den gemäßigten Whigs. In der Gesellschaft errang er durch Geist und Liebenswürdigkeit glänzende Erfolge, zeigte auch literarisches Talent und schrieb das Lustspiel «The fashionable friends». Später schloß er sich Canning an, unter dem er 1827 auf kurze Zeit Obersecretär für Irland war, worauf er nach dem Tode seines Vaters 22. Juli 1828 die Peerswürde erbte. Bei der Bildung des Ministeriums Grey 1830 übertrug man ihm als Staatssecretär die Verwaltung des Innern. Auf diesem schwierigen Posten bewies er Umsicht und Versöhnlichkeit; als daher Grey im Juli 1834 seine Entlassung nahm, wurde M. als erster Lord des Schatzes an die Spitze der Regierung berufen, die sich jedoch schon 14. Nov. 1834 auflöste. Peel und Wellington übernahmen nun mit ihrer Partei das Staatsruder, wurden aber durch die Majorität im Unterhause genöthigt, ihre Aemter im April 1835 niederzulegen. M. erhielt jetzt zum zweiten mal den Auftrag, ein Whigministerium zu bilden, welches sich sechs Jahre lang, wiewol unter großen Schwankungen, behauptete. Unterdessen hatte seine Verwaltung immer mehr das Vertrauen der Parteien verloren. So mußte er denn 28. Aug. 1841 dem Ministerium Peel das Feld räumen. Er starb 24. Nov. 1848. Seine Gemahlin, die durch ihre Verbindung mit Lord Byron, sowie durch ihre Romane bekannte Lady Caroline Lamb, Tochter des Grafen von Beßborough, war ihm schon 25. Jan. 1828 vorangegangen. Vgl. W. T. M'Cullagh Torrens, «Memoirs of Lord M.» (Lond. 1877). — Sein Bruder, Frederick James Lamb, geb. 17. April 1782, war als Diplomat ausgezeichnet und fungirte nacheinander als Gesandter in Frankfurt, Lissabon, Madrid und Wien. Im April 1839 ward er zum Lord Beauvale erhoben, folgte dann seinem Bruder als dritter Viscount M. und starb 29. Jan. 1853. Er war seit dem 25. Febr. 1841 mit Adele, Tochter des preuß. Ministers Grafen Joachim Karl Ludwig Mortimer von Maltzahn vermählt. Da jedoch diese Ehe kinderlos blieb, so erlosch mit ihm der Titel, die bedeutenden Güter des Hauses aber gingen auf seine Schwester, Emily Mary, Witwe des Grafen Cowper und Gemahlin Lord Palmerston's, geb. 21. April 1787, über. Nach ihrem 11. Sept. 1869 erfolgten Tode fielen sie an die Familie des sechsten Grafen Cowper, ihres Sohnes aus erster Ehe. — Ein dritter Bruder, George Lamb, geb. 11. Juli 1784, Unterstaatssecretär im Ministerium des Innern, starb bereits 2. Jan. 1834.

Melbourne, Hauptstadt und Haupthandelsplatz der brit. Colonie Victoria im südl. Australien, jetzt die größte und volkreichste Stadt dieses Erdtheils, eine der bestgebauten und schönsten Städte der Welt, liegt an beiden Ufern des nur für kleinere Schiffe fahrbaren Yarra-Yarra, 4 Kilom. von dessen Mündung in die Hobsonsbai. Letztere ist der von den großen Seeschiffen zum Löschen benutzte Hintergrund des Port-Philipp, eines Meerbusens, der von Süden gegen Norden 56 Kilom. in das Land einschneidet und eine Breite von 63 Kilom., dagegen aber einen schmalen und gefahrvollen Eingang hat. Westlich von der Hobsonsbai liegt die Vorstadt Williamstown, der Seehafen M.'s, seit 1854 durch Eisenbahn und Telegraph mit der Stadt verbunden. An dem Molo, der fast 700 Mt. weit in die Bai reicht, können die größten Schiffe anlegen. M. wurde erst 1835 gegründet und nach dem Premierminister Lord Melbourne benannt, welcher der Colonie, d. h. der Stadt mit ihren nächsten Umgebungen, den Namen Port-Philipp gab. M. wuchs anfangs langsam und hatte 1851, kurz vor der Entdeckung der Goldfelder im Hinterlande, nicht über 15,000 E. Dann aber nahm sie durch den Verkehr mit den Minen und die massenhafte Einwanderung einen beispiellosen Aufschwung; bereits 1854 belief sich die Bevölkerung mit Einschluß der Vorstädte auf 71,188, 1865 schon auf mehr denn 140,000 E. und 1875 auf 219,675 E. Seit 1847 ist M. der Sitz eines Bischofs, seit 1852 der legislativen Assembly der 1851 organisirten Colonie Victoria. Nachdem die provisorischen Baracken der Goldsucher verschwunden, treten solide, theilweise sehr

Digitized by Google

schöne Steinhäuser und gerade, breite, sich rechtwinkelig schneidende Straßen in den Vordergrund. Bedeutende öffentliche Gebäude, prächtige Privathäuser, ungeheuere Waarenspeicher, große Squares, herrliche Parks, der außerordentliche Verkehr in Stadt und Hafen, die volkreichen, durch Eisenbahnen verbundenen Ortschaften, von denen die schöne Umgebung bedeckt ist, verleihen M. einen durchaus großstädtischen Charakter. Das Trinkwasser erhält die Stadt durch die mit einem Kostenaufwand von 820,000 Pfd. St. hergestellten, 1857 eröffneten Yan-Yean-Water-Works, eine großartige Leitung aus einem künstlich abgedämmten See, der 30 Kilom. von der Stadt entfernt liegt. Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu nennen das Parlamentshaus, das Gouvernementspalais, das Stadthaus, das Postamt, ein prachtvoller Bau im ital. Stil, der Bazar (Queen's Arcade), die Markthalle, das Ausstellungsgebäude, der Gerichtshof, das Universitäts- und das Bibliotheksgebäude. Fast alle Confessionen haben ihre Kirchen (1871 zählte man deren 90), die zahlreichsten die Episkopalen, Wesleyaner, Presbyterianer und Katholiken. Außerdem besitzt M. vier Theater, einen Circus, Gefängnisse, ein großes Krankenhaus, Hospitäler und Waisenhäuser, eine Gebäranstalt, Zufluchtsstätten für Arme, ein Irrenhaus, sowie mehrere andere wohlthätige Anstalten und Gesellschaften. Die 15. April 1855 eröffnete Universität ist in Bezug auf Verleihung von Diplomen den engl. Universitäten gleichgestellt und zählt etwa 120 immatriculirte Studenten. Mit ihr verbunden ist das Nationalmuseum für Naturgeschichte, Fabrikwesen und Bergbau. Auch hat M. ein Statistisches Bureau, einen botan. Garten, ein meteorolog. Observatorium, eine Sternwarte (37° 49′ 53″ südl. Br. und 162° 38′ 33″ östl. L. von Ferro), eine 1856 eröffnete Bibliothek (1871: 62,662 Bände), verbunden mit einem 1861 eröffneten Kunstmuseum. Ferner bestehen Collegien und Gymnasien sowie zahlreiche National- und Privatschulen, Sonntagsschulen jeder Confession, Abendschulen für die Bildung Erwachsener, ein Handwerkerinstitut, die königliche und andere wissenschaftliche und literarische Gesellschaften. Die Presse ist durch vier tägliche und neun wöchentliche Zeitungen vertreten. Unter den industriellen Etablissements sind besonders die Dampf- und Wassermühlen für Getreide, die Talgsiedereien, die Werfte, die Gießereien hervorzuheben. Als große Handelsstadt hat M. auch eine Handelskammer, eine Börse, mehrere Banken, verschiedene Creditanstalten, Actien-, Assecuranz-, Eisenbahn- und Schifffahrtsgesellschaften. Die 1854 zwischen M. und Williamstown eröffnete Telegraphenlinie war die erste auf der südl. Hemisphäre. Gleichzeitig begann der Bau von Eisenbahnen, die theils in die Umgebungen, theils in die Golddistricte im Innern führen. Von einem Centralbahnhofe gehen stündlich Züge ab nach Williamstown, Geelong, Ballaarat und den dazwischenliegenden Ortschaften; weiterhin nach Kyneton, Castlemaine, Sandhurst, Echuca und Zwischenstationen. Die Melbourne- und Hobsonsbai-Ringbahn vermittelt lebhaften Verkehr mit den Vorstädten Emerald Hill, Sandridge, St.-Kilda, Prahran, Richmond, Hawthorne und Brighton. Segel- und Dampfschifffahrtsverkehr findet nach allen austral. Colonien statt, außerdem nach Batavia, über Point-de-Galle (Ceylon) nach Aden und Suez, nach San-Francisco in Californien, nach Callao in Peru, um das Cap Hoorn und um das Cap der Guten Hoffnung nach Europa. Die Hauptausfuhrartikel sind Gold, Wolle, Häute und andere Rohproducte. Andererseits ist M. der Hauptstapelplatz des Südens namentlich für Manufacte.

Melchers (Paulus), ehemaliger Erzbischof von Köln, geb. 6. Jan. 1813 zu Münster, studirte erst die Rechte, dann Theologie, wurde 1841 Kaplan zu Haltern, dann Subregens am Priesterseminar zu Münster und 1851 Generalvicar daselbst, 1857 zum Bischof von Osnabrück und 1866 zum Erzbischof von Köln ernannt. Als eifriger Vertreter streng ultramontaner Grundsätze, stimmte er zwar auf dem Vaticanischen Concil nur bedingt dem Unfehlbarkeitsdogma zu, unterwarf sich aber nach dessen Proclamirung rückhaltlos demselben. Nachdem er wegen vielfacher Zuwiderhandlungen gegen die neuen kirchenpolit. Gesetze schon vom 31. März bis 9. Oct. 1874 eine Gefängnißstrafe im Kreisgericht zu Köln verbüßt hatte, wurde er wegen wiederholter Gesetzesübertretungen 28. Juni 1876 von dem Gerichtshofe für kirchliche Angelegenheiten für abgesetzt erklärt. Doch hatte sich M. den Absetzungsproceduren schon 13. Dec. 1875 durch die Flucht entzogen und seinen Aufenthalt in der holländ. Provinz Limburg nahe an der preuß. Grenze genommen. Da er von dort seine Amtsthätigkeit fortzusetzen suchte, wurde er 28. Juli 1877 durch das Landgericht zu Köln wegen unbefugter Vornahme geistlicher Handlungen von neuem zu einer Gefängnißstrafe von 30 Tagen verurtheilt und, weil er geflüchtet, seit 14. Nov. 1877 steckbrieflich verfolgt.

Melchisedek (hebr., d. h. König der Gerechtigkeit) erscheint 1 Mos. 14 als Priesterkönig von Salem (Jerusalem), dem Abraham gezinst habe. Nach Geiger's Vermuthung würde der

Digitized by Goo

Abschnitt über M. erst aus der nachexilischen Zeit stammen und auf eine ideale Schilderung des zadokitischen Priestergeschlechts abzwecken, welches zur Zeit des zweiten Tempels die Juden theokratisch regierte. Im Hebräerbriefe wird vermöge allegorischer Auslegung der alttestamentlichen Stelle M. als Typus auf Christum, den wahren Hohen Priester, betrachtet. Hierax, ein Anhänger des Origenes im 3. Jahrh., deutete den M. allegorisch vom Heiligen Geiste. — Melchisedekiten ist der Name einer gnostischen Sekte des 3. Jahrh., welche M. für ein himmlisches Wesen hielten, welches in ihrem System die Stelle des Erlösers einnahm, während ihnen Christus ein bloßer Mensch war. Ein gewisser Theodotos, der Wechsler genannt, scheint diese Lehre benutzt zu haben, um die ältere unitarische Lehre Theodot's von Byzanz weiter zu bilden.

Melchthal heißen zwei Thäler im schweiz. Canton Obwalden; das große M. mit dem Dorfe gleichen Namens, ein liebliches Alpenthal, bekannt durch seine treffliche Viehzucht und seine Marmorbrüche, liegt, von 2000—2700 Mt. hohen Kalkgebirgen umgeben, westlich vom Engelbergerthal (s. d.), ist etwa 20 Kilom. lang und öffnet sich 4 Kilom. südöstlich von Sarnen (s. d.). Im untern Theile eng, schluchtartig eingegraben und dicht bewaldet, ist es im obern kesselartig erweitert, reich an Alpweiden, welche mit Sennhütten und stattlichen Ahornen übersäet sind. Mit Sarnen und dem großen Dorfe Kerns, mit welchem das Thal eine Gemeinde mit (1870) 2333 E. bildet, ist es durch eine Fahrstraße, mit dem Engelbergerthale durch die Bergpfade über die Storregg (1740 Mt.) und das Juchli (2170 Mt.) verbunden. Der Thalfluß, die wilde Melchaa, welche sich bei Sarnen in die Sarneraa ergießt, entspringt auf der Melchsee-Alp, deren Gewässer sich in dem kleinen Melchsee (1880 Mt. über dem Meere) vereinigen, um sich aus demselben mit 20 Mt. hohem Sturze in die Höhle des Stäubilochs zu ergießen und erst 700 Mt. unterhalb, nach 3 Kilom. langem unterirdischen Laufe durch die seltsam zerklüfteten Kalkfelsen der Schratten, als breiter, wilder Bach wieder zu Tage zu treten. Im Tobel der Aa liegt am Eingang des Thals zwischen den Weilern Flühli und Niklausen die Felseneinsiedelei Ranft, in welcher Nikolaus von der Flüe (s. d.) 1467—87 lebte. Zwischen Niklausen und dem Dorfe M., im «Aecherli», soll der Sage nach Arnold (Erny) an der Halden, genannt Arnold von M., einer der Stifter des Schweizerbundes, gelebt haben. Als der österr. Landvogt von Landenberg dem Vater Arnold's, Heinrich, einem reichen Landmann, um geringer Ursache willen ein Paar Ochsen vom Pfluge wegnehmen ließ und der Knecht des Zwingherrn dabei äußerte: «Die Bauern mögen den Pflug selbst ziehen, wenn sie Brot haben wollen», konnte der Sohn sich nicht halten und schlug den Knecht. Um der Rache des Landvogts zu entgehen, flüchtete er; doch dieser ließ dem Vater die Augen ausstechen. Sofort verband sich nun M. mit seinen Freunden Walther Fürst und Werner Stauffacher, und alle drei, nebst 30 Männern aus Uri, Schwyz und Unterwalden, beschworen in der Nacht vom 7. zum 8. Nov. 1307 auf dem Grütli (s. d.) den Bund zur Rettung des Vaterlandes, welcher zur Vertreibung der Vögte und Befreiung der Waldstätte führte. (S. Tell und Schweiz.) — Das kleine M., westlich von dem großen, durch die Kette des Hohenstollens (2484 Mt.) von ihm getrennt, zeigt ähnlichen Charakter, ist aber enger, wilder und einsamer und mündet bei dem Weiler Melchen an der Brünigstraße (s. d.) in die Thalebene des Sarnersees. Vgl. Christ, «Ob dem Kernwald» (Bas. 1869).

Melde, Pflanzenarten, s. Atriplex und Chenopodium.

Meldorf, Hauptstadt des Kreises Süderdithmarschen in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, liegt an der Miele, auf einem Hügel, unmittelbar am Rande der Marsch, ist Sitz des Landraths für Süderdithmarschen und eines Amtsgerichts, hat eine große goth. Kirche, ein Gymnasium und ein Museum dithmarscher Alterthümer und zählt (1875) 3307 E. Im Mittelalter war M., wo 780 die erste Kirche gegründet wurde, der Hauptort von ganz Dithmarschen.

Meleager, der Sohn des Oeneus, Königs von Kalydon, und der Althäa und Gemahl der Kleopatra, nahm in seiner ersten Jugend am Argonautenzuge theil und war vorzüglich als Jäger berühmt. Seine merkwürdigste That ist die Erlegung des Kalydonischen Ebers, welche er unter Beihülfe einiger andern Helden und der Atalanta (s. d.) vollbrachte. Oeneus nämlich hatte einstmals der Artemis Opfer darzubringen vergessen, während die übrigen Götter sämmtlich deren in reichlichem Maße erhalten hatten. Hierüber erzürnt, sendete die Göttin einen gewaltigen Eber in die kalydonischen Gefilde, der alles verwüstete. Nachdem M. ihn erlegt hatte, erregte die Artemis Streit über den Kopf und die Haut des Ebers zwischen den Aetolern, den Inhabern von Kalydon, und den Kureten. Solange M. mit gegen die Kureten auszog, war der Sieg stets auf seiten der Aetoler; als er aber dieses infolge der Verwünschungen seiner Mutter unterließ, deren Bruder er im Kampfe erschlagen, wurde Kalydon von den Kureten hart bedrängt. Um-

Digitized by Google

sonst baten ihn lange Zeit die Aeltesten der Stadt und die Seinigen, wieder am Kampfe theilzunehmen. Endlich ließ er sich von seiner Gattin bewegen und vertrieb die Kureten. So lautet die Sage bei Homer. Andere erzählen noch, daß dem M. von dem Schicksale so lange zu leben verstattet war, als ein auf dem Herde liegendes Scheit von dem Feuer nicht verzehrt würde. Als Althäa dieses gehört, nahm sie das brennende Scheit vom Herde, löschte es aus und verbarg es in einer Kiste. Nachdem er aber ihre Brüder getödtet, warf sie jenes in die Flamme, und M. starb. Althäa und Kleopatra erhängten sich. Außer zahlreichen Darstellungen der Eberjagd und des Todes des M. in Reliefen und Vasenbildern gibt es auch Statuen desselben; er wird hier dargestellt als ein schlanker, kräftiger Jüngling mit breiter Brust, gelocktem Haare und einer zurückgeschlagenen und nach Art der Jäger und Aetoler um den linken Arm gewickelten Chlamys; sein Attribut ist der Eberkopf neben ihm. Von neuern Dichtern hat ihn Paul Heyse dramatisch behandelt. Vgl. Kekulé, «De Fabula Meleagrea» (Berl. 1862).

Meleager, griech. Epigrammendichter aus Gadara in Palästina oder Syrien, lebte um 60 v. Chr. noch unter den letzten Ptolemäern und machte sich dadurch namentlich verdient, daß er aus den epigrammatischen und ähnlichen Dichtungen der frühern und spätern Zeit unter dem Titel «Στέφανος» (d. i. Kranz) eine reichhaltige Sammlung veranstaltete, welche die Erzeugnisse von mindestens 46 zum Theil berühmten Dichtern umfaßte, aber untergegangen ist. Seine eigenen Poesien, von denen wir noch eine ziemliche Zahl besitzen, sind von Manso (Jena 1798) und am vollständigsten von Gräfe (Lpz. 1811) gesammelt und herausgegeben worden.

Melena (Elpis), Pseudonym für Marie Esperance von Schwartz (s. d.).

Melendez Valdes (Don Juan), einer der ausgezeichnetsten neuern Dichter Spaniens, von dem das Aufgeben der Nachahmung franz. und die Rückkehr zu den nationalen classischen Mustern datirt, geb. 11. März 1754 in dem Flecken Ribera del Fresno im Bisthum Badajoz, machte seine philos. Studien zu Madrid, juristische mit Unterstützung des Bischofs von Segovia zu Salamanca, wo er, durch den Dichter Cadalso (s. d.) der neuen Richtung gewonnen, in den alten Nationalformen die Freuden des Studenten- und Landlebens in Liedern voll Anmuth und Einfachheit besang, und wurde bereits 1780 für seine berühmte Ekloge «Batilo» von der Akademie, 1784 für sein Lustspiel «Bodas de Comacho» von der Stadt Madrid mit einem Preise gekrönt. Die Gunst des spätern Ministers Jovellanos verschaffte ihm 1781 eine Professur an der Universität zu Salamanca; 1789 erhielt er eine Anstellung bei der Audiencia in Saragossa, 1791 in der Justizkanzlei zu Valladolid und 1797 als Fiscal beim Obercriminalgerichtshofe zu Madrid. Im J. 1798 sah er sich in den durch den Friedensfürsten herbeigeführten Sturz des Jovellanos verwickelt, wurde zunächst nach Medina del Campo und 1800 nach Zamora verwiesen, lebte, nachdem die Verbannung 1802 aufgehoben, in Salamanca und nach dem Sturze des Friedensfürsten in Madrid, wo er in das Parteitreiben verwickelt wurde. Daß er sich durch Murat bewegen ließ, eine Reise nach Asturien zu machen, um die Gemüther zu beruhigen, kostete ihm in Oviedo beinahe das Leben. Nach Madrid zurückgekehrt, übernahm er, durch Napoleon's persönliche Aufforderung geschmeichelt, das Amt eines Fiscals, Staatsraths und Präsidenten der Junta des öffentlichen Unterrichts, wurde aber bei dem Siege der nationalen Sache als Vaterlandsverräther proscribirt und mußte nach Frankreich flüchten, wo er in dürftigen Verhältnissen zu Montpellier 24. Mai 1817 starb. Seine gesammelten Gedichte, in denen er sich als ein Meister in der Beschreibung, zart und gemüthvoll zeigt, und die durch Flüssigkeit des Verses, wie durch correcte und elegante Sprache sich hervorthun, erschienen 1785 zuerst in einem Bande, in der zweiten Auflage in drei Bänden (Valladolid 1797), worin aber die neu hinzugekommenen sich nicht mehr mit jenen seiner ersten Dichterperiode vergleichen lassen, und wurden nach seinem Tode in einer von ihm selbst vorbereiteten dritten Auflage (4 Bde., Madr. 1820; wieder abgedruckt, Par. 1832; neuere Ausl., Barcel. 1838) herausgegeben. Außer Gedichten erschienen von M. noch «Discursos forenses» (Madr. 1820).

Meli (Giovanni), der berühmteste sicil. Dichter, geb. 4. März 1740 zu Palermo, wurde in den dortigen Jesuitenschulen erzogen und studirte Medicin, Botanik und Chemie, welche letztere er auch an der Universität zu Palermo öffentlich lehrte. Das Studium der ital. Classiker, besonders des Ariost, regte ihn früh zu eigenen dichterischen Versuchen an, zuerst in toscan. Sprache, die er bald und für immer mit der sicil. Mundart vertauschte, ermuntert durch den Beifall der literarischen Akademie im Hause seines Gönners, des Prinzen Antonio Lucchesi Palli von Campofranco. Bald hatte er eine ausgedehnte Popularität gewonnen; die schönsten seiner Lieder sind von einer griech. Anmuth und Heiterkeit beseelt, die den Volksdialekt zum Ausdruck der lieblichsten anakreontischen und theokritischen Stimmungen adelt, eine unvergleichliche Vereinigung

Digitized by Google

echter Naturlaute und künstlerischer Durchbildung. Weniger glücklich als in seinen Oden, Canzonen, Sonetten und bukolischen Gedichten war er in den epischen Dichtungen «La fata galante», «L'origine del mondo» und dem heroisch-komischen «Don Chisciotte», der, halb Bearbeitung, halb Fortsetzung des span. Originals des Cervantes, für die Mängel der Composition nur durch einzelne glänzende komische Einfälle entschädigt. Er schrieb auch Satiren und moralische Fabeln voll Humors und geistreichen Witzes. Nach dem Muster von Redi's «Bacchus in Toscana» dichtete er seinen «Ditirammu», eine Posse von unerschöpflich genialer Laune und mimischer Kraft. Unter den zahlreichen Ausgaben seiner Werke zeichnet sich die von Palermo 1847 auch durch ein brauchbares Glossar der Mundart aus. Uebersetzungen, zunächst ins Toscanische, erschienen schon früh. Eine Auswahl seiner Lieder ist von Gregorovius trefflich ins Deutsche übersetzt worden (Lpz. 1856). M. starb 20. Dec. 1815 zu Palermo. Eine Sammlung seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten erschien unter dem Titel «Varii opuscoli» (Palermo 1837), eine Gesammtausgabe seiner Werke in 8 Bdn. (Palermo 1830—39) und eine Sammlung seiner Gedichte als «Poesie siciliane» (4 Bde., Palermo 1860).

Melibōcus (Melibokon oros) heißt bei Ptolemäus ein Gebirge im nördl. Theile Germaniens, unzweifelhaft der Harz. Jetzt heißt M. der höchste Gipfel der hess. Bergstraße am Westrande des Odenwaldes, infolge falscher gelehrter Deutungen, die den M. des Ptolemäus hierher verwiesen. Im Munde des Volks hat dieser Berg jedoch seinen ursprünglichen Namen Malchen beibehalten. Dieser Berg ist eine imposante Syenitmasse von 520 Mt. Höhe, mit schönem Buchenwald bedeckt, deren Gipfel einen 1777 erbauten, 26 Mt. hohen Aussichtsthurm trägt. Die Aussicht umfaßt das Rheinthal von Speier bis unterhalb Mainz, bis zu den Vogesen, den Main bis zum Taunus und Vogelsberg. Der M. und der östlich davon liegende, durch eine Einsenkung von ihm getrennte, 517 Mt. hohe Felsberg bilden die besuchtesten Höhen des vordern Odenwaldes. Der Felsberg führt seinen Namen von den vielen, namentlich an seiner Süd- und Südostseite zu Tage tretenden Syenitfelsen, deren Hauptmasse in dem sog. Felsenmeer sich findet, einer Anhäufung von gewaltigen, wild durcheinander geworfenen, kahlen, abgerundeten Felsblöcken. Die Felsen des Felsbergs benutzten die Römer als Steinbruch und bearbeiteten sie an Ort und Stelle, wie eine Anzahl in Bearbeitung begonnener Felsen zeigen, unter denen die 10 Mt. lange Riesensäule und der Riesenaltar die bedeutendsten sind.

Melilōtus, Honigklee, auch Steinklee, Melilote und Melote, ist der Name einer zur Familie der Schmetterlingsblütler, Abtheilung der Kleegewächse (Loteen), gehörenden Pflanzengattung, welche sich von der eigentlichen Kleegattung durch blattwinkelständige, gestielte Blütentrauben, Aehren oder Köpfchen, durch die nicht verwachsenen Blumenblätter, die nach dem Verblühen abfallen, und durch die deshalb nackte, übrigens eigenthümlich gestaltete Hülse unterscheidet. Alle Arten dieser Gattung haben dreifingerige Blätter und besitzen einen eigenthümlichen, starken, süßlichen Geruch (Melotengeruch). Von der in Ungarn heimischen großwurzeligen Melote (M. macrorrhiza) und der überall in Deutschland auf Schutt, an Wegen, Hecken vorkommenden gebräuchlichen Melote (M. officinalis L.), welche beide verlängerte Trauben mit gelben Blüten tragen, waren früher die obern blühenden Theile in der Heilkunde unter dem Namen Summitates oder Flores Meliloti als krampfstillendes Mittel in Gebrauch; gegenwärtig werden sie nur äußerlich zu zertheilenden Umschlägen angewandt. Auch wird aus ihnen das bekannte Melotenpflaster bereitet. Die bei uns ebenfalls einheimische, oft mit dem gelben Honigklee zusammen vorkommende weiße Melote (M. alba), welche bisweilen mannshoch wird und weiße Blumen trägt, ist minder kräftig. Zur Abwehr gegen Insekten werden die Pflanzen auch in Pelzwerk und wollene Kleider gelegt; deshalb nennt man sie auch Mottenkraut. Die richtiger zur Gattung Trigonella zu rechnende blaue Melote oder Schabziegerklee (M. caerulea), welche in Nordafrika einheimisch ist, aber in mehrern Gegenden Europas, z. B. in der Schweiz, Tirol u. s. w., häufig angebaut wird, trägt kurze kopfförmige Trauben mit hellblauen Blumen. Diese Pflanze, die den Melotengeruch im höchsten Grade besitzt, wird in der Schweiz (z. B. zu Mollis im Canton Glarus) zur Bereitung des Schabziegers oder grünen Kräuterkäses verwendet. Der Geruch der frischen Pflanze ist je nach der Witterung bald stärker, bald schwächer, und daher behauptete man früher sogar, daß sie den Geruch siebenmal des Tags verliere und wieder bekomme, woher sie den Namen Siebengeruch oder Siebenzeit erhielt. Der Träger des starken Aroms der Meloten ist das auch im Ruchgras und im Waldmeister vorkommende Cumarin (s. d.).

Melioration (lat.) im weitern Sinne nennt man die Verbesserung eines Grundstücks oder einer ganzen Wirthschaft. Das Gegentheil heißt Deterioration. Im engern Sinne, dem

Digitized by Google

gebräuchlichern, verſteht man unter M. die Regulirung, Entwäſſerung und Bewäſſerung von Flächen, deren Cultur durch ein Zuviel oder Zuwenig an Waſſer gehemmt iſt. Der M. voraus geht das Meliorationsproject, deſſen Entwerfung dem Meliorations- oder Culturtechniker obliegt. Dieſes wird berathen auf Grundlage der Waſſergeſetze, welche auch Einfluß haben auf die Beſtimmung derjenigen Parteien, welche die Ausführung zu übernehmen, reſp. dazu beizutragen haben. Bei größern M. participiren daran gewöhnlich der Staat, die Provinz und die Intereſſenten (Gemeinden, Adjacenten, Beſitzer). Im Intereſſe des öffentlichen Wohls kann die Regierung die Ausführung von M. auf dem Wege des Geſetzes anordnen. (S. Waſſergenoſſenſchaften.) Das Land, in welchem das Meliorationsweſen im höchſten Aufſchwunge ſteht, iſt Italien. — Rechtlich kommen die M. im weitern Sinne vorzüglich dann zur Sprache, wenn jemand ein Grundſtück, Landgut, Haus oder Lehn wieder herausgeben muß, welches er als vermeintlicher Eigenthümer, als Nutznießer, Vaſall, Pachter u. ſ. w. bisher innehatte. Dabei werden nothwendige, nützliche und zum bloßen Vergnügen gereichende (impensae necessariae, utiles und voluptuariae) unterſchieden. Die nothwendigen, zur Erhaltung der Sache gereichenden M. müſſen einem jeden vergütet werden, wenn er auch wußte, daß er kein Recht an der Sache hatte (possessor malae fidei); auch die nützlichen müſſen wenigſtens in der Regel dem, welcher die Sache in redlichem Glauben beſaß (possessor bonae fidei), erſetzt werden. Zum Vergnügen gemachte M. kann der Beſitzer bei der Wiederherausgabe der Sache abtrennen, ſoweit dieſes ohne Schaden der Subſtanz möglich iſt. Vgl. Döhl, «Das Meliorationsweſen des preuß. Staats» (Brandenb. 1868).

Meliſſe (Melissa L.) iſt eine Pflanzengattung aus der 14. Klaſſe, 2. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und aus der Familie der Lippenblütler und durch einen zweilippigen Kelch mit flacher Oberlippe, deren Seitenzähne in einen Kiel gefaltet ſind, und durch die bogig zuſammenneigenden Staubgefäße unterſchieden. Hierher gehört die gebräuchliche M., auch Garten- oder Citronenmeliſſe (M. officinalis L.) genannt, ein im ſüdlichern Europa einheimiſches, aufrechtes, ausdauerndes Kraut, mit grasgrünen, eirunden Blättern, blattwinkelſtändigen, einſeitswendigen Halbwirteln der Blüten und weißen Blumen. Die ganze Pflanze beſitzt einen angenehmen citronenartigen Geruch und wird deshalb auch bei uns häufig in Gärten gezogen. Das Kraut iſt in der Heilkunde als gelind ſchweißtreibendes und nervenſtärkendes Heilmittel bei Bläſucht, Kolik, Magenkrampf, Magenkatarrh u. ſ. w. gebräuchlich; oft wird aber dafür eine meliſſenähnlich riechende Varietät der auch in Deutſchland, beſonders in Kalkgegenden auf Schutt vorkommenden gemeinen Katzenminze (Nepeta cataria L.) fälſchlicherweiſe genommen. Die ſog. türkiſche M., welche friſch meliſſenartig, aber minder angenehm riecht und bei uns öfters zum Würzen mancher Speiſen verwendet wird, gehört einer ganz andern Pflanzengattung an und führt den ſyſtematiſchen Namen türkiſcher Drachenkopf (Dracocephalum Moldavica L.). Dieſelbe iſt durch die in lange Borſten endigenden Sägezähne der Deckblätter der blauen oder weißen Blumen leicht zu unterſcheiden.

Meliſſus, aus Samos, ein griech. Philoſoph, vielleicht identiſch mit dem als Staatsmann und Feldherrn erwähnten M., der die Flotte der Samier bei dem Siege über die Athener (440 v. Chr.) führte, war ein Anhänger der eleatiſchen Philoſophie. Von Parmenides wich er hauptſächlich dadurch ab, daß er das Sein für unbegrenzt und unendlich erklärte und daraus erſt die Einheit deſſen, was iſt, ableitete. Uebrigens ſuchte er den Grundgedanken der eleatiſchen Philoſophie auf indirecte Weiſe zu vertheidigen, indem er nachwies, daß die Erſcheinungswelt mit ihren Veränderungen dem Begriffe des Seins nicht entſpreche und man daher zu der entgegengeſetzten Annahme eines einigen und unveränderlichen Seins genöthigt ſei.

Melk (in der Volksmundart Mölk), Marktflecken in der niederöſterr. Bezirkshauptmannſchaft St.-Pölten, an der Mündung der Bielach in die Donau und an der Weſtbahn, zählt (1869) 1664 E. und hat eine Pfarrkirche, die 1481 erbaut und durch alte Steinarbeiten und Bilder ausgezeichnet iſt. Beſonders berühmt iſt der Ort wegen der durch ihren Reichthum, ihre reizende Lage und Bauart berühmten Benedictinerabtei M. Dieſelbe liegt über dem Orte auf dem 57 Mt. hohen felſigen Kloſterberge. Die Kloſtergebäude ſind 1719—36 von Prandauer im ſchönſten ital. Stile aufgebaut, aber nicht vollendet und gewähren mit ihren Thürmen und Kuppeln einen impoſanten Anblick. Die Stiftskirche St.-Peter und Paul, eine der ſchönſten in Oeſterreich, hat in der Mitte eine ſehr hohe, ſchöne Kuppel, rund herum mit Fenſtern erleuchtet, Decken- und Frescogemälde, eine Orgel mit 42 Regiſtern, die Gruft der Babenberger und das Grab des heil. Koloman. Im Stifte, welches von bedeutendem Umfange iſt, befindet ſich eine theol. Lehranſtalt, ein öffentliches Obergymnaſium, ein Convict, eine

Digitized by Google

Musikschule für Chorknaben, eine Bibliothek von 25,000 Bänden und mehr als 1500 alten Handschriften und Urkunden, eine Hauskapelle mit schönen altdeutschen Gemälden, ein Naturaliencabinet, eine Münzsammlung, ein botan. Garten. In dem Kirchenschatze befindet sich unter anderm das sog. Melkerkreuz, ein Kelch aus Donauwaschgold. Der Name M. (urkundlich Medilicha) ist slaw. Ursprungs und gleichbedeutend mit jenem Medilicha bei Wien, aus welchem im Laufe der Zeiten Medling oder Mödling geworden ist. Das Kloster kommt urkundlich schon 861 vor. Später wurde der Ort einer der festesten Plätze der Magyaren, bis ihnen Markgraf Leopold I. 984 denselben abnahm und zu seiner Residenz wählte. Das Kloster wurde 1089 als Kanonikatstift aufgehoben und von Leopold II. als Abtei mit Benedictinern aus Subiaco besetzt. Leopold IV. vermehrte die Güter dieses Klosters, welches zugleich unmittelbar unter die Gerichtsbarkeit des Papstes kam. Als später Unordnung eingerissen war, sendete Papst Martin V. 1420 abermals Benedictiner aus Subiaco zur Reformirung der Mönche dahin. Eine große Anzahl deutscher Klöster schloß sich an diese Reform unter dem Namen der Congregation von M. an; auch wurde dieselbe 1623 unter den rein österr. Klöstern noch mehr befestigt. Das Stift hielt 1612 eine Belagerung aus, und noch im Juli 1685 wurde es vom Abte Müller gegen die Türken vertheidigt. Vgl. Keiblinger, «Geschichte des Benedictinerstifts M.» (2 Bde., Wien 1851—69).

Mellin (Gustaf Henrik), namhafter schwed. Novellist und Romanschriftsteller, geb. 23. April 1803 zu Revolax in Finland, kam nach dem Tode seiner Aeltern 1816 nach Schweden in das Haus des Dichters Franzén, der sich seiner väterlich annahm, und studirte seit 1821 Theologie zu Upsala. Nachdem er 1829 die Priesterweihe erhalten, lebte er in Stockholm, bis er 1851 als Pastor nach Norra Wram in Schonen berufen wurde. Er starb 2. Aug. 1876. Schon seine ersten novellistischen Versuche, namentlich «Blomman på Kinnekulle» (3. Aufl., Stockh. 1831), «Sivard Kruses Bröllop» (2. Aufl., Stockh. 1832) und «Anna Reibnitz» (2. Aufl., Stockh. 1833), fanden den allgemeinsten Beifall und stellten ihn zugleich in die Reihe der besten Prosaisten Schwedens. Die Stoffe zu seinen Romanen sind meist der vaterländischen Geschichte entlehnt. Dahin gehören: «Johannes Fjällman» (2 Bde., Stockh. 1831—33), «Gustaf Brahe» (Stockh. 1832), «Jacob Casimir de la Gardie» (Stockh. 1849) und mehreres andere, was M. selbst in den «Svenska historiska Noveller» (4 Bde., Stockh. 1846) zusammenstellte. Sonst sind von seinen außerordentlich zahlreichen novellistischen Arbeiten, die zum Theil auch in dem 1831—45 von ihm herausgegebenen Taschenbuche «Winterblommor» erschienen, noch zu erwähnen: «Den gamla Grefvinnan» und «Den unga Grefvinnan»; ferner «Ulla Fersen», «Fremdlingen på Als», «Tåget öfwer Store Belt» u. s. w. Eine Gesammtausgabe seiner novellistischen Schriften erschien 1866. Nicht minder productiv war M. auf dem Gebiete der Geschichtschreibung. So veröffentlichte er unter anderm: «Krigen och Statshvälfningerna i våra Dagar» (Stockh. 1849); ferner die biographischen Werke «Sveriges store män» und «Sveriges märkvärdigaste Fruntimmer» u. s. w. Diese und ähnliche Arbeiten sind zwar ohne wissenschaftliche Bedeutung und nur für das größere Publikum berechnet, zeichnen sich aber durch eine gewandte und gute Sprache aus und haben in Schweden allgemeine Beliebtheit gefunden. Kleinere Dichtungen bilden den Inhalt der «Samlade Dikter» (Stockh. 1852). Die meisten Romane und Novellen M.'s sind auch in das Deutsche übersetzt worden.

Melnik, Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft im nördl. Böhmen, am Einflusse der Moldau in die Elbe, die hier schiffbar wird, und an der Elbthalbahn, zählt (1869) 3678 E. Der Ort besitzt eine sehenswerthe alte Dekanatskirche, ein altes Schloß mit der Kapelle der heil. Ludmilla, ein sehr altes Rathhaus, einen tiefen Stadtbrunnen. Bekannt ist der dortige Weinbau, welchen Kaiser Karl IV. durch Anlegung von Burgunderreben gründete.

Melo (Don Francisco Manuel de), eigentlich Mello, span. Geschichtschreiber, geb. 23. Nov. 1611 zu Lissabon aus einer altadeligen Familie, war für den gelehrten Stand bestimmt, trat aber im 17. Jahre in Militärdienste. Als 1640 Portugal von Spanien sich trennte, wurde er als Anhänger des auf den Thron seines Vaterlandes erhobenen Hauses Braganza dem span. Hofe verdächtig und eingezogen. Nachdem er sich gerechtfertigt, verließ er auf immer die span. Dienste und begab sich nach Lissabon, wo er im diplomatischen Dienste Verwendung fand. Seine Feinde klagten ihn fälschlich des Meuchelmordes gegen Francisco Cardoso an, infolge dessen M. eingekerkert, seiner Güter verlustig erklärt und trotz seiner Rechtfertigung auf immer nach Brasilien verbannt wurde. Doch erwirkten Ludwig XIII. und der Cardinal Mazarin 1648 seine Zurückberufung. Von nun an beschäftigte er sich fast ausschließlich mit der Herausgabe seiner zahlreichen Werke, von denen gegen 100 Bände histor., polit., moralischen

Digitized by Google

und poetischen Inhalts in Lissabon, Madrid, Rom, London, Lyon u. s. w. im Druck erschienen. M. starb zu Lissabon 13. Oct. 1665. Seine berühmteste Arbeit ist die «Historia de los movimientos, separacion y guerra de Cataluña en tiempo de Felipe IV.», welche er zuerst zu Lissabon 1645 herausgab, und von der mehrere Auflagen erschienen, die beste von Vicente Ferrer (2 Bde., Par. 1826—32), wieder abgedruckt in Ochoa's «Tesoro de hisdoriadores españolos» (Par. 1840) und in Tio's «Tesoro de los autores illustres» (Barcel. 1841). Diese Geschichte, die er als Augenzeuge und im Geiste der Alten schrieb, gilt auch von seiten des Stils als classisches Muster. Noch verdienen M.'s Gedichte, besonders die satirischen und komischen, erwähnt zu werden, die im Geschmacke Quevedo's, seines vertrauten Freundes, geschrieben sind («Las tres Musas de Melodino», Lissab. 1649 u. Lyon 1665).

Melocactus, Melonencactus, nannte Fürst zu Salm-Dyck diejenigen Cacteen (s. d.), deren Körper kugelrund und mit erhabenen Längsrippen versehen ist, auf denen sternförmig gruppirte, oft sehr starke Stacheln stehen. An der Spitze tragen dieselben einen walzigen, zottigen Aufsatz, welcher die meist kleinen, aber lebhaft gefärbten Blüten entwickelt. Der gemeine Melonencactus (M. communis L.), welcher größer als ein Menschenkopf wird, wächst in sonnigen, felsigen, sandigen, wüsten Plätzen des tropischen Südamerika häufig. Man hat ihn die «Quelle der Wüste» genannt, weil er im Innern stets voll erfrischenden, wässerigen Saftes ist und daher in jenen wasser- und regenarmen Gebieten Menschen und namentlich Last- und Reitthieren, welche die stachelige Kugel mit einem Hufschlage öffnen, Erfrischung bei Durst bietet.

Melodie (griech.) bedeutet eine Reihe von Tönen, welche in der Zeit aufeinanderfolgen und nach den Gesetzen der Tonkunst geordnet sind. In der M. kommt das Wesen der Musik vorzugsweise zum Ausdruck; das ganze Alterthum wußte kaum etwas von der Harmonie oder dem gleichzeitigen Erklingen mehrerer Töne, und auch noch jetzt hängt die Allgemeinverständlichkeit eines Tonstücks von seinem melodischen Gehalte ab; die populärste Musik ist immer diejenige, welche den größten melodischen Reichthum aufweist. Weil nun nach Naturgesetzen in einer Abfolge musikalischer Töne zugleich ihre Harmonie enthalten ist, und weil ferner die melodischen Themen in einem Kunstsatze so gestaltet werden können, daß die Harmonie aus der in verschiedener Lage auftretenden M. sich erzeugt, so erblickt man in der M. mit Recht die Seele der Musik.

Melodrama (griech.) im allgemeinen jedes mit Musik verbundene Schauspiel, im besondern eine Gattung des Dramas, in der die Declamation von Instrumentalmusik begleitet wird. Selbstständig entwickelte Formen, wie in der Oper, besitzt hier die Musik nicht, sondern sie bleibt in allen ihren Bewegungen durch die Declamation bedingt, an diese durchaus sich anschließend, indem sie entweder in größern oder geringern Massen zwischen die Sätze und Perioden der Rede eintritt, oder mit der Rede zugleich und neben derselben hergeht. Demnach besteht diese Musik immer nur in abgerissenen, oft kurzen, mitunter nur einige Accorde enthaltenden Sätzen, von denen jeder für sich anhebt und aufhört, ohne mit den andern zusammenzuhängen. Monodrama nennt man das M., wenn nur eine Person, Duodrama, wenn zwei Personen in ihm thätig sind. In Deutschland bearbeitete zuerst (1775) der Dichter und Schauspieler Johann Christian Brandes (s. d.) die Gerstenberg'sche Cantate «Ariadne» und nachher Friedrich Wilhelm Gotter (s. d.) die «Medea» für melodramatische Darstellung, und Benda lieferte zu beiden Stücken die Musik. Dieselben fanden ihrerzeit großen Beifall und riefen viele Nachahmungen hervor, z. B. Reichardt's «Ino» und «Kephalus und Procris», Neefe's «Sophonisbe» und Abt Vogler's «Lampedo». Doch war der Erfolg der ganzen Gattung nur vorübergehend und dieselbe hat für die Kunst eine geringe Bedeutung. Sie vermischt zwei Ausdrucksweisen, die entweder durch musikalische Composition miteinander wirklich verschmolzen, oder völlig getrennt für sich bestehen müssen. Das Wesen des eigentlichen M. ist aber auch auf nichtdramatische Dichtungen übertragen worden, indem z. B. Schiller's «Taucher» mit der begleitenden Composition Romberg's, und Hebbel's «Heideknabe» mit Schumann's Musik declamirt werden. In ähnlicher Weise ist die Symphonie «Die Wüste» von Félicien David behandelt.

Melone (Cucumis Melo L.), nach der griech. Insel Melos benannt, ist eine zur Gattung Gurke gehörende einjährige, kürbisartige Feld- und Gartenfrucht von einem eigenthümlichen angenehmen Geruche und gewürzhaft-süßen Geschmack. Ursprünglich ist sie im mittlern und südl. Asien einheimisch, wird aber jetzt in allen Welttheilen cultivirt und kommt in heißen und trockenen Sommern auch in Deutschland im Freien zur Reife. Gewöhnlich wird sie bei uns in Mistbeeten gezogen. Zur Vermehrung wählt man die schönsten und schwersten Samen aus, welche wenigstens vier Jahre alt sein müssen. Die M. ist sehr empfindlich gegen Kälte, Nebel, Regen, Stockluft; ihre Cultur erfordert daher große Sorgfalt. Sie unterscheidet sich

Digitized by Google

durch die abgerundeten Lappen der Blätter; ihre Blüten sind übrigens ebenfalls einhäusig und gelb. Man hat eine große Menge Varietäten der Früchte, hauptsächlich aber unterscheidet man Kantalupen mit warzigen Früchten, welche zwar dicke Schalen haben, deren Fleisch aber für das feinste gehalten wird; ferner Netzmelonen, deren Früchte eine netzartig zerrissene Schale haben und früher reifen als jene; endlich gerippte M., deren Früchte außen zwölf senkrechte Furchen zeigen, zwischen denen das Fleisch sich erhebt. Auch gibt es ganz platte Früchte; die Farbe der Früchte ändert in Grün, Gelb und Weiß ab. Das schmackhafte Fleisch der Frucht ist in allen Welttheilen sehr beliebt und wird besonders in wärmern Gegenden wegen seiner erfrischenden und kühlenden Eigenschaften allgemein gegessen. Man genießt es für sich oder mit Zucker oder am zweckmäßigsten mit etwas Pfeffer oder Ingwer. Die ölreichen Samen können wie die Gurkensamen benutzt werden. Die Wassermelone (Cucumis Citrullus Sc.), welche von andern zur Kürbisgattung gerechnet oder als eine besondere Gattung (Citrullus) betrachtet wird, ein sehr saftiges Fleisch und übrigens gleiche Eigenschaften wie die vorige besitzt, unterscheidet sich durch die buchtig-fiederspaltigen Lappen der tiefgetheilten, fast seegrünen Blätter und kleinere grünlichweiße Blüten. Sie ist ursprünglich gleichfalls im südl. Asien einheimisch, wird jetzt aber überall, wo nur das entsprechende Klima sich findet, in Menge cultivirt. Die Früchte sind kugelig, glatt, sehr groß und enthalten unter der schwarzgrünen Schale ein rothes oder auch blässeres, bisweilen gelbes Fleisch und meistens schwarze Samen. In den im Sommer regenlosen oder doch ziemlich trockenen Ländern, z. B. in Persien, Südrußland, Ungarn, Südeuropa, Südafrika, Chile und Australien, wo sie sehr gut gedeiht, wird sie von allen Volksklassen in Menge genossen. In Deutschland gedeiht sie jedoch nicht recht.

Melos, jetzt Milo, die westlichste Insel von der Gruppe der südl. Sporaden (von manchen Geographen zu den Cykladen gezählt), bildet jetzt mit den Nachbar-Inseln Kimolos, Siphnos, Pholegandros und Sikinos eine zum griech. Nomos Kyklades gehörige Eparchie, deren Gesammtbevölkerung 10,784 Seelen beträgt. M. allein zählt auf 66 QKilom. gegen 4000 E., die sich theils zur griech., theils zur kath. Kirche bekennen. Sie hat an der Nordküste eine tief eindringende Bucht, die den geräumigsten Hafen im ganzen Archipel bildet, in Gestalt eines Hufeisens oder Haifischrachens. Der höchste Punkt der Insel, der 774 Mt. hohe St.-Eliasberg, besteht aus Kalkstein und Glimmerschiefer. Der vulkanische Boden ist reich an mineralischen heißen Quellen und andern vulkanischen Producten. Ausgeführt werden Alaun, vortrefflicher Schwefel, Kochsalz, Mühlsteine, Wolle, Ziegenkäse, Weizen und etwas Wein, der aber von geringer Güte ist. Im frühen Alterthum wurden auch bemalte Thongefäße nach orient. Mustern auf M. fabricirt. An der Südküste befinden sich heiße Schwefelquellen. Die alte wie die Insel selbst M. genannte Hauptstadt, von welcher noch Ueberreste der Ringmauern, eines aus Marmor erbauten Theaters (in dessen Nähe 1820 von einem griech. Bauer die jetzt im Louvre in Paris befindliche, unter dem Namen der Venus von Milo bekannte Aphrodite-Statue gefunden wurde), eines Tempels in korinth. Stil und zahlreiche, in den Tuffboden eingeschnittene Gräber erhalten sind, lag am nordöstl. Ende der großen Hafenbucht; oberhalb derselben liegt auf einem steilen Felshügel der jetzige Hauptort der Insel, Kastro, der Sitz des Eparchen. Die südöstlich davon gelegene, jetzt Paläo-Chora genannte mittelalterliche Hauptstadt ist seit dem Anfang des 19. Jahrh. wegen ihrer ungesunden Lage völlig verödet. Die ältesten Bewohner der Insel waren Phönizier; dieselben wurden aber durch Minyer und Dorier, welche von Lakonien aus die Insel eroberten, dorisirt. Infolge dessen hielten die Melier fest an den Spartanern und ihrer oligarchischen Verfassung und schickten, während alle andern Inseln des Archipels sich den Persern unterwarfen, ihre Schiffe zu der griech. Flotte bei Salamis. Als sie aber im Peloponnesischen Kriege neutral bleiben wollten, wurden sie von den Athenern 416 nach hartnäckigem Widerstande bezwungen, die Männer getödtet, die Weiber und Kinder als Sklaven verkauft und die Insel atheniſchen Colonisten übergeben. Von 1204—1537, wo sie von den Türken unter Khair-ed-din Barbarossa unterworfen wurde, gehörte sie zum venet. Herzogthum Naxos. Am 20. Aug. 1661 erfochten bei ihr die Venetianer einen Seesieg über die Türken. Vgl. Roß, «Reisen auf den griech. Inseln des Aegäischen Meers» (Bd. 3, Stuttg. 1845).

Melote, Pflanzengattung, s. Melilotus.

Melpomĕne (griech., d. i. die Singende) heißt eine der neun Musen (s. d.), welche besonders als Vertreterin des Trauerspiels angesehen wird. — M. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Melun (lat. Melodunum), Hauptstadt des franz. Depart. Seine-Marne, 45 Kilom. im Ostsüdosten von Paris, an der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn und der schiffbaren Seine gelegen,

Digitized by Google

durch welche die Stadt in drei Theile geschieden wird, hat außer zwei alten Kirchen und dem 1848 vollendeten Stadthause mit dem 1860 errichteten Standbilde Amyot's keine bemerkenswerthen Gebäude. M. ist der Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs und zweier Friedensgerichte sowie einer Kammer für Landwirthschaft, hat ein Communalcollége, ein Lehrerseminar, eine Handwerkerschule, eine Ackerbau- und eine Gartenbaugesellschaft, ein großes Centralgefängniß für 1150 Sträflinge und zählt (1872) 11,130 E., die bedeutenden Gewerbfleiß entwickeln. Es bestehen Baumwollspinnereien, Fabriken für Calicots, gedruckte Zeuge, Wollstoffe, Knöpfe, Seiden- und Filzhüte, für Steinmörtel zu Statuen, für hydraulischen Kalk, Ziegel, Rübenzucker, Leder und Ackergeräthe. Ebenso unterhält der Ort bedeutenden Handel mit Holz, Kohlen, Korn und Mehl, mit Geflügel, Schlachtvieh und Käsen aus der Brie. M. ist das gallisch-röm. Melodunum, von welchem 1864 die Reste eines Mercurtempels aufgefunden wurden. In den Kriegen der Merovinger hatte es viel zu leiden. Im J. 866 eroberten und verheerten es die Normannen; unter den Capetingern war M. gewöhnliche Königsresidenz. König Philipp VI. gab die Stadt an seine Gemahlin Blanca von Navarra, durch welche sie 1358 an deren Bruder, Karl den Bösen, kam. Der Dauphin und Duguesclin entrissen sie 1364 dem tapfern Vertheidiger Mareuil. Während der Belagerung durch Heinrich V. von England (1420) unterzeichnete Karl VI. im Lager den Vermählungsvertrag seiner Tochter mit jenem Könige. Erst 1435 wurde die Stadt von den Engländern befreit. Durch die Unruhen der Fronde wurde M. hart mitgenommen und fast verödet. Im J. 1709 ward die Vicegrafschaft M. in ein Pairie-Herzogthum für Villars verwandelt. Bis zur Revolution galt M. als Hauptort der Landschaft Gâtinais-Français in Isle-de-France.

Melusine, eine ursprünglich dem celt. Volksglauben angehörende Meerfee, welche die Sage zur Gattin des Raimondin, eines Sohnes des Grafen von Forêt, und zur Stammmutter des Geschlechtes Lusignan machte. Mit Schönheit reich begabt, mußte sie, wie die Sage erzählt, an gewissen Tagen zur Hälfte Fischgestalt annehmen. So überraschte sie einst ihr Gemahl; da stieß sie einen lauten Schrei aus und verschwand. So oft aber dem Königreiche oder ihren Nachkommen, den Grafen von Lusignan, ein großes Unglück bevorstand, wollte man sie drei Tage vorher auf dem Thurme des Schlosses von Lusignan in Poitou, das von ihrem Gemahle erbaut und ihr zu Ehren benannt worden sei (Lusineem, Anagramm von Melusine), in Trauer gesehen und ein schmerzliches Wehegeschrei ausstoßen gehört haben. Als der Thurm 1574 abgebrochen wurde, verschwand sie auf immer. Aus den Sagen von ihr, wie sie im Hause Lusignan einheimisch waren, bildete Jean d'Arras gegen 1390 ein Gedicht, das später in prosaischer Auflösung zum Volksbuche wurde. Zum deutschen Volksbuche wurde dasselbe durch Thüring von Ringoltingen aus Bern, der es 1456 übersetzte (gedruckt zuerst in Augsburg 1474); auch wurde es in das von Feierabend (Frankf. 1587) herausgegebene «Buch der Liebe» aufgenommen. Vgl. Graesse, «Sagenkreise des Mittelalters» (Dresd. 1842). Von allen aus Frankreich stammenden und in Deutschland eingebürgerten Volksbüchern war das von der schönen M., wie die große Zahl von alten Drucken beweist, eins der beliebtesten, und noch in neuester Zeit hat der Sagenstoff seine Anziehungskraft auf Dichter und Künstler (wie Moritz von Schwind, der ihn in einer Reihe zusammenhängender Aquarellbilder darstellte) nicht verloren und wurde vielfach poetisch behandelt.

Melville (Henry Dundas, Viscount), brit. Staatsmann, geb. 28. April 1742 zu Edinburgh, wo sein Vater Präsident des obersten Gerichtshofs war, widmete sich dem Rechtsstudium und erlangte seit 1763 als Sachwalter eine bedeutende Praxis. Die Regierung ernannte ihn 1775 zum Generalanwalt von Schottland; bald darauf wählte ihn seine Vaterstadt ins Unterhaus. Dundas eröffnete seine polit. Laufbahn in den Reihen der Opposition. Weil er sich durch Kenntnisse und klare Beredsamkeit auszeichnete, suchte ihn jedoch das Ministerium North zu gewinnen, dessen verhängnißvolle Politik rücksichtlich der Colonien er fortan mit großer Geschicklichkeit vertheidigte. Nach North's Rücktritt berief ihn der Hof 1782 in den Geheimen Rath, und einige Zeit darauf, unter der Verwaltung Shelburne's, wurde er Schatzmeister der Marine. Als Fox ins Ministerium trat, mußte er letztere Stelle aufgeben; dafür rächte er sich, indem er aufs heftigste gegen dessen Indiabill das Wort ergriff. Unter der Verwaltung William Pitt's, den er unwandelbar unterstützte, erhielt er das Schatzmeisteramt zurück und zugleich die Controle der ind. Angelegenheiten. Besonders machte er sich den Hof dadurch verbindlich, daß er beim Ausbruche der Geisteskrankheit Georg's III. (s. d.) die Erhebung des Prinzen von Wales zum Regenten zu verhindern wußte. Er wurde dafür 1791 zum Staatssecretär für das Innere ernannt, welches Amt er 1794 mit dem Staatssecretariat

Digitized by Google

des Kriegs vertauſchte. In dieſer Stellung theilte er die feindlichen Geſinnungen William Pitt's gegen das revolutionäre Frankreich und legte auch zugleich mit dieſem 1801 ſein Miniſterium nieder, worauf er 1802 zum Baron Dunira und Viscount M. erhoben wurde. Mit dem Wiederbeginn des Kriegs trat er 1803 von neuem als erſter Lord der Admiralität in die Verwaltung. Jedoch vom Unterhauſe der Verwendung öffentlicher Gelder zu fremden Zwecken angeklagt, mußte er ſeine Aemter niederlegen. Trotz der Bemühungen des Hofs eröffnete das Oberhaus ſeinen Proceß im April 1806; ſchon 12. Juni erfolgte jedoch die Freiſprechung. M. beſchränkte ſich hinfort auf die Wirkſamkeit im Oberhauſe und ſtarb 29. Mai 1811. — Robert Saunders-Dundas, Viscount M., des Vorigen einziger Sohn, geb. 14. März 1771, ſtudirte auf der Hochſchule zu Edinburgh, wo er ein Freundſchaftsbündniß mit Walter Scott ſchloß, und trat 1802 für die Grafſchaft Edinburgh ins Unterhaus. Unter dem Miniſterium Portland ward er 1807 Präſident des Indiſchen Amts, in welcher Eigenſchaft er ſich als guten Redner und tüchtigen Verwaltungsbeamten bewährte. Im J. 1809 löſte er Sir Arthur Wellesley (Wellington) als Oberſecretär für Irland ab, ward aber ſchon 1810 von neuem ins Indiſche Amt berufen. Der Tod ſeines Vaters öffnete ihm die Pforten des Oberhauſes, worauf er 1812 unter dem Miniſterium Liverpool die Stelle eines erſten Lords der Admiralität erhielt, welche er im ganzen rühmlich bis 1827 bekleidete. Als jedoch Canning an die Spitze der Verwaltung trat, legte M. ſeine Aemter nieder und geſellte ſich zur toryiſtiſchen Oppoſitionspartei. Im Jan. 1828 betraute ihn Wellington abermals mit der Leitung des Seeweſens, bis der Eintritt des Whigminiſteriums im Nov. 1830 ſeiner polit. Thätigkeit ein Ziel ſetzte. In ſeinem Vaterlande Schottland genoß er indeſſen bis zu ſeinem Tode als Großſiegelbewahrer und Kanzler der Univerſität St.-Andrews einen bedeutenden Einfluß. M. ſtarb auf Melville-Caſtle 10. Juni 1851. Sein älteſter Sohn, Sir Henry Dundas, geb. 25. Febr. 1801, hat ſich in den ind. Feldzügen ausgezeichnet und rückte 1860 zum Generallieutenant, 1868 zum General auf. Derſelbe folgte als dritter Viscount M. Dieſem, der im Jan. 1876 kinderlos ſtarb, folgte als vierter Viscount ſein Bruder, Robert Dundas, geb. 24. Sept. 1803.

Melville (Herm.), amerik. Schriftſteller, geb. 1. Aug. 1819 zu Neuyork, unternahm, von einer unwiderſtehlichen Vorliebe für das Seeweſen getrieben, als Matroſe mehrere große Reiſen, deren Beſchreibung vorzugsweiſe den Inhalt ſeiner Werke bildet. Die bedeutendſten derſelben ſind: «Typee, or a peep at Polynesian life» (1847), «Omoo, a narrative of adventures in the South Seas» (1847), «Redburn» (1849), «Moby Dick, or the white whale» (1851). Seine ſpätern Arbeiten, «Pierre, or the ambiguities» (1852) und «Israel Potter» (1855), fanden nicht ſo viel Beifall als ſeine erſten. Sein letztes Werk «Battle pieces and aspects of the war» (1866) enthielt eine Sammlung patriotiſcher Gedichte.

Membran (vom lat. membrana) heißt die Haut (ſ. d.), welche die Glieder überzieht; dann eine Handſchrift auf Pergament (feſte Thierhaut).

Memel (Fluß), der untere Lauf des Niemen auf preuß. Gebiet, ſ. Niemen.

Memel, Kreisſtadt und Seehafen im Regierungsbezirk Königsberg der preuß. Provinz Oſtpreußen, zugleich die nördlichſte Stadt in Preußen, liegt unweit der ruſſ. Grenze an dem Eingange des Kuriſchen Haffs, an der Mündung der Dange in daſſelbe und an der Preußiſchen Oſtbahn, iſt Sitz eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts, einer Hafenpolizeibehörde und eines Hauptzollamts und zählt (1875) 19,796 E. Der Hafen iſt gut, geräumig, ſicher, faſt ſtets eisfrei und hat bei der Einfahrt 5—6 Mt. Tiefe. Vor demſelben ſteht auf einem Hügel ein Leuchtthurm von 23 Mt. Höhe. Gegenüber, auf der äußerſten Nordſpitze der Kuriſchen Nehrung, wurde 1866 ein Fort erbaut. Von höhern Unterrichtsanſtalten beſitzt die Stadt ein Gymnaſium, zwei höhere Töchterſchulen und eine Navigationsſchule. Von Bedeutung ſind die Fabriken für Bernſteinwaaren, Seife und Branntwein. Vortreffliche Arbeiten liefern die Eiſengießereien und die Kettenſchmiedewerkſtätte. Auch der Schiffbau iſt nicht ohne Wichtigkeit. Die hauptſächlichſte Erwerbsquelle der Bevölkerung bildet jedoch der Handel mit Holz und Getreide ſowie mit Lumpen, Flachs, Hanf und Sämereien. Das Holz kommt aus Rußland und wird auf dem Memelfluſſe und dem 1873 der Benutzung übergebenen König-Wilhelms-Kanal nach M. befördert; mit ſeiner Zurichtung ſind bei M. etwa 30 Sägemühlen beſchäftigt. Das Getreide und die übrigen Agriculturproducte Litauens werden zum großen Theile über M. ausgeführt. Die Stadt beſaß 1876: 77 Segelſchiffe mit 28,304 Tons und 12 Dampfer mit 524 Tons und 471 Pferdekraft; 1034 Schiffe mit 170,661 Tons liefen ein und 1068 Schiffe mit 177,478 Tons aus. Der Geſammtwerth der Einfuhr (Salz, Kohlen, Heringe, Eiſen u. ſ. w.) betrug 21 Mill. Mark, der Ausfuhr hingegen 26 Mill. Mark, wovon über die Hälfte

Digitized by Google

auf Holz kommt. Die Stadt wurde 1253 unter den Mauern der Ordensburg Memelburg gegründet, wurde Memelburg genannt und bekam 1254 Lübecker Recht. Da die Stadt auf dem Gebiete des Bischofs von Kurland erbaut war, gehörte ein Drittel derselben diesem, zwei Drittel besaß der livländ. Orden. Letzterer übertrug seinen Antheil 1326 dem preuß. Orden, der 1328 die ganze Stadt erhielt und sie 1404 aufs neue befestigte. Sie hatte in den Kriegen mit den Litauern und Polen im 13. bis 15. Jahrh. viel zu leiden, war im 17. Jahrh. eine Zeit lang in den Händen der Schweden, wurde 1757 von den Russen besetzt und war 1806, nach der Schlacht bei Jena, der Aufenthalt Friedrich Wilhelm's III. Am 28. Jan. 1807 wurde daselbst ein Tractat zwischen England und Preußen entworfen in Betreff der Entsagung des letztern auf Hannover und der Herstellung der gegenseitigen Handelsbeziehungen. Am 27. Dec. 1812 wurde M. von den Russen besetzt infolge der Capitulation zwischen Trabenfeld und Paulucci. Seit ihrer Gründung wurde die Stadt neunmal durch feindliche Heere oder durch Feuersbrunst zerstört; der große Brand vom 5. Oct. 1854 legte über die halbe Stadt in Asche. — Der Kreis M., die nördlichste Spitze der Provinz Ostpreußen, sowie überhaupt des ganzen preuß. Staats, umfaßt 840,8 QKilom. mit (1875) 59,083 E.

Memleben, Dorf an der Unstrut, im Kreise Eckartsberga des Regierungsbezirks Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, mit 637 E., ist für die Geschichte der Baukunst von Interesse wegen der Ruine des daselbst im 10. Jahrh. angeblich von Mathilde, der Gemahlin König Heinrich's I., gestifteten Benedictinerklosters. Dasselbe wurde von Kaiser Otto II. und seiner Gemahlin Theophania in eine Abtei verwandelt und sehr reich ausgestattet und fiel dann an das Stift Hersfeld. Die Klosterkirche war eins der ausgezeichnetsten Bauwerke aus der Uebergangsperiode des byzant. in den goth. Baustil; noch sind von ihr Ruinen erhalten, auf denen sich Wandmalereien befinden; die herrliche Krypta wurde in neuerer Zeit durch die Fürsorge der preuß. Regierung theilweise restaurirt. M. war der Lieblingsaufenthaltsort der deutschen Kaiser aus dem sächs. Hause. Heinrich I. und Otto I. starben daselbst. Vgl. Wilhelm, «Geschichte des Klosters M.» (Naumb. 1827); Puttrich, «Die Kirchen zu M., Schraplau und Treben» (Lpz. 1837).

Memling (Hans), früher fälschlich auch Hemling genannt, einer der vorzüglichsten Maler der altflandr. Schule, an Erfindungsgabe wol der ausgezeichnetste unter allen Nachfolgern der Gebrüder van Eyck. Daß er deutscher Herkunft war, ist wahrscheinlich; daß er nach vergeudeten Jugendjahren in den Niederlanden sich habe als Soldat anwerben lassen, unter Karl dem Kühnen die Schlacht bei Nancy mitgemacht, verwundet in das Johannisspital zu Brügge gekommen sei und, hier gepflegt, aus Dankbarkeit seine Kunst der frommen Anstalt gewidmet habe, ist eine Fabel, die erst im 18. Jahrh. entstand. Aus urkundlichen Andeutungen läßt sich schließen, daß er um 1440 geboren wurde; sein Todesjahr ist 1495. Er war Schüler des ältern Rogier van der Weyden, zeigt in seinen Werken sich aber auch von Dirk Bouts beeinflußt. Seinen ständigen Wohnsitz hatte er in Brügge genommen, wo er, in glücklichen Verhältnissen lebend, sich einen ausgedehnten Wirkungskreis und frühe Anerkennung verschaffte. Durch seine Werke geht ein genialer Zug, in welchem scharfe Beobachtung mit milder Auffassung des Lebens sich vereinigen. Zu einer außerordentlichen Farbenpracht stimmt die liebevollste Ausführung des Details. M. liebt es, nach dem Verfahren seiner Zeit mehrere Scenen in einem Rahmen zu vereinigen, die er geschickt durch Vorder- und Hintergrund vertheilt. Ihm eigenthümlich sind lebhaft bewegte Gruppen und zahlreiche kleine Figuren. Höchst bedeutend zeigt er sich in der Porträtmalerei. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören der Schrein der heil. Ursula im Johannishospital zu Brügge, ein Reliquienbehälter in Gestalt einer goth. Kapelle, an den Außenwänden mit der Legende der Heiligen auf 16 Feldern miniaturartig bemalt; der Johannisaltar ebendaselbst; die sieben Freuden der Maria zu München; die sieben Schmerzen der Maria zu Turin; der Kreuzesaltar mit acht Flügelbildern von 1492 im Dom zu Lübeck u. s. w. Das Jüngste Gericht in der Marienkirche zu Danzig, das ihm früher zugeschrieben wurde, ist man jetzt geneigt ihm abzusprechen.

Memmingen, Stadt im bair. Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, liegt 5 Kilom. östlich der Iller an der Aach, an den bair. Bahnen Buchloe-M. und Ulm-M.-Kempten, in einer fruchtbaren Ebene an der untern Grenze des Algäu, ist Sitz eines Bezirksamts, eines Bezirks-, Stadt- und Landgerichts, sowie eines Handelsgerichts, eines Rentamts und eines Hauptzollamts und zählt (1875) 7762 meist evang. E. Die Stadt hat breite Straßen und ansehnliche Gebäude, von denen das 1586 erbaute Rathhaus die erste Stelle einnimmt. Unter den Kirchen (zwei protestantische und eine katholische) ist die schöne alte Martinskirche hervorzuheben. Auf dem Hallplatze erhebt sich seit Sept. 1862 das Standbild des augsburger Sena-

Digitized by Google

tors und Chroniſten Burkhard Zingg (geſt. 1470), in Stein ausgeführt und errichtet von dem Bildhauer Joh. Leeb. Die gewerbliche Induſtrie M.s iſt von Bedeutung, beſonders in den Gewerben der Tuchmacher, Gerber, Glockengießer u. ſ. w. Außer Kunſtmühlen beſtehen in der Stadt auch Flachs- und Wollſpinnereien, eine Leinenweberei, eine Bindfadenfabrik, eine Fabrik landwirthſchaftlicher Maſchinen, eine Eiſengießerei und eine Schießpulverfabrik. Auch wird ſtarker Hopfenbau betrieben. Die wichtigſten Gegenſtände des Handelsbetriebes ſind Hopfen, Schafwolle, Leder und Getreide. Die Stadt iſt im Beſitz eines bedeutenden Stiftungsvermögens. Zu den Welf'ſchen Beſitzungen gehörig, wurde M. 1132 von den Hohenſtaufen zerſtört, aber unter Welf VI. (geſt. 1191) wieder aufgebaut. Es erhielt 1286 von Kaiſer Rudolf von Habsburg die Rechte einer Freien Reichsſtadt. Auf dem Reichstage zu Speier 1529 war ſie durch einen eigenen Geſandten vertreten und ſchloß ſich den proteſtirenden Fürſten und Städten an. Zu ihrem Gebiete gehörten 17 Ortſchaften. Im Dreißigjährigen Kriege wurde M. abwechſelnd von den Schweden und den kaiſerl. Truppen beſetzt, und im Mai 1630 erhielt daſelbſt Wallenſtein das Decret des Kaiſers Ferdinand II., welches ihn des Commandos der kaiſerl. Armee enthob. M. behauptete ſich durch alle Stürme der Zeit als Freie Reichsſtadt, bis es 1802 der Krone Baiern zufiel. Vgl. Rohling, «Die Reichsſtadt M. in der Zeit der evang. Volksbewegung» (Münch. 1864); Dobel, «M. im Reformationszeitalter» (Augsb. 1877).

Memnon, der ſchöne Sohn der Eos bei Homer, wird in der nachhomeriſchen Sage als ein Aethiopierfürſt und Sohn des Tithonos genannt, der ſeinem Oheim Priamos zu Hülfe eilt und, nachdem er den Antilochos erlegt, in jugendlichem Alter von Achilles getödtet wird. Sein Grab wurde nach Strabo nahe bei der Mündung des Aiſepos gezeigt. Aus der Aſche ſeines Scheiterhaufens läßt Zeus eine Schar Vögel ſich erheben, die über dem Todtenhügel ſich bekämpfen und dieſen Kampf jährlich erneuern. Daher wurden dieſe Vögel Memnones oder Memnoides genannt. Große Bauwerke wurden ſowol in Aſien als in Aegypten dem M. zugeſchrieben und Memnonia genannt. Aus Aethiopien ſollte er erſt nach Aegypten, dann nach Suſa, von dort nach Troja gezogen ſein (nach Pauſanias). Suſa war nach der Sage von Tithonos, dem Vater des M., gegründet und die Burg daſelbſt, Memnoneion genannt, von M. ſelbſt. In Aegypten wurde der ganze weſtl. Theil von Theben von den Griechen Memnoneia genannt, wahrſcheinlich durch ein Misverſtändniß des ägypt. mennu, welches monumenta bedeutet und die Reihe ſtattlicher Grabtempel bezeichnete, die hier am Fuße der Libyſchen Berge ſich hinzogen. Auch in Abydos wurden die großen Tempelanlagen Memnoneion genannt. In Theben ging die griech. Sage noch weiter und fand inmitten der Memnonien auch eine Statue des M., des Gründers jener Gebäude. Vor einem Tempel des Königs Amenophis III., der um 1500 v. Chr. gegen Ende der 18. Dynaſtie regierte, waren zwei mächtige monolithe ſitzende Koloſſe dieſes Pharaonen errichtet und weit vom Wüſtenrande nach dem Fluſſe zu vorgeſchoben. Der Stein, aus dem die Statuen beſtehen, iſt ein Kieſelconglomerat von überaus harter und ſpröder Natur. Dieſe bewirkte, daß von jeher ſehr häufig, beſonders während des plötzlichen Temperaturwechſels bei aufgehender Sonne, kleinere und größere Stücke des Steins zerſprangen, daher die Oberflächen beider Statuen auch jetzt durch unzählige flachere und tiefere Sprünge zerſpalten ſind. Es ſcheint, daß die nördliche der beiden Statuen auf dieſe Weiſe einen Sprung durch den ganzen Körper erhalten hatte, ſodaß bei einem Erdbeben 27 v. Chr. der ganze Obertheil dieſes Koloſſes herabgeworfen werden konnte. Seit dieſer Zeit wurden häufig bei Sonnenaufgang zitternde Töne aus der Statue vernommen, welche dem Springen einer Saite verglichen werden, und welche von dem Platzen der kleinen Steinſtückchen, vornehmlich an der nun bloßgelegten Oberſeite, herrührten, wobei durch die zufällige Stellung einzelner Theile der verſtümmelten Statue eine größere Reſonanz mitgewirkt zu haben ſcheint. Wenigſtens wird erſt von der genannten Zeit an die eigenthümliche Erſcheinung jenes Tons von den Schriftſtellern und in den Inſchriften des Koloſſes ſelbſt erwähnt, welcher von den phantaſiereichen Griechen mit der Stimme des jungen, früh entrafften M., der ſeine Mutter Eos allmorgendlich begrüßte, verglichen wurde. Die Wahrnehmung der ſpringenden und klingenden Steine in der Wüſte und auf großen Ruinenfeldern iſt indeß in Aegypten nichts Seltenes; ganz beſonders aber neigt jenes ſpröde Kieſelconglomerat dazu. Die Inſchriften des Koloſſes beginnen unter Nero und reichen bis zur Zeit des Septimius Severus. Von dem letztern rührt wahrſcheinlich die Reſtauration des Koloſſes her, welche, ohne Zweifel ganz gegen die Erwartung des abergläubiſchen Kaiſers, die hellen Töne ſo dämpfte, daß ſie ſeitdem, den Inſchriften nach zu urtheilen, nicht mehr gehört wurden. Der ägypt. Name des dargeſtellten Königs Amenophis war übrigens nicht ganz verſchollen, da er in den

Digitized by Google

Inſchriften erwähnt wird. Jetzt ragen noch immer die beiden Koloſſe einſam aus der weiten Saat- oder Waſſerfläche hoch empor, obgleich ihre Poſtamente bereits 2 Mt. hoch von dem jährlich ſteigenden Thalboden bedeckt wird. Die Höhe der nördl. Statue, vom Kopfe bis zum Fuße gerechnet, beträgt ohne den hohen Kopfſchmuck, den ſie vielleicht einſt trug, 14 Mt. Dazu kommt die als beſonderer Block davon getrennte Baſis von 4 M., wovon gegen 1 Mt. durch eine herumgelegte Stufe verdeckt wird. Demnach erhoben ſich urſprünglich dieſe Statuen nahe an 20, mit dem Kopfſchmuck vielleicht an 23 Mt. hoch über den Tempelboden. Die Araber nennen jetzt die beiden Bilder die Sanamât, d. h. die Idole und einzeln Schama und Tama. Vgl. Letronne, «La statue de M., considérée dans ses rapports avec l'Égypte et la Grèce» (Par. 1833); Lepſius, «Briefe aus Aegypten» (Berl. 1852).

Memoiren (franz.) oder **Denkwürdigkeiten** ſtehen zur eigentlichen Geſchichtſchreibung in einem ähnlichen Verhältniſſe wie die Chroniken, nur daß dieſe letztern die Thatſachen einfach und oft mit einer gewiſſen Dürftigkeit hinſtellen, während das Weſen der M. in einer Entwickelung des Einzelnen und in einer durch die Subjectivität des Darſtellers bedingten Darlegung der innern Motive beſteht. Der Memoirenſchreiber umfaßt gewöhnlich nur die Erſcheinungen, an denen er ſelbſt theilgenommen hat oder deren Zeitgenoſſe er wenigſtens geweſen iſt. Daher tragen die Productionen dieſes hiſtor. Genre, die ſeit dem Mittelalter eine höchſt ergiebige Fundgrube für den Geſchichtsforſcher bilden, ihrer ganzen Anlage nach insgeſammt ein mehr oder weniger individuelles Gepräge an ſich. Das claſſiſche Alterthum hat nur zwei Schriftſteller aufzuweiſen, welche als Muſter dieſer Gattung genannt werden können: Xenophon und Cäſar. Unter allen modernen Völkern ſind die Engländer und beſonders die Franzoſen bei weitem am reichſten an hiſtor. Denkwürdigkeiten. In England gewinnen dieſelben beſonders ſeit der glorreichen Regierung der Königin Eliſabeth an Bedeutung, welche ſich noch ſteigert in den M. aus der Zeit der innern Kämpfe des 17. Jahrh. Die bedeutendſten dieſer Erſcheinungen ſind zuſammengeſtellt in Guizot's «Collection des mémoires relatifs à la révolution d'Angleterre» (33 Bde., Par. 1823). Von da an reicht eine ununterbrochene Reihe von Denkwürdigkeiten bis zur Gegenwart herab, unter denen die Aufzeichnungen der bedeutendſten Staatsmänner, wie Walpole's, Bolingbroke's u. a. ſich befinden. Steter Hinblick auf das Staatsleben und lebendiger Patriotismus zeichnet die meiſten engliſchen M. aus. Eine noch bedeutendere Rolle ſpielen die M. in Frankreich. Hier ſind beſonders in derjenigen Gattung der M., deren weſentlicher Inhalt die hiſtor.-pſychol. Analyſe von Hofintriguen und Cabalen iſt, unübertreffliche Meiſterwerke vorhanden. Viele freilich beſtehen auch blos in loſer Aneinanderreihung pikanter Anekdoten. Die erſten Erzeugniſſe dieſes Genre finden ſich im 13. Jahrh., zu einer Zeit, wo man allmählich anfing, ſich zur Abfaſſung der anſpruchsloſen Chroniken der Vulgärſprache zu bedienen. Geoffroy de Villehardouin ſteht mit ſeinem naiven Geſchichtswerke über das lat. Kaiſerthum auf der Grenze der beiden Gattungen, während Joinville's (ſ. d.) Geſchichtserzählung von Ludwig IX. mit Recht lange Zeit als das Muſter der hiſtoriſchen M. betrachtet worden iſt. Froiſſart hat ſeinem Geſchichtswerke mehr den Charakter der Chronik gegeben, obwol ſeine lebensfriſche Darſtellung nicht ſelten memoirenartig auseinanderfällt. Ihm ſchließt ſich Philippe de Commines (ſ. d.) an, deſſen Erinnerungen aus der Zeit Ludwig's XI. zu den Meiſterwerken der praktiſchen Politik zu zählen ſind. Von ganz bedeutender Wichtigkeit ſind die Werke dieſer Art aus dem 16. Jahrh., weil man aus ihnen die religiöſen Spaltungen ſowie die endloſen polit. Conflicte dieſer Zeit in viel lebendigern Zügen kennen lernt als aus den Schilderungen der officiellen Geſchichte. Vor allen zeichnen ſich hier aus Blaiſe de Montuc, Gaſpard de Saulx-Tavannes (1530—73), Margarethe von Valois, Heinrich's IV. erſte Gemahlin, und das ſpäter fallende, gleichfalls lateiniſch geſchriebene Geſchichtswerk von de Thou, welches den Zeitraum 1544—1607 behandelt. Brantôme's Denkwürdigkeiten ſind mit einer Frivolität abgefaßt, welche oft ans Obſcöne ſtreift, während die «Économies royales» von Sully, eins der wichtigſten Quellenwerke für die Geſchichte Heinrich's IV., ein ſchönes Bild vom reinen Charakter ihres Verfaſſers gewähren. Seit der Regierungszeit Ludwig's XIII. und Ludwig's XIV. arten die franzöſiſchen M. mehr und mehr zur Chronique scandaleuse des Hoflebens aus und tragen auch oft eine merkliche Parteifarbe. Eine durchaus verſchiedene Richtung haben die «Confessions» von Rouſſeau (ſ. d.). Mit dem Beginne der Revolution wuchs die Memoirenliteratur in ungeheuerm Maße; aber vieles von dem, was man unter berühmten Namen in Umlauf ſetzte, kann keinen Anſpruch auf Authenticität machen. Ueberhaupt ward in neuerer Zeit die Memoirenabfaſſung in ausgedehntem Maße betrieben. In dieſer Beziehung iſt beſonders Soulavie zu nennen, deſſen Sammlungen

Digitized by Google

jetzt durch die «Collection des mémoires relatifs à l'histoire de la révolution française» (30 Bde., Par. 1722—28) und einige ähnliche Publicationen verdrängt worden sind. Aus der Napoleonischen Zeit haben fast alle bedeutendern Generale, aber auch viele andere Personen, die mit Napoleon I. in Berührung kamen, ihre Beobachtungen und Erlebnisse der Nachwelt überliefert. In dieser Hinsicht sind z. B. die Aufzeichnungen von Las Casas, der Herzogin von Abrantes und andern zu erwähnen. Unter den neuern Erscheinungen auf dem Gebiete der franz. Memoirenliteratur haben eigentlich nur die des Marschalls Marmont und Guizot's eine höhere Bedeutung. In Deutschland ist die Zahl der M. von wirklich histor. Werthe noch sehr gering. Nur in dem Gebiete der literarischen Denkwürdigkeiten besitzt die deutsche Literatur an Goethe's «Dichtung und Wahrheit» und einigen ähnlichen Werken Productionen, deren Werth auch spätere Zeiten anerkennen werden. Was die Beleuchtung polit. Ereignisse anbetrifft, so haben wir von ältern Erscheinungen dieser Art außer Dohm's «Denkwürdigkeiten» wenig von nachhaltiger Wirkung aufzuweisen. Unter den Männern, welche sich mit Talent und würdigem Ernste der Pflege dieses Zweigs zugewendet haben, verdienen, außer einigen preuß. Generalen, Gentz, Gagern, Arndt, Ritter von Lang und Hormayr, vor allen aber Varnhagen von Ense genannt zu werden. — Als Memoire bezeichnet man auch häufig Staatsschriften, welche von einzelnen in amtlicher oder außeramtlicher Eigenschaft betheiligten Personen oder Corporationen über schwebende Fragen ausgearbeitet und nach Umständen veröffentlicht werden.

Memphis (ägypt. Mennuphi, Memphi) war die älteste Hauptstadt von Unterägypten, deren Ruinen jetzt bei dem Dorfe Metrahinneh, mehrere Stunden südlich von Kairo, auf dem westl. Nilufer zu sehen sind. Die Stadt wurde nach Manethôs und Herodot bereits von dem ersten geschichtlichen Könige Aegyptens, Menes, gegründet und zu seiner Residenz erhoben. Seit dieser Zeit blieb sie die erste Stadt des Reichs, bis gegen Ende des alten Reichs in der 12. Dynastie sich Theben ihr zur Seite stellte, welches in der ersten Hälfte des neuen Reichs während der großen thebanischen Dynastien M. an Macht und Pracht sogar überstrahlte. Erst seit der 21. Dynastie wurde der Königssitz wieder nach M. zurückverlegt und blieb hier bis zur macedon. Eroberung, wo er auf Alexandrien überging. Die größten Pharaonen, auch die der thebanischen Dynastien, wetteiferten, den Glanz von M. durch prächtige Bauwerke zu erhöhen, namentlich durch stattliche Erweiterungen des Haupttempels, der bereits von Menes selbst gegründet und dem Phtha oder Hephästos geweiht war. Nach diesem Localgotte der Stadt wurde diese auch hieroglyphisch mit dem heiligen Namen «Stadt des Phtha» genannt. Jetzt sind nur noch unförmliche Schutthügel auf der Stelle des alten M. zu sehen und kaum noch der Umfang des Phthatempels und der Königsburg zu erkennen. Auch die an verschiedenen Punkten durch Mariette auf Kosten der ägypt. Regierung angestellten Ausgrabungen waren nicht umfangreich genug, um erhebliche neue Resultate zu gewähren. Die glänzendsten und großartigsten Zeugen der uralten Pracht und Bedeutung von M. sind aber die Pyramiden, die 1851 aufgefundenen Apiskatakomben und unzählige Privatgräber, die sich am Saume der Libyschen Wüste von Abu-Roasch, Kairo gegenüber, bis zum Fayûm hinaufziehen. Pläne der Ruinen von M. und den zugehörigen Nekropolen enthalten Lepsius' «Denkmäler aus Aegypten» (Abth. 1, Bl. 9—50).

Memphis, blühende Stadt in Shelby-County im amerik. Freistaate Tennessee, liegt etwa 375 Kilom. südlich von St.-Louis auf einem etwa 20 Mt. hohen Felsen am linken Ufer des Mississippi, gerade unterhalb der Mündung des Wolf-River in diesen Fluß, und bildet einen der Hauptstapelplätze des Mississippithals. Der Ort ist der westl. Ausgangspunkt der Memphis- und Charleston-Eisenbahn und durch die Louisville-Nashville- und Great-Southern-Bahn direct mit Louisville, durch die Memphis- und Little-Rock-Bahn mit dem westl. Mississippi-Ufer verbunden; zugleich ist der Strom hier so tief, daß die größten Schiffe bis zur Stadt fahren können. Die Einwohnerzahl von M. belief sich 1850 auf nur 8639, während sie 1860 schon 22,632 und 1870 bereits 40,226 E. zählte. Die Stadt hat 48 Kirchen, 67 öffentliche Schulen und 10 Banken mit 2,500,000 Doll. Kapital, dabei 5 tägliche und 9 wöchentliche Zeitungen. Infolge des Bürgerkriegs ist der Verkehr von M. noch gestiegen. Im J. 1873—74 wurden dort 429,327 Ballen Baumwolle gelandet. Als Baumwollmarkt ist M. der zweitbedeutendste in den Vereinigten Staaten. Der Durchschnittswerth seines jährlichen Umsatzes in Baumwolle beträgt über 30,000,000 Doll.

Mena (Juan de), namhafter span. Dichter, geb. 1411 zu Cordova, studirte auf der Universität Salamanca und später in Rom, wo er auch Dante und Petrarca kennen lernte, und fand nach seiner Rückkehr ins Vaterland an dem kunstliebenden Hofe Johann's II. von Castilien Gelegenheit, seine Talente geltend zu machen und den sog. classischen Geschmack einzu-

Digitized by Google

führen, unterstützt hierbei von dem Könige und dem Marques de Santillana (s. d.), die beide selbst Dichter waren. Ersterer ernannte ihn zu seinem lat. Secretär und Historiographen, und seine Vaterstadt nahm ihn unter die Zahl der Vierundzwanzig (der Stadtregenten) auf. Er starb 1456 und wurde zu Torrelaguna begraben. M. machte die ersten größern Versuche, nach lat. und ital. Mustern castilianische Gedichte zu verfassen, und schrieb das allegorisch-didaktische Gedicht «El laberinto», das in formeller Hinsicht eine Nachahmung Dante's und Petrarca's und zu sehr mit Gelehrsamkeit überladen ist, um auf bedeutenden poetischen Werth Anspruch machen zu können; doch gibt M. in den Partien, welche die Geschichte seines Vaterlandes und seiner Zeit behandeln, Proben von wirklichem Talent. Neben der ältesten Ausgabe dieses Gedichts (Sevilla 1496) und der mit einem Commentar von Hernan Nuñez (Sevilla 1499) ist von den folgenden Ausgaben nur die mit dem Commentar des Francesco Sanchez (Salamanca 1582) zu erwähnen. Außerdem schrieb M. ein Gedicht, «La coronacion», zur Feier der Dichterkrönung des Marques de Santillana (1492), ein allegorisch-ascetisches Gedicht «Contra los siete pecados mortales» (Salam. 1500), das unvollendet blieb, und mehrere kleinere Minnelieder, Räthselspiele und anderes im höfischen Tone, die im «Cancionero general» stehen. Seine sämmtlichen poetischen Werke erschienen oft zusammengedruckt (Sevilla 1528; Antw. 1552; Madr. 1804 u. 1840). M. ist epochemachend in der Geschichte der span. Poesie, fand Nachahmer noch im 16. Jahrh. und gilt als Vorläufer von Boscan und Garcilaso.

Menabrea (Luigi Federico, Graf), namhafter ital. General und Staatsmann, geb. 4. Sept. 1809 zu Chambéry aus einer alten piemont. Adelsfamilie, erhielt seine Schulbildung in den Anstalten seiner Vaterstadt, von wo aus er die Universität in Turin bezog, um Mathematik zu studiren. In das sardin. Ingenieurcorps eingetreten, ersetzte er mit dem Range eines Lieutenants den Offizier Cavour als Commandant des Forts von Bard im Thale Aosta. Bald darauf berief ihn die Regierung als Professor der Mechanik, der Constructionslehre und anderer technischer Wissenschaften an die Militärakademie, die Applicationsschule der Artillerie und an die Universität von Turin. Sein bedeutendstes Werk aus dieser Zeit trägt den Titel: «Études sur la série de Lagrange» (Tur. 1844—47). Nachdem M. 1848 zum Kapitän aufgestiegen war, wurde er vom König Karl Albert mit einer Mission in die ital. Herzogthümer betraut, in denen er nicht wenig zu dem Votum beitrug, durch welches sich diese Landestheile dem sardin. Königreiche anschlossen. Er arbeitete darauf im Kriegsministerium und im Ministerium des Aeußern, bis er beim Ausbruch des ital. Kriegs von 1859 zum Majorgeneral der Armee und zum Commandeur-en-Chef des Geniewesens ernannt wurde. In dieser Stellung ließ er verschiedene Befestigungen ausführen, leitete die Einschließung von Peschiera und nahm an den Schlachten von Palestro und Solferino theil. Vom König Victor Emanuel zum Senator erhoben, wurde er sodann von der Regierung mit der Ausführung der Befestigungsarbeiten von Bologna, Piacenza und Pavia betraut und bald darauf zum Generallieutenant ernannt. Er leitete dann die militärischen Operationen zu Ancona, zu Capua und vor allem, während dreier Monate, die Belagerungsarbeiten vor Gaëta; nach Uebergabe des Platzes wurde er zum Präsidenten des Geniecomité ernannt. Im J. 1861 berief ihn Ricasoli als Marineminister in sein Cabinet, auf welchem Posten er sich hauptsächlich mit den großartigen Arsenalbauten von Spezia beschäftigte. Im Aug. 1866 ging M. als ital. Bevollmächtigter nach Deutschland, um den Frieden zu Prag mit zu unterzeichnen. Als im Herbst 1867 das Cabinet Rattazzi infolge der franz. Interventionsfrage seine Entlassung einreichte und Cialdini vergebens versucht hatte, ein neues zu bilden, übernahm M. außer dem Präsidium im Cabinet auch noch das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Sein Ministerium dauerte unter den größten finanziellen und polit. Schwierigkeiten zwei volle Jahre und erlag Nov. 1869 einer parlamentarischen Coalition, die zu dem liberalern Cabinet Lanza-Sella führte. (S. Italien.) Fortan blieb die polit. Wirksamkeit M.'s jahrelang auf seine Theilnahme an den Debatten des Senats beschränkt, bis er im April 1876 zum Botschafter in London erhoben wurde. Er veröffentlichte außer der bereits erwähnten Schrift unter anderm noch «Le génie italien dans la campagne d'Ancona et de la Basse-Italie 1860—61» (Par. 1866).

Menächmus hieß 1) ein griech. Bildhauer, der im 5. Jahrh. v. Chr. lebte und von dem wir wissen, daß er eine Statue der Artemis aus Gold und Elfenbein machte, und 2) ein Bildhauer, der Statuen aus Erz bildete und über Plastik schrieb, und nach einigen identisch mit dem gleichnamigen Verfasser mehrerer histor. Werke ist, einem Sikyonier, der im 3. Jahrh. v. Chr. lebte.

Menaikanal, engl. Menai-Strait oder Strait of Menai, eine 30 Kilom. lange, nur 400 Mt. breite flußartige Meerenge, die, von der Carnarvonbai im SW. zur Conwaybai im NO.

Digitized by Google

führend, die Insel Anglesey (s. d.) von der Nordwestküste des engl. Fürstenthums Wales und zwar von der Grafschaft Carnarvon trennt, welche Trennung jedoch durch die vom Ingenieur Telford 1819 begonnene und 1826 mit einem Kostenaufwande von 220,000 Pfd. St. vollendete Menaibrücke beseitigt ist. Sie ist eine Kettenbrücke und führt über den engsten Theil der hier nur 177 Mt. breiten Meerenge die große Verkehrsstraße aus England bis Holyhead auf Anglesey fort, von wo längst schon die Dampfschifffahrt und seit dem 3. Juni 1852 ein unterseeischer Telegraph die Verbindung mit Irland herstellt. Sie ist jedoch durch die in der Entfernung von 1,6 Kilom. errichtete Britanniabrücke (s. d.) noch übertroffen. Die Menaibrücke wird von 16 Ketten getragen, deren jede 557 Mt. lang und auf beiden Seiten in Felsen befestigt ist, gestützt von zwei daselbst nahe der Küste im Wasser stehenden Pfeilern, welche 46 Mt. hoch und 167 Mt. voneinander entfernt sind; der Fahrweg liegt 30 Mt. über dem Wasserspiegel. Die Tragketten ruhen auf zwei Rollen, über welche sie, wenn von der Kälte zusammengezogen oder von der Hitze ausgedehnt, zu der erforderlichen Verlängerung oder Verkürzung hin- und hergleiten. Die an 796 eisernen, von den Ketten gehaltenen Stangen hängende Bahn hat 325 Mt. Länge, 9 Mt. Breite und hinreichende Höhe, die Schifffahrt nicht zu behindern.

Menander, der vorzüglichste unter den griech. Dichtern der sog. neuen Komödie, geb. zu Athen 342, gest. 290 v. Chr. Er verfaßte über hundert Lustspiele. Zwar sind wir nur noch im Besitz von einzelnen Bruchstücken, die am besten nebst denen des Philemon von Meineke (Berl. 1823) und in neuer Ueberarbeitung von demselben in den «Fragmenta comicorum Graecorum» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1839) zusammengestellt und erläutert worden sind; doch können uns, da die röm. Komödie eine Nachahmung jener griechischen ist, die Nachbildungen in einzelnen Stücken des Plautus und den meisten des Terenz (s. d.) in Verbindung mit den Nachahmungen in Dialogen des Lucian und Briefen des Alciphron und zahlreichen Fragmenten eine ziemlich deutliche Vorstellung von den regelmäßig aus dem täglichen Leben, namentlich den Verhältnissen junger Leute mit Hetären entnommenen Stoffen, der Schürzung des Knotens und der Lösung der Verwickelung sowie von der lebendigen und anschaulichen Schilderung und Charakteristik, der geistreichen Auffassung und der außerordentlichen Feinheit des Menandrischen Lustspiels geben. Vgl. über M. und seine Werke die Schriften von Benoit und Ditandy (Par. 1854), Guizot (Par. 1855) und Horkel (Königsb. 1857). — Ein griech. Rhetor M., aus Laodicea, lebte im 3. Jahrh. n. Chr. und schrieb außer verschiedenen rhetorischen Erläuterungsschriften, die wir nur noch aus Titeln und Fragmenten kennen, eine Abhandlung «De encomiis» oder «De genere demonstrativo», besonders herausgegeben von Heeren (Gött. 1785), dann in den «Rhetores Graeci» von Walz (Bd. 9, Stuttg. 1836) und von Spengel (Bd. 3, Lpz. 1856).

Ménant (Joachim), franz. Assyriologe, geb. zu Cherbourg 16. April 1820, war erst Staatsanwaltsvertreter in Cherbourg und Bire, später Mitglied des Civiltribunals in Alençon, Lisieux, Havre und Rouen. M. zeigte schon frühzeitig eine Neigung für orient. Studien, gab zuerst die Vorlesungen von Charma in Caen über orient. Philosophie heraus (1840—41), und veröffentlichte 1844 nach Anquetil Duperron's freilich heute antiquirter Uebersetzung einen «Essai sur Zoroastre» (2. Aufl. 1857), auch ein juristisches Werk: «Du droit de vie et de mort» (1846). Seit 1869 beschäftigte er sich ausschließlich mit den assyr. Inschriften. Unter seinen zahlreichen Schriften, die sich durch eine gewissenhafte Darstellung der von seinen Vorgängern gemachten Entdeckungen auszeichnen, sind hervorzuheben: «Les briques de Babylone» (1859), «Les inscriptions cunéiformes» («Geschichte der Entzifferung», 1860; 2. Aufl. 1864), «Inscriptions de Hammourabi» (1864), «Exposé de la grammaire de la langue assyrienne» (1868), «Le syllabaire assyrien» (2 Bde., 1869—73); ferner die Sammelwerke der von den Assyriologen übersetzten Texte: «Annales des rois d'Assyrie» (1872) und «Babylone et la Chaldée» (1875). Oppert's Mitarbeiter war er an den Werken: «La grande inscription de Khorsabad» (2 Bde., 1863) und «Documents juridiques de l'Assyrie et de la Chaldée» (1877).

Mencius, s. Meng-tse.

Mencke ist der Name einer sehr verdienten deutschen Gelehrtenfamilie. Otto M., geb. 22. März 1644 zu Oldenburg, wo sein Vater Kaufmann und Bürgermeister war, gest. als Professor der Moral zu Leipzig 29. Jan. 1707, wurde durch die Herausgabe der «Acta Eruditorum» (s. d.), seit 1682, der Begründer der ersten in Deutschland erscheinenden gelehrten Zeitschrift. — Johann Burkhard M., Sohn des Vorigen, geb. 27. März 1675 zu Leipzig, studirte daselbst Theologie, wurde 1699 Professor der Geschichte, wendete sich aber bald nachher der Jurisprudenz zu und promovirte in Halle als Doctor. Im J. 1708 ernannte ihn Friedrich August zu seinem Historiographen. Er starb in Leipzig 1. April 1732. M. war ein

Digitized by Google

sehr vielseitig und gründlich gebildeter Gelehrter. Das bleibendste Verdienst erwarb er sich durch die Herausgabe der «Scriptores rerum Germanicarum, praecipue Saxonicarum» (3 Bde., Lpz. 1728—30). Das größte Aufsehen in seiner Zeit machte er durch seine satirischen «Orationes duae de charlataneria eruditorum» (Lpz. 1715 u. öfter), die sowol ins Deutsche wie in mehrere andere fremde Sprachen übersetzt wurden. Nach seines Vaters Tode setzte er die «Acta eruditorum» fort; auch begründete er 1715 die «Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen». Zugleich war er unter dem Namen Philander von der Linde ein beliebter Dichter und Vorsteher der Deutschübenden poetischen Gesellschaft in Leipzig. Seine Gedichte erschienen in vier Theilen (Lpz. 1705); seine kleinen und akademischen Schriften, meist histor. und literarischen Inhalts, wurden nach seinem Tode von seinem Sohne gesammelt in den «Orationes academicae» (Lpz. 1734), «Dissertationes literariae» (Lpz. 1734) und «Dissertationum academicarum decas» (Lpz. 1734). Vgl. Rich. Treitschke, «Burkhard M., Professor der Geschichte zu Leipzig» (Lpz. 1842). — Friedrich Otto M., Sohn des Vorigen, geb. 3. Aug. 1708 zu Leipzig, gest. daselbst als Professor der Rechte und Rathsherr 14. März 1754, setzte die von seinem Großvater und Vater begründeten gelehrten Zeitschriften fort und schrieb unter anderm eine «Historia vitae Angeli Politiani» (Lpz. 1736). — Ein Vetter des erwähnten Otto M., Lüder M., geb. zu Oldenburg 14. Dec. 1658, gest. als Ordinarius der Juristenfacultät zu Leipzig 29. Juni 1726, schrieb mehrere jurist. Werke.

Mendelssohn (Moses), ausgezeichneter philos. Schriftsteller, wurde 6. Sept. 1729 zu Dessau von jüd. Aeltern geboren. Sein Vater Mendel, ein armer Elementarschullehrer, brachte den dreijährigen Knaben zu dem gelehrten Rabbi Fränkel, der ihn im Hebräischen und im Talmud unterrichtete. Daneben studirte Moses so eifrig in der Bibel, daß er das Alte Testament vollkommen auswendig wußte. Fränkel wies ihn auf die Philosophie des Maimonides, dessen «Wegweiser für Verirrte» den ersten Keim philos. Denkens in ihm weckte. Frühzeitige geistige Anstrengung zog dem Knaben ein Nervenleiden zu, als dessen Folgen Rückgratskrümmung und Kränklichkeit zurückblieben. Da Fränkel als Oberrabiner nach Berlin berufen ward, wanderte ihm Moses 1743 nach und lebte daselbst mehrere Jahre in Dürftigkeit. Ein jüd. Arzt Kisch gab ihm im Lateinischen, Dr. Gomperz im Englischen und Französischen Unterricht, und letzterer vermittelte auch seine Bekanntschaft mit Beauzobre. So lebte M. der Wissenschaft ohne irgendeine andere Aufmunterung als die, welche er aus sich selbst schöpfte, und ohne bestimmten Lebensunterhalt bis 1750, wo ein reicher jüd. Seidenfabrikant, Bernhard, ihn als Lehrer seiner Kinder ins Haus nahm. Im J. 1754 ward er Bernhard's Buchhalter. Durch Dr. Gomperz als guter Schachspieler an Lessing empfohlen, schloß er ein inniges Freundschaftsverhältniß mit dem großen Kritiker, und die Freunde gaben 1755 gemeinsam die anonyme Schrift: «Pope ein Metaphysiker» heraus. In demselben Jahre erschien die erste Auflage von M.'s Briefen «Ueber die Empfindungen», die sich durch Reinheit und Natürlichkeit der Darstellung auszeichnen. Im J. 1756 folgte die Uebersetzung von Rousseau's Abhandlung über die Ungleichheit unter den Menschen. M. trat auch mit Abbt und Nicolai in enge Verbindung und nahm thätigen Antheil an der «Bibliothek der schönen Wissenschaften» sowie an den «Briefen, die neueste Literatur betreffend». Von der berliner Akademie erhielt er 1763 den auf die Beantwortung der Frage «Ueber die Evidenz der metaphysischen Wissenschaften» gesetzten Preis. Im J. 1767 veröffentlichte er den «Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele» (neu herausg. von Bodek, Bd. 28 der «Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrh.», Lpz. 1869). Klarheit der Darstellung und Eleganz des Stils erwarben diesem Werk europ. Ruf und machten M. zu einem der bewundertsten und gelehrtesten Schriftsteller des Aufklärungszeitalters, als dessen Typus er gelten kann. Die Ideen, die M. in seinem «Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum» (1783; neu herausg. von Bodek, gemeinsam mit dem «Phädon») niederlegte, wurden vielfach schief verstanden, weil sie tiefeingewurzelte Vorurtheile seiner Stammesgenossen angriffen. M. erkannte in den Urkunden des Alten Testaments die Grundsätze einer natürlichen Religion und beugte sich vor dessen histor. Größe; er hing dem Ceremonialgesetz seiner Stammesgenossen an, aber ohne eine andere Religion zu verachten. In den «Morgenstunden» (1785) gab er die Grundzüge seines philos. Systems, besonders die Lehre vom Dasein Gottes. Die Behauptung F. H. Jacobi's, Lessing sei Spinozist gewesen, erfüllte ihn mit Bestürzung. Er glaubte das Ansehen seines dahingeschiedenen Freundes gefährdet, und ohne Rücksicht auf seine erschöpften Kräfte beeilte er sich, den ersten Eindruck der Jacobi'schen Beschuldigung durch die Schrift «Moses M. an die Freunde Lessing's» zu vertilgen. Bei dieser heftigen Gemüthsbewegung genügte eine Erkältung, um

Digitized by Google

ſeinem Leben 4. Jan. 1786 ein Ende zu machen. Die deutſche Sprache verdankt ihm einen Theil ihrer Bildung und Würde, und die philoſ. Unterſuchungen erhielten durch ihn ein gefälliges Gewand. Im philoſ. Dialog machte er unter den Deutſchen den erſten gelungenen Verſuch einer Nachbildung von Plato und Xenophon. Er übte auch einen außerordentlichen Einfluß auf die Culturentwickelung ſeiner jüd. Glaubensgenoſſen. Von ſeinen Schriften ſind noch anzuführen die «Abhandlung über die Wahrſcheinlichkeit» (1755), «Ueber die Rettung der Juden» (Berl. 1782) und die Ueberſetzung des Pentateuch und der Pſalmen. Die vollſtändigſte Ausgabe ſeiner «Geſammelten Schriften» beſorgte ſein Enkel G. B. Mendelsſohn (7 Bde., Lpz. 1843—45). Kayſerling veröffentlichte eine Biographie M.'s (Berl. 1862), Braſch «Moſes M. Lichtſtrahlen aus ſeinen philoſ. Schriften und Briefen. Nebſt einer Biographie und Charakteriſtik M.'s» (Lpz. 1875).

Joſeph M., älteſter Sohn des Vorigen, geb. 11. Aug. 1770, geſt. 24. Nov. 1848, gleich ausgezeichnet als Menſch, Bürger und Kaufmann, machte ſich literariſch bekannt durch die beiden Schriften «Bericht über Roſſetti's Ideen zu einer neuen Erläuterung des Dante» (Berl. 1840) und «Ueber Zettelbanken» (Berl. 1846). Mit ſeinem Bruder Abraham M. gründete er 1805 zu Berlin das Bankierhaus «Mendelsſohn u. Comp.», eins der angeſehenſten in Deutſchland, das von Joſeph's Sohn, Alexander M., und Abraham's Sohn, Paul M.-Bartholdy, fortgeführt wurde; gegenwärtig ſind ſeine Inhaber Joſeph's Enkel, Franz M., und Abraham's Enkel, Ernſt M.-Bartholdy. — Abraham M., Moſes' zweiter Sohn, geb. 10. Dec. 1776, ein hochgebildeter und geachteter Mann, ſtarb als Stadtrath zu Berlin 19. Nov. 1835. Er iſt der Vater Felix Mendelsſohn-Bartholdy's (ſ. d.). — Georg Benjamin M., Sohn Joſeph's, geb. 16. Nov. 1794 zu Berlin, begann 1811 an der Univerſität ſeiner Vaterſtadt ſeine Studien unter Ritter. Er wohnte den Feldzügen 1813—15 bei, habilitirte ſich ſpäter an der Univerſität Bonn für Geographie und Statiſtik und rückte dort zum ord. Profeſſor auf. Von ſeinen Schriften ſind zu nennen: «Observationes geologico-geographicae de naturalibus soli in Germania formis» (Kiel 1828), «Das german. Europa» (Berl. 1836), eine treffliche Arbeit, und «Die ſtändiſchen Inſtitutionen im monarchiſchen Staat» (Bonn 1846). — Der dritte Sohn Moſes M.'s, Nathan M., geb. 8. Dec. 1782 in Berlin, widmete ſich der Mechanik in England und Frankreich. Auf Verwendung A. von Humboldt's ließ König Friedrich Wilhelm III. eine engl. Theilungsmaſchine zu ſeinem Gebrauch anſchaffen. Er ſtand 1808—13 einer mechan. Werkſtätte in Berlin vor und wirkte ſpäter, bis 1828, als Induſtrieller in Schleſien. Hierauf übernahm er eine Anſtellung als Steuereinnehmer in Glatz und Liegnitz, bis er 1835 als Reviſor der Haupt-Stempel- und Formular-Magazinverwaltung nach Berlin überſiedelte. Hier ſtarb er 8. Jan. 1852. — Von Moſes' Töchtern war die älteſte, Henriette, ihrem Vater geiſtig und körperlich die ähnlichſte. Sie blieb unverheirathet, lebte in Paris als Erzieherin und vertrat Mutterſtelle an der einzigen Tochter des Generals Sebaſtiani, der nachmaligen unglücklichen Herzogin von Praslin (ſ. d.). Die zweite Tochter, Dorothea, bekannt als Romanſchriftſtellerin, war in erſter Ehe mit dem Kaufmann Simon Veit (geſt. im Nov. 1819), nach deren Auflöſung in zweiter Ehe mit Friedrich von Schlegel (ſ. d.) vermählt. Sie iſt die Mutter des Malers Philipp Veit (ſ. d.).

Mendelsſohn-Bartholdy (Felix), einer der ausgezeichnetſten Componiſten des 19. Jahrh., geb. 3. Febr. 1809 zu Hamburg. Sein Vater Abraham M., zweiter Sohn des Philoſophen Moſes Mendelsſohn, war ein welterfahrener Bankier, die Mutter (Schweſter des Legationsraths Salomon Bartholdy) ebenfalls eine Frau von ausgezeichneter Bildung, welche die Tonkunſt liebte und übte. Im dritten Lebensjahre kam der Knabe mit ſeiner Familie nach Berlin, wo deren Haus bald ein Sammelpunkt wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Celebritäten wurde. Die Neigung des Knaben zu Muſik entwickelte ſich frühzeitig. Nachdem ihm die Mutter den erſten Klavierunterricht ertheilt, erhielt er durch Lud. Berger ſeine Weiterbildung. Seine Fertigkeit erregte ſchon in ſeinem neunten Jahre Erſtaunen. Ebenſo machte er in ſeinen Compoſitionsſtudien unter Zelter's Leitung ungemeine Fortſchritte und ſeine frühzeitig begonnene Productivität gelangte ſchnell zur Reife. Seit 1821—25 entſtanden mehrere Klavierquartette, die Oper «Die Hochzeit des Gamacho» (1827 in Berlin aufgeführt) und ein Streichoctett. Aus den J. 1826—28 ſtammen die Ouverture zum «Sommernachtstraum» und «Meeresſtille und glückliche Fahrt», welche Werke ſeinen ſpätern Ruhm mit begründet haben. M. unternahm 1829 ſeine erſte Kunſtreiſe nach London. Vorher jedoch brachte er in der Singakademie zu Berlin die Matthäus-Paſſion von Bach zur Aufführung, womit er dieſes gewaltige Werk, nachdem es beinahe 100 Jahre in Vergeſſenheit gelegen, wieder zu neuem Leben erweckte, und außerdem gab er mit dieſer Aufführung die erſte größere Probe von ſeiner ſpäter ſo viel gerühmten Dirigenten-

Digitized by Google

fähigkeit. Im Mai 1830 ging er nach Italien, 1831 nach Paris, London u. s. w. Die Eindrücke dieser zwei Reisejahre legte er in seinen liebenswürdigen «Reisebriefen» (Lpz. 1861; 8. Aufl., Lpz. 1869) nieder, und auch bezüglich seiner musikalischen Producte brachten diese Jahre nicht geringe Früchte. Außer vielen Kirchenstücken gehören dieser Zeit eine Reihe kleinerer Sachen an, wie die Hebriden-Ouverture, die ersten Lieder ohne Worte, die «Walpurgisnacht» (später umgearbeitet), das G-moll-Concert, das H-moll-Capriccio, zum großen Theil die Symphonien in A-dur und A-moll, vor allem aber die Ouverture zum Märchen von der schönen Melusine. Nachdem er 1833 zum dritten mal England besucht, trat er im Herbst dieses Jahres das Amt als städtischer Musikdirector in Düsseldorf an, wo er neben Immermann bis in den Sommer 1835 wirkte. Nachdem er das Musikfest in Köln dirigirt, folgte er dem inzwischen an ihn ergangenen Rufe als Musikdirector der Gewandhausconcerte in Leipzig.

Mit der Uebersiedelung nach Leipzig begann M.'s reichste und vielseitigste Thätigkeit, die ihn als Künstler auf seinen Höhepunkt brachte. Am 4. Oct. 1835 dirigirte er zum ersten mal das Gewandhausconcert. Durch die Auswahl, die er unter den besten Meisterwerken zu treffen wußte, durch die ebenso schwungvolle wie feinfühlige Art des Einstudirens und Vorführens derselben, namentlich der Orchestersachen, durch seine eigenen Compositionen sowie durch sein Spiel in Concerten und Privatcirkeln erhob sich zugleich mit seinem Auftreten in Leipzig ein höheres Musikleben. Bis 1841 dirigirte er fast ununterbrochen die Gewandhausconcerte. Auch vollendete er sein Oratorium «Paulus», dessen Anfänge er mit nach Leipzig brachte, und das 1836 beim Musikfeste in Düsseldorf zuerst aufgeführt wurde. Ferner gehören jener Zeit an das Klavierconcert in D-moll, der 42., 95. und 114. Psalm, die Ouverture zu «Ruy-Blas», das Klaviertrio in D-moll, die Symphonie-Cantate «Lobgesang» (zur 400jährigen Jubiläumsfeier der Buchdruckerkunst componirt) u. s. w. Bereits 1837 hatte sich M. mit Cäcilie Jeanrenaud, der hinterlassenen Tochter eines reform. Predigers in Frankfurt a. M., vermählt. Auch mehrfache Reisen zur Direction von Musikfesten und der Aufführung seiner Werke fehlten damals nicht, und unter anderm war er zweimal wieder in England. Der König von Preußen berief ihn 1841 nach Berlin, wo er die Musik zu Sophokles' «Antigone» vollendete. Anfang 1842 kehrte er wieder nach Leipzig zurück. Hier dirigirte er aufs neue die Gewandhausconcerte, schuf 1843 seine wundervolle Musik zum «Sommernachtstraum» und rief das Conservatorium der Musik ins Leben. Im Winter 1843 ging er abermals nach Berlin, wo er nun mit dem Titel eines königl. General-Musikdirectors einen bestimmten Wirkungskreis als Leiter der Kirchenmusiken im Dom, der Symphonie-Soiréen der königl. Kapelle u. s. w. erhielt. Ungeachtet aller Auszeichnung von seiten des Königs konnte er dessen Plane zur Reorganisation der Musik in Berlin nicht zur Ausführung bringen. M. begab sich, nachdem er das Verhältniß in Berlin gelöst, zunächst nach Frankfurt a. M., aber im Aug. 1845 befand er sich wieder in Leipzig, wo er die Musik zu Sophokles' «Oedipus in Kolonos» und die Neubearbeitung der schon früher (1843) componirten Musik zu Racine's «Athalia» vollendete. Im J. 1846 ging er nach Birmingham, wo sein Oratorium «Elias» 25. Aug. zum ersten mal aufgeführt wurde und den größten Enthusiasmus erregte. Nachdem er sich im Winter 1846—47 wieder an der Direction der Gewandhausconcerte zu Leipzig betheiligt und einen Besuch in England gemacht, verlebte er den Sommer 1847 theils in Baden-Baden, theils in der Schweiz und kehrte im September nach Leipzig zurück. Hier erkrankte er zu Anfang October und starb 4. Nov. 1847. M. überragte an Bildung und Intelligenz fast alle Musiker seiner Zeit; mit großer Gewandtheit wußte er die Formen älterer Meister zu seinen Compositionen zu verwerthen. Die Kritik hat M. nur im Liede den Meistern ersten Ranges beigezählt, wo er vollendete Eurhythmie mit Naturkraft und Unmittelbarkeit des Schaffens verband; alles aber, was die edelste und reinste Bildung zu gewähren vermag und der Künstler durch eigene Thätigkeit erlangen kann, war in ihm verwirklicht. Heiterkeit, Lächeln des Glücks und Versöhnung waren die Grundzüge seiner Werke. Von seinen zahlreichen Compositionen für Gesang sind die meisten allgemein beliebt geworden. Eine Oper, «Lorelei», und ein Oratorium, «Christus», blieben unvollendet. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien 1871—77 (kritisch revidirt von Rietz) in Leipzig. Vgl. «M.'s Briefe», von seinem Bruder mit biographischen Nachrichten herausgegeben (Bd. 1: «Reisebriefe 1830—32», 8. Aufl., Lpz. 1869; Bd. 2: «Briefe 1833—47», 6. Aufl., Lpz. 1875); E. Polko, «Erinnerungen an Felix M.» (Lpz. 1868); Ed. Devrient, «Meine Erinnerungen an Felix M. und seine Briefe an mich» (2. Aufl., Lpz. 1872); Reißmann, «Felix M. Sein Leben und seine Werke» (2. Aufl., Berl. 1872); Hiller, «Felix M. Briefe und Erinnerungen» (Köln 1874); Karl Mendelssohn-Bartholdy, «Goethe und Felix M.» (Lpz.

Digitized by Google

1871). — Der älteste Sohn M.'s, Karl M.-B., geb. 7. Febr. 1838 zu Leipzig, erwarb sich die juriſt. und philoſ. Doctorwürde, unternahm 1863 zwei Reiſen nach Griechenland, habilitirte ſich 1864 als Privatdocent für Geſchichte in Heidelberg und wurde 1867 Profeſſor in Freiburg i. Br., trat aber Anfang 1874 in Ruheſtand und ſtarb 24. Aug. 1874 zu Horchheim bei Koblenz. Literariſch hat er ſich durch die Werke «Graf Johann Kapodiſtrias» (Berl. 1864), «Friedrich von Gentz» (Lpz. 1867), «Geſchichte Griechenlands 1453 bis auf unſere Tage» (2 Bde., Lpz. 1870—74) u. a. bekannt gemacht. — Der jüngere Sohn, Paul M.-B., geb. 18. Jan. 1841 zu Leipzig, Doctor der Philoſophie in Berlin, hat ſich der Chemie zugewandt.

Mendicanten, ſ. Bettelmönche.

Mendizabal (Don Juan Alvarez y), ſpan. Finanzmann, geb. um 1790 in Cadix als Sohn eines jüd. Handelsmanns, erhielt 1808, nach der Invaſion der Franzoſen, bei der Proviantverwaltung eine Anſtellung. Nachdem 1820 die Conſtitution von 1812 wiederherſtellt war, unterſtützte M. den Finanzminiſter Canga-Arguelles bei Ausführung von deſſen Finanzplanen. Als 1823 die conſtitutionelle Sache unterlag, flüchtete M. nach England, wo ihn engl. Kapitaliſten, die durch ſeine Vermittelung der conſtitutionellen Regierung in Spanien die letzten Summen vorgeſchoſſen, in Schuldenarreſt brachten. Nach ſeiner Freilaſſung begann M. in London einen Detailhandel, der bald ſehr einträglich wurde. Im J. 1827 ſah er ſich bereits im Stande, für Dom Pedro eine Anleihe zu bewirken, und 1833 ſchloß er mehrere Lieferungsgeſchäfte für die Truppen der ſpan. Königin ab. Graf Toreño ernannte ihn 13. Juni 1835 zum Finanzminiſter. M. nahm dieſe Stelle an, blieb aber noch einige Zeit im Intereſſe der ſpan. Regierung in England und ſchloß Anfang Aug. 1835 in London mit dem Hauſe Ricardo eine Anleihe ab. Er reiſte hierauf durch Frankreich nach Spanien und ſah ſich mit Jubel empfangen. Toreño mußte ihm nun im Miniſterium weichen, und im Sept. 1835 ward er interimiſtiſcher Conſeilpräſident. M. berief die Cortes, um das Estatuto real zu revidiren. Dieſe bewilligten die Aushebung von 100,000 Mann und ermächtigten den Miniſter, alle möglichen Hülfsmittel herbeizuziehen. Nun verfügte M. die Aufhebung der Mönchsklöſter, veräußerte leichtfertig die Staatspapiere, brachte aber durch ſeine Maßregeln die Finanzen nur noch mehr herab und löſte 27. Jan. 1836 die Cortes auf. In den neuen Cortes wurde er hierauf auf das heftigſte angegriffen, ſodaß er 15. Mai 1836 ſeine Entlaſſung nehmen mußte. Bis zur Inſurrection von La Granja hielt ſich M. in Zurückgezogenheit. Calatrava übertrug ihm 11. Sept. 1836 abermals das Finanzminiſterium; er mußte jedoch mit dem Miniſterium Calatrava daſſelbe 10. Aug. 1837 wieder abgeben. Unter dem Regenten Eſpartero übernahm er 1844 nochmals das Finanzminiſterium, ſah ſich aber nach deſſen Sturze genöthigt, ins Ausland zu flüchten. Im J. 1848 kehrte er aus Frankreich nach Spanien zurück, wo er als eins der liberalen Parteihäupter wieder Einfluß gewann. Er ſtarb 3. Nov. 1853 zu Madrid.

Mendōza, einer der weſtl. Staaten der Argentiniſchen Conföderation in Südamerika, im N. von San-Juan, im O. von San-Luis, im S. von dem Indianergebiet, im W. von der Republik Chile begrenzt, zählt (1869) auf 88,193 QKilom. 65,413 E. und zerfällt in 15 Departements. Der weſtl. Theil des Landes gehört dem Gebiete der Cordilleren an, deren weſtl. Kette die Grenze gegen Chile bildet, während die öſtl. Kette ganz in derſelben liegt. Die beiden gewaltigſten Erhebungen dieſes Theils der Anden, der Cerro de Aconcagua (6834 Mt.) und der Tupungato (6178 Mt.) gehören zu M. Unter den ſehr hohen und beſchwerlichen Päſſen, welche nach Chile führen, iſt der beſuchteſte der durch den Uebergang des Revolutionsheers unter San-Martin 1817 denkwürdig gewordene, 3809 Mt. hohe Cumbre-Paß (Paso de la Cumbre), zu welchem man aus der Sierra de M. oder dem Erzgebirge von Uspallata emporſteigt. Es iſt dies ein Grauwackengebirge mit Porphyrdurchbrüchen und einer großartigen vulkaniſchen Eruption in der Mitte, deren Abfluß nach Weſten erfolgte. Man gewinnt in dieſem Gebiete Kupfer, Silber, auch Gold, wie im Süden der Stadt M. Aſphalt, Steinkohle und Marmor. Der größte Theil des Landes iſt Ebene, deren ſandigen Boden Mimoſen bedecken, der aber bei hinreichender Bewäſſerung reiche Ernten von Weizen, Mais und andern Feldfrüchten liefert. Der Rio de M. entſpringt in der weſtl. Kette auf dem Tupungato und Aconcagua, durchbricht die öſtliche in einem engen Thale und verläuft ſich an der Nordgrenze in die Laguna Guanacache. Mit der letztern hängt die Laguna Bebedero im Südoſten durch den Deſaguadero (Entwäſſerer) zuſammen, von dem der gleichnamige, aus der Cordillere kommende Steppenfluß an der Südgrenze zu unterſcheiden iſt. Auf die künſtliche Bewäſſerung wird bei dem trockenen Klima viel Mühe verwandt. M. iſt der am beſten cultivirte Staat von Argentina und wird die Kornkammer der Conföderation genannt. Neben dem Getreide gedeihen alle

Digitized by Google

Fruchtbäume Europas, namentlich aber auch Wein, der ein ausgezeichnetes Gewächs liefert; zugleich ist die Viehzucht beträchtlich. Die Industrie ist wenig entwickelt, der Handel bei der Lage zwischen Chile und Cordova von einiger Bedeutung. Die Einfuhr über die Westgrenze hatte 1875 einen Werth von 388,123 Pesos (à 4 Mark) und bestand aus europ. Manufacturwaaren, die über die chilenischen Höhen kommen. Zur Ausfuhr kamen Rindvieh, Pferde, Maulthiere und etwas Taback im Werthe von 230,855 Pesos. Das Land hat verschiedene berühmte Mineralbäder. Die merkwürdigsten sind die sog. Incabäder (Baños de Inca). Diese befinden sich unter dem mit Tropfsteingebilden besäeten Bogen einer natürlichen Steinbrücke, welche der Rio de M. durch Aushöhlung der Kalksteinfelsen nicht weit von seinen eigentlichen Quellen gebrochen hat. Die Hauptquelle kocht ununterbrochen in kegelförmigen Auswürfen empor. Das Wasser, von 36° R. Wärme, hat einen schwefelartigen Geruch und empfiehlt sich namentlich gegen Hautkrankheiten. — Die Hauptstadt M., in 707 Mt. Seehöhe gesund gelegen, durch Kanäle bewässert, die von einem Nebenfluß des 20 Kilom. entfernten Rio de M. abgeleitet sind, und von gutangebauten, auch einen dem Malaga ähnlichen Wein producirenden Fluren umgeben, hat sich von den Folgen des großen Erdbebens 1861, durch welches sie in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde, ziemlich erholt und zählt (1869) 8124 E.

Mendōza (Don Diego Hurtado de), ein classischer span. Schriftsteller, bedeutend durch seine humanistischen Bestrebungen, ausgezeichnet als Staatsmann und Feldherr unter Karl V., aus dem angesehensten Adelsgeschlecht jener Zeit stammend, wurde zu Granada um 1503 geboren, erwarb sich eine umfassende gelehrte Bildung in seiner Vaterstadt, auf der Universität zu Salamanca und in Italien, nahm dort 1525 an der Schlacht von Pavia theil, fungirte 1538 als Gesandter Karl's V. in Venedig, 1545 als kaiserl. Bevollmächtigter auf der Tridentinischen Kirchenversammlung und wurde 1547 Botschafter am päpstl. Hof und Statthalter von Siena, Stellungen, in denen er durch seine Energie eine Hauptstütze Karl's V. in Italien, aber auch der Schrecken aller gegnerischen Parteien wurde. Inmitten der Staatsgeschäfte war er mit literarischen Nachforschungen, besonders mit dem Sammeln griech. Manuscripte und Alterthümer eifrig beschäftigt. Er sendete Gelehrte auf den Berg Athos, um in dem dortigen Kloster alte Handschriften aufzusuchen und erlangte solche infolge einer edelmüthigen Handlung in großer Menge vom Sultan Soliman. In Venedig war sein Haus ein Sammelplatz von Gelehrten und Künstlern, unter denen er selbst glänzte. Nach Karl's V. Abdankung lebte er an Philipp's II. Hofe und auf seinen Gütern, bis er infolge eines Verstoßes gegen die Convenienz verbannt, sich in Granada niederlassen mußte. Er starb zu Valladolid 1575. Seine dem König geschenkte reiche Bibliothek ist jetzt eine der Zierden des Escorial. Als Dichter trug er hauptsächlich mit dazu bei, die ital. Versarten und den ital. Stil nach Spanien zu verpflanzen. In seinen durch Gedankenreichthum und kraftvollen Ausdruck sich auszeichnenden poetischen Episteln gab M. seinem Vaterlande das erste gute Muster für diese Gattung. Seinen Sonetten fehlen bei edelm Ausdruck Anmuth und Wohllaut, und seine Canzonen sind oft dunkel und gesucht. Seinen Satiren wurde von der Inquisition der Druck versagt. Als Prosaiker wurde er schon als Student Begründer des Schelmenromans durch seinen ergötzlichen Roman «Vida de Lazarillo de Tormes» (Antw. 1553; beste Ausgaben Par. 1827, und im dritten Bande der «Biblioteca de autores españoles», Madr. 1846; fortgesetzt von de Luna, Par. 1620; deutsch von Keil, Gotha 1810). Durch sein ausgezeichnetes Geschichtswerk «Guerra de Granada etc.», welches erst 1610 in Druck kommen durfte, unverstümmelt aber zuerst zu Valencia (1776, sowie im 21. Bande der «Biblioteca de autores españoles», Madr. 1852) erschien, erwarb er sich den Namen des span. Sallust. Seine poetischen Werke erschienen nur einmal zusammengedruckt (Madr. 1610), eine neue Ausgabe der satirischen und burlesken Gedichte gab Gineſta (Madr. 1876) heraus. Eine Gesammtausgabe seiner Werke wurde von Paso y Delgado (Granada 1864) begonnen. — Sein Bruder, Don Antonio Hurtado de M., war Vicekönig von Neuspanien und ließ das naturhistor. Werk «De las cosas naturales y maravillosas de nueva España» erscheinen. — Ein anderer Don Antonio de M., geb. 1590, gest. 1644, war Geh. Secretär Philipp's IV. und Rath der Inquisition. Man hat von ihm mehrere Komödien und einen Band lyrischer Gedichte (Lissab. 1696; neueste Ausg., Madr. 1849).

Mendoza (Iñigo Lopez de), s. Santillana.

Menedēmus, aus Eretria auf Euböa, ein griech. Philosoph, der ungefähr 350—276 v. Chr. lebte, ist der Stifter der sog. Eretrischen Schule, die nur ein unbedeutender Nebenzweig der Megarischen Schule (s. d.) war. Das wenige, was die Alten von M. berichten, zeigt nur sein Anschließen an die Megariker.

Digitized by Google

Menelāos, mythischer König von Lacedämon, Sohn des Atreus, jüngerer Bruder des Agamemnon (s. d.), Gemahl der Helena (s. d.) und als solcher eine Hauptperson in dem Sagenkreise vom Zuge der Griechen gegen Troja, wobei er 60 Schiffe führte und sich persönlich eifrig am Kampfe betheiligte; auch gehörte er zu den Helden, die im Bauche des hölzernen Rosses eingeschlossen in die Burg von Troja eindrangen. Nach Trojas Fall segelte er sogleich mit Helena ab, wurde aber in der Nähe des Cap Malea von einem Sturm überfallen, der seine Flotte zerstreute, und nach Osten verschlagen, worauf er acht Jahre lang herumirrte; er kam nach Kypros, Phönizien, Aethiopien, Aegypten und Libyen. Auf der Insel Pharos endlich, wo er 20 Tage verweilte, gab ihm Eidothea den Rath, ihren Vater Proteus durch List zu fangen und dann zu zwingen, das zu verkünden, was er thun müsse, um glücklich nach Hause zurückzukehren. Dies geschah und M. kam glücklich mit Helena in seiner Heimat wieder an, gerade an dem Tage, an welchem Orestes die Klytämnestra und den Aegisthos bestattete. Von nun an lebte er in Glück und Reichthum in Sparta, wo ihn Telemachos besuchte, um nach dem Schicksal des Odysseus zu forschen, während er gerade seine Tochter Hermione an Neoptolemos und seinen Sohn Megapenthes an Iphiloche, die Tochter des Alektor, vermählte. Als Eidam des Zeus wurde er endlich auf die Inseln der Seligen versetzt. Zu Therapne bei Sparta sollen er und Helena in einem Tempel begraben sein, in welchem sie göttliche Ehren genossen.

Menelāus, griech. Mathematiker aus Alexandria, lebte zu den Zeiten Trajan's. Wir besitzen von ihm drei Bücher «Sphaerica», in einer lat. Uebersetzung, herausgegeben von Maurolycus (Messina 1558) und von Halley und Costard (Oxf. 1758).

Menenius Agrippa hieß nach der Sage der Gesandte, welchen die röm. Patricier bei der ersten Secession der Plebejer auf den Heiligen Berg, 496 v. Chr., an diese abschickten, und der sie durch die Erzählung von den Gliedern, welche dem Magen den Dienst verweigern, zur Eingehung eines Vergleichs überredete, der die Einsetzung der Volkstribunen zur Folge hatte.

Menestrels, s. Troubadour.

Mengs (Ant. Rafael), einer der ausgezeichnetsten Künstler und Kunstschriftsteller des 18. Jahrh., geb. zu Aussig in Böhmen 12. März 1728, wurde von Jugend auf von seinem Vater, Israel M., einem mittelmäßigen Künstler, der, ein geborener Däne, Hofmaler in Dresden war, zum Künstler bestimmt. Von ihm in die ersten Regeln der Kunst eingeweiht, mußte er demselben 1741 nach Rom folgen, wo er unterdessen fortwährend unter sehr strenger Leitung von den Meisterwerken der alten Sculptur zu den genialen Arbeiten des Michel Angelo und Rafael überging. Im J. 1744 kehrte er mit seinem Vater nach Dresden zurück und wurde vom König August III. zum Hofmaler ernannt; doch erhielt er zugleich die Erlaubniß, wieder nach Rom zurückkehren zu dürfen, wohin ihn der Vater ebenfalls begleitete. Seit 1748 trat er nun mit eigenen größern Compositionen auf, die ungetheilten Beifall erhielten. Besonders trefflich gelang ihm eine Heilige Familie, die er dort aufstellte und die noch insbesondere deshalb merkwürdig wurde, weil er sich in das schöne Mädchen, welches im Beisein der Mutter ihm zum Modell diente, verliebte, zur kath. Kirche übertrat und dasselbe heirathete. Nachdem er 1749 abermals nach Dresden zurückgekehrt, ernannte ihn der König zum ersten Hofmaler, und als 1751 die kath. Kirche eingeweiht werden sollte, erhielt er den Auftrag zur Fertigung des Gemäldes für den Hochalter und zugleich die Erlaubniß, dasselbe in Rom arbeiten zu dürfen. Hier übernahm er 1754 die Direction der neuerrichteten Malerakademie auf dem Capitol. Im J. 1757 malte er für die Cölestinermönche die Decke in San-Eusebio, später für den Cardinal Albani in dessen Villa ein Deckengemälde und dann verschiedene Oelgemälde, z. B. eine Kleopatra, eine Heilige Familie und eine Magdalene. Ein junger Engländer, Webb, dem er seine Ideen über die Kunst mittheilte, gab diese in den «Untersuchungen über die Schönheit» (Zür. 1771) für die seinigen aus und machte sich mittels dieses Plagiats berühmt. Im J. 1761 folgte M. einem Rufe König Karl's III. nach Spanien, wo er seine Himmelfahrt Christi für den Hochaltar in Dresden vollendete und unter anderm eine Götterversammlung und eine Kreuzabnahme malte. Intriguen seiner Gegner veranlaßten ihn, sich 1770 Urlaub zu erbitten, um nach Italien zu gehen, wo er in der vaticanischen Bibliothek ein großes allegorisches Deckengemälde ausführte. Erst nach drei Jahren kehrte er nach Madrid zurück und arbeitete den Plafond im Speisesaale des Königs, darstellend die Vergötterung Trajan's und den Tempel des Ruhms, der sein Hauptwerk wurde. Schon 1776 begab er sich indeß wieder nach Rom, wo er 29. Juni 1779 starb. Von seinen 20 Kindern überlebten ihn 7. Seine bedeutenden Einkünfte verwendete M. theils zur Unterstützung junger unbemittelter Künstler, theils zum Ankauf von Handzeichnungen berühmter Meister, von Vasen, Gipsabgüssen (von denen er eine Sammlung

Digitized by Google

der königl. Akademie in Madrid ſchenkte, eine andere in Dresden ſich befindet), Kupferſtichen u. ſ. w. Seine Compoſition und Gruppirung iſt einfach, edel und ſtudirt, ſeine Zeichnung immer richtig und gewählt. Sein großes Vorbild, Rafael und die Antike, bewahrte ihn vor aller Manier, und ſeine Bilder ſind Werke des vollendeten Geſchmacks. Gleichwol laſſen ſie den Beſchauer kalt, weil ſie eine gewiſſe Abſichtlichkeit und Mangel an eigener Inſpiration verrathen. Das Colorit, worin Tizian ſein Muſter war, iſt kräftig und ſchön; im Ausdruck und in der Empfindung nimmt er dagegen Correggio zu ſeinem Vorbilde. In Deutſchland ſind beſonders ſeine drei Altarblätter in der kath. Kirche zu Dresden bekannt. Höchſt belehrend ſind auch ſeine Schriften, die italieniſch von Azara (2 Bde., Parma 1780) und deutſch von Prange (3 Bde., Halle 1786) herausgegeben wurden, und bei deren Ausarbeitung ihn ſein Freund Winckelmann ſehr unterſtützte.

Meng-tſe (der Weiſe Meng) oder **Mencius**, wie die Jeſuiten den Namen latiniſirt haben, ein chineſ. Sittenlehrer, ward in den erſten Jahren des 4. Jahrh. v. Chr. in der heutigen Provinz Schan-tong geboren und ſtarb gegen 314, im 84. J. ſeines Alters. Kong-tſe oder, ebenfalls latiniſirt, Confucius (ſ. d.) und M. werden von den Völkern des chineſ. Culturſyſtems als ihre größten Moraliſten verehrt. Sie erhielten viele Ehrennamen, worunter Sching, was mit «heilig» oder «vollkommen» überſetzt werden kann, der gewöhnlichſte. M. erhielt von ſeiner Mutter, weil der Vater früh geſtorben war, eine ſehr ſorgfältige Erziehung, daher «Mutter des M.» noch jetzt ſprichwörtlich eine treffliche Erzieherin bezeichnet. Um jene Zeit zerfiel China in eine Menge erblicher Lehnsſtaaten, welche kaum die Oberherrlichkeit des Kaiſers der Tſchen anerkannten. M. beſuchte mehrere Höfe, um ſeinen Lehren der Tugend und Gerechtigkeit Eingang zu verſchaffen; aber vergebens. Die hierüber gepflogenen Geſpräche mit den Fürſten und ihren Miniſtern, mit ſeinen Jüngern und Bekannten wurden von den zahlreichen Bewunderern des Meiſters aufgezeichnet. Sie bilden das «Buch des M.», das vierte der ſog. «Vier Bücher». Das Buch des M. iſt umfangreicher als die drei übrigen zuſammen. Man hat von demſelben mehrere Ueberſetzungen, die aber ſämmtlich hinter der Energie und Kürze, der Friſche und Lebendigkeit des Originals zurückbleiben. So die lateiniſchen des P. Noel (Prag 1711) und Stan. Julien (mit Text, 2 Bde., Par. 1824), die engliſche von Colli (in «Chinese classical works», Malakka 1828) und die franzöſiſche von Pauthier («Les quatre livres de philosophie morale et politique», Par. 1851). Vgl. Legge, «The life and works of Mencius» (Lond. 1875); Faber, «Eine Staatslehre auf ethiſcher Grundlage oder Lehrbegriff des chineſ. Philoſophen Mencius» (Elberf. 1877).

Meningitis, ſ. **Genickkrampf**.

Menippus, Cyniker und Schüler des Diogenes, in Gadara in Syrien geboren, ſoll ſich durch Wucher ein bedeutendes Vermögen erworben, daſſelbe aber wieder eingebüßt und ſich aus Gram über dieſen Verluſt erdroſſelt haben. Er behandelte Gegenſtände aus dem Gebiete der praktiſchen Philoſophie in heiterm Tone, wobei er, wie es ſcheint, nach Belieben von der proſaiſchen zur metriſchen Form überging. Der Römer Varro (ſ. d.) verfaßte dann nach ſeinem Vorbilde unter dem Namen Satira Menippea eine beſondere Art von Satiren, von denen ſich noch manche Bruchſtücke erhalten haben. Ueber das Leben des M. und das Weſen der nach ihm benannten **Menippeiſchen Satire** handeln Oehler in «Marci Terentii Varronis saturarum Menippearum reliquiae» (Quedlinb. 1844) und Fritzſche, «M. und Horaz» (Güſtrow 1871).

Mennige oder **Minium** nennt man das feurig gelblichrothe Oxyd des Bleies, eine Verbindung von 65,1 Theilen Bleioxyd mit 34,9 Theilen Bleiſuperoxyd, welche früher erhalten wurde, indem man gelbes Bleioxyd (ſog. Maſſicot) längere Zeit bei einer nicht bis zum Schmelzen ſteigenden Temperatur an der Luft erhitzte; gegenwärtig ſtellt man ſie dar durch Röſten von Bleiweiß bei oxydirender Flamme und einer kaum bis zur Rothglühhitze geſteigerten Temperatur. Die M. findet zur Fabrikation einer Bleiglaſur und des Bleiglaſes Anwendung; auch bedient man ſich ihrer zur Bereitung eines Kittes für Glasröhren, Dampfleitungsröhren und zum Verſtreichen der Fugen von Keſſeldeckeln, und als Farbe (als Waſſer- wie als Oelfarbe); auch wird Pflaſter aus M. dargeſtellt. Sie wird mit Ziegelmehl nicht ſelten verfälſcht, dient ihrerſeits wieder als Verfälſchungsmittel des Zinnobers und unterliegt in der Anwendung denſelben Vorſichtsmaßregeln wie andere Bleiverbindungen, deren giftige Eigenſchaften ſie theilt. Durch Behandeln der M. mit Salpeterſäure erhält man das braune Bleiſuperoxyd, welches bei der Fabrikation der Zündrequiſiten in großer Menge Anwendung findet.

Menno oder **Meno** (Simons), Stifter der **Mennoniten** oder Taufgeſinnten (ſ. d.), geb. zu Witmarſum in Friesland 1496, trat 1524 in den geiſtlichen Stand und bekleidete

Digitized by Google

einige Jahre die Stelle eines Priesters, anfangs in dem benachbarten Dorfe Pinjum, nachher in seinem Geburtsorte selbst. Das Studium des Neuen Testaments regte schon seit 1530 mancherlei Zweifel an der Wahrheit der Kirchenlehre in ihm an, und da ihn auch das Formelwesen der Kirche nicht befriedigte, sagte er sich 1536 gänzlich von derselben los. Von der Schriftmäßigkeit der Taufe der Erwachsenen überzeugt, schloß er sich an die Taufgesinnten an, die damals in den Niederlanden sich als eine eigene Religionspartei constituirten, wurde zu Leeuwarden getauft und als Lehrer und Bischof in Gröningen angestellt. Von jetzt an war es sein Hauptstreben, die Wiedertäufer in Deutschland und in den Niederlanden zu einer Verfassung zu bringen, durch die sie sich der weltlichen Obrigkeit empfehlen, Duldung und Ruhe erwerben könnten. Zu diesem Zwecke durchwanderte er verschiedene Theile von Holland und Norddeutschland, ja er kam selbst bis nach Livland und Gothland; doch blieb Friesland sein eigentlicher Aufenthalt. Er sah sich manchen Verfolgungen ausgesetzt, sodaß er sogar nach Wismar flüchten mußte, wo er das «Colloquium Wismariense» hielt, welches Johann Wigand in seinem Werke «De anabaptismo» (Lpz. 1582) aufbewahrt hat. Zuletzt ließ er sich in der Herrschaft Fresenburg bei Oldesloe im Holsteinischen nieder, wo er nicht nur Freiheit und Schutz fand, sondern auch die Vergünstigung erhielt, eine Druckerei zur Verbreitung seiner Schriften zu errichten. Nachdem er noch eine Reise nach Köln unternommen hatte, wo er vergebens sich bemühte, die Streitigkeiten mit den hochdeutschen Taufgesinnten über den kirchlichen Bann beizulegen, starb er 13. Jan. 1561 in Oldesloe. In den mancherlei Spaltungen seiner Anhänger, vorzüglich über den kirchlichen Bann, neigte er sich stets zur Milde, Duldsamkeit und Verträglichkeit hin. Seinen Lehrbegriff stellte er dar in dem «Fundamentbuch von dem rechten christl. Glauben» (1539). Die vielen Schriften M.'s wurden von seinen Anhängern gesammelt (Amsterd. 1600 und 1646; am vollständigsten Amsterd. 1681). Ihr Inhalt ist meist polemisch und ascetisch, zeichnet sich aber durch eindringliche Kraft und Wärme der Rede aus. Vgl. die biographischen Schriften von Cramer (Amsterd. 1837) und Hardes (Königsb. 1846).

Mennoniten, s. Taufgesinnte.

Menologien oder Martyrologien, s. Acta Sanctorum.

Menorca oder Minorca (Balearis minor), die kleinere der Balearen (s. d.), zählt auf 734 QKilom. (1870) 31,443 E. Die Insel hat, wie Mallorca (s. d.), fast durchgehends gebirgigen Boden, viele Buchten und Baien, sowie mehrere Vorgebirge, ist weniger fruchtbar und wasserreich als jene, liefert aber die nämlichen Producte, namentlich Wein und Getreide (beide jedoch nicht in hinreichender Menge), Honig, Kapern, Fische, Schafe, Ziegen, Schweine und sehr gute Kühe. Der Handel war unter brit. Herrschaft bedeutender als unter der gegenwärtigen spanischen, der Ackerbau ist sehr vernachlässigt, ebenso die Industrie. Die Hauptnahrungszweige sind Viehzucht, Schifffahrt und Fischerei. Die Bewohner, Menorquines, stimmen mit denen von Mallorca fast völlig überein und gelten für sehr indolent, die Frauen für schön und graziös. M. ist interessant wegen der vielen Ueberreste celt. Bauwerke. Es sind dies meist aus übereinandergehäuften Steinblöcken gebildete, bis 25 Mt. hohe Pyramiden, jede von einer kreisrunden Mauer cyklopischer Bauart umgeben. Außerdem findet sich eine Menge ins Gestein gehauener Höhlen mit Schädeln und andern Knochen von Menschen und Thieren. Die Hauptstadt Mahon oder Puerto-Mahon (Mago oder Portus Magonis), eine Ciudad von 13,000 E., Hafenplatz und Festung ersten Ranges, an der Südostseite auf steiler Anhöhe an der tiefeinschneidenden Ria oder Bucht gleichen Namens gelegen, hat kein span. Ansehen, da die jetzigen Häuser nach engl. Art eingerichtet sind. Sie besitzt eine schöne goth. Hauptkirche, ein Nonnenkloster, einen schönen großen Platz (Plaza de armas) und einen imposanten Molo, an welchem die größten Schiffe anlegen können. Der Hafen gehört zu den geräumigsten und sichersten Spaniens, ist besonders als Kriegshafen von hoher Bedeutung und durch mehrere Forts und Strandbatterien gut vertheidigt. Auch ist Mahon der Mittelpunkt des Handels für die ganze Insel und Station der franz. Dampfer der Linie von Toulon nach Algerien. Von Mahon führt quer durch die Insel eine von den Engländern angelegte, gutunterhaltene Kunststraße an die Westküste nach Ciudadela (bei den Alten Jamno), Ciudad und Bischofssitz von 6000 E., ursprünglich Hauptstadt der Insel, mit einem kleinen, versandeten und nur für Küstenfahrer zugänglichen Hafen. Diese Stadt ist mit Mauern und Wällen umgeben, weshalb sie als Festung gilt, ist gut gebaut und hat, von jeher Sitz des menorquinischen Adels, viele palastähnliche Häuser und eine schöne goth. Domkirche. In der Nähe befindet sich die Tropfsteinhöhle Perella. Der Besitz der Insel M. ist namentlich wegen des Handels im Mittelländischen Meere wichtig; daher nahmen sie im Spanischen Erbfolgekriege 1708, angeblich für Karl III., die Engländer

Digitized by Google

in Besitz, denen sie auch 1713 im Utrechter Frieden verblieb. Im J. 1756 eroberten sie die Franzosen. Der engl. Admiral Byng, der zu ihrer Entsetzung abgesendet wurde, sich aber vor dem schwächern Feinde zurückzog, ward deshalb zum Tode verurtheilt. Im Frieden von 1763 kam sie indeß wieder an England. Von den vereinigten franz.-span. Truppen wurde sie 1782 in drei Tagen erobert und 1783 förmlich an Spanien abgetreten, 1798 wieder von den Engländern besetzt, im Frieden von Amiens 1802 aber an Spanien zurückgegeben. Vgl. «Die Balearen. In Wort und Bild geschildert» (anonym erschienenes Prachtwerk von Erzherzog Ludwig Salvator, Bd. 2, Lpz. 1871); Bidwell, «The Balearic islands» (Lond. 1876).

Menou (Jacques François, Baron de), franz. General, geb. 1750 zu Boussay in Touraine, trat sehr jung in die Armee. Beim Ausbruche der Revolution war er bereits Maréchal-de-Camp. Vom Adel seiner Provinz 1789 zum Abgeordneten der Generalstaaten erwählt, schloß er sich dem Dritten Stande an, war dann als Mitglied des Kriegscomité thätig und half zur Erhaltung des Throns den Club der Feuillants (s. d.) stiften. Im J. 1792 befehligte er die Armee von Paris und kämpfte 1793 in der Vendée, wurde von Larochejacquelein entscheidend geschlagen und mußte sich auf Robespierre's Anklage vor dem Convent vertheidigen, wobei ihm sein Vertheidiger Barère das Leben rettete. Bei der Erhebung der Vorstadt St.-Antoine 2. Prairial (Mai 1795) gegen den Convent bezwang er die Empörer an der Spitze der Linientruppen, weigerte sich aber 13. Vendémiaire (Oct. 1795), die Nationalgarde anzugreifen. Während ihm der junge Bonaparte im Commando folgte, wurde er verhaftet, aber auf dessen Verwendung vom Kriegsgerichte freigesprochen. Seitdem lebte M. zurückgezogen, bis ihn Bonaparte bei der Expedition nach Aegypten als Divisionsgeneral anstellte. Hier heirathete er eine Aegypterin, trat selbst zum Islam über und nahm den Namen Abdallah Jakob Menou an. Nach Bonaparte's Abreise und Kleber's Ermordung übernahm er 1800 als ältester General den Oberbefehl, wurde von den gelandeten Engländern unter Abercromby 21. Mai 1801 bei Alexandria geschlagen und mußte capituliren. Seine Truppen durften nach Frankreich zurückkehren. Als er 8. Mai 1802 zu Paris anlangte, vertheidigte ihn der Erste Consul gegen die Ankläger; er wurde freigesprochen und dann Gouverneur von Piemont. Später zum Gouverneur von Venedig ernannt, starb er daselbst 13. Aug. 1810.

Mensch (naturgeschichtlich). Seiner körperlichen Organisation nach gehört der M. ohne Zweifel in die Klasse der Säugethiere und zwar zu dem Typus, welcher auf niederer Stufe durch die Affen repräsentirt ist. Mit dem Affen hat er die Gesammtanlage der Organisation gemein; er unterscheidet sich von demselben aber durch höhere Ausbildung einzelner Organe, namentlich des Gehirns und der Extremitäten und durch die daraus hervorgehende Fähigkeit der Vervollkommnung und stufenweisen Ausbildung. Die wesentlichen Unterschiede in der Organisation zwischen M. und Affen beziehen sich einerseits auf die vorwiegende Ausbildung des Gehirnschädels (entsprechend der Größe und Entwickelung der Hemisphären des großen Gehirns) über den Gesichtsschädel und namentlich die Kiefer, und andererseits die Trennung der Functionen der Extremitäten, indem die vordern, die Arme, nur zum Greifen und Fassen, die hintern, die Beine, nur zur Ortsbewegung und zur Stützung des Körpers bestimmt sind. Einem allgemeinen Gesetze der Thierwelt zufolge liegt in der Theilung der Arbeit ein Princip der höhern Vervollkommnung, und es steht deshalb der Affe, bei welchem alle vier Extremitäten in Hände endigen und gleichmäßig sowol zum Greifen als zur Ortsbewegung benutzt werden, tiefer als der M., obgleich Hände mit entgegenstellbarem Daumen an und für sich weiter entwickelte Organe sind als Füße, deren Großzehe mit den übrigen Zehen in derselben Ebene liegt. In zoolog. Hinsicht, wo es sich um Auffindung von unterscheidenden Charakteren handelt, ist deshalb die Bildung der Füße für den M. charakteristisch und auszeichnendes Merkmal gegenüber den Affen. Von dieser Ausbildung der Füße hängt denn auch die aufrechte Stellung ab, mit der eine Menge anderer Charaktere nothwendig verbunden sind. Der menschliche Fuß unterscheidet sich durch die Größe und Dicke der ersten Zehe, die Kürze der übrigen Zehen, die feste Verbindung der Knochen des Mittelfußes und der Fußwurzel, welche ein elastisches Gewölbe bilden, durch die Größe und Ausbildung des Fersenbeins, welches den hintern Stützpunkt des Fußgewölbes abgibt. Mit dieser Bestimmung des Beins als Stütz- und Bewegungsorgan hängt auch zusammen die Größe und Festigkeit des Schienbeins und namentlich des Schenkelbeins, welches beim M. allein den längsten Knochen des Skelets bildet, während bei den Affen das Oberarmbein den Schenkel an Länge übertrifft oder ihm wenigstens gleichkommt; ferner die Breite und Ausdehnung des Beckens, besonders der Darmbeine, die großentheils das Gewicht der Eingeweide bei der aufrechten Stellung zu tragen haben; die doppelt S-förmige

Digitized by Google

Krümmung der Wirbelsäule, sowie in den weichen Theilen namentlich die Concentration der Muskeln des Unterschenkels zu einer Wade, des Oberschenkels und des Gesäßes zu abgerundeten Massen. Die Unterschiede, welche sich in dem Baue der Arme und Hände gewahren lassen, sind weit geringer. Doch ist bei dem Affen der Daumen weniger ausgebildet und namentlich die Mans des Daumens weniger vorstehend, sowie der Oberarm bei dem M. im Verhältniß zu den übrigen Theilen, Vorderarm und Hand, länger ist. Endlich beruht in der aufrechten Stellung und der darin begründeten Balancirung des Kopfs auf der Wirbelsäule die geringere Ausbildung der Dornen der Halswirbel und des Nackenbandes, welches sich einerseits an diese Dornen, andererseits an das Hinterhaupt festsetzt. Der Unterstützungspunkt des Kopfs ist bei dem M. mehr in der Mitte, bei dem Affen an dem Hinterrande der Schädelbasis gelegen.

Der Kopf des M. unterscheidet sich wesentlich durch die sehr beträchtliche Ausbildung des Gehirnschädels und des Gehirns im Verhältniß zum Gesichte. Zwar hat der M. weder das absolut größte Gehirn in der Thierwelt (Elefant, Walfisch übertreffen ihn in dieser Hinsicht) noch auch das größte Gehirn im Verhältniß zum Körper (einige kleine Affen und Singvögel übertreffen ihn), aber jedenfalls sind die Hemisphären des großen Gehirns im Verhältniß zu den übrigen Hirntheilen bei dem M. weit größer und namentlich auch in ihren einzelnen Theilen weit ausgebildeter, besonders den Windungen, welche sich auf der Oberfläche des Großhirns zeigen, und welche beim M. sich gleichzeitig durch Zahl und Tiefe auszeichnen, sodaß eine erhebliche Vermehrung der die Ganglienzellen bergenden Gehirnrinde erzeugt wird. In neuerer Zeit hatte sich, hauptsächlich in England, ein erbitterter Streit über die Frage entsponnen, ob der M. besondere Hirntheile besitze, die andern Thieren und namentlich auch den menschenähnlichen Affen nicht zukämen, und es war namentlich der kleine Seepferdefuß (pes hippocampi minor), dessen Anwesenheit für das Affengehirn geleugnet wurde. Dieser Streit ist jetzt durch genaue Erörterung der Thatsachen dahin entschieden, daß nur quantitative, aber keine qualitativen Unterschiede existiren; daß die Affen alle wesentlichen Hirntheile besitzen, welche der M. auch hat; daß bei ihnen die Hemisphären nach hinten ebenso das kleine Gehirn überdecken wie beim M.; daß ihre Windungen genau nach demselben Plane angelegt sind; daß sich der M. aber unterscheidet durch die größere Complication der Windungen, durch die Ausbildung der auf dem Augendache ruhenden untern Vorderhirnwindungen, und durch die größere Masse, Höhe und Breite des Großhirns, das überhaupt als Sitz der Intelligenz zu bezeichnen ist. Dieser Ausbildung des Gehirns entsprechend, ist die knöcherne Kapsel desselben, der Schädel, über das Gesicht herübergewölbt und namentlich über die Augen herübergeschoben, sodaß eine wirkliche, mehr oder minder senkrecht stehende Stirn gebildet ist, welche den Thieren entweder ganz fehlt oder nur eine starkgeneigte Fläche darstellt. Die Schädelkapsel ist dabei rundlich, harmonisch gewölbt und keine vorspringenden Leisten zur Anheftung der Muskeln an ihr ausgebildet. Hiermit in Uebereinstimmung ist das Gesicht und ganz besonders die Kiefer weit weniger entwickelt, nicht schnauzenförmig vorstehend, die Nase dagegen vorragend und auch ein vorspringendes Kinn gebildet, während bei allen Affen der Unterkiefer von den Schneidezähnen an zurückweicht, ohne eine vordere oder untere Ecke zu bilden. Hinsichtlich der Zahl und Bildung der Zähne stimmt der M. mit den Affen der Alten Welt überein, indem er im ganzen 32 Zähne besitzt, nämlich oben und unten je vier Schneidezähne, zwei Eckzähne, vier Backzähne und sechs Stockzähne, welche letztern nicht gewechselt werden. Von allen Affen aber unterscheidet er sich dadurch, daß die Kronen seiner Eckzähne nicht über die der andern Zähne hervorragen und also auch keine Lücken in der Zahnreihe sich finden, in welche diese vorspringenden Eckzähne eingreifen. Nur ein fossiler Dickhäuter (Anoplotherium) hat eine solche lückenlose Zahnreihe mit dem M. gemein.

Ueber die Art und Weise, wie die angeführten unterscheidenden Charaktere für die zoolog. Klassifikation zu verwerthen seien, sind die Meinungen sehr getheilt; ebenso besteht über das Verhältniß der Ordnung und Gattung M. zu den Affen noch immer heftiger Streit. Diejenigen Naturforscher, welche eine allmähliche Umwandlung der Typen annehmen und mit Darwin die Entwickelung der organischen Welt als eine Ausbildung und stete Vervollkommnung ursprünglicher einfacher Typen auffassen, sehen in dem M. die Vollendung des in den Affen begonnenen Typus. Diejenigen Forscher dagegen, welche die Arten als feststehende, durch besondere Schöpfungsacte ins Leben gerufene Typen betrachten, sehen um so mehr in dem M. eine durch besondern Schöpfungsact entstandene Lebensform. Derselbe Unterschied zeigt sich auch in der Auffassung der Verschiedenheiten zwischen den M., welche die Erde bewohnen. Während die einen dieselben für ebenso groß halten als diejenigen, welche bei Thieren zur Aufstellung verschiedener Arten berechtigen, und also behaupten, daß die Menschengattung aus

Digitized by Google

mehrern Arten (Species) bestehe, behaupten die andern, diese Charaktere berechtigen nur zur Aufstellung von Varietäten oder Rassen, die durch allmähliche Umwandlung der Abkömmlinge eines Aelternpaares oder einer einzigen Urform des M. entstanden seien. Man hat nach dieser Verschiedenheit der Ansichten Polygenisten und Monogenisten unter den Forschern unterschieden, welche sich mit Anthropologie beschäftigen. Blumenbach war in seiner Abhandlung «De generis humani varietate nativa» (1775) zuerst auf eine Klassifikation der verschiedenen Menschenrassen eingegangen, die jetzt noch den meisten Eintheilungen zu Grunde gelegt wird. Diese Klassifikation, nach Art der natürlichen Systeme verschiedene Charaktere (Schädelform, Beschaffenheit der Haare und insbesondere die Hautfarbe) in Betracht ziehend, unterschied fünf Hauptrassen: 1) die Kaukasische Rasse, welcher die Mehrzahl der Europäer, die Anwohner des Mittelmeers und des asiat. Hochlandes angehören, mit weißer Hautfarbe, ovalem Gesicht, starkem Bart, schlichtem Haar, und die nach Blumenbach die Stammrasse sein sollte; 2) die Mongolische Rasse, mit gelblicher Hautfarbe, breitem Gesicht, vorstehenden Backenknochen, wenig Bart, nach außen und oben geschlitzten Augen (Nordasiaten, Kalmücken, Finnen, Ungarn, Chinesen, Japanesen umfassend); 3) die Malaiische Rasse, von brauner Farbe, schlichtem, dunklem Haar (Malaien, Polynesier); 4) die Amerikanische Rasse, mit kupferrother Haut, schlichtem, dunkelm Haar, Adlernase, vorstehenden Backenknochen (sämmtliche Amerikaner); 5) die Aethiopische Rasse, von schwarzer Haut, krausem, schwarzem Haar (Neger, Kaffern, Hottentotten). Während Cuvier einerseits diese Rassen auf drei reducirte, indem er Malaien und Amerikaner als Mischrassen ansah, erhöhten andere Forscher, wie Bory de St.-Vincent und Desmoulins, die Zahl auf 13 und mehr. Ein neues wissenschaftliches Princip brachte A. Retzius in Stockholm in die Frage, indem er die Völker nach dem sog. Längenindex des Schädels (der in Procenten des Längsdurchmessers des Schädels ausgedrückten Schädelbreite) gruppirte und zugleich die Ausbildung der Kiefer in Betracht zog. Die Forschungen über Naturgeschichte des M. haben besonders in der neuesten Zeit bedeutenden Aufschwung genommen durch die Einführung exacter Messungsmethoden, bei welchen namentlich der Schädel in allen seinen Theilen (Craniometrie) sowie seinem Innenraum nach in Betracht gezogen wird. Wesentlich sind diese Forschungen gefördert worden durch Stiftung anthropol. Gesellschaften; außer der rein naturgeschichtlichen Seite haben dieselben auch namentlich die Urgeschichte des Menschengeschlechts in den Kreis ihrer Forschungen gezogen und diese ebenfalls aus dem Nebel mythischer Traditionen und Sagen auf die Basis exacter Thatsachen zu stellen gesucht. Auch hierüber hat erbitterter Streit lange hin- und hergewogt, der bis heute noch nicht vollständig ausgetragen ist. Namentlich wurde dieser Streit angeregt durch Jacques Boucher de Crèvecoeur de Perthes (s. d.), der im Schwemmlande des Sommethals bei Amiens und Abbeville rohbearbeitete Kieselinstrumente fand, die einer frühesten Periode angehören mußten, in welcher der europäische M. die Metalle noch nicht kannte. Die Forschungen im Schwemmlande, in den Höhlen, in vorgeschichtlichen Anhäufungen von Resten der Mahlzeiten (s. Kjökken-Möding), in Begräbnißstätten, in Wohnstätten, die auf Pfählen errichtet waren (s. Pfahlbauten), wurden und werden noch jetzt mit großem Eifer in allen Ländern fortgesetzt und haben zu bemerkenswerthen Resultaten geführt. (S. Anthropologie.)

Die Civilisation entwickelte sich, indem der europäische M. zuerst die Schneiden seiner Kieselinstrumente feiner zu bearbeiten, dann zu schleifen lernte; indem er die Bearbeitung des Horns und der Knochen vervollkommnete und endlich die Metalle, zuerst die Bronze, dann das Eisen kennen und benutzen lernte. Mit dieser industriellen Ausbildung ging der M. vom Zustande eines Jägervolks zu dem eines Hirtenvolks über, indem er zuerst den Hund, später auch andere Thiere, Schwein, Rind, Schaf u. s. w., zu Hausthieren heranzog und züchtete, und endlich mit Gründung fester Wohnsitze sich dem Ackerbau, der Viehzucht, der Industrie und selbst der Kunst widmete. Nach der Zusammenstellung dieser verschiedenen Zustände hat man, freilich ineinanderlaufende Perioden der Urgeschichte unterschieden, und zwar Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit, und es haben zumal dän. Forscher eine detaillirte Gliederung dieser Perioden aufgestellt, die sich inzwischen nach den Ergebnissen der neuern Forschung nicht überall aufrecht erhalten läßt. Die Steinzeit, in welcher der M. noch keine Metalle kennt, hat man in drei Epochen getheilt: älteste Steinzeit, Epoche des Mammuth und des Höhlenbären, roheste Steininstrumente; mittlere Steinzeit, Epoche des Rennthiers und des Auerochsen in Mitteleuropa und Südfrankreich, Kunstentwickelung im letztern Lande, kunstvoll bearbeitete Instrumente aus Knochen und Horn; jüngere Steinzeit, Ackerbau, Hausthiere, geschliffene Steininstrumente, Industrie (Weberei). Die Bronzezeit, in welcher der Gebrauch der Bronze, wesentlich zu

Digitized by Google

gegossenen Instrumenten, allmählich die Steininstrumente verdrängt und Handelsverbindungen stattfinden; die Eisenzeit, wo das Eisen nach und nach die Bronze verdrängt, der Uebergang in die histor. Zeit. Die Literatur der Naturgeschichte des M. ist sehr reichhaltig. Außer der bereits genannten Schrift Blumenbach's und den im Artikel «Anthropologie» aufgeführten Werken sind hervorzuheben: Nott und Gliddon, «Types of mankind» (Philadelphia 1854); die periodischen Schriften: «Bulletins» und «Mémoires» der Anthropologischen Gesellschaft zu Paris (seit 1860); «The anthropological review» der Gesellschaft zu London (seit 1863); «Matériaux pour l'histoire positive et philosophique de l'homme» von G. de Mortillet (Paris, seit 1864). Ferner die Werke: Diefenbach, «Vorschule der Völkerkunde» (Frankf. 1864); Ratzel, «Die Vorgeschichte der europäischen M.» (Münch. 1874); sowie für vorhistor. Zeiten außer den Werken von Keller und Desor über die Pfahlbauten: Lubbock, «Pre-historic times» (Lond. 1865; deutsch von Passow, 2 Bde., Jena 1873—74); Lartet und Christy, «Reliquiae aquitanicae» (Lond. 1866); W. Baer, «Der vorgeschichtliche M. Ursprung und Entwickelung des Menschengeschlechts» (herausg. von Hellwald, 2 Abth., Lpz. 1873—74); Häckel, «Anthropogonie» (Lpz. 1874); Caspari, «Die Urgeschichte der Menschheit» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1877). Sämmtliche Fragen resumirt das Werk von K. Vogt: «Vorlesungen über den M., seine Stellung in der Schöpfung und der Geschichte der Erde» (2 Bde., Gieß. 1863—65).

Mensch (psychologisch). Die seelischen Eigenthümlichkeiten, welche den M. aus der Zahl der übrigen Thiere weit herausheben, wurzeln theilweise in der durch seine Organisation bedingten und durch seine aufrechte Haltung begünstigten Vollkommenheit seiner Fingerthätigkeit, wodurch er zur Anfertigung der für ihn im Kampf ums Dasein nöthigen Werkzeuge und Waffen befähigt wurde, theils in der Ausbildung einer zum Ausdruck des vernünftigen Gedankens geeigneten Sprache. Beide Vorzüge sind, wie der Vergleich der Naturvölker mit den civilisirten Nationen zeigt, nicht gleichmäßig in der gesammten Species vertreten: in den vorgeschrittenen Rassen sind sie durch jahrtausendelange Entwickelung und Potenzirung bis zu derjenigen Höhe gediehen, welche wir als Cultur bezeichnen. Aber auch auf den niedrigsten Stufen des menschlichen Daseins zeigte sich einerseits in der Ausbildung zweckmäßig überlegter Bearbeitung von Naturgegenständen, andererseits in der Fähigkeit einer begrifflichen Mittheilung unter den Individuen eine Grundlage der Cultur, welche auch den höchst entwickelten Klassen der übrigen Wirbelthiere völlig abgeht. Inwieweit auch diese wieder ein Product der Entwickelung ist, läßt sich weder empirisch constatiren noch durch allgemeine Theorien erklären: sicher ist nur, daß wo uns in der Naturforschung der M. auch entgegentritt, er immer schon eine gewisse Selbstständigkeit der zweckmäßigen Ueberlegung und der technischen Arbeit allen übrigen Dingen und Wesen gegenüber besitzt. Daß beides auf das innigste zusammenhängt, ist mit Sicherheit anzunehmen. Eine gemeinsame Grundlage für beides liegt in der Fähigkeit des M., sich von dem sinnlichen Eindrucke und dessen augenblicklichen Impulsen frei machen und den Gang der Vorstellungen von innen heraus bestimmen zu können. In der größern Herrschaft über die eigenen Gedanken, in der entwickelten Willkürlichkeit der seelischen Bewegung liegt der allgemeine Charakter des menschlichen Seelenlebens, und diese Freiheit der Selbstbestimmung ist es denn auch, welche man unter dem Namen der «Vernunft» als das unterscheidende Wesen des M. zu bezeichnen pflegt. Dieselbe besteht in der Entwickelung fester, herrschender Vorstellungsmassen, welche einerseits als deutende und erklärende Begriffe die Auffassung der sinnlichen Eindrücke bedingen, andererseits als constante und kräftigste Motive die Vorgänge der Willensentscheidungen bestimmen; nach beiden Seiten hin den M. von der Herrschaft des momentanen Zustandes befreiend und ihn zum Herrn seiner selbst machend, haben dieselben sich in der Sprache ausgeprägt und befestigt: die Entwickelung der letztern ist mit derjenigen der Vernunft völlig gleich, und die Sprache ist deshalb das äußere Kennzeichen, die specifische Differenz, das charakteristische Merkmal des M. (S. Sprachwissenschaft.)

Die verschiedenen Aeußerungsweisen der menschlichen Vernunft lassen sich daher nach den Arten der zur Herrschaft gelangten und die Apperception (s. d.) bedingenden Vorstellungsmassen eintheilen. Der psychol. Theil der Anthropologie (s. d.) hat die Untersuchung derselben und ihres Zusammenhangs mit den physiol. und den histor. Thatsachen zu ihrer Aufgabe. Auf dem theoretischen Gebiete zeigt sich die Vernunft in der Entwickelung allgemeiner Begriffe, welche dann der Auffassung aller andern Eindrücke zu Grunde gelegt werden, und in der Heranbildung der kritischen Fähigkeit, den Erkenntnißwerth der Vorstellungen zu unterscheiden, zwischen richtig und unrichtig, wahr und falsch zu unterscheiden; es gipfelt dieselbe in der Möglichkeit, sich auf abstracte Grundsätze dieser Beurtheilung zu besinnen. (S. Logik.) Auf praktischem Gebiete

Digitized by Google

entstehen auf diese Weise Grundsätze des Thuns und Unterlassens, welche zu bleibenden Motiven der Willensentscheidung werden und wiederum den Maßstab für eine Beurtheilung der einzelnen Handlungen und Entschlüsse abgeben, sodaß auch diese als recht und unrecht, als gut und böse unterschieden werden. (S. Ethik.) Das gemeinsame Resultat bei den Bewegungen ist die Ausbildung des individuellen Selbstbewußtseins, einer wesentlichen Eigenthümlichkeit des M., in welchem zu gleicher Zeit eine Besinnung auf die für alle M. gültigen Regeln des Denkens und Handelns stattfindet. In der so herangezogenen Freiheit von dem blos sinnlichen Eindruck und seiner unmittelbaren Gefühlswirkung wurzelt dann auch die Fähigkeit des M., an den Gegenständen seiner Wahrnehmung ein persönlich uninteressirtes Wohlgefallen oder Misfallen zu haben, d. h. sich ästhetisch zu verhalten und die Dinge als schön oder häßlich zu beurtheilen. (S. Aesthetik.) In der Vereinigung aller dieser Vorstellungen gewinnt der M. den Gedanken eines einheitlichen Zusammenhangs der ganzen Welt, zu dem er erkennend, handelnd, genießend ein persönliches Verhältniß der Unterordnung und der ahnungsvollen Hingebung besitzt, und den er mit dem religiösen Gefühle umfängt. (S. Religionsphilosophie.)

Alle diese Errungenschaften der menschlichen Vernunft gebühren nicht dem einzelnen Individuum, sondern vielmehr der gemeinsamen Arbeit der Gattung. Die socialen Instincte, schon bei den Thieren verschiedener Ordnung lebhaft entwickelt, erreichen bei dem M. ihre größte Energie, eben weil das Wachsthum seiner Vernunft an die Sprache, die gemeinsame Thätigkeit, gebunden ist. Hier adeln sich die natürlichen Anlagen der Geschlechtsgemeinschaft zur Familie; hier bildet sich durch eine vernünftige Theilung der Arbeit, der Rechte und Ansprüche der Staat aus, hier schließen sich die moralischen Bestrebungen der Individuen zu der religiösen Form der Kirche zusammen, und als die Verschmelzung aller dieser Bewegungen erscheint der Culturbegriff der Gesellschaft als einer Vereinigung, in welcher der natürliche Kampf ums Dasein, den die Individuen weiter führen müssen, durch Vernunftgesetze geordnet wird. Diese Ausbildung der socialen Ordnung erscheint deshalb als der typische Charakter der menschlichen Gattung; sie enthält, zugleich theilend und vereinigend, die Thätigkeit der Individuen zugleich aufnehmend und aus sich heraus bestimmend, die eigentliche Realisation des innern Wesens des M., und wenn der M. auf der einen Seite das einzige Thier ist, welches dem allgemeinen Gattungscharakter gegenüber zu selbstständiger Ausprägung des individuellen Wesens gelangt, so ist er auf der andern Seite dasjenige, welches in seiner ganzen Ausbildung von der Einwirkung der gesammten Gattung am allermeisten abhängig ist. Er ist nichts ohne die Gattung, er kann nur gedeihen als soziales Wesen. (S. Gesellschaft.)

Diese Thatsache hat ihren letzten Grund darin, daß der M. von allen Geschöpfen unsers Planeten das entwickelungsfähigste ist. Während die übrigen Thiere nur in ganz langsamer, durch jahrtausendelange Zwischenräume zählbarer Umwandlung begriffen sind, lebt die menschliche Gesellschaft in verhältnißmäßig kurzer Zeit große Entwickelungen ihres innern Wesens durch. Der M. ist das Thier, welches Geschichte hat. Und auch dies beruht wiederum auf seiner vernünftigen Sprache und der durch sie möglichen Mittheilung. Während bei den übrigen Thieren jede Generation von der vorhergehenden nichts als die allgemeinen Gattungsinstincte erbt und deshalb alle Erfahrungen selbst wieder machen muß, ist bei dem M. die Vererbung nicht nur auf den physischen Proceß beschränkt, sondern geschieht in noch viel hervorragender Weise durch die sprachliche Ueberlieferung. So kommt es, daß jede Generation des M. mit den Errungenschaften aller frühern ihre neue Arbeit beginnen kann, und daraus erklärt sich der relativ rasche Fortschritt des menschlichen Geschlechts. Das Wesen des M. entwickelt sich nur in der Geschichte (s. d.). Allein an dieser histor. Entfaltung nahmen die einzelnen Unterarten der Species, die verschiedenen Völker, nicht in gleichem Maße theil. Denn schon die Anlage der vernünftigen Ausbildung ist unter denselben sowol nach ihrer physischen Organisation, als auch nach den geogr. Bedingungen ihrer Existenz ungleichmäßig vertheilt, eine Thatsache, deren Darstellung der Ethnographie (s. d.) zufällt. Zahlreiche Völker, welche als Naturvölker bezeichnet zu werden pflegen, zeigen nur eine so langsame, allmähliche Entwickelung, daß sie darin fast den Thieren nahe zu stehen scheinen; die eigentliche Entfaltung des menschlichen Wesens findet dagegen unter denjenigen Völkern statt, in denen eine continuirliche Entwickelung der Einzelnen und ihrer Gemeinschaft die Ausbildung der vernünftigen Eigenthümlichkeit des M. bedingt hat. Diese im engern Sinne histor. Völker gehören zum Theil der Mongolischen, der großen Mehrzahl nach der Kaukasischen Rasse an. In diese gemeinsame Entwickelung sind die einzelnen Völker der Reihe nach eingetreten, zum Theil wieder daraus zurückgetreten. Die Aufgabe derselben ist die stetige Vervollkommnung derjenigen Thätigkeiten, in denen sich das Wesen der

Digitized by Google

menſchlichen Vernunft manifeſtirt. Die Geſammtheit derſelben nennt man Cultur. Alle Geſchichte iſt deshalb eigentlich Culturgeſchichte, und die polit. Geſchichte, die Geſchichte der Religionen, der Sitten, der Künſte, der Wiſſenſchaften, der Technik u. ſ. f. nur Theile derſelben, da die Geſchichte der Menſchheit ſowie dieſe ſelbſt ein untheilbares Ganzes iſt.

Menſchenaffen oder Waldmenſchen (Pithecus) werden die drei Affenarten Orang-Utang (ſ. d.), Schimpanſe (ſ. d.) und Gorilla (ſ. d.) genannt. (S. Affe.)

Menſchenraſſen, ſ. Menſch (naturgeſchichtlich).

Menſchenraub (plagium) kann in der eigentlichen, dem röm. Rechte zu Grunde liegenden Bedeutung nur da vorkommen, wo es Sklaverei gibt, indem dieſes Verbrechen darin beſteht, einen freien Menſchen widerrechtlich zum Sklaven zu machen, was nach der lex Fabia de plagiariis und einigen ſpätern kaiſerl. Conſtitutionen mit Capitalſtrafe oder ſelbſt dem Tode bedroht war. Diejenigen analogen Verbrechen, welche man gegenwärtig unter M. begreift, ſind eigentlich Abarten des Verbrechens der Gewalt (crimen vis). Hauptſächlich rechnet man hierher diejenige widerrechtliche Handlung, wodurch jemand durch Beraubung ſeiner Freiheit in den Zuſtand einer dauernden Abhängigkeit von fremder Herrengewalt verſetzt oder in entfernte Weltgegenden geſchleppt wird, alſo das Verſetzen in die Leibeigenſchaft, in fremden Kriegs- oder Schiffsdienſt, die ſog. Seelenverkäuferei u. dgl.; ferner den Kinderdiebſtahl und Verkauf von Kindern an Seiltänzer, Bettler u. ſ. w., wiewol hier zum Theil noch Verletzung der Familienrechte hinzutritt. Das Deutſche Reichsſtrafgeſetzbuch bedroht in §. 234 mit Zuchthaus denjenigen, welcher ſich eines Menſchen durch Liſt, Drohung oder Gewalt bemächtigt, um ihn in hülfloſer Lage auszuſetzen oder in Sklaverei, Leibeigenſchaft oder in auswärtige Kriegs- oder Schiffsdienſte zu bringen. Nach §. 235 werden mit Gefängniß beſtraft die, welche eine minderjährige Perſon durch Liſt, Drohung oder Gewalt ihren Aeltern oder ihrem Vormunde entziehen, mit Zuchthaus bis zu 10 Jahren, wenn die Handlung in der Abſicht geſchieht, die Perſon zum Betteln oder zu gewinnſüchtigen, unſittlichen Zwecken oder Beſchäftigungen zu gebrauchen. Das franz. Recht kennt enlèvement des mineurs, das engl. Recht das «Kidnapping». Vgl. Mayer, «Geſchichte der Strafrechte» (Trier 1876).

Menſchenrechte heißen die ewigen, unveräußerlichen Rechte, die den Menſchen kraft ihrer über die Thierwelt erhabenen Natur zuſtehen. Sie beruhen ſämmtlich auf der Anerkennung der Perſönlichkeit, ohne welche weder Rechte noch Pflichten denkbar ſind. Es bedurfte einer Arbeit von Jahrtauſenden, ehe die Völker und Staaten auf die Höhe der Sittlichkeit und Civiliſation gelangten, daß dem Einzelnen die allgemeinen Rechte und Güter auch nur in der Theorie zugeſtanden wurden. Die Aufklärungsphiloſophie des 18. Jahrh. erwarb ſich das Verdienſt, die Freiheit der Perſon als rechtsphiloſ. Princip aufzuſtellen. Mitten in dem Zerwürfniſſe der Zeitbildung mit dem Feudalſtaate und dem Hofdespotismus bildete nach dem Vorgang der engl. Revolution vorzugsweiſe die franz. Nation dieſe Grundidee zur Weltanſchauung aus und knüpfte daran eine Reihe praktiſcher Forderungen, die ihre poſitive Anwendung zunächſt in Nordamerika erhielten, wo der Congreß der Vereinigten Staaten 1776 die M. als die leitenden Grundſätze des Staatsrechts anerkannte. Lafayette ſoll nach dieſem Vorgange der franz. Nationalverſammlung zuerſt den Vorſchlag gemacht haben, der zu entwerfenden Conſtitution die Grundſätze der freien Perſönlichkeit voranzuſtellen. Nach längerer Verhandlung, wobei ſich beſonders Sieyès, Mirabeau, Condorcet und Pétion betheiligten, wurde im Aug. 1789 die berühmte Erklärung der Rechte des Menſchen und des Bürgers (Déclaration des droits de l'homme et du citoyen) zum Decret erhoben und hierauf der Conſtitution vom 3. Sept. 1791 einverleibt. Als der Nationalconvent nach Proclamation der Republik die Verfaſſung änderte, brachte Robespierre eine neue Erklärung der Rechte zu Stande, die als das Seitenſtück zur Verfaſſungsurkunde vom 24. Juni 1793 das Misfallen aller Gemäßigten erregte. Nach dem Sturze der Schreckensherrſchaft fügte darum der Convent der Conſtitutions-Acte vom 5. Fructidor des J. III (22. Aug. 1795) eine modificirte und geordnete Erklärung der M. bei. Die Grundrechte, die hiernach dem Menſchen im Staate und in der Geſellſchaft zukommen, ſind das Recht der Freiheit, Gleichheit, Sicherheit und des Eigenthums. (Vgl. Sieyès, «Reconnaissance et exposition des droits de l'homme et du citoyen», Par. 1789.) Die Erklärung der Rechte von 1789 fügte noch ausdrücklich die Freiheit des Gewiſſens, des Cultus, der Meinungsäußerung und der Preſſe, die von 1793 außerdem das Recht des Bürgers auf Unterricht, auf Unterſtützung und, im Falle einer Geſetzübertretung von ſeiten der polit. Autorität, das Inſurrectionsrecht hinzu. Die Verfaſſung, welche den Ereigniſſen vom 18. Brumaire folgte, ſowie die Inſtitutionen des Kaiſerreichs ſchwiegen von den allgemeinen Rechten und Pflichten. Dagegen erkannte die von

Ludwig XVIII. 4. Juni 1814 verliehene Charte die allgemeinen M. als die Principien des öffentlichen Rechts wieder an. Dem Beispiele Frankreichs folgten die südamerik. Staaten, indem sie ihren Verfassungen allgemeine und leitende Rechtsgrundsätze voranstellten. Auch den sog. Grundrechten (s. d.), welche von der Deutschen Nationalversammlung aufgestellt, in den meisten deutschen Staaten promulgirt und theils in die Verfassungen des J. 1848 aufgenommen, später aber mit dieser Gesetzgebung wieder aufgehoben wurden, lag dieselbe Idee zum Grunde.

Menschikow (Alex. Danilowitsch), russ. Staatsmann und Feldmarschall, nach der gewöhnlichen Annahme der Sohn eines Kleinbürgers in Moskau, wo er 17. (27.) Nov. 1672 geboren wurde. Als Bäckerlehrling gefiel er durch seine aufgeweckte Miene dem General Lefort, der ihn Peter d. Gr. vorstellte. Zum Denschtschik des Zaren ernannt, gelang es ihm, eine Verschwörung der Strelitzen zu entdecken, wodurch er sich die Bahn zu den höchsten Ehrenstellen öffnete. Als Sergeant im Garderegiment Preobraschensk machte er 1696 den Feldzug gegen Asow mit, begleitete den Zaren auf seiner Reise nach Holland und England und gewann sich das Vertrauen desselben in hohem Grade. Er war es, der 30. Oct. 1706 die Schweden bei Kalisch schlug, nicht wenig zu den Siegen von Ljesnoi und Pultawa beitrug und nach dieser letztern Schlacht den größten Theil der schwed. Armee unter Lewenhaupt zur Capitulation zwang. An der Spitze der russ. Armee rückte er in Pommern und Holstein ein und eroberte 1713 Stettin, welches er jedoch gegen den Willen des Zaren an Preußen überließ. Dieses und M.'s Eigennutz und Habsucht, die ihn mehrfach zur Veruntreuung führten, brachten Peter d. Gr. so gegen ihn auf, daß er ihn vor ein Kriegsgericht stellte, welches ihn durch Stimmenmehrheit zum Tode verurtheilte. Der Kaiser begnadigte ihn zwar, ließ ihn in allen seinen Würden und sogar in dem Amte eines Generalgouverneurs von Petersburg; doch mußte M. eine bedeutende Geldbuße zahlen und gewann unter Peter seinen frühern Einfluß nicht wieder. Eine desto gewaltigere Rolle spielte er während der Herrschaft Katharina's I., welche 1725 hauptsächlich durch seine Entschlossenheit auf den Thron gehoben wurde und sich in allem seinem Willen fügte. Obgleich es ihm gelang, die gewaltsame Vertreibung des zum Herzog von Kurland und Gemahl der Herzogin (spätern Kaiserin) Anna Iwanowna bestimmten Marschalls von Sachsen durchzusetzen, ging sein Plan, sich zum Herzog von Kurland ernennen zu lassen, nicht in Erfüllung. Nach dem Tode Katharina's stellte er sich eigenmächtig an die Spitze der Regierung, übte im Namen des minderjährigen Peter II. die unumschränkteste Gewalt aus und stand bereits auf dem Punkte, durch Vermählung seiner Tochter Maria Schwiegervater des Kaisers zu werden, als er plötzlich von den Dolgorukij gestürzt und nach Sibirien verbannt wurde, während sein ungeheueres Vermögen der Krone verfiel. Im Sept. 1727 reiste M., den Kaiser Joseph I. 1706 zum deutschen Reichsfürsten erhoben, dem Peter d. Gr. 1707 die Würde eines russ. Fürsten und auf dem Schlachtfelde von Pultawa den Feldmarschallstab verliehen hatte, mit seiner Gemahlin, seinem Sohne und seinen beiden Töchtern nach Beresow ab. Er ertrug anfangs sein Unglück mit stoischer Resignation, nach dem Tode seiner Gattin und seiner ältesten Tochter aber versank er in tiefe Schwermuth und beschloß sein kummervolles Leben 22. Oct. (2. Nov.) 1729. — Seine beiden noch übrigen Kinder wurden 1730 von der Kaiserin Anna aus der Verbannung zurückberufen. Die Tochter **Alexandra** heirathete den General Grafen Gustav Biron, Bruder des Herzogs von Kurland, und starb zu Petersburg 13. (24.) Oct. 1736. Der Sohn, Fürst **Alexander Alexandrowitsch** M., geb. 1713, wurde Gardeoffizier, zeichnete sich in den türk. und schwed. Kriegen aus und starb als General-en-Chef 27. Nov. (8. Dec.) 1764. — **Fürst Alexander Sergejewitsch** M., Enkel des Letztgenannten, russ. Admiral, Seeminister und Generaladjutant des Kaisers Nikolaus, geb. 1789, trat 1806 in Dienst und war eine Zeit lang Attaché bei der Gesandtschaft in Wien. In der Folge machte er als Flügeladjutant des Kaisers Alexander die Feldzüge 1812—15 mit, stieg bis zum Generalmajor und Commandanten des kaiserl. Hauptquartiers, nahm aber 1823 mit Kapodistrias, Stroganow u. a. seine Entlassung, weil die von ihnen gewünschte Intervention zu Gunsten Griechenlands nicht stattfand. Nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus ward M. mit einer außerordentlichen Mission nach Persien abgeschickt, fand jedoch den Schah zum Kriege entschlossen und nahm auf seiner Rückkehr an den ersten Ereignissen desselben theil. Im türk. Feldzuge von 1828 erhielt er das Commando der Expedition nach Anapa, welche Festung sich ihm nach kurzer Belagerung ergab. Alsdann mit der Belagerung von Varna beauftragt, wurde er bei einem Ausfall der Garnison schwer verwundet und mußte den Kriegsschauplatz verlassen. Nach seiner Wiederherstellung trat er als Viceadmiral und Chef des Marine-Generalstabes an die Spitze des russ. Seewesens. Seit 1831 auch General-

Digitized by Google

gouverneur von Finland, wurde M. 1834 zum Admiral befördert und übernahm 1836 die Leitung des Marineministeriums. Im März 1853 erschien er mit glänzender Suite als außerordentlicher Botschafter in Konstantinopel, um die wegen der heiligen Stätten entstandenen Differenzen zu schlichten und zugleich die Pforte zur Anerkennung des russ. Protectorats über die griech.-kath. Bevölkerung zu zwingen. Da jedoch der Sultan letzteres entschieden ablehnte, brach M. die Unterhandlungen ab und schiffte sich 21. Mai wieder nach Odessa ein. Durch diese verhängnißvolle Mission wurde der Orientkrieg eingeleitet, nach dessen Ausbruch M. zum Oberbefehlshaber der russ. Land- und Seemacht in der Krim ernannt wurde. Die Ausschiffung der anglo-franz. Armee vermochte er nicht zu hindern, und 20. Sept. 1854 wurde er an der Alma geschlagen. Ein Versuch, das von den Alliirten belagerte Sewastopol zu entsetzen, ward durch die Schlacht von Inkerman, 5. Nov. 1854, vereitelt. Doch vertheidigte er Sewastopol mit Erfolg mehrere Monate hindurch, bis er im März 1855, angeblich Krankheits halber, vom Obercommando zurücktrat. Kurz vor dem Frieden von 1856 erhielt er den Oberbefehl in Kronstadt. Während der letzten Jahre seines Lebens nahm er an den Verhandlungen des moskauer Comité zur Aufhebung der Leibeigenschaft als entschiedener Gegner der Reformpartei Antheil. Er starb 2. Mai 1869 zu Petersburg. — Sein einziger Sohn, Fürst Wladimir M., ist seit 1857 Generallieutenant und Generaladjutant des Kaisers.

Mensdorff-Pouilly (Alexander, Graf von), österr. Feldmarschalllieutenant und Staatsmann, geb. 4. Aug. 1813 als der zweite Sohn des Generals Grafen Emanuel M. (gest. 1852) aus dessen Ehe mit der Herzogin Sophie von Sachsen-Koburg-Saalfeld, trat 1829 in die Armee ein. Im J. 1848 begleitete er als Major den damaligen Erzherzog Franz Joseph nach Italien und wurde nach dessen Thronbesteigung (2. Dec. 1848) zum Flügeladjutanten des Kaisers ernannt. Er wohnte hierauf dem Kriege in Ungarn bei und zeichnete sich namentlich im Feldzuge von 1849 als Oberst eines leichten Cavallerieregiments vortheilhaft aus. Ende 1850 wurde Graf M., nachdem er zum Generalmajor avancirt, als Bundescommissar nach Holstein gesandt, dessen Verwaltung er in Gemeinschaft mit dem preuß. und dem holstein. Commissar bis zur Uebergabe des Landes (2. Febr. 1852) an die Dänen führte. M. war von April 1852 bis Nov. 1853 außerordentlicher Gesandter am russ. Hofe, wurde 1859 zum Feldmarschalllieutenant befördert, machte als Cavalleriedivisionär bei der Zweiten Armee den Feldzug in Italien mit und nahm an den Schlachten von Magenta und Solferino Antheil. Im Oct. 1860 erfolgte seine Ernennung zum commandirenden General im Temeser Banat und der Serbischen Wojwodschaft sowie zugleich zum kaiserl. Commissar für dieses Kronland. Bereits 9. März 1861 wurde er jedoch zum Statthalter in Galizien und zum commandirenden General in diesem Lande sowie in der Bukowina ernannt. Infolge des Rücktritts des Grafen Rechberg wurde Graf M. 27. Oct. 1864 zum Minister des kaiserl. Hauses und des Aeußern berufen und bildete dann mit Belcredi und Larisch das Dreigrafen-Ministerium, dessen Politik den Kaiserstaat zu den verhängnißvollen Ereignissen des J. 1866 führte. Nach Wiederherstellung des Friedens suchte er seinen Abschied nach, den er 30. Oct. 1866 erhielt. Seit 1857 mit Alexandrine, Gräfin von Dietrichstein, der Erbherrin der vormals Dietrichstein'schen Herrschaft Nikolsburg, vermählt, wurde er 20. März 1869 mit dem durch den Tod seines 27. Aug. 1864 verstorbenen Schwiegervaters erloschenen Titel Fürst von Dietrichstein zu Nikolsburg beliehen, avancirte 1868 zum General der Cavalerie und starb 15. Febr. 1871 als Statthalter von Böhmen, welche Stellung er erst seit Frühjahr 1870 bekleidete. — Alphons Graf von M., geb. 25. Jan. 1810, Besitzer der böhm. und mähr. Güter des Hauses, diente in der Armee bis zum Range eines Obersten. Am 7. Febr. 1862 wurde M. zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses des österr. Reichsraths ernannt, in welchem er zur feudal-klerikalen Partei zählt.

Menstruation oder Monatliche Reinigung (menses), auch Regel, Periode oder Katamenien, nennt man jene den Frauen und auch einigen weiblichen Säugethieren eigenthümliche Blutausscheidung durch die Gebärmutterschleimhaut, welche mit der Geschlechtsreife eintritt und bis zu Ende der zeugungsfähigen Jahre periodisch wiederkehrt. Sie begleitet die Lösung und den Austritt eines reifen und befruchtungsfähigen Eichens aus dem Eierstocke in den Eileiter und durch diesen in die Gebärmutter. Ihr erstes Erscheinen, das häufig mit mannichfachen Beschwerden verbunden, naturgemäß aber ohne alle krankhaften Zufälle stattfindet, fällt in den gemäßigten Klimaten in das 13. bis 15. Lebensjahr, dagegen in südl. Ländern schon in das 9. bis 12., in nördl. Gegenden erst in das 18. bis 20. Lebensjahr. Der Blutabgang dauert mehr oder weniger stark drei bis vier, oft aber auch acht Tage, hört dann von selbst auf und kehrt hierauf alle vier Wochen, oft mit dem Tage, regelmäßig zurück. Doch gibt es auch

Digitized by Google

Frauen, welche alle drei Wochen, ja alle 14 Tage menſtruiren. Die Menge des in der genannten Zeit tropfenweiſe ausfließenden Blutes, welches die Eigenthümlichkeit hat, nicht wie anderes Blut zu gerinnen, richtet ſich hauptſächlich nach der körperlichen Beſchaffenheit, der Lebensweiſe u. ſ. w. Bei eintretender Schwangerſchaft verſchwindet die M. entweder ſogleich und völlig, was der gewöhnlichere Fall iſt, oder ſie kehrt während der erſten Monate nach ſtattgefundener Empfängniß noch einigemal, aber ſchwächer, zurück, hört dann ganz auf und ſtellt ſich oft nicht eher wieder ein als nach Beendigung des Säugens. Abgeſehen von ſolchen Unterbrechungen, die auch infolge von Krankheiten eintreten können, währt der monatliche Blutabgang ſo lange fort, als die Zeugungsfähigkeit des Weibes dauert, und verſchwindet naturgemäß erſt mit dieſer für immer. Dies geſchieht am gewöhnlichſten zwiſchen dem 40. und 50. Lebensjahre, ſog. Involutionsperiode oder Klimakteriſche Jahre. Die M. bietet eine Menge Abweichungen dar, welche einestheils Folgen geſtörter Geſundheit ſind, anderntheils mehr oder weniger auf das übrige Befinden des Weibes einwirken und ſo Quelle ſehr verſchiedenartiger Krankheiten werden können. Die allzu reichliche menſtruale Blutung, Menorrhagie, iſt die Folge ſehr verſchiedenartiger und zahlreicher Krankheitszuſtände und bedarf unter allen Umſtänden einer ſorgſamen ärztlichen Behandlung. Ueber das Ausbleiben der M. ſ. Amenorrhöe, über erſchwerte und ſchmerzhafte M. ſ. Dysmenorrhöe.

Menſur, ſ. Fechtkunſt. — **Menſuralgeſang**, ſ. Figuralmuſik.

Mentāna, Stadt in der ital. Provinz Rom, 21 Kilom. nordöſtlich von Rom, wahrſcheinlich die Civitas Nomentana der Alten, unweit deren die Via gleichen Namens vorbeizog, geſchichtlich bekannt geworden durch die Niederlage Garibaldi's 3. Nov. 1867. Das etwa vierſtündige Gefecht von M. wurde von den Freiſcharen Garibaldi's, der ſich nach dem Erfolge von Monte-Rotondo (ſ. d.) auf dem Wege von M. gegen Tivoli in Marſch geſetzt hatte, und denen des Papſtes geliefert, welche letztern, unter Befehl des Oberſten Charette, weſentlich durch eine unter dem General Polhès ſtehende, dem Corps de Failly untergeordnete Abtheilung franz. Infanterie, Jäger zu Fuß und zu Pferde unterſtützt wurden. Die päpſtl. Truppen ſiegten beſonders durch die Erfolge, welche das franz. Chaſſepotgewehr («die Wunder von M.») errang. Garibaldi ſoll an 3000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren haben. Das wichtigſte Ergebniß des Treffens bei M. war, daß er ſelbſt am Tage nach demſelben auf der Eiſenbahnſtation Figline, zwiſchen Arezzo und Florenz, von einem höhern ital. Offizier der Carabinieri angehalten, feſtgenommen und nach dem Fort Varignano bei La Spezia gebracht wurde. Zur Erinnerung an dieſen Sieg ſtiftete Papſt Pius IX. durch Breve vom 14. Nov. 1867 die Mentana-Medaille, ein achteckiges Kreuz von Silber mit der Inſchrift «Fidei et Virtuti» auf der einen und «Hinc Victoria» auf der andern Seite, welches an alle päpſtl. und franz. Truppen, die bei M. mitgefochten hatten, verliehen wurde. Dagegen wurde 25. Nov. 1877 in M. ein Denkmal (röm. Opferaltar auf einem 39 Mt. im Umfange meſſenden quadratförmigen Podium, im ganzen 10 Mt. hoch), deſſen Koſten durch Subſcription ital. Patrioten aufgebracht worden waren, zu Ehren der gefallenen Garibaldianer enthüllt.

Mentha, Minze, iſt der Name einer zur Familie der Lippenblütler gehörenden Pflanzengattung mit kleiner, trichterförmiger, vierſpaltiger, meiſt röthlicher Blume und vier oberwärts auseinander tretenden Staubgefäßen. Es ſind vielgeſtaltige, meiſt behaarte Kräuter mit kriechender Wurzel, gegenſtändigen, meiſt geſägten Blättern und bald entfernt ſtehenden, bald zu Aehren oder Köpfen zuſammengedrängten Blütenquirlen. Sie enthalten ſämmtlich ein aromatiſch riechendes ätheriſches Oel, wodurch ſie mehr oder minder heilkräftig werden. Vorzüglich ſind die Pfefferminze (ſ. d.) und krausblätterige Culturvarietäten verſchiedener Arten, die ſog. Krauſeminze (ſ. d.), ſowie der Polei (ſ. d.) als flüchtig reizendes Heilmittel beſonders bei Affectionen der Unterleibsorgane gebräuchlich. Auch die Waldminze (M. sylvestris) iſt ſammt ihren vielen Varietäten ſehr gewürzhaft. Auf feuchten Aeckern und anderwärts wächſt die Ackerminze oder Pferdeminze (M. arvensis), in Gräben und an Teichen die gebaute Minze (M. sativa) und die Waſſerminze (M. aquatica). Alle dieſe beſitzen gleichfalls den aromatiſchen eigenthümlichen Minzgeruch und können ebenſo wie erſtere benutzt werden.

Menton, ital. Mentōne, Seeſtadt im franz. Departement der See-Alpen, an der ital. Grenze, 31 Kilom. im Nordoſten von Nizza und 9,25 Kilom. jenſeit Monaco, durch die Corniche-bahn mit Genua und Toulon verbunden, erhebt ſich amphitheatraliſch an einer reizenden, von Citronen- und Orangenanlagen beſchatteten Bucht, welche durch eine mächtige Felswand der See-Alpen vor rauhen Winden geſchützt iſt. Der Ort hat in ſeinem obern alten Theile enge Gaſſen, hohe Häuſer, düſtere Arcaden und alte Feſtungsmauern, während der neue Stadttheil

Digitized by Google

längs des See-Ufers aus einer schönen Straße besteht. Von dem 1502 erbauten festen Schlosse sind nur wenige Reste auf dem Kirchhofe übrig, und der später aus dessen Steinen von Honoratus II. erbaute Palast dient jetzt zum Schulgebäude. Außer den zwei kath. Kirchen hat die Stadt auch einen prot. Tempel, ferner ein Stadthaus, ein Communalcollége, eine Bibliothek, einen Cercle mit Concert- und Ballsaal, einem kleinen Theater und Lesezimmern, mehrere Hotels und Pensionate sowie als Promenade eine neuerdings am Meere angelegte Allee von Palmbäumen und exotischen Pflanzen. Die Stadt zählt (1872) 6644 E., die sich mit Fertigung von Essenzen, Nudeln und feinen Tischlerwaaren sowie mit Schiffbau und Schifffahrt beschäftigen. Ungeachtet kein eigentlicher Hafen vorhanden, wird doch ein lebhafter Handel getrieben, der Citronen, Orangen, Feigen, Blüten zu Parfumerien, Cerealien, Fische zur Ausfuhr bringt. Die Aus- und Einfuhr beläuft sich auf 14,000 Tons und hat einen Werth von 22 Mill. Frs. Wegen des sehr milden und beständigen Klimas wird die Stadt vielfach von Brustleidenden aus dem Norden aufgesucht und ist einer der besuchtesten klimatischen Curorte Europas. Empfohlen wird M. besonders bei Lungentuberkulose im ersten Stadium, bei Bronchitis, chronischen Katarrhen, Rheumatismus, Gicht, Blasenstein und Skrofelsucht; für nervöse Personen ist der Aufenthalt in M. dagegen nicht geeignet. Längs der Bucht sind auf beiden Seiten Logirhäuser und Villen, ein Curhaus, Brücken u. s. w. angelegt. M. gehörte seit 1346 zum Fürstenthum Monaco (s. d.), stand seit 1849 nebst der 5,5 Kilom. im Südwesten gelegenen Gemeinde Roccabruna oder Roquebrune unter sardin. Verwaltung und wurde nebst Roccabruna vom Fürsten von Monaco im Vertrag vom 2. Febr. 1861 gegen eine Entschädigung von 4 Mill. Frs. an Frankreich abgetreten. Vgl. Stiege, «M. und sein Klima» (Berl. 1868); Brown, «Wintering at M. on the Riviera» (Lond. 1872).

Mentor, der Sohn des Alkimos, war der vertraute Freund des Odysseus, der ihm bei seiner Abreise nach Troja die Sorge für sein Hauswesen anvertraute, und der Lehrer des Telemachos. In seiner Gestalt begleitet Athene den Telemach nach Pylos und hilft sie dem Odysseus gegen die Freier. Der Name des M. wird auch vielfach zur Bezeichnung eines Lehrers und Führers von Jünglingen gebraucht.

Menuet, eine ältere Tanz- und Tanzmelodiengattung, ursprünglich aus Frankreich stammend, und zwar aus der Provinz Poitou, von wo sie um 1650 an den Hof Ludwig's XIV. kam. Durch edeln, anmuthig würdevollen Anstand ausgezeichnet, wurde die M. der Tanz der vornehmen Welt. Ihren Namen soll sie, der üblichen Annahme nach, von den graziösen kleinen (menu) Schritten erhalten haben, mit denen sie ausgeführt wurde. Die M. bildete in der Zeit des Reifrocks und der gezierten Steifheit einen Hauptbestandtheil der Tanzunterhaltungen, wird aber jetzt selten mehr getanzt. Als Melodie steht sie stets im Dreivierteltakt und wird in zwei Reprisen von je acht (oder sechzehn) Takten formirt. Der musikalischen Mannichfaltigkeit wegen wird nach dem Schlusse der zweiten Reprise noch ein zweiter Satz eingeführt, der ebenfalls wieder aus zwei Repetitionen besteht, rhythmisch dem ersten ganz ähnlich eingerichtet ist, aber an Charakter zu diesem möglichst in Contrast gestellt wird. Gewöhnlich wird dieser zweite Theil in einer der Haupttonart näher verwandten Nebentonart gesetzt. Weil man ehedem den ersten Menuetsatz gemeinhin nur zweistimmig behandelte (erste und zweite Violine unisono und Baß), so bediente man sich dann, um größere Mannichfaltigkeit zu erzielen, für den zweiten Satz (auch Menuetto secondo genannt) der Dreistimmigkeit, und daher hat dieser Theil der M. (und auch anderer neuerer Tänze) den Namen Trio erhalten. Die Bewegung der Menuetmelodie ist eine mäßig geschwinde, und ihrem musikalischen Charakter soll reizender Anstand und edle Einfachheit innewohnen. Als Charakterstück wurde die M. bald in die größern mehrsätzigen Compositionen jener Zeit, die Suite, Partita und Sonata, aufgenommen, wie auch später in das Streichquartett, die Orchestersymphonie und die Klaviersonate. In neuerer Zeit nimmt in den angeführten Formen zumeist das Scherzo (s. d.) die Stelle der M. ein.

Menyanthes, Name einer zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Gentianeen gehörigen Pflanzengattung, von welcher nach der gegenwärtigen Systematik nur eine einzige Art (alle andern früher aufgestellten Arten werden jetzt zur Gattung Limnanthemum gerechnet) vorkommt, nämlich der Fieber- oder Bitterklee (M. trifoliata L.). Von den übrigen Gentianeengattungen unterscheidet sich M. insbesondere durch die weiße, am Rande der Zipfel gefranste Blumenkrone und dadurch, daß die Klappen der einjährigen Kapsel die Samenträger auf ihrer Mitte tragen. (S. Bitterklee.)

Menzel (Adolf Friedrich Erdmann), ausgezeichneter Historienmaler, geb. 8. Dec. 1815 in Breslau, wo sein Vater eine lithographische Anstalt besaß, deren Thätigkeit großen Einfluß auf

Digitized by Google

die Neigungen des Sohnes hatte. Als der Vater das Talent des Jünglings erkannte, siedelte er 1830 nach Berlin über, um demselben dort bessere Ausbildung zu sichern; allein dem akademischen Lehrgange entzog sich M.; ganz auf sich selbst gestellt, sog er aus den reichen Eindrücken der großen Stadt die Bildungselemente ein, welche sich in ihm zu origineller Auffassung formten. Die in der lithographischen Technik erworbene Fertigkeit gab ihm den Muth, 1833 mit einem Cyklus lithographischer Federzeichnungen: «Künstlers Erdenwallen», vor die Oeffentlichkeit zu treten, welches Werk ihm die unumwundene Anerkennung Gottfried Schadow's und den Beifall der gesammten Künstlerschaft erwarb. M. ging nun, ebenfalls ganz auf eigene Hand, 1835 zum Studium der Oelmalerei über; 1836 erschienen seine von ihm selbst auf Stein gezeichneten 12 Blätter aus der brandenb.-preuß. Geschichte; andere Compositionen, darunter mehrere satirische, folgten, und 1837 errang er sich mit dem dritten seiner Oelbilder: Rechtsconsultation, die Anerkennung auch als Maler. Im Laufe der nächsten 10 Jahre trat er noch mit mehrern Oelgemälden hervor (unter anderm: Die Musikstörung, Gustav Adolf mit seiner Gemahlin in Hanau) und zeichnete im Auftrag des Hessischen Kunstvereins 1847 einen großen Carton: Einzug Heinrich's des Kindes in Marburg im J. 1247; aber die Hauptthätigkeit dieser Periode galt den Arbeiten für den Holzschnitt, zeitweise unterbrochen durch Versuche im Radiren auf Kupfer (6 Blatt, 1843). Durch die gemeinsam mit Kugler unternommene «Geschichte Friedrich's d. Gr.» wurde M. tiefer in das Studium der Zeitgeschichte dieses Königs hineingeführt; bekannt sind die geistreichen Illustrationen, 400 an der Zahl, mit denen er jenes Volksbuch (1840—42) schmückte. Seine geniale Manier zu zeichnen eröffnete dem Holzschneider Unzelmann einen glänzenden Wirkungskreis. Friedrich d. Gr. und seine Zeit blieb nun der Hauptstoff für M.'s künstlerische Thätigkeit. Außer der Theilnahme an der illustrativen Ausstattung der Werke Friedrich's d. Gr., welche 1846—57 erschienen, den Compositionen zu dem Prachtwerke «Friedrich's d. Gr. Armee in ihrer Uniformirung» (3 Bde., Berl. 1842—57), in ausgemalten Federzeichnungen auf Stein, nur in 30 Exemplaren vorhanden, den Zeichnungen zu den «Soldaten Friedrich's d. Gr.» (1846—49), Text von Lange, Holzschnitt von E. Kretzschmar, endlich «Aus König Friedrich's Zeit», 12 größere Holzschnittbildnisse seiner Kriegshelden in halber Figur (1850—55), geschnitten bei E. Kretzschmar von Saalborn, Klitsch u. a., beschäftigten den Künstler auch die Darstellungen jener Zeit in Form von größern histor. Oelgemälden. Den Anfang machte auf der Ausstellung von 1850 das Bild: Friedrich's d. Gr. Tafelrunde in Sanssouci 1750 (gestochen von Werner, später von Habelmann); 1852 erschien: Das Abendconcert Friedrich's d. Gr. (jetzt Eigenthum der Nationalgalerie), 1854: Friedrich d. Gr. auf Reisen (Galerie Ravené in Berlin), 1855: Friedrich d. Gr. bei der Huldigung in Breslau im J. 1741 (im Auftrag des Schlesischen Kunstvereins gemalt), 1856: Nächtliche Kampfscene bei Hochkirch 1758 (in der Gemäldegalerie des königl. Schlosses), 1857: Die erste Begegnung Friedrich's d. Gr. mit Joseph II. in Neisse (jetzt im Besitz des Großherzogs von Weimar), 1858: Blücher und Wellington am Abend der Schlacht bei Waterloo (gemalt für die Gedenkhalle im kronprinzlichen Palais). Der eigenthümlichen Technik wegen sind M.'s «Versuche auf Stein mit Pinsel und Schabeisen» (Berl. 1851) zu erwähnen. In derselben Technik vervielfältigte er sein für die Weihnachtsausstellungen der berliner Künstler gefertigtes Transparentbild: Christus als Knabe im Tempel lehrend, welche Darstellung gleich einer andern: Die Austreibung der Wechsler aus dem Tempel, vermöge ihrer eminent realistischen Auffassung außerordentliches Aufsehen erregte. An monumentalen Arbeiten von seiner Hand sind die al fresco gemalten überlebensgroßen Figuren der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen und Ludger von Braunschweig im Remter des Schlosses zu Marienburg (1855) zu nennen. Vielfach wurde daneben der Meister vom Hofe und dem Magistrat der Stadt Berlin für illustrative Gedenkwerke in Anspruch genommen, welche er in Aquarell und Gouache ausführte, einer Technik, die M. mit ungemeiner Meisterschaft handhabt. In einem großen Oelgemälde (1861—65) stellte M. im königl. Auftrage die Krönung König Wilhelm's in der Schloßkirche zu Königsberg dar, ein Werk, welches dank der bildlich-malerischen Beherrschung des ceremoniösen Stoffs und der vollendeten Treue seiner massenhaften Porträts, zu den höchsten Leistungen moderner Geschichtsmalerei zählt. Seit 1867 sind sodann noch folgende Oelgemälde des Meisters zu verzeichnen: Sonntag im Tuileriengarten, Missionspredigt im Buchenwald bei Kösen, Pariser Straßen am Wochentag, 1871: Abreise König Wilhelm's zur Armee, Moderne Cyklopen. Zu den neuesten Erzeugnissen seiner Hand gehört ein Cyklus geistvoller und launiger Compositionen zu Kleist's Lustspiel: «Der zerbrochene Krug» (1877). M. wurde 1853 zum Mitgliede der berliner Akademie gewählt. Vgl. Wessely, «Adolf M. Sein Leben und seine Werke» (Lpz. 1873).

Digitized by Google

Menzel (Friedr. Wilh.), Geh. Secretär und Kanzlist in dem königl. kurfürstl. Cabinet zu Dresden, geb. um 1726, bekannt durch seinen Verrath diplomatischer Verhandlungen, wodurch er zum beschleunigten Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs beitrug. König Friedrich II. von Preußen hatte Grund, zu vermuthen, daß zwischen den Höfen von Petersburg, Wien und Dresden Unterhandlungen gegen ihn gepflogen würden, und gab deshalb seinem Gesandten am sächs. Hofe den Auftrag, ihm darüber Licht zu verschaffen. Ein Zufall machte den Gesandten mit M. bekannt, der für große Summen dem preuß. Gesandten Abschriften von der geheimen Correspondenz lieferte, welche zwischen Sachsen, Rußland und Oesterreich in Bezug auf Preußen geführt wurde. Während einer Reise im Gefolge seines Königs nach Warschau kam man endlich seinem Vergehen auf die Spur. Er suchte sich durch die Flucht zu retten, kam aber nur bis Prag, wo er festgenommen und nach Brünn, 1763 aber nach dem Königstein gebracht wurde. Hier lebte er in sehr strenger Haft und starb im Mai 1796.

Menzel (Karl Adolf), deutscher Geschichtschreiber, geb. 7. Dec. 1784 zu Grünberg in Niederschlesien, besuchte das Elisabethanum zu Breslau und studirte hierauf auf der Universität Halle Philosophie, Philologie und besonders Geschichte. Nachdem er seit 1804 als Privatlehrer in Schlesien gewirkt, wurde er 1809 außerord. Professor am Elisabethanum zu Breslau, 1814 Prorector und zweiter Professor, auch Bibliothekar der Rhediger'schen Bibliothek, und 1824 Consistorial- und Schulrath. Zwar hörte 1825 seine Thätigkeit beim Consistorium wieder auf, dagegen erhielt er, neben der Aufsicht über die zum Ressort des Provinzial-Schulcollegiums gehörigen evang. Gymnasien und Seminare, noch die über das Bürger- und Elementarschulwesen der Hälfte des Regierungsdepartements. Von seinen histor. Arbeiten aus früherer Zeit sind zu erwähnen: «Topogr. Chronik von Breslau» (2 Bde., Bresl. 1805—7), «Geschichte Schlesiens» (3 Bde., Bresl. 1807—10), «Die Geschichte der Deutschen» (8 Bde., Bresl. 1815—23), die erste lebendig und in patriotischem Geiste geschriebene, übrigens auch auf gutes Quellenstudium gestützte deutsche Geschichte; «Geschichte unserer Zeit seit dem Tode Friedrich's II.» (2 Bde., Berl. 1824—25). Außerdem setzte er auch Becker's (s. d.) «Weltgeschichte» fort. Das bedeutendste seiner Werke war die «Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte» (12 Bde., Bresl. 1826—48; 2. Aufl., 6 Bde., 1854—56), das aus gründlichen Quellenstudien hervorging und tief in das Innere der kirchlich-polit. Zustände des deutschen Volkslebens namentlich im 16. und 17. Jahrh. eindringt. Ueberdies veröffentlichte er noch «Histor. Lehrstücke für Religions- und Staatsthumskunde» (Bresl. 1851) und «Staats- und Religionsgeschichte der Königreiche Israel und Juda» (Bresl. 1853). M. zog sich im April 1855 aus seinen Aemtern zurück und starb 19. Aug. 1855 zu Breslau an der Cholera. Aus seinem Nachlaß gab Wuttke heraus: «Religion und Staatsidee in der vorchristl. Zeit» (mit einer Biographie M.'s, Lpz. 1872).

Menzel (Wolfgang), namhafter Kritiker, Geschichtschreiber und Dichter, geb. 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schlesien, kam 1814 auf das Elisabethanum nach Breslau, verließ dasselbe aber bald wieder, um 1815 an dem Feldzuge gegen Napoleon theilzunehmen. Nach der Rückkehr ging er nach Berlin, wo er, ein leidenschaftlicher Turner, mit Jahn in regem Verkehr stand, studirte dann seit 1818 in Jena und Bonn Philosophie und Geschichte, wandte sich 1820 nach der Schweiz und wurde in Aarau erster Lehrer an der Stadtschule, legte aber zwei Jahre später seine Stelle nieder und privatisirte daselbst. M. ging 1824 nach Heidelberg, um die Bibliothek zu benutzen, im nächsten Jahre nach Stuttgart, wo er mit Cotta in Verbindung trat. Als Deputirter des Oberamts Bahlingen 1830 in die würtemb. Ständeversammlung gewählt, schloß er sich an Schott, Uhland und Pfizer, mit denen er sich auch, nachdem er den Landtagen von 1833, 1836 und 1838 beigewohnt, von der polit. Thätigkeit zurückzog. Doch nahm er diese später noch einmal auf, indem er 1848 und 1849 Mitglied der würtemb. Kammer war. In der literarischen Welt machte sich M. zuerst bekannt durch die «Streckverse» (Heidelb. 1823), welche eine Fülle von originellen Lebens- und Kunstansichten, von Poesie und Witz enthalten, und durch die mit Troxler, List, L. A. Follen und Mönnich begründeten «Europ. Blätter» (Zür. 1824—25), in denen er zuerst den Kampf gegen die hohle Form in der Poesie eröffnete, zugleich aber durch seine nüchterne Polemik gegen die Goethe'sche Schule sich zu den Verehrern Goethe's in ein feindliches Verhältniß setzte. Hierauf erschien seine «Geschichte der Deutschen» (3 Bde., Zür. 1824—25; 6. Aufl. 1872—73), bestimmt für das größere Publikum und die Schulen. Bei Gelegenheit der Streitigkeiten zwischen Voß und Creuzer schrieb er die kleine Schrift «Voß und die Symbolik» (Stuttg. 1825), durch welche er sich den Haß von Voß und dessen Anhängern zuzog. Durch den polemischen Theil seines Werks: «Die deutsche

Digitized by Google

Literatur» (2 Bde., Stuttg. 1828; 2. Aufl., 4 Bde., 1836) rief er von vielen Seiten heftige Angriffe hervor. Inzwischen blieb er beharrlich auf seiner Bahn und verschaffte sich durch die planmäßige Umgestaltung des «Literaturblattes», das er seit 1825 redigirte, ein Organ für seine literarischen Kämpfe. Nach der Julirevolution trat er immer heftiger dem franz. Einflusse und der denselben unterstützenden Literatur entgegen, sodaß Börne endlich die Schrift «M. der Franzosenfresser» (Par. 1837) wider ihn veröffentlichte. Als Dichter ist M. hauptsächlich durch die beiden geist- und phantasiereichen, auch in der Form meisterhaften Märchen «Rübezahl» (Stuttg. 1829) und «Narcissus» (Stuttg. 1830) bekannt. Später gab er in dem Romane «Furore» (3 Bde., Lpz. 1851) ein lebendiges Gemälde der Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs. In seiner «Reise nach Oesterreich» (Stuttg. 1831) und «Die Reise nach Italien im Frühjahre 1835» (Stuttg. 1835) lieferte er treffende Bemerkungen zur Charakterschilderung der Bewohner dieser Länder. Andere Schriften von ihm sind: «Geist der Geschichte» (Stuttg. 1835), «Europa im J. 1840» (Stuttg. 1839), «Taschenbuch der neuesten Geschichte» (5 Bde., Stuttg. 1829—33); ferner «Mytholog. Forschungen und Sammlungen» (Bd. 1, Stuttg. 1842), «Die Gesänge der Völker» (Lpz. 1851) und «Geschichte der deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit» (3 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1875). Nachdem sein Literaturblatt 1848 eingegangen, erneuerte er dasselbe 1852 als ein Organ der conservativ-kirchlichen Partei und zugleich eines entschiedenen deutschen Patriotismus. Im kirchlichen Sinne schrieb M. die «Christl. Symbolik» (Regensb. 1854) und «Die Naturkunde im christl. Geiste aufgefaßt» (3 Bde., Stuttg. 1856—57). Hieran reihen sich die histor. Arbeiten: «Geschichte Europas 1789—1815» (2 Bde., Stuttg. 1853; 2. Aufl. 1866), «Geschichte der letzten 40 Jahre» (3. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1865), «Die letzten 120 Jahre der Weltgeschichte, 1740—1860» (6 Bde., Stuttg. 1860), «Allgemeine Weltgeschichte» (12 Bde., Stuttg. 1862—65), «Der Deutsche Krieg von 1866» (12 Lfgn., Stuttg. 1867), die «Geschichte des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71» (2 Bde., Stuttg. 1871) und andere. Der größere Theil dieser Werke erscheint unter dem Titel «Geschichte der Neuzeit» (Stuttg. 1877 fg.) in einer Gesammtausgabe. Außerdem sind von M.'s Schriften zu nennen: «Geschichte der neuesten Jesuitenumtriebe in Deutschland 1870—72» (Stuttg. 1873), «Kritik des modernen Zeitbewußtseins» (2. Aufl., Frankfurt a. M. 1873) und «Die vorchristl. Unsterblichkeitsfrage» (2 Bde., Lpz. 1869). M. starb 23. April 1873 in Stuttgart. Seine bedeutende, aus etwa 18,400 Bänden bestehende Bibliothek wurde für die straßburger Universitätsbibliothek angekauft. Seine «Denkwürdigkeiten» gab sein Sohn, Karl M., heraus (Bielef. 1877).

Mephistopheles ist eine Benennung des Teufels oder, besser ausgedrückt, der im Weltlaufe auftretenden bösen und verneinenden Principien, welche besonders durch Goethe's «Faust» in Umlauf gekommen. Die alten Formen dieses Namens sind schwankend. Die Volksbücher und Puppenspiele haben theils schon die jetzt übliche Form M., theils Mephistophiles, theils Mephistophilis. Shakspeare hat in den «Lustigen Weibern von Windsor» Mephistophilus, Marlowe in seinem «Faust» Mephistophilis. Ebenso schwankend ist daher auch die etymolog. Ableitung. Die Form Mephistophiles oder Mephostophilis weist auf μηφωστοφίλης: der das Licht nicht Liebende; die Form Mephistophiles weist auf eine Zusammensetzung des lat. mephitis und des griech. φίλος: der die höllischen mephitischen Gerüche Liebende. Die wahrscheinlichste Ableitung aber geht auf das Hebräische zurück, wie ja auch Beelzebub (Baal-Sebub) und fast alle Teufelsnamen in den Zauberbüchern des 16. Jahrh. aus dem Hebräischen entlehnt sind. Nach dieser ist das Wort eine Verbindung der beiden Participien mephir (d. h. Zerstörer, Verderber) von pûr, und tophel (Lügner) von taphal, sodaß Goethe in dem berühmten Verse: «Wenn man Euch Fliegengeist, Verderber, Lügner heißt», in der That, wahrscheinlich ohne es zu wissen, eine richtige Uebersetzung gegeben hat. Goethe's M. hat mit dem Teufel der alten Volkssagen wenig oder gar nichts gemein. Besonders im ursprünglichen Faust-Fragment ist M. eine ganz individuelle Gestalt, ein lebendiger Mensch mit Fleisch und Blut, der nur so viel von den Zügen des mittelalterlichen volksthümlichen Teufels beibehalten hat, als sich mit echt dichterischer menschenmöglicher Individualität verträgt, ein lebensfroher, immer nur auf die derbe Wirklichkeit gerichteter Gesell, der die himmelstürmende Ueberschwenglichkeit Faust's ironisirt. Erst in der spätern Fortführung und Ueberarbeitung des ersten Jugendentwurfs ist die keck humoristische Gestalt des M. metaphysisch vertieft worden; erst hier erscheint er als «ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft», als «der Geist, der stets verneint», eine Wendung, die zwar den philos. Gedankengehalt des Gedichts außerordentlich vertieft, die Einheitlichkeit der Charakterzeichnung aber unleugbar beeinträchtigt. Im zweiten

Theile des «Faust» wird M. nicht selten zur rein allegorischen Figur. Aus diesen verschiedenen Bestandtheilen erklärt es sich, warum M. für den darstellenden Künstler eine so schwierige Rolle ist. Sehr beachtenswerthe dramaturgische Andeutungen hat Julius Mosen in seiner Schrift über Goethe's «Faust» (Oldenb. 1845) gegeben. Vgl. außerdem Düntzer, «Erläuterungen zu Goethe's Werken: Faust» (2. Aufl., 2 Thle., Lpz. 1871), und Vischer, «Goethe's Faust» (Stuttg. 1875).

Mephitisch (vom lat. mephitis, d. h. Schwefelgeruch) heißt jede Luftart, in welcher kein Licht und Feuer brennt, und die von Menschen und Thieren nicht geathmet werden kann, ohne tödlich zu wirken. Unter dem Namen Mephitis wurde zu Rom auch eine Göttin als die Schützerin wider schädliche Ausdünstungen verehrt.

Meppel, Stadt in den Niederlanden, s. Drenthe.

Meppen, Kreisstadt im Landdrosteibezirk Osnabrück der preuß. Provinz Hannover und Hauptort des Herzogthums Arenberg-Meppen, am Zusammenflusse von Ems und Hase und an der Westfälischen Eisenbahn, ist Sitz eines Verwaltungsamts und Amtsgerichts, hat zwei kath., eine evang.-luth. Kirche, eine Synagoge und ein Gymnasium und zählt (1875) 3128 E., welche eine Eisenhütte, eine Glashütte, Seifensiederei, Tabacks- und Cigarrenfabriken unterhalten. — Der Kreis M. zählt (1875) auf 2215,5 QKilom. 55,314 E.

Meran, Stadt und Hauptort der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft der österr. Grafschaft Tirol, 320 Mt. über dem Meere, an der Mündung des Passeyerthals in das Etschthal in herrlicher Umgebung gelegen, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Obergymnasium, ein Kapuzinerkloster, ein Englisches Fräuleinstift, ein Institut der Barmherzigen Schwestern und ein evang. Pfarramt und zählt (1877) 4320 E. Da das nach Süden breit geöffnete Thal nach allen andern Richtungen durch Berge bis zu 3000 Mt. Höhe geschützt wird, ist das Klima milde und trocken und namentlich durch große Windstille ausgezeichnet. Daher hat M. einen bedeutenden Ruf als klimatischer Herbst- und Wintercurort namentlich für Brustkranke, schwächliche und skrofulöse Kinder, Reconvalescenten von schweren Krankheiten und zur Traubencur für Unterleibsleidende. Der Morgen pflegt im Winter kalt zu sein (—1 bis 3° C., selten tiefer), aber die Zeit von einer Stunde nach Sonnenaufgang bis eine Viertelstunde vor deren Untergang, der sog. Curtag, bietet an den im Herbst und Winter die Regel bildenden, sonnenhellen Tagen eine so milde Temperatur, daß die schwächsten Kranken mehrere Stunden im Freien sitzen können. Dicht an den Fremdenwohnungen liegen die wohlgepflegten Anlagen mit zahlreichen, durch immergrüne, nur nach Süden geöffnete Buschnischen vor jedem Lufthauch geschützten sonnigen Ruhebänken. Im neuerbauten Curhause befindet sich ein vorzüglicher pneumatischer Apparat. Der Besuch M.s stieg im Winter 1876—77 auf 2244 Personen, in der ganzen Curzeit vom 1. Sept. bis 31. Mai auf 6554. In der Umgegend wird ausgezeichnetes Obst und guter, theilweise veredelter Landwein gezogen. Der innern Stadt geben die Arcaden der Laubengasse ein ital. Ansehen. Die Pfarrkirche mit dem höchsten Thurme Tirols, die goth. Spitalkirche und die Landesfürstliche Burg, die neuerdings renovirt wurde, sind durch ihr Alter merkwürdig. Unter den vielen alten Schlössern der Gegend sind am bekanntesten die Zenoburg, Schönna mit der goth. Grabkapelle des Reichsverwesers Erzherzog Johann und Schloß Tirol (Teriolis), das dem Lande den Namen gab. Zum Curbezirk gehören noch die Orte Gratsch, Ober- und Untermais. Schon im 1. Jahrh. n. Chr. wird an der Stelle von M. ein Castrum Majense erwähnt. Daß dasselbe an der Stelle des heutigen Mais gelegen habe und durch einen Erdsturz verschüttet sei, ist nach neuern Forschungen mehr als unwahrscheinlich. (Vgl. Schönherr, «Ueber die Lage der angeblich verschütteten Römerstadt Maja», Innsbr. 1873.) Im Mittelalter war M. Sitz der Grafen von Andechs. Meinhard I. von Görz, vermählt mit der Erbtochter derselben, vereinigte das Land und hieß Herzog von Dalmatien und Tirol. Margarethe Maultasch wohnte häufig in M., bis sie ihr Land an Oesterreich abtrat. Bis zur Eröffnung der untern Brennerstraße ging der Weg aus Deutschland nach Italien über den Jaufenpaß durch das Passeyerthal, und M. war ein bedeutender Handelsplatz. Später zog sich der Verkehr nach Bozen. Vgl. Stampfer, «Chronik von M.» (2. Aufl., Innsbr. 1867); derselbe, «Geschichte der Stadt M.» (Meran 1872); von Rheinsberg-Düringsfeld, «Culturhistor. Studien aus M.» (Lpz. 1871); Kuhn, «Die Curmittel von M.» (Wien 1875); Sigmund, «Südliche klimatische Curorte» (3. Aufl., Wien 1874); Pircher, «M. als klimatischer Curort» (3. Aufl., Wien 1875); Knoblauch, «Führer durch M. und Umgegend» (4. Aufl., Meran 1877).

Mercadante (Saverio), ital. Operncomponist, geb. 1797 zu Altamura im Neapolitanischen, gelangte im Alter von 12 J. auf die Musikschule San-Sebastiano zu Neapel, wo er

Digitized by Google

sich anfangs vorwiegend aufs Instrumentenspiel legte, dann aber bei Zingarelli die Composition studirte. Nachdem er mancherlei für Violine und Flöte veröffentlicht, machte er 1818 mit einer für das Theater Del Fondo in Neapel componirten Cantate den ersten dramatisch-musikalischen Versuch, der glücklich ausfiel und ihm für 1819 die Aufträge zu den Opern «L'apoteosi d'Ercole» und «Violenza e Costanza» einbrachte. Diesen Werken folgten bis 1824 für verschiedene ital. Bühnen mehr als zehn andere Opern, von denen «Elisa e Claudio» (1821) als eine seiner besten Productionen zu nennen ist. Er brachte dieselbe 1824 auch in Wien zur Aufführung und componirte daselbst rasch noch «Doralice», «Le nozze di Telemacco ed Antiope» und «Il Podestà di Burgos», welche Opern jedoch keinen Erfolg gewannen. Mehr Glück machte er 1826 mit «Nitocri» und besonders mit «Donna Caritea». Seit 1827 war M. meist in Madrid, wo er für die ital. Oper als Componist und Musikdirector engagirt war und unter andern «La rapressaglia» und «La testa di bronzo» mit Erfolg aufführte. Nachdem er 1831 nach Neapel zurückgekehrt, lieferte er daselbst «Zaira» und das Jahr darauf für Venedig «I Normanni in Parigi», beides erfolgreiche Werke. Im J. 1833 wurde M. Generali's Nachfolger als Kapellmeister an der Kathedrale von Novara. Diese Stelle bekleidete er bis gegen 1840, während welcher Zeit er neben allerlei Kirchensachen auch noch verschiedene Opern schrieb, darunter «Il giuramento» und «I due illustri rivali», überhaupt seine besten Leistungen. Als Director des Conservatoriums nach Neapel berufen, schrieb er dort noch viele Opern. M. starb 18. Dec. 1870 zu Neapel, nachdem er schon 1862 gänzlich erblindet war. Die Zahl seiner Opern beläuft sich auf mehr als 50. Er bekundet in diesen Werken bei aller schablonenhaften Trivialität doch auch viel natürliche Melodik, große kunsttechnische Gewandtheit und oft bedeutende musikalisch-dramatische Lebendigkeit.

Mercantilsystem nennt man dasjenige nationalökonomische System, welches sich auf die Theorie stützt, daß der Reichthum eines Volks allein oder doch vorzugsweise auf der Masse des baaren Geldes, demnach der edeln Metalle beruht, welche es besitzt. Dieses System entwickelte sich vorzüglich seit Colbert (s. d.), obgleich der Grundgedanke davon schon viel früher und sogar bei den Römern hervortrat, und damals sowie im Mittelalter wiederholt Verbote der Ausfuhr von Gold und von silbernen Geräthen veranlaßt hatte. Nach dem M. war es die wichtigste staatswirthschaftliche Aufgabe der Verwaltung, die Vorräthe der edeln Metalle möglichst zu vermehren. Man hielt deshalb den Bergbau hoch und förderte denselben in jeder Weise, auch wenn der Ertrag die Kosten nicht deckte. Ebenso erschienen Colonien als wichtig, wenn man aus ihnen Silber und Gold in größerer Menge erhalten konnte. Eine weit niedrigere Stellung als der Bergbau nahm im M. der Ackerbau ein, dessen Erzeugnisse meist im Lande bleiben und selten in der Fremde gegen Silber eingetauscht werden. Eine sehr wichtige Stellung hatte dagegen im M. die Industrie, welche in dem Maße entwickelt werden sollte, daß sie nicht nur alles lieferte, was das Land selbst nöthig hatte, sondern zugleich auch eine große Ausfuhr ermöglichte. Man wollte vom Auslande an Producten aller Art nur wenig entnehmen, diesem aber viel liefern und so von ihm im Wege des Handels edle Metalle erlangen. Die Rücksicht auf die hohe Bedeutung des Handels verlieh dem System seinen Namen M. Handelsbilanz (s. d.) der einzelnen Länder nannte man das Verhältniß, in welchem Ein- und Ausfuhr zueinander standen. War die Einfuhr von Waaren größer als die Ausfuhr, so war die Bilanz eine ungünstige, denn nach der Lehre des Systems mußte man den Ueberschuß (das sog. Saldo) mit Geld aufwiegen, also das Land ärmer werden. Dagegen erschien im umgekehrten Falle das Verhältniß ein günstiges, da die größere Ausfuhr Silber und Gold ins Inland brachte. Die Consequenzen des Systems waren sehr wichtige. Vor allem galt es, die Industrie zu heben. Dies wollte man erreichen, indem man den Arbeitslohn herabzudrücken, die Preise der Lebensmittel und überhaupt der Producte des Ackerbaues und der Viehzucht auf niedrigem Stande zu erhalten suchte. Man behinderte demnach die Ausfuhr des Getreides und der Rohstoffe, förderte deren Einfuhr, zog geschickte Arbeiter herein, unterstützte industrielle Unternehmungen, verbesserte die Transportanstalten, gründete den Handel fördernde Colonien, rief Handelsgesellschaften hervor und privilegirte dieselben, verbot die Einfuhr von Fabrikaten oder schränkte dieselbe durch Zölle ein, während man die Ausfuhr durch Rückzölle und Ausfuhrprämien zu vermehren strebte, u. s. w. Handelsverträge sollten nach dem M. mit andern Staaten zwar abgeschlossen werden, aber derart, daß eine günstige Handelsbilanz erzielt würde. Die Staatsabgaben sollten, wenn irgend möglich, nur von dem Gewinne der Unterthanen entnommen werden. Doch rieth man an, die Kapitalisten und die Gewerbtreibenden nicht zu stark anzuspannen, die erstern nicht, damit sie nicht ihre Kapitalien im Auslande anlegten, die letztern nicht, damit ihr Gewerbe-

Digitized by Google

betrieb dadurch nicht etwa litte. Sonst gelten dem System nach hohe Steuern nicht als Uebel. Das Geld muß überhaupt circuliren, und wenn reiche Leute ihr Geld ausgeben, sei es auch infolge von Luxus, so gewähren sie doch auch dadurch Nutzen, indem sie Arbeiter beschäftigen. Das M., welches die Italiener, weil sie es mit Unrecht als von dem franz. Minister Colbert herrührend betrachteten, Colbertismus nannten, blühte hauptsächlich vom 16. bis zur Mitte des 18. Jahrh. und prägte sich während dieser Zeit in den Gesetzgebungen und Verwaltungsgrundsätzen aller Länder mehr oder weniger deutlich aus; Schriftsteller, die es vertraten, sind Bodie, Klock, Melon, Stewart, Genovesi und der deutsche Staatsökonom von Schröder. Die Geltung des M. war indessen keineswegs eine ganz allgemeine, und hier und da zeigten sich schon frühzeitig richtigere volkswirthschaftliche Anschauungen. Wissenschaftlich überwunden wurde es durch die Physiokraten und Adam Smith, von denen die erstern dem Ackerbau, der letztere der Arbeit überhaupt, möge sie nun auf den Ackerbau oder auf die Gewerbe oder auf den Handel gerichtet sein, die richtige Geltung in der Volkswirthschaftslehre verschafften. Vgl. Roscher, «Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland» (Münch. 1874).

Mercator (zu deutsch Gerhard Kremer), berühmter Geograph, geb. 5. März 1512 zu Rupelmonde in Flandern, widmete sich erst in Herzogenbusch, dann in Löwen (1520) eifrig philos. und mathem. Studien, erlernte aber daneben auch bei Gemma Frisius die Kunst des Kupferstichs. Durch Granvella, für den er einen schönen Globus gefertigt, 1541 dem Kaiser Karl V. empfohlen, arbeitete er in dessen Auftrage eine Erdkugel und eine Himmelskugel, welche nach dem Urtheile der Zeitgenossen alles übertrafen, was in diesem Fache bis dahin geleistet worden war. Um 1559 wandte sich M. von Löwen nach Duisburg, wo er zuletzt den Titel eines Kosmographen des Herzogs von Jülich führte und 2. Dec. 1594 starb. M. hat sich durch seine geogr., insbesondere aber kartogr. Leistungen in der Geschichte der Erdkunde einen bleibenden Namen erworben. Er (nicht Delisle) lehrte zuerst, wie wahrheitsgetreu Erdflächen der gemäßigten Zone auf die Ebene sich übertragen lassen, wenn man sie wie die Flächen eines Kegels behandelt, den man sich unter zwei Polhöhen durch die Kugel gestoßen denkt, sodaß die Mittagskreise als gerade Linien, die Breitenkreise als Curven erscheinen. Noch scharfsinniger ist die von ihm erfundene und nach ihm benannte Projection (s. d.). Letztere kam zuerst auf der Weltkarte von 1569 zur Anwendung und ist seit der Mitte des 17. Jahrh. für Seekarten ausschließlich in Gebrauch. M.'s Hauptwerke sind die «Tabulae geographicae ad mentem Ptolemaei restitutae» (Köln 1578 u. 1584) und vor allem der «Atlas, sive geographicae meditationes de fabrica mundi et fabricati figura» (Duisb. 1595). Die Platten zu letzterer Kartensammlung, aus welcher schon vorher mehrere Blätter einzeln (wie Europa 1572, Frankreich 1585) erschienen waren, kamen nach M.'s Tode in den Besitz des Kupferstechers Jodocus Hondius (geb. 1543 zu Wackene in Flandern, gest. 16. Febr. 1611) in Amsterdam, der sie wiederum auf seinen Sohn Hendrik Hondius (auch als geschickter Kupferstecher bekannt) vererbte. Beide haben M.'s Werk in den vielen von ihnen veranstalteten Auflagen kaum verbessert, sondern nur erweitert. Im hohen Alter beschäftigte sich M. auch mit theol. Studien und veröffentlichte mehrere Schriften über die Bibel, die aber auf den Index gesetzt wurden.

Mercier (Louis Sebastien), geistvoller franz. Schriftsteller, geb. zu Paris 7. Juni 1740, war vor der Revolution Advocat in Rheims und beim pariser Parlament. Als Schriftsteller trat er zuerst mit einigen Heroiden auf, die aber so wenig Erfolg hatten, daß er sich ausschließend der Prosa zuwendete. Mehrere seiner Dramen, z. B. «Le déserteur», L'habitant de la Guadeloupe», «L'indigent», welche unter dem Titel «Théâtre» (4 Bde., Amsterd. 1778—84) gesammelt erschienen, wurden eine Zeit lang mit Beifall aufgeführt. Bei Ausbruch der Revolution wandte M. sich dieser zu und wurde in den Convent gewählt, wo er gegen den Tod Ludwig's XVI. stimmte. Später trat er in den Rath der Fünfhundert, in welchem er den Republikanismus vertrat. Nachdem er eine Zeit lang die Stelle eines Lotterieeinnehmers bekleidet, wurde er Professor der Geschichte an der Centralschule und Mitglied des Nationalinstituts. Er starb zu Paris 25. April 1814. Seine eigentliche literarische Bedeutung erlangte er durch seine frischen, kräftigen und geistreichen Skizzen, in denen sich das Volksleben in allen Richtungen abspiegelt. Den ersten Versuch dieser Art machte er mit dem «L'an 2440» (Par. 1771). Größeres Interesse gewährte das «Tableau de Paris» (12 Bde., Amsterd. 1782—88), welches das Muster zahlloser Schilderungen des pariser Volkslebens geworden ist. Die Fortsetzung bildet «Le nouveau Paris» (5 Bde., Par. 1797), worin er die Sitten der Pariser während der Revolutionszeit schildert. Mit Interesse werden noch jetzt sein «Bonnet de nuit» (4 Bde., Amsterd. 1778—84) und «Bonnet de matin» (2 Bde., Par. 1786) gelesen. Als

Digitized by Google

Kritiker war M. sehr absprechend, wie unter anderm der «Essai sur l'art dramatique» und die «Satire contre Racine et Boileau» (1808) beweisen. Seine stilistischen Freiheiten und sein Abweichen vom Sprachgebrauche wurde ihm zum Vorwurf gemacht. Dagegen suchte er die Berechtigung seiner Neuerungen durch die «Néologie, ou vocabulaire de mots nouveaux à renouveler, ou pris dans des acceptions nouvelles» (2 Bde., Par. 1801) darzuthun.

Merck (Joh. Heinr.), deutscher Schriftsteller aus der Zeit der Sturm- und Drangperiode und Goethe's Jugendfreund, war in Darmstadt 11. April 1741 geboren. Nach vollendeten Universitätsstudien begleitete er einen Herrn von Bibra auf Reisen, heirathete in Genf eine Französin und wurde 1767 in seiner Vaterstadt als Secretär der Geheimkanzlei, später als Kriegskassirer und Kriegsrath angestellt. M.'s eigene literarische Thätigkeit war von geringem Umfange, darunter Uebersetzungen von Hutcheson's «Untersuchung unserer Begriffe von Schönheit und Tugend», Addison's Trauerspiel «Cato» und Shaw's «Reisen in der Levante»; ungleich wichtiger und anregender war seine Theilnahme an den «Frankfurter gelehrten Anzeigen» am «Deutschen Mercur» und andern Zeitschriften und Sammelwerken. Seine hauptsächlichste Bedeutung aber liegt in seiner persönlichen Wirksamkeit. In Darmstadt, Gießen, Frankfurt und Umgegend lebte ein engverbundener Kreis geistig bedeutender Männer, und M. bildete durch vielseitige Bildung, durch seine geistige Regsamkeit und rücksichtslos offene Kritik den belebenden Mittelpunkt desselben. Groß war sein Einfluß auf Herder's Entwickelung, noch größer auf Goethe, den er eigentlich in die dichterische Productivität hineinriß. Durch letztern trat M. mit dem ganzen weimarischen Musenhofe in die engste Verbindung. M. begleitete 1773 die Landgräfin von Hessen-Darmstadt auf einer längern Reise nach Petersburg; 1790 wurde er in Geschäften seines Landesherrn nach Paris gesendet. Seine letzten Lebensjahre waren durch häusliches Misgeschick, Fehlschlagen industrieller Unternehmungen und ökonomische Verluste getrübt. Die scharf zersetzende Richtung seines Geistes gewann hierdurch mehr und mehr die Oberhand, die sich zuletzt gegen ihn selbst wendete, sodaß er sich 27. Juni 1791 erschoß. Vgl. «Briefe an M. von Goethe, Herder, Wieland u. a.» (herausg. von Wagner, Darmst. 1835); «Briefe an und von M.» (herausg. von demselben, Darmst. 1838); «Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und M.» (herausg. von demselben, Lpz. 1847); «M.'s ausgewählte Schriften» (herausg. von Stahr, Oldenb. 1840); G. Zimmermann, «Johann Heinrich M., seine Umgebung und Zeit» (Frankf. a. M. 1871).

Mercur, lat. Mercurius, der röm. Gott des Handels und Verkehrs, entspricht im wesentlichen dem griech. Hermes. Dieser ist der Sage nach ein Sohn des Zeus und der Maja, der Tochter des Atlas. Geboren in einer Höhle des Berges Kyllene in Arkadien, schlüpfte er bald nach seiner Geburt aus der Wiege, ging nach Pierien und stahl dem Apollo Rinder, die er nach Pylos trieb. Um sich hierbei nicht auf die Spur kommen zu lassen, verkehrte er die Hufe der Rinder, während er selbst rückwärts ging, und sich Baumzweige statt der Sohlen unter die Füße band, um die Fußstapfen zu verwischen. Hier in Pylos oder schon vorher in Arkadien fand er eine Schildkröte, tödtete dieselbe, spannte Saiten über die Schale und erfand so die Lyra (s. d.). Apollo aber entdeckte durch seine Wahrsagergabe den Dieb seiner Rinder, und als dieser leugnete, brachte er ihn vor Zeus. Endlich führte Hermes den Apollo nach Pylos, wo er die Rinder verborgen hatte; doch überließ sie ihm Apollo gegen Abtretung der Lyra. Nun weidete M. die Rinder und erfand die Syrinx (s. d.), die er nach einer Erzählung ebenfalls an Apollo abtrat, der ihm einen goldenen Stab (den Heroldstab, griech. κηρύκειον, lat. caduceus) gab. Auch lehrte ihn Apollo eine eigenthümliche Art der Weissagung; Zeus aber machte ihn zum Götterherold. Ursprünglich ist Hermes ein Gott des Windes, der die Wolken heraufführt und aus diesen Regen und damit Fruchtbarkeit spendet, und als solchen setzte ihn das alte Griechenland auf alle Straßen und Wege in der Form eines viereckigen Steinhaufens oder eines mit einem Phallus versehenen Pfahls oder Pfeilers, denen man dann später auch einen Kopf aufsetzte. Spuren dieses seines ursprünglichen Wesens finden sich auch noch bei Homer. Allmählich wurde der rasche Gott des Windes zu einem Gotte des Verkehrs und Gewinns und zum Gotte der gewandten Rede; als solchen verehrten ihn besonders die in der Vorwelt den Verkehr vermittelnden Herolde. In der Gestalt derselben erscheint der Gott in der ältern Poesie, und auch die ältern Kunstwerke zeigen ihn in dieser Eigenschaft als einen kräftigen Mann mit spitzem Bart, langen Haarflechten, in einer zurückgeschlagenen Chlamys, mit einem Reisehute, Fußflügeln und dem Heroldstabe in der Hand, noch nicht als einen schlanken, gymnastisch ausgebildeten Jüngling. Diese höhere Ausbildung des Hermes-Ideals, die besonders durch die jüngere attische Bildhauerschule vollendet wurde, ging von den Gymnasien aus, in denen

Digitized by Google

er seit alten Zeiten als Gott der leiblichen Gewandtheit verehrt wurde. Als Bekleidung hat er auch jetzt die Chlamys, welche gewöhnlich sehr zusammengezogen ist, und nicht selten den meist mit Flügeln versehenen Hut als Bedeckung des Kopfs, dessen Haar kurz abgeschnitten und wenig gelockt ist. Verehrt wurde Hermes schon früh durch ganz Griechenland; der älteste Sitz seiner Verehrung war aber Arkadien, wo er hauptsächlich Hirtengott war. Seine Feste hießen Hermäa. Die Römer glaubten in ihrem Handelsgotte Mercurius den griech. Hermes wiederzufinden. Dieser ins Römische übersetzte Hermes erhielt dann unter dem Namen M. auch in Rom nach der Vertreibung der Tarquinier allmählich mehrere Tempel; das Hauptfest des M. fiel auf den 15. Mai, an welchem ihm vorzüglich die Kaufleute opferten, damit er ihnen im Handel Glück bringen möchte. Der germanische und gallische M., welche von Cäsar und Tacitus und auf Inschriften (mit verschiedenen Beinamen) erwähnt werden, sind einheimische Gottheiten jener Völker, welche nur wegen irgendeiner Aehnlichkeit mit dem M. von den Römern so genannt wurden. Unter den Kunstwerken tritt eine Klasse besonders hervor, in der das Hermesideal am höchsten ausgebildet ist. Der Gott erscheint hier als Vorsteher gymnastischer Uebungen in reifer Jünglingsgestalt voll gediegener Kraft, in fester, ruhiger Stellung und mit der Chlamys, welche zurückgeworfen und um den linken Arm gewickelt ist. Hieran schließen sich ähnliche Statuen, bei denen indeß der erhobene rechte Arm zeigt, daß er hier als Hermes Logios, als Gott der Redegewandtheit, zu fassen ist. Als Bote des Zeus findet er sich abgebildet halb sitzend und halb schon wieder aufspringend, um davonzueilen, oder auch im Begriff die eine Sandale anzuknüpfen, während er auf die Botschaft hört. Ein Hauptattribut des Gottes war in der spätern Zeit der Beutel. Auch als Opferaurichter, Beschützer des Viehs, besonders der Schafheerden, Erfinder der Leier, dem als solchem die Schildkröte heilig ist, als Seelenführer und Wiederbeleber der Todten sieht man ihn namentlich in Reliefen und Gemälden. Vgl. Ploix, «Hermès» (Par. 1873); Mehlis, «Die Grundidee des Hermes» (Erlangen 1877).

Mercur (☿). Dieser Planet steht unter den bisjetzt bekannten der Sonne am nächsten; seine mittlere Entfernung beträgt nur $57^1/_2$ Mill. Kilom. Da seine Bahn eine große Excentricität hat (0,2056), so ist die Entfernung von der Sonne sehr veränderlich: in der Sonnennähe steht er nur 46 Mill. Kilom., in der Sonnenferne aber nahe 69 Mill. Kilom. von der Sonne ab. Die Entfernung des Planeten von der Erde ist sehr wechselnd: zur Zeit der untern Conjunction nähert er sich derselben bis auf 80 Mill. Kilom., entfernt sich aber bei seiner obern Conjunction bis auf 216 Mill. Kilom. Die Neigung der Bahn gegen die Ebene der Erdbahn ist 7°, die Länge des aufsteigenden Knotens in der Ekliptik 46° 33′. Da die scheinbare Entfernung des M. von der Sonne zur Zeit der größten oder westl. Abweichung nur 29° betragen kann, so entzieht sich dieser Planet gar leicht dem Anblick der Menschen, sodaß es in unsern Breiten nur wenige gibt, die diesen Stern mit bloßem Auge gesehen haben. Mit dem Fernrohr betrachtet, zeigt der M., wie alle Planeten, deren Bahnen von der der Erde umschlossen werden, Phasen. Die Geschwindigkeit der Bewegung in der Bahn beträgt 49 Kilom. in jeder Secunde, während die Erde in gleicher Zeit nur 30 Kilom. in ihrer Bahn fortrückt. Die ganze Bahn durchläuft M. in Bezug auf die Fixsterne oder siderisch in 87,969 Tagen, in Bezug auf die Nachtgleichen in 87,968 Tagen; die synodische Umlaufszeit endlich beträgt 115,870 Tage. Der scheinbare Durchmesser, der im Mittel 7″ beträgt, schwankt zwischen 4,5″ und 12,9″, je nachdem der Planet sich in der kleinsten oder größten Entfernung befindet. Der wahre Durchmesser ist nur 4900 Kilom., also nur dem dritten Theile des Erdhalbmessers gleich. Die Masse, von Encke bei der Berechnung des Encke'schen Kometen bestimmt, ist ungefähr 0,07 der Erdmasse. Die Rotation des M. um seine Achse beträgt nach wahrgenommenen Flecken auf der Oberfläche 24 Stunden, die Neigung der Rotationsachse gegen die Bahnebene 20°. Zuweilen geschieht es, daß M. zur Zeit seiner untern Conjunction vor der Sonnenscheibe erscheint und vor derselben vorübergeht; solche Erscheinungen sind unter dem Namen «Mercurdurchgänge» bekannt. Im allgemeinen sind diese Erscheinungen im Wesen eins mit den Sonnenfinsternissen, nur daß M. wegen seiner Kleinheit als ein kleines schwarzes Pünktchen auf der Sonnenscheibe erscheint, von einer Schwächung des Sonnenlichts also keine Rede sein kann. Die im 19. Jahrh. noch zu erwartenden Durchgänge werden statthaben: 1878, 6. Mai, 6 Uhr 48 Minuten abends; 1881, 8. Nov., 12 Uhr 47 Minuten mittags; 1891, 10. Mai, 12 Uhr 54 Minuten mittags; 1894, 6. Nov., 6 Uhr 36 Minuten abends. In jedem Jahrhundert ereignen sich etwa 13 solcher Durchgänge. Ihre mittlere Dauer beträgt 5 Stunden, wenn der M. nahe bei der Sonnenmitte vorübergeht; außerdem weniger.

Mercur, s. Quecksilber. — **Mercurialia**, s. Quecksilbermittel.

Digitized by Google

Mergel nennt man ein natürlich vorkommendes Gemenge von Thon und kohlensaurem Kalk, welches mitunter auch Sand und andere zufällige Beimengungen enthält. Nach den verschiedenen Mengungsverhältnissen wird der M. in Thon-, Kalk- und Sandmergel eingetheilt. Nach der Formation, zu welcher die Mergellager gehören, unterscheidet man Kreidemergel, Liasmergel, Keupermergel u. s. w. Manchmal bildet auch der M. nur größere Knollen und Nieren in andern Gesteinen, Kalksteinen und Sandsteinen. Im allgemeinen zeichnen sich die Mergelbodenarten durch eine große natürliche Fruchtbarkeit aus, weil sie bei jeder Witterung ein angemessenes Feuchtigkeits- und Wärmeverhältniß zu bewahren vermögen. An der Luft liegend, zerfällt der M. leicht. Derselbe wird mit günstigem Erfolg als Dünger und als mechan. Verbesserungsmittel des Bodens angewendet. Er wirkt theils durch seinen Kalk-, theils durch seinen Thongehalt und gibt deshalb den zu lockern Bodenarten größern Zusammenhang und den zu bündigen größere Lockerheit; außerdem wirkt er mittels des Kalkgehalts auflösend auf die organischen Stoffe und endlich ist der M. auch durch einen geringen Alkaligehalt wirksam. Daher wirkt er auch um so besser, je düngkräftiger der Boden ist oder je mehr unzersetzten Humus derselbe enthält. Außer als Düngemittel benutzt man den M. zur Fabrikation von Cement sowie zur Construction von Treibherden.

Mergentheim, früher auch Mergenthal, ursprünglich Marienthal genannt, Stadt und Hauptort eines Oberamts im würtemb. Jagstkreise an der Einmündung des Wachbachs in die Tauber, im weinreichen Taubergrunde gelegen, an der bad. Staatsbahn Lauda-M. und der Würtembergischen Tauberbahn, hat eine Latein- und Realschule, ein schön eingerichtetes Archiv, einige Kirchen aus dem 13. Jahrh., eine Synagoge, ein reichdotirtes Pfründenhospital vom J. 1340, zwei Krankenanstalten, zwei aufgehobene Klöster, zwei Armenhäuser und ein großartiges, schönes Schloß, welches seit 1868 zu einer Kaserne eingerichtet ist. M. zählt (1875) 4021 meist kath. E., welche neben Landwirthschaft und vortrefflichem Weinbau verschiedenartige Gewerbe betreiben, namentlich Gerberei, Bierbrauerei, Fabrikation von musikalischen Instrumenten (auch Orgeln), Messerschmiede- und Drechslerarbeiten. Die nahegelegene Brunnen- und Badeanstalt Karlsbad (Bittersalzquelle) ist seit 1853 größtentheils neu erbaut und besteht aus drei großen Gebäuden mit mehr als 100 freundlich eingerichteten Zimmern, mehrern Sälen u. s. w. (Vgl. Höring, «Das Karlsbad bei M.», Mergentheim 1873.) M. mit seinen Umgebungen (550 QKilom. mit 32,000 E.) war sonst die bedeutendste der elf Balleien des Deutschen Ordens und 1527—1809 der Sitz der Hochmeister. Am 25. Dec. 1631 wurde der Ort nebst Gebiet von den Schweden besetzt. General Horn behielt die Stadt für sich und führte die evang. Lehre ein, aber nach der Schlacht bei Nördlingen (1634) fielen sämmtliche Güter wieder an den Deutschen Orden, der nun aufs neue den kath. Ritus einführte. In der Nähe von M. wurden 5. Mai 1645 die Franzosen unter Turenne von den Kaiserlichen unter Mercy geschlagen. Im Kriege gegen Oesterreich wurden M. und der Rest des Deutschmeisterthums von Würtemberg besetzt, und der Wiener Friede bestätigte diesen Besitz.

Merian ist der Name einer berühmten Künstlerfamilie. — Matthäus M. der Aeltere, geb. zu Basel 1593, lernte bei Dietr. Meyer in Zürich und bei Johann Theodor de Bry zu Oppenheim, der nachmals sein Schwiegervater wurde, und lebte längere Zeit in Paris. Später ließ er sich in Frankfurt a. M. nieder, wo er einen starken Kunsthandel trieb, und starb zu Schwalbach 19. Juni 1650. Er arbeitete sehr sauber und fleißig mit der Radirnadel. Am berühmtesten wurde er durch seine Abbildungen der wichtigsten Städte Europas, besonders Deutschlands, die er mit Beschreibung unter dem Titel «Topographien» erscheinen ließ, und die auch nach seinem Tode fortgesetzt wurden (30 Bde., Frankf. 1640—88; nebst Register, 1726). Die von ihm nach der Natur gezeichneten Städteansichten, namentlich die perspectivischen, sind in der That meisterhaft, ebenso seine frühesten Landschaften; da aber seine Unternehmungen allmählich eine ungeheuere Ausdehnung gewannen, so wurde das meiste von Gehülfen zum Theil nachlässig und schlecht ausgeführt. Nichtsdestoweniger ist seine Topographie ein historisch wichtiges Werk und noch gegenwärtig geschätzt. Unbedeutender sind die unzähligen Geschichten, Schlachten, Ceremonien u. s. w., womit er eine Anzahl von Büchern illustrirte, so z. B. die Bibel, das «Theatrum Europaeum», Gottfried's «Chronik» u. s. w. — Sein Sohn, Matthäus M. der Jüngere, geb. zu Basel 1621, ein guter Porträtmaler, war ein Schüler von Joach. von Sandrart und Ant. van Dyck, hielt sich um 1644 in Rom auf und bereiste nachher England, die Niederlande und Frankreich. Er starb 1687 zu Frankfurt. — Ein zweiter Sohn, Kaspar M., übte die Aetzkunst, jedoch nicht mit der Geschicklichkeit des Vaters. — Des jüngern Matthäus M. Sohn, Johann Matthäus M., war ebenfalls ein

Digitized by

geschickter Bildnißmaler und starb zu Frankfurt 1716. — Des ältern Matthäus M. Tochter, Maria Sibylla M., verehelichte Graff, geb. zu Frankfurt a. M. 2. April 1647, gest. zu Amsterdam 13. Jan. 1717, machte sich gleichfalls als Künstlerin berühmt. Sie lernte bei ihrem Stiefvater Jak. Morrels oder Marrel und bei Abr. Mignon und erlangte einen großen Ruf durch die ausgezeichnete Weise, mit welcher sie Blumen, Schmetterlinge, Raupen, Mücken und Insekten aller Art in Wasserfarben, meist auf Pergament malte. Aus Liebe für dieses Fach ging sie von Holland aus, wohin sie sich aus Religionseifer begeben, nach Surinam, um die Verwandlungen der dort einheimischen Insekten zu beobachten. Sie verweilte daselbst zwei Jahre und zeichnete eine Menge Insekten, Pflanzen und Früchte auf Pergament. Unter der großen Zahl ihrer Werke, zu denen sie die Kupfer selbst gestochen hat, sind besonders zu nennen: «Der Raupen wunderbare Verwandlung und sonderbare Blumennahrung» (2 Bde., Nürnb. 1679—83) und «Metamorphosis insectorum Surinamensium» (Amsterd. 1705).

Merida, Stadt (Ciudad) von 6000 E. in der span. Provinz Badajoz (Estremadura), 56 Kilom. östlich von Badajoz und mit diesem sowie mit Madrid durch eine Eisenbahn verbunden, liegt auf einem Hügel in einer schönen, fruchtbaren Gegend am rechten Ufer des Guadiana, welchen Fluß die estremadurische Hauptstraße auf einer prächtigen, 835 Mt. langen Römerbrücke von 50 Bogen überschreitet. Die Stadt ist die durch Augustus gegründete Emerita Augusta, der hier Emeriti der fünften und zehnten Legion ansiedelte. Der Ort war Sitz des Obergerichtshofs und des Proprätors der Provinz Lusitania sowie später des westgoth. Erzbischofs der Diöcese Lusitania. Derselbe wurde in den goth.-suevischen Kriegen des 5. und 6. Jahrh. öfters erobert, 713 von Arabern nach langer Belagerung eingenommen und zerstört. Unter dem Namen Marida oder Borg Aschuhuda behaupteten sie denselben bis zur Eroberung durch Alfons IX. 1230. Aus den Trümmern der zerstörten Stadt wurde das jetzige M. erbaut, in dessen Mauern und alten Häusern sich Bruchstücke von röm. Säulen, Inschriften u. s. w. eingemauert finden. Auch stammen noch einzelne Theile des Castells aus der Römerzeit her, und außerdem sind Reste eines Theaters, des Amphitheaters, einer Naumachie, eines großen Aquäducts und mehrerer Triumphbogen, darunter der große Trajansbogen, mitten in der Stadt vorhanden. Die kostbarste Antiquität aber ist die noch wohlerhaltene Römerbrücke. — M. hieß früher auch eine Provinz der südamerik. Republik Venezuela, welche nach der neuen Eintheilung in die Staaten Guzman und Tachira zerfällt. Dieselbe zählt auf 28,123 QKilom. 136,468 E. (1873), die alle Nahrungsmittel der heißen und der gemäßigten Zonen und zur Ausfuhr Kaffee, Baumwolle und Zucker produciren. Die Hauptstadt M., früher Santiago de los Caballeros de M., 1558 von Juan Rodriguez Suarez gegründet, liegt 1640 Mt. hoch auf einer überaus fruchtbaren Bergebene, in der Nähe des ungestümen Rio Chama und im Angesichte der imposanten Sierra Nevada, deren Gipfel bis zu 4580 Mt. aufsteigen. Durch das Erdbeben von 1812 fast gänzlich zerstört, blieb die Stadt eine Zeit lang in Ruinen. Sie zählt 9727 E., die sehr gewerbthätig und meist wohlhabend sind. M. ist Sitz eines Bischofs, hat ein geistliches Seminar, ein Collegium (früher Universität) und ein Kloster. Außer einer vortrefflichen Sorte Kaffee, die hier gebaut wird, bringt die Stadt ziemlich viele Baumwoll- und Wollstoffe, besonders schöngefärbte Teppiche in den Handel. — Ferner heißt M. die Hauptstadt von Yucatan in Mexico. Dieselbe liegt etwa 35 Kilom. vom Meere entfernt, wurde 1542 von Francisco de Montejo an Stelle der indian. Stadt Tihu gegründet, ist regelmäßig gebaut, hat als Bischofssitz eine 1598 vollendete prachtvolle Kathedrale, einen bischöfl. Palast, ein Hospital, ein Regierungsgebäude, ein verfallenes Franciscanerkloster auf einer befestigten Anhöhe und ein Nonnenkloster und zählt (1871) 33,025 E., meist Mayas und Mestizen. Die Frauen von M. werden für die schönsten in ganz Mexico gehalten. Die Industrie erstreckt sich auf Baumwollstoffe, Cigarren, Panamahütte, Seife und Leder.

Meridian oder Mittagskreis heißt der Kreis der Himmelskugel, welchen man durch die beiden Pole und durch das Zenith, also auch durch das Nadir eines Ortes der Erde zieht. Er durchschneidet demnach senkrecht den Aequator und den Horizont. Es ist für einen Ort und gleichzeitig für alle diejenigen Orte der Erde, welche unter demselben M. liegen, der wahre Mittag, wenn der Mittelpunkt der Sonne in denselben tritt. Alle Orte, welche einerlei M. haben, haben auch einerlei Länge (s. d.). Jeder M. wird in 360 Grade getheilt, und diese dienen zur Bestimmung der geogr. Breite (s. d.) u. s. w. Der M. hat ferner die Eigenschaft, daß die Gestirne (streng genommen nur die Fixsterne), sobald sie in ihn treten, nicht nur ihren halben Tagbogen zurückgelegt, sondern zugleich ihre größte Höhe erreicht haben. Um dieses zu benutzen, stellen die Astronomen Meridiankreise auf, d. i. künstliche Kreise, deren Ebenen genau in

Digitized by Google

die Ebenen des M. ihrer Sternwarte fallen. Mit dieſem Kreiſe iſt ein Fernrohr verbunden, das ſich in der Richtung des Kreiſes auf- und abbewegen läßt und zur genauen Beobachtung des Augenblicks dient, in welchem ein Geſtirn den M. paſſirt, weshalb es Mittagsrohr oder Paſſageninſtrument genannt wird. Als Erfinder deſſelben gilt der dän. Aſtronom Römer.

Meridianmeſſung, ſ. Gradmeſſungen.

Mérimée (Prosper), franz. Schriftſteller, geb. 28. Sept. 1803 zu Paris, ließ ſich nach beendigten juriſt. Studien als Advocat aufnehmen, trat dann in den Staatsdienſt und beſchäftigte ſich beſonders mit Alterthümern und Belletriſtik. Im J. 1834 zum Aufſeher der hiſtor. Denkmäler in Frankreich ernannt, machte er amtlich mehrere archäol. Reiſen, über welche er Bericht erſtattete in den intereſſanten Schriften: «Voyage dans le midi de la France» (1835), «Voyage dans l'ouest de la France» (1836), «Voyage en Auvergne et dans le Limousin» (1838) und «Notice sur les peintures de l'église de St.-Savin» (1845, in Fol., mit 42 Buntdruckplatten). Im J. 1844 wurde er an Nodier's Stelle Mitglied der Académie-Française, und 1853 berief ihn ein kaiſerl. Decret in den Senat. Schriftſteller von großem und vielſeitigem Talent, verſuchte ſich M. nicht ohne erheblichen Erfolg in der Kunſtarchäologie und Geſchichtſchreibung, mit vorzüglichem Glück aber in der Novelliſtik. Schon bei ſeinem erſten Auftreten erwarb er ſich Berühmtheit durch zwei Werke, die er ohne ſeinen Namen veröffentlichte: «Théâtre de Clara Gazul» (1825), Komödien in der Art der ſpan. Intermezzos, und «Guzla» (1827), eine Sammlung illyriſcher Volkslieder, angeblich von H. Maglanowich. Beide Schriften, als bloße Ueberſetzungen geboten und von Goethe, der um das Geheimniß wußte, ſehr gerühmt, wirkten fördernd für das Durchdringen der romantiſchen Richtung in der franz. Literatur. Außerdem veröffentlichte M. anonym «La Jacquerie» (1828), hiſtor. Sitten- und Charakterſkizzen aus der Feudalzeit, und «La chronique du règne de Charles IX» (1829), eine Art hiſtor. Roman. Bald darauf ließ er unter ſeinem Namen eine Folge hübſcher Novellen erſcheinen, die 1831—50 in der «Revue de Paris» und in der «Revue des deux mondes» ins Publikum gelangten und nachher geſammelt als «Mosaïque» (1833), «Contes et nouvelles» (1846) und «Nouvelles» (1852) herauskamen. Eine Anzahl dieſer kleinen Erzählungen ſichert dem Verfaſſer ein bleibendes Andenken. Romandichter aus Voltaire's und Leſage's Schule, beſitzt er doch weder die ungezwungene Heiterkeit und gewandte, ſpöttelnde Grazie des einen, noch die ironiſche Laune und tiefe Empfindſamkeit des andern. Ausgezeichnet iſt ſein klarer und eleganter Stil. Seine beſten Novellen ſind «Colomba», «Carmen», «La Dame De Pique». Er ſtarb 23. Sept. 1870 zu Cannes. Nach ſeinem Tode erſchienen unter ſeinem Namen: «Dernières nouvelles» (Par. 1873), «Lettres à une inconnue» (2 Bde., Par. 1873; 2. Aufl. 1874) mit einer einleitenden Studie von H. Taine, und «Lettres à une autre inconnue» (Par. 1875).

Merino, ein geköpertes, in verſchiedenen Farben gefärbtes, oft auch bedrucktes Wollenzeug. Bei guter Waare ſind Kette und Einſchlag von Kammwollgarn, geringe Sorten haben baumwollene Kette. Dem M. ſehr ähnlich, nur durch die Appretur verſchieden, iſt der Tibet (ſ. d.).

Merinos heißt eine Gruppe von feinwolligen Schafraſſen, welche nach den einen von jeher in Spanien einheimiſch geweſen, nach andern von den Mauren eingeführt worden ſind. Der Name ſtammt entweder von merino = dicht, auch kraus, oder transmarina, übers Meer gekommen. Die M. wurden ſchon im 15. Jahrh. in England, 1723 in Schweden, 1765 und 1779 in Sachſen eingeführt. In letzterm Lande entwickelte ſich ihre Zucht zu ſolcher Höhe, daß unter dem Namen Electoral (kurfürſtlich) der Inbegriff der feinſten Wolle verſtanden wird. In Spanien ſcheidet man die Merinoheerden oder Cavagnen in: Eſtantes, bleibende, welche ihre Weidegründe nicht verlaſſen, und Transhumantes, wandernde; nach der Wolle in: 1) Negretti, fein; 2) Segovianer und Leoner, mittel; 3) Sorianer, grob. Die ſpan. Merinozucht iſt ſo zurückgegangen, daß ſie neuerdings mehrmals Zuchtthiere aus Sachſen und Schleſien zur Blutauffriſchung beziehen mußte. In Deutſchland unterſcheidet man gegenwärtig zwei große Gruppen der M.: ſanftwollige, Electoral (auch Escurial), und kraftwollige, Negretti (auch Infantado). Zu der letztern gehört auch die franz. Merinoraſſe (Rambouillet), welche vermöge ihres kräftigen Körperbaues Wollertrag mit Fleiſchanſatz vereinigt. Abkömmlinge der M. aus Kreuzungen ſind das kurzwollige Southdown-Fleiſchſchaf, vorzüglich zur Schnellmäſtung geeignet, in England, und das Paduaner Schaf in der Lombardei. Neue Varietäten ſind die ſeidenwollige Merino-Mauchamp-Raſſe (Merino soyeux) und die aus einer Kreuzung derſelben mit Rambouillets gebildete Gevrolles-Raſſe in Frankreich; beide liefern Kammwollen. Mit der ſteigenden Cultur hat die Merinozucht in Europa abgenommen.

Digitized by Google

Australien, Capland und Südrußland liefern jetzt den Hauptbedarf an Scher- und Kammwollen. Vgl. A. von Weckherlin, «Schafzucht» (4. Aufl., Stuttg. 1865); Körte, «Das deutsche Merinoschaf» (2 Bde., Bresl. 1862); Rhode, «Das franz. Merinoschaf» (Berl. 1864); Settegast, «Bildliche Darstellung des Baues und der Eigenschaften der Merinowolle» (Berl. 1869).

Merioneth, Grafschaft im engl. Fürstenthum Wales, zählt auf 1559,16 QKilom. 46,598 E. und hat einen wildromantischen Charakter, indem sie fast ganz von steilen Bergen und herrlichen Thälern erfüllt ist. Unter jenen ist der 900 Mt. hohe Arran-Wowdwy der höchste, der 888 Mt. hohe, fast unersteigliche Cader-Idris der berühmteste. Gegen Westen fließen der Avon oder Maw, der Dysinwy und Dovey, gegen Osten die Dee durch das Pimble-Meer oder den Bala-Pool, einen der größten unter den Walliserseen, mit hellem Wasser und großem Fischreichthum. Der silurische und cambrische Schiefer, von Porphyr und andern Trappfelsen durchbrochen, herrscht vor. Der Bergbau fördert Blei, Silber, wenig Kupfer und etwas Gold in den Cloganbergen. Der Boden des Landes ist wenig fruchtbar, der Ackerbau daher nicht von Belang; wichtiger ist die Viehzucht. Die Industrie besteht in Strumpf- und Handschuhstrickerei, Wollweberei, besonders aber in Flanellweberei. Die Grafschaft schickt ein Mitglied in das Parlament. Ihr Hauptort ist Dolgelly, eine ärmliche Marktstadt am Mnion, mit 2357 E., den Grafschaftsgebäuden und Manufacturen für Flanell, grobes Tuch und Bockleder. Nördlich von ihr sind die Gold-, Silber- und Kupfergruben von Clogan und St.-Davids.

Merle d'Aubigné (Joh. Heinr.), ausgezeichneter Kirchenhistoriker, geb. 16. Aug. 1794 zu Genf, empfing die erste wissenschaftliche Bildung in seiner Vaterstadt, worauf er seine theol. Studien zur Zeit des deutschen Reformationsfestes auf der berliner Hochschule vollendete. Seine Wirksamkeit als Prediger begann er 1818 an der franz. Kirche zu Hamburg, von wo er sich auf den Ruf des Königs Wilhelm I. 1823 nach Brüssel wendete, um hier die Predigerstelle an der dem franz.-prot. Cultus eröffneten Hofkapelle zu übernehmen. Die Losreißung Belgiens von Holland veranlaßte ihn zur Rückkehr nach Genf, wo er als Professor der histor. Theologie an der 1831 durch Privatkräfte errichteten École de théologie évangelique wirkte bis zu seinem Tode 20. Oct. 1872. Von seinen Werken sind besonders zu nennen seine «Histoire de la réformation du 16e siècle» (5 Bde., Par. u. Genf 1835—53; 2. Aufl. 1861—62; deutsch, 2. Aufl., Bd. 1—6, Stuttg. 1861 fg.). Eine Fortsetzung ist seine «Histoire de la réformation en Europe au temps de Calvin» (Bd. 1—7, Par. 1863—76; deutsch, Bd. 1—4, Elberf. 1863—66), außerdem: «La république d'Angleterre aux jours de Cromwell» (Par. u. Genf 1849), worin er Cromwell für einen Heros des Protestantismus ansieht, und «Trois siècles de luttes en Écosse» (deutsch von Fiebig, Lpz. 1850). Sein Stil ist überaus anschaulich und lebendig, von wärmster Begeisterung getragen. Seiner Richtung nach gehört M. dem streng bibelgläubigen Calvinismus an. Vgl. Bonnet, «Notice sur la vie et les écrits de M. d'Aubigné» (Par. 1874).

Merlin, der Zauberer, ist eine der bedeutendsten Gestalten in den altbrit. Sagen, die, wie es scheint, durch die Verschmelzung zweier Personen entstand. Die eine ist der Barde Merddhin, der unter Artus gegen die Sachsen stritt und nach dem Verluste der Schlacht beim Walde Celidon in wahnsinnigem Schmerze in diesen floh. Ihm wird ein Gedicht «Afallenau», das jene Kämpfe schildert, zugeschrieben, welches in «The Myvyrian archaiology of Wales» (Bd. 1, Lond. 1801) mit den Liedern anderer Barden gedruckt ist, deren Echtheit Turner in den «Vindications of the genuineness of the ancient British poems of Aneurin, Taliesin, Llywarch-Hen and Merddhin» (Lond. 1803) vertheidigt hat. Die andere Person, nach der Sage um ein Jahrhundert früher zu setzen, ist der wunderbare Knabe M. mit dem Beinamen Ambrosius, von dem Nennius in seinem wahrscheinlich um 620 verfaßten «Elogium Britanniae» erzählt, daß er vor den König Vortigern gebracht wurde, als das Kind ohne Vater, welches seine Zauberer ihn suchen hießen, damit auf dem mit seinem Blute besprengten Boden der vergeblich versuchte Bau einer Burg gelänge. Während aber bei Nennius der Knabe als seinen Vater, den selbst seine Mutter nicht kannte, einen röm. Consul angibt, ist bei Gottfried von Monmouth (1130—50) in seiner brit. Chronik und in seiner poetischen «Vita Merlini» M. aus der Vermischung eines Dämon mit einem irdischen Weibe entstanden, und der M. der französischen, dem bretonisch-normandischen Sagenkreise angehörigen Romane aus dem Ende des 12. und Anfange des 13. Jahrh. wird von einem Teufel mit einer Jungfrau erzeugt, um durch seine Hülfe das wieder zu gewinnen, was der Erlöser der Hölle entrissen. Nachdem Vortigern durch die rechtmäßigen Thronerben Pendragon und Uter gestürzt ist und letzterer unter dem Namen Uterpendragon allein herrscht, verhilft ihm

Digitized by Google

M. zum heimlichen Umgange mit der schönen Iguerne, aus dem Artus entsproß. In spätern Bearbeitungen sind die Sagen vom Gral (s. d.), von Joseph von Arimathia und der Tafelrunde (s. d.) hereingezogen, und obwol M. den Artus begleitet und ihm durch seine Zauberei meist zum Siege verhilft, so scheint doch hier die Gestalt des alten Barden verwischt. Endlich wird M. von der schönen Viviane, für die er in Liebe entbrennt, und die ihm seine Kunst ablernt, im Bretagnischen Walde von Breceliand in einen Hagedornbusch gebannt, aus dem nur seine Stimme noch erklingt. Die nationale Erinnerung an M. erhielt sich durch geheimnißvolle Dichtungen, die schon Gottfried als «Prophetiae Merlini» seiner Chronik beifügte. Der franz. Roman von M. wurde zuerst 1498 in drei Foliobänden in Paris gedruckt. Vgl. F. von Schlegel, «Geschichte des Zauberers M.» (Lpz. 1804); San-Marte, «Die Arthursage» (Lpz. 1842); derselbe, «Die Sagen von M.» (Halle 1853); Villemarqué, «Contes populaires des anciens Bretons» (2 Bde., Par. 1842); Gräsſe, «Sagenkreise des Mittelalters» (Dresd. 1842).

Merlin de Douai (Philippe Antoine, Graf), franz. Staatsmann und Rechtsgelehrter, wurde 30. Oct. 1754 zu Arleux in der Nähe von Douai geboren und erhielt seine Bildung im Collége zu Douai. Später ließ er sich am Parlament von Flandern (Douai) nieder und begründete seinen wissenschaftlichen Ruf als Mitarbeiter an dem «Répertoire universel de jurisprudence» (64 Bde., 1775—86), sowie in den Processen Beaumarchais' und des Präsidenten Dupaty. Während der Revolution erstattete er als Mitglied der Nationalversammlung unter anderm 3. Febr. 1790 den berühmten Bericht, in welchem er nachwies, daß die Reform mit der einfachen Aufhebung des Feudalwesens noch nicht vollendet sei. Das Directorium stellte ihm die Aufgabe, den neuen Strafcodex (vom 3. Brumaire des J. IV) zu redigiren, durch welche Arbeit er sich das größte Verdienst erwarb. Er wurde hierauf Justizminister und ersetzte nach der Revolution vom 18. Fructidor Barthélemy im Directorium. Doch mußte er zufolge der Krisis vom 30. Prairial (18. Juni 1799) austreten. Nach der Revolution vom 18. Brumaire erhielt er das Amt des Generalprocureur beim Cassationshofe. Napoleon I. ernannte ihn zum Staatsrathe und Grafen. Mit der Restauration verlor M. seine Aemter und mußte, weil er diese während der Hundert Tage wieder angetreten, 1815 nach Belgien entfliehen. Auch hier verfolgt, schiffte er sich mit seinem Sohne nach Amerika ein, erlitt jedoch an der europ. Küste Schiffbruch und rettete sich ans Land. Hierauf erlaubte man ihm, zu Harlem zu wohnen. Erst 1832 kehrte er in sein Vaterland zurück. Er starb zu Paris 26. Dec. 1838. Von seinen Werken erwähnen wir noch den «Recueil alphabétique des questions de droit, qui se présentent le plus fréquemment dans les tribunaux» (13 Bde., Par. 1804—10 u. öfter). — Sein Sohn **Antoine François Eugène**, geb. 27. Dec. 1778, unter Napoleon I. Brigadegeneral, unter Ludwig Philipp Generallieutenant, Deputirter und Pair, starb 14. Jan. 1854.

Merlin de Thionville (Antoine Christophe), ein Charakter der Französischen Revolution, wurde 13. Sept. 1762 zu Thionville geboren, wo er beim Ausbruche der Revolution das Amt eines Huissier versah. Er trat 1791 in die Nationalversammlung und gesellte sich den Gegnern des Hofs bei. Im Verein mit Chabot und Bazire verfolgte er besonders die Priester, welche den constitutionellen Eid verweigerten. Bei den Unruhen vom 20. Juni und 10. Aug. 1792 schützte er die königl. Familie. Doch stimmte er, von der Hauptstadt in den Convent gewählt, wo er seinen Sitz unter den eifrigsten Mitgliedern des Bergs nahm, für den Tod des Königs. Bei der Belagerung von Mainz durch die Preußen entwickelte er mit Rewbell eine wüthende Tapferkeit. Als die Offiziere der Besatzung nach der Capitulation angeklagt wurden, übernahm er deren Vertheidigung und setzte ein Decret durch, in welchem die Hingebung jener Besatzung Anerkennung erhielt. Hierauf ging er als Volksrepräsentant in die Vendée, wo die vom Convent verfolgten Generale Canclaux und Westermann an ihm einen warmen Vertheidiger fanden. Noch vor dem Sturze Robespierre's neigte er sich gemäßigtern Gesinnungen zu. Als einer der zehn Conventscommissarien stellte er sich an die Spitze der bewaffneten Macht und trug sehr viel zur Vervollständigung des Siegs bei. Ende 1794 erhielt er eine Sendung zur Rheinarmee, wo er vielen gefangenen Emigranten das Leben rettete. Bei Einführung der Constitution vom J. III. trat er in den Rath der Fünfhundert und arbeitete hier der Reaction vom 18. Fructidor entgegen. Im J. 1798 ging er als Commissar zur Armee nach Italien; nach seiner Rückkehr wurde er Generalverwalter der Posten. Weil er gegen das Consulat auf Lebenszeit stimmte, verlor er diese Stelle und zog sich nun auf ein kleines Landgut zurück. Er starb zu Paris 14. Sept. 1833. Vgl. Reynard, «Vie et correspondance de M.» (Par. 1860).

Merode (Grafen von), eine der ältesten und reichsten belg. Adelsfamilien, die besonders in der Revolution von 1830 auf seiten der katholisch-revolutionären Partei eine hervorragende

Digitized by Google

Rolle spielte. Ihr Name kommt von M'her Rode, der abgekürzten Formel von Myn Heer von Rode. Das jetzige Haupt ist Karl Anton Ghislain (geb. 1. Aug. 1824), der als solches die Titel Graf von M., Marquis von Westerloo, Fürst von Rubempré und Grimberghe und Grand von Spanien erster Klasse führt. Seit 1849 ist er mit der Prinzessin Marie von Arenberg vermählt und seit 1867 Mitglied des belg. Senats. — Sein Vater war Heinrich Maria Ghislain, Mitglied des belg. Senats, geb. 15. Aug. 1782, gest. 23. Sept. 1847. Vgl. «Souvenirs du Comte de M.-Westerloo» (2 Bde., Brüss. 1864). — Philipp Felix Balthasar Otto Ghislain, Graf von M., Bruder des Letztgenannten und als belg. Staatsmann bekannt, wurde 13. April 1791 geboren. Er nahm am brüsseler Septemberaufstande den thätigsten Antheil und machte dabei vorzüglich seinen Einfluß auf die Geistlichkeit und die mittlern und untern Volksklassen geltend. Als Mitglied der Provisorischen Regierung stellte er sich, den katholisch-hierarchischen Interessen ergeben, der republikanischen Partei entgegen und betrieb besonders die Gründung einer constitutionellen Monarchie. In diesem Sinne wirkte er für die Annahme des Systems friedlicher Unterhandlungen sowie später für die Wahl des Königs Leopold, als dessen Anhänger er sich fortwährend zeigte. An der Regierung des Landes nahm M. nur vom 15. März bis 20. Mai 1832 als interimistischer Kriegsminister theil, nachdem er schon 12. Nov. 1831 zum Staatsminister ohne Portefeuille ernannt worden war. Seit dieser Zeit beschäftigten ihn die öffentlichen Angelegenheiten blos als Mitglied der Deputirtenkammer, der er seit ihrem Zusammentritt angehörte und in der er sich stets als entschiedenen Anhänger der kath. Partei bewies. Er nahm später seinen Abschied als Staatsminister ohne Portefeuille und starb 7. Febr. 1857. Vgl. Thoniſſen, «Vie du comte Félix de M.» (Löwen 1861); Juste, «Le comte Félix de M.» (Brüss. 1872). — Ludwig Friedrich Ghislain, Graf von M., Bruder des Vorigen, geb. 9. Juni 1792, nahm 1830 theil am Revolutionskampfe und starb 4. Nov jenes Jahres an einer in Berchem vor Antwerpen erhaltenen Wunde. Ein schönes ihm zu Ehren errichtetes Denkmal (von W. Geefs) ziert die St.-Gudulakirche in Brüssel. — Friedrich Xaver Ghislain, Graf von M., jüngerer Sohn des Grafen Felix, geb. 26. März 1820, machte seine Studien auf der brüsseler Militärschule und diente eine Zeit lang als Lieutenant im belg. Grenadierregiment. Ende 1847 trat er in den geistlichen Stand und wurde einige Jahre darauf geheimer Kämmerer des Papstes und Mundschenk. Im Mai 1860 übernahm er interimistisch das Kriegsministerium und unterstützte aufs eifrigste die weltlichen Interessen des röm. Stuhls. Mit dem Falle seiner Partei, infolge der Convention vom 15. Sept. 1864, erhielt er einen dreimonatlichen Urlaub und nahm dann seine Entlassung 14. Oct. 1865. Im J. 1866 zum Geh. Almosenier des Papstes und zum Erzbischof von Mytilene ernannt, starb er zu Rom 11. Juli 1874. Vgl. Ideville, «Monseigneur de M.» (Par. 1874). — Unter den directen Ahnherren der Grafen von M. verdient noch Erwähnung der 1732 verstorbene kaiserl. Feldmarschall Johann Philipp Eugen, Graf von M., Marquis von Westerloo, dessen Memoiren von dem obengenannten Grafen Heinrich (2 Bde., Brüss. 1840) veröffentlicht wurden.

Meroë, die Hauptstadt des äthiop. Reichs, welche Herodot die Mutterstadt aller Aethiopier nennt. Nach Strabo war M. eine Stadt und zugleich die Insel, d. h. die von zwei Flüssen umgebene Landschaft, in welcher die Stadt lag. Nach der Straboniſchen Beschreibung wird jetzt allgemein angenommen, daß M. in der Nähe des heutigen Begerauieh, nördlich von Schendi, lag, zwischen dem Nil und dem Atbara, dem alten Astaboras, wo noch jetzt die ausgedehnten Ruinen einer bedeutenden Stadt und zwei Gruppen von Pyramiden zu sehen sind. Dies ist auch ohne Zweifel richtig für die Zeit des Strabo. Das M. des Herodot aber lag viel nördlicher, wahrscheinlich in der Nähe der Stadt Napata bei dem heutigen Berge Barkal, wo noch jetzt ein Dorf Méraui heißt (wiewol dieser Name Meru, Meraui auch an verschiedenen andern Oertlichkeiten haftet). Inschriftlich heißt freilich die Residenz des äthiop., über Aegypten regierenden Königs Tahraka (Tirhaka in der Bibel) Nep, d. i. Napata; M. nennt zuerst Herodot; nach einer bei den Alten mehrfach vorkommenden Notiz soll M. erst von Kambyses' Feldzuge an aufgekommen sein. Die einheimisch-äthiop. Bauwerke (Tempel und Pyramiden) und Inschriften dieses Herrschaftssitzes am Barkal gehen bis auf König Tahraka (im 7. Jahrh. v. Chr.) zurück. Was aus früherer Zeit vorhanden ist, sind Denkmäler der ägypt. Könige (z. B. des großen Ramses), welche ihre Eroberungen hierher ausgedehnt hatten. Viel später erst kam der Mittelpunkt des Reichs auf die Insel Astaboras, welche außer der Residenz auch noch andere Tempelstätten enthielt, deren Ruinen noch jetzt näher bei Schendi und tiefer im östl. Lande unter den Namen von Naga und E'Sofra bekannt sind. Aber diese Denkmäler

Digitized by Google

gehören frühestens dem ersten vorchristl. Jahrhundert an. In M. waren früher die Priester, wie berichtet wird, der mächtigste Stand, aus dem selbst die Könige gewählt wurden. Diese mußten sogar, wenn es die Priester befahlen, sich selbst den Tod geben, eine Sitte, welche erst vom Könige Ergamenes (Ark-Amen) zu den Zeiten des Ptolemäus Philadelphus abgeschafft worden sein soll. Daß der meroitische Staat oft auch von Königinnen regiert wurde, berichten die Alten und bezeugen noch die Denkmäler, welche, soviel sich davon in den Ruinen des nördlichen alten und des südlichen jüngern M. erhalten hat, zum ersten male vollständig in Lepsius' «Denkmäler aus Aegypten und Nubien» (Berl. 1849—59) dargestellt sind.

Merope, die Tochter des Kypselos und Gemahlin des Kresphontes, Königs von Messenien, wurde durch Polyphontes, der sich der Herrschaft bemächtigte, gezwungen, sich mit ihm zu vermählen, nachdem er ihren Gemahl und ihre ältesten Söhne getödtet hatte. Nur ihren jüngsten Sohn Aepytos hatte sie bei einem Gastfreunde in Aetolien verborgen; seiner habhaft zu werden, war schließlich ein Hauptbestreben des Polyphontes. Aepytos oder Kresphontes, wie er bei Euripides gleich seinem Vater heißt, der indessen herangewachsen war, kam zu Polyphontes, angeblich um den Lohn für die Ermordung des Aepytos zu verlangen, in Wahrheit um Vater und Brüder zu rächen. Im Einverständniß mit seiner Mutter M. ermordete er den Polyphontes, wodurch er die väterliche Herrschaft wiedererwarb. So hatte Euripides diese Sage im Trauerspiele «Kresphontes» gestaltet; außerdem haben sie Voltaire, Maffei u. a. bearbeitet.

Merovinger oder Merowinger nennt man das Geschlecht der fränk. Könige, die das Frankenreich in Gallien begründeten, einen Theil der deutschen Stämme damit vereinigten und den Grund zu der spätern Gestaltung deutschen und franz. Gebietes gelegt haben. Merwig oder Meroväus wird als einer der Könige genannt, der um die Mitte des 5. Jahrh. regiert und dem Geschlecht den Namen gegeben habe; historisch sicher ist Childerich, der mit seiner Gemahlin Basina, einer thüring. Fürstin, den Chlodwig zeugte. Chlodwig (gest. 511) vernichtete den Rest röm. Herrschaft in Gallien (486), bezwang die Alemannen, erlangte in Gallien das Uebergewicht über die Burgunder und Westgothen, nahm das orthodoxe Christenthum an und trat zuerst in das folgenreiche Verhältniß zur röm. Kirche, aus dem später die Herstellung eines german.-röm. Kaiserthums erwuchs. Die übrigen Frankenkönige beseitigte er mit List und Gewalt. Er theilte das Reich unter seine Söhne Theoderich (gest. 534), der den östl. Theil (Austrasien), Chlodomer (gest. 524), der die südl. Striche mit Orléans, Childebert (gest. 558), der den mittlern Theil mit Paris, und Chlotar (gest. 561), der den nordöstl. Theil bis zur austrasischen Grenze mit der Hauptstadt Soissons erhielt. Theoderich's Stamm starb bereits mit seinem Enkel Theodebald (gest. 553), dem Sohne Theodebert's (gest. 547), aus. Die Nachkommenschaft Chlodomer's ward von den Oheimen Childebert und Chlotar ermordet, sodaß, da Childebert ohne männliche Erben starb, Chlotar (558) das ganze Frankenreich wieder vereinigte und von ihm die Reihe der folgenden Könige abstammt. Nach seinem Tode wurde das Reich abermals getheilt. Sein Sohn Charibert (gest. 567) erhielt den Antheil mit Paris, Guntram (gest. 593) regierte zu Orléans und in dem seitdem eroberten Burgund, Siegbert (gest. 576) in Austrasien, Chilperich (gest. 584) in Soissons. Der Haß zweier Frauen, der Brunehilde, einer westgoth. Königstochter, die Siegbert's Gemahlin war, und der Fredegunde, die Chilperich's Geliebte war und nach der Ermordung der westgoth. Galswintha, der Schwester Brunehilde's, seine Gemahlin wurde, war Ursache, daß in dem ohnehin schon wilden und zügellosen Geschlechte Verbrechen auf Verbrechen sich häuften und die blutige Zwietracht durch Generationen hindurch das Haus zerriß. Siegbert war während eines Kriegs mit seinem Bruder Chilperich von gedungenen Mördern der Fredegunde getödtet. Brunehilde, in Chilperich's Gewalt gerathen, verführte dessen Sohn Merwig, entzweite ihn mit dem Vater und floh dann zu ihrem Sohne Childebert nach Austrasien, der bei des Vaters Siegbert Tode erst fünf Jahre alt gewesen war. Childebert erlangte dann auch durch Gunst seines Oheims Guntram, der von den Greueln der Brüder rein blieb, dessen Reich, und als er starb (596), fiel der austrasische Antheil an seinen ältern Sohn Theodebert (gest. 612) und der burgundische an Theoderich (gest. 613).

Ueber die beiden Enkel suchte nun Brunehilde die Herrschaft zu führen, aber von den Austrasiern vertrieben, fand sie in Burgund Aufnahme, besiegte die Austrasier und zog gegen die Neustrier zu Felde. Da vereinigten sich die fränk. Großen (613) und brachten sie, um den Bürgerkrieg zu beendigen, in die Gewalt Chlotar's II. (geb. 584), des Sohnes von Chilperich und Fredegunde, der blutige Rache an der Feindin seines Hauses nahm und das ganze Fränkische Reich wieder in eine Hand vereinigte. Das Geschlecht war aber durch solche Greuel

Digitized by Google

verwildert und durch Ausschweifungen geschwächt, und bereits erhob sich aus den Reihen der Aristokratie eine neue Macht, die der Majores domus (s. d.), welche allmählich das merovingische Königthum verschlang. Nach Chlotar's II. Tode (628) theilten Dagobert (gest. 638) und Charibert (gest. 631), dem Chilperich folgte, das väterliche Reich. Es standen aber bereits die Ahnherren der künftigen Könige (s. Karolinger), Pipin von Landen und Bischof Arnulf von Metz, dem Könige Dagobert als Majores domus zur Seite. Zwar war es noch zu früh, als Pipin's Sohn Grimoald (656) versuchte, den jungen König Dagobert II. zu beseitigen und seinen eigenen Sohn zum Frankenkönige zu machen; aber der geistige und physische Verfall des Hauses nahm mit reißender Schnelligkeit zu. Der folgende Kampf entspann sich schon nicht mehr zwischen den Königen, sondern zwischen deren Majores domus und den verschiedenen Parteien, die hinter diesen standen. Aus diesen Kämpfen, in welchen Dagobert's Nachkommen Chlodwig II. (gest. 656), Chlotar III. (gest. 670), Childerich II. (gest. 673) die träge Rolle von Schattenkönigen spielen («rois fainéants» bei den franz. Geschichtschreibern), erhebt sich nach dem Siege bei Testri (687) der Karolinger Pipin von Heristall als alleiniger Major domus und vererbt diese Würde, die thatsächlich das Königthum erfaßt, auf seine Nachkommen Karl Martell und Pipin den Jüngern. Die Könige selbst, zum Theil unmündig, zum Theil schwach und entnervt, treten völlig in den Hintergrund. Als auf Dagobert III. (gest. 713) dessen Sohn Theoderich IV. gefolgt und 737 gestorben war, blieb der Thron vier Jahre lang unbesetzt, bis die Söhne Karl Martell's einen geistesschwachen Sohn Chilperich's II. aus dem Kloster holten und 742 als Childerich III. auf den Thron setzten; doch wurde dieser 752 von Pipin im Einverständniß mit Papst Zacharias wieder in ein Kloster gebracht. Damit ging das Haus der M. zu Ende. (S. Franken.) Für die frühere Zeit der M. ist Gregor von Tours die wichtigste Quelle. Vgl. auch A. Thierry, «Récits mérovingiens» (Par. 1839 u. öfter); Löbell, «Gregor von Tours» (Lpz. 1839; 2. Aufl. 1869); Montenon, «La Dynastie mérovingienne» (Par. 1863); Richter, «Annalen des Fränkischen Reichs im Zeitalter der M.» (Halle 1873); Arndt, «Kleine Denkmäler aus der Merovingerzeit» (Hannov. 1874).

Merseburg, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Sachsen sowie eines Kreises, liegt an der Saale, über die hier eine steinerne Brücke führt, sowie an der Thüringischen Eisenbahn, und zählt mit den beiden Vorstädten Altenburg und Neumarkt (1875) 13,664 E. Die Stadt hat ein alterthümliches Ansehen und ist schlecht und unregelmäßig gebaut. Ein herrliches Denkmal mittelalterlicher Baukunst ist die Domkirche mit vier schönen Thürmen und einer der größten Orgeln Deutschlands. In derselben befindet sich neben andern Merkwürdigkeiten das metallene Grabmal Rudolf's von Schwaben; auch bewahrt man daselbst gedörrt dessen rechte Hand, die ihm 1080 in dem Treffen gegen Heinrich IV. abgehauen wurde. (Vgl. Puttrich, «Denkmale der Baukunst des Mittelalters in der preuß. Provinz Sachsen», Heft 1 u. 2, Lpz. 1836). Ein zweites interessantes Gebäude ist das ehemalige Residenzschloß, welches mit der Domkirche einen ansehnlichen viereckigen Hofraum umschließt. Dasselbe dient gegenwärtig zum Regierungsgebäude und enthält in seinem Garten ein Denkmal des Feldmarschalls Grafen Kleist von Nollendorf und ein altes heidnisches Grabdenkmal, das 1750 bei Göhlitzsch ausgegraben wurde. Nächstdem sind von öffentlichen Gebäuden zu erwähnen: das Ständehaus, das Kapitelhaus, die Kirche St.-Thomä, die St.-Maximikirche mit neuerbautem Thurm und das neue Posthaus. M. ist Versammlungsort der Provinzialstände der preuß. Provinz Sachsen sowie Sitz einer Regierung, des Landesdirectors der Provinz Sachsen, der Generalcommission und eines evang. Domkapitels. Sonst bestehen daselbst ein Domgymnasium, mehrere wohlthätige Anstalten, Fabriken in Pappwaaren und bunten Papieren; ferner Leimsiedereien, Färbereien, Essigsiedereien, Webereien, Lederfabriken, Maschinenfabriken, Eisengießereien, eine Peitschen- und eine Spielwaarenfabrik. Weit und breit wurde sonst das Merseburger Bier versendet. M. ist eine der ältesten Städte Deutschlands. Sie war seit dem 9. Jahrh. der Hauptort der gleichnamigen Grafschaft und dann die Lieblingsresidenz König Heinrich's I. und dessen Sohnes, Otto's I. Jener umgab sie 922 mit steinerner Mauer und erbaute 930 eine massive Kirche; dieser erhob sie zur kaiserl. Pfalz und begründete daselbst ein Bisthum. Zahlreiche Reichsversammlungen wurden in M. gehalten. Durch größere Brände öfters (1323, 1387, 1444, 1479 und 1662) heimgesucht, hatte sie auch im Bauernkriege 1525, namentlich aber im Dreißigjährigen Kriege viel zu leiden, wo sie von den Kaiserlichen wie von den Schweden gebrandschatzt und geplündert ward. Von 1656—1738 war sie wieder Residenz der herzogl. Linie von Sachsen-Merseburg. Am 29. April 1813 wurde sie von den Franzosen, 18. Sept. aber von Thielmann wieder genommen.

Digitized by Google

Die Grafſchaft M., welche ſchon im 9. Jahrh. vorkommt, lag, nach Dithmar's Angabe, zwiſchen der Wipper, Saale, Salza und dem bei Schraplau fließenden Weitſchkerbache. Unter die berühmteſten Grafen von M. zählt Erwin, zu Anfange des 10. Jahrh., deſſen Tochter die Gemahlin König Heinrich's I. wurde. Der letzte Graf war Eſiko, der 1007 zu Leipzig ſtarb. Das Bisthum M. wurde 968 vom Kaiſer Otto I. geſtiftet und dem Erzbisthum Magdeburg untergeordnet, vom Biſchof Giſeler, nachdem derſelbe Erzbiſchof von Magdeburg geworden, 982 wieder aufgehoben und in eine Abtei verwandelt, durch Kaiſer Heinrich II. aber 1004 wiederhergeſtellt. Der erſte Biſchof war Boſo, der ſich um die Bekehrung der Slawen in ſeinem Sprengel große Verdienſte erwarb. Am wichtigſten aber wurde Biſchof Thietmar (ſ. d.). Nächſtdem ſind als Erbauer und Verſchönerer des jetzigen Schloſſes und der Kirche zu erwähnen: die Biſchöfe Thilo von Trotha (geſt. 1514), Adolf von Anhalt (geſt. 1526), Vincentius von Schleinitz (geſt. 1535) und Sigismund von Lindenau (geſt. 1544). Von Thilo von Trotha rührt angeblich die Stiftung her, wonach im Schloßhofe fortwährend ein lebender Rabe gehalten und ſorgſam gepflegt wird. Es knüpft ſich hieran die Sage, daß der Biſchof Trotha ſeinen Kammerdiener auf den Verdacht hin, einen Ring ihm entwendet zu haben, hinrichten ließ, der Ring aber nachher im Neſte eines Raben wiedergefunden wurde. Unter dem Biſchof Sigismund von Lindenau fand 1543 die Reformation in M. Eingang. Nach deſſen Tode wählte 1544 das Kapitel den Prinzen Auguſt von Sachſen, einen jüngern Bruder des Herzogs Moritz, zum Adminiſtrator des Stifts, der zwar nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 noch einmal einem kath. Biſchof, Michael Helding, genannt Sidonius, weichen mußte; nach des letztern Tode aber kam die Adminiſtration des Stifts wieder an Kurſachſen. Zufolge des Teſtaments des Kurfürſten Johann Georg I. wurde deſſen dritter Sohn, Chriſtian, 1656 der Stifter der herzogl. Linie Sachſen-M., die aber 1738 wieder erloſch. Schon 1731 hatte das Domkapitel mit Kurſachſen den Vergleich abgeſchloſſen, künftig ſtets den Kurfürſten von Sachſen ſelbſt als Adminiſtrator zu poſtuliren, und dieſer dagegen verſprochen, das Kapitel im Beſitze ſeiner Rechte zu belaſſen. So blieb es, bis durch den Congreß zu Wien 1815 das Stift, welches unter der Verwaltung einer beſondern Stiftsregierung ſtand und die Aemter M., Schkeuditz, Lützen und Lauchſtädt umfaßte, zum größten Theil an Preußen kam. Das Domkapitel beſteht noch gegenwärtig, iſt jedoch nicht mehr vollzählig. Die Gegend von M. iſt hiſtoriſch merkwürdig durch die Schlacht bei Mölſen, 15. Oct. 1080, wo Heinrich IV. ſeines Gegners, Rudolf's von Schwaben, ſich entledigte, und durch die große Ungarnſchlacht bei Keuſchberg (ſ. d.) 933, die auch oft die Schlacht bei M. genannt wird. — Der Kreis M. zählt auf 576 QKilom. (1875) 64,758 E. — Der Regierungsbezirk M. beſteht weſentlich aus den 1815 vom Königreich Sachſen abgetrennten Landſtrichen (Kurkreis, Theile des Meißener, Leipziger und Thüringer Kreiſes, die Hochſtifter M. und Naumburg-Zeitz) nebſt dem Mansfeldiſchen und dem Saalkreiſe, zählt auf 10,210 QKilom. 903,931 E. und zerfällt in die 17 Kreiſe: M., Delitzſch, Bitterfeld, Wittenberg, Schweinitz, Torgau, Liebenwerda, Naumburg, Zeitz, Weißenfels, Eckartsberga, Querfurt, Sangerhauſen, Mansfeld-See, Mansfeld-Gebirg, Stadt Halle und Saalkreis. Vgl. Schmekel, «Hiſtor.-topogr. Beſchreibung des Hochſtifts M.» (Halle 1858); Schadeberg, «Skizzen über den Culturzuſtand des Regierungsbezirks M.» (Halle 1857—58).

Merſey, ein zwar nicht großer, aber wegen der Wichtigkeit der von ihm durchſtrömten Induſtrielandſchaften doch ſehr bedeutender Fluß in England, kommt aus der Mitte des Landes, von der Peniniſchen Bergkette und entſpringt etwa da, wo die Grenzen von Yorkſhire, Derbyſhire und Cheſhire zuſammentreffen. Sie nimmt links den Goyt auf, durchfließt Stockport und vereinigt ſich mit ihrem bedeutendſten Nebenfluß, dem bei Haslington in den Lancaſhire-Mooren entſpringenden Irwell; dieſer fließt über Bury durch Mancheſter. Nach Aufnahme des links mündenden Boden fließt die M. bei Warrington vorbei und erweitert ſich dann bei ihrer Mündung in die Iriſche See zu einem ausgedehnten Aeſtuar. Sie iſt hier, zwiſchen Liverpool und Birkenhead, etwa 1200 Mt. breit; die Länge ihres Laufs beträgt 100 Kilom., ihr Stromgebiet ſchätzt man auf 1430 QKilom. Sie und der Irwell ſind von Sankey-Bridge bis Mancheſter fahrbar gemacht; die Sankey-Brook-Navigation iſt 19,2, die Merſey- und Irwell-Navigation 80 Kilom. lang. Die Mündung iſt durch Feſtungswerke geſchützt.

Merſljakow (Alexei Fedorowitſch), ruſſ. Dichter und Kritiker, geb. 1778 zu Dalmatow im Permſchen Gouvernement, kam in ſeinem 11. Jahre in die Hauptvolksſchule zu Perm, an deren Director er wegen ſeiner erſten dichteriſchen Verſuche einen aufmerkſamen Beſchützer fand, und ſtudirte 1793—98 an der Univerſität zu Moskau. Nachdem er bereits den Lehrſtuhl der Redekunſt und Poeſie an der Univerſität erhalten, folgte er 1805 der Einladung Murawjew's

Digitized by Google

nach Petersburg und fand in dessen Hause, dem Sammelplatz der bedeutendsten Schriftsteller, die günstigste Aufnahme. Nach Moskau zurückgekehrt, erhielt er das Doctordiplom und die Stelle eines Professor-Adjunct an der dortigen Universität. Im J. 1807 ward er zum außerord. und 1808 zum ord. Professor ernannt, was er bis 1830, seinem Todesjahre, blieb. Außer den Vorlesungen an der Universität hielt M. 1812 und 1816 auch öffentliche Vorträge über russ. Literatur. Unter seinen literarischen Arbeiten sind außer Uebersetzungen, wie der von den Idyllen der Madame Deshoulières (1807), der Eklogen Virgil's (1807), von Tasso's «Befreitem Jerusalem» (2 Thle., Mosk. 1828) und den «Nachahmungen und Uebersetzungen aus griech. und lat. Dichtern» (Mosk. 1825) noch besonders die «Rede über den Geist der alten Poesie und deren Einfluß auf die Bildung der Völker» und der «Kurze Abriß der Theorie der schönen Literatur» (im Sinne der sog. pseudoclassischen Schule, 2 Bde., Mosk. 1821—22), hervorzuheben. Unter seinen eigenen poetischen Erzeugnissen nehmen die «Russ. Lieder» durch ihre Einfachheit und ihren ungekünstelten innigen Ton die erste Stelle ein. Die letzte Ausgabe seiner poetischen Werke erschien in zwei Bänden zu Moskau 1867.

Merthyr-Tydvil oder Merthyr-Tydfil, Marktstadt und Borough in der engl. Grafschaft Glamorgan, die volkreichste Stadt in ganz Wales und Hauptort des Eisen- und Steinkohlenbezirks von Südwales, im obern Thale des Taff gelegen, durch Kanal und Eisenbahn mit der 33 Kilom. entfernten Hauptstadt Cardiff verbunden, zählt (1871) 51,949 E. Der Ort ist eigentlich nur ein Complex von Eisenwerken und Arbeiterwohnungen. Vor 100 Jahren noch ein unbedeutendes Dorf, hat M. durch seinen Reichthum an Steinkohlen, Eisenerz und Kalk einen ungeheuern Aufschwung genommen. Das thonige Eisenerz liefert hier 35 Proc. Metall. In der nächsten Umgebung producirt man jährlich 150,000 Tons Eisen, wovon viel in Stangen verwandelt wird, ehe man es in Cardiff einschifft. Die Eisenwerke gehören zu den großartigsten Großbritanniens und beschäftigen in M. selbst, in dem 8 Kilom. östlich gelegenen Dorfe Dowlais, dessen zahlreiche Hohöfen täglich 1000 Tons Kohlen verbrauchen, sowie bei Cyfarthfa und Hirwain, den Werken Pen-y-darran und Plymouth eine sehr große Menge Arbeiter.

Méry (Jos.), franz. Dichter und Romanschriftsteller, geb. 21. Jan. 1798 in dem Landstädtchen Les Aigalades im Depart. Rhônemündungen, erhielt seine erste Erziehung und Bildung in Marseille und ging 1824 nach Paris, wo er mit seinem Landsmann und Geistesverwandten Barthélemy (s. d.) eine innige Verbindung schloß. In gleichem Grade ausgerüstet mit leichtem und treffendem Witz, fruchtbarer Phantasie, erstaunlicher Improvisations- und Versificationsgabe, schrieben sie gemeinschaftlich und in rascher Aufeinanderfolge polit. Satiren, deren geharnischte, sarkastische Polemik im Geist der liberalen Journale ihnen den entschiedenen Beifall der gesammten Opposition gewann. Nachdem M. noch bis 1832 Beiträge zu dem polit.-satirischen Wochenblatt «Némésis» geliefert, begab er sich nach Italien, wo er mancherlei Stoff sammelte, den er bei seiner Zurückkehr in Romanen und Novellen verarbeitete, wie in «Scènes de la vie italienne» (2 Bde., Par. 1837), in «La juive au Vatican» u. s. w. Infolge einer Reise nach England veröffentlichte er die «Nuits de Londres» (Par. 1840). Sodann schilderte er, ohne Indien und Amerika gesehen zu haben, diese Länder in drei Romanen, «Heva», «La guerre de Nizam», «La Floride», beschrieb auch das unbekannte China in «Anglais et Chinois». Außer Romanen, Novellen und Reisebildern hat man von ihm noch verschiedene Bühnenstücke, Operntexte und eine ganze Reihenfolge von Gelegenheitsgedichten, welche durch die polit. Ereignisse veranlaßt, auf dem Theater abgelesen oder als Cantaten in Musik gesetzt wurden. Seine Verse zeichnen sich aus durch die Bestimmtheit des Rhythmus und die außerordentliche Fülle des Reims. M. starb in Paris 17. Juni 1866.

Meschède, Kreisstadt im Regierungsbezirk Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, an der Ruhr und der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, zählt (1875) 2678 E., deren Haupterwerbszweig die Wollwaarenfabrikation ist. Außerdem bestehen Fabriken für Schuhleisten, Wagenachsen und Blechwaaren. — Der Kreis M. zählt (1875) auf 781 QKilom. 33,399 E.

Meschhed (d. h. Grabmal), Hauptstadt der pers. Provinz Khorasân, Gouvernementssitz eines Mirza oder königl. Prinzen, 333 Kilom. nordwestlich von Herât, 893 Mt. über dem Meere am Flusse Tedschend in einer getreide-, obst- und weinreichen Gegend gelegen, ist der gefeiertste und besuchteste Wallfahrtsort (Durgah) des Reichs, das Mekka der Schiiten, wegen des hier befindlichen Grabes des Imam Risa aus dem Hause Ali's. Zugleich hat die Stadt eine wichtige Hochschule und ist einer der bedeutendsten Fabrikorte, sowie als Knotenpunkt verschiedener Karavanenstraßen ein sehr belebter Handelsplatz Persiens, der etwa 70,000 E. zählt. Der Umfang der Stadt beträgt fast 11 Kilom., umschließt aber viele Trümmer, Gärten, Felder

Digitized by Google

und Gottesäcker. An der Nordostseite liegt die Festung, ein längliches Viereck mit großen Thürmen an den Ecken und kleinen an den Seiten, mit Arsenal und Pulverfabrik. Die ganze Stadt wird durch die Chiabane, eine breite, von Osten gegen Westen laufende, mit Platanen besetzte und von einem Kanal durchflossene Straße halbirt, die zahlreiche Läden und Karavanserais hat und äußerst belebt ist. Durch die sich quer erstreckende Hauptmoschee wird die Straße in zwei gleichlange Theile getheilt. Diese Moschee ist ein großartiges Bauwerk mit dem Marmorgrab des Imam. Der Gewerbfleiß M.s und seiner Umgegend liefert ausgezeichnete Teppiche, Shawls nach Kaschmirmustern (Meschhedi), Filz, Seidenstoffe, schön gedruckte Baumwollzeuge, gerühmte Stahlklingen, Gold- und Edelsteinarbeiten, Tropfsteingefäße und mancherlei andere Artikel. M. verarbeitet die Producte Turans und ist der Markt für europ. Waaren, welche von Westen her nach Turkomanien, Khiwa, Bokhara, nach Herât und Afghanistan gehen. Besonders Gegenstand des Handels sind raffinirter Zucker von Jasd her, Seiden- und Baumwollzeuge, Glas, Porzellan, Steingut (über Teheran aus Europa bezogen), Kaschmirshawls, schwarze Schaffelle aus Bokhara, Asa foetida, die hier reichlich gebaut wird, Barek (aus Kamelhaar bereitete Zeuge), Pelzwerk, Kamele, Pferde u. s. w. Ursprünglich ein zum District Tûs gehöriges Dorf, erwarb M. seinen ruhmvollen Namen erst, als im 16. Jahrh. unter den Safiden das Grab des schiitischen Imam Risa oder Ali Ben-Mosa al-Redhas, des Schutzpatrons Persiens, aus der von Dschingis-Khan zerstörten ältern Hauptstadt Tûs oder Thûs (26 Kilom. im Norden) hierher verlegt und durch Prachtbauten ausgezeichnet wurde.

Meschhed-Ali (d. i. Grabmal Ali's), Stadt im asiat.-türk. Vilajet Bagdad, 52 Kilom. südwestlich von Hillah und den Ruinen von Babylon an einem Zufluß des Euphrat und am Rande der Wüste, zählt 20,000 E. und ist berühmt als Wallfahrtsort der Schiiten oder Anhänger des Khalifen Ali, dem auch hier im Felde Nedschif eine Grabmoschee errichtet wurde. Dieselbe ist groß, im Innern prachtvoll und war einst sehr reich an Kostbarkeiten, die man jedoch nach Imâm-Musa bei Bagdad gebracht hat, um sie vor den Wahabiten zu retten, welche 1804 die Stadt belagerten, aber von den Türken zurückgeschlagen wurden. Im Süden liegt das Dorf Kefil, die den Juden hochheilige Ruhestätte Ezechiel's. — Eine der heiligsten Stätten der Schiiten ist der Ort Meschhed-Hussên, 37 Kilom. nordwestlich von Hillah und 40 Kilom. südlich von Hît, ganz von Dattelpflanzungen umgeben, in der Wüste gelegen. Derselbe hieß früher Kerbela, erhielt aber seinen jetzigen Namen als Grabstätte des Hussên, des ältesten Sohnes Ali's, der hier 9. Oct. 680 im Kampfe gegen die Jeziden fiel. Dieser Ort übertrifft an Ruf der Heiligkeit und der Pilgermenge alle andern Wallfahrtsorte der Schiiten. Die 25,000 Bewohner dieser Stadt sind fast alle Perser. Die Zahl der Pilger schätzt man auf jährlich 100,000. Die Grabmoschee besaß früher ebenfalls große Reichthümer, die jedoch 20. April 1801 bei der Plünderung durch die Wahabiten verloren gingen. Nach beiden heiligen Orten werden jährlich Tausende von Leichen, namentlich aus Persien, zur Bestattung gebracht.

Mesembryanthĕmum, d. h. Mittagsblume, nannte Linné eine zur Familie der Ficoideen gehörende Pflanzengattung seiner 12. Klasse, weil die Blüten sich gewöhnlich in den Vormittags- oder Mittagsstunden öffnen und überhaupt nur bei Sonnenschein geöffnet sind. Die überaus zahlreichen Arten, Kräuter und Kleinsträucher, wachsen fast alle am Vorgebirge der Guten Hoffnung, wenige sind in Nordafrika, Südamerika und Australien zu Hause. Alle besitzen fleischigsaftige Blätter von sehr verschiedenen Formen und einzeln, selten in Trugdolden stehende Blüten mit unterständigem, fünf- oder achttheiligem Kelche und vielen Reihen langer, schmaler Blumenblätter, ein Umstand, der diesen meist schönblumigen Pflanzen den Namen Faserblumen zugezogen hat. Aus den zahlreichen, um einen Mittelpunkt wirtelig gestellten Karpellen entwickelt sich eine erst fleischige, dann holzige, äußerlich gerippte Kapsel mit vielen Samen. In unsern Gewächshäusern und als Zimmerzierpflanzen werden viele Arten dieser Gattung häufig cultivirt, weil sie ganz prachtvolle, in den brennendsten Farben prangende Blumen entwickeln, welche gegen die meist blaugrünen Blätter angenehm contrastiren. Sie verlangen zu ihrem Gedeihen einen mit Steinchen und Lehm gemengten Humusboden, Schutz gegen Regen im Sommer, wo man sie am besten ins Freie stellt, und sehr spärliche Bewässerung im Winter. Eine besonders merkwürdige Art, welche in Südeuropa verwildert vorkommt, ist das sog. Eiskraut (M. crystallinum L.), bei welchem die breiten, dicken Blätter sowie der Stengel mit glänzenden, weißen Papillen belegt sind, sodaß sie wie mit Eiskrystallen bedeckt aussehen. Die Blätter dieser niederliegenden, gelbblumigen Pflanze können wie Spinat gegessen werden.

Mesmer (Franz, nach andern Friedr. Anton), der Begründer der Lehre vom sog. Thierischen Magnetismus oder des Mesmerismus, geb. 23. Mai 1733 zu Ignanz bei Konstanz,

Digitized by Google

besuchte das Priesterseminar zu Dillingen und studirte in Ingolstadt Theologie, dann Naturwissenschaften, ging hierauf nach Wien, um Jurisprudenz zu studiren, wandte sich aber später der Medicin zu und promovirte 1766 mit der Dissertation «De influxu planetarum in corpus humanum». Seit 1771 begann er mit dem Pater Hell die Heilkraft des Mineralmagnets zu untersuchen und kam dadurch auf die Annahme einer dem Menschen innewohnenden ähnlichen Kraft, welche er thierischen Magnetismus nannte und von der er behauptete, daß sie die nämlichen Erfolge zu erzielen vermöge wie jener. Er veröffentlichte die neue Entdeckung in seinem «Sendschreiben an einen auswärtigen Arzt über die Magnetcur» (Wien 1775). M. wurde vom Kurfürsten von Baiern als Mitglied der Akademie nach München gerufen, kehrte aber nachher nach Wien zurück, wo er seine magnetische Praxis fortsetzte. Da sich aber die Behauptung, er habe durch seine Methode ein blindes Mädchen sehend gemacht, als Betrug erwies, mußte er Wien verlassen und ging 1778 nach Paris, wo er den Magnetismus zur Modesache machte. Das Anerbieten der Regierung, ihm für sein Geheimniß 20,000 Livres jährliche Rente zu bewilligen, nahm er nicht an, versprach aber gegen eine Subscription, die seine Anhänger Deslon und Bergasse veranstalteten, und die ihm über 340,000 Livres einbrachte, den Subscribenten seine Heilmethode mitzutheilen, was jedoch niemals geschehen ist. Da M. durch seine Curen den Tod mehrerer hochgestellter Personen herbeigeführt hatte, veranstaltete die Regierung eine Untersuchung des Verfahrens, wobei sich beide niedergesetzte Commissionen, denen die vorzüglichsten Aerzte und Naturforscher Frankreichs beigegeben waren, zu Ungunsten M.'s aussprachen. Dadurch verlor er in Paris sein Ansehen, ging nun nach England und von da nach Deutschland zurück, wo er 5. März 1815 zu Meersburg starb. Vgl. Sierke, «Schwärmer und Schwindler zu Ende des 18. Jahrh.» (Lpz. 1874); Carpenter, «Mesmerism and spiritualism historically and scientifically considered» (Lond. 1877).

Mesonero y Romanos (Ramon de), span. Sittenschilderer, geb. 1803 zu Madrid, ist seit 1845 an der Nationalbibliothek angestellt und gehört zu den wenigen Spaniern, die scharfsichtig und unparteiisch die Sitten und Unsitten ihres Landes darstellen. Sein «Manual de Madrid descripcion de la corte y de la villa» (Madr. 1831), «Panorama Matritense» (3 Bde., Madr. 1836—37), «Escenas Matritenses» (4 Bde., Madr. 1842) und seine «Memoria sobre el estado de la capital y los medios de mejorasta» (1838) sind für jeden, der die Hauptstadt Spaniens genauer kennen lernen will, unentbehrliche Hülfsmittel, haben aber auch an und für sich hohen literarischen Werth. Von 1836—42 redigirte er die Zeitschrift «Semanario pintoresco español». Außerdem gab er eine «Biblioteca de autores españoles» (2 Bde., Madr. 1857—58) heraus.

Mesopotamien (griech., d. i. Zwischenstromland) hieß bei den spätern Griechen das Land, welches in einer Längenerstreckung von 1120 Kilom. (von Telek im N. bis Kornah im S.) zwischen den Strömen Euphrat und Tigris sich ausbreitet und im N. vom armen. Berglande begrenzt wird. Das hebr. Sinear (Sennaar) scheint denselben Begriff auszudrücken; in der Bibel heißt das Land Aram-Naharaim (d. i. Zweistrom-Syrien), bei den Arabern El-Dschesireh (d. i. Insel). Da Ströme keine Länder- und Völkergrenzen bilden, so ist auch M. stets nur ein geogr., nie ein ethnogr. und nur unter der röm. Verwaltung als Name einer röm. Provinz polit. Name gewesen. Der nördl. Theil M.'s hatte im Alterthum keinen andern Namen, er begriff die Landschaften Osroëna und Mygdonien; der südliche dagegen wurde Babylonien und Chaldäa genannt. Seit 538 v. Chr. haben nie einheimische Fürsten über M. geherrscht; seit dieser Zeit war es nacheinander persisch, macedonisch, syrisch, parthisch, römisch und wiederum persisch bis zur Khalifenzeit. Nach dem Sturze der Khalifen 1258 ein Raub der Mongolen, kam es abermals an Persien, wurde aber 1648 vollständig der Türkei unterthan. M. bildet jetzt die Vilajets Diarbekr, Bagdad und Bassora. Nur der nördlichste Theil von M. ist gebirgig; das übrige ist eine nach Süden sich abdachende Ebene, deren Niveau sich bei ihrem nördl. Auslaufe auf 500 Mt. erhebt. Solange Kunst die reiche Wassermenge des Südens regelt, ist das Land einer hohen Cultur fähig. Unter pers. Herrschaft war das südliche M. das reichste Land des Reichs, und es blieb bis zu dem Ende der Khalifenzeit durch ein künstliches Bewässerungssystem auf einem hohen Grade der Cultur. Arab. Schriftsteller durften noch die Strecke zwischen Bagdad und Babylon mit einem Garten vergleichen; heute ist sie eine Wüstenei, den Saum, der die beiden Ströme begrenzt, ausgenommen. Das Klima ist im Norden ziemlich gemäßigt, im Süden herrscht während acht Monaten ein wolkenloser Himmel und eine tropische Hitze. Die Hauptproducte des Landes sind dieselben, die Vorderasien hervorbringt; die Hauptvegetation des Südens bildet die Dattelpalme, im Norden gibt es ausgedehnte baumlose Strecken.

Digitized by Google

Eine besondere Erwähnung verdienen heute, wie im Alterthum, die Naphthaquellen und Galläpfel. Nur wenige Flüsse geben den Nomadenvölkern des Nordens Wasser; die bedeutendsten sind der Balikh (Belias), der sich unterhalb Rakka (Nicephorium), und der Chabur (Aborras, Chaboras), der sich bei Circesium in den Euphrat ergießt. Das Innere wird von arab. Beduinen bewohnt, im Norden hausen die Tai und die Schammar, im Süden die Montefiks, und zuweilen dehnen die Anezeh ihre Raubzüge bis hierhin aus. Außerdem wohnen im Norden Turkomanen, Syrer, Jezidis und Kurden. Die Hauptsprache ist türkisch, südlich von Merdin wird jedoch meist arabisch gesprochen. Die bedeutendsten Städte sind im Norden Diarbekr oder Amid (Amid der Assyrer, Amida der Römer), Orfa oder Edessa (s. d.), Merdin, Nisibin (Nisibis der Alten), einst die Metropole des christlichen M., jetzt kaum noch ein elendes Dorf, Harran (Karrhä der Alten), Sitz einer religiösen Sekte, der Harranier, Djezirath-ibn-Omar (Bezabde), Mossul (dem alten Ninive gegenüber). Außerdem nennen die Alten Hatra (El-Hader, große Ruinen), Circesium (jetzt Karkesia) u. s. w. Von den Städten Südmesopotamiens (s. Chaldäa und Babylonien) war Babylon die bedeutendste.

Messāla Corvinus (Marcus Valerius), ein von seinen Zeitgenossen hochgeschätzter röm. Redner und Geschichtschreiber, der Gönner und Freund des Tibullus (s. d.), geb. um 65 v. Chr., erhielt seine Bildung zu Athen. Nach seiner Rückkehr schloß er sich der republikanischen Partei an und nahm selbst an dem Kampfe gegen Octavianus bei Philippi theil, trat aber später zuerst zu Antonius und dann zu Octavianus über. Als Consul (31 v. Chr.) nahm er am Actischen Kriege als Flottenführer theil. Hierauf erkämpfte er sich einen Triumph in Gallien, der 27 v. Chr. gefeiert wurde. Auch war er an der Ordnung der Angelegenheiten in Asien betheiligt, als Augustus dem Antonius in den Orient und nach Aegypten gefolgt war. Zuletzt lebte er vorzugsweise den Wissenschaften. Er starb um 9 n. Chr. Von seinen Reden, die sich mehr durch eine würdevolle und vornehme Sprache als durch Kraft auszeichneten, haben sich wenige Bruchstücke erhalten, welche Meyer in «Oratorum Romanorum fragmenta» (2. Aufl., Zür. 1842) zusammengestellt hat. Außerdem hat er, vielleicht griechisch geschriebene, Denkwürdigkeiten, griech. Gedichte, Schriften zur Alterthumskunde, wie die «De Romanorum familiis», verfaßt, die aber alle verloren sind. Das früher ihm beigelegte «De progenie Augusti» ist offenbar ein Machwerk des 15. Jahrh. Außer den Gedichten des Tibull zu Ehren des M. gibt es noch ein solches von einem unbekannten Verfasser unter den sog. Virgilischen Catalecten.

Messalina (Valeria) war die Tochter des Marcus Valerius Messala Barbatus, der ein Sohn der ältern Marcella, Tochter der Schwester August's, Octavia, gewesen zu sein scheint, und der Domitia Lepida, Großtochter des Triumvir M. Antonius und ebenfalls der Octavia, und wurde um 38 n. Chr. die dritte Gemahlin des Prinzen Claudius, der 41 n. Chr. den röm. Kaiserthron bestieg und dem sie eine Tochter, Octavia, und einen Sohn, Britannicus, schenkte. Sie ist verrufen wegen ihrer unerhörten Zuchtlosigkeit und Frechheit. Ihrer unbändigen Leidenschaft und einer unersättlichen Habgier, zugleich auch einer zügellosen Eifersucht gegen andere Frauen und ihrer unerbittlichen Rachgier, wenn sie bei den durch ihre ehebrecherischen Anträge beschimpften Männern Widerstand fand, oder wenn sie Verrath fürchtete, opferte sie, unter schlauer Benutzung der seinen Frauen gegenüber oft an Stumpfsinn streifenden Schwäche ihres kaiserl. Gemahls, das Leben vieler Menschen, wie des Appius Silanus, des zweiten Gatten ihrer Mutter, der ihre schnöden Anträge abgewiesen hatte, und des Valerius Asiaticus, welcher aus dem Wege geräumt wurde, damit sie selbst die Gärten des Lucullus, die er besaß, sich aneignen konnte. M., die sogar in einem öffentlichen Hause wie eine gemeine Hetäre ihre Reize feilgeboten haben soll, ging zuletzt in ihrer Leidenschaft so weit, daß sie während einer Entfernung des Kaisers von Rom sich in aller Form mit dem schönen und vornehmen Gajus Silius vermählte. Da griff der mächtige Geheimsecretär des Kaisers, der Freigelassene Narcissus, der erkannte, daß nach solchem Frevel Silius und M. nothwendig zum Sturz des Claudius vorschreiten müßten, rasch und energisch ein. Derselbe wußte der M. jedes Gehör beim Kaiser abzuschneiden und ließ die Frevlerin ohne Zaudern (im Spätherbst des J. 48) aus dem Wege räumen. Wie andere verrufene Gestalten der röm. Kaiserzeit hat auch M. ihre Vertheidiger gefunden. Eine solche Rettung hat namentlich Stahr in dem Werke «Agrippina, die Mutter Nero's» (Berl. 1867) vergeblich versucht. Ihren tragischen Tod hat Wilbrandt in seinem Trauerspiel «Arria und M.» (Wien 1877) behandelt. — Statilia M., die Urenkelin des unter Augustus mächtigen Taurus Statilius, die Tochter des unter Claudius durch die Habgier der Agrippina gestürzten Consularen T. Statilius Taurus Corvinus, war unter Nero mit Atticus vermählt. Nero, der schon sonst vertrauten Umgang mit ihr gehabt hatte, heirathete sie

Digitized by Google

im J. 65, nachdem er ihren Gatten, der damals Conſul war, hatte tödten laſſen und nachdem ſeine zweite Gemahlin Poppäa Sabina geſtorben war.

Meſſe (lat. missa). In der alten lat. Kirche zerfiel der öffentliche Gottesdienſt in zwei Theile, den Predigtgottesdienſt oder die M. der Katechumenen und die Communionfeier, an der jene nicht theilnehmen durften, oder die M. der Gläubigen oder Getauften. Der Name M. ſtammt daher, daß der Schluß beider Theile des Gottesdienſtes den Anweſenden mit den Worten angekündigt wurde: «Ite, missa est» (nämlich concio), d. h.: «Gehet, die Verſammlung iſt entlaſſen.» Dieſes Wort missa trug man nun auf die Theile des Gottesdienſtes ſelbſt über und nannte ſie M. Späterhin erhielt der Ausdruck in der röm.-kath. Kirche die Bedeutung, daß man darunter das bei der Haltung des Abendmahls gebräuchliche officium, d. h. Gebet vor dem Altar (daher der Ausdruck «M. leſen»), und vor allem das ſog. Meßopfer, d. h. die prieſterliche Handlung verſteht, durch welche nach kath. Lehre Brot und Wein in den Leib und das Blut Chriſti verwandelt und ſo als unblutige Wiederholung des blutigen Kreuzesopfers Chriſti Gott dargebracht werden. Papſt Gregor d. Gr. bildete die Meßgebräuche aus, und bereits im 8. Jahrh. kamen die Privatmeſſen auf, bei denen der Prieſter allein das Abendmahl feierte. Die Feierlichkeit der M., wie ſie in der röm.-kath. Kirche ſtattfindet, wird in drei Theile getheilt: 1) das Offertorium (ſ. d.); 2) die Wandlung oder die Einſegnung der Hoſtie und des Weins, welche der Geiſtliche genießen ſoll; 3) die Sumtion oder der Genuß des geweihten Brotes und Weins. Iſt Muſik mit der M. verbunden, ſo wird ſie gewöhnlich Hochamt genannt. Nach den Graden der Feierlichkeit und der Zahl der dabei miniſtrirenden Perſonen wird ſie eingetheilt in hohe oder große und niedrige M., zu welcher auch die ſtille, wo die Gebete ſtill geleſen werden, und die Handmeſſen, welche täglich geleſen werden und wofür der Prieſter das Geld auf die Hand empfängt, gehören. Die hohe M. wird von den Chorſängern geſungen und unter dem Beiſtande eines Diakons und Subdiakons gehalten. Sie wird feierlicher dadurch, daß der Biſchof ſie hält; die feierlichſte M. aber iſt die päpſtliche. Auch ſind die M. nach den Feſten verſchieden, an welchen ſie gehalten werden, z. B. die Heiligegeiſtmeſſe bei einer feierlichen Wahl oder Verſammlung der Geiſtlichen. Eine beſondere Art ſind die Seelenmeſſen oder Todtenmeſſen für die Errettung der Seelen der Geſtorbenen aus dem Fegfeuer und die Linderung ihrer Qualen. Sie werden theils von den Sterbenden, theils von ihren Verwandten beſtellt und geben eine Hauptveranlaſſung zu Vermächtniſſen an Kirchen und Geiſtliche. Die Todtenmeſſe (missa pro defunctis) hat ihre beſondern Feierlichkeiten. Die ſog. trockene M. wird auf der See geleſen, weil man bei derſelben den Kelch wegläßt, damit nicht durch die Bewegung des Schiffs etwas von dem conſecrirten Weine verſchüttet werde. Die griech. Kirche weicht in der Abendmahlsliturgie mehrfach von der römiſchen ab; bei den Proteſtanten kam mit der Verwerfung des Meßopfers und der Verwandlungslehre auch der Name M. frühzeitig ab. Reſte der alten Meßliturgie haben ſich hier und da in der luth. Kirche erhalten.

Die Muſik während des Hochamtes in der kath. Kirche, gewöhnlich ebenfalls M. oder Miſſa benannt, beſteht nach den Anfangsworten des zu ſingenden Textes 1) aus dem Kyrie eleison oder Christe eleison; 2) aus dem Gloria in excelsis Deo, wozu noch das Laudamus te etc., Gratias agimus tibi etc., Domine Deus rex coelestis etc., Qui tollis peccata etc. und Cum sancto spiritu etc. kommen; ferner 3) aus dem Credo oder apoſtoliſchen Glaubensbekenntniß; 4) dem Sanctus und Hosianna; 5) dem Benedictus und 6) dem Agnus Dei. Da die M. einen ſo weſentlichen Theil des kath. Gottesdienſtes bildet, daß derſelbe kurzweg als M. bezeichnet wird, ſo haben von jeher die Tonkünſtler ihre Kraft an der Compoſition dieſer hochbedeutſamen und zum Theil auch poetiſch erhabenen Texte verſucht. Unter den M. aus der Periode der alten Kirchenmuſik ragen die von Josquin und Paleſtrina hervor; unter den Spätern haben J. S. Bach und die großen wiener Meiſter (Haydn, Mozart und Beethoven) Werke geſchaffen, die zum Theil für den Gottesdienſt ungeeignet ſind, als Kunſtwerke im Concertſaal ſich aber allgemeine Anerkennung verſchafft haben. — Meßbücher oder Miſſalen (ſ. d.) heißen die Bücher, welche die Geſänge und Feierlichkeiten beim Gottesdienſt der kath. Kirche enthalten. — Meßgewand nennt man die Kleidung des kath. Prieſters beim Meſſeleſen. Daſſelbe hat je nach der Zeit fünferlei Farben. Es iſt weiß vom Chriſtabend bis mit Octava Epiphaniae, wie auch in den M. de Spiritu Sancto, de Maria Virgine, de confessoribus, de Virginibus und in Paschate, roth vom Pfingſtheiligabend bis auf den folgenden Sonnabend, wie auch in den Feſttagen der Apoſtel und Märtyrer, grün von der Octava Epiphaniae bis zu Septuagesimae, violett vom erſten Advent bis zum Chriſtabend, auch in der Faſtenzeit, und ſchwarz am Charfreitage und bei den Seelenmeſſen. Sonſt unterliegt die Farbe beſondern Beſtimmungen.

Digitized by Google

Messen oder **Handelsmessen** nennt man die großartigen und längere Zeit andauernden Jahrmärkte, die sich von den gewöhnlichen Jahrmärkten dadurch unterscheiden, daß sie nicht für die nächste Umgebung der Orte, an welchen sie abgehalten werden, sondern für weite Kreise und vorzugsweise für den Großhandel berechnet sind. Die M. entstanden aus den alten Kirchenmessen, mit denen ein Ablaß verbunden war und welche, weil sie eine große Menschenmenge versammelten, Gelegenheit zu Handelsgeschäften gaben. Anfangs war hierbei gewiß nur Kleinhandel vorhanden; später aber fanden sich an den günstig gelegenen Orten auch Großhändler ein. Endlich wurden die M. zu förmlichen Zusammenkünften von Producenten und Händlern, auf welchen nicht nur die vorhandenen Waaren verkauft und gekauft, sondern auch Bestellungen gemacht und die ältern Geschäfte abgewickelt wurden. So gelangten die M. zu großer Bedeutung, indem man durch sie selbst sehr entlegene Länder miteinander in Verbindung brachte und Handelsgeschäfte einleitete und vermittelte, welche in anderer Weise nicht durchführbar gewesen wären. Die Regierungen suchten, um die M. zu heben, dieselben durch die sog. **Meßfreiheiten** zu fördern, welche in Befreiung von Zöllen und Abgaben, in freiem Geleit für die Reisenden und Waarentransporte, in beschleunigtem Verfahren bei Rechtsstreitigkeiten u. s. w. bestanden. Ebenso traf man Veranstaltung, daß die Zahlungen, welche bei den sehr verschiedenen Münz- und Gewichtssystemen manche Schwierigkeiten hatten, sich auf den M. verhältnißmäßig leicht machten. Mit Recht darf man behaupten, daß Industrie und Handel den M. außerordentlich viel verdanken, und daß die M., indem sie beide hoben und die Völker in Beziehung setzten, die Entwickelung der Cultur wesentlich gefördert und beschleunigt haben. In neuerer Zeit verloren indeß die M. an Bedeutung, und einzelne derselben, wie z. B. die alte M. von Zurzach in der Schweiz, welche schon in der Römerzeit bestanden haben mag, sind sogar ganz eingegangen. Die Ursachen dieses Absterbens einer einst blühenden Einrichtung liegen in den veränderten Handels- und Verkehrsverhältnissen. Die Communicationsmittel sind andere und bessere geworden; Reisende und Waaren gelangen leichter, in kürzerer Zeit und in weniger kostspieliger Weise von einem Orte zum andern. Handelsreisende durchziehen das Land mit Mustern und Proben, und in den größern Städten vermitteln Commissionäre und Agenten den Verkauf. In den fernsten Ländern bestehen europ. Handelshäuser, welche die dort heimischen Producte nach Europa befördern und aus unserm Erdtheil die Waaren entnehmen, welche in dem Lande ihrer Niederlassung gekauft werden. Nur wo es noch an ausreichenden und guten Communicationsmitteln fehlt, wie z. B. in Rußland und Asien, stehen die M. noch in voller Blüte, während sie in Europa mehr und mehr zu größern Jahrmärkten sich gestalten, bei denen der Detailverkauf das Uebergewicht erlangt. Für jede M. besteht eine **Meßordnung** und auch eine Art von Meßrecht, insofern bestimmte locale Festsetzungen rechtlicher Art für den Handelsverkehr zwischen den Meßbesuchern gelten. Die Zeiten der M., welche gewöhnlich auf kirchliche Feste fallen, sind fest bestimmt und dürfen nicht verändert werden. Doch stellen sich Käufer und Verkäufer gewöhnlich schon früher ein und beginnen die Geschäfte schon vor der eigentlichen Meßwoche. Die letzten Tage der M. sind die Zahltage, an welchen die Abrechnungen stattfinden. Die wichtigsten deutschen M. sind die zu Leipzig (s. d.) und Frankfurt a. O. Diesen schließen sich Braunschweig und Frankfurt a. M. an. Außer Deutschland bestehen M. in Frankreich zu Lyon und Beaucaire, in Italien zu Sinigaglia und Bergamo, in Ungarn zu Pest, in Rußland zu Nishnij-Nowgorod, in der Türkei zu Usundschowa. Außer Europa gibt es wichtige M. zu Tanta in Aegypten, zu Mekka, zu Hurdwar (Ostindien) und zu Irbit und Kiachta in Sibirien. Vgl. Philippi, «Beiträge zur Geschichte und Statistik der deutschen M.» (Frankf. a. O. 1857).

Messenien, die südwestlichste Landschaft des Peloponnes, wird im O. durch die mächtige Gebirgskette des Taygeton von Lakonien, im N. durch die südstwestl. Verzweigungen des Lykäon (die jetzt Petrasi und St.-Elias genannten Bergzüge) und die tiefeingeschnittene Schlucht, in welcher die Neda fließt, von Arkadien und Elis getrennt, im W. und im S. vom Jonischen Meere bespült, das von S. her tief in das Land eindringt und so den **Messenischen Meerbusen** (jetzt gewöhnlich Golf von Koron genannt) bildet. In der Mitte der Landschaft erhebt sich steil der Berg Ithome (jetzt Burkano), seit den ältesten Zeiten der religiöse und polit. Mittelpunkt des Landes, an den sich gegen W. ein breites Bergland anschließt, Aegaleon genannt (jetzt Kontobunia), das terrassenförmig nach der Küste abfällt. Ein ähnliches Gebirge, von den Alten Mathia oder Emathia, jetzt Lykodimo genannt, tritt südlich davon ins Meer vor und bildet so eine besondere Halbinsel, die gegen S. im Cap Akritas (jetzt Gallo) endet; vor demselben liegt die kleine Insel Theganusa (jetzt Venetiko), westlich von dieser zwei größere, die Oinussä der Alten, jetzt Cabrera und Sapienza genannt. Auch vor der Westküste liegen

Digitized by Google

zwei kleine Inseln: Sphakteria, welche wie eine natürliche Barre den Eingang des Hafens von Pylos (jetzt Navarin) schützt, und weiter gegen Norden Prote (jetzt Protano). Im Innern der Landschaft zieht sich zwischen den westl. Abhängen des Taygeton und den den westl. Theil des Landes einnehmenden Gebirgen vom südl. Fuße der Grenzgebirge Arkadiens bis zum Nordrande des Messenischen Meerbusens eine vom Pamisos und seinen Nebenflüssen bewässerte, äußerst fruchtbare Ebene hin, deren nördl. Theil, bis zum östl. Fuße des Ithome, nach einer alten Ortschaft die Ebene von Stenyklaros, der südl. Makaria («die gesegnete») genannt wurde. Getreide, Wein und Südfrüchte sind die Hauptproducte der Ebene wie überhaupt der ganzen Landschaft. Diese wurde in den ältesten Zeiten von lelegischen und äol. Stämmen bewohnt und bildete wenigstens zum größten Theile ein Reich mit der Hauptstadt Pylos, als dessen Herrscher in der Homerischen Dichtung Nestor (s. d.) erscheint. Infolge des Eindringens der Dorier in den Peloponnes wurde M. ein selbstständiges dor. Königreich; aber die dor. Eroberer verloren allmählich unter dem Einflusse der milden, ja üppigen Natur des Landes ihren kriegerischen Charakter und wurden zu friedlichen Ackerbauern, die sich eng an ihre nördl. Nachbarn, die Bewohner des südl. Arkadien, anschlossen, während sie mit ihren östl. Nachbarn, den Spartanern, öftere Grenzstreitigkeiten und ähnliche Zwistigkeiten hatten.

Diese gaben Veranlassung zu den sog. Messenischen Kriegen, einer der interessantesten Partien der ältern griech. Geschichte, die noch vielfach in das Gewand der Sage gehüllt, auch bereits im Alterthum Gegenstand dichterischer Behandlung und Ausschmückung geworden sind. Der erste derselben, ungefähr in die J. 743—724 v. Chr. gehörig, endete mit der Uebergabe der Bergfestung Ithome, in welche die Messenier nach zwei unentschiedenen Schlachten sich zurückgezogen und sich 14 Jahre lang vertheidigt hatten, an die Spartaner, welche infolge dessen die ganze Landschaft in Besitz nahmen und die Bevölkerung zu hörigen Bauern (Heloten) herabdrückten. Diese harte Behandlung veranlaßte nun 645 v. Chr. den zweiten Krieg, dessen Hauptheld auf seiten der Messenier Aristomenes, auf seiten der Spartaner der Dichter Tyrtäos (s. d.) ist. Der Kampf bewegte sich hauptsächlich um die hart an der Grenze Arkadiens gelegene Bergfestung Eira, in welche sich die Messenier bald nach dem Beginn des Kriegs geworfen hatten, und endete nach 18 Jahren mit der Eroberung derselben durch die Spartaner. Von den Messeniern wanderte jetzt ein Theil nach Sicilien aus, während die Zurückgebliebenen wieder zu Heloten gemacht wurden. So war M. aus der Reihe der selbstständigen griech. Staaten gestrichen und blieb, da auch ein späterer Versuch der eingebornen Bevölkerung, ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen (der sog. dritte Messenische Krieg, 464—455 v. Chr., der wieder um den Besitz von Ithome geführt wurde), unglücklich ausfiel, ein Anner Spartas bis zur Demüthigung dieses Staats durch die Thebaner unter der Führung des Epaminondas (s. d.). Dieser stellte im J. 369 M. als selbstständigen Staat mit republikanischer Verfassung her und gab ihm durch die Gründung der Stadt Messene am Fuße des Ithome einen neuen Mittelpunkt und festern Halt. Doch gelangte die neue Schöpfung zu keiner selbstständigen polit. Bedeutung und spielte namentlich in den letzten Kämpfen vor dem Untergang der griech. Selbstständigkeit, in den Kriegen des Achäischen Bundes und Macedoniens, eine nicht gerade ehrenvolle Rolle. Gegenwärtig ist M. eine Nomarchie (Kreis) des Königreichs Griechenland mit 3176 QKilom. Areal und (1870) 130,417 E., die theils von Getreide-, Wein- (resp. Korinthen-) und Obstbau, theils von Schifffahrt leben. Der Hauptort der Landschaft ist jetzt das an der Stelle des alten Pharä, an der Mündung des von den westl. Abhängen des Taygeton herabkommenden Flüßchens Nedon in den Golf von Koron gelegene Städtchen Kalamata (s. d.).

Messias, ein hebr. Wort, dem griech. Christus (s. d.) entsprechend, heißt der Gesalbte und wird im Alten Testament häufig als Bezeichnung von Königen gebraucht. In der Zeit des Verfalls des jüd. Staats erwartete das Volk die Erscheinung eines Königs aus David's Geschlecht, welcher die alte Herrlichkeit Israels, als deren Ideal die Regierung David's galt, zurückführen werde. Die Propheten gaben dieser national-polit. Hoffnung eine religiös-sittliche Färbung, indem sie die Herrschaft jenes «Gesalbten» zugleich als eine Zeit der vollendeten Theokratie, der vollkommenen Frömmigkeit des Gottesvolks und der allgemeinen Verehrung des allein wahren Gottes auf Erden schilderten. Die Form der Vorstellung des M. ist zu verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene gewesen. Der Erwartung eines persönlichen M. aus David's Geschlecht trat bereits in der Zeit des Exils die Vorstellung von dem «Knechte Gottes» zur Seite, unter welchem man den bundestreuen Theil des Volks verstand, der nach vielen Leiden endlich des verheißenen Glücks theilhaftig werden sollte. Zur Zeit des zweiten Tempels, als das David'sche Haus zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken war, trat die Hoffnung auf

Digitized by Google

den geſalbten «Sohn David's» immer mehr zurück, wogegen die Erwartung der dem jüd. Volke bevorſtehenden Weltherrſchaft immer lebendiger wurde. Doch ſcheint in den letzten Zeiten vor Chriſtus die ſchriftgelehrte Beſchäftigung mit dem Alten Teſtament in demſelben Maße, als unter der Römerherrſchaft auch die Hoffnungen auf die glänzende Zukunft Iſraels ſich ſteigerten, auch den Glauben an einen perſönlichen M. von neuem belebt zu haben. Jeſus (ſ. d.) hat die meſſianiſche Hoffnung auf ſeine Perſon bezogen und in ihr die volksthümliche Form gefunden, in welche ſein religiöſes Selbſtbewußtſein die Gottesſohnſchaft hineinlegte. Indem er es aber als ſeinen unmittelbaren Beruf erachtete, die Gottesgemeinde, die er dereinſt als meſſianiſcher König regieren ſollte, zunächſt durch prophetiſches Wirken zu ſammeln und vorzubereiten, hat er zugleich in die Idee des Meſſiasmus einen neuen, unendlich tiefern und geiſtigern Inhalt hineingelegt. Die erſte Meſſiasgemeinde hielt ſich freilich ebenſo ſehr an die Schale als an den Kern der Ideen vom M. und Meſſiasreich. Aber gezwungen, ihren Glauben an den Gekreuzigten und Auferſtandenen aus dem Alten Teſtamente zu rechtfertigen, ſetzte ſie mit Hülfe der in den jüd. Schulen längſt üblichen allegoriſchen Auslegungsweiſe aus zahlreichen Stellen des Alten Teſtaments das Bild Jeſu zuſammen. Dieſe Stellen, in denen man Weiſſagungen des göttlichen Geiſtes auf die Perſon und Schickſale Jeſu erblickte, galten nun als Hauptbeweisſtellen für die Meſſianität Jeſu oder als meſſianiſche Weiſſagungen, deren Auslegung und Anwendung einen Hauptbeſtandtheil der ſog. apologetiſchen Theologie bis auf die neuere Zeit gebildet hat. Die Einſicht in die Unhaltbarkeit des alten Inſpirationsdogmas und die Fortſchritte der bibliſchen Philologie und hiſtor. Kritik mußte jedoch dieſem Beweis des Glaubens ſeinen Boden entziehen. In dem ſtreng dogmatiſchen Sinne, in welchem die meſſianiſchen Weiſſagungen allein einen Werth für die kirchliche Vorſtellung beſitzen, als eigentliche und ausdrückliche Vorausverkündigungen Gottes von Jeſus Chriſtus, kann gegenwärtig von dem ganzen Begriff überhaupt keine Rede mehr ſein. Statt der Weiſſagungen des göttlichen Geiſtes von Jeſus, dem Weltheiland, findet die Kritik nur menſchliche Erwartungen des jüd. Volks von ſeiner künftigen Herrlichkeit, welche je nach den Zeitumſtänden ſich verſchieden geſtaltet haben. Die Frage nach der «Erfüllung» jener meſſianiſchen Weiſſagungen, welche die ältere Theologie beſonders angelegentlich beſchäftigte, wird natürlich, ſobald die ganze Vorſtellung überhaupt hinfällig, eine müßige, und nur gegenüber den Verſuchen der modernen Orthodoxie, dieſe Erfüllung im einzelnen nachzuweiſen, iſt für die Kritik ein näheres Eingehen auf dieſelbe geboten. Im idealen Sinne kann man freilich die geſammte geiſtige Entwickelung Iſraels als eine Weiſſagung auf Chriſtus, d. h. als eine erſt in der Erſcheinung Jeſu ſich vollendende, alſo fortwährend auf dieſelbe hinausweiſende Geſchichte betrachten. Vgl. Hilgenfeld, «Messias Judaeorum» (Lpz. 1869); Vernae, «Histoire des idées messianiques» (Par. 1874); Riehm, «Die meſſianiſche Weiſſagung» (Gotha 1875).

Meſſina, eine ſehr alte Seeſtadt auf Sicilien, Hauptort der gleichnamigen ital. Provinz (4579 QKilom. mit 420,649 E.), Sitz eines Erzbiſchofs, des Präfecten, eines Appellhofs und eines Tribunals erſter Inſtanz, hat, von einem Gürtel zerriſſener Felſengipfel umgeben, eine reizende Lage an der Straße von M. oder Faro di M. (Fretum Siculum bei den Alten), einen durch eine ſichelförmig vorſpringende Landzunge gebildeten vortrefflichen Hafen, der 1000 Schiffe aufnehmen kann, mit zwei Leuchtthürmen, und wird durch eine ſtarke Citadelle und ſechs Forts vertheidigt. Der Corſo theilt die Stadt in die See- und Hügelſtadt; längs des Meerufers führt die 8 Kilom. lange Straße Marina oder Corſo Vittorio Emmanuele. M. hat mehrere ſchöne Plätze, mit Lava gepflaſterte Straßen, einen alterthümlichen Dom, viele andere, auch griech. Kirchen und Paläſte, worunter der neue königliche, ehemals dem Malteſerorden gehörige, jetzt Wohnung des Präfecten iſt. Hier beſtehen eine 1838 geſtiftete Univerſität mit fünf Facultäten (für Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Mathematik und Naturwiſſenſchaften, Literatur und Philoſophie), eine bedeutende Bibliothek mit griech. Handſchriften aus dem eingezogenen Kloſter Salvatore dei Greci, ein techniſches Inſtitut, ein Lyceum, ein Gymnaſium, ein Kunſtcollegium, eine Akademie für Wiſſenſchaften und Künſte (Accademia Peloritana), eine Handels- und Gewerbekammer, ein großes Hospital u. ſ. w. Von dem Kloſter San-Gregorio, das jetzt zu einem großartigen Muſeum umgeſtaltet wird, hat man die ſchönſte Ausſicht auf die Meerenge und die Küſte von Calabrien. Die Zahl der Einwohner beträgt (1872) 70,307, im ganzen Gemeindebezirk 111,854. Die Induſtrie, namentlich die Seidenweberei, iſt noch immer ſehr bedeutend, obgleich ſowol ſie wie der Handel M.s ſeit der Beſchränkung des Freihafens abgenommen hat. Die Ausfuhr beſteht hauptſächlich in Seidenſtoffen, Oliven, Südfrüchten und Korallen. Im J. 1875 liefen in M. 4375 Schiffe mit 1,233,033 Tonnen

ein. M. hieß im früheſten Alterthum Zankle (d. i. Sichel), war urſprünglich eine ſiculiſche Stadt, wurde aber griechiſch, als Anaxilos von Rhegium, ein geborener Meſſenier, ſie eroberte und mit den nach dem zweiten Meſſeniſchen Kriege 668 v. Chr. auswandernden Meſſeniern bevölkerte, wodurch ſie unter dem Namen Meſſana in die Reihe der dor. Städte eintrat. Sie wurde nun eine bedeutende Handelsſtadt mit anſehnlichem Gebiet, aber 396 von den Karthagern erobert und zerſtört. Dionys von Syrakus baute ſie ſogleich wieder auf. Er und ſein Sohn blieben Beherrſcher derſelben; ſpäter ward es Agathokles, ſeit 282 deſſen Söldner, die Mamertiner, dann die Römer ſeit dem zweiten Puniſchen Kriege, der hier 264 ausbrach. Im Mittelalter kam die Stadt 1060 in die Gewalt der Sarazenen, der Normannen, dann der Hohenſtaufen, 1266 in die Karl's von Anjou, 1282 Peter's von Aragonien durch die Sicilifche Vesper. Im 15. Jahrh. war ſie als Sitz der Wiſſenſchaften berühmt, daher ſich hier auch der gelehrte Konſtantin Laskaris niederließ, der ihr ſeine wichtige Bücherſammlung vermachte. In der Kunſtgeſchichte iſt ſie beſonders durch Antonello von M. berühmt, deſſen Vorfahren und Verwandte, namentlich Salvio di Antonio, bedeutende Maler waren. Im 16. Jahrh. ſtiftete daſelbſt Polidoro da Caravaggio, ein Schüler Rafael's, eine blühende Malerſchule; von ihm und von Alibrandi finden ſich noch in mehrern Kirchen werthvolle Gemälde. Innere Factionen verleiteten die Stadt, ſich 1673 Ludwig XIV. von Frankreich zu unterwerfen. Bei der Bekämpfung der Franzoſen fiel der niederländ. Seeheld Ruiter 1676 in der Schlacht bei M. Karl II. von Spanien beſtrafte die Stadt für ihren Abfall, indem er ihr alle Privilegien nahm. Seitdem gerieth M. immer mehr in Verfall. Theils verödete es 1743 eine furchtbare Peſt, theils das große Erdbeben von 1783, welches die halbe Stadt einſtürzte; 1823 wurde es durch eine Ueberſchwemmung bedeutend verwüſtet. In der neueſten Zeit litt die Stadt durch die Revolutionskämpfe. Aufſtände und blutige Kämpfe erfolgten 1848, wo die Stadt mehrmals vom Caſtell Terranuova aus bombardirt wurde; ſo vom 29. Jan. bis zum 20. Febr. und vom 26. Febr. bis zum 10. März. Im October ward M. von den neapolit. Truppen beſetzt und wegen neuer revolutionärer Symptome 28. März 1849 in Belagerungszuſtand erklärt. Am 28. Juli 1860 wurde die Stadt von den Freiſcharen Garibaldi's beſetzt und mit der auf die Citadelle beſchränkten neapolit. Beſatzung ein Waffenſtillſtand geſchloſſen. Erſt 13. März 1861 erfolgte die Uebergabe der Citadelle an den ital. General Cialdini. (S. Sicilien.)

Meſſing, eine Legirung aus Kupfer und Zink, gehört zu den älteſten und am längſten bekannten Legirungen. Es wird gegenwärtig meiſt direct durch Vereinigung beider Metalle gemacht, früher aber durch Zuſammenſchmelzen aus Kupfer und aus Galmei (kieſelſaurem oder kohlenſaurem Zinkoxyd) erzeugt. Das M. enthält gewöhnlich ungefähr 70 Theile Kupfer und 30 Theile Zink, doch wird das Verhältniß für die verſchiedene Anwendung vielfach geändert. Das M. iſt hochgelb und deſto heller, je mehr Zink es enthält; es nimmt eine ſchöne Politur an und iſt hart, wird aber durch wiederholtes Glühen und Hämmern ſehr dehnbar und elaſtiſch. Je größer der Kupfergehalt iſt, deſto dehnbarer iſt das M. Ein Zuſatz von Blei (1—2 Proc.) macht das M. zur Bearbeitung auf der Drehbank geeignet, ſolches M. läßt ſich auch beſſer feilen, da es die Feilen nicht verſchmiert. Seine Verwendung iſt vielfach, und es gibt faſt keinen Zweig der Technik und des Haushalts, in welchem es nicht unter irgendeiner ſeiner Geſtalten erſchiene. Seine Erzeugung geſchieht auf den Meſſinghütten. Das geſchmolzene Metall wird zu Platten von 1—2 Ctmt. Dicke gegoſſen, welche man nachher zu Blech aushämmert oder walzt, oder zu Keſſeln u. ſ. w. ſchlägt. Meſſingdraht wird aus Streifen gezogen, welche man von gewalzten Platten ſchneidet. Zu Leoniſchem Draht wird das Kupfer nur cementirt, d. h. den Zinkdämpfen ausgeſetzt, ohne zu ſchmelzen. Die verſchiedenen Arten des in den Handel kommenden M. ſind das Rollenblech, das Klempnerblech, das Schloſſerblech, das Trommelblech und das Tafelblech in ſchwarzen dicken Tafeln. Flittergold (Knitter- oder Rauſchgold) iſt das dünnſte Meſſingblech. Hämmerbares oder ſchmiedbares M. (yellow metal) hat die Eigenſchaft, ſich im glühenden Zuſtande hämmern zu laſſen, eine Eigenſchaft, die dem gewöhnlichen M. abgeht; es beſteht aus 60 Theilen Kupfer und 40 Theilen Zink. Die Meſſingbereitung iſt ein allgemein verbreiteter Induſtriezweig, der theils nach größerm Maßſtabe in den Meſſinghütten, theils von den Gelbgießern zur Selbſtverwendung auf Gußwaare betrieben wird.

Meſſis oder Metſys, beſſer Maſſys (Quentin), genannt der Hufſchmied von Antwerpen, einer der größten Maler der niederländ. Schule, geb. zu Antwerpen um 1460, trieb bis in ſein 20. Jahr daſelbſt das Schmiedehandwerk und verfertigte, wie man glaubt, die eleganten eiſernen Zierathen, welche dem Ziehbrunnen vor dem daſigen Dome zur Bedachung dienen. Zur zeichnenden Kunſt trieb ihn zuerſt die Noth, indem er während einer Krankheit mit

Digitized by Google

Fertigung von Holzschnitten für Kinder sich zu beschäftigen anfing, dann die Liebe zu einem Mädchen, welches einen Maler zum Manne zu haben wünschte, und hierauf bezieht sich die Inschrift unter seinem Bildniß in Basrelief an der Façade des Doms: «Connubialis amor de Mulcibre fecit Apellem». Daß er ohne Anleitung eines Meisters die Malerei gelernt, mag im wesentlichen wahr sein; wenigstens ist er von seinen Vorgängern völlig unabhängig. Er hat, die Kleinmalerei seiner Landsleute aufgebend, eine bis ins einzelnste gehende Darstellung der Menschengestalt in Lebensgröße gewagt, und dabei den geistigen Ausdruck des Individuums und des Moments, die ganze Scala der Leidenschaft mit bewußter Kraft dargestellt. Sein Colorit ist nicht tief, aber von einem sanften Lichte durchdrungen, die ganze Behandlung frei und scharf; seine wahre Größe beruht in den ergreifenden, oft mächtigen Charakteren. Sein wichtigstes Werk ist die berühmte Grablegung mit ihren beiden Seitenbildern (dem Marterthum des Evangelisten Johannis und der Herodias mit dem Haupte Johannis des Täufers), gegenwärtig im Museum zu Antwerpen; auch das Leben der heil. Anna, in der St.-Annakapelle der Peterskirche zu Löwen, ist von hoher Vortrefflichkeit. Echte Bilder von M. sind nicht häufig. M. starb in seiner Vaterstadt um 1530. Die vielfach wiederholten lebensgroßen Genrebilder, zwei Wucherer, ein streitendes Ehepaar u. dgl., von welchen erstern sich das beste Exemplar in Windsor befindet, werden seinem weniger bedeutenden Sohne Johann M. zugeschrieben.

Meßkatalog hieß das halbjährlich zu Ostern und Michaelis ausgegebene Verzeichniß der erschienenen Bücher, Kunstsachen, Landkarten u. s. w., welchem in einer eigenen Abtheilung auch ein Verzeichniß der in der nächsten Folgezeit erscheinenden Bücher beigegeben war. Früher besorgten die Buchdrucker den Vertrieb ihrer Bücher selbst und machten ihren Verlag durch Kataloge bekannt, von welchen der älteste bisjetzt entdeckte der des augsburger Druckers Joh. Bämler um 1473 ist. Als der Buchhandel in der Folge sich von der Buchdruckerkunst trennte und die Büchermessen zu Frankfurt a. M. der Hauptsitz desselben wurden, kam Georg Willer, ein augsburger Buchhändler, 1564 zuerst auf den Gedanken, jede Messe einen M., d. h. ein Verzeichniß aller neuen Bücher, worin das Format und der Verleger angezeigt wurden, drucken zu lassen. Auch seine Söhne, Elias und Georg Willer, druckten solche Kataloge noch bis 1627. Sehr bald fanden andere Buchhändler, sowol zu Frankfurt als zu Leipzig, z. B. Johann Portenbach's Erben und Tobias Lutz (gemeinschaftlich) sowie Peter Schmidt (Fabricius) und P. Brachfeld, sich bewogen, neben jenem von Willer ebenfalls dergleichen Verzeichnisse zu liefern. Ein Verzeichniß sämmtlicher in den Katalogen 1564—92 aufgeführten Bücher besorgte Nik. Bassäus (3 Bde., Frankf. 1592) und ein ähnliches über die Zeit 1593—1600 erschien zu Leipzig (1600). Von 1600—16 erschien der M., obgleich der frankfurter noch bis 1616 unter kaiserl. Privilegium herauskam, mit sächs. Privilegium bei Abraham Lamberg zu Leipzig; hierauf kam er in den Verlag des dasigen Buchhändlers Henning Groß, dann an dessen Nachkommen und endlich 1759 an die Weidmann'sche Buchhandlung, die ihn bis 1850 fortsetzte. Die frühere systematische Einrichtung desselben wurde später mit der alphabetischen vertauscht und statt des Quartformats seit 1795 Octav gewählt. Aber erst seit Ostern 1851, wo der Katalog in den Verlag von Georg Wigand in Leipzig überging, strebte man nach größerer Vollständigkeit und bibliogr. Genauigkeit; 1852 übernahmen Avenarius und Mendelssohn in Leipzig den Verlag des M. und ließen ihn seit Ostern 1853 in einer gänzlich neuen, erweiterten und verbesserten Gestalt als «Bibliogr. Jahrbuch für den deutschen Buch-, Kunst- und Landkartenhandel», ausgestattet mit mannichfachen Repertorien, Notizen und Nachweisungen erscheinen. Nach Trennung dieser Firmen setzte E. Avenarius das Unternehmen allein fort, bis er es 1860 abschloß. Vgl. Schwetschke, «Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis. Meßjahrbücher des deutschen Buchhandels von dem Erscheinen des ersten M. 1564 bis zu der Gründung des ersten Buchhändlervereins 1765» (Halle 1850), fortgesetzt von Brinckmeier 1766—1846 (Halle 1877).

Meßkette nennt man eine aus starkem Eisen- oder Stahldraht verfertigte Kette zum Messen gerader Strecken im Felde. Man macht die Kette am zweckmäßigsten 10 Mt., jedes Glied derselben 50 Ctmt. lang; längere Ketten sind schwer gerade zu strecken. Zu jeder M. gehören zwei Kettenstäbe, auf welche die Kette mit ihren Endringen aufgestreift wird; mit den an den Enden angebrachten eisernen Spitzen werden die Stäbe am Anfang und Ende jeder Kettenlänge in die Erde gesteckt und in die mit Baken oder Signalstangen, Jalons u. s. w. bereits abgesteckte gerade Linie einvisirt. Ist dies geschehen, so steckt der vordere Kettenträger an die Stelle des Kettenstabes einen eisernen Zeichenstab, den der hintere Kettenträger, nachdem er seinen Kettenstab an diese Stelle gebracht, auszieht und in einen Ring einhängt, um danach am Ende der Messung die Zahl der Kettenlängen abzuzählen. Statt der Ketten aus Eisendraht

Digitized by Google

bedient man sich neuerdings häufig der Meßbänder aus Stahlband. Am zweckmäßigsten ist es, sie 20 oder 25 Mt. lang zu nehmen und sie durch gebohrte und mit Messing vernietete Löcher in Decimeter theilen zu lassen. Sie werden zum Transporte aufgerollt und in eine Kapsel gesteckt.

Meßkunst, s. Feldmeßkunst.

Meßrad nennt man eine Vorrichtung, welche darin besteht, daß an einem Rade eines zweiräderigen Fuhrwerks ein Uhrwerk angebracht wird, mittels dessen die Zahl der Umdrehungen des Rades während der Fahrt angegeben und von einer oder mehrern Scheiben abgelesen werden können; eine derselben gibt die Tausende, die andern die Hunderte u. s. w. bis zu den einzelnen Umdrehungen herunter an. Kennt man den Umfang des Rades, so läßt sich dann leicht die Länge des zurückgelegten Wegs berechnen.

Meßtisch oder Mensel (vom lat. mensula), ein früher beim Feldmessen viel gebrauchtes Instrument, das indeß jetzt meist außer Gebrauch gekommen ist, weil es nicht den verlangten Grad der Sicherheit und Genauigkeit gewährt. Der M. besteht aus einem dreifüßigen Stativ, auf welchem mittels einer besondern Vorrichtung ein Reißbret so angebracht ist, daß es horizontal gestellt und in dieser Lage beliebig und sicher gedreht werden kann. Diese Aufstellung wird sehr verschieden gemacht, besteht aber im allgemeinen darin, daß das Tischblatt auf einem sog. Kugelgewinde, der Nuß, ruht, durch eine Mikrometerschraube sich langsam und leicht nach rechts und links drehen und zuletzt sich durch eine Schraube feststellen läßt. Bei der Aufnahme mit dem M. beabsichtigt man, durch Construction auf dem Plan eine Figur zu erzeugen, welche der der aufzunehmenden Punkte im Felde ähnlich, aber nach verjüngtem Maßstabe gezeichnet ist. Die Grenzpunkte der Figur im Felde werden zunächst mit leicht sichtbaren Signalen bezeichnet; innerhalb der Figur stellt man den M. auf, bezeichnet einen Punkt des Tischblattes mit einer eingesteckten Nadel, stellt das Tischblatt mittels einer Libelle horizontal und bemerkt durch ein Loth den entsprechenden Punkt des Erdbodens. Nun legt man ein Diopterlineal (s. d.) mit der Kante gegen die Nadel, richtet es nach einem der Signale und zieht eine Bleilinie längs desselben; ebenso verfährt man in Bezug auf die andern abgesteckten Punkte. Mißt man nun mit der Kette die Entfernung vom Stationspunkte bis zu einem der Signalpunkte und trägt diese Länge nach dem verjüngten Maßstab von der Nadel aus auf der Bleilinie auf, so stellt der Endpunkt den Signalpunkt im Felde vor. Man bringt dann den M. nach dem anvisirten Signalpunkte, stellt den ihm entsprechenden Punkt des Plans genau senkrecht über den Flurpunkt und orientirt das Tischblatt; dies geschieht dadurch, daß man die Nadel in dem Endpunkt der eingetragenen Linie einsteckt, das Diopterlineal daran anschlägt, nach der Bleilinie richtet, das Tischblatt so dreht, daß die Diopter auf den ersten nun mit einem Signal bezeichneten Punkt weisen und den Tisch feststellt. Visirt man dann von hier aus nach den übrigen Signalpunkten und zieht die entsprechenden Bleilinien, so sind die Durchschnittspunkte mit den vom ersten Punkte aus gezogenen die den betreffenden Signalpunkten entsprechenden Punkte und die Figur des Zeichenplans ist der im Felde ähnlich.

Mestizen nennt man die Mischlinge von Weißen und Indianern, s. Farbige.

Mestre, Stadt in der ital. Provinz Venedig, am Kanal gleichen Namens und an den Bahnen Venedig-Triest und Venedig-Padua, mit vielen Villen der Venetianer, einer Maschinenbauanstalt, Chocoladenfabriken und sehr besuchten Märkten, zählt (1871) 9931 E.

Mészáros (Lazar), ungar. Revolutionsgeneral und Kriegsminister, wurde 20. Febr. 1796 zu Baja im Bacser Comitat in Ungarn von einer altadeligen Familie geboren. Durch Privatunterricht vorbereitet, hatte M. bereits in Pest das Rechtsstudium begonnen, als ihn der Aufruf Franz' I. 1813 ins Militärleben überführte. M. wohnte den Feldzügen 1814 und 1815 als Lieutenant der ungar. Freiwilligen bei und ward nach dem Frieden zum Oberlieutenant in der Armee befördert. Im J. 1826 zum Seconderittmeister ernannt, machte er 1831 den Kampf gegen die Aufständischen in Modena und in den Legationen mit; 1834 wurde er erster Rittmeister, 1837 Major und 1844 Oberst des fünften Husarenregiments. Die Muße des Friedens zu Studien benutzend, machte sich M. durch mehrere in ungar. Sprache abgefaßte Schriften über Landbau und Gartenkunst bekannt und wurde 1844 von der Ungarischen Akademie zum Mitglied ernannt. Als infolge der Märzereignisse 1848 Graf L. Batthyányi ein ungar. Ministerium bildete, übertrug er M., der bei der Armee in Italien stand, das Kriegsportefeuille. Im ungar. Reichstage vertrat er seinen Geburtsort Baja. Lange Zeit widersetzte er sich der nationalen, von der österreichischen gesonderten Organisation der ungar. Armee und vertheidigte im Gegensatze zu Kossuth die ungar. Truppensendung nach Italien. Als jedoch der offene Kampf zwischen Oesterreich und Ungarn ausbrach, erklärte er sich entschieden für die

Digitized by Google

nationale Sache und vollzog rasch und geschickt die Organisation der ungar. Armee. Minder glücklich war M. als Anführer. Nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 trat er freiwillig von seinem Posten zurück und leitete im Süden den Kampf gegen die Raizen und den Sturm auf St.-Tamás. Als Anfang Juli 1849 Görgei das Obercommando abgenommen werden sollte, ward M. mit demselben betraut. In seiner Eigenschaft als General und mit Dembinski die Perczel-Wysocki'sche Theißarmee befehligend, folgte er der Regierung auf ihrem Rückzuge bis Temesvar und betheiligte sich an den Schlachten von Szöveg und Temesvar. Nach der Waffenstreckung von Vilagos (13. Aug. 1849) wandte er sich mit Dembinski nach der Türkei, wo er die Wechselfälle der gesammten ungar. Emigration theilte. Im Sommer 1851 von der Internirung befreit und bald darauf von den österr. Kriegsgerichten in effigie gehängt, ging M. erst nach England, dann nach Frankreich. Nach dem franz. Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 zog er sich auf die Insel Jersey zurück, von wo er im Sommer 1853 nach Amerika übersiedelte. Im Oct. 1858 kehrte er nach England zurück, und hier starb er schon 16. Nov. 1858 zu Eywood in Herefordshire. Eine Biographie M.' mit Briefen erschien 1866 zu Pest. Vgl. außerdem «Ungarns polit. Charaktere» (Mainz 1851).

Metabasis, s. Apostrophe.

Metachromatypie nennt man das Verfahren, chromolithographische Bilder (s. Farbendruck) auf mit einer Mischung von Weizenstärke und Gummi präparirtes Papier so zu drucken, daß sich die Abdrücke auf verschiedene Stoffe, wie Holz, Blech, Glas, Metall, Porzellan, Leder, Papier u. s. w. in den mannichfaltigsten Anwendungen übertragen lassen; zur Decoration von Porzellan werden diese sog. Abziehbilder unter Anwendung von Metallfarben hergestellt, um das Einbrennen der Farben zu ermöglichen. Bei der Manipulation wird die Bildfläche des zu übertragenden Bildes mit Lack dünn überzogen, dann legt man dieselbe auf den zum Verzieren bestimmten Gegenstand und drückt sie mit einem Ballen von Tuch oder mit einem Falzbeine fest an; hierauf benetzt man die Rückseite des Bildes mit einem feuchten Schwamm und hebt dann das Papier mit einer Pincette ab. Das nun haftende Bild wird darauf nochmals mit dem feuchten Schwamm angedrückt und dabei von dem Schleime des präparirten Papiers befreit. Nach dem Trocknen kann das Bild dann, wie jede Malerei, lackirt, polirt u. s. w. werden. Bei dem Abziehen auf lackirte Gegenstände, Metalle, Wachstuch u. s. w. wird anstatt der Bildfläche besser die betreffende Stelle des Gegenstandes mit Lack bestrichen. Die Einfachheit und Billigkeit des Verfahrens haben eine umfassende Verwendung desselben herbeigeführt und die Industrie der Abziehbilder ist eine ziemlich bedeutende geworden.

Metalle nennt man alle diejenigen chemisch einfachen Körper oder Elemente, die sich von den Nichtmetallen oder Metalloiden (s. d.) hauptsächlich durch folgende Eigenschaften unterscheiden: sie sind undurchsichtig (eine Ausnahme macht das Gold, das in äußerst dünnen Blättchen mit grüner Farbe durchscheinend ist); sie besitzen einen eigenthümlichen Glanz, Metallglanz, der auf den Krystallflächen und im polirten Zustande wahrzunehmen ist; sie besitzen in höherm Grade das Vermögen, Wärme und Elektricität zu leiten; sie sind zum Theil geschmeidig; sie haben meistens ein hohes specifisches Gewicht. Durch letztere Eigenschaft sind namentlich die sog. schweren M. charakterisirt, nicht die M. der Erden und der Alkalien, von denen z. B. Kalium specifisch leichter als Wasser ist. Alle M. sind bei gewöhnlicher Temperatur fest, mit Ausnahme des Quecksilbers, und verbinden sich ohne Ausnahme mit Sauerstoff zu Oxyden, die zum größten Theil basische Eigenschaften besitzen, sowie mit Chlor, Brom, Jod und Schwefel. Man unterscheidet leichte M. und schwere M. Zu den leichten M. rechnet man alle M. von einem specifischen Gewicht nicht über 5,0, die sich mit Sauerstoff sehr lebhaft zu Oxyden verbinden und die fast durchweg basisch und durch Wasserstoffgas nicht reducirbar sind, nämlich: a) die M. der Alkalien, leichter als Wasser, dasselbe heftig zersetzend und mit Sauerstoff die bekannten in Wasser löslichen Alkalien gebend (Kalium, Natrium, Lithium, Cäsium, Rubidium); b) die M. der alkalischen Erden, schwerer als Wasser und Schwefelsäure, das Wasser rasch zersetzend, die Oxyde ebenfalls mit alkalischer Reaction in Wasser löslich, aber weit schwerer als die vorigen (Barium, Strontium und Calcium); c) die M. der Erden, schwerer als Wasser, dasselbe bei gewöhnlicher Temperatur nur langsam zersetzend, die Oxyde starke Basen, aber in Wasser unlöslich (Aluminium, Zirkonium, Beryllium oder Glycium, Magnesium, Cerium, Yttrium und die noch wenig bekannten Thorium, Lanthan, Erbium, Terbium und Didym). Die schweren M., die eigentlichen M. der ältern Chemiker, von einem specifischen Gewicht über 5,0 und sämmtlich mit deutlichem Metallglanz, die die Elektricität unzweifelhaft leiten, und deren Oxyde, mit Ausnahme des Mangans, durch Wasserstoffgas reducirbar sind, sind a) streng-

Digitized by Google

flüssige, welche Wasser im Rothglühen für sich, mit Säuren bei gewöhnlicher Temperatur (mit Ausnahme der drei letzten) zersetzen, an der Luft sich ganz von selbst allmählich oxydiren und mit Sauerstoff eine ganze Reihe von Verbindungen geben, deren höchste saure Eigenschaften haben, während die niedrigern kräftige Basen sind (Mangan, Eisen, Kobalt, Nickel, Chrom, Uran, Molybdän, Vanadium und Wolfram); b) leichter schmelzbare, die Wasser im Glühen, aber nicht durch Säuren zersetzen, zwei basische Oxyde bilden, deren höheres sich auch als Säure verhält (Zinn und Kupfer); c) leicht schmelzbare, zum Theil flüchtige, die Wasser zersetzen und nur ein basisches Oxyd bilden (Wismuth, Blei, Thallium, Indium, Gallium, Lavoisium, Zink und Cadmium); d) sog. edle M., welche Wasser bei keiner Temperatur zersetzen, sich an der Luft nicht von selbst oxydiren, und deren Oxyde schon durch bloße Erhitzung zersetzbar sind (Quecksilber, Silber, Gold, Platin, Palladium, Rhodium, Osmium, Ruthenium und Iridium). Endlich gibt es noch einige, deren Stellung zweifelhaft ist, so das Niobium, Titan, Tellur und Tantal. Nicht selten rechnet man Selen, Arsen zu den M. und das Tellur zu den Nichtmetallen.

An den eigentlichen M. sind technisch bemerkenswerthe Eigenschaften: a) die Fähigkeit, eine hohe Politur anzunehmen, welche aber nur bei den edeln M., beim Nickel und unter Umständen beim Stahl, an der Luft beständig ist; b) die Schmelzbarkeit, wovon die Möglichkeit abhängt, M. durch den Guß zu formen, in welcher Beziehung die M. so folgen: Zinn, Wismuth, Blei, Zink, Kupfer, Silber, Gold, Eisen und Platin; c) die Schweißbarkeit, d. h. die Eigenschaft, sich in Weißglühhitze so zu erweichen, daß man getrennte Theile unmittelbar vereinigen kann, welche nur dem Eisen, Platin und Palladium, in gewisser Beziehung auch dem Blei, Kalium und Natrium zukommt. Destillirbar sind das Quecksilber, Zink, Silber, Cadmium, Kalium und Natrium. Was das magnetische Verhalten der M. betrifft, so sind besonders Eisen, Nickel und Kobalt und mehrere ihrer Verbindungen, geneigt, Magnetismus anzunehmen; durch den elektrischen Strom werden die nämlichen M. in temporäre Magnete verwandelt. Die Farbe der M. ist sehr verschieden, und die Eigenschaft derselben, Legirungen zu geben, d. h. sich untereinander in verschiedenen Verhältnissen zusammenschmelzen zu lassen (s. Legirungen), gestattet eine große Mannichfaltigkeit, wie die verschiedenen Farben des mit Kupfer und Silber legirten verarbeiteten Goldes, das Messing und die andern Legirungen aus Kupfer und Zink (Tombad u. s. w.), die Bronzen (aus Kupfer, Zinn und Zink) und das Neusilber (Kupfer, Zink und Nickel) beweisen. Manche M. nehmen beim Erkalten eine krystallinische Structur an, wovon z. B. das Metallmoor (moirée métallique) der verzinnten Blechwaaren abhängt. Hart sind die M., mit Ausnahme der kohlehaltigen Verbindungen des Eisens (des Stahls), nicht in sehr hohem Grade; damit hängt zum Theil ihre Elasticität und Biegsamkeit zusammen sowie die Fähigkeit, zu klingen. Auch hierin lassen sich durch Legirungen besonders technisch anwendbare Zwischenstufen erzeugen. Die meisten technisch nicht anwendbaren M. sind spröde; hämmerbar sind Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Platin, Blei, Zink und Eisen, letzteres besonders in der Hitze, was jedoch nach dem Grade der Reinheit manche Abänderung erleidet. Zu Drähten und Blechen dehnbar sind dieselben M., doch in etwas anderer Ordnung, nämlich Gold, Silber, Platin, Eisen, Kupfer, Zink, Zinn und Blei. Indem die M. sich mit Sauerstoff verbinden, entstehen die Metalloxyde, die mit Ausnahme einer gewissen Anzahl, wie z. B. der Chromsäure, Manganäure, Uebermanganäure, sich als Basen oder indifferent, wie die Suboxyde und Superoxyde, verhalten. (S. Oxyd.) Durch die Verbindungen der Metalloxyde mit Säuren entstehen die Metallsalze, obgleich man im engern Sinne nur die Verbindungen der Oxyde der sog. schweren M. mit Säuren, namentlich die im Wasser löslichen, deren Lösungen, wie die des Kupfervitriols u. s. w., metallischen Geschmack besitzen, darunter versteht.

Métalliques oder Rescriptions métalliques, d. i. Scheine für klingende Münze, wurden in Frankreich die von dem Directorium 1797 ausgegebenen, die Mandate ersetzenden Staatspapiere genannt. Als Oesterreich nach den Napoleonischen Kriegen an die Regelung seiner Finanzverhältnisse ging, erhielten diesen Namen auch die österr. Staatsobligationen, welche auf Conventionsmünze ausgestellt und darin verzinst wurden, im Gegensatze der in Papiergeld verzinsten und realisirten, und ebenso wurden die russ. Staatspapiere, welche auf Silberrubel lauteten und in Silbermünze verzinst wurden, genannt, im Gegensatze der Papiere, die auf Bankassignationen gestellt waren und in solchen verzinst wurden. Die Bezeichnung M. ist in allen diesen Staaten für die neuern Obligationen-Emissionen nicht beibehalten worden.

Metallochromie oder galvanische Metallfärbung nennt man ein von Becquerel begründetes und in den Metallgewerben vielfach angewendetes Verfahren, durch Ueberziehen von Metallgegenständen mit gewissen Oxyden auf galvanischem Wege verschiedene Farben hervor-

Digitized by Google

zubringen. Dieses Verfahren wird in der Technik zur Verzierung von Gegenständen aus Kupfer, Tomback, Bronze und Messing, welche vorher eine dünne galvanische Vergoldung empfangen haben, angewendet. Die Bleiglätte (Bleioxyde) wird besonders in der M. benutzt, indem man in eine gesättigte Lösung der Bleiglätte in Aetzlauge den zu färbenden Metallgegenstand bringt, welcher mit der Anode einer galvanischen Batterie in Verbindung steht, während ihr gegenüber eine Platinplatte als Kathode dient. Es lagert sich auf dem Metallgegenstand Bleisuperoxyd ab, dessen Farbe sich mit der Dicke der Schicht ändert. Die auf diese Weise erzeugten Farben gehören in die Kategorie der Farben dünner Schichten. Die Hauptfarbe ist Grün oder Purpurroth, welche in Nebenfarben (Hellroth, Blau, Violett, Gelb) übergeht. Auch mit gewissen Kupferverbindungen lassen sich durch M. schöne Farbenreize erzeugen.

Metalloïde nannte man im Anfang des 19. Jahrh. die Metalle der Alkalien und Erden. Berzelius brauchte zuerst den Namen für alle nichtmetallischen Elemente. Soweit unsere Erfahrungen reichen, gibt es 15 M. oder Nichtmetalle, welche von der modernen Chemie in folgende vier Gruppen eingetheilt werden: 1) Wasserstoff, Chlor, Brom, Jod und Fluor; 2) Sauerstoff, Schwefel, Selen, Tellur; 3) Stickstoff, Phosphor, Arsen, Bor; 4) Silicium, Kohlenstoff. Die Unterscheidung zwischen M. (Nichtmetallen) und Metallen ist eine rein willkürliche, da es unmöglich ist, eine scharfe Grenze zu ziehen, woher es auch kommt, daß ein oder das andere Element von einem Chemiker als Metall und von einem andern als M. angesehen wird.

Metallurgie ist die Lehre von der technischen Darstellung der Metalle aus den in der Natur vorkommenden Verbindungen derselben (Erzen). Sie umfaßt sowol die chem. Processe, welche zu diesem Zwecke dienen und die Apparate, in welchen die chem. Processe ausgeführt werden, als auch die mechan. Vorrichtungen und Hülfsmittel, welche theils zum Betrieb jener Apparate erforderlich sind, theils den Zweck haben, dem hüttenmännisch ausgebrachten Metall eine für die Weiterverbreitung oder für den Handel angemessene Form zu geben, welche letztere aber wieder speciell dem Gebiete der Technologie angehört. Diese Metalle sind: Eisen, Zinn, Zink (und Cadmium), Wismuth, Kupfer, Blei, Silber, Gold, Platin und Quecksilber, welche fast nur metallisch dargestellt; Kobalt und Chrom, welche ausschließlich im verbundenen Zustande gewonnen werden; endlich bei Antimon, Arsenik und Nickel gewinnt man zugleich auch gewisse andere Verbindungen. Ueber das Nähere, sowie insbesondere über die Literatur, s. Hüttenkunde. Findet die Darstellung des betreffenden Metalls auf nassem Wege, d. h. durch Uebertragung der Processe der analytischen Chemie auf die M. statt, eine Modification, die zur Ausbringung des Silbers, Goldes und Kupfers aus den Erzen immer mehr platzgreift, so spricht man von Hydrometallurgie.

Metamorphische Gesteine nennt man alle diejenigen Felsarten, von denen sich nachweisen oder wenigstens vermuthen läßt, daß sie bei ihrer ersten Entstehung eine ganz andere Beschaffenheit und Zusammensetzung besaßen, als sie jetzt zeigen. Es gilt das besonders für gewisse krystallinische Schiefer, wie Gneis und Glimmerschiefer, von denen man vermuthet, daß sie durch innerliche, auf nassem Wege erfolgende Umkrystallisirungsprocesse oder durch Einwirkung benachbarter Eruptivgesteine aus verschiedenen Thonschieferarten oder Grauwacken entstanden sind, deren mineralische Zusammensetzung dabei gänzlich verändert wurde. Aber auch wenn die mineralische Zusammensetzung wesentlich dieselbe geblieben ist und nur die Textur sich auffallend verändert hat, pflegt man oft den Ausdruck «metamorphisch» anzuwenden, so z. B. auf krystallinisch körnigen Kalkstein, von dem man voraussetzt, daß er aus dichtem entstanden ist.

Metamorphose (griech.) heißt eigentlich jede Verwandlung in eine andere Gestalt oder eine Umgestaltung. Doch bezeichnet man mit dem Worte vorzugsweise in der Mythologie der Alten die zahlreichen Sagen und Fabeln über die Verwandlungen von Menschen in Thiere, Steine, Bäume, selbst in Feuer oder Wasser u. s. w., deren Ursprung und Deutung sich meist nicht mehr sicher nachweisen läßt. Die kühne und lebhafte Einbildung der Morgenländer hat eine lange Reihe von Dichtungen dieser Art geschaffen. Diesen zunächst stehen die Griechen und Römer; unter den Griechen geschah dies besonders von den Dichtern, Sophisten, Rhetoren und Grammatikern des alexandrinischen Zeitalters, namentlich von Kallisthenes, Antigonus, Nikander, Parthenius u. a., aus deren Werken Antoninus Liberalis (s. d.) in seinen «Metamorphoses» noch Bruchstücke erhalten hat; unter den Römern vor allen von Ovidius (s. d.) in dem unter dem Titel «Metamorphosen» bekannten Gedichte. Ebenso gewähren in der deutschen Literatur die Feen-, Zauber- und Volksmärchen eine reiche Ausbeute, und welche Anmuth und Gefälligkeit diesen Verwandlungen sich geben läßt, hat in späterer Zeit Wieland und noch mehr Herder in den «Paramythien» bewiesen

Digitized by Google

Metamorphōſe (griech.) wird in der Botanik die Veränderung genannt, welche ein und daſſelbe Organ auf den verſchiedenen Lebensſtufen der Pflanze erleidet, wie das Blattorgan, welches zuerſt als Samenblatt auftritt, dann als Laubblatt erſcheint und immer weiter hinauf am Pflanzenſtengel in Deckblatt, Kelchblatt, Blumenblatt, Staubblatt und Fruchtblatt umgewandelt wird. Iſt dabei das Organ auf eine höhere, ſpätere Stufe der Ausbildung gehoben worden, ſo bezeichnet man dies als die fortſchreitende M., z. B. die Erhebung des Laubblattes zum Kelchblatte, des Blumenblattes zum Staubblatte u. ſ. w. Tritt aber das ſchon höher entwickelte Organ auf eine tiefere, frühere Ausbildungsſtufe zurück, z. B. wenn Kelchblätter wieder zu Laubblättern werden, wie zuweilen bei den Roſen, oder die Blumenblätter zu Kelchblättern, wie bei dem ſog. Vergrünen der Blüten, oder die Staubblätter zu Blumenblättern, wie in gefüllten Blüten, ſo wird dies die rückſchreitende M. genannt. Goethe war der erſte, welcher in ſeiner Schrift «Ueber die M. der Pflanze» (Gotha 1790) die Lehre von der Pflanzenmetamorphoſe aufſtellte; derſelbe hat den Vorgang auch in dem Gedicht «Die M. der Pflanzen» verherrlicht. Vgl. Wigand, «Kritik und Geſchichte der Lehre von der M. der Pflanze» (Lpz. 1846); Liebe, «Die Elemente der Morphologie» (2. Aufl., Berl. 1877). — In der Zoologie nennt man M. das Durchlaufen verſchiedener Lebensperioden, vom Ei bis zum reifen Zuſtande, innerhalb welcher das Thier durch das Vorhandenſein proviſoriſcher Organe oder die Abweſenheit weſentlicher Organe eine abweichende Geſtalt beſitzt und ſich als Larve (ſ. d.) documentirt. Die M. iſt am längſten bei den Inſekten und den Amphibien (Fröſchen und Kröten) bekannt, kommt aber auch in den meiſten übrigen Thierklaſſen, mit Ausnahme der höhern Wirbelthiere, vor. Eine beſondere Art der M. iſt der Generationswechſel (ſ. d.).

Metapher oder Metaphöra (griech.) heißt in der Rhetorik die Vertauſchung des eigentlichen oder gewöhnlichen Ausdrucks mit einem bildlichen oder übertragenen. Sie gehört zu den gangbarſten Tropen und dient, da ſie die abſtracte Vorſtellung durch ein verſinnlichendes Bild bezeichnet, namentlich zur Veranſchaulichung und Belebung des Gedankens und der Rede überhaupt. In dieſem Sinne gebraucht man «Hafen» ſtatt «Zuflucht», «Wunde» ſtatt «Kränkung» oder «Verluſt», «kalt» für «gefühllos». Mehrere M. enthält der Anfang der Elegie Matthiſſon's: «Schweigend in der Abendämm'rung Schleier ruht die Flur, das Lied der Haine ſtirbt.» (S. Allegorie und Gleichniß.) Neben dieſer bewußten Anwendung der M. beſitzt aber jede Sprache unzählige Beiſpiele der Art, da faſt ſämmtliche Worte, die geiſtige Thätigkeiten und Eigenſchaften, und alle, die ſog. abſtracte Begriffe bezeichnen, urſprünglich M. ſind, durch welche eine urſprüngliche ſinnliche Bedeutung, die ſpäter vergeſſen wurde, auf etwas Geiſtiges übertragen wurde, außerdem aber eine Menge von Worten anderer Art, die durch metaphoriſche Anwendung ihre Bedeutung geändert haben. Ueberhaupt iſt die M. eine der hauptſächlichſten Veranlaſſungen zur Umbildung der Wortbedeutungen; ſo bedeutet z. B. unſer «Ehe», althochdeutſch êwa, urſprünglich «lange Zeit», dann «was lange Zeit gilt», danach «Geſetz», auch «Religion», in der Bedeutung eingeſchränkt das «Ehebündniß»; unſer «elend», althochdeutſch elilenti, alilanti, «in einem andern Lande», «verbannt», daher «unglücklich».

Metaphräſe oder Metaphräſis (griech.) nennt man die Ueberſetzung einer Schrift in eine andere Sprache, wie es unter dieſem Titel griech. Ueberſetzungen lat. Schriftſteller, z. B. des Eutrop von einem gewiſſen Päanius und des Julius Cäſar von Planudes, gibt. Beſonders aber bezeichnet man damit die Uebertragung eines Gedichts in die Proſa. (S. Paraphraſe.)

Metaphyſik (griech.) nannte man die philoſ. Grundwiſſenſchaft, welche ſich mit den letzten und höchſten Principien aller Dinge beſchäftigte. Der Name ſoll zufällig davon entſtanden ſein, daß der Theil der Schriften des Ariſtoteles, in welchem er dieſe von ihm als «erſte Wiſſenſchaft» bezeichnete Disciplin theils entworfen, theils ausgeführt hatte, in der Sammlung ſeiner Werke «hinter der Phyſik» (μετὰ τὰ φυσικά) ſtand; doch darf man dieſem Namen den tiefern Sinn unterlegen, daß dieſe Wiſſenſchaft die letzten Gründe zu erkennen ſucht, welche hinter den von der Erfahrungswiſſenſchaft, der Phyſik, erkannten Thatſachen verborgen liegen. Die Wurzel dieſes wiſſenſchaftlichen Strebens liegt in der unzerſtörbaren Tendenz des menſchlichen Geiſtes, mit ſeinen Vorſtellungen von der Wirklichkeit zu einem alles erklärenden, einheitlichen Abſchluſſe, zu einer ſog. Weltanſchauung zu kommen, welche pſychol. Thatſache man deshalb als ein metaphyſiſches Bedürfniß bezeichnet hat. Solange die Völker in ihren urſprünglichen religiöſen Ahnungen und Anſchauungen aufwuchſen, bethätigte ſich dies metaphyſiſche Bedürfniß hauptſächlich durch die mytholog. Vorſtellungen; ſeit der Organiſation der Kirche ſtellt dieſe in ihren Dogmen eine metaphyſiſche Weltanſicht auf, welche ſie für den nicht ſelbſt Denkenden fertig gemacht hat und jedem ihrer Mitglieder zur Anerkennung

Digitized by Google

aufdrängt. Dem unwiderstehlichen Triebe dieses Bedürfnisses hat sich nun auch die Wissenschaft und speciell die Philosophie nicht entziehen können: eine wissenschaftlich begründete Weltanschauung, eine abschließende, alles umfassende Erkenntniß war vielmehr dasjenige, was man von der Philosophie zu fordern sich stets berechtigt gehalten hat. Da aber die Mangelhaftigkeit des durch die Erfahrung zu gewinnenden Wissens auf diesem Wege die Erreichung einer Wissenschaft vom Weltganzen nicht erhoffen ließ, so brach sich sehr früh schon bei den griech. Denkern die Meinung Bahn, daß die M. eine eigene Methode im Gegensatze zu den Erfahrungswissenschaften zu verfolgen habe; und diese konnte man nur darin suchen, daß die alle Wirklichkeit erklärenden Begriffe der M. ohne Hülfe der Erfahrung aus der reinen Vernunft gewonnen werden sollten. So gestaltete sich die M. zu einer begrifflichen Operation, durch welche man a priori das innerste Wesen aller Dinge zu begreifen dachte. Dabei verwickelten sich die anfänglich einfachen Probleme immer mehr, der Widerspruch dieser willkürlichen Begriffsdichtungen untereinander wurde immer deutlicher, sodaß im 18. Jahrh. allmählich besonders unter den engl. Denkern die nüchterne Frage auftauchte, ob denn überhaupt ein solches über alle Erfahrung hinausgehendes Wissen für den Menschen möglich sei. Nachdem Locke eine wissenschaftliche Untersuchung über diese Frage eingeleitet hatte, bestimmte Hume nach Verneinung derselben den Begriff der M. dahin, daß sie eine Forschung über die letzten Gründe nicht der Dinge, sondern unserer Erkenntniß der Dinge sein müßte. Kant, welcher dieselbe Frage von neuem Gesichtspunkte aus zu lösen unternahm, verwarf ebenfalls die ehemaligen Versuche einer Wissenschaft vom Weltganzen und nahm für die M. theilweise jene Hume'sche Begriffsbestimmung an, wonach dieselbe mit Erkenntnißtheorie (s. d.) zusammenfällt; daneben aber gelangte er in seiner Untersuchung über die Principien der Erkenntniß zu dem Resultat, daß es ein von der Vernunft a priori ohne alle Hülfe der Erfahrung zu gewinnendes Wissen allerdings gebe, daß sich dasselbe aber stets nur auf die erfahrbare Welt der Erscheinungen, niemals aber auf Dinge an sich beziehen dürfe. In diesem Sinne sprach Kant von einer M. der Erscheinungen, der Natur und der Sitten, in welcher a priori die Gesetze entwickelt werden sollen, nach denen sich alle Erscheinungen als Erzeugnisse der denkenden Vernunft richten müssen. Immerhin war damit der Anspruch der ehemaligen M., eine reine Vernunfterkenntniß der Dinge an sich zu sein, vernichtet, die «metaphysischen Wissenschaften» Ontologie, rationale Psychologie, Kosmologie und Theologie wurden von Kant in ihrer Unhaltbarkeit klar dargethan, und alle spätern Versuche, sie wieder neu zu begründen, sind an der von Kant erwiesenen Unmöglichkeit gescheitert. Solange die Philosophie wesentlich vom metaphysischen Interesse beherrscht war, konnte sie der Natur der Sache nach niemals zu einem allgemein anerkannten System kommen; sie darf das nur hoffen, wenn sie den Hume-Kant'schen Begriff der M., Kritik der Erkenntniß zu sein, ganz und rückhaltlos adoptirt. (S. Philosophie.)

Metastasio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura), classischer ital. Dichter, der Schöpfer des neuern ital. Singspiels, geb. zu Assisi 3. Jan. 1698, hieß eigentlich Trapassi und war der Sohn eines armen Mannes, Felice Trapassi, der in Rom ein Materialistengeschäft betrieb. Schon als Knabe verrieth er sein poetisches Talent durch Reimen und Improvisiren. Zufällig lernte ihn der berühmte Rechtsgelehrte Gravina kennen, der nun, nachdem er ihm den Namen M. beigelegt hatte, nicht nur für seine sorgfältige Erziehung und Bildung sorgte, sondern ihn auch bei seinem Tode 1718 zum Erben seines ganzen Vermögens einsetzte. So konnte sich M. ganz seiner Neigung für die Poesie überlassen. Er betrat die Laufbahn als lyrisch-dramatischer Dichter mit dem Singspiele «Didone abbandonata», das, von Sardi in Musik gesetzt, 1724 in Neapel aufgeführt wurde und worin er sein Verhältniß zu der damals berühmten Sängerin Marianna Romanina, nachherigen Bulgarelli, geschildert haben soll. Schon nach wenigen Jahren hatte er sich einen solchen Ruf erworben, daß ihn 1729 Kaiser Karl VI. nach Wien berief, zu seinem Hofdichter ernannte und ihm einen Jahrgehalt von 4000 Fl. bewilligte. Seitdem fand am kaiserl. Hofe kein Fest statt, das er nicht durch seine Verse verschönerte. Er starb zu Wien 2. April 1782. Am berühmtesten machte er sich durch seine Opern und Cantatendichtungen, die von den Componisten sehr gesucht waren. Am 26. Nov. 1855 wurde in der Michaelerkirche zu Wien ein vom Bildhauer Luccardi gefertigtes Denkmal M.'s enthüllt. Die besten Ausgaben seiner Werke sind die zu Paris (12 Bde., 1780—82; hierzu «Opere postume», herausg. von d'Ayala, 3 Bde., Wien 1795), zu Mailand (16 Bde., 1817, und 5 Bde., 1820) und zu Mantua (20 Bde., 1816—20) erschienenen. Vgl. Burney, «Memoirs of the life and writings of the abate M.» (3 Bde., Lond. 1796); «Di Pietro M. e di Carlo Goldoni commentarii duo» (Veneb. 1834).

Digitized by Google

Metathesis (griech., d. i. Umsetzung) heißt in der Grammatik die Versetzung eines Lautes in einem bestimmten Worte an eine andere Stelle, als derselbe ursprünglich im Wortkörper einnahm. Sehr leicht werden von M. betroffen die Laute r, l; so stehen im Griechischen Θάρσος (Muth) und Θράσος nebeneinander; im neapolit. Dialekt spricht man Crap für Capri, in niederdeutschen Dialekten «Borst» für «Brust»; das deutsche «Roß» ist das engl. «horse».

Metellus ist der Name einer Familie des plebejischen Geschlechts der Cäcilier, die zu den angesehensten der röm. Nobilität gehörte, seitdem Lucius Cäcilius M., der im ersten Punischen Kriege zweimal (251 und 247 v. Chr.) Consul war und 243 als Pontifex Maximus Heiligthümer, angeblich das Palladium aus dem Tempel der Vesta, bei einem Brande rettete, die Größe seines Hauses begründet hatte. Am bekanntesten sind: Quintus Cäcilius M., Macedonicus benannt, weil er als Prätor 148 v. Chr. den Andriscus besiegte, der sich unter dem Namen Philippus zum König von Macedonien aufgeworfen hatte. Als Consul und Proconsul 143—142 kämpfte er mit Erfolg gegen Viriathus (s. d.), und 131 bekleidete er mit Quintus Pompejus die Censur. Von den Alten wurde sein Glück gepriesen, das sich außer in den Ehrenstellen, die er selbst erlangt, namentlich darin bewährt habe, daß, als er 115 starb, schon der dritte seiner Söhne das Consulat, der vierte die Prätur erlangt und der älteste, Quintus, der von der Unterwerfung der Balearischen Inseln 123 und 122 den Beinamen Balearicus erhielt, überdies triumphirt hatte. — Quintus Cäcilius M. Numidicus, Neffe des Vorigen, wurde 109 v. Chr. Consul und kämpfte siegreich gegen Jugurtha in Numidien, bis ihm 107 der Oberbefehl durch Marius entzogen wurde. Er bekleidete 102 die Censur, wurde 100 wegen seiner Weigerung, das Ackergesetz des Volkstribun Saturninus (s. d.) als Senator zu beschwören, verbannt und starb bald, nachdem er 99 aus Asien zurückberufen worden. Er war einer der reinsten und festesten Männer seiner Zeit. — Sein Sohn, Quintus Cäcilius M., erhielt wegen des Eifers, den er bei dem Volke für die Zurückberufung seines Vaters bittend dargelegt hatte, den Beinamen Pius. Er focht als Prätor 89 und 88 v. Chr. im Bundesgenossenkriege und entfloh nach des Marius Rückkehr 87 nach Afrika. Im J. 83 schloß er sich an Sulla, als dieser nach Italien zurückkehrte, an und siegte für ihn bei Faventia über Papirius Carbo und Norbanus. Er ward hernach Pontifex Maximus und bekleidete mit Sulla, den er in den Proscriptionen zu mäßigen gestrebt hatte, 80 das Consulat; dann erhielt er 79 das jenseitige Spanien zur Provinz und gegen Sertorius (s. d.) den Oberbefehl, den er 76—72 mit Gnejus Pompejus theilte. Er starb 64. — Quintus Cäcilius M. Creticus erhielt diesen Beinamen von seinen Kriegen in Kreta, das von ihm, nachdem er 69 v. Chr. mit Hortensius Consul gewesen, 68 und 67 unterworfen und zur Provinz gemacht wurde. Dem Pompejus, der ihm den Ruhm dieser Unternehmung hatte entziehen wollen und seinen Triumph bis 62 hinzuhalten wußte, war er verfeindet. — Quintus Cäcilius M. Celer focht 66 v. Chr. unter Pompejus in Asien und besetzte 63 gegen die Catilinarier als Prätor die Pässe, die über den Apennin nach dem cisalpinischen Gallien führen, das er 62 unter dem Titel Proconsul verwaltete. Im J. 60 trat er als Consul gegen Pompejus, 59 gegen Cäsar's Ackergesetz auf und starb, vielleicht durch seine Gattin Clodia vergiftet. — Sein jüngerer Bruder, Quintus Cäcilius M. Nepos, hatte unter Pompejus im Seeräuberkriege und in Asien gefochten. Als Volkstribun (Dec. 63 bis Dec. 62 v. Chr.) trat er sofort gegen Cicero beim Schlusse von dessen Consulat und für Pompejus auf. Sein Vorschlag, daß dieser mit dem Heere zur Herstellung der Ruhe nach Rom berufen werde, scheiterte an dem Widerstande des Senats und namentlich des Cato Uticensis (s. d.). Er ging zu Pompejus, kehrte mit ihm zurück und wurde 60 Prätor und 57 Consul. — Quintus Cäcilius M. Pius Scipio, der Sohn des Publius Cornelius Scipio Nasica und der Licinia, wurde vom obenerwähnten M. Pius adoptirt und durch seine Tochter Cornelia 52 v. Chr. Schwiegervater des Pompejus. Im August desselben Jahres von Pompejus zu seinem Collegen im Consulat gemacht, war er für ihn bis Anfang 49 gegen Cäsar im Senat einer der thätigsten. Namentlich betrieb er den Beschluß, durch den dieser für einen Feind des Staats erklärt wurde. Beim Ausbruche des Kriegs ging er nach Syrien, stieß 48 zu Pompejus, unter dem er in der Schlacht bei Pharsalus befehligte, und floh dann nach Afrika zu Juba, wo er, obschon verhaßt wegen seiner Ueppigkeit und Grausamkeit, infolge von Cato's Festhalten an Formen und Rangverhältnissen, den Oberbefehl über das Heer der Pompejaner erhielt. Nach dem Verluste der Schlacht bei Thapsus 46 tödtete er sich selbst auf der Flucht nach Spanien, nachdem seine Schiffe durch das Geschwader des Cäsarianers Publius Sittius überwältigt waren.

Metempsychose (griech.), s. Seelenwanderung.

Digitized by Google

Meteōre (vom griech. μετέωρα, am Himmel befindliche Körper und Erscheinungen) oder Lufterscheinungen heißen im weitern und wissenschaftlichen Sinne alle Erscheinungen, welche meistens vorübergehenden Veränderungen in der Atmosphäre ihren Ursprung verdanken, z. B. Wolken, Nebel, die wässerigen und festen Niederschläge, als Regen, Schnee u. s. w., Regenbogen, Morgen- und Abendröthe, Höfe um Sonne und Mond; im engern Sinne bezeichnet man aber als M. nur die Sternschnuppen und Feuerkugeln.

Meteorologie (griech.) heißt derjenige Theil der Physik, welcher sich mit den Erscheinungen in der Atmosphäre und also besonders auch mit den sog. Meteoren (s. d.) beschäftigt. Da die Erscheinungen in der Atmosphäre die Witterung bestimmen, so wird der Ausdruck M. auch gleichbedeutend mit Witterungskunde genommen. Schon die Griechen und Römer bemühten sich, die M. wissenschaftlich zu betreiben. Aristoteles z. B. machte manche scharfsinnige Bemerkung und wichtige Beobachtung; es fehlte aber an zweckmäßigen Instrumenten und den nöthigen physik. Vorkenntnissen. Eine neue Epoche erblühte in der Geschichte der M. infolge der Erfindung des Barometers (s. d.) und Thermometers (s. d.), welche auch jetzt noch die vorzüglichsten Instrumente der Meteorologen sind. Aber noch verging lange Zeit, bevor ein wissenschaftlicher Anfang der M. möglich war. Es fehlte noch an die ganze Erde umfassenden guten Beobachtungen in hinreichender Zahl und hauptsächlich an Männern, welche Scharfsinn genug besaßen, um sich in der Combination so mannichfacher Erscheinungen mit Glück zu versuchen. Endlich erklärte in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. Franklin die elektrische Natur des Blitzes, Saussure und Deluc erfanden neue Instrumente, verfolgten die wechselnden Erscheinungen in den Alpen, und der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz entschloß sich zur Stiftung einer Meteorologischen Societät in Manheim. Instrumente wurden von letzterer nach allen Punkten in Deutschland, Frankreich, Rußland und Italien versendet, die Beobachtungen genau verzeichnet und gedruckt, und noch lange werden die «Ephemeriden» dieser Societät Fundgruben für die M. bleiben. Doch alle oder wenigstens die meisten der damals gemachten meteorolog. Forschungen bezogen sich nur auf Europa. Alexander von Humboldt (s. d.) war der erste, der, innig vertraut mit den Phänomenen Europas, mit kräftigen Zügen das Gemälde der Tropen entwarf. Er zeigte die Verschiedenheit in den Witterungsverhältnissen in niedern und höhern Breiten, auf Inseln und im Innern der Länder, und durch scharfsinnige Combinationen verband er eine Menge paradox scheinender Phänomene zu einem harmonischen Ganzen. Leopold von Buch (s. d.), welcher die Erscheinungen des hohen Nordens, des südl. Europa und der Canarischen Inseln sorgfältig beobachtet hatte, gab eine meisterhafte Uebersicht der wichtigsten Erscheinungen, welche das Barometer zeigt. Er wies nach, daß das Steigen und Fallen des Barometers hauptsächlich von der Temperaturveränderung benachbarter Gegenden verursacht wird, und nur insofern als Witterungsprophet dienen kann, als jene Aenderung Störungen in dem bisherigen Zustande der Atmosphäre nach sich zieht. Nur dadurch, daß man meteorolog. Beobachtungen über ganze Länderstrecken anstellte, schien die Möglichkeit gegeben, eine Uebersicht über die Entstehung der Witterungserscheinungen, besonders das Eintreffen von Kälte- und Wärmeperioden, von Winden aus bestimmten Richtungen und von Stürmen zu erhalten, und A. von Humboldt war daher bemüht, über die ganze Erde die Errichtung eines Netzes Meteorologischer Stationen anzulegen. Es gelang ihm, sowol in Deutschland als in England, Rußland, ja Asien meteorolog. Stationen ins Leben zu rufen, und jetzt gibt es wenige Länder der Erde, in welchen nicht systematische meteorolog. Beobachtungen gemacht werden. So sind z. B. im Deutschen Reiche ungefähr 180, in Oesterreich 130, in Ungarn 90, in der Schweiz 80, in Holland und Belgien 14, in England nahe 80, in Dänemark, Norwegen und Schweden 80, im Russischen Reiche über 100, in Italien etwa 60, in Spanien und Portugal 40, in Frankreich über 60, in Amerika über 100, auch in Afrika, besonders in Algier und am Cap, in Asien in Indien, China, Japan und dem türk. Reiche und in Australien eine große Anzahl von Stationen thätig, und seitdem es durch schnelle Mittheilung mittels der Telegraphie möglich geworden ist, Störungen in bestimmten Gegenden in der Atmosphäre sofort zu erkennen und mit großer Wahrscheinlichkeit Witterungsänderungen und Stürme vorauszusagen, haben besonders die Küstenpunkte meteorolog. Stationen erhalten, wo auch bei zu erwartenden Stürmen Signale für die in der Nähe auf See sich befindenden Schiffe gegeben werden, und wodurch schon manche Schiffe vor dem Untergange gerettet sind. Größere Centralstellen für M. bestehen in Wien, Petersburg, Utrecht, Paris, London, Christiania, Upsala, Kopenhagen, Hamburg (s. Seewarte, deutsche), Leipzig, Washington u. s. w. Tägliche telegraphische Wetterberichte publiciren Paris, London, Utrecht, Hamburg, Peters-

Digitized by Google

burg, Wien, in großem Maßstabe das Wardepartement in Washington und andere Orte, welche Berichte auch in die Zeitungen übergehen. An diesen Orten sind auch diejenigen meteorolog. Instrumente in Gebrauch, bei welchen in kurzen Intervallen der Stand sich selbst notirt; man nennt diese Instrumente Registrirapparate. Durch eine meteorolog. Conferenz 1872 in Leipzig und besonders den Meteorologen-Congreß in Wien 1873 ist erreicht, daß fast überall nach gleichen Principien und Angaben die Beobachtungen angestellt und berechnet werden. Aus den nach und nach gesammelten Beobachtungen haben besonders Kämtz, Dove (s. d.), Buys-Ballot, Maury (für Strömungen) und andere Gelehrte neue Gesetze über Temperatur, Luftdruck, Niederschläge und Winde gefunden. Vgl. Kämtz, «Meteorologie» (3 Bde., Lpz. 1832—36); derselbe, «Vorlesungen über M.» (Halle 1846); Dove, «Meteorologische Untersuchungen» (Berl. 1837); Kunzek, «Lehrbuch der M.» (Wien 1850); Cornelius, «Meteorologie» (Halle 1863); Schmid, «Lehrbuch der M.» (Lpz. 1860); derselbe, «Grundriß der M.» (Lpz. 1862); Davy, «Les mouvements de l'atmosphère et des mers» (Par. 1867); Lommel, «Wind und Wetter» (Münch. 1873); Mohn, «Grundzüge der M.» (Berl. 1875); Buchan, «Introductory text-book of Meteorology» (Lond. 1871).

Meteorsteine, auch Mondsteine, Meteorolithen, Aërolithen oder Uranolithen, nennt man steinartige Massen, die meistens beim Zerplatzen von Feuerkugeln auf die Erde geschleudert werden. Die Feuerkugeln, auch Boliden genannt, erscheinen plötzlich in verschiedener Größe, oft mit einem scheinbaren Durchmesser, wie der Vollmond, von mehr als einem halben Grade, und bewegen sich in der Regel mit enormer Geschwindigkeit, die gewöhnlich die der Erde in ihrer Bahn noch übertrifft. Sie erscheinen öfters in prächtigen Farben, hinterlassen einen lebhaft leuchtenden Schweif, der zuweilen längere Zeit, bis zu einer Minute hin, sichtbar sein kann. Oefters zerplatzen sie nach kurzer Sichtbarkeit mit heftigem Knalle und besonders des Nachts mit lebhafter Lichterscheinung; am Tage hört man meistens nur starken Knall. Das Zerplatzen geschieht gewöhnlich in großer Höhe, und die Stücke, deren Zahl hin und wieder auf mehrere Tausende geht, fallen noch heiß, mit einer dünnen schwarzen Rinde überzogen, mit solcher Gewalt gegen die Erde herab, daß sie oft metertief eindringen. Die alten Schriftsteller erwähnen dieser Steinfälle oft. Der berühmteste wirkliche Steinfall aus dem Alterthum ist der von Aigos-Potamos in Thrazien 476 v. Chr. Nach Plinius hatte der Stein die Größe eines Wagens und eine Farbe, als ob er angebrannt wäre. Aus Deutschland wird das früheste Phänomen dieser Art aus Sachsen berichtet, wo im J. 823 Menschen und Vieh erschlagen und 35 Dörfer vom Feuer verzehrt sein sollen. Auch meint man, daß der schwarze Stein der Kaaba in Mekka ein M. sein soll. Von neuern Steinfällen ist der bei Aigle bekannt, wo 1803 gegen 2000 Stück Steine, von 8 Gr. bis 9 Kilogr. Gewicht, gefallen sind. Steine von Ensisheim und Verona wogen 100—150 Kilogr., und ein Steinfall vom 9. Juli 1866 in Ungarn bei Kuyahinya brachte einen Stein von 280 Kilogr. Gewicht. Auch merkwürdig sind, außer den M., die herabfallenden kleinern oder größern Massen gediegenen Eisens, sog. Meteoreisen. Pallas verschaffte sich auf seinen Reisen in Sibirien 1772 eine Masse, welche 800 Kilogr. wog. Die Bestandtheile aller M. sind in der Hauptsache ziemlich dieselben, vorzüglich Eisen, Nickel, Kobalt, Phosphor, geringe Mengen von Chrom und Manganoxyd, Schwefel, Kalk, Talkerde, Thon, zuweilen auch Natron, Kali, Wasser, Kohle, Salzsäure, Kupfer und Zinn. Das specifische Gewicht ist meist zwischen 6 und 8, jedoch gibt es auch leichtere, sogar von dem specifischen Gewichte 1,3. Ueber den Ursprung der M. hat man mehrere Hypothesen aufgestellt, nach denen sie tellurischer, atmosphärischer, lunarischer oder kosmischer Natur sein sollen. Einige Physiker im 18. Jahrh., namentlich die Gebrüder Deluc, hielten sie für Auswürflinge von Erdvulkanen, was theils wegen ihrer großen Verschiedenheit von vulkanischen Producten, theils wegen der zum Emporschleudern solcher Massen in solche Weiten ungenügenden Wurfkraft der Vulkane unstatthaft ist. Andere Physiker hielten sie für Gebilde, die sich in der Atmosphäre durch unbekannte chem. Processe aus den von der Erde aufgestiegenen mineralischen Dämpfen erzeugen. Dagegen spricht aber namentlich die große Höhe, in der man die Feuerkugeln erblickt und den Ursprung der M. suchen muß, und besonders die große Geschwindigkeit, mit welcher sie sich bewegen. Olbers sprach 1793 die Idee aus, daß Auswürflinge von Mondvulkanen auf die Erde gelangen könnten, und wies die Möglichkeit nach. Ihm stimmte Laplace 1802 bei, und mehrere andere Geometer, wie Legendre, Plana, Drobisch, zeigten gleichfalls durch Rechnung die Möglichkeit jenes Ereignisses. Die Rechnung wies nach, daß eine vom Monde mit einer anfänglichen Geschwindigkeit von 2500 Mt. in der Secunde nach der Erde zu geschleuderte Masse nicht wieder zum Monde

Digitized by Google

zurückkehren, sondern infolge der starken Anziehung der Erde möglicherweise in einem Zeitraume von 70—80 Stunden auf letztere gelangen könne und mit einer Geschwindigkeit von etwa 11 Kilom. in der Secunde ankommen werde. Unter andern nahm Berzelius den lunarischen Ursprung deshalb an, weil die M. metallisches Eisen enthalten, das sich als solches an einem Orte nicht halten könne, wo Wasser sei, welches man dem Monde absprechen will. Die lunarische Hypothese ist aber schwer haltbar, weil das höchst seltene Zusammentreffen günstiger Bedingungen, den vom Monde aus geworfenen Körper so in die Nähe der Erde zu bringen, daß er von ihr herabgezogen werde, mit der Häufigkeit der Meteorsteinfälle nicht vereinbar ist. Chladni (zuerst 1819), später viele andere, besonders A. von Humboldt, nahmen an, daß die M. kosmischen Ursprungs wären und aus dem großen Weltraume kämen. Es seien Massen, die sich entweder als Bruchstücke eines größern Weltkörpers oder als selbstständige kleine planetarische Körper, im Weltraume bewegen und auf die Erde fallen, wenn sie der Erde zu nahe kommen und von dieser angezogen werden. Größere Sammlungen von M. befinden sich unter anderm in Wien und Berlin. Vgl. Chladni, «Ueber Feuermeteore» (Wien 1819); Rose, «Beschreibung und Eintheilung der Meteoriten» (Berl. 1864); Buchner, «Die Feuermeteore» (Gießen 1859); Danabré, «Expériences synthétiques relatives aux météorites» (Par. 1868); Rammelsberg, «Die chem. Natur der Meteoriten» (Berl. 1870); derselbe, «Ueber die Meteoriten und ihre Beziehung zur Erde» (Berl. 1872) und die Monographien von Haidinger in den Berichten der wiener Akademie. Verzeichnisse sind von Arago, Quetelet, Biot («Chines. Beobachtungen»), Boulvier Gravier, von Boguslawski u. a. geliefert.

Meter, in franz. Form Mètre (vom griech. μέτρον, Maß), heißt das Grundmaß des auch in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und vielen andern Staaten eingeführten heutigen franz. decimalen Maßsystems, welches letztere ebendeshalb gewöhnlich auch Metrisches System genannt wird. Das M. ist der zehnmillionste Theil des Viertels eines Erdmeridians ($^1/_{10000000}$ des Erdquadranten), und zwar des Quadranten zwischen dem Aequator und dem Nordpol. Da nun die zu diesem Behuf auf Veranlassung der Regierung der ersten franz. Republik ausgeführten Gradmessungen, bei Annahme einer Abplattung der Erde von $^1/_{334}$, für den Erdquadranten einen Werth von 5,130,840 Toisen ergaben, so wurde 1799 die neue Maßeinheit (der zehnmillionste Theil dieses Werthes) gesetzlich (als «Mètre vrai et définitif») zu 443,296 alten pariser Linien festgestellt. Diese Größe ist dem M. als Maßeinheit auch unabänderlich verblieben, obgleich nach neuern Messungen und Berechnungen (namentlich Bessel's 1837) sich die wahre Größe des Meridianquadranten, bei Annahme einer Abplattung von nur $^1/_{299}$, auf 10,000,565 M. erhöht. Das gesetzliche französische M., das in den betreffenden Staaten auch im Handel und Wandel an Stelle des frühern Fuß- und Ellenmaßes fast allgemein gebräuchlich geworden ist, entspricht 3,1862 frühern preuß., 3,16375 frühern wiener oder österr., 3,28087 engl. und russ. Fuß. Die höhern und niedern Einheiten des gesammten Metrischen Systems werden nach dem Decimalsystem gebildet, und zwar in der Weise, daß man sich für die Vielfachen griech., für die Theile lat. Benennungen bedient. So theilt sich das M. in 10 Decimeter zu 10 Centimetern zu 10 Millimetern, während 10 M. 1 Dekameter, 10 Dekameter (oder 100 M.) 1 Hektometer, 10 Hektometer (oder 1000 M.) 1 Kilometer, endlich 10 Kilometer (oder 10,000 M.) 1 Myriameter bilden. Das Dekameter dient als Meßkette, das Kilometer (s. Kilo...) und Myriameter als Längenmaß für größere Entfernungen. Der Normaletalon des M. ist bisher in Frankreich und Deutschland ein Platinstab, in Oesterreich-Ungarn ein Glasstab, welche Stäbe ihre rechte Länge beim Gefrierpunkte des Wassers (0° R. oder C.) haben; doch werden infolge der neuen Internationalen Meterconvention (s. Metrisches System) neue Normaletalons angefertigt. Das Quadratmeter bildet die Grundlage des Flächenmaßes. Das land- und waldwirthschaftliche Flächenmaß ist der Ar (s. d.) von 100 QMt.; zu geogr. Arealbestimmungen dient das Quadratkilometer von 100 Hektar oder 10,000 Ar oder 1 Mill. QMt. 1 Quadratkilometer = 0,01816 geogr. Quadratmeile, daher 1 geogr. Quadratmeile = 55,06290 Quadratkilometer. Auf das Kubikmeter gehen die Körpermaße zurück; als Einheit der Hohlmaße gilt das Liter (s. d.) oder $^1/_{1000}$ des Kubikmeters. Auch das Gewicht des metrischen Systems ist aus dem M. abgeleitet, indem das Kilogramm der Schwere eines Liters oder $^1/_{1000}$ Kbmt. destillirten Wassers bei dessen größter Dichtigkeit (+ 4° C. oder 3 1/5° R.), im luftleeren Raume gewogen, entspricht.

Meterkilogramm, Einheit der mechan. Arbeit, s. Kilogrammometer und Fußpfund.

Meth, ein weinartiges, in alten Zeiten ein überall in Europa, gegenwärtig nur noch in Polen, Westpreußen und Rußland allgemein beliebtes Getränk, wird aus Honig und Wasser

Digitized by Google

durch Gärung gewonnen. Zuweilen gibt man dem M. durch Zusatz von Johannisbeeren, Kirschen, Himbeeren, Gewürz und Kräutern ein größeres Arom. Jung hat er einen Geschmack nach Honig, der sich aber im Alter vermindert. Häufig wird der M. mit Aepfelmost oder mit Wein, Bier versetzt und dann Wein-, Biermeth genannt. Aus dem M. kann ein guter Essig bereitet werden. Gegorener Birkensaft heißt gemeinlich Birkenmeth.

Methfessel (Albert), beliebter Liedercomponist, wurde 6. Oct. 1785 in Stadt-Ilm im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt geboren, wo sein Vater Cantor und Musikdirector war. Sein älterer Bruder, Friedrich M., geb. 1771, der sich ebenfalls als Sänger und Componist einen Namen erwarb, starb bereits 1807. Schon in früher Jugend zeigte sich bei Albert M. entschiedene Begabung für Musik. Von 1800—7 besuchte er das Gymnasium zu Rudolstadt, wo er zugleich für seine musikalische Ausbildung eifrig bemüht war. Schon als Gymnasiast gab er seine erste Liedersammlung heraus. Im J. 1807 ging er nach Leipzig, um sich den theol. Studien zu widmen; bald aber zog ihn seine vorherrschende Neigung fast ausschließlich zur Musik, in welcher er sich theoretisch durch Schicht's Beihülfe weiter bildete. M. gab hier eine Reihe von Compositionen für Gesang, Klavier, unter anderm auch ein «Guitarren-Journal» heraus. Im J. 1809 ging er mit Unterstützung des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt nach Dresden, um sich ganz der Tonkunst und vorzugsweise dem Studium des Gesanges zu widmen. Sodann ward er 1811 als Kammersänger und Musiklehrer der regierenden Fürstin in Rudolstadt angestellt, wo er im Verein mit Max Eberwein belebend für die musikalischen Zustände wirkte. Im J. 1822 ließ sich M. in Hamburg nieder, wo er einer der gesuchtesten Gesang- und Musiklehrer wurde. Er leitete mehrere Musikvereine und erwarb sich besonders durch Begründung und Leitung der Hamburgischen Liedertafel (1823) ein bedeutendes Verdienst. Dabei componirte er zahlreiche Lieder, Chöre und Klaviersachen, eine große Kirchencantate (zur Jubelfeier des Pastor Behrmann) sowie mehrere größere Werke für Männerchor. Im J. 1832 wurde er als Hofkapellmeister nach Braunschweig berufen; nach einer 10jährigen Amtsführung sah er sich indeß wegen Gehörleiden veranlaßt, seine Stelle niederzulegen. Später erblindete er auch fast gänzlich und starb 23. März 1869 zu Heckenbeck bei Gandersheim im Braunschweigischen. Seine zahlreichen Lieder (mehrere von ihm selbst gedichtet) sind weit verbreitet und viele davon Volkslieder geworden. Vorzüglich durch sein «Commersbuch» hat M.'s Name große Popularität erhalten. Von seinen übrigen Compositionen, Orchesterwerken, Sonaten, Operneinlagen u. s. w. ist besonders noch ein Cyklus von Kirchencantaten für Männerchor, mit Orgel- und Instrumentalbegleitung, zu erwähnen.

Methode (vom griech. μέθοδος) bezeichnet im allgemeinen das Verfahren oder Handeln des Menschen, welches nach gewissen Grundsätzen erfolgt, um einen bestimmten Zweck zu erreichen. Entgegengesetzt ist dem methodischen Verfahren das planlose und blos von subjectiven Einfällen und Launen abhängige. Eine besondere Wichtigkeit hat der Begriff der M. theils für die Zwecke der Erziehung, theils zur Bestimmung des wissenschaftlichen Verfahrens. In der erstern Beziehung unterscheidet man nach der Form des Vortrags die akroamatische M., d. h. die Lehrart, wo der Lehrer ununterbrochen allein spricht und dem Lernenden die Auffassung des Gesprochenen überläßt, von der erotematischen oder dialogischen M., d. h. der abfragenden, welche auf einem gegenseitigen Gedankenaustausch des Lehrenden und Lernenden beruht, daher die Selbstthätigkeit des letztern unmittelbar in Anspruch nimmt und dem Lehrer ebenso Gelegenheit gibt, die Art, wie der Lehrstoff aufgefaßt wird, zu controliren, als auch der eigenen Gedankenentwickelung des Lernenden zu Hülfe zu kommen. Dadurch geht die erotematische M. in die katechetische über, welche man häufig auch die Sokratische nennt, weil Sokrates vorzüglich die Kunst geübt hat, den Lehrstoff im Gespräche mit den Schülern durch geschickt aneinandergereihte Fragen entstehen zu lassen, eine Kunst, welche er als geistige Mäeutik (Hebammenkunst) bezeichnete. Ein ähnlicher Unterschied besteht zwischen der M. des gewöhnlichen einseitigen und der des gegenseitigen Unterrichts. (S. Bell-Lancaster'sches Unterrichtssystem.) Jede pädagogische M. muß auf das Ziel hinarbeiten, das, was gelernt werden soll, auf die leichteste, sicherste und natürlichste Weise zum geistigen Eigenthum des Lernenden zu machen. Der Zweck des theoretischen Unterrichts ist theils Aneignung von Kenntnissen, theils Entwickelung der geistigen Fähigkeiten. In dieser Beziehung macht sich der Unterschied zwischen einer blos darstellenden und mittheilenden M. geltend, welche eine Einprägung der Gegenstände im Gedächtniß des Schülers bezweckt, und einer analytischen oder entwickelnden M., welche dem Verstande des Schülers zur eigenen Erzeugung und Entwickelung der Erkenntnisse an der Anschauung der Gegenstände die Anleitung gibt, eine Art des Unterrichts, wie sie besonders

Digitized by Google

von Peſtalozzi (ſ. d.) geübt und empfohlen wurde. (S. Erziehung.) Man ſpricht übrigens noch von einer objectiven und ſubjectiven, von einer allgemeinen und ſpeciellen M. Zu der letztern rechnet man auch die einzelnen Lehrgänge, und es gibt inſofern ſo viele ſpecielle M., als es Unterrichtsfächer gibt. Vgl. Kehr, «Geſchichte der M. des deutſchen Volksunterrichts» (Gotha 1877 fg.).

In Rückſicht auf das wiſſenſchaftliche Verfahren iſt zunächſt zwiſchen den M. des Unterſuchens und denjenigen des Beweiſens zu unterſcheiden. Letztere ſind mehr von der antiken, erſtere mehr von der modernen Logik (ſ. d.) ausgebildet worden. In den M. der Unterſuchung iſt mit Berückſichtigung der ſpeciellen Aufgaben jeder einzelnen Wiſſenſchaft feſtzuſtellen, wie dieſelbe ihre Thatſachen conſtatiren und von denſelben zur Aufſtellung allgemeiner Lehrſätze fortſchreiten muß. Hier handelt es ſich für die hiſtor. Wiſſenſchaften um die M. der Kritik des Ueberlieferten, für die Naturwiſſenſchaften um diejenigen der Beobachtung des Experiments u. ſ. w. Die M. der Analogie (ſ. d.) iſt in ihrem Werthe für beide Arten der Forſchung zu prüfen. Weiterhin iſt gleichfalls für beide Arten die Aufſtellung allgemeinerer, erklärender Sätze, Anſchauungsweiſen u. ſ. w. zu reguliren; dies leiſtet die M. der Hypotheſen. Im Gegenſatz zu dieſen analytiſchen M. der empiriſchen Wiſſenſchaften beſteht die ſynthetiſche M. der Mathematik in dem geregelten Fortſchritt nothwendig ſich aus dem früher Erkannten ergebender neuer Sätze; ſie iſt deshalb auch zugleich eine M. des Unterſuchens und des Beweiſens. Denſelben Unterſchied hat man auch als denjenigen der regreſſiven und der progreſſiven M. bezeichnet. Die Philoſophie (ſ. d.) hat in ihrer Geſchichte mehrfach zwiſchen beiden geſchwankt, ohne mit dem Streben nach einer ihr eigenthümlichen M. zu einem allgemein anerkannten Ziele gelangen zu können. Was die M. des Beweiſens anbetrifft, ſo ſind dieſelben von dem beſondern Charakter des jedesmaligen Forſchungsgegenſtandes unabhängig und mit überall gleich geltender Allgemeinheit in den formalen Principien der Logik gegeben. Sie unterſcheiden ſich weſentlich als deductive und inductive M., von denen die erſtere von anerkannten allgemeinen Sätzen aus die beſondern Folgerungen, die andere umgekehrt von anerkannten Thatſachen aus allgemeinere Sätze zu beweiſen ſucht.

Methodik oder Methodologie heißt die Anweiſung zur methodiſchen und zweckmäßigen Behandlung irgendeiner Aufgabe, z. B. zur Erlernung oder zum Vortrag einer Wiſſenſchaft, zur Ausführung eines Geſchäfts u. ſ. w. So ſpricht man von einer Methodologie des akademiſchen Studiums, der Medicin u. ſ. w. (S. Hodegetik.) Eine allgemeine wiſſenſchaftliche Methodologie iſt die Aufgabe der ſog. angewandten Logik, welche nur durch ein ſpecielles Eingehen in den Geiſt aller einzelnen Wiſſenſchaften würde gelöſt werden können. Den erſten berühmten Verſuch einer allgemeinen M. machte im Mittelalter Raymundus Lullus in ſeiner «Großen Kunſt» (ars magna Lulli), auf welche ſpäter Giordano Bruno (ſ. d.) ein großes Gewicht legte. Sie war aber mehr eine Anleitung zum Disputiren als zur wiſſenſchaftlichen Forſchung. Einflußreicher wurde die M., welche Bacon (ſ. d.) unter dem Titel eines «Novum organon scientiarum» (Lond. 1620) bekannt machte, und worin er mit Bekämpfung des Ariſtoteles das inductoriſche Verfahren als das für alle Wiſſenſchaften einzig gültige durchzuſetzen ſtrebte. Im ſchroffen Gegenſatze zu dieſem Unternehmen entwarfen Spinoza und Chr. Wolf einen Geſammtplan aller Wiſſenſchaften nach mathematiſcher M., worin ſich alle Grundwahrheiten ſtreng nach Definitionen, Axiomen, Theoremen, Corollarien und Scholien gliederten. Als man ſpäter die Einſeitigkeiten ſowol der mathematiſchen als der inductiven M. erkannte, ſuchte man ihre Vortheile miteinander zu verbinden auf dem Vereinigungswege einer neuen Unterſuchung der höchſten Denkgeſetze, wie Lambert in ſeinem «Neuen Organon» (2 Bde., Lpz. 1764) und ſeiner «Anlage der Architektonik» (2 Bde., Riga 1771) beſtrebt war. Kant's Vernunftkritik iſt inſofern ebenfalls eine wiſſenſchaftliche M. zu nennen, als ſie der folgenden Speculation die Bahn vorgezeichnet hat bei ihrem Streben, den allgemeinen Gliedbau der Wiſſenſchaften auf dialektiſcher Grundlage aufzurichten. Am entſchiedenſten und conſequenteſten iſt dieſes Streben bei Hegel (ſ. d.) zur Erfüllung gelangt. (S. Dialektik.) Der ganze Verlauf der modernen Logik (ſ. d.) iſt auf die Schöpfung einer allgemeinen Methodologie gerichtet, ohne daß dies Ziel bisher vollkommen erreicht wurde, und zwar um ſo weniger, als ſich allmählich die Anſicht Bahn bricht, daß es eine Univerſalmethode für alle Wiſſenſchaften nicht gibt.

Methodiſten iſt der Name einer aus dem Schoſe der Anglikaniſchen Kirche (ſ. d.) hervorgegangenen Religionspartei, welche namentlich in Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika zahlreiche Anhänger hat. Aehnlich wie der Pietismus in Deutſchland, wollte der Methodismus urſprünglich keine neue Kirche gründen, ſondern nur auf die religiöſe Erneuerung

Digitized by Google

der Staatskirche hinwirken. Einige oxforder Studenten, welche sich 1729 zur Pflege einer lebendigen Frömmigkeit verbanden, gaben den ersten Anstoß zu der mächtigen religiösen Bewegung, welche in ihrem Verlaufe nicht blos eine neue Kirchenpartei erzeugt, sondern auch auf die bestehenden Kirchen in England und Schottland belebend eingewirkt hat. Den Namen M. empfingen die Genossen jenes Bundes zuerst als Spottnamen in ähnlichem Sinne wie «Pietisten», nahmen ihn aber danach als einen Ehrennamen auf, zur Bezeichnung derer, «die nach der in der Bibel aufgestellten Methode» leben. Die Seele der kleinen Genossenschaft war John Wesley (s. d.), ein Mann von großer geistiger Begabung und starker Willenskraft. Mit ihm bildeten sein Bruder Charles, Morgan und Kirkman die ersten Genossen des Vereins, zu denen bald nachher noch Benjamin Ingham, James Herwey und George Whitefield (s. d.) hinzutraten. Die ursprüngliche Richtung der ersten M. auf eine gesetzliche, fast mönchische Frömmigkeit machte unter dem Einflusse der Herrnhuter bald einer evangelischern Anschauung Platz. Auf der Ueberfahrt nach Amerika, wohin sich die beiden Wesley mit zwei Genossen 1735 begaben, um den Colonisten Georgiens zu predigen und die Indianer zu bekehren, wurden sie mit herrnhutischen Missionaren bekannt. In Savannah traf John Wesley August Gottlieb Spangenberg (s. d.), unter dessen Einflusse er, der gekommen war, andere zu bekehren, erkannte, daß er selbst noch nicht bekehrt sei. John nahm in Savannah eine Predigerstelle an und vereinigte die ernster gesinnten Gemeindeglieder zu kleinen Genossenschaften. Aehnliche Vereine wurden nach der Rückkehr der beiden Wesley in Europa (1738) in herrnhutischer Weise zu Fetterlane gegründet, danach in Gloucester, Oxford und London. Größern Erfolg gewann indeß der Methodismus erst, als Georg Whitfield sich mit seiner gewaltigen Predigergabe an die Massen wandte. In der Gegend von Bristol, wo Whitfield den Köhlern predigte, begann zuerst die religiöse Bewegung wie ein Sturm die Herzen zu erschüttern. Massenhafte Erweckungen, von gewaltigen physischen Erregungen, Krämpfen, lautem Geschrei und betäubtem Zusammensinken der Ergriffenen begleitet, zogen die Aufmerksamkeit des Volks auf sich, weckten aber auch Haß, Spott und selbst gewaltsame Verfolgungen wider die methodistischen Prediger. Als man ihnen die Kirchen verschloß, predigten sie auf freiem Felde, als man ihnen auch dies verbot, begannen sie eigene Kapellen (Tabernakel) zu bauen. Die erste dieser Kapellen gründete John Wesley 12. Mai 1739 zu Bristol. Aber gleich in den ersten Jahren wurde der Methodismus durch innere Spaltungen bedroht. Zuerst trennte sich Wesley von den Herrnhutern in Fetterlane, wegen Differenzen über die Unverlierbarkeit des Heilsbesitzes (1740); ein Jahr später sonderte sich Whitfield, welcher in der Prädestinationslehre calvinisch dachte, von dem arminianisch gesinnten Wesley ab. Der calvinische Zweig der M. fand an der Gräfin Huntingdon, «der Methodistenkönigin», seine geistliche Führerin. Sie gründete, im engsten Zusammenhange mit der engl. Staatskirche und von den bischöfl. Geistlichen unterstützt, zahlreiche Kapellen, und als es an Seelsorgern mangelte, ein eigenes Predigerseminar zu Trwecca in Wales (1768). Dagegen wurde Wesley, wenn auch anfangs wider seinen Willen, immer entschiedener auf die Bahn einer selbstständigen Gemeindegründung getrieben. Die Abgeneigtheit der bischöfl. Geistlichen, sein Bekehrungswerk zu unterstützen, nöthigte ihn, seine Zuflucht zu Laienhelfern zu nehmen, einfachen Männern aus dem Volke, welche als Klassenführer oder Vorstände der einzelnen Genossenschaften, Ermahner und Ortsprediger wirkten.

Die Leitung des Ganzen, die Ernennung und Prüfung der Helfer und Reiseprediger behielt indeß Wesley anfangs ausschließlich in seiner Hand. Als die Arbeit wuchs, gesellte er sich die jährliche Conferenz zu, welche zum ersten mal 1744 gehalten wurde. Auch Laienprediger wurden nach Wesley's Gutbefinden hinzugezogen. Diese Conferenz, welche später aus 100 Predigern bestand, wurde nach Wesley's Tode die kirchliche Oberbehörde der M., mit fast uneingeschränkten Befugnissen in Sachen der Lehre, kirchlichen Gesetzgebung, Verwaltung und Disciplin. Um die Aufsicht über die Lebensführung der Gemeindegenossen auf alle einzelnen erstrecken zu können, wurden die größern Vereine oder Gesellschaften (united societies), innerhalb deren wieder die Bandgesellschaften (band societies) gewissermaßen einen engern Kreis wahrhaft Bekehrter oder «Begnadigter» bildeten, in sog. Klassen von 10—20 Personen unter eigenen Klassenführern (classleaders) getheilt. Eine größere Anzahl von Gesellschaften bildete je einen Bezirk unter einem Assistenten, später Superintendent genannt; außerdem wurden jedem Bezirke auf ein bis zwei Jahre mehrere Reiseprediger zugewiesen. Für die Verwaltung der äußern Angelegenheiten wurden besondere Beamte (stewards), welche monatlich Rechnung legen mußten, zur rechtlichen Vertretung des gemeinsamen Eigenthums eigene Curatoren (trustees), je einer für jede Kapelle, ernannt. Diese strenge hierarchische Gliederung ermöglicht die

Digitized by Google

genaueste Beaufsichtigung aller einzelnen Gemeindeglieder; sorgfältige Listen, welche über sie geführt wurden, genaue Berichte, welche die Klassenführer allwöchentlich zu erstatten hatten, und eigene Bescheinigungen, welche den Gläubigen über ihren Seelenzustand ausgestellt wurden (society tickets), vervollständigten das System strengster seelsorglicher Ueberwachung. Hierzu kommen noch die täglichen Predigten und Gebetsstunden, die wöchentlichen Klassenversammlungen, die monatlichen Wachnächte, die vierteljährlich mit Wasser und Brot gefeierten Liebesmahle, die außerordentlichen Gebetsversammlungen (prayer meetings) und das seit 1755 eingeführte, später am ersten Sonntage nach Neujahr begangene Fest der Bundeserneuerung (renewal of the covenant). Viermal im Jahre wurde ein Fasttag eingerichtet: am letzten Freitage in den Monaten Februar, Mai, August und November. Die ganze Einrichtung war so die einer selbstständigen Kirche geworden, noch ehe Wesley daran dachte, die Gemeinschaft mit der Staatskirche aufzugeben. Aufs sorgfältigste hielt Wesley jeden Conflict mit dem öffentlichen Gottesdienste fern und mahnte die Seinen, die kirchlichen Sakramente zu suchen. Aber nothgedrungen ließ er erst einen Laienprediger durch einen griech. Bischof ordiniren und ordinirte dann selbst, obwol als einfacher Pfarrer nach der Verfassung der bischöfl. Kirche dazu nicht befugt, Prediger und für die Amerikaner sogar einen Superintendenten. Diese Ordination entschied den Bruch. Während sein Bruder Charles aus Schmerz über diese Separation sich ganz von der methodistischen Sache zurückzog, stellte John Wesley 1785 seine Kapellen und Prediger unter den Schutz der für die Dissenters gültigen Toleranzacte, obwol er es mit den Seinen beharrlich ablehnte, zu den Dissenters zu gehören. Im J. 1795 wurde auch den von der Conferenz bevollmächtigten Predigern die Verwaltung der Sakramente gestattet, jedoch nicht an denselben Sonntagen wie in der Staatskirche und streng nach anglikan. Liturgie. Auch in der Lehre waren allmählich Differenzen von der herrschenden Kirche hervorgetreten. Unter dem Einflusse der Herrnhuter hatte Wesley die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben mehr im Luther'schen als im Calvin'schen Sinne gefaßt. Auch behauptet der Methodismus die Möglichkeit sündloser Vollkommenheit der Bekehrten schon auf Erden. Hierin weicht der Wesleyanische Methodismus ebenso wie durch seine Verwerfung der Calvinischen Prädestination von der Anglikanischen Kirche ab. Wesley selbst sah sich deshalb genöthigt, die 39 Artikel der Staatskirche auf 25 zu reduciren und nur in dieser modificirten Gestalt zum Glaubensgesetz der M. zu erheben. In der Liturgie schloß er sich so eng als möglich an den anglikan. Ritus an, doch wurden die Gottesdienste durch neue geistliche Lieder, die Ch. Wesley dichtete, und Uebersetzungen deutscher Kirchenlieder verschönert.

Ein Jahr vor Wesley's Tode (1790) war der Methodismus schon über ganz England verbreitet und hatte auch in Schottland, Irland, Westindien und Britisch-Amerika festen Fuß gefaßt. Man zählte damals im ganzen brit. Reiche 119 Bezirke mit 313 Predigern und 76,968 Mitgliedern. In den Vereinigten Staaten, wo einst die beiden Wesley und namentlich Whitfield persönlich gewirkt, gab es um dieselbe Zeit 97 Bezirke mit 198 Predigern und 43,265 Mitgliedern. Nach Wesley's Tode ging die Leitung des Ganzen in die Hände der Conferenz über, in Gewißheit der Erklärungsurkunde (deed of declaration) vom 28. Febr. 1784. Die hierarchische Gliederung des Ganzen, die gemeinsamen Versammlungen, die Seelenpflege der Einzelnen und die Formen der gemeinsamen Erbauung blieben, wie sie durch Wesley geordnet waren, und haben sich unverändert bis heute erhalten. Die Stärke des Methodismus beruht vorzugsweise in der wohlgefügten Organisation der geistlichen Verwaltung. Die Conferenz setzt alles in Bewegung und beherrscht das Ganze. Ihre Beschlüsse führt sie durch die Districtscommittees, Bezirksvorstände, Gesellschaften und Klassen unfehlbar durch und wird durch fortlaufende Berichte über alles bis zum Geringsten in Kenntniß erhalten. Mit den untergeordneten Conferenzen in Irland, Frankreich, Canada und Australien steht sie durch jährliche Deputationen in Verbindung. Die einzelnen Zweige der Verwaltung stehen unter der Aufsicht besonderer Committees. Drei bis acht Bezirke bilden einen District, an dessen Spitze sämmtliche Prediger als Districtscommittee stehen. Freilich ist die hierarchische Verfassung zugleich die Quelle zahlreicher innerer Spaltungen gewesen. Von der Veröffentlichung der Erklärungsurkunde an datiren die innern Kämpfe und Secessionen, deren gemeinsame Tendenz dahin gerichtet ist, die Allmacht der Conferenz, sei es zu Gunsten der Prediger, sei es im Interesse des anfangs ganz ausgeschlossenen Laienelements zu beschränken. Die in dem Plan of pacification (1795) und den Regulationen von Leeds (1797) theils den Predigern, theils den Laien gemachten Zugeständnisse erschienen vielfach als ungenügend. So sonderten sich 1797 die Neue Methodistengesellschaft (the Methodist New Connexion), 1810 die ursprünglichen M. (primitive

Digitized by Google

Methodist Connexion), 1815 die Bibelchristen (oder Bryanites), 1816 die irischen primitiven Wesleyanischen M. ab. Weitere Spaltungen wurden durch die Independenten-Wesleyaner, die Wesleyanischen protestantischen M., die von Dr. Warren 1834 gegründete Wesleyanische M.-Association und besonders durch die Reformbewegung von 1850 veranlaßt, welche 1857 zur Gründung der Vereinigten Methodistischen Freikirche (United Methodist Free-church) führte. Daneben bestehen auch die calvinistischen M. mit mächtigem Einflusse auf die engl. Staatskirche, besonders auf die sog. niederkirchliche Partei, fort. Die Bedeutung des engl. Methodismus besteht vornehmlich in seinem gewaltigen Einflusse auf die religiöse Erweckung der niedern Volksklassen, besonders in den größern Städten. Hier hat derselbe Innere Mission im großartigsten Maßstabe getrieben. Freilich befördert aber sein Gewissenszwang und sein Gewichtlegen auf äußere Merkmale der Bekehrung bald eine blos äußerliche, bald eine überspannte und schwärmerische Frömmigkeit. Für die theol. Wissenschaft haben die M. wenig oder gar nichts geleistet; um so größere Verdienste haben sie sich um Werke christl. Humanität, Sklavenemancipation, Armen- und Krankenpflege, Sorge für Verwahrloste und Gefallene, Bibel- und Tractatenverbreitung u. s. w. erworben. Der berühmte Wilberforce (s. d.) war M. Noch zu Wesley's Lebzeiten wurde, namentlich durch Coke, auch die Heidenmission in Angriff genommen, welche besonders unter den Sklaven Westindiens, auf den Südsee-Inseln und in Australien erfolgreich wirkt. Im J. 1874 gab es 1945 studirte Geistliche, 13,949 «locale» Prediger, 371,685 Mitglieder und 25,619 Probemitglieder; ihre Kapellen faßten 1,765,901 Personen; die Sonntagsschulen wurden von 700,000, die Alltagsschulen von 180,000 Kindern besucht; die auswärtige Mission zählt 73,700 Mitglieder und 68,221 Schüler.

Eine eigenthümliche Entwickelung hat der Methodismus in Nordamerika genommen. Die erste eigentliche Methodistengemeinde wurde trotz der frühern Wirksamkeit der beiden Wesley und Whitfield's erst 1766 in Neuyork durch einen Laienprediger aus Irland, Philipp Embury, gegründet und zwei Jahre später die erste Kirche gebaut. Bis zu den Freiheitskriegen wurden die amerikanischen M. durch Reiseprediger, welche Wesley über den Ocean schickte, versorgt. Aber als durch die Revolution das polit. Band mit dem Mutterlande gelöst war, drängte man auch auf selbstständige Constituirung der methodistischen Kirche. Wesley ordinirte den Amerikanern Coke zum Superintendenten und zwei andere zu Presbytern mit der Vollmacht, die Kirche zu organisiren. Diese ordinirten auf der Versammlung zu Baltimore (1784) einen zweiten Superintendenten, Thomas Albury. Beide Superintendenten, welche bald nachher den bischöfl. Titel annahmen, ordinirten wieder Presbyter und Diakonen. So entstand die bischöfl. Methodistenkirche, welche bald zahlreiche Anhänger gewann und alle andern Denominationen durch rastlose Bekehrungsthätigkeit überflügelte. Besonders sind es die «neuen Maßregeln» (new measures) mit ihren «verlängerten Versammlungen» (protracted meetings) geworden, welche die Aufmerksamkeit des Volks auf die methodistischen Prediger zogen und auf gewaltsame Bekehrungen angelegt sind, von der Art, wie sie in der ersten Zeit des engl. Methodismus vorgekommen waren. Unter freiem Himmel wird ein Raum abgesteckt, eine erhöhte Tribüne für die Prediger errichtet, um welche sich die Gläubigen mit zahlreichen Neugierigen versammeln. Außerhalb des Gebetsraums befinden sich Zelte, in welchen Erfrischungen gereicht werden. Mit den Predigten wechseln Gebete und Gesänge nach weltlichen Melodien. Beim Anbruche der Nacht, wenn die Aufregung den höchsten Grad erreicht hat, mischen sich die Prediger unter die versammelte Menge und fordern die Einzelnen mit schreiender Stimme auf, sich bekehren zu lassen, während das Singen und laute Beten der Gemeinde fortdauert. Die Gemüths- und Nervenerregung macht sich dann bei vielen der Hörer in gewaltsamen Zuckungen, Angstrufen und lauten Wehklagen Luft. Die Prediger fordern sie auf, in den Kreis zu treten und sich auf die Angstbank (mourner's bench) zu werfen, die vor der Tribüne aufgestellt ist. Auf die Knienden oder Liegenden wird nun durch Zuspruch, Ausrufungen, Seufzen und Stöhnen so lange losgearbeitet, bis sie völlig betäubt und halbtodt zusammensinken, Krämpfe bekommen oder in Verzückung gerathen. An solchen Zeichen merkt man, daß der Heilige Geist sie in Arbeit genommen hat. Der Betäubte wird aufgehoben, in ein Zelt getragen, und hier wird das Beten und Singen über ihn fortgesetzt, bis er erwacht. Der Erwachte, dem die gewaltsame Bewegung als ein Werk des Heiligen Geistes vorgestellt wird, findet sich mitten auf seinem Sündenwege durch die Gnade angefaßt und zu Boden geworfen; auf die Angst vor der Hölle folgt das Gefühl der Erhörung seines Gebets um Versöhnung: die Gnade ist bei ihm «zum Durchbruch gekommen». Dies sind die methodistischen Revivals, welche 1859 sich auch nach Irland, Schottland und England und einige Zeit nachher sporadisch auch nach Deutschland

Digitized by Google

(besonders dem Wupperthale) verbreiteten. Sie kamen nicht blos unter M., sondern auch bei den Anglikanern, Presbyterianern, Baptisten und Dissenters aller Denominationen vor und wurden von den strenggläubigen Richtungen als eine neue Geistesausgießung begrüßt. Ihre Haupterfolge hatten natürlich diese Revivals unter den niedern Volksklassen und bei der unmündigen oder halberwachsenen Jugend. Indessen sind solche Massenerweckungen, wie sie beim ersten Auftreten Wesley's und Whitfield's und wieder in den letzten Jahren besonders in Irland vorgekommen sind, immer nur zeitweilig aufgetreten. Weit erfolgreicher als durch solche plötzliche Bekehrungen haben die amerikanischen M. durch ihre geordnete Seelenpflege, ihre regelmäßigen Gebetsstunden und Klassenversammlungen gewirkt. Neuerdings ist auch manches für Errichtung von Collegien und theol. Schulen geschehen; besonders eifrig aber wird auch von den bischöflichen M. das Missionswerk getrieben. Die Indianermission war bis auf die neueste Zeit, wo die Katholiken Concurrenz machen, fast ausschließlich in den Händen der M.

Die kirchliche Verfassung ist gegenwärtig im wesentlichen noch immer die auf der Conferenz zu Baltimore festgestellte; doch ist nach heftigen Kämpfen auf der Conferenz zu Buffalo 1860 das Princip der Laienvertretung angenommen worden. Gegen die bestehende Einrichtung, daß die Prediger von der Conferenz den Gemeinden auf je drei Jahre gesendet werden, hat sich neuerdings starke Opposition geregt. Der Streit über die Sklaverei hat aber schon 1844 in die bischöfl. Methodistenkirche eine Spaltung gebracht. Seit diesem Jahre zerfällt dieselbe in zwei getrennte Kirchenwesen: die Methodist Episcopal Church North und die Methodist Episcopal Church South, von denen jene die Sklaverei verwirft, diese sie billigt. Im J. 1874 zählte die bischöfl. Methodistenkirche beider Abtheilungen zusammen 2,629,837 vollberechtigte Mitglieder und 1,278,559 Sonntagsschüler. Außerdem bestehen in Amerika noch die Methodist Protestant Church und die Wesleyan Methodist Connexion, welche beide die bischöfl. Verfassung verwerfen, jede mit etwa 20,000; die nur aus Negern bestehende African Methodist Episcopal Church mit 35,000, die überwiegend aus Deutschen gebildete Evangelical Association mit ungefähr 22,000 Mitgliedern, endlich die von Fr. Wilh. Nast aus Würtemberg gegründete Deutsche Bischöfliche Methodistenkirche, welche namentlich in den nördl. Staaten verbreitet ist. Wie groß der kirchliche Eifer unter ihnen ist, beweist die Thatsache, daß von den 44 Mill. Doll., welche in Amerika für Kirchen- und Missionszwecke aufgebracht werden, beinahe der vierte Theil (10 Mill.) auf die M. kommt. Eine besondere Aufmerksamkeit haben die bischöflichen M. Amerikas neuerdings auf die Bekehrung der Alten Welt, besonders Deutschlands und der Schweiz, gerichtet. Im J. 1849 kam der erste bischöfl. Methodistenprediger nach Bremen, wo gegenwärtig die Hauptstation der Partei, die Bücherniederlagen und die Expeditionen ihrer kirchlichen Zeitschriften für Deutschland sich befinden. Von dort aus wurde Hamburg und das Oldenburgische missionirt. In Süddeutschland sind die wichtigsten Stationen Frankfurt a. M., Heilbronn und Ludwigsburg, in der Schweiz namentlich Zürich. In Berlin besteht seit 1858 eine Methodistengemeinde, die aber bisher nur geringe Fortschritte gemacht hat. Im J. 1873 zählte man in Deutschland und der Schweiz in acht Bezirken 27 Prediger, 47 Gemeinden und (im ganzen) 6000 Mitglieder. Frankreich zählt etwa 12,000, Canada über 80,000, Australien über 60,000 vollberechtigte Mitglieder. In der franz. Schweiz, wo sie Momiers (s. d.) heißen, sind sie besonders im Canton Waadt und in Genf verbreitet. Reiche statist. Notizen über die M. gibt das zu London erscheinende «Wesleyan methodist connexional record and yearbook». Vgl. auch Southey, «The life of J. Wesley and the rise and progress of Methodism» (2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1820; deutsch von Krummacher, 1828); Watson, «Observations on Southey's life» (4. Aufl., Lond. 1833; deutsch von Eckenstein, Frankf. a. M. 1839); Jackson, «Geschichte von dem Anfang, Fortgang und gegenwärtigen Zustande des Methodismus» (deutsch von Kuntze, Berlin 1840); Taylor, «Wesley and Methodism» (Lond. 1851); Smith, «History of Wesleyan Methodism» (3 Bde., Lond. 1857—62); Jakoby, «Handbuch des Methodismus» (Brem. 1853); Porter, «The revised compendium of Methodism» (Neuyork 1875); derselbe, «A comprehensive history of Methodism» (Cincinnati 1876); Jüngst, «Der Methodismus in Deutschland» (2. Aufl., Gotha 1877).

Methusalah (fälschlich Methusalem), Methusael, ist nach der hebr. Stammsage einer der Urväter der Menschheit, der Sohn Henoch's und Vater des Lamech. Ihm schreibt die Ueberlieferung das höchste Lebensalter unter allen Urvätern, nämlich 969 Jahre, zu, daher noch jetzt das Alter M.'s sprichwörtlich ist. Eine wirklich geschichtliche Persönlichkeit ist M. nicht.

Methyl, ein Kohlenwasserstoff, welcher gleich dem Aethyl (s. Aether und Alkohol) und Amyl zu den Alkoholradicalen oder Alkylen gerechnet wird und eine der bedeutungsvollsten

by Goog

Grundlagen der heutigen organischen Chemie bildet. Es besteht aus 1 Atom Kohlenstoff und 3 Atomen Wasserstoff, mit Wasserstoff verbunden bildet es das Methan (Methylwasserstoff, Sumpfgas, Grubengas), es findet sich in dem Methylalkohol (s. Holzgeist) und in dem in der Natur vorkommenden Wintergrünöl (von Gaultheria procumbens), welches im wesentlichen der Methyläther der Salicylsäure ist. Das M. kann den Wasserstoff in vielen Verbindungen ersetzen, so in dem Ammoniak, wo sich Methylamin, in dem Anilin, wo sich Methylanilin bildet, das zur Bildung von Methylviolett verwendet wird. Mit Metallen bildet das M. eigenthümliche Verbindungen, so mit Arsen das Kakodyl oder Alkarsen.

Metidschah, eine wohlbewässerte und sehr fruchtbare Ebene in Algerien, die sich südlich von der Hauptstadt Algier 74—92 Kilom. weit und 15—22 Kilom. breit ausdehnt. Sie ist die wichtigste Cultur- und Colonisationslandschaft Algeriens; in ihr liegt die Stadt Blidah (s. d.).

Metis, die Klugheit, eine Tochter des Okeanos und der Tethys, war die erste Gemahlin des Zeus, welche auf Bitten desselben dem Kronos ein Brechmittel eingab, wonach er seine verschlungenen Kinder wieder von sich geben mußte. Als dem Zeus Gäa und Uranos verkündeten, daß sie zuerst ein Mädchen, dann einen Knaben gebären werde, der einst die Herrschaft erhalten werde, verschlang er sie, als sie noch mit der Athene schwanger war, und gebar dann diese selbst. — M. ist auch Name des neunten der sog. Asteroiden. (S. Planeten.)

Metonomasie (griech.) nennt man die Veränderung eines Namens, besonders durch Uebersetzung desselben in eine fremde Sprache, z. B. Melanchthon statt Schwarzerd, Sartorius statt Schneider, Celtes statt Meißel u. s. w. Namentlich herrschte die Sitte, den deutschen Namen ins Lateinische oder Griechische zu übersetzen, unter den Gelehrten des 15. und 16. Jahrh. Viele dieser Uebersetzungen sind zu wirklichen Familiennamen geworden.

Metonymie (griech.) nennt man in der Rhetorik die Vertauschung des eigentlichen oder allgemeinen Begriffs mit solchen, die nothwendig oder zufällig mit ihm verbunden sind, um dadurch beim Leser oder Hörer eine bestimmtere oder anschaulichere Vorstellung zu erwecken. Dahin gehört namentlich die Vertauschung 1) von Ursache und Wirkung, wie «kalt» statt «todt»; 2) von Vorhergehendem und Nachfolgendem, wie bei Herder: «Nimm den Kern des Heers und zieh' tapfer wider die Kroaten», statt «kämpfe»; 3) des Stoffs und des daraus Gebildeten, wie bei Schiller: «Jenem Gott, den sein Marmor preist», oder «Kränze pflücken» statt «Blumen pflücken»; 4) der Eigenschaft und ihres Subjects oder des Abstractum und Concretum, wie «Tugend» statt «Tugendhafte», «Laster» statt «Lasterhafte»; 5) des Werkzeugs mit dem Gebrauche desselben, wie bei Engel: «Die Zunge und der Griffel machten den Menschen endlich zu dem, was er werden sollte»; 6) des Ortes und der Zeit mit den darin enthaltenen Personen und Begebenheiten, «Markt» statt «Menschen», «Griechenland» statt «die Griechen», «Gegenwart» statt «die Zeitgenossen»; 7) des Zeichens mit der Sache selbst, z. B.: «Sie treten unter die Fahnen». (S. Gleichniß und Tropen.)

Metopen oder Zwischenfelder nennt man in der Baukunst diejenigen Theile des dor. Frieses, welche sich zwischen den Triglyphen befinden. Sie waren ursprünglich Oeffnungen, welche zugleich zur Erleuchtung der Tempelzellen dienten, wurden aber später mit meist ornamentirten Steintafeln versetzt. Wegen ihrer vortrefflichen Hochreliefs berühmt sind besonders die Metopentafeln vom Parthenon zu Athen, jetzt meist im Britischen Museum zu London.

Mètre, s. Meter.

Metrik (griech.) ist die Wissenschaft der allgemeinen Gesetze des Rhythmus (s. d.) als Grundlage aller Versmessung, verbunden mit der Darstellung der verschiedenen, von den Dichtern gebrauchten Versmaße, sofern dieselben durch jene allgemeinen Gesetze bedingt sind, obgleich man gewöhnlich nur die Theorie der Verskunst darunter versteht. Die M. erhielt bei den Griechen, die sich schon frühzeitig in Gesang und Tanz an eine feste Wahrnehmung der rhythmischen Ordnung gewöhnten, und deren Dichter zugleich Tonkünstler und Gesetzgeber der Musik waren, durch vielseitigen Reichthum und Wohlklang der Versarten die vollendetste Ausbildung, während die Römer sich einen weit beschränktern und mehr praktischen Kreis derselben schufen, sich auch hierin meist sklavisch an ihre Vorgänger, die Griechen, hielten. Als Wissenschaft wurde die M. von den alten griech. Musikern, Grammatikern, Rhetoren und Scholiasten, namentlich von Aristoxenos, Hephästion u. a., freilich von den Spätern sehr mangelhaft behandelt, ebenso von den lat. Grammatikern, wie von Priscian und Terentianus Maurus, indem man immer ausschließlicher nur das praktische Bedürfniß berücksichtigte und mit einer oberflächlichen Silbenzählung oder mit bloßen Schematismen sich begnügte. Diese Regeln und Anschauungen blieben nun maßgebend für das ganze Mittelalter und theilweise selbst auch für die neuere Zeit, bis

Digitized by Google

Richard Bentley (ſ. d.) das Weſen der M. in dem rhythmiſchen Elemente erfaßte und ſo eine neue Bahn zeigte. Unter ſeinen Nachfolgern ſtellten beſonders Brunck und Reiz manche gute und ſcharfſinnige Bemerkungen über die antike Verskunſt auf; eine ſyſtematiſche Behandlung wurde dem Gegenſtande jedoch erſt durch Gottfried Hermann (ſ. d.) zu theil, der auf dem Wege, welchen ihm die kritiſche Philoſophie vorzeichnete, zunächſt nach den Kant'ſchen Principien aus dem Begriffe des Rhythmus ſelbſt die neue Wiſſenſchaft entwickelte und die vorher ungeordneten Maſſen unter allgemeine und beſondere Geſetze reihte. Faſt gleichzeitig entwickelte J. H. Voß, beſonders in der «Zeitmeſſung der deutſchen Sprache» (Königsb. 1802; 2. Aufl. 1831), neue Anſichten, die Apel («Metrik», 2 Bde., Lpz. 1814—16), unter ſteter Polemik gegen Hermann weiter ausführte. Eine neue Bahn betrat Böckh (ſ. d.), indem er von der Erforſchung der Lehren der ältern Rhythmiker ausging, mit der Schrift: «Ueber die Versmaße des Pindar» (Berl. 1819), deſſen Grundſätze von Munk (1834) und Freeſe (1842), neuerdings aber am beſten und vollſtändigſten von Roßbach und Weſtphal («M. der Griechen im Verein mit den übrigen muſiſchen Künſten», 2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1867—68) ausgeführt wurden. Ein Lehrbuch der «M. der Griechen und Römer» hat Chriſt (Lpz. 1874) herausgegeben. Die M. der modernen Völker bietet beſondere Schwierigkeiten hauptſächlich inſofern dar, als hier die einzelnen Silben nicht ihre unabhängige, auf der eigenen Beſchaffenheit beruhende Meſſung haben, ſondern ihr metriſcher Werth und deshalb auch ihre Zuſammenfügung zu Verſen durch ihre Betonung in jedem einzelnen Worte und im Satze beſtimmt wird. In allen roman. Sprachen beſteht alle metriſche Kunſt faſt nur in der Zählung der für jeden einzelnen Vers nöthigen Silben; es kann demnach in ihnen auch keine reiche rhythmiſche Mannichfaltigkeit, ſondern höchſtens eine Abwechſelung iambiſcher und trochäiſcher Verſe von verſchiedener Länge ſtattfinden. Die deutſche Sprache beſaß in der alt- und mittelhochdeutſchen Periode eine ſtreng geregelte Verskunſt, deren Geſetze namentlich durch Lachmann («Ueber althochdeutſche Betonung und Verskunſt», Berl. 1831—32) wieder feſtgeſtellt worden ſind. Im 14. und 15. Jahrh. war dieſelbe bloßer Silbenzählung gewichen. Erſt Martin Opitz legte durch das «Buch der Teutſchen Poeterey» (1624) den Grund zu einer neudeutſchen M. und bewies die Bildungsfähigkeit der deutſchen Sprache für die mannichfaltigſten Rhythmen. Nachdem Klopſtock die deutſche M. durch Anwendung der antiken praktiſch erweitert hatte, unternahm J. H. Voß in der erwähnten Schrift die wiſſenſchaftliche Behandlung der deutſchen M. Von ſeinen zahlreichen Nachfolgern iſt Minckwitz («Lehrbuch der deutſchen Verskunſt oder Proſodie und M.», 5. Aufl., Lpz. 1863) der bekannteſte. Alle dieſe theoretiſchen Verſuche aber leiden an dem Mangel, daß ſie die deutſche M. zu unbedingt der griechiſchen nachbilden. Dagegen hat die Praxis der deutſchen Dichter ſeit Goethe eine ebenſo reiche als eigenthümliche Anwendung einer ſprachgemäßen M. ausgebildet. Vgl. Zarncke, «Ueber den fünffüßigen Jambus, mit beſonderer Rückſicht auf ſeine Behandlung durch Leſſing, Schiller und Goethe» (Lpz. 1866), und Weſtphal, «Theorie der neuhochdeutſchen M.» (2. Aufl., Jena 1877). Von den metriſchen Syſtemen der orient. Culturvölker wurden neuerdings beſonders die der Araber (durch Ewald, Freytag und Ahlwardt) und der alten Inder (durch Weber) in Deutſchland erörtert und wiſſenſchaftlich behandelt.

Metriſches Syſtem. Dieſe Bezeichnung, welche wörtlich nichts anderes als Maßſyſtem überhaupt bedeutet, wird vorzugsweiſe dem auf der Grundlage des Längenmaßes «Meter» ruhenden Maß- und Gewichtsſyſtem gegeben, welches ſeine Entſtehung in Frankreich fand, wo es durch das Geſetz vom 13. Frimaire des J. VIII (10. Dec. 1799) definitiv eingeführt wurde. (S. Meter und Decimalſyſtem.) Die Vorzüge des Syſtems wurden im Laufe der Zeit immer mehr anerkannt; eine große Zahl anderer Staaten, in denen überdies, wie ehemals in Frankreich, ungemein viele locale Maßgrößen in Anwendung waren, adoptirte daſſelbe, und ſo verſchwanden nicht allein die läſtigen Vielheiten der Maßgrößen bei ihnen ſelbſt, ſondern ſie gewannen die Uebereinſtimmung mit den betreffenden andern Ländern im Maßweſen, was für den internationalen Verkehr von hoher Bedeutung. Das Metriſche Syſtem gilt gegenwärtig in Frankreich und ſeinen Colonien, in Deutſchland, Oeſterreich-Ungarn, den Niederlanden, in Belgien, Italien, Spanien, Portugal, der Türkei, Mexico, Guatemala, Coſta-Rica (in letztern beiden Staaten wenigſtens geſetzlich), Braſilien und den meiſten ſüdamerik. Republiken (noch nicht in Bolivia, der Argentiniſchen Republik und Paraguay). In Griechenland iſt es ebenfalls eingeführt, doch haben ſeine Raummaße bisher nur in den amtlichen Verhältniſſen vollſtändig platzgegriffen; ebenſo dürfte ſeine vollſtändige Durchführung in der Türkei längere Zeit erfordern; in Aegypten iſt es 1875 anbefohlen, aber im Verkehr noch nicht üblich. In Schweden wird es 1883 in ausſchließliche Geltung treten (während zweier Jahre vorher iſt ſeine

Digitized by Google

Anwendung gestattet), im norweg. Storthing ist im April 1875 seine Einführung beschlossen worden und in Dänemark steht dieselbe gleichfalls in Aussicht. Für Großbritannien und Irland wurde durch Parlamentsacte von 1864 der Gebrauch der metrischen Größen erlaubt, von ihrer Einführung aber wird bei dem zähen Festhalten am Hergebrachten dort noch lange keine Rede sein können; auch in den Vereinigten Staaten von Amerika hat eine Acte vom Mai 1866 ihren Gebrauch gestattet, und diese Concession von seiten zweier der ersten Handelsstaaten der Welt spricht eine Anerkennung des Systems aus, welche zu dessen universeller Geltung eine Brücke baut. Von besonderer Wichtigkeit in letzterer Rücksicht ist die 20. Mai 1875 in Paris durch 17 Staaten abgeschlossene «Internationale Meterconvention», betreffend die Errichtung und Unterhaltung des «Internationalen Maß- und Gewichtsbureau» in Paris. Die betreffenden Staaten sind: das Deutsche Reich, Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Belgien, Brasilien, die Argentinische Conföderation, Dänemark, Spanien, die Vereinigten Staaten von Amerika, Italien, Peru, Portugal, Rußland, Schweden und Norwegen, die Schweiz, die Türkei und Venezuela; den übrigen Staaten ist der spätere Beitritt zu der Uebereinkunft offengelassen. Die gedachte Convention bezweckt die Feststellung des Metermaßes, und der Beitritt Rußlands gibt die Aussicht, daß auch in diesem Reiche die Einführung des Metrischen Systems nicht außer dem Plane liegt, sowie die Antheilnahme der Schweiz vermuthen läßt, daß auch die Eidgenossenschaft der Annahme dieses Systems in seiner Reinheit sich nicht verschließen wird, während dort bisher nur die Grundlagen desselben benutzt werden, die einzelnen Größen aber besondere sind. Gemäß der Internationalen Meterconvention werden neue Normaletalons des Meters und des Kilogramms angefertigt, sodaß auch diese für die theilnehmenden Staaten in der erreichbaren Uebereinstimmung stehen werden.

Behufs der nothwendigen Uebereinstimmung in der Schreibweise und im Gebrauche der Abbreviaturen ist für den Umfang des Deutschen Reichs auf Grund eines Beschlusses des Bundesraths vom 8. Oct. 1877 angeordnet worden, daß im amtlichen Verkehr sowie beim Unterricht in öffentlichen Lehranstalten die nachstehenden abgekürzten Bezeichnungen der Maße und Gewichte, unter Beobachtung der beigefügten Regeln, ausschließlich in Anwendung gebracht werden: A. Längenmaße: Kilometer km, Meter m, Centimeter cm, Millimeter mm. B. Flächenmaße: Quadratkilometer qkm, Hektar ha, Ar a, Quadratmeter qm, Quadratcentimeter qcm, Quadratmillimeter qmm. C. Körpermaße: Kubikmeter cbm, Hektoliter hl, Liter l, Kubikcentimeter ccm, Kubikmillimeter cmm. D. Gewichte: Tonne t, Kilogramm kg, Gramm g, Milligramm mg. 1) Den Buchstaben werden Schlußpunkte nicht beigefügt. 2) Die Buchstaben werden an das Ende der vollständigen Zahlenausdrücke (nicht über das Decimalkomma derselben) gesetzt, also 5,37 m (nicht 5 m 37 und nicht 5 m 37 cm). 3) Zur Trennung der Einerstellen von den Decimalstellen dient das Komma, nicht der Punkt. Sonst ist das Komma bei den Zahlen nicht anzuwenden, insbesondere nicht zur Abtheilung mehrstelliger Zahlenausdrücke. Solche Abtheilung ist durch Anordnung der Zahlen in Gruppen zu je drei Ziffern, vom Komma aus gerechnet, mit angemessenem Zwischenraume zwischen den Gruppen zu bewirken.

Metronom oder Metrometer, s. Taktmesser.

Metropolis hieß bei den Griechen die Mutterstadt, im Gegensatze zu den Colonialstädten. Später nannte man mit diesem Namen die Hauptstadt eines Landes oder einer Provinz. Mehrere Metropolen kommen außer in der Provinz Asien, wo der Titel M. auch andern Städten verliehen wurde, nur in solchen Provinzen vor, die aus verschiedenen, früher selbstständigen Theilen zusammengesetzt waren. Daher erhielten auch die Erzbischöfe, welche in solchen Städten ihre Sitze hatten, den Titel Metropolit oder Metropolitan, und die erzbischöfl. Haupt- oder Mutterkirche den Namen Metropolitankirche.

Metrum (griech.), eigentlich Maß überhaupt, heißt vorzugsweise in der Dichtkunst das Silben- oder Versmaß, welches aus einer rhythmischen Aufeinanderfolge der Silben besteht.

Mette (vom lat. matutina) heißt der Frühgottesdienst, welcher vor Tagesanbruch gehalten wird, besonders der einem großen Feste in der kath. Kirche vorhergehende nächtliche Gottesdienst, z. B. die Christmette. Andere leiten den Ursprung des Wortes daher, daß Karl d. Gr. zu Metz die erste fränk. Sängerschule gründete und deshalb der Kirchengesang cantilena Metensis genannt wurde. Auch in der prot. Kirche sind noch hier und da dergleichen M. üblich.

Metternich, eine alte Adelsfamilie vom Niederrhein, welche im 16. und 17. Jahrh. drei geistliche Kurfürsten, zwei von Trier und einen von Mainz, in ihrer Stammtafel zählt. Von den verschiedenen Linien, in welche dieselbe zerfiel, blieb nur die jüngere, Metternich-Winneburg, übrig, welche von dem Kurfürsten Lothar M. zu Trier (1599—1623) mit den

Digitized by Google

zwischen der Mosel und dem Hundsrück belegenen Herrschaften Winneburg und Beilstein belehnt wurde. Am 28. Mai 1696 ward Philipp Emmerich M. (gest. 1698) in den Reichsgrafenstand erhoben mit Sitz und Stimme im Westfälischen Reichsgrafencollegium. Als durch den franz. Revolutionskrieg und die Abtretung des linken Rheinufers an die franz. Republik die beiden Stammherrschaften verloren gingen, erhielt die Familie durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 zur Entschädigung die schwäb. Reichsabtei Ochsenhausen, welche aber bei Stiftung des Rheinbundes 1806 unter Würtemberg mediatisirt und endlich 5. März 1825 an die Krone Würtemberg verkauft wurde. Am 30. Juni 1802 ward der Reichsfürstentitel verliehen an Franz Georg Karl M. (geb. 9. März 1746, gest. 11. Aug. 1818), welcher anfangs in kurtrierschen, später in österr. Staatsdiensten stand und unter anderm als kaiserl. Principal-Commissarius beim Rastatter Friedenscongreß 1797—99 fungirte. Sein Sohn, der österr. Staatskanzler Clemens Metternich (s. d.), erhielt 20. Oct. 1813 die erbliche österr. Fürstenwürde, außerdem von Neapel den Titel eines Herzogs von Portella (19. Febr. 1816 und 1. Aug. 1818) und von Spanien den Rang eines Granden erster Klasse. Gegenwärtig besitzt die Familie die Herrschaften Plaß und Königswart in Böhmen, die Herrschaft Brczezowitz in Mähren und die Domäne Johannisberg am Rhein im Nassauischen.

Metternich (Clemens Wenzel Nepomuk Lothar, Fürst von M.-Winneburg), berühmter österr. Staatskanzler, Sohn von Franz Georg M. und Maria Beatrix Aloisia, Gräfin von Kageneck, wurde zu Koblenz 15. Mai 1773 geboren und studirte 1788—90 in Straßburg; vertrat das Westfälische Grafencollegium bei der Kaiserkrönung Leopold's II. in Frankfurt, studirte dann in Mainz bis 1794 und kam hierauf nach Wien, wo er sich mit der Enkelin und Allodialerbin des Staatsministers Kaunitz (s. d.), Fürstin Marie Eleonore (geb. 1. Oct. 1775, gest. 19. März 1825) 1795 vermählte. Auf dem Rastatter Friedenscongresse 1797—99 wirkte er als Gesandter des Westfälischen Reichsgrafencollegiums, und 1801 wurde er österr. Gesandter in Dresden, 1803 in Berlin und endlich 1806—9 in Paris, wo er sich durch gewandte Formen und Fügsamkeit dem Kaiser Napoleon I. zu empfehlen wußte. Als nach der Schlacht bei Wagram Graf Stadion zurücktrat, wurde M. erst provisorisch, dann 8. Oct. 1809 definitiv als k. k. Staats- und Conferenzminister mit der Leitung des Auswärtigen betraut. Am 25. Mai 1821 erfolgte seine Ernennung zum Haus-, Hof- und Staatskanzler und im Oct. 1826 auch zum Präsidenten der Ministerialconferenzen für die innern Angelegenheiten, welche Aemter er bis zum 13. März 1848 bekleidete. In solcher Stellung galt er fast 40 Jahre lang als die Seele der auswärtigen und innern Politik Oesterreichs. Hervorragend ist sein Antheil an den weltgeschichtlichen Vorgängen der Napoleonischen Epoche, bedeutsam die Rolle, welche er auf dem Wiener Congresse spielte. Stifter der Heiligen Allianz, Schöpfer des Bundestags, der Karlsbader Beschlüsse, Träger der conservativen und reactionären Politik in Oesterreich, Deutschland und Italien, verschaffte er Oesterreich großen Einfluß auf die Gestaltung aller europ. Verhältnisse, die ihn namentlich zu England in Gegensatz brachten. Unter Kaiser Ferdinand I. (s. d.) dauerte M.'s System unverändert fort. Durch einen Aufstand in Wien wurde M. gezwungen, seine Aemter 13. März 1848 niederzulegen und nach England zu entfliehen. Nach dem Eintritt der europ. Reaction kehrte er auf den Continent zurück, zuerst Nov. 1849 nach Brüssel, Juni 1851 nach Johannisberg und Sept. 1851 nach Wien, wo er seitdem bis an seinen Tod, 11. Juni 1859, in der Zurückgezogenheit lebte. M. hatte aus seiner ersten Ehe zwei Töchter. Am 5. Nov. 1827 vermählte er sich zum zweiten mal mit Marie Antoine, Freiin von Leykam und Gräfin von Beilstein (geb. 15. Aug. 1806, gest. 17. Jan. 1829) und 30. Jan. 1831 zum dritten mal mit der Gräfin Melanie von Zichy-Ferraris (geb. 28. Jan. 1805, gest. 3. März 1854). Vgl. Beer, «Fürst Clemens M.» (im «Neuen Plutarch», Bd. 5, Lpz. 1877). — Aus der zweiten Ehe stammt ein einziger Sohn, Fürst Richard Clemens Lothar Hermann, geb. 7. Jan. 1829, vermählt 30. Juni 1856 mit der einzigen Tochter seiner verstorbenen ältesten Stiefschwester, der Gräfin Pauline von Sándor (geb. 26. Febr. 1836) und Besitzerin der Herrschaft Kojetein in Mähren. Am 2. Dec. 1852 wurde er Gesandtschaftsattaché in Paris, 1854 Legationssecretär, 1856 Gesandter in Dresden. Im Juni 1859 leitete er die diplomatischen Geschäfte im Hauptquartier in Italien. Vom 14. Dec. 1859 bis Ende 1871 war M. Botschafter in Paris. Am 18. April 1861 ward ihm die erbliche Reichsrathswürde im österr. Herrenhause und 1864 die Geheimrathswürde verliehen. Seit 1871 lebt M. zurückgezogen mit der Vorbereitung der Ausgabe der Memoiren seines Vaters beschäftigt. — Aus M.'s dritter Ehe stammen eine Tochter und zwei Söhne: Prinz Paul, geb. 14. Oct. 1834, österr. Oberst und eine Zeit lang kaiserl. Flügeladjutant, und Prinz Lothar, geb.

Digitized by Google

12. Sept. 1837, kaiserl. Kämmerer und Statthaltereisecretär zu Wien, dann Statthaltereirath zu Laibach und später Hofrath bei der Landesregierung von Oberösterreich zu Linz.

Metz, Bezirkshauptstadt von Lothringen und Festung ersten Rangs mit Citadelle, zehn größern, zwei kleinern Forts und drei Redouten für ein befestigtes Lager, 179 Mt. über dem Meer am Einfluß der Seille in die schiffbare Mosel, an der elsäss.-lothring. Eisenbahn Forbach-M.-Novéant, welche hier nach Diedenhofen und Amanweiler abzweigt, ist im ganzen eng gebaut, hat aber einige neuere gerade und breitere Straßen mit schönen Häusern, zehn öffentliche Plätze und neun Thore. Von den Plätzen sind bemerkenswerth: der Paradeplatz neben der Kathedrale mit dem Denkmal des Marschalls Fabert, der Ludwigsplatz mit alterthümlicher Arcadenreihe, die große Esplanade mit fünffachen Baumreihen auf beiden Seiten, dem Denkmal des Marschalls Ney, andern Statuen, einer Fontaine und herrlicher Aussicht in das Moselthal, und der Theaterplatz mit schöner Fontaine und dem Jardin d'Amour. Thore, Plätze und Straßen tragen seit 1872 franz. und deutsche Namen. M. hat sieben kath. Pfarrkirchen, zwei evang. Kirchen und eine Synagoge. Sehenswerth ist die Kathedrale St.-Stephan, im 12. Jahrh. begonnen, 1546 vollendet, ein hoher, lichtvoller goth. Bau mit prächtigen Glasmalereien und zwei unvollendeten Thürmen, von welchen der eine 85 Mt. hoch, eine Glocke (la **Mutte**) von 13,000 Kilogr. hat; ferner die St.-Vincenzkirche mit zwei goth. Thürmen und die (1877) im Bau begriffene goth. Garnisonskirche. Weiter sind bemerkenswerth das Stadthaus, das Regierungsgebäude, das Theater, der Justizpalast, die beiden Zeughäuser, zahlreiche Kasernen, das Militärhospital, zwei gedeckte Markthallen und zwei öffentliche Bade- und Waschanstalten. Eine unterirdische 20 Kilom. lange Wasserleitung aus Gorze liefert täglich bis zu 20,000 Kbmt. Wasser für öffentlichen und Privatgebrauch. M. ist Sitz des Bezirkspräsidiums von Lothringen, der Kreisdirection, Forstdirection, Steuerdirection für Lothringen, sowie eines Hauptzollamts, des Landgerichts mit Assisenhof, dreier Friedensgerichte, einer Reichsbankstelle, Oberpostdirection, Handelskammer, eines Bischofs mit Priesterseminar, evang. und israel. Consistoriums, ferner eines Festungsgouvernements und des Commandos der 30. Division. Es ist daselbst ein Gymnasium mit Realgymnasium und Internat, Lehrer- und Lehrerinnenseminar, eine Kriegsschule (die ehemalige École imperiale d'application de l'artillerie et du génie, 1872 wieder eröffnet), Taubstummenanstalt, höhere Töchterschule, zahlreiche mittlere und Volksschulen, die weiblichen noch von Congregationen geleitet, ein Diakonissenhaus, eine städtische Musik- und Zeichenschule, eine Bibliothek von 36,000 Bänden, 800 Handschriften und vielen Incunabeln, eine Münzsammlung, ein naturhistor. Museum, eine Gemäldesammlung, ein botan. Garten, eine Akademie (privat), Gesellschaften für Archäologie, Medicin und Naturhistorie, ein landwirthschaftlicher Verein und ein Theater. Vor der Besitznahme durch die Franzosen hatte M. 60,000 E., mehrere Vorstädte und ein Gebiet von 265 Ortschaften, dann aber sank die Einwohnerzahl auf 20,000, zumal als bei der Vertreibung der Protestanten die reichsten und betriebsamsten Einwohner fortzogen, und schwankte seit 1811 zwischen 41,000 und 52,000, je nach der Stärke der Besatzung. Die Bevölkerung von 48,325 aus 1869 ging infolge der Option zurück 1875 auf 37,295 E. (mit Militär 45,856), wobei etwa 2600 Evangelische und 1500 Israeliten. Große Fabriken gibt es außer einer Pulverfabrik nicht, dagegen werden stark betrieben Schuh-, Molton-, Draget- und Buntpapierfabriken, Gerbereien, Färbereien und einige Bierbrauereien. Der Handel erstreckt sich, außer der Versorgung des Bezirks mit allen Kaufmannswaaren, auf Leder, Bauholz, Wein, Branntwein, Liqueure, eingemachte Früchte, Eisenwaaren, Kurzwaaren u. dgl. Es gibt mehrere Bankgeschäfte, franz. Buchhandlungen und Buchdruckereien, zwei deutsche Buchhandlungen und Buchdruckereien, drei franz. und zwei deutsche Zeitungen. Bemerkenswerth ist endlich der an Denkmälern reiche Ostfriedhof und der Chambièrefriedhof mit Denkmälern für die 1870 daselbst begrabenen 8400 Franzosen. Auf der westl. Moselseite liegen die reichen Eisenberg- und Hüttenwerke von der franz. bis zur luxemb. Grenze.

Seit M. besteht, war es auch befestigt; jede Regierung, welche im Wechsel der Ereignisse in Besitz der Stadt gelangte, verstärkte und vermehrte die Festungswerke. Eine Ueberhäufung mit Werken trat jedoch nicht ein, da gerade hier mehrfach hervorragende Ingenieure die Neubauten entwarfen. Die alte Mauerbefestigung wurde 1466 mit Thürmen umgebaut, 1550 trat an deren Stelle eine Wallbefestigung, deren Südfront 1562 durch Erbauung der jetzt eingegangenen Citadelle verstärkt wurde. Unter Vauban begann 1674 ein gründlicher Umbau aller Werke; 1728—31 erbaute Cormontaigne auf dem linken Moselufer das Moselfort und auf der Ostfront das Fort Bellecroix, 1736 und 1737 wurden die weiter vorgeschobenen Werke Fort Gisors und du Paté erbaut, 1791 die gegen die Stadt gerichteten Fronten der Citadelle

Digitized by Google

eingeebnet und in Promenaden umgewandelt, 1792 die Lünette Chambière, 1815 die Lünetten Miollis, d'Arçon und Rogniat erbaut. Von 1830—43 wurden sämmtliche, damals sehr verfallene Werke gründlich reparirt und umgebaut, ebenso 1867 in umfassendster Weise, auch begann man 1867 die Herstellung der selbstständigen Außenforts St.-Julien, Les Bordes, Queuleu auf dem rechten und St.-Quentin und Plappeville (oder Les Carrières) auf dem linken Moselufer, doch wurde Fort St.-Julien erst während der Einschließung 1870 vollendet und Fort Queuleu zu derselben Zeit sogar nur provisorisch ausgebaut. Die deutsche Regierung erbaute bis 1876 noch drei Außenforts, zu denen noch eins (bei St.-Eloy) später hinzutreten wird, und verstärkte die vorhandenen durch Herstellung bombensicherer Unterkunftsräume, zum Theil auch durch Panzerthürme. Dicht vor der eigentlichen Stadtbefestigung liegen die Forts Voigts-Rhetz (früher Moselle) und Steinmetz (früher Bellecroix), ferner links der Mosel die Forts Prinz Friedrich Karl (früher St.-Quentin), Manstein (früher Westfort St.-Quentin), Alvensleben (früher Plappeville), Kameke (früher Woippy) und auf dem rechten Moselufer die Forts Prinz August von Würtemberg (früher St.-Privat), Göben (das größte von allen, früher Queuleu), Zastrow (früher Les Bordes) und Manteuffel (früher St.-Julien). Der Abstand der Außenforts von der Kathedrale beträgt 3300—5000 Mt. und umschließt ein weites, durch die hohe Lage der Forts völlig der Einsicht und Beschießung entzogenes verschanztes Lager, dessen zahlreiche Ortschaften einem starken Heere werthvolle Unterkunft gewähren können.

M. ist das gallische Divodurum, die Hauptstadt der Mediomatriker, und war röm. Militärstation, seit Anfang des 4. Jahrh. Bischofssitz und später Hauptstadt von Austrasien. Seit 870 war es freie deutsche Reichsstadt und erhielt 1179 neue Stadtverfassung. Karl IV. verkündete hier 1356 die Goldene Bulle. Durch Verrath einiger Patricier kam es 1552 an Frankreich und wurde vom 19. Oct. 1552 bis 1. Jan. 1553 von Kaiser Karl V. vergebens belagert, aber erst 1648 förmlich an Frankreich abgetreten, bei dem es bis 1870 blieb. Am 27. Oct. 1870 capitulirte die Festung gleichzeitig mit der franz. Rheinarmee unter Marschall Bazaine (s. d.) nur infolge Mangels an Lebensmitteln und wurde von der Ersten und Zweiten deutschen Armee unter Prinz Friedrich Karl besetzt. (S. Deutsch-Französischer Krieg von 1870—71.) Durch die in rascher Folge 14., 16. und 18. Aug. 1870 in den Schlachten von Colombey-Nouilly (s. d.), von Vionville-Mars-la-Tour (s. d.) und von Gravelotte-St.-Privat (s. d.) erlittenen Niederlagen war die franz. Rheinarmee hinter die Forts von M. zurückgeworfen und dort eingeschlossen worden. Nachdem ein 31. Aug. und 1. Sept. unternommener Durchbruchsversuch von dem 1. preuß. Armeecorps und der Division Kummer durch General Freiherrn von Manteuffel blutig zurückgeschlagen worden (Schlacht von Noisseville, s. d.), fanden nur noch kleinere Gefechte, namentlich 22. und 23. Sept. bei Peltre, 27. Sept. bei Mercy-le-Haut, 2. Oct. bei St.-Remy und 7. Oct. bei Woippy, vor M. statt und 25. Oct. begannen die Capitulationsverhandlungen im Schlosse Frescaty. Am 29. Oct. wurde M. von den Deutschen (7. Armeecorps) besetzt; General von Zastrow übernahm das Gouvernement, General von Kummer wurde Commandant der Festung. Drei Marschälle von Frankreich, 50 Generale, 6000 Offiziere, 153,000 Mann und 20,000 in den Lazarethen befindliche Militärpersonen fielen in deutsche Gefangenschaft; außerdem wurden in der Festung vorgefunden 53 Adler, 66 Mitrailleusen, 541 Feld- und 800 Festungsgeschütze, Material für 85 Feldbatterien, 2000 Militärfahrzeuge, 300,000 Infanteriegewehre und große Vorräthe an Ausrüstung, Bekleidung und Munition. Die franz. Kriegsgefangenen wurden nach Deutschland abgeführt, das Einschließungsheer wieder in zwei Armeen gegliedert und theils nach dem nördl. Frankreich (Erste Armee unter General Manteuffel), theils nach der Loire (Zweite Armee unter Prinz Friedrich Karl) in Marsch gesetzt, um die zum Entsatze von Paris bestimmten, neugebildeten Heere der Republik zu bekämpfen. Vgl. Coster, «Geschichte der Stadt und Festung M.» (Trier 1871); Lang, «M. und seine Umgebungen» (Metz 1874); Westphal, «Geschichte der Stadt M.» (3 Bde., Metz 1875—77); über die Belagerung und die Schlachten vor M. 1870: «Der Deutsch-Französische Krieg von 1870—71» (bearbeitet von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des preuß. Großen Generalstabes, Thl. 2, Berl. 1878); Freiherr von Fircks, «Die Vertheidigung von M. im J. 1870» (2 Bde., Berl. 1872); Freiherr von der Goltz, «Die Operationen der Zweiten Armee vom Beginne des Kriegs bis zur Capitulation von M. im J. 1870» (Berl. 1874); «Die Operationen um M.» (von einem preuß. General, Berl. 1871; auch in franz. Uebersetzung mit Anmerkungen eines franz. Offiziers, Brüss. 1871); von Hanneken, «Marschall Bazaine und die Capitulation von M.» (Darmst. 1873); Paulus, «Die Cernirung von M.» (Berl. 1875); «Le blocus de M. en 1870» (vom Conseil muni-

Digitized by Google

cipal, Metz 1871); Déligny, «Armée de M. 1870» (Par. 1871); Coffinières de Nordeck (Festungscommandant 1870), «Capitulation de M.» (Brüss. 1871); Bazaine, «Rapport sommaire sur les opérations de l'armee du Rhin» (Berl. 1870); «L'armée de M. et le maréchal Bazaine» (Par. 1871); Ch. Fay, «Journal d'un officier de l'armée du Rhin» (Brüss. 1871).

Metze, ein früheres Getreidemaß in mehrern deutschen Staaten und in Oesterreich-Ungarn. Dasselbe war in Deutschland bis Ende 1871, in Oesterreich-Ungarn bis Ende 1875 in Gebrauch und machte dann dem metrischen Hohlmaße Platz. In Preußen war die M. $^1/_{16}$ des Scheffels und = 3,4351 Lit., in Sachsen war gleichfalls die M. $^1/_{16}$ des (dresdner) Scheffels und = 6,4893 (oder nahe $6^1/_2$) Lit. In Süddeutschland war der Name Metzen gebräuchlich, ein weit größeres Maß als die in Norddeutschland üblich gewesene M.; der bair. Metzen war = 37,0396 Lit., und 6 Metzen machten das Schäffel oder Schaff; der österr. Metzen war = 61,48685 Lit. und 30 Metzen machten den Muth. In Ungarn war vorzüglich der preßburger Metzen (zu 75 Halben) = 62,4803 Lit. = 1,01616 wiener oder österr. Metzen, auch der pester Metzen von $1^1/_2$ Metzen und der tyrnauer Metzen von $^1/_2$ preßburger Metzen gebräuchlich.

Metzu oder Metsu (Gabr.), einer der vorzüglichsten niederländ. Genremaler, geb. zu Leiden 1615, lebte meist zu Amsterdam und starb daselbst, von übermäßiger Arbeit erschöpft, 1658. Seine Gemälde gehören meist dem feinern, gemüthlichern Genre an. Seine Auffassung ist ungezwungen und einfach, das Colorit sehr gewählt und harmonisch, sodaß er mit Terburg und Dow, nach deren Werken er sich bildete, in eine Linie gestellt werden kann. Sein Laboratorium, seine Frau mit Früchten, vor allem die mehrfach vorhandene Kranke mit dem Arzte gehören zu dem Geistreichsten, was das niederländ. Genre geschaffen. Seines langsamen Arbeitens und seines frühen Todes wegen sind verhältnißmäßig nicht viele Werke seiner Hand vorhanden. Vortrefflich ist seine Behandlung des Stofflichen, dessen charakteristische Merkmale er täuschend wiedergibt. Seine besten Schüler waren J. van Geel und van der Meer.

Meudon, Stadt im franz. Depart. Seine-Oise, an der Bahn Paris-Versailles, wo Rabelais eine Zeit lang Pfarrer gewesen sein soll, zählt (1872) 12,037 E. und hatte früher ein unter Ludwig XIV. für den Dauphin (den Großvater Ludwig's XV.) gebautes Lustschloß auf einer Anhöhe, welche die ausgedehnteste und herrlichste Aussicht über die von der Seine durchschnittene Thalebene, in welcher Paris liegt, und die mit zahlreichen Ortschaften und prachtvollen Landhäusern bedeckte Hügelkette der Umgegend gewährt. Nachdem unter Ludwig XVI. das Schloß der Königin und dem Dauphin zum Wohnort gedient, wurde es zur Zeit der Revolution, als man sich von dem Gebrauche der Luftballons im Kriege so große Hoffnungen machte, der Sitz eines aëronautischen Instituts. Napoleon I. ließ das Schloß prächtig wiederherstellen und der Kaiserin nebst dem König von Rom als Aufenthalt anweisen. Die Restauration vereinigte M. mit den Krondomänen, und das Schloß wurde vom Herzog von Bordeaux und dessen Mutter bewohnt. Unter dem zweiten franz. Kaiserreich war es die Sommerresidenz des Prinzen Napoleon. Während der pariser Belagerung 1871 wurde das Schloß von den franz. Batterien des Mont-Valérien in Brand geschossen und völlig zerstört.

Meulen (Ant. Franz van der), Schlachtenmaler, geb. zu Brüssel 1634 von reichen Aeltern, hatte den Hofmaler Pet. Snayers zum Lehrer. Einige seiner Arbeiten, die nach Frankreich kamen, machten Lebrun auf ihn aufmerksam, worauf er von Colbert an die Gobelinmanufactur berufen wurde. Durch sein Talent als Schlachtenmaler setzte er sich bei Ludwig XIV. in Gunst, der ihn auf seinen Feldzügen in seinem Gefolge hatte und nicht selten selbst die Scenen anwies, die er durch den Pinsel verewigt wünschte. M. erhielt bald den Ruf als einer der vorzüglichsten Schlachtenmaler. Auch zeichnete er sich in der Genre- und Landschaftsmalerei aus. Unter die berühmtesten seiner Arbeiten gehören der Einzug Ludwig's XIV. in Arras und die Belagerung von Mastricht; ferner ein Ritter, welcher, ein Glas in der Hand, mit einem jungen Frauenzimmer spricht, die ihre Guitarre stimmt; ein Jäger, gleichfalls das Glas in der Hand, und eine Federviehhändlerin. Außerdem hat man von ihm viele trefflich gearbeitete Ansichten der königl. Schlösser in Frankreich. Seine große Gewandtheit in der Pferdemalerei bewog seinen Freund Lebrun, ihm die Ausführung der Pferde in dessen Gemälden der Schlachten von Alexander zu übertragen. M. wurde 1673 Mitglied und 1681 Rath der Akademie und starb in Paris 15. Oct. 1690. Unter seinen Schülern ist Jan van Hugtenburgh der berühmteste.

Meursius (Johs.), der Aeltere, eigentlich Jan de Meurs, einer der thätigsten Philologen und Alterthumsforscher, geb. 1579 zu Looduynen beim Haag, studirte zu Leiden Philologie und bereiste nach Vollendung seiner akademischen Studien einen großen Theil Europas. Bei seiner Rückkehr 1610 erhielt er die Professur der Geschichte und ein Jahr darauf die der

Digitized by Google

griech. Sprache in Leiden. Später nahm er eine vom König von Dänemark ihm angetragene Lehrerstelle an der Akademie Sorõe an, die er auch bis an seinen Tod bekleidete. M. starb 20. Sept. 1639. Außer den Ausgaben mehrerer griech. Schriftsteller der spätern Zeit, insbesondere des Lykophron (Leid. 1597), der «Wundergeschichten» des Antigonus Karystius (Leid. 1619), des Apollonius Dyskolos (Leid. 1620) und Phlegon Trallianus (Leid. 1620), des «Glossarium Graeco-barbarum» (Leid. 1614), sowie der Schrift «Athenae Batavae» (Leid. 1625), bearbeitete er namentlich in einer großen Anzahl von Monographien einen fast encyklopädischen Kreis der griech. Alterthümer, die in dem «Thesaurus antiquitatum Graecarum» von Jak. Gronov (13 Bde., Leid. 1697—1702) und in der von Lami besorgten Gesammtausgabe der Werke des M. (12 Bde., Flor. 1741—63) enthalten sind, freilich aber ganz im Geiste jener Zeit mehr Sammelfleiß und Belesenheit als Kritik und Geschmack verrathen. — Sein Sohn, Johannes M., der Jüngere, geb. 1613 zu Leiden, welcher seinem Vater nach Dänemark gefolgt war, starb schon 1654. Auch er hat die Alterthumswissenschaft durch einige gründliche Abhandlungen bereichert. Die unter seinem Namen erschienenen «Elegantiae linguae Latinae» (beste Ausg., Leid. 1757) sind von Chorier aus Grenoble verfaßt.

Meurthe, Fluß im nordöstl. Frankreich, entspringt am Westabhange der Vogesen im Depart. Vosges, unweit der elsass. Grenze, fließt in vorherrschend nordwestl. Richtung durch das Depart. Meurthe-Moselle an Luneville und Nancy vorüber, nimmt von rechts die Vezouze, von links die Mortagne und Sanon auf, wird bei Nancy schiffbar und fällt nach einem Laufe von 161 Kilom. bei Frouard von rechts in die Mosel. — Das nach dem Flusse benannte frühere franz. Departement M. umfaßte ein Areal von 6094,06 QKilom. mit (1866) 428,387 E., zerfiel in die fünf Arrondissements Nancy, Luneville, Château-Salins, Sarrebourg und Toul und hatte Nancy zur Hauptstadt. Durch den Versailler Präliminarfrieden vom 26. Febr. 1871 und den Frankfurter Definitivfrieden vom 10. Mai 1871 kam jedoch der kleinere (nordöstliche), wesentlich die Arrondissements Château-Salins und Sarrebourg umfassende Theil (1986,10 QKilom.) zum Deutschen Reiche, und wurde hier mit dem abgetretenen Theile des Depart. Mosel zum Bezirk Lothringen (s. d.) vereinigt, während der größere (südwestliche), wesentlich die Arrondissements Nancy, Luneville und Toul umfassende Theil (4107,96 QKilom.) bei Frankreich verblieb und hier mit dem nicht abgetretenen Theile des Depart. Mosel zu dem neu gebildeten Depart. Meurthe-Moselle (s. d.) vereinigt wurde.

Meurthe-Moselle, neu organisirtes Grenzdepartement im nordöstl. Frankreich, gebildet durch Gesetz vom 11. Sept. 1871 aus dem nach dem Frankfurter Frieden vom 10. Mai 1871 bei Frankreich verbliebenen größern (südwestlichen), wesentlich die Arrondissements Nancy, Luneville und Toul mit 4107,96 QKilom. umfassenden Theile des ehemaligen Depart. Meurthe (s. d.) und dem ebenfalls bei Frankreich verbliebenen kleinern (westlichen), wesentlich das Arrondissement Briey mit 1136,02 QKilom. umfassenden Theile des ehemaligen Depart. Mosel (s. d.). Das Departement besteht in Hinsicht auf die histor. Landschaften, aus denen Frankreich zusammengesetzt ist, aus Theilen des Herzogthums Lothringen und der drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun, grenzt nördlich an Belgien und Luxemburg, nordöstlich an Deutsch-Lothringen, südlich an das Depart. Vosges (Vogesen), westlich an das Depart. Meuse (Maas), zerfällt in vier Arrondissements Nancy, Luneville, Toul und Briey mit 25 Cantonen und 597 Gemeinden, umfaßt 5243,98 QKilom., zählt (1876) 404,609 meist kath. E. (gegen 365,137 im J. 1872, Zunahme 10,8 Proc.) und hat Nancy zur Hauptstadt. Das Departement ist von zahlreichen, aber nur hügelartigen Verzweigungen der Vogesen sowie der Ardennen (im Norden) durchzogen, und gehört ganz zum Bassin der Mosel. Die Thäler sind von waldbedeckten Anhöhen und von Weinbergen umgeben. Der Ackerboden, auf einer Unterlage von Kalk und Gips, ist ziemlich fruchtbar, der Landbau, die Hauptbeschäftigung der Einwohner, ziemlich fortgeschritten. Man gewinnt hinlänglich Getreide, besonders Roggen und Hafer, auch Oelgewächse, Hanf, Flachs, Cichorien, viel Kartoffeln, Gemüse, Obst und viel gewöhnlichen Tischwein; auf das Ackerland kommen 2143 QKilom., auf das Weinland 204 QKilom. Man zieht viel Pferde, Schafe und Geflügel; die Flüsse liefern viel Fische und Krebse. Eisen findet sich in großer Menge; 1873 gewann das Departement in 71 Gruben 7,445,000 metrische Ctr., welche in 20 Werken (mit über 2600 Arbeitern) zu 2,575,800 metrische Ctr. rohem und 110,450 metrische Ctr. geformtem Gußeisen im Gesammtwerth von 31,3 Mill. Frs. verhüttet wurden. Das Departement nimmt also in der Eisenproduction Frankreichs den ersten Rang ein. Auch werden Bausteine, Marmor und Alabaster gebrochen. Mineralbäder sind die von Mousson bei Pont-à-Mousson und von St.-Thiébault bei Nancy. Die Industrie, wie die Landwirthschaft ziemlich entwickelt,

Digitized by Google

besteht hauptsächlich in Woll- und Baumwollspinnerei, in Stickereien aller Art, für welche Nancy, in Handschuhfabrikation, für welche Lunéville die Mittelpunkte sind, in Gerberei, Färberei, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, in Fabrikation von Papier, Spielkarten, musikalischen Instrumenten, Ackergeräthen, Seife, Lichtern, sowie in Thon-, Glas- und Krystallwaaren. Für letztere hat Baccarat (s. d.) die bedeutendste Fabrik Frankreichs. Hinsichtlich der Volksbildung steht das Departement M. nach dem Depart. Doubs am höchsten in ganz Frankreich, da unter den über sechs Jahre alten Bewohnern nur 8 Proc. Analphabeten sind.

Meuse, Fluß und franz. Departement, s. Maas.

Meusebach (Karl Hartwig Gregor, Freiherr von), namhafter deutscher Literarhistoriker, geb. 6. Juni 1781 zu Bockstedt bei Artern, besuchte die Gymnasien zu Roßleben und Magdeburg, studirte dann in Göttingen und Leipzig die Rechte und erhielt 1803 zu Dillenburg eine Anstellung als Kanzleiassessor. Schon hier beschäftigte sich M. ernstlich mit der deutschen Literatur, namentlich mit den Schriftstellern des 17. Jahrh., und legte zugleich den Grund zu seiner trefflichen Bibliothek. Nach Errichtung des Großherzogthums Berg übernahm er das Amt eines Procurators am Obergerichtshofe zu Dillenburg. Im J. 1814 wurde ihm die Leitung des Justizwesens zu Trier und bald darauf der Vorsitz bei dem provisorischen Cassationshofe zu Koblenz übertragen. Dort verkehrte er mit einem Kreise der ausgezeichnetsten Männer, als Gneisenau, Pfuel, Clausewitz, Max von Schenkendorf, Stein, Johannes Schulze, Goethe, Tieck, Görres, Hebel u. a., und trat zu mehrern derselben in ein näheres Verhältniß. Bei der definitiven Regelung des rhein. Gerichtswesens kam er endlich 1819 als Geh. Oberrevisionsrath nach Berlin zugleich mit dem rhein. Cassations- und Revisionshofe, dessen Präsident er später wurde. Auch hier wandte er seine Muße mit Eifer auf die Erforschung der deutschen Literatur, besonders des Volks- und des geistlichen Liedes, der Schriften Luther's und Fischart's, sowie der Schriftsteller des 17. Jahrh. Nachdem sich M. 1842 aus dem Staatsdienste zurückgezogen, lebte er zu Baumgartenbrück bei Potsdam, wo er 22. Aug. 1847 starb. Im Drucke ist nur weniges von ihm erschienen, und auch dieses meist ohne seinen Namen: «Kornblumen von Alban» (Marb. 1804), «Geist aus meinen Schriften durch mich selbst herausgezogen und an das Licht gestellt von Markus Hüpfinsholz» (Frankf. a. M. 1809), «Zur Recension der deutschen Grammatik. Unwiderlegt herausgegeben von Jakob Grimm» (Kass. 1826). M.'s werthvolle Bibliothek und sehr reiche Autographensammlung kamen 1849 durch Ankauf an die königl. Bibliothek in Berlin. Vgl. Zacher, «Die deutschen Sprichwörtersammlungen nebst Beiträgen zur Charakteristik der M.'schen Bibliothek» (Lpz. 1852).

Meusel (Joh. Georg), Kunst- und Literarhistoriker, geb. 1743 zu Eyrichshof bei Bamberg, wo sein Vater Cantor war, besuchte das Gymnasium in Koburg und studirte 1764—66 zu Göttingen. Hierauf wendete er sich nach Halle, wo er sich habilitirte, wurde 1769 Professor der Geschichte in Erfurt und 1780 in Erlangen, wo er 19. Sept. 1820 starb. Sein «Gelehrtes Deutschland» (fortgesetzt von Ersch und von Lindner, 23 Bde., Lemgo 1796—1834), das «Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller» (15 Bde., Lpz. 1802—16) und seine nicht beendigte Bearbeitung von B. G. Struve's «Bibliotheca historica» (Bd. 1—11, Lpz. 1782—1804) sind in Rücksicht des Sammelfleißes, der Genauigkeit und Vollständigkeit einzig in ihrer Art. Zur Beförderung der Kunstgeschichte trug er dadurch viel bei, daß er zu einer Zeit, wo man in Deutschland kaum einzelne Partien derselben bearbeitet hatte, größere Sammlungen unternahm. Dahin gehören sein «Deutsches Künstlerlexikon» (2 Bde., Lemgo 1778; neue Aufl., 3 Bde., 1808—9), «Miscellaneen artistischen Inhalts» (30 Hefte, Erf. 1779—87), «Museum für Künstler und Kunstliebhaber» (18 Stück, Manh. 1787—92), «Neues Museum u. s. w.» (4 Stück, Lpz. 1794—95), «Neue Miscellaneen artistischen Inhalts» (14 Stück, Lpz. 1795—1803), «Archiv für Künstler und Kunstliebhaber» (4 Stück, Dresd. 1803—8). Um die Statistik machte er sich durch die «Anleitung zur Kenntniß der europ. Staatenhistorie» (5. Aufl., Lpz. 1816), die «Literatur der Statistik» (2 Bde., Lpz. 1806—7) und das «Lehrbuch der Statistik» (4. Aufl., Lpz. 1817) verdient, und ebenso um die allgemeine Geschichte durch mehrere Journale und Sammlungen.

Meuterei (vom mittellat. movita, Bewegung) heißt die Vereinigung von zwei oder mehr Personen, besonders von Soldaten, Seeleuten und Gefangenen, zu Ungehorsam und Empörung wider die Vorgesetzten. Ferner bezeichnet man damit den Aufruhr (s. d.) selbst. Die M. wird im Kriege und auf See gewöhnlich sofort mit dem Tode bestraft.

Mexicanischer Meerbusen oder Golf von Mexico, derjenige Theil des Atlantischen Oceans, welcher am weitesten westwärts in das Festland der Neuen Welt vordringt, wird als

Digitized by Google

ein großes Binnenmeer im N. von den Vereinigten Staaten Amerikas, im W. und S. von Mexico, im O. aber von den Halbinseln Florida und Yucatan eingeschlossen und steht zwischen beiden in einer Breite von 712 Kilom. dem Ocean offen, und zwar, da vor diesem Eingange die Insel Cuba liegt, durch zwei Kanäle, nämlich die 185 Kilom. breite Straße von Yucatan, welche gegen SO. in das Antillen- oder Karaibische Meer führt, und die 225 Kilom. breite Straße von Florida, welche den östl. Ausgang bildet. Die Gestalt des Meerbusens ist durch eine gleichförmige Küstenbildung sehr regelmäßig und nähert sich derjenigen eines Eirundes, dessen größter Durchmesser von SW. gegen NO. eine Länge von 1760 Kilom. hat, während der kleinere, senkrecht auf demselben stehende nur 1125 Kilom. zählt. Der südl. Abschnitt des großen Wasserbeckens heißt Bai von Veracruz oder Campechebai, die nordöstlichste Appalacheebai. Im Meerbusen selbst finden sich nur wenige kleine Inseln; doch hat er keine bedeutende Tiefe. Seine seichten Ufer bestehen sämmtlich aus angeschwemmtem Land und bieten nur wenige gute Häfen dar, unter welchen die von Veracruz in Mexico, Neuorleans in Louisiana, Mobile in Alabama, Pensacola in Florida, Havana auf Cuba die bedeutendsten sind. Außer den kleinern Flüssen des mexic. Plateau und des nordamerik. Tieflandes, deren Ausgänge fast sämmtlich, besonders im Westen, durch Barren gesperrt sind, münden blos zwei größere Flüsse in denselben, der Mississippi und der Rio del Norte. Dagegen ist der Golf selbst gleichsam das Quellbassin des nach ihm genannten Golfstroms (s. d.).

Mexico oder Mejico (jetzt officiell: Estados unidos de Mejico), bis 1824 die wichtigste span. Colonie in Nordamerika, seitdem ein selbstständiger Staatencomplex mit häufig wechselnder Regierungsform, zwischen 15° bis 32° 42′ nördl. Br. und 86° 34′ bis 117° 7′ westl. L. (von Greenwich), wird im N. von den Vereinigten Staaten, im O. von diesen und dem Mexicanischen Meerbusen, im S. von den Staaten Mittelamerikas und dem Stillen Ocean und im W. von diesem Meere allein begrenzt und hat einen Flächenraum von 1,921,240 QKilom. Die Bodengestaltung wird von den das Land durchziehenden Cordilleras bestimmt, welche hier einen eigenthümlichen Charakter haben, indem sie durchaus als ein Plateau auftreten, dessen südl. Theil ein völliges Tafelland, das von Anahuac (s. d.), bildet, auf dessen Scheitelfläche sich nur eine Reihe isolirter vulkanischer Schneegipfel erhebt, während im nördl. Theile wieder Kettengebirge aufsteigen, welche die Hochflächen von Durango, Sonora u. s. w. bilden. Das Tafelland von Anahuac oder dem eigentlichen M. liegt zwar innerhalb der Wendekreise, doch haben infolge der Höhe dieses Plateau (2300 Mt.) nur die Küstenterrassen zu beiden Seiten desselben ein tropisches Klima, das von der größten Hitze am Küstensaume durch alle Nuancen des Klimas hindurch bis zum ewigen Schnee auf den Gipfeln der riesigen Vulkane sich abstuft. So unterscheidet man denn hauptsächlich drei klimatische Abstufungen: die heiße, die gemäßigte und die kalte Region. Sämmtliche Plateaux M.s, besonders die nördlichern, leiden an sehr großer Trockenheit, da die Tropenregen nur im südl. Theile des Landes während der Monate Juni bis September herrschen. Daher kommt es auch, daß M. weder viele noch große Flüsse hat. Die bedeutendsten sind der Rio del Norte, welcher im Hochlande von Neumexico entspringt, die Nordostgrenze des Landes bildet und in den Mexicanischen Meerbusen mündet, und der Colorado de Occidente, der ebenfalls im Hochlande von Neumexico entspringt, in den Meerbusen von Californien mündet, und dessen Nebenfluß Gila einen Theil der Nordgrenze bildet. Unter den Landseen ist der Chapala der größte, der Tezcuco oder See von M. der berühmteste. Infolge seiner klimatischen und der Bodenbeschaffenheit ist das Land im ganzen nicht überall gleich fruchtbar. Das eigentliche M. oder das Plateau von Anahuac gehört zu den gesegnetsten Gegenden der Erde. Doch finden sich schon hier neben der üppigsten Tropenvegetation dürre, sandige Striche und auf dem Plateau neben den herrlichsten Hochthälern viele wasserlose, öde Gegenden. Noch mehr findet dies in den nördlichern Gegenden statt, wo der größere Theil von Savannen, die in der heißen Jahreszeit dürr und nur in der nassen mit Graswuchs bedeckt sind, oder von völligen Einöden und kahlen Felsgebirgen eingenommen wird. Die terrassenförmige Gestaltung des Landes verleiht ihm infolge der damit verbundenen klimatischen Abstufungen gleichzeitig die Nahrungspflanzen der Tropenwelt und die Culturgewächse des Nordens. Es gedeihen die Banane, der Brotfruchtbaum, die Cocospalme, die Vanille und der Cacaobaum; aber ebenso Kaffee, Zucker, Baumwolle, Indigo, Mais und Weizen in der größten Ueppigkeit, sowie Gerste und Kartoffeln. Man zählt 114 verschiedene Arten des trefflichsten Bau- und Möbelholzes und 59 verschiedene Klassen von Heilkräutern. Alle Früchte Europas und Amerikas gedeihen vortrefflich in M. Der Landbau ist daher die wichtigste und ergiebigste Nahrungsquelle und wurde, wie schon vorher von den Eingeborenen, so zur Zeit der

Digitized by Google

span. Herrschaft auf den Meiereien (haciendas) der Creolen mit Fleiß und Eifer betrieben. Die unaufhörlichen innern Unruhen haben indeß die Bodencultur außerordentlich beeinträchtigt.

Der gesammte unter Cultur befindliche Flächenraum beträgt nicht mehr als ein Achtel des culturfähigen Bodens. Der Gesammtwerth aller Ackerbauproducte, 1817 auf 138 Mill. Doll. angeschlagen, wurde 1873 auf 110 Mill. (darunter 58 Mill. für Brotstoffe) geschätzt. Der Anbau des Zuckerrohrs ist sehr lohnend. In den Staaten oder Provinzen Mexico, Puebla, Veracruz, Michoacan, Tabasco und Oaxaca werden jährlich gegen 400,000 Ctr. Rohrzucker gewonnen. Der in Xalisco und Colima gezogene Kaffee kommt an Güte dem besten costaricanischen gleich. Die Indigopflanze, die als Handelsgut am besten aus Colima kommt, wächst in einem großen Theile des Landes wild. In den Tierras calientes liefert Reis reichen Ertrag. Der in Tabasco und Chiapas gezogene Cacao ist von vorzüglicher Qualität. Trefflicher Hanf wächst in Michoacan wild. Die Baumwolle gedeiht in den heißen Gegenden des Landes fast ohne alle Pflege und pflanzt sich aus Wurzelschößlingen von selbst fort. Ihre Faser ist so fein und von so langem Stapel, daß sie leicht mit Seide versponnen werden kann. Indessen ist die Cultur dieser Baumwolle nur gering, da kaum 25,000 Ballen (zu 200 Kilogr.) davon angebaut werden. Cochenille liefert namentlich Oaxaca. Der Mais, als Brotfrucht und Viehfutter gebaut, trägt in den heißen Gegenden 250—300fältig und gibt oft zwei Ernten in einem Jahre. Die zwischen dem Mais gebaute schwarze Bohne (frijole) ist Nationalspeise der ärmern Klassen, wie in Europa die Kartoffel. Der Weizen trägt in Puebla, Guanaxuato und Queretaro 60fältige Frucht, nicht minder reichlich die Gerste. Die Viehzucht ist allgemein und erstreckt sich auf alle europ. Hausthiere, leidet aber ebenfalls unter dem polit. Zustande des Landes. Hinsichtlich des Mineralreichthums steht M. noch immer unter allen edle Metalle ausbeutenden Ländern als das erste da, obschon es nicht mehr die Massen Gold und Silber liefert, wie zur Zeit der span. Herrschaft, die den Bergbau als Hauptquelle ihres Einkommens förderte; in dieser Beziehung tritt es sogar nicht hinter Peru, Californien und Australien zurück. Der jährliche Ertrag des Silbers wird auf 500 Tonnen und der des Goldes auf $1^1/_2$ Tonnen angegeben; die Hälfte davon kommt aus den großen Bergwerksbezirken Guanaxuato, Zacatecas und Catorce. Der Gesammtbetrag der in M. von der Eroberung an bis auf 1826 gewonnenen Edelmetalle beziffert sich auf 2,368,952,000 Doll., während bis 1870 an Gold und Silber allein 4,200,000,000 Doll. gewonnen sein sollen. Die sieben Hauptminen von San-Luis Potosi lieferten 1868 Silber zum Werthe von 2,176,899 Doll. Genaue statist. Daten sind schwer zu erlangen, weil der Bergbau vielfach in zu kleinem Maßstabe und von zu vielen Unbemittelten, auch als Nebengeschäft betrieben wird. Die elf Münzstätten M.s lieferten 1872 im ganzen 20,374,554 Doll., davon 19,686,434 Silber. Am nachtheiligsten hat die polit. Zerrüttung auf die Gewerbe, die übrigens auch unter der span. Herrschaft daniederlagen, und auf den Handel eingewirkt. Letzterer wird außerdem durch den Mangel an Straßen, an Credit und öffentlicher Sicherheit, an guten Häfen auf der östl. Küste sowie durch die im Mexicanischen Meerbusen herrschenden Winde und Strömungen so benachtheiligt, daß die reichen Naturproducte des Landes keinen Absatz finden. Daher besteht die Ausfuhr größtentheils in Gold- und Silbermünzen und Barren, die Einfuhr fast nur aus Gewerbserzeugnissen.

Die wichtigsten Zweige der mexic. Industrie sind die Baumwollmanufactur, welche besonders in Guadalaxara und Puebla heimisch ist, sich auf grobe weiße Kattune (mantas), die landesüblichen Shawls (rebózos), einige Sorten anderer Zeuge, Tischgedecke und Bettdecken beschränkt und so wenig dem Bedarfe genügt, daß trotz des hohen Zolles Baumwollfabrikate den Haupteinfuhrartikel bilden; ferner die Wollmanufactur, welche verschiedene Stoffe für Mäntel und Decken, häufig in vorzüglicher Güte, aber zu sehr hohen Preisen liefert; Sattler-, Hutmacher- und Wagnerfabrikate; insbesondere aber Gold- und Silberarbeiten, welche zwar gut, aber etwas plump und schwer sind, während unter den Filigranarbeiten sich Feines und Niedliches findet. In Durango, Mexico, Michoacan und Oaxaca bestehen mehrere Eisengießereien, deren Producte den besten englischen gleichstehen. Den gesammten jährlichen Werth der Industrieerzeugnisse schätzte man auf 90 Mill. Doll., ungefähr ein Drittel des Werths der Ackerbauerzeugnisse. Handel und Industrie sind durch ein weitgreifendes Prohibitiv- und Monopolsystem wie durch prohibitivähnliche Zölle sehr gedrückt, der Schleichhandel unglaublich ausgedehnt. Der Betrag der Einfuhr wurde für 1874 auf 28,485,000, der der Ausfuhr auf 25,435,000 Doll. (worunter auf das exportirte Silber 15 Mill. kommen) berechnet. Gold und Silber bilden drei Viertel der Ausfuhr, den Rest Cochenille, Vanille, Jalappe, Sassaparille, Häute, Talg, feine Nutzhölzer, Indigo, Campecheholz, Perlen u. s. w. Die Handelsflotte

Digitized by Google

besteht aus 1029 Schiffen, von denen 357 Seeschiffe waren. Den innern Verkehr hemmt besonders der Mangel an guten Verbindungsstraßen. Außer der großen Handelsstraße, welche von Veracruz über Jalapa, Perote und Puebla nach Mexico und von da weiter nach Tolnca, und dem Anfange einer zweiten, welche ebenfalls von Veracruz über Orizaba, Cordova und Acalzingo zur Hochebene führt, gibt es in M. keine einzige Kunststraße. Von Eisenbahnen waren 1876 erst 595 Kilom. in Betrieb, darunter die von Mexico nach Veracruz, 423,8 Kilom. lang. Die Länge der Telegraphenlinien belief sich 1877 auf 11,697 Kilom. Die Ströme sind theils nicht, theils nur streckenweise schiffbar. Dampfboote gehen auf dem See von Tezcuco nach Mexico.

Die Einwohnerzahl M.s beläuft sich nach der 1869 vorgenommenen Zählung, die indessen ebenso wenig wie frühere Anspruch auf volle Genauigkeit macht, auf 9,169,707 E., nach einer andern, 1873 aufgenommenen 9,400,000 E. Die Bevölkerung zerfällt ihrer Abstammung und Sprache nach, seitdem alle geborenen Spanier, in M. Chapetones genannt, 1829 aus dem Gebiete der Republik verbannt wurden, in vier Haupttheile: 1) Creolen oder Weiße span. Abkunft, deren Zahl man auf 1 Mill. schätzt und deren Sprache, die spanische, die allgemein verbreitete und auch der Mehrzahl der ursprünglichen Einwohner bekannt und geläufig ist; 2) Indianer oder Ureinwohner, etwa $4^1/_2$ Mill., am zahlreichsten die aztekischen Völker auf dem Plateau von Anahuac, wogegen die nichtaztekischen Indianerstämme meist nur schwache, größtentheils herumschweifende Jägerhorden sind; 3) Neger, deren Zahl etwa noch 70,000 beträgt und infolge der Aufhebung der Sklaverei abnimmt; 4) die aus der Vermischung der drei vorgenannten Rassen entstandene Bastardbevölkerung, Mestizen, Mulatten, Zambos, Chinos u. s. w., in ihren verschiedenen Abstufungen (Tercerones, Quarterones u. s. w.) und Uebergängen, die auf $2^1/_2$ Mill. Seelen sich beläuft und seit der Freierklärung aller Rassen in dem Volks- und Staatsleben M.s ein höchst bedeutsames Element bildet. Während die farbigen Rassen an Zahl gewinnen, mindern sich fortwährend die Creolen, theils durch die Bürgerkriege, theils durch ihre häufigen Verbindungen mit Mischlingen, theils infolge des Mangels an Einwanderung aus Europa. Mit Ausnahme von ungefähr 200,000 wilden Indianern, die im Gegensatze zu den Indios fideles, den gläubigen, d. i. christlichen Indianern, Indios bravos genannt werden und in den nördl. Provinzen herumschweifen, bekennt sich die ganze übrige Bevölkerung zur röm.-kath. Kirche. Die wenigen Protestanten, die in den größern Städten des Handels oder der Gewerbe wegen sich angesiedelt, sind wie alle Sekten auf Grund eines 1873 erlassenen Gesetzes geduldet; es gibt sechs prot. Diöcesen. Die kath. Kirche, die durch drei Erzbischöfe (Mexico, Guadalaxara und Michoacan) und zehn Bischöfe verwaltet wird, hat sowol zur Zeit der span. Herrschaft als seitdem einen überaus verhängnißvollen Einfluß auf die Entwickelung des Landes geübt. Selbst zum großen Theile roh, ohne Bildung und Sittlichkeit, hat die große Masse der niedern Geistlichkeit die Mehrzahl der Bevölkerung in einem an Stumpfsinn grenzenden Zustande und so thatsächlich in Sklaverei zu erhalten gewußt und ihren Einfluß lediglich zur Ansammlung ungeheuerer Schätze verwendet. Alle Bemühungen um eine wirthschaftliche Hebung des Landes wurden durch die Anhäufung des Grundbesitzes in der Todten Hand vereitelt. Vor der Revolution, welche 1861 die antiklerikale Partei ans Staatsruder brachte, schätzte man das der Kirche gehörende Grundbesitzthum auf ein Drittel, ja auf die Hälfte alles im Lande vorhandenen, und gab den Werth desselben auf 250—300 Mill. Doll., die jährliche Revenue der Kirche von Zehnten, Stolgebühren, Collecten, Messen, Verkauf von Heiligenbildern u. s. w. auf 6—8 Mill. an. Rechnet man hierzu das Einkommen von den großen Latifundien und vom Miethertrage der Häuser (in der Stadt M. allein gehörten vor der Juarez'schen Verwaltung mehr als 2000 Wohnhäuser der Kirche), so konnte das jährliche Gesammteinkommen der Kirche nicht wohl unter 20 Mill. Doll. betragen, d. h. 50 Proc. mehr als die gesammten Revenuen des Staats. Das Schulwesen lag bis zur neuesten Zeit ganz im argen; jedoch ist seit Vertreibung der Franzosen manches zu seiner Verbesserung geschehen. So hat der Staat M. (1873) 338 öffentliche Schulen (darunter 103 für Mädchen) mit 22,407 Schülern, die übrigen Staaten insgesammt aber haben 3532 öffentliche Schulen, von denen 3498 Elementarschulen sind. Die 15 gelehrten Anstalten des Landes, wie medicinische, juristische, Bergbau-, landwirthschaftliche, Militär- und Handelsschulen, zählten zusammen 2493 Studenten. Geistliche Seminare gibt es 10 mit etwa 3000 Schülern. Die 1551 in der Stadt M. gestiftete Universität besteht nur noch dem Namen nach.

Das gegenwärtige M. begreift den größten Theil des ehemaligen Vicekönigreichs Neuspanien, das in das eigentliche M. oder Altmexico, den mittlern und südlichen, in Neumexico, den nordöstlichen, und in Californien, den nordwestl. Theil des Landes umfassend, zerfiel. Unter

Digitized by Google

dem Namen der Vereinigten mexicanischen Staaten (Estados unidos mexicanos) bildete M. eine Republik, deren Verfassung (vom 4. Oct. 1824) größtentheils der der Vereinigten Staaten nachgebildet, wie diese eine föderative, demokratische und repräsentative war, aber im Laufe von 35 Jahren nicht weniger als 22mal umgestaltet wurde, oft so sehr, daß sie sich monarchischen Formen näherte. Die föderative Form wurde zwar bei allen diesen Veränderungen beibehalten, galt jedoch nur unter wenigen Verwaltungen mehr als bloße Form, wenigstens in den mittlern Staaten. In einigen Grenzstaaten, wie Sonora, Guerrero, Untercalifornien, rissen oft einzelne Gewalthaber auf Jahrzehnte eine unbeschränkte Gewalt an sich und regierten ganz unbekümmert um die Revolutionen in der Hauptstadt. Nach der Constitution (von 1857) ruht die Executivgewalt in einem auf sechs Jahre erwählten Präsidenten, welchem ein von ihm ernanntes Cabinet von sieben Ministern (Auswärtiges, Inneres, Justiz, öffentlicher Unterricht, öffentliche Arbeiten, Finanzen und Krieg) zur Seite steht. Der Präsident des höchsten Gerichtshofs ist zugleich Vicepräsident der Republik. Die gesetzgebende Gewalt wird von einem aus zwei Häusern bestehenden Congreß ausgeübt. Die Abgeordneten werden von den Einzelstaaten auf je 80,000 E. auf zwei Jahre mittels allgemeinen Stimmrechts gewählt; jeder Staat sendet zwei Senatoren, welche wie in den Vereinigten Staaten von seiner Gesetzgebung gewählt werden und wenigstens 30 J. alt sein müssen. Der Congreß muß vom 1. Jan. bis 15. April jeden Jahres tagen; während seiner Vertagung sitzt ein Regierungs-Ausschuß. Die gesammte Republik ist in 27 Staaten, einen Bundesdistrict und ein Gebiet eingetheilt, nämlich M. mit der Hauptstadt Toluca, Guerrero, Queretaro, Puebla, Veracruz, Tabasco, Yucatan, Chiapas, Oaxaca, Michoacan, Xalisco, Tamaulipas, San-Luis Potosi, Guanaxuato, Zacatecas, Durango, Coahuila, Aguas Calientes, Campeche, Colima, Morelos, Tlaxcala, Hidalgo, Neuleon, Chihuahua, Sonora und Cinaloa, den Bundesdistrict und das Territorium Unter-Californien. Die Staatseinnahmen wurden 1875—76 auf 23,807,671, die Ausgaben auf 24,891,522 Doll. angegeben. Die Höhe der Staatsschuld ist nicht genau bekannt, wird aber auf 395½ Mill. Doll. berechnet. Das stehende Heer zählt (1874) 22,387 Mann, worunter 1251 Offiziere. Das Wappen von M. stellt einen Nopal (eine Cactee) auf einem aus dem Meere hervorragenden Felsen dar, auf der Pflanze ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, eine Schlange tödtend. Die Nationalflagge ist grün, weiß und roth, in der Mitte ein heraldischer Adler.

Geschichtliches. Die erste Kunde von M. erhielt Europa durch die span. Seefahrer Solis und Pinzon, welche 1508 Yucatan entdeckten. Doch erst 1518 wurde die Ostküste von Anahuac von Grijalva aufgefunden; 1519 landete Cortez (s. d.) daselbst und eroberte das ganze Reich der Azteken (s. d.), das nun, seit 1540 unter dem Namen eines Königreichs Neuspanien, unter span. Herrschaft kam und von Vicekönigen regiert wurde, die alle fünf Jahre wechselten. Zwar versuchten die Eingeborenen häufig durch Aufstände das Joch der Spanier abzuschütteln; aber nie gelang es ihnen. Das Mutterland Spanien führte in M., der reichsten und beträchtlichsten seiner Colonien, ein noch strengeres Sequestrationssystem als in seinen übrigen überseeischen Besitzungen. Während 270 Jahren wurde Neuspanien mit wahrer Eifersucht gehütet und der Zutritt zu demselben allen Fremden untersagt. Der gesammte überseeische Handel des Landes war auf die Häfen von Veracruz und Acapulco beschränkt. Von dem letztern ging alljährlich eine einzige königl. Galeone von 12—1500 Tonnen nach Manila. Dieses Schiff holte von dort Spezereien und andere kostbare chines. und ostind. Waaren und führte dagegen Silber, Gold und eine geringe Menge europ. und span.-amerik. Manufactur- und Bodenerzeugnisse nach den Philippinen. Den Handel mit Europa durch den Hafen von Veracruz besorgten bis 1778 eine Anzahl sog. Registerschiffe, welche, von der Regierung dazu privilegirt, einmal alle vier Jahre von Sevilla und Cadix ausliefen. Diese Registerschiffe schaffte Spanien 1778 ab und gestattete mehrern seiner Häfen eine freie Communication mit M. Die mexic. Creolen durften weder Weinstöcke oder Olivenbäume pflanzen, noch Hanf, Flachs oder Safran bauen. Das Land durfte keine andern Erzeugnisse als die des Mutterlandes verbrauchen. Ungeachtet dieses grausamen Unterdrückungssystems blieb M. dem Mutterlande treu und vegetirte wie die übrigen span. Colonien, bis die Vertreibung der bourbonischen Dynastie aus Spanien auch hier einen Umschwung der Dinge herbeiführte. Schon 1809 hatte sich in M. eine Regierung im Namen Ferdinand's VII. gebildet, die aber gegen die hohe Junta in Spanien sich erklärte, weil diese letztere die Abschaffung der alten Misbräuche und Beschränkungen, wie sie auf den span. Colonien lasteten, nicht gewähren wollte. Bereits damals hatten sich zwei Parteien gebildet, die altspanische und die der Creolen, welche letztere, aus reichen und einflußreichen Grundbesitzern bestehend, nach größerer Unabhängigkeit und nach einer Betheiligung der eingeborenen Besitz-

Digitized by Google

aristokratie an der bis dahin nur geborenen Spaniern anvertrauten Regierung des Landes strebten. Der Vicekönig Venegas reizte durch seine Verfolgungen der Freisinnigen zur Revolution, die mit dem Aufstande des Pfarrers Hidalgo, eines talentvollen und bei den Indianern beliebten Mannes, im Sept. 1810 begann. Mächtig von den Indianern unterstützt, marschirte Hidalgo mit 80,000 Mann vor die Hauptstadt, wurde aber, da er mit seinen undisciplinirten Banden nicht anzugreifen wagte, von den Truppen des Vicekönigs in mehrern Gefechten geschlagen, von den Seinen dann verrathen und den Spaniern ausgeliefert, die ihn 27. Juli 1811 hinrichten ließen. Der Parteigängerkrieg dauerte in den Provinzen zwar fort, aber die Ausschreitungen der Insurgentenbanden waren den aristokratischen Creolen ebenso lästig wie den Spaniern. Die Revolution würde erloschen sein, wenn nicht die Grausamkeiten des neuen Vicekönigs Colleja von neuem den Aufstand angefacht hätten. Zwar suchte der Nachfolger desselben, Admiral Apodaca, durch Güte den Aufruhr zu beschwichtigen, aber schon war es zu spät. Weder die Unterwerfung mehrerer Insurgentenhäuptlinge, noch die Gefangennehmung Nicholas Bravo's, noch die Verjagung Vittoria's, noch die Erschießung des Xaver Mina vermochten den Gang der Revolution aufzuhalten. Immer kräftiger entwickelte sich das Streben nach Unabhängigkeit. Aus den Provinzialmilizen wurden Provinzialjunten, aus diesen Provinzialregierungen und Congresse, und 1820 war das Wort Unabhängigkeit die allgemeine Losung. Die Hauptstütze des Aufstandes um diese Zeit war Guerrero. Mit ihm vereinigte sich Iturbide (s. d.), um als Kaiser von M. eine kurze Rolle zu spielen. Doch erst nach des letztern Sturze vollendete der Congreß das Werk der Constitution vom 16. Dec. 1823, welche 4. Oct. 1824 in Wirksamkeit trat. Zum ersten Präsidenten wurde vom Congreß der General Felix Fernando Vittoria erwählt und der Sklavenhandel vom 13. Jan. 1825 an durch ein Gesetz abgeschafft. Am 29. Dec. 1824 erklärte der Congreß seine Sitzung für geschlossen. Von diesem Tage an erst datirt eigentlich das Bestehen der Republik M. mit damals 19 Staaten und 5 Territorien, die zuerst von den Vereinigten Staaten und 1. Jan. 1825 von Großbritannien, hierauf von Portugal, Brasilien, den Niederlanden, Schweden, Dänemark, Preußen und Frankreich anerkannt wurde.

Die Geschichte der Republik M. während der ersten zwei Jahrzehnte ihres Bestehens bildet ein trostloses Gewirr von Parteikämpfen und Umwälzungen. Zwei Momente treten aus allen diesen Wirren mehr oder minder deutlich hervor: der instinctmäßige Drang, die nach absolutistischen Regierungsformen strebende Priesterpartei unschädlich zu machen, und das Bestreben der Weißen oder Creolen, die indianische oder Mischlingsbevölkerung von allem thätigen Antheil am Staatsleben fernzuhalten. Der letzte Punkt, welchen Spanien noch besaß, die Feste San-Juan de Ulloa auf der Rhede von Veracruz, mußte 19. Nov. 1825 capituliren. Alles schien in Eintracht und Ruhe, als ein encyklisches Schreiben des Papstes Leo, das die Mexicaner ermahnte, sich wieder dem Mutterlande zu unterwerfen, unruhige Bewegungen veranlaßte. Die Partei der aristokratischen Independenten, die Escoceses, wünschte einen Prinzen des Hauses Spanien auf den mexic. Thron. An die Partei der demokratischen Independenten, die Yorkinos, schlossen sich die europ. Spanier und die Centralisten oder Aristokraten an, welche statt der demokratischen Föderation eine aristokratische Centralregierung vorzogen. Die Escoceses gewannen unter dem Vicepräsidenten General Bravo eine Zeit lang die Oberhand; allein im Jan. 1828 siegten die Yorkinos unter dem General Guerrero. Hierauf mußten die einflußreichsten Altspanier das Gebiet der Republik räumen. Die Wahl des neuen Präsidenten 1. Sept. fiel auf den verdienstvollen Kriegsminister Pedrazza, der bei den Yorkinos für einen Aristokraten galt. Erbittert griffen diese zu den Waffen, und Santa-Anna (s. d.) trat an ihre Spitze. Am 2. Dec. 1828 wurden die Parteien in der Hauptstadt handgemein. Der Sieg blieb indeß 4. Dec. den Yorkinos, und der Pöbel plünderte drei Tage lang die Häuser der Escoceses und Spanier. Pedrazza hatte sich geflüchtet, legte die Präsidentenstelle nieder und begab sich im Febr. 1829 nach Europa. Die Wahl seines Nachfolgers fiel auf Guerrero. Bustamente wurde Vicepräsident, General Santa-Anna Kriegsminister, und die Yorkinos kamen in die Verwaltungsstellen. Der Congreß bestätigte 1. Jan. 1829 Guerrero's Wahl und promulgirte 20. März ein Gesetz, das alle Spanier ohne Ausnahme und für immer verbannte. Inzwischen hatte Spanien eine Expedition zur Wiedereroberung M.s in Havana ausgerüstet und dem General Barradas den Oberbefehl übertragen. Die Expeditionstruppen, etwa 4000 Mann, landeten 24. bis 27. Juli bei Punta de Xexes, 30 Kilom. von Tampico, und bemächtigten sich 7. Aug. dieser Stadt, wurden aber von Santa-Anna eingeschlossen, sodaß Barradas sich genöthigt sah, 11. Sept. 1829 zu capituliren und sich wieder nach Havana einzuschiffen. Zwei Monate später brach gegen den Präsidenten Guerrero (Mestize) eine Ver-

Digitized by Google

schwörung aus, an deren Spitze der Vicepräsident Bustamente stand. Guerrero dankte ab, und 1. Jan. 1830 wählte man Bustamente zum Präsidenten. Zwar versuchte Guerrero im Juli 1830 sich wieder an die Spitze der Republik zu stellen, aber mehrmals geschlagen und zuletzt durch Verrath gefangen, wurde er 17. Febr. 1831 kriegsrechtlich zu Oaxaca erschossen. Bustamente stellte zwar die Ordnung wieder her, beleidigte jedoch die Patrioten durch aristokratisches Regiment und hauptsächlich durch Aufhebung des Decrets, welches die Spanier verbannte. Daher stellte sich im Jan. 1832 Santa-Anna an die Spitze einer Insurrection und proclamirte Pedrazza als rechtmäßigen Präsidenten, für den sich auch die Mehrheit der Staaten erklärte. Nach mehrern Gefechten entschied Santa-Anna's Sieg über Bustamente bei Puebla 1. und 2. Oct. 1832 den Kampf. Dieser nun schloß mit Pedrazza und Santa-Anna eine Uebereinkunft, nach welcher Pedrazza bis zum 1. April 1833 Präsident bleiben und für alle Ereignisse seit 1828 eine allgemeine Amnestie eintreten sollte. Bustamente ging mit seinen polit. Anhängern ins Ausland. Am 2. Jan. 1833 rückte Santa-Anna's Heer in die Stadt M., und Pedrazza bezog den Nationalpalast. Im März wurde nun Santa-Anna zum Präsidenten und der Arzt Valentin Gomez Farias zum Vicepräsidenten gewählt; sie traten ihr Amt 1. April 1833 an. Die liberale Partei schien nach einem vierjährigen Kampfe Sieger geblieben zu sein. Der Congreß erließ jetzt Gesetze zur Unterdrückung der Klöster und zur Abschaffung der zwangsweisen Zahlung des Zehnten. Diese Maßregeln riefen aber reactionäre Aufstände und neue Erbitterung hervor, welche, namentlich von der Geistlichkeit geschürt, 1835 zur Aufhebung der Verfassung von 1824 und zur Verwandlung der Conföderation in eine mehr centralisirte Republik führten, deren constitutioneller Präsident dem Namen nach, deren Dictator aber in der That der von seiner eigenen Partei abgefallene General Santa-Anna war. Das ganze Land mit Ausnahme von Texas ließ sich diese Revolution gefallen. Die in letzterm Staate seit etwa 10 Jahren angesiedelten amerik. Colonisten jedoch weigerten sich, die centralistische Regierung anzuerkennen, erklärten sie für eine Usurpation, sich selbst aber für eine unabhängige Republik und wurden deshalb Anfang 1836 von Santa-Anna mit Krieg überzogen, in welchem dieser 21. April 1836 bei San-Jacinto geschlagen und gefangen genommen wurde. Während seiner Abwesenheit wurde der aus dem Exil zurückgekehrte Bustamente Präsident (1837—41), der aber dem 1837 über Washington zurückgekehrten Santa-Anna schon im März 1839 als provisorischem und 1841 als gewähltem Präsidenten weichen mußte. Jetzt folgte wieder eine lange Reihe von Kämpfen zwischen Centralisten und Föderalisten, in deren Laufe die Verfassung suspendirt und die Regierung immer mehr centralisirt wurde. Von jetzt an bis 1844 herrschte Santa-Anna, den im Falle der Abwesenheit Bravo und Canalizo vertraten, mit dem sichtlichen Bestreben, sich förmlich zum Dictator zu machen, und mit einer Anmaßung nach außen, die zu Differenzen mit den Vereinigten Staaten, England und Frankreich führte. Dabei wuchs die innere Zerrüttung immer mehr, sodaß es auch Santa-Anna nicht möglich war, seine Herrschaft zu consolidiren. Seine willkürliche Veränderung der Verfassung im Dec. 1842, sowie die übrigen Gewaltmaßregeln verliehen der Opposition gegen ihn solche Gewalt, daß er durch einen von Paredes und Herrera angestifteten Aufstand 1844 gestürzt und verbannt wurde. Am 20. Sept. erhielt er einen Nachfolger in Canalizo, der aber gleichfalls im Dec. 1844 durch eine Revolution sein Amt verlor. Auch sein Nachfolger Herrera hielt sich nur ein Jahr, indem er 30. Dec. 1845 durch einen neuen Aufstand vertrieben und durch Paredes ersetzt wurde. Noch unter Herrera's Verwaltung war infolge der Annexion von Texas an die Vereinigten Staaten der Krieg M.s mit diesen ausgebrochen. Im Mai 1846 überschritt General Taylor die Grenze (den Rio Grande). Die amerik. Waffen unter ihm und Scott waren überall siegreich gegen Santa-Anna, der inzwischen aus dem Exil zurückgekehrt war und die Präsidentschaft wiedergewonnen hatte. Mit der Einnahme der Stadt Mexico durch Scott war der Krieg (15. Sept. 1847) beendet. Santa-Anna entfloh, Paredes war verschollen, die mexic. Armee völlig zerstoben. Nur der Guerrillakrieg wurde im Lande fortgeführt. Erst 2. Febr. 1848 kam zu Guadelupe-Hidalgo ein Friedensvertrag zu Stande, welcher von dem mexic. Congreß zu Queretaro unter dem Vorsitze des wieder zum Präsidenten ernannten Herrera 29. Mai 1848 ratificirt wurde. Durch denselben verlor M. die jenseit des Rio Grande del Norte gelegenen und nun zu Texas geschlagenen Theile der Staaten Tamaulipas, Cohahuila und Chihuahua sowie Neumexico und Neucalifornien, im ganzen etwa 1,650,000 QKilom. Außerdem sollte den Amerikanern freie Schifffahrt auf dem untern Rio Colorado und im Californischen Meerbusen, beiden Theilen auf dem Rio Grande und Gila zustehen. Die Union sollte 15 Mill. Doll. an M. zahlen und die Ent-

Digitized by Google

schädigungen, welche M. nordamerik. Bürgern laut frühern Uebereinkünften zu zahlen hatte, übernehmen, dagegen M. vor den Indianerstämmen, welche auf den abgetretenen Gebietstheilen wohnen, schützen. Aber auch mit dem Frieden kehrte die Ruhe nicht zurück, sondern innere Fehden und Indianeraufstände zerfleischten von neuem das unglückliche Land. Zum Nachfolger Herrera's wurde Don Mariano Arista gewählt, der sein Amt 15. Jan. 1851 antrat, sich indessen für die Bändigung der anarchistischen und aufständischen Elemente nicht stark genug erwies. So brach denn schon 1852 eine neue Revolution aus, durch welche Arista gestürzt und General Cevallos als Präsident an die Spitze gebracht wurde. Inmitten der Anarchie verlangten die Parteiführer die Zurückberufung Santa-Anna's, der in Jamaica auf eine günstige Gelegenheit zur Rückkehr wartete, und im Febr. 1853 erfolgte sogar unter Mitwirkung des Präsidenten Cevallos selbst dessen Berufung zur Präsidentschaft. Santa-Anna landete hierauf in Veracruz und hielt 27. April 1853 seinen Einzug in die Hauptstadt.

Länger als zwei Jahre regierte nun Santa-Anna mit unumschränkter Macht als Dictator. Er legte sich sogar das Prädicat Hoheit bei, strebte offenkundig nach monarchischer Gewalt und wollte selbst seinen Nachfolger ernennen. Als er jedoch 1854 den südl. Theil des heutigen Territoriums Arizona um 10 Mill. Doll. an die Vereinigten Staaten verkaufte, bereitete die Entrüstung hierüber und über die Identification seiner Verwaltung mit der Priesterpartei seinen Sturz, der im Sommer 1855 durch einen von Alvarez (von Guerrero) geleiteten Aufstand erfolgte. Nach seiner Abreise traten vier Prätendenten auf, die nach vergeblichem Ringen um die Oberherrschaft eine Art Compromiß schlossen, in welchem Alvarez als Präsident und Ignazio Comonfort als dessen Stellvertreter anerkannt wurde. Alvarez trat jedoch schon im Dec. 1855 die Regierung ab und zog sich nach dem Süden zurück, worauf Comonfort in legaler Weise zum Präsidenten erhoben wurde. Derselbe regierte eine Zeit lang im besten Einvernehmen mit dem Congresse, der alle Spuren von Santa-Anna's Absolutismus beseitigte und durch energische Maßregeln die Priesterherrschaft zu brechen suchte. Comonfort verlor indeß dem fanatischen Widerstande des Klerus gegenüber den Muth und suchte Ende Dec. 1857 durch einen Staatsstreich einen Compromiß zwischen den Forderungen der Liberalen und des Klerus zu bewirken. Dadurch verdarb er es mit beiden Parteien. Die Liberalen erklärten ihn als Hochverräther seines Amts für verlustig und erkannten den Präsidenten des höchsten Gerichtshofs, Juarez (s. d.), der der Verfassung zufolge Vicepräsident war, als Oberhaupt an. Der Klerus warf schon im Jan. 1858 Comonfort als unbrauchbares Werkzeug beiseite und gab dem General Zuloaga die Regierung. Juarez richtete seine Verwaltung in Veracruz ein, während Zuloaga in der Hauptstadt residirte und aus diesem Grunde von den europ. Mächten anerkannt wurde. Der Kampf zwischen beiden nahm das ganze J. 1858 in Anspruch. Der auf seiten Zuloaga's stehende General Miramon siegte zwar anfangs im Norden und gewann dadurch bei der Priesterpartei ein so hohes Ansehen, daß er 1859 Zuloaga verdrängen und sich an dessen Statt zum Dictator aufwerfen konnte. Doch vermochte er Juarez nicht aus Veracruz zu treiben, der im April 1859 von den Vereinigten Staaten als der rechtmäßige Präsident anerkannt wurde und durch General Ortega auch bald im Felde so nachhaltige Erfolge errang, daß er im Jan. 1861 in die Hauptstadt einziehen konnte und seine Regierung bald auch von den europ. Mächten anerkannt sah. Juarez traf seine Maßregeln ganz im Geiste der neuen Verfassung. Er proclamirte vollständige Religionsfreiheit für die Republik, hob die Mönchsklöster auf und erklärte das Kirchenvermögen für Nationaleigenthum. Der im Juni 1861 zusammengetretene Congreß wählte ihn definitiv zum Präsidenten und ernannte ihn durch ein Gesetz 1. Juli 1861 zum Dictator.

Um diese Zeit war bereits der Bürgerkrieg in der nordamerik. Union ausgebrochen. Auf den Zerfall der großen Republik des Nordens rechnend, vereinigten sich Spanien, England und Frankreich auf Napoleon's III. Betrieb zur Intervention in M. und beschlossen in dem Londoner Vertrage vom 31. Oct. 1861 ein gemeinschaftliches Vorgehen, um Zahlung und Genugthuung für die Forderungen und Beschwerden ihrer Unterthanen zu erhalten. Gegen Ende 1861 langten die feindlichen Geschwader an der mexic. Küste an. Im Febr. 1862 löste sich jedoch schon das Bündniß, und 9. April trat der völlige Bruch ein. England und Spanien zogen sich zurück, indem sie von M. Abhülfe für ihre Beschwerden erhielten, während sie zugleich Napoleon's eigentliche Absicht erkannten, der die Geldforderungen blos als Vorwand benutzte, um M. zu erobern und «die lat. Rasse zu reorganisiren». So blieben die Franzosen allein übrig, die sich durch den Bruch der Convention von Soledad in den Besitz der gesünder gelegenen Quartiere von Tehuacan gesetzt hatten. Das 7—8000 Mann starke franz. Corps unter General Lorencez eröffnete den Kampf gegen die mexic. Armee, die unter dem Ober-

befehle Zaragoza's stand. Am 6. Mai unternahmen die Franzosen einen Sturm auf das befestigte Puebla (s. d.), sahen sich aber genöthigt, den Rückzug nach Orizaba anzutreten. Erst nachdem das franz. Expeditionscorps, mit Einschluß der Flottenmannschaft, auf 45,000 Mann verstärkt worden, rückte dasselbe unter General Forey aufs neue vor und begann 24. März 1863 die Belagerung Pueblas. Ortega, der inzwischen an die Spitze des mexic. Heers getreten, leistete zwar tapfern Widerstand, mußte sich aber 18. Mai ergeben, nachdem bereits 8. Mai ein mexic. Hülfscorps unter Comonfort in der Nähe der Stadt von dem franz. General Bazaine geschlagen worden. Die Franzosen setzten hierauf ihren Marsch auf die Hauptstadt M. fort und hielten hier 10. Juni ihren Einzug, nachdem Juarez 31. Mai die Stadt mit den Trümmern des Heers verlassen hatte, um den Sitz der Nationalregierung nach San-Luis Potosi zu verlegen. Eine von Forey berufene sog. Notabeln-Versammlung von 215 Personen proclamirte das mexic. Kaiserreich und bot auf Betrieb Napoleon's III. dem österr. Erzherzog Maximilian (s. d.) die Krone an, die dieser auch, nachdem eine angebliche Volkswahl den Beschluß der Notabeln-Versammlung sanctionirt, 10. April 1864 annahm. Maximilian reiste mit seiner Gemahlin Charlotte über Rom nach M. ab und landete zu Veracruz 28. Mai 1864. Seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt hielt er 12. Juni. Der Krieg zwischen der republikanischen Regierung und den durch eine belg. und eine österr. Fremdenlegion verstärkten Imperialisten wurde seitdem mit abwechselndem Erfolge geführt und hatte die Verheerung des größten Theils von M. zur Folge. Der Widerstand des Volks und seines Führers Juarez war nachhaltiger und zäher, als Napoleon und Maximilian erwartet hatten. Juarez mußte zwar mehrmals bis an die Grenze des Landes oder in den äußersten Norden fliehen, aber er kam immer wieder und gewann sogar schließlich entschiedene Vortheile über seinen Feind. Es zeigte sich unzweifelhaft, daß Maximilian nicht der Mann für die ihm von Napoleon zugewiesene Rolle war. Zur Befestigung eines solchen improvisirten Kaiserreichs hätte es überhaupt eines rücksichtslosen Charakters bedurft. Statt dessen schaffte sich der deutsche Prinz zu den vorhandenen Schwierigkeiten noch neue. Er zeigte Herz und Gewissen den Anforderungen des franz. Obergenerals Bazaine gegenüber und hatte diesen bald als lästigen Vormund über sich. Er stieß ferner aus Ehrlichkeit diejenigen, welche vermöge der Solidarität der Interessen seine Freunde sein sollten, die Priesterpartei, von sich. Er nahm endlich die ihm von Napoleon angewiesene Rolle eines constitutionellen Kaisers im Ernst und wollte das gänzlich verwahrloste Volk durch bessern Unterricht, deutsche Einwanderung und Herstellung besserer Verkehrsmittel heben. Natürlich stieß der Kaiser überall auf Hindernisse, Widerspruch und Opposition. Die Lage Maximilian's gestaltete sich seit Beendigung des Bürgerkriegs in der nordamerik. Union gänzlich hoffnungslos. Die Vereinigten Staaten verweigerten nicht nur entschieden und wiederholt seine Anerkennung, sondern betrachteten nach wie vor Juarez und die Republik als die rechtmäßige Regierung des Landes. Außerdem übte nun das Cabinet von Washington einen so starken Druck auf Napoleon III., daß sich dieser im April 1866 verbindlich machte, alle seine Truppen bis zum Nov. 1867 in drei halbjährlichen Abtheilungen aus M. zurückzuziehen. Die letzten schifften sich in der That schon 16. März 1867 in Veracruz ein. Danach blieben nur die Städte und Provinzen Mexico, Puebla, Queretaro und Veracruz der Autorität Maximilian's unterworfen. Schon 2. April jedoch nahm der juaristische General Porfirio Diaz Puebla mit Sturm ein. Am 15. Mai bemächtigte der juaristische General Escobedo sich der Stadt Queretaro, wo Maximilian und seine beiden Generale Mejia und Miramon gefangen genommen und zufolge kriegsrechtlichen Urtheils 19. Juni erschossen wurden. Auf diese Kunde öffnete die Stadt Mexico 21. Juni dem General Porfirio Diaz ihre Thore, und 25. Juni 1867 vermittelten die fremden Consuln auch die Uebergabe der Stadt Veracruz. Damit war die Republik wiederhergestellt.

Der seit 11. Febr. 1858 fungirende Präsident Juarez galt jetzt wieder allenthalben im In- und Auslande als das Staatsoberhaupt M.s und wurde als solcher Dec. 1867 und abermals 1871 für eine vierjährige Periode wiedergewählt. Er starb aber schon 18. Juli 1872 als der erste mexic. Präsident, welcher für seine ganze Dienstzeit im Amte blieb. Sein Nachfolger wurde Lerdo de Tejada, der 24. Juli 1876 seinen zweiten Amtstermin antrat. Iglesias focht diese zweite Wahl an, der Congreß entschied sich aber 29. Oct. 1876 für deren Gültigkeit. Gegen diese Entscheidung erhoben sich Iglesias und Porfirio Diaz mit den Waffen in der Hand. Jener unterlag, dieser siegte 15. Nov. 1876 über die Regierungstruppen und rückte 1. Dec. in die Hauptstadt ein. Lerdo de Tejada floh in die Vereinigten Staaten, Diaz aber wurde im Febr. 1877 definitiv an seiner Stelle zum Präsidenten erwählt, nachdem er

Digitized by Google

seit 30. Nov. 1876 als provisorischer Präsident fungirt hatte. Wenn es Juarez auch durch staatsmännische Einsicht und Milde gelungen war, verhältnißmäßig ruhige und geordnete Zustände neu zu begründen, wenn andererseits die Erschöpfung der letzten Kämpfe mit den Franzosen die Parteizwiste im Innern eine Zeit lang verstummen machte, so brachen doch schon unter Lerdo die Zwistigkeiten wieder aus. Die Republik ist jetzt von fast allen anerkannt; die erste europ. Macht, welche sich dazu verstand, war 1868 der Norddeutsche Bund, der sein neues Verhältniß zu M. auch durch den Handelsvertrag vom 28. Aug. 1869 befestigte. Vgl. A. von Humboldt, «Versuch über den polit. Zustand des Königreichs Neuspanien» (5 Bde., Tüb. 1809—13); Lord Kingsborough, «Mexican antiquities» (9 Bde., Lond. 1831—48); Richthofen, «Die äußern und innern Zustände der Republik M.» (Berl. 1854); Mühlenpfordt, «Versuch einer getreuen Schilderung der Republik M.» (2 Bde., Hannov. 1844); Orozco y Berra, «Geografia de las lenguas de M.» (Mexico 1864); das «Boletin» der Mexicanischen Gesellschaft für Geographie und Statistik» (Bd. 1—9, Mexico 1851—66). Von neuern deutschen Reisewerken sind anzuführen: die von Heller (Lpz. 1853) und J. W. von Müller (3 Bde., Lpz. 1864—65); ferner für die Geschichte des Landes: Pascual de Gayangos, «Cartas y relaciones de Hernan Cortes» (Par. 1866); Icazbalceta, «Colleccion de documentos para la historia de M.» (Bd. 1 u. 2, Mexico 1858—66 fg.); «Documentos para la historia de M.» (20 Bde., Mexico 1853—57); Prescott, «History of the conquest of M.» (3 Bde., Boston 1844; 3. Aufl., 3 Bde., Philad. 1874; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1845); Zavala, «Ensayo historico de las revoluciones de M.» (2 Bde., Par. 1831); Torrente, «Historia general de la revolucion moderna hispano-americana» (5 Bde., Madr. 1829—30); Mora, «Mejico y sas revoluciones» (8 Bde., Par. 1836); Alaman, «Historia de M.» (5 Bde., Mexico 1849—52); Cuevas, «Porvenir de M. 1821—51» (3 Thle., Mexico 1851—57); Labédollière, «Histoire de la guerre de Mexique» (Par. 1866); Payno, «Historia de M.» (Mexico 1871); Kendall, «M. under Maximilian» (Lond. 1872); Rioz, «Expédition du Mexique. Récit politique et militaire» (Par. 1874).

Mexico, die Hauptstadt des amerik. Staats gleichen Namens, der Sitz der Regierung, des Congresses und eines Erzbischofs, die prächtigste Stadt des span. Amerika, die mit ihrem Gebiet einen eigenen District (1200 QKilom. mit 315,996 E.) bildet, wurde in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. von den Azteken gegründet und Tenochtitlan genannt, wiewol sie den Europäern nur unter ihrem andern Namen M. (von dem aztekischen Kriegsgotte Mexitli) bekannt geworden ist. Sie liegt 2276 Mt. hoch an zwei Seen, die schwimmende Gärten (Chinampas) haben, in einem von schneebedeckten Vulkanen umgebenen Thale, wo ein ewiger Frühling herrscht, bildet ein Viereck und hat schnurgerade Straßen, fast durchgehends niedrige Häuser, da sie durch Erdbeben ebenso häufig leidet wie durch Ueberschwemmungen, und keine Thore und keine Wälle. Zwei große Wasserleitungen führen ihr gesundes Wasser zu. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf etwa 250,000. Es bestehen an Bildungsanstalten eine Universität, eine Akademie der schönen Künste, eine Bergwerksschule, ein botan. Garten, einige Theater, darunter das schöne, 1846 erbaute Nationaltheater, zwei Bibliotheken und verschiedene gelehrte Gesellschaften, freilich gegenwärtig im höchsten Verfall. Unter den vielen Kirchen, die sich sämmtlich durch Ueberladung mit Schmuck aller Art, besonders an edeln Metallen, auszeichnen, ist die große Domkirche zu erwähnen, erbaut auf den Trümmern eines alten Aztekentempels. Unter der span. Regierung war die Stadt der Mittelpunkt eines bedeutenden innern Handels und einer verhältnißmäßig hoch entwickelten Civilisation. Seit der Unabhängigkeitserklärung ist sie jedoch infolge der innern Kriege in jeder Hinsicht zurückgekommen. Kaiser Maximilian ließ sich die Verschönerung der Stadt sehr angelegen sein und stellte unter anderm die alten, in Verfall gerathenen schönen Spaziergänge wieder her. — Der Particularstaat M. zählt 1870 auf 20,300 QKilom. 663,577 E. und zerfällt in 16 Districte. Die Hauptstadt ist Toluca, ein regelmäßig und hübsch gebauter wohlhabender Ort mit 12,000 E.

Meyendorff (Freiherren von), ein in den russ. Ostseeprovinzen ansässiges, ursprünglich aus Sachsen stammendes Adelsgeschlecht. Ihm war der Papst Clemens II., früher Bischof von Bamberg, gest. 1047, entsprossen. Konrad von M. kam um 1200 mit den Schwertrittern nach Livland, wo er sich durch seine Tapferkeit in den Kriegen mit den Eingeborenen auszeichnete und ansehnliche Güter erwarb. Ein Zweig der Familie nannte sich Uexküll, nach der estnischen Uebersetzung des Namens. Karl XI. von Schweden erhob 1679 die Brüder Jakob und Otto Johann nebst deren Neffen Walter Reinhold von M. in den Freiherrnstand. Ein Nachkomme des letztern, Kasimir, Freiherr von M., russ. General der Cavalerie,

Digitized by Google

commandirte 1807 nach dem Tode des Generals Michelson und bis zur Ankunft des Feldmarschalls Prosorowsky die russ. Armee in den Donaufürstenthümern. Er hinterließ vier Söhne, wovon der dritte, Peter, Freiherr von M., geb. 5. Aug. 1796, als Offizier im Generalstabe die Feldzüge 1812—14 mitmachte und sich nachher der diplomatischen Laufbahn widmete. Er wurde Legationssecretär in Madrid, dann Gesandtschaftsrath in Wien, 1832 Gesandter in Stuttgart und 1839 nach Berlin versetzt, wo er, seit 1840 Geheimrath, besonders seit den Ereignissen von 1848 sich als fähigen Staatsmann bewährte. Als sich daher die Beziehungen zwischen Preußen und Oesterreich immer mehr trübten, ernannte ihn Kaiser Nikolaus im Aug. 1850 zu seinem Botschafter in Wien, um hier eine Vermittlerrolle zu übernehmen. Er betheiligte sich mit Erfolg an den Unterhandlungen, die der Uebereinkunft von Olmütz vorangingen, bei der er selbst gegenwärtig war. Viel weniger glücklich war er in seinen Unterhandlungen mit Oesterreich am Vorabend des Orientkriegs. Im Frühjahr 1854 wurde er daher von Wien abberufen, zum kaiserl. Oberhofmeister und Mitglied des Reichsraths erhoben, seitdem aber nicht wieder mit einem diplomatischen Posten betraut. Alexander II. erwählte ihn 1857 zum Chef seines Privatcabinets. Er starb zu Petersburg 19. März 1863. — Sein jüngerer Bruder, Alexander, Freiherr von M., seit 1839 Wirkl. Staatsrath, begleitete 1840 Murchison und Verneuil auf ihrer geognost. Reise durch den Norden Rußlands, zu der er den ersten Anstoß gab. Als Präsident der Handelskammer in Moskau erwarb er sich durch seine Bemühungen, den Handel und Gewerbfleiß Rußlands zu heben, große Verdienste um sein Vaterland. Im Verein mit Paul Sinowjew fertigte er eine industrielle Karte des Russischen Reichs an, welche 1842 zu Petersburg und 1844 zu Berlin in einer deutschen Uebersetzung erschien. Außerdem schrieb er «Opyt prikladnoi Geologii preimuschtschestwenno sjéwernago basseina Jewropeiskoi Rossii» (Mosk. 1849). Im J. 1851 wurde er dem Statthalter Fürsten Woronzow zur Leitung des Handels und der industriellen Angelegenheiten Transkaukasiens beigegeben und im März 1853 zum Geheimrath befördert. In der Schrift «Les finances de la Russie» (Par. 1864) suchte er die Ansichten Wolowski's über das russ. Finanzwesen zu widerlegen. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er in Petersburg zu, wo er 25. Jan. 1865 starb. — Georg, Freiherr von M. (gest. 1863), ist durch die von ihm ausgeführte Reise von Orenburg nach Bokhara bekannt, die er in dem Werke «Voyage d'Orembourg à Boukhara fait en 1820» (Par. 1826; deutsch von Scheidler, Jena 1826) beschrieben hat. — Felix, Freiherr von M., russ. Diplomat, fungirte erst als Legationssecretär in Berlin, dann in Rom und von 1864 an als Geschäftsträger daselbst. Eine bei der Neujahrscour 1866 zwischen ihm und dem Papste vorgefallene Scene hatte den Abbruch der diplomatischen Verbindungen Rußlands mit der Römischen Curie zur Folge. Er wurde 1870 zum Geschäftsträger am bad. Hof ernannt und starb zu Karlsruhe 16. Jan. 1871.

Meyer (Friedr. Joh. Lorenz), deutscher Schriftsteller, bekannt als Freund Klopstock's, geb. zu Hamburg 22. Jan. 1760, studirte in Göttingen und machte seit 1782 Reisen in der Schweiz, Italien und Frankreich. Er war Mitglied der Deputation von Lübeck und Hamburg, welche 1796 an das franz. Directorium, sowie der, die 1801 an den Ersten Consul gesendet wurde. Er starb 21. Oct. 1844. Als Schriftsteller erwarb sich M. einen Namen hauptsächlich im Fache der Länder- und Völkerkunde und der Kunstgeschichte. Seine «Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg» (6 Hefte, Hamb. 1800—4), die «Darstellungen aus Italien» (Berl. 1792) und die «Fragmente aus Paris» (2 Bde., Hamb. 1798) stehen noch immer in gutem Andenken. Seine «Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs» (2 Bde., Tüb. 1803) enthalten interessante Beiträge zur Geschichte von Bonaparte's ersten Regentenjahren. Wie in diesen, so hat er sich auch in seinen «Darstellungen aus Norddeutschland» (Hamb. 1816), den «Brieffragmenten vom Taunus, Rhein, Neckar und Main» (Hamb. 1822) und den «Darstellungen aus Rußlands Kaiserstadt und ihrer Umgegend» (Hamb. 1829) als Welt- und Menschenkenner, als geistreichen Beobachter und Darsteller bewährt. — Friedrich Ludwig Wilhelm M., geb. 28. Jan. 1759 zu Harburg, gest. 1. Sept. 1840 auf seinem Gute Groß-Bramstedt in Holstein, erwarb sich besonders durch seine Biographie F. L. Schröder's (2 Bde., Hamb. 1819) literarischen Ruf. Vgl. «Zur Erinnerung an M., den Biographen Schröder's» (2 Bde., Braunschw. 1847).

Meyer (Joh. Georg), genannt Meyer von Bremen, geb. daselbst 28. Oct. 1813, vorzüglicher Genremaler, bildete sich auf der Akademie zu Düsseldorf in den J. 1833—42, in welcher Zeit er bald unter Schadow's Leitung zur Meisterklasse und zu einer selbstständigen Werkstatt vorschritt. Sein Streben war anfänglich auf die biblische Historie in großem Format

Digitized by Google

gerichtet, er erkannte jedoch bald im Genre sein eigentliches Gebiet und innerhalb dieses als Specialität Kinderwelt und Kinderart. Nachdem er seit 1852 nach Berlin übergesiedelt, schuf er eine Fülle von Bildern dieser Gattung, die unmittelbar in den Privatbesitz übergingen. Seine Arbeiten, deren Zahl gegen tausend beträgt, gehen fast alle ins Ausland, besonders nach England und Amerika. Von den vorzüglichsten sind zu nennen: die Witwe, in Abendandacht im Freien begriffen, mit ihren Kindern (gestochen von Sagert), vom Künstler öfters wiederholt; das Pflegekind, Großmutter und Enkel, die Modellpause, Trost in der Bibel, das Almosen, die Ueberredung, der Kinder Liebling, der Storch hat's gebracht u. s. w. M. bewegte sich auch auf Gebieten ernstern Inhalts, wie er auch Feuersbrunst und Wassersnoth effectvoll darzustellen versteht. Seine Vortragsweise ist sauber, zart, in sorgfältig realistischer Durchführung und treffend.

Meyer (Joh. Heinr.), verdienter Alterthumsforscher und Kunstkenner, Goethe's vertrauter Freund, geb. zu Stäfa am Zürchersee 16. März 1759, widmete sich der Malerei und hielt sich 1784—88 zu seiner weitern Ausbildung in Italien auf. Hier schloß er den Freundschaftsbund mit Goethe, dem bald auch Tischbein angehörte. In Neapel, wo sich damals die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar aufhielt, lernte er Herder und andere Weimaraner kennen. Nach seiner Rückkehr lebte er in der Schweiz, bis ihn Goethe 1792 nach Weimar zog, wo er an der neueingerichteten Zeichenakademie eine Professur erhielt. Im J. 1795 reiste er wieder nach Italien, doch der Einmarsch der Franzosen nöthigte ihn 1797 zur Rückkehr nach der Schweiz, wo er mit Goethe zusammentraf, mit dem er damals den Plan zu den «Propyläen» entwarf. Hierauf ging er wieder nach Weimar und vermählte sich hier mit der Tochter des Kanzlers von Koppenfels. Der Umstand, daß ihm in den Kriegsunruhen 1806 seine Mappe, in welcher er seine vorzüglichsten Studien bewahrte, entwendet wurde, gab seinen Studien eine ganz andere Richtung, und er beschäftigte sich nun unausgesetzt mit der Geschichte der alten Kunst. Er wurde 1807 Director der Zeichenakademie in Weimar, der er bis zu seinem Tode 14. Oct. 1832 vorstand. In seinem Testamente bestimmte er 33,000 Thlr. für eine Armenstiftung in Weimar, die zu seinem und seiner 21. April 1825 verstorbenen Gattin Gedächtniß den Namen Meyer-Amalienstiftung erhielt. Mit Fernow verband er sich zur Herausgabe von Winckelmann's «Werken», die er nach dessen Tode mit Joh. Schulze (8 Bde., Dresd. 1808—20) herausgab. Resultate eigener Forschung enthält seine «Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen» (fortgesetzt von Riemer, 3 Bde., Dresd. 1824—36). Auch ein großer Theil der kritischen Aufsätze in Schiller's «Horen» und in Goethe's Journalen «Propyläen» und «Kunst und Alterthum» rührt von ihm her.

Meyer (Leo), ausgezeichneter Sprachforscher, namentlich auf dem Gebiete der indogerman. Sprachen, geb. 3. Juli 1830 in dem hannov. Dorfe Bledeln, besuchte 1844—48 das Lyceum zu Hannover, 1848—49 das Gymnasium zu Holzminden und studirte hierauf bis 1853 in Göttingen classische Philologie, widmete sich daneben aber mit Vorliebe german. und sprachvergleichenden Studien, unter besonderm Einfluß von Benfey und dem Historiker Waitz, und setzte später seine Studien in Berlin unter Bopp, Grimm und Haupt weiter fort. Michaelis 1855 kehrte M. nach Göttingen zurück, habilitirte sich daselbst im Herbst 1856 als Privatdocent und wurde 1862 außerord. Professor. Anfang 1865 erhielt er einen Ruf nach Dorpat als ord. Professor für den neubegründeten Lehrstuhl für deutsche und vergleichende Sprachkunde, in welcher Stellung er seitdem thätig ist. Im J. 1877 wurde er zum Wirkl. Staatsrath ernannt. Außer zahlreichen kleinern, sich namentlich mit gründlicher Behandlung einzelner Etymologien beschäftigenden Abhandlungen, welche sich besonders in Kuhn's «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung» und andern Fachzeitschriften finden, sind unter seinen selbstständigen Schriften besonders hervorzuheben: «Der Infinitiv der homerischen Sprache, ein Beitrag zu seiner Geschichte im Griechischen» (Gött. 1856), «Bemerkungen zur ältesten Geschichte der griech. Mythologie» (Gött. 1857), «Gedrängte Vergleichung der griech. und lat. Declination» (Berl. 1862) und die «Vergleichende Grammatik der griech. und lat. Sprache» (2 Bde., Berl. 1861—65). Hieran schließen sich die Untersuchung «Ueber die Flexion der Adjectiva im Deutschen» (Berl. 1863) und das größere Werk: «Die goth. Sprache. Ihre Lautgestaltung insbesondere im Verhältniß zum Altindischen, Griechischen und Lateinischen» (Berl. 1869), sowie eine neue Ausgabe der «Livländ. Reimchronik. Mit Anmerkungen, Namenverzeichniß und Glossar» (Paderb. 1876), die wichtige älteste deutsche und zugleich eine der ältesten Quellen livländ. Geschichte überhaupt.

Meyerbeer (Giacomo), eigentlich Jakob Meyer Beer, berühmter Operncomponist, geb. zu Berlin 5. Sept. 1791 (nach dem Beschneidungsregister; nach M.'s eigener Angabe 1794)

Digitized by Google

als der Sohn des reichen und angesehenen Bankiers Beer, verrieth frühzeitig bedeutende musikalische Anlagen und erhielt durch den Klavierlehrer Lauska den ersten Musikunterricht. Schon in seinem sechsten Jahre machte er durch seine Fertigkeit Aufsehen, und im Alter von neun Jahren wurde er den besten Klavierspielern Berlins beigezählt. Um diese Zeit nahm er Unterricht bei Clementi, der sich damals einige Zeit in Berlin aufhielt. Im Alter von 15 J. ging er zum Abt Vogler in Darmstadt, bei dem er, im Verein mit K. M. von Weber und Gänsbacher, drei Jahre hindurch seiner Ausbildung eifrig oblag. Gegen Ende seiner Studienzeit veröffentlichte er vierstimmige geistige Gesänge (Klopstock'sche Gedichte), und es erfolgte auch seine Ernennung zum großherzogl. darmstädtischen Hofcomponisten infolge seiner Cantate «Gott und die Natur». In seinem 18. Jahre begab sich M. nach München, wo er seine erste Oper: «Jephtha's Tochter», die nur das Lob der Kenner erhielt, auf die Bühne brachte und als Klavierspieler viel Aufsehen machte. Dann wandte er sich nach Wien. Auch hier trat er bald den gefeiertsten Klaviervirtuosen an die Seite, während seine komische Oper «Abimelek, oder die beiden Khalifen» sowie das Monodram «Thevelinda» keinen Erfolg hatte. Man fand noch zu viel Steifheit und Befangenheit in musikalisch-scholastischem Formelwesen in diesen Leistungen. Auf Salieri's Rath ging M. zu weiterer Ausbildung nach Italien. Er traf gerade in Venedig ein, als hier Rossini durch den «Tancred» alles in Enthusiasmus versetzte. Auch M. konnte sich diesem Zauber nicht entziehen und nahm nun den ital. Meister zum Vorbild bei einer Reihe von Opern, die er für verschiedene Bühnen Italiens zu componiren begann. Die meisten derselben machten Glück und verbreiteten M.'s Ruf über Italien; aber nur die letzte von ihnen, der 1824 für Venedig geschriebene «Il Crociato in Egitto», drang über die Alpen. Zur Inscenirung letzterer Over 1826 nach Paris berufen, blieb M. fortan in der franz. Hauptstadt, trat jedoch längere Zeit mit keinem neuen Werke hervor. Erst 1831 erschien unerwartet auf der Bühne der Großen Oper sein «Robert le Diable», ein Werk, das die vollständige Umwandlung seines künstlerischen Schaffens zeigte und großes Aufsehen erregte. M. hatte die Rossini'sche Norm und Form, in denen er sich bis dahin bewegt, abgestreift und war zu selbstständiger Manier durchgedrungen. Seine Intentionen und Conceptionen waren charaktervoller und bedeutsamer geworden, und demzufolge mußten auch seine Ausführungen sich reicher und breiter gestalten. Hierzu kam noch eine reiche melodische Erfindung und Meisterschaft in der Handhabung aller Mittel des musikalischen Effects. «Robert der Teufel» hatte einen beispiellosen Erfolg; M.'s Ruhm verbreitete sich von Paris aus über die ganze gebildete Welt. Sein Ruf wurde noch befestigt durch die nachfolgende Oper «Les Huguenots», welche 1836 zuerst in Paris über die Bühne ging. Dieses Werk ist überhaupt der Höhepunkt von M.'s Schaffen, in ihm findet sich der Stil des Künstlers vollständig ausgearbeitet und zu noch bedeutsamern Wirkungen verwerthet. Zugleich treten jedoch in demselben die Schattenseiten der Manier mehr zu Tage, die Häufungen drastischer Wirkungsmittel, übertriebenes Raffinement in Bezug aufs Detail, auf die Spitze getriebene Charakterisirung. In den spätern Productionen M.'s zeigen sich diese Mängel desto greller, je mehr in ihnen die Frische, Fülle und der Werth der specifisch musikalischen Erfindung abnimmt. Es sind dies die Opern «Ein Feldlager in Schlesien» (1844 zur Wiedereröffnung des berliner Opernhauses zuerst aufgeführt, später unter dem Titel «Vielka», ein wenig umgearbeitet, auch in Wien gegeben); «Le Prophète» (1849, zuerst in Paris), «L'Etoile du Nord» (1854, zuerst an der Opéra-Comique in Paris aufgeführt und verschiedene Nummern aus dem «Feldlager» in umgestalteter Form enthaltend), «Le Pardon de Ploërmel» (auch «Dinorah» genannt und 1859 an der pariser Opéra-Comique zuerst gegeben), «L'Africaine» (1865, zuerst in Paris). Hieran schließt sich die Musik zu seines Bruders (Michael Beer) Tragödie «Struensee» (1846, zuerst in Berlin). Von diesen Productionen ist der «Prophet» die bedeutendste sowie die verbreitetste. M. ist ein ausschließlich theatralischer Componist und beherrschte 30 Jahre lang die musikalische Bühne; was er sonst noch componirt hat, kommt seinen Opern gegenüber nicht in Betracht. Im J. 1832 ernannte ihn der König von Preußen zum Hofkapellmeister, 1842 zum königl. preuß. Generalmusikdirector. Seit vielen Jahren kränkelnd, starb M. 2. Mai 1864 zu Paris. Seine Ueberreste wurden in Berlin 9. Mai 1864 beigesetzt. Vgl. Mendel, «Giacomo M. Eine Biographie» (Berl. 1868); derselbe, «Giacomo M. Sein Leben und seine Werke» (Berl. 1869).

Meyerheim (Friedr. Eduard), vorzüglicher deutscher Genremaler, geb. 7. Jan. 1808 in Danzig, erhielt den ersten Kunstunterricht von seinem Vater und versuchte sich zuerst in landschaftlichen Gegenständen und Perspectiven, die er in Oel- und Wasserfarben wiedergab. Durch Unterstützung der Friedensgesellschaft wurde es ihm 1830 möglich, nach Berlin zu gehen, wo

Digitized by Google

er die Akademie besuchte. Seine Verhältnisse zwangen ihn, nebenher aus dem Lithographiren einen Erwerb zu machen, und so erschien von ihm ein Heft mit danziger Ansichten und ein größeres Werk, welches die Denkmäler der Altmark enthält, und das er im Verein mit Kugler und Strack herausgab. Von 1834 an erregten seine Genrebilder die Aufmerksamkeit und bald die Bewunderung der Kunstfreunde. Eins dieser ersten Bilder ist der blinde Bettler, ein anderes das Scheibenschießen westfäl. Bauern. Die Altenburger im Korn, eine Ernte, hat er später selbst radirt. M. malt vornehmlich Dorfgeschichten. Die einfachsten Zustände des norddeutschen, meist bäuerlichen Volkslebens, Scenen aus dem Werktags- und Feiertagsleben, innerhalb und außerhalb des Hauses, das Familiendasein in seinen kleinen Freuden und Kümmernissen sind seine Stoffe, die er mit anmuthsvoller Wahrheit darstellt und mit großer Sorgfalt durchbildet. M.'s Kunstreisen bestehen in Ausflügen in die Gebirgsdörfer. So hat ihm der Harz, später auch Thüringen, eine ganze Folge der anmuthigsten Gegenstände geliefert: ein Milchmädchen, das am Wege niedersitzt und seine Baarschaft zählt (bekannt durch den trefflichen Farbensteindruck von Winckelmann), die Harzerin, die am Gartenzaune nach ihrem Schatz aussieht (gestochen von Teichel), eine Alte, die der Enkelin Strickunterricht ertheilt, die Kätzchen (gestochen von Grundmann), eine Dorfschule u. s. w. Seit 1838 ist M. Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin, an der er später auch eine Professur erhielt. — Wilhelm Alexander M., der jüngere Bruder des Vorigen und dessen Studiengenosse, trat mit ihm zugleich auf, und zwar mit Arbeiten, die ebenso wol ein entschiedenes Talent als auch einen bestimmten Darstellungskreis bezeichneten. Pferde, Lager- und Schlachtenscenen, Bivuaks u. dgl. sind seine Stoffe, die er, oft mit humoristischen Zügen versetzt, in lebendiger Weise und mit großer Naturtreue und gesundem Tone vorzutragen weiß. Auch als Lithograph hat er ausgezeichnete Sachen geliefert; namentlich ist der russ. Schlitten nach H. Vernet zu dem Besten in seiner Art zu zählen. — Franz, Sohn Eduard's, geb. zu Berlin 10. Oct. 1838, folgte wie der andere Sohn Paul, geb. zu Berlin 13. Juli 1842, der Richtung des Vaters, und erreicht in seinen Familienscenen (Mutterglück, das Hochzeitsgeschenk) bisweilen dessen idyllische Wirkung. Paul neigte sich dem satirischen Genre zu und schuf in dem Affengericht und Affenbanket, endlich in der (zu Paris prämiirten) Menagerie humoristische Gemälde von großer Bedeutung. Franz ist Lehrer an der Akademie der Künste zu Berlin, Paul Mitglied derselben.

Meyern (Wilh. Friedr.), deutscher Romanschriftsteller, geb. 1762 in Ansbach, erhielt seine Erziehung bei einem Landgeistlichen, studirte in Altdorf die Rechte und außerdem Naturwissenschaften, Geschichte und Sprachen, diente, nachdem er eine Reise nach England unternommen, kurze Zeit als österr. Artillerielieutenant und unternahm dann weite Wanderungen durch Italien, Griechenland und Kleinasien. Um 1807 hielt er sich lange mit der österr. Gesandtschaft in Sicilien auf, trat aber 1809 wieder als Hauptmann in die österr. Artillerie, war bei Organisirung der Landesbewaffnung thätig, arbeitete eine große Anzahl der wichtigsten Vorschläge aus, deren Werth aber meist zu spät erkannt wurde und ward 1813 zum Generalstab versetzt und leitete 1815 in Paris die Rückgabe der ital. Kunstwerke. Später hielt er sich bei den österr. Gesandtschaften in Rom und Madrid auf und wurde dann der Militärcommission bei dem Bundestage in Frankfurt a. M. beigegeben. Hier starb er 13. Mai 1829. Als Schriftsteller trat er anonym zuerst auf mit dem in wunderliche Form gehüllten polit. Roman «Dya-na-Sore, oder die Wanderer» (3 Bde., Wien u. Lpz. 1787—91; 3. Aufl., 5 Bde., Wien 1840—41), der großen Beifall fand. Feuchtersleben gab «M.'s hinterlassene kleine Schriften» (3 Bde., Wien 1842) heraus.

Meyr (Melchior), deutscher Dichter und philos. Schriftsteller, geb. 28. Juni 1810 zu Ehringen bei Nördlingen im Ries, besuchte die Gymnasien zu Ansbach und Augsburg und studirte zu München und Heidelberg Jurisprudenz und Philosophie. Er ließ 1835 seine erste größere Dichtung, «Wilhelm und Rosina», erscheinen, die in Hexametern Land und Leute aus dem Ries schildert. Das J. 1837 verbrachte er zu Erlangen, wo er in der Schrift «Die poetischen Richtungen unserer Zeit» (Erlangen 1838) eine Reihe kritischer Aufsätze veröffentlichte. Im Spätjahr 1840 wandte sich M. nach Berlin, wo er bis 1852 blieb und viele Arbeiten in kritische und polit. Blätter lieferte; auch schrieb er das Trauerspiel «Herzog Albrecht» (Stuttg. 1862). Seit 1852 wieder in München oder in seiner Heimat lebend, veröffentlichte er die «Erzählungen aus dem Ries» (3. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1875), eine Reihe von ernsten und humoristischen Charakterbildern, die von allen seinen Arbeiten den meisten Beifall gefunden haben. In seinen «Gedichten» (Berl. 1857) herrscht das gnomische, sittlich lehrhafte Element vor. Von M.'s übrigen poetischen Arbeiten sind, außer der histor. Tragödie «Karl der Kühne» (Stuttg. 1862), noch die Romane «Vier Deutsche» (3 Bde., Stuttg. 1861), «Ewige Liebe»

Digitized by Google

(2 Bde., Braunschw. 1864) und «Duell und Ehre» (2 Bde., Lpz. 1870), sowie die «Novellen» (Stuttg. 1863) hervorzuheben. Religiöse und philos. Gedichte veröffentlichte er unter dem Titel «Die Religion des Geistes» (Lpz. 1871). Die Früchte seiner philos. Studien theilte M. mit in den Werken «Gott und sein Reich. Philos. Darlegung der freien göttlichen Selbstentwickelung zum allumfassenden Organismus» (Stuttg. 1860), «Emilie. Drei Gespräche über Wahrheit, Güte und Schönheit» (Stuttg. 1863), «Die Fortdauer nach dem Tode» (2. Aufl., Lpz. 1875) und vierzig Briefe über «Die Religion und ihre jetzt gebotene Fortbildung» (Lpz. 1871). Anonym erschienen von M. «Gespräche mit einem Grobian» (Lpz. 1866; 2. Aufl. 1867). M. starb 22. April 1871 in München. Aus seinem Nachlaß gaben Max Graf von Bothmer und Carriere heraus: «Gedanken über Kunst, Religion und Philosophie» (Lpz. 1874) und «Melchior M. Biographisches. Briefe. Gedichte» (Lpz. 1874).

Mezières, Festung zweiten Ranges und Hauptstadt des franz. Depart. Ardennen, auf einer Einbiegung am rechten Ufer der Maas und an der Ostbahnlinie Rheims-Givet, die hier nach Diedenhofen und Hirson abzweigt, hat auf seiner Ostseite eine Citadelle und ist im allgemeinen schlecht gebaut, ohne weitere merkwürdige Gebäude als die Pfarrkirche, in welcher die Vermählung Karl's IX. 1570 gefeiert wurde. Die Stadt zählt (1872) 4312 E. und hat ein Lehrerseminar, eine Ackerbaukammer, eine Fabrik für Marineprojectile sowie Eisenwaarenfabriken, Brauereien, im Rufe stehende Gerbereien und in der Nähe die Pulverfabrik von St.-Ponce. M. galt im Mittelalter für einen der festesten Plätze Frankreichs und beherrscht noch gegenwärtig die Maas. Durch den Ritter Bayard (s. d.) wurde die Stadt 1525 aufs tapferste gegen Kaiser Karl V. vertheidigt. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 capitulirte M. nach zweitägiger Beschießung 2. Jan. 1871. Gegenüber liegt, durch eine Brücke von 26 Bogen mit M. verbunden, die freundliche, regelmäßig gebaute, früher gleichfalls befestigte Stadt Charleville, mit einem Tribunal erster Instanz, einem Handelsgerichte, einer Manufacturenkammer, einem Communalcollége, einem Lehrerseminar, einer Gewehrfabrik, einem Theater und einer öffentlichen Bibliothek von 23,000 Bänden und 400 Manuscripten; sie ist der gewerbreichste Ort des Departements, hat Eisen- und Nagelschmieden, die jährlich 4—6 Mill. Kilogr. Nägel liefern, Fabriken von Luxuswaffen, Pfeifen, Bürsten, Leder, Zucker u. s. w. und zählt 12,676 E. Der Handel mit diesen Fabrikaten und mit Getreide ist sehr lebhaft. Die Stadt wurde von Karl von Gonzaga, Herzog von Nevers und Mantua, 1606 erbaut.

Mezza voce (ital.), abgekürzt m. v., d. h. mit halber Stimme, ist bei dem Gesange die Andeutung eines gedämpften Vortrags.

Mezzofanti (Giuseppe), einer der ausgezeichnetsten Sprachkenner, wurde 17. Sept. 1774 zu Bologna geboren, wo er auch seine Bildung erhielt, im Sept. 1797 zum Priester geweiht wurde und seit 1804 theils als Professor an der Universität, theils auch (seit 1812) als Bibliothekar wirkte. Im J. 1831 wurde er in die Bewegungen verwickelt, welche die Besetzung Anconas durch die Franzosen herbeiführten. In Rom, wo er seit 1831 seinen bleibenden Aufenthalt nahm, wurde er zum Monsignore befördert, 1833 zum Secretär des Collegiums der Propaganda, dann auch an Angelo Mai's Stelle zum ersten Custos der Vaticanischen Bibliothek ernannt. Am 13. Febr. 1838 erfolgte M.'s Erhebung zum Cardinalpriester. Er starb 14. März 1849 zu Neapel. M.'s europäischer Ruf gründete sich weniger auf seine literarischen Arbeiten als vielmehr auf sein eminentes Talent, sich fremde Sprachen anzueignen. Gegen Ende seines Lebens sprach und verstand er 58 Sprachen der verschiedensten Stämme. Vgl. die biographischen Schriften von Malavit (Par. 1853) und Russel (Lond. 1858).

Mezzotinto (ital.) nennt man in der Malerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Uebergange zweier Farben ineinander entstehen, und die man auch bisweilen halbe Farben oder gebrochene Farben oder überhaupt Tinten nennt. In der Kupferstechkunst ist die Mezzotintomanier gleichbedeutend mit Schwarzkunst. (S. Kupferstechkunst.)

Miako, Mijako, gegenwärtig officiell Kioto oder Kyoto (Hauptstadt des Westens) genannt, die alte Reichshauptstadt von Japan und früher die Residenz des Mikado (s. d.) sowie die heilige Stadt und der wissenschaftliche Mittelpunkt der Japaner, liegt auf der Insel Nipon, 35° 5′ nördl. Br. und 123° 41′ 24″ östl. L. (von Greenwich) in der frühern Landschaft Jamashiro in einer anmuthigen und fruchtbaren, von Hügeln umgebenen Thalebene an dem Flusse Jodo, dessen Arme sie durchströmen. M. hat gerade, sich rechtwinkelig kreuzende, sehr reinliche, aber enge Straßen und ist reich an Palästen, Tempeln u. s. w. Die frühere Residenz des Mikado, das Daïri, bildet im nordöstl. Theile der Stadt ein eigenes Viertel. Drei concentrische Ringmauern, deren Zwischenraum von den Jashkes oder Palästen der Kuge, d. i. des Hofadels,

Digitized by Google

und den Wohnungen der sehr zahlreichen niedern Beamten und der Dienerschaft des Mikado eingenommen wird, von denen die Mehrzahl jedoch jetzt leer stehen, umgeben die eigentliche, aus einem Complex von Hallen, Kiosken, Höfen, Gärten und Weihern bestehende Residenz des Mikado, welche aber an Großartigkeit wie an Reichthum der innern Einrichtung von dem Schlosse der Sgoguns der letzten Dynastie im westl. Theile der Stadt weit übertroffen wird. Die Zahl der Sintotempel in M. beläuft sich auf 2000, die der buddhistischen jetzt noch auf etwa 3000, wiewol viele derselben, seitdem der Buddhismus nicht mehr Staatsreligion in Japan ist, ihre Einkünfte verloren haben, dem Verfalle entgegengehen, auch zu andern Zwecken verwendet werden. Die großartigsten und merkwürdigsten von letztern sind der Nisi-hon-Guan-Shi, ein prachtvoller, dem Amida (Buddha), als dem Stifter der buddhistischen Sekte Monto, gewidmeter Doppeltempel; der an einem Bergrande erbaute Kio-Mit-Su, der Tempel des Daibuts, d. h. Großen Buddha, mit einer 25 Mt. hohen, sitzenden, vergoldeten Buddha-Statue aus Holz; der San-Jo-San-Jen-Do genannte, aus dem 11. Jahrh. stammende Tempel des Kwanwon mit angeblich 33,333, wirklich aber nur 686 vergoldeten Götzenbildern; der 1240 erbaute und 1592 von Taiko-Sama erneuerte Tempel Hi-Ga-Shi sowie der To-Fu-Ku-Shi. Von Sin-To-Tempeln ist besonders der Mari-no-Jashiro genannte, dem Gotte des Ackerbaues gewidmete zu erwähnen. Die Bevölkerung, welche früher gegen 600,000 betrug, beläuft sich gegenwärtig (1876) auf nur noch 374,496 Seelen. Durch die polit. Neugestaltung von Japan, infolge deren Jedo Residenz des Mikado wurde, hat M. in allen Verhältnissen sehr gelitten, namentlich durch große Auswanderungen nach Jedo. M. ist noch, wiewol nicht mehr im frühern Maße, ein Hauptsitz der Industrie wie des Binnenhandels. Man fabricirt daselbst das beste Porzellan, viel Gold- und Silbergewebe, Seiden-, Lack- und Stahlarbeiten, berühmte Säbelklingen, musikalische Instrumente, Spielzeug, Bildschnitzereien u. s. w. In vielen Läden sieht man nichts als religiöse Gegenstände, Götter- und Heiligenbilder, Rosenkränze u. s. w. Der hiesige Handel erstreckt sich auf Thee, Reis, Seidenstoffe, Porzellan, Lackwaaren u. s. w. Der jetzt auch von Dampfschiffen befahrene Jodogawa sowie eine vortreffliche Heerstraße verbinden M. mit der großen Handelsstadt Ohosakka (s. d.). Durch eine ununterbrochene Häuserreihe mit M. verbunden, liegt 13 Kilom. südlicher, an dem Jodo Fushimi, ein großer, sehr belebter Ort, der eigentliche Hafen von M.

Miasma (griech.) nennt man denjenigen sich außerhalb des Thierkörpers im Boden entwickelnden und durch die Luft oder das Wasser verbreiteten Stoff, welcher bei seiner Uebertragung auf den Thierkörper eine Krankheit erzeugt. Vom Contagium (s. d.) unterscheidet er sich nur durch seinen Ursprung, insofern dieses aus einem kranken thierischen Organismus stammt. Miasmatische Krankheiten (z. B. Wechselfieber) stecken daher nicht an, während dieses bei den contagiösen der Fall ist. Man unterscheidet auch contagiös-miasmatische Krankheiten (z. B. Masern, auch die Cholera), bei welchen der Krankheitsstoff zwar von dem Kranken selbst stammt, aber erst eine weitere Entwickelung außerhalb des Organismus (im Boden, s. Grundwasser) erlangen muß, ehe er bei seiner Ueberpflanzung auf einen Gesunden die Krankheit zur Entwickelung bringen kann. In neuerer Zeit hat man alle diese Krankheiten als Infectionskrankheiten zusammengefaßt und sich genöthigt gesehen, den strengen Unterschied zwischen M. und Contagium, den man früher machte, fallen zu lassen. Wiewol die Stoffe, welche man M. und Contagium nennt, noch nicht dargestellt sind, so ist doch die Vermuthung berechtigt, daß sie nichts anderes sind als lebende, organisirte Gärungserreger. Nur diese Annahme erklärt alle dabei beobachteten Erscheinungen, als die stoffliche Grundlage des Krankheitskeims, seine Vermehrung ins Unendliche, seine Entwickelung unter auch andern Gärungen günstigen Bedingungen (Feuchtigkeit, Wärme, Gegenwart mineralischer und organischer Nährstoffe), ferner das Incubationsstadium sowie die große Aehnlichkeit der Infectionskrankheiten mit verschiedenen, nachweislich durch parasitäre Pilze entstehenden Hautkrankheiten. Eine besondere Art des M. bildet die Malaria (s. d.), die Sumpfluft, unter deren Einfluß namentlich Wechselfieber und Gelbes Fieber entstehen. (S. Ansteckung, Endemie und Epidemie.)

Miaulis (Andreas Vokos), griech. Freiheitskämpfer und Admiral, geb. 1768 oder 1772 auf Negroponte, begann seine Laufbahn als Matrose und erhielt den Beinamen M. von dem türk. Worte Miaul, d. h. Felucke. In seiner Jugend ging er auf das Geschwader des Livadiers Lambros Katzonis, welches lange Zeit die türk. Gewässer beunruhigte, aber endlich um 1790 der Uebermacht unterlag. Während der Französischen Revolution machte er von Odessa aus mit Getreideladungen große Geschäfte in franz. und span. Häfen, indem er die engl. Blokade durchbrach. Später ließ er sich auf Hydra nieder und erlangte hier eine einflußreiche Stellung.

Digitized by Google

Er schloß sich 1821 mit seiner Fregatte Leonidas der Nationalerhebung an, wurde Oberbefehlshaber der griech. Flotte und errang viele glänzende Erfolge. Als 1827 Lord Cochrane zum griech. Oberadmiral ernannt wurde, trat er zurück, aber der Präsident Graf Kapodistrias gab ihm den Oberbefehl über die Flotte wieder. Dessenungeachtet stellte sich M. auf die Seite der Opposition. Er wurde im Jan. 1831 Mitglied der Provisorischen Regierung zu Hydra, bemächtigte sich 30. Juli des Kriegshafens Poros und ließ die dort abgetakelt liegende griech. Flotte 13. Aug. verbrennen, damit sie nicht den Russen in die Hände fiele. Er ging 1832 als Mitglied der Huldigungsdeputation nach München. König Otto ernannte ihn 1833 zum Contreadmiral, 1835 zum Viceadmiral und beauftragte ihn mit der Reorganisation der Marine. Doch starb er schon 24. Juni 1835 zu Athen und wurde neben dem Denkmal des Themistokles bei Piräus begraben, sein Herz aber in silberner Urne auf Hydra beigesetzt. — Athanasios M., der Sohn des Vorigen, war Präsident des griech. Ministeriums von Nov. 1857 bis zum Militäraufstande in Nauplia (Frühjahr 1862), infolge dessen Otto I. das Land verließ, vertrat seine Geburtsinsel Hydra in der Kammer und starb im Mai 1867 zu Paris.

Micāli (Giuseppe), ital. Archäolog, geb. 1776 zu Livorno, aus einer dem Kaufmannsstande angehörenden reichen Familie, machte schon früh größere Reisen durch Italien, Frankreich und Deutschland und widmete sich nach der Rückkehr in die Heimat gänzlich den archäol. Studien. Als eine Frucht derselben erschien zunächst sein großes, von Raoul-Rochette ins Französische übersetztes Werk «L'Italia avanti il dominio dei Romani» (4 Bde., Flor. 1810; 2. Aufl. 1831), dem nach langem Zwischenraume die «Storia degli antichi popoli d'Italia» (3 Bde., Flor. 1832; 2. Ausg. 1835—36; neue Aufl., Flor. 1844), eine völlige Umarbeitung des frühern Werks und die Frucht jahrelanger Arbeiten und Reisen, folgte, und zu dem die Kupfersammlung «Monumenti antichi» auf 120 Foliotafeln (Flor. 1844) eine höchst schätzbare Beilage bildet. So wenig im allgemeinen die Ansichten des Verfassers hinsichtlich der Abstammung ital. Völkerschaften wie in der Erklärung der Kunstwerke Zustimmung gefunden haben, so bleibt diesem Werke immer das Verdienst, das Studium jenes Zweigs der Alterthumswissenschaften in Italien mächtig angeregt zu haben. M. starb zu Florenz 27. März 1844.

Micha, einer der zwölf sog. Kleinen Propheten des Alten Testaments, wurde in der Stadt Moreschеth-Gath im Stamme Juda geboren und weissagte 724—714 unter dem König Hiskia. Sein im Kanon vorhandenes Buch enthält zwei Strafreden, an Israel und Juda gerichtet, worin er in einer schönen Sprache wider die Abgötterei und Sittenlosigkeit eifert und die später eintretenden Katastrophen androht, aber auch auf eine glücklichere Zukunft hinweist. Eine poetische Uebersetzung des M. gab F. Rückert. Vgl. Reinke, «Beiträge zur Erklärung des Alten Testaments» (Bd. 9: «Der Prophet M.», Gießen 1874).

Michael ist der Name eines der drei im Alten Testamente erwähnten Erzengel. Er galt als Schutzengel des jüd. Volks und soll nach der Sage über den Leichnam des Moses, dessen Bestattung ihm übertragen war, mit dem Satan gekämpft haben. Auch die Johanneische Apokalypse stellt ihn als Sieger über den Drachen oder Satan dar. Da er infolge dieser Darstellung bei den Christen als Beschützer der Kirche angesehen wurde, so widmete ihm der röm. Bischof Gelasius I. 493 das im 9. Jahrh. allgemein gewordene Fest, das noch gegenwärtig 29. Sept. von der kath. Kirche als Engelfest überhaupt gefeiert wird.

Michael III. Obrenowitsch, Fürst von Serbien, s. Obrenowitsch und Serbien.

Michaelis (Joh. Benj.), deutscher Dichter, war 31. Dec. 1746 zu Zittau in ärmlichen Verhältnissen geboren. Ein Lehrer am dortigen Gymnasium regte in ihm zuerst das poetische Talent an, welches sich schon früh in deutschen, dann in lat. Gedichten aussprach. Im J. 1764 ging er nach Leipzig, um Medicin zu studiren; doch gerieth er bald in die größte Noth. Eine kleine Gedichtsammlung und Gelegenheitsgedichte gewährten nur augenblickliche Hülfe, ebenso wenig Bestand hatte seit 1770 sein Antheil an der Redaction des «Hamburger Correspondenten». Da nahmen sich Gleim und G. Jacobi seiner an, und in enger Verbindung mit dem erstern lebte er in Halberstadt bis an seinen Tod, 30. Sept. 1772. Seine Hauptarbeiten sind Fabeln, Lieder und Satiren, darunter die letztern die bedeutendsten; doch tritt überall Mangel an Eigenthümlichkeit und Durchbildung hervor. Gesammelt wurden seine «Poetischen Werke» von Schmid (2 Bde., Gieß. 1780); seine «Sämmtlichen Werke» erschienen in Wien (4 Bde., 1791).

Michaelis (Joh. David), berühmter prot. Theolog, geb. 27. Febr. 1717 zu Halle als Sohn des Theologen und Orientalisten Christian Benedict M. (gest. 1764), ging zunächst, auf dem Waisenhause und der Universität zu Halle gebildet, ganz in die damalige pietistische Richtung ein. Befreiend wirkte auf ihn zunächst eine längere Reise nach Holland und England,

Digitized by Google

dann der Einfluß Mosheims, dessen College M. 1745 durch seine Berufung nach Göttingen ward. Hier begründete M. die histor.-kritische Betrachtung des Alten Testaments, indem er sich bemühte, den Inhalt desselben durch kritische Feststellung des Textes und des Kanon, durch Erklärung der Sprache aus vergleichender Herbeiziehung der verwandten Dialekte, durch histor. Betrachtung der Verhältnisse der orient. Länder und Völker jener Zeiten, möglichst unverfälscht ans Licht zu stellen. Im Interesse der Erforschung des Orients veranlaßte er König Friedrich V. von Dänemark eine wissenschaftliche Expedition nach Arabien auszurüsten, an der Niebuhr (s. d.) theilnahm. Im J. 1753—70 leitete M. die Direction und Mitredaction der «Göttinger Gelehrten Anzeigen». Obgleich bis an sein Ende, 22. Aug. 1791, Mitglied der philos. Facultät, hat er doch durch seine eifrigen Bemühungen für eine grammatisch-histor. Auslegung des Alten Testaments die Theologie mächtig gefördert. Von seinen Schriften sind die wichtigsten: «Einleitung in die Schriften des Neuen Bundes» (2 Bde., Gött. 1788), «Gründliche Erklärung des mosaischen Rechts» (6 Bde., Frankf. 1779), die «Moral» (herausg. von Stäudlin, 3 Bde., Gött. 1792—1802). Vgl. «Lebensbeschreibung von ihm selbst abgefaßt» (Lpz. 1793).

Michaelis (Otto), Director im Reichskanzleramte und namhafter nationalökonomischer Schriftsteller, geb. 12. Sept. 1826 zu Lübbecke (Westfalen), studirte 1844—47 in Bonn und Berlin Rechts- und Staatswissenschaften und trat im Herbst 1847 als Auscultator beim Oberlandesgericht zu Paderborn ein. Im J. 1849 wegen Preßvergehens angeklagt, wurde er zwar freigesprochen, aber im Disciplinarwege aus dem Justizdienst entlassen. M. siedelte in demselben Jahre nach Berlin über, wurde 1851 Redacteur des volkswirthschaftlichen Theils der «Nationalzeitung», war 1858 in Gotha Mitbegründer des Congresses Deutscher Volkswirthe und gab seit 1863 im Verein mit Faucher die «Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte» heraus. Im J. 1861 wurde M. in das preuß. Abgeordnetenhaus, 1867 auch in den Norddeutschen Reichstag gewählt, wo er sich der nationalliberalen Partei anschloß; er legte aber seine Mandate nieder, als er bei Errichtung des Bundeskanzleramts (Aug. 1867) als vortragender Rath in dasselbe berufen wurde. Seit 1877 ist M. Director der Finanzabtheilung im Reichskanzleramte. M. hat an der Codificirung der wichtigsten wirthschaftlichen Gesetze des Reichs, wie der Gewerbeordnung, des Münz- und Bankgesetzes, wesentlichen Antheil gehabt. Seine «Volkswirthschaftlichen Schriften» erschienen gesammelt (Bd. 1 u. 2, Berl. 1873).

Michaud (Josephe François), franz. Historiker und Publicist mit royalistischen Grundsätzen, geb. 19. Juni 1767 zu Albens in Savoyen, erhielt seine Bildung in Bourg-en-Bresse und kam 1791 nach Paris, wo er sich durch eine vielseitige literarische Thätigkeit bald bekannt machte. Sein erstes selbstständiges Werk war die «Voyage littéraire fait en 1787 au Mont-Blanc». Durch seine einschneidenden Journalartikel machte er sich den republikanischen Machthabern so unbequem, daß das Todesurtheil über ihn gesprochen wurde. Zwar wirkten seine Freunde die Cassation dieses Urtheils aus; aber nichtsdestoweniger war er auch noch für die Folge wegen seiner polit. Ansichten vielfachen Verfolgungen ausgesetzt. Im J. 1797, wo er Redacteur der royalistischen «Quotidienne» war, wurde er mit mehrern andern Journalisten zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Es gelang ihm, sich nach dem Jura zu flüchten, wo er sein berühmtes descriptives Gedicht «Le printemps d'un proscrit» (Par. 1804; vermehrt 1827) schrieb. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Paris zurück, wo er sich mit histor. Forschungen und nur nebenbei mit Journalistik beschäftigte. Seine vorzüglichsten Werke sind: «Histoire des progrès et de la chûte de l'empire de Mysore sous le règne d'Hyder-Aly et de Tippoo-Saib» (2 Bde., Par. 1801), die «Histoire des croisades» (3 Bde., Par. 1812—17; neue Aufl., 4 Bde., Par. 1874 und 2 Bde., Par. 1877, mit Illustrationen von Doré; deutsch von Ungewitter und Förster, 6 Bde., Quedlinb. 1827—32) und die mit letzterer in Verbindung stehende «Bibliothèque des croisades» (4 Bde., Par. 1830), welche Auszüge aus den Quellenschriftstellern der Kreuzzüge gibt. Aus M.'s Feder erschien 1802 eine «Biographie moderne» (4 Bde.), welche von der Polizei mit Beschlag belegt wurde. Um diese Zeit hatte M. mit seinem Bruder, Louis Gabriel M. (geb. 19. Jan. 1773, gest. 8. März 1858), und Giguet eine Buchdruckerei und ein Verlagsgeschäft angelegt. Zu ihren vorzüglichsten Unternehmungen gehörte die «Biographie universelle ancienne et moderne» (seit 1811; 2. Aufl., 45 Bde., Par. 1843—65), deren eigentliche Leitung M.'s Bruder übernahm. Er selbst blieb stets ein Anhänger der Bourbons, wenn er auch hin und wieder wol dem Kaiser und dem König von Rom in Gedichten huldigte. Dafür ließ er seinem Haß gegen Napoleon freien Lauf in seiner «Histoire des 15 semaines, ou le dernier règne de Bonaparte» (Par. 1816), ein Pamphlet, welches 27 Auflagen erlebte. Er war 1813 Mitglied der Französischen

Digitized by Google

Akademie geworden; 1815 wurde er in die Kammer gewählt. Während 1820—24 betheiligte er sich vorzüglich an der Redaction der vielgelesenen «Lettres Champenoises». Die «Correspondance d'Orient» (7 Bde., Par. 1830—39), ein Ergebniß seiner Reise nach Afrika und Kleinasien, und die «Collection de mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le XIIe siècle» (32 Bde.) hat er in Verbindung mit Poujoulat herausgegeben. Außerdem verdankt man ihm noch die Besorgung vieler bedeutender Werke, z. B. einer neuen Ausgabe des «Abrégé chronologique de l'histoire de France» von Hénault, die Veröffentlichung der ersten Abtheilung der wichtigen «Correspondance littéraire de Grimm» u. s. w. Körperliche Leiden nöthigten ihn, sich nach Passy zurückzuziehen, wo er 30. Sept. 1839 starb.

Michel ist die volksthümliche Abkürzung des Namens Michael, welche in keinem Zusammenhang mit dem altdeutschen Worte «Michel», d. i. stark, groß, steht. Dem «deutschen Michel» hat man als charakteristische Eigenschaften Schwerfälligkeit und gutmüthige Unklugheit beigelegt, um in ihm die Verkehrtheiten der deutschen Nation in ähnlicher Weise zu personificiren, wie dies die Engländer in ihrem John Bull, die Nordamerikaner in ihrem Bruder Jonathan thun.

Michel Angelo, mit seinem vollen Namen Michel Angelo Buonarroti, einer der größten Künstler aller Zeiten, aus altem, aber unvermögendem Geschlecht, wurde 6. März 1475 zu Caprese geboren. Sein Vater, Podestà daselbst, gab nur ungern dem übermächtigen Drange des Knaben zur Kunst nach. M. erlernte die Malerei bei Domenico Ghirlandajo, damals dem ausgezeichnetsten Meister von Florenz. Lorenzo de' Medici, der sich seiner Erziehung mit persönlichem Interesse annahm, erkannte zugleich sein Talent für die Bildhauerkunst, nahm ihn in sein Haus und ließ ihn durch Bertoldo, einen Schüler Donatello's, unterweisen. Der Ernst, mit welchem M. seinen künstlerischen Studien nachging, wird am besten durch den Umstand bezeugt, daß er zwölf Jahre mit rastloser Anstrengung dem Studium der Anatomie widmete, wodurch er sich in der That eine für die damalige Zeit unerhörte und für alle Zeit seltene Sicherheit in der Darstellung des menschlichen Körpers erwarb. Seine frühesten Kunstschöpfungen von Bedeutung sind plastische Werke: die Statue eines knieenden Engels am Grabmale des heil. Dominicus zu Bologna, eine Faunslarve, eine Statue des Bacchus, die großartig schöne Gruppe der Pietà von 1499 in der Peterskirche zu Rom, die bis 1875 am Palazzo-vecchio in Florenz aufgestellte, jetzt in die Akademie der Künste versetzte, kolossale Figur eines David. Dann folgte, 1504, die Zeichnung eines Cartons, die er im Wettstreit mit Leonardo da Vinci für den großen Rathssaal des Regierungspalastes anfertigte, die nur aus Kupferstichen bekannte Darstellung der durch feindlichen Angriff überraschten, im Arno badenden Krieger, bekannt unter dem Namen Les Grimpeurs. Nach dieser Arbeit wurde M. durch Papst Julius II. nach Rom berufen, mit dem Auftrage, ein kolossales Grabmonument zu entwerfen und auszuführen, das Julius sich selbst in der Peterskirche errichten wollte. Das Werk sollte mit einer großen Menge Statuen und Reliefs geschmückt werden; es gerieth aber bald durch verschiedene Umstände ins Stocken. Nachmals neu aufgenommen und auf geringere Maße reducirt, wurde es wieder unterbrochen, bis es endlich in nochmals sehr verringertem Umfange 1545, lange nach des Papstes Tode, in der Kirche San-Pietro in Vincoli in Rom aufgestellt ward. Die Statue des Moses ist der vorzüglichste Schmuck dieses Monuments. Die erste Unterbrechung dieser Arbeit wurde durch Julius II. selbst herbeigeführt, indem dieser durch M. 1507 seine 1511 zerstörte Bronzestatue für Bologna ausführen ließ und dem Künstler hierauf die Ausschmückung der Decke der Sixtinischen Kapelle im Vatican mit Frescomalereien übertrug. Ungern ging M. 1508 an diese Arbeit; aber er vollendete sie in der Frist von 20 Monaten, und zwar ohne alle Beihülfe, und schuf in ihr das größte Werk seines ganzen Lebens. Durch Papst Leo X. erhielt M. den Auftrag zur Ausführung der Grabmonumente für Leo's Bruder, Giuliano de' Medici, und für dessen Neffen Lorenzo, Herzog von Urbino, eine Arbeit, mit welcher M. bis 1534 beschäftigt war, und die unvollendet blieb. Die Monumente befinden sich in der Sakristei von San-Lorenzo zu Florenz und enthalten die Statuen der Genannten, unter denen besonders die des Lorenzo als Meisterwerk ersten Rangs betrachtet werden muß, sowie Sarkophage, welche mit den symbolischen Gestalten, der eine des Morgens und des Abends, der andere der Nacht und des Tags, geschmückt sind. Als M. sich an diese Grabmale begab, hatte er die Christusstatue fast vollendet, welche 1521 in der Kirche Sta.-Maria sopra Minerva in Rom Aufstellung fand. Die Architektur der Sakristei von San-Lorenzo und die des unvollendeten Vestibuls der dortigen Bibliothek sind unter M.'s frühern architektonischen Leistungen zu nennen. M.'s Zeit war unter den Päpsten Julius II., Leo X. und Clemens VII. zwischen Rom, Florenz, Bologna und Carrara getheilt. Im Herbst 1529, als Florenz, welches

Digitized by Google

die Medici vertrieben hatte und wieder aufzunehmen sich weigerte, von Papst und Kaiser mit Krieg überzogen wurde, übernahm M., ein warmer Patriot, obgleich seit früher Jugend mit den Medici eng verbunden, die Leitung der Befestigungs- und Vertheidigungsarbeiten.

Im J. 1534 nahm M. für die übrige Zeit seines Lebens seinen Aufenthalt in Rom. Hier entwickelte er namentlich als Architekt eine große Thätigkeit. In dieser Beziehung sind zunächst, als nach seinem Entwurfe ausgeführt, der Klosterhof von Sta.-Maria degli Angeli, die neue Anlage des Capitols, Hof und Gesimse des Palastes Farnese u. a. zu nennen. Schon stand M. im höhern Mannesalter, als ihm Papst Paul III. das zweite große Werk im Fache der Malerei übertrug, das 20 Mt. hohe Frescogemälde mit der Darstellung des Jüngsten Gerichts an der Altarwand der Sixtinischen Kapelle. Dieses gewaltige Werk, das er 1534—41 fertigte, führt der Auffassung nach mehr den Tag des Zorns als den ewiger Beseligung vor Augen. Christus erscheint durchaus als verurtheilender Richter. Ein ergreifendes Pathos herrscht in den Gruppen, deren Figuren mit meisterhafter Charakteristik durchgeführt sind. Sie waren ursprünglich alle nackt; Paul IV. wollte deshalb das Bild herunterschlagen lassen. Als Auskunftsmittel mußte Daniel da Volterra die auffallendsten Blößen mit Lappen bedecken. Eine vorzügliche Copie des Gemäldes, von M. Venusti unter des Meisters Augen gefertigt, befindet sich im Borboni'schen Museum in Neapel. Gestochen haben es Ghisi und Metz. Ungefähr in dieselbe Zeit fallen noch zwei andere, doch kleinere, gegenwärtig sehr unscheinbare Frescobilder seiner Hand in der Pauliniſchen Kapelle des Vaticans. Das letzte große Werk seines Lebens, seit 1546, war der Bau der Peterskirche zu Rom. Seit Julius' II. Zeit war hier an der Stelle der alten Basilika des heil. Petrus unter Bramante's und anderer Direction ein Neubau von großartigen Dimensionen unternommen, doch, bis M. die Leitung desselben erhielt, verhältnißmäßig wenig gefördert worden. M. führte den Bau, trotz mannichfacher Hemmnisse, die auch ihm entgegentraten, so weit, daß unmittelbar nach seinem Tode die grandiose Kuppel, welche ihn bekrönt, nach seinem Entwurfe vollendet werden konnte. Nach seinem Plane sollte die Kirche aus einem griech. Kreuz bestehen; später wurde ihr, nach Bramante's ursprünglichem Plan, die lat. Kreuzform gegeben, indem man unter Papst Paul V. ein langes Vorderschiff hinzufügte, welches dann Carlo Maderno 1614 mittels der nicht glücklichen Façade abschloß. Am 18. Febr. 1564 starb M., von ganz Rom tief betrauert. Seine Leiche wurde nach Florenz geschafft, wo sich über seinem Grabe, in der Kirche Sta.-Croce, ein würdiges Denkmal erhebt. M.'s Werke sind der Ausdruck eines majestätisch-erhabenen Geistes, der, seiner Machtfülle sich bewußt, nur die Gesetze und Gebote seiner gewaltig angelegten Subjectivität anerkennt. Leise zurückgehalten, noch wie in der Knospenhülle, läßt sich dies in jenem zarten Werke seiner Jugend, dem Engel am Grabe des heil. Dominicus, erst ahnen, tritt aber bald immer deutlicher hervor, bis es sich an den Deckengemälden der Sixtina im hellsten, freudigsten Glanze offenbart. In dem Bilde des Jüngsten Gerichts sieht man dagegen den Beherrscher im Reiche der Kunst, der zur Sicherung seiner Macht schon gewaltsame Mittel aufwenden muß, daher der Gesammteindruck dieses Werks, bei allem Aufwand der Meisterschaft, schon ein mehr düsterer ist. Auch in den architektonischen Werken M.'s läßt sich eine solche Richtung erkennen; doch ist ihm das eigentliche Wesen der Architektur fremder, und seine künstlerische Obermacht wird hier schon in hohem Grade zur Willkür. M. war nicht blos Maler, Bildhauer und Architekt, sondern auch Dichter. In seinen Versen erkennt man denselben hohen, schwungreichen Geist, zugleich aber auch eine innige Hingebung an das Ewige und Göttliche. Seine Gedichte wurden wiederholt herausgegeben, namentlich von seinem Neffen Michel Angelo dem Jüngern (Flor. 1623), der eine Menge willkürlicher Veränderungen in denselben anbrachte, endlich nach den Originalhandschriften von C. Guasti (Flor. 1863), und ins Deutsche übersetzt von Regis (Berl. 1842), von Harrys (Hannov. 1868) und Sophie Hasenclever (Lpz. 1875). Sein Leben beschrieben seine Schüler Vasari in den «Vite de' pittori etc.» und Ascanio Condivi in der «Vita di Michel Angelo» (Rom 1553; Flor. 1746; Pisa 1823; deutsch von Valdeck, Bd. 6 der «Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance», herausg. von Eitelberger von Edelberg, Wien 1874). Vgl. auch Harford, «Life of Michel Angelo» (2 Bde., Lond. 1857); H. Grimm, «Leben Michel Angelo's» (2 Bde., Hannov. 1860; 4. Aufl. 1873); A. Gotti, «Vita di Michel Angelo Buonarroti» (2 Bde., Flor. 1875); Ch. C. Black, «Michel Angelo Buonarroti» (Lond. 1874); C. Heath Wilson, «Life of Michel Angelo» (Lond. 1876; auf Gotti fußend); A. Springer, «Michel Angelo in Rom 1508—12» (Lpz. 1875); derselbe, «Rafael und Michel Angelo» (Bd. 1, Lpz. 1877); G. Milanesi, «Le Lettere di Michel Angelo Buonarroti, edite ed inedite» (Flor. 1875);

Digitized by Google

L. Passerini, «La Bibliografia di Michel Angelo Buonarroti» (Flor. 1875); Fattori, «Michel Angelo e Dante: studio» (Flor. 1875).

Michelet (Jules), namhafter histor. und philos. Schriftsteller, geb. 21. Aug. 1798 zu Paris, widmete sich nach beendigten Schulstudien dem öffentlichen Unterrichtsfache und wurde 1830 Chef der histor. Abtheilung im Reichsarchiv und gleichzeitig Guizot's Stellvertreter an der Sorbonne. Im J. 1838 erfolgten seine Aufnahme in die Akademie moralischer und polit. Wissenschaften und seine Ernennung zum Professor der Geschichte am Collége de France. Die Reizbarkeit seines Temperaments und die Aufgeregtheit der Gemüther machten aus seinem Katheder allmählich eine Tribüne, wo er, gestützt auf die Sympathien der studirenden Jugend, für die demokratischen Ideen und namentlich gegen die Jesuiten und ultramontanen Bestrebungen des franz. Klerus eine hitzige Fehde begann, die ihm erbitterte Feinde zuzog. Infolge dessen gab M. mehrere Flugschriften heraus, wie «Des Jésuites» (1843), mit Quinet gemeinschaftlich verfaßt; «Du prêtre, de la femme et de la famille» (1844), «Du peuple» (1846). Unter dem Einflusse der Ereignisse 1848 erhielten M.'s Geschichtsvorträge eine so stark republikanische Farbe, daß sich die Regierung 1851 veranlaßt sah, seinen Lehrcursus zu schließen. Nach dem 2. Dec. 1851 verlor er wegen Verweigerung des Huldigungseides seine Archivarstelle, und begann 1856 seine Phantasie auf Naturgeschichte hinzuwenden. Aus dieser Zeit sind seine Schriften: «L'oiseau» (1856; deutsch, Berl. 1870), «L'insecte» (1857; deutsch von Blasius, Braunschw. 1858), «L'amour» (1858; deutsch von Spielhagen, 4. Aufl., Lpz. 1874), «La femme» (1859; deutsch von Spielhagen, 2. Aufl., Lpz. 1875), «La mer» (1861; deutsch von Spielhagen, Lpz. 1861), «La sorcière» (1863; deutsch von Klose, Lpz. 1863), vielgelesene Bücher. Am bedeutendsten ist jedoch M. als Historiker. In dieser Beziehung sind namentlich hervorzuheben die «Histoire romaine» (3. Aufl., 2 Bde., 1843), die «Histoire de France» (16 Bde., 1833—67) und der «Précis de l'histoire moderne» (Par. 1833, 9. Aufl. 1864), welcher das Meisterwerk dieser Art geblieben und in Frankreich ein classisches Buch geworden ist. In allen diesen Werken verbindet M. immer mit einer großen Kenntniß der Quellen eine Einbildungskraft, welche die Personen wieder aufleben läßt und die Schilderung dramatisirt. M. starb 9. Febr. 1874 in Hyères, wo er sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit aufhielt. Am 18. Mai 1876 wurde seine Leiche auf dem Kirchhofe Père-Lachaise zu Paris beigesetzt. Aus seinem Nachlaß erschien «Histoire du XIXe siècle» (3 Bde., Par. 1875). Vgl. Monod, «Jules M.» (Par. 1875).

Michelet (Karl Ludw.), vielseitiger philos. Schriftsteller, geb. 4. Dec. 1801 zu Berlin, besuchte das Französische Gymnasium daselbst und bezog im Oct. 1819 die Universität seiner Vaterstadt, um sich der juristischen Laufbahn zu widmen, wandte sich aber später philos. und philol. Studien zu. Nachdem M. 1824 auf Grund der Dissertation «De doli et culpae in jure criminali notionibus» promovirt hatte, ward er im Oct. 1825 am Französischen Gymnasium angestellt, wo er bis 1850 Unterricht in der Philologie und Philosophie ertheilte. Im Winter 1826 habilitirte er sich für Philosophie an der berliner Universität und wurde 1829 zum Professor ernannt. Seinen literarischen Ruf begründete M. mit dem «System der philos. Moral» (Berl. 1828) und drei Arbeiten über Aristoteles: außer einer Ausgabe der «Nikomachischen Ethik» (Bd. 1, Text, Berl. 1829; Bd. 2, lat. Commentar, 1835; 2. Aufl. 1848) noch «Die Ethik des Aristoteles in ihrem Verhältnisse zum Systeme der Moral» (Berl. 1827) und das von der pariser Akademie der moralischen und polit. Wissenschaften 1835 gekrönte Werk «Examen critique du livre d'Aristote, intitulé Métaphysique» (Par. 1836). Mit der ersten der beiden letztgenannten Schriften eröffnete M. einen neuen Abschnitt der Literatur über Aristoteles, indem er hier die von Hegel aufgestellte Ansicht begründete, daß Aristoteles kein bloßer Empiriker, sondern auch ein speculativer Denker sei. Hieran schlossen sich die beiden geschichtlich-philos. Werke: «Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel» (2 Bde., Berl. 1837—38) und «Entwickelungsgeschichte der neuesten deutschen Philosophie» (Berl. 1843). Von 1832—42 nahm M. an der Herausgabe von Hegel's Werken theil. Inzwischen erschien außer «Schelling und Hegel» (Berl. 1839), einer Streitschrift gegen Schelling, die «Anthropologie und Psychologie» (Berl. 1840) in einer von der Hegel'schen Darstellung in vielen Punkten abweichenden Bearbeitung. Seinen eigenen philos. Standpunkt hat er am bestimmtesten in den «Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele oder die ewige Persönlichkeit des Geistes» (Berl. 1841) und «Die Epiphanie der ewigen Persönlichkeit des Geistes, eine philos. Trilogie» (Thl. 1: «Ueber die Persönlichkeit des Absoluten», Nürnb. 1844; Thl. 2: «Der histor. Christus und das neue

Digitized by Google

Christenthum», Darmst. 1847; Thl. 3: «Die Zukunft der Menschheit und die Unsterblichkeit der Seele, oder die Lehre von den letzten Dingen», Berl. 1852; 2. Aufl. 1863) ausgesprochen. Die Persönlichkeit des Absoluten, die Bedeutung der Person Christi und die Unsterblichkeit der Seele werden darin als verschiedene Seiten einer und derselben Frage aufgefaßt. Außerdem veröffentlichte er die interessanten Abhandlungen «De Sophoclei ingenii principio» (Berl. 1830) und «Ueber die Sixtinische Madonna» (Berl. 1837), und betheiligte sich vielfach an wissenschaftlichen Zeitschriften, namentlich an den «Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik» und an der französischen «La liberté de penser». M. stiftete 1845 mit dem Grafen von Cieszkowski die Philosophische Gesellschaft zu Berlin und betheiligte sich 1848 und 1849 lebhaft an der Discussion der öffentlichen Verhältnisse in Zeitschriften sowie einer Reihe Broschüren. Im J. 1852 unternahm er eine Reise nach Italien, die er in dem Werke «Eine ital. Reise in Briefen» (Berl. 1856; 2. Ausg. 1864) beschrieb. Daran schließt sich die Schrift: «Das Forum Romanum oder die achte Region Roms» (Berl. 1877), in welcher er die Controverse über die Topographie des röm. Forums und des Capitolinischen Bergs zur Entscheidung zu bringen versucht. Eine der bedeutendsten Arbeiten M.'s ist «Die Geschichte der Menschheit in ihrem Entwickelungsgange seit dem J. 1775 bis auf die neuesten Zeiten» (2 Bde., Berl. 1859—60). Als Schriftführer der Philosophischen Gesellschaft redigirte er seit 1860 die philos. Zeitschrift: «Der Gedanke, Organ der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin», worin viele Aufsätze von ihm enthalten sind. Später veröffentlichte M.: «Naturrecht, oder Rechtsphilosophie als die praktische Philosophie» (3 Bde., Berl. 1866). In diesem Werke sucht M. der Umgestaltung unserer öffentlichen Zustände durch Aufstellung des Vernunftrechts und des Vernunftstaats die wissenschaftliche Begründung zu geben. In seinem großen Werke: «Das System der Philosophie, als exacter Wissenschaft» (Bd. 1: «Logik, Dialektik, Metaphysik», Berl. 1876; Bd. 2: «Die Naturphilosophie auf dem Grunde der Erfahrung», 1877; Bd. 3: «Die Philosophie des Geistes», 1877; Bd. 4: «Die Philosophie der Geschichte», 1878), will M. eine Versöhnung zwischen der speculativen Philosophie und den empirischen Wissenschaften begründen.

Michelis (Friedr.), einer der angesehensten Führer der altkath. Bewegung, ward 27. Juli 1815 zu Münster in Westfalen geboren. Sein Vater war ein namhafter Kupferstecher; von den Brüdern starb der ältere, Eduard M., 1853 als Professor zu Luxemburg; der jüngere, Alexander M., bekannter Landschaftsmaler, war seit 1863 als Professor an der Kunstschule zu Weimar angestellt und starb daselbst 1867. M. studirte in Münster, erhielt 1838 die Priesterweihe, widmete sich später in Bonn dem Studium der Philologie, worauf er als Kaplan und Religionslehrer am Gymnasium zu Duisburg angestellt ward. Im J. 1849 zum Professor der Philologie und Geschichte an das Seminar zu Paderborn, 1854 zum Director des theol. Convicts (Collegium Borromeum) zu Münster berufen, übernahm M. 1855, weil seine Grundsätze in der Leitung des Convicts mit denen des Bischofs nicht stimmten, die Pfarre Albachten bei Münster, 1864 die Professur der Philosophie am Lyceum Hosianum zu Braunsberg. Als Schriftsteller trat M. zunächst mit der «Entwickelung der beiden ersten Kapitel der Genesis» (Münster 1845) auf, welche die sog. Restitutionshypothese begründete, wonach der Fall der Geister als Motiv für die empirische Ausgestaltung des Stoffs im sog. Sechstagewerke in Betracht gezogen wird. Andere Schriften, besonders die «Kritik der Günther'schen Philosophie» (Paderb. 1854), «Die Philosophie Plato's in ihrer innern Beziehung zur geoffenbarten Wahrheit» (2 Abth., Münster 1859—60) suchten eine kath. Philosophie zu begründen durch Versöhnung der philos. Weltanschauung des Platonismus mit den Lehren der kath. Kirche. Der Bekämpfung der Darwin'schen Theorie und der materialistischen Weltanschauung dient die Zeitschrift «Natur und Offenbarung» und die Schriften «Der kirchliche Standpunkt in der Naturforschung» (Münster 1855), «Der Materialismus als Köhlerglaube» (Münster 1856), «Häckelogenie» (2. Aufl., Bonn 1876), u. a. m. Daneben entfaltete M. eine lebhafte polit. Thätigkeit im großdeutschen Interesse, war 1862 Mitbegründer des Reformvereins, trat 1866—67 als Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses der Bismarck'schen Politik scharf entgegen; das Mandat zum Constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes dagegen legte er bald nieder. Schon lange war M. wegen seiner philos. Richtung der jesuitischen Partei verdächtig. Im J. 1861 auf der münchener Generalversammlung der Auflehnung gegen Rom beschuldigt, trat er 1863 auf der durch ihn und Döllinger veranlaßten kath. Gelehrtenversammlung zu München der Knechtung der kath. Wissenschaft durch die Jesuiten mannhaft entgegen; demselben Zweck dienen die Schriften: «Kirche oder Partei?» (Münster 1865), «Funfzig Thesen über die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse der Gegenwart» (Braunsb. 1867) u. a. Schon 1865 trat

M. den infallibilistischen Tendenzen entgegen, während des Vaticanischen Concils war er ein Hauptgegner des neuen Dogmas, das er lebhaft bekämpfte in «Die Unfehlbarkeit des Papstes im Lichte der kath. Wahrheit» (Braunsb. 1869), «Die Versuchung Christi und die Versuchung der Kirche» (Braunsb. 1870) u. a. m. Auch nach der Verkündigung des neuen Dogmas gab M. seinen Widerstand nicht auf. Deshalb excommunicirt, trat er der altkath. Bewegung bei, für welche er als Herausgeber der Zeitschrift «Der Katholik», sowie durch eine ganze Reihe kleinerer Schriften und durch Reden und Vorträge, an verschiedenen Orten Deutschlands und Oesterreichs gehalten, auf das lebhafteste wirkt. Eine wissenschaftliche Tendenz zeigt M. in den größern Werken: «Geschichte der Philosophie von Thales bis auf unsere Zeit» (Braunsb. 1865), «Das Formentwickelungsgesetz im Pflanzenreiche» (Bonn 1869) und «Kant vor und nach dem J. 1870» (Braunsb. 1871), und vor allem in der Schrift: «Die Philosophie des Bewußtseins» (Bonn 1877), worin er seinen philos. Standpunkt der ganzen neuern Philosophie gegenüber kritisch begründet.

Michelsen (Andr. Ludw. Jak.), ausgezeichneter Germanist, geb. 31. Mai 1801 zu Satrup auf der schlesw. Halbinsel Sundewitt, erhielt seine Gymnasialbildung zu Altona und studirte dann zu Kiel, Göttingen, Berlin und Heidelberg die Rechte. Nach einer zweijährigen Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Holland und Dänemark hielt er sich mehrere Jahre in Kopenhagen auf, mit dem Studium der nordischen Geschichte, Sprache und Rechte beschäftigt. Seine treffliche «Geschichte Nordfrieslands im Mittelalter» (Schlesw. 1828) veranlaßte sodann 1829 seine Berufung zum Professor der Geschichte nach Kiel. Hier veröffentlichte er unter anderm das «Urkundenbuch zur Geschichte des Landes Dithmarschen» (Altona 1834) sowie die «Sammlung altdithmarscher Rechtsquellen» (Altona 1842); ferner die Schriften: «Ueber die Erbverpachtung größerer und kleinerer Grundstücke» (Rost. 1832), «Die vormalige Landesvertretung in Schleswig-Holstein» (Hamb. 1831), «Die erste holstein. Landestheilung» (Kiel 1838), «Der ehemalige Oberhof zu Lübeck» (Altona 1839) u. s. w. Wegen seiner deutschen Gesinnung in seinen amtlichen Verhältnissen zurückgesetzt, folgte er 1842 einem Rufe als Professor der publicistischen und germanistischen Rechtswissenschaft an die Universität Jena. Bei der Erhebung der Herzogthümer Schleswig-Holstein stellte er sich der Provisorischen Regierung in Rendsburg zur Verfügung, die ihm alsbald eine Mission nach Berlin übertrug. Nach seiner Rückkehr wurde er von Fenern und Nordschleswig in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er seinen Sitz auf dem rechten Centrum nahm. Nach Auflösung der Nationalversammlung kehrte er nach Jena zurück, wo er, neben seiner Lehrthätigkeit, in der Zeitschrift der Gesellschaft für die Geschichte Thüringens, an deren Spitze er trat, eine Sammlung «Rechtsdenkmale aus Thüringen» (5 Lfgn., Jena 1852—62) veröffentlichte. Nachdem M. seine Professur in Jena niedergelegt, wurde er 27. Oct. 1862 zum ersten Vorstand des Germanischen Museums in Nürnberg gewählt, welches Amt er im Jan. 1863 antrat. Beim Wiederausbruch der schlesw.-holstein. Bewegung verließ er jedoch Nürnberg und trat in Beziehungen zu dem Erbprinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, für welchen er publicistisch wirkte, unter anderm durch die Schrift «Ueber schlesw.-holstein. Staatserbfolge» (Gotha 1864). Seit 1864 lebte M. in Kiel, später in Schleswig. Aus dem Nachlaß Jensens' gab er die «Schlesw.-holstein. Kirchengeschichte» (2 Bde., Kiel 1873—74) heraus.

Michigan, einer der nördlichsten unter den Vereinigten Staaten von Amerika, besteht aus zwei Halbinseln. Die größere, südliche derselben erstreckt sich von der 330 Kilom. langen Grenzlinie der Staaten Indiana und Ohio 455 Kilom. weit nordwärts zwischen dem Erie-, St.-Clair- und Huronsee, welche durch die Straßen von Detroit und St.-Clair miteinander verbunden sind, im O., und dem Michigansee (s. d.) im W., bis zu der 67 Kilom. langen Straße von Mackinaw, welche die beiden letztern Seen verbindet. Die nördl., kleinere Halbinsel erstreckt sich von dem Montreal und Menomonee, den Grenzflüssen gegen Wisconsin, ostwärts zwischen dem Obern See im N. und dem Michigansee im S. bis zu der 97 Kilom. langen Straße von St.-Mary, welche den Obern mit dem Huronsee verbindet. Beide Halbinseln haben zusammen ein Areal von 146,202 QKilom., wovon 46,800 auf die nördliche kommen. Diese ist rauh, gebirgig und außerordentlich malerisch, besonders an den Küsten des Obern Sees, zwar in keiner Weise zu Ackerbauniederlassungen geeignet, aber reich an Kohlen und Metallen, besonders unerschöpflich an Kupfererz, das stellenweise sogar gediegen vorkommt. Die südl. Halbinsel hat keine Gebirge, ist zum Theil wellenförmig, steigt bis 100 Mt. über das Niveau der See auf und wird von einer Menge von Bächen und Flüssen bewässert, unter welchen der Raisin und Huron in den Eriesee, der Rouge in die Straße von Detroit, der Kalamazoo, St.-Joseph,

Digitized by Google

Muskegon und Manestee in den Michigansee, der Saginaw in die Saginawbai des Huronsees fällt. Das Klima ist im allgemeinen, namentlich im Norden, streng. Viele Gegenden sind Gallen- und Wechselfiebern unterworfen. Zum größern Theile ist M. mit herrlichen Waldungen von Eichen, Eschen, Linden, Ulmen, Zuckerahorn, Pappeln, Fichten u. s. w. bedeckt; theils besteht es aus trockenen und nassen Prairien oder aus Sümpfen, die im ganzen 18,440 QKilom. einnehmen. Doch ist des guten Bodens so viel vorhanden, daß man das Land ein sehr fruchtbares nennen kann. Im J. 1870 berechnete man den Werth der 98,786 bebauten und 4,057,753 Hekt. umfassenden Farmen auf 398,240,578 Doll. und den Gesammtwerth der ländlichen Producte auf 81,508,623 Doll. Der Holzhandel wurde 1870 in 1641 Schneidemühlen und sonstigen Anstalten betrieben und beschäftigte 20,576 Arbeiter. Der Bergbau lieferte für 4,312,167 Doll. Kupfer und für 2,677,985 Doll. Eisen. Salz wird namentlich in Saginaw gewonnen. Die Länge der Eisenbahnen betrug 5230 Kilom., von denen die Detroit- und Milwaukeebahn, die Michigancentralbahn und die M.-Southernbahn wichtige Glieder in dem großen Eisenbahnnetz bilden, das den Osten der Union mit dem Westen verbindet. Die Zahl der Bewohner betrug 1870 bereits 1,184,059 (gegen 749,113 im J. 1860). Die Staatsschulden beliefen sich 1875 auf 1,445,000 Doll. Für das Schulwesen ist sehr gut gesorgt, da die Bevölkerung hauptsächlich aus Neuengländern, Angehörigen der östl. Staaten, und Deutschen besteht. Auf der 1842 ins Leben getretenen Staatsuniversität zu Ann-Arbor (s. d.) wird der Unterricht unentgeltlich ertheilt, ebenso in den 6000 Volksschulen. Ein Schullehrerseminar besteht zu Ypsilanti. Im J. 1870 gab es im Staate 2239 religiöse Gemeinden mit 1415 kirchlichen Gebäuden, darunter die Methodisten mit 469, die Katholiken mit 148, die Baptisten mit 218 und die Presbyterianer mit 132 Kirchen. An Zeitungen und Zeitschriften erschienen 1870 im ganzen 211; davon waren 16 tägliche (3 deutsche), 174 wöchentliche und 16 monatliche. Der Staat, der 1836 in die Union aufgenommen wurde, zerfällt in 77 Bezirke. Die Hauptstadt ist seit 1847 Lansing (s. d.); früher war es Detroit (s. d.), überhaupt die bedeutendste Stadt im Lande. Wichtig durch seine Salzlager ist Saginaw. Im Nov. 1850 gab sich der Staat eine neue Verfassung. Danach üben die gesetzgebende Gewalt der Senat von 32 Mitgliedern, und das Repräsentantenhaus von nicht weniger als 64 und nicht mehr als 100 (zur Zeit sind es 100) Mitgliedern aus, welche beide auf je zwei Jahre gewählt werden. Die executive Gewalt hat ein auf zwei Jahre gewählter Gouverneur. Zum Congreß sendet M. zwei Senatoren und neun Repräsentanten.

Michigansee, einer der fünf großen canad. Seen, der einzige, dessen sämmtliche Ufer zum Gebiet der Vereinigten Staaten gehören, liegt zwischen dem Obern- und dem Huronsee und erstreckt sich in ovaler Gestalt von S. nach N., von der nordwestl. Ecke des Staates Indiana bis zur 6 Kilom. breiten Straße von Mackinaw. Im N. und O. von Michigan, im S. von Indiana, im W. von Illinois und Wisconsin begrenzt, beträgt die Länge desselben 512 Kilom., die mittlere Breite 42 Kilom., die Durchschnittstiefe 310 Mt., die Meereshöhe 175 Mt. und der Flächeninhalt 61,907 QKilom. Die an den M. stoßenden Landstriche sind zum größten Theil niedrig gelegen und sandig; die Kalk- und Sandsteinfelsen erheben sich nirgends zu steilen Klippen. Auf der Ostseite finden sich 50 Mt. hohe Sandhügel. Geolog. Anzeichen und die niedrige Wasserscheide, zwischen dem See und dem Thale des Illinoisflusses nebst der großen Breite dieses Thals, welches wie von einem gewaltigen Strome ausgewaschen erscheint, lassen vermuthen, daß die Gewässer des M. in einer frühern Periode ihren Abfluß durch das Mississippithal in den Golf von Mexico gefunden haben. Der See hat eine monatliche Flutwelle und wenige Buchten und Häfen. Von letztern sind die östlichen am besten, besonders diejenigen, welche in der Little-Traverse-Bai liegen, und Grand-Haven an der Mündung des Grand-River. Das in der südwestl. Ecke gelegene Chicago hat nur einen mittelmäßigen Hafen, wie auch Milwaukee und Sheboygan. Die wenigen Inseln des M. liegen am nördl. Ende. Trotz heftiger Stürme, welche öfters die Schifffahrt bedrohen, ist der Handel bedeutend.

Michoacan oder Mechoacan, eine der westl. Provinzen Mexicos, 1824 aus der ehemaligen Intendanz Valladolid gebildet, zwischen Xalisco, Guanaxuato und Queretaro im N., Mexico im O., Guerrero und der Südsee im S., Colima und Xalisco im W., zählt (1868) auf 61,400 QKilom. 618,240 E. Das Land gehört größtentheils den im ganzen fruchtbaren Westabfällen des Plateau von Anahuac an. Im Norden und Osten erhebt sich das Plateau zu fast 2000 Mt., trägt aber auch Schneegipfel, indem die Sierra Madre bei Anganguéo bis zu 3400 Mt. emporsteigt. Auf einer etwa 110 Mt. vom Ocean entfernten Ebene, am Westabhange des Tafellandes, erhebt sich 1265 Mt. über das Meer der Vulkankegel Jorullo, der in der Nach-

des 29. Sept. 1759 plötzlich 480 Mt. emporgetrieben wurde. Ueberhaupt ist das Land reich an vulkanischen Gesteinsbildungen und alten ausgebrannten Kratern. Die Flüsse sind unbedeutend und nicht schiffbar. Unter den zahlreichen Seen zeichnet sich der fast im Mittelpunkt des Landes in 2200 Mt. Höhe gelegene See von Patzcuaro mit fünf Inseln wegen seiner landschaftlichen Reize und seines Reichthums an Forellen aus, während der nordöstlichere See von Cuitzco oder Araron Natronsalze enthält. Der Boden ist im allgemeinen sehr fruchtbar, namentlich haben die gemäßigten Landstriche ein außerordentlich gesundes Klima und bieten einen schönen Wechsel anmuthiger, wohlbevölkerter Thäler dar. Mais und Weizen sind hier die wichtigsten Cerealien, Gemüse, Kartoffeln und Manioc werden in Menge gewonnen, ebenso vortreffliche Mandeln und Melonen. Hanf und Flachs wachsen ohne Pflege, auch Baumwolle, Zuckerrohr und Indigo gedeihen. Die Bergabhänge sind mit herrlichen Waldungen bedeckt. Der Papinzecan ist eine dem Lande eigenthümliche Pflanze und die Weiße Jalape hat von demselben ihren Namen Mechoacanwurzel. Die Schafwolle von M. gilt für die schönste Mexicos. Das Mineralreich liefert Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen und Salz; doch wird hauptsächlich nur auf Silber gebaut. Die Industrie beschränkt sich hauptsächlich auf den Bergbau, der jährlich 1,175,000 Doll. Ausbeute liefert. Der Handel mit Getreide, Baumwolle, Zucker, Lederwaaren und Metallen ist blos nach Mexico gerichtet und durch den Mangel an fahrbaren Straßen sehr erschwert. Häfen und schiffbare Flüsse fehlen gänzlich. Die einheimischen Indianer verfertigen schöne Arbeiten aus bunten Federn. Die Bevölkerung besteht größtentheils aus Indianern, welche drei Stämmen: den Tarasken, den Otomiten und den aztekisch sprechenden Chichimeken, angehören. Das Land M. bildete bei der Ankunft der Spanier ein indian. Königreich, welches dieselben unter Christoval de Olid 1524 eroberten und in die Intendanz Valladolid verwandelten. Der Staat ist in 17 Districte getheilt, hat eine höhere Bildungsanstalt, 81 Schulen und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten. — Hauptstadt und Bischofssitz von M. und insbesondere des Departements dieses Namens ist Morelia (s. d.). Westlich von ihr liegt an dem erwähnten See die Stadt **Patzcuaro**, mit regelmäßigen, breiten Straßen, einer Pfarrkirche, einem Nonnen- und drei Mönchsklöstern, einer höhern Schule (Colegia de Santa Catarina) und etwa 6000 E., die sich von Bergbau, Zuckersiederei und Handelsverkehr nähren.

Mickiewicz (Adam), einer der ausgezeichnetsten unter den neuern poln. Dichtern, geb. 24. Dec. 1798 zu Zaosie bei Nowogródek in Litauen von armen adeligen Aeltern, erhielt seine erste Bildung in seinem Geburtsorte und auf dem Gymnasium zu Minsk. Seit 1815 studirte er auf der Universität in Wilna und erwarb sich reiche Kenntnisse in Geschichte, Literatur und neuern Sprachen, aber auch in den Naturwissenschaften. Eine unglückliche Liebe schilderte er in dem Gedichte «Dziady» («Die Todtenfeier»), welchem er später in einem dritten Theile eine allgemeine, höhere Bestimmung gab. Die erste Sammlung seiner zerstreuten Gedichte, Romanzen, Sonette, Balladen, eine epische Erzählung «Grażyna» nebst den «Dziady» veröffentlichte er 1822 in Wilna, wodurch der Kampf mit den Classikern entschieden wurde. M. war damals Lehrer der lat. und poln. Sprache an dem Gymnasium zu Kowno. Infolge der 1823 über die Universität Wilna verhängten Maßregeln wurde er längere Zeit in Petersburg festgehalten und, obschon man keine Beweise einer Verschwörung auffand, in das Innere Rußlands verwiesen. In der Verbannung machte er eine Reise nach der Krim. Am Ufer des Schwarzen Meers dichtete er die trefflichen Sonette, durch die er sich die Gunst des Militärgouverneurs von Moskau, Fürsten Galizyn, erwarb, der ihn 1826 in sein Gefolge nahm. Unter dem Patronat dieses Gönners wurden auch M.'s Sonette gedruckt (deutsch von Schwab im «Deutschen Musenalmanach», 1833). Dann weilte er in Moskau und Petersburg, und ließ hier 1828 sein episches Gedicht «Konrad Wallenrod» (deutsch von Kannegießer, Lpz. 1834 u. 1858, und von Weiß, Brem. 1871) erscheinen, das ungemein zur Weckung des Nationalgefühls unter der poln. Jugend wirkte. Das widrige Geschick des Dichters erhöhte die Theilnahme an seinen Gesängen, und endlich gelang es seinen Verehrern, für ihn die Erlaubniß zu einer Reise ins Ausland zu erlangen. M. durchreiste 1829 Deutschland, wo er mit Goethe bekannt wurde, und Frankreich, und war in Italien, als 1830 die poln. Revolution ausbrach. Damals wurde seine «Ode an die Jugend» dadurch berühmt, daß die letzten Worte derselben 30. Nov. an das Rathhaus zu Warschau geschrieben und als ein glückliches Vorzeichen von der begeisterten Volksmasse tausendstimmig wiederholt wurden. Im J. 1831 lebte er in Dresden und im Sommer 1832 ging er nach Paris. Das Schicksal seines Vaterlandes veranlaßte ihn zu der Schrift «Księgi narodu polskiego i pielgrzymstwa polskiego» (Par. 1832), welche in einer der biblischen Sprache nachgebildeten Prosa Polens Bestimmung in der Vergangenheit

Digitized by Google

und Zukunft schildert (deutsch unter dem Titel «Die Bücher des poln. Volks und der poln. Pilgerschaft», Par. 1833). Sein episches Gedicht «Pan Tadeusz» (2 Bde., Par. 1834; deutsch von Spazier, Lpz. 1836), ein durchaus nationales Werk, enthält die treueste Darstellung poln. Volkslebens. Nachdem M. 1838 Professor der lat. Literatur in Lausanne geworden, übertrug ihm bald nachher die franz. Regierung den am Collége de France neucreirten Lehrstuhl der slaw. Literatur, und hier hielt M. 1840—43 seine «Vorlesungen über slaw. Literatur und Zustände» (deutsch, 4 Bde., Lpz. 1843—44; neue Ausg. 1849). Die Theilnahme M.'s an dem mystischen Treiben Towianski's (s. d.) veranlaßte die franz. Regierung, erstern auf unbestimmte Zeit von seiner Lehrthätigkeit zu dispensiren. Im J. 1848 ging M. nach Italien und Rom und suchte die Idee der poln. Legionen ins Leben zu rufen, kehrte dann aber nach Paris zu seiner Familie zurück. Als eifriger Verehrer Napoleon's III. erhielt er 1852 die Stelle eines Unterbibliothekars an der Bibliothek des Arsenals. M. ging 1855, um die Stimmung der türk. Slawen zu erforschen, nach dem Orient und starb 26. Nov. 1855 zu Konstantinopel. Eine Sammlung seiner Werke hatte M. selbst 1838 zu Paris (8 Bde.; neue Aufl., 11 Bde., 1860) veranstaltet; eine andere erschien nach seinem Tode (6 Bde., Lpz. 1862—69). Eine Sammlung seiner kleinern epischen Dichtungen erschien unter dem Titel «Ballady i Romanse» (Lpz. 1874). Vgl. «Adam M., eine biographische Skizze» (Lpz. 1857), und Fontille, «Adam M.» (Par. 1862).

Micrococcus, s. Mikrococcus.

Midas und **Gordias** sind die Namen, welche die phrygischen Könige nach den mythischen Königen dieses Namens zu führen pflegten (s. Gordium). Der erste König dieses Namens soll ein Sohn des Gordias und der Kybele gewesen sein und seiner Mutter das große Heiligthum in Pessinus geweiht haben. Dabei steht er dann auch in nächster Beziehung zu dem Dionysos und den Silenen der Phryger. Als er noch Kind war, trugen ihm Ameisen Weizenkörner in den Mund. Später wurde ihm von Dionysos der Wunsch gewährt, alles, was er berühre, in Gold zu verwandeln. Seit er sich auf den Rath des Gottes, um dieser lästigen Gabe los zu werden, im Paktolos gebadet, führt dieser Fluß Gold. Nach einer andern Sage erkannte er bei einem Wettstreite des Pan und Apollo, der Syrinx und der Kithara, dem Pan den Preis zu, wofür er von Apollo Eselsohren bekam. Er verbarg dieselben unter seiner phrygischen Mütze; aber sein Barbier entdeckte sie. Diesen drückte das Geheimniß so, daß er es wenigstens in eine Grube hineinflüsterte, über welcher aber bald Schilfrohr emporwuchs, durch dessen Flüstern die Sache verrathen wurde. Diese Sagen über M. sind in Griechenland entstanden, wo sie Stoffe für die Satyrdramen zu Athen abgaben.

Middelburg, Hauptstadt der niederländ. Provinz Zeeland, Sitz der Provinzialregierung sowie eines Provinzialgerichts, eines Bezirks- und Cantonalgerichts, mitten auf der Insel Walcheren gelegen, steht durch die Eisenbahn über Südbeveland mit dem Festlande und durch einen Kanal, der die schwersten Kauffahrteischiffe trägt und bei der Schanze Rammekens an der Südostseite der Insel endet, wo der eigentliche Hafen der Stadt sich befindet, mit der Westerschelde in Verbindung. Die Stadt ist hübsch gebaut, hat schöne offene Plätze sowie zahlreiche prächtige Wohnhäuser reicher Familien und zählt (1876) 16,012 E. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das prachtvolle, von Karl dem Kühnen von Burgund 1468 erbaute Rathhaus im goth. Stile, mit 25 Steinbildern der alten Grafen von Zeeland im Giebelfelde, die Peterskirche mit den Grabmälern von Cornelius und Jan Evertsen und die Abteikirche mit einem Denkmale des deutschen Königs Wilhelm von Holland und seines Bruders Florenz. Zu erwähnen sind auch das Museum mit vielen kostbaren Alterthümern, einem Planetarium, einer Bibliothek, einem Münzcabinete, desgleichen die Getreidebörse und die Handelscompagnie. Die Stadt besitzt ein Theater, einen Concertsaal, ein Gymnasium, eine Zeichenakademie, eine klinische Schule und eine höhere Bürgerschule, eine Gesellschaft für Wissenschaften, zwei naturforschende Gesellschaften, eine Wechselbank und ein freies Handelsentrepôt (das frühere Ostindische Haus). Früher war M. eine bedeutende Hansestadt und trieb ausgedehnten Handel mit Ost- und Westindien sowie mit der Levante. Gegenwärtig ist der transatlantische Verkehr nur unbedeutend.

Middendorff (Alexander Theodor von), Reisender und Naturforscher, Sohn des als Director des pädagogischen Centralinstituts zu Petersburg bekannten Theodor von M., geb. 18. Aug. 1815 zu Petersburg, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und ging, nachdem er seinen Universitätscursus zu Dorpat beendigt, nach Deutschland, wo er seine naturwissenschaftlichen Studien besonders in Berlin fortsetzte. Im Herbst 1839 erhielt M. an der Wladimir-Universität zu Kiew eine Anstellung als Professor-Adjunct für die Zoologie. In Gemeinschaft mit C. E. von Baer besuchte er 1840 das Eismeer und kehrte von Kola aus durch das Innere

Digitized by Google

von Lappland zurück. In dem Berichte über dieses Unternehmen, das in Baer's und Helmersen's «Beiträgen zur Kenntniß des Russischen Reichs» (Bd. 11, Petersb. 1845) abgedruckt ist, behandelte M. vorzugsweise die ornithologische Fauna Lapplands in Vergleich mit derjenigen anderer arktischer Gegenden. Hierauf bereiste er im Auftrag der Akademie der Wissenschaften 1842—45 den hohen Norden von Sibirien, wobei er besonders das Taimyrland untersuchte und bis an die Küsten des Ochotskischen Meers und an den obern Amur gelangte. Sein Bericht über die Amurgegenden veranlaßte die Einverleibung dieses Landes. Die ungemein reichen Ergebnisse seiner Reise legte er in dem Werke «Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens» (4 Bde., Petersb. 1848—75) nieder. Bald nach der Rückkehr von seiner sibir. Reise (Ende 1845) wurde M. zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften erwählt, bei welcher er 1855—57 das Amt eines beständigen Secretärs bekleidete. Im J. 1856 wurde er zum wirklichen Staatsrath, 1873 zum Geheimrath befördert, zog sich jedoch aus Gesundheitsrücksichten auf eins seiner Güter in Livland zurück. Im Sommer 1860 begleitete er den Großfürsten Wladimir auf seiner Reise nach Sibirien, als deren Resultat die Abhandlung über die Barabá (1870) erschien, im Sommer 1867 den Großfürsten Alexis nach Island und Nowaja-Semlja, was zu Bestimmungen der Meerestemperatur und der Strömungen Veranlassung bot.

Middlesex, nach Rutland die kleinste der Grafschaften Englands, aber von allen die reichste und wichtigste, im S. durch die Themse von Surrey geschieden, im W. von Buckingham, im N. von Hertford, im O. von Essex begrenzt, zählte 1851 auf 733,74 QKilom. 1,886,576, dagegen 1871 bereits 2,539,765 E. mit Einschluß des zu ihr gehörenden größern Theils der Hauptstadt London (s. d.), auf dessen Areal von 142 QKilom. allein 2,286,568 E. entfielen, sodaß zwar die ganze Grafschaft auf 1 QKilom. 3462, ohne die Hauptstadt aber nur 428 E. zählte. Der südwestl. Theil von M. besteht aus einer ausgedehnten, fruchtbaren Ebene, der nördliche ist hügelig. Die 134 Mt. hohe Hügelreihe bei Hampstead schützt London gegen Nordwinde; eine zweite, welche ebenfalls die Höhe von 121 Mt. nicht überschreitet, erstreckt sich längs der Grenze von Hertford. Zwischen beiden erhebt sich isolirt der Harrow-Hill. Reichliche Bewässerung geben die Themse und ihre Zuflüsse Colne an der West-, Lea an der Ostgrenze und Brent in der Mitte. Außerdem wird M. von mehrern Kanälen, namentlich dem Grand-Junction, durchschnitten. Der größte Theil des Landes ist Wiese oder Weide; weite Strecken sind auch von Baumschulen, Küchen- und Blumengärten eingenommen; London selbst ist von ausgedehnten Obst-, Blumen- und Gemüsegärten umgeben. Das Klima ist feucht und ungemein veränderlich. Im Winter liegen zuweilen mehrere Tage lang dicke Nebel auf der Gegend und im Frühjahr und Herbst gibt es nicht selten heftige Stürme. Die Bevölkerung findet ihren Unterhalt hauptsächlich in Viehwirthschaft und Gartencultur und führt ihre Producte der Hauptstadt zu, an welche sie sich übrigens auch in Bezug auf Fabrik- und Manufacturindustrie anschließt. Ganz M. schickt 14 Abgeordnete in das Parlament, nämlich 2 für die Grafschaft, 4 für die City London, 2 für die City Westminster und je 2 für die Parlamentsboroughs Marylebone, Finsbury und Tower-Hamlets. Die wichtigsten Orte nächst London und dem jetzt demselben einverleibten Chelsea (s. d.) sind Hampton-Court (s. d.), Kensington (s. d.), Enfield (s. d.); ferner Chiswick, ein Dorf von 8508 E. an der Themse, 11 Kilom. von London, mit Brauerei, schönen Gärten, bedeutenden Treibhäusern (namentlich dem Garten des Horticulturvereins), Landhäusern und dem Schloß des Herzogs von Devonshire; sodann Brentford, eine Marktstadt von 11,091 E., an der Mündung des Brent in die Themse, 14 Kilom. im Westsüdwesten von London, mit mancherlei Industrie, den Wasserwerken der West-London-Society, dem Sion-House, Sitz des Herzogs von Northumberland, und dem Osterley-Park des Grafen Jersey; Hanwell, ein Dorf am Brent, 19 Kilom. von London, mit dem 1841 eröffneten großartigen Irrenhaus, das über 22 Hekt. Land besitzt, 1000 Betten enthält, eine eigene Bäckerei und Brauerei, Bade- und Waschhaus, Stallungen für Kühe und Pferde, Bibliothek und Bazar zur Ausstellung von Handarbeiten hat und jährlich blos an Gehalten über 5000 Pfd. St. ausgibt; Colney-Hatch, ein Dorf 11 Kilom. von London, ebenfalls mit einem großen Irrenhaus, das 1852 mit einem Aufwande von 300,000 Pfd. St. erbaut ist und 1300 Patienten aufnimmt; Harrow on the Hill, ein Dorf 19 Kilom. von London, mit schöner Kirche und einer 1571 gestifteten Schule von 390 Zöglingen höherer Klassen; Hounslow, ein Flecken von 9294 E., 19 Kilom. von London, mit einer Pulvermühle und einer Militärmusikschule. Nahe diesem Orte liegt Kneller-Hall, ein Hauptseminar der Anglikanischen Kirche, mit großem, schloßähnlichem Gebäude, Kapelle und Bibliothek, welches 1850 durch das Committee of Council of Education eröffnet wurde. Endlich ist noch zu nennen

Digitized by Google

das in der Nähe gelegene Dorf Twickenham an der Themse, mit 10,533 E., vielen Landsitzen, Pulver- und Oelmühlen und einem Denkmale des Dichters Pope.

Midhat-Pascha, bedeutender türk. Staatsmann und Führer der jungtürk. Reformpartei, geb. 1825, nach andern 1824 in einer kleinen bulgar. Ortschaft, erhielt eine gute Schulbildung und trat 1839 als Hülfsschreiber zu Rustschuk in die Civiladministration ein. Bis gegen die Mitte der sechziger Jahre rückte er nur langsam in seiner Laufbahn vorwärts. Er war Kaimakam oder Bezirksvorsteher, als der damalige türk. Minister des Auswärtigen, Fuad-Pascha, dessen Aufmerksamkeit M. auf sich gelenkt hatte, seine Ernennung zum Generalgouverneur (Valy) der damals neugeschaffenen Donauprovinz (des Tuna-Vilajets) unter Erhebung zum Pascha veranlaßte. Er verwaltete das Tuna-Vilajet in musterhafter Weise bis gegen Ende 1867, wo er als Minister der öffentlichen Bauten in das osman. Cabinet eintrat. Doch wurde er schon 1868 auf Betrieb des ihm feindlich gesinnten Großvezirs Aali-Pascha als Generalgouverneur der Provinz Irak Arabi nach Bagdad gesandt. Nachdem er hier erfolgreich gewirkt, namentlich für die Verbesserung der Schifffahrt auf dem Euphrat und Tigris viel gethan hatte, kehrte er Ende 1871 nach Konstantinopel zurück und wurde 31. Juli 1872 zum Großvezir ernannt, trat aber schon nach zwei Monaten zurück und schloß sich nun mit Entschiedenheit der Opposition an. Im Mai 1876 wurde M. wieder Mitglied des Cabinets als Minister ohne Portefeuille; er betheiligte sich lebhaft an der Bewegung, welche den Sturz des Sultans Abd-ul-Asis herbeiführte, und wurde 19. Dec. 1876 zum Großvezir ernannt. Sein erster Schritt in dieser Stellung war die Proclamirung einer Verfassung (23. Dec.). Dieser Act geschah in Gegenwart der damals zur Conferenz in Konstantinopel versammelten Staatsmänner und wesentlich in der Absicht, um unter Berufung auf die in der Verfassungsurkunde in Aussicht gestellten Reformen die seitens der Conferenz gestellten Forderungen abzulehnen. M. erreichte seinen Zweck, da die Conferenz 22. Jan. 1877 resultatlos auseinanderging, fiel aber schon 5. Febr. einer Palastintrigue zum Opfer, wurde verbannt und lebte dann im Ausland. (S. Osmanisches Reich.)

Midianiter, ein arab. Volksstamm, hatten angeblich Midian, einen Sohn Abraham's von der Ketura, zum Stammvater und bewohnten der Mehrzahl nach den Landstrich zwischen der Nordseite des Arabischen Meerbusens und dem Glücklichen Arabien bis zu den Ebenen Moabs, während ein Theil derselben in der Arabischen Wüste nomadisirte. Sie trieben Handel, insbesondere nach Aegypten, und belästigten die Israeliten durch wiederholte Einfälle, bis Gideon sie demüthigte. Ihr Nationalgott hieß Baal-Peor.

Mid-Lothian oder Edinburghshire, die mittelste der drei Grafschaften von Lothian (s. d.) in Südschottland, zählt auf 950,68 QKilom., wovon zwei Drittel culturfähig sind, eine Bevölkerung von (1871) 328,379 E. und hat zur Hauptstadt Edinburgh (s. d.). Hinter dem Küstenstriche, in welchem Ebenen, Hügelgelände und herrliche Thäler abwechseln, erhebt sich das Pentlandgebirge, dessen höchster Punkt, der Carnethy-Cairn, 561 Mt. über das Meer aufsteigt, und welches die Braid-Hills und Blackford-Hills mit Spuren vulkanischen Ursprungs bis in die Nähe der Hauptstadt aussendet. Dicht südöstlich von derselben stehen isolirt zwei kahle, merkwürdig geformte Berge, der Arthur's-Seat von 251 Mt. und der Salisbury-Craigs von 166 Mt. Erhebung. Während die Pentland-Hills unfruchtbar sind und nur dürftige Heide bieten, enthalten die im Südosten durch das Thal des Esk und einen großen Torfmoor von ihnen getrennten Moorfoot-Hills, welche die Höhe von 700 Mt. erreichen, recht gutes Weideland. Bewässerung geben der Nord- und Süd-Esk, die aus romantischen Gebirgsthälern hervorbrechen, der Fluß von Leith und der Almond an der Ostgrenze. Unter den Kanälen ist der Unionskanal der wichtigste. Der Kreideboden ist vorherrschend, strichweise sehr fruchtbar und vortrefflich bebaut. Ausgedehnte Hutungen unterstützen die Viehzucht und Milchwirthschaft. Kalksteine, Porzellanerde und Brennmaterialien sind reichlich vorhanden, namentlich auch Steinkohlen, deren ergiebigste Lager bei Dalkeith ausgebeutet werden. Das Klima ist ziemlich kühl; die rauhen Ostwinde des Frühlings und die dichten Nebel des Herbstes schaden nicht selten den Feldfrüchten. Die Einwohner ziehen ihren Unterhalt hauptsächlich aus der Versorgung der Hauptstadt, des Mittelpunktes der Fabrik- und Manufacturindustrie, mit den Erzeugnissen der Landwirthschaft, des Bergbaues und der Fischerei. Außer Edinburgh und dessen Hafen Leith (s. d.) sind bemerkenswerthe Orte: der Borough Musselburgh an der Mündung des Esk, 7,4 Kilom. östlich von Edinburgh, mit 7577 E., welche starken Fischfang, Gemüsebau und Gerbereien, auch Leder-, Segeltuch- und Roßhaarzeugfabriken sowie Brauereien und Brennereien unterhalten, und der Flecken Dalkeith, 9,6 Kilom. im Südosten von Edinburgh, an der Eisenbahn, zwischen der Vereinigung des Nord- und Süd-Esk in hoher Lage hübsch erbaut,

Digitized by Google

mit sechs Kirchen, einem Armenhaus und 6386 E., welche Fabriken für Wollzeuge, Filz-, Biber- und Strohhüte sowie Brauereien und Brennereien unterhalten und wichtigen Kornhandel treiben. Im Dorfe Roßlyn, 13 Kilom. im Süden von Edinburgh, liegen die Ruinen der 1688 zerstörten goth. Kirche Roßlyn-Chapel und der Felsenburg Roßlyn.

Midshipmen (engl., d. i. Mittschiffsleute) heißen in der engl. und nordamerik. Marine die Cadetten der Kriegsschiffe, welche nach Erlernung des praktischen Seedienstes und Ablegung einer Prüfung Schiffslieutenants werden. Sie haben ihren Namen davon, daß ihr dienstlicher Aufenthaltsort während ihrer Wache die Mitte des Schiffs ist, von wo aus sie die Befehle des wachehabenden Offiziers nach dem Vordertheil überbringen. Die Zahl der M. auf einem Schiffe richtet sich nach dessen Größe und steigt bis zu 15 und 20. In der nordamerik. Marine gibt es außerdem Passed Midshipmen. Dieselben haben ihr Offiziersexamen gemacht und stehen um einen Rang höher als die einfachen M.

Miene nennt man die individuelle Gestaltung des menschlichen Antlitzes, wie sie sich nicht blos unbewegt, sondern namentlich wie sie sich bewegt zeigt und insofern als Zeichen und Ausdruck innerer Gemüthszustände sich darstellt. Das Mienenspiel ist daher ein Spiegel der Seele. Vorzugsweise charakteristisch sind die Veränderungen des Auges, des Mundes und der Stirn, in denen sich Zorn, Schmerz, Liebe, Spott, Nachdenken, Schreck u. s. w. in deutlich erkennbaren Zügen darstellen. Gewöhnlich verknüpft sich mit dem Mienenspiel die Geberde. Das Mienen- und Geberdenspiel ist zunächst etwas Unabsichtliches und Unwillkürliches; wird es absichtlich benutzt, so wird es oft ein Hülfsmittel der Verstellung. Als natürliches Symbol innerer Zustände ist es aber auch einer künstlerischen Ausbildung fähig. (S. Mimik.)

Mierevelt (Mich. Janson), berühmter Porträtmaler, geb. zu Delft 1568, der Sohn eines Goldschmieds, hatte Anton von Montfort, genannt Blocklandt, zum Lehrer. Seine Arbeiten ließ er sich sehr theuer bezahlen. Er war Mennonit, von liebenswürdigem Charakter und starb zu Delft 1641. M. malte treffliche Bildnisse, Stilleben und Bambocciaden, hat ein schönes Colorit und trotz seiner Fruchtbarkeit viel Fleiß in der Ausführung. Die vorzüglichsten ältern holländ. Stecher haben Blätter nach ihm geliefert. — Auch sein Sohn, Pieter M., geb. 1596, gest. 1632, ist als Porträtmaler geschätzt.

Mieris (Frans van), der Aeltere, das Haupt einer berühmten holländ. Künstlerfamilie und einer der ausgezeichnetsten Genremaler, geb. zu Delft 1635, wurde schon früh Schüler Gerard Dow's, dessen Richtung er sich in jeder Beziehung aneignete. Es war dies das feinere gemüthliche Genre, durchgängig in kleinem Maßstabe und mit der höchsten Sorgfalt im einzelnen ausgeführt; Farbe und Helldunkel sind von derselben Wahrheit und Schönheit wie bei Dow selbst, nur ist M. etwas bewußter und absichtlicher als sein Lehrer. Seine Bilder, meist Darstellungen aus dem geselligen und häuslichen Leben der Vornehmern, wurden schon bei Lebzeiten des Künstlers bis zu 2000 Livres bezahlt, und ihr Werth hat sich im Laufe der Zeit nur erhöht. Das Beste besitzen nächst den holländ. Sammlungen die Galerien in München, Dresden und Florenz. M. lebte sehr verschwenderisch. Er starb zu Leiden 1681. Die besten Stiche nach M. hat J. G. Wille geliefert. — Sein Sohn und Schüler, Willem van M., geb. zu Leiden 1662, war weniger erfinderisch als der Vater und malte auch nicht mit solcher Leichtigkeit wie dieser, ersetzte aber diese Mängel durch fleißige, fast ängstliche Vollendung seiner Gemälde. Er starb, als Mensch und Künstler hochgeachtet, 1747. — Ein zweiter Sohn von Frans van M., Jan van M., geb. zu Leiden 1660, ebenfalls ein ausgezeichneter Künstler, ging nach Florenz, wo er schon 1690 starb. Seine Gemälde bestehen in Bildnissen von bedeutender Größe. — Frans van M., der Jüngere, geb. 1689, ein Sohn von Willem, nach andern von Jan van M., war ein oft glücklicher Nachahmer der Werke seines Vaters und Großvaters. Mehr aber machte er sich bekannt als Historiker durch die «Historie der nederlandsche vorsten» (3 Bde., Haag 1732—35) und das «Groot charterboek der graaven van Holland, van Zeeland en herren van Vriesland» (4 Bde., Lpz. 1753—56), in welchen Werken die Münzen nach seinen Zeichnungen gestochen wurden. Er starb 1763. Seiner unvollendeten Geschichte von Leiden fügte Dan. van Alphen einen zweiten Band hinzu.

Mieroslawski (Ludw.), revolutionärer poln. Agitator und militärischer Schriftsteller, geb. 1814 zu Nemours in Frankreich. Sein Vater, poln. Oberst, war zuletzt Adjutant bei dem franz. General Davoust, seine Mutter eine Französin. Sieben Jahre alt, kam er nach Polen und befand sich in der Cadettenschule in Kalisch, als der poln. Aufstand von 1830 zum Ausbruch kam. Er trat in die Reihen der Nationalarmee, machte in derselben, zum Offizier befördert, den Feldzug mit und wanderte nach Beendigung des Kampfs nach Frankreich, wo er

Digitized by Google

seinen Aufenthalt in Paris nahm. In dieser Zeit schrieb er einige Erzählungen polit. Tendenz, von denen «Bitwa Grochowska» (Par. 1835), «Szuja», «Pugaczew», «Zelazna Maryna» (Par. 1836) gedruckt erschienen. Gleichzeitig schrieb er: «Aperçu rapide sur l'histoire universelle» (Par. 1836) und «Histoire de la révolution de Pologne» (3 Bde., Par. 1837). Sein Streben gewann eine bestimmtere und ernstere Richtung, als er sich um 1840 der demokratischen Partei der poln. Emigration anschloß und bald darauf in den Centralausschuß derselben gewählt wurde. Seit dieser Zeit arbeitete er mit rastloser Thätigkeit für die Zwecke der poln. Demokratie und widmete sich als designirter militärischer Chef der Revolution mit dem größten Eifer den polit. und Kriegswissenschaften. Als Frucht dieser Thätigkeit gingen aus seiner Feder hervor die Fortsetzung von Mochnacki's «Historya powstania narodu polskiego» (Bd. 3, Par. 1845) und «Kurs sztuki wojennéj, czyli Rozbiór krytyczny kampanii 1831» (Par. 1845; deutsch unter dem Titel «Kritische Darstellung des Feldzugs von 1831 mit Anwendung auf Nationalkriege», 2 Bde., Berl. 1847). In der poln. Verschwörung von 1846 war M. die leitende Persönlichkeit. Er wurde verhaftet, zum Tode verurtheilt, aber zu Gefängniß begnadigt und in den Märztagen 1848 befreit. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin ging er nach Posen, wurde hier Chef der bewaffneten Scharen und in einem glücklichen Augenblicke Sieger über preuß. Militär bei Miloslaw. Infolge eines Vergleichs begab er sich nach Paris, wurde von hier durch die demokratische Revolutionspartei als Commandeur nach Sicilien gesendet und im folgenden Jahre als Oberbefehlshaber der revolutionären Armee nach Baden berufen. Nach Unterdrückung des bad. Aufstandes lebte er zurückgezogen in Versailles. Hier schrieb er seine Darstellung des posenschen Aufstandes: «Powstanie poznańskie» (Par. 1860), in welcher er den dortigen Adel hart angriff. Bei Ausbruch der Insurrection von 1863 eilte er durch Deutschland nach der poln. Grenze und übernahm den Befehl über ein Freicorps, wurde jedoch 22. Febr. bei Radziejewo geschlagen. Nachdem er gegen die Dictatur des von der aristokratischen Partei unterstützten Langiewicz Protest erhoben, kehrte er nach Frankreich zurück.

Miesmuschel (Mytilus) heißt eine Gattung zweischaliger Muscheln, die sich durch gleichklappige, keilförmige Form der Schale auszeichnet. Das Schloß, womit die Schalen zusammenhängen, ist glatt, rinnenförmig, ohne Zähne, das Schloßband äußerlich, der Fuß des Thiers beilförmig geknickt und mit einer großen Byssusdrüse versehen, durch deren Gespinst das Thier sich an Steinen, Pfählen u. s. w. festhält. In allen europ. Meeren ist die eßbare M. (Mytilus edulis) sehr gemein und wird als Speise benutzt. Sie kommt selbst im Brackwasser bestens fort. An vielen Orten wird die violettblaue Muschel, deren gelbgefärbtes Thier auch als Köder für Fische benutzt wird, in der Weise gezüchtet, daß man Pfähle oder Holzwellen im Wasser befestigt, an welche die jungen Muscheln sich ansetzen, die nach drei bis vier Jahren marktmäßige Größe erreichen. Vgl. Möbius, «Ueber Austern- und Miesmuschelzucht» (Berl. 1870).

Miethvertrag heißt im allgemeinen jeder Vertrag, durch welchen man jemand den Gebrauch einer nicht verzehrbaren Sache oder gewisse Dienste gegen Entrichtung eines gewissen Lohns verspricht, und es schließt der M. im erstern Falle (locatio conductio rerum) auch den Pacht (s. d.) oder dasjenige Verhältniß ein, vermöge dessen jemand Gebrauch und Nutzung eines Landguts oder einer sonstigen Art Wirthschaft für einen bestimmten Zins erhält. Der Abmiether (conductor) ist berechtigt, die ihm übergebene Sache auf die bestimmte Art zu gebrauchen, kann aber auch, wenn keine besondere Uebereinkunft es hindert, deren Gebrauch andern in Aftermiethe (sublocatio) überlassen. Der Vermiether oder Verpachter darf vor beendigter Miethzeit dem Miethmann die Sache nicht entziehen. Der Miethmann ist zur Entrichtung des Miethzinses (merces, locarium) auch dann verpflichtet, wenn er durch persönliche Verhältnisse verhindert worden ist, die Sache zu gebrauchen. Der Lohnvertrag oder M. über Dienste (locatio conductio operarum) heißt Verdingungsvertrag (locatio conductio operis), wenn man sich zur Herstellung eines in sich abgeschlossenen Werks oder zur Durchführung eines Unternehmens jemand verbindlich macht, dagegen Dienstvertrag, wenn nicht so abgegrenzte, geringe Dienste, z. B. häusliche, auf gewisse Zeit gegen einen Lohn versprochen werden. Dienstleistungen höherer Art fallen unter den Gesichtspunkt des Mandats (s. d.). Uebrigens gehören Miethsstreitigkeiten zu den Feriensachen (Gerichtsverfassungsgesetz §. 202, 4) und sind Urtheile darüber auf Antrag für vorläufig vollstreckbar zu erklären (Civilproceßordnung §. 649). Vgl. Degenkolb, «Platzrecht und Miethe» (Berl. 1867); Abert, «Die Sachenmiethe» (Berl. 1870); Dankwardt, «Die locatio conductio operis» (Jena 1874).

Mignard (Pierre), franz. Porträt- und Historienmaler, geb. 1610 zu Troyes, Schüler von Simon Vouet, ging 1636 nach Rom, wo er Studien nach der Antike und nach ital. Meister-

Digitized by Google

werken machte und als Porträtmaler Beifall fand. Nach 22 Jahren ließ ihn Ludwig XIV. nach Frankreich zurückberufen. Er malte nun die Porträts der königl. Familie und aller großen Herren des Hofs. Die Königin-Mutter beauftragte ihn, die Domkuppel des Val-de-Grace in Fresco auszumalen, eine weitläufige Composition von 200 wenigstens dreimal lebensgroßen Figuren, die von Molière in einem eigenen Gedicht gefeiert wurde. Später arbeitete M. in Versailles und St.-Cloud, wurde unter Erhebung in den Adelstand an Lebrun's Stelle erster Hofmaler und Director der königl. Manufacturei. Er starb 13. Mai 1695 zu Paris. In Composition und Charakteren ahmte M. den Rafael, bisweilen auch den Domenichino nach; in dem zarten, aber schwächlichen Gefühl, in der Wärme, Klarheit und dem Glanz der Färbung, in der verschmolzenen Ausführung ist er dem Carlo Dolce verwandt, indeß gezierter als dieser. Seine Porträts sind fein aufgefaßt und in einem blühenden Colorit bearbeitet. Der größte Theil seiner mytholog. und biblischen Gemälde befindet sich im Louvre.

Mignet (François Auguste Alexis), namhafter franz. Geschichtschreiber, geb. 8. Mai 1796 zu Aix in der Provence, studirte die Rechte in seiner Vaterstadt, wo Gleichheit der Neigungen zwischen ihm und seinem Studiengenossen Thiers eine innige Freundschaft knüpfte. Beide machten zu gleicher Zeit ihr Advocatenexamen (1818), fühlten sich aber nicht sowol zur Juristenpraxis als zur Literatur hingezogen. Der Erfolg einer Abhandlung über die franz. Staatszustände zur Zeit Ludwig's IX., welche 1821, mit Beugnot's Arbeit, den von der Akademie der Inschriften für dieses Thema ausgesetzten Preis theilte (gedruckt unter dem Titel: «De la féodalité, des institutions de Saint-Louis et de la législation de ce prince», Par. 1822), bestimmte M. zu dem Entschlusse, sich dem literarischen Berufe zu widmen. Er ging nach Paris, wurde hier Mitarbeiter am «Courrier français» und hielt gleichzeitig am Athénée Vorlesungen über neuere Geschichte, welche vielen Beifall fanden. Im J. 1824 erschien seine «Histoire de la révolution française» (2 Bde., Par.), die in Frankreich oft wiederaufgelegt und in alle Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Burkhardt, 2 Bde., Lpz. 1842, und von Köhler, Lpz. 1874). Dieses Werk enthält keine ausführliche Schilderung der Revolution, sondern nur eine gedrängte Darstellung, in welcher das geschickte Zusammenfassen der Thatsachen und die Gruppirung der verschiedenartigsten Elemente um Einen Gedanken dazu dienen, den Gang der Französischen Revolution durch seine verschlungenen Wege und in seiner Nothwendigkeit vor Augen zu bringen. Obschon infolge der Julirevolution von 1830 eine den Grundsätzen und Bestrebungen M.'s entsprechende Regierung eintrat, lehnte er doch alle Theilnahme an Staatsgeschäften ab, indem er mit dem Staatsrathstitel nur die Archivarstelle im Ministerium des Auswärtigen annahm, die zu histor. Arbeiten sehr geeignet war. Seit 1832 Mitglied der Akademie der moralischen und polit. Wissenschaften, erhielt er 1836 auch einen Sitz in der Französischen Akademie. Im J. 1837 wurde er beständiger Secretär der erstgenannten Abtheilung des Instituts, in welcher Stellung er die herkömmlichen Gedächtnißreden (éloges) zu halten hatte. Dieselben sind Muster ihrer Art, indem es seiner überlegenen Geisteskraft gelang, in die frostig conventionellen Formen wahres Gefühl, Natürlichkeit und Wärme hineinzubringen. Die Reden erschienen gesammelt unter dem Titel «Portraits et notices historiques» (2 Bde., Par. 1843; deutsch von Stolz, Lpz. 1843). Zur Geschichte der Regierung Ludwig's XIV. veröffentlichte er die wichtigen «Negotiations relatives à la succession d'Espagne» (4 Bde., Par. 1836—42). Die Revolution von 1848 beraubte M. seiner Stellen im Ministerium und Staatsrath, und seitdem lebte er sehr zurückgezogen mit wenigen vertrauten Freunden. Außer den erwähnten Schriften veröffentlichte er noch: «Antonio Perez et Philippe II» (Par. 1845), «Histoire de Marie Stuart» (2 Bde., Par. 1851; deutsch von Bülau, Lpz. 1852 u. 1869), «Charles-Quint, son abdication, son séjour et sa mort au monastère de Yuste» (Par. 1854; 3. Aufl. 1858), «Éloges historiques» (Par. 1864), «Rivalité de François I et de Charles-Quint» (2 Bde., Par. 1875). M. ist ein bedeutender Schriftsteller und ebenso ausgezeichnet als Verarbeiter histor. Actenstücke wie durch Bündigkeit und Gedrungenheit der Darstellung. Die scharfe Genauigkeit des Ueberblicks, die weise Anordnung des Ganzen wie die Schönheit des Stils geben seinen Darstellungen etwas vollkommen Abgerundetes.

Mignon (Abraham), einer der berühmtesten Blumen-, Früchte- und Stilllebenmaler, geb. 1640 zu Frankfurt a. M., wo sein Vater Kaufmann war, kam, als dieser 1647 fallirte, in das Haus des Blumenmalers Jak. Moreel von Utrecht und von da zu dem berühmten J. D. van Heem in Utrecht, dessen Stil er sich bald völlig aneignete; doch blieb ihm Heem in der Freiheit und Keckheit der Behandlung überlegen. Aeußerst geschmackvoll in der Wahl der Blumen, wußte er sie auch wohl zu ordnen und mit überaus natürlichen Insekten zu zieren. Im Louvre befindet

Digitized by Google

ſich von ihm der Feldblumenſtrauß, in Frankfurt a. M. der todte Hahn, andere Stücke in Pommersfelden. Aus Liebe zu ſeiner Mutter, die in Wetzlar lebte, verließ er Holland und hielt ſich bei ihr bis zu ihrem Tode auf. Er ſtarb in Wetzlar 1679. Neben der berühmten Maria Sibylla Merian (ſ. d.) waren ſeine beiden Töchter ſeine vorzüglichſten Schülerinnen.

Migräne (verſtümmelt aus dem griech. ἡμικρανία, d. h. halbſeitiges Kopfweh) iſt eine beſondere Art Kopfſchmerz, welche gewöhnlich nur eine Seite des Kopfs einnimmt, heftiger auftritt als der gewöhnliche Kopfſchmerz und periodiſch, oft ohne eine veranlaſſende Urſache, wiederkehrt. Sie iſt der Hauptſache nach eine Neuralgie (ſ. d.) der ſympathiſchen Halsnerven, welche bald mit einſeitiger Erſchlaffung, bald mit krampfhafter Verengerung der Kopfgefäße verbunden iſt. Der Schmerz ſelbſt iſt nach Stärke und Sitz verſchieden. Die Anfälle kommen in ſehr verſchiedenen Zwiſchenräumen, von einer Woche bis zu mehrern Monaten, beginnen meiſt mit übler Laune und Verdauungsbeſchwerden, oft auch mit einer Fieberanwandlung, dauern 8—12 Stunden und endigen mit einem ſanften Schlafe. Die Anlage zur M. iſt oft erblich. Das Uebel befällt beſonders Erwachſene, aber es kann ſchon bei Kindern von ſieben bis acht Jahren auftreten; es verſchwindet meiſt im Alter. Blutarme, bleichſüchtige, hyſteriſche Perſonen ſind der M. am meiſten ausgeſetzt, beſonders nach Gemüthsbewegungen. Bei der Behandlung ſorgt man für Linderung der Schmerzen und Entfernung der veranlaſſenden Schädlichkeiten. Am beſten iſt es, den Kranken in einem dunkeln, kühlen Zimmer unter Entfernung aller Sinnes- oder Seelenreize (Geräuſche, Gerüche, Beſuche, Geſchäfte u. ſ. w.) ganz ruhig im Bett liegen und ſo den Anfall austoben zu laſſen. Manche empfehlen im Anfall ſtarken ſchwarzen Kaffee oder Thee, das Coffeïn (beſonders das citronſaure), das Morphium, das Chinin, das Amylnitrit, das Tief- und Langeinathmen; bisweilen nützen Ableitungen: Senffußbäder, Klyſtiere, Brauſepulver u. ſ. w. Die Radicalcur kann ſehr verſchiedene Wege einzuſchlagen haben, z. B. Stärkung (durch Stahlmittel, Chinin, Landluft u. ſ. w.), auflöſende Curen (Karlsbader oder Kiſſinger Waſſer) oder Bethätigung der Haut (Dampfbäder, Schwitzen in naſſen Decken u. ſ. w.). Auch leiſtet die Anwendung des galvaniſchen Stroms oft vortreffliche Dienſte.

Miguel (Dom Maria Evariſt), Uſurpator Portugals, geb. zu Liſſabon 26. Oct. 1802, der dritte Sohn des Königs Johann VI. und der ſpan. Infantin Charlotte Joachime, wuchs in Braſilien ohne alle Bildung heran. Nachdem er 1821 mit ſeiner Familie nach Portugal zurückgekehrt, ſtellte ihn ſeine Mutter an die Spitze der abſolutiſtiſch-theokratiſchen Partei. Eifrig von dieſer unterſtützt, beabſichtigte er, die Conſtitution umzuſtürzen und ſeinen ſchwachen Vater, wo nicht abzuſetzen, wenigſtens zu beherrſchen. Nachdem 1. März 1824 der treue Diener des letztern, der alte Marquis von Loulé, ermordet worden, ließ M. 30. April als Infant-Generaliſſimus die Miniſter verhaften, den Vater aber im Palaſte bewachen. Dieſer jedoch entkam 9. Mai, und M. ſah ſich genöthigt, um Gnade zu bitten. Gleich ſeiner Mutter 12. Mai des Landes verwieſen, ging er nach Wien. Nach dem Tode des Vaters 10. März 1826 ſah die Partei der Königin in ihm den Erben der Krone Portugals, welche ſein älterer Bruder Dom Pedro (ſ. d.) als Kaiſer von Braſilien nicht tragen konnte. Letzterer dagegen betrachtete ſich als den rechtmäßigen Nachfolger und gab Portugal 26. April 1826 eine Conſtitution, entſagte aber 2. Mai der Krone zu Gunſten ſeiner Tochter Donna Maria da Gloria (ſ. d.) und beſtimmte derſelben ſeinen Bruder M. zum Gemahl, der bis zu ihrer Volljährigkeit auch Regent ſein ſollte. M. genehmigte alles, beſchwor die Conſtitution, verlobte ſich mit ſeiner Nichte und wurde 3. Juli 1827 von Dom Pedro zum Regenten ernannt. Im Febr. 1828 langte M. in Liſſabon an und übernahm die Regentſchaft aus den Händen ſeiner Schweſter Iſabella. Doch ſchon 13. März löſte M. die conſtitutionellen Cortes auf, berief 3. Mai die alten Cortes und ließ ſich von dieſen 30. Juni als König proclamiren. Zwar erklärte Dom Pedro ſeinen Bruder aller Rechte für verluſtig und hob deſſen Verlobung mit ſeiner Tochter auf; allein M.'s Waffen ſiegten. Durch ein wildes Schreckensſyſtem unterdrückte nun der Uſurpator die Gegenpartei. Er mishandelte ſelbſt ſeine Schweſtern, und beging die grobſinnlichſten Ausſchweifungen. Endlich gelang es Dom Pedro, von Terceira aus 1832 Oporto zu erobern, 1833 Liſſabon zu beſetzen und Donna Maria dahin zurückzuführen. Am 26. Mai 1834 mußte M. zu Evora die Capitulation unterzeichnen, nach welcher er allen Anſprüchen auf den Thron entſagte und Portugal nie wieder zu betreten verſprach. Aber von Genua aus, wohin er ſich 1. Juni eingeſchifft, proteſtirte er gegen die von ihm unterzeichnete Acte. Im Sept. 1851 vermählte er ſich mit der Prinzeſſin Adelheid von Löwenſtein-Wertheim-Roſenberg (geb. 3. April 1831). Seitdem lebte er auf Schloß Heubach bei Miltenberg, dann ſeit 1856 auf Schloß Bronnbach bei Wertheim, wo er 14. Nov. 1866 ſtarb. — Sein Sohn, Dom Miguel, geb. 19. Sept. 1853, trat in

Digitized by Google

österr. Militärdienste. — Von seinen sechs Töchtern ist die älteste, Maria das Neves, geb. 1852, mit dem Infanten Alfons von Spanien (geb. 1849) vermählt; die zweite, Maria Tereza, geb. 1855, mit dem Erzherzog Karl Ludwig, dem Bruder des Kaisers Franz Joseph; die dritte, Maria Josepha, geb. 1857, mit dem Herzog Karl Theodor in Baiern; die vierte, Adelgunde, geb. 1858, mit dem Prinzen Heinrich von Bourbon, Grafen von Bardi.

Mikado, in der ältern Form Mikoto, d. i. Gebieter, der Titel des gegenwärtigen Beherrschers von Japan, Mudtsou-Hito, den schon alle Vorfahren desselben, von dem Stifter des Reichs, Zin-Mu-Ten-Wo (660 v. Chr.), an, geführt haben. Dieser Titel ist gleichbedeutend mit Kaiser. Da die M. auch höchste Priester der herrschenden Landesreligion, des Sin-to, waren, so entstand, nachdem Minamoto-no-Jjejasou 1603 zu der 1192 gestifteten Würde des Oberfeldherrn (Dei i Sgogun) gelangt und Gründer jener merkwürdigen, bis 1867 dauernden Staatsverfassung von Japan geworden war, welche die ganze executive Macht in die Hände des Sgogun legte, in Europa der keineswegs richtige Gebrauch, den Sgogun als weltlichen, den M. dagegen als geistlichen oder spirituellen Kaiser von Japan zu bezeichnen. Der Palast, den Zin-Mu-Ten-Wo sich bei der Gründung des Reichs zu Kasiwabara in Jamato auf Nipon baute, wurde Dairi genannt, welcher Name den Wohnungen aller seiner Nachfolger verblieb und nicht selten auch auf ihren fürstl. Bewohner übertragen wurde, sodaß man häufig, namentlich bei europ. Schriftstellern, M. und Dairi als gleichbedeutend findet. (S. Japan.)

Miklosich (Franz von), der gelehrteste Slawist der Gegenwart, geb. 20. Nov. 1813 bei Luttenberg im slaw. Theile von Steiermark, erhielt seine Gymnasialbildung erst zu Warasdin in Kroatien, dann zu Marburg in seinem Heimatlande. Nachdem er die sog. Philosophischen Jahrgänge in Gratz zurückgelegt, widmete er sich auf der Universität dieser Stadt vier Jahre hindurch den Rechtswissenschaften. Im Winter 1837 ward ihm in den beiden philos. Jahrgängen der gratzer Universität der Unterricht in der Philosophie anvertraut. Die damalige Form des höhern Unterrichts sagte ihm jedoch so wenig zu, daß er Advocat zu werden beschloß und in dieser Absicht 1838 nach Wien ging. Er ward daselbst zum Doctor der Rechte promovirt und hatte eben angefangen, in einer Advocatenkanzlei sich mit den Geschäften praktisch bekannt zu machen, als er 1844 die seinen Neigungen mehr zusagende Stellung eines Scriptors an der Hofbibliothek erhielt. Im J. 1848 ward M. von seinen Landsleuten zum österr. Constituirenden Reichstag gewählt. Sodann wurde er 1849 zum außerord., 1850 zum ord. Professor der Slawistik an der wiener Hochschule ernannt. Auch wählte ihn 1850 die kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu ihrem wirklichen Mitglied und 1866 zum Secretär der philos.-histor. Klasse. Im J. 1862 wurde M. als lebenslängliches Mitglied in den Reichsrath berufen. Um die Grundlagen zu einer vergleichenden Grammatik der slaw. Sprachen zu gewinnen, wandte er, durch ein gründliches Studium der mustergültigen Arbeiten von Jakob Grimm und Bopp vorbereitet, sich zunächst der sorgfältigsten Durchforschung der altslowen. oder kirchenslaw. Literaturdenkmäler zu. Als Ergebniß derselben erschienen die «Radices linguae palaeoslovenicae» (Lpz. 1845) und das «Lexicon linguae palaeoslovenicae» (Wien 1850; 2. Aufl. 1865), zwei Werke, mit denen er seine Befähigung zum Sprachforscher glänzend bekundete. Sein eigentliches Hauptwerk bildet jedoch die «Vergleichende Grammatik der slaw. Sprachen» (Bd. 1: Lautlehre, Wien 1852; Bd. 2: Stammbildungslehre, 1875; Bd. 3: Formenlehre, 1856, 2. Aufl. 1876; Bd. 4: Syntax, 1868—74), welche den Arbeiten von Jak. Grimm, Diez und Zeuß für die german., roman. und celt. Sprachen würdig zur Seite tritt. Außerdem veröffentlichte M. an Texten: «Vita S. Clementis» (griechisch, Wien 1850), «Codex Suprasliensis» (Wien 1851), «Apostolus monasterii Shishatovacensis» (Wien 1853), «S. Johannis homilia in ramos palmarum» (Wien 1845), «Vitae sanctorum» (Wien 1847); ferner die «Monumenta Serbica» (Wien 1858) und eine Ausgabe der russ. Chronik des Nestor (Wien 1860). Die von M. begonnene «Slaw. Bibliothek» (Bd. 1 u. 2, Wien 1851—58) ist ein Sammelwerk für die Geschichte und Literatur der Slawen. In Verbindung mit J. Müller gibt er die «Acta et diplomata graeca medii aevi» (Bd. 1—4, Wien 1860—70) heraus. Von M.'s übrigen Schriften sind noch zu erwähnen: «Formenlehre der altslowen. Sprache» (Wien 1850; 2. Aufl. 1854), «Lautlehre der altslowen. Sprache» (Wien 1850), «Altslowen. Formenlehre in Paradigmen» (Wien 1874) und «Chrestomathia palaeoslovenica» (Wien 1854 u. 1861); zahlreiche Einzeluntersuchungen, oft großen Umfangs, enthalten die Denkschriften und Sitzungsberichte der wiener Akademie, meistens Slawica betreffend, darunter aber auch die ausgezeichneten Forschungen «Ueber die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europas» (1872—77).

Digitized by Google

Mikrocephalen (griech. Kleinköpfe), eine Klasse von Blödsinnigen, die mit einem für normale Menschen absolut zu kleinen Gehirn geboren werden. Beim ausgesprochensten Grade dieser Misbildung erreicht der Schädel im erwachsenen Zustande kaum die Größe einer Faust und das Gehirn nicht einmal das Volumen des Gehirns eines Gorilla oder Orang-Utang. Infolge dieser angeborenen Verkümmerung des Gehirns ist die Stirn sehr niedrig, der Schädel kaum gewölbt, das Gesicht ungemein groß, die Augen von vorspringenden Bogenringen eingefaßt, Mund und Gebiß unverhältnißmäßig groß und vorspringend, die Vorderzähne schief gestellt (prognath), der Gaumen elliptisch in die Länge gezogen. An dem Schädel fallen besonders die Knochenleisten auf, welche die gewaltigen Kaumuskelansätze begrenzen und die zuweilen so weit an dem Schädel hinaufrücken, daß sie in der Mittellinie beinahe zu einem Kamme zusammenstoßen. Die Verkümmerung trifft hauptsächlich die obern Gewölbtheile des großen Gehirns, in welchen sich auch verschiedene Affenähnlichkeiten der feinern Bildung nachweisen lassen. Der Körper dieser Geschöpfe ist wohlgebildet, meist indeß etwas kleiner als im Durchschnitt bei der Rasse, in der sie geboren wurden. Die Aeltern aller bisjetzt genauer bekannten Fälle von M. waren wohlgebildete und gesunde Leute und hatten neben einem oder mehrern misbildeten Kindern andere, die keinen Fehler zeigten. Der Gesichtsausdruck, die Haltung, das ganze Wesen dieser Geschöpfe erinnert so sehr an die Affen, daß sie schon bei der Geburt als Affenkinder oder als Thiermenschen bezeichnet werden. Sie geben nur unartikulirte Töne von sich, lernen aber einzelne Worte, wenn auch undeutlich, nachsprechen. Im Gegensatze zu Cretinen sind sie in ihren Bewegungen sehr flink und hastig, klettern und spielen gern, ahmen jede Bewegung, jeden Gesichtsausdruck blitzschnell nach und zeigen in ihrem geistigen Verhalten durchweg die größte Aehnlichkeit mit Affen. Die meisten starben im Jünglingsalter. K. Vogt faßt die M. als eine Hemmungsbildung des großen Gehirns auf, welche sich etwa im vierten Monat geltend macht und infolge deren das große Gehirn auf einer niedern Stufe der Bildung stehen bleibt, die zugleich einen Rückschlag zu frühern Formen (s. Atavismus) darstellt und demnach auf den Weg zurückweist, den das menschliche Gehirn bei seiner allmählichen Ausbildung durchlaufen hat.

Mikrococcus (Kugelbacterie) ist der Name einer Gruppe von Bacterien (s. d.), welche äußerst kleine, kugelige oder ovale, durch Zweitheilung sich lebhaft vermehrende Zellen darstellen und neuerdings nicht nur bei zahlreichen chem. Vorgängen des täglichen Lebens (Gärung, Fäulniß, Verwesung), sondern auch bei vielen ansteckenden Krankheiten in den Säften und Geweben der Kranken gefunden und deshalb vielseitig für das wahre Contagium (s. d.) der betreffenden Krankheit erklärt worden sind. Sicher nachgewiesen ist das Vorkommen derartiger mikroskopischer Organismen bei verschiedenen putriden Infectionskrankheiten, insbesondere der Pyämie, Septicämie und dem Puerperalfieber, ferner bei der sog. Intestinalmykosis, einer rasch tödlichen Krankheit, bei welcher die Schleimhaut des Darmkanals sowie die Blutgefäße des Hirns strotzend mit Pilzen erfüllt sind, weiterhin bei den diphtheritischen Pseudomembranen, bei Milzbrand, Rotz, Pocken, Cholera, Typhus und einigen andern Affectionen. Dagegen ist die Frage noch unentschieden, ob die aufgefundenen Mikrococcen ihr Vorkommen nur dem Zufall und dem günstigen Boden, welchen ihnen die Krankheitsproducte gewähren, verdanken, oder ob sie wirklich die Ursache der pathol. Veränderungen, somit die eigentlichen Krankheitserreger sind. Am weitesten ist in der letztern Anschauung Hallier in Jena gegangen, welcher die Behauptung vertritt, daß die Bacterien und die ihnen verwandten Organismen aus den Sporen, d. h. Keimen, gewisser Schimmelpilze abstammen und unter entsprechenden Verhältnissen sich wieder zu diesen Pilzformen entwickeln, und für jede einzelne Infectionskrankheit specifisch verschiedene Arten, also einen besondern Blattern-, einen Typhus-, einen Cholera- u. s. w. Pilz annimmt. Wenn auch gegen diese Anschauung Hallier's von den verschiedensten Seiten die gewichtigsten Einwände erhoben worden sind, so drängen doch viele anderweite Beobachtungen immer mehr und mehr zu der Ueberzeugung hin, daß in der That zahlreiche Krankheiten durch Eindringen von parasitischen Pilzen in das Blut entstehen. Vgl. Hallier, «Gärungserscheinungen» (Lpz. 1867); Hoffmann, «Mykologische Berichte» (Gieß. 1870 fg.); Eidam, «Der gegenwärtige Standpunkt der Mykologie mit Rücksicht auf die Lehre von den Infectionskrankheiten» (2. Aufl., Berl. 1872); Steudener, «Ueber pflanzliche Organismen als Krankheitserreger» (Lpz. 1872).

Mikrokosmos, s. Kosmos.

Mikrolog (griech.), d. h. Kleinigkeitskrämer oder Silbenstecher, nennt man vorzugsweise einen solchen Gelehrten, der bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen auf ganz außerwesentliche Dinge einen hohen Werth legt und von diesem beschränkten Standpunkte aus auch die Leistungen anderer beurtheilt. Dieses verkehrte Streben des M. wird Mikrologie genannt.

Digitized by Google

Mikrometer (griech.) nennt man eine Vorrichtung zur Abmessung sehr kleiner Größen, die gewöhnlich an Fernröhren und Vergrößerungsgläsern angebracht ist. Erfunden wurde das M. um 1640 von Gascoigne, der zu jenem Zwecke in dem Brennpunkte des Fernrohrs feine Fäden befestigte, während nachher mehrere Physiker dazu sehr voneinander abweichende Vorschläge gemacht haben. Kirch zu Berlin erfand 1679 ein Schraubenmikrometer, bei dem die Fäden, zwischen welche der zu messende Gegenstand gebracht wird, mittels zweier sehr feiner Schrauben einander genähert und wieder entfernt werden können. Ein ähnliches M. mit einer Schraube brauchten schon 1666 die franz. Astronomen Auzout und Picard. Noch gegenwärtig werden Schraubenmikrometer angewendet, namentlich bei Vergrößerungsgläsern. Das einfachste aller astronomischen M. ist die das Gesichtsfeld begrenzende Blendung selbst, wenn sie genau kreisförmig abgedreht ist. Bequemer für die Beobachtungen aber ist das Kreismikrometer, bestehend in einem an beiden Seiten genau kreisförmig abgedrehten Ringe, der nur etwas kleiner als die Oeffnung der Blendung des Fernrohrs und an der Blendung entweder mittels Metallplättchen befestigt oder in ein in die Blendung eingespanntes ebenes Glas eingelassen wird. Dasselbe dient zur Bestimmung der Differenz in Rectascension und Declination zweier einander naher Gestirne und läßt sich an jedem Fernrohre anbringen. Auch kann man damit ohne Beleuchtung Beobachtungen anstellen, weshalb es sich ganz besonders zur Beobachtung der so schwach beleuchteten Kometen eignet. Dechales und Zahn empfahlen M. aus Gittern von Linien auf Glas, mit dem Diamant geschnitten, und zwar in solcher Feinheit, daß sie kaum $^1/_{100}$ eines Millimeters breit werden und daß ihre Abstände $^1/_{10}$ eines Millimeters und darunter betragen. Solche, jedoch noch viel feinere Glasmikrometer werden auch gegenwärtig noch in Verbindung mit Mikroskopen zur Messung sehr kleiner linearer Ausdehnungen gebraucht.

Ein sehr sinnreich construirtes Instrument ist das Rochon'sche M., welches ebensowol zur Messung der scheinbaren Durchmesser der Himmelskörper benutzt, als auf irdische Gegenstände angewendet werden kann. Dasselbe ist ein Doppelprisma aus Bergkrystall, welches in einem astron. Fernrohr zwischen Ocular und Objectiv angebracht wird; vermöge der doppelten Brechung des Krystalls entstehen von jedem Gegenstande, auf welchen man das Fernrohr richtet, zwei Bilder, eins durch den gewöhnlichen und eins durch den ungewöhnlichen Strahl; beide Strahlengattungen machen einen Winkel miteinander, der stets derselbe bleibt, wenn man auch das Prisma im Rohr verschiebt; nähert man also das Doppelprisma dem Objectiv des Fernrohrs, so treten die beiden Bilder näher aneinander heran, und schiebt man das Prisma weiter nach dem Ocular hin, so treten die Bilder mehr auseinander. Man kann also das Prisma auch so stellen, daß die beiden Bilder sich gerade berühren, oder auch so, daß sie sich decken. Auf der Außenseite des Fernrohrs ist nun eine Theilung angebracht, von welcher man für die bekannte Entfernung den Gesichtswinkel des Objects, und umgekehrt für den bekannten Gesichtswinkel die Entfernung desselben ablesen kann. Bei dem Gebrauche des Instruments verschiebt man das Prisma im Fernrohr so, daß die beiden Bilder des anvisirten Gegenstandes zur Berührung kommen, was sich durch Verschieben eines Knopfs auf der Außenseite des Rohrs bewirken läßt; ein Index gibt bei jeder Stellung des Prisma den Gesichtswinkel des Objects an, eine andere Zahlenreihe auf der äußern Fläche des Fernrohrs das Verhältniß der Größe des Objects zu dessen Entfernung für den bestimmten Gesichtswinkel. Kennt man also die Größe des Objects, so kann man aus dieser und dem durch das Instrument angegebenen Gesichtswinkel die Entfernung durch eine leichte Rechnung finden.

Mikronesien ist der Gesammtname für die im Osten der Philippinen gelegenen Inselgruppen, welche den nordwestlichsten Theil von Oceanien bilden; sie sind die Ladronen oder Mariannen, die Carolinen, die Palaosinseln und der Marshall- oder Lord-Mulgrave-Archipel.

Mikroskop (griech.) heißt jeder optische Apparat, durch welchen sehr kleine Gegenstände dem Auge vergrößert erscheinen. Man unterscheidet einfache und zusammengesetzte M. Das einfache M. ist eine sehr alte Erfindung; es besteht aus einer (oder auch mehrern dicht aneinanderliegenden und also nur die Stelle einer einzigen vertretenden) Glaslinse und wird gewöhnlich mit dem Namen Loupe (s. d.) bezeichnet. Das zusammengesetzte M. ist von Zacharias Jansen (1590) erfunden; es besteht wenigstens aus zwei in einer bestimmten Entfernung voneinander, gewöhnlich in messingenen Röhren befestigten Linsengläsern, von denen das eine, entsprechend wie beim Fernrohr, das Objectiv, das zweite das Ocular heißt; ersteres wird beim Gebrauche dem zu betrachtenden Gegenstande (Objectiv), letzteres dem Auge zugewendet. Das Objectiv ist bei dem M. eine sehr kleine Convexlinse, deren Flächen sehr stark gekrümmt sind und welche also eine sehr kurze Brennweite (s. Linse) hat. Wenn einem solchen Linsenglase

Digitized by Google

ein kleiner Gegenstand bis kurz vor dem Brennpunkte genähert wird, so erscheint hinter der Linse sein vergrößertes Bild in umgekehrter Lage, das man auf einem Papierschirme oder mit einer auf einer Seite matt geschliffenen Glastafel auffangen kann. Der Ort, wo das Bild hinter der Linse erscheint, wo also der Papierschirm oder die Glastafel hingestellt werden muß, wenn das Bild deutlich darauf erscheinen soll, hängt von den Krümmungen der Linse und von der Entfernung des Gegenstandes von derselben ab; je näher der Gegenstand der Linse kommt, um so weiter entfernt sich das Bild von ihr, wobei letzteres auch gleichzeitig an Größe zunimmt. Soll das Bild scharf und rein in seinen Umrissen sein, so muß die Linse durch Zusammensetzung aus zwei Linsen, einer convexen aus gewöhnlichem Glase und einer concaven aus bleihaltigem Flintglase, achromatisch gemacht und durch angemessene Wahl der Krümmungen der Oberflächen auch von der infolge ihrer Kugelgestalt vorhandenen Abweichung der Strahlen befreit sein. Das von einer solchen Objectivlinse erzeugte Bild fängt man in dem M. nicht mit einem Schirme auf, sondern man behandelt es gewissermaßen wieder als einen Gegenstand, indem man hinter dasselbe eine zweite Linse, das Ocular, so stellt, als wollte man das Bild durch sie wie durch eine Loupe betrachten, was erst dann geschieht, wenn das durch das Objectiv von dem Gegenstande erzeugte Bild sich etwas näher an dem Ocular, als die Brennweite des letztern ist, befindet. Das durch das Objectiv erzeugte vergrößerte Bild erscheint dann durch das Ocular von neuem vergrößert. Um hinlängliche Helligkeit für die Vergrößerungen zu erhalten, beleuchtet man die vor dem Objectivglase auf einem kleinen Tischchen befindlichen Gegenstände durch einen kleinen Hohlspiegel oder durch eine Linse, welche das zerstreute Licht des Himmels oder am besten das Licht einer weißen Wolke auf den Gegenstand concentriren. Das von Lieberkühn 1738 erfundene Sonnenmikroskop besteht aus einer (oder mehrern nur die Stelle einer einzigen vertretenden) Glaslinse, welche dem Objectiv des eben beschriebenen M. entspricht. Vor ihr stellt man den Gegenstand nahe in der Entfernung der Brennweite der Linse, aber noch ein wenig außerhalb derselben auf, sodaß auf einem mehrere M-ter hinter der Linse befindlichen weißen Schirme ein vergrößertes Bild entsteht. Zur Beleuchtung des Gegenstandes dienen eine oder mehrere vor dem Gegenstande befindliche Linsen, welche das von einem ebenen Spiegel in horizontaler Richtung zurückgeworfene Sonnenlicht auf den Gegenstand concentriren. Das Lampenmikroskop, das Hydrooxygengas-Mikroskop (s. d.) und das Photoelektrische M. unterscheiden sich von dem Sonnenmikroskop nur dadurch, daß anstatt des Sonnenlichts bei dem erstern das Licht einer Lampe, bei dem zweiten das Licht des durch ein Knallgasgebläse weißglühend gemachten Kalks und bei dem dritten das elektrische Kohlenlicht angewendet wird.

Die Bezeichnung der Vergrößerung eines M., d. h. der Zahl, welche angibt, wievielmal das durch ein M. erzeugte Bild größer als der wirkliche Gegenstand erscheint, ist eine doppelte: die lineariſche und die quadratische. Die lineariſche Vergrößerung gibt an, wie viel eine Linie verlängert erscheint; sie bezeichnet also das Verhältniß der scheinbaren Länge des vergrößerten Gegenstandes zu dessen wirklicher Länge. Die quadratiſche Vergrößerung nennt dagegen, wievielmal größer die Fläche des Bildes ist als die des wirklichen Gegenstandes. Will man daher die Linearvergrößerung auf die Flächenvergrößerung berechnen, so muß man die Zahl der erstern auf das Quadrat erheben, und umgedreht bei der Reduction der Flächenvergrößerung auf die Linearvergrößerung die Quadratwurzel der erstern ausziehen. Die Wissenschaft hat nach dem Vorgange Herschel's (bei Bezeichnung des Vergrößerungsmaßstabes für sein Riesenteleskop) die lineariſche Vergrößerung adoptirt, welche zwar weit anschaulicher, aber weniger präcis-wissenschaftlich ist, denn 1 Quadratmillimeter, zu 1 Quadratcentimeter vergrößert, hat (da 1 Quadratcentimeter = 100 Quadratmillimeter) eine 100fache (d. i. quadratiſche) und nicht blos eine 10fache (d. i. lineariſche) Vergrößerung erfahren. Die Optiker u. s. w. gebrauchen dagegen, als Reclame, sehr häufig die quadratiſche Vergrößerung, wo dann ganz bedeutende Zahlen herauskommen, denn eine 100fache Linearvergrößerung ist gleich einer 10,000fachen Flächenvergrößerung. Um den Grad der Linearvergrößerung eines M. zu suchen, legt man einen kleinen mikroskopiſchen Maßstab (ein sog. Mikrometer), bei welchem mehrere Millimeter je in 10 oder mehrere Theile getheilt sind, unter die Objectivlinse und vergleicht nun die scheinbare Größe desselben mit einem neben das M. gehaltenen wirklichen Metermaßstabe, indem man zusieht, wie sich die Theile des erstern zu denen des letztern verhalten. Bei einiger Uebung gelingt es leicht, das mikroskopiſche Bild mit dem wirklichen Maßstabe gewissermaßen zur Deckung zu bringen, wobei dann eine Vergleichung sehr gut angestellt werden kann. Findet man nun z. B., daß 1 Millimeter des mikroskopiſchen Maß-

Digitized by Google

ſtabes ſo vergrößert worden iſt, daß er 20 Centimetern des wirklichen Maßſtabes entſpricht, ſo hat das M. eine 200fache lineariſche Vergrößerung.

Das M. hat nicht nur in vielen Gebieten der wiſſenſchaftlichen Naturforſchung, insbeſondere der Botanik und Zoologie, ſondern in neuerer Zeit auch im praktiſchen Leben, z. B. zur Erkennung der Verfälſchungen der Lebensmittel und verſchiedener Waaren, der Dichtheit der Gewebe u. dgl., eine ausgedehnte Anwendung gefunden. Nicht minder wichtige Dienſte hat das M. der Medicin geleiſtet, indem erſt durch die mikroſkopiſche Forſchung die Zelle (ſ. d.) als letzte organiſche Einheit des thieriſchen Körpers erkannt und damit die wichtigen, epochemachenden Lehren der Gewebelehre und der Cellularpathologie (ſ. d.) begründet wurden. Viele verheerende Krankheiten des Menſchen, der Hausthiere und der wichtigſten Culturpflanzen (Infectionskrankheiten, Trichinoſe, die Krankheit der Weinſtöcke, Kartoffeln, der Seidenraupen u. a.) ſind erſt durch das M. in ihrem Weſen erkannt und mit ſeiner Hülfe wirkſam bekämpft worden. Hinſichtlich der mikroſkopiſchen Unterſuchung iſt im allgemeinen zu bemerken, daß die meiſten Gegenſtände nicht ohne weiteres unterſucht werden können, ſondern zuvor in geeigneter Weiſe vorzubereiten ſind; nur Flüſſigkeiten breitet man einfach auf einer kleinen Glasplatte, dem ſog. Objectträger, zu einer dünnen Schicht aus und bringt ſie dann, mit einem dünnen Deckgläschen bedeckt, unter das M. Von allen feſten Körpern dagegen werden zunächſt mit einem ſcharfen Raſirmeſſer oder mit einem eigenartigen Inſtrument, dem ſog. Mikrotom, zarte, durchſichtige Schnitte angefertigt und alsdann, mit Waſſer, Glycerin, Terpentinöl und ähnlichen aufhellenden Flüſſigkeiten befeuchtet, auf den Objectträger gebracht; von härtern Körpern, wie Knochen, Zähnen, Verſteinerungen, Geſteinen u. dgl., werden gröbere Splitter auf einem Schleifſtein erſt hinreichend dünn geſchliffen, während weiche, nicht ſchneidbare Gegenſtände zuvor in Alkohol, Chromſäurelöſung, Pikrinſäure und ähnlichen Flüſſigkeiten genügend erhärtet werden. Vgl. Harting, «Das M.» (aus dem Holländiſchen von Theile, 2. Aufl., 3 Bde., Braunſchw. 1866); L. Dippel, «Das M. und ſeine Anwendung» (2 Bde., Braunſchw. 1867—72); Nägeli u. Schwendener, «Das M.» (2. Aufl., Lpz. 1877, nur für pflanzliche Objecte); Frey, «Das M. und die mikroſkopiſche Technik» (6. Aufl., Lpz. 1877, nur für thieriſche Objecte); J. Vogel, «Das M. und die Methoden der mikroſkopiſchen Unterſuchung» (2. Aufl., Berl. 1877).

Milan, Fürſt von Serbien, ſ. Obrenowitſch.

Milanollo (Thereſa), ausgezeichnete Violinſpielerin, wurde 28. Aug. 1827 zu Savigliano bei Turin als die Tochter eines unbemittelten Tiſchlers geboren. Ihre Neigung zum Violinſpiel erwachte plötzlich, als ſie im Alter von vier Jahren in der Kirche ein Solo auf der Violine hörte. Auf ihr Andringen erhielt ſie von einem gewiſſen Ferrero Violinunterricht, bei dem ſie ſehr ſchnelle Fortſchritte machte. Thereſa wurde ſodann im Alter von noch nicht ſechs Jahren nach Turin gebracht, wo ſie unter der Leitung der Violiniſten Gebbara und Mora dahin gelangte, daß ſie noch vor ihrem ſiebenten Jahre öffentlich auftreten konnte. Nachdem ſie noch in verſchiedenen andern piemonteſiſchen Städten geſpielt, führte ſie der Vater 1836 nach Südfrankreich, wo ihre Fertigkeit, namentlich in Marſeille, Staunen erregte. Hierauf ging er mit Thereſa nach Paris und übergab ſie dem berühmten Lafont, der ſie ſechs Monate lang unterwies und dann mit ihr eine ſehr erfolgreiche Kunſtreiſe durch Belgien und Holland machte. Von dort wandte ſich Thereſa nach England, wo ſie in den bedeutendſten Städten Bewunderung erntete. Im J. 1838 kehrte ſie auf den Continent zurück und unternahm nun, im Verein mit ihrer Schweſter Maria, Kunſtreiſen durch einen großen Theil von Europa, auf denen ſie überall nicht nur durch ihre virtuoſe Technik, ſondern auch durch ihren ſinnigen und ſeelenvollen Vortrag außerordentlichen Enthuſiasmus hervorrief. Später trat ſie aus der Oeffentlichkeit zurück, und 1857 vermählte ſie ſich mit dem franz. Artillerieoffizier Parmentier, mit dem ſie in Toulouſe lebt. — Maria M., die jüngere Schweſter der Vorigen, geb. 1831, wurde von Thereſa zur Violinſpielerin gebildet und erwarb ſich ſeit 1838 neben ihrer Schweſter und Lehrerin Beifall, beſonders durch die geniale Friſche ihres Spiels. Sie ſtarb ſchon 21. Oct. 1848 zu Paris.

Milben (Acarida), eine Familie der Spinnenthiere bildend, ſind kleine, oft mikroſkopiſche Gliederthiere, deren Kopf, Bruſtſtück und Hinterleib verſchmolzen ſind. Sie haben in der Jugend drei, im reifern Alter vier Fußpaare, und ihr Hinterleib iſt ungegliedert. Ihre Ausbildungsſtufe iſt eine ſehr niedrige, da ſich bei ihnen, mit Ausnahme der bisweilen auch fehlenden Augen, von Sinnesorganen keine Spur zeigt. Manche nähren ſich durch Anbohren der Pflanzen, deren Saft ſie ſaugen, wie die in den Gärten ſehr unangenehme ſog. Spinnlaus (Gamasus telarius); andere leben als läſtige Schmarotzer auf Vögeln, Säugethieren und Inſekten oder gar auf andern M., wie die ſehr kleine Milbenmilbe (Acarus acarorum); mehrere wohnen in

Digitized by Google

kranken thierischen Körpern und einige schaden den Lebensmitteln. Sie sind in viele Gattungen zertheilt worden, je nach der Beschaffenheit der Füße, der Kiefern oder des Saugrüssels oder dem Vorhandensein oder Fehlen der Augen. Zu ihnen gehört die rothe Erdmilbe (Trombidium holosericeum), welche oft rothe Erdspinne genannt wird und bei uns zwischen Gartenerde und unter Gebüschen häufig ist. Auf Taubenschlägen, Hühnerställen und Vogelkäfigen ist die Vogelmilbe (Dermanyssus avium) sehr häufig, welche den Vögeln Blut aussaugt und deshalb röthlich gefärbt ist. Die Büchermilbe (Cheyletus eruditus) lebt vom Kleister unter Einbänden von Büchern an feuchten Orten. Im hohen, herbstlich dürren Grase hält sich die rothe Grasmilbe (Leptus autumnalis) auf; diese bohrt sich in die Haut ein und erregt peinliches Jucken. Am berüchtigtsten ist jedoch Persiens Giftmilbe oder die persische Saumzecke (Argas persicus), die in Reisebeschreibungen als Giftwanze von Miana aufgeführt wird. Sie soll vorzüglich in der Stadt Miana einheimisch sein, den Menschen durch ihren Biß binnen 24 Stunden tödten können und bereits die Bewohner aus mehrern Dörfern Persiens vertrieben haben. Dies sind jedoch starke Uebertreibungen; wahr ist nur, daß ihr Biß bedeutende Schmerzen erregen und auch wol Geschwüre hervorbringen kann. In Deutschland lebt eine verwandte Art (A. reflexus) in den Taubenschlägen und verbreitet sich von dort zuweilen in den Wohnungen. Sie sticht sehr empfindlich. Verwandt mit ihr ist der Holzbock (s. d.). Insbesondere wird aber eine der hierhergehörigen Gattungen ausschließlich mit dem Namen M. (Acarus) belegt, und zu ihr gehört die allgemein bekannte Käsemilbe (A. Siro), welche auf trockenem alten Käse lebt. In altem Mehle wohnt die Mehlmilbe (A. farinae), ja selbst der weiße Ueberzug auf trockenen Feigen, Pflaumen, Birnen u. s. w. besteht oft nur aus kleinen M. Unter den bei krankhaften Zuständen des Menschen vorkommenden M. sind besonders die Krätzmilbe (Sarcoptes scabiei), welche bei Krätzkrankheit (s. Krätze) erzeugt, und die Balgmilbe (Simonia folliculorum) zu erwähnen, welche letztere sich in den sog. Mitessern, dem talgartigen Inhalte der um die Nase gelegenen Hautbälge, findet. Vgl. Pagenstecher, «Beiträge zur Anatomie der M.» (2 Hefte, Lpz. 1860—61); Zürn, «Ueber M., welche Hautkrankheiten bei Hausthieren hervorrufen» (Wien 1877).

Milch im weitern Sinne des Wortes läßt sich definiren als eine von den weiblichen Säugethieren unter gewissen Verhältnissen in besondern Hautdrüsen abgesonderte Flüssigkeit, hauptsächlich aus Wasser, Fett, Käsestoff, Eiweiß, Milchzucker und mineralischen Salzen bestehend, welche von der Natur den Neugeborenen zur Nahrung bestimmt ist. Die unter normalen Verhältnissen abgesonderte M. besitzt, nachdem die ersten Tage nach der Geburt verflossen sind und sich eine gewisse Constanz in dem gegenseitigen Verhältnisse der einzelnen Milchbestandtheile herausgestellt, einen milden, angenehm süßlichen Geschmack, einen eigenthümlichen, besonders beim Kochen deutlich hervortretenden Geruch, eine rein weiße, hier und da leicht ins Bläulich- oder Gelblichweiße spielende Farbe, ist vollkommen undurchsichtig, wol aber in dünnen Schichten durchscheinend. Diese Undurchsichtigkeit hat darin ihren Grund, daß die M. einen ihrer Bestandtheile, das Butterfett, in einer Unzahl mikroskopisch kleiner Kügelchen, von deren Oberfläche das auffallende Licht nach allen Seiten hin zurückgeworfen wird, suspendirt enthält. Alle übrigen Milchbestandtheile sind in dem Milchwasser aufgelöst. Der Käsestoff oder das Caseïn schwankt in der Kuhmilch, von der allein im Folgenden die Rede ist, zwischen 3 und 5 Proc., und beläuft sich im Mittel auf 3,5 Proc. Wenn man den Käsestoff durch Lab ausgeschieden hat, so erfolgt beim Erwärmen der «Käsemilch» noch eine reichliche Abscheidung eines Proteïnkörpers, welcher in der Käsereipraxis den Namen Zieger oder Schotten führt. Der Eiweißgehalt schwankt in normaler M. zwischen 0,2 und 0,6 Proc. und beträgt im Mittel 0,4 Proc. An Butterfett findet sich in der M. 2,8 bis 4,5 Proc. durschnittlich 3,5 Proc., in thierwarmer M. ist es in fast gänzlich geschmolzenem Zustande enthalten, bei 16—18° erscheint es vollständig geronnen, aber erst bei 13° eigenthümlich starr und krümelig. Die Fettkügelchen der Kuhmilch haben durchschnittlich einen Durchmesser von 0,0042 Mmt. Der Milchzucker (s. d.) findet sich in der Kuhmilch in der Menge von 3—5,5, im Mittel von 4,6 Proc. Unter normalen Verhältnissen findet man in frischgemolkener M. keine Milchsäure (s. d.). An der Luft bildet sich bald aus dem Milchzucker etwas Milchsäure, deren Menge um so rascher zunimmt, je mehr sich die Temperatur der Blutwärme nähert. Früher schrieb man das Sauerwerden der M. der Einwirkung des der Zersetzung anheimfallenden Käsestoffs zu, neuerdings dagegen nimmt man nach dem Vorgange Pasteur's an, daß dieser Proceß von einem eigenthümlichen Ferment eingeleitet werde, welches möglicherweise schon im Euter vorhanden ist. In der Milchasche finden sich alle die mineralischen Nährstoffe der Pflanzen, wenn auch nur in geringer Menge

Digitized by Google

wieder. Die Quantität der Asche beträgt in normaler Kuhmilch im Mittel 0,75 Proc. Die Asche enthält große Mengen von phosphorsaurem Kali (55 Proc.), Chlornatrium (14 Proc.) und außerdem Kalk- und Magnesiasalze und Eisenoxyd. Endlich finden sich in der M. kleine Mengen von Gasen gelöst, welche aus Kohlensäure, Sauerstoff und Stickstoff bestehen. Nach einer großen Anzahl von Analysen von normaler Kuhmilch besitzt dieselbe nachstehende mittlere Zusammensetzung und lassen sich (nach Fleischmann) für die Schwankungen der einzelnen Bestandtheile folgende Grenzwerthe angeben:

	Mittlere Zusammensetzung		Grenzen der Schwankungen		
Wasser	87,25	Proc.	90,00 — 83,65		Proc.
Butterfett	3,50	»	2,80 — 4,50		»
Käsestoff	3,50	»	3,00 — 5,00		»
Eiweiß	0,40	»	0,30 — 0,55		»
Milchzucker	4,60	»	3,00 — 5,50		»
Aschenbestandtheile	0,75	»	0,70 — 0,80		»

Normale Kuhmilch hat bei 16° C. ein specifisches Gewicht von 1,029 bis 1,039, d. h. 1 Liter M. wiegt 1029—1039 Gr. Bei der großen Bedeutung der M. in hauswirthschaftlicher Hinsicht und dem enormen Verbrauch derselben ist namentlich in größern Städten die Milchfälschung eine häufig geübte Operation; diese Fälschungen bestehen im ganzen und großen darin, daß man die M. mit Wasser streckt, oder ihr einen Theil des Butterfettes entzieht, oder beide Manipulationen gleichzeitig ausführt. Die Vermischung von normaler M. mit abgerahmter M. ist in ihrem Effect gleichbedeutend mit einer theilweisen Abrahmung der M. Durch Verwässern der M. verliert dieselbe ihre Consistenz und ihre satte weiße Farbe und zugleich vermindert sich ihr ursprüngliches specifisches Gewicht. Das Abrahmen der M. ruft ähnliche Wirkungen hervor, jedoch vergrößert sich in diesem Falle das specifische Gewicht. Die Milchprüfung läßt sich im allgemeinen mit Berücksichtigung der optischen Eigenschaften der M., ihres specifischen Gewichts und der Bestimmung des Rahmgehalts ausführen und sind in dieser Hinsicht die Milchprüfungsinstrumente von Vogel und von Alex. Müller, sowie der Rahmmesser (Cremometer) von Chevallier zu empfehlen, jedoch kann keine einzige Milchprüfungsmethode die vollständige chem. Analyse ersetzen. Eine in jeder Beziehung befriedigende Controle der M. ist ein bisjetzt noch ungelöstes Problem und eine allgemein anwendbare und überall gleich gut brauchbare Milchprüfungsmethode läßt sich bisjetzt nicht angeben. Die Beurtheilung der von einzelnen Thieren stammenden M. auf ihre Reinheit ist sehr schwierig und nur in sachkundiger Hand einigermaßen möglich.

Von großer wirthschaftlicher Wichtigkeit sind die Methoden der Conservirung (oder Präserviren) der M. geworden. Nachdem unzählige Versuche den Beweis geliefert, daß die Aufbewahrung der normalen M. für längere Zeit durch kein Mittel in befriedigender Weise zu erreichen sei, hat man die von den Amerikanern Gail Borden und Horsford in Cambridge herrührenden Methoden der Bereitung von condensirter M. (Milchextract) verbessert und an vielen Orten, so zu Cham bei Zug und zu Luxburg in der Schweiz, zu Kempten im Algäu, in Holstein, in Thüringen, in England u. s. w. Fabriken errichtet, in denen durch vorsichtiges Eindampfen von frischer M. unter Zusatz von Rohrzucker Milchextract dargestellt wird, welcher in 4,5 bis 5 Theilen Wasser vertheilt, eine Flüssigkeit gibt, welche alle Eigenschaften einer mit Zucker versüßten reinen M. besitzt. Er besteht (nach den Analysen von P. Wagner und C. E. Thiel) im Durchschnitt aus 22 Theilen Wasser und 78 Theilen fester Substanz; von letzterer macht die Hälfte der zugesetzte Rohrzucker aus, während der Rest aus den normalen festen Milchbestandtheilen besteht. Nach dem jetzigen Stande der Milchconservirungsfrage ist das Milchextract die beste Form, unter welcher M. aufbewahrt und verwendet werden kann. Daß die M. außer als directes Nahrungsmittel noch eine große wirthschaftliche Bedeutung als Rohstoff für das Molkereiwesen (Butter- und Käsebereitung) hat, ist bekannt. Vgl. C. E. Thiel, «Amtlicher Bericht über die Nahrungsmittel auf der wiener Weltausstellung von 1873» (Braunschw. 1874); Fleischmann, «Das Molkereiwesen» (Braunschw. 1877).

Milchsäure (acidum lacticum). Die gewöhnliche M. oder Gärungsmilchsäure kommt in geringen Mengen im thierischen Organismus, besonders im Magensaft vor und entsteht unter gewissen Umständen durch eine besondere Gärung (Milchsäuregärung) verschiedener Zuckerarten. In letzterer Weise bildet sie sich beim Sauerwerden der Milch, im Sauerkraut, in den sauren Gurken und im Sauerteig. Auch durch eine Anzahl chem. Reactionen kann M. entstehen, so z. B. beim Erhitzen von Propionsäure mit Brom und Kochen der sich bildenden

Digitized by Google

Säure mit Wasser und Alkalien, wobei M. zum Vorschein kommt. In größern Mengen läßt sich die M. durch Gärung des Rohzuckers gewinnen, indem man Zucker und etwas Weinsäure in Wasser löst und zu der Lösung zur Ansiedelung der erforderlichen Ferumente alten Käse oder faulendes Fleisch setzt, außerdem noch Zinkoxyd beifügt und das Ganze bei einer Temperatur von etwa 50° 8—10 Tage stehen läßt. Die entstandene M. findet sich am Boden des Gefäßes in Krusten als Zinksalz ausgeschieden, von welchem durch Schwefelwasserstoff das Zink ausgeschieden und die zurückbleibende M. durch Abdampfen concentrirt wird. Sie erscheint als syrupdicke, stark sauer schmeckende Flüssigkeit, die bei weiterm Erhitzen sich zersetzt. Von den Salzen der M. oder den Lactaten ist nach der Pharmacopoea Germanica nur das Eisensalz (Ferrum lacticum) und das Zinksalz (Zincum lacticum) officinell. Bemerkenswerth und vieler Anwendungen fähig ist die Eigenschaft der M., phosphorsauren Kalk (Knochenerde) in großer Menge zu lösen. Die M. ist optisch inactiv. In neuerer Zeit hat die organische Chemie gezeigt, daß die M., welche in der Flüssigkeit des Muskelfleisches sich findet und zwar in größerer Menge während der Arbeitsleistung und mit Eintritt der Todtenstarre entsteht, von der gewöhnlichen M. verschieden ist; sie wird daher zum Unterschied von letzterer die Paramilchsäure genannt, sie dreht in wässeriger Lösung die Polarisationsebene nach rechts. Eine dritte M. ist die Aethylenmilchsäure, die neben der Paramilchsäure in der Fleischflüssigkeit sich findet und künstlich dargestellt werden kann. Sie unterscheidet sich von den beiden andern M. durch die verschiedenen Löslichkeitsverhältnisse ihrer Salze und durch ihre Zersetzungsproducte.

Milchschorf, Milchborke, einer der häufigsten Kinderausschläge, ist, wie der Kopfgrind, eine Form des Ekzems (s. d.) und befällt vorzugsweise Wange und Kinn, auch das äußere Ohr und andere Theile des Gesichts. Zuerst erscheint die kranke Haut roth, dann brechen kleine Bläschen auf derselben hervor, die sich allmählich mit eiterähnlicher gelber Flüssigkeit füllen und schließlich platzen. Die Flüssigkeit trocknet zu einer dicken gelben Kruste ein, unter der die nässende Haut liegt (nässende Flechte). Nicht selten bestehen zugleich Schnupfen, Augenentzündung und Schwellung der Drüsen unter dem Kinn und am Halse, daher die Ansicht, der Ausschlag sei skrofulös. Die Ursachen desselben sind unbekannt. Die Behandlung besteht in häufiger Entfernung der Krusten durch warmes Wasser, Oel oder Glycerin und Bedecken der wunden Hautstellen mit milden Zink- oder Bleisalben; bei starker Röthung und Schwellung der Haut empfehlen sich fleißige Umschläge mit kaltem Wasser und Abreibungen mit Seifengeist.

Milchstraße heißt von alters her der helle, weißliche Streifen, der sich fast in der Gestalt eines größten Kreises, welcher mit dem Aequator einen Winkel von ungefähr 63° bildet, um die ganze Himmelskugel erstreckt. Sie schneidet die Ekliptik in der Nähe des Sternbildes der Zwillinge, geht hierauf durch die Sternbilder Fuhrmann, Perseus, Kassiopeia, Cepheus und Schwan, dann, in zwei Arme getheilt (nur etwa zwei Fünftel des ganzen Zugs derselben sind ungetheilt), durch die Sternbilder Fuchs, Adler, Sobiesti'scher Schild, Schütze, Poniatowski'scher Stier und Schlangenträger. Bei dem Sternbilde des Kreuzes ist sie dem Südpole am nächsten; dann geht sie durch das Schiff und das Einhorn nach den Füßen der Zwillinge. Ihre Breite ist sehr verschieden und wechselt zwischen $3^1/_2$ und 22°; in vielen Gegenden erscheint sie dem bewaffneten Auge um 6—7° breiter als dem unbewaffneten. Schon Demokrit soll von der M. die richtige Ansicht gehabt und dieselbe aus dem vereinigten Glanze unzähliger Fixsterne erklärt haben. Dieselbe Behauptung sprach Galilei bald nach Erfindung der Fernröhre mit Bestimmtheit aus; aber erst William Herschel vermochte durch seine vortrefflichen Instrumente die M. wirklich in einzelne Sterne aufzulösen. Kant machte bereits um die Mitte des 18. Jahrh. darauf aufmerksam, daß sie, wenn anders Galilei recht habe, auf eine ungleiche Vertheilung der Sterne schließen lasse. Die Ansicht wurde durch Herschel's Beobachtungen vollkommen bestätigt, und gegenwärtig sind die meisten Astronomen der Meinung zugethan, daß die M. nichts anderes als eine linsen- oder vielleicht auch ringförmige, an einer Stelle in zwei Theile gespaltene Sternschicht sei, in deren Mitte oder nahe bei derselben unser Sonnensystem sich befinde. So erklärt sich ganz ungezwungen, warum die Sterne immer dünner gesäet zu sein scheinen, je weiter sich unser Auge von der M. entfernt. Den in Mitteleuropa sichtbaren Theil der M. hat Heis in seinem Himmelsatlas «Atlas coelestis novus» (Köln 1872) sowol der Ausdehnung als auch der Helligkeit nach möglichst genau verzeichnet.

Milchwirthschaft, auch Meierei oder Molkerei, nennt man denjenigen Theil der Viehwirthschaft, welcher die Verwerthung der Milch der Wiederkäuer, vorzugsweise der Kuh, ferner der Ziege und des Schafs, zum Zwecke hat. Im östl. Rußland und in den asiat. Steppen wird auch die Stute als Milchthier benutzt; in Arabien und Nordafrika das Kamel; in Südamerika

Digitized by Google

das Lama und Alpaca; in Nordeuropa das Rennthier. In der Landwirthschaft civilisirter Länder erstreckt sich jedoch der Molkereibetrieb nur auf die Producte der Rindviehzucht. Er ist entweder reine M., wenn die Milch ohne weitere Verarbeitung sofort verkauft wird, wie in den Bevölkerungscentren und in deren Nähe, jedenfalls die lucrativste Verwerthung; oder industrielle Molkerei (Holländerei), welche die Milch in Butter oder Käse und Zieger (s. d.) verwandelt, daneben noch aus den Rückständen Milchzucker und Milchessig gewinnt, oder dieselben zu vortheilhafter Schweinemästung benutzt. Bei der reinen M. kommt es auf die Menge, bei der zu verarbeitenden auf die Güte der Milch am meisten an; danach wird bedingt die Fütterung und Tränke der Milchthiere. Die Kühe werden gewöhnlich zweimal, seltener dreimal täglich gemolken; die Morgenmilch ist die reichlichste, die Abendmilch die gehaltvollste. Aufbewahrt wird die Milch im Milchkeller oder der Molkereikammer, einem Raume, welcher Sommers und Winters die gleiche Temperatur haben soll; sorgfältigste Reinlichkeit desselben sowie der Gefäße ist unerlaßliche Bedingung. Letztere hat man aus Holz, Thon, Steingut, Porzellan, Glas, Zink und emaillirtem Gußeisen. Bei der Verarbeitung der Milch auf Butter (s. d.) wird diese entweder durch die Maschine alsbald gewonnen, oder, viel häufiger, die Milch stehen gelassen und abgerahmt (süßer oder saurer Rahm, ebenso Butter). Zur Bereitung von Käse (s. d.) und dessen Nebenproducten wird die Milch sowol mit als ohne ihren Fettgehalt verwendet. Die M. sind entweder Alpwirthschaften oder Niederungswirthschaften. Jene erstern verwerthen die würzigen Kräuter der Hochgebirgsmatten, so in der Schweiz, Tirol, Salzburg, Steiermark, Kärnten, in den Pyrenäen, sowie in Norwegen und Schweden. Letztere siedeln sich da an, wo jährlich überschwemmte Marschgebiete keine andere Ausnutzung des Bodens zulassen als durch Viehweide; Holland, der deutsche Niederrhein, Schleswig-Holstein und die Danziger Niederung sind dergleichen Milcherzeugungsdistricte. Die Benutzung der Schafe für Molkereizwecke findet nur hier und da in besondern Oertlichkeiten statt; so in den piemont. und graubündner Alpen (die Bergamaskerheerden), im Jura, in Ungarn, in den franz. Landschaften Brie und Perche. Viele berühmte Käsesorten bekommen Schafmilch als Zusatz; andere werden aus Ziegenmilch bereitet, so in den Pyrenäen, am Mont-Dore, in der Schweiz, im Altenburgischen, in Schlesien u. s. w. Rennthierkäse bilden einen Handelsartikel in Skandinavien. Vgl. außer den Werken von Papst, Schreibers, Morton: Hamm, «M. und Molkereibetrieb» (2. Aufl., Hamm 1863); Dietrichs, «M. in der Nähe großer Städte» (Berl. 1855); Martiny, «Die Milch u. s. w.» (2 Bde., Danzig 1871); Fleischmann, «Das Molkereiwesen» (Braunschw. 1876 fg.).

Milchzucker (saccharum lactis) ist ein Bestandtheil der Milch der Säugethiere und wird im großen besonders in der Schweiz durch Verdampfen der vom Fett- und Käsestoff befreiten Kuhmilch, der sog. süßen Molken (s. d.), und durch darauf folgende Krystallisation erhalten, worauf er durch wiederholtes Auflösen in heißem Wasser, Entfärben der Lösung durch Thierkohle und Krystallisiren gereinigt wird. Die Kuhmilch enthält gegen 5 Proc. M. Im Handel trifft man ihn gewöhnlich in der Form von Cylindern an. Er ist in Alkohol und Aether gar nicht und in Wasser schwerer als der Rohrzucker löslich; auch ist er härter und enthält mehr Kohlen- und weniger Sauerstoff als dieser. Der M. besitzt einen schwachen, aber angenehmsüßen Geschmack und hat die Eigenschaft, manche Metalle (Kupfer, Silber, Quecksilber) aus ihren Lösungen zu reduciren. Man verwendet daher zuweilen seine Auflösung technisch zur Herstellung von Silberspiegeln, d. h. zum Ueberziehen von Glasplatten mit einer dünnen Silberschicht, an Stelle des weit weniger praktischen Zinnamalgams. In der Medicin benutzt man ihn als schwaches, die Verdauung beförderndes Mittel, meist jedoch nur, um kleine Gaben stärkerer Mittel, welche man ihm beimischt, in feinvertheiltem Zustande zu geben. Auch wird er zu sog. künstlichen Molkenpulvern verwendet, indem man ihn mit arab. Gummi zusammenreibt und in Wasser auflöst. Durch Digeriren mit verdünnten Säuren oder durch Fermente spaltet sich der M. unter Wasseraufnahme in Lactose und eine zweite Zuckerart, welche Traubenzucker zu sein scheint. Infolge dessen geht er in Berührung mit Ferment in die Alkoholgärung über; daher geht Milch unter Umständen in eine alkoholhaltige Flüssigkeit über. (S. Kumiß). Der M. wurde zuerst 1619 von Bartoletti erwähnt und vorzüglich durch Testi 1698 bekannt.

Milde Stiftungen nennt man in Liegenschaften oder auf andere fruchtbringende Weise angelegte Werthe, deren Ertrag zu vorgeschriebenen Zwecken der Wohlthätigkeit, wie zur Witwen-, Waisen-, Invaliden-, Kranken- und Armenpflege, zur Gewährung unentgeltlichen Unterrichts oder einer Beihülfe zu höhern Studien (Stipendien) fortdauernd verwendet wird. Dergleichen Stiftungen können sowol vom Staate oder von communalen und religiösen Körperschaften als von einzelnen oder vereinigten Privaten unter Bestätigung der zuständigen Behörde gegründet

Digitized by Google

sein. Die Wohlthaten, welche sie bieten, unterscheiden sich von der öffentlichen Armenpflege durch die Freiwilligkeit des Gebers und meistens auch durch ihre Form, von den gewöhnlichen Privatalmosen und Hülfsleistungen durch ihre Gleichmäßigkeit und Regelmäßigkeit, sowie durch das Recht, welches gewisse Familien (bei den Fideicommissen), Berufs- oder Armenklassen (bei den Stipendien) auf den Genuß der Wohlthat haben. In frühern Zeiten war es die Kirche, welcher man solche Stiftungen entweder als Vermächtnisse für den Todesfall oder als Schenkungen bei Lebzeiten zur Verwaltung übergab. Auch waren die Zwecke derselben in damliger Zeit öfter vielmehr kirchliche als wohlthätige, wie z. B. die Gründung eines Klosters, einer Wallfahrtskapelle oder die Veranstaltung einer Anzahl von Seelenmessen für die im Fegfeuer Leidenden. Später traten an die Stelle dieser «frommen Stiftungen», namentlich in den prot. Ländern, die «milden Stiftungen» zur Verbesserung der geistigen und materiellen Zustände jenes Theils der Menschheit, der sich selbst auch auf genossenschaftlichem Wege nicht hinreichend helfen kann. Der Name Fromme Stiftungen (piae causae) ist denselben wenigstens im amtlichen Ausdrucke geblieben, desgleichen die privat- und staatsrechtliche Ausnahmestellung, welche man jenen eingeräumt, wie die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand bei gewissen Fällen, die Steuerfreiheit und die Stellung derselben unter den besondern Schutz des Staats, womit eine Beaufsichtigung ihrer Verwaltung seitens des letztern sowie die Bürgschaft verbunden wird, daß ihr Vermögen niemals zum Staatsvermögen eingezogen oder für andere als stiftungsmäßige Zwecke verwendet werden solle. Doch gestatten in der Regel die Gesetzgebungen für den Fall, wo dieser stiftungsmäßige Zweck nicht mehr zu erreichen steht, die Substituirung ähnlicher Zwecke; so sind z. B. in mehrern Ländern die aus kath. Zeit stammenden Domkapitel oder Stifte nach Entschädigung der Capitularen und Aemter aufgehoben worden.

Milēt (griech. Miletos), die mächtigste und reichste unter den ion. Städten Kleinasiens, auf einem Vorsprunge der Küste Kariens am Südrande des Latmischen Meerbusens gelegen, war nach der Tradition von Auswanderern aus Attika unter Führung des Pyliers Neleus gegründet. Die herrliche Lage der Stadt, der vier Häfen zu Gebote standen, brachte Handel und Schifffahrt bald zur höchsten Blüte, und die Milesier eröffneten dem griech. Seehandel ganz neue Bahnen durch die zahlreichen Colonien und Handelsstationen, welche sie an den Gestaden der Propontis (des Marmarameers), des Pontus Euxinus (Schwarzen Meers) und der Maiotis (des Asowschen Meers), bis zu den Mündungen des Tanais (Don) und des Borysthenes (Dnjepr), ja noch weiter ins Binnenland hinein anlegten. Auch der Handelsverkehr mit Aegypten wurde den Griechen wesentlich durch die Milesier eröffnet. Ferner blühte in M. besonders die Fabrikation feiner Wollzeuge. Den so gewonnenen Reichthum trug die Stadt zur Schau in der Pracht ihrer öffentlichen Gebäude und Heiligthümer, zu denen auch das südlich von der Stadt in der Nähe des Vorgebirges Poseidion gelegene Heiligthum des Apollon in Didyma, in welchem das Geschlecht der Branchiden die erbliche Priesterwürde besaß, gehörte. M. verlor seine Unabhängigkeit nach dem Sturze der lydischen Herrschaft durch Kyros; doch that anfangs die milde pers. Herrschaft der Blüte der Stadt kaum irgendwelchen Eintrag. Für immer aber wurde dieselbe gebrochen durch den ion. Aufstand, dessen Hauptanstifter und Führer die Milesier waren, daher ihre Stadt, als sie nach hartnäckigem Widerstande von den Persern erstürmt worden war, gänzlich zerstört, die Einwohner theils getödtet, theils nach Persien abgeführt wurden (495 v. Chr.). Zwar siedelten sich bald wieder Griechen auf der verödeten Stätte an und stellten die Stadt wieder her, die nun unter ihrem alten Namen bis in die spätesten Zeiten des Alterthums fortbestand; doch blieb ihr nur ein Schatten ihres frühern Glanzes, sodaß die Griechen sprichwörtlich zur Bezeichnung starker Wechselfälle des Glücks sagten: «Vor Zeiten einst waren die Milesier mächtig». Heutzutage steht auf ihrer Stelle ein ärmliches Dörflein, das nach den ausgedehnten Bautrümmern, die es umgeben, Palatia (die Paläste) genannt wird. M. hat auch eine Anzahl bedeutender Gelehrter und Schriftsteller hervorgebracht: so im 6. und im Anfang des 5. Jahrh. v. Chr. die Philosophen Thales, Anaximander und Anaximenes und den Geschichtschreiber Hekatäos; später, im 1. oder 2. Jahrh. v. Chr., den Romanschreiber Aristides, dessen «Milesiaca», Erzählungen lasciven Inhalts, besonders bei den Römern großen Beifall fanden, die danach alle ähnlichen Schriften als Fabulae Milesiae (Milesische Märchen) bezeichneten. (S. Roman.) Die Ruinen der alten Stadt sowie des Tempels der Branchiden sind in neuerer Zeit erst durch Ch. Newton, dann durch Olivier Rayet und Albert Thomas untersucht worden; vgl. Newton, «A history of discoveries at Halicarnassus, Cnidus and Branchidae» (2 Bde., mit Atlas, Lond. 1861—63); Rayet und Thomas, «M. et le golfe Latimique» (Bd. 1, Par. 1877).

Digitized by Google

Militär (vom lat. miles, militaris, militia) heißt in allgemeinster Bedeutung der Krieger- oder Soldatenstand; auch wird ein einzelnes Mitglied desselben ein M. genannt. Speciell auf einen Staat bezogen, ist dessen M. sein Heer (s. d.). In jedem Staate ist das Militärwesen durch einen Theil der Staatsverfassung, die Wehrverfassung, geregelt. Diese bestimmt: 1) die Wehrpflicht (Militärpflicht) der Staatsangehörigen nach ihrer Dauer und Ableistung, sowie das Ersatzwesen; 2) die Stärke und Formation des M.; 3) die Grundlagen für die Militärökonomie oder Militäradministration. Die Wehrpflicht ist in den europ. Staaten (England für sein stehendes Heer ausgenommen) auf alle Einwohner, mit wenigen, durch das Gesetz bestimmten Ausnahmen, ausgedehnt, auch sind in den meisten Staaten der Loskauf und die Stellvertretung neuerdings abgeschafft. (S. Conscription und Wehrpflicht.) Der Ersatz wird durch Aushebung oder durch freiwilligen Eintritt der Dienstpflichtigen bewirkt. Außerdem kann das M. durch andere Freiwillige (s. d.), durch angesiedelte Truppen (s. Militärcolonien) oder durch Anwerbung (s. Fremdenlegion) verstärkt werden. Die Dienstzeit ist in allen Armeen soweit verkürzt worden, als es die Kriegstüchtigkeit gestattet. Da, wo sie noch sechs Jahre (Rußland) im stehenden Heere beträgt, tritt während derselben eine Beurlaubung im Frieden ein, sodaß die eigentliche Präsenzzeit bei der Fahne gegenwärtig fast überall nur zwei bis drei Jahre beträgt. Linie, Reserve und Landwehr bilden im allgemeinen die Abstufungen der Dienstzeit; nachher sind die entlassenen Mannschaften meist noch bis zu einem gewissen Alter zum Landsturm (s. d.) verpflichtet. Die Stärke des M. richtet sich nach der nationalen Wehrkraft, den Hülfsquellen und besondern Verhältnissen des Staats. Gewöhnlich beträgt sie zwischen 1—2 Proc. der Bevölkerung, steigt unter Umständen auf 2—3 Proc. und kann durch Milizaufgebot bis 7, ja, wo das ganze Volk zu den Waffen greift, für kurze Zeit auf 9—15 Proc. gebracht werden. Im Frieden ist der Heeresstand aus staatswirthschaftlichen Gründen geringer als im Kriege, für welchen er durch die Mobilmachung (s. d.) in jeder Hinsicht operationsfähig gemacht wird. Die Militärökonomie und Militäradministration umfaßt das Verpflegungs-, Bekleidungs- und Kassenwesen, das Militärmedicinalwesen, die Militärjustiz und Militärseelsorge, das Transportwesen, die Militäretablissements für das Kriegsmaterial, das Invaliden-, Pensions- und Versorgungswesen. Die immer großartigern Kriegsverhältnisse der Neuzeit machen auch an alle diese Zweige erhöhte Anforderungen. Besondere Sorgfalt hat man neuerdings der Militärkrankenpflege im Felde gewidmet, durch bessere Einrichtung der Lazarethe, Entfernung der Verwundeten und Kranken, soweit sie transportabel sind, vom unmittelbaren Kriegsschauplatze, Errichtung von Sanitätstruppen (Krankenträgercompagnien) u. s. w. Auch die Genfer Convention (s. d.) hat in dieser Hinsicht vortheilhaft gewirkt. Das M. bildet seinen eigenen Gerichtsstand, den Militärgerichtsstand, welcher seine höhere und niedere Militärgerichtsbarkeit und seine besondere Militärgesetzgebung hat. (S. Kriegsrecht.) Ein wichtiger Zweig der Militärverfassung ist das Militärerziehungs- und Bildungswesen, das in größern Staaten unter einer Generalinspection steht. Dasselbe hat die Bestimmung, für die Erziehung und den Unterricht der Militärzöglinge, für die Heranbildung von Offizieraspiranten und die höhere wissenschaftliche Ausbildung der Offiziere zu sorgen, überhaupt aber ein wissenschaftliches Streben im Heere zu befördern. Es umfaßt die Militärschulen im allgemeinen, die Militärerziehungs-, die Militärwaisen- und die Cadettenhäuser, die Unteroffizier- und Kriegsschulen, die Artillerie- und Ingenieurschulen, die Generalstabsschulen, Militär- und Kriegsakademien. Das Avancement zum Offizier ist im M. jetzt überall jedem Soldaten ohne Rücksicht auf seine Geburt zugänglich, wenn er sich dazu eignet und im Frieden eine wissenschaftliche Prüfung vor einer Commission besteht oder im Kriege sich auszeichnet. Kriegswissenschaftliche Bestrebungen von Militärschriftstellern haben schon frühzeitig eine Militärliteratur hervorgerufen, welche sich immer reicher und gediegener entwickelte. Repertorien derselben sind von Rumpf, Hoyer, Schütte, Scholl, Witzleben u. a., erschienen, desgleichen auch mehrere Militär-Encyklopädien, z. B. von von der Lühe, Rüstow, Poten, Niemann und Webel. Seit dem 18. Jahrh. ist auch eine Militärjournalistik entstanden und von Bedeutung geworden.

Militärcolonien bestanden schon zur Zeit Alexander's d. Gr. von Macedonien und unter den Römern. In neuerer Zeit fanden sie sich in dem Grenzinstitut des österr. Kaiserthums (s. Militärgrenze), in der Indelta in Schweden zu Ende des 17. Jahrh. und seit 1820 in Rußland. Die Einrichtung der sog. Indelta oder der eingetheilten Truppen in Schweden rührt von Karl IX. her, ihre förmliche Organisation aber, wie sie im wesentlichen noch besteht, von Karl XI. 1686, der sie zu dem Zwecke schuf, eine größere Kriegsmacht mit geringerm

Digitized by Google

Kostenaufwande bereit zu halten. Sie besteht darin, daß die Grundbesitzer für die Befreiung vom persönlichen Kriegsdienste einen oder mehrere Soldaten stellen, von denen jeder ein Wohnhaus nebst Acker und Viehstand erhält und, wenn er zum Dienste einberufen wird, von der Krone Sold. Die gegenseitigen Verpflichtungen des Soldaten und Grundbesitzers sind gesetzlich oder contractlich festgestellt. Zu den russischen M., welche schon unter Anna und Katharina II. versucht wurden, entwarf auf Alexander's I. Befehl Graf Araktschejew (s. d.) den Plan, dem die Idee zu Grunde lag, mittels Ansiedelung ganzer Regimenter unter einer besondern militärisch-bürgerlich-polizeilichen Verwaltung den Stand der Kronbauern mit dem Stande der besoldeten Krieger so zu verschmelzen, daß dadurch verschiedene Zwecke zugleich erreicht würden, nämlich Verminderung der Kosten für das stehende Heer, Erleichterung der Rekrutirung, Bildung einer Reserve für das Heer, Gründung eines Asyls für die ausgedienten Krieger und deren Familien und gleichzeitige Beförderung des Anbaues und der Bevölkerung culturfähiger Landstriche, in denen es bisher nur an der Hand eines thätigen Anbauers gefehlt hatte. Auf diese Weise bezweckte Araktschejew die ganzen Streitkräfte Rußlands längs der Grenze Polens, der Türkei und Kaukasiens in M. zusammenzudrängen. Sibirien verdankte zu jener Zeit, besonders zwischen 1820—25, einen großen Theil seiner Bevölkerung dem streng ausgeführten System jener M., in die Araktschejew 1825 bereits 400,000 männliche Bewohner, darunter 40,000 Mann zu Pferde, untergebracht hatte. Diese Idee verlor aber viel von ihrem beabsichtigten Nutzen durch die unerbittliche und rücksichtslose Strenge, mit der Araktschejew den vom Kaiser gebilligten Plan durchzuführen bestrebt war. Mehrfache Aufstände waren die Folge. Kaiser Nikolaus gab das System, die ganze Armee zu colonisiren, auf. Araktschejew, der allgemein verhaßt war, erhielt seinen Abschied. Die bereits vorhandenen M. erfuhren im Laufe der Zeit wesentliche Veränderungen. Nur die Ansiedelungen der Kosaken und die von etwa 2900 Soldatenfamilien am Kaukasus boten den frühern österr. Grenzeinrichtungen nahe Verwandtes. Sonst wurde 1831 Bauer und Soldat vollständig getrennt; ersterm lag die Erhaltung des letztern ob. Die Colonien im Süden zerfielen in die ukrainischen im Gouvernement Charkow, in die südrussischen im Gouvernement Cherson und in die in den Gouvernements Kiew und Podolien, letztere meist auf sequestrirten Gütern des poln. Adels errichtet. Seit 1857 sind jedoch alle M. als solche in Rußland aufgehoben.

Militärconventionen heißen die zwischen Preußen und den übrigen deutschen Staaten, exclusive der drei Königreiche, abgeschlossenen Verträge, welche die Contingente dieser Staaten mit dem preuß. Heere verbinden und gewissermaßen diesem einverleiben. Sie erklären sich aus dem Bedürfnisse einer engern Einigung der Armee, wie sie durch die Reichsverfassung eingeführt ist. Nur die Marine ist einheitlich geordnet unter dem Befehle des Kaisers und mit einem Reichsbeamten als Marineminister an der Spitze der Verwaltung. Für das Landheer dauert dagegen das preuß. Kriegsministerium noch fort, wenngleich die Reichsgesetzgebung das Heerwesen ordnet und die Kosten nur der Reichskasse überwiesen sind. (S. Preußen.) Auch die 1867 zwischen Preußen und Sachsen und 1870 zwischen dem Norddeutschen Bund und Würtemberg abgeschlossenen Verträge zur Regulirung der militärischen Verhältnisse werden M. genannt.

Militärgrenze war früher der Name des schmalen Streifen Landes an der türk. Grenze der Ungarisch-Oesterreichischen Monarchie, welcher nach einem besondern Plane militärisch eingerichtet war und ein eigenes Kronland bildete. Nachdem jedoch in neuester Zeit die alten Institutionen beseitigt und einzelne Theile der M. mit andern Kronländern vereinigt wurden, erhielt durch kaiserl. Manifest vom 8. Aug. 1873 der Rest des Landes eine neue Organisation unter dem Namen Kroatisch-Slawonisches Grenzgebiet und bildet jetzt mit Kroatien und Slawonien einen zur ungar. Krone gehörigen Ländercomplex. Das Gebiet zählt auf 18,914,88 QKilom. (1869) 699,228 E. und zerfällt in sechs Grenzdistricte, deren Verwaltungsbehörden, unter dem Titel «Kaiserlich-Königliche Districtsbehörde», ihre Sitze zu Gospic, Ogulin, Petrinja, Neu-Gradiska, Vinkovce und Mitrovic haben. Als oberste Administrativbehörde fungirt einstweilen noch das Generalcommando in Agram. (S. Kroatien.)

Den Grund zur M. legte schon König Sigismund von Ungarn durch die Errichtung des Zengger Capitanats. Eine weitere Ausbildung jedoch gewann diese Einrichtung erst im 16. Jahrh., als der König Ludwig II. von Ungarn seinem Schwager, dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich, die festesten Plätze Kroatiens, um sie auf eigene Kosten gegen die Türken zu vertheidigen, übergeben hatte. Ferdinand I. räumte damals flüchtigen Serben, Kroaten und Romanen, welche der Wuth der osman. Würger entgangen waren, die Grenzen von Kroatien zur Niederlassung und Vertheidigung ein. Sie blieben von Abgaben frei, jedoch zu beständigen

Digitized by Google

Kriegsdiensten verbunden, erhielten theils Sold aus österr. Hülfsgeldern, theils dienten sie ohne Sold. Die Ausbildung der kroat. Grenze entstand 1580 durch Aufnahme mehrerer Morlakenfamilien, vorzüglich aber durch die Ansiedelung zahlreicher Flüchtlinge aus der Kleinen Walachei, welchen 1597 der nachmalige Kaiser Ferdinand II. Unterkunft in 70 verlassenen Schlössern gab. Ein Privilegium Rudolf's II. verlieh ihnen Religions- und Abgabenfreiheit und machte ihnen die Bebauung ihrer Grundstücke und die Vertheidigung der Grenzen gegen die Türken zur Pflicht. Neue Ankömmlinge und Angeworbene schlossen sich ihnen in verschiedenen Zeiträumen an, indem man die Wichtigkeit des Grenzinstituts immer mehr einsah und dasselbe daher begünstigte. So entstanden nach dem Karlowitzer Frieden 1699 drei Grenzgeneralate, das karlstädter, warasdiner und Banalgrenzgeneralat. Das im Süden der karlstädter Grenze 1689 eroberte Land Likka, Korbawia und Zwonigrad wurde 1711 ebenfalls der Militärverwaltung untergeben, wodurch die karlstädter Grenze ihren Schlußstein und einen vermehrten Truppenbestand erhielt. Unter Leopold I., welcher den längs der Save, Theiß und Maros gelegenen Gegenden nach dem Vorbilde der kroat. Grenze eine militärische Verfassung zu geben beschloß, entstand 1702 die slawon. Grenze, welche 1747 eine Verminderung ihres Gebietes durch die Verschmelzung eines beträchtlichen Theils desselben mit Ungarn erfuhr; indessen wurde, zum Ersatz für diese bis auf die vorbehaltenen Bezirke an der Save eingegangene Grenzprovinz, das Grenzwesen im Banate ausgebildet und erhielt hier 1774 seine jetzige Ausdehnung. Zur Sicherung des Cordons in den Grenzplätzen von Slawonien und Syrmien wurde 1747 ein schon früher aufgestelltes Bataillon Tschaikisten in bester Wirksamkeit erhalten und 1763 auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia in den Landstrich zwischen der Donau und Theiß versetzt. Von derselben Kaiserin wurde auch die siebenbürg. Grenze errichtet, und zwar die Szeklergrenze 1764, die walachische 1766. Der Szistower Frieden 1791 wirkte auf die banatische, die karlstädter und Banalgrenze, indem er insbesondere der karlstädter Grenze auch Czettin verschaffte und die Grenzlinien im Banat berichtigte. Nach den unglücklichen Ergebnissen des Wiener Friedens 1809 vereinigte der Pariser Friede 1814 die Grenzländer wieder mit der österr. Monarchie. Dieselben bildeten bis 1848 staatsrechtlich zwar einen Theil des ungar. Reichs und des Großfürstenthums Siebenbürgen, waren aber durch eine ihrem Zwecke gemäße eigenthümliche militärische Einrichtung in den ungar. Erbstaaten nach Verfassung und Verwaltung gänzlich von denselben getrennt, in Siebenbürgen aber, wo die Grenzsoldaten ohnehin keine geschlossenen Bezirke bewohnten, sondern im Provinzialgebiete zerstreut lebten, nur militärisch-administrativ, nicht politisch gesondert. In den Wirren von 1848 wurde die M. anfangs unter die Botmäßigkeit des ungar. Ministeriums gestellt, schloß sich aber dann dem Kampfe gegen die ungar. Insurrection an.

Durch die Reichsverfassung von 1849 wurde das Militärgrenzgebiet zu einem eigenen Kronlande erklärt und erhielt 7. Mai 1850 ein neues Grundgesetz. Nach diesem war die Bestimmung der M. der innere und äußere Waffendienst. Die Grenzer standen für Militärvergehen und Militärverbrechen unter den Gesetzen des kaiserl. Heers, in allen übrigen Fällen unter den allgemeinen Gesetzen. Sie waren verpflichtet, dem Kaiser im Frieden und im Kriege, in und außer dem Lande alle Militärdienste zu leisten und zur Unterhaltung der innern Grenzanstalten beizutragen. Hingegen waren alle liegenden Güter der Grenzbewohner vollständiges Eigenthum der Grenzcommunionen, indem das nach dem frühern Grenzgrundgesetze von 1807 bestehende, aus dem grundherrlichen Lehnsverbande abgeleitete Verhältniß, wonach der Grund und Boden Staatseigenthum, aber zu erblichem Nießbrauch unter völliger Abgabenfreiheit an Bauernfamilien gegen die Verpflichtung des Kriegsdienstes verliehen war, aufgehoben wurde. Der Grundbesitz der Grenzhäuser zerfiel in Stammgut und Ueberland. Ersteres bildete nebst den Wohn- und Wirthschaftsgebäuden die Grenzansässigkeit, letzteres umfaßte alle übrigen Besitzungen der Grenzhäuser. Das patriarchalische Leben des Grenzvolks als Nationalsitte wurde unter den Schutz der Gesetze gestellt. Der Wehrpflicht unterlagen vom 20. Jahre an alle männlichen Grenzbewohner, welche in der Grenze ein unbewegliches Vermögen besaßen und die Waffen zu tragen im Stande waren. Der Grenzsoldat erhielt vom Staate die vollständige Bekleidung, Bewaffnung, Rüstung und Munition; außerdem erhielt jeder enrolirte Dienstmann der Feldbataillone einen jährlichen Beitrag, der im Felde und im Garnisonsdienste außerhalb des Grenzgebietes verdoppelt und noch mit einem Zuschusse vermehrt wurde. Die Verwaltung der M. war rein militärisch. Das Kronland stand unter dem Kriegsministerium und zerfiel ursprünglich in drei Militärgrenzgebiete, nämlich das kroatisch-slawonische, das serbisch-banatische und das siebenbürgische, welchen die Landes-Generalcommanden zu Agram

Digitized by Google

und Temesvar als obere Administrativbehörden vorgesetzt waren. Bereits 1851 wurde die siebenbürgische M. aufgehoben und 1. Nov. 1872 die serbisch-banatische M. dem Königreiche Ungarn einverleibt. Mit der Provinzialisirung der kroatisch-slawonischen M. durch Verordnung vom 8. Aug. 1873 wurden die alten Institutionen gänzlich beseitigt und die ungar. Wehrverfassung auch in diesem Gebiete eingeführt. Vgl. Neigebaur, «Die Südslawen und deren Länder» (Lpz. 1851); Utiesenovic, «Die M. und deren Verfassung» (Wien 1861).

Militärmedicinalwesen. Die Grundlage der jetzigen Organisation des M. im preußischen und auch im ganzen deutschen Heere beruht auf einer Cabinetsordre vom 12. Febr. 1832, nach welcher an der Spitze desselben die Militärmedicinalabtheilung des Kriegsministeriums steht, deren Chef der Generalstabsarzt der Armee ist und welcher außer mehrern Oberstabs- und Stabsärzten noch ein Oberstabs- und Stabsapotheker, sowie ein Oberfeldlazarethinspector zugetheilt sind. Unter dieser Centralbehörde stehen zunächst die Generalärzte, deren je einer das M. eines Armeecorps leitet und dem zunächst die Oberstabsärzte, weiterhin die Stabs- und Assistenzärzte, sowie das Personal der Lazarethgehülfen und Krankenpfleger untergeordnet sind. Der Dienstbereich eines Oberstabsarztes umfaßt das Sanitätswesen innerhalb eines Regiments oder einer größern Garnisonstadt, der eines Stabsarztes das eines Bataillons, während die Assistenzärzte den einzelnen Compagnien, Schwadronen oder Batterien beigegeben sind. Seit dem Deutschen Kriege von 1866 sind sämmtlichen Militärärzten Rang und Abzeichen der Offiziere verliehen, sodaß die Assistenz-, Stabs-, Oberstabs- und Generalärzte den Charakter eines Lieutenants, Hauptmanns, Majors und Oberstlieutenants haben; der Generalstabsarzt der Armee steht im Range eines Generalmajors. Ebenso sind die allgemeinen wie die Rangverhältnisse der Aerzte bei der Marine normirt. Das Sanitätsoffiziercorps ergänzt sich theils durch die Zöglinge der militärärztlichen Bildungsanstalten (Medicinisch-Chirurgisches Friedrich-Wilhelms-Institut und Medicinisch-Chirurgische Militärakademie), theils durch approbirte Aerzte, welche zum Dienste auf Beförderung eintreten. Das Verhältniß der Militärärzte im Kriege ist durch die Genfer Convention (s. d.) besondern Abmachungen unterworfen worden. Das M. ist zur Zeit bei keinem Heere so trefflich organisirt, wie bei dem deutschen. Jedes Infanterieregiment hat bei dem letztern drei Ober- und drei Assistenzärzte, jedes Cavalerieregiment einen Ober- und zwei Assistenzärzte, sodaß im Durchschnitt auf je 500 Mann ein Arzt zu rechnen ist. Für den eigentlichen Kranken- und Verwundetendienst im Felde werden weiterhin die sog. Sanitätsdetachements formirt, drei für jedes mobile Armeecorps, von denen zwei den Infanteriedivisionen zuertheilt werden, das dritte dem commandirenden General zur Verfügung steht; ein jedes besteht aus 3 Offizieren, 150 Krankenträgern, 7 Aerzten, einem Feldapotheker, 31 Trainsoldaten mit 43 Pferden und 12 Fahrzeugen zum Transport der Schwerverwundeten. Während diese Detachements die Verwundeten aufzunehmen und den Verbandplätzen zuzuführen haben, erfolgt deren eigentliche Behandlung in den Feldlazarethen (s. d.), deren jedes mobile Armeecorps 12 für je 200 Kranke mit sich führt. Außerdem gibt es auch noch ein Lazarethreservepersonal, dessen Hauptthätigkeit auf den Etappenstationen beginnt, sobald beim Vorrücken der Truppen die Feldlazarethe diesen folgen müssen. Vgl. «Verordnung über die Organisation des Sanitätscorps» (Berl. 1873).

Militärmusik heißt die den Zwecken der Soldaten in Frieden und Krieg dienende Musik. Die M. war schon in den frühesten Zeiten gebräuchlich und von allen kriegerischen Völkern gepflegt. Selbst die Wilden haben mindestens Lärminstrumente und Kriegsgesang. Die Veränderungen im Wesen der Taktik und der Tonkunst veränderten nothwendig auch die M. Stets aber diente sie zur Belebung des Muthes, keineswegs allein zur Erleichterung des Marschirens. Der Marsch selbst ist zwar jetzt ein wichtiger Theil der M., aber erst gegen die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs eingeführt worden. Namentlich hob sich die Musik in der neuern Zeit sehr bedeutend infolge der Verbesserungen und der Vermehrung der musikalischen Instrumente. Diejenigen, welche die M. vortragen, führen den aus dem Französischen entlehnten Namen Hautboisten. Die Benennung kommt davon, daß sonst, ehe man die Clarinette (s. d.) kannte, die Hauptstimme eines Musikstücks der Oboe (hautbois) zugetheilt war, auch wol in früherer Zeit die ganze Blasmusik aus verschiedenen Gattungen des letztern Instruments bestand. Bei der M. werden die Hautboisten jetzt gewöhnlich durch die Janitscharenmusik verstärkt, und man hat gegenwärtig bei Regimentern Hautboistencorps von 36—40 Musikern, wo sonst 7—8 hinreichten. Ausgezeichnete Componisten für M. sind F. Ulrich, K. F. Müller, Hinkel, A. Neithardt, Fr. Weller, J. Küffner, J. H. Walch, K. Meyer und W. Wieprecht, der sich Verdienste um das Militärmusikwesen erwarb.

Digitized by Google

Militärschulen, s. Militär.

Militärstraßen nennt man im engern Sinne die Wege, welche für die Marschrichtung der Truppen besonders ausgewählt und zugerichtet sind, um deren rasches und gutes Fortkommen zu befördern. Da aber oft die gewöhnlichen Wege verdorben oder absichtlich gesperrt sind, oder in einer nicht günstigen Richtung laufen, und größere Heeresmassen sich nicht auf einem Wege allein bewegen können, so werden oft Colonnenwege (s. Colonne) als M. angelegt. Auch kann man die Etappenstraßen (s. Etappenwesen) hierher rechnen. Daß die unwegsamsten Gegenden zu M. gemacht werden können, zeigen die Züge Hannibal's und Napoleon's I. über die Alpen und die Uebersteigung des Balkan durch die Russen 1829, sowie im Winter 1877—78. Als M. sind in neuester Zeit besonders wichtig geworden die Eisenbahnen (s. d.).

Miliz (vom lat. militia, Kriegsmacht) heißt die Landesbewaffnung im Gegensatze zu den frühern Lehns- und geworbenen oder den jetzigen stehenden Heeren. Im 12. Jahrh. errichteten die franz. Könige, um von ihren Vasallen unabhängig zu werden, eine Gemeindemiliz, die sich aber nicht bewährte. M. kommen später oft vor, wenn auch nicht immer unter diesem Namen. Frankreich erhielt unter Ludwig XIV., Preußen unter Friedrich I. (1701) eine M., welche Friedrich Wilhelm I. jedoch wieder aufhob. Im nordamerik. Befreiungskriege wurden M., in der Französischen Revolution Nationalgarden organisirt. Gegenwärtig hat die Schweiz und die nordamerik. Union ihre ganze Wehrverfassung auf das Milizsystem basirt, welches mit Ausnahme geringer Abtheilungen oder Stämme kein stehendes Heer, sondern für den Krieg eine organisirte Volksbewaffnung als Milizheer aufstellt. Dadurch werden dem Lande bedeutende Kosten und Lasten erspart, auch viele Arbeitskräfte erhalten. Durch Jugendwehr, Schützen- und Wehrvereine sucht man der militärischen Ausbildung nachzuhelfen. Es kann durch das Milizsystem im Verhältniß zur Bevölkerung die stärkste Streitmacht aufgestellt werden, in der Schweiz durch die Ueberzähligen und den Landsturm bis zu 7 Proc. Aus diesen Gründen ist früher und neuerdings vielfach auf Abschaffung der stehenden Heere gedrungen worden. Der Secessionskrieg in Nordamerika, sowie der Krieg Serbiens gegen die Türkei haben aber die Mängel des Milizsystems in scharfe Beleuchtung gestellt.

Miljutin (Dimitry Alexejewitsch), russ. General und Kriegsminister, geb. 1816 zu Moskau von adeligen Aeltern, trat 1835 als Lieutenant in die Armee. Nachdem M. unter General Neidthart und Fürst Barjatinski mit Auszeichnung im Kaukasus gedient, wurde er zu Ende der funfziger Jahre in das Kriegsministerium berufen, in welchem er bereits während des Krimkriegs vorübergehend beschäftigt gewesen war. An den unter dem damaligen Kriegsminister Suchosanett ausgearbeiteten Entwürfen zu einer Totalreorganisation der russ. Armee nahm der inzwischen zum Generalmajor beförderte M. so hervorragenden Antheil, daß er 1860 zum Adjuncten des Kriegsministers und nach Suchosanett's Rücktritt zu dessen Nachfolger ernannt wurde (1. Jan. 1862). In dieser Stellung führte er die geplante Reform der russ. Armee mit ebenso viel Energie wie Geschick durch. Im J. 1871 mit einer abermaligen Reorganisation der Armee und Einführung der allgemeinen Wehrpflicht betraut, hatte M. insbesondere mit der Opposition des Feldmarschalls Fürsten Barjatinski und der publicistischen Agitation des diesem befreundeten Generals Fadéjew zu kämpfen. Ueber M. vgl. Hahn, «Russ. Staatsmänner und Diplomaten der Gegenwart» (in «Unsere Zeit», Lpz. 1877). — Nikolai Alexejewitsch M., des Vorigen älterer Bruder, hat als Staatsmann und Führer der demokratischen Nationalpartei in der Geschichte der Regierung Alexander's II. eine hervorragende Rolle gespielt. Zum Mitgliede des mit Vorbereitung der Bauernemancipation betrauten «großen Comités» ernannt, that er sich 1857 und 1858 ebenso durch große Arbeitskraft, wie durch den Radicalismus seiner Anschauungen hervor, indem er Aufrechterhaltung des ungetheilten Gemeindeeigenthums und sofortige Zutheilung desselben an die emancipirten Leibeigenen verlangte. Da er mit der letztern Forderung nicht durchzudringen vermochte, verließ M. den Staatsdienst, wurde jedoch 1863 mit Ausarbeitung der Entwürfe zur Umgestaltung der agrarischen Institutionen des insurgirten Litauen beauftragt und 1864 unter Beförderung zum Geheimrath an die Spitze des Organisationscomité für das ehemalige Königreich Polen gestellt. In dieser Stellung brachte er ein Agrarsystem in Ausführung, das planmäßig auf Vernichtung des großen Grundbesitzes, Verlegung alles polit. Gewichts in den plötzlich zum Grundeigenthümer gemachten poln. Bauernstand und auf Ausrottung der poln. Nationalität und der kath. Kirche hinarbeitete. Im April 1866 zum Minister-Staatssecretär für Polen ernannt, wurde er später durch einen Schlaganfall arbeitsunfähig und zog sich nach Moskau zurück, wo er 1873 starb. Vgl. «Aus der petersburger Gesellschaft» (5. Aufl., Lpz. 1875).

Digitized by Google

Mill (James), engl. Hiſtoriker, Philoſoph und Nationalökonom, war der Sohn eines Schuhmachers zu Logie-Pert in der ſchott. Grafſchaft Forfar, wo er 6. April 1775 geboren wurde. Nachdem er die Primärſchule ſeines Geburtsortes und das Gymnaſium in Montroſe beſucht hatte, ſtudirte er zu Edinburgh Theologie und ging dann nach London, wo er ſich der Schriftſtellerei widmete und Mitarbeiter wurde an mehrern Journalen, namentlich am «Philanthropist», einer unter Anregung Bentham's gegründeten Zeitſchrift, welche ſich die Reform der engl. Criminalgeſetzgebung und die Verbeſſerung der Gefängniſſe zum Ziele ſetzte. Zugleich ſammelte er die Materialien zu ſeinem großen Werke über Britiſch-Indien. Auch wirkte er eifrig für die Einrichtung der Lancaſterſchulen und war ſpäter einer der Gründer der londoner Univerſität. Als endlich ſeine «History of British-India» (6 Bde., Lond. 1818—19), die Frucht zwölfjährigen Fleißes, erſchien, vereinigten ſich alle Stimmen zum Lobe der Gründlichkeit, des philoſ. Blicks und des Geiſtes hoher Unparteilichkeit, wodurch ſich dieſelbe auszeichnet. Er erhielt dann einen Poſten im India-Houſe und wurde bald darauf zum Chef der ind. Correſpondenz befördert, wodurch er weſentlichen Antheil an der Leitung der Geſchäfte erhielt. Sein neuer Wirkungskreis hinderte ihn jedoch nicht, ſeine literariſche Thätigkeit fortzuſetzen. Auf ſeine «Elements of political economy» (Lond. 1821), in welchen er, ſich hauptſächlich auf Ricardo ſtützend, dieſe Wiſſenſchaft in eine ſyſtematiſche Form zu bringen ſuchte, folgte das philoſ. Werk «Analysis of the phenomena of the human mind» (Lond. 1829; 2. Aufl. 1868), das durch Kühnheit der Ideen und Schärfe des Raiſonnements unter den neuern Leiſtungen der engl. Erfahrungsphiloſophie eine hohe Stelle einnimmt. Außerdem nahm M. thätigen Antheil an der neuen Ausgabe der «Encyclopaedia Britannica» und an der von Bentham gegründeten «Westminster Review», in welcher ſein Aufſatz über das Ballot für ein Muſter polit. Argumentation gilt. M.'s bittere Kritiken verwickelten ihn indeß in einen heftigen Federkrieg mit Macaulay. Seine letzte Schrift «Fragment on Mackintosh» (Lond. 1835) enthielt eine ſcharfſinnige Zergliederung von Mackintoſh' Abhandlung über Moralphiloſophie. M. ſtarb nach längerm Leiden 23. Juni 1836.

Mill (John Stuart), hervorragender engl. Philoſoph und Nationalökonom, Sohn des Vorigen, geb. in London 20. Mai 1806, wurde unter den Augen ſeines Vaters erzogen, dem er nachher in ſeinem Amte bei der Oſtindiſchen Compagnie folgte, gab noch als Jüngling im Auftrage Bentham's deſſen «Rationale of judicial evidence» (Lond. 1827) heraus und erhielt 1835 die Redaction der vereinigten «London and Westminster Review», die bis 1840 unter ſeiner Leitung ſtand. In den Händen M.'s wurde dieſe Vierteljahrsſchrift die beſte Revue ihrer Zeit; ſeine eigenen ſehr zahlreichen Artikel ſind mit nicht geringerer Wärme als Tiefe geſchrieben. Als ſcharfſinniger Philoſoph machte er ſich durch das «System of logic, ratiocinative and inductive» (2 Bde., Lond. 1843; 9. Aufl. 1875; deutſch von Schiel, 4. Aufl., 2 Bde., Braunſchw. 1877) bekannt, welchem die «Principles of political economy» (2 Bde., Lond. 1848; 5. Aufl. 1863; deutſch von Soetbeer, 3. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1870) folgten, ein Werk, das den Leiſtungen eines Adam Smith, Say und Ricardo würdig angereiht werden kann. M. berückſichtigt darin beſonders die praktiſchen Bedürfniſſe der Gegenwart. Ohne ſich aber, wie manche ſeiner Vorgänger, damit zu begnügen, die ſocialen Uebel unſerer Zeit aufzuzählen und zu beklagen, gibt er ſich ebenſo Mühe, nach Mitteln und Wegen einer möglichſt gründlichen Abhülfe zu forſchen. Beachtung verdienen auch ſeine «Essays on some unsettled questions of political economy» (Lond. 1844). In der «Examination of Sir W. Hamilton's philosophy» (Lond. 1865) ſpricht er ſich gegen die metaphyſiſchen Lehren Hamilton's aus, während er ihm in der Bekämpfung der deutſchen Transſcendentalphiloſophie beiſtimmt. Eine ſcharfe Kritik der poſitiviſtiſchen Philoſophie lieferte ſein Werk: «Auguste Comte and positivism» (Lond. 1865; deutſch von Eliſe Gomperz, Lpz. 1874). Von ſeinen polit. Schriften ſind zuvörderſt die «Thoughts on parliamentary reform» (Lond. 1859) zu erwähnen, in welchen er die Ausdehnung des Wahlrechts auf das weibliche Geſchlecht befürwortet, namentlich aber die berühmten Abhandlungen «Considerations on representative government» und «On liberty» (neue Aufl., Lond. 1876), die eine Fundgrube von treffenden Bemerkungen über bürgerliche und ſociale Freiheit enthalten. Sein Amt bei der Oſtindiſchen Compagnie legte er 1858 nieder. Von 1865—68 war M. liberales Mitglied des Unterhauſes für Weſtminſter, unterlag aber bei den Neuwahlen im Dec. 1868 ſeinen conſervativen Gegnern. M. war ein eifriger Vorkämpfer der bürgerlichen, geſellſchaftlichen und polit. Rechte der Frauen; ſeine Anſichten über dieſen Gegenſtand legte er ausführlich dar in «The subjection of women» (Lond. 1869; deutſch von Jenny Hirſch, 2. Aufl., Berl. 1872). Seine kleinern Schriften ſammelte er in «Dissertations and

Digitized by Google

discussions» (3 Bde., Lond. 1859—67; Bd. 4, London 1875). Oefter erschien er auch noch als Redner bei öffentlichen Versammlungen, besonders als Präsident der Land-League und Vertreter der Frauenemancipation. Er starb 8. Mai 1873 in Avignon, wo er seit vielen Jahren den Winter und Frühling zuzubringen pflegte und wurde dort an der Seite seiner Frau begraben. Aus seinem Nachlaß wurde veröffentlicht seine an interessanten persönlichen Aufschlüssen reiche «Autobiography» (Lond. 1873; deutsch von Kolb, Stuttg. 1874) und die philos. Abhandlungen: «Nature, the utility of religion, and theism» (Lond. 1874; deutsch von Lehmann, Berl. 1875). Eine deutsche Uebersetzung seiner gesammelten Werke gab Gomperz (11 Bde., Lpz. 1869—75) heraus. M.'s philosophischer Standpunkt besteht einerseits in energischer Bekämpfung des Apriorismus, andererseits in möglichst consequenter Durchführung der Principien der Associationspsychologie, wonach der gesammte Zusammenhang des menschlichen Denkens auf der Association elementarer Vorstellungsgebilde beruht. Sein Hauptwerk, die «Logik», welche allmählich auch in Deutschland ihm zahlreiche Anhänger gewonnen hat, zeichnet sich durch die besonnene Behandlung der wissenschaftlichen Methodenlehre wie durch umfassenden Ueberblick über die empirischen Wissenschaften aus. Im Herbst 1877 wurde ihm von seinen zahlreichen Freunden und Verehrern auf dem Thames-Embankment in London eine Bildsäule errichtet. Vgl. Taine, «Le positivisme anglais, étude sur John Stuart M.» (Par. 1864); Cosh, «An examination of John Stuart M.'s philosophy» (Lond. 1866); Stebbing, «Analysis of M.'s System of logic» (Lond. 1867); Birks, «Modern utilitarianism; or the systems of Paley, Bentham and M.» (Lond. 1874).

Miller (Ferdinand von), berühmter Erzgießer, geb. 18. Oct. 1813 zu Fürstenfeldbrück in Baiern, eines Uhrmachers Sohn, durch seine Mutter aber Neffe des tüchtigen Metallkünstlers Stiglmayr in München. Von diesem Verwandten gefördert, begann er seine artistische Laufbahn als Silberarbeiter, besuchte dann die Akademie zu München und betrieb daneben in Stiglmayr's Atelier die Technik des Erzgusses. In Paris setzte er diese Studien bei Soyer mit großem Erfolge fort und erregte endlich durch die Erfindung einer neuen, gefahrlosen Vergoldungsart großer Erzfiguren die allgemeine Aufmerksamkeit, sodaß ihm König Ludwig I. die Vergoldung der 12 Kolossalbilder von Ahnen des bair. Hauses, welche Schwanthaler modellirt hatte, übertrug. M. folgte Stiglmayr 1844 in der Leitung der königl. Erzgießerei nach und leistete in dieser Stellung Außerordentliches in der Technik seines Fachs. Besonders erreichte M. seine Erfolge dadurch, daß er sich eng an Schwanthaler schloß, dessen zahlreiche Schöpfungen meist durch seine Hand in Metall ausgeführt worden sind. Unter den so entstandenen Werken sind besonders zu nennen: die Kolossalfigur der Bavaria bei München (1844—50), das Viergespann am Siegesthore, die Goethe-Statue für Frankfurt. Im ganzen sind bisher 160 monumentale Erzgüsse aus seinem Atelier hervorgegangen. Der unermüdliche Mann, welcher stets auf das glücklichste die Ehre deutscher Kunst zu wahren und zu mehren wußte, hat außerdem große Verdienste durch zahlreiche Bestrebungen zum Wohle seiner Kunstgenossen. Die Unternehmung des Neubaues der münchener Akademie, die Errichtung zahlreicher Stipendien für Künstler, endlich das Zustandekommen der Ausstellung deutscher Kunst und Gewerbe in München 1876 sind M. zu danken. — Von seinen beiden Söhnen, Ferdinand und Fritz, hat jener als Bildhauer, dieser als ausgezeichneter Ciseleur in kunstgewerblicher Richtung Tüchtiges geleistet. Ferdinand hat im Verein mit dem Vater für das Capitol in Washington eine Reihe figuraler Compositionen geschaffen, die von großer Frische der Idee und geistreicher Auffassung zeugen. Eins seiner neuern Werke ist eine für St.-Louis bestimmte Statue Shakspeare's.

Miller (Joh. Mart.), Romanschriftsteller und Liederdichter, geb. zu Ulm 3. Dec. 1750, erhielt durch seinen Vater, welcher daselbst Prediger am Münster und Professor der orient. Sprachen am Gymnasium war, eine gründliche Vorbildung für die Universität. In Göttingen, wo er seit 1770 Theologie studirte, gehörte er zu dem von Boie gegründeten Göttinger Dichterbund (s. d.). Nachdem M. dann kurze Zeit Leipzig besucht, kehrte er 1775 nach Ulm zurück und wurde Vicar am Gymnasium, 1780 Pfarrer zu Jungingen bei Ulm und im folgenden Jahre Professor am Gymnasium zu Ulm, wo er in verschiedenen geistlichen Aemtern lebte und als Dekan und geistlicher Rath 21. Juni 1814 starb. Großes Aufsehen machte gleich sein erster Roman «Siegwart, eine Klostergeschichte» (2 Bde., Lpz. 1776 u. öfter), der, durch Goethe's «Werther» veranlaßt, fast nur in der Schilderung weicher und schwärmerischer Gefühle besteht. So gelungen diese aber auch ist, so fehlt es doch nicht an wahrer Darstellung der Welt und an scharfgezeichneten Charakteren. Uebrigens wurde die «Siegwart'sche Sentimentalität» bald sprichwörtlich. M. selbst schrieb noch Romane in derselben sentimentalen Richtung, doch bei

Digitized by Google

weitem größer noch war die Zahl meist unberufener Nachahmer. M.'s lyrische «Gedichte» (Ulm 1783), darunter mehrere geistliche Lieder, tragen bei großem Wohllaut denselben Charakter der Milde und Weiche wie seine Romane an sich. Seine «Predigten» (3 Bde., Lpz. 1776—84) athmen den Geist echter Religiosität und Sittlichkeit und zeichnen sich durch einfach-würdige Form aus. Vgl. Prutz, «Der Göttinger Dichterbund» (Lpz. 1841).

Millevoye (Charles Hubert), franz. Dichter, geb. zu Abbeville 24. Dec. 1782, zeigte schon früh die entschiedensten Anlagen zur Poesie. Er studirte die Rechte, wendete sich aber dann dem Buchhandel zu. Alle seine Mußestunden waren der Poesie gewidmet. Ein leichtes Leben untergrub jedoch seine Gesundheit; er starb 12. Aug. 1816. Von seinen Werken sind zu erwähnen seine «Plaisirs d'un poëte» (Par. 1801), sein schönes Lehrgedicht «L'amour maternel», das beschreibende Gedicht «Belzunce, ou la peste de Marseille» und seine leicht hingeworfenen Elegien, unter denen die «Chute de feuilles» und «Le poëte mourant» die werthvollsten sind. Seine beiden epischen Gedichte «Charlemagne à Pavie» und «Alfred» sind unbedeutend. Eine Sammlung seiner Werke veranstaltete M. selbst (5 Bde., Par. 1814—16), später wurde dieselbe vervollständigt (4 Bde., Par. 1827).

Milliarde bezeichnet die Zahl tausend Millionen (1,000,000,000). Der Ausdruck ist im franz. Sprachgebiet ungleich üblicher als im deutschen und wird nur von Geldsummen gebraucht. In Frankreich und andern südeurop. Ländern ist gleichbedeutend das Wort Billion (s. d.), während dasselbe in Deutschland eine Million Millionen bezeichnet.

Millin (Aubin Louis), einer der gelehrtesten Archäologen Frankreichs, geb. zu Paris 19. Juli 1759, stammte aus der angesehenen Familie Millin de Grandmaison und machte seine Studien auf dem Collége Duplessis. Er erhielt frühzeitig die Erlaubniß, als Volontär bei der königl. Bibliothek einzutreten, und seine erste schriftstellerische Arbeit waren die «Mélanges de littérature étrangère» (6 Bde., Par. 1785—86), Uebersetzungen aus dem Deutschen und Englischen. Ein eifriger Anhänger der republikanischen Ideen, schrieb er den «Almanac républicain» für 1793 und mehrere andere republikanische Schriften. Während der Schreckensregierung war er einige Zeit eingekerkert, und unter dem Directorium verlor er durch Reduction der Renten sein Vermögen, sodaß er sich genöthigt sah, eine Stelle im Bureau des öffentlichen Unterrichts anzunehmen. Nachher wurde er Professor an der Centralschule des Seine-Departements, dann Professor der Archäologie zu Paris, Mitglied der Akademie der Inschriften und nach dem Tode Barthélemy's Conservateur des Antiken- und Medaillencabinets der Nationalbibliothek. Unter der Kaiserregierung machte er zwei archäol. Reisen: die eine 1807 in das südl. Frankreich, die andere 1811 nach Italien. Er starb zu Paris 14. Aug. 1818. Durch das von ihm gegründete «Magasin encyclopédique» (122 Bde., Par. 1792—1816) und die «Annales encyclopédiques» (12 Bde., Par. 1817—18), durch das «Dictionnaire des beaux arts» (3 Bde., Par. 1806) und die «Monuments antiques inédits» (2 Bde., Par. 1802—4) setzte er die Franzosen in Kenntniß von den gründlichen Arbeiten der Deutschen; um die Archäologie aber machte er sich verdient durch seine «Peintures des vases antiques» (Par. 1808—10) und die «Galérie mythologique» (2 Bde., Par. 1811), und um die Kunstgeschichte durch seine «Voyage dans les départements du midi de la France» (5 Bde., Par. 1807—11) und die «Histoire métallique de la révolution française» (Par. 1806), die von James Millingen fortgesetzt wurde. Außerdem veröffentlichte er noch: «Antiquités nationales» (5 Bde., Par. 1790—98), «Description des tombeaux de Canosa» (Par. 1816), «Description d'une mosaïque antique du Musée Pio-Clémentin à Rome» (Par. 1819).

Million nennt man in der Arithmetik die Zahl tausend mal tausend oder 1,000,000.

Milliſchauer, Berg im nördl. Böhmen, s. Donnersberg.

Milman (Henry Hart), engl. Dichter und Historiker, geb. zu London 10. Febr. 1791, der Sohn eines angesehenen Arztes, Sir Francis M., erhielt seine Bildung zu Eton und dann zu Oxford, wo er 1815 Fellow in Brasenose-College wurde. M. trat 1817 in den geistlichen Stand und wurde bald nachher Pfarrer in Reading. Er bekleidete dann 1821—26 das Amt eines Professors der Poesie an der Universität zu Oxford, erhielt später die Pfründe von St.-Margaret in Westminster und ward 1849 Dechant an der St.-Paulskirche in London. Als Dichter trat er 1817 auf mit dem Trauerspiel «Fazio», dem 1820 der «Fall of Jerusalem» und bald noch mehrere andere, wie «Belshazzar», «The martyr of Antioch» und «Anne Boleyn», folgten, ohne daß er jedoch einen durchgreifenden Erfolg errang. Später wandte er sich der Geschichte zu, besorgte eine kritische Ausgabe von Gibbon's «History of the decline and fall of the Roman empire» (1839), und schrieb außer einer «History of the Jews»

Digitized by Google

(1829) sein Hauptwerk, die «History of Christianity, from the birth of Christ to the extinction of paganism» (1840), deren Fortsetzung die «History of latin Christianity to the pontificate of Nicholas V» (4. Aufl., Lond. 1868) bildet. Auch als Philolog machte M. sich durch Bearbeitungen des Horaz (1849), des «Agamemnon» des Aeschylus und der «Bacchä» des Euripides (1865) bekannt. Er starb 24. Sept. 1868.

Milne-Edwards (Henry), namhafter franz. Naturforscher, geb. zu Brügge 23. Oct. 1800, studirte zu Paris Medicin und wurde zum Professor der Naturgeschichte am Collége Henri IV ernannt. Im J. 1841 erhielt er dieselbe Stellung am Museum, wurde dann 1862 daselbst Professor der Zoologie und 1864 an Stelle von Geoffroy Saint-Hilaire stellvertretender Director dieser wissenschaftlichen Anstalt. Seit 1838 gehört er als Mitglied der Akademie an. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten, welche meist die comparative Anatomie und Zoologie behandeln, sind zu nennen: «Recherches anatomiques sur les crustacés» (Par. 1828), «Éléments de zoologie» (Par. 1835), «Histoire naturelle des crustacés» (3 Bde., Par. 1837—41), «Cours élémentaire de zoologie» (11. Aufl., Par. 1871), «Introduction à la zoologie générale» (Par. 1853), «Histoire naturelle des coralliaires» (3 Bde., Par. 1858—60), «Recherches pour servir à l'histoire naturelle du littoral de la France» (3 Bde., Par. 1832—45), im Verein mit seinem Sohne Alphons M.: «Recherches pour servir à l'histoire naturelle des mammifères» (Par. 1871 fg.) und «Leçons sur la physiologie et l'anatomie comparées de l'homme et des animaux» (Bd. 1—10, Par. 1855—74).

Milo (Insel), s. Melos.

Milo von Kroton, ein durch seine beispiellose Körperstärke berühmter Athlet, lebte nach Herodot um 520 v. Chr. zur Zeit des Darius Hystaspis. Er war berühmt als Sieger in griech. Festspielen und der Held vieler, aber größtentheils sagen- oder märchenhaft klingender Geschichten. So soll er einmal einen lebendigen Stier zu Olympia auf den Schultern durch die Rennbahn getragen und an demselben Tage auch noch allein verzehrt, ein andermal den Einsturz des Gebäudes, in welchem Pythagoras mit seinen Schülern versammelt war, dadurch verhindert haben, daß er an Stelle der wankenden Säule trat, bis sich alle gerettet hatten. Infolge des allzu großen Vertrauens auf seine Stärke fand er aber auch sein Ende, als er einst in einem Walde einen starken Baumstamm auseinanderreißen wollte, dabei aber die Hände sich einklemmte und so im hülflosen Zustande eine Beute wilder Thiere wurde.

Milo (Titus Annius), der leibliche Sohn des Gajus Papius Celsus und der Annia und von deren Vater Titus Annius Luscus adoptirt, war in der kleinen lat. Stadt Lanuvium geboren, wo er nachmals die Würde eines Dictators bekleidete. Seine Feindschaft mit Clodius (s. d.), die Rom zum Schauplatz wilder Kämpfe der Fechterbanden machte, die beide unterhielten, begann 57 v. Chr., wo M. als Volkstribun für Pompejus und für Cicero's Zurückberufung auftrat. Nach des Clodius Ermordung 52 verurtheilt, ging M., den Cicero vergebens vertheidigt hatte, ins Exil nach Massilien, und Cäsar vergönnte ihm 49 nicht, wie andern Verbannten, die Rückkehr. Dadurch erbittert, folgte er 48 dem Rufe des Marcus Cälius, über den vom Consul nach einem Senatsbeschluß die Suspension von seinem Amte, der Prätur, verhängt worden war. Mit einer Schar, die er in Campanien gebildet, belagerte er ein Castell Compsa im Hirpinerland und fiel dabei, wie bald nachher Cälius selbst bei Thurii.

Miloradowitsch (Michail Andrejewitsch, Graf), russ. General, geb. 1770, stammte aus einer serb. Familie, die sich zu Anfang des 18. Jahrh. in Rußland niedergelassen hatte. Unter Suworow, den er 1799 auf seinen Feldzügen in Italien und der Schweiz begleitete, fand er Gelegenheit, sein militärisches Talent auszubilden. In dem Feldzuge von 1805 zeichnete er sich als Generallieutenant bei Ens, Krems und Austerlitz aus; 1807 focht er bei Obileschti und Giurgewo, 1809 bei Nassewat und wurde 1810 General der Infanterie. Im russ.-franz. Kriege von 1812 nahm er theil an der Schlacht von Borodino, schlug gemeinschaftlich mit dem General von Bennigsen den König von Neapel 18. Oct. 1812 bei Tarutino und brachte als Befehlshaber der Avantgarde den Franzosen auf ihrem Rückzuge die Niederlagen bei Wiäsma, Dorogobusch und Krasnoi bei. Am 8. Febr. 1813 besetzte er Warschau. Während der Schlacht bei Lützen deckte er die linke Flanke der Verbündeten und hatte sodann als Commandant der russ. Arrièregarde die Gefechte bei Rochlitz, Dresden, Bischofswerda und Reichenbach zu bestehen. Hierauf zum Grafen erhoben, erhielt er nach dem Waffenstillstande unter dem Großfürsten Konstantin das Commando der russ.-preuß. Garden und Reserven, mit denen er an den Schlachten bei Kulm und Leipzig wesentlichen Antheil nahm. Im J. 1818 zum Militärgouverneur von Petersburg erhoben, fiel er in dem Aufstande vom 26. Dec. 1825.

Digitized by Google

Miloſch, Fürſt von Serbien, ſ. Obrenowitſch.

Milreïs, d. i. 1000 Reïs, iſt die gewöhnlichſte portug. Rechnungsmünze, deren Werth 4 deutſche Mark 53,572 Pf. beträgt. Als Münzſtück wird dieſelbe nicht mehr hergeſtellt, was aber 1835—54 geſchah, wo ſie unter dem Namen Coroa de prata (Silberkrone) in Silber geprägt wurde, im Feingewicht von 27,1452 Gr. Seit Aug. 1854 ſind die Silbermünzen in Portugal bloße Scheidemünzen, und man prägt in Silber Stücke zu $^1/_2$, zu $^1/_5$, zu $^1/_{10}$ und zu $^1/_{20}$ M. Auch in Braſilien iſt das M. als gewöhnliche Rechnungsmünze in Gebrauch, doch ebenfalls als Münzſtück nicht vorhanden. Das M. der 1849 eingeführten braſil. Goldwährung hat den Werth von $^1/_2$ (genauer 0,5055) portugieſiſchen M. Goldwährung = 2 deutſche Mark 29,276 Pf. Doch iſt in Braſilien die herrſchende Währung eine Papiergeldvaluta von ſchwankendem Werthe, welche in den letzten Jahren durchſchnittlich 3 Proc. gegen Goldgeld im Preiſe verlor. Die Silbermünzen ſind ſeit 1867 auch in Braſilien Scheidemünzen, und es werden Stücke zu 2, zu 1 und zu $^1/_2$ M. (bis 1870 auch Stücke zu $^1/_5$ M.) geprägt; die einfachen Milreisſtücke haben $11\,^1/_4$ Gr. Feingewicht, die zweifachen doppelt ſoviel, die halben nur 5,2188 Gr.

Miltiädes, ausgezeichneter atheniſcher Feldherr um 500 v. Chr., erwarb ſich namentlich bei dem zweiten feindlichen Einfall, den die Perſer unter Anführung des Datis und Artaphernes nach Griechenland machten, einen bleibenden Ruhm, indem er mit einer kleinen Schar tapferer Athener und unterſtützt von 1000 Platäern 12. Sept. 490 v. Chr. in den Ebenen von Marathon (ſ. d.) über die weit überlegene Macht der Perſer den glänzenden Sieg erfocht, der die Griechen für die heldenmüthige Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Freiheit in den bald darauf folgenden Kämpfen begeiſterte. Doch ließen ihn der Neid und die Verfolgung ſeiner Gegner die Ehre dieſes Siegs nicht lange genießen. Als M. bald nach jenem Unternehmen auch die zu den Perſern abgefallenen Inſeln des Aegäiſchen Meers beſtrafen und wieder unterwerfen wollte und für dieſen Zweck eine Flotte von 70 Segeln von den Athenern erhalten hatte, ſeine Belagerung von Paros aber völlig mislungen war, ſo ergriff die Gegenpartei dieſe Gelegenheit, ihn bei ſeiner Rückkehr zu einer bedeutenden Geldſtrafe als Erſatz der Koſten zu verurtheilen, die, da er ſelbſt an den Wunden im Gefängniſſe ſtarb, ſein Sohn Cimon (ſ. d.) nach des Vaters Tode entrichten mußte. Ein Abriß ſeines Lebens von Cornelius Nepos iſt erhalten.

Milton (John), einer der größten engl. Dichter, wurde in London 9. Dec. 1608 geboren. Durch ſeinen Vater, einen Notar, der wegen ſeines Uebertritts zur prot. Kirche von ſeinen kath. Aeltern enterbt worden und ein ernſter, ſtrenger Mann war, erhielt er eine ſorgfältige Erziehung. Er beſuchte die Univerſität zu Cambridge (1625—32) und verlebte dann fünf Jahre auf dem Landgute ſeines Vaters in Buckinghamſhire. Hier entſtanden ſeine beſchreibenden Gedichte «L'Allegro» («Der Fröhliche») und «Il Penseroso» («Der Schwermüthige»), ferner die Masken «Arcades» und «Comus» (gedruckt 1637) und das Gedicht «Lycidas», eine Klage über den Tod eines Freundes (neu herausg. von Jerram, Lond. 1874). In den J. 1638 und 1639 bereiſte er Frankreich, die Schweiz und Italien und wurde überall ehrenvoll aufgenommen. Nach ſeiner Rückkehr begann er ſich in die religiöſen und polit. Streitfragen jener Zeit einzumiſchen und erlangte bald ein bedeutendes Anſehen. Er ſchrieb Abhandlungen über Kirchenverwaltung, über Ehe und Eheſcheidung (veranlaßt durch ſeine 1643 geſchloſſene unglückliche erſte Ehe), über Erziehung (1644) und über Preßfreiheit («Areopagitica», 1644), vertheidigte die Hinrichtung Karl's I. («The tenure of kings and magistrates», 1649), widerlegte die Karl I. zugeſchriebene Schrift «Ikon basilike» in dem «Iconoclastes» und bekämpfte des Salmaſius «Defensio regia» in der berühmten «Defensio pro populo Anglicano» (1651), der er 1654 noch eine «Defensio secunda» und 1655 eine «Defensio pro se» folgen ließ. Cromwell ernannte ihn 1649 zum Geheimſchreiber des Staatsraths für die lat. Ausfertigungen; auch erkannte ihm das Parlament für ſeine «Defensio» eine Belohnung von 1000 Pfd. St. zu. Obwol ſeit 1652 unheilbar erblindet, ließ er doch ſeine Feder nicht ruhen. Bei der Wiederherſtellung des Königthums wurden zwar ſeine «Defensio» und ſein «Iconoclastes» von Henkershand verbrannt, er ſelbſt aber blieb ungekränkt und wendete ſich nun wieder der Dichtung zu. Bereits 57 J. alt, vollendete er 1665 ſein berühmtes Gedicht «Paradise lost», für welches er erſt nach zwei Jahren einen Verleger fand, der ihm 10 Pfd. St. zahlte (erſte Ausg., Lond. 1667; deutſch von Bodmer, Zür. 1732; von Bürde, Braunſchw. 1793 und Bresl. 1823; von Kottenkamp, Pforzh. 1842; von Eitner, Hildburgh. 1867; von Böttger, 4. Aufl., Lpz. 1873; von Schuhmann, 2. Aufl., Stuttg. 1877). Daſſelbe iſt mehr dramatiſch als epiſch angelegt und ausgezeichnet durch Schönheit, Kraft und Adel der Sprache und herrliche Charakterſchilderungen, unter denen die des Satans und der gefallenen Engel einerſeits und die von Adam und Eva

Digitized by Google

andererseits obenan stehen. M. ließ 1671 das «Paradise regained» (deutsch von Böttger, 4. Aufl., Lpz. 1873; von Schuhmann, 2. Aufl., Stuttg. 1877) folgen, das bei großen Schönheiten doch dem «Paradise lost» nachsteht. Seine Tragödie «Samson Agonistes», die zu gleicher Zeit erschien, ist als Trauerspiel verfehlt. Auch einige prosaische Schriften erschienen noch von ihm, die aber nicht von Bedeutung sind. Er starb 8. Nov. 1674. Seine Werke sind wiederholt gesammelt; die dichterischen von Th. Newton (4 Bde., Lond. 1761), Hawkins (4 Bde., Lond. 1824), Todd (neueste Aufl., 4 Bde., Lond. 1842), Keightley (2 Bde., Lond. 1859 u. 1864) und Masson (3 Bde., Lond. 1874 fg.); die prosaischen von Fletcher (Lond. 1833), sowie in Bohn's «Standard library» (5 Bde., Lond. 1852), und die sämmtlichen Werke ebenfalls von Fletcher (Lond. 1834 u. 1838), zuletzt aber, mit einer Biographie, von John Milford (8 Bde., Lond. 1851). Die vorzüglichsten biographischen Werke über ihn lieferten Masson (Bd. 1—2, Lond. 1859—71 fg.) und Alfred Stern (Lpz. 1877 fg.), und Bernhardi gab in deutscher Uebersetzung «M.'s politische Hauptschriften» (3 Bde., Lpz. 1871—77) heraus. Die Echtheit von M.'s 1823 in der Handschrift aufgefundenem Werke «De doctrina christiana» (herausg. von Sumner, Lond. 1825; abgedruckt Lpz. 1827) ist mehrfach in Zweifel gezogen worden.

Milwaukee, die wichtigste Stadt des nordamerik. Freistaates Wisconsin, sehr schön an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Michigansee gelegen, gehört zu den jüngsten und rasch emporblühenden Handelsplätzen der Vereinigten Staaten. Noch 1835 stand an der Stelle nur die Hütte eines Pelzhändlers, 1840 ein Dorf mit 1712 E.; 1850 zählte die Stadt schon 20,061, 1860 bereits 45,246, 1870 sogar 71,440 E. (darunter im ganzen 33,773 Fremdgeborene und unter diesen 22,599 Deutsche) und 1875 endlich 100,798 E. Die Wasserkraft des Flusses M. wird für Mühlen und Fabriken benutzt; der Hafen ist sicher und geräumig. M. ist der Ausgangs- und Endpunkt von sechs Eisenbahnen, von denen die Milwaukee- und St.-Paul-, die Milwaukee- und Prairie-du-Chien-, die Chicago- und Milwaukee-Bahn die bedeutendsten sind. Außer 21 öffentlichen und 52 Privatschulen zählt die Stadt 59 gottesdienstliche Gebäude, darunter 10 kath. Kirchen und 2 Synagogen. Zeitungen erscheinen acht täglich, von denen vier deutsche sind, und 16 wöchentlich, darunter sechs deutsche. M.s Hauptbedeutung beruht auf seinem Getreidehandel; der Ort hat den größten Weizenmarkt der Vereinigten Staaten. Berühmt ist das hiesige Bier, von welchem jährlich für 2,000,000 Doll. Werth in 20 Brauereien gebraut wird; auch die Gerbereien, Eisenöfen, Schweineschlächtereien sind bedeutend. Es gab 1874 in M. vier National-, vier Staats- und zwei Sparbanken. Der Tonnengehalt der in M. geeigneten Schiffe beträgt 50,119. Eines besondern Rufs im Handel erfreuen sich die schönen hellgelben Milwaukeebacksteine.

Milz (lien oder splen) nennt man die große Blutdrüse der Wirbelthiere, welche in der linken Seite des Unterleibs im linken Hypochondrium unterhalb der Rippen liegt, nach oben an das Zwerchfell, nach unten an den Grimmdarm und die linke Nebenniere, nach rechts an den Magen grenzt und an den übrigen Seiten frei ist. Sie ist halbeiförmig, länglichrund, an der nach außen gekehrten Seite leicht convex, an der nach innen gerichteten leicht concav, und hier treten an einem leichten Einschnitte (hilus linealis) die Blut- und Lymphgefäße in die Drüse. Die M. hat eine Länge von 12, eine Breite von 8, eine Dicke von 3—4 Ctmt. und ein Gewicht von 225 Gr. Durch bandartige Streifen (Milzbänder) ist sie an das Zwerchfell und den Magen angeheftet. Ueberzogen wird sie von einer Falte des Bauchfells (Milzkapsel). Ihr Gewebe ist in verschiedenen Nuancen blauroth bis bräunlichroth und besteht aus einem festen bindegewebigen Gerüstwerk (stroma), in dessen Maschenräumen das eigentliche Drüsengewebe der M., die sog. Milzpulpa, eingeschlossen liegt, welche aus einem äußerst feinen reticulären Fasernetz und zahllosen eigenartigen weißen Körperchen, den sog. Milzbläschen oder Malpighischen Körperchen zusammengesetzt ist. Die Functionen der M. bestehen nach den neuern Untersuchungen hauptsächlich in der Neubildung von Lymphkörperchen, die in den Blutstrom übergeführt und hier in rothe Blutkörperchen umgewandelt werden; daneben findet in der M. auch wahrscheinlich ein massenhafter Untergang älterer und unbrauchbar gewordener rother Blutkörperchen statt. (S. Lymphe.) Doch scheint das Organ für das Leben selbst nicht die hohe Bedeutung zu haben wie andere Drüsen (Leber, Nieren); denn man kann Thieren die M. ausschneiden, ohne daß diese, wenn sie die Operation überstanden haben, irgendwie in ihrer Thätigkeit und ihrem Befinden beeinträchtigt werden. Wahrscheinlich übernimmt mit dem Wegfall der M. ein anderes Organ (vielleicht das Lymphdrüsensystem) deren Function. Bemerkenswerth ist, daß die M. bei allen schweren (fieberhaften) Krankheiten mehr oder minder Antheil nimmt, was sich durch ihre Anschwellung kundgibt, die bei einigen Krankheiten (Wechselfieber,

Digitized by Google

Typhus) so beträchtlich ist, daß sie meist zur Erkennung der Krankheit dient. Die sonstigen die M. betreffenden Krankheiten, wie die Tuberkulose derselben, die krebsige Erkrankung, die Einlagerung der Echinococcen, die speckige (amyloide) Entartung (bei langwährenden Knochenleiden und Eiterungen), die syphilitische (skrofulöse) Entartung bieten nichts Besonderes dar. Hervorzuheben sind in dieser Hinsicht nur die chronische Schwellung oder Hypertrophie der M. (z. B. nach veraltetem Wechselfieber) und die Blutergüsse in die M. oder sog. hämorrhagischen Infarcte (bei Herzkrankheiten u. s. w.), vor allem aber die Leukämie (s. d.), bei welcher entweder die M. oder die Lymphdrüsen oder beide in auffälliger Weise erkranken. Auch die Melanämie scheint in Beziehung zur M. zu stehen. Die Körnchen schwarzen Farbstoffs, welche man bei dieser Krankheit im Blute antrifft, finden sich in vorzugsweise großer Menge in der M. — Milzstechen nennt man den stechenden Schmerz, welcher in der linken oder rechten Seite, in der Gegend der Leber oder der M., meist nach anhaltendem Laufen, eintritt. Dieser Schmerz ist nur ein Krampf des Zwerchfells. Milzsucht ist soviel wie Hypochondrie (s. d.).

Milzbrand (Anthrax, in Rußland Sibirskaja Jaswa, sibir. Pest, franz. Charbon) heißt eine sehr verderbliche Seuchenkrankheit, welche vorzugsweise die pflanzenfressenden Thiere befällt, auch auf den Menschen übertragbar ist, andere Thiere aber, wie Hunde, Vögel, nicht ansteckt. Diese Krankheit beruht nach den Forschungen von Davaine auf der Einwanderung von mikroskopischen, stäbchenförmigen Algen, Bacterien (Bacteridium) in das Blut des Thiers, die sich in demselben zu einer oft ungeheuern Zahl vermehren und als Gärungserreger thätig sind. Die Gegenwart dieses Ferments führt durch Blutzersetzung den Tod herbei, derart, daß Infection mit dem Milzbrandgifte meistens tödlich ist. An der Stelle, an welcher (bei Menschen) die Impfung mit Milzbrandferment stattfand, entsteht zunächst eine Pustel (Milzbrandpustel, Pustula maligna), von der aus erst eine Vermehrung des Ferments und später die Einwanderung in den ganzen Körper stattfindet. Nur durch energische Zerstörung dieser Pustel (Ausschneiden, Brennen) ist der Ausbreitung der Krankheit vorzubeugen und das Leben zu retten. Der M. hat ein hohes wissenschaftliches Interesse, weil diese Krankheit, abgesehen von der Trichinenkrankheit, die einzige Infectionskrankheit ist (s. Krankheit), welche in ihrem Wesen erkannt worden. Wenn der M. bei den Thieren nicht, wie häufig, mit plötzlichem Todesfall, als Apoplexie, eintritt, so beginnen die Krankheitserscheinungen gewöhnlich mit Fieberfrost, dem große Hitze der Haut nachfolgt. Dabei ist das Athmen beschleunigt und angstvoll, der Puls mehr unterdrückt, die Entleerungen retardirt, und die übermäßige Steigerung der Functionen oder die fortschreitende Blutzersetzung führen oft schon in ein bis zwei Tagen den Tod herbei. Zuweilen besteht aber die Natur siegreich den Kampf, und es tritt ein ergiebiger Durchfall oder ein reichlicher, dunkelgefärbter Harn ein, oder es zeigen sich Localerscheinungen, die jedoch auch noch öfters zum Tode führen. Besondere Entwickelungsphasen des M. sind: die Flugkrankheit und der Zungenanthrax beim Rinde, das Rankkorn bei Schweinen, die Blutseuche bei Schafen und die Kopfbrandbeule. Es werden stets die am besten und kräftigsten genährten Stücke des Hausviehs aller Gattungen zuerst vom M. ergriffen und erliegen ihm auch meistens. Die Seuche pflegt nur in heißer Jahreszeit und bei eintretender Dürre zu entstehen. Dieselbe verbreitet sich aber nicht contagiös auf Thiere derselben Gattung, wie die Rinderpest, die Lungenseuche und die Schafpocken, sondern nur durch innige Berührung, sodaß Speichel, Blut, Auswurfstoffe u. s. w. auf das andere Thier kommen und wirken müssen, um eine Ansteckung zu ermöglichen. Unter solchen Umständen aber ist das Contagium für Menschen und Thiere höchst gefährlich. Dies hat sich insbesondere ergeben 1865 und 1866 bei dem massenhaften Auftreten der Sibirischen Pest in Rußland, der auch Tausende von Menschen erlagen. Diese Pest war nichts anderes als die altbekannte Milzbrandseuche. Als Entstehungsursache der Seuche betrachtet man Hitze, Sumpfluft, Wassermangel, verdorbenes Futter und Jagen gutgenährter Thiere bei heißer Witterung. Die Einimpfung der Krankheit durch Insektenstich ist vielfach, auch bei Menschen, bewiesen. Es gibt nur Verhütungsmittel, aber keine Heilmittel des M. Vgl. Bouley und Sanson, «Du mal de montagne» («Die Flugkrankheit», Par. 1869); Kopatschek, «Der M.» (Wien 1871); Bollinger, «Zur Pathologie des M.» (Münch. 1872).

Milzkraut, Pflanzenart, s. Chrysosplenium.

Mimen (griech.) waren als scherzhafte Vorstellungen und Aufführungen von Scenen des täglichen Lebens seit alten Zeiten in Sicilien und Unteritalien bei festlichen Gelegenheiten üblich. Der Syrakusaner Sophron (um 420 v. Chr.), dem sein Sohn Xenarchos sich anschloß, bildete daraus eine Kunstgattung aus, welche in geistvoller, sinniger Weise Lebensbilder mit meisterhafter Zeichnung von Individualitäten und typischen Figuren in Dialogen schilderte. Diese M.

Digitized by Google

waren nicht in Verſen, ſondern in dor. Proſa geſchrieben, aber in einem ſymmetriſchen, rythmiſch gegliederten Satzbau und erfreuten Leſer und Hörer durch Friſche und Naivetät des Tons und eine Fülle von Scherzen ſowie von kernigen Sentenzen und Sprichwörtern. Man bezweifelt, daß dieſe M. zur Aufführung auf der Bühne beſtimmt waren, und vermuthet, daß ſie nach wie vor einen Theil von feſtlichen Luſtbarkeiten bildeten. Bei den Römern wurden die M. ſtets auf der Bühne aufgeführt. Aber auch hier wurden ſie lange Zeit nicht von Dichtern kunſtmäßig verfaßt, ſondern waren planloſe Poſſenſpiele, welche durch ihre Ausgelaſſenheit das Volk beluſtigten, bis zur Zeit Cicero's Decimus Laberius und Publius Syrus die M. zu einer Gattung dramatiſcher Spiele erhoben, welche in der Kaiſerzeit neben den Pantomimen (ſ. d.) die Herrſchaft auf der Bühne erlangte. Auch die Darſteller von M. hießen M., die Verfaſſer von ſolchen Mimographen. Vgl. Gryſar, «Der röm. Mimus» (Wien 1854); Friedländer, «Sittengeſchichte Roms» (3. Aufl., Bd. 2, Lpz. 1874).

Mimik (griech.) iſt die Kunſt, durch Mienen und Geberden die Zuſtände des Gemüths lebensvoll und bezeichnend auszudrücken. Sie iſt für den Redner wichtig, am unentbehrlichſten aber für den dramatiſchen Darſteller. Bei den Alten hielt ſich die M. innerhalb ſtreng plaſtiſcher Grenzen, der Geſichtsausdruck wurde erſetzt durch die dem darzuſtellenden Charakter entſprechende typiſche Maske; die M. als individuell lebendiger Geſichtsausdruck wuchs erſt mit der ſchärfer individualiſirenden Kraft des modernen Dramas empor. Ihr Ziel iſt vollſte Naturwahrheit, aber gehoben und getragen von Maß und Schönheitsſinn und geläutert zu echter Kunſtidealität; die Grenzen des Erlaubten ſind daher verſchieden je nach den verſchiedenen dramatiſchen Dichtformen, anders in der Poſſe, anders in der hohen Tragödie. Vgl. Engel, «Ideen zu einer M.» (2 Bde., Berl. 1804); Darwin, «Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei den Menſchen und Thieren» (aus dem Engliſchen von Carus, 2. Aufl., Stuttg. 1874).

Mimnermus, berühmter griech. lyriſcher Dichter, lebte um 630 v. Chr. zu Smyrna als der ältere Zeitgenoſſe Solon's. Er gilt bei den Alten für den erſten und den größten Meiſter der erotiſchen Poeſie durch ſeine wol von ihm ſelbſt zur Flöte geſungenen Elegien, in denen er über ſeine unerwiderte Liebe zu der ſchönen Flötenſpielerin Nanno klagte, deren Namen auch die Sammlung derſelben trug. Dieſelben dienten in ihrer ſchwermüthigen, weichlichen Weiſe mit den eingemiſchten mytholog. Parallelen der erotiſchen Poeſie der alexandriniſchen Dichter zum Vorbild. Weniger berühmt waren ſeine, einem ernſtern Stoffe geweihten Elegien auf den Kampf der Smyrnäer gegen Gyges (ſ. d.). Die noch vorhandenen, nicht unbedeutenden Bruchſtücke ſind in den Sammlungen von Gaisford und Boiſſonade ſowie von Schneidewin im «Delectus poetarum elegiacorum Graecorum» (Gött. 1838) und von Bergk in den «Poetae lyrici graeci» (3. Aufl., Lpz. 1866) zuſammengeſtellt und erläutert, von Bach (Lpz. 1826) beſonders herausgegeben und von Herder in deſſen «Zerſtreuten Blättern» ſowie von Weber in den «Elegiſchen Dichtern der Hellenen» (Frankf. 1826) und von Hartung in den «Griech. Elegikern» (Bd. 1, Lpz. 1859) überſetzt worden.

Mimoſe oder **Sinnpflanze** (Mimōsa Adans.) heißt eine zu der den Schmetterlingsblütlern nahe verwandten Familie der Mimoſaceen gehörende Pflanzengattung, welche tropiſche Bäume und Sträucher enthält, deren Blätter zweizählig-, fingerig- oder doppelt gefiedert ſind, und deren kleine weiße oder roſenrothe Blüten mit trichterförmiger, 4—5ſpaltiger Blumenkrone und etwa 15 langen, haarförmigen Staubgefäßen in kugeligen Köpfchen ſtehen. Am bekannteſten iſt die **ſchamhafte M.** oder **Senſitive** (M. pudica L.) wegen der ſtarken Reizbarkeit ihrer Blätter, mit vier ziemlich fingerförmig geſtellten Fiedern, deren zahlreiche kleine Blättchen ſich bei der Berührung ſogleich aufwärts aneinanderlegen. Bei wiederholter oder ſtärkerer Berührung legen ſich auch die Blättchen der benachbarten Fiedern zuſammen, dann ſenken ſich die ganzen Fiedern hinunter und endlich biegt ſich auch der gemeinſchaftliche Blattſtiel herab, ſodaß das ganze Blatt dann wie verwelkt herabhängt. Wird der ganze Stamm erſchüttert, ſo zeigen alle Blätter dieſelbe Erſcheinung. Nach einiger Zeit richten ſich die Stiele wieder auf, und die Blättchen breiten ſich wieder aus. Wegen dieſer Erſcheinungen wird die Pflanze bei uns häufig in Gewächshäuſern, doch meiſt als einjährig gezogen. Aber auch noch viele andere Arten zeigen dieſe Reizbarkeit der Blätter in hohem Grade, wie die **empfindliche M.** (M. sensitiva), die **keuſche M.** (M. casta), die **ſittige M.** (M. pudibunda), die **träumende M.** (M. somnians), die **zuckende M.** (M. palpitans), die **lebendige M.** (M. viva) u. ſ. w., ja in geringerm Grade kommt dieſe Eigenſchaft faſt bei allen Arten dieſer Gattung vor. Der Sitz der Bewegung der Blättchen und Blätter iſt das am Grunde der Haupt- und Nebenblattſtiele befindliche Blattſtielpolſter (eine Anſchwellung), welches ein contractiles Zellgewebe enthält.

Digitized by Google

Mimŭlus, Larvenblume, Lochblume, Name einer zur 14. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Scrophularineen gehörigen Pflanzengattung, welche mit unserm Gnadenkraut (s. Gratiola) Verwandtschaft hat, von dem sie sich namentlich durch den fünfkantigen Kelch, die gespaltene zweilappige Oberlippe und durch die zweiklappige Kapsel unterscheidet. Ihre in Amerika heimischen Arten sind Kräuter entweder mit gegenständigen Blättern und blattwinkelständigen, einzelnstehenden, gestielten Blüten, oder mit an den Aesten abwechselnd gestellten Blättern und traubig angeordneten Blüten. Mehrere werden als Zierpflanzen in Gewächshäusern, Blumentöpfen und auch im freien Lande gezogen, besonders M. luteus L. aus Californien und M. moschatus Dougl. aus Oregon. Erstgenannte Art hat große goldgelbe, oft purpurn gefleckte Blumen und kahle, fettglänzende, schön grüne Blätter und kommt nicht selten verwildert an Flußufern in üppigen Büschen vor; die zweite, als Topfpflanze beliebte, viel kleinere, mit kleberigen Wollhaaren bedeckte, kleinblütige Art wird wegen ihres starken Moschusgeruchs Moschuskraut genannt. Beide Arten sind perennirend.

Minaret, eigentlich Minâreh (arab., d. i. Ort des Lichts, Leuchtthurm), nennt man in der Architektur des Islam den schlanken Thurm, der sich in Stockwerke abgetheilt an der Seite der Moscheen erhebt, und von welchem herab der Muezzin dem Volke der Stadt die fünf Stunden des Gebets verkündet. Die M. sollen zuerst zu Damascus unter dem Khalifen Walid im 88. Jahre der Hedschra (710) eingeführt worden sein.

Minas-Geraes, eine der größten und volkreichsten Binnenprovinzen Brasiliens, verdankt Erforschung und Besiedelung ihren größtentheils zu Ende des 17. und im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrh. entdeckten Goldlagern. Zwischen 14° und 23° südl. Br., 40° und 47° westl. L. gelegen, hat sie einen Flächenraum von 574,854 QKilom. Die Provinz bildet ein wasser- und bergreiches, 500—1000 Mt. über dem Meere gelegenes Hochland, dessen östl. Theil ein eigentliches Gebirgsland ist, während nach Westen breitere Thalbildungen und niedrige Höhenzüge, nach Norden sanft geneigtes Hügelland vorherrschen. Das östl. Grenzgebirge, Serra dos Aimores, scheidet sie zugleich von der Urwaldregion der Küste; im Süden umschließt die Provinz noch einen Theil dieser Region an der Grenzkette Serra de Mantiqueira mit dem 2713 Mt. hohen Itatiaya. Zwischen der Serra dos Aimores und der westlichern, ebenfalls von Norden nach Süden streichenden Serra do Espinhaço, die im 1706 Mt. hohen Itambé gipfelt, findet man noch kräftige Baumvegetation, westlich von der letztgenannten Serra aber nur Gras- und Gesträuchwuchs; der bei weitem größte Theil der Provinz gehört daher zu den sog. Campos. Die Gebirge der südl. und östl. Gegenden bestehen größtentheils aus Gneisgranit, in der Serra do Espinhaço aber herrschen krystallinische Thonschiefer vor, unter denen ein schieferiger Quarzsandstein, der nach dem Berg Itacolumi (1760 Mt.) benannte Itacolumit, für M. besonders charakteristisch ist. Der Itacolumit wie auch ein Theil der andern krystallinischen Schiefer enthalten die Goldlagerstätten, die bis 1820 eine Ausbeute von ungefähr 1200 Ctr. Gold lieferten. Metall- und Edelsteinreichthum hat der Provinz ihren Namen gegeben. Doch liegen gegenwärtig die alten Gruben zum allergrößten Theil verlassen, da ihre Ausbeute nicht mehr lohnend ist. Rationell wird auf Gold nur von der Englischen Gesellschaft in Morro-Velho gebaut. Wichtig sind ferner die Diamantenwäschen in den am Westabhange der Serra do Espinhaço entspringenden Flüssen, vorzüglich in den Municipien Cerro do Frio, Diamantina, Grão-Mogor, im Sertão de Abaete und bei Bagagem. Von letzterm Orte stammt der größte aus Brasilien bekannte Diamant, der 125 Karat schwere Cruzeiro do Sul. Der zu M. gehörige Theil vom Stromgebiet des San-Francisco bildet dem Flächenraum nach etwa die Hälfte der Provinz; auch ist dieser Fluß innerhalb der Provinz 430 Kilom. weit schiffbar. Da aber in seinem untern Laufe Wasserfälle die Schifffahrt verhindern, so ist er für M. keine Wasserstraße nach dem Ocean. Gleiche Hindernisse zeigen der Rio Doce und der Jequitinhonha, sowie der Paraná (Rio Grande). Landseen hat die Provinz wenig und keine von bedeutendem Umfang, an Mineralquellen ist sie dagegen ziemlich reich; die bekanntesten sind die Schwefelthermen von Caldas im District Sapucahy und die Agoas-Virtuosas de Caxambu, unfern der Stadt Baependy. Das Klima ist in der Urwaldregion nicht viel weniger heiß als in den nördl. Provinzen Brasiliens, in der höhern Camposregion, namentlich in den Gebirgen, dem der außertropischen südl. Provinzen fast gleich. Die eigentlichen tropischen Culturpflanzen, wie Zuckerrohr, Kaffee, Mandioca, Bananen u. s. w., gedeihen daher nur in sehr geschützten Lagen. Gebaut werden hauptsächlich Mais und Bohnen, weniger Kartoffeln, Weizen, Roggen, Gerste, Baumwolle, Reis, Taback. Die Fauna der Provinz M. ist die Brasiliens von der Südgrenze des Reichs bis 10° südl. Br. Von der ehemaligen Indianerbevölkerung sind noch

Digitized by Google

etwa 10,000 Seelen, vorzugsweise Botocuden, übrig. Die eingewanderte Bevölkerung der Provinz beträgt (1872) 2,039,735 Seelen. Davon machen die Weißen nur einen kleinen Bruchtheil aus. Deutsche sind in besondern Colonien am Mucury und im Süden der Provinz angesiedelt. Sklaven zählt man 310,459, während der größte Theil der Bevölkerung aus freien Schwarzen und Mischlingen besteht. Je mehr sich in neuerer Zeit die Ausbeute an Gold und Edelsteinen verringerte, desto mehr hob sich der Ackerbau. Außer Rindern werden Pferde, Maulthiere und Schweine in ausgedehntem Maße gezüchtet. Die Industrie ist, wie in ganz Brasilien, unbedeutend; neben dem Bergwerksbetrieb sind nur Woll- und Baumwollwebereien, Gerbereien und Töpfereien nennenswerth. Für den Unterricht geschieht in neuerer Zeit viel; es gibt (1875) 656 öffentliche und 109 Privatschulen, die von 22,514 Schülern besucht wurden. Oeffentliche Bibliotheken gibt es in Ouro-Preto, San-João d'El-Rei und Campanha; in erstere Stadt auch eine Buchdruckerei, ein naturwissenschaftliches Museum und ein Theater. Sehr im Rückstand sind die Verkehrsmittel, denn die Provinz hat nur eine einzige Fahrstraße, die Große Minasstraße. Die Eisenbahn hat nur erst wenig die Südgrenze der Provinz überschritten, doch ist eine Verlängerung bis zum San-Francisco im Plan. Nach der polit. Eintheilung zerfällt M. in 18 Comarcas und diese wieder in 52 Municipios mit mehr als 200 Kirchspielen (freguesias). In kirchlicher Beziehung gehört die Provinz einem Erzbisthum (Bahia) und sechs Bisthümern (Pernambuco, Goyaz, São-Paulo, Rio de Janeiro, Mariana und Diamantina) an. Die Hauptstadt Ouro-Preto hat ungefähr 20,000 E. Vgl. Halfeld und von Tschudi, «Die brasil. Provinz M.» (Gotha 1862).

Mincio, schiffbarer Fluß der Lombardei, heißt im obern Laufe Sarca, entspringt im Adamellomassiv in Tirol, durchfließt die Thäler von Genova und Rendana, den nördl. Theil von Judicarien und gelangt durch das fruchtbare Sarcathal 4 Kilom. östlich von Riva in den Gardasee, den er bei Peschiera wieder verläßt, um zuerst in südl., dann in südöstl. Richtung dem Po zuzufließen. Oberhalb des Gardasees ist der Fluß wild und reißend, unterhalb desselben wird er schiffbar, die Ufer verflachen sich und werden sumpfig, der Lauf wird langsam; bei Mantua erweitert er sich zu einem sumpfigen See und mündet, durch hohe Dämme an der Ueberschwemmung der Uferlandschaften gehindert, 22 Kilom. unterhalb Mantua, unfern von Governolo, nach einem Laufe von 216 Kilom., wovon 76 auf den eigentlichen M. fallen, in den Po. Geschichtlich merkwürdig ist der Fluß durch den Sieg, welchen 25. und 26. Dec. 1800 die Franzosen unter Brune über die Oesterreicher unter Bellegarde an seinem Ufer erfochten.

Mind (Gottfr.), in der Schweiz der Berner Friedli genannt, in der Kunst häufig als «Katzenrafael» bezeichnet, wurde 1768 zu Bern geboren, wo sein Vater, ein Formenschneider aus Liptsch in Oberungarn, in einer Papiermanufactur Arbeiter war. Als armer, vernachlässigter Knabe fand M. bei einem deutschen Landschaftszeichner, Legel, Theilnahme und zeichnete nach dessen Vorlegeblättern und nach Ridinger Löwen und andere Thiere, die er auch in Holz schnitzte. Acht Jahre alt, kam er in Pestalozzi's Anstalt für arme Knaben, wo Zeichnen seine einzige Beschäftigung war. Dann lernte er bei dem Landschaftsmaler Siegm. Freudenberger in Bern coloriren und arbeitete in der Folge bei dessen Witwe. Ein Cretin, in allem unwissend, außer im Zeichnen, lebte er fast nur im Umgange mit Katzen. Er starb zu Bern nach einem jammervollen Leben 7. Nov. 1814. Außer Katzen und Bären zeichnete er auch Gruppen spielender Knaben und Betteljungen geistreich und ergötzlich. Nach seinem Tode wurden seine Zeichnungen zu hohen Preisen, besonders nach England, verkauft.

Minden (zu unterscheiden von Münden [s. d.] in der preuß. Provinz Hannover), Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Westfalen, bis 1872 Festung, liegt in einer angenehmen Gegend unmittelbar am linken Ufer der schiffbaren Weser, über welche eine 1871—74 erbaute Brücke führt, an der Köln-Mindener und der Hannoverschen Staatsbahn. Während 1858—59 wurde ein geräumiger Hafen am Strome angelegt. Die Stadt zählt (1875) 17,075 E., ist Sitz einer Regierung, eines Landrathamts, Kreisgerichts, Hauptsteueramts, einer Handelskammer und einer Reichsbankstelle und hat theilweise enge, unregelmäßige Straßen, ist aber größtentheils massiv gebaut. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich aus das jetzige, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. wieder aufgeführte Gebäude des Doms oder der ehemaligen bischöfl. Kathedralkirche. Dieses Kirchengebäude, welches seit der Aufhebung des Domkapitels (1811) den kath. Einwohnern zum Gottesdienste dient, ist ganz von Quadersteinen auf einem pilottirten Grunde erbaut. Das Gewölbe ruht auf zehn mächtigen Rundpfeilern, wovon sechs frei stehen. Das Innere des Doms wurde 1832, der Chor 1864—65 restaurirt. Auch die vier evang. Kirchen sind durch Alter und Architektur merkwürdig. Ferner

Digitized by Google

sind das an dem schönen öffentlichen Domhofsplatze gelegene königl. Regierungsgebäude, dessen neuer Theil 1846 im geschmackvollen Baustile aufgeführt worden, wie die Eisenbahnhofs-, Fortifications- und Militärgebäude bemerkenswerth. Unter den Unterrichtsanstalten sind das 1530 gegründete Gymnasium und eine Bürgerschule hervorzuheben. In industrieller Beziehung sind die Tabacks- und Cigarrenfabriken, die Leder-, Lampen-, Seifen- und chem. Fabriken, die Lein- und Baumwollweberei, Branntweinbrennerei u. s. w. erwähnenswerth. Die Stadt M. ward schon um die Mitte des 13. Jahrh. durch Aufführung einer Umfassungsmauer befestigt. Nachdem sie als Festung im 16. und 17. Jahrh. wiederholt belagert worden, besetzten sie 1636 die Schweden, welche sie bis zum 7. Sept. 1650 behielten und die Festungswerke wesentlich verstärkten. Von den Franzosen 1757 besetzt, wurde M. im nächsten Jahre von den hannov. Truppen, im Juni 1759 aber wieder von dem Marschall Broglie eingenommen. Kurz darauf (1. Aug.) fand hier eine Schlacht zwischen den Franzosen unter dem Marschall Contades und den verbündeten Engländern und Braunschweigern unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig statt, in welcher die Franzosen eine solche Niederlage erlitten, daß sie alle den Verbündeten gehörigen Länder räumen mußten. Zur Erinnerung an dieses Ereigniß wurde 1. Aug. 1859 auf dem Schlachtfelde ein Denkmal errichtet. Nach dem Siebenjährigen Kriege ließ der König Friedrich II. die Festungswerke schleifen, die 1816 verstärkt wiederhergestellt, aber seit 1872 wieder geschleift wurden. M. war auch einst die Hauptstadt des von Karl d. Gr. gestifteten Bisthums M. In dem Westfälischen Frieden 1648 wurde das Hochstift M. säcularisirt und kam als weltliches Fürstenthum an Brandenburg-Preußen. Durch den 7. Juli 1807 zu Tilsit geschlossenen Friedensvertrag trat Preußen das Fürstenthum M. an Frankreich ab. Dasselbe bildete nun einen Bestandtheil des neuerrichteten Königreichs Westfalen. Durch das organische Senatsconsult vom 13. Dec. 1810 ward indessen ein Theil des Fürstenthums M. nebst der Stadt von dem Königreiche Westfalen getrennt und mit dem franz. Kaiserreiche vereinigt. Das Fürstenthum M. kam 1814 wieder an Preußen und bildet seit 1816 nebst den Fürstenthümern Paderborn und Korvei, den Grafschaften Ravensberg und Rietberg, der Herrschaft Rheda und dem ehemaligen hannov. Amte Reckenberg den jetzigen Regierungsbezirk M., welcher ein Areal von 5253,24 QKilom. begreift, (1875) 480,612 E. zählt und in die zehn Kreise: M., Lübbecke, Herford, Halle, Bielefeld, Wiedenbrück, Paderborn, Büren, Warburg und Höxter zerfällt. — Der Kreis M. zählt (1875) auf 588,4 QKilom. 74,526 E.

Minderjährigkeit, s. Minorennität.

Mine, griech. μνᾶ, ist die von den alten Griechen zugleich mit ihrem ganzen Münz- und Gewichtssystem aus dem Orient übernommene Bezeichnung für ein bestimmtes Gewicht und eine freilich nie als Einzelstück ausgeprägte Münze, die das Hundertfache der Drachme und den sechzigsten Theil des Talents betrug. Das Gewicht und der Münzwerth der M. ist wie die des Talents und der Drachme zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen griech. Staaten verschieden gewesen. Unter diesen verschiedenen Währungen waren die wichtigsten die äginetische und die attische. Die äginetische M., welche auch in Athen vor der Zeit des Solon als Münzgewicht und später noch als Handelsgewicht in Gebrauch war, hatte ein Gewicht von 602,6 Gr. und repräsentirte einen Geldwerth von $36\frac{1}{4}$ frühern norddeutschen Thlrn.; die attische M. betrug an Gewicht 436,6 Gr., an Geldwerth $26\frac{1}{5}$ Thlr. Vgl. Hultsch, «Griech. und röm. Metrologie» (Berl. 1862). — Im heutigen Königreich Griechenland ist die (sog. königliche) M. ein Gewicht von 1500 neuen (sog. königlichen) Drachmen oder Gramm $= 1\frac{1}{2}$ Kilogr. oder 3 deutsche Pfd. $= 468\frac{3}{4}$ vorige griech. Drachmen; sie wurde mit den franz. metrischen Maßen und Gewichten durch Gesetz vom 28. Sept. 1836 eingeführt, ist aber in der Praxis so wenig wie die meisten andern Größen des metrischen Systems bisher in Gebrauch gekommen.

Mine nennt man eine in Erde, Gestein, Mauerwerk oder in anderer Umschließung oder unter Wasser angebrachte Pulverladung, welche daselbst gezündet werden und eine zerstörende Wirkung ausüben soll. Um diese Ladung an den Ort, wo sie wirken soll, die Kammer oder den Minenofen, bringen zu können, muß in den ersten Fällen eine Höhlung ausgegraben werden, welche in der Erde gewöhnlich mit Holz verkleidet wird. Ist sie in senkrechter Richtung angelegt, so heißt sie Brunnen oder Schacht, in horizontaler Richtung Galerie; ist sie aber geneigt, so nennt man sie Schleppschacht. Sie wird von der Ladung aus auf eine Strecke ausgefüllt oder eingedämmt, damit die Wirkung der Pulvergase auf das zu zerstörende Object concentrirt bleibt. Die Kammer wird in der Regel zur Seite des Schachts oder der Galerie angelegt. Um die Ladung ohne Gefahr zünden zu können, ist eine Leitung nöthig. Diese kann entweder auf der raschen Fortpflanzung der Flamme durch das Schießpulver beruhen oder man

Digitized by Google

kann galvanische oder magneto-elektrische Zündapparate verwenden. Im erstern Falle wendet man meist Zündschnur an, welche in einer hölzernen Rinne unter die Erdoberfläche versenkt wird. Im letztern Falle bedarf man eines Leitungsdrahts und einer galvanischen Batterie oder eines magneto-elektrischen Rotationsapparats. Die Wirkung der elektrischen Zündung erfolgt am raschesten und sichersten. M. können zum Zerstören von Bauwerken, z. B. Brücken, Gebäuden, Festungswerken u. s. w., gebraucht werden, in welchem Falle sie Demolitionsminen heißen. Bei Feldschanzen kommen sie gewöhnlich vor die ausspringenden Winkel, als die am wenigsten beherrschten Theile, zu liegen und heißen Flatterminen. Die Leitung wird bis in den Graben oder in das Innere des Werks geführt. Sie sollen gezündet werden während der Feind zum Sturme vorrückt, um das Vorgehen zu erschweren oder unmöglich zu machen. In Festungen sind die M. entweder Demolitionsminen, um Werke, welche man nicht weiter behaupten kann, in die Luft zu sprengen, oder man wendet sie im Vorterrain der Festung an, um den Gang des feindlichen Angriffs aufzuhalten. Sie heißen hier Contreminen und werden schon im Frieden vorbereitet, indem man unter der Erde gemauerte Galerien anlegt, die strahlenförmig nach außen laufen und von welchen wieder kürzere Aeste oder Rameaux ausgehen; in solchem Falle entsteht ein Contreminensystem. Wo ein solches vorhanden ist, sieht sich der Angreifer gezwungen, sobald er in seine Nähe gekommen ist, ebenfalls M. anzulegen und den gewöhnlich sehr zeitraubenden Minenkrieg zu beginnen, wenn es ihm nicht gelingt, sich durch einen Sturm des Gedeckten Wegs und dadurch auch des Zugangs zu den Contreminen zu bemächtigen. Im Minenkrieg ist es das Bestreben des Angreifers, mit seinen Galerien recht rasch vorzugehen und möglichst starke, sog. überladene M. oder Druckkugeln zu sprengen, welche weite Trichter auswerfen und zugleich die Contreminen auf eine große Strecke hin zerstören. Aus diesen Trichtern, welche er zu Logements mit Brustwehr und Bankett einrichtet, geht er dann mit neuen Galerien vor, bis er endlich in den Gedeckten Weg gelangt. Der Vertheidiger dagegen sucht dem Angreifer durch Quetschminen zuvorzukommen, d. h. Minen, die so schwach geladen sind, daß sie keine oberirdische Wirkung äußern, sondern nur die in ihrer Nähe befindlichen Galerien eindrücken oder die darüber liegenden Brustwehren einstürzen machen. Außerdem wendet der Angreifer die M. an, um die Contrescarpenmauer behufs des Grabenniedergangs einzuwerfen oder in der Escarpenmauer eine Bresche zu erzeugen. Der Vertheidiger sucht dagegen zuweilen durch M. die entstandene Bresche ungangbar zu machen. M. unter Wasser, Wasserminen, Seeminen oder Torpedos genannt, kommen hauptsächlich als Sperrmittel oder Zerstörungsmittel bei der Küstenvertheidigung zur Anwendung. (S. Küstenbefestigung und Torpedo.) Schon von den Alten wurden unterirdische Gänge bei Belagerungen angewandt. Sie dienten hier dazu, um in das Innere der belagerten Stadt zu gelangen oder um die Mauern zu untergraben und durch Verbrennen der hölzernen Stützen zum Einsturz zu bringen. So nahmen die Römer mit M. Fidenä 664 v. Chr., Veji 393 u. s. w. Der erste, aber mislungene Versuch, eine mit Pulver geladene M. zu sprengen, wurde 1487 durch einen genuesischen Ingenieur vor Sorezanella gemacht. Im J. 1503 gelang dagegen eine M. bei der Belagerung des Schlosses Dell' Uovo bei Neapel. In den Kriegen Ludwig's XIV. wurden, besonders durch Valière, die M. mehr systematisch zur Vertheidigung angewandt. Die Druckkugeln wurden 1732 durch Belidor erfunden und 1762 von Lefèvre bei der Belagerung von Schweidnitz vielfach angewandt. Mordgänge nannte man in frühern Zeiten die M. wegen der darin zuweilen vorkommenden mörderischen Kämpfe.

Minelli oder Min-Elli (Joh.), holländ. Philolog, geb. 1625 zu Rotterdam, gest. 1683 als Rector der Schule daselbst, besorgte von einer großen Anzahl röm. Classiker, namentlich von denen, die man damals auf den Schulen zu lesen pflegte, Ausgaben mit kurzen erklärenden Anmerkungen, die so großen Beifall fanden, daß in der Folgezeit von andern sehr viele ähnliche Ausgaben erschienen, die auf dem Titel die Worte «ad modum Minellii», d. h. nach der Art und Weise M.'s, als Aushängeschild führten. Namentlich geschah dies in Deutschland durch den pseudonymen Germanicus Sincerus und einen gewissen Juncker. Da diese letztern Ausgaben in ihren Anmerkungen fast nichts als Umschreibungen oder wörtliche Uebersetzungen des Textes darboten und deshalb bei den Schülern großen Eingang fanden, so wurde der Ausdruck «ad modum Minellii» sprichwörtlich und erhielt gleiche Bedeutung mit Eselsbrücke.

Mineralien nennt man alle als Bestandtheile der Erdrinde vorkommenden homogenen anorganischen Körper, wobei herkömmlicherweise einige aus der Zersetzung und Umbildung urweltlicher organischer Reste entstandene und im Schose der Erde begrabene Massen, wie z. B. die verschiedenen Kohlen, Bernstein, Erdharz, mit in das Gebiet des Mineralreichs verwiesen

Digitized by Google

werden. Die M. können von sehr mannichfachen Gesichtspunkten aus betrachtet werden. Zunächst als chem. Grundstoffe und bestimmte Verbindungen, unterschieden durch ihre Zusammensetzung und durch besondere äußere Eigenschaften, so namentlich durch Krystallform, Härte, specifisches Gewicht, optisches Verhalten, Glanz und Farbe. Die Unterscheidung und Beschreibung der einzelnen Mineralarten, deren man über tausend kennt, ist Aufgabe der speciellen Mineralogie (s. d.). Sodann sind von Wichtigkeit die Untersuchungen über ihre geolog. Verbreitung, über die Gesetzmäßigkeit ihrer räumlichen Association, ihres Zusammenvorkommens und über ihre Bildungs- und Entwickelungsgeschichte; letztere Forschungen gehören der Gesteinslehre oder Petrographie an, die einen Theil der Geologie oder Geognosie (s. d.) bildet. Die Lithurgik ist die Lehre von dem Gebrauch, welchen die M. zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse gewähren.

Die Eigenschaften der M., welche den Hauptgegenstand einer wissenschaftlichen Beschreibung derselben bilden, sind dreierlei Art, indem sie sich auf die Form, auf die physischen Qualitäten und auf den Stoff beziehen. Nach ihren morphologischen Eigenschaften zerfallen die M. zunächst in krystallisirte, d. h. nach bestimmten Gesetzen gestaltete, von regelmäßig vertheilten und ursprünglichen Flächen begrenzte Individuen, deren Molecule bestimmt und regelmäßig angeordnet sind (Krystalle, s. d.), sodann in krystallinische, d. h. solche Massen, welche in ihrer äußern Formentwickelung gehemmte Individuen darstellen, deren physik.-moleculare Beschaffenheit aber mit derjenigen der Krystalle vollkommen übereinstimmt, und endlich in amorphe, d. h. diejenigen M., welchen neben der räumlichen Individualisirung auch das krystallinische Gefüge überhaupt abgeht, indem bei ihnen die gegenseitige Aggregation der Molecule unregelmäßig und ordnungslos ist, und bei welchen (wie z. B. unter den Kunstproducten bei dem Glas) Elasticität und Cohärenz nach allen Richtungen hin gleich wirken. Dahin gehören unter anderm die Opale, auch die wenigen flüssigen M., wie das gediegene Quecksilber. Manche, namentlich thonähnliche M. sind jedoch nur scheinbar amorph, indem sie aus einer sehr innigen Zusammenhäufung zartester mikroskopischer Theilchen von krystallinischer Natur bestehen. Die Individuen des Mineralreichs sind aber nur in verhältnißmäßig seltenen Fällen ganz frei und ihrer Form nach vollständig ausgebildet, in der Regel dagegen zu Aggregaten, d. h. zu Complexen vereinigt, welche aus einer großen Anzahl neben-, über- und durcheinander gewachsener, dichtgedrängter, verkrüppelter und verzerrter Individuen zusammengesetzt werden; so entstehen Mineralaggregate mit körnigem, schuppigem, schaligem, stängeligem Gefüge, welche in allerhand büscheligen, wulstähnlichen, fächerförmigen, kugeligen, traubigen, zapfenförmigen, cylindrischen u. s. w. Gestalten auftreten. Zu solchen Aggregaten gehören auch die als Umwandlungsproducte früherer M. aufzufassenden sog. Pseudomorphosen. Eine große Bedeutung hat neuerdings den M. gegenüber das Mikroskop erlangt, vermittels dessen man die feinern anatom. Structurverhältnisse sowol im frischen und unveränderten, als im umgewandelten Zustande untersuchen und werthvolle Schlüsse über die Entstehung ableiten kann. Vgl. Zirkel, «Die mikroskopische Beschaffenheit der M. und Gesteine» (Lpz. 1873); Rosenbusch, «Mikroskopische Physiographie der petrographisch wichtigen M.» (Stuttg. 1873).

Unter den physikalischen Eigenschaften der M. ist zunächst die mit der Cohärenz zusammenhängende gesetzmäßige Spaltbarkeit der Krystalle und krystallinischen Massen wichtig, welche ein um so belangreicheres Merkmal abgibt, als sie von der vielgestaltigen Formentwickelung ganz unabhängig und dennoch stets constant ist. Wird ein M. nach Richtungen zerschlagen oder zerbrochen, nach welchen keine Spaltbarkeit vorhanden ist, so zeigt sich der sog. Bruch, welcher muschelig, eben oder uneben, glatt, splitterig, erdig oder hakig sein kann. Die Härte der M. und ihr specifisches Gewicht oder ihre Dichtigkeit sind gleichfalls physik. Eigenschaften, welche bei der Unterscheidung der einzelnen Arten mit den ersten Rang einnehmen. Im engsten Zusammenhang mit der morpholog. Ausbildung der Krystalle des Mineralreichs steht ferner ein Theil ihrer optischen Eigenschaften, ihre einfache oder doppelte Strahlenbrechung, das Vorhandensein einer oder zweier optischer Achsen, ihr Verhalten gegen polarisirtes Licht, ihre Farbenverschiedenheit nach abweichenden Richtungen (Pleochroismus) u. s. w. Die Fortschritte der Physik haben der Mineralogie allmählich eine Menge von sinnreichen Instrumenten und Methoden zur optischen Prüfung der M. geliefert, wozu die verschiedenen Polarisationsapparate, Stauroskop, Dichroskop, die Instrumente zur Messung des Brechungsindex, des Winkels der optischen Achsen u. s. w. gehören, alles Apparate, die für die speciellere allseitige Untersuchung oder für die Diagnose der M. wichtig sind (vgl. Groth, «Physik. Krystallographie», Lpz. 1876). Andere optische Eigenschaften, welche mit der Krystallform nicht oder nicht so direct zusammenhängen, sind der Glanz, bei welchem man den Grad und die Art (Metallglanz, Diamantglanz,

Digitized by Google

Glasglanz, Fettglanz, Perlmutterglanz, Seidenglanz) unterscheidet, die Farbe, der Farbenschiller, die Pellucidität oder das Vermögen, Licht hindurchzulassen. Sodann gehören auch noch das Verhalten der Krystalle gegen die Wärme (Leitungsfähigkeit der Wärme, abweichende Ausdehnung nach verschiedenen Richtungen bei Temperaturerhöhung), die Elektricität, Phosphorescenz und der Magnetismus, welche manche M. zeigen, zu ihren physik. Eigenschaften.

Bei der Betrachtung der chemischen Natur der M. kommen namentlich zwei Gegenstände in Betracht: die chem. Constitution und die chem. Reactionen. Was das chem. Wesen der M. anbetrifft, so sind dieselben entweder Grundstoffe (z. B. Gold, Silber, Kupfer, Arsen), oder Oxyde (z. B. Quarz, Zinnstein, Rutil, Eisenglanz, Saphir, Magneteisen, Brauneisenstein), oder Schwefelmetalle (z. B. Eisenkies, Bleiglanz, Kupferkies, Fahlerz, Rothgültigerz, Zinnober), oder Haloidsalze (wie Steinsalz, Flußspat, Kryolith), oder Sauerstoffsalze (z. B. die große Zahl der Silicate, Carbonate, Phosphate, Sulfate, auch Borate, Nitrate, Wolframiate, Titanate), endlich organische Verbindungen und deren Zersetzungsproducte (die verschiedenen Kohlen und Erdharze). Die chem. Constitution eines M. kann nur durch eine genaue quantitative Analyse erkannt werden, während die chem. Reactionen blos mehr oder weniger genau auf die Kenntniß seiner qualitativen Zusammensetzung führen. Diese letztern einfachen chem. Prüfungen werden entweder auf dem sog. trockenen oder auf dem nassen Wege vorgenommen. Bei der Untersuchungsmethode auf dem trockenen Wege bedient man sich des Löthrohrs, womit die Schmelzbarkeit, das Entweichen flüchtiger Stoffe, die Sublimation gewisser Substanzen, die Gegenwart einiger charakteristischer Metalle, die Färbung der Flamme, welche die erhitzte Probe liefert, auch die Producte und Erscheinungen, welche sich beim Zusammenschmelzen mit andern Körpern (sog. Flüssen, wie Soda, Borax, Phosphorsalz) zeigen, ermittelt werden sollen. (Vgl. Plattner, «Probirkunst mit dem Löthrohr», 4. Aufl., herausg. von Richter, Lpz. 1865.) Bei der Prüfung auf dem nassen Wege handelt es sich um die Auflöslichkeit oder Unlöslichkeit eines M. in Wasser oder verschiedenen Säuren, um dabei erfolgende Gasentwickelungen, um Abscheidung einzelner Bestandtheile (z. B. Schwefel, Kieselsäure); die weder in Wasser noch in Säuren löslichen oder zersetzbaren M. müssen mit andern Substanzen zusammengeschmolzen werden, um sie dadurch löslich und der Analyse zugänglich zu machen. Für die Kenntniß der chem. Zusammensetzung der M. ist vor allem Rammelsberg's «Handbuch der Mineralchemie» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1875) wichtig; für die Bestimmung der M. leisten von Kobell's «Tafeln zur Bestimmung der M.» (10. Aufl., Münch. 1873) gute Dienste.

Mineralogie nennt man den Theil der Naturgeschichte, welcher sich mit der Beschreibung der Mineralien (s. d.) beschäftigt, wobei dieselben bald nur im engern Sinne, nach ihren Eigenschaften und ihrem gegenwärtigen Wesen, bald auch im weitern Sinne, nämlich zugleich nach ihrer Entstehung und Umbildung, betrachtet werden können. Die wissenschaftliche Behandlung der M. ist schon darum sehr neuen Ursprungs, weil sowol Chemie als Krystallographie erst in neuerer Zeit jenen Grad der Ausbildung gewonnen haben, der für consequente Durchführung genauer Charakteristiken und auf Gestalt und chem. Constitution gebauter Systeme nöthig ist. Die Alten, z. B. Plinius, kannten und unterschieden nur wenige Mineralien und beschrieben sie unvollständig. Die ersten Versuche wissenschaftlicher Behandlung machte Georg Agricola im 16. Jahrh. Indeß sind die Systeme der Schweden Wallerius (1772) und Cronstedt (1758) die ersten, welche diesen Namen verdienen; während der erstere rein chemisch klassificirte, räumte der zweite auch den äußern Kennzeichen ihr Recht ein. Die Bearbeitung dieser letztern ist das besondere Verdienst Abraham Gottlob Werner's (s. d.), dem wir die sog. empirische Methode der Mineralbeschreibung verdanken, die von bestimmten theoretischen Ansichten ganz unabhängig und darum noch gegenwärtig in ihren Grundzügen in Gebrauch ist. Sein System war weder chemisch noch physikalisch consequent; man findet es am ausführlichsten in Hoffmann's «Handbuch der M.» (4 Bde., Freiberg 1811—18). Allerdings gewannen aber auch erst nach Werner sowol die Chemie als die Krystallographie die gegenwärtige wissenschaftliche Form, und Hauy (s. d.) war der erste, der seine mathem. Untersuchungen über Krystallformen zur Aufstellung eines Systems anzuwenden versuchte. Seitdem haben die Mineralogen in der Systematisirung zwei wesentlich verschiedene Wege verfolgt. Die einen stellen die morpholog. und physik., die andern die chem. Kennzeichen an die Spitze. Die erste, die sog. naturhistorische Methode, hat vor allen Mohs (s. d.) mit seinen Anhängern Jameson, Allan, Haidinger, Zippe u. a. cultivirt, welche dadurch zwar außerordentlich viel zur Förderung der Lehre von den äußern Kennzeichen beitrugen, andererseits aber auch eine fast gänzliche Vernachlässigung der Kenntnisse von dem chem. Wesen der Mineralien verschuldeten. Auch das System von Breithaupt (s. d.) ist ein

Digitized by Google

naturhistorisches. Diesen gegenüber steht mit rein chem. Klassifikation Berzelius (s. d.), dem von Kobell und Blum sich anschließen. Indeß haben die wichtigen Entdeckungen über den Zusammenhang zwischen Gestalt und Mischung nur zur Befestigung der schon längst von vielen Mineralogen gehegten Ansicht beigetragen, daß völlige Einseitigkeit verwerflich und eine genügende Klassifikation nur unter gleichzeitiger Berücksichtigung beider Klassen von Kennzeichen zu erreichen sei. Die Systeme von Leonhard, Beudant, Weiß, Naumann und Geinitz verfolgen sämmtlich diesen Weg mit mehr oder weniger Glück, während das krystallo-chem. System von G. Rose mehr in erster Linie die chem. Constitution betont und deshalb auch die Beziehungen des Isomorphismus noch besser berücksichtigen kann. Vgl. von Kobell, «Geschichte der M.» (Münch. 1864). Als die besten Lehrbücher der M. gelten: J. D. Dana, «A system of mineralogy» (6. Aufl., 2 Bde., Lond. 1871); Des Cloizeaux, «Manuel de minéralogie» (Par. 1863); Naumann, «Elemente der M.» (10. Aufl., herausg. von Zirkel, Lpz. 1877); Quenstedt, «Handbuch der M.» (3. Aufl., Tüb. 1877).

Mineralöl nennt man alle durch trockene Destillation aus Braunkohle, Steinkohle, Torf und andern Mineralien gewonnenen Oele. Es ist charakteristisch für die moderne Gewerbthätigkeit, daß sie zur Herstellung ihrer Producte, wo nur immer möglich, die Rohstoffe, welche sie bisher aus dem Thier- und Pflanzenreiche bezog, der anorganischen Natur zu entnehmen bestrebt ist. So ist man denn auch bemüht gewesen, die Resultate der chem. Forschung über die Zusammensetzung des Kohlentheers aus Braunkohlen wie aus Steinkohlen nach verschiedenen Richtungen hin in das wirthschaftliche Leben zu übertragen. Aus dem Steinkohlentheer isolirte man zahlreiche Körper, wie Benzol (s. d.), Carbolsäure (s. d.) und Anthracen (s. d.), aus denen dann die Kunst des Chemikers die Kohlentheerfarben darstellte. Der Braunkohlentheer und viele bituminöse Schiefer wurden beachtet, nachdem Karl von Reichenbach bereits im J. 1832 nachgewiesen hatte, daß aus den theerigen Producten der trockenen Destillation Substanzen hergestellt werden könnten, die rußfrei verbrennen, und daß sie infolge dieser Eigenschaft geeignet als Beleuchtungsmaterial seien. Der eine dieser Körper war fest und dem Stearin ähnlich, er wurde Paraffin (s. d.) genannt; der andere war flüssig, hieß Eupion und war das erste künstlich dargestellte M., welches dem Rüböl als Lampenöl in kurzer Zeit erfolgreich Concurrenz machen sollte. Bereits 1833 beschäftigte sich Selligue in Frankreich mit der fabrikmäßigen Darstellung des M. aus Schiefer. Ihm folgten Johard in Belgien, Reece in Irland, Young in England und Wagenmann in Deutschland, und in der Mitte der funfziger Jahre ist M., welches unter dem Namen Photogen und Hydrocarbür (s. d.) als flüssiger Leuchtstoff Anwendung fand, bereits ein ansehnlicher Handelsartikel geworden. Gegen das J. 1860 betrat ein von der Natur gespendetes M., das Petroleum (s. d.), die industrielle Arena und zwar nach kurzer Zeit mit solch durchschlagendem Erfolge, daß die künstlichen M. in den Hintergrund gedrängt wurden, ja deren Fabrikation an vielen Orten, z. B. in der Provinz Sachsen, wo neben Paraffin viel M. aus Braunkohle unter dem Namen «deutsches Petroleum» dargestellt wird, kaum noch lohnend erscheint. Vgl. A. W. Hofmann's Berichte über die wiener Weltausstellung von 1873 (4. Lfg.) und «Zeitschrift für Paraffin-, Mineralöl- und Braunkohlenindustrie» (Halle 1875—77, redigirt von B. Hübner und Bischof).

Mineralwasser. Die Mineralquellen unterscheiden sich von den gewöhnlichen durch einen merklich größern oder geringern Gehalt ihres Wassers an Salzen, manche außerdem noch durch ihren Gehalt von besondern, im gewöhnlichen Wasser nicht oder nur in geringen Mengen vorkommenden Stoffen und endlich durch eine hohe Temperatur. Der Gehalt der Mineralwässer an festen Theilen schwankt etwa zwischen 0,2 und 15,0 Gr. auf 1000 Gr. Wasser. Die Temperatur der gewöhnlichen Quellen beträgt selten unter 6°, dagegen besitzen manche Mineralquellen selbst sehr hohe Temperaturen, so der Sprudel in Karlsbad und das Wasser von Plombières 60°, die Quelle von Chaudes-Aigues 87°, die Petersquelle am Kaukasus und die Quelle von Las Trincheras in Venezuela 90°. Die kalten Mineralquellen nennt man Krenen, die heißern und lauen Thermen und Chliaren. Der Ursprung der Mineralwässer ist derselbe wie der Ursprung gewöhnlicher Quellwässer. Ihren Gehalt an Salzen erhalten sie durch Auslaugen unterirdischer Salzlager, die hohe Temperatur durch ihre schnelle Beförderung aus tiefen, dem Innern der Erde nähergelegenen Stellen an die Oberfläche. Die Mineralquellen entspringen theils natürlich, theils sind sie erbohrt worden. Man theilt sie nach ihrem Gehalt von bestimmten Stoffen in mehrere Gruppen ein. 1) Die indifferenten Heilquellen, Wildbäder oder Akratothermen besitzen keine hervorstechenden chem. Bestandtheile, liefern ein sehr salzarmes, fast chemisch reines Wasser und wirken hauptsächlich durch ihre hohe Temperatur;

Digitized by Google

warme oder heiße Akratothermen sind Gastein, Pfäfers und Ragaz, Warmbrunn, Wildbad, Teplitz, Plombières (Schlangenbad ist Chliare). 2) Kochsalzquellen besitzen als vorwaltenden Bestandtheil Chlornatrium (Kochsalz) und andere Chloride; warme Kochsalzquellen sind Wiesbaden und Baden-Baden, kalte Kissingen (besonders stark die Rakoczyquelle), Homburg und Soden. An Kochsalz sehr reiche Quellen werden Soolen genannt; zu diesen gehören Ischl, Reichenhall, Wittekind, Kösen, Sulza, Hall in Würtemberg; Rehme und Nauheim liefern ein an Kohlensäure reiches Wasser von Badetemperatur. 3) Jod- und bromhaltige Wässer finden sich zu Adelheidsquelle, Krankenheil, Kreuznach, Hall in Oberösterreich, Elmen in der Provinz Sachsen. 4) Säuerlinge sind ausgezeichnet durch einen starken Gehalt an Kohlensäure, enthalten aber daneben gewöhnlich noch kohlensaures Natron oder Kochsalz: Selters, Gleichenberg, Bilin, Gießhübl, Neuenahr, Geilnau, Fachingen, Vichy (mit sehr viel doppeltkohlensaurem Natron), Ems, Obersalzbrunn. 5) Bitterwässer (Seidschitz, Seidlitz, Püllna, Ofen und Friedrichshall) enthalten vorzüglich schwefelsaure Magnesia (Bittersalz). 6) Glaubersalzwässer sind ausgezeichnet durch einen hohen Gehalt von schwefelsaurem Natron (Glaubersalz), so Marienbad, Bertrich, Rohitsch, die Salzquelle von Franzensbad, die Elsterſalzquelle und Karlsbad, die einzige Therme dieser Gattung. 7) Schwefel- oder Schwefelwasserstoffquellen enthalten Schwefelwasserstoff und lösliche Schwefelmetalle. Warme Schwefelwässer finden sich in Aachen, Baden bei Wien, Baden in der Schweiz und Landeck; kalte zu Nenndorf, Eilsen und Weilbach. 8) Eisenwässer enthalten viel doppeltkohlensaures Eisenoxydul, so Pyrmont, Driburg, Spaa, Steben. Zugleich viel Salz führen Elster, die Karolinen- und Ambrosiusquelle in Marienbad. Eisensäuerlinge sind die Franzens-, Salz- und Wiesenquelle im Franzensbad und die Trink-, Albert- und Salzquelle in Elster.

Die auffälligen Erscheinungen der Mineralwässer haben schon in früher Zeit Anlaß zu ihrer medic. Verwendung gegeben (Gesundbrunnen, Heilquellen), aber erst in neuerer Zeit (seit Frdr. Hoffmann) hat man sie mit dem Fortschreiten der chem. Kenntnisse und der medic. Erfahrungen systematisch zu verwenden gelernt. Einzelne der Mineralwässer dienen blos zum Baden (z. B. die indifferenten Wässer, Kochsalzquellen), andere vorzugsweise zum Trinken (Bitter- und Glaubersalzwässer); vielfach werden sie aber auch in beiderlei Form angewendet. Die viele Gase (Stickstoff, Schwefelwasserstoff) liefernden Wässer benutzt man auch zu Inhalationscuren, bei welchen man die Kranken die Gase athmen läßt, und in neuester Zeit hat man, zuerst in Frankreich, angefangen, vermischte, zu einem feinen Nebel zerschlagene (zerstäubte, pulverisirte) Wässer auf die Athmungsorgane einwirken zu lassen. Die therapeutischen Zwecke, zu welchen man sich der M. bedient, sind höchst mannichfaltig. Doch wendet man bei bestimmten Krankheiten meist nur bestimmte Quellen an, so gegen Unterleibs- und Leberkrankheiten Quellen wie Karlsbad und Vichy, gegen Skrofulose u. dgl. die Kochsalz- und Soolquellen, gegen veraltete Syphilis die iod- und bromhaltigen Wässer, gegen Blutarmuth u. dgl. die Eisenwässer u. s. w. Mineralwässer, welche sich nicht, wie die Eisenwässer, durch Aufbewahrung wesentlich verändern, werden auch versendet (Versandtwässer); doch ist dies nur der Fall bei den zum Trinken benutzten Quellen. Um die Mineralwässer an von der Quelle entfernten Orten herstellen zu können, hat man die Eindampfung der Wässer erfunden, und man verschickt so den Salzrückstand (Mutterlaugensalz) der Quellen, wo dieser als der wirksame Bestandtheil betrachtet wird (z. B. Kreuznach). Seit etwa 1820 hat man (und zwar zuerst Struve in Dresden) begonnen, die Mineralwässer nachzuahmen, indem man sie künstlich aus ihren wichtigsten Bestandtheilen zusammensetzt. (Künstliches Mineralwasser.) Oft erreicht man mit diesen künstlichen Mineralwässern denselben Erfolg wie durch den Gebrauch der natürlichen. Neuerdings werden in den Mineralwasserfabriken vielfach auch solche künstliche Mineralwässer hergestellt, welche in der Natur nicht vorkommen (wie das pyrophosphorsaure und kohlensaure Eisenwasser, das Lithion-, Jod- und Ammonwasser, das kohlensaure Magnesiawasser u. a.) und als wesentliche Bereicherungen des Heilschatzes zu betrachten sind. (S. Balneographie.) Vgl. Lachapelle und Glover, «Handbuch der Fabrikation gashaltiger Getränke» (aus dem Französischen, Berl. 1869); Schultze, «Lehrbuch der Fabrikation von Mineralwässern» (Berl. 1870); Hager, «Vollständige Anleitung zur Fabrikation künstlicher Mineralwässer» (2. Aufl., Bresl. 1870).

Minerva, eine italische, bei den Sabinern und Lateinern heimische und dann, wie es scheint, von den Etruskern überkommene Gottheit, welche besonders in Rom hohe Verehrung genoß. Sie ist ihrem Grundbegriff nach eine Göttin des Verstandes und der Klugheit, der Erinnerung und des Gedächtnisses. Im übrigen floß sie so früh mit der griech. Athene zusammen, daß man schwer sagen kann, was der italischen M. ursprünglich eigenthümlich war. Ihr Hauptfest

Digitized by Google

in Rom wurde an dem Quinquatrus, zuerst 19. März, später, wo man Quinquatrus irrig als das fünftägige Fest deutete, vom 19. bis 23. namentlich von Künstlern und Handwerkern gefeiert.

Die griech. Athene (Athena in attischer Prosa), häufig auch Pallas Athene genannt, ist ihrer ursprünglichen Naturbedeutung nach eine Göttin des lichten Aethers, deren Begriff aber allmählich mehr und mehr im ethischen Sinne aufgefaßt wurde, sodaß sie als reine Jungfrau (Athene Parthenos), als Göttin der Klugheit und Weisheit in friedlichen wie kriegerischen Beschäftigungen, einerseits als Athene Ergane (Arbeiterin), andererseits als Athene Promachos (Vorkämpferin) und Athene Nike oder Nikephoros (Siegbringerin), ja sogar als Athene Pronoia (Vorsehung) verehrt ward. Nach einer von Dichtern und Künstlern vielbehandelten Sage gebar Zeus, nachdem er seine erste Gemahlin, die Metis, verschlungen hatte, aus seinem Haupte, das er durch Hephästos (oder durch Prometheus oder durch Hermes) mit dem Beile spalten ließ, die Athene, die sogleich als erwachsene Jungfrau in voller Waffenrüstung hervorsprang und von den andern Göttern mit Freuden begrüßt wurde. Nach einer andern halb verschollenen Sage, die sich fast nur in dem Beinamen der Göttin, Tritogeneia, erhalten hat, ist sie aus dem Wasser, aus dem See oder Bach Triton, den die einen nach Libyen, andere nach Thessalien oder Böotien versetzen, geboren. Als kriegerische Göttin nimmt sie hervorragenden Antheil an dem Kampfe der Götter gegen die Giganten (s. d.) und steht dem Herakles in allen seinen Kämpfen bei; in ähnlicher Weise beschützt sie auch andere Heroen, namentlich solche, die Klugheit und List mit Kühnheit und Tapferkeit verbinden, wie den Odysseus (s. d.). Im Trojanischen Kriege steht sie nach der Darstellung der Ilias entschieden auf der Seite der Griechen gegen die Trojaner; doch rächt sie nach der Eroberung Trojas an dem griech. Heere schwer den Frevel des Aias, Sohnes des Oileus, welcher der am Altare und Bilde der Göttin Schutz suchenden Kassandra Gewalt angethan hatte. Als strenge Wächterin ihrer Jungfräulichkeit straft sie den Tiresias, der sie nackt im Bade gesehen hat, durch Blendung; den Hephästos, der sie zur Gattin begehrt und sich gewaltsam ihrer bemächtigen will, weist sie heftig zurück; doch nimmt sie sich des aus der von Hephästos befruchteten Erde geborenen Erichthonios an und übergibt ihn, in einer Kiste verborgen, in ihrem Tempel auf der athenischen Burg zur Pflege den Töchtern des Königs Kekrops, Aglauros, Herse und Pandrosos. Aber diese (alle oder die beiden erstern) öffnen wider das Gebot der Göttin die Kiste und stürzen sich, als sie den von einer Schlange bewachten Knaben erblicken, von Wahnsinn ergriffen von dem Burgfelsen hinab.

Verehrt wurde Athene überall, wo Griechen wohnten, ganz besonders aber in Attika, dem Lande, das sie einst im Wettstreit mit Poseidon, der das Roß erschuf, durch Schöpfung des Oelbaums sich zu eigen gewonnen hatte. Unter den zahlreichen Festen, welche ihr hier im Laufe des Jahres geweiht waren, ist das wichtigste das der Panathenäen, welche alljährlich in der Mitte des Monats August mit Festzug und Opfern, sowie mit gymnastischen und bald auch musischen Wettkämpfen, alle vier Jahre aber als Große Panathenäen glänzender gefeiert wurden. Auch die künstlerische Darstellung der Göttin hat in Athen ihre höchste Ausbildung erhalten, besonders durch Phidias, der sie in einem kolossalen Erzbilde auf der Akropolis als Promachos darstellte, mit langem Gewande bekleidet, über der Brust die Aegis mit dem Gorgoneion (s. Aegide), auf dem Haupte den Helm, auf ihrer rechten Seite neben sich den Schild, in der linken Hand den Speer; ferner in dem glänzenden Tempel der Akropolis, dem Parthenon, in einem Kolossalbilde aus Gold und Elfenbein als Nikephoros, ein goldenes Bild der Nike (Siegesgöttin) auf der vorgestreckten Rechten, den Schild (unter welchem sich die heilige Schlange emporringelte) und den Speer an die linke Seite gelehnt; neben ihr stand, nach einigen, der ihr geweihte Vogel, die Eule, welchen sie in manchen Kunstdarstellungen auf der Hand trägt. Wollen die Künstler sie als friedliche Göttin, als Athene Ergane oder als Agoräa (zum Volke Redende) bezeichnen, so werden meist die Attribute des Schildes und Speers weggelassen; doch behält sie gewöhnlich auch dann Helm und Aegis. Niemals erscheint sie unbekleidet, sondern immer mit langem, bis auf die Füße herabreichendem und den ganzen Körper bedeckendem Gewande, oft auch noch mit einem kurzen Ueberwurf bekleidet. Die Formen des Körpers zeigen mehr Kraft als weibliche Fülle; der Ausdruck des Gesichts ist der ruhigen Ernstes und klarer Verständigkeit, mehr streng und würdevoll als anmuthig. — M. heißt auch ein Planetoid. (S. Planeten.)

Minghetti (Marco), namhafter ital. Staatsmann und Publicist, geb. 8. Sept. 1818 zu Bologna, studirte zuerst Mathematik und Physik, dann die Staatswissenschaften und machte zur Vollendung seiner Bildung Reisen in Italien, Frankreich, England und Deutschland. Nach seiner Rückkehr nach Bologna veröffentlichte er verschiedene volkswirthschaftliche Arbeiten, in denen er die Grundsätze der engl. Freihändler vertheidigte und diese durch Errichtung eines ital.

Digitized by Google

Zollvereins auf der Halbinsel angewendet wissen wollte. Die Reformbewegung, zu der die Thronbesteigung Pius' IX. Anstoß gab, führte auch M. auf den polit. Schauplatz. Er gründete schon 1846 das Journal «Il Felsineo», das sich bald zu einem der besten Organe der gemäßigten Partei emporschwang. Ende 1847 wurde M. nach Rom berufen als Mitglied der mit Entwerfung der Reformen beauftragten Notabelnversammlung (Consulta). Als sich Pius IX. 10. März 1848 zum ersten mal mit einem wesentlich aus Laien gebildeten Cabinet umgab, übernahm M. in demselben das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten. Doch schon die Encyclica vom 29. April veranlaßte den Rücktritt des Cabinets, und M., an dem reformatorischen Berufe des Papstthums verzweifelnd, begab sich in das Lager des Königs Karl Albert. Hier wurde er dem Generalstabe zugetheilt und erhielt nach der Schlacht von Goito den Rang eines Majors. Nach dem Frieden verließ er die piemont. Armee und ging nach Bologna zurück, wo er das volkswirthschaftliche Werk «Dell' economia pubblica e delle sue attinenze colla morale e col diritto» (Bologna 1859) veröffentlichte. Dabei blieb er auch politisch thätig und trat namentlich in ein enges Freundschaftsverhältniß zum Grafen Cavour, der ihn 1856 zur Zeit des Friedenscongresses nach Paris berief, um ihn bei Abfassung des Memorandums über die Lage des Kirchenstaats zu Rathe zu ziehen. Als der Krieg von 1859 herannahte, wählte ihn Cavour zu seinem Generalsecretär, welches Amt er mit dem Rücktritte Cavour's nach dem Frieden von Villafranca niederlegte. M. wandte sich nach Bologna zurück und leitete daselbst als Präsident die Nationalversammlung der bereits factisch von dem Kirchenstaate getrennten Romagna. Nach erfolgter Annexion nahm er als Abgeordneter von Bologna seinen Sitz im piemont., bald ital. Parlament. Im Oct. 1860 trat er als Minister des Innern in das Cabinet Cavour's, verblieb auch in dieser Stellung nach Cavour's Tode in dem ersten Cabinete Ricasoli. Von seinen dem Parlament vorgelegten liberalen Gesetzentwürfen war der wichtigste derjenige, welcher dem neuen Königreiche eine Organisation nach Regionen im decentralisirenden Sinne geben wollte. Dieser Entwurf fand indeß bei dem Parlament keine günstige Aufnahme, und M. zog sich deshalb von seinem Ministerposten zurück. Als nach dem Falle des Cabinets Rattazzi im Dec. 1862 Farini ein neues Ministerium bildete, übernahm er das Portefeuille der Finanzen, und nach Farini's Ausscheiden trat er, die Finanzverwaltung beibehaltend, an die Spitze des Cabinets. Infolge der Angriffe, welche die am 15. Sept. 1864 von M. mit Frankreich bezüglich der röm. Frage abgeschlossene Convention (s. Italien) erfuhr, trat er 23. Sept. mit seinem Cabinet zurück und lebte in Zurückgezogenheit, bis er im Juli 1868 als Gesandter nach London ging. Von hier wurde er Anfang Mai 1869 abberufen, um 13. Mai in die neue Combination des Menabrea'schen Cabinets zu treten. In demselben übernahm er das Ackerbauministerium. Auf diesem Posten zeigte er sich als einer der eifrigsten Förderer der Unification der verschiedenen in Italien geltenden Handelsgesetze. M. reichte jedoch schon 13. Nov. 1869 mit dem gesammten Cabinet seine Entlassung ein. Als das Cabinet Lanza-Sella einer parlamentarischen Coalition erlegen war, bildete M. 10. Juli 1873 ein neues Ministerium, in welchem er außer dem Präsidium auch die Finanzen übernahm, deren Gleichgewicht herzustellen das Hauptbestreben seiner Verwaltung blieb. Die Wohlfahrt und das Ansehen Italiens waren während dieses Ministeriums in stetem Wachsthum begriffen. Indessen waren es gerade volkswirthschaftliche und finanzielle Fragen, welche eine wachsende Unzufriedenheit im Lande erregten und 18. März 1876 wiederum infolge einer parlamentarischen Coalition den Sturz seines Ministeriums herbeiführten. Am 25. März 1876 folgte das demokratische Ministerium Depretis. M., ins Privatleben zurückgekehrt, wendete sich wieder seiner literarischen Thätigkeit zu. Unter den von ihm veröffentlichten Schriften sind noch zu erwähnen: «Saggio di provvedimenti di finanza» (Flor. 1866), «Le donne italiane nelle belle arti al secolo XV e XVI» (Giugno 1877), «La chiesa e lo stato» (Mail. 1878).

Mingrelien, d. h. das Land der tausend Quellen, eine unter dem Generalgouverneur von Kutais stehende transkaukas. Provinz der russ. Statthalterschaft Kaukasien, zwischen Imeretien und Abchasien gelegen, grenzt im W. an das Schwarze Meer, im N. an den Fluß Ingur, im O. an den Tzchate oder Pferdefluß (Hippios der Alten) und die Hochkämme des Kaukasus, im S. an den Rion und bildet einen Theil des alten Kolchis (s. d.). Das Land ist nur an der Küste flach, sonst von Mittel- und Hochgebirgen erfüllt, sehr wasserreich, mit kräftiger, üppiger Vegetation, hat ungemein fruchtbaren Boden, aber ungesundes Klima, namentlich in der heißen Zeit, wo Fieber in hohem Grade herrschen. Mais, Holz, Wolle und Wachs sind die bedeutendsten Handelsproducte. Doch gibt es auch Eisenminen und Schmelzöfen, und 1865 wurde im Thale des Ingur ein Goldlager entdeckt. Das eigentliche M. zerfällt seit 1857 in die drei Bezirke:

Digitized by Google

Sugdidi, Senak und Letschgum, welche 1871 zusammen auf 6926 QKilom. 237,688 E. zählten. Die Einwohner bekennen sich durchweg zur orthodoxen griech. Kirche. Die Mingrelier gehören zum georgischen Stamm, nennen sich selbst Kadsariah und gelten für sehr roh und uncultivirt. Seitdem der Fürst (Dadian) von M. sich 1804 unter Rußland zu Lehn begeben, ist das Land mit seinem Fürsten in diesem mittelbaren Verhältniß zum Russischen Reiche verblieben. Der Dadian hat im allgemeinen freie Hand im Lande. Nur das Recht der militärischen Besetzung des Landes und die Todesstrafe hat sich der russ. Kaiser vorbehalten. Der Dadian erhält von Rußland einen Jahrgehalt. Die Stadt Redut-Kaleh, eine 1821 von den Russen angelegte Befestigung an der Mündung des Chopi, hat außer den Befestigungswerken eine Kaserne, einen Bazar und 420 E. Nur 15—20 Kilom. südlicher liegt links an der Mündung des Rion (Phasis) die früher zu Guria gerechnete Stadt Poti mit 3112 E.

Minho portug., Miño span., Minius bei den Alten, der kleinste unter den sechs Hauptflüssen der Pyrenäischen Halbinsel, ist bei der geringen Länge von 275 Kilom. und einem Gebiete von nur 17,400 QKilom., das nur der nordwestl. Ecke der Halbinsel angehört, mehr als ein Küstenfluß zu bezeichnen. Er entsteht in den Gebirgen des nordöstl. Galicien aus den Bächen Miño und Minótolo, strömt anfangs gegen SW., dann bis unterhalb Lugo nach SO., von dort bis Orense fast südwärts und zuletzt, die Grenze zwischen Spanien und Portugal bildend, über Tuyo nach SW. Bis 15 Kilom. unterhalb Lugo durchfurcht er ein in weitem Umfange von Gebirgen umwalltes Plateau. Dann fließt er bis zur Mündung des Sil, 8 Kilom. oberhalb Orense, zwischen sehr hohen Steilufern in einem engen, von Klippen erfüllten Bett durch ein westlich von der hohen Cordillera de Faro begrenztes Thal. Bei Orense erweitert sich dieses Thal zu einer geräumigen Ebene. Bei Salvatierra, 40 Kilom. oberhalb der Mündung, wird der Fluß für kleine Fahrzeuge fahrbar; größere Schiffe können die an der Mündung liegende Barre nicht passiren. Der einzige erwähnenswerthe Nebenfluß ist der Sil, welcher länger und stärker als der Hauptstrom selbst ist und durch seine Goldkörner schon im Alterthum berühmt war. Der Sil entquillt dem Bergknoten von Peñaranda, bewässert, anfangs gegen Südwest fließend, das reizende Thal El-Bierzo, wendet sich hierauf südwärts, später westlich und führt dem M. den größten Theil der in der westl. Hälfte der Asturischen Kette, sowie fast alle am Nordabhang der Kette von Leon entspringenden Gewässer zu. Bis zur Grenze Galiciens fließt er durch ein in üppigster Vegetation und Fruchtfülle prangendes, reichbevölkertes Thal. Dann aber tritt er in einen felsigen, allmählich sich verengenden Grund ein, den er wild durchströmt.

Miniaturen nennt man kleine und feine Malereien für Ausschmückung von Handschriften, wobei hauptsächlich Minium (Mennige) gebraucht wurde. Diese Art von Malerei scheint in Aegypten uralter Brauch gewesen zu sein, da auf manchen Papyrusrollen Ornamente und Figuren als schmückende Zugabe des hieroglyphischen Schrifttextes nicht zu verkennen sind; aber erst in Griechenland wurde daraus ein besonderer Kunstzweig, der sich nach Rom verpflanzte, wo man im Zeitalter des Augustus die Bücher der schönen wie der gelehrten Literatur mit bildlichen Darstellungen zur Erläuterung des Textes ausmalen ließ. Später schöpfte Byzanz aus seinem Verkehr mit Persien und andern Ländern des Ostens frische Anregung für jegliche Art des decorativen Kunstbetriebes und entwickelte sich hierin zu einer gewissen Selbstständigkeit fort. Unter den bekannten Denkmälern der eigenthümlich byzant. Miniaturmalerei darf das im Auftrage der Prinzessin Juliana Anicia um 505 zu Konstantinopel verfertigte, jetzt in Wien befindliche griech. Manuscript des Dioskorides als das früheste angesehen werden. Man erkennt hier durch die orient. Tünche die altröm. Grundgestalt noch deutlich hindurch, und selbst die spätern Werke dieser Art behalten bei zunehmender Verasiatirung einen Nachschimmer antiker Würde und Hoheit: die Compositionen, die Gewandmotive, die breite Behandlung mit dem Pinsel in Guaschfarben bleiben im Gleise der antiken Manier. Hieraus erklärt sich der gewaltige Einfluß, welchen Byzanz ausübte, als sich jene Kunstthätigkeit von da nach Britannien, Frankreich und Deutschland verbreitete. Daß in Britannien schon früher eine rein einheimische, sog. «angelsächsische» Kunstübung gleicher Art stattgefunden und auf das Festland eingewirkt habe, ist eine sehr beliebte Annahme der neuesten Kunsthistoriker, welche durchaus kein genügendes Zeugniß zur Gewähr hat. Die als Belege dazu angeführten Verzierungen in irischen und brit. Handschriften des 7. Jahrh. sind keine Miniaturmalerei, sondern Schönschreiberei; alles ist mit der Feder gemacht, wenn auch mit Farben gehöht, und das Decorationssystem zwar sehr eigenthümlich, aber ausschließlich kalligraphisch, wie in den gleichzeitigen fränk. Handschriften. Eigentliche M. finden sich in England und Frankreich nicht vor dem 8. Jahrh. Um diese Zeit kommen zu den nach Schreibmeisterart verzierten und illuminirten Initialen gemalte Einzelfiguren, namentlich

Digitized by Google

die vier Evangeliſten hinzu, und erſt ſeit dem 9. Jahrh., als die in engl. und fränk. Klöſtern errichteten Schreibſchulen (Scriptoria) die Kalligraphen zu Miniatoren herangebildet hatten, bereichern ſich die Bücherhandſchriften mit Darſtellungen ganzer Scenen. Die wichtigſten Ueberreſte der unter Karl d. Gr. und ſeinen Nachfolgern in Frankreich ausgeführten M. ſind in Paris, Rom, St.-Gallen erhalten, und die engl. Hauptdenkmale gleicher Art und Zeit befinden ſich im Britiſchen Muſeum. Sie zeigen ſämmtlich die byzantiniſirende Manier, die in der Behandlung der Figuren noch ziemlich ungeſchickt und barbariſch, aber in der Ausſchmückung der Anfangsbuchſtaben und Ränder viel Sinn und Gefühl für das Ornamentiſtiſche wahrnehmen läßt. In Frankreich verwilderte die Miniaturmalerei ſehr bald nach Karl's des Kahlen Tode (877); in Deutſchland dagegen, wohin ſie vermuthlich zunächſt durch lothring. Mönche aus den Schulen zu Metz und Prüm, dann durch byzant. Künſtler gebracht wurde, fand ſie an den Fürſten des ſächſ. Kaiſerhauſes mächtige Gönner und in den dafür gegründeten Kloſterwerkſtätten ſorgſame Pflege. Der Domſchatz zu Hildesheim, die Bibliotheken in Bamberg und München bewahren aus der Zeit der Ottonen berühmt gebliebene Bilderhandſchriften, welche den gleichartigen Werken der karolingiſchen Periode an Reichthum des bildlichen Schmucks nichts nachgeben und ebenfalls noch weſentlich byzant. Stilgepräge an ſich tragen.

Mit dem zweiten Jahrtauſend beginnt in der Miniaturmalerei eine neue Richtung, welche die bisher gleichmäßig wiederholten byzant. Formen in mehr zeitgemäßem und volksthümlichem Sinne umzubilden ſucht und ſich allmählich zu einem Stil geſtaltet, der auch hier, wie in der gleichzeitigen Baukunſt, der «romaniſche» genannt werden kann. Die Hauptkennzeichen des neuen Stils, wofür die Bibliotheken in Paris, München und Trier die intereſſanteſten Beiſpiele aufzuweiſen haben, ſind die ungefüge Bewegung, die gleichſam mit Anſtrengung ſprechende Geberde, die unbehülfliche Schwere. Die Technik iſt mit dem 11. Jahrh. von der malenden Guaſchbehandlung der karolingiſchen Epoche wieder zu der frühern zeichnenden und illuminirenden Behandlung zurückgegangen; die Umriſſe werden mit der Feder vorgezeichnet und ſodann von dem Pinſel mit flachen Farbentönen ausgetuſcht. Später hatte man lieber Goldgründe, wobei man das Pergament nicht wie die Byzantiner einfach mit irgendeinem Leim dünn beſtrich, ſondern förmlich grundirte, d. h. mit einem geleimten Kreidegrund überzog und auf dieſem das Blattgold auflegte, welches dadurch ein gewiſſes Relief und nachher vermittels einer leichten Polirung einen Glanz erhielt, der uns noch heute in Erſtaunen ſetzt. Die Mönchsſchulen, damals die einzigen Werkſtätten für das Abſchreiben und Ausmalen der Bücher, wetteiferten fortan in Hervorbringung von Handſchriften, die ſich durch kalligraphiſche Eleganz ebenſo wie durch reichen Bilderſchmuck hervorthaten und, prachtvoll eingebunden, bei den koſtbarſten Cultusgeräthen im Kloſterſchatz aufbewahrt, zuweilen auch in einem eigenen Bücherzimmer aufgeſtellt wurden. Von dem 13. Jahrh. an gehörten die Bücherabſchreiber nicht mehr ausſchließlich zu den Mönchen. Daher vermuthlich das fortan ſogar in der liturgiſchen und kanoniſchen Bücherausſchmückung hervortretende ſatiriſche Element. Seit Mitte des 12. Jahrh. tritt ein abermaliger Stilwechſel ein, und zwar im Geiſte jener Kunſtrichtung, die man gewöhnlich die gothiſche zu nennen pflegt. Die byzant. Reminiſcenzen werden jetzt, wenn auch nicht völlig aufgegeben, doch entſchieden zurückgeſetzt. Der Künſtler folgt überwiegend ſeinen eigenen Antrieben, die ihn zum Anſchluß an Natur und Wirklichkeit hindrängen. Mit Ausnahme von Gott Vater, Chriſtus, Maria, Apoſteln, Propheten und Patriarchen, für welche das herkömmliche idealiſche Coſtüm noch beibehalten iſt, erſcheinen die andern Perſonen in der Zeittracht des darſtellenden Künſtlers. Die Figuren und Gewänder zeigen die lebhafte Bewegung, das mehr oder minder ſchlanke Verhältniß, das eigenthümlich langgezogene und weich geſchwungene Gefält der goth. Sculpturen; in den Geſichtern und Geberden finden ſich neben dem Typiſchen mehr aus dem Leben beobachtete Züge. An die Stelle der Goldgründe kommen entweder ſchachbretartig mit Gold und Farben gefelderte oder tapetenartig mit buntem Blätter- und Blumenwerk gemuſterte Hintergründe. Mit dem Anfange des 14. Jahrh. zeigt ſich wiederum eine beträchtliche Verbeſſerung. Die illuminirten Federzeichnungen der Flachmalerei geſtalten ſich zu eigentlichen, nur mit dem Pinſel in Guaſchfarben ausgeführten und mit Lichtern, Schatten, Halbtönen verſehenen Gemälden. Die Motive ſind anſprechend; die Körperverhältniſſe bleiben noch überſchlank, auch die Gewandmotive behalten den ſtarken Schwung und die ſcharfen, magern Rippen der goth. Sculpturen; das Colorit, obſchon noch ſehr bunt, hat doch ein gefälliges Anſehen, und die Ausführung, obwol noch ſchüchtern, iſt ſtets ſorgſam und zart durchgebildet. Die Schachbret- und Tapetengründe erſetzt man, am früheſten in den Niederlanden, zunächſt durch Zimmerräumlichkeiten, die ſchon einigermaßen vertieft ſind, und wagt ſich ſodann, nachdem man im Kunſtbetriebe zu größerer Selbſt-

Digitized by Google

ständigkeit gelangt ist, an landschaftliche Hintergründe, in welchen bereits die Perspective, wenn auch nur nach ungefährem Augenmaß, berücksichtigt wird. Seitdem mit allgemeinerer Verbreitung der Geistescultur unter den Laien der Besitz zierlicher Andachts- und Unterhaltungsbücher für die Gebildeten zur Sache des Geschmacks und bei den Großen des Luxus geworden war, beschäftigte die Handschriftenverfertigung nicht mehr allein die Mönche in den Klöstern, sondern auch eine Menge von Schönschreibern und Miniaturmalern in den Haupt- und Universitätsstädten. Namentlich war Paris dafür so berühmt, daß Dante in seinem großen Gedicht sich darauf bezieht.

In der letzten Hälfte des 14. Jahrh. hatten die Miniaturmaler ganz besondere Gönner an König Karl V. von Frankreich und an seinen beiden Brüdern, dem Herzog Johann von Berri und Philipp dem Kühnen, Herzog von Burgund, aus deren Büchersammlungen berühmte Prachtstücke, z. B. die zwei Horarien des Herzogs von Berri, in die große pariser Bibliothek übergegangen sind. Das immer stattlichere Aufblühen der großen Malerei in den Niederlanden und in Italien und die stete Zunahme der fürstl. Liebhaberei an Bilderhandschriften konnten natürlich für die weitere Durchbildung der Miniaturkunst nicht ohne Wirkung bleiben. Die Behandlung wird freier und naturwahrer, die Umrisse der Figuren haben Weichheit und Anmuth. Die Auswahl und Anordnung der Gegenstände, die feinere Formengebung und Gewandung, die geschmackvollen Ornamente deuten auf das völlige Heranwachsen dieses Kunstzweigs. Weit und breit berühmte Manuscripte: das Missal des Herzogs von Bedford, im Britischen Museum, das Brevier desselben Herzogs, in der großen pariser Bibliothek, das Gebetbuch der Anna von Bretagne, im Louvre, die Bibel des Matthias Corvinus, Königs von Ungarn, im Vatican, u. s. w., beweisen, wie ausnehmend Treffliches die Miniaturmalerei in den Niederlanden, in Frankreich und Italien während des 15. Jahrh. leisten konnte, dessen zweite Hälfte besonders tüchtige Meister zählt, Jean Fouquet von Tours, Gherardo und Attavante von Florenz, Girolamo von Verona, u. s. w. Die Erfindung der Buchdruckerkunst that freilich der Miniaturmalerei empfindlichen Schaden, tödtete sie aber nicht mit Einem Schlage. Von den ersten xylographischen Bilderbüchern, von der «Armenbibel», dem «Heilsspiegel», der «Ars moriendi» u. s. w. gab es außer den gewöhnlichen Exemplaren auch solche, wo die Holzschnitte von Illuministen ausgemalt waren, und in noch kostbarern Drucken auf Pergament geschah dies Ausmalen mit Deckfarben, aufgehöhten Lichtern und Gold, nach Art der Miniaturhandschriften, sodaß sie auf den ersten Anblick dafür gehalten werden konnten. In den ersten typogr. Bücherdrucken war oft das Titelblatt prachtvoll ausgemalt und wurden auf den Blattseiten weiße Stellen gelassen für den Illuministen, indem man blos am Rande mit einem Kapitälchen den großen Anfangsbuchstaben, den er zeichnen und malen sollte, andeutete. Später wurde die Miniaturmalerei noch lange für die Versorgung fürstl. Bibliotheken mit Prachtmanuscripten in Anspruch genommen und überhaupt in ihrem Fortgange so wenig gehemmt, daß sie erst zu Anfang des 16. Jahrh. den freiesten Besitz aller technischen Mittel erlangte und damit ihre vollkommensten Leistungen hervorbrachte: das Brevier des Cardinals Grimani, von dem Genter Gerhard Horebout ausgemalt, in der Markusbibliothek zu Venedig, und das Meßbuch des Cardinals Farnese, ein Meisterwerk des Giulio Clovio, in der Bibliothek zu Neapel. Indeß auf die Länge vermochten die Miniaturmaler nicht, sich des vereinigten Andrangs der Buchdrucker, Holzschneider und Kupferstecher zu erwehren; sie verloren ihre letzten Kunden und mußten sich zum Malen von Bildnissen, Dosendeckeln u. dgl. bequemen. Hieraus entstand im 17. Jahrh. eine neue Gattung Klein- und Feinmalerei, die von jenen frühern Malereien in Bücherhandschriften den Namen **Miniaturmalerei** erhielt. Man gebraucht dazu sehr feine, mit Gummiwasser angemachte Farben, die blos mit der Pinselspitze in Pünktchen oder Strichelchen aufgetragen werden. Gewöhnlich punktirt oder strichelt man nur das Nackte, und behandelt das übrige, Gewänder und Hintergründe, nach herkömmlicher Guaschmanier; bisweilen wird aber auch die ganze Arbeit punktirt oder gestrichelt. Man malt solche M. auf feinkörnigem, starkgeleimtem Papier oder auf besonders zubereitetem Holz, mitunter auch auf Email, am häufigsten aber auf Elfenbein und Pergament. Durch die Erfindung der Photographie ist diese Art Miniaturmalerei sehr in Abnahme gerathen und beinahe ganz verschwunden. Vgl. Ballard, «Traité de miniature» (Lyon 1672; nachher öfters unter dem Titel: «École de la miniature», Par. 1782 u. 1816; deutsch, Nürnb. 1688).

Minié-Gewehr wurde 1849 von dem franz. Artilleriekapitän Minié erfunden (s. **Handfeuerwaffen**) und ist das erste gezogene Vorderladungsgewehr, bei welchem es gelungen war, das Geschoß, welches mit Spielraum geladen wird, ohne Kraftanstrengung seitens des Schützen, lediglich vermöge der ausdehnenden Gewalt der Pulvergase in die Züge zu treiben. Das Charakteristische des Systems liegt überhaupt in der Einrichtung des Geschosses, das in seinem

Digitized by Goog

hintern Theile ausgehöhlt iſt und durch die in dieſe Höhlung eintretenden Pulvergaſe ſich ſeitlich ſo weit ausdehnt, bis der Anſchluß an die Seelenwände gewonnen iſt und die Führung in den Zügen erfolgt. Das M. mit ſeiner bequemen Ladeweiſe und der Leichtigkeit der Umänderung glatter Gewehre in ſolche, macht es möglich, die ganze Infanterie einer Armee in kurzer Zeit mit gezogenen Gewehren auszurüſten. Das M. oder demſelben nahe verwandte Conſtructionen wurden daher bald nach der Erfindung in der Mehrzahl der Armeen als Infanteriegewehre angenommen, bis ſie ſeit 1866 durch das Hinterladungsgewehr verdrängt wurden.

Minimen, Mindeſte Brüder oder Eremiten des heiligen Franz von Paula (Fratres minimi, Fratres Eremitae Sancti Francisci de Paula) heißen die Glieder eines von Franz von Paula (ſ. d.) geſtifteten Mönchsordens; 1435 gegründet, 1474 von Sixtus IV. unter dem Namen der «Eremiten des heil. Franciscus» beſtätigt, 1492 von Alexander VI. in denjenigen der «Minimen» umgewandelt, weil ſie in ihrer Demuth die allergeringſten unter den geiſtlichen Ordensbrüdern ſein wollten, baute dieſer Orden ſein erſtes Kloſter nebſt Kirche 1436 zu Coſenza, ſiedelte ſich darauf in Spezzia, Cortona und Milazzo in Sicilien an, fand aber ſeine Hauptverbreitung unter Karl VIII. in Frankreich. Hier erhielten die Glieder des Ordens den Namen «Die guten Leute» (les bons hommes). Unter Maximilian I. verbreitete ſich der Orden nach Deutſchland, unter Ferdinand dem Katholiſchen nach Spanien. Hier hießen die M. Fratres de Victoria, weil man den für Ferdinand günſtigen Ausgang des Kampfs gegen die Mauren auf die Wirkung ihrer Gebete zurückführte, in Deutſchland meiſt Pauliner oder Paulaner. Da Franz ſelbſt die Ordensregel mehrfach veränderte, erhielt der Orden auch drei Regeln, 1501 durch Papſt Alexander VI., 1502 und 1506 durch Papſt Julius II. In Spanien bildete ſich 1492 ein Nonnenorden der M., Mindeſte Schweſtern genannt, ohne jedoch hier und in Frankreich weite Verbreitung zu finden. Außerdem bildete ſich als beſonderer Zweig die M.-Tertiarier, oder M. beiderlei Geſchlechts für weltliche Perſonen, ohne Verpflichtung zum gemeinſchaftlichen Leben. Ihr Ordenszeichen iſt ein Strick mit zwei Knoten als Gürtel, daneben die bürgerliche ſchwarze Tracht. Die Ordensregel fordert außer den gewöhnlichen drei Kloſtergelübden noch als viertes das Faſtenleben (vita quadragesimalis), nämlich gänzliche Enthaltſamkeit vom Fleiſchgenuß. Jetzt beſteht der Orden vorzugsweiſe in Italien; in Spanien wurde derſelbe 1582 wieder hergeſtellt.

Minimum, ſ. Maximum.

Miniſter (urſprünglich Miniſteriales, Dienſtleute, welche an dem Herrenhof Dienſte, miniſteria, beſorgten) iſt gegenwärtig die Bezeichnung für die Inhaber gewiſſer öffentlicher Functionen. So werden die Seelſorger als Diener des geiſtlichen Amtes Miniſtri sacri officii genannt, und auch der Ordensgeneral der Franciscaner heißt M. Ganz beſonders führen aber dieſen Titel diejenigen oberſten Staatsbeamten, welche unmittelbar unter dem Staatsoberhaupte die Regierungsgeſchäfte beſorgen, desgleichen die Geſandten zweiter und dritter Klaſſe (Bevollmächtigte M. und Miniſterreſidenten) im Gegenſatz zu den Botſchaftern und den bloßen Geſchäftsträgern. Die Ausbildung einer Centralverwaltung ging ſchon im röm. Kaiſerreiche vor ſich, wo die Regenten eine Staatskanzlei (consistorium principis) einrichteten und die Ausführung ihrer ſouveränen Beſchlüſſe den Vorſtänden der verſchiedenen Dienſtabtheilungen übertrugen. In den german. Reichen ſtand dem König eine Mehrzahl oberſter Hof- und Reichsbeamter (ſ. Erzämter) zur Seite, und die Ausfertigungen überwachte ein Kanzler, der als Großſiegelbewahrer die ſchriftlichen Erlaſſe mit dem Zeichen der Echtheit verſah. Mit der Menge und Bedeutung der Aufgaben, welche dem weiter entwickelten Staate erwuchſen, trat auch das Bedürfniß ein, die immer zahlreichern Beamten einheitlicher Leitung zu unterſtellen und alle Zweige des öffentlichen Dienſtes durch ihre oberſten Spitzen miteinander in Verbindung zu bringen. Den Uebergang hierzu bildete das Syſtem, wonach nur ein Cabinetsminiſter den Regenten für gewöhnlich berieth und die Politik leitete, während die Vorſtände der Hauptcollegien oder eigene Conferenzminiſter nur auf beſonderes Erfordern im Cabinet (ſ. d.) erſchienen und ihr Gutachten abgaben. Gegenwärtig ſind jene Vorſtände in den meiſten Staaten ſelbſt M., welche die oberſte Leitung ihres Departements ſelbſtſtändig führen, und unter dem Vorſitze des Regenten oder des erſten M. (Miniſterpräſidenten, Premierminiſter) ein höchſtes Collegium, das Geſammtminiſterium, bilden. Die einzelnen Centralſtellen werden dadurch zu Miniſterien des Aeußern, Innern, Kriegs, Cultus und öffentlichen Unterrichts (in Rußland der Volksaufklärung), der Juſtiz und der Finanzen. Während mehrere dieſer Miniſterien vorübergehend oder dauernd auch in einer Hand vereinigt oder dergeſtalt zueinander in Beziehung geſetzt ſein können, daß das eine in Abhängigkeit von dem andern

Digitized by Google

durch besondere Unterstaatssecretäre, aber mit einer gewissen Selbstständigkeit, besorgt wird, vermehrt sich die Zahl derselben in Großstaaten zuweilen noch um besondere Ministerien für Handel und Landwirthschaft, öffentliche Arbeiten, der Polizei und der Marine. In Monarchien findet sich auch ein Ministerium des königl. oder kaiserl. Hauses für die nach Privatfürstenrecht zu beurtheilenden Angelegenheiten des Staatsoberhaupts und seiner Familie. Wo, wie z. B. in Rußland, die Leitung dieser Privatsachen und des Auswärtigen einem bevorzugten M. ausschließlich vorbehalten bleibt, treten die andern M. nur hinsichtlich der übrigen Angelegenheiten in Mitberathung, woraus der Gegensatz zwischen Cabinetsministern und bloßen Staatsministern erwächst. Die dem M. anvertraute Geschäftsklasse bildet sein Portefeuille. In größern Staaten werden jedoch auch M. ohne Portefeuille ernannt, welche nicht an der Verwaltung, sondern nur an der Berathung des Gesammtministeriums (Ministerconseils) theilnehmen. Es sind dies gewöhnlich hochstehende Staatsmänner, denen die Oberleitung zukommt (wie z. B. im preuß. Ministerium vom 2. Dec. 1858 der Fürst von Hohenzollern), oder die wegen ihrer Rednergabe, wie in Frankreich unter dem zweiten Kaiserreich, als Sprechminister die Regierung in den gesetzgebenden Körpern zu vertreten haben.

Die Ernennung der M. steht dem Inhaber der höchsten Gewalt zu. Dieser kann sich jedoch in solchen Staaten, wo das parlamentarische Regierungssystem zur vollen Entwickelung gelangt ist, wie in England und Belgien, durch seine Wahl nicht mit der Mehrheit der Volksvertretung in Widerspruch versetzen, weil ein misfälliges Ministerium weder seine Ansichten in der Form von Gesetzen zur Geltung zu bringen, noch die nöthigen Geldverwilligungen zu erlangen vermöchte. Da außerdem der Staat leicht mit sich selbst in Widerspruch gerathen könnte, wenn zwischen den einzelnen M. keine Einigkeit hinsichtlich der leitenden Grundsätze bestände, so pflegt der Regent bei dem Rücktritt eines Ministeriums meistens einen Vertrauensmann der neuen Situation mit der Neubildung der Verwaltung zu beauftragen, welcher die zu befolgenden Grundsätze in einem Programm aufstellt und daraufhin befähigte Gesinnungsgenossen zum Eintritt bewegt. Gewöhnlich wird derselbe im Falle des Erfolgs Premierminister und übt als solcher auf die ganze Politik und seine Amtsgenossen einen bestimmenden Einfluß. Jedem M. gebührt indeß die Oberleitung des ihm zugewiesenen Dienstzweigs (Ressort), wobei er sich durch eigene Räthe unterstützen und vertreten läßt. Das betreffende Collegium, welches ebenfalls Ministerium heißt, steht über allen bei demselben ressortirenden Behörden als Aufsichts- und Beschwerde-Instanz, und zwar als höchste, wenn nicht das Landesgesetz noch an das Gesammtministerium zu recurriren gestattet. Das Verhältniß der M. zu dem Inhaber der höchsten Gewalt ist je nach der Landesverfassung ein verschiedenes. In den repräsentativ-demokratischen Republiken, wie in den Vereinigten Staaten oder in Frankreich sind die M. mehr von dem Präsidenten abhängig als von der Volksvertretung, sind aber wie dieser verantwortlich. In absoluten Monarchien sind die M. unselbstständige Diener des Souveräns. In constitutionellen Monarchien nehmen die M. eine Mittelstellung ein zwischen dem Fürsten, der sie ernennt und autorisirt, und den Kammern, denen sie verantwortlich sind. Da nach dieser Verfassung die M. anstatt des Monarchen die Verantwortlichkeit für alle Regierungsacte übernehmen müssen, so sind sie berechtigt, wenn der Monarch ihnen Handlungen zumuthet, mit denen sie nicht einverstanden sind, ihre Entlassung zu begehren. Diese Verantwortlichkeit der M. ist theils eine parlamentarische oder politische, theils eine strafrechtliche. Jene besteht darin, daß die M. als Rathgeber der Krone hinsichtlich ihrer polit. Thätigkeit in den Verhandlungen der Volksvertretung wie in der Presse zur Rechenschaft gezogen werden. Die Verantwortlichkeit im Verhältniß zum Strafgesetz betrifft dagegen nur solche Handlungen oder Unterlassungen der Regierung, welche entweder geradezu verbrecherisch oder doch staats- und gemeingefährlich erscheinen. Für solche läßt das constitutionelle Staatsrecht zunächst den M. aufkommen, welcher das einschlagende Departement verwaltet und den betreffenden Act durch seine Unterschrift hat vollziehen helfen. Die Bestimmung über Geltendmachung der strafrechtlichen Ministerverantwortlichkeit, über das Recht zur Anklage gegen die M., den Gerichtshof, der solche zu entscheiden hat, das Verfahren vor diesem, über die einer Anklage unterliegenden Handlungen oder Unterlassungen, endlich über die strafrechtlichen und polit. Folgen einer Verurtheilung sind in den verschiedenen Staaten sehr verschieden. Vgl. Constant, «De la responsabilité des ministres» (Par. 1818); Cottu, «Considérations sur la mise en accusation des ministres» (Par. 1828); R. Mohl, «Die Verantwortlichkeit der M.» (Stuttg. 1837); Kerchove de Denterghem, «De la responsabilité des ministres» (Gent 1867); Samuely, «Das Princip der Ministerverantwortlichkeit in der constitutionellen Monarchie» (Berl. 1869).

Digitized by Google

Miniſterialen (mittellat.) hießen im Gegenſatz zu den Vaſallen, nachdem dieſe Freienrechte erhalten hatten, die unfreien Dienſtleute, welche zu häuslichen Dienſten und auch im Kriege verwandt wurden. Mit der Zeit hob ſich auch ihre Geltung, und namentlich die Dienſtleute der Fürſten erlangten im 12. Jahrh. Gleichſtellung mit den Vaſallen; auch ihre Lehen wurden erblich. Sie ſtanden unter den vier Aemtern des Marſchalls, des Kämmerers, des Schenken und des Truchſeß (ſ. Erzämter und Erbämter), denen ſo viele andere aus dem Geſinde untergeben wurden, als die Verrichtungen im Hofdienſte forderten. Mit der Zeit bildete ſich hauptſächlich aus ihnen der niedere Adel. Von den Reichsminiſterialen, welche nur den Kaiſer als Herrn über ſich hatten, ſtammen ſogar manche reichsritterſchaftliche, alſo bis zum Ende des Reichs reichsunmittelbare Familien. Vgl. Fürth, «Die M.» (Köln 1836); Schele, «Ueber die Freiheit oder Unfreiheit der M. des Mittelalters» (Frankf. a. M. 1868); Nitzſch, «Miniſterialität und Bürgerthum im 11. und 12. Jahrh.» (Lpz. 1859).

Miniſter-Reſident (Miniſter-Geſchäftsträger), ſ. Geſandte und Miniſter.

Minne, von der Wurzel man, denken, gedenken, ſich erinnern, woher auch mahnen ſtammt, bedeutet urſprünglich Erinnerung, Andenken. Unſere Vorfahren pflegten bei Opfern und Gelagen der Götter oder der abweſenden und verſtorbenen Genoſſen mit einem Becher zu gedenken und nannten das «Minne trinken». So trank man in heidniſcher Zeit Wuotan's, Donar's und anderer Götter M., nach der Bekehrung die M. Chriſti, Maria's und der Heiligen, vornehmlich aber die M. des Apoſtels Johannes, welcher die Gefahr der Vergiftung abwenden ſollte, weil er ſelbſt, wie man ſagte, vergifteten Wein ohne Schaden getrunken hatte, und, beim Abſchied, die M. der heil. Gertrud, als der Beſchützerin der Reiſenden. Bald aber entwickelte ſich für das Wort M. (jedoch nur in Deutſchland, nicht in Skandinavien) eine zweite und ſeitdem allein gültige Bedeutung perſönlicher und beſonders geſchlechtlicher Zuneigung (im Gegenſatze zu Haß), während «Liebe» nur das Erfreuliche, das Angenehme, das Wohlgefallen (im Gegenſatze zu Leid) bezeichnete. Weil nun die Verehrung, welche ſeit älteſter Zeit dem weiblichen Geſchlechte von den Deutſchen gewidmet worden war, ſich durch das Ritterthum, durch den Einfluß der brit. Romane und durch die Wechſelwirkung des Mariendienſtes bis zur Schwärmerei ſteigerte, ſo wurde den deutſchen Lyrikern des 12. und 13. Jahrh. die M., von ihnen oft auch als Frau M. perſonificirt, und der Frauendienſt Hauptinhalt ihrer Dichtungen und ihnen ſelbſt der Name Minneſinger (ſ. d.) beigelegt. Später erhielt das Wort M. einen tadelnden Nebenſinn des blos ſinnlichen Genuſſes, und ſeine frühere edlere Bedeutung ging auf das Wort Liebe über, bis endlich die Dichter des 18. Jahrh. (insbeſondere Klopſtock und die Dichter des Göttinger Dichterbundes) dem Worte M. ſeine frühere Bedeutung wiedergaben.

Minnehöfe, ſ. Liebeshöfe.

Minneſinger werden mit beſonderer Betonung des von ihnen behandelten Inhalts die deutſchen Lyriker des 12. und 13. Jahrh. genannt. Die Wiege der deutſchen Lyrik wie des volksmäßigen Epos iſt Oeſterreich, genauer begrenzt Oberöſterreich. Sie entſproß zunächſt aus doppelter heimiſcher Wurzel, einer geiſtlichen und einer weltlichen, der aber bald vom Rheine her mit beſtimmendem Einfluſſe eine dritte, ausländiſche, franzöſiſche ſich geſellte. Geſungen zwar hatte das Volk ſchon ſeit langen Jahrhunderten, aber immer noch war ſein Lied ein epiſches, ein erzählendes, und zwar nicht nur, wenn es Thaten und Schickſale der Vergangenheit berichtete, ſondern auch, wo es Ereigniſſen und Zuſtänden der Gegenwart diente, wo es Feſte, Hochzeiten, Tänze und, von geiſtlicher Hand ausgehend, Kreuz- und Pilgerfahrten, See- und Kriegszüge, Gottes- und Heiligendienſt begleitete. Aber eben dieſe Berührung mit der Gegenwart gab dem Ausdrucke der ſubjectiven Stimmung und Empfindung Raum und führte dadurch allmählich hinüber zur Lyrik, die auch früh ſchon in lat. oder in halb lat., halb deutſchem Gewande von fahrenden (wandernden) Geiſtlichen geübt wurde, welche die Fürſtenhöfe ſuchten und dort, um zu gefallen, weltliche Lieder dichteten. Dieſem Urſprunge entſprechen deutlich die älteſten erhaltenen Dichtungen Dietmar's von Eiſt (nordöſtlich von Linz, 1143—70), des von Kürenberg (deſſen Burg einſt eine Stunde oberhalb Linz an der Donau ſtand), des Burggrafen von Regensburg, Meinlos von Sevelingen (aus Söflingen bei Ulm) und des fahrenden Sängers Spervogel. Minne, Sommerluſt und Winterleid, Lob oder Tadel der Herren bilden ihren gewöhnlichſten Inhalt; aber die Darſtellung liebt noch epiſche Einkleidung in erzählender Schilderung von Begebniſſen und Zuſtänden, in Selbſtgeſpräch und Zwiegeſpräch oder in ſprichwörtlich gedrungener Kürze, und Vers- und Strophenbau erſcheinen noch in der alten epiſchen Einfachheit. Während dieſe Anfänge der neuen Sangeskunſt in Oberdeutſchland raſch emporwuchſen, kamen aus den Maasgegenden und durch ſie vermittelt auch aus dem übrigen Frank-

Digitized by Google

reich nach Deutschland herüber neue Muster der Lyrik, welche indeß weniger auf den Inhalt, stärker auf die Form und die musikalische Begleitung und auf die Musikinstrumente wirkten.

Als unmittelbare Wirkungen des franz. Einflusses traten mit Bestimmtheit hervor der strengere Bau des Verses; ferner neben dem Alexandriner der zehn- oder elfsilbige Vers, reichere Gliederung der Strophe, entschiedenes Uebergewicht blos minniglicher Stoffe und rein lyrische Weise der Auffassung mit Verdrängung des epischen Elements. Dichter dieser Uebergangsstufe sind gegen Ende des 12. Jahrh. der Westfale Heinrich vom Veldeken, den die spätern als den Vater ihrer Kunst betrachten, der Pfälzer Friedrich von Hausen, die Thüringer Hugo von Salza, der von Kolmas und Heinrich von Morungen und die beiden Schwaben Heinrich von Rucke und Ulrich von Gutenburg. Das 13. Jahrh. führte die lyrische Kunst zur höchsten, aber nur kurzen Blüte. Die alte heimische Kunstüberlieferung mit der neuen französischen verschmelzend, schritt man fort zur lebendigsten, klangreichsten Mannichfaltigkeit der Reime, Verse und Strophen; die kältere, mehr verstandesmäßige franz. Liebesdichtung ward durch das deutsche Gemüth erweitert und vertieft, und das gesellige Leben an den Herrenhöfen bot dem dichterischen Frauendienste die vollste, dankbarste Anregung. Doch nicht der Frauendienst allein beschäftigte die Dichter, wenngleich einige der bedeutendern, wie Heinrich vom Veldeken, Heinrich von Morungen, Reinmar der Alte, Gottfried von Neifen, Ulrich von Lichtenstein und alle Fürsten, die sich im Liede versuchten, nur von Minne sangen. Abweichend von den Franzosen, die fast nur Minnesang kannten, zogen dagegen andere Dichter, und darunter gerade die größten Meister, Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide u. a. m., auch die übrigen Kreise des Lebens in ihren Bereich und behandelten in ihren Liedern auch sittliche, religiöse und polit. Verhältnisse, feierten die Gunst der Fürsten und Herren, schalten ihre Kargheit und beklagten ihren Tod, sodaß die Gesammtheit ihrer Stoffe in drei große Abtheilungen sich bringen läßt, in Frauen-, Gottes- und Herrendienst. Hiermit in einem gewissen Zusammenhange stehen die drei damals gebräuchlichen lyrischen Hauptformen: Lieder, Leiche und Sprüche. Unter Liedern verstand man jetzt gewöhnlich eine Folge von Strophen desselben, in der Regel dreitheiligen Baues und derselben Melodie, und brauchte sie vorzugsweise im Minnesange, doch auch in Gottes- und Herrendienst und zur Begleitung des Tanzes. Unter Leiche (s. d.) dagegen verstand man eine Folge verschiedener, in der Regel zweitheilig gebauter Strophen mit verschiedener Melodie (das, was man heutzutage durchcomponirt nennen würde) und brauchte sie gewöhnlich zur Begleitung des Tanzes, doch auch für religiöse Stoffe. Sprüche endlich, eine den Franzosen unbekannte Form, waren einzelnstehende größere, fast nur in Gottes- und Herrendienst gebrauchte und nicht nothwendig aus symmetrischen Theilen bestehende Strophen, die häufig nur hergesagt wurden und deshalb keiner Melodie oder musikalischen Begleitung bedurften. Besondere Erwähnung verdient ein eigenthümliche reizvolle Gattung des Liedes, die Tagweise oder das Taglied, welche das herbe Scheiden zweier Geliebten bei Tagesanbruch schilderte. Schon Dietmar von Eist und Heinrich von Morungen hatten deren gedichtet; Wolfram von Eschenbach vervollkommnete sie, indem er nach franz. Muster eine dritte Person, den mahnenden Wächter, einführte, wol sicher im Widerspruch mit dem wirklichen Leben, das, wenigstens in Deutschland, schwerlich dies Verhältniß in solcher Ausbildung zeigte. Eine so ausgebildete Technik setzt natürlich ein Erlernen, eine kunstgerechte Unterweisung voraus. Aber eben nur kunstgerecht war die Belehrung, nicht schulgemäß, d. h. es gab noch keine eigentlichen Gesangsmeister, keine Schulen der Dichtkunst, sondern die Söhne der Ritter, häufig nachgeborene Söhne des niedern Dienstadels, lernten neben andern Gegenständen der höfischen Bildung, neben andern Tugenden oder «frumikeiten», wie man es damals nannte, von ihren Erziehern, von Geistlichen oder Spielleuten, auch die Kunst des Gesangs, der Musik und des Dichtens. Daher bezeichnet die öfters vorkommende Benennung «Meister» in dieser Zeit nicht einen Lehrer der Dichtkunst, sondern nur einen Dichter, der seine Kunst mit solcher Meisterschaft übte, daß er andern zum Vorbilde dienen konnte. Daher erscheint auch in den Gedichten selbst nicht eine schulmäßige Abhängigkeit vom Lehrer, vielmehr war es Regel, daß jeder Dichter neu sein müsse im Finden, daß er für jedes Lied, für jeden Leich sowol Wort (Text oder Inhalt) als dôn (Metrum) und wîse (Melodie) selbst erfinden müsse, wodurch ihm die Entlehnung von andern und wiederum andern die Entlehnung von ihm abgeschnitten und eine Mannichfaltigkeit der Formen bedingt wurde, die zuletzt nothwendig zur Ueberkünstelung führte. Denn selbst die eigenen doene und wîse pflegte jeder Dichter nur einmal zu brauchen; den Sprüchen allein war Wiederholung gestattet.

Seine Lieder und Leiche sang der Dichter selbst, begleitet gewöhnlich durch Saitenspiel, am häufigsten durch die Fiedel oder Geige. Von ihm lernten sie die fahrenden Spielleute, die aus

Digitized by Google

dem Vortrage von Gedichten ein Gewerbe machten, und trugen sie durch mündliche Ueberlieferung von Burg zu Burg, ja weit über die Grenzen des Deutschen Reichs hinaus und pflanzten sie fort auf die kommenden Geschlechter. Daneben war Mittheilung der Gedichte durch schriftliche Aufzeichnung nur im beschränkten Maße erforderlich und üblich, auch wegen der Melodien schwieriger und gleichwol nicht ganz ausreichend; erst als die Kunst gegen Ende des 13. Jahrh. verfiel und die Gelehrsamkeit in ihr überhand nahm, kam das Schreiben mehr in Gebrauch, während einige der ausgezeichnetsten ältern Dichter, wie Wolfram von Eschenbach, nicht einmal zu schreiben verstanden. Doch legten sich die fahrenden Spielleute auch schriftliche Sammlungen an, weil ihnen die Menge der Gedichte für das Gedächtniß allein zu mächtig und zu bunt war; und aus solchen Büchern der Fahrenden gingen dann, zum Theil erst nach dem Untergange des Minnegesangs, mehrere der noch erhaltenen umfassenden Handschriften hervor, denen man die heutige Kenntniß jener Gedichte allein verdankt und von denen die wichtigsten sind: die heidelberger Liederhandschrift (herausg. von Pfeiffer, Stuttg. 1844), die benedictbeurer zu München («Carmina Burana», herausg. von Schmeller, Stuttg. 1847), die weingartner zu Stuttgart (herausg. von Pfeiffer und Fellner, Stuttg. 1843) und die reichhaltigste von allen, die Manessische Handschrift (s. d.).

Die Zahl der lyrischen Dichter im 13. Jahrh. muß sehr groß gewesen sein, denn es sind sogar in den Handschriften noch über anderthalbhundert Namen überliefert, neben manchen herrenlosen oder untergeschobenen Gedichten. Am fruchtbarsten blühte diese Lyrik in Schwaben; die größte Begünstigung fand sie an den Höfen der österr. Herzoge zu Wien und der thüring. Landgrafen zu Eisenach, endlich noch, als sie bereits dem Untergange sich zuneigte, an den Höfen in Dänemark, Pommern, Brandenburg, Böhmen und Schlesien. Reinmar von Hagenau, auch der Alte genannt, ein Elsasser, der sich am österr. Hofe aufhielt und schon vor 1210 starb, wandelte zwar noch in den Fußstapfen Heinrich's vom Veldeken, übertraf ihn aber durch Feinheit der Empfindung, Richtigkeit des Ausdrucks und Fruchtbarkeit. Um zwei Jahrzehnte überlebte ihn der größte Meister und der Vollender der mittelalterlichen deutschen Lyrik, Walther von der Vogelweide (s. d.). Neben beiden glänzten auch durch lyrische Gedichte die drei größten Meister der höfischen Epik, der klare Hartmann von Aue (s. d.), der prächtige Gottfried von Straßburg (s. d.) und der tiefsinnige Wolfram von Eschenbach (s. d.). Von den übrigen bis zur Mitte des Jahrhunderts verdienen hervorgehoben zu werden: Graf Otto von Botenlauben, ein Henneberger (herausg. von L. Bechstein, Lpz. 1845), Ulrich von Singenberg, Truchseß zu St.-Gallen, der sich nach Walther gebildet hatte, Christian von Hamle, die Schwaben Gottfried von Neifen (herausg. von Haupt, Lpz. 1851) und Burkart von Hohenfels, die Baiern Hildebold von Schwanegau und Reinmar von Brennenberg, die Schweizer Rudolf von Rothenburg, Heinrich von (Hohen-)Sax im Rheinthal und Schenk Ulrich von Winterstetten, die Tiroler Leuthold von Seven und Walther von Metz und der Steiermärker Ulrich von Lichtenstein (s. d.).

Den Eintritt einer neuen Richtung bezeichnet Reinmar von Zweter, ein Rheinländer, der aber in Oesterreich aufwuchs und später gern am böhm. Hofe lebte. Außer einem geistlichen Leiche hat er kein Lied, aber einige hundert Sprüche gedichtet und diese alle in einer und derselben Strophe, dem später sog. Frau-Ehren-Tone. Von dem Minnesang sich gänzlich abwendend, behandelte er in seinen Sprüchen neben persönlichen Beziehungen auch die öffentlichen Verhältnisse von etwa 1230 bis gegen 1260, ernst und besonnen, aber in nüchterner Weise, ohne poetischen Schwung. Noch tiefer stand das dichterische Vermögen, noch minder zeigte sich Innigkeit des Gemüths bei den meisten Spätern. Selbst der bedeutendste von ihnen, Konrad von Würzburg (s. d.), der in der erzählenden Gattung noch Achtungswerthes leistete, vermochte bei aller Gewandtheit in der Form doch den entflohenen Geist der lyrischen Dichtung nicht mehr zurückzurufen. Allein noch eine andere Art der Lyrik war neben der rein höfischen erwachsen, eine volksmäßige, die zwar auch am Hofe ihre Uebung und Begünstigung fand, aber ihre Stoffe und zum Theil auch ihre Formen dem Volksleben entnahm. Ihr Hauptvertreter, vielleicht auch ihr Erfinder war Neidhart (s. d.), ein Ritter am Hofe zu Wien, der ungefähr von 1210 bis gegen 1240 dichtete. Er führte das Leben und Treiben der Bauern mit Humor, aber auch derben Zügen, den feinern Kreisen zur Unterhaltung vor. Noch gegen Ende des Jahrhunderts ward diese Richtung durch den thurgauischen Ritter Steinmar und durch den züricher Meister Johann Hadlaub gepflegt, die jedoch dem nahen, zu wirklicher Rohheit und grober Sinnlichkeit führenden Abwege nicht entgingen.

So war mit dem Schlusse des 13. Jahrh. der eigentliche Minnesang verstummt und die Pflege der lyrischen Poesie ging nun in die Hände der Meistersänger (s. d.) über. Ueber die

Digitized by Google

Entwickelung und Geschichte der deutschen mittelalterlichen Kunstlyrik vgl. W. Wackernagel in seinen «Altfranz. Liedern und Leichen» (Bas. 1846) und Uhland in seiner Abhandlung «Der Minnesang» (in «Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage», Bd. 5, Stuttg. 1870), ferner Scherer's «Deutsche Studien» (Heft 2, «Die Anfänge des Minnesanges», Wien 1874). Alle in den verschiedenen Handschriften erhaltenen Gedichte hat zu sammeln versucht und Lebensbeschreibungen der Dichter hinzugefügt von der Hagen in seinen «Minnesängern» (4 Bde., Lpz. 1838). Eine geschmackvolle Auswahl lieferte Bartsch, «Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrh.» (Lpz. 1864). Eine kritische Ausgabe der ältern und bedeutendern Minnesinger erschien unter dem Titel «Des Minnesangs Frühling» (Lpz. 1857) durch Lachmann und Haupt. Schätzenswerth sind Tieck's neuhochdeutsche Uebersetzungen («Minnelieder aus dem schwäb. Zeitalter», Berl. 1803); ferner die von Simrock (Elberf. 1857) und von Storck («Buch der Lieder aus der Minnezeit», Münster 1872).

Minnesota, einer der nördlichsten Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen Wisconsin und dem Obern See im O., Iowa im S., Dacotah im W., dem Britischen Nordamerika im N. gelegen, hat ein Areal von 216,336 QKilom., enthält die Quellen des Mississippi, der mit dem St.-Croix zum Theil die Ostgrenze bildet und ist zum größten Theil fruchtbares, hochgelegenes Prairieland, theils bewaldet, theils mit Gras bedeckt. Ueberaus zahlreich sind die Landseen, die meist miteinander, zum Theil auch mit dem Mississippi und dem Obern See in Verbindung stehen, oder nur durch schmale Trageplätze voneinander geschieden sind. Unter ihnen sind die größten der Miniwakan oder Teufelssee (Devils lake), der Rothe See (Red lake), der sehr fischreiche Regensee (Rainy lake) und der Wäldersee (Lake of the woods). Fast im Mittelpunkt des Continents und auf einem hohen Plateau gelegen, bildet M. die Wasserscheide für die drei großen Flußsysteme des Nordens, den Mississippi, St.-Lorenz und den in die Hudsonbai mündenden Red-River. Sein Hauptfluß ist der Mississippi, der fast das ganze Staatsgebiet durchströmt und jetzt bis zu den St.-Anthonyfällen aufwärts von Dampfschiffen befahren wird; aber auch oberhalb der Fälle gehen kleinere Dampfboote. Sein bedeutendster Nebenfluß ist hier der St.-Peters, von den Sioux Minisota, d. h. schlammiger Fluß, genannt, 765 Kilom. lang, bei seiner Mündung 100 Mt. breit und 5 Mt. tief, für Dampfboote bis zum Fort Ridgeley, etwa 335 Kilom. lang, fahrbar. Der James-River oder Ischan-Sanson durchfließt M. in südl. Richtung und mündet nach einem Laufe von 975 Kilom., wie der ihm parallel fließende Big-Sioux oder Tschanka-Sadata nach einem Laufe von 570 Kilom. in den Missouri. In den Obern See mündet der St.-Louis, in den Winnipegsee der nördl. Red-River, der ganz in der Nähe der Mississippiquellen entsteht und häufig Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Das Klima von M. ist nicht allzu streng. Die Winter sind trocken; die ungeheuern Fichtenwaldungen im Norden gewähren Schutz gegen die scharfen Nordwinde. Der Staat gehörte bis 1848 zu Wisconsin, Michigan und Iowa, wurde 1849 als Territorium organisirt und 1858 als vollberechtigter Staat in die Union aufgenommen. Er enthält 75 Bezirke und zählte 1860 171,401 E.; 1870 schon 439,706 E., darunter 160,697 im Ausland (41,364 in Deutschland und 56,927 in Norwegen und Schweden) geborene, und 1875: 597,278 E. Hauptstadt ist Saint-Paul mit 20,030 E., wo die zur Zeit aus 41 Senatoren und 106 Repräsentanten bestehende Legislatur jährlich zusammentritt. Diese werden alljährlich, jene und der Gouverneur auf zwei Jahre gewählt. Zum Congreß sendet M. außer seinen beiden Senatoren drei Abgeordnete. Sonst sind von Städten noch zu nennen: Minneapolis an den Mississippifällen von St.-Anthony, seit 1872 mit dem gegenüberliegenden Saint-Anthony vereinigt; beide Städte zusammen zählen (1875) 32,721 E.; Duluth mit 3141 E., am Obern See und Anfangspunkte der Northern-Pacific-Eisenbahn. An Eisenbahnen waren 1874 vorhanden 2940 Kilom. Am 1. Nov. 1874 waren 32 Nationalbanken mit 4,488,700 Doll. Kapital im Staate in Thätigkeit, sowie fünf Sparbanken mit 843,498 Doll. Depositen. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1874 auf 1,112,812 Doll., die Ausgaben auf 1,148,150 Doll. Anerkannte Schulden hatte M. am 1. Dec. 1875 nur 480,000 Doll. Der Schulfond belief sich 1875 auf 3,030,127 Doll., Schulhäuser gab es 30. Sept. 1874 bereits 2758 mit 128,902 Schülern und 1834 Lehrern, 3648 Lehrerinnen. Von den 582 kirchlichen Gebäuden gehören (1870) den Methodisten 106, den Katholiken 135 und den Lutheranern 97.

Minor und **Minorität**, s. Major.

Minŏrat (lat.) heißt im Gegensatze zu Majorat (s. d.) das hier und da gebräuchliche Vorrecht des Jüngsten in der Erbfolge; bei Bauergütern namentlich das Vorrecht des jüngsten Sohnes, das väterliche Gut anzunehmen und seine Geschwister mit Geld abzufinden. (S. Erbrecht.)

Digitized by Google

Minorca, span. Insel im Mittelmeer, s. Menorca.

Minorennität oder Minderjährigkeit (minor aetas) heißt die der Majorennität, Großjährigkeit oder Volljährigkeit (major oder legitima aetas), dem Alter der vollen Reife, vorangehende Lebensperiode. Letztere tritt nach röm. Rechte mit dem zurückgelegten 25. Jahre ein; in Deutschland seit dem Reichsgesetz vom 17. Febr. 1875 (d. h. 1. Jan. 1876) mit dem vollendeten 21. Lebensjahre, ebenso in England, Frankreich, Italien, Belgien, in Oesterreich mit dem 24. Jahre; bei regierenden Fürsten und dem hohen Adel mit dem 18.; auch kann das Recht der Majorennität auf Ansuchen einzelnen Minorennen vom Staatsoberhaupte ertheilt werden (venia aetatis, Jahrgebung). Die Minderjährigkeit begreift nach röm. Rechte, das der Hauptsache nach jetzt in Geltung ist, folgende Perioden: 1) die Kindheit (infantia) bis zum 7. Jahre; 2) die körperliche Unreifheit, Impubertät oder Unmündigkeit, welche bei Knaben mit dem 14., bei Mädchen mit dem 12. Jahre endigt, und 3) die Pubertät oder Mündigkeit bis zur erlangten Volljährigkeit. Das Kind kann sich durch seinen Willen gar nicht verpflichten, obwol Verpflichtungen, die von selbst aus einer rechtlichen Ursache entstehen (ex re), auch bei dem Kinde eintreten. Es muß, wenn es nicht in väterlicher Gewalt steht, durch einen Vormund (tutor) vertreten werden. Das Kind ist nicht zurechnungsfähig; es kann gezüchtigt, nicht aber mit einer Strafe von Staats wegen belegt werden. Der Unmündige steht schon etwas selbstständiger; er kann Rechte erwerben, aber sich zu nichts verbindlich machen. Er macht sich durch Unvorsichtigkeit (culpa) und verbrecherischen Vorsatz (dolus) verantwortlich, und wenn die Bosheit groß ist, tritt auch wol eine wirkliche Bestrafung ein. Nach dem Deutschen Reichsstrafgesetzbuch §. 55 können Kinder unter 12 Jahren nicht strafrechtlich verfolgt werden; jedoch können gegen sie zur Besserung und Beaufsichtigung geeignete Maßregeln getroffen werden. Aber auch der Unmündige muß noch einen Vormund haben, der für ihn handelt. Der Mündige dagegen kann gültige Willenshandlungen vornehmen, kann insbesondere seinen Consens zu einem Verlöbniß, einer Ehe, einer Annahme an Kindesstatt geben und sein Testament machen. Er ist zurechnungsfähig und wegen unerlaubter Handlungen der gesetzlichen Strafe unterworfen. Allein seiner Unerfahrenheit kommt das röm. Recht noch immer dadurch zu Hülfe, daß es ihm einen Beistand (curator) zuordnet, ohne dessen Zustimmung er weder Veräußerungen und Verzichte vornehmen, noch Verbindlichkeiten unwiderruflich eingehen kann. Auch gibt es ihm das Recht, alle Geschäfte, wodurch er während seiner Minderjährigkeit in Schaden gekommen ist, in den ersten vier Jahren nach erlangter Großjährigkeit wieder rückgängig zu machen oder Wiedereinsetzung in den vorigen Stand (restitutio in integrum) zu suchen. Das neuere Recht läßt fast allgemein die Tutel auch rücksichtlich der Minderjährigen fortbestehen, beschränkt dagegen vielfach ihre Rechtswohlthaten; so z. B. das preuß. Gesetz vom 12. Juli 1875. Im vollen Gegensatze zu diesem steht das neueste engl. Recht (Infants' Relief Act 1874), welches wol jedenfalls in ihrem Schutze zu weit geht. Strafrechtlichen Schutz gewährt das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch §§. 301, 302. Zur Lehnsmündigkeit gehörte das Alter von 13 Jahren 6 Wochen und 3 Tagen, indem man zu dem Alter der Großjährigkeit, welches nach dem ältesten deutschen Rechte mit dem zurückgelegten 12. Jahre eingetreten zu sein scheint, noch das deutsche Jahr und Tag hinzufügte. Die Eidesmündigkeit trat nach röm. Rechte mit dem 20. Jahre, jetzt aber meist mit dem 18. Jahre ein; dagegen wird zur Landtagsfähigkeit und zur Uebernahme höherer Staatsstellen meist ein höheres Alter als das der Großjährigkeit verlangt. (S. Alter.) Ueber Ehemündigkeit s. Ehe und die Tabelle in Stölzel, «Deutsches Eheschließungsrecht» (3. Aufl., Berl. 1876). Vgl. Dernburg, «Das Vormundschaftsrecht der preuß. Monarchie» (2. Aufl., Berl. 1876); Wachler, «Die preuß. Vormundschaftsordnung vom 5. Juli 1875» (Bresl. 1875—76).

Minoriten, s. Franciscaner.

Minos ist der Name des alten mythischen Königs von Kreta, auf den man alles, was man sich von der kretischen Geschichte vor dem Trojanischen Kriege erzählte, übertrug. Namentlich gilt er für den Begründer der kretischen Seeherrschaft; auch wird ihm die berühmte Minoische Gesetzgebung, in der ihn Zeus unterrichtet haben soll, beigelegt. Erst später unterschied man, um den mytholog. Stoff leichter vertheilen zu können, zwei Könige dieses Namens. M. war nach der Sage Sohn des Zeus und der Europa, Bruder des Rhadamanthys und Sarpedon und wurde nach seinem Tode mit Äakos und Rhadamanthys Richter der Unterwelt. Er war Gemahl der Pasiphaë, nach andern der Krete, und Vater des Androgeos, Deukalion's, des Glaukos, Katreus, der Akale, Ariadne, Phädra und Xenodike und soll seinen Tod bei Verfolgung des Dädalos in Sicilien durch den König Kokalos gefunden haben. Ursprung und Grund-

Digitized by Google

bedeutung des Namens M. und der Sage von ihm ist streitig; gewiß nur, daß sich histor. Erinnerungen daran angeknüpft haben. Vgl. Benfey, «Hermes, M., Tartaros» (Gött. 1877).

Minotaurus, d. i. Stier des Minos, soll nach der Sage ein Sohn der Pasiphaë und eines Stiers, ein Mensch mit einem Stierkopf gewesen sein. Ihn fütterte Minos im knossischen Labyrinth, in das er ihn gesperrt, mit den Jünglingen und Jungfrauen, welche Athen jährlich als Tribut liefern mußte, bis endlich Theseus (s. d.) mit Hülfe der Ariadne ihn tödtete und Athen vom Tribut befreite. M. ist wahrscheinlich als Symbol des phöniz. Sonnengottes anzusehen.

Minsk, Gouvernement des westl. Rußland, von 91,357,3 QKilom. mit 1,182,230 E. (1871), worunter 143,504 Juden und 3195 Mohammedaner, wurde 1795 aus der vormaligen litauischen Wojwodschaft gleichen Namens und aus Theilen der Wojwodschaften Polock, Wilna, Nowogrodek und Brest-Litowsk zusammengesetzt. Es ist morastig, flach, mit ungeheuern, 55 Proc. des Areals einnehmenden Waldungen und mit Steppen bedeckt, hat noch Auerochsen, Elenthiere, Wölfe, Bären, Luchse, Wildschweine und Dachse in seinen Wäldern, sogar Biber, besonders in der Umgegend von Pinsk, und nur im Westen einige Gegenden, die für den Getreidebau geeignet sind. Die beiden Hauptnebenflüsse des Dnjepr sind der Pripet und die Bereszina, und die ausgedehntesten Moräste die von Pinsk und Rokitno, wahre Einöden, aus Bruch- und Schilfgegenden bestehend. Im Frühjahr ist fast das ganze Land eine weite endlose Wasserfläche, wo der Verkehr nur durch Kahnschifffahrt unterhalten wird. Das Klima ist gemäßigt; im Sommer beträgt die mittlere Temperatur + 14° R., im Winter — 5,02°. Ein besonderes Product ist die hier häufig gesammelte sog. polnische Cochenille. Die Bevölkerung, aus Großrussen, Weißrussen, Kleinrussen, Litauern, Polen, Juden und Tataren gemischt, nährt sich kümmerlich von Jagd, Fischfang, Handel mit kleinen, wilden, muthigen Pferden und einigen Arbeiten in Wolle und Leder. Der Ackerbau bildet die Hauptbeschäftigung, doch wird er nicht überall mit dem gleichen Erfolg betrieben. Am ergiebigsten sind die Kreise von Nowogrudok, Sluzk und der westl. Theil des Minsker Kreises. Der Handel, durch die vielen schiffbaren Flüsse begünstigt, ist größtentheils Transithandel und befindet sich fast ausschließlich in den Händen der Juden. — Die Hauptstadt M., am Flusse Swislocz, einem Nebenflusse der Bereszina, anmuthig gelegen, ist der Sitz eines Civilgouverneurs, des griech.-russ. Bischofs von M. und Bobruisk und eines kath. Bischofs, hat eine berühmte Messe im März (die sog. Josephscontracte), eine herrliche Kathedrale, sechs griech., acht kath. Kirchen, eine prot. Kirche, ein griech. und ein kath. Kloster, eine Synagoge, ein Seminar, ein 1722 gestiftetes Gymnasium, mehrere andere Schulen, vier Wohlthätigkeitsanstalten, zwei Theater, mehrere Fabriken und 35,563 E., die einen zum Theil nicht unbedeutenden Handel unterhalten. Bemerkenswerth sind noch folgende Kreisstädte: Pinsk, an der Pina, in der großen Sumpfebene, mit 17,718 E.; Nowogrudok, der Geburtsort des poln. Dichters Mickiewicz, mit zwei griech. und zwei kath. Kirchen, einer adeligen Kreis- und einer Pfarrschule, einer Wohlthätigkeitsanstalt und 8853 E.; Mosyr, poln. Mozyr, am Pripet, mit drei griech. und einer kath. Kirche und 4166 E., sowie Sluzk, poln. Sluck, am gleichnamigen Fluß, mit fünf Kirchen und 9882 E.

Minstrels, engl. Form für Menestrels, s. Troubadour.

Minto (Gilbert Elliot, Graf von), brit. Staatsmann, war der Sohn des Sir Gilbert Elliot (gest. 1777), eines geschätzten Dichters und Parlamentsmitgliedes, der unter dem Ministerium Lord North's zum Geheimsiegelbewahrer von Schottland ernannt wurde. Am 23. April 1751 geboren, trat er schon 1774 ins Unterhaus, wo er sich der Opposition anschloß, bei der er verblieb, bis durch die Ausschreitungen der Französischen Revolution ein Theil der Whigs bewogen wurde, sich der Regierung zu nähern. Elliot wurde 1793 Mitglied des Geh. Raths und ging bald darauf nach Corsica ab, um die Vereinigung dieser Insel mit Großbritannien zu unterhandeln. Er nahm die Georg III. angebotene Krone an und erhielt selbst den Titel eines Vicekönigs. Allein die franz. Partei gewann immer mehr Boden und nöthigte Elliot gegen Ende 1796 die Insel zu verlassen. Im Nov. 1797 als Lord M. zum Peer erhoben, war er hierauf Botschafter in Wien und erhielt 1806 den Posten eines Präsidenten des Indischen Amtes. Die hier gewonnenen Erfahrungen bestimmten die Regierung, ihn 1808 zum Generalgouverneur von Ostindien zu ernennen. Er war es auch, der die Expedition nach Java anordnete, die er selbst begleitete, und die mit der Unterwerfung dieser wichtigen Colonie endete, welche man jedoch nach dem Frieden den Holländern zurückgab. Seine durch das Klima zerrüttete Gesundheit zwang ihn 1813 nach England zurückzukehren, wo er zum Viscount Melgund und Grafen von M. befördert wurde und 21. Juni 1814 starb. Vgl. «Life and letters of Sir Gilbert Elliot, first Earl of M.» (3 Bde., Lond. 1874). — Gilbert Elliot-Murray-

Digitized by Google

Kynynmond, Graf von M., ältester Sohn des Vorigen, geb. 16. Nov. 1782, war beim Tode seines Vaters Mitglied des Unterhauses und stimmte nachher im Oberhause mit den Whigs für Katholikenemancipation und parlamentarische Reform. Nachdem seine Partei ans Ruder gekommen, ward er 1831 zum Gesandten in Berlin ernannt und bei der Neubildung des Ministeriums Melbourne im April 1835 zum Generalpostmeister bestimmt, welchen Posten er bald darauf mit dem eines ersten Lords der Admiralität vertauschte. Durch den Beistand seines Bruders, des Admirals Elliot, und Sir William Parker's wurde er in den Stand gesetzt, die Flotte in dem trefflichen Zustande zu erhalten, der sich bei dem Feldzuge im Mittelländischen Meere 1840 bewährte. Die parlamentarische Niederlage der Whigs im Aug. 1841 zog auch seine Entlassung nach sich; im Juli 1846 aber trat er mit ihnen wieder als Geheimsiegelbewahrer ins Ministerium. Im Herbst 1847 unternahm er eine Reise nach Italien, mit einer Mission an die ital. Höfe. Im Febr. 1852 reichte er mit den übrigen Gliedern des Ministeriums Russell seine Dimission ein. Er starb zu London 31. Juli 1859.

Minucius Felix, einer der christl. Apologeten zu Anfang des 3. Jahrh., war Sachwalter in Rom. Seine Apologie, die den Titel «Octavius» führt und lange Zeit dem ältern Arnobius (s. d.) aus Sicca beigelegt wurde, ist in Form eines Dialogs abgefaßt und hat in der Sprache Vorzüge vor den andern Apologien. Sie wurde von Muralto (Zür. 1836) und Oehler (Lpz. 1847) herausgegeben und von Lübkert (Lpz. 1836) und Alleker (Bd. 2 der «Sammlung der ältesten und vornehmsten Apologeten des Christenthums», Trier 1865) übersetzt.

Minus (lat., d. i. weniger, kleiner) ist ein mathematischer Ausdruck zur Bezeichnung sowol der Subtraction als der negativen Größe; im Gegensatz zu Plus (s. d.). Das Zeichen dafür ist ein liegender Strich (—).

Minuskeln, s. Majuskeln.

Minute (lat.) heißt der 60. Theil eines Grades oder einer Stunde. — In der Malerei und Zeichenkunst versteht man unter Minuten die kleinern Theile, wonach man die Verhältnisse des menschlichen Körpers bestimmt und von denen 48 auf eine Kopflänge gehen. — In der Baukunst ist die M. der 30. Theil eines Modells. — Minutenglas nennt man eine kleine Sanduhr, welche nur eine M. läuft und besonders auf Schiffen beim Lootsen gebraucht wird.

Minutoli (Heinr., Freiherr Menu von), Militär, Reisender und Alterthumsforscher, geb. zu Genf 12. Mai 1772, trat frühzeitig in preuß. Kriegsdienste und wurde im Feldzuge am Rhein bei Bitsch 1793 schwer verwundet. Nach seiner Genesung kam er als Lehrer an das Cadettencorps zu Berlin und wurde dann unter Erhebung zum Generalmajor zum Gouverneur des Prinzen Karl erwählt. Seine Liebe für die Alterthumskunde veranlaßte ihn 1820—22 zu einer Expedition nach Aegypten, welche von der preuß. Regierung unterstützt wurde. Ein großer Theil seiner Sammlungen ging jedoch an den Küsten der Nordsee im Schiffbruche verloren; ein anderer, noch immer sehr bedeutender Theil wurde nebst M.'s übrigen Sammlungen vom König von Preußen angekauft. Später nahm M. als Generallieutenant seine Entlassung und zog sich auf eine Besitzung bei Lausanne zurück. Er starb 16. Sept. 1846. Außer seinem Hauptwerke, der «Reise zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten» (Berl. 1824, mit Atlas; «Nachträge», Berl. 1827), veröffentlichte er unter anderm die histor. Schriften: «Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelm's III.» (Berl. 1843), «Friedrich und Napoleon, eine Parallele» (Berl. 1840), «Der Feldzug der Verbündeten in Frankreich 1792» (Berl. 1847), «Militärische Erinnerungen» (Berl. 1845). Der Archäologie gehören an: «Ueber antike Glasmosaik» (Berl. 1817), «Ueber die Anfertigung und Nutzanwendung der farbigen Gläser bei den Alten» (Berl. 1836) u. s. w. — Seine Gattin, Wolfradine Freifrau von M., geb. 1. Febr. 1794, geborene Gräfin von der Schulenburg, vermählte sich 1820 in Italien mit M., als dieser sich zur Reise in den Orient anschickte. Sie folgte demselben dorthin und schrieb dann «Souvenirs d'Égypte» (2 Bde., Par. 1826; deutsch von Gersdorf, Lpz. 1829), die wegen Eleganz des Stils und geistvoller Darstellung Aufsehen erregten. Seit dem Tode ihres Gemahls lebte sie zu Berlin, wo sie 22. Nov. 1868 starb.

Minutoli (Julius, Freiherr von), preuß. Staatsbeamter, besonders bekannt durch seine Schriften über die Pyrenäische Halbinsel, Sohn des Vorigen, geb. 30. Aug. 1804 zu Berlin, widmete sich auf der Universität seiner Vaterstadt sowie zu Heidelberg dem Studium der Rechte und trat 1830 als Kammergerichtsassessor beim Regierungscollegium zu Koblenz in den Staatsdienst. Hier schrieb er «Ueber das röm. Recht auf dem linken Rheinufer» (Berl. 1831). Im J. 1832 wurde er Rath bei der Regierung zu Posen, 1839 Polizeipräsident dieser Stadt und Landrath. Hierauf arbeitete er im Ministerium des Innern, bis er 1843 wieder als Polizei-

Digitized by Google

director nach Posen zurückkehrte, wo er sich bei Gelegenheit der Polenverschwörung auszeichnete. Von Posen als Polizeidirector nach Berlin berufen, trat er nach Ernennung zum Rathe erster Klasse infolge der Bewegungen 1848 von seinem Posten zurück, um sich ganz seinen Studien zu widmen. Seit März 1851 Generalconsul für Spanien und Portugal, entwickelte er eine große Thätigkeit zum Besten des vaterländischen Handels und sammelte die Materialien zu den Werken: «Spanien und seine fortschreitende Entwickelung» (Berl. 1852), «Portugal und seine Colonien im J. 1854» (2 Bde., Stuttg. 1855), «Altes und Neues aus Spanien» (2 Bde., Berl. 1854), «Die Canarischen Inseln, ihre Vergangenheit und Zukunft» (Berl. 1854). Im J. 1860 ging M. als preuß. Gesandter nach Teheran, wo er 10. Mai accreditirt wurde. Auf einer Reise durch das südl. Persien begriffen, starb er 5. Nov. desselben Jahres in einem Karavanserai, eine Tagereise von Schiras, woselbst er auf dem armen. Kirchhofe begraben wurde. Von M.'s übrigen Schriften sind noch hervorzuheben: «Ueber das Straf- und Besserungssystem Europas» (Berl. 1843), «Die Zustände Berlins im 15. Jahrh.; das kaiserl. Buch des Markgrafen Albrecht Achilles» (Berl. 1850), «Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg» (Berl. 1850). — Sein älterer Bruder, Adolf Freiherr von M., geb. 1802, bildete sich praktisch als Jurist, Kameralist und Diplomat aus und folgte 1843 einem Ruf als Hofmarschall nach Meiningen, wo er sich um Hebung des Theaters verdient machte und durch Gründung einer Zeichenschule für das Gebirge die sonneberger Industrie einer mehr künstlerischen Entwickelung entgegenzuführen suchte. Er wurde 5. April 1848 meuchlerisch erschossen.

Minutoli (Alexander, Freiherr von), bekannt als Kunsthistoriker wie durch seine industriellen Bestrebungen, der jüngere Bruder des Vorigen, geb. zu Berlin 26. Dec. 1806, studirte die Rechte und war dann längere Zeit bei mehrern Regierungen des preuß. Staats und beim Finanzministerium als Assessor beschäftigt. Im Besitze technolog. Kenntnisse und vertraut mit den commerziellen Verhältnissen Europas, die er fast sämmtlich durchreist hatte, ward er 1839 mit Aufträgen in Betreff der Belebung der industriellen Verhältnisse in Schlesien betraut. Im J. 1844 ging er infolge der Weberunruhen als polizeilicher Untersuchungscommissar nach Reichenbach in Schlesien und ward hierauf mit Untersuchung der Nothstände des Gebirgs und 1845 als königl. Commissar mit Ausführung sämmtlicher Maßregeln zur Abhülfe der letztern beauftragt. Später wirkte M. als Rath beim Regierungscollegium zu Liegnitz, bis er sich aus dem öffentlichen Staatsdienst zurückzog und seinen Aufenthalt zu Friedersdorf im Kreise Lauban nahm. Seine Schriften: «Denkmäler mittelalterlicher Baukunst in den brandenb. Marken» (Berl. 1836) und «Der Dom zu Drontheim und die mittelalterliche Baukunst der skandinav. Normannen» (Berl. 1853), sind schätzbare Beiträge zur Kunstgeschichte.

Minyer werden die Argonauten (s. d.) genannt, weil die meisten derselben von den Töchtern des Minyas, oder weil sie aus der Landschaft der M. stammten, die ihre Wohnsitze von Iolkos bis Orchomenos hatten. Vgl. K. O. Müller, «Orchomenos und die M.» (Bresl. 1820).

Minze, Pflanzengattung, s. Mentha.

Mionnet (Theodore Edme), ausgezeichneter franz. Numismatiker, geb. 2. Sept. 1770 zu Paris, machte seinen jurist. Cursus auf dem Collége Lemoine und wurde 1789 Parlamentsadvocat. Bei der Massenaushebung 1792 mußte er Soldat werden. Doch blieb er nicht lange bei der Armee, kehrte nach Paris zurück und widmete sich nun ganz, von dem Abbé Barthélemy dazu aufgemuntert, dem Studium des Alterthums. Durch Barthélemy erhielt er auch zuerst eine Anstellung an der Nationalbibliothek, an welcher er bis zu seinem 7. Mai 1842 erfolgten Tode beschäftigt blieb. Durch seine gründlichen Studien der alten Numismatik erwarb er sich um diese Wissenschaft ein bleibendes Verdienst, indem er nicht nur das von Eckhel begonnene System der geogr. Anordnung weiter ausbildete, sondern auch viele frühere Irrthümer aufklärte. Seine «Description de médailles grecques et romaines» (18 Bde., Par. 1806—39) ist auch jetzt noch ein unentbehrliches Handbuch aller Sammler. Außerdem sind zu erwähnen: «De la rareté et du prix des médailles romaines» (2 Bde., Par. 1815; 3. Aufl., 2 Bde. mit 40 Karten, 1847), «Atlas de géographie numismatique» (Par. 1838), «Poids de médailles grecques d'or et d'argent du cabinet royal de France» (Par. 1839).

Miquél (Johs.), hervorragender deutscher Volksvertreter, Sohn des Hofmedicus Miquél, wurde 21. Febr. 1828 zu Neuenhaus im Hannoverschen geboren, besuchte das Gymnasium zu Lingen und studirte 1846—50 in Heidelberg und Göttingen die Rechte. Dann ließ M. sich als Anwalt in Göttingen nieder, und gelangte durch ausgezeichnete Vertheidigungen vor Gericht, wie durch rührige polit. Thätigkeit zu bedeutendem Rufe. Mitbegründer des Deutschen Nationalvereins, saß er in dessen leitendem Ausschuß und erwarb sich um die Sache desselben große

Digitized by Google

Verdienste, war 1864 Mitbegründer des Deutschen Abgeordnetentags und saß in dem ständigen Sechsunddreißiger-Ausschuß desselben. Durch seine Flugschriften: «Das neue hannov. Finanzgesetz von 1857» (Lpz. 1861), in welcher die Folgen des Verfassungsbruchs mit Zahlen eine schonungslose Kritik erfuhren, und «Die Ausscheidung des Kammerdomanialguts» (Lpz. 1862) als Kenner der verwickelten hannov. Finanzverhältnisse bewährt, wurde M. 1864 zugleich in drei Wahlbezirken gewählt und trat für die kleinen göttingischen Städte in die Zweite hannov. Kammer ein, wo er sich als Mitglied des Finanz- und anderer Ausschüsse auszeichnete. Im J. 1865 wählte ihn die Stadt Osnabrück als Stüve's Nachfolger zum Bürgermeister, in welcher schwierigen Stellung er es verstand, sich die Achtung aller Parteien zu erwerben. Nach der Einverleibung Hannovers in Preußen und der Gründung des Norddeutschen Bundes vertrat M. im preuß. Abgeordnetenhause ununterbrochen den Wahlkreis Osnabrück, im Norddeutschen Reichstage 1867—70 ebenfalls Osnabrück und im Deutschen Reichstage 1870—76 das Fürstenthum Waldeck. Er verstand es, in der nationalliberalen Partei die Gegensätze auszugleichen, die Verbindung mit den andern Parteien zu gemeinsamen Zielen herzustellen und wirkte überall mit großer Mäßigung für Realpolitik. Im J. 1869 zum Oberbürgermeister ernannt, vertauschte M. 1870 dieses Amt mit dem eines Directors der Discontogesellschaft in Berlin, welche Stellung er 1873 niederlegte, ohne aber seine polit. Thätigkeit aufzugeben. Ein großes Verdienst erwarb sich M. als Vorsitzender der zur Berathung der Reichsjustizgesetze eingesetzten Commission; das Zustandekommen dieses Werks nationaler Rechtseinheit ist durch seine Leitung wesentlich gefördert worden. M. kehrte 1876 auf den inzwischen wieder erledigten Oberbürgermeisterposten von Osnabrück zurück.

Miquelets heißen die kriegerischen und räuberischen Bergbewohner der südl. Pyrenäen, in Catalonien und in den franz. Departements der obern und der Ostpyrenäen, auf den Höhen des Gebirgskammes, der die Grenze zwischen Frankreich und Spanien bildet. Sie sind im Kriege gefährliche Parteigänger und machten sich namentlich den Heeren Napoleon's I. in Catalonien durch ihre Ueberfälle furchtbar. Im Frieden dienen sie den Fremden als Führer auf den Gebirgen.

Mirabeau (Honoré Gabriel Riquetti, Graf), einer der berühmtesten Charaktere und Redner der Französischen Revolution, wurde 9. März 1749 zu Bignon bei Nemours geboren. Sein Vater, Victor Riquetti, Marquis de M. (geb. 5. Oct. 1715, gest. 13. Juli 1789), stammte aus einer im 13. Jahrh. aus Florenz nach Frankreich eingewanderten Familie, die später das Marquisat M. in der Provence erwarb. Derselbe hing dem physiokratischen Systeme an und schrieb in diesem Sinne eine Menge Werke, von denen allein der «Ami des hommes» (5 Bde., Par. 1755) Anerkennung fand. Ungeachtet seiner philanthropischen Bestrebungen übte der Marquis in seiner Familie den ärgsten Despotismus und wirkte unter anderm gegen seine Frau, die er verstieß, und gegen seine zahlreichen Kinder nach und nach 54 Lettres de cachet aus. Der junge Honoré M., der älteste Sohn, besaß einen athletischen Körper, große Geistesfähigkeiten und ein feuriges Temperament. In frühester Jugend wurde sein Gesicht durch die Blattern entstellt. Die schnelle Entwickelung seiner Anlagen erweckten zwar den Stolz, die Ausbrüche heftiger Leidenschaft aber auch den Haß des tyrannischen Vaters. Schon 1764 kam M. nach Paris in ein strenges Militärpensionat. Im Alter von 17 J. trat er als Lieutenant in das Cavallerieregiment Berri. Sein wildes Leben hatte jedoch zur Folge, daß ihn der Vater 1768 auf die Insel Ré gefangen setzen ließ, und erst nach sechs Monaten erhielt er die Erlaubniß, nach Corsica zur franz. Legion abzugehen. Hier widmete er sich mit Eifer den Studien. Da ihm der Vater den Ankauf einer Compagnie verweigerte, so verließ er 1770 als Hauptmann den Dienst und ging auf ein Familiengut in Limousin, wo er das physiokratische System ausüben sollte. Im Juni 1772 heirathete er die Tochter des reichen Marquis von Marignane. Sein Schwiegervater verstand sich aber nur zu einem geringen Jahrgeld; M. sah sich bald zu Grunde gerichtet und im Mai 1773 durch einen Haftbrief in die kleine Stadt Manosque verwiesen. Weil er, obwol aus ehrenwerthen Gründen, sein Exil brach, ließ ihn der Vater 1774 auf das Schloß If und von da im Mai 1775 auf das Fort Joux bei Pontarlier bringen. Hier trat M., von seiner treulosen Gemahlin misachtet und verlassen, mit der schönen Sophie de Ruffey, der 19jährigen Gattin des beinahe 70 J. alten Marquis von Monnier, in ein Liebesverhältniß, das die Rücksendung Sophie's zu ihren Aeltern nach Dijon zur Folge hatte. M. entrann seiner Haft und floh mit Sophie in die Schweiz, von da nach Holland, wo er sich im Oct. 1776 zu Amsterdam unter dem Namen Mathieu niederließ und unter anderm den «Rath an die (verkauften) Hessen» und den «Essai sur le despotisme» veröffentlichte, der durch kühne Freiheitsgedanken großes Glück machte. Inzwischen sprach das Ge-

Digitized by Google

richt zu Pontarlier das Todesurtheil über den Entführer aus, und das Parlament zu Besançon ließ dasselbe in effigie vollziehen, während der Vater die Auslieferung des Sohnes betrieb. In der That wurde M. 14. Mai 1777 zu Amsterdam mit Sophie verhaftet und auf den Donjon zu Vincennes, seine schwangere Geliebte aber in ein Kloster zu Gien gebracht. In seiner harten Gefangenschaft, die 42 Monate dauerte, schrieb er den durch gewaltigen Stil ausgezeichneten «Essai sur les lettres de cachet et les prisons d'état» (2 Bde., Hamb. 1782), verfaßte aber auch aus Noth und Langeweile eine Reihe obscöner Romane. Seine im Gefängniß geschriebenen, von schwunghafter Leidenschaft erfüllten Briefe an Sophie veröffentlichte Manuel unter dem Titel «Lettres originales de M., écrites du donjon de Vincennes» (4 Bde., Par. 1792; neue Aufl. 1820). Erst nachdem sein mit der rechtmäßigen Gattin erzeugter Sohn gestorben und die directe Nachkommenschaft der Familie auf dem Spiele stand, ließ sich der Vater zur Versöhnung bewegen, und M. erhielt 13. Dec. 1780 die Freiheit. Im Sept. 1782 bewirkte er die Aufhebung des gegen ihn und Sophie ergangenen Urtheils, obschon er sich mit letzterer bereits entzweit hatte. Hierauf versuchte er auch die Annäherung an seine Gattin, die aber am Schwiegervater scheiterte. Er machte deshalb einen Proceß anhängig, den er verlor (1783), wiewol er durch seine Beredsamkeit Erstaunen erregte. Hierauf trat er zu Paris mit dem Akademiker Chamfort in eine Art literarischer Genossenschaft, die ihm viel Geld einbrachte. In Gesellschaft einer jungen Holländerin, Namens Nehra, von der er sich nicht mehr trennte, ging er Ende 1784 nach England, wo er die durch Franklin und Chamfort veranlaßten «Considérations sur l'ordre de Cincinnatus» herausgab, die in Nordamerika große Wirkung hervorbrachten. Zu London schrieb er auch die gegen die Politik Kaiser Joseph's II. gerichteten «Doutes sur la liberté de l'Escaut», wozu ihn wahrscheinlich holländ. Gold bewogen hatte. Nach Paris zurückgekehrt, begann er, von den großen Bankiers unterstützt, die heftigsten Angriffe gegen die Finanzverwaltung Calonne's. Dieser suchte den gefürchteten Publicisten zum Schweigen zu bringen, indem er ihn 1785 mit einer geheimen Sendung an den Hof Friedrich's II. nach Berlin beauftragen ließ. Hier, wo er bei dem bevorstehenden Tode des Königs die Absichten des Thronfolgers beobachten und überhaupt die preuß. Verwaltung studiren sollte, zog er die Aufmerksamkeit durch mehrere Denkschriften auf sich und erweckte schon nach sechs Monaten eine solche Besorgniß, daß er die preuß. Staaten verlassen mußte. Er hatte eine Menge wichtiger Materialien zusammengebracht, die er zur Abfassung des Werks «De la monarchie prussienne sous Frédéric-le-Grand» (4 Bde., Par. 1787; 8 Bde., Lond. 1788; deutsch von Mauvillon und Blankenburg, 4 Bde., Braunschw. u. Lpz. 1794—96) benutzte, in welchem er den Regierungsmechanismus Friedrich's II. einer scharfsinnigen, aber ungünstigen Beurtheilung unterwarf. Fortwährend in Geldverlegenheit, schrieb M. nach seiner Rückkehr Anfang 1787 aufs neue gegen Calonne's Verwaltung. Unter seinen Flugschriften brachte hauptsächlich die «Dénonciation de l'agiotage au roi et à l'assemblée des notables» (deutsch von Rast, Heft 44 der «Histor.-polit. Bibliothek», Lpz. 1871) eine schlagende Wirkung hervor. Auch Necker erlitt durch ein ähnliches Pamphlet, «Suite de la dénonciation», einen empfindlichen Angriff. Mehrere dieser Schriften ließ der Hof durch den Henker verbrennen, und ein Haftsbrief verurtheilte M. zur Einsperrung ins Schloß zu Saumur, der er sich jedoch zu entziehen wußte.

M. galt bereits als ein Hauptvertreter der Volksinteressen, als die Zusammenberufung der Reichsstände vorbereitet wurde. Er begriff sogleich die Wichtigkeit dieses Ereignisses und erkannte, welche Laufbahn sich hiermit für ihn eröffnen könnte. Um seine Reise nach der Provence zu bestreiten, wo er vom Adel gewählt zu werden hoffte, verkaufte er aus seinen Papieren eine «Histoire secrète de la cour de Berlin», die aber der Hof verbrennen ließ, weil besonders der Prinz Heinrich von Preußen darin bloßgestellt war. Der Adel der Provence wies M. unter dem Vorwande zurück, daß er kein Lehngut besäße. M. schied mit der kühnen Drohung, daß er gleich Marius die Aristokratie zertrümmern werde, und entäußerte sich factisch seines Standes, indem er einen Tuchladen kaufte und bei dem Dritten Stande als Wahlcandidat auftrat. Man nahm ihn mit Enthusiasmus auf und wählte ihn zugleich zu Aix und zu Marseille. Er entschied sich für Marseille und hob sich daselbst durch energisches Einschreiten bei einem durch Hungersnoth veranlaßten Aufruhr auf den Gipfel der Popularität. Bei Eröffnung der Reichsstände verhielt sich M. beobachtend; der Uebermuth der Aristokratie löste ihm jedoch bald die Zunge. Er beherrschte die Verhandlungen durch die schärfste Dialektik und die Gemüther durch eine gewaltige, naturkräftige Rednergabe. Doch bezweckte er nicht den Umsturz der Monarchie, sondern nur die Vernichtung des Despotismus und der Privilegien und die Herstellung eines constitutionellen Throns. Um die Insurrection zu unterdrücken, setzte er

Digitized by Google

8. Juli 1789 die Errichtung der Nationalgarde durch. Die stürmische Vernichtung der Privilegien in der Nacht vom 4. Aug. misbilligte er als eine Uebereilung. Bei der Unfähigkeit und persönlichen Feindseligkeit Ludwig's XVI. unterstützte er einen Augenblick die Absichten des Herzogs von Orléans und wurde deshalb auch als einer der Anstifter der Unruhen des 5. und 6. Oct. bezeichnet. Bald aber wuchs ihm die Revolution über den Kopf. In der Versammlung unterstützten ihn nur einzelne Tiefblickende, wie Chapelier und Sieyès; die Häupter der Rechten wie der Linken waren seine heftigen Gegner. Ebenso weigerte sich der König, mit M. in persönliche Verbindung zu treten. Trotz dieser Verleugnung setzte M. das Martialgesetz durch, vertheidigte die vollziehende Gewalt und strebte, den Ministern eine berathende Stimme in der Versammlung zu sichern. In der höchsten Noth entschloß sich endlich der König, den gewaltigen Mann zum Minister zu erheben. Kaum wurde das Project bekannt, als sich in der Versammlung die Anhänger mit den Gegnern der Revolution zum Widerstande vereinigten, und ein Decret vom 7. Nov. 1789 verhinderte, daß ein Deputirter Minister werden konnte. M. sah durch diesen blinden Parteieifer seine Popularität wie seine polit. Wirksamkeit für die Zukunft gelähmt. Vergebens vertheidigte er die Prärogative der Krone hinsichtlich der Ernennung der Beamten, das Gnadenrecht und das ausschließliche Recht, den Krieg zu erklären. Einen Theil seiner Popularität erlangte er jedoch durch sein entschiedenes Auftreten zurück, womit er die Civilconstitution des Klerus, den Verkauf der Kirchengüter und die Creation der Assignaten unterstützte. Die Königin, die ihn für die letzte Zuflucht der wankenden Monarchie hielt, veranlaßte ihn unter Mitwirkung des Grafen Mercy-Argenteau, des österr. Botschafters, im Mai 1790 zu einer geheimen Zusammenkunft in den Gärten zu St.-Cloud. Die großen Geldsummen, die er jetzt vom Hofe erhielt, gaben seinen Feinden Gelegenheit, ihn als Verräther zu bezeichnen. Dennoch verleugnete M. keineswegs seine Principien, sondern suchte vielmehr den Hof mit der Revolution auszusöhnen. Durch seine Gewandtheit erhielt er im Dec. 1790 die Präsidentschaft im Club der Jakobiner, im Febr. 1791 sogar in der Nationalversammlung. Schon gegen Ende Februar verrieth sich indeß bei M. eine tiefe geistige und körperliche Abspannung infolge der heftigen Kämpfe und fortgesetzter Ausschweifungen. Am 27. März, wo er bei den Verhandlungen über die Minen fünfmal das Wort ergriffen, verließ er zusammensinkend die Rednerbühne. Schon wenige Tage später starb er, am 2. April 1791. Man vermuthete eine Vergiftung, allein selbst sein Freund und Arzt Cabanis erklärte sich dagegen. Sein Körper wurde mit Pomp in der zum Begräbniß großer Männer bestimmten Kirche Ste.-Geneviève beigesetzt, mußte aber später der Leiche Marat's Platz machen. Ganz Frankreich empfand den Verlust dieses bedeutenden Mannes, der ungeachtet seiner Fehltritte und Laster ein vortreffliches Herz besaß. Viele seiner polit. Entwürfe rühren von seinen Secretären Comps, Pellenc, Clavière und Dumont her, weshalb seine Gegner das Gerücht verbreiteten, er glänze durch die Mittel anderer. In Barth's Ausgabe der «Orateurs français» bilden die «Discours et opinions de M.» (Par. 1820) die drei ersten Bände, und Etienne Méjean veröffentlichte eine «Collection complète des travaux de M. l'aîné à l'assemblée nationale» (5 Bde., Par. 1792). Eine Ausgabe seiner «Oeuvres choisies» mit einer Biographie M.'s veranstaltete Mérilhou (9 Bde., Par. 1825—27). Chaussard veröffentlichte einen Auszug aus seinen Schriften und Reden unter dem Titel: «L'esprit de M.» (2 Bde., 1797—1804). Die zuverlässigsten Nachrichten über M.'s Leben und Wirksamkeit theilte sein natürlicher Sohn Lucas Montigny mit in den «Mémoires biographiques, littéraires et politiques de M.» (2. Aufl., 8 Bde., Par. 1841); Bacourt gab die wichtige «Correspondance entre le comte de M. et le comte de Lamarck» heraus (2 Bde., Brüss. 1851; deutsch von Städtler, 2 Bde., Lpz. 1851—52). Vgl. außerdem Dumont, «Souvenirs sur M.» (Brüss. u. Lpz. 1832); Victor Hugo, «Étude sur M.» (Par. 1834); Pipitz, «M. Eine Lebensgeschichte» (2 Bde., Lpz. 1850); Vermorel, «M., sa vie, ses opinions et ses discours» (5 Bde., Par. 1864—66); Raynald, «M. et la Constituante» (Par. 1872). Raupach hat M. zum Helden eines histor. Dramas (Berl. 1850), Th. Mundt zu dem eines Romans (2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1860) gemacht. — André Boniface Louis Riquetti, Vicomte de M., der jüngere Bruder des Vorigen, geb. 30. Nov. 1754 zu Bignon bei Nemours, in der Jugend ebenfalls durch Ausschweifungen berüchtigt, nach der Rückkehr aus dem nordamerik. Freiheitskriege Chef eines Dragonerregiments, wurde durch den Adel von Limoges in die Reichsstände gewählt und trat hier als heftiger Aristokrat auf. Infolge der Nachricht, daß sich sein Regiment zu Perpignan empört, eilte er Anfang 1790 dahin und nahm die Fahnenbänder desselben weg. Vor der Nationalversammlung angeklagt, verließ er Frankreich und errichtete am Rhein die unter dem

Digitized by Google

Namen Hussards de la mort bekannte Emigrantenlegion, mit der er 1792 einen Parteigängerkrieg unterhielt. Die Anstrengungen, welche ihm die Führung dieses 3000 Mann starken Corps verursachte, veranlaßten seinen Tod 15. Sept. 1792 zu Freiburg im Breisgau.

Mirabellen, s. Pflaumen.

Mirabilis, Wunderblume, Name einer zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Nyctagineen gehörenden Pflanzengattung, welche sich durch ein langröhriges Perigon mit trompeten- oder radförmigem Saume und bauchig erweiterter, den Fruchtknoten einschließender Basis sowie dadurch auszeichnet, daß die fünf Staubfäden in eine Scheibe verwachsen sind, welche auf der nicht aufspringenden, nußartigen, einsamigen Frucht als Krone stehen bleibt. Ihre wenigen, durch die Tropengegenden zerstreuten Arten sind einjährige Kräuter mit gegliedertem Stengel, gegenständigen ganzen Blättern und einzeln oder gebüschelt stehenden Blüten, welche von einer kelchartigen, fünflappigen Blatthülle umgeben sind. Diese hübschen, im freien Lande gut fortkommenden Pflanzen werden häufig als Ziergewächse cultivirt, insbesondere M. Jalapa L. aus Ostindien, mit gebüschelten, großen rothen, gelben, weißen oder gescheckten Blüten, welche man früher für die Pflanze der echten Jalapenwurzel hielt (s. Jalape), und M. longiflora L. aus Mexico, mit sehr langröhrigen, weißen, am Schlunde purpurnen Blumen, die des Abends einen starken Wohlgeruch verbreiten.

Miramar, Lustschloß im österr. Küstenland, 8 Kilom. von Triest, auf einem in das Adriatische Meer vorspringenden Felsen, ehemals Eigenthum des österr. Erzherzogs Ferdinand Max, der hier 12. April 1864 die Kaiserkrone von Mexico annahm, jetzt im Besitz des Kaisers von Oesterreich. Das Schloß hat eine reiche Bibliothek, eine Sammlung ägypt. Alterthümer, viele Reliquien des Kaisers Max von Mexico und einen schönen Park mit exotischen Gewächsen.

Miramon (Miguel), mexic. General, geb. 29. Sept. 1832 in der Stadt Mexico, diente schon als junger Cadet 1847 mit Auszeichnung im amerik.-mexic. Kriege, trat 1852 als Lieutenant in die Armee ein und schwang sich sehr bald durch Tapferkeit und Umsicht, die er überall in dem sein Vaterland heimsuchenden Bürgerkriege bewährte, zu einem gefürchteten Parteigänger auf. Im J. 1858 wurde er bereits General und bewirkte den Sturz von Comonfort. Mit Hülfe der klerikalen Partei, welcher er als willfähriges Werkzeug diente, wurde M. 2. Jan. 1859 zum Präsidenten gewählt und trat 2. Febr. sein Amt an, konnte sich in demselben jedoch nur bis Ende Dec. 1860 behaupten, wo er (22. Dec.) in der entscheidenden Schlacht bei Calpulalpam von den Liberalen unter Ortega geschlagen, Juarez weichen und ins Ausland fliehen mußte. Im J. 1862 suchte er mit den intervenirenden Mächten wieder zu landen, wurde von diesen aber schon in Veracruz zurückgewiesen und lebte bis Ende 1866 in Europa. Als er Maximilian's Rücktritt für nahe bevorstehend hielt, kehrte er mit Marquez nach Mexico zurück, stellte sich dem Kaiser zur Disposition, dessen Abdankung er verhindern half, und machte im Frühjahr 1867 an der Spitze der kleinen kaiserl. Armee mit Maximilian den kurzen unglücklichen Feldzug nach Queretaro mit, wo er und Mejia das Schicksal des Kaisers theilten, indem er 19. Juni 1867 erschossen wurde.

Mirandŏla, Hauptstadt eines Kreises in der ital. Provinz Modena, an der Italienischen Südbahn, ist Sitz eines Bischofs und eines Unterpräfecten, hat eine Citadelle und zählt (1871) 13,170 E., die Reisbau und Seidenzucht treiben. M. war früher die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, die 1619 zum Herzogthum erhoben wurde und 1710 an Modena kam.

Mirbanöl (künstliches Bittermandelöl) ist Nitrobenzol, s. Bittermandelöl.

Mirditen oder Miriditen nennt man den angesehensten und zahlreichsten Schkipa- oder Albanesenstamm im heutigen Paschalik Skutari (s. Albanien), welcher zu den Ghegen oder Nordalbanesen gehört und seine Wohnsitze von der Quellgegend des Matiabachs südwärts bis an den Fluß Schkum erstreckt; im Norden haben die M. den Ghegenstamm der Dukagin und im Süden die Tosken zu Nachbarn. Die M., welche man auf etwa 21,800 Seelen schätzt, sind kath. Confession und hatten jahrhundertelang ihre eigenen, von dem türk. Statthalter von Skutari abhängigen Fürsten aus der Familie Doda. Infolge innerer Zwistigkeiten in dieser Familie sind sie seit ungefähr 12 Jahren von der Pforte den übrigen Rajahnationen gleichgestellt worden.

Mirès (Jules), ein durch seine ausgedehnten Unternehmungen bekannter franz. Bankier, geb. 1809 zu Bordeaux aus einer unbemittelten israelitischen Familie, war 1848 einfacher Geschäftsmäkler, verband sich aber nach der Februarrevolution mit seinem Landsmann und Glaubensgenossen Millaud zu verschiedenen Unternehmungen. Beide zusammen kauften das «Journal des chemins de fer», entwarfen Eisenbahnpläne, verwertheten mit ihren Kapitalien den «Conseiller du peuple» und andere Zeitschriften aus der damals noch geschätzten Lamar-

Digitized by Google

tine'schen Feder und stifteten die « Caisse des chemins de fer », bei welcher M. 1853 allein an der Spitze blieb, nachdem er mit seinem Collegen einen Gewinn von 3 Mill. getheilt hatte. Bald nachher übernahm er die Seine-Anleihe und warf sich mit Solar und andern in zahlreiche und verwegene Speculationen. Namentlich leitete er die Hafengesellschaft von Marseille, sowie unermeßliche industrielle Unternehmungen in dieser Stadt, auch die röm. Eisenbahnen. Im J. 1861 aber wandte sich sein Glück. Als Gerant der Eisenbahnkasse verhaftet und wegen regelloser Geschäftsführung angeklagt, wurde er vom pariser Zuchtpolizeigericht zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt. M. appellirte dagegen an den kaiserl. Gerichtshof und wandte sich, als dieser den Spruch bestätigte, an das Oberappellationsgericht, welches den Ausspruch des Seinegerichtshofs aufhob und den Angeklagten an den Gerichtshof in Douai verwies. M. wurde jedoch von diesem freigesprochen. Er starb auf dem Landgute seines Schwiegersohns Rozan, Côte-Rozan, bei St.-Louis im südl. Frankreich 6. Juni 1871.

Miriam ist der Name des 102. Asteroiden, s. Planeten.

Mirza (spr. mirsä), wörtlich Sohn eines Fürsten, ist in Persien ein Titel, der, nach dem Namen gesetzt, ein Mitglied der königl. Dynastie bezeichnet, z. B. Abbas-Mirza; vor den Namen gesetzt, entspricht es unserm «Herr», z. B. Mirza-Schaffy.

Mirzapur, Hauptstadt des gleichnamigen Districts der Division Benares der Lieutenant-Gouverneurschaft der nordwestl. Provinzen in der indobrit. Präsidentschaft Bengalen, liegt 52 Kilom. südwestlich von Benares, am rechten Ufer des Ganges sowie an der East-Indian-Eisenbahn, ist der größte Baumwollmarkt Hindostans und zählt (1872) 67,274 E., die Teppichwirkereien, Woll-, Baumwoll- und Seidenwebereien unterhalten. Doch ist diese Industrie gegen frühere Zeit in Verfall gerathen. — Der District M. zählt auf 13,511 QKilom. 1,015,826 E., darunter etwa 75,000 Mohammedaner. Haupterzeugnisse sind Baumwolle, Zucker, Indigo, Weizen, Gerste und andere Cerealien, auch Hanf als Berauschungsmittel. In dem Districte liegt auch am rechten Gangesufer die Stadt Tschannar oder Tschannargarh (engl. Chunar oder Chunargurh). Dieselbe zählt 10,154 E., hat steinerne Häuser und ein merkwürdiges Befestigungswerk auf einem 35 Mt. senkrecht aufsteigenden Sandsteinfelsen von 1866 Mt. Umfang, mit vielen Thürmen, Offizierswohnungen, einem Krankenhaus, einem Gefängniß, einem in Stein gehauenen alterthümlichen Hindutempel und einem tiefen Brunnen. Die Festung spielte seit Sultan Baber eine Rolle in der Geschichte Indiens und fiel 1768 in die Hände der Briten. Unterhalb der Stadt liegen die Wohnungen der Europäer mit Gärten, einer Kirche der Missionsgesellschaft und einer Kapelle für kath. Soldaten. Das Ganze ist eine Genesungsstation für geschwächte europ. Soldaten.

Mirza-Schaffy, s. Bodenstedt.

Misanthropie (griech.) schließt verschiedene Begriffe in sich, Menschenhaß und Menschenscheu. Der Menschenhaß oder die eigentliche M. ist die Folge einer gänzlich falschen Beurtheilung der Menschen, meist eines falschen Schlusses von der Bosheit eines oder mehrerer Individuen auf das ganze Geschlecht. Die Menschenscheu hingegen kann auch bei einer ganz richtigen Beurtheilung der Menschennatur leicht dann entspringen, wenn durch viele unangenehme Erfahrungen der natürliche Geselligkeitstrieb in einem Menschen erlischt und ihm aller Umgang mit andern Menschen zu etwas Beschwerlichem und Lästigem wird. Eine solche Verstimmung des Gemüths, wie sie Molière in seinem Lustspiele «Le Misanthrope» vortrefflich gezeichnet hat, von Grund aus zu heben, wird nur gelingen durch etwas, was die Geselligkeit aufs neue werth macht, am besten durch Freundschaft. Insofern die Stimmung zur Ungeselligkeit unter die gedrückten Gemüthszustände gehört, ist die M. als eine Art von Melancholie zu bezeichnen.

Mischlinge, s. Farbige.

Mischna, s. Talmud.

Misdroy, Fischerdorf auf der Nordwestküste der pommerschen Insel Wollin, in anmuthiger Lage zwischen zwei bewaldeten Anhöhen, mit schöner neuer Kirche und 1050 E., eins der besuchtesten Ostseebäder mit guten Badeeinrichtungen und schönen Spaziergängen.

Miseno (Cap M.), das in 6,7 Kilom. Entfernung nördlich von der Insel Procida steil zum Meere abfallende Vorgebirge, mit welchem der Golf von Neapel im Westen beginnt. Die geschichteten Tuffmassen, unterhalb deren Trachyt zu Tage tritt, erheben sich zu einer fast isolirten Felsmasse, welche ähnlich dem Fels von Gibraltar durch eine niedrige Landenge (Miliscola genannt) angeheftet erscheint. Der nördl. Abhang ist angebaut und hat einige Ruinen, wie die eines Theaters; auf der Höhe ragt ein mittelalterlicher Thurm aus dem Reben- und Feigenwalde; am südl. Abhange liegt ein mittelalterliches Castell. Von der Villa des Lucullus,

Digitized by Google

in welcher Tiberius starb, sind Ruinen vorhanden. Westlich vom Fels lag an dem flachen Strande die durch die Sarazenen völlig zerstörte Stadt Misenum, deren Gräberstraße, der sog. Mercato del Sabato, sich durch ein Thal quer zum westl. Golfe zieht.

Miserēre (lat., d. h. erbarme dich), heißt ein berühmter Kirchengesang, eigentlich der 57. Psalm, nach den Anfangsworten in der Vulgata: Miserere mei, domine. Besonders berühmt ist die Composition des M. von Allegri (s. d.), welche seit ihrer Entstehung im 17. Jahrh. alljährlich in der Charwoche von den Sängern der päpstl. Kapelle in Rom ausgeführt wird. Außer dieser Composition sind noch die von Leon. Leo und Tom. Baj zu nennen.

Miserēre, Ileus oder **Kothbrechen**, bezeichnet in der Heilkunde denjenigen Zustand der Verdauungsorgane, bei welchem nach vorausgegangenen heftigen Vorboten (hartnäckiger Stuhl- und Blähungsverhaltung, Bauchauftreibung, Bauchschmerz, Würgen u. s. w.) endlich Massen vom Geruch und Aussehen des Koths ausgebrochen werden. Dieser Zustand beruht stets auf Undurchgängigkeit des Darmkanals, mag diese nun durch einen eingeklemmten (innern oder äußern) Eingeweidebruch, oder durch eine Verengung, Verschlingung oder Ineinanderschiebung des Darmrohrs, oder durch Entzündung oder Lähmung des Darms (letzteres der sog. spontane Ileus) entstanden sein, und ist immer ein sehr bedenkliches und gefährliches Symptom, welches schleunige ärztliche Hülfe erfordert. In manchen dieser Fälle gelingt es noch, durch chirurgische Operationen (Bruchschnitt, Bauchschnitt) Hülfe zu schaffen, in andern durch reichliche und energische Klystiere (von kaltem oder Eiswasser, Bleiwasser, Luft u. s. w.) oder durch innerlich gereichte Eisstückchen und Opiate das vorhandene mechan. Hinderniß zu beseitigen.

Misericordias Domini, s. Sonntag.

Misgeburt (monstrum) nennt man diejenige menschliche oder thierische Frucht, die eine von der Norm beträchtlich abweichende Bildung besitzt und entweder infolge unvollkommener Entwickelung und Verkümmerung lebenswichtiger Organe der Lebensfähigkeit entbehrt oder nur gewisse Functionsstörungen einzelner Körpertheile darbietet. Man unterscheidet M. mit überzähligen oder außerordentlich stark ausgebildeten Gebilden, z. B. Hände mit sechs Fingern u. dgl. (monstrositates per excessum), solche, an denen einzelne Theile, z. B. Gehirn, Gliedmaßen, Eingeweide, fehlen (monstrositates per defectum), und endlich solche mit falscher Lagerung der Organe, z. B. das Herz auf der rechten Seite, die Leber links (monstrositates per situm transversum). Die Fälle, wo zwei Früchte in der Weise verwachsen sind, daß z. B. nur ein Leib, aber zwei Köpfe, ein Kopf und mehr oder minder vollständig zwei Leiber vorhanden, bezeichnet man als Doppelmisgeburten. Am häufigsten findet sich die mangelhaft ausgebildete Frucht, und gerade diese ist es, von deren Bildung man sich Rechenschaft geben kann. Man hat in vielen Misbildungen nur halbfertige, auf einer frühen Stufe der Entwickelung stehen gebliebene Früchte erkannt. So weiß man z. B., daß sich das Gesicht aus mehrern, von beiden Seiten der Wirbelsäule einander entgegenwachsenden Bogen bildet, die schließlich miteinander verschmelzen; geschieht dies nicht, so bleibt die Lippe, selbst der Rachen der Länge nach gespalten und stellt so die Hasenscharte und den Wolfsrachen dar. In andern Fällen führen eigenthümliche Lagerungsverhältnisse der Frucht im Fruchthalter Verstümmelungen herbei. So kann die Umschlingung eines Beins oder Arms mit der Nabelschnur oder gewissen Theilen der Eihäute eine Verkümmerung, selbst eine völlige Amputation des Gliedes herbeiführen. Diese Art der Misbildungen nennt man nach ihrer Entstehung auch Hemmungsbildungen. In früherer Zeit schrieb man die Entstehung solcher und anderer M. gern dem sog. Versehen der Schwangern zu. Es hat sich indeß herausgestellt, daß die Entwickelung der Frucht in den allermeisten Fällen schon viel früher unterbrochen gewesen sein muß, als zu der Zeit, zu welcher das Versehen stattgefunden haben soll. Immerhin ist aber die Vermuthung nicht völlig in Abrede zu stellen, daß Gemüthserregungen (Schreck, Sorgen) der Mutter in so früher Zeit Einfluß auf den Entwickelungsgang der Frucht haben können. Weit sicherer können krankhafte Veränderungen der Zeugungsstoffe, allgemeine oder örtliche Krankheiten der Mutter, äußere mechan. Einwirkungen (Stoß, Schlag, Fall auf den Unterleib), ferner Entartungen der Eihäute und gewisse, namentlich entzündliche Krankheiten des Embryo selbst als erste Ursache einer abnormen Entwickelung der Frucht bezeichnet werden. Vgl. Förster, «Die Misbildungen des Menschen» (nebst Atlas, Jena 1861); Gurlt, «Ueber thierische M.» (Berl. 1877).

Mishandlung ist im allgemeinen jedes der Moral widersprechende Thun, im rechtlichen Sinne dagegen eine strafbare Gewalt wider die Person, durch welche die Ehre, die Gesundheit, die Freiheit verletzt oder selbst das Leben bedroht wird. Je nach dem Zwecke und Erfolge sind M. als Injurien, Körperverletzungen (s. d.), Gewaltthätigkeit und Nöthigung (crimen vis),

Digitized by Google

Misbrauch amtlicher Befugnisse zu beurtheilen, auch bei Nothzucht, Raub und Erpressung als erschwerender Umstand in Betracht zu nehmen. Strafbar ist auch die öffentliche, Aergerniß erregende, boshafte Quälerei und rohe M. von Thieren (Reichsstrafgesetzbuch, §. 360).

Misheirath (im Mittelalter disparagium, franz. mésalliance genannt) wird eine standesungleiche Ehe dann genannt, wenn der standesniedere Ehegatte nicht den Rang und die Würde des standeshöhern erhält und die Kinder aus solcher Ehe von der Thronfolge und den Successionsrechten in die Stammlehen und Fideicommißgüter ausgeschlossen bleiben. Ursprünglich waren bei den german. Völkern nur die Ehen zwischen Freien und Unfreien verboten oder doch mit dem Nachtheile bedroht, daß die Kinder «der ärgern Hand folgten», d. h. unfrei wurden. Erst während des Mittelalters kam, vorzüglich unter dem deutschen Herrenstande (hohen Adel) die Ansicht auf, daß die Kinder eines Mannes vom Herrenstande und einer Frau von blos ritterschaftlicher Abkunft auch der ärgern Hand folgen. Während der «Sachsenspiegel» noch die ältere und freiere Meinung vertritt, daß die Kinder von zwei freien Aeltern immer dem Stande des Vaters folgen, haben der «Spiegel deutscher Leute» und der «Schwabenspiegel» diese strengere Ansicht, welche dem Selbstgefühl der dynastischen Häuser zusagte. In den letzten Jahrhunderten war viel Streit darüber. Die Agnaten eines Herrn suchten die Stammgüter für sich in Anspruch zu nehmen und das Successionsrecht der Kinder aus ungleicher Ehe zu bestreiten. In manchen Fällen halfen die Kaiser nach, indem sie der niedern Frau eine Standeserhöhung verliehen. In andern Fällen gelang es einzelnen Herren, die Anerkennung ihrer Ehe mit einer Frau, die nicht dem Herrenstande angehörte, von den Agnaten zu erlangen und dadurch derselben volle Wirksamkeit zu sichern. Die Verwirrung in der Theorie und Praxis blieb groß und wurde durch die Wahlcapitulation Karl's VII. von 1742 nur unvollständig gehoben. Durch dieselbe wurde dem Kaiser untersagt, bei unstreitig notorischer M. den Mangel durch Standeserhöhung zu beseitigen. Was aber notorische M. sei, ward wieder bestritten. Die einen hielten nur Ehen eines Mannes vom Herrenstande mit einer Unfreien, andere auch mit einer freien Frau von bäuerlicher oder sonst niedriger Herkunft, noch andere mit einer Frau aus dem Handwerkerstande für eine unstreitig notorische M., nicht aber eine Ehe mit Frauen von niederm Adel oder aus einer Beamtenfamilie. Wieder andere wollten den Begriff auch auf diese Klassen ausdehnen. Manche fürstl. Hausgesetze erklärten sogar solche Ehen als M. Der Begriff der M. hat nur noch für die regierenden und für die standesherrlichen Häuser eine relative Geltung. Vgl. die Schriften von Pütter (Gött. 1796), Göhrum (2 Bde., Tüb. 1846) und Zöpfl (1853). (S. Ebenbürtigkeit.)

Miskolcz, Hauptstadt des Comitats Borsod im ungar. Kreise diesseit der Theiß, an der Theißbahn und der Ungarischen Nordbahn, in einem angenehmen, vom Bache Szinva bewässerten Thale gelegen, ist der Sitz der Comitatsbehörden und einer reform. Superintendentur. Der Ort zählt (1870) 21,190 magyar. E., hat ein reform. Obergymnasium, ein kath. und ein luth. Untergymnasium, eine Realschule, eine Synagoge, ein Postamt, ein ungar. Theater und an bemerkenswerthen Gebäuden das Minoritenkloster mit seiner Kirche, die Pfarrkirche, die griech. Kirche, die Kirchen der Lutheraner und Reformirten, das schöne Krankenhaus u. s. w. Der Haupterwerb der Bevölkerung besteht, neben Ausbeutung bedeutender Steinbrüche, im Handel mit Wein, Getreide und Leder sowie in starkem Weinbau; ferner in Vieh- und Bienenzucht und Ackerbau. Auch unterhält man fünf große Jahrmärkte.

Misogynie (griech.) schließt dieselben Begriffe (Weiberhaß oder Weiberscheu) wie Misanthropie (s. d.) ein, nur mit dem Unterschiede, daß sich letztere auf das ganze menschliche, M. nur auf das weibliche Geschlecht bezieht. Die Ursachen der M. liegen im Verstande oder im Gefühl. Auch können körperliche Gründe zu ihrer Entstehung mitwirken, besonders wenn durch zügellose und unnatürliche Ausschweifungen das Geschlechtssystem zerrüttet oder auf eine andere Art beeinträchtigt ist. Deshalb sind auch Eunuchen, Onanisten, Päderasten und Sodomiten meist Weiberfeinde (Misogynen, Weiberhasser oder Weiberscheue), während in seltenen Fällen die körperliche Constitution mit Neigung zur Melancholie, oder geistige Einwirkungen von außen, Lehren, Erziehung und Lebenserfahrungen den Weiberhaß allein hervorbringen. Als Krankheit unterliegt er einer halb psychischen, halb physischen, aber meist erfolglosen Behandlung.

Mispel (Mespilus L.) heißt eine zur 12. Klasse des Linné'schen Systems und zu den Pomaceen gehörende Pflanzengattung, deren zwei bis fünf Griffel zur Blütezeit unten in einen einzigen verschmolzen sind, auf der Frucht aber voneinander getrennt erscheinen. Es sind dornige Sträucher oder Bäumchen, die durch Cultur ihre Dornen verlieren. Die unterseits filzigen Blätter sind ganz, die ziemlich großen, weißen Blüten stehen einzeln an der Spitze kurzer

Digitized by Google

Zweige und haben fünf blattartige Kelchzipfel, und die aus dem unterständigen Fruchtknoten hervorgehende Apfelfrucht enthält zwei bis fünf knochenharte, einsamige Steinkerne. Von dieser artenarmen Gattung wird die in Deutschland sowie in Frankreich und ganz Südeuropa einheimische gemeine M. (M. Germanica L.) bei uns in Gärten häufig als Obstbaum cultivirt. Die Früchte (Mispeln) sind aber auch bei völliger Reife sehr herb und werden erst später durch Liegen, wenn sie durch eine Art Gärung teigig geworden sind, wodurch sie einen weinartigen Geschmack bekommen, oder durch Frost als Obst genießbar. In den Gärten unterscheidet man als Sorten der gemeinen M. die gemeine Gartenmispel, die große Gartenmispel oder holländische M. und die M. ohne Kern. Das Holz des Stamms ist sehr zähe und daher zu Drechslerarbeiten wie auch beim Mühlenbau sehr brauchbar. Die M. ist eine sehr langsam wachsende Holzart. Sie wird gewöhlich durch Pfropfen auf Weißdorn, Birne oder Quitte vermehrt, da die Zucht aus den sehr langsam, oft gar nicht keimenden Samen (Steinkernen) eine sehr langwierige ist.

Missalen (lat.) oder Meßbücher heißen in der röm.-kath. Kirche diejenigen liturgischen oder gottesdienstlichen Bücher, welche die von der Kirche geordneten Messen für alle Sonn- und Festtage, für besondere Gelegenheiten, z. B. für die Todtenfeier, die evang. und epistolischen Perikopen, Gebete und den Meßkanon enthalten. Der römische Bischof Gelasius (gest. 396) sammelte die Gebete, deren man sich vor seiner Zeit bei dem Meßopfer bediente und die man als aus der Zeit der Apostel stammend ansah, brachte sie in eine bestimmte Ordnung und fügte ihnen neue Officien solcher Heiligen, deren Cultus hinzugekommen war, bei. Diese Sammlung hatte den Namen «Sacramentarium Gelasii». Gregor d. Gr. verbesserte diese Sammlung, entfernte einzelne Gebete und fügte neue hinzu. Das Tridentinische Concil veranstaltete eine neue Revision, und eine weitere erfolgte dann noch zweimal, 1604 durch Clemens VIII. und 1634 durch Urban VIII. Neben diesem römischen M. bestehen, und zwar schon von früher Zeit an, M. für bestimmte Diöcesen und für einzelne religiöse Orden. So z. B. haben in Deutschland Mainz, Köln, Münster u. a. ihre eigenen Meßbücher. Die alten M. vor der Erfindung der Buchdruckerkunst wurden oft auf das prächtigste geschrieben, mit den schönsten Initialen und Miniaturen geschmückt und mit den kostbarsten Einbänden versehen. Ungefähr zwei Jahrhunderte vor Erfindung der Buchdruckerkunst entstand eine Art größerer goth. Buchstaben (Mönchsschrift), mit welchen man die M. schrieb; sie wurden, als die Buchstabenschrift erfunden war, nachgeschnitten und zum Druck von Meßbüchern gebraucht, weshalb eine gewisse Art größerer Typen den Namen Missalbuchstaben führt.

Missionen (lat.) heißen vorzugsweise die zur Verpflanzung des Christenthums unter nichtchristl. Völker unternommenen Sendungen christl. Lehrer (Missionare). Schon in den ersten Zeiten des Christenthums gingen Christen in fremde Länder, das Evangelium zu predigen. Seit dem 6. Jahrh. entfaltete namentlich die röm. Kirche eine rege Missionsthätigkeit, durch welche nach und nach die Angelsachsen, die Deutschen und die verschiedenen westslaw. Stämme dem Christenthum und dem apostolischen Stuhle gewonnen wurden. Als die kath. Kirche durch die Reformation im 16. Jahrh. viele Bekenner verlor, suchte sie durch Sendlinge in prot. Länder ihre Verluste zu ersetzen. Diese Sendlinge erhielten zur Förderung ihrer Thätigkeit besondere Privilegien, z. B. überall predigen, Beichte hören und Ablaß ertheilen zu können. Man nannte solche Unternehmungen M., und in ihnen besteht gerade in unserer Zeit die sog. Innere Mission der kath. Kirche, wesentlich verschieden von der Innern Mission (s. d.) unter den Protestanten. In jener Beziehung zeigten sich die Benedictiner und Cistercienser, dann die Prämonstratenser, die Bettelorden und die Jesuiten besonders thätig. Auch die Bemühungen der röm. Kirche um die Heidenbekehrung datiren erst seit dem 17. Jahrh. Zu diesem Zwecke wurden in Rom durch Gregor XV. 1622 die Congregatio de propaganda fide und durch Urban VIII. 1627 das Collegium de propaganda fide gegründet (s. Propaganda), sowie in verschiedenen Gegenden Lehranstalten oder Häuser mit klösterlicher Einrichtung zur Bildung der Missionare gestiftet. Diese Anstalten oder Häuser führen jetzt gewöhnlich den Namen Seminarien. Gleichzeitig und zu gleichem Zwecke bildeten auch Weltgeistliche, namentlich in Frankreich und Italien, eine Menge Missionsvereine. Dahin gehören die Priester vom Oratorium in Frankreich und Italien, die Lazaristen, die Missionspriester vom heil. Sakrament, die Seminaristen von St.-Sulpice in Paris, die Missionspriester von Jesus und Maria und die Seminaristen von St.-Nicolas in Frankreich; die Oblaten des heil. Ambrosius in Italien, die Redemptoristen, die Missionspriester des Heiligen Geistes, die Priester des Seminars der auswärtigen M. und die Missionspriester von St.-Joseph, von St.-Garde und von Frankreich, die, obschon zum größten Theil in Frankreich seit der Julirevolution aufgehoben, jetzt doch

Digitized by Google

insgesammt wieder in voller Thätigkeit sind. Die bedeutendsten M. der kath. Kirche sind die nach China, Ostindien und Japan. Unter den Protestanten ist der Eifer für die Heidenmission namentlich seit dem Anfang des 18. Jahrh. mächtig erwacht. In England wurde 1698 die Gesellschaft zur Beförderung christl. Erkenntniß gestiftet; doch die älteste eigentliche Missionsgesellschaft ist die Society for propagating the Gospel in foreign parts, seit 1701.

In Deutschland belebte namentlich der Pietismus das Interesse für die M. Unter Francke's Mitwirkung sandte Friedrich IV. von Dänemark den Missionar Ziegenbalg (s. d.) nach Trankebar in Ostindien (1705) und begründete so die ostindische M., für welche 1714 ein eigenes Missionscollegium eingesetzt wurde. Der geistige Mittelpunkt dieser M. blieb aber Halle, wo die Missionare gebildet und die Missionsberichte gedruckt wurden. Einen neuen Mittelpunkt gewann die M. an der Brüdergemeine, welche durch einen von Zinzendorf nach Herrnhut mitgebrachten Neger für die Heidenbekehrung interessirt wurde. Im J. 1732 gingen die ersten herrnhutischen Missionare, David Nitschmann und Leonhard Dober, nach St.-Thomas in Westindien ab, und gleichzeitig wurde die schon 1721 durch Hans Egede begonnene grönländische M. von der Brüdergemeine in Angriff genommen. Bald darauf breitete sich die herrnhutische M. auch über die übrigen westind. Inseln, über Labrador, Surinam, Guinea, das Cap der Guten Hoffnung und die Nikobaren aus. Der Erfolg derselben beruht auf dem von den andern M. wesentlich verschiedenen Verfahren der Brüdergemeine. Statt einzelne Missionare sendet sie ganze Missionscolonien aus, welche Niederlassungen nach herrnhutischem Muster gründen. Dagegen senden die meisten übrigen M. ihre Missionare einzeln aus. Im J. 1876 besaß die Brüdergemeine 69 Stationen in Amerika, 11 in Afrika, 2 in Australien und 1 in Asien mit zusammen 154 Missionsbrüdern. Die Zahl der Communicanten beträgt etwa 21,000, die der Katechumenen 22,000, die der Kinder 20,000. Einen allgemeinen Aufschwung hat das bis dahin fast nur von den Herrnhutern mit Erfolg gepflegte Missionswesen erst seit den neunziger Jahren des 18. und dem Anfange des 19. Jahrh. genommen. Der großen Londoner Missionsgesellschaft, welche 1795 von evang. Christen aller Denominationen gegründet wurde, trat schon 1797 die Kirchliche (bischöfliche) Missionsgesellschaft gegenüber, welche namentlich seit den vierziger Jahren eine ausgebreitete Thätigkeit entfaltete. Die Londoner Missionsgesellschaft blieb vorzugsweise in den Händen der Independenten, wogegen die ältere Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums eine immer schroffere puseyitische Haltung annahm. Daneben bildete sich noch die Baptistische Missionsgesellschaft (1792), deren strenger Calvinismus bald zur Absonderung des arminianischen Zweigs führte (General baptist missionary Society), und die Wesleyanische (seit 1814). In Schottland wurde das Missionsgeschäft etwa seit 1814 von der Landeskirche als solcher in die Hand genommen, die Ausscheidung der Freikirche (1843) führte aber auch zur Spaltung der M. Im J. 1876 zählte man in Großbritannien 19 verschiedene Missionsgesellschaften mit 1126 Missionaren, obenan die Wesleyanische mit 320, die Bischöfliche mit 216, die Alte (auswärtige) mit 180, die Londoner mit 160 Missionaren. Die Zahl der eingeborenen Prediger beträgt in der Church missionary Society 174, in der Londoner 94 u. s. w. In Amerika wurde 1810 die große Amerikanische Missionsgesellschaft (American board of commissioners for foreign mission) nach ähnlichen Principien wie die Londoner gegründet. Im J. 1864 zählte sie 324 Stationen, 166 Kirchen und 23,647 Gemeindeglieder, an denen 1068 Personen, darunter 150 ordinirte Missionare, arbeiteten. Sie theilte ihre Wirksamkeit in drei Gebiete, und zwar unter den nur dem Namen nach christl. Völkern (von denen namentlich neuerdings die M. unter den Armeniern große Erfolge erzielt hat), unter den civilisirten und unter den rohen heidnischen Völkern. Doch nahm auch hier bald ein streng calvinistischer Independentismus überhand, daher die übrigen Denominationen meist eigene M. wünschten; so die (orthodoxen) Baptisten (1814), die Presbyterianer (1818), die bischöfl. Methodisten (1819), die bischöfl. (anglikan.) Kirche (1820), wozu 1837 noch die deutsche auswärtige Missionsgesellschaft von Nordamerika trat. Gegenwärtig gibt es in Amerika 17 verschiedene Gesellschaften mit (1876) 518 Missionaren, darunter die große (Bostoner) Gesellschaft mit 150, die presbyterianische mit 131, die der bischöfl. Methodisten mit 83 Missionaren. Auf dem europ. Continent wurde 1797 die Niederländische Missionsgesellschaft zu Rotterdam, anfangs als Filiale der londoner, errichtet, welche besonders in den niederländ. Colonien des Indischen Archipels wirkt. Gegenwärtig zählt man in den Niederlanden 9 Missionsgesellschaften mit 43 Missionaren. In Deutschland, wo die hallische Missionsanstalt ihrem Untergang nahe war, errichtete Jenike in Berlin 1800 eine Missionsschule, doch ohne ausgebreitetere Erfolge zu erzielen. Als die Anstalt zu ver-

Digitized by Google

kümmern drohte, wurde 1823 der berliner Missionsverein ins Leben gerufen, der 1833 seine ersten Heidenboten zu den Kaffern schickte, aber bald in seiner Thätigkeit durch confessionelle Kämpfe gelähmt wurde, bis sich 1836 die Goßner'sche M. (unter den Kaffern) davon absonderte. Aehnlich erging es der 1836 gestifteten Norddeutschen Missionsgesellschaft, welche an confessionellem Hader bis zum J. 1849 krankte, bis die strengen Lutheraner ausschieden und sich der von Pastor Harms begründeten Hermannsburger M. zuwandten. Seitdem hat die Norddeutsche M. sich zusehends gekräftigt. Ein besseres Schicksal hatte die schon seit 1815 bestehende Baseler M., deren Missionshaus bisjetzt an 400 Arbeiter gebildet und seit 1822 eigene Missionare nach verschiedenen Stationen ausgesandt hat, und die Rheinische Missionsgesellschaft zu Elberfeld-Barmen (seit 1828). Beide wirken im Sinne eines streng bibelgläubigen, aber confessionell weitherzigen Pietismus, und namentlich die erstere hat zahlreiche Hülfsvereine in ganz Deutschland. Das confessionelle Lutherthum strengster Observanz hat seit 1848 seinen Mittelpunkt in dem Leipziger (früher Dresdener) Missionsverein, dessen Missionshaus nur solche Zöglinge bildet, welche sich auf sämmtliche luth. Bekenntnißschriften verpflichten. Im J. 1876 zählte die Baseler Missionsgesellschaft 108, die Hermannsburger 72 (?), die Rheinische 64, die Berliner 50, die Goßner'sche 21, die Leipziger 16, die Norddeutsche 71 Missionare. Für das prot. Frankreich hat sich 1824 die Pariser Missionsgesellschaft gebildet, welche 22 Missionare unterhält. Auch Dänemark, Norwegen und Finland haben je eine Missionsgesellschaft, Schweden besitzt deren zwei; zusammen sandten die skandinav. Länder (1876) 46 Missionare aus. Im ganzen wirken 58 Gesellschaften für die Zwecke der M., welche zum größern Theil den freikirchlichen Gemeinschaften angehören. Wenn der particularistische Eifer der verschiedenen Denominationen das Missionswerk ganz wesentlich gefördert hat, so ist doch andererseits der confessionelle Hader dessen schlimmster Feind, und ein großer Theil der in den Jahresberichten aufgezählten neugewonnenen Gläubigen besteht aus solchen, welche eine M. der andern abgewonnen hat. Nicht viel weniger steht einem größern Erfolge, namentlich bei civilisirten Völkern, wie den Ostindiern, das pietistische Wesen entgegen, welches den meisten dieser M. eigenthümlich ist, die Isolirung dieses pietistischen und supranaturalistischen Christenthums von den geistig befreienden Bildungselementen der modernen Welt und die engherzige Buchstäblichkeit des Bibelglaubens. Am segensreichsten haben bisher die M. unter den Negern Westindiens, Nordamerikas und Afrikas, unter den nordamerik. Indianern, den Südsee-Insulanern, den Patagoniern, Kaffern und andern wilden Völkern gewirkt, denen die Missionare mit dem Christenthum zugleich eine überlegene Bildung gebracht haben. Auch unter den geistig herabgekommenen Volksstämmen Mittelasiens haben neuerdings die Amerikaner erfreuliche Erfolge erzielt. Am dürftigsten von allen aber sind die Erfolge der neuerdings in verschiedenen Gegenden ins Leben gerufenen Judenmissionen. Die Gesammtzahl der bekehrten Heiden mag in Afrika $^1/_2$ Mill., in Asien nicht ganz so viel betragen. Vgl. Wiggers, «Geschichte der evangelischen M.» (2 Bde., Hamb. 1845—46); «Handbüchlein der Missionsgeschichte und Missionsgeographie» (Calw 1844; 2. Aufl. 1846); das baseler «Evang. Missionsmagazin» (seit 1816); die „Allgemeine Missionszeitschrift" (seit 1874). Ueber die Mängel des modernen Missionsverfahrens vgl. Langhans, «Pietismus und Christenthum im Spiegel der äußern M.» (Lpz. 1864); Plitt, «Kurze Geschichte der lutherischen M.» (Berl. 1871); Wangemann, «Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft und ihrer Arbeiten in Südafrika» (Bd. 1—4, Berl. 1872—77).

Missionspriester heißen in der kath. Kirche die zu eigenen Congregationen verbundenen Priester, welche sich der Aufgabe widmen, Nichtchristen und Nichtkatholiken zu bekehren. Die hauptsächlichsten dieser Vereine sind die Priester der Mission, die durch Vincent de Paula in das Leben traten (s. Lazarus), ferner die M. von der Congregation des heiligen Sakraments, auch Missionare der Klerisei genannt. Ihr Stifter war der Bischof Authier zu Avignon (1632); Innocenz X. bestätigte sie (1647) mit der Befugniß, die Missionen und deren Seminare zu verwalten. Im J. 1790 wurden sie zwar aufgelöst, sie bestehen aber jetzt wieder in früherer Thätigkeit. Ihre Kleidung ist die gewöhnliche der Priester. Ebenso kleiden sich die M. von der Congregation Jesus und Maria, nach ihrem Stifter, dem Priester Eudes, auch Eudisten oder Eudisten genannt. Das erste Kloster gründete der Stifter zu Caen in der Normandie. Die Klöster, die seinem Streben folgten, wurden 1643 zur Congregation vereinigt. Der Zweck bestand in der Stiftung von Seminarien und Missionsanstalten, in der Erziehung und Bildung junger Geistlichen zu Missionaren. Die oberste Leitung lag in den Händen des Bischofs, der auch die Superioren wählte und bestätigte. Die Congregation

Digitized by Google

verbreitete sich stark in Frankreich, wurde in der großen Revolution zwar aufgelöst, nach der Restauration aber 1817 wiederhergestellt und entfaltet jetzt wieder eine große Thätigkeit in Frankreich. Dasselbe gilt auch von dem Vereine der M. des Heiligen Geistes, die 1701 durch die Kleriker Desplaces, Vincent le Barbier und Henri Garnier in Paris entstanden und mit besonderm Eifer den Missionen in Asien, Afrika und Amerika sich widmen. Sehr bemerkenswerth sind endlich die M. von Frankreich durch ihren Ketzereifer gegen die Protestanten und ihre ultramontan-polit.-Bestrebungen. Sie wurden von Abbé Legris-Duval, Rauſan, de Forbin-Janſon zum Zwecke der Mission für alle franz. Provinzen gestiftet und von Ludwig XVIII. 1816 gesetzlich bestätigt.

Mississippi (indianisch Miche-Sepe, d. h. Großer Fluß oder Großer Vater der Wasser) ist der gewaltigste Strom von Nordamerika, der wichtigste der Vereinigten Staaten und einer der größten der Erde. Obschon bereits 1541 von De Soto entdeckt, hat Schoolcraft doch erst 1832 die Quellen des M. in dem Territorium Minnesota aufgefunden. Dieselben liegen unter 47° 10′ nördl. Br. und 94° 55′ westl. L. (von Greenwich) auf dem unbedeutenden Wasserscheiderücken zwischen der Nord- und Südhälfte der großen nordamerik. Binnenebene, und zwar in dem 500 Mt. über dem Meere gelegenen See Itasca oder La-Biche. Der M. fließt anfangs durch mehrere andere kleine Seen nordwärts, dann ostwärts, bildet nach einem 450 Kilom. langen Laufe seine ersten Wasserfälle, die von Peckagama, strömt nun in unzähligen Windungen durchgängig südwärts durch eine der ausgedehntesten Tiefebenen der Erde und wälzt seine ungeheuere Wassermasse unterhalb Neuorleans durch mehrere Mündungsarme, unter denen die zwei bedeutendsten der von Balize oder der Nordostpaß und der von allen größern Schiffen als Hauptstraße befahrene Südwestpaß sind, in den Golf von Mexico. An der Mündung bildet er ein 36,340 QKilom. großes Delta (s. Louisiana), welches sich stets erweiternd seewärts vordringt, indem der Strom, nach der Berechnung des Geologen Lyell, jährlich 104 Mill. Kbmt. Schlamm, Sand u. s. w. in das Meer führt, sodaß innerhalb eines Zeitraums von 25 Jahren die Mündungsarme ungefähr um 1,6 Kilom. weiter in dasselbe vorrücken. Der M. nimmt etwa 200 Nebenflüsse auf, die durch ihren Wasserreichthum seine Fluten außerordentlich verstärken, sein Gebiet weithin gegen Westen bis in das Felsgebirge, gegen Osten bis in das Alleghanygebirge erweitern, und von denen die namhaftesten rechts der St.-Peters oder Minnesota, Iowa, Des Moines, Missouri (s. d.), St.-Francis, White-River, Arkansas und Red-River, links der Ste.-Croix, Wisconsin, Illinois, Ohio und Yazoo sind. Der directe Abstand seiner Quelle von der Mündung beträgt 2645 Kilom., seine Stromentwickelung dagegen infolge der außerordentlich vielen Windungen (bends) 4970 Kilom. Betrachtet man aber den 5160 Kilom. langen Missouri als Hauptquellarm des ganzen Stromsystems, so beträgt die Stromentwickelung des M. 7275 Kilom., eine Wasserlinie, wie sie kein anderer Strom der Erde aufweist. Auch ist sein Stromgebiet nach neuern Ermittelungen 3,221,800 QKilom. groß, sodaß ihn in dieser Beziehung nur der Marañon übertrifft. Seiner ungeheuern Länge entspricht jedoch nirgends seine Breite. Beim Eintritt des Missouri, wo sein 2225 Kilom. langer Unterlauf beginnt (der Oberlauf mißt 2745 Kilom.), ist er, wie der Missouri, kaum 2 Kilom. breit und nach der Aufnahme des Ohio eben auch nicht mehr. Die Tiefe dagegen nimmt von der Mündung des Missouri an bedeutend zu. Schon nahe unterhalb St.-Louis beträgt sie stellenweise 60 Mt., bei Neuorleans bis 65 Mt. unter Hochwassermarke. An der Mündung jedoch nimmt sie wieder sehr ab, sodaß der niedrige Wasserstand an den Mündungspässen ein außerordentlich großes Hinderniß für die Schifffahrt bildet und namentlich nachtheilig auf den ganzen Handel von Neuorleans einwirkt. Die Schifffahrtslinie des M. selbst hat eine Länge von 3525 Mt., indem sie aufwärts bis zu den Wasserfällen von St.-Anthony, oberhalb St.-Paul in Minnesota, reicht. Aber die Schifffahrt ist erschwert und gefährdet durch die zahlreichen Sandbänke, durch die von der reißenden Wassermasse fortgespülten Erdmassen der Ufervorsprünge sammt den daraufstehenden Bäumen, durch die sog. Snags und Sawyers, d. h. solche Stellen, wo Bäume, die im Schlamme des Flußbetts festgerathen sind, mit ihren Wipfeln hervorragen, durch die zu vielen Metern dicken Massen sich verfilzenden Bäume, welche von der Springflut stromabwärts geführt werden, wo sie auf dem Delta und vor den Mündungen über Hunderten von Quadratkilometern abgelagert liegen, endlich durch die vielfachen Wirbel und Gegenströmungen, die sich durch den gewundenen Lauf des Stroms und Ufervorsprünge bilden. Gleichwol vermittelt der M., indem er in seiner ganzen Länge das Gebiet einer einzigen, engverbundenen Staatengruppe durchflutet, als die Hauptpulsader derselben den regsten Verkehr auf einer Strecke von beinahe 20 Breitengraden. Er durchfließt und berührt zehn Staaten

Digitized by Google

(Minnesota, Wisconsin, Iowa, Illinois, Missouri, Kentucky, Tennessee, Arkansas, Mississippi, Louisiana). Er und seine Nebenflüsse sind auf einer Strecke von 27,100 Kilom. für Dampfschiffe fahrbar, und 1017 der letztern mit 272,744 Tonnen befanden sich 1871 auf diesen Strombahnen in steter Thätigkeit. So bildet sein Stromnetz das Adersystem, welches das große Centralland Nordamerikas belebt, und welches überdies durch künstliche Kanäle mit der canadischen oder Lorenzoseenkette im Norden und mehrern Flüssen der atlantischen Küstenterrasse im Osten in Verbindung steht. Die Bewilligungen, welche der Congreß bis 1877 für die Stromverbesserung des M. gemacht hat, belaufen sich auf 7,789,840 Doll. Vgl. Olshausen, «Das Mississippithal» (Kiel 1853); Foster, «The Mississippi valley» (Chicago 1869).

Mississippi, einer der südlichen der Vereinigten Staaten von Amerika, liegt zwischen 30° 31′ und 35° nördl. Br. und 88° 7′ und 91° 40′ westl. L. (von Greenwich), wird im W. durch den Mississippi von Arkansas und zum Theil von Louisiana geschieden und im S. von letzterm Staat und dem Mexicanischen Meerbusen, im O. von Alabama, im N. von Tennessee begrenzt. Er ist 550 Kilom. lang und 240—300 Kilom. breit, hat einen Flächeninhalt von 122,129 QKilom. und zerfällt in 73 Grafschaften. Eine Reihe kleiner, im Golfe liegender Inseln, welche die Küste entlanglaufend den Mississippi-Sound bilden, gehören gleichfalls zu M. Der Staat gehört zur Hälfte dem Gebiete des Mississippi an; seine Oberfläche ist sehr mannichfaltig gestaltet, im Süden Küstenniederung, in der Mitte Hochterrassen, im Norden Bergland. Erstere, eine vollkommene Ebene, erstreckt sich auf 165 Kilom. landeinwärts, schwillt nur an wenigen Stellen zu unbedeutenden Hügeln an und ist an der Grenze der Hochterrasse mit dichten Kiefer- und Fichtenwaldungen bedeckt, die hin und wieder, nach Süden zu, durch Cypressenswamps und offene Prairien unterbrochen werden und endlich in häufig überschwemmte Marschen und Fieber erzeugende Sümpfe übergehen. Ein großer Theil dieses Küstenlandes ist indeß zum Ackerbau geeignet, da der Boden, obgleich im allgemeinen sandig, ja kiesig, doch einen thonigen Untergrund hat und der Sand mit Muschelkalk und Mergel gemischt auftritt. Auf der Hochterrasse nimmt gegen Norden hin die Wellenform der Oberfläche, die Güte des Bodens, die Gesundheit des Klimas, der Wechsel des Holzwuchses zu, und selbst das Bergland ist von außerordentlicher Fruchtbarkeit und hat das gesündeste und angenehmste Klima. Der Boden ist glücklich gemischt und auf ihm gedeihen die Producte des Nordens und Südens gleich gut. Am fruchtbarsten sind die Marschen am Yazoo und am Mississippi, welche letztere jedoch Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Der Hauptstrom ist der Mississippi (s. d.), welcher den Yazoo, den Big-Black und Homochitto aufnimmt. Der schiffbare Pascagoula mündet in die gleichnamige Seebucht, der Pearl in den Borgne des Mississippi-Deltas. Der Tombigbee geht südöstlich nach Alabama über; der Tennessee berührt die Nordostecke des Staats. Die Zahl der Bewohner belief sich 1800 auf 8850, 1820 auf 75,448, 1850 auf 606,526, 1860 auf 791,305, 1870 auf 827,922 Seelen, darunter 382,896 Weiße und 444,201 Farbige. Seit 1863 ist die Sklaverei infolge des Kriegs aufgehoben. Landwirthschaft ist die Haupterwerbsquelle des Landes, der Plantagenbau ist durch den ganzen Staat eingeführt. An Farmland waren 1860: 2,085,753 Hekt., 1870 dagegen nur 1,704,700 Hekt. bebaut, ein Umstand, der sich aus den Nachwirkungen des Bürgerkriegs leicht erklären läßt. Man baut hauptsächlich Mais, Weizen, Zuckerrohr, Baumwolle, die den Hauptstapelartikel bildet, 1870 aber nur 564,438 Ballen (gegen 1,195,699 im J. 1860) lieferte; auch Reis und Hafer wird viel gewonnen. Die Viehzucht wird besonders im Norden und in dem sog. Kuhlande im Südosten betrieben. Der Handel findet seine größte Unterstützung in dem Mississippi und seinen Nebenflüssen, wurde jedoch durch den Bürgerkrieg, unter dem M. überhaupt sehr schwer gelitten hat, vollständig gelähmt und hebt sich nur allmählich wieder. Die Zahl der Dampfer, welche M. am 1. Aug. 1871 zur Mississippiflotte stellte, betrug 9, die Zahl der dem Staate gehörigen Schiffe 117 mit 6190 Tonnen. Seine Eisenbahnen hatten 1874 eine Länge von 1654 Kilom. Die Hauptabsatzmärkte für die Landeserzeugnisse sind Neuorleans, Mobile und Memphis. De Soto und seine Gefährten waren die ersten Europäer, welche in diese Gegend kamen. Sie legten jedoch keine Ansiedelungen an, und der 1542 erfolgte Tod ihres Anführers machte der Expedition ein Ende. Im J. 1682 fuhr La Salle den Mississippi hinunter, nahm das angrenzende Land förmlich für den König von Frankreich in Besitz und nannte es Louisiana. Die ersten dauernden Colonien entstanden 1699 und hatten viel von den Indianern zu leiden, besonders in den J. 1728, 1733 und 1752. Am 7. April 1798 wurde das Territorium M. gebildet, welches bedeutend größer war als der heutige Staat, und erst 1817 nach Losreißung von Alabama seine jetzige Ausdehnung erhielt. Am 10. Dec. 1817 wurde M. als Staat in die Union aufgenommen und 1832 mit einer neuen, 1869 revidirten Verfassung ver-

Digitized by Google

sehen. Zur Zeit sendet M. zwei Senatoren und sechs Repräsentanten in den Nationalcongreß. Die Gesetzgebende Versammlung tritt alljährlich Anfang Januar zusammen. Die Senatoren werden auf vier Jahre gewählt. Ihre Zahl (zur Zeit 34) darf nicht weniger als ein Viertel und nicht mehr als ein Drittel der Zahl der Repräsentanten betragen. Letztere werden auf zwei Jahre gewählt. Ihre Zahl darf nicht kleiner als 100 und nicht größer als 120 sein (zur Zeit 112). Der Gouverneur und sämmtliche Executivbeamte werden auf zwei Jahre gewählt. Die Staatsschuld belief sich am 1. Jan. 1874 auf 3,558,629 Doll. Außerdem sind noch 7,000,000 Doll. Kapital und Zinsen seit 1842 repudiirt und nicht bezahlt. Die Einnahmen betrugen für 1873: 1,332,825 Doll., die Ausgaben 1,244,475 Doll. Wie in den meisten ehemaligen Sklavenstaaten ist es mit dem Schulwesen nicht gut bestellt; allmählich jedoch macht sich eine Hebung desselben bemerkbar. Erst durch die 1869 revidirte Constitution erhielt M. ein Schulsystem. Nach dem Census von 1870 betrug die Anzahl aller Schulen 1564 mit 1054 männlichen und 674 weiblichen Lehrern, 22,793 Schülern, 20,658 Schülerinnen und einem jährlichen Einkommen von 708,339 Doll. Unter den Schulen gab es: 18 Colleges, 1 Akademie, 1 Rechtsschule, 1 technische und 1542 Tagschulen. Zu jener Zeit existirten noch keine öffentlichen Schulen; 1877 gab es deren 3000 mit 3300 Lehrern. In demselben Jahre bestanden 1829 kirchliche Gemeinden mit 1800 Kirchen und Kapellen, darunter 665 Baptisten-, 787 Methodisten-, 262 presbyterianische und 27 röm.-kath. Gemeinden. Die Hauptstadt Jackson am Pearl, der hier schiffbar wird, umgeben von Gärten und Baumwollpflanzungen, zählt (1870) 4234 E. Die Stadt Columbus, am Tombigbee, hat 4812; Natchez, am Mississippi, mit dem Fort Panmure 9057; Vicksburg, am Mississippi, 12,443 E.

Missolonghi, richtiger Messolongion, die Hauptstadt einer nach ihr benannten Eparchie des griech. Nomos Akarnanien-Aetolien, ein im griech. Freiheitskampfe berühmt gewordener Ort, der Hauptwaffenplatz und das strategisch wichtige Bollwerk der Griechen in Westhellas, liegt höchst ungesund auf sumpfigem Terrain am östl. Rande der großen Lagune, welche den westlichern Theil der Südküste Aetoliens zwischen den Mündungen der Flüsse Acheloos (Aspropotamos) und Euenos (Phidaris) einnimmt. Die (1870) 5714 E. zählende Stadt ist der Sitz eines Erzbischofs, sowie eines Gerichtshofs erster Instanz und hat eine hellenische Schule. Nicht weit nordwestlich liegt in den Lagunen die ebenfalls befestigte Stadt Anatolikon (auch Aetolikon genannt) mit 2964 E., meist Fischern. M. ist durchaus neuern Ursprungs und nicht viel über drei Jahrhunderte alt. Von Fischern gegründet, wurde es bald durch seine wichtige Lage am Eingange des Golfs von Patras von Bedeutung und hob sich schnell durch den Handel. Obgleich 1715 von den Türken verwüstet und 1770 beim Aufstande gegen die Türken betheiligt, zählte es 1804 doch schon wieder 4000 E. Beim Ausbruche des griech. Freiheitskampfs erhob es sich nebst Anatolikon schon 7. Juni 1821 für die Sache der Freiheit. Ende Juli 1822 warf sich Alexandros Maurokordatos nach der Niederlage bei Peta mit seiner geringen Mannschaft in das fast entvölkerte M., das er nebst Anatolikon gegen die Türken vertheidigte, bis Ende November griech. Schiffe den Platz von der Seeseite entsetzten und ihn mit Truppen verstärkten, worauf die Türken nach einem mislungenen Sturme (6. Jan. 1823) die Belagerung aufhoben. Seitdem besser befestigt, gehörten beide Orte zu den festesten Plätzen des freien Griechenland. Eine zweite Belagerung von 59 Tagen hatten M. und Anatolikon in den letzten Monaten 1823 zu bestehen, als nach dem heldenmüthigen Tode des Markos Bozzaris bei Karpenissi in Epirus im Aug. 1823 Mustaï-Pascha und Omer Brionis zu Lande und ägypt. Schiffe zur See sie einschlossen. Doch Konstantin Bozzaris behauptete sich, bis Maurokordatos, der mit hydriotischen Schiffen herbeieilte, und die Pest, die im Lager der Feinde wüthete, letztere abzuziehen nöthigten. Hierauf legte sich 27. April 1825 der Seraskier Mehmet Reschit, genannt Kiutagi, mit ungefähr 20,000 Mann vor M., das jetzt der tapfere Notis Bozzaris vertheidigte. Alle Angriffe waren vergeblich, und auch der 2. Aug. 1825 und an den folgenden Tagen von der Flotte des Kapudan-Pascha unterstützte Sturm des Seraskiers auf die durch ein 49tägiges Bombardement sehr beschädigten Wälle des Platzes wurde abgeschlagen. Selbst als nunmehr Ibrahim-Pascha mit dem ägypt.-europ. Heere an der Belagerung sich betheiligte, vermochte man nichts gegen M. auszurichten. Nur der äußerste Mangel an Lebens- und Kriegsbedarf nöthigte am Ende die Besatzung, 22. April 1826 abends nach 8 Uhr einen Versuch zu machen, sich durch die Belagerer durchzuschlagen. Allein nur einem Theile gelang dies; die in die Stadt Zurückgedrängten zündeten daher die Minen an und sprengten sich nebst den eingedrungenen Aegyptern und Türken in die Luft. Vgl. Fabre, «Histoire du siége de M.» (Par. 1826). Erst 18. Mai 1829 wurden M. und Anatolikon

Digitized by Google

von den Griechen mit Capitulation wieder eingenommen. Seit der Errichtung des Königreichs Griechenland hat sich M. allmählich wieder gehoben. In M. sind die Gräber des Mainoten Kyriakulis Mauromichalis, des Sulioten Markos Bozzaris und des Grafen Normann, sowie das Mausoleum, welches das Herz Byron's enthält, der in M. 19. April 1824 starb.

Missouri, d. h. der Schlammfluß, einer der mächtigsten Ströme Nordamerikas und insbesondere der Vereinigten Staaten, entspringt in einer Höhe von 1650 Mt. in den Rocky-Mountains zwischen Montana und Idaho in verschiedenen kleinen Strömen, deren bedeutendste der Jefferson und Wisdome sind. Die Quellen des letztern liegen 1,6 Kilom. von denen des in den Stillen Ocean fließenden Columbia, ungefähr auf dem 45.° nördl. Br. Der eigentliche M. beginnt erst 120 Kilom. weiter östlich seinen Lauf, wo sich der durch den Jefferson und Wisdome gebildete Fluß mit dem Madison und Gallatin verbindet. Nach einem nördl. Laufe bis zum 48.° wendet er sich erst nach Osten und behält alsdann eine südöstl. Richtung bei, bis er sich 38° 50′ 50″ nördl. Br. und 90° 14′ 45″ westl. L. (von Greenwich) mit dem Mississippi vereinigt, nach einem Laufe von 5160 Kilom. Dem letztern, bis zu diesem Punkt klar dahinfließenden Strome theilt er von da ab seine schmuzige Farbe mit. Auf seiner ungeheuern Länge bietet der M. der Schifffahrt nirgends erhebliche Hemmungen dar, als in den Großen Fällen, in denen der Fluß 840 Kilom. unterhalb seiner Quellen auf einer Strecke von 30 Kilom. durch eine Reihe von 27 Cascaden insgesammt 110 Mt. herabfällt. Auch seine Hauptzuflüsse sind sämmtlich auf weite Strecken schiffbar. Solche sind rechts: der Yellowstone, der Kleine M., der White Earth River, der Niobrarah, der große, aber seichte Platte oder Nebraska, der aus dem North- und South-Fork entsteht, der ebenfalls sehr große Kansas, der Osage u. s. w. Von der linken Seite her münden in den M.: der Milk-River, Dakotah, der Big-Sioux, der Grand-River u. s. w. Auf dem größten Theile seines Laufs ist der M. ein rascher, trüber Strom, mit Hunderten von bewaldeten Inseln und zahllosen Sandbänken. Die fruchtbaren Landstriche an seinen Ufern und an denen seiner Zuflüsse sind nicht sehr breit. Hinter ihnen befinden sich Prairien von weiter Ausdehnung, sodaß im allgemeinen das Flußgebiet des M., welches etwa 1,900,000 QKilom. oder die Hälfte des ganzen Mississippi-Missourigebietes umfaßt, nicht so einladend zu Ansiedelungen ist wie das der übrigen großen Nebenflüsse des Mississippi. Außer dem Staate Missouri (s. d.), welcher demselben fast ganz, und Nebraska, welcher ihm ganz angehört, liegen nur Theile von den Staaten Kansas und Jowa in ihm. Alles übrige gehört noch zu den Territorien der Vereinigten Staaten.

Missouri, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen 36° und 40° 30′ nördl. Br. im Westen des Mississippistroms gelegen, wird im N. von Jowa, im O. von Illinois, Kentucky, Tennessee, im S. von Arkansas, im W. vom Indianer-Territorium, Kansas und dem Staate Nebraska begrenzt. Er hat ein Areal von 169,250 QKilom. und zerfällt in 114 Grafschaften. Der Missouri (s. d.), welcher in seinem vielfach gewundenen, gegen Südosten gerichteten Lauf den Staat quer durchschneidet, ist mit seinen zahlreichen Zuflüssen und dem auf 650 Kilom. die Ostgrenze des Staats bildenden Mississippi die große Verkehrsader des Staats. Durch ihn wird M. in zwei ihrer Bodengestaltung nach verschiedene Hälften getheilt. Die südliche ist wellenförmiges Land, welches nach dem Ozarkzug hin den Charakter einer waldigen Gebirgsgegend annimmt, während die nördliche mehr eine mit Prairie bedeckte Ebene ist. Im südl. Theile zieht sich längs des Mississippi vom Cape Girardeau bis zum Arkansas eine ausgedehnte fruchtbare Niederung hin, welche viele undurchdringliche Sümpfe, besonders den sog. Great Swamp enthält. Am Ufer der Flüsse ist überhaupt beinahe überall fettes, fruchtbares, aber fast jährlich Ueberschwemmungen ausgesetztes und deshalb ungesundes Marschland. Für Cerealien aller Art bietet M. geeigneten Boden dar. Im J. 1870 gab es 148,328 Farmen mit 3,697,900 Hekt. bebauten Landes. Weizen, Hafer, Mais und Taback sind die Stapelartikel. Die ausgedehnten Niederungen und Prairien begünstigen die Viehzucht außerordentlich. Von der größten Wichtigkeit ist jedoch der Mineralreichthum in dem Ozarkgebirge oder den Black-Mountains, welche Arkansas und M. in nordöstl. Richtung durchziehen und gegen den Missouri hin in Hügel auslaufen. Blei ward in diesen Gegenden schon seit 1715 gewonnen, und 1870 lieferten die La-Motteminen allein 1,200,000 Pfd. Im Süden liegen wahre Eisenberge, deren Masse an reinem Eisen man auf 600 Mill. Tonnen geschätzt hat. Auch Kupfer ist in Menge vorhanden. Außerdem wird Silber, Kobalt, Nickel und Zink gefunden. Salpeterhöhlen und Salzquellen finden sich überall; Steinsalz- und Kohlenlager geben reichliche Ausbeute. Das Klima ist angenehm und, außer in den Niederungen, gesund. Die Zahl der Bewohner ist fortwährend im Steigen und vermehrte sich 1860—70 um 45,62 Proc.

Digitized by Google

Sie belief sich 1810 auf 20,845, 1830 auf 140,445, 1850 auf 682,043, 1860 auf 1,182,012, 1870 auf 1,721,295 Seelen, darunter 118,071 Farbige. Von der Bevölkerung von 1870 waren 222,267, darunter 113,618 Deutsche, im Auslande geboren. Seit 1863 ist infolge des Kriegs die Sklaverei abgeschafft. Landwirthschaft, Viehzucht und Bergbau bilden die Haupterwerbsquellen des Landes. Die Industrie hat sich in den letzten Jahren sehr gehoben. Es gab 1870 schon 11,871 Fabriken mit 1638 Dampfmaschinen, welche 65,354 Personen beschäftigten. Der große Mittelpunkt des Handels von M. ist St.-Louis, welches mit zahlreichen, an den südl. und westl. Flüssen gelegenen Städten in einem äußerst lebhaften Dampfschifffahrtsverkehr steht. Zu diesem inländischen Handel kommt noch ein bedeutender ausländischer, sodaß sich der Werth der importirten Waaren 1873 auf 1,167,690 Doll. belief. Die Gesammtlänge der Eisenbahnen beträgt (1872) 4128 Kilom. Der Staat war früher ein Theil des von Frankreich erkauften Louisiana (s. d.) und erhielt als Gebiet 1812 seinen jetzigen Namen. Von Arkansas 1819 abgegrenzt, wurde M. 1821 in die Union als Staat aufgenommen. M. sendet gegenwärtig 2 Senatoren und 13 Repräsentanten in den Nationalcongreß. Die Gesetzgebende Versammlung darf nicht mehr als 200 Repräsentanten (1877: 131), die auf zwei Jahre, und nicht mehr als 34 Senatoren (1877: 33) zählen, die auf vier Jahre gewählt werden, und tritt in allen ungeraden Jahren Anfang Januar zusammen. Der Gouverneur wird auf zwei Jahre gewählt. Die Einnahmen für das J. 1875 bezifferten sich auf 3,307,419 Doll., die Ausgaben dagegen auf 3,434,782 Doll. Die fundirten Staatsschulden beliefen sich 1875 auf 20,839,000 Doll., wovon allerdings 15 Mill. auf die Unterstützungen der Eisenbahnen kamen. Für das Unterrichtswesen wird in M. gut gesorgt. Im J. 1873 existirten 7829 öffentliche Schulen (7547 für Weiße, 282 für Farbige) mit 371,440, 661 Privatschulen mit 33,525 und 5 Normalschulen mit 1252 Schülern, darunter 16 Colleges und Universitäten, 4 theologische, 2 Rechts-, 7 medic. Schulen und 3 wissenschaftliche Akademien. Nach dem Census von 1870 existirten 279 Zeitungen und Zeitschriften, darunter 17 in deutscher Sprache; es bestanden in M. 3229 religiöse Organisationen mit 2082 kirchlichen Gebäuden, worunter die Methodisten mit 626, die Baptisten mit 513, die Presbyterianer mit 319 und die Katholiken mit 166 Kirchen. Die polit. Hauptstadt ist Jefferson-City am südl. Ufer des Missouri mit 4420 E. Die älteste und volkreichste Stadt aber ist das mächtig aufblühende Saint-Louis (s. d.). An der Westgrenze, 10 Kilom. südlich vom Mississippi, liegen Independence mit 3184 E. und Saint-Joseph mit 19,565 E., an welchen beiden Orten die Handelszüge nach Westen ausgerüstet wurden, ehe die Pacificbahn gebaut war. Zu nennen sind außerdem Hannibal mit 10,125 und Kansas-City mit 32,260 E. Die Deutschen, deren Anzahl besonders am untern Missouri beträchtlich, haben die freundlichen Städtchen Franklin und Columbia gegründet; ihre drei Hauptplätze aber sind St.-Louis, St.-Charles und Hermann. Sie haben in M. den Weinbau eingeführt, dessen Mittelpunkt Hermann ist. Vgl. Münch, «Der Staat M.» (2. Aufl., Bremen 1866).

Missunde, Dorf im Gemeindebezirk Ornum des schleswigschen Kreises Eckernförde mit (1871) 174 E., am Südufer und an der engsten Stelle der hier überbrückten Schlei gelegen, ist um die Kapelle von «Mösunde an der Schliesharde» entstanden, in deren Nähe der Herzog Abel den König Erich auf der Schlei 10. Aug. 1250 ermorden ließ. Am 12. Sept. 1850 griffen die Schleswig-Holsteiner unter Willisen die starke Verschanzung an, welche die Dänen zwischen Kochendorf und M. angelegt hatten, stürmten die Schanze von Kochendorf, schlugen eine von M. vorrückende dän. Jägerabtheilung zurück, nahmen den Brückenkopf an der Schlei und eroberten nach heftigem Kampfe den Uebergang nach M. Gleichzeitig war Eckernförde besetzt und die dortige dän. Besatzung zum Rückzug auf die Schiffe genöthigt worden. Plötzlich jedoch gab Willisen den Befehl zum Rückzuge. Im Kriege von 1864 war M. ebenfalls stark verschanzt und bildete den Stützpunkt für den linken Flügel der Danewerk-Stellung. Gegen diese machte 2. Febr. Prinz Friedrich Karl von Preußen mit einem Theile seiner Truppen einen Versuch, um sich des Schleiübergangs zu bemächtigen; er zog dazu 60 Geschütze in den Artilleriekampf, der aber bei dem dichten Nebel ohne Resultat blieb. Die Infanterie hatte sich auch zum Gefecht entwickelt, der Prinz gab aber den Sturm, der keinen Erfolg versprach, auf und bewirkte seinen Uebergang 6. Febr. weiter abwärts bei Arnis. Im J. 1864 wurden die Befestigungen von M. gleichzeitig mit denen des Danewerks eingeebnet.

Mist nennt man im allgemeinen die mit irgendeinem zur Auffaugung und Ansammlung bestimmten vegetabilischen Streumittel vermischten thierischen Excremente, besonders insofern sie zur Düngung benutzt werden. (S. Dünger.)

Digitized by Google

Miſtbeete nennt man die künſtlich angelegten, mit Pferdemiſt und Laub oder Lohe umgebenen und mit Fenſtern bedeckten Beete, in welchen theils frühzeitiges Gemüſe, theils ausländiſche Pflanzen gezogen werden, welche im Freien nicht gedeihen. Sie ſind entweder in eine 1,5—2 Mt. tiefe, ausgeſchlagene Grube eingeſenkt, oder, wie meiſtens, auf der Oberfläche der Erde angelegt und mit einer Einfaſſung von Holz oder Mauerwerk umgeben. Je nach der Menge des Miſtes, die man anwendet, unterſcheidet man warme, temperirte und kalte M. Am wärmſten ſind immer die mit friſchem Pferdedünger hergeſtellten Beete. Die Stärke der auf dem Dünger lagernden Erdſchichte richtet ſich nach der Bewurzelung der zu cultivirenden Pflanzen. Die geeignetſte Lage für M. iſt diejenige, bei welcher ſie den ganzen Tag über Sonne haben und gegen Luftzug, ſowie auf der Mitternachtſeite geſchützt ſind. Bei kalter Witterung werden die Fenſter der M. noch mit Strohdecken oder Holzladen belegt, bei zu ſtarkem Sonnenſchein mit Rohrdecken u. ſ. w. beſchattet. Bei gelinder Witterung wird ihnen Luft gegeben, und bei warmem, ſanftem Regen werden die Fenſter ganz abgenommen. Je weiter das Jahr vorrückt und je wärmer das Wetter wird, deſto mehr muß man die Pflanzen an die Luft gewöhnen; bei vielen kann man dann am Tage die Fenſter ganz abnehmen und braucht ſie nur des Nachts und bei unfreundlicher Witterung aufzulegen. Im Spätſommer oder Herbſt müſſen die M. geräumt und vom Ungeziefer geſäubert werden.

Miſtel (Viscum) iſt der Name einer zur 22. Klaſſe des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Loranthaceen gehörenden Pflanzengattung, welche aus kleinen, auf andern Bäumen wachſenden Schmarotzerſträuchern beſteht, deren Blüten zweihäuſig ſind. In den männlichen Blüten ſind die vielzellig aufſpringenden Staubbeutel der Innenfläche der vier Zipfel des lederartigen Perigons angewachſen; die weibliche Blüte beſteht aus einer als unterſtändiger Fruchtknoten erſcheinenden Samenknospe (Ei), um deſſen ſtumpf-kegelförmigen Scheitel (Kernwarze) eine ſaumartige, vierzipfelige Blumenkrone und ein vierzähniger Kelch angewachſen ſind. Die Miſtelgattung gehört daher zu den Gymnoſpermen (ſ. d.). Nach neuern Forſchungen iſt ein wirklicher Fruchtknoten vorhanden, und ſoll der ſtumpfe Kegel deſſen Narbe vorſtellen. Alle hierhergehörenden Pflanzen ſind ausländiſch, bis auf den gemeinen M. (V. album L.), welcher in ganz Europa beſonders auf Aepfel- und Birnbäumen, Linden, Pappeln, Eichen, Tannen, Weißdorn, Robinien u. ſ. w., ſehr ſelten dagegen auf Eichen wächſt und im März und April blüht. Der Stamm theilt ſich zweigabelig in Aeſte mit zwei gegenſtändigen, lanzettſpateligen immergrünen Blättern. Die grünen Blüten ſtehen an der Spitze und in den Theilungen der Aeſte geknäuelt und hinterlaſſen weiße, durchſcheinende, mit ſehr klebrigem Safte erfüllte Beeren. Aus dieſen Beeren und der Rinde der Aeſte wird Vogelleim bereitet. Der Miſtelſtrauch war ſchon bei den alten Deutſchen ein Werkzeug der Zauberei und ſpielt auch in der nordiſchen Mythologie eine Rolle. Zu erwähnen iſt noch die gemeine Riemenblume (Loranthus Europaeus L.), welche im ſüdöſtl. Europa und noch in Böhmen hier und da nur auf Eichen wächſt, deshalb Eichenmiſtel heißt und ſich durch die in Aehren ſtehenden Blüten mit ſechs freien Staubgefäßen und die griffelförmig verlängerte, in eine Narbe endigende Kernwarze leicht unterſcheidet. Die meiſten der ſehr zahlreichen Arten beider Gattungen, insbeſondere viele Arten von Loranthus mit prächtigen Blüten finden ſich in den Tropengegenden.

Miſtral, ein heftiger und kalter Nordweſtwind, welcher, von dem Hochlande der Cevennen herabſtrömend, die Südküſte Frankreichs trifft, zwar die Luft reinigt, aber ſehr gefürchtet iſt wegen ſeines nachtheiligen Einfluſſes auf die Geſundheit und wegen des eiſigen Ungeſtüms, wodurch er zuweilen, beſonders im Frühling, die blühenden Uferlandſchaften des untern Rhône und ſelbſt die des Var verheert oder doch den Feldfrüchten großen Schaden thut.

Mitau (im Ruſſiſchen Mitawa, im Lettiſchen Jelgawa), die Hauptſtadt des ehemaligen Herzogthums Kurland und Semgallen, welches jetzt das ruſſ. Gouvernement Kurland bildet, liegt in einer flachen Gegend an der Drixe, die unfern der Stadt in die Kuriſche Aa fällt, und an der M.-Rigaer Bahn, mit einem vor der Stadt zwiſchen dieſer und der Drixe gelegenen großen Schloſſe, auf der Stelle der 1271 von Konrad von Mandern (genannt Medem) erbauten Ordensburg, welche ehemals, wie auch ſpäter das Schloß, Reſidenz der Herzoge war. Jetzt iſt das Schloß Sitz des Civilgouverneurs und der Gouvernementsbehörden. M. zählt (1873) 22,185 E., der Mehrzahl nach Deutſche, darunter auch 5500 Juden, und hat ſechs ſteinerne Kirchen, drei lutheriſche, eine reformirte, eine ruſſ.-griechiſche, eine katholiſche, ferner drei Synagogen, ein Gymnaſium (1775 geſtiftet) mit naturhiſtor. Cabinet und anſehnlicher Bibliothek, ein Realgymnaſium, ein Provinzialmuſeum, eine Geſellſchaft für Literatur und Kunſt mit reichen Sammlungen, ein Theater, ein Waiſenhaus, mehrere Kranken- und Armen-

Digitized by Google

häuser, einen adeligen Creditverein, zwei Sparkassen, zwei Buchhandlungen und drei Buchdruckereien, aus welchen vier Zeitungen hervorgehen. Der zahlreiche Beamtenstand und der hier seinen Winteraufenthalt nehmende Adel geben der Stadt ihre hauptsächlichsten Nahrungsquellen. Auch ist der Handel mit Getreide, Flachs und Leinsaat, die aus Kurland und dem benachbarten Litauen hierher und sodann zur Verschiffung nach Riga geführt werden, beträchtlich. M. ist der Sitz der beständigen Vertretung des Adels (Ritterschaftscomité), der Direction des Landschaftlichen Creditvereins und der gegenseitigen Feuerversicherungsgesellschaft. Das Schloß, früher wie die Stadt mit Wällen und Bastionen umgeben, in seiner neuen Gestalt von dem Herzog Ernst Johann (Biron) nach dem Muster des Winterpalais in Petersburg erbaut, war zu Anfang des 19. Jahrh. der mehrjährige Aufenthalt des spätern Königs Ludwig XVIII. von Frankreich. In den Schloßgewölben ruhen die kurländ. Herzoge.

Mitesser, ein Hautausschlag, s. Akne.

Mitgift (Brautschatz, Heirathsgut) nennt man das von der Ehefrau mit in die Ehe gebrachte Vermögen. Nicht nur, daß die Frau Wirthschafts- und Bekleidungsgegenstände, Putzsachen und sonstigen eigenen Bedarf von Verwandten und Freunden als Ausstattung, (Aussteuer, instructus muliebris) empfängt oder aus eigenen Mitteln beschafft, sondern sie bringt auch thunlichst eine M. (dos, res uxoria) ein, d. h. Werthsachen, welche bestimmt sind, durch ihren Ertrag eine Beisteuer zu den ehelichen Lasten mit Rücksicht auf die Frau zu gewähren. Nach röm. Recht waren sogar der Vater und aushülfsweise dessen Ascendenten oder die Mutter, zuletzt die vermögende Frau selbst durch das Gesetz zur Bestellung einer verhältnißmäßigen M. oder, wenn ihre Umstände sich besserten, zur nachträglichen Erhöhung der bereits bestellten gehalten (dos necessaria), während die Gewährung einer M. durch andere Personen, entweder mittels Dahingabe unter den Lebenden oder als Vermächtniß, für einen Act der Liberalität galt (dos voluntaria). Nach neuern Rechten kann indessen selbst der Schwiegervater von dem Manne meistens nur auf Grund besonderer Zusagen um Gewährung einer M. angegangen werden, wiewol nach dem Lehnrecht der Lehnsfolger die Töchter des verstorbenen Vasallen ausstatten muß. Als M. lassen sich Forderungen, baares Geld und andere bewegliche Sachen, Gewerbsanlagen, Grundstücke u. s. w. überweisen. Der Ehemann erlangt daran jedenfalls den Nießbrauch und die Verwaltung, an eigenthumsfähigen Gegenständen sogar das volle Eigenthum, doch ist er in der Regel nicht befugt, Dotalgrundstücke zu veräußern. Die vorerwähnte Ausstattung, und was die Frau sonst an Vermögen besitzt oder durch die Freigebigkeit Dritter, ohne die Bestimmung, daß es M. sein soll, während der Ehe erwirbt, verbleibt ihr als Paraphernalgut (paraphernum, Receptizgut) zu selbstständiger Verwaltung und Benutzung. Wenn die Ehe ihr Ende erreicht oder die M. wegen Zahlungseinstellung von seiten des Mannes im höchsten Grade gefährdet erscheint, wird die vom oder für den Vater bestellte M. (dos profecticia) durch diesen, die von andern Personen herrührende (dos adventicia), insofern die Bestellenden sich nicht selbst den Rückfall vorbehielten (dotem sibi recipere), durch die Frau oder deren Erben zurückgefordert. Wurden unvertretbare Sachen als Heirathsgut überlassen, so sind diese selbst zurückzugeben, es wäre denn, daß sie durch Zufall zu Grunde gegangen, oder daß gleich bei der Bestellung eine Werthabschätzung in der Absicht erfolgte, die M. dereinst nur nach dem Taxwerthe zu verlangen (dos aestimata). Gesichert wird die Wiederabforderungsbefugniß nach röm. und gemeinem Recht durch eine stillschweigende Hypothek, welche der Frau an dem gesammten Vermögen des Ehemanns hinsichtlich ihrer M. zusteht, oder wenigstens, wo die Aufhebung der stillschweigenden Hypotheken erfolgt ist, durch Vorzugsrechte, wenn Concurs über das Vermögen des Ehemanns ausbricht. Vgl. Czyhlarz, «Das röm. Dotalrecht» (Gieß. 1870); Schröder, «Geschichte des ehelichen Güterrechts in Deutschland» (2 Bde., Stett. 1863—74); derselbe, «Das eheliche Güterrecht Deutschlands in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft» (Berl. 1875).

Mithras ist in der altpers. Religion ein Gott des materiellen wie des geistigen Lichts, Feind der Finsterniß und alles Bösen. Ursprünglich als der erste und mächtigste der 28, den 6 Amschaspands untergeordneten Izeds nur ein Götterwesen zweiten Rangs, wurde er später seit Artaxerxes II. (405—361) gleich nach und auch neben Ormuzd, schließlich gar als die Hauptgottheit des ganzen Cultus, als die Sonne selbst verehrt. Die Römer übernahmen den Mithrasdienst, und derselbe gelangte, mit mancherlei auf die Reinigung der Seele durch Büßungen bezüglichen Mysterien (Mithrasmysterien, Coracia) und fremdländischen Gebräuchen verbunden, in der spätern Kaiserzeit zu höchster Achtung und weitester Verbreitung. Hiervon legen noch zahllose, an den verschiedensten Orten in den einst von den Römern beherrschten

Digitized by Google

Theilen Europas aufgefundene Denkmäler der bildenden Kunst, häufig mit den Worten Deo Soli invicto Mithrae, Zeugniß ab, die meist M. als einen schönen, orientalisch gekleideten Jüngling darstellen, der im Begriff steht, einen nebenher von allerlei Gethier gequälten Stier zu opfern. Noch jetzt figurirt M. bei den Persern unter dem Namen Mihir als 16. Monatstag. Mit diesem persischen ist der altind. Mitra nur genetisch verwandt. (S. Indische Mythologie.) Vgl. Windischmann, «M. Ein Beitrag zur Mythengeschichte des Orients» (Bd. 1, Heft 1 der «Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes», Lpz. 1857).

Mithridāt (lat. Mithridatium), eins der ältesten, jetzt noch bisweilen vom Publikum verlangtes Arzneimittel, in Gestalt einer Latwerge, die als allgemeines Gegengift in hohem Ansehen stand und zu deren Zubereitung ursprünglich 54 verschiedene Substanzen Verwendung gefunden haben sollen. Sie soll von dem pont. König Mithridates Eupator erfunden worden sein. Die Vorschrift zur Bereitung des M. in den ältern Dispensatorien rührt jedoch von Damokrates, einem Leibarzt Nero's, her. An Stelle des M. wird jetzt der auch nach der Pharmacopoea Germanica noch officinelle Theriak (s. d.) verabreicht.

Mithridates (griech. besser Mithradates) ist der Name mehrerer Könige von Pontus (s. d.), unter denen M. VI. Eupator, d. h. der von einem edeln Vater Entsprossene, oder der Große der berühmteste ist. Um 130 geboren, zu Sinope, der Hauptstadt des Reichs, erzogen, folgte er um 120 seinem Vater, M. V., als 11jähriger Knabe unter Vormundschaft, bis er einige Jahre später (etwa 114 v. Chr.) die Regierung selbst übernahm. Frühzeitig faßte er den Plan, sein Reich zu vergrößern. Zuerst unterwarf er die Völkerstämme, die vom südl. Ende des Kaukasus an bis gegen Thrazien hin auf der Ost- und Nordseite des Schwarzen Meers wohnten, und auch die an dessen Küsten gelegenen griech. Colonien fügten sich der Herrschaft des mächtigen Königs, der sie begünstigte. So bildete er sich neben seinem angestammten Reiche ein zweites, das nach dem Namen des Kimmerischen Bosporus (s. d.), an welchem die beiden Hauptstädte Pantikapäon und Phanagoria lagen, das Bosporanische Reich genannt wird. Hierauf wendete er sich gegen Süden und Westen und eroberte einen Theil Paphlagoniens und Kappadociens, dessen minderjährigen König, seiner Schwester Sohn, er ermordete; doch gab er beides auf Verlangen der Römer wieder frei, und ebenso gab er bald nachher das von seinen Truppen besetzte Bithynien und nochmals Kappadocien auf, das sein Eidam Tigranes II. von Großarmenien besetzt hatte. Doch zwang ihn, der weder Krieg gegen die Römer führen, noch wirklich sich bescheiden wollte, Manius Aquillius zum Krieg, obschon die Römer, die der Bundesgenossenkrieg in Anspruch nahm, keine Armee in Asien hatten. Auch siegte M. und eroberte 88 v. Chr. Kappadocien, Bithynien und Phrygien und auch das röm. Kleinasien, wo die Einwohner in ihm einen Befreier von dem furchtbaren Druck röm. Habgier sahen. Nur Magnesia am Sipylus blieb den Römern erhalten; in den übrigen Städten mit vereinzelten Ausnahmen wurden auf des M. Anordnung an einem Tage alle Römer, nach einer Angabe 80,000, nach einer andern 150,000 an der Zahl, ermordet. Auch der Inseln des Aegäischen Meers bemächtigte er sich, bis auf Rhodus, das seiner Belagerung widerstand, durch seinen Feldherrn Archelaus, den er, während er selbst in Pergamum verweilte, nach Griechenland sendete, um den Römern zuvorzukommen. (Erster Mithridatischer Krieg.) Archelaus wurde von den Athenern nach dem Rathe des Sophisten Aristion in die Stadt aufgenommen, und als die Freiheit Griechenlands erklärt war, schlossen sich die Böotier, Achäer und Spartaner an M. an. Da erschien Sulla (s. d.) 87 mit Flotte und Heer vor Athen und nahm 86 die Stadt trotz der vortrefflichen Vertheidigung des Archelaus im Sturm. Archelaus hielt sich noch in Piräus, zog dann aber nach Böotien, wohin ihn der von M. mit einem neuen Heere gesandte Taxilas rief. Er wurde hier durch die Feldherren bei Chäronea zu einer Schlacht gedrängt, in der er mit ungeheuerm Menschenverlust unterlag, ebenso 85, nachdem Dorylaus, von M. gesendet, mit einem neuen Heere zu ihm gestoßen war, in einer zweiten bei Orchomenos. Nun entschied sich M., der von dem Marianer Flavius Fimbria aus Pergamum vertrieben worden war, für den Frieden, der, nachdem Sulla selbst nach Asien übergesetzt war, zu Dardanus 84 zu Stande kam. Alle in Asien gemachten Eroberungen mußte er aufgeben und an Sulla 2000 Talente zahlen und 70 Kriegsschiffe ihm überlassen. Der Legat Licinius Murena, den Sulla mit den Legionen des Flavius zurückließ, begann 83 angeblich wegen eines von M. nicht herausgegebenen Theils von Kappadocien den Krieg von neuem, wurde aber, als er bis Sinope vorgedrungen, zurückgeschlagen, worauf ein anderer Legat, den Sulla schickte, 81 den Frieden wiederherstellte. (Zweiter Mithridatischer Krieg.) Nach Sulla's Tode rüstete sich M. wieder zum Kriege, im Bunde mit Tigranes, dessen Macht durch die Eroberung

Digitized by Google

der nördl. Theile des Syrischen Reichs gewachsen war. Dieser brach 76 in Kappadocien ein, M. 75 in Bithynien, das die Römer nach dem Tode Nikomedes' III. in Anspruch nahmen. M. hatte sich mit Sertorius (s. d.) in Verbindung gesetzt und von diesem gegen Unterstützung an Geld und Schiffen röm. Offiziere von der Partei des Marius erhalten.

Zur Führung dieses dritten Mithridatischen Kriegs wurden von Rom 74 die Consuln Marcus Aurelius Cotta und Lucius Licinius Lucullus abgesendet. Der letztere rettete nicht nur seinen Amtsgenossen aus der Bedrängniß, in die ihn M. gleich zu Anfang des Kriegs gebracht hatte, sondern trieb den König 73 und 72 nach Pontus zurück und nöthigte ihn 71 zur Flucht zu Tigranes. Auch schlug er, nachdem er 70 Pontus erobert hatte, den Tigranes 69 bei Tigranocerta und beide vereinigte Könige 68 am Flusse Arsanias; doch konnte er, da seine Legionen ihm den Gehorsam verweigerten, den M. an der Wiedereroberung von Pontus 67 nicht verhindern. Manius Acilius Glabrio, der zum Nachfolger des Lucullus von Rom geschickt worden war, blieb unthätig; Gnäus Pompejus (s. d.) aber, durch das Gesetz des Manilius mit unbegrenzter Vollmacht ausgerüstet, vollendete 66 das Werk des Lucullus. M. wurde von ihm am Euphrat besiegt und flüchtete, während Pompejus am Orte des Siegs die Stadt Nikopolis gründete und den Tigranes unterwarf, in sein Bosporanisches Reich; den Zug dahin gab Pompejus, nachdem er bis zum Phasis gedrungen war, auf. Gegen M., der ein neues Unternehmen gegen Rom vorbereitete, kämpfte nun der Verrath der Seinigen. Seinen Sohn Machares, dem er das Bosporanische Reich anvertraut und der sich mit den Römern gegen ihn verbündet hatte, zwang er, sich selbst zu tödten 65 v. Chr. Aber auch sein Lieblingssohn Pharnaces spann Verrath gegen ihn, und da M. infolge des allgemeinen Abfalls sich aller Macht beraubt und in Pantikapäum in der Gewalt seines Sohns sah, so nahm er 63 Gift und ließ sich, als dieses nicht rasch genug wirkte, von einem Söldner tödten. Seine Leiche lieferte der Sohn an Pompejus aus und wurde nun als bosporanischer König anerkannt. M. herrschte nach orient. Weise und scheute zur Erreichung seiner Zwecke kein Mittel. Doch besaß er neben körperlicher Stärke und Gewandtheit große geistige Eigenschaften, Kraft, Klugheit, Festigkeit, polit. Blick und unerschütterliche Ausdauer. In der griech. Bildung, die schon seit lange an den Höfen der vorderasiat. Könige eingebürgert war, auferzogen, war er ein Freund der Künste und Wissenschaften. Seine kostbare Gemmensammlung wurde von Pompejus auf dem Capitol aufgestellt. Die Sprachen der 22 Völkerschaften, die M. unterworfen waren, verstand und sprach er. Gegen die Wirkung von Giften hatte er sich durch Gewöhnung und durch die Angewöhnung von Gegengiften, von denen eins nach ihm (s. Mithridat) benannt wurde, gesichert; schriftliche Aufzeichnungen des M. über Gifte und Gegengifte ließ Pompejus durch seinen Freigelassenen Lenäus übersetzen. Wir besitzen von Appian (s. d.) eine Geschichte des Mithridatischen Kriegs als Theil seines großen Werks. Auch andere asiat. Könige führten den Namen M. Namentlich ist unter den parthischen Arsaciden M. I., 174—136 v. Chr., als Verbreiter der parthischen Macht berühmt.

Mitlauter, s. Consonant.

Mitra (griech., d. i. Binde) heißt bei Homer der wollene, wol auch mit Metallplatten belegte Gurt, der unter dem Panzer um den Leib getragen wurde, und findet sich auch sonst für Binden und Gürtel um Leib oder Kopf gebraucht. M. ist aber auch die Bezeichnung für die von asiat. Völkern getragene Kopfbedeckung; bekannt ist namentlich die mäonische oder phrygische M., die eine Art Backen hatte, welche unter dem Kinn zusammengebunden wurden. In der christl. Kirche wurde die M. zur Bischofsmütze oder Inful (s. d.), die auch diesen Namen führt.

Mitrailleuse, auch Mitrailleur, Kugelspritze, Revolver-, Repetir- oder Infanteriekanone, Kartätschgeschütz genannt (der Ableitung nach mit dem franz. Mitraille [Kartätsche] in engstem Zusammenhang), bezeichnet eine Art von Geschützen, deren Rohrkörper eine Vereinigung von 4—37 einzelnen Gewehrläufen darstellt, und welche den Zweck haben, auf mechan. Wege die höchste Steigerung des Schnellfeuers einer kleinen Abtheilung gut bewaffneter und gut geübter Infanteristen in sich zu vereinigen. Die Läufe sind entweder gezogen und offenliegend (nebeneinander oder um eine gemeinsame Achse herum angebracht), oder sie bilden in ihrer Verbindung eine Säule von quadratischem Durchschnitt, welche durch eine cylindrische Hülle von Eisen oder Bronze das Ansehen eines Geschützrohrs erhält. Die Rohre ruhen auf Laffeten und diese sind für den Transport mit Protzen versehen; die Bespannung ist wie bei den Feldgeschützen. Die Kaliber der Läufe und die Munition sind entweder übereinstimmend mit dem Infanteriegewehr der betreffenden Armeen, oder man hat größere Kaliber bis zu 25,4 Mmt. mit 212 Gr. Geschoßgewicht. Die Patronen haben gasdichte Hülsen

Digitized by Google

(Carton oder Metall). Nach der Ausbildung der gezogenen Hinterladungsgewehre und namentlich nach der Erfindung gasdichter Patronen traten der Construction der M. wenig Schwierigkeiten entgegen; sie wurden zunächst im amerik. Bürgerkriege mit Erfolg zur Verwendung gebracht, und zwar die amerik. Construction, nach deren Erfinder Gatling aus Indianapolis auch Gatlingkanone (s. d.) genannt und wesentlich unterschieden von dem belg. Modell von Christophe und Montigny, dem Montigny-Mitrailleur, und dem französischen, nach dem Fabrikationsort la M. de Meudon und reglementsmäßig le canon à balles genannt; eine vierte Art ist die vierläufige bairische M. des Ingenieurs Feldl in Augsburg, welche wie die vorhergehende im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 Verwendung gefunden hat.

Die wesentlichen Unterschiede der ersten drei Arten sind die, daß bei der amerik. Construction die freiliegenden Rohre um eine gemeinschaftliche Achse gedreht werden, während bei den franz. und belg. Modellen das Bodenstück zum Behufe des Ladens weggenommen und wieder eingesetzt werden muß; bei jener werden sodann die Patronen einzeln oder aus Büchsen durch einen Ladetrichter dem Verschluß- und Entzündungsmechanismus zugeführt, wohingegen bei den Modellen der letztern Arten jedesmal besondere Ladeplatten, für 25, beziehentlich 37 Patronen eingerichtet, zwischen die hintern Rohrenden und den Verschlußmechanismus eingesetzt werden müssen. Diesen verschiedenen Constructionen entspricht es, daß die M. amerikanischen Modells ein continuirliches Feuer, die andern ein Feuer in Salven von je 25, beziehentlich 37 Schuß abgeben können, zwischen welche die zum Laden nöthigen Pausen fallen. Die Verschluß- und Entzündungsmechanismen werden durch Hebel oder Schrauben zum Schließen und Oeffnen vor- und rückwärts in der Längenrichtung des Rohrs bewegt, während das Abfeuern durch das Drehen einer Kurbel an dessen rechter Seite geschieht. Das Abfeuern der einzelnen Patronen erfolgt in jedem Falle nacheinander, also nicht gleichzeitig, wenngleich es so schnell geschehen kann, daß sämmtliche Schüsse sich fast und scheinbar a tempo entladen. Die M. von Feldl ist eine Combination von vier Repetirgewehren und hat continuirliches Feuer; besonders kriegstüchtig hat sie sich nicht erwiesen. Das im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 zur Verwendung gekommene Modell der französischen M., welche übrigens den von ihr gehegten großen Erwartungen nur wenig gerecht geworden ist, hat ein Rohr von 25 Läufen, die zu einem Ganzen parallel zusammengelöthet und durch einen Bronze-Umguß vereinigt sind; der äußere Rohrdurchmesser beträgt 180 Mmt., die Rohrlänge 1418 Mmt. Die einzelnen Läufe bestehen aus Gußstahl, haben einen quadratischen äußern Querschnitt von 22 Mmt. Stärke und eine Länge von 945 Mmt. und sind nicht nach den gewöhnlichen Systemen mit Zügen versehen, sondern haben polygonale Züge nach dem System Whitworth. Das Rohr wiegt 262 Kilogr., das ausgerüstete Geschütz mit Protze u. s. w. 1250 Kilogr. Das cylindroogivale Geschoß wiegt 54,2 Gr., die Ladung 12,6 Gr. Bei gewöhnlichem Feuer kann man auf drei, im Schnellfeuer auf fünf Salven pro Minute rechnen. Die österreichische und belgische M. sind nach dem System Montigny, die englische nach dem Gatling'schen Princip construirt. Rußland und Baiern haben die anfänglich eingeführten M. wieder aufgegeben. Ueberhaupt können diese Maschinen keine dauernde Berechtigung als Kriegswaffen erwarten, da sie, den Handfeuerwaffen nur wenig in ihrer Wirkung überlegen, alle Nachtheile der eigentlichen Geschütze besitzen, ohne in Bezug auf Schußweiten, Percussionskraft, Vielseitigkeit der Wirkung mit diesen concurriren zu können. Vgl. Wille, «Ueber Kartätschgeschütze» (Berl. 1871); Weygand, «Die französische M. der Feldartillerie» (Darmst. 1871).

Mitscherlich (Christoph Wilh.), deutscher Philolog, geb. 20. Sept. 1760 zu Weißensee in Thüringen, legte in Schulpforta den Grund zu den classischen Studien, die er auf den Universitäten zu Leipzig und Göttingen weiter verfolgte. Er erhielt 1785 eine außerord., 1794 eine ord. Professur der Philosophie in Göttingen und 1809 an Heyne's Stelle die Professur der Beredsamkeit. Nachdem er dieselbe 1833 niedergelegt, starb er 6. Jan. 1854. Die vorzüglichste unter seinen schriftstellerischen Arbeiten ist die Ausgabe der «Oden» und «Epoden» des Horaz (2 Bde., Lpz. 1800—1), woran sich seine «Racemationes Venusinae» (6 Stück, Gött. 1827—33) anschließen. Außerdem sind zu erwähnen die Bearbeitung von Homer's «Hymnus in Cererem» (Lpz. 1787), die Sammlung der «Scriptores erotici Graeci» (4 Bde., Straßb. 1792—94), welche den Achilles Tatius, Heliodor, Longus und Xenophon von Ephesus enthält, und unter seinen kleinern Schriften die «Epistola critica in Apollodorum» (Gött. 1782) und die «Lectiones in Catullum et Propertium» (Gött. 1786).

Mitscherlich (Eilhard), ausgezeichneter deutscher Chemiker, geb. 7. Jan. 1794 zu Neuende bei Jever, studirte seit 1811 in Heidelberg Geschichte, Philologie und insbesondere orient.

Digitized by Google

Sprachen, benutzte hierauf 1813 in Paris den Unterricht an der École des langues orientales und begann 1814 in Göttingen nach den dort befindlichen Handschriften eine Geschichte der Ghuriden und Kara-Chitayer zu bearbeiten. Daneben beschäftigten ihn Geologie und Mineralogie, Chemie und Physik und zuletzt Medicin in besonderer Beziehung zu seinen histor. Studien. Als er aber 1818 nach Berlin ging, widmete er sich fortan einzig der Chemie. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete er alsbald mit der Entdeckung des sog. Isomorphismus (s. d.). Noch war er mit der weitern Verfolgung dieser Entdeckung beschäftigt, als Berzelius 1819 Berlin besuchte und die große Wichtigkeit jener neuentdeckten Thatsachen für die Mineralogie und die Chemie erkannte. M. hatte so sehr das Vertrauen Berzelius' gewonnen, daß dieser ihn in sein Laboratorium nach Stockholm einlud, wohin ihm auch M. folgte. Bei der Erledigung der Professur für Chemie in Berlin schlug ihn Berzelius zum Nachfolger Klaproth's vor, und M. trat diese Stelle 1821 an. Er starb 28. Aug. 1863 in Berlin. M. entdeckte auch die zwiefache Krystallform des Schwefels (Dimorphismus), und seine Verbesserungen an dem Reflexionsgoniometer setzten ihn in den Stand, die ungleiche Veränderung (Ausdehnung) der Winkel an den Krystallen durch Wärme beobachten zu können. Die Untersuchungen über die Verbindungen eines Kohlenwasserstoffs, des Benzins, führten ihn zu richtigern Ansichten über die Zusammensetzung der sog. organischen Verbindungen, und Versuche über die Bildung des Aethers zu der Lehre von der chem. Verbindung und Trennung durch Contact. Außer den zahlreichen, in den Schriften der Akademie und verschiedenen Zeitschriften enthaltenen Abhandlungen über eigene Untersuchungen, in welchen er zuerst den Holzschnitt für wissenschaftliche Lehrzwecke allgemein zur Anwendung brachte, hat M. ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes «Lehrbuch der Chemie» (2 Bde., in 4 Abth., Berl. 1829—40; 4. Aufl. 1844—48) herausgegeben. Vgl. Rose, «Eilhard M.» (Berl. 1864). — M.'s jüngerer Bruder, Karl Gustav M., geb. 9. Nov. 1805 zu Jever, promovirte 1830 als Doctor der Medicin zu Berlin und habilitirte sich 1834 an der dortigen Universität, an der er seit 1842 als Professor der Arzneimittellehre ununterbrochen wirkte, bis er in dieser Stellung 16. März 1871 zu Berlin starb. Sein Hauptwerk ist das geschätzte «Lehrbuch der Arzneimittellehre» (3 Bde., Berl. 1847—61).

Mittag oder Süden heißt diejenige der vier Himmelsgegenden (s. d.), wo die Sonne und die meisten übrigen Gestirne, von unserer nördl. Halbkugel aus betrachtet, bei ihrer scheinbaren täglichen Bewegung die größte Höhe am Himmel haben. M. oder Mittagszeit nennt man den Augenblick, in welchem der Mittelpunkt der Sonne in den Meridian (s. d.) oder Mittagskreis eines Ortes tritt. Von diesem wahren ist der mittlere M. verschieden. Der letztere tritt dann ein, wenn eine gedachte, sich nicht in der Ekliptik, sondern im Aequator und zwar vollkommen gleichmäßig bewegende Sonne durch den Meridian gehen würde; jener erfolgt bald früher, bald später als dieser und fällt nur viermal im Jahre mit dem mittlern M. zusammen. Mittagshöhe nennt man die Höhe eines Sterns, die er dann hat, wenn er bei seiner täglichen Bewegung in den Mittagskreis gekommen ist. Mittagslinie ist die Durchschnittslinie der Mittagsfläche, d. h. der Ebene des Meridians mit dem Horizonte. Sie dient zu astron. Beobachtungen, zur Zeitbestimmung, zur Orientirung der Sonnenuhren, zu geodätischen Messungen u. s. w. Zu astron. und geogr. Gebrauche hat man die Mittagslinie gewisser Oerter durch ganze Länder fortgezogen. Mittagspunkt oder Südpunkt ist der Durchschnittspunkt des Mittagskreises mit dem Horizonte nach der Mittagsgegend hin.

Mittel, in der Mathematik. Das arithmetische M. zweier oder mehrerer Zahlen wird gefunden, wenn man dieselben addirt und die Summe durch ihre Anzahl dividirt. Das geometrische M. zweier Zahlen findet man, wenn man dieselben multiplicirt und aus dem Producte die Quadratwurzel zieht. Das harmonische M. zweier Zahlen wird erhalten, wenn man das doppelte Product beider Zahlen durch ihre Summe dividirt. Z. B. von den Zahlen 4 und 9 ist $6\frac{1}{2}$ das arithmetische, 6 das geometrische und $5\frac{7}{13}$ das harmonische M. Das arithmetische M. zweier Zahlen ist immer größer als das geometrische, und zwar in demselben Verhältnisse, in welchem dieses größer ist als das harmonische.

Mittelalter nennt man den großen histor. Zeitraum, der zwischen dem Alterthume und der neuern Zeit mitteninne liegt. Dieser Ausdruck wird theils durch die Stellung dieses Zeitraums zur vorhergehenden und zur folgenden Zeit, theils durch den eigenthümlichen Charakter gerechtfertigt, den derselbe, mit dem Lebensalter der Menschen verglichen, in Betreff der german. Völker zeigt, welche vom Beginn dieses Zeitraums an in den Vordergrund treten. Der Grenzpunkt, wo das M. beginnt und wo es aufhört, ist von den einzelnen Historikern verschieden bestimmt worden. So beginnen einige das M. schon mit Konstantin und dem Sieg des Christen-

Digitized by Google

thums, während die meisten den Anfang desselben in das Jahr des Untergangs des Weströmischen Reichs, 476 n. Chr., setzen. Ebenso schließen einige den Zeitraum des M. mit der Entdeckung von Amerika, andere mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, die meisten mit Beginn der Reformation, während andere denselben sogar bis zum Westfälischen Frieden ausgedehnt wissen wollen. Diese Verschiedenheit der Annahme hat ihren Grund in dem Umstande, daß das M. mit den eigenthümlichen Erscheinungen, die es charakterisiren, nicht mit einem mal mittels eines einzigen Ereignisses, sondern allmählich mittels einer Reihe von Entwickelungen und Begebenheiten ins Leben trat und sich zu einem Ganzen gestaltete. Als allgemeines geschichtliches Resultat über das M. tritt dieses deutlich hervor, daß in diesem Zeitraume in Europa alles im Werden war, daß auf den Trümmern der röm. Macht die neue polit. Welt der Germanen in Europa und der Araber in Asien und Afrika sich erhob, daß zwei neue Religionen, das Christenthum im Abendlande, der Mohammedanismus im Morgenlande, in vielen Grundsätzen sich verwandt und doch ihre Bekenner zum Haß und zur Feindseligkeit gegeneinander erregend, an die Stelle des untergehenden Heidenthums traten; endlich, daß nach vielen Erschütterungen, Bewegungen und Veränderungen der Orient unter religiös-kriegerischem Despotismus erlag, während sich im Occident Nationalitäten und Verfassungen entfalteten und das polit. und kirchliche Leben unter den eigenthümlichen Gestaltungen des Lehnsystems und der Hierarchie in die Erscheinung traten. Unter den Völkern, die in diesem Zeitraume auf den Schauplatz der Geschichte treten, sind ohne Zweifel die Germanen das wichtigste. Die denselben eigenthümliche Achtung für das Weib wurde die Grundlage eines in reinern und zartern Verhältnissen sich offenbarenden Familienlebens; Rittergeist und Bürgersinn erzeugten fromme Kraft und biedere Männlichkeit, und der schwärmerische, auf das Unendliche mit Sehnsucht gerichtete Sinn jener Zeit sprach sich nicht blos in dem Hange zu abenteuerlichen, kriegerischen Unternehmungen, sondern auch in den Denkmälern großartiger Baukunst und prachtvoller Malerei sowie in den unsterblichen Werken der phantastisch-gewaltigen Dichtkunst aus. Ungeachtet dieses allgemeinen Charakters des M. treten in den einzelnen Perioden desselben wieder verschiedene eigenthümliche Richtungen hervor, deren man am zweckmäßigsten drei annimmt.

Die erste Periode, von dem durch die Völkerwanderung erfolgten Sturze des Weströmischen Reichs bis auf Karl d. Gr. und die Wiederauflösung der großen karolingischen Monarchie unter seinen nächsten Nachfolgern, zeigt den gewaltigen Kampf zwischen den alten röm. und den neuen german. Elementen des Lebens noch in seiner Fortdauer begriffen. Im Staate erliegt das Volkskönigthum der Uebermacht der Aristokratie, welche in dem Vasallenverhältniß nur durch das zu schwache Band der Treue an die Krone gebunden ist. Karl d. Gr. errichtet einen wohlgeordneten Staat und erneut das Kaiserthum, aber die Zerrüttung unter seinen Nachfolgern macht die Aristokratie wieder übermächtig. Die Kirche bildet sich zu einer mächtigen Organisation unter der Führung des röm. Papstes aus. In der zweiten Periode, von dem Untergange des Reichs der Karolinger bis gegen Ende des 13. Jahrh., bilden sich geordnete Staaten, in welchen die Geistlichkeit ein Gegengewicht gegen die weltlichen Vasallen bildet und in den Dienst des Staats tritt. Aber der ausbrechende Streit zwischen Staat und Kirche führte zur Anarchie. Als neuer Stand entwickelte sich der Bürgerstand, und dieser fand bei mangelndem Schutze durch den Staat in Bündnissen das Mittel, seine Macht geltend zu machen. In Frankreich erstarkt die centralisirende Monarchie, während in England die Anfänge einer auf das Gleichgewicht der Stände gegründeten Verfassung entstehen. In der Kirche ist diese Zeit die Epoche der Höhe und des Glanzes der Hierarchie, die indeß vergeblich sich der höchsten Staatsgewalt in der europ. Welt zu bemeistern sucht und ihre Macht vorzüglich dazu benutzt, die freien Regungen, die ihr auf dem Gebiete des Glaubens entgegentreten, gewaltsam niederzudrücken. Mit der fortschreitenden Bildung des Zeitalters fing auch die feudalistische Aristokratie an, sich zu veredeln und sich der Poesie und dem Gesange in den Nationalsprachen zuzuwenden, während der Bürgerstand in dieser Periode literarisch noch kaum bemerkbar ist. Im Gebiete der Kunst entfaltet sich namentlich die Baukunst in glänzender Weise. Die Wissenschaft aber liegt noch in den Banden der Theologie. In der dritten Epoche, vom Ende des 13. bis zu Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrh., bildeten sich ständische Staatsformen weiter aus; die Aristokratie hinderte aber jeden wirklichen Fortschritt, bis am Schluß des M. die Beseitigung des Feudalismus durch einsichtige und rücksichtslose Fürsten erfolgte. Die Entdeckung und die immer allgemeiner sich verbreitende Anwendung des Schießpulvers, die Auffindung des Seewegs nach Ostindien, die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung von Amerika trugen wesentlich zu diesen Umwandlungen bei. In der Kirche riefen die Misbräuche, welche

Digitized by Google

Päpste und Hierarchie mit der früher errungenen Macht und Gewalt trieben, eine immer mächtigere Opposition hervor, welche bald von der Kirche selbst, z. B. auf den Synoden zu Basel, Konstanz, bald von den sog. Ketzern, wie Wicliffe, Huß, bald auch von den Mystikern, die das Christenthum wieder wesentlich zu etwas Innerlichem machen wollten, ausging. So schwanden am Ende dieser Epoche die charakteristischen Merkmale des M. immer mehr; die Hierarchie sank, das Ansehen der kaiserl. Macht erlosch, das Feudalwesen hatte dem überall sich erhebenden Mittelstande mit seinem kräftigen Volksgeiste, seiner Betriebsamkeit und seiner gereiften Einsicht Platz machen müssen, und die neue Zeit begann. Was das Morgenland betrifft, so machten daselbst der Mohammedanismus und die arab. Literatur Epoche, aber es folgte keine weitere Entwickelung derselben. Vgl. Rühs, «Handbuch der Geschichte des M.» (Berl. 1816); Rehm, «Handbuch der Geschichte des M.» (4 Bde., Marb. u. Kass. 1821—39); Leo, «Lehrbuch der Geschichte des M.» (2 Bde., Halle 1830); derselbe, «Geschichte des M.» (Halle 1836; 2. Aufl. 1839); Kortüm, «Geschichte des M.» (2 Bde., Berl. 1836); Hallam, «Geschichtliche Darstellung des Zustandes von Europa im M.» (deutsch von Halem, 2 Bde., Lpz. 1820); Rückert, «Geschichte des M.» (Stuttg. 1853); Aßmann, «Geschichte des M.» (4 Abth., Braunschw. 1857—64; 2. Aufl. von Meyer, Braunschw. 1875); Ebert, «Allgemeine Geschichte der Literatur des M. im Abendlande» (Bd. 1, Lpz. 1874); Reuter, «Geschichte der religiösen Aufklärung im M.» (2 Bde., Berl. 1875—77).

Mittelamerika, s. Centralamerika.

Mittelfleisch (Perineum), s. Damm.

Mittelländisches Meer oder Mittelmeer, so genannt von seiner Lage zwischen Europa, Asien und Afrika, ein mit dem Adriatischen, Aegäischen und dem Meere von Marmara 2,590,300 QKilom. großes Becken, 3860 Kilom. lang, an der breitesten Stelle 1800, im Mittel 600 Kilom. breit, hängt im W. mit dem Atlantischen Ocean durch die Meerenge von Gibraltar zusammen, in deren Mitte man einen starken Strom aus dem Ocean in das Mittelländische Meer bemerkt. Zum Theil wird dieser beständige Zufluß durch eine in der Tiefe vorhandene Gegenströmung ausgeglichen, zum Theil erklärt er sich aber dadurch, daß der Verlust an Wasser, den dieses Meer, im S. der Gluthitze der afrik. Küsten ausgesetzt und im N. durch die Alpen geschützt, durch seine starke Verdunstung erleidet, nicht durch die Wassermenge der ihm zuströmenden Flüsse ersetzt wird; wie denn aus Afrika, außer dem Nil, kein einziger einigermaßen ansehnlicher Fluß ihm zufließt, ebenso wenig aus Asien und der griech.-türk. Halbinsel. So bleiben, außer den kleinern Flüssen Italiens und Ostspaniens, nur Etsch, Po, Rhône und Ebro als bedeutendere Zuflüsse im westl. Europa übrig, von denen noch dazu der letztere im Sommer an Wassermangel leidet. Man theilt das Mittelländische Meer in das westl. und das östl. Becken ein, die beide durch die nur 500—600 Mt. (an einer Stelle 1320 Mt.) tiefe und größtentheils durch viel seichtere Bänke (Adventure- und Medinabänke) ausgefüllte Sicilische Straße sowie durch die schmale Straße von Messina miteinander in Verbindung stehen. Im erstern Becken unterscheidet man wieder drei Doppelbecken: das balearisch-iberische, das gallisch-sardische und das ligurisch-tyrrhenische. Das Iberische Meer von der Straße von Gibraltar bis zum Meridian der östlichsten Balearen-Insel liegt zwischen den afrik. Küsten, der span. Südostküste und den Balearen; das Balearische Meer mit dem Golf von Valencia zwischen den Balearen und der Nordostküste Spaniens; das Gallische Meer mit dem Golfe-du-Lion zwischen Frankreich, Corsica, Nordwest-Sardinien und Menorca; das Sardische Meer, südlich an dem Gallischen, zwischen Sardinien, den Balearen und der afrik. Küste; das Ligurische Meer mit dem Golf von Genua zwischen Genua, Corsica, Elba u. s. w.; das Tyrrhenische Meer zwischen Italien, Sicilien, Sardinien und Corsica. Der östl., reicher gegliederte Theil des Mittelmeers zerfällt in das Sicilische Meer zwischen Sicilien, Malta und Tunis; das Syrtenmeer mit der Großen und Kleinen Syrte; das Jonische Meer mit den Golfen von Taranto und Korinth, zwischen Sicilien und Griechenland; das Adriatische Meer, durch die Straße von Otranto mit dem Jonischen verbunden; das Weiße Meer (Aspri Thalassa der Griechen, Ak-Deñis oder Bahr-Sefid der Türken), östlich vom Syrtenmeer, zwischen Candia und Afrika; das Levantische Meer um die Insel Cypern; das Meer von Candia zwischen dieser Insel und den südl. Inseln des griech. Archipels; das Aegäische Meer zwischen Griechenland, Türkei und Kleinasien. Aus dem letztern führt die Straße der Dardanellen in das Marmarameer und aus diesem der Bosporus oder die Straße von Konstantinopel in das Schwarze Meer, mit dem das Asowsche durch die Straße von Kertsch verbunden ist. Die in neuester Zeit für die Legung unterseeischer Telegraphen vorgenommenen Tiefenmessungen gaben über das

Digitized by Google

Bodenrelief des Mittelmeers sehr interessante Aufschlüsse. Das weite Becken zwischen der Straße von Otranto, der Großen Syrte und Malta hat die größte Tiefe; von Malta östlich auf eine Strecke von mehr als 160 Kilom. lothete man 3968 Mt., der tiefste Punkt, den man bis jetzt im Mittelmeer fand. Auch östlich durch das Weiße und Levantische Meer setzt sich eine bedeutende Tiefe (1700—3350 Mt.) fort. Die Linie Malta-Candia-Cypern bezeichnet die tiefsten Stellen. Ueberall an den Küsten von Afrika, Griechenland, Candia, Kleinasien, Cypern, Palästina fällt der Seeboden rasch ab.

Vermöge seiner Lage hat das Mittelländische Meer veränderliche Winde und schwache Ebbe und Flut. Im Meerbusen von Venedig steigt die Flut bei Neu- und Vollmond 1 Mt. und in der Großen Syrte 1,62 Mt., aber an den meisten andern Orten sind die Gezeiten kaum bemerkbar. Wegen seiner starken Verdunstung, des verhältnißmäßig geringen Zuflusses von Süßwasser und der Einströmung salzigen Wassers aus dem Atlantischen Ocean hat das Mittelländische Meer einen stärkern Salzgehalt als der Ocean. Naturhistor. Gründe machen es wahrscheinlich, daß einst ein Zusammenhang zwischen Afrika und Europa bei Gibraltar stattfand. Dadurch gewinnt die von Strabo mitgetheilte Sage an Werth, nach welcher der Pontus Euxinus (das Schwarze Meer) ehemals bei Byzanz keinen Ausfluß gehabt habe, sein Wasser erst später auch nach dem Mittelmeer durchgebrochen sei und dieses infolge davon die Straße von Gibraltar geöffnet habe. Im Mittelmeer herrscht unterhalb der von der Sonne erwärmten Schicht eine gleichmäßige Temperatur von + 10,24° R., also soviel wie die niedrigste durchschnittliche Oberflächentemperatur im Winter beträgt, während letztere im Sommer bis 17,76° R. steigt, wo sie dann aber nur 100—200 Mt. tief hinabreicht. Der Grund davon liegt darin, daß das tiefere kalte Wasser des Atlantischen Meers, welches außerhalb in einer Tiefe von 3000 Mt. eine Temperatur von nur 2,4° R. hat, durch die Schwelle innerhalb der Straße von Gibraltar abgesperrt ist. In dieser, an der schmalsten Stelle 12,3 Kilom. breiten Straße liegt der Grund in 100 Mt., im Maximum etwas östlich von der Verbindungslinie zwischen Gibraltar und Ceuta in 1007 Mt. Tiefe. In der Mitte fließt nach Osten beständig eine Strömung ein trotz dem Ostwinde und der Ebbe des Atlantischen Meers, und zwar 5,5 Kilom. von beiden Küsten entfernt und ungestört durch die an den Küsten laufenden, 3,7 Kilom. breiten Seitenströme, welche während des Steigens des Oceans westwärts, während seines Fallens ostwärts fließen. (S. Afrika.) Die Geschwindigkeit der Strömung ist zwischen Gibraltar und Ceuta in der Stunde 4,6, an der engsten Stelle zwischen Tarifa und Cap Ciris 12,3 Kilom. Eine nach außen gehende Unterströmung ist neuerdings constatirt worden. Das Mittelmeer hat 440 Arten Fische, während man von den brit. Küsten deren nur 216, von den norwegischen 179 kennt; aber nur wenige dieser Arten sind von größerm Werthe. Nur etwa 40 Arten sind wohlschmeckend, 60 andere werden noch von den untern Volksklassen gegessen; der Rest ist nahezu werthlos, und das Mittelmeer kann den Bedarf an Fischen in seinen Uferstaaten bei weitem nicht decken. Ebenso besitzt das Mittelmeer über 600 Arten Muschelthiere und Schnecken, während das Deutsche Meer deren nur 400 hat; aber die Ausdehnung der Bänke von Austern und andern eßbaren Muscheln, wie sie dort vorkommt, findet sich im Mittelmeere nur in kleinem Maßstabe wieder. Dem Mittelmeere eigenthümlich ist die Fischerei der edeln oder rothen Koralle, namentlich an den Balearischen Inseln, an den Küsten der Provence, am südl. Gestade von Sicilien und an der afrik. Küste von Bona und Barka. Die noch thätigen Vulkane des Mittelmeers sind der Vesuv, der Aetna, der Stromboli (s. Liparische Inseln) und Santorin. Vulkanische Bildungen kommen außerdem zahlreich vor, und die Küsten sind zum Theil heftigen vulkanischen Paroxysmen unterworfen. Verschiedene Theile derselben befinden sich in einem Zustande großer Unbeständigkeit. An einigen Orten haben sie sich in histor. Zeiten mehr als einmal gesenkt und sind wieder aufgestiegen, wie dies bei den Ruinen des Serapistempels bei Pozzuoli sowie an den dalmat., sicil. und sardin. Küsten nachgewiesen werden kann. Da das Mittelmeer die längste Küstenerstreckung, die meisten Buchten, Häfen und Inseln an seiner Nordseite hat, so bietet es den Bewohnern Europas mehr Gelegenheit zum Verkehr und mehr Vortheile als den Bewohnern Afrikas dar. Es bildete mit den rings um sein Becken liegenden Ländern den Hauptschauplatz der Völker in der Welt des Alterthums, der Aegypter, Phönizier, Karthager, Juden, der Küstenvölker Kleinasiens, vor allen aber der Griechen und Römer. Das Mittelmeer war im Alterthum fast allein das Gebiet des ganzen Seehandels, und blieb dies im Mittelalter bis zur Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien. Vgl. Smyth, «The Mediterranean» (Lond. 1854); Böttger, «Das Mittelmeer» (Lpz. 1858); Petermann, «Karte vom Mittelländischen Meer und Nordafrika» (2 Blätter, Gotha 1865).

Digitized by Google

Mittelpunkt heißt in der Geometrie derjenige Punkt einer Figur oder eines Körpers, welcher alle durch denselben gehenden geradlinigen Sehnen in zwei gleiche Theile theilt. (S. Centrum.) — In der Mechanik kommt das Wort in sehr verschiedener Bedeutung vor. Hier gibt es einen M. der Anziehung, in welchem der Sitz der anziehenden Kraft ist, z. B. für das Planetensystem die Sonne; einen M. des Gleichgewichts, welcher unterstützt oder befestigt werden muß, um ein System von Körpern, auf welche Kräfte wirken, ungeachtet der Wirkung derselben im Gleichgewicht zu erhalten; einen M. der Kräfte, gewöhnlich in gleicher Bedeutung mit dem vorigen; einen M. der Masse, Trägheit oder Schwere, auch Schwerpunkt (s. d.) genannt; einen M. des Schwungs, wie man denjenigen Punkt eines zusammengesetzten Pendels nennt, in welchem die ganze schwere Masse des Pendels vereinigt gedacht werden kann, weil dann, wenn dies der Fall wäre, das Pendel um diesen Punkt als Aufhängepunkt ebenso schnelle Schwingungen machen würde, als es jetzt bei der gewöhnlichen Aufhängung macht; einen M. des Stoßes, wo man sich die ganze Wirkung des Stoßes, den ein Körper von einem andern Körper erhält, vereinigt vorstellen kann; endlich einen M. der Umdrehung, welches derjenige Punkt eines infolge eines excentrischen Stoßes rotirenden Körpers ist, der in Ruhe bleibt, weil er durch die progressive Bewegung des Körpers ebenso weit vorwärts als durch die rotirende rückwärts getrieben wird. — In der Physik bezeichnet man als phonischen M. bei einem mehrsilbigen Echo den Ort, an den sich die redende Person stellen muß, wenn das Echo am besten gehört werden soll.

Mittelwald nennt man einen Wald, welcher auf derselben Fläche aus Baumhölzern («Oberholz») und Stockloden («Unterholz») zusammengesetzt ist, also eine Mittelform zwischen Hoch- und Niederwald. Das zwischen den Stockloden einzeln oder gruppenweise vertheilte Oberholz wird aus Kernpflanzen oder aus besonders kräftigen Stockloden des Unterholzes beim jedesmaligen Abtrieb des letztern nachgezogen. Für das Unterholz eignen sich nur Laubholzbäume und Laubholzsträucher, welche kräftig vom Stock ausschlagen, wie Hainbuche, Eiche, Ahorn, Linde, Erle u. s. w., am besten solche, welche Schatten vertragen. Der Umtrieb des Unterholzes ist meist 15—20jährig. Zu Oberholz eignen sich fast alle Laubbäume mit Ausnahme der zu dichtkronigen Buchen und Linden, auch Nadelhölzer sind möglich, namentlich die lichtkronigen Lärchen. Der Umtrieb des Oberholzes kann sehr hoch, 80—120jährig, auch noch höher sein. Mittelwaldbetrieb ist die geeignetste Betriebsform zur Nachzucht besonders starker Eichen.

Mittenwald, Flecken im bair. Regierungsbezirk Oberbaiern, Bezirksamt Werdenfels, an der Isar, 14 Kilom. im Südosten von Partenkirchen, in 917 Mt. Höhe gelegen, von der 2856 Mt. hohen Karwendelwand überragt. Im Süden führt der Scharnitzerpaß nach Tirol. Der Ort hat ein Hauptzollamt und zählt (1875) 1667 E., welche sich meist mit der Fabrikation musikalischer Instrumente (Geigen, Guitarren, Zithern) beschäftigen. Der Ort soll unter dem Namen Inutrium schon den Römern bekannt gewesen sein. Im Mittelalter war er eine belebte Station auf der großen Handelsstraße zwischen Augsburg und Italien.

Mittermaier (Karl Jos. Ant.), ausgezeichneter deutscher Rechtslehrer, insbesondere Criminalist, geb. 5. Aug. 1787 zu München, machte seine Studien zu Landshut und Heidelberg und trat 1809 als Privatdocent zu Landshut auf, wo er bereits 1811 Professor wurde. Er folgte 1819 einem Rufe nach Bonn, von wo er 1821 nach Heidelberg übersiedelte. Seine Wahl zum Abgeordneten der bad. Ständeversammlung in Bruchsal 1831 eröffnete ihm eine einflußreiche Wirksamkeit, besonders für Reform der Rechtspflege. Auf den folgenden Landtagen von 1833, 1835 und 1837 war M. Präsident der Zweiten Kammer, aus der er 1841 austrat. Erst 1848 nahm er seinen Platz aufs neue in derselben ein. Nachdem er im Vorparlament zu Frankfurt als Präsident fungirt, wählte ihn die Stadt Baden in die Deutsche Nationalversammlung. Hier war er als Mitglied des Verfassungsausschusses thätig und wirkte für Gründung eines deutschen Bundesstaats auf gesetzlichem Wege. Im April 1849 kehrte er jedoch nach Heidelberg zurück, um seine Vorlesungen fortzusetzen. Seitdem lebte er nur noch seinem akademischen Berufe bis zu seinem 28. Aug. 1867 zu Heidelberg erfolgten Tode. Sein Ruf als akademischer Lehrer und als jurist. Schriftsteller war ein europäischer. Auf die Gesetzgebung seiner Zeit wirkte M. vorzugsweise durch genaue Kenntniß des ausländischen Rechts und als Vertreter humaner Grundsätze in der Strafrechtspflege. Seine Werke behandeln das deutsche Privatrecht, die Theorie des Processes und das Strafrecht nach seinem ganzen Umfange; hervorzuheben sind: «Lehrbuch des deutschen Privatrechts» (Landsh. 1821), das später durch die «Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts» ersetzt wurde (7. Aufl. 1847), «Der gemeine deutsche bürgerliche Proceß» (3. Aufl. 1838), «Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Particulargesetzgebung» (4. Aufl., 2 Bde., 1847), «Theorie des Beweises

Digitized by Google

im peinlichen Processe» (2 Bde., Darmst. 1821) und «Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafprocesse» (Darmst. 1834; franz., Par. 1848; span., Madr. 1851), sowie in der «Anleitung zur Vertheidigungskunst im Criminalprocesse» (Landsh. 1814; 4. Aufl., Regensb. 1844), «Ueber den neuesten Zustand der Criminalgesetzgebung» (Heidelb. 1825), «Ueber die Grundfehler der Behandlung des Criminalrechts in Lehr- und Strafgesetzbüchern» (Bonn 1819), «Die Strafgesetzgebung in ihrer Fortbildung geprüft» (2 Beiträge, Heidelb. 1841—43), «Die Mündlichkeit, das Anklageprincip, die Oeffentlichkeit und das Geschworenengericht» (Stuttg. 1845), «Das engl., schott. und nordamerik. Strafverfahren» (Erlangen 1851), «Die Gesetzgebung und Rechtsübung über Strafverfahren» (Erlangen 1856), «Erfahrungen über die Wirksamkeit der Schwurgerichte in Europa und Amerika» (Erlangen 1865), «Die Gefängnißverbesserung» (Erlangen 1858) und «Der gegenwärtige Zustand der Gefängnißfrage» (Erlangen 1860). Eine Umarbeitung des Feuerbach'schen Werks ist sein vollständiges «Lehrbuch des Criminalprocesses» (14. Aufl. 1847). Sein Werk «Die Todesstrafe» (Heidelb. 1862) ist vielfach in andere Sprachen Europas übersetzt. M. zählt zu den verdientesten Reformatoren des deutschen Strafrechts, des Strafprocesses und Gefängnißwesens.

Mitternacht heißt der dem Mittag gerade entgegengesetzte Zeitpunkt, an welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlaufe den tiefsten Stand unter dem Horizont eines Ortes erreicht, indem sie zum zweiten mal in den Meridian tritt. Von diesem Augenblicke an nimmt der Tag nach der bürgerlichen Zeitrechnung seinen Anfang. Mitternachtsgegend, in der astron. Sprache Norden genannt, ist die dem Mittag oder Süden gerade entgegengesetzte Himmelsgegend (s. d.). Mitternachtspunkt oder Nordpunkt ist der Durchschnittspunkt des Meridians mit dem Horizonte nach der Mitternachtsgegend hin.

Mittlere Zeit, s. Sonnenzeit.

Mittnacht (Herm. von), württemb. Ministerpräsident, geb. 17. März 1825 in Stuttgart, studirte in Tübingen und Heidelberg die Rechte und trat 1849 in den württemb. Justizdienst, in welchem er als Staatsanwalt, Stadtgerichtsvorstand in Stuttgart, sowie als Obertribunalsrath und Mitglied des Oberhandelsgerichts thätig war. Im J. 1861 in die württemb. Abgeordnetenkammer gewählt, errang er sich an der Spitze der conservativen Partei rasch eine hervorragende Stellung. M. war 1867 Mitglied der Bundesliquidationscommission in Frankfurt a. M. und trat im April desselben Jahres als Justizminister in das Ministerium Varnbüler. In dieser Stellung führte er eine neue Gerichtsorganisation und Preßreform durch und betheiligte sich in wesentlich fördernder Weise an den Verhandlungen in München und Versailles, welche der Gründung des Deutschen Reichs und später dem Abschluß der Friedenspräliminarien vorangingen. Seit dem Rücktritt von Varnbüler's im Aug. 1870 das anerkannte Haupt der Regierung, übernahm M. im Nov. 1873 auch das Ministerium des Auswärtigen und des königl. Hauses und wurde 1876 zum Ministerpräsidenten ernannt. Auch war M. Mitglied des Zollparlaments, in welchem er der particularistisch-conservativen Partei angehörte, und ist seit Gründung des Deutschen Reichs Mitglied des Bundesraths.

Mittweida, Stadt in der Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Rochlitz, des Königreichs Sachsen, an der Zschopau und der Riesa-Chemnitzer Staatsbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts und eines Gerichtsamts, hat eine Realschule zweiter Ordnung, eine Bürgerschule und ein 1867 gegründetes, starkbesuchtes Technikum (Specialschule für Maschinenbauer) und zählt (1875) 9093 E., welche Baumwollspinnereien, Baumwoll-, Woll- und Leinwebereien, Färbereien, Bleichereien und Cigarrenfabriken unterhalten. Die in der Nähe gelegene Silber- und Bleierzgrube Alte Hoffnung beschäftigt 300 Bergleute.

Mittwoch heißt nach der Tagzählung der german. und roman. Völker, welche die Woche mit dem Sonntage beginnen, der mittlere, d. h. der vierte Wochentag. Obgleich dieser abstracte Tagesname schon bei Notker (Mittawecha) vorkommt und in der mittelhochdeutschen Zeit (Mitewoche) ganz allein gebräuchlich ist (und zwar durchaus als Femininum), so war doch die ältere ursprüngliche Bezeichnung des vierten Wochentags Wuotanes tac, entsprechend dem lat. dies Mercurii. In den übrigen german. Sprachen findet sich noch dieser Name, so z. B. im Angelsächsischen Wôdanes dag, woraus das engl. Wednesday entstand; im Mittelniederländischen Woensdach, worauf das holländ. Woensdag und das vläm. Goensday beruht; im Altnordischen Odinsdagr, die Grundform zum schwed. und dän. Onsdag. Noch gegenwärtig heißt M. in Westfalen Godensdag, in Aachen Gouesdag. Die slaw., litauischen und finn. Völker beginnen die Woche mit dem Montag, sodaß M. der dritte Tag ist. Dieser Tag wird bei den Slawen durch sreda, sereda, srida (woher das litauische serrada) bezeichnet.

Mitwissenschaft heißt im Strafrecht die Kenntniß von einem verübten Verbrechen. Dieselbe legte nur in besondern persönlichen Verhältnissen, nach manchen Gesetzgebungen auch wenn statt des Urhebers ein Unschuldiger in Untersuchung und Strafe gekommen war, die Rechtspflicht zur Anzeige bei Gericht auf. Wer von dem Vorhaben eines Hoch- oder Landesverraths, Münzverbrechens, Mordes, Raubes, Menschenraubes oder eines gemeingefährlichen Verbrechens zu einer Zeit, wo die Verhütung möglich, glaubhafte Kenntniß erhält und es unterläßt, der Behörde oder der bedrohten Person zur rechten Zeit Anzeige zu machen, wird nach dem Deutschen Reichsstrafgesetzbuch §. 139, wenn das Verbrechen oder strafbarer Versuch begangen worden ist, mit Gefängniß bestraft. Ferner sind in Betracht zu ziehen die §§. 257, 259, 345, 354 fg.

Mitylene, s. Mytilene.

Mixed pickles (engl.) nennt man ein appetitreizendes Beigericht, bestehend aus kleinen, unreifen Maiskolben, zarten grünen Bohnen, kleinen Gurken, Perlzwiebeln u. dgl., welche vermengt nebst Schoten von Spanischem Pfeffer, meistens vorher etwas angebrüht, in feinen Essig eingelegt sind. Um denselben eine schöne grüne Farbe zu erhalten, wird nicht selten ein schädlicher Kupferzusatz beigefügt. Senfpickles sind in Essigsenf eingemacht. Indische Pickles sind durch Zusatz von Curry (Cayenne-Pfeffer) besonders scharf.

Mixtur (lat.) nennt man eine Arzneiform, welche aus flüssigen und festen, in der Flüssigkeit sich entweder lösenden oder nicht auflösenden Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Sind die Flüssigkeiten nicht consistent genug, um die festen Theile schwebend zu erhalten, so muß die M. vor dem Einnehmen umgeschüttelt werden. Eine solche M. nennt man eine Schüttelmixtur.

Mjösen, der größte See Norwegens, zwischen 60° 24′ und 61° 7′ nördl. Br., ist etwa 100 Kilom. lang, 16 Kilom. breit, 450 Mt. tief und 364 QKilom. groß. Der wichtigste Zufluß ist der von Norden kommende Gudbrandslaagen; der Abfluß geschieht durch den Vormen in den Glommen. Von den Inseln ist nur Helgö bedeutend. Die Umgegend des M. gehört zu den fruchtbarsten Theilen Norwegens. Dampfschiffe gehen von Eidsvold (s. d.) im Süden bis Lillehammer am nördl. Ende des Sees, an dessen Ostufer Hamar (s. d.) liegt.

Mnemonik (griech.), Mnemotechnik oder Gedächtnißkunst nennt man die Kunst, durch eine besondere Methode die Kraft des Gedächtnisses zu ungewöhnlichen Leistungen zu steigern. Schon die Alten kannten eine Gedächtnißkunst, als deren Erfinder der griech. Dichter Simonides betrachtet wurde, und von welcher mehrere Stellen der rhetorischen Bücher an den Herennius, des Cicero in seinem Buche vom Redner und des Quinctilian handeln. Die Methode der alten Mnemoniker war danach folgende. Sie nahmen irgendeinen begrenzten Raum, z. B. ein Zimmer, und merkten sich eine Reihe von 50 oder 100 Gegenständen an bestimmten Plätzen in diesem Raume; mit diesen Plätzen verbanden sie dann die einzelnen Bilder der Namen u. s. w., die sie sich in einer bestimmten Reihenfolge merken wollten. Für größere Operationen dieser Art war es nöthig, diese Plätze nach dem dekadischen Systeme zu steigern, sodaß sie sich z. B. eine imaginäre Stadt mit je zehn Quartieren von je zehn Häusern mit je zehn Zimmern bildeten, was andererseits wieder dadurch vereinfacht wurde, daß man das mnemonisch eingetheilte Zimmer in zehn verschiedenen Lagen des Hauses, dieses Haus wieder an zehn verschiedenen Orten u. s. w. dachte. Diese Methode der Verbindungen hat im wesentlichen bis auf die neueste Zeit den mnemonischen Systemen zu Grunde gelegen. Seit dem 15. Jahrh. finden wir wieder vielfache Lehren der M. Zum Theil wurde diese Kunst als eine Art kabbalistischer Geheimlehre behandelt, wie von Giordano Bruno, dem Vervollkommner der sog. Lullischen Kunst (ars magna Lulli), und noch später, am Ende des 16. Jahrh., von dem Deutschen Lambertus Schenkel, der als umherreisender Lehrer derselben großes Aufsehen erregte; zum Theil widmeten aber auch berühmte Gelehrte ihr Nachdenken dieser Kunst, wie Konr. Celtes im 15. Jahrh., und später Leibniz. Mehrentheils waren diese Methoden nur Modificationen der Alten; doch substituirten auch einige, z. B. Winckelmann, Leibniz, der Engländer Grey (1756) u. a. da, wo es Zahlen zu merken gab, den Ziffern Buchstaben, die sie in verschiedener Weise mit einem zu merkenden Worte verbanden. In dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrh. regten die Schriften von Kästner, einem kursächs. Landgeistlichen («M., oder System der Gedächtnißkunst der Alten», Lpz. 1804), und vom Freiherrn von Aretin, Bibliothekar zu München («Systematische Anleitung zur Theorie und Praxis der M.», Sulzb. 1810), das Interesse an dieser Wissenschaft von neuem an. Um dieselbe Zeit trat auch ein vormaliger Ordensgeistlicher, Gregor von Fainaigle, mit einem aus ältern und neuern Methoden componirten Systeme auf und durchreiste mehrere Länder als Lehrer desselben. Originell ist die von Aimé Paris («Principes et applications diverses de la mnémotechnie», 7. Aufl., Par. 1833) veröffentlichte

Digitized by Google

Methode. Dieser betrachtet die Wörter der franz. Sprache so, wie sie nach ihrer Aussprache geschrieben werden sollten, und löst sie dann in Laute und Articulationen auf, wodurch er die Ziffern ausdrückt, wenn es sich um die Anwendung auf die Chronologie handelt. Das Behalten von Nomenclaturen wird vermöge gewisser points de rappel bewerkstelligt, welche Zahlen entsprechen, und aus denen in Verbindung mit dem zu Merkenden eine Formel construirt wird. Etwas modificirt erscheint dieses System in dem der Brüder Jos. Feliciano und Alexander de Castilho wieder, welche 1832 in Frankreich und Belgien mit Erfolg öffentliche Proben davon ablegten («Traité de mnémotechnie», 5. Aufl., Bordeaux 1835, und «Dictionnaire mnémonique»). Eine eigenthümliche Methode bildete der Pole Jazwinski aus, indem er mnemonische Quadrate construirte und diese sowie ihre Combinationen mit Bildern belegen ließ.

In Deutschland, wo Graf Johann Mailáth mit einem nennenswerthen, jedoch keineswegs neuen Systeme (Wien 1842) aufgetreten war, erhob seit 1840 der Däne Karl Otto, genannt Reventlow, die Mnemotechnik auf eine höhere Stufe der Ausbildung, wie man sie aus dessen «Lehrbuch der Mnemotechnik» (Stuttg. 1843) und «Wörterbuch der Mnemotechnik» (Stuttg. 1844) kennen lernt. Seine Methode knüpft an den Grundsatz an, daß die anschauliche Vorstellung leichter im Gedächtniß haftet als der abstracte Begriff, und empfiehlt sich besonders, wo es gilt, Reihen von Zahlen dem Gedächtniß rasch und sicher einzuprägen, wie z. B. in der Chronologie. Sein Schema der Substitutionen für Zahlen ist in der Hauptsache folgendes:

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9
l	t	n	m	r	s	b	f	h	g
z	d	v	w	q	sch	p	pf	j	k
					sz		ph		ck

Durch diese Substitution werden mittels hinzugenommener Vocale sog. numerische Worte gebildet, in denen die ersten Consonanten und zwar höchstens die drei ersten, eine Bedeutung als Substitutionen haben, z. B. 425 = ironisch (r = 4, n = 2, s = 5). Die Anwendung auf die Chronologie ergibt sich hiernach von selbst. Will man sich z. B. das erste Vorkommen der Censur 1486 merken, so braucht man nur das Wort Rhabarber in irgendeine Beziehung mit dem Begriffe der Censur zu setzen (r = 4, h = 8, b = 6; die Substitution für die Tausend fällt weg, weil hierin kaum ein Irrthum möglich ist). Auf Grund dieser Methode können unter Wahrnehmung einiger weitern Regeln selbst sehr große Zahlen und Zahlenreihen leicht und sicher eingeprägt werden. Nach einer ähnlichen Methode, wie Otto, verfuhr Hermann Kothe, von welchem ein «Lehrbuch der M.» (2. Aufl., Hamb. 1852) und ein «Katechismus der Gedächtnißkunst oder Mnemotechnik» (4. Aufl. von Montag, Lpz. 1877) erschien.

Mnemosyne, die Tochter des Uranos und der Gäa, eine Titanin, die Göttin des Gedächtnisses, ward von Zeus Mutter der neun Musen (s. d.), indem sie in Pierien neun Nächte in seinen Armen ruhte. — M. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Mnioch (Joh. Jak.), origineller deutscher Dichter, geb. zu Elbing in Preußen 13. Oct. 1765, studirte in Jena, war dann einige Zeit in Halle Hauslehrer und wurde 1790 Rector zu Neufahrwasser bei Danzig. Als er sich von hier wegen einer Pasquinade entfernen mußte, fand er 1796 in Warschau eine Anstellung, wo er als erster Directionsrath der preuß. Lotterie 22. Febr. 1804 starb. Bekannt ist durch eigenthümliche Mischung von Heiterkeit und Ernst besonders sein Lied vom Grabe: «Wir werden alle Platz und Raum» u. s. w., sowie sein Maurerlied am Johannisfeste 1798. Seine bessern Arbeiten sind vereinigt in «Sämmtliche auserlesene Schriften» (3 Bde., Görl. 1798—99) und «Analekten» (2 Bde., Görl. 1804). Viel Gewandtheit im Ausdruck und große Regsamkeit des Geistes und Gefühls befähigten ihn zum Improvisator. — Seine Gattin, Maria M., geborene Schmidt, geb. zu Neufahrwasser bei Danzig 1777, eine hochgebildete Frau, starb zu Warschau 1799. Ihre geistvollen Aufsätze wurden von M. unter dem Titel «Zerstreute Blätter u. s. w.» (Halle 1800; 2. Aufl. 1821) herausgegeben.

Moa nennen die Eingeborenen Neuseelands eine ausgestorbene Vogelgattung, s. Dinornis.

Moabiter ist der Name eines den Hebräern stammverwandten Volks, das östlich vom Todten Meere und Jordan wohnte und monarchisch regiert wurde. Als ihre Gottheiten werden Kamosch und Baal-Peor genannt, deren Cultus zeitweilig auch in Israel Eingang fand. In der sog. Richterzeit hatten die M. das israel. Volk auf 18 Jahre unterjocht; später wurden sie zwar von David zinsbar gemacht, doch wußten sie sich dem Tribute nach 900 v. Chr. wieder zu entziehen. Während der ganzen Zeit der davidischen Könige scheinen M. und Israeliten in Feindschaft gelebt zu haben, und der Nationalhaß der letztern äußerte sich theils in der Sage

Digitized by Google

über die unreine Entstehung des Volksstammes durch Blutschande (1 Mos. 19, 31 fg.), theils in den Verwünschungen und Drohungen der hebr. Propheten gegen sie. Sie trieben Getreide-, Wein- und Obstbau, sowie Viehzucht. Nach dem Einfalle der Assyrer rissen die M. Stücke des israel. Gebietes an sich und verbanden sich mit den Chaldäern gegen Juda. In der nachexilischen Zeit begannen sich die M. theilweise mit den Juden zu vermischen.

Moallâkât (d. i. die dem Geschmeide [ilk] an Werth gleichgehaltenen Kasiden) nennen die Araber sieben längere Gedichte (Kasiden), welche von Dichtern herrühren, die zum Theil (wie Imrul-Kais) vor Mohammed, zum Theil (wie Lebîd) noch gleichzeitig mit ihm lebten, und deren poetischen Werth man für sehr hoch hielt. Andere Namen für diese Gedichte sind: al-tivâl (die langen) und al-mudsahhabât (die mit Gold belegten). Den Inhalt dieser Gedichte, die noch heute bei den Arabern nach Form und Inhalt für mustergültig gehalten werden, bilden Schilderungen aus dem Leben der Wüste, der Kämpfe der Dichter, ihrer Liebesabenteuer, ihrer Gastfreundschaft, Tapferkeit und ihres Muthes, und ausführliche Beschreibungen ihrer Reitthiere, eines Kamels oder Rosses. Die Texte dieser zu den ältesten Literaturdenkmälern der Araber zählenden Lieder sind allerdings mannichfach interpolirt und geben zu den vielfachsten kritischen Bedenken Veranlassung (vgl. Ahlwardt, «Bemerkungen über die Echtheit der alten arab. Gedichte», Greifsw. 1872), namentlich ist es sehr zweifelhaft, ob die einzelnen, oft in fast gar keinem oder nur sehr geringem Zusammenhang stehenden Verse uns von den Lesern (râwî) in der richtigen Reihenfolge überliefert worden sind, was um so mehr zu bezweifeln ist, als die schriftliche Aufzeichnung dieser im Volksmunde von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten, oft recitirten Kasiden erst geraume Zeit nach Abfassung derselben durch Hammâd al-râwî (gest. 783 n. Chr.) erfolgte. Den arab. Text (nebst engl. Uebersetzung) gab zuerst William Jones (Lond. 1782) heraus. Nach dem Englischen wurden sie von Hartmann unter dem Titel «Die hellstrahlenden Plejaden am arab. poetischen Himmel» (Münster 1802) ins Deutsche übersetzt. Eine vollständige Ausgabe mit arab. Scholien erschien zu Kalkutta (1823) und in neuer Bearbeitung von Arnold (Lpz. 1850). Eine wirklich kritische Ausgabe des Textes (ohne Scholien) der M. des Amrulkais, Tarafa, Antara und Zuhair gab W. Ahlwardt (in «The divans of the six ancient Arabic poets», Lond. 1870) in trefflichster Weise. Andere Specialausgaben der einzelnen Gedichte (mit dem Commentar des Zuzenî) verdanken wir Hengstenberg und A. Müller («Amrulkais», Bonn 1823 u. Lpz. 1872), Vullers («Tarafa und Hareth», Bonn 1827), Kosegarten («Amr ben Kulthum», Jena 1829), S. de Sacy («Lebîd», Par. 1816), Rosenmüller («Zohair», Lpz. 1828) und Willmet («Antar», Leiden 1816). Deutsche Bearbeitungen der M. in poetischer Form gaben J. von Hammer-Purgstall (in seiner «Literaturgeschichte der Araber»), Phil. Wolff («Muallakat. Die sieben Preisgedichte der Araber», Rottweil 1857) und theilweise auch Fr. Rückert («Amrilkais», Stuttg. 1843, und einzelne Stücke in seiner Uebersetzung der «Hamâsa», Stuttg. 1846).

Mob, Pöbel, Gesindel, ist ein Wort, das in England zur Zeit der Volksemeuten gangbar wurde, zu welchen die kath. Verschwörung unter Karl II. Anlaß gab. Es wird von dem Lateinischen mobilis, beweglich, wandelbar, abgeleitet. L'Estrange spricht in diesem Sinne von dem Mobile; das Wort M. ist aber, wie es scheint, in der Schriftsprache zuerst von Dryden gebraucht worden. Späterhin hat man auch das Zeitwort to mob, tumultuiren, und in satirischer Beziehung zu nobility (Adel) auch mobility (großer Haufe, Janhagel) daraus gebildet.

Mobile, die wichtigste Stadt und das Handelsemporium des nordamerik. Staates Alabama, an dem westl. Arme des gleichnamigen Flusses, 52 Kilom. von dessen Mündung in die 48 Kilom. lange und 30 Kilom. breite Mobilebai, mit einem durch das Fort Morgan geschützten Hafen, hatte 1830 erst 3194, 1850: 20,513, und 1870 bereits 32,034 E., darunter 13,919 Farbige und 4239 Fremde. M. ist nächst Neuorleans der bedeutendste Baumwollenhafen in den Vereinigten Staaten. Von dem Export des J. 1874, im ganzen 10,282,734 Doll., kamen 9,384,820 Doll. auf Baumwolle. Durch die M.- und Ohio-, M.- und Montgomery-, Neuorleans-M.- und Texas- und die Alabama-Grand-Trunk-Eisenbahn ist M. mit dem ganzen Süden in directem Verkehr. M. hat 30 Kirchen, 71 öffentliche Schulen und 4 Banken. Im Bürgerkriege wurde M. erst 12. April 1865 von den Bundestruppen genommen.

Mobile Colonnen nennt man größere oder kleinere Truppenabtheilungen, zuweilen aus allen Waffen zusammengesetzt, welche entsendet werden, um bedrohten Orten rasche Hülfe zu bringen, in Feindesland, besonders wenn es insurgirt ist (Spanien 1808—13, Tirol 1809), die gefährdeten Verbindungen des Heers zu sichern, ferner im eigenen Lande innere Unruhen zu unterdrücken, bei partiellen Aufständen einzelne Gegenden im Zaum zu halten, sowie Landstriche, welche von Räubern unsicher gemacht werden, zu säubern. Ferner bedient man sich ihrer auch

Digitized by Google

zu Leistungen des kleinen Kriegs, um den Feind auf weitere Entfernung zu beunruhigen, ihm Transporte zu nehmen, Marodeurs aufzuheben u. s. w. In dieser Beziehung fallen ihre Unternehmungen mit denen der Detachements und Freicorps zusammen.

Mobiliarsteuer heißt jede Abgabe, welche vom beweglichen Vermögen erhoben wird. Diese Abgabe ist daher eine directe und Vermögenssteuer, die allerdings unter gewissen Umständen in das Gebiet der Consumtions- und Luxussteuern hinübergreifen kann. (S. Steuern.)

Mobilien (lat., d. i. bewegliche Güter), auch Fahrende Habe oder Fahrniß. Alle äußern Gegenstände, woran ein Besitz und Ausübung von Eigenthumsrechten möglich ist, theilen sich in bewegliche und unbewegliche. Bloße Forderungen und Rechte (Obligationen und Activkapitalien) fallen zwar an sich eigentlich gar nicht in diese Eintheilung, werden aber von den neuern Gesetzen und Ortsstatuten bald zu den beweglichen, bald zu den unbeweglichen Gütern gerechnet. Auch rechnet man manche an sich bewegliche Sachen zu den unbeweglichen, wie Schiffe, große Waarenlager, Bibliotheken, wenigstens in einer oder der andern Beziehung. Zu den unbeweglichen Gegenständen gehören nicht blos die an sich beweglichen Theile und Zubehörungen von Gebäuden und Grundstücken, z. B. Fenster, Thüren, kurz alles, was niet- und nagelfest im Hause ist u. s. w., sondern auch die Rechte, welche an einer unbeweglichen Sache stattfinden, wie Zehnten, Hutungsrechte, Jagden, Reallasten, Zinsen und Gülten u. s. w. Auch Kapitalien können immobilisirt werden, z. B. Forderungen an den Staat, wenn sie als unveräußerlich im Staatsschuldbuche eingetragen oder zu Versorgungszwecken auf Immobilien hypothecirt werden, wie Lehnsstämme. Der Unterschied zwischen M. und Immobilien ist besonders im Erbrechte wichtig, da M. nach dem Rechte vererbt werden, welchem der Erblasser für seine Person unterworfen war, die Immobilien dagegen nach dem Rechte des Landes, wo sie liegen.

Mobilisirung oder Mobilmachung nennt man die Summe der Thätigkeit, durch welche ein Heer aus dem Friedensstande auf den Kriegsfuß gesetzt wird. Schon im Frieden muß dazu alles vorbereitet sein. Das Kriegsmaterial an Waffen, Munition, Fahrzeugen, Bekleidungs- und Armaturgegenständen u. s. w. ist allezeit vollzählig zu erhalten. Die Pferde im Lande sind verzeichnet. Die Reservemannschaften, durch deren Einberufung die Truppen die Kriegsstärke erreichen, sowie die Wehrleute (beim Vorhandensein einer Landwehr) sind in sorgfältig controlirten Listen geführt. Die Festungen, die Plätze für Depôts und Magazine sind im guten baulichen Zustande zu halten u. s. w. Im Kriegsministerium ist ein Mobilmachungsplan bis in das Detail ausgearbeitet. Die Repartition der Leistungen des Landes, die Einberufung und Zahl der zu stellenden Combattanten, Handwerker und Pferde, ihre Ueberweisung an die Truppentheile, die Orte, wo die letztern ihre Kriegsformationen annehmen, der Empfang von Material und Munition, die Bildung der in der Heimat verbleibenden Ersatzabtheilungen, welche den Abgang der mobilen Truppen stets zu decken bestimmt sind, die Formation der Trains, der Munitionscolonnen, der Brückenequipagen u. s. w. wird genau im voraus bestimmt. Neben dieser Sorge für die activen Truppen wird auch auf die nothwendige Verstärkung der Intendantur, welcher die Verpflegung obliegt, des Medicinalwesens und aller Zweige der Feldadministration Bedacht genommen. Der secretirte Mobilmachungsplan ist den Truppencommandos, welche die Ausführung eintretendenfalls zu bewirken haben, mitgetheilt, damit nur der Befehl gegeben zu werden braucht, um die M. in kürzester Frist ohne Verwirrung und viele Rückfragen zu vollenden. Zuweilen geht der vollen M. der Zustand der Kriegsbereitschaft voraus, in welchem die Truppen auf Kriegsstärke gesetzt werden, ohne daß schon alle Neuformationen an Trains und Administrationen u. s. w. erfolgen. Bei der M. werden dann Feld-, Ersatz- und Besatzungstruppen formirt, eine Stellvertretung für die ins Feld rückenden Militärbehörden angeordnet und die Feldadministrationen eingerichtet, wozu auch die Feldtelegraphie, Feldeisenbahnabtheilungen und Feldpost gehören. Die mobilen Truppen treten dann in ihren Brigade-, Divisions-, Corpsverband und werden bei verschiedenen Kriegstheatern einer größern Macht auch in mehrere Armeen zusammengezogen, wobei zuweilen neue Formationen eintreten. Eine zweckmäßige Friedensorganisation ist die Kriegsformation in verjüngtem Maßstabe; je mehr sich beide nähern, je besser die Vorbereitungen für den Uebergang getroffen, um so schneller geht die Mobilmachung von statten, und alle Erfahrungen beweisen, daß selbst ein Vorschub von 24 Stunden in Beendigung der M. von entscheidendem Einfluß auf den Ausgang des Feldzugs werden kann. Vortheilhaft ist es, wenn die Organisation auch die M. einzelner Theile (Corps, Divisionen) gestattet, ohne dadurch die spätere M. der übrigen Theile zu beeinträchtigen.

Möbius (Aug. Ferd.), deutscher Mathematiker und Astronom, geb. 17. Nov. 1790 zu Schulpforta, besuchte die dortige Schule und studirte 1809—13 zu Leipzig, Göttingen und

Digitized by Google

Halle anfangs die Rechte, dann Mathematik. Nachdem er sich 1815 in Leipzig als Privatdocent habilitirt, erhielt er im Jan. 1816 die außerord. Professur der Astronomie daselbst. Nach einem von ihm entworfenen Plan wurde 1818—21 die leipziger Sternwarte umgestaltet. M. wurde 1844 zum ord. Professor der höhern Mechanik und Astronomie ernannt und starb 26. Sept. 1868 zu Leipzig. Schon seine Dissertation «De computandis occultationibus fixarum per planetas» (Lpz. 1815) machte Aufsehen und fand allgemeinen Beifall. Unter seinen spätern Schriften ist namentlich der «Barycentrische Calcul, ein neues Hülfsmittel zur analytischen Behandlung der Geometrie» (Lpz. 1827) als in der Geschichte der Geometrie epochemachend anzusehen. Einen Haupttheil dieses Werks bildet die neue Lehre von den Verwandtschaften der Figuren. Nicht minder werthvoll sind sein «Lehrbuch der Statik» (2 Bde., Lpz. 1837) und «Die Elemente der Mechanik des Himmels» (Lpz. 1843), ein Versuch, die Theorie der für die Astronomie so wichtigen Störungsrechnungen, ohne Anwendung höherer Lehren der mathem. Analysis zu entwickeln. Seine «Hauptsätze der Astronomie zum Gebrauche bei seinen Vorlesungen für Gebildete» erschienen in sechster Auflage (Stuttg. 1874). Außerdem hat er in Crelle's «Journal für Mathematik» und in den von der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften herausgegebenen Schriften viele Abhandlungen geliefert. — Theodor M., namhafter Germanist, Sohn des Vorigen, geb. 22. Juni 1821 zu Leipzig, widmete sich seit 1840 zu Leipzig und Berlin philol. Studien, fungirte seit 1845 als Beamter der Universitätsbibliothek zu Leipzig und habilitirte sich daselbst 1852 für skandinav. Sprache und Literatur. Bei dieser Gelegenheit veröffentlichte er eine Untersuchung «Ueber die ältere isländ. Saga» (Lpz. 1852). Er erhielt 1859 eine außerord. Professur zu Leipzig. Ostern 1865 folgte er einem Rufe als Professor der nordischen Sprachen an die Universität Kiel. Von seinen Werken sind hervorzuheben: die Ausgaben der «Sämundar-Edda» (Lpz. 1860) und in Verbindung mit Gudbr. Vigfusson der «Fornsögur» (Lpz. 1860), ferner der «Catalogus librorum islandicorum» (Lpz. 1856), die «Analecta norroena» (Lpz. 1859; 2. Ausg. 1877), das «Altnordische Glossar» (Lpz. 1866), eine «Dän. Formenlehre» (Kiel 1871), die Ausgabe des «Málshattakvædi» (Halle 1873) und zum 1000jährigen Jubiläum von Islands Besiedelung die der «Islendingadrápa» (Kiel 1874). — Paul Heinrich August M., Bruder des letztern, geb. 31. Mai 1825 zu Leipzig, studirte 1844—48 erst auf der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Berlin Theologie und Philosophie, wurde 1848 Lehrer an der Thomasschule zu Leipzig, 1853 Director der Buchhändlerlehranstalt, Ostern 1865 Director der Ersten Bürgerschule daselbst und 1867 Schulrath in Gotha. Von seinen literarischen Arbeiten sind hervorzuheben: «Erhard der Waffenschmied. Eine Volkserzählung» (Lpz. 1852), «Ele Eskera, ein jüd. Midrasch, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen» (Lpz. 1854), «Katechismus der deutschen Literaturgeschichte» (Lpz. 1857; 5. Aufl. 1875) und das Trauerspiel «Bar-Kochba» (Lpz. 1863).

Möckern, Stadt an der Elbe, mit (1875) 1607 E., im Kreise Jerichow I. des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg, ist durch das Gefecht denkwürdig, in welchem 5. April 1813 die Preußen unter York über die Franzosen unter dem Vicekönig von Italien den Sieg davontrugen. — Damit ist nicht zu verwechseln das Dorf M. bei Leipzig mit (1875) 2123 E. und großer Infanteriekaserne, welches der Schlacht bei Leipzig (s. d.) seinen weltgeschichtlichen Namen verdankt, wo 16. Oct. Blücher mit der Schlesischen Armee die Franzosen unter Marmont schlug.

Modalität, vom lat. modus, bezeichnet die Art und Weise, wie etwas existirt, geschieht oder gedacht wird, sodaß man damit gewöhnlich die zufälligen Bestimmungen vorzugsweise bezeichnet. So spricht man von den M. eines Geschäfts, einer Handlung u. s. w. Im Sprachgebrauche der Philosophie ist M. diejenige Bestimmung der Urtheile, wonach ein Urtheil etwas blos für möglich oder für wirklich oder für nothwendig erklärt, also entweder problematisch oder assertorisch oder apodiktisch ist. Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit heißen daher Modalitätsbegriffe. Bei Kant sind die Unterschiede der M. die drei letzten unter den zwölf Kategorien, die er für Stammbegriffe des menschlichen Geistes erklärte. Jedes Urtheil als solches ist eine Versicherung (assertorisch). Die Unmöglichkeit oder Undenkbarkeit des Gegentheils macht es zu einem nothwendigen; die gleiche Denkbarkeit, logische Möglichkeit oder Widerspruchslosigkeit des Gegentheils läßt ihm nur den Charakter des problematischen. Möglich ist niemals ein Urtheil allein, sondern immer die beiden verglichenen; nothwendig sind niemals zwei entgegengesetzte, sondern nur eins von beiden. Hieraus folgt die logische Regel: Von der Nothwendigkeit gilt der Schluß auf die Wirklichkeit, von dieser auf die Möglichkeit, aber nicht umgekehrt.

Mode (franz., vom lat. modus, d. i. die Art und Weise) bezeichnet die Gesammtheit der Gebräuche, Sitten und Gewohnheiten eines Volks, seine Trachten, Zimmergeräthschaften, Waffen

Digitized by Google

und alle Nebendinge des Lebens mitgerechnet, wird aber gewöhnlich in einem engern Sinne genommen und nur auf die Art sich zu kleiden angewandt. Die Geschichte der M. bildet einen wesentlichen Theil der allgemeinen Cultur- und Sittengeschichte. Bei den alten Griechen und Römern war die Kleidung anfänglich einfach aus grober Wolle und weniger zum Putz als zum Schutz des Körpers gemacht. Erst nach der Schlacht bei Salamis ergaben sich die Athener den Mode- und Luxusüppigkeiten des Kleiderwesens, und die Römer folgten ihrem Beispiele, als sie ihre Eroberungen bis Kleinasien ausgedehnt hatten. Im Mittelalter hielten sich die Nationaltrachten so lange in den Schranken der Einfachheit, bis um die Mitte des 14. Jahrh. das zuerst eintritt, was wir seitdem unter M. verstehen: der ewige, scheinbar zufällige Wechsel in der Tracht mit seiner unbedingten Herrschaft über alle Klassen der civilisirten Menschheit. Bemerkenswerth ist, wie überall Geist und Charakter der Zeiten sich unmittelbar in den Trachten abspiegeln. Schon sehr früh erhielten die Standesunterschiede eine sichtbare und handgreifliche Gestalt im Zuschnitt und Aufputz des Wamses und Rocks. Die Adeligen waren adelig von ihrer Hutspitze bis zu ihren Schuhabsätzen, und die Bauern bäuerisch von ihren Pelzmützen bis zu ihren Filzsocken. Die Anzahl der jährlich gestatteten Kleider, aus welchem Stoffe sie verfertigt, wie sie zugeschnitten, gefüttert, verbrämt und beslittert sein durften: alles das war für die Vornehmsten wie für die Geringsten in Kleiderordnungen vorgeschrieben. Von der Renaissance-Epoche an nähern sich die europ. Völker einander in der Kleidung bis zu einem gewissen Grade der Gleichartigkeit. Eine Nation wird für die andere die Tonangeberin in Costümangelegenheiten und drückt jedesmal ihren Nationalstempel auf die durchgehends als mustergültig angenommene Kleiderform. Um die Mitte des 16. Jahrh. kleidete man sich z. B. allgemein nach spanischer M. und ein Jahrhundert später zeigten sich bereits die ersten Anfänge der lange dauernden Herrschaft Frankreichs. Unter König Ludwig XIV., wo Frankreich in Sachen des Geschmacks unbeschränkt dominirte, wurde alles nach den Gesetzen einer strengen Etikette geordnet und abgetheilt. Das Kleiderwesen regelte sich wie das Gewerbewesen, und man unterwarf die M. wie die Gemüther einem despotischen Zwange. Im Verlaufe des 18. Jahrh. änderte sich die Tracht mit dem Zeitgeiste: sie wurde ungezwungener, niedlicher, flitteriger, der leichtfertigern Lebensweise angemessener. Wenn sie sich auch später, nach engl. Vorgange, schmuck- und anspruchsloser gestaltete, so blieb sie doch immer noch die in die Augen fallende Seite der gesellschaftlichen Rangunterschiede, bis die Französische Revolution sie auf eine radicale Einfachheit zurückführte. Seitdem alle Gold- und Silberstickerei abkam und an der Stelle von Sammt und Seide das Tuch aufkam, ist es unmöglich, die verschiedenen Stände in der Tracht voneinander, wenn nicht der Beruf eine besondere Form für diese bedingt, zu unterscheiden. Der schwarze Frack (s. d.) verbirgt die Abstufungen der Stände. Was die M. in der weiblichen Kleidung betrifft, so hat diese nur für die ältern Zeiten eine culturhistor. Wichtigkeit. Anstatt eine allgemeine Convenienz, eine Gesammtansicht zu vertreten, ist dieselbe jetzt meistens nur der Triumph einer individuellen Grille. Was zufällig und augenblicklich an einer Modedame des Tags graziös gefunden wurde, dafür ist die große Menge der Frauen im Stande, sich dem ärgsten Zwange auszusetzen. Dasselbe weibliche Bedürfniß erzeugte auch die Zeitschriften, in welchen Nachrichten und Abbildungen von den neuesten Putzerscheinungen der modischen Welt mitgetheilt werden. Die ältesten Zeitschriften dieser Art waren: «Le Courrier de la nouveauté», ein Wochenblatt (Par. 1758), und die «Mode- und Galanteriezeitung» (Erf. 1758). Mit der Zunahme des putzsüchtigen Publikums wuchs die Menge der Modejournale, namentlich in Paris. Vgl. von Eye und J. Falke, «Kunst und Leben der Vorzeit» (Nürnb. 1858); J. Falke, «Die deutsche Trachten- und Modenwelt» (Lpz. 1858); derselbe, «Geschichte des modernen Geschmacks» (Lpz. 1866); Weiß, «Costümkunde» (3 Bde., Stuttg. 1856—72).

Model, Modul, vom lat. modulus (verkleinert von modus), ist ein in der Baukunst gebräuchliches Säulenmaß für die Bestimmung der einzelnen Theile der Säule, sowie des Gebälks. Seine Größe hängt von der jedesmaligen Stärke der Säule ab, da der untere Säulendurchmesser zwei M. gibt. Ein M., also der Säulenhalbmesser, wird in 30 Theile getheilt, die man Minuten oder Partes nennt. Alle andern Größenverhältnisse des übrigen Baues werden in der antiken Kunst aus diesem Grundmaße abgeleitet.

Modell heißt im allgemeinen jede Darstellung eines Gegenstandes, welcher schon ausgeführt ist oder erst ausgeführt werden soll, in verjüngtem Maßstabe. In der Baukunst nennt man M. eine in kleinerm Maßstabe ausgeführte Skizze zu einem Gebäude oder einer Maschine oder eine verkleinerte Copie davon. M. vorhandener Gebäude aus Holz, Kork, Gips, Stein und von Maschinen und Maschinentheilen, architektonischen Constructionen, wie Dächern, Gewölben

Digitized by Google

u. ſ. w., fertigt man zum Zwecke des Unterrichts, und M. für auszuführende Gebäude, um eine klarere Ueberſicht über die projectirten Dispoſitionen und die Geſammtwirkung des Ganzen zu erlangen, als ſolches durch Zeichnung möglich iſt. Im 16. und 17. Jahrh. machte man ſie häufiger als in unſern Tagen. Alte M., z. B. zur Peterskirche in Rom, zum Rathhauſe in Augsburg, von nürnberger Privathäuſern u. ſ. w., ſind noch heute erhalten. In der Plaſtik heißt M. das vom Künſtler aus Thon, Wachs oder Gips, wol auch aus Holz gefertigte Kunſtwerk, welches als ſolches noch nicht fertig iſt, ſondern nur als Vorbild zur Ausführung in Marmor, Sandſtein, Bronze, Eiſen u. ſ. w. dient. Endlich heißen M. auch diejenigen männlichen und weiblichen Individuen, an welchen die Bildhauer und Maler ihre Studien machen.

Modĕna, früher ein ſouveränes ital. Herzogthum, das die fruchtbare Ebene, welche der Panaro bewäſſert, umfaßte und einen Flächenraum von 6057 QKilom. mit einer Bevölkerung von mehr als 604,000 Seelen (Ende 1857) beſaß. Gegenwärtig bildet es einen Beſtandtheil des Königreichs Italien und zerfällt in die Provinzen M. (2501,5 QKilom. mit [Ende 1871] 273,231 E.), Maſſa-Carrara und Reggio. Durch den fruchtbaren Boden begünſtigt, befinden ſich Ackerbau, Wein- und Olivencultur, Vieh- und Seidenzucht in Blüte. Der Bergbau iſt namentlich auf Marmor ſehr bedeutend, die gewerbliche Induſtrie dagegen nur von geringem Belang. In früheſter Zeit gehörte M. zu dem Exarchat, dann zu Toscana und nachher nebſt Ferrara den Torellis, welchen ſeit 1290 die Familie Eſte (ſ. d.) in der Herrſchaft folgte. Clemens VIII. zog 1582 das Herzogthum Ferrara als eröffnetes Lehn ein, und zu M. gehörten nun nur noch das Herzogthum Reggio und das Fürſtenthum Carpi. Der Herzog Franz I. erwarb 1633 das Fürſtenthum Correggio, Franz II. 1710 das Herzogthum Mirandola, 1737 das Herzogthum Novellara und 1741 durch Heirath das Herzogthum Maſſa-Carrara. Der letzte Herzog von M. aus dem Hauſe Eſte war Hercules III. (geſt. 1803), welcher beim Einrücken der Franzoſen in Italien 1796 die Flucht ergriff und, im Frieden zu Campo-Formio ſeines Landes beraubt, im Luneviller Frieden mit dem Breisgau entſchädigt wurde, den er an den mit ſeiner einzigen Tochter und Erbin, Maria Beatrix, verheiratheten Erzherzog von Oeſterreich, Karl Anton Joſeph Ferdinand, überließ. Letzterer, der ſich nun Herzog von Modena-Breisgau nannte, verlor den Breisgau durch den Preßburger Frieden 1805 und ſtarb 1806. Sein Sohn, der Herzog Franz IV. (ſ. d.), gelangte erſt 1814 wieder in den Beſitz der großväterlichen Staaten, wo gleichzeitig auch ſeine Mutter die Regierung des Herzogthums Maſſa-Carrara, dem der Congreß zu Wien die kaiſerl. Lehen in der Lunigiana hinzufügte, von neuem antrat. Dieſes Herzogthum fiel bei dem Tode der Mutter (14. Nov. 1829) dem Sohne zu und nach dem Tode der Kaiſerin Marie Luiſe, Herzogin von Parma, Piacenza und Guaſtalla, wurden 1847 einige Gebietstheile von Toscana und von Parma dem Herzogthume M. einverleibt. Die polit. Reaction, welche ſofort nach der Rückkehr Franz' IV. in deſſen Erbſtaaten eintrat, machte denſelben äußerſt unpopulär, und ein 3. Febr. 1831 ausgebrochener Aufſtand konnte nur durch die öſterr. Waffen beſiegt werden. Nachdem Franz IV. 21. Jan. 1846 geſtorben, folgte ihm ſein Sohn Franz V., der dem Regierungsſyſteme des Vaters treu blieb. Bei der wachſenden Unzufriedenheit der Modeneſen fühlte ſich der Herzog in ſeinem Lande nicht mehr ſicher und rief Oeſterreichs Hülfe an, worauf M. und Reggio von öſterr. Truppen beſetzt wurden. Tumultuariſche Auftritte in den Städten M.s Ende 1847 hatten eine Verſtärkung der öſterr. Hülfstruppen und den Abſchluß eines Schutz- und Trutzbündniſſes zwiſchen M. (nebſt Parma) und Oeſterreich im Febr. 1848 zur Folge. Die Aufregung legte ſich gleichwol nicht, und im März 1848 ſah ſich der Herzog genöthigt, das Land zu verlaſſen. Es wurde eine proviſoriſche Regierung ernannt, welche 29. Mai den Anſchluß an Sardinien proclamirte. Allein die Niederlagen des Königs Karl Albert brachten die Revolutionspartei in M. vom Ruder, und bereits 10. Aug. hielt der Herzog Franz V. wieder ſeinen Einzug in die Hauptſtadt. Es begann nun unter dem Einfluß der öſterr. Militärherrſchaft ein Willkürregiment, welches eine Verſöhnung der Gemüther unmöglich machte. Beim Ausbruche des Kriegs von 1859 ſtieg, wie in ganz Mittelitalien, ſo auch in M. die Aufregung von Tag zu Tag. Der Herzog verließ nach der Schlacht von Magenta ſein Land und ſuchte mit dem größten Theile ſeiner Truppen (etwa 4000 Mann) Schutz in Oeſterreich. Eine modeneſiſche Nationalverſammlung erklärte bereits 19. Aug. die Abſetzung der Dynaſtie, und das Land ſchloß ſich hierauf dem ſog. Gouvernement Emilia an, deſſen Beſtandtheile, nach vorausgegangener Volksabſtimmung, durch Decret vom 18. März 1860 mit den Staaten des Königs Victor Emanuel vereinigt wurden. (S. Italien.) Mit dem Tode Franz' V. erloſch 20. Nov. 1875 das Herzogshaus M. im Mannsſtamme. Vgl. Muratori, «Delle antichità Estensi ed Italiane» (2 Bde., Mod.

Digitized by Google

1717—40); Tiraboschi, «Memorie storiche Modenesi col codice diplomatico» (9 Bde., Mod. 1811); Roncaglia, «Statistica generale degli stati Estensi» (2 Bde., Mod. 1849—50); Scharfenberg, «Geschichte des Herzogthums M. und des Herzogthums Ferrara» (Mainz 1859); «Documenti risguardanti il governo degli Austro-Estensi in M., dal 1814 al 1859» (3 Bde., Mod. 1860); Bianchi, «Cronaca modenese» (Parma, bis 1876 10 Bde.).

Modĕna, Hauptstadt des frühern Herzogthums und der gegenwärtigen ital. Provinz gleichen Namens, an einem die Secchia mit dem Panaro verbindenden Kanale, in einer fruchtbaren Ebene, an der Bahnlinie Bologna-Turin, die hier nach Mantua abzweigt, ist Sitz der Präfectur, eines Appellhofs und anderer Behörden, sowie eines Erzbischofs. Es bestehen daselbst eine Universität (mit Facultäten für Jurisprudenz, für Medicin und Chirurgie und für mathem. und Naturwissenschaften), ein Lyceum, ein Gymnasium, das Convict San-Carlo, eine technische Schule, eine Infanterie- und Cavalerieschule, Akademien der Wissenschaften und Künste u. s. w. M. zählt (Ende 1871) 30,854, im ganzen Gemeindegebiet 56,690 E. und ist eine der freundlichsten Städte Italiens. Es hat breite, regelmäßig gebaute, meist mit Bogengängen versehene Straßen, eine Menge Paläste und ansehnliche Gebäude, ein schönes Theater, 27 Kirchen, schöne Promenaden, wöchentliche Viehmärkte, einige Manufacturen, aber wenig Handel, überhaupt wenig Leben und Bewegung. Unter den Kirchen ist die durch die Gräfin Mathilde 1099 begonnene, 1184 vom Papste eingeweihte und zuletzt 1822 ausgebesserte goth. Kathedrale San-Geminiano bemerkenswerth. Dabei erhebt sich der berühmte Glockenthurm, die Ghirlandina, roman. Stils, viereckig aufsteigend, mit achteckigem Obergeschoß, 96 Mt. hoch, einer der schönsten Thürme Italiens. Davor steht seit 1860 die Statue des Dichters Tassoni. Der frühere herzogl., nunmehr königl. Palast enthält eine der berühmtesten Büchersammlungen Italiens mit mehr als 120,000 Bänden und über 3000 Handschriften, ein Münzcabinet, eine Sternwarte mit guten Instrumenten und eine neue treffliche Sammlung von Gemälden in 14 Sälen, nachdem die berühmte modenesische Bildergalerie 1745 nach Dresden verkauft worden ist. Daneben liegen die schönen öffentlichen Gärten. Die früheste Spur von M. oder Mutina findet sich in dem Kriege der Römer mit den cisalpinischen Galliern kurz vor dem Ausbruche des ersten Punischen Kriegs. Im J. 185 v. Chr. wurde es röm. Colonie, und 78 v. Chr. ward Marcus Brutus, der Vater von Cäsar's Mörder, daselbst von Pompejus belagert. Berühmter aber ist der **Mutinensische Krieg** oder die Belagerung des Decimus Brutus durch Marcus Antonius 43 und die Entsetzung durch Octavianus und die Consuln Hirtius und Pansa. Zerstört und wieder aufgebaut unter Kaiser Konstantin d. Gr., hatte die Stadt viel in den Kriegen der Ostgothen, Byzantiner und Longobarden zu leiden und lag dann lange Zeit ganz verödet. Fränk. Grafen regierten sie vom 9. Jahrh. an; im 11. waren ihre Bischöfe zugleich die weltlichen Herrscher. Im 12. Jahrh. gehörte die Stadt der Gräfin Mathilde von Toscana. Nach der Zeit der lombard. Städtebünde und nach manchen Zerrüttungen durch die folgenden Parteikämpfe unterwarf sie sich 1288 dem Markgraf Obizzo von Este. Diesem Hause verblieb sie und ihr Gebiet, woraus das Herzogthum Modena (s. d.) erwuchs.

Moder (Vermoderung und Verwesung), s. Fäulniß.

Modern (von dem spätlat. modernus, gebildet aus modo, unlängst, neulich) nennt man im gewöhnlichen Sprachgebrauch dasjenige, was der jedesmal herrschenden Mode entspricht. Eine höhere Bedeutung hat diese Bezeichnung in der Geschichte, namentlich in der Kunst- und Literaturgeschichte. Hier bildet es den Gegensatz zum Antiken (s. d.) und zum Romantischen (s. Romantik). Manche Aesthetiker und Geschichtschreiber beschränken indeß die Gegensätze nur auf das Antike und Romantische, indem sie unter jenem die griech.-röm., unter diesem die christl. Weltanschauung verstehen. Aber die Zeit seit der Reformation unterscheidet sich in zu vielen wesentlichen Gesichtspunkten von dem Geist des Mittelalters, als daß für sie der Begriff des Romantischen ausreichte. Die Scheidung in das Antik-Classische, Romantisch-Mittelalterliche und in das Moderne erscheint daher völlig gerechtfertigt.

Modica (lat. Motyca, bei den Sarazenen Mohak), Hauptstadt eines Kreises der ital. Provinz Siracusa, auf der Insel Sicilien, ehemals Hauptort einer gleichnamigen Grafschaft, in einem engen, von hohen Felsen umgebenen Thale, groß, aber nicht schön gebaut, mit einem Castell, das eine herrliche Aussicht bietet, mehrern schönen Kirchen, einem Gymnasium und einer technischen Schule. Die Stadt zählt (Ende 1871) 33,169 E., welche zumeist Landbau treiben. Etwa 7 Kilom. davon liegt in einer steinigen Einöde das Thal von **Ispica**, das wegen seiner Felsenwohnungen merkwürdig ist. In der Länge von 11 Kilom. befindet sich in den Kalkfelsen zu beiden Seiten des Thals eine unzählige Menge großer und kleiner Höhlen in mehrern Stock-

werken übereinander eingehauen. Aus der kunstlosen Construction der Höhlungen läßt sich schließen, daß dieselben die Wohnungen der Urbewohner Siciliens gewesen sein müssen.

Modlin, von den Russen Nowogeorgiewsk (Neugeorgiewsk) genannt, Stadt in dem poln. Gouvernement Plock, am Einflusse des durch den Narew verstärkten Bug in die Weichsel, 26 Kilom. im Nordnordwesten von Warschau, ist jetzt eine der stärksten russ. Festungen, die ohne die Garnison nur 1250 E. hat. Schon im 17. Jahrh. wurde daselbst von den Schweden ein verschanztes Lager angelegt. Nachdem Napoleon I. die Wichtigkeit des Platzes erkannt, ließ er 1807—12 die Festung erbauen, welche 1813 von den Russen blokirt, aber erst, nachdem alles verloren und der größte Mangel an Lebensmitteln eingetreten, 25. Nov. von dem Commandanten, dem General Daendels, übergeben wurde. Ebenso heldenmüthig vertheidigte sie während der Revolution 1831 der poln. General Graf Ignaz Ledochowski, bis er sich mit der Besatzung nach dem Falle von Warschau kriegsgefangen ergeben mußte. Nach dem Untergange Polens wurde M. von den Russen bedeutend verstärkt, sodaß es mit Warschau und Sierock ein Festungsdreieck bildet, von welchem die Beherrschung des Landes abhängig ist. M. hat große bombenfeste Defensionskasernen, eine starke Citadelle und ein großes Arsenal.

Modoc-Indianer oder Medoc-Indianer, amerik. Indianerstamm, bildeten ursprünglich einen Theil der Klamathnation, deren Feinde sie später waren. Ihr Name wurde ihnen von den Shasteecas gegeben und bedeutet Feinde. Ihr eigentliches Territorium, 160 Kilom. lang und 64 Kilom. breit, lag am südl. Ufer des Klamathsees in Californien. Seit 1852, wo der Indianeragent Wright eine Anzahl von ihnen durch List hatte tödten lassen, lebten die M. mit den Weißen in fortwährendem Unfrieden, welcher in der neuesten Zeit zu einem blutigen Vernichtungskampf mit der Unionsregierung führte. Zunächst wurden sie durch einen Krieg 1864 gezwungen, ihr Land zu verlassen und sich einstweilen auf das Gebiet der Klamaths zu begeben. Endlich erhielten sie 1871 zusammen mit einigen Klamathscharen Land auf der Yainax-Reservation. Da sie sich mit ihren Genossen nicht vertragen konnten, so verließen zwei Banden das ihnen angewiesene Land. Die eine, 148 Seelen stark unter Kapitän Jack, ging nach ihren alten Wohnsitzen am Klamathsee zurück, während sich die andere, 100 Mitglieder zählende in der Nähe von Hot-Creek niederließ. Da über die Schar von Kapitän Jack bald Klagen laut wurden, so erhielt der Superintendent Odeneal vom Commissar der Indianerangelegenheiten den Auftrag, sie nach dem verlassenen Gebiet zurückzuführen. Als sie sich weigerten, zwang man sie 1872 mit Waffengewalt. Anfangs war den M. das Glück günstig. Sie zogen sich in die Berge zurück, die ihnen bei ihrer vulkanischen Gestaltung als natürliche Festung dienten. Die beiden ersten gegen sie operirenden Generale, Wheaton und Gillem, konnten nichts gegen sie ausrichten. Inzwischen ernannte die Bundesregierung eine Friedenscommission, welche die Gründe der Unzufriedenheit untersuchen sollte. Eine 11. April 1873 abgehaltene Conferenz wurde durch einen Angriff der M. unterbrochen, wobei General Canby und Dr. Thomas getödtet wurden. Infolge dessen wurden die Operationen mit Nachdruck wieder aufgenommen; nach langem, zähem Widerstande mußten sich die M. 1. Juni endlich dem General G. C. Davis ergeben. Kapitän Jack und drei andere M. wurden hingerichtet, die übrigen Gefangenen nach der Quapaw-Reservation im Indianerterritorium gebracht.

Modon, befestigte Stadt auf einem Vorgebirge der südwestl. Küste von Morea in der griech. Provinz Messenien, auf der Stelle der alten Stadt Methone oder Mothone (welche von den Alten mit dem homerischen Pedasos identificirt wird), hat einen guten Hafen, aber kein Trinkwasser und zählte vor dem griech. Befreiungskriege, in welchem es fast gänzlich zerstört wurde, 7000 E. Gegenwärtig hat es eine Bevölkerung von etwa 1000 Seelen, die nicht unbeträchtlichen Handel treibt. M. wurde 1124 von den Venetianern unter dem Dogen Michieli erobert, 1498 vom Sultan Bajazet II. diesen entrissen. Sodann ergab sich die Stadt 1686 wieder den Venetianern unter Morosini, denen es 1715 die Türken abermals abnahmen. Von den Russen unter Orlow wurde es 1770 belagert, doch durch den Sieg des Pascha von Tripolis 29. Mai entsetzt. Nachdem die Stadt 1821 von den Griechen belagert worden, zerstörten sie 12. Mai 1825 die ägypt. Truppen unter Ibrahim-Pascha, der in der Nähe 25. Febr. gelandet war; 1828 wurde sie den Türken durch die Franzosen entrissen, welche sie befestigten.

Modulation (lat., die regelmäßige Abwechselung) nennt man in der Musik den Gang, welchen ein Tonstück nimmt, sowol in der Melodie wie in der Harmonie, weil derselbe nur durch einen beständigen Wechsel der Töne zu bewerkstelligen ist. In einem engern Sinne gebraucht man das Wort M. nur in Bezug auf das harmonische (accordliche) Verhältniß innerhalb eines Tonstücks, auf die Folge, Abwechselung und Verknüpfung der Accorde oder Har-

Digitized by Google

monien. Man spricht in diesem Sinne von leitereigener (leitertreuer) M., d. h. von einer solchen, wo die Verknüpfung und Wechselung der Accorde innerhalb einer und derselben angenommenen Tonart vorgeht, ohne aus derselben herauszutreten, und von leiterfremder, ausweichender M., wo das Gebiet der Grundtonart verlassen und für längere oder kürzere Zeit auf das Gebiet von näher oder weiter verwandten Tonarten übergetreten wird. Manche führen den Begriff M. nur auf das letzterwähnte Verfahren zurück und bezeichnen das Operiren mit Harmonien innerhalb einer und derselben Tonart nicht als M.

Modus (Maß, Art und Weise) nennt man in der Grammatik gewisse Formen des Verbums, welche der durch dasselbe ausgedrückten Handlung eine subjective Nebenbeziehung geben. Die indogerman. Sprachen unterscheiden zwei im eigentlichen Sinne so zu nennende Modi: den Conjunctiv, der im allgemeinen die Handlung als eine vom Redenden gewollte, und den Optativ (zuweilen Potentialis genannt), der sie als eine vom Redenden gewünschte darstellt. Diese Grundbedeutung der beiden Modi hat sich im Laufe der Entwickelung der einzelnen Sprachen bei der feinern Ausbildung der Syntax oft sehr mannichfaltig entwickelt und verfeinert, so namentlich im Griechischen. Das äußere lautliche Kennzeichen des Conjunctivs ist ursprünglich ein Suffix **a**, das zwischen Verbalstamm und Personalendung steht, das des Optativs ja oder **i**, an derselben Stelle stehend, z. B. griech. φέρωμεν «wir tragen», Optativ φέροιμεν «wir möchten tragen». Die spätere Entwickelung der indogerman. Sprachen neigt zum Verlust und zur Vermischung der beiden Modi: der lat. Conjunctiv ist eine Mischung von Conjunctiv- und Optativformen, der sog. Conjunctiv des Deutschen der alte Optativ, während der eigentliche Conjunctiv verloren gegangen ist. Wenn man neben den beiden genannten noch den Indicativ als M. rechnet, so geschieht dies nur im Gegensatz zu Conjunctiv und Optativ; an sich hat die Form der einfachen Aussage nichts Modales an sich. Berechtigter ist es, wenn man zu den M. den Imperativ, die Ausdrucksform des Befehls rechnet; ihr Charakteristicum besteht ursprünglich in einer besondern Form der Personalendungen, z. B. lat. legit «er liest» und legito «er soll lesen». In den Grammatiken namentlich moderner Sprachen finden sich Benennungen, wie Conditional (modus conditionalis) und andere, womit nicht besonders gebildete Modusformen, sondern Gebrauchsweisen des Conjunctiv-Optativ bezeichnet werden.

Möen, eine zum dän. Stift Seeland gehörige Insel in der Ostsee, südöstlich von Seeland, von dem sie durch den Ulfssund, und nordöstlich von Falster gelegen, von dem sie durch den Grönsund getrennt ist, hat mit den kleinen Eilanden Nyord, Bogö und Farö einen Flächenraum von 230 QKilom. und 14,885 E. (1870) dän. Stammes, die nächst Ackerbau hauptsächlich Fischerei und Schifffahrt treiben. Sie zeichnet sich durch ihre hügelige Gestaltung des Bodens, der sich im Aborre Bjerg bis 140 Mt. erhebt, ihre erratischen Blöcke und ihre steilen Kreideufer (Mönsklint) aus, die eine Höhe von 60—120 Mt. erreichen, ist aber sonst fruchtbar. Die Hauptstadt **Stege** an der Westküste, mit einem Hafen am Ulfssunde und mit 1960 E., erhielt vom König Erich Glipping im 13. Jahrh. ihre ältern Privilegien bestätigt, erlitt 1510 von den Lübeckern eine Belagerung und wurde 28. April 1659 nebst der ganzen Insel von den Schweden unter König Karl X. erobert. Bei M. fand 12. Sept. 1657 ein Seetreffen zwischen den Dänen unter Bjelke und den Schweden unter Bjelkenstjerna statt.

Mofetten nennt man Ausströmungen von Kohlensäure aus Spalten vulkanischer Territorien (Hundsgrotte bei Neapel, zahlreiche Punkte der Eifel und der Gegend von Laach). Ausströmungen von Wasserdampf nennt man **Fumarolen**.

Mogădor bei den Europäern, **Suêra** oder **Sueïra** bei den Einheimischen, der bedeutendste Hafen- und Handelsplatz an der Westküste von Marokko, liegt 210 Kilom. westlich von Marokko in flacher, sandiger und unfruchtbarer Gegend, doch nicht fern vom herrlichsten Culturland, und hat in einem von der Insel M. und vier kleinern, dem Festlande näher gelegenen Eilanden gebildeten Kanal von etwa 900 Mt. Breite einen guten und sichern Hafen. Die Stadt ist erst 1760 auf Befehl des Sultans Sidi-Mohammed, der sie zum Centralpunkt des Handels bestimmte, sehr regelmäßig angelegt worden und hat geradlinige Straßen und fast lauter einstöckige, mit Dachterrassen versehene, würfelförmige Häuser. Die Einwohner, etwa 12,000, leben meist in Armuth und bestehen zu einem Dritttheil aus Juden, die ihr eigenes Quartier, die Mellah, innehaben, während die übrige Bevölkerung die Citadelle, d. i. den andern Theil der ummauerten Stadt, bewohnt. Auf der Hauptinsel ist eine Batterie errichtet, eine andere auf einem der kleinern Eilande, die ein so seichtes Meer umgibt, daß man sie zur Zeit der Ebbe vom Lande aus erreichen kann. Weder an einer der Inseln noch am Festlande können Seeschiffe anlegen, sondern diese bedürfen der Leichterschiffe. Die frühern Befestigungen haben

Digitized by Google

durch das Bombardement von seiten der Franzosen unter dem Prinzen von Joinville 15. Aug. 1844 sehr gelitten. Der Handel von M., hauptsächlich in Händen der Juden, ist sehr beträchtlich nach dem Innern, auch nach Großbritannien, Frankreich und Nordamerika.

Möglich ist in logischer Beziehung das Denkbare, d. h. dasjenige, was sich ohne Widerspruch denken läßt. Die werthloseste Form der Möglichkeit ist diejenige, wonach dasjenige als möglich gilt, was keinen Widerspruch in sich selbst, innerhalb der Merkmale seines Begriffs, keine contradictio in adjecto (s. Contradiction) enthält, d. h. also willkürlich gebildete Begriffe. Weniger willkürlich ist die Möglichkeit, welche darauf beruht, daß der Gedanke des Möglichen nicht im Widerspruche zu bekannten Gesetzen und Thatsachen steht; diese Art der Möglichkeit ist das Gebiet z. B. aller erklärenden Hypothesen (s. d.), Annahmen, Vermuthungen u. s. w. Niemals aber gibt die bloße Möglichkeit eines Dinges oder einer Thatsache Recht zu dem Schlusse auf seine Wirklichkeit. Um so verfehlter war es, daß eine Zeit lang die Philosophie dem Gedanken nachging, alle Wirklichkeit aus Möglichkeit abzuleiten, was nur eine einfache Begriffsverwechselung des Möglichen und Wirklichen war, welche Kant endgültig zerstört hat. Der logische Ausdruck des Gedankens der Möglichkeit ist das sog. problematische Urtheil (s. d.). Eine andere Art der Möglichkeit, die reale, bedeutet soviel als Fähigkeit und will ausdrücken, daß in irgendeinem Subject die Bedingungen vorhanden sind, um unter geeigneten Umständen eine bestimmte Wirkung auszuüben. Die Vermischung dieser beiden Bedeutungen hat seit Aristoteles zu mancherlei metaphysischen Irrgängen Veranlassung gegeben.

Mogul, s. Großmogul.

Mohács, ungar. Marktflecken im Comitat Baranya, am rechten Donauufer und an der M.-Fünfkirchener Eisenbahn, mit (1869) 12,140 E. und lebhaftem Gewerbe- und Handelsbetrieb, verdankt seine histor. Berühmtheit der großen Schlacht, welche der jugendliche Ludwig II., der letzte ungar. König, daselbst 29. Aug. 1526 gegen Soliman II. verlor. Durch den Tod Ludwig's in dieser Schlacht, kam nach dem von Max I. geschlossenen Erbvertrag das Königreich Ungarn an Oesterreich und die Dynastie Habsburg, blieb aber trotzdem bis 1687 ein Wahlreich. Am 12. Aug. 1687 lieferte Karl von Lothringen bei M. am Fuße des Berges Harsan eine Schlacht, welche mit der völligen Niederlage der Osmanen endete und eine Reihe von Offensivstößen ermöglichte, in welchen Max Emanuel von Baiern und Prinz Eugen in den folgenden Jahren die Türkenmacht brachen.

Mohair ist der engl. Name des feinen Flaumhaares der Angoraziege (s. d.), wofür die Franzosen die Benennung Poil de chèvre haben. Es ist schneeweiß, zuweilen aber auch grau oder schwarz, sehr fein und bis gegen 15 Ctmt. lang, wird gekämmt, wie Kammwolle gesponnen und zu Kleiderstoffen verwebt, welche gleichfalls M. oder Poil de chèvre genannt werden. In England besonders ist die Verarbeitung des Angorahaares bedeutend. Viele der als Poil de chèvre verkauften Stoffe bestehen indessen aus feiner Schafwolle, neuerdings sogar nur aus Kammgarnschuß (Schafwolle) und baumwollener Kette, selbst ganz aus Baumwolle.

Mohammed (arab., d. i. der Gepriesene), der Stifter der nach seinem Namen benannten Religion (s. Mohammedanismus), wurde im April 571 in Mekka geboren und war der Sohn des Abdallah und der Amina. Seine Aeltern gehörten einem der in ganz Mittelarabien angesehensten arab. Stämme, dem Stamme der Kureisch an, aber die Linie dieses Stammes, zu der sie sich zählten (die Häschimiten), besaß nur geringes Vermögen und wenig Einfluß. Das Ansehen des Stammes Kureisch beruhte auf der weltlichen Herrschaft über Mekka und auf dem Oberaufsichtsrecht über den in dieser Stadt befindlichen Tempel, die heil. Kaaba, welche für einen größern Stämmeverband den religiösen Mittelpunkt bildete und deshalb im heiligen Wallfahrtsmonate eine große Anzahl Pilger herbeizog. Von den damit verknüpften Vortheilen und Vorrechten für den Stamm Kureisch war aber wenig in den Händen der Linie verblieben, welcher M. angehörte. Die Erzählung von der beabsichtigten Opferung seines Vaters durch den Großvater Abdul-Muttaleb ist ohne Zweifel eine spätere Erfindung; dasselbe ist der Fall mit den Sagen von Wundern, welche bei der Geburt M.'s sich zugetragen haben sollen. Abdallah starb kurz vor oder nach der Geburt seines Sohnes, welcher in seinem sechsten Lebensjahre auch seine Mutter durch den Tod verlor, dann zwei Jahre von seinem Großvater und hierauf von seinem Oheim Abu-Talib erzogen wurde. Diesen begleitete er im 12. Lebensjahre auf einer Handelsreise nach Basra, wobei er mit einem christl. Mönche Bahira oder Dscherdschis (Georgius) zusammengetroffen und sein Oheim auf die bedeutenden Geistesanlagen des Knaben aufmerksam gemacht worden sein soll. Aus den folgenden Jahren hat die Ueberlieferung nur Bruchstücke erhalten. M.'s Anwesenheit bei dem Kriege der Kureischiten gegen den Stamm

Digitized by Google

Hawazin, welcher Krieg der gottlose genannt wurde, da er in einen der vier heiligen Monate fiel, sowie daß er eine Zeit lang die Heerden der Mekkaner für Lohn hütete, ist das Hauptsächlichste davon. Im 25. Lebensjahre trat er in die Dienste der reichen Kaufmannswitwe Chadidscha, welche ihn so liebgewann, daß sie, obwol bereits 40 J. alt, ihm ihre Hand antragen ließ und ihn auch wider den Willen ihres Vaters heirathete. M. hatte aus dieser Ehe, neben welcher er bis zum Tode dieser Frau keine zweite einging, viele Kinder, die aber alle ohne Nachfolge starben, mit Ausnahme der Fâtima, die, an seinen Vetter Ali, Sohn des Abu-Talib, verheirathet, die Stammmutter zahlreicher Nachkommen wurde. (S. Fatimiden.)

Nach seiner Verheirathung lebte M. als Kaufmann fort, gab sich aber vorzugsweise religiösen Betrachtungen hin und suchte tagelang, namentlich im heiligen Monate Ramadhan, die Einsamkeit in einer Höhle des nahegelegenen Bergs Hirâ. Wenn man den damaligen Zustand Arabiens in religiöser Beziehung (vgl. Krehl, «Ueber die Religion der vorislamischen Araber», Lpz. 1863) näher ins Auge faßt, so finden sich Elemente genug, welche es natürlich erscheinen lassen, daß allenthalben das Bedürfniß nach einer neuen, geistigern Religion sich geltend machte und daß diese neue Religion in so erstaunlich kurzer Zeit Erfolge errang, welche in der Religionsgeschichte fast einzig dastehen. Der althergebrachte, in sich selbst vielfach zerspaltene Gestirn-, Idol- und Baumcultus der arab. Stämme war zu gehalt- und ideenlos, als daß er auf die Länge im Stande gewesen wäre, das Eindringen fremdartiger religiöser Elemente zu hindern. Die vielfache Berührung der Araber mit den Persern und den religiösen und Culturkreisen Mesopotamiens hatten das Eindringen pers. und chaldäischer Religionsanschauungen zur Folge, andererseits aber waren über die ganze Halbinsel Juden und Christen in nicht unbedeutender Zahl zerstreut, und ganze Stämme hatten das Judenthum oder Christenthum angenommen. Obschon beide Religionen nicht die reine Form der biblischen Lehre trugen, sondern theils mit rabbinischen Phantastereien, theils mit häretischen Auswüchsen vermischt waren, konnte doch der höhere geistige Gehalt derselben einen Eindruck auf bessere, vom heidnischen Götzendienst unbefriedigte Gemüther nicht verfehlen. Aber erst M. gelang es, die zerstreuten Elemente zusammenzufassen und durch Ausdauer und Beredsamkeit, ganz besonders aber durch glückliche Kriege seiner Lehre einen glänzenden Sieg zu verschaffen. Wie viel er dabei fremder Unterweisung und Anregung, wie viel seinem eigenen Sinnen und Nachdenken verdankte, ist schwer im einzelnen festzustellen. Die in seine Offenbarungen verwebten biblischen Legenden stammen bei der offenbaren Unbekanntschaft M.'s mit den jüd. und christl. Quellen aus der Mittheilung anderer, unter denen Waraka, Vetter seiner Frau, ein getaufter Jude, der das Alte und Neue Testament gelesen hatte, obenan zu stellen sein dürfte. Daß M. dasjenige, was das Resultat eigener Reflexion war, was eigene Ueberlegung ihm als wahr erscheinen ließ, selbst für Offenbarung hielt und dafür ausgab, kann nicht befremden, wenn man hinzunimmt, daß er ein Mann von nervöser Constitution, lebhafter Einbildungskraft und träumerischem Wesen war, und daß die meisten Offenbarungen mit visionären Zuständen und epileptischen Zufällen, an denen er von seiner Kindheit an litt, verbunden waren. Alles dieses beweist, daß M. anfänglich kein selbstbewußter Betrüger war, obgleich er später ohne Zweifel als ein solcher zu betrachten ist. In seinem 40. Lebensjahre hatte er die erste Vision, in der ihm der Engel Gabriel erschien und zu recitiren befahl, was er ihm vorsprach. Die Offenbarungen erfolgten dann ununterbrochen fort bis an das Ende seines Lebens. Sie wurden von M. verschiedenen Schreibern dictirt, von seinen Anhängern aber sofort auswendig gelernt; die Zusammenstellung derselben als Koran (s. d.) erfolgte erst nach seinem Tode. In den ersten Jahren forderte M. nur seine Hausgenossen und Freunde auf, ihn als Prophet anzuerkennen. Dazu gehörten schon damals die nachherigen Khalifen Abu-Bekr, Ali, Othman u. a., Kaufleute wie M. selbst. Im fünften Jahre trat er nach längerm Kampfe mit sich selbst in seiner Vaterstadt Mekka als Prophet auf, wurde indessen verspottet und selbst gemishandelt. Seine Hauptfeinde waren seine eigenen Stammesgenossen, die Kureischiten, welche ihre Herrschaft und ihren Einfluß zu verlieren fürchteten.

Die Lage der ersten Gläubigen (Moslems) wurde so mislich, daß der Prophet seinen Anhängern rieth, in das Land des christl. Fürsten von Abessinien auszuwandern. Er selbst fand sich durch den Schutz seiner nächsten Verwandten gegen die Gewaltthätigkeiten seiner Feinde fürs erste gesichert, doch that man ihn und seine Anhänger in den Bann, sodaß ein Theil derselben sich genöthigt sah, nach Abessinien auszuwandern. Zwei Jahre (617—619) lang blieb M. in immerwährender Gefahr, bis es seinen Freunden gelang, die Mekkaner zu bewegen, den über ihn ausgesprochenen Bann wieder aufzuheben und ihm zu erlauben, daß er ungehindert in Mekka bleibe. Die Zahl seiner Anhänger mehrte sich inzwischen, und eine ganze christl. Kara-

Digitized by Google

vane aus dem Städtchen Nadschran bekehrte sich; allein der im zehnten Jahre der Sendung eingetretene Tod seines Oheims und Beschützers Abu-Talib wurde dadurch kaum aufgewogen. Bald darauf starb auch seine Frau Chadidscha, nach deren Tode er sich aufs neue verheirathete und die Zahl seiner Frauen allmählich so vermehrte, daß er bei seinem Tode noch neun hinterließ, unter welchen die ränkesüchtige Aïscha, Tochter Abu-Bekr's, und Hafßa, die Tochter des nachherigen Khalifen Omar, die bekanntesten sind. Bald darauf trat ein Ereigniß ein, welches den Grund zu der spätern reißend schnellen Verbreitung des Islam legte. M. gewann beim nächsten Wallfahrtsfeste einige Medinenser aus dem mit ihm verwandten Stamme Chazradsch für seinen Glauben, welche in ihrer Heimat neue Proselyten machten. Die Zahl derselben vermehrte sich bald so, daß sie mit M. ein Schutz- und Trutzbündniß schließen und ihn auffordern konnten, sich vor den Nachstellungen seiner Feinde zu ihnen zu flüchten, was er denn auch im Sept. 622 mit seinem Freund Abu-Bekr, nach moslem. Berichten nicht ohne Gefahr seines Lebens, that. Seine Anhänger waren ihm theils nach Medina vorangegangen, theils folgten sie ihm bald. Diese Flucht heißt Hedschra (s. d.), und die mohammed. Zeitrechnung beginnt mit dem Jahre derselben. Die mit M. Ausgewanderten führen den Ehrennamen Muhadschirun (Ausgewanderte), während seine Anhänger in Medina Anßar (Hülfsgenossen) heißen.

In Medina ließ M. es sich anfangs angelegen sein, die zahlreichen und angesehenen Juden daselbst für sich zu gewinnen, indem er ihnen mancherlei Concessionen machte. Da der Erfolg seinen Wünschen nicht entsprach, hob er diese Concessionen später nicht nur auf, sondern wurde bis an seinen Tod ihr erbittertster Feind, weshalb die jüd. Stämme Arabiens nach Erstarkung der Macht M.'s viel zu leiden hatten. Nachdem M. den Bau der noch jetzt in Medina vorhandenen Moschee angefangen, gab er einige constituirende Gebote für die junge Gemeinde und änderte sein Verhältniß zu den Mekkanern und andern Ungläubigen. Sie sollten nicht mehr mit Worten bekehrt, sondern mit dem Schwerte zum Glauben gezwungen werden. Bald begann er eine Reihe von Kriegszügen, die, gegen Karavanen und einzelne Feinde gerichtet, sich nicht viel von Raubzügen (Razzias), zum Theil sogar von gemeinen Mordanfällen unterschieden. Das erste eigentliche Treffen zwischen den Moslems und den Mekkanern fand im Monat Ramadhan des zweiten Jahres der Hedschra statt. M. war auch diesmal ausgezogen, eine aus Syrien zurückkehrende reichbeladene Karavane der Mekkaner auszuplündern. Die Karavane entkam; aber es fand ein heftiger Kampf zwischen den aus Mekka herbeigeeilten Hülfstruppen und den Gläubigen bei Bedr, zwischen Medina und Mekka, statt, in welchem diese Sieger blieben und viele Gefangene machten, für die sie ein großes Lösegeld erhielten. Dieser Sieg war für die Sache M.'s von den allergünstigsten Folgen begleitet, indem er eine Menge beutelustiger Leute unter seine Fahnen lockte. M. setzte nun seine Raubzüge gegen die Kureischiten und jüd. Stämme fort, und obwol er außer andern Unfällen im dritten Jahre der Hedschra eine große Niederlage bei Ohod, in der Nähe von Medina, erlitt und später sogar Medina selbst belagert wurde, so wuchs doch sein Ansehen und seine Macht dergestalt, daß er im sechsten Jahre nach der Flucht einen Aufruf zu einer Wallfahrt nach Mekka ergehen lassen konnte. Dieser blieb zwar ohne Erfolg, aber die Mekkaner schlossen mit ihm einen förmlichen Frieden, der ihn als ebenbürtigen Gegner anerkannte.

Nun konnte M. ungehindert seine Sendboten nach ganz Arabien und außerhalb Arabiens mit mehr oder weniger Erfolg ausschicken und dem Vertrage gemäß im nächsten Jahre das Pilgrimfest drei Tage lang in Mekka feiern. M. suchte jetzt auch auswärtige Fürsten, die von Byzanz, von Persien, von Abessinien und andere, mit seinen Missionen heim, und die Mishandlung eines Missionars in Syrien führte zum ersten Krieg zwischen dem Christenthum und dem Islam. Der erste unglückliche Zug seines Heers nach Syrien verleitete die Mekkaner zur Verletzung des eingegangenen Friedens, und die Strafe dafür war die Eroberung Mekkas, Zerstörung der Götzenbilder und die förmliche Besitznahme desselben für den Islam. Hiermit war der Sieg der neuen Lehre in Arabien entschieden, und M. genoß das Glück, noch bei seinen Lebzeiten die meisten Bewohner des Landes sich und seiner Religion wenigstens äußerlich unterworfen zu sehen. Er selbst kehrte wieder nach Medina zurück und empfing hier die Gesandtschaften der verschiedenen Stämme, welche ihm ihre Huldigungen darbrachten. Dann unternahm er außer andern Zügen noch einmal im neunten Jahre der Hedschra einen vergeblichen Feldzug gegen die Griechen an den Grenzen Arabiens. Im zehnten Jahre unternahm M. seine letzte feierliche Wallfahrt nach Mekka, um den dort vereinten Pilgern seine wichtigsten Gesetze und Lehren mündlich vorzutragen. Die Ceremonien dieser Wallfahrt gelten als Norm für die Wallfahrten aller Gläubigen. Dann kehrte er nach Medina (s. d.) zurück, wo er drei Monate darauf

Digitized by Google

an einem Fieber erkrankte. Nach einem heftigen Fieberanfall verſchied er in der Hütte und in den Armen ſeiner Frau Aiſcha (8. Juni 632). Er wurde, nach längerm Streite über den Ort ſeiner Beerdigung, in derſelben Wohnung, wo er geſtorben, begraben, welcher Platz, jetzt innerhalb der erweiterten Moſchee gelegen, von vielen ſeiner Gläubigen beſucht wird. Vgl. Weil, «M. der Prophet, ſein Leben und ſeine Lehre» (Stuttg. 1843); Sprenger, «Das Leben und die Lehre des M.» (3 Bde., Berl. 1861—65); Nöldeke, «Das Leben M.'s» (Hannov. 1863); Caussin de Perceval, «Essai sur l'histoire des Arabes avant l'Islamisme» (3 Bde., Par. 1847); Muir, «The life of Mahomet» (4 Bde., Lond. 1858—61); Syed Ameer Ali, «A critical examination of the life and teachings of Mahomet» (Lond. 1873); Delaporte, «Vie de Mahomet d'après le Coran et les historiens arabes» (Par. 1874); Smith, «M. and Mohammedanism» (Lond. 1874).

Mohammed iſt der Name von vier türk. Kaiſern oder Sultanen. M. I., geb. 1387, mußte ſich nach ſeines Vaters Bajazed I. Tode (geſt. 1403) den Thron gegen ſeine Brüder Suleiman, Iſa und Muſa erkämpfen. Er ſtarb 1421, nachdem er das durch Timur zerrüttete und geſpaltene Reich wieder gehoben und geeinigt hatte. — Mohammed II. (ſ. d.) regierte 1451—81. — M. III., geb. 1566, regierte 1595—1603 und war der Sohn und Nachfolger Murad's III. Seine Härte und Grauſamkeit zeigte ſich ſowol in ſeinem Verfahren gegen ſeine eigene Familie als in ſeinen Kriegen gegen die Chriſten. Er eroberte 1596 Erlau und führte noch mehrere Jahre blutige Kriege gegen Oeſterreich und Ungarn, ohne jedoch entſcheidende Erfolge zu erlangen. — M. IV., Sohn des von den Janitſcharen entthronten und ermordeten Sultans Ibrahim, war ein unbedeutender Regent, der 1648 als ſiebenjähriger Knabe, unter der Vormundſchaft ſeiner Großmutter, auf den Thron gelangte. Fortwährende Hof- und Serailintriguen lähmten die Kräfte des Reichs in dem Maße, daß es ſogar von der Republik Venedig gedemüthigt werden konnte. Erſt 1656, als Mohammed Köprili Großvezir wurde, kehrte Ruhe im Innern und Machtentwickelung nach außen zurück. Dieſem folgte (1662) im Großvezirat deſſen Sohn Ahmed, der ſiegreich gegen Ungarn und Rußland focht und Candia eroberte. Auch nach dem Tode Ahmed's (1676), unter deſſen Nachfolger Kara-Muſtafa, hatten die osman. Waffen große Erfolge, bis dieſer endlich (1683) vor Wien eine ſchwere Niederlage erlitt, welcher viele andere bis zur Schlacht bei Mohács (1687) folgten, wodurch die Entthronung des Sultans herbeigeführt wurde. M. wurde eingekerkert und ſtarb 1691.

Mohammed II., türk. Kaiſer, 1451—81, mit dem Beinamen Bujuk, d. h. der Große, der Sohn und Nachfolger Murad's II., geb. zu Adrianopel 1430, machte die vollſtändige Eroberung des griech. Reichs zum Ziele ſeines Strebens. Im Frühjahre 1453 begann M. mit 200,000 Mann Landtruppen, 300 Galeren und 200 kleinen Fahrzeugen die Belagerung Konſtantinopels, das ſich, obſchon es kaum 10,000 waffenfähige Mannſchaften entgegenſtellen konnte, tapfer vertheidigte, am Ende aber doch unterlag und nach 53tägiger Belagerung (29. Mai) mit Sturm genommen und mehrere Tage der Plünderung preisgegeben wurde. Nachdem aber M. Konſtantinopel zum Hauptſitze ſeines Reichs beſtimmt hatte, gewährte er den Griechen, um neue Einwohner herbeizuziehen, völlige Religionsfreiheit und erlaubte ihnen, ſich wieder einen Patriarchen zu wählen. So wurde die Stadt bald wieder blühend, die er nun von neuem befeſtigen ließ, zu welchem Zwecke auch am Eingange des Hellespont die Dardanellen (ſ. d.) angelegt wurden. Nach dem Falle Konſtantinopels wendete ſich M. mit ſeinen Eroberungsplanen zuerſt gegen Serbien, wurde aber in ſeinem Siegeslaufe durch Johann Hunyad (ſ. d.) aufgehalten, der ihn 1454 nöthigte, die Belagerung von Semendria und 1456 die von Belgrad aufzuheben, bei welcher er 25,000 Mann verlor und ſchwer verwundet wurde. Nach dem Tode Hunyad's eroberte er in kurzer Zeit Serbien und Bosnien. In Albanien aber fand M. einen furchtbaren Gegner an Skanderbeg (ſ. d.), den er 1461 als unbeſchränkten Herrſcher von Albanien anerkennen mußte, um ungehindert den mit Ungarn verbündeten Fürſten der Walachei bekämpfen zu können. Nach zwei Jahren brach ein neuer Krieg gegen Skanderbeg aus, der bis zum Tode des letztern (1467) fortdauerte und nach demſelben mit aller Kraft zu Waſſer und zu Lande gegen Venedig geführt wurde, unter deſſen Schutz Albanien nunmehr geſtellt war. Der Kampf dauerte mit wenig Unterbrechungen bis 1479, in welchem Jahre die Venetianer, um einen Frieden zu erhalten, Kroja, Skutari, Negroponte und Lemnos abtraten. Den Genueſen entriß M. 1474 Kaffa und Tana (Aſow), nachdem er 1473 den Khan der krimſchen Tataren zu ſeinem Vaſallen gemacht. Die Kriege in Perſien gegen Aſun-Haſan hinderten ihn, ſein Kriegsglück gegen die chriſtl. Mächte weiter zu verfolgen. Zwar griff er 1480 die Inſel Rhodus an, wurde aber von den Johannitern zurückgetrieben. Hierauf wendete er ſeine Waffen gegen Neapel,

Digitized by Google

dem er die Jonischen Inseln wegnahm, und schon hatten seine Truppen Otranto eingenommen, als er 1481 auf einem Zuge gegen Persien starb. M. hatte während seiner Regierung 12 Reiche und mehr als 200 Städte erobert. Glänzende Eigenschaften des Geistes, vielseitiges Wissen und glückliche Erfolge hätten ihm Ansprüche auf den Namen eines großen Fürsten gegeben, wenn nicht Grausamkeit, Treulosigkeit, niedrige Ausschweifungen, stetes Hohnsprechen aller Gesetze ihn als Unmenschen charakterisirten.

Mohammed-Jakub, Herrscher des von ihm 1865 gegründeten mittelasiat. Reichs Kaschgarien (s. Kaschgar), aus Khokand gebürtig und Sohn eines Schreibers, that sich zuerst in den Vertheidigungskämpfen der Khokander gegen die Russen als tüchtiger Anführer hervor. Als Khokand von den Russen unterworfen war, wandte er sich gegen die Chinesen, setzte sich in den Besitz Kaschgars und unterwarf ganz Ostturkestan. Das von ihm auf diese Weise begründete Reich, vordem der westlichste Theil Chinas, nannte er Kaschgarien oder Dshi-tischar, sich selbst legte er den Titel Atalik-Ghazi (Anführer der Verbreiter des Islam) bei. Sein Reich ging im N. bis an den Thianschan, im S. bis an den Kuen-lün und die Karakorumkette, im W. bis zum Bolor-Dagh und dem Pamirplateau, im O. bis zum Längengrade des Lob-nor. Er beherrschte sein dünn bevölkertes Land in der Willkür eines grausamen Militärdespotismus; seiner eisernen Energie gelang es, die von ihm eroberten Gebiete zu einem festgefügten Ganzen zusammenzuschweißen, ihnen eine gewisse staatliche Organisation zu geben, den Handel mit den Nachbarn zu beleben. Er wurde jedoch plötzlich 1877 von Hakim-Chan-Tjura, dem Sohne des durch den Despoten abgesetzten frühern Herrschers von Jarkend (s. d.), Bauguz-Chan, ermordet. Den nun entbrennenden wilden Bürgerkrieg benutzten die Chinesen erfolgreich zur Wiedereroberung des Landes. Gegen Ende 1877 war es wieder in ihren Händen, das Reich Dshi-ti-schar zertrümmert, seine Bevölkerung ermordet. Der Sohn M.'s floh auf russ. Gebiet, wo er Schutz gefunden hat.

Mohammedanismus, d. i. die von Mohammed verkündigte Religionslehre, wird von den Bekennern derselben selbst Islam, d. i. «Hingabe (des Menschen) an Gott», genannt. Die Quellen derselben sind die zumeist als göttliche Offenbarungen geltenden Aussprüche ihres Stifters, welche theils in dem zuerst unter dem Khalifen Abu-Bekr ohne alle chronol. oder sachliche Ordnung gesammelten Koran, theils in der sog. Sunna (Tradition, die beiden Hauptwerke darüber sind die Sammlungen des Buchârî und Muslim) zusammengestellt wurden. Beide, Koran und Sunna, sind nichts weniger als wirklich systematisch geordnete Lehrbücher des moslimischen Glaubensinhalts, sondern eben nur Sammlungen der Aussprüche des Propheten Mohammed, deren Verständniß mit vielfachen, nicht geringen Schwierigkeiten verbunden ist, weil die oft abgerissenen, bunt durcheinander gewürfelten Aussprüche des heterogensten Inhalts häufig sich direct widersprechen. Dieser Umstand erschwert die Aufgabe, scharf begrenzte dogmatische Begriffe aus Koran und Sunna zu ziehen. Dennoch haben die mohammed. Theologen ein in sich consequentes dogmatisches System aufgestellt, das ohne allen Zweifel in vielfacher Beziehung von dem ursprünglichen Islam verschieden, aber jetzt allgemein gültig ist. Mohammed selbst war kein systematischer Kopf, sondern ein religiöser Schwärmer, der es in der ersten Zeit seiner Entwickelung sicher mit der Religion ernst meinte und den besten Willen hatte, sein durch innere Streitigkeiten zerklüftetes Volk sittlicher zu machen und zu einigen. Er bezeichnete sich selbst in der ersten Zeit als Reformator und Wiederhersteller der reinen, dem Abraham geoffenbarten Religion, welche durch Juden und Christen in gleicher Weise gefälscht sei. Er erkannte die ganze Reihe der biblischen Personen, von Adam bis Christus, als von Gott gesandte Propheten an, welche gleichfalls der reinen wahren Religion zugethan gewesen seien, und verlangte erst später, als der letzte und größte Prophet, als das Siegel der Propheten anerkannt zu werden. Als der eigentliche Mittelpunkt dieser wahren Religion galt ihm der Glaube an die Einheit Gottes, als des Schöpfers und alleinigen Herrschers der Welt und des Menschen, dessen ganzes Leben durch Gottes Hand geleitet werde und in dieser und in jener Welt von Gott von Ewigkeit vorher bestimmt sei, dem der Mensch sich mit dem lebendigsten Glauben hinzugeben habe. Außer dem Glauben an Gottes Einheit forderte er aber auch den Glauben an die Sendung des Propheten, an ein Leben nach dem Tode, an den Tag des Gerichts, an welchem die von Gott Erwählten für die ewigen Freuden des Paradieses, die von Gott Verworfenen aber für die ewigen Qualen der Hölle bestimmt werden. Da die geistigen Kräfte des Menschen nicht zureichen, um Gott, der erkannt werden will und soll, zu erkennen, so hat sich Gott eben zum letzten mal durch die Sendung des Propheten Mohammed geoffenbart und durch diese Sendung des letzten und größten der Propheten allen Menschen Gelegenheit gegeben, die wahre Lehre

Digitized by Google

von Gott und von der Bestimmung des Menschen und der Welt kennen zu lernen. Wer nun noch im Unglauben verharrt, der verfällt der ewigen Verdammniß in jenem Leben, denn er gehört zu den von Ewigkeit her Verworfenen. Der Islam, dessen Stifter selbst nur als Mensch, aber als die vorzüglichste aller Creaturen angesehen sein wollte, ist nach der Ansicht desselben dazu bestimmt, Gemeingut der gesammten Menschheit, also Weltreligion zu werden. Wer sich ihm widersetzt, ist ein Feind Gottes und der wahren Religion. Mit je innigerm Glauben die ersten Anhänger Mohammed's an diesem hingen, je tiefer sie von der Wahrheit der von ihm verkündigten Lehre überzeugt waren, desto strenger glaubten sie sich auch verpflichtet, mit aller Macht die diesem feindlichen Elemente zu bekämpfen und das Reich seiner Herrschaft zu erweitern und auszudehnen. Hatte doch Mohammed selbst den Kampf gegen die Ungläubigen als eine Hauptpflicht für seine Anhänger hingestellt. So bestimmt dieses Hauptgebot, dessen Erfüllung wie die der andern kanonischen Pflichten, nämlich des Gebets, des Almosens, des Fastens während des Monats Ramadhân und der Pilgerfahrt nach Mekka, zu den Grundpfeilern des Islam gehört, lautet, so unbestimmt sind die Aussprüche des Koran über verschiedene Dogmen des Islam. Diese Unbestimmtheit hat später die heftigsten Streitigkeiten, z. B. über den Begriff der Einheit Gottes, über die Prädestination, über das Unerschaffensein und die Ewigkeit des Koran, über die Nachfolge des Propheten veranlaßt.

Die Sittenlehre des Koran und der Sunna ist unstreitig die beste Seite des Islam. Sie beruht völlig auf dem tiefsten und lebendigsten Glauben an Gott und die Sendung des Propheten. Freigebigkeit, Wohlthätigkeit, Brüderlichkeit der Gesinnung, Treue, Mäßigung werden allenthalben in eindringlichster Weise vorgeschrieben, aber diese Tugenden sollen nicht um weltlicher Rücksichten oder irdischen Vortheils wegen, sondern lediglich nur um Gottes und seines Lohnes willen geübt werden, sie sollen also nicht nur äußerlich legale Handlungen, sondern ein Ausfluß der innern sittlichen Gesinnung sein. So tief diese Anschauungen auch sind, so tief auch namentlich die Lehre vom Glauben im Islam gefaßt wird (vgl. L. Krehl, «Beiträge zur Charakteristik der Lehre vom Glauben im Islam», Lpz. 1877), so zweifelhaft erscheint auf der andern Seite der Werth dieser Moral, wenn man bedenkt, daß der Standpunkt dessen, der sie lehrte, ein durchaus particularistischer war und diese Bethätigung der sittlichen Gesinnung seiner Meinung nach nicht allen Menschen, sondern nur den Muslims gegenüber in das Werk gesetzt werden sollte. So zog er zwischen den Bekennern seiner Religion und den Andersgläubigen eine unübersteigliche Scheidewand und nährte einen religiösen Particularismus, welcher nothwendig einen unbesiegbaren, starren Glaubensstolz zur Folge haben mußte, der sich denn auch im Laufe der Zeit in der verschiedensten Weise geltend gemacht hat.

Koran und Sunna sind aber nicht allein die Quellen für die Dogmen des Islam, sondern sie enthalten zugleich auch alle Bestimmungen und Gesetze für das Staats-, Civil-, Criminal- und Polizeirecht, welche, da sie von dem Religionsstifter selbst herrühren, als für alle Zeiten gültige Offenbarungen gehalten wurden. Reichen diese gesetzlichen Bestimmungen für die im Laufe der Jahrhunderte in der mannichfachsten Weise veränderten Verhältnisse des bürgerlichen und staatlichen Lebens natürlich auch nicht mehr aus, so muß dennoch bei allen Rechtsentscheidungen auf die im Koran und in der Sunna gegebenen Bestimmungen als auf die letzte Instanz zurückgegangen werden, und so beruht auch die mohammed. Rechtswissenschaft, wie die Theologie, auf der wissenschaftlichen Erklärung des Korans und der Sunna. Das alte zum Staatsgesetz gewordene Gebot Mohammed's, den Islam mit dem Schwerte in der Welt zu verbreiten, bis dieselbe entweder bekehrt ist oder sich ihm unterworfen hat und Tribut zahlt, haben die nächsten Nachfolger Mohammed's nach Kräften zu befolgen gesucht. Kaum nach Verlauf eines Jahrhunderts nach dem Tode des Propheten war die Herrschaft des Islam durch Waffengewalt weit über die Grenzen Arabiens hinaus, nach Syrien, Persien, Aegypten, über die ganze Nordküste Afrikas bis tief nach Spanien hin verbreitet. Trotz der mit der Zeit entstehenden großen Zerklüftung im Innern des gewaltigen Weltreichs und des Absterbens und Abfallens großer Theile eroberte der Islam, immer wieder gekräftigt durch frische sich ihm unterwerfende Volksstämme Asiens, weiteres Terrain, bis endlich die Osmanen den Halbmond auf der Hagia Sophia in Konstantinopel aufpflanzten und ihre siegreichen Heere bis vor die Thore von Wien sendeten. Seitdem begann aber der Glanz und die Macht des M. mehr und mehr zu sinken.

Zu dem ganz unleugbaren Verfall des M. haben die verschiedenartigsten Ursachen theils religiöser, theils polit. Natur beigetragen. In einem Reiche, welches durch die Gewalt der Waffen Völker so verschiedenartiger Natur in sich vereinigt hatte, wie das mohammedanische, mußten sich diese Nationalitäten nothwendig geltend machen und innere Reibungen verursachen

welche für den Bestand des Staats als solchen mehr oder weniger gefährlich waren. Gefährlicher waren die innern Streitigkeiten religiöser Natur. Gegen das starre Dogma, welches behauptete, daß der Koran unerschaffen sei, daß der Mensch keinen freien Willen besitze und daß sein Schicksal von Ewigkeit her bestimmt sei, machten sich bald freiere Richtungen (Mutaziliten) geltend, deren Entstehen durch die genauere Bekanntschaft mit der griech. Philosophie nothwendig bedingt war, Richtungen, für welche einzelne Khalifen selbst Partei nahmen, während andere wieder gegen sie die ganze Macht des gewaltigen Staats aufboten und mit Feuer und Schwert dieselben zu unterdrücken suchten. Wir verdanken diesen Streitigkeiten eine große Zahl der wichtigsten dogmatischen und religionsphilos. Schriften der arab. Literatur; Werke, welche die von ihnen behandelten Gegenstände zum Theil mit einem solchen philos. Tiefsinn erfassen, daß diese ganze Literatur zu den bedeutendsten Erzeugnissen des menschlichen Geistes zu rechnen ist. Diese Schriften besprechen nicht nur die Hauptlehren der mohammed. Dogmatik, sondern auch Fragen, die in einem theokratischen Staate, wie der des Khalifats es war, von wesentlichster Bedeutung sind und an die Frage über den Primat des Papstes sehr lebhaft erinnern, nämlich die über das Imamat, d. h. die Frage darüber, wer berechtigt sei, die Herrschaft über den Staat und die Gesammtheit der Gläubigen (Moslems) auszuüben. Mohammed war (8. Juni 632) gestorben, ohne irgendwelche Bestimmung über seine Nachfolge zu treffen. Unter seinen nächsten Verwandten schienen sein Schwiegersohn und Vetter Alî und sein Schwiegervater Abu-Bekr die größte Anwartschaft auf die Nachfolge zu haben. Man wählte Abu-Bekr, den Aeltern und Erfahrenern. Alî kam erst nach der Ermordung des dritten Khalifen, des Othmân, an die Reihe und wurde in Medina erwählt; ihm stellten sich zwei Parteien schroff entgegen, von denen die eine in Syrien den Muâwija zum Gegenkhalifen wählte, während die andere (die sog. Châridschî oder Chawârîdsch) behauptete, weder Alî noch Muâwija sei zur Nachfolge berechtigt. So trat schon in der zweiten Hälfte des 7. Jahrh. eine tiefer greifende Spaltung unter den Moslems ein, welche durch die Verquickung von religiösen und polit. Motiven für die Entwickelung des ganzen M. von dem nachhaltigsten Einfluß gewesen ist, indem sich von jener Zeit an drei Parteien gegenüberstehen, deren gegenseitiger Kampf im wesentlichen nie ganz geruht hat, nämlich zuerst die Schia oder Schî'iten (s. d.), d. i. die Anhänger des Alî und seiner Nachkommen, welchen sie nicht nur die Berechtigung zur Nachfolge im Khalifat, sondern auch höhere göttliche Natur zusprechen. Diesen standen die (orthodoxen) Sunniten (der bei weitem größte Theil der Moslems) und sodann die Châridschîs oder Chawârîdsch (Ausgetretene oder Empörer) gegenüber, deren Wesen in einem mehr oder weniger zügellosen Independentismus bestand. So zerklüfteten sich die Bekenner des Islam schon in relativ sehr früher Zeit in eine große Anzahl von schroff sich gegenüberstehenden (die Mohammedaner zählen selbst 72 häretische Sekten, außer der einen rechtgläubigen) Sekten. Trotzdem hat es für den Islam eine Zeit gegeben, während welcher in den Ländern seiner Bekenner die Wissenschaften und die Künste (mit Ausnahme der Malerei) in der höchsten Blüte standen. Es waren dies die glanzvollen Zeiten der Abbâsiden, welche von pers. Herrschern unterstützt auch pers. (also indogerman.) Cultur in das arab. Reich verpflanzten. Den ersten Anstoß gaben die vorzüglich durch den Khalifen Mamun angeregten, durch gelehrte, des Griechischen kundige Syrer zunächst vermittelten Beschäftigungen mit griech. Philosophie und Dichtkunst, an welche sich bald eigene, wirklich hervorragende Leistungen auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Philosophie, Medicin, Naturwissenschaften, Geschichte und Geographie anschlossen, von denen ein sehr beträchtlicher Theil erhalten ist. Die mohammed. Gelehrten vom 9. bis 13. Jahrh. können in der That als die eigentlichen Bewahrer und Fortsetzer der sonst untergegangenen Wissenschaft angesehen werden. In gewisser Beziehung selbstständig bildeten sich die eigentlich religiösen Wissenschaften, Exegese des Koran und Traditionslehre (Sunna) aus, denen sich später die Dogmatik und die Rechtswissenschaft anschloß. Die ganze Wissenschaft der Religion zerfällt in zwei Haupttheile: die eigentliche Glaubenslehre und die praktische Theologie und Rechtslehre. Jene hat es mit den «Grundpfeilern» (d. i. Lehre von der Einheit Gottes, seinem Wesen und seinen Eigenschaften, der Lehre von der Prädestination, dem Gerichtstag, und der Sendung des Propheten) zu thun, diese behandelt die «Zweige», d. h. die gesetzlichen Vorschriften der auf jenen beruhenden Folgerungen. In jener muß Uebereinstimmung der Rechtgläubigen herrschen, in dieser gibt es vier Schulen, welche nach ihren Stiftern Hanbaliten, Schâfi'iten, Mâlikiten und Hanifiten heißen, zu welchen letztern sich die heutigen Türken bekennen.

Es war natürlich, daß der zum Theil sehr schnell verlaufende Entwickelungsproceß des Islam, währenddessen die Geister heftig aufeinanderplatzten, Entartungen der mannichfachsten

Digitized by Google

Gestalt und Natur und infolge dessen zahlreiche Bestrebungen zur Folge hatte, welche eine Rehabilitation des ursprünglichen Alten und eine Reformation bezweckten, die aber nur sehr theilweise von Erfolg begleitet waren. Als die bedeutendste und nachhaltigste dieser Bestrebungen muß man die von der im 18. Jahrh. in Arabien aufgetauchten und dort weit verzweigten Sekte der Wahhâbiten (vgl. Burckhardt, «Notes on the Bedouins and the Wahabys», Lond. 1830; deutsch, Weim. 1831); W. G. Palgrave, «Narrative of a year's journey through Central and Eastern Arabia», Bd. 1, Lond. 1865) in das Werk gesetzten Reformation ansehen. Auch sie ist jetzt im Rückgang begriffen. An der starren Orthodoxie des Islam scheitern alle diese eine Besserung anstrebenden Anläufe, und durch sie ist eine Erstarrung in dem ganzen Islam entstanden, welche der Vorläufer einer, wie es scheint, unausbleiblichen Zersetzung desselben ist. Noch ist die Zahl seiner Anhänger (man zählt deren etwa 206 Mill.) eine sehr große, noch hat er ein sehr ausgedehntes Ländergebiet (aber nur im südl. Klima, für das er berechnet zu sein scheint) inne, noch hat der Glaube in ihm eine unleugbare Kraft und Gewalt, aber die socialen Zustände des mohammed. Orients sind zum Theil so zerrüttet, daß an eine Regeneration desselben kaum gedacht werden kann. Die Gesammtheit der Mohammedaner vertheilte sich 1877 (vor dem Russisch-Türkischen Kriege) folgendermaßen: Russisches Reich 7,916,412 (und zwar europ. Rußland 2,358,766; asiat. Rußland 5,557,646, wovon auf den Kaukasus 1,960,580, auf Sibirien 61,083, auf die Kirgisensteppe 1,200,000, auf Turkistan mit Ferghana und dem Amu-Darja-Bezirk 2,335,983 kommen), Osmanisches Reich 16,950,000 (und zwar europ. Türkei 4,300,000; asiat. Türkei 12,650,000); nichtrussisches Centralasien 5,000,000; Persien, Afghanistan und Balutschistan 8,000,000; unabhängiges Arabien 3,700,000, China 4,000,000, Indobritisches Reich 46,750,000 (und zwar unmittelbares Gebiet 40,750,000; Vasallenstaaten 6,000,000); Malakka und die Inseln des Ostindischen Archipels und des Indischen Oceans 13,500,000; Afrika 100,000,000; insgesammt also 205,816,412 Seelen. Vgl. Wolff, «Die Drusen und ihre Vorläufer» (Lpz. 1845); Garcin de Tassy, «L'islamisme d'après le Coran» (3. Aufl., Par. 1874); Scholl, «L'islam et son fondateur» (Neuchâtel 1874); Arnold, «Islam, its history, character and relation to christianity» (Lond. 1874; deutsch, «Der Islam», Berl. 1874); A. von Kremer, «Geschichte der herrschenden Ideen des Islam» (Lpz. 1868); derselbe, «Culturgeschichtliche Streifzüge auf dem Gebiete des Islam» (Lpz. 1873); derselbe, «Culturgeschichte des Orients unter den Khalifen» (2 Bde., Wien 1875); Osborn, «Islam under the Arabs» (Lond. 1876); Bosworth Smith, «Mohammed and the Mohammedanism» (2. Aufl., Lond. 1876); Vambéry, «Der Islam im 19. Jahrh.» (Lpz. 1875).

Mohar, kleine Kolbenhirse, s. Setaria.

Mohikaner (engl. Mohegans oder Mohicans), ein Algonquinstamm, bewohnten, als sich die Holländer in Neuyork ansiedelten, beide Ufer des Hudson. Sie befreundeten sich mit jenen und schenkten ihnen Land, auf dem sie Fort Orange (das heutige Albany) erbauten. Von den Holländern unterstützt bekämpften sie die Mohawks, einen der fünf Irokesenstämme, wurden jedoch schließlich 1628 von ihnen besiegt. Infolge dessen verlegten sie ihre Wohnsitze nach dem Connecticut, nachdem einige Jahre zuvor ein Theil des Stammes bereits nach Osten gezogen war und sich in Pequots und wirkliche M. gespaltet hatte. Im J. 1690 standen die M. im engl.-franz. Kriege größtentheils auf Seite der Engländer. In der Folge lebten sie unter den andern Stämmen zerstreut und gingen in diesen mit der Zeit auf, sodaß jetzt fast jede Spur von ihnen, als Stamm, verloren gegangen ist. Nur eine Bande von ungefähr 100 Mann befinden sich noch unter dem Namen Stockbridges auf der Indianerreservation von Red Springs. Die übrigen Nachkommen der M. sind alle zu Anfang des 19. Jahrh. Bürger geworden und als solche zum größten Theil in Wisconsin ansässig. Sehr bekannt wurde der Name M. durch Cooper's Roman «The last of the Mohicans».

Mohilew oder **Mogilew** (poln. Mohylew), ein Gouvernement des westl. Rußland von 48,045 QKilom. mit (1871) 976,825 E., gehörte in ältester Zeit zum russ. Fürstenthum Smolensk und nach der Eroberung durch die Litauer und unter poln. Oberherrschaft zu den Wojwodschaften Mscislawl und Witebsk. Als es 1772 wieder an Rußland gekommen war, wurde es 1778 eine Statthalterschaft, 1796 unter dem Namen Weißrußland mit Witebsk vereinigt, 1802 aber wieder ein besonderes Gouvernement. Es ist eine ebene, nur von wenigen Hügeln durchzogene, sehr fruchtbare und eines milden, obwol sehr feuchten Klimas genießende Provinz, die zum Flußgebiet des Dnjepr gehört, der mit seinen ansehnlichen Nebenflüssen Sosh und Druzt das Land bewässert. Die Bewohner sind sehr thätig, kunstfertig und industriös.

Digitized by Google

Ueber ein Drittel des Landes ist Culturboden, über ein Drittel mit Wald bedeckt. Ackerbau und Obstzucht stehen auf hoher Stufe der Ausbildung, und besonders ausgezeichnet ist das Gemüse. Auch Viehzucht und Jagd, bei den herrlichen Viehweiden und den ausgedehnten Wäldern, und die Waldbienenzucht werden in großem Umfange betrieben. Der Dnjepr mit seinen Nebenströmen bietet Gelegenheit zu einer ausgedehnten Flußschifffahrt und zu einem sehr umfangreichen, durch den Productenreichthum besonders gehobenen Handel, den die Einwohner, meist Rußniaken, aber auch Großrussen, Deutsche und Juden, sogar Zigeuner, mit den umliegenden Gouvernements unterhalten. Das Gouvernement zerfällt in 11 Kreise. — Die gleichnamige Hauptstadt M., an beiden Ufern des Dnjepr am Einflusse der Dubrowenka in denselben, in einer schönen, fruchtbaren Gegend gelegen, ist eine der freundlichsten Städte Rußlands. Sie ist der Sitz eines Civilgouverneurs und zweier Erzbischöfe, eines griechischen und katholischen, hat breite, gerade, schöngepflasterte Straßen, in der Mitte einen achteckigen, von schönen Gebäuden umgebenen Platz und eine schattenreiche, um die ganze Stadt führende Promenade, die eine herrliche Aussicht in das Dnjeprthal gewährt. In den Vorstädten liegen viele Obstgärten; auf einer Anhöhe steht das alte Schloß. M. hat 29 Kirchen (darunter die prächtige Kathedrale St.-Joseph, vier katholische und eine lutherische), ferner vier Klöster, drei Synagogen, 33 jüd. Gebetschulen, zwei Seminarien, ein Gymnasium, eine geistliche Schule, eine jüd. Kreisschule erster Klasse, zwei höhere Töchterschulen, viele Lederfabriken und zählt (1871) 40,431 E., die, sehr gewerbfleißig, einen lebhaften Handel unterhalten. Am 23. Juli 1812 besiegten bei M. die Franzosen unter Davoust die Russen unter Bagration. Etwa 2 Kilom. von der Stadt, in romantischer Gegend, liegt der geschmackvolle Jantschin'sche Park mit einem Schlosse, wo 1780 Katharina II. mit Kaiser Joseph II. eine Zusammenkunft hielt.

Mohl (Jul. von), ausgezeichneter Orientalist, geb. zu Stuttgart 28. Oct. 1800, Sohn des Ober-Consistorialpräsidenten und Staatsraths Benjamin Ferdinand von M. (geb. 4. Jan. 1766, gest. im Aug. 1845), studirte auf der Universität und im theol. Seminar zu Tübingen. Zur Fortsetzung seiner orient. Studien ging er 1823 nach Paris, wo er besonders Silvestre de Sacy und Abel de Rémusat hörte. Im J. 1826 wurde er außerord. Professor der orient. Literatur zu Tübingen. Zugleich erhielt er einen Urlaub, der ihm gestattete, 1826—27 und 1830—31 in London und Oxford zuzubringen. Mit besonderer Vorliebe trieb er das Persische. Als ersten Beweis seiner Bestrebungen gab er anonym mit Olshausen die «Fragments relatifs à la religion de Zoroastre» (Par. 1829) heraus. Darauf besorgte er die Herausgabe von «Confucii Chi-king sive liber carminum, ex latina P. Lacharme interpretatione» (Stuttg. 1830) und von «Y-king, antiquissimus Sinarum liber, ex interpretatione P. Regis» (2 Bde., Stuttg. 1834—39). Von der franz. Regierung beauftragt, die Bearbeitung des «Schahnameh» («Livre des rois») von Firdusi für die «Collection orientale» zu übernehmen, hatte er inzwischen 1832 seine Entlassung als Professor in Tübingen genommen und war nach Paris gegangen, das er zu seinem bleibenden Aufenthalte wählte. Die Ausgabe erschien in sechs Bänden (Par. 1838—68; 2 Aufl. 1876 fg.). Auch seine Thätigkeit als Mitglied der Asiatischen Gesellschaft in Paris war eine höchst verdienstvolle. Im J. 1845 wurde er zum Professor des Persischen am Collége de France, 1852 zum Inspector des orient. Drucks in der kaiserl. Druckerei ernannt. In letzterm Jahre übernahm er auch das Secretariat der Asiatischen Gesellschaft, eine Stelle, deren Geschäfte er seit vielen Jahren versehen hatte, wie seine Jahresberichte an die Gesellschaft (1840—67) bezeugen. Die Ausgrabungen Botta's in Ninive wurden auf M.'s Veranlassung und nach seinem Plane unternommen. Auch gab er einen Theil der Briefe, die Botta an ihn schrieb, heraus («Lettres de M. Botta sur les découvertes à Khorsabad», Par. 1845). M. starb 4. Jan. 1876 in Paris.

Mohl (Robert von), namhafter Staatsrechtslehrer, Bruder des Vorigen, geb. 17. Aug. 1799 zu Stuttgart, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte 1817—21 zu Tübingen und Heidelberg die Rechte und Staatswissenschaften. Nachdem er die nächsten Jahre auf Reisen zugebracht, ward er 1824 als außerord. Professor der Rechte und 1827 als ord. Professor der Staatswissenschaften zu Tübingen angestellt, womit er seit 1836 das Amt eines Oberbibliothekars verband. Im J. 1845 trat er als Wahlcandidat für das Städtchen Balingen auf. Ein auch durch den Druck veröffentlichtes Schreiben an seine Wähler, in dem er sein polit. Glaubensbekenntniß ablegte, zugleich aber scharfen Tadel gegen die Regierung aussprach, verwickelte ihn in Zerwürfnisse mit letzterer, in deren Folge er als Regierungsrath nach Ulm versetzt wurde. M. trat indeß aus dem Staatsdienste und wurde bald darauf in die württemb. Zweite Kammer gewählt. Im J. 1847 folgte er einem Rufe als Professor der

Digitized by Google

Rechte nach Heidelberg. Nachdem er 1848 dem Vorparlament beigewohnt, ward er von den Oberämtern Mergentheim und Gerabronn zur Nationalversammlung entsendet. Im Aug. 1848 übernahm er im Reichsministerium das Portefeuille der Justiz. Die Niedersetzung einer Commission zur Entwerfung eines allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs, die Verkündigung der deutschen Wechselordnung, der Grundrechte und der Reichsverfassung waren die hauptsächlichsten Beweise seiner amtlichen Thätigkeit. In seinen Grundsätzen mit Heinrich von Gagern übereinstimmend, trat er mit diesem und seinen übrigen Amtsgenossen 17. Mai 1849 zurück, worauf er sich zu Heidelberg wieder seinem Lehramte widmete. Doch führte ihn bald darauf die Wahl zum Vertreter der Universität in der bad. Ersten Kammer in das polit. Leben zurück. Namentlich wirkte er zur Verwerfung des Concordats (1860) wesentlich mit. Im Juli 1861 zum bad. Gesandten beim Bundestage ernannt, verblieb er in dieser Stellung bis zur Auflösung desselben im Aug. 1866. Im J. 1867 wurde er Präsident der bad. Ersten Kammer und zugleich Gesandter in München bis zu der 1871 erfolgenden Auflösung der Gesandtschaft. Im J. 1871 erhielt er die Stelle eines Präsidenten der Oberrechnungskammer; 1874 wurde er von dem Wahlkreis Villingen-Donaueschingen in den Reichstag gewählt und schloß sich dort an die liberale Reichspartei an. Er starb zu Berlin 5. Nov. 1875. Seine Hauptwerke sind außer dem «Staatsrecht des Königreichs Würtemberg» (Tüb. 1829; 2. Aufl. 1840 u. 1846): «Die Ministerverantwortlichkeit in Einherrschaften mit Volksvertretung» (Tüb. 1837), «Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats» (3 Bde., Tüb. 1832—34; 3. Aufl., 3 Bde., 1866), «Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaft» (3 Bde., Erlangen 1855—58), «Die Encyklopädie der Staatswissenschaft» (Tüb. 1859; 2. Aufl. 1872), «Staatsrecht, Völkerrecht und Politik» (Bd. 1—3, Tüb. 1860—69), «Das deutsche Reichsstaatsrecht» (Tüb. 1873), Monographien, welche zum Theil in der von ihm, Hanssen, Helferich u. a. herausgegebenen «Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft» (Tüb. 1844 fg.) erschienen.

Mohl (Mor.), bekannt durch seine parlamentarische Thätigkeit und als nationalökonomischer Schriftsteller, Bruder der Vorigen, geb. 1802 zu Stuttgart, besuchte das dortige Gymnasium und studirte dann zu Tübingen und auf der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Hohenheim Staats- und Kameralwissenschaften. Seit 1826 Referendar beim würtemb. Finanzministerium, wurde er nach Gründung des süddeutschen Zollverbandes Assessor bei der würtemb. Oberzollverwaltung und 1831 Assessor bei der Finanzkammer in Reutlingen. Nachdem er hierauf einen fünfjährigen Aufenthalt in Frankreich der Erforschung der staatswirthschaftlichen Zustände und des Unterrichtswesens dieses Landes gewidmet, erhielt er 1841 eine Anstellung als Obersteuerrath zu Stuttgart. Der Märzbewegung im J. 1848 schloß sich M. mit Wärme an. Er wohnte dem Vorparlament bei und ward von dem Wahlbezirk Heidenheim-Aalen in die Nationalversammlung gewählt, wo er auf seiten der gemäßigten Linken saß. Seine amtliche Stellung gab er auf, um sich ganz der Sache des Volks und literarischer Thätigkeit zu widmen. In der würtemb. Versammlung zur Revidirung der Verfassung gehörte er der Opposition an. Obgleich diese Versammlung dreimal aufgelöst wurde, kehrte doch M. stets in dieselbe zurück und war auch Mitglied des nach der dritten Auflösung (6. Nov. 1850) bleibenden Ausschusses, dessen Rechtsbeständigkeit die Regierung nicht anerkannte. Von seinem Wahlbezirk wurde er auch in die nach dem alten Wahlgesetz berufene und 6. Mai 1851 eröffnete Kammer gesandt, wo er seinen Sitz auf der Linken nahm. Seitdem ist M. beständig Mitglied der Kammer geblieben und war der entschiedenste Führer der Großdeutschen. Im J. 1868 in das Zollparlament gewählt, stimmte er nur ungern 21. Juli 1870 für Theilnahme Würtembergs an dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71. Bei der Neuwahl der Abgeordnetenkammer 5. Dec. 1870 siegte er nur mit Hülfe der Ultramontanen. Im Deutschen Reichstage, dessen Mitglied er 1871—73 war, stimmte er gegen jede Erweiterung der Reichscompetenz. Unter M.'s Schriften sind hervorzuheben: «Aus den gewerbswissenschaftlichen Ergebnissen einer Reise in Frankreich» (Stuttg. 1845), «Beitrag zur Erörterung des deutschen Handelsgesetzbuchs» (Stuttg. 1857), «Ueber Bankmanöver, Bankfrage und Krisis» (Stuttg. 1858), «Ueber ein Bundesgericht» (Stuttg. 1860), «Ueber die Pest der öffentlichen Leihhäuser» (Stuttg. 1866). Hieran schließen sich seine ständischen Berichte über den preuß.-franz. Handelsvertrag (Stuttg. 1863) und die Erweiterung des würtemb. Eisenbahnnetzes (Stuttg. 1865), «Mahnruf» (Stuttg. 1867) gegen den Zollvereinsvertrag und die Broschüren «Zur Münzreform» (Tüb. 1871) und «Ueber den Entwurf eines Reichseisenbahngesetzes» (Stutt. 1874).

Mohl (Hugo von), ausgezeichneter Botaniker, ein vierter Bruder der Vorigen, geb. 8. April 1805 zu Stuttgart, widmete sich dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften. Im J.

Digitized by Google

1835 wurde er an der Universität daselbst zum ord. Professor der Botanik und zum Director des botan. Gartens ernannt, wo er seitdem als akademischer Lehrer eine erfolgreiche Thätigkeit entwickelte. Er starb in Tübingen 1. April 1872. Seinen Bemühungen ist großentheils die Errichtung (1863) einer eigenen naturwissenschaftlichen Facultät an der Universität zu verdanken. In der Wissenschaft hat sich M. vorzugsweise als gründlicher Forscher auf dem Gebiete der Pflanzenphysiologie einen geachteten Namen erworben. Außer der Preisschrift: «Ueber den Bau und das Winden der Ranken und Schlingpflanzen» (Tüb. 1827), sind von seinen Arbeiten besonders hervorzuheben: «Ueber die Poren des Pflanzenzellgewebes» (Tüb. 1828), «Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Gewächse» (Bern 1834), «Liebig's Verhältniß zur Pflanzenphysiologie» (Tüb. 1843), «Mikrographie, oder Anleitung zur Kenntniß und zum Gebrauche des Mikroskops» (Tüb. 1846), «Grundzüge zur Anatomie und Physiologie der vegetabilischen Zelle» (Braunschw. 1851) und «Vermischte Schriften botan. Inhalts» (Tüb. 1845). Seit 1843 gab er mit Schlechtendal zu Halle die «Botan. Zeitung» heraus.

Möhler (Joh. Adam), hervorragender kath. Theolog, geb. 6. Mai 1796 zu Igersheim, machte seine Studien zu Mergentheim, Ellwangen, Tübingen und in dem bischöfl. Seminar zu Rottenburg und wurde, 1819 zum Priester geweiht, zuerst Hülfsprediger in Weil, dann in Riedlingen. Im J. 1820 ging er als Präparant zum Gymnasiallehramte nach Tübingen zurück, wurde bald darauf Repetent und 1822 Privatdocent der Theologie. Nach einer wissenschaftlichen Reise begann er zunächst über Kirchenrecht und später regelmäßig über Kirchengeschichte und Patrologie zu lesen. Seine Schrift «Die Einheit in der Kirche, oder das Princip des Katholicismus» (Tüb. 1825; 2. Aufl. 1843) begründete seinen Ruf. Diesen folgte «Athanasius d. Gr. und die Kirche seiner Zeit im Kampfe mit dem Arianismus» (Mainz 1827; 2. Aufl. 1844), welche Schrift seine Ernennung zum ord. Professor der Theologie in Tübingen bewirkte. Dieselbe orthodoxe Grundansicht wie in den ersten beiden Schriften, vereint mit dem Streben, die Anschauungen der neuern, namentlich Schleiermacher'schen Philosophie, in den Dienst des kath. Dogmas zu ziehen, trat in seiner «Symbolik» (Mainz 1832; 6. Aufl. 1844) hervor, welche durch ihre geistreiche Idealisirung des kath. Lehrbegriffs, aber auch durch ihre scharfen Angriffe gegen den Protestantismus Aufsehen erregte und viele Gegenschriften der Protestanten hervorrief. Die wichtigste derselben, welche Ferd. Christian Baur zum Verfasser hatte, erwiderte M. mit seinen «Neuen Untersuchungen der Lehrgegensätze zwischen den Katholiken und Protestanten» (Mainz 1834; 2. Aufl. 1835). Anfang 1835 folgte er einem Rufe nach München. Er starb 12. April 1838, nachdem er noch kurz vor seinem Tode zum Domdekan in Würzburg ernannt worden war. Seine «Nachgelassenen Schriften» (2 Bde., Regensb. 1839—40) hat Döllinger, seine «Patrologie, oder christl. Literargeschichte» (Bd. 1, Regensb. 1839) Reithmayr veröffentlicht. Vgl. Wörner, «Johann Adam M.» (Regensb. 1866).

Mohn (Papāver) ist der Name einer zur 13. Klasse des Linné'schen Systems gehörigen Pflanzengattung, welche der Typus einer natürlichen Familie, der Papaveraceen, ist und sich durch einen zweiblätterigen, hinfälligen Kelch, eine vierblätterige Blume, zahlreiche Staubgefäße auf dem Blütenboden, eine vier- bis zwanzigstrahlige sitzende Narbe und eine unter der Narbe in Löchern aufspringende vielfächerige, vielsamige Kapsel ausgezeichnet. Es sind einjährige oder ausdauernde, meist borstig-haarige Kräuter mit weißem Milchsaft, fiederspaltigen, selten blos gezähnten Blättern und einzelnen langen, einblütigen, endständigen Blütenstielen. Die Blüten werden bei der Cultur sehr leicht gefüllt, und dann cultivirt man solche Arten besonders gern als Zierpflanzen der Gärten. Vorzüglich wird allgemein und in Menge der einjährige schlafmachende M., Gartenmohn oder Magsamen (P. somniferum L.) cultivirt, welcher seegrüne, stengelumfassende, ungleich kerbiggezähnte, kahle Blätter hat. Man erzieht vorzugsweise zur Oelgewinnung aus den Samen davon drei Abarten: den grauen M. oder Schüttmohn, mit hellrothen Blüten, grauen Samen und offenen Kapseln; den blauen M. oder Schließmohn, mit lilaen Blüten, blauen Samen und geschlossenen Kapseln; und den weißen M., mit weißen oder rothen Blüten, weißen Samen, und geschlossenen Kapseln. Als Oelfrucht wird in Mitteleuropa am meisten der graue Schüttmohn angebaut. In der Heilkunde werden theils die noch nicht völlig reifen Kapseln unter dem Namen Mohnköpfe, theils die Samen der weißen Abart als weißer Mohnsamen, vorzüglich aber der bittere Milchsaft der Pflanze unter dem Namen Mohnsaft oder Opium (s. d.) als Heilmittel angewendet. Das Mohnöl ist ein geschätztes Speiseöl und stellt sich als solches unmittelbar hinter das Olivenöl. Neuerdings wird der M. auch in nördl. Gegenden zur Gewinnung des Opium cultivirt, z. B. in Würtemberg, in Frankreich. Die Pflanze mit gefüllten Blüten dient als häufige Zierpflanze

Digitized by Google

der Gärten. Der in Armenien und am Kaukasus einheimische ausdauernde orientalische M. (P. orientale L.) wird wegen seiner ungemein großen, brennendrothen, am Grunde schwarzgefleckten Blumen ebenfalls zur Gartenzierde verwendet. Aus seinen unreifen Kapseln, welche scharf, fast etwas brennend schmecken und von den Türken gegessen werden, kann man ebenfalls ein gutes Opium gewinnen. Eine Plage der Saatfelder als schwer vertilgbares Unkraut ist der Klatsch- oder Klappermohn (P. Rhoeas L.), der sich durch tief fiedertheilige Blätter und den abstehend-borstigen Stengel auszeichnet. Seine schleimig-bitterlichen, frisch schwach opiumartig riechenden, schön hochrothen Blumen werden unter dem Namen Klatschrosen als einhüllendes und linderndes Mittel angewendet. In Gärten wird die Pflanze äußerst häufig mit gefüllten, ungemein vielfarbigen Blüten unter dem Namen Ranunkelmohn cultivirt. Auf den Alpen der südlichern Gegenden Deutschlands und der Schweiz wächst der Alpenmohn (P. Alpinum L.), der nur einblütige Stengel mit weißen oder citrongelben Blumen trägt.

Mohnike (Gottlieb Christian Friedr.), Theolog und Literarhistoriker, geb. 6. Jan. 1781 zu Grimmen in Neuvorpommern, studirte seit 1799 zu Greifswald, seit 1801 in Jena, Theologie, lebte 1803—10 als Hauslehrer auf Rügen, wurde 1810 Conrector, 1811 Rector der Stadtschule zu Greifswald und kam 1813 als Pastor an die Jakobikirche nach Stralsund, wo er auch nach seiner Ernennung zum Consistorial- und Schulrath blieb. Er starb 6. Juli 1841 zu Greifswald. Unter seinen literarhistor. Schriften sind besonders hervorzuheben: «Geschichte der Literatur der Griechen und Römer» (Bd. 1, Greifsw. 1813), «Ulrich Hutten's Jugendleben» (Greifsw. 1816), «Hymnologische Forschungen» (2 Bde., Greifsw. 1831—32), werthvolle Beiträge zur Geschichte des Kirchenliedes. Unter seinen Arbeiten über die Kirchen- und Literaturgeschichte Pommerns haben bleibenden Werth: «Bartholomäi Sastrowen Herkommen, Geburt und Lauf seines ganzen Lebens» (3 Bde., Greifsw. 1823—24), «Geschichte der Buchdruckereien in Stralsund» (Stralsund. 1833), «Geschichte der Buchdruckerkunst in Pommern» (Stuttg. 1840), «Johannes Frederus» (3 Abth., Stralsund. 1837—40) u. s. w. Auch die «Urkundliche Geschichte der sog. Professio fidei Tridentinae» (Greifsw. 1822) nebst der «Geschichte des ungar. Fluchformulars» (Greifsw. 1823) sind gründliche Monographien. Um die skandinav. Literatur, zu deren Studium ihn die Dichtungen Tegnér's führten, hat er sich durch Uebersetzungen von des letztern «Frithjofssaga» (13. Aufl., Halle 1876), «Die Nachtmahlskinder» (5. Aufl., Halle 1876) und «Sämmtliche Gedichte» (3 Bde., Lpz. 1840), sowie von Nicander's «Runen» (Stuttg. 1829), der «Volkslieder der Schweden» (Bd. 1, Berl. 1830), der «Altschwed. Balladen, Märchen und Schwänke» (Stuttg. 1836), der «Heimskringla» (Bd. 1, Stralsund. 1837), der «Saga von Frithjof dem Starken» (Stralsund. 1830) u. s. w. Verdienste erworben; auch lieferte er von Rask's «Verslehre der Isländer» (Berl. 1830) und von Rafn's «Die Entdeckung Amerikas im 10. Jahrh.» (Stralsund. 1828) deutsche Uebersetzungen.

Mohr, Bezeichnung der schwarzen, wollhaarigen Bewohner Afrikas, s. Neger.

Mohr (Aethiops) heißen mehrere pharmaceutische und chem. Präparate, die eine schwarze oder graue Farbe besitzen, aber in ihrer Darstellung und Zusammensetzung sehr verschieden sind. Der Mineralmohr (A. mineralis) ist schwarzes Schwefelquecksilber (Hydrargyrum sulfuratum nigrum der Pharmacopoea Germanica), der Eisenmohr (A. martialis) wesentlich Eisenoxyduloxyd und das Ferrum oxydato-oxydulatum der frühern Landespharmakopöen, der Platinmohr feinzertheiltes metallisches Platin und der vegetabilische M. (A. vegetabilis) verkohlte Blasenalge (Fucus vesiculosus), eine (früher officinelle) iodhaltige Kohle.

Mohr (Eduard), namhafter Afrikareisender, geb. 19. Febr. 1828 in Bremen, widmete sich dem Berufe des Seemanns und wurde zu diesem Behufe in Bremen auf der Steuermannsschule ausgebildet. Zu Handelszwecken, später aus Liebe zur Jagd, besuchte er fremde Erdtheile, namentlich Polynesien, das Beringsmeer, die bengalisch-hinterind. Küsten und Californien. Er war 1866—67 in Natal und im Zululande, ging 1869 mit dem Geologen Hübner ebendahin, besuchte die von Mauch am Tati aufgefundenen Goldfelder und erreichte 20. Juni 1870 den Mosiwatunjafall des Zambesi. Seine astron. Positionsbestimmungen in der ehemaligen Transvaalrepublik und den Nachbarländern machten diese Reise zu einer wichtigen, da es an solchen Bestimmungen ganz gebrach. Im J. 1876 wurde er von der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft nach der Küste von Angola gesendet, um von dort eine Forschungsreise in das Innere zu unternehmen. Im August ging er von Loanda nach Magamba, wo er De Pogge traf, der vom Muata Yanvo zurückkehrte, und dann nach Malange. Dort ereilte ihn 26. Nov. 1876 der Tod. Er schrieb «Reise- und Jagdbilder aus der Südsee, Californien und Südostafrika» (Brem. 1868), «Nach den Victoriafällen des Zambesi» (2 Bde., Lpz. 1875).

Digitized by Google

Möhre (Daucus) nennt man eine zu den Doldengewächsen gehörende Pflanzengattung mit weißen Blumen, die sich durch die fiederförmig zertheilten Blättchen der Doldenhüllen sowie durch die acht geflügelten Nebenriefen der Frucht auszeichnet, deren Flügel in eine einfache Reihe von Stacheln gespalten oder bis zum Grunde getheilt ist. Von den Arten dieser Gattung wird die in Europa überall auf trockenen Wiesen, Triften und Rainen häufig wachsende gemeine M. oder Mohrrübe (D. Carota L.) allgemein als Gemüsepflanze sowol in Gärten als auch auf freiem Felde angebaut. Der Stengel ist ziemlich steifhaarig und die weißblütige Dolde zur Fruchtzeit zusammengezogen und stark concav, daher nestförmig. Die Wurzel der wilden Pflanze ist dünn, schmuzig-gelblich und holzig, bei der cultivirten Pflanze aber viel dicker und fleischiger, gold- oder orangegelb, roth oder weißlich-gelb mit grün. Man cultivirt davon zahlreiche Spielarten, unter welchen die weiße grünköpfige, die in Deutschland am meisten verbreitete gelbe, die rothe grünköpfige, die flandrische, die weiße französische, die weiße deutsche, die Altringham-, die Riesenmöhre und die Speisecarotte die vorzüglichsten sind. Als «gelbe Rüben» (auch Goldrüben) gelten alle spindelförmigen M., Carotten heißen die M. mit kurzer, runder, unten stumpf absetzender Wurzel. Die Möhrenwurzel schmeckt eigenthümlich süß und aromatisch und enthält viel Schleimzucker, ein aromatisches ätherisches Oel, ein fettes Oel, einen krystallinischen, harzigen, rothen Farbstoff, Stärkemehl u. s. w. Sie dient als eine beliebte, leichtverdauliche und gelind eröffnende Speise. Auch wird aus den M. ein Syrup, Möhrensaft, bereitet; zerschnitten und geröstet werden sie als Kaffeesurrogat (Möhrenkaffee) benutzt. Vor der Aussaat müssen die Samen zwischen den Händen gerieben und mit Sand vermischt werden, damit die Früchte nicht aneinander hängen bleiben. Als Futter sind die M. sehr geschätzt, insbesondere kleingeschnitten für die Pferde. Ihr Anbau verlangt Sorgfalt, insbesondere Bodenvertiefung, welche meistens mittels des Spatens bewirkt werden muß.

Mohrenhirse, auch Besenkraut, Sorgho oder Sirk, Negerkorn (Sorghum) heißt eine zu den Gräsern gehörende Getreidegattung, welche einblütige männliche und Zwitterährchen nebeneinander in endständiger Rispe trägt, und bei welcher die lederartigen Kelchspelzen der eirunden oder eilänglichen Aehrchen an der Spitze klein-dreizähnig sind. Es sind meistens einjährige, selten ausdauernde Gräser, mit hohen, starken, markerfüllten Halmen und breiten, maisähnlichen Blättern. Der Saft des Marks ist zuckerhaltig. Obschon der Ertrag der M. sehr groß ist, eignet sich doch dieses Getreide nur für ein wärmeres Klima, man baut daher ihre verschiedenen Arten nur in Afrika und in Asien, seltener im südl. Europa an. Hier muß die Aussaat schon im Anfange des April geschehen, und es gehört ein warmer Sommer dazu, wenn die Reife im Anfange des September erfolgen soll. Am ehesten reift in Mitteleuropa noch die gemeine M. (S. vulgare), welche eine eirund-ovale, sehr gedrängte, kolbenartige Rispe trägt, deren Spelzen (Klepper) braun, braunroth und schwarz abändern. In Syrien, Arabien und in ganz Afrika bilden die Samen die tägliche Nahrung der Bevölkerung; in Europa wird das Korn wie die grüne Pflanze nur als Futter verbraucht. Die reife Rispe wird nach Abdreschen der Körner zu Besen verwendet. Die Zuckermohrenhirse (S. saccharatum Pers.) hat eine ausgebreitete, weitabstehende Rispe und süßeres Mark des Halms; sie wird besonders in China zur Zuckergewinnung, seit neuester Zeit auch im südlichern Europa, jedoch meistens nur als ergiebiges Futter, cultivirt. In Afrika ist die Cultur der M. (Durrha) in zahllosen Abarten verbreitet. Ihre Körner bilden nicht blos die gewöhnliche Brotfrucht, sondern werden auch zur Darstellung von gegorenen Getränken, den Hirsebieren Meriesa, Bilbil und Buhsa, welche stark berauschend sind, verwendet. Auch die Tataren der Krim bereiten ihr Lieblingsgetränk Murwa aus Mohrenhirsesamen.

Mohs (Friedr.), der Begründer der sog. naturhistorischen Methode in der Mineralogie, geb. 29. Jan. 1773 zu Gernrode am Harz, studirte 1796—98 in Halle, besuchte die Bergakademie zu Freiberg und fand sehr bald eine Anstellung in Anhalt-Bernburg, die er aber aufgab, um sich an der Gründung einer wissenschaftlichen Anstalt in Dublin zu betheiligen. Als dieselbe nicht zu Stande kam, ging er wieder nach Freiberg und dann 1802 nach Wien, wo er die Beschreibung der Mineraliensammlung des Bankiers van der Null übernahm und herausgab, in der er (3 Bde., Wien 1804; 2. Aufl. 1806) zuerst seine naturhistor. Ansichten niederlegte. Hierauf bereiste er behufs geognost. Studien Steiermark, Salzburg, Kärnten, Krain, Ungarn, Siebenbürgen u. s. w. und 1810 im Auftrage der österr. Regierung die Gegenden im Passauischen, in Oesterreich und in Böhmen, wo Porzellanerde sich findet. Im J. 1811, wo er eine neue Reise nach Steiermark unternommen hatte, ernannten ihn die dortigen Stände zum Professor der Mineralogie am Johanneum zu Gratz. Mit dem Grafen

Digitized by Google

von Brenner aus Wien, der in Gratz sein Schüler gewesen, machte er 1817 eine Reise nach England. Hierauf wurde er an Werner's Stelle Professor der Mineralogie in Freiberg; 1826 aber ging er in gleicher Eigenschaft nach Wien, wo er 1838 Bergrath wurde. Er starb zu Agordo bei Belluno 29. Sept. 1839. M.' vorzüglichste Schriften sind: «Versuch einer Elementarmethode zur naturhistor. Bestimmung und Erkenntniß der Fossilien» (Bd. 1, Wien 1813), «Die Charaktere der Klassen, Ordnungen, Geschlechter und Arten, oder Charakteristik des naturhistor. Mineralsystems» (Dresd. 1820; neu bearbeitet von Zippe, Wien 1858), «Grundriß der Mineralogie» (2 Bde., Dresd. 1822—24; 2. Aufl. 1839), den sein Schüler Haidinger mit vielen Zusätzen ins Englische übersetzte (3 Bde., Edinb. 1825); «Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreichs» (Wien 1832; 2. Aufl., fortgesetzt von Zippe, 2 Bde., Wien 1836—39). M.'s Methode, welche jede chem. Charakteristik aus der Mineralogie ausschloß, kann als überwunden gelten.

Moiriren (franz.) oder Wässern heißt das Verfahren, mittels dessen man gewebten Stoffen ein wellenartig oder flammig schimmerndes Ansehen gibt. Man erlangt dies dadurch, daß man die Waare doppelt zusammengelegt zwischen den Cylindern eines Walzwerks durchgehen läßt, von welchen der eine aus Eisen und geheizt, der andere aus Papier verfertigt ist. Der Effect beruht auf einem theilweisen Plattquetschen der Gewebefäden an den zufällig sich ergebenden Kreuzungsstellen und tritt am schönsten bei seidenen Stoffen hervor. Ganz verschieden hiervon ist das M. des verzinnten Eisenblechs, wobei dasselbe zum gänzlichen oder theilweisen Schmelzen des Zinnüberzugs erhitzt wird und dann durch Beizen mit schwacher Säure schimmernde krystallinische Flecken annimmt (Metallmoor, moiré métallique).

Mokka, Mokha, Mocha oder Mochhâ, Stadt am Arabischen Meerbusen, in der arab. Provinz Jemen, 74 Kilom. im Norden von der Straße Bab-el-Mandeb, mit einem geräumigen, von zwei Castellen vertheidigten Hafen und 5—6000 E., darunter 1500 Juden, war ein unbedeutendes Dorf, bis im 16. Jahrh. der Beherrscher von Jemen den Handel von Aden, welchen die Portugiesen störten, dahin zog. Seitdem hob sich M. durch seine günstige Lage in der Nähe der kaffeebauenden Bezirke schnell, ist aber infolge der Zerrüttung der mohammed. Reiche in neuerer Zeit bedeutend gesunken. Namentlich hat Aden (s. d.) fast die ganze Kaffee-Ausfuhr aus Sana an sich gezogen, und der Mokkakaffee, der für den besten gehalten wird, hat gegenwärtig ganz andere Exportplätze als früher, wo M. den ganzen Handel im südl. Theile des Rothen Meers, mit Einschluß der afrik. Plätze diesseit und jenseit der Straße Bab-el-Mandeb, monopolisirte. Der Scheikh Schädeli, der Schutzpatron M.s, soll nach dem Glauben der Araber auch der Begründer derselben sein und zuerst den Gebrauch des Kaffees gelehrt haben. Seine stark bewallfahrtete Grabmoschee steht außerhalb der Stadt.

Mola (Pietro Francesco), gewöhnlich Mola di Roma genannt, ein ital. Maler der bolognesischen Schule, geb. zu Coldre im Canton Tessin 1621, genoß den Unterricht Giuf. Cesari's in Rom und Albani's in Bologna, worauf er nach Venedig ging. Durch Guercino's Neid sah er sich indeß genöthigt, nach Rom zurückzukehren, wo ihn Alexander VII. die Geschichte Joseph's in der Galerie von Monte-Cavallo malen ließ. Er starb zu Rom 1665. Viele Frescobilder von ihm finden sich noch jetzt in Rom; auch malte er mehrere treffliche Bilder im Louvre zu Paris, unter anderm den heil. Johannes in der Wüste predigend, den heil. Bruno in einer schönen Landschaft, Hagar und Ismael, Archimedes mit dem Zirkel und den Soldaten, der ihn verwundet, die Ruhe auf der Flucht in Aegypten und Tancred. M. arbeitete viel, zeichnete richtig und übertraf seinen Lehrer Albani in der Farbengebung, obgleich sein Colorit zu bräunlich ist, sowie in der Mannichfaltigkeit der Erfindung, nicht aber in der Grazie. — Der gleichzeitige, vielleicht mit ihm verwandte Giovanni Battista M., geb. 1622 wahrscheinlich in Frankreich, ein Schüler Albani's, bildete sich hauptsächlich zum Landschaftsmaler aus und arbeitete in manchen Bildern seines Lehrers die Landschaften. Seine Composition ist meist tüchtig und großartig, während er in der Farbe seine Zeitgenossen Claude Lorrain und Ruysdael bei weitem nicht erreicht. Er starb 1661. — Gasparo M., von Lugano, geb. zu Ende des 16. Jahrh., war einer der besten Medailleurs in Diensten der Päpste Urban VIII. und Alexander VII. Seine Köpfe sind weich und doch kräftig gearbeitet, die Rückseiten derselben oft mit antiker Einfachheit componirt und trefflich ausgeführt.

Molasse nennen die Schweizer einen meist grauen und feinkörnigen Sandstein, welcher oft mit groben Conglomeratbänken (der Nagelfluhe) abwechselt, besonders das Hügelland der Schweiz bildet und viel als Baustein verwendet wird. In ihm ist z. B. der Löwe von Luzern ausgehauen. Da dieser Sandstein längs des ganzen nördl. Alpenrandes in ähnlicher

Digitized by Google

Weise auftritt und die mittlere Region der tertiären Ablagerungen hier vorzugsweise charakterisirt, so nennt man diese ganze Schichtenfolge mit allen ihren besondern Einlagerungen die Molasseformation. Da diese Formation am nördl. Alpenrande außerordentlich mächtig entwickelt ist und fast alle andern Tertiärbildungen darin übertrifft, so wurde von mehrern Geologen die gesammte Tertiärbildung, d. h. die Gesammtheit aller ihr zugehörigen einzelnen Formationen, in derselben Weise Molassegruppe genannt, wie man von einer Kreidegruppe spricht. Die Molassegruppe, oder Tertiärbildung überhaupt, besteht von oben nach unten aus der Pliocen-, Miocen-, Oligocen- und Eocenformation. Lyell nannte die Abtheilung pliocen, welche über 35 Proc. lebende Arten unter ihren Versteinerungen enthält, die dagegen miocen, welche nur 17—35 Proc. lebende Arten enthält, und endlich diejenige eocen, welche nur 4—17 Proc. lebende Arten enthält, während die übrigen 83—96 ausgestorben sind. Zu diesen meist localen Formationen der Molassegruppe gehören z. B.: die Braunkohlenformation Deutschlands, der Grobkalk und der plastische Thon des pariser Beckens, der Londonthon und plastische Thon des londoner Beckens, der Septarienthon Norddeutschlands, der Tegel und Leithakalk des wiener Beckens, die meisten Süßwasserkalksteine, die Nummulitengebilde der Alpen u. s. w. Die schweiz. Molasseformation, welche vorherrschend miocen ist, hat man speciell geschieden in eine obere Süßwassermolasse, eine mittlere Meeresmolasse, eine untere Süßwassermolasse und eine untere Meeresmolasse. Mehrere dieser Abtheilungen enthalten schwache Kohlenlager.

Molay (Jak. Bernh. von), der letzte Großmeister der Templer, stammte aus dem Geschlechte von Longwy und Raon in Burgund. Er wurde sehr jung, um 1265, in den Orden der Templer aufgenommen und 1298 seiner Tapferkeit, die er in den Kämpfen gegen die Ungläubigen bewiesen, Rechtschaffenheit und Klugheit wegen einstimmig zum Oberhaupte des Ordens erwählt. Als er in Cypern beschäftigt war, eine neue Ausrüstung gegen die Sarazenen zu betreiben, traf ihn 1306 die Einladung des Papstes Clemens V. und des Königs Philipp des Schönen von Frankreich, nach diesem Lande zu kommen. Er folgte ihr und sah sich dadurch mit in das schreckliche Schicksal seines Ordens hineingerissen. Anfangs von Philipp dem Schönen mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, wurde er 13. Oct. 1307 mit allen in Frankreich lebenden Rittern plötzlich verhaftet, vor ein gedungenes Gericht gestellt und nach jahrelangem Leiden im Kerker und den grausamsten Mishandlungen durch Tortur 18. März 1314 in Paris nebst dem Großprior Guido von der Normandie, einem 80jährigen Greise, bei langsamem Feuer verbrannt. (S. Tempelherren.)

Molbech (Christian), ausgezeichneter dän. Sprach- und Geschichtsforscher, geb. 8. Oct. 1783 zu Soröe, begann 1802 zu Kopenhagen das Studium der Rechte, erhielt aber 1804 als Voloutär, 1805 als erster Amanuensis Anstellung bei der königl. Bibliothek. Im J. 1806 wurde er Mitredacteur des von der dän. Akademie der Wissenschaften veranstalteten kritischen «Wörterbuchs der dän. Sprache». In der Folge unternahm M. verschiedene Reisen durch Dänemark, Schweden, Deutschland, Frankreich, England und Italien, die er auch beschrieb, und bis 1823 rückte er an der Bibliothek zum ersten Secretär hinauf. Nachdem er 1829 daneben die Professur der Literaturgeschichte an der Universität erhalten, erfolgte 1830 seine Ernennung zum Mitgliede der Direction der königl. Schauspiele, in welcher Stellung er bis 1842 verblieb. Seit 1846 Etatsrath, starb er 23. Juni 1857 zu Kopenhagen. M.'s literarische Thätigkeit war ebenso vielseitig als einflußreich. Von seinen histor. Arbeiten sind hervorzuheben: «Geschichte des dithmarsischen Kriegs» (Kopenh. 1813), «Geschichte Erik Plogpenning's» (Kopenh. 1846), «Uddrag af Biskop Jens Bircherod's historisk-biographiske Dagböger» (Kopenh. 1838), die mit N. M. Petersen herausgegebene «Auswahl bisher ungedruckter dän. Diplome und Briefschaften aus dem 14. bis 16. Jahrh.» (Bd. 1, Kopenh. 1842—43) und «Historiske Aarböger til Oplysning i Nordens, särdeles Danmarks historie» (2 Bde., Kopenh. 1845—48). Auch gab er «Foreläsninger over Historiens Philosophie» (2 Bde., Kopenh. 1840—41) heraus und lieferte viele Beiträge in die von ihm herausgegebene «Nordisk Tidsskrift for Historie, Literatur og Konst» (4 Bde., Kopenh. 1827—36), sowie in die «Historisk Tidsskrift» der von ihm 1839 gestifteten «Dansk historisk Forening». Schätzbare Beiträge zur Geschichte der dän. Dichtung sind M.'s «Dansk poetisk Anthologie» (4 Bde., 1830—40), «Evald's Levnet» (1831), «Foreläsninger over den danske Poesie» (2 Bde., 1831—32), «Studier over Oehlenschläger's Poesie» (1850) und «Schack Staffeldt's Levnet» (1852). Von der nachhaltigsten Bedeutung sind unstreitig M.'s sprachwissenschaftliche Arbeiten. Nachdem er bereits 1813 ein «Dansk Hand-Ordbog» veröffentlicht, ließ er das «Dansk Ordbog» (2 Bde., Kopenh. 1833; 2. Aufl. 1854—59) erscheinen, das den ganzen neuern dän. Sprach-

Digitized by Google

schatz vorführt. Außer der trefflichen histor. Arbeit «Det danske Sprogs historiske Udvikling» (Kopenh. 1846) schlossen sich an das bahnbrechende «Dansk Dialect-Lexicon» (Kopenh. 1833—41) und das gleich schätzbare «Dansk Glossarium» (Kopenh. 1853 fg.), ein Wörterbuch der veralteten dän. Worte. Außerdem veröffentlichte er eine Reihe kritischer Ausgaben der ältesten dän. Sprachdenkmale, wie «Danske Rimkrönike» (Kopenh. 1825), Henrik Harpestreng's «Danske Lägebog» (Kopenh. 1826), Prästen Michael's «Danske Riimvärker» (Kopenh. 1836) und «Aelteste dän. Bibelübersetzung» (Kopenh. 1828). Wichtige Beiträge zur Kunde des ältern dän. Wortschatzes lieferte er in «Sprachschilderung der dän. Bibelübersetzungen aus dem 16. Jahrh.» (Kopenh. 1840). Auch gab er «Danske Ordsprog, Tankesprog og Riimsprog» (Kopenh. 1839) heraus. Von M.'s bibliogr. Arbeiten ist besonders die Schrift «Ueber Bibliothekwissenschaft» (deutsch von Ratjen, Lpz. 1832) hervorzuheben. — Sein Sohn, Christian Knud Frederik M., geb. 20. Juli 1821 zu Kopenhagen, wirkte 1853—64 als Professor der dän. und nordischen Sprache und Literatur zu Kiel und hat sich literarisch durch Reiseschilderungen, sowie nicht ohne Erfolg als lyrischer Dichter («Dämring», Kopenh. 1852) und durch eine gute Uebersetzung von Dante's «Divina Commedia» bekannt gemacht.

Molche oder Schwanzlurche bilden eine Abtheilung der nackthäutigen Amphibien und zeichnen sich durch Eidechsengestalt aus. Sie haben eine gestreckte Körperform, vier, selten zwei Beine und einen langen Schwanz. Im Anfange ihres Lebens athmen sie durch Kiemen, die aber bei weiterer Körperentwickelung durch Lungen ersetzt werden oder auch noch neben den Lungen in Thätigkeit bleiben. Sie leben im Wasser und an feuchten Orten, nähren sich von Insekten, Würmern, Wasserschnecken, Fischbrut und Froschlaich und besitzen die größte Reproductionskraft. Man theilt sie in die beiden Familien der Wassermolche, bei denen sich die Kiemen während der Metamorphose verlieren, und der Fischmolche, bei denen die Kiemen neben den Lungen fortwährend bleiben. Zu den erstern gehört der Erdmolch oder Salamander (s. d.) und der Wassermolch (Triton); zu den letztern der Axolotl (Siredon) und der Olm (Proteus). Ersterer lebt in den Seen um die Hauptstadt Mexico, wo er regelmäßig zu Markte gebracht und von allen Klassen der Bevölkerung gern gegessen wird. Er verwandelt sich, freilich nur ausnahmsweise, in eine Art von Erdmolch (Ambystoma). Der Olm ist der einzige Vertreter der Fischmolche in Europa und findet sich nur in den unterirdischen Gewässern von Krain, wo er bei dem großen Interesse, welches der Naturforscher an diesem Thiere hat, den Bauern einiger Dörfer als nicht unbedeutender Handelsartikel dient. Das von Scheuchzer zuerst bekannt gemachte, 1 Mt. lange, versteinerte Skelet im Oeninger Stinkschiefer, welches er für das Skelet eines vorsündflutlichen Menschen (Homo diluvii testis) erklärte, gehört einer vorweltlichen Molchart, dem gigantischen Salamander (Andrias Scheuchzeri) an, welche in dem noch lebenden japan. Riesensalamander (Megalobatrachus maximus) ihren nächsten Verwandten auch hinsichtlich der Größe hat.

Moldau, der Hauptfluß Böhmens, entspringt auf dem Böhmerwaldgebirge zwischen dem Bretterwalde, dem Schwarzen Berge und dem Vogelsteine, an der bair. Grenze und fließt anfangs längs der Grenze von Nordwest nach Südost, biegt sich aber bei Hohenfurth und strömt dann fortwährend nordwärts. Ihr Stromgebiet umfaßt 30,840 QKilom. Die M. nimmt die Malsch, Luschnitz, Wotawa, Sazawa, Beraun und andere kleine Flüsse auf, wird bei Hohenfurth flößbar, von Budweis aus, wo der Verkehr auf ihr durch eine Eisenbahn mit Linz an der Donau und dem Salzkammergute in Oberösterreich in Verbindung steht, für Kähne von 2—300 Ctr. Last schiffbar und fällt, nachdem sie Rosenberg, Krumau, Budweis, Moldauthein, Prag und Weltrus berührt hat, Melnik gegenüber in die Elbe. Bei ihrem Zusammenflusse mit der Elbe hat sie bereits einen längern Lauf zurückgelegt als diese, nämlich 425 Kilom. Sie bewirkt auch durch ihren Wasserzuschuß die Schiffbarkeit der Elbe.

Moldau, das nördliche der beiden unter dem Namen Rumänien (Romania) vereinigten Donaufürstenthümer (M. und Walachei), lehnt sich mit seiner westl. Seite an die Karpaten, welche sie von Oesterreich scheiden, grenzt im N. mittels des Pruth und einer von der europ. Commission 1857 in Bessarabien gezogenen Linie an Rußland, im O. und SO. an das Schwarze Meer und mittels der Donau an die Türkei (Dobrudscha), im S. aber an das Schwesterland der Walachei und zählt auf 42,233 QKilom. etwa 1,900,000 E. Als das Römische Reich seine Grenzen bis an die östl. Donau erweiterte, fand es in den heutigen Donaufürstenthümern die Dacier vor. Diese wurden am Anfange des 2. Jahrh. n. Chr. von Trajan unterjocht, und auf ihrem Gebiete wurde die röm. Provinz Dacia gegründet (umfassend Rumänien, Siebenbürgen, Banat, Bukowina und Bessarabien). Nach Eutropius' Zeugniß

Digitized by Google

bevölkerte Trajan die neue Provinz mit einer «unermeßlichen» Menschenmenge aus allen Theilen des Weltreichs. Aus diesem Umstande sowie aus der bekannten physiol. Zähigkeit des röm. und roman. Volksstammes überhaupt erklärt es sich, wie trotz der Verminderung des röm. Bestandtheils unter Aurelian (mittels der Uebersiedelung nach Mösien) und trotz der Ueberflutung des Landes durch fremde Stämme, welche es seit dem 3. bis ins 10. Jahrh. abwechselnd verheerten und zum Theil sich darin niederließen, dennoch das ursprüngliche röm. Element in verhältnißmäßig großer Reinheit sich erhielt und alle fremden Bestandtheile in sich aufgehen ließ. Nur in den Ortsnamen und im lexikalischen Theile der Sprache hat sich die Spur der fremden Völker, namentlich der slawischen, erhalten. Mit dem 11. Jahrh. nehmen die Rumänen (der Name Walache ist im Lande unbekannt, das Volk selbst nennt sich von jeher Romanu) das griech.-orient. Christenthum an. Dragos, ein aus dem westl. Dacien mit einer Schar Kriegsleute eingewanderter Rumäne, soll 1294 in allgemeiner Landesversammlung zum erblichen Domnu oder Fürsten (der slaw. Ausdruck Hospodar ist im Lande unbekannt) über die ganze M. ernannt worden sein, welche damals auch die Bukowina und Bessarabien umfaßte. Mit dem Anfange des 14. Jahrh. wurde die M. ein selbstständiger Staat. Beim Beginne des 15. Jahrh. regiert Alexander I., der sich einen Namen in der Geschichte seines Landes erwarb durch eingreifende Organisation der religiösen und polit. Verhältnisse (seine administrative Eintheilung des Landes blieb bis in die neueste Zeit). Unter seinen Nachfolgern beginnen die Kriege mit den allmählich vordringenden Türken. Trotzdem gelangt die M. unter der langen Regierung Stephan's d. Gr. (1458—1504) zu einer hervorragenden Macht. Diesem tapfern Fürsten gelang es, nachdem er die Polen mehrmals und einmal auch Matthias Corvinus, Ungarns König, bei Baja (1467) besiegt, eine aus 120,000 Mann bestehende Armee Mohammed's II. in der blutigen Schlacht bei Racova 4. Jan. 1475 gänzlich zu vernichten und im folgenden Jahre den Eroberer Konstantinopels selbst, nach der Schlacht bei Resboieni oder Vallea-Alba, durch einen geschickten Parteigängerkrieg so in die Enge zu treiben, daß der Sultan nach einem nächtlichen Ueberfall der Moldauer über die Donau fliehen mußte. Trotz mehrfacher späterer Kriege mit den Polen und mit Sultan Bajazet II. hinterließ Stephan d. Gr. seinem Nachfolger Bogdan ein im Innern beruhigtes und im Auslande geachtetes Land. Dennoch hielt Bogdan (1504—17) es für gerathener, freiwillig mit der Pforte ein Schutzverhältniß einzugehen, wie es bereits mit der Walachei bestand. So schloß er 1511 die erste sog. Capitulation der M. mit dem Sultan Selim. In diesem Vertrage und in dem folgenden werden ausdrücklich anerkannt die Unabhängigkeit des Landes, dessen territoriale Integrität, die Freiheit, sich nach eigenen Gesetzen ohne jede Einmischung der Türken zu regieren, das Recht des Fürsten über Leben und Tod seiner Unterthanen. Dafür erhält die Türkei eine jährliche Abgabe und hat das Recht der Bestätigung jedes neuen Fürsten. Dagegen darf sich kein Türke im Lande niederlassen. Eine zweite ähnliche Capitulation wurde von dem Fürsten Basilius Lupu 1649 mit Mohammed IV. abgeschlossen. Es bestehen also im ganzen zwei Verträge der M. mit der Türkei, und dies sind jene Capitulationen, welche bis 1877 die staatliche Stellung der M. zur Pforte normirten und auf welche die spätern Verträge Rußlands und der Westmächte mit der Türkei sich beziehen: wie namentlich der von Kutschuk-Kainardschi (1774), der von Adrianopel (1829) und der von Paris (1856). Das durch diese Capitulationen bestimmte Verhältniß der Türkei zu der M. und das ganz ähnliche zur Walachei wurde mit dem Namen der «Suzeränetät» bezeichnet.

Nicht immer aber wurden diese Verträge von der Türkei beobachtet, und namentlich seit dem 18. Jahrh. begann die Pforte in der willkürlichsten Weise sich in die innern Angelegenheiten der M. und Walachei einzumengen. Der Grund dazu war das Auftreten der Russen an der Donau 1711 unter Peter I. Denn indem von dieser Zeit an das hartnäckig verfolgte Bestreben der Russen hervortrat, dem türk. Reiche immer näher zu rücken und entschieden auf dessen Auflösung hinzuarbeiten, mußten gerade die rumän. Donaufürstenthümer als ein Bollwerk zwischen Rußland und der Türkei der Pforte doppelt wichtig werden. Seitdem die Herrschaft der Fanarioten (s. d.) ihren Anfang nahm, begann mit ihr eine schmachvolle Geschichte dieser Länder, welche länger als ein Jahrhundert (1716—1821) dauerte, und während welcher das Volk so tief sank, daß in ihm alles nationale Selbstbewußtsein wie erloschen schien. Die höhern Klassen, die sog. Bojaren (Amtsadel), wurden nach und nach gräcisirt, und so erklärt sich der Mangel an Vaterlandsliebe und die Corruption, wodurch sich der gebildete Theil der Moldauer und Walachen charakterisirte. Indessen wurde die Absicht der Pforte, zwischen sich und Rußland treue Länder zu besitzen, gerade durch ihr echt türk. Verfahren vereitelt. Bei einer so corrumpirten Gesellschaft fiel es russ. Gelde und russ. Versprechungen nicht schwer, den größten Theil der

Digitized by Google

Bojaren für sich zu gewinnen, und andererseits benutzte Rußland gerade den unsichern Zustand dieser Länder zum Vorwande, sich zum Protector derselben gegen die ungläubigen Türken aufzuwerfen, was zuerst in dem erwähnten Vertrage von Kutschuk-Kainardschi (1774) geschah. Das Protectorat war indeß nur der erste Schritt zur Unterjochung der Länder; denn Rußland sah ruhig zu, wie 1777, trotz der vertragsmäßig garantirten territorialen Integrität der M., die Bukowina an Oesterreich abgetreten wurde, und es benutzte gern diesen Präcedenzfall, um 1812 ganz Bessarabien selbst an sich zu reißen. Bald darauf aber tritt ein Wendepunkt in der Geschichte der Donaufürstenthümer ein; der Aufstand des Vladimirescu gegen die fanariotischen Fürsten hatte zur Folge, daß von 1822 ab kein Grieche mehr, sondern nur Fürsten aus den eingeborenen Familien des Landes zur Herrschaft über die M. und Walachei kommen. In dem den russ.-türk. Krieg von 1828—29 beendenden Vertrage von Adrianopel wurden die Fürstenthümer wieder in das alte, durch die Capitulationen normirte Verhältniß zur Türkei gestellt, bekamen aber dafür ausdrücklich Rußland als zweite Schutzmacht neben der Türkei. Was unter diesem neuen Protectorat zu verstehen war, stellte sich alsbald heraus.

In den ersten sechs Jahren wurden die Länder geradezu durch Rußland regiert (unter der übrigens vorzüglichen Leitung des Grafen Kisselew), von den Russen mit einer Verfassung (dem sog. Organischen Reglement) bedacht und von diesen auch später, als man einheimische Fürsten ernannte (und zwar Michael Sturdza in der M.), vollständig beeinflußt. Trotzdem ist in dem Zeitraume 1834—48 unter Sturdza's Regierung die auffallendste Veränderung in der M. vor sich gegangen. Man gründete viele Schulen mit mehr oder weniger westländischer Cultur. Ackerbau, Gewerbe und Handel begannen sich zu regen, Communicationsmittel wurden geschaffen. Auch der Anfang einer Literatur machte sich bemerklich. Die vielen jungen Männer, die von da an ihre Erziehung im Auslande genossen, namentlich in Frankreich und Deutschland, trugen wesentlich dazu bei, die Grundlagen einer staatlichen und gesellschaftlichen Existenz im Sinne europ. Civilisation zu schaffen. Bei diesem Regenerirungsproceß handelt es sich im Innern um Begründung eines gediegenen dritten Standes, im Gegensatze zur versunkenen Adelsklasse, nach außen aber um Selbstständigkeit. Bei diesem Bestreben ist es begreiflich, daß die Revolutionsjahre von 1848 und 1849 eine heftige Opposition gegen Rußland zu Tage förderten, die zwar unterdrückt, aber nicht ausgerottet wurde. Im Senet zu Balta-Liman (1849) wurden die Fürsten der M. und Walachei direct und auf sieben Jahre ernannt, und zwar Gregor Ghika für die M., Stirbey für die Walachei, welche sich beide durch das Bestreben auszeichneten, ihre Länder auf dem Wege des Fortschritts weiter zu führen. Speciell für die M. hat Fürst Ghika sich große Verdienste um das Unterrichts- und Wohlthätigkeitswesen erworben. In seinem Wirken wurde er jedoch, sowie sein Nachbar in der Walachei durch den Orientkrieg unterbrochen. Der Pariser Vertrag von 1856 entzog die Fürstenthümer dem speciellen Protectorat Rußlands und gab der M. einen Theil des entrissenen Bessarabien zurück. Zur definitiven Constituirung der Länder aber wurden 1857 besondere Versammlungen einberufen, die sog. Divans ad hoc, welche ihre Wünsche dahin formulirten, daß die M. und Walachei vereinigt und unter die Regierung eines fremden Fürsten gestellt werden sollten. Die Pariser Convention von 1858 hatte nun die Regelung dieser Verhältnisse zum Gegenstande. Der fremde Fürst wurde nicht gewährt, auch die Union nicht unmittelbar, aber wenigstens im Princip. Es sollten zwei Fürsten gewählt werden, welche mittels einer gemeinsamen Centralcommission die Verschmelzung der beiden Länder vorzubereiten hätten. Dagegen wurden die « Vereinigten Fürstenthümer M. und Walachei », wie sie jetzt officiell hießen, unter die Collectivgarantie der sieben Mächte gestellt (Frankreich, Oesterreich, England, Preußen, Italien, Türkei und Rußland). Unter diesen Voraussetzungen sollten an einem und demselben Tage des Jan. 1859 die Landtage der Walachei und der M. zur Wahl der beiden Fürsten schreiten. Aber die Walachei verschob absichtlich ihren Wahltag, und als 17. Jan. 1859 die M. den Obersten Alexander Johann Cusa (s. d.) zu ihrem Fürsten wählte, ernannte 24. Jan. die Walachei durch Wahl denselben Fürsten. Die lange gewünschte Union der beiden Länder war hierdurch factisch hergestellt und die garantirenden Mächte mußten das Fait accompli anerkennen. (Ueber die weitere Geschichte und die Statistik s. Rumänien.)

Mole (mola), Mondkalb, Windei oder falsche Frucht nennt man ein fehlerhaftes Product der Zeugung, welches sich von Misgeburt (s. d.) dadurch unterscheidet, daß es im Vergleich zur menschlichen Frucht völlig gestaltlos und unförmlich genannt werden kann. Das M. stellt eine zusammengeballte, aus wasserhaltigen Blasen, Blut-, Fleisch- oder Fettklumpen, auch zum Theil erdigen, knochenartigen Concrementen und Häuten bestehende unförmliche

Digitized by Google

Masse dar, welche zuweilen noch deutliche Ueberbleibsel einer früher vorhandenen regelmäßigen Frucht zeigt. Je nach den Verschiedenheiten hat man diese Producte in viele Klassen getheilt. Gewöhnlich unterscheidet man eine Fleisch- und eine Blasen- oder Traubenmole. Die erstere bildet sich aus geronnenem Blute, die letztere besteht aus lauter Wasserblasen. Die Ursachen der Entstehung sind dunkel, doch wol auf ähnliche Ursachen wie die Misgeburten, insbesondere auf Anomalien des Eies und der Eihäute, sowie auf intercurrirende Krankheiten des mütterlichen Organismus zurückzuführen. Von der Blasen- oder Traubenmole weiß man, daß sie eine hydropische (wassersüchtige) Entartung und Wucherung der feinen Blutgefäße des Fruchtkuchens darstellt. Die Molenschwangerschaft (graviditas molaris) ist nicht mit Sicherheit zu erkennen, doch stellen sich häufig hartnäckige und erschöpfende Blutungen ein. Die M., als des selbstständigen Lebens ermangelnd, wird selten zu derselben Zeit wie eine regelmäßige Frucht ausgestoßen, sondern schon nach dem dritten oder vierten Monate.

Molé (Matthieu), ausgezeichneter franz. Staatsmann, geb. 1584, stammte aus einer alten Parlamentsfamilie. Er war Generalprocurator, als ihn Richelieu 1641 zum ersten Präsidenten des Parlaments von Paris ernannte. In den Unruhen der Fronde (s. d.) vertheidigte er ebenso sehr das Interesse des Volks und der Freiheit wie die Rechte der Krone. Der ihn verfolgenden Ränke müde, legte er endlich sein Amt nieder, wurde aber 1651 Siegelbewahrer. Auch in dieser Stellung war er dem Hofe und den Großen oft sehr unbequem; doch hielt er sich durch das Ansehen, welches seine Rechtschaffenheit allgemein einflößte. Er starb 3. Jan 1656. Die Herausgabe seiner «Mémoires» (3 Bde., Par. 1854—56) besorgte Champollion-Figeac. Vgl. Barante, «Le Parlement et la Fronde, vie de Matthieu M.» (Par. 1859). — Edouard François Matthieu M., geb. 5. März 1760, wurde 1788 Parlamentspräsident. Er heirathete eine Tochter Malesherbes', wanderte 1789 aus, kehrte aber nachher zurück und starb 20. April 1794 als Opfer der Revolution unter der Guillotine. — Louis Matthieu, Graf von M., bekannt als franz. Staatsmann, Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 24. Jan. 1781, folgte in der Revolution seinem Vater ins Ausland. Er lebte theils in der Schweiz, theils in England, bis er im Alter von 16 J. nach Frankreich zurückkehrte. Im J. 1806 veröffentlichte er «Essais de morale et de politique» (2. Ausg., Par. 1809), worin er die Herrschaft Napoleon's I. als eine Nothwendigkeit darstellte. Infolge dessen wurde er im Staatsrath Auditor, bald darauf Requêtenmeister, 1807 Präfect des Depart. Côte-d'Or, 1809 Staatsrath, alsbald auch Director des Weg- und Brückenbaues und Graf des Kaiserreichs. Während des Feldzugs von 1813 ernannte ihn der Kaiser zum Justizminister und 20. Nov. desselben Jahres verlieh er ihm die Würde des Großrichters (grand-juge). Im J. 1814 begleitete M. die Kaiserin mit den übrigen Ministern nach Blois. Während der ersten Restauration blieb er den Staatsgeschäften fern. Als Napoleon I. von Elba zurückkehrte, trat er wieder in seine Stellung als Weg- und Brückenbaudirector ein, die er auch nach der Schlacht von Waterloo fortführte. Ludwig XVIII. erhob ihn 17. Aug. 1815 zum Pair, und als solcher stimmte er bei dem Processe des Marschalls Ney für die Todesstrafe. Im J. 1817 wurde er Marineminister, legte jedoch 1818 mit Richelieu zugleich sein Portefeuille nieder und entwickelte fortan in der Pairskammer ein beträchtliches Rednertalent bald für, bald gegen die Regierung. Durch seine frühere Verbindung mit den Doctrinairs erhielt er im ersten Cabinet Ludwig Philipp's das Ministerium des Auswärtigen. Doch mußte er schon 2. Nov. 1830 dem Herzoge von Broglie weichen. Als sich das Ministerium Thiers 25. Aug. 1836 zurückzog, bildete M. in Verbindung mit den Doctrinairs ein Cabinet, in welchem er selbst die Präsidentschaft und das Auswärtige übernahm. Doch die Maßregeln, die dasselbe nach dem Attentate des Prinzen Ludwig Napoleon und dem Mordversuche Meunier's den Kammern vorschlug, führten schon im März 1837 dessen Auflösung herbei. M. blieb jedoch im Amte und brachte das Cabinet vom 15. April zu Stande, in welches Montalivet, Salvandy, Lacave-Laplace und Barthe eintraten. Eine solche Combination entsprach aber durchaus nicht der parlamentarischen Majorität, und die reactionäre Politik dieses Cabinets rief die Erbitterung der Liberalen, ja selbst der Doctrinairs hervor. M. dankte deshalb 22. Jan. 1839 ab, mußte aber bei den Schwierigkeiten, die Soult erhob, auf den Wunsch Ludwig Philipp's die Zügel der Regierung nochmals ergreifen. Nun wurde die Kammer aufgelöst, aber die Wahlen fielen so ungünstig aus, daß er mit seinen Collegen 9. März definitiv seinen Abschied nahm. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde M. in Bordeaux zum Abgeordneten in die Constituirende wie in die Legislative Nationalversammlung gewählt, wo er mit den Repräsentanten des Vereins der Rue-de-Poitiers stimmte und eins der einflußreichsten Mitglieder im Ausschusse dieses Vereins war. Mit dem Staats-

Digitized by Google

ſtreiche vom 2. Dec. 1851 trat er ins Privatleben zurück und ſtarb 25. Nov. 1855 auf ſeinem Schloſſe Champlatreux. Seit 1840 war M. Mitglied der Académie-Française.

Molecule (Diminutiv vom lat. moles, die Maſſe) nannten die ältern Phyſiker die kleinſten Theilchen der Materie. Die im Innern der Körper wirkenden Kräfte, welche die Form, den Zuſammenhang der Körper u. ſ. w. bewirkten, als Cohäſion, Adhäſion, Kryſtalliſationskraft u. ſ. w., laſſen ſich auf Anziehungen und Abſtoßungen dieſer M. zurückführen und werden deshalb Molecularkräfte genannt. Von den ältern Atomiſtikern wurden die M. in der Regel mit den Atomen (ſ. d.) verwechſelt und ihnen daher eine unveränderliche Geſtalt und Größe zugeſchrieben, während die Dynamiker ihre Geſtalt und Größe für veränderlich halten. Andere Atomiſtiker, wie z. B. Ampère, erklären die M. nicht für die Atome ſelbſt, ſondern für Gruppen von Atomen, um auf dieſem Wege ebenfalls gleich den Dynamikern die Veränderlichkeit ihrer Geſtalt und Größe behaupten zu dürfen in allen den Fällen, in denen die Thatſachen der Phyſik und Chemie ſich durch die Annahme einer ſolchen leichter und ungezwungener erklären laſſen. Dieſe letztere Auffaſſung hat in der modernen Chemie und Phyſik durchgegriffen und iſt gegenwärtig die allgemeine in der erklärenden Naturwiſſenſchaft.

Moleſchott (Jak.), einer der ausgezeichnetſten Phyſiologen der Gegenwart, geb. 9. Aug. 1822 zu Herzogenbuſch als Sohn eines Arztes, beſuchte 1837—42 das Gymnaſium zu Kleve, widmete ſich dann zu Heidelberg medic. und naturwiſſenſchaftlichen Studien und ließ ſich 1845 zu Utrecht als Arzt nieder, arbeitete aber daneben im Laboratorium Mulder's. Mit ſeinen Freunden Donders und Van Deen gab er «Die holländ. Beiträge zu den anatom. und phyſiol. Wiſſenſchaften» heraus. Im Frühjahr 1847 wandte ſich M. nach Heidelberg, wo er bis 1854 als Privatdocent thätig war, dann aber ein phyſiol. Laboratorium leitete, wurde im Frühjahr 1856 zum ord. Profeſſor der Phyſiologie in Zürich ernannt und folgte im Herbſte 1861 einem Rufe als Profeſſor der Phyſiologie an die Univerſität nach Turin. Im J. 1876 ward er zum Senator des Königreichs Italien erhoben. M.'s wiſſenſchaftliche Unterſuchungen erſtrecken ſich auf die Lunge, das Blut, die Milch und den Urſprung der Galle, auf die Structur der Muskeln und Horngebilde, wobei er auch zur Ausbildung der mikrochem. Technik manches beigetragen hat. Von Gegenſtänden der Phyſiologie im engern Sinne widmete er ſeine Aufmerkſamkeit beſonders der Reſpiration, den Rückbildungsvorgängen, der Innervation des Herzens, den moleculären Vorgängen im gereizten Nerven, außerdem embryologiſchen Problemen. M. entdeckte namentlich (1855), daß durch das Licht auch das Athmen der Thiere befördert und deren Ausſcheidung von Kohlenſäure vermehrt wird. Die Ergebniſſe kleiner Arbeiten legte er zum großen Theile in der von ihm 1855 begonnenen Zeitſchrift «Unterſuchungen zur Naturlehre des Menſchen und der Thiere» nieder. Von M.'s ſelbſtſtändigen Schriften ſind hervorzuheben: «Phyſiologie der Nahrungsmittel» (Darmſt. 1850; 2. Aufl., Gieß. 1859), «Lehre der Nahrungsmittel. Für das Volk» (Erlangen 1850; 3. Aufl. 1858), welche in die meiſten neuern Sprachen überſetzt ward; «Phyſiologie des Stoffwechſels in Pflanzen und Thieren» (Erlangen 1851), «Der Kreislauf des Lebens» (Mainz 1852; 5. Aufl. 1876), «Phyſiol. Skizzenbuch» (Gieß. 1861), «Georg Forſter. Der Naturforſcher des Volks» (Frankf. 1854; 4. Aufl., Halle 1874). Hierzu kommen eine Reihe von Antritts- und Eröffnungsreden zu ſeinen Vorleſungen in Zürich und Turin.

Molfetta, Stadt und Biſchofsſitz in der ital. Provinz Bari, am Adriatiſchen Meere und an der Südbahn, mit einer Kathedrale und vielen Kirchen, zählt (Ende 1871) 26,829 E., welche Leinwandweberei treiben und, von dem kleinen Hafen begünſtigt, ziemlich lebhaften Handel unterhalten, Fiſcherei treiben und Werften haben. In der Nähe befindet ſich eine merkwürdige Salpetergrube von 30 Mt. Tiefe und einem Umkreiſe von 350 Mt., hier Pulo genannt, welche reinen und natürlichen Salpeter erzeugt, auch eine außerordentliche Reproductionskraft beſitzt. Es ſollen jährlich an 10,000 Ctr. gewonnen werden.

Molière (Jean Baptiſte Poquelin, genannt), der größte franz. Luſtſpieldichter, geb. zu Paris 15. Jan. 1622, Sohn eines königl. Kammerdieners und Hoftapeziers, empfing eine gelehrte Schulbildung, folgte aber ſeiner natürlichen Neigung und wurde Schauſpieler. An der Spitze einer kleinen Schauſpielergeſellſchaft, die er ſelbſt gebildet und eingeſchult hatte, zog er 12 Jahre lang (1646—58) in der Provinz umher, indem er Stücke von ſeiner Bearbeitung ſpielte, wie den «Étourdi» (1653) und den «Dépit amoureux» (1654). Durch ſeinen Gönner und ehemaligen Mitſchüler, den Prinzen von Conti, erlangte er 1658 die Vergünſtigung, vor Ludwig XIV. zu ſpielen, und hatte das Glück, ſo zu gefallen, daß er mit ſeiner Truppe in Paris bleiben durfte und ſpäter in königl. Dienſt genommen wurde. M. eröffnete zunächſt im Petit-

Digitized by Google

Bourbon, dann im Jan. 1661 im Palais-Royal ein Theater, das Zulauf hatte und alljährlich neue Arbeiten aus seiner eigenen Feder brachte: «Les précieuses ridicules» (1659), «Le cocu imaginaire» (1660), «L'école des maris» (1661), L'école des femmes» (1662), «Le festin de pierre» (1665), «Le misanthrope» (1666), «Le médécin malgré lui» (1666), «Le Tartufe» (1667), «Amphitryon», «L'avare», «George Dandin» (1668), «Le bourgeois gentilhomme» (1670), «Les fourberies de Scapin» (1671), «Les femmes savantes» (1672), «Le malade imaginaire» (1673). Bei der vierten Vorstellung dieses letzten Stücks, worin M. die Hauptrolle spielte, befiel ihn, während er in der burlesken Ceremonie zur Aufnahme des Doctors das Juro aussprach, ein Blutsturz. Sterbend von der Bühne weggetragen, verschied er nach wenigen Stunden 17. Febr. 1673 in seiner Wohnung der Rue Richelieu, welcher gegenüber man 1845 ein öffentliches Denkmal zu seinen Ehren errichtete. M. war, wie Shakspeare, Theaterdirector, Schauspieler und dramatischer Dichter, der für seinen eigenen Bühnenbedarf, ohne literarischen Ruhm zu suchen, schrieb, indem er von allen Seiten, von den Römern, Italienern, Spaniern, entlehnte, was ihm tauglich schien, und vor allem immer das Publikum anzulocken und den Beifall desselben zu gewinnen trachtete. Weil er Schauspieler von Profession war, konnte er nicht in die Akademie aufgenommen werden, und um ihm ein ehrliches Begräbniß zu verschaffen, dazu bedurfte es des Befehls Ludwig's XIV. Jedoch ließ die Akademie 1778 in ihrem Sitzungssaale M.'s Büste aufstellen. Indeß wurde er von den bedeutendsten Geistern seiner Zeit, von Boileau (welcher ihn einen «rare et fameux esprit» nennt), Lafontaine, Chapelle u. a., sogleich nach seinem Werthe erkannt. In der That ist M. einer der größten Lustspieldichter aller Zeiten. Seine ersten Stücke zwar sind noch durchaus possenhaft und von ausgelassener Lustigkeit; in seinen spätern Meisterwerken aber, dem «Misanthrope», dem «Avare», dem «Tartufe», den «Femmes savantes» u. s. w., in denen er die Schlechtigkeiten und Lächerlichkeiten seiner Zeit geißelt, zeichnet er mit einer außerordentlichen Gestaltungskraft Charaktere, die wegen ihrer Lebenswahrheit typisch und zum Theil sprichwörtlich geworden sind. In allen seinen Schöpfungen pulsirt reiches dramatisches Leben; unerschöpflich ist M. an geistreichen, witzigen Einfällen, an treffenden, sentenzartigen Bemerkungen, in denen allgemeine Wahrheiten in prägnanter Form als Maximen zugespitzt sind. Seine Verse sind reich an volksthümlichen Wendungen und überraschend neuen Reimen. Unter den ältern Ausgaben seiner Werke ist die von Bret (6 Bde., Par. 1773, mit Kupfern von dem jüngern Moreau) die schönste und gesuchteste; unter den neuern die von Moland (7 Bde., Par. 1863—64) die vollständigste, correcteste und am besten erläuterte. Unter den einfachen Textausgaben steht obenan die von Anatole France (Par. 1876 fg.) besorgte, welche den genauen Abdruck der ersten Drucke bringt. Eine Ausgabe der Hauptwerke mit deutschem Commentar lieferte A. Laun (9 Bde., Lpz. 1873—76). Von den deutschen Uebersetzungen seiner Werke ist die des Grafen Wolf von Baudissin («Lustspiele», 4 Bde., Lpz. 1865) nennenswerth. Vgl. unter den zahlreichen biographischen Schriften Voltaire's geistreiche Schrift: «Vie de M. avec des jugements sur ses ouvrages» (Amsterd. 1759); Tachereau, «Historie de la vie et des ouvrages de M.» (Par. 1825 u. öfter); Bazin, «Notes historiques sur la vie de M.» (Par. 1851); Soulié, «Recherches sur M. et sur sa famille» (Par. 1863); Fournel, «Les contemporains de M.» (Bd. 1—2, Par. 1863—65); Lindau, «Molière» (Lpz. 1872); Reissig, «Jean Baptist M.'s Leben und Schriften» (Lpz. 1876); Loiseleur, «Les points obscurs de la vie de M.» (Par. 1877); Lacour, «Études sur M.» (Par. 1877). Sehr brauchbar ist die «Bibliographie Molièresque» von Paul Lacroix (Par. 1875), ferner das aus den Archiven des Théâtre Français veröffentlichte «Registre de la grange, 1656—1685» (Facsimile-Abdruck, Par. 1876). Gutzkow hat M. zum Helden seines Lustspiels «Das Urbild des Tartufe» gemacht.

Molina (Ludw.), Jesuit und Lehrer der Theologie an der portug. Universität zu Evora, geb. 1540, ist durch seine vermittelnde Theorie in dem kirchlichen Dogma der Gnade (s. d.) und Gnadenwahl (Prädestination) bekannt geworden. In der Absicht, die menschliche Willensfreiheit mit der Augustinischen Lehre von der alles Gute wirkenden Gnade zu vereinigen, veröffentlichte er das Werk «Liberi arbitrii cum gratiae donis, divina praescientia, providentia, praedestinatione et reprobatione concordia» (Lissab. 1588), worin er lehrte, daß die Gnade Gottes zwar die Bedingung der Seligkeit sei, aber jedem zutheil werde, der mit den noch übrigen Kräften des freien Willens das Seinige thue, daß also die Erlangung oder der Verlust der Seligkeit doch von der menschlichen Selbstbestimmung abhänge. Diese Ansicht wurde von den Dominicanern heftig bekämpft, dagegen von den Jesuiten, die deshalb Molinisten genannt wurden, vertreten und veranlaßte so einen Streit, zu dessen Schlichtung Papst Clemens VIII.

Digitized by Google

die Congregatio de auxiliis niederſetzte, und der nachmals, nach dem 1600 erfolgten Tod M.'s, in dem Kampfe über die Lehre des Biſchofs Janſen (ſ. d.) ſich fortſetzte.

Molinos (Michael), ſpan. Myſtiker, geb. 21. Dec. 1640 in Saragoſſa, hatte zu Pamplona und Coimbra ſtudirt und war vielleicht mit der um 1575 entſtandenen Sekte der Alombrados oder Erleuchteten in Berührung gekommen. Seit 1669 als Doctor der Theologie und Prieſter in Rom lebend, gewann er mehrere, ſelbſt hochgeſtellte Freunde und gab für dieſe ſeine Schrift «Guida spirituale» (Rom 1675; lat. von A. H. Francke, Lpz. 1687; deutſch von G. Arnold, Frankf. 1699) heraus, worin er im Gegenſatze zu dem kirchlichen Mechanismus reine Gottesliebe und unmittelbare Anſchauung Gottes mit Vernichtung alles eigenen Lebens als den wahren Weg zum Heil und zur Ruhe der Seele empfahl. Eben deshalb nannte man ſein Syſtem Quietismus (ſ. d.) und ſeine Anhänger Quietiſten. Auf Betrieb des Jeſuiten Lachaiſe fand die Inquiſition in jener Schrift und in Vorträgen des M. 68 ketzeriſche Sätze, die Papſt Innocenz XI. 1687 als ſolche verdammte. M. ſelbſt mußte ſeine Irrthümer abſchwören und unter harten Bußübungen in einem Dominicanerkloſter ſein Leben beſchließen. Er ſtarb zu Rom 29. Dec. 1696. Vgl. «Recueil des diverses pièces concernant le Quiétisme, ou M., ses sentiments et ses disciples» (Amſterd. 1688); Scharling, «Michael de M.» (Gotha 1854).

Molique (Wilh. Bernh.), Violinvirtuos und Componiſt, geb. zu Nürnberg 7. Oct. 1802 als Sohn eines Stadtmuſikus, erhielt den erſten Muſikunterricht durch ſeinen Vater und kam 1816 nach München, wo er den Unterricht des erſten Violiniſten der münchener Kapelle, Pietro Novelli, genoß, deſſen Stelle er 1820 erhielt. Im Sept. 1826 folgte er einem Rufe als Hofmuſikdirector nach Stuttgart und ging 1849 nach London. Er ſtarb 10. Mai 1869 zu Canſtatt. Seine Compoſitionen für Violine gehören mit denen Spohr's, an die ſie oft erinnern, zu den beſten Werken für dieſes Inſtrument. Auch hat M. Lieder, Streichquartette, ein Violoncellconcert, ein Oratorium «Abraham» und eine Meſſe geſchrieben.

Moliſe, ehemalige Provinz des Königreichs Neapel, bildet die jetzige ital. Provinz Campobaſſo (ſ. d.) und hatte ihren Namen von einem kleinen Dorf bei Campobaſſo.

Molitor (Gabriel Jean Joſ., Graf), franz. Pair und Marſchall, geb. 7. März 1770 zu Hayingen in Deutſch-Lothringen, trat in der Revolution als Hauptmann in ein Freiwilligenbataillon, wohnte den Feldzügen 1792—96 bei, zeichnete ſich namentlich bei Kaiſerslautern und Weißenburg 1793 unter Hoche, 1795 vor Mainz, wo er verwundet wurde, aus und wurde 1799 Brigadegeneral unter Maſſéna in der Schweiz, wo er die kleinen Cantons gegen öſterr. und ruſſ. Truppen mit Erfolg vertheidigte. Im Feldzuge von 1800 befehligte er unter Moreau in der Rheinarmee und trug zu den Siegen bei Stockach und Möskirch bei. Er wurde hierauf mit einem kleinen Corps nach Tirol entſendet, nahm Bregenz und Feldkirch, wurde noch vor dem Friedensſchluß zum Diviſionsgeneral befördert und erhielt ſpäter den Befehl über die 7. Militärdiviſion zu Grenoble, wo er glücklich zur Beſänftigung der polit. Parteien wirkte. Im Kriege von 1805 zeichnete er ſich unter Maſſéna beſonders bei Caldiero aus. Nach dem Frieden von Preßburg wurde er vom Kaiſer als Gouverneur nach Dalmatien geſchickt. Er erwarb ſich daſelbſt mancherlei Verdienſte um die Organiſation des Landes. Nachdem er die Ruſſen von der Küſte vertrieben, entſetzte er den von Ruſſen und Montenegrinern zu Raguſa eingeſchloſſenen Lauriſton und nöthigte den Feind zur Einſchiffung. Im J. 1807 befehligte er unter Brune in Pommern gegen die Schweden und eroberte Stralſund. Napoleon I. belohnte ſeine Dienſte mit dem Oberbefehl über das Obſervationsheer, dem Generalgouvernement von Schwediſch-Pommern, dem Grafentitel und einer reichen Dotation. Im Feldzuge von 1809 führte M. eine Diviſion unter Maſſéna; nach der Schlacht von Eckmühl detachirte ihn der Kaiſer nach Neumarkt, wo er die hartbedrängten Baiern freimachte. Am 19. Mai trieb er die Oeſterreicher von der Inſel Lobau; in der Schlacht von Eſling aber ſetzte er ſich zu Aſpern feſt, das er beide Tage hindurch gegen die Angriffe der öſterr. Armee vertheidigte. Eine gleiche Beharrlichkeit entfaltete er auch in der Schlacht bei Wagram. Nachdem er 1810 den Befehl in den Hanſeſtädten geführt, ging er 1811—13 nach Holland. Im J. 1814 war er dem Corps Macdonald's zugetheilt, focht bei Châlons-ſur-Marne und La Ferté-ſur-Jouarre, unterwarf ſich dann den Bourbons und wurde als Generalinſpecteur der Infanterie angeſtellt. Während der Hundert Tage organiſirte er die Nationalgarden im Elſaß und verlor bei der zweiten Reſtauration ſeine Stellung, bis ihm der Miniſter Gouvion St.-Cyr 1818 dieſelbe wieder verlieh. Bei der Intervention in Spanien 1823 übernahm er das Commando des 2. Corps und führte durch die Raſchheit ſeiner Operationen die ſchnelle Beendigung des Kriegs herbei, wofür er 9. Oct. 1823 zum Marſchall und Pair von Frankreich erhoben wurde. Im J. 1847

Digitized by Google

wurde M. zum Commandanten der Invaliden ernannt. Er starb 28. Juli 1849 zu Paris. Ein Denkmal M.'s befindet sich zu Nancy.

Molken (serum lactis), provinziell Schotten, Waddike, Strotten, Käswasser, nennt man diejenige Flüssigkeit, welche von der Milch nach der Abscheidung des Fettes und des Käsestoffs übrigbleibt. Die gewöhnlichen Bestandtheile der M. sind demzufolge Wasser und Milchzucker, Caseïn als Rückstand, die Salze der Milch, mehr oder weniger Milchsäure und Extractivstoffe. Die M. werden als Nebenproduct der Käsebereitung gewonnen, nachdem die abgerahmte (entfettete) Milch mittels einer Säure oder eines den Milchzucker in Milchsäure umsetzenden (gärungerregenden) Körpers zum Gerinnen (Gestehen), d. h. zur Ausscheidung des Käsestoffs gebracht worden ist. Dies geschieht entweder durch Zusatz von Laab (s. d.), wodurch die Milch gerade so gerinnt wie im Magen selbst, oder auch durch Zusatz einer Säure (Essigsäure, Salzsäure). Die M. stellen gewöhnlich eine grünlich-gelbe, etwas getrübte Flüssigkeit mit dem eigenthümlichen Geruche der Milch und von fadem Geschmack dar. Die Salze der M. sind die nämlichen, welche auch im Blute enthalten, und auf diesen Umstand gründet man die medic. Verwendung derselben. Sicher legt man aber darauf zu großen Werth, da dieselben Salze in größerer Menge und passenderer Form mit der täglichen Nahrung einverleibt werden. Eher könnte man die günstige Wirkung der M. bei Krankheiten der Bauchorgane (Leber, Darm, Nieren) und des Herzens auf den Genuß größerer Flüssigkeitsmengen und den Gehalt der M. an organisch-sauren Salzen beziehen. Häufig werden die M. durch den Zusatz von alkalischen oder eisenhaltigen Mineralwässern, von Alaun (Alaunmolken) oder Tamarindenmus (Tamarindenmolken) in ihrer Wirkung vielfach modificirt. Man hat zur Erzielung von M. für Kranke während der warmen Jahreszeit (wo das Vieh frisches Futter verzehrt) besondere Molkencuranstalten eingerichtet. Diese finden sich sowol in den Alpen (der Schweiz, namentlich in den Cantonen Appenzell und St.-Gallen, Tirols, Baierns u. s. w.), wo sie mit den daselbst betriebenen großartigen Käsereien in Verbindung stehen, als neuerdings fast in allen größern Bädern und Curanstalten. Besondern Vorzug pflegt man den Ziegenmolken zu geben, ohne daß die chem. Analyse denselben zu begründen vermöchte. Aus den M. kann ein Essig, der Molkenessig, bereitet werden. Vgl. Lebert, «Ueber Milch- und Molkencuren» (Berl. 1869); Richter, «Ueber Milch- und Molkencuren» (2. Aufl., Lpz. 1872).

Moll (vom lat. mollis, weich) bezeichnet in der modernen Musik dasjenige unserer beiden Tongeschlechter, welches die kleine Terz und kleine Sexte zum charakteristischen Merkmal hat. In der ältern Musik bezeichnete M. die unserm heutigen B entsprechende Tonstufe. Damals hatte nämlich nur die zweite Stufe von A zwei chromatisch verschiedene Saiten, von denen die tiefere gegen den Ton A eine kleine Secunde ausmachte, also mit unserm heutigen B übereinkam, während die höhere, unserm heutigen H entsprechend, eine große Secunde betrug. Jene tiefere B-Saite, mit ♭ bezeichnet, wurde B molle, diese höhere, mit ♮ notirt, B durum oder quadratum genannt. Wenn nun ein Gesang den Ton ♭, B molle, enthielt, so wurde er Cantus mollis oder Cantus ♭ mollis, wenn hingegen nicht ♭, sondern ♮ durum darin vorkam, Cantus durus oder Cantus ♮ duri genannt. Diese Unterscheidung von ♭ und ♮ als weich und hart kam von dem Ton F. Wenn man von F aufsteigt g a h, so folgen drei ganze Töne aufeinander, und H klingt sehr hart, als übermäßige Quarte. Nimmt man dagegen B, so klingt es milde und die Tonart ist dann F-dur. Bei dem Ausdruck B molle im alten Tonsystem handelt es sich also gar nicht um eine moderne Molltonart, sondern nur um zwei verschiedene Intervalle der alten lydischen oder F-dur-Tonart. Die Bedeutung des «weichen Tons» stammt von den Alten; danach wird die Scala mit kleiner Terz Moll-Tonleiter genannt. (S. Dur.)

Molla, eigentlich Mewla (Herr), ist bei den Türken und Persern ein den Kadhis gewisser, für den Islam bedeutender Städte gegebener Titel.

Möllendorf (Rich. Joach. Heinr. von), preuß. Generalfeldmarschall, geb. 1725 auf dem Gute Lindenberg in der Priegnitz, wurde auf der Ritterakademie zu Brandenburg erzogen und 1740 Page bei Friedrich II., den er im ersten schles. Kriege begleitete. Als Fähnrich im ersten Bataillon Garde machte er im zweiten Kriege die Schlachten bei Hohenfriedberg und Sorr mit, in welcher letztern er verwundet wurde. Bald darauf wurde er zum Hauptmann und Flügeladjutanten des Königs ernannt. Im Siebenjährigen Kriege zeichnete er sich vorzüglich bei Leuthen aus, wo er durch Wegnahme des Kirchhofs wesentlich zur Entscheidung beitrug. Sein Verhalten bei der Belagerung von Breslau belohnte der König 1758 durch seine Ernennung zum Major und Commandeur des 3. Bataillons Garde. Bei Hochkirch zeichnete er sich ebenfalls aus und erhielt 1760 das Commando des Garderegiments. Mit demselben focht er in

Digitized by Google

der Schlacht bei Liegnitz, nach welcher ihn der König zum Oberstlieutenant erhob. In der Schlacht bei Torgau 3. Nov. 1760 wurde er gefangen, aber Anfang 1761 ausgewechselt und darauf zum Obersten ernannt. Im J. 1762 erstürmte er den wichtigen verschanzten Posten bei Burkersdorf und wurde nun Generalmajor. Seit 1774 Generallieutenant, befehligte er im Bairischen Erbfolgekriege unter dem Prinzen Heinrich in Sachsen und Böhmen ein Corps, mit dem er 1779 mitten im Winter einen Ueberfall bei Bautzen ausführte und hierfür den Schwarzen Adlerorden erhielt. Im J. 1783 wurde er Gouverneur von Berlin, in welcher Stellung er hauptsächlich auf eine mildere Behandlung des gemeinen Soldaten hinwirkte. In den letzten Lebensjahren Friedrich's d. Gr. war er oft dessen alleiniger Gesellschafter. Unter Friedrich Wilhelm II. wurde M. 1787 General der Infanterie und 1793 Feldmarschall, auch erhielt er eine Domherrnstelle in Havelberg. Er befehligte 1793 die nach Polen entsendete Armee. M. war nicht für den Krieg gegen Frankreich, erhielt jedoch 1794 den Oberbefehl des preuß. Heers am Rhein, nachdem der Herzog von Braunschweig denselben niedergelegt hatte. Zwar siegte M. 23. Mai und 20. Sept. bei Kaiserslautern, doch vermochte er der republikanischen Uebermacht Frankreichs nicht zu widerstehen. Nach der Schlacht bei Jena gerieth er zu Erfurt in franz. Gefangenschaft; doch wurde ihm auf sein Ehrenwort gestattet, nach Berlin zurückzukehren. M. starb 28. Jan. 1816 zu Havelberg.

Moller (Georg), namhafter Architekt, geb. 21. Jan. 1784 zu Diepholz im Hannoverschen, bildete sich theils in Karlsruhe unter Weinbrenner, theils in Italien 1807—10 und trat dann als Hofbaumeister in großherzogl. hess. Staatsdienste. Damals lenkte die romantische Schule die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Bauten des Mittelalters. M., der denselben ein eifriges und begeistertes Studium gewidmet hatte, wirkte hierbei sehr anregend. Er begann die Herausgabe der «Denkmäler deutscher Kunst» (Bd. 1—3, Darmst. 1815—45) und ließ 1818 das Facsimile des von ihm in Darmstadt auf einem Dachboden entdeckten Originalrisses des Doms in Köln erscheinen, wodurch im Verein mit einem zweiten, in der Folge aufgefundenen Originalbauriß auch die Vollendung der beiden Thürme in ihrer ursprünglich beabsichtigten Form ermöglicht wird. Zugleich machte er sich auch als praktischer Baumeister einen Namen. Er baute in Darmstadt das Casino (1817), das Opernhaus (1819), die kath. Kirche (1824) und die neue Kanzlei (1826); ferner die kath. Kirche in Bensheim (1827), die östl. Domkuppel (1828) und das Theater in Mainz (1833), das herzogl. nassauische Residenzschloß in Wiesbaden, den Viaduct im Goelsthale bei Aachen u. s. w. Die Ermittelung der constructiven Gesetze der mittelalterlichen Baukunst blieb sein fortgesetztes Studium, dessen Resultate er in seinen «Beiträgen zur Constructionslehre» (Heft 1—6, Darmst. 1835—42) niedergelegt hat. M. suchte die goth. Baukunst nicht in der Anwendung äußerer Formen, sondern in der rationellen Nachbildung ihrer innern organischen Gesetze in Stein-, Holz- und Eisenconstructionen für uns nutzbar zu machen. Von seinen übrigen Schriften sind noch zu erwähnen: «Denkmäler deutscher Baukunst» (Darmst. 1821), «Die Domkirche zu Limburg an der Lahn und die Paulskirche zu Worms» (Darmst. 1824), «Der Münster zu Freiburg im Breisgau» (Darmst. 1826), «Der Originalriß des Doms zu Köln, mit Bemerkungen über die Vollendung dieses Gebäudes» (Darmst. 1818). Aus M.'s Schule gingen unter andern Lerch, Hessemer und Andrä hervor. Er starb 13. März 1852.

Möller (Eduard von), Oberpräsident von Elsaß-Lothringen, geb. 3. Juni 1814 zu Minden, besuchte die Gymnasien zu Minden und Bielefeld, studirte 1832—35 in Heidelberg und Berlin die Rechte, kam dann als Auscultator an das Stadtgericht zu Minden, 1837 als Referendar nach Paderborn, in demselben Jahre zur Regierung nach Koblenz, wurde 1840 Landrathamtsverwalter in Simmern und 1841 Landrath daselbst. Nachdem er in der Folge im Ministerium des Innern die Gemeindeordnung für die Rheinprovinz bearbeitet, wurde er 1844 Staatsmitglied der Köln-Mindener Eisenbahndirection und königl. Eisenbahncommissar für die westl. Provinzen, 1848 Regierungspräsident und Vertreter des Oberpräsidenten der Rheinprovinz und 1849 Regierungspräsident in Köln unter Beibehaltung des Eisenbahncommissariats. Im J. 1866 erfolgte seine Ernennung zum Administrator von Kurhessen, 1867 zum Oberpräsidenten der neuen preuß. Provinz Hessen-Nassau, 1871 zum Oberpräsidenten von Elsaß-Lothringen. Seit 24. Oct. 1876 ist M. auch für Preußen Mitglied des Bundesraths. Wie in Hessen-Nassau, hat M. auch in Elsaß-Lothringen die Reorganisation der Verwaltung mit großem Geschick durchgeführt und durch seine den Bedürfnissen der Bevölkerung Rechnung tragende Wirksamkeit viel dazu beigetragen, dieselbe mit dem neuen Zustand auszusöhnen.

Möller (Ernst von), Chef des Deutschen Reichsoberseeamts, geb. 11. Oct. 1834 zu Marienwerder, studirte die Rechte, wurde dann der Regierung in Posen, hierauf dem Oberpräsidium

Digitized by Google

in Breslau überwiesen, wo er als Staatscommissar bei den schles. Irrenanstalten und als Mitdirector der Schlesischen Landfeuersocietät hervorragendes Verwaltungstalent zeigte, das ihm 1867 die Berufung zum vortragenden Rath im preuß. Finanzministerium eintrug. M. wurde 1872 Director der Allgemeinen Witwenverpflegungsanstalt und bald darauf vortragender Rath und Justitiar im Reichskanzleramte. Als solcher nahm er wichtigen Antheil an der Redaction zahlreicher Gesetze, wurde 1873 Mitglied des Disciplinarhofs, 1877 Abtheilungsdirigent im Reichspatentamt 1878 Chef des Reichsoberseeamts. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Preuß. Stadtrecht» (Bresl. 1864), «Landgemeinden und Gutsherrschaften nach preuß. Rechte» (Bresl. 1865), «Das Recht der preuß. Kreis- und Provinzialverbände» (Bresl. 1866).

Möllhausen (Balduin), namhafter deutscher Reise- und Romanschriftsteller, geb. 27. Jan. 1825 zu Bonn als der Sohn eines preuß. Artillerieoffiziers, besuchte bis 1840 das Gymnasium seiner Vaterstadt, erlernte dann bis zu seinem 19. Jahre in Pommern die Landwirthschaft und ging, nachdem er einige Jahre als Oekonomie-Inspector fungirt hatte, nach Amerika, wo er sich 1851 der Reise des Herzogs Paul von Würtemberg nach den Rocky-Mountains anschloß. Durch Schneestürme und Verlust der Pferde von dem Herzog getrennt, wurde M. unter die Ottoe-Indianer und dann nördlich zu den Omahas verschlagen, mit welchen er als Tauschhändler und Pelzjäger verkehrte. Nach fünfmonatlichem Aufenthalte bei denselben schiffte er den Mississippi herab und reiste im Nov. 1852 wieder nach Europa. Er kehrte jedoch sehr bald nach Amerika zurück und wurde auf Verwenden A. von Humboldt's und des preuß. Gesandten von Gerolt im Febr. 1853 einer von der Regierung der Vereinigten Staaten zur Erforschung des geeigneten Wegs einer Eisenbahn nach dem Stillen Ocean veranstalteten Expedition unter Lieutenant Whipple als Topograph und Zeichner beigegeben. Im Herbst 1854 trat M. von San-Francisco aus über den Isthmus von Panama und Neuyork mit interessanten Sammlungen und zahlreichen malerischen Entwürfen den Rückweg nach Berlin an, wo er bald danach als Custos der Bibliotheken in den Schlössern von Potsdam und der Umgegend angestellt wurde. Von Juni 1857 bis Herbst 1858 unternahm M. eine dritte Reise nach dem Innern von Nordamerika, indem er sich der Expedition des Ingenieurlieutenants Ives zur Erforschung der noch unbekannten Gegenden am mittlern Colorado anschloß. Seine Erfahrungen und Beobachtungen legte er nieder in dem «Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach der Südsee» (Lpz. 1858; 2. umgearbeitete Aufl. als «Wanderungen durch die Prairien und Wüsten des westl. Nordamerika», Lpz. 1860) und den «Reisen in die Felsengebirge Nordamerikas bis zum Hochplateau von Neumexico» (2 Bde., Lpz. 1861). Außerdem schrieb M. eine große Zahl von Novellen und Romanen, welche meist in Amerika spielen und von denen die bedeutendsten sind: «Der Halbindianer» (4 Bde., Lpz. 1861) und im Anschluß daran «Der Flüchtling» (4 Bde., Lpz. 1862), ferner «Mayordomo» (4 Bde., Jena 1863), «Palmblätter und Schneeflocken» (2 Bde., Lpz. 1863), «Das Mormonenmädchen» (6 Bde., Jena 1864; 2. Aufl. 1868), «Reliquien» (3 Bde., Berl. 1865), «Die Mandanenwaise» (4 Bde., Berl. 1865), «Der Meerkönig» (6 Bde., Jena 1867), «Nord und Süd» (2 Bde., Jena 1867), «Der Hochlandpfeifer» (6 Bde., Jena 1868), «Das Hundertguldenblatt» (6 Bde., Jena 1869), «Der Piratenlieutenant» (4 Bde., Berl. 1870), «Der Kesselflicker» (5 Bde., Berl. 1871), «Das Finkenhaus» (4 Bde., Berl. 1872), «Westl. Fährten» (2 Bde., Berl. 1873), «Das Monogramm» (4 Bde., Berl. 1874), «Die Hyänen des Kapitals» (4 Bde., Berl. 1876), «Die Kinder des Sträflings» (4 Bde., Berl. 1876), «Die Reiher» (3 Bde., Berl. 1878).

Möllu, Stadt im Kreise Herzogthum Lauenburg der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, an der Stecknitz und dem Möllner See sowie an der Lübeck-Büchener Eisenbahn, 30 Kilom. südlich von Lübeck, ist Sitz eines Amtsgerichts und der Landvogtei für den benachbarten Landdistrict und zählt (1875) 4171 E., welche neben städtischen Gewerben und Ackerbau namentlich lebhaften Holz- und Getreidehandel treiben. Bemerkenswerth ist die im roman. Stil erbaute Kirche; in dem zugebauten Portal unter dem Thurm wird der angebliche Grabstein Till Eulenspiegel's (s. d.) bewahrt. Westlich, unweit von der Stadt liegt das Dorf Alt-Mölln. Bei M. ward 1225 ein dän. Heer geschlagen und der dän. Reichsverweser Graf Albrecht von Orlamünde gefangen. Von 1359—1683 war M. an die Reichsstadt Lübeck verpfändet.

Mollusken (lat.) oder Weichthiere bilden eine große Thierklasse, welche alle diejenigen niedern rückgratlosen Thiere umfaßt, deren Nervensystem aus einem den Schlund umgebenden Ringe und asymmetrisch durch den Körper zerstreuten Nervenknoten (Ganglien) besteht, und die der Gliedmaßen entbehren. Sie haben einen weichen dehnbaren, ursprünglich symmetrischen Körper, der mit einem lose anhängenden, weichen, schlüpferigen Hautsacke (dem Mantel) um-

Digitized by Google

hüllt ist, welcher bei den meisten ein Kalkgehäuse absondert. Die Bewegungen werden durch fleischige Organe (Fuß) vermittelt, welche aus dem allgemeinen Hautmuskelschlauche hervorgehen. Hauptsächlich nach den Bewegungsorganen hat man drei Hauptklassen unterschieden. Die Kopffüßler oder Kraken (Cephalopoda) mit im Kreise um den Mund gestellten, durch Saugnäpfe ausgezeichneten Armen; die Bauchfüßler oder Schnecken (Gasteropoda) mit bauchständigem Organ, das bald als Flügel (Pteropoda), als Ruderkiel (Heteropoda) oder verdickte fleischige Sohle (eigentliche Schnecken, Platypoda) entwickelt ist; bei beiden Klassen ist ein deutlicher Kopf vorhanden; endlich die Blattkiemer oder Muscheln (Lamellibranchia oder Acephala) mit blattförmigen Kiemen, zweiklappiger Schale, bauchständigem Kielfuß und ohne Kopf. Entweder ist ein deutlicher, mit Sinnesorganen versehener Kopf vorhanden, an dem sich der Mund befindet, oder der Kopf fehlt, und dann liegt der Mund vorn in einer Vertiefung zwischen den Lippen des Mantels. Als Verdauungsorgane finden sich ein gewundener Darm und eine meist große Leber vor. Die Athmungsorgane liegen meist äußerlich am Leibe unter dem Mantel und bestehen in gefäßreichen Lungenhöhlen oder Kiemen. Die M. mit Gehäuse nennt man vorzugsweise Schalthiere, und die ohne Gehäuse nackte Weichthiere. Besteht das Gehäuse aus einer einzigen gewundenen Schale, so nennt man die damit versehenen Schalthiere Schnecken (Cochleae), und besteht ihr Gehäuse aus zwei Schalen, Muscheln (Conchae). Die sehr verschiedene Bildung des Gehäuses, welche hier wahrzunehmen ist, hängt von dem Mantel ab, dessen Schleimnetz ein meist schon im Embryo des Eies als dünne Hülle erkennbares Gehäuse absetzt. Entweder wird das Thier ganz oder nur theilweise vom Gehäuse bedeckt. Selten ist das Gehäuse sehr klein und dann auch wol im Mantel verborgen, wie bei den Seehasen, mehrern Arten der Seitenschnecke (Pleurobranchus) u. a. Die M. sind entweder getrennten Geschlechts oder sich selbst oder gegenseitig befruchtende Zwitter; nur wenige gebären enthüllte Junge. Die meisten legen Eier, oft in Menge zusammen und dann oft zu traubenförmigen oder symmetrischen Gebilden vereint. So finden sich nicht selten in den Sammlungen die erbsengroßen, leeren, zusammengeballten, getrockneten Eier des Wellhorn (Buccinum undatum). Die meisten M. bewohnen das Meer, wenigere das Land und noch wenigere die süßen Gewässer. Die auf dem Lande und in süßem Wasser, sowie die meisten auf hohem Meere lebenden M. haben gewöhnlich ein dünnes, leichtzerbrechliches Gehäuse; dagegen ist das Gehäuse der an der Küste lebenden oft dick und fest. Die meisten im Meere wohnenden M. scheinen auf thierische Nahrungsstoffe angewiesen zu sein; die Land- und Süßwasserschnecken nähren sich meist von Pflanzen. Die Gefräßigkeit der letztern ist bekannt und bei den im Meere lebenden wahrscheinlich nicht geringer, ja die Tintenfische (Sepien) sind unersättliche und grimmige Raubthiere. Schädlich sind mehrere Landschnecken, besonders die nackten und gefräßigen Ackerschnecken, welche die den Menschen zur Nahrung dienenden Gewächse vernichten, ferner die Bohrmuscheln und Pfahlmuscheln, welche Schiffe und Dämme durchbohren und auf diese Weise zerstören. Nützlich werden viele M. dadurch, daß sie als Nahrung dienen, wie die Tintenfische, Weinbergsschnecken, Austern, Napfschnecken, Herzmuscheln, Kammmuscheln, Mießmuscheln u. s. w. Die Flußperlmuscheln und die Meerperlmuscheln liefern Perlen und Perlmutterschalen, und mehrere haben einen eigenthümlichen Saft, der zum Färben benutzt wurde. So lieferte die Purpurschnecke (Purpura patula), der Meerhase (Janthina communis), das Brandhorn (Murex Brandaris) u. a. den Alten den Purpur, wofür wir jetzt freilich schönere und dauerhaftere Farben haben. Die Tintenfische liefern die als Sepia bekannte braune Malerfarbe. Aus dem Barte (Byssus) der Steckmuschel (Pinna) verfertigt man um Tarent Geldbörsen, Handschuhe u. dgl., welche durch die braune, gold- oder grünglänzende Naturfarbe und Weichheit gefallen, aber hoch im Preise stehen. Die Gehäuse der Porzellanschnecken, Kammmuscheln, Schiffsboote u. a. werden zu Kunstarbeiten, Gefäßen, Löffeln, Dosen u. s. w. verwendet. In Siam, Birma und Guinea dienen die Kauris (s. d.) als Scheidemünze. Auf die Bildung der Erdrinde haben die Schalmollusken einen großen Einfluß geübt. Die Armfüßer (Brachiopoda), die Manteltiere (Tunicata) und Moosthiere (Bryozoa), die man auch unter dem Namen der Molluskoiden den M. anreihte, sind neuerdings mit Recht abgesondert worden. Vgl. Clessin, «Deutsche Excursions-Mollusken-Fauna» (4 Lief., Nürnb. 1876—77).

Mollwitz, Dorf im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien, im Kreise und nahe bei der Stadt Brieg, mit 800 E., ist durch die Schlacht im ersten schles. Kriege 10. April 1741 denkwürdig, in welcher die Preußen die Oesterreicher unter Neipperg schlugen.

Molo (vom lat. moles, das Wehr, der Damm) heißt ein die Mündung oder den Einfluß eines Hafens abschließender, aus großen Steinen oder anderm Material errichteter Damm, der

Digitized by Google

unter Umständen auch noch durch Ketten verschlossen werden kann. Der M. oder die Mole hindert den durch die Küstenströmung mitgeführten Sand, die Ausmündung zu verschlammen, und sichert die Schiffe vor Wellenschlag und feindlichen Angriffen. In weiterm Sinne wird Mole (engl.) überhaupt für Damm, also auch für Flußdamm, Straßendamm u. s. w. gebraucht.

Moloch oder Molech, d. i. König, ist ein bei verschiedenen semit. Stämmen, besonders bei den Ammoniten vorkommender Gottesname. Derselbe kommt auch in Zusammensetzungen vor, wie Baal-Molech, Baal-Melkarth («Stadtkönig»), und ist strenggenommen nicht Eigenname, sondern nur Bezeichnung des theokratischen Verhältnisses des Gottes zu dem ihm angehörigen Volke. So heißt auch der Gott der Ammoniter Milkom, d. h. «König». Welche Gottheit ursprünglich unter diesem Namen verstanden worden sei, ist daher schwer zu ermitteln, zumal die alten Cultusformen der verschiedenen Stämme sehr verschieden waren, und die häufigen Göttermischungen die ursprünglichen Beziehungen frühzeitig verwischten. Zu der Zeit, da die Israeliten mit den Phöniziern und Syrern in Berührung traten, wurde unter dem Namen M. vorzugsweise Baal-Chamman, der Gott der Sommersonne und des glühenden Sonnenbrandes, verehrt, dem man durch Menschenopfer und blutige Selbstverstümmelungen diente. Salomo führte den Molochdienst auch bei den Israeliten ein und wies ihm das Thal Hinnom bei Jerusalem als Cultusstätte an, wo ihm bis auf die Zeiten des Josia herab zahlreiche Kinder geopfert wurden. Die spätern Rabbinen beschreiben das eherne Bild des M., dem man die Opfer in die Arme gelegt, worauf sie durch ein in dem Götzenbilde angezündetes Feuer langsam gebraten worden seien. (S. Saturnus.) Vgl. Graf von Baudissin, «Jahve et M. sive de ratione inter deum Israelitarum et Molochum intercedente» (Lpz. 1868).

Molokanen (Milchesser) heißt eine russ. religiöse Sekte, weil die Anhänger derselben, entgegen den Satzungen der griech. Kirche, in den Fasten Milch essen; sie selbst nennen sich «Geistliche Christen». Die M. zerfallen in Subotniki (Sabbater), die sich hauptsächlich nach dem Alten Testament richten und die Begründung ihrer Lehre auf den Juden Scharias in Nowgorod zurückführen, und die zahlreichern Woskresniki (Sonntagsbrüder), die den Sonntag als Feiertag heiligen und Matthäus Semenowitsch Baschkin, der um 1550 in Moskau wegen Ketzerei verbrannt wurde, als den Begründer ihrer Lehre angeben. Die Blütezeit der M. fällt in die J. 1820—30, wo sie eine weite Verbreitung an der mittlern Wolga fanden. Die Verfolgungen unter Kaiser Nikolaus nöthigten die meisten zur Auswanderung in den Kaukasus, und die Zurückgebliebenen mußten sich wenigstens äußerlich der orthodoxen Kirche fügen. Die M. nähern sich in ihren religiösen Anschauungen dem Protestantismus, verwerfen aber Taufe und Abendmahl als unnöthige äußere Formen. Ueberhaupt halten sie sich an keine Gebräuche und Satzungen, sondern suchen nur den Sinn der christl. Glaubenslehren zu befolgen; sie haben daher weder Priester noch Kirchen. Auch die Ehen schließen sie ohne alle Ceremonien ab. Rücksichtlich der Bibel sehen sie nur darauf, ob die Erzählungen derselben einen belehrenden oder erbauenden Sinn haben. Gleiches genügt ihnen auch bei andern Büchern, die sie dann der Bibel nicht nachstellen. Den Kriegsdienst halten sie für sündlich.

Molossus ist der Name eines dreisilbigen, nur aus Längen bestehenden Versfußes, in metrischer Bezeichnung – – –, z. B. Wartburgfest oder Mondscheinnacht. Ausschließend kommt dieser bei dem epirotischen Volke der Molosser sehr beliebte und nach ihnen benannte Versfuß in längern Strophen nicht vor, sondern nur mit schnellern Rhythmen gemischt.

Molsheim, Kreisstadt im reichsländischen Bezirk Unterelsaß, liegt 24 Kilom. südwestlich von Straßburg am linken Ufer der Breusch, ist der Knotenpunkt der Eisenbahnen Straßburg-Rothau und Zabern-Schlettstadt, Sitz einer Kreisdirection, hat eine Eisenhütte und zählt (1875) 3085 E. In M., das bis zur Revolution den Bischöfen von Straßburg gehörte, ward 1580 eine Jesuitenschule errichtet, die 1618 durch Bischof Leopold von Oesterreich in eine Akademie umgewandelt und als solche 1701 nach Straßburg verlegt wurde. — Der Kreis M. zählt auf 756 QKilom. 71,873 E. und umfaßt die Cantone M., Rosheim, Wasselnheim und die französisch redenden Grenzcantone Schirmeck und Saales mit reicher Industrie.

Moltke, ein Adelsgeschlecht, von dem zuerst Matthäus M. (1220—1246) erwähnt wird. Dasselbe war ursprünglich in Mecklenburg auf Stridfeld angesessen, welcher Besitz bis 1780 in der Familie forterbte. Von Stridfeld aus verbreitete sich im 13. Jahrh. ein Zweig dieses Geschlechts nach Schweden, welcher jedoch 1413 im Mannsstamm erlosch. Margarethe M. hatte dort 1414 den schwed. Reichsrath Christian Nielsen Wasa geheirathet und ist in vierter Generation die Stammmutter des Königs Gustav Wasa. Ebenso gelangte früh schon die Familie in Dänemark und Norwegen zu Macht und Ansehen in Kirche und Staat.

Digitized by Google

Gegen Ende des 16. Jahrh. war das Geschlecht M. dem gänzlichen Erlöschen nahe; nur Einer des Stammes, Gerhard M. auf Stridfeld (gest. 1563) hatte Erben hinterlassen. Er ist der Stammvater sämmtlicher noch lebender M.; durch seine Söhne Otto von M. auf Samow (gest. 1609) und Klaus von M. auf Stridfeld (gest. 1610) theilten sich die M. in zwei Linien. Gerhard's Enkel (von der ältern Linie) in dritter Generation, Joachim M. auf Samow und Schorssow (1602—65), ist der Stammvater aller deutschen M.; einer seiner Enkel (von der jüngern Linie) in vierter Generation, Joachim M. auf Stridfeld und Walkendorf (1662—1730) ist der Stammvater aller dänischen M. Die deutschen M. theilten sich nach 1665 wieder in zwei Linien, eine ältere auf Samow und eine jüngere auf Schorssow. Von 1643—1785 war das Gut Samow das Stammhaus der ältesten deutschen Linie, während Stridfeld auf die jüngere deutsche Linie überging. Von den Nachkommen der jüngern Linie verbreiteten sich auch mehrere nach Würtemberg, Baiern und Oesterreich. Aus dieser jüngern deutschen (Schorssower) Linie stammt Friedrich Detlev M. (geb. 1750), welcher sich mit einer Prinzessin von Holstein-Beck (Großmutter des Königs Christian IX. von Dänemark) vermählte, 1776 in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben wurde, seine mecklenb. Güter gegen die Herrschaft Behle in der Neumark vertauschte, preuß. Oberjägermeister wurde und 1825 starb. Sein Urenkel, Friedrich Georg Alexander, Graf von M. (geb. 16. Febr. 1866), ist gegenwärtig Haupt dieser sog. deutschen Linie. Aus der ältern deutschen (Samower) Linie stieg ein Enkel Joachim's in fünfter Generation, Ludwig Philipp M., zur Würde eines österr. Feldmarschalls empor. Aus derselben Linie stammt in achter Generation der preuß. Feldmarschall Hellmuth Karl Bernhard von Moltke (s. d.), welcher 28. Oct. 1870 von König Wilhelm in den erblichen preuß. Grafenstand erhoben und somit der Stifter der neuern (preußischen) Grafenlinie wurde. Da die am 20. April 1841 geschlossene Ehe des Feldmarschalls mit seiner Stiefnichte Mary von Burt (geb. 5. April 1825 zu Kiel, gest. 24. Dec. 1868 zu Berlin) kinderlos geblieben ist, so ist sein Brudersohn Wilhelm von M. (geb. 11. Sept. 1845 zu Kopenhagen), preuß. Premierlieutenant im Regiment der Gardes du Corps, der nächste Anwärter des Fideicommisses und des Grafentitels.

Die jüngere, sog. dänische Linie hat schon seit Mitte des 17. Jahrh. in der dän. Armee, Diplomatie und Verwaltung bedeutende Stellungen eingenommen. Adam Gottlob (geb. 1710, gest. 25. Sept. 1792), Günstling und Minister des Königs Friedrich V. von Dänemark, ward 31. März 1750 zum Range eines dän. Lehnsgrafen auf Bregentved (Seeland) erhoben, und seine zahlreiche Nachkommenschaft verbreitete sich über Dänemark und Schleswig-Holstein. Die Lehnsgrafschaft Bregentved erbte Adam Gottlob's Sohn, Joachim Gottsche (geb. 27. Juli 1746, gest. 5. Oct. 1818), dän. Staatsminister unter König Christian VII. bis 1784, und diesem succedirte sein Sohn Adam Wilhelm (geb. 25. Aug. 1785, gest. 15. Febr. 1864), dän. Staatsminister unter König Christian VIII. und Friedrich VII. bis 1852. Dessen Enkel, Friedrich Christian (geb. 20. Aug. 1854) ist gegenwärtig Besitzer von Bregentved. Von den übrigen Söhnen des Adam Gottlob sind zu nennen: Gebhard (geb. 1764, gest. im Dec. 1851), Stifter der Nebenlinie Moltke-Hvitfeld zu Moltkenborg (Fünen), dessen Enkel, Gebhard Leon (geb. 23. April 1829), seit 1860 königl. dän. Gesandter in Paris ist, und Otto Joachim (geb. 1770, gest. im Febr. 1853), dän. Staatsminister und Präsident der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Kanzlei unter König Friedrich VI. und Christian VIII. bis 1842. Ein vierter Sohn, der königl. dän. Generalmajor Christian Magnus Friedrich, war auf dem adeligen Gute Noer in Schleswig angesessen. Von diesem spielten die nachfolgenden zwei Söhne eine Rolle in der schlesw.-holstein. Bewegung. Magnus (geb. 1783, gest. 1864) war 1813—50 Obergerichtsrath und Landrath in Schleswig. In der schlesw. Provinzialständeversammlung zeichnete er sich durch seine liberale Gesinnung aus und ward in der ersten Session 1836 zum Präsidenten erwählt. Sein älterer Bruder, Adam Gottlob Detlev (geb. 1765, gest. 17. Juni 1843) ging zur Zeit des Wiener Congresses als Abgeordneter der schlesw.-holstein. Ritterschaft nach Wien zu König Friedrich VI., um die Wiederherstellung der alten schlesw.-holstein. Landesverfassung zu fordern; auch stand er mit an der Spitze bei den spätern Schritten in derselben Richtung, welche die Ritterschaft am dän. Hofe und am Deutschen Bundestage bis 1823 vornahm. Dagegen wirkten zwei Söhne des letztern im Sinne der dän. Politik gegen Schleswig-Holstein. Karl M. (geb. 15. Nov. 1798, gest. 12. April 1866) ward 1846 nach Erlaß des Offenen Briefs Präsident der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Kanzlei und suchte der fortschreitenden Bewegung in den Herzogthümern mit Strenge Einhalt zu thun, jedoch vergebens. Nach Beendigung des ersten schlesw.-holstein. Kriegs übernahm er das Ministerium

Digitized by Google

für Schleswig (1851—54). In dieser Stellung führte er die dän. Reaction mit rücksichtsloser Härte durch, sah sich aber trotzdem beseitigt. Erst nach dem zweiten schlesw.-holstein. Kriege 1864 trat er wieder auf kurze Zeit ohne Portefeuille in das dän. Ministerium ein, welches den Wiener Frieden abschloß. Sein Sohn, Adam Heinrich Karl, Graf von (geb. 23. Juni 1828), ist Besitzer des M.-Reventlow'schen Fideicommisses. Karl's jüngerer Bruder, Adam Friedrich Adamson (geb. 17. April 1816), ward erst Amtmann in Lauenburg, dann in Holstein und endlich 1862—63 Präsident der holstein. Regierung zu Plön. Diese Behörde sollte die Aussonderung Holsteins aus dem dän. Gesammtstaate durchführen, wurde aber unmittelbar nach dem Einmarsch der deutschen Bundestruppen aufgelöst.

Moltke (Hellmuth Karl Bernh., Graf von), preuß. Generalfeldmarschall und Chef des Generalstabes der Armee, entstammt der ältern deutschen (Samower) Linie des alten Adelsgeschlechts Moltke (s. d.), wurde 26. Oct. 1800 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin als Sohn des dän. Generallieutenants Friedrich Philipp Victor von M. (geb. 12. Juli 1768, gest. 19. Oct. 1845) geboren, besuchte die Landcadetten-Akademie zu Kopenhagen, trat aber 12. März 1822 als Secondelieutenant des 8. Infanterieregiments in preuß. Militärdienste. Von Oct. 1823 bis Oct. 1826 besuchte er die Allgemeine Kriegsschule in Berlin, machte sich schon dort durch Geist und gediegene Kenntnisse bemerklich und befand sich 1828—31 bei der Landesvermessung; 30. März 1832 erfolgte seine Commandirung zum Generalstabe, 1833 seine Versetzung in denselben unter gleichzeitiger Beförderung zum Premierlieutenant und 30. März 1835 seine Beförderung zum Hauptmann. Noch in demselben Jahre unternahm M. eine Reise nach dem Orient, wurde aber schon in Konstantinopel durch den Seraskier Mehmet Chosref-Pascha vermocht, längere Zeit dort zu bleiben. In durchaus unabhängiger Stellung, die er sich auch für die Zukunft wahrte, nahm M. an der von Mahmud II. geplanten Reorganisation des türk. Heers hervorragenden Antheil, begleitete den Sultan auf einer Reise durch Bulgarien und führte fortificatorische Aufträge in Rustschuk, Silistria, Varna, Schumla, sowie später an den Befestigungen der Dardanellen aus. Nachdem die türk. Regierung die Beurlaubung M.'s auf fernere drei Jahre und die Nachsendung von noch drei Offizieren in Berlin beantragt, ging M. 1838 zur Armee nach Kleinasien und benutzte die ihm gebotene militärische Hülfe, um das Land in Richtungen zu durchstreifen, die ohne eine solche unzugänglich und auch von europ. Touristen noch nicht betreten waren. (Ueber seine Itineraires vgl. Ritter's «Erdkunde».) Auch nahm M. am Feldzuge gegen die Kurden (1838) und gegen die Aegypter in Syrien (1839) theil. Nach dem am 1. Juli 1839 erfolgten Tode Sultan Mahmud's II. kehrte M. in die Heimat zurück, wurde 10. April 1840 zum Generalstabe des 4. Armeecorps versetzt und 12. April 1842 zum Major befördert, 18. Oct. 1845 jedoch dem Generalstabe aggregirt und als Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen nach Rom commandirt. Während des Aufenthalts daselbst nahm M. die Umgegend Roms topographisch auf, kehrte nach dem Tode des Prinzen zurück, wurde 24. Dec. 1846 dem Generalstabe des 8. Armeecorps zugetheilt und 16. Mai 1848 zum Abtheilungsvorsteher im Großen Generalstabe, 22. Aug. desselben Jahres jedoch zum Chef des Generalstabes des 4. Armeecorps ernannt. In dieser Stellung wurde M. 26. Sept. 1850 zum Oberstlieutenant und 2. Dec. 1851 zum Obersten befördert, demnächst 1. Sept. 1855 mit dem Charakter als Generalmajor zum ersten Adjutanten des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen (jetzigen Kronprinzen) ernannt, welchen er dann nach Petersburg, Moskau, London und Paris begleitete. Nachdem M. 15. Oct. 1856 zum Generalmajor avancirt war, wurde er 29. Oct. 1857 mit Führung der Geschäfte als Chef des Generalstabes der Armee beauftragt, 18. Sept. 1858 aber definitiv mit dieser Stellung, welche er seitdem dauernd bekleidet, betraut und 31. Mai 1859 zum Generallieutenant befördert.

Ende 1863 traf M. in Frankfurt die nöthigen Verabredungen mit den übrigen Bevollmächtigten für den bevorstehenden Feldzug gegen Dänemark und wurde 30. April desselben Jahres als Chef des Generalstabes dem Obercommando der unter Prinz Friedrich Karl operirenden alliirten Armee überwiesen. In dieser Stellung nahm er an dem Uebergang nach Alsen 29. Juni Antheil und trat nach Beendigung des Kriegs 18. Dec. in die frühere Thätigkeit als Chef des Generalstabes der Armee zurück. Im Frühjahr 1866 nahm M. an den wichtigen Berathungen der in Berlin versammelten höhern Generale hervorragenden Antheil, welche die Möglichkeit eines Bruchs mit Oesterreich ins Auge faßten, und legte für diesen Fall seinen Operationsplan vor, der dann zur Anwendung kam, und zum Siege von Königgrätz führte. M. wurde 8. Juni 1866 General der Infanterie und leitete in dem bald darauf ausbrechenden Kriege die Operationen der preuß. Heere mit glänzendem Erfolge im Hauptquartiere des Königs.

Digitized by Google

M. nahm hierbei an der Schlacht von Königgrätz 3. Juli theil und leitete insbesondere den weitern Vormarsch gegen Olmütz und Wien, sowie den Waffenstillstandsabschluß zu Nikolsburg 1. Aug. In Anerkennung seiner hohen Verdienste erhielt M. nach dem Frieden eine namhafte Dotation, aus welcher er 17. Febr. 1868 das vom König Wilhelm 4. April 1868 bestätigte Familienfideicommiß, bestehend aus den Rittergütern Creisau, Niedergräditz und Wierischau im schles. Kreise Schweidnitz, errichtete. Als im Juli 1870 Frankreich den schon längst vorhergesehenen Krieg erklärte, war M. in der Lage, dem Könige bereits einen vollständigen Operationsentwurf unverzüglich vorzulegen. Die Mobilmachungs- und Transportangelegenheiten, einschließlich der der übrigen deutschen Staaten waren so vorbereitet, daß nur Datum und Unterschrift einzurücken blieben, um zur Ausführung zu schreiten. Einige auf die Versammlung der deutschen Heere und die Sicherstellung Süddeutschlands durch eine vorwärts des Rheinstroms in der Pfalz versammelte Armee bezügliche Abschnitte dieses Schriftstücks sind späterhin im Eingange des vom Großen Generalstabe herausgegebenen Werks: «Der Deutsch-Französische Krieg von 1870—71», veröffentlicht worden, und lassen deutlich erkennen, wie vorsichtig und sachlich M. alle für den Ausgang belangreichen Chancen abzuwägen pflegt, bevor er seine Entschlüsse faßt. Auch für die weitern Operationen bildete der von M. entworfene Feldzugsplan die Grundlage. Der glänzende Erfolg des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 erwarb M. das unbedingteste Vertrauen seines Kriegsherrn wie des gesammten deutschen Volks; er wurde 28. Oct. 1870 (am Tage nach der Capitulation von Metz) in den Grafenstand erhoben, 16. Juni 1871 (am Tage des Einzugs der siegreichen Truppen in Berlin) Generalfeldmarschall. Noch 1871 folgte er einer Einladung des russ. Kaisers nach Petersburg und Moskau, wurde 1872 vom König zum Mitgliede des preuß. Herrenhauses ernannt und bei Vertheilung der Nationalbelohnungen durch die höchste der vom Könige verliehenen Dotationen ausgezeichnet.

M. sieht in der Kriegführung nicht eine zu erlernende Wissenschaft, sondern eine Kunst der Ausführung, bei welcher geboten ist, die jedesmal sich anders gestaltende und niemals vorherzusehende Situation klar zu erkennen, ruhig zu wägen, dann aber entschlossen zu handeln. Ein sehr hohes Verdienst hat sich M. auch besonders dadurch erworben, daß er durch die gewissenhafteste Unparteilichkeit und richtige Beurtheilung in der Wahl der Offiziere für den Generalstab diesen zu einer Elite der Armee heranbildete. Als Mitglied des Herrenhauses und des Reichstags wohnt M. den Berathungen regelmäßig bei, ergreift aber nur bei wichtigen Debatten das Wort. M. besitzt die Fähigkeit, das Ergebniß des eigenen Denkens überzeugend und kurz darzulegen, ist ein äußerst klarer Kopf und durch große Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, sowie Wohlwollen für Untergebene ausgezeichnet. M. ist Ehrendoctor der Philosophie der Universität Halle, Ehrenmitglied der berliner Akademie der Wissenschaften und Ehrenbürger der bedeutendsten Städte Deutschlands. Außer verschiedenen kleinern Aufsätzen sind von M. folgende Werke erschienen: «Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den J. 1835—39» (Berl. 1841; 3. Aufl., Berl. 1877), «Der russ.-türk. Feldzug in der europ. Türkei 1828 und 1829, dargestellt im J. 1845» (Berl. 1835; 2. Aufl. 1877), «Der ital. Feldzug von 1859» (2. Aufl., Berl. 1863); Karte von Konstantinopel und dem Bosporus, Karte der Umgegend von Rom. An der Darstellung des Feldzugs von 1866 und an der Bearbeitung des vom Großen Generalstabe über den Deutsch-Französischen Krieg von 1870—71 veröffentlichten großen Geschichtswerks hat M. erheblichen Antheil. Die an seine Gemahlin gerichteten vertraulichen Reisebriefe aus Rußland, Frankreich u. s. w. wurden durch nicht ermittelte Indiscretion in der dän. Zeitung «Dagens Nyheder» veröffentlicht und erschienen dann auch in Deutschland und zwar die aus Rußland gesammelt als «Briefe aus Rußland» (1. u. 2. Aufl., Berl. 1877). Am 2. Oct. 1876 wurde eine Bronzestatue M.'s (von Brunnow) auf dem Marktplatze zu Parchim enthüllt. Vgl. Brachvogel, «Graf von M.» (Hannov. 1873).

Molukken oder Gewürzinseln heißt der aus sehr zahlreichen Inseln bestehende, zwischen Celebes und Neuguinea gelegene Archipel, welcher, den östlichsten Theil des niederländ.-ostind. Inselreichs bildend, früher ein Gouvernement desselben ausmachte. Die hierzu gehörenden Inseln, von denen Dschilolo oder Halmaheira, Ceram und Bourou die umfangreichsten, sind der Mehrzahl nach vulkanisch und häufigen, nicht selten sehr verwüstenden Erdbeben unterworfen. Die Vulkane von Banda, Ternate, Tidore und Makian sind unter den noch thätigen die bemerkenswerthesten. Das Klima ist heiß, wird aber durch die periodischen Regen und die Seewinde abgekühlt und ist im allgemeinen nicht ungesund. Die Flora dieser Inseln, namentlich der größern, mit Urwald bedeckten, ist außerordentlich üppig, artenreich und schön. Bemerkenswerth sind die M. als Heimat des Gewürznelken- und Muskatnußbaums. In größter Menge

Digitized by Google

kommen auf den M. die Cocos- und die Sagopalme vor, welche letztere das Hauptnahrungsmittel der eingeborenen Bevölkerung liefert. Reis wird so gut wie gar nicht angebaut und muß eingeführt werden. An Landsäugethieren sind die M. äußerst arm; von größern kommen nur eine Hirschart und auf Bouron auch der Hirscheber (malaiisch Babirussa) vor. Einzig und allein auf Batjian findet sich eine, wahrscheinlich erst in späterer Zeit zufälligerweise von Celebes eingeführte Affenart (Cynocephalus nigrescens). Dagegen ist die Vogelfauna der M. eine sehr reiche und schöne, namentlich an Papagaien. Fast jede Insel besitzt eine oder mehrere ihr eigenthümliche Arten. Außerordentlich reich nicht nur an Fischen, sondern auch an andern Seethieren verschiedenster, seltenster und merkwürdigster Art ist das Meer zwischen diesen Inseln. Eine große Menge der schönsten, seltensten und kostbarsten Conchylien liefert allein die Bai von Amboina. Die Insektenfauna der M. ist eine der reichsten und schönsten auf der Erde. Die Bevölkerung, deren Anzahl nur ganz allgemein auf 450—500,000 geschätzt werden kann, besteht hauptsächlich aus Haraforas (s. d.), Malaien und einer geringen Anzahl Papuas. Sie sind theils prot. Christen, theils Mohammedaner, theils Heiden. Nirgends im ganzen niederländ. Ostindien wird für die Ausbreitung des Christenthums durch europ. und eingeborene Missionare, Schulen u. s. w. so eifrig gesorgt wie in den M. Das frühere Gouvernement der «Molukkische Inseln», dessen Sitz Amboina (s. d.) war und zu dem außer dieser Residentschaft auch noch die Residentschaften Banda, Ternate und Menado auf Celebes (s. d.) gehörten, wurde durch Regierungsbeschluß vom 6. Dec. 1866 aufgehoben, Banda zu Amboina gezogen und Ternate selbstständige Residentschaft. Letztere umfaßt außer dem nur wenig umfangreichen unmittelbaren Grundgebiete der Niederländer mit der Stadt Ternate, dem Sitz der Regierung, die Gebiete des Sultans von Ternate, Tidor und Batjian, Vasallen der Niederländer, zusammen 62,204 QKilom. mit (1873) 97,913 E., worunter 97,160 Eingeborene, 218 Europäer, 305 Chinesen, 72 Araber und 98 andere fremde Asiaten. Zu Ternate gehören: die Insel Ternate mit Hiri, die Inseln Motir, Makian und die Gruppen der Kajoas und Koraitjas, der größte Theil von Dschilolo oder Halmaheira, Morotai, Rau, Majou, Taifore, die Inseln südlich von Dschilolo, wie Dammer und andere, Manouwi und Wowani, die Fulla-Inseln, der Bangaai-Archipel sowie viele andere kleinere; zu Tidor: der nördl. Theil von Dschilolo, die Insel Tidor mit den in ihrer Nähe gelegenen kleinern, der Waigiou-Archipel mit Salawati, Waigiou, Gebee, Poppa, Mysole und vielen andern, endlich der nordwestl. Theil von Neuguinea mit den in und vor der Geelvinksbai gelegenen Inselgruppen und Inseln; zu Batjian: die Insel dieses Namens mit einer Anzahl nahe liegender. Sämmtliche niederländ. Besitzungen auf den M. enthalten 111,221 QKilom. mit (1873) 348,111 E. Die Portugiesen entdeckten die M. 1512 und bemächtigten sich ihrer. Zu Anfang des 17. Jahrh. wurden sie von dort von den Holländern vertrieben, die 1605 Amboina zum Hauptsitz der niederländ. Ostindischen Compagnie machten und 1607 das Fort Victoria auf Amboina und andere auf andern Inseln, wie z. B. Willemsstad auf Ternate, gründeten. Sie erwarben 1638 von dem Sultan von Ternate das Recht, auf allen ihm gehörenden Inseln die Gewürzbäume auszurotten. Die Gewürznelken wurden auf Amboina und den nächstliegenden Inseln, die Muskatnußbäume auf den Banda-Inseln (s. d.) eingeführt, auf dieselben beschränkt und zu einem für die Regierung in erster Zeit äußerst vortheilhaften, für die Bevölkerung sehr drückenden Monopol erklärt. Dasselbe wurde auf Amboina erst 1863, auf Banda aber 1864 aufgehoben.

Molybdän (chem. Symbol Mo, Atomgewicht = 92), ein einfacher metallischer Körper, findet sich in der Natur hauptsächlich in Verbindung mit Schwefel als Molybdänglanz, ferner als molybdänsaures Bleioxyd (Gelbbleierz), sehr selten aber als Molybdänsäure (Molybdänocher). Das Molybdänmetall erscheint gewöhnlich als ein graues, luftbeständiges Pulver, welches durch den Strich Metallglanz annimmt und die Elektricität leitet. Nur im stärksten Gebläsefeuer läßt es sich in kleinen Massen zusammenschmelzen und ist dann zinnweiß und stark metallglänzend. Sein specifisches Gewicht ist 8,6. Es ist etwas härter als Silber und läßt sich breit hämmern, ohne daß es zerspringt. Das M. oxydirt sich leicht; an der Luft bei gewöhnlicher Temperatur verliert es seinen Glanz und läuft nach und nach in verschiedenen Farben an. Es bildet mit dem Sauerstoff drei Körper, nämlich das Molybdänoxydul, das Molybdänoxyd und die Molybdänsäure. Letztere verbindet sich mit dem Ammoniak zu dem molybdänsauren Ammoniak, einem weißen, krystallinischen Salze, das in der analytischen Chemie zur Erkennung der Phosphorsäure eine wichtige Rolle spielt. Die Verbindung der Molybdänsäure mit Phosphorsäure, die Phosphormolybdänsäure, ist in wässeriger Lösung eins der vortrefflichsten Reagentien auf die organischen Basen. Durch Reduction der Molybdän-

Digitized by Google

säure mittels Zinnsalz erhält man eine schöne blaue Farbe, welche wiederholt als Mineralindig in die Färberei einzuführen versucht wurde.

Molyn (Peter), holländ. Maler, s. Tempesta.

Moment (lat.) ist mit Augenblick oder Zeitpunkt gleichbedeutend, insofern von etwas die Rede ist, das sich in zeitlicher Bewegung darstellt; daher momentan so viel als vorübergehend. In der bildenden Kunst versteht man unter M. den Augenblick der Handlung oder Begebenheit, welchen diejenigen Künste hervorheben müssen, die nur das, was gleichzeitig geschieht, darstellen, das Vorher und Nachher aber, oder die Ursachen und Wirkungen, nur andeuten können. Von dem M. in der bildenden Kunst wird daher erfordert, daß er der bedeutendste und für die Anschauung angemessenste Punkt der Handlung sei. Sofern hingegen die Rede ist von Gegenständen der Ueberlegung, werden unter M. die Beweggründe, durch welche unser Urtheil bestimmt wird, verstanden, also alle die verschiedenen Gesichtspunkte, von wo aus eine Sache betrachtet sein will. Solche Gesichtspunkte oder Erwägungsmomente sind z. B. bei physik. Thatsachen das M. der statischen und mechan. Kraftwirkung, der Trägheit, der Reibung, des Stoffwechsels u. dgl.

Momiers, d. h. Mummerei Treibende, Heuchler, ist ursprünglich der volksthümliche Spottname einer Methodistenpartei in der Schweiz, welche, schon 1813 in Genf durch Frau von Krüdener (s. d.) angeregt, von der großen Continentalgesellschaft zu Edinburgh begünstigt und gepflegt, seit 1817 in Genf, seit 1818 in der Waadt entschiedener hervortrat und sich der Staatskirche gegenüberstellte. In beiden Cantonen von der Regierung und der Staatskirche mit mehr Eifer als Erfolg bekämpft, sagte sich die Partei von der letztern los und gründete eine eigene «Freie Kirche» (Église libre) mit besondern theol. Facultäten in Genf und Lausanne und zahlreichen Gemeinden in Genf, Waadt, Neuenburg und Bern. Im Verlaufe der Zeit hat sich der Gegensatz zwischen Staats- und Freier-Kirche allmählich erheblich abgeschwächt und betrifft jetzt weniger das Dogma als die Organisation der Kirche. Gegenwärtig werden als M., in der deutschen Schweiz als «Stündeler» (von Betstunde halten), Pietisten und Sektirer aller Art, ohne Unterschied der Richtung, bezeichnet. Vgl. von der Goltz', «Die reform. Kirche Genfs im 19. Jahrh.» (Bas. u. Genf 1862); Chenevière, «Quelques mots sur la Genève religieuse du baron de Goltz» (Genf 1863).

Mommsen (Theod.), einer der ausgezeichnetsten deutschen Alterthumsforscher und Geschichtschreiber, geb. 30. Nov. 1817 zu Garding in Schleswig, wo sein Vater Prediger war, erhielt seine Erziehung bis 1834 im väterlichen Hause, dann bis 1838 auf dem Gymnasium zu Altona. Hierauf widmete er sich bis 1843 zu Kiel juristi. und histor. Studien und lebte dann einige Zeit als Privatlehrer zu Altona. Nachdem er die J. 1844—47 auf wissenschaftlichen Reisen in Italien und Frankreich zugebracht, schrieb er 1848 für die «Schlesw.-holstein. Zeitung», worauf er in Rendsburg die Redaction derselben leitete. Im Herbst 1848 als außerord. Professor der Rechte nach Leipzig berufen, begann er seine juristi.-philol. Studien mit erneutem Eifer. Doch hatte hier seine Theilnahme an den Bewegungen der J. 1848 und 1849 eine Untersuchung und 1850 seine Absetzung zur Folge. M. wandte sich nach der Schweiz, wo er im Frühjahre 1852 die ord. Professur des röm. Rechts an der Universität zu Zürich übernahm. Im J. 1854 ging er in gleicher Eigenschaft nach Breslau, von wo er 1858 nach Berlin übersiedelte. Im Febr. 1874 zum ord. Professor der Rechte zu Leipzig ernannt, nahm er erst diese Ernennung an, lehnte sie aber, als er bald darauf zum ständigen Secretär der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften gewählt worden war, wieder ab. Seit 1873 gehört M. für den Wahlbezirk Kottbus-Spremberg-Kalau dem preuß. Abgeordnetenhause an, wo er sich zur nationalliberalen Fraction hält. Seine literarische Thätigkeit begann M. mit der Schrift «De collegiis et sodaliciis Romanorum» (Kiel 1843), in der er bereits von seinen umfassenden epigraphischen Studien ein glänzendes Zeugniß ablegte. Dasselbe galt auch von den nächstfolgenden Arbeiten: «Die röm. Tribus in administrativer Beziehung» (Altona 1844) und «Oskische Studien» (Berl. 1845; Nachträge 1846). Inzwischen hatte die berliner Akademie den Plan eines «Corpus inscriptionum latinarum» gefaßt, mit dessen Ausführung M. und Henzen in Rom betraut wurden. Als erste Ergebnisse seiner zu diesem Behufe in Italien angestellten Forschungen erschienen «Die unteritalischen Dialekte» (Lpz. 1850), ein auf seinem Gebiete bahnbrechendes Werk, und das «Corpus inscriptionum Neapolitanarum» (Lpz. 1851), welches für ähnliche epigraphische Arbeiten als mustergültig zu betrachten ist. Während seines Aufenthalts in der Schweiz bearbeitete er «Die nordetruskischen Alphabete» (Zür. 1853) und die Sammlung der «Inscriptiones confoederationis Helveticae latinae» (Zür. 1854), bald darauf «Die Stadtrechte der lat. Gemeinden Salpensa und Malaca» (Lpz. 1855; Nachtrag 1855). Zu Anfang

Digitized by Google

1863 erschien endlich der erste Band des «Corpus inscriptionum latinarum» (Berl. 1863 fg.), welcher alle bekannten röm. Inschriften aus der Zeit vor Cäsar begreift. Neben diesen epigraphischen Arbeiten, zu deren Förderung er wiederholte Reisen nach Italien und den andern Ländergebieten des alten Römerreichs unternahm, beschäftigten ihn ununterbrochen die eingehendsten Forschungen über alle Gegenstände des altröm. Lebens. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist die «Röm. Geschichte» (Bd. 1—3, Berl. 1854—56; 6. Aufl. 1874—75), welche unstreitig, trotz mehrfacher, namentlich gegen die Uebertragung moderner Begriffe auf altröm. Verhältnisse gerichteter Angriffe zu den bedeutendsten Werken der neuern deutschen Geschichtschreibung gehört. In ihrer Art vortrefflich sind auch die monographischen Arbeiten über «Die röm. Chronologie bis auf Cäsar» (Berl. 1858; 2. Aufl. 1859), «Die Geschichte des röm. Münzwesens» (Berl. 1860) und «Röm. Forschungen» (Bd. 1, 2. Aufl., Berl. 1864; 2. Aufl. 1865). In zahlreichen andern, meist in den Denkschriften der gelehrten Gesellschaften zu Leipzig, Zürich, Berlin u. s. w. enthaltenen Arbeiten hat M. seine Forschungen über einzelne Gegenstände und Fragen aus der Geschichte des röm. Staats und Rechts niedergelegt. Dahin gehören «Ueber den Chronographen vom J. 354» (Lpz. 1850), «Das Edict Diocletian's de pretiis rerum venalium vom J. 301» (Lpz. 1851), «Die Chronik des Cassiodorus Senator» (Lpz. 1861), «Verzeichniß der röm. Provinzen um 297» (Berl. 1862), «Ueber die Zeitfolge der Verordnungen Diocletian's und seiner Mitregenten» (Berl. 1862), «Die Zeitzer Ostertafel vom J. 447» (Berl. 1862), die Ausgabe der Fragmente des antejustinianischen Rechts aus einem Codex des Vatican (Berl. 1863), die des Jul. Solinus (Berl. 1864), des veronenser Palimpsestes von Buch 3—6 (Berl. 1868), «Res gestae divi Augusti ex monumentis Ancyrano et Apolloniensi» (Berl. 1865) und die Ausgabe der «Digesta» des «Corpus juris civilis» (5 Bde., Berl. 1868—72). Von M.'s neuern Arbeiten auf dem Gebiete der röm. Alterthumskunde sind zu nennen: «Röm. Staatsrecht» (2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1876—77) und im Verein mit Studemund «Analecta Liviana» (Lpz. 1873).

Mommsen (Friedr.), namhafter Jurist, geb. 3. Jan. 1818 zu Flensburg, wurde im Jan. 1848 zum Obergerichtsrath in Schleswig ernannt, fungirte im Winter 1848—49 als Departementschef der Justiz unter der für Schleswig-Holstein damals bestellten «gemeinsamen Regierung» und war zugleich 1848—51 Mitglied und in der letzten Zeit Vicepräsident der schlesw.-holstein. Landesversammlung. Nach dem unglücklichen Ausgang des schlesw.-holstein. Kriegs begab er sich 1851 nach Göttingen, wo er sich als Privatdocent niederließ und später ord. Professor in der jurist. Facultät wurde. Ostern 1864 kehrte er nach Schleswig-Holstein zurück und wurde dort Mitglied des Appellationsgerichts in Flensburg. Im J. 1867 wurde er zum Oberappellationsgerichtsrath in Berlin und 1868 zum Präsidenten des neu gebildeten evang.-luth. Consistoriums in Kiel ernannt. Von seinen jurist. Arbeiten sind zu nennen: «Beiträge zum Obligationenrecht» (3 Bde., Branschw. 1853—55), «Erörterungen aus dem Obligationenrecht» (Heft 1, Braunschw. 1859), «Beiträge zur Kritik des Entwurfs eines Gesangbuchs für Schleswig-Holstein» (anonym Kiel 1870), «Entwurf eines deutschen Reichsgesetzes über das Erbrecht nebst Motiven» (gekrönte Preisschrift, Braunschw. 1876).

Mommsen (Johs. Tycho), verdienter Philolog und Kritiker, Bruder Theodor M.'s, geb. 1819 zu Garding, widmete sich der Philologie und bereiste 1846—48 Italien und Griechenland. Sodann übernahm er eine Stelle als Lehrer am Gymnasium zu Husum. Durch die Schlacht bei Idstedt 1850 von dort vertrieben, erhielt er bald darauf eine Anstellung als Professor am Realgymnasium zu Eisenach, die er später mit der Direction einer Realschule zu Oldenburg vertauschte; seit 1864 wirkt er als Gymnasialdirector in Frankfurt a. M. Seinen Ruf als tüchtiger Philolog begründete er bereits durch die Schrift über «Pindaros» (Kiel 1845) und eine metrische Uebersetzung dieses Dichters (Lpz. 1846). In weitern Kreisen wurde jedoch sein Name durch seine kritischen Arbeiten über Shakspeare bekannt, unter denen «Der Perkins-Shakspeare» (Berl. 1854) und die kritische Ausgabe von «Romeo und Julia» (Berl. 1859) die bedeutendsten. Außerdem sind noch hervorzuheben die kleinern Schriften: «Die Kunst der Uebersetzung» (Oldenb. 1858), «Bemerkungen über Kritik, Exegese und Versabtheilung bei Pindar» (Oldenb. 1863), zwei Pindar-Ausgaben (Berl. 1864 u. 1866) u. s. w. — Ein jüngerer Bruder, **August** M., geb. 1821 zu Oldesloe, vor seiner Vertreibung aus Schleswig Lehrer am Gymnasium zu Flensburg, seitdem erst Lehrer am Johanneum zu Hamburg, dann am Gymnasium zu Parchim, später Professor an der Domschule zu Schleswig, hat sich ebenfalls als Alterthumsforscher einen geachteten Namen erworben. Unter seinen Schriften sind die «Beiträge zur griech. Zeitrechnung» (Lpz. 1856), «Röm. Daten» (Parchim 1856), «Zweiter

Digitized by Google

Beitrag zur Zeitrechnung der Griechen und Römer» (Lpz. 1859), die «Heortologie. Antiquarische Untersuchungen über die städtischen Feste der Athener» (Lpz. 1864) und «Athenae christianae» (Lpz. 1868) hervorzuheben; auch gibt M. «Griech. Jahreszeiten» (Schlesw. 1873 fg.) heraus.

Mömpelgard, Stadt im franz. Depart. Doubs, s. Montbéliard.

Mömus (griech. Momos), nach Hesiod ein Sohn der Nacht, die Personification der Tadelsucht, kommt erst in der spätern Zeit öfter vor.

Monāco, kleines ital. Fürstenthum, an der ligurischen Küste des Mittelmeers gelegen und von dem franz. Depart. der See-Alpen umgeben, ist gegenwärtig auf das Gebiet der gleichnamigen Stadt beschränkt und hat ein Areal von 14,87 QKilom. mit einer Bevölkerung von 5741 E. Seine Verfassung ist monarchisch-absolut. Der Fürst vereinigt die gesetzgebende und vollziehende Gewalt in seiner Hand und ist an sich souverän, steht jedoch seit Jahrhunderten in Schutzverhältnissen zu fremden Staaten. Die Haupterzeugnisse des Ländchens, welche auch ausgeführt werden, sind Citronen und andere Südfrüchte und Oel. Die Stadt M. (Monoecus oder Herculis Monoeci Portus im Alterthum), mit 2667 E., liegt unweit von Nizza, auf einer mit Cactus und gegen das Meer hin mit kolossalen ind. Feigen bewachsenen, auf der Spitze mit Befestigungen bekränzten, 380 Mt. langen, gegen 60 Mt. hohen Felsenmasse, hat ein Schloß von guter Bauart und einen Hafen. Das Klima ist äußerst mild und dem von Nizza gleich. Das nahe Dorf Turbia besitzt eine großartige Ruine aus der Römerzeit, gewöhnlich die Trophäen des Augustus genannt. Im Mittelalter diente dieser Bau als Burg und Zufluchtsort und wurde erst unter Ludwig XIV. vom Marschall Villars gesprengt. Jetzt sieht man nur gewaltige Steinmassen und einige Reste von Säulen und Inschriften. Im Besitz des Fürstenthums M. war seit 968 die Familie Grimaldi. Es kam 1450 unter spanische, im Tractate zu Péronne von 1641 unter franz. Oberhoheit. Als deshalb der König von Spanien die mailändischen und neapolit. Lehngüter des Hauses Grimaldi einzog, entschädigte Ludwig XIV. von Frankreich dasselbe dafür durch Verleihung des neuerrichteten Herzogthums Valentinois nebst der Pairswürde. Beim Erlöschen des Hauses Grimaldi im Mannsstamm 1731 erbte das Fürstenthum Jacques François Léonard de Goyon-Matignon, Graf von Thorigny, der 1715 mit der Tochter und Erbin des letzten Grimaldi vermählt, dabei das Herzogthum Valentinois nebst der Pairswürde erhalten und den Namen Grimaldi angenommen hatte. Unter dem Enkel desselben, Honoratus IV., wurde das Fürstenthum M. 14. Febr. 1793 mit der Republik Frankreich vereinigt. Im Frieden zu Paris von 1814 wurde es, unter den frühern Verhältnissen zu Frankreich, an Honoratus IV. zurückgegeben, im Pariser Vertrage vom 20. Nov. 1815 aber das Schutzverhältniß auf Sardinien übertragen. Letzteres erkannte durch die Declaration vom 8. Nov. 1817 die Souveränetät des Fürstenthums an, behielt sich aber das Recht der militärischen Besetzung und der Ernennung des Platzcommandanten in der Stadt M. vor. Der Fürst Honoratus V., der 1819 seinem Vater Honoratus IV. in der Regierung folgte und 2. Oct. 1841 starb, verfaßte die Schrift «Ueber den Pauperismus in Frankreich und die Mittel gegen denselben» (Par. 1839). Ihm folgte sein Bruder, Florestan I. Diesem succedirte dessen Sohn, Karl III. (geb. 8. Dec. 1818, vermählt 1846 mit Fürstin Antoinette Ghislaine, Gräfin von Merode, Witwer 1864), 20. Juni 1856. Der Sohn dieses Fürsten ist der Erbprinz Albert, geb. 13. Nov. 1848. Infolge der Ereignisse von 1848 entstanden auch in M., hauptsächlich wegen der hohen Salz- und Brotpreise, Unruhen, worauf Karl Albert von Sardinien die zwei Gemeinden Mentone und Roccabruna besetzen ließ und sie durch ein Decret vom 18. Sept. 1848 mit dem Königreiche vereinigte. Hiergegen legte Fürst Florestan I. Protest ein, sich an die europ. Großmächte wendend, welche die Tractate von 1814 und 1815 unterzeichnet hatten, zumal da sich der König von Sardinien durch einen besondern Tractat 1817 noch eigens verbindlich gemacht, die Souveränetät des Fürsten über M., Mentone und Roccabruna aufrecht zu erhalten. Nach der Annexion Nizzas an Frankreich trat der Fürst durch den Vertrag vom 2. Febr. 1861 die beiden letztgenannten Gemeinden ebenfalls an Frankreich ab, wofür eine Geldentschädigung von 4 Mill. Frs. gewährt wurde. Durch einen weitern Vertrag vom 9. Nov. 1865 kam eine vollständige Zolleinigung mit Frankreich zu Stande.

Monade (vom griech. μόνας, d. i. Einheit) ist der philos. Ausdruck für ein einfaches geistiges Wesen. Das Wort wurde im Alterthum von den Pythagoräern und Platonikern zur Bezeichnung der dem Weltgeiste als der Urmonas entsprungenen geistigen Kräfte oder Seelen gebraucht. Monadologie nennt man diejenige metaphysische Naturansicht, welche die letzten Gründe aller Erscheinungen in einfachen, unkörperlichen Wesen sucht. Die Monadologie hat mit dem Atomismus das gemein, daß sie eine Vielheit von einfachen Wesen annimmt. Die M.

Digitized by Google

unterscheiden sich aber von den Atomen (s. d.) dadurch, daß letztere als körperlich ausgedehnt und als gegenseitig undurchdringlich aufgefaßt werden; daher der Atomismus nur zu einer mechan. Naturerklärung führt, während die Monadologie einen dynamischen Charakter hat. Die Vertreter der Monadologie sind Leibniz und Herbart und unter den neuern Philosophen Lotze.

Monaghan, die kleinste Grafschaft der irländ. Provinz Ulster, hat ein Areal von 1293,9 QKilom. Die Oberfläche ist wellenförmig, zum Theil hügelig, zum Theil sumpfig, im ganzen monoton. Der Boden, durch den Blackwater, den Finn, viele kleine Seen und Bäche bewässert, ziemlich fruchtbar, aber im allgemeinen nachlässig bebaut, bringt hauptsächlich Hafer, Kartoffeln und Flachs hervor. Von der Bodenfläche kommen 41 Proc. auf Ackerland, 7 auf Kleefelder und Wiesen, 41 auf Weide, $1^3/_4$ auf Wald, 2 auf Gewässer. Nicht unbedeutend ist die Viehzucht und Milchwirthschaft, weit verbreitet die Linnenmanufactur. Ausgedehnt sind die Kalksteinlager. Bleierz ist in Menge vorhanden; auch finden sich Steinkohlen, aber der Torf bildet bei dem Mangel an Holz fast ausschließlich das Brennmaterial. Die Zahl der Einwohner ist 1841—71 von 200,422 auf 114,969 herabgesunken. Die Grafschaft schickt zwei Abgeordnete in das Parlament. — Die Hauptstadt M., an der schönen Heerstraße nach Londonderry sowie am Ulsterkanal und an der Eisenbahn gelegen, hat 3632 E., sechs Kirchen, einen Gerichtshof, ein Gefängniß, ein Arbeitshaus, eine Kaserne, ein Krankenhaus, eine Markt- und eine Leinwandhalle, ansehnliche Leinwandbleichen und in der Nähe viele Kornmühlen. Sie war ehemals befestigt. Der Landsitz des Lord Blayney steht auf der Stelle der alten Abtei von M.

Monaldeschi (Giovanni Marquese), Günstling der Königin Christine von Schweden, aus einem verarmten Adelsgeschlecht zu Ascoli herstammend, ging, um sein Glück zu machen, an den schwed. Hof und erhielt 1652 durch Protection des Grafen de la Gardie das Amt eines königl. Stallmeisters. Im J. 1653 und 1654 betraute ihn die Königin mit diplomatischen Sendungen nach Polen und Italien. Später wurde er Oberstallmeister und erklärter Günstling der Königin, und in dieser Eigenschaft begleitete er dieselbe nach ihrer Abdankung auf ihren Reisen. Während ihres zweiten Besuchs am franz. Hofe ließ Christine den Günstling, der, wie es scheint, durch Untreue sie empfindlich gekränkt hatte, in der sog. Hirschgalerie des Schlosses zu Fontainebleau 10. Nov. 1657 umbringen. Das Schicksal M.'s ist wiederholt in Romanen und von Laube in einem Trauerspiele (1845) behandelt worden.

Monarchie (griech., d. i. Einherrschaft) heißt diejenige Staatsform, in welcher ein Individuum, der Monarch, als selbstständiges und dauerndes Haupt des Staats betrachtet wird. In dem Monarchen wird die Staatsgewalt concentrirt und personificirt. Der Unterschied von republikanischen Präsidenten liegt darin, daß diese nur als beauftragte Beamte des Volks gelten, nur auf eine bestimmte Amtsdauer die Staatsgewalt ausüben, nur eine abgeleitete Hoheit, keine Majestät besitzen und in der Regel verantwortlich sind. Unter dem Namen der M. werden die verschiedenartigsten Staatsformen zusammengefaßt. Auch die orient. Despotie wird dann M. genannt, obwol sie den Unterthanen nur Pflichten, keine Rechte zugesteht. Für das heutige Europa kommt nur in Betracht a) das mittelalterliche ständisch-beschränkte Erbfürstenthum, das noch in einzelnen Traditionen nachwirkt; b) die absolute M., die in den letzten Jahrhunderten herrschend wurde, dann aber ausartete und in ganz Westeuropa beseitigt wurde; c) die constitutionelle M., die zuerst in England ausgebildet, in unserm Jahrhunderte die regelmäßige europ. Staatsform geworden ist. Die Geschichte Europas ist im großen der M. zugeneigt, wie die amerikanische der Republik. Früher gab es aber noch mehrere Wahlmonarchien neben den Erbfürstenthümern. Das deutsche Königthum, das röm. Kaiserthum, das Papstthum als Königthum, die Kronen von Polen waren Wahlmonarchien. Durch die Erblichkeit hat die M. festere Dauer erhalten und ist vor Wahlkämpfen bewahrt worden. Die constitutionelle M. unternimmt es, die Vorzüge einer einheitlichen, dauerhaften und mächtigen Regierung mit den Rechten eines freien Volks zu verbinden. Es werden in ihr die Majestätsrechte des Monarchen anerkannt und die königl. Regierungsautorität gegen die Wechsel der Parteiströmung gewahrt; aber zugleich durch die allgemeine Ausbildung der Volksrechte und insbesondere durch die nothwendige Mitwirkung der Volksvertretung bei den Gesetzen und ihre Controle gegenüber der Verwaltung, durch die verantwortlichen Minister bezüglich der Regierung und Verwaltung und durch unabhängige Gerichte in der Rechtspflege dafür gesorgt, daß jene Gewalt nicht zur Despotie ausarte und dem Volke eine berechtigte Theilnahme an dem öffentlichen Leben gesichert werde. (S. Constitution, politisch.)

Monarde (Monarda L.), Pflanzengattung aus der 2. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und der Familie der Lippenblütler aus Nordamerika. Ihre Arten sind stattliche

Digitized by Google

Stauden mit gezähnten oder gekerbten Blättern und reichblütigen, von Deckblättern umhüllten Quirlen, welche oft endständige Köpfchen bilden. Die rothe M. (M. didyma L.) aus Canada, mit langröhrigen, purpurrothen Blumen, ist eine sehr verbreitete Gartenzierpflanze. Sie verlangt gute Gartenerde und läßt sich durch Zertheilung der Stöcke leicht vermehren.

Monastir, auch Bitolia und Toli-Monastir genannt, die Hauptstadt des gleichnamigen Vilajets in der europ. Türkei, welches das östl. Albanien umfaßt, ist Sitz eines Generalgouverneurs (Waly) und Hauptort (Merkeß) des 3. osman. Armeecorps (Rumeli-Orduſſu). Auf einer Hochebene am Dragorbach, einem der Zuflüsse der Schwarzen Rjeka, welche letztere in den Vardar einmündet, gelegen, berührt M. zugleich den Fuß der Pristeriberge, eines nordwestl. Ausläufers der Neretschka-Planina. Im Straßensystem der Balkanhalbinsel hat der Punkt insofern Bedeutung, als die Verbindung mit Salonichi, von welcher Stadt er 180 Kilom. entfernt ist, einerseits mit Sophia und andererseits mit der adriatischen Küste, über ihn hinführt. Eben hierauf beruht M.'s Wichtigkeit für den Import und Export, wie für den Binnenhandel der europ. Türkei. Die 20,000 sehr gewerbfleißigen E. sind überwiegend arnautischer Abkunft, außerdem Walachen, Bulgaren, Juden und Zigeuner. In der fruchtbaren Umgegend wird Weizen, Kukuruz, Taback, auch Krapp gebaut. Das Weichbild ist dicht bevölkert; aus den umliegenden Dörfern begibt sich alljährlich bei Beginn der guten Jahreszeit ein großer Theil der Bewohner nach den Großstädten des Reichs, namentlich nach Konstantinopel, Smyrna und Salonichi, um als Zimmerleute, Maurer und Handlanger die Mittel für die Existenz ihrer zurückbleibenden Familien zu gewinnen. — Das Vilajet M. umfaßt 40,846 QKilom. mit (1873) 1,240,421 E. (worunter 742,270 Mohammedaner, 494,159 Christen und 3992 Juden).

Monat heißt im allgemeinen die Umlaufszeit des Mondes (s. d.) um die Erde. Da der Umlauf des Mondes aus mehrern Gesichtspunkten betrachtet werden kann, so unterscheidet man auch mehrere Arten M. Betrachtet man nämlich die Zeit, binnen welcher der Mond wieder vor demselben Fixsterne erscheint, so ist dies sein siderischer Umlauf, und die Periode desselben wird der siderische M. genannt. Die Umlaufszeit des Mondes aber vom Frühlingspunkte (s. Frühling) an gerechnet bis wieder zu dem nämlichen Punkte gibt den tropischen oder periodischen M., der wegen des Vorrückens der Nachtgleichen kürzer als der siderische ist. Die Zeit, binnen welcher der Mondwechsel erfolgt, d. h. von einem Neumonde bis zum andern, heißt der synodische M., welcher wegen des Vorrückens der Erde in ihrer Bahn der längste sein muß, der Umlauf von dem aufsteigenden Knoten bis wieder zu demselben der Drachen- oder Knotenmonat, und endlich der Umlauf von der Erdnähe bis wieder dahin der anomalistische M. Kein einziger dieser verschiedenen M. bleibt sich gleich, sondern jeder dauert wegen sog. Störungen bald länger, bald kürzer. Die Länge eines jeden läßt sich daher nur in einer mittlern Zeitdauer oder im Durchschnitt aus allen wirklich vorkommenden Längen angeben. Die Astronomen bestimmen auf diese Weise

den siderischen	Monat	auf	27	Tage	7	St.	43	Min.	12	Sec.
den tropischen	»	»	27	»	7	»	43	»	5	»
den synodischen	»	»	29	»	12	»	44	»	3	»
den Drachenmonat		»	27	»	5	»	5	»	29	»
den anomalistischen	»	»	27	»	13	»	21	»	3	»

Da 12 Mondenwechsel fast ein Sonnenjahr ausmachen, so nennt man auch wol den 12. Theil eines solchen (= 30 Tage 10 St. 29 Min. 4 Sec.) einen Sonnenmonat. Verschiedene morgenländ. Völker rechnen nach synodischen M., nehmen aber der Bequemlichkeit wegen einen M. zu 29, den andern zu 30 Tagen an. Auch rechnen einige von einem Wiedersichtbarwerden des Mondes nach dem Neumonde zum andern. Die Juden haben in ihrem Jahre bald 12, bald 13 solcher Mondesmonate von resp. 29 und 30 Tagen. Bei den Mohammedanern ist das Mondjahr von 12 M. gebräuchlich. Die Christen haben sog. bürgerliche M. zu meist 30 und 31 Tagen, deren bekannte Namen aus den ältesten Zeiten stammen. Abgesehen von dem April, haben Januar, Februar, März, Mai und Juni ihre Namen von Janus, Februus, Mars, Maja und Juno erhalten, denen zu dieser Zeit von den Römern geopfert wurde. September, October, November und December aber sind nach den Stellen des Jahres benannt, welche sie bei den ältesten Römern einnahmen, die das Jahr mit dem März anfingen, sodaß die genannten M. der siebente, achte, neunte und zehnte M. waren. Deshalb hießen auch früher bei ihnen die M. Juli und August Quinctilis und Sextilis, d. h. der fünfte und sechste. Erst durch einen Senatsbeschluß wurde der Quinctilis dem Julius Cäsar zu Ehren Julius, der Sextilis zu Ehren des Octavian Augustus genannt. Ueberhaupt war es unter den ersten röm. Kaisern Sitte, ihre Namen durch

Digitized by Google

den Kalender zu verewigen. So erhielt nach einem Senatsbeschluß der April den Namen des Nero, der Mai den des Claudius; bei Todesstrafe gebot Domitian, den October künftig Domitianus zu nennen; der August bekam den Namen Commodus u. s. w. Doch sind alle diese Kaisernamen mit einziger Ausnahme des August sehr bald aus dem Kalender verschwunden. Karl d. Gr. schlug sehr angemessene deutsche Namen vor. In der großen Französischen Revolution führten die Franzosen (5. Oct. 1793) mit dem neuen republikanischen Kalender zugleich auch für die M. neue Namen ein, die jedoch mit der Wiedereinführung des Gregorianischen Kalenders (9. Sept. 1805) wieder verschwanden. (S. Kalender.)

Monbuttu, ein Volk Centralafrikas, welches zwischen dem 3. und 4.° nördl. Br. und ungefähr zwischen dem 28. und 29.° östl. L. (von Greenwich) einen äußerst fruchtbaren und lieblichen Landstrich von ungefähr 13,700 QKilom. bewohnt. Die M. weichen in Betreff der körperlichen Bildung von den im Norden wohnenden Negerstämmen ab; die Hautfarbe ist kaffeebraun, die Nase etwas vorspringend, das Haar manchmal auch flachsblond. Die Männer bekleiden die Mitte mit einem weich präparirten Rindenstücke, während die Weiber vollständig nackt umhergehen. Die Industrie steht bei den M. auf einer bedeutenden Stufe, während der Ackerbau ganz vernachlässigt und die Viehzucht gar nicht betrieben wird. Den hauptsächlichsten Ertrag liefert die Jagd, und zwar nicht allein auf Thiere, sondern auch auf Menschen. Gleich den im Nordwesten wohnenden Niam-Niam (s. d.) sind die M. Kannibalen, welche ihre getödteten und gefangenen Feinde auffressen und zu diesem Behufe Raubzüge in die Gebiete der umwohnenden Stämme unternehmen. Das Fleisch wird durch Dörren, Räuchern u. dgl. aufbewahrt; die gefangenen Kinder sind ausschließlich für den Tisch des Königs bestimmt. Manches scheint, wie der eigenthümliche Hüttenbau, der soeben erwähnte Kannibalismus und noch anderes auf die ethnologische Verwandtschaft der M. mit dem Stamme der Bantuvölker hinzuweisen. Vgl. Schweinfurth, «Im Herzen von Afrika» (2 Bde., Lpz. 1874; neue Ausg. in einem Bande 1878).

Moncada (Don Francisco de), Conde de Osona, classischer Geschichtschreiber der Spanier, stammte aus einem der angesehensten Geschlechter Cataloniens, wurde 29. Dec. 1586 zu Valencia geboren, wo sein väterlicher Großvater als Vicekönig residirte, und schwang sich schnell zu den ersten Stellen im Staate empor; er war Staats- und Kriegsrath, Gesandter am Hofe zu Wien, Oberhofmeister der Infantin Clara Eugenia, Gouverneur in den Niederlanden und Oberbefehlshaber der dortigen span. Truppen bis 1633, wo er sich als Politiker und Militär großen Ruhm erwarb. Er fiel bei der Belagerung von Goch, einer Festung im Herzogthum Kleve, 1635. Seine durch Mendoza (s. d.) angeregte «Historia de la expedicion de Catalones y Aragoneses contra Turcos y Griegos» (Barcel. 1623; auch in Ochoa's «Tesoro de historiadores espagnoles», Par. 1840, und in Jaime Tio's «Tesoro de los autores illustres», Barcel. 1841; beste Ausg. im 21. Bd. der «Biblioteca de autores españoles, Madr. 1852) hat durch Lebendigkeit der Darstellung und musterhaften Stil classisches Ansehen. Auch hatte er sich, wie Mendoza, nach Sallust und Tacitus gebildet; aber seine Sprache ist viel natürlicher, einfacher und freier von falschem Pathos. Außerdem schrieb er noch eine «Vida de Anicio Manlio Torquato Severino Boecio» (Frankf. 1642).

Moncey (Bon Adrien Jeannot), Herzog von Conegliano, Pair und Marschall von Frankreich, geb. 31. Juli 1754 zu Moncey bei Besançon, trat 1769, obgleich für die juristische Laufbahn bestimmt, aus Neigung zum Soldatenstand in die Armee ein. Erst durch die Revolution eröffnete sich ihm eine Laufbahn; zunächst erhielt er 1793 den Befehl über das leichte Infanteriebataillon der sog. Cantabrischen Jäger bei der Armee der Ostpyrenäen, wurde 1794 Brigadegeneral und einige Monate nachher Divisionsgeneral. Nach einer Reihe siegreicher Gefechte bei Fuenterrabia, San-Sebastian und Tolosa erhielt er vom Convent 17. Aug. 1795 in den Pyrenäen den Oberbefehl. Er schlug die Spanier mehrmals, unterwarf sich ganz Biscaya und schloß endlich den Waffenstillstand von San-Sebastian, welchem der Friede von Basel folgte. Sept. 1796 erhielt er das Commando der 11. und 1799 vom Ersten Consul, den er 18. Brumaire unterstützte, das der 15. Militärdivision. Im Feldzuge von 1800 führte er ein Corps in Bonaparte's Armee und zeichnete sich bei Marengo und Roveredo aus. Nach dem Frieden zu Lunéville übernahm er 1801 das Commando in den Depart. Oglio und Adda und wurde 4. Dec. 1801 zum Inspecteur der Nationalgensdarmerie ernannt. Er erhielt 1804 den Marschallsstab und 1805 den Titel eines Herzogs von Conegliano. Im J. 1808 befehligte er ein Beobachtungscorps an der Küste des Oceans, das er dann nach Spanien führte. Weil er der Politik des Kaisers entgegentrat, so übertrug ihm derselbe in den Feldzügen von 1812 und 1813 nur die Inspection über die Reservecadres. Erst 8. Jan. 1814 wurde er zum Majorgeneral

Digitized by Google

und zweiten Befehlshaber der pariser Nationalgarde ernannt. Als solcher benahm er sich fest und tapfer 30. März in der Schlacht vor Paris. Nach der Abdankung des Kaisers wendete er sich den Bourbons zu, die ihm die Pairswürde verliehen. Weil er dieselbe während der Hundert Tage behalten, sich auch weigerte, an der Verurtheilung Ney's theilzunehmen, verlor er seine Rechte und Aemter mit der zweiten Restauration und wurde 1815 mehrere Monate auf Schloß Ham gefangen gehalten. Doch 1819 gab ihm der König die Pairswürde zurück und ernannte ihn 1820 zum Commandanten der 9. Militärdivision. Im span. Feldzuge von 1823 befehligte er das 4. Armeecorps. Nach seiner Rückkehr aus Spanien zeigte er sich bis zur Julirevolution in der Pairskammer als gemäßigter Gegner des Hofs. Im J. 1833 wurde er nach Jourdan Gouverneur des Invalidenhauses, in welcher Stellung er 20. April 1842 starb. Vgl. Ambert, «Notice historique sur le maréchal M.» (Par. 1842).

Mönchslatein, s. Römische Sprache.

Mönchsschrift oder Gothische Schrift ist die Benennung derjenigen Schriftgattung, mit welcher die Urkunden und Handschriften des späten Mittelalters, etwa vom 13. bis 16. Jahrh., geschrieben sind. Sie ist aus der röm. Schrift entstanden und hatte unter den Händen der Mönche eine mehr eckige und winkelreiche Gestalt angenommen. Die ursprüngliche Form behielt sie auch mit geringen Modificationen bis Ende des 16. Jahrh., wo sie in ausländischen Sprachen durch die römische (Antiqua) und in der deutschen durch die noch jetzt übliche Druckschrift, die sog. Fractur der Typographen, verdrängt ward. Am reinsten erscheint die M. in der sog. Missaltype, z. B. sehr schön in dem ersten datirten Drucke, dem Fust und Schöffer'schen Psalterium von 1457. Seit dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrh. bedienten sich die Engländer ihrer wieder unter dem Namen Black letter bei Verzierungen (Titeln) und in Prachtdrucken, besonders in Reproductionen von Schrift- und Druckwerken des Mittelalters, was bald auch in andern Ländern Nachahmung fand. In neuester Zeit hat dieselbe geschmackvollere, oft vielfach verzierte Formen erhalten (Neugothisch, Pariser Gothisch u. s. w.). Die M. wurde in der diplomatischen Schrifttechnik «eckige Minuskel» genannt.

Mönchswesen (vom griech. μοναχός, d. i. Einsiedler). Die Anfänge des M. finden sich in der christl. Kirche um die Mitte des 3. Jahrh. Die ersten Mönche lebten in den Einöden Aegyptens. Die Ableitung des christl. Mönchsthums aus den Genossenschaften der jüd. Therapeuten, einer den palästinischen Essenern (s. d.) verwandten Partei, ist ebenso unwahrscheinlich, als die Verbindung, in welche man es neuerdings mit dem heidnischen Serapiscultus hat bringen wollen. Die Meinung, durch einsames, ascetisches Leben und Kasteiungen des Leibes das Wohlwollen der Gottheit und die Vergebung der Sünden erlangen zu können, trieb die ersten christl. Mönche, auch ohne daß sie nöthig hatten, fremde Vorbilder nachzuahmen, in die Wüste. Als ihre Stammväter gelten der sagenhafte Paul von Theben und der nicht minder durch die Sage verherrlichte heil. Antonius. Bald sammelten sich in der Wüste ganze Einsiedlercolonien; der heil. Pachomius soll der erste gewesen sein, welcher sie zu gemeinsamem Leben unter einem Dache vereinigte. So entstanden in den Wüsten Aegyptens und Syriens bald nach der Mitte des 4. Jahrh. die ersten Klöster. Diese neue göttliche «Philosophie» fand allgemeinen Beifall und in der herrschenden kirchlichen Anschauungsweise einen festen Halt. So tritt denn seit dem 5. Jahrh. das M. als ein kirchliches Institut hervor, das sich in mannichfaltigen Verzweigungen ausbildete und namentlich in der kath. Kirche einen großen kirchlichen und polit. Einfluß gewann. (S. Anachoreten; Klöster; Klostergelübde; Orden.) Vgl. Weber, «Die Möncherei, oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt» (3 Bde., Stuttg. 1819—20; 2. Aufl. 1834); Döring, «Geschichte der Mönchsorden» (2 Bdchn., Dresd. 1828); Weingarten, «Der Ursprung des Mönchthums im nachkonstantinischen Zeitalter» (Gotha 1877).

Moncontour, Dorf von 700 E. im franz. Depart. Vienne (Poitou), 17,7 Kilom. im Südsüdwesten von Loudun und 45 Kilom. im Nordnordwesten von Poitiers, am rechten Ufer der Dive gelegen, ehemals ein bedeutender Ort, von dessen Festung noch der 24 Mt. hohe Donjon vorhanden, ist historisch merkwürdig durch die Erstürmung von seiten Duguesclin's 1371, besonders aber durch die Schlacht vom 3. Oct. 1569, in welcher die Hugenotten unter Coligny durch den Herzog von Anjou vollständig geschlagen wurden. — M. heißt auch ein Flecken im franz. Depart. der Nordküsten, 24 Kilom. im Südsüdosten von St.-Brieuc. Der Ort hat 1387 E. und eine als Wallfahrtsstätte berühmte Kirche (St.-Mathurin).

Mond, der Nebenplanet oder Trabant der Erde, bewegt sich um dieselbe in Bezug auf seine Stellung zur Sonne in einem Zeitraum von etwa 29,53 Tagen, der ein Monat (s. d.) genannt wird, von Westen nach Osten und gemeinschaftlich mit ihr um die Sonne. Da er in einem

Digitized by Google

Tage durchschnittlich über 13° nach Osten rückt, weshalb er auch mit jedem Tage später auf- und untergeht (was von einem Tage zum andern im Mittel etwa 50 Minuten beträgt), so ist sein Fortrücken unter den Sternen viel auffallender, als das der Sonne, die täglich nicht ganz einen Grad in derselben Richtung zurücklegt. Nach der Sonne ist der M. für die Bewohner der Erde das wichtigste Gestirn, weil er zu gewissen Zeiten die Nächte erleuchtet. Die Lichtmenge, welche der Vollmond für die Erde spendet, ist 620,000 mal geringer als die Lichtmenge der Sonne, aber 90,000 mal größer als die eines Sterns erster Größe. Die Zeit der Sichtbarkeit des M. hängt aber genau mit den Mondphasen oder Lichtgestalten desselben zusammen und beruht, wie diese, auf der Stellung des M. gegen die Sonne, welche immer die ihr zugekehrte Hälfte des an sich dunkeln M. beleuchtet. Steht der M. gerade zwischen der Erde und Sonne, so findet Neumond statt; der M. steht dann nur bei Tage am Himmel und ist uns unsichtbar, da er uns seine dunkle Seite zukehrt. Hat er sich um 90° von der Sonne nach Osten entfernt, was wir das erste Viertel nennen, so erscheint er uns als halberleuchtete Scheibe; er geht dann etwa um Mittag auf, um Mitternacht unter und erleuchtet die erste Hälfte der Nacht. Steht die Erde in gerader Linie zwischen M. und Sonne oder jener der Sonne gerade gegenüber, so ist Vollmond eingetreten, d. h. der M. zeigt uns eine ganz erleuchtete kreisrunde Scheibe und scheint die ganze Nacht hindurch. Ist endlich der M. von der letzten Stellung an wieder so weit fortgerückt, daß er sich der Sonne von Westen her bis auf 90° genähert hat, so erscheint er abermals halb erleuchtet und steht im letzten Viertel; er geht dann etwa um Mitternacht auf, um Mittag unter und erleuchtet nur die letzte Hälfte der Nacht. Vom Neumond bis zum Vollmond ist zunehmender, vom Vollmond bis zum Neumond abnehmender M. Die bezeichneten vier Erscheinungen heißen die Mondviertel und bilden zusammen einen Mondwechsel, dessen Dauer ein synodischer Monat heißt und ungefähr $29^1/_2$ Tage beträgt, sodaß von einem Mondviertel bis zum nächsten im Durchschnitt wenig über eine Woche vergeht. Vor und nach dem Neumond, also zwischen diesem und den beiden Vierteln, erscheint der M. nur als glänzende, mehr oder weniger schmale Sichel; doch sieht man dann zu gewissen Zeiten auch den dunkeln Theil der Mondscheibe schwach erleuchtet, welche Erleuchtung das aschgraue Licht des M. genannt wird und von dem Reflex des Lichts der Erde herrührt, welche dem M. zur Zeit des Neumondes ihre erleuchtete, zur Zeit des Vollmondes aber ihre dunkle Seite zukehrt. Der Vollmond wird zuweilen durch den auf ihn fallenden Schatten der Erde verfinstert, was man eine Mondfinsterniß nennt. Dieselbe kann nur dann eintreten, wenn der M. zur Zeit des Vollmondes nicht über 13° von einem der Knoten seiner Bahn entfernt ist, und ist entweder total oder partiell, je nachdem der ganze M. oder nur ein Theil seiner Oberfläche verfinstert wird. Allen denjenigen Gegenden der Erde, welche den M. sehen können, erscheint er dann zu gleicher Zeit und auf gleiche Weise verfinstert, was bei einer Sonnenfinsterniß hinsichtlich der Sonne nicht der Fall ist. Uebrigens wird der M. durch seine totale Verfinsterung sehr selten (z. B. 1642 und 1816) völlig unsichtbar; in der Regel erscheint er in einem kupferrothen Lichte, während bei partieller Verfinsterung der Erdschatten dunkelgrau erscheint.

Die Mondbahn ist eine Ellipse, deren Ebene mit der Ebene der Ekliptik einen Winkel von 5° 9′ bildet; sowol die große Achse jener Ellipse als die Durchschnittslinie (Knotenlinie) beider Ebenen sind veränderlich, und die erstere dreht sich in nahe $8^3/_4$ Jahren nach Osten, die letztere in $18^3/_5$ Jahren nach Westen einmal um die Erde, wovon die Folge ist, daß der M. bei seinen Umläufen am Himmel nicht immer dieselben Gegenden desselben durchläuft. Da er zur Zeit des Vollmondes immer der Sonne gegenübersteht, so befindet er sich dann ungefähr in derjenigen Gegend des Himmels, in welcher die Sonne sechs Monate früher und später steht. Hieraus folgt, daß der Vollmond im Sommer am niedrigsten steht und die kürzeste Zeit sichtbar ist, im Winter aber am höchsten steht und am längsten scheint, wobei noch berücksichtigt werden muß, daß der Vollmond wegen der Neigung der Mondbahn möglicherweise eine um 5° 9′ größere oder kleinere Höhe erreichen kann als die Sonne in der entgegengesetzten Zeit des Jahres. Die mittlere Entfernung des M. von der Erde beträgt 384,420, die größte 406,560, die kleinste 362,280 Kilom. An Größe steht der M. der Erde weit nach; sein Durchmesser beträgt nur etwa 3480 Kilom. oder $^3/_{11}$ des Durchmessers der Erde, wonach sein körperlicher Inhalt ungefähr 50 mal kleiner als der der Erde ist. Wegen der großen Nähe des M. ist die Oberfläche desselben genauer bekannt als die eines andern Himmelskörpers. In Bezug auf dieselbe ist bemerkenswerth, daß der M. uns immer dieselbe Seite zukehrt, sodaß wir die andere Seite gar nicht kennen lernen. Jedoch ist der sichtbare und der unsichtbare Theil des M. nicht durch eine unverrückbare, unveränderliche Grenzlinie getrennt; vielmehr verändert diese Grenz-

Digitized by Google

linie ihre Lage beständig, welche Erscheinung man das Wanken oder die Libration des M. nennt, sodaß man das eine mal an dieser, das andere mal an jener Stelle des Mondrandes ein Stück der sonst unsichtbaren Mondseite zu sehen bekommt. Man kann rechnen, daß $^4/_7$ der Mondoberfläche uns nach und nach sichtbar, $^3/_7$ immer unsichtbar sind. Die Ursache dieser Erscheinung liegt darin, daß die Achsenumdrehung des M. gleichförmig ist, die Bahn des M. aber, ungleichförmig fortrückend, während jeder Achsenumdrehung die Erdbahn in je zwei, um 180° voneinander entfernten Punkten (Knoten) schneidet und keinen Kreis bildet, sondern als eine Ellipse aufzufassen ist, in deren Brennpunkt die Erde gedacht werden muß. Auf demjenigen Punkte (Knoten) der Erdbahn, auf welchem der M. dieselbe erst dann schneidet, nachdem die Erde bereits diesen Punkt berührt hat, erscheint der M. den Erdbewohnern als erstes Viertel, auf demjenigen Punkte derselben aber, welchen er vor der Erde berührt, als letztes Viertel. Die Oberfläche des M. zeigt schon dem bloßen Auge, am deutlichsten zur Zeit des Vollmondes, viele größere und kleinere graue Flecken, die aber unmöglich Schatten höherer Gegenstände sein können. Man hat diesen Gegenden den Namen von Meeren, Seen u. s. w. beigelegt, obgleich festzustehen scheint, daß der M. keine Atmosphäre, also auch kein Wasser, wenigstens keine größern Gewässer enthält. Die hellern Landschaften des M. enthalten fast ohne Ausnahme zahlreiche Gebirge; diese zeichnen sich theils durch ihre verhältnißmäßig größere Höhe, die bei manchen über 7 Kilom. oder $^1/_{470}$ des Monddurchmessers beträgt, theils durch ihre Gestalt vor den irdischen aus. Die meisten sind Ringgebirge, bestehend aus einem ringförmigen Wall, der eine Vertiefung oder Ebene einschließt, aus deren Mitte gewöhnlich ein isolirter kegelförmiger Centralberg emporsteigt. Die sog. Wallebenen sind von den Ringgebirgen nur durch ihre größere Ausdehnung verschieden, die 200 und mehr Kilometer im Durchmesser beträgt. Außerdem enthält die Oberfläche des M. Krater, Kettengebirge, Bergkegel, Rillen oder Bergadern, Schluchten oder Löcher. Eine noch ganz unaufgeklärte Erscheinung sind die schmalen Lichtstrahlstreifen, die im Vollmonde als Strahlensystem erscheinen und keine Bergadern sein können. Ob der M. Vulkane besitze, wie man aus der Gestalt vieler Berge schließen will, ist unentschieden.

Die beste Mondkarte oder bildliche Darstellung der Mondoberfläche ist noch die von Mädler und Beer in Berlin (4 Blatt, Berl. 1834—36), und in der ihr zur Erläuterung beigegebenen «Allgemeinen vergleichenden Selenographie» (2 Bde., Berl. 1837) ist die beste Mondbeschreibung oder Selenographie geliefert. Die Karte von Lohrmann (1824), ebenfalls sehr vorzüglich, ist in neuester Zeit von Jul. Schmidt vollendet. Unter den ältern Arbeiten sind namentlich die Karten von Hevel (1640), Riccioli (1651), Cassini (1680), Mayer (1775) und Lambert (1775), sowie Schröter's «Selenotopographische Fragmente» (2 Bde., Gött. 1791) mit Auszeichnung zu nennen. In neuester Zeit hat man auch vorzügliche Photographien vom M. gefertigt, besonders Warren de la Rue in England, Secchi in Rom, Draper und Rutherford in Nordamerika. Vgl. noch Nasmyth und Carpenter, «Der M. betrachtet als Planet, Welt und Trabant» (aus dem Englischen von Klein, Lpz. 1876); Neison, «The Moon and the condition and configuration of its surface» (Lond. 1876). Der M. steht unter allen Himmelskörpern der Erde am nächsten, und ein Einfluß desselben auf die Erde wurde vermuthet, und lange noch, ehe eine erklärende Theorie über einen Gegenstand gegeben werden konnte, wurde die Thatsache beobachtet, welche man dem Einflusse des M. richtig zuschrieb. Es ist die leicht in die Augen springende, auf den Gesetzen der Attraction beruhende Erscheinung der Ebbe und Flut (s. d.) im Meere. Eine Ebbe und Flut in der Erdatmosphäre ist wol vorhanden, aber durch Instrumente nicht wahrnehmbar. Der Einfluß des M. auf das Wetter, auf Regen und Kälte ist, obwol so viel davon gefabelt wird, durchaus nicht erwiesen. Daß das Mondlicht im Stande ist, sehr empfindliche Farben zu bleichen, scheint erwiesen zu sein; ebenso ist es auch im Stande, wenn es im Fernrohr concentrirt wird, die präparirten photographischen Silberplatten zu schwärzen.

Mondfinsterniß, s. Mond.

Mondgebirge, bei arab. Schriftstellern Dschebl-el-Komr, nannte man bisher, auf die Autorität des Ptolemäus hin, der den Nil in einem Gebirge dieses Namens entspringen läßt, ein Gebirge, das man, als den vermeintlichen Nordrand des Hochlandes von Südafrika vom Cap Guardafui am Indischen Meere quer durch den ganzen Erdtheil in westl. Richtung bis zur Bai von Benin am Atlantischen Ocean sich erstrecken ließ. Neuere Forschungen haben dargethan, daß dieses M. nur in der Einbildung der Kartenzeichner besteht, und daß in jenen Gegenden, in welche die alten Geographen dasselbe verlegen, wol verschiedene Gebirgssysteme, aber keine jener riesigen Bergketten vorhanden sind, welche man als M. bezeichnete. Nur der Reisende

Digitized by Google

Kapitän Speke zeichnete auf seiner Karte des Nilquellengebiets um den Nordrand des Tanganyika-Sees herum einen halbkreisförmigen Bogen hoher Gebirge, welche er für das «wahre M.» ausgab. Sein Reisegefährte Burton wies jedoch nach, daß dieses Gebirge sich nur auf einen schmalen Höhenzug beschränke. Nur der schneebedeckte Kilimandscharo (s. d.) könnte hier noch in Betracht kommen; derselbe liegt jedoch weiter östlich nahe der Küste.

Mondovi, ehemals Montevico oder Monreale, Stadt und Festung in der ital. Provinz Cuneo, in 556 Mt. Höhe, am Ellero, der links in den Tanaro mündet, und an der Oberitalienischen Eisenbahn, ist Hauptort eines Kreises, Sitz eines Bischofs und eines Unterpräfecten und hat ein Schloß, eine Kathedrale, ein Lyceum, zwei Gymnasien, eine technische Schule und (1871) 16,543 E. Die Stadt ist von Weingärten und Kastanienwäldern umgeben und besitzt Fabriken in Seide, Tuch, Kattun und ansehnlichen Handel. Dieselbe war früher frei, unterwarf sich aber gegen Ende des 14. Jahrh. den Grafen von Savoyen. In neuerer Zeit wurde M. merkwürdig durch die Schlacht zwischen den Franzosen unter Masséna und Augereau und den Oesterreichern unter Beaulieu 21. April 1796, in welcher die letztern unterlagen.

Mondsüchtig nennt man solche Menschen, die gewöhnlich zur Zeit des (hellscheinenden) Vollmondes im Schlafe aufstehen und, während sie gegen sonstige äußere Eindrücke (des Gesichts) unempfänglich sind, geschickt mancherlei Handlungen, die sie sonst im Wachen zu thun gewohnt sind, oder selbst sehr gewagte Unternehmungen, wie das Umherlaufen auf Dächern, unbewußt ausführen. Doch entbehrt die sog. Mondsucht noch jeder wissenschaftlichen Prüfung. Etwas Verwandtes ist nur das Schlaf- oder Nachtwandeln. Es ist im Gegentheil sicher, daß der Mond, so wenig wie er die Witterung beeinflußt, auch keinen weitern Einfluß ausübt, als durch seinen Schein und den hierdurch hervorgerufenen Eindruck auf das Gemüth sentimentaler oder sonst krankhaft disponirter Personen.

Mone (Franz Jos.), verdienter deutscher Alterthums- und Geschichtsforscher, wurde 12. Mai 1796 zu Mingolsheim bei Bruchsal geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Bruchsal, das Lyceum zu Rastatt und bezog 1814 die Universität zu Heidelberg, wo er vorzugsweise Philologie und Geschichte studirte und sich 1817 als Privatdocent habilitirte. Im J. 1818 wurde er Secretär an der Universitätsbibliothek, 1819 außerord. und 1822 ord. Professor der Geschichte, auch 1825 mit der Leitung der Universitätsbibliothek beauftragt. Er folgte 1827 dem Rufe als Professor der Statistik und der polit. Geschichte an die Universität zu Löwen. Nach dem Ausbruch der belg. Revolution gleich den meisten übrigen deutschen Professoren außer Thätigkeit gesetzt, kehrte er 1831 nach Heidelberg zurück, und hier beschäftigte er sich nun als Privatmann mit literarischen Arbeiten. Im April 1832 übernahm er die Redaction der «Karlsruher Zeitung», die er jedoch bald wieder niederlegte. Im J. 1835 erfolgte seine Ernennung zum Geh. Archivar und Director des General-Landesarchivs. Als solcher veranstaltete er eine «Quellensammlung der bad. Landesgeschichte» (Karlsr. 1845—67). Von dem «Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters», den Freiherr von Aufseß 1832 gegründet hatte, redigirte er mit diesem den dritten Jahrgang, den vierten bis achten allein (Nürnb. 1832—34 u. Karlsr. 1835—39). Von M.'s übrigen Schriften sind zu nennen: «Geschichte des Heidenthums im nördl. Europa» (2 Bde., Heidelb. 1822—23), die den fünften und sechsten Theil von Creuzer's «Symbolik und Mythologie der alten Völker» bildet; «Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache» (Bd. 1, Aachen u. Lpz. 1830), die Ausgabe des lat. «Reinardus vulpes» (Stuttg. 1832), «Untersuchungen zur deutschen Heldensage» (Quedlinb. 1836), «Uebersicht der niederländ. Volksliteratur älterer Zeit» (Tüb. 1838), «Altdeutsche Schauspiele» (Quedlinb. u. Lpz. 1841), «Urgeschichte des bad. Landes bis zum Ende des 7. Jahrh.» (Bd. 1 u. 2, Karlsr. 1845), «Schauspiele des Mittelalters» (2 Bde., Karlsr. 1846), «Lat. und griech. Messen» (Frankf. 1850), «Lat. Hymnen» (3 Bde., Freiburg 1855—57), «Die gallische Sprache und ihre Brauchbarkeit für die Geschichte» (Karlsr. 1851) und «Celt. Forschungen zur Geschichte Mitteleuropas» (Freiburg 1857). Seit 1850 gab M. die «Zeitschrift für die Geschichte des Oberrhein» heraus. Er starb 12. März 1871 zu Karlsruhe.

Monembasia, eine um den Beginn des Mittelalters gegründete, stark befestigte Stadt auf einer unmittelbar vor der Ostküste Lakoniens gelegenen, von den Alten Minoa genannten und zum Gebiet der alten Stadt Epidauros Limera gehörigen Felsinsel, welche durch einen künstlich aufgeschütteten schmalen Damm, der den einzigen Zugang zu der Stadt bildet (daher der Name M., d. h. die nur einen Eingang hat), mit dem Festlande verbunden ist. Die von den Abendländern gewöhnlich Napoli di Malvasia oder schlechtweg Malvasia genannte Stadt war während der Herrschaft der Byzantiner, der Franken und der Türken als eine der stärksten

Digitized

Küstenfestungen Moreas und als ein Hauptstapelplatz des levantinischen Handels bedeutend; namentlich wurden die Weine des Peloponnes und der griech. Inseln von hier aus nach dem Abendlande verschifft und daher gewöhnlich mit dem Namen Malvasier bezeichnet. Infolge des unglücklichen Aufstandsversuchs gegen die türk. Herrschaft 1770 verließen die angesehenern Familien die Stadt und zerstreuten sich auf den Inseln. Im griech. Befreiungskampfe wurde M. schon 5. Aug. 1821 durch Hunger genöthigt, sich den Griechen zu ergeben. Jetzt ist M., ein unbedeutendes Städtchen mit etwa 1000 E., der Hauptort der zum Nomos Lakonia des Königreichs Griechenland gehörigen Eparchie Epidauros-Limira.

Monfalcone, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Gradiska des österr. Küstenlandes, am Saume des Karstgebirgs, 3 Kilom. vom Adriatischen Meere unweit der Mündung des Timavo, der nach langem unterirdischen Laufe im Sommer eiskaltes, im Winter mäßig warmes Wasser hat, zählt (1869) 4506 E. und hat kochsalzhaltige Schwefelquellen.

Monge (Gaspard), ausgezeichneter franz. Mathematiker und Physiker, geb. 10. Mai 1746 zu Beaune als der Sohn eines armen Handelsmanns, besuchte das Collége zu Lyon und erhielt daselbst im Alter von 16 J. ein Lehramt in der Physik. Ein Oberst vom Geniecorps brachte ihn an die Artillerieschule zu Mézières, wo man ihn aber nur als Zeichner und Conducteur verwendete. M. erhob sich aus dieser Stellung durch mehrere Erfindungen, die das Geniewesen förderten, und wurde im Alter von 19 J. Professor der Mathematik und dann der Physik. Nachdem er 1780 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden, berief man ihn als Professor der Hydrodynamik nach Paris. Bei Ausbruch der Revolution wandte er sich dieser zu und übernahm nach der Katastrophe vom 10. Aug. 1792 das Ministerium der Marine. In der Eigenschaft als Minister mußte er im Auftrage des Convents das Todesurtheil an Ludwig XVI. vollstrecken lassen. Einige Monate später legte er sein Amt nieder, trat aber hierauf an die Spitze sämmtlicher Gewehrfabriken, Geschützgießereien und Pulvermühlen der Republik. Nachdem er unter dem Directorium die Polytechnische Schule begründet und an derselben das Lehramt der Mathematik übernommen, sandte ihn die Regierung nach Italien, wo er den Transport der eroberten Kunstschätze leiten mußte. Später berief ihn Bonaparte nach Aegypten, wo er das Directorium des Aegyptischen Instituts übernahm; auch leitete er die Untersuchung der Alterthümer und entdeckte unter anderm die Theorie der Luftspiegelung (s. d.). Mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt, wo er wieder in seine Professur eintrat, erhielt er dann, als dieser Kaiser geworden war, in Anerkennung seiner Verdienste die Senatorei von Lüttich und ein Majorat in Westfalen. Nach der zweiten Restauration verlor er seine Aemter und wurde aus der Liste des Instituts gestrichen. Mehrmals vom Schlage getroffen, starb er 18. Juli 1818. In der Wissenschaft hat sich M., außer vielen wichtigen physik. Entdeckungen, als Erfinder der descriptiven Geometrie ein bleibendes Verdienst erworben. Unter anderm veröffentlichte er den «Traité élémentaire de statique» (8. Aufl. von Hachette, Par. 1845; deutsch von Hahn, Berl. 1806), im Verein mit Vandermonde und Berthollet die «Description de l'art de fabriquer les canons» und einen «Avis aux ouvriers en fer sur la fabrication de l'acier» (Par. 1794), «Leçons de géométrie descriptive» (neue Aufl. von Brisson mit einer «Théorie des ombres et de la perspective», Par. 1846; deutsch von Schreiber, Freiburg 1822), «Application de l'analyse à la géométrie des surfaces du 1er et du 2e degré» (5. Aufl. von Liouville, Par. 1849). Vgl. Dupin, «Essai historique sur les services et les travaux scientifiques de M.» (Par. 1819).

Mongolei, s. Mongolen.

Mongolen ist ein Völkername von sehr wechselnder Bedeutung, gewöhnlich wird aber ein bestimmtes Volk des altaischen Völkerstammes darunter verstanden. Nach dem Zeugniß mongol. Geschichtschreiber sind M. und Tataren ursprünglich nur die Zweige eines und desselben auf dem großen hinterasiat. Plateau zwischen Sibirien und China einheimischen, von den Chinesen noch gegenwärtig Ta-tse oder Tata genannten Volks, das Dschingis-Khan vereinigte, der auch die türk. und tunguf. Völker mit fortriß und auf diese Weise wol den ersten Grund zu der nachmaligen Namenverwirrung gelegt hat, sodaß man jetzt im Morgen- und Abendlande unter der Benennung Tataren drei verschiedene Völker: M., Türken und Tunguſen, zusammenfaßt. Der M. ist wegen des typischen Körpercharakters des Volks zum Namen einer ganzen Menschenrasse (s. Mensch) geworden. Den Namen Tatare hingegen hat man dem ganzen hochasiat. Stamm gegeben, theils wegen der Verwandtschaft sämmtlicher Sprachen, theils und zumeist wegen der Lebensweise, der geschichtlichen Entwickelung und der körperlichen Beschaffenheit der einzelnen zu diesem Stamme gehörigen Völker, obschon gerade in letzterer Hinsicht viele Völker

Digitized by Google

der türk. Familie mehr oder weniger das Gepräge der kaukas. Rasse tragen. M. im engern Sinne des Wortes sind jene zahlreichen nomadischen Stämme, welche die sog. Mongolei oder das Plateau zwischen dem eigentlichen China im S. und Sibirien im N., der sog. hohen Tatarei im W. und der Mandschurei im O., dessen Mitte die Wüste Gobi (s. d.) einnimmt, ferner die Hochterrasse am Kökö-Nor oder Blauen See nordöstlich von Tibet, die hohe Tatarei oder das Plateau zwischen den Gebirgsketten Muz-Tagh, Belur-Tagh und Kuen-lün, endlich untermischt mit andern Stämmen Theile des sibir. und kaspischen Tieflandes bewohnen. Diese mongol. Völkerfamilie im engern Sinne zerfällt in den östl. Zweig oder die Ostmongolen, den westlichen oder die Kalmücken (s. d.) und in den nördlichen oder die Buräten (s. d.). Die Ostmongolen, das eigentliche Stammvolk der ganzen Familie, welches noch die Ursitze derselben innehat, und von dem die Namen M. und Tataren auf Rasse, Sprachstamm und Völkerfamilie übergegangen sind, zerfallen außer mehrern andern kleinen Völkerschaften und Horden in die Chor- oder Scharaigol-M. zwischen Tibet und der Kleinen Bucharei, in die Innern M. südlich der Wüste Gobi, dann in die Aeußern, von dem Flüßchen Chalcha so genannten Chalcha-M. im Norden der Gobi.

Die vorzugsweise M. genannten Ostmongolen bewahren auch noch am reinsten deren Eigenthümlichkeiten sowie überhaupt den Typus der nach ihnen benannten Rasse. Gewöhnlich sind sie nur mittlerer Statur, haben geringen Bartwuchs, große abstehende Ohren und meist krumme Beine, eine Folge ihres Lebens auf Pferden. Von Charakter sind sie offen, mäßig, gastfrei, mild und friedfertig, aber auch träge, schmuzig und dummstolz. Ihre Wohnungen bestehen aus Filzzelten oder Jurten. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht, und ihr Hauptreichthum sind ihre Heerden von fettschwänzigen Schafen, zweihöckerigen Kamelen und Pferden, auch Rindern und Eseln. Fleisch, Milch, Butter und Käse sind ihre Hauptnahrungsmittel. Sie treiben wenig Ackerbau, und ihre Gewerbe beschränken sich auf die Fertigung von Filz und Pelzen. Ihre einfachen Bedürfnisse erhandeln sie von den Chinesen, die zum Theil als Handelsleute, theils auch als Ackerbauer vereinzelt und auch in ganzen Colonien unter ihnen leben. Wegen Futtermangel müssen sie häufig ihre Weideplätze verändern. Sie stehen noch gänzlich auf der Stufe der Nomadenvölker, zerfallen in viele Stämme oder Aimaks und leben unter eigenen Stammhäuptern und Erbfürsten, die dem Chinesischen Reich unterworfen sind. Diese müssen zu Peking ihre Belehnung nachsuchen, gewissen Tribut bezahlen und zu bestimmten Zeiten am Hofe erscheinen. Sie sind, wie die Mandschu, militärisch in Banner, Regimenter u. s. w. getheilt und haben chines. Gouverneure im Lande, die indeß nur eine polit. Aufsicht üben. Die Religion, zu der sie sich bekennen, ist die buddhistische, und in dem Dalai-Lama erkennen sie ihr geistliches Oberhaupt. Die dem Chinesischen Reiche unterworfene Mongolei umfaßt 3,377,283 QKilom., größtentheils wüstes Land, und enthält etwa $1\frac{1}{2}$ Mill. M. und $\frac{1}{2}$ Mill. Chinesen. Die Tschachar-M. waren die ersten, welche sich den Mandschu unterwarfen. Bereits 1636 wurden sie in Fahnen und Compagnien getheilt und mit den acht Fahnen der Mandschu vereinigt. Nach der Eroberung Chinas durch die Mandschu wurden die Tschachar nahe der Chinesischen Mauer angesiedelt, wo sie gleichsam als Grenzwache dienen. Der Hof zu Peking hat in diesen Gegenden mehrere Lustschlösser, worunter Schehol (41° 58′ nördl. Br.) das bekannteste. In diese Sommerfrische pflegt sich der Himmelssohn während der heißen Sommermonate zurückzuziehen; auch der Jagd wegen werden diese Alpenlandschaften häufig von Peking aus besucht.

Die älteste Geschichte der M. ist sehr dunkel. Wenn es auch wahrscheinlich ist, daß sie an den frühesten großen Zügen, die von den Horden Hinterasiens gegen China und die westl. Gegenden Asiens unternommen wurden, theilgenommen haben, so ist doch das Nähere darüber unsicher. Erst mit dem Auftreten Dschingis-Khan's (s. d.) im Anfange des 13. Jahrh. wird die Geschichte der M. heller. Dieser vereinigte die getrennten Stämme Mittel- und Ostasiens, unter denen die der Tataren und M. die vornehmsten waren, und erhob durch Eroberungen sein Volk urplötzlich zu welthistor. Bedeutung. Furchtbar waren damals die Züge der M., deren Reiterschwärme alles vor sich niederwarfen und alle Gegenden, durch die sie kamen, gänzlich verwüsteten. Doch fing um diese Zeit theils der Buddhismus, theils der Islam an, unter ihnen die herrschende Religion zu werden. Hiermit kam eine höhere geistige Cultur aus Hindostan, Tibet und China, aus Persien und den vorderasiat. Ländern zu ihnen, die in einer eigenen mongolischen Literatur sich aussprach. Wenn auch dieselbe meist aus Uebersetzungen, besonders aus dem Tibetanischen, und aus Nachahmungen der moslem. Geisteserzeugnisse besteht, ist sie doch nicht arm und weist unter anderm wichtige Geschichtswerke auf. Nach Dschingis-Khan's Tode 1227 setzten dessen Söhne, unter die dieser sein Reich getheilt hatte, sodaß einer derselben, Uegetai, als Großkhan die Oberleitung behalten sollte, die Eroberungszüge fort,

Digitized by Google

unterwarfen sich ganz China, stürzten das Khalifat zu Bagdad und machten die seldschukischen Sultane von Ikonium zinsbar. Ein mongol. Heer unter Möngke-Khan und Batu-Khan drang 1237 aufs neue in Rußland ein, eroberte Moskau und verwüstete einen großen Theil des Landes. Nachdem dieses unterworfen, drangen sie 1240 furchtbar hausend in Polen ein, verbrannten Krakau und gingen nach Schlesien, wo sie 9. April 1241 über das vereinigte Heer der deutschen Ritter, der Polen und der Schlesier in der Schlacht auf der Wahlstatt (s. d.) zwar siegten, aber dabei solchen Verlust erlitten, daß sie ein weiteres Vordringen nach Deutschland nicht räthlich fanden. Sie wendeten sich südlich nach Mähren, das sie schrecklich verwüsteten, bis sie 21. Juni 1241 durch Jaroslaw von Sternberg am Berge Hostein vor Olmütz eine Niederlage erlitten. Aus Mangel an Unterhalt mußten sie Mähren verlassen und begaben sich nun nach Ungarn, das sie ebenfalls verheerten. In Deutschland und Frankreich war die Furcht vor ihnen bereits so groß, daß man Fasten und Gebete anordnete und Anstalten zu einem Heereszuge gegen sie traf. Innere Streitigkeiten, die nach Uegetai's Tode (1243) ausbrachen, veranlaßten sie, von ihrer Unternehmung gegen Westeuropa abzustehen und sich nach Karakorum, der Hauptstadt ihres Weltreichs, zwischen den beiden Flüssen Onon und Tamir gelegen, zurückzuziehen, um einen neuen Khagan oder Großkhan zu wählen.

Das Reich der M. stand in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. auf dem höchsten Gipfel der Macht. Es erstreckte sich damals vom östl. Chinesischen Meere bis an die Grenze Polens und von den Alpenlandschaften des Himalaja bis tief nach Sibirien hinein. Der Hauptsitz des Großkhans war China; die andern Länder wurden von den Unterkhans, die von Dschingis-Khan abstammen und mehr oder weniger vom Großkhan abhängig waren, beherrscht. Die mächtigsten dieser Unterkhans waren die des Reichs Kaptschak an der Wolga, die sog. Goldene Horde, unter welcher Rußland stand, und die von Dschagatai oder Turkestan. Allein das Verschwinden von Dschingis-Khan's Geist aus seiner Dynastie sowie die Vertheilung des Reichs unter mehrere Herrscher veranlaßten den Verfall des Mongolenreichs. Die innern Streitigkeiten, die immer mehr überhand nahmen, und die wachsende Macht der Statthalter, die sich immer unabhängiger machten, sowie der Mohammedanismus, der die Religion der unterworfenen Völker in der westl. Hälfte des Reichs war und von diesen nach und nach auf die Sieger selbst überging, bewirkten, daß schon zu Ende des 13. Jahrh. unter dem Großkhan Chubilai das Reich in mehrere unabhängige Staaten zerfiel. Die bedeutendsten dieser neuen mongol. Reiche waren die in China, in Turkestan, in Sibirien, im südl. Rußland und in Persien gegründeten. Durch diese Spaltung und Losreißung von ihrem Mittelpunkte, ihrer alten Urheimat, verfiel die Macht der M. im 14. Jahrh. immer mehr, sodaß sie schon 1368 aus China vertrieben wurden und im 15. Jahrh. ihre Herrschaft in Rußland zu Ende ging. Auch in Mittel- und Vorderasien würde die mongol. Herrschaft zu Grunde gegangen sein, wäre nicht ein neuer Eroberer mongol. Stammes, Tamerlan oder Timur (s. d.), um 1369 daselbst aufgestanden, der ein neues mongol. Reich, das ganz Mittelasien, Vorderasien und insbesondere Persien und einen Theil Anatoliens umfaßte, gründete. Nach Timur's Tode jedoch zerfiel dessen Reich so schnell, daß es schon mit der Ermordung von Abu-Seid, Timur's Urenkel, 1468 ein Ende nahm. Nur in Dschagatai erhielt sich die Dynastie Timur's, und von hier aus war es, wo Babur (s. d.), ein Nachkomme Timur's, in Hindostan 1519 ein neues Reich gründete, das des mongol. Ursprungs seines Herrschers wegen ein mongolisches genannt wurde und diesem und den folgenden Herrschern den Namen des Großmoguls (s. d.) verschaffte. So verloren die M. seit dem Anfang des 16. Jahrh. alle welthistor. Wichtigkeit, zerfielen wieder in eine Menge einzelner Khanate und Stämme und wurden zum größten Theile den benachbarten Völkern, den Russen, den osman. Türken, den Persern und den Mandschugebietern in China mehr oder weniger unterthan. Nur in Dschagatai (s. Turkestan) erhielten sich die mongol. Herrscher unabhängig, und dort herrschen noch Khane, die ihre Abstammung von Dschingis-Khan und Timur ableiten. Vgl. des Mongolenfürsten Ssanang-Ssetsen Khungtaidschi (um 1660) «Geschichte der Ostmongolen» (mongolisch und deutsch von J. J. Schmidt, Petersb. 1829); Altan Tobtschi, «Mongol. Annalen» (mongolisch, mit russ. Uebersetzung von Galsang Gombojew, Petersb. 1858); Schott, «Aelteste Nachrichten von M. und Tataren» (Berl. 1846); Babur's sehr anziehende «Denkwürdigkeiten u. s. w.» (deutsch nach dem Englischen von Kaiser, Lpz. 1828); Hüllmann, «Geschichte der M. bis 1206» (Berl. 1796); D'Ohsson, «Histoire des Mongols depuis Tchinguiz-Khan jusqu'à Timour-Lenc» (4 Bde., Haag u. Amsterd. 1834—35); Schmidt, «Forschungen im Gebiete der ältern religiösen, polit. und literarischen Bildungsgeschichte der M. und Tibeter» (Petersb. 1824); Pallas, «Sammlungen histor. Nachrichten über die mongol. Völkerschaften»

Digitized by Google

(2 Bde., Petersb. 1776—1801); De Guignes, «Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols» (5 Bde., Par. 1756; deutsch von Dähnert, 5 Bde., Greifsw. 1768—71); Grigorjew, «Geschichte der M.» (aus dem Persischen des Chondemir; russ., Petersb. 1834); Hammer-Purgstall, «Geschichte der Goldenen Horde» (Pest 1840); derselbe, «Geschichte der Ilchane, d. i. der M. in Persien» (2 Bde., Darmst. 1842—43); Erdmann, «Temudschin der Unerschütterliche, nebst einer geogr.-ethnogr. Einleitung» (Lpz. 1862); Wolff, «Geschichte der M. oder Tataren» (Bresl. 1872); Howorth, «History of the Mongols from the 9th to the 19th century» (Bd. 1, Lond. 1876). Die Stammverhältnisse der M. und aller tatar. Völker sind auch dargestellt in Neumann's «Völker des südl. Rußland» (Lpz. 1847). Die erste mongol. Grammatik (Petersb. 1831) und ein mongol. Wörterbuch (Petersb. 1835) hat J. J. Schmidt geliefert. Darauf gab Kowalewski eine mongol. Grammatik (Kasan 1835), eine mongol. Chrestomathie (2 Bde., Kasan 1836—37) und endlich sein großes «Dictionnaire mongol-russe-français» (3 Bde., Kasan 1844—49) heraus. Noch erschien von Bobrownikow eine Grammatik der mongol.-kalmückischen Sprache (Kasan 1849). Von mongol. Literatur ist noch wenig gedruckt. Außer den genannten Ssanang-Ssetsen und Altan-Tobtschi ist noch hervorzuheben: «Die Thaten des Geser-Khan» (mongolisch herausg. von J. J. Schmidt, Petersb. 1836; deutsch, Petersb. 1839); «Mongol. Märchensammlung» (mongol. mit deutscher Uebersetzung von B. Jülg, Innsbr. 1868; die deutsche Uebersetzung auch besonders, Innsbr. 1868).

Monica, die Heilige, Mutter des Kirchenvaters Augustinus (s. d.), wurde 332 von christl. Aeltern in Afrika geboren. Dennoch sah sie sich gezwungen, einen Heiden, den Patricius von Tagaste, zum Gemahl zu nehmen, der sich, durch ihr frommes Beispiel bewogen, endlich ebenfalls dem Christenthume zuwandte. Mit ihren Söhnen Augustin und Navigius unternahm M. später eine Reise nach Italien und starb daselbst, auf der Rückreise begriffen, zu Ostia. Unter Martin V. wurden ihre Ueberreste nach Rom gebracht. Ihr kirchlicher Gedächtnißtag ist der 4. Mai.

Monismus (griech.) ist ein in neuerer Zeit beliebter Ausdruck für eine metaphysische Weltansicht, welche alle Erscheinungen aus einem einzigen Princip zu erklären sucht und namentlich in Rücksicht auf den Gegensatz materieller und immaterieller Thatsachen der dualistischen Auffassung entgegentritt. Da der Ausdruck nur einen formalen Sinn hat, so gibt es mancherlei Arten des M., je nach dem, was als einheitliches Erklärungsprincip aufgestellt ist. So bezeichnet sich von Hartmann's «Philosophie des Unbewußten» mit ihrem mystisch-immateriellen Princip ebenso gut als M., wie der extreme Materialismus, und auch die hylozoistischen Speculationen der Entwickelungstheorie haben ein Recht auf diesen Namen. Der Ursprung des M. liegt in dem psychol. Bedürfnisse des Menschen nach einer einheitlich zusammenfassenden Erklärung aller Erfahrungen: er ist das Ziel aller wissenschaftlichen Thätigkeit, und seiner Geltung als solchem kann es nur schaden, wenn er zu früh als erreicht angesehen wird.

Moniteur, der Name der franz. Staatszeitung, ursprünglich ein von dem Buchhändler Panckoucke gegründetes Privatblatt, das 24. Nov. 1789 unter dem Titel «Gazette nationale, ou le Moniteur universel» zu erscheinen begann. Der Erste Consul Bonaparte machte den M. zu seinem officiellen Organ; von 1811 an führte dies nur noch den Titel «Moniteur universel», mit dem Zusatz «Journal officiel». Der M. bestand als Regierungsorgan bis 1869, wo ihn die Regierung verkaufte und durch das «Journal officiel» ersetzte. Seitdem ist der M. conservatives Parteiorgan. Namentlich die ältesten Jahrgänge des M. sind wichtige Geschichtsquellen und mehrmals wieder abgedruckt worden (Par. 1796 und [in 32 Bdn.] 1840—43).

Monitor war ursprünglich der Name eines 1861 beim Ausbruche des Bürgerkriegs in den Vereinigten Staaten von nordstaatlicher Seite durch den Ingenieur Ericsson (s. d.) erbauten Panzerschiffs von eigenthümlicher Construction, welches, ohne Masten und nur durch die Maschine fortbewegt, nur sehr wenig über die Wasserfläche hervorragte und zwei schwere Geschütze in einem etwas erhöhten und mit sehr starkem Eisen gepanzerten Thurme trug. Dieser erste M. erreichte durch sein Gefecht mit dem großen südstaatlichen Panzerschiffe Merrimac auf Hampton-Roads Berühmtheit, indem er trotz seiner Kleinheit dem großen Koloß empfindlichen Schaden zufügte. Die Folge dieses Kampfes war, daß die großen seefahrenden Nationen vielfach dem M. ähnliche, nur wenig Zielobject darbietende Fahrzeuge erbauten, denen der Klassenname «Monitor» beigelegt wurde. Anfänglich nur für Küstenvertheidigung und stille Gewässer bestimmt, waren sie nicht im Stande, über See zu gehen. Der erste amerikanische M. ging sogar bei einem Versuche, die offene See zu halten, mit der gesammten Mannschaft unter. Neuerdings hat jedoch die Schiffbautechnik wesentliche Verbesserungen gemacht, und im Früh-

Digitized by Google

jahre 1866 sandte die nordamerik. Regierung einen M. mit zwei Thürmen, den Miantonomoh, nach Europa, dessen Verdeck nur 45 Ctmt. über Wasser lag. Derselbe machte die Reise von Neuyork nach England in 10 Tagen und ging von dort nach Petersburg. Das deutsche Panzerschiff Arminius ist ebenfalls ein M. mit zwei durch Menschenkraft drehbaren Thürmen, in deren jedem zwei gezogene 21-Ctmt.-Geschütze aufgestellt sind, welche ein Langgeschoß von 105 Kilogr. Gewicht werfen und sich einzeln oder gleichzeitig abfeuern lassen. Die deutsche Marine besitzt außerdem noch drei gepanzerte Schiffe nach dem Monitorsystem, d. h. mit je zwei drehbaren Thürmen, den Friedrich d. Gr., Großen Kurfürst und Preußen; da indessen diese Schiffe sehr groß sind und hoch über Wasser liegen, nennt man sie Thurmschiffe.

Monk (George), Herzog von Albemarle, der Beförderer der engl. Restauration 1660, stammte aus einer alten Familie der Grafschaft Devon und wurde 6. Dec. 1608 zu Potheridge bei Torrington geboren. Als Jüngling mishandelte er einen Sheriff, der seinen Vater Schulden halber verhaften wollte, und entging der Strafe, indem er in die Armee trat. Er wohnte 1625 der Expedition nach Spanien bei und hierauf dem Angriffe auf die Insel Ré. Ein 10jähriger Waffendienst in den Niederlanden vollendete seine militärische Bildung. Im Kriegszuge, welchen Karl I. 1639 gegen die Schotten unternahm, befehligte er als Oberstlieutenant. Beim Ausbruche des Aufstandes in Irland ging er an der Spitze eines Regiments dahin und war Gouverneur von Dublin, bis der Marquis von Ormond 1643 mit den Aufrührern Frieden schloß, um den König gegen das Parlament zu unterstützen. Im Bürgerkriege wurde M. schon 1644 von Fairfax gefangen und als Königlicher in den Tower gesetzt. Erst nach zwei Jahren erlangte er die Freiheit, indem er den Covenant beschwor. Hierauf übernahm er den Befehl im nördl. Irland und entriß den Royalisten mehrere Hauptplätze, zog aber den Verdacht der Treulosigkeit auf sich und entging nur mit Mühe der Anklage vor dem Parlament. Nach völliger Vertilgung der Royalisten ernannte ihn Cromwell zum Generallieutenant und Commandanten der Artillerie. In dieser Eigenschaft leistete er in der Schlacht von Dunbar große Dienste, sodaß ihm Cromwell den Oberbefehl in Schottland anvertraute. M. kehrte 1652 nach England zurück, wo er sich an den Commissionen betheiligte, die eine Vereinigung Schottlands mit England vorbereiten sollten. Im nächstfolgenden Jahre wurde er dem Admiral Blake im Kriegszuge gegen die Holländer beigegeben. Anfang 1654 schickte ihn Cromwell als Gouverneur nach Schottland, wo er dessen Herrschaft unter den größten Schwierigkeiten gegen die Presbyterianer aufrecht erhielt. Die Royalistenpartei setzte schon damals ihre Hoffnung auf ihn, und 1656 schickte ihm Karl II. in diesem Sinne sogar einen Brief, den M. jedoch Cromwell auslieferte. Auch erklärte sich M. nach Cromwell's Tode für dessen Sohn. Erst als sich unter dem General Lambert der Militärdespotismus zu begründen schien, ergriff er, vielleicht zur eigenen Sicherstellung, die Rolle eines Vertheidigers der öffentlichen Ordnung. Am 1. Jan. 1660 rückte er mit 6000 Mann über die engl. Grenze, vereinigte sich zu York mit Fairfax, der für Karl II. ein Corps zusammengebracht hatte, und zog 3. Febr. ohne Schwertstreich in London ein. Noch ließ er alle Parteien über seine Absichten in Ungewißheit. Allein 21. Febr. setzte er die im Dec. 1648 vertriebenen presbyterianischen Parlamentsglieder wieder ein, und hiermit erhielten die Anhänger des Königthums das vollste Uebergewicht. Jetzt trat M. auch mit Karl II. in Unterhandlung, den das bereitwillige Parlament schon 8. Mai zum Könige ausrufen ließ. Der neue Monarch, der dem festen und klugen Betragen des Generals seine Krone zu danken hatte, überhäufte ihn mit Gunst und erhob ihn zum Mitgliede des Geheimen Raths, zum Kammerherrn, Oberstallmeister, endlich zum Herzog von Albemarle und Lordlieutenant der Grafschaften Devon und Middlesex. M., welcher sonst wenig polit. Geschick besaß, beschränkte sich seitdem darauf, die Restauration mit seinem Degen zu vertheidigen. Unter dem Herzoge von York befehligte er 1666 die Flotte gegen die holländ. Seemacht. Er wurde von Ruyter in einer dreitägigen Seeschlacht auf der Höhe von Dünkirchen geschlagen, errang aber 25. Juni über denselben einen blutigen Sieg bei North-Foreland. Er starb 3. Jan. 1670 und wurde in der Abtei zu Westminster bestattet. Sein großes Vermögen kam auf seinen einzigen Sohn, Christopher M., geb. 1653, der als Gouverneur von Jamaica 1688 starb, und mit dem der Titel eines Herzogs von Albemarle erlosch. Vgl. Guizot, «M.; chute de la république et rétablissement de la monarchie en Angleterre en 1660» (Par. 1850; deutsch von Rödiger, Lpz. 1851).

Monmouth, eine der westlichsten Grafschaften Englands, die erst unter Heinrich VIII. vom Fürstenthum Wales getrennt wurde, grenzt im W. und NW. an dieses (an Glamorgan und Brecknock), im NO. an Hereford, im O. an Gloucester, im S. an das Aestuarium des

Digitized by Google

Severn und hat ein Areal von 1489,47 QKilom. In der Mitte vom Usk durchströmt, im Westen desselben von Zweigen des Gebirgslandes von Wales erfüllt, die hier im Sugar-Loaf oder Pen-y-val (Zuckerhut) noch eine Höhe von 565 Mt. erreichen, im Osten des Usk dagegen bis zum Thale des Wye, an der Grenze gegen Gloucester, niedriger gelegen, bietet das Land eine überaus wechselvolle Oberfläche und die mannichfaltigsten Scenerien, wilde Bergpartien, reizende Thäler und sehr fruchtbare Ebenen dar. Neben dem reichlich lohnenden Ackerbau, verbunden mit Obstzucht und Hopfencultur, ist auch die Viehzucht ausgezeichnet. Der Hauptreichthum der Grafschaft sind jedoch die Kohlen- und Eisengruben; 1875 wurden 3,525,975 Tons Kohlen zu Tage gefördert. Lebhaft ist auch der Industriebetrieb, und der Handel mit Natur- und Kunstproducten durch Seehäfen, Flüsse, Kanäle und Eisenbahnen gefördert. Die Zahl der Einwohner wuchs in den J. 1801—51 von 54,750 auf 157,418 an und belief sich 1871 auf 195,448. Die Grafschaft schickt zwei Abgeordnete ins Parlament, einen dritten die Städte M. und Abergavenny. — Die Hauptstadt M., 37 Kilom. nördlich von Bristol, an der Eisenbahn und am Zusammenflusse des fischreichen Mynwye oder Monnow mit dem Wye reizend gelegen, rings von reich angebauter Landschaft umgeben, zählt (1871) 5879 E., deren Haupterwerb, außer Ackerbau und dem durch den Wye erleichterten Handel mit Bristol, in Fabrikation von Eisenwaaren besteht. Unter ihren drei Brücken zeichnet sich die Tibsbrücke durch ihre wildromantische Scenerie, unter den Kirchen die Ste.-Marie- und die St.-Thomaskirche aus, unter den andern Gebäuden das Rathhaus mit einer Säulenhalle und das Grafschaftsgefängniß. Die Stadt hat eine reichdotirte Freischule und eine Bildsäule Heinrich's II. auf dem Marktplatze. Ihr hohes Alter beweisen theils die Reste ihrer Mauern, theils die Ruinen ihrer festen, in die Zeit Wilhelm's des Eroberers reichenden Burg, der Geburtsstätte Eduard's V., theils die Trümmer der Priorei aus der Zeit Heinrich's I. — Andere bemerkenswerthe Orte sind Abergavenny (s. d.), Newport (s. d.), die volkreichste Stadt der Grafschaft, und die Marktstadt Tredegar mit 12,389 E. und wichtigen Eisenwerken.

Monmouth (James, Herzog von), der natürliche Sohn Karl's II. von England, oder auch, wie behauptet wird, des Obersten Rob. Sidney und der Lucy Walters, wurde 9. April 1649 zu Rotterdam geboren. Karl II. ließ ihn sorgfältig erziehen und ernannte ihn nach der Restauration zum Grafen von Doncaster, Herzog von M. und Hauptmann der Garde. Nachdem er unter dem Prinzen von Oranien in den Niederlanden gefochten, wurde er als Gouverneur nach dem unruhigen Schottland entsendet. Mit der Erbin des angesehenen schott. Geschlechts der Scotts von Buccleugh verheirathet, suchte er durch mildes Verhalten die widerspenstigen Presbyterianer zu besänftigen, konnte aber den Ausbruch des Aufstandes nicht verhindern, den er 21. Juni 1679 in der blutigen Schlacht an der Brücke von Bothwell besiegte. Als er dennoch den Befehl an den Herzog von York (s. Jakob II.), den Bruder des Königs, abtreten mußte, dessen Persönlichkeit und religiöse und polit. Richtung er haßte, ging M. nach den Niederlanden und bemühte sich hier, um seinem Gegner die Thronansprüche zu verkümmern, den Beweis zu führen, daß Karl II. mit Lucy Walters ehelich verbunden gewesen sei. Wiewol der König darüber sehr unwillig war, durfte M. doch nach England zurückkehren, wo er der Mittelpunkt aller Umtriebe und Verschwörungen wurde, welche die Entfernung des Herzogs von York vom Throne bezweckten. Bei der Entdeckung des Rye-house-plot beschuldigte man ihn sogar, daß er Karl II. selbst nach Krone und Leben getrachtet habe. Der König verwies deshalb M., den er immer noch liebte, nach den Niederlanden, unterstützte ihn aber reichlich mit Geld. Nach der Thronbesteigung Jakob's II. sammelte M. die misvergnügten Emigranten um sich und traf Vorbereitungen, bei der allgemeinen Unzufriedenheit in England seine vermeintlichen Thronrechte mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Während sein Genosse, der Graf von Argyle (s. d.), nach Schottland abging, landete er 11. Juni 1685 zu Lyme in der Grafschaft Dorset mit 80 Mann und klagte den König in einer Proclamation der Vergiftung Karl's II. und der Anstiftung des großen Brandes zu London an. An der Spitze von 3000 Protestanten, die ihm sogleich beitraten, wendete er sich nach Arminster und von da nach Taunton, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Nachdem seine Schar auf 6000 Mann angewachsen, nahm er 20. Juni den königl. Titel an und rückte nach Bridgewater vor. Allein das Parlament hatte sich gegen ihn erklärt, und der Hof brachte ein regelmäßiges Corps von 3000 Mann zusammen, an dessen Spitze der Graf von Feversham die Empörer 5. Juli bei Sedgemoore schlug. Am andern Tage entdeckte man M., dessen Pferd auf der Flucht gestürzt war, in einem Graben und brachte ihn nach London. Hier warf er sich zwar dem Könige zu Füßen und bat um sein Leben; aber Jakob II. blieb unerbittlich, zumal da der Schuldige seine Mit-

Digitized by Google

verschworenen nicht angeben mochte. Am 15. Juli 1685 wurde er ohne Proceß auf Tower-Hill enthauptet. Vgl. Roberts, «Life, progresses and rebellion of J. Duke of M. to his capture and execution» (2 Bde., Lond. 1844). — Von M. stammt in directer männlicher Linie die Familie der Scott, Herzoge von Buccleugh and Queensberry, deren jetziges Haupt, Walter Francis, geb. 25. Nov. 1806, unter dem Ministerium Peel 1842—46 erst Geheimsiegelbewahrer, dann Präsident des Staatsraths war. Durch ihre ehelichen Verbindungen mit den Häusern Montagu und Douglas ist dieselbe in den Besitz unermeßlicher Güter in England wie in Schottland gekommen.

Monochromen (griech.) oder monochromatische Bilder nennt man einfarbige Bilder. Die monochromatische Malerei war die einfachste und älteste Art der Malerei. Man bediente sich dazu in der frühesten Zeit besonders der rothen Farbe auf schwarzem Grunde oder der schwarzen auf rothem Grunde. Zeugnisse derselben aus dem Alterthume geben die ältesten Vasenbilder und die Wandgemälde in den etrusk. Gräbern.

Monodrama (griech.) heißt ein Drama, in welchem nur eine einzige Person handelnd und redend auftritt. Da dieselbe nur den eigenen innern Kampf verschiedener Gefühle aussprechen kann, so fehlt im M. jede eigentliche Handlung, und es trägt den Widerspruch gegen das Wesen des echten Dramas in sich selbst, es ist wesentlich lyrisch. Daher namentlich in M. hohen Stils gern Musikbegleitung (Melodrama). Das älteste M. ist die griech. «Kassandra» oder «Alexandra», welche dem Dichter Lykophron aus Chalkis auf Euböa (280 v. Chr.) zugeschrieben wird, aber wahrscheinlich um etwa ein Jahrhundert jünger ist. Gegen Ende des 18. Jahrh. wurde ein erneuter Versuch mit dem M. von Rousseau in dem «Pygmalion» und von Brandes in der seinerzeit vielgepriesenen «Ariadne auf Naxos» gemacht. In neuerer Zeit ist die Form des M. auch für das Lustspiel unter dem Namen Solosceuen verwendet worden.

Monogamie (griech.) ist im Gegensatze zur Polygamie (s. d.) die geschlechtliche Verbindung Eines Mannes mit Einer Frau, folglich die einfache Ehe. Auch spricht man bei den Thieren von M.; in der Botanik heißt eine besondere Ordnung des Linné'schen Systems Monogamen.

Monogramm (griech.) oder Handzeichen (lat. signum), auch mit dem franz. Worte Chiffre nennt man eine Figur, in welcher durch einen oder auch mehrere in einen verschlungene Buchstaben, durch ein Zeichen u. s. w. der Name und Titel einer Person ausgedrückt werden. Die Anfänge des M. verlieren sich bis in die frühesten Epochen der menschlichen Cultur, wo man, vor Erfindung der Buchstabenschrift, mit einfachen Zeichen an den Gegenständen das Eigenthum anzudeuten pflegte. Es ist in der ältesten Geschichte der Indier nachzuweisen und kommt noch heute bei den Chinesen als Siegel vor. Namentlich bieten die griech. Münzen eine reichhaltige Sammlung von M. dar. Immer häufiger kamen sie in Gebrauch unter den fränk. Königen. Durch Kaiser Karl d. Gr., der ihnen eine bessere Gestalt gab, wurden sie ein allgemeiner Gebrauch in allen zu dem großen Frankenreiche gehörigen Ländern, sowol auf Münzen wie in Urkunden. Geistliche und weltliche Regenten wählten sich nach Willkür bei ihrem Regierungsantritte M. ihres Namens. Erst im 12. Jahrh. wurden sie des veränderten Geschäftsganges wegen im amtlichen Verkehre allmählich wieder außer Gebrauch gesetzt. Am längsten hielten sie sich in Deutschland, wo sie erst 1495 auf dem Reichstage zu Worms abgeschafft wurden. Doch blieben sie im Geschäftsleben als Hausmarken bis in das 17. Jahrh. im Gebrauch. Die Lehre von den mittelalterlichen M. ist für die Erklärung und Kritik der Denkmäler und Urkunden dieser Zeit von großer Wichtigkeit und bildet einen besondern Theil der Diplomatik oder Urkundenlehre. In der spätern Zeit hat man das Wort auf alle Namenschiffren, Züge, sonstige Zeichen der Maler, Kupferstecher und anderer Künstler übergetragen, womit dieselben ihre Arbeiten als die ihrigen zu bezeichnen pflegten. Vgl. Heller, «Monogrammen-Lexikon» (Bamb. 1831); Bruillot, «Dictionnaire des monogrammes» (neue Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1832—34); Nagler und Andresen, «Die Monogrammisten» (fortgesetzt von Claus, Münch. 1857 fg.); Müller, «Sammlung von M.» (2. Aufl., Stuttg. 1876 fg.). Uebrigens bezeichnet M. auch jede einfache, blos durch Linien gegebene Zeichnung.

Monographie (griech.) nennt man eine Schrift, welche einen einzelnen Gegenstand einer Wissenschaft als ein abgesondertes Ganzes behandelt. Die M. sind ein Erzeugniß der neuern Zeit und haben zur Förderung der Wissenschaft wesentlich beigetragen.

Monokotyledonen (griech.) oder monokotyledonische oder einsamenlappige Pflanzen heißen im Gegensatze zu den Dikotyledonen (s. d.) diejenigen Gewächse, deren Keim (Embryo) nur einen einzigen Samenlappen oder Kotyledon (s. d.) besitzt. Dieser Samenlappen, welcher äußerst verschiedenartig, am häufigsten mantelförmig gestaltet und oft verhältnißmäßig

Digitized by Google

sehr groß ist, hat stets eine kleine Querspalte, aus welcher beim Keimen das Knöspchen des Keimlings in Form einer Spitze hervortritt. Der Samenlappen selbst bleibt stets in der Samenschale und unter dem Boden. In der Regel enthalten die Samen einen Eiweißkörper. Von den übrigen Gewächsen unterscheiden sich die M. sowol in ihrem äußern Ansehen (Habitus) als auch durch ihre innere Structur. Sie haben stets eine zaserige, zuweilen knollig verdickte Wurzel, niemals eine Stammwurzel; ihr Stengel ist gewöhnlich einfach, seltener ästig und ist nicht in Rinde, Holzkörper und Mark geschieden, sondern besteht aus Zellgewebe, in welchem die geschlossenen Gefäßbündel unregelmäßig zerstreut, nicht zu Ringen geordnet sind, wenn sie auch nach dem äußern Umfange hin dichter stehen. Der Stengel verdickt sich durch Anlagerung neuer Gefäßbündel im Umfange der ältern; da hier nun häufig diese Gefäßbündel von ihrem Ursprunge an einen Bogen nach der Achse des Stengels zu beschreiben und von da nach außen in die Blätter übergehend wieder nach der Peripherie des Stengels verlaufen, so entsteht dadurch eine Durchkreuzung der weiter hinauf verlaufenden äußern Gefäßbündel. Dies ist namentlich im Stamme der Palmen der Fall. Die Blätter sind am Grunde meist scheidig und umfassen den Stengel; sie haben einfache, gleichlaufende Nerven, welche durch Queradern verbunden sind. Die Zahl der Blütentheile beträgt gewöhnlich drei, sechs, neun oder zwölf, mit seltenen Ausnahmen. Eine Blumenkrone ist selten vorhanden; die häufig prächtigen Umhüllungen der Befruchtungstheile, z. B. bei der Tulpe, sind Blütenhüllen (Perigone). Die Früchte sind meist ein- oder drei- oder sechsfächerig. Ueberhaupt waltet die Dreizahl in den Blüten- und Fruchttheilen vor. Die vorzüglichsten Gewächsfamilien der M. sind die Gräser, Cypergrasgewächse, Simsengewächse, Zeitlosengewächse, Liliengewächse, Spargelgewächse, Prachtschwertelgewächse, Schwertelgewächse, Amaryllisgewächse, Arongewächse, Rohrkolbengewächse, Najadengewächse, Froschbißgewächse, Ragwurzgewächse (Orchideae), Bananengewächse und Palmen. Von den Pflanzenfossilien gehört die kleinere Zahl den M. an.

Monólog (griech.), d. i. Selbstgespräch, heißt im Schauspiele im Gegensatz zum Dialog (s. d.) diejenige Scene oder Rede, in welcher eine einzelne Person mit sich allein und zu sich selbst spricht. Der M. dient dazu, die Gedanken und Empfindungen der handelnden Hauptpersonen zu schildern und die Triebfedern ihrer Handlungen darzustellen; daher darf er nur in entscheidenden Wendungen der innern Charakterentwickelung eintreten. Der erste M. Faust's ist durch die lyrische Natur der Situation gerechtfertigt; Schiller's Vorliebe für den M. entspringt nicht selten aus einem unüberwundenen Zuge nach dem Rhetorischen.

Monomanie (griech.) ist eine zuerst von Esquirol in die Psychiatrie eingeführte Klasse von Wahnsinn, welche sich durch das Vorherrschen eines gewissen, meist verkehrten oder verbrecherischen Triebes (Mordsucht, Stehlsucht, Brandstiftungstrieb), weniger durch das Bestehen einer einzelnen fixen Wahnidee kennzeichnen soll, während dabei alles übrige psychische Geschehen normal sei. Diese mehr in forensischer Beziehung wichtige Geistesstörung ist mit Recht von der neuern Psychiatrie als unrichtig verworfen, da hierbei der psychische Grundzustand, der immer krankhaft gestört ist, nicht berücksichtigt worden ist. Solche Zustände sind gewöhnlich meist nur Folgezustände anderer vorausgegangener (acuter) Geistesstörungen, gewöhnlich zur Klasse des partiellen Wahnsinns oder der Verrücktheit gehörig.

Monophysiten (griech.) hießen die Anhänger einer vielfach verzweigten christl. Partei, die im Gegensatze zu der Lehre des Nestorius (s. d.) in der Person Christi nur Eine, gottmenschliche Natur annahm. Die tiefere Grundlage dieser Ansicht ist in der Theologie der sog. Alexandrinischen Schule zu suchen, deren mystisch-philos. Richtung im Gegensatze zu der Antiochenischen Schule Gottheit und Menschheit in der Person Christi in Eins zusammenzufassen und die Vereinigung beider Naturen als eine göttliche Verwandlung der menschlichen mittels eines wirklichen Eingehens der Gottheit ins Fleisch zu begreifen suchte. Der theol. Hauptvertreter dieser Lehre war der Patriarch Cyrillus von Alexandrien, welcher auf der Synode zu Ephesus (431) die Verdammung der Gegenlehre, als welche den Einen Christus in zwei Personen zerreiße, durchsetzte. Sein Nachfolger Dioskuros erlangte in Verbindung mit dem Archimandriten Eutyches in Konstantinopel die Bestätigung der Lehre von einer Natur auf der sog. Räubersynode zu Ephesus 449. Dagegen wurde Eutyches (s. d.) nebst allen seinen Anhängern auf der Kirchenversammlung zu Chalcedon 451, auf welcher die Gegenpartei die Oberhand hatte, als Ketzer verurtheilt. Seitdem suchte man, wenn auch vergeblich, die rechte Mitte zwischen der Lehre des Eutyches und der des Nestorius festzuhalten, und fand dieselbe in der widerspruchsvollen Bestimmung des chalcedonensischen Symbols, daß in Christo zwei Naturen ohne Vermischung, Verwandlung und Trennung zu einer Person und Hypostase ver-

Digitized by Google

einigt seien. Aber die zahlreichen monophysitisch gesinnten Geistlichen in Aegypten, Mesopotamien und Syrien weigerten sich, die chalcedonische Bekenntnißformel anzunehmen, und lösten sich, als die kaiserl. Regierung Gewalt gegen sie brauchte, förmlich von der Staatskirche los. Nach langjährigen, oft blutigen Kämpfen und vergeblichen Vermittelungsversuchen gelang es den M., besonders unter mohammed. Herrschaft, ihre Unabhängigkeit von der kaiserl. Orthodoxie zu behaupten. Doch zerfielen sie selbst über untergeordnete Fragen untereinander. Die Severianer, Anhänger eines abgesetzten Patriarchen Severus von Antiochia, behaupteten die Verweslichkeit des Leibes Christi; die Julianisten oder Gajaniten verneinten sie. Letztere zerfielen wieder über die Frage: ob der Leib Christi erschaffen gewesen? in Aktisteten, die ihn für unerschaffen, und Ktistolatrer, die ihn für erschaffen hielten. Die Severianer, nach einem ihrer Bischöfe auch Theodosianer genannt, behielten endlich die Oberhand. Am stärksten blieben die monophysitischen Gemeinden in Aegypten, Syrien und Mesopotamien, wo sie durch ihre besondern Patriarchen zu Alexandria und zu Antiochia eine kirchliche Ordnung erhielten und, nachdem der Syrer Jakob Baradäus (gest. um 578) ihre Kirchenverfassung befestigt hatte, die selbstständigen Kirchen der Jakobiten (s. d.) und Armenier bildeten. Zu den monophysitischen Kirchen gehören auch die abessinische und die koptische.

Monopol (griech., d. i. Alleinhandel) heißt das einem einzigen oder einer Gesellschaft beiwohnende Recht, den Handel nach einem bestimmten Lande oder die Fabrikation und den Verkauf eines bestimmten Artikels ausschließlich zu betreiben. Das M. beseitigt mithin die Concurrenz. Man unterscheidet natürliche und rechtliche M. Natürliche M. sind solche, welche sich aus der Natur der Dinge ohne weiteres ergeben. So haben z. B. die Besitzer vorzüglicher Weingüter ein M. für die auf denselben erzeugten Weine, die Eigenthümer berühmter Marmorbrüche für die auf diesen gebrochenen Marmorarten, die kalten Länder für Pelze, Indien für eßbare Vogelnester u. s. w. Alle übrigen M. beruhen auf gesetzlichen Bestimmungen. Sehr zahlreich im Mittelalter, bezogen sie sich damals meist auf den gewerblichen Betrieb. So hatten die Städte das Vorrecht, Handwerkswaaren mit Ausschluß des platten Landes zu produciren, die Zünfte das ausschließliche Recht der Erzeugung der in ihren Bereich fallenden gewerblichen Producte, gewisse Grundstücke den Mühlenzwang, das Braurecht, das Schenkrecht. Es sollten damit nicht nur die Producenten und Händler im Nahrungsstande erhalten, sondern auch die Güte der Producte und Waaren sichergestellt werden. Etwas später entstanden die M. der großen Handelsgesellschaften nach außereurop. Ländern, die ost- und westind. Compagnien u. s. w. Derartige M. sind in neuerer Zeit selten entstanden, dagegen haben sich andere gebildet, welche den Personen- und Gütertransport zum Zwecke haben, die Eisenbahn- und Dampfschifffahrts-Gesellschaften. Viele M. sind staatliche, z. B. die Salz-, Tabacks-, Lotterie-, Baumwoll-, Seide-, Goldwasch-, Bernstein-, Branntweinmonopole. Diese wurden von den Regierungen aus finanziellen Gründen eingeführt, weil sie die Möglichkeit gewährten, durch Erhöhung der Preise der Producte über den Kostenpreis die Staatseinnahmen zu vermehren. Hierher gehören auch die Regalien (s. d.). Diese und die M. waren lange Zeit in vielen Staaten Haupteinnahmequellen und sind es zum Theil noch. Doch zeigt sich gegenwärtig das Bestreben, die M. nach und nach fortzuschaffen und die daraus entspringenden Einnahme-Ausfälle durch Steuern und Zölle auf die Producte jener Fabrikationszweige, welche dem M. unterworfen waren, zu ersetzen. Alle M. sind schädlich, weil sie den Fabrikanten oder Händlern gestatten, die Preise der demselben unterworfenen Artikel derart zu steigern, daß ihnen ein unverhältnißmäßiger Gewinn zufällt. Damit werden nicht nur die Consumenten zu Gunsten der Monopolinhaber besteuert, sondern auch theilweise genöthigt, sich in der Consumtion einzuschränken. Ferner bleiben durch M. bei der Production die Fortschritte infolge der mangelnden Concurrenz und des hieraus sich ergebenden mangelnden Sporns zu Verbesserungen aus. Fast schlimmer noch als die Gesellschaftsmonopole wirken die Staatsmonopole. Zunächst machen dieselben eine Menge Control- und Aufsichtsmaßregeln nothwendig; Salz-, Tabacks- und andere ähnliche M. entwickeln ferner den Schmuggel, wenn in den dem Staate benachbarten Ländern das betreffende M. nicht gleichfalls vorhanden ist. Mehr aus nationalökonomischen und polit. als aus finanziellen Gründen entsprangen das Münz-, das Post- und das Telegraphenmonopol. An dem erstern wird festgehalten, weil es darauf ankommt, Werthzeichen herzustellen, welche im In- und Auslande ohne specielle Prüfung angenommen werden können, da die erforderlichen Garantien für den Gehalt der Münzen nur die Staaten geben können. Das Postmonopol macht es möglich, Postanstalten, welche dem Bedürfnisse entsprechen, in allen, auch den weniger verkehrreichen Theilen des Staats herzustellen. Aehnlich verhält es sich

auch mit dem Telegraphenmonopol. Von geringerer Bedeutung als alle übrigen M. sind diejenigen, welche sich auf Erfindungspatente gründen. Diese dauern in der Regel nur kurze Zeit und fallen zu einer bestimmten Zeit von selbst fort, wie diejenigen M., welche aus dem gegen den Nachdruck geschützten Rechte der Schriftsteller und Verleger entspringen.

Monotheismus (griech.) heißt die Anerkennung und Verehrung eines einzigen Gottes (s. d.). Dem M. entgegen steht der Polytheismus (s. d.) oder die Vielgötterei. Geschichtlich ist der M. nirgends der Anfang, sondern das Resultat der religiösen Entwickelung gewesen, wenn man nicht etwa die rohe Vorstellung des Wilden, der zufällig nur einen Fetisch verehrt, mit dem Glauben an ein einziges Princip alles weltlichen Daseins auf eine Linie stellen will. Auch die Verehrung eines einzelnen Schutz- oder Stammgottes ist noch nicht M. im strengen Sinne, weil dieselbe die Annahme anderer Götter nicht ausschließt. Wol aber ist sie geschichtlich der Ausgangspunkt des wirklichen M. gewesen. Während die griech. Volksreligion die Localgötter der verschiedenen Städte und Stämme allmählich zu einem Götterpantheon vereinigte, welches von einem Oberhaupte patriarchalisch regiert wird, führte der Glaube der Hebräer an den Volks- und Bundesgott Jahveh allmählich zu der Ueberzeugung, daß der Gott Israels nicht blos der größte und mächtigste unter den Göttern, sondern der allein wahre Gott im Gegensatze zu den ohnmächtigen tauben und stummen Götzen der Nachbarstämme sei. Als Grundlage einer Volksreligion erscheint der M. in der Alten Welt einzig und allein bei den Hebräern und auch unter diesen als bewußter und allgemein festgehaltener Glaube der Nation erst nach einer Entwickelung von vielen Jahrhunderten. Der gewaltige Geist eines Moses hat der geistigen Entwickelung des Volks die Bahn gewiesen, aber der rein geistige Gottesbegriff, der uns in den Schriften des Alten Testaments begegnet, ist erst ein Erzeugniß des geläuterten religiösen Bewußtseins, zu welchem die Bessern des israel. Volks besonders unter dem Einflusse der Propheten seit David und Salomo allmählich heranreiften. Jesus Christus lehrte diesen Herrn und König Israels als den liebenden Vater aller Frommen, diese selbst als Söhne Gottes erkennen, die, in der Liebe mit dem Vater geeint, die Macht seiner Liebe im eigenen Herzen erfahren. Hierdurch war gleichzeitig mit dem rein sittlichen Verhältnisse des Menschen zu Gott der religiöse Universalismus begründet, welcher Gott nicht blos als den Gott der Juden, sondern als den Gott aller Menschen und Völker verehren lehrte. Aber der neue religiöse Gehalt ward abermals in die alttestamentlichen Vorstellungsformen gekleidet. Der Glaube an Gott als eine Einzelpersönlichkeit nach Art der menschlichen Personen, nur ins Ungeheuere erweitert, galt als gemeinsame Grundlehre der Juden und Christen. Der eigenthümliche Gehalt des christl. Gottesglaubens, tiefsinnig niedergelegt in die Lehre vom Vater, Sohn und Heiligen Geist, entartete unter den Händen der dogmatischen Reflexion zu einer neuen Mythologie, die in der kirchlichen Dreieinigkeitslehre nach harten Kämpfen ihren öffentlichen Ausdruck fand. Eine Reaction dagegen in Form einer neuen Religion bezeichnet der Mohammedanismus, der aber nur den abstracten M. des Judenthums erneuerte, ohne den tiefern Gehalt des christl. Gottesglaubens zu würdigen. Fast ein und ein halbes Jahrtausend als allgemeiner Kirchenglaube festgehalten, unterlag die Dreieinigkeitslehre zuerst im 18. Jahrh. der verstandesmäßigen Kritik des Deismus und der Aufklärungsphilosophie, welche mit dem M. Ernst zu machen wähnten, indem sie Gott wieder in jüd. Weise als menschenähnliches Einzelwesen faßten und seine Einzigkeit durch allerlei Verstandesbeweise zu begründen suchten. Die neuere Philosophie hat die Einheit Gottes auf die Idee des Absoluten zurückgeführt, welches in der Welt als absoluter Geist, im Menschen als absolutes Ich sich offenbart und in seinem ewigen und geistigen Sein schlechthin überweltlich, in seinem Dasein der Welt und dem Menschen immanent ist. Die Einheit Gottes braucht auf diesem Standpunkte gar nicht bewiesen zu werden, da solche Beweisführung nur Sinn hätte, wenn man Gott wieder nach Art eines einzelnen Weltwesens vorstellen, hierdurch aber seine Absolutheit negiren würde. Freilich ist aber auch die philos. Idee des Absoluten nur ein Product des speculativen Triebes, die Welt als eine Einheit zu fassen, diese Einheit aber selbst wieder auf einen von der Welt ebenso unterschiedenen als derselben innewohnenden Grund zurückzuführen, den man dann im Gegensatze zu dem räumlich zeitlichen Dasein der Welt als überräumlich und überzeitlich setzt, doch ohne diesen Gedanken wirklich vorstellen zu können. Eine praktische Bedeutung hat jene philos. Idee erst, sofern sie als regulativer Kanon für die Reinigung und Vergeistigung des religiösen Glaubens benutzt wird, welcher der Realität Gottes unmittelbar gewiß ist. (S. Christenthum.)

Monotheleten (griech.) hießen die Anhänger einer christl., den Monophysiten (s. d.) verwandten Partei, welche zwar die Zweiheit der Naturen in Christo anerkannte, aber wegen der

Digitized by Google

Einheit der Person die Einheit des Wollens und Wirkens in ihm lehrte und behauptete, daß sein menschliches Wollen und Thun im göttlichen untergegangen, von diesem gleichsam verschlungen gewesen sei. Die Partei und der Streit über sie entstand infolge des Versuchs, den Kaiser Heraklius auf den Rath der Bischöfe Cyrus von Alexandrien und Sergius von Konstantinopel 633 machte, die Monophysiten mit der orthodoxen Kirche durch die Formel wieder zu vereinigen, daß Christus seine Werke durch Eine gottmenschliche Wirkungsweise vollbracht habe. Gegen diese Formel traten Sophronius, Bischof von Jerusalem, und andere, welche Dyotheleten genannt wurden, heftig auf, und nun entspann sich ein Kampf, den weder das kaiserl. Edict «Ekthesis» von 638, noch der «Typos» des Kaisers Konstans II. von 648 zu schlichten vermochte. Erst dem sechsten ökumenischen Concil zu Konstantinopel 680 gelang es, der Lehre von zwei in Christo ohne Gegensatz und Vermischung vorhandenen Willen und Wirkungsweisen ein Uebergewicht zu sichern, das der monotheletisch gesinnte Kaiser Philippicus Bardanes nur vorübergehend bedrohte. Aus den Ueberresten der M. bildeten sich die Maroniten (s. d.).

Monotonie (griech., d. i. Eintönigkeit) nennt man den Mangel an Modulation in der menschlichen Stimme beim Sprechen oder Singen. In den schönen Künsten bezeichnet man damit eine gewisse Einförmigkeit der Manier, die sich in der Behandlung und Darstellung der Gegenstände offenbart, überhaupt den Mangel an Abwechselung und Mannichfaltigkeit. Auch wird dieser Ausdruck auf Gegenstände der Natur, z. B. Gegenden, angewendet.

Monrad (Ditlev Gothard), namhafter dän. Staatsmann und Theolog, geb. zu Kopenhagen 24. Nov. 1811, kam nach dem Tode seiner Aeltern zu seinem Oheim in Præstöe (Seeland), erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Vordingborg und nachher privatim durch den Prediger Westergaard, studirte dann in Kopenhagen Theologie, Philosophie und Orientalia und bereiste 1838—39 mit Unterstützung der Universität Deutschland, Frankreich, England, Holland und Belgien. Neben Orla Lehmann (s. d.) befand er sich 4. Dec. 1839 mit in der Deputation des Studentenvereins, welche den König Christian VIII. um eine freie Verfassung bat. Seitdem wirkte er mit Eifer in der Presse für die Sache des Liberalismus; weniger betheiligte er sich an der eiderdän. Bewegung. Im Frühjahr 1841 wurde er zum Mitglied der kopenhagener Communalvertretung gewählt und in die Direction des städtischen Schulwesens berufen, worauf er im Winter 1842—43 abermals ins Ausland reiste, um sich mit den auswärtigen Schuleinrichtungen bekannt zu machen. Am 23. Sept. 1846 erhielt M. durch seinen Jugendfreund, den Grafen Knuth, die Berufung zu der Predigerstelle in Wester-Ulslev (Laaland). Kurz darauf wurde er zum vierten Abgeordneten der Stadt Kopenhagen für die Provinzialständeversammlung zu Roeskilde gewählt. Bei der kopenhagener Märzbewegung von 1848 spielte M. eine hervorragende Rolle und trat als Cultus- und Unterrichtsminister in das sog. Casinoministerium (24. März bis 15. Nov. 1848). Am 13. Febr. 1849 erfolgte seine Ernennung zum Bischof des Stiftes Laaland-Falster. Weil er sich aber an der parlamentarischen Opposition gegen das gesammtstaatliche Ministerium Örsted betheiligte, sah er sich bereits 26. April 1854 seines Amtes entlassen. Unter dem Ministerium Hall (s. d.) wurde M. zunächst Oberdirector der Bürger- und Volksschulen in Dänemark und Departementschef im Cultusministerium 1. April 1855, dann Director des Cultusministeriums 31. Aug. 1858, endlich Cultusminister 6. Mai 1859. Nach der Abdankung dieses Cabinets 2. Dec. 1859 trat M. eine Reise nach Paris an, wurde aber bald zurückgerufen und erhielt in dem reconstruirten Ministerium Hall wieder das Portefeuille des Cultus und Unterrichts (24. Febr. 1860). Als Hall beim Ausbruch des deutsch-dän. Conflicts seine Entlassung einreichte, bildete M. 31. Dec. 1863 ein neues Cabinet, in welchem er die Conseilspräsidentschaft, die Finanzen und das Ministerium für Holstein-Lauenburg übernahm. Nach dem unglücklichen Verlauf des Kriegs mußte er 11. Juli 1864 zurücktreten und wanderte 1865 mit seiner Familie nach Neuseeland aus, von wo er aber im Frühjahr 1869 nach Dänemark zurückkehrte. Er wurde 1871 von neuem zum Bischof über das Stift Laaland-Falster berufen und wohnt als solcher in Nykjöbing auf Falster. In demselben Jahre veröffentlichte er eine Predigtsammlung. Seine Studie über «Das alte Neuseeland» wurde von Peters (Brem. 1871) ins Deutsche übersetzt.

Monreāle, Stadt auf der Insel Sicilien (Provinz Palermo), in einer herrlichen Gegend, neben dem Oretoflusse, 7 Kilom. von Palermo, mit diesem durch eine schöne Straße verbunden, ist der Sitz eines Erzbischofs und hat (Ende 1871) 16,211 E. Besonders merkwürdig sind die reichausgestattete Benedictinerabtei, 1174 gegründet, deren Kreuzgang, von 216 Säulen getragen, eins der bedeutendsten Monumente des 12. Jahrh. ist, und der alte Dom, 1170 gegründet, das Muster des normann.-sicil. Kirchenstils, 102 Mt. lang, 40 Mt. breit und 40 Mt.

Digitized by G

hoch, mit zwei aus antiken Tempeln stammenden Säulenreihen, herrlichen Mosaikgemälden und berühmten Bronzethüren. Im rechten Querschiff befinden sich die Gräber der normann. Könige. Mit dem Glöcklein auf dem dortigen Schlosse wurde 1282 zur Sicilischen Vesper geläutet.

Monroe (James), der 5. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, 1817—25, geb. 28. April 1758 in der Grafschaft Westmoreland in Virginien, studirte die Rechte, als der Unabhängigkeitskrieg seines Vaterlandes ausbrach und ihn unter die Waffen rief. Er zeichnete sich mehrfach aus und rückte zum Hauptmann auf. Dann kehrte er 1778 wieder zu seinen Studien zurück. Im J. 1782 wurde er Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung von Virginien und 1783 des Congresses der Vereinigten Staaten. In dieser Stellung wirkte er besonders thätig für das Zustandekommen des Convents von Annapolis, welcher die neue Verfassung der Vereinigten Staaten anbahnte. Im J. 1786 kehrte er in seine Heimat zurück und trat 1787 wieder in die Gesetzgebung Virginiens ein. Nach Annahme der neuen Unionsverfassung wurde er 1789 von Virginien zum Vereinigten Staaten-Senator gewählt. Die Stelle bekleidete er bis 1794, wo er als Gesandter nach Frankreich ging, doch den franz. Forderungen gegenüber wenig Festigkeit zeigte. Als er 1796 durch den Präsidenten Washington zurückgerufen wurde, rechtfertigte er sein Benehmen durch die Veröffentlichung seines diplomatischen Briefwechsels. Hierauf war er 1799—1802 Gouverneur von Virginien. Im J. 1803 ging er abermals als Gesandter nach Paris, um die Unterhandlung über die Abtretung von Louisiana abzuschließen, und erhielt dann eine Sendung nach London, 1804 nach Madrid. Mit der Aussicht, Jefferson's Nachfolger in der Präsidentenwürde zu werden, kehrte er 1808 nach Amerika zurück. Doch gab er hier die Bewerbung auf. Im J. 1810 wurde er wieder Gouverneur von Virginien und 1811 unter Madison's Verwaltung Staatssecretär. Zugleich übernahm er das vernachlässigte Kriegsministerium und machte die eifrigsten Anstrengungen, die Vertheidigungsmittel der Regierung zu verstärken. Nach dem Frieden widmete er sich wieder ausschließlich den Geschäften des Staatssecretariats, bis 1817 seine Erwählung zum Präsidenten stattfand. Einstimmig wurde er auch 1821 wieder erwählt. M. ging in der Verstärkung der Unionsregierung weiter als seine nächsten Vorgänger, und namentlich verdankt ihm das Seewesen seine Ausbildung. Die Hauptereignisse in seinem ersten Amtstermin (1817—21) waren die Zulassung von Mississippi, Illinois und Alabama als neue Staaten und die käufliche Erwerbung von Florida. In seinen zweiten Termin (1821—25) fällt in der innern Politik die Zulassung von Missouri als Sklavenstaat und das dadurch bedingte Missouri-Compromiß, jene unselige halbe Maßregel, welche alles südlich von 36° 30′ gelegene Gebiet der Vereinigten Staaten der Sklaverei überantwortete. In der äußern Politik dagegen erkannte M. die Unabhängigkeit der bisherigen span. Colonien an und definirte dem absolutistischen Europa gegenüber die Stellung der Vereinigten Staaten in der sog. Monroe-Doctrin (s. d.). Seine Verwaltung wird in der Geschichte des Landes als das Zeitalter des guten Einverständnisses bezeichnet. Nachdem er 1825 sein Amt niedergelegt, zog er sich in seine Heimat zurück, wo er eine Zeit lang Friedensrichter war und unter anderm auch 1829 kurze Zeit den Vorsitz bei den Berathungen über die neue Staatsverfassung führte. Im J. 1830 siedelte er nach Neuyork über, wo er, wie früher Adams und Jefferson, am Jahrestage der amerik. Unabhängigkeit (4. Juli 1831) starb. M. besaß einen kräftigen Geist, eisernen Fleiß, große Erfahrung und gesundes Urtheil. Als Präsident und als Bürger schlicht, im Denken sicher, im Handeln redlich, stand er bei seinen Mitbürgern in hoher Achtung.

Monroe-Doctrin ist die vom Präsidenten Monroe in der Jahresbotschaft vom 2. Dec. 1823 erlassene und von dem damaligen Staatssecretär John Quincy Adams verfaßte Erklärung, daß die Vereinigten Staaten nicht allein jeden Versuch der Heiligen Allianz, ihr System auf die westl. Hemisphäre auszudehnen, als dem Frieden und der Freiheit der Vereinigten Staaten gefährlich erachten, sondern auch jede zum Zweck der Unterdrückung unabhängiger amerik. Regierungen oder der Controlirung ihres Geschicks unternommene Einmischung in keinem andern Lichte als in dem einer den Vereinigten Staaten unfreundlichen Gesinnung betrachten müßten, und daß endlich die Continente Amerikas bei der freien und unabhängigen Stellung, die sie eingenommen hätten und behaupteten, nicht mehr als Gegenstände der europ. Colonisation angesehen werden dürften. Von den drei Theilen dieser Erklärung war der erste zunächst, auf Canning's Antrieb, gegen die Heilige Allianz gerichtet, welche die von Spanien abgefallenen amerik. Republiken wieder in das ehemalige Colonialverhältniß mit dem Mutterlande zurückzuzwingen drohte. Ihr zweiter Theil dagegen wurde durch die Streitigkeiten veranlaßt, welche die Vereinigten Staaten zu Anfang der zwanziger Jahre mit Rußland wegen dessen sich auf angebliche Entdeckungen stützenden Ansprüche auf die nordwestl. Küste Amerikas hatte. Während

Digitized by Google

diese beiden Sätze einstimmig vom Cabinet angenommen worden waren, hatte der letzte nur einen Gegenstand seiner Berathung gebildet und war unmittelbar vor Einsendung der Botschaft durch den Staatssecretär John Quincy Adams nachträglich eingeschaltet worden. Die M. erreichte übrigens ihren ursprünglichen Zweck, da die Heilige Allianz von ihren Anschlägen auf verfassungsmäßige Regierungen und bürgerliche Freiheit in Amerika abstand. Sie wurde in der Folge von Monroe's sämmtlichen Amtsnachfolgern als leitender Grundsatz anerkannt, namentlich aber von John Quincy Adams in dessen Botschaft über den Panama-Congreß ausführlicher begründet. Im Laufe der Zeit freilich schob man ihr einen andern Sinn unter, und diese Corruption der ursprünglichen Monroe'schen Politik ist es vorzugsweise, welche Europa kennt und eine Zeit lang gefürchtet hat. Amerik. Sklavenhalter, Demagogen und Flibustier verdrehten nämlich in ihrem Interesse die M. zu einer Kriegsdrohung gegen jede europ. Macht, die noch irgendeine Colonie auf der westl. Hemisphäre besitzt.

Mons, vläm. Bergen, Hauptstadt der belg. Provinz Hennegau, auf einer Anhöhe, am Flüßchen Trouille, an der Belgischen Staatsbahn und der Nordbahn, hat 24,910 E. Das merkwürdigste Gebäude ist die Waltrudiskirche, erbaut 1460—1589, ein Meisterwerk, namentlich in Hinsicht der Zierlichkeit und Kühnheit im Innern. Das ehemalige Schloß dient jetzt als Irrenanstalt; auf dem dazugehörigen Glockenthurme (Beffroi) befindet sich ein Glockenspiel. Das Rathhaus, aus der Mitte des 15. Jahrh., ist ein schwerfälliges, gedrücktes Gebäude. Dem hier geborenen Tonkünstler Orlando di Lasso wurde im Mai 1853, dem König Leopold I. im Juni 1877 ein Denkmal enthüllt. Die Stadt hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handelsgericht, ein Zellengefängniß, ein königl. Gymnasium, eine Kunstschule, eine Musikschule, eine öffentliche Bibliothek und eine Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft. Von Wichtigkeit sind die Baumwollfabrikation und der Handel mit Getreide und Steinkohlen. Ein Kanal (le canal de Condé) verbindet die Stadt mit der Schelde. In der Umgegend von M. sind die bedeutendsten Steinkohlenbergwerke des Königreichs. M. verdankt seinen Ursprung einem Castrum, das Cäsar im Kriege gegen die Gallier hier anlegen ließ. Schon im Mittelalter war es ein bedeutender Ort. Im großen niederländ. Kriege wurde es 1572 unter dem Beistande der Franzosen von Ludwig von Nassau genommen, noch in demselben Jahre aber von den Spaniern unter Friedrich von Toledo und Chiappone Vitelli wiedererobert, die sich in seinem Besitze sowol gegen Coligny wie gegen den Prinzen von Oranien, freilich auf die grausamste, Handel und Gewerbe auf lange hin gänzlich niederdrückende Weise, behaupteten. In dem Kriege Ludwig's XIV. wurde die Stadt 8. April 1691 durch Verrath an Vauban übergeben, im Frieden zu Ryswijk (1697) aber wieder an Spanien abgetreten. Im Spanischen Erbfolgekriege gerieth sie 1701 wieder in die Hände der Franzosen und blieb bis 1709 in ihrer Gewalt; im Utrechter Frieden (1713) wurde sie an die Holländer, im Frieden zu Baden (1714) an Oesterreich gegeben. Von neuem eroberten sie die Franzosen 10. Juli 1746 unter dem Prinzen Conti, doch kam sie 1748 abermals an Oesterreich zurück. Nach ihrer Eroberung durch das republikanische Frankreich 1792 wurden die Festungswerke geschleift, zu deren Wiederherstellung man seit 1818 die franz. Contributionsgelder und engl. Subsidien verwendete. Infolge des neuen Landesvertheidigungssystems sind 1866 die Festungswerke niedergerissen worden.

Monsieur, in der Mehrzahl Messieurs, ist im Französischen bei mündlicher und schriftlicher Anrede das Höflichkeitsprädicat jeder erwachsenen männlichen Person. Es entspricht in Bedeutung und Anwendung dem deutschen Herr oder Mein (mon) Herr (sieur). Ehedem führte in Frankreich der älteste Bruder des Königs, wenn man von ihm sprach, den Titel M.; redete man ihn jedoch selbst an, so hieß er Monseigneur.

Monsigny (Pierre Alexandre), berühmter franz. Operncomponist der ältern Schule, geb. 17. Oct. 1729 zu Fauquemberg bei St.-Omer, kam mit 19 Jahren nach Paris, wo er zuerst eine Stelle als subalterner Finanzbeamter, später das Amt eines Haushofmeisters beim Herzog von Orléans erhielt. Er hatte den Italiener Giannotti zum Lehrer in der Composition, unter dessen Leitung sich sein Talent schnell entfaltete. Sein erstes Werk war die einactige komische Oper «Les aveux indiscrets», die 1759 zur Aufführung kam und Glück machte. Bis 1777 lieferte er noch folgende Opern: «Le maitre en droit», «Le Cadi dupé», «On ne s'avise jamais de tout», «Le roi et le fermier», «Rose et Colas», «Aline, reine de Golconde», «L'île sonnante», «Le déserteur» (sein bestes Werk), «Le faucon», «La belle Arsène», «Le rendez-vous bien employé», «Félix, ou l'enfant trouvé». Diese Opern fanden fast sämmtlich ungetheilten Beifall und zeichnen sich durch Natürlichkeit, Frische der Empfindung, Wahrheit und Lebendigkeit des dramatischen Ausdrucks, sowie durch den Reiz ihrer melo-

Digitized by

dischen Erfindung aus, sodaß M. neben Grétry und Philidor als Hauptvertreter der ältern franz. komischen Oper gelten kann. Durch die Revolution seiner Stelle im Orléans'schen Hause und des größten Theils seines Vermögens beraubt, erhielt er von seiten der Opéra-Comique eine Pension, und 1800 wurde er Inspector am Conservatorium, welches Amt er 1802 niederlegte. Im J. 1813 wurde er an Grétry's Stelle zum Mitglied der Akademie ernannt. M. starb 14. Jan. 1817. Eine biographische Skizze über M. veröffentlichte Hédouin (Par. 1821).

Monstranz (vom lat. monstrare, zeigen) oder Allerheiligstes heißt bei den Katholiken das in dem Tabernakel des Hochaltars verschlossene, aus Gold, Silber oder andern edeln Metallen gearbeitete, wol auch mit Edelsteinen besetzte Gefäß, in welchem die geweihte Hostie aufbewahrt und dem Volke gezeigt wird. Nur ein geweihter Priester darf sie anrühren, und jeder Katholik muß sie mit Kniebeugung verehren.

Monstrum (lat.) nennt man überhaupt jeden Gegenstand, der in seiner Gestaltung von Gegenständen derselben Art in auffallender, der Zweckmäßigkeit und dem Geschmacke widersprechender Weise abweicht. Es wird daher dieses Wort ebenso wol leblosen als lebenden Gegenständen beigelegt, bei letztern für Misgeburt, Misbildung, Ungeheuer u. s. w. in physischem und beim Menschen auch für Bösewicht, Wütherich u. s. w. in moralischem Sinne gebraucht. Das davon abgeleitete Adjectivum monströs wird nur selten in der letztern Art angewendet.

Monsummano, kleiner Ort in einem der schönsten Thäler der Apenninen, am Nievole, im Kreise Pistoja der ital. Provinz Florenz, unweit der Station Pieve a Nievole der Eisenbahn Pistoja-Pisa. Bei M. wurde 1849 eine große Stalaktitengrotte entdeckt, welche aus mehrern nach unten sich senkenden Gängen besteht, deren längster 280 Mt. Länge und bis zu 14 Mt. Breite hat. In diesen Gängen befinden sich drei Teiche mit einer Temperatur von + 24, 26 und 28° R. Die Luftwärme beträgt bereits am Eingange der Höhle 22° und steigt mit der Tiefe der Grotte bis zu 29°. Die Luft ist feucht, aber vollkommen rein; das Licht brennt hell und klar in derselben. Wenige Minuten Aufenthalt in der Grotte sind hinreichend, um einen starken Schweiß hervorzubringen. Seit der Besitzer des Bergs 1852 unmittelbar am Eingange der Grotte ein Curhaus errichtet hatte, ist die Benutzung derselben als Thermalbad von Jahr zu Jahr gebräuchlicher geworden. Die Curzeit dauert in der Regel 8—10 Tage, während welcher täglich ein Luftbad von 10—90 Minuten genommen wird. Die Hauptsaison dauert vom 1. Juni bis 1. Sept. Empfohlen wird der Besuch der Grotte gegen chronischen Rheumatismus, Gicht und andere Leiden, gegen welche Thermalbäder mit Erfolg angewandt werden. Vgl. Turchetti, «Guida pei bagni a vapore naturale della grotta di M.» (Turin 1873); Knoblauch, «Die Heilgrotte von M.» (Warmbrunn 1876).

Monsuns (vom arab. mausim, Jahreszeit, dann eine bestimmte Art der Winde, hiervon das portug. monção, das span. monzon und das engl. monsoons) oder Mousſons nennt man die hauptsächlich im Chinesischen Meere wehenden periodischen Winde, welche ein halbes Jahr lang aus einer Richtung (Nordost) und die nächsten sechs Monate aus der entgegengesetzten kommen und bedeutenden Einfluß auf die dortige Schifffahrt ausüben. Die M. sind das Resultat von der Einwirkung der Sonne auf die großen Steppen des innern Asien. Steht die Sonne während des Sommers nördlich vom Aequator, so erzeugt sie in jenen Flächen eine große Hitze, infolge deren sich die darüber befindlichen Luftschichten sehr verdünnen und auflockern. Zur Ausgleichung dieser Verdünnung strömt die Luft über dem weniger erwärmten Indischen und Chinesischen Meere nach den Steppen und erzeugt den Südwestmonsun. Da die Luft von Süden her nach höhern Breiten fließt, so wird sie zu einem westl. Winde; daher herrschen vom Mai bis September im Indischen Ocean nördlich vom Aequator und an den Küsten von Arabien, Persien, über ganz Ostindien Südwestwinde; im südl. China ist die Richtung mehr südlich, im nördl. China natürlich mehr östlich, sodaß also ein Süd- und Südostmonsun an der ganzen Ostküste Asiens über ganz China und Japan weht bis zur Amurmündung; östlicher im Großen Ocean dagegen weht der ungestörte Nordostpassat. Während des Winters tritt das Gegentheil ein. Die Luft über dem Meere wird verdünnt und die verdichtete Atmosphäre über den erkalteten Steppen strömt zur Ausgleichung südlich und bringt den Nordostmonsun hervor, der aber nur der regelmäßige Nordostpassat ist. Ein ähnliches Phänomen bewirkt der nördl. heiße Theil Australiens. Ueberhaupt treten die M. überall dort auf, wo ähnliche Verhältnisse zwischen Land und Meer obwalten, doch kommen sie im Chinesischen Meere am stärksten zur Erscheinung. Der Wechsel der M. ist von sehr heftigen und der Schifffahrt gefährlichen atmosphärischen Störungen begleitet. Massenhafte Regen, schwere Gewitter und Teifune, Orkane (Wirbelstürme), die oft furchtbares Unheil anrichten, kennzeichnen stets diesen Wechsel.

Digitized by Google

Montabaur, Kreisstadt des Unterwesterwaldkreises im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Provinz Hessen-Nassau, auf einem Berge, an dessen Fuße der Aubach fließt, ist Sitz eines Landrathamts und eines Amtsgerichts, hat eine kath. und eine 1875 vollendete evang. Kirche, drei kath. Kapellen, ein schönes Rathhaus, ein Gymnasium, ein kath. Lehrerseminar in dem ehemaligen kurtrierschen Schlosse, eine höhere Töchterschule, ein Lehrerinnenseminar, ein bischöfl. Knabenconvict und zählt (1875) 3346 meist kath. E., welche Wollspinnereien, Gerbereien und Ziegeleien unterhalten. In der Vorstadt Sauerthal ist eine Sauerquelle und in der Nähe ein Silberbergwerk, Eisensteingruben und große Thonlager. M. hieß ehemals Humbach und erhielt seinen Namen (Mons Tabor) von Erzbischof Dietrich von Trier um 1211.

Montag, althochdeutsch mânintac, mittelhochdeutsch mântac, holländ. mândag, angelsächs. monandág, engl. monday, altnord. mânadagr, schwed. måndag, dän. mandag, heißt der zweite Tag der Woche nach der zu Anfang des Mittelalters bei den german. Völkern eingedrungenen röm. Wocheneintheilung. Auch die Benennung selbst bildeten die Germanen nach der lat. dies Lunae.

Montagna (Bartolommeo), ein für seine Zeit sehr bedeutender Maler, aus Vicenza gebürtig, soll um 1489 geboren, 1522 gestorben und Schüler Andr. Mantegna's gewesen sein. Er ist in seiner Auffassungsweise schlicht und ernst, in der Färbung monoton. Eine Madonna auf dem Thron mit den Heiligen und eine Krone der Maria besitzt von ihm das Museum zu Berlin; andere Gemälde von ihm finden sich in Vicenza und Verona. — Benedetto M., ebenfalls Maler und Kupferstecher, geb. um 1458, gest. 1530, war wahrscheinlich des Vorigen älterer Bruder. Gemälde von ihm sind sehr selten; eine Dreieinigkeit und eine Madonna mit Johannes finden sich im Dom zu Vicenza. Er fertigte Zeichnungen zum Schnitte für Druckwerke und scheint selbst in Holz geschnitten zu haben, was namentlich, wenn auch ohne Wahrscheinlichkeit, von der seltenen «Hypnerotomachia Poliphili» (Venet. 1499) angenommen wird. Von seinen Kupferstichen kennt man 47 Blatt.

Montagnards, s. Bergpartei.

Montagu (Lady Mary Wortley), eine durch ihre Schriften wie durch ihre Bemühungen um die Einführung der Schutzpockenimpfung berühmte Engländerin, war die Tochter Evelyn Pierreponts, Herzogs von Kingston, und wurde 1690 zu Thoresby in der Grafschaft Nottingham geboren. Durch Schönheit, Geist und Bildung ausgezeichnet, heirathete sie 1712 den reichen Edward Wortley M. Als derselbe 1716 den Gesandtschaftsposten bei der Pforte erhielt, folgte sie ihm durch Holland, Deutschland und Ungarn nach Konstantinopel. In der Nähe von Konstantinopel lernte sie die in der Türkei längst gebräuchliche Schutzpockenimpfung kennen. Sie unterrichtete sich über das Verfahren, unterwarf ihren eigenen Sohn zuerst der Probe und führte die Impfung unter hartem Widerstande später in England ein. Als ihr Gemahl 1718 abgerufen wurde, kehrte sie über Italien und Frankreich nach London zurück. Hier sammelte sie einen Kreis von geistreichen Schriftstellern um sich, unter denen sich Addison, Steele, Young und Pope befanden. Letzterer indessen zerfiel mit ihr und rächte sich an ihr durch vernichtende Satiren. Eine schwere Krankheit bestimmte sie, nach Italien zu gehen, wo sie 22 Jahre lebte. Erst 1761, nach dem Tode ihres Gemahls, kehrte sie nach England zurück, starb indeß schon 21. Aug. 1762. Sie hinterließ poetische Fragmente und Briefe über ihre Reise nach der Türkei. Becket veröffentlichte die erste Ausgabe ihrer Werke (3 Bde., Lond. 1763), die aber unvollständig war. Cleveland veranstaltete 1767 eine zweite Ausgabe in vier Bänden, deren letzter die Reisebriefe vervollständigen sollte, aber den Herausgeber selbst zum Verfasser hatte. Endlich erschien unter dem Titel «The letters and other works of the Lady Mary Wortley M.» (6 Bde., Lond. 1803; franz., 4 Bde., Par. 1804) die erste rechtmäßige Ausgabe. Später gab ihr Urenkel, Lord Wharncliffe, ihre Briefe und Werke heraus (3. Aufl., 3 Bde., Lond. 1861—62). Als Dichterin ist sie unbedeutend. Ihre Briefe dagegen offenbaren classische Bildung, kühnen, männlichen Geist und große Kraft des Stils. — Edward Wortley M., Sohn der Vorigen, geb. 1715, entlief seit der frühesten Jugend wiederholt dem älterlichen Hause und trieb sich in den niedrigsten Beschäftigungen herum. Ungeachtet seines herumschweifenden Lebens eignete er sich doch ausgebreitete Kenntnisse an und zeigte viel Sinn für Alterthumsforschung. Schulden halber begab er sich 1751 nach Paris, verkehrte hier mit Spielern und Gaunern und verwickelte sich in einen schimpflichen Criminalproceß, nach dessen Beendigung er nach England zurückkehrte. Hier lebte er mehrere Jahre in Zurückgezogenheit. Im J. 1754 trat er ins Parlament. Dann veröffentlichte er das treffliche Werk «Reflections on the rise and fall of the ancient republics» (Lond. 1759; franz., Par. 1769 u. 1793). Nach dem Tode seiner Aeltern überließ er sich ganz seinen abenteuerlichen Neigungen. Er

Digitized by Google

durchstreifte alle Länder Europas, besonders aber den Orient, und entschied sich endlich ganz für die orient. Sitten. Er unterhielt einen Harem, kleidete sich und lebte als Türke, erfüllte auch gewissenhaft alle Gebräuche des Islam. Im J. 1773 ließ er sich in Venedig nieder und starb daselbst 2. Mai 1776. Seine zahlreichen Alterthumsforschungen erschienen in den Schriften der königl. Akademie. Eine Beschreibung seines Lebens befindet sich in Nichols' «Literary anecdotes of the eighteenth century» (Bd. 4, Lond. 1812).

Montaigne (Michel Eyquem de), berühmter franz. Moralphilosoph, wurde 28. Febr. 1533 auf dem Schlosse Montaigne in Périgord geboren. Früh mit der lat. und griech. Sprache vertraut, widmete er sich, nachdem er mit 13 Jahren schon seine Schulstudien auf dem Collége zu Bordeaux beendet, dem Rechtsfache und erhielt 1554 die Stelle eines Raths am Parlament zu Bordeaux. Den Geschäften abgeneigt, versenkte er sich in das Studium der röm. und griech. Philosophen, trat in Verbindung mit ausgezeichneten Geistern und schrieb eine vortreffliche Uebersetzung der natürlichen Theologie des Raymundus Sebondus (Par. 1569). Schon damals galt M. als einer der besten Köpfe Frankreichs. Als sein Vater 1569 gestorben, legte er sein Amt nieder und zog sich dann auf sein Erbschloß Montaigne zurück, wo er mitten in den Stürmen des Bürgerkriegs in beschaulicher Muße lebte. Hier gab er die hinterlassenen Schriften seines 1563 gestorbenen Freundes Laboëtie heraus (Bord. 1571). Auch schrieb er damals die ersten zwei Bücher seines berühmten Werks «Les essais de messire Michel, seigneur de M.» (2 Bde., Bord. 1580). Seit 1580 machte er Reisen in Deutschland, Italien und der Schweiz, wo er allenthalben mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Im J. 1581 wählten ihn die Bürger von Bordeaux zu ihrem Maire, welches Amt er mehrere Jahre verwaltete. Der Bürgerkrieg und die Pest trieben ihn 1586 von seinem Schlosse. M. suchte in den Zeitwirren als unbefangener Vermittler aufzutreten, mußte aber gerade darum, weil er in seinen Ansichten weder Katholik noch Protestant war, die Verfolgungen beider Parteien erdulden. In dieser bewegten Zeit ließ er das dritte Buch seiner «Essais» (Par. 1588) erscheinen. Wiewol ihm seine freien Ansichten viele Gegner erweckten, fand er doch bei den tiefern Geistern entschiedene Anerkennung. Er starb 13. Sept. 1592. M. eröffnete in der Geschichte des franz. Geistes die Reihe origineller Denker und brach Descartes die Bahn. Mit den großen Philosophen des Alterthums innig vertraut, zugleich der erfahrenste und scharfsinnigste Beobachter seines Zeitalters, erhob er sich über das polit. und kirchliche Treiben und den Scholasticismus seiner Umgebung und kehrte in das eigene Innere zurück. Doch unterließ er es, seinen Reflexionen Methode oder eine systematische Form zu geben. Was er dachte und empfand, wollte er nach Zufall und Laune aufzeichnen, und so entstand gleichsam ein psycholog. Gemälde, in welchem seine eigene Persönlichkeit den Mittelpunkt bildet und das einen Schatz von praktischer Lebensweisheit enthält. In seiner Weise auf die Relativität alles Denkens aufmerksam, wurde er der Vater jenes Skepticismus, der die Atmosphäre der literarischen Gesellschaft in Frankreich bildet. In seinem Stile zeigt er sich bald fahrlässig und holperig, bald entwickelt er Grazie, Energie und eine Fülle des Ausdrucks, die seine Werke zu einer Schatzkammer der franz. Sprachbildung machen. Von seinen «Essais» erschienen zahlreiche Ausgaben, darunter die von Coste (5 Bde., Haag 1727), Johanneau (5 Bde., Par. 1818), Victor Leclerc (5 Bde., Par. 1826—29; 2 Bde., Par. 1865) und die kritische von Dezeimeris und Barckhausen (Par. 1870 fg.). Eine deutsche Uebersetzung lieferte Bode in «M.'s Gedanken und Meinungen» (6 Bde., Berl. 1793). Sein später aufgefundenes «Journal du voyage de Michel M. en Italie par la Suisse et l'Allemagne» veröffentlichte Guerlon (Par. 1774). Vgl. Grun, «Vie publique de M.» (Par. 1855); Bimberet, «Les essais de M. dans leurs rapports avec la législation moderne» (Orléans 1864); Leveaux, «Étude sur les essais de M.» (Par. 1870).

Montalembert (Marc René, Marquis de), ausgezeichneter franz. Ingenieur, aus einer altadeligen Familie des Poitou, geb. zu Angoulême 16. Juli 1714, trat mit dem 17. Jahre in die Armee und machte den Feldzug von 1736 mit. Er zeichnete sich bei den Belagerungen von Kehl und Philippsburg aus und erhielt dafür eine Compagnie der Garde des Prinzen von Conti. Nachher wohnte er den Feldzügen in Italien, Flandern u. s. w. und 1741 dem Oesterreichischen Erbfolgekrieg bei. Nach dem Frieden widmete er seine Muße den Wissenschaften und wurde 1747 in die Akademie aufgenommen, deren Memoiren er mit vielen gutgeschriebenen Aufsätzen bereicherte. Auch legte er Munitionsgießereien in Périgord und Angoumois an. Während des Siebenjährigen Kriegs war er bei den russ. und schwed. Heeren als Commissar Frankreichs thätig. Er befestigte Anklam und verstärkte Stralsund durch Feldwerke. Hierauf wurde er nach den Inseln Aix und Oléron geschickt, welche letztere er nach seinem Systeme

Digitized by Google

befestigte, das er la fortification perpendiculaire nannte, weil die eingehenden Winkel bei der gewählten Tenaillenform insgesammt 90° erhalten konnten. Die von ihm, vielleicht nach holländ. Muster, angegebenen runden gemauerten Thürme (Montalembert'sche Thürme) haben in neuerer Zeit wahrscheinlich den Maximilianischen Thürmen (s. d.) zum Muster gedient. Bedeutende Ausgaben für die Gießereien erschöpften nach Ausbruch der Revolution, der er sich anschloß, sein Vermögen. Er mußte sein Gut in Angoumois verkaufen und ging nach England, kehrte aber in der Schreckenszeit nach Paris zurück. Seine literarischen Arbeiten erregten von seiten der Anhänger Vauban's sehr heftige Streitschriften. Namentlich trat d'Arçon gegen ihn auf, den aber M. vollständig widerlegte. Er starb 29. März 1800. Sein Hauptwerk ist «La fortification perpendiculaire, ou l'art défensif supérieur à l'offensif» (11 Bde., Par. 1776—96; deutsch bearbeitet von Hoyer unter dem Titel «Die Vertheidigung stärker als der Angriff», 4 Bde., Berl. 1818—20). Außerdem ist noch zu erwähnen seine «Correspondance avec les généraux et les ministres depuis 1761 jusqu'à 1791» und «Correspondance pendant la guerre de 1757» (3 Bde., Lond. 1777; deutsch von Rohn, 3 Bde., Bresl. 1780—81).

Montalembert (Charles Forbes de Tryon, Graf von), berühmter franz. Publicist und Staatsmann, Sohn des Grafen Marc René Anne Marie, geb. 29. Mai 1810 zu London, begeisterte sich in seiner Jugend für Romantik und neukath.-liberale Politik und unterstützte seinen damaligen Freund Victor Hugo im Kampfe für die Ehre der goth. Burgen und Münster. Auch hatte Lamennais an ihm einen rüstigen Mitstreiter in dem revolutionär-kath. «Avenir» (1830), dessen Verdammung von seiten der röm. Curie jedoch M. zu orthodoxer Gesinnung zurückführte. Durch Erbrecht Mitglied der Pairskammer, machte er sich zum Vertreter der kath. und klerikalen Interessen und drang auf unbedingte Freiheit für Kirchen-, Schul- und Klosterwesen in drei sorgsam einstudirten Reden (besonders abgedruckt unter dem Titel «Trois discours prononcés à la chambre des Pairs», 1844). Dabei trat er eifrig für Polen und andere unterdrückte Nationalitäten ein, verfocht die Sache des schweiz. Sonderbundes, schien aber gleich nachher völlig ausgesöhnt mit der aus der Februarrevolution von 1848 hervorgegangenen Republik und bot der Demokratie seine Dienste an in einem Glaubensbekenntnisse, das man ihm sehr oft vorgehalten. M. wurde in die Constituirende Nationalversammlung gewählt, wo er anfangs mit den gemäßigten Republikanern stimmte, am Ende der Session aber vollständig zur Reaction überging. Zur Gesetzgebenden Versammlung wiedergewählt, entwickelte er noch entschiedener seine Persönlichkeit. Sein Rednertalent gewann in den stürmischen Debatten jener Versammlung eine höhere und freiere Ausbildung. Obschon dem reactionärsten Theile der verkappten royalistischen Majorität angehörend, trennte er sich doch oft von seiner Partei, als 1851 die Klagen über den Präsidenten der Republik anhoben, und eiferte laut gegen einen so «blinden und grundlosen Undank». Der Staatsstreich vom 2. Dec., anfangs von ihm mit Jubel begrüßt, missfiel indeß bald seinem Ehrgeize. In dem Gesetzgebenden Körper, in welchen er unter den Auspicien der neuen Staatsgewalt gewählt wurde, vertrat er beinahe allein die Opposition. Bei den Wahlen 1857 trotz aller Parteianstrengungen von dem Regierungscandidaten besiegt, trat er vom parlamentarischen Schauplatz ab und wandte sich ausschließlich literarischen Arbeiten zu. Doch glänzte er als Schriftsteller weniger als auf der Rednerbühne. Er starb 13. März 1870. M. ist durch mehrere Werke bekannt, die ihm 1851 einen Sitz in der Französischen Akademie verschafften, und von welchen er selbst eine Gesammtausgabe (9 Bde., Par. 1861—68) besorgte. Als die merkwürdigsten dieser Schriften sind zu erwähnen: «Vie de Sainte-Elisabeth de Hongrie» (Par. 1836; deutsch von Städter, 3. Aufl., Regensb. 1862) und «Les Moines d'Occident» (5 Bde., Par. 1860—68; deutsch von Brandes, 5 Bde., 1860—68). Nach seinem Tode erschienen «Lettres à un ami de collége 1827—30» (Par. 1874). Vgl. Craven, «Le comte de M.» (Par. 1873); Hoffmann, «Karl Graf von M.» (Heidelb. 1876).

Montalivet (Jean Pierre Bachasson, Graf), franz. Staatsmann, geb. 5. Juli 1766 zu Neukirch bei Saargemünd, nahm frühzeitig Militärdienste, studirte aber dann die Rechte und erhielt schon im Alter von 19 J. die Stelle eines Raths am Parlament zu Grenoble. Während des Streits der Parlamente mit dem Minister Loménie de Brienne zog er sich nach Valence ins Privatleben zurück. In den Stürmen der Revolution flüchtete er vor den Schreckensmännern 1794 in die Armee von Italien. Unter dem Directorium wurde er Maire von Valence, und in der ersten Zeit des Consulats Präfect im Depart. La Manche. Sein kluges Verhalten, das hier zur Beilegung des Bürgerkriegs viel beitrug, brachte ihm die Präfectur im Depart. Seine-et-Oise ein. Am 3. Mai 1806 wurde er Director der Brücken und Chausseen, 1. Oct. 1809 Minister des Innern. In letzterer Eigenschaft führte er die großartigen Plane Napoleon's

Digitized by Google

rücksichtlich der öffentlichen Bauten, der Industrie und des Handels mit Eifer aus. Nach der Restauration zog er sich auf sein Landgut Duberri zurück. Decazes veranlaßte 1819 seinen Eintritt in die Pairskammer, wo er entschieden das constitutionelle System vertheidigte. Er starb 23. Jan. 1823 auf dem Landgute Lagrange im Depart. Nièvre. — Marthe Camille Bachasson, Graf von M., franz. Staatsmann, der zweite Sohn des Vorigen, wurde zu Valence 25. April 1801 geboren. Er besuchte die Polytechnische Schule und wurde dann bei der Verwaltung der Brücken und Chausseen angestellt. Im J. 1826 gelangte er zur Pairswürde und vertrat, auch als Schriftsteller, einen gemäßigten Liberalismus. Als Secretär der polit. Gesellschaft «Aide-toi» schloß er Bekanntschaft mit den Häuptern der liberalen Partei. Infolge dessen erhielt er nach der Julirevolution im Ministerium Laffitte das Portefeuille für das Innere, welches er im März 1831 an Casimir Périer abtrat, aber nach dem Tode desselben (April 1832) wieder übernahm. Seine schroffen Maßnahmen machten ihn indeß so unpopulär, daß er 11. Oct. 1832 zurücktrat, worauf er Intendant der Civilliste wurde. In dem Ministerium Thiers vom Febr. 1836 und in dem Molé's vom März 1837 übernahm er das Portefeuille des Innern, gab es aber 1839 wieder ab und trat in seinen frühern Posten als Intendant der Civilliste zurück, den er nun bis zur Februarrevolution von 1848 verwaltete. Mit dem Sturze der Orléans hörte seine polit. Wirksamkeit auf; doch gab er noch zur Vertheidigung Ludwig Philipp's zwei Schriften heraus: «Le roi Louis Philippe et sa liste civile» (Par. 1850, vermehrte Ausg. 1851) und «Rien! dix-huit années de gouvernement parlementaire» (Par. 1864). Im J. 1873 trat er öffentlich dem Manifest der republikanischen Partei bei, wie er sich auch 1877 in dem Conflict Mac-Mahon's mit den Republikanern für die letztern erklärte.

Montalvan (Don Juan Perez de), berühmter span. dramatischer Dichter, der Sohn des Hofbuchhändlers Alonso Perez de M., wurde 1602 zu Madrid geboren. Er trat mit 23 Jahren in den geistlichen Stand, wurde apostolischer Notar der Inquisition und starb 25. Juni 1638. Schon in seinem 17. Jahre schrieb er seine erste Komödie; auch muß er sehr frühzeitig mit Lope de Vega bekannt geworden sein, dessen Hausgenosse und Lieblingsschüler er wurde. Schon seine ersten Versuche fanden großen Beifall, sodaß er sich der dramatischen Dichtkunst widmete und in Fruchtbarkeit mit seinem Meister wetteiferte. Ein Theil seiner Dramen, deren man 60 zählt, erschien in zwei Quartbänden (Bd. 1, Alcala 1638; Bd. 2, Madr. 1638; 2. Aufl., Valencia 1652); andere füllen einen ganzen Band der «Comedias escogidas de los mejores injenios de España». Die meisten wurden mit Beifall gegeben, so z. B. «No hay vida como la honra» und «La Toquera vizcaina», die sich bis auf den heutigen Tag auf der Bühne erhalten hat. M. wurde jedoch von seiner Zeit als dramatischer Dichter überschätzt. Es fehlte ihm zu sehr an Genialität und Individualität, um ein Dichter ersten Rangs zu sein, und ohne seines großen Meisters Lope de Vega Geist zu besitzen, ahmte er dessen Manier nach. Aber er ist, wie sein Meister, ganz Spanier, und seine Stücke haben eine sehr lebendige nationale Färbung. Außerdem hat man von ihm noch «Sucesos y prodigios de amor en ocho novelas ejemplares» (Madr. 1624), «Para todos» (Huesca 1633; Madr. 1635), eine Sammlung von Novellen, Komödien und moralischen Betrachtungen, und «Orfeo» (Madr. 1624), ein Gedicht in Octaven, das von manchen fälschlich dem Lope de Vega beigelegt worden ist.

Montān (lat., von mons, Berg), sich auf Berge und auf Bergwerke beziehend, wird häufig in Zusammensetzungen angewendet: Montan-Anstalt oder Montanistische Lehranstalt, Lehranstalt für Bergbau- und Hüttenwesen; Montan-Aerar, die dem Staate gehörigen Berg- und Hüttenwerke; Montanist, ein des Berg- und Hüttenwesens Kundiger; montanistisch, auf Berge und Bergbau bezüglich; Montan-Waldungen, die dem Betrieb von Berg- und Hüttenwesen gewidmeten Waldungen.

Montana, ein am 26. Mai 1864 organisirtes nordwestl. Territorium der Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen 44° 15′ und 49° nördl. Br. und 104° und 116° westl. L. von Greenwich, wird im W. von Idaho, im N. von Britisch-Amerika, im O. von Dakota, im S. von Wyoming und Idaho begrenzt. Früher ein Theil dieses letztern, sind die Felsengebirge zur Grenzscheide zwischen beiden Gebieten gemacht. M. zählt auf 372,367 QKilom. (1870) 20,595 E., außer 22,486 Indianern, und zerfällt in 11 Bezirke. Die bedeutendsten Städte waren 1870 Helena, der Sitz der Regierung, mit 3106 E. und Virginia-City, die frühere Hauptstadt, mit 867 E. Der östl. Theil, ungefähr drei Fünftel des Territoriums, besteht aus hügeligen Plateaux und baumlosen Ebenen, während der westliche gebirgig und stark bewaldet ist und in zwei Ketten von dem durch seine mineralischen Schätze und seine Naturschönheiten ausgezeichneten Felsengebirge in nordwestl. Richtung durchzogen wird. Die Haupt-

Digitized by Google

flüsse sind der Missouri, welcher M. in weitem Bogen seiner ganzen Breite nach durchschneidet, mit dem Yellow-Stone-River, dem Judith und Muscle-Shell-River von Süden und dem Medicine, dem Breast, dem Marias und dem Milk-River von Norden; ferner der aus dem Flathead und dem Bitter-Root-River gebildete Clarke's Fork, ein Nebenfluß des Columbia. M. ist sehr reich an edeln Metallen; schon 1870 gab es 683 Goldminen, aus denen 3534 Arbeiter einen Werth von 4,030,435 Doll. förderten. Das Klima in M. ist gesund, im Winter kalt und im Sommer heiß. Die Thäler sind sehr fruchtbar; hier gedeihen Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Kartoffeln vortrefflich. Von wilden Thieren sind der Büffel, der Grizzlibär und die Antilope zu nennen. Eisenbahnen gibt es in M. noch nicht; doch stehen die bedeutendern Städte durch Telegraphen mit den Küsten des Atlantischen und Stillen Oceans in Verbindung. Die dort gegründeten fünf Nationalbanken haben ein Kapital von ungefähr 350,000 Doll. Die Regierung gleicht der der übrigen Territorien. Die Executive ruht in den Händen eines vom Präsidenten mit Erlaubniß des Senats auf vier Jahre gewählten Gouverneurs. Die legislative Gewalt bekleiden ein Rath aus 13 und eine Versammlung aus 26 Mitgliedern, welche vom Volke auf zwei Jahre gewählt werden. Die Einnahmen beliefen sich für das 1. Dec. 1873 schließende Rechnungsjahr auf 66,517 Doll., die Ausgaben auf 65,792 Doll., die Schuld des Territoriums auf 128,762 Doll. Es gab 1873: 90 öffentliche Schulen und 11 Privatschulen; ferner 15 kirchliche Gemeinden mit 11 Kirchen.

Montanisten nannte man im 2. Jahrh. eine allmählich zur Sekte gewordene Partei, welche die urchristl. Hoffnung auf die baldige sichtbare Wiederkunft Jesu zur Errichtung des Tausendjährigen Reichs von neuem zu beleben suchte. Der Name M. stammt von Montanus, der in Phrygien als Prophet auftrat; doch hat der Montanismus seinen Ursprung weder von einer einzelnen Person noch in einem einzelnen Lande genommen, sondern regte sich um die Mitte des 2. Jahrh. überall in der Kirche. Die montanistischen Propheten verkündigten, daß die Kirche Christi jetzt aus dem Jünglingsalter in das der männlichen Reife übergetreten sei, in welchem vieles, was Christus durch seine Apostel um der Herzenshärtigkeit der Menschen willen noch nachgesehen, nicht mehr geduldet werden dürfe. Daher verwarfen sie die Wiederaufnahme aller in Todsünden Gefallenen, namentlich auch solcher, welche Christum in Verfolgungszeiten verleugnet hatten, in die Kirchengemeinschaft, und verwiesen sie auch bei ernstlicher Reue lediglich an die göttliche Barmherzigkeit. Ebenso verwarfen sie die zweite Ehe als feinern Ehebruch und verschärften die Fasten. Gegenüber denen, die von den Bischöfen Absolution nahmen, bezeichneten sie sich selbst als die Kirche des Geistes oder als Pneumatiker im Unterschiede von den Psychikern. In Afrika gewann der Montanismus an dem Kirchenlehrer Tertullian (s. d.) seinen eifrigsten Vorkämpfer. Zwar wurde die montanistische Prophetie mit ihrer ekstatischen Begeisterung zuerst in Rom und Kleinasien, danach zu Anfang des 3. Jahrh. als ketzerisch verdammt und ihre Anhänger aus der Kirche gewiesen. Dennoch erhielten sich aber nicht nur die montanistischen Bußgrundsätze, sondern auch die Lehre von der Fortdauer der Geistesgaben und die Hoffnung auf das Tausendjährige Reich (s. Chiliasmus) noch längere Zeit und erzeugten den sog. «halben Montanismus», welcher noch in dem Schisma des Hippolyt und den Gegenkirchen der Novatianer und Donatisten nach kirchlicher Geltung rang. Vgl. Schwegler, «Der Montanismus und die christl. Kirche des 2. Jahrh.» (Tüb. 1841); Ritschl, «Entstehung der altkath. Kirche» (Bonn 1850; 2. Aufl. 1857).

Montauban, die Hauptstadt des franz. Depart. Tarn-Garonne, auf einem Plateau zwischen dem Tarn und Tescou an der Linie Bordeaux-Cette der Südbahn und Lexos-M. der Orléansbahn, in einer fruchtbaren und gesunden Gegend gelegen, ist ein aus Ziegeln wohlgebauter Ort, Sitz eines kath. Bischofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handelsgerichts, einer Gewerbe- und einer Ackerbaukammer und zählt (1872) 25,624 zum Theil prot. E. M. unterhält Woll-, Baumwoll- und Seidenspinnereien, viele Färbereien, Schmelzhütten, zahlreiche Fabriken für Beuteltuch, Mitteltuche (Cadis de M.) und andere Zeuge, für Kupferwaaren, Buntpapier, Farben, Chemikalien, Stärke, Fayence, Bougies u. s. w., sowie Bierbrauereien und Brennereien, ist der Stapelplatz in Mehl und Getreide für mehrere Städte im Süden und treibt bedeutenden Handel mit den eigenen und mit den Landesproducten, vorzüglich mit Leder, Getreide, Wein, Oel, Droguerien, Lumpen, Gänseleberpasteten u. s. w. Seit 1810 hat M. eine theol. Facultät der Reformirten, welche die Hauptlehranstalt für calvinische Geistliche bildet, ferner ein kath. Priesterseminar, ein Communalcollége, ein Lehrerseminar, eine Handwerkerschule, eine Freischule für Zeichenkunst und Geometrie, mehrere andere kath. und reform. Schulen, seit 1843 ein Museum für Gemälde und Sculpturen und seit 1852

Digitized by Goog

ein naturhistor. Museum im Börsengebäude, ein archäol. Museum, eine öffentliche Bibliothek von 23,000 Bänden und ein Archiv im Stadthause, ein Theater und verschiedene Gesellschaften für Wissenschaften, Literatur, Ackerbau. Die Thore und die meisten öffentlichen Gebäude sind schön gebaut, die Kathedrale und die Jacobikirche sehenswerth. Eine 1303—16 erbaute Brücke von sieben großen Bogen führt über den Tarn zur Vorstadt Ville-Bourbon und unterhalb der Stadt eine Eisenbahnbrücke von sieben Bogen zur Verbindung der Bahnhöfe und Schienenwege nach Rodez, nach Bordeaux und Toulouse. M. hat seinen Namen von der Menge der Weidenbäume in der Gegend, welche das Volk alba nennt. Ehe die Stadt entstand, befand sich hier ein Kloster Mons aureolus. M. wurde 1144 vom Grafen Alphons von Toulouse angelegt, ward 1317 Bischofssitz, nahm 1572 die Reformation an und erhielt seitdem als Festung der Calvinisten geschichtliche Berühmtheit durch ihre harten Schicksale während der Religionskriege, namentlich durch die Belagerungen von 1580 und 1621. Nach der Unterwerfung von 1629 ließ Richelieu die Mauern schleifen. Infolge des Widerrufs des Edicts von Nantes hatte M. viel zu leiden. Unter den in der Umgegend erzeugten Montaubanischen Weinen, weißen und rothen, sind die besten die von Dusau, Beausoleil und St.-Martial; sie sind süß und stark.

Montauban (Charles), Graf von Palikao, franz. Divisionsgeneral, s. Cousin-Montauban; er starb 8. Jan. 1878 zu Versailles.

Mont-Avron, eine auf der Ostfront von Paris, östlich vom Orte und dem Fort Rosny, 110 Mt. sich erhebende Anhöhe, welche von den Franzosen erst im Laufe der Belagerung von 1870 mit starken Schanzen versehen und mit 76 Geschützen besetzt worden war. Beim Beginn der Beschießung von Paris wurde 27. Dec. 1870 das Feuer der deutschen Belagerungsartillerie aus 76 Geschützen gegen den M. so glücklich eröffnet, daß schon 29. Dec. Truppen vom 12. (königl. sächs.) Armeecorps denselben besetzen konnten. Am 15. Jan. 1871 wurde einer der Scheinausfälle, die dem großen Ausfall vom 19. Jan. (s. Mont-Saint-Valérien) vorhergingen, erfolglos gegen die deutschen Stellungen bei Le Bourget, Dugny und M. gerichtet.

Montbeliard, deutsch Mömpelgard oder Mümpelgard, die Hauptstadt eines Arrondissements des franz. Depart. Doubs und Waffenplatz dritter Klasse, 78 Kilom. im Nordosten von Besançon, 58 Kilom. westlich von Basel, am Zusammenfluß des Allan und der Lusine, am Rhône-Rheinkanal und an der Eisenbahn (Dijon-Belfort mit Abzweigung nach Delle) in 322 Mt. Höhe gelegen, ist der Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, einer Gewerbe- und einer Ackerbaukammer, hat ein Schloß auf einem hohen Felsen, das jetzt als Gefängniß und Gensdarmeriekaserne dient, Markthallen und die sehenswerthe Kirche St.-Martin mit einem 26 Mt. langen und 16,24 Mt. breiten Plafond, der nicht auf Säulen ruht. Die Stadt zählt (1872) 6509 meist prot. E., hat ein prot. Lehrerseminar, ein Communalcollége, eine Bibliothek von 8000 Bänden, ein Archiv mit seltenen Handschriften, ein Naturaliencabinet, eine Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe und ein Waisenhaus. M. ist eine der gewerbthätigsten kleinern Städte Frankreichs. Der bedeutendste Industriezweig ist die Uhrenfabrikation, die jährlich für 1 Mill. Frs. producirt. Daran schließen sich Baumwollspinnerei und Weberei (jährlich für ½ Mill. Frs.), zahlreiche Gerbereien, Fabriken für Uhrfedern, Draht, Feilen, Ackergeräthe und Instrumente, sowie Buchdruckereien, lithographische Ateliers, Töpfereien u. s. w. Lebhaft ist der Handel mit Holz, Bretern, Käse u. s. w. M. war im 10. Jahrh. Hauptort der Grafschaften Sundgau und Elsgau, welche seit 1395 dem Hause Würtemberg unter franz. Oberhoheit gehörten, 1793 von den Franzosen in Beschlag genommen und im Frieden zu Lunéville 1801 an Frankreich abgetreten wurden. Es ist der Geburtsort Cuvier's, dem man hier ein Denkmal errichtet hat. In und bei der Stadt werden häufig röm. Alterthümer aufgefunden. Die Stadt wie das Schloß wurden 9. Nov. 1870 von Truppen des Generals von Tresckow II. zur Sicherung der Belagerung von Belfort ohne Widerstand besetzt. Im Laufe des November und December fanden in der Gegend um M. mehrfach Gefechte, besonders mit Francs-Tireurs, statt, deren Scharen namentlich 5. Dec. fast ganz zersprengt wurden, sodaß infolge dessen der Ort Dattenried (Delle) besetzt werden konnte. In den denkwürdigen Kämpfen des 15., 16., 17. Jan. 1871 bildete M. einen der Stützpunkte der Werder'schen Stellung, deren Mittelpunkt Héricourt (s. d.) war; 15. Jan. besetzten die Franzosen die Stadt M., doch wurde das Schloß von den Deutschen gehalten und auch die Stadt 16. Jan. wieder zurückerobert.

Montblanc, der höchste Berg Europas, erhebt sich an der Grenze von Frankreich (Depart. Haute-Savoie) und Italien (Provinz Turin), auf der Wasserscheide zwischen dem Rhône- und dem Pogebiet zu 4810 Mt. Höhe über dem Meere. Zu den Savoyeralpen gehörend, bildet er mit seinen Nachbarn ein besonderes Massiv derselben, welches sich in Gestalt eines langgestreckten

Digitized by Google

Trapezes, 50 Kilom. lang, 15 Kilom. breit, vom Mont-Joiethal und dem Col du Bonhomme (2455 Mt.) nordöstlich bis zur untern Dranse erstreckt, im NW. begrenzt durch das Chamounythal und den Col de Balme (2204 Mt.), im SO. durch den Col de la Seigne (2532 Mt.), die Allée blanche und die beiden Ferretthäler. Das Massiv, welches fast ganz krystallinisch ist und ausgezeichnete Fächerstructur aufweist, besteht aus einem Kern von Protogin, umgeben von Gneis und Glimmerschiefer. Die Gipfel sind theils abgerundete Kuppen oder Dome, theils schroffe, zackige Felsnadeln (aiguilles). Die Hauptkette, welche im M. gipfelt, steigt als hohe vergletscherte Felsenmauer auf der Wasserscheide zwischen der Arve und der Dora-Baltea (s. d.) auf, fällt nach SO. steil ab und entsendet gegen NW. hohe Zweigketten, welche durch Gletscherthäler und Firnmulden voneinander getrennt werden; in ihr erheben sich die Aiguilles de Trelatête (3920 Mt.) und du Miage (3682 Mt.) südwestlich, der Mont-Maudit (4771 Mt.), die Aiguille du Géant (4010 Mt.), die Grandes-Jorasses (4206 Mt.) und die Aiguilles de Triolet (3879 Mt.) und d'Argentières (3901 Mt.) nördlich vom M. In den nordwestl. Zweigketten, welche der Hauptkette wenig nachstehen, erreichen der Dome du Gouter 4331 Mt., die Aiguille Verte 4127 Mt. Höhe. Da die Kammhöhe nur an den äußersten Enden unter 3300 Mt. sinkt, finden sich die leicht gangbaren Uebergänge nur am Rande des Massivs; quer über dasselbe führen hohe und beschwerliche, oft gefährliche Gletscherpfade, wie der Col du Géant (3364 Mt.), der Col du Miage (3378 Mt.) und der Col d'Argentières (3524 Mt.). Von den 30 Gletschern des Massivs sind die wichtigsten der Gletscher von Argentières, der Boisgletscher mit dem Mer de Glace und der Bossonsgletscher im W., der Trientgletscher im N. und die Gletscher du Miage, de la Brenva und de Saleinoz im O. Die Gewässer fließen durch die Arve, den Trient, die Dranse und die Isère dem Rhône, durch die Dora-Baltea dem Po zu. Seitdem 1786 der Führer J. Balmat zuerst allein, dann mit Dr. Paccard, 1787 Horace Bénoît de Saussure mit 18 Führern den M. bezwungen haben, ist die Besteigung, welche bei gutem Wetter zwar mühsam und kostspielig, aber nicht gerade schwierig ist, sehr häufig, mehrmals auch von Damen, wiederholt worden. Als Nachtquartier für die Besteiger dienen gewöhnlich die Hütten der Grands Mulets (3052 Mt.), einer Felsinsel im Bossonsgletscher. Von hier aus wird in etwa drei Stunden der großartige Gletschercircus des Grand-Plateau (3932 Mt.) und in weitern drei bis vier Stunden entweder über die Bosses du Dromadaire oder weiter östlich über den Schneehang des Corridor und die Felsen der Petits-Mulets der höchste Gipfel (le Monarque) erreicht, der einen langen, von W. nach O. streichenden Schneerücken von wechselnder Breite bildet. Die Aussicht von demselben umfaßt in Frankreich, Italien und der Schweiz ein Gebiet von mehr als 200,000 QKilom. und reicht im W. bis Lyon und Langres, im N. bis zum Schwarzwald, ist aber, da der M. selten wolkenfrei ist und bei der großen Entfernung der Horizont auch bei hellem Wetter verschwimmt, kaum lohnend. In neuerer Zeit wird der M. oft auch von St.-Gervais aus über die Aiguille du Gouter, von der Allée blanche aus über den Miageglетscher oder den Brenvagletscher, besonders häufig aber von Courmayeur (ital. Cormaggiore) aus über den Col du Géant und die Abhänge des M. du Tacul und des Mont-Maudit bestiegen. Wie Chamouny, ist auch Courmayeur, ein stattliches Dorf mit 3000 E. und vielbesuchten warmen Bädern, 2,5 Kilom. unterhalb der Vereinigung der Allée blanche mit dem ital. Val Ferret, 35 Kilom. oberhalb Aosta, 1240 Mt. über dem Meere, auf dem rechten Ufer der Dora-Baltea gelegen, eine Hauptstation für Bergbesteigungen. Die schönsten Aussichtspunkte in seiner Nähe sind der Mont de la Saxe und der Gramont (2731 Mt.). Vgl. Pitschner, «Der M.» (Genf 1860; Lpz. 1864); Viollet le Duc, «Le massif du M.» (Par. 1876); Durier, «Le M.» (Par. 1877).

Montbrison, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Loire, in 394 Mt. Seehöhe am Fuße eines vulkanischen Hügels und am linken Loirezufluß Vizezy, 34 Kilom. im Nordnordwesten von St.-Etienne gelegen und mit diesem, sowie mit Lyon durch Eisenbahn verbunden, hat enge Straßen, niedrige Häuser, überhaupt ein ärmliches Ansehen und außer der Hauptkirche Notre-Dame de l'Espérance (1223—1466 erbaut) kein merkwürdiges Gebäude. Die Stadt zählt (1872) 6987 E., ist Sitz eines Tribunals erster Instanz und eines Assisenhofs, hat ein Lehrerseminar, eine öffentliche Bibliothek von 6000 Bänden, ein Naturaliencabinet, einen botan. Garten, eine Ackerbaukammer, eine Landwirthschaftliche Gesellschaft und Schule, ein Theater, ein Hospital, Kaserne und schöne Promenaden auf den ehemaligen Festungswällen. Am Ufer des Vizezy befinden sich drei altberühmte kalte Mineralquellen. Die Bevölkerung unterhält Spinnereien, Gerbereien und Brauereien und treibt Handel mit Mehl, Korn und Wein. M. war ehemals die Hauptstadt der Landschaft Forez und dann bis 1852 des Depart. Loire.

Digitized by Google

Mont-Cenis (lat. Mons Cenisius), ein Gebirgsstock auf der Grenze Frankreichs (Depart. Savoie) und Italiens (Provinz Turin), zwischen den Thälern des Arc und der Dora-Riparia gelegen, bildet den Knoten der Grajischen und der Cottischen Alpen und besteht aus einem etwa 8 Kilom. langen wellenförmigen Hochplateau, welches nach N. steil, nach S. allmählich abfällt und von den hohen Schnee- und Felsgipfeln der Roche-Michel (3594 Mt.) und der Roche-Melon (3584 Mt.) östlich, vom kleinen M. und dem Mont d'Ambin (3383 Mt.) westlich überragt wird. Ueber das Plateau führt ein seit den ältesten Zeiten bekannter Alpenübergang. Die Mont-Cenis-Straße, an der Stelle des alten Saumwegs 1803—10 von Fabbroni auf Befehl Napoleon's I. erbaut, von Modane bis Susa 60 Kilom. lang, 6 Mt. breit, zweigt bei Modane (1078 Mt.) von der Bahnlinie Chambéry-Turin ab und steigt hoch über dem Arc durch das Thal der Maurienne in östl. Richtung nach Lans-le-Bourg (1362 Mt.) hinauf, wendet sich hier nach S. und erreicht in sechs langen Windungen mit durchschnittlich 7 Proc. Steigung die Paßhöhe (2064 Mt. über dem Meere, 33 Kilom. von Modane), welche eine schöne Aussicht auf die Alpen der Tarentaise gewährt. Jenseit der Höhe breitet sich das Wiesenplateau Madeline aus, in welchem unfern des kleinen Mont-Cenis-Sees, dem die Cenise entspringt, 3 Kilom. unterhalb der Paßhöhe der Weiler Les Tavernettes (1964 Mt.) liegt. Hier mündet in die Hauptstraße der rauhe Saumweg des kleinen M., über welchen nach der Ansicht einiger Historiker Hannibal 218 v. Chr. seine Truppen geführt hat. Etwa 2 Kilom. weiter liegt das große Benedictinerhospiz, zur Hälfte Kaserne (1940 Mt.), und 3 Kilom. südlicher am Rande des Plateau der Weiler la Grande Croix, von welchem die Straße, der schäumenden Cenise folgend, in vielen Windungen sich nach Susa (515 Mt.) hinabzieht. Den Reisenden gewähren 23 Zufluchtshäuser (refuges), wovon 5 auf der franz. Seite, eins nahe der Paßhöhe und 17 auf dem wildern, den Lavinen ausgesetzten ital. Abhang liegen, Schutz bei Unwetter; große hölzerne Kreuze dienen zur Bezeichnung des Wegs bei tiefem Schnee. Der Straße folgt am äußern Rande, nur selten erheblich von ihr abweichend, die 1866—68 erbaute Fell'sche Bergbahn, von St.-Michel (17 Kilom. unterhalb Modane) bis Susa 80 Kilom. lang, stellenweise mit 10 Proc. Steigung, an den gefährlichsten Stellen durch Galerien gedeckt. Seit der Eröffnung des Mont-Cenis-Tunnels, welcher 24 Kilom. südwestlich der Paßhöhe den Kamm des Col de Fréjus durchbricht, wird sie nicht mehr betrieben, sowie auch der Wagenverkehr auf der Straße seither fast aufgehört hat. Dieser Tunnel, 1857—70 unter der Leitung der Ingenieure Sommeiller, Grattoni und Grandis durch den Berg gebrochen, 1871 dem Betrieb der Bahnlinie Lyon-Chambéry-Turin übergeben, ist zweispurig angelegt, durchschnittlich 7,5 Mt. breit, 6 Mt. hoch und mit Einschluß der Mündungscurven 13,4 Kilom. lang; sein nördl. Eingang bei Modane liegt 1203 Mt., die südl. Mündung bei Bardonnèche 1325 Mt., der Scheitelpunkt in der Mitte 1335 Mt. über dem Meere, etwa 600 Mt. unter der Kammhöhe. Das Gestein, vorherrschend Kalkschiefer und Kalkstein, abwechselnd mit Quarzit, Anhydrit, Talk- und Kohlenschiefer, wurde mit eigens hierfür von Sommeiller construirten Bohrmaschinen, welche durch comprimirte Luft in Bewegung gesetzt wurden, durchbrochen; ein gedeckter Gang auf der Tunnelsohle sorgt für den Abfluß des spärlichen Wassers. Die Kosten beliefen sich auf nahezu 65 Mill. Frs.

Mont-Dore heißt der höchste Theil des vulkanischen Centralmassivs Frankreichs in der Auvergne, dessen höchster Gipfel, Pic de Sancy genannt, sich 1886 Mt. hoch erhebt. Ihm benachbart sind der 1865 Mt. hohe Puy-Ferrand und der 1849 Mt. hohe Puy de l'Aiguillier. Auf der etwa 1040 Mt. hohen Granitbasis erheben sich die aus Trachyt bestehenden höchsten Spitzen, welches Gestein sich auch nach allen Seiten in Gestalt ausgedehnter Decken hin erstreckt, die in der Gesteinsmasse von der der Gipfel etwas abweichen. In der Gegend der Hochebenen beim Guérysee bestehen die Puys und alle Felsen durchweg aus Phonolith, der in regelmäßige Prismen abgesondert ist. Viel ausgedehnter als die trachytische ist aber die basaltische Formation, indem deren Decken rings um die mittlere Masse nach der Ebene hin ausgegossen liegen. Die westlichen steilen und die östlichen sanften Abhänge sind dicht mit Gräsern bedeckt und von Cascaden bewässert. In einem Thale der Nordseite entspringt die Dore, welche sich weiter unten mit der Dogne vereinigt und so die Dordogne bildet. Am rechten Ufer der Dordogne liegt der kleine Ort Les Bains du M. (S. Bains.)

Montebello (d. i. Schönberg) ist der Name mehrerer Ortschaften in Oberitalien, von denen drei in der neuern Kriegsgeschichte berühmt geworden sind. — Am bekanntesten ist das zum Kreise Voghera der ital. Provinz Pavia gehörige, 1773 E. zählende Dorf M., welches etwa 7 Kilom. östlich von Voghera liegt. Bei dem Orte wurden 9. Juni 1800 die Oester-

Digitized by Google

reicher unter Feldmarschallieutenant Ott vom franz. General Lannes geschlagen, der deshalb 1804 den Titel eines Herzogs von M. erhielt, und 20. Mai 1859 war hier der erste bedeutendere Zusammenstoß, der in dem Feldzuge dieses Jahres zwischen der franz.-piemontes. und österr. Armee stattfand und zu Gunsten der Franzosen ausfiel. — Nicht zu verwechseln mit diesem Dorfe M. ist der gleichnamige Marktflecken in der ital. Provinz Vicenza, am Flusse Aldego und der Eisenbahn von Vicenza nach Verona, mit (1871) 4186 E. Als im Feldzuge von 1796 ein österr. Heer unter Alvinczy zum Entsatze Mantuas herbeieilte, stieß dasselbe Anfang November in der Umgegend von M. auf die schwachen franz. Corps unter Masséna und Augereau, welche nach einem Gefechte sich auf Verona zurückziehen mußten. Auch im Feldzuge von 1805 ward in den ersten Tagen des November zwischen dem auf dem Rückzuge begriffenen Erzherzog Karl und Masséna zu M. gekämpft. — M. oder Mombello heißt auch ein großes Schloß mit Park in der Gemeinde Limbiate (Kreis Monza) der ital. Provinz Mailand, in welchem der General Bonaparte 1797, nach Abschließung des Vertrags von Leoben, drei Monate hindurch sein Hauptquartier hielt. Es wurden in diesem Schlosse die Verhandlungen gepflogen, welche dem Frieden von Campo-Formio vorausgingen.

Monte-Cassino, s. Casino.

Montecerboli, Anhöhe im Cecinathale der ital. Provinz Pisa, 420 Mt. hoch, bekannt durch die dort befindlichen Borquellen (lagoni oder fumacchi genannt). Namentlich in der Nähe der Fabrikgebäude entspringen heiße Quellen von einer Temperatur von 24—45° R. In öder und wilder Gegend stiegen hier aus den Wassertümpeln hohe Dampfsäulen und aus dem Mergelboden fuhr heiße Luft durch Oeffnungen (soffioni) hervor, die in dem darüber befindlichen Wasser Strudel bildete. Diese Dämpfe waren schon zur Römerzeit gefürchtet und galten als Ursache der übeln Luft. Seit 1810 wurde daraus die schon 1777 nachgewiesene Borsäure gewonnen; 1818 erhielt Larderel aus Paris die Lagoni in ewige Pacht, und infolge seiner Anordnungen wurde die Gewinnung von Borsäure so ergiebig und gewinnbringend, daß Larderel Millionär und Graf wurde. Aus einer Solfatare wird hier auch reichlich Schwefel gewonnen. In therapeutischer Hinsicht hat sich das Wasser der Quellen von niedrigerer Temperatur bei chronischen Gastralgien und Magenschwäche, die heißern dagegen, die man vorzüglich zum Baden verwendet, bei Rheumatismus, Hautkrankheiten u. s. w. sehr wirksam erwiesen. Vgl. Raspi, «Mittheilungen über einige der vorzüglichsten Heilquellen von Toscana» (Wien 1851).

Monte-Cristo, kleine, zur ital. Provinz Livorno gehörige, 45 Kilom. südlich von Elba gelegene Insel, ist eine kolossale Granitmasse, gegenwärtig unbewohnt und nur von Fischern besucht. Im Mittelalter war hier ein Camaldulenserkloster, dessen Kirche noch steht. Bekannt wurde die Insel durch den Roman A. Dumas': «Le comte de Monte-Christo».

Montecuculi (Raimund, Graf von), deutscher Reichsfürst und Herzog von Melfi, einer der ausgezeichnetsten österr. Feldherren, geb. auf dem Schlosse Montecuccoli im Modenesischen 1608, begann als Musketier 1627 im Infanterieregiment Colalto unter seinem Oheim, Ernst Graf von M., seine kriegerische Laufbahn und fand sogleich im Laufe des Dreißigjährigen Kriegs vielfache Gelegenheit, sich hervorzuthun. Als Rittmeister focht er in der Schlacht bei Breitenfeld 7. Sept. 1631, wo er stark verwundet und beim Rückzuge gefangen wurde. Wieder freigegeben, trat er im folgenden Jahre als Major von neuem in kaiserl. Dienste, nahm 1634 hervorragenden Antheil an dem Siege bei Nördlingen und 17. Juli 1635 an dem Sturme auf Kaiserslautern. Dies brachte ihm die Ernennung zum Oberst. M. überfiel 1636 den schwed. General Wrangel bei Wolmirstädt und zeichnete sich besonders in der Schlacht bei Wittstock aus, 1637 kämpfte er in Pommern. In Böhmen, wohin er 1639 gesendet wurde, um den Schweden unter Banér den Elbübergang bei Melnik streitig zu machen, wurde er geschlagen, verwundet und beim Rückzuge abermals gefangen. Die Muße seiner mehr als zweijährigen Gefangenschaft in Stettin benutzte er, aus seinen Erfahrungen neue Grundsätze der Kriegführung abzuleiten. Nach seiner Auswechselung 1642 trat er sogleich wieder bei der kaiserl. Armee in Schlesien ein, wo er bei Troppau ein feindliches Corps schlug und Brieg nahm. Obschon dafür vom Kaiser zum General-Feldwachtmeister ernannt, ging er doch 1643, als der Krieg in Italien auszubrechen drohte, nach Modena, um hier dem Herzog seine Dienste anzubieten, der ihn auch als General der Cavalerie anstellte und ihm den Titel eines Feldmarschalls verlieh. Sehr bald kehrte er indeß nach Oesterreich zurück und wurde 1644 vom Kaiser zum Feldmarschallieutenant und Hofkriegsrath ernannt. Im J. 1645 unterstützte er mit seinem von ihm organisirten Corps den Erzherzog Leopold auf seinem Zuge gegen den Fürsten Rakoczy von Siebenbürgen; dann operirte er gegen den dem Rhein zuziehenden Marschall Turenne.

Digitized by Google

Im folgenden Jahre führte er einen lebhaften kleinen Krieg mit den Schweden in Schlesien und Böhmen. Im Juli 1647 deckte M. den Rückzug Ferdinand's III. von Eger, hatte den Hauptantheil an dem Siege bei Triebel in Schlesien und wurde dafür zum General der Cavalerie ernannt. Nach dem Westfälischen Frieden nahm er seit 1651 wieder theil an den Verhandlungen des Hofkriegsraths. Im J. 1653 besuchte er seine Aeltern in Modena. Nach der Rückkehr fungirte er als Stellvertreter des obersten Kriegsraths in Regensburg und wurde 1654 zu mehrern diplomatischen Sendungen, unter anderm auch nach Schweden an den Hof der Königin Christine und nach London zu Cromwell, verwendet; 1657, als der Kaiser dem poln. Könige Johann Kasimir gegen Rakoczy und die Schweden unter Hatzfeld ein Corps zur Hülfe sandte, bekam M. nach Hatzfeld's Entfernung das Commando über dasselbe und zwang Rakoczy zum Frieden mit Polen und zur Aufhebung des Bündnisses mit Schweden.

Im folgenden Jahre zum Feldmarschall ernannt und den Dänen zu Hülfe gegen die Schweden gesendet, befreite er Kopenhagen von der Landseite, ehe noch die Holländer zur See Verstärkungen herbeiführen konnten, und vertrieb die Schweden aus Jütland und Fünen. Nach dem Frieden zu Oliva 1660, der diesen Krieg endete, wurde M. Geheimrath und Gouverneur von Raab. Noch in demselben Jahre mußte er das Commando über das Armeecorps übernehmen, das der Kaiser gegen die in Siebenbürgen eingefallenen Türken entsandte. Drei Jahre lang waren die Erfolge schwach; 1663 legte M. den Oberbefehl nieder, doch wurde er 1664 als Generallieutenant wieder an die Spitze des Heers gestellt und erfocht (1. Aug. 1664) bei der Abtei St.-Gotthard den ersten entscheidenden Türkensieg, dessen Folge ein Waffenstillstand auf 20 Jahre war. Nach dem Frieden übernahm M. 1668 das Präsidium des Hofkriegsraths, nachher auch die Direction der Artillerie. Beim Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Holland, an dem der Kaiser und das Reich als Bundesgenossen des letztern sich betheiligten, übernahm M. 1672 wieder das Commando der kaiserl. Armee. Er eroberte Bonn, bewirkte trotz der Wachsamkeit Turenne's die Vereinigung seines Heers mit dem des Prinzen von Oranien und hemmte auf diese Weise mit einem mal Ludwig's XIV. Fortschritte. Zwar legte er nach Ernennung des Kurfürsten von Brandenburg zum General der kaiserl. Armee 1674 sein Commando nieder; doch schon 1675 wurde er wieder zu demselben berufen, um am Rhein Turenne die Spitze zu bieten. Beide manövrirten hier vier Monate lang in Scheinangriffen und Scheinmärschen gegeneinander so meisterhaft, daß keiner von beiden Feldherren den andern zu täuschen vermochte. Als endlich eine Schlacht entscheiden sollte, tödtete 27. Juli 1675 eine Kanonenkugel im Einleitungsgefechte den franz. Feldherrn. Nach Turenne's Tode verfolgte M. die sich zurückziehenden Franzosen bis nach dem Elsaß und belagerte Hagenau und Zabern; doch durch Condé's Erscheinen sah er sich genöthigt, das Elsaß wieder zu verlassen, und belagerte nun Philippsburg, seine letzte Kriegsthat. Den Rest seiner Tage verlebte er als Hofkriegsrathspräsident und im Umgange mit Gelehrten; er schätzte die Wissenschaften sehr hoch und trug namentlich zur Stiftung der Akademie für die Naturforschung bei. Kaiser Leopold erhob ihn 1679 zum deutschen Reichsfürsten, und der König von Neapel verlieh ihm bald nachher das Herzogthum Melfi. Als er wegen der Pest den Kaiser nach Linz begleitete, wurde er beim Einreiten in das Schloß durch einen herabfallenden Balken verwundet und starb zu Linz infolge dieser Verwundung 16. Oct. 1680. Die «Opere complete di M.» erschienen in zwei Bänden (Mail. 1807 u. Turin 1821), eine deutsche Uebersetzung von M.'s «Memorie della guerra ed istruzioni d'un generale» (Veneb. 1703) erschien unter dem Titel «Besondere und geheime Kriegsnachrichten, worin die Anfangsgründe der Kriegskunst beschrieben sind» (Lpz. 1736). Vgl. Campori, «Raimondo M., la sua famiglia e i suoi tempi» (Flor. 1877).

Montefiascōne, Stadt im District Viterbo der ital. Provinz Rom, Sitz eines Bischofs, liegt 87 Kilom. nordnordwestlich von Rom an der Straße über Siena nach Florenz, höchst malerisch am See von Bolsena auf einem vereinzelten Hügel und zählt (1871) 7397 E. Besonders sehenswerth sind die Kathedrale und die Kirche St.-Flavian mit Krypten. Der hier gebaute Muskatellerwein, welcher zu den berühmtesten Weinen Italiens gehört, ist unter dem Namen Est, est, est bekannt. Es knüpft sich dieser Name an folgende Sage. Ein deutscher Prälat, Johannes Fugger, ließ seinen Diener vorausreisen und an jedes Wirthshaus, wo er guten Wein fand, das Wort Est anschreiben. Um die Güte des Weins in M. besonders bemerklich zu machen, schrieb dieser das Wort an das dortige Thor dreimal. Sein Herr blieb daselbst, trank sich zu Tode und wurde in der St.-Flavianskirche begraben, wo ihm sein Diener ein Denkmal errichten ließ, das noch vorhanden ist, mit der Inschrift: «Est, est, est, propter nimium est dominus meus mortuus est». Wilh. Müller hat die Sage poetisch behandelt.

Digitized by Google

Montefiore (Sir Moſes), Chef eines der angeſehenſten Bankhäuſer in London und bekannt durch die erfolgreiche Vertretung ſeiner iſrael. Glaubensgenoſſen beſonders im Orient, ward 24. Oct. 1784 zu London geboren und trat durch ſeine Verheirathung in verwandtſchaftliche Beziehungen zu der Familie Rothſchild. Im J. 1837 erfolgte M.'s Wahl zum Sheriff, und die Königin erhob ihn bei Gelegenheit ihres erſten Beſuchs in der City von London in den Ritterſtand. Auf die Kunde von den Verwüſtungen, welche ein Erdbeben um dieſe Zeit in Zafed und Tiberias angerichtet, reiſte das Ehepaar zum zweiten mal nach dem Gelobten Lande und gewährte dort reiche Unterſtützungen. Als einige Jahre ſpäter das ſpurloſe Verſchwinden eines Franciscaners, des Pater Thomas, und ſeines Dieners in Damascus unter der dortigen fanatiſchen Bevölkerung die alte Sage von blutigen Paſſahopfern wieder hatte aufleben laſſen und die Behörden die Juden wegen Ermordung der Vermißten mit der ganzen Strenge ihrer barbariſchen Juſtiz verfolgten, reiſte M. 1840 in Begleitung von Crémieux aus Paris nach Damascus, Alexandrien und Konſtantinopel, um an Ort und Stelle bei Mehemed-Ali, dem Eroberer von Syrien, und bei dem Sultan, dem dieſe Provinz kurz darauf wieder unterworfen ward, die Vertheidigung der Unglücklichen zu führen. Seine Verwendungen hatten den gewünſchten Erfolg, und ein in Konſtantinopel erlangter Ferman unterſagte für die Zukunft derartige Anklagen. Auf Anlaß der ſtrengen Ukaſe, welche in Rußland 1845 in Betreff der Juden ergangen waren, begab ſich M. im Winter 1846 nach Petersburg und wußte hier den Kaiſer Nikolaus zu bewegen, daß die Ausführung der Ukaſe zunächſt ſuspendirt ward. Außerdem trat M., auf den Wunſch des Kaiſers, eine Rundreiſe durch das ruſſ. Polen an, um ſich über die Lage der dortigen Juden zu unterrichten und Vorſchläge zu ihren Gunſten vorzulegen. Nach ſeiner Rückkehr ernannte ihn die Königin zum Baronet. Der 1854 in Paläſtina ausgebrochenen Hungersnoth ſollten reiche Spenden aus England begegnen, und M. begab ſich abermals an Ort und Stelle, um die zweckmäßige Verwendung der Gelder zu beſorgen. Nachdem er ſich bei dem Sultan die Ermächtigung zu Grunderwerbungen in Paläſtina ausgewirkt, baute er daſelbſt Armenhäuſer und leitete gewerbliche Unternehmungen ein. Als 1863 eine Judenverfolgung in Marokko ausbrach, verſicherte ſich Sir Moſes zunächſt in Madrid der Unterſtützung der ſpan. Königin und begab ſich dann auf einer zu ſeiner Verfügung geſtellten engl. Fregatte nach Marokko. Hier nahm ihn der Sultan Sidi-Mohammed mit großen Ehren auf und ſicherte ſowol den Juden als den Chriſten mittels eigenen Fermans Schutz und Gerechtigkeit zu. Im J. 1866 begab er ſich zum ſechsten mal nach Paläſtina, um den dortigen Glaubensgenoſſen Hülfe zu bringen. M. reiſte 1867, um die Mishandlungen der Juden in Rumänien zu verhindern, nach Bukareſt und endlich 1875 noch einmal nach Paläſtina.

Montemayor (Jorge de), berühmter ſpan. Dichter portug. Abkunft, geb. um 1520 zu Montemayor oder Montemor, wovon ſein Name, trat, ohne gelehrte Studien aufgewachſen, aber mit großem Sprachtalent ausgeſtattet, frühzeitig in Militärdienſte, obſchon ſeine Neigung ihn zur Muſik und Poeſie hinzog, ließ ſich ſpäter in Caſtilien als Sänger in die königl. Kapelle aufnehmen, begleitete Philipp II. auf ſeinen Reiſen in Deutſchland, Italien und den Niederlanden, und wurde ſpäter von der Königin Katharina, der Gemahlin König Johann's III. von Portugal und Schweſter Kaiſer Karl's V., an deren Hof berufen. Er ſtarb um 1561. Durch ſeine, in faſt alle Sprachen übertragene, aber unvollendet gelaſſene «Diana» (erſte Ausg. 1545; neueſte Aufl., Madr. 1795 u. 1802) wurde er Erfinder des ſpan. Schäferromans, der in den meiſten europ. Literaturen denſelben ins Leben rief. Die beſte Fortſetzung deſſelben lieferte Gil Polo. Außerdem beſitzen wir von ihm eine Sammlung Gedichte voll zarter Innigkeit in den altſpan. und ital. Formen «Cancionero» (erſte Ausg. unter dem Titel «Obras», Antwerp. 1554; dann «Cancionero», Saragoſſa 1561 u. öfter) und eine Ueberſetzung der Werke des Troubadours Auſias March (Saragoſſa 1562).

Montemolin, Städtchen (Villa) in der ſpan. Provinz Badajoz (Eſtremadura), 103 Kilom. im Südoſten von Badajoz, 19 Kilom. im Südweſten von Llerena gelegen, hat ein Schloß und zählt etwa 3000 E. Von dieſem Ort erhielt der älteſte Sohn des Don Carlos (ſ. d.), der 13. Jan. 1861 verſtorbene Prinz Carlos, den Grafentitel und die Karliſtenpartei in Spanien den Namen der Montemoliniſten.

Monten (Dietrich), ausgezeichneter Schlachtenmaler, geb. im Sept. 1799 zu Düſſeldorf, erhielt ſeine künſtleriſche Bildung auf der Akademie zu Düſſeldorf und wandte ſich 1821 nach München, wohin ihn der Ruf von Peter Heß zog. Durch Reiſen nach Oeſterreich, Italien, nach Dresden und Berlin vervollſtändigte er ſeine Studien, und mehrere in lebendigſter Weiſe gemalte Schlachtenſcenen der Neuzeit verſchafften ihm bald großen Ruf. Ihm wurden daher

Digitized by Google

von Cornelius auch die drei Scenen aus der neuern Geschichte unter den Frescobildern der Arcaden des Hofgartens zu München übertragen: die Türkenschlacht von 1717 vor Belgrad (im Verein mit C. Stürmer ausgeführt), die Schlacht von Arcis-sur-Aube von 1814, sowie die Verleihung der bair. Verfassung von 1818. Darauf malte er für den König die Schlacht bei Saarbrücken von 1815 für den Siegessaal des Festbaues der Residenz sowie mehrere kleinere Bilder, unter denen der Abschied der Polen aus ihrem Vaterlande 1831 von besonders ergreifender Wirkung war. In einem größern Bilde, das den Tod von Max Piccolomini schildert, nahm er zum ersten mal seinen Stoff aus einer frühern Zeit. Diesem folgte (1835) der Tod Gustav Adolf's bei Lützen, ein Bild voll Leben und Begeisterung. Daneben gingen kleinere Arbeiten her: z. B. eine Zeichnung, die königl. Familie darstellend, wie sie ein Gemälde von Peter Heß: die Ankunft des Königs Otto in Griechenland, betrachtet, ferner: das Posthaus Bocca di Fiume in den Pontinischen Sümpfen, ein sehr ergötzliches, durchweg charakteristisches Genrebild. Im J. 1838 malte er den Tod des Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig in der Schlacht bei Quatrebras. Darauf folgte das Lustlager bei Augsburg für den Kaiser Nikolaus von Rußland und eine Scene daraus für die Prinzessin Theodolinde von Leuchtenberg. Auch der Angriff des Herzogs von Braunschweig-Oels auf die Westfalen bei Oelper bewährte sein großes Talent. Auch M.'s letzte Arbeit hatte eben diesen Helden mit seinem Freicorps zum Gegenstand. Er starb 13. Dec. 1843. M.'s Darstellungen sind voll Leben und Wahrheit und lassen selten Correctheit der Zeichnung und Kenntniß der militärischen Dinge vermissen.

Montenēgro (ital., d. i. schwarzes Gebirge), bei den Türken Kara-dagh, bei den slaw. Eingeborenen Zrnagora oder Tschernagora, heißt ein seit alter Zeit unabhängiger District in der Türkei, der ein eigenes Fürstenthum bildet und (1877, vor dem Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs) die zwischen dem südlichsten Theile vom österr. Dalmatien im W., der Herzegowina im N., der südlichsten Ecke Bosniens im O., Albanien im S. gelegene, 4315 QKilom. große Gebirgslandschaft umfaßt. Dieselbe enthält die Thäler der obern Moratscha und ihrer Nebenflüsse, wird im N., wo der Dormitor 2500 Mt. hoch aufsteigt, und im S. durch unzugängliche Querketten, im O. durch das Komgebirge mit dem 2436 Mt. hohen Kom und andere Fortsetzungen der Dinarischen Alpen umwallt, und stößt im W. mit einer gleichfalls hohen, steilen und sehr zerklüfteten Klippenküste an das Adriatische Meer, von dem sie jedoch politisch abgesperrt ist. M. soll seinen Namen von seinen düstern Waldungen haben, doch sind solche, gegenwärtig wenigstens, nicht durchweg charakteristisch für das Land, wiewol es strichweise, besonders im Süden und Osten, mit Waldungen von Eichen, Buchen, Kiefern, Stechpalmen, Nuß- und Sumachbäumen reichlich bestanden ist. Vielmehr haben die hohen Bergrücken und Flächen des Kalksteingebirgs, überall von Felsspalten wild zerrissen und mit losen Steinblöcken überschüttet, ein vorherrschend ödes Ansehen. Auch hat M. nur geringe Bewässerung. Die Moratscha entspringt am Dormitor, fließt durch den östl. Theil des Landes, tritt dann in Albanien ein und mündet bei Shabljak in den schönen, fischreichen See von Skutari. Sie nimmt rechts die Seta oder Zeta auf, welche den westlichen von dem zugänglichen östl. Theile oder das eigentliche M. von der sog. Berdas scheidet. Die Flüsse und Bäche haben, außer dem großen Reichthum an Forellen, vorzugsweise durch die Fruchtbarkeit ihrer Thalabhänge Bedeutung; namentlich bilden die Thäler der Moratscha und Seta mit dem Seelande an den Ufern des Binnenwassers von Skutari die eigentliche Vorrathskammer des Landes. Die Hauptnahrungsquellen seiner Bewohner sind Ackerbau, der jedoch noch in roher Weise betrieben wird, Weinbau an und Fischfang auf dem See von Skutari. Man baut Mais, Roggen, Gerste und Hafer, Kartoffeln, viel Taback, einige Kohlarten, viel Zwiebeln und Knoblauch, erntet etwas Obst, auch Oliven und Feigen und hält Maulthiere, Schafe, Ziegen, Schweine, aber wenig Rindvieh und Pferde. Die pfadlosen Gebirge, der Mangel an Land- und Wasserstraßen hemmen den Verkehr. Der wichtigste Handelsplatz für M. ist Cattaro. Ausfuhrartikel sind Häute, Wolle, Wildpret, getrocknete und geräucherte Fische, gedörrtes Hammel- und Ziegenfleisch, Schweinefleisch, Speck, gelbes Färbeholz u. s. w. Die Zahl der Bewohner (Montenegriner oder Tschernagorzen) belief sich 1865 auf 196,329. Sie gehören der slaw. Völkerfamilie und zwar dem serb. Stamme an, bekennen sich (mit Ausnahme von 22,000 Katholiken) zur griech. Kirche und verehren im Kaiser von Rußland ihr geistliches Oberhaupt. Von schöner und kräftiger Gestalt, mit edeln und stolzen, wenn auch wilden Gesichtszügen, gewandt und sicher in ihren Bewegungen und abgehärtet zu allen Strapazen, bilden sie eine der merkwürdigsten Völkerschaften Europas, sowol in Betreff ihrer Sitten und gesellschaftlichen Zustände als hinsichtlich ihrer Schicksale und Kämpfe. Mehr herumschweifender Hirt und abenteuernder Jäger als

Digitized by Google

ſtetiger Ackerbauer, hat der Montenegriner noch die ganze Urſprünglichkeit ſeines Charakters bewahrt, die ſich in ungezähmter Wildheit und Leidenſchaftlichkeit, in Schlauheit und Hinterliſt, aber auch in hochherziger Tapferkeit, ungebändigter Freiheitsliebe, Genügſamkeit und einfachen reinen Sitten ausſpricht. Von ungeſchwächter Stärke iſt das Familien- und Stammesband, was ſich einestheils in dem patriarchaliſchen Leben, das jede Familie inmitten ihres Grundeigenthums vereinzelt, anderntheils in der noch herrſchenden Blutrache und den Stammesfeindſchaften ausſpricht. Dieſer Volkscharakter und die verhältnißmäßig zu ſtarke Bevölkerung des Landes bei Kargheit des Bodens und Mangel aller Induſtrie verleihen den Montenegrinern das Gepräge eines abenteuerlichen Volks, das leicht, wenn nationale und religiöſe Intereſſen mit ins Spiel kommen, zum ſtreitbarſten Kriegervolk werden kann.

Die Verfaſſung des Landes iſt eingeſchränkt-monarchiſch. Der Fürſt iſt der Träger der Staatsgewalt, mit welcher bis 1852 auch die höchſte geiſtliche Gewalt vereinigt war. Seitdem ſind beide Gewalten voneinander getrennt und die geiſtliche einem Biſchofe übertragen, der ſeine Weihen von der ruſſ. Synode erhält. Durch das neue Erbfolgeſtatut vom 5. Mai 1855 iſt die Würde des Fürſten im Mannsſtamme der Familie Petrowitſch Njeguſch erblich erklärt worden. Dem Fürſten ſtehen drei Miniſter: für polit. Verwaltung, Finanzen und Juſtiz, und ein Senat zur Seite, der aus 16 aus den angeſehenſten Familien des Landes vom Volke gewählten Mitgliedern gebildet iſt und als geſetzgebendes Collegium ſowie als höchſte richterliche und Verwaltungsbehörde fungirt. Unter dieſem beſorgen die Kapitäne in den ſieben Nahien oder Bezirken, in welche das Land zerfällt, die Verwaltung. Sonſt ſind die polit. Einrichtungen patriarchaliſch. Der Hausvater leitet die Angelegenheiten jeder Familie, der Ortsälteſte oder Stareſchina jene der Gemeinde. Die Gemeinden ſind in 40 Stämme vertheilt, welchen ebenfalls die Aelteſten (Glawar) vorgeſetzt ſind, und mehrere durch Verwandtſchaft verbundene Stämme wählen ſich einen Knjas als oberſten Schiedsrichter. Die Verſammlung aller dieſer Oberhäupter iſt die Skupſchtina, und dieſe hat in allen wichtigen Fällen die Entſcheidung zu treffen. Die Rechtspflege wurde 1855 inſofern geregelt, als das Land ein Civil- und Strafgeſetzbuch erhielt. Die Einnahmen des Staats werden auf 300,000, die Ausgaben auf 130,000 öſterr. Gulden geſchätzt. Der Fürſt hat eine Einnahme von 3000 Dukaten, wozu noch 80,000 Rubel ruſſiſcher und 20—30,000 Gulden öſterr. Subventionen kommen. M. beſitzt, mit Ausnahme einer fürſtl. Leibwache und eines Elitecorps, keine ſtehenden Truppen, ſondern es iſt zur Landesvertheidigung eine irreguläre Miliz berufen, die aus allen Waffenfähigen gebildet wird und auf 20—25,000 Mann gebracht werden kann. Die Bevölkerung iſt auf 358 Dörfer vertheilt. Städte gibt es in M. nicht. Hauptort iſt Cetinje (ſ. d.).

M. gehörte im Mittelalter zu dem großen Serbenreiche unter dem Namen eines Fürſtenthums Zeta (nach dem Fluſſe Zeta genannt), deſſen Fürſt von der Feſte Shabljak aus auch die ebene Gegend an der untern Moratſcha und die öſtl. Ufer des Sees von Skutari beherrſchte. Der erſte bekannte Fürſt, der dieſes Land beherrſchte, war Wuk Njemanitſch. Die Abhängigkeit von Serbien endete 1389, als König Lazarus auf dem Schlachtfelde von Koſſowa fiel und Serbien den ſiegreichen Türken zinsbar ward. Sein Schwiegerſohn, Georg Balſcha, trat jetzt als unabhängiger Beherrſcher der Montenegriner auf. Er ſowol wie ſein Sohn Straſchimir und deſſen Nachkommen vertheidigten ihre Freiheit mit kühnem Muthe gegen die Osmanen, bis 1421 mit Balſcha III. dieſe Herrſchaft wieder erloſch. Nun beſtieg den Thron Stephan Tſcherny (der Schwarze), welcher die Dynaſtie der Tſchernojewitſche gründete. Dieſer Stephan war der Schwiegerſohn des albaneſ. Helden Skanderbeg, an deſſen Seite er bei Kroja 1450 die Türken unter Murad geſchlagen hatte. Als aber nach dem Tode Skanderbeg's (14. Jan. 1467) nach und nach die ſerb. Slawen und die Albaneſen rings um Zeta dem türk. Joche unterlagen und auch dieſes ſelbſt bedroht wurde, räumte Iwan, Stephan's Sohn, die Feſte Shabljak und die Ebenen und ſuchte Sicherheit in dem Hochgebirge. Hier gründete er 1485 das Kloſter Cetinje als Sitz der Herrſchaft und des Biſchofs von M. So behaupteten nun die tapfern Fürſten des Hauſes Tſchernojewitſch ihre Unabhängigkeit, unbekümmert darum, daß Venedig ihnen den erbetenen Schutz verſagte und daß die Pforte ſie als Unterthanen des Paſchas von Skutari betrachtete und ihnen als ſolchen Tribut abforderte. Georg V. Tſchernojewitſch, bewogen von ſeiner kinderloſen Gemahlin, einer Venetianerin aus dem Geſchlechte Mocenigo, dankte 1516 ab und ſiedelte nach Venedig über, nachdem er mit Zuſtimmung des Volks die Regierung dem damaligen Metropoliten des Landes, dem Erzbiſchof Wawil, übertragen hatte. Damit nahm die hierarchiſche Regierung in M. ihren Anfang. Seitdem wurde das Land von dem Erzbiſchof mit dem Titel Wladika regiert, welcher ſowol die weltliche als

Digitized by Google

auch die geistliche Gewalt in seiner Hand vereinigte. Dem Erzbischof stand zur Seite der jeweilige Wojwode der Nahija Katun, und führte den Titel eines Gouverneurs. Fast zwei Jahrhunderte hindurch hatte M. schwere Kämpfe mit den Türken auszukämpfen, bis 1697 Daniel Petrowitsch Njeguš zum Wladika erwählt wurde. Unter diesem und seinen Nachfolgern behauptete M. seine Freiheit. Nach langen Fehden stellte sich das Volk 1710 unter den Schutz des russ. Kaisers. Peter d. Gr. ging sehr bereitwillig auf dies Anerbieten ein, und das Schutzrecht über die Montenegriner und die Weihe ihres Fürstbischofs blieben seitdem in den Händen des nordischen Herrschers. Auch geschah seitdem von seiten Rußlands alles, um das tapfere Bergvolk immer fester an sich zu ketten. Als 1714 der Großvezir Duman Köprili das Land der Montenegriner furchtbar verheert hatte, erhielten sie von Peter d. Gr. reiche Geschenke zum Wiederaufbau ihrer Dörfer und Kirchen. Venedig trat 1718 im Frieden zu Passarowitz M., welches Venedig niemals gehört hatte, an die Pforte ab, was nur dazu diente, M. mehr und mehr in Rußlands Arme zu treiben. Zahlreiche Wohlthaten, wie sie Elisabeth, Katharina II. und Paul dem Bergvolke in kluger Berechnung zukommen ließen, erzeugten bei demselben ein solches Ansehen des Kaisers, daß es 1767 ein Abenteurer aus Dalmatien, Schtschpan Mali, d. i. der kleine Stephan, wagen konnte, sich unter den Montenegrinern für den nur angeblich ermordeten Kaiser Peter III. auszugeben und vier Jahre lang eine Art Herrschaft auszuüben, bis er durch die Hand eines von den Türken gedungenen Mörders seinen Tod fand. Indeß wurden die Montenegriner, trotz der wichtigen Dienste, welche sie den verbündeten Oesterreichern und Russen in deren Kriegen mit der Pforte 1768 und (während der 1777—1830 dauernden Herrschaft des tapfern Peter Petrowitsch I.) 1787—91 leisteten, in dem Frieden zu Sistowe 1791 gewissermaßen aufgegeben und der Wuth der Türken überlassen. Letztere begannen 1796 unter dem Pascha von Skutari eine Art Vertilgungskrieg, verloren jedoch dabei 30,000 Mann nebst ihrem Führer und ihrem reichen Lager. Dessenungeachtet aber hatte diese Preisgebung die Anhänglichkeit der Montenegriner an Rußland so wenig geschmälert, daß sie dem Zaren in den Kämpfen gegen die Franzosen unter Marmont und Lauriston in Dalmatien seit 1803 den kräftigsten Beistand leisteten.

Die barbarische Behandlung der Christen in Bosnien von seiten der Türken sowie die Politik des Fürsten Peter Petrowitsch II. (1830—51), der zuerst in seiner Person die Würde des Wladika mit der des Bischofs vereinigte, förderten in neuerer Zeit den russ. Einfluß in M. sehr bedeutend. Jener in Petersburg gebildete, edle und hochsinnige Fürst war zugleich bestrebt, sein Volk einigermaßen zu civilisiren, was ihm auch in manchen Beziehungen gelang. Der albanes. Bezirk Kutschi, im Osten der Moratscha, war 1836 unter die Hoheit des Wladika getreten, aber, angeblich wegen Steuerdrucks, wol auch wegen der Religionsverschiedenheit (seine Bewohner sind zum Theil römisch-katholisch), 1843 wieder zu den Türken zurückgetreten. Seitdem lebte die Bevölkerung dieses Bezirks in erbitterter Feindschaft mit dem Wladika, und Osman-Pascha von Skutari benutzte diese Verhältnisse, um die Inseln Wranija und Lessendra im See von Skutari wegzunehmen und dadurch den armen Gebirgsbewohnern den unentbehrlichen Fischfang fast ganz abzuschneiden. Als 1846 der Wladika eine Reise an mehrere europ. Höfe unternahm, wußten die Türken die von Hungersnoth gepeinigten Einwohner des Bezirks Piperi gegen ihren Fürsten aufzuwiegeln. Diese Reibungen und gegenseitigen Beschuldigungen von Aufruhrstiftung führten zu zahlreichen Raubzügen der Montenegriner in die Grenzgebiete, welche seit 1850 sich mehrten und besonders seit dem Juni 1851 bedeutend wurden. Am 31. Oct. 1851 starb der Wladika. Laut seines Testaments wurde sein Neffe Danielo Petrowitsch sein Nachfolger. Dieser ging im Febr. 1852 über Wien nach Petersburg, um dort die Investitur vom Zaren zu erlangen. Inzwischen wurde in einer Nationalversammlung in Cetinje die Trennung der geistlichen von der weltlichen Macht des Wladika beschlossen und von der russ. Regierung die Anerkennung M.s als ein weltlicher Staat unter dem erblichen Regiment eines Fürsten erbeten. Während Rußland diese Bitte gewährte und die Anerkennung M.s als eines unabhängigen Staats sehr bestimmt aussprach, machte dagegen die Pforte unerwartet ihre vermeintlichen Hoheitsrechte auf das Land entschieden geltend. Ein türk. Corps zog sich an der Grenze der Herzegowina zusammen, und der Abfall von Piperi zu den Türken sowie andererseits die Ueberrumpelung von Shabljak in Albanien durch eine montenegrin. Streifpartie aus Zrnitschka (11. Nov. 1852) gaben nun das Signal zu einem blutigen Kriege. Danielo schlug die türk. Truppen an der Moratscha bei Spusch und Podgorizza (Hauptsieg 15. Dec.) und besetzte den Zipfel türk. Gebietes, der dort nordwärts in M. einschneidet. Schon 25. Nov. hatte der Divan zu Konstantinopel, in welchem die alttürk. Partei die Oberhand

Digitized by Google

führte, einen energischen Feldzug gegen M. beschlossen, und Anfang 1853 standen 56,000 Mann regulärer und irregulärer Truppen unter Omer-Pascha gegen dasselbe im Felde. Allein die Montenegriner leisteten den tapfersten Widerstand und behaupteten, obgleich die Türken unter den blutigsten Kämpfen vordrangen, doch auf den meisten Punkten den Sieg. Alle Anstrengungen des Omer-Pascha, der große Verluste an Mannschaft erlitt, blieben ohne Erfolg. Die Pforte, bereits in Differenzen mit dem wiener und petersburger Cabinet begriffen, sah sich genöthigt, Omer-Pascha Befehl zum Rückzuge zu geben und die Unabhängigkeit M.s anzuerkennen. Am 12. Aug. 1860 wurde Fürst Danielo von einem flüchtigen Montenegriner durch einen Pistolenschuß verwundet und starb tags darauf. Da er aus seiner Ehe mit Darinka Kvekicova, der Tochter eines serb. Großhändlers in Triest, nur eine zweijährige Tochter hinterließ, so wurde durch den Einfluß seiner Witwe der Sohn seines Bruders Mirko, Nikita (geb. 7. Oct. 1841), zum Fürsten von M. ausgerufen. Unter diesem kam es 1862 wieder zu einem offenen Kriege mit den Türken, weil die Montenegriner den Aufstand in der Herzegowina unterstützten. Die Türken rückten im Mai ins Land ein, siegten 10. Juli bei Ostrog, 24. und 25. Aug. bei Rijeka und besetzten 13. Sept. Cetinje, worauf der Fürst die ihm von Omer-Pascha gestellten Friedensbedingungen annahm, nach welchen mehrere Plätze des Landes türk. Besatzung erhielten. Doch wurde dieses Recht bald wieder von der Pforte aufgegeben und im Oct. 1866 trat dieselbe den Montenegrinern bei dem südlichsten österr. Orte Novosena einen schmalen Landstreifen ab, der das Fürstenthum in Verbindung mit dem Meere brachte. Aber der Fürst wollte sich im folgenden Jahre die ernsten Unruhen auf Candia zu Nutze machen und schickte im Dec. 1867 eine Deputation nach Konstantinopel ab, die dort in fast herausforderndem Tone die Cession eines ordentlichen Hafenplatzes an dem Adriatischen Meere, entweder Spizza oder Antivari, begehrte, aber im März 1868 völlig unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte. Als Ende Mai 1869 Nikita abermals in Konstantinopel die Abtretung des Hafens von Spizza begehrte, lehnte Oesterreich das Ansinnen um Befürwortung ebenso entschieden ab, wie die Pforte die Zumuthung selbst scharf zurückwies. Nikita rächte sich an der Pforte, indem er die alten Grenzstreitigkeiten über das Weiderecht in der Landschaft Brda wieder vorsuchte; auf Vorschlag von Oesterreich und Frankreich wurden dieselben Ende Febr. 1870 einer gemischten Commission zur Entscheidung überwiesen, welche im Sept. 1870 die Weideplätze für unbestreitbares Eigenthum der Pforte erklärte. Als dann 1875 in der Herzegowina der Aufstand ausbrach, wurde es bald klar, daß er hauptsächlich von M. aus genährt wurde, wenn auch eine offene Theilnahme der Montenegriner am Kampfe nicht evident nachgewiesen werden konnte. Unterdessen wurde mit Serbien eine Allianz geschlossen, und als im Juni 1876 Fürst Milan Obrenowitsch den Krieg mit den Türken proclamirte, gab auch Fürst Nikita seinem Volke kund, daß er es für seine Pflicht halte, den Brüdern in Bosnien und der Herzegowina Hülfe zu leisten. Da die Montenegriner eine geringere Streitmacht gegen sich hatten, so drangen sie siegreich vor. Als im Nov. 1876 die Serben in Friedensverhandlungen mit der Pforte traten, schickte auch der Fürst Nikita seine Abgeordneten nach Konstantinopel, wurde dort aber mit seinen Friedensbedingungen abgewiesen, während es Serbien gelang, einen Frieden unter ehrenvollen Bedingungen abzuschließen. Im Febr. 1877 begannen die Feindseligkeiten zwischen den Türken und Montenegrinern wieder. Ueber die weitere Theilnahme M.s an diesen Kämpfen s. Russisch-Türkischer Krieg. Vgl. Andrić, «Geschichte des Fürstenthums M.» (Wien 1853); Dutschitsch, «Zrna Gora» (Belgrad 1874); Gopčević, «M. et les Montenegrins» (Par. 1877; deutsch, Lpz. 1877); Kapper, «Das Fürstenthum M.» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1875).

Montenotte, Dorf in Piemont, auf den Apenninen, zum Kreise Alba der ital. Provinz Coni gehörig, ist bekannt durch das Gefecht vom 12. April 1796, in welchem Bonaparte die Oesterreicher unter dem General Argenteau zurückwarf.

Montépin (Xavier Aymon de), franz. Romanschriftsteller und dramatischer Dichter, geb. 18. März 1824 zu Apremont (Depart. Haute-Saône), schildert in seinen zahlreichen Werken speciell denjenigen Theil der pariser Gesellschaft, den er selbst das «galante Zigeunervolk» (La Bohême galante) nennt; nämlich den frechen Schwarm, der in dem wilden und wüsten pariser Leben während der ersten Jahre des zweiten franz. Kaiserreichs eine Hauptrolle spielte. Er erzählt die Geschichte der «Viveurs de Paris» (14 Bde., 1852—1856), der «Valets de cœur» (3 Bde., 1853), der «Mademoiselle Lucifer» (3 Bde., 1852), der «Reine de la nuit» (5 Bde., 1863) u. s. w. Die in dem Roman «Filles de plâtre» (1855) enthaltenen anstößigen Schilderungen brachten den Verfasser in Conflict mit den Gerichtsbehörden, welche das Buch mit Beschlag belegen und später gänzlich unterdrücken ließen. Seine letzten größern

Digitized by Google

Romane sind: «Le Bigame» (2 Bde., Par. 1874) und «La voyante» (4 Bde., Par. 1874). Eine Anzahl seiner Romane verarbeitete M. theils allein, theils in Gemeinschaft mit andern zu Dramen und Melodramen für Boulevardtheater. Der größte Theil seiner Romane ist in deutscher Uebersetzung erschienen. M. starb im J. 1873.

Montepulciano, Stadt in der ital. Provinz Siena und Hauptstadt des gleichnamigen Kreises, 81 Kilom. südöstlich von Florenz, in 540 Mt. Höhe, auf einem Randgipfel des vulkanischen Monte-Amiata und an der Bahnlinie Empoli-Chiusi, mit (31. Dec. 1871) 2813, im ganzen Gemeindegebiet 13,160 E., der Sitz des Unterpräfecten und eines Bischofs, mit einem bischöfl. Seminar und einem Lycealgymnasium, einer Kathedrale und mehrern andern ansehnlichen Kirchen, namentlich der berühmten Madonna di San-Biagio, von Antonio San-Gallo 1548 erbaut, ist besonders seines Weins wegen berühmt.

Montereau oder **Montereau Faut-Yonne**, Stadt im franz. Depart. Seine-Marne, 79 Kilom. im Südsüdosten von Paris, am Zusammenfluß der Seine und Yonne, welche beide überbrückt sind, an der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn und durch Zweigbahn nach Flamboin mit der Ostbahn verbunden, von dem auf einer Höhe gelegenen modernen Schlosse Surville beherrscht, hat ein Handelsgericht, einen Gewerberath, ein Invalidenhaus (Asile Napoléon) und (1872) 6522 E., welche eine großartige Fayencefabrik sowie Manufacturen von Topfwaaren, Mosaikziegeln, Pfeifen, hydraulischem Cement, Küchenöfen, Stahlperlen, Blanc d'Espagne u. s. w. unterhalten und lebhaften Handel mit Wein, Getreide, Vieh, Holz und Kohlen treiben. Auf der Yonnebrücke ward 10. Sept. 1419 der Herzog Johann von Burgund ermordet. Die Stadt wurde 24. Juni 1420 von den Engländern als der letzte Punkt ihrer Eroberungen in Frankreich genommen, 24. Aug. 1437 aber nach der hartnäckigsten Belagerung wieder von den Franzosen erobert. In dem hier 18. Febr. 1814 gelieferten Treffen besiegte Napoleon I. die Verbündeten unter dem Kronprinzen von Würtemberg.

Monterey, Hauptstadt und Bischofssitz des mexic. Staates Neuleon, liegt fast in der Mitte desselben am Rio de M. (einem obern Zufluß des gegen Osten in den Rio Grande del Norte fließenden San-Juan) in einer von Bergen umschlossenen fruchtbaren Hochebene, 500 Mt. über dem Meere. Die von Gärten umgebene Stadt ist gut gebaut, hat eine Kathedrale, zwei Pfarrkirchen, ein Rathhaus, einen Regierungspalast und zählt (1869) 13,534 E., welche, durch Klima und Boden begünstigt, Frucht- und Gartenbau, sowie lebhaften Handel mit Landesproducten treiben. Auf einer jährlich abgehaltenen Messe findet überdies ein bedeutender Absatz von ausländischen Manufacturen statt. M. wurde 1599 gegründet, 1777 zum Bischofssitz erhoben und war früher eine wohlhabende Stadt, der blühendste Ort im nördl. Mexico, hat aber in dem nordamerik. Kriege sehr gelitten. General Taylor belagerte 1846 die Stadt und nahm sie nach heftigem Widerstande 24. Sept. durch Capitulation des mexic. Generals Ampudia ein. In der Nähe liegt der bischöfl. Palast auf einer Anhöhe, welche in jenem Kriege von den Mexicanern durch Wälle und Schanzen befestigt war und deren Erstürmung den General Worth in den amerik. Kriegsannalen berühmt gemacht hat. — M., früher San-Carlos de M. genannt, eine Hafenstadt im Staate Californien, an einer Bai des Stillen Oceans, 5 Kilom. von dem Cap oder der Punta-Pinos und 150 Kilom. im Südsüdosten von San-Francisco gelegen, hat einen ziemlich guten Hafen. Erst 1770 ward M. vom Pater Junipero Serra als Missionsstation gegründet und war bis 1847 die Hauptstadt von California und bis 1848 einer der größten und blühendsten Orte des Landes. Unter der amerik. Herrschaft jedoch wurde M. sehr vernachlässigt, weil es von den Golddistricten ziemlich entfernt liegt; 1870 zählte es nur 1112 E.

Monte-Rosa, nächst dem Montblanc (s. d.) der höchste Gebirgsstock der Alpen, erhebt sich an der Grenze des schweiz. Cantons Wallis und der ital. Provinzen Turin und Novara, auf der Wasserscheide zwischen dem Rhône- und dem Pogebiet zu 4638 Mt. Höhe über dem Meere. Zu den Penninischen Alpen gehörend, deren größtes Gletschergebiet ihn umgibt, zieht er sich als mächtige eisgepanzerte Felsmauer von S. nach N., im O. fast senkrecht 2500 Mt. tief zum Circusthal von Macugnaga abstürzend, nach W. allmählich zum Sammelgebiet des Gornergletschers und dem Nikolaithal (Zermatt) sich senkend. Obwol sein höchster Punkt vom Montblanc um 172 Mt. überragt wird, ist doch der M. der gewaltigste Gebirgsstock der Alpen. Von seinen acht Hauptgipfeln ist keiner niedriger als 4000 Mt. und die tiefste Lücke in seinem Grate, das alte Weißthor (3567 Mt.), liegt 200 Mt. höher als die durchschnittliche Kammhöhe des Montblanc. Die Kette beginnt im S. am Col d'Ollen (2909 Mt.) und schwingt sich rasch zur vergletscherten Vincentpyramide (4211 Mt.) auf; dieser folgen östlich vom Lysjoch (4280 Mt.) nahe beieinander das Schwarzhorn (4324 Mt., das Balmenhorn

Digitized by Google

der Dufourkarte) und die Ludwigshöhe (4344 Mt.), nordöstlich von dieser die Parrotspitze (4443 Mt.). Die Signalkuppe erreicht 4561 Mt., die Zumsteinspitze 4577 Mt. Höhe und mit der Dufourspitze (4638 Mt.) und dem Nordend (4612 Mt.) gipfelt der Grat. Nach N. setzt sich die Kette, allmählich niedriger werdend, mit dem Jägerhorn (3977 Mt.), der Fillarkuppe und der vielbesuchten Cima di Jazzi (3818 Mt.) bis zum neuen Weißthor (3612 Mt.) fort, wo sich die mächtige, zwischen den Thälern der Gorner- und der Saaservisp nach N. ziehende Kette der Mischabelhörner mit dem Dom (4534 Mt.) anschließt. Eine ähnliche vergletscherte Felsmauer zieht sich westlich vom Lysjoch bis zum Matterjoch und gipfelt mit dem 4538 Mt. hohen Lyskamm. Die größten Gletscher des Gebietes sind im S. der Lysgletscher, im O. der Sesia- und der Macugnagagletscher, im N. der Schwarzberg- und der Findelengletscher und im W. der mächtige Gornergletscher, der mit seinem Sammelgebiet eine Fläche von etwa 70 QKilom. bedeckt und mit dem untern Ende, dem Bodengletscher, bis zu den Weiden und Wäldern des Nikolaithals hinabsteigt. Die Gewässer fließen dem Rhône durch die Gorner- und Saaservisp, dem Po durch die Dora-Baltea, die Sesia und die Toce (Tessin) zu. Wie am Montblanc, liegen auch hier die gangbaren Pfade am äußersten Rande des Massivs, so im W. das Matterjoch, zwischen Zermatt und Val Tournanche, im S. der Col des Cimes-blanches (3021 Mt.), die Furca di Betta (2688 Mt.) und der Col d'Ollen, welche die Thäler Tournanche, Challant, Gressonay und Alagna (Sesia) verbinden; im O. der Turlopaß (2770 Mt.) zwischen Alagna und Macugnaga (Anzasca) und der Monte-Moro (2862 Mt.) zwischen Macugnaga und dem Saasthal. Sind schon diese Pässe hohe und rauhe Fels- und Gletscherpfade, so gehören die über die Kette selbst führenden Joche zu den höchsten und schwierigsten Alpenübergängen, so der Schwarzthorpaß (3894 Mt.) zwischen Zermatt und Val Challant, das Lysjoch zwischen Zermatt und Val Gressonay, das Sesiajoch (4400 Mt.) zwischen Zermatt und Alagna und die beiden Weißthore zwischen Zermatt und Macugnaga. Das Gestein der Monte-Rosa-Kette ist Gneis, welcher oben in Glimmerschiefer übergeht und rings von einer oft unterbrochenen Zone grauer und grüner Schiefer, Serpentine und Hornblendegesteine umsäumt wird. Trotz seiner Höhe ist der M. nicht allzu schwierig zu besteigen und alle seine Spitzen haben im Verlauf der letzten 60 Jahre ihre Bezwingung gefunden. Die eigentliche Dufourspitze, deren östl. Zacke (4631 Mt.) schon 1848 erreicht worden war, wurde zuerst 1855 von den Gebrüdern Smyth aus Yarmouth bestiegen. Seither wird die Besteigung häufig, hier und da auch von Damen, unternommen. Der gewöhnliche Weg führt vom Riffelhôtel (2569 Mt.) oberhalb Zermatt über den Gorner- und den Monte-Rosa-Gletscher und die Gneisköpfe Blattje und «auf dem Fels» (3344 Mt.), dann über steile Schneehänge zum Sattel (4354 Mt.) und östlich über eine schmale Schneeschneide und glatte Glimmerschieferfelsen, endlich durch ein fast senkrechtes Kamin zum Gipfel, dessen Besteigung sieben bis neun, zurück fünf bis sechs Stunden erfordert. Die unermeßliche Aussicht vom M. reicht über den ganzen Kranz der West- und Centralalpen bis zum Ortler, umfaßt die lombard. Tiefebene bis über Mailand hinaus und erstreckt sich über den Appennin bis zum Ligurischen Meere. Von den Thälern, welche vom M. ausstrahlen, haben das Nikolai- und das Saasthal im N. deutsche, die Thäler der Anzasca und der Sesia im O. im obersten Theile deutsche, unten ital. Bevölkerung; im Val Gressonay im S. sind die obern Gemeinden deutsch, die untern französisch, während Val Challant und Val Tournanche ganz französisch sind. Vgl. Welden, «Der M.» (Wien 1824); Schott, «Die deutschen Colonien in Piemont» (Stuttg. 1842); Schlagintweit, «Neue Untersuchungen» (Lpz. 1854); Studer, «Ueber Eis und Schnee» (Bd. 2, Bern 1870).

Monte-Rotondo, Flecken mit (1871) 3730 E. in der ital. Provinz Rom, bis 1870 zur päpstl. Comarca di Roma gehörig, an der Bahnlinie Rom-Florenz und unweit des Tiber an dessen linkem Ufer, 22 Kilom. nordöstlich von Rom entfernt gelegen, ist bekannt geworden durch das Gefecht, in welchem Garibaldi 25. Oct. 1867 die päpstl. Truppen besiegte.

Montespan (Françoise Athenaïs, Marquise von), Geliebte Ludwig's XIV., war die Tochter Rochechouart's, Herzogs von Mortemart, und führte in ihrer Jugend von einem Familiengute den Namen Mademoiselle de Tonnay-Charente. Sie wurde 1641 geboren und 1663 an den Marquis von M. verheirathet. Ihr Gemahl brachte sie als Ehrendame an den Hof, wo sie weniger durch ihre Schönheit als durch ihr anmuthiges und geistreiches Wesen die Aufmerksamkeit Ludwig's XIV. auf sich zog. Derselbe verließ ihretwegen die Lavallière (s. d.) und wendete sich ihr gegen 1667 gänzlich zu. Der Marquis von M., der sich nicht nach der gewöhnlichen Hofmanier fügte, wurde in die Bastille gebracht, dann nach Guyenne verwiesen und endlich im Juli 1676 durch ein Urtheil des Châtelet geschieden. Indeß genoß die Marquise

Digitized by Google

nur ungefähr drei Jahre ihren Triumph. Sie liebte den König weniger als den Glanz. Zur Erzieherin ihrer Kinder hatte sie die Frau von Maintenon angenommen, und diese gewann allmählich das Herz des Königs. Schon gegen Ostern 1675 fand eine Trennung zwischen dem König und der M. statt, der jedoch eine Aussöhnung folgte. Allein die stolze Geliebte vermochte seitdem wenig mehr über den Monarchen, der endlich 1686 völlig mit ihr brach. Seitdem erschien sie nur selten bei Hofe, und 1691 mußte sie sich aus Paris entfernen. Sie trat schließlich in den Orden der Töchter des heil. Jakob, machte aber bis an ihr Ende die Ansprüche einer Königin. Sie starb 27. Mai 1707 bei dem Gebrauch der Bäder zu Bourbon-l'Archambault. Von ihrem rechtmäßigen Gemahl hinterließ sie den Herzog von Antin; aus dem Umgange mit Ludwig XIV. entsprangen: der Herzog von Maine (s. d.); der Graf von Vexin, gest. 1683; Mademoiselle de Nantes, verheirathet an den Herzog von Bourbon; Mademoiselle de Tours, gest. 1681; Mademoiselle de Blois, verheirathet an den Herzog von Orléans, und der Graf von Toulouse. Die von Lamothe Langon veröffentlichten «Mémoires de Madame la marquise de M.» (2 Bde., Par. 1830) sind apokryph.

Montesquieu (Charles de Secondat, Baron de la Brède et de), einer der berühmtesten philos.-polit. Schriftsteller der Franzosen, stammte aus einer vornehmen Familie in Guyenne und war 18. Jan. 1689 auf dem väterlichen Schlosse Brède bei Bordeaux geboren. Sehr früh entwickelten sich durch sorgfältige Erziehung seine ausgezeichneten Geistesgaben. Er wurde 1714 Rath beim Parlament zu Bordeaux und zwei Jahre später Präsident desselben. Obgleich er so früh in das Staatsleben eintrat, blieb er doch immer literarischen Bestrebungen vorzugsweise zugewendet. Sein erstes Werk waren die «Lettres persanes» (Par. 1721; deutsch von Strodtmann, Berl. 1867). Mit launigem Spotte beurtheilt darin ein Naturmensch unter der Maske eines Persers das damalige polit., gesellschaftliche und literarische Leben der Franzosen. Ein geistreicheres Gemälde der franz. Sitten mit ihren Lächerlichkeiten und Thorheiten war noch nicht dagewesen; überdies vermehrte die sinnreiche Einkleidung den Reiz des Buchs, das auch durch Sprache und Darstellung ausgezeichnet war. Obgleich M. die Akademie in seinen «Lettres» keineswegs geschont hatte, wurde er doch 1728 zum Mitglied derselben erwählt. Um die Gesetzgebung und das Verfassungswesen fremder Nationen kennen zu lernen, legte er 1726 seine Stelle nieder, machte später eine Reise durch Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland und England, wo er zwei Jahre im vertrauten Umgang mit dem geistreichen Chesterfield verweilte und von der Königlichen Societät der Wissenschaften als Mitglied aufgenommen wurde. Nach seiner Rückkehr auf sein Schloß Brède ließ er die «Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains» (Par. 1734; neu herausg. von Erzgräber, Berl. 1877; deutsch von Hacke, Lpz. 1828) erscheinen, die nicht mit Unrecht eine röm. Geschichte für Philosophen und Staatsmänner genannt werden. Ein Meisterstück waren auch die «Dialogues de Sylla et de Lysimaque» (Par. 1748), die er pseudonym als Charles d'Outrepont herausgab. Nie hat ein Psycholog, den Tacitus ausgenommen, so die Seele eines Despoten erforschend zergliedert und ihre leisesten Regungen erlauscht, als es in diesen Dialogen geschehen ist. Nach langen Vorbereitungen erschien endlich M.'s Hauptwerk «Esprit des lois» (2 Bde., Genf 1748; deutsch von Hauswald, 3 Bde., Halle 1829), in welchem er die Entwickelung gesetzlicher Einrichtungen und ihr Naturverhältniß zu örtlichen und gesellschaftlichen Bedingungen in den verschiedenen Ländern zum ersten male in einem großartigen Ueberblicke darzustellen versuchte. Dadurch wurde dieses Werk für die Entwickelung der Staatswissenschaften von epochemachender Bedeutung, obwol nicht zu verkennen ist, daß M. in den wesentlichsten Dingen sich nicht über sein Jahrhundert erhob, namentlich die Bedeutsamkeit des religiösen Moments im Leben der Menschen verkannte und das absolute röm. Staatsaxiom, «das Heil des Volks sei das höchste Gesetz», gelten ließ. M. starb zu Paris 10. Febr. 1755. Die Ausgaben seiner sämmtlichen Werke sind überaus zahlreich; als die besten sind zu erwähnen die londoner (3 Bde., 1759), die baseler (8 Bde., 1800), unter den neuern die von Auger besorgte (8 Bde., Par. 1819), die von Destutt de Tracy und Villemain (8 Bde., Par. 1827), die von Lefebvre (2 Bde., Par. 1839) und die von Hachette (3 Bde., Par. 1865). Vgl. M.'s «Éloge» von Villemain, der 1816 von der Akademie gekrönt wurde; Jannsen, «M.'s Theorie von der Dreitheilung der Gewalten im Staate» (Gotha 1878); Dangeau, «M., bibliographie de ses œuvres» (Par. 1874).

Montesquiou-Fézensac, eine der ältesten, vielleicht die älteste franz. Adelsfamilie. Sicher läßt sich die Abkunft der alten Grafen von Fézensac von Sancho Mittara, Herzog von Gascogne, der gegen Ende des 9. Jahrh. lebte, nachweisen. Das Haus zerfiel später in zwei Linien: die Linie von Marsan, welche 1777 die Würde der Grafen von Fézensac, 1815 die Pair-

Digitized by Google

schaft, 1821 die Herzogswürde erlangte, und die Linie von Artagnan, die sich 1443 vom Hauptstamme loslöste. Von den ausgezeichneten Männern des Hauses sind zu nennen: Raymond Aimery de M., Ritter im Kreuzheere Philipp August's; Joseph d'Artagnan, Generallieutenant seit 1702; Pierre de M., Marschall von Frankreich seit 1709. In neuerer Zeit wurden besonders bekannt: M.-Fézensac (François Xavier Marc Antoine, erster Herzog von), franz. Minister unter Ludwig XVIII., geb. 1757 auf dem Schlosse Marsan bei Auch. Er war Abbé und Generalagent des Klerus, als ihn die Geistlichkeit 1789 zur Versammlung der Generalstaaten abordnete. Am 16. Juli mußte er im Namen des Klerus dessen Beitritt zur allgemeinen Nationalversammlung erklären. Bei der Verhandlung über die geistlichen Güter sprach er heftig gegen deren Verwandlung in Nationalgüter. Im J. 1790 zweimal zum Präsidenten der Versammlung erwählt, widerstand er eifrig der völligen Aufhebung religiöser Orden und der Einführung der Civilconstitution des Klerus. Mit Eröffnung der Gesetzgebenden Versammlung zog er sich ins Privatleben zurück. Nach dem 10. Aug. 1792 wanderte er aus, und das Revolutionstribunal verdammte ihn zum Tode. Unter dem Directorium kehrte er zurück, um das royalistische Interesse zu unterstützen. Unter anderm richtete er den berühmten Brief an den Consul Bonaparte, in welchem derselbe angegangen wurde, den Thron für die Bourbons wiederherzustellen. Nach der ersten Restauration wurde er Mitglied der Provisorischen Regierung und wirkte bei dem Entwurfe der constitutionellen Charte mit. Nachdem er 13. Mai 1814 zum Minister des Innern ernannt worden, unterstützte er jedoch die Ultraroyalisten, wurde 17. Aug. 1815 mit der Pairs- und 1821 mit der Herzogswürde bekleidet. Er starb 4. Febr. 1832 auf dem Schlosse Cirey. — Seines ältern Bruders einziger Sohn, Anatole, Graf von M.-Fézensac, geb. 8. Aug. 1788, seit 1813 Oberst, 1831 Maréchal-de-Camp und seit 1841 Pair von Frankreich, war am Hofe Ludwig Philipp's Ehrencavalier der Königin und begleitete im Febr. 1848 die Herzogin von Orléans mit ihren Söhnen auf der Flucht über den Rhein. Er hat sich durch poetische Arbeiten, darunter die religiöse Dichtung «Moyse» (2 Bde., Par. 1850 u. 1864) bekannt gemacht. Er starb 1867 zu Marsan (Gers). — Anne Pierre, Marquis von M.-Fézensac, General der franz. Republik, geb. zu Paris 17. Oct. 1739, war beim Ausbruche der Revolution Oberstallmeister bei Monsieur und Maréchal-de-Camp. Der Adel von Paris schickte ihn in die Nationalversammlung, wo er bei den Verhandlungen über die Finanzen große Talente entfaltete. Zum Oberbefehlshaber der Armee des Südens ernannt, fiel er 22. Sept. 1792 in Savoyen ein und besetzte das Land ohne Blutvergießen. Aber in den Anklagezustand versetzt, floh er in die Schweiz, von wo er erst 1795 zurückkehren durfte. Er starb zu Paris 30. Dec. 1798. M. hat sich auch literarisch beschäftigt und einige gut versificirte Dramen sowie eine finanz.-polit. Arbeit «Du gouvernement des finances de France» (Par. 1797) veröffentlicht.

Monteverde (Claudio), berühmter ital. Tonsetzer, geb. zu Cremona 1568, kam als Jüngling in die Kapelle des Herzogs von Mantua (als Violinist) und studirte bei seinem vorgesetzten Kapellmeister Marc Antonio Ingegneri den Contrapunkt. Gegen 1604 wird er selbst als herzogl. mantuanischer Kapellmeister genannt. Als Nachfolger Martinengo's wurde er 1613 Kapellmeister an der Markuskirche in Venedig. Dieses Amt verwaltete er bis zu seinem Ende September 1649 erfolgten Tode. M. ist als der ausgezeichnetste Tonkünstler in der Zeit 1600—40 zu bezeichnen. Er gab in mehrfacher Beziehung den Anstoß zu freierer Handhabung der Kunstmittel und zu charaktervollerer Benutzung des harmonischen und melodischen Materials. Besonders wagte er in Betreff der Accordcombinationen vieles, was vor ihm unerhört gewesen. Dann bahnte er auch eine bessere Verschmelzung des Wortausdrucks mit dem musikalischen an und versuchte eine Sonderung der Stimmungen und Affecte auch in musikalischer Beziehung. Das alles kam zuvörderst dem Madrigal, in welcher Kunstgattung er besonders ausgezeichnet war, und auch der noch jungen Oper zugute, die in der That durch ihn weiter gebildet wurde. M. schrieb Messen, Psalmen und andere Kirchenstücke, Canzonetten und Madrigalen; ferner die Opern «Orfeo», «Arianna», «Proserpina rapita», «Adone», «Il ritorno d' Ulisse», «L'incoronazione di Poppea» und das Ballet «Le Ingrate».

Montevidēo, Hauptstadt, Regierungssitz und wichtigster Seeplatz der südamerik. Republik Uruguay (s. d.), sowie eines nach ihr benannten Departements, am nördl. Ufer und nahe der Mündung des La-Plata, auf drei Seiten von diesem Strome umgeben, 200 Kilom. östlich von Buenos-Ayres gelegen, zählt (1872) 105,296 E., worunter fast die Hälfte Fremde, meist Italiener, Franzosen, Deutsche. M. ist eine schön gebaute Stadt mit vielen Thürmen, zahlreichen, breiten, gepflasterten Straßen und wirklichen Prachtbauten. Dahin gehört besonders das

Digitized by Google

Theater de Solis und die Kathedrale Matriz, im ital. Stil. Die Festungswerke sind gegenwärtig bis auf ein Fort abgetragen. Der Hafen der Stadt ist nicht besonders sicher, da er an zahlreichen Klippen und schlechtem Ankergrunde leidet, auch fehlt es noch an hinreichender Beleuchtung; jedoch besitzt er ein Trockendock für Schiffe von 4 Mt. Tiefgang. Tiefer gehende Schiffe ankern auf der Rhede. Im J. 1875 belief sich die Zahl der eingelaufenen Schiffe auf 1662 mit 947,197 Tonnen, der auslaufenden auf 1723 mit 980,690 Tonnen. Der Gesammtwerth der Einfuhr betrug 1872: 19,467,000 Pesos, der Ausfuhr 15,499,000 Pesos. Letztere, nach Frankreich, Deutschland, England, Italien, Brasilien, Spanien und den Vereinigten Staaten gerichtet, besteht namentlich in trockenen und gesalzenen Häuten, Wolle, Knochen, Hörnern und Fleischextract. Mit den europ. Haupthäfen ist M. durch regelmäßige Dampfschifffahrten verbunden; außerdem durch eine Telegraphenlinie über Rio-Janeiro. Eisenbahnen führen nach Florida (90 Kilom.) und nach Pando (39 Kilom.). M. wurde 1726 unter dem Namen San-Felipe del Puerto de M. gegründet und 1777 von den Spaniern befestigt. Im Unabhängigkeitskriege und den Parteikämpfen der südamerik. Staaten hatte es viel zu leiden.

Montez (Lola), eine durch ihre Abenteuer bekannte Tänzerin, geb. 1820 zu Montrose in Schottland, war die uneheliche Tochter eines schott. Offiziers, Namens Gilbert, und einer Creolin. Ihre Mutter heirathete später und ließ ihre Tochter in einem Pensionat zu Bath erziehen. Lola vermählte sich mit einem jungen Offizier, Namens James, dem sie aber, nachdem sie eine Zeit lang mit ihm in Ostindien gelebt, wieder entlief. Sie führte hierauf längere Zeit in England ein abenteuerliches Leben und tauchte später in Paris auf. Im J. 1846 kam sie nach München und trat hier als span. Tänzerin auf. Sie verstand es, die Gunst des Königs Ludwig I. zu gewinnen, und ihrem Einflusse wurde der Sturz des ultramontanen Ministeriums Abel (s. d.) zugeschrieben, das sich ihrer Erhebung in den gräfl. Stand widersetzt hatte. Unter dem neuen Ministerium Wallerstein erhielt sie nun das bair. Indigenat und wurde zur Gräfin Landsfeld erhoben. In ihrem prächtig ausgestatteten Hause versammelte sie einen Kreis junger ergebener Leute um sich, namentlich eine Anzahl Studenten, die eine besondere Verbindung (Alemannia) bildeten und bald in heftigen Conflict mit den übrigen Studenten und dem Publikum geriethen. Unruhige Auftritte derart zogen Anfang Febr. 1848 auf Lola's Anlaß die Schließung der Universität nach sich. Alle diese Vorgänge, in Verbindung mit dem Uebermuthe der Abenteurerin und der Erbitterung der ultramontanen Partei, führten 10. und 11. März in der bair. Hauptstadt eine Volksbewegung herbei, welche die Einwilligung des Königs in die Wiedereröffnung der Universität und die Entfernung Lola's zur Folge hatte. Während dieselbe am Bodensee einer Wendung der Dinge harrte, trat die Märzbewegung des J. 1848 ein, die ihr jede Rückkehr nach München verschloß. Lola kehrte nach England zurück, wo sie 1849 einen Offizier, Namens Heald, heirathete, der sich aber bald wieder von ihr trennte. Im J. 1852 wandte sich Lola nach Nordamerika, wo sie wieder die Bühne betrat. Namentlich stellte sie unter großem Beifall in einem unter ihrer Mitwirkung verfaßten Stücke ihre eigenen Erlebnisse in Baiern dar. Von Neuorleans aus, wo ihr Auftreten die lebhafte Opposition der kath. Partei erregte, wandte sich Lola 1852 nach Californien, wo sie abermals mit ungeheuerm Beifall auftrat. Später heirathete sie einen Literaten, Namens Hull, und zog sich mit diesem nach Nevada-City in Californien zurück, wo sie indeß bald von ihrem Gatten verlassen wurde. Hierauf ging Lola nach Neuyork zurück, wo sie über verschiedene Gegenstände vielbesuchte Vorlesungen hielt. Im J. 1855 schiffte sie sich an der Spitze einer kleinen Schauspielertruppe nach Australien ein. Nach ihrer Rückkehr nach Neuyork nahm sie ihre Vorlesungen wieder auf, wurde jedoch im Juni 1860 von einem Nervenschlage betroffen. Sie starb 30. Juni 1861 in einem Krankenhause zu Astoria bei Neuyork.

Montezūma, der letzte Herrscher in Mexico vor der Unterjochung dieses Reichs durch die Spanier, geb. um 1480, folgte 1502 seinem Vater gleichen Namens in der Regierung. Unter ihm landete 1519 Cortez in Mexico mit seinem kleinen Heere. Erschreckt durch eine alte Weissagung und geblendet durch das Ungewöhnliche der Erscheinung der Fremdlinge, empfing ihn M. als seinen Gebieter. Als er jedoch erkannte, daß die Ankömmlinge keine übermenschlichen Wesen seien, sann er auf deren Vernichtung. Kaum hatte dies Cortez in Erfahrung gebracht, so ließ er M. fesseln und zwang ihn, die Oberherrlichkeit Spaniens anzuerkennen. Die Mexicaner, darüber empört, einen Sklaven der Fremdlinge zum Herrscher zu haben, griffen zu den Waffen, und als M. durch seine Gegenwart den Aufruhr stillen wollte, wurde er durch einen Steinwurf verwundet. Zwar wurde er von den Spaniern in Schutz genommen und verbunden, doch untröstlich über die von seinen Unterthanen erlittene Beschimpfung, wies er Speise

Digitized by Google

und Trank ab und riß immer von neuem den Verband ab, sodaß er bald nachher im Juni 1520 starb. Seine Kinder nahmen die christl. Religion an. Der älteste Sohn erhielt von Karl V. den Titel eines Grafen von M., von welchen einer 1697—1701 Vicekönig von Mexico war. Der letzte Nachkomme seines Geschlechts, Don Marsilio de Teruel, Graf von M., span. Grande erster Klasse, wurde seiner liberalen Gesinnungen wegen von Ferdinand VII. aus Spanien verbannt und starb zu Neuorleans 22. Oct. 1836.

Montfaucon (Bernard de), lat. gewöhnlich Montefalco oder Montefalconius genannt, namhafter franz. Alterthumsforscher, geb. 17. Jan. 1655 auf dem Schlosse Soulage in Languedoc, widmete sich anfangs dem Kriegsdienste, ließ sich aber 1675 in die Congregation der Benedictiner von St.-Maur aufnehmen und studirte nun mit gleichem Eifer die Philosophie, Theologie, biblische und Profangeschichte, alte und neue Literatur, todte und lebende Sprachen. Er machte 1698 eine Reise nach Italien, wo er vom Papste Innocenz XII. mit großer Auszeichnung aufgenommen wurde. Nach seiner Rückkehr 1701 lebte er ununterbrochen in Paris, wo er 21. Dec. 1741 starb. Er schrieb zu viel, um seinem Stil immer die gehörige Reinheit und Eleganz zu geben; doch erwarb er sich als Sammler das größte Verdienst. Als seine Hauptwerke sind hervorzuheben: die «Palaeographia Graeca» (Par. 1708), sowie «L'antiquité expliquée et représentée en figures» nebst Supplementen (franz. und lat., 15 Bde., Par. 1719—24; deutsch im Auszuge von Schatz mit Anmerkungen von Semler, 2 Bde., Nürnb. 1757; umgearbeitet von Roth, Nürnb. 1807), die noch immer für den Alterthumsforscher eine unentbehrliche Materialiensammlung ist; ferner «Les monuments de la monarchie française» (franz. und lat., 5 Bde., Par. 1729—33) und das «Diarium Italicum» (Par. 1702), das die Beschreibung alter Denkmäler und Nachrichten von vielen griech. und lat. Handschriften gibt; endlich die «Collectio nova patrum et scriptorum Graecorum» (2 Bde., Par. 1706), die «Bibliotheca Coisliniana, olim Segueriana» (Par. 1715) und die «Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova» (2 Bde., Par. 1739).

Montferrat, ein ehemals selbstständiges Herzogthum, begrenzt von Piemont, Mailand und Genua, später ein integrirender Theil des Königreichs Sardinien, liegt in zwei getrennten Theilen zwischen den See-Alpen und dem Po und umfaßt 2750 QKilom. Die Hauptstadt war Casale (s. d.). M. war in frühern Zeiten ein Theil des Römischen, dann des Longobardischen und später des Fränkischen Reichs und hatte bis zu Anfang des 14. Jahrh. eigene Markgrafen. Durch Erbschaft kam es hierauf an einen Seitenzweig des byzant. Kaiserhauses und 1536 an Mantua. Nach der Aechtung des Herzogs Karl IV. von Mantua 1703 machte Savoyen seine Ansprüche auf M. geltend, die auch von Kaiser Leopold I. anerkannt wurden.

Montgelas (Maximilian Jos., Graf von), bair. Minister, geb. zu München 12. Sept. 1759, aus einem aus Savoyen stammenden Geschlechte, studirte in Nancy und Straßburg, wurde 1777 kurbair. Hofrath und 1779, nachdem der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz Baiern ererbt hatte, Kammerherr und Büchercensurrath. Wegen Verfolgung von seiten der Illuminaten trat er 1787 als Legationsrath in pfalzzweibrückische Dienste und wurde hier 1795 Regierungsrath und 1796 Wirkl. Geheimrath. Als 1799 nach dem Tode Karl Theodor's von der Pfalz der Herzog Maximilian Joseph von Zweibrücken Kurfürst von Baiern wurde, ernannte er M. sofort zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Von jetzt an war er der stete Rathgeber seines Fürsten in allen wichtigen Angelegenheiten des Staats und erwarb sich namhafte Verdienste um die politische, administrative und geistige Hebung Baierns. Im J. 1803 war er mit der Finanzverwaltung beauftragt; 1806 erhielt er das Ministerium des Innern; 1809 das der Finanzen; in demselben Jahre wurde er in den Grafenstand erhoben. Der Einführung einer Constitution durchaus nicht geneigt, erhielt er 1817, als der König Maximilian Joseph sich zu derselben entschlossen hatte, hauptsächlich auf Andringen des Kronprinzen seine Entlassung. Im J. 1819 ernannte ihn der König zum erblichen Mitgliede der Kammer der Reichsräthe. Er starb zu München 13. Juni 1838 und hinterließ zwei Söhne. Der ältere derselben, Graf Maximilian Joseph Philipp Wilhelm M., geb. 16. April 1807, war erblicher Reichsrath, sowie Director der bair. Hypotheken- und Wechselbank und starb 1. April 1870; der jüngere, Graf Ludwig Max Joseph M., geb. 19. März 1814, war längere Zeit bair. Gesandter erst in Hannover, dann zu Berlin.

Mont-Genèvre (lat. Mons Janus), Bergpaß zwischen den Grajischen und den Cottischen Alpen, 93 Kilom. westlich von Turin, auf der Grenze zwischen Italien (Provinz Turin) und Frankreich (Depart. Hautes-Alpes) gelegen, verbindet die Thäler der Dora-Riparia und der Durance. Als der leichteste aller großen Alpenübergänge seit den ältesten Zeiten benutzt, wurde

Digitized by Google

der Paß 1802—7 fahrbar gemacht. Die Poststraße zweigt bei Oulx von der Mont-Cenis-Linie ab und zieht sich durch das Thal der Dora nach Cesanne (1348 Mt.), dem letzten ital. Dorfe, hinauf, erreicht dann, in großen Krümmungen die Trümmerhalden am Südfuß des Mont-Chaberton (3128 Mt.) überwindend, das Plateau der Paßhöhe (1860 Mt. über dem Meere), auf welcher das franz. Grenzdorf Bourg-Mont-Genèvre steht, und senkt sich jenseits mit vielen Windungen in das Thal der Durance und nach Briançon (s. d.), 30 Kilom. von Oulx.

Montgolfier (Jacques Etienne), der Erfinder des Luftballons, geb. 7. Jan. 1745 zu Vidalon-lès-Annonay im franz. Depart. Ardèche, wo sein Vater eine Papiermanufactur besaß, widmete sich nebst seinem ältern Bruder, Joseph Michael M., dem Studium der Mathematik, Mechanik und Physik. Beide übernahmen später die väterliche Papierfabrik. Durch die Lektüre der Priestley'schen Schrift über die Luftarten und durch eigene Beobachtungen wurde Etienne in Gemeinschaft mit seinem Bruder auf die Erfindung einer Art von Luftschiffen geführt, welche nach ihm Montgolfières genannt wurden. Den ersten Versuch machten sie damit 1782 zu Annonay, und da dieser gelang, begab sich Etienne noch in demselben Jahre nach Paris, wo er, sowie in Versailles, vor dem Hofe das Experiment wiederholte. (S. Luftballon und Luftschifffahrt.) Beide Brüder wurden hierauf von der Akademie als correspondirende Mitglieder aufgenommen, und außerdem erhielten sie noch verschiedene Belohnungen. Etienne starb 2. Aug. 1799 zu Serrières, wo er zuerst den Gedanken seiner Erfindung gefaßt hatte. — Sein Bruder, Joseph Michael M., geb. 1740, machte sich noch außerdem durch mehrere eigene Erfindungen, besonders die des Stoßhebers oder hydraulischen Widders (bélier hydraulique) berühmt. Als die Revolutionsstürme sein Gewerbe störten, begab er sich nach Paris, wo er nach Wiederherstellung der Ordnung beim Bureau der Künste und Manufacturen, dann als Administrator am Kunst- und Gewerbsconservatorium angestellt wurde. Er gab 1807 die erste Idee zur Errichtung einer Gesellschaft zur Ermunterung der Industrie und starb im Badeorte Balaruc 26. Juni 1810. Von den verschiedenen Werken, welche die Brüder herausgaben, sind zu nennen: «Discours sur l'aérostat» (Par. 1783), «Mémoire sur la machine aérostatique» (Par. 1784) und «Les voyageurs aériens» (Par. 1784).

Montgomery, eine der nördl. Grafschaften des engl. Fürstenthums Wales, zwischen Merioneth, Denbigh, Shropshire, Radnor und Cardigan, hat ein Areal von 1964,07 QKilom. und zählt (1871) 67,623 E. Obgleich an der Südwestgrenze gegen Cardigan der 746 Mt. hohe Plynlimmon aufsteigt und seine Arme in allen Richtungen ausstreckt, hat doch das Land nicht durchweg ein rauhes Ansehen, sondern wird nach der engl. Seite hin von fruchtbaren Thälern durchzogen. Gegen Westen in die Cardiganbai fließt der Dovey, vom Plynlimmon gegen Süden der Wye, gegen Nordosten die Severn, welche mit dem Rhiw und Byrnwy den östl. Theil der Grafschaft bewässert. Der Llanymynech- oder Montgomerykanal, ein Zweig des in den Mersey oberhalb Liverpool führenden Ellesmerekanals, führt aus der Severn bei Newtown nordnordostwärts durch deren Thal über Welshpool und wird an der Grenze durch einen Aquäduct über den Byrnwy geleitet. Das Gebirge besteht aus Schiefer, an einigen Stellen von Granit und Grünstein durchbrochen; der Boden der Thäler aus Thon. Das Klima ist gleichmäßig und gesund. Der unebene Westen und Südwesten ist wenig zum Ackerbau geeignet; im Osten baut man Getreide und Flachs. An Holz ist bereits Mangel eingetreten. Der Bergbau liefert silberhaltiges Bleierz, Zinkerz und Kupfererz. Bau-, Schiefer- und Mühlsteine sind Gegenstände der Ausfuhr. Ausgedehnte Hutungen unterstützen die Rinder-, Pferde- und Schafzucht. Als Industriezweig waltet die Wollmanufactur, namentlich die Flanellfabrikation vor. M. schickt mit der Hauptstadt zwei Mitglieder in das Parlament. — Die Hauptstadt M., an der Eisenbahn, in heiterer, fruchtbarer Gegend, an einem von der Severn bespülten Hügelabhange gelegen, dessen Spitze die Ruine einer Burg trägt, hat ein schönes Rathhaus und 1500 E. Die größte Stadt der Grafschaft ist Welshpool oder Pool an der Severn, die hier für kleine Fahrzeuge schiffbar wird. Der schlechtgebaute Ort steht in Kanalverbindung mit Chester und Ellesmere, hat 7199 E., ein Stadthaus, eine Freischule, Flanellfabriken und Malzdarren. Südlich von ihm liegt das Felsenschloß Powys mit Gemäldegalerie. — M. heißt in den Vereinigten Staaten von Amerika eine große Anzahl von Grafschaften und Communen; hervorzuheben ist: M., die polit. Hauptstadt des Staates Alabama, an dem hier schiffbar werdenden Alabama und an einer nach Westpoint, an der Grenze von Georgia, führenden Eisenbahn. Sie wurde 1817 gegründet, hat (1870) 10,588 E., lebhafte Dampfschifffahrt und bedeutenden Baumwollhandel, besitzt 14 Kirchen, mehrere Seminare und viele industrielle Etablissements, darunter Eisengießereien und Sägemühlen.

Digitized by Google

Montgomery (Gabriel de), berühmter franz. Ritter, stammte aus einer aus Schottland nach Frankreich eingewanderten Familie und war Offizier in der schott. Leibgarde. Bei einem Turnier, das Heinrich II. von Frankreich 30. Juni 1559 zur Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit Philipp von Spanien veranstaltete, forderte der König den jungen M. auf, einen Gang mit ihm zu machen. M. folgte nur zögernd in die Schranken und hatte das Unglück, den König mit dem Schafte seiner auf den ersten Anlauf zersplitterten Lanze unter das Visir durch das rechte Auge in den Kopf zu treffen. Heinrich II. starb an dieser Verwundung nach 11 Tagen. Hierauf ging M. nach England, wo er zum Protestantismus übertrat. Bei Beginn der Religionskriege kehrte er in sein Vaterland zurück, um für die prot. Partei die Waffen zu ergreifen. Er vertheidigte 1562 Rouen mit großem Muthe, mußte jedoch nach dessen Fall in die Normandie fliehen. Auch 1565 trat er für seine Glaubensgenossen auf und kämpfte in der Schlacht von St.-Denis. In dem dritten Religionskriege war er eins der Häupter des Protestantismus und erlangte über die Königlichen in Languedoc und Béarn mancherlei Vortheile. Obschon vom Hofe mit Coligny zum Tode verurtheilt, kam er doch nach dem Frieden von St.-Germain nach Paris. Wie durch ein Wunder entkam er bei den Metzeleien in der Bartholomäusnacht und floh nach England. Im April 1573 erschien er vor Larochelle mit einer kleinen Flotte, deren er sich besonders zur Verheerung der bretagnischen Küste bediente. Nachdem er durch eine Landung in der Normandie ein ziemlich starkes Corps Hugenotten zusammengebracht, begann er auf seine Hand den Krieg. Von dem Marschall Matignon zu St.-Lô hart bedrängt, wendete er sich nach dem Schlosse Domfront, wo er sich 27. Mai 1573 ergeben mußte. Nach längerer Einkerkerung wurde er 25. Mai 1574 auf dem Grèveplatze enthauptet. Er hinterließ neun Söhne, die insgesammt tapfere Krieger waren.

Montgomery (James), engl. Dichter, wurde 4. Nov. 1771 zu Irvine in der schott. Grafschaft Ayr geboren. Sein Vater, der als Missionar in Westindien starb, ließ ihn in einer Herrnhuter-Anstalt bei Leeds erziehen, worauf er zu einem Kaufmann in die Lehre gethan ward. Der Drang nach schriftstellerischer Thätigkeit trieb ihn nach London, wo er Gehülfe bei einem Buchhändler wurde. Im J. 1792 erhielt M. einen Ruf nach Sheffield als Mitarbeiter an einer dortigen liberalen Zeitung, dem «Sheffield Register», deren Leitung er bald darauf selbstständig übernahm, wobei er sie in «The Sheffield Iris» umtaufte. Im Jan. 1794 wurde er wegen eines Gedichts über die Zerstörung der Bastille zu dreimonatlicher Gefangenschaft verurtheilt, und im Jan. 1795 mußte er ein zweites Preßvergehen mit einer sechsmonatlichen Haft büßen. Doch hörte er deshalb nicht auf, die Sache der Freiheit mit Wärme und Beredsamkeit zu verfechten; jedoch zog er sich 1825 nach mehr als 30jähriger Wirksamkeit von der Redaction der «Iris» zurück. Unterdessen war M. 1806 mit «The wanderer of Switzerland, and other poems» hervorgetreten, die ihm zuerst einen ehrenvollen Platz in den Reihen der engl. Dichter sicherten. Im J. 1809 erschien «The West-Indies», ein Gedicht, in welchem die Abschaffung der Sklaverei durch das brit. Parlament verherrlicht wird. Noch größere Theilnahme fand «The world before the flood» (1813), eine Schilderung des idyllisch-patriarchalischen Lebens der ersten Menschen, welche als das Vorbild von Moore's «Liebe der Engel» und Byron's «Kain» betrachtet werden kann. Hierauf folgten, neben mehrern kleinern Arbeiten, 1819 «Greenland», ein Gedicht, das sich durch seine poetischen Darstellungen der arktischen Natur auszeichnet, und 1828 «The Pelican Island». Im J. 1830 wurde M. eingeladen, Vorträge über Poesie und schöne Literatur vor der Royal-Institution zu halten, welche 1833 im Druck erschienen. Eine Sammlung seiner Werke mit autobiographischen Notizen wurde 1841 in vier Bänden veranstaltet. Seitdem veröffentlichte er noch einige geistliche Lieder unter dem Titel: «Original hymns, for public, private and social devotion» (Lond. 1853). Er starb zu Sheffield 30. April 1854. Die Dichtungen M.'s empfehlen sich durch reine Moral, tiefe Religiosität und feinen Naturssinn. Seinen Nachlaß nebst Auszügen aus seiner Correspondenz gaben Holland und Everett heraus (7 Bde., Lond. 1855—56). — Robert M., engl. Geistlicher, geb. 1807 zu Bath, war durch seine Gedichte «Satan» (1830), «The Messiah» (1832), «Luther» (1842) u. a. eine Zeit lang der Liebling des engl. religiösen Publikums, ist aber jetzt fast nur noch durch die vernichtende Kritik Macaulay's in der «Edinburgh Review» bekannt. Er starb 3. Dec. 1855 in Brighton.

Montholon (Charles Tristan de), Graf von Lee, ein treuer Anhänger des Kaisers Napoleon I., wurde 21. Juli 1783 zu Paris geboren. Schon als Knabe trat er in die franz. Marine, 1797 in das Landheer. Als Escadronchef zeigte er bereits 1799 in der Revolution vom 18. Brumaire für Bonaparte als Ersten Consul großen Eifer, sodaß ihm derselbe einen

Digitized by Google

Ehrensäbel verlieh. In der Folge wohnte er den Feldzügen in Italien, Oesterreich, Preußen und Polen bei und wurde in der Schlacht von Wagram als Oberst und Adjutant Berthier's stark verwundet. Nachdem ihn der Kaiser 1809 zum Kammerherrn ernannt, schickte er ihn 1811 als Bevollmächtigten an den Hof des Großherzogs Ferdinand nach Würzburg. M. richtete von hier aus an Napoleon eine merkwürdige Denkschrift über die Lage der deutschen Höfe und deren feindliche Gesinnungen gegen Frankreich. Bei seiner Rückkehr stieg er zum Brigadegeneral, und 1814 erhielt er das Commando im Depart. Loire. Während der Hundert Tage erhob ihn Napoleon zum Generaladjutanten. Nach der Schlacht von Waterloo, an welcher er theilnahm, durfte er den Kaiser nach St.-Helena begleiten, wohin ihm auch seine Frau und Kinder folgten. Seine Ergebenheit gegen den Gefangenen blieb dieselbe bis zu dessen letztem Athemzuge. Von Napoleon zu einem der Testamentsvollstrecker ernannt und zum Verwahrer eines Theils seiner Manuscripte bestellt, gab M., nach Frankreich zurückgekehrt, mit dem General Gourgaud die «Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, écrits à Ste.-Hélène sous sa dictée» (8 Bde., Par. 1823; 2. Aufl. 1830) heraus. In den Proclamationen, welche Ludwig Napoleon (Kaiser Napoleon III.) bei seiner Landung in Boulogne 1840 ausstreuen ließ, ward M. als Chef seines Generalstabes bezeichnet. Infolge dessen sah sich M. verhaftet und vom Pairshofe zu 20jähriger Einsperrung verurtheilt. Er verfaßte in dieser Zeit die Schrift «Récits de la captivité de l'empereur Napoléon à Ste.-Hélène» (2 Bde., Par. 1846; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1846). Außerdem veröffentlichte M. «Sentiments de Napoléon sur la divinité» (herausg. von Beauterne, 3. Aufl., Par. 1843); 1849 wählte ihn das Depart. Nieder-Charente in die Legislative. M. starb 23. Aug. 1853.

Mouthyon oder **Montyon** (Jean Baptist Robert Auget, Baron de), ein durch seine wohlthätigen Stiftungen bekannter franz. Philanthrop, geb. zu Paris 23. Dec. 1733, gehörte einer reichen Familie an, welche ihn für die Magistratur bestimmte. Im J. 1766 wurde er Mitglied des königl. Raths, zeigte aber hier eine so große Unabhängigkeit der Gesinnung, daß ihn Maupeou seiner Stelle entsetzte. Erst 1775 trat er wieder in den Staatsdienst und erhielt der Reihe nach die Intendanz der Provence, der Auvergne und von Larochelle. Im J. 1780 erhielt er die Stelle als Kanzler des Grafen von Artois, mit dem er in der Revolution nach England auswanderte. Hier veröffentlichte er 1796 seinen «Rapport à Sa Maj. Louis XVIII sur les principes de la monarchie française». Nach der zweiten Restauration kehrte er in sein Vaterland zurück und beschäftigte sich ausschließlich mit philanthropischen Unternehmungen. Er starb 29. Dec. 1820. Sein Testament bestimmte den größten Theil seines höchst bedeutenden Vermögens zu wohlthätigen Stiftungen. Am bekanntesten ist der nach ihm benannte Tugendpreis (prix de vertu, **Monthyon'sche Preis**), den er zum Theil schon 1782 gestiftet hatte. Von seinen polit. Schriften sind noch zu nennen die «Recherches et considérations sur la population de la France» (Par. 1778), «Particularités et observations sur les ministres des finances de France les plus célèbres, depuis 1660 jusqu'en 1791» (Lond. 1812), «Exposé statistique du Tonkin, de la Cochinchine etc.» (2 Bde., Lond. 1811).

Monti (Vincenzo), berühmter ital. Dichter, geb. in Fusignano im Ferraresischen 19. Febr. 1754, erhielt seine erste Bildung in Faenza und studirte dann zu Ferrara. Im J. 1778 ging er nach Rom, wo Luigi Braschi, ein Neffe des Papstes, ihn zu seinem Secretär machte. Durch Alfieri zum Wetteifer angefeuert, dichtete er die Tragödie «Aristodemo», die 1787 mit großem Erfolge in Rom aufgeführt wurde und an glänzender Diction sein Vorbild überflügelte. Im Jahre darauf trat er mit einer zweiten, reifern Tragödie, «Galeotto Manfredi», hervor. Im Jahre 1793 wurde Hugo Basseville, Legationssecretär der franz. Republik in Neapel, der als Agitator nach Rom gekommen war, vom Volke erdolcht. Dieses Ereigniß und die Hinrichtung Ludwig's XVI. regten M. zu seiner «Basvilliana» an, einer poetischen Chronik der Zeit im Stile Dante's, von welcher im Aug. 1793 die ersten vier Gesänge erschienen. Aber wie er schon hier statt lebensvoller Gestalten nur schattenhafte Gespenster vorführt und sie in einem Sturme großer Worte und aufgebauschter Empfindungen zwischen Himmel und Erde dahinjagt, so fehlte ihm der sittliche Halt und der durchdringende Blick, um das Weltrichteramt der Geschichte zu üben. Kaum hatten die republikanischen Heere Italiens Grenze überschritten, so ließ M. nicht allein sein Gedicht fallen, sondern er bemühte sich sogar, dasselbe zu widerrufen. Dann ward er der officielle Lobsänger Napoleon's I., von welchem er sich als Secretär der Cisalpinischen Republik in Mailand hatte anstellen lassen. Aber auch seine republikanische Epoche (in der ein unfertiges Gedicht, «Il Prometeo», und mehrere enthusiastische Canzonen entstanden) dauerte nicht lange. Sein Aufenthalt in Paris, wo er eine dritte Tragödie, «Caio

Digitized by Google

Gracco», vollendete und ein größeres Gedicht im Stile Dante's auf den Tod des Mathematikers und Dichters Lorenzo Mascheroni (gest. 1800) begann, enttäuschte ihn vollends. Auf höhern Befehl blieb die «Mascheroniana» unvollendet. M. verlor auch seine Stelle am Collége de France und erhielt für eine Hymne auf Marengo ein Almosen von 500 Frs. Unmuthig kehrte er nach Italien zurück, um erst in Pavia als Professor der Beredsamkeit, dann in Mailand als kaiserl. Hofpoet, endlich nach der Krönung Napoleon's als Historiograph des Königreichs Italien seine Feder wieder der Verherrlichung des Kaisers zu weihen. Nach der Restauration gewann er es über sich, nun auch Franz I. zu huldigen. Wichtiger als diese meist allegorischen Gelegenheitsgedichte sind seine Verdienste um das Studium Dante's, sein mit seinem Eidam Giulio Perticari gemeinsam geführter Kampf gegen die Pedanterien der Crusca, endlich seine Uebersetzung Homer's (2. Aufl. 1812), das einzige größere Werk, das er vollendete. M. starb zu Mailand 13. Oct. 1827. Die besten Ausgaben seiner «Opere» sind die mailänder (6 Bde., 1839) und die florentiner («Prose e Poesie», 6 Bde., 1847).

Montijo, Stadt (Villa) in der span. Provinz Badajoz (Estremadura), 30 Kilom. östlich von Badajoz und 5 Kilom. vom rechten Ufer des Guadiana gelegen, zählt 5900 E. und hat ein altes Schloß, die Stammburg des Geschlechts der Grafen von M., aus welchem die Kaiserin Eugenie (s. d.) von Frankreich entsprossen.

Montiren (franz.) ist der in der Maschinentechnik gebräuchlich gewordene Ausdruck für das sachgemäße Zusammenfügen der einzelnen, zu einer Maschine gehörigen Theile. Das M. muß mit einem hohen Grade von Genauigkeit erfolgen, damit die beweglichen Theile der Maschine, ohne an den festen sich zu klemmen, die ihnen zukommenden bestimmten Bewegungen genau vollführen. Derjenige Arbeiter, dessen Beruf das M. ist, wird Monteur genannt.

Montjoie, Kreisstadt im Regierungsbezirk Aachen der preuß. Rheinprovinz, 34 Kilom. südsüdöstlich von Aachen, am Fuße der Hohen Veen in einem engen, von der Roer durchströmten und von einer Schloßruine gekrönten Thale, gehörte seit Anfang des 15. Jahrh. zum Herzogthum Jülich und zählt (1875) 2262 E., die Tuchfabriken, Wollspinnereien und Kunstwollfabriken unterhalten. — Der Kreis M. zählt (1875) auf 361,5 QKilom. 18,018 E.

Montluçon, blühende Fabrikstadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Allier (Bourbonnais), liegt an beiden Ufern des kanalisirten Cher, 78 Kilom. im Südwesten von Moulins, an der Orléansbahn. Die obere oder Altstadt, auf einer den Fluß beherrschenden Höhe gelegen und einst befestigt, ist eng und winkelig gebaut, hat steile Gassen und noch viele hölzerne Häuser aus dem 15. oder 16. Jahrh. Die untere oder Neustadt, gut gebaut, enthält alle die großen industriellen Etablissements, welche M. zu einer wichtigen Fabrikstadt machen. Keiner der beiden Stadttheile hat indeß hervortretende öffentliche Gebäude. M. ist der Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, hat zwei Friedensgerichte, ein Communalcollége, eine höhere Gewerbeschule, eine Bibliothek, eine Ackerbaukammer, ein Zellengefängniß, ein Hospital, ein Waisenhaus und ein Theater. Die Stadt zählt (1872) 21,247 E., welche bedeutende Eisenwerke, Glas- und Spiegelfabriken, außerdem Leinwand- und Chemikalienfabriken, Gerbereien, Kupfer- und Messerschmieden, Hutmanufacturen, Kalköfen und mechan. Schneidemühlen unterhalten und durch den hier anfangenden Berrykanal begünstigt, lebhaften Handel mit Fabrikaten und Landesproducten treiben. Etwa 8 Kilom. südlich liegt der Flecken Néris oder Néris-les-Bains, ein besuchter Badeort von 2080 E. Es befinden sich hier sieben Salzthermen von 20—43° R., deren Wasser theils zum Trinken, theils zum Baden benutzt wird. Die Quellen wurden schon von den Römern benutzt, aus deren Zeit Vasen, Münzen, Inschriften, Statuen und Mosaiken in und bei Néris ausgegraben worden sind. Auch findet man noch schöne Baureste von Aquäducten, Piscinen, Thermen, Palästen, einem Amphitheater u. s. w.

Montmartre, Anhöhe und Stadttheil auf der Nordseite von Paris (s. d.). Der Stadttheil, früher eine gleichnamige und zur pariser Banlieue gehörige Stadt mit mehr als 90,000 E., bildet seit 1860 einen Theil des 18. Arrondissements (Buttes-M.) und dehnt sich zwischen den nach Clichy und St.-Denis führenden Straßen bis an die Ringmauer der Hauptstadt aus. Der Berg, von dessen Höhe (etwa 100 Mt. über der Seine) herab man ganz Paris und eine weite Strecke der umliegenden Gegend übersieht, soll in der röm. Zeit von einem daselbst dem Mars geweihten Tempel Mons Martis geheißen, nachher aber den Namen Mons Martyrum erhalten haben, weil am Fuße desselben der heil. Dionysius und seine Glaubensgenossen den Märtyrertod erlitten. Er enthält reiche Gipsgruben, die sowol in Hinsicht ihrer vortrefflichen Qualität als in der Art ihres Betriebs merkwürdig sind. Ludwig VI. gründete hier 1147 eine Benedictinerabtei, die erst durch die Revolution aufgehoben wurde; die Gebäude

Digitized by Google

bestehen zum Theil noch, besonders die Kirche (St.-Pierre). Am westl. Abhange dehnt sich auf weitem Raum über alte Gipsbrüche der gleichnamige Kirchhof (Cimetière de M. oder du Nord), der älteste der heutigen pariser Beerdigungsplätze, aus. Nach dem M. sind ferner im nördl. Theile von Paris eine Hauptstraße, ein Boulevard und eine Vorstadt (Faubourg) genannt. Am 30. März 1814 bildete die Erstürmung des M. den letzten Act der Schlacht bei Paris, das von ihm aus militärisch fast ganz zu beherrschen und artilleristisch zu bestreichen ist. Bei der Belagerung der franz. Hauptstadt von 1870—71 wurde dem M. nicht mehr Aufmerksamkeit als den übrigen Stadttheilen zugewandt, dagegen bemächtigten sich nach dem Waffenstillstande mit dem deutschen Hauptquartier in den ersten Tagen des März 1871 die Nationalgarden von M. eines in der Ebene von Monceaux gelegenen Artillerieparks, dessen grobe Geschützstücke nach der Anhöhe hinaufgeschafft und hier in einem verschanzten Lager bewacht wurden. Der M. mit einem Artilleriepark von wenigstens 150 Kanonen und Mitrailleusen blieb sodann bis zum 25. Mai in den Händen der pariser Commune, deren Nationalgarden und Barrikadenkämpfer hier an jenem Tage von den Truppen aus Versailles vertrieben oder gefangen genommen wurden.

Montmédy, kleine Festung und Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Maas-Departement, am Chiers und an der Eisenbahn von Diedenhofen nach Sedan, in den Ardennen, unweit der belg. Grenze, 38 Kilom. nördlich von Verdun und 30 Kilom. westlich von Longwy, zählt (1872) 2020 E. M. zerfällt in Ober- und Unterstadt; erstere mit der Citadelle liegt auf einem 65 Mt. hohen Felsen und ist mit acht Bastionen nebst Mauer und Graben umgeben, in welchem letztern sechs Halbmonde liegen, die zum Theil noch von Vauban errichtet sind. Die Befestigung der untern Stadt ist 1877 eingegangen. M. hat einen Gerichtshof erster Instanz, eine Ackerbaukammer, ein Collége, ein Militärhospital, Sämisch- und Lohgerbereien und Handel mit Leder, Getreide, Wein u. s. w. Die Oberstadt wurde 1235 erbaut und befestigt und in den Kriegen Frankreichs mit Kaiser Karl V. und Philipp II. von Spanien, als Herren der Niederlande, wiederholt erobert (1542 vom Herzog von Guise, dann 1544, 1555 vom Herzog von Nevers, 1596, endlich unter Ludwig XIV. 7. Aug. 1657 nach einer regelmäßigen Belagerung von 47 Tagen, worauf sie im Frieden von 1659 an Frankreich abgetreten wurde). De Ville und Vauban leiteten den Bau der neuen Befestigungen. Im Feldzuge von 1815 wurde M. von Preußen und norddeutschen Truppen belagert und capitulirte, nachdem die Unterstadt erstürmt war, gegen freien Abzug der Besatzung. Während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 capitulirte M. 14. Dec. 1870 unter Major Tessier an den preuß. General von Kameke, nachdem es 3. Sept. zur Uebergabe aufgefordert, 5. Sept. vorübergehend beschossen worden, 11. Oct. einen Ausfall gegen Stenay gemacht hatte, vom 16. bis 28. Nov. von einem Detachement preuß. Truppen cernirt und seit dem 12. Dec. bombardirt worden war. Vgl. Spohr, «Geschichte der Belagerung von M.» (Berl. 1876).

Montmirail, Städtchen im franz. Depart. Marne, am Petit-Morin, 91 Kilom. östlich von Paris, mit (1872) 2319 E. und einem Schlosse, ist durch die Schlacht vom 11. Febr. 1814 geschichtlich denkwürdig, in welcher Napoleon I. den Sieg über die schles. Armee davontrug.

Montmorency, Städtchen im franz. Depart. Seine-Oise, auf einer steilen Anhöhe, die das reizende Thal gleichen Namens beherrscht, 15 Kilom. nördlich von Paris, mit (1872) 3494 E. und vielen Landhäusern, ist in der literarischen Welt dadurch bekannt, daß Rousseau sich einige Zeit in dem Thale aufhielt und in dem Landhause Eremitage seinen «Émile» und die «Nouvelle Héloise» schrieb, weshalb die Stadt während der Revolutionszeit Emile genannt wurde. Dabei liegt der 2000 Hekt. große Wald von M. Eine Merkwürdigkeit ist auch das Schild des dortigen Gasthofs zum Weißen Roß, welches der berühmte Gérard auf Bitten des Wirths, der den Künstler nicht kannte, gemalt hat. Das Schloß M., aus welchem das berühmte Geschlecht gleichen Namens abstammt, wurde von der Bande noire abgetragen. Nur 3 Kilom. von M. liegt an einem See und an der Nordbahn das Dorf Enghien-les-Bains mit 800 E., Villen, Schwefelquellen und Bädern.

Montmorency, uraltes und durch viele histor. Namen, die ihm angehören, ausgezeichnetes Geschlecht in Frankreich. Bereits mit Bouchard, Herrn des Fleckens und Schlosses M., der in der Mitte des 10. Jahrh. lebte und mehr als 600 Lehngüter besaß, wird die Geschichte der Familie gewisser. Zu Anfange des 15. Jahrh. wurde Jean II. der Stammvater der drei Hauptzweige. Dieser setzte seinen Sohn Guillaume, einer zweiten Ehe entsprossen, zum Haupterben ein, und aus dessen Nachkommenschaft, an ihrer Spitze der Connétable Anne de Montmorency (s. d.), gingen die Barone und Herzoge von M. hervor, die 1632 in der Person Henri's II. de Montmorency (s. d.) erloschen. Zwei andere, aus erster Ehe mit der Erbin von

Digitized by Google

Nivelle und Fosseux in Brabant stammende Söhne Jean's II., Jean und Louis, stifteten, der erste die Linie Nivelle, die 1570 erlosch, der zweite die Linie der Marquis von Fosseux, welche gegenwärtig die herzogl. Würde führt. Anne Charles François, Herzog von M.-Fosseux, geb. 12. Juli 1767, diente während der Revolution in der Armee Condé's, kehrte aber unter Napoleon I. nach Frankreich zurück. Nach der ersten Restauration erhielt er die Pairswürde; er starb 26. Mai 1846. — Sein Sohn, Anne Louis Victor Raoul, Herzog von M., geb. 14. Dec. 1790, diente in den Armeen des Kaiserreichs und war Kammerherr Napoleon's. Nach der Rückkehr der Bourbons war er Adjutant des Herzogs von Orléans, trat 1820 ins Privatleben zurück und starb ohne Nachkommenschaft 18. Aug. 1862. — Zu den Nebenzweigen der Marquis von Fosseux gehören vornehmlich die Familie der Wastines, Prinzen von Robecque und Morbecque, gestiftet 1490 von Ogier von M., erloschen 1813 in der Person des Anne Louis Alexander von M.; die Familie der Herren von Hallot und Bouteville, dann der Herzoge von Beaufort-M. und Pinei-Luxembourg, 1546—1761, welcher der Marschall von Luxembourg (s. d.) angehörte; die Familie der Herzoge von Châtillon-Bouteville, von Olonne und die von dem dritten Sohne des Marschalls gegründete jüngere Linie Pinei-Luxembourg, welche mit Charles Emanuel Sigismond von M., Herzog von Luxembourg, geb. 27. Juni 1774, ehemals Generallieutenant, 1861 erlosch; endlich die Familie der Prinzen von Tingri, die Christian Louis, ein vierter Sohn des Marschalls, stiftete, dessen letzter directer männlicher Nachkomme, Anne Edouard Louis von M., Herzog von Beaumont-Luxembourg, geb. 1802, am 15. Jan. 1878 in Paris starb. — Außer den drei Hauptstämmen mit ihren Nebenzweigen zählt das Geschlecht noch viele ältere Nebenäste, wie die Herren von Marly, 1160—1356, die Herren von Bouqueval und Goussainville, 1306—1461, die Herren von Croisilles und von Courrières, welche 1599 mit ihren Seitenzweigen erloschen. — Der wichtigste der alten Nebenäste ist die 1230 von Gui von M. gestiftete Familie M.-Laval. Aus derselben entsprangen die Herren von Attichi, 1267—1408, die Herren von Chalouyou und Raiz, 1333—1474, die Herren von Lezai. Letzterm, 1525 von Gui de Laval gestifteten Zweige gehörte Matthieu Jean Félicité von Laval-Montmorency (s. d.) an. Ferner gehörte ihm an Anne Pierre Adrien, Herzog von Laval-M., geb. 19. Oct. 1767, Pair von Frankreich und span. Grande. Derselbe war 1814 franz. Gesandter zu Madrid, 1822 zu Rom, 1828 zu Wien und 1829 zu London. Er verlor 1830 die Pairswürde wegen Verweigerung des Eides und starb 16. Juni 1837. Mit seinem Bruder, Eugène Alexandre de M., Herzog von Laval, geb. 1773, Generallieutenant, erlosch 1851 die männliche Nachkommenschaft des Zweigs Laval-Lezai. — Aus der Familie Laval sind außerdem hervorgegangen die Herren von Bois-Dauphin, 1433—1672, ferner die 1484 gestiftete Linie Laval-Tartigni, die 1828 erlosch. — Nach Erhebung der Baronie Bourbon zur Pairie und zum Herzogthum 1327 sollen die M. mit Bewilligung des Königs und der Nation den Titel der Ersten Barone von Frankreich angenommen haben. Bis zu Ende des 18. Jahrh. zählten die M. sechs Connétables, elf Marschälle und vier Admirale. Nach einem Familienpact von 1820 wurden nur die vier herzogl. Häuser (M., Luxembourg, Beaumont-Luxembourg, Laval) als Mitglieder des Gesammthauses M. anerkannt. Vgl. «Les M. de France et les M. d'Irlande» (Par. 1828).

Montmorency (Anne de), Pair, Marschall und Connétable von Frankreich, einer der größten Feldherren des 16. Jahrh., war der Sohn Guillaume's und der Enkel Jean's II. de M. und wurde zu Chantilly 15. März 1493 geboren. Er zeichnete sich in den Kriegen Franz' I. gegen Kaiser Karl V. aus, gewann in der Schlacht von Bicoca den Marschallsstab und folgte dem Könige nach Italien, wo er 1525 in der gegen seinen Rath gelieferten Schlacht bei Pavia in Gefangenschaft gerieth. Nachdem er durch den Frieden von Madrid die Freiheit erhalten, wurde er als geschickter Finanzmann, Diplomat und Rechtskenner die Seele der Verwaltung, erfocht 1536 den Sieg bei Susa über Karl V. und wurde 1538 zum Connétable ernannt. Durch Rauheit und Sittenstrenge zog er sich viele Feinde zu. Weil er dem Dauphin sehr zugethan war, wurde er auch dem Könige verdächtig. M. mußte sich deshalb 1541 in Ungnade auf seine Güter zurückziehen. Erst als der Dauphin als Heinrich II. den Thron bestieg, trat er wieder an die Spitze der Geschäfte, und erhielt 1551 den Herzogstitel. Im J. 1557 erlitt er als Oberbefehlshaber die Niederlage bei St.-Quentin und wurde dabei verwundet und gefangen. Seine Freiheit erkaufte er durch den für Frankreich nachtheiligen Frieden von Château-Cambrésis (s. d.). Nach der Regierung Franz' II. gelang es ihm, während der Minderjährigkeit Karl's IX., ungeachtet des Widerstrebens Katharina's von Medici, seinen Einfluß zurückzuerhalten. Er bildete mit dem Herzoge von Guise und dem Marschall Saint-André das

Digitized by Google

berühmte Triumvirat. Im J. 1562 gewann er gegen die von Condé befehligten Hugenotten die Schlacht von Dreux, in welcher beide Anführer die Freiheit verloren. Nach Erneuerung des Bürgerkriegs bezwang er 1567 die prot. Streitkräfte unter dem Prinzen Condé nochmals bei St.-Denis. In dieser Schlacht empfing er jedoch eine tödliche Wunde, an welcher er den folgenden Tag (11. Nov. 1567) zu Paris starb. Vgl. Château-Regnault, «Éloge historique d'Anne de M.» (1783). M. hatte fünf Söhne: François, Herzog von M. und Marschall, gest. 1579; Henri, Pair, Marschall und Connétable, gest. 1614; Charles, Herzog von Damville, Pair und Admiral von Frankreich, gest. 1612; Gabriel, Baron von Montbéron, gefallen in der Schlacht bei Dreux, und Guillaume, Herr von Thoré, gest. 1593.

Montmorency (Henri II., Herzog von), Enkel des Vorigen und Sohn Henri's I., geb. 30. April 1595 zu Chantilly. Im Alter von 17 J. erhob ihn Ludwig XIII. zum Admiral. Er besiegte die Hugenotten in Languedoc und nahm 1625 den Rochellern die Insel Ré weg. Im J. 1628 gewann er bedeutende Vortheile über den Herzog von Rohan, der die prot. Streitmacht führte. Der Hof gab ihm dafür 1630 während des Mantuanischen Successionskriegs den Oberbefehl in Piemont, wo er die Spanier unter Doria schlug und letzterm eigenhändig zwei Wunden beibrachte. Nach diesem Siege, dem die Aufhebung der Belagerung von Casale folgte, erhielt er den Marschallsstab. Weil er aber den vertriebenen Herzog Gaston von Orléans (s. d.) in seinem Gouvernement Languedoc aufnahm und für ihn die Waffen ergriff, wurde er 23. Aug. 1632 zum Majestätsverbrecher erklärt. Der Marschall Schomberg, an der Spitze königl. Truppen, lieferte den Aufrührern 1. Sept. bei Castelnaudary ein Treffen, in welchem M. schwer verwundet ward. Man führte ihn gefangen nach Toulouse, wo das Parlament über ihn das Todesurtheil fällte. Am 30. Oct. 1632 wurde er auf dem Stadthause zu Toulouse enthauptet. Keiner seiner Zeitgenossen soll ihn an Schönheit, Anmuth und Kühnheit übertroffen haben. Da er keine Kinder hinterließ, so fielen seine Güter an seine Schwester Charlotte, Gemahlin Heinrich's II. von Bourbon-Condé, und nach dem Tode des letzten Condé an das Haus Orléans. Ducros veröffentlichte eine «Histoire de Henri, dernier duc de M.» (Par. 1663).

Montmorency (Matthieu Jean Félicité, Herzog von M.-Laval), franz. Minister, geb. zu Paris 10. Juli 1760. Er kämpfte im nordamerik. Freiheitskriege und trat beim Ausbruch der Revolution als Abgeordneter seines Standes in der Nationalversammlung für die polit. Bewegung auf. Als der Krieg gegen das Ausland begann, bot er seinen Degen an und stellte sich unter den Befehl des Marschalls Luckner. Allein die reißenden Fortschritte der Revolution bewogen ihn, in die Schweiz zu fliehen, wo ihm Frau von Staël zu Coppet ein Asyl eröffnete. Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft kehrte er nach Frankreich zurück. Unter Bonaparte machte ihn sein inniges Verhältniß zur Staël verdächtig, sodaß er mehrfache Verfolgungen erlitt. Nach der Restauration wurde er deshalb der eifrigste Vertreter des bourbonischen Interesses. Er erhielt im April 1814 beim Grafen Artois die Stelle eines Adjutanten, begleitete 1815 die Herzogin von Angoulême nach Bordeaux und London und ging dann nach Gent zu Ludwig XVIII. Der König ernannte ihn 17. Aug. 1815 zum Pair, 24. Dec. 1821 zum Minister des Auswärtigen und bald darauf zum Präsidenten des Cabinets. Als solcher ging er 1822 zum Congresse nach Verona und beförderte 1823 den Krieg gegen die span. Cortes. Da er jedoch mit Villèle zerfiel, mußte er sein Portefeuille an seinen Freund Châteaubriand abgeben. Karl X., der ihn besonders liebte, weil er die Jesuiten begünstigte, ernannte ihn zum Erzieher des Herzogs von Bordeaux. M. starb 24. März 1826 in der Kirche während des Gebets. Obwol er nie etwas geschrieben, hatte ihn die Akademie 1825 zu ihrem Mitgliede erwählt. Vgl. Bétillard, «Notice sur la vie de monsieur le duc de M.» (Le Mans 1826).

Montpellier, Hauptstadt des franz. Depart. Hérault im frühern Languedoc, liegt 9,6 Kilom. vom Mittelmeer auf einem Hügel in 44,3 Mt. Höhe an dem kanalisirten Flüßchen Lez, an der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn und der Südbahn in einer reizenden, durch ihr mildes Klima berühmten und deshalb Kranken zur Heilung empfohlenen Gegend. Sie ist der Sitz eines Bischofs und eines reform. Consistoriums, eines Appellationshofs, eines Assisenhofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts und dreier Friedensgerichte, einer Handels- und Ackerbaukammer, eines Akademiebezirks für fünf Departements und der Hauptort des 16. Armeecorps. Die Stadt hat eine Citadelle, 22 Kirchen, darunter eine reformirte, und zählt (1876) 55,258 E., davon 7—8000 Protestanten. Die eigentliche Stadt hat schmale, steile und zum Theil winkelige, aber reinliche Straßen mit guten Häusern; durchaus regelmäßig und schön gebaut sind dagegen die Vorstädte. Im ganzen ist M. eine der schönsten Städte Südfrankreichs. Eine Zierde des Ortes ist der 1685—1785 ausgeführte, mit hübschen Anlagen und einem Wasser-

schloß versehene, mit einer bronzenen Reiterstatue Ludwig's XIV. geschmückte öffentliche Platz Peyrou auf einer Anhöhe, von wo man die Pyrenäen, das Meer, die Cevennen und den Mont-Ventoux jenseit Avignons erblickt. Die Stadt ist 8 Kilom. weit von einer schönen Campagne mit Gärten, Obstpflanzungen und Landhäusern umgeben. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: der 1364 erbaute Dom St.-Peter, die 1858 begonnene und 5. Jan. 1875 eingeweihte Kathedrale, der 1846 erbaute Justizpalast mit den Statuen des Cardinals Fleury und des Erzkanzlers Cambacérès, die Präfectur, die elegante Börse, das Stadthaus, das Theater, die medic. Schule. Bemerkenswerth sind noch der 1713 erbaute Triumphbogen oder das Thor du Peyrou und die 1753—66 angelegte prächtige Wasserleitung. Die Stelle der frühern, 1196 gestifteten Universität vertreten jetzt die drei Facultäten der Medicin, der exacten und der schönen Wissenschaften. Die medic. Facultät wurde von arab. Aerzten gegründet, welche, aus Spanien vertrieben, bei den Grafen von M. gastliche Aufnahme fanden. Die Anstalt besitzt eine Bibliothek von 50,000 Bänden und 600 Handschriften, ein anatom. Museum und einen herrlichen botan. Garten, den ältesten Frankreichs (seit 1598). Außerdem hat M. eine höhere Schule für Pharmacie, ein Lyceum, ein Priesterseminar, ein Lehrer- und Lehrerinnenseminar, höhere Freischulen für Handelswissenschaften und Industrie, für Zeichen-, Maler-, Bildhauerkunst, Architektur und Musik, eine Blinden-, eine Taubstummen- und andere gemeinnützige Anstalten. Zudem besitzt die Stadt eine öffentliche Stadtbibliothek von 35,000 Bänden, das Museum Fabre für Gemälde und Zeichnungen, zwei andere für Artilleriegegenstände und für Naturalien, eine Sternwarte, Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft, endlich ein großes allgemeines Krankenhaus, ein Hospital, ein Waisenhaus, ein Hospiz für Geisteskranke, ein Zellengefängniß, ein Centralgefängniß u. s. w. Großartig ist die Fabrikation von Grünspan, Cremortartari und andern Chemikalien, von Stearinkerzen und Seife im nahegelegenen Villodève (jährlich für 10 Mill. Frs.), von weltberühmtem Branntwein (Troix six), von Liqueuren, Absynthextract, Essenzen, Oelen, Chocolade. Ferner fertigt man Wägeinstrumente, Twiste, Flockseide, wollene und baumwollene Decken, Flanell und andere Stoffe, Korkpfropfen, feinere Lederwaaren, Buntpapier u. s. w. Endlich gibt es Eisen- und Kupfergießereien, Wachsbleichen und Gerbereien. Den Handel unterstützt der ins Meer führende Kanal Grave und die Eisenbahnverbindung mit Lyon, Toulouse, namentlich zunächst mit Cette (s. d.), welches als Hafen von M. angesehen wird. Jährlich werden zwei Messen gehalten. Die Hauptgegenstände des Handels sind die eigenen Fabrikate, span. Producte, Südfrüchte und andere Landeserzeugnisse. M. (im Mittelalter lat. Mons Pessulanus oder Mons Puellarum) soll 737 von Flüchtlingen aus Maguelonne gegründet sein; jedenfalls blühte es frühzeitig zu einer bedeutenden Stadt empor. Es wurden daselbst 1162—1258 fünf Concile gehalten. Nach dem Aussterben seiner eigenen Herren kam M. gegen Ende des 13. Jahrh. durch Erbschaft an die Könige von Aragonien und von diesen an die von Majorca, denen es 1350 Philipp VI. von Frankreich abkaufte. Unter Heinrich III. wurde es ein Hauptsitz der Hugenotten und unterwarf sich erst nach vielen Kriegen und langer Belagerung 1622 der Regierung. Vgl. Serre, «Histoire abrégée de la ville de M.» (Montpellier 1873); Aigrefeuille, «Histoire de la ville de M.» (Bd. 1, Paris 1875).

Montpensier (Anne Marie Louise von Orléans, bekannt unter dem Namen Mademoiselle, Herzogin von), geb. zu Paris 29. Mai 1627, war die Tochter des Herzogs Gaston von Orléans (s. d.), des Bruders Ludwig's XIII., und Maria's von Bourbon, der Erbin des Hauses M. Gleich ihrem Vater stolz, heftig, eitel und unternehmend, theilte sie doch nicht dessen Feigheit und Wankelmüthigkeit, sondern war kühn und festen Charakters. Als die Unruhen der Fronde (s. d.) ausbrachen, suchten sich die Parteien ihrer zu bemächtigen. Indeß unternahm sie in den ersten Jahren nichts Feindseliges gegen den Hof. Als sich aber ihr Vater mit dem Prinzen von Condé verband, ergriff sie entschieden die Sache der Frondeurs. Im März 1652 schickte der Herzog seine Tochter nach Orléans, um die Stadt seiner Partei zu erhalten, was ihr auch gelang. Noch wichtiger war der Dienst, den sie der Fronde 2. Juli desselben Jahres während des Treffens in der Vorstadt St.-Antoine zu Paris leistete. Die Bürger der Hauptstadt, die dem von Turenne hart bedrängten Condé die Oeffnung der Thore verweigerten, wurden nur durch die eifrigen Bemühungen der Prinzessin zum Einlaß der Insurgenten bestimmt. Als aber auch Turenne mit eindrang, begab sie sich in die Bastille und ließ hier, auf einen ihrem Vater abgedrungenen Befehl, die Kanonen auf die königl. Truppen abfeuern, was dieselben zum Rückzuge bewog. Die Aussöhnung ihres feigen Vaters mit dem Hofe brachte sie in große Gefahr. Sie verbarg sich anfangs bei ihren Freunden und ging dann auf ihr Landgut St.-Far-

Digitized by Google

geau, wo sie eine Menge geistreicher Männer um sich sammelte. Erst nach vier Jahren (1657) durfte sie an den Hof zurückkehren. Im Alter von 42 J. (1669) verliebte sie sich leidenschaftlich in den jungen und schönen Grafen von Lauzun. Ludwig XIV. willigte auch im Nov. 1670 in die Vermählung, nahm aber sein Wort auf Betrieb der Montespan, der Feindin Lauzun's, zurück, weil durch die Heirath das unermeßliche Vermögen der Prinzessin in fremde Hände übergegangen wäre. Lauzun wurde bald darauf eingekerkert, weil er sich heimlich mit der Prinzessin vermählt hatte. Nachdem die letztere dem Herzoge von Maine, dem Sohne der Montespan, die Herrschaft Dombes und die Grafschaft Eu abgetreten, wurde Lauzun nach zehnjähriger Gefangenschaft freigelassen. Lauzun vergalt jedoch seiner großmüthigen Geliebten das Opfer schlecht, sodaß sie sich 1685 von ihm trennte. Sie starb 5. März 1693. Ihre «Mémoires» (8 Bde., Amsterd. 1746; am vollständigsten 10 Bde., Par. 1826; beste Ausg. von Chéruel, 4 Bde., Par. 1858) sind für die Hofgeschichte wichtig. Ihr Universalerbe war der Herzog von Orléans, der Bruder Ludwig's XIV.

Montpensier (Prinz Antoine Marie Philippe Louis von Orléans, Herzog von), fünfter Sohn des Königs Ludwig Philipp, geb. zu Paris 31. Juli 1824, seit 10. Nov. 1846 vermählt mit der Infantin Maria Luisa Ferdinanda von Spanien (Schwester der Königin Isabella II.), seit 1857 Generalkapitän (Marschall) der span. Armee und seit 1859 Infant von Spanien, agitirte während der letzten Regierungsjahre der Königin Isabella II. vielfach gegen die Regierung, wurde deshalb im Juli 1868 vom Minister Gonzalez-Brabo ausgewiesen, kehrte nach dem Sturze der Königin (Sept. 1868) nach Spanien zurück und trat als Throncandidat auf. Er erschoß jedoch 12. März 1870 auf der Venta de Alcorcon bei Madrid den Infanten Don Enrique (einen jüngern Bruder des Gemahls der Königin Isabella) im Duell, wofür er vom Gerichtshofe zu Madrid zu einem Monat Gefängniß verurtheilt und dann aus Madrid ausgewiesen wurde. Dadurch scheiterte seine Candidatur. Nach der Thronbesteigung des Prinzen Amadeo von Savoyen (Jan. 1871) nahm er zuerst für den Wahlbezirk San-Fernando eine Wahl in die Cortes an, söhnte sich aber dann mit seiner Schwägerin aus und agitirte erfolgreich zu Gunsten des Infanten Alfonso (Prinz von Asturien), des Sohnes der Königin Isabella und jetzigen Königs von Spanien. Aus seiner Ehe entsprangen: Prinz Fernando (geb. 29. Mai 1859), Prinz Antonio (geb. 23. Febr. 1866) und Prinz Louis Marie Philippe (geb. 30. April 1867), die Prinzessinnen Maria Isabella Francisca d'Assis (geb. 21. Sept. 1848, vermählt 30. Mai 1864 mit ihrem Cousin, dem Grafen von Paris), Amalia (geb. 28. Aug. 1851), Christina (geb. 29. Oct. 1852) und Maria de las Mercedes (geb. 24. Juni 1860, vermählt 23. Jan. 1878 mit ihrem Cousin, dem König Alfons XII. von Spanien).

Montreal, Stadt in der Provinz Quebec der Dominion of Canada, die größte in Britisch-Amerika, liegt an der Mündung des Ottawa in den St.-Lorenzstrom auf einer 50 Kilom. langen, 16 Kilom. breiten Insel und ist schön gebaut, die Oberstadt schöner als die Unterstadt. Auf dem Markte steht die 10 Mt. hohe Statue Nelson's. Der prächtige, 1829 vollendete kath. Dom ist das schönste Bauwerk im brit. Amerika und nächst der Kathedrale in Mexico die großartigste Kirche der Neuen Welt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1871) auf 107,225, wovon 77,980 Katholiken, meist von franz. Abkunft, sodaß auch das Französische die Umgangssprache ist. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs und besitzt mehrere höhere Lehranstalten, seit 1821 auch eine engl. Universität. M. ist wichtig als Handelsplatz, namentlich auch als Hauptstapelplatz des Pelzhandels der Hudsonsbai-Compagnie. Es verdankt seine Blüte seiner vortrefflichen Lage, indem es an dem Punkte erbaut ist, wo der Lorenzstrom für Seeschiffe fahrbar zu sein aufhört. Durch Eisenbahnen wird es mehrfach mit dem übrigen Canada und den Vereinigten Staaten verbunden. Die Grand-Trunk-Eisenbahn überschreitet hier den St.-Lorenz auf der prachtvollen Victoriabrücke, einer der größten Hängebrücken der Welt, deren Herstellung an 2 Mill. Doll. gekostet hat. Die Rhederei der Stadt ist bedeutend, der Hafen schön und groß. Der Werth der Einfuhr betrug (1873) 44,320,646, die der Ausfuhr 19,679,118 Doll. M. wurde 1640 von Maisonneuve angelegt und hieß früher Villemarie. Im J. 1688 richteten die Indianer ein fürchterliches Blutbad unter den Franzosen zu M. an. Die Stadt wurde 1760 den Franzosen unter Vaudreuil als ihr letztes Besitzthum in Canada von den Engländern unter Lord Amherst entrissen. Am 23. Nov. 1775 ward sie von den Nordamerikanern unter Montgomery durch Capitulation Carleton's eingenommen, im Frühjahr 1776 aber wieder geräumt. Bis zum April 1849 war M. die Hauptstadt von Untercanada.

Montreux, Kirchgemeinde im District Vevay des schweiz. Cantons Waadt, zählt (1870) 6659 E. und besteht aus den polit. Gemeinden Châtelard, les Planches und Veytaux mit 20

kleinern Dörfern (Clarens [s. d.], Glion, Veytaux, Verner, Territet u. s. w.), welche von den Abhängen der Dent de Jaman bis zum Ufer des Genfersees zerstreut liegen. Die Gegend, das «schweizerische Nizza», ist berühmt wegen ihrer herrlichen, gesunden Lage und ihres überaus milden Klimas, welches durch die im Norden schützend sich hinziehenden Gebirge bedingt wird. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 10,54° C., die Wintertemperatur 2,41°. Feigen, Granaten, Lorbern, ja selbst Oliven gedeihen im Freien, Rosen und Veilchen blühen fast das ganze Jahr hindurch. Schnee und stärkere Fröste sind selten. Die sehr wohlhabenden Einwohner beschäftigen sich größtentheils mit Weinbau, der einen sehr guten Ertrag liefert. Von dem Kalksteinfelsen, auf welchem, 385 Mt. über dem Meere, die schöne, alte Kirche liegt, genießt man eine der berühmtesten Aussichten über den Genfersee. M. wird namentlich Brustkranken als Winteraufenthalt empfohlen, ist aber auch außerdem von einer großen Fremdenmenge das ganze Jahr hindurch besucht. Die bemerkenswerthesten Punkte der reizenden, mit Schlössern, Villen und Pensionen übersäeten Umgegend sind das alte Schloß Chillon (s. d.), das Bosquet de Julie bei Clarens, bekannt durch Rousseau's «Neue Heloise», die Wasserfälle der Gorge du Chaudron und der Righi-Vaudois bei Glion (687 Mt. über dem Meere). Mit den Uferorten des Genfersees wird M. durch Dampfboote, mit Lausanne und dem Wallis durch die Bahnlinie Genf-Leuk verbunden. Vgl. Rambert, «Montreux» (Neuchâtel 1877).

Montrose, Marktstadt, Parlamentsborough und Hafenplatz der schott. Grafschaft Angus oder Forfar, an der Eisenbahn auf einer sandigen Landzunge am engen Eingange einer geräumigen, aber etwas seichten Nordseebucht, in welche der von einer 136 Mt. langen Kettenbrücke überspannte South-Esk mündet, hat ein Stadthaus, eine Leinwandhalle, ein Seminar, eine Lateinschule und 20 andere Schulen, ein Museum, eine Bibliothek, ein Theater, öffentliche Badeanstalten, ein Krankenhaus, zwei Irrenanstalten, ein Gefängniß, eine Besserungsanstalt und eine Zufluchtsstätte. Die Einwohner, 14,608 an der Zahl, treiben Fischfang und Handel, unterhalten mehrere großartige Flachsspinnereien, Maschinenwebereien und mehrere hundert Handstühle (jährlich werden über 75,000 Stück Leinwand producirt), große Bleichen, Seilerbahnen, Maschinenbauanstalten, Schiffswerfte, Brennereien, Stärke- und Lichtfabriken.

Montrose (James Graham, Marquis von), engl. Parteigänger, stammte aus einem schott. Adelsgeschlechte (s. Graham) und wurde 1612 zu Edinburgh geboren. In seiner Jugend machte er große Reisen durch Europa und bot dann Karl I. von England seine Dienste an. Auf Betrieb des Herzogs von Hamilton wies man ihn jedoch schnöde zurück, sodaß er nach Schottland ging und in der Armee der Presbyterianer ein Commando übernahm. Von den presbyterianischen Häuptern zurückgesetzt, ließ er sich nach einiger Zeit bewegen, erst heimlich, dann offen das königl. Interesse in Schottland zu vertreten. Er sammelte die Royalisten des Landes und eröffnete nach Ankunft eines Corps von 1100 Irländern 1644 gegen die Covenanter den förmlichen Krieg. Nachdem er 1. Sept. den Lord Elcho bei Tippermuir und 2. Febr. 1645 den Grafen Argyle bei Inverlochy aufgerieben, wurde ihm der General Baillie entgegengeschickt, den er 15. Aug. in der Schlacht bei Kilsyth vernichtete. Hierauf rief er zu Glasgow ein königlich gesinntes Parlament zusammen, das Subsidien bewilligen mußte. Der bedrängte Covenant zog unterdeß die presbyterianische Armee unter Leslie aus England zurück, und von dieser überlegenen Macht wurde M. 13. Sept. bei Philiphaugh vollständig geschlagen. Er floh mit wenigen Begleitern über den Tweed und führte einen Parteigängerkrieg, bis ihm der im schott. Lager gefangen gehaltene König gebot, den Kampf einzustellen. Er wandte sich nach Frankreich und von da, weil ihn Mazarin sehr kalt behandelte, nach Deutschland, wo er in den letzten Feldzügen des Dreißigjährigen Kriegs zum kaiserl. General emporstieg. Nach dem Tode Karl's I. begab er sich in den Haag und bot Karl II. zur Wiedereroberung der Krone seinen Degen an. Er warb durch die Unterstützung Dänemarks und Schwedens ein kleines Corps, brachte dasselbe von Hamburg aus auf niederländ. Schiffen nach den Orkaden und landete im April 1650 an den Küsten der Grafschaft Caithneß. Allein die Bevölkerung, des Kriegs müde, floh bei seinem Erscheinen, und Leslie schickte den Obersten Strachan ab, der die royalistischen Truppen beim ersten Angriff (17. April) zerstreute. M. floh, als Bauer verkleidet, in die Berge, wurde aber entdeckt, 8. Mai an Leslie ausgeliefert und nach Edinburgh gebracht, wo ihn das Parlament zum Tode durch den Galgen verurtheilte. Er erlitt diese Strafe 21. Mai 1650. Sein Kaplan Wishart hat sein Leben beschrieben. Vgl. auch Grant, «Memoirs of the Marquis of M.» (Edinb. 1857), Napier, «Life and times of M.» (2. Aufl., 2 Bde., 1856). Nach der Restauration Karl's II. ward der Sohn M.'s in die Würden und Güter seines Vaters wieder eingesetzt. — Dessen Enkel, James Graham, vierter Marquis von M., ward

Digitized by Google

1707 zum Herzog von M. erhoben und bekleidete unter Georg I. das Amt eines Staatssecretärs für Schottland. Er starb 1742. — James Graham, dritter Herzog von M., geb. 8. Sept. 1755, trat als Abgeordneter für Cambridge ins Parlament und wurde 1783 von seinem Freunde Pitt zum Lord des Schatzes ernannt. Im J. 1789 ward er Kriegszahlmeister und, nachdem er 1790 seinem Vater in dem Herzogstitel gefolgt war, Oberstallmeister. Er verließ diese Stellung 1795, um Mitglied des Indischen Amts zu werden, zog sich aber 1802 mit Pitt von der Regierung zurück. Als dieser 1804 von neuem an die Spitze des Ministeriums trat, ward M. Präsident des Handelsraths, welches Amt er 1806 nach dem Tode seines Freundes niederlegte. M. war 1808—24 abermals Oberstallmeister und dann bis 1827 Oberkammerherr, worauf er sich mit dem Falle des Ministeriums Liverpool vom öffentlichen Leben zurückzog. Er starb in London 30. Dec. 1836. — Sein ältester Sohn, James Graham, vierter Herzog von M., geb. 16. Juni 1799, war unter dem Ministerium Lord Derby's vom Febr. 1852 bis Jan. 1853 Oberhofmeister (Lord Steward) des königl. Hauses, in dessen zweitem Ministerium (Febr. 1858 bis Juni 1859) Kanzler des Herzogthums Lancaster und im dritten (6. Juli 1866 bis Dec. 1868) Generalpostmeister. Er starb 30. Dec. 1874. — Sein ältester Sohn, Douglas Beresford Graham, fünfter Herzog von M., geb. 7. Nov. 1852, dient als Lieutenant in der königl. Garde.

Mont Saint-Jean, Dorf im Arrondissement Nivelles der belg. Provinz Südbrabant, 18 Kilom. südlich von Brüssel, 2 Kilom. nördlich von Belle-Alliance gelegen; nach demselben benennen die Franzosen die Schlacht bei Belle-Alliance oder Waterloo (s. d.).

Mont-Saint-Valérien, ein im Westen von Paris, auf dem linken Ufer der Seine, 161 Mt. über den Flußspiegel sich erhebender Berg, nördlich von St.-Cloud und Boulogne gelegen, mit bedeutenden Befestigungswerken, Forteresse du M. genannt. Während der Belagerung von Paris 1870—71 wurden von hier aus vom Sept. 1870 bis zum Jan. 1871 namentlich die Stellungen der Dritten deutschen Armee beschossen und das Schloß St.-Cloud sowie die berühmte Porzellanfabrik von Sèvres zerstört. Am 21. Oct. machte vom M. aus General Vinoy einen Ausfall mit etwa 12 Bataillonen und 40 Geschützen gegen das preuß. 5. Corps und Gardelandwehr; am 19. Jan. 1871 geschah vom M. aus der große und letzte Ausfall des Generals Trochu mit etwa 100,000 Mann, bei welchem zum ersten male auch die Nationalgarde von Paris in größerer Anzahl ins Feuer kam. Er endete nach einem von vormittags 11 Uhr bis nach Einbruch der Dunkelheit fortgesetzten hartnäckigen Ringen mit dem völligen Rückzuge der Franzosen. Die nächste Folge der Schlacht am M. war der Rücktritt Trochu's, dem dann 28. Jan. die Capitulation von Paris folgte. Am folgenden Tage wurde der M. von Truppen des 5. preuß. Armeecorps besetzt und blieb es, bis am 7. März die sämmtlichen auf dem linken Seine-Ufer gelegenen Forts von den Deutschen geräumt wurden. Während der Wirren der Commune blieb der M. in der Gewalt der Regierungstruppen.

Montserrat, berühmte, in der span. Provinz Catalonien gelegene Benedictinerabtei im Llobregatthale, welche von Barcelona aus jetzt mit der Eisenbahn leicht zu erreichen ist. Das zum größten Theil in Ruinen liegende ausgedehnte Kloster steht auf der halben Höhe des 1237 Mt. hohen Montserrat (des «gesägten Bergs»), welcher den Raum zwischen den tief eingeschnittenen Thälern des Besos, Llobregat und der Noyn erfüllt und namentlich gegen den Llobregat in schauerlich steilen und zerrissenen Wänden abstürzt. Sifredo el Velloso, Graf von Barcelona, ließ hier an der Stelle, wo ein wunderthätiges Marienbild gefunden wurde, 880 das Kloster erbauen. Gelehrte Benedictiner waren bereits 976 hierher versetzt worden, welche eine große Bibliothek anlegten, die nebst allen Kostbarkeiten bei der Zerstörung durch die Franzosen 1814 verbrannte. Nach der Restauration Ferdinand's VII. begann der Bau von neuem, hörte aber auf, als die Mönche während der karlistischen Unruhen vertrieben wurden.

Montur (franz.), Montirung nennt man die Bekleidung des Soldaten. Diese wurde bis in das 17. Jahrh., gleich den Waffen, nicht vom Staate oder Soldherrn geliefert, sondern mußte von jedem Krieger selbst beschafft werden. Erst mit der Einführung stehender Heere übernahm der Staat die Sorge, seine Truppen, wie man es damals nannte, zu montiren, d. h. auszurüsten, welcher Ausdruck dann auf die Bekleidung beschränkt wurde. Da diese Bekleidung fortan gleichförmig geschah, so hat man auch M. mit Uniform gleichbedeutend gebraucht. Seitdem bilden die Montirungsangelegenheiten einen wichtigen Theil des Kriegshaushalts. Sie werden in den Heeren nach verschiedenen Grundsätzen betrieben; doch ist überall dafür ein Etat ausgeworfen. Man unterscheidet große und kleine Montirungsstücke: die erstern sind Rock, Mantel, Beinkleider, Kopfbedeckung; die letztern Halsbinde, Hemd, Fußbeklei-

Digitized by Google

dung u. s. w. Die M. werden entweder in Montirungsdepôts gefertigt, nach jährlichen Contingenten geliefert, oder von den Truppen, die dafür Geldvergütung erhalten, selbst beschafft, wozu Oekonomiecommissionen bestehen. Die Mannschaften erhalten ein Montirungsbuch, in welchem die ihnen zuständigen Stücke verzeichnet sind und der Empfang eingetragen wird.

Monumenta Germaniae ist der Name einer von Pertz begonnenen und von andern Historikern fortgesetzten kritischen Sammlung der mittelalterlichen Quellenschriftsteller zur deutschen Geschichte. (S. Deutschland und Deutsches Reich [Geschichte].)

Monumente (lat., Denkmale) sind Kunstwerke, zum Andenken merkwürdiger Begebenheiten oder hervorragender Persönlichkeiten errichtet: Werke der Baukunst, der Sculptur und der Malerei. Bereits die geschichtlich älteste Kunst, die der Aegypter, ist zum größten Theil eine solche Kunst der M.; nicht blos die Grabmäler der Könige, die Pyramiden, sondern auch die Paläste gestalteten sich durch ihre Statuen, Malereien und Inschriften zu M. der Könige. In gleicher Weise verhält sich die assyr. und pers. Kunst. Auch bei den Griechen finden sich schon früh solche M.; die Monumentalstatuen der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton haben sich in Nachbildungen erhalten; auch olympischen Siegern, die mehrmals gesiegt hatten, wurden Ehrenbildsäulen errichtet, doch idealisirend und ohne Porträthaftigkeit. Volle Porträthaftigkeit erscheint erst unter Alexander d. Gr. besonders durch Lysipp. Vornehmlich aber waren es die Römer, welche diese Porträtstatuen und die Darstellung geschichtlicher Begebenheiten in Ehrenstandbildern und Triumphbogen zur Ausbildung brachten. Besonders vollständig hat man die Kaiser in Statuen aller Art und in Büsten gebildet. Eitelkeit von der einen, Schmeichelei von der andern Seite ließ sie oft in einem höhern, heroisirten oder gar vergöttlichten Charakter erscheinen. Das Mittelalter und noch mehr die Renaissance nahm diese Sitte wieder auf. In der Gegenwart ist die Monumentalplastik wieder der am meisten gepflegte Kunstzweig geworden. Lange Zeit schwankte bei der Charakterlosigkeit der modernen Trachten die Monumentalplastik zwischen idealisirender, antikisirender Tracht und zwischen der Beibehaltung des Zeitcostüms, doch hat durch die Genialität Schadow's, Rauch's und Rietschel's die Costümtreue, die durchaus zum Wesen eines echt histor. Monuments gehört, endlich obgesiegt. Rauch's Friedrichs-Monument und Rietschel's Lessing sind für die schwierige Costümfrage unbedingt mustergültig.

Monumental, von Monument (Denkmal), ist ein in der Kunstgeschichte gebräuchlicher Ausdruck. Je echter und tiefer ein Kunstwerk ist, um so mehr ist es in Form und Gehalt erfüllt von dem Geist, aus dem es geboren ist, um so mehr ist es das in künstlerischer Form verkörperte Denken und Empfinden seiner Zeit und Volksthümlichkeit. Es ist ein Monument, ein Denkmal seines Volks und Zeitalters, wenn auch ein unbewußtes und unbeabsichtigtes. Der griech. Tempel ist in diesem Sinn die monumentale Verkörperung der schönen harmonischen Menschlichkeit des Griechenthums, der goth. Dom die monumentale Verkörperung der ascetischen und spiritualistischen Auffassung des Christenthums in den letzten Zeiten des Mittelalters. Naturgemäß spricht sich dieser monumentale Geist am vollständigsten und offen aus in solchen Kunstwerken, die unmittelbar mit dem großen öffentlichen Leben und dessen Aufgaben und Bedürfnissen zusammenhängen, also im Bau der Kirchen und der öffentlichen Paläste und in deren plastischer und malerischer Ausschmückung. In diesem Sinn pflegt man die Monumentalarchitektur von der Privatarchitektur, die Monumentalplastik und Monumentalmalerei von der privaten, nur zu häuslicher Freude bestimmten, decorativen zu unterscheiden. Besonders in der Malerei tritt noch der besondere Unterschied hervor, daß der Unterschied der Bestimmung zugleich einen Unterschied der Technik bedingt; die monumentale Malerei ist meist unmittelbar auf der Wandfläche des öffentlichen Gebäudes selbst ausgeführt, also Wandmalerei (s. Frescomalerei), während die andern Aufgaben der Malerei sich meist auf das Tafel- oder Staffeleibild (Oelbild, Aquarell) beschränken. Die Bedeutung des Gegenstandes bedingt Würde und Hoheit der Auffassung und Behandlung. Deshalb wird der große histor. Stil der monumentale genannt.

Monza, im Alterthum und Mittelalter Moguntiacum oder Modoecia genannt, Stadt und Hauptort eines Kreises in der ital. Provinz Mailand, zu beiden Seiten des von einer schönen Granitbrücke überspannten Lambro und an der Oberitalienischen Eisenbahn gelegen, zählt (1871) 25,228 E., die Fabriken und Manufacturen in wollenen Tüchern, Hüten und Lederwerk unterhalten. Die Stadt ist der Sitz einer Unterpräfectur und hat ein Convict, ein Lyceum und ein Gymnasium. Der Ostgothenkönig Theodorich baute zu M. ein Palatium, die longobard. Könige hatten daselbst ihr Residenzschloß, das noch den auf hohen Pfeilern ruhenden alten Justizpalast bildet. Neue Berühmtheit erhielt die Stadt durch Kaiser Friedrich Barbarossa. In der schönen **Domkirche zu St.-Johannes**, die 595 von der longobard. Königin Theudelinde

Digitized by Google

gegründet, aber im 14. Jahrh. von M. Campione ganz erneuert wurde, wird, außer dem Sarkophag der Gründerin aus dem 13. Jahrh., mehrern andern Reliquien, Kunstgegenständen und Kostbarkeiten, auch die im Oct. 1866 von Oesterreich an Italien überlassene Eiserne Krone (s. d.) aufbewahrt. Der Palazzo-imperiale (königl. Schloß) ist ein großes, sehr elegantes Gebäude, welches reiche Gemächer und schöngemalte Säle enthält und von einem großartigen Park umgeben ist. Derselbe hat 13 Kilom. im Umfang, ist von einer Mauer umschlossen und enthält 11 Mill. Bäume, eine große Baumschule, einen bot. Garten, die Schlösser Mirabello und Mirabellino und einen Thiergarten. Außerdem gibt es in der Umgegend von M. eine Menge von Landhäusern.

Moor (in Oberdeutschland auch Moos) nennt man sumpfiges, morastiges Land von meist schwarzer Beschaffenheit infolge der vegetabilischen Beimischungen. Dem M. steht entgegen der Sumpf (s. d.) und zwischen beiden der Bruch (s. d.). Man unterscheidet Grünmoore, welche auf ihrer Oberfläche mit Rasen und hohen Gräsern überzogen sind; Hochmoore, wenn das M. sehr hoch liegt, und Schwarz- und Heidemoore, auf denen blos Heidepflanzen wachsen. Sowol zum Heugewinn wie zur Weide sind die M. nur von geringem Werth; letzterer ist vielmehr dadurch bedingt, daß sie sich oft zum Torfstich eignen. (S. Torf.) Die größten M. findet man in Amerika und Westindien, auch im nördl. Europa, besonders in Irland, sowie in Ungarn und Polen. In Deutschland sind als die bedeutendsten M. zu bemerken die in Ostfriesland, in der Lüneburger Heide, das Teufelsmoor bei Bremen, das Bourtangermoor in Ostfriesland und den niederländ. Provinzen Drenthe und Gröningen, und das trocken gelegte Donaumoos in Baiern. Das dort und in andern deutschen Gegenden übliche Moorbrennen veranlaßt mit den Höhenrauch (s. d.). Vgl. Birnbaum, «Ueber das Moorbrennen und die Wege zu seiner Beseitigung» (Glog. 1873); Peters, «Die moderne Moorcultur» (Osnabr. 1874).

Moore (Sir John), brit. General, der Sohn des als Arzt und Schriftsteller bekannten Dr. Moore, wurde zu Glasgow 1761 geboren und auf dem Festlande, wo sich sein Vater als Gesellschafter des Herzogs von Hamilton aufhielt, erzogen. M. trat als Fähnrich 1776 in die brit. Armee und wohnte dem amerik. Kriege bei, 1793 dem Zuge nach Gibraltar und im folgenden Jahre der Expedition gegen Corsica. Unter anderm zeichnete er sich bei der Belagerung von Calvi aus und erhielt dafür, als er im Nov. 1795 mit dem General Stewart zurückkehrte, den Grad eines Brigadegenerals. Als solcher folgte er im Febr. 1796 Sir Ralph Abercromby nach Westindien, der ihm nach der Eroberung von Sta.-Lucia im Mai 1796 das Gouvernement dieser Insel anvertraute. M. reinigte die Insel von den Negerbanden, mußte aber im Aug. 1797 wegen Krankheit nach England zurückkehren. Er übernahm nun ein Commando bei den brit. Streitkräften in Irland und leistete der Regierung in dem Aufstande von 1798 außerordentliche Dienste, sodaß er zum Generalmajor emporstieg. Im Juni 1799 begleitete er den Herzog York auf der Expedition nach Holland und wurde schwer verwundet. Kaum genesen, schiffte er sich 1800 mit der nach Aegypten bestimmten Armee unter Abercromby ein und ward bei Abukir abermals verwundet, nahm jedoch an der Belagerung von Kairo theil. Nach der Einnahme von Alexandria kehrte er nach England zurück und erhielt ein Commando im Innern und 1805 auf Sicilien. Im Mai 1808 wurde er zum Obergeneral des 10,000 Mann starken Corps ernannt, welches Schweden gegen die Russen und Dänen unterstützen sollte. König Gustav IV. überwarf sich bei der Landung zu Götaborg mit ihm und ließ ihn sogar verhaften, weshalb M. die Expedition zurückführte. Hierauf wurde M. nach Portugal entsendet, wo er den Oberbefehl übernahm und nach Spanien bis Burgos vordrang. Er rechnete auf den Anschluß der zahlreichen span. Insurgenten und versuchte, als diese Hoffnung sich nicht erfüllte, dem General Hope auf Madrid zu folgen. Soult stellte sich ihm bei Saldanha entgegen, und Napoleon selbst setzte sich in Bewegung, um die Briten vom Meere abzuschneiden. M. beschloß deshalb, seine Truppen nach Coruña zu führen und dort einzuschiffen, gewann einen bedeutenden Vorsprung und erreichte 11. Jan. 1809 Coruña. Die Franzosen folgten und zwangen ihn 16. Jan. zu einer blutigen Schlacht, in welcher er tödlich verwundet wurde und kurz darauf starb. Sein Bruder gab eine Geschichte dieses Feldzugs (Lond. 1809) und das Leben M.'s (Lond. 1834) heraus; gründlicher beurtheilt ihn Napier in der «History of the war in the peninsula» (3 Bde., Lond. 1832).

Moore (Thomas), berühmter engl. Dichter, geb. 28. Mai 1780 zu Dublin, der Sohn eines dortigen kath. Kaufmanns, bezog im 14. Jahre die Universität zu Dublin und ging 1799 nach London, um im Middle-Temple die Rechte zu studiren. Hier gab er 1800 seine treffliche Uebersetzung des Anakreon, die er schon in Dublin begonnen hatte, heraus. Im folgenden

Digitized by Google

Jahre veröffentlichte er unter dem Namen Thomas Little eine Sammlung Liebesgedichte. Er erhielt 1803 die Stelle eines Secretärs beim Admiralitätsgerichte auf der Insel Bermuda, die er durch einen Stellvertreter verwalten ließ, während er selbst die Vereinigten Staaten bereiste, deren Zustände aber seine Erwartungen nicht befriedigten, weshalb er sie in seinen «Odes and epistles» (2 Bde., Lond. 1806) scharf mitnahm. Hierauf wendete er sich zur Satire und schrieb mehrere Flugschriften in Versen und in Prosa, in denen er mit beißendem Witz und Spott die Torypartei und selbst den Prinzregenten verfolgte, und denen sich später «The Fudge family in Paris» (1818) und «Fables for the Holy Alliance» (1823) anschlossen. Bleibendern Werth haben seine «Irish melodies» (deutsch von Kistner, Hamb. 1875), Texte zu Stevenson's irischen Nationalmelodien, von welchen die ersten 1813 erschienen und deren Herausgabe erst 1837 geschlossen wurde. Seitenstücke dazu bilden die «National melodies» (1815) und «Sacred songs» (1816). Sein größtes Werk, die morgenländ. Dichtung «Lalla Rookh», erschien 1817 (deutsch von Menke, Brem. 1843, von de la Motte Fouqué, Berl. 1846, und von Schmidt, 2. Aufl., Berl. 1876). M. bereiste nun, anfangs in Lord John Russell's Gesellschaft, Frankreich und Italien und sah sich genöthigt, längere Zeit in Paris zu bleiben, da in England ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen war, indem sein Stellvertreter in Bermuda Gelder veruntreut hatte. M. deckte indeß die fehlenden Summen mit dem Ertrage seiner Schriften, kehrte 1823 wieder nach England zurück und nahm seinen Wohnsitz in dem Landhause Sloperton-Cottage bei Devizes in Wiltshire. Von dichterischen Werken erschienen von ihm nur noch «The loves of the angels» (1823), eine Art Seitenstück zu «Lalla Rookh», und sein Roman «The Epicurean» (1827). Seitdem wandte er sich mehr dem Studium der Geschichte seines Vaterlandes zu. Schon 1824 hatte er in seinen «Memoirs of the life of captain Rock» eine Schilderung von dem Zustande Irlands gegeben, die trotz der vorherrschenden Parteifarbe das von der engl. Regierung gegen die Irländer seit Jahrhunderten befolgte System wahr darstellt. Seine «Memoirs of Lord Edward Fitzgerald» (2 Bde., Lond. 1831) sind ein schätzbarer Beitrag zur irischen Geschichte. Dagegen fand die glänzende Sophistik, die er in seinen «Travels of an Irish gentleman in search of religion» (2 Bde., Lond. 1833, deutsch von Lieber, 6. Aufl., Aschaffenb. 1852) zeigte, mehrere tüchtige Gegner. Eine «History of Ireland» lieferte er 1835 in Lardner's «Cyclopedia» (deutsch von Ackens, 2 Bde., Baden-Baden 1846). Auch gab er 1821 Sheridan's Werke heraus und schrieb 1825 dessen Biographie. Die von ihm herausgegebenen «Letters and journals of Lord Byron, with notices of his life» (1830) sind kein Ersatz dafür, daß er die von Byron ihm anvertrauten handschriftlichen Denkwürdigkeiten auf Andringen von dessen Verwandten vernichtete. Im ruhigen Genuß einer Pension von 300 Pfd. St., die ihm seine polit. Gönner ausgewirkt hatten, verbrachte M. die letzten Jahre seines Lebens, bis er zu Sloperton-Cottage 25. Febr. 1852 starb. Seine Schriften wurden von seinem langjährigen Freunde, Lord Russell, geordnet und zum Besten der Witwe herausgegeben (8 Bde., Lond. 1853—56). Seine poetischen Werke erschienen in deutscher Uebersetzung von Oelckers (2. Aufl., 5 Bde., Lpz. 1843). Eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte erschien von Melford unter dem Titel: «Lyrical beauties» (Braunschw. 1845). M.'s Eigenschaften als Dichter sind Anmuth des Ausdrucks und reiche Bildersprache; aber er hat mehr Witz als Phantasie und ist mehr sinnreich als innig.

Moose (Musci oder Muscineae) heißt eine große Abtheilung der Sporenpflanzen oder Kryptogamen (s. d.), welche zwischen den niedern Klassen dieser Gewächse (den Algen, Flechten und Pilzen) und den höhern (Farrn, Schachtelhalmen u. s. w.) mitteninne steht, sich von den erstern durch eine viel vollkommenere Organisation der Zellen, welche bereits mit denen der höhern Pflanzen übereinstimmen, von den letztern, abgesehen von der gänzlich verschiedenen Entwickelungsgeschichte und der Gestaltung ihrer Früchte, durch den Mangel der Gefäße unterscheidet. Der Körper der M. ist meist in Stengel und Blätter differenzirt, nur bei einer kleinen Gruppe von Lebermoosen laubartig, ähnlich wie bei den laubartigen Flechten und Tangen. Das Centrum des Stengels, welcher sich, von der Spitze fortwachsend, bei niedern M. ununterbrochen verlängert, während er von unten her abstirbt, desgleichen die Mittelrippe aller mit einer solchen versehenen Blätter ist von einem Strange gestreckter Zellen (Cambiumzellen) durchzogen, der als ein unvollkommenes Gefäßbündel betrachtet werden kann. Sonst bestehen Stengel und Blätter aus Parenchymzellen, nur bei manchen laubartigen Lebermoosen (z. B. Marchantia) ist die Oberseite des Laubes mit einer Spaltöffnungen enthaltenden Oberhaut versehen. Die M. nehmen ihre Nahrung aus dem Boden mittels haarförmiger Wurzelfasern auf, welche oft einen förmlichen Filz bilden. Ihre Blätter sind sehr hygroskopisch und daher

Digitized by Google

zum Aufsaugen des Wassers überaus geeignet. Die beblätterten Lebermoose dehnen sich sogar, wenn sie auch vollkommen eingetrocknet und zusammengeschrumpft sind, im Wasser wieder völlig aus und erwachen dann zu neuem Leben. Bei der Mehrzahl der im ganzen mit viel derbwandigern Zellen versehenen Laubmoose ist dies nicht der Fall. Die meisten M. zeichnen sich durch eine schöngrüne Färbung aus, weil ihre Parenchymzellen reichliches Chlorophyll enthalten. Nur die Torf- und Wassermoose (die Arten der Gattung Sphagnum L.) haben gewöhnlich eine bleiche oder auch röthliche (bisweilen selbst dunkelrothe und violette) Farbe, weil ihre Zellen kein oder nur wenig Chlorophyll enthalten. Das Gewebe dieser M. besteht hauptsächlich aus größern, mit einer Spiralfaser ausgekleideten Zellen, welche äußerst hygroskopisch sind und die Eigenschaft besitzen, sich mit Wasser anzufüllen und dasselbe festzuhalten. Aus diesem Grunde vermögen sie Versumpfungen herbeizuführen, nehmen daher auch immer an der Bildung des Torfes (s. d.) einen sehr wesentlichen Antheil. Alle M. haben doppelte Geschlechtsorgane, männliche (Antheridien) und weibliche (Archegonien), welche bei den beblätterten in den Blattwinkeln oder an der Spitze der Stengel und Aeste, bei den laubartigen an den Rändern oder auf der Oberfläche des Laubes sich befinden. Aus dem befruchteten Archegonium wächst die Moosfrucht, eine Kapselfrucht, hervor, welche die Sporen enthält. Letztere entwickeln beim Keimen meist ein confervenartiges Geflecht, Vorkeim genannt, an dem kleine Knospen entstehen, welche sich zum eigentlichen Mooskörper (Stengel oder Laub) ausbilden. (S. Befruchtung.)

Die M. zerfallen in Laubmoose (M. frondosi, Bryoideae) und Lebermoose (M. hepatici). Bei erstern reißt die Archegonienhülle meist über dem Grunde, und es bleibt der abgerissene Theil auf der darunter sich ausbildenden Kapsel als Mütze oder Haube (calyptra) hängen. Nur bei den Torfmoosen ist die Kapsel mützenlos, indem hier das Archegonium am Scheitel platzt und die sich ausdehnende Frucht durchläßt. Dasselbe geschieht bei allen Lebermoosen, weshalb diese stets eine nackte Frucht besitzen. Die Frucht der Laubmoose wird Büchse (theca) genannt, weil sie in der Regel sich wie eine Apothekerbüchse mit einem runden, abspringenden Deckel öffnet, welcher die Haube trägt. Letztere ist auf einer kegel- oder schnabelförmigen Erhöhung in der Mitte des Deckels befestigt und fällt zuletzt ab. Bei einigen Laubmoosen (den Phascaceen) ist die Kapsel deckellos und bleibt geschlossen, sodaß die Sporen erst durch Verwesung der Frucht frei werden, bei einigen andern (Andreeaceen) spaltet sie sich in vier Klappen. Bei den meisten deckelfrüchtigen Laubmoosen ist der innere Rand der Büchse mit einem sog. Mundbesatz versehen, welcher aus einer, selten aus zwei Reihen zierlicher, bisweilen gespaltener, wol auch untereinander verwachsener Zähne besteht, die sehr hygroskopisch zu sein pflegen und deren entweder 4 oder 8, 16, 32, 64 vorhanden sind. In der Büchse selbst liegt der Sporensack, ein häutiges, von einem Mittelsäulchen durchzogenes Organ, welches die Sporen enthält und sich nach deren Reife am Scheitel öffnet. Die Büchse ist gewöhnlich gestielt, der bisweilen sehr lange Stiel stets braun oder gelb. Je nachdem die Früchte an der Spitze oder an den Seiten der Stengel und Aeste stehen, theilt man die deckelfrüchtigen Laubmoose in endfrüchtige (M. acrocarpi) und seitenfrüchtige (M. pleurocarpi) ein. Bei den beblätterten Lebermoosen (Jungermanniaceen) öffnet sich die auf einem sehr zarten, weißen Stiele stehende, stets kugelige Kapsel mit vier kreuzweise sich ausbreitenden Klappen, an deren Spitzen oder Grunde eigenthümliche, isolirte, mit einer oder zwei Spiralfasern ausgekleidete, zarte Zellen befestigt sind, welche beim Aufspringen der Frucht die Sporen fortschnellen und deshalb Schleudern (elateres) genannt werden. Dasselbe ist bei einigen laubartigen Lebermoosen der Fall. Dagegen besitzen die Arten der Gattung Marchantia gestielte, rundliche oder sternförmig gelappte Scheiben (receptacula), die auf ihrer untern Fläche sitzende, verschiedenartig aufspringende Kapseln tragen, diejenigen der Gattung Anthoceros eine zweiklappige, schotenförmige, die Ricciеen eine in das Laub eingesenkte, aufreißende Kapsel ohne Schleudern, während die Marchantieen und Anthoceroteen auch Schleudern, letztere ohne Spiralfaser, enthalten.

Die M. wachsen meist auf der Erde, viele jedoch auch an Felsen, Steinen und Baumstämmen, manche Lebermoose auf Steinen im Wasser, einige auch schwimmend im Wasser. Die Lebermoose verlangen insgesammt viel Feuchtigkeit, die meisten Schatten, während von den Laubmoosen viele an sonnigen Orten vegetiren. Die Lebermoose sind der Mehrzahl nach kleinere Pflänzchen, weshalb sie nicht so in die Augen fallen wie die Laubmoose, welche in üppigen Polstern beisammen wachsen. In den Wäldern sind die M. von außerordentlicher Wichtigkeit, weil sich unter ihnen der Boden stets frisch hält, da er das von den M. aufgefangene Regenwasser allmählich zugeführt bekommt. In Gebirgsgegenden verhindern Moosüberzüge das rasche Abfließen des Regenwassers und dadurch die Abschwemmung des Bodens. Auch tragen sie durch

Digitized by Google

ihre Verwesung zur Vermehrung des Humus wesentlich bei. Technisch verwendet man viele Laubmoose zu Polstern und Emballage. Vgl. Karl Müller, «Deutschlands M.» (Halle 1853); Schimper, «Synopsis muscorum europaeorum» (Stuttg. 1860); Kummer, «Der Führer in die Mooskunde» (Berl. 1873); derselbe, «Der Führer in die Lebermoose» (Berl. 1875).

Mops nennt man einen kleinen, rundköpfigen Hund mit unnatürlich verkürzter, abgestutzter, schwarzer Schnauze und einem eng spiralisch gewundenen Schwanze. Die Farbe des M. ist gewöhnlich lehmgelb. Wahrscheinlich ist er eine Spielart des Bullenbeißers. In früherer Zeit hatte man eine besondere Vorliebe für den M. als Stubenhund. Seitdem sich aber diese Vorliebe für denselben verloren hat, ist die Art fast gänzlich ausgestorben. (S. Hund.)

Mopsus, der Sohn des Ampyx und der Nymphe Chloris, aus Thessalien, war als tapferer Jäger und Kämpfer, namentlich aber als Seher berühmt und nahm als solcher am Argonautenzuge theil. Er starb in Libyen an einem Schlangenbisse, wurde dort von den Argonauten bestattet und erhielt Heroendienst und Orakelstätte. — M. heißt auch der Sohn des Apollo oder des Kreters Rhakios und der Manto. Er war der Gründer von Mallos in Kleinasien und des Orakels daselbst.

Mora, ein schon im Alterthum bekanntes und noch jetzt in Italien sehr gewöhnliches Spiel, besteht darin, daß jemand die Hand oder auch beide Hände mit mehr oder weniger eingeschlagenen Fingern schnell ausstreckt, während ein anderer in demselben Augenblicke auf gut Glück hin angibt, wie viel Finger jener nicht eingeschlagen hat.

Mora (Don José Joaquin de), span. Dichter, geb. zu Cadix 1783, hatte in Granada seine Studien vollendet, als die franz. Invasion 1808 auch ihn unter die Waffen rief. Er wurde jedoch von den Franzosen gefangen und nach Autun in Frankreich gebracht, wo er längere Zeit blieb und sich vermählte. Nach seiner Rückkehr 1814 übernahm er die Redaction der «Cronica literaria y cientifica», die später unter dem Titel «El Constitucional» zu den einflußreichsten Zeitungen gehörte. Nach Wiederherstellung der absoluten Monarchie (1823) sah er sich genöthigt auszuwandern. Er flüchtete sich nach London, wo er das Taschenbuch «No me olvides» (Lond. 1824—27) und den «Cuadro de la historia de los Arabes» (2 Bde., Lond. 1826) veröffentlichte. Im J. 1827 folgte er Ribadavia nach Buenos-Ayres. Später ließ er sich in Santiago de Chile und dann in der Republik Bolivia nieder und kehrte als Generalconsul des letztern Staats nach London zurück. Seine «Leyendas españolas» erschienen 1840 in London. Im J. 1843 kehrte er nach Spanien zurück und wurde als Director des Collegiums San-Felipe in Cadix angestellt, ging aber 1856 als Consul wieder nach London. Er starb Ende 1863. M. hat sich in den meisten lyrischen Dichtarten nicht ohne Erfolg versucht. Besonders gelangen ihm scherzhafte und satirische Gedichte. Auch übersetzte er mehrere Romane Walter Scott's ins Spanische und gab die Werke des Luis de Granada in der «Biblioteca de autores españoles» heraus (3 Bde., Madr. 1848—50).

Morabiten, s. Almoraviden.

Moral (vom lat. mores, die Sitten), Moralität, moralisch, bezeichnet im allgemeinen alles, was sich auf Sitte und Sittlichkeit im menschlichen Leben bezieht; moralisch im engern Sinne nennen wir alles sittlich Gute; ein moralischer Mensch ist derjenige, welcher in seinem Denken und Handeln recht lebt, eine moralische Einrichtung, ein moralisches Verhältniß u. s. f. sind solche, welche aus den Anforderungen der Sittlichkeit hervorgegangen sind oder sich doch mit denselben vertragen; eine moralische Ueberzeugung ist eine solche, welche mit unserer sittlichen Lebensauffassung eng verwachsen ist. M. in besonderer Bedeutung heißt das klare und zugleich die Handlungen bestimmende Bewußtsein von Recht und Unrecht; dies meint man, wenn man von jemand sagt, er hat M. oder Moralität, während ein Mensch ohne M. ein solcher ist, welchem es entweder an richtigen Grundsätzen oder an consequenter Befolgung derselben gebricht. Moralprincip oder Maxime (s. d.) nennt man einen bestimmten Grundsatz der sittlichen Handlungsweise; manchmal braucht man dafür auch das Wort M. selbst, so wenn man von der Handlungsweise eines Menschen sagt, sie habe diese oder jene M., oder wenn man sagt, der eine habe eine andere M. als der andere. Auch bezeichnet man als die M. einer Fabel oder Erzählung die Lebensregel, welche darin ausgedrückt werden soll, oder auch die sittliche Gesinnung, welche daraus hervorleuchtet. Lehrhafte Betrachtungen über sittliche Gegenstände anstellen bezeichnet man als moralisiren; verbindet jedoch mit diesem Worte leicht den Nebensinn einer pedantischen Hofmeisterei. M. oder Moralphilosophie bedeutet endlich auch die Wissenschaft vom sittlichen Leben oder die Ethik (s. d.). Für diese bedeutet Moralprincip den sittlichen Grundgedanken, aus welchem alle andern Grundsätze des moralischen

Digitized by Google

Lebens abgeleitet werden sollen. Moralischer Imperativ ist die Form, in welcher Kant dasselbe aufstellte. Unter Moraltheologie verstand man früher die auf theol. Principien gegründete Ethik; durch und seit Kant hat dies Wort den umgekehrten Sinn einer Wissenschaft erhalten, welche die Nothwendigkeit des Glaubens an die religiösen Gegenstände lediglich auf moralische Gründe stützen will. In diesem Sinne nannte Kant die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit moralische Postulate, und diese seine Deduction hat man später den moralischen Beweis für das Dasein Gottes u. s. w. genannt. Der Kernpunkt desselben ist die Berufung auf unsere Ueberzeugung von einer moralischen Weltordnung, als einem derartigen Zusammenhange der Dinge, daß dadurch die Erfüllung der von unserm sittlichen Bewußtsein gestellten Forderungen möglich gemacht wird. Im weitesten Sinne bezeichnet moralisch das gesammte geistige Leben im Gegensatz zum physischen; so sprechen wir von moralischem, d. h. psychologischem Zwange im Gegensatze zur Anwendung physischer Gewalt, von moralischen Eroberungen im Gegensatze zu denjenigen der Waffen u. s. w.

Morales (Christofero de), einer der ausgezeichnetsten Componisten seiner Zeit, der Vorläufer Palestrina's, war aus Sevilla gebürtig und unter Paul III. Sänger in der päpstl. Kapelle. Seit 1543 finden sich Messen, Motetten und Magnificate von ihm in vermischten Sammlungen, die in Venedig erschienen. Seine Motette «Lamentabatur Jacob» wurde sonst jährlich am ersten Sonntage der Fasten in der päpstl. Kapelle aufgeführt.

Morales (Luis de, nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, Christobal Perez), einer der berühmtesten span. Maler, geb. zu Badajoz 1509, erhielt den Beinamen des Göttlichen (el divino) entweder wegen seiner vortrefflichen, nach ital. Vorbildern geschaffenen Arbeiten, oder weil er nur religiöse Gegenstände mit dem Ausdruck ekstatischer Begeisterung zur Bearbeitung erwählte. Dieses Ruhmes ungeachtet lebte er, zumal in früherer Zeit, in großer Bedrängtheit, weil er seine Gemälde so fleißig ausführte, daß er nur wenige Arbeiten zu liefern im Stande war. Nachdem er längere Zeit in Sevilla und Madrid gemalt, lebte er in seinem Alter von Philipp's II. Unterstützungen und starb 1586 in Badajoz. Charakteristisch sind sein strenger Stil und seine oft harte Zeichnung, bei fleißigster Ausführung und weich verschmolzenen Farben. Gemälde von ihm finden sich im madrider Museum, in Toledo, Valladolid, Burgos und Granada.

Moralische Personen oder besser Juristische Personen sind alle Rechtssubjecte, die keine Einzelmenschen sind. Solche Rechtssubjecte hat es immer thatsächlich gegeben, allein das jurist. Wesen derselben ist erst bei fortgeschrittener Bildung Gegenstand der Untersuchung geworden und auf wenigen Rechtsgebieten herrscht so große Meinungsverschiedenheit wie hier. Das röm. Recht ist wol zu dem Begriff, aber nicht zu dem Namen der jurist. Person gelangt. Es mußte neben den Individuen auch bestimmte Verbände und Anstalten als Personen auftreten lassen (personae vice fungi). Im german. Recht fehlte lange Zeit die Abstraction, welche eine Verbandseinheit als ein für sich bestehendes Rechtssubject auffassen läßt. Als Rechtssubjecte über den Einzelnen betrachtete man in zahllosen genossenschaftlichen Verbänden die Gesammtheiten, in den ebenso reich ausgestalteten herrschaftlichen Verbindungen die Herren. Erst allmählich wurden die alten Genossenschaften zu genossenschaftlichen Körperschaften, in denen eine Gesammteinheit der Gesammtvielheit gegenüberstand, die alten Herrschaftsverbände aber zu Anstalten. Der Körperschaftsbegriff verbreitete sich von den städtischen Gemeinwesen auf Gilden und Zünfte, Bünde, das hochadelige Haus, Landgemeinden und privatrechtliche Erwerbsverbände. Der Anstaltenbegriff wurde von der Kirche und ihren Instituten übertragen auf öffentliche und private Einzelanstalten. Der großartige Aufschwung des corporativen Lebens in moderner Zeit hat überall zu Neugestaltungen geführt, für welche die systematische Wissenschaft um jurist. Construction verlegen ist. Nach den grundlegenden Forschungen Gierke's, Rösler's und Stein's kann man sagen, daß die jurist. Person nichts anderes als der rechtliche Ausdruck für die Thatsache ist, daß über der menschlichen Individualexistenz die menschliche Gattungsexistenz besteht. Indem der die Individualität überragende Gattungswille in zahlreichen Verbandsorganismen sich verkörpert, ergeben sich willensbegabte Wesenheiten höherer Ordnung. Wird eine solche vom Rechte als selbstständiges Subject anerkannt, so liegt eine jurist. Person vor, bei der ebenso wenig, wie bei der Anerkennung des Einzelmenschen als Rechtssubject, eine Fiction vorgenommen wird. Diese Construirung von Rechtsverhältnissen als Rechtssubjecten, als jurist. Personen, beruht auf einer Rechtsnothwendigkeit, indem ein ausgebildeter Rechtsorganismus auf den höhern Stufen des Culturlebens eine solche Construction verlangt. Als Organe des in engern Gemeinschaftsverhältnissen sich bewegenden Culturlebens fungiren sie als von den Mitgliedern der Gesellschaft selbst gebildete Verwaltungsorgane.

Digitized by Google

Zur Entstehung einer moralischen Person wird erfordert: 1) ein sociales Gemeinschaftsverhältniß (Zweck) mehrerer Personen, welches seiner Natur nach über die Lebenszwecke der einzelnen natürlichen Personen hinausreicht; dasselbe muß weder ein dauerndes, noch gemeinnütziges, aber ein erlaubtes sein; 2) eine einheitliche Vermögensverwaltung; 3) eine für die Beschlußfassung und Geschäftsführung bestimmte Organisation. Sie entsteht aber erst durch einen ausdrücklichen Willensact, der der öffentlichen Beurkundung, wol auch Staatsgenehmigung bedarf. Während einzelne juristische Personen vermöge eines anerkannten Rechtssatzes von selbst entstanden sind (Fiscus, ältere Gemeinden, Kirchengesellschaften, Universitäten, Zünfte), behält sich der neuere Staat gewöhnlich bei gemeinnützigen Gesellschaften und Anstalten theils seine Genehmigung vom Standpunkte des Gemeinwohls, theils Ertheilung der juristischen Persönlichkeit vor. Die juristische Person kann ihr Ende erreichen: 1) durch Wegfall der wesentlich persönlich betheiligten Personen; 2) auch der für bestimmte Zwecke zu verwendenden Sachen; 3) endlich des Gemeinschaftszwecks entweder von selbst oder durch den Willen des Staats oder der Betheiligten. Das bei Auflösung der juristischen Person etwa vorhandene Vermögen kann, wenn dieselbe für Privatzwecke bestand, unter die Mitglieder vertheilt werden; sonst wird es vom Staat übernommen oder andern Verwaltungsorganen (Gemeinden) überwiesen und muß für öffentliche, möglichst verwandte Zwecke verwendet werden.

Die juristischen Personen werden eingetheilt: 1) in Stiftungen und Corporationen. Die erstern sind diejenigen zu Rechtssubjecten erhobenen Gemeinschaftsverhältnisse, deren Inhalt, vom Stifter bestimmt, zu seiner Durchführung lediglich ausführender Organe bedarf. Die letztern dagegen finden ihre Gestaltung erst durch die Willensthätigkeit der Mitglieder und bedürfen theils ausführender, theils constituirender Organe; 2) in öffentliche und private (Stiftungen und Corporationen). Im einzelnen werden folgende unterschieden: a) der Staat als die mit eigenem und selbstständigem Leben ausgestattete Persönlichkeit des Volks, welche in privatrechtlicher Beziehung als Fiscus, in administrativer als Einheit verschiedener Anstalten sich darstellt; b) die Kirchen und kirchlichen Anstalten; c) die Gemeinden; d) die Universitäten; e) die Vereine für religiöse, wissenschaftliche, künstlerische, gesellige, wirthschaftliche Zwecke; f) die Erwerbsgesellschaften; g) Stiftungen und Anstalten für gemeinnützige und andere Zwecke. (S. Actie und Actiengesellschaft, Productivgenossenschaften, Gewerkschaft, Milde Stiftungen, Corporation, Gemeinde, Gemeindeordnung.) Vgl. Gierke, «Das deutsche Genossenschaftsrecht» (2 Bde., Berl. 1868—73); Rösler, «Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts» (Bd. 1, Erlangen 1872—73); Stein, «Die Verwaltungslehre» (2. Aufl., Theil 1, Stuttg. 1869); Pfeiffer, «Die Lehre von den juristischen Personen» (Tüb. 1847); Schulte, «Die juristische Persönlichkeit der kath. Kirche, ihrer Institute und Stiftungen» (Gieß. 1869); Zitelmann, «Begriff und Wesen der sog. juristischen Person» (Lpz. 1873); Stobbe, «Handbuch des deutschen Privatrechts» (2 Bde., Berl. 1871—76); Dernburg, «Lehrbuch des preuß. Privatrechts» (Bd. 1, Halle 1871—75); Roth, «Bair. Civilrecht» (3 Bde., Tüb. 1870—75); Parisius, «Die Genossenschaftsgesetze im Deutschen Reiche» (Berl. 1876).

Moralitäten nannte man im Mittelalter geistliche Schauspiele, welche im Gegensatze zu den Mysterien (s. d.) nicht die evang. Erzählung oder Heiligenlegenden in dramatischer Form darstellten, sondern einzelne Sittenlehren durch erfundene Beispiele unmittelbar veranschaulichten. Außer wirklichen Personen der heiligen Geschichte traten in denselben alle möglichen Tugenden und Laster und sonstige Personificationen allgemein sittlicher Zustände und Eigenschaften auf. Ihr Inhalt, an Handlung durchaus arm, bewegte sich in oft höchst spitzfindigen Streitreden, welche mit dem Siege der biblischen Sittenlehre endigten. Während die Mysterien sich streng an die überlieferte Erzählung hielten, sind die M. ein erster Anfang von dramatischer Erfindung. In Italien, England und Frankreich fanden derartige Aufführungen schon im 13. Jahrh. statt. Eine Art von künstlerischer Ausbildung erhielten sie in Paris seit etwa 1400 durch die Confrérie de la Bazoche (vgl. Fabre, «Études historiques sur les clercs de la Bazoche», Poitiers 1856), eine Gilde der Gerichtsschreiber (clercs), welche ihren Stücken nicht selten auch eine satirische Wendung gaben und noch bis ans Ende des 18. Jahrh. bestanden, ohne jedoch über das 16. Jahrh., wie es scheint, öffentlich hervorgetreten zu sein. In Deutschland scheinen M. neben den Mysterien nie recht aufgekommen zu sein. Eine spätere Erneuerung der M. sind in Spanien die Autos sacramentales von Lope de Vega und Calderon.

Moralstatistik ist der Theil der Statistik, welcher sich mit der Feststellung derjenigen Handlungen und Thatsachen der Menschen befaßt, durch welche man ein Gesammtbild von dem jedesmaligen moralischen Zustande eines Landes oder Volks gewinnen kann. Vom J. 1825 an

Digitized by Google

veröffentlichte die franz. Justizverwaltung alljährlich einen Bericht über ihre Thätigkeit, woraus man die Zahl und die Art der geführten Processe, der Anklagen, der Verurtheilungen und Aehnliches ersehen konnte. Diese Aufzeichnungen benutzte der belg. Astronom und Meteorolog Adolphe Quetelet (s. d.) und machte bereits 1829 auf die Regelmäßigkeit der Wiederkehr jener Zahlen aufmerksam. Im J. 1833 gab er dann eine belg. Criminalstatistik heraus, worin der Gedanke auftritt, ob nicht das Verbrechen mehr ein Erzeugniß der Gesellschaft als eine Bethätigung des Einzelnen sei. Weniger wirksam als diese socialphilos. Auffassung war die anthropol. Idee desselben Schriftstellers, als wenn im Menschen ein Hang zum Verbrechen (penchant au crime) anzunehmen wäre (1831). In seinem Werke «Sur l'homme» (Par. 1835) traten diese Betrachtungen zum ersten mal vor das größere Publikum und erregten bedeutendes Aufsehen. Inzwischen war 1833 das Werk des Franzosen Guerry «Essai sur la statistique morale de la France» erschienen, worin die amtlich bekannt gewordenen Thatsachen über Verbrechen und Vergehen systematisch geordnet und durchgesprochen werden; auch ist darin die geogr. Verbreitung des Verbrechens durch Karten anschaulich gemacht. Ein selbstständiges Eingreifen deutscher Forscher fand erst statt, nachdem der engl. Culturhistoriker Buckle gegen Anfang der sechziger Jahre die philos. Kritik angeregt hatte. Drobisch verwies in «Die moralische Statistik und die menschliche Willensfreiheit» (Lpz. 1867) die junge Disciplin in ihre Schranken. Eine Verarbeitung des gesammten Stoffs, nicht ganz ohne confessionelle Färbung, aber unter fortwährender Rücksicht auf Ethik und Socialwissenschaften, findet sich in dem umfassenden Werke von A. von Oettingen: «Die M. und die christl. Sittenlehre» (2 Bde., Erlangen 1868—74). Vgl. noch Knapp, «Die neuern Ansichten über M.» (Jena 1871).

Moränen, längs der Gletscher liegende Trümmerhaufen, s. Gletscher.

Moräste sind größere Strecken versumpften, unwirthsamen und unzugänglichen Landes, die je nach ihrem Hauptbestandtheile in Moore (s. d.), Sümpfe (s. d.) und Brüche (s. d.) zerfallen.

Morāta (Fulvia Olympia), eine der gelehrtesten Frauen des 16. Jahrh., geb. 1526 zu Ferrara, die Tochter des Dichters Fulvius Peregrinus Moratus, wurde früh mit dem classischen Alterthum bekannt und hielt schon in ihrem 16. Jahre öffentliche Lehrvorträge in ihrer Vaterstadt. Sie verheirathete sich später mit dem deutschen Arzte Andreas Gruthler und zog mit ihm nach Schweinfurt, wo sie zur prot. Kirche übertrat. Bei der Plünderung der Stadt durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg verlor sie ihre Bücher und ihr Vermögen und sah sich genöthigt, nach Hammelburg zu flüchten. Nachmals lebte sie zu Heidelberg, wo ihr Gatte Professor der Medicin geworden war. Sie starb daselbst 26. Oct. 1555. Eine Ausgabe ihrer zahlreichen Gedichte in griech. und lat. Sprache besorgte nach ihrem Tode Cölius Secundus Curio (Bas. 1558 u. öfter). Ihr Leben beschrieb Bonnet (deutsch von Merschmann, Hamb. 1860).

Moratin (Nicolas Fernandez de), span. Dichter, geb. 20. Juli 1737 zu Madrid, machte philos. Studien im Jesuitencolleg zu Calatayud, juristische auf der Universität zu Valladolid, erhielt ein Amt am Hofe der Königin Elisabeth, die er nach San-Ildefonso, wo sein Vater erster Kronjuwelenverwahrer der Witwe Philipp's V. war, und später nach Madrid begleitete, und trat dort in engere Verbindung mit hervorragenden Dichtern, Künstlern und Männern des Staats. Er wurde 1772 Advocat, bald danach Professor der Poetik, als welcher er zu Madrid 11. Mai 1780 starb. Seine literarische Thätigkeit war zunächst auf die Reform des Nationaltheaters gerichtet, dem er durch regelmäßigere, nach den Regeln des franz. Dramas gebaute Lust- und Trauerspiele («La petimetra», 1762; «Lucrecia», 1764; «Hormesinda», 1770; «Guzman el bueno», 1777) aufzuhelfen suchte. Im J. 1765 erschien sein an eigenthümlichen Schönheiten reiches Lehrgedicht über die Jagd: «La Diana, ó arte de la caza». Sein vorzüglichstes Werk ist das erst nach seinem Tode von seinem Sohne herausgegebene heroische Gedicht «Canto épico de las naves de Cortés destruidas» (Madr. 1785). Eine Sammlung vermischter Gedichte hatte er selbst unter dem Titel «El poeta» (1764) erscheinen lassen. M. ist ausgezeichnet als lyrischer und lyrisch-epischer Dichter, vorzüglich in Schilderungen nationaler Sitten und Großthaten. Auch verstand er sehr glücklich die volksmäßige Form, besonders die der Romanze zu gebrauchen. Eine Gesammtausgabe gab zuerst sein Sohn: «Obras póstumas de M.» (Barcelona 1821), heraus. Vollständiger ist die Sammlung im zweiten Bande der «Biblioteca de autores españoles» (Madr. 1846).

Moratin (Leandro Fernandez de), der span. Molière genannt, Sohn des Vorigen, geb. zu Madrid 10. März 1760, lernte als Juwelier, widmete sich aber zugleich heimlich mit Eifer der Poesie und erhielt in seinem 19. Jahre für seine heroische Romanze «La Toma de Granada» bei der Akademie das Accessit. Doch mußte er, zumal da alsbald sein Vater starb, um

Digitized by Google

seinen und seiner Mutter Unterhalt zu sichern, als Juwelier fortarbeiten, bis ihn endlich der Graf von Cabarrus 1786 als Secretär mit nach Paris nahm, wo im Umgange mit Goldoni sich sein Talent für dramatische Poesie entwickelte. Nach der Rückkehr ins Vaterland 1789 erhielt er eine Präbende im Erzbisthum von Burgos. Später erwarb er sich in dem Friedensfürsten einen hochherzigen Gönner. Bereits hatte er mit Beifall die Lustspiele «El viejo y la niña» (1790) und «La comedia nueva» (1792) veröffentlicht. Zur weitern Ausbildung machte er nun eine Reise durch Frankreich, Deutschland, die Schweiz und Italien. Nach seiner Rückkehr 1796 wurde er Translator im Ministerium des Auswärtigen, Mitglied der Theaterdirection und endlich alleiniger Director des Theaters, welche letztere Stelle er jedoch bald wieder niederlegte. In dieser Zeit schrieb er rasch nacheinander die Lustspiele «El baron», «La mogigata» und «El Sí de las niñas», welche mit steigendem Beifall aufgenommen wurden. Als Günstling des gestürzten Friedensfürsten mußte auch er 1808 flüchten, kehrte aber mit den Franzosen nach Madrid zurück und wurde 1811 Oberbibliothekar der königl. Bibliothek. Nach der Räumung Madrids von den Franzosen wieder flüchtig, gerieth er in die äußerste Noth, bis ihm 1816 seine frühern Einkünfte zurückgegeben wurden. Neue Verfolgungen in Barcelona nöthigten ihn, sich 1817—20 in Paris aufzuhalten. Nachdem er nach Barcelona zurückgekehrt, trieben ihn zwei Jahre später die polit. Unruhen abermals nach Frankreich, wo er zuerst in Bordeaux und seit 1827 in Paris sich niederließ. Er starb 21. Juni 1828. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte sich M. mit einer Auswahl seiner poetischen Werke (3 Bde., Par. 1825; 2. Aufl. 1826) und mit einer Geschichte des Ursprungs des span. Theaters, welche die beiden ersten Bände der von der Akademie veranstalteten Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (6 Bde., Madr. 1830—31; neue Ausg. im 2. Bande der «Biblioteca de autores españoles», Madr. 1842) bildet. Seine Lustspiele und lyrischen Gedichte sind in zahlreichen Ausgaben erschienen und die erstern in viele Sprachen übersetzt. M. übte durch Correctheit, Einfachheit, Natürlichkeit der Composition und treffliche Sitten- und Charakterschilderung einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Regeneration der span. Bühne. Doch steht er an Originalität den großen Dramatikern seiner Nation bei weitem nach. Auch als lyrischer Dichter zeichnet er sich mehr durch Präcision und Eleganz aus als durch Tiefe des Gefühls und Eigenthümlichkeit der Gedanken. Am gelungensten sind seine satirischen Gedichte.

Moratorium (lat.) oder Anstandsbrief, auch Indult (literae quinquennales, respirationes) nannte man eine landesherrl. oder richterliche Verwilligung für einen Schuldner, daß er auf eine bestimmte Zeit von seinen Gläubigern nicht zur Zahlung gezwungen werden dürfe. Der Schuldner mußte zu dem Ende nachweisen, daß sein Unvermögen zu zahlen nur vorübergehend sei, indem ungünstige Zeitumstände, deren Besserung sich hoffen läßt, oder die Schwierigkeit, bedeutende Waarenvorräthe schnell zu Geld zu machen u. s. w., es herbeigeführt haben, sodaß ein gezwungener und schleuniger Verkauf des Vermögens dem Schuldner bei weitem mehr schaden als dem Gläubiger nützen würde. Zugleich mußte aber auch der Gläubiger gesichert werden, daß er nicht durch die ertheilte Nachsicht in noch größere Gefahr kam, und es mußten die laufenden Zinsen pünktlich entrichtet werden. Unter diesen und ähnlichen Bedingungen wurden zuweilen ganzen Klassen von Schuldnern, z. B. den Gutsbesitzern einer durch Krieg oder andere allgemeine Calamitäten zerrütteten Provinz, allgemeine oder Generalmoratorien gegeben; einzelne Personen erhielten Specialmoratorien gegen ihre Gläubiger. In manchen Ländern wurden die M. als landesherrl. Dispensationen und Gnadensachen behandelt, in andern waren sie den Gerichten zugewiesen. In manchen Staaten durch die Verfassungsurkunden als leicht zu Misbräuchen Anlaß gebende Eingriffe in fremde Privatrechte untersagt, weil sie erfahrungsmäßig den Credit des Schuldners vollends untergraben und ein betrügerisches Beiseiteschaffen der letzten Befriedigungsmittel begünstigen, sind die Befugnisse der Gerichte, dem Schuldner bei der Verurtheilung Zahlungsfristen zu gewähren, durch das Einführungsgesetz der Deutschen Civilproceßordnung (§. 14, 4) aufgehoben. Wichtig war die Bestimmung des Jüngsten Reichsabschiedes von 1654, der zufolge die geschuldeten Kapitalien der im Kriege Verarmten nicht vor drei Jahren und theilweise zurückgezahlt werden sollten. Die bisher angelaufenen Zinsen (Renten) und Interessen sollten bei jenen Schuldnern «zu drei Viertheil kassirt und aufgehoben sein», das letzte Viertel sollte auf näher bestimmte Weise allmählich abbezahlt werden. Von noch größerer Bedeutung wurden die zu sehr abweichenden Urteln der Gerichtshöfe Veranlassung gebenden französischen Moratoriengesetze vom 13. Aug. 1870, 10. März, 26. April und 4. Juli 1871. Vgl. Neumann, «Geschichte des Wuchers in Deutschland» (Halle 1865); Endemann, «Studien» (Bd. 1, Berl. 1874); Fick, «Ueber internationales

Digitized by Google

Wechselrecht in Bezug auf Friſtbeſtimmungen» (Elberf. 1872); Jaques, «Die durch die franz. Moratorienverfügungen hervorgerufenen Regreßfragen» (Wien 1872).

Morăva iſt der ſlaw. Name zweier Flüſſe: 1) der March (ſ. d.) in Mähren, und 2) der M. in Serbien, welche aus der Vereinigung der bulgariſchen mit der ſerbiſchen M. entſtanden iſt. Die bulgariſche oder öſtliche M. entſpringt aus der Scharplanina nahe dem Orte Gülhan; ſie fließt gegen Oſten und nimmt an der Stadt Wranja eine nordweſtl. Richtung an. Bei Supowatz betritt ſie das Gebiet Serbiens und bei Stalatſch vereinigt ſie ſich mit der ſerbiſchen M. Auf dem türk. Gebiet nimmt die M. rechts die Niſchawa und Topolnitza, links die Toplitza auf. In Serbien iſt der bedeutendſte Zufluß die Morawitza, welche rechts bei Aleſinatz in die M. einmündet. Die ſerbiſche M. entſpringt aus der Golija-Planina im Uſchitzaer Kreiſe; ihr Lauf iſt zuerſt nördlich, dann öſtlich; ihr Hauptnebenfluß iſt der Ibar. Die vereinigte M. fließt gegen Nordweſten und mündet in zwei Armen in die Donau, und zwar der rechte Arm, die M., unweit Dubrawitza, der linke, die Jeſawa, bei Semendria. Schiffbar iſt die M. erſt nach der Vereinigung der beiden Arme, und zwar nur für Flöße und kleinere Fahrzeuge. Das Thal der M. iſt eine ſehr fruchtbare Landſtrecke.

Morbidität (vom lat. morbus, Krankheit) heißt in der Sanitätsſtatiſtik das Zahlenverhältniß der Kranken zu den Lebenden; ſie iſt meiſtens auf die Durchſchnittsziffer eines ganzen Jahres gegründet. Die ſtatiſt. Unterſuchung der Erkrankungen, der Dauer und des Ausgangs der Krankheiten erlangte zuerſt in England und den Vereinigten Staaten allgemeinere Anerkennung, wird aber jetzt auch in Deutſchland mit dem größten Eifer betrieben. Wegen der geregelten Regiſterführung in Militärlazarethen, Knappſchafts-, gewerblichen Unterſtützungsvereinen, Krankenkaſſen der Eiſenbahnarbeiter u. dgl. konnte man ſchon ſeit längerer Zeit den Durchſchnittsſtand der dieſen Kaſſen u. ſ. w. angehörigen Mitglieder mit dem mittlern Krankenbeſtande vergleichen und dadurch nicht allein Verbeſſerungen in der Geſundheitspflege der betreffenden Volksklaſſen anbahnen, ſondern auch die Beitragsleiſtungen zu den gemeinſchaftlichen Ausgaben reguliren. Die Berechnung der M. für die Bevölkerung ganzer Städte und Landſchaften erfordert große Sorgfalt und iſt ſo mühſam, daß man bisher nur den Epidemien gegenüber, bei denen Anmeldepflicht geſetzlich beſteht, zu richtigen Morbiditätsziffern gelangte. Das Reichsgeſundheitsamt erfüllt durch deren Veröffentlichung einen Theil ſeiner Aufgaben.

Morbihan, d. i. im Celtiſchen «kleines Meer», ein franz. Departement in der ehemaligen Bretagne, von 6797,81 QKilom. Areal mit (1876) 506,573 E. (gegen 490,352 im J. 1872 Zunahme 3,3 Proc.). Daſſelbe wird begrenzt vom Atlantiſchen Meere und den Depart. Finiſtère, Nordküſten, Ille-Vilaine und Loire-Inférieure und führt ſeinen Namen von einem öſtlich der Bai von Quibéron und ſüdlich der Stadt Vannes zwiſchen den Halbinſeln Ruys und Crach oder Locmariaquer in das Land eindringenden Meerbuſen (Le Morbihan), welcher 20 Kilom. lang und gegen 10 Kilom. breit, aber nicht tief iſt und mehrere Eilande einſchließt. Das Departement hat eine Küſtenentwickelung von 200 Kilom. mit einer Menge von Buchten, Rheden, Häfen und Inſeln, unter welchen letztern Belle-Isle (ſ. d.) die größte iſt, und erhält durch Verzweigungen der Arrée-Berge ein hügeliges Anſehen. Es hat mehrere ſchiffbare Flüſſe, wie die Vilaine, den Auray, der in den Morbihan mündet, und den Blavet, der bei Port-Louis in das Meer fällt, und wird von dem Kanal von Nantes nach Breſt durchſchnitten. Die Hügellandſchaften ſind von Thälern unterbrochen, die zum Theil ſehr fruchtbar ſind. Gegen das Meer hin gibt es ausgedehnte, ebenfalls fruchtbare Ebenen; doch nehmen Heide- und Moraſtflächen große Strecken ein. Das Klima iſt gemäßigt, aber feucht, die Luft an der Küſte nebelig. Der Boden wird zum Theil ſchlecht cultivirt, trägt jedoch Getreide über den Bedarf. Auch zieht man Flachs, Hanf, Aepfel und Birnen zur Bereitung von Cider, der das Hauptgetränk der Bewohner bildet. An Holz iſt Mangel. Auf vortrefflichen Weiden werden Rindvieh, Schafe und ſehr ſtarke Pferde gezüchtet. Die lebhaft betriebene Bienenzucht liefert geſchätzten Honig; die Küſten ſind mit Waſſergeflügel bedeckt und, wie die Flüſſe, ſehr fiſchreich. Aus dem Mineralreich iſt das Hauptproduct Eiſen; auch findet man Bergkryſtalle, bricht Schiefer, gräbt Töpferthon und ſiedet Seeſalz. Mineralquellen gibt es mehrere. Hinter dem Ackerbau, der Viehzucht und Fiſcherei, namentlich der im großen betriebenen Sardellenfiſcherei, ſteht die Induſtrie ſehr zurück; ihre wichtigſten Zweige ſind Verarbeitung des Eiſens und Erzeugung von Tuch und Leinwand. Der Handel erſtreckt ſich faſt blos auf die Landwirthſchaftsproducte, auf Fiſche, Salz und Eiſenwaaren. Das Departement zerfällt in die vier Arrondiſſements Vannes, Lorient, Ploërmel und Pontivy, zuſammen mit 37 Cantonen und 248 Gemeinden, und hat zur Hauptſtadt Vannes (ſ. d.); die bevölkertſte Stadt aber iſt Lorient (ſ. d.).

Digitized by Google

Morcheln nennt man zu der Abtheilung der Diskomyceten und zur Familie der Helvellaceen gehörige Fleischpilze mit einem fast stets hohlen Strunke und einem fast häutigen, wachsartig-fleischigen, mehr oder minder aufgeblasenen, buchtig-faltigen oder netzig-zelligen Hute, der nur auf der Spitze des Strunkes befestigt ist und auf seiner Oberfläche das Schlauchlager mit den Sporenschläuchen trägt. Sie wachsen nur auf dem Erdboden, besitzen einen angenehmen Geschmack und werden in Deutschland, Italien und Frankreich als gewöhnliches Gemüse oder als Zusatz zu dem Gemüse sowol frisch als getrocknet gegessen. Im Frühjahr erscheinen sie auf Rasenplätzen zwischen dem abgefallenen Laube, an lichten Stellen etwas sandiger Wälder, auf Kalk- und Thonboden, an den Seiten sandiger Wege und namentlich sehr gern auf Waldblößen und Meilerstätten. Man theilt sie in zwei Gattungen, die Hutmorchel (Morchella Dill.), mit einem rundlichen oder kegelförmigen Hute, der auf der Oberseite in netzförmig-zellige oder grubige Felder abgetheilt ist, und die Faltenmorchel (Helvella L.), mit einem aufgeblasenen, buchtig-faltigen (aber nicht in Felder abgetheilten) Hute. Zur erstern gehört die gemeine Hutmorchel (M. esculenta Pers.) mit einem 2—3 Ctmt. hohen Strunke und einem rundlichen, ovalen, länglichen oder kegelförmigen, gelblichen, gelbbraunen, braunen oder schwarzbraunen Hute. Sie wächst vorzüglich in Berggegenden. Die Form mit kegelförmigem Hute nennt man gewöhnlich Spitzmorchel (M. conica Pers.). Die sog. böhmische Hutmorchel (M. rimoribes Dec.) ist 10—20 Ctmt. hoch und hat einen fingerhutförmigen, stumpfen, weißrandigen Hut mit länglichen, schmalen, vielgestaltigen Feldern und einen bogenförmig gekrümmten Strunk mit erhobenen, hin- und hergebogenen Rippen. Besonders schmackhaft ist die köstliche Spitzmorchel (M. deliciosa Fries.), welche 8 Ctmt. hoch wird und einen walzig-kegelförmigen Hut von blaßröthlicher bis fleischrother Farbe besitzt. Zur zweiten Gattung gehört die gemeine Faltenmorchel (Helvella esculenta Pers.), welche auch Stockmorchel, Breitmorchel, Hasenmorchel, gemeine Morchel u. s. w. genannt wird, gesellschaftlich wächst, 2—8 Ctmt. hoch wird und auf weißlich-zottigem Strunke einen unförmlichen, weit aufgeblasenen, abgerundeten oder etwas lappigen, braunen Hut trägt, der unterhalb weiß-zottig ist.

Mord (homicidium praemeditatum) ist nach der Begriffsbestimmung des Deutschen Strafgesetzbuchs: die vorsätzliche, mit Ueberlegung ausgeführte Tödtung eines Menschen. Das röm. Recht kannte, ohne nähere Unterscheidung, nur vorsätzliche Tödtungen zum Unterschiede von fahrlässigen. Erst im deutschen Recht bildete sich, ursprünglich im Hinblick auf heimliche Tödtung (mit Verbergung der Leiche) der Begriff des M. als eines schweren Verbrechens im Unterschied von Todtschlag (engl. manslaughter). An diese Ueberlieferung anknüpfend, bestimmte die Halsgerichtsordnung Kaiser Karl's V. von 1532 den Todtschlag als die im Affect («Zorn und Jachheit») bewirkte vorsätzliche Tödtung. Während auf diese die einfache, anständige Todesstrafe durch das Schwert gesetzt wurde, verfiel der Mörder der Strafe des Räderns, die für gewisse schwere Mordthaten (z. B. Verwandtenmord) noch weiter geschärft werden konnte. Nachdem für Todtschlag die Todesstrafe inzwischen beseitigt worden ist, bleibt für M. nur die einfache Todesstrafe in denjenigen Ländern, welche diese Strafart überhaupt beibehalten haben, wie im Deutschen Reiche nach §. 211 des Strafgesetzbuchs. Die Todesstrafe kommt in Wegfall, wenn der Getödtete auf sein eigenes ausdrückliches Verlangen ums Leben gebracht wurde. Der Mordversuch gegen den Kaiser, gegen den eigenen Landesherrn und gegen den Landesherrn, in dessen Gebiet ein Nichtunterthan als Thäter sich befindet, werden unter dem Titel des Hochverraths gleichfalls mit dem Tode bestraft (§. 80 des Deutschen Strafgesetzbuchs). Sehr verschieden vom deutschen Recht und weit ausgedehnter ist der Begriff des M. in England. Wie die Todesstrafe für den M., so ist neuerdings auch die Begriffsbestimmung des M. deswegen angefochten, weil «Ueberlegung» und «Affect» keinerlei scharfen Gegensatz in sich schließen, vielmehr auch Tödtungen oft vorkommen, in denen sowol mit Affect als mit Ueberlegung gehandelt wird. (S. Kindesmord.) Vgl. von Holtzendorff, «Das Verbrechen des M. und die Todesstrafe» (Berl. 1875); derselbe, «Die Psychologie des M.» (Berl. 1875); Allfeld, «Die Entwickelung des Begriffes M. bis zur Carolina» (Erlangen 1877).

Mordwinen, eine Völkerschaft im europ. Rußland, welche zur bulgar. oder wolgaischen Gruppe der finn. Völkerfamilie (s. Finnen) gehört und seine Wohnsitze hauptsächlich in den Gouvernements Pensa, Simbirsk, Saratow, Samara, Nishegorod und Tambow hat. In geringerer Anzahl wohnen M. auch in den Gouvernements Kasan, Orenburg, Taurien und Astrachan. Sie zerfallen in zwei Hauptstämme, die Ersa und die Mokscha. Centralpunkt für die erstern ist das Kirchdorf Terjuschewo im Gouvernement und Kreise Nishegorod, für letztere die Kreisstadt Krasnoslobodsk im Gouvernement Pensa. Ein dritter Stamm, die Karatajen,

Digitized by Google

ist bis auf ganz geringe Reste verschollen. Die Gesammtzahl der M. wird auf 480,000 Köpfe angegeben. Neben Ackerbau sind Viehzucht, Jagd, Fischerei und Bienenzucht Hauptnahrungsquellen. Ihre Wohnsitze, an der Wolga, früher viel mehr ausgedehnt, sind sehr alt, manche wollen schon in des Ptolemäus Aorsen die Ersa erkennen. Jedenfalls sind die Mordens des Jordanes die Vorfahren der M. Seit Gründung von Rurik's Reiche kämpften sie mit den Russen, welche im Anfang des 13. Jahrh. die Stadt Nishnij-Nowgorod auf ersischem Boden erbauten. Die Mongoleninvasion hemmte das Vordringen der Russen auf lange Zeit, aber der Fall des tatar. Reiches Kasan 1552 brachte alle Wolga-Finnen unter russ. Herrschaft. Die Bekehrung zum Christenthum, welchem die Russificirung früher oder später folgte, wurde von nun an mit immer größerm Eifer, besonders seit der Zeit der Kaiserin Anna, fortgesetzt. Vergebens suchten die M. ihre Selbstständigkeit durch Theilnahme an allen Aufständen in Ostrußland zu erringen (zuletzt Pugatschew's Aufstand 1771—74). Die mordwinische Sprache wurde zuerst von von der Gabelentz wissenschaftlich behandelt. Wiedemann gab 1865 eine Grammatik des Ersa-, Ahlquist 1861 des Mokshadialekts heraus. Das vorhandene lexikographische Material hat Budenz 1866 verarbeitet. Die vollständigste Schilderung der mordwinischen alten Gebräuche, ihrer Mythologie und Geschichte ist die von R. J. Melnikow (russisch im «Ruski Westnik», 1867).

More (Thomas), Kanzler Heinrich's VIII. von England, s. Morus.

More (Hannah), engl. Schriftstellerin, geb. 2. Febr. 1745, war die Tochter eines Schulmeisters zu Stapleton bei Bristol. Seit ihrem 12. Jahre lebte sie in Bristol bei ihren Schwestern, die dort einer Schule vorstanden. Bereits im 17. Jahre trat sie als Dichterin auf mit einem Schäferspiel «The search after happiness», das in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte, und dem im nächsten Jahre das Trauerspiel «The inflexible captive» folgte. Sie ging 1774 nach London, wo sie in Garrick einen treuen Freund fand, der ihr zugleich die Bekanntschaft von Reynolds, Burke, Johnson und andern berühmten Männern vermittelte. Ihr Trauerspiel «Percy» wurde 1777 in Drury-Lane mit großem Beifall aufgeführt und trug ihr 750 Pfd. St. ein; zwei Jahre später schrieb sie ihr drittes und letztes Trauerspiel «The fatal falsehood», das wenig Beifall fand. Nachdem sie noch mehrere dichterische Werke herausgegeben, entwickelte sie große Fruchtbarkeit in Schriften über Religion, Sittlichkeit und Erziehung, die sie zum Theil in das Gewand des Romans kleidete. Als die besten verdienen genannt zu werden: «Thoughts on the importance of the manners of the Great to general society» (1788), «Caelebs in search of a wife» (1809) und «Hints towards forming the character of a young princess», geschrieben in Bezug auf die Prinzessin Charlotte, über deren Erziehung man ihren Rath verlangt hatte. Eine Sammlung ihrer Werke erschien in elf Bänden (Lond. 1853). Auch durch die That wirkte sie für Erziehung der niedern Volksklassen. Nach dem Tode ihrer Schwestern zog sie sich nach Clifton bei Bristol zurück, wo sie 7. Sept. 1833 starb. Vgl. Roberts, «Memoirs of the life and correspondence of Mrs. Hannah M.» (4 Bde., Lond. 1838—46) und «Letters of Hannah M. to Zachary Macaulay» (Lond. 1860).

Morea ist der seit dem Anfang des 13. Jahrh. n. Chr. im Volksmunde allein gebräuchliche Name für die von den Alten Peloponnesos genannte Halbinsel, welche den südlichern Theil des griech. Festlandes bildet. Die Etymologie des Namens ist streitig, indem einige ihn von der griech. Benennung des Maulbeerbaums, andere von dem slaw. Worte more, d. i. Meere, herleiten, andere endlich, und gewiß mit Recht, darin eine durch Metathesis (Buchstabenversetzung) entstandene Corruption von Rhomäa, d. i. Römerland (von Rhomäi, Römer, wie die Griechen schon seit den byzant. Zeiten allgemein sich nennen), erkennen. Die Halbinsel wird eingetheilt in die fünf Nomarchien Achaja und Elis, Arkadien, Lakonien, Messenien und Argolis und Korinth mit insgesammt 21,466 QKilom. Flächenraum und (1870) 645,389 Bewohnern, die Moreoten oder Moreaten genannt werden. (S. Griechenland und Peloponnes.)

Moreau (Jean Victor), berühmter General der franz. Republik, wurde 11. Aug. 1761 zu Morlaix in der Bretagne geboren. Auf der Rechtsschule zu Rennes, wo er studirte, trat er 1787, während des Streites zwischen dem Parlamente und dem Hofe, an die Spitze der jungen Bürger, welche sich für das erstere interessirten, wurde aber dessen Gegner, als es sich der Berufung der Generalstaaten widersetzte. M. wurde 1792 zum Führer des Freiwilligen-Bataillons von Rennes erwählt und entfaltete sehr bald, namentlich bei Pirmasenz 1793, solche Talente, daß er 1794 bereits Divisionsgeneral war. Während er im Winter den rechten Flügel der Nordarmee über die gefrorene Waal führte und Menin und Ypern eroberte, mußte sein Vater zu Paris das Blutgerüst besteigen. M. beschloß aber mit röm. Selbstverleugnung,

Digitized by Google

seinen Degen dem Vaterlande dennoch nicht zu entziehen, und führte 1795 Pichegru's rechten Flügel bei den Kämpfen in Holland. Das Directorium verlieh ihm an Pichegru's Stelle 1796 den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee, während Jourdan (s. d.) die Maas- und Sambrearmee befehligte. Er drängte zunächst Wurmser bis Mannheim zurück, überschritt 24. Juni 1796 bei Kehl den Rhein, schlug Latour 5. Juli bei Rastatt, den Erzherzog Karl am 9. bei Ettlingen und drängte die Oesterreicher an die Donau. Der Erzherzog ließ ihm hier Latour gegenüber und wendete sich mit dem andern Theile seines Heers gegen Jourdan, der in Baiern operirte. M. blieb dieses kühne Manöver nicht lange verborgen, allein er wagte nicht, den Operationsplan des Directoriums zu ändern. M. schloß mit Baiern 7. Sept. den vortheilhaften Vertrag von Pfaffenhofen ab. Durch Jourdan's Niederlage wurde auch er zum Rückzuge durch das Donauthal gezwungen, drang unter maßlosen Schwierigkeiten kämpfend durch die Pässe des Schwarzwaldes und langte nach 40 Tagen in der Gegend von Hüningen an, wo er in der Nacht vom 24. Oct. den Rhein passirte. Nach diesem berühmten Rückzuge blieb er längere Zeit unthätig, weil dem Directorium die Mittel fehlten. Am 20. April 1797 überschritt er zwar wieder den Rhein und nahm Kehl und Offenbach; allein der Waffenstillstand von Leoben (23. April) machte dem Kampfe ein Ende. M. war schon 1796 durch eine aufgefangene Correspondenz zufällig Mitwisser der verrätherischen Plane seines Freundes und Lehrers Pichegru (s. d.) geworden. Aus Rücksicht für denselben bewahrte er anfangs das Geheimniß; erst 17. Fructidor, als der Parteikampf ausbrechen sollte, theilte er seine Entdeckung dem Directorium mit. Er blieb indeß den Machthabern verdächtig und verlor 1797 nach dem Staatsstreiche vom 18. Fructidor sein Commando. Erst als im folgenden Jahre der Krieg mit Oesterreich wieder begann, stellte man ihn in der Armee in Italien unter dem unfähigen Schérer als Divisionsgeneral an. Anfangs mit seinen Rathschlägen hochmüthig abgewiesen, mußte er jedoch im April 1799 nach den ersten Niederlagen den ihm von Schérer angebotenen Oberbefehl des entmuthigten Heers gegen die Oesterreicher und Russen übernehmen. Er wurde von Suworow bei Cassano geschlagen und zog sich ins Genuesische zurück, wo der an der Trebia geschlagene Macdonald seine Heeresträmmer ihm zuführte. Das Directorium gab Anfang August Joubert (s. d.) den Oberbefehl. Indeß blieb M. auf die Bitten des jungen Feldherrn beim Heere und übernahm in der unglücklichen Schlacht bei Novi, als Joubert gleich anfangs fiel, nochmals den Oberbefehl, um die geschlagenen Truppen nach Frankreich zurückzuführen. M.'s großes Kriegstalent, seine polit. Mäßigung und sein wahrhaft antiker Charakteradel bewogen endlich die Partei, welche mit dem Sturze des Directoriums umging, ihm die Dictatur anzubieten. M. schlug den Antrag aus und bot Bonaparte zur beabsichtigten Umwälzung seine Dienste an. In der That ließ sich M. bei dem Staatsstreiche (18. Brumaire) dazu benutzen, mit 500 Mann die widerspenstigen Directoren im Luxembourg-Palaste zu bewachen, während Bonaparte zu St.-Cloud die Räthe auseinandersprengte. Der Erste Consul belohnte den Dienst mit dem Oberbefehle über die 90,000 Mann starke Rheinarmee, wobei sich jedoch schon zwischen beiden Männern Eifersucht zeigte. Nachdem M. 25. April 1800 den Rhein auf der Strecke von Straßburg bis Schaffhausen überschritten, eröffnete er den Feldzug durch eine Reihe von Siegen. Er schlug die Oesterreicher unter Kray bei Stockach, Engen, Möskirch, Bibrach und Memmingen, warf dieselben im Juni aus der festen Stellung bei Ulm und ging dann über die Donau. Nach den Siegen bei Hochstädt, Nördlingen und Neuburg drang er bis Regensburg vor, besetzte München und trat endlich in Verbindung mit dem Heere Bonaparte's in Italien. Als nach der Aufkündigung des 15. Juli geschlossenen Waffenstillstandes von Parsdorf die Feindseligkeiten wieder begonnen hatten, gewann er über den Erzherzog Johann 3. Dec. den entscheidenden Sieg bei Hohenlinden (s. d.), setzte über den Inn und die Traun, drang bis 75 Kilom. von Wien vor und schloß 25. Dec. mit dem Erzherzog Karl den Waffenstillstand zu Steyer, dem der Friede zu Lunéville folgte.

M. erhielt nach seiner Rückkehr von Bonaparte den schmeichelhaftesten Empfang und schien auch mit seiner Stellung zufrieden. Allein die absolute Gewalt, welche Bonaparte beanspruchte, sowie die Einflüsterungen von M.'s junger ehrgeiziger Gattin erregten allmählich seine Eifersucht und seinen Ehrgeiz. Er trat gegen Bonaparte in offene Opposition und wies sogar das Kreuz der Ehrenlegion zurück. Vergeblich suchte ihn der Erste Consul zu gewinnen; die Erbitterung stieg, und M.'s Landsitz Grosbois wurde der Sammelplatz aller Misvergnügten. Bonaparte umstellte nun seinen Nebenbuhler mit Spionen und wartete nur auf den Augenblick, sich seiner zu entledigen. In der Untersuchung über das angeblich von Georges Cadoudal (s. d.) und Pichegru gegen das Leben des Ersten Consuls gestiftete Complot kamen auch Aussagen

Digitized by Google

gegen M. vor, und einige Briefe schienen diese zu bestätigen. Er wurde daher 15. Febr. 1804 verhaftet und gestand in einem einfachen und edeln Briefe an Bonaparte, daß ihm Pichegru zweimal Eröffnungen gemacht, daß er aber um das Complot selbst nichts wisse. Dessenungeachtet wurde auch er des Hochverraths angeklagt und in dem Processe, der 26. Mai 1804 begann, trotz mangelhafter Beweise 10. Juni schuldig erklärt. Bei der Aufregung der Gemüther und der großen Beliebtheit M.'s, seines Nebenbuhlers, wagte jedoch Bonaparte nicht, das Todesurtheil aussprechen zu lassen. M. wurde zu zweijähriger Einsperrung verurtheilt und begab sich freiwillig in den Temple. Schon nach einigen Tagen verwandelte man die Strafe in Verbannung, und Savary brachte den Gefangenen nach Cadix. Hier schiffte sich M. 1805 nach Nordamerika ein, wohin ihm auch seine Familie folgte. Er kaufte sich zu Morisville bei Trenton in Neu-Jersey an und lebte zurückgezogen, bis er vom Kaiser Alexander, der schon 1805 versucht hatte, ihn in seine Dienste zu ziehen, 1813 aufgefordert wurde, zu ihm zu kommen und zum Sturze Napoleon's mitzuwirken. In Gesellschaft eines russ. Agenten verließ er heimlich die Vereinigten Staaten, landete 26. Juli 1813 zu Götaborg, hatte 7. Aug. in Stralsund eine Zusammenkunft mit Bernadotte, dem Kronprinzen von Schweden, und ging dann über Berlin nach Prag zum Kaiser von Rußland, den er dann auf dem Marsche gegen Dresden begleitete. In der Schlacht bei Dresden schon zerschmetterte ihm 27. Aug. 1813 auf der Höhe bei Räcknitz eine franz. Kanonenkugel an der Seite Alexander's beide Beine. Man amputirte ihn und schaffte ihn nach Böhmen, wo er zu Laun 2. Sept. 1813 starb. Der russ. Fürst Repnin, Gouverneur von Sachsen, errichtete ihm auf der Stelle, wo er gefallen, 1814 ein Denkmal, unter welchem man die Beine beisetzte; seine Leiche wurde nach Petersburg geschafft und dort unter großen Feierlichkeiten begraben. Auch Ludwig XVIII. ließ M. 1819 in Paris ein Denkmal errichten. Vgl. Beauchamp, «Vie politique, militaire et privée du général M.» (Par. 1814).

Morelia, früher **Valladolid de Michoacan**, Hauptstadt und Bischofssitz des mexic. Staates Michoacan, liegt 185 Kilom. im Westnordwesten von Mexico, 2100 Mt. über dem Meere in einer Marschebene, in dem von zwei Flüssen bewässerten Thale von Olid, umgeben von schönen Frucht-, Gemüse- und Blumengärten und im Genuß eines herrlichen Klimas. Die Stadt selbst besteht eigentlich nur aus einer Hauptstraße, die aber mit guten Gebäuden besetzt ist. Mit ihren unbedeutenden Vorstädten zählt sie (1869) 36,940 E. Außer der Kathedrale besitzt sie noch zwei Pfarrkirchen, vier Mönchs- und zwei Nonnenklöster sowie mehrere Hospitäler, eine prächtige Wasserleitung und an ihrem südl. Ende zwei hübsche öffentliche Spaziergänge. Sie ist Sitz eines Bischofs und hat ein Priesterseminar (Colegio de conciliar) und eine höhere Schule (Colegio de San-Nicolas) mit etwa 360 Studirenden. M., 1541 von Christoval de Olid gegründet, ist der Geburtsort Iturbide's und hat 1828 seinen frühern Namen mit dem jetzigen zu Ehren des Priesters und Insurgentenchefs Morelos vertauscht.

Morellet (André), franz. Schriftsteller, geb. 7. März 1727 zu Lyon, ging, nachdem er den ersten Unterricht bei den Jesuiten seiner Vaterstadt genossen, nach Paris, wo er seine Studien fortsetzte, bis er nach Italien reiste. In Rom machte er aus Nicol. Eymeric's «Directorium inquisitorum» einen Auszug, den er nachher unter dem Titel «Manuel des inquisiteurs» (Par. 1762) erscheinen ließ. Nach seiner Rückkehr nach Paris trat er mit den Häuptern der encyklopädistisch-philos. Schule in Verbindung und war in den gesuchtesten Salons der höhern Gesellschaft gern gesehen. Vieles Aufsehen erregte seine Vertheidigung der Encyklopädisten gegen Palissot, in der er seinen Gegner als Dieb und Betrüger bezeichnete, was ihn auf ein halbes Jahr in die Bastille brachte. Auf Malesherbes' Veranlassung gab er 1766 eine Uebersetzung von Beccaria's Werk «Dei delitti e delle pene» heraus; auch arbeitete er lange Jahre an einem «Dictionnaire de commerce». Diesen Plan gab er zwar in der Folge auf; aber seine Papiere wurden von Peuchet bei der Herausgabe des «Dictionnaire universel de géographie commerciale» benutzt. Im J. 1783 erhielt er eine Pension und die Mitgliedschaft in der Akademie. Obgleich er in verschiedenen Flugschriften zu polit. Reformen gerathen, erklärte er sich doch bald zum Gegner der Revolution. Wennschon es ihm größtentheils zu danken war, daß die Archive der Akademie bei der Aufhebung dieser Anstalt nicht untergingen, wurde er doch bei der ersten Organisation des Instituts übergangen und erst 1803 in dasselbe aufgenommen. Im J. 1807 kam er in den Gesetzgebenden Körper. Noch im hohen Alter ließ er seine «Mélanges de littérature et de philosophie du XVIIIe siècle» (4 Bde., Par. 1818) erscheinen. Er starb zu Paris 12. Jan. 1819. Für die literarische und sociale Geschichte des 18. Jahrh. geben die von Lémontey herausgegebenen «Mémoires inédits de M., suivis de sa correspondance avec M. le comte R(öderer)» (2 Bde., Par. 1821) reiche Ausbeute.

Digitized by Google

Morelli (Giacomo), ausgezeichneter ital. Bibliothekar, geb. zu Venedig 14. April 1745, ein Kind armer Aeltern, erhielt nur einen mangelhaften Unterricht in der Schule der Dominicaner, ergänzte ihn aber durch eigenes Studium. Später kam er mit dem gelehrten Bibliothekar Peter de Rubais in Berührung, unter dessen Leitung er sich besonders dem Studium der Literärgeschichte und Bibliographie widmete und die Bibliotheken seiner Vaterstadt durchstöberte. Dies brachte ihn in Verbindung mit dem Patricier Farsetti, der ihm den Katalog seiner reichen Bibliothek übertrug. Als Farsetti Gouverneur von Padua wurde, folgte ihm M. dahin. Er wurde 1778 Bibliothekar an der Markusbibliothek in Venedig, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode 5. Mai 1819 verblieb. Unter M.'s vielen Schriften, welche seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit beurkunden, sind die hervorragendsten seine «Dissertazione storica intorno alla pubblica libreria di S. Marco» (Vened. 1774), der Katalog der lat. und ital. Handschriften der Nani'schen Bibliothek und dann vor allen seine «Bibliotheca manuscriptorum Graecorum et Latinorum», von der aber nur ein Band (Bassano 1802) erschienen ist. Nach seinem Tode erschienen seine «Operette» gesammelt (3 Bde., Vened. 1820).

Morelly, franz. socialistischer Schriftsteller, war der Sohn eines Beamten zu Vitry-le-Français. Schon der Vater veröffentlichte mehrere moralphilos. Schriften, die großen Anfechtungen unterlagen: «Essai sur l'esprit humain» (Par. 1743), «Essai sur le cœur humain» (Par. 1745) und «Physique de la beauté, ou pouvoir naturel de ses charmes» (Amsterd. 1748). M. der Sohn schlug als Schriftsteller denselben Weg ein, nur daß er sich in seinen Ideen wie in seiner Darstellungsweise noch viel paradoxer zeigte. Er veröffentlichte zuvörderst das Werk «Le prince, les délices du cœur, ou traité des qualités d'un grand roi, etc.» (2 Bde., Amsterd. 1751), worin er einen Fürsten schildert, der sein Volk durch die Verwirklichung philos. Ideen glücklich macht. Hierauf reproducirte er dieselben Ansichten in einem aus 14 Gesängen bestehenden heroischen Heldengedicht in Prosa unter dem Titel «Basiliade, ou naufrage des îles flottantes» (2 Bde., angeblich Messina 1753). In diesem Buche wird das Glück eines nicht durch geschriebene politische, sondern nur durch die Gesetze der Natur regierten Volks geschildert. Als «îles flottantes» werden die untergehenden Vorurtheile bezeichnet, welche die gegenwärtige Staats- und Gesellschaftsform beherrschen. Die Grundlage aber, auf welcher das sog. Reich der Natur und der Wahrheit erwachsen soll, ist das System der absoluten Gleichheit. M. stellte den Gegnern seiner utopischen Ideale ein neues Werk entgegen: «Le code de la nature, etc.» (Amsterd. 1755; neue Ausg., Par. 1841), in welchem er den vollständigsten Communismus predigt. Dieses Buch, das Hauptwerk der socialistischen Literatur des 18. Jahrh., wurde lange Zeit mit Unrecht Diderot zugeschrieben.

Moresnet oder **Kelmis**, eine etwa 2800 Seelen starke Gemeinde, deren Gebiet, zwischen der belg. Provinz Lüttich und den Kreisen Aachen und Eupen der preuß. Rheinprovinz gelegen, ursprünglich zu Oesterreichisch-Belgien, 1793—1814 aber zu Frankreich gehörig, seit 1814 als neutral geltend, durch Vertrag vom 16. Juni 1816 jedoch in drei Theile getheilt, jetzt theils unter preuß., theils unter belg. Hoheit steht und politisch in Preußisch-M., Belgisch-M. und Neutral-M. zerfällt. Das Gebiet enthält eine Galmeilagerstätte (**Altenberg**), welche früher sehr reiche Ausbeute gab und gegenwärtig im Betrieb der weitverbreiteten Bergwerks- und Hüttengesellschaft «Vieille-Montagne» ist. Unweit M. liegen die Stationen Bleyberg (der Bergisch-Märkischen Eisenbahn) und Montzen-M. (der Belgischen Staatsbahn), welche mit dem Bergwerk durch eine Zweigbahn verbunden sind. Auf deutscher Seite ist die nächste Station Astenet (der Rheinischen Eisenbahn). Die Einkünfte des etwa 330 Hekt. großen neutralen Gebietes, das unter gemeinsamer Administration eines preuß. und eines belg. Commissars steht, aber nach dem Vertrage von keiner der beiden Mächte militärisch besetzt werden darf, werden zu gleichen Theilen zwischen Preußen und Belgien getheilt. Die eingeborenen Bewohner sind von jeder militärischen Conscription frei und genießen Zollfreiheit für den Import preuß. und belg. Waaren, aber nicht für den Export. Im 18. Jahrh. existirte eine kleine Gemeinde **Kelmis**, in deren Bann die Bergwerke lagen. Durch die Französische Revolution wurde aber Kelmis mit der Nachbargemeinde M. unter dem gemeinsamen Namen M. vereinigt; doch wird im Volksmunde nur der jetzt belgische Theil als M., dagegen Preußisch-M. und Neutral-M. fast stets als Kelmis bezeichnet.

Moreto y Cavanna (Don Augustin), span. dramatischer Dichter, um 1618 in Madrid geboren, aus einer valencianischen Familie stammend, studirte in Alcalá und war zuletzt Rector des Hospitals del Refugio in Toledo, nachdem er in frommem Eifer allem weltlichen Treiben und auch der Dichtkunst entsagt hatte. In dem Hause des Cardinals Moscoso war er mit Lope

Digitized by Google

de Vega, Calderon, Quevedo und andern ausgezeichneten Dichtern in Verbindung gekommen. Er ſtarb zu Toledo 28. Oct. 1669. In ſeinen jüngern Jahren hatte er theils allein, theils mit andern eine Menge Komödien geſchrieben, die großen Beifall fanden und wenn auch nicht durch ſelbſtſtändige Erfindung, doch durch dramatiſche Wirkſamkeit, komiſche Kraft und treffliche Charakteriſtik ſich auszeichnen; bisweilen arten ſie jedoch in geſuchte Spitzfindigkeit und Caricatur aus. Mehrere ſeiner Stücke wurden von Scarron, Molière u. a. für die franz. Bühne bearbeitet, und ſein Luſtſpiel «El desden con el desden», das man unter die vier claſſiſchen Stücke des altſpan. Theaters zählt, ward nicht nur von Molière in der «Princesse d'Élide», ſondern auch von Carlo Gozzi in deſſen «Principessa filosofa o il contraveleno», ſowie von Schreyvogel (Weſt) unter dem Titel «Donna Diana» für die deutſche Bühne bearbeitet und von Dohrn («Span. Dramen», Bd. 3, Berl. 1843) ins Deutſche übertragen. Zu den bedeutendſten Dramen M.'s zählen noch die Schauſpiele: «El valiente justiciero» (deutſch von Dohrn, Berl.), «La fuerza de la sangre» und das Charakterluſtſpiel «El lindo Don Diego». Seine «Comedias» erſchienen zuerſt in Madrid 1654, nach ſeinem Tode in einer vervollſtändigten Ausgabe (3 Bde., Valencia 1676—1703) und in der «Biblioteca de autores españoles» (Bd. 39, Madr. 1856).

Morgagni (Giovanni Battiſta), berühmter ital. Mediciner und Begründer der pathol. Anatomie, geb. 25. Febr. 1682 zu Forli im Kirchenſtaate, widmete ſich zu Bologna dem Studium der Heilkunde und erhielt daſelbſt 1701 die Doctorwürde. Hierauf ging er nach Venedig und Padua, wo er ſeinen ganzen Fleiß der vergleichenden Anatomie zuwendete. Nachdem er einige Zeit in ſeiner Vaterſtadt als praktiſcher Arzt gelebt, wurde er 1711 als Profeſſor der Anatomie nach Padua berufen und erwarb ſich in dieſer Stellung, die er bis an ſeinen Tod (5. Nov. 1771) bekleidete, einen großen Namen. Neben ſeinem Lehrfache und der pathol. Anatomie, zu deren weiterer Ausbildung er durch ſein Hauptwerk «De sedibus et causis morborum per anatomen indagatis» (2 Bde., Veneb. 1761; neuere Ausg., 6 Bde., Lpz. 1827—29; deutſch von Königsdörfer, 5 Bde., Altenb. 1771—76) den Grund legte, beſchäftigte er ſich mit Philologie und Archäologie, über welche ſeine «Opera omnia» (5 Bde., Veneb. 1765) werthvolle Abhandlungen enthalten. Außerdem ſind anzuführen: «Adversaria anatomica» (3 Bde., Bologna u. Padua 1706—19; neue Aufl. 1741), «Epistolae anatomicae XVIII» (Veneb. 1764), «Opuscula miscellanea» (2 Bde., Veneb. 1763). In der Anatomie iſt ſein Name durch mehrere, von ihm zuerſt beſchriebene und nach ihm benannte Theile des menſchlichen Körpers verewigt. Vgl. Torreſini, «Elogio storico di M.» (Padua 1844).

Morgan (Sydney, Lady), engl. Schriftſtellerin, geb. 1783 (nach andern 1777) zu Dublin, wo ihr Vater, Owenſon, Schauſpieler war. Schon als junges Mädchen ſchrieb ſie Gedichte und Erzählungen, welche Beifall fanden. Ihren Namen in der Literatur begründete ſie jedoch durch den Roman «The wild Irish girl» (1806), der ſeinerzeit ungemeines Aufſehen erregte. Auch in den meiſten ihrer ſpätern Romane und Novellen, als «O'Donnel» (1814), «Florence M'Carthy» (1816) und «The O'Briens and O'Flahertys» (1827), wußte ſie von den Sitten und Gebräuchen ihrer iriſchen Heimat geiſtvolle Gemälde zu entwerfen. Nach ihrer Verheirathung mit dem Arzt Sir Charles M. bereiſte ſie ſeit 1816 Frankreich und Italien; erſt 1823 kehrte ſie nach Dublin zurück. Die Frucht ihres Aufenthalts auf dem Continent waren die beiden Werke «France» (2 Bde., Lond. 1817) und «Italy» (2 Bde., Lond. 1821), die viel zur Erhöhung ihres literariſchen Rufs beitrugen, und von denen das letztere das Intereſſe der Engländer für die nationale Sache der Italiener weckte. Im J. 1829 beſuchte ſie abermals Frankreich und ſchilderte die Zuſtände deſſelben in «France in 1829» (Lond. 1830) und diejenigen Belgiens in dem Roman «The princess or the beguine» (Lond. 1835). Alsdann gab ſie «Woman and her master», eine philoſ. Geſchichte des Weibes, und «The book without a name» (1841) heraus, eine Sammlung von Aufſätzen und Skizzen aus ihrer eigenen Feder und der ihres Gatten, der 28. Aug. 1843 ſtarb. An den Freiheitsbeſtrebungen Italiens 1847 und 1848 nahm ſie warmen Antheil und erließ ein offenes Sendſchreiben an Pius IX., um ihn zum Beharren auf der von ihm eingeſchlagenen reformatoriſchen Laufbahn zu ermuntern. Eine Broſchüre des Cardinals Wiſeman, in welcher einige von ihr mitgetheilte Notizen über den angeblichen Stuhl des heil. Petrus in Rom Lügen geſtraft wurden, veranlaßte ſie zu der Flugſchrift «Letter to Cardinal Wiseman in answer to his remarks» (Lond. 1850). Im Genuß einer ihr von dem Miniſterium Grey ausgeſetzten Penſion von 300 Pfd. St. verbrachte ſie ihre letzten Lebensjahre auf einer Villa bei London, wo ſie 13. April 1859 ſtarb. Kurz vor ihrem Tode erſchienen «Passages from my autobiography» (Lond. 1859).

Digitized by Google

Morganatische Ehe (matrimonium ad morganaticam, ad morgengabicam oder ad legem Salicam), auch Ehe zur linken Hand, hieß ursprünglich eine mit der Bestimmung abgeschlossene Ehe, daß ihre Wirkungen für Frau und Kind sich nicht auf die gesammte bürgerliche Stellung des Mannes und sein ganzes Vermögen, sondern nur auf einen von demselben als Morgengabe (s. d.) bestimmten Werth beziehen sollen. Unebenbürtigkeit des andern Theils konnte die Veranlassung sein, doch kamen auch morganatische Ehen unter Ebenbürtigen vor, um namentlich durch zweite Verheirathungen die Kinder der ersten Ehe nicht allzu sehr zu benachtheiligen und eine zu große Zersplitterung des Familienguts zu hindern. Jetzt sind derartige Ehen standesungleiche, wo die nicht ebenbürtige Frau von den Standesvorrechten des Mannes und der vollen Erbfolge ausgeschlossen ist und auch die Kinder hierin der linken oder ärgern Hand folgen, d. h. nur die Rechte des niedriger stehenden Theils erlangen. Hochgestellte Frauen können ebenfalls mit nicht ebenbürtigen Männern eine solche Ehe eingehen. Sie ist nach gemeinem Rechte nur den regierenden Häusern und dem hohen Adel, nach preuß. Landrechte auch dem niedern Adel und königl. Räthen gestattet. (S. Ebenbürtigkeit.) Vgl. Zöpfl, «Ueber Misheirathen in den deutschen regierenden Fürstenhäusern» (Stuttg. 1853) und «Geschichte morganatischer und legitimirter Fürsten- und Grafen-Ehen in Deutschland» (Halle 1874).

Morgarten (der), Bergrücken auf der Grenze der schweiz. Cantone Zug und Schwyz am östl. Ufer des Egerisees gelegen, 1236 Mt. hoch, ist in der Geschichte bekannt durch den Sieg, welchen an seinem westl. Abhang, da, wo jetzt die Kapelle von Haselmatt steht, 15. Nov. 1315 die Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden über die Oesterreicher errangen. Als Anhänger des Kaisers Ludwig von Baiern von dessen Gegenkönig Friedrich von Oesterreich in die Acht, vom Bischof von Konstanz in den Bann gethan, sollten die Waldstätte durch gleichzeitigen Angriff am Brünig, bei Stansstad und am Egerisee unter Oesterreichs Herrschaft gebracht werden. Die Hauptmacht, 20,000 Mann stark, rückte unter Leopold von Oesterreich von Zug her am östl. Ufer des Egerisees gegen den M. vor, wo das Heer der Waldstätte, kaum 1400 Mann stark, den Feind erwartete; 50 Verbannte, denen das Landesgesetz den Kampf unter dem Banner wehrte, besetzten außerhalb der Landesgrenze die steile Berglehne. Wie nun Leopold's Heer in den engern Weg zwischen dem See und dem M. eingedrungen war, wälzten jene Verbannten Baumstämme und Steinblöcke den Berg hinab in die dichtgedrängten Massen und brachten diese dadurch in solche Verwirrung, daß es der Hauptmacht der Waldstätte gelang, die Spitze des feindlichen Heers fast vollständig zu vernichten. Von den Rittern und Reisigen, welche in den Engpaß vorgerückt waren, entkamen nur wenige, unter ihnen Herzog Leopold, mit dem Rest des österr. Heers. Nicht besseres Schicksal wurde an demselben Tage dem Grafen von Straßberg am Brünig, den Luzernern bei Stansstad zutheil. Zum Gedächtniß des dreifachen Siegs stifteten die Waldstätte eine Kapelle bei dem Weiler Schorno, etwa 2 Kilom. südlich des Schlachtfeldes, in welcher noch jetzt alljährlich der Siegestag durch Gottesdienst gefeiert wird. Den 50 Verbannten wurde die Rückkehr in die Heimat gestattet. Drei Wochen nach der Schlacht, 9. Dec. 1315, erneuerten die Waldstätte zu Brunnen ihren Bund und legten dadurch den ersten urkundlich beglaubigten Grund zur schweiz. Eidgenossenschaft. Am M. war es auch, wo 2. Mai 1798 die Schwyzer unter Aloys Reding die Franzosen unter Schauenburg schlugen, ohne jedoch durch diese Siege beim Rothenthurm (am Ostabhang des Bergs) und am eigentlichen M. die Eroberung des Landes abwenden zu können.

Morgen, Morgengegend oder Osten heißt diejenige Himmelsgegend, in welcher die Gestirne aufgehen. Auch gebraucht man M. für gleichbedeutend mit Morgenzeit. Morgenpunkt, bei den Astronomen Ostpunkt oder Osten, heißt der Durchschnittspunkt des Aequators mit dem Horizonte in derjenigen Gegend des Himmels, wo die Sterne aufgehen. Er ist einer von den vier Cardinalpunkten, welche die Lage der vier Welt- oder Himmelsgegenden (s. d.) bestimmen. An den Tagen der Nachtgleichen, also um den 21. März und 23. Sept., geht die Sonne in dem Morgenpunkte auf, sowie sie in diesen Tagen genau in dem gerade entgegengesetzten Abendpunkte untergeht. An allen übrigen Tagen des Jahres geht sie im Sommer jenseit des Morgenpunktes nach Norden hin und im Winter diesseit desselben nach Süden hin auf. Die jedesmalige Entfernung eines aufgehenden Gestirns vom Morgenpunkte nennt man die Morgenweite.

Morgen, ein früheres, bis Ende 1871 gesetzlich gewesenes Feldmaß in verschiedenen deutschen Staaten, welches ursprünglich einen Flächenraum bezeichnete, der an einem Morgen von einem Gespann umgeackert oder von einem Manne abgemäht werden kann. Wie der Acker (s. d.) und die übrigen Feldmaße (s. d.), war auch der M. sehr verschieden. Am bekanntesten war der preußische M. oder alte magdeburger M. von 180 preuß. Quadratruthen = 25,532 Ar.

Digitized by Google

Auch in den Niederlanden kam früher ein M. (der amsterdamer) vor, dann im Königreich Polen. In einigen deutschen Landstrichen unterschied man Feldmorgen und Landmorgen; letzterer war gewöhnlich größer als ersterer.

Morgengabe (donum matutinale) nannte man ursprünglich das Geschenk, welches der neue Ehemann der Frau am Morgen nach der Hochzeit machte. Spuren dieser Einrichtung finden sich schon in den ältesten deutschen Gesetzen. Die M. war früher ziemlich allgemein und ihre Größe wurde im Ehevertrage bestimmt; später fand sie nur beim Adel statt. Bei den sog. unstandesmäßigen Ehen vertrat sie die Stelle eines vollkommenen Abfindens, und von ihr hatte die Frau alle Ausgaben für sich und ihre Kinder zu bestreiten. — Etwas anderes ist die im Rechte des «Sachsenspiegels» wurzelnde gesetzliche oder sächsische M., worunter man diejenigen beweglichen Sachen verstand, welche eine adelige Witwe nach dem Tode ihres Mannes aus den Gütern bekommen mußte. Dahin gehörten alles feldgängige Vieh weiblichen Geschlechts, Schafe und Gänse, u. s. w. Selten wurde indeß die sächsische M. in Natur gegeben, sondern es verglichen sich gewöhnlich die Erben des Mannes mit der Frau über eine gewisse Geldsumme, die sie erhielt. In Sachsen 1829 abgeschafft, ist das Institut der M. jetzt meist hinfällig geworden. In der Bibelübersetzung Luther's wird durch M. die Summe bezeichnet, welche der Vater des Bräutigams an die Familie der Braut, als Kaufpreis der letztern, zahlt. Vgl. Schröder, «Geschichte des ehelichen Güterrechts in Deutschland» (2 Bde., Stett. 1863—74); Bocke, «Gemeines eheliches Güter- und Erbrecht in Deutschland» (2 Bde., Nördl. 1873).

Morgenland, s. Orient. — **Morgenländische Kirche**, s. Griechische Kirche.

Morgenröthe, s. Abendröthe und Morgenröthe.

Morgenstern, s. Abendstern und Morgenstern.

Morgenstern hieß eine Schlagwaffe im spätern Mittelalter, welche zuerst bei den Eidgenossen aufkam. Sie bestand aus einer großen, 2 Mt. langen Keule, deren oberer Ballen mit Eisen beschlagen und zugleich mit starken eisernen Zacken versehen war. Diese Zacken wurden oft in Form eines Sterns eingefügt, wodurch der Name M. entstanden ist. Eine andere Art bestand aus einer dicken Stange, an deren Ende eine mit Zacken versehene eiserne Kugel oder ein ähnliches längeres Eisenstück mittels einer Kette befestigt war und die in ähnlicher Weise wie die hussitischen eisenbeschlagenen Dreschflegel zum Dreinschlagen gebraucht wurde.

Morgenstern (Christian), namhafter Landschaftsmaler, geb. 29. Sept. 1805 zu Hamburg von armen Aeltern, kam, da er viel Lust zum Zeichnen hatte, in seinem 14. Jahre zu Professor Suhr, mit dessen Panorama er 1818—22 Deutschland und Rußland bereiste. Hierauf wurde er 1823 in die Malerschule von Bendixen aufgenommen. Nachdem er bereits 1827 mit seinem Bilde: Eichen an einem Sumpfe, ein Stipendium gewonnen hatte, lebte er in Holstein bei Baron von Rumohr, und bereiste im Kunstinteresse Norwegen, das mit seiner imposanten Natur einen nachhaltigen Eindruck auf den jungen Künstler ausübte. Zur Vollendung seiner Studien besuchte er dann einige Zeit die Akademie zu Kopenhagen und wählte 1829 München zu seinem ständigen Aufenthalte. Hier begann er alsbald mit seinen Leistungen die allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln. Die Gebirgswelt von Berchtesgaden und Salzburg, der Starnbergersee und das Elsaß waren die Fundgrube für seine malerischen Studien. Nachdem M. 1850 die Insel Helgoland besucht hatte, entstanden seine vielbewunderten Mondschein- und Sturmnächte, die bereits auf dem felsigen Eilande concipirt wurden. In der letzten Zeit seines Lebens war auch der Chiemsee sein bevorzugter Aufenthaltsort. Er starb in München 26. Febr. 1867. M. liebte es, düstere Berglandschaften von nordischer Stimmung zu schaffen, wozu ihm seine kräftige Technik sehr dienlich war. Auch die Radirnadel wußte er geschickt zu gebrauchen, wie 12 Blätter, Landschaften in kleinerm Formate, bekunden.

Morghen (Raffaello), ausgezeichneter Kupferstecher, geb. zu Portici 14. Juni 1761, stammte aus einer niederländ. Familie, die sich zuerst in Frankreich, dann in Florenz niederließ. Den ersten Unterricht in der Zeichen- und Kupferstechkunst erhielt er durch seinen Vater, Filippo M. (geb. 1730), und dessen Bruder, Giovanni Elia M. (geb. 1721), welche beide zu Neapel an dem Prachtwerke über die herculanischen Alterthümer arbeiteten. M. ging 1778 nach Rom zu Volpato, bildete sich in dessen Schule zum vollkommenen Künstler und verband sich dann mit ihm zu gemeinschaftlichen Arbeiten. Im J. 1793 wurde er Professor der Kupferstechkunst an der Akademie der Künste zu Florenz, wo er 8. April 1833 starb. Es sind von ihm eine Menge vortrefflicher Stiche vorhanden, meist nach berühmten Bildern gearbeitet. Zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehören die Madonna della Seggiola und die Verklärung nach Rafael, die Madonna del Sacco nach Andrea del Sarto, Aurora nach Guido, die Jagd

der Diana nach Domenichino, der Tanz der Jahreszeiten nach Pouſſin, das Grabmal Clemens' XIII. nach Canova und vor allem das Abendmahl nach Leonardo da Vinci (1800), deſſen erſte Abdrücke mit der Schrift, aber ohne das Komma nach dem Worte Vobis, ſehr theuer bezahlt werden. Andere ausgezeichnete Arbeiten von ihm ſind die Bildniſſe Dante's, Petrarca's, Arioſto's, Taſſo's u. ſ. w. Ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner Blätter, deren Zahl ſich auf 254 beläuft, gab ſein Schüler Palmerini («Opere d'intaglio de cavaliere Raffaello M.», Flor. 1810; 3. Aufl. 1824) heraus. Sein Stil des Kupferſtichs iſt der maleriſche, worin er in der Geſammtwirkung wie im Detail die effectvollſte Wirkung hervorzubringen weiß.

Morgue (franz.) nannte man früher in Paris ein kleines Zimmer am Eingange der Gefängniſſe, wo man zunächſt die Sträflinge hinbrachte, um ſie von den Stockmeiſtern beaugenſcheinigen zu laſſen. Gegenwärtig führt in Paris ein an der Südoſtſpitze der Cité, auf dem Quai de l'Archevêché gelegenes Gebäude dieſen Namen, wo die im Fluſſe oder auf den Straßen der Hauptſtadt und der umliegenden Ortſchaften gefundenen Leichname unbekannter Perſonen drei Tage lang zur Schau ausgelegt bleiben, wenn ſie nicht in kürzerer Friſt erkannt und abverlangt werden. Die Leichen liegen hinter einer Glaswand, jede auf einer ſchrägen Platte von ſchwarzem Marmor. Die erkannten Leichen werden gegen Bezahlung der Unkoſten und Gebühren den Angehörigen ausgeliefert, die andern auf ſtädtiſche Koſten beerdigt.

Morhof (Dan. Georg), deutſcher Literarhiſtoriker, geb. 6. Febr. 1639 zu Wismar, beſuchte die Schule ſeiner Vaterſtadt und das Pädagogium zu Stettin und ſtudirte ſeit 1657 zu Roſtock die Rechte und humaniſtiſchen Wiſſenſchaften. Ein lat. Scherzgedicht auf den Tod eines Storchs erwarb ihm 1660 die Profeſſur der Dichtkunſt zu Roſtock, die er 1666 mit dem Lehrſtuhl der Rede- und Dichtkunſt an der neugeſtifteten Univerſität zu Kiel vertauſchte, wo er 1673 zugleich Profeſſor der Geſchichte und 1680 Bibliothekar wurde. Er ſtarb auf der Rückreiſe aus dem Bade Pyrmont zu Lübeck 30. Juni 1691. M. war ein Mann von großer Gelehrſamkeit und geſundem Urtheile. Durch ſeinen an literariſchen Notizen ſehr reichen «Polyhistor» (Lübeck 1688; 4. Ausg., 2. Bde., 1747) regte er in Deutſchland zuerſt ein planmäßigeres Studium der Literaturgeſchichte an, für welche ſein Werk lange Zeit Hauptquelle war. Sein «Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie» (Kiel 1682; 3. Aufl., Lübeck 1718) iſt beſonders als erſter Verſuch, die deutſche Grammatik hiſtoriſch zu begründen, von Wichtigkeit. Dagegen ſind M.'s «Deutſche Gedichte» (Kiel 1682) und ſeine lat. «Opera poetica» (Lübeck 1677) von geringem Belang. Eine Auswahl der erſtern findet ſich in W. Müller's «Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 8, Lpz. 1826).

Morier (James), engl. Romanſchriftſteller, geb. um 1780, aus einer nach England übergeſiedelten Familie der franz. Schweiz, genoß eine ſorgfältige Erziehung und widmete ſich der Diplomatie. Als Secretär bei der engl. Geſandtſchaft in Perſien hatte er Gelegenheit, ſich mit der Sprache und den Sitten dieſes Landes vertraut zu machen. Bei ſeiner Rückkehr legte er die gemachten Beobachtungen und Erfahrungen theils in ſeinen Reiſeſchilderungen: «A journey through Persia, Armenia and Asia minor to Constantinople» (Lond. 1812) und «A second journey through Persia, Armenia and Asia minor» (Lond. 1818), theils in Romanen nieder. In den letztern: «Adventures of Hajji Baba» (5 Bde., Lond. 1824—28), «Zohrab the hostage» (3 Bde., Lond. 1832), «Ayesha, the maid of Kars» (3 Bde., Lond. 1834) und «The Mirza» (3 Bde., Lond. 1841), weiß er geſchickt den Charakter des Perſers durchzuführen; dagegen fand der nach dem Deutſchen bearbeitete Roman «The banished, a Swabian historical tale» (Lond. 1838), ſowie auch «Abel Allnut» und «Martin Tourtond» (Lond. 1848) nur geringen Beifall. M. ſtarb zu Brighton im März 1849.

Mörike (Eduard), namhafter deutſcher Dichter der Schwäbiſchen Schule, geb. 8. Sept. 1804 zu Ludwigsburg, beſuchte das Gymnaſium zu Stuttgart und bereitete ſich dann auf dem evang. Seminar zu Urach auf das theol. Studium vor. Seit 1822 ſtudirte er zu Tübingen, beſchäftigte ſich indeſſen mehr mit ſchöner Literatur als mit Theologie. Nachdem er 1827 Tübingen verlaſſen, lebte er als Pfarrgehülfe in verſchiedenen Gegenden Würtembergs, bis er 1834 die Pfarrſtelle zu Cleverſulzbach bei Weinsberg erhielt. Kränklichkeit veranlaßte ihn jedoch, dieſes Amt niederzulegen und ſich nach Mergentheim zurückzuziehen. Später erhielt er eine Lehrerſtelle am Katharinenſtift in Stuttgart, von der er Ende 1866 zurücktrat. Er ſtarb daſelbſt 4. Juni 1875. Schon in M.'s erſtem Werke, dem Romane «Maler Nolten» (Stuttg. 1832; 2. Aufl. 1877), ſprach ſich ſeine dichteriſche Individualität entſchieden aus. Dieſem folgte eine Sammlung «Gedichte» (Stuttg. 1838; 4. Aufl. 1867), die liebliche «Idylle vom Bodenſee» (Stuttg. 1846; 2. Aufl. 1856); ferner «Das ſtuttgarter Hutzelmännlein» (Stuttg.

Digitized by Google

1853), ein Märchen, die «Vier Erzählungen» (Stuttg. 1856), die Novelle «Mozart auf der Reise nach Prag» (Stuttg. 1856) und «Die Historie von der schönen Lau» (Stuttg. 1873). Seine Oper: «Die Regenbrüder» (in der «Iris», Stuttg. 1839) wurde von Lachner in Musik gesetzt. Zu vielen seiner Lieder und Balladen haben Hetsch und F. Kauffmann treffliche Compositionen geliefert. M. ist einer der vorzüglichsten unter den sog. Schwäbischen Dichtern. Tiefe, Klarheit und Vollendung der Form vereinigen sich in seinen Productionen. Dabei ist ihm ein feiner humoristischer Zug eigenthümlich. M.'s Vertrautheit mit der antiken Dichtung bekunden seine Uebertragungen des Anakreon und Theokrit. Vgl. Notter, «Eduard M.» (Stuttg. 1875); Klaiber, «Eduard M.» (Stuttg. 1876).

Möris sollte nach griech. Schriftstellern ein alter ägypt. König geheißen haben, von welchem der künstlich hergestellte große Mörissee in der westlich abgezweigten Provinz, die jetzt El-Fayûm heißt, seinen Namen geführt habe. Umgekehrt hieß aber vielmehr der See Piom en Mere, d. i. der See der Ueberschwemmung, weil in ihn das Ueberschwemmungswasser des Nil geleitet und später zur Bewässerung der Umgegend von Memphis wieder abgelassen wurde, und aus dieser Bezeichnung machten erst die Griechen einen König M. und übertrugen auf diesen Namen, was sie von den Aegyptern über den Urheber des Sees vernahmen. Dieser König hieß bei den Aegyptern Amenemha III., gehörte der zwölften Dynastie, der letzten des alten Reichs, an und regierte als drittletzter König dieser Dynastie um 2200 v. Chr. 42 Jahre lang. Er ist derselbe König, welcher an den Felswänden von Semneh in Untermubien die noch jetzt dort sichtbaren Angaben der höchsten jährlichen Nilschwellen eingraben ließ, aus welchen hervorgeht, daß seit seiner Zeit das Flußniveau daselbst um 7 Mt. gesunken ist. Als Grabmal erbaute er sich die Pyramide im Fayûm am Ufer des Sees, wohin später die Dodekarchen ihren unter dem Namen des Labyrinths bekannten gemeinschaftlichen Regierungspalast verlegten.

Möris (Aelius), mit dem Beinamen Atticista (griech. Attikistes), griech. Grammatiker, lebte im 2. Jahrh. n. Chr. unter Hadrian und verfaßte unter dem Titel «Λέξεις Ἀττικαί» ein kleines Wörterbuch, worin ganz im Geiste jener Zeit die Ausdrücke und Redensarten der frühern attischen Gräcität durch Ausdrücke des spätern oder gemeinen Dialekts erklärt werden. Am besten wurde dasselbe von Pierson (Leid. 1759) und Koch (2 Bde., Lpz. 1830—31) bearbeitet, der bloße Text von Bekker zugleich mit dem Harpokration (Berl. 1833) herausgegeben.

Moriscos, s. Mauren.

Moritz (Sanct-), s. Saint-Maurice und Sanct-Moritz.

Moritz, Herzog und Kurfürst von Sachsen, geb. zu Freiberg 21. März 1521, der erstgeborene Sohn Herzog Heinrich's des Frommen und seiner Gemahlin, einer Tochter des Herzogs Magnus von Mecklenburg, zeigte schon früh große Talente, verbunden mit rastloser Thätigkeit und einem feurigen Charakter, und erhielt eine gelehrte Erziehung. Sein Geist wurde noch mehr geweckt, als er mehrere andere deutsche Höfe, namentlich Dresden, Mainz und Torgau besuchte, die den einfachen Hof des Vaters an Glanz bei weitem übertrafen. Nachdem er 1539 in Torgau zur prot. Kirche übergetreten, vermählte er sich 9. Jan. 1541 mit Agnes, der Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen. Noch in demselben Jahre, 18. Aug., folgte er seinem Vater in der Regierung des Herzogthums Sachsen Albertinischer Linie. Obschon ein eifriger Anhänger der Reformation und Schwiegersohn eines der Häupter des Schmalkaldischen Bundes, war er doch nicht zu bewegen, dem Bunde beizutreten, sondern verharrte in einer selbstständigen Stellung. Er stand mit seinem Vetter, dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen Ernestinischer Linie, in scheinbar gutem Vernehmen, bis ein Besitzstreit um Magdeburg und andere geistliche Stifter in Sachsen im Frühjahre 1542 einen Bruch herbeiführte. Hierauf zog der Herzog noch in demselben Jahre dem Kaiser mit einem Corps gegen die Türken in Ungarn und im folgenden Jahre gegen die Franzosen zu Hülfe, wodurch er sich dessen Gunst erwarb. Dennoch unterstützte er 1545 die beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes im Kampfe gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig und lieferte den gefangen genommenen Herzog an den Landgrafen von Hessen aus. Als es aber 1546 zum offenen Kampfe zwischen dem Kaiser und dem Schmalkaldischen Bunde gekommen, schien ihm dies der günstigste Zeitpunkt zur Ausführung seiner längstgehegten Plane in Beziehung auf das Kurhaus Sachsen. Er entschied sich nun ganz für den Kaiser, der ihm in einem geheimen Vertrage zu Regensburg 19. Juni 1546, unter der Bedingung kräftigen Beistandes, die Kurwürde und die Erbländer des Kurfürsten zusicherte. Auf Befehl des Kaisers bemächtigte er sich in kurzer Zeit fast des ganzen Kurfürstenthums; doch mußte er dasselbe fast ebenso schnell dem ihm mit einer überlegenen Macht entgegentretenden Kurfürsten wieder einräumen. Ein

Digitized by Google

Waffenstillstand, den der Kurfürst einging, war dessen Verderben. Hierdurch gewann der Kaiser Zeit, mit erprobten Truppen dem bedrängten Herzoge zu Hülfe zu eilen. Die Schlacht bei Mühlberg, die Gefangennehmung des inzwischen geächteten Kurfürsten und die Capitulation von Wittenberg 19. Mai 1547 führten den Herzog an das Ziel seiner Wünsche. (S. Johann Friedrich I.) Am 1. Juli 1547 ertheilte ihm der Kaiser die Kurwürde und belehnte ihn mit einem großen Theile der Ernestinischen Erblande, hielt jedoch M.' Schwiegervater, für dessen Freiheit sich dieser verbürgt hatte, auch ferner in Gefangenschaft.

Ungeachtet dieser Gunstbezeigungen erkannte der neue Kurfürst sehr wohl, wie der Kaiser jetzt um so sicherer seinen Plan verfolgen zu können meinte, der dahin zielte, mit Unterdrückung der Rechte der deutschen Fürsten sich zum unbeschränkten Herrscher Deutschlands zu erheben. Da er einsah, daß nur durch offene Gewalt der Macht des Kaisers die nöthige Schranke gesetzt werden könnte, so begann er seit 1550 unter dem Scheine, die ihm vom Kaiser übertragene Vollziehung der Reichsacht gegen die Stadt Magdeburg auszuführen, zu rüsten; auch schloß er insgeheim 5. Oct. 1551 zu Friedewald mit dem König Heinrich II. von Frankreich ein Bündniß gegen den Kaiser, sowie bereits im Mai desselben Jahres zu Torgau mit Johann von Brandenburg-Küstrin, Johann Albrecht von Mecklenburg und Wilhelm von Hessen einen Bund zum Schutze des Augsburgischen Bekenntnisses. Noch einmal ließ er Karl V. durch eine feierliche Gesandtschaft um die Freilassung seines Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen, bitten; doch der Kaiser lehnte die Bitte hochmüthig ab. Jetzt warf M. die Maske ab und eröffnete den Feldzug. In einem Manifest erklärte er März 1552 die Sicherheit der prot. Lehre, die Aufrechthaltung der Reichsverfassung und die Befreiung des Landgrafen als einzige Beweggründe zu diesem Kriege. Ueberall freudig empfangen, kam er in Eilmärschen so schnell nach Innsbruck, daß er den hier am Podagra daniederliegenden Kaiser beinahe gefangen genommen hätte. Der Kaiser gab nicht nur den Landgrafen und den Kurfürsten von Sachsen sogleich frei, sondern trat auch mit M. in Unterhandlungen, die zum Frieden führten und den Vertrag zu Passau 22. Aug. 1552 zur Folge hatten. Nach hergestelltem Frieden wohnte er einem Feldzuge gegen die Türken in Ungarn bei, die er in verschiedenen Gefechten schlug, ohne jedoch entscheidende Erfolge zu erringen. Misgestimmt kehrte er nach Sachsen zurück, wo er nun dem Bündnisse gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg beitrat, der, den Passauer Vertrag nicht anerkennend, den Krieg auf eigene Faust fortsetzte. Bei Sieversshausen 9. Juli 1553 wurde der Markgraf zwar gänzlich geschlagen, dieser Sieg aber (zu dessen Andenken man daselbst 1853 ein Denkmal errichtete) sehr theuer erkauft. Der Kurfürst war durch einen Schuß in den Unterleib verwundet worden und starb 11. Juli infolge dieser Verwundung im Feldlager; er wurde im Dom zu Freiberg beerdigt, wo ihm auch ein prachtvolles Monument errichtet worden ist. M. besaß außer jener Klugheit, vermöge welcher er geschickt die Umstände zu benutzen wußte, große Regenten- und Feldherrntalente. Sein Land hat ihm viel zu verdanken. Er befestigte Dresden, Leipzig und Pirna, verbesserte die Heeresverfassung, unterstützte den Bergbau und das Hüttenwesen und erwarb sich große Verdienste durch die Begründung der drei Fürstenschulen und die Stiftung mehrerer Institute bei der Universität zu Leipzig. In der Regierung folgte ihm sein Bruder August (s. d.). Seine Witwe heirathete 1555 den Herzog Johann Friedrich den Mittlern, starb aber wenige Monate nachher; seine einzige ihn überlebende Tochter, Anna, wurde die Gemahlin Wilhelm's I. (s. d.), Prinzen von Oranien. Vgl. Langenn, «M., Herzog und Kurfürst von Sachsen» (2 Bde., Lpz. 1841); G. Voigt, «M. von Sachsen 1541—47» (Lpz. 1876).

Moritz, Prinz von Oranien, Graf von Nassau, berühmt als Feldherr, namentlich als ausgezeichneter Infanteriegeneral, war der Sohn aus der zweiten Ehe des Prinzen Wilhelm I. von Oranien mit Anna, des Kurfürsten Moritz von Sachsen Tochter. Er wurde zu Dillenburg 14. Nov. 1567 geboren und studirte zu Leiden. Nachdem sein Vater 1584 meuchelmörderisch erschossen worden, wählten ihn die Provinzen Holland und Seeland, nachher auch Utrecht, zu ihrem Statthalter. Mit großen Talenten ausgerüstet, übertraf M. als Feldherr bald alle Erwartungen. Er nahm 1590 durch Ueberfall Breda, befreite darauf Geldern, Oberyssel, Friesland und Gröningen von den Spaniern und erhielt nun nebst dem Oberbefehl über die Land- und Seemacht aller vereinigten Provinzen zugleich die Statthalterschaft von Geldern und Oberyssel, während die von Friesland und Gröningen seinem Vetter, dem Grafen Wilhelm von Nassau, zutheil wurde. Ueberhaupt nahm M. den Spaniern bis zu dem 1609 geschlossenen Waffenstillstande gegen 40 Städte und mehrere Festungen und schlug sie in drei Feldschlachten, ungerechnet die Siege zur See, welche die republikanischen Viceadmirale an den

span. und flandr. Küsten erfochten. So wurde M. der Gegenstand der allgemeinen Liebe, und auf diese baute sein feuriger Ehrgeiz den Plan der Oberherrschaft. Zugleich benutzte er dazu mit die theol. Streitigkeiten der Remonstranten und Gomaristen, welche letztere er mit großem Eifer unterstützte. Er starb im Haag 23. April 1625; ihm folgte sein Bruder Friedrich Heinrich. Vgl. Groen van Prinsterer, «Maurice et Barnevelt. Étude historique» (Utr. 1875).

Moritz, Graf von Sachsen, bekannt unter dem Namen des **Marschalls von Sachsen**, ein ausgezeichneter Feldherr, war der natürliche Sohn des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, August's II. oder des Starken, und der Gräfin Maria Aurora von Königsmark (s. d.). Er wurde zu Goslar 28. Oct. 1696 geboren, sofort nach seiner Geburt einer Erzieherin übergeben und sodann an verschiedenen Orten durch Privatlehrer gebildet. Schon früh zeigte er einen feurigen Geist und eine ungewöhnliche, von seinem Vater geerbte Stärke. Die ersten Waffen trug er 1709 in Flandern unter Eugen und Marlborough, deren Lob er sich in dem Feldzuge von 1710 erwarb. Im folgenden Jahre legitimirte ihn sein Vater unter dem Titel eines Grafen von Sachsen. Ob er an den Feldzügen 1712 gegen die Schweden theilgenommen, ist nicht gewiß, 1713 verlieh ihm aber der König ein Regiment und verheirathete ihn 1714 mit der reichen und liebenswürdigen Gräfin Löben. Die Ehe war jedoch nicht glücklich und wurde 1721 wieder getrennt. Vorher hatte M. 1715 in Pommern und 1716 in Polen gekämpft, sein Regiment war aber dann abgedankt worden. Im J. 1720 ging er nach Frankreich, wurde hier zum Maréchal-de-Camp ernannt und kaufte sich ein Regiment für 35,000 Thlr. Hier studirte er Mathematik, Mechanik und Befestigungskunst, führte aber ein höchst verschwenderisches und zügelloses Leben. Abwechselnd war er auch am Hofe seines Vaters. Im J. 1726 wählten ihn die Stände von Kurland zu ihrem Fürsten, und die verwitwete Herzogin von Kurland, Anna Iwanowna, die Tochter des Zars Iwan Alexiewitsch, machte ihm Hoffnung auf ihre Hand. Doch Menschikow, der selbst nach dem Herzogthume strebte, wirkte ihm mit allen Kräften entgegen. In jener Zeit ging M. Frankreich um Unterstützung an. Er erhielt damals durch seine Geliebte, die berühmte Schauspielerin Adrienne Lecouvreur in Paris, die Summe von 40,000 Livres, die sie durch Versetzen aller ihrer Kostbarkeiten zusammengebracht hatte. Seine Beziehungen zu der genannten Tragödin hat Scribe in seinem Drama «Adrienne Lecouvreur» (Par. 1849) behandelt. Da Kurland ein Lehn von Polen war, so annullirte der poln. Reichstag die Wahl, die auf M. gefallen, und der König befahl ihm endlich, als seine Sache auch in Petersburg verloren war, Kurland zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren. Er gehorchte und lebte hier oder auf Reisen bis zum Kriege von 1733. Während einer Krankheit 1731 schrieb er in 13 schlaflosen Nächten sein berühmtes Werk «Rêveries militaires». Im ausbrechenden Kriege wurde er dem Marschall Berwick zugetheilt und zeichnete sich mehrfach so aus, daß er 1734 zum Generallieutenant befördert wurde. Bei dem Tode des Kaisers Karl VI. und den bevorstehenden Verwickelungen bot M. sein Schwert wiederholt Sachsen an, sah sich aber vom Grafen Brühl zurückgewiesen.

M. blieb daher im franz. Dienste, nahm im Oesterreichischen Erbfolgekriege 26. Nov. 1741 Prag mit Sturm und 19. April 1742 Eger, unternahm dann aber eine Reise nach Petersburg, da er seine Hoffnungen auf Kurland immer wieder aufgefrischt hatte, indeß auch diesmal vergeblich. Nach dem Kriege wurde M. im März 1744 zum Marschall von Frankreich ernannt, der erste Protestant seit der Aufhebung des Edicts von Nantes. Er führte darauf in den Niederlanden den selbstständigen Oberbefehl über einen Theil der Armee und wußte gegen die Uebermacht so geschickt zu manövriren, daß er sie ohne entscheidende Schlacht im Schach hielt. Im Feldzuge von 1745 entschied er, obgleich schwer krank an der Wassersucht, sodaß er nicht reiten konnte, die Schlacht von Fontenay 11. Mai, wofür der König ihn mit Ehren überhäufte, ihm auch auf Lebenszeit das Schloß Chambord überließ. Viele Städte in den Niederlanden ergaben sich darauf; im Febr. 1746 eroberte M. Brüssel und kehrte dann nach Paris zurück. Der König verlieh ihm ein Naturalisationsdecret. Darauf nahm M. Antwerpen und Namur und gewann 11. Oct. den glänzenden Sieg bei Raucoux. Von den eroberten Kanonen erhielt er sechs zum Geschenk und den Titel Altesse Sérénissime, im Jan. 1747 aber die Ernennung zum General-Maréchal aller franz. Feldlager und Armeen, wie einst Turenne. Der Sieg bei Laffeld und die Erstürmung von Bergen-op-Zoom, infolge deren er Oberbefehlshaber in den eroberten Niederlanden wurde, endlich die Einnahme von Mastricht 1748 krönten seine glorreiche Feldherrnlaufbahn. Nach dem Frieden von Aachen lebte er theils zu Chambord in wahrhaft fürstl. Pracht, theils auf Reisen. Auch Berlin besuchte er, wo er von Friedrich II. mit großer Auszeichnung empfangen wurde. M. starb zu Chambord

Digitized by Google

30. Nov. 1750. Seine Leiche wurde in der neuen prot. Kirche zu St.-Thomas in Straßburg beigesetzt, aber erst 1777, nachdem das großartige Denkmal durch Pigalle 1776 vollendet war. Später wurden von ihm «Lettres et mémoires» (Par. 1794) veröffentlicht. Seine «Rêveries» (beste Ausg., 2 Bde., 1757, deutsch von Fäsch, Lpz. 1757) sind voll kühner und neuer Ansichten in der Kriegswissenschaft, deren Richtigkeit die spätere Zeit bewährte. Vgl. K. von Weber, «M., Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich» (Lpz. 1863); Taillandier, «Maurice de Saxe» (Par. 1865). Bitzthum von Eckstädt veröffentlichte «Maurice comte de Saxe et Marie Josèphe de Saxe, Dauphine de France. Lettres et documents inédits» (Lpz. 1867).

Moritz (Karl Philipp), genialer deutscher Schriftsteller, geb. 15. Sept. 1757 zu Hameln von armen Aeltern, lernte bei einem Hutmacher, verließ aber bald die Heimat, um in der Welt sein Glück zu suchen. Nach mancherlei Schicksalen brachte er es dahin, sich in Wittenberg zwei Jahre den Studien zu widmen. Dann folgte er einem Rufe Basedow's nach Dessau, wo er aber nur kurze Zeit verblieb. Hierauf erhielt er eine Lehrerstelle an dem Grauen Kloster zu Berlin. Doch auch dieser Lage bald überdrüßig, unternahm er 1782 eine Reise nach England. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1784 eine außerord. Professur am berliner Köllnischen Gymnasium. Kurze Zeit führte er die Redaction der «Voß'schen Zeitung». Im J. 1786 trat er eine Reise nach Italien an und verweilte zwei Jahre in Rom. Goethe, der ihn hier kennen lernte, nahm sich seiner freundlich an und machte ihn auch mit dem Herzog von Weimar bekannt, auf dessen Verwendung er Mitglied der berliner Akademie wurde. Nach seiner Rückkehr erhielt er die Professur der Alterthumskunde und der Theorie der schönen Künste bei der Akademie der bildenden Künste. Er starb 26. Juni 1793. Ohne Einheit, festen Lebensplan und gründliche, obschon vielseitige Bildung, kam M. trotz seines reichbegabten Geistes nie zu einer klaren Anschauung der Welt und seiner selbst. Von seinen zahlreichen Schriften mythologischen, archäologischen, psychologischen und grammatischen Inhalts hatte der «Versuch einer Prosodie» (Berl. 1786; neue Aufl. 1815) den meisten Einfluß. Auch gab er das «Magazin zur Erfahrungsseelenlehre» (10 Bde., Berl. 1783—95) heraus. In den Romanen «Anton Reiser» (4 Bde., Berl. 1785—90; Bd. 5 von Klischnig, 1794) und «Andreas Hartknopf» (Berl. 1786) hat er mit großer psychol. Wahrheit sein Leben theilweise zu beschreiben versucht.

Moritzburg, ein königl. Jagd- und Lustschloß, 15 Kilom. von Dresden, im Friedwalde, im 18. Jahrh. häufig die Dianenburg genannt, wurde bereits von Kurfürst Moritz 1542 zu bauen begonnen, aber erst unter Kurfürst Christian I. 1589 vollendet. Später wurde es erweitert und unter August dem Starken sehr verschönert, der, sowie sein Nachfolger, daselbst häufig glänzende Jagden und prachtvolle Feste und Bälle mit Götter- und Türkenaufzügen hielt. Große Teiche, perspectivisch ausgehauene Waldungen, ein Fasanengarten mit dem neuen Schlosse, eine Menagerie, mehrere schöne Privatgebäude und ein Park zur Hegung des Wildes bilden die Umgebungen des Schlosses, welches wie eine Insel aus dem Wasserspiegel des breiten, tiefen Schloßgrabens sich erhebt. Außer sieben großen Sälen, einer Kapelle und mehrern Gewölben enthält dasselbe über 200 Zimmer mit Geräthen und Wandbekleidung im altfranz. Geschmacke. Der große Tanzsaal ist mit 72 vergoldeten Hirschköpfen mit seltenen Geweihen von 24—50 Enden verziert. Ueberhaupt bezieht sich fast aller Schmuck auf Gegenstände der Jagd. Das neue Schloß, welches 1769 erbaut wurde, liegt in der Nähe des Parks auf einem Hügel am Großen Teich. Zu M. befindet sich ein Amtsgericht und die königl. Landesbeschälanstalt mit 70—80 Hengsten. In der Nachbarschaft liegt der Marktflecken Eisenberg mit 1037 E. Vgl. Becher, «Geschichte und Beschreibung von M.» (Dresd. 1866).

Morlaix, Stadt im franz. Depart. Finistère, 9 Kilom. vom Meere, an der Westbahn (Paris-Brest), hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handelsgericht, ein Communalcollége, eine hydrogr. Schule und eine sichere Rhede mit vier Leuchtthürmen. M. zählt (1872) 14,359 E., welche Industrie in Leinwand, Papier, Kerzen und Taback, sowie Handel mit Getreide, gesalzenem Schweinefleisch, Honig, Wachs, Talg, Butter, Vieh und Gemüse treiben.

Morlaken nennt man in Oesterreich die serb. Bewohner im südwestl. Theile Istriens, auf den Quarnerischen Inseln und im nordöstl. Theile Dalmatiens.

Mormonen, auch Latter-Day-Saints oder Heilige des Jüngsten Tages, heißt eine religiöse Sekte, welche 1827 von einem gewissen Joë Smith (geb. 23. Dec. 1805 zu Sharon im Staate Vermont in Nordamerika) gestiftet wurde, der sich viel mit Schatzgräberei und ähnlichen Dingen beschäftigte und sich endlich im westl. Theile des Staates Neuyork niederließ. Nach seiner Behauptung empfing er hier 22. Sept. 1827 von dem Engel des Herrn eine auf goldglänzenden Metallplatten eingegrabene Schrift, die er übersetzte und unter dem

Digitized by Google

Titel « Book of the Mormons » herausgab. Dasselbe wurde 1830 in Amerika, 1841 zuerst in Europa gedruckt und später auch von John Taylor unter dem Titel «Das Buch Mormon» (Hamb. 1852) ins Deutsche übertragen. In einer der biblischen nachgebildeten Sprache erzählt dieses Buch, wie Lehi, ein frommer jüd. Patriarch, mit seinen Söhnen Laman, Lemuel, Sam und Nephi, sowie einem gewissen Ischmael und dessen Töchtern zur Zeit des Königs Zedekia von Jerusalem aus in die Wildniß gezogen und, nachdem sie viele Tage gegen Osten gewandert, an die Gestade eines großen Meers gelangt seien. Auf göttliche Eingebung erbaute Nephi, nach dem sämmtliche Nachkommen des Lehi Nephiten genannt werden, ein Schiff, auf dem er mit den Genannten nach dem ihm verheißenen gelobten Lande, Amerika, gelangte. Außer Lebensmitteln hatte er auch alle Thiere und Sämereien mit eingeschifft. Bald nach seiner Ankunft in Amerika, das zuerst durch die Jarediten, welche als gerechte Leute bei der babylon. Sprachverwirrung Gnade gefunden, colonisirt worden war, verfertigte Nephi eine Anzahl Messingplatten, worauf er die Pilgerfahrten und Abenteuer seines Stammes und viele göttliche Offenbarungen eingrub. Vor seinem Tode salbte Nephi noch seinen Sohn Jakob über die Nephiten. Letztere nannten sich schon vor dem Erscheinen Christi auf Erden mit dem Namen Christen; auch erschien ihnen Christus selbst im 34. Jahre nach seiner Geburt, nachdem er von den Todten auferstanden war, und verkündigte ihnen das Evangelium ebenso, wie er es in Palästina gethan. Hierauf lebten die Nephiten unter ihren Patriarchen ein christl. Leben, bis endlich um 320 n. Chr. innere Spaltungen und in deren Folge Kriege entstanden, durch welche alle Gottesfurcht zunichte wurde. Da erschien zuerst Mormon, ein frommer Christ und ausgezeichneter Krieger. Mit einem Heere von 42,000 Mann besiegte er 330 n. Chr. die Lamaniten, welche wegen ihrer Gottlosigkeit dem Fluche Gottes und der Barbarei verfielen. Ihre weiße Hautfarbe verwandelte sich in ein schmuziges Roth, wie es die heutigen Indianer, ihre elenden Reste, aufzeigen. Moroni, der Sohn Mormon's, setzte die Geschichte in den beiden letzten Büchern der Mormonenbibel bis 400 n. Chr. fort, um welche Zeit die Nephiten, weil sie wieder in Laster versunken waren, von den Lamaniten gänzlich ausgerottet wurden. Moroni blieb übrig, vollendete die Geschichte seines Volks auf den erwähnten Platten und versiegelte dieselben 420 n. Chr. zugleich mit zwei durchsichtigen Steinen, welche einst dem Schiffe der Jarediten bei ihrer Ueberfahrt nach Amerika als Fenster gedient hatten. Moroni selbst hatte als zukünftigen Entdecker dieser Platten den Joë Smith bezeichnet. Als nun letzterer dieselben aufgefunden, benutzte er die erwähnten bunten Steine als Brille, um die « verbesserten Hieroglyphen », mit welchen Moroni nach seiner eigenen Angabe die Platten geschrieben, zu lesen und zu verstehen. Smith's Lehre lief ungefähr darauf hinaus, daß der Jüngste Tag nahe sei, daß die Indianer eiligst bekehrt werden müßten und daß Amerika der Versammlungsort aller Heiligen sei, die in Neu-Zion oder Neu-Jerusalem, einem Orte im Innern des Continents, zusammenkommen sollten.

Sogleich nach seinem Auftreten 1827 fand er eine Menge Anhänger, die mit ihm nach Westen zogen und sich im Jan. 1831 in Kirtland im Staate Ohio niederließen. Zugleich gründeten sie eine größere Niederlassung im Westen von Missouri in Independence, wo sie einen großen Tempel erbauten. Zwistigkeiten mit den Nachbarn, hervorgerufen durch die Intoleranz Smith's und später durch das erst im Laufe der Zeit eingeführte Institut der Polygamie, veranlaßten bald die gewaltsame Verdrängung von einem Orte zum andern, wobei es häufig nicht ohne Blutvergießen abging. So kam es, daß die M., nachdem sie Kirtland in Ohio, Independence und Far-West in Missouri und Nauvoo in Illinois gegründet und mit ihren Anhängern bevölkert hatten, binnen kurzer Zeit alle diese Städte verlassen und sich im fernen Westen jenseit der Rocky-Mountains eine neue Heimat suchen mußten. Diese fanden sie denn auch 23. Juli 1847 nach einem äußerst schwierigen Marsche in dem Thale des Salzsees (Salt Lake). Sogleich begannen sie mit beispiellosem Geschick und Erfolg die Colonisation des Landes und die Anlage der Hauptstadt ihres neuen Staats, ihres «Neuen Zion» oder «Neuen Jerusalem». Zwei Jahre nach Erbauung des ersten Hauses zählte die Stadt (Great Salt Lake City) schon 900 E. Die Bevölkerung des ganzen Mormonenstaats, von den Amerikanern 1850 unter dem Namen Utah (s. d.) als Territorium aufgenommen, von den M. selbst aber Deseret oder «Land der Wüsten- und Honigbiene» genannt, belief sich 1850 schon auf 11,354, 1870 aber auf 86,786 Seelen, darunter 12,855 E. der Salzseestadt und 3500 Nichtmormonen. Die M. selbst schätzen ihre gegenwärtige Zahl auf etwa 100,000 Seelen.

Der Mormonenstaat ist eine theokratische Gemeinde, an deren Spitze ein Präsident steht, unterstützt von zwei andern Mitgliedern. Der Präsidentur folgen die 12 Apostel (Missionare),

Digitized by Google

welche die ganze Erde bereisen, um für die neue Lehre Anhänger zu werben; ferner der Hohe Rath (für jede Ansiedelung), die Siebziger, die Hohenpriester, Aeltesten, Priester, Lehrer und Diakonen. Die ganze Hierarchie ist wieder in zwei Klassen getheilt, nämlich die Melchisedek'sche und Aaron'sche Priesterschaft. Jene umfaßt die höchsten Aemter bis zum Aeltesten einschließlich, diese die übrigen, kann aber nur von angeblich wirklichen Nachkommen Aaron's bekleidet werden, deren Genealogie durch Offenbarung enthüllt wird. Ein einigermaßen anomales Amt ist das der Patriarchen, das von John Smith, Sohn Hiram's und Neffen des Stifters Joë, in Verbindung mit einigen andern bekleidet wird. Die Theologie dieser auf Wunder und Offenbarung gegründeten Gemeinde besteht aus einem willkürlich aus allerlei Reminiscenzen construirten Polytheismus. Es gibt Götter ohne Zahl. Die Heiligen werden alle nach dem Tode zu Göttern, aber nach der Rangordnung ihrer Würdigkeit und mit unendlicher Aussicht auf Weiterbeförderung. Der Gott, welcher der gegenwärtigen Generation präsidirt, ist Joë Smith. Unmittelbar über ihm steht Jesus, über diesem Adam, über diesem Jehovah und über diesem Elohim, welcher der höchste ist. Alle diese Götter leben in Polygamie, und es regiert jeder über seine eigenen Nachkommen, welche mit Hülfe des Systems der Polygamie sich reißend vermehren und mit der Vermehrung an Macht und Herrschaft gewinnen. Letzteres ist der Gesichtspunkt, welcher Brigham Young und seine Mithäupter zur Annahme der Polygamie als eines Grundpfeilers der Kirche bestimmt hat. Die Götter haben menschliche Gestalt und sind die Väter der menschlichen Seelen hier auf Erden. Der Moralcodex besteht aus den Zehn Geboten und einer Offenbarung vom 27. Febr. 1833 an Joë Smith, die unter anderm die damaligen Temperanzansichten über starke Getränke und Taback, in biblische Sprache übersetzt, stark betont. Die Kindertaufe ist verpönt vor dem achten Jahre. Die Zahl der geistlichen Frauen ist unbeschränkt. Wer zu der ersten eine zweite, dritte u. s. w. heirathen will, wendet sich zunächst an die Erwählte selbst, dann an die Aeltern oder Vormünder. Dann aber muß er die Zustimmung des Propheten haben, ohne welche die Sache nicht weiter vorschreiten kann. Auf diese folgt die feierliche «Ansiegelung» unter kirchlichem Segen, worauf die neue Frau in alle Rechte und Ehren ihrer Vorgängerinnen eintritt.

Bei Errichtung des Territoriums Utah wurde Brigham Young (geb. 1801 im Staate Vermont) 1850 von der washingtoner Regierung zum Gouverneur ernannt. Er war der Nachfolger des im Gefängnisse von Carthage 27. Juni 1844 mit seinem Bruder vom Pöbel erschossenen Propheten und dadurch zum Märtyrer des Mormonenthums gewordenen Joë Smith. Unter seiner Führung auf bis dahin unerforschten Wegen durch öde und von Feinden bevölkerte Landstriche gelang der äußerst gefahrvolle Zug nach dem neuen «gelobten Lande» jenseit des Felsengebirgs. Doch zeigte sich Young so feindselig gegen die Union, daß es wiederholt zu Reibungen, Vertreibung der Beamten und schließlich zu seiner Absetzung kam. Der neue, 1854 vom Präsidenten Pierce geschickte Gouverneur, Oberst Stepton, legte bald nach seiner Ankunft das Amt wieder nieder und zog mit seinen Truppen nach Californien, während er sich zugleich mit den Führern der M. zu einer Bittschrift um Wiedereinsetzung Young's vereinigte. Als die übrigen Bundesbeamten später ankamen, wurden sie von der fanatischen Bevölkerung vertrieben. Der Präsident Buchanan stellte 1857 einen neuen Gouverneur, Alfred Cumming, an und gab diesem 2500 Soldaten mit. Trotz anfänglicher Drohungen fügten sich jetzt die M., und Buchanan bewilligte ihnen eine Generalamnestie. Die Truppen blieben bis zum Mai 1860. Im Juni 1862 verlangten die M. von neuem Zulassung in die Union, nachdem sie dies schon 1847 vergeblich gethan hatten, wurden jedoch abermals abschläglich beschieden. Der Congreß erließ zugleich ein Gesetz gegen die Polygamie und die Ansammlung von Grundbesitz von über 50,000 Doll. Werth in der Hand von Corporationen. Im Bürgerkriege verhielten sich die M. ruhig, stellten aber keine Truppen. Materiell befindet sich die Mormonengemeinde im blühendsten Zustande. Wie in jeder andern Beziehung, so sind auch in der Finanzverwaltung Kirche und Staat eng verbunden. Nach alttestamentlichem Muster gibt zunächst jeder Bekehrte bei seinem Eintritte in die Kirche den zehnten Theil seines ganzen Vermögens ab in den Schatz des Herrn, dann jährlich den Zehnten seines Vermögenszuwachses, ferner den Zehnten seiner Zeit (um bei öffentlichen Arbeiten mitzuhelfen, Brücken, Straßen, Kanälen, Tempeln u. s. w.), endlich noch die gewöhnlichen Staatstaxen wie in jedem Staate der Union. Die Zehnten gehen in die Kasse der Kirche und werden natürlich nur von den Gläubigen erhoben; zu den eigentlichen Staatslasten aber werden sowol Heilige wie «Heiden» zugezogen. Alle eingeführten Waaren bezahlen 1 Proc. ihres Werths, mit Ausnahme von hitzigen Getränken, die 50 Proc. zahlen. Trotz dieser unter andern Verhältnissen unerschwinglichen

Digitized by Google

Steuerlast blüht der Wohlstand in hohem Grade. Dieses günstige Resultat ist zum Theil der Fruchtbarkeit des Bodens in den besiedelten Landstrichen am Großen Salzsee und dessen Umgebung zuzuschreiben. Auch in Bezug auf Schulerziehung bietet der Mormonenstaat das Bild eines wohlgeordneten Gemeinwesens. Der Elementarunterricht ist frei und allen zugänglich, nach dem gewöhnlichen amerik. System. Im Mai 1872 war das Territorium Utah in 223 Schuldistricte mit 268 Schulen, an denen 358 Lehrer unterrichteten, eingetheilt. In demselben Jahre gab es sechs Zeitungen, von denen «Deseret News» die wichtigste ist. Ein Versuch selbstständigen Fortschritts geschah aber durch die 1860 gestiftete Akademie, in welcher Künste und Wissenschaften unentgeltlich solchen gelehrt werden sollen, die sich zur Verwendung des Gelernten zum Besten des Territoriums verpflichten. Ein bedeutender Zug in der Politik des Mormonenthums ist das Einwanderungs- und Colonisationssystem, welches offenbar mit der Polygamie zusammen die Ausbreitung und Herrschaft durch Vermehrung unterstützen soll. Ein großer und wachsender Immigrationsfonds beschafft die Transportmittel für die Einwanderer, die meistens aus dem nördl. Europa, besonders Schottland und Schweden, kommen. Einen wesentlichen Einfluß auf das Mormonenthum hatte die Vollendung der Pacific-Eisenbahn. Solange der Mormonenstaat getrennt von civilisirten Gegenden bestand, konnte sich derselbe in seinen Eigenthümlichkeiten erhalten und weiter entwickeln; seitdem aber verbesserte Communicationsmittel und die Auffindung reicher Metallschätze in den Utah benachbarten Territorien eine größere Anzahl von Nichtmormonen oder «Heiden» (gentiles) in die Gegenden des Großen Salzsees führten, gestalteten sich die Verhältnisse anders. Dazu kam auch, daß wiederholt innere Streitigkeiten bei den Heiligen ausbrachen, die nicht dazu dienten, das Ansehen von Brigham Young zu stärken. Vergebens kamen die M. beim Congreß in Washington um Zulassung von Utah als Staat in die Union ein; vielmehr zeigten sich Senat und Repräsentantenhaus der Bundeslegislatur in der Congreßsitzung von 1869—70 dem Mormonenthum sehr feindlich. In seiner Botschaft vom 4. Dec. 1871 erklärte Präsident Grant das Mormonenthum für ein Ueberbleibsel von Barbarei, das mit der Civilisation, der Moral und den Gesetzen der Vereinigten Staaten im Widerspruch stehe. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, wurde gegen mehrere M. und selbst gegen Brigham Young ein gerichtliches Verfahren eingeleitet, sodaß den Propheten nur sein 29. Aug. 1877 erfolgter Tod vor einer Criminaluntersuchung bewahrte. Brigham Young soll keinen Nachfolger im Amte haben. Eine «göttliche Botschaft», welche den 12 Aposteln 4. Sept. 1877 zutheil geworden, verordnet, daß diese fortan allein über die Kirche herrschen sollen, ohne einen neuen Propheten zu wählen. Apostel John Taylor ist zum Präsidenten der regierenden Körperschaft ernannt. Vgl. Ch. Mackay, «The Mormons» (Lond. 1851); G. Ferris, «Utah and the Mormons» (Neuyork 1856); Hyde, «The Mormonism, its leaders and designs» (Neuyork 1857); M. Busch, «Geschichte der M.» (Lpz. 1870); Stenhouse, «The Rocky-Mountain-Saints» (Neuyork 1873); Codman, «The Mormon Country. A summer with the Latter-Day-Saints» (Neuyork 1874); R. von Schlagintweit, «Die M. oder die Heiligen vom Jüngsten Tage von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart» (Lpz. 1874).

Mornay (Philippe de), Seigneur du Plessis-Marly, franz. Staatsmann, geb. auf dem Schlosse Buhy in der Normandie 5. Nov. 1549, wurde zu Paris erzogen. Als ein jüngerer Sohn war er für die Kirche bestimmt; allein seine Mutter, eine heimliche Protestantin, wußte ihn von der geistlichen Laufbahn zurückzuhalten. Nachdem 1560 sein eifrig kath. Vater gestorben, bekannte er sich ebenfalls zur Reformation und begab sich auf Reisen nach Italien, Deutschland, Holland und England. Nach seiner Rückkehr entging er mit Noth der Bartholomäusnacht, verbarg sich einige Tage zu Paris und entfloh dann nach England. Nach einem Jahre betrat er wieder den vaterländischen Boden, lebte jedoch in Zurückgezogenheit, bis er 1575 in die Dienste des Königs von Navarra, des spätern Heinrich IV., trat, der sich seiner bei allen diplomatischen Unterhandlungen bediente. Als der Krieg mit der Ligue ausbrach, wurde er dem König ganz unentbehrlich. Er entwarf Kriegsplane, leitete die Verhandlungen, vertheidigte die Sache seines Herrn durch Schriften und suchte demselben nach allen Seiten hin Unterstützung zu verschaffen. Der Uebertritt Heinrich's IV. zum Katholicismus verletzte ihn jedoch so, daß er dem König durch seine Vorwürfe oft lästig wurde. Dessenungeachtet erhob ihn Heinrich nach dem Frieden zum Staatsrath und später zum Gouverneur von Saumur, wo er für seine Glaubensgenossen eine Akademie errichtete. Zwischen ihm und dem Bischof Duperron von Evreux fand zu Fontainebleau 1600 wegen einer von M. veröffentlichten theol. Schrift eine öffentliche Disputation statt; doch unterlag er der Geschicklichkeit und den Kenntnissen seines

Digitized by Google

Gegners. Bei der Erhebung der Hugenotten 1620 suchte er zwischen den Parteien Frieden zu stiften, weshalb er sein Gouvernement verlor. Er zog sich auf seine Baronie Laforêt-sur-Sèvre in Poitou zurück und starb daselbst 11. Nov. 1623. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: «Vérité de la religion chrétienne» (Antw. 1580), «Traité de l'institution de la sainte eucharistie» (1598), «Mémoires et correspondance pour servir à l'histoire de la reformation en France» (1624; neue, revidirte Aufl. von Fontenelle, 12 Bde., Par. 1824), mit wichtigen Beiträgen zur Geschichte Frankreichs. Vgl. Ambert, «Duplessis M.» (Par. 1847).

Morny (Charles Auguste Louis Joseph, Herzog von), franz. Staatsmann, der außereheliche Sohn der Königin Hortense (Gemahlin Ludwig Bonaparte's) und ihres Großstallmeisters, des Grafen Flahault, wurde 23. Oct. 1811 zu Paris geboren und sofort von dem Grafen Morny adoptirt. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien trat der junge M. in die Stabsschule und ging 1832 als Unteroffizier des 1. Ulanenregiments nach Algier. Im J. 1838 verließ er jedoch die militärische Laufbahn, um sich industriellen und nationalökonomischen Studien und Geschäften zu widmen. Zum Abgeordneten im Depart. Puy-de-Dôme (1842) gewählt, hielt er sich in der Kammer zu den Männern des conservativen Fortschritts. Dasselbe Departement wählte ihn 1849 in die Gesetzgebende Nationalversammlung, wo er mit der monarchisch gesinnten Majorität stimmte, bis die Spaltung zwischen der parlamentarischen Rechten und dem Präsidenten Ludwig Napoleon ausbrach. Der Person und der Sache des letztern schon seines Ursprungs wegen ergeben, gehörte er zu den Vertrauten, die den Präsidenten bei der Vorbereitung und der Ausführung des Staatsstreichs vom 2. Dec. 1851 unterstützten. M. bewies im entscheidenden Moment viel Entschlossenheit und Kaltblütigkeit. Am Morgen des verhängnißvollen Tags übernahm er das Portefeuille des Innern und unterzeichnete allein die ersten Proclamationen, trat aber schon, infolge des Decrets, welches die Orléans'schen Familiengüter confiscirte, im Jan. 1852 aus dem Ministerium, meldete sich dagegen bei den Wahlen zum neuen Gesetzgebenden Körper als Regierungscandidat und wurde in Clermont erwählt, dessen Abgeordneter er auch seitdem blieb. Im J. 1854 wurde er Billault's Nachfolger als Präsident der Versammlung. In den J. 1856—57 war er franz. Gesandter in Petersburg. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich nahm er den Präsidentenstuhl im Gesetzgebenden Körper wieder ein, den er auch bis zu seinem, 10. März 1865 erfolgten Tode innebehielt.

Morpeth (Lord), s. Carlisle (George William Frederick, Graf von).

Morpheus, der Sohn des Schlafs und der Gott der Träume, eigentlich der Gestalter, wegen der Gestalten oder Bilder, die durch ihn in der Seele des Schlafenden entstehen, kommt zuerst bei Ovid vor. Er kann nur in menschlicher Gestalt erscheinen. Dargestellt wird er als Greis und geflügelt, aus einem Horn schlafbringenden Duft ausgießend.

Morphium oder Morphin, nächst dem Chinin die wichtigste aller Pflanzenbasen oder Alkaloide, kann nicht künstlich dargestellt werden, sondern findet sich nur im Milchsafte der Mohnkapseln von Papaver somniferum, und zwar darin relativ am meisten etwa 14 Tage vor der Reife derselben. Beim Anritzen oder Anschneiden der Kapseln dringt aus den wunden Stellen derselben ein dicklicher weißer, an der Luft bald braun werdender Saft hervor, welcher nach seiner Gewinnung und Verdickung (an der Luft, bei gelinder Wärme oder durch Zusatz consistenter Mittel) geformt, mit Mohnblättern umhüllt und unter dem Namen Opium (s. d.) in den Handel kommt. In allen Opiumsorten sind M. und ein zweites Alkaloid, das Narcotin, in der größten Menge enthalten. Von ersterm finden sich darin bis zu 13 Proc. Der durchschnittliche Morphiumgehalt beträgt 8—10 Proc. Außer dem M. und dem Narcotin finden sich in dem Opium noch die Basen Codeïn, Thebaïn, Papaverin und Narceïn und zuweilen außerdem Meconidin, Laudanin, Codamin, Lanthopin, Cryptopin, Protopin, Laudanosin, Metamorphin und Rhoeadin; letztere Base kommt auch in dem Klatschmohn, Papaver Rhoëas, vor. In den großen chem. Fabriken, in denen man M. darstellt (es sind in erster Linie zu nennen: Merk in Darmstadt, Jobst in Stuttgart, Dubosc in Paris, Rosengarten in Philadelphia und Powers und Wheigtmann in Philadelphia), verfährt man in der Weise, daß man das Opium mit verdünntem Alkohol auszieht und das Filtrat, mit überschüssigem Ammoniak versetzt, längere Zeit stehen läßt. Die abgeschiedenen Basen werden mit Natronlauge behandelt. Darin löst sich das M., während das Narcotin ungelöst zurückbleibt. Letzteres wird durch Umkrystallisiren aus Alkohol gereinigt. Aus der alkalischen Lösung wird das M. durch kohlensaures Ammoniak gefällt und durch Umkrystallisiren aus Alkohol gereinigt. Es bildet kleine farblose glänzende Prismen, schmeckt schwach bitter, reagirt alkalisch, löst sich schwer in kaltem Wasser, in 500 Theilen siedendem, ist leicht löslich in Alkohol, Aether, Chloro-

Digitized by Google

form und Benzol. Es ist bekanntlich ein narkotisches Gift, welches in kleinen Gaben vorübergehend erregt, jedoch sehr bald und nachhaltig das Sensorium lähmt, Betäubung und Schlafsucht erzeugt und in irgend erheblichern Gaben (beim Erwachsenen schon nach 0,1 bis 0,2 Gr.) schließlich den Tod herbeiführt; als Gegengifte dienen starker Kaffee, Tannin und gerbsäurehaltige Flüssigkeiten. Sehr häufig wird das M. bei neuralgischen und krampfhaften Zuständen in subcutaner Injection (s. d.) mit großem Erfolge angewandt; doch werden diese Einspritzungen neuerdings vielfach auch misbräuchlich als üble Gewohnheit vorgenommen und führen dann zu der Morphiumsucht, welche allgemeine Abmagerung, Erschlaffung und Zerrüttung des Nervensystems zur Folge hat und meist nur in gut überwachten Anstalten geheilt werden kann. Die Pharmacopoea Germanica führt als Morphiumpräparate auf: 1) reines M. (Morphinum von der chem. Formel $C_{17} H_{19} N O_3 + H_2 O$), 2) essigsaures M. (M. aceticum), 3) salzsaures M. (M. hydrochloricum) und 4) schwefelsaures M. (M. sulfuricum). Die Auflösung der neutralen Morphiumsalze wird durch Eisenchlorid dunkelblau gefärbt. Beim Erwärmen mit concentrirter Schwefelsäure löst sich das M. mit röthlichgrauer Farbe auf, welche durch Zusatz von Salpetersäure in blutroth übergeht. Ein Gemenge von M. und Zucker wird durch Schwefelsäure purpurroth gefärbt.

Morphologie (vom griech. μορφή, Form, Gestalt, und λόγος, Wort) wird in den verschiedenen naturwissenschaftlichen Disciplinen in etwas verschiedenem Sinne gebraucht. In der Zoologie fällt diese Lehre, die äußere Gestalt der Thiere und ihrer Organe beschreibend, wesentlich mit dem zusammen, was sonst als Anatomie, zumal als vergleichende Anatomie, bezeichnet wird, wobei die Anatomie der mikroskopischen Theile als «Gewebelehre» (Histologie) abgetrennt zu werden pflegt. In der Botanik (s. d.), welche vorzugsweise von M. redet, wird die M. als die Lehre vom äußern Bau der Pflanzen, einschließlich des Baues der einzelnen Organe (Organographie) verstanden, während der mikroskopische Bau der Pflanzen, der Bau der Elementarorgane, hier als «Anatomie» bezeichnet zu werden pflegt. In beiden Reichen steht der M. die Lehre von den Lebenserscheinungen oder den Thätigkeiten der Organe (Physiologie) gegenüber. Wie für den Begriff der Gattung und Art, so für die Anordnung der zoolog. und botan. Systeme ist die M. in erster Linie entscheidend; deshalb spielt die Würdigung der morpholog. Verhältnisse eine überaus wichtige Rolle in der Descendenzlehre.

Morphy (Paul), hervorragender Meister im praktischen Schachspiel, geb. zu Neuorleans 22. Juni 1837, bekundete schon in frühester Jugend eine ungewöhnliche Begabung für das Schach durch wiederholte Siege über anerkannte Meister dieses Spiels. Im J. 1857, während der Zeit, als er sich für den Beruf eines Sachwalters vorbereitete, erstritt M. im Schachturnier zu Neuyork den ersten Preis und ging dann auf ein Jahr nach Europa, um sich hier, in London und Paris, mit hervorragenden Schachmeistern zu messen. Es gelang ihm namentlich, über Löwenthal, Harrwitz und Anderssen in einer Anzahl von Spielen, vermöge seines ruhigen und fehlerfreien Spiels, den Sieg zu erringen. Später zog er sich jedoch von der Uebung des Spiels zurück und beschäftigt sich lediglich mit seiner advocatorischen Praxis zu Neuorleans. Die hauptsächlichen Vorzüge seiner Spielweise bestehen in möglichst beschleunigter Figurenentwickelung, in energischer Benutzung der einzelnen Tempi und im stetigen Festhalten der Angriffsführung, wobei er von einer ungewöhnlichen Gedächtnißstärke betreffs der Verwerthung gleichartiger Spielstellungen unterstützt wird. Vgl. Lange, «Paul M.» (2 Bde., Lpz. 1859).

Morrison (Rob.), prot. Missionar, geb. 5. Jan. 1782 zu Morpeth in Northumberland, wurde von der brit. Bibelgesellschaft nach Macao und Kanton gesendet, um das Chinesische zu erlernen und dann die Heilige Schrift in diese Sprache zu übersetzen. Am 4. Sept. 1807 in Macao angelangt, wurde er 1809 an der engl. Factorei daselbst angestellt und begleitete 1816 Lord Amherst als Dolmetscher nach Peking. Zu Malakka errichtete er 1818 ein Anglo-Chinese-College für engl. und chines. Literatur und zur Verbreitung des Christenthums. Nach 16jährigem Aufenthalte in Ostasien kehrte er 1823 mit einer Sammlung von 10,000 Büchern in chines. Sprache nach England zurück. Bereits 1826 aber ging er wieder im Auftrage der Ostindischen Compagnie nach China und fungirte später bei den Streitigkeiten der Engländer mit der chines. Regierung als Agent. M. starb zu Kanton 1. Aug. 1834. Seine Kenntniß des Chinesischen hat er durch die «Horae Sinicae» (Lond. 1812), die «Chines. Grammatik» (Serampore 1815) und das «Chines.-engl. Wörterbuch» (6 Bde., Macao 1815—22) bekundet. Die von ihm in Kanton angelegte Druckerei mit ihrem reichen Apparat von chines. Typen fand in dem Brande der engl. Factorei (15. Dec. 1856) den Untergang. — John Robert M., Sohn des Vorigen, geb. zu Macao im April 1814, wurde nach dem Tode des Vaters zu dessen Nach-

Digitized by Google

folger als Secretär und Dolmetscher der brit. Factorei in Kanton ernannt. Wegen der Zerwürfnisse mit China mußte er 1839 diese Stadt verlassen und begleitete die engl. Expedition nach Schanghai und Nanking. Nach dem Frieden wurde er Colonialsecretär und Mitglied der legislativen Versammlung in Hongkong, wo er jedoch schon im Herbst 1843 starb. Außer andern literarischen Arbeiten hat man von ihm ein für Handeltreibende nach China sehr wichtiges Handbuch, den «Chinese commercial guide» (Kanton 1834).

Mörs, zur Zeit der franz. Herrschaft auch **Meurs**, ein ehemaliges, zum Westfälischen Kreise gehöriges deutsches Fürstenthum am linken Rheinufer, das von den Herzogthümern Kleve, Geldern und Berg und den ehemaligen kurkölnischen Landestheilen umgrenzt wurde und auf etwa 330 QKilom. 28,000 meist reform. E. enthielt, stand im Mittelalter unter den **Grafen von M.**, die bei Kleve zu Lehn gingen. Durch die Verheirathung der Tochter des letzten Grafen, Friedrich von M., mit dem Grafen Wilhelm III. zu Wied und Isenburg ging M. an diesen über und sodann wieder an dessen Schwiegersohn den Grafen von Nuenaar oder Neeuwenaer. Nach dem Aussterben des letztern Geschlechts vermachte die letzte Gräfin, trotz der vertragsmäßigen Ansprüche Kleves, die Grafschaft dem Prinzen Moritz von Oranien, bei dessen Hause sie verblieb, bis nach dem Tode Wilhelm's III. von Oranien der König Friedrich I. von Preußen als Herzog von Kleve dieselbe 1702 einziehen und 1707 zum Fürstenthum erheben ließ. Im Luneviller Frieden von 1801 wurde M. an Frankreich abgetreten und dem Depart. Roer einverleibt. Durch den Pariser Frieden kam es an Preußen zurück und gehört gegenwärtig (seit 1857) als selbstständiger Kreis von 565 QKilom. mit (1875) 60,014 E. dem preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf an. Vgl. Altgelt, «Geschichte der Grafen und Herren von M.» (Düsseld. 1846). — Die ehemalige **Hauptstadt** M. mit 3411 E. und einem alten Schlosse, hat eine große evang. und eine kleine kath. Kirche, ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar mit Taubstummenanstalt und treibt Seiden-, Baumwoll-, Flanell- und Barchentweberei.

Morse (Samuel Finley Breese), amerik. Maler und Professor der Literatur der zeichnenden Künste, mit verdient um die Erfindung und ganz besonders die Einführung des elektromagnetischen Telegraphen, ist der älteste Sohn des durch seine Geographie von Amerika bekannten Geistlichen **Jedediah** M., wurde zu Charlestown im Staate Massachusetts 27. April 1791 geboren. Er widmete sich, nachdem er 1810 seine Ausbildung im Yale-College vollendet, der Malerei, in welcher er jedoch nur Mittelmäßiges zu Stande brachte. Er hielt sich 1811—15 in Europa auf; nach seiner Rückkehr nach Amerika beschäftigte er sich besonders in Neuyork wieder mit Malerei. Im J. 1829 machte er eine zweite Reise nach Europa, von der er 1832 nach dreijährigem Aufenthalt in England, Frankreich und Italien wieder nach Amerika zurückkehrte. Während der Ueberfahrt wurde er durch Gespräche über die neuen Entdeckungen im Gebiete des Elektromagnetismus, an denen sich besonders Charles T. Jackson aus Boston betheiligte, auf die Erfindung eines Telegraphen gebracht, in welchem die elektromagnetische Anziehung zur Schriftbildung verwerthet wird. Seitdem beschäftigte ihn die Herstellung eines elektromagnetischen Schreibtelegraphen und im Herbst 1835 zeigte er in der neuyorker Universität das Modell eines solchen. Doch erst im Sept. 1837, als die telegr. Leistungen Steinheil's in Amerika bekannt wurden, trat er mit einem selbstgefertigten Telegraphen an die Oeffentlichkeit. Derselbe lieferte Zickzackschrift, ist also durchaus nicht zu verwechseln mit dem später so verbreiteten, Striche und Punkte schreibenden Morse-Telegraphen, welcher 1849 von dem Amerikaner Robinson nach Europa (Linie Cuxhafen-Hamburg) gebracht und von dem 1850 gegründeten Deutsch-Oesterreichischen Telegraphenverein allgemein eingeführt wurde; dieser letztere Telegraph erlangte in Europa eine eigenartige, sehr hohe Vervollkommnung. In den Vereinigten Staaten trat der erste elektromagnetische Telegraph 1844 zwischen Washington und Baltimore in Wirksamkeit, wesentlich durch M.'s Bemühungen, der auch schon 1843 die Verbindung Amerikas und Europas durch eine unterseeische Telegraphenleitung anregte. Im J. 1857 traten die Vertreter von zehn Ländern in Paris zusammen und votirten ihm eine Dotation von 400,000 Frs. und im Juni 1871 wurde ihm im Centralpark zu Neuyork ein Denkmal in Erz errichtet. Er starb 2. April 1872 zu Neuyork. Eine Biographie M.'s schrieb Prime (Neuyork 1875).

Mörser (franz. mortier) heißt diejenige Geschützart, welche nur zur Ausübung des Verticalfeuers bestimmt ist. Die Geschosse der M. verlassen die Seele mit verhältnißmäßig geringen Geschwindigkeiten, aber unter großen Abgangswinkeln und haben eine entsprechend steile Einfallsrichtung, sodaß die M. besonders zum Beschießen horizontaler Ziele oder von dicht hinter einer Deckung befindlichen Zielobjecten sich eignen. Entsprechend ihren geringen Ladungen haben die M. verhältnißmäßig kurze Rohre, wodurch zugleich das Nehmen hoher Elevationen erleichtert

Digitized by Google

wird. Die Laffeten der M. werden infolge des mehr in der verticalen Richtung wirkenden Rückſtoßes, dem genügend auszuweichen jene um ſo weniger im Stande ſind, entweder gar nicht auf Achſe und Räder geſetzt, oder man iſt gezwungen, letztere beim Schießen außer Thätigkeit zu ſetzen. Die glatten M. haben Rohre von $2^1/_2$ bis 3 Kaliber Seelenlänge, die im hintern Theil der Seele mit einer zur Aufnahme der Pulverladung dienenden Verengung, der Kammer, verſehen ſind. Die Schildzapfen ſitzen am Bodenſtück des Rohrs; letzteres hat weder Viſir noch Korn. Die Laffeten der glatten M. haben weder Achſe noch Räder. Die glatten M. ſchießen Hohlkugeln, welche gewöhnlich Bomben genannt werden, und erreichen je nach der Größe des Kalibers Schußweiten von 600—1000 Mt.; ihre Bedeutung iſt aber heutzutage eine recht untergeordnete geworden. Bis vor kurzem hatte man ſog. Steinmörſer, M. ſehr großen Kalibers, welche zum Fortſchleudern größerer Mengen von Steinen oder Kartätſchkugeln, auch wol von kleinern Granaten, beſtimmt waren; den bezüglichen Wurf nannte man Rebhühnerwurf, derſelbe reichte nur für ganz kurze Schußweiten aus. Die gezogenen M. ſind nach ähnlichen Principien, wie die Kanonen des betreffenden Syſtems, nur in der Seele kürzer (5—6 Kaliber Seelenlänge), conſtruirt. Man findet ausſchließlich größere Kaliber (16, 21 und 28 Ctmt.), da ihre Wirkung in der Hauptſache gegen todte Ziele in Betracht kommt. Die Laffeten haben zwar Achſen und Räder, ruhen indeß beim Schießen direct auf den untern Kanten der Laffetenwände. Die Schußweiten reichen auf 2500 Mt. Da die Langgeſchoſſe der gezogenen M. in ihren hohen Bahnen erfahrungsmäßig geneigt ſind, von der günſtigen Lage zur Flugbahnrichtung abzuweichen, ſo iſt ihre Trefffähigkeit eine viel geringere als wünſchenswerth iſt, wobei noch in Betracht gezogen werden muß, daß die vorkommenden Ziele eine nur geringe Ausdehnung haben. Man kann mit Recht behaupten, daß durch die Anwendung der Züge und Langgeſchoſſe bei M. bisjetzt keine ſo erhebliche Steigerung der Leiſtungen erreicht worden iſt, als dies für die Kanonen gilt. Die M. ſind lediglich Geſchütze des Feſtungskriegs; in neuerer Zeit ſchätzt man ſie auch als wirkſame Zerſtörungsmittel für Panzerſchiffe, deren Deck gegen das Verticalfeuer gezogener M. nicht ganz geſichert werden kann. (S. Artillerie und Geſchütz.)

Mortalität (lat.) oder Sterblichkeitsziffer heißt in der Statiſtik das Verhältniß der in einem Lande oder einem Theile deſſelben während eines Jahres geſtorbenen Menſchenzahl zu der Geſammtzahl der in demſelben Jahre lebend geweſenen. Jedoch iſt die Art der Feſtſtellung der M. bei allen Statiſtikern keine gleiche, was den ſtatiſt. Werth der verſchiedenen Sterblichkeitsziffern der verſchiedenen Länder beeinflußt. Die M. ſchwankt zwiſchen $^1/_{25}$ bei ſehr ungünſtigen und $^1/_{45}$ bei ſehr günſtigen Umſtänden, darüber und darunter hält ſie ſich innerhalb großer Landſtrecken ſelten. Außer einer in jeder Richtung guten Lebensweiſe und einer wohlgeordneten Geſundheitspflege wirkt auf die M. vornehmlich eine niedrige Geburtenziffer abſchwächend ein, weil im zarteſten Kindesalter die Widerſtandskraft gegen den Tod allzu leicht erſchüttert wird; Bevölkerungen mit einer Minderzahl von Geburten ſind unter ſonſt gleichen Umſtänden einer geringern Sterblichkeit ausgeſetzt, als ſolche mit zahlreichen Geburten, weshalb die allgemeine M. allein keinen genügenden Gegenſatz gegen die Lebenszähigkeit darſtellt.

Nach dem Alter abgeſtuft, iſt die M. im erſten Lebensjahre unter ſehr günſtigen Umſtänden 15 und unter ſehr ungünſtigen 40 von Hundert, fällt bis etwa zum 12. Lebensjahre auf kaum $^1/_2$, ſteigt allmählich bis zum 40. Jahre auf etwa 2, im 70. Jahre auf etwa 10 Proc. u. ſ. w. Das weibliche Geſchlecht hat in den meiſten Altersſtufen eine größere Lebenszähigkeit als das männliche. Führt man die Berechnungen auf eine lange Periode mit guten und ſchlechten Jahren durch, ſo gelangt man zu ziemlich feſten, annähernd auch für die folgende Periode geltenden Ziffern der Sterbenswahrſcheinlichkeit für jedes Lebensalter, d. h. zu einem Bruche, deſſen Nenner die Zahl der in das Lebensalter eingetretenen, und deſſen Zähler die Zahl derjenigen Perſonen bedeutet, welche das nächſte Lebensjahr nicht erreicht haben. Dieſe für alle Lebensjahre von der Geburt bis zur äußerſten Grenze berechneten Sterbenswahrſcheinlichkeiten bilden die Grundlage der Abſterbeordnung des Landes, worin die von je 10,000 Lebendgeborenen (bei manchen Statiſtikern jedoch Geborenen überhaupt) am Schluſſe der einzelnen Lebensjahre Ueberlebenden in eine Reihe geſtellt ſind. Es ſei z. B. die Sterbenswahrſcheinlichkeit im erſten Jahre 16, im zweiten 5,8, im dritten 3,8, im vierten 2,2 Proc., ſo beginnt die Abſterbeordnung mit 1,600, dann folgt 489 (d. h. $8400 \times 0{,}038$), 301 (d. h. $7911 \times 0{,}038$), 172 (d. h. $7810 \times 2{,}2$) u. ſ. f., und die Sterbetafel für den Anfang des erſten bis zu dem Anfang des fünften Lebensjahres wird: 10,000, 8400, 7911, 7810, 7638.

Während das mittlere Alter der Geſtorbenen mittels Addition der von ſämmtlichen Geſtorbenen (überhaupt oder nach Erreichung eines beſtimmten Alters) erlebten Jahre und

Division der Summe durch die Zahl der Gestorbenen gewonnen wird, ist für alle feinern Arbeiten der polit. Arithmetik die Kenntniß der wahrscheinlichen Lebensdauer, d. h. desjenigen Alters nöthig, welches verfließen wird, bis die Hälfte der vorhandenen Altersgenossen gestorben ist. Hierzu dient die Sterbetafel, aus der auch die von Versicherungsgesellschaften benutzte mittlere Lebenserwartung (Vitalität), d. h. die Anzahl Jahre, welche durchschnittlich von Personen eines bestimmten Alters noch durchlebt wird, berechnet werden kann.

Mortara, Stadt in der ital. Provinz Pavia, 22 Kilom. südsüdöstlich von der Stadt Novara, an der Arbegna und an der Eisenbahnlinie Arona-Alessandria, die hier nach Mailand und Asti abzweigt, in ungesunder Gegend, hat (1871) 7408 E., welche starken Reisbau treiben. Sie ist in neuerer Zeit durch ein Gefecht denkwürdig geworden, in welchem 21. März 1849 die Oesterreicher unter dem Erzherzog Albrecht und Graf Wratislaw über die Piemontesen unter dem Herzog von Genua siegten und die Stadt erstürmten.

Mörtel ist eine Mischung aus gelöschtem Kalk, Sand und Wasser, die als Bindemittel (Speise) beim Mauern und als Ueberzug der Wandflächen (Putz, Bewurf) Verwendung findet. Der gebrannte Kalk, welchem durch das Brennen die Kohlensäure und Hydratwasser entzogen wurde, verbindet sich beim Löschen unter Hitzeentwickelung zunächst wieder mit Wasser zu Kalkhydrat und bildet, je nachdem er mehr oder weniger Wasser zur Bindung bedarf (nasses und trockenes Löschen) entweder eine Kalkmilch, die sich in der Grube durch weiteres Aufschließen zu Brei verdickt, oder er zerfällt zu Pulver oder Mehl. Fette, d. h. reine kohlensaure Kalke müssen naß, magere unreine Kalke trocken gelöscht werden. Der mit einer angemessenen Menge Wassers dem Kalkbrei oder Kalkmehl zuzumischende Sand muß rein, frei von erdigen Theilen, scharfkantig und von gleichmäßigem Korn sein. Die Mischung, deren Verhältniß bei fettem oder Weißkalk etwa 1 zu 3 Theilen Sand, bei magerm oder Graukalk 1 zu 2—2,5 Sand beträgt, muß möglichst innig erfolgen, damit alle Sandkörner mit Kalkmilch in Berührung kommen. So dargestellter M., der meist zu Mauern über der Erde Anwendung findet, heißt Luftmörtel, da er nur an der Luft oder im Trockenen gehörige Festigkeit erlangt. Die Erhärtung des Luftmörtels beruht nächst der Erstarrung des halbflüssigen M. durch Verdunstung des mechanisch beigemengten Wassers, wobei zugleich der beigemischte Sand das zu starke Schwinden verhütet, auf der durch Zutritt der kohlensäurehaltigen Luft allmählich vor sich gehenden Bildung von kohlensaurem Kalk, der in Form mikroskopisch kleiner Krystalle nicht nur die einzelnen Sandkörner unter sich, sondern mittelbar auch die Steinflächen verbindet, zwischen denen er sich befindet. Hierauf beruht auch die mit dem Alter des Mauerwerks zunehmende Festigkeit des M. Gewisse Kalkarten erlangen infolge ihrer chem. Zusammensetzung durch das Brennen die Eigenschaft, unter Wasser oder im Feuchten zu erhärten und heißen deshalb hydraulische Kalke, die in ihrer Anwendung Wassermörtel (hydraulischen M.) geben. Es sind dies entweder natürliche oder künstliche hydraulische Kalke (Cemente) oder es sind hydraulische (cementirende) Zuschläge, welche, dem gewöhnlichen Kalkbrei beigemischt, ihm hydraulische Eigenschaften verleihen (Puzzolane, Traß, Santorinerde u. s. w.). Die Erhärtung des Wassermörtels beruht auf der Bildung eines Doppelsilicats von Kalk- und Thonerde, die nur unter Wasser vor sich geht. Vgl. Heusinger von Waldegg, «Die Kalk-, Ziegel- und Röhrenbrennerei» (3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1875—76).

Mortier (Edouard Adolphe Casimir Joseph), Herzog von Treviso, Marschall und Pair von Frankreich, geb. 13. Febr. 1768 zu Château-Cambrésis im Nord-Departement, erhielt eine sehr sorgfältige wissenschaftliche Bildung. Im J. 1791 trat er in ein Cavalerieregiment, kurze Zeit nachher aber als Hauptmann in ein Freiwilligenbataillon. Mit großer Auszeichnung nahm er an den Feldzügen 1792—96, meist als Generaladjutant, theil und stieg bis zum Obersten. Zum Brigadegeneral 1799 ernannt, kämpfte er an der Donau und warf die Oesterreicher 25. März bei Liptingen. Im September wurde er als Divisionsgeneral zu Masséna's Armee nach der Schweiz versetzt, allein noch im März 1800 erhielt er in Frankreich den Befehl über die 15. und 16. Militärdivision. Als 1803 die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England wieder ausbrachen, mußte er das Kurfürstenthum Hannover besetzen. Alsbald zurückberufen, vertraute ihm der Erste Consul den Befehl über die Artillerie der Consulargarde, und bei Errichtung des Kaiserthrons erhielt er die Marschallswürde. Im Kriege von 1805 erhielt er in Deutschland ein neugebildetes Corps, mit dem Auftrage, bei Linz die Verbindungen der Russen zu bedrohen, wurde jedoch 11. Nov. von Kutusow bei Dürnstein geschlagen. Er blieb dann zur Deckung der Donauübergänge zurück, während Napoleon auf Wien marschirte. Im J. 1806 besetzte er mit dem 8. Corps Hessen, Hannover, Oldenburg und die Hansestädte. Dann

Digitized by Google

stellte er sich hinter der Peene zur Beobachtung der Schweden auf; Ende März 1807 rückte er vor Kolberg. Der Angriff der Schweden nöthigte ihn, gegen diese zu marschiren; er warf sie zurück und schloß 18. April den Waffenstillstand zu Schlatkow. Dann ging er zur Großen Armee und nahm an der Schlacht von Friedland 14. Juni theil, wo er den linken Flügel commandirte. Im J. 1808 zum Herzog von Treviso mit reichen Dotationen erhoben, führte M. das 5. Armeecorps in Spanien, wo er bei der Belagerung von Saragossa war und bei Ocaña 19. Nov. 1809 unter Soult wesentlich zum Siege beitrug; 1810 befehligte er in Estremadura und eroberte 1811 Badajoz, dann erkrankte er und kehrte nach Frankreich zurück. Im russ. Feldzuge von 1812 befehligte er die junge Garde, die aber nur auf dem Rückzuge bei Krasnoi ins Gefecht kam. Als Gouverneur von Moskau erhielt er 21. Nov. den Auftrag, den Kreml in die Luft zu sprengen. Der Kaiser beauftragte ihn nach dem Rückzuge mit der Reorganisation der jungen Garde, die er im Feldzuge von 1813 in den Schlachten von Lützen, Bautzen, Dresden, Leipzig und Hanau befehligte. Nachdem die Verbündeten 1814 die franz. Grenze überschritten, wurde er bei Bar-sur-Aube 24. Jan. zurückgedrängt und kämpfte unter Napoleon, bis er mit Marmont zur Deckung von Paris bestimmt wurde. Den Vormarsch des Feindes konnten die Marschälle nicht aufhalten und verloren 30. März die Schlacht vor Paris, worauf sich M. 8. April der neuen Regierung unterwarf. Ludwig XVIII. verlieh ihm die Pairswürde und das Commando zu Lille. Bei der Rückkehr Napoleon's sicherte er den Abzug des Königs nach Belgien, der ihn auch dankbar seiner Eide entband. Der Kaiser bestätigte ihn in der Pairswürde und übertrug ihm die Inspection über die Festungen an den östl. und nördl. Grenzen. Mit der zweiten Restauration wurde M. aus der Pairskammer entfernt; doch erhielt er 1816 den Befehl über die 15. Militärdivision zu Rouen, auch wählte ihn das Nord-Departement zum Deputirten. Im J. 1819 gab ihm der König die Pairswürde zurück; doch nahm M. bis zur Julirevolution wenig theil an den polit. Ereignissen. Er ging 1832 auf kurze Zeit als Gesandter an den russ. Hof, wurde 1833 Großkanzler der Ehrenlegion und übernahm 18. Nov. 1834 das Kriegsministerium und die Präsidentschaft im Cabinet. Dieser schwierigen Stellung wenig gewachsen, trat er jedoch schon 20. Febr. 1835 zurück und wurde bald darauf, 28. Juli 1835, als er den König zu einer großen Revue begleitete, auf dem Boulevard du Temple durch die Höllenmaschine Fieschi's (s. d.) tödlich verwundet. Einige Stunden darauf starb er und wurde mit den übrigen Opfern im Dome der Invaliden beigesetzt; zu Château-Cambrésis und Paris wurden ihm Denkmäler errichtet. — Sein Sohn, **Napoleon, Herzog von Treviso**, geb. 7. Aug. 1804, wurde 13. April 1845 zum Pair erhoben, 4. März 1853 Mitglied des Senats, 1. Nov. 1862 Kammerherr Napoleon's III. und starb 30. Dec. 1869 zu Paris.

Morus (Thomas), eigentlich **More**, ein durch sein tragisches Schicksal bekannter engl. Staatsmann und Rechtsphilosoph, Kanzler Heinrich's VIII. von England, war der Sohn eines Richters der Kings-Bench und wurde 1480 zu London geboren. In seiner Jugend lebte er einige Zeit als Page im Hause des Cardinals Morton, Erzbischofs von Canterbury, und später ging er auf die Universität nach Oxford, wo er sich mehrere Jahre mit großem Erfolge allen Zweigen der Wissenschaft, besonders aber der Jurisprudenz widmete. Bei der Thronbesteigung Heinrich's VIII. (1509) galt er bereits zu London als einer der ausgezeichnetsten Sachwalter und bekleidete auch das Amt eines Undersheriffs. Der Cardinal Wolsey führte ihn bei dem jungen Könige ein, der ihn liebgewann, ihn zum Mitglied des Geheimen Raths ernannte und ihm mehrere diplomatische Geschäfte in Frankreich und den Niederlanden anvertraute. Ungeachtet der königl. Gunst beobachtete M. Zurückhaltung und täuschte sich nicht über die Willkür und Veränderlichkeit seines Herrn. Nachdem er 1529 die Friedensverhandlungen zu Cambrai mit großem Geschick geleitet, erhob ihn der König an Wolsey's Stelle zum Lord-Kanzler und übergab ihm die Staatssiegel. M. verwaltete sein hohes Amt mit großer Geschäftskenntniß, Gerechtigkeitsliebe und Uneigennützigkeit; nur gegen die Anhänger der Reformation bewies er als eifriger Katholik eine unerbittliche Strenge. Als Heinrich VIII., um seine Ehescheidung durchzusetzen, mit dem röm. Stuhle völlig brach, suchte er vergebens die Mitwirkung seines Kanzlers zu gewinnen. M. hielt die Sache wie das Verfahren gegen Recht und Gewissen, legte 1532 seine Aemter nieder und zog sich in Armuth mit seiner Familie nach Chelsea zurück. Als er 1534 das neue Successionsstatut, welches zugleich die erste Ehe des Königs für nichtig erklärte, beschwören sollte, war er bereit, die Erbfolge zu beschwören; doch die übrigen Punkte wies er zurück, weil sie sein Gewissen beschwerten. Der König ließ ihn deshalb mit dem Bischof Fisher in den Tower bringen und sehr hart behandeln. M. widerstand 13 Monate allen Versuchen, seine Festigkeit zu brechen; da befahl der König, seines Widerstandes müde und um ihn vollends zu verderben,

Digitized by Google

ihm den Supremateid vorzulegen. M. erklärte sich dahin, daß er als Christ keinen weltlichen Oberherrn der Kirche anzuerkennen vermöge. Nach einer formlosen, schmählichen Procedur wurde er 6. Mai 1535 zum Galgen verurtheilt, welche Strafe der König in Enthauptung verwandelte. Mit großer Fassung und christl. Ergebung erlitt er 6. Juli auf der Plateforme des Tower den Todesstreich. M. war einer der hervorragendsten und gebildetsten Geister seiner Zeit. Er besaß eine gründliche Kenntniß der alten Sprachen und zeigte sich ebenso bedeutend als Politiker wie als Jurist. Auch trug er viel zur Cultur der engl. Sprache bei. Seine sämmtlichen Werke wurden zuerst in zwei Bänden herausgegeben, von denen der erste (Lond. 1559) die englisch abgefaßten Schriften, der andere (Löwen 1566) die lat. Werke enthält. Am bekanntesten ist seine in fast alle Sprachen übersetzte Schrift «De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia» (Löwen 1516 u. öfter; englisch 2 Bde., Lond. 1809; deutsch von Oettinger, Lpz. 1846, und von Kothe, Lpz. 1874), in welcher er seine jugendlichen Schwärmereien über einen vernunftgemäßen Staat ausmalt. Eine treue Charakteristik von ihm gibt sein vertrauter Freund Erasmus in den Briefen an Hutten, und sein Bildniß hat Hans Holbein der Jüngere, den er in Dienst nahm, mehrmals gemalt. Sein letzter männlicher Nachkomme war der 1795 gestorbene Thomas More; seine Familie erlosch gänzlich 1815 in der Lady Ellenborough. Ein Urenkel gleichen Namens gab seine Lebensbeschreibung (Lond. 1726) heraus. Vgl. Rudhart, «Thomas M.» (Nürnb. 1829); Mackintosh, «Life of Sir Thomas M.» (Lond. 1830; 2. Aufl., Lond. 1844); Thommes, «Thomas M.» (Augsb. 1847).

Mosaik (opus musivum, von museum, die nähere Ableitung ist zweifelhaft) ist die Kunst, flache Verzierungen oder Bilder durch die mechan. Zusammensetzung verschieden gefärbter harter Stücke hervorzubringen. Zum Unterschiede von ähnlichen Arbeiten in Holz (s. Marqueterie) beschränkt man die eigentliche M. auf Zusammensetzungen aus farbigen Steinen oder deren Ersatz, insbesondere Glas. Obwol im allgemeinen die Technik dieselbe ist, nämlich die gefärbten Stücke so auf eine Unterlage (resp. auf Wand- und Fußboden) zu setzen und durch Kitt zu binden, daß sie eine bestimmte gewünschte Zeichnung ergeben, deren Oberfläche sodann geebnet und polirt wird, so gibt es doch verschiedene Methoden des Verfahrens und danach überhaupt verschiedene Arten der M., die nacheinander und nebeneinander Anwendung fanden. Die hauptsächlichsten Arten sind die Marmormosaik des Alterthums, die Glasmosaik des Mittelalters, die Fliesenmosaik des Mittelalters und aus neuerer Zeit die florentiner Art und die römische Art. Die antike M. aus farbigen Marmorstücken und andern Steinarten reicht in sehr hohes Alterthum hinauf und hat gewiß ihren Ursprung aus der Belegung des Fußbodens mit regelmäßigen Marmorfliesen in farbigem Wechsel genommen. Aus dem regelmäßigen geometr. Muster wurden ornamentale Zeichnungen mit Einfügung von Figuren, danach ganze Gemälde, welche durch die Zusammenfügung kleiner, der Zeichnung folgender Steinchen hergestellt wurden. Die Blütezeit fällt in die letzten Jahrhunderte vor Christo und in die röm. Kaiserepoche. Berühmt ist das «ungefegte Zimmer» des Sosos bei König Attalos von Pergamum, dessen Fußboden mit den wie zufällig verstreuten Abfällen der Tafel verziert war, sowie das oft wiederholte Mosaikbild: die auf dem Rande einer Schale sitzenden und trinkenden Tauben. Die bedeutendste erhaltene Leistung, überhaupt der antiken Malerei und der M. insbesondere, ist die in Pompeji aufgefundene sog. Alexanderschlacht, jetzt in Neapel. Andere Beispiele finden sich in verschiedenen Museen; viele der röm. Kaiserzeit sind am Rhein, zu Salzburg und anderswo in den Provinzen aufgefunden worden. Diese griech.-röm. Fußbodenmosaik in Marmor ging nach Byzanz hinüber und von da zu den Arabern, bei denen sie sich in ornamentaler Weise erhielt. Als Wandverzierung, ebenfalls in geometrisch-ornamentaler Art, blühte sie in den italischen Kirchen weiter und bildete den Schmuck im Aeußern wie im Innern (Florenz: San-Miniato, Dom, Baptisterium u. s. w.). Von den Arabern wurde sie statt in Marmor auch in Thonfliesen (Apulejos) geübt, die Glasur und Musterung hatten. Von ihnen erhielten sie die christl. Völker nordwärts der Alpen, die sie im Mittelalter mit Glasur oder ohne Glasur mit vertieft eingegrabenen Ornamenten übten. Die Bestandtheile sind meist kleine viereckige Platten. Während die antike Marmormosaik so als eine mehr ornamentale Kunst in das Mittelalter hinüberging, erhob sich in frühchristl. Zeit als Wandschmuck der Kirchen die Glasmosaik mit großen Figuren von Heiligen auf goldenem Grunde. Die Bestandtheile waren kleine, in der Masse gefärbte, somit unveränderliche Glaswürfel; die goldenen waren dadurch hergestellt, daß ein Goldplättchen zwischen zwei Glasschichten angeschmolzen war. Diese Art dauerte von der frühen christl. Zeit (Ravenna, Byzanz, Rom, Venedig) bis in das 16. Jahrh., doch trat sie vor der erblühenden Wandmalerei der Frührenaissance schon zurück. Bis in die neuere Zeit sodann gänzlich außer Uebung, wurde sie

Digitized by Google

in unsern Tagen gelegentlich der Restauration der Glasmosaiken in der Markuskirche zu Venedig durch Salviati wieder ins Leben gerufen und findet bereits vielfache Anwendung, so zumal in England in größerm Maßstabe. Auch Sèvres und Innsbruck bemühen sich gegenwärtig um diese Kunst. Eine Nebenart der Glasmosaik ist die ornamentale, stark orientalisirende Art, welche im 13. und 14. Jahrh. die sog. Kosmaten in Italien übten. Die Bestandtheile, kleine regelmäßige Stücke, welche geometr. Zeichnung bilden und Säulen und anderes überziehen, sind farbige Steine und Glas gemischt. Beispiele gibt es in Rom und anderswo. Eine neue, sehr schwierige und mühselige Art bildete sich zu Florenz unter den spätern Mediceern seit dem 16. Jahrh. aus, daher die florentiner Art genannt oder die M. in pietra dura; meist Tischplatten, Füllstücke von Kasten und Cassetten, überhaupt nicht von größerm Umfange. Ursprünglich wurden die Gegenstände aus bunten oder edeln Steinarten mehr zusammengesetzt, später aber und so heute mehr eingelegt. Aus einer großen, meist dunkeln Platte wird die Zeichnung ausgesägt und die farbigen Steine nach den Contouren mit möglichster Schärfe und Genauigkeit eingesetzt. Die Gegenstände der Zeichnung sind heute gewöhnlich Blumen, Vögel, Ornamente. Die Kunst blüht noch heute vorzugsweise in Florenz. Schon am Ende des 16. Jahrh. ging sie mit florentin. Künstlern nach Indien, wo sie von den Großmoguln zu Delhi in ihren Palästen, Moscheen und Grabmonumenten in großartigster Weise auf einem Grunde von weißem Marmor angewendet wurde. Während die florentiner Art mit den farbigen Steinen genau den Linien der Zeichnung folgt und sie danach schneidet und schleift, verwendet die neben ihr heute blühende sog. römische Art winzig kleine, unregelmäßige Stückchen von Stein oder Glas, deren Oberfläche dann meist abgeschliffen und polirt wird. Obwol man ganze, übrigens nicht große Gemälde daraus macht, ist die hauptsächlichste Anwendung davon heute zu Schmuckartikeln aller Art. Ihr Hauptsitz ist die päpstl. Fabrik in Rom, doch übt man diese Technik auch in Florenz und Venedig. Ueberhaupt bemüht man sich heute, die M. an verschiedenen Orten und in verschiedenen Arten, insbesondere auch mit glasirten Fliesen (England), wieder zu beleben. Vgl. Bucher, «Geschichte der technischen Künste» (Bd. 1, Stuttg. 1875).

Moscāti (Pietro, Graf), berühmter ital. Arzt und Staatsmann, geb. 1739 zu Mantua, studirte zu Bologna und Florenz, wurde Professor der Medicin zu Pavia, begab sich dann nach Mailand, wo er als eifrigen Patriot und Anhänger der Französischen Revolution sich zeigte, wurde 1798 einer der Directoren und bald darauf Präsident der Cisalpinischen Republik. Nach dem Einrücken der Russen und Oesterreicher 1799 verhaftet, brachte ihn der Umstand, daß er bei einer Krankheit des Erzherzogs Karl zu Rathe gezogen wurde, wieder in Freiheit. Nach der Schlacht bei Marengo trat er von neuem in den Staatsdienst ein und wurde zu der Consulta in Lyon beschieden, durch welche Napoleon im Jan. 1802 die Cisalpinische Republik in die Italienische verwandelte. Auch gehörte er zu den Mitgliedern der Staatsconsulta, die im März 1805 zu Paris dem Kaiser Napoleon I. die ital. Königskrone antrug. Hierauf wurde er Generaldirector des öffentlichen Unterrichts, Senator des Königreichs Italien, Mitglied des ital. Instituts, Präsident der ital. Akademie und Graf. Er starb zu Mailand 13. Jan. 1824.

Moschee (durch Vermittelung des ital. moschea aus dem arab. mesdschid, d. h. Anbetungsort) ist der Name für die mohammed. Bethäuser. Die Orientalen unterscheiden zwei Arten von M., die eigentliche Mesdschid und die Dschami'. Erstere stellt sich dem Besucher als ein einfaches viereckiges, auf Mekka orientirtes Gemach dar, mit einer in der Mitte, der Mekka zugewandten Seite, angebrachten Nische, welche den in dem Raume ihr Gebet Verrichtenden die einzuhaltende Richtung angibt und Mihrab genannt wird. Letzterer ist ein größerer und sorgfältiger verzierter Raum mit gleicher Grundeinrichtung, jedoch dem unterscheidenden Merkmal, daß sich auf der rechten Seite des Mihrab eine hohe Kanzel, Minber, befindet, von welcher herab jeden Freitag Mittag die Chutbeh, d. h. die Fürbitte für den regierenden Herrscher, gesprochen wird. Weder die Mesdschid noch die Dschami' dulden bildliche Darstellungen; dagegen findet man den Haupteingang und den Mihrab oft mit meisterhaft ausgeführten Arabesken ornamentirt. Statt der Sitze wird in beiden der Fußboden mit Matten oder Teppichen belegt. Der Baustil der M. ist je nach den Ländern verschieden; besonders prächtige Gebäude hat der nach dem Muster der Sophienkirche in Konstantinopel gebildete türk. Stil geliefert. Ein äußeres Kennzeichen der M. ist das Minaret (s. d.). Viele besitzen einen Vorhof mit Brunnen für die religiösen Waschungen; mit größern M. sind oft Medressehs (Hochschulen), Imarets (Armenküchen), Türbehs (Mausoleen), bisweilen auch Kütübhanes (Bibliotheken) verbunden.

Moschĕles (Ignaz), berühmter Pianofortespieler und beliebter Componist für das Pianoforte, der Sohn eines israel. Kaufmanns, geb. zu Prag 30. Mai 1794, bildete sich seit 1804

Digitized by Google

unter der Leitung Friedr. Dionys Weber's, unter dem sich sein Talent trefflich entwickelte. Im J. 1808 ging er nach Wien, wo er in Albrechtsberger einen Lehrer und in Salieri einen Rathgeber fand. Nach mehrern Kunstreisen, wie in das nördl. Deutschland 1816 und 1817, ging er 1820 über Holland und Frankreich nach England, wo er durch Kraft, Bravour und feurigen Vortrag, durch interessante, effectreiche Compositionen, vor allem durch sein glänzendes Talent, frei zu phantasiren, überall Bewunderung erregte. Zwar kehrte er 1823 nach Deutschland zurück, wo er in München und Wien auftrat, aber schon 1825 ging er wieder nach London, wo er in demselben Jahre Professor der Musik an der Akademie wurde. Hier war Thalberg einige Zeit sein Schüler, wie früher in Berlin Felix Mendelssohn. Zugleich machte er von Zeit zu Zeit größere Kunstreisen, namentlich nach Frankreich. In London dirigirte er oft die Philharmonischen Concerte und andere Musikfeste. Auf Veranlassung Mendelssohn's gab M. 1846 seine Stellung in London auf und siedelte nach Leipzig über, um vereint mit demselben dem Conservatorium daselbst vorzustehen. Er starb zu Leipzig 10. März 1870. M.' Compositionen, gleich trefflich durch Erfindung wie durch solide und kunstreiche Ausführung, gehören mit denen von Hummel zu den gediegensten Virtuosenwerken, welche die wiener Schule hervorgebracht hat. Von den frühern sind neben den beliebten Alexanders-Variationen anzuführen: die Sonate, welche er Beethoven gewidmet hat; die Sonate mélancolique; ein großes Trio; Sextett und Septett; die brillanten Variationen über das Thema «Au clair de la lune»; die Phantasie «Souvenir d'Irlande»; mehrere vierhändige Sonaten; Concertanten für zwei Klaviere, darunter das «Hommage à Haendel» und eine Phantasie mit Variationen über den Marsch aus Weber's «Preciosa», die er mit Mendelssohn componirt und herausgegeben hat. Seine Etuden sind durch ihre musikalische Tiefe und mannichfache Charakteristik von Bedeutung und noch jetzt dem Musik Studirenden unentbehrlich. Unter seinen spätern Werken stehen mehrere Concert-Etuden sowie eine große Sonate für Pianoforte und Violoncello oder Violine obenan. Auch gab er mehrere Hefte mit Liedern heraus. Concerte für Pianoforte hat er eine ganze Reihe geschrieben; die vorzüglichsten sind in G-moll, Es-dur, E-dur und C-dur. Aus seinem Nachlaß erschien «Aus M.' Leben. Nach Briefen und Tagebüchern» (2 Bde., Lpz. 1872—73). — Sein Sohn, Felix M., geb. zu London 8. Febr. 1833, hat sich als Genre- und Porträtmaler bekannt gemacht. Er bildete sich zu Paris und Antwerpen, ließ sich dann in London nieder und machte Studienreisen in Italien, Griechenland, der Türkei und Spanien.

Moscherosch (Joh. Mich.), eigentlich Mosenrosh, einer der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller des 17. Jahrh., stammte aus einer aragonesischen, unter Karl V. nach Deutschland gekommenen Adelsfamilie. Er wurde 5. März 1601 zu Wilstädt (Willstedt) in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg (im Badischen) geboren, wo sein Vater Prediger war, und studirte zu Straßburg die Rechte. Nachdem er einige Jahre Hauslehrer bei dem jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg gewesen, war er nacheinander Amtmann an verschiedenen Orten, schwed. Kriegsrath und Secretär und Fiscal der Stadt Straßburg; 1656 trat er als Geh. Rath in die Dienste des Grafen Friedrich Kasimir von Hanau, dann in die des Kurfürsten von Mainz und 1664 in die der Landgräfin von Hessen. Er starb auf einer Reise zu Worms 4. April 1669. M. war seit 1645 Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er den Beinamen des Träumenden führte; als Schriftsteller nannte er sich Philander von Sittewald. Sein Hauptwerk ist «Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philander's von Sittewald, d. i. Straffschriften Hans Michael Moscherosch's von Wilstädt, in welchen aller Welt Wesen, aller Menschen Händel mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalts, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführet, als in einem Spiegel dargestellet und gesehen werden» (2 Bde., Straßb. 1643 u. öfter). Dieses Werk, den «Sueños» des Spaniers Quevedo nachgebildet, besteht aus 14 allegorisch-satirischen, zuerst einzeln gedruckten Traumbildern, welche die verschiedensten Gebrechen der Zeit mit großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit schildern. Für die gegenwärtige Zeit wird der Werth dieser Schilderungen durch die schwerfällige, gelehrte Form gemindert. Die leidener Ausgabe (7 Bde., 1646—48) enthält viele unechte Zusätze. Eine treffliche Charakteristik M.'s gab Dittmar in seiner Ausgabe der vier ersten Gesichte (Berl. 1830). — Nicht zu verwechseln ist M. mit seinem Bruder Quirinus M., der unter dem Namen Philander Mitglied des Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz war und 1673 ein «Poetisches Blumenparadies» herausgab.

Moschos, griech. Idyllendichter aus Syrakus im 2. Jahrh. v. Chr., wird wie Bion (s. d.) gewöhnlich mit Theokrit (s. d.) zusammengestellt, weil einige ihm beigelegte Gedichte mit solchen des Theokrit zusammen überliefert sind, wiewol seine Poesie eine noch entferntere Verwandt-

Digitized by Google

schaft mit dessen Bukolischen Idyllen (s. d.) hat, als die des Bion. Die ihm beigelegten erhaltenen Gedichte sind vielmehr ein kleines Epos «Europe», ein Bruchstück, das ein von weichen Klagen überfließendes Gespräch zwischen Megara und Alkmene enthält, ein Trauergesang auf Bion, ein epigrammatischer Steckbrief auf Eros, eine fein empfundene Vergleichung von See- und Landleben und einige erotische Tändeleien. Dieselben finden sich meist in den Ausgaben und Uebersetzungen des Bion und Theokrit.

Moschus oder **Bisam** ist ein eigenthümliches thierisches Secret, welches als Arzneimittel bedeutenden Ruf hat. Es sammelt sich bei dem Moschus- oder Bisamthiere (s. d.) in einem besondern Beutel, der bei dem Männchen, nicht bei dem Weibchen, in der Nähe der Geschlechtstheile und etwa 12—16 Ctmt. vom Nabel entfernt liegt. Dieser Beutel besteht aus mehrern Häuten, die nach außen mit der von Haaren bedeckten Bauchhaut überzogen sind, und ist mit zwei Oeffnungen versehen. Zwischen den Häuten liegen Drüsen, von denen der M. secernirt wird. Dieser bildet im frischen Zustande eine fast salbenartige, weiche, röthlichbraune Masse von eigenthümlich durchdringendem, sehr lange anhaltendem Geruche und bitterm, widrig gewürzhaftem, schwach salzigem Geschmacke. Durch Austrocknen wird er nach und nach dunkler, zuletzt schwarzbraun und erscheint nun in mehr oder minder regelmäßigen runden Körnern von der Größe eines Stecknadelkopfes bis zu der einer Erbse, die sich leicht zerreiben lassen und auf Papier einen braunen, wenig zusammenhängenden Strich geben. Mitunter bemerkt man auf dieser braunen Masse weißliche Punkte, welche von auskrystallisirten Salzen herzurühren scheinen. Der beste M. ist der tongkingsche, mit dem der tibetanische und orientalische identisch ist. Derselbe kommt aus China über Ostindien größtentheils nach England. Die Beutel sind von der Größe eines Hühnereies und mit steifen bräunlichen Haaren bedeckt. Geringer sind die sog. kabardinischen, moskowitischen, sibirischen oder russ. Moschusbeutel mit weißen Haaren. Seines hohen Preises wegen ist der M. mancherlei Verfälschungen unterworfen; man hat nicht selten zwischen den Häuten der Beutel Bleistückchen, Leder und in der Masse des M. selbst trockenes Blut, gebrannte Cichorie und Rüben, Galle, Asphalt u. s. w. gefunden. Auch sind ganz nachgemachte Moschusbeutel vorgekommen. Der M. wird als Heilmittel angewendet, dient aber auch als Parfüm, obgleich der Moschusgeruch nicht mehr zu den feinen Gerüchen zählt. Eigenthümlich und wissenschaftlich noch nicht aufgehellt ist es, daß der M. durch Milch aus bittern Mandeln, durch Zusammenreiben mit Mutterkorn und verschiedenen andern Arzneimitteln seinen Geruch, ob auch seine Wirkung ist nicht bekannt, vollständig verliert.

Mosel (lat. Mosella, franz. Moselle), ein linker Nebenfluß des Rheins, entspringt im Arrondissement Remiremont des franz. Depart. Vosges, in dem südlichsten Winkel der Vogesen, zwischen dem Ballon d'Alsace und dem Drumont aus drei Quellbächen, deren stärkster am Fuße der Côte de Taie, in der wegen ihrer Mineralwässer berühmten Gemeinde Bussang, in 735 Mt. Seehöhe entsteht. Die M. wendet sich in einem südl. Bogen durch ein romantisches Thal nordwestwärts nach Remiremont (Flußspiegel 396 Mt. hoch), wo sie rechts die Moselotte oder **Kleine Mosel** aufnimmt, dann gegen Norden über Epinal (311 M.) und Charmes, weiterhin im Depart. Meurthe-Moselle nordwestlich nach Toul (208 Mt.), wo sie sich der Maas auf 15 Kilom. nähert und plötzlich eine Wendung gegen Nordost nach Frouart (an der Mündung der Meurthe), macht. Von hier an schiffbar, wendet sie sich nordwärts nach Pont-à-Mousson (182 Mt.), erreicht bei Pagny-sur-Moselle das deutsche Gebiet (Elsaß-Lothringen), in welches sie dann bei Novéant (180 Mt.) ganz eintritt; sie fließt hier über Metz (177 Mt.), Diedenhofen, von da abermals gegen Nordosten nach Sierck und tritt dann bei Perl auf preuß. Gebiet. Hier bildet sie 34 Kilom. weit die Grenze zwischen Luxemburg und dem Regierungsbezirk Trier der preuß. Rheinprovinz, in welcher sie gegen Nordosten über Trier, Berncastel, Trarbach und Traben, Zell und Kochheim oder Kochem strömt und bei Koblenz (58 Mt.) mündet. Auf der rechten Seite nimmt die M. die Meurthe, bei Metz die Seille, bei Conz oberhalb Trier die Saar auf, dann die Nuver, Thron und andere Bäche des Hundsrück; auf der linken Seite die Orne oberhalb Diedenhofen, die Sauer oder Sure bei Wasserbillig oberhalb Trier, dann unterhalb Trier die Kyll, Salm, Lieser, Alf und andere Flüßchen der Eifel. Das ganze Flußgebiet umfaßt etwa 29,000 QKilom. Die Entfernung der Quelle von der Mündung beträgt 274 Kilom., die ganze Stromentwickelung aber 505 Kilom. Flößbar ist der Fluß 90 Kilom. weit, von Arches bis Frouard, dann schiffbar 360 Kilom. weit, wovon 30 Kilom. auf Frankreich, 90 Kilom. auf Elsaß-Lothringen, 240 Kilom. auf Preußen entfallen. Die Schifffahrt auf der M. ist zwar wegen der überaus zahlreichen Krümmungen, die sie besonders zwischen Trier und Koblenz macht, sehr langwierig, aber, nachdem in neuerer Zeit durch

Digitized by Google

bedeutende Stromcorrectionen und Bauten die Gefahren mancher Stellen beseitigt oder doch ermäßigt wurden, im ganzen sicher und für den Rheinhandel von großer Wichtigkeit. Die Moselschiffe, Traubertenkähne und Bohrnachen genannt, sind äußerst stark gebaut, mit platten, engen Böden, vorn spitz und hinten rund. Gewöhnlich haben sie 28 Mt. Länge und 7 Mt. Breite und tragen in der Regel eine Last von 600—1000 Ctrn. Seit 1839 ist auch die Dampfschifffahrt von Trier bis Koblenz in Betrieb. Zur Hebung der Schifffahrt ist oberhalb Metz bis zur Grenze der Moselkanal erbaut worden. Die Hauptgegenstände, welche die M. herab in den Rhein geführt werden, sind Dachschiefer, Holz, Holzkohlen, Kalk, Apothekerwaaren, Liqueurs, Steinkohlen, Gips, Pottasche, Salz, Lohrinde, Glaswaaren, Schleifsteine, französische und vor allem deutsche Moselweine. Auf der elsaß-lothring. Stromstrecke betragen die Steinkohlen aus dem Saargebiet über die Hälfte des Flußtransports. Aus dem Rhein gehen in die M. namentlich Stahl, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn und Colonialwaaren. Sämmtliche an der M. gelegene Städte sind durch weitverzweigte Eisenbahnlinien mit dem Bahnnetze des östl. Frankreich, Belgiens, Luxemburgs und der deutschen Rheinlande verbunden. Die M. selbst wird auf ihrem ganzen Laufe von Eisenbahnen begleitet, und zwar in ihrem obern Laufe auf franz. Gebiete von der Französischen Ostbahn, in ihrem mittlern Laufe von den Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, in ihrem untern Laufe von der Moselbahn (Koblenz-Trier-Sierck) als Theil der großen strategischen Linie Berlin-Metz. Die Ufer der M. bieten die mannichfaltigsten Abwechselungen dar und geben zum Theil den rheinischen nichts nach in malerischer Schönheit. Bis unterhalb Epinal, wo ihr Spiegel nur noch 311 Mt. über dem Meere liegt, fließt sie in feuchten Wiesengründen zwischen felsigen Höhen der Vogesen. Hier öffnet sich das Thal, welches zwar bis Sierck mehrmals von steilen Sandstein- und Kalkfelsen beengt wird, wie oberhalb Toul, Pont-à-Mousson und Metz, im übrigen aber breit ist, mit schönen Wiesen und Feldern innerhalb einer lachenden Hügellandschaft. Von Sierck an, auf preuß. Gebiete, wird das Thal steil und felsig und enthält namentlich von Trier abwärts bis oberhalb Koblenz seine schönsten und malerischsten Partien, an welchen vor allen die Gegend von Traarbach und Kochem reich ist. Unweit Trier tritt nämlich die M. in eine Felsenpforte, wie der Rhein bei Bingen, und durchströmt nun bis Koblenz eine ebenso große Strecke des Schiefergebirgs, wie jener von Bingen bis Bonn, und ebenso zwischen hohen Felsbergen, die, zu beiden Seiten mit Wein und alten Burgruinen geschmückt, steil abfallen. Während aber der Rhein die Schichten des Gebirgs durchschneidet und fast in gerader Richtung fließt, strömt die M. in der Streichungslinie des Gebirgs, und das Labyrinth fast in sich zurückkehrender Windungen verlängert ihren Lauf um das Doppelte und Dreifache. Diese Windungen kommen indeß dem Stromverkehr zu statten, indem sie dem Flusse das Wasser erhalten und die Bergfahrt möglich machen. Auch der Weinbau, welcher der Richtung des Stromlaufs nach fast ganz auf das linke Ufer, die Sonnenseite, beschränkt bleiben müßte, wechselt infolge der Schlingungen auf beiden Ufern; ja bei weitem die besten Weinbezirke sind auf dem südl. Ufer zu finden. (S. Moselweine.) Unter den Alten besang die M. der Dichter Ausonius. Vgl. Klein, «Moselreise von Trier bis Koblenz» (3. Aufl., Kobl. 1846); Bärsch, «Der Moselstrom von Metz bis Koblenz» (Trier 1841); Hocker, «Das Moselthal von Nancy bis Koblenz» (Lpz. 1855); Schlichting, «Kanalisation der M. von Arnaville bis Metz» (Berl. 1875).

Das ehemalige Departement M., ein Grenzdepartement des nordöstl. Frankreich, umfaßte ein Areal von 5382,60 QKilom., zählte 1866 eine Bevölkerung von 452,157 E., war in die vier Arrondissements Metz, Briey, Thionville und Sarreguemines getheilt und hatte Metz zur Hauptstadt. Das Departement M. war im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 durch die Gefechte bei Spicheren und Forbach, die Kämpfe vor und um Metz sowie die Belagerungen von Diedenhofen und Longwy einer der wichtigsten Kriegsschauplätze. Im Versailler Präliminarfrieden vom 26. Febr. und im Frankfurter Definitivfrieden vom 10. Mai 1871 wurde dann der bei weitem größte (östliche), wesentlich die Arrondissements Thionville (Diedenhofen), Metz und Sarreguemines (Saargemünd) umfassende, 4246,58 QKilom. enthaltende Theil des Departements an das Deutsche Reich abgetreten, der bei Frankreich verbliebene Rest (wesentlich das Arrondissement Briey, mit 1136,02 QKilom., enthaltend) dagegen mit den ebenfalls bei Frankreich verbliebenen Arrondissements des ehemaligen Depart. Meurthe (s. d.) zu einem Departement verschmolzen, welches den Namen Meurthe-Moselle (s. d.) erhielt.

Mosellanus (Petrus), eigentlich Schade, ein eifriger Beförderer der classischen Studien, geb. zu Brattig an der Mosel (daher Protegensis oder Mosellanus) im Trierschen 1493, war der Sohn eines Winzers und Kleinhändlers und unter 14 Kindern das jüngste. M. erwarb

Digitized by Google

sich auf der Schule zu Köln tüchtige Kenntnisse im Griechischen und Lateinischen; dann ging er nach Leipzig, wo er namentlich an dem Professor Kasp. Börner einen Gönner fand. Auf Anrathen desselben wurde er zunächst 1514 Lehrer an der Schule zu Freiberg, jedoch noch in demselben Jahre von Herzog Georg von Sachsen als Professor der griech. und lat. Sprache an der Universität zu Leipzig angestellt. Hier starb er bereits 17. Febr. 1524. Er stand mit Erasmus, Melanchthon, Eobanus Hessus, Camerarius und Michyllus in enger Freundschaft. Sein Hauptbemühen war dahin gerichtet, die gelehrten Schulen zu verbessern und die Wissenschaften in größere Aufnahme zu bringen. Vgl. O. G. Schmidt, «Petrus M.» (Lpz. 1867).

Moselweine heißen Weine, die an den Ufern der Mosel (s. d.), jedoch auch solche, die in deren nächsten Seitenthälern, namentlich an der Saar (s. d.) und in andern Umgebungen gewonnen werden. Bei den auf franz. Gebiete erzeugten oder den lothringischen M. ist die Quantität bedeutender als die Qualität, indem selbst die besten nur zu guten Tischweinen gerechnet werden können. Es vertragen diese franz. Weine (weiße wie rothe) nicht gut den Transport, kommen daher nur selten zur Ausfuhr und werden theilweise zu Branntwein verarbeitet. Die Hauptproduction der M. fällt auf die preuß. Mosel, das größte Weinland des Staats und eins der bedeutendsten in Deutschland. Dasselbe umfaßt (1875) 3750 Hekt. und 40,35 Proc. alles Weinlandes der preuß. Rheinprovinz. Die Production wird im Durchschnitt auf 142,000 Hektolit. geschätzt. Man baut an der deutschen Mosel fast nur Weißweine aus der Elbling-, theilweise der Rieslingtraube, die sich durch einen eigenthümlichen Erdgeschmack, helle Farbe und oft durch eine feine Blume kennzeichnen. Obwol leicht, verbinden sie doch mit reinem, lebendigem Geschmack jene Feinheit des Geruchs, jene gewürzreiche Schiefergäre, welcher sie ihre Beliebtheit nah und fern verdanken, wenngleich sie einen bedeutenden Säuregehalt besitzen. Die bessern Gattungen gelten als angenehme Tischweine. Neuerdings werden M., namentlich auch die in geringerer Quantität bei Pisport und im Untermoselgebiet gewonnenen rothen, zu Schaumwein (Sparkling Moselle) verarbeitet. Die M. wachsen auf einem stark kalkhaltigen Thonschiefer an den steilen Geländen des vielgewundenen, daher auf beiden Seiten vorzügliche Lagen bildenden Stromthals, jedoch nie über 200 Mt. hoch. Bei Trier ist der Umfang des Weinbaues noch gering; er beginnt in größerm Maßstabe erst unterhalb Schweich. Von hier bis Burg unterhalb Trarbach wachsen die guten oder Ostmoselweine, weiter abwärts bis Koblenz nur geringe oder Untermoselweine. Die berühmtesten Weinorte sind Grünhausen, Thiergarten, Adelsbach bei Trier; dann, auf der Strecke bis Bernkastel: Laurenziusberg bei Leiwen, Taugarten und Großwingert bei dem Dorfe Pisport oder Piesport (im Kreise Wittlich), Neuberg und Ohligs bei Winterich, Brauneberg bei Dusemond, Bernkastel (Doctorwein); auf der Strecke bis Zell: Graach, Martins- oder Josephshof, Wehlen, Zeltingen, Uerzich, Kröv, Trarbach gegenüber Traben, Enkirch, Pünderich, Zell und Merl. Moselblümchen, Muskat-Mosel u. s. w. sind willkürliche Bezeichnungen für mit Salvia sclarea oder Hollunderblüten gewürzten M.

Mosen (Julius), deutscher Dichter, geb. 8. Juli 1803 zu Marienen im sächs. Vogtlande, besuchte das Gymnasium zu Plauen und seit 1822 die Universität zu Jena, wo er sich dem Studium der Rechte widmete. Er beendete dasselbe sodann zu Leipzig, nachdem er die Jahre 1824—26 mit einem Freunde in Italien zugebracht. Hierauf widmete er sich in seiner Heimat der advocatorischen Praxis, bis er 1831 als Actuar am Patrimonialgericht Kohren angestellt wurde. Als dieses 1834 an den Staat überging, wandte er sich nach Dresden, wo er als Advocat prakticirte, daneben aber sich poetischen Arbeiten widmete. Im J. 1844 folgte er einem Rufe als Dramaturg an das Hoftheater zu Oldenburg. Hier entfaltete er bald eine eingreifende Thätigkeit, in der er jedoch vielfach durch schwere körperliche Leiden gehemmt wurde. Seit längerer Zeit gänzlich gelähmt, lebte er, in Ruhestand versetzt, zu Oldenburg und starb daselbst 10. Oct. 1867. Als Dichter trat M. zuerst mit dem «Lied vom Ritter Wahn» (Lpz. 1831) auf, in dem er das Absterben der hellenischen Welt und die Sehnsucht nach den Verheißungen des Christenthums schildert. Ein Gegenbild hierzu ist das epische Gedicht «Ahasver» (Dresd. u. Lpz. 1838). Beide Werke enthalten jedoch zu viel Allegorisches und Symbolisches, um den Charakter des Epos rein durchzuführen. Ungleich frischer, volksthümlicher und kraftvoller sind M.'s «Gedichte» (Lpz. 1836; neue Aufl. 1874), von denen unter anderm «Andreas Hofer» und «Die letzten Zehn vom vierten Regiment» wahre Volkslieder geworden. Als Novellist trat er auf in «Georg Venlot» (Lpz. 1831). Durch die Julirevolution angeregt, lieferte M. ferner ein meisterhaftes Bild aus dem neuern Völkerleben in dem «Congreß von Verona» (2 Bde., Lpz. 1842). Seine «Novellen» (Lpz. 1837), denen sich «Die blaue Blume» und «Das Heimweh» in der «Urania» (1840 u. 1844) sowie die «Bilder im Moose» (2 Bde.,

Digitized by Google

Lpz. 1846) anschließen, ziehen in idyllische Naturbilder eine geheimnißvolle Märchenwelt hinein, ohne daß beide Bestandtheile sich vollständig durchdringen. Seit 1836 wandte sich M. vorzugsweise dem Drama zu. Er schrieb die Trauerspiele «Cola Rienzi», «Die Bräute von Florenz», «Kaiser Otto III.», «Wendelin und Helena», welche er in seinem «Theater» (Stuttg. 1842) veröffentlichte. Später kamen hierzu die Trauerspiele «Bernhard von Weimar» (Lpz. 1855) und «Der Sohn des Fürsten» (Oldenb. 1858); sodann «Johann von Oesterreich» und das Lustspiel «Die Wette». In den Dramen M.'s waltet poetischer Genius und ernste sittliche Anschauung. Einzelne seiner Stücke, namentlich «Otto III.», haben auch auf der Bühne verdiente Anerkennung gefunden. Eine Ausgabe seiner «Sämmtlichen Werke» erschien in 8 Bänden (Oldenb. 1863—64; neue Ausg., Lpz. 1871). Vgl. «Julius M. Eine biographische Skizze» (Oldenb. 1877).

Mosenthal (Salomon Herm., Ritter von), namhafter dramatischer Dichter, geb. von israel. Aeltern 14. Jan. 1821 zu Kassel, besuchte das Gymnasium daselbst und widmete sich dann 1840—42 auf der Polytechnischen Schule zu Karlsruhe naturwissenschaftlichen Studien. Dann wurde er Erzieher bei einem Bankier in Wien, wo er bald in nähere Beziehungen zu den angesehensten Dichtern der österr. Schule trat. Im J. 1851 gelangte er als Archivar im Unterrichts- und Staatsministerium in österr. Dienste, wurde 1871 in den Adelstand erhoben und starb 17. Febr. 1877 in Wien. M.'s Ruf begründet sich vorzugsweise auf die Volksschauspiele «Deborah» (Pest 1850; 4. Aufl., Preßb. 1875) und «Sonnenwendhof» (Lpz. 1856; 3. Aufl. 1875), sowie auf das Drama «Die deutschen Komödianten» (Lpz. 1863). Die beiden ersten Stücke übten durch glänzende Sprache, malerische und dichterische Effecte und geschickte Contraste auf der Bühne große Wirkung aus. Weniger Erfolg auf der Bühne hatten «Cäcilie und Albano», «Ein deutsches Dichterleben», das Volksschauspiel «Der Goldschmied von Ulm», das histor. Schauspiel «Düweke» (Lpz. 1860) und das Trauerspiel «Pietra» (Lpz. 1865). Später veröffentlichte M. noch die Dramen «Der Schulz von Altenbüren» (Lpz. 1868), «Maryna» (Lpz. 1871), «Isabella Orsini» (Lpz. 1870) und das Lustspiel «Die Sirene» (Lpz. 1875). Von M.'s übrigen poetischen Arbeiten sind noch zu nennen «Das gefangene Bild» (Stuttg. 1858), eine dramatische Phantasie, und eine Sammlung seiner lyrischen Dichtungen («Gesammelte Gedichte», Wien 1866).

Moser (Joh. Jak.), einer der einflußreichsten Publicisten und Staatsrechtslehrer Deutschlands, geb. zu Stuttgart 18. Jan. 1701, besuchte das Gymnasium daselbst und bezog 1717 die Universität zu Tübingen, wo er 1720 außerord. Professor der Rechte wurde. Da er hier nicht viel Beifall fand, ging er 1721 mit dem Charakter eines herzogl. würtemb. Regierungsraths nach Wien. Hier fand er an dem Reichsvicekanzler, Grafen von Schönborn, einen Gönner, der ihm aber keine Anstellung verschaffen konnte, weil M. nicht zum Katholicismus übertreten mochte. M. kehrte deshalb nach dem Vaterlande zurück, verließ indeß die Heimat bald wieder, weil man ihn für einen Spion des kaiserl. Hofs ansah, und ging aufs neue nach Wien. Im J. 1726 wurde er als Wirkl. Regierungsrath nach Stuttgart berufen und 1727 ord. Professor der Rechte bei dem fürstl. Collegium in Tübingen, welche Stellung er jedoch nach wenigen Jahren niederlegte. Allein schon 1733 wurde er von dem neuen Herzoge, Karl Alexander, in seine frühere Regierungsrathsstelle wieder eingesetzt, welche er 1736 mit der eines preuß. Geheimraths, Directors der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät zu Frankfurt a. O. vertauschte. Verschiedene Verdrießlichkeiten bewogen ihn, 1739 auch diese Aemter niederzulegen. Hierauf lebte er zu Ebersdorf im reuß. Vogtlande, bis die Ausbreitung der herrnhutischen Sekte ihn von hier vertrieb, worauf er 1747 die vom Landgrafen zu Hessen-Homburg ihm angebotene Stelle als Geheimrath und Chef der Kanzlei annahm. Wegen des Widerstandes, den er hier in der Ausführung seiner Kameral- und andern Grundsätze erfuhr, nahm er auch hier nach kurzer Zeit seine Entlassung und lebte seit 1749 zu Hanau, wo er für junge Leute eine Staats- und Kanzlei-Akademie anlegte. Im J. 1751 wurde M. als Landschaftsconsulent in sein Vaterland zurückberufen. Als hier zwischen dem Herzog und den Landständen verschiedene Conflicte entstanden, ließ ihn dieser als den angeblichen Verfasser der wider den Herzog gerichteten Schriften 1759 in sehr harten Festungsarrest nach Hohentwiel bringen, und ohne ein einziges mal verhört worden zu sein, wurde er erst 1764 auf Befehl des Reichshofraths freigegeben. Hierauf begab sich M. wieder nach Stuttgart, wo ihn der Herzog nicht nur für schuldlos erklärte, sondern auch als Landschaftsconsulenten wieder einsetzte. Doch nahm er seitdem wenig und seit 1770 gar keinen Antheil mehr an den Geschäften, sondern verlebte den Rest seiner Tage größtentheils unter schriftstellerischen Arbeiten. Er starb 30. Sept.

Digitized

1785. Reiche Erfahrungen und vielfache Verbindungen gaben M. einen sichern praktischen Blick. Hierdurch sowie durch Sammlerfleiß, Freimüthigkeit, Geradheit und Ordnungsliebe gab er seinen Schriften einen großen Werth, wenngleich ihm Tiefe der Gedanken und eigentliche juristische und histor. Gelehrsamkeit abgingen. Die Zahl seiner Schriften beträgt über 400. Von diesen sind gegenwärtig noch zu erwähnen: «Deutsches Strafrecht» (50 Bde., nebst 2 Bdn. Supplementen und 1 Bd. Register, Nürnb. 1737—54), «Neues deutsches Strafrecht» (21 Bde., Stuttg. u. Frankf. 1761—75), «Deutsches Staatsarchiv» (13 Bde., Hanau u. Frankf. 1751—57), «Grundriß der heutigen Staatsverfassung von Deutschland» (neue Ausg., Tüb. 1754). Auch seine Schriften über das positive europ. Völkerrecht, welches er zuerst in ein System brachte, sind noch beachtenswerth. Außerdem lieferte er seine eigene anziehende Lebensbeschreibung (3. Aufl., 4 Bde., Frankf. u. Lpz. 1777—83). Vgl. A. Schmid, «Das Leben Johann Jakob M.'s» (Gütersloh 1868); H. Schulze, «Johann Jakob M., der Vater des deutschen Staatsrechts» (Lpz. 1869). — Karl Friedrich von M., des Vorigen Sohn, geb. zu Stuttgart 18. Dec. 1723, zeichnete sich ebenfalls als staatsrechtlicher Schriftsteller durch seine mit großer Kenntniß der Staatsverhältnisse verbundene Freimüthigkeit aus und war mehrere Jahre Reichshofrath in Wien, dann 1772 Geheimrath und Minister in Hessen-Darmstadt, wo er indeß 1780 plötzlich seinen Abschied nahm. Seitdem privatisirte er an mehrern Orten und starb zu Ludwigsburg 1798. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu nennen: «Kleine Schriften zur Erläuterung des Staats- und Völkerrechts» (12 Bde., Frankf. 1751—65), «Sammlung von Reichshofraths-Gutachten» (6 Bde., Frankf. 1752—54), «Sammlung der wichtigsten Deductionen in deutschen Staats- und Rechtssachen» (9 Bde., Ebersdorf 1752—64), «Patriotische Gedanken von der Staatsfreigeisterei» (1755), «Der Herr und der Diener» (1759), «Reliquien» (1767), «Patriotisches Archiv» (12 Bde., Frankf., Mauh. u. Lpz. 1784—90), «Neues patriotisches Archiv» (2 Bde., Mauh. 1792—94), «Geschichte der Waldenser» (Zür. 1798), «Luther's Fürstenspiegel» (neue Ausg. von Meyer, Frankf. 1834). Vgl. Baumstark, «Friedrich Karl von M.» (Stuttg. 1846).

Möser (Justus), geistreicher Staatsmann, Publicist und Historiker, wurde 14. Dec. 1720 zu Osnabrück geboren, wo sein Vater Kanzleidirector und Consistorialpräsident war, und studirte 1740—42 zu Jena und Göttingen die Rechtswissenschaft. Als Sachwalter nahm er sich hierauf der unterdrückten Unschuld an; er allein widerstand der Willkür des damaligen Statthalters von Osnabrück. Das Vertrauen seiner Mitbürger erhob ihn daher 1747 zu der wichtigen Stelle eines Advocatus patriae; auch ernannten ihn die Landstände zum Secretär und zum Syndikus der Ritterschaft. Sein edler Charakter wie sein praktischer Sinn bewährten sich vorzüglich in den Drangsalen des Siebenjährigen Kriegs. M. war 20 Jahre hindurch, während der Minderjährigkeit des Herzogs Friedrich von York, der als prot. Bischof 1763 Osnabrück erhielt, der erste Rathgeber des Regenten. Sein ausgezeichnetes Talent, seine gründliche Geschäftskenntniß und sein Fleiß, verbunden mit Redlichkeit und Uneigennützigkeit, führten ihn tadelfrei durch alle Collisionen seiner Stellung hindurch. Von 1762 an Justitiar beim Criminalgericht in Osnabrück und, nachdem er diese Stelle 1768 niedergelegt, bis zu seinem Tode als Geheimreferendar bei der Regierung angestellt, nahm er nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung 1783 den Titel eines Geh. Justizraths an. Er starb 8. Jan. 1794. Ohne Schriftstellerruhm zu suchen, fand M. ihn durch seine gründlichen, geistreichen und beredten Schriften. Mit Sachkunde, hellem Weltblick, aus warmer Brust und mit feinem Humor schrieb er über Fehler und Verbesserung der Sitten, über öffentliche Anstalten, über Geschichte, Staats- und bürgerliches Recht, und sowol der innere Gehalt seiner Schriften als seine eigenthümliche Schreibart sichern ihm unter den deutschen Prosaisten eine der ersten Stellen. Seine «Osnabrückische Geschichte» (2 Bde., Osnabr. 1768; 2. umgearbeitete Aufl., Berl. 1780; 3. Aufl. 1820), die bis 1192 reicht, ist voll von scharfsinnigen und eindringenden Bemerkungen und muß als Muster für die Behandlung vaterländischer Specialgeschichten gelten. Den dritten Theil dieses Meisterwerks, mit Urkunden, gab aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse Herburt von Bar (Berl. 1824) heraus. Ein wahres Nationalwerk sind seine «Patriotischen Phantasien» (Osnabr. 1775—86; 3. Aufl. von seiner Tochter J. W. J. von Voigts herausg., 4 Bde., Berl. 1804; neue Aufl., herausg. von Zöllner in der «Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrh., 2 Bde., Lpz. 1871). Dieselben entstanden aus den Intelligenzblättern, welche M. 1766—82 für Osnabrück schrieb. Auch M.'s «Vermischte Schriften», die Fr. Nicolai nebst dessen Lebensbeschreibung herausgab (2 Bde., Berl. 1797—98), enthalten zahlreiche Beweise seiner Menschenkenntniß und seiner gesunden Laune, z. B.

Digitized by Google

«Harlekin, oder Vertheidigung des Groteskkomiſchen» (gegen Gottſched) und «Ueber die deutſche Sprache und Literatur» (gegen Friedrich II.). Ein Trauerſpiel «Arminius», 1748 geſchrieben, folgt noch ganz der Gottſched'ſchen Schule und wurde deshalb bald vergeſſen. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner «Sämmtlichen Werke» (10 Bde., Berl. 1842—43) hat B. R. Abeken beſorgt. Ein von Friedrich Drake gefertigtes ehernes Standbild wurde ihm 12. Sept. 1836 in ſeiner Vaterſtadt (auf dem Domplatz) errichtet. Vgl. Kreyßig, «Juſtus M.» (Berl. 1857); Lodtmann, «Genealogie der M.'ſchen Familie» (Osnabr. 1866).

Moſes, der Befreier und Geſetzgeber der Iſraeliten, war nach der hebr. Ueberlieferung dem allen neugeborenen Knaben der Iſraeliten von dem Pharao Aegyptens angedrohten Untergange wunderbar entronnen, von einer ägypt. Königstochter an Kindesſtatt angenommen und in ägypt. Prieſterweisheit erzogen worden. Die iſrael. Volksſage ſtellt ihn als Propheten und Wunderthäter dar, der des unmittelbaren Umgangs mit Gott gewürdigt war, durch ſeine Wunderkräfte die ägypt. Zauberer beſiegte und trotz des anfänglichen Widerſtrebens ſeiner Glaubensgenoſſen deren Erretter aus der ägypt. Knechtſchaft wurde, indem er, nach langer Abweſenheit in Midian nach Aegypten zurückgekehrt, dem Pharao durch eine Reihe von Jahveh über die Aegypter geſchickter Landplagen die Erlaubniß zum Auszuge abnöthigte, das Volk trockenen Fußes durch das Rothe Meer führte, während das verfolgende Aegypterheer in den Wellen ſeinen Tod fand, das Volk 40 Jahre durch die Wüſte leitete, oft wunderbar ſpeiſte und tränkte und ihm am Sinai die Geſetze gab, die er ſelbſt auf dem Berge unter Donner und Blitz von Jahveh auf ſteinernen Tafeln empfangen hatte. Die ſpätere Dichtung hat ſein Leben noch durch weitere wunderbare Züge ausgeſchmückt. Die Perſönlichkeit des M. iſt ebenſo wie der durch ihn bewerkſtelligte Auszug des Volkes Iſrael und die Geſetzgebung in der Wüſte ſicher geſchichtlich. Ebenſo ſicher ſteht, daß ſchon er dem religiöſen Bewußtſein des Volks unter Anknüpfung an den Glauben der Väter jene Richtung auf die Verehrung eines einzigen, geiſtigen Gottes als des beſondern Bundesgottes Iſraels gegeben hat, welche den eigentlichen Grundcharakter der hebr. Religion ausmacht, und in ihrer religiöſen Ausſchließlichkeit gerade das Mittel darbot, die ziemlich bunt zuſammengewürfelten Auswanderer, die ſich um M. geſchart hatten, zu einem einzigen, in ſich abgeſchloſſenen Volksganzen zu verbinden. Auch die Energie, mit welcher er das Volk, nachdem der erſte Verſuch einer Einwanderung in Kanaan mislungen war, durch mehr- (wahrſcheinlich vier-)jähriges Wüſtenleben an feſten Zuſammenhalt, Standhaftigkeit in Entbehrungen und kriegeriſche Tüchtigkeit im Kampfe mit feindlichen Beduinenſtämmen gewöhnte und jeden Widerſtand gegen ſeine Führung niederzuſchlagen wußte, zeugt für eine Perſönlichkeit, die ebenſo groß durch ihr organiſatoriſches Talent als durch ihre religiöſe Genialität war. Wie viel dagegen von der Geſetzgebung Iſraels, die auf ſeinen Namen zurückgeführt wird, wirklich von ihm herrühre, iſt eine ſchwer zu entſcheidende Frage. In ihrer gegenwärtigen Geſtalt iſt dieſelbe ein Werk mehrerer Jahrhunderte, das je nach Bedürfniß und Zeitumſtänden weitergebildet und vervollſtändigt wurde. Die einzelnen Geſetze ſind meiſt in zwei, ja drei verſchiedenen Redactionen überliefert. Als wahrſcheinlich wird man annehmen dürfen, daß außer den Hauptbeſtandtheilen der ſog. Zehn Gebote auch die allgemeinſten Vorſchriften für das häusliche und geſellige Leben, die Grundzüge des gemeinſamen Rechts, des Opferrituals, der Speiſe- und Reinigkeitsvorſchriften von M. herrührten. Auch die Ausſonderung des Stammes Levi oder wenigſtens ſeiner Familie zum alleinigen Opferdienſte wird ebenſo als M.' Werk anzuſehen ſein, wie die Anfertigung der ſog. Stiftshütte mit der Bundeslade. M.' genialer Geiſt hat nicht blos die Iſraeliten erſt zu einem Volke geſchaffen, ſondern dieſem auch die Bahnen vorgezeichnet, auf denen ſich deſſen mehr als 1500jährige Entwickelung vor allem auf religiöſem und religiöspolit. Gebiete bewegte. Die ſpätere Ueberlieferung hat ihn auch zum erſten Schriftſteller ſeines Volks gemacht und ihm fälſchlicherweiſe die Verfaſſerſchaft des Pentateuch (ſ. d.) zugeſchrieben. Vgl. Lauth, «M. der Ebräer. Nach zwei ägypt. Papyrus-Urkunden» (Münch. 1869).

Moſhaisk, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement und 110 Kilom. von Moskau, an der Mündung der Moſhaika und Petrowka in die Moskwa und an der Bahnlinie Moskau-Breſt, mit 4160 E. (1871), fünf Kirchen, einer Kreisſchule, zwei Bandfabriken und zwei Lichtfabriken. M. iſt durch die Schlacht vom 7. Sept. 1812 merkwürdig, die richtiger die Schlacht von der Moskwa (ſ. d.) heißt und von den Ruſſen nach dem Dorfe Borodino (ſ. d.) genannt wird.

Mosheim (Joh. Lorenz von), bedeutender deutſcher Theolog, aus einem ſteiermärk. Geſchlechte, geb. 9. Oct. 1694 zu Lübeck, ſtudirte zu Kiel, wurde 1719 Beiſitzer der philoſ. Facultät zu Kiel, 1723 ord. Profeſſor der Theologie in Helmſtedt, 1726 Conſiſtorialrath und Abt zu Marienthal und Michaelſtein, ſowie Generalinſpector aller Schulen im Herzogthum

Digitized by Google

Wolfenbüttel und 1747 Professor in Göttingen, wo er 9. Sept. 1755 als Kanzler der Universität starb. Sein Hauptverdienst erwarb er sich um die Kirchengeschichte, sowol durch umfassende gründliche Forschung, als besonders durch Begründung der pragmatischen Auffassung derselben. Sein kirchengeschichtliches Hauptwerk sind die «Institutiones historiae ecclesiasticae» (Helmst. 1755; neue Aufl. 1764; deutsch durch von Einem, 9 Bde., Lpz. 1769—78, und von J. Rud. Schlegel, 7 Bde., Heilbr. 1786—96). Nächstdem gehören hierher seine «Institutiones historiae christianae majores» (2. Aufl., 1. Abth., Helmst. 1763), «De rebus christianorum ante Constantinum commentarii» (Helmst. 1753), «Dissertationes ad historiam ecclesiasticam pertinentes» (neue Aufl., 2 Bde., Altona 1767) und «Versuch einer unparteiischen Ketzergeschichte» (2 Bde., Helmst. 1746—48). Seine «Sittenlehre der Heiligen Schrift» (fortgesetzt von J. Peter Miller, neue Aufl., 9 Bde., Helmst. 1770—78) war wegen ihrer Vollständigkeit und wegen ihrer durchaus praktischen, auf Erfahrung gegründeten Behandlung ein vorzügliches Werk. Auch in der Kanzelberedsamkeit machte M. theils durch seine «Anweisung, erbaulich zu predigen» (herausg. von Windheim, 2. Aufl., Erlangen 1771), vornehmlich aber durch seine «Heiligen Reden» (neue Aufl., 3 Bde., Hamb. 1765) Epoche.

Mösien hieß als röm. Provinz das Land im Süden der untern Donau, das gegen Osten an das Schwarze Meer stieß, gegen Süden durch die Bergketten des Hämus und Scardus von Thrazien und Macedonien, gegen Westen durch den Fluß Drinus (Drina), der sich in die Save ergießt, von Illyricum getrennt wurde. Der Fluß Ciabrus (Cibriz) theilte es in zwei Hälften, deren östliche, Niedermösien (Moesia inferior), dem heutigen Bulgarien, die westliche, Obermösien (Moesia superior), vom Margus (Morawa) durchflossen, dem heutigen Serbien ungefähr entspricht. Unter den Städten, die in dem Lande hauptsächlich unter röm. Herrschaft entstanden, sind in Niedermösien außer der Stadt Tomi am Schwarzen Meere, in deren Nähe Ovid in der Verbannung lebte, besonders Marcianopolis, Sardica (bei dem jetzigen Sophia), an der Donau Nicopolis (Raszovat), Dorostorum (Silistria) und Nikopolis, und in Obermösien Viminacium (Widdin), Singidunum (unweit Belgrad), Naissus (Nissa) und Scopi (Uskup) zu bemerken. Die mehrfach wechselnden Einwohner gehörten ursprünglich dem thrazischen (theilweise, wie die Bastarnen, wol auch dem germanischen) Volksstamm an. So die Völkerschaften der Mösier, von den Griechen Myser genannt, wie diese auch das Land, gleich dem kleinasiatischen, Mysien (s. d.) benannten, der Dacier und Geten, die noch vor Alexander's Zeit über die Donau auswanderten, der Dardaner und der Triballer. Die letztern wurden zu Ende des 4. Jahrh. v. Chr. durch die celt. Skordisker, die sich selbst im westlichen M. niederließen, in das östliche gedrängt. Ueber das letztere übten die Perser seit Darius I. etwa 30 Jahre lang die Herrschaft; später, zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs, gehörte es zu dem thraz. Reich der Odrysen. Nach der Eroberung von Macedonien kamen die Römer in Berührung mit den mösischen Völkern; schon Marcus Livius Drusus siegte 111 v. Chr. über die Skordisker. Die Unterwerfung des Landes durch die Römer begann seit 75 v. Chr., wo der Proconsul von Macedonien, Gajus Scribonius Curio, bis zur Donau vordrang; völlig unterworfen wurde das ganze Land 29 v. Chr. durch Marcus Licinius Crassus, Proconsul von Macedonien. Seitdem entstand an der Donau eine Reihe röm. Festungswerke, deren Spuren noch jetzt übrig sind. Unter Augustus nun erhielt das Land, in welchem zwei Legionen lagen, röm. Provinzialeinrichtung, anscheinend 16 v. Chr. Die Blüte des durch einen kaiserl. consularischen Legaten verwalteten Landes begann seit der Zeit Trajan's, als dieser von hier aus Dacien unterworfen hatte. Schon seit Domitian bestand die Eintheilung in Ober- und Niedermösien. Im 3. Jahrh. begannen die Einfälle der Gothen, gegen die Decius 251 in M. fiel, bis den Eindringlingen Claudius II. durch den Sieg bei Naissus 269, und 271 Aurelian, der die röm. Colonisten aus Dacien nach M. verpflanzte, für einige Zeit ein Ziel setzten. Bei dem Andrang der Hunnen überströmten die Westgothen das Land, das ihnen, nachdem Valens gegen sie bei Adrianopel 378 Schlacht und Leben verloren hatte, Theodosius I., dessen Oberherrschaft sie anerkannten, einräumte. Viele von ihnen blieben bei dem Wegzug des Volks im Anfange des 5. Jahrh. zurück und erhielten sich unter dem Namen Mösogothen bis ins 6. Jahrh. in dem Lande, das seit 395 oström. Provinz war, dann durch hunnische, bulgarische, avarische, slaw. Einfälle im Laufe der nächsten Jahrhunderte furchtbar heimgesucht wurde. In das wüste Niedermösien wanderten seit Ende des 6. Jahrh. die slaw. Anten ein, die gegen Ende des 7. Jahrh. unter die Herrschaft der Bulgaren sich beugten; in Obermösien zogen 620 n. Chr. unter Heraklius die Serbier ein.

Moskau (russ. Moskwa), eins der kleinsten und das volksdichteste Gouvernement Rußlands (außer Polen), nach seiner Lage in der Mitte des Kernlandes der russ. Macht, des ehe-

Digitized by Google

maligen Großfürstenthums M. (s. Großrußland), nach dem traditionell gewordenen Sprachgebrauche das Herz des Reichs genannt, liegt zwischen 54° 50′ und 56° 45′ nördl. Br., 52° 50′ und 56° 40′ östl. L. im Wolgagebiet, wird im W. von Smolensk, im N. von Twer, im NO. von Wladimir, im O. von Rjäsan, im S. von Kaluga und Tula begrenzt und zählt (1876) auf 33,302,4 QKilom. in seinen 13 Kreisen 1,853,061 E. (56 auf 1 QKilom.). Das Gouvernement besteht aus einer von unbedeutenden Hügeln unterbrochenen Ebene, wird im Norden von der Wolga mit der Schoscha, in der Mitte von der Kliäsma und der Moskwa (s. d.) bewässert und im Süden von der Oka als Grenzfluß berührt. Auch hat das Gouvernement zahlreiche Bäche, Seen und Teiche, einige Sumpf- und Sandstrecken und gegen 13,700 QKilom. Waldung, im ganzen aber ziemlich fruchtbaren Boden, ist auch besser angebaut als die meisten andern Gouvernements, überdies von zahlreichen Straßen und von sechs Eisenbahnen durchschnitten, deren Centrum die Hauptstadt Moskau (s. d.) bildet. Mit dieser und den zwölf übrigen Kreisstädten beträgt die städtische Bevölkerung 727,469, mit Einschluß der beiden stadtähnlichen Flecken Sergijewsky und Pawlowsky sogar 764,483 Seelen, d. i. 39,25 Proc., ein Verhältniß, welches nur im Gouvernement Petersburg noch übertroffen wird. Neben Acker- und etwas Gartenbau treibt die Bevölkerung Viehzucht sowie die Cultur von Handelsgewächsen (Flachs, Hanf und Hopfen); doch reicht die landwirthschaftliche Production für den starken Bedarf nicht aus. Das Fabrik- und Manufacturwesen sowie mit diesem der Binnenhandel haben in diesem Gouvernement mit seiner centralen Hauptstadt einen Aufschwung genommen wie in keinem andern Theile des Reichs. Namentlich schwunghaft wird die Textilindustrie in Baumwolle, Wolle und Seide betrieben, außerdem aber auch die Fabrikation von Metallwaaren, Fayence, Chemikalien, Papier u. s. w. Im J. 1822 gab es hier erst 540 Fabriken, 1839 bereits 1058, 1853 dagegen 1299 und 1872 sogar 2516 Fabriken mit 188,853 Arbeitern. Auch in Bezug auf die Unterrichtsanstalten steht das Gouvernement obenan. Außer der Hauptstadt sind bemerkenswerth Moshaisk (s. d.), Serpuchow (s. d.), Woskresensk (s. d.), Kolomna (s. d.); ferner die Kreisstadt Klin mit 7302 E. und einem Schlosse, Erbbesitz des Hauses Romanow; Bogorodsk mit 2576 E., Hauptort des industriellsten Kreises in ganz Rußland, in welchem auch das 1845 aus Wochna und vier andern Dörfern zu einem Flecken (Possad) erhobene Pawlowsky liegt, mit 6446 E. und vielen Fabriken; Dmitrow mit 7431 E., Hauptstadt eines Kreises, zu welchem auch der Flecken Sergijewsky, früher Troitza (70 Kilom. von Moskau) gehört, an der Jaroslawer Eisenbahn, mit 30,568 E. und dem berühmten Dreifaltigkeitskloster (s. Troitza Lawra), sowie der großartigen Gardner'schen Fabrik, deren Porzellan- und Fayencegeschirr in ganz Rußland berühmt ist.

Moskau (russ. Moskwa), alte und erste Hauptstadt des Russischen Reichs, gegenwärtig noch die Krönungs- und zweite Residenzstadt der Kaiser und vor der Gründung von Petersburg die alleinige Residenz der Zaren, liegt von Petersburg auf der Chaussee 685 Kilom., auf der 1851 eröffneten Eisenbahn 650 Kilom. südöstlich entfernt, im Centrum des Gouvernements Moskau (s. d.) und des Reichs, in einer hügeligen, fruchtbaren und reich angebauten Gegend an der Moskwa (s. d.), welche sie in zwei Hälften theilt, die durch fünf Brücken verbunden sind, und in der Stadt selbst links die Jausa sowie die jetzt überbaute Neglinna und andere Bäche aufnimmt. Namentlich von den im Südwesten sich erhebenden Sperlingsbergen gewährt die Stadt mit ihrem Häusermeer, ihren Hunderten von Kirchen und deren zahllosen, meist vergoldeten Kuppeln und buntbemalten Thürmen, ihren kaiserlichen und andern Palästen, ihren Boulevards, Gärten, Teichen u. s. w. einen so originellen und imposanten Anblick wie keine andere Stadt Europas. Sie ist von einem Wall und Graben umgeben, der zweimal von der Moskwa und durch 18 Sastawen (Pforten oder Barrièren) durchbrochen wird, hat 42 Kilom. im Umfang und die Gestalt eines verschobenen Vierecks von 15 und 10 Kilom. Durchmesser, bedeckt ein Areal von 75 QKilom. und zählt (1871) 601,969 E., darunter an 10,500 Deutsche. Ihre Haupttheile sind: der Kreml, Kitaigorod, Bjeloigorod und Semljänoigorod. Diese Stadttheile waren früher sämmtlich durch Mauern voneinander getrennt, jetzt sind es nur noch die zwei ersten. Auch sind ihre alten histor. Namen im Munde des Volks fast verschwunden und denen der neuern Eintheilung gewichen, wonach M. in 17 Tschasti oder Stadttheile zerfällt. Der Kreml (s. d.), am hohen linken oder nördl. Ufer der Moskwa gelegen, bildet mit seinen Kathedralen, Klöstern, Palästen, dem Senat, dem Arsenal und andern Krongebäuden gewissermaßen die Akropolis oder das Capitolium von 5 Kilom. Umfang, von einer hohen crenelirten Mauer mit fünf Thoren umschlossen. Kitaigorod (d. h. Handelsort, Kaufhof, von der Mutter Iwan's des Grausamen gegründet), östlich den Kreml umgebend, aber durch einen breiten

Digitized by Google

Raum von ihm getrennt und ebenfalls von einer Mauer umschlossen, ist der Hauptsitz des Handels, des echt russ., halb asiat. Verkehrs, und enthält die Gerichtsbehörden, die Börse, den riesigen Kaufhof (Gostiny Dwor) und die benachbarten Rjady, einen ungeheuern Complex von Buden für den Klein- und Kramhandel jeder Art. Bjeloigorod oder die Weiße Stadt, umgibt den Kreml und Kitaigorod in einem Halbkreise, ist beträchtlich größer als diese ältesten Stadttheile und zählt auch weit mehr Einwohner. Mit seinen großen Plätzen, breiten, gut unterhaltenen Straßen, schönen Häusern, Palästen und Krongebäuden bildet Bjeloigorod den elegantesten Theil M.s und trägt auch in seinem geschäftlichen Handelsverkehr, wenigstens im westl. Bezirk, einen mehr europ., durch ausländische Waarenlager und Läden repräsentirten Charakter. Hier haben die meisten Verwaltungsbehörden ihren Sitz, wie der Civil- und Militärgouverneur, der Oberpolizeimeister, das Oberpostamt, Telegraphenamt u. s. w. Auch befinden sich hier die Hauptlehranstalten, wie die großartige Universität, die mit ihrem Zubehör sich 530 Mt. weit hinzieht, ferner der 1877 noch im Bau begriffene prachtvolle Tempel, das große und das kleine Theater, am Quai der Moskwa das großartige Findelhaus und im Westen des Kreml der Kremlgarten und das berühmte Exercirhaus. Semljänoigorod oder die Erdstadt (nach einem frühern Erdwall), umgibt alle drei genannte Stadttheile in einem weiten, auch auf das rechte Ufer der Moskwa hinüberreichenden, fast kreisförmigen Ringe, von innen und nach außen von einem Kranze schöner, breiter, jedoch mehrfach unterbrochener Boulevards eingefaßt. Dieser Theil, reichlich dreimal so groß als Bjeloigorod, zählt wegen der vielen Gärten, die sich zwischen die Straßen und die Wohnhäuser einschieben, doch kaum doppelt so viel Einwohner, enthält minder schöne Gebäude, weite Holzhäuser, Kasernen, Fleisch- und Brotscharren, Baracken u. s. w. Die Vorstädte oder Sloboden endlich, welche wiederum die Erdstadt in einem breiten Kranze umgeben und erst die Außenthore enthalten, nehmen etwa vier Fünftel vom Areal M.s oder weit über 50 QKilom. ein, zählen aber nicht viel über die Hälfte der Gesammtbevölkerung, indem sie zahlreiche, zum Theil sehr große Gärten, sogar noch Weideplätze, Felder und wüste Plätze, auch das Jungfraufeld, den Tummelplatz der Volksfeste, enthalten.

M. galt stets als eine der reichsten, prächtigsten und originellsten Städte, in der sich fast alle Völker Europas und Asiens, fast alle Religionen der Erde und fast alle Baustile, der griechische wie der italienische, der gothische wie der byzantinische, der tatarische wie der persische, vereint wiederfinden, und die auch in dem Contrast dichtbevölkerter Stadttheile und unbebauter Flächen einen halb europ., halb asiat. Charakter trägt. Seit dem Brande von 1812, der zwei Drittel ihrer Gebäude zerstörte, hat sich die Physiognomie der Stadt sehr zum Vortheil verändert, doch ist die Restauration meist im alten Stil erfolgt und die alte Unregelmäßigkeit der Anlage noch immer charakteristisch. Die Straßen gewähren selten lange Prospecte, krümmen sich bald und gehen fast überall, besonders im Osten, über hügeliges Terrain. Unter den Plätzen sind der zwischen der Kremlmauer und dem Rjady gelegene (Krasnaja Ploschtschadj) und der Theaterplatz die bedeutendsten. Die Bauart der Häuser (12,352 steinerne und 18,479 hölzerne im J. 1874) zeigt in Beziehung auf äußere Eleganz eine große Verschiedenheit. Im allgemeinen zeichnen sich nur wenige Häuser durch Größe und Schönheit aus. Zur Signatur M.s, der heiligen Stadt der Russen, gehören vor allem die überaus zahlreichen Kathedral-, Pfarr- und Klosterkirchen und öffentlichen Kapellen; man zählt deren gegen 400, ungerechnet die große Menge von Privat- und Begräbnißkapellen. Der russ.-byzant. Stil, in welchem fast alle Kirchen M.s erbaut sind, ist nicht gerade schön, wol aber phantastisch, und bedingt im Verein mit der hügeligen Lage hauptsächlich den pittoresken Anblick der Stadt. Nicht nur von den Höhen des Kreml, sondern auch von unzähligen andern Punkten aus erblickt man Bilder von überwältigender Großartigkeit und märchenhafter Pracht. Unter den Kirchen sind die bedeutendsten: die im Kreml gelegene Krönungskathedrale (Uspensky Sobor) und der bereits erwähnte, dem Erlöser geweihte Tempel, welcher zu einem kolossalen Denkmale der Ereignisse von 1812—15 bestimmt ist. Von dem Aeußern des Baues gewährt namentlich die mittlere, sehr große und reichvergoldete Kuppel einen prächtigen Anblick. Unter den Kapellen verdient die der heil. Jungfrau von Iberien (Iwerskaja) besondere Erwähnung. Dieselbe steht in der Nähe des Kreml zwischen zwei Thorwegen am Eingange von Kitaigorod und enthält ein wunderthätiges Madonnenbild in kostbarer Einfassung von Gold und Edelsteinen, welches zur Zeit des Zaren Alexei Michailowitsch von dem Berge Athos nach M. gebracht wurde und bei den Russen in hohem Ansehen steht. Unter den Kirchen M.s befinden sich drei römisch-katholische, drei armenische, zwei lutherische, eine anglikanische und eine reformirte; auch ist eine kleine Moschee und eine Synagoge vorhanden. Die 18 Klöster, darunter 8 Nonnenklöster, sind zum Theil

Digitized by Google

sehr umfangreich und haben oft 6—8 Kirchen und auf den Friedhöfen die prachtvollsten Denkmäler. Unter den andern Gebäuden, soweit sie nicht zum Kreml gehören, sind besonders zu nennen: das große kaiserl. Theater (nach dem Brande von 1853 wieder aufgebaut), in welchem Ballets und Opern aufgeführt werden, während das kleine Theater für russ. Schauspiele bestimmt ist; das Universitätsgebäude, das große Exercirhaus (erbaut von den franz. Generalen Carbonier und Betancourt), 170 Mt. lang, 46 Mt. breit und 12 Mt. hoch, ohne alle Stütze durch Pfeiler, im Winter durch zahlreiche Oefen geheizt und für die Exercitien von 2000 Infanteristen und 1000 Cavaleristen geräumig genug; das große Versammlungshaus des Adels (die Sobranie), das sowol zu Bällen als auch zu Concerten benutzt wird; die Gebäude des Kaufmanns-, des Englischen und des Deutschen Clubs, das Findelhaus, das Haus des Grafen Scheremetjew, jetzt Sitz des 1863 reorganisirten Stadtraths (Duma); die von Iwan dem Grausamen gegründete Synodaldruckerei, die Triumphpforte am Eingange der Stadt von der petersburger Seite, die Bahnhöfe, die Mytischtschin'sche Wasserleitung, durch welche das Trinkwasser 19 Kilom. weit bis auf 11 Kilom. hergeleitet, hier von einer Dampfmaschine aufgenommen und in das große achteckige Gebäude Sucharewa Baschnia geführt wird, von wo es sich in die verschiedenen Reservoirs vertheilt. Unter den Denkmälern zeichnet sich das bronzene Standbild des Bürgers Minin und das des Fürsten Posharsky aus. Ein anderes Denkmal bilden die vor dem Arsenal des Kreml symmetrisch aufgestellten 875 Kanonen, die im Kriege von 1812 erbeutet wurden. Sonst gehören noch zu den Sehenswürdigkeiten M.s der 1849 vollendete Kremlpalast, der vier prachtvolle Säle enthält und mit der Granowitaya Palata, dem Speise- und Empfangssaale der alten Zaren, in Verbindung steht; die ebenfalls im Kreml gelegene Schatzkammer, in welcher die Reichskleinodien aufbewahrt werden; das Romanow'sche Schloß, auf Befehl des Kaisers Alexander II. in altruss. Geschmack erbaut; der an zwei großen Teichen gelegene zoolog. Garten, das im ital. Renaissancestil erbaute öffentliche Museum, welches eine Bibliothek von 250,000 Bänden (6000 Handschriften), eine Gemäldegalerie, ein Münzcabinet (17,000 Stück) und eine Sammlung von Gipsabgüssen von Werken antiker Sculptur enthält; das Museum des Fürsten Galizyn mit einer Bibliothek und einigen ausgezeichneten ältern ital. Gemälden, die Tschertkow'sche Bibliothek, speciell aus Schriften über Rußland bestehend (30,000 Bände und 200 Handschriften), u. a. m.

M. ist der Sitz des Metropoliten, des Generalcommandos des 1864 errichteten 8. Militärbezirks, eines General- (Militär-) Gouverneurs, eines Civilgouverneurs, Bezirks- und Kreisgerichts, eines griech.-geistlichen Consistoriums, eines luth.-reform. Consistoriums, eines Oberpolizeimeisters sowie einer kaiserl. Universität, der bedeutendsten Rußlands, die 13. Jan. 1755 errichtet, 5. Nov. 1804 reorganisirt, im Sept. 1815 wieder eröffnet wurde. Verbunden mit der Universität sind eine Buchdruckerei, eine Fundamentalbibliothek (165,000 Bände) und eine für Kronstudenten (8000 Bände), ein vorzügliches Münzcabinet, eine zoolog. und eine mineralog. Sammlung, ein Museum, ein berühmtes anatom. Theater, ein physikal. Cabinet, ein chem. Laboratorium, ein botan. Garten, eine Sternwarte (55° 45′ 19,8″ nördl. Br. und 55° 14′ 4,8″ östl. L. von Ferro), die medic.-chirurg. Akademie (jetzt medic. Facultät) mit Klinikum, verschiedene Unterrichts- und Bildungsanstalten sowie mehrere gelehrte Gesellschaften, wie namentlich die sehr thätige kaiserl. Gesellschaft der Naturforscher und die Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften. Außer dieser gibt es in M. Gesellschaften für russ. Geschichte und Alterthümer, für Acclimatisation der Thiere und Pflanzen, für Freunde des Gartenbaues, eine kaiserl. Gesellschaft für Landwirthschaft u. m. a. Von Lehranstalten sind noch zu nennen: ein griech.-geistliches Seminar, die praktische Commerzakademie, die Commerzschule, das Lasarew'sche Institut für orient. Sprachen, sechs Gymnasien für die männliche, fünf für die weibliche Jugend, eine Realschule, zwei Progymnasien, vier Militärgymnasien, die Alexander-Militärschule, die Junkermilitärschule, das Lyceum des Cäsarowitsch Nicolai, eine technische Anstalt, die technische Kamissarowschule, ein neues prachtvolles polytechnisches Museum, ein (1878) im Bau begriffenes histor.-russ. Museum, drei deutsche Kirchenschulen, eine Theater-, eine Handwerker-, eine landwirthschaftliche und andere Specialschulen, das Katharinen-, das Alexander- und das Elisabeth-Institut für adelige Mädchen, zahlreiche Kreisschulen, Stadtschulen und geistliche Pfarrschulen sowie eine Menge Privatpensionsanstalten, im ganzen (1876) 454 Lehranstalten. Zugleich Erziehungsanstalt ist das großartige Findel- und Waisenhaus (1764 von der Kaiserin Katharina II. gestiftet), in einem stattlichen Gebäude, welches fünf Höfe umschließt und mit den zugehörigen Baulichkeiten eine kleine Stadt für sich bildet. Die Zahl der jährlich aufgenommenen Kinder beträgt 5—6000. Damit in Verbindung stehen ein Witwenhaus für 600 Witwen,

Digitized by Google

eine Entbindungsanstalt, ein Armenhaus, eine Feldschererschule, ein technolog. Institut mit 4—500 Zöglingen, reichen Sammlungen, Werkstätten u. s. w. Kaum hat eine andere Stadt so viele Wohlthätigkeitsanstalten und ärztliche Institute wie M. Insbesondere sind hervorzuheben: das große allgemeine Militärhospital, für 1200 Kranke bestimmt; das Stadthospital, das Scheremetjew'sche, Pawlow'sche, Galizyn'sche, Preobraschenski'sche, das Katharinen- und das Marien-Krankenhaus, zwei Kinderhospitale, das Krankenhaus für die niedere Arbeitsklasse, die Augenheilanstalt, das Irrenhaus, das Polizeihospital u. s. w., sowie eine große Anzahl privater Armen- und Versorgungsanstalten.

M. ist die reichste Stadt Rußlands. Früher zeigte der alte und reiche Adel für diese Hauptstadt noch immer eine besondere Vorliebe und hielt mit seiner zahlreichen Dienerschaft dort gern seine luxuriöse Winterresidenz. In jüngster Zeit hat jedoch der Adel aufgehört, den Ton in der Gesellschaft anzugeben; seine Privatpaläste sind größtentheils in den Besitz der Regierung oder der reichen Kaufmannschaft übergegangen. Letztere ist infolge des ungewöhnlichen Aufschwungs, welchen Handel und Fabrikwesen erfahren haben, zu immer höherer Bedeutung gelangt. In seiner Eigenschaft als erste Fabrikstadt Rußlands ist M. in raschem Fortschreiten begriffen. Nach officiellen Angaben betrug 1872 die Zahl der Fabriken 816 mit 74,000 Arbeitern und 91,500,000 Rubel Verkehrskapital, darunter 122 Woll-, 28 Tuch-, 32 Baumwoll-, 47 Kattun-, 19 Seidenstoff-, 5 Zucker-, 15 Leder-, 3 Stearinlichtfabriken und 28 Brennereien. Außer dem Contor der Staatsbank zählt M. noch 10 Privatbanken. Der Handel M.s umfaßt das ganze Reich und erstreckt sich auch weit über dasselbe hinaus bis Hamburg, Leipzig und Wien, Paris, Marseille, Bordeaux, London, in Asien bis Teheran, in die Bucharei und nach Peking. Auswärtige Consulate haben hier 20—30 ihren Sitz. Eisenbahnen verbinden M. mit Petersburg, Nishnij-Nowgorod, Jaroslaw, Rjäsan, Kursk und Brest-Litowsk. Außerdem befördern die schiffbare Moskwa und ihr Kanal den Handel. Insbesondere ist M. der Hauptstapelplatz für den europ.-asiat. Landhandel. Importirt wurden 1875 für 95,382,000 Rubel ausländische Waaren.

M. wurde 1147 von dem Fürsten Juri (Georg) Wladimirowitsch Dolgoruki von Kiew gegründet, 1176 aber unter dem Fürsten Wsewolod III. Georgewitsch durch den räsanschen Fürsten von Grund aus zerstört und 1237 von den Tataren verheert. Elf Jahre darauf tritt in der Geschichte Michael der Tapfere, der jüngere Bruder Alexander Newskij's, zuerst mit dem Namen eines Fürsten von M. auf, und 1328 verlegte Johann Danilowitsch, welcher den Titel Großfürst führte, seine Residenz von Wladimir nach M. Seitdem blieb M. Hauptstadt des davon benannten Großfürstenthums. Gleichzeitig wurde es der Sitz eines Metropoliten. Im 14. Jahrh. wurde die Stadt von den Litauern und Tataren genommen und durch Brand zerstört, 1547 durch eine große Feuersbrunst heimgesucht, 1571 von dem Khan von Astrachan belagert und in Brand gesteckt, infolge der polit. Wirren zu Anfange des 17. Jahrh. von den Polen besetzt und sodann angezündet, aber 1612 durch Minin und Posharsky befreit. Allein immer erhob sich M. von neuem und zu höherm Glanze, obschon 1712 Peter d. Gr. von hier seine Residenz nach Petersburg verlegte. Der härteste Schlag traf M. 1812, wo Napoleon I. mit einer großen Armee 14. und 15. Sept. 1812 in die verlassene Stadt einrückte. (S. Russisch-Deutscher Krieg.) Das russ. Heer hatte die Stadt verlassen und war auf dem Marsche nach Kaluga. Die meisten Einwohner hatten sich mit ihren Schätzen geflüchtet; die Vorräthe des Arsenals, die öffentlichen Documente waren in Sicherheit gebracht; die Verhafteten hatte man aus ihren Gefängnissen entlassen und unter militärischer Obhut nach Nishnij-Nowgorod geschafft. In der Stadt befanden sich kaum noch 12,000 Menschen, von denen die Hälfte aus Gesindel bestand, das zu Mord und Plünderung geneigt war, die andere Hälfte aus Kranken in den Hospitälern. Die gewaltige Feuersbrunst, die M. gleich nach dem Einzuge des feindlichen Heers ergriff und, vom 14. bis 21. Sept. ununterbrochen fortdauernd, der Stadt mehr als die Hälfte ihrer Kirchen, Paläste und Häuser kostete, war, wie neuere Forschungen bewiesen haben, das Werk des Grafen Rostoptschin (s. d.), des damaligen Gouverneurs der Stadt, obgleich dieser später in seiner Schrift: «La vérité sur l'incendie de Moscou» (Par. 1823) die That ableugnete. Vgl. A. de Ségur, «Vie du comte Rostopchine, Gouverneur de Moscou en 1812» (Par. 1871). Erst am 19. rückte Napoleon I. aus der verwüsteten Stadt; doch glich sein Ausmarsch einem Trauerzuge. Mehr als 40,000 Mann hatte er während des Brandes verloren. Den Russen kostete die Katastrophe 321 Mill. Rubel an Brand- und Kriegsschäden. Von 9158 Häusern vor dem Brande waren nach demselben nur 2626 übrig; von 8521 Kauf- und Kramläden blieben 1368 unversehrt. M. erhob sich seitdem aber nur großartiger aus Schutt und Asche. Vor dem Brande zählte es 252,609, 1816 wieder 166,515, 1838 bereits

Digitized by Google

348,562 E. Vgl. Schnitzler, «Moscou, tableau statistique, géographique, topographique et historique» (Petersb. u. Par. 1834); Meyer, «Ruſſ. Denkmäler, in den J. 1828 und 1835 geſammelt» (Bd. 2, Hamb. 1837); Engelhardt, «Ruſſ. Miscellen» (4 Bdchn., Petersb. 1828); Kohl, «Reiſe im Innern von Rußland und Polen» (Bd. 1, Dresd. u. Lpz. 1841).

Moskwa, ein 445 Kilom. langer linker Zufluß der in die Wolga fallenden Oka im ruſſ. Gouvernement M. oder Moskau, entſteht in einem Sumpf des Gouvernements Smolensk, berührt in dem Gouvernement Moskau die Städte Moſhaisk und Swenigrod, durchfließt die Stadt Moskau (ſ. d.), wo ſie ſchiffbar wird, und mündet unterhalb Kolomna. Oberhalb Moskau iſt die M. bis 85, unterhalb bis 165 Mt. breit; im Frühjahr aber ſchwillt ſie an der Mündung hoch an, indem die Oka ſie aufſtaut; dann iſt ſie reißend und zerſtörend. Bei Moskau bedeckt ſie ſich meiſt von Ende October bis gegen Anfang April mit Eis. Ihr Gefälle iſt gering. An 1000 unbehülfliche Barken ſind auf ihr in Bewegung. Ihr oberer Lauf iſt mittels des Moskwakanals mit der Wolga verbunden. Hiſtoriſch iſt die M. geworden durch die Schlacht vom 7. Sept. 1812, die fälſchlich auch nach der Stadt Moſhaisk (ſ. d.), von den Ruſſen aber nach dem Dorfe Borodino (ſ. d.), dem Stützpunkte ihres rechten Flügels, genannt wird. Kutuſow, der neue Oberbefehlshaber der ruſſ. Armee, hatte endlich den Rückzug eingeſtellt und eine ſtarke Poſition hinter der Kalotſcha genommen. Die Ausdehnung derſelben war gering, ſodaß viele Treffen hintereinander ſtanden. Die Front war durch Verſchanzungen, beſonders Redouten, darunter die Rajewskiſchanze, gedeckt. Napoleon I. griff die Ruſſen 7. Sept. an, der Vicekönig von Italien zuerſt ihren rechten Flügel, dann aber Davouſt mit großer Macht den linken bei Semenowskoje und Morand die Rajewskiſchanze, um welche mit wechſelndem Erfolge gekämpft wurde. Die Reſervecavalerie unter Murat mußte lange im Feuer halten, ehe ſie in die Schlacht eingreifen konnte, welche neun Stunden mit beiſpielloſer Wuth dauerte, ohne einen vollkommenen Sieg zu gewähren, weil Napoleon I. ſeine Garden nicht einſetzen wollte. Die gänzliche Erſchöpfung beider Theile beendigte endlich den Kampf, in welchem die Ruſſen über ein Drittel, die Franzoſen faſt die Hälfte ihrer Streitkräfte verloren. Die erſtern ſchrieben ſich den Sieg zu, doch zogen ſie ſich bis hinter Moskau zurück, welches Napoleon 14. Sept. beſetzte. Eine treffliche Beſchreibung der Schlacht findet ſich in den «Denkwürdigkeiten» des Generals Grafen von Toll (herausg. von Bernhardi, 4 Bde., Lpz. 1855—59).

Mosquitoküſte oder Moskitoküſte (engl. Mosquitia, Mosquito Coast) heißt die centralamerik. Oſtküſte an der Karaibiſchen See von der Blewfieldlagune bis zum Cap Cameron. Hinter der flachen, von Baien und Lagunen durchbrochenen, etwa 750 Kilom. langen Küſte erhebt ſich terraſſenförmig das Bergland von Nicaragua und Honduras. Die M. iſt ungeſund und deshalb nur ſpärlich bevölkert. Am zahlreichſten ſind die wild umherſtreifenden, von Jagd und Fiſchfang lebenden Mosquitos, Miſchlinge aus Negern und Indianern (Zambos). Tiefer im Innern hauſen jedoch noch unvermiſchte, meiſtens ſpaniſch redende Indianerſtämme, die ſich von den Mosquitos vortheilhaft unterſcheiden. Die Hauptproducte des Landes ſind Kaffee, Zucker, Cacao, koſtbare Hölzer, Saſſaparille, Ingwer, Schildpatt und tropiſche Nahrungspflanzen. Die Wälder ſind reich an Jaguaren, Pumas, Tigerkatzen, Schlangen, Wild, Alligatoren und Ameiſenbären. Von Columbus 1502 entdeckt und 1523 von Chriſtoval de Olide für die Krone Caſtilien in Beſitz genommen, wurde die M. von den Spaniern wegen anderweitiger Eroberungen vernachläſſigt und eigentlich nie unterworfen. Nach der Eroberung Jamaicas kam ſie 1655 mit Zuſtimmung der Mosquitos unter das Protectorat Englands, wurde jedoch infolge des Vertrags von 1786 an die Spanier wieder abgetreten. Letztere blieben den Mosquitos ſtets verhaßt und verließen infolge eines Ueberfalls unter dem wilden Fürſten Tempeſt das Land wieder, ſodaß der Oberhäuptling frei und ſouverän wurde. Ein Verſuch des Schotten Mac-Gregor, hier 1820 ein Reich Neu-Neuſtrien zu begründen, blieb erfolglos; vielmehr wurde 1825 ein eingeborener Häuptling zu Balize als «König der Mosquito-Nation» feierlich gekrönt. Bei ſeinem Tode ernannte er den brit. Agenten in Balize zum Nachfolger, wozu dieſer von ſeiner Regierung die Vollmacht erhielt. Seitdem machte Großbritannien auf das Protectorat des Königreichs Anſpruch, beſetzte 1848 den Hafen San-Juan und verſuchte ſich der ganzen Küſte zu bemächtigen. Dieſer Schritt führte zu einem diplomatiſchen Streite mit den Vereinigten Staaten von Amerika, welche die Republiken Centralamerikas in ihrem Proteſt gegen dies Vorgehen Englands unterſtützten. Die daraus hervorgehenden Mißhelligkeiten wurden erſt durch den ſog. Clayton-Bulwer-Vertrag vom 4. Juli 1850 geſchlichtet, wonach keine der beiden Mächte eine Herrſchaft über das Land erſtreben ſolle. Letzteres ging inzwiſchen wieder auf einen König aus der Mitte der Mosquito-

Digitized by Google

häuptlinge über, thatsächlich aber wurde es von den Engländern weiter regiert, welche große Strecken Landes im Innern und auch Gebietstheile von Honduras für dasselbe besetzten. Hauptsächlich durch die energische Opposition der Vereinigten Staaten gegen den neuen engl. Schutzstaat kam es 28. Jan. 1860 zwischen dem durch jene Gebietsbesetzungen geschädigten Nicaragua und England zum Vertrage von Managua. Durch diesen wurde San-Juan ein freier Hafen. Nicaragua sollte nach dem Abzuge der Engländer das Protectorat über die Mosquitos ausüben, wogegen jene die Suzeränität der Republik anerkennen und der König und seine Nachfolger eine rein administrative Gewalt haben sollten. Der König sollte von Nicaragua jährlich 5000 Doll. für einen Zeitraum von 10 Jahren (1860—70) empfangen. Er starb jedoch schon 1864 und Nicaragua erkannte seinen Nachfolger nicht an.

Mosquitos nennt man in heißen Ländern mehrere stechende Mückenarten, die hinsichtlich der Belästigung durch ihre Stiche der gemeinen Stechmücke (Culex pipiens) gleichkommen oder sie zum Theil noch übertreffen, in jenen Ländern aber deshalb zu einer noch größern Plage werden, weil bei starker Hitze leichter und stärker Entzündung der Stichwunden entsteht.

Mossul, Hauptstadt eines Liwa im asiatisch-türk. Vilajet Bagdad, am rechten Ufer des Tigris, 450 Kilom. nordnordwestlich von Bagdad, unter 36° 19′ nördl. Br. und 60° 49′ östl. L., den Ruinen der alten Königspaläste Ninives gegenüber. Die jetzige Stadt mag einen Theil dieses hochberühmten Herrschersitzes gebildet haben. Man hat in M., wol mit Unrecht, das Mespila erkennen wollen, von dem Xenophon in der Geschichte des Rückzugs der Zehntausend spricht. Der heutige Name, für den sich bisjetzt in den Keilinschriften keine Analogie gefunden, ist arabisch und bedeutet «Ankunft» oder «Zusammentreffen». Die mohammed. Stadt verdankt ihr Aufblühen namentlich dem Seldschuken Malek-Schah (1073), der von hier aus das morsche Khalifenreich bekämpfte. Unter Bedreddin (1222—59) ward die Stadt das Haupt eines eigenen Staats, bis sie durch den Mongolen Hulagu-Khan zerstört wurde. Tamerlan verschonte M. Später fiel die Stadt den Türken zu und dann vorübergehend den Persern, aber seit der Mitte des 17. Jahrh. ist sie dem Sultan unterthan, dem sie Nadir-Schah 1743 nicht zu entreißen vermochte. Früher war M. eine blühende Fabrikstadt, ein bedeutender Stapelplatz für orient. Droguerie, arab. Kaffee und pers. Waaren; namentlich waren die von ihm herkommenden Kupferwaaren, Baumwoll- und feinen Lederstoffe berühmt. So hat von M. der Musselin (s. d.) den Namen, obgleich dieser Stoff jetzt nicht mehr dort verfertigt wird. Einzelne Färbereien bestehen heute noch. In neuerer Zeit hat der Handel sehr gelitten, seitdem die Verbindung Indiens mit Europa den Weg über Aegypten eingeschlagen hat. Doch bildet M. immer noch das Mittelglied des Verkehrs zwischen Westasien, Nordpersien und Armenien. Heute noch sind sein Hauptartikel Galläpfel, für welche sich einige europ. Häuser dort niedergelassen haben. Die Stadt ist von einer alten, stellenweise zerfallenen Mauer umgeben; die Straßen sind krumm, eng, doch verhältnißmäßig reinlich. Die Häuser bestehen nach altassyr. Weise aus Erde, seltener aus Backsteinen, und sind mit Kalk oder Gips überzogen, die Zimmer gewöhnlich mit einem luftigen Gewölbe aus Ziegel oder Erde gedeckt. Unter den 20 Moscheen ist keine bedeutend; die Stelle einer dem heil. Paulus geweihten Kirche nimmt jetzt die Hauptmoschee ein. Wie überall im Orient finden sich viele Gräber von Heiligen. Von den angeblich einstigen 200 oder selbst 400 Kirchen gibt es noch etwa 10, die zum Theil zerstört sind, und einige Klöster, darunter ein sehr reiches, von ital. und span. Mönchen bewohntes Dominicanerkloster. Auch findet sich hier eine amerik.-prot. Mission. Die große Mehrzahl der Mohammedaner sind Araber; Türken gibt es wenige, dagegen viele Kurden. Die Landessprache ist arabisch. Die Christen dieser einstigen Metropole des orient. Christenthums theilen sich in Nestorianer, röm.-kath. Chaldäer, Armenier, Jakobiten, unirte Syrer. Die Katholiken stehen unter dem hier residirenden Patriarchen von Elkosch (angeblich Geburtsort des Propheten Nahum). Die Zahl der Juden, die M. noch immer Aschur nennen, mag sich auf 5000 belaufen; sie haben einige Synagogen. Außerdem leben hier viele Teufelsanbeter oder Jezidis. Ueber die Einwohnerzahl der Stadt schwanken die Nachrichten zwischen 30,000 und 70,000. Jenseit des hier 130 Mt. breiten Tigris, über den eine zum Theil zerstörte Steinbrücke und in einzelnen Jahreszeiten eine Schiffbrücke führen, liegen die Ruinen von Ninive (s. d.). Unweit der Stadt befinden sich auch die Ruinen anderer assyr. Städte, namentlich im Norden Tarbis (heute Sherif-Khan) und Calach (Nimrud). Bei Elhemmam gibt es Schwefelquellen (20°), an einigen Orten auch Schwefelminen.

Most heißt der unter der Kelter abfließende Saft der Weintrauben. Man unterscheidet: Vorwein, erstabfließenden Saft der reifsten Trauben; Preßwein, der unter stärkerm Kelterdruck gewonnen wird, und Tresterwein, den man meist aus Kämmen und Hülsen erhält. Uebergießt

Digitized by Google

man den Kelterſatz mit Waſſer, ſo heißt der unter abermaliger Preſſung erhaltene M. Lauer oder Leirer, auch Nachwein. Die chem. Beſtandtheile des M. ſind: Waſſer, Zucker, Glycerin, Gummi, Pektin, Extractivſtoffe, Proteïnſubſtanzen (ſtickſtoffhaltige), organiſche Säuren und Mineralſtoffe. Zur Ermittelung des ſpecifiſchen Gewichts eines M. bedient man ſich der Moſtwagen oder Muſimeter. Vermehrten Luftzutritt behufs Begünſtigung der Gärung vermittelt dem friſchen M. die Moſtpeitſchmaſchine. Durch die Gärung verwandelt ſich der M. in Wein (ſ. d.). Dieſelbe iſt Selbſtgärung, ohne Zuſatz von Ferment, erfolgt in offenen oder geſchloſſenen Gefäßen und zerfällt in zwei Perioden, eine ſtürmiſche und eine ruhige. Durch die erſte wird der M. milchig-trüb, zu ſog. Federweiß, durch die zweite mit ſtarker Kohlenſäureentwickelung und beginnender Klärung zum Bitzler oder Rauſcher (auch Stürmer, Sauſer, Suſer). In Süddeutſchland und der Schweiz verſteht man unter dem Namen M. vorzugsweiſe den Obſtwein oder Cider. Der Weinmoſt wird in ungegorenem Zuſtande verwendet zur Darſtellung der Moſtſenfe, ebenſo durch Einkochen und Sättigung ſeiner Säuren zu Moſtſyrup oder Traubenſyrup verarbeitet. Im Orient wird aus dem M. unreifer Trauben der ſauere Schiré (Vert-jus) gewonnen, der als Zuſatz zu Scherbets u. ſ. w. dient.

Moſtar, Hauptſtadt des türk. Vilajets Herzegowina, an der Narenta, über welche hier eine alte Brücke führt, iſt Sitz des Generalgouverneurs, eines griech. und eines kath. Biſchofs, hat 40 Moſcheen, zwei griech.-kath. und eine röm.-kath. Kirche und zählt 18,000 meiſt mohammed. E., die ſich mit der Anfertigung von Waffen, beſonders Jatagans und Säbel, beſchäftigen. An der Stelle des heutigen M. ſoll das röm. Mandertium gelegen haben, und die Narentabrücke ſoll das Werk Trajan's und Hadrian's ſein. Die Stadt gründete 1440 Radiwoje-Goſt, der im Dienſte des Wojwoden Stephan Koſſatſcha ſtand.

Motala, Marktflecken im ſchwed. Län Öſtergötland (ſ. Gothland), in einer der ſchönſten Gegenden Schwedens, am Ausfluſſe der 105 Kilom. langen Motala-Elf aus dem Wetterſee, welche oſtwärts, parallel dem Göthakanal, mit mehrern Waſſerfällen in den Borenſee, aus dieſem in den Kungs-Norrby- und Roxenſee, dann gegen Nordweſten in den Glanſee, aus dieſem wieder oſtwärts fließt und ganz nahe unterhalb der Stadt Norrköping, in welcher ſie über 16 Mt. hohe, zum Betriebe zahlreicher Fabriken benutzte Fälle bildet, in die Oſtſeebucht Bräviken mündet. M. iſt durch ſeine mechan. Werkſtätte berühmt, die 1822 unter Leitung des engl. Werkmeiſters Dr. Fraſer angelegt und ſeitdem für die Bearbeitung des ſchwed. Eiſens außerordentlich wichtig geworden. In ihr verfertigt man Dampfmaſchinen, Dampfſchiffe, Panzerſchiffe, Walzen, Pumpen, Löſchmaſchinen, Getreide-, Oel- und Papiermühlen, hydrauliſche und Druckpreſſen, Krahne, Takelblöcke, Pfahlkrahne, Drechslerſtühle, Eiſenbahnmaterial, Kanonen u. ſ. w. Der Werth ihrer Fabrikate betrug 1875 über 5 Mill. Reichsmark und beſchäftigte über 1100 Arbeiter. In der Nähe von M. befindet ſich die Grabſtätte des Grafen von Platen (geſt. 1829), welcher den Kanalbau 1810—29 leitete.

Motenebbi (richtiger Mutanabbî, d. h. der ſich ſelbſt für einen Propheten Haltende), arab. Dichter, welchen die Araber ſelbſt für ihren größten Dichter halten, wurde in Kufa im J. 303 der Hedſchra (915/916 n. Chr.) in den niedrigſten Verhältniſſen geboren und daſelbſt erzogen. Nach dem Tode ſeines Vaters ergriff den talentvollen und genialen, aber charakterloſen und eiteln Jüngling ein grenzenloſer Stolz und Hochmuth, ſodaß er trotz ſeiner Jugend und niedrigen Herkunft das Volk zu bewegen ſuchte, ihn als Propheten anzuerkennen. Doch als er auf dem beſten Wege war, ſein Ziel zu erreichen, wurde er von dem Statthalter Lulu ins Gefängniß geworfen, aus dem er nach einiger Zeit befreit wurde. Von da an trieb er ſich als fahrender Sänger umher, nur beſtrebt Geld und Ehre zu erlangen, bis es ihm endlich (etwa 940) glückte, in dem Hamdânidenfürſten Saif-al-daula einen freigebigen Gönner zu finden, der ihm an ſeinem Hoflager zu Aleppo eine ehrenwerthe Stellung gab. Neun Jahre lang dauerte dieſes Glück, das er ſich durch ſeinen unerträglichen Hochmuth und ſeine unerſchöpfliche Begehrlichkeit verſcherzte, ſodaß er ſich gezwungen ſah, Aleppo zu verlaſſen. Er wendete ſich nach Aegypten, verließ jedoch dieſes Land um 961 und wandte ſich zunächſt nach Bagdad und von da nach Schîrâs, in deſſen Nähe er durch die Hand arab. Räuber im J. 965 fiel. Die Gedichte des M. zeichnen ſich, wenn man von den niedrigen Schmeicheleien auf die Großen abſieht, durch Schönheit der Sprache, Feinheit der Gedanken, Lebendigkeit und ungemeine Friſche aus und rechtfertigen, trotzdem daß man ſie als Erzeugniſſe einer des naiven volksthümlichen Elements ganz entbehrenden Kunſtpoeſie anſehen muß, den Ruf des Dichters. Die Sammlung («Divân») ſeiner vielfach commentirten Gedichte iſt herausgegeben (mit dem arab. Commentar des Wâhidî) von F. Dieterici (Berl. 1861) und von Hammer-Purgſtall über-

Digitized by Google

setzt worden (Wien 1823). Vgl. über ihn von Bohlen, «Commentatio de Motenabbio» (Bonn 1824); Dieterici, «Mutanabbi und Seifuddaula» (Lpz. 1847).

Motette (mittellat. motetum, mutetum, provenzal. mòt, ital. motto, motetto, Wort, Spruch, Bibelspruch) heißt seit dem Mittelalter dasjenige mehrstimmige kirchliche Musikstück, welches für Singstimmen ohne selbstständige Begleitung der Instrumente geschrieben und mit allen Künsten des musikalischen Contrapunkts ausgestattet ist. In der Periode der Kirchenmusik bis etwa 1650 sind die vorzüglichsten M. geschaffen, namentlich ragen Palestrina und Orlando Lasso durch ihre fünf- und sechsstimmigen Sätze hervor, außer ihnen die Niederländer, H. Schütz u. a. Die eigentliche M. hat selten weniger als vier, oder mehr als acht Stimmen, obwol im 17. und 18. Jahrh. viele Kirchenmusik unter diesem Namen für eine bis acht Singstimmen geschrieben ist. Die neuern Componisten befassen sich wenig mit der M.; wo es aber geschieht, da behandeln sie dieselbe meistens in der alten Weise als frei erfundene, fugirte Composition eines Bibelspruchs für vier oder mehr Stimmen ohne Begleitung.

Motion, ein seinerzeit in einzelnen deutschen Kammern (z. B. der badischen) in Nachahmung der engl. Parlamentssprache gebrauchter, aber längst beseitigter Ausdruck für Antrag.

Motiv (causa motiva) nennt man den Beweggrund oder die Triebfeder einer Handlung; daher motiviren, d. h. Beweggründe oder Ursachen angeben. Motivirung heißt daher in der Kunstsprache die Begründung der dargestellten Begebenheit oder Handlung oder Stimmung durch die innere Natur des Darstellungsgegenstandes, die Vorbereitung der einen Situation und Charaktereigenthümlichkeit durch eine vorangehende andere. Nur strenge Motivirung gibt dem Kunstwerke die Wucht innerer Nothwendigkeit und zwingender Ueberzeugungskraft, die Festigkeit und Geschlossenheit organischen, frei auf sich selbst beruhenden Lebens. M. in der Gesetzgebung und Urtheilssprechung heißen die Gründe, aus welchen die einzelnen Bestimmungen eines Gesetzes oder richterlichen Urtheils hervorgegangen sind.

Motley (John Lothrop), ausgezeichneter amerik. Geschichtschreiber, geb. 15. April 1814 zu Dorchester im Staate Massachusetts, bezog schon als 13jähriger Knabe die Harvard-Universität. Nachdem er 1831 promovirt, schiffte er sich nach Europa ein, um seine Bildung in Göttingen und Berlin zu vollenden. Er bereiste hierauf Frankreich, Italien, die Schweiz und England, und wurde 1841 zum Secretär bei der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten in Petersburg ernannt, von welchem Posten er jedoch bereits im folgenden Jahre zurücktrat. Nach Amerika zurückgekehrt, widmete er sich jetzt hauptsächlich belletristischen Beschäftigungen, ward Mitarbeiter an der «North American Review» und andern Zeitschriften und gab ohne seinen Namen den histor. Roman «Merry Mount» (Bost. 1849) heraus, der, wie ein früherer, «Morton's hope» (Bost. 1839), ziemlich unbemerkt vorüberging. Im J. 1851 reiste M. abermals nach Europa, nahm seinen Wohnsitz zunächst in Dresden und wandte sich nun ausschließlich histor. Studien zu. Als Frucht derselben erschien 1856 die erste Abtheilung des Geschichtswerks «The rise of the Dutch republic» (3 Bde., Lond. u. Neuyork). Sie wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, erlebte rasch mehrere Auflagen und ward sehr bald ins Französische, ins Holländische und ins Deutsche («Der Abfall der Niederlande und die Entstehung des holländ. Freistaats», 3 Bde., Dresd. 1857—60) übersetzt. In seinen Quellenstudien auch für den Geschichtsforscher wichtig, gewann das Buch die Gunst des Publikums durch seinen glänzenden Stil. In der Fortsetzung des Werks, welche als «History of the United Netherlands from the death of William the Silent to the Synod of Dort» (4 Bde., Lond. 1860—67) erschien, finden sich alle Vorzüge der frühern in erhöhtem Maße wieder; namentlich sind die Untersuchungen M.'s über die Geschichte der span. Armada von hoher Wichtigkeit. Inzwischen war M. im März 1861 zum amerik. Gesandten in Wien ernannt worden, bekleidete diesen Posten bis Febr. 1867, wurde im Juni 1869 zum Gesandten in London ernannt, jedoch bereits im Nov. 1870 zurückberufen. Seitdem lebte er vorzugsweise in England und veröffentlichte dort «The life and death of John of Barneveld» (2 Bde., Lond. 1874). M. starb zu London 29. Mai 1877.

Motoren (lat.) nennt man diejenigen natürlichen oder künstlichen Einrichtungen, durch welche Naturkräfte aufgenommen und in den Stand gesetzt werden, auf andere Körper dauernd und regelmäßig bewegend einzuwirken. Zu den natürlichen oder belebten M. gehören Menschen und Thiere, jedoch im technischen Sinne nur insofern, als die durch die Muskelthätigkeit derselben erzeugten Bewegungen bestimmten, im voraus bezeichneten gewerblichen Zwecken dienen. Von den künstlichen oder unbelebten M. sind die wichtigsten die Wasserräder, Wassersäulenmaschinen, die Windräder, die Dampfmaschinen, die Heißluft- und Gasmaschinen und die

Digitized by Google

elektromagnetischen Maschinen. Die in diesen M. zur Thätigkeit oder Entfaltung gelangenden Naturkräfte erscheinen immer als an gewisse Substanzen gebunden, die man wol selbst zuweilen als M., richtiger aber als motorische Substanzen bezeichnet. Eine rationelle Gruppirung der M. wird jedoch nicht nach diesen Substanzen, wie der Sprachgebrauch thut, erfolgen dürfen, vielmehr nach der Natur und Wirkungsweise der bewegenden Kräfte selbst geschehen müssen. Diese motorischen Kräfte sind: die Contractionsfähigkeit der Muskeln bei den belebten M., die Anziehungskraft der Erde, die lebendige Kraft in Bewegung befindlicher Körper, die Spannkraft erwärmter Gase und Dämpfe, die Elasticität fester Körper, die Anziehungskraft der durch den elektrischen Strom vorübergehend hergestellten Magnete u. v. a. bei den unbelebten M.; für diese den menschlichen und thierischen Kräften gegenüberstehenden Naturkräfte braucht man oft den Collectivnamen **Elementarkräfte** oder **elementare Betriebskräfte**. Der fortschreitende Ersatz jener durch diese ist eins der wichtigsten Momente in der Culturentwickelung der Neuzeit. Zur Geschichte der M. gehört die Auffindung des Perpetuum-mobile (s. d.).

Motril, Stadt (Ciudad) in der span. Provinz Granada, liegt 2 Kilom. vom Meere und 3 Kilom. nordöstlich von der Mündung des Guadalfeo am Nordende einer herrlichen, mit Baumwoll-, Zuckerrohr-, Mais- und Batatenfeldern bedeckten Ebene (Vega) und am Fuße des rebenbedeckten Mogalete. Sie besitzt mehrere Kirchen und Klöster, zählt 12,850 E., die hauptsächlich Ackerbau und einigen Handel treiben, und ist Ausgangspunkt einer Straße nach Granada.

Motten bilden unter den Kleinschmetterlingen (Microlepidoptera) eine besondere Gruppe von sehr kleinen Schmetterlingen, die auf den ersten Blick unansehnlich, bei genauerer Betrachtung nicht selten die feinsten Zeichnungen und einen an Gold und Silber erinnernden Farbenglanz gewahren lassen. Die Vorderflügel sind mit langem Fransensaume besetzt, die Hinterflügel breiter, in der Ruhe gefaltet und um den schlanken Leib gerollt. Die sehr kleinen Raupen haben ein madenartiges Ansehen, meist 16 Beine und verpuppen sich zwischen einem Gespinst oder leben auch öfters in einem Gehäuse, welches sie aus zernagten Pflanzen- und Thierstoffen zusammenkleben und mit sich herumschleppen. Manche leben zwischen der Ober- und Unterhaut der Pflanzenblätter und fressen Gänge in denselben (Minirraupen). Die ausgebildeten M. (Schmetterlinge) sind zwar nicht schädlich, aber um so mehr ihre Raupen, welche sich theils in wollenen Kleidern, Pelzwerk, Tapeten, Federn u. s. w., theils in Getreidekörnern und auf Pflanzen aufhalten. Zu den erstern gehört die **Pelzmotte** oder **Haarschabe** (Tinea pellionella), die **Kleidermotte** (T. sarcitella) und die **Tapeten-** oder **Kutschenmotte** (T. tapezella), deren Raupen in Haarfutteralen leben; zu den letztern die **Kornmotte** oder der **weiße Kornwurm** (T. granella). Untrügliche Mittel gegen die zuerst genannten M. gibt es nicht; nur unablässige Aufmerksamkeit, häufiges Lüften, Klopfen und Sonnen können die bedrohten Gegenstände schützen. Naturhistor. Sammlungen sucht man durch Arsenik gegen M. zu schützen. Die Kornmotte greift nur aufgespeichertes Getreide an und kann nur durch häufiges Wenden, Tödten der Schmetterlinge und Verstreichen aller Ritzen mit Kalk und Theer vertilgt werden. Im Wachse der Waben der Honigbiene lebt die von den Bienenzüchtern sehr gefürchtete **Bienenmotte** oder **Honig-** oder **Wachsschabe** (Galleria cereana). Die auf Obst- und Zierbäumen lebenden zahlreichen Mottenarten, unter welchen besonders die **Apfelmotte** (Tinea cognatella) häufig ist, sind leicht durch Entfernung der Raupengespinste zu beseitigen. Vgl. Stainton, «The natural history of the Tineina» (13 Bde., Lond. 1855—73).

Motto (ital.), soviel als Sinn- oder Denkspruch, nennt man vorzugsweise eine ausgewählte sinnreiche Stelle eines Schriftstellers, welche zur Andeutung des Inhalts oder der Richtung irgendeiner Schrift dem Ganzen vorgesetzt wird.

Mouchard nennt man in Frankreich spottweise die Polizeispione, welche die Regierung zur Erforschung polit. Gesinnungen und Anschläge absendet. Im Munde des Volks ist daher dieser Name überhaupt ein Schimpfwort geworden und bedeutet soviel als Schuft. Einige leiten das Wort von einem gewissen Mouchy her, dem zur Zeit der kath. Ligue in Frankreich unter dem Titel eines «Inquisiteur de la foi» die Ausspürung der Ketzer übertragen war. Andere behaupten, M. sei aus mouche, d. i. Fliege, entstanden, weil die Spione die, welche sie aushorchen, wie Fliegen umschwärmen. Der berüchtigte Pater Joseph, Vertrauter des Cardinals Richelieu, gab zuerst den Rath, daß M. von der Polizei angestellt werden möchten.

Moucheron (Frederik de), einer der besten niederländ. Landschaftsmaler, geb. zu Edam 1633, genoß in der Malerei den Unterricht Jan Asselyn's, ging dann nach Paris und ließ sich später in Antwerpen nieder, wo er 1686 starb. M. war ein treuer Beobachter der Natur. Die Figuren in seinen Landschaften malten ihm Helmbreker und Adrian van der Velde. Im

Digitized by Google

amsterdamer Museum findet sich auch ein von M. radirtes Blatt. — Sein Sohn, Isaak M., genannt Ordonanz (wegen seines Geschmacks in der Anordnung), geb. zu Amsterdam 1670, ebenfalls als Maler und als Kupferstecher ausgezeichnet, besuchte seit 1694 Italien und kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück, wo er 1744 starb. Seine Bilder, deren mehrere die Galerie in Dresden bewahrt, sind mit leichtem, duftigem Pinsel gemalt und haben ein warmes Colorit. Auch radirte er viele Blätter, unter anderm nach Poussin.

Mouches volantes, s. Gesichtstäuschungen.

Moufang (Christoph), kath. Theolog und einer der Führer der Ultramontanen, geb. 12. Febr. 1817 zu Mainz, studirte zu Bonn Medicin, darauf zu Bonn und München Theologie, trat 1838 ins bischöfl. Seminar zu Mainz und erhielt 19. Dec. 1839 die Priesterweihe. Er wurde 1851 Regens und Professor der Moral und Pastoraltheologie am Seminar zu Mainz, 1854 Domkapitular und bischöflich geistlicher Rath, 1855 Rath am bischöfl. Officialat und trat 1862 als Vertreter des Bischofs von Mainz in die Erste hess. Kammer ein, wo er sich als einer der thatkräftigsten Vertreter strengkath. Grundsätze und der eifrigsten Beförderer der Kirchenpolitik des Bischofs Ketteler (s. d.) hervorthat. Im J. 1868 als Consulator zu den Vorarbeiten des Vaticanischen Concils berufen, gehörte M. zu den Gegnern des Unfehlbarkeitsdogmas, verließ Rom vor der Verkündigung desselben, unterwarf sich aber nachher und wirkt mit großem Eifer im Sinne desselben. Von 1871—73 war M. für den Wahlkreis Mayen-Ahrweiler, von 1874—77 für den Wahlkreis Mainz Mitglied des Deutschen Reichstags, wo er sich der Partei des Centrums anschloß und mit Entschiedenheit die deutsche Kirchenpolitik bekämpfte. Im Frühjahr 1877 kam er in Mainz zur engern Wahl, unterlag aber gegen den liberalen Candidaten Oechsner. Außer verschiedenen polemischen Schriften veröffentlichte er: «Actenstücke betreffend die Jesuiten in Deutschland» (Mainz 1872). Im Verein mit Heinrich redigirt er den zu Mainz erscheinenden «Katholik».

Mouflon oder Mufflon (Ovis Musimon) ist eine Schafart, welche ehedem vielleicht über ganz Südeuropa verbreitet war, jetzt aber nur noch auf Corsica und Sardinien angetroffen wird, wo diese Thiere Muffione heißen. Der M. bewohnt die höchsten Rücken der dortigen kahlen Gebirge, lebt in Heerden von 100 und mehr Stücken zusammen und hat in seiner Lebensweise viel Aehnlichkeit mit der Ziege. Er ist scheu, gewandt im Klettern, wild und unbändig, im allgemeinen gelb gefärbt, theils in Kastanienbraun, theils in Grau übergehend, der Rückenlinie entlang dunkler, am Kopfe aschgrau, an der Schnauze, am Bauche, an den innern Seiten der Glieder und am Rande des Schwanzes rein weiß. Seine Länge beträgt 1 Mt. und die Schulterhöhe 70 Ctmt. Die Hörner sind nur bei dem Bocke entwickelt, halbmondförmig gebogen, an der Wurzel dreikantig, gerunzelt, mit Querringen versehen und 50—55 Ctmt. lang, die Füße lang und kräftig. Der Körper ist stark und das Profil sehr stark gewölbt. Das Fleisch wird dem des Rothwildes vorgezogen, das Fell zu Decken und Leder verarbeitet, und aus den Därmen werden sehr gute Saiten verfertigt.

Moulins oder Moulins-sur-Allier, die Hauptstadt des franz. Depart. Allier und des ehemaligen Herzogthums Bourbonnais, in einer fruchtbaren Ebene, 227 Mt. über dem Meere, am rechten Ufer des Allier, 313 Kilom. südlich von Paris an der Orléansbahn und der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn gelegen, ist Sitz eines Bischofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, sowie einer Ackerbaukammer und zählt (1872) 20,385 E. Bemerkenswerthe Gebäude sind die 1468 als Collegiatkirche gegründete Kathedrale Notre-Dame, deren Ausbau 1871 vollendet wurde; ferner das neue, mit Säulen geschmückte Stadthaus, der Justizpalast (ehemals Jesuitencollegium), die Präfectur, das Theater, das Gebäude des Lyceums, eines ehemaligen Klosters der Filles de la visitation (in dessen Kirche sich das schöne Mausoleum des letzten Connétable von Montmorency befindet, den Richelieu in Toulouse hinrichten ließ); die Museen und die 1770—1848 erbauten Cavalleriekasernen. Von dem 1530 erbauten Schlosse der Herzoge von Bourbonnais ist nur noch ein viereckiger Thurm (la Mal-Coiffée) übrig, der als Gefängniß dient. Die 1750—63 über den Allier geführte Brücke ist eine der schönsten in Frankreich, 300 Mt. lang, 14 Mt. breit, mit 13 Bogen von 20 Mt. Spannung. Die Stadt besitzt, außer dem Lyceum, eine Realschule, eine höhere Industrieschule, ein Priester- und ein Lehrerseminar, eine Bibliothek von mehr als 24,000 Bänden, ein für die Geschichte von Bourbonnais wichtiges Archiv, Museen für Archäologie, Geologie, Gemälde und Kupferstiche, Gesellschaften für Künste und Wissenschaften, für Medicin, für Acker- und Gartenbau u. s. w. Die Industrie beschäftigt sich jetzt hauptsächlich mit Woll- und Baumwollspinnerei, Seidenweberei, Gerberei, Brauerei und

Digitized by Google

Fabrikation von Darmsaiten, von Drainageröhren und Barytpräparaten. Handel wird mit Getreide, Wein, Stein- und Holzkohlen getrieben. M. hat seinen Namen, gleich 21 andern Orten Frankreichs, von den Mühlen, die es bei seiner Gründung umgaben.

Mounier (Jean Joseph), berühmtes Mitglied der franz. Nationalversammlung, geb. 12. Nov. 1758 zu Grenoble, studirte die Rechte und kaufte sich 1783 zu Grenoble ein Richteramt, das er mit Auszeichnung verwaltete. Als sich 1788 die Stände der Dauphiné eigenmächtig versammelten, wählten diese M. zu ihrem Generalsecretär, und bei der Berufung der Reichsstände im folgenden Jahre mußte derselbe im Auftrage der Stände die Instructionen für die Deputation der Dauphiné entwerfen, die auf eine constitutionelle Verfassung gerichtet waren. Nachdem M. selbst zum Deputirten erwählt worden, veröffentlichte er die Schriften: «Nouvelles observations sur les états généraux» (Grenoble 1789) und «Considérations sur le gouvernement et principalement sur celui qui convient à la France» (1789), in welchen er als Freund der brit. Verfassung die Vortheile des Zweikammersystems auseinandersetzte. M. galt anfangs als der wärmste Vertheidiger der Volkssache. Auf seinen Antrag erklärten sich die Reichsstände zur Nationalversammlung, und man wählte ihn in das Comité, welches die neue Verfassung entwerfen sollte. Bald sah sich jedoch M. von der Bewegung überflügelt. Schon als die Versammlung das Zweikammersystem mit dem absoluten Veto verwarf, trat er aus dem Comité und schloß sich den Monarchisten an. In der stürmischen Nacht vom 4. Aug. erhob er sich eifrig gegen die Verletzung der Eigenthumsrechte. Dennoch wurde er 29. Sept. 1789 zum Präsidenten erwählt, als welcher er bei den Ereignissen vom 5. und 6. Oct. viel Energie zeigte. Infolge des Beschlusses, die Versammlung nach Paris zu verlegen, reichte er indeß 8. Oct. seine Entlassung ein und betrieb nun in der Dauphiné eine Versammlung der Provinzialstände. Die Nationalversammlung untersagte diese Schritte, und M. sah sich genöthigt, nach Savoyen und von da in die Schweiz zu entweichen. Damals gab er seine berühmte Schrift: «Recherches sur les causes qui ont empêché les Français de devenir libres» (2 Bde., Genf 1792; deutsch von Gentz, 2 Bde., Berl. 1794), heraus. Nachdem er 1793 eine Reise nach London unternommen, ging er mit seiner Familie nach Sachsen-Weimar. Hier errichtete er auf dem Schlosse Belvedere, das ihm der Herzog einräumte, eine blühende Unterrichtsanstalt. Nach der Revolution vom 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück, wo ihn Bonaparte zum Präfecten im Depart. Ille-et-Villaine und später zum Staatsrath ernannte. M. starb jedoch schon 26. Jan. 1806. Von seinen Schriften verdient noch Erwähnung: «De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminés sur la révolution de France» (Tüb. 1801; neue Aufl., Par. 1821). — Claude Edouard Philippe M., des Vorigen Sohn, geb. 2. Dec. 1784 zu Grenoble, trat 1806 als Auditeur in den Staatsrath ein und versah 1807 und 1808 in Deutschland mehrfach das Amt eines Intendanten. Im J. 1809 ernannte ihn Napoleon zum Cabinetssecretär, in welcher Eigenschaft er denselben auf den Feldzügen begleitete. Zugleich erhielt er den Baronstitel mit einer Dotation in Schwedisch-Pommern. Im J. 1812 wurde er Requêtenmeister und 1813 Intendant bei dem Bauwesen. Diese letztere Stelle, in welcher ihn Ludwig XVIII. bestätigte, behielt er bis zur Julirevolution. Auch berief ihn Ludwig XVIII. 1815 in den Staatsrath und 1817 in die Commission für die Liquidation der auswärtigen Kriegsentschädigungen. Nachdem er 1819 zum Pair erhoben worden, wurde er 1820 Generaldirector der Polizei und der Departementalverwaltung. Dieses Amt legte er jedoch unter dem Ministerium Villèle nieder. Erst unter der Verwaltung Martignac's betheiligte er sich wieder an den Staatsgeschäften. Nach der Julirevolution zog er sich aus dem Staatsrathe zurück. Er starb zu Passy 11. Mai 1843.

Mount-Everest, der höchste bekannte Berg der Erde, s. Gaurisankar und Himalaja.

Moussiren wird hauptsächlich von alkoholischen Getränken gesagt, welche die durch große Quantitäten von absorbirter Kohlensäure erzeugte Eigenschaft besitzen, beim Oeffnen der Flasche zu perlen und zu schäumen. So moussiren Champagner, Biere u. s. w., wenn sie, ehe die Gärung vollendet und sich aller Zucker zersetzt hat, in Flaschen gasdicht verschlossen werden. Man bedient sich des Ausdrucks M. auch bei kohlensäurehaltigen Mineralwässern und Getränken.

Moussons, periodische Winde im Chinesischen Meere, s. Monsuns.

Moustille nennen die Weinhändler den Zustand einer fortdauernden Kohlensäure-Entwickelung oder eines leichten Petillirens, welchen viele Weine während des ersten Jahres zeigen und wodurch sie ebenso angenehm schmecken, als leicht berauschen.

Mouton (Georges), Graf von Lobau, franz. Marschall, geb. 21. Febr. 1770 zu Pfalzburg in Lothringen, war für den Handelsstand bestimmt, trat aber 1792 in ein Bataillon

Digitized by Google

Freiwilliger, bei welchem er durch riesenhafte Gestalt und großen Muth Aufsehen erregte. Er stieg bald zum Lieutenant und Hauptmann auf. Im J. 1793 wählte ihn der gelehrte General Meusnier, der die Moselarmee commandirte, zu seinem Adjutanten. Nach dessen Tode trat M. 1796 in die Armee von Italien. Im J. 1798 wurde er Adjutant des Generals Joubert, der nach Bonaparte's Abgange das Heer in Italien befehligte. Als die franz. Truppen nach Genua zurückgedrängt wurden, leistete er als Oberst eines Regiments wichtige Dienste. Im Frühjahre 1805 ernannte ihn Napoleon im Lager zu Boulogne zum Brigadegeneral und bald nachher zu seinem Adjutanten. In dieser Eigenschaft begleitete er den Kaiser in den Feldzügen von 1805—7. Nach dem Frieden von Tilsit wurde er zum Divisionsgeneral und Generalinspector der Infanterie erhoben. Am 6. Dec. 1807 erhielt er den Befehl über das Beobachtungscorps an den Pyrenäen. Im folgenden Jahre führte er eine Division im Heere Bessières' in Spanien und nahm 14. Juli Medina del Rio Secco. Nachdem er 10. Nov. in das Corps Soult's getreten, schlug er die Spanier bei Germonal. So bahnte er die Einnahme von Burgos an und den Weg nach Madrid. Im Feldzuge von 1809 zum Heere nach Deutschland berufen, drang er 21. April mit dem 17. Infanterieregiment über die brennende Isarbrücke bei Landshut und verhinderte so die Vereinigung des Generals Hiller mit dem Erzherzog Karl, worauf Napoleon den Sieg bei Eckmühl erfocht. Der Heldenmuth, den M. in der Schlacht bei Aspern 21. Mai bewies, trug wesentlich bei zur Rettung des großentheils auf der Insel Lobau zusammengedrängten franz. Heeres und brachte ihm den Titel eines Grafen von Lobau. Im russ. Feldzuge von 1812 leitete er an des Kaisers Seite als Aide-Major-General die Bewegungen der ungeheuern Infanteriemassen. Auf dem Rückzuge war er einer der wenigen, die Napoleon zur Organisation eines neuen Heers nach Frankreich begleiteten. Im Feldzuge von 1813 kämpfte er bei Lützen und Bautzen; nach der Schlacht bei Kulm übernahm er den Befehl über die Trümmer des geschlagenen Corps. Mit dem Marschall Gouvion St.-Cyr in Dresden eingeschlossen, gerieth er bei der Capitulation desselben in österr. Gefangenschaft. Erst nach dem Pariser Frieden wurde er freigelassen und lebte nun ohne Anstellung. Während der Hundert Tage erhob ihn der Kaiser zum Pair und gab ihm das Commando der 1. Militärdivision. In der Schlacht bei Waterloo befehligte er auf dem rechten Flügel das 6. Armeecorps und fiel zuletzt in die Hände der Engländer. Zunächst wurde er verbannt und lebte bis 1818, wo er die Erlaubniß zur Rückkehr empfing, in Belgien. Im J. 1828 wurde M. vom Depart. Meurthe in die Kammer gewählt. Während der Revolution von 1830 gehörte er zu der Municipalcommission, welche dem Herzog von Orléans die öffentliche Gewalt überlieferte. Er wurde dafür zum Pair erhoben, und 26. Dec. gab ihm der König Ludwig Philipp an Lafayette's Stelle den Befehl über die Nationalgarde in Paris. Am 30. Juli 1831 empfing er für die Dienste, die er der neuen Dynastie geleistet, den Marschallsstab. Er starb zu Paris 27. Nov. 1838. In seiner Vaterstadt Pfalzburg wurde ihm eine bronzene Statue gesetzt. Vgl. Rouval, «Vie du maréchal comte de Lobau» (Par. 1838).

Mouzon, Stadt im Arrondissement Sedan des franz. Depart. Ardennen, am rechten Ufer der Maas und an der Localbahn Lerouville-Sedan, 17 Kilom. südöstlich von Sedan, hat Tuch- und Lederfabrikation und zählt (1872) 2106 E. Bei M. wurde 30. Aug. 1870 Mac-Mahon am Abend nach der verlorenen Schlacht von Beaumont vom 4. preuß. Armeecorps, unterstützt von königl. sächs. Regimentern und einer bair. Brigade, über die Maas zurückgeworfen.

Möven (Laridae), eine Familie der Schwimmvögel, die sich von den übrigen durch sehr lange und spitzige Flügel, dreizehige, mit einer freien Hinterzehe versehene Schwimmfüße, einen seitlich sehr zusammengedrückten, scharfschneidigen, bisweilen leicht gekrümmten Schnabel, die Befiederung der Zügel- und Kehlgegend und die in freien Nasengruben sich öffnenden Nasenlöcher unterscheidet. Die M. sind durch große Flugkraft ausgezeichnet, leben meist an den Seeküsten, wo sie als sehr gesellige Vögel gemeinsame Brüteorte haben, nähren sich von Mollusken und Fischen und erhaschen ihre Beute an der Oberfläche des Wassers hinstreifend und auch auf geringe Tiefe tauchend. Zu ihnen gehören die durch ihre eigenthümliche Schnabelbildung ausgezeichneten Scherenschnäbel (Rhynchops), von welchen eine Art das innere Afrika, eine andere die Küsten des gesammten Amerika bewohnt; die Seeschwalben (Sterna), deren zahlreiche Arten an allen Küsten, besonders aber in den nordischen Meeren in großen Schwärmen sich vorfinden, und die weit größern, eigentlichen M. (Larus), die sich durch einen gerade abgestutzten Schwanz und die hakig herabgebogene Spitze des Oberkiefers auszeichnen. Von der deutschen Nordküste bis zum Eismeer ist die Mantelmöve (L. marinus) verbreitet, welche die Größe einer kleinen Gans erreicht, einen gelben Schnabel und fleischfarbene Füße

Digitized by Google

hat und viel Gefräßigkeit zeigt. Ihre Federn werden im Norden gesammelt und in den dortigen Haushaltungen verwendet. Zu den zahlreichen kleinern Arten gehört die Lachmöve (L. ridibundus), welche die nordischen Meere beider Halbkugeln und das Innere der Festländer bewohnt und in Europa sich bis Ungarn, Italien und zum Schwarzen Meere ausbreitet, wo sie sich an den Flüssen und Seen aufhält. Sie macht sich durch ihr weithin hörbares krähenartiges Geschrei bemerkbar, ist außerordentlich unruhig, fliegt leicht und gewandt und ist die gemeinste Art. Ihr Schnabel und ihre Füße sind roth. Ihr Fleisch ist, wie das aller übrigen M., thranig; doch wird das der jungen M. gegessen. Die Federn dienen zum Ausstopfen der Betten. Den höchsten Grad der Ausbildung erreicht die räuberische Natur der M. in der Gattung Raubmöve (Lestris), deren Arten andern geschickt und fleißig fischenden Seevögeln ihre Beute abjagen, indem sie denselben durch Flügelschläge und Schnabelhiebe so lange zusetzen, bis sie den Fisch, auch wenn sie ihn schon verschluckt haben sollten, wieder von sich geben und fallen lassen. Zu dieser Gattung gehört die Schmarotzer-Raubmöve oder Struntmöve (L. parasitica), welche an den deutschen Küsten nicht selten ist.

Movers (Franz Karl), ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiete des phöniz. und biblischen Alterthums, geb. 17. Juli 1806 zu Koesfeld in Westfalen, erhielt seit 1816 seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Essen, später seit 1825 zu Münster, wo er sich 1825—29 dem Studium der orient. Sprachen und der Theologie widmete. Im Sept. 1829 zum Presbyter geweiht, war er 1830—33 als Vicar zu Rath bei Deutz, 1833—39 als Pfarrer zu Berkum bei Godesberg angestellt. Die Muße, die ihm die Amtsgeschäfte übrig ließen, benutzte er zu apologetischen und kritischen Arbeiten, unter denen die «Kritischen Untersuchungen über die alttestamentliche Chronik» (Bonn 1834) und «De utriusque recensionis vaticiniorum Jeremiae indole et origine» (Hamb. 1837) große Anerkennung fanden. M. folgte 1839 einem Rufe für die Professur der alttestamentlichen Theologie in der kath. Facultät zu Breslau, die er seitdem ununterbrochen bekleidete. Er starb daselbst 28. Sept. 1856. Sein Hauptwerk sind «Die Phönizier», deren erster Band die «Untersuchungen über die Religion und die Gottheiten der Phönizier» (Bresl. 1840) umfaßt, während der zweite Band den Titel «Das phöniz. Alterthum» (Thl. 1: «Polit. Geschichte», Berl. 1849; Thl. 2: «Geschichte der Colonien», 1850; Thl. 3: «Handel und Schifffahrt», 1856) führt. Zur Vervollständigung und Erläuterung desselben dienen «Phöniz. Texte» (Thl. 1: «Die punischen Texte im Poenulus des Plautus», Bresl. 1845; Thl. 2: «Das Opferwesen der Karthager», Bresl. 1847). Eine Uebersicht seiner Forschungen über das phöniz. Alterthum hat er in dem Artikel «Phönizien» in Ersch und Gruber's «Allgemeiner Encyklopädie» (Section 3, Bd. 24, Lpz. 1848) gegeben.

Moxa (span.), Brennkegel, nennt man einen kleinen, aus leicht brennbaren Stoffen (Baumwolle, Feuerschwamm) geformten Kegel oder Cylinder, welcher auf der Haut verbrannt wird. Man bezweckt dadurch bei Gicht, chronischem Rheumatismus u. s. w. eine Ableitung von den tieferliegenden Theilen nach der äußern Haut, indem schon der durch den Brand verursachte Reiz diesem Zwecke entspricht und dann die verletzte Stelle gewöhnlich nach Belieben längere oder kürzere Zeit in Eiterung erhalten werden kann. In ihrer Wirkung gleicht die M. dem Glüheisen (Kauterien), doch wird sie gegenwärtig nur noch wenig benutzt.

Moys, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Landkreis Görlitz, an der niederschlesisch-märkischen Bahnlinie Görlitz-Lauban, ist bekannt wegen des Ueberfalls, den der österr. General Nadasdy mit 20,000 Mann und 24 schweren Geschützen im Frühnebel des 7. Sept. 1757 gegen das auf dem Holzberge verschanzte Lager des preuß. Generals Winterfeld (s. d.) ausführte, wobei letzterer tödlich verwundet wurde, sodaß er am folgenden Tage starb. Durch diesen Unfall verlief das Treffen, das bereits eine für die Preußen günstige Wendung genommen hatte, zuletzt für die Oesterreicher siegreich. Auch der in der Nähe lagernde Herzog von Bevern, den ein österr. Corps durch die Besetzung Bautzens von Sachsen und der Elbe abgeschnitten hatte, mußte nunmehr den Rückzug nach Schlesien antreten.

Mozambique oder Moçambique (Mosambik) heißt ein portug. Generalgouvernement auf der Ostküste Südafrikas, gegenüber der Insel Madagascar und von dieser durch den 1700 Kilom. langen und 400—888 Kilom. breiten Kanal von M. getrennt, welcher durch die besonders bei Nordostmonsun sehr heftige, nach Süden gerichtete Mozambiqueströmung für die Schifffahrt sehr gefährlich ist. Zwischen Zanzibar und Kaffraria gelegen, erstreckt sich das Land vom Cap Delgado (10° 41′ südl. Br.) und dem Flusse Rovuma oder Luvuma bis zur Delagoabai (26° südl. Br.), im Innern (nach den von den Portugiesen beanspruchten Grenzen) bis zur Mündung des Kafue in den Zambesistrom (fast 45° östl. L.) und hat ein Areal von

Digitized by Google

991,150 QKilom., von dem jedoch nur ein kleiner Theil den Portugiesen wirklich unterworfen ist. Die Einwohnerzahl ist sehr gering (officiell 300,000 Seelen). Das Generalgouvernement wird durch den Zambesi (s. d.) in zwei Hauptländer, das eigentliche M. im Norden, und Sofala im Süden, getheilt. Der Küstensaum ist größtentheils sehr flach, von Riffen und kleinern Inseln begleitet, ohne geschlossene Baien, mit nur wenigen guten Häfen. Dies sowie verschlämmte Flußmündungen, Sandbänke und Untiefen, heftige Brandungen und Strömungen machten die Küste den Seefahrern zu allen Zeiten sehr gefährlich. Die Küstengegend zeigt sich theils öde, hin und wieder mit Mimosengebüsch bedeckt, theils als ausgedehntes Sumpfland mit dichten Urwaldungen, welche Büffel, Elefanten, Rhinoceronten und Raubthiere aller Art bewohnen, während Krokodile und Hippopotamen die Flüsse erfüllen. Doch fehlt es auch nicht an cultivirten Küstenstrecken, die reiche Ernte geben. Im Westen des flachen Küstenlandes erhebt sich, als ein Theil des Ostrandes von Südhochafrika, ein breites Plateau mit aufgesetzten, der Küste parallel ziehenden Berggruppen und Bergketten. Das Furagebirge besteht aus einer Reihe von Tafelbergen, die kaum 650 Mt. Seehöhe erreichen und eine prächtige Landschaft mit ungeheuern Waldungen bilden. An der äußersten Westgrenze des Landes erhebt sich das Hochland der Matuka. Bedeutendere Erhebungen hat man bisjetzt nur im Norden des Zambesi, kurz vor dessen Eintritt ins Tiefland gefunden. Es ist dies das etwa 900 Mt. hohe Plateau- und Bergland, in welches die Seebecken des Njassa und Schirwa sowie das tiefe Thal des Schire, der aus dem Njassa in den Zambesi fließt, eingesenkt sind. Von den zahlreichen Flüssen ist nur der Zambesi von Wichtigkeit; aber auch dieser ist wegen seiner Stromschnellen und großen Wasserfälle für den Verkehr ungeeignet. Ebenso ist der Schire wegen der Murchison-Kataraкte nicht bis zum Njassa fahrbar. Das Klima des Landes ist ungemein heiß. Die Regenzeit dauert vom November bis April, wird aber von einer Pause der Trockenzeit im December und Januar unterbrochen. Mit der Verdunstung des Wassers verbreitet sich die Fieberluft, und nur in den höhergelegenen Gegenden erfreut man sich eines gesündern Klimas. Die afrik. Pflanzen- und Thierwelt entfaltet sich in M. in der üppigsten Fülle. Die meisten tropischen Ackerfrüchte gedeihen; die Baumwollstaude liefert ein vortreffliches Product; die Waldungen geben werthvolle Hölzer; Meer und Flüsse sind reich an Fischen und Schildkröten. Handelsgegenstände sind Thierfelle und Elfenbein. Die Ausbeute an Gold ist gering, dagegen finden sich Kupfer und Eisen, sowie am Zambesi mächtige Lager vortrefflicher Steinkohlen.

Die einheimische Bevölkerung gehört der Sprache nach zur großen Familie der Kaffern; doch wird unter den verschiedenen Stämmen von Süden gegen Norden der echte Negertypus mehr und mehr vorherrschend. Im Innern des eigentlichen M. wohnen die Makua, südlich von diesen am Zambesi die Mororo, am Schire die Mangandscha, an der südl. Hälfte des Njassasees die Njassaleute, ein zahlreiches und friedliches, aber durch die jährlichen Sklavenjagden insbesondere mishandeltes Volk; auf dem Hochlande im Westen des Sees die Marawi. Die zahlreichen Stämme am Zambesi oberhalb der Lupatastufe bildeten einst das große Reich Mwanamotapa oder Monomotápa, eine Negerconföderation, die sich in der Mitte des 18. Jahrh. aufgelöst hat. Weiter im Süden ist das Land jetzt den Kaffern preisgegeben, die zum Theil auch nordwärts über den Zambesi gedrungen sind und durch blutige Raubzüge die Njassaleute heimsuchen. Die Portugiesen ergriffen unter Vasco de Gama 23. Jan. 1498 Besitz an einer der Zambesimündungen und dehnten hierauf, durch die Häfen und den Ruf des Goldreichthums gelockt, ihre Herrschaft an der Küste und am Zambesi immer weiter aus. Gegenwärtig haben die von ihnen besetzten Küstenpunkte nur noch als Stationen für den ind. Handel einige Wichtigkeit. Das Klima ist für die Europäer so verderblich, daß alle Versuche, dauernde Niederlassungen von Weißen hier zu gründen, gescheitert und die portug. Niederlassungen fast nur Verbannungsorte sind. Die dahin geschickten Soldaten (1420 Mann), ja selbst die Beamten, mit Ausnahme der Gouverneure, sind größtentheils deportirte Sträflinge. Bei allem Reichthum an Producten befindet sich die ganze Colonie, ihre Verwaltung und ihr Handel in der allertraurigsten Verfassung. Ein von der portug. Krone ernannter Generalgouverneur und ein Secretär führen die Verwaltung und werden durch eine Junta unterstützt. Unter dem Generalgouverneur stehen nach dem portug. Staatshandbuch sechs Untergouverneure für die einzelnen Districte, nämlich im Inseldistrict Capo-Delgado, in Quillimane, Tete, Sofala, Inhambana und Lourenzo-Marquez an der Delagoabai. Die Einnahmen beliefen sich 1875—76 auf 247,713, die Ausgaben auf 249,954 Milreis (zu 4 Mark 45 Pf.). — Die Hauptstadt M., nahe der Küste auf einer kleinen Koralleninsel, die ungesund und ohne Trinkwasser, ist Sitz des Generalgouverneurs und Mittelpunkt des Handels, der hauptsächlich auf arab. Schiffen nach Indien

getrieben wird. Der Ort hat eine sichere Hafenbai, drei Forts, zwei Kirchen und drei kleine Kapellen, ein großes steinernes Gouverneurpalais, ein Hospital, ein Gefängniß, Waarenhäuser und zählt 8—9000 E.; 1849 gab es hier 7000 Sklaven, 270 Christen (doch nur wenige Europäer), 1150 Araber und 102 ind. Banianen.

Mozaraber oder Mostaraber (entstanden aus der arab. Participialform mustariba), d. i. Fremdlinge unter den Arabern oder unechte Araber, hießen ursprünglich die arab. Stämme, welche nicht in reiner Linie von dem Stammvater Kachtan abstammten, später die Christen in Spanien zur Zeit der arab. Herrschaft, um sie von den wirklichen Arabern zu unterscheiden. Mit Rom in fast gar keiner kirchlichen Verbindung, hatten sie die alte goth. Liturgie, die deshalb auch die mozarabische Liturgie genannt wurde, beibehalten, bis Gregor VII. dieselbe abschaffte und ihnen dafür die römische aufdrang.

Mozart (Joh. Chrysostomus Wolfgang Amadeus), einer der größten deutschen Tonkünstler, geb. 27. Jan. 1756 zu Salzburg, wo sein Vater Leopold (geb. zu Augsburg 14. Nov. 1719, gest. 28. Mai 1787) Vicekapellmeister war. Schon im vierten Jahre offenbarten sich seine außerordentlichen Anlagen für Musik. Als er sechs Jahre alt war, führte ihn der Vater mit seiner Schwester Maria Anna (geb. 1751, gest. 1829), welche ebenfalls hervorragendes Talent besaß, nach München und Wien, wo bei Hofe und in der vornehmen Welt die wunderbare Virtuosität und die liebenswürdige Unbefangenheit des Knaben gleich theilnehmende Bewunderung fand. Nach seiner Heimkehr lernte er mit gleicher Schnelligkeit auch Violine und Orgel spielen und verstand auch im Gesang eigene Compositionen angemessen vorzutragen. Mit beiden Kindern trat der Vater 1763 eine Kunstreise an, welche ihn durch die Hauptorte Süddeutschlands nach Paris, 1764 nach London, im folgenden Jahre nach Holland führte, von wo sie über Paris und durch die Schweiz gegen Ende 1766 nach Salzburg zurückkehrten. Diese Reise hatte dem Knaben nicht allein als einem vielseitigen Virtuosen die glänzendsten Triumphe bereitet, sondern die Gelegenheit, die mannichfaltigsten Bildungselemente auf sich wirken zu lassen, hatte unter der aufmerksamen Leitung des Vaters die Anlagen des Knaben zu einer staunenswerthen Reife gezeitigt. Er hatte nicht allein während dieser Zeit drei Hefte Klaviersonaten drucken lassen, sondern führte in seinen Concerten, abgesehen von den Improvisationen, welche die größte Bewunderung hervorriefen, nur eigene Compositionen für Orchester und Gesang auf. In Salzburg nahm der Vater den Sohn in eine strenge Schule regelmäßiger Arbeitsamkeit und consequent fortschreitender Ausbildung, von deren Erfolgen zwei größere geistliche Cantaten und eine lateinische, für eine akademische Feierlichkeit bestimmte Oper: «Apollo et Hyacinthus», Zeugniß ablegten. Gegen Ende 1767 ging Leopold M. mit den Kindern wieder nach Wien, wo eine deutsche Operette «Bastien und Bastienne», eine Messe und andere Musikstücke von M. aufgeführt wurden.

Nachdem das J. 1769 in Salzburg, wo Wolfgang M. zum Concertmeister ernannt wurde, in ernsthaften Studien hingebracht war, trat der Vater mit seinem Sohn eine Reise nach Italien an. Die Reise, welche mit einem längern Aufenthalt in allen Hauptorten bis nach Neapel führte, war eine ununterbrochene Kette von Triumphen für den jugendlichen Virtuosen auf dem Klavier, auf der Orgel und Violine und im Gesang, wie für den Componisten, der sich für die verschiedensten Aufgaben allezeit gerüstet erwies. Nicht minder erfolgreich war die Reise für seine Ausbildung. Mit der Sicherheit einer genialen Natur wußte er sich Schritt für Schritt anzueignen, was Italien damals noch an eigenthümlichen Elementen für die künstlerische Bildung besaß. Aeußere Ehren blieben nicht aus. Wichtiger war der Auftrag, die Oper «Mitridate» zu schreiben, welche in Mailand im Dec. 1770 mit Beifall aufgeführt wurde. Hierauf folgte das Festspiel «Ascanio in Alba» im Auftrag der Kaiserin Maria Theresia zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand in Mailand 1771, die Serenade «Il sogno di Scipione» zur Einführung des Erzbischofs Hieronymus 1772 in Salzburg, die Oper «Lucio Silla», im Winter 1773 in Mailand mit Beifall aufgeführt. Daran schlossen sich die komische Oper «La finta giardiniera», 1775 in München, und die Serenade «Il re pastore», 1775 in Salzburg aufgeführt. Während sich M. so auf dem Gebiete der ital. Oper, welcher im wesentlichen auch das Oratorium «La Betulia liberata» angehört, vollkommen heimisch machte, bot ihm seine Stellung in Salzburg zugleich Veranlassung, nach verschiedenen Seiten hin sich als Componist zu entwickeln. Sechzehn Messen, vier große Litaneien, eine ausgeführte Vesper und eine große Zahl von Offertorien u. dgl. bezeugen, in welchem Grade sich M. der Kirchenmusik sowol in ihren strengern als den damals vorherrschend freiern Formen bemächtigt hatte. Auch in den verschiedensten Gattungen der Instrumentalmusik bewährte er eine staunenswerthe Fruchtbarkeit.

Digitized by Google

Gegen 40 Symphonien, eine erhebliche Anzahl Serenaden, Divertimenti, Cassationen und wie die verschiedenen Formen der Orchestermusik bezeichnet werden, stehen an der Spitze einer nicht minder langen Reihe von Werken der Kammermusik, vom Saitenquintett bis zur Klaviersonate. Es gibt keine Gattung der Musik, in welcher M. sich nicht als einen Meister bewährte, der in Rücksicht auf glückliche und fruchtbare Erfindung und Beherrschung der Technik vollkommen auf der Höhe seiner Zeit stand. Um ihn über diese hinaus und auf die Stufe zu führen, welche einzunehmen er allein befähigt war, bedurfte es nur freierer und größerer Verhältnisse, als Salzburg ihm bieten konnte. Die unwürdige Behandlung von seiten des Erzbischofs Hieronymus bestimmte ihn im Sept. 1777 seinen Abschied zu nehmen und auswärts sein Glück zu suchen. Der Aufenthalt in München, Manheim, wo Karl Theodor mit vortrefflichen Kräften eine deutsche Oper zu begründen suchte, und in Paris erweiterte seinen künstlerischen Blick und gab ihm Selbstständigkeit der Auffassung und des Schaffens. Der Tod seiner Mutter (3. Juli 1778), welche ihn auf dieser Reise begleitet hatte, machte es dem Vater wünschenswerth, den lebensunkundigen Jüngling wieder unter seine Obhut zu nehmen. Ungern folgte er der neuen Berufung als Concertmeister nach Salzburg, die jetzt unter günstigen Bedingungen erfolgte. Seine größere Reife offenbart sich in den mannichfaltigen Compositionen für Kirche und Orchester, welche während der Reise und nach seiner Rückkehr in Salzburg entstanden, sowie in den Chören und Zwischenacten zu «König Thamos» und der nicht vollendeten deutschen Oper «Zaide», vor allem aber in der Oper «Idomeneo», welche in München im Jan. 1781 aufgeführt wurde. Die wesentlichen Elemente der ital. Opera seria sind hier unter dem belebenden Einfluß der durch Gluck angebahnten dramatischen Reformation ihrer höchsten Vollendung entgegengeführt. Der Ernst der Auffassung, die Kraft der Erfindung, die Sorgfalt der Durchführung macht diese Oper zu einem Meisterwerk, obgleich es noch unter dem Gesetze einer fremden Form steht.

Im J. 1781 gab M. seine unwürdige salzburger Stellung auf und ließ sich in Wien nieder, wo er sich 1782 mit Constanze Weber verheirathete. Es gelang ihm nicht, eine seiner Bedeutung entsprechende Anstellung in Wien zu finden. Der Kaiser Joseph machte ihn 1787 zum Kammermusikus mit 800 Fl. Gehalt. Da auch M.'s Compositionen trotz alles Beifalls und ihrer großen Verbreitung ihm nur geringen Ertrag brachten, so war er auf die Einnahmen von Concerten und Unterrichtsstunden angewiesen, sodaß sein Hausstand, der von vielfacher Kränklichkeit heimgesucht wurde, ihn, den zur Sparsamkeit wenig Geeigneten, fast immer in Sorgen hielt. M.'s Ansehen in Wien gründete sich zunächst auf seine Meisterschaft im Klavierspiel, welche er auf zwei Kunstreisen nach Berlin 1789 und Frankfurt 1790 auch über Wien hinaus zu glänzender Anerkennung brachte. Er galt unbestritten als der erste Virtuos und Componist für dieses Instrument. In 17 Concerten für Klavier und Orchester sowie in einer langen Reihe Compositionen mit und ohne Begleitung für dasselbe ist der Grund für die Entwickelung des modernen Klavierspiels in Gestalt, Form und Technik gelegt worden. Namentlich die Concerte sind nicht allein durch die damals ganz neue Behandlung des Orchesters, sondern durch den Reichthum und die Originalität der Erfindung ein unversiegbarer Schatz musikalischer Schönheit. Seine Concerte boten ihm zunächst auch die Veranlassung, die Orchestermusik in seinen Symphonien nach Form und Inhalt auf eine neue Stufe zu erheben. Auch in den verschiedenen Arten der Kammermusik, namentlich in den Quartetten und Quintetten, ist M. auf der von Haydn eingeschlagenen Bahn in eigenthümlicher Weise fortgeschritten. Die höchste Bedeutung aber gewann er in Wien als dramatischer Componist. Kaiser Joseph, der den Versuch machte, neben dem deutschen Schauspiel auch eine deutsche Oper zu begründen, gab ihm den Auftrag, «Die Entführung aus dem Serail» zu componiren, welche, 1782 mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, M.'s Namen rasch über ganz Deutschland trug. Es war die erste und blieb damals auch die einzige deutsche Oper, welche über die engen Grenzen des bisherigen Singspiels hinaus alle Mittel der ausgebildeten Kunst des Gesangs und Orchesters für die dramatisch-musikalische Darstellung verwendete. Der eigentliche Liebling des Kaisers war die ital. Opera buffa. In dieser gelang es M. 1786 mit «Le nozze di Figaro» festen Fuß zu fassen, welche Oper in einer trefflichen Aufführung glänzenden Erfolg hatte. M. verstand es, dem geistreichen Intriguenspiel der franz. Komödie von Beaumarchais Seele und Gemüth einzuhauchen und das Ganze in eine höhere, wahrhaft poetische Atmosphäre zu heben, welche die Bedingung wurde für eine musikalische Darstellung, in welcher heitere Beweglichkeit, leichte Grazie und tiefe Empfindung aufs wunderbarste verschmolzen sind. Der Enthusiasmus, mit welchem diese Oper in Prag aufgenommen wurde, veranlaßte den dortigen Director Bondini, bei M. den «Don Giovanni» zu bestellen, welcher im Herbst 1787 in Prag aufgeführt wurde. Wenn die

Digitized by Google

«Hochzeit des Figaro» die Elemente eines modernen Sittengemäldes in die Oper verpflanzte, so bot das alte span. Fastnachtsspiel nicht allein für die Darstellung mannichfacher Leidenschaften, sondern der Contraste des ausgelassenen Humors und der Schauer des Geisterreichs ein weites Gebiet. In der Composition desselben erreichte M. seinen Höhepunkt und schuf im «Don Juan» die Krone aller Opern. Die nächste Oper «Così fan tutte», 1790 in Wien aufgeführt, war der ganzen Anlage des Libretto nach in Handlung und Charakteristik der herkömmlichen Opera buffa um vieles näher gerückt; sie ragt hervor durch Schönheit der Musik, Vollendung der Form und Wohllaut der Klangwirkungen. Zur Krönung des Kaisers Leopold in Prag 1791 schrieb M. im Auftrag der Stände die Festoper «La clemenza di Tito». Der Text von Metastasio bedingte wesentlich die Haltung der alten Opera seria, aus welchem M. eine glänzende und geschickte Gelegenheitscomposition machte. Schon vorher hatte M. für den Theaterdirector Schikaneder eine von ihm verfaßte Zauberoper, der ein bekanntes Märchen zu Grunde lag, «Die Zauberflöte», begonnen. Man hatte gesucht, demselben durch einen Zusatz freimaurerischer Tendenzen einen tiefern Gehalt zu geben. M., der ein eifriger Freimaurer war, faßte diese Seite mit großem Ernst auf und wußte dem Ganzen einen feierlich ernsten Hintergrund zu geben, auf welchem die Züge lustiger Heiterkeit, schwärmerischen Gefühls der Menschen- und das phantastische Leben der Geisterwelt wirksam hervortreten. Die «Zauberflöte» ist eine wesentlich deutsche Oper, fand als solche einen bis dahin unerhörten Beifall und veranlaßte eine ganze Reihe ähnlicher Werke. Während M. mit der «Zauberflöte» beschäftigt war, wurde auf geheimnißvolle Weise von einem Mann, der unbekannt bleiben wollte, ein Requiem bei ihm bestellt. Es ist später bekannt geworden, daß Graf Walseck auf Stuppach, der seine Umgebung dadurch zu mystificiren liebte, daß er von Künstlern für ihn componirte Arbeiten als seine eigenen aufführen ließ, zum Gedächtniß seiner verstorbenen Frau das Requiem bestellt und später als seine Composition aufgeführt hat. M., dessen schon schwankende Gesundheit durch übermäßige Anstrengung zerrüttet war, fühlte sich durch die geheimnißvolle Bestellung beängstigt und schrieb das Requiem körperlich leidend und in schwermüthiger Stimmung. Ehe er es ganz vollendet hatte, warf ihn eine heftige Krankheit aufs Lager, der er 5. Dec. 1791 erlag.

Im Requiem hat M. nicht allein seine Meisterschaft bewährt, auch die Erfindung spricht in der edelsten Formschönheit tiefen Ernst und die wehmüthige Empfindung eines Mannes aus, der gefaßt vom Leben scheidet, das ihm die Früchte reicher Genialität und unabläßigen künstlerischen Strebens soeben erst in Aussicht stellte. Durch die Vielseitigkeit seiner Begabung, durch die Fruchtbarkeit seiner Erfindung, durch die Schönheit und den Adel seiner Formgebung, durch die gründliche Beherrschung der Technik hält M. mit den höchsten Meistern seiner Kunst den Vergleich aus, und die vollendete Harmonie, zu welcher die verschiedenen Seiten einer genialen Natur und künstlerischen Bildung in jeder Aufgabe zu einer unlösbaren Einheit zusammengefaßt erscheinen, theilen mit ihm nur sehr wenige. Nissen's Biographie M.'s (Lpz. 1828) bot zuerst ein reichhaltiges authentisches Material, welches Holme's «Life of M.» (Lond. 1845) zweckmäßig verarbeitete. Eine begeisterte Charakteristik gab Ulibichef in «Vie de M.» (Mosk. 1841; deutsch, Stuttg. 1847; 2. Aufl. von Gantter, 4 Bde., Stuttg. 1858—59). Auf umfassendes Quellenstudium begründet ist Otto Jahn's «Wolfgang Amadeus M.» (4 Bde., Lpz. 1856—59; 2. Aufl., 2 Bde., 1867). M.'s Briefe sind gesammelt von Nohl (Salzb. 1865; 2. Aufl., Lpz. 1877), welcher auch «M.'s Leben» (2. Aufl., Lpz. 1877) beschrieb. Eine verdienstvolle Arbeit ist von Köchel's «Chronologisch-thematisches Verzeichniß sämmtlicher Tonwerke M.'s» (Lpz. 1862). Auch das Zustandekommen der im Dec. 1876 unter Mitwirkung von Joachim, Reinecke, Brahms, Rietz u. a. begonnenen ersten vollständigen Ausgabe von M.'s Werken, welche Breitkopf u. Härtel in Leipzig veranstalten, ist zum Theil Köchel's Verdienst. Zu Ehren M.'s wurden eine Anzahl Mozartstiftungen (wie zu Salzburg, Frankfurt a. M. u. s. w.) ins Leben gerufen. Von den vielen Bildnissen, welche M. darstellen, ist das vom Maler Tischbein aus Mainz 1778 gefertigte dem Original am ähnlichsten. Denkmäler wurden M. gesetzt zu Weimar (1799), zu Salzburg (4. Sept. 1842) und zu Wien (1859). — M.'s Gattin, Constanze, geborene Weber, vermählte sich 1809 mit dem dän. Etatsrath Georg Nikolaus von Nissen, dem Verfasser einer Biographie M.'s, wurde 24. März 1826 abermals Witwe und starb 6. März 1842. — Karl M., der älteste Sohn Wolfgang M.'s, geb. 1784, starb 31. Oct. 1858 als Steuerbeamter in Mailand. — Wolfgang Amadeus M., dessen jüngerer Bruder, geb. 26. Juli 1791, wurde von Neukomm und Albrechtsberger unterrichtet, war 1813—38 Musiklehrer in Lemberg, dann in Wien und starb 29. Juli 1844 in Karlsbad. Unter seinen Compositionen ist «Der erste Frühlingstag» hervorzuheben.

Digitized by Google

Mucius, ein röm. plebejisches Geschlecht, das im 2. Jahrh. v. Chr. zuerst im Besitze höherer Staatsämter auftritt, sich aber auf den Gajus M. Scävola zurückführt, welcher zur Zeit der Einführung der Republik gelebt haben soll. Als 507 v. Chr. der Etrusker Porsenna Rom belagerte, ging dieser M. der Sage nach ins feindliche Lager, um den König Porsenna umzubringen, erstach aber aus Irrthum statt dessen den königl. Schreiber. Vor Porsenna geführt und von diesem durch Androhungen zu Geständnissen gedrängt, erklärte M., daß er nichts verrathen werde, und ließ zum Zeichen seiner Unerschrockenheit freiwillig seine rechte Hand auf einem glühenden Kohlenbecken braten. Porsenna wurde von diesem Heldenmuthe so bewegt, daß er den M. freigab und die Rückkehr gestattete. Nun aber eröffnete M. dem Könige, daß sich 300 röm. Jünglinge, ebenso muthvoll wie er, verschworen hätten, die Tödtung Porsenna's auszuführen. Letzterer, hierüber erschreckt, soll nun plötzlich zum Frieden geneigt gewesen und von Rom abgezogen sein. M. dagegen erhielt von den dankbaren Römern ein Stück Land über der Tiber (Mucia prata) und den Beinamen Scävola, d. i. Linkhand. — Unter den spätern Muciern zeichneten sich besonders aus Publius M. Scävola. Derselbe wurde 133 v. Chr. Consul, unterstützte mit seinem Bruder Publius Licinius Crassus Mucianus und andern edeln Männern die Plane des Tiberius Sempronius Gracchus und weigerte sich, als Consul gegen diesen einzuschreiten. Als Pontifex Maximus gab er, wie es scheint, die bisher officiell geführten «Annalen» in Büchern zusammengestellt heraus. Auch eröffnet er die Reihe der berühmten Juristen seines Hauses. — Des Vorigen Vetter, Quintus M. Scävola, der Augur, war 117 Consul und widersetzte sich in hohem Alter der Aechtung des Marius durch Sulla. Cicero unterrichtete sich bei ihm in der Rechtswissenschaft, indem er bei den juriſt. Consultationen desselben zuhörte. — Quintus M. Scävola, der Pontifex Maximus, der Sohn des Publius, von den asiat. Griechen wegen der Gerechtigkeit, mit der er als Prätor Asien um 98 verwaltete, gefeiert, von den Rittern gehaßt, war 95 mit Lucius Licinius, dem Redner, Consul. Als solcher ließ er mit diesem vom Volke ein Gesetz beschließen, das den Bundesgenossen, welche ihre Civität (s. Civitas) nicht beweisen konnten, die Ausübung des Bürgerrechts entzog und so zum Ausbruch des Bundesgenossenkriegs beitrug. Bei der Bestattung des ältern Marius (86) entging er einem Mordversuche des Flavius Fimbria; 83 ließ ihn der jüngere Marius durch den Prätor Damasippus tödten. Seine 18 Bücher über das Jus civile galten als ein Hauptwerk. Auch als Redner war er ausgezeichnet, und bei Cicero, der nach des Augurs Tode an ihn sich anschloß, wird er als der beredteste unter den Rechtsgelehrten und der rechtskundigste unter den Rednern bezeichnet. — Durch Adoption waren in das Licinische Geschlecht aus dem der Mucier übergegangen der obenerwähnte Publius Licinius Crassus Mucianus. Derselbe war 131 Consul und wurde im Kriege mit Aristonicus, der das von Attalus III. den Römern hinterlassene Pergamenische Reich zu erobern suchte, besiegt, gefangen und getödtet. — In der Kaiserzeit lebte Gajus Licinius Crassus Mucianus. Er war zuerst unter Nero Consul, befand sich anfangs als Statthalter von Syrien mit Vespasian, dem Statthalter von Judäa, im Streite, vereinigte sich dann aber nach dem Tode des Otho mit diesem und munterte ihn auf, sich des Throns zu bemächtigen; auch zog er ihm voran gegen Rom. Unter Vespasian verwaltete er das Consulat im J. 70 und 72 und machte sich auch als Schriftsteller bekannt.

Mücke (Heinr.), deutscher Historienmaler, geb. 9. April 1806 in Breslau, neigte sich anfangs der Thiermalerei zu, widmete sich aber später dem Porträt und Studien nach der Antike, die er seit 1824 auf der berliner Akademie fortsetzte. Er wurde Wilhelm Schadow's Schüler und begleitete den Meister nach Düsseldorf, welches seitdem sein Wohnort blieb. Nach seiner Uebersiedelung übernahm er mit Lessing vom Grafen von Spee 1829 den Auftrag, das Schloß Heltorf bei Düsseldorf mit Fresken aus dem Leben des Kaisers Friedrich Barbarossa zu schmücken. An dieser Arbeit hatte er bei weitem den Hauptantheil. Lessing trat bald zurück, während Plüddemann hinzutrat. Unter den Oelbildern, die M. daneben malte, sind zunächst eine heil. Genoveva (1830) und Eginhard und Emma zu nennen. Er machte 1833 eine Reise über München nach Italien und Sicilien. Nach seiner Rückkehr malte er in der St.-Andreaskirche in Düsseldorf ein großes Frescobild, eine Symbolisirung des Christenthums, und dann die heil. Katharina, von Engeln durch die Luft nach dem Sinai getragen (1836; jetzt in der Nationalgalerie), eine überaus zarte und gemüthvolle Composition, welche M. fünfmal wiederholen mußte. Hierauf entstand das histor. Gemälde: Kriemhild's Traum, die Illustration zum Prachtexemplare des Oratoriums «Paulus» von Mendelssohn; sechs Momente aus dem Leben Giotto's für R. Reinick's «Liederbuch». Für die Gräfin Dohna-Dönhof zu Königsberg malte

zed by Google

er den heil. Ambrosius, der den Kaiser Theodosius zu Mailand von der Kirchenthür zurückweist. Bei der Ausschmückung des Rathhauses von Elberfeld mit Fresken (1841) wurde nach vorausgegangener Concurrenz M.'s Plan angenommen, und er selbst malte mit Plüddemann und Clasen daran auf der einen Schmalseite des Saals die Einführung des Christenthums durch den heil. Suibertus, den Apostel des Wupperthals, in einer Reihe von fünf Bildern. Die Eigenschaft, welche auch manchem Oelbilde des Künstlers anhängt, gibt sich ebenfalls in der Hinrichtung der heil. Katharina kund, welches Gemälde trotz der Leidenschaftlichkeit, die der Vorgang zeigen sollte, kalt und symbolisch erscheint. Reich an Schönheiten, aber in der Anordnung etwas absichtlich arrangirt ist die heil. Elisabeth, Almosen vertheilend. Zu seinen fernern Bildern gehören: Die Erstürmung von Jerusalem durch Gottfried von Bouillon, ein figurenreiches Bild für den Kunstverein der Rheinlande (1844); die Krönung Mariä, ein Altarbild für die Kirche zu Frauwaldau in Schlesien (1847); die Auferstehung Christi (1849). Im J. 1850 unternahm M. eine Reise nach England, wo er in London (für Graves) eine Verkündigung der Geburt Christi malte. Für das «Art-Journal» lieferte er eine Reihe von Zeichnungen, desgleichen auch für Stich und Holzschnitt zu deutschen Unternehmungen. Von seinen neuern Arbeiten sind Zeichnungen aus der Sagenwelt des deutschen Mittelalters hervorzuheben. Eine größere Reihenfolge von Oelbildern für den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern behandelt das Leben des heil. Meinrad, Grafen von Hohenzollern. Seit 1844 lehrte er an der düsseldorfer Akademie die Anatomie und Proportion, seit 1849 ist er Professor und Mitglied des Senats. M. hat sich als Schriftsteller im Fache der Kunstanatomie mit Glück versucht.

Mücken (Nematocéra) bilden eine Familie der zweiflügeligen Insekten und unterscheiden sich von den übrigen Zweiflüglern durch sechs- bis vierundzwanziggliederige, hakenförmige, behaarte oder bei den Männchen oft federbuschartige Fühler, welche gewöhnlich vielmal länger als der Kopf sind. Sie sind die schlanksten unter den Zweiflüglern und mit langen, dünnen Beinen versehen, von denen sie beim Sitzen oft das hinterste Paar ausstrecken. Der Rüssel ist öfters mit vier Stechborsten versehen, mit denen die damit versehenen M. andere Thiere anstechen, wobei die nicht mit eindringende Lippe kniefömig geknickt wird. Nur die Weibchen stechen, und diese können, wo sie in ungeheuern Schwärmen vorhanden sind, zu einer fürchterlichen Landplage werden, und zwar nicht allein in den Tropenländern, wo die unter dem Namen Mosquitos (s. d.) bekannten Stechmücken manche Gegenden selbst unbewohnbar machen, sondern auch in kalten Ländern, wie in Lappland und auf den nie völlig aufthauenden Gestaden des nördl. Sibirien. Bei uns wird hauptsächlich die gemeine Stechmücke (Culex pipiens) lästig. Beim Stiche läßt sie einen Saft in die Wunde fließen, der reizend wirkt und den Zufluß des Blutes befördert, vorzüglich aber dann eine bedeutende Entzündung und Geschwulst veranlaßt, wenn beim schnellen Wegjagen der M. die Spitzen der Stechborsten abbrechen und in der Wunde stecken bleiben. Das Weibchen legt vier- bis sechsmal etwa 300 Eier ins Wasser, die zu einer ovalen Scheibe zusammenkleben und aus denen nach wenig Tagen die Larven schlüpfen. Im Frühling ist in unsern Wäldern die gemeine Kriebelmücke (Simulia reptans) mit schön irisirenden Flügeln häufig und vorzüglich dadurch lästig, daß sie an den empfindlichsten Theilen, wie Nasenlöchern u. s. w. sticht. Zu dieser Gattung gehört die berüchtigte Columbatzer M. (S. maculata), welche dem Vieh der untern Donaugegenden gefährlich wird. Die zur Gattung Gallmücke (Cecidomyia) gehörende europäische Weizenschnake (C. tritici) legt ihre Eier an die noch unentwickelten Blüten des Weizens, deren Blütenstaub von den auskriechenden Larven verzehrt wird, sodaß die Blüten taub bleiben. Zum Glück ist sie aber bei uns nicht häufig; ebenso wenig die amerikanische Weizenschnake (C. destructor) oder hessische Fliege, welche den Landmann in den Vereinigten Staaten Amerikas heimsucht. Daß diese aber von den 1776 auf Long-Island bei Neuyork gelandeten hess. Truppen zuerst eingeschleppt worden, ist durchaus irrig. An den Knollengewächsen ist in Gärten die Larve der Garten-Haarmücke (Bibio hortulanus) sehr schädlich. Die langbeinigsten aller Zweiflügler finden sich unter der Gattung Schnake (Tipula), deren Arten aber die Fähigkeit zu stechen nicht besitzen. Gemein ist die Wiesenschnake (T. pratensis), auch Bach- oder Pferdemücke genannt. Die Maden der Trauermücken (Sciara), zu welchen auch der Heerwurm (s. d.) gehört, leben meist in Wurzeln und Knollen, eine Art aber, die Birnmücke (S. pyri), in den jungen Birnen, die sie nahe am Stil anbohrt, einschrumpfen und abfallen macht.

Mucker heißen im Volksmunde überhaupt die Anhänger einer frömmelnden, düstern religiösen Richtung. Der Name wurde zuerst den Anhängern der königsberger Geistlichen Ebel und Diestel beigelegt, welche zu den theosophischen Ansichten des Joh. Heinr. Schönherr (geb.

Digitized by Google

zu Memel 1771, geſt. bei Königsberg 1826) hinneigten. Ueber die religiöſen Verſammlungen, welche dieſe beiden Prediger in Gemeinſchaft mit einigen Männern und Frauen zum Theil aus den vornehmſten Ständen hielten, verbreiteten ſich die abenteuerlichſten Gerüchte. Man ſprach von allerlei geheimen Ausſchweifungen, welche unter andächtigen Formen getrieben werden ſollten, und die ärgſten Anklagen fanden williges Gehör. Nachdem zuerſt der Profeſſor Olshauſen gegen dieſe «Mucker» aufgetreten, wurde 1835 ein förmlicher Proceß eingeleitet, der 1842 mit der Abſetzung der beiden Geiſtlichen und der Detention Dieſtel's in eine Correctionsanſtalt endete. Der Verdacht unſittlichen Lebenswandels blieb in den Augen des Publikums auf den beiden Verurtheilten ruhen, bis ſich jedoch aus neuern actenmäßigen Berichten ihre völlige Unſchuld ergeben hat. Vgl. Graf Kanitz, «Aufklärung nach Actenquellen über den 1835—42 zu Königsberg i. Pr. geführten Religionsproceß für Welt- und Kirchengeſchichte» (Baſ. u. Ludwigsb. 1862); Hahnenfeld, «Die religiöſe Bewegung zu Königsberg i. Pr.» (Braunsb. 1858); «Joh. Heinr. Schönherr's Leben und Theoſophie» (Lpz. 1871).

Mucury, Fluß in Mittelbraſilien, der in den Gebirgen der Provinz Minas-Geraes, weſtlich von der Serra dos Aimorés entſpringt, und ſich längs der Südgrenze der Provinz Bahia bei dem unbedeutenden Hafen San-José do Porto Alegre in den Atlantiſchen Ocean ergießt. Am Fluß wurde 1851 die Colonie M. angelegt, welche 720 E. zählt, faſt lauter Deutſche, und zur Gemeinde Philadelphia der Provinz Minas-Geraes gehört. Die Colonie führt viel Kaffee aus, außerdem Vieh, Speck, Reis, Mandiokmehl und Taback.

Müffling (Friedr. Ferd. Karl, Freiherr von), nach einem alten Familiennamen Weiß genannt, preuß. Generalfeldmarſchall, geb. 12. Juni 1775 zu Halle, wo er ſeine erſte wiſſenſchaftliche und militäriſche Ausbildung erhielt. Im J. 1790 trat er in ein Füſilierbataillon, wohnte 1792—94 der Rheincampagne bei, wurde 1798 zu den Vermeſſungen in Weſtfalen und 1802 zu der Gradmeſſung in Thüringen gezogen und 1803 als Hauptmann und Quartiermeiſter-Lieutenant in den Generalſtab verſetzt. M. leitete 1805 die thüring. Vermeſſung. Den Feldzug von 1806 machte er als Generalſtabsoffizier beim Corps des Fürſten von Hohenlohe und den Rückzug beim Herzoge von Sachſen-Weimar, weiterhin bei Blücher's Corps mit; bei Lübeck ſchloß er die Convention von Ratkau ab. Im J. 1809 trat er als Mitglied des Geheimen Conſeils in ſachſ.-weimar. Civildienſte, kehrte aber 1813 nach Preußen zurück, wurde Oberſtlieutenant im Generalſtabe und nach Ablauf des Waffenſtillſtandes Generalquartiermeiſter der ſchleſ. Armee, als welcher er in Blücher's Hauptquartier allen Schlachten und Gefechten bis zur Einnahme von Paris beiwohnte. Nach der Schlacht bei Leipzig wurde er Generalmajor und 1814 Chef des Generalſtabes der unter Kleiſt am Rhein zurückgebliebenen Armee. Im J. 1815, als Blücher ſchon bei dem Heere angekommen war, hatte M. bei der Theilung der ſächſ. Truppen jene Mißhelligkeiten, über welche er ſich in ſeinen nachgelaſſenen Memoiren ausläßt, wohnte dem Feldzuge deſſelben Jahres als Bevollmächtigter in Wellington's Hauptquartier bei und wurde dann Gouverneur von Paris. Nachdem er dieſen Poſten niedergelegt, blieb er bei der Occupationsarmee in Wellington's Hauptquartier und war dann 1818 auf dem Congreſſe zu Aachen thätig. Im J. 1820 zum Chef des Generalſtabes der Armee ernannt, führte er weitere Gradmeſſungen aus. Im J. 1829 vermittelte er in der Türkei den Frieden mit Rußland und wurde 1832 commandirender General des 7. Armeecorps, 1837 Gouverneur von Berlin, 1841 Präſident im Staatsrath. Auf ſein Anſuchen erhielt er 1847 den Abſchied, wobei er zum Generalfeldmarſchall ernannt wurde. Seine letzten Jahre verlebte er zu Erfurt, wo er 16. Jan. 1851 ſtarb. Von ſeinen Schriften, die unter der Chiffre C. von W. erſchienen, ſind zu nennen: «Operationsplan der preuß.-ſächſ. Armee 1806» (Weim. 1806), «Marginalien zu den Grundſätzen der höhern Kriegskunſt für die öſterr. Generale» (Weim. 1808; 2. Aufl. 1810), «Die preuß. und ruſſ. Campagne 1813» (Bresl. 1813; 2. Aufl., Lpz. 1815), «Geſchichte des Feldzugs der engl.-hannov.-niederländ. und braunſchw. Armee unter dem Herzoge von Wellington und der preußiſchen unter dem Fürſten Blücher 1815» (Stuttg. 1815), «Beiträge zur Kriegsgeſchichte der J. 1813 und 1814; die Feldzüge der ſchleſ. Armee» (2 Bde., Berl. 1824), «Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten u. ſ. w.» (Berl. 1825), «Napoleon's Strategie 1813» (Berl. 1827). Aus ſeinem Nachlaſſe erſchien: «Aus meinem Leben» (Berl. 1851; 2. Aufl. 1855).

Mufti (arab., Geſetzausleger) iſt ein der Ulema-Corporation angehöriger islamitiſcher Gelehrter, welcher nach dem Scher'i-Scherif, dem ſog. göttlichen Recht, über religiös-juriſt. Fragen Entſcheidungen (Fetwas) abgibt, nach welchen der Kadhi zu urtheilen hat. Jeder Ort, in welchem ein Mechkemeh (islamitiſches Tribunal) ſich befindet, beſitzt auch ſeinen M.

Digitized by Google

Der M. steht im Range unter dem Kadhi und hat in der Regel keine Beförderung zu erwarten; jedoch geht aus den M.s das Haupt der gesammten Ulema-Körperschaft, der Großmufti, von den Türken Scheich ul Islam (Meister des Islam) geheißen, hervor, welcher im türk. Staatswesen als Cultusminister, und zugleich die Staatshandlungen nach dem heiligen Recht controlirend und legalisirend, eine der wichtigsten Persönlichkeiten ist.

Mügge (Theod.), namhafter Romanschriftsteller und Novellist, geb. 8. Nov. 1806 in Berlin, war erst Kaufmann, dann Soldat und studirte hierauf zu Berlin Naturwissenschaften, Geschichte und Philosophie. M. wandte sich dann ausschließlich der Schriftstellerei zu, erfuhr aber dabei mehrfach polizeiliche und gerichtliche Verfolgungen, namentlich seit er in der Schrift «Die Censurverhältnisse in Preußen» (Lpz. 1845) diese einer scharfen Kritik unterworfen hatte. Seine belletristische Thätigkeit begann mit «Bilder aus dem Leben» (Berl. 1829). Seine meist in Zeitschriften und Taschenbüchern erschienenen Novellen vereinigte er in vier Sammlungen: «Novellen und Erzählungen» (3 Bde., Braunschw. 1836), «Novellen und Skizzen» (3 Bde., Berl. 1838), «Gesammelte Novellen» (6 Bde., Lpz. 1842—43), «Neue Novellen» (6 Bde., Hannov. 1845—47). Unter den zahlreichen Romanen M.'s sind hervorzuheben: «Der Chevalier» (3 Bde., Lpz. 1835), «Die Vendéerin» (3 Bde., Berl. 1837), «Toussaint» (4 Bde., Stuttg. 1840), «König Jakob's letzte Tage» (Berl. 1850), «Der Vogt von Sylt» (2 Bde., Berl. 1851), «Erich Randal» (4 Bde., Berl. 1856), «Leben und Lieben in Norwegen» (2 Bde., Berl. 1858) und «Der Prophet» (3 Bde., Lpz. 1860; 2. Aufl. 1862); von seinen Reiseschriften sind zu nennen: «Skizzen aus dem Norden» (2 Bde., Hannov. 1844), «Streifzüge in Schleswig-Holstein» (2 Bde., Frankf. 1846), «Die Schweiz» (3 Bde., Hannov. 1847) und das treffliche «Nordische Bilderbuch» (Frankf. 1856; 3. Aufl. 1863). M. starb 18. Febr. 1861 zu Berlin. Im J. 1850 war er Mitbegründer der «National-Zeitung», deren Feuilleton er eine Zeit lang redigirte.

Muggendorf, Flecken in dem zum bair. Regierungsbezirk Oberfranken gehörigen Fürstenthume Baireuth, 30 Kilom. südöstlich von Bamberg, im tiefen Thale der Wiesent in der sog. Fränkischen Schweiz, ist neuerdings, wie der 4 Kilom. westlicher gelegene Flecken Streitberg, durch seine Molken-, Wasser- und Fichtennadelheilanstalt in Aufnahme gekommen. Doch war der Ort schon früher berühmt wegen der in den Bergen und Thälern der Umgegend befindlichen Tropfstein- und Zoolithenhöhlen. Von den nächsten ist die schönste und größte die Rosenmüllershöhle mit einem 13 Mt. hohen Gewölbe in der Mitte, von den herrlichsten Stalaktiten aufs mannichfaltigste umwoben und geschmückt. Etwa 4 Kilom. südöstlich von M., fast halbwegs von Gößweinstein, befindet sich in der südl. Wand des Wiesentthals bei dem Dorfe Burggailenreuth die Gailenreuther- oder Zoolithenhöhle, für die Naturforscher die merkwürdigste, aber schwer zugänglich. Diese enthält in den verschiedenen Kammern ihrer mehrfach übereinandergewölbten tiefen Felsengänge große Massen halbverhärteten Thons und in demselben eine ungeheuere Menge Knochen von zum Theil unbekannten Thieren. Die Höhle hat seit den Untersuchungen Esper's (1771), dann Rosenmüller's, Cuvier's, Goldfuß' u. a. europ. Berühmtheit erlangt. Sehr bequem zugänglich und jetzt auch von Touristen am meisten besucht ist die 8 Kilom. nordöstlich von M. entfernte, erst 1832 entdeckte Rabensteiner- oder Sophienhöhle, in dem vom Ailsbach durchflossenen Ahornthal, bei der 1836 vom Grafen Schönborn mit Warten und Zinnen hergestellten Burg Rabenstein, wol die größte Höhle der ganzen Fränkischen Schweiz. Ihr tiefster Hintergrund liegt 450 Mt. von dem Eingange entfernt. Für den Naturforscher ist sie, nächst der Gailenreutherhöhle, deshalb die wichtigste, weil man die theils bloßliegenden, theils mit einer Kalksinterkruste überzogenen fossilen Knochen noch in ihrem ursprünglichen Lagerzustande findet. Ihr gegenüber in der östl. Wand des Ahornthals befindet sich das weite Portal der Ludwigshöhle ohne Stalaktiten, aber ebenfalls viele fossile Ueberreste enthaltend. Beschreibungen der muggendorfer Höhlen lieferten Esper, Köppel, Goldfuß u. a. Vgl. Heller, «M. und seine Umgegend» (Bamb. 1829).

Muhammed, s. Mohammed.

Mühlbach (Luise), s. Mundt.

Mühlberg, Stadt im Kreise Liebenwerda des Regierungsbezirks Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, früher zum Kurkreise des Königreichs Sachsen gehörig, rechts an der Elbe, mit (1875) 3317 E., drei Kirchen, von denen besonders die 1228 erbaute Kirche des ehemaligen Klosters Güldenstern sehenswerth ist, Hauptsteueramt, Gerichtscommission und einem Schlosse, ist historisch merkwürdig durch die Schlacht vom 24. April 1547 zwischen dem Kurfürsten Johann Friedrich I. (s. d.) von Sachsen und dem Kaiser Karl V. Durch einen unzeitig von dem

Digitized by Google

Kurfürsten Johann Friedrich mit dem ihm feindlichen Herzoge Moritz (s. d.) abgeschlossenen Waffenstillstand hatte der Kaiser Zeit gewonnen, mit seinen Streitkräften herbeizukommen. Ueberrascht von dem kaiserl. Heere, blieb dem Kurfürsten nichts anderes übrig, als die Gegend von Mügeln und Meißen, wo er mit seinen 13,000 Mann stand, zu verlassen, schnell bei Meißen über die Elbe zu gehen und sich nach Wittenberg, wo er der kaiserl. Uebermacht Trotz zu bieten hoffte, zu wenden. Er hatte die Brücke bei Meißen abbrennen lassen; auch sollte die Schiffbrücke bei M. verbrannt werden, doch war solches nur zum Theil geschehen. Der Kaiser ließ bei seiner Ankunft dieselbe schnell wiederherstellen und verfolgte das kurfürstliche Heer. Der Kampf war kurz; des Kurfürsten Heer floh; er selbst wurde in Lochau (Annaburg) gefangen. Vgl. Bertram, «Chronik der Stadt und des Klosters M.» (Torg. 1865).

Mühldorf, Stadt im bair. Regierungsbezirk Oberbaiern, am Inn, mit (1875) 2593 E., ist durch die Schlacht berühmt, in welcher 28. Sept. 1322 König Ludwig der Baier seinen Gegenkönig, Herzog Friedrich von Oesterreich, besiegte und gefangen nahm. Die Oesterreicher waren bei M. über den Inn gegangen und hatten sich auf den Anhöhen zwischen diesem Städtchen und dem Dorfe Ampfing gelagert; Ludwig rückte ihnen dahin entgegen. Obgleich nun König Friedrich anfangs die Ankunft seines Bruders Leopold, der mit neuen Truppen aus Schwaben unterwegs war, erwarten wollte, so beschloß er dennoch, auf die Kunde, daß das kleine Heer Ludwig's sich täglich durch den Zuzug frischer Kriegsvölker verstärke, und trotz der Abmahnung seiner Ritter die Schlacht, theilte sein Heer in vier Haufen, deren zweiten er selbst befehligte, und führte dasselbe 28. Sept. 1322 auf die Vehenwiese bei Ampfing zum Angriff. Auf bair. Seite leitete Ludwig die Schlacht nicht selbst; den Oberbefehl führte der König Johann von Böhmen. Schon dem Unterliegen nahe, gewannen die Baiern den Sieg, als der Burggraf Friedrich von Nürnberg mit einer Schar frischer Reiter aus einem Hinterhalt dem Feind in die Flanke fiel. Die Oesterreicher, welche ihn erst für den ihnen zu Hülfe eilenden Herzog Leopold hielten, wurden gänzlich geschlagen, König Friedrich selbst gefangen und König Ludwig gewann die Krone. Die erst spät auftauchende Sage von der Führung des Ritters Seyfried Schweppermann (s. d.) ist völlig unbegründet. Die Schlacht von M. wird auch Schlacht von Ampfing genannt.

Mühlen. Mit diesem Namen belegte man ursprünglich nur die zum Mahlen der Cerealien dienenden mechan. Vorrichtungen, während man später den Begriff weiter faßte und ihn auf alle Maschinen ausdehnte, die zum Schroten, Zerquetschen und Zerreiben u. s. w. von Getreidearten und Sämereien aller Art, von Farben und Mineralstoffen, zum Sägen von Holz und Steinen, zum Zerkleinern von Lumpen zum Zwecke der Papierbereitung, zum Walken von Tuch, zum Stampfen von Erzen, Zermalmen von Knochen Verwendung fanden. In diesem Sinne unterschied man Getreidemühlen, Oelmühlen, Sägemühlen, Pochmühlen, Walkmühlen, Papiermühlen u. s. w. Je mehr die mechan. Arbeit aus dem Stadium des Kleingewerbes in das des Fabrikbetriebes überging, veränderten sich die Benennungen, und aus der Papiermühle z. B. wurde eine Papierfabrik, aus der Walkmühle eine Walke, aus der Pochmühle ein Pochwerk u. s. w. Andere maschinelle Vorrichtungen, z. B. die für die Umwandlung der Cerealien in Mehl, Gries, Graupen oder Schrot, für die mechan. Gewinnung des Oels aus den Oelsamen, für das Zersägen der Stämme zu Bretern, das Zerkleinern der Rohstoffe in den Farbenfabriken, Düngerfabriken und chem. Fabriken überhaupt nennt man gegenwärtig noch M. Nach der Natur der bewegenden Kraft unterscheidet man die M. als Handmühlen, denn wie überall auf dem Gebiete der mechan. Arbeit tritt auch in dem Mühlwesen zuerst der Mensch als Arbeitsleister allein auf; später machte man sich die thierischen Kräfte nutzbar, und es entstanden Roß- und Ochsenmühlen; noch später erfaßte der Mensch die Gesetze der elementaren Kräfte, des fließenden Wassers, der bewegten Luft, des Dampfs, und setzte sie in den Wassermühlen, den Windmühlen und den Dampfmühlen in Action. Wenn noch zur Epoche der Thiermühle Mehlbereitung und Bäckerei unzertrennliche Gewerbe waren, so traten beide selbstständig und getrennt auf, als die elementaren Kräfte zur Bewegung der M. Anwendung fanden. Das Mühlwesen blieb seitdem Jahrhunderte constant, bis die moderne Maschinofactur sich seiner annahm und die sog. Kunstmühlen (amerikanischen M.) schuf, die den ältern M. durchaus überlegen sind. Der wesentlichste Theil einer Mehlmühle ist der Mahlgang, worunter man je ein Paar Mühlsteine nebst Zubehör versteht; der untere Mühlstein (Bodenstein) ist unbeweglich, der obere (Läufer) hat allein eine Achsendrehung, die er von der eisernen Achse, dem Mühleisen, von dem Motor erhält. Die beiden Mühlsteine sind auf den sich zugekehrten Flächen mit Furchen (der Schärfung) versehen, die Steine sind ferner in

Digitized by Google

der Mitte auf ihre ganze Höhe ausgehöhlt und mit Löchern (Augen) versehen. Die Wirkung der Furchen der übereinanderliegenden Mühlsteine ist der einer Schere gleich, die scharfen Ränder wirken wie unzählige Scheren, und daher ist das Mahlen nicht sowol ein Zermalmen, als vielmehr ein Zerschneiden und Zerreißen. Das aufgeschüttete Getreide gelangt durch das Auge des Läufers zwischen die beiden Steine, wird daselbst gemahlen und dann dem Beutelgeschirr zugeführt, in welchem das gemahlene Getreide in Mehl und in Kleie gesondert wird. Je nachdem man das Mehl nur ein einziges mal unter die Mühlsteine bringt oder dies mehrere male thut, unterscheidet man Grobmahlen und Weißmahlen. Die neuern Mühleinrichtungen zeigen ein ganzes System von Maschinen, die ineinander greifen; die Frucht wird zunächst durch eine Reihe von Apparaten (Siebmaschinen, Putz- und Sortirmaschinen, Fegemaschinen) gereinigt, dann durch verbesserte Mahlvorrichtungen gemahlen und gebeutelt, wobei das Product nach jeder Operation durch Rührvorrichtungen und Ventilatoren abgekühlt wird; außerdem sind Hebewerke (Elevatoren) und Zubringer vorhanden, von denen die erstern das Korn oder Mehl vertical heben, die letztern das Product in horizontaler Richtung fortleiten, sodaß jede Handarbeit vermieden und dadurch aller Verunreinigung vorgebeugt wird. In neuerer Zeit hat man hier und da die horizontalen Mühlsteine durch gekerbte eiserne Walzen aus Hartguß ersetzt. Außer den gewöhnlichen M. hat man noch Graupenmühlen, welche die Getreidekörner nur von den Spitzen und Hülsen befreien und in eine rundliche Form bringen. Vgl. Schlegel, «Mühlenbaukunst» (5. Aufl., bearbeitet von Alex. Lachmann, 1867); M. Rühlmann, «Allgemeine Maschinenlehre» (2. Aufl., Bd. 2, Braunschw. 1876) und die Berichte über die Ausstellungen in Wien (1873) und Philadelphia (1877), sowie über die Ausstellung des Mühlwesens in Nürnberg (1876).

Mühlenbruch (Christian Friedr.), einer der berühmtesten Civilrechts- und Proceßlehrer, geb. zu Rostock 3. Oct. 1785, studirte seit 1800 in Rostock, Greifswald, Göttingen und Heidelberg, habilitirte sich 1805 in Rostock und wurde daselbst 1808 Rathsherr und 1810 ord. Professor der Rechte. Im J. 1815 ging er in gleicher Eigenschaft nach Greifswald, 1818 nach Königsberg, 1819 nach Halle, wo er mit größtem Erfolg als Lehrer und Schriftsteller in den Fächern des Civilrechts und Processes, aber auch im Gebiete der Verwaltung als stellvertretender Regierungsbevollmächtigter (1828—31) wirkte, und 1833 als ord. Professor und Mitglied des Spruchcollegiums mit dem Charakter eines Geh. Justizraths nach Göttingen, wo er 17. Juli 1843 starb. Seine hauptsächlichsten Schriften sind das «Lehrbuch der jurist. Encyklopädie und Methodologie» (Rost. 1807), «Die Lehre von der Cession der Forderungsrechte nach den Grundsätzen des röm. Rechts» (Greifsw. 1817; 3. Aufl. 1835), «Doctrina pandectarum scholarum in usum» (3 Bde., Halle 1823—25; 4. Aufl. 1838—40), «Entwurf des gemeinrechtlichen Civilprocesses, mit beigefügten Quellen und literarischen Belegen» (Halle 1827; 2. Aufl. 1840), die Fortsetzung von Chr. Fr. von Glück's «Ausführlicher Erläuterung der Pandekten» (Bd. 35—41, Erlangen 1833—40), «Lehrbuch des Pandektenrechts» (3 Bde., Halle 1836—37; 3. Aufl. 1839—40), «Lehrbuch der Institutionen des röm. Rechts» (Halle 1842). Außerdem war M. Mitredacteur des «Archivs für civilistische Praxis» und Redacteur der halleschen «Allgemeinen Literaturzeitung» für das jurist. Fach. Seine Schriften wie seine Vorträge zeichnen sich aus durch außerordentliche Klarheit, glänzenden Scharfsinn und glückliche Entwickelung der Ideen aus den geschichtlichen Elementen.

Mühler (Heinr. von), preuß. Staatsmann von kirchlich-conservativer Richtung, geb. 4. Nov. 1813 zu Brieg in Schlesien, auf den Gymnasien zu Halberstadt und Breslau gebildet, studirte seit 1830 die Rechte. Im Verkehr mit Schriftstellern und Künstlern verlebte M. eine joviale, anregende Zeit in Berlin, aus welcher der größere Theil seiner «Gedichte» (Berl. 1842) herrührt. Er arbeitete 1837 bei dem Oberlandesgericht in Naumburg a. d. S., dann 1838 bei dem Inquisitoriat in Halle und bei dem Appellationssenate des Kammergerichts zu Berlin und ging im Frühjahr 1839 nach Köln, um das rhein. Recht kennen zu lernen. Im Spätsommer 1840 kehrte er nach Berlin zurück, um sich der akademischen Thätigkeit zu widmen. Im J. 1838 hatte er einige «Rechtshandschriften des naumburger Stadtarchivs» (Berl.) herausgegeben. Im Nov. 1840 rief ihn Eichhorn als Hülfsarbeiter in das Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, in welchem er 1842 Regierungsrath, 1846 Geh. Regierungs- und vortragender Rath wurde, seit 1845 vorzugsweise bei den Arbeiten für Herstellung einer geordneten evang. Kirchenverfassung beschäftigt und 1846 der nach Berlin berufenen Generalsynode als Secretär beigegeben. In dieser Stellung veröffentlichte M. seine «Geschichte der evang. Kirchenverfassung in der Mark Brandenburg» (Berl. 1846). Unter

Digitized by Google

M.'s Mitwirkung kamen eine lange Reihe der wichtigsten Gesetze zur Ausführung, die sämmtlich den Zweck hatten, der evang. Kirche dem Staate gegenüber eine größere Selbstständigkeit zu geben. Auf dem Gebiete des Unterrichtswesens arbeitete M. in derselben Zeit die Schulordnung vom 30. Dec. 1845 für die Provinz Preußen aus, die ähnlichen Schulordnungen für die übrigen Provinzen als Muster dienen sollte, als das J. 1848 auch hier den Gang der Gesetzgebung unterbrach. M. wurde 1849 von dem Minister von Ladenberg in die Abtheilung für die innern evang. Kirchensachen, dann in den evang. Oberkirchenrath versetzt, und war in dieser Stellung auch Mitbegründer der Eisenacher Kirchenconferenz, deren regelmäßiges Mitglied er bis 1860 blieb. Am 18. März 1862 wurde er als Cultusminister in das Ministerium Hohenlohe, dem im Herbst desselben Jahres das Ministerium Bismarck folgte, berufen. Große Schwierigkeiten traten M. auf dem kirchlichen Gebiete entgegen, ganz besonders seit 1867, als auch die Kirchenangelegenheiten der neuen preuß. Provinzen dem Ministerium unterstellt wurden, während im Abgeordnetenhause die kirchlich-liberale Richtung M. bedeutende Opposition machte. Im Norddeutschen Reichstage (1867—70) vertrat M. als conservatives Mitglied den schles. Wahlkreis Oppeln. Mit der kath. Kirche blieb bis Ende 1870 der aus der frühern Regierung übernommene Zustand erhalten, bis die Consequenzen des Vaticanischen Concils und die Abwehr derselben M. eine neue Zahl polit. Gegner erweckten. In der Landtagssession von 1871/72 brachte er eine ganze Reihe von Gesetzentwürfen ein, die auf die Freiheit der Kirche, die Eheschließung und ein neues Unterrichtsgesetz Bezug hatten. Noch ehe dieselben jedoch im Landtage zur Debatte gelangten, setzte ein Zwischenfall seiner polit. Laufbahn ein Ende; am 12. Jan. 1872 reichte M. seine Entlassung ein, welche auch 17. Jan. vom König Wilhelm vollzogen wurde. (S. Preußen.) M. lebte darauf einige Zeit in Putzar, siedelte aber im Sommer 1872 nach Potsdam über, wo er 2. April 1874 starb; er wurde in Putzar in Pommern in der gräfl. Schwerin'schen Familiengruft beerdigt. Seine kirchlich-conservative Weltanschauung faßte er in dem Werke zusammen: «Grundlinien einer Philosophie der Staats- und Rechtslehre nach evang. Principien» (Berl. 1873). — Heinrich Gottlob von M., Vater des Vorigen, geb. 23. Juni 1780 zu Luisenhof bei Pleß, wurde 1822 Obergerichtspräsident in Halberstadt, 1824 in Breslau. Im J. 1827 wurde er zu den Vorarbeiten für die Revision des Allgemeinen Landrechts hinzugezogen und 1832 berief ihn der König neben dem Minister von Kamptz als Justizminister für die Gesetzgebung, zum Justizminister für die Verwaltung in den östl. Provinzen. Hier brach er durch das von ihm ausgegangene Gesetz über den Mandats-, summarischen und Bagatellproceß vom 1. Juni 1833 die Bahn zu dem mündlichen und öffentlichen Gerichtsverfahren in Preußen und Deutschland. M. legte 1846 das Portefeuille der Justiz nieder, wurde zum Chefpräsidenten des Obertribunals ernannt, trat 1854 in den Ruhestand und starb 15. Jan. 1857 in Berlin.

Mühlhausen (in Thüringen), Kreisstadt im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, liegt an der Unstrut und der Gotha-Leinefelder Eisenbahn, hat 14 Kirchen, von denen jedoch nur noch zehn im Gebrauch sind, darunter die schöne goth. Marienkirche mit fünf Schiffen, ein Gymnasium und eine höhere Bürgerschule, und zählt (1875) 21,054 E., welche sich mit der Fabrikation von halbwollenen und baumwollenen Waaren, Phantasieartikeln, Leder (Saffian) und Leim, mit Wollspinnerei und Weberei, Färberei und Bierbrauerei beschäftigen. In der Umgebung wird viel Mais, Saflor und Anis gebaut. Die Wollmärkte sind jetzt unbedeutend, lebhafter ist der Getreidehandel. M. wird schon sehr früh genannt, war Freie Reichsstadt und gehörte mit ihrem Gebiete zum Niedersächsischen Kreis. Im Bauernkriege war sie 1525 das Hauptquartier Thomas Münzer's. Durch den Reichsdeputationshauptschluß wurde sie 1803 Preußen zuertheilt, kam durch den Tilsiter Frieden (1807) zum Königreich Westfalen, 1813 wieder zu Preußen. Vgl. Herquet, «Urkundenbuch der ehemals Freien Reichsstadt M.» (Halle 1874). — Der Kreis M. zählt auf 460,23 QKilom. (1875) 52,164 E.

Mühlheim am Rhein und M. an der Ruhr, s. Mülheim.

Muir (John; spr. Mjur), berühmter engl. Sanskritist, geb. 1810 in Glasgow, empfing seine Erziehung an der Universität Glasgow und in der Schule der Ostindischen Compagnie in Hailybury. Im J. 1828 ging er als Beamter im ind. Civildienste nach Bengalen, wo er als Stadtrichter und Zolleinnehmer an verschiedenen Orten Aemter bekleidete und zuletzt zum Civilrichter des Kreises von Futtehgur im nordwestl. Indien ernannt wurde. Seine seltene Kenntniß der altind. Sprache, Literatur und Philosophie bewies schon sein 1839 in Kalkutta erschienenes Werk: «A sketch of the argument for Christianity against Hinduism, in Sanskrit verse», das den Zweck hatte, die gelehrten Indier für die christl. Religion zu gewinnen, und dem später

Digitized by Google

die noch umfangreichere, zu demselben Zwecke geschriebene «Examination of religions» (Kalkutta 1852—54) sich anschloß. Dies letztere Werk erschien zugleich in Sanskrit und in engl. Uebersetzung und umfaßte nicht weniger als 2280 gereimte Doppelzeilen. M. verließ 1853 den ind. Staatsdienst. Auf dem Rückwege nach England gab er in der Capstadt «Remarks on the conduct of missionary operations in Northern India» (Capetown 1853) heraus. Nach seiner Rückkehr beschäftigte ihn besonders die Abfassung seines großen Hauptwerks: «Original Sanskrit texts, on the origin and history of the people of India, their religion and institutions» (Bd. 1—5, Lond. 1858—70; 2. Aufl., Bd. 1—4, 1868—73). — Sir William M., jüngerer Bruder des Vorigen, trat ebenfalls in den ind. Staatsdienst. Er wurde 1819 in Glasgow geboren und erhielt, nachdem er an den Universitäten Glasgow und Edinburgh studirt, 1837 eine Anstellung in Bengalen. Im J. 1868 wurde er zum Gouverneur der Nordwestlichen Provinzen ernannt. Im J. 1875 von da nach England zurückgekehrt, trat er in das India Council ein.

Mulatten, Abkömmlinge von Weißen und Negern, s. Farbige.

Mukthar-Pascha (Achmed), türk. General, geb. Sept. 1832 zu Brussa in Kleinasien, besuchte die Harbije Mekteb (höhere Militärschule) zu Konstantinopel, machte den Krimkrieg als Unterlieutenant mit, trat dann als Lehrer in die Harbije Mekteb, wurde 1860 daselbst Professor der Kriegswissenschaften und 1865 Lehrer des ältesten Sohnes des Sultan, des Prinzen Jussuf-Izzedin-Efendi. Im J. 1867 wurde M. zum Commissar an der türk.-montenegrin. Grenze ernannt und blieb in dieser Stellung bis Ende 1870 zu Seodra in Albanien, wurde dann mit dem Grade eines Liwa (Brigadegenerals) zweiter Befehlshaber des nach Jemen in Arabien bestimmten Expeditionscorps. Später übernahm M. selbst den Oberbefehl, wurde zum Range eines Divisionsgenerals (Ferik) und Pascha erhoben, führte die Expedition glücklich zu Ende und kehrte als Muschir (Marschall) zurück. Er ging hierauf im Aug. 1873 als Commandant des 2. Armeecorps nach Schumla, im Herbst 1874 als Commandant des 4. Armeecorps nach Erzerum und wurde im Dec. 1875 an Stelle von Rauf-Pascha zum Obercommandanten in der Herzegowina ernannt. Infolge der immer weiter um sich greifenden Ausdehnung des Aufstandes wurde M. allmählich auf die Vertheidigung der wichtigsten Städte und Pässe beschränkt, bis Nov. 1876 der Waffenstillstand dem Kampfe ein Ende machte. Kurz vor Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs ging M. April 1877 wieder als Muschir des 4. Armeecorps nach Erzerum. Es gelang ihm auch, das Hauptcorps der russ. Feldarmee, welche die Festungen Ardahan und Bajesit genommen und Kars eingeschlossen hatte, 25. Juni bei Zewin, östlich von Erzerum, zu schlagen und zum Rückzuge bis auf russ. Gebiet zu nöthigen, wodurch Kars entsetzt und Ardahan zurückgewonnen wurde. Diese Erfolge trugen ihm den Titel Ghasi, d. h. der Siegreiche, ein. Infolge der unglücklichen Gefechte im Bereich des Aladja-Dagh (14. und 15. Oct.) mußte er der russ. Uebermacht weichen, Kars dem Feinde überlassen und sich auf Erzerum zurückziehen. Bald darauf wurde er nach Konstantinopel zu anderweitiger militärischer Verwendung berufen. (S. Osmanisches Reich.)

Mulde, nächst der Elbe der Hauptfluß des Königreichs Sachsen, entsteht 3,7 Kilom. von Colditz, in 112 Mt. Höhe oberhalb Grimma aus der Vereinigung der Zwickauer oder westlichen M., die bei Schöneck im sächs. Vogtlande entspringt, Zwickau berührt und die Chemnitz aufnimmt, und der Freiberger oder östlichen M., die bei Ullersdorf oder Uebelessen in 680 Mt. Höhe in Böhmen ihren Quell hat, an Freiberg vorübergeht und die Zschopau und die Flöha aufnimmt. Nach der Vereinigung berührt der Fluß in Sachsen die Städte Grimma und Wurzen. Der früher, namentlich bei Wurzen ansehnliche Lachsfang hat jetzt fast ganz aufgehört. Aus Sachsen geht die M. durch einen Theil der preuß. Provinz Sachsen und das Anhaltische, berührt Eilenburg, Düben, Bitterfeld, Jeßnitz, Dessau und fällt 5 Kilom. unterhalb letzterer Stadt in die Elbe. Die M. ist nicht schiffbar, wird jedoch in ihren Oberläufen zum Holzflößen benutzt. Sie ist 251 Kilom. lang, ihr Stromgebiet beträgt 7150 QKilom.; 163 Kilom. ihrer Länge gehören Sachsen an, das sie in 85 Mt. Höhe verläßt.

Muldenhütten (Muldener Hütten) ist die Bezeichnung der großen fiscalischen Hüttenwerke in der Amtshauptmannschaft Freiberg der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden. Dieselben umfassen die vorzugsweise M. genannten Oberen Muldener Hütten, 4 Kilom. südöstlich von Freiberg, an der Freiberger Mulde und der Linie Chemnitz-Dresden der Sächsischen Staatseisenbahn gelegen, welche hier auf einer 24 Mt. hohen Brücke über die Mulde führt, und die 8 Kilom. weiter flußabwärts bei Halsbrücke (s. d.) gelegenen Unteren Muldener Hütten. Beide Werke stehen unter gemeinsamer Verwaltung und dienen zur Verhüttung

Digitized by Google

sowol der sämmtlichen im sächs. Erzgebirge gewonnenen, wie auch zahlreicher ausländischer Erze und Metallgekrätze. Sie verarbeiteten 1875 an in- und ausländischen Erzen, Metallgekrätzen und andern Producten 535,537 Ctr., welche für 6,459,566 Mark angekauft worden waren, und gewannen daraus 371,126 Ctr. Producte (darunter 302,73 Pfd. Gold, 86,571 Pfd. Silber, 4844 Pfd. Wismuth, 78,200 Ctr. Bleiproducte und Bleiwaaren, 26,635 Ctr. Kupfervitriol, 232,729 Ctr. diverse Schwefelsäure [mit 12,449 Ctr. Eisenvitriol und schwefelsaurem Natron als Nebenproducten], 15,564 Ctr. Arsenikalien, 4526 Ctr. Zink, 110 Ctr. Nickelspeise) mit einem Gesammtwerth von 11,327,068 Mark. Unter den zahlreichen Oefen und Apparaten, welche sich bei beiden Werken in Betrieb finden, sind hervorzuheben: a) bei den Schmelzhütten: 28 Röststadeln, 13 Sinter- und Fortschauflungsröstöfen, 6 Hohöfen, 16 Schmelzflammenöfen zum Schmelzen und Raffiniren, 4 Treibeherde, 2 Bleientsilberungsanstalten mit 43 Kesselöfen und 1 Goldscheideanstalt; b) bei den Arsenikhütten: 11 Röhren-, Galeren- und Läuteröfen für Rothglas und metallisches Arsen, 3 Sublimiröfen mit Giftfängen für Arsenmehl und 20 Kesselöfen für Weiß- und Gelbglas; c) bei den Schwefelsäurefabriken: 26 Schachtröstöfen und 18 Schütttröstöfen, 6 Bleikammersysteme und 4 Platinapparate. Die nöthigen Wasser- und Dampfmaschinen zum Betrieb der Cylindergebläse, Poch-, Mühl- und Walzwerke haben insgesammt 200 Pferdekräfte. Das Personal bestand 1875 aus 24 Oberbeamten und 1200 Arbeitern, darunter 800 ständige Hüttenarbeiter.

Mulder (Gerardus Johannes), ausgezeichneter Chemiker, geb. 27. Dec. 1802 zu Utrecht als Sohn eines Chirurgen, erhielt daselbst seine Schulbildung und bezog 1819 die Universität seiner Vaterstadt, wo er sich neben medic. Fachstudien besonders auch mit Naturwissenschaften und Mathematik beschäftigte. Nachdem er 1825 promovirt, ließ er sich als praktischer Arzt in Amsterdam nieder, siedelte aber 1826 als Lector der Physik bei der Batavischen Gesellschaft nach Rotterdam über, wo er gleichzeitig auch Vorlesungen über Botanik im Apothekerverein hielt. Im folgenden Jahre wurde er als Lector der Botanik und bald nachher auch als Lector der Chemie an der neuerrichteten medic. Schule angestellt. Aus Gesundheitsrücksichten legte er 1835 seine ausgedehnte ärztliche Praxis nieder. Seit 1840 wirkte er als Professor der Chemie in Utrecht. In wissenschaftlicher Beziehung hat sich M. besonders um die Thierchemie große Verdienste erworben, namentlich durch seine Untersuchungen über die eiweißartigen Körper, wonach er eine allen diesen Stoffen gemeinsame Grundlage als Protein (s. d.) bezeichnete. Diese Annahme führte zu einem ungemein heftigen Streite mit Liebig. Von seinen frühern Werken ist der «Versuch einer allgemeinen physiol. Chemie» (deutsch von Kolbe, mit Zusätzen des Verfassers, Braunschw. 1844—51) besonders hervorzuheben; nächst diesem: «De voeding in Nederland in verband tot den volksgeest» (Rotterd. 1847; auch deutsch, Düsseld. 1847) und «De voeding van den Neger in Suriname» (Rotterd. 1847). Hieran reihen sich «Chem. Untersuchungen» (deutsch von Völcker, Frankf. 1848); ferner «Die Chemie des Weins» (deutsch von Arenz, Lpz. 1856), «Die Chemie des Biers» (deutsch von Grimm, Lpz. 1858), «Die Silberprobirmethode» (deutsch von Grimm, Lpz. 1859), «Die Chemie der Ackerkrume» (deutsch von Müller, 4 Bde., Berl. 1861—64). Außerdem ist M. der Verfasser zahlreicher Abhandlungen, welche theils für sich erschienen, theils in verschiedenen Zeitungen zerstreut sind. Mit van Hall und Vrolik redigirte er 1826—32 die «Bydragen tot de natuurkundige wetenschappen», allein 1833—36, und mit Wenckebach 1836—38 das «Natuur- en scheikundig archief»; mit Miquel und Wenckebach das «Bulletin des sciences physiques et naturelles en Neerlande»; allein 1842—51 die «Scheikundige onderzoekingen gedaan in het laboratorium der Utrechtsche Hoogeschool» (6 Thle., Rotterd.) und 1857—65 die «Scheikundige verhandelingen en onderzoekingen» (4 Thle., Rotterd.). Auch auf anderm Gebiete hat M. sich sehr verdient gemacht. In seiner Schrift «De natuurkundige methode en de verspreiding der Cholera» (Rotterd. 1866) versuchte er die Verbreitung dieser Krankheit auf wissenschaftliche Principien zu gründen. Mehr als 40 Jahre war er Advisor des niederländ. Colonialministeriums. Ein Herzleiden nöthigte ihn, 1868 um seine Entlassung als Professor nachzusuchen; doch blieb er in der genannten Stellung als Advisor des Ministeriums noch sieben Jahre thätig, bis er allmählich erblindete. Dennoch dictirte er noch später aus dem Gedächtniß, mit Bezug auf das neue Gesetz für den höhern Unterricht in den Niederlanden, sein höchst beachtenswerthes «Getuigenis in zake hooger onderwijs» (2 Thle., Rotterd. 1876).

Mulgrave (Constantine John Phipps, Lord), brit. Seefahrer, Sohn eines irländ. Peers, geb. 30. Mai 1744, trat sehr jung in die Marine, stieg bereits 1765 zum Fregattenkapitän und erwarb sich den Ruf eines tüchtigen Seemanns. Als 1773 die königl. Societät der Wissen-

Digitized by Google

schaften die Möglichkeit einer Fahrt aus dem Atlantischen Ocean durch das nördl. Polarmeer in das große Weltmeer wieder in Frage zog, erbot sich M., den Versuch nochmals zu machen. Er verließ 10. Juni 1773 mit zwei Schiffen die Rhede vom Nore und drang bis zur Breite von 80° 48′ vor. Allein 30. Juli sah er sich in unübersehbare Eisfelder eingeschlossen, aus denen ihn erst 10. Aug. ein günstiger Wind befreite. Er warf unweit Spitzbergen Anker, trat von hier 26. Aug. die Rückreise an und erschien 25. Sept. wieder auf der Rhede vom Nore. Seine Expedition stellte fest, daß das Polarmeer nicht zu durchschiffen sei. Während des amerik. Revolutionskriegs commandirte M. ein Linienschiff bis zum Frieden von 1783. Hierauf wurde er Geheimrath, 1784 aber Peer von Großbritannien. Seiner zerrütteten Gesundheit wegen verließ er 1791 den öffentlichen Dienst und ging auf das Festland. Er starb zu Lüttich 10. Oct. 1792. Die Ergebnisse seiner Expedition veröffentlichte er in dem «Journal of a voyage towards the North Pole» (Lond. 1774; deutsch von Engel, Bern 1777). — Henry Phipps, Graf von M., Bruder des Vorigen, geb. 14. Febr. 1755, widmete sich dem Militärdienste, kämpfte im Kriege mit Amerika und trat nach dem Frieden ins Unterhaus, wo er lebhaft das Ministerium unterstützte. Im J. 1792 folgte er seinem Bruder als irländ. Baron und ward 1794 Mitglied der Peerskammer; bald darauf trat er auch als Freund Pitt's ins Ministerium. Als er nach Pitt's Tode seine Stelle verlor, wendete er sich auf die Seite der Opposition. Im J. 1807 gelangte er als erster Lord der Admiralität wieder ins Ministerium, in welchem er sich nachdrücklich gegen die Emancipation der Katholiken erklärte. Den Zug nach Walcheren 1809 betrieb er persönlich und mußte dafür einen harten Kampf mit der Opposition bestehen. Im J. 1812 vertauschte er seine Stelle als Chef der Admiralität mit der eines Großmeisters der Artillerie, und zugleich wurde er Viscount Normanby und Graf von M. Er starb 7. April 1831 und hinterließ einen Sohn, den nachherigen Marquis von Normanby (s. d.).

Mülhausen, die industriereichste Stadt des deutschen Reichslandes Elsaß-Lothringen, liegt 15 Kilom. westlich vom Rhein, 30 Kilom. nordwestlich von Basel und 43 Kilom. südlich von Colmar im Bezirke Oberelsaß, in fruchtbarer Gegend an der Ill, am Rhône-Rheinkanal, an der Eisenbahn Straßburg-Basel, die hier nach Belfort und Mülheim abzweigt, ist Sitz einer Kreis- und Polizeidirection, eines reform. Consistoriums, eines Land- und Handelsgerichts, einer Handelskammer, sowie einer Industriegesellschaft, mit welcher eine Mustersammlung von Erzeugnissen aller Länder verbunden ist. Die Stadt hat ein Gymnasium, eine Gewerbeschule, eine Akademie für Zeichenkunst, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater, ein Naturaliencabinet und großartige Anstalten zur Hebung und Besserung der Lage der Fabrikarbeiter. Die Altstadt, auf einer von der Ill und dem Neubreisach-Kanal gebildeten Insel gelegen, hat unregelmäßige, aber breite Straßen, schöne Häuser und öffentliche Gebäude, darunter das 1551—53 erbaute Rathhaus am Réunionsplatze, die neue prot. Kirche und die Synagoge. Die Neustadt dehnt sich von der Ill bis zum Rhône-Rheinkanal aus, hat gerade Straßen, im Mittelpunkt den großen Börsenplatz, umgeben von eleganten Häusern. Der kleine alte Lambertplatz ist mit einer Denksäule des Mathematikers Lambert geschmückt. Eine schöne Promenade bilden die Quais am großen Kanalbassin. Die industrielle Thätigkeit M.s nahm in den letzten Jahrzehnten einen großartigen Aufschwung und die Bevölkerung der Stadt, wie die der umliegenden Dörfer, insbesondere Dornachs (s. d.) und Niedermorschweilers, ist rasch und bedeutend gewachsen. Die Stadt selbst zählte 1821 nur 13,027, 1851 erst 29,574, 1861 bereits 45,887 und 1875 trotz zahlreicher Auswanderungen infolge des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 58,513 E. M. ist das Centrum eines der bedeutendsten Bezirke der continentalen Baumwollenindustrie. Seine Fabriken liefern Kattun, Calicot, Zitz, Musselin u. s. w. Hieran schließen sich Färbereien und Zeugdruckereien hervorragendster Art, die besonders in feinern Farben, sowie in Schönheit der Muster Vorzügliches leisten. Ferner fertigt man Leinwand, Wäsche, Tuch, Maroquin und anderes Leder, Handschuhe, Seifen, chem. Producte, Stärke, Spielwaaren, Druck- und Farbenpapier. Die 12 Baumwollwebereien mit 4800 mechan. Webstühlen erzeugen jährlich über 32 Mill. Mt. Stoffe, abgesehen von 5½ Mill. Kilogr. Baumwolle, welche in 11 Spinnereien ausgesponnen werden. Der Totalumsatz der Textilindustrie allein wird auf etwa 80 Mill. Mark jährlich geschätzt. Diese Industrie hat zur Fertigung der ihr nöthigen Hülfsmittel große Maschinenfabriken, Gießereien, Schlossereien, sowie zahlreiche Ateliers von Zeichnern, Holz- und Kupferstechern ins Leben gerufen. Die bedeutendsten Fabriken gehören den Firmen Köchlin (s. d.) und Dollfus (s. d.). M. wurde 1273 vom Kaiser Rudolf von Habsburg zur freien Reichsstadt erhoben, trat 1338 dem Elsassischen Städtebund bei, schloß 1466 eine Allianz und 1515 einen ewigen Bund mit den schweiz. Cantonen und wurde

Digitized by Google

1648 als Theil der schweizer. Eidgenossenschaft anerkannt; 1798 wurde die Republik M. mit Frankreich vereinigt. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 wurde die Stadt deutscherseits zuerst am 16. Sept. 1870 und dauernd vom October desselben Jahres ab besetzt. Vgl. Metzger, «La république de M. 717—1798» (Müh. 1876). — Der Kreis M. besteht aus den Cantonen M.-Nord, M.-Süd, Habsheim, Hüningen und Landser und zählt auf 642 QKilom. (1875) 131,710 E.

Mülheim heißen zwei Städte in der preuß. Rheinprovinz. — M. am Rhein, Kreisstadt im Regierungsbezirk Köln, liegt rechts am Rhein, der Stadt Köln schrägüber, an der Bergisch-Märkischen, der Köln-Mindener und der Rheinischen Eisenbahn, und ist ein wohlhabender und gewerbreicher Ort, der seine Blüte einer Anzahl prot. Bürger verdankt, die zu Anfang des 17. Jahrh. aus Köln auswanderten. Die Stadt hat ein Gewerbegericht, eine Realschule erster Ordnung, eine höhere Webeschule und zählt (1875) 17,350 E., welche besonders Fabriken für Sammt, Seide, Leder, Segeltuch, Taback, Farben, Maschinenriemen und Essig sowie zahlreiche Mühlen unterhalten, auch lebhaften Speditionshandel und Stromschifffahrt treiben. — Im Kreise M., der auf 388,4 QKilom. (1875) 63,548 E. zählt, liegt noch die Stadt Gladbach (s. d.). — Die Stadt M. an der Ruhr, eine Kreisstadt im Regierungsbezirk Düsseldorf, ist Hauptort der fürstl. Standesherrschaft Broich, liegt an der Bergisch-Märkischen und der Rheinischen Eisenbahn, ist Sitz einer Handelskammer und einer Reichsbanknebenstelle, hat eine Realschule erster Ordnung und eine höhere Töchterschule, und zählt (1875) 15,445 E., welche bedeutende Lederfabriken, Eisengießereien, Eisenwaaren- und Maschinenfabriken, mechan. Webereien, Kunstwollfabriken, Tabackfabriken, eine Glashütte und Drahtseilereien unterhalten sowie bedeutenden Handel treiben. — Der Kreis M. zählt (1875) auf 431 QKilom. 124,458 E.

Mull (Insel), s. Hebriden.

Müllenhoff (Karl Victor), gelehrter Kenner des deutschen Alterthums, geb. 8. Sept. 1818 zu Marne in Süderditmarschen, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung seit 1830 auf dem Gymnasium zu Meldorf und widmete sich hierauf seit 1837 erst zu Kiel und Leipzig, dann zwei Jahre hindurch zu Berlin philol. Studien. Nachdem er im Frühjahr 1842 zu Kiel promovirt, habilitirte er sich daselbst im Herbst des folgenden Jahres als Privatdocent für das Fach der deutschen Philologie, hielt daneben aber auch Vorlesungen über Homer, Horaz, Properz, Tacitus, Strabo sowie über alte Länder- und Völkerkunde; 1846 erhielt er eine außerord., 1854 die ord. Professur der deutschen Sprache, Literatur und Alterthumskunde. Seit Herbst 1858 wirkt er in gleicher Eigenschaft an der Universität zu Berlin. M.'s erste wissenschaftliche Arbeiten erschienen in den «Nordalbingischen Studien» (seit 1844), daneben eine kritische Arbeit über die «Kudrun» (Kiel 1845) und die Schrift «De antiquissima Germanorum poesia chorica» (Kiel 1847). In Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum» veröffentlichte er eine Reihe von Untersuchungen namentlich zur Geschichte der Heldensage und Heldendichtung. An der Redaction dieser Zeitschrift hatte er vom 12. Bande an, sowie früher an der Redaction der «Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur» (Braunschw. 1851—54) einen wesentlichen Antheil. Für die letztere schrieb er die Abhandlungen «Zur Runenlehre» (mit Liliencron, 1852, auch besonders erschienen), «Ueber den Bau der Elegien des Properz» (1854) und die kritische Untersuchung «Zur Geschichte der Nibelunge Nôt» (auch besonders abgedruckt, Braunschw. 1855). Diesen Arbeiten folgte später «De carmine Wessofontano» (Berl. 1861), «Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrh.» (mit Scherer, Berl. 1864; 2. Aufl. 1873), «Ueber den Schwerttanz» (in den «Festgaben für G. Homeyer», Berl. 1871), «Germania antiqua» (eine neue kritische Textausgabe von Schriften des Tacitus, Strabo, Ptolemäus u. a., Berl. 1873 fg.). Unter seiner Leitung erschien «Das deutsche Heldenbuch» (Bd. 1—5, Berl. 1866—70), darin von ihm bearbeitet der auch besonders abgedruckte «Laurin» (Berl. 1874). Er besorgte ferner eine neue Ausgabe von Wilhelm Grimm's «Deutscher Heldensage» (Berl. 1867) und veröffentlichte die «Kleinern Schriften» von Jakob Grimm (5 Bde., Berl. 1864—71) und die zur «Deutschen Philologie» von Lachmann (Berl. 1876). Außerdem sind zu nennen die Schrift «Ueber die Weltkarte und Chorographie des Kaisers Augustus» (Kiel 1856), die Abhandlungen über die Geten (in Ersch und Gruber's «Allgemeiner Encyklopädie», Sect. 1, Bd. 64, Lpz. 1857) u. s. w. Die «Deutsche Alterthumskunde» (Bd. 1, Berl. 1870) ist bestimmt, seine Forschungen über die älteste Geschichte und Entwickelung unserer Nation zusammenzufassen.

Müller (Adam Heinr.), Publicist und Diplomat, geb. zu Berlin 30. Juni 1779, studirte anfangs zu Berlin Theologie, hierauf 1798—1800 zu Göttingen die Rechte, wandte sich dann

Digitized by Google

nach Berlin zurück und war einige Zeit als Referendar im Staatsdienst beschäftigt. Hierauf unternahm er Reisen nach Schweden und Dänemark und verbrachte zwei Jahre in Polen, ging dann nach Wien, wo er 30. April 1805 zur röm.-kath. Kirche übertrat, und bald darauf nach Dresden, wo er 1806—9 Vorlesungen über deutsche Literatur, über dramatische Poesie und über Staatswissenschaften hielt und mit H. von Kleist den «Phöbus» herausgab. Infolge seiner Betheiligung an den kriegerischen Vorgängen von 1809 ging er nach Berlin. Hier ließ er sich indeß in die Intriguen der Junkerpartei gegen die neuen preuß. Staats- und Gesetzreformen ein; er mußte deshalb im Mai 1811 nach Wien zurückkehren und lebte dann im Hause des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich-Este. Von 1813 an war M. als kaiserl. Landescommissar und tiroler Schützenmajor bei dem Aufstande in Tirol und als Regierungsrath und erster Referent bei der Organisation dieses Landes thätig, bis er im April 1815 dem Feldhoflager des Kaisers Franz nach Paris folgte. Hierauf wurde er österr. Generalconsul für Sachsen in Leipzig, wo er die Zeitschriften «Deutsche Staats-Anzeigen» (1816—18) und «Unparteiischer Literatur- und Kirchencorrespondent» erscheinen ließ, welche jedoch wegen ihrer reactionären Tendenz bald eingingen. Sodann wohnte M. den Conferenzen in Karlsbad und Wien bei, wurde 1827 nach Wien zurückberufen, zum Hofrath ernannt und bei der Hof- und Staatskanzlei im außerordentlichen Dienst verwendet. In dieser Stellung starb er 17. Jan. 1829. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Die Lehre vom Gegensatze» (Berl. 1804), «Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur» (Dresd. 1806—7), «Von der Idee der Schönheit» (Berl. 1809), «Von der Idee des Staats und ihren Verhältnissen zu den populären Staatstheorien» (Dresd. 1809), «Die Elemente der Staatskunst» (3 Bde., Berl. 1809), «Ueber König Friedrich II.» (Berl. 1810), «Die Theorie der Staatshaushaltung» (2 Bde., Wien 1812), «Versuch einer neuen Theorie des Geldes» (Lpz. 1816), «Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland» (Lpz. 1817), «Von der Nothwendigkeit einer theol. Grundlage der gesammten Staatswissenschaften und der Staatswirthschaft insbesondere» (Lpz. 1819). M. beweist in allen diesen Schriften Geist, aber auch Mangel an positivem Wissen und strengem Denken, sowie eine Reactionstendenz nach den kirchlichen, polit. und ökonomischen Zuständen des Mittelalters. Der Grundgedanke seiner Lehre ist die Reaction gegen Adam Smith. Vgl. «Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich M. 1800—29» (Stuttg. 1857).

Müller (Andreas Joh. Jak.), namhafter Historienmaler, geb. zu Hessen-Kassel 19. Febr. 1811, Sohn des darmstädter Galeriedirectors Franz Hubert M., machte 1833 in München unter J. Schnorr und Cornelius seine ersten Studien, lebte dann in Düsseldorf und vollendete seine Lehrzeit bei Schadow und Karl Sohn. Eine 1837 unternommene ital. Reise befähigte den Künstler zur Uebernahme des Auftrags, in der neuerbauten St.-Apollinariskirche zu Remagen am Rhein mehrere Fresken aus dem Leben des heil. Apollinaris auszuführen. Nach fünf Jahren kehrte M. nach Düsseldorf zurück. Neben zahlreichen Altar- und Kirchenbildern fällt in diese Zeit als hervorragendste Leistung seine Decorirung des Kunstsaales im fürstl. Schlosse zu Sigmaringen, welchen er mit Künstlerbildnissen und Ornamenten goth. Stils schmückte. Seit 1856 ist M. Professor der düsseldorfer Akademie und steht den dortigen Kunstsammlungen vor. Seine Richtung ist die religiös-mittelalterliche, die er sowol im Oelbilde als in architektonischer Decoration bekundet. Außerdem hat er sich auch als Kupferstecher und Restaurator alter Malerwerke Verdienste erworben. — Von seinen Söhnen hat sich Franz M. (geb. 1843) ebenfalls als Historienmaler einen Ruf erworben, während sein zweiter Sohn Karl M. (geb. 15. Aug. 1844) sich der Bildhauerkunst widmete, in der er durch mehrere Arbeiten (z. B. eine Kolossalbüste des Kaisers Wilhelm) sich bekannt gemacht hat.

Müller (Friedr.), bekannt unter dem Namen Maler Müller, gleichzeitig Maler, Kupferstecher und genialer Dichter, geb. 13. Jan. 1749 zu Kreuznach, war zuerst im herzogl. zweibrückischen Diensten und ging 1778, nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Manheim, nach Rom, wo er anfangs die Werke Rafael's studirte, 1779 zur kath. Religion übertrat und sich dann der Forschung über die Stadt Rom widmete, in welcher er auch den Fremden der trefflichste Führer war. Vom Könige von Baiern erhielt er später den Titel als Hofmaler. Er starb zu Rom 23. April 1825. M. lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf sich durch die Herausgabe mehrerer Sammlungen radirter Blätter von Thieren, Compositionen in niederländ. Geschmack, Hirtenscenen u. s. w., die wegen ihrer eigenthümlichen Ideen und der Freiheit der Behandlung mit Beifall aufgenommen wurden. In Rom aber verfiel er, statt der echten Größe des Stils blos die Manier Michel Angelo's aufgreifend, ins Uebertriebene und erfüllte die Hoffnungen nicht, welche sein Talent früher erweckte. Größere Verdienste hat er als Dichter,

Digitized by Google

blieb aber auch hier der einfachen Natur nicht treu genug. M. ist ein Vertreter der Sturm- und Drangperiode und gehörte zu den kräftigen Geistern, die der deutschen Literatur eine neue Richtung gaben. Seine ersten Gedichte, wie «Bacchidon und Milon» (1774), «Der Satyr Mopsus» (Frankf. u. Lpz. [Manheim] 1775) und «Adam's erstes Erwachen und erste selige Nächte» (Manh. 1778), wurden jedoch anfangs nur mit getheiltem Beifall aufgenommen. Erst später, als er seine «Gesammelten Werke» (3 Bde., Heidelb. 1811; neue Aufl. 1825) veröffentlichte, wurde sein Verdienst gebührend anerkannt. Unter seinen Idyllen findet man vortreffliche Naturstücke, wie z. B. «Ulrich von Koßheim», «Die Schafschur» und «Das Nußkernen», die in ihrer fröhlichen, rein pfälz. Derbheit und Natürlichkeit sich vortheilhaft von Geßner's zierlich-sentimentalen Schilderungen unterscheiden. Seine «Niobe» (Manh. 1778) ist ein treffliches Drama. Auch «Faust» (1778) und «Genoveva» sind Dichtungen, welche neben Goethe's und Tieck's Bearbeitungen einen eigenen Werth beanspruchen. Seine letzten Werke, z. B. «Adonis, die klagende Venus und Venus Urania, eine Trilogie» (Lpz. 1825) trugen zur Erhöhung seines Ruhms nicht bei. Eine Auswahl aus M.'s poetischen Werken gab Hettner heraus (2 Bde., Lpz. 1868). Vgl. Seuffert, «Maler M.» (Berl. 1877).

Müller (Friedr.), ausgezeichneter Sprachforscher, Vertreter der linguistischen Ethnographie, geb. 5. März 1834 zu Jemnik im nordwestl. Böhmen, besuchte die Gymnasien zu Znaim in Mähren und Wien und widmete sich dann 1853—57 philol. Studien. Im J. 1858 erhielt er eine Anstellung an der Universitätsbibliothek in Wien, die er 1861 mit einer ähnlichen an der kaiserl. Hofbibliothek vertauschte. Nachdem er sich 1860 an der wiener Universität als Privatdocent habilitirt hatte, wurde er 1866 zum außerord. und 1869 zum ord. Professor für die vergleichende Sprachwissenschaft und das Sanskrit ernannt. Seine schriftstellerische Thätigkeit erstreckt sich vor allem auf die Gebiete der vergleichenden Sprachkunde und der Ethnographie. In das erstere Gebiet fallen zahlreiche Abhandlungen, die in den «Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie» und in verschiedenen Fachzeitschriften abgedruckt, meist aber auch in Separatausgaben erschienen sind und von denen die auf iranische Sprachen bezüglichen Vorarbeiten zu einer vergleichenden Grammatik der iranischen Sprachen bilden. Seine eigentlichen Hauptwerke in linguistischer Beziehung sind der «Linguistische Theil» der «Reise der österr. Fregatte Novara» (Wien 1867) und der «Grundriß der Sprachwissenschaft» (Bd. 1, Abth. 1 u. 2, Wien 1876—77), welcher nebst einer Einleitung in die Sprachwissenschaft eine Darstellung sämmtlicher Sprachstämme der Erde umfassen soll. In das Gebiet der Ethnographie gehören: «Reise der österr. Fregatte Novara. Anthropol. Theil» (Wien 1869), und die «Allgemeine Ethnographie» (Wien 1873), ein systematisches Lehrbuch dieser Wissenschaft.

Müller (Friedr. Max), ausgezeichneter Sprachforscher und Kenner der altind. Sprache und Literatur, Sohn des Liederdichters Wilhelm M., geb. 6. Dec. 1823 zu Dessau, erhielt, früh verwaist, seine erste Erziehung im Hause seiner Mutter zu Dessau und kam dann nach Leipzig in das Haus des Professors Carus, wo er die Nicolaischule besuchte und sich seit 1841 auf der Universität philol. Studien widmete. Durch Hermann Brockhaus auf das Sanskrit hingeleitet, erwählte er dieses bald zu seinem ausschließlichen Studium und veröffentlichte als erste Frucht desselben eine Uebersetzung des «Hitopadesa» (Lpz. 1844). Darauf ging er (1844) nach Berlin, um Bopp und Schelling zu hören und die dortigen Sanskrithandschriften zu benutzen, und (1845) nach Paris. Hier begann er auf Burnouf's Antrieb die Vorarbeiten zu einer Ausgabe des Rig-Veda mit dem Commentar des Sâyanâcârya. Zu diesem Behufe wandte er sich im Juni 1846 nach England, wo er die Handschriften im East-India-House zu London und in der Bodleyanischen Bibliothek zu Oxford benutzte. Auf Bunsen's und Wilson's Empfehlung wurde ihm von der Ostindischen Compagnie 1847 die Herausgabe des Rig-Veda übertragen. Die Ausgabe erschien in sechs Bänden, von denen der letzte zugleich einen vollständigen Index verborum enthält (Oxf. 1849—74). Daneben veröffentlichte er eine Ausgabe im Samhitâ- und Padatext, ohne Commentar (2. Aufl., Lond. 1877) und den ersten Band einer Uebersetzung unter dem Titel «Rig-Veda-Sanhitâ, the sacred hymns of the Brahmans» (Lond. 1869). Aus Anlaß dieser Arbeiten hatte M. bereits 1848 seinen Wohnsitz in Oxford genommen, wo er 1850 von der Universität den Auftrag erhielt, als Deputy-Taylorian-Professor Vorlesungen über Literaturgeschichte und vergleichende Grammatik zu halten. Im J. 1851 ward er hierauf zum Ehrenmitglied der Universität und des College von Christ-Church ernannt. M. erhielt 1854 eine ord. Professur der neuen Sprachen und Literatur und trat 1856 als Mitglied in das Curatorium der Bodleyanischen Bibliothek. Im J. 1858 ward er zum Fellow von All-Souls-College erwählt. M.'s Ernennung zum Professor des Sanskrit ward 1860 durch die

Digitized by Google

pietistische und conservative Partei hintertrieben. Von 1865—67 wirkte er auch als orient. Bibliothekar an der Bodleyanischen Bibliothek. Im J. 1868 stiftete die Universität Oxford eine Professur der vergleichenden Philologie und ernannte M. zum ersten Professor. Anfang 1872 erhielt M. einen Ruf als Professor des Sanskrit und der vergleichenden Sprachwissenschaft nach Straßburg; er folgte demselben zwar nicht, hielt aber daselbst einen Cursus Vorlesungen über die Resultate der Sprachwissenschaft im Sommersemester 1872. Von dem Gehalt, welches er ablehnte, stiftete die Universität einen Preis für das Sanskrit. Im J. 1875 legte M. seine Professur an der Universität Oxford nieder, blieb aber daselbst als Professor emeritus.

Von M.'s wissenschaftlichen Leistungen sind außer der genannten Ausgabe des Rig-Veda noch hervorzuheben: «History of ancient Sanskrit literature» (Lond. 1859; 2. Aufl. 1860) und eine zweite Ausgabe des «Rig-Veda oder die heil. Lieder der Brahmanen» (Bd. 1, Lpz. 1856; den Text des ersten Mandalas, sowie vollständigen Text und Uebersetzung des Prâtiśâkhya, des ältesten Lehrbuchs der vedischen Phonetik enthaltend). In die erste Zeit seines Wirkens gehört eine gelungene Uebertragung von Kalidâsa's «Meghadûta» (Königsb. 1847). M. begann 1865 die Herausgabe einer Reihe von «Handbooks for the study of Sanskrit», von der eine Textausgabe des Hitopadeśa mit lat. Transscription, Interlinearübersetzung und grammatikalischer Erklärung, ein Wörterbuch (von Benfey) und eine Grammatik der Sanskritsprache (1866; 2. Aufl. 1870) erschienen sind. Eine deutsche Bearbeitung der letztern veröffentlichten Kielhorn und Oppert (Lpz. 1868). Die Reihe seiner sprachwissenschaftlichen Untersuchungen eröffnete M. mit dem «Essay on Bengalee and its relation to the Aryan languages» (in den «Transactions of the British Association in 1847»), welchem die Abhandlung «On the comparative philology of the Indo-European languages in its bearing on the early civilisation of mankind» folgte, die 1849 vom Französischen Institut den Volney'schen Preis erhielt. Sie ist nicht gedruckt; die hauptsächlichsten Resultate derselben sind in M.'s Vorlesungen und Essays verwerthet worden. Vielen Beifall fanden die «Suggestions on learning the languages of the seat of war in the East» (Lond. 1854; erweitert unter dem Titel «A survey of languages», 1855). Ferner gelangten zur Veröffentlichung: «Proposals for a missionary alphabet» (Lond. 1854), «Letter to Chevalier Bunsen on the classification of the Turanian languages» (1854; in Bunsen's «Christianity and mankind», Lond. 1854), «Essay on comparative mythology» (Lond. 1858) u. s. w. Mit großem Beifall wurden die Vorlesungen aufgenommen, welche M. an der Royal Institution in London hielt und die unter dem Titel «Lectures on the science of language» (Lond. 1861; neue Serie, Lond. 1864; 9. Aufl. 1877; deutsch bearbeitet von Böttger, 1. Serie, 3. Aufl., Lpz. 1875; 2. Serie, 2. Aufl., Lpz. 1870) erschienen. Seine in Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze gab M. gesammelt als «Chips from a German workshop» (4 Bde., Lond. 1868—75) heraus; deutsch erschienen dieselben unter dem Titel «Essays» (4 Bde., Lpz. 1868—76). Vorlesungen, welche M. 1870 an der Royal Institution in London über Religionswissenschaft hielt, erschienen als «Introduction to the science of religion» (Lond. 1873; deutsch, 2. Aufl., Straßb. 1876). Als von ihm herausgegeben erschien auch die reizende novellistische Schrift «Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings» (5. Aufl., Lpz. 1877). In neuester Zeit veröffentlichte er noch «Eine Missionsrede in der Westminsterabtei gehalten» (Straßb. 1874), «Schiller's Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein» (Berl. 1875) und eine Biographie Basedow's, betitelt «J. B. Basedow. Von seinem Urenkel Friedrich Max M.» (Lpz. 1877). M. gehört zu den entschiedensten Vertretern des Deutschthums in England und hat besonders während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 seine patriotische Gesinnung glänzend bewährt.

Müller (Joh.), Mathematiker, s. Regiomontanus.

Müller (Johs. von), berühmter deutscher Geschichtschreiber, geb. 3. Jan. 1752 zu Schaffhausen, erhielt seine Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium. Zum Studium der Theologie bestimmt, bezog er 1769 die Universität zu Göttingen, wo ihn Schlözer's Umgang für die histor. Forschung gewann. Nachdem er sein theol. Examen bestanden, wurde er 1772 Professor der griech. Sprache am Gymnasium seiner Vaterstadt. Gleichzeitig ließ er seine erste Schrift, «Bellum Cimbricum» (Zür. 1772; deutsch von Dippold, 1810), erscheinen. Schon damals begann er, seine Muße der Durchforschung der schweiz. Chroniken und Urkunden zu widmen. Um diese Zeit schloß er auch mit Bonstetten einen innigen Freundschaftsbund, dessen Denkmale in den von Friederike Brun herausgegebenen «Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund» (Tüb. 1802) vorliegen. Auf Bonstetten's Rath verließ er den engen Wirkungskreis zu Schaffhausen, wurde 1774 Privatlehrer im Hause des Staatsraths Tronchin-

Digitized by Google

Calandrini zu Genf und verband sich 1775 mit Francis Kinloch aus Südcarolina, der sich zu Chambrisi, einem Landhause am Genfersee, aufhielt, zur Betreibung gemeinschaftlicher Studien. Nach Kinloch's Rückkehr nach Amerika im März 1776 lebte M. zuerst in Bonnet's Hause zu Genthod am Genfersee, dann auf Bonstetten's Landgütern zu Rougemont und Valeires, mit den Vorarbeiten zu seiner «Schweizergeschichte» beschäftigt. Den folgenden Winter brachte er in Genf bei dem Generalprocurator Rob. Tronchin zu. Auch hielt er in Genf vor jungen Männern, meist Engländern, Vorlesungen über die Universalhistorie, aus denen die «Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten» (3 Bde., Tüb. 1811 u. öfter) hervorgingen. Den Sommer 1779 brachte er mit Bonstetten im Saanenlande, den Winter wieder bei Tronchin zu und vollendete in dieser Zeit den ersten Band seiner «Geschichte der Schweizer», die 1780 zu Bern erschien. Eine Reise nach Berlin, wo er eine angemessene Anstellung zu erhalten hoffte, blieb ungeachtet einer Unterredung mit Friedrich II., die er seinen in Berlin herausgegebenen «Essais historiques» verdankte, ohne Erfolg. Dagegen verschaffte ihm der General und Staatsminister von Schlieffen, dessen Bekanntschaft er auf der Rückreise machte, die Professur der Statistik am Collegium Carolinum zu Kassel, die er im Mai 1781 antrat. Um diese Zeit veranlaßten ihn Joseph's II. Staatsreformen zur Herausgabe der «Reisen der Päpste» (1782; neu herausg. von Kloth, Aachen 1831), worin die Hierarchie als Schutzwehr der Völker gegen fürstl. Gewaltherrschaft dargestellt wird. Wiewol M. in Kassel 1782 die Anstellung als zweiter Bibliothekar erhielt, nahm er doch 1783 seine Entlassung, um bei Rob. Tronchin als Vorleser und Gesellschafter zu bleiben und seine «Schweizergeschichte» in der Nähe der Quellen fortzusetzen. Bald aber zog er sich 1784 auf Bonstetten's Landsitz Valeires und von da an im Sommer 1785 nach Bern zurück. Noch im Febr. 1786 wurde er auf Heyne's und des Anatomen Sömmerring Empfehlung von dem Kurfürsten Karl Joseph von Mainz als Hofrath und Bibliothekar in Mainz angestellt, wo er die neue Ausgabe des ersten und den zweiten Band der «Schweizergeschichte» zu Stande brachte. Obgleich reform. Protestant, wurde er vom Kurfürsten 1787 wegen Dalberg's Wahl zum Coadjutor nach Rom gesendet und im Winter darauf in der Cabinetskanzlei angestellt, 1788 zum Geh. Legationsrath, bald nachher aber zum Geh. Conferenzrath ernannt. Dennoch fand er Muße zur Fortsetzung seiner «Schweizergeschichte» und zur Herausgabe der «Darstellung des Fürstenbundes» (Lpz. 1787), der «Briefe zweier Domherren» (Frankf. 1787) und der «Erwartungen Deutschlands vom Fürstenbunde» (Frankf. 1788). Später ernannte ihn der Kurfürst zum Wirklichen Geh. Staatsrath, Referendar und Director der kurrhein. Kreisarchive, worauf auch der Kaiser ihn im Jan. 1791 zum Edeln von M. zu Sylvelden und zum Reichsritter erhob.

Bei seiner Rückkehr von einer Geschäftsreise nach Wien im Oct. 1792 fand er Mainz in franz. Händen. Er kehrte daher nach Wien zurück, wo er dann als Wirklicher Hofrath in die Geheime Hof- und Staatskanzlei eintrat. Da aber sein Widerstand gegen einen Religionswechsel ihm jede Aussicht auf Beförderung verschloß, so trat er im Herbste 1800 als erster Custos bei der kaiserl. Bibliothek ein und arbeitete nun wieder fleißig an seiner «Schweizergeschichte». Als ihm jedoch nach van Swieten's Tode die Präfectur der Bibliothek vorenthalten und zugleich die Fortsetzung des Drucks der «Schweizergeschichte» sogar im Auslande untersagt wurde, verließ er 1804 Wien und trat als Geh. Kriegsrath und Historiograph in preuß. Dienste. Neben seinen Privatstudien und den Abhandlungen für die Akademie, von denen die «Ueber die Geschichte Friedrich's II.», «Ueber den Untergang der Freiheit der alten Völker» und der «Versuch über die Zeitrechnungen der Vorwelt», hervorzuheben sind, beschäftigten ihn hier theils die Herausgabe der Herder'schen Werke, zu denen er namentlich die Geschichte des Cid lieferte, theils der vierte Band der «Schweizergeschichte» (1805) und die neue Ausgabe der drei ersten Bände (1806). Nach der Schlacht bei Jena ließ sich M., namentlich infolge einer Unterredung, zu welcher ihn Napoleon 20. Nov. 1806 berief, für diesen gewinnen, eine Umwandlung seiner bisherigen polit. Ansichten, welche ihm, in Verbindung mit der Rede, die er 29. Jan. 1807 in der Akademie «De la gloire de Frédéric» hielt, später mehrfache Anklagen, besonders von seiten Woltmann's und W. Menzel's, zuzogen. Aus dem preuß. Staatsdienste verabschiedet, war M. auf dem Wege nach Tübingen, wohin er den Ruf als Professor erhalten hatte, als ihn ein franz. Courier mit dem Befehle Napoleon's erreichte, schleunigst nach Fontainebleau zu kommen. Hier wurde er ungeachtet seiner Gegenvorstellungen zum Ministerstaatssecretär für das neue Königreich Westfalen bestimmt. Nachdem er unter Maret's Leitung während seines Aufenthalts in Paris zur diplomatischen Geschäftsführung im neuen Stil sich vorbereitete, trat er im Dec. 1807 in den neuen Wirkungs-

Digitized by Google

kreis. Indeß bewies er sich für diese Stellung keineswegs geeignet, und König Hieronymus enthob ihn derselben auf seinen Wunsch 21. Jan. 1808 und ernannte ihn zum Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts. M. starb zu Kassel 29. Mai 1809. König Ludwig I. von Baiern kaufte als Kronprinz die Grabstätte M.'s auf dem Kirchhofe zu Kassel und ließ ihm ein Denkmal errichten.

M. verband mit dem feinen Anstande eines Weltmannes Sinn für Wahrheit und Recht und innige Frömmigkeit. Eine seltene Vereinigung von Genialität und Gründlichkeit, von eisernem Fleiße und schöpferischer Phantasie, von kritischem Scharfsinne und umfassender Gedächtnißkraft, von ruhigem Ernst und glühender Empfindung wurden an ihm bewundert. Das Verdienst seiner «Schweizergeschichte» ist allgemein anerkannt, wenn es auch durch ihre kritischen Mängel, durch die einer ungleichen Darstellung und einer rauhen und abgebrochenen, oft schwerfälligen und dunkeln Sprache einigermaßen verringert wird. Seine «Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte» sind eine gedankenreiche, im pragmatischen Geiste gehaltene Geschichtsdarstellung. Höher stehen als Muster deutscher Prosa und wissenschaftlich-polit. Bildung seine Vorreden zur «Schweizergeschichte» und seine kleinen polit. Schriften. Die Fortsetzung seiner «Schweizergeschichte» lieferten Glutz-Blozheim, Joh. Jak. Hottinger, Vulliemin und Monnard (Bd. 5, Abth. 2, bis Bd. 15, Zür. 1816—53). M.'s «Sämmtliche Werke» (27 Bde., Tüb. 1810—19; neue Aufl., 40 Bde., Stuttg. 1831—35) wurden von seinem Bruder, dem Oberschulherrn und Professor Johann Georg M. zu Schaffhausen (geb. 1759, gest. 20. Nov. 1819), und seine «Briefe an seinen ältesten Freund in der Schweiz» (Zür. 1812) von J. H. Füßli herausgegeben. Vgl. M.'s Biographien von Heeren (Lpz. 1809), Wachler (Marb. 1809; auch in den «Biographischen Aufsätzen», Lpz. 1835), Woltmann (Berl. 1810), Roth (Sulzb. 1811), Windischmann (Winterth. 1811), Döring (Zeitz 1835).

Müller (Johs.), ausgezeichneter deutscher Physiolog, geb. 14. Juli 1801 zu Koblenz, besuchte seit 1810 das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte seit 1819 in Bonn Medicin. Noch als Student schrieb er infolge einer Preisaufgabe die Schrift «De respiratione foetus» (Lpz. 1823). Nachdem er 1823 zu Bonn promovirt, ging er nach Berlin, wo er vorzüglich zoolog. und nebenbei auch philos. Studien trieb. Im Herbste 1824 habilitirte er sich als Privatdocent in Bonn und wurde daselbst 1826 außerord. und 1830 ord. Professor. Im J. 1833 erhielt er die ord. Professur für Physiologie in Berlin, wo er als akademischer Lehrer seitdem eine höchst erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. Er starb in der Nacht vom 27. auf den 28. April 1858 zu Berlin. M. hat sich durch seine physiol. und vergleichend-anatom. Forschungen und Untersuchungen einen Weltruf erworben. Er ist nicht nur der eigentliche Begründer der physik.-chem. Schule in der Physiologie, sondern hat auch durch seine Arbeiten einen mächtigen Einfluß auf die Medicin und deren Umgestaltung ausgeübt. Viele seiner Schriften und Abhandlungen sind speciellen zoolog. und zootom. Untersuchungen gewidmet. Die Physiologie des Menschen betreffen unter anderm: «Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes des Menschen und der Thiere» (Lpz. 1826), «De glandularum secernentium structura penitiori earumque prima formatione in homine atque animalibus» (Lpz. 1830, mit Kupfern), vor allem das «Handbuch der Physiologie des Menschen» (3. Aufl., 2 Bde., Kobl. 1837—41). Mit der Schrift «Ueber den feinern Bau und die Formen der krankhaften Geschwülste» (Berl. 1838) wirkte M. bahnbrechend auf dem Gebiete der histologischen Pathologie. Während der letzten beiden Jahrzehnte seines Lebens widmete er sich vorzugsweise vergleichend-anatom. und zootom. Untersuchungen. Dahin gehören die «Vergleichende Anatomie der Myxinoiden» (Berl. 1835—45) u. s. w. Kleinere Arbeiten von ihm enthält das «Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin», das er seit 1834 redigirte. Vgl. Virchow, «Johannes M.» (Berl. 1858); Du Bois-Reymond, «Gedächtnißrede auf Johannes M.» (Berl. 1860).

Müller (Joh. Georg), Architekt, geb. 1822 in Mosnang im Canton St.-Gallen, erhielt seine erste künstlerische Ausbildung in seiner Vaterstadt beim Staatsarchitekten Kubly und kam von da zu Ziebland nach München. Darauf ließ er sich in Basel nieder, wo er durch seine Plane zu einem Museumsbau die Aufmerksamkeit auf sich zog. Im J. 1842 ging er mit einem baseler Patricier, Merian, nach Italien, wo ihn vor allem die Bauwerke des 13. und 14. Jahrh. beschäftigten. Er drang tief in den Geist derselben ein, sodaß er die herrlichsten Entwürfe zur Restauration der Vorderseite des Florentiner Doms hervorbrachte. Nach seiner Reise ward M. nach Winterthur berufen, um die Oberbauten an der Eisenbahn auszuführen. Während dieser Thätigkeit legte er dem schweizer Architektenverein seine Entwürfe zu einem

Digitized by Google

ſchweizer Nationalmonument vor und entwarf auch die Pläne zur Reſtauration der prot. Kirche St.-Laurenz zu St.-Gallen. Im Frühjahre 1847 ging er nach Wien, wo er ſich durch ſeine Florentiner Domfaçade allgemeine Achtung erwarb und im Concurs für die Kirche in der Vorſtadt Altlerchenfeld den Preis gewann, auch den Auftrag der Ausführung erhielt. Im Frühjahre 1849 wurde er zum Profeſſor für die höhere Baukunſt bei der Militärakademie ernannt; aber ſchon 2. Mai deſſelben Jahres endete der Tod ſeine vielverſprechende Laufbahn. Vgl. Förſter, «Johann Georg M., ein Künſtler- und Dichterleben» (St.-Gallen 1851).

Müller (Joh. Gotthard von), einer der ausgezeichnetſten deutſchen Kupferſtecher, geb. 4. Mai 1747 zu Bernhauſen bei Stuttgart, war von ſeinem Vater für das Studium der Theologie beſtimmt und beſuchte das Gymnaſium zu Stuttgart. Durch Neigung der Kunſt zugewendet, nahm er zugleich theil an dem Unterrichte in der vom Herzoge Karl errichteten Kunſtakademie unter Guibal. M. ging dann, um ſich ganz der Kunſt zu widmen, mit Unterſtützung des Herzogs Karl 1770 nach Paris, wo er unter Wille's Leitung ungemeine Fortſchritte machte und 1776 als Mitglied der Akademie der Künſte aufgenommen wurde. Noch in demſelben Jahre berief ihn indeß der Herzog nach Stuttgart zurück und ernannte ihn zum Profeſſor der daſelbſt von ihm zu begründenden Kunſtſchule. Durch Verleihung des Ordens der würtemb. Krone wurde er 1818 des perſönlichen Adels theilhaftig. Er bildete zu Stuttgart bis 1794 eine Menge trefflicher Künſtler, darunter namentlich ſeinen vor ihm verſtorbenen Sohn, Johann Friedrich Wilhelm Müller (ſ. d.), und ſtarb daſelbſt 14. März 1830. Von ſeinen Meiſterwerken im hiſtor. Fache ſind zu erwähnen: Loth und ſeine Töchter, nach G. Honthorſt; die Schlacht bei Bunkershill, nach Trumbull, vielleicht ſein ausgezeichnetſtes Werk; die Madonna della Seggiola, nach Rafael, und die heil. Cäcilia, nach Domenichino; die heil. Katharina, nach Leonardo da Vinci, und die Heilige Jungfrau mit dem Kinde, nach L. Spada, ſein letztes Werk. Seine berühmteſten Porträts ſind die Ludwig's XVI. im Krönungsornat, des Malers Graff, Dalberg's und des Königs Hieronymus. Ein beſchreibendes Verzeichniß ſeiner Stiche, ſowie auch der ſeines Sohnes hat Andreſen (Lpz. 1865) geliefert.

Müller (Joh. Friedr. Wilh.), ausgezeichneter Kupferſtecher, Sohn des Vorigen, geb. zu Stuttgart 1782, beſuchte das Gymnaſium zu Stuttgart bis zu ſeinem 18. Jahre und empfing nebenher von ſeinem Vater Unterricht in der Geometrie und Perſpective. Immer mehr neigte er ſich der Kunſt zu, und ſeine erſten Verſuche mit dem Grabſtichel gelangen über alles Erwarten. Zu ſeiner weitern Ausbildung ging er hierauf 1802 nach Paris, wo er für das Muſée français die Vénus d'Arles und eine Statue La jeunesse ſtach, bei welcher letztern er die Manier erfand, das Eigenthümliche des Marmors in Kupfer nachzuahmen. Im J. 1805 ſtach er das von ihm ſelbſt gemalte Bildniß des Königs Wilhelm I. von Würtemberg, dann den Johannes von Domenichino; hierauf zeichnete er die heil. Cäcilia nach Domenichino, die nachher ſein Vater in Kupfer ausführte. Ehe er an die Ausführung der Rafael'ſchen Madonna di San-Siſto, ſeines berühmteſten Werks, ging, die ihn bis ans Ende ſeines Lebens beſchäftigte, machte er eine Reiſe nach Italien, von der er 1809 zurückkehrte. In dieſe Zeit fallen eine Menge herrlicher Arbeiten, wie die Bildniſſe Jacobi's, Schiller's (nach Dannecker's Koloſſalbüſte), Hebel's (nach dem Leben) und das größere Blatt: Adam und Eva, nach einem Rafael'ſchen Deckengemälde in den vaticaniſchen Stanzen. Bisher Hofkupferſtecher in Stuttgart, folgte er 1814 dem Rufe als Profeſſor an die Kunſtakademie nach Dresden. Hier wurde er jedoch geiſteskrank und ſtarb auf dem Sonnenſtein bei Pirna 3. Mai 1816, eben bevor die Platte der Madonna di San-Siſto anlangte.

Müller (Joh. Gottwerth), nach ſeinem Wohnſitze gewöhnlich **Müller von Itzehoe** genannt, einer der geleſenſten deutſchen Romandichter in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh., geb. zu Hamburg 17. Mai 1744, war früher Buchhändler zu Itzehoe in Holſtein, gab aber 1772 den Buchhandel auf und lebte nun als Privatgelehrter daſelbſt, im Genuſſe einer Penſion des Königs von Dänemark, bis zu ſeinem Tode, 23. Juni 1828. Unter ſeinen ungemein zahlreichen, hauptſächlich nach Smollett's und Fielding's Muſter gearbeiteten Romanen ſind die namhafteſten: «Siegfried von Lindenberg» (Hamb. 1779; neueſte Aufl., 3 Bde., Jena 1830) und die «Komiſchen Romane aus den Papieren des braunen Mannes» (8 Bde., Gött. 1784—91). M. ſchildert alltägliche Lebensverhältniſſe mit vieler Wahrheit und Behaglichkeit, oft auch mit Witz und ziemlicher Derbheit. Doch fehlt es ihm an Reiz der Erfindung und Mannichfaltigkeit, und oft ermüdet er durch moraliſche Abſchweifungen. Mangel an lebendiger Darſtellung nahmen in ſeinen ſpätern Schriften immer mehr überhand. Vgl. Schröder, «Johann Gottwerth M. nach ſeinem Leben und ſeinen Werken» (Hamb. 1843).

Müller (Joh. Heinr. Jak.), namhafter deutscher Physiker, geb. 30. April 1809 zu Kassel, erhielt seine Gymnasialbildung zu Darmstadt und widmete sich daselbst seit 1827 unter Nörremberg's Leitung mathem. und physik. Studien. Letztere setzte er seit 1829 auf den Universitäten zu Bonn und Gießen fort. Nachdem er hierauf eine Zeit als Hülfslehrer am Gymnasium zu Darmstadt gewirkt, ward er 1837 Lehrer der Mathematik und Physik an der Realschule zu Gießen, 1844 aber Professor der Physik zu Freiburg i. Br., wo er bis an seinen 3. Oct. 1875 erfolgten Tod unausgesetzt wirkte. M.'s Ruf gründet sich auf sein treffliches «Lehrbuch der Physik und Meteorologie» (2 Bde., Braunschw. 1842; 8. Aufl., 3 Bde., 1876 fg., besorgt von Pfaundler), das ursprünglich nur eine Bearbeitung von Pouillet's «Éléments de physique» war. Eine Ergänzung bildet das «Lehrbuch der kosmischen Physik» (mit Atlas, Braunschw. 1856; 2. Aufl. 1865); auch hat er einige gute mathematische und physikalische, für den Schulgebrauch bestimmte Lehrbücher geschrieben. Ergebnisse seiner eigenen physik. Untersuchungen hat M. in Poggendorff's «Annalen» mitgetheilt. Vgl. Warburg, «Gedächtnißrede auf Johann Heinrich Jakob M.» (Freiburg i. Br. 1877).

Müller (Julius), namhafter deutscher Theolog, geb. zu Brieg 10. April 1801, studirte zu Breslau, Göttingen und Berlin erst die Rechte, später Theologie und ward 1825 Pfarrer zu Schönbrunn und Rosen bei Strehlen. Hier schrieb er die Broschüre: «Zur Beurtheilung der Schrift: Die kath. Kirche Schlesiens» (Bresl. 1826). Im J. 1832 wurde M. zweiter Universitätsprediger, 1834 außerord. Professor in Göttingen, 1835 ord. Professor zu Marburg, 1839 endlich zu Halle. Sein Hauptwerk ist «Die christl. Lehre von der Sünde» (Bresl. 1839; 4. Aufl., völlig umgearbeitet, 2 Bde., 1858). Im J. 1846 nahm M. theil an der evang. Landessynode zu Berlin als Vertreter der evang. Union und veröffentlichte hierauf zur Vertheidigung des Verfahrens der Synode in Sachen der Lehre und des Bekenntnisses «Die erste Generalsynode der evang. Landeskirche Preußens» (Berl. 1847). Mit Neander und Nitzsch begann er 1850 die «Deutsche Zeitschrift für christl. Wissenschaft und christl. Leben», an der er sich seitdem lebhaft als Mitarbeiter im dogmatischen Fache und praktisch-kirchlichen Fragen betheiligte. Später vertheidigte er die evang. Union gegen die Angriffe der luth. Theologen in der Schrift: «Die evang. Union, ihr Wesen und göttliches Recht» (Berl. 1854).

Müller (Karl Otfried), genialer deutscher Alterthumsforscher, geb. 28. Aug. 1797 zu Brieg, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich seit Ostern 1814 zu Breslau, seit 1815 aber in Berlin, wo ihm durch Böckh das Leben und die Kunst des Alterthums besonders aufgeschlossen wurde, den philol. Wissenschaften im weitesten Umfange. Nachdem er das erste Ergebniß seiner gelehrten Forschungen in dem «Aegineticorum liber» (Berl. 1817) veröffentlicht, wurde er noch in demselben Jahre am Magdalenum in Breslau angestellt. Im J. 1819 erhielt er einen Ruf nach Göttingen für das Fach der Alterthumskunde und zunächst der Archäologie der Kunst. Doch blieb ihm eine organisch zusammenhängende Kenntniß des gesammten Alterthums stets das Hauptziel seiner wissenschaftlichen Bestrebungen, und die alte Kunst galt ihm daher nur als ein Theil jenes großen Ganzen. In diesem Sinne wirkte er segensreich durch seine anziehenden und begeisternden Vorträge wie durch gediegene Schriften, bis ihm 1837 die Wirren und Parteiungen in Hannover den Aufenthalt in Göttingen verleideten. Auf sein Ansuchen erhielt er die Erlaubniß zu einer Reise nach Griechenland. Er trat dieselbe im Sept. 1839 an, brachte die Wintermonate in Italien zu und gelangte von Sicilien aus, wo er bereits gekränkelt, im April des folgenden Jahres an das Ziel seiner Wünsche. Nachdem er die Ueberreste des alten Athen in Augenschein genommen und eine Rundreise im Peloponnes vollendet, begab er sich nach Delphi, zog sich aber dort, mit anhaltenden Nachgrabungen beschäftigt, ein Wechselfieber zu, dem er 1. Aug. 1840 zu Athen erlag. Die Forschungen M.'s erstreckten sich über den ganzen Umfang der Alterthumswissenschaft. Als Geschichtsforscher bewährte er sich durch seine «Geschichte hellen. Stämme und Staaten», welche «Orchomenos und die Minyer» (Bresl. 1820) und die «Dorier» (2 Bde., Bresl. 1824, neue Ausg. von Schneidewin, 3 Bde., Bresl. 1844) umfassen, ferner durch die Schrift «Ueber die Wohnsitze, Abstammung und ältere Geschichte des macedon. Volks» (Berl. 1825), seine «Etrusker» (2 Bde., Bresl. 1828) und seine Karten von Griechenland. Große Belesenheit, geschickte Benutzung der verschiedensten Hülfsmittel und Vorarbeiten, eine reiche Fülle eigener Bemerkungen und Urtheile finden sich in seinem «Handbuch der Archäologie der Kunst» (Bresl. 1830; 3. Aufl., von Welcker, 1846), zu dessen besserm Gebrauche er zugleich mit Osterley die «Denkmäler der alten Kunst» (Gött. 1832) hinzufügte. Die «Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie» (Gött. 1825) führten zu einer rein histor.

Digitized by Google

Auffassung und objectiv wissenschaftlichen Beurtheilung der Mythen. Auch das Studium der Geschichte der griech. Literatur wurde zuletzt durch ihn um ein Bedeutendes gefördert durch die «History of the literature of ancient Greece» (Bd. 1, Lond. 1840), welche in deutscher Sprache nach der Handschrift des Verfassers von seinem Bruder Eduard M. unter dem Titel «Geschichte der griech. Literatur bis auf das Zeitalter Alexander's» (2 Bde., Bresl. 1841; 3. Aufl., bearbeitet von Heitz, Stuttg. 1876) herausgegeben wurde. Endlich zeigte sich M. auch als scharfsinnigen Kritiker und gründlichen Grammatiker in den von ihm veranstalteten neuen Recensionen des Varro (Lpz. 1833) und des Festus (Gött. 1839), als gewandten Uebersetzer und geschmackvollen Erklärer in der deutschen Uebertragung der «Eumeniden» des Aeschylus (Gött. 1833; erster und zweiter Anhang, 1834—35). Außerdem finden sich von ihm eine große Reihe von Abhandlungen und Aufsätzen in den «Commentationes societatis regiae scientiarum Gottingensis» (Bd. 6 u. 7), in den «Göttinger gelehrten Anzeigen» und andern philol. Zeitschriften. M.'s «Kleine deutsche Schriften» gab sein Bruder Eduard M. (3 Bde., Bresl. 1847—48) heraus. Eine Gesammtausgabe seiner «Kunstarchäol. Werke» erschien in Calvary's «Philol. und archäol. Bibliothek» (5 Bde., Berl. 1872—73). Vgl. Lücke, «Erinnerungen an Otfried M.» (Gött. 1841). — Eduard M., ein Bruder des Vorigen, geb. 12. Nov. 1804 zu Brieg, war erst Prorector zu Ratibor, dann seit 1841 zu Liegnitz und erhielt 1853 die Direction des Gymnasiums zu Liegnitz. Er machte sich theils als Herausgeber mehrerer Werke seines Bruders, theils durch die «Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten» (2 Bde., Bresl. 1834—37) bekannt; auch trat er mit der Tragödie «Simson und Delilah» (Bresl. 1853) als Dichter auf. M. starb 30. Nov. 1875 zu Liegnitz.

Müller (Ludw. Christian), ausgezeichneter deutscher Ingenieur, geb. 1744, war der Sohn eines Landpredigers in der Priegnitz. Mit Vorliebe widmete er sich von früher Zeit an der Mathematik und dem Planzeichnen. Kurz vor dem Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs wurde er durch Verwendung des Prinzen Heinrich von Preußen bei dem Ingenieurcorps angestellt und später zum Offizier befördert. In der Umgebung des Königs wohnte er den Schlachten bei Lowositz, Prag, Kollin, Roßbach, Leuthen und Zorndorf und den Belagerungen von Breslau, Schweidnitz und Olmütz bei. Mit dem General Fink bei Maxen gefangen, wurde er nach Innsbruck geführt, wo er die drei Jahre seiner Gefangenschaft besonders zu geognost. Reisen nach den tiroler Gletschern und bis in die piemontes. Thäler benutzte. Nach dem Hubertusburger Frieden kehrte er wieder nach Potsdam zurück, wo ihm namentlich auch die Untersuchungen bei der Anlage der Festungswerke von Graudenz übertragen wurden. Im J. 1786 wurde er Kapitän beim Ingenieurcorps und als Lehrer der Mathematik und des Planzeichnens bei der Ingenieurakademie in Potsdam angestellt, auch 1796 zum Major befördert. Er starb 12. Juni 1804. Seine frühern geodätischen Arbeiten bei der Aufnahme und dem Zeichnen der Lager Friedrich's II. und in Tirol bildeten sein System über die Terrainlehre aus. Außer seinen «Vorschriften zum militärischen Plan- und Kartenzeichnen» (Potsd. 1778—84) gab er einen Versuch heraus «Ueber die Verschanzungskunst auf Winterpostirungen» (Potsd. 1781) und die «Beschreibung der drei Schlesischen Kriege» (Potsd. 1789), die ihm einen Verweis des Königs zuzog. Seine besten Arbeiten, die Terrainlehre und seine Lagerkunst, erschienen als «Nachgelassene militärische Schriften» (2 Bde., Berl. 1807). M. entwickelte eine Art der Terraindarstellung, bei welcher die steilen, geböschten Abhänge durch dunklere Färbung unter Anwendung von Schwungstrichen wiedergegeben wurden. Hieraus entstand späterhin die Terraindarstellung mittels Bergstrichen, deren Begründer der kursächs. Major Lehmann (s. d.) ist.

Müller (Otto), namhafter deutscher Romanschriftsteller, geb. 1. Juni 1816 zu Schotten im Vogelsberg, erhielt seine Gymnasialbildung zu Büdingen und Darmstadt und betrat dann die kameralistische Laufbahn. Doch verließ er diese bald wieder, um eine Stelle an der Hofbibliothek in Darmstadt zu übernehmen, womit er später die eines Privatbibliothekars des verstorbenen Prinzen Karl von Hessen verband. Im J. 1843 übernahm er die Redaction des «Frankfurter Conversationsblatt», das unter seiner und W. H. Riehl's Leitung bald einen bedeutenden Aufschwung nahm, trat aber 1848 zur Redaction des «Manheimer Journal» über. Seit 1852 lebte M. in Bremen, bis er im Frühjahre 1854 nach Frankfurt zurückkehrte, wo er zunächst die von Meidinger unternommene «Deutsche Bibliothek. Sammlung auserwählter Originalromane» leitete, dann mit Theod. Creizenach eine ästhetische Zeitschrift, das «Frankfurter Museum», begründete. Im Spätjahre 1866 nahm er in Stuttgart seinen Wohnsitz. M. trat schon seit 1835 als Schriftsteller auf novellistischem Gebiete auf, aber erst mit seinem biographischen Romane: «Bürger. Ein deutsches Dichterleben» (Frankf. 1845; neue Aufl.,

Digitized by Google

Stuttg. 1873, von Mosenthal dramatisirt) gelang es ihm, sich in weitern Kreisen Anerkennung zu verschaffen. Unter seinen nächstfolgenden Werken waren es dann besonders die Romane: «Die Mediatisirten» (2 Bde., Frankf. 1848), «Charlotte Ackermann» (Frankf. 1854) und «Der Stadtschultheiß von Frankfurt» (Stuttg. 1856), durch die er seinen Ruf als Romanschriftsteller fester begründete. Die Darstellung des innern Lebens und der zarten und verborgenen Seelenregungen bildet den Hauptreiz seiner Dichtungen. Unter diesen sind hervorzuheben: «Der Klosterhof» (3 Bde., Frankf. 1859), «Andrea del Castagno» (Frankf. 1857), eine Künstlernovelle; «Roderich» (2 Bde., 1. u. 2. Aufl., Stuttg. 1861), eine Hof- und Räubergeschichte; «Aus Petrarca's alten Tagen» (2 Bde., Berl. 1862), «Eckhof und seine Schüler» (2 Bde., Lpz. 1863), «Zwei Sünder an einem Herzen» (2 Bde., Braunschw. 1863), «Erzählungen und Charakterbilder» (3 Bde., Berl. 1865), «Der Wildpfarrer», ein histor. Volksroman (13 Hefte, Stuttg. 1866—67), «Die Försterbraut von Neunkirchen» (2. Aufl., Stuttg. 1869), eine Volksgeschichte. Zu Stuttgart verband sich M. mit Moritz Hartmann und Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus) zur Herausgabe des bald wieder eingegangenen «Hausschatz deutscher Erzählung». Seitdem erschienen unter anderm die Romane: «Der Professor von Heidelberg» (3 Bde., Stuttg. 1870), «Der Majoratsherr» (3 Bde., Lpz. 1873), «Der Fall von Konstanz» (3 Bde., Lpz. 1872), «Diadem und Maske» (3 Bde., Stuttg. 1875), «Der Postgraf» (2 Bde., Stuttg. 1876), «Monika» (Stuttg. 1877), «Schatten auf Höhen» (Stuttg. 1878). Eine Sammlung seiner «Ausgewählten Schriften» erschien in 12 Bänden (Stuttg. 1873—74).

Müller (Peter Erasmus), ein berühmter Theolog und nordischer Geschichts- und Alterthumsforscher, geb. 29. Mai 1776 in Kopenhagen, wo sein Vater Conferenzrath war, besuchte, nachdem er seinen akademischen Cursus beendet, einige der berühmtesten Universitäten Deutschlands, bereiste Frankreich und England und wurde 1801 Professor der Theologie an der Universität Kopenhagen. Nach Münter's Tode 1830 zum Bischof in Seeland erwählt, starb er 4. Sept. 1834. Unter seinen theol. Schriften nennen wir «Christelig Moralsystem» (Kopenh. 1808), «Christelig Apologetik» (Kopenh. 1810), «Der christen Kirkes Symboler» (Kopenh. 1817), «System i den christelige Dogmatik» (Kopenh. 1826). Seiner «Antiquarisk Undersögelse over de ved Gallehuus fundne Guldhorn» (Kopenh. 1806) ließ er eine Menge wichtiger Werke in diesem Fache folgen, wie «Om det islandske Sprogs Vigtighed» (Kopenh. 1813), «Ueber den Ursprung und Verfall der isländ. Historiographie», «Ueber die Authentie der Edda Snorro's und die Echtheit der Asalehre», welche beide letztere Schriften von Sander ins Deutsche übersetzt wurden. Durch seine «Sagabibliothek», mit Anmerkungen und einleitenden Abhandlungen (3 Bde., Kopenh. 1816—18), wurde nicht nur für das Studium des nordischen Alterthums ein vortreffliches Hülfsmittel gegeben, sondern auch der größern Lesewelt der Zutritt zu jenen merkwürdigen Literaturdenkmälern geöffnet. Von nicht geringerer Bedeutung sind seine Schriften «Kritisk Undersögelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie» (Kopenh. 1823—30) und «Kritisk Undersögelse af Saxo's Histories syv sidste Böger». Eine von ihm nicht ganz vollendete kritische Ausgabe des dän. Geschichtschreibers Saxo Grammaticus erschien nach seinem Tode. Auch als Sprachforscher zeigte er in seiner «Dän. Synonymik» (2 Bde., Kopenh. 1829) philos. Scharfsinn. Von 1805—10 redigirte er «Kjöbenhavnske lærde Efterretninger» und 1811—30 eine Fortsetzung dieser Zeitschrift, betitelt «Dansk Litteraturtidende».

Müller (Sophie), eine der gefeiertsten tragischen Schauspielerinnen, geb. zu Manheim 1803, war die Tochter Karl M.'s (geb. 1783, gest. 1837), eines zu seiner Zeit geschätzten und gebildeten Schauspielers. Bereits als 15jähriges Mädchen gastirte Sophie mit großem Beifall in Karlsruhe, und schon 1819 spielte sie ausschließlich die Hauptrollen dieses Fachs. Sie ging 1821 nach München, dann nach Wien, wo sie ein Jahr später am Hoftheater angestellt wurde. In Wien, wie später in Dresden und Berlin, wo sie gastirte, fand sie allgemeinen Beifall. Sie spielte nicht mit den Empfindungen und Leidenschaften, während sie dieselben darstellte; sie war mitten darin, und der Schmerz und die Wehmuth schienen in ihr lebendig. Dabei überschritt sie selbst auf dem höchsten Gipfel der Leidenschaft nie das Maß. Sie war fein gebildet und genoß selbst des nähern Umgangs der Kaiserin, die sie zu ihrer Vorleserin erwählt hatte. Sophie starb bei ihrem Vater zu Hietzing bei Wien schon 20. Juni 1830. Ihr Leben und ihre nachgelassenen Papiere gab Graf Mailáth (Wien 1832) heraus.

Müller (Wenzel), Volksoperncomponist, wurde zu Türnau in Mähren 26. Sept. 1767 geboren, bildete sich unter Dittersdorf's Anleitung, ging zum brünner Theater, schwang sich vom Violinspieler bis zum Kapellmeister empor und kam endlich 1786 in gleicher Eigenschaft zur Marinelli'schen Gesellschaft nach Wien, bei welcher er, fünf Jahre abgerechnet, die er in Prag

Digitized by Google

als Operndirector verlebte, bis an seinen Tod, 2. Aug. 1835, blieb. M. gehörte zu den fruchtbarsten Componisten. Neben vereinzelten Stücken, Cantaten, Symphonien, Messen u. s. w. hinterließ er 227 Bühnenwerke, von denen er sein erstes, «Das verfehlte Rendezvous», 1783 als 16jähriger Jüngling für Brünn componirte. Sein letztes Werk war «Asmodi oder das böse Weib und der Satan» (1834). Nicht wenige derselben, z. B. «Die Zauberzither», «Das neue Sonntagskleid», «Die Schwestern von Prag», «Die Teufelsmühle», «Der Alpenkönig und der Menschenfeind» u. a., machten seinen Namen in ganz Deutschland bekannt und bürgerten sich durch ihre Natürlichkeit und joviale Laune allenthalben ein.

Müller (Wilh.), einer der trefflichsten deutschen Liederdichter, geb. zu Dessau 7. Oct. 1794, war der Sohn eines bemittelten Handwerkers, erhielt eine sorgfältige Erziehung, studirte seit 1812 in Berlin, besonders von F. A. Wolf angezogen, Philologie und Geschichte, ging im März 1813 als preuß. Freiwilliger in den Befreiungskrieg, wohnte den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hanau und Kulm bei und folgte dann dem preuß. Heere nach den Niederlanden. Nach dem Frieden kehrte er 1814 in Berlin zu den Studien zurück, in deren Kreis er jetzt die altdeutsche Sprache und Literatur zog. Im J. 1817 machte er eine Reise nach Italien. Nachdem er 1819 nach Berlin zurückgekehrt war, wurde er an die neuorganisirte Gelehrtenschule in Dessau berufen und später zugleich Bibliothekar an der von ihm mit eingerichteten herzogl. Bibliothek. Zur Erholung machte er 1827 eine Reise an den Rhein, starb aber ganz plötzlich wenige Tage nach seiner Rückkehr zu Dessau 30. Sept. 1827. M. war ein edler Mensch, ein Gelehrter von ebenso gründlichen als umfassenden Kenntnissen und als Dichter eins der bedeutendsten lyrischen Talente. Während er in dem Werke «Rom, Römer und Römerinnen» (2 Bde., Berl. 1820) die Schärfe seiner Beobachtung bekundete, stellte er in den «Gedichten aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten» (2 Bde., 1821—24; 2. Aufl. 1826) sein poetisches Talent außer Zweifel. Noch mehr offenbarte sich der innere Reichthum des Dichters in den «Liedern der Griechen» (5 Hefte, Dessau u. Lpz. 1821—24; neueste Aufl., Lpz. 1844), in denen er mit Begeisterung das Erwachen eines unterdrückten Volks, seine Kämpfe und seine Siege feierte. Diesen schloß sich an seine Uebersetzung der neugriech. Volkslieder in der Fauriel'schen Sammlung (2 Bde., Lpz. 1825). Auch in seinen «Lyrischen Spaziergängen» (Lpz. 1827) zeigte er sich als reichbegabten Dichter. Innigkeit und Wahrheit der Empfindung, Frische der Lebensansicht, freie Beweglichkeit der Darstellung, ein reger Naturſinn, ein feuriges Gefühl für Recht und Völkerglück und dabei eine einfache, melodische Sprache charakterisiren M.'s lyrische Dichtungen, welche vielfach, namentlich von Franz Schubert, componirt und auf diesem Wege ganz besonders verbreitet sind. Im Gebiete der Kritik und Literaturgeschichte lieferte er außer zahlreichen Beiträgen für Zeitschriften und Encyklopädien, wie zur «Encyklopädie» von Ersch und Gruber, deren Redaction er 1826 mit übernommen hatte, die «Homerische Vorschule» (Lpz. 1824; 2. Aufl., von Baumgarten-Crusius, 1836), worin er für die Ideen Fr. Aug. Wolf's eintrat. Ein verdienstliches Unternehmen ist endlich noch die «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (10 Bdchn., Lpz. 1822—27), die von K. Förster (Bd. 11—14, Lpz. 1828—38) fortgesetzt wurde. M.'s «Vermischte Schriften» (5 Bdchn., Lpz. 1830) hat G. Schwab herausgegeben und mit einer Biographie M.'s begleitet. Die Sammlung seiner «Gedichte» (2 Bde., Lpz. 1837; neue Aufl., herausg. von M. Müller in der «Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrh.», Lpz. 1869, und mit Illustrationen von Hailmair u. a., 2 Thle., Berl. 1874) gehört zu dem Besten der deutschen Lyrik.

Müller (Wilh. Konrad Herm.), verdienter Germanist, geb. 27. Mai 1812 zu Holzminden, besuchte das Gymnasium daselbst und seit 1832 die Universität Göttingen, wo er sich bis 1836 unter O. Müller, Dissen, Benecke und J. Grimm classisch-philol. und altdeutschen Studien widmete. Schon als Student gewann er mit der Schrift «De Corcyraeorum republica» (Gött. 1835) den akademischen Preis. Nachdem er einige Jahre als Hauslehrer, seit 1838 als Accessist an der Universitätsbibliothek und Lehrer am Gymnasium zu Göttingen verbracht, wandte er sich der akademischen Laufbahn zu und habilitirte sich Ostern 1841 für deutsche Literatur und Sprache. Im J. 1845 wurde er zum außerord. und 1856 zum ord. Professor befördert. Von M.'s wissenschaftlichen Arbeiten sind zunächst zu nennen: «Versuch einer mythol. Erklärung der Nibelungensage» (Berl. 1841), «Geschichte und System der altdeutschen Religion» (Gött. 1844), ein Werk, das in Bezug auf seinen wissenschaftlichen Standpunkt von dem J. Grimm's vielfach abweicht und deshalb zu einer literarischen Fehde mit letzterm Veranlassung bot; «Ueber die Lieder von den Nibelungen» (Gött. 1845), in welcher Schrift er eine Vermittelung zwischen Lachmann und dessen Gegnern versuchte. Außerdem gab M.

«Fabeln und Minnelieder des Heinrich von Müglin» (Gött. 1847) und in Gemeinschaft mit Schambach «Niedersächs. Sagen und Märchen» (Gött. 1854) heraus. Das bedeutendste Verdienst hat sich jedoch M. durch seine Thätigkeit für das «Mittelhochdeutsche Wörterbuch» erworben, von welchem er unter Benutzung des von Benecke hinterlassenen Materials den ersten (Lpz. 1854) und dritten Band (1861), sowie die zweite Abtheilung des zweiten Bandes (1862—67) bearbeitete, während die erste Abtheilung des zweiten Bandes von Zarncke verfaßt wurde.

Müller (Wolfgang), genannt von Königswinter, lyrischer Dichter und Novellist, wurde in Königswinter am Rhein 5. März 1816 geboren, kam schon 1819 mit seinen Aeltern nach Bergheim im Jülichschen, dann auf das Gymnasium in Düsseldorf und studirte 1835—39 in Bonn Medicin, wo er im nähern Umgang mit Simrock, Kinkel, Freiligrath, Matzerath u. a. lebte. Nachdem er darauf zu wissenschaftlichen Zwecken noch ein halbes Jahr in Paris zugebracht hatte, ließ er sich 1842 als praktischer Arzt in Düsseldorf nieder. Im J. 1853 siedelte er nach Köln über, wo er der ärztlichen Praxis entsagte, um sich ganz der Literatur zu widmen. Er starb 29. Juni 1873 zu Neuenahr. M.'s dichterische Thätigkeit begann bereits auf dem Gymnasium, wo er als Primaner Beiträge zu Chamisso's «Musenalmanach» lieferte. Seine ersten selbstständigen Productionen waren «Junge Lieder» (Düsseld. 1841) und «Balladen und Romanzen» (Düsseld. 1842), die sich auch in der Sammlung der «Gedichte» (Frankf. 1847; 3. Aufl., Hannov. 1868) finden. Eine Auswahl aus letztern erschien unter dem Titel: «Mein Herz ist am Rheine. Liederbuch» (4. Aufl., Lpz. 1871). Dem Gebiete der epischen Dichtung gehörten an «Lorelei» (Köln 1851; 3. Aufl. 1857), eine Sammlung von Rheinsagen in Balladenform; das rhein. Märchen «Prinz Minnewin, ein Mittesommerabendmärchen» (Köln 1854), «Märchenbuch für meine Kinder» (Lpz. 1866) und «Der Zauberer Merlin» (Berl. 1871). Inzwischen erschienen «Johann von Werth» (Köln 1858), «Meister Stephan von Köln» und «Wilhelm von Jülich», drei anziehende Bilder aus der rhein. Geschichte (die beiden letztern im «Düsseldorfer Künstleralbum» für 1864 und 1865), die reizende Rheinidylle «Eine Maikönigin» (Stuttg. 1852) und «Der Rattenfänger von St.-Goar» (Köln 1857). Eine meisterhafte Verherrlichung der Rheingegenden, des Rheinlebens und der Rheinsagen bot M. in der «Rheinfahrt» (Frankf. 1846). In den «Erzählungen eines rhein. Chronisten» (2 Bde., Lpz. 1860—61), «Vier Burgen» (2 Bde., Lpz. 1862), «Zum stillen Vergnügen» (2 Bde., Lpz. 1865) und «Von drei Mühlen» (Lpz. 1865) veröffentlichte er eine Reihe von Erzählungen, deren Stoffe ebenfalls dem rhein. Leben entnommen sind. Eine Auswahl seiner Dichtungen erschien unter dem Titel «Dichtungen eines rhein. Poeten» (6 Bde., Lpz. 1871—76). Von seinen «Dramatischen Werken» (6 Bde., Berl. 1872) hat besonders das Lustspiel «Sie hat ihr Herz entdeckt» Beifall gefunden. Von M.'s spätern lyrischen Dichtungen sind noch zu nennen «Durch Kampf zum Sieg. Zeitgedicht» (Berl. 1870) und «Der Pilger in Italien. Sonette» (Lpz. 1868). Auch hat M. mehrere Reisebücher über den Rhein, die Lahn, das Siebengebirge, München u. s. w. verfaßt. Beiträge zur Kunstgeschichte enthalten die Schriften: «Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren» (Lpz. 1854), «Alfred Rethel» (Lpz. 1861) und «Katalog des Museums Walraff-Richarz» (2. Aufl., Köln 1864). Als Dichter ist M. der namhafteste Repräsentant der rheinländ. Lyrik.

Müllner (Amandus Gottfr. Adolf), Kritiker und dramatischer Dichter, geb. 18. Oct. 1774 zu Langendorf bei Weißenfels, ein Schwestersohn des Dichters Bürger, besuchte die Fürstenschule zu Pforta, wo sich schon sein dichterisches Talent zu entwickeln begann, während er zugleich mit Vorliebe Mathematik trieb, und studirte in Leipzig die Rechte. Nach beendeten Studien ließ er sich 1798 als Advocat in Weißenfels nieder und gab hierauf anonym den Roman «Inceſt» (2 Bde., Greiz 1799) heraus, dessen Schluß jedoch nicht von ihm herrühren soll. Später machte er sich als jurist. Schriftsteller bekannt, unter anderm durch «Modestinus. Sechzig Gedanken» (Greiz 1804) und durch die «Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde» (Lpz. 1811; neue Aufl. 1819). Fast nur durch seine Bemühungen kam 1810 in Weißenfels ein Privattheater zu Stande, dessen thätigstes und vorzüglichstes Mitglied er wurde. Für dasselbe schrieb er die Lustspiele «Die Vertrauten», «Die großen Kinder», «Die Onkelei» u. s. w. (zum Theil nach franz. Originalen von Etienne und andern und meist in fließenden Versen verfaßt), welche in den «Spielen für die Bühne» (2 Sammlungen, Lpz. 1815—20) und im «Almanach für Privatbühnen» (3 Bde., Lpz. 1817—19) enthalten sind, und die Dramen «Der neunundzwanzigste Februar» (Lpz. 1812), veranlaßt durch Werner's «Vierundzwanzigsten Februar»; ferner «Die Schuld» (Lpz. 1816), «König Yngurd» (Lpz. 1817) und «Die Albaneserin» (Stuttg. 1820). Erfindung, stechender Witz und Feinheit in der Ausführung des Ein-

Digitized by Google

zelnen, verbunden mit Menschenkenntniß, aber ohne alle Wärme des Gefühls, sind das Eigenthümliche seines Talents als Lustspieldichter. Seine Trauerspiele zeichnen sich zwar durch planvolle Anlage und eine poetische Sprache aus, doch ist letztere oft mit Bildern überladen, oft zu sehr epigrammatisch zugespitzt. Der Grundfehler derselben aber ist eine misverstandene Schicksalsidee, die ihnen in abstoßender Weise eigen ist und allen höhern Werth benimmt. M. hörte 1820 auf, für die Bühne zu arbeiten, und wendete sich der literarischen und dramaturgischen Kritik zu. Er redigirte 1820—25 das «Literaturblatt» zum «Morgenblatt», gab 1823 die «Hekate» und seit 1826 das «Mitternachtblatt» heraus. Sowol in diesen Blättern wie als Mitarbeiter an vielen andern Zeitschriften übte er eine schonungslose Kritik und ließ sich sehr oft durch seinen Witz zu nicht gerechtfertigten Persönlichkeiten hinreißen. Selbstsucht führte ihn überdies zu vielfachen Ungerechtigkeiten und Misverhältnissen in seinen persönlichen Verhältnissen sowol als im literarischen Leben. Er wurde dadurch in eine Unzahl von Processen verwickelt, zunächst mit Friedrich Arnold Brockhaus (vgl. darüber «Müllneriana», Lpz. 1820), dann mit Vieweg und Cotta, wußte diese Processe aber meist zu seinen Gunsten hinauszuführen. M. selbst veranstaltete eine Sammlung seiner «Vermischten Schriften» (2 Bde., Stuttg. 1824—26) und seiner «Dramatischen Werke» (8 Thle., Braunschw. 1828). Ueber seine Verleger verbreitete er sich in seiner letzten Schrift, «Meine Lämmer und ihre Hirten» (Wolfenb. 1828), die den achten Theil seiner «Dramatischen Werke» bildet. Er hatte 1817 den Titel als preuß. Hofrath erhalten und starb zu Weißenfels 11. Juni 1829 am Schlagflusse. Sein literarischer Nachlaß befindet sich in der herzoglichen Privatbibliothek zu Gotha. Vgl. Schütz, «M.'s Leben, Charakter und Geist» (Meißen 1830).

Multan (engl. Mooltan), Hauptstadt der gleichnamigen Division der Lieutenant-Gouverneurschaft Pendschab von Bengalen, früher eine der stärksten Festungen Asiens, liegt 67 Kilom. östlich vom Indus und 5 Kilom. vom rechten Ufer des Tschinab, in fruchtbarer Gegend, von mächtigen Trümmermassen umgeben. M. hat mehrere Moscheen, einen hoch in Ehren stehenden schönen Hindutempel mit einer großen Kuppel, welcher nebst den Gräbern zweier mohammed. Heiligen alljährlich eine große Menge von Pilgern aus allen Gegenden Indiens herbeizieht, und zählt (1868) 56,826 E., die als sehr geschickte Arbeiter gerühmt werden und hauptsächlich Seiden-, Teppich-, Shawl-, Brocat- und Zitzmanufacturen unterhalten, auch ansehnlichen Handel treiben. Die Stadt war einst viel bedeutender, ist aber durch Belagerungen und Kriegsleiden sehr heruntergekommen. Ihre frühern Befestigungen wurden 1849 theils von den Engländern abgebrochen, theils durch eine furchtbare Ueberschwemmung zerstört. M. soll auf den Trümmern der alten Hauptstadt der Malli (zu Alexander's d. Gr. Zeiten) stehen. Die Araber unter Kasim eroberten sie 711 für den Khalifen Walid und nannten sie erst Der al-Zeheb (Goldhaus) wegen der hier vorgefundenen Schätze, dann Kubbeh-ul-Islam (Kuppel des Glaubens). Nebst der benachbarten Festung Bhadia wurde sie 1004 vom Sultan Mahmud I. von Ghasna erobert und zerstört und 1398 nahm sie Timur nach sechsmonatlicher Belagerung. Unter Akbar d. Gr. ward sie im 16. Jahrh. Hauptstadt des gleichnamigen Vicekönigreichs und erhielt 1640 von Schah-Dschehan die Festungswerke, die Aureng-Zeyb noch verstärkte. Später kam sie an die Afghanen und bildete eine eigene Provinz von deren Reich, wurde aber 1818 von Rundschit-Singh erobert, mit der Provinz dem Reiche der Sikhs einverleibt und wiederum Hauptstadt einer Statthalterschaft. Während der Anarchie, die auf dessen Tod 1839 folgte, war M. bereits schwierig, dann während des Kriegs der Briten offen aufständig, unterwarf sich aber nach dem Frieden von Lahore (22. Febr. 1846) und weigerte nur Tributrückstände. Ihr Statthalter, Mulradsch, sollte daher im Frühjahr 1848 abgesetzt werden. Die zwei brit. Offiziere, welche seinen designirten Nachfolger, Khan-Singh, von Lahore aus nach M. führten, wurden indessen 29. April mitten in der Unterhandlung mit Mulradsch verrätherisch ermordet. Hierauf erklärte sich letzterer für unabhängig und wiegelte die benachbarten Afghanenstämme auf. Am 18. Juni ward jedoch sein Heer bei Ahmedpur, 1. Juli er selbst bei dem Dorfe Sadusan in zwei Treffen geschlagen, sodaß er sich kaum in seine Hauptstadt retten konnte. M. wurde nun vom General Whish mit 28,000 Mann eingeschlossen, vom 2. Sept. an förmlich belagert und 12. und 13. Sept., bei dem rasenden Widerstande der Multanesen, bestürmt. In diesem Moment ging jedoch Radscha-Schir-Singh mit 5000 Sikhs von den Briten zum Feinde über, und Whish sah sich deshalb genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Nachdem er sich 21. Dec. mit einem Corps aus Bombay unter Auchmuty vereinigt, begann er den Angriff 27. Dec. von neuem und erstürmte 2. Jan. 1849 die untere, 3. Jan. die übrige Stadt. Es erfolgte eine allgemeine Plünderung, wobei mehr als 13 Mill. Rupien an Gold und Kostbar-

Digitized by Google

leiten erbeutet wurden. Das Bombardement gegen die Citadelle dauerte jedoch bis zum 22. Jan., wo sich die Besatzung aus Mangel an Munition ergab. Mulradsch starb im Aug. 1851 auf dem Transport von Kalkutta nach Allahabad. Seit der Einverleibung des Pendschab in das Indo-Britische Reich (29. März 1849) ist auch M. im anerkannten Besitz der Briten. — Die Division M. zählt auf 52,295 QKilom. (1871) 1,474,574 E.

Multiplication (lat., d. h. Vervielfachung) ist die (dritte) arithmet. Grundoperation, welche darin besteht, daß man eine Zahl sucht, die aus der einen zweier gegebenen Zahlen (dem Multiplicandus) auf dieselbe Art entsteht wie die andere gegebene Zahl (der Multiplicator) aus der Einheit. Beide gegebenen Zahlen heißen auch die Factoren und die herauskommende Zahl das Product. Der Multiplicator ist immer eine reine oder unbenannte Zahl, der Multiplicandus aber kann auch eine benannte Zahl sein, in welchem Falle das Product dieselbe Benennung erhält. Als Zeichen der M. dient entweder $\times$ oder ein Punkt ($\cdot$), z. B. 5×7 oder $5 \cdot 7$; bei einfachen Buchstabengrößen gewöhnlich unmittelbare Zusammenstellung, z. B. ab. Auch aus mehr als zwei Factoren kann durch mehrmalige M. ein Product gebildet werden, z. B. $5 \times 6 \times 7 = 30 \times 7 = 210$; sind die Factoren gleich, so nennt man es eine Potenz.

Multiplicationskreis, d. i. Vervielfältigungskreis, ein astron. Instrument, welches besonders Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrh. vielfach in der Astronomie und höhern Geodäsie gebraucht wurde. Jetzt wird er wenig mehr angewandt, da andere Instrumente dieselben Messungen mit mehr Genauigkeit und Bequemlichkeit ausführen lassen.

Mumien heißen die besonders im alten Aegypten durch Balsamiren (s. d.) vor Verwesung geschützten und erhaltenen organischen Körper, namentlich menschlicher Leichen. Der Name kommt von einem arabischen, vermuthlich aus dem Persischen abgeleiteten Worte mûmyâ, welches vier Arten von Asphalt bezeichnet, namentlich die sog. Gräbermumie, d. h. die erdharzige Masse, mit welcher die in den alten ägypt. Gräbern erhaltenen Leichen theils umgeben, theils in der Kopf-, Bauch- und Brusthöhle angefüllt sind. Im 16. bis 18. Jahrh. wurde diese Mumie vielfach verhandelt, da sie als ein vortreffliches Mittel gegen Wunden und Brüche galt. Die Kunst der Einbalsamirung scheint in Aegypten von den ältesten Zeiten an bis in die ersten nachchristl. Jahrhunderte geübt zu sein; die M. sind sehr verschieden nach der Zeit, dem Orte und dem Stande und Reichthume der Verstorbenen. Das Einbalsamirungsverfahren, welches nach einigen 70 Tage in Anspruch nahm, war ein sehr verwickeltes und ist uns ganz unbekannt. Nach Herodot und Diodor gab es drei Klassen desselben, die sich sowol durch die Sorgfalt in der Behandlung der Leiche als durch die Kostbarkeit der balsamischen und aromatischen Essenzen, welche verwendet wurden, unterschieden. Nach der ersten Art, welche in späterer Zeit ein Talent Silber gekostet haben soll, geschah zunächst die Ausleerung des Gehirns durch die Nase, der Eingeweide durch einen Seiteneinschnitt; nach dieser Behandlung durch die Paraschisten (Leichensecirer) folgte eine Waschung mit Natron, einem alkalischen Salze, und Tränkung mit Oelen und Wohlgerüchen; endlich Ausfüllung des Körpers mit Pißasphalt oder Judenpech. Die zweite Art geschah ohne den Seiteneinschnitt; sie conservirte die Körperformen minder gut und kostete nur 20 Minen. Die Leichen der Aermern endlich wurden mit einer geringern Flüssigkeit gewaschen, eingesalzen und getrocknet; darauf meist noch mit Asphalt umgeben. Die Eingeweide wurden theils in den Nil geworfen, theils balsamirt und in besondern Vasen beigesetzt. Die M. haben theils eine gelbliche, theils eine dunkelbraune und selbst schwarze Farbe; einige spätere zeigen Vergoldung im Gesicht. Die ältern M. in Memphis sind schwarz und so ausgetrocknet, daß sie leicht zerbrechen; die Brusthöhle ist meist mit kleinen Amuleten aus Stein oder Thon angefüllt. In Theben dagegen sind die M. gelb und mattglänzend; die Nägel sind wie mit Hennah gefärbt; die Glieder sind geschmeidig und biegsam; die linke Hand ist meist mit einem Ringe oder Scarabäus geschmückt. In späterer Zeit werden die Amulete den M. noch zahlreicher beigegeben; aber die Kunst der Einbalsamirung verfällt, indem die spätern mit Asphalt überfüllten M. eine schwarze unförmliche Masse bilden. Die M. liegen langgestreckt und halten die Hände meist an den Seiten oder über der Schosgegend gekreuzt; sie sind in eine außerordentliche Menge von Binden aus Leinwand (und nicht etwa Baumwolle) gehüllt, mit jedem Gliede besonders; sie ruhen in steinernen Sarkophagen oder in hölzernen Särgen, die manchmal doppelt oder dreifach sind; in den großen thebanischen Volksgräbern liegen sie uneingesargt auf dem trockenen und steinigen Boden. Dem Einbalsamirungsverfahren liegt der Glaube an das Leben nach dem Tode zu Grunde; aus noch erhaltenen altägypt. Ritualen lernt man die endlosen Ceremonien kennen, welche dasselbe begleiteten. Außer menschlichen Körpern balsamirten die alten Aegypter auch die Körper ihrer heiligen Thiere, Stiere, Wölfe, Katzen, Ibis, Sperber,

Digitized by Google

Fledermäuse, Krokodile, mehrere Fischarten u. a. (Vgl. Pettigrew, «History of Egyptian mummies», Lond. 1834.) Außer den alten Aegyptern verstanden sich auch noch die Guanchen auf den Canarischen Inseln darauf, die Körper Verstorbener zu mumisiren, wahrscheinlich durch Trocknen in der Luft; diese M. hat man in Ziegenfelle eingenäht und übrigens gut erhalten gefunden. Aehnlich bereitete M. hat man in Mexico gefunden, ebenso verstanden die alten Peruaner die Leichname ihrer Inkas unversehrt zu erhalten. Außer diesen künstlichen M. gibt es an verschiedenen Orten natürliche, indem eine scharfe, kalte Luft die Verwesung der Körper verhindert und sie nur langsam eintrocknen läßt. So in dem Kapuzinerkloster bei Palermo in Sicilien, in dem Kloster auf dem Großen Bernhardsberge, im Bleikeller der Domkirche zu Bremen und anderwärts. Auf ähnliche Art entstehen ohne Einbalsamirung die sog. weißen oder arabischen M., wie man die Menschenkörper nennt, die in den Sandwüsten Arabiens und Afrikas lange unter dem Sande liegen geblieben und durch die Sonnenstrahlen dermaßen ausgedörrt sind, daß sie unverweslich bleiben.

Mumme, ein starkes, sehr dickes, dunkelbraunes Hopfenbier mit süßlichem, angenehmem Geschmack, welches zu Braunschweig in zwei Sorten gebraut wird und seinen Namen nach Christian Mumme führt, der es 1492 zuerst braute. Die eine Sorte heißt einfache oder Stadtmumme, die andere doppelte oder Schiffsmumme, weil sie besonders auf Schiffen consumirt wird, da sie ohne Nachtheil in heiße Länder verfahren werden kann.

Mummius (Lucius), ein röm. Consul, der 146 v. Chr. den Widerstand des achäischen Bundes durch den Sieg über Diäos bei Leukopetra niederwarf und die Eroberung und Verbrennung von Korinth ausführte, worauf Achaja röm. Provinz wurde. M. erhielt daher auch den Beinamen Achaicus. Die Censur bekleidete M. 142 mit dem jüngern Scipio, der 146 Karthago zerstört hatte.

Munch (Peter Andreas), einer der ausgezeichnetsten skandinav. Geschichts-, Sprach- und Alterthumsforscher, geb. 15. Dec. 1810 zu Christiania, widmete sich auf der dortigen Universität seit 1828 den Rechtswissenschaften. Später gewann jedoch seine Neigung für linguistische und histor. Studien die Oberhand, und er habilitirte sich, nachdem er denselben mehrere Jahre ausschließlich obgelegen, 1837 als Lector für Geschichte, worauf 1841 seine Ernennung zum ord. Professor erfolgte. Seitdem entwickelte er eine rege und erfolgreiche Thätigkeit als Sprachforscher wie als Geschichtschreiber fast auf dem ganzen Gebiete der nordgerman. Philologie und Alterthumskunde. Sein Hauptwerk ist «Det Norske Folks Historie» (Abth. 1, 7 Bde., Christiania 1852—62; Abth. 2, 2 Bde., 1862—63). Die vier ersten Bände sind von Claußen ins Deutsche übersetzt worden (Lübeck 1853—54). Diesem Werke waren, außer zahlreichen Monographien, die Ausgaben mehrerer Quellenschriften für die altnorweg. Geographie und Geschichte, die gründliche «Historisk geographisk Beskrivelse over Kongeriget Norge i Middelalderen» (Christiania 1849) und zwei treffliche Karten Norwegens (1845 u. 1848) vorausgegangen. Als Sprachforscher hat M., im engsten Anschluß an die deutsche Wissenschaft, die Ergebnisse der histor. und vergleichenden Grammatik für das Gebiet der skandinav. Sprachen nicht nur befestigt und weiter geführt, sondern auch mit bestem Erfolg für die Aufhellung und Klärung der vorhistor. Zustände des europ. Nordens im allgemeinen wie Norwegens insbesondere zu verwerthen gewußt. Von seinen philol. Arbeiten sind die Grammatiken der Runensprache (Christiania 1848), der altnorweg. oder altnordischen (Christiania 1847 u. 1849) und der goth. Sprache (Christiania 1848) hervorzuheben, denen sich «Nordmændenes Gudelære i Hedenold» (Christiania 1847) und mehrere Ausgaben altnordischer Sprachdenkmale anschließen. Auch unternahm er mit Keyser die kritische Gesammtausgabe von «Norges gamle Love» (3 Bde., Christiania 1846—49). Seit Dec. 1858 hielt er sich mit seiner Familie in Rom auf, um in den Archiven des Vatican zu arbeiten, kehrte aber 1861 in seine Heimat zurück, wo ihn der König zum Historiographen und Archivar des Staats ernannt hatte. Im Frühjahr 1863 reiste er abermals nach Rom, wo ihn der Tod 25. Mai 1863 ereilte. M. liegt neben der Pyramide des Cestius begraben. Eine Sammlung seiner Werke wurde nach seinem Tode auf Staatskosten veranstaltet.

Munch (Andreas), einer der bedeutendsten norweg. Dichter, ein Verwandter des Vorigen, geb. 19. Oct. 1810, ist der Sohn des 1832 verstorbenen Bischofs von Christiansand, Johann Storm M., eines Oheims von Peter Andreas M., und bezog 1830 die Universität zu Christiania, wo er sich juristi. Studien widmete. Von 1841—46 war er Redacteur des Blattes «Den Constitutionelle». Seit 1850 als Amanuensis bei der Universitätsbibliothek angestellt, bewilligte ihm 1860 der Storthing einen Ehrengehalt, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sich ganz der Dichtkunst zu widmen. Als Dichter trat M. zuerst mit «Ephemerer» (1836) und

dem Drama «Kong Sverres Ungdom» (1837) auf. Andere Gedichte stellte er in den Sammlungen «Digte, gamle og nye» (Christiania 1848), «Nye Digte» (1850), «Sorg og Tröst» (Christiania 1852; 4. Aufl. 1855; deutsch, Berl. 1860), «Digte og Fortällinger» (Christiania 1855), «Nyeste Digte» (1861) und «Eftersommer» (1867) zusammen. Eine Reise nach Italien 1847—48 schilderte M. in «Billeder fra Syd og Nord» (1848). Unter seinen Dramen sind hervorzuheben: «Salomon de Caus» (1854; deutsch, Braunschw. 1857), «En Aften paa Giske» (1855), «Lord William Russel» (1857; deutsch, Lpz. 1860) und «Hertug Skule» (1863).

Münch (Ernst Herm. Jos. von), deutscher Geschichtschreiber, geb. 25. Oct. 1798 zu Rheinfelden, besuchte das Gymnasium zu Solothurn und studirte die Rechte und später fast ausschließlich Geschichte auf der Universität zu Freiburg, wo er 1818 die Stiftung des engern Bundes der Burschenschaft bewirkte. Er war kurze Zeit Gerichtssecretär in seiner Vaterstadt, 1819—21 Lehrer an der Cantonschule zu Aarau und kehrte sodann nach Deutschland zurück, wo er nun eine außerordentliche schriftstellerische Productivität entwickelte. Im J. 1824 wurde er Professor der histor. Hülfswissenschaften in Freiburg. Von seinen Arbeiten sind aus dieser Zeit hervorzuheben: die Ausgabe der Werke Ulrich von Hutten's (5 Bde., Berl. 1821—25), die verdeutschte Ausgabe der «Auserlesenen Schriften Hutten's» (3 Bde., Lpz. 1822—24), «Die Heerzüge des christl. Europa wider die Osmanen und die Versuche der Griechen zur Freiheit» (5 Bde., Basel 1822—26), «Franz von Sickingen's Thaten» (3 Bde., Stuttg. 1827—29), «Charitas Pirkheimer, ihre Schwestern und Nichten» (Nürnb. 1826), «König Enzio» (Ludwigsb. 1827; 2. Aufl., Stuttg. 1841) und «Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg» (3 Bde., Aachen 1829—32). Im J. 1828 wurde M. als Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts nach Lüttich berufen, sah aber wegen der antiröm. Tendenz seiner Schriften bald sogar seine persönliche Sicherheit gefährdet und nahm daher den Ruf als Bibliothekar nach dem Haag an. Dort veröffentlichte er nun: «Geschichte des Hauses Nassau-Oranien» (3 Bde., Aachen 1831—33), «Das Großherzogthum Luxemburg als integrirender Theil des Deutschen Bundes» (Haag 1831), «Vollständige Sammlung älterer und neuerer Concordate» (2 Bde., Lpz. 1831—33), «Die Fürstinnen des Hauses Burgund-Oesterreich in den Niederlanden» (2 Bde., Lpz. 1832). Im J. 1831 folgte er dem Rufe als Geh. Hofrath und Bibliothekar der Privatbibliothek des Königs nach Stuttgart. Er starb zu Rheinfelden 9. Juni 1841. Seine letzten Arbeiten sind: «Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit» (6 Bde., Lpz. 1833—35), die Selbstbiographie «Erinnerungen und Studien aus den ersten 37 Jahren eines deutschen Gelehrten» (3 Bde., Karlsr. 1836—38), «Paolo Sarpi und sein Kampf mit dem Curialismus und Jesuitismus» (Stuttg. 1839), «Denkwürdigkeiten zur polit. Kirchen- und Sittengeschichte der drei letzten Jahrhunderte» (Stuttg. 1839) und «Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Este und Lothringen im 16. und 17. Jahrh.» (Bd. 1, Stuttg. 1840).

Münch-Bellinghausen (Eduard Joachim, Graf), österr. Staatsmann, geb. 29. Sept. 1786 zu Wien, der jüngste Sohn des 3. Oct. 1802 verstorbenen Reichsfreiherrn Franz Joseph von M., begann seine Laufbahn im Dienste des Deutschen Reichs, trat aber 1806 in den österr. Staatsdienst, in welchem er in den Kriegsjahren 1809 und 1813—15 Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen. Als österr. Commissar und Präsident der zu Dresden 1818 versammelten Elbschifffahrts-Commission brachte er 1821 den Vertrag zu Stande, infolge dessen seit dem 1. Mai 1822 die Elbe von dem Punkte, wo sie schiffbar wird, bis in die offene See dem Verkehr freigegeben ward. In der Zwischenzeit wurde M. zum Stadthauptmann in Prag ernannt. Er kam dann in die deutsche Section des Ministeriums des Auswärtigen, 1823 aber als Wirkl. Geheimrath und Gesandter zum Bundestage in Frankfurt a. M., wo er auf die polit. Verhältnisse von ganz Deutschland großen Einfluß übte. M. konnte als der vollendete Vertreter der Metternich'schen Politik gelten. Im J. 1841 erhielt M. den Rang eines österr. Staatsministers. Nach Metternich's Sturze zog er sich ganz ins Privatleben zurück. M. starb 3. Aug. 1866. Er war 1831 in den Grafenstand erhoben und 1861 zum Mitglied des Herrenhauses des Reichsraths auf Lebenszeit ernannt worden.

Münch-Bellinghausen (Eligius Franz Jos., Freiherr von), Neffe des Vorigen, bekannt als namhafter dramatischer Dichter unter dem Namen Friedrich Halm, geb. 2. April 1806 zu Krakau, wo sein Vater, Kajetan, Freiherr von M. (geb. 1. Nov. 1776, gest. 27. Juni 1831), der später Staats- und Conferenzrath wurde, damals als Appellationsrath in österr. Diensten angestellt war. M. hatte schon in seinem 20. Jahre die juriſt.-polit. Studien absolvirt, gleichzeitig aber auch sein erstes Trauerspiel geschrieben. Entscheidend für sein poetisches Wirken wurde die 1833 erneute Verbindung mit seinem ehemaligen Lehrer Enk von der Burg, der ihn

Digitized by Google

endlich dazu brachte, 1834 unter dem Namen Friedrich Halm dem Hofburgtheater das Schauspiel «Griseldis» (9. Aufl., Wien 1869) zu übergeben, wo dasselbe 1835 mit großem Erfolg zur Aufführung kam. Auf derselben Bühne wurden 1836 sein «Adept», 1837 seine Jugendarbeit, das dramatische Gedicht «Camoens», 1838 das historisch-romantische Trauerspiel «Imelda Lambertazzi» und 1840 das Trauerspiel «Ein mildes Urtheil» gegeben. Alle diese Dramen wurden mit Beifall aufgenommen, insbesondere «Griseldis». Daneben versuchte sich M. in Bearbeitung ausländischer Meisterwerke für die Bühne, wie Lope de Vega's «König und Bauer» (1841) und Shakspeare's «Cymbeline» (1842). «Der Sohn der Wildniß» (1843; 5. Aufl., Wien 1866) wurde in kurzer Zeit auf allen deutschen Bühnen heimisch und in fast alle europ. Sprachen übersetzt. Nun wandte sich M. dem Gebiet der histor. Tragödie zu mit «Sampiero», den er im Jan. 1844 zur Aufführung brachte, und «Maria de Molina» (1847). Fast gleichzeitig dichtete er das Lustspiel «Verbot und Befehl». Im J. 1854 ging über die Bühne des Hofburgtheaters zu Wien das Drama eines ungenannten Verfassers, «Der Fechter von Ravenna» (3. Aufl., Wien 1877), das großen Beifall fand. Namentlich infolge dieser Anonymität entspannen sich literarische Erörterungen, die eine sehr polemische Wendung nahmen, als der bair. Dorfschullehrer Franz Bacherl das Recht der Autorschaft beanspruchte. Dies bewog endlich M., sich als den Verfasser des Stücks zu erklären. Seitdem dichtete er eine «Iphigenie in Delphi» (1856) im Anschluß an Goethe's «Iphigenie auf Tauris» und das dramatische Gedicht «Eine Königin» (Wien 1857); ferner zur Schillerfeier 1859 das kleine Festspiel «Vor hundert Jahren». Im J. 1863 übergab er der Bühne das histor. Drama «Begum Somru» und das Lustspiel «Wildfeuer» (4. Aufl., Wien 1877). Zur Shakspeare-Feier brachte er das Festspiel «Ein Abend in Titchefield». Die Gesammtausgabe seiner «Werke» (Bd. 1—8, Wien 1857—64) enthält auch seine «Gedichte» (Stuttg. 1850; 3. Aufl., Wien 1877) und «Neue Gedichte» (Wien 1864). Neben seiner dichterischen und literarischen hat M. auch eine achtungswerthe Thätigkeit als Staatsbeamter und Gelehrter entfaltet. Nachdem er seit 1840 als niederösterr. Regierungsrath gewirkt, übernahm er 1845 mit dem Titel eines Wirkl. Hofraths die Stelle eines ersten Custos an der kaiserl. Hofbibliothek. Im J. 1861 zum lebenslänglichen Mitgliede des österr. Herrenhauses berufen, nahm M. seinen Platz auf der Linken des Hauses. Vom 11. Juli 1867 bis zum Nov. 1870 war M. Generalintendant der wiener Hoftheater. Er starb 21. Mai 1871. Seine Leiche wurde in Hütteldorf bei Wien beigesetzt. Sein literarischer Nachlaß wurde von Pachler und Kuh herausgegeben als 9. bis 12. Theil seiner «Werke» (Wien 1872). Vgl. Kuh, «Gedenkblätter an Friedrich Halm» (Wien 1871).

München, Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Baiern, in Oberbaiern, liegt an beiden Ufern der Isar, in einer Ebene, die im Osten und Süden von mäßigen Hügeln begrenzt wird, 45 Kilom. vom Nordrand der Alpen, 510 Mt. über dem Meere und umfaßt in 19 Bezirken die Altstadt, die Anna-, Schönfeld-, Max-, Ludwigs- und Isarvorstadt und die erst 1877 einverleibte frühere Landgemeinde Sendling, insgesammt am linken Isarufer, dann die seit 1854 einverleibten, früher selbstständigen Gemeinden Haidhausen, Au und Giesing am rechten Isarufer. Ob M. das an der Isar gelegene Isuniska der Römer sei, ist unentschieden. Der Name Munichen kommt zuerst im Anfang des 12. Jahrh. vor; doch ist der Mönch erst im 13. Jahrh. in das Stadtwappen gekommen. Herzog Heinrich der Löwe erhob die Villa Munichen 1158 zu einer Münzstätte und zur Hauptniederlage für das von Reichenhall und Hallein kommende Salz. Dieser Zeit gehört unstreitig auch die Herrgottkapelle an, aus welcher noch im Laufe desselben Jahrhunderts die St.-Peterskirche erwuchs, die 1294 neu aufgebaut wurde und zuletzt 1607 durch Kurfürst Maximilian I. ihre gegenwärtige Gestalt erhielt. Durch die neuen Herzoge aus dem Geschlechte der Wittelsbacher, die zum öftern zu M. ihr Hoflager aufschlugen, blühte es mehr und mehr zu einer ansehnlichen Stadt empor. Ludwig der Strenge wählte die Stadt zu seiner beständigen Residenz und erbaute 1253 die Ludwigsburg, welche unter dem Namen des Alten Hofs noch jetzt zum Theil in der Form besteht, in der sie 1327 Kaiser Ludwig wiederherstellte. Die innere Stadt wurde 1254 mit Ringmauern, Wällen und Gräben umgeben, und vier Thore vermittelten ihre Verbindung mit den Vorstädten. Außerhalb der Ringmauern, auf dem Haberfelde, an der Stelle der jetzigen Frauenkirche, wurde zu Ehren der Maria eine kleine Kirche erbaut (1271—84) und zur Pfarrkirche erhoben. Ziemlich gleichzeitig wurde auch die St.-Katharinenkapelle als Heiligegeistkirche zur Pfarrei und zu Ende des 13. Jahrh. die St.-Peterskirche neu aufgebaut. Die Straßen vor den Thoren vervollständigten sich dergestalt, daß sie mit in den Umfang der innern Stadt gezogen wurden, welche seit 1301 eine neue Umfassungsmauer erhielt. Unter Kaiser Ludwig dem Baier erhielt die Stadt nach dem furcht-

Digitized by Google

baren Brande von 1327 den Charakter, welchen sie zum Theil noch gegenwärtig hat. Sie nahm an Umfang zu und reichte mit ihren neuen Erweiterungen bis zu dem Isar-, Sendlinger-, Karls- und Schwabingerthore, von denen jedoch nur noch die drei erstern in veränderter Gestalt bestehen. Die St.-Peterskirche erhielt 1370 zwei neue, im altdeutschen Stil erbaute Spitzthürme, die 1607 einem schmalen, viereckigen Thurme Platz machten. Zwischen 1468—88 entstand an der Stelle des Marienkirchleins die Kirche zu Unserer Lieben Frauen mit ihren beiden unten viereckigen, oben achtseitigen und von Kuppeln überdeckten Thürmen, mit 30 großen Fenstern von 20 Mt. Höhe und 22 achteckigen Pfeilern im Innern, die das Gewölbe tragen. Jener Zeit gehört auch die gegenwärtig für den griech. Gottesdienst eingerichtete St.-Salvatorkirche an. Aus Wilhelm's des Frommen Zeit (1579—1626) stammen die Maxburg, das mit ihr in Verbindung stehende, für die Jesuiten bestimmte Collegialgebäude und die ehemalige Jesuiter-, jetzt Hofkirche zum heil. Michael, die 1597 eingeweiht wurde. Kurfürst Maximilian I. (1626—51) ließ das Zeughaus, das Josephs- oder Herzogsspital und die neue (jetzt die alte) Residenz aufführen, ein Gebäude, welches besonders der innern Pracht wegen zu seiner Zeit gepriesen wurde. Auch der erzene Wasserbehälter im Brunnenhofe der Residenz, die Marianische Säule auf dem ehemaligen Schrannen-, jetzt Marienplatze, mit der vergoldeten Erzstatue der Madonna, und das bronzene Denkmal Ludwig's des Baiern in der Frauenkirche rühren aus dieser Zeit her. Unter Kurfürst Ferdinand Maria (1651—79) wurden die Theatiner-Hofkirche und das der Stadt benachbarte Schloß Nymphenburg erbaut. Mit Max Emanuel (1679—1726) gewann der Einfluß des franz. Geschmacks das Uebergewicht. Unter Karl Theodor (1777—99) erweiterte sich die Stadt nach allen Seiten hin. Sie hörte auf Festung zu sein, und die aus dem Dreißigjährigen Kriege übriggebliebenen Werke wurden geschleift. Das Karlsthor, nach dem Kurfürsten so benannt, empfing mit seinen Umgebungen unter diesem eine neue Gestalt, die aber noch viel von der frühern alterthümlichen Beschaffenheit beibehielt, bis 1857 eine Pulverexplosion den Hauptthurm zerstörte und eine Renovirung nöthig machte. Der Minister Graf Rumford legte damals den Englischen Garten an.

Entscheidend für die neuere Gestaltung der Stadt wurde die Umwandlung der Akademie der bildenden Künste (1808), die mit dem Institut der Akademie der Wissenschaften in eine erfolgreiche Wechselwirkung trat und den künstlerischen Bestrebungen jene höhere monumentale Richtung verlieh, die M. seitdem eigenthümlich geworden ist. Unter Maximilian I. (1799—1825) wurde durch Abbrechen des alten Franciscanerklosters der Max-Josephsplatz geschaffen. Wie die Au, gehörte auch die St.-Annavorstadt und das unter Karl Theodor angelegte Schönfeld zu M., und zumal vor dem Schwabinger- und Maxthore entstanden allmählich ganze Straßen. Es wurde das jetzige Palais des Prinzen Karl im Englischen Garten erbaut und 1812 der botan. Garten angelegt. Nach dem Frieden erweiterte man die Maximilians- und Ludwigsvorstadt, und ebenso rüstig baute man in der neuen Isarvorstadt. Bereits seit 1816 ließ der damalige Kronprinz Ludwig die Glyptothek, eins der schönsten Gebäude der Stadt, durch L. von Klenze aufführen. Die wichtigste Erweiterung der Stadt begann seit 1817 durch das Abbrechen des alten Schwabingerthors und die neuen Anlagen in den vor demselben gelegenen Theilen der Maximilians- und der Schönfeldervorstadt, wo der Odeonsplatz und die Ludwigsstraße mit ihren durch Größe, Mannichfaltigkeit der Baustile und Schönheit ausgezeichneten Gebäuden bald alles andere überstrahlen sollten. Nach dem Vorbilde ital. Paläste wurden durch Klenze erbaut: der Palast Leuchtenberg (seit 1817), jetzt der des Prinzen Luitpold, am Odeonsplatze; der demselben gegenüberliegende Bazar (vollendet 1822), dessen östl. Seite die berühmten Arcaden bilden; die neue königl. Reitbahn und das mit einer offenen Bogenhalle von sieben Arcaden versehene Gebäude des Kriegsministeriums in der Ludwigsstraße (begonnen 1824). Durch die zwischen 1821—28 vollendete Ludwigsbrücke, sowie durch die (hölzerne) Reichenbachbrücke über die Isar wurde die Vorstadt Au mit der Hauptstadt besser als früher in Verbindung gesetzt. Das nach dem Vorbilde des pariser Odeons von K. von Fischer aufgeführte und 1818 vollendete Hof- und Nationaltheater, eine Hauptzierde des Max-Josephplatzes, wurde 1823 ein Raub der Flammen, aber sofort in der Hauptsache nach des Architekten ursprünglichem Plane durch Klenze von neuem aufgerichtet, sodaß es 1825 wieder eröffnet werden konnte. Ein vortreffliches Gebäude erhielt M. in der Fronfeste, die Oberbaurath Pertsch 1820 begann. Außer dem Max-Josephsplatz waren inzwischen innerhalb der alten Stadt durch Abbrechen der alten Salzhallen 1778 und des Mauthgebäudes 1806 und außerhalb der alten Wallgräben der Stadtthore allmählich der Odeons-, Wittelsbacher-, Karolinen-, Maximilians- und Karlsplatz, sowie außerdem die Sonnenstraße entstanden.

Digitized by Google

Die bedeutendsten Veränderungen erfuhr M. unter der Regierung des Königs Ludwig I. Die Glyptothek, bereits 1816 von Klenze begonnen, wurde 1830 vollendet. Sie ist im ion. Baustil mit einem Porticus von acht vordern und vier hintern Säulen erbaut und hat an der Außenseite Bilderblenden erhalten, um die Form des Gewölbes, dessen Anwendung für das Innere zur Bedingung gemacht war, auch im Aeußern hervortreten zu lassen. Das vordere Giebelfeld zieren seit 1836 neun kolossale freistehende Marmorfiguren (Minerva Ergane mit den sie umgebenden Vertretern der verschiedenen Zweige der Bildnerei) nach dem Entwurf von Haller, ausgeführt von Verschiedenen. Für die Richtung der Kunst war dieses Gebäude besonders dadurch von dem entschiedensten Einfluß, daß an ihm zum ersten mal wieder die Malerei und Bildnerei mit der Baukunst auf eine großartige und bedeutsame Weise in eine unmittelbare Verbindung trat, indem der trojanische und der Göttersaal nebst ihrer Vorhalle von Cornelius mit Darstellungen aus der griech. Götter- und Heldengeschichte al fresco ausgeschmückt wurden. Die Glyptothek ist von Gartenanlagen umgeben und bildet die nördl. Seite des Königsplatzes gegenüber dem neuen Kunstausstellungsgebäude. Zu der alten Pinakothek wurde 7. April 1826 der Grundstein gelegt, und 1836 war dieselbe bis auf die innere Decoration vollendet. Die Pinakothek, durch Größe und schöne malerische Verhältnisse imponirend, ist im Stil röm. Paläste erbaut. Die Hauptfaçade hat zwei Reihen Bogenfenster übereinander; inmitten der untern ist ein dreifaches Portal. Die 25 Fenster der obern befinden sich zwischen einer ion. Halbsäulenstellung. Darüber erhebt sich ein verziertes Consolengesims, auf welchem 24 nach Schwanthaler's meisterhaften Modellskizzen in Kalkstein gearbeitete Malerstatuen stehen. Gekrönt ist das Ganze mit einer etwas zurücktretenden Attika von einfacher Pilasterstellung mit Schmuckziegeln. Hinter der Bogenfensterstellung des Hauptgeschosses ziehen sich 25 Loggien hin, die nach Zeichnungen von Cornelius al fresco ausgemalt sind. Das Gebäude umfaßt 9 große Säle von 12 Mt. Breite, 15 Mt. Höhe und 15—25 Mt. Länge, die zum Theil plastisch und mit Reliefbildern verziert sind, sowie 23 kleinere Cabinete.

Im J. 1826 entstand dem Leuchtenberg'schen Palais gegenüber und ganz in demselben Stil das Odeon, durch Klenze gebaut und durch Kaulbach, Anschütz und Eberle mit Deckengemälden geschmückt; 1827—29 wurden 16 Arcaden des Hofgartens durch mehrere Künstler aus der Schule von Cornelius zum Theil mit Darstellungen aus der bair. Geschichte, in den folgenden Jahren die übrigen 28 der Westseite mit ital. Landschaftsbildern von Rottmann al fresco gemalt, worauf sodann an der Nordseite 39 Bilder aus dem griech. Befreiungskampfe nach Zeichnungen von P. Heß ausgeführt wurden. Der Bau des Kriegsministeriums kam 1830 zu Ende und 1832 der nach dem Plane des Oberbauraths Pertsch 1827 begonnene Bau der prot. Kirche, die ein Oval von 45 Mt. Breite und 28 Mt. Tiefe bildet und mit einer Vorhalle von drei Arcaden gegen Norden und einem viereckigen Ausbau für die Sakristeien gegen Süden versehen ist; 1828—30 erbaute Klenze das Palais des Herzogs Max, dessen Façade ihren drei Stockwerken nach in eine dor., ion. und korinth. Wandsäulenordnung getheilt ist. Die Zimmer sind zum Theil im pompejanischen Geschmack decorirt und mit Wandmalereien von Rob. von Langer, Kaulbach und Zimmermann geschmückt. Die Restauration des Isarthors nach Gärtner's Entwürfen wurde 1833 und die Bemalung am Fries desselben oberhalb des Schwibbogens mit der Darstellung des Einzugs Kaiser Ludwig's des Baiern nach der Schlacht bei Ampfing von Bernh. Neher 1835 zu Ende gebracht. An demselben Thore finden sich auch die Gemälde des heil. Benno und der Maria mit dem Kinde, sowie die beiden Sandsteinfiguren des heil. Michael und des heil. Georg von Konr. Eberhard. In das J. 1833 fällt außerdem die Errichtung des 29 Mt. hohen ehernen Obelisken, von Stiglmaier, auf dem Karolinenplatze zum Andenken an die im russ. Feldzuge umgekommenen Baiern. Im J. 1835 wurde das von Rauch modellirte und von Stiglmaier in Erz gegossene Monument des Königs Maximilian I. auf dem Max-Josephsplatze enthüllt und der seit 1826 nach Klenze's Plan im Bau begriffene Neue Königsbau eingeweiht, der die nördl. Seite desselben Platzes begrenzt und zu den umfangreichsten und schönsten Bauwerken M.s gehört. Die Hauptseite ist 125 Mt. lang. Die Pilasterstellungen der drei Geschosse sind nach den drei Hauptsäulenordnungen der Griechen ausgeführt, das Ganze mit einem verzierten Consolengesims gekrönt. Fünf Säle des Erdgeschosses zur Linken des Eingangs, der aus drei hohen gewölbten Thoren besteht, sind von Schnorr mit Darstellungen aus den Nibelungen al fresco geziert. In den Gemächern des Königs und der Königin im obern Stockwerke sind die schönsten und erhabensten Dichtungen der Griechen und Deutschen durch die Kunst des Bildners und Malers veranschaulicht und von den berühmtesten Künstlern enkaustisch und al fresco, zum Theil auch in monochromatischer Weise ausgeführt.

Der Saalbau am Hofgarten wurde durch Klenze 1832—36 vollendet, dessen 233 Mt. lange Façade mit einem grandiosen, im Stile Palladio's ausgeführten Portalvorbau versehen ist; letzterer besteht aus zwei übereinander befindlichen Arcadenhallen, deren zehn hervortretende Säulen ein gekropftes Gesims und über diesem zwei Löwenfiguren und die Marmorstatuen der acht Kreise des Königreichs nach Schwanthaler tragen. In Uebereinstimmung mit dem angrenzenden ältern Theile der Residenz ist die neue Façade im spätern röm. Stile gehalten. In dem Hauptgeschoß ist eine lange Reihe der prächtigsten Säle zu großen Hoffesten und Audienzen bestimmt: zuerst der Banketsaal mit Schlachtenbildern von P. Heß, W. von Kobell, A. Adam u. a. (die nächsten beiden Cabinete mit der berühmten Galerie weiblicher Schönheiten), der blos architektonisch verzierte Ballsaal, die drei Kaisersäle, der ebenfalls nur plastisch verzierte, 35 Mt. lange, 22 Mt. breite und 22 Mt. hohe Thronsaal, dessen Galerie von 20 korinth. Säulen getragen wird, zwischen welchen die nach Schwanthaler's Modellen von Stiglmaier in Bronze gegossenen und im Feuer vergoldeten 14 Statuen wittelsbacher Fürsten stehen. Die drei Kaisersäle sind Karl d. Gr., Friedrich Barbarossa und Rudolf von Habsburg gewidmet und mit Darstellungen aus dem Leben und Wirken dieser Kaiser nach Schnorr's Compositionen enkaustisch ausgemalt. Ausgezeichnet ist namentlich der plastische Fries im Saale Kaiser Friedrich's, den Kreuzzug dieses Kaisers darstellend, nach Schwanthaler's Zeichnungen aus Gips im Relief ausgeführt. In den Sälen des untern Geschosses befinden sich Darstellungen zu den 24 Gesängen der Odyssee nach Schwanthaler'schen Zeichnungen von Hiltensperger. Mit dem Prachtstiegenbau, der zu den Festsälen führt und 1840 in Angriff genommen wurde, schloß sich der Kreis der weitläufigen Gebäude, welche zur Residenz gehören. Zu dem Umfange der Residenz gehört auch die Allerheiligen-Hofkapelle, 1826—37 durch Klenze erbaut, eins der schönsten Gebäude. Sie ist den ital.-byzant. Kirchen des 12. Jahrh. nachgebildet.

Eine doppelte Reihe großartiger Bauwerke, in denen sich das Element des Rundbogens geltend macht, entstand seit 1829 in der Ludwigsstraße. Zu diesen sämmtlich von Fr. von Gärtner herrührenden Gebäuden gehört zunächst als das vollendetste das 1832—43 erbaute Bibliothek- und Archivgebäude, dessen prächtige Hauptfaçade 164 Mt. lang ist und mit drei andern unter sich zusammenhängenden Flügeln zwei innere Höfe einschließt. Ferner ist hier zu erwähnen die 1829—38 erbaute Ludwigskirche mit ihrer schönen, mit Steinbildnereien von Schwanthaler geschmückten Façade und zwei Spitzthürmen. In der Hauptaltarnische ist das Jüngste Gericht von Cornelius in Fresco gemalt, das den Schlußstein einer Reihe anderer Gemälde an den Wänden und Decken bildet. In einem ähnlichen Stil wie das Bibliothekgebäude und die Ludwigskirche sind die gegenüberliegenden Gebäude des Damenstifts (1836—39) und das Blindeninstitut (1833—35) aufgeführt. Nördlich vom Blindeninstitut erhebt sich das 1838 gegründete Salz- und Bergamtsgebäude, an welches sich das neue, mit zwei langen Vorderflügeln versehene Universitätsgebäude anreiht, welches mit den beiden gegenüberliegenden, ebenfalls rechtwinkelig zusammengestellten Gebäuden des Georgianischen Seminars für junge Theologen (1835—39) und des Erziehungsinstituts für adelige Fräulein (1836—39) einen großen viereckigen Platz einschließt, welchen zwei Springbrunnen (von Gärtner) schmücken. Auf dem Wittelsbacher Platze wurde 1839 die kolossale Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian I. von Baiern, nach Thorwaldsen's Modell von Stiglmaier in Erz gegossen, aufgerichtet. Zu dem Gärtner'schen Bau gehört endlich noch das mit dem allgemeinen Krankenhause verbundene Ordenshaus für die Barmherzigen Schwestern (1836—39). Eine großartige, prächtige Ansicht gewährt der Königsplatz, dessen nördl. Seite von der Glyptothek und ihren Gartenanlagen begrenzt ist und an dessen Südseite sich ein Complex von Gebäuden erhebt, die unmittelbar unter sich verbunden sind und den Civilbauinspector Ziebland zum Erbauer haben. Dahin gehört zunächst die Basilika zum heil. Bonifacius oder die Bonifaciuskirche. An die hinter der Chornische in einem runden Vorbau hervortretende Sakristei derselben schließt sich durch einen bedeckten Gang das zur Wohnung für Benedictiner bestimmte Gebäude des Bonifaciusstifts an, welches mit dem nach Norden zu gelegenen Kunst- und Industrieausstellungsgebäude ein äußerlich ungetrenntes Ganzes bildet. Durch das letztere Gebäude, zu welchem 25. Aug. 1838 der Grundstein gelegt wurde, wird der korinthische, wie durch die Glyptothek der ion. Baustil vertreten. Wie bei der Glyptothek ist das Vordergiebelfeld mit Marmorstatuen nach Schwanthaler's Modellen geziert. Endlich wurde in der Vorstadt Au die neue Maria-Hilf-Kirche im altdeutschen Stil von Ohlmüller 1831—39 aufgeführt, die ihre kunstgeschichtliche Bedeutsamkeit unter anderm dem Umstande zu verdanken hat, daß bei ihr die Glasmalerei des Mittelalters in angemessener Ausdehnung und Würde wieder in Anwendung

zed by Google

gebracht wurde. Sie bildet in ihrer Grundform ein längliches Viereck, welches hinter dem Chor in einen fünfseitigen Schluß ausläuft. Alle innern Räume, das durch je fünf Säulen von seinen Abseiten getrennte Schiff und das durch sechs Säulen gebildete Chor, befinden sich unter einem gemeinschaftlichen Dache. Ueber der Mitte der Eingangsseite erhebt sich der 79 Mt. hohe, in eine aus durchbrochenen Hausteinen bestehende Pyramide ausgehende Thurm, umgeben rechts und links von niedrigen Treppenthürmen und Galerien. Sämmtliche 19 Hauptfenster der Kirche, wovon 7 dem Chor und 12 dem Schiff angehören, wurden mit Glasmalereien nach Zeichnungen von Schraudolph, Fischer u. a. unter Leitung H. von Heß' und Ainmüller's geschmückt, die Räume darunter sowie die Altäre mit unbemalten Holzschnitzwerken; 1843—49 wurde der Wittelsbacher Palast im goth. Stil gebaut (von Gärtner und nach dessen Tode von Klumpp). Derselbe ist 76 Mt. lang, 65 Mt. breit, 30 Mt. hoch und ward nach der Thronentsagung des Königs Ludwig dessen Wohnung. Ein eigenes königl. Gebäude wurde für die Glasmalerei, wie früher für die Erzgießerei, aufgeführt, und ebenso 1846 von A. Voigt der Bau der Neuen Pinakothek (für Werke der Maler des 19. Jahrh.) begonnen. Dieses 1853 vollendete Gebäude (107 Mt. lang, 29 Mt. breit und 26 Mt. hoch) hat an den Außenseiten Frescobilder nach Zeichnungen W. von Kaulbach's. An den großen allgemeinen Friedhof, den ein Leichenhaus und viele herrliche Monumente auszeichnen, wurde 1845 ein Campo-Santo im mittelalterlich-lombard. Stil von Gärtner angebaut, 140 Mt. ins Geviert, in glänzenden Backsteinen, mit einer zwölfkuppeligen Vorhalle. Zwischen der Theatinerkirche und der alten Residenz wurde 1841—44 durch Gärtner die Feldherrnhalle im mittelalterlich-toscan. Stil gebaut und mit den Erzstatuen von Tilly und Wrede geschmückt, und am Ende der Ludwigsstraße gleichfalls von Gärtner (vollendet von Metzger) das Siegesthor in röm. Triumphbogenstil 1844—50, dessen Wände mit Marmorreliefs und Statuen bedeckt sind, während die Plattform mit einer auf einem Siegeswagen von vier Löwen gezogenen, in Erz gegossenen Bavaria geziert ist. Im J. 1845 wurden dem Verfasser des bair. Gesetzbuchs, von Kreitmayer, 1850 den Tonkünstlern Orlando di Lasso und Gluck Erzstatuen auf öffentlichen Plätzen gesetzt. Auf der Anhöhe über der Theresienwiese erhebt sich seit 1843 die Bairische Ruhmeshalle, eine große dor. Säulenhalle aus Untersberger Marmor, bestimmt zur Aufnahme von Marmorbüsten ausgezeichneter Baiern, von L. von Klenze in sog. Hufeisenform aufgeführt, 67 Mt. lang, mit zwei vortretenden Flügeln zu je 30,5 Mt., und 12 Mt. hoch (ohne den Sockel). Die Marmorreliefs in den Giebeln und Metopen sind von Schwanthaler. Diese Halle umschließt von drei Seiten einen Hof, in welchem der Koloß der Bavaria steht, 19 Mt. hoch bis zur Spitze des erhobenen Kranzes und 28 Mt. mit dem Piedestal, nach Schwanthaler's Modell (1837—42) in Erz gegossen von F. von Miller 1844—50. Zu dieser Statue wurden 1500 Ctr. Erz verwendet; 31 Personen konnten im Kopfe derselben Platz finden, als die erzenen Divans noch nicht darin waren. Auch nach seiner Abdankung (1848) blieb König Ludwig I. noch immer Pfleger der Kunst in M. Auf der westl. Seite des Königsplatzes wurde 1854 der Grundstein zu den Propyläen gelegt, die von Klenze aufgeführt und 25. Aug. 1862 eröffnet wurden. Den Haupt- und Mittelbau bildet eine offene Säulenhalle in altdor. Ordnung, zu deren beiden Seiten nach oben sich verjüngende Thürme mit quadratischem Grundriß stehen. Die breiten weißen Wände der letztern sind mit Reliefs geschmückt, welche die Freiheitskämpfe der Griechen darstellen und nach dem Entwurfe L. Schwanthaler's von dessen Vetter Xaver in Marmor ausgeführt wurden. Kurz vorher hatte Ludwig I. dem Kurfürsten Max Emanuel ein ehernes Standbild auf dem Promenadenplatze errichten lassen. Eine kolossale Reiterstatue des Königs Ludwig I. im Krönungsornate, welche die Stadt M. hatte errichten lassen und die von Widnmann modellirt, von Miller in Erz gegossen worden war, wurde 25. Aug. 1862 auf dem Odeonsplatze, eine Statue Schiller's, modellirt von Widnmann, in Erz gegossen von Miller, 9. Mai 1863 an der Brienner Straße enthüllt.

Unter König Maximilian II. entstand die Maximiliansstraße, die zweite Prachtstraße M.s, welche jedoch in architektonischer Beziehung einen ganz andern Charakter trägt als die Ludwigsstraße und einen neuern Baustil durch Mischung alter Formen anstrebt. Unter den Privatbauten an derselben ist das Hotel zu den vier Jahreszeiten der schönste. Oeffentliche Gebäude sind die Münze am Eingange und das Regierungsgebäude in der Mitte der Straße. Letzterm gegenüber erhebt sich das bair. Nationalmuseum (nach den Plänen des Oberbauraths Riedel), das eine ungewöhnlich reiche Sammlung theils in Baiern gefundener, theils irgendwie auf Baiern bezüglicher cultur- und kunsthistor. Denkmäler enthält, die in streng chronol. Ordnung in 30—40, dem jedesmaligen Zeitcharakter gemäß eingerichteten und decorirten Sälen aufgestellt sind.

Digitized by Google

Weit über 100 Frescobilder, die jedoch von sehr verschiedenem Kunstwerthe sind, schildern die Geschichte der wittelsbacher Fürsten, sowie der alt- und neubair. Provinzen. Auf dem mit Blumen- und Rasenbeeten geschmückten Platze zwischen Nationalmuseum und Regierungsgebäude stehen die Erzstatuen Schelling's und Deroy's, erstere von Brugger, letztere von Halbig. Das Roudel zwischen den beiden Brücken der Maximiliansstraße ist der Standort des 12. Oct. 1875 enthüllten Nationaldenkmals für König Maximilian II., das Zumbusch ausgeführt hat. Die 12. Oct. 1863 eröffnete Maximiliansbrücke (80 Mt. lang, 15 Mt. breit, von Zenetti erbaut) führt zum Athenäum oder Maximilianeum, das zur Aufnahme talentvoller, aber unbemittelter Studenten bestimmt ist, die sich dem Staatsdienste widmen wollen. Das äußerst reichgegliederte Gebäude, das ein Cyklus von 100 Oelbildern aus der Weltgeschichte (darunter Kaulbach's Schlacht von Salamis) schmücken wird, zeigt eine Hauptfronte von 350 Mt. Breite und 80 Mt. größter Höhe und bildet den majestätischen Abschluß der Maximiliansstraße. Außerdem ließ König Maximilian II. 1857 das alte Residenztheater durch L. Foltz neu herstellen und zwischen dem Hoftheater und dem neuen Königsbau den Wintergarten, eine reizende Gartenanlage in einem glasbedeckten Salon (durch Kreuter), aufführen. Auch wurde der Bahnhof sehr erweitert, in welchem die mächtige, aus Holz construirte Einsteigehalle und die von Echter gemalten Friese in den Einfahrtsthoren sehenswerth sind. Die für den Getreidemarkt 1852 aufgeführte Schrannenhalle besteht aus einem zweistöckigen gemauerten Mittelbau und zwei Eckpavillons, zwischen welchen sich zwei offene, von eisernen Säulen getragene Hallen, jede von 180 Mt. Länge und 25 Mt. Tiefe, hinziehen. Sie ist seit 1872 durch verschiebbare Eisenwände geschlossen. Ein noch umfangreicherer Eisenbau war der sog. Glaspalast im alten botan. Garten, 233 Mt. lang, der 1854 der deutschen Industrieausstellung diente und seitdem zu allerlei Ausstellungen und Productionen benutzt wurde. Neuerdings kamen in der Nähe der Exercirplätze das Zeughaus, eine neue große Kaserne und das große Militärkrankenhaus, Ziegelbaue im sog. Maximilians-stil, zur Vollendung. Hinter König und Staat blieben die Stadtbehörden und Privaten nicht zurück. Das Rathhaus wurde im Stil des 15. Jahrh. renovirt. Ein neues ist auf der Stelle des frühern Regierungsgebäudes in goth. Stile von Georg Hauberisser erbaut (begonnen 1867, seit 1874 in der Hauptsache vollendet). Es ist 71 Mt. lang, 48 Mt. breit und besteht aus vier Stockwerken. Im Erdgeschoß befinden sich die Hauptwache und Kaufläden, im Kellergeschoß der Rathskeller mit Wandbildern von Ferd. Wagner. Vor dem Rathhaus auf dem Marienplatze steht der von Knoll modellirte originelle «Fischbrunnen». Der Bau einer goth. Kirche in der Vorstadt Haidhausen ist seit 1875, der einer zweiten prot. Kirche an der Gabelsbergerstraße seit 1877 vollendet. Das entstellte Innere der Frauenkirche erhielt seine frühere Herrlichkeit zurück (Hochaltar von Knab, hölzerne Kanzel von Sickinger u. s. w.). Es entstanden neue Straßen, am Südende der Stadt ein ganz neuer Stadttheil; viele Wohnhäuser erhielten ein schönes Aeußeres, theils im sog. Maximilians-, theils im besten Renaissancestil (Ecke der Barer- und Arcostraße). Auf dem Gärtnerplatze erhebt sich seit 1865 das neue Volkstheater mit geschmackvollem und reichem Innern (gemalte Decke von Neureuther). In neuester Zeit entstanden Bauanlagen im Osten der Stadt (Haidhausen) im Anschluß an den neuen Ostbahnhof, im Süden der Stadt im Anschluß an den Südbahnhof und im nördl. Theile der Stadt. Während dieser Zeit wurden an öffentlichen Bauten vollendet: ein neues Kunstakademiegebäude nächst dem Siegesthore (von Oberbaurath Neureuther), das Gebäude für die Industrieschule und Kunstgewerbeschule, ein humanistisches Gymnasium, zahlreiche Volksschulhäuser, ein neues chem. Laboratorium, das hygieinische Institut, der Umbau der Kreisirrenanstalt, ein neues Centralschlachthaus mit Viehmarkt. Eine neue Brücke zur Verbindung der Isarvorstadt mit Giesing wurde 1876 eröffnet, ein Denkmal Senefelder's 6. Nov. 1877 enthüllt.

M. ist der Sitz der obersten Regierungsbehörden des Königreichs; ferner des Oberappellationsgerichts und des Cassationshofs für die Rheinpfalz, des Regierungspräsidenten von Oberbaiern sowie des Erzbischofs von München-Freising und des prot. Oberconsistoriums. Unter den öffentlichen Anstalten für Wissenschaft und Kunst ist zuerst die 1759 von Kurfürst Max III. begründete und 1827 von König Ludwig I. erneuerte Akademie der Wissenschaften zu nennen. Dieselbe besitzt eine reiche Sammlung physik. und optischer Instrumente, ein Naturaliencabinet, eine besonders sehenswerthe Petrefactensammlung, ein namentlich in der brasilian. und griech. Flora sehr vollständiges Herbarium, eine geognost. Sammlung und ein reichhaltiges Münzcabinet. Außerdem stehen unter der Akademie: das sog. Antiquarium in der alten Residenz mit einer reichen Sammlung ägypt., griech. und röm. Alterthümer, ein chem. Laboratorium, unter Liebig's Aufsicht und nach dessen Angaben gebaut und eingerichtet; der botan. Garten,

Digitized by Google

1812 gegründet, seit 1864 mit einem großen Palmenhause; die Sternwarte bei dem Dorfe Bogenhausen, gleichzeitig meteorolog. Beobachtungsstation. Die Akademie der bildenden Künste entstand aus der 1759 gegründeten Zeichenschule. Unter König Max I. erhielt sie 1808 eine verbesserte, 1842 ihre jetzige Einrichtung, wonach sie in drei Hauptabtheilungen zerfällt: Architektur, Sculptur, Malerei, mit den Unterabtheilungen der Zeichnungs- und Kupferstechschule. Als Hülfsmittel besitzt diese Akademie der bildenden Künste eine reiche Sammlung von Gipsabgüssen. Auch befinden sich hier die Teppiche mit den vaticanischen Gemälden Rafael's. Die Zeichnungsschule des Vereins zur Ausbildung der Gewerke sowie zahlreiche Privatunterrichtsanstalten können als Vorschulen zur Akademie gelten. Die Hof- und Staatsbibliothek, die durch die Bibliotheken der aufgehobenen Klöster eine ausgezeichnete Bereicherung erfuhr, umfaßt weit über 400,000 Werke in mehr als 800,000 Bänden (ohne Flugschriften, Dissertationen u. s. w.), außerdem noch 1300 Incunabeln, 50 alte Holzschnittwerke, 22,000 Handschriften, eine Sammlung von Holzschnitten. Die Glyptothek birgt die Werke der Sculptur in 12 Sälen, welche je nach den darin aufgestellten Denkmalen den Namen führen. Die alte Pinakothek enthält in 9 großen Sälen und 23 Cabineten gegen 1300 großentheils treffliche, durch das Pettenkofer'sche Restaurationsverfahren schön hergestellte Bilder älterer Künstler. Diese sind nach Schulen geordnet, und namentlich ist Rubens vollständiger als in irgendeiner andern Galerie vertreten. Im Erdgeschosse befinden sich die Kupferstichsammlung von 300,000 Blättern, die gegen 10,000 Blatt zählende Sammlung von Handzeichnungen, die der Vasen und der Miniatur-, Musiv-, Email- und Porzellanmalereien. Die neue Pinakothek ist den Bildwerken der modernen Meister gewidmet. Unter ihren Schätzen sind insbesondere die griech. Landschaften von Rottmann hervorzuheben. Außerdem ist M. reich an Privatsammlungen, von denen die des Grafen Schack hervorgehoben zu werden verdient (Genelli, Schwind u. s. w.). Kaulbach's Witwe hat einige Bilder und Cartons sowie die Entwürfe zu den anderwärts ausgeführten Gemälden des Künstlers in einem Museum vereinigt. Auch die Ateliers hervorragender Künstler sind meistentheils zugänglich. Die Ausstellungen des Kunstvereins werden seit 1866 in dem neuaufgeführten Gebäude desselben abgehalten. Die Vereinigten Sammlungen in den Arcaden des Hofgartens enthalten antike Terracotten und Bronzen, Gold- und Silberschmuck aus Griechenland und Rom, Elfenbeinschnitzwerke, ind. und chines. Kunstwerke und Denkwürdigkeiten, Waffen und Trachten wilder Völkerschaften, eine Reihe phelloplastischer Modelle nach antiken und mittelalterlichen Gebäuden. Neuerdings ist auch die werthvolle Japanesische Sammlung hier aufgestellt worden. Die Ludwigs-Maximilians-Universität wurde 1826 von Landshut nach M. verlegt und zerfällt in fünf Facultäten, indem zu den vier gewöhnlichen noch eine staatswirthschaftliche hinzugekommen ist. Sie zählte im Winter 1876/77 im ganzen 114 Docenten und 1158 Studirende. Mit ihr stehen in Verbindung: ein Priesterseminar (das Georgianum), ein philol. Seminar, die Anatomie, die Klinik und das allgemeine Krankenhaus. Außerdem besitzt sie eine eigene Bibliothek von mehr als 180,000 Bänden. An Unterrichtsanstalten sind noch zu nennen: die Polytechnische Hochschule, die rasch großen Aufschwung genommen hat; das Athenäum für Aspiranten zum Staatsdienst, die Veterinärschule, drei Gymnasien (worunter eins unter Leitung des Benedictinerordens), eine militärische Hochschule (hinter dem Siegesthore), ein Cadettencorps, eine Pagerie. Ferner bestehen zu M.: ein Realgymnasium, Musik- und Theaterschule, ein Schullehrerseminar, eine Kreisrealschule, eine Polytechnische Schule, eine Industrieschule, Kunstgewerbeschule, eine städtische Handelsschule und die Riemerschmied'sche Handelsschule für Mädchen, die Frauenarbeitsschule des Volksbildungsvereins nebst Arbeitslehrerinnenseminar, 16 Elementarvolksschulen, 10 elementare Fortbildungsschulen, eine gewerbliche Fachschule, die Zeichenschule des Kunstgewerbevereins, das Kreislehrmittelmagazin, 10 Fröbel'sche Kindergärten u. s. w. Unter den reichlich vorhandenen Wohlthätigkeitsanstalten jeder Art befindet sich eine Blindenanstalt, das Taubstummeninstitut, die große neuerbaute Irrenheilanstalt «auf der Lüften» bei der Vorstadt Au, mehrere Kinderbewahr- und Krippenanstalten, die Anstalt für Unheilbare in Haidhausen, für krüppelhafte Kinder, das Waisenhaus, mehrere Pfründeanstalten u. s. w. Zu den gemeinnützigen Vereinen zählen das Centralcomité des landwirthschaftlichen Vereins für Baiern, der Polytechnische Verein, der Verein zur Ausbildung der Gewerke in einem 1878 umgebauten Hause (mit einer Zeichenschule und einer permanenten Ausstellung), der Kunstverein unter den Arcaden des Hofgartens mit permanenter Ausstellung, der Volksbildungsverein (mit drei Volksbibliotheken), die Frauenarbeitsschule (mit zwei Volksbibliotheken).

M. zählte 1875 in 9793 Häusern 198,829 E., mit Einschluß der 1877 einverleibten Landgemeinde Sendling. Kunst- und Gewerbfleiß haben bereits in M. eine hohe Ausbildung

Digitized by Google

erlangt, obschon die eigentliche Fabrikthätigkeit noch sehr zurücksteht. Manche Erzeugnisse der Kunstgewerbe, wie Holzschnitzereien, Schlosser- und Silberarbeiten, genießen eines vorzüglichen Rufs. Von größern industriellen Etablissements verdienen Erwähnung: die große Maschinenfabrik des Reichsraths von Maffei, die Kraus'sche Maschinenfabrik, die Reher'sche und Mannhardt'sche Thurmuhrenfabrik, das Ertl'sche Institut für Meßinstrumente, das optische Institut von Dr. Steinheil Söhne, das berühmte von Fraunhofer und Utzschneider begründete, von März u. Söhnen fortgeführte optische Institut, die vormals Eichthal'sche Lederfabrik (jetzt Actiengesellschaft), die Rathgeber'sche Wagenbauanstalt; ferner die königl. Erzgießerei und die königl. Glasmalerei. Eigenthümlich sind M. eine Anzahl großartiger Brauereien, wie der Spatenbrauerei (früher Löwenbrauerei), Leisten-, Pschorr- und Hackerbrauerei, ferner das königl. Hofbrauhaus. Die Zahl der Brauereien belief sich Ende 1876 auf 21; der Malzverbrauch derselben betrug 1876 rund 600,000 Hektolit., die daraus erzeugte Menge Bier 1,200,000 Hektolit. Treffliches leisten photographische Etablissements von Bruckmann, Hanfstängl, Albert. Einen Hauptgegenstand des großen Handelsverkehrs bildet das Getreide. Der Schrannenverkehr betrug 1876 rund 750,000 Ctr., der in den Stadtlagerhäusern (für Getreide und Mehl) 1877 über 2,240,000 Ctr. verschiedener Fruchtgattungen. M. zählt namhafte Creditinstitute, insbesondere die Hypotheken- und Wechselbank, die Notenbank, die Reichsbank, die Vereinsbank, die Süddeutsche Bodencreditbank, eine Filiale der Königlich Bairischen Bank in Nürnberg, die Handelsbank und eine Anzahl bedeutender Bankhäuser als Gesellschafts- und Einzelunternehmen. Außerdem unterstützen den Handel die in M. einmündenden Eisenbahnen, nämlich die bair. Staatsbahnen nach Hof, Eger, Ulm, Lindau, Salzburg, Tölz und Unterpeissenberg.

Die Stadt ist fast nach allen Seiten hin von ausgedehnten Staatsforsten umgeben. Kurfürst Karl Theodor begründete 1789 den Englischen Garten, einen prachtvollen, an fließendem Wasser reichen Park, der mehrere Wirthschaften (Dianenbad, Chinesischer Thurm, Tivoli u. s. w.) enthält und mit dem von König Ludwig I. erbauten griech. Tempel (Monopteros) und andern Denkmälern geschmückt ist. Südlich setzt sich der Garten als Hirschau fort, eine durch Hirsche, Rehe und Fasanen belebte und von breiten, wohlgepflegten Wegen durchzogene Aue. Auf dem unschönen Geröllabhang des rechten Isarufers hat Maximilian II. eine reizende Gartenanlage im Parkstil herstellen lassen, welche schöne Aussichten auf die Stadt, den Fluß und die bair. Alpenkette gewährt. Ebenso wurden neuerdings von seiten der Stadt die südlichen, nach den beliebten Spazierorten Harlaching und der Menterschwaige führenden Isarauen in einen großen, an Abwechselungen reichen Park umgewandelt. Oestlich 5 Kilom. entfernt liegt das Lustschloß Nymphenburg (erbaut 1663), mit seinem großen und prachtvollen Park, der noch an einigen Stellen den altfranz. Stil zeigt. Aufwärts der Isar ist die Umgebung M.s reich an malerischen Schönheiten. Dahin gehören das Schlößchen Schwaneck, von L. Schwanthaler im Burgstil erbaut, die Dörfer Pullach und Ebenhausen u. s. w. Die im allgemeinen kräftige Bevölkerung der bair. Hauptstadt zeigt einen heitern Sinn und lebt in materieller Beziehung weit besser als die Einwohnerschaft anderer großer Städte. Das jährliche Octoberfest auf der Theresienwiese, zur Erinnerung an König Ludwig's I. Vermählung mit der sächs. Prinzessin Therese gestiftet, zieht durch die damit verbundene landwirthschaftliche Ausstellung und Preisvertheilung viele Tausende, namentlich Landleute, an. Die zwanglos wiederkehrenden Carnevals- und Maifeste der Künstler bieten stets viel Anziehendes. Sonst besteht an volksthümlichen Festgebräuchen, außer der pomphaften Fronleichnamsprocession (Antlas), noch der jeden Fastnachtsmontag stattfindende Metzgersprung und der alle sieben Jahre wiederkehrende Schäfflertanz. Vgl. Söltl, «M. mit seinen Umgebungen» (Münch. 1854); E. Förster, «München» (7. Aufl., Münch. 1854); Burgholzer, «Stadtgeschichte von M.» (2 Bde., Münch. 1796); Lipowsky, «Urgeschichte M.s» (2 Bde., Landsh. 1817); Hauff, «Neuester Wegweiser durch M.» (Münch. 1865), «Bavaria» (Bd. 1, Münch. 1859); Prantl, «Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität» (2 Bde., Münch. 1872); Maillinger, «Bilderchronik von M.» (2 Bde., Münch. 1876); Reber, «Bautechnischer Führer durch die Stadt M.» (Münch. 1876); Trautwein, «Führer durch M. und seine Umgebung» (11. Aufl., Münch. 1877). Für die Umgebungen: Steub, «Wanderungen im bair. Gebirge» (Münch. 1863); Noë, «Bair. Seebuch» (Münch. 1865).

Münchengrätz, czech. Stadt von (1869) 3199 E., am linken Ufer der Iser und an der Eisenbahn Kralup-Turnau, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und hat ein schönes Schloß, dessen Kapelle seit 1782 die Ueberreste Wallenstein's birgt. Geschichtlich bedeutend ist M. in der neuesten Zeit durch das Gefecht 28. Juni 1866 geworden, in welchem die österr.-sächs. Armee unter dem Befehl des Generals Clam-Gallas von Theilen der preuß. Ersten und Elb-

armee unter dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen geschlagen wurde. Die Vereinigung der ganzen Elb- und Ersten Armee war nach dem Gefecht bei M. nicht mehr zu verhindern und die Iserlinie damit preußischerseits in Besitz genommen.

Münchhausen (Gerlach Adolf, Freiherr von), ausgezeichneter hannov. Staatsmann, insbesondere verdient um die Begründung der Universität Göttingen, geb. 14. Oct. 1688 aus dem alten niedersächs. Adelsgeschlechte dieses Namens, studirte zu Jena, Halle und Utrecht, wurde 1714 Appellationsrath in Dresden und 1715 Oberappellationsrath in Celle. Nachdem er schon vorher zu einigen diplomatischen Sendungen verwendet worden, ging er 1726 als Comitialgesandter nach Regensburg und trat 1728 als Wirkl. Geheimrath in das höchste Regierungscollegium zu Hannover. Im J. 1729 ward er zum Großvogt in Celle und hierauf bald nach der Stiftung der Universität zu Göttingen zu deren Curator ernannt. Diese Stellung bekleidete er 32 Jahre. Unter seinen Auspicien erfolgte die ganze Einrichtung der Universität, wie auch die Bibliothek, die Societät der Wissenschaften und andere Institute ihm ihre Begründung und Ausstattung verdanken. Nachdem er wiederholt in diplomatischen Sendungen und andern wichtigen Geschäften fungirt hatte, ward er 1765 erster Minister. Er starb 26. Nov. 1770.

Münchhausen (Karl Friedrich Hieronymus, Freiherr von), aus der sog. Weißen Linie des Hauses, geb. 1720 auf dem väterlichen Gute Bodenwerder im Hannoverschen, war in seinen jüngern Jahren Cavalerieoffizier in russ. Diensten und lebte später auf seinem Gut, wo er auch 1797 starb. Er liebte es, höchst wunderbare und unglaubliche Kriegs-, Jagd- und Reiseabenteuer als wirklich selbsterlebte im Freundeskreise zu erzählen und hatte sich dadurch weit und breit einen Namen gemacht. Noch bei seinen Lebzeiten (1785) erschienen zu London unter dem Titel «Baron M.'s narrative of his marvellous travels and campaigns in Russia», eine Sammlung von Lügengeschichten, welche vielen Beifall fand. Diese Sammlung rührt von dem als Mineralog und Alterthumsforscher nicht unbedeutenden, seinerzeit auch durch belletristische Productionen bekannten ehemaligen kasseler Professor und Bibliothekar R. E. Raspe (geb. 1737, gest. 1794) her, der, nachdem er die ihm anvertrauten Kunst- und Münzsammlungen bestohlen hatte, 1775 nach London geflohen war und sich dort mit Schriftstellerei beschäftigte. Nach der vierten engl. Ausgabe erschien die erste deutsche Uebersetzung von dem Dichter Bürger 1787 zu Göttingen, welcher 1788 eine vermehrte Auflage mit verschiedenen Zuthaten des Uebersetzers und wahrscheinlich auch Lichtenberg's folgte. Man vergl. darüber sowie überhaupt über M. und das nach ihm genannte Buch Ellissen's Einleitung zu «Des Freiherrn von M. wunderbare Reisen und Abenteuer» (10. Aufl., Gött. 1870). Eine mislungene Fortsetzung des Raspe-Bürger'schen Buchs lieferte Schnorr (3 Bde., Stendal 1794—1800). Nach M. nennt man noch jetzt alle grotesk-komischen Aufschneidereien Münchhausiaden.

Münchhausen (Alex., Freiherr von), hannov. Staatsmann, geb. 10. Sept. 1813 zu Apelern in der Grafschaft Schaumburg, einem Gute seines Vaters, besuchte seit 1828 die Ritterakademie in Lüneburg und später das Gymnasium zu Rinteln, studirte dann 1832—36 in Berlin und Göttingen die Rechte, trat 1836 als Auditor in den hannov. Staatsdienst und war 1844 Kammerrath. Seit 1841 war er als Abgeordneter der hoyaschen Ritterschaft Mitglied der Ersten Kammer, wo er conservativ-aristokratische Grundsätze vertrat. Im J. 1847 wurde er als Cabinetsrath in das Cabinet von Falcke's berufen. Nach Rücktritt des Märzministeriums indeß gelangte M. als Minister des königl. Hauses und des Auswärtigen 26. Oct. 1850 an die Spitze der Regierung. In dieser Stellung vertrat er Hannover bei den Dresdener Conferenzen, wo er im Geiste einer milden Reaction zu wirken suchte. Ein vom Ministerium ausgegangenes Gesetz in Betreff der Provinziallandschaften führte jedoch zu einem Conflict zwischen dem Ministerium und dem Landtage, sodaß M. nach dem Regierungsantritte des Königs Georg V. 22. Nov. 1851 seine Entlassung erhielt. Seitdem betheiligte er sich erst 1856 wieder an öffentlichen Angelegenheiten, indem er die Stadt Stade in der Zweiten Kammer vertrat. Hier schloß er sich der Opposition gegen die reactionären Maßregeln des Ministeriums Borries an und stimmte Juni 1866 für den Urantrag R. von Bennigsen's, der auf bundesstaatliche Gesammtverfassung, frei gewähltes Parlament und Neutralität im Conflicte zwischen Oesterreich und Preußen drang. Nach der Annexion Hannovers trat jedoch eine völlige Umwandlung in ihm hervor. M. schloß sich der welfisch-particularistischen Partei an, wurde 1867 als deren Candidat vom Stadtkreis Hannover in den Constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt und stimmte hier gegen die Reichsverfassung. Beim Ausbruch des Kriegs 1870 erließ M. einen Aufruf an seine polit. Gesinnungsgenossen, infolge dessen er einige Wochen in Königsberg internirt wurde. M. lebt auf seinem Gute Apelern.

Digitized by Google

Mund (os) heißt im engern Sinne die zwischen der Nase und dem Kinn gelegene Oeffnung, die Mundspalte (fissura oris). Umgeben ist sie von den Lippen (labia), bestehend aus Muskelschichten (namentlich dem Ring- oder Schließmuskel des M., musculus orbicularis oris) und zwei Hautflächen, einer äußern, der Gesichtshaut, und einer innern, der Mundschleimhaut angehörigen. An der Stelle, wo die äußere Haut in die Schleimhaut übergeht, wird die erstere so dünn und zart, daß durch die Oberhaut das Blut der Haargefäße hindurchschimmert, woher die rothe Farbe der Lippen kommt. Außer dem Schließmuskel, welcher die ganze Mundspalte ringförmig umgibt, vermitteln noch viele kleinere und größere Muskeln die Bewegungen der Lippen, sodaß eine große Verschiedenheit der Mundstellungen bewirkt wird, welche nicht nur willkürlich beim Sprechen, Singen u. s. w. hervorgebracht werden können, sondern auch unwillkürlich oft die Bewegungen der Seele andeuten. Im weitern Sinne bedeutet M. die Mundhöhle (cavum oris), welche vorn von der Mundspalte, hinten von dem Gaumensegel, an beiden Seiten von den Backen, oben von dem Gaumen und unten von den das Zungenbein mit dem Unterkiefer verbindenden Muskeln eingeschlossen wird. Diese Höhle ist bei geschlossener Mundspalte nur nach hinten theilweise offen, indem das von oben herabhängende Gaumensegel den Boden derselben nicht erreicht, und wird durch die hierdurch entstandene Oeffnung (isthmus faucium) mit der Rachenhöhle verbunden (s. Gaumen). Die ganze Mundhöhle ist mit einer derben, mit Pflasterepithel überzogenen Schleimhaut ausgekleidet, welche zahlreiche Schleimdrüsen, Gefühlsnerven und Lymphgefäße enthält, vorn über die Lippen in die äußere Haut übergeht und nach hinten sich in die Schleimhaut der Athmungs- und Verdauungswerkzeuge fortsetzt. In der Mundhöhle liegen die Zähne, die Zunge und die Ausführungsgänge der Speicheldrüsen. Durch den Verein dieser Organe ist die Mundhöhle theils der Sitz des Geschmackssinns, theils aber auch der Ort, wo die Nahrungsmittel ihre erste Vorbereitung zur Verdauung (Zerkleinerung, Einspeicheln) erhalten; auch ist die Mund- und Rachenhöhle von der größten Wichtigkeit für die Lautbildung, indem sie leicht verschiedene Formen und Dimensionen annehmen kann und dadurch zur Erzeugung der Geräusche und Töne, aus denen die Sprache besteht, vorzüglich befähigt ist. (S. Kehle.) Die Krankheiten des M. sind sehr mannichfaltig. Die Lippen, besonders vielen mechan. Verletzungen ausgesetzt, neigen zu krebsigen Entartungen (Lippenkrebs), zu andern Geschwüren, zu Ausschlägen. Die Zähne (s. d.) und die Zunge (s. d.) haben ihre besondern Krankheiten. Die auskleidende Schleimhaut des M. findet sich häufig entzündet, theils mehr oberflächlich, in Form eines leichten Katarrhs, des Mundkatarrhs (stomatitis), der auch oft andere, besonders fieberhafte Krankheiten begleitet, oder bläschen- und pustelartiger Ausschläge (Follicularkatarrh des M.), oder der sog. Schwämmchen (s. d.), theils tiefer erkrankend, als croupöse, diphtheritische und mercurielle Entzündung, ferner als Mundskorbut (stomacace, sog. Mundfäule, welche zuweilen epidemisch herrschen kann und ähnliche Ursachen wie der Skorbut hat) und als Wangen- und Lippenbrand der Kinder (der sog. Wasserkrebs, noma, gangraena oris, ein rasch die Weichtheile zerstörender feuchter, auf Entzündung beruhender Brand). Alle Entzündungen des M. erfordern die größte Reinlichkeit, die Entfernung scharfer Zahnränder und den häufigen Gebrauch schwach adstringirender Mundwasser (Salbei-, Eichen- oder Ulmenrindenabkochungen, schwache Lösungen von chlorsaurem Kali, kohlensaurem Natron u. dgl.). Außerdem ist die Mundschleimhaut besonders oft bei secundärer Syphilis mit weißlichen Milchflecken oder fleckigen kupferrothen Entzündungen oder förmlichen Geschwüren besetzt. Bildungsfehler des M. sind die Hasenscharte (s. d.) und der Wolfsrachen, welche nur auf operativem Wege sich beseitigen lassen.

Mundart, s. Dialekte.

Münden, Stadt im Landdrosteibezirk Hildesheim der preuß. Provinz Hannover, Kreis Göttingen, zum Unterschiede von Minden (s. d.) in Westfalen (Preußisch-Minden) auch Hannoverisch-Münden genannt, liegt an dem Zusammenflusse der Fulda und Werra, über welche letztere zur Vorstadt Blume eine steinerne Brücke führt, an den Bahnlinien Hannover-Kassel und Halle-M., in einer reizenden, von waldigen Bergen umgebenen Thalsenkung zwischen Ausläufern des Hagenbergs, des Kaufunger- und Reinhardswaldes, ist Sitz eines Amts und eines Amtsgerichts und zählt (1875) 5679 E. Die alterthümliche Stadt besitzt zwei lutherische (die alte Hauptkirche St.-Blasii mit einem Grabmal des Herzogs Erich II. von Braunschweig und die kleinere St.-Aegidii) und eine reform. Kirche, eine röm.-kath. Kapelle und eine Synagoge. Außerdem befindet sich in M. ein Hauptsteueramt und seit 1868 eine königl. Forstakademie. Es bestehen Fabriken für Kandis, Hütte, Porzellanöfen, chem. Producte, Cigarren, Tabak, Blei, Holzwaaren, Buntpapier, Spielkarten u. s. w.; ferner drei Bierbrauereien. Die Stadt

Digitized by Google

wurde im Dreißigjährigen Kriege 1626 von Tilly belagert und mit Sturm genommen. In der Nähe befinden sich Mühlsteinbrüche und Braunkohlenwerke.

Mundharmonica (im gewöhnlichen Leben auch Brummeisen oder Maultrommel genannt) heißt das ursprünglich sehr einfache Instrument von Eisen, welches beim Spiel zwischen den Zähnen gehalten und durch Einziehen und Ausstoßen des Athems zum Klingen gebracht wird, indem man mittels des Fingers die daran befindliche eiserne Zunge in Schwingungen setzt. Dasselbe ist eine ziemlich alte Erfindung und wird schon von Prätorius in seiner «Organographia» (Wolfenb. 1619) unter dem Namen Crembalum erwähnt. Scheibler in Krefeld, der ihm durch die Zusammensetzung mehrerer Eisen einen größern Umfang gab, nannte es Aura. Die meisten Brummeisen werden im ital. Tirol, besonders in Riva verfertigt. Der erste Virtuos auf der Maultrommel war der preuß. Soldat Koch unter Friedrich d. Gr.; in neuerer Zeit zeichneten sich Kunert, Amstein, Eulenstein u. a. aus. Uebrigens nennt man M. auch das bei der Jugend beliebte, aus vier und mehr Metallblättchen bestehende kleine Instrument, welches in den Mund genommen, durch Ein- und Ausstoßen des Athems harmonisch ertönt.

Mündigkeit oder Majorennität, s. Minorennität.

Mundium, Vogtschaft, Vogtei, ist die alte Bezeichnung für ein Schutzverhältniß, wie es noch gegenwärtig bei der Vormundschaft besteht. Den Anfang der Staatenbildung bezeichnete auch in Deutschland ein Zustand, wo der Einzelne nicht durch die öffentliche Gewalt, sondern nur innerhalb der privaten Beziehung zu engern Personenverbänden gesichert war. Als ein solcher Verband stellt sich zunächst die Familie dar, welche ihre schwächern Mitglieder zu stützen hat. Im M. des Hausvaters über Frau und Kind tritt mehr das Pflichtmäßige und die Befugniß, sie vor und außer Gericht namentlich durch die Forderung von Bußen und Wergeld zu vertreten, hervor, als der Zweck, die rechtliche Stellung des einen auf Kosten der Hülfsbedürftigen zu erhöhen. Das Schutzrecht des deutschen Familienoberhauptes geht nach seinem Tode auf den nächsten großjährigen Agnaten über. Während großjährig gewordene Söhne den Familienschutz selbst mitgewähren, bleiben unverheirathete oder verwitwete Personen weiblichen Geschlechts immer unter dem M., woraus sich die jetzt meist aufgehobene Geschlechtsvormundschaft entwickelt hat. An das Familienmundium schließt sich die Schutzgewalt des Herrn über seine Unfreien und das M. des öffentlichen Rechts, welches weiterhin nach der Ausbildung der innern Souveränetät auch anhanglose Personen (uneheliche Kinder, Fremde) unter den Schutz des Königs stellt. Mit dem Eindringen des röm. Rechts verschwand allmählich die altdeutsche Familienverfassung. Vgl. Kraut, «Die Vormundschaft nach den Grundsätzen des deutschen Rechts» (Gött. 1835—59); Rudorff, «Das Recht der Vormundschaft» (3 Bde., Berl. 1832—34); Rive, «Geschichte der deutschen Vormundschaft» (2 Bde., Braunschw. 1862—74); Lardy, «Les législations civiles des cantons suisses» (Par. 1877); Stammler, «Ueber die Stellung der Frauen im alten deutschen Recht» (Berl. 1877).

Mundsperre, s. Starrkrampf.

Mundt (Theod.), vielseitiger deutscher Schriftsteller, geb. 19. Sept. 1808 zu Potsdam, studirte in Berlin Philologie und Philosophie und lebte dann seit 1832 eine Zeit lang in Leipzig. Wenige Jahre, nachdem er die schriftstellerische Laufbahn betreten, wurde er von den Maßregeln betroffen, die gegen ihn und mehrere andere, mit dem Namen des Jungen Deutschland bezeichnete Schriftsteller von den deutschen Regierungen ergriffen wurden. Erst 1842 gestattete man ihm, besonders auf Verwenden Schelling's, als Privatdocent an der Universität Berlin Vorlesungen zu halten. Im J. 1848 als Professor der allgemeinen Literatur und Geschichte nach Breslau versetzt, wurde er 1850 als Professor und Universitätsbibliothekar nach Berlin zurückgerufen, wo er 30. Mai 1861 starb. Seine literarische Laufbahn begann M. 1832 mit kritischen und mit novellistischen Arbeiten, wie «Madelon» (Lpz. 1832), «Das Duett» (Berl. 1832), «Der Basilisk» (Lpz. 1833) u. s. w. M. galt als einer der Hauptvertreter des Jungen Deutschland (s. d.), doch schwindet, wie bei den übrigen, auch bei ihm dieses Element in seinen spätern Productionen mehr und mehr. In diese spätere Epoche seiner schriftstellerischen Thätigkeit gehören bereits die Romane: «Thomas Münzer» (3 Bde., Altona 1841; 3. Aufl. 1860), «Carmola, oder die Wiedertaufe» (Hannov. 1844), «Mendoza oder der Vater der Schelme» (2 Bde., Berl. 1847) und «Die Matadore» (2 Bde., Lpz. 1850) u. a. In allen diesen Arbeiten herrscht die Reflexion vor, doch fehlt dabei der schlagende, durchgreifende Gedanke, die Pointe in Stil, Einfällen, Charakteren. Bedeutenderes hat M. als Kritiker geleistet, wie die «Kunst der deutschen Prosa» (Berl. 1837; 2. Aufl. 1843) und die «Geschichte der Literatur der Gegenwart» (Berl. 1842; 2. Aufl. 1852) bekunden. Zu nennen sind auch seine populärwissenschaftlichen

Digitized by Google

Arbeiten: «Die Götterwelt der alten Völker» (Berl. 1846; 2. Aufl. 1854) «Dramaturgie» (2 Bde., Berl. 1847), «Die Staatsberedsamkeit der neuen Völker» (Berl. 1848), «Aesthetik» (Berl. 1845, neue Ausg., Lpz. 1868); «Geschichte der Gesellschaft» (Berl. 1844; 2. Aufl., Lpz. 1856). In den «Pariser Kaiserskizzen» (2 Bde., Berl. 1856) und «Paris und Louis Napoleon» (2 Bde., Berl. 1858) entwarf er scharfgezeichnete Bilder zur Charakteristik des neuen Kaiserreichs. Ebenso suchte er in seinen «Ital. Skizzen» (4 Bde., Berl. 1859—60) zum ersten mal Italien nach seiner polit. Physiognomie darzustellen.

Mundt (Klara), bekannt als deutsche Romanschriftstellerin unter dem Namen Luise Mühlbach, die Gattin des Vorigen und die Tochter des Oberbürgermeisters Müller zu Neubrandenburg, wo sie 2. Jan. 1814 geboren wurde. Nachdem sie sich 1839 mit Theodor M. verehelicht, wandte sie sich alsbald der Romanschriftstellerei zu, in welcher sie seitdem eine staunenswerthe Productivität entfaltete. Ihre ersten Romane und Novellen leiden an außerordentlicher Ueberschwenglichkeit. Polirter und graziöser tritt ihr Talent erst hervor in «Aphra Ben» (3 Bde., Berl. 1849). Seitdem wandte sie sich ausschließlich dem histor. Romane zu und veröffentlichte auf diesem Gebiete eine Reihe von Schriften, denen zwar meist die echte dichterische Behandlung des histor. Stoffs abgeht, die aber doch ein reiches geschichtliches Leben entfalten und sich hier und da durch gelungene Charakteristik auszeichnen. Den Anfang hiermit macht ein Cyklus von Romanen aus der Zeit Friedrich's d. Gr.: «Friedrich d. Gr. und sein Hof» (3 Bde., Berl. 1853 u. öfter), «Berlin und Sanssouci oder Friedrich d. Gr. und seine Freunde» (4 Bde., Berl. 1854 u. öfter), «Friedrich d. Gr. und seine Geschwister» (2 Abth. zu je 3 Bdn., Berl. 1855 u. öfter), «Johann Gotzkowsky» (3 Bde., Berl. 1850; 2. Aufl. 1858). In ähnlicher Weise behandelte sie sodann auch die Geschichte Napoleon's I. und seiner Familie: «Napoleon in Deutschland» (4 Abth. zu je 4 Bdn., Berl. 1858; 3. Aufl. 1863), «Kaiserin Josephine» (3 Bde., Berl. 1861), «Königin Hortense» (2 Bde., Berl. 1856). Ein dritter Cyklus ist der österr. Geschichte gewidmet: «Kaiser Joseph II. und sein Hof» (3 Abth. zu je 4 Bdn., Berl. 1856 u. öfter), «Prinz Eugen und seine Zeit» (2 Abth. zu je 4 Bdn., Berl. 1863), «Kaiser Leopold II. und seine Zeit» (3 Bde., Wien 1860), «Erzherzog Johann und seine Zeit» (4 Abth. zu je 3 Bdn., Berl. 1859—62; 2. Aufl. 1865—66) u. s. w. Später folgten noch «Der Große Kurfürst und seine Zeit» (3 Abth. zu je 4 Bdn., Jena 1864—66), «Graf von Benjowsky» (4 Bde., Jena 1865) und «Deutschland in Sturm und Drang» (Abth. 1, «Der alte Fritz und seine Zeit», 4 Bde., Jena 1867), «Kaiser Alexander und sein Hof» (4 Bde., Berl. 1868), «Mohammed-Ali und sein Haus» (4 Bde., Jena 1871) u. s. w. Klara M. starb zu Berlin 26. Sept. 1873.

Mungo Park, s. Park.

Municipien (municipia) hießen bei den Römern ursprünglich wol die Städte, mit welchen sie auf dem Fuße der Gleichberechtigung Freundschaft (hospitium publicum) geschlossen hatten. Später hießen so die von Rom abhängigen Städte, deren Bewohner (Municipalen, municipes) das röm. Bürgerrecht mit oder ohne die polit. Rechte im engern Sinne besaßen (d. h. municipes cum oder municipes sine suffragio waren), und die theils ihre communale Selbstständigkeit bewahrt, theils dieselbe verloren hatten. Obgleich das volle Bürgerrecht mit der Zeit immer mehr Städten in Italien ertheilt worden war, so gab es doch im letzten Jahrhundert der Republik immer noch eine große Anzahl ohne dasselbe, deren Misstimmung endlich den Bürgerkrieg entzündete. Seine Folge war eine Lex Julia (90) und eine Plautia Papiria (89 v. Chr.), wonach alle freien Italiker diesseit des Po, welche in einer bestimmten Frist sich darum melden würden, das röm. Bürgerrecht erhalten sollten. Im J. 49 erhielt dann durch eine Lex Julia Cäsar's auch Italien nördlich vom Po das Bürgerrecht. Ja derselbe große Staatsmann machte auch damit den Anfang, dasselbe außeritalischen Städten zu verleihen. Außerdem aber hießen nun auch diejenigen Städte in den Provinzen M., welche einzeln oder insgesammt das Jus Latii (s. Lateiner) erhalten hatten. Auch wurden von Julius Cäsar Rechte, Verwaltung und Verfassung der M. im allgemeinen durch eine im J. 45 gegebene Lex Julia geregelt, die uns wenigstens theilweise auf zwei in dem alten Heraklea gefundenen Bronzetafeln erhalten ist. Außerdem ist die Kenntniß der einzelnen Municipalverfassungen namentlich durch die Reste der Municipalverfassungen der span. Städte Salpensa und Malaca, welche 1851, und der von Urso, welche im Winter 1870—71 aufgefunden wurden, wesentlich gefördert worden. Jene sind namentlich von Berlanga (Malaga 1853 u. 1864) und von Mommsen (Lpz. 1855), diese von Berlanga (Malaga 1873) und von Hübner und Mommsen (in der «Ephemeris epigraphica», Berl. 1874) herausgegeben worden. Die Municipalverfassung entsprach im all-

Digitized by Google

gemeinen der altrömischen. Es gab da wie in Rom einen Senat, die Decurionen (s. d.) und Comitien, von welchen die den röm. Magistraten entsprechenden städtischen Magistrate gewählt wurden: nämlich, abgesehen von den Dictatoren und Prätoren, die sich in einzelnen Städten erhielten, duoviri oder quattuorviri jure dicundo, welche den röm. Consuln und Prätoren entsprachen, und überdies gleich den ältesten röm. Consuln auch das Amt der Censoren versahen, ferner Aedilen (s. d.) und Quästoren (s. d.). Seitdem Caracalla das Bürgerrecht allen freien Einwohnern des Römischen Reichs verliehen hatte, wurde der Name M. der allgemeine Ausdruck für alle Arten röm. Gemeinden im Unterschiede von Rom. Vgl. Marquardt, «Röm. Staatsverwaltung» (in Bd. 4 des «Handbuch der röm. Alterthümer», Lpz. 1874); Kühn, «Die städtische und bürgerliche Verfassung des Römischen Reichs bis auf die Zeiten Justinian's» (2 Bde., Lpz. 1864—65). Ueber das Hinüberdauern röm. Städteverfassung bis in das Mittelalter vgl. Savigny, «Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter» (Bd. 1); Raynouard, «Histoire du droit municipal en France» (Par. 1829). — Municipalität (municipality, municipalité) nennt man jetzt namentlich in Frankreich theils die polit. Gemeinden selbst, theils die zu ihrer Vertretung und Verwaltung bestimmte engere Körperschaft, den Municipalrath.

Munition (vom lat. munire, befestigen) umfaßt die zur Inbetriebsetzung der Feuerwaffen nöthigen Geschosse, Ladungen und Zündungen. Sie zerfällt, je nachdem sie für Geschütze oder Gewehre bestimmt ist, in Geschützmunition und in Gewehrmunition, letztere auch Taschenmunition genannt. Je nachdem die M. zum Ernstgebrauch, beziehungsweise zu Schießübungen, oder nur für Exerzierübungen und Manöverzwecke dient, wird scharfe M. und Manövermunition unterschieden. Die M. muß so eingerichtet sein, daß sie ein schnelles und sicheres Laden gestattet; außerdem verlangt man von ihr eine genügende Transportfähigkeit. Eine wesentliche Erleichterung des Ladens erwächst durch die Verbindung der Pulverladung mit dem Geschoß. Bei gezogenen Geschützen gilt dieselbe indeß wegen der eigenthümlichen Gestaltung der Geschosse für unanwendbar, dagegen ist sie bei glatten Kanonen geringern Kalibers üblich. Bei Handfeuerwaffen ist die Verbindung des Geschosses mit der Ladung unter dem Namen Patrone eine schon aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh. stammende Einrichtung, die bei den Hinterladern noch die Gewehrzündung aufgenommen hat und daher Einheitspatrone genannt wird. Auf dieser beruht theilweise die große Schußgeschwindigkeit der Hinterladungsgewehre. Bei den Geschützen werden die zum Gebrauch fertig gemachten Pulverladungen Kartuschen oder auch Patronen genannt. Die Anfertigung der M. geschieht in den Laboratorien (s. d.). Der Transport der Artilleriemunition geschieht mittels der Protzen der Geschütze und besonderer Munitionswagen. Die Taschenmunition wird theils vom Schützen selbst in der Patrontasche, beziehungsweise im Tornister, theils mittels Munitionswagen transportirt. Munitionscolonnen sind Abtheilungen, die lediglich zum Transport von M. bestimmt sind und die Ergänzung der von den Truppen selbst mitgeführten M. bezwecken. Munitionsdepôts sind Ansammlungen von M. an bestimmten Stellen, wie sie theils im Interesse der Feldarmee als Rückhalt für die Munitionscolonnen, theils im Festungskriege nothwendig werden.

Munk (Salomon), verdienter Orientalist, geb. von israel. Aeltern 14. Mai 1805 zu Glogau, erhielt seine Vorbildung auf dem Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin und widmete sich auf der dortigen Universität, später zu Bonn besonders dem Studium der Philosophie und der orient. Sprachen. Im J. 1828 ging er nach Paris, wo er unter de Sacy und Chézy das Studium des Arabischen, Persischen und des Sanskrit fortsetzte. In der Absicht, eine Ausgabe von des Maimonides «Führer der Verirrten» im arab. Original zu veranstalten, begab er sich 1835 nach Oxford. Im J. 1840 ward er neben Reinaud als Custos der orient. Manuscripte an der pariser Bibliothek angestellt; in demselben Jahre begleitete er die jüd. Abgeordneten Montefiore und Crémieux nach Aegypten, von wo er eine Sammlung arab. Manuscripte, besonders aus der ältern Literatur der Karaiten, mitbrachte. Durch die zunehmende Schwäche seiner Augen ward er genöthigt, 1852 seine Stelle an der Bibliothek niederzulegen. Im J. 1858 wählte ihn die Akademie der Inschriften zu ihrem Mitgliede. Obgleich vollständig erblindet, wurde M. 1865 zum Professor der hebr., chaldäischen und syr. Sprache am Collége de France ernannt. Doch starb er schon 6. Febr. 1867. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Réflexions sur le culte des anciens Hébreux dans ses rapports avec les autres cultes de l'antiquité» (Par. 1833), «Notice sur Rabbi Saadia Gaon» (Par. 1838), «Commentaire de Rabbi Tanchoum de Jérusalem sur le livre de Habakkouk» (Par. 1843), «Palestine. Description géographique, historique et archéologique» (Par. 1845), «Notice sur Abou'l-Walid-Merwan» (Par. 1851) u. s. w. Ein Theil von seinen Aufsätzen über arab. und jüd.

Digitized by Google

Philosophie im «Dictionnaire des sciences philosophiques» ist in deutscher Uebersetzung unter dem Titel «Philosophie und philos. Schriften der Juden» (Lpz. 1852) erschienen. Diesen Arbeiten schließen sich an: «Mélanges de philosophie juive et arabe» (Par. 1859). M.'s bedeutendstes Werk ist die Bearbeitung von des Maimonides «Le guide des égarés» (3 Bde., Par. 1856—66). Vgl. Jellinek, «Salomon M.» (Wien 1865). — M.'s Bruder, Eduard M., namhafter Philolog, geb. zu Glogau 20. Jan. 1803, studirte zu Breslau und Berlin Philologie und wirkte 1827—48 als Lehrer und Inspector an der Wilhelmsschule zu Breslau. Nachdem er hierauf einige Zeit Unterricht am Gymnasium seiner Vaterstadt ertheilt, wandte er sich ganz der literarischen Thätigkeit zu. Er starb 4. Mai 1871 zu Glogau. Sein wissenschaftlicher Ruf gründet sich auf seine Hand- und Lehrbücher: «Metrik der Griechen und Römer» (Lpz. 1834), «Geschichte der griech. Literatur» (2 Bde., Berl. 1849—50; 2. Aufl. 1863) und «Geschichte der röm. Literatur» (3 Bde., Berl. 1858—61; 2. Aufl. von Seyffert, Berl. 1875 fg.).

Munkács, Marktflecken, Hauptort eines Bezirks im Beregher Comitate des Königreichs Ungarn, in einer reizenden Ebene am Latorczafluſſe und an der Nordostbahn, zählt (1870) 8602 E., größtentheils Handwerker, deren Erzeugnisse auf den lebhaften, aus der Umgegend stark besuchten Wochenmärkten guten Absatz finden. Ungefähr 4 Kilom. von M. entfernt liegt die 1359 von Theodor Keriatovich erbaute, auf dem Gipfel eines in der Ebene vereinzelt stehenden Felsens befindliche Festung M., die zwar klein und unansehnlich, aber durch ihre Lage und ihre starken Mauern als befestigter Platz beachtenswerth und durch viele Belagerungen berühmt ist. Bekannt ist besonders die Belagerung, welche hier die heldenhafte Helena Zrinyi, die Gemahlin des ungar. Revolutionshauptes Emmerich Tököly (s. d.), durch den österr. Feldherrn Caprara aushielt. Die Festung M. ward erst nach dreijähriger Vertheidigung 14. Jan. 1688 übergeben. Seit Anfang des 19. Jahrh. dient M. als Staatsgefängniß.

Münnich (Burkhard Christoph, Graf von), russ. Feldherr und Staatsmann, geb. 9. Mai 1683 zu Neuenhuntorf in Oldenburg, trat 1701 als Hauptmann in hess.-darmst., 1716 als Oberst in poln.-sächs., später als Generalmajor in schwed. und 1720 in russ. Dienste, wo er bald Generallieutenant wurde. Peter II. erhob ihn 1727 zum General-en-Chef und 1728 in den russ. Grafenstand, und unter Anna wurde er Generalfeldzeugmeister, Generalfeldmarschall und Präsident des Kriegscollegiums. Er gab dem russ. Landheere eine neue Organisation und errichtete das adelige Cadettencorps. Von 1733—34 belagerte und eroberte er Danzig, und bei seiner Rückkehr wurde er nach Warschau gesendet, um die hier ausgebrochenen Unruhen beizulegen. Im Kriege gegen die Türken verwüstete er 1736 die Krim, eroberte 1737 Otschakow, ging 1739 über den Dnjestr, schlug die Türken bei Stawutschana, bemächtigte sich der Festung Choczim und besetzte die Moldau. Seinen weitern Planen wurde durch den 18. Sept. 1739 zu Belgrad geschlossenen Frieden ein Ziel gesetzt. Nach dem Tode der Kaiserin stürzte er den als Vormund des minderjährigen Thronfolgers Iwan zum Regenten des Reichs erklärten Herzog von Kurland und ließ ihn gefangen setzen, worauf die Prinzessin Anna, Iwan's Mutter, die Regentschaft übernahm. M. wurde nun Premierminister und betrieb mit vielem Eifer das Bündniß mit Preußen. Als aber die Regentin mit Wien und Dresden in Verbindung trat, forderte er im Mai 1741 seinen Abschied. Kurz zuvor hatte ihn der Kurfürst von Sachsen als Reichsvicar in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben. Als er jedoch, nachdem er seinen Abschied erhalten, nach Königsberg abreisen wollte, wurde er auf Befehl der Kaiserin Elisabeth, die sich im Dec. 1741 auf den Thron geschwungen hatte, verhaftet und zum Tode verurtheilt, nachmals aber seiner Güter und Würden für verlustig erklärt und nach Pelim in Sibirien verwiesen. Hier lebte er bis 1762, wo ihn Kaiser Peter III. zurückberief. Noch in demselben Jahre ernannte ihn Katharina II. zum Generaldirector der Häfen am Baltischen Meere. M. starb 27. Oct. (n. St.) 1767 in Petersburg. Er schrieb «Ébauche pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'empire de Russie» (Kopenh. 1774). Vgl. Halem, «Geschichte des Feldmarschalls Grafen M.» (Oldenb. 1803; neue Aufl. 1838).

Muñoz (Don Fernando), Herzog von Rianzares, s. Maria Christina.

Munster oder Mounster (irisch Mown), die südwestliche und größte Provinz Irlands, grenzt im N. an Connaught, von welchem sie zum Theil der Shannon und Derghsee trennt, im O. an Leinster, im S. und W. an den Atlantischen Ocean. Die sehr zersplitterte Fjordenküste bietet eine Menge tiefeingeschnittener Baien, Buchten und Häfen dar, so im Westen die Galway- und Liscanorbai, den Mündungsbusen des Shannon, die Tralee- und Dinglebai, im Südwesten die Ballinskellig-, Kenmare-, Bantry- und Dunmanusbai, im Süden die Long-Islandbai, die Häfen Baltimore, Kinsale und Cork, die Youghal- und Dungarvanbai und am

Digitized by Google

Südoſtende den Hafen von Waterford. Auch von zahlreichen Inſeln, Klippen und Riffen iſt die Küſte begleitet, unter welchen die Süd-Araninſeln vor der Galwaybai, Valentia ſüdlich am Eingang der Dinglebai, mit dem weſtlichſten Hafen Europas, die Eilande Great-Skellig, Deeniſh, Durſey, Bear und die ſüdlichſte von allen, Clearisland, die bemerkenswertheſten ſind. M. iſt zugleich der gebirgigſte Theil Irlands und enthält deſſen höchſte Erhebungen. Im Norden erhebt ſich das kleine Bergland von Clare mit dem 529 Mt. hohen Slieve-Bernagh am Derghſee, im Südweſten das hochromantiſche Bergland von Kerry (ſ. d.) oder die iriſche Schweiz. Dort ſteigt der Maugerton 840 Mt., der Carrantuo-Hill oder Gurran-Tual-Hügel in den Macgillicuddy's Reeks 1041 Mt. hoch auf, letzterer als höchſter Berg Irlands. Das mit Cap Dunmore, der weſtlichſten Spitze der Inſel, endende Bergland der Halbinſel Corkaguiney, zwiſchen der Tralee- und Dinglebai, erreicht im Mount-Brandon an der Küſte die Höhe von 950,5 Mt. Die Berge von Cork dagegen bleiben unter 715 Mt. zurück, während die von Waterford höher aufſteigen. Im Norden von Lismore erhebt ſich hier der Knockmealdown 795 Mt. und der Comeragh 791 Mt. In der Grafſchaft Tipperary erreichen die Galtyberge im Südweſten die Höhe von 947 Mt., der Slienaman im Südoſten von 720 Mt., und der Keeper in den Silver-Mine-Mountains im Nordweſten von 691 Mt. Zwiſchen dieſe Berg- und Hügellandſchaften, in denen ſich Steinkohlenlager, Blei, Kupfer und Eiſen finden, dringt in ſchmalern oder breitern Streifen, zum Theil bis an die Küſte, die Tiefebene des Innern vor, die in Clare, Tipperary, Limerick und Cork ausgedehnte Flächen einnimmt und mit die reichſten Getreidefluren und Wieſengründe Irlands darbietet. Unter den Gewäſſern ſind, außer dem Shannon mit dem Derghſee im Norden, bemerkenswerth im Weſten der Cashen, Mang und Lane, ein Abfluß des berühmten Sees von Killarney; im Süden der Bandon, der Lee, welcher bei Cork, und vor allen der Blackwater, welcher in die Youghalbai, ſowie der Suir, welcher in den Waterfordhafen mündet. Die drei letztern, wie der Shannon, ſind ſchiffbar. Außer ihnen fördern den Binnenverkehr die große Süd- und Weſtbahn, die von Dublin bis Tralee führt, ſowie die Zweigbahnen nach Limerick und Ennis, nach Cork, Waterford u. a. Den Seeverkehr begünſtigen die zahlreichen Häfen, wie Waterford, Youghal, Cork, Kinſale, Baltimore, Tralee, Dingle, Valentia und Limerick. Von den 24,554,31 QKilom. des Geſammtareals von M. kommt ein Drittheil auf unproductives Bergland, Moore und Seen. Die Provinz hatte 1841 eine Bevölkerung von 2,396,161 E., 1851 aber von 1,857,736 E. (22,47 Proc. weniger), 1861 nur noch von 1,503,200 (wieder 19,08 Proc. weniger), 1871 von 1,393,485 E. (um noch 6,8 Proc. weniger), ſodaß hier die Abnahme im erſten Jahrzehnt nur von der in Connaught (28,81 Proc.) überboten wurde, dann aber ſtärker war als in jeder der drei andern Provinzen. In keiner Provinz iſt die ländliche Bevölkerung ärmer; ſie beſteht hier meiſt aus Lohnarbeitern, die in Lehmhütten wohnen. Neben Ackerbau und Viehzucht iſt die Fiſcherei wichtig; außerdem unterhält die Bevölkerung, namentlich die ſtädtiſche, Manufacturen in Segeltuch, Leinwand, Tuch, Woll- und Baumwollzeugen, Leder, Papier, Leim und Glas. Auch wird Schlächterei, Brauerei und Brennerei, Schiffbau, Rhederei und Handel mit Getreide, Mehl, Fleiſch, Speck und Butter betrieben. M. zerfällt in die ſechs Grafſchaften Clare, Cork, Kerry, Limerick, Tipperary und Waterford; dieſelben ſchicken mit den Städten zuſammen 27 Abgeordnete in das Parlament.

Münſter, ſüddeutſch für Kathedrale und größere Pfarrkirche, ſ. Dom.

Münſter, die Hauptſtadt des gleichnamigen Regierungsbezirks ſowie der preuß. Provinz Weſtfalen, der Sitz eines Biſchofs und Domkapitels, des Oberpräſidiums, der königl. Regierung, des Generalcommandos des 7. Armeecorps, eines Kreis- und Appellationsgerichts, des Oberpoſtamts und der Provinzialſteuerdirection, liegt an dem unbedeutenden Fluſſe Aa, welcher nach einem Laufe von 35 Kilom. in die Ems fällt, an der Köln-Mindener und der Weſtfäliſchen Eiſenbahn. Die Stadt ſelbſt, in einer durchaus ebenen Gegend gelegen, iſt gleichwol eine der ſchönſten Städte Weſtfalens, hat mit Einſchluß der kleinen Vorſtadt St.-Mauritz zehn kath. und eine prot. Kirche, größtentheils gutgebaute Häuſer, von denen die am Markte beiderſeits mit Arcaden und hohen Giebeln geziert ſind, breite Straßen und zählt (1875) 35,705 E. Von den Kirchen ſind ſehenswerth: die Domkirche auf dem geräumigen, von anſehnlichen Gebäuden (biſchöfl. Hof, Muſeum, Ständehaus, Poſt, Regierung, Bank) umgebenen, von hochſtämmigen Linden beſchatteten Domhofe, 1168—90 und 1225—61 erbaut, im Innern von großartigen Verhältniſſen, mit trefflichen Werken alter Sculptur und einigen guten neuern Gemälden; ferner die im ſchönſten goth. Stile gebaute Lambertikirche am Markte, an deren Thurm noch die drei eiſernen Käfige ſich befinden, in welchen die Wiedertäufer Johann von Leiden, Knipperdolling und Krechting nach erlittenem Martertode aufgehängt wurden; ſodann die ſchöne, im goth. Stile

Digitized by Google

erbaute Liebfrauenkirche mit ihrem kolossalen, aus großen Quadern aufgeführten Thurme; die Ludgerikirche mit ihrem achteckigen Thurme, dessen oberes Geschoß mit den offenen Fenstern, Stabwerk und Fialen zu einer zierlich krönenden Galerie aufsteigt. Von den weltlichen Gebäuden zeichnet sich aus das Rathhaus am Markte mit seinem stolzen goth. Giebel. Der in demselben befindliche Saal, in welchem 24. Oct. 1648 der Westfälische Friede unterzeichnet wurde, ist noch unverändert erhalten und mit den Porträts der Gesandten geziert. Außerdem sind noch zu erwähnen: der alte Stadtkeller mit dem Museum des Kunstvereins; das neue, nach Pennsylvanischem Systeme erbaute Zuchthaus; der Bahnhof mit seinen Umgebungen; die Paläste der Freiherren von Romberg, des Grafen Droste und anderer Adeligen. Die ehemaligen Festungswerke wurden schon im 18. Jahrh. in eine Lindenallee umgeschaffen, und auf der ehemaligen Citadelle ward der fürstbischöfl. Palast (das Schloß am Neuen Platze) mit schönen Gartenanlagen erbaut. Die Einwohner bekennen sich größtentheils zur kath. Kirche; die Zahl der Protestanten beträgt etwa 4000. Der Gewerbsfleiß ist sehr mannichfaltig. Man fertigt Leinwand, Baumwollzeuge, Leder und Lichter; auch bestehen ansehnliche Brennereien und Brauereien. Bildwerke aus Baumberger Stein, Schnitzwerk, Glasgemälde werden weithin versendet. Der Handel erstreckt sich auf Leinwand, Mehl und andere Landesproducte, darunter insbesondere «Westfälische Schinken» und Pumpernickel. Unter der großen Menge milder Stiftungen sind besonders das Clemenshospital mit den Barmherzigen Schwestern und das Krankenhaus der Franciscanerinnen auf St.-Mauritz hervorzuheben. An der Spitze der Unterrichtsanstalten steht die Akademie (bis 1818 Universität) mit zwei Facultäten (einer katholisch-theologischen und einer philosophischen), 27 Lehrern und über 400 Studirenden. Außerdem besitzt M. ein Gymnasium, eine Realschule erster Ordnung, ein Priesterseminar, ein Seminar für Lehrerinnen u. s. w. Die Paulinische Bibliothek enthält gegen 50,000 Bände. Zur Akademie gehören ein naturhistor. und mineralog. Museum sowie ein botan. und ein zoolog. Garten. Von den wissenschaftlichen Vereinen ist der für westfäl. Geschichte und Alterthumskunde mit seinen Sammlungen von Alterthümern, Münzen u. s. w. hervorzuheben.

M. kommt unter dem Namen Mimigardevord schon zu Karl's d. Gr. Zeiten vor, der 802 dem zum Bischof der Sachsen ernannten heil. Ludger diesen Ort zu seinem Wohnsitze anwies. Die erste Ansiedelung um das Kloster wurde 1115 befestigt, und die sich bildende Außenstadt erhielt nun vom Kloster (lat. monasterium) den Namen M. Die Stadt hatte unter Bischof Hermann II. (1174—1203) ihren jetzigen Umfang schon erreicht, erhielt um 1180 Stadtrechte und umgab sich mit Mauern, Thürmen und Graben. Um die Mitte des 13. Jahrh. ging sie mit andern Städten Westfalens Schutzbündnisse ein und suchte sich für ihren blühenden Handel nach dem Norden zur Ostsee und weiter nach Livland Bahnen zu eröffnen, während sie den Bischöfen und dem Domkapitel gegenüber ihre städtischen Freiheiten erweiterte und Theilnahme an den gemeinen Landtagen (1309) errang. Seitdem begannen im Innern der Stadt die Kämpfe der mächtigen Gilden gegen die patricischen Erbmänner-Familien, bis in den demokratischen Stürmen (1447—57) die Gilde in der Gesetzgebung gleiche Berechtigung erhielt. Dem stillen Aufschwunge, den die Wissenschaft und Schule durch den Domherrn Rudolf von Langen (gest. 1518) genommen, folgte die heftigere Erregung auf dem religiösen Gebiete, indem die Reformation seit 1532 auch hier unter Kämpfen Eingang fand, aber den Wiedertäufern alsbald weichen mußte. Das phantastische Reich des Neuen Sion unter König Johann von Leiden fiel jedoch bald unter den Trümmern der mit Hülfe des Reichs eroberten Stadt zusammen (1534—35), welche nach Niederwerfung des Aufstandes wieder rasch emporblühte. Nur der Uebermuth der Gilden und das Streben nach unmittelbarer Reichsfreiheit führte zu Streitigkeiten gegen die Machtstellung der Fürstbischöfe und endlich zu offenem Kampfe. Bischof Bernard von Galen eroberte die Stadt und unterwarf sie unter Vernichtung ihrer hergebrachten Rechte und Freiheiten unbedingt seiner Herrschaft (1661). Vgl. Erhard, «Geschichte M.s» (Münst. 1837); Geisberg, «Merkwürdigkeiten der Stadt M.» (6. Aufl., Münst. 1877).

Das vormalige Hochstift M. war das größte des Westfälischen Kreises und zählte auf 9900 QKilom. etwa 350,000 E. Anfangs unter der Vogtei der Grafen von Tecklenburg, wurde es im 12. Jahrh. zum Reichsfürstenthum erhoben. Auch erhielt der Bischof, der im Westfälischen Kreise erster kreisausschreibender Fürst und Director war, 1708 Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe, in den er aber nie eingeführt wurde. Seit 1719 waren die Erzbischöfe von Köln zugleich Bischöfe von M., das jedoch seine besondere Regierung behielt. Im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 wurde das Hochstift säcularisirt. Das Territorium wurde getheilt und als Entschädigung an Preußen, an den Herzog von Holstein-Oldenburg, den Herzog

Digitized by Google

von Aremberg, das fürstl. und rheingräfl. Haus Salm, den Herzog von Croy und den Herzog von Looz und Corswarem gegeben. Der dem letztern zugefallene Theil erhielt den Namen des Fürstenthums Rheina-Wolbeck. Preußen bildete aus seinem Antheile (3300 QKilom. mit 128,000 E.) das Fürstenthum M., welches im Tilsiter Frieden 1807 an Frankreich abgetreten und zu dem neugebildeten Herzogthume Berg geschlagen, 1810 aber zum größten Theile mit den an die Häuser Salm, Aremberg, Croy und Looz und Corswarem gefallenen Theilen des Hochstifts M. mit dem franz. Kaiserreiche vereinigt wurde. Infolge der Bestimmungen des Wiener Congresses erhielt Preußen das Fürstenthum M. zurück, mit Ausnahme von Kloppenburg und Vechta, die wieder unter oldenburg. Hoheit kamen, und zugleich die Souveränetät über die ehemals münsterschen Landestheile der Häuser Salm, Croy und Looz und Corswarem. Hannover aber wurde Souverän über die münsterschen Besitzungen der mediatisirten Herzoge von Aremberg und über einen kleinen Theil der Looz- und Corswarem'schen Besitzungen. Seitdem bildet das Fürstenthum M. den Hauptbestandtheil des preuß. Regierungsbezirks M., der ein Areal von 7249,13 QKilom. mit (1875) 443,344 E. hat und in 11 Kreise (Stadt M., Münsterland, Warendorf, Beckum, Lüdinghausen, Koesfeld, Ahaus, Steinfurt, Tecklenburg, Borken und Recklinghausen) zerfällt. Vgl. König, «Statistik des Regierungsbezirks M.» (Münst. 1865); Brückmann, «Altes und Neues aus dem Münsterland» (Paderb. 1863); Cornelius, «Geschichte des münsterschen Aufruhrs» (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1855—60); Tücking, «Geschichte des Stifts M. unter Christoph Bernard von Galen» (Münst. 1865).

Münster-Lebenburg (Ernst Friedr. Herbert, Reichsgraf zu), hannov. Staatsmann, geb. zu Osnabrück 1. März 1766, aus einem alten deutschen Adelsgeschlechte, besuchte das Philanthropin in Dessau und die Ritterakademie zu Lüneburg und studirte 1784—87 in Göttingen. Nachdem er 1788 als Kammerauditor in den hannov. Civilstaatsdienst eingetreten, wurde er 1791 Hof- und Kanzleirath. Im J. 1793 begleitete er den nachmaligen Herzog von Sussex auf Reisen und hielt sich bis 1798 in Italien auf. Sodann trat er wieder in die hannov. Finanzkammer ein. Von 1801—4 war er als außerordentlicher Gesandter am russ. Hofe und hierauf vortragender Minister am Hofe zu London. Im Aug. 1814 wurde er zum Erblandmarschall in Hannover ernannt, und 1815 spielte er auf dem Wiener Congresse eine hervorragende Rolle. Gleichzeitig erhielt er die Specialvollmacht zur Führung der Vormundschaft des Herzogs Karl von Braunschweig. Als dieser, nachdem er die Regierung selbst übernommen, 1827 gegen die vormundschaftliche Verwaltung mit öffentlichen Anklagen auftrat, rechtfertigte M. sich und den König von England in der «Widerlegung der ehrenrührigen Beschuldigungen u. s. w.» (Hannov. 1827). Bei den Bewegungen in Hannover Anfang 1831 sah sich M. wegen seiner nach und nach reactionärer gewordenen Verwaltung harten Angriffen ausgesetzt und erhielt 12. Febr. 1831 seine Entlassung als dirigirender Minister für die hannov. Angelegenheiten am londoner Hofe. Er starb 20. Mai 1839. — Georg Herbert, Graf zu M., Freiherr von Grotthaus, Sohn des Vorigen, geb. 23. Dec. 1820 zu London, studirte in Bonn, Heidelberg und Göttingen, war als Erbmarschall Mitglied der Ersten hannov. Kammer, 1856—64 außerordentlicher hannov. Gesandter in Petersburg, ist seit November 1867 erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses, vertrat den Wahlkreis Goslar 1867—70 im Norddeutschen, 1871—73 im Deutschen Reichstage, wo er der Deutschen Reichspartei angehörte, und wurde 26. Juni 1873 als Botschafter des Deutschen Reichs in London accreditirt. Er verfaßte «Polit. Skizzen über die Lage Europas vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart, 1815—67» (Lpz. 1867), «Mein Antheil an den Ereignissen des J. 1866 in Hannover» (Hannov. 1868), «Der Norddeutsche Bund und dessen Uebergang zu einem Deutschen Reiche» (2. Aufl., Lpz. 1868) und «Deutschlands Zukunft, das Deutsche Reich» (Berl. 1870).

Münsterberg, Kreisstadt und Garnisonsplatz im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien, an der Ohlau, 56 Kilom. im Südsüdwesten von Breslau, an der Oberschlesischen Eisenbahn, hat eine evang. und drei kath. Kirchen, ein Kloster (Elisabethinerinnen) für Krankenpflege, eine Synagoge, ein evang. Schullehrerseminar (seit 1849), eine Präparandenanstalt, eine höhere Töchterschule und (1875) 5585 E., die Leinweberei, Gerberei und Töpferei und Tabacks-, Flachs-, Hopfen- und Erbsenbau treiben und eine große Chamott- und Thonröhrenfabrik unterhalten. Die alte Kirche der Kreuzherren wird jetzt anderweitig benutzt, und von der 1468 zerstörten Burg ist noch eine Kapelle vorhanden. In der Nähe befindet sich ein kaltes Schwefelbad und ein Graphitlager, und 7 Kilom. im Norden liegt das Pfarrdorf Heinrichau, mit 1000 E. und einem ehemaligen, 1222 gegründeten Cistercienserkloster, welchem ein infulirter Abt vorstand, jetzt Besitzung der Großherzogin von Sachsen-Weimar. — Der Kreis M.

Digitized by Google

zählt (1875) auf 343,6 QKilom. 32,810 E. Nur 18 Kilom. im Westen liegt an einem Zuflusse der Neisse und an der Liegnitz-Frankensteiner Eisenbahn die Kreisstadt Frankenstein, mit zwei Kirchen, einem Kloster der Barmherzigen Schwestern, den Trümmern eines Schlosses und 7492 E., welche Wagen, Strohhüte, Chemikalien und Leinwaaren fabriciren und Kardenbau, Garn-, Flachs- und Getreidemärkte unterhalten. Die Stadt brannte 1859 gänzlich ab, hat aber seitdem durch Neubauten sehr gewonnen. — Der Kreis Frankenstein zählt (1875) auf 479 QKilom. 50,332 E. — Die beiden Kreise bildeten ehemals das niederschles. Fürstenthum M. Dieses fiel 1454 an die Krone Böhmen und wurde 1654 durch Kaiser Ferdinand III. an die fürstl. Familie Auersperg verliehen, welche es auch nach der preuß. Besitznahme Schlesiens behielt, indem Friedrich II. den Reichsfürsten Heinrich Johann von Auersperg 1750 mit M. förmlich belehnte. Doch schon dessen Sohn, Karl Joseph Anton, trat 1791 alle aus dieser Belehnung fließenden Rechte für 450,000 Fl. an die Krone Preußen ab, und König Friedrich Wilhelm II. überließ die freie Standesherrschaft M.-Frankenstein mit 9 Dörfern, einen Theil der fürstlich-münsterberg. Kammergüter, dem Grafen Schlabrendorf.

Münsterthal heißen vier Thäler, und zwar eins im Großherzogthum Baden, eins im Elsaß und zwei in der Schweiz. Das M. des Schwarzwaldes im bad. Kreise Freiburg, vom Neumagen durchflossen, öffnet sich bei dem Städtchen Staufen, 15 Kilom. im SSW. von Freiburg, und zieht sich 14 Kilom. weit ins Gebirge hinauf. Es ist oben eng und wildromantisch, unten ein weites, belebtes Wiesenthal, von waldigen Bergen eingeschlossen, mit zerstreuten Häusergruppen oder Rotten. Bei der Rotte Wasen, 5 Kilom. von Staufen, theilt es sich in das Unter-M. rechts und das Ober-M. links; ersteres zieht sich südlich gegen den aussichtsreichen Belchen (1416 Mt. über dem Meere) hinauf und zählt als Thalgemeinde 1771 E.; letzteres, welches eine Silbergrube, ein Pochwerk und eine Schmelzhütte besitzt und als Gemeinde 1148 E. zählt, wendet sich nach NO. und wird von einer Fahrstraße durchzogen, die bei der Station Krotzingen von der Bahnlinie Basel-Freiburg abzweigt, bei Staufen ins M. eintritt, im Ober-M. die im 12. Jahrh. gestiftete, 1810 aufgehobene Abtei St.-Trudbert berührt, in vielen Windungen die Höhe des Wieseneck (1035 Mt. über dem Meere) gewinnt und bei Utzenfeld, 33 Kilom. von Krotzingen, das Wiesenthal erreicht. — Das Münster- oder St.-Gregorienthal im Reichsland Elsaß-Lothringen (Bezirk Oberelsaß, Kreis Colmar), das anmuthigste und interessanteste aller Vogesenthäler, ist von der reißenden Fecht, einem Zufluß der Ill, durchströmt und öffnet sich bei Türkheim, 7 Kilom. westlich von Colmar. Bei dem Hauptort Münster theilt es sich in das große und das kleine Thal. Von der Mündung an bis Münster sind die nördl., dem Süden zugewendeten Berghänge unten mit Reben und oben mit dichten Waldungen besetzt; die Südseite ist dagegen ausschließlich mit Wald bekleidet. Das den Hintergrund bildende Großgebirg fällt mit steilen Felswänden in tiefe Schluchten ab, während die Bergwiesen, hier «Wasen» genannt, mit zahlreichen Sennereien geschmückt sind. In diesen Sennereien wird in den vier Sommermonaten (25. Mai bis 29. Sept.) der vortreffliche Münsterkäse (in Deutschland bisjetzt mehr unter dem Namen von «Straßburger Schachtelkäse» bekannt) bereitet. Die Bewohner des Thals sind meistens Protestanten deutscher Zunge. Der Hauptort ist die alte gewerbreiche Stadt Münster, 19 Kilom. im Südwesten von Colmar und mit diesem durch eine Eisenbahn verbunden, 385 Mt. über dem Meere gelegen, mit (1875) 5148 E., einer kath. und einer 1873 vollendeten, im roman. Stil gehaltenen prot. Kirche und großartigen Fabrikanstalten (Baumwollspinnereien und Kattunfabriken), welche 3000 Arbeiter beschäftigen. Der Ort verdankt seinen Ursprung einer 660 vom Frankenkönig Childerich gestifteten Benedictinerabtei und war im Mittelalter eine freie Reichsstadt. Nahe sind die Ruinen von Schwarzenberg. Durch das Kleinthal führt seit 1860 eine vorzüglich angelegte, 17,5 Kilom. lange Fahrstraße zum malerischen Schluchtpaß (1150 Mt. über dem Meere) und an den Seen von Retournemer und Longemer vorbei nach Gerardmer im franz. Depart. Vosges. Südlich von der Schlucht erhebt sich der zweithöchste Gipfel der Vogesen, der Hoheneck (1366 Mt. über dem Meere), ein Hauptknoten des Gebirgszugs, und südöstlich von diesem liegt in einer Verzweigung des Großthals das vielbesuchte Fischbädle in wilder felsiger Umgebung mit einem kleinen, künstlich zur Forellenzucht angelegten See. — Das M. im schweiz. Canton Bern ist das tiefeingeschnittene, romantische, durch seine wilden Felspartien ausgezeichnete Querthal der Birs (s. d.) im bernischen Jura, von Court (671 Mt. über dem Meere) bis Courrendlin (441 Mt. über dem Meere, 4 Kilom. südlich von Delsberg) 15 Kilom. lang; es besteht aus den wilden Engpässen (Gorges) von Court und Roche und dem zwischen ihnen liegenden Thalkessel von Münster; die Bergwände sind theils felsig, theils

Digitized by Google

mit Nadelwald und Wiesen bekleidet; der Thalgrund von Dörfern, Mühlen, Glashütten, Hohöfen, Hammerwerken und Schmieden belebt. Das Thal, zu welchem im weitern Sinne oft auch die Mulde von Dachsfelden (Tavannes) und der Kessel von Delsberg (Delémont) gerechnet werden, hat seinen Namen von dem Flecken Münster (Moutier-Grandval) erhalten, dem Hauptort des gleichnamigen Bezirks, welcher (1870) 13,813 E. meist franz. Zunge und prot. Confession zählt (Katholiken 37 Proc.). Der Flecken liegt 538 Mt. über dem Meere in fruchtbarem Thalkessel auf dem linken Ufer der Birs, zählt 1950 E. und besitzt ein großes Schloß, eine uralte Collegiatkirche, der letzte Ueberrest der im 7. Jahrh. von Sanct-Germanus gestifteten, bei der Reformation aufgehobenen Abtei, und eine neue gothische kath. Kirche. Mit Basel (51 Kilom.) und Biel (34 Kilom.) ist er durch die Bernische Jurabahn verbunden. — Das M. im schweiz. Canton Graubünden, roman. Val Mustair genannt, liegt im äußersten Südosten der Schweiz, südlich vom Unterengadin, ist bis zur schweiz. Grenze 16 Kilom. lang, 1—2 Kilom. breit, wird vom Rambach bewässert, auf drei Seiten von 2—3000 Mt. hohen Dolomit- und Schiefergebirgen umgeben und öffnet sich bei Glurns, 11 Kilom. unterhalb der schweiz. Grenze, gegen das Etschthal. Es ist ein anmuthiges, etwas einförmiges Hochthal mit Arven- und Lärchenwaldungen, ausgedehnten Alpweiden und spärlichem Ackerland und zählt in vier Kirchgemeinden 1426 E. roman. Zunge, worunter 794 Protestanten und 632 Katholiken. Hauptort des Thals, das einen eigenen Bezirk bildet, ist das Dorf Münster (roman. Mustair) 1248 Mt. über dem Meere, mit 473 meist kath. E. und einem angeblich von Karl d. Gr. 800 gegründeten Benedictinerinnenkloster. Mit dem Engadin und Tirol ist das Thal durch die 48 Kilom. lange Poststraße über den Ofenberg verbunden, die bei Zernetz von der Engadinerstraße abzweigt, über die Paßhöhe Sur-Som (2155 Mt.) das M. erreicht und bei Mals an die Reschenscheideckstraße anschließt. Von Sta.-Maria, 4 Kilom. oberhalb Münster, führt südlich ein Saumweg in sieben Stunden über den 2512 Mt. hohen Umbrailpaß (Wormserjoch) zur Stelviostraße (Stilfserjoch). Vgl. Foffa, «Das bündnerische M.» (Chur 1864).

Muntaner (En Ramon), einer der trefflichsten Chronisten des roman. Mittelalters, wurde 1265 zu Peralada, einem Flecken in Catalonien, geboren. Als 1285 bei Gelegenheit des franz. Einfalls in Catalonien Peralada in Flammen aufging und er alle seine Habe verlor, verließ er den heimischen Boden und führte nun 30 Jahre hindurch ein unstetes abenteuerliches Leben, bis er endlich Valencia erwählte, um hier den Rest seines Lebens als ruhiger Bürger zu verbringen. Erst 1325 begann er seine Geschichte der Großthaten der Fürsten des aragonischen Hauses von Jayme dem Eroberer bis zur Krönung des Königs Alfons IV. von Aragon, der er selbst noch als Abgeordneter von Valencia beiwohnte, welche Geschichte zugleich großentheils die seines eigenen Lebens ist, da er meist als Augenzeuge und Mithandelnder berichtet. Diese anspruchslose «Chronik» durchweht ein wahrhaft epischer Geist, und die Unmittelbarkeit, Naivetät und Naturwahrheit ihrer Schilderungen geben ihr einen Reiz und eine Frische, die keine Kunst zu ersetzen vermag. Die ältesten Ausgaben des catalonischen Originals sind die von Valencia (1558) und Barcelona (1562), beide große Seltenheiten. Nach diesen Ausgaben hat Lanz einen sehr guten Abdruck des Originals veranstaltet (Stuttg. 1844), nachdem er zuvor eine deutsche Uebersetzung (2 Bde., Lpz. 1842) herausgegeben hatte; eine neue Ausgabe mit franz. Uebersetzung veröffentlichte Buchon in seinem «Panthéon littéraire» (Par. 1875).

Münter (Balthasar), Kanzelredner und geistlicher Liederdichter, geb. zu Lübeck 24. März 1735, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte seit 1754 Theologie in Jena und wurde hier 1757 Privatdocent. Im J. 1760 kam er als Prediger nach Gotha, 1763 als Superintendent nach Tonna und 1765 als Hauptprediger an die deutsche Petrigemeinde nach Kopenhagen, wo er 5. Oct. 1793 starb. M. hat zur Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe mächtig beigetragen. Unter den zahlreichen Predigtsammlungen, die er herausgab, zeichnen sich die Vorträge über die Reden Jesu nach den vier Evangelisten aus. Seine geistlichen Lieder (zwei Sammlungen, 1773 und 1774) ragen unter denen der Gellert-Cramer'schen Schule hervor, deren Schwächen sie theilen. Im J. 1772 wurde ihm die traurige Pflicht, den unglücklichen Grafen Struensee (s. d.) zum Tode auf dem Blutgerüste vorzubereiten, dessen «Bekehrungsgeschichte» (Kopenh. 1772) er herausgab, die ihn berühmter machte als alle seine übrigen Schriften. Seine Tochter war die als Schriftstellerin bekannte Friederike Sophie Christiane Brun (s. d.). — **Friedrich** M., des Vorigen Sohn, bekannt als Theolog, Orientalist und Alterthumsforscher, wurde zu Gotha 14. Oct. 1761 geboren, in Kopenhagen aber erzogen. Nachdem er auf der dortigen Universität einige Jahre studirt, setzte er seine theol. Studien seit 1781 in Göttingen fort. Nach seiner Rückkehr machte er mit königl. Unterstützung

Digitized by Google

eine Reise nach Italien, wo er insbesondere in Rom sich mit archäol. Studien beschäftigte. Im J. 1786 ließ er daselbst eine Probe der kopt. Uebersetzung des Buchs Daniel drucken und entdeckte in der Corsini'schen Bibliothek das Statutenbuch der Tempelherren, das er später (Berl. 1794) herausgab. Ueber seine Reise berichtete er in dem Werke «Efterretninger om begge Sicilierne, samlede paa en Reise i disse Lande» (2 Bde., Kopenh. 1788—90), welches auch ins Deutsche (1790) übersetzt wurde. Seit 1790 ord. Professor der Theologie an der Universität zu Kopenhagen, wurde er 1808 Bischof von Seeland und starb als solcher 9. April 1830. M. erwarb sich einen europ. Ruf durch seine Schriften, von denen besonders hervorzuheben: das «Handbuch der Dogmengeschichte» (2 Bde., Kopenh. 1801; deutsch von Evers, Gött. 1802), «Geschichte der dän. Reformation» (2 Bde., Kopenh. 1802), «Die Religion der Karthager» (Kopenh. 1816; 2. Aufl. 1821), «Geschichte der Einführung des Christenthums in Dänemark und Norwegen» (3 Bde., Lpz. 1823—32) und das wichtige Werk «Die Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen» (Altona 1825).

Muntzmetall, eine in England und Nordamerika in dem Schiffbau zu Beschlägen, Schiffsnägeln u. dgl. angewendete Legirung, besteht aus Kupfer und Zink in Verhältnissen, welche zwischen 50 Proc. Zink und 63 Proc. Kupfer bis zu 39 Proc. Zink und 50 Proc. Kupfer schwanken.

Münze und Münzwesen. Münze ist das in bestimmte Gewichtsstücke getheilte und mit einem Gepräge versehene Metallgeld. (S. Geld.) Die Erfindung der Münze wird dem König Pheidon von Argos zugeschrieben, welcher im 8. Jahrh. v. Chr. regierte. Schon die Münzen des Alterthums zeigen größtentheils die für ihren Zweck geeignetste Gestalt, die der Scheibe; abweichende Formen, z. B. viereckige, sechseckige und achteckige Platten, sowie kugelähnliche Klumpen sind selten angewendet worden und haben nirgends Beifall gefunden. Ursprünglich erhielten die Münzen nur auf einer Seite ein Gepräge; erst später stempelte man beide Flächen. Den Zusammenhang der Münze mit dem Gewicht deuten die Namen der bekannten ältesten Münzen und vieler neuern an, z. B. die griechische alte und jetzige Drachme; Pfund, Livre und Lira (das Pfund Sterling in England, die frühern Livres in Frankreich, die verschiedenen frühern Lire und die heutige Lira in Italien); die Mark in Hamburg, Lübeck, Mecklenburg, Holstein, Dänemark u. s. w. Die kleinern Silbermünzen wurden im Mittelalter in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und England bei größern Zahlungen der Bequemlichkeit wegen noch gewogen, und so rechnete man namentlich Pfunde verschiedener Sorten Denare (Pfennige). Anfänglich stand die Anfertigung der Münzen einem Jeden frei. Die betrüglichen Ausmünzungen mancher Privaten aber, sowie das Bedürfniß der Gleichförmigkeit der umlaufenden Sorten und einer vertrauenswürdigen Prägung waren der Anlaß, daß bald fast überall die Staatsregierungen das ausschließliche Münzrecht (Münzregal) sich zueigneten. In den Vereinigten Staaten von Amerika ist die Gold- und Silbermünzung kein Vorrecht der Regierung, wol aber die Prägung der Münzen aus unedelm Metall. Im Mittelalter, das trotz der Vorrechte der Regierungen im Münzwesen weit größere Misbräuche aufweist, als die freien Münzer des Alterthums je gewagt haben würden, erwarben sich auch die mächtig gewordene geistliche und militärische Aristokratie sowie die Gilden und nachmals die Städte das Münzrecht, verloren dasselbe aber allmählich wieder mit der größern Stärkung der monarchischen Gewalt.

Aeußerlich hat man bei der Münze die Vorderseite oder den Avers (s. d.) und die Kehrseite oder den Revers (s. d.) zu unterscheiden. Die Charaktere der Münzen werden am zweckmäßigsten erhaben dargestellt, doch nicht in zu hohem Grade, um das schnelle Abschleifen im Umlaufe zu verhindern; die unschönen vertieften Gepräge kommen selten vor und sind nur auf dem Rande der Münze zweckmäßig. Gold- und Silbermünzen werden nicht aus unvermischtem Metall geprägt, sondern unter Zusatz eines geringern, jetzt immer des Kupfers, um die Mischung härter zu machen und der Abnutzung weniger auszusetzen, zugleich auch, was die kleinern Silbermünzen betrifft, um diesen eine für den Umlauf genügende Größe oder Stärke zu geben. Das Gewicht einer Münze heißt auch ihr Schrot (Bruttogewicht), diejenige Gewichtsmenge, welche sie an edelm Metall enthält, ihr Feingewicht oder Korn; das Verhältniß des Feingewichts zum Schrot heißt Feinheit oder Feingehalt (beim Golde früher auch wol Karatigkeit, beim Silber Löthigkeit, von der Eintheilung der Mark in Karat und Loth). Dieses Verhältniß wird jetzt allgemein in Tausendtheilen (millièmes, thousands) ausgedrückt (die deutschen Gold- und Silbermünzen sind $^{900}/_{1000}$ fein), anders noch in England. In Deutschland gab man vor Einführung des gegenwärtigen Münzfußes die Feinheit der Goldmünzen in Karat ($^1/_{24}$), die der Silbermünzen in Loth ($^1/_{16}$) an. Die gesetzliche Bestimmung über den durch Gewicht und Feinheit den Münzen zu gebenden Werth ist der Münzfuß (s. d.).

Mit Recht stellt man an ein geordnetes Münzwesen die Forderung, daß alle Münzstücke die vorgeschriebene Feinheit und das festgesetzte Gewicht wirklich besitzen, mit andern Worten, daß jedes Stück vollhaltig und vollwichtig sei; bei den werthvollern Stücken überzeugt man sich in den Münzstätten vom richtigen Gewicht durch genaues Nachwägen der einzelnen ausgestückelten Platten vor der Prägung, das sog. Justiren; ist das Stück zu leicht, so wird es ausgeschossen und wieder eingeschmolzen, ist es zu schwer, so wird es durch Abfeilen oder Abschaben auf das richtige Gewicht gebracht. Das Justiren ist das kostspieligste aller Geschäfte im Münzwesen. Jene vollkommene Genauigkeit kann indeß bei der Unzulänglichkeit alles menschlichen Könnens nur sehr annähernd erreicht werden, und fast überall ist daher eine kleine Abweichung der Münzen von ihrem streng gesetzlichen Gehalt und Gewicht durch die Münzvorschriften gestattet; diese erlaubte Fehlergrenze heißt das Remedium oder die Toleranz. Der Unterschied zwischen dem Marktpreise des in der Münze enthaltenen Goldes oder Silbers und demjenigen Werthe, zu welchem der Staat sie ausgibt und annimmt, heißt der Schlagschatz oder Prägeschatz und deckt soweit als thunlich die Kosten der Ausmünzung, die Fabrikationskosten der Münze. Die streng nach dem Hauptmünzfuße einer Silberwährung geprägten Stücke heißen Courantmünzen, die auf einem etwas geringern Fuße gemünzten kleinen Sorten Scheidemünzen; wo Goldwährung herrscht (wie jetzt in Deutschland, dann in England, den Vereinigten Staaten von Amerika u. s. w.), gehören alle Silbermünzen zur Scheidemünze und natürlich überall alle Münzen aus unedelm Metall. Immer bildet nur entweder das Gold oder das Silber das eigentliche Geld eines Volks, so auch die Goldmünze oder die Silbermünze seine eigentliche Münzart, und danach ist es zu verstehen, wenn man sagt, ein Land habe Goldwährung oder Silberwährung. Da ein Pfund Gold in Silbergeld bezahlt ebenso einen veränderlichen Preis hat wie ein Pfund jeder andern Waare, so ist praktisch und auf die Dauer ein festes Verhältniß zwischen dem Werthe beider Metalle nicht aufzustellen. Demnach wird dort, wo die Hauptmasse des Circulationsmittels aus Silber besteht (in Ländern mit Silberwährung), die Goldmünze unvermeidlich einen veränderlichen Werth (Curs) haben, und alle entgegenstehenden Verordnungen helfen nichts. In Ländern mit Goldwährung wird Silbergeld zu einem etwas über seinem Metallwerthe stehenden Nennwerthe ausgeprägt, tritt nur für kleine Zahlungen in den Verkehr und spielt somit die Rolle der Scheidemünze. Wo man Goldwährung und Silberwährung nebeneinander hat (Alternativwährung oder uneigentlich Doppelwährung), wo man mithin in Goldmünzen oder in Silbercourantmünzen alle Geldverpflichtungen lösen darf, wird die eine oder die andere beider Valuten die vorherrschende, die eigentliche werden, wie neuerdings in Frankreich die Goldwährung. Rechnungsmünzen, fingirte Münzen oder Idealmünzen nennt man diejenigen Geldrechnungseinheiten oder Rechnungsstufen, welche nicht wirklich ausgeprägt, nicht durch Münzen vertreten sind, wie z. B. die frühere hamburger Bankmark. Handelsmünzen oder Fabrikationsmünzen heißen diejenigen Stücke, welche nicht sowol behufs des Umlaufs im Inlande als vielmehr für den Bedarf des auswärtigen Handels im Interesse der Kaufleute und auf deren Bestellung geprägt werden. Die wichtigste dieser Handelsmünzen ist der holländ. Dukaten, welcher für jenen Zweck gemünzt wird, während das Landesgoldgeld der Niederlande in dem einfachen und doppelten Wilhelmdor besteht, die einem andern Münzfuße angehören; eine zweite, ebenfalls sehr bedeutsame bloße Handelsmünze ist der Maria-Theresienthaler (s. d.). Die meisten Staaten liefern übrigens dem Einbringer ungemünzten Goldes oder Silbers (in beliebiger Form und gewisser Minimalfeinheit) die dieselbe Menge des gleichen edeln Metalls enthaltenden fertigen Münzen in den von ihm gewünschten inländischen Courantstücken, doch unter Abzug der Kosten für Schmelzung und etwaige Affinirung, sowie zumeist der gesetzlich festgestellten Münzungskosten (des Schlagschatzes), natürlich aber geschieht das bezüglich des Silbers nicht in denjenigen Staaten, in welchen dasselbe blos ein Material für Scheidemünze ist.

Was die Technik des Münzens anbetrifft, so zerfällt dieselbe hauptsächlich in folgende Operationen: 1) die Verwandlung des Metalls in blechartige Streifen, sog. Zaine; 2) die Herstellung von Scheiben oder Münzplatten aus den vorigen; 3) die Anbringung der Randverzierung (Rändelung), wenn eine solche gegeben werden und nicht nachher beim Prägen mittels des Prägrings entstehen soll; 4) das Prägen, d. i. die Herstellung des Gepräges auf beiden Flächen (und bisweilen gleichzeitig der Randverzierung). Gold, Silber, Nickel und Kupfer werden gewöhnlich in Graphittiegeln in Windöfen geschmolzen, dann in flache Stäbe (Zaine) von 40—60 Ctmt. Länge, 4—8 Mmt. Dicke und derjenigen Breite, welche der Durchmesser der betreffenden Münzgattung verlangt, gegossen. Die Zaine werden auf gewöhnlichen Walzwerken

Digitized by Google

so weit als nöthig gestreckt, noch einmal geglüht und sodann ausgestückelt, worauf bei den werthvollern Stücken das Justiren und dann ein abermaliges Glühen der Platten erfolgt. Die nächstfolgende Arbeit ist das Sieden, welches bei allen Münzen nöthig, bei denjenigen aus Silber und Gold aber zugleich die Verschönerung der Farbe bezweckt, die dadurch der Farbe des reinen edeln Metalls ziemlich nahe kommt, obschon die Masse mehr oder weniger mit Kupfer versetzt ist, sodaß selbst die geringsten Silberscheidemünzen neu ein blendendes Silberweiß zeigen, welches jedoch nach einiger Abnutzung der röthlichen Farbe ihrer Legirung Platz macht. Dieses Sieden geschieht mit verdünnter Schwefelsäure, mit oder ohne Zusatz von etwas Kochsalz. Silberne Platten verlieren dabei $^3/_{16}$ bis 2 Proc. am Gewicht, geringhaltige mehr als feinere, kleine mehr als große. Rücksichtlich des Gepräges pflegt den Kupfermünzen und den kleinsten Silbermünzen eine Randverzierung nicht gegeben zu werden, während dieselbe bei kleinen Gold- und Silbermünzen in Kerben, Streifen, Punkten, Sternen, Schuppen u. s. w., bei größern Münzen meist in Schrift (Randschrift) besteht. Bei den im Ringe zu prägenden Münzen mit erhöhter Randschrift oder mit einfachen Kerben entstehen diese Charaktere durch den Prägring, dagegen wird bei den im Ringe zu prägenden Stücken mit vertieftem Rande und bei allen ohne Prägring hergestellten die Randverzierung vor dem eigentlichen Prägen durch eine besondere Arbeit, das Rändeln, mittels einer kleinen Maschine, des Rändel- oder Kräuselwerks, hervorgebracht, die verschiedene Einrichtung hat, immer aber wesentlich aus zwei gehärteten stählernen Rändeleisen besteht. Das Prägen der Münzen erfolgt mittels zweier vertieft gravirter stählerner Stempel, welche gehärtet, gelb angelassen sind und zwischen denen eine Münzplatte nach der andern einem augenblicklichen Stoße ausgesetzt wird. Die Maschine, in welcher die Prägestempel angebracht sind, heißt Prägmaschine oder Münzmaschine. Oft ist dieselbe noch das früher allgemein gebräuchlich gewesene Stoßwerk oder Druckwerk mit Schraube, zu dessen Bewegung man in einigen großen Münzstätten Dampfmaschinen anwendet, an dessen Stelle man aber in der neuern Zeit mit großem Vortheile Kniehebelpressen eingeführt hat, welche durch Drehen einer Kurbel in Gang gesetzt werden, wegen des mangelnden Schwengels wenig Raum einnehmen, ohne heftige Erschütterung arbeiten und daher fast in jedem Zimmer aufgestellt werden können. Das Vollendetste dieser Art ist die Uhlhorn'sche Prägmaschine, welche von großen Münzen 30—36, von mittlern 40—50, von kleinen 60—75 Stück in einer Minute prägt. Da die zwischen zwei Stempeln frei liegend geprägte Platte nicht genau ihre runde Gestalt behält, so verhindert man diesen Uebelstand durch das Ringprägen (Prägen im Ringe), bei welchem der untere Prägstempel von einem stählernen Ringe umgeben ist, sodaß er dessen Oeffnung ausfüllt. Vor und bei dem Prägen steht der obere Rand dieses Rings um die Dicke der Münzplatte höher als die gravirte Fläche des Unterstempels; wenn aber nach dem Stoße der Oberstempel wieder hinaufgeht, so bewirkt die Schraube durch einen mit ihr verbundenen Mechanismus eine Hebung des Unterstempels oder eine Senkung des Rings in der Weise, daß hierdurch die Münze aus dem Ringe in die Höhe gestoßen, bloßgelegt wird und beiseitegeschoben werden kann. Medaillen werden ebenso wie Geldmünzen geprägt; wegen ihres meist viel erhabenern Gepräges erfordern sie aber in der Regel statt eines Stoßes deren viele, und nach jedem zweiten oder dritten Stoße müssen sie ausgeglüht und wieder abgebeizt werden, um der fortgesetzten Bearbeitung zwischen den Stempeln genügend nachzugeben.

Das Gepräge einer Münze soll den Feingehalt derselben garantiren, den Nennwerth bezeichnen und die Oberfläche vor betrügerischer Entziehung von Metall schützen; zu letzterm Zwecke dienen auch namentlich die verschiedenen Rändelungen. Außer dem Bilde des Landesherrn, dem Landeswappen u. s. w. zeigen eine oder beide Seiten meist noch eine besondere Inschrift oder Umschrift (s. Legende), sowie einen Münzbuchstaben zur Bezeichnung der Münzstätte (des Prägeortes), und zwar bezeichnet A meist die erste Münzstätte eines Landes (wie auf österreichischen Münzen Wien, auf französischen Paris, auf frühern preußischen Berlin) u. s. w. Die Münzstätten und Münzbuchstaben des Deutschen Reichs sind: Berlin (A), Hannover (B), Frankfurt (C), München (D), Dresden (E), Stuttgart (F), Karlsruhe (G), Darmstadt (H), Hamburg (I). In Bezug auf die einzelnen Münzen s. die betreffenden Artikel. Ueber das deutsche Münzwesen bis gegen Ende des 18. Jahrh. vgl. Praun, «Gründliche Nachricht von dem Münzwesen» (3. Aufl., Lpz. 1784); über die gegenwärtigen Münzsysteme: Noback, «Münz-, Maß- und Gewichtsbuch» (2. Aufl., Lpz. 1877); über das Staatswirthschaftliche des Münzwesens: M. Chevalier, «De la monnaie» (in dessen «Cours d'économie politique», Thl. 3, Par. 1850); Knies, «Geld und Credit» (Abth. 1: «Das Geld», Berl. 1873); derselbe, «Weltgeld und Weltmünzen» (Berl. 1874); Jevons, «Money and the

Digitized by Google

mechanism of exchange» (deutsch als «Geld und Geldverkehr», Lpz. 1876, Bd. 21 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek»); über die Fabrikation der Münzen: Prechtl, «Technolog. Encyklopädie» (Bd. 10); Karmarsch, «Handbuch der mechan. Technologie» (4. Aufl., Bd. 1, Hannov. 1866) und dessen «Beitrag zur Technik des Münzwesens» (Hannov. 1856).

Münzer (Thom.), religiöser Schwärmer, war zu Stolberg am Harz um 1489 geboren und studirte wahrscheinlich zu Wittenberg, wo er auch die Magisterwürde erwarb. Der Sage nach soll sein Vater von einem Grafen zu Stolberg ungerechterweise zum Tode verurtheilt worden und so seine spätere Richtung leichter erklärlich sein. Nachdem er Schullehrer zu Aschersleben, später Kaplan in einem Nonnenkloster zu Halle gewesen, hierauf einige Zeit in Stolberg mit Beifall gepredigt hatte, kam er 1520 als Prediger nach Zwickau, wo er mit Schwärmern wie Niklas Storch in Verbindung kam. Im folgenden Jahre ging er nach Prag, um sich unter den Hussiten Anhänger zu verschaffen; 1523 wurde er Prediger zu Allstedt in Thüringen. Durch mystische Schriften berauscht, eiferte er in seinen Predigten heftig gegen scholastische und päpstl. Theologie. In Prag hatte er einen (noch vorhandenen) von ihm selbst geschriebenen heftigen Aufsatz «Contra Papistas» angeschlagen. Mit mehr Glück als Karlstadt in Sachsen wirkte M. in Thüringen für Verbreitung seiner Ansichten. Er bestritt aber nicht nur das Papstthum, sondern auch das «knechtische, buchstäbische und halbe» Wesen der Reformatoren, forderte mit Berufung auf sein «inneres Licht» eine radicale Reformation im Kirchlichen und Politischen und wiegelte das Volk unter Vorspiegelung einer vollkommenen Freiheit auf. Deshalb mußte er 1524 Allstedt verlassen. Er ging nach Nürnberg, dann nach Schaffhausen, trat in Verbindung mit den schweiz. Wiedertäufern und den süddeutschen Bauern, und kam hierauf nach Thüringen zurück, wo er sich in Mühlhausen niederließ. Hier gewann er die Volksmenge, setzte den alten Rath ab, plünderte die Klöster und die Häuser der Reichen und verlangte eine allgemeine Gütergemeinschaft. Gleichzeitig fiel ein anderer Schwärmer, Namens Pfeifer, mit seinem Anhange ins Eichsfeld und vereinigte sich mit M. Dies und die Nachricht, daß 40,000 Bauern in Franken sich zusammengerottet (s. **Bauernkrieg**), entflammten M.'s Muth. Er rief seine Anhänger in Frankenhausen, die Bergleute im Mansfeldischen, sämmtliche Bauern zu Mühlhausen, Langensalza und Tennstedt unter maßlosen Verheißungen auf und rüstete sich zum Kriege. Nachdem er Pfeifer als Statthalter in Mühlhausen eingesetzt, begab er sich mit 300 Auserwählten nach Frankenhausen, brach die von den Frankenhäusern mit dem Grafen von Mansfeld eröffneten Unterhandlungen ab und erhitzte hier aufs neue die Gemüther. Nun verbanden sich der Kurfürst Johann der Beständige und der Herzog Georg von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Heinrich von Braunschweig und schickten 1500 Reiter und einige Fahnen Fußvolk gegen die Aufrührer. Diese waren gegen 8000 Mann stark und standen in vortheilhafter Stellung auf einer Anhöhe bei Frankenhausen, wo es 15. Mai 1525 zur Schlacht kam, in welcher die Aufrührer nach einer hartnäckigen Gegenwehr gänzlich geschlagen wurden. Nach einigen blieben 5000, nach andern 7000 auf dem Platze. Die übrigen, darunter M. und Pfeifer, warfen sich nach Frankenhausen, das von den verbündeten Truppen genommen und geplündert wurde. Hier wurde M. ergriffen und nach Heldrungen gebracht, wo er auf der Folter seine Verbündeten nannte. Hierauf wurde er nach Mühlhausen abgeliefert, wohin man auch Pfeifer zurückbrachte. M. sowie Pfeifer und 24 andere Rädelsführer wurden enthauptet. Vgl. Strobel, «Leben, Schriften und Lehren Thomas M.'s» (Nürnb. 1795); Seidemann, «Thomas M.» (Lpz. 1842).

Münzfälschung (falsum monetarium) oder **Falschmünzerei** wird durch die widerrechtliche Herstellung von falschem Metall- oder, wie die neuern Gesetze meistens hinzufügen, Papiergelde, ingleichen durch Verringerung oder betrügerische Werthserhöhung echter Münzen und deren Verausgabung begangen. Während hierbei die Verletzung der öffentlichen Treue den Hauptgrund der Strafbarkeit abgibt, ist die Anmaßung des Münzregals (s. d.), deren sich im Mittelalter geistliche und weltliche Herrschaften mit beschränkter Landeshoheit nicht selten schuldig machten, oder die unbefugte Herstellung von echten Scheidemünzen, um an dem fehlerhaft hohen Schlagschatze zu gewinnen, als Eingriff in die wesentlichen Hoheitsrechte des Staats anzusehen. Die ältern Gesetze bestraften M. mit dem Feuertod. Das Deutsche Strafgesetzbuch, welches in §. 146—152 die Münzverbrechen und Münzvergehen behandelt, unterscheidet: 1) **Falschmünzerei**: Anfertigung, auch dem Stoffe nach, bisher nicht geltend gewesenen und Veränderung nicht mehr geltenden Geldes, sodaß es das Ansehen von noch geltendem gewinnt; 2) **Münzverfälschung**: Verändern echten Geldes durch Schein-Wertherhöhung und Verringern des Werthes echten Metallgeldes, letzteres strafbar erst bei Gebrauch oder sonstigem

Inverkehrbringen; 3) wissentliches Verausgaben, beziehungsweise Einführen falschen oder gefälschten Geldes. Strafbar sind auch Vorbereitungshandlungen.

Münzfuß ist die gesetzliche Bestimmung über den durch Gewicht und Feinheit den Münzen zu gebenden Werth. Der aus dieser Bestimmung resultirende wesentliche Theil ist die Vorschrift über das in den Münzen enthaltene Feingewicht, d. i. die Menge des reinen Goldes oder Silbers darin. So ist z. B. die wesentliche Bestimmung des jetzigen deutschen M. (ein Goldmünzfuß), daß 1395 Mark Goldmünzen aus dem Pfunde fein Gold (oder 2790 Mark aus dem Kilogramm fein Gold) geprägt werden. Den Willkürlichkeiten der einzelnen Münzberechtigten in Deutschland, die im Mittelalter öfters große Verlegenheiten für die einzelnen Staaten herbeiführten, suchte Kaiser Ferdinand I. durch die Reichsmünzordnung von 1559 vorzubeugen, nach welcher die Mark Silber zu 9 Rthlr. ausgebracht werden sollte, und der nachgehends noch andere Bestimmungen folgten. Namentlich der Dreißigjährige Krieg brachte auch im Münzwesen alles wieder in Unordnung, und es wurden nun theils allgemeine, theils besondere Bestimmungen des M. nöthig: 1) Der Zinnaische M. von 1667, nach welchem die Mark fein Silber zu $10\frac{1}{2}$ Rthlr. ausgeprägt werden sollte. 2) Der Leipziger M. von 1690, der die Mark fein Silber zu 12 Rthlr. ausbrachte. Zwar wurde 1738 dieser M. zum Reichsfuß erhoben, doch erlangte derselbe keine allgemeine Geltung. 3) Der Preußische oder der nach dem damaligen Generalmünzdirector Philipp Graumann so genannte Graumann'sche M. von 1750 (durch Edict vom 29. März 1764 fester gestaltet), nach welchem die Mark fein Silber zu 14 Thlr. ausgeprägt wurde. 4) Der Conventions- oder 20-Guldenfuß, der die Ausprägung der Mark fein Silber zu $13\frac{1}{3}$ Rthlr. oder 20 Fl. bestimmte und von Oesterreich 1748, von Baiern, Sachsen u. s. w. seit 1753 eingeführt wurde. 5) Der 24-Guldenfuß von 1766, nach welchem die Mark fein Silber zu 16 Rthlr. gewürdigt wurde. Ihm traten sämmtliche süddeutsche Staaten bei, namentlich Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen, Sachsen-Koburg und Sachsen-Meiningen. Man prägte aber (mit wenigen Ausnahmen) keine Courantmünzen nach demselben, sondern münzte diejenigen des 20-Guldenfußes weiter, die aber eine um ein Fünftel höhere Geltung als ihr Nennwerth erhielten, z. B. das 20-Kreuzerstück des 20-Guldenfußes 24 Kr. im 24-Guldenfuß, der Speciesthaler (zu 2 Fl. im 20-Guldenfuß) 2 Fl. 24 Kr. im 24-Guldenfuß. Der Graumann'sche M. wurde in Preußen beibehalten und durch ein Gesetz von 1821 weiter ausgebildet, der Conventionsfuß bestand bis 1857 in Oesterreich. Der 24-Guldenfuß wurde später durch die Verträge in den Zollvereinsstaaten 6) in den $24\frac{1}{2}$-Guldenfuß oder die süddeutsche Währung verwandelt, wonach $24\frac{1}{2}$ Fl. aus der Mark fein Silber zu prägen waren. Durch den wiener Münzvertrag vom 24. Jan. 1857 traten an die Stelle der Münzfüße 3, 4 und 6 die folgenden: 7) für Norddeutschland der 30-Thalerfuß (30 Thlr. aus 1 Pfd. fein Silber); 8) für Oesterreich der 45-Guldenfuß (45 Fl. aus 1 Pfd. fein Silber); 9) für Süddeutschland der $52\frac{1}{2}$-Guldenfuß ($52\frac{1}{2}$ Fl. aus 1 Pfd. fein Silber), wodurch das Münzwesen Deutschlands nur höchst unbedeutend geändert wurde. (S. Gulden.) 10) Der Lübische M., nach welchem die Mark fein Silber zu 34 Mark Courant oder $11\frac{1}{3}$ Thlr. ausgeprägt wurde; er galt in Lübeck und im Kleinverkehr in Hamburg. 11) Der Schleswig-Holsteinische M., nach welchem die Mark fein Silber zu $34\frac{11}{16}$ Mark ausgebracht wurde. 12) Der Hamburger Bankfuß war ein bloßer Rechnungsfuß, in welchem früher die Mark fein Silber zu $27\frac{3}{4}$ Bankmark, seit 1. Juli 1868 das deutsche Pfund feines Silber zu $59\frac{1}{3}$ Bankmark gerechnet wurde; man bediente sich seiner im Großhandel in Hamburg und Altona. Alle die erwähnten frühern Münzfüße sind nun aus Deutschland verschwunden, nachdem hier seit 1876 allgemein die obengenannte Markwährung herrscht; der unter 8 aufgeführte 45-Guldenfuß gilt noch in Oesterreich-Ungarn, wo aber gegenwärtig an seiner Stelle eine gegenüber dem Metallgeld in veränderlichem Preisverlust stehende Papiergeldvaluta herrscht.

Munzinger (Werner), bekannt durch seine Reisen in Afrika, geb. 21. April 1832 zu Olten in der Schweiz, studirte in Bern Naturwissenschaften und Geschichte und in München und Paris orient. Sprachen. Im Juli 1852 ging er nach Kairo und trat 1853 zu Alexandria in ein kaufmännisches Geschäft. Als Chef einer Handelsexpedition wurde er 1854 nach dem Rothen Meere geschickt, wo er ein Jahr in Massaua verweilte. Seine hier gemachten Erfahrungen und Beobachtungen theilte er in den «Briefen vom Rothen Meere» und dem Aufsatze über «Die Schohos und die Beduan» in der «Zeitschrift für allgemeine Erdkunde» (neue Folge, Bd. 1, Berl. 1855 und Bd. 6, Berl. 1857) mit. Von Massaua aus unternahm M. einen Ausflug nach dem damals ganz unbekannten Lande der Bogos. Auch 1855 kehrte er

Digitized by Goog

von Alexandria aus dahin wieder zurück. In Keren, dem Hauptorte der Bogos, und auf Wanderungen durch die benachbarten Landschaften brachte er sechs Jahre zu. Als erste Frucht seiner ethnogr. Untersuchungen erschien die Schrift «Sitten und Recht der Bogos» (Winterth. 1859), welche in solchem Grade Aufmerksamkeit erregte, daß M. zum Mitgliede der deutschen Expedition nach Innerafrika unter Theodor von Heuglin (s. d.) gewählt wurde. Er vereinigte sich 1. Juli 1861 in Massaua mit dieser Expedition und blieb mit ihr bis Ende October bei den Bogos, inzwischen die Takue und Marea besuchend. Doch trennte er sich 11. Nov. 1861 zu Mai-Scheka in Nordabessinien von Th. von Heuglin, durchreiste mit Kinzelbach das nie zuvor betretene Land der Basen, stellte den Lauf des Gasch fest und ging über Kassala und Damer nach Chartum (Ankunft 1. März 1862). An Heuglin's Stelle zum Chef der Expedition ernannt, begab sich hierauf M. nach Kordofan, wo er Erkundigungen über Eduard Vogel (s. d.) einzog, mußte aber von der Weiterreise nach Darfur und Wadaï abstehen und kehrte nach Europa zurück. Hier verfaßte er seine Reisewerke: «Ostafrik. Studien» (Schaffh. 1864) und «Die deutsche Expedition in Ostafrika» (Gotha 1865). Auch erschien von ihm ein «Vocabulaire de la langue Tigré» (Lpz. 1865), ein interessanter Beitrag zur Kunde des semit. Sprachstammes. Nach 1864 hielt sich M. wieder in den nördlich und nordwestlich an Abessinien grenzenden Ländern auf, verwaltete daselbst seit Oct. 1865 das brit. Consulat und erwarb sich bei Gelegenheit des engl. Feldzugs gegen Theodor von Abessinien hohe Verdienste. Er führte seit Jan. 1867 allein oder mit Oberst Merewether und Oberst Phayre die vorbereitenden Recognoscirungen und Wegeaufnahmen aus («Routes in Abyssinia, presented to the House of Lords», Lond. 1867), machte dabei im Juni 1867 eine äußerst werthvolle Forschungsreise von der Hamphilabai nach der in vulkanischer Umgebung unter dem Meeresniveau gelegenen Salzebene Asali am Fuße der abessin. Alpen («Narrative of a journey through the Afar country» im «Journal of the Royal Geographical Society of London», Bd. 39, 1869) und machte sich durch seine Landes- und Sprachkenntniß in diesem engl. Feldzuge sehr verdient. Auch nach Abzug der brit. Truppen, im Juni 1868, blieb er in Massaua, übernahm daselbst das franz. Consulat und machte kleine Reisen in die nördl. Grenzländer von Abessinien, wobei er 1869 durch Mörderhand schwer verwundet wurde. Mit Kapitän Miles bereiste er 1870 die südöstl. Küstenländer Arabiens zwischen Bir-Ali und Aden, landeinwärts bis Habban («Account of an excursion into the interior of Southern Arabia» in den «Proceedings of the Royal Geographical Society», Bd. 15, 1871—72); von da nach Massaua zurückgekehrt, wo er 1870 vom ägypt. Khedive zum Gouverneur mit dem Titel Bei ernannt wurde, setzte er 1871 seine Forschungen in den Landschaften nördlich des Bogoslandes fort und enthüllte in Karte und Beschreibung (Petermann's «Mittheilungen», 1872) ein großes, bisher gänzlich unbekanntes Gebiet. Im J. 1872 wurde er Pascha und Generalgouverneur des östl. Sudan von Suakim bis Berbera und landeinwärts bis Kassala und Taka. Ende Oct. 1875 trat er eine Expedition gegen die Abessinier an, auf welcher er bei Aussa 14. Nov. schwer verwundet wurde und 16. Nov. starb.

Münzkunde, s. Numismatik.

Münzregal heißt das ausschließliche Recht des Staats, Geld zu prägen und den Schlagschatz, d. h. den wegen der Prägekosten nachgelassenen Unterschied zwischen dem Nenn- und Metallwerthe der Münzen, als öffentliches Einkommen zu beziehen. Es ist ein Theil der Münzhoheit, welche das gesammte Aufsichtsrecht des Staats über das Münzwesen umfaßt und auch von solchen Staaten geübt wird, die von einem M. keinen Gebrauch machen. Man rechtfertigt es durch die Annahme, daß nur die Beglaubigung des Staats den Münzen den nöthigen Credit verleihen könne. Doch wird damit eigentlich nur das Valvationsrecht, nicht das Selbstmünzen begründet. (S. Valvation.) Früher wurde mit diesem Rechte viel Misbrauch getrieben, namentlich mittels Prägens von allzu geringhaltigen Münzen, um den Schlagschatz zu erhöhen; die neuere Staatsverwaltung bekennt sich jedoch auch hierin zu redlichern und weisern Grundsätzen. Schon die röm. Kaiser übten das Münzrecht als ein ausschließendes, und es war eine besondere Vergünstigung, daß sie das Recht, goldene Münzen zu schlagen, den goth. Königen ertheilten. In Deutschland stand dieses Recht ursprünglich blos dem Könige zu, der es durch eine besondere Körperschaft, die Münzer oder Hausgenossen, verwalten ließ und auch einzelnen Stiftern, Bischöfen, Aebten, weltlichen Fürsten und Städten verlieh. Die alten Herzoge von Sachsen, Baiern und Schwaben legten es sich aber ebenfalls bei, und so wurde es als ein gesetzliches Vorrecht der Kurfürsten in der Goldenen Bulle anerkannt. Sonst aber blieb das Münzrecht ein kaiserl. Reservat und konnte nur durch Verleihung

erlangt werden. Zuletzt neigte man sich freilich dahin, dasselbe als einen Bestandtheil der Landeshoheit anzusehen. Auch wurde der Kaiser in den letzten Zeiten bei Ertheilung der Münzprivilegien beschränkt; es kam die Ausübung des Münzrechts unter die Aufsicht des Reichs, und es konnte dasselbe wegen Misbrauchs eingezogen werden. Gegenwärtig ist es mit der Souveränetät verbunden. Jedoch ist durch die Gesetzgebung des Deutschen Reichs (Gesetz, betreffend die Ausgaben von Reichskassenscheinen vom 30. April 1874) insofern hier für die Einzelstaaten eine gewisse Beschränkung eingetreten, als das Staatspapiergeld der letztern eingezogen und Reichspapiergeld (Reichskassenscheine) eingeführt wurde.

Münzwährung, s. Währung.

Muotta, Fluß und Thal im schweiz. Canton Schwyz. Die M., ein rechter Nebenfluß der Reuß (s. d.), entspringt im Hintergrunde des schmalen und einsamen, felsumgürteten Bisthals, durchfließt dasselbe in nördl. Richtung, wendet sich dann nach NW. und gelangt in das breitere und fruchtbarere Muottathal, verläßt dasselbe durch eine enge Schlucht und fließt, nach SW. umbiegend, durch eine kleine Ebene dem Vierwaldstätterſee zu, den sie nach 27 Kilom. langem Laufe, fast 1 Kilom. westlich von Brunnen erreicht. Das Muottathal, 10 Kilom. lang, bis 1 Kilom. breit, ist ein freundliches Wiesenthal mit zahlreichen Wasserfällen und malerischen Felspartien und zählt (1870) 1759 kath. E., deren Haupterwerbsquellen die Alpenwirthschaft, der Ackerbau und die Fabrikation von Resonanzböden für musikalische Instrumente sind. Der Hauptort Muottathal, 608 Mt. über dem Meere, auf dem rechten Ufer des Flusses gelegen, besteht aus Holzhäusern und Hütten, welche von der stattlichen Wallfahrts- und Pfarrkirche und von dem Nonnenkloster St.-Joseph überragt werden. Mit Schwyz ist er durch eine 12 Kilom. lange Fahrstraße, mit Glarus durch den schlechten, etwa 48 Kilom. langen Saumweg über den Pragel (1534 Mt.), mit Altdorf (Uri) durch den rauhen Felsenpfad über den Kinzigpaß (2070 Mt.) verbunden. Geschichtlich merkwürdig ist das Thal durch die Kämpfe zwischen Franzosen und Russen 1799, in welchen beide Parteien abwechselnd das Thal und den Pragelpaß gewannen und verloren. Am 27. und 28. Sept. 1799 überschritt Suworow mit 24,000 Mann den Kinzig, um sich durch das M. und Glarus mit Korsakow zu vereinigen. Es gelang ihm nicht; 25. und 26. Sept. war Korsakow bei Zürich von Masséna geschlagen und zum Rückzug nach dem Rhein gezwungen worden, und Suworow wurde, obwol seine Nachhut in erbitterten Gefechten an der Muottabrücke in der Schlucht am Thalausgang 30. Sept. und 1. Oct. die Franzosen zurücktrieb und er selbst den Uebergang über den Pragel erzwingen konnte, durch die Franzosen, welche den untern Theil des Cantons Glarus besetzt hielten, zum Rückzug über den Panixerpaß nach Graubünden genöthigt.

Mur, Nebenfluß der Drau, entspringt am Fuße des Schöderhorns und Schobereggs im Salzburgischen und sammelt ihre Quellbäche, zu denen auch die Abflüsse des Schwarz- und Weidboiensees gehören, bei dem gleichnamigen Orte im Lungau. Bei Kendelbrück tritt sie in die Steiermark, deren Hauptfluß sie bildet. Bei Judenburg wird sie schiffbar, bei Bruck nimmt sie einen südlichen, unterhalb Gratz bei Spielfeld einen südöstl. Lauf. Bei Radkersburg tritt sie auf ungar. Boden, bildet eine Zeit lang die Grenze und ergießt sich bei Legrad in die Drau. Im Laufe durch die Steiermark empfängt sie mehr als 100 Gewässer, unter denen links die Murg, rechts die Kainach, Laßnitz und Sulm die bedeutendsten sind.

Murad V., Sultan der Türkei, geb. 21. Sept. 1840 als Sohn des Sultans Abd-ul-Medschid, kam nach dem Sturze seines Oheims Abd-ul-Asis 30. Mai 1876 zur Herrschaft, wurde aber wegen Geisteskrankheit bereits 31. Aug. 1876 vom Scheich-ul-Islam für regierungsunfähig erklärt und durch seinen Bruder Abd-ul-Hamid ersetzt. (S. Osmanisches Reich.)

Muräne (Muraena) ist der Name einer Fischgattung, welche dem Aale sehr nahe verwandt ist, von dem sie sich durch den Mangel der Brustflossen unterscheidet. Der Körper ist verlängert, die Rücken- und Afterflosse sind sehr niedrig und rings um den Schwanz zu einer Längenkante verwachsen. Von dieser Gattung ist die gemeine M. (M. Helena) seit alten Zeiten sehr berühmt, da sie ein sehr schmackhaftes Fleisch besitzt. Sie ist im Mittelländischen Meere häufig, wird besonders bei Capri viel gefangen, ist 1 Mt. und darüber lang und schön gefärbt, nämlich vorn lebhaft braun, nach hinten mehr purpurroth und mit gelblichen, braun punktirten Flecken bestreut. In beiden Kiefern steht eine einfache Reihe langer Zähne, mit denen sie sehr heftig beißt. Unter den Kaisern trieben die Römer sehr großen Luxus mit dem Halten seltener und beliebter Seefische in besonders eingeteichtem Meerwasser, was auch mit den M. geschah.

Murano, Stadt in der ital. Provinz Venedig auf der gleichnamigen Insel in den Lagunen von Venedig, hat einen im griech.-arab. Stil gebauten Dom (San-Donato) aus dem 10. Jahrh.,

Digitized by Google

zählt (1872) 3770 E. und war früher weltbekannt durch ihre Glasfabriken. Noch jetzt ist die Glasperlenfabrikation bedeutend, die über 2000 Arbeiter beschäftigt.

Murat (Joachim), König von Neapel, Schwager Napoleon's I., war der Sohn eines Gastwirths zu Bastide bei Cahors im Depart. Lot und wurde daselbst 25. März 1767 geboren. Er kam in das Collége zu Cahors, studirte dann Theologie in Toulouse, entsagte aber dem geistlichen Stande und trat als Freiwilliger bei der Ardennenarmee ein. Wegen Insubordination mit Strafe bedroht, verließ er die Fahne und ging nach Paris, wo er einige Zeit die Dienste eines Kellners verrichtet haben soll. Bei Errichtung der constitutionellen Garde Ludwig's XVI. wurde er in dieselbe aufgenommen und nach ihrer Auflösung als Unterlieutenant in ein Jägerregiment zu Pferde versetzt. Durch Tapferkeit und glühenden Republikanismus hatte er es bereits zum Obersten gebracht, als er 1794 mit dem Sturze der Schreckensregierung ausscheiden mußte. Nach den Ereignissen vom 13. Vendémiaire (5. Oct. 1795) wieder angestellt, ging er unter Bonaparte zur Armee in Italien und wurde als guter Cavalerieoffizier dem Obergeneral bekannt, der ihn unter seine Adjutanten nahm und ihm sein Vertrauen schenkte. Im Mai 1796 überbrachte er dem Directorium die eroberten Fahnen und wurde dabei zum Brigadegeneral befördert. Als solcher zeichnete er sich in den folgenden Schlachten aus und begleitete 1798, fortan sein Schicksal an das Bonaparte's knüpfend, diesen nach Aegypten. Hier stieg er für Auszeichnung bei Abukir 25. Juli 1799 zum Divisionsgeneral, kehrte dann mit Bonaparte nach Frankreich zurück und leistete demselben in der Revolution vom 18. Brumaire (s. d.) wichtigen Beistand, indem er zu St.-Cloud an der Spitze von 60 Grenadieren den Rath der Fünfhundert auseinandertrieb. Bonaparte vertraute ihm hierauf den Befehl über die Consulargarde und verheirathete ihn 20. Jan. 1800 mit seiner jüngsten, durch Geist und Charakter ausgezeichneten Schwester Carolina. Beim Aufbruche der Reservearmee nach Italien befehligte M. die Cavalerie und 1801 das Observationsheer, später wurde er Gouverneur der Cisalpinischen Republik. Für das Depart. Lot trat er 1803 in den Gesetzgebenden Körper, und im Jan. 1804, als Bonaparte seine Thronbesteigung vorbereitete, wurde er Gouverneur von Paris. Bei Errichtung des Kaiserreichs sah sich M. als der Schwager Napoleon's mit Ehren überschüttet. Er wurde Marschall, kaiserl. Prinz, Großadmiral, Großoffizier der Ehrenlegion und empfing 1805 vom preuß. Hofe den Schwarzen Adlerorden, vom bairischen den St.-Hubertusorden. Im Kriege von 1805 führte er die Reservecavalerie über den Rhein, verfolgte nach der Capitulation von Ulm den Erzherzog Ferdinand, zwang den General Werneck 18. Oct. die Waffen zu strecken und rückte 13. Nov. bis Wien vor. In der Schlacht bei Austerlitz 2. Dec., wo er viel zum Siege beitrug, führte er die gesammte Cavalerie. Im folgenden Jahre verlieh ihm der Kaiser das neuerrichtete Großherzogthum Berg (s. d.). Auch im Kriege gegen Preußen führte er die Cavalerie und leitete nach der Schlacht von Jena die Verfolgung, nahm Erfurt und erzielte die Capitulation des Hohenlohe'schen Corps bei Prenzlau. Nach dem Frieden von Tilsit gab ihm Napoleon den Oberbefehl über das Heer, welches nach Spanien bestimmt war. M. unterstützte sehr geschickt die Politik des Kaisers und zog 23. März 1808 in Madrid ein, kehrte aber alsbald nach Paris zurück. Nachdem Joseph Bonaparte, der älteste Bruder Napoleon's, die span. Krone empfangen, erhielt an dessen Stelle M. den Thron von Neapel. Er wurde 1. Aug. unter dem Namen Joachim I. Napoleon als König beider Sicilien proclamirt und nahm im September Besitz von Neapel, während sich auf der Insel Sicilien die bourbonische Dynastie unter brit. Schutze forterhielt. Im J. 1810 empfing er noch von Napoleon das souveräne Fürstenthum Ponte-Corvo.

M. hatte ein glänzendes Aeußeres, Ehrgeiz und den Muth und die Thatkraft eines Kriegers; allein moralische Energie und der Scharfblick des Politikers gingen ihm ab. Dessenungeachtet gewann er die Herzen des Volks und ordnete die zerrütteten innern Verhältnisse. Seit 1810 suchte er sich im Interesse seines Volks der Oberherrschaft Napoleon's zu entziehen und forderte, wiewol vergeblich, die Entfernung der kaiserl. Truppen. Da er die in alle öffentlichen Aemter eingedrungenen Fremden entfernen wollte, ertheilte Napoleon aus eigener Machtvollkommenheit den in Neapel befindlichen Franzosen durch ein Decret das dortige Bürgerrecht. Als ihn der Kaiser jedoch zur Theilnahme an dem Feldzuge nach Rußland aufforderte, ließ er 10,000 Neapolitaner zu der Großen Armee stoßen und übernahm im April 1812 wieder den Oberbefehl über die gesammte Cavalerie. Bei allen Ereignissen des Feldzugs bewahrte er seine frühere ungestüme Tapferkeit, besonders in der Schlacht an der Moskwa. Auf dem Rückzuge gab ihm der Kaiser zu Wilna den Oberbefehl über die Heeresträmmer; allein M. legte denselben in die Hände des Prinzen Eugen und nahm, misvergnügt und

Digitized by Google

besorgt, den Weg nach Neapel. Zwar kehrte er 1813 zur franz. Armee zurück, bewies aber nicht mehr den frühern Eifer. Nach der Schlacht bei Leipzig eilte er abermals seinen Staaten zu, mit dem Entschlusse, die franz. Fesseln zu brechen. Während die Verbündeten den Rhein überschritten, schloß er 11. Jan. 1814 mit Oesterreich einen Vertrag, mit dem brit. Admiral Bentinck einen Waffenstillstand, in welchem er seine polit. Existenz sicherte und den Verbündeten ein Hülfscorps von 30,000 Mann versprach. Er marschirte gegen den Vicekönig Eugen, verfiel aber bald aus Mistrauen gegen seine Verbündeten und alter Anhänglichkeit für den Kaiser in Unthätigkeit und Zwiespalt mit sich selbst. Nach dem Sturze Napoleon's verlangten die Bourbons seine Absetzung. M. verstärkte sein Heer, suchte die Carbonari zu gewinnen, nährte die Freiheitsideen der ital. Völker und trat auch mit dem Kaiser auf Elba in geheime Verbindung. Als er die Rückkehr Napoleon's vernahm, rückte er mit einer Armee von 40,000 Mann über Rom, Florenz und Modena vor und begann ohne Plan und Mittel, den Friedensantrag des Congresses vom 31. März 1815 zurückweisend, die Feindseligkeiten gegen die Oesterreicher. Von den Oesterreichern 12. April bei Ferrara geworfen, trat er den Rückzug an und wurde 2. Mai bei Tolentino geschlagen, worauf sich sein entmuthigtes Heer völlig auflöste. M. floh mit einigen Reitern nach Neapel, wo er 19. Mai ankam und die Bevölkerung in Aufstand und Verwirrung fand. Schon am nächsten Tage entwich er auf die Insel Ischia und schiffte sich hier mit wenigen Getreuen nach Frankreich ein, während seine Familie auf der brit. Flotte Schutz suchte. Napoleon ließ ihn nicht in Paris erscheinen und verwies ihn in die Gegend von Toulon. Nach der Schlacht von Waterloo irrte er mehrere Tage hülflos an der franz. Küste umher und rettete sich endlich 25. Aug. nach Corsica. Von hier schiffte er sich 28. Sept. mit 250 seiner Anhänger nach Neapel ein. Ein Sturm zerstreute die Flotille an der Küste von Calabrien und M.'s Barke blieb allein. Dessenungeachtet stieg er mit 29 seiner Begleiter 8. Oct. an der Küste von Pizzo ans Land und proclamirte sich als König und Befreier. Schon auf dem Marsche nach Monteleone von einem Haufen Bewaffneter angegriffen, eilte er nach der Küste zurück und suchte sich in einem Fischerboote zu retten. Man ergriff ihn jedoch und brachte ihn unter Mishandlungen nach dem Schlosse zu Pizzo. Der Hof von Neapel ließ ihn durch ein Kriegsgericht als Usurpator verurtheilen und 13. Oct. 1815 in einem Saale des Schlosses erschießen. Er benahm sich in den letzten Augenblicken muthvoll und starb unter dem Rufe: «Schonet das Gesicht, Soldaten, und zielt auf das Herz!» Er wurde in der Kirche von Pizzo begraben. Seine Witwe, Maria Annunciata Carolina, geb. 25. März 1782 zu Ajaccio, lebte fortan unter dem Titel einer Gräfin von Lipona (Anagramm von Napoli) auf der Villa Campo-Marzo in der Nähe von Triest. Sie starb zu Florenz 18. Mai 1839. M. hinterließ aus seiner Ehe mit Carolina zwei Söhne und zwei Töchter. Der ältere Sohn, Napoléon Achille M., geb. 21. Jan. 1801, wandte sich 1821 nach den Vereinigten Staaten, wo er 30. Juli 1826 Karoline Dudley, eine Großnichte Washington's, heirathete. Er veröffentlichte mehrere Arbeiten über die polit. Verfassung der Union und genoß die öffentliche Achtung in hohem Grade. Während der belg. Revolution war er Oberst in belg. Diensten. Im J. 1839 unternahm er eine Reise nach Paris, wo er selbst vom Hofe gut aufgenommen ward. Doch kehrte er bald nach Amerika zurück, wo er 15. April 1847 auf seinem Gute in Jefferson County, Florida, starb. — Sein jüngerer Bruder, Napoléon Lucien Charles, Prinz M., wurde 16. Mai 1803 zu Mailand geboren und führte den Titel Prinz von Ponte-Corvo. Auch ihn nahm die Mutter 1815 mit nach Oesterreich, aber er ging 1825 nach Spanien, wo er verhaftet ward. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt, wandte er sich nach den Vereinigten Staaten, wo er sich 18. Aug. 1831 mit Karoline Georgine Frazer verheirathete. Seine Vermögensumstände bewogen ihn, eine Erziehungsanstalt für Mädchen zu stiften, welcher seine Frau vorstand. Die franz. Februarrevolution von 1848 veranlaßte ihn, nach Frankreich zurückzukehren, wo ihn das Depart. Lot in die Nationalversammlung wählte. Im J. 1849 wurde er zum Gesandten am Hofe zu Turin ernannt, 26. Jan. 1852 vom Kaiser zum Senator erhoben. Auch erhielt er mit seiner Familie den Titel «Hoheit» (Altesse). Aus seiner Ehe entstammen zwei Töchter und drei Söhne: Joachim M., geb. 21. Juni 1834, Oberstlieutenant der Guiden, seit 1854 vermählt mit einer Tochter des Fürsten von Wagram; Achille M., geb. 2. Jan. 1847; Louis Napoléon M., geb. 22. Dec. 1851; Karoline, geb. 31. Dec. 1832, vermählt mit dem Baron Chassiron; Anna, geb. 3. Febr. 1841, vermählt seit 1865 mit Antoine de Noailles, Herzog von Mouchy. — Die Töchter des Königs M. aus der Ehe mit Carolina Bonaparte sind: Lätitia Josephe, geb. 25. April 1802, vermählt 22. Oct. 1823 mit dem Grafen Pepoli zu

Digitized by Google

Bologna, Witwe seit 2. März 1852, und Louise Julie Karoline, geb. 22. März 1805, vermählt 25. Oct. 1825 mit dem Grafen Rasponi zu Ravenna. Vgl. Coletta, «Histoire des six derniers mois de la vie de Joachim M.» (franz. von Gallois, Par. 1821); Franceschetti, «Mémoires sur les événements qui ont précédé la mort de Joachim Ier» (Par. 1826); Gallois, «Histoire de Joachim M.» (Par. 1828); Galvani, «Mémoires sur les événements, qui ont précédé la mort de Joachim M.» (Par. 1843).

Muratōri (Lodovico Antonio), ital. Gelehrter, geb. zu Vignola im Modeneſiſchen 21. Oct. 1672, erhielt bereits 1694 die oberſte Leitung des Ambroſianiſchen Collegiums zu Mailand und der damit verbundenen Bibliothek. Im J. 1700 vom Herzoge von Modena als Unterthan zurückberufen, ernannte ihn dieſer zu ſeinem Bibliothekar und Archivar, welche Stelle M. bis an ſeinen Tod 23. Jan. 1750 behauptete, nachdem ihn ſeine Feinde aus Neid, obwol vergebens, gegen den aufgeklärten Papſt Benedict XIV. der Ketzerei und des Atheismus beſchuldigt hatten. M. beſaß ausgezeichnete Kenntniſſe in faſt allen Wiſſenſchaften, namentlich in der Alterthumskunde und neuern Geſchichte, und ſeine Schriften füllen gegen 100 große Bände. Hervorzuheben ſind: «Anecdota» (4 Bde., Mail., dann Padua 1697—1713), «Anecdota Graeca» (Padua 1709), «Rerum Italicarum scriptores» (25 Bde., Mail. 1725—51), «Antiquitates Italicae medii aevi» (6 Bde., Mail. 1738—42), «Annali d'Italia» (12 Bde., Mail. 1744—49), «Della perfetta poesia italiana» (2 Bde., Ven. 1748; 3 Bde., Mail. 1821), «Novus thesaurus veterum inscriptionum» (4 Bde., Mail. 1739—42). Vgl. Troya, «Studi intorno agli Annali d'Italia del M.» (2 Bde., Neapel 1877).

Muratoriſches Fragment (auch Canon Muratorii) heißt eins der älteſten Verzeichniſſe neuteſtamentlicher Schriften, welches in bruchſtückartigem und vielfach verderbtem lat. Texte zuerſt von Muratori (ſ. d.) im dritten Bande ſeiner «Antiquitates» (1740) herausgegeben wurde. Daſſelbe ſtammt wahrſcheinlich aus dem letzten Drittel des 2. Jahrh. n. Chr. und iſt für die Geſchichte des neuteſtamentlichen Kanons (ſ. d.) von großer Bedeutung. Der Anfang, der von den Evangelien des Matthäus und des Markus handelt, iſt bis auf wenige Worte verloren gegangen. Außer den Evangelien und der Apoſtelgeſchichte werden 13 Pauliniſche Briefe aufgeführt. Als unecht und ketzeriſch werden die Briefe an die Laodiceer und an die Alexandriner bezeichnet. Außerdem werden als in der kath. Kirche anerkannte Schriften noch der Brief des Judas, zwei Briefe des Johannes, die Weisheit Salomonis, die Apokalypſe des Johannes und die (jetzt ganz verlorene) Apokalypſe des Petrus aufgezählt, wogegen dem Hirten des Hermas die Geltung als prophetiſche Schrift und kirchliches Leſebuch abgeſprochen, die von gnoſtiſchen Verfaſſern herrührende pſeudonyme Literatur grundſätzlich verworfen wird. Nach einigen iſt der lat. Text Ueberſetzung eines griech. Originals. Um die Herausgabe, Herſtellung und Erklärung des Textes haben ſich namentlich F. und K. Wieſeler, Credner, von Gilſe, Hertz, Volkmar, Hilgenfeld und Heſſe verdient gemacht. Vgl. Heſſe, «Das Muratoriſche Fragment, neu unterſucht und erklärt» (Gieß. 1873).

Murawjew, eine ruſſ. Adelsfamilie, die, urſprünglich im Großfürſtenthum Moskau anſäſſig, 1488 durch Iwan Waſiljewitſch I. Ländereien im Nowgorodiſchen erhielt. Sie hat im 18. und 19. Jahrh. mehrere als Feldherren, Staatsmänner und Schriftſteller bedeutende Männer hervorgebracht. — Nikolai Jeroféjewitſch M. war Kapitän im Geniecorps und gab 1752 unter dem Titel «Natschalnyja osnowanija Matematiki» das erſte Werk heraus, in welchem die Anfangsgründe der Algebra in ruſſ. Sprache abgehandelt wurden. Unter Katharina II. mit der Leitung der topogr. Arbeiten in Rußland beauftragt, war er zuletzt Generallieutenant und Gouverneur von Livland und ſtarb 1770 auf einer Reiſe in Montpellier. — Michail Nikititſch M., geb. 1757 zu Smolensk, wurde von Katharina II. zum Lehrer der Großfürſten Alexander und Konſtantin auserſehen, zu deren Gebrauch er eine Reihe von hiſtor., moraliſchen und literariſchen Aufſätzen verfaßte, die ſich durch anziehende Schreibart und Adel der Geſinnung empfehlen. Unter Paul I. ward er Geheimrath, unter Alexander 1802 College des Miniſters der Volksaufklärung. Er ſtarb 1807. Seine Schriften «Opyty Istorii, Slowesnosti i Nrawoutschenia» ſind von Karamſin herausgegeben worden (3 Bde., Mosk. 1810). Ein Nachtrag «Emiliewy pisma» erſchien erſt ſpäter (Petersb. 1815). — Nikolai Naſarowitſch M., Geheimrath, Staatsſecretär und bis 1832 Director der kaiſerl. Privatkanzlei, machte ſich gleichfalls als Schriftſteller durch «Njekotoryja is sabaw otdochnowenija» (5 Bde., Petersb. 1828—29) bekannt. — Nikolai Nikolajewitſch M., Sohn des Generallieutenants Nikolai Jeroféjewitſch, geb. 1768 zu Riga, wurde in dem Hauſe ſeines Stiefvaters, des Fürſten Uruſſow, erzogen und verbrachte dann vier Jahre auf der Univerſität Straßburg. Im J. 1788

Digitized by Google

nach Rußland zurückgekehrt, wurde er als Lieutenant bei der Ostseeflotte angestellt und gerieth, in der Schlacht von Rotschensalm verwundet, in schwed. Gefangenschaft. Nach dem Frieden von Werelä in Freiheit gesetzt, erhielt er das Commando des sog. Goldenen Jachtschiffs der Kaiserin Katharina, vertauschte aber 1796 den Marinedienst mit der Armee und nahm 1797 als Oberstlieutenant den Abschied. Er siedelte sich auf einem kleinen Gute bei Moskau an, wo er eine Privatlehranstalt für Offiziere des Generalstabes (die sog. Schule der Colonnenführer) gründete, aus welcher mehrere der ausgezeichnetsten russ. Generale hervorgegangen sind. Die Feldzüge 1812—14 machte M. als Oberst und Stabschef des Grafen Tolstoi mit, schloß mit dem franz. General Dumas die Capitulation von Dresden ab und nahm hierauf an der Belagerung von Hamburg theil. Mit dem Range als Generalmajor kehrte er zu seiner Militärakademie zurück, die 1816 für kaiserlich erklärt wurde. Im Febr. 1823 mußte er die Leitung derselben aufgeben und widmete sich jetzt mit Eifer der Landwirthschaft. Er gehörte zu den Begründern und thätigsten Mitgliedern der Moskauer Oekonomischen Gesellschaft und veranlaßte 1830 eine russ. Uebersetzung von Thaer's «Grundlagen der rationellen Landwirthschaft», die er mit vielen auf Rußland bezüglichen Anmerkungen bereicherte. Allgemein geachtet starb er zu Moskau 1. Sept. 1840. Er hinterließ fünf Söhne. — Der älteste, Alexander M., geb. 1792, wurde als Oberst wegen Theilnahme an der Verschwörung von 1825 nach Sibirien verbannt, aber später zurückgerufen. Beim Ausbruche des Kriegs von 1853 nahm er wieder Dienste, ward Generalmajor, 1856 Gouverneur von Nishnij-Nowgorod, wo er mit Thätigkeit die Aufhebung der Leibeigenschaft betrieb, und starb als Generallieutenant und Senator zu Moskau im Jan. 1864. — Der zweite, Nikolai M., geb. 1794, trat 1811 in die Armee, ward Kapitän im Generalstabe, focht in den Feldzügen 1812—15 und im Kaukasus und erhielt 1819 eine Mission nach Chiwa, über welches bisher fast unerforschte Land er durch seine «Puteschestwie w' Turkmeniju i Chiwu» (Petersb. 1822) viel Licht verbreitete. Im pers. Kriege stieg er zum Generalmajor, zeichnete sich 1828 bei Kars und Achaltsiche, 1829 bei Kainly und Milli-Djus durch glänzende Tapferkeit aus und erhielt 1830 das Commando der litauischen Grenadierbrigade, mit welcher er im poln. Feldzuge von 1831 zum Siege bei Kazimierz das meiste beitrug, wofür er zum Generallieutenant befördert wurde. Beim Sturm von Warschau befehligte er den rechten Flügel und nahm die Verschanzungen von Rakowiec. Ende 1832 ging er als außerordentlicher Bevollmächtigter Rußlands nach Aegypten, um Mehemed-Ali zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen, commandirte dann die am Bosporus gelandeten russ. Truppen und ward 1835 Befehlshaber des 5. Infanteriecorps. Im J. 1838 fiel er beim Kaiser Nikolaus in Ungnade, erhielt seinen Abschied und lebte mehrere Jahre in Zurückgezogenheit, bis er 1848 wieder in Dienst trat, zum Mitglied des Militärconseil, dann zum Chef des Grenadiercorps ernannt wurde. Im Dec. 1853 avancirte er zum General der Infanterie, und Ende 1854 ward er Statthalter von Kaukasien und Oberbefehlshaber der dortigen Armee. Im Feldzuge von 1855 übernahm er persönlich die Führung des Corps, das zu activen Operationen in der asiat. Türkei bestimmt war, und dessen Hauptaufgabe in der Eroberung von Kars bestand, welche Festung sich ihm 28. Nov. 1855 ergab. Bald nach dem Frieden legte er im Juli 1856 den Oberbefehl nieder, ward in den Reichsrath berufen und zum Präsidenten der Commission ernannt, die zur Untersuchung der während des Krimfeldzugs in der russ. Armee vorgefallenen Misbräuche zusammentrat. Er starb 4. Nov. 1866. — Der dritte Sohn, Michail M., geb. 1796, unterstützte den Vater in der Leitung seiner Militärakademie und übersetzte Garnier's «Géométrie analytique» ins Russische. In der Folge ward er Generalmajor und Militärgouverneur von Grodno, dann von Kursk, 1842 Oberdirector des Feldmessercorps, Generallieutenant und im Jan. 1850 Mitglied des Reichsraths. Als Vicepräsident der Russischen Geographischen Gesellschaft betrieb er die Ausrüstung der großen wissenschaftlichen Expedition nach Sibirien und andere gelehrte Unternehmungen. Nach der Thronbesteigung Alexander's II. erhielt M., nachdem er bei der Krönungsfeier 7. Sept. 1856 zum General der Infanterie befördert worden, im April 1857 das Portefeuille des Ministeriums der Reichsdomänen und zugleich den Vorsitz im Verwaltungsrath der kaiserl. Apanagen. Er zeigte sich in dieser Stellung als fähiger, wenn auch willkürlicher und vorurtheilsvoller Administrator und stiftete die Agronomische Akademie in Petrowsk bei Moskau. Dagegen widersetzte er sich consequent der Emancipation der Leibeigenen, rieth bei den Studentenunruhen im Herbst 1861 zu den schärfsten Repressivmaßregeln und machte sich dadurch so verhaßt, daß er im December desselben Jahres seine Entlassung einreichen mußte. Nach Ausbruch des Aufstandes in Litauen wurde er im Mai 1863 mit außerordentlichen Vollmachten als General-

Digitized by Google

gouverneur und Oberbefehlshaber nach Wilna geſchickt. Er unterdrückte hier den Aufſtand mit einer grauſamen Strenge, die in ganz Europa die tiefſte Entrüſtung hervorrief, weshalb er endlich im April 1865 abberufen, zugleich aber in den Grafenſtand erhoben wurde. Nach dem Attentat auf den Kaiſer 16. April 1866 wurde ihm die Leitung der auf Anlaß deſſelben angeordneten Unterſuchung übertragen. Kurz nach Beendigung derſelben ſtarb er auf ſeinem Gute Syrez bei Luga 10. Sept. 1866. — Der jüngſte Sohn, Andréi M., widmete ſich dem Civildienſte, ward Titularrath und Kammerjunker und unternahm 1830 eine Reiſe nach Syrien und Paläſtina, die er im «Puteschestwie k' Swjatym Mjestam» (2 Bde., Petersb. 1832; 4. Aufl. 1840) beſchrieb. Seine ſpätern Pilgerſchaften nach den heil. Stätten Rußlands gaben zu den «Puteschestwija k' Swjatym Mjestam w' Otetschestwe» (3 Bde., Petersb. 1837—47), eine Reiſe nach Rom zu den «Rimskija pisma» (2 Bde., Petersb. 1846) und ein zweiter Ausflug nach dem Orient zu den «Pisma s' Wostoka» (2 Bde., Petersb. 1851) Veranlaſſung, deren glänzender Stil und religiös-poetiſcher Ton ihn zum Liebling des ruſſ. Publikums machten. Außerdem hat man von ihm, neben mehrern Schriften ſtreng theol. Inhalts, ein Trauerſpiel «Bitwa pri Tiweriade» (Petersb. 1832) und die dramatiſche Skizze «Dante» (Petersb. 1841), eine «Geſchichte von Jeruſalem» (2 Bde., Petersb. 1844), eine «Bibliſche Geſchichte» (Petersb. 1842), «Geſchichte der erſten vier Jahrhunderte des Chriſtenthums» (Petersb. 1842) und «Geſchichte der ruſſ. Kirche» (2. Aufl., Petersb. 1845), eine «Schilderung Gruſiens und Armeniens» (Petersb. 1848), «Eindrücke aus der Ukraine und Sewaſtopol» (Petersb. 1859) u. a. Er ſtarb zu Kiew 30. Aug. 1874. — Nikolai Nikolajewitſch, Graf M.-Amurſkij, geb. 1810, diente längere Zeit im Kaukaſus und ſchwang ſich durch Tapferkeit zum Generalmajor und Befehlshaber der Tſchernomoriſchen Küſtenlinie empor. Im Dec. 1847 ward er zum Generalgouverneur von Oſtſibirien und 1848 zum Generallieutenant befördert, eroberte dann das Amurland für Rußland und ſchloß 28. Mai 1858 den Vertrag von Aigun ab, durch welchen dieſes Gebiet von den Chineſen definitiv abgetreten wurde. Zur Belohnung erhielt er die Grafenwürde mit dem Beinamen «Amurſkij» und den Charakter als General der Infanterie. Im Sommer 1859 begab er ſich mit einem Geſchwader von 12 Kriegsfahrzeugen nach Jeddo, wo er einen für Rußland höchſt günſtigen Tractat mit Japan abſchloß. Von dort kehrte er über Sibirien nach Petersburg zurück, reichte jedoch, da ſeine Verwaltungsvorſchläge von der Regierung nicht genehmigt wurden, ſeine Entlaſſung ein, die ihm 3. März 1861 unter Ernennung zum Mitgliede des Reichraths gewährt wurde. — Ein Zweig der Familie M. hat infolge einer Heirath mit der Tochter des Koſakenhetmans Apoſtol (um 1730) den Namen M.-Apoſtol angenommen. Iwan Matwéjewitſch M.-Apoſtol, geb. 1769, war unter Paul I. Geſandter beim Niederſächſiſchen Kreiſe, dann in Madrid, wurde in der Folge Geheimrath und Senator und ſtarb zu Petersburg 24. März 1851. Ein Kenner der alten wie faſt aller neuern Sprachen, überſetzte er Sheridan's «Läſterſchule» (1794), die «Satiren» des Horaz und die «Wolken» des Ariſtophanes ins Ruſſiſche und machte 1820 eine archäol. Reiſe nach Taurien, deren Beſchreibung («Puteschestwie po Tawride», Petersb. 1822) auch ins Deutſche (von Oertel, Berl. 1825) übertragen wurde. — Sein Sohn, Sergéi M.-Apoſtol, Oberſtlieutenant im Regiment Tſchernigow, ein Mann von Bildung und energiſchem Charakter, ſtudirte auf der Polytechniſchen Schule zu Paris und war einer der Hauptleiter der Verſchwörung von 1825. Nach dem Fehlſchlagen des Aufſtandes in Petersburg ließ er den zu ſeiner Verhaftung abgeſchickten Oberſten Gebel feſtnehmen, rief den Großfürſten Konſtantin zum Kaiſer aus und bemächtigte ſich der Stadt Waſſilkow. Am 15. Jan. 1826 wurde er jedoch beim Dorfe Uſtinowka von den zu ſeiner Verfolgung beorderten Truppen angegriffen und ſchwer verwundet gefangen genommen. Sein Bruder Ippolit fiel an ſeiner Seite; er ſelbſt wurde nach Petersburg gebracht und dort 25. Juli 1826 durch den Strang hingerichtet. — Ein dritter Bruder, Matwéi M.-Apoſtol, war Oberſtlieutenant und ſtarb als Verbannter in Sibirien.

Murchiſon (Sir Roderick Impey), einer der verdienteſten Geologen und Geographen der neueſten Zeit, wurde 19. Febr. 1792 aus einer begüterten Familie in Schottland geboren und trat 1807 als Offizier bei einem Dragonerregiment ein, mit welchem er an den Feldzügen in Spanien theilnahm. Doch verließ er ſchon 1816 den Militärdienſt, um ſich ganz den Wiſſenſchaften hinzugeben. Namentlich fühlte er ſich von geolog. Forſchungen angezogen und vereinigte ſich mit Philipps zu einer Unterſuchungsreiſe durch England, deren Ergebniſſe er in dem Werke «The Silurian system» (Lond. 1836) veröffentlichte. Durch dieſe Arbeit erwarb M. ſogleich einen europ. Namen, und nachdem er ähnliche Unterſuchungen in den Rheingegenden angeſtellt, wurde er 1839 aufgefordert, ſeine geognoſt. Beobachtungen auf Rußland auszudehnen. Auf

Digitized by Google

einer zweimaligen Reise, die der unermüdliche M. in Begleitung Verneuil's und Keyserling's dorthin unternahm, durchforschte er das Land in allen Richtungen. Das Resultat dieser Expedition legten die Reisenden zuerst in der Abhandlung «On the geological structure of the northern and central regions of Russia in Europe» (Lond. 1841) und dann in dem Hauptwerke «Geology of Russia in Europe and the Ural mountains» (2 Bde., Lond. 1845; neue Aufl. 1853) nieder. In Anerkennung seiner Verdienste erhielt M. im Febr. 1846 von der Königin Victoria die Ritter- und im Jan. 1866 die Baronetswürde; 1855 wurde er Generaldirector der geolog. Aufnahme der brit. Inseln und Präsident des Museums für praktische Geologie. Außer einer Bearbeitung seines silurischen Systems unter dem Titel «Siluria» (Lond. 1853; 3. Aufl. 1864) lieferte er zahlreiche Beiträge zu den «Transactions of the Geological Society» und andern periodischen Schriften. Auch regte er die Expedition zur Aufsuchung Livingstone's nach Afrika an. M. starb 22. Oct. 1871 zu London. Vgl. Geikie, «Life of Sir Roderick M.; journals and letters» (2 Bde., Lond. 1875).

Murcia, eins der zur Krone Castilien gehörigen Königreiche, im S. vom Mittelmeer, im O. von Valencia, im N. von Neucastilien, im W. von Andalusien (Jaen, Granada, Almeria) begrenzt, umfaßt das Plateau von M., d. i. die südöstl. Ecke des neucastil. Tafellandes und die östl. Glieder des marianischen und bätischen Gebirgssystems sowie einen großen Theil der Litoralsteppe. Es besteht daher theils aus Hochflächen und Thalmulden, theils aus Gebirgen und Hügelgeländen, und wird in ostsüdöstl. Richtung vom Segura durchschnitten, der im Gebirgsknoten der Sagra-Sierra entspringt, in seinem obern Laufe sich durch große Felsmassen und die fast ganz unbewohnten Hochflächen oder Los Despoblados de M. windet, links den Mundo sowie im untern Laufe rechts den Sangonera aufnimmt und schiffbar in der Provinz Alicante mündet. Der Sangonera gibt den größten Theil seines Wassers an den Kanal von M. ab, der bei Cartagena mündet. M., 711 von den Arabern erobert, bildete über drei Jahrhunderte lang eine Provinz des Khalifats von Damascus und dann von Cordova, nach dessen Auflösung aber ein eigenes maurisches Königreich bis 1241, wo sich der letzte König Mohammed Ibn-Hud dem König Ferdinand III. unterwarf. Seit 1833 zerfällt das Land in die beiden Provinzen M. und Albacete (s. d.). — Die Provinz M. mit 439,067 E. (1870) auf 11,597 QKilom., ist längs der meist von steilen Felsen umgürteten Küste sowie im Westen und Norden gebirgig, sonst hügelig oder eben, mit Ausnahme der gutangebauten und reichbevölkerten Thäler. Unter letztere gehört das Segurathal, das eine große Menge Südfrüchte, Wein, Oel und Seide, in den Steppen und auf unbewässertem Terrain Sodapflanzen (Plantas barilleras) und Esparto in Fülle erzeugt, auch großen Reichthum an Erzgängen und daher zahllose Bergwerke besitzt, außerdem auch Steinkohlenlager, Salinen und Mineralquellen hat. Abgesehen von dem Berg- und Hüttenwesen, das hier bedeutender als in irgendeinem Theile Spaniens, besteht die Industrie fast blos in Fabrikation von Soda, Salpeter, Salz, Pulver, Töpfergeschirr, Ziegeln, Seife, Messerwaaren, Espartogeflechten und Seidestoffen. — Die Hauptstadt M., Ciudad und Bischofssitz mit (1870) 82,620 E. (einschließlich der 49 Ortschaften umfassenden Huerta), jetzt durch die Eisenbahn mit Cartagena, Albacete und so mit Madrid verbunden, liegt am linken Ufer des Segura und am nördl. Rande der prachtvollen, im weiten Umkreise von kahlen, aber höchst malerischen Felsgebirgen umschlossenen Huerta. Die Stadt ist sehr unregelmäßig, aber gut gebaut, hat breite Straßen, stattliche, zum Theil prächtige Häuser, deren Mehrzahl mit platten Dächern versehen. Die Kathedrale ist ein modernes, in verschiedenartigem Stil ausgeführtes Gebäude mit einem sehr hohen Thurme, drei Schiffen, einem silbernen Hochaltar, vielen andern Kostbarkeiten und Merkwürdigkeiten. Außerdem besitzt die Stadt 11 Pfarrkirchen, ein Spital, ein Waisenhaus, ein Armenhaus, ein Gefängniß im ehemaligen maurischen Alcazar, einen imposanten bischöfl. Palast, eine große, schöne Getreidehalle (alhóndiga) mit 140 Marmorsäulen, ein Theater, einen Circus für Stiergefechte, eine prächtige Brücke über den Segura, an welchem viele Mühlen liegen, herrliche Promenaden und öffentliche Gärten. Es bestehen ein Instituto, eine Zeichen- und eine Bauschule, ein geistliches Seminar und andere Lehranstalten, Kasernen, Pulver- und Salpeterfabriken, Espartoflechtereien und Seidenwebereien mit einem großen öffentlichen Spinn- und Färbehaus.

Muret (Marc Antoine), meist mit lat. Namensform Muretus genannt, ein als vorzüglicher lat. Stilist bekannter Humanist des 16. Jahrh., geb. 12. April 1526 zu Muret bei Limoges in Frankreich, ertheilte bereits von seinem 18. Jahre an zu Poitiers, Bordeaux, Paris und Toulouse Unterricht in verschiedenen Zweigen der altclassischen Literatur und widmete sich an letzterm Orte zugleich auch dem Studium der Rechtswissenschaften. M. begab sich hierauf

Digitized by Google

nach Italien, wo er seit 1554 abwechselnd in Venedig und Padua sich aufhielt, bis ihn der Cardinal Hippolyt von Este unter sehr vortheilhaften Bedingungen zu sich nach Rom berief. Als dieser 1562 als Legat nach Frankreich ging, begleitete ihn M. und hielt nach seiner Rückkehr, 1563, zu Rom über griech. und lat. Classiker öffentliche Vorträge, die bald großen Beifall erhielten. Im J. 1567 begann er auch das bürgerliche Recht mit großer Eleganz vorzutragen, ließ sich dann 1576 zum Priester weihen und gab 1584 seine Lehrstelle auf. Er starb in Zurückgezogenheit 4. Juni 1585. In M.'s Schriften herrscht durchgängig eine bewundernswürdige Einfachheit, Leichtigkeit und Eleganz in der Darstellung. Besonders gehören hierher seine «Orationes», größtentheils Eingangsreden zu Vorlesungen, die «Epistolae», die «Variae lectiones» in 19 Büchern und «Observationum juris liber singularis», worin theils Verbesserungen, theils Bemerkungen über verschiedene Stellen der alten Classiker enthalten sind. Außerdem sind von ihm vorhanden: Ausgaben des Terenz (Venet. 1555), des Catull, Tibull und Properz (Venet. 1558), des Philosophen Seneca (Rom 1585), von Cicero's «Philippinischen Reden» (Par. 1563) und eine Reihe trefflicher Bemerkungen zu andern Schriftstellern, z. B. zu Sallust, Tacitus, Aristoteles und Plato. Seine sämmtlichen Werke erschienen zuerst zu Verona (5 Bde., 1727—30); später gaben sie mit größerer Correctheit Ruhnken (4 Bde., Leid. 1789), am besten Frotscher und Koch (3 Bde., Lpz. 1834—41) heraus. Die «Variae lectiones» wurden auch von Wolf und Fäsi (2 Bde., Halle 1791—1828) besonders bearbeitet. Seine «Scripta selecta» gab neuerdings Frey (2 Bde., Lpz. 1871—73) heraus.

Murexid, eine 1839 von J. von Liebig und Wöhler entdeckte prachtvoll rothe Substanz, welche bei Einwirkung der Salpetersäure auf die (aus Schlangenexcrementen oder Taubenmist abgeschiedene) Harnsäure entsteht oder auch beim Behandeln von Alloxantin mit Ammoniakgas sich bildet, ist das Ammoniaksalz einer eigenthümlichen organischen Säure, der Purpursäure. Durch Albert Schlumberger wurde 1857 das M. in die Färberei eingeführt und zur Erzeugung prachtvoller rother Farben auf Wolle, Baumwolle und Seide verwendet. Ein einziger Fabrikant in Manchester producirte wöchentlich gegen 12 Ctr. M. So glänzend die Laufbahn des M. war, so kurz war sie auch. Es konnte die Concurrenz mit den Theerfarben nicht aushalten und seit 1860 hat seine Anwendung aufgehört. Gegenwärtig benutzt man M. nur noch als Erkennungsmittel der Harnsäure in der physiol. und pathol. Chemie.

Murg, ein rechter Nebenfluß des Rheins, entsteht auf der würtemb. oder östl. Seite des Schwarzwaldes aus drei Quellbächen, welche das Eigenthümliche haben, daß sie nach Osten fließen. Die Rothe M. kommt vom Ruhstein der Hornisgrinde-Gruppe in 862 Mt. Höhe, die Rechte oder Weiße M. aus einer Waldschlucht am Gaiskopf, und der Forbach oder Vorbach vom Ostabhang des Kniebis in 771 Mt. Höhe. Letzterer windet sich bei Freudenstadt nordwärts und fließt bei Baiersbrunn mit der ebenfalls schon gegen Norden gerichteten vereinigten M. zusammen. Das vereinigte Gewässer tritt bei Schönmünzach auf das Gebiet von Baden und nimmt unterhalb Gernsbach eine nordwestl. Richtung bis zu der 60 Mt. breiten Mündung bei Steinmauern unterhalb Rastatt. Von dem 98 Kilom. langen Gesammtlaufe kommen 22,3 auf Würtemberg und 75,7 auf Baden. Schiffbar ist die M. nicht, dagegen wird sie zu bedeutender Holzflößerei benutzt, von Weißenbach auf 24 Kilom. Das Murgthal, besonders das mittlere bis zum Austritt des Flusses aus dem Gebirge bei Kuppenheim, ist wegen seiner Naturschönheiten hochberühmt; seit 1869 wird es von Gernsbach bis Rastatt von einer Eisenbahn durchzogen. Besonders schöne Punkte sind die Schwellung bei dem Einfluß des Raumünzach, welche, losgelassen, ungeheuere Holzmassen in die M. stürzt; das Dorf Forbach mit Sägemühlen und 1351 E., meist Köhlern, Holzflößern, Schmieden u. s. w.; das Schloß Neu-Eberstein (13,3 Kilom. östlich von Baden-Baden, nicht zu verwechseln mit der Burg Alt-Eberstein, 3,3 Kilom. von Baden) und das Städtchen Gernsbach (s. d.). Am 29. Juni 1849 fand hier zwischen Reichstruppen und bad. Insurgenten ein blutiger Kampf bei dem Flußübergang statt.

Murger (Henri), geistreicher franz. Schriftsteller, geb. 1822 zu Paris von unbemittelten Aeltern, kam, nachdem er eine mangelhafte Schulbildung erhalten, als Copist zu einem Sachwalter und später (1838) als Secretär zum russ. Grafen Tolstoi, wo die Neigung zur Schriftstellerei in ihm erwachte. Er schrieb Gedichte, fand aber dafür keinen Verleger und stürzte sich nun in ein abenteuerliches Literatenleben, für welches er den charakteristischen Namen «Vie de Bohème» einführte und das er in den «Scènes de la vie de Bohème» (Par. 1848) beschrieb. Es glückte ihm, damit seinen Autorruf zu begründen. Der sprudelnde Witz, die leichte, muntere Art, das eigenthümliche Gemisch von poetischer Laune und realistischer Gefühlsweise, womit hier ein charakteristisches Moment socialer Zustände geschildert ist, gibt diesem Werke

Digitized by Google

einen bleibenden Werth. Seitdem copirte sich M. noch öfters, z. B. in «Le Pays latin» und «Vacances de Camille», aber mit weniger Glück. Er starb zu Paris 28. Jan. 1861. Seine «Oeuvres complètes» erschienen in 10 Bänden, wozu nach seinem Tode noch ein Band Gedichte, «Les nuits d'hiver», hinzukam. Vgl. Delvau, «Henri M. et la Bohème» (Par. 1866).

Murillo (Bartolomé Esteban), ausgezeichneter span. Maler, geb. zu Pylos bei Sevilla 1. Jan. 1618, gest. 3. April 1682 in Sevilla, erhielt daselbst seinen ersten Unterricht in der Schule seines Oheims Juan del Castillo, nachher in Madrid bei dem ersten Hofmaler Velasquez, der ihm Gelegenheit verschaffte, sich nach den Meisterwerken im Escorial und in andern königl. Residenzschlössern weiter auszubilden. Tizian, Correggio, Rubens, van Dyck waren seine Lieblingsmeister. Nach dreijähriger Abwesenheit kehrte er 1645 nach Sevilla zurück, wo er Stifter einer Schule wurde. Seit jener Zeit war er mit Bestellungen für Kirchen, Klöster und große Herren aus ganz Spanien überhäuft. Er brachte eine Unzahl von Werken hervor, die ihm einen weitverbreiteten Ruhm, ein großes Vermögen und den ersten Rang unter den Malern seines Jahrhunderts erwarben. Ein großes und vielseitiges Talent von einer seltenen Fülle und Leichtigkeit in der Erfindung, von einem im Zauber der Farbe und in der Feinheit des Helldunkels wie auch in der schwärmerisch-phantastischen Sinnesweise dem Correggio verwandten Naturell, endlich von der erstaunlichsten Meisterschaft in der Pinselführung sowol in größter Breite als in elegantester und zartester Vollendung, versuchte sich M. mit gleicher Ueberlegenheit auf den verschiedenartigsten Gebieten der Malerei. Unstreitig Naturalist, ist er es jedoch immer in so eigenthümlicher Weise und oft mit einer solchen Lebendigkeit und Begeisterung des Seelenausdrucks, daß man ihn doch auch zu den Idealisten zählen muß. In seinen Werken herrschen besonders, zuweilen nebeneinander, zwei Auffassungsweisen. Die eine, derb, kräftig und naturwahr, ist vertreten durch eine beträchtliche Anzahl von Bildern, die zum Theil Vorgänge des gemeinen Lebens, Gassenbuben, Betteljungen, Bauern, Spinnerinnen u. s. w., zum Theil religiöse Gegenstände, besonders biblische Geschichten und heil. Familien, ebenfalls genrehaft behandelt, darstellen. Die andere Weise behält zwar auch das realistische Element zur Grundlage, verbindet aber damit das Bestreben nach größerer Zartheit und Milde und charakterisirt sich in vielen heil. Familien, Madonnen, Jesus- und Johannesknaben. Obgleich diese keine himmlisch schönen und idealischen Wesen darstellen, hat doch der Maler die Züge der Mütter und Kinder mit einer solchen Weichheit und Sanftheit der Empfindung, mit solcher Holdseligkeit der Lebensfreude übergossen, daß sie unwiderstehlich den Blick hinreißen. Einen höhern poetischen und pathetischen Schwung nimmt M., wenn er, wie es häufig geschieht, Verzückungen und Visionen von Heiligen darstellt. Gegen den Adel und Stil der Kirchenmalerei ist dabei vielfach gefehlt, aber der ungemein lebendige Ausdruck von trunkener Seligkeit und schwärmerischer Andacht der Mönchsgesichter bringen alle ästhetischen Regeln zum Schweigen. Zum höchsten und kühnsten Fluge versteigt sich M. in den Bildern der «unbefleckten Empfängniß», in welchen die Heilige Jungfrau, mit gefaltenen Händen, auf einem Halbmond in der Luft stehend und von Engeln umschwebt, ätherisch und verklärt, inbrünstige und heiße Blicke nach dem Himmel richtet, von wo goldener Strahlenglanz auf sie niederströmt. Solche Darstellungen, als Andachtsbilder sehr gesucht, waren ein häufiger Gegenstand für M. und sind charakteristisch für die von den Jesuiten in die kath.-christl. Malerei hineingebrachte religiöse Gefühlsweise, nur daß sie bei ihm noch mit der Kraft wahrer Begeisterung auftritt. Was die technische Behandlung angeht, so unterscheiden die span. Kunsthistoriker in den Werken des M. drei Manieren: die «warme» (calido), die, in einem hellen Goldtone durchgeführt, Kraft mit Wärme und Klarheit der Farbe vereinigt; die «kühle» (frio) mit einem weichern Vortrag und einer zarten Stimmung und Harmonie der Farben in hellen Silbertönen, und die «duftige» (vaporoso), in welcher ein blasses, silbergraues Colorit vorherrscht, das oft noch von großem Reiz und schöner harmonischer Wirkung, bisweilen aber auch zu nüchtern und verschwommen ist. Zu M.'s berühmtesten Werken gehören: die Vision des heil. Antonius von Padua, in der Kathedrale von Sevilla, und die für die Kirche des Hospitals De la Caridad ebendaselbst gemalten acht Bilder der Werke der Barmherzigkeit, von welchen nur noch drei in Sevilla, die andern nach England und Rußland gegangen sind. Vgl. Scott, «M. and the Spanish school of painting» (Lond. 1872); «Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit» (herausg. von Dohme, Heft 30: Lücke, «Bartolomé Esteban M.», Lpz. 1877).

Murillo (Juan Bravo), span. Staatsmann, s. Bravo-Murillo (Juan).

Murmelthier (Arctomys) heißt eine zu den Nagethieren gehörende Säugethiergattung. Ihr Körper ist schwerfällig, ihre Krallen zusammengedrückt, groß, zum Graben geschickt, und

Digitized by Google

ihre Ohren kurz; Backentaschen fehlen. Von den hierhergehörenden Arten ist das Alpenmurmelthier (A. Marmota) am bekanntesten, ein friedliches Thier, welches die Centralalpen Europas bis an die Schneegrenze bewohnt und familienweise in Höhlen lebt. Es ist ohne den 13 Ctmt. langen, in einen schwarzen Haarbusch endenden Schwanz etwa 40 Ctmt. lang, am Bauche brandgelb, am Rücken gelblich und schwärzlich-grau und hat eine behaarte, nur auf der Scheidewand kahle Nase. Es frißt aufrecht sitzend, indem es mit den Vorderpfoten die Nahrung zum Munde bringt. Um die Mitte des September zieht es sich in seinen Bau zurück, dessen Oeffnung es mit Erde und Heu verstopft, und verfällt bald in einen bis zum April dauernden Winterschlaf. Da die M. im Herbste sehr fett sind, so werden sie zu dieser Zeit von den Alpenbewohnern, denen sie für einen Leckerbissen gelten, ausgegraben. Sie sind übrigens leicht abrichtbar. Im östl. Europa und Sibirien findet sich eine sehr ähnliche, aber nur in den Ebenen und Steppen lebende Art, der Bobac (A. Bobac). Das in Nordamerika heimische M. wird dort Prairiehund (A. Ludovicianus) genannt, weil sein Ruf dem Bellen eines jungen Hundes ähnlich ist; seine 45 Ctmt. hoch aufgeworfenen und zu Gruppen vereinigten Wohnungen nennt man ebendeshalb Hundedörfer.

Murner (Thomas), deutscher Satiriker und Gegner der Reformation, geb. 24. Dec. 1475 zu Oberehenheim bei Straßburg, besuchte als Knabe die Schule des Barfüßerklosters zu Straßburg, trat dann selbst, noch sehr jung, in den Franciscanerorden und besuchte die Universitäten Paris, Freiburg, Köln, Rostock, Prag, Wien und Krakau, an welchem letztern Orte er die Würde eines Baccalaureus der Theologie erlangte. In Krakau hielt er Vorträge über seine logische Methode, in Freiburg über bürgerliches und geistliches Recht. Seine Schriftstellerei begann er in Freiburg mit einem «Tractatus de phitonico contractu» (Freiburg 1499, wieder abgedruckt im zweiten Bande des «Malleus maleficarum»), in welchem er berichtet, wie er von einer Hexe als Knabe lahm gemacht und wieder geheilt worden sei. Diesem folgte zu Straßburg eine «Invectiva contra astrologos» (Straßb. 1499), gerichtet gegen eine astrol. Prophezeiung, nach welcher Kaiser Maximilian im eben ausgebrochenen Schweizerkriege seinen Untergang finden sollte. Kaum aber war M. in seine Vaterstadt zurückgekehrt, als er auch arge Händel anzettelte. Der treffliche Wimpfeling nämlich hatte in seiner «Germania» (Straßb. 1501) dem straßburgischen Rathe einen Plan vorgelegt zur Gründung einer humanistischen, von den Klosterschulen unabhängigen höhern Lehranstalt, gegen welche M. zur Rettung seiner lat. Klosterschule in einer groben, «Germania Nova» (Straßb. 1502; mit Wimpfeling's Schrift neu herausg., Straßb. 1874) betitelten Schmähschrift auftrat, die sofort vom Rathe unterdrückt und von den Freunden Wimpfeling's mit dem beißendsten Spotte erwidert wurde. Wie es scheint, mußte M. infolge dieses Vorfalls Straßburg verlassen und führte nun eine Reihe von Jahren ein ziemlich unstetes Leben. So predigte er eine Zeit lang zu Frankfurt, verweilte dann, nachdem er 1506 zu Worms vom Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt worden war, abwechselnd in Freiburg und Straßburg, auch 1508 auf kurze Zeit als Lesemeister in Bern, dann wieder in Freiburg, wo er wegen seiner groben und anzüglichen Predigten entweichen mußte. Dasselbe widerfuhr ihm bald darauf aus gleichem Grunde zu Trier. Nun streifte er bis nach Italien, verweilte einige Zeit in Bologna und hatte eben in Venedig eine Schule gegründet, als straßburger Kaufleute ihn erkannten und seinen Ruf so stark erschütterten, daß er die Schule aufgeben und davonziehen mußte. In diesen bewegten Zeitraum fallen mehrere seiner lat. Schriften. Endlich fand M. eine Zuflucht zu Basel, wo er juristische Vorlesungen hielt und mit der Veröffentlichung seiner deutschen Satiren die zweite Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit begann. Es erschienen die «Narrenbeschwörung» (Straßb. 1512; Elberf. 1518; umgearbeitet von G. Wikram, Straßb. 1556 u. öfter), eine Nachahmung von Sebastian Brant's «Narrenschiff»; «Der Schelmen Zunft» (Frankf. 1512 u. öfter; herausg. von Waldau, Halle 1688; lateinisch bearbeitet von J. Flitner unter dem Titel «Nebulo nebulonum»), die als Fortsetzung der «Narrenbeschwörung» gelten darf; «Die geistliche Badenfahrt» (Straßb. 1514), in welcher die christl. Besserung mit einem Bade verglichen wird; «Die Mühle von Schwindelsheim» (Straßb. 1515), gegen verschiedene Fehler und Thorheiten gerichtet; und die «Gäuchmatte», d. i. Narrenwiese (Basel 1519), gegen die Liebebethörten. Alle diese Satiren stehen an Form und sittlicher Reinheit unter Brant's «Narrenschiff», aber sie sind bei weitem lebendiger, greifen frisch ins Leben hinein und enthalten bei aller Derbheit und Rohheit einen Reichthum des schärfsten und treffendsten Witzes. Dazwischen fallen nur wenige Werke wissenschaftlichen Charakters, eine Uebersetzung Virgil's (Straßb. 1515), eine mnemotechnische Anweisung zum Einprägen der Institutionen (Straßb. 1518) und eine Ueber-

ſetzung der Inſtitutionen ſelbſt (Baſel 1519). Daß M. der Verfaſſer, jedenfalls der Ordner und erſte Herausgeber des zuerſt 1519 zu Straßburg erſchienenen Volksbuchs vom «Eulenſpiegel» (ſ. d.) iſt, hat Lappenberg in ſeiner Ausgabe (Lpz. 1854) überzeugend dargethan.

Seit 1519 lebte und lehrte M. wiederum zu Straßburg in ſeinem Kloſter und verfaßte in der damit anhebenden dritten Periode ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn nur Schriften theol. Inhalts, die faſt alle zugleich gegen die Reformation und die Reformatoren ankämpften. Darunter ſeine vorzüglichſte Satire, welche zugleich wol überhaupt die beſte unter allen gegen die Reformation gerichteten iſt: «Von dem großen Lutheriſchen Narren, wie ihn Doctor M. beſchworen hat» (Straßb. 1522; herausg. von H. Kurz, Zür. 1848). Im J. 1523 ging M. zufolge einer Einladung Heinrich's VIII. auf kurze Zeit nach England, gerieth aber nach ſeiner Rückkehr wieder in neue ärgerliche Händel, infolge deren er Straßburg verlaſſen mußte. In traurigem Aufzuge kam er nach Luzern, fand aber dort ſehr freundliche Aufnahme, ward im Franciscanerkloſter untergebracht und erhielt eine Pfarrſtelle und Profeſſur. Doch auch hier währte der Friede nicht lange; bei einem Religionsgeſpräche zu Baden im Aargau (1526) erlaubte ſich M. wiederum verletzende perſönliche Ausfälle, und in der von ihm beſorgten Ausgabe der Acten («Die Disputacion vor den xii orten einer löbl. eidgenoſſenſchaft zw Baden in ergow», Luzern 1527) ward ihm Parteilichkeit vorgeworfen. Dazu kamen noch beleidigende Schriften, als «Die Gots heyl. Meß, wider die fünffte Schlußred zu Bern disputiert in der Eidtgenoſſenſchafft» (Luzern 1528) und «Der Luteriſchen Evangeliſchen Kirchendieb und Ketzerkalender», ſodaß Zürich und Bern wegen der erlittenen Beſchimpfung von Luzern (1529) Genugthuung verlangten und M. auch von hier fliehen mußte. Seine letzten Lebensſchickſale liegen noch im Dunkeln; um 1536 ſoll er in Heidelberg geſtorben ſein. M.'s Schriften, die faſt alle äußerſt ſelten und für die Sprache wie für die Zeitgeſchichte höchſt wichtig ſind, ſind noch ungenügend durchforſcht. Die Abdrücke mehrerer derſelben in verſchiedenen Bänden von Scheible's «Kloſter» ſind großentheils unbrauchbar. Vgl. Waldau, «Nachrichten von Th. M.'s Leben und Schriften» (Nürnb. 1775); Strobel, «Beiträge zur deutſchen Literatur» (Par. 1827); Jung, «Beiträge zu der Geſchichte der Reformation» (Straßb. u. Lpz. 1830); Spach, «Sébastien Brant et Thomas M.» (in ſeinen «Oeuvres choisies», Bd. 2, Straßb. 1866).

Murray oder Gulwa, der größte Strom des auſtral. Continents, entſpringt in den auſtral. Alpen bei Mount-Leinſter (nicht Mount-Koſciuſzko, wie bisweilen irrthümlich angegeben wird). Der M. fließt zuerſt in nordweſtl., dann weſtl. und endlich in ſüdl. Richtung, bildet in ſeinem Ober- und Mittellaufe die Grenze zwiſchen den Colonien Neuſüdwales und Victoria, in ſeinem Unterlaufe aber die Weſtgrenze der Colonie Victoria gegen Südauſtralien und mündet in der Colonie Südauſtralien bei Wellington in den See Alexandrina, auch Victoriaſee (bei den Eingeborenen Kayinga) genannt. Aus dieſem See führt ein, ſelbſt nicht für Boote fahrbarer Kanal in die Encounterbai des Stillen Oceans, in welche der Fluß flach, hafen- und ſchutzlos mündet. Der M. erſtreckt ſich in ſeiner Geſammtfläche über 13 Längengrade (von 153° bis 140° öſtl. Länge von Greenwich); er greift mit Hunderten von Armen in weit entlegene Längen- und Breitengrade und ſammelt alle Gewäſſer Oſt- und Südauſtraliens, ſowie der Colonie Victoria, dieſſeit des Küſtengebirgs von 26° bis 36° ſüdl. Br. Seine bemerkenswertheſten rechten Zuflüſſe ſind der Darling, der Murrumbidſchi und der Edward, ferner links der Ovens, der Goulbourn, der Campaspe, der Loddon u. a. Eigene Flußſyſteme für ſich bilden der Murrumbidſchi und der Darling. Erſterem fließt hinwiederum der Lachlan zu, während der Darling oder Calewatta den Condamine, Namoi, Macquarie, Bogan und Warrego aufnimmt. Die Hinterländer des M., Murrumbidſchi und Darling werden von den Squattern (Heerdenbeſitzern) als fruchtbares Weideland ausgenutzt. Dem M. eigenthümlich iſt ein an ſeinen Ufern ſtreckenweiſe auftretendes, völlig waſſerloſes, faſt undurchdringliches Wüſtenland, das ſog. Malleeland oder der Murray Scrub, ein hauptſächlich von dem Malleebaum (Eucalyptus dumosa) beſtandenes Dickicht, deſſen Boden aus tiefem, faſt weißem Sand oder hartem, röthlichem Thon beſteht, auf dem ſonſt nur noch das ſog. Stachelſchweingras (Triodia irritans) wächſt. Wanderer, die ſich in dem gefürchteten Mallee verirrt haben und keinen Ausweg mehr finden, müſſen darin unfehlbar verdurſten. In den naſſen Jahreszeiten tritt der M. meiſt aus ſeinen Ufern und läßt bei ſeinem Zurücktreten die ſog. «Billibongs» zurück, die dann während der heißen Monate langſam austrocknen. Der untere Theil des M. bis zu der raſch emporblühenden Stadt Albury, ſowie zeitweilig ein Theil des Murrumbidſchi und des Darling werden von flachen Dampfbooten befahren. Kurz vor ſeinem Ausfluſſe in den Alexandrinaſee iſt der M. für größere Schiffe fahrbar. Von Melbourne führt eine Eiſenbahn durch

reiches Ackerland und über die Goldfelder Caſtlemaine (Mount-Alexander, Forreſt-Creek) und Sandhurſt (Bandigo) nach dem am Einfluß des Goulbourn in den M. belegenen Städtchen Echuca.

Murray oder **Moray** (James Stuart, Graf von), Regent von Schottland während der Gefangenſchaft der Maria Stuart, war der natürliche Sohn Jakob's V. von Schottland mit Margarethe, der Tochter des Lord Erskine, und wurde 1531 geboren. In früher Jugend erhielt er das Priorat von St.-Andrews und ſollte ſich dem geiſtlichen Stande widmen. Allein ſeine Mutter nahm ihn 1542, nach des Königs Tode, zu ſich auf das Schloß Lochleven und nährte in ihm ehrgeizige Plane. Als ſeine Halbſchweſter, die ſechsjährige Königin Maria Stuart, 1548 nach Frankreich gebracht wurde, begleitete er dieſelbe. Nach ſeiner Rückkehr wendete er ſich der prot. Partei zu, gelangte zu großem Einfluß und unterſtützte insgeheim die engl. Politik, ohne mit dem franz. Hofe zu brechen. Später verband er ſich aufs engſte mit der Königin Eliſabeth von England, um durch dieſelbe zur ſchott. Krone zu gelangen, und trieb auch unter dieſer Vorausſetzung das kirchliche Zerwürfniß in Schottland auf die Spitze. Deſſenungeachtet ſuchte Maria Stuart, als ſie 1561 in ihr Erbreich zurückkehrte, in ihm eine Stütze, legitimirte ihn und erhob ihn zum Grafen. Nachdem er die Vermählung der Königin mit Darnley vergebens bekämpft, zog er ſich nach Frankreich zurück, erſchien aber bald wieder in Schottland und betheiligte ſich, nach der Meinung einiger Geſchichtſchreiber, mit dem Grafen Bothwell an der geheimnißvollen Ermordung Darnley's. Seine Theilnahme an dem Verbrechen iſt jedoch unwahrſcheinlich und nicht erwieſen. Er klagte ſogleich die Königin und Bothwell des Mordes an, ſtellte ſich im Mai 1567 an die Spitze des zum Schutze des Reichs verbündeten Adels und nahm die Königin 15. Juni bei Carberry ohne Widerſtand gefangen. Während er hierauf dieſelbe auf Lochleven, dem Schloſſe ſeiner Mutter, zur Abdankung zwang, ließ er ſich von den prot. Baronen für den jungen Jakob VI. die Regentſchaft zuſprechen. Als er von der Flucht der Maria Stuart Nachricht erhielt, eilte er an der Spitze von 6000 Mann herbei, zerſtreute deren Anhänger 15. Mai 1568 bei Langſide und nöthigte dieſelbe, Zuflucht in England zu ſuchen. Im Einverſtändniſſe mit der Königin Eliſabeth eröffnete er hierauf eine gerichtliche Unterſuchung zu Edinburgh über die Theilnahme ſeiner Halbſchweſter an der Ermordung ihres Gemahls, wurde jedoch 23. Jan. 1570 zu Linlithgow von James Hamilton ermordet.

Murray (Sir George), brit. General, der jüngere Sohn eines altadeligen ſchott. Hauſes, wurde 6. Febr. 1772 auf dem Familienſitze in Perthſhire geboren. Er trat bereits 1789 als Fähnrich in die Armee, zeichnete ſich zuerſt im Feldzuge von 1793 in den Niederlanden aus, dann in Holland 1799 und wohnte 1801 dem Feldzuge in Aegypten bei. Als Generalquartiermeiſter Wellington's nahm er ſeit 1809 an allen Ereigniſſen und Kämpfen auf der Pyrenäiſchen Halbinſel theil, ward 1. Jan. 1812 Generalmajor und im Sept. 1813 Ritter des Bathordens. Nach dem erſten Friedensſchluſſe wurde er nach Nordamerika geſendet, um den Befehl über die brit. Streitkräfte in Canada zu übernehmen. Die Nachricht von dem Einfalle Napoleon's rief ihn zurück; als er jedoch wieder in Europa ankam, war die Schlacht von Waterloo bereits geſchlagen. Er blieb bis zur Räumung Frankreichs bei der Occupationsarmee, ward dann (1819) Director des Militärcollegiums und 1823 Generallieutenant der Artillerie und Parlamentsmitglied für Perthſhire. Später berief ihn die Regierung als Oberbefehlshaber nach Irland; als jedoch im Jan. 1828 die Tories ans Staatsruder gelangten, ernannte ihn Wellington zum Staatsſecretär für die Colonien. M. zog ſich jedoch mit ihm im Nov. 1830 von der Verwaltung zurück. Unter Sir Robert Peel erhielt er im Dec. 1834 die Stelle eines Feldzeugmeiſters, die er zwar bei der Auflöſung des Toryminiſteriums im April 1835 niederlegen mußte, aber nachdem Peel im Aug. 1841 wieder an die Spitze der Regierung getreten war, von neuem übernahm. Er ſtarb zu London 28. Juli 1846. Um die Kriegsgeſchichte machte er ſich verdient durch die Herausgabe der Depeſchen des Herzogs von Marlborough (5 Bde., Lond. 1845—46).

Murray (John), einer der hervorragendſten engl. Verleger, war der Sohn von **John M.** (eigentlich M'Murray), einem Schotten, der, nachdem er als Marineoffizier gedient, ſich 1768 in London niedergelaſſen und dort einen Buchhandel eröffnet hatte, aus welchem mehrere bedeutende Werke, z. B. Mitford's «Griech. Geſchichte», Dalrymple's «Annalen» und Langhorne's «Plutarch» hervorgingen. Der junge John wurde 27. Nov. 1778 in London geboren, und da er bei dem am 6. Nov. 1793 erfolgten Ableben ſeines Vaters erſt ſein 15. Jahr erreicht hatte, ſo mußte das Geſchäft eine Zeit lang von einem Disponenten fortgeführt werden. Sobald er jedoch mündig geworden, übernahm er ſelbſt die Leitung, und durch eine glückliche Miſchung von Vorſicht und Kühnheit ſchwang er ſich binnen kurzem zu einem der erſten londoner Buchhändler empor. Die Werke der namhafteſten Schriftſteller ſeiner Zeit, wie W. Scott,

Byron, Campbell, Southey, W. Irving, erſchienen in ſeinem Verlag, deſſen Umfang ſo groß war, daß er die ganze ſchöne Literatur Englands zu monopoliſiren ſchien. Dabei zeigte er ſich ebenſo geſchmackvoll in ſeiner Auswahl, als freigebig gegen die Literaten, mit denen er in Verbindung ſtand. So gab er Campbell für ſeine «Specimens of the poets» außer den geforderten 800 Pfd. St. aus eigenem Antriebe eine gleiche Summe, da er das urſprüngliche Honorar für zu gering hielt. Byron nannte ihn den ἄναξ (König) der Verleger. Seit 1809 gab M. auch die «Quarterly Review» heraus. Seine «Family Library», von der 1830—41 achtzig Bände erſchienen, und woran Scott, Lockhart, Brewſter, Irving, Southey theilnahmen, gehört in die Reihe der wohlfeilen Volksbibliotheken, die in England ſo großen Anklang gefunden haben. Er ſtarb in London 27. Juni 1843. — Sein Sohn, John M., geb. 16. April 1808, ward 1829 Theilhaber des väterlichen Geſchäfts, welches er 1843 für eigene Rechnung übernahm. Auf ſeinen zahlreichen Reiſen machte er in Weimar die Bekanntſchaft Goethe's, mit dem er von da ab in Briefwechſel blieb. Die von M. herausgegebenen Reiſehandbücher «Handbooks for travellers» erfreuen ſich einer großen Verbreitung, ein Theil derſelben iſt von M. ſelbſt bearbeitet. Auch der anderweitige Verlag erfuhr vielfache Bereicherungen, ſo unter anderm durch die Geſchichtswerke von Stanley, Lord Mahon, Grote, Lord Campbell und Motley, ſowie durch die Reiſewerke von Layard, Livingſtone und du Chaillu und die Werke von Lyell, Murchiſon, Darwin u. a.

Murriniſche Gefäße (lat. vasa murrina oder blos murrina) nannten die alten Römer eine Art aus einem koſtbaren Stoffe gefertigter Prunkgefäße von durchweg mäßigem Umfange, die beſonders als Trinkgeſchirre verwendet wurden. Ihre Kenntniß verdankten ſie dem Pompejus, der die erſten Exemplare aus dem erbeuteten Schatze des Mithridates, Königs von Pontus, 61 v. Chr. nach Rom brachte. Später ging der Geſchmack an ihnen zu einer mit beſonderm Eifer getriebenen nobeln Paſſion über, als deren Hauptvertreter der zu Nero's Zeiten lebende Senator T. Petronius und dieſer Kaiſer ſelbſt gelten können. Der Werth wurde durch den Umſtand weſentlich gehoben, daß ſchon die Alten über die Maſſe, aus der dieſe Geräthe gefertigt, nicht im Klaren waren, wie aus den vom ältern Plinius in ſeiner «Naturgeſchichte» zuſammengeſtellten Notizen erhellt. Nach ihm war die Murra ein Mineral, das in einigen Gegenden des Parthiſchen Reichs, vornehmlich aber in Karmanien, und zwar überall in nur kleinen Tafeln gefunden oder aus der Erde gegraben wurde, undurchſichtig, von mattem Glanze, von ſchillernder Farbe und ſehr leicht zerbrechlich. Danach iſt die Anſicht älterer Forſcher, daß die Murra ein künſtliches Material, etwa Porzellan geweſen ſei, entſchieden haltlos; man erkennt darin vielmehr den Flußſpat, eine Annahme, die zuerſt von Fr. Thierſch in ſeiner Abhandlung «Ueber die Vasa murrina der Alten» (Münch. 1835) begründet und jetzt allgemein angenommen iſt. Vgl. J. Marquardt, «Röm. Privatalterthümer» (Abth. 2, Lpz. 1867).

Murſchedabâd oder Murſchidabad (engl. Moorſhedabad), Hauptſtadt des gleichnamigen Diſtricts der Diviſion Radſchahi in den Untern Provinzen der indobrit. Präſidentſchaft Bengalen, 200 Kilom. im Norden von Kalkutta und 7,5 Kilom. von Barhampur (ſ. Burhânpur), dem jetzigen Sitze der Diſtrictsbehörden, liegt an beiden Seiten des Gangesarmes Bhagaratti. Im 18. Jahrh. war M. die Hauptſtadt Bengalens, iſt aber jetzt ein heruntergekommener Ort, faſt nur aus Lehmhäuſern und Erdhütten beſtehend, mit den Trümmern des alten, von Ali-Werdi-Khan (1739—56) erbauten Palaſtes, dem prächtigen, 1840 mit ungeheuern Koſten vollendeten Palais des jetzigen Titular-Nabobs von Bengalen, und mit einer von dieſem gegründeten höhern Schule für Eingeborene. Die Stadt zählt (1872) noch 46,182 E., Mohammedaner und Hindu. Sie hat für den Handel eine ſehr günſtige Lage an dem befahrenſten Waſſerwege zwiſchen Kalkutta und den Nordweſtprovinzen, iſt aber während der drei Frühlingsmonate wegen der Seichtigkeit des Flußarmes für Schiffe unerreichbar und hat ein ungeſundes Klima. Ein kurzer Zweigarm verbindet ſie mit der Eaſt-Indian-Eiſenbahn. M. hieß urſprünglich Makhuſabad und erhielt den jetzigen Namen vom Nabob Murſched-Kuli-Khan. Als Hauptſtadt Bengalens (1701—57) ſtand es durch Handel und Induſtrie in hoher Blüte. Berühmt war es, wie die ſüdlich dicht anſtoßende Stadt Koſſimbazar (ein Hauptmarkt für Seide), noch längere Zeit durch ſeine Fabrikate feiner Baumwoll- und Seidenſtoffe und namentlich der ſchönſten Shawls von Bengalen. Durch die Concurrenz der brit. Importe hat dieſe Induſtrie bedeutend gelitten, doch beſtehen in M. und deſſen Diſtrict noch immer Seidenfabriken, und man verfertigt grobe Baumwollzeuge, wollene Decken, Teppiche, Papier, Matten, Spielpuppen, Holz- und Elfenbeinſchnitzereien, Meſſing- und Eiſenwaaren.

Murten (lat. Moratum, franz. Morat), Hauptort des Seebezirks im ſchweiz. Canton Freiburg, liegt 457 Mt. über dem Meere, am öſtl. Ufer des Murtenſees, 17 Kilom. nördlich

Digitized by Google

von Freiburg, 27 Kilom. westlich von Bern, mit beiden durch Poststraßen verbunden, ist Station der Bahnlinie Lausanne-Payerne-Lyß und der Dampferlinie M.-Neuenburg und zählt (1870) 2328 E., worunter 198 Katholiken, deren Haupterwerbszweige die Uhrenindustrie, die Tabacksfabrikation und der Weinbau sind. Das Städtchen, welchem sein altes Schloß, die Ringmauern und die Arcaden der engen Gassen ein alterthümliches Gepräge verleihen, ist berühmt durch den Sieg der Eidgenossen über Karl den Kühnen (s. d.) von Burgund, 22. Juni 1476. Nach der Niederlage von Granson, 3. März 1476, hatte der erbitterte Herzog schnell wieder ein Heer von 40,000 Mann gesammelt, mit dem er sich bereits 10. Juni vor den Thoren von M. zeigte, welches, 1475 durch Bern und Freiburg von der savoyischen Herrschaft befreit, von 1600 Schweizern unter Adrian von Bubenberg besetzt war. Zum Entsatz der bedrängten Stadt rückte das Heer der Eidgenossen, verstärkt durch die verbündeten Städte des Elsasses und des Sundgaues, den von Karl vertriebenen Herzog Renatus von Lothringen und den Adel der vorderösterr. Lande, gegen M. vor, befehligt von Hans von Hallwyl von Bern, Hans Waldmann von Zürich und Wilh. Herter von Straßburg, und errang dort, durch einen Ausfall der Besatzung unterstützt, einen vollständigen Sieg. Das ganze feindliche Lager mit allem Geschütz wurde erbeutet; kaum entging Karl der Kühne der Gefangenschaft; 15,000 Burgunder deckten das Schlachtfeld. Das auf ihren Gräbern später errichtete Beinhaus wurde bei dem Einfall der franz. Revolutionsarmee 2. März 1798 zerstört; an seiner Stelle ließ 1822 der Canton einen Obelisken als Nationaldenkmal aufrichten. Am 22. Juni 1877 wurde der 400. Jahrestag der Schlacht durch ein großartiges Fest gefeiert. Vgl. Ochsenbein, «Die Urkunden der Belagerung und Schlacht bei M.» (Freiburg 1876). — Der Murtensee, 27,5 QKilom. groß, 9,5 Kilom. lang, 3,5 Kilom. breit, 49 Mt. tief, liegt 436 Mt. über dem Meere, zwischen dem wohlangebauten Rücken des Mont-Vully (deutsch Wistenlach), 634 Mt., dem Hügelgelände von M. und den Sumpfebenen der Broye, welche den See durchfließt und mit dem Neuenburgersee verbindet. Von allen schweiz. Seen hat er die einförmigsten Ufer, ist aber merkwürdig durch seinen Fischreichthum und seine zahlreichen Pfahlbauten.

Murviedro, s. Sagunt.

Murzuk, Stadt in Afrika, s. Fezzan.

Mürzzuschlag, Marktflecken und Sitz eines Bezirksamts in der Bezirkshauptmannschaft Bruck des österr. Herzogthums Steiermark, reizend im Thale der Mürz, hat (Dec. 1869) 2184 E., ein Bürgerhospital, mehrere Eisenhämmer, Weißblechfabriken, Sensen- und Sichelschmieden und ist ein wichtiger Stationsplatz an der österr. Südbahn über den Semmering. In einem nördl. Seitenthale des romantischen Mürzthals liegen die Eisenwerke von Neuberg, Langau und Mürzsteg, letzteres der Mittelpunkt des kaiserl. Gemsreviers.

Musa, Name einer monokotylen, zur 21. Klasse des Linné'schen Systems gehörenden, aus riesigen, baumartigen Stauden der Tropengegenden bestehenden Pflanzengattung, welche den Typus einer eigenen nach ihr benannten Familie, der Musaceen, bildet. Diese unter dem malaiischen Namen Pisang bekannten Stauden besitzen einen palmenähnlichen Wuchs, indem ihr von den Scheiden der abgestorbenen Blätter umhüllter Stengel oder Schaft eine Krone von riesengroßen, kurzgestielten, meist länglichen und immer ganzrandigen Blättern trägt, zwischen denen lange, überhängende oder aufrechte Blütenkolben hervortreten. An diesen stehen zu unterst fruchtbare, weiter nach oben taube Zwitterblüten, zu oberst männliche Blüten, alle anfangs von meist sehr lebhaft gefärbten Deckscheiden umhüllt, welche in dem Maße, als die Blüten zur Entwickelung gelangen, abfallen. Jede Blüte besteht aus einem sechsblätterigen, zweilippigen Perigon und enthält sechs Staubgefäße von sehr verschiedener Bildung und (die Zwitterblüte) einen drei- bis sechskantigen Fruchtknoten mit dickem Griffel und randständigen Samenträgern im Innern. Bei den beiden, in allen Tropenländern häufig angebauten Arten M. paradisiaca L. und M. sapientium L. haben die bis 26 Ctmt. Länge erreichenden, gurkenähnlichen Früchte in der Regel keine Samen. Sie sind unter dem Namen Bananen (s. d.) bekannt. M. paradisiaca erreicht einen bis 5 Mt. hohen Schaft, welcher 3—4 Mt. lange und bis gegen 60 Ctmt. breite Blätter trägt, und 1 bis 1,5 Mt. lange Kolben treibt. Die Blütenscheiden sind gelblichweiß mit rosigen Spitzen. M. sapientium unterscheidet sich durch einen purpurroth gestreiften oder gefleckten Schaft, durch violette Blütenscheiden und kürzere gekrümmte Früchte. Bei beiden Arten stirbt der Schaft nach der Reife der Früchte ab, nachdem er zuvor am Grunde Nebenschossen getrieben hat, welche, schnell wachsend, schon nach wenigen Monaten neue Früchte spenden. Die Cultur des Pisangs ist daher sehr leicht und sehr ergiebig, übrigens uralt. Ein einziger Pisang liefert jährlich mindestens 50 Kilogr. Früchte. Im Laufe der

Digitized by Google

Zeit ſind eine große Anzahl Abarten entſtanden; auf den Philippinen allein unterſcheidet man deren gegen 70. Außer den Früchten ſpielen auch die rieſigen Blätter in den Tropenländern eine große Rolle, indem ſie den Eingeborenen als Servietten, Tiſchtücher, Teller, Sonnenſchirme, Inſektenwedel u. ſ. w. dienen. Die Baſtfaſern der Blätter und des Stengels geben einen vortrefflichen, hanfähnlichen Gewebſtoff. Außer den beiden beſchriebenen Arten iſt die Enzeth oder Enſeth Abeſſiniens, M. Ensete Gmel., zu erwähnen, welche ſchon den alten Aegyptern bekannt war, da man auf alten Hieroglyphen die Iſis oft zwiſchen Piſangblättern abgebildet findet. Der Schaft der Enſeth erreicht bis 10 Mt. Höhe, und ihre zweizeilig angeordneten, einen rieſigen Fächer bildenden Blätter meſſen bis 6 Mt. in der Länge und bis 1 Mt. in der Breite. Von dieſer Rieſenſtaude iſt nur das Mark des Stengels genießbar. Die in Warmhäuſern häufig als Ziergewächs cultivirte Zwergmuſa, die M. Cavendishii Paxt. aus China, deren ebenfalls eßbare Früchte im Gewächshauſe nicht ſelten vollkommen reif werden, zeichnet ſich durch die prächtig grüne Farbe ihrer Blätter aus.

Muſäus (griech. Muſaios), ein alter griech. Sänger und Dichter der mythiſchen Zeit, der Sage nach ein Sohn des Eumolpos und der Selene, nach andern des Orpheus, von dem vorzugsweiſe in Attika und Eleuſis erzählt wurde. Später führte man eine ganze Literatur auf ihn zurück: Orakel, Einweihungen und Reinigungen, Heilmittel gegen Krankheiten, ferner eine Titanographie, Theogonie, Hymnen und verſchiedene andere Gedichte, ja vielleicht zum Theil auch proſaiſche Schriften. Wir beſitzen aber aus derſelben nur noch einzelne Verſe, von deren Echtheit nicht die Rede ſein kann. Sie ſind neuerdings von Kinkel in «Epicorum graecorum Fragmenta» (Bd. 1, Lpz. 1877) zuſammengeſtellt worden. — Von einem ſpätern M., der Ende des 5. oder zu Anfange des 6. Jahrh. n. Chr. lebte, iſt ein im ganzen höchſt anmuthiges und reizendes erotiſches Epos erhalten, «Hero und Leander», welches in Anlage, Entwickelung und Darſtellung ein Gemiſch von antiker Einfachheit mit neuerer Sentimentalität und Ueberladung darbietet. M. iſt ein Nachahmer des Nonnus (ſ. d.), ſchloß ſich aber in ſeinem Gedichte wol enger als dieſer an ein Vorbild der alexandriniſchen Zeit an. Von Ausgaben ſind hier die von Paſſow (mit Ueberſetzung, Lpz. 1810), Möbius (Halle 1814) und Dilthey (Bonn 1874), von deutſchen Ueberſetzungen die von Torney (Mitau 1859) und Buchholz (Marburg 1858) zu nennen. Vgl. noch Schwabe, «De Musaeo Nonni imitatore» (Tüb. 1876).

Muſäus (Joh. Karl Aug.), deutſcher Schriftſteller, geb. 1735 zu Jena, ſtudirte daſelbſt Theologie. Er ſollte Landpfarrer werden, doch die Bauern widerſetzten ſich ſeiner Einführung, weil er einmal getanzt hatte. Darauf wurde er 1763 Pagenhofmeiſter in Weimar und 1770 Profeſſor am dortigen Gymnaſium. Er ſtarb zu Weimar 28. Oct. 1787. Auf ſeinem Grabe ließ ihm ein Unbekannter ein einfaches Denkmal errichten. M.'s bedeutendſte Schriften gingen aus dem Gegenſatze gegen verkehrte Zeitrichtungen hervor und haben deswegen faſt alle eine ſatiriſche Beimiſchung, die jedoch ſtets mit Wohlwollen verbunden iſt. Zuerſt arbeitete er in «Grandiſon der Zweite» (3 Bde., Eiſenach 1760—62; ganz umgearbeitet als «Der deutſche Grandiſon», 2 Bde., Eiſenach 1781—82) der übertriebenen Verehrung des «Grandiſon» von Richardſon (ſ. d.) entgegen. Nach langem Zwiſchenraume erſchienen ſeine «Phyſiognomiſchen Reiſen» (4 Hefte, Altenb. 1778—79) gegen Lavater. Der Beifall, den dieſe fanden, veranlaßte ihn zur Herausgabe ſeiner «Volksmärchen der Deutſchen» (5 Bde., Gotha 1782—86; neu herausg. von Müller in Bd. 3—4 der «Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrh.», Lpz. 1868; 3. illuſtrirte Prachtausgabe, herausg. von Klee, Hamb. 1870). Obgleich er dabei mit vieler Sorgfalt aus dem Volksmunde ſchöpfte, ſo wußte er doch den echten Märchenton nicht zu treffen, indem er ſatiriſche Seitenblicke auf die damals herrſchende ſentimentale Richtung nicht vermied. Dennoch ſind dieſe Märchen mit Recht ein beliebtes Buch geblieben. Theils in Reimen, theils in Proſa ſind ſeine Erklärungen zu «Freund Hein's Erſcheinungen in Holbein's Manier von J. R. Schellenberg» (Winterthur 1785). Eine unter dem Titel «Straußfedern» (Bd. 1, Berl. u. Stett. 1787) begonnene Reihe Erzählungen fortzuſetzen, verhinderte ihn der Tod. Nach ſeinem Tode erſchienen die «Moraliſche Kinderklapper» (Gotha 1788; neue Aufl. 1794 u. Naumb. 1848) und von Kotzebue, ſeinem nahen Verwandten, herausgegeben die «Nachgelaſſenen Schriften» (Lpz. 1791). Die Gutmüthigkeit, Heiterkeit und Harmloſigkeit, welche M. im Leben beſaß, ſpricht ſich auch in ſeinen Schriften aus. Als Schriftſteller iſt er ebenſo unterhaltend als belehrend. Die gefälligſte, munterſte Laune, Offenheit und Biederherzigkeit, ungeſuchte Anſpielungen charakteriſiren alle ſeine Schriften. Dabei hatte er die deutſche Sprache vollkommen in ſeiner Gewalt und gebrauchte ſie mit Leichtigkeit. Vgl. Müller, «Johann Karl Auguſt M.» (Jena 1867).

Digitized by Google

Muscardine wird von den Seidenraupenzüchtern eine eigenthümliche Krankheit der Seidenraupen genannt, wobei sich dieselben mit weißem Schimmel bedecken und bald sterben. Die mikroskopische Untersuchung hat gelehrt, daß dieser Pilz (Botrytis Bassiana) ein echter Schmarotzer ist, und zwar die Conidienform eines noch unbekannten, zu den Pyrenomyceten gehörigen Schlauchpilzes, vielleicht, wie De Bary vermuthet, der auf todten Maikäfern vegetirenden Melanospora parasitica. Die Conidien der Botrytis Bassiana stehen köpfchen- oder traubenförmig gehäuft am Ende und an Seitenzweigen septirter Fäden, welche den scheinbaren Schimmelüberzug bilden. Dieselben keimen auf der Haut der Seidenraupe, ihre Keimschläuche bohren sich gewaltsam durch die Haut hindurch bis in die Blutgefäße des Thiers, wo sie sofort Conidien abzuschnüren beginnen, welche sich von den an der Luft entwickelten durch ihre cylinderförmige Gestalt unterscheiden. In dem Maße, als diese Cylinderconidien im Blute sich mehren, wird letzteres trüber und trüber, die Raupe selbst immer matter, bis sie, etwa nach acht Tagen von der Einwanderung an gerechnet, stirbt. Sehr bald, lange vor Eintritt des Todes, brechen die Hyphen des im Körper fortwuchernden Myceliums durch die Haut hindurch, um jenen aus conidienbildenden Trägern bestehenden Schimmelüberzug zu bilden. Die M. kann unter den Seidenraupen große Verheerungen anrichten und die Vernichtung oder wenigstens einen bedeutenden Ausfall der Ernte herbeiführen. Nasse Witterung begünstigt die Entwickelung des Pilzes. Aehnliche Pilzkrankheiten haben Bail bei den waldverheerenden Raupen des Kieferspinners (Gastropacha pini) und der Kiefereule (Noctua piniperda) und Cohn bei den Raupen der schädlichen Saateule (Agrotis segetum) gefunden. Die sie verursachenden Pilze müssen, da jene Raupen in Forsten und auf Saaten entsetzliche Verheerungen herbeizuführen vermögen, als nützliche Schmarotzer bezeichnet werden. Die Pilzkrankheit der genannten Forstraupen wird durch Isaria farinosa, diejenige der Saateule, von Cohn «schwarze M.» genannt, durch Tarichium megaspermum verursacht.

Muscarin, eine organische Base, welche 1869 von Schmiedeberg und Koppe aus dem Fliegenschwamm (Agaricus muscarius L.) abgeschieden wurde, dessen giftiger Bestandtheil es ist. Es hat bezüglich seiner toxischen Wirkung einige Aehnlichkeit mit dem giftigen Stoffe der Calabarbohne, dem Physostigmin (s. Physostigma), jedoch chemisch davon verschieden. Wie letztere Base so wird auch das M. als Gegengift bei Atropinvergiftung empfohlen und umgekehrt. Es ist eine farblose, syrupartige, geruch- und geschmacklose Masse, die sich leicht in Wasser und Alkohol, aber nicht in Aether löst; es reagirt alkalisch.

Muschelkalk wird von den Geologen eine Formation genannt, welche im westl. Deutschland sehr verbreitet ist und hier mit dem Buntsandstein, der darunterliegt, und dem Keuper, der darüberliegt, zusammengenommen die Triasgruppe bildet. Das in der Muschelkalkformation herrschende Hauptgestein, ein dichter, meist grauer Kalkstein, erhielt seine Benennung von der großen Menge versteinerter Muscheln, die zuweilen darin vorkommen. Die Formation aber zerfällt in drei Hauptglieder oder Abtheilungen: a) Oberer M., auch Kalkstein von Friedrichshall oder Hauptmuschelkalk genannt; b) Gips und Anhydrit, sehr gewöhnlich verbunden mit Steinsalz; c) Unterer M. oder Wellenkalk. In technischer Beziehung ist natürlich das mittlere dieser Glieder das wichtigste; es hat zu einer großen Zahl deutscher Salinen Veranlassung gegeben, so zu allen denen Würtembergs und Badens und auch zu einigen in Thüringen (Buffleben und Stotternheim), während das Salz der meisten thüring. Salinen aus dem Zechstein abstammt. Außer dem Steinsalz findet man in einigen Gegenden, wie in Oberschlesien bei Tarnowitz und in Baden bei Wiesloch, im M. auch stockförmige Massen von Galmei, Bleiglanz und Brauneisenstein. Die Muschelkalkformation ist auch in den Alpen bekannt, hat aber dort, namentlich in ihren obern Niveaus, eine abweichende Ausbildung erfahren (Partnach-Schichten, Daonella-Schichten, Virgloriakalk u. s. w.).

Muschellinie, krumme Linie vierten Grades, s. Konchoïde.

Muscheln (Conchifera) oder **Blattkiemer** (Lamellibranchia) nennt man diejenigen Schalthiere, welche ein aus zwei Schalen (Muschelschalen) bestehendes Gehäus besitzen. Der kopflose Leib ist mit einem zweilappigen Mantel versehen, zwischen dessen Lappen sich der Mund und meist zwei Paare blätteriger Kiemen befinden; der am Bauche befindliche fleischige Kiel oder Fortsatz wird Fuß genannt. Neben dem Fuße findet sich oft noch ein Bart (Byssus), wie bei der Steckmuschel (Pinna), der Riesenmuschel (Tridacna Gigas), mit welchem die Thiere befestigt sind. Derselbe wird von einer besondern, ursprünglich auf der Rückenseite des Fußes gelegenen Drüse abgesondert. Die beiden Muschelschalen sind an der Rückenseite mit ineinandergreifenden Zähnen (dem Schlosse) versehen, welche aber bei manchen, wie der Auster und der

Digitized by Google

Teichmuſchel (Anodonta) fehlen. Auf der Innenſeite jeder Muſchelſchale bemerkt man einen oder zwei tiefere Eindrücke (Muskeleindrücke) oder die Befeſtigungspunkte der Muskeln, durch welche die Schalen geſchloſſen werden. Die Oeffnung geſchieht durch die Elaſticität eines am Schloſſe befindlichen faſerigen Bandes. Bei allen Muſchelthieren findet ſich ein gewundener Darm, deſſen hintere Oeffnung häufig in eine Röhre ausmündet, den Sipho, welche ſtark fleiſchig iſt und entweder der Länge nach getheilt oder ſelbſt doppelt iſt. Der eine Sipho dient zur Zuleitung des Athemwaſſers, das zugleich die Nahrung enthält, der andere zur Ableitung des Waſſers und der Excremente. Wegen der Häufigkeit verſteinerter M. dienen dieſelben oft zur Charakteriſirung der verſchiedenen aus Waſſer abgeſetzten Geſteinsſchichten, weshalb man die beſonders leicht kenntlichen Arten Leitmuſcheln nennt. In culinariſcher Beziehung verſteht man unter M. vorzugsweiſe die gemeine Miesmuſchel (Mytilus edulis), deren zwei Schalen faſt keilförmig und einfarbig violett ſind. Unter Muſchelſauce verſteht man eine aus ſolchen M., Eidotter, Mehl, Sardellen, Citronenſchalen, Butter und weißem Wein bereitete Brühe. Die in ganz Indien beliebte ſcharfgewürzte Muſchelſauce (amboiniſche Tunke) wird auf Amboina aus der Tunkenmuſchel (Tellina gari) bereitet, als Handelsgegenſtand weit verführt und iſt als Zuſatz zu Fleiſchſpeiſen beliebt. Muſchelſeide nennt man die ſeidenartigen Fäden (den Bart, Byssus), die von mehrern Muſchelarten, wie von der edeln Steckmuſchel (Pinna nobilis) u. a., zu Geweben verwendet werden können.

Muſchenbroek (Peter van), eigentlich Musſchenbroek, ausgezeichneter holländ. Phyſiker, geb. 14. März 1692 zu Leiden, ſtudirte daſelbſt Medicin, Phyſik und Mathematik. In London, wohin er nach beendeten Studien reiſte, wurde er mit Newton perſönlich bekannt. Bald nach ſeiner Rückkehr erhielt er die Profeſſur der Phyſik und Mathematik erſt an der Univerſität zu Duisburg, dann 1723 zu Utrecht und 1739 zu Leiden. Hier ſtarb er 19. Sept. 1761. Durch M.'s Bemühungen wurden die Fortſchritte der Naturlehre ungemein befördert, und ſeine Verſuche wie ſeine Rechnungen zeugen von Scharfſinn und Genauigkeit. Seine vorzüglichſten Werke ſind die «Tentamina experimentorum naturalium» (Leid. 1731), die «Elementa physicae» (Leid. 1741), das «Compendium physices experimentalis» (Leid. 1762) und die «Introductio in philosophiam naturalem» (2 Bde., Leid. 1762).

Musci oder **Muscineae**, ſ. Mooſe.

Muſelmanen, corrumpirt aus Muslim, Mosleminen (d. i. Gläubige), ſ. Mohammed.

Muſen (griech. Μοῦσαι, eigentlich die Sinnenden oder Erfindenden) heißen bei den Griechen die Göttinnen des Geſangs, der Dichtkunſt und Muſik, welche die Menſchen zum Dichten und zur Muſik, nach ſpäterer Auffaſſung überhaupt faſt zu jedem geiſtigen Schaffen begeiſtern. Ihr Cultus knüpfte ſich urſprünglich durchaus an friſche, in Wäldern und auf Bergeshöhen hervorſprudelnde Quellen, deren Waſſer nach der Vorſtellung der Alten wie ein geiſtiger Hauch Begeiſterung weckte. Ihr Cultus war namentlich in der macedon. Landſchaft Pierien (nach welcher die M. häufig Pieriden genannt werden) am nördl. Fuße des Olympos und im mittlern Hellas, beſonders in Böotien zu Hauſe, wo der Helikon (ſ. d.) mit ſeinen Quellen und Hainen der Hauptſitz des Muſendienſtes wurde; hier hat wol auch die Verknüpfung deſſelben mit dem Cultus des Apollon, der nun zum «Führer der M.» (Apollon Muſagetes) gemacht wurde, ſtattgefunden, und von hier aus hat ſich der Muſendienſt über alle griech. Stämme verbreitet. Die Zahl der M. war nach der verbreitetſten und beſonders durch die Poeſie allgemein gültig gewordenen Anſicht neun, deren (zuerſt in der Heſiodiſchen Theogonie aufgeführte) Namen folgende ſind: Kalliope, die Schönſtimmige (nach ſpäterer Auffaſſung die Vornehmſte des ganzen Kreiſes); Kleio, die Rühmende; Euterpe, die Erfreuende; Thaleia, die Blühende; Melpomene, die Singende; Terpſichore, die Tanzfrohe; Erato, die Liebliche; Polyhymnia, die Geſangreiche; Urania, die Himmliſche. Als Aeltern der M. betrachtete die gewöhnliche Sage (von der ſich freilich wieder mehrfache, auf theogoniſchen Philoſophemen beruhende Abweichungen bei Dichtern und Philoſophen finden) den Zeus und die Mnemoſyne (d. h. Gedächtniß), als ihren gewöhnlichen Wohnſitz den Olympos, von dem ſie herniederſteigen zu den Sterblichen, um ihren Lieblingen die Kunſt des Geſangs zu lehren, aber auch, um die zu ſtrafen, welche, wie Thamyris (ſ. d.), ſich vermeſſen, mit ihnen zu wetteifern. Gewöhnlich werden ſie als Jungfrauen gedacht; doch wiſſen mehrfache Sagen auch von Verbindungen einzelner M. theils mit Göttern, theils mit Sterblichen zu erzählen, aus denen Söhne, wie Orpheus, Linos, Hyakinthos, Rheſos u. a. entſproßten. Die bildende Kunſt ſtellt bald den ganzen Chor der M., bald einzelne (2, 3, 5, 7) Geſtalten dar, die, in der reichen Bekleidung des Körpers und dem ſinnigen Ausdruck des Antlitzes einander ähnlich, mit der Zeit im übrigen bald mehr, bald

Digitized by Google

weniger durch Stellung und Haltung sowie durch mannichfache Attribute voneinander unterschieden wurden. Aus griech. Zeit sind aber durchaus nur Musendarstellungen mit Attributen, die sie als Vertreterinnen von Gesang, Musik und Dichtkunst bezeichnen sollen, erhalten. Dagegen sind zahlreiche Musendarstellungen in Statuengruppen (oder Einzelstatuen) und Reliefs aus röm. Zeit sowie in pompejanischen Wandgemälden erhalten, in welchen sich gewöhnlich folgende, mit der gleichfalls erst spätern Zeiten angehörigen Vertheilung der Dichtungsgattungen, Künste und Wissenschaften unter die einzelnen M. zusammenhängende Charakteristik derselben findet: Kalliope hält als M. der epischen (heroischen) Dichtung Schreibtafel und Griffel, Klio als M. der Geschichte eine Schriftrolle, Euterpe als M. der lyrischen Dichtung zwei Flöten, Terpsichore als M. des Tanzes und der chorischen Poesie, Erato als M. der erotischen Poesie jede ein Saiteninstrument; Melpomene erscheint als M. der Tragödie in dem Bühnencostüm der tragischen Schauspieler, in langem, faltenreichem Gewande mit breitem Gürtel, Kothurne an den Füßen, eine tragische Maske mit dem Aufsatz (Onkos) auf dem Haupte, in der Hand trägt sie eine Keule; Thalia als M. der Komödie und bukolischen Poesie trägt meist ein leichteres, der Bekleidung des bacchischen Kreises analoges Costüm, bisweilen auch eine komische Maske oder einen Hirtenstab; Polyhymnia, als M. der ernsten, dem Cultus dienenden Dichtung, lehnt sich in reicher Kleidung ohne weitere Attribute an einen Pfeiler oder Felsen, auf den sie nachdenkend den Arm aufstützt; Urania endlich hält als M. der Sternkunde eine Himmelskugel und ein Stäbchen in den Händen. Vgl. Deiters, «Ueber die Verehrung der M. bei den Griechen» (Bonn 1868); Krause, «Die M., Grazien, Horen und Nymphen» (Halle 1871); Rödiger, «Die M.» (Lpz. 1875); Trendelenburg, «Der Musenchor» (Berl. 1876).

Musenalmanach. Mit dem Aufblühen der neuern deutschen Poesie entstanden die M., welche zugleich den Bedürfnissen der Dichter wie der Leser entgegenkamen und lange die Vereinigungspunkte für die besten poetischen Kräfte der Nation waren, wie die «Poesien der Niedersachsen», «Die Belustigungen des Verstandes und Witzes», in denen Gellert, E. v. Kleist u. a. zuerst ihre Kraft erprobten, und seit 1745 die «Bremischen Beiträge», welche bedeutenden Einfluß auf die deutsche Literatur übten. Wie sich zur Herausgabe dieser letztern Zeitschrift eine Anzahl der bewährtesten vaterländischen Dichter zu Leipzig vereinigte, so einige Jahre später einige junge Männer zu Göttingen, nur daß diese für die äußere Erscheinung wie die innere Anordnung ihrer Gaben ein um wenige Jahre älteres franz. Unternehmen, den seit 1765 herauskommenden «Almanac des muses», zum Muster nahmen. Es waren dies Gotter (s. d.) und Boie (s. d.), die sich 1769 zur Herausgabe einer poetischen Blumenlese unter dem Titel «Musenalmanach» verbanden. Derselbe erschien 1770 zum ersten mal und wurde von da an, nachdem Gotter Göttingen verlassen, von Boie allein bis 1775 und dann von Göckingk fortgesetzt. In ihm legten auch die Mitglieder des Göttinger Dichterbundes (s. d.) oder des Hainbundes ihre neuesten Gaben nieder. J. H. Voß gab 1776 zuerst den sog. «Hamburgischen M.», seit 1779 mit Göckingk gemeinschaftlich heraus; der «Göttinger M.» wurde von Bürger bis 1794, von Reinhard bis 1804 fortgesetzt. Die erste, mit einem so glücklichen Erfolge gekrönte Unternehmung zog bald andere gleicher Art nach sich, bis endlich mit dem von Schiller herausgegebenen M. (1796—1801) für diese Erscheinungen eine neue Epoche einzutreten schien. Nicht blos Schiller und Goethe, sondern auch andere talentvolle gleichzeitige Dichter suchten ihre neuesten Erzeugnisse in die gebildete Lesewelt darin einzuführen, und namentlich machten sogleich im zweiten Jahrgange (1797) die darin enthaltenen «Xenien» allgemeines Aufsehen. Als dieser Almanach aufhörte, machte man neue Versuche, das Publikum zu fesseln. So entstanden die M. von A. W. Schlegel und Tieck (Tüb. 1802) und von Vermehren (Jena 1802—3), das «Poetische Taschenbuch» von Fr. Schlegel (Berl. 1805—6) und der «Musenalmanach» von Leo von Seckendorf (1807—8). Indessen wurden die M. später durch die Taschenbücherliteratur verdrängt. Erst als die letztere so weit ging, alles Metrische aus ihrem Kreise zu verbannen, trat das Bedürfniß nach Sammlungen, die das beste Neue aus dem Gebiete der lyrischen und der lyrisch-epischen Poesie in Auswahl mittheilten, abermals hervor. So erschienen 1830 zwei M. nebeneinander, der eine von Wendt, der andere, der «Berliner M.», von Veit. Der letztere erlebte nur zwei Jahrgänge, während der erstere, mit seinem dritten Jahrgange als «Deutscher M.» (Lpz. 1834—39) von Chamisso und G. Schwab übernommen, zehn Jahre bestand. Neuere M. sind der «Deutsche M.» (Lpz. 1840), der von Echtermeyer und Ruge (Berl. 1840—41), der von Schad (9 Jahrg., Würzb. 1850—59) und der von Gruppe (5 Jahrg., Berl. 1851—55).

Museum (griech. μουσεῖον) hieß bei den Alten ein jeder den Musen (s. d.) heiliger Raum, Tempel, Hain u. s. w. Aus der häufigen Benutzung solcher Oertlichkeiten für musische Pro-

Digitized by Google

ductionen und Wettkämpfe erwuchs die weitere Bedeutung des Wortes für einen jeden Ort, an welchem man Studien und Beschäftigungen trieb, die unter dem Schutze der Musen stehend gedacht wurden. Berühmt ist die mit dem Namen M. bezeichnete Schöpfung des Ptolemäus Philadelphus zu Alexandria, ein zum königl. Palast gehöriger Tempel der Musen mit geräumigen Sälen und Hallen, in welchem eine Anzahl Gelehrter verschiedener Fächer, die einen geschlossenen Verein (Thiasos, Synodos) unter der Leitung eines jeweilig von den ägypt. Königen, später von den röm. Kaisern ernannten Priesters der Musen bildeten, ganz ihren Studien und wissenschaftlichen Arbeiten lebten. Mit dieser Anstalt, die sich bis zur Zeit des Kaisers Theodosius erhielt, war die berühmte alexandrinische Bibliothek auch räumlich eng verbunden. Vgl. die Schriften über das alexandrinische M. von Parthey (Berl. 1838) und Klippel (Gött. 1838). Schon im Mittelalter war das Wort M. in mancherlei allgemeinern Bedeutungen gebräuchlich. Die vom Studirzimmer, als einem den Musen geweihten Orte, ist gegenwärtig nicht mehr geläufig. Dagegen führen vielfach Zeitschriften, als Organe für die von den Musen beschützten Studien, den Titel M. Vorzugsweise nennt man M. eine Sammlung von Gegenständen der Natur oder Kunst, welche in einem eigens dazu hergerichteten Gebäude aufgestellt ist. So hat man zoologische, mineralogische, anatomische, archäologische, culturhistorische, ethnographische M.

Während im alten Griechenland Gemäldegalerien schon frühzeitig vorkamen, waren systematische und zu Kunstzwecken geordnete eigentliche Sammlungen von Werken der plastischen Kunst dem classischen Alterthum fremd. Dagegen bildeten sich unwillkürlich M. in berühmten Tempeln, an gefeierten Heilorten und Orakelstätten durch die große Fülle von Weihgeschenken, an den Orten, wo die heiligen Spiele gefeiert wurden, durch die Menge der Siegerstatuen, in den Heiligthümern durch das in Magazinen sorgfältig aufbewahrte, abgängig gewordene Tempelgeräth und die außer Gebrauch gesetzten Götterbilder. In Rom gehörten Sammlungen von Statuen, Gemälden, geschnittenen Steinen und kostbaren Gefäßen schon seit dem 1. Jahrh. v. Chr. zur regelmäßigen Ausstattung der Paläste der Großen. In den Bibliotheken pflegte man Reihen von Gelehrtenbüsten aufzustellen. Die Sammlungen der neuern Zeit beginnen etwa mit Cola Rienzi (1347); ein Münzcabinet besaß Petrarca. Die erste große, Statuen und Büsten aufnehmende, besonders aber an geschnittenen Steinen ausgezeichnete Kunstgalerie legte Lorenzo Medici (1472—92) in Florenz an. Später dienten die alten Bildwerke den Palästen der Großen zum Schmuck, wobei man vornehmlich auf Herstellung der vollständigen Suiten von Statuen und Büsten röm. Kaiser bedacht war. In Deutschland war die erste selbstständige Sammlung von einigem Belang das dresdener M.

Im neuern Griechenland bestand lange Zeit hindurch kein eigentliches M. Die aufgefundenen Antiken wurden anfangs in Aegina niedergelegt, dann in Athen an verschiedenen Orten (im Tempel des Theseus, in der Stoa Hadrian's, im sog. Thurm der Winde, im Varvakion, in der Ephorie der Alterthümer und auf der Akropolis) aufbewahrt. Seit einer Reihe von Jahren wird am Bau zweier M. gearbeitet, von denen das eine auf dem südöstl. Ende der Akropolis für die von dieser stammenden Denkmäler, das andere im Norden der Stadt an der nach Patissia führenden Straße für die Denkmäler der Unterstadt bestimmt ist; letzteres ist seit 1874 seiner Bestimmung übergeben worden. Die berühmtesten M. Italiens sind die zu Rom (im Vatican, auf dem Capitol und im Lateran), welche in Betreff der Statuen, Reliefs und sonstigen Marmorsachen die ersten der Welt bilden. Das Museo Nazionale (früher Real Museo Borbonico) zu Neapel, vorzugsweise aus den Funden von Herculanum und Pompeji und den Farnesischen Schätzen gebildet, ist eins der bedeutendsten Europas, in Betreff der Wandgemälde einzig, in Bezug auf Bronzen, auf Hausrath und Gegenstände aus dem Privatalterthum aller Art, sowie auf obscöne und phallische Monumente alle andern Cabinete weit übertreffend, auch sonst in jeder Branche der Kunstwerke reich ausgestattet. Auch Florenz besitzt in seinen öffentlichen, vorzugsweise aus den mediceischen gebildeten Sammlungen eins der reichsten M., in welchem besonders das Fach der geschnittenen Steine glänzend vertreten ist, das aber auch manche weltberühmte Statuen aufweist. Zu Venedig findet sich ein wichtiger Schatz griech. Marmorwerke in der Markusbibliothek. Auch in vielen andern Städten Italiens finden sich zum Theil werthvolle Sammlungen für Kunst und Alterthum. In Frankreich war zur Zeit des ersten Kaiserreichs das M. im Louvre zu Paris das erste und schönste der Welt, wie es denn auch noch gegenwärtig zu den größten und reichsten gehört. An dasselbe reihen sich die Sammlungen in der Nationalbibliothek und das neue Musée Campana. Die bedeutendsten Provinzialmuseen Frankreichs sind die zu Arles, Grenoble, Marseille, Nimes, Orange und Toulouse. In England enthält das Britische Museum (s. d.) in Bezug auf griech. Kunst unbestritten die erste Samm-

Digitized by Google

lung der Welt. Ansehnliche M. befinden sich auch zu Oxford, Cambridge und Liverpool. Deutschland besitzt vier große M., die jedes in seiner Art von Bedeutung sind: zu Dresden, zu Wien, zu München und zu Berlin. Beträchtliche Sammlungen finden sich ebenfalls zu Kassel, Hannover, Arolsen (pompejanische Bronzen), Gotha, Weimar, Frankfurt a. M., Darmstadt, Manheim, Mainz, Karlsruhe, Bonn, Köln u. s. w. In der Main- und Rheingegend hat fast jede bedeutendere Stadt ein Antiquarium, in welchem die in der Umgegend gefundenen Antiken niedergelegt werden. Auch besitzen alle deutschen Universitäten jetzt mehr oder minder reiche archäol. Sammlungen. In Rußland bergen die Sammlungen in der Eremitage zu Petersburg, zu Zarskoje-Selo und Pawlowsk reiche Schätze, besonders aus den altgriech. Städten der Krim. Nicht unbedeutend ist das M. der Universität zu Dorpat. In Schweden bestehen M. zu Stockholm, in Dänemark zu Kopenhagen (auch für nordische Alterthümer), in den Niederlanden die bedeutenden Sammlungen im Haag und in Leiden. Die Schweiz besitzt viele kleinere Sammlungen; die bedeutendsten sind die zu Basel, Zürich, Bern, Avenches, Lausanne und Genf. Auch in Ungarn und Siebenbürgen fehlt es nicht an M. Die Antikenschätze Spaniens sind erst in jüngster Zeit im übrigen Europa etwas bekannter geworden. Neuerdings sind sogar M. zu Algier, Konstantinopel und ein besonders reichhaltiges für die altägypt. Kunst, auf Befehl des Vicekönigs von Aegypten von Mariette-Bei angelegt, in Bulacq in Aegypten entstanden. Vgl. in O. Müller's «Handbuch der Archäologie der Kunst» (3. Aufl. von F. G. Welcker, Bresl. 1848) den Abschnitt «Geographie der alten Kunstdenkmäler».

Musik umfaßte bei den Griechen, deren Sprache das Wort entstammt, alle auf Geistes- und Gemüthsbildung abzielenden Künste (studia humaniora) im Gegensatz zur Gymnastik, die den Körper bildet. In der engern Bedeutung als **Tonkunst**, welche sie namentlich erst in den christl. Zeiten erhalten, hat sie den Kern ihrer frühern Bedeutung bewahrt, ja in dieser Begrenzung erst völlig entwickelt, nämlich die unwiderstehliche gemüthbewegende Macht, eine unmittelbare Herrschgewalt über die menschlichen Empfindungen, worin ihr keine andere Kunst gleichkommt. Als Kunst der reinen Subjectivität sie fassen, wie neuerdings geschieht, heißt philos. Begriffe in ein fremdes Gebiet tragen, wodurch ihre Bedeutung nicht erhellt, sondern nur verengt wird; als Kunst des Gefühls sie bezeichnen, heißt ihre Wirkung zu ihrem Wesen stempeln und überdies in den meisten Fällen Ohr mit Gefühl verwechseln. Der M. gehört die ganze hörbare Welt, in deren Mittelpunkte sie schaltet, wie der bildenden Kunst die sichtbare; in dieser ist sie ganz in derselben Weise objectiv, wie die bildenden Künste in jener, denn die Objectivität hängt nicht an der Wiedergabe des Körperlichen, sondern an der Darstellung der Erscheinungen durch künstlerische Formthätigkeit. Das Wesen der M. wird bezeichnet durch das Wort Tonkunst; sie ist eine Darstellung aller Dinge oder der Natur durch künstlich geformte Töne. Den Zugang zu diesen Dingen, gleichsam den Schlüssel der Erscheinungen, hat die M. erhalten durch ihren Ursprung in und mit der Sprache; dieser Schlüssel ist der tonische Accent. Hierdurch erst ward ihr die Kraft, auch die Töne der Natur zu erfassen und nachzunahmen, und obwol ihr Weg zur Natur ein ebenso unmittelbarer ist als bei den übrigen Künsten, folgt doch aus dem Gesagten, daß er anfangs nicht ein im selben Maße unabhängiger war, sondern an die Sprache gebunden blieb. Solange die Sprache blühte und im Zustande üppiger Bildung sich befand, ging der beste Theil der M. völlig in dieselbe auf, und sie kam nicht zum Bewußtsein ihrer eigenen Kraft und Bestimmung. Hieraus erklärt sich die auffallende Thatsache, daß einer Kunst, die so unmittelbar und so mächtig zum Herzen spricht, und deren zauberischer Gewalt die Menschheit schon in den frühesten Zeiten unterthan war, doch erst zu allerletzt, als alle Künste schon eine hohe, zum Theil nie wieder erreichte Vollendung errungen hatten, in den Fluß der Entwickelung gerieth und in aufdämmerndem Bewußtsein langsam und bedächtig den rechten Weg betrat, dann aber unaufhaltsam verfolgte und endlich, wie im Fluge, in einer wahren Ueberfülle herrlichster Kunstwerke zur Vollendung sich aufschwang.

Die M. als die Kunst der Töne hängt mit dem ganzen Tonleben der Natur zusammen, folgt denselben Gesetzen und ist, von diesem Gesichtspunkte betrachtet, ein Theil der physik. Wissenschaften. Die alles Ton- und Schallwesen umfassende Lehre heißt Akustik (s. d.), eine Wissenschaft, deren musikalische Grundzüge schon von Pythagoras angedeutet sind, die aber erst seit dem 17. Jahrh. Selbstständigkeit gewann und zu bedeutenden und sichern Resultaten gelangte. Die Akustik bildet die Vorschule der Musikwissenschaft, welche, wie Helmholtz' Forschungen besonders deutlich gelehrt haben, geradenwegs dem Hauptgegenstande zuführt. Die eigentliche Musiklehre hat dreierlei zu behandeln: 1) den Rhythmus, der in der zeitlichen Abfolge dieser Kunst die Pulse der Bewegung bildet; 2) die Melodie, eine Folge von Tönen in gemessener

Digitized by Google

und rhythmisch gegliederter Zeit; 3) die Harmonie, das gleichzeitige Erklingen mehrerer Stimmen oder Melodien zu Einer Wirkung. Aller Rhythmus haftete ursprünglich an dem Metrum der Sprache und am Tanze, mit welchem er eins war, löste sich aber mit der Zeit davon ab und erlangte seine Selbstständigkeit zum Theil auch durch die Einführung der mehr rhythmischen als tonischen Instrumente, wie Trommel, Pauke u. dgl. In der M. gibt es zwei Arten von Rhythmen: den planen Rhythmus oder die Mensur, d. h. die musikalische Zeitmessung, wie sie in den Takten und ihren Theilen zur Anwendung kommt; dann den kunstvoll gegliederten Rhythmus, der über die Takte hinausgreift und nicht nach dem Taktmaß, sondern nach der innern Natur der musikalischen Gedanken sich bildet. Die Melodie ist die Lebensader der M., ohne deren Bewegung Stillstand und Tod eintritt; dieselbe ist schlechterdings unentbehrlich, um das Getriebe der Tonkunst ins Werk zu setzen, sie kann aber je nach den Aufgaben oder Neigungen des Tonsetzers in einem Werke bei weitem überwiegen und vorherrschen oder mehr im Verborgenen wirkend den harmonischen Massen innewohnen. Zu der Melodie gehören die Tonarten, als die Urmelodien, welche sich im Durchgange durch die sog. acht Kirchentöne zu den modernen zwei Tonarten Dur und Moll entwickelt und vereinfacht haben. Während Rhythmus und Melodie an sich für die Lehre nicht sehr ergiebig sind und gesondert nur einen geringen Raum beanspruchen, nimmt die Unterweisung in allen Regeln und Künsten der Harmonie die Musiklehre fast ausschließlich in Anspruch. Die Musiklehre hat dreierlei zu behandeln: A) Die einfache oder unentwickelte Harmonik, gewöhnlich Generalbaß genannt, weil sie auf dem Grunde des Basses (Grundbaß, Fundament, Basso continuo) ruht und schrittweise mehrstimmig, gewöhnlich vierstimmig, in allen Stimmen zugleich fortschreitet. Dahin gehört der zwei- bis vierstimmige Liedergesang, die Orgel- oder Klavierbegleitung der Kirchenmelodien und die gesammte Begleitung (Accompagnement) auf Grund eines bezifferten Basses. B) Die entwickelte Harmonik oder den Contrapunkt, wo die Harmonie auf eine völlig entgegengesetzte Art sich bildet. Ist beim Generalbaß die Harmonie in ihrer ganzen accordlichen Fülle der Ausgangspunkt, die nothwendige Voraussetzung jedes Tonschritts, so ergibt sie sich beim Contrapunkt erst als die Folge einer Combination, aus welcher die Mehrstimmigkeit hervorgeht. Hier entwickeln und verwickeln sich Melodien zu einem harmonischen Gewebe, in welchem den einzelnen Stimmen die Möglichkeit gegeben ist, in gestaltenfreier Selbstständigkeit sich zu bewegen. Der Contrapunkt umfaßt Fugen (Kanon und Fuge), Nachahmungen (Imitationen, concertirende Formen) und thematische Arbeit; die fugirte Schreibart muß gewissermaßen als der Kern des Contrapunktes angesehen werden, weil er sich in dieser am meisten und machtvollsten offenbart. C) Die Formenlehre, welche das ganze Gebiet der künstlerischen Gestaltung begreift, und in der auch alles, was die Lehre über Rhythmik und Melodik zu sagen hat, zur Anwendung kommt. Die Formen der Tonkunst sind sehr mannichfaltig.

Eintheilung der M. Die Haupteintheilung ergibt sich aus den beiden, voneinander wesentlich verschiedenen Organen der Tonkunst: der menschlichen Stimme und den von Menschenhand frei erfundenen und ausgebildeten Tonwerkzeugen oder Instrumenten. Sie zerfällt hiernach in Vocalmusik und Instrumentalmusik, von denen die Vocalmusik als die geistig bedeutendere, innerlichere und die frühesten und wichtigsten Kunstnormen abgebende Gattung den ersten Platz einnimmt. Die Instrumentalmusik dagegen übertrifft den Gesang weit an Vielseitigkeit, Umfang des Tongebietes, Mannichfaltigkeit der Farben, oft auch an Schönheit des Tons, und hat die Aufgabe, das Gebiet zu erweitern, zu festigen, dem Tonkörper Consistenz und einen eigentlich musikalischen, den andern Dingen selbstständig gegenübertretenden Charakter zu verleihen. Beide haben aber nicht die Aufgabe, miteinander zu rivalisiren, sondern vielmehr die, einander zu ergänzen und gemeinsam das Höchste zu leisten. Eine Unterabtheilung der Vocalmusik nach dem stofflichen Inhalte ist die in geistliche und weltliche M., welche aber keineswegs ausreichend und seit dem 16. Jahrh. durch die Entwickelung überholt ist. An ihre Stelle ist folgende einfache, das ganze Gebiet umfassende Theilung getreten, die jedem Zweige der Kunst sein Recht gewährt: Kirchenmusik, Bühnenmusik, Concertmusik. Jede dieser drei Kunstgattungen haftet an einer bestimmten Oertlichkeit als an ihrer ausschließlichen, allein berechtigten Heimat, und hat demgemäß auch einen besondern Kunststil zu vollster Selbstständigkeit auszubilden vermocht. Die Kirchenmusik (s. d.) begreift in sich den einstimmigen Ritual- und Choralgesang, sowie den mehrstimmigen Chorgesang (letzterer a capella oder alla capella genannt, wenn ohne alle Begleitung nur von Menschenstimmen vorgetragen) und das kirchliche Orgelspiel. Im engern Sinne gehört zu der Kirchenmusik nur die liturgische, d. h. die in die Cultusvorgänge aufgenommene und eingeordnete M. Weil aber verschiedene Confessionen

Digitized by Google

bestehen, die auch über den der Tonkunst beim Cultus zu gewährenden Antheil verschiedene Ansichten hegen, so erweitert sich das Gebiet der Kirchenmusik dadurch beträchtlich, ohne indeß jemals zu einer sicher begrenzten Festsetzung zu gelangen. Bühnen- oder Theatermusik wird gewöhnlich als dramatische M. bezeichnet, weil sie aus dramatischen Vorgängen ihre Anregung empfängt und dieselben zu heben und zu verstärken bestimmt ist. Der Kern des Dramatischen, soweit dieses im Bereich der Bühne zur Geltung kommt, liegt in der Poesie; das Musikalisch-Dramatische aber, die volle Darstellung (nicht blos die Begleitung) von Handlungen und Vorgängen durch Aufbietung aller Mittel der Tonkunst, geht weit über die auf der Bühne in Scene gesetzte M. hinaus. Wäre solches nicht der Fall, so würden diejenigen allerdings recht haben, welche die dramatisch-theatralische M. als den Culminationspunkt der Tonkunst überhaupt ansehen, da in ihr Vocal- und Instrumentalmusik zu großen Aufgaben, in großen umfassenden Werken innig verschmolzen sind. Den Mittelpunkt dieser Gattung bildet die Oper (s. d.), die ernste (jetzt gewöhnlich die Große genannt, Opera seria) und die komische (Opera buffa). Singspiel, Lustspiel oder Balladenoper, Melodrama, Couplet, Ballet sind Nebenarten, bei denen die M. eine weniger hervorragende Stellung einnimmt. Die Concertmusik hat sich von den drei Gattungen zuletzt eine berechtigte selbstständige Stellung errungen, die indeß selbst zur Zeit so wenig gesichert ist, daß die Begriffe über Bedeutung und Umfang derselben, sowie über ihr Verhältniß zu den beiden ersten Gattungen noch sehr auseinandergehen, da sie meistens nur als ein nebensächlicher Ausläufer von beiden angesehen wird. Als ein Ausläufer kann die Concertmusik auch angesehen werden, wenngleich in einem andern Sinne, denn sie ermöglicht die volle Ausgestaltung und dadurch die Vollendung dessen, was in der Kirche und auf der Bühne durch die sonstigen Vorgänge gehemmt und bedrängt ist. So entwickelt sich der Chorgesang erst im Bereiche der Concertmusik in seiner vollen Pracht und Größe, da in der kirchlichen M. die Instrumente, in der theatralischen die Singstimmen nicht völlig zur Geltung gebracht werden können. Eine ähnliche Begünstigung erfährt der begleitete Sologesang; denn obwol ihm diejenigen Wirkungen abgehen, welche aus einer Verbindung mit Action und Costüm entstehen, bleibt doch das Concert die Pflegestätte und nunmehrige eigentliche Heimat alles im großen Stil, in breiten Formen gehaltenen Gesangs. Zu der Concertmusik ist auch das Kleine Concert oder die Haus- und Kammermusik zu rechnen, die Heimstätte der Instrumentalmusik sowie des geselligen Gesangs. Unter Hinzunahme dieses Gebietes ist die Ausbildung, welche namentlich die gesammte Instrumentalmusik durch das Concert erhalten hat, eine große und alle Zweige umfassende, von den Sätzen für einzelne Instrumente (Pianoforte, Violine, Flöte u. s. w.) aufsteigend durch die mehrstimmigen Formen (Trios für Streichinstrumente und Klavier, Quartette, Quintette, Sextette u. s. w.) zu der vollkommensten, der vielstimmigsten und vielgestaltigsten Form der Instrumentalmusik, der Symphonie (s. d.). Die Vereinigung beider Hauptkräfte der Tonkunst, der vocalen und instrumentalen, erzeugt auf diesem Felde als größtes und vollkommenstes Werk das Oratorium (s. d.), welches durch das Fehlen der Action und des Bühnenschmucks an äußerm Reize und Anschaulichkeit der Handlung hinter der Oper zurückbleibt, aber dieselbe durch alles übertrifft, was ein Werk im letzten Grunde zu einem Tonwerke macht, durch die Fülle der M., die Allseitigkeit der zur Anwendung gelangenden musikalischen Formen und die rein musikalische Charakteristik. Das Oratorium (dessen herkömmliche Eintheilung in geistlich und weltlich nicht stichhaltig ist) hat, wie die Oper, einige kleinere Formen neben sich in Cantaten, Pastoralen, Oden u. s. w.; einige andere stehen auf der Grenze zwischen Kirche und Concert, wie die Passionen und Cantaten, welche in der Kirche aufgeführt wurden zu einer Zeit, wo Kirche und Concertsaal gleichsam vereinigt waren, die nach und nach aber immer mehr in den letztern überwandern. Dieser reichste und für das öffentliche Leben wirkungsvollste Theil der M., das Concert (s. d.), erwartet noch diejenige Ausbildung und sichere Begründung, die der Kirchenmusik früher und der Oper später zutheil wurde.

Geschichte der M. Mit den Sprachwurzeln reichen auch die Wurzeln der M. in eine unvordenkliche, durch keine Kunde erhellte Urzeit hinab, und die Völker des Morgenlandes haben das Erbe dieses Uralterthums zum Theil noch jetzt bewahrt. Aber dasjenige Volk, bei welchem mit den übrigen Künsten auch die M. zuerst als Kunst zum Bewußtsein gelangte, waren die Griechen, denen wir auch in musikalischer Hinsicht unendlich verpflichtet sind. Ihre Bedeutung für uns liegt nicht darin, daß sie uns namhafte Tonwerke hinterlassen hätten, was nicht der Fall ist, sondern darin, daß sie alle musikalischen Formen andeutend zuerst zur Entwickelung gebracht und auch für diese Kunst den allein richtigen Weg betreten, den wahren Grund zu ihrer noch höhern Vollendung gelegt haben. Mit dem Untergange des Alterthums trat eine lange Zeit

zed by Google

der Dämmerung ein, in welcher sich die Kräfte sammelten, und in dieser Zeit, ein volles Jahrtausend hindurch, zog der christl. Cultus alle musikalischen Säfte der bekehrten Völker an sich und reinigte sich in den griech.-röm. Kunstnormen. So wurde eine Reihe von Tönen oder Tonarten festgesetzt, die sog. Kirchentonarten, welche den kirchlichen und nach und nach auch den außerkirchlichen Gesang der verschiedenen Völker in Ordnung brachten. Die Kirche stand den zu bekehrenden und ihren Ordnungen zu unterwerfenden Völkern gegenüber mit einem gesammelten Schatze und im vollen Bewußtsein des allein Richtigen; ihr Gesang war auf Universalität angelegt, entgegen den wilden nationalen Weisen der heidnischen Völker. Für diese Epoche ist daher die M. einzutheilen in kirchliche und außerkirchliche, wobei aber nicht der Gegensatz des Geistlichen und Weltlichen, sondern der des Universalen und Nationalen zu Grunde liegt. Die eigentlich musikalischen Länder waren damals Italien, England und das Reich Karl's d. Gr., an welchem diese Kunst einen Hauptförderer fand. In den beiden Jahrhunderten nach ihm blühte die M. namentlich im Kloster zu St.-Gallen. Das kanonische Buch für den Kirchengesang war die durch Gregor d. Gr. veranstaltete Melodiensammlung, die sich bald in Mittel- und Westeuropa verbreitete und in Guido von Arezzo (s. d.) einen Dolmetscher fand.

Unmittelbar nach Guido, im Zeitalter der Kreuzzüge, verbreitete sich eine neue Kunst, deren Anfänge dunkel sind: die Harmonie oder Mehrstimmigkeit und der darauf gegründete Contrapunkt. Zu gleicher Zeit und zum Theil Hand in Hand damit gelangte fast in allen Ländern Europas der Liedergesang zu neuer Blüte und verdichtete sich zu Nationalmelodien, die zum Theil in der mehrstimmigen M., zum Theil unmittelbar im Volksgesange bis auf unsere Zeit sich erhalten haben. Von der Kirche wurde das musikalische Treiben dieser Zeit, soweit es auf neue Töne und Weisen sich bezog, mehr befehdet als befördert; selbst der mehrstimmige Gesang wurde anfangs ungern geduldet. Als derselbe aber in England, Nordfrankreich, den Niederlanden und Deutschland mit jedem Jahrzehnt glänzender sich entwickelte, wurde die päpstl. Kapelle in Avignon und Rom bald der Hauptsitz desselben, ein Sammelplatz der größten Meister aller Länder als Sänger, Kapellmeister und Tonsetzer. In der letzten Hälfte des 15. Jahrh. gewannen die Niederländer die Oberhand und verbreiteten sich über Europa; in Rom rivalisirten mit ihnen die Spanier. Dann aber erhob sich Italien selbst in dem großen Genie des Palestrina (s. d.) und brachte, in Zusammenhang aller bisher gepflegten Richtungen nach der schon von Gregor d. Gr. angedeuteten Höhenrichtung des kirchlichen Gesangs hin, den mehrstimmigen Kirchengesang zur Vollendung, im Wetteifer mit zahlreichen großen Meistern (unter denen Palestrina's Zeitgenosse Orlando Lasso, der größte der Niederländer, besonders hervorragt), wodurch der Tonkunst in der Kirche und der Kirchenmusik in der Welt das volle Bürgerrecht errungen wurde. In dieser ganzen Zeit war der Wetteifer, die Befehdung, der Kampf zwischen weltlicher und geistlicher M. und die endliche Bezwingung des Weltlichen durch das Kirchliche (zuerst in der Umwandlung des weltlichen Gesangs in Choralmelodien durch die Reformatoren und sodann in der Vollendung des kirchlichen Chorgesangs durch Palestrina und seine Zeitgenossen) der treibende Factor.

Zu Palestrina's Zeit, nämlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., wurde der mehrstimmige Gesang auch im weltlichen Liede mit einer gewissen Einseitigkeit gepflegt. Dem entgegen tauchten Bestrebungen auf, welche die Wiedererweckung des Einzelgesangs in altgriech. Art und Wirkung bezweckten und schon um 1600 so tiefe Wurzeln gefaßt hatten, daß in Florenz die erste Oper («Euridice» von Peri) und in Rom das erste Oratorium («L'anima e corpo» von E. del Cavalieri) aufgeführt werden konnten. Hiermit waren die beiden größten Formen der Tonkunst ins Leben gerufen und auf die Bahn der Entwickelung gestellt, die sie in unaufhaltsamem, durch eine unendliche Fülle von Werken bezeichnetem Laufe in kaum zwei Jahrhunderten bis zum Ziele hin zurücklegten, und zwar besonders seit 1637, wo das erste ständige Operntheater in Venedig errichtet wurde und Carissimi in Rom zur selben Zeit die eigentlichen musikalischen Grundlagen des Oratoriums und der Concertmusik legte. Die Höhenpunkte bilden Händel im Oratorium und Mozart in der Oper, zwei Deutsche, deren Werk aber nicht möglich war und nicht verstanden werden kann ohne das, was ihre Vorgänger unter Betheiligung der Hauptnationen Europas geleistet haben. Die gesammte M. in ihrer modernen Richtung vom Beginn des 17. Jahrh. an wurde zunächst fast ausschließlich gepflegt von ihren Schöpfern, den Italienern, denen hierfür alles zu statten kam, was derselben förderlich sein konnte, der griech.-röm. Culturgrund, die musikalische Sprache, ein ausgebildetes Theater und die Zerstückelung des Landes in kleine Herrschaften und Gemeinwesen, die in der Kunstübung einander zu überbieten suchten. Der Hauptort im 17. Jahrh. für die Oper war Venedig, wo Monteverde den

Digitized by Google

Grund gelegt hatte und Cavalli weiter baute, für das Oratorium Rom. Im 18. Jahrh. gewann Neapel den Vorrang, hauptsächlich infolge der Wirksamkeit des fruchtbaren Alessandro Scarlatti. Auch in der Instrumentalmusik wurde Italien tonangebend durch den Organisten Frescobaldi und den Violinisten Corelli. Ital. Oper, Gesangskunst, Instrumentenbau und Instrumentenspiel verbreiteten sich jetzt über alle Länder wie ein Jahrtausend früher der gregorianische Kirchengesang. Namentlich in vier Völkergebieten wirkten sie befruchtend und erzeugten direct oder indirect neue Gestaltungen: in dem prot. Mittel- und Norddeutschland, in England, in Frankreich und in Oesterreich mit Süddeutschland.

Das prot. Nord- und Mitteldeutschland, um die Mitte des 17. Jahrh. durch Heinrich Schütz repräsentirt, fand seit 1678 einen musikalischen Mittelpunkt in der hamburger Oper, an der Reinhard Keiser, Mattheson, Telemann und andere bedeutende Musiker wirkten. Selbstständig entwickelte sich das Orgel- und Klavierspiel durch viele gediegene Meister und culminirte in J. S. Bach (s. d.), der direct und durch die Wirksamkeit seiner Söhne und Schüler auf die folgende Entwickelung einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Auch die Vocalmusik der deutschen evang. Kirche dieser Zeit weist eine Reihe großer Werke auf; nur haben dieselben durch Anlehnung an die Formen der Oper sich dem Cultus oder der Kirche entfremdet, ohne zu der rein kunstmäßigen Abgeschlossenheit des Oratoriums durchzudringen. Ihnen ist daher eine gewisse Unentschiedenheit und zwitterhafte Gestalt eigen, wodurch ihre künstlerische Wirkung verkümmert und ihre Allgemeingültigkeit beeinträchtigt wird. Ein ähnlicher Mangel haftet der deutschen Oper dieser Periode an; von Anfang zu sehr der Nachahmung der italienischen ergeben, beeinflußte diese sie so sehr, daß zuletzt selbst die deutsche Sprache verdrängt wurde. Um die Mitte des 18. Jahrh., zur Blütezeit Hasse's und Graun's, wurde die Oper überall in ital. Sprache gesungen.

Dies war auch der Fall in England, wo die engl. Oper unter Purcell und andern nationalen Componisten auf die Dauer sich nicht als lebensfähig erwies, aber später die Balladenoper hervorbrachte, durch deren Anregung das deutsche Sing- oder Liederspiel entstand. Die ital. Oper beschränkte sich hier auf London, und in ihrer glänzendsten Zeit (1710—40) sind ihre Schicksale eng verflochten mit dem Leben Eines Meisters, mit Händel, der durch sie den Weg nahm zum Oratorium, welches er aus der unvollkommenen Gestalt seiner Vorgänger plötzlich zur Vollendung erhob. Die werthvollsten Eigenthümlichkeiten der englischen M., die Kraft des Accents, vollwichtige Melodie und der rein musikalische (aber nicht dramatisch-theatralische) Sinn, sind in Händel's M. erhalten, ähnlich wie die deutsche Tiefe und die ital. Formfülle.

Frankreich war das einzige Land, welches die ital. Oper nachzuahmen wußte, ohne ein Sklave derselben zu werden, nämlich durch völlige Einbürgerung. Aehnlich wie in England bei Händel, wirkte auch hier in Frankreich der Volksgeist so stark, daß ein Ausländer, der Italiener Lully, der Gründer der franz. Oper werden konnte. Was er in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. gestaltete, baute Rameau in der Mitte des 18. weiter aus und vollendete der Deutsche Gluck (s. d.) einige Jahrzehnte später. Die französische M. hat eine stark ausgeprägte Eigenthümlichkeit, und wenn auch in der rhetorischen Neigung der Sprache und in der Gewandtheit der dramatisch-theatralischen Action der italienischen verwandt, ist sie doch in allen wesentlichen Punkten der wahre Gegensatz derselben. Accent und Rhythmus sind im Französischen heftig, bestimmt und leicht, nicht im Tonstrome verschwimmend, wie im Italienischen, die melodischen Formen sind kurz und knapp, die harmonisch-contrapunktischen im Vergleich zu den italienischen und deutschen unentwickelt, das Ganze mehr auf das Charakteristische als auf das Schöne gerichtet. Daher ist die französische M. in vorzüglichem Maße für die Bühne geeignet, auf der sie eine reiche Entwickelung gefunden hat; in den rein musikalischen Arten, den oratorischen und instrumentalen, ist sie dagegen von geringer Bedeutung.

In Oesterreich (Wien) und Süddeutschland bürgerten sich Oper und Oratorium früh ein, hielten sich aber in den Grenzen der ital. Sprache und Musikformen. Eine Erweiterung des Ueberkommenen wurde aber auf dem Felde der Instrumentalmusik geschaffen, auf welchem sich hier und in Süddeutschland bis an den Rhein hin ein durchaus freier Geist immer mehr geltend machte, der zuerst in Haydn zu wahrer Kunstgröße gelangte. Gluck's glänzende Versuche an der Italienischen Oper in Wien leiteten auf die herrlichen Schöpfungen Mozart's (s. d.), die das von Gluck Erstrebte musikalisch vertieften, das von Haydn (s. d.) Erreichte weiter führten, die ital. Oper vollendeten und durch Vollendung überwanden, womit zugleich der deutschen Oper eine neue Bahn gebrochen wurde. Der Geist dieser Epoche sammelte sich endlich in Beethoven (s. d.) und fand in der Instrumentalmusik desselben seinen höchsten Ausdruck. Mit den letzten Jahren von Beethoven's Leben schließt die Zeit, wo die Tonkunst in allen musikalischen Ländern national,

Digitized by Google

in den Werken ihrer ersten Meister aber universal angelegt war, und es beginnt eine neue Zeit, in welcher sie kosmopolitisch ist. (S. Deutsche, Französische, Italienische M.)

Literatur. Die Literatur der M. ist sehr umfangreich, wenn man alle einzelnen Schriften zusammenzählt, die sich in irgendeiner Hinsicht mit musikalischen Dingen beschäftigen; aber ziemlich dürftig, wenn man auf ausgeführte Gesammtdarstellungen der M. sein Augenmerk richtet. Dies kommt daher, daß die meisten derartigen Werke für die Unterweisung der Musiklernenden geschrieben werden, oder leichte Uebersichten des vorhandenen Stoffs und geschichtliche Nachrichten liefern wollen. Diese Literatur zerfällt daher in drei Zweige: Lehrbücher für die musikalische Praxis, Lexika und musikgeschichtliche Werke. Von Lehrbüchern der frühesten Zeit, seit 1500, sind die umfassendsten herausgegeben von Gafurius, Glarean, Kircher und Fux lateinisch, von Zarlino italienisch, von Cerone spanisch, von Morley englisch, von Mersenne französisch, von Mattheson deutsch; die spätern sind von Rameau, Marpurg, Martini, Kirnberger, Reicha, Weber, Marx u. a. Umfassende Lexika erschienen seit 1732 von Walther, Gerber, Lichtenthal, Schilling, Bernstein, Fétis (Mendel), die zum Theil nur biographische, zum Theil auch theoretische Artikel darbieten. Lediglich theoretische und andere Sacherklärungen enthalten die Werke von Grassineau, Rousseau, Koch und Dommer. Größere Werke unter dem Titel einer Geschichte der M. wurden seit 1668 verfaßt von Printz, Bontempi, Hawkins, Burney, La Borde, Forkel, Ambros, Brendel, Naumann u. a., sämmtlich nur einander mehr oder weniger ergänzende Materialiensammlungen. Die besten Arbeiten der jüngsten Zeit auf musikgeschichtlichem Gebiete behandeln einzelne Perioden oder Meister, wie z. B. die Werke von C. von Winterfeld über Gabrieli und evang. Kirchengesang, von Baini über Palestrina, von O. Jahn über Mozart, von Chrysander über Händel, von Spitta über Bach u. s. w.

Musikschule, s. Conservatorium.

Musivgold, Judengold, Mosaikgold, Zinnsulfid nennt man eine künstlich dargestellte Verbindung von Zinn und Schwefel, welche wegen ihres schönen Bronzeglanzes zum Bronziren von Gipsfiguren, Messing, Kupfer, Papier, Holz, Pappe, Papiermaché, zu Goldlack für Lampen und Lampenfüße Verwendung findet. Ehedem gebrauchte man es auch zum Bestreichen des Reibzeugs der Elektrisirmaschinen. Gegenwärtig ist es zum großen Theile durch die weit schönern Bronzefarben (aus der nürnberg-fürther Industrie) verdrängt worden. Musivsilber zu ähnlichen Zwecken wird aus Zinn, Wismuth und Quecksilber hergestellt.

Musivische Arbeit, s. Mosaik.

Muskatellerweine oder Muskatweine heißen mehrere Arten süßer, starker, sowol rother als weißer Weine. Die Muskatellertraube, schon im Alterthume eine der bekanntesten Sorten (Uva apiana), wird fast überall sowol als Tafel- wie als Weintraube gebaut, nur unter verschiedenen Namen, wie Muscat in Frankreich, Moscatello in Italien, Zoruna in Spanien, Beli Dinka in Syrmien, Weier Muskataly in Ungarn, Schmeckende in Niederösterreich, Kümmeltraube an der Bergstraße, Katzendreckeler in Würtemberg. Aus dem weißen Muskateller werden die berühmtesten Liqueurweine, wie die südfranz. Frontignan, Lunel und Rivesaltes, der elsasser Strohwein, der dalmatinische Moskato di Rosa, der span. Lagrima-Malaga, der portug. Carcavellos, der ital. Aleatico u. s. w. gewonnen. Außerdem gibt es schwarzblaue, rothe und violette M., letztere vorzugsweise Tafeltrauben. Der Muskatgeschmack im Weine entwickelt sich besonders vollkommen, wenn die Gärung auf den Hülsen eingeleitet wird. Die M. behalten ihren aromatischen Geschmack und großen Werth nur in den ersten Jahren und verlieren ihn dann schnell. Sie eignen sich besonders zum Verschneiden mit andern bouquetarmen Weinen. In guten Jahren liefern die Muskateller 20—30 Proc. Zucker bei 6—8 Promille Säure. An der warmen Küste von Valencia und Malaga (s. d.) werden die Trauben weniger zur Weinbereitung als zu Rosinen benutzt, und es gelten die dort gewonnenen Moscateles für die feinsten der Welt.

Muskatnuß nennt man den Samenkern des Muskatnußbaums (Myristica moschata Thunberg), eines zu einer besondern, den Laurineen nahe verwandten, nach ihm benannten Familie (den Myristiceen) gehörenden, im Indischen Archipel wild wachsenden Baums, der ehedem von der Holländisch-Ostindischen Compagnie des Monopols wegen nur auf Banda und den benachbarten Inseln angebaut, an andern Orten durch kleine Expeditionen sorgfältig aufgesucht und ausgerottet wurde, später aber von den Engländern, Franzosen und Portugiesen nach Surinam, Sumatra, Isle-de-France und den Antillen verpflanzt worden ist. Dieser etwa 10 Mt. Höhe erreichende Baum hat lederartige, 16—18 Ctmt. lange, eilanzettförmige, ganzrandige Blätter, achselständige, wenigblütige Trugdolden, deren Blüten blos aus einem

Digitized by Google

urnenförmigen Perigon mit sechs bis acht in eine Säule verwachsenen Staubgefäßen oder mit einem Stempel bestehen, und fleischige, birnförmige, schön gelb gefärbte Früchte von der Größe einer Pfirsiche, welche zuletzt zweiklappig aufspringen. In der Mitte des herben, ungenießbaren Fleisches liegt ein nußartiger Same, welcher von einem eigenthümlichen Samenmantel (arillus), einer orangerothen, vielfach geschlitzten Hülle, der fälschlich so genannten Muskatblüte oder Macis, umgeben ist. Der eigentliche Same ist von einer dünnen, zerbrechlichen Schale eingehüllt. Der bei weitem größte Theil des Samenkerns wird von einem harten, hornigen Eiweißkörper gebildet, der im Innern braun marmorirt erscheint. In den Handel gelangen nur diese Eiweißkerne (als Muskatnüsse, Nuces moschatae), indem man die Samenschale entfernt, und die sog. Muskatblüten. Die Nüsse werden, um sie vor Insektenfraß zu schützen, vor dem Versandt einige Zeit in Kalkwasser gelegt, daher auch der mehlige Ueberzug aus kohlensaurem Kalk, der sich häufig auf den Nüssen findet. Noch immer kommen die besten Muskatnüsse von den Molukken, wo sie im März, Juli und November eingeerntet werden. Man sondert die sog. Muskatblüte von den Samen, welche dem Rauche ausgesetzt und getrocknet, dann, um ihr Ranzigwerden zu verhindern, in ein Gemisch von Kalk und Seewasser getaucht und in Fässer verpackt nach Europa verschifft werden. Durch warmes Pressen gewinnt man aus den Muskatnüssen die Muskatbutter (Muskatbalsam), ein brüchiges, talgähnliches, äußerlich braunes, innerlich gelbmarmorirtes Fett, das reichlich ätherisches Muskatnußöl enthält und sehr angenehm riecht. Erst von den Arabern wurden die Muskatnüsse in der Medicin eingeführt. Sie geben eins der kräftigsten, flüchtig reizenden, auf den Magen und Darmkanal sowie auf das Gefäß- und Nervensystem erregend wirkenden Heilmittel ab, das in größern Gaben Betäubung und Irrereden bewirkt. Am häufigsten werden sie jedoch als Gewürz gebraucht.

Muskau, eine Standesherrschaft im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, sonst zur Oberlausitz gehörig, umfaßt ein Areal von 470 QKilom. und zählt (in einer Stadt und 39 Dörfern) 15,335 E., darunter 8800 Wenden, die zwar noch ihre Sprache reden, aber sämmtlich auch der deutschen mächtig sind. Die Herrschaft hat eine eigene Verwaltungsbehörde und ein eigenes Polizeiamt mit ausgedehnten Befugnissen. Das Gebiet wird im Westen von der Spree, im Osten von der Neisse bewässert und hat bedeutende Braunkohlenwerke, sowie einen großen Holzreichthum. Die ältesten bekannten Besitzer waren die Herren von Bieberstein, dann seit 1558 Fabian von Schönaich, nach dessen Tode (1597) die Herrschaft an den Burggrafen von Dohna überging. Durch Heirath kam sie 1645 an den Landvogt Curt Reinicke von Callenberg, in dessen Familie sie verblieb, bis sie 1784, wiederum durch Heirath, in den Besitz des Grafen von Pückler gelangte. Des letztern Sohn, Ludw. Heinr. Hermann, nachmaliger Fürst Pückler-Muskau (s. d.), der sie seit 1811 besaß, verkaufte sie 1845 an den Generallieutenant Grafen Nostitz, der sie nach kurzer Zeit käuflich an den Prinzen Friedrich der Niederlande abtrat. Hauptort der Herrschaft ist die Stadt M., an der Neisse, mit (1875) 3104 E., die bedeutende Töpferei treiben. Die Hauptzierde der Stadt bilden das Schloß und der berühmte Park desselben. Der letztere, eine großartige Schöpfung des Fürsten Pückler-M., umschließt die Stadt auf beiden Seiten und dehnt sich über einen Flächenraum von 604 Hekt. aus; er hat eine Baumschule und ein großes Arboretum mit 3000 Baum- und Straucharten, die systematisch geordnet und landschaftlich gruppirt sind. Eine besondere Abtheilung bildet die Aufstellung der Gehölze nach ihrer geogr. Vertheilung. Im Park liegen außerdem noch eine große Fasanerie und das Hermannsbad mit stark-salinischen Stahlwässern, Dampf- und Moorbädern. Das nach den Zerstörungen des Dreißigjährigen Kriegs durch Callenberg ziemlich einfach aufgeführte Schloß wurde neuerdings von Grund aus im Renaissancestil umgebaut. Vgl. «Der Park und das Arboretum von M.» (Spremberg 1869).

Muskeln (musculi) sind die Organe der activen Bewegung des thierischen Körpers. Die ausgebildetsten M. finden sich bei den Säugethieren, Vögeln, Amphibien und Fischen, und den ausgedehntesten Gebrauch von diesen Organen macht der Mensch. Man unterscheidet nach Form und Thätigkeit die M. in willkürliche und unwillkürliche (animale und organische), quergestreifte und glatte. Bei den höhern Thieren bestehen die der willkürlichen Bewegung dienenden M. aus einer weichen, feuchten, rothen Substanz, welche gewöhnlich Fleisch genannt und von einer sehr großen Menge rundlicher, sehr langer, contractiler Fäserchen (fibrillae musculares) gebildet wird. Diese Muskelfasern vereinigen sich zu kleinen Bündeln, welche in dünne Scheiden von Zellhaut (sarcolemma) eingeschlossen sind. Diese treten wieder zu größern, ebenso eingeschlossenen Bündeln zusammen, und so entsteht durch immer wiederholte Vereinigung der ganze M., welcher wieder seine Zellhautscheide besitzt. In dieser sonach den ganzen M.

Digitized by Google

durchdringenden Zellhaut verlaufen die Nerven und Gefäße. Die rothe Farbe, welche nach Alter, Geschlecht, Gesundheitszustand, Constitution und häufigerm oder seltenerm Gebrauch verschieden ist, rührt von der Gegenwart von Blutfarbstoff (Hämoglobin) her. Die willkürlichen M. gehören dem animalen Leben an und bilden den größten Theil der gesammten Körpermuskulatur; die unwillkürlichen M. dagegen, welche den Zwecken des vegetativen Lebens dienen, kommen nur in der Brust- und Unterleibshöhle vor, vermitteln die Bewegungen des Herzens, des Magens, des Darms, der großen Blutgefäße u. s. w., stehen unter dem Einflusse des Gangliensystems und sind somit dem Einflusse des Willens entzogen. Die unwillkürlichen M. besitzen nicht so viel rothen Farbstoff und bestehen aus kurzen, an beiden Seiten zugespitzten, glatten Fäserchen, während die Fasern der willkürlichen eine schöne Querstreifung zeigen. Die willkürlichen M. haben meist eine bedeutendere Länge als Breite und gehen an ihren Enden in breite oder runde, mehr oder weniger lange und starke Bänder, die sog. Sehnen oder Flechsen (tendines), über, mit denen sie sich an Knochen so anheften, daß sie ein Gelenk überspringen und so dasselbe bei ihrer Verkürzung beugen. Eingeleitet wird die Bewegung durch den Einfluß der Nerven (s. d.), von welchen je einer zu jedem einzelnen (willkürlichen) Muskelbündel tritt, sodaß die Muskelfasern gewissermaßen die Endorgane der M. darstellen. Während des Lebens zeigt jeder M. elektromotorische Wirksamkeit, sog. Muskelelektricität, indem er beständig von seinem Querschnitt zur äußern Oberfläche von einem starken elektrischen Strome durchströmt wird, der erst allmählich mit dem Tode des Thieres, nach übermäßig hohen oder niedrigen Temperaturen und durch gewisse chem. Agentien erlischt. Die Kraft mancher M. und die Schnelligkeit ihrer Bewegungen ist bewundernswürdig, wenn man bedenkt, welche Gewichte durch die Muskelkraft ersetzt werden, und welche Menge von Zusammenziehungen manche Verrichtungen nöthig machen. So ist zum Zerdrücken eines Pfirsichkerns, den manche Menschen zerbeißen können, die Kraftwirkung von 300 Pfd. erforderlich, und wenn nach Haller's Berechnung in einer Minute 1500 Buchstaben in Worten ausgesprochen werden können, so folgt daraus, daß in derselben Zeit ebenso viele Muskelzusammenziehungen stattfinden müssen. Einige der niedrigsten Organismen (Amöben, Protomyceten), die sich durch ihre eigenthümliche, die Gestaltung der Organismen fortwährend ändernde Bewegung auszeichnen, scheinen einzig und allein aus Muskelsubstanz zu bestehen. Die Lehre von den M. heißt Myologie. Von den Krankheiten der M. sind zu nennen Krampf (s. d.) und Lähmung (s. d.), der Muskelrheumatismus, der Schwund der M. Eine Form des letztern ist die sog. fortschreitende (progressive) Muskelatrophie, bei welcher infolge einer schleichenden parenchymatösen Entzündung ein M. nach dem andern im Verlaufe längerer Zeit zu Grunde geht. Die methodische Anwendung des galvanischen Stroms ist das einzige Mittel, dem Weiterschreiten der Krankheit Einhalt zu thun. Die Trichinen (s. d.) haben ihren Sitz einzig und allein in den willkürlichen M., aber auch bei andern Constitutionskrankheiten (z. B. Typhus) nehmen die M. durch sog. colloide Entartung an der Erkrankung theil. Vgl. Rosenthal, «Allgemeine Physiologie der M. und Nerven» (Bd. 27 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1877); Du Bois-Reymond, «Gesammelte Abhandlungen zur allgemeinen M.- und Nervenphysik» (2 Bde., Lpz. 1875—77).

Muskete (ital. moschetto, franz. mousquet) hieß eine Handfeuerwaffe von großem Kaliber, welche im Anfang des 16. Jahrh. gegen die wieder verstärkte Rüstung der Reiterei eingeführt wurde und die leichtere Hakenbüchse allmählich bis zum Ende des Jahrhunderts verdrängte. Der Name ist vielleicht vom ital. mosca, moschetta (Fliege) entnommen, wie man damals Feuerwaffen oft nach Thieren nannte (Schlangen, Basilisken u. s. w.). Die M. war mit einem Luntenschloß versehen, schoß eine bleierne, über 3 Loth schwere Kugel und wog etwa 15 Pfd., sodaß sie nicht aus freier Hand angeschlagen, sondern auf eine Musketengabel, die der Mann mit sich führte und in die Erde stieß, aufgelegt wurde. Die damit bewaffneten Leute, anfangs in jeder Fahne von 400 Mann nur 10—15, hießen Musketiere, trugen im Gegensatz der vollgerüsteten Pikeniere keinen Harnisch und wurden zum leichten Dienst gebraucht. Gustav Adolf von Schweden erleichterte die M. bedeutend und vermehrte die Musketiere bis auf zwei Drittel seines Fußvolks, in welchem schon 1631 zwei ganze Musketierregimenter bestanden. Gegen Ende des 17. Jahrh. wurde das franz. Steinschloßgewehr (Fusil) oder die Flinte mit Bajonnet eingeführt und die ältere schwere M. mit den Piken zugleich vollständig abgeschafft. Der Name Musketiere blieb aber in einigen Armeen für die schwere (Linien-) Infanterie, während man in andern dieselben nach der neuen Waffe Füsiliere (s. d.) nannte. — Mousqueton heißt in der franz. Armee eine kürzere Handfeuerwaffe, wie sie die Cavalerie und die Fußkanoniere führen, analog unserm Carabiner (s. d.).

Digitized by Google

Muspilli hat Schmeller das von ihm (Münch. 1832) herausgegebene, in die meisten altdeutschen Lesebücher aufgenommene Bruchstück eines im 9. Jahrh. vielleicht von Ludwig's des Deutschen eigener Hand aufgeschriebenen, aber in früherer Zeit verfaßten Gedichts vom Jüngsten Gericht betitelt, das in mehrfacher Hinsicht, namentlich durch seine alliterirende Form sowie durch die Spuren altheidnischer Vorstellungen, die sich in ihm neben dem Christlichen finden, zu den merkwürdigsten Ueberresten der althochdeutschen Poesie gehört. Das Wort M., das im Gedicht selbst vorkommt, im altsächsischen Heliand Mudspelli, in der nordischen Edda Muspell lautet, bedeutet so viel als Holzvernichter und ist poetische Umschreibung des Feuers, wie in der Edda die südl. Flammenwelt, von der der Untergang der Welt ausgeht, Muspellheimr heißt. Vgl. Vetter, «Zum M. und zur german. Alliterationspoesie» (Wien 1872).

Muspratt (James), der Mitbegründer der chem. Großindustrie Großbritanniens und speciell der Urheber der engl. Sodafabrikation, geb. 12. Aug. 1793 zu Dublin, kam, nachdem er die Schule verlassen, als Lehrling zu einem Droguisten seiner Vaterstadt und suchte sich durch Privatfleiß mit der chem. Literatur der damaligen Zeit bekannt zu machen. Im J. 1812 wollte er sein Glück in Spanien als Soldat in der Armee Wellington's versuchen, es traf ihn aber dort nur Misgeschick und von allen Mitteln entblößt, ging er nach Lissabon und trat dort in die engl. Marine ein. Nach einigen Jahren Seedienst verließ er die Marine und kehrte nach Dublin zurück, wo er sich anfänglich mit einem Fabrikanten seltener chem. Präparate, Namens Abbott, associirte, jedoch nach einiger Zeit, mit dem Gedanken sich befassend, auf chem. Wege Soda zu fabriciren und mit dem erforderlichen selbsterworbenen Kapital versehen, nach England ging und 1822 in Liverpool zuerst gelbes Blutlaugensalz und andere chem. Präparate zu fabriciren begann. Ein Jahr darauf, nachdem er Schwefelsäurekammern als Vorbedingung zur Fabrikation der Soda erbaut hatte, legte er seine Sodafabrik an, die anfangs nur Rohsoda, nach kurzer Zeit auch calcinirte Soda fabricirte. Der Verbrauch an Soda nahm derart überhand, daß nicht nur die Mutterfabrik in Liverpool vergrößert werden mußte, sondern auch zwei andere Fabriken zu St.-Helena und zu Newton angelegt wurden. Die als Nebenproduct auftretende Salzsäure ließ man lange ungehindert aus den Fabrikschornsteinen in die Luft entweichen; später ließ M. dieselbe in zweckmäßigen Condensationsapparaten verdichten und zur Bereitung von Chlorkalk verwenden. Im Verein mit dem chem. Fabrikanten Tennant in Glasgow führte M. von 1839 an den Schwefelkies (Pyrit) an Stelle des sicil. Schwefels ein und ersetzte in seinen Fabriken, wo nur immer möglich, die Handarbeit durch Maschinenthätigkeit. Mit Justus von Liebig eng befreundet, errichtete M. 1846 eine Mineraldüngerfabrik, in der zum ersten mal Liebig's Ideen über die Pflanzenernährung ins praktische Leben übertragen werden sollten; wenngleich diese Fabrik nicht prosperirte, so gab sie doch durch M.'s Bemühungen den Anstoß zu der großartigen Fabrikation von künstlichem Dünger, die heute in allen Theilen Großbritanniens betrieben wird. M.'s chem. Fabrik ist die größte Englands und ist als eine Musterfabrik zu betrachten, an welche sich ein großer Theil der brit. und deutschen Industrie angelehnt hat; sie arbeitet mit einem Kapital von 7 Mill. Pfd. St., verbrauchte 1876 allein 538,000 Tons Salz, 1,890,000 Tons Kohle, 376,000 Tons Schwefelkies, 12,200 Tons Chilisalpeter und 18,200 Tons Braunstein. An Soda wurden 1876 ausgeführt 270,856 Tons (nach Deutschland, Belgien, Frankreich und den Vereinigten Staaten) im Werthe von 2,209,284 Pfd. St. Von allen Geschäften zurückgezogen lebt M. in Liverpool. — Von seinen vier Söhnen, die sämmtlich zu der Fabrik in enger Beziehung stehen (James Sheridan M., geb. 8. März 1821, gest. 3. Febr. 1871; Richard M., geb. 13. Aug. 1822; Friedrich M., geb. 2. Febr. 1825, gest. 1873; Edmund Knowles M., geb. 1. Nov. 1833) widmeten sich drei dem Studium der Chemie unter Liebig in Gießen und München. Der bekannteste davon ist der älteste Sohn, James Sheridan M., der durch vielfache Arbeiten auf dem Gebiete der angewandten Chemie und insbesondere durch Herausgabe seines «Dictionary of chemistry» (in Deutschland unter dem Titel: «Theoretische, praktische und analytische Chemie, in Anwendung auf Künste und Gewerbe», bearbeitet von Stohmann und Kerl, 3. Aufl., 5 Bde., Braunschw. 1873—78, verbreitet) einen in Fachkreisen hochgeschätzten Namen hinterlassen hat.

Musselin oder Mousselin, nach der Stadt Mossul in Mesopotamien, heißen ursprünglich die glatten, aus sehr feinen Garnnummern ziemlich locker gewebten, daher zarten und leichten Baumwollenzeuge. In der neuern Zeit hat man den Namen auch auf ähnliche Gewebe aus Wolle oder Wolle und Baumwolle übertragen. Die Wollmusseline unterscheiden sich in Mousseline pure laine und Mousseline laine chaine coton, je nachdem sie aus reiner Wolle (Kammwollgarn) oder mit baumwollener Kette gewebt sind.

Digitized by Google

Musset (Louis Charles Alfred de), berühmter franz. Dichter, geb. 11. Nov. 1810 zu Paris, beschäftigte sich nach seinem Abgange von der Schule mit verschiedenen Fachstudien, Medicin, Jurisprudenz, Finanzwesen, Malerei, bis die romantische Richtung in der franz. Literatur ihn zur Poesie hinzog. Von Victor Hugo und Ch. Nodier aufgemuntert, wagte er sehr jung mit einem Band Gedichte, «Les contes d'Espagne et d'Italie» (1830), aufzutreten, deren absichtlich cavaliermäßige und fahrlässige Haltung großen Anstoß erregte. Im J. 1832 erschien «Le spectacle dans un fauteuil», ein Buch voller Contraste, das wundersamste Allerlei. Sodann ruhte M. einige Jahre auf den Lorbern seiner Jugend, bis er sich um 1840 wieder aufraffte und vier größere Gedichte, «Les nuits», herausgab, welche den Höhepunkt seines lyrischen Talents bezeichnen. M. hatte inzwischen seine Erfahrungen gemacht. Sein gedrücktes Herz quillt zum ersten mal über, und dieser Herzenswunde entströmen melodische Seufzer. Dennoch wurde er nur von seinen Kennern geschätzt und fand erst allgemeinere Verbreitung und Anerkennung, als einige der von ihm gar nicht für die Bühne geschriebenen Lust- und Sprichwörterspiele auf dem Théâtre Français gegeben und mit vielem Beifall aufgenommen wurden. Erst 1852 erhielt er einen Sitz in der Französischen Akademie, die ihn wegen seines ausschweifenden Privatlebens wiederholt abgewiesen hatte. Unter den franz. Lyrikern ist M. derjenige, welcher die modernen Leiden und Freuden am tiefsten empfunden und am stärksten ausgedrückt hat. In seinen Dramen zeigt er Leben und Bewegung. Dieselben sind bühnengerecht, jedoch nicht frei von Declamation. Unter seinen Proverbes und Komödien gefielen besonders: «Le caprice». «Le chandelier», «Les caprices de Marianne», «Il ne faut jurer de rien». M. starb 2. Mai 1857. Er hinterließ, außer den von seinem Bruder Paul Edme de M. in «Lui et Elle» (1859), welche eine Beantwortung der Schrift von George Sand, «Elle et Lui», sein soll, benutzten biographischen Notizen, mehrere Gedichte und ein unvollendetes Drama, die in der Prachtausgabe seiner «Oeuvres» (10 Bde., Par. 1865—68; 2. Ausg., Par. 1876 fg.) mit abgedruckt sind. Eine Auswahl seiner lyrischen Dichtungen erschien in deutscher Uebersetzung (Berl. 1871). Vgl. Ujfalvy, «Alfred de M. Eine Studie» (Lpz. 1870); Paul de Musset, «Alfred de M.» (3. Aufl., Par. 1877); Lindau, «Alfred de M.» (Berl. 1877).

Mustapha (Kara), Großvezir Sultan Mohammed's IV., der Sohn eines Spahi, wurde von Mehemed Köprili erzogen und machte sich schon frühzeitig durch seine Grausamkeiten gegen die Christen berüchtigt. Nach Achmed's Tode wurde er 7. Nov. 1676 Großvezir. Als solcher erklärte er 3. März 1677 den Krieg an Rußland, welcher ohne Erfolg geführt wurde und endlich zu dem für die Pforte nachtheiligen Waffenstillstande von Radzin 11. Febr. 1681 führte. In der innern Verwaltung zeichnete er sich ebenso durch seinen gewaltthätigen Uebermuth, insbesondere gegen die europ. Gesandten, wie durch Geldgier aus. Ihn stürzte endlich der unglückliche Ausgang des Kriegs, den er 1682 gegen den Kaiser Leopold I. begann. Nachdem er Tököly, den Hauptrebellen in Ungarn, mit dem Königreiche Ungarn beliehen, drang er verheerend bis in die österr. Erblande vor. Am 14. Juli 1683 begann er mit 200,000 Mann die Belagerung von Wien, das der Graf Starhemberg mit 10,000 Mann vertheidigte. Die Stadt war dem Falle nahe, als das Entsatzheer der Polen und Deutschen erschien und 12. Sept. 1683 den übermüthigen Feind vollständig schlug. M. entfloh mit den Trümmern seines Heers nach Ungarn. Vor Raab ließ er den alten Ibrahim-Pascha, den Statthalter von Ofen, hinrichten, weil er zuerst die Flucht ergriffen, und wälzte nun in seinem Berichte an den Sultan alle Schuld auf diesen. Als aber bald darauf die Nachricht von der 9. Oct. 1683 erfolgten Niederlage M.'s bei Parkany und dem Verluste der Feste Gran am Hofe des Sultans eintraf, gewannen M.'s Feinde die Oberhand, und der Oberstkämmerer, ein Zögling und Schützling M.'s, wurde mit dem Befehle, den Kopf des Großvezirs in Empfang zu nehmen, nach Belgrad gesendet. Am 25. Dec. 1683 wurde des Sultans Wille vollzogen.

Muster ist einestheils gleichbedeutend mit Probe, d. h. ein kleiner Theil einer Waarenpartie, nach welcher eine größere Menge rücksichtlich ihrer Güte und Aeußerlichkeit beurtheilt werden soll; anderntheils bedeutet es die Zeichnung, welche durch die Verschiedenartigkeit des Gewebes oder der sonstigen Manipulation (namentlich auch Pressung und Farbendruck) den gewebten, gewirkten, gestrickten, gehäkelten u. s. w. Waaren ertheilt wird. Im letztern Sinne ist der rechtmäßige Erwerber eines originellen M. gesetzlich alleiniger Eigenthümer desselben, und sein Eigenthumsrecht pflegt vor der Nachmachung und Nachahmung billigen Schutz zu finden. Ein solcher Musterschutz (s. d.) besteht namentlich in Frankreich und England und seit dem 1. April 1876 auch im Deutschen Reiche. M. heißen endlich alle Vorlagen, welche zur Copie dienen, wie z. B. die Stickmuster zur Nachbildung mittels der Stickerei. Musterreisender wird bis-

Digitized by Google

weilen derjenige Geschäftsreisende, besonders des Manufacturenfachs, genannt, welcher auf vorgezeigte M. (Proben) hin Bestellungen sammelt. Musterlager heißen die zur Ansicht für Käufer ausliegenden Waarenproben, welche von Fabrikanten und Großhändlern an Meßorten und andern wichtigen Handelsplätzen gehalten werden. Musterrolle heißt im Seewesen die von der Obrigkeit beglaubigte Liste der Schiffsmannschaften oder sog. Equipage.

Musterschutz heißt in der neuern Gesetzgebung das ausschließliche Recht des Urhebers eines neuen Waarenmusters, dasselbe während einer bestimmten Schutzfrist zu reproduciren. Dieses ausschließliche Recht erstreckt sich wie bei jeder andern Art des sog. geistigen Eigenthums nur auf die mechan. Reproduction, d. h. auf eine solche Wiederholung, bei welcher das ganze Muster vermittels einer äußern Vorrichtung, wie z. B. das Weben, Drucken, Pressen u. s. w., auf einmal dargestellt und beliebig oft wiederholt werden kann. Der M. erstreckt sich darum nicht auf solche Gewerbe, bei welchen in der Wiederholung des Musters die gleiche Thätigkeit angewendet werden muß wie bei der Hervorbringung des Originals. Das Waarenmuster im engern Sinne ist eine Zeichnung, welche durch ein mechan. Verfahren auf einem Fabrikat ausgeführt werden soll. Es besteht in einer Zusammenstellung von Formen und Farben, welche entweder für sich allein oder in bestimmten Wiederholungen die äußere Zeichnung der Waare bildet. Im weitern Sinne werden unter Waarenmuster auch solche Formen verstanden, welche nicht auf der Waare als Zeichnung, sondern in der Gestalt der Waare selbst reproducirt werden sollen, so z. B. die Muster an Gläsern, Bechern, Tellern u. dgl., d. h. deren körperliche Formen. Man unterscheidet dem entsprechend in der Gesetzgebung über den M. zwischen den Zeichenmustern für Gewebe, Tapeten u. s. w., und den Formenmustern für die tektonischen Gewerbe.

Der Ursprung des M. ist auf England und Frankreich zurückzuführen, wo derselbe zu gleicher Zeit (im J. 1787), und zwar zunächst nur für Muster von Geweben eingeführt wurde. Nachdem der M. über diese Beschränkung hinausgehend auf das ganze vorhin bezeichnete Gebiet, in Frankreich durch die Praxis, in England durch die neueste Gesetzgebung, ausgedehnt worden, wurde er neuerdings auch in andern Staaten, namentlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Oesterreich, Rußland und seit dem 1. April 1876 auch in Deutschland eingeführt. Indessen sind die verschiedenen Gesetzgebungen in den einzelnen Punkten wenig übereinstimmend. Allgemein wird für die Erwerbung des ausschließlichen Rechts die Hinterlegung der Waarenmuster verlangt; die Dauer des M. ist in Frankreich unbegrenzt, in den übrigen Staaten verschieden, entweder nach der Wahl des Erfinders (so in Nordamerika, Rußland, Oesterreich) oder nach verschiedenen Klassen von Waaren (so in England) bemessen. In Bezug auf die Eingriffe in die ausschließliche Benutzung des Waarenmusters stellen die neuern Gesetzgebungen in England und Oesterreich den Grundsatz auf, daß nur die wissentliche und betrügerische Nachahmung des fremden Musters Strafe nach sich zieht. In Frankreich dagegen findet die Strafe der Confiscation auch ohne diese Voraussetzung statt.

In Deutschland ist der M. durch das Reichsgesetz, betreffend das Urheberrecht an Mustern und Modellen, vom 11. Jan. 1876 eingeführt worden. Danach steht das Recht, ein gewerbliches Muster oder Modell ganz oder theilweise nachzubilden, dem Urheber desselben ausschließlich zu. Als Muster und Modelle im Sinne des Gesetzes werden nur neue und eigenthümliche Erzeugnisse angesehen. Die freie Benutzung einzelner Motive eines Musters oder Modells zur Herstellung eines neuen Musters oder Modells ist als Nachbildung nicht anzusehen. Bei solchen Mustern und Modellen, welche von den in einer inländischen gewerblichen Anstalt beschäftigten Zeichnern, Webern, Bildhauern u. s. w. im Auftrage oder für Rechnung des Eigenthümers der gewerblichen Anstalt angefertigt werden, gilt der letztere, wenn durch Vertrag nichts anderes bestimmt ist, als der Urheber der Muster und Modelle. Das Recht des Urhebers geht auf dessen Erben über. Der M. erstreckt sich ausschließlich auf die im Inlande verfertigten Erzeugnisse, gleichviel ob dieselben im Inlande oder im Auslande verbreitet werden. Ausländische Urheber, welche im Gebiete des Deutschen Reichs ihre gewerbliche Niederlassung haben, genießen für ihre im Inlande verfertigten Erzeugnisse den Schutz des Gesetzes. Im übrigen richtet sich der Schutz der ausländischen Urheber nach den bestehenden Staatsverträgen. Zur Erwerbung des Musterrechts ist außer der Hervorbringung noch die förmliche Erklärung des Urhebers erforderlich. Letzterer genießt den Schutz gegen Nachbildung nur dann, wenn er das Muster zur Eintragung in das Musterregister angemeldet und ein Exemplar oder eine Abbildung des Musters u. s. w. bei der mit der Führung des Musterregisters beauftragten Behörde niedergelegt hat. Die Anmeldung und Niederlegung muß erfolgen, bevor ein nach dem Muster oder Modell gefertigtes Erzeugniß verbreitet wird. Die Eintragungen in das Muster-

Digitized by Google

register werden ohne vorherige Prüfung der Originalität des hinterlegten Musters oder der Berechtigung des Antragstellers bewirkt. Die Schutzfrist wird nach Wahl des Urhebers auf ein bis drei Jahre vom Tage der Anmeldung gewährt. Der Urheber ist berechtigt, entweder gleich bei der Anmeldung oder vor Ablauf der gewählten Schutzfrist die Verlängerung der Schutzfrist bis auf höchstens 15 Jahre zu verlangen. Für jede Eintragung und Niederlegung eines einzelnen Musters oder eines Packets mit Mustern wird, insofern die Schutzfrist auf nicht länger als drei Jahre beansprucht wird, eine Gebühr von 1 Mark für jedes Jahr erhoben. Für jedes weitere Jahr bis zum 10. Jahre einschließlich eine Gebühr von 2 Mark, vom 11. bis 15. Jahre eine Gebühr von 3 Mark für jedes einzelne Muster oder Modell. Das Gesetz ist 1. April 1876 in Kraft getreten. Vgl. Landgraf, «Musterrecht und M. Eine histor.-dogmatische Studie» (Lpz. 1875); Klostermann, «Die Patentgesetzgebung aller Länder nebst den Gesetzen über M. und Markenschutz» (2. Aufl., Berl. 1876); Dambach, «Das Musterschutzgesetz vom 11. Jan. 1876 erläutert» (Berl. 1876).

Musterwirthschaften nennt man landwirthschaftliche Anstalten, welche sich durch in jeder Hinsicht vorzügliche Einrichtung und Leitung auszeichnen und somit zur Nachahmung dienen. Von einer M. verlangt man, daß sie nach einem System eingerichtet, und dieses in allen Einzelheiten auf solche Weise durchgeführt werde, wie es die vortheilhafteste Benutzung der bewirthschafteten Fläche erfordert. Es gehört mithin dazu ein musterhaftes System und ein rentabler Betrieb. Das System begreift die Wahl der anzubauenden Gewächse, das quantitative Verhältniß ihres Anbaues, die Fruchtfolge und die wirthschaftliche Verwendung der erzielten Producte. Der Betrieb dagegen umfaßt alle die einzelnen Verrichtungen, mittels welcher das System durchgeführt werden muß, wie das Düngerwesen, die Bestellung und Pflege der Gewächse, die Ernte, Wiesenwirthschaft, Viehzucht, Haus- und Hofwirthschaft, Buchführung u. s. w.

Musterzeichner nennt man diejenigen, welche sich mit der Erfindung und Aufzeichnung von Gegenständen der verschiedensten Art beschäftigen, die alsdann den Verfertigern von Gegenständen des häuslichen Bedarfs und täglichen Lebens bei der Fabrikation zum Muster dienen. Besonders werden dergleichen Zeichnungen für die Erzeugnisse der Weberei, Stickerei, Tapeten- und Zeugdruckerei u. dgl. gebraucht. In Frankreich bestehen zu Paris und Lyon eigene Schulen für den Unterricht in dieser Fertigkeit, welche man Dessinateurschulen nennt. Ebenso sind dergleichen Schulen (theils selbstständig, theils in Verbindung mit Webschulen) in Preußen, Sachsen, Oesterreich u. s. w. eingerichtet, neuerdings zu vollständigen Kunstgewerbeschulen erweitert worden. Soweit die Mode auf diesem Gebiete herrscht, hat Paris immer den Ton angegeben; wo aber in Deutschland die Beschäftigung mit der Mustererfindung auftauchte, hat sie Vortreffliches, von künstlerischem Geiste Erzeugtes geleistet. So war Berlin eine Zeit lang ein Hauptstapelplatz für Stickmuster. Nicht unbedeutend war die Anregung, welche Schinkel zu dergleichen Arbeiten gab. Karl Böttticher hat in seiner «Dessinateurschule» (Berl. 1839) eine Sammlung von selbsterfundenen, sehr geschmackvollen Mustern für Kattundruck herausgegeben. Adolf Schrödter hat ein Musterbuch für Schnurstickerei veröffentlicht.

Muth bezeichnet das Vermögen einer Anspannung unserer Thatkraft in der Verrichtung schwieriger Werke oder im Widerstande gegen drohende Gefahr. Dieses Vermögen hängt nothwendig ab von dem Grade des Selbstvertrauens in unsere Kräfte und wird daher durch Uebung derselben gesteigert. Ein M., der ohne Rücksicht auf unsere Kräfte in blinder Leidenschaft kämpft, ist ein tollkühner oder verzweifelter M. Der der richtigen Schätzung unserer Kräfte und Fähigkeiten entsprechende muthige Gebrauch derselben heißt Tapferkeit. Ein M., welcher auf Ueberschätzung unserer Kräfte beruht, ist Hochmuth und Aufgeblasenheit, eine auf Unterschätzung derselben beruhende Herabspannung unserer Thatkraft ist Kleinmuth. Der Hochmuth kann leicht durch unerwartete Demüthigung, welche selten ausbleibt, in Kleinmuth und Verzagtheit übergehen. Der Kleinmuth läßt sich hingegen durch Kraftübung zum tapfern Selbstvertrauen emporrichten. Man unterscheidet moralischen M. von physischem M. Unter letzterm wird das Selbstvertrauen auf eine wohlgeübte Körperkraft verstanden, verbunden mit der Bereitwilligkeit, im ehrenvollen Kampfe sein Leben auf das Spiel zu setzen; unter dem erstern die Unbeugsamkeit des Willens, von einem einmal gefaßten Vorsatz nicht nachzulassen. Daher fallen moralischer und physischer M. in ihrem höchsten Grade in eins, während die niedern Grade derselben oft weit auseinandergehen. Obwol M. zur Durchführung guter und großer Werke nicht entbehrt werden kann, so ist doch lange nicht aller M. schon an sich selbst eine Tugend; der moralische M. dann nicht, wenn er auf das Festhalten schlechter Grundsätze und egoistischer Endziele geht; der physische M. dann nicht, wenn das Leben entweder um einer verbrecherischen Absicht willen

Digitized by Google

oder aus Lebensüberdruß auf das Spiel gesetzt wird. Unter den alten Philosophen haben die Stoiker den moralischen M. zum Princip ihrer Moral erhoben.

Muther (Joh. Georg Theod. Albr. Ant.), hervorragender Romanist, geb. 15. Aug. 1826 zu Rottenbach in Sachsen-Koburg als Sohn eines Pfarrers, besuchte die Gymnasien zu Koburg und Schleusingen, studirte seit 1847 in Jena und Erlangen die Rechte und trat 1851 zu Koburg als Accessist in den juristischen Vorbereitungsdienst. Im J. 1852 zum Gerichtsadvocaten daselbst ernannt, entschloß er sich, die akademische Laufbahn zu betreten und habilitirte sich Ostern 1853 in Halle als Privatdocent für röm. Recht und Civilproceß. M. wurde 1856 als außerord. Professor nach Königsberg berufen, 1859 daselbst zum ord. Professor ernannt, kam 1863 in gleicher Eigenschaft nach Rostock und wurde 1872 als Professor des röm. Rechts und Oberappellationsgerichtsrath nach Jena berufen. Von seinen Schriften sind die hauptsächlichsten: «Die Ersitzung der Servituten» (Erlangen 1852), «De origine processus provocatorii ex lege diffamari» (Erlangen 1853), «Sequestration und Arrest im röm. Recht» (Lpz. 1856), «Zur Lehre von der röm. Actio» (Erlangen 1857), «Die Gewissensvertretung im gemeinen deutschen Recht» (Erlangen 1860), «Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation» (Erlangen 1866), «Zur Geschichte des röm.-kanonischen Processes» (Rost. 1872), «Joannis Urbach processus judicii» (Halle 1873), «Zur Geschichte der Rechtswissenschaft und der Universitäten in Deutschland» (Jena 1876). Mit Bekker und Stobbe gab er «Das Jahrbuch des gemeinen deutschen Rechts» (6 Bde., Lpz. 1857—62) heraus.

Mutschirung nannte man im Mittelalter die abwechselnde Regierung zweier oder mehrerer nachgelassener Söhne über ein Land, das zufolge der bestehenden Hausverträge oder der testamentarischen Bestimmungen nicht getheilt werden durfte, und das man doch auch nicht gemeinschaftlich regieren wollte. Eine solche M. trat 1566 im Herzogthum Sachsen ein zwischen Johann Friedrich II. oder dem Mittlern und Johann Wilhelm, den Söhnen Johann Friedrich's des Großmüthigen. Man theilte das ganze Land in zwei Theile, und aller drei Jahre wollte man mit der Regierung in denselben wechseln, wozu es aber infolge der Grumbach'schen Händel und der dadurch herbeigeführten Achtserklärung Johann Friedrich's II. nicht kam.

Muttergut, s. Muttertheil.

Mutterkorn (Claviceps purpurea Tul., früher Secale cornutum oder Clavus secälis der Apotheker) nennt man schwarzviolette, oft gebogene, hornartige Körper, welche aus den Spelzen der reifenden Roggenähren hervorstehen und wie abnorm vergrößerte, ausgewachsene Roggenkörner aussehen. Ganz ähnliche, nur kleinere Mutterkörner beobachtet man bisweilen auch bei Weizen, Spelz, Gerste, sowie es wahrscheinlich keine Gramineen- und Cyperaceengattung gibt, welche die Bildung des M. gänzlich ausschlösse. Alle Mutterkörner sind im Innern weiß und mehlig, auswendig oft bläulich bestäubt, an der Spitze zusammengeschrumpft und mit einem bräunlichen, trockenen Mützchen versehen, der Länge nach unregelmäßig gefurcht oder grubig, anfangs weich, fast schmierig, und am Grunde innerhalb der wie mit Oel getränkt aussehenden Spelzen von einem zähen, ekelhaft süß schmeckenden Schleim umgeben, zuletzt hart, hornig und trocken. Ueber die Bildung des M., welches sich besonders in feuchtwarmen Sommern reichlich zu entwickeln pflegt, ist viel gefabelt worden. Man hielt es lange Zeit für den ausgewachsenen, monströs gewordenen Fruchtknoten der Grasblüte und schrieb seine Entstehung theils dem Stiche von Insekten, theils einer eigenthümlichen Krankheit der Pflanze, theils Witterungs-, Boden- und Düngungseinflüssen zu. Erst der neuesten Forschung, den Untersuchungen Léveillé's, Tulasne's und vor allem Jul. Kühn's, war es vorbehalten, die Bildung, Vermehrung und Fortpflanzung des M. vollständig aufzuklären. Hiernach ist der Vorläufer des M. die als Honigthau bekannte Erscheinung. Um die Blütezeit der Gräser dringt eine klebrige, übelriechende, widerlich süße, zähe Flüssigkeit zwischen den Spelzen hervor, welche von mikroskopischen länglichen Sporen wimmelt und von einem schimmelartigen Pilzmycelium ausgeschieden wird, das den Fruchtknoten der Blüte überzieht, als selbstständiger Pilz betrachtet und Sclerotium genannt wird. Durch die Ausbildung dieses nach oben wachsenden Pilzkörpers wird das Roggenkorn meist gänzlich zerstört; höchst selten bleibt ein Theil erhalten, der dann dem fertigen M. aufgepflanzt erscheint. Allmählich verändern sich nun die diesen Körper zusammensetzenden Myceliumfäden, und zwar vom Grunde aus, indem sie sich in kurze Zellen abschnüren. Die äußern umwachsen den Pilzkörper der Sclerotien und bilden, eine violette Farbe annehmend, die Rinde des M. Durch die Umbildung der Myceliumfäden wird die ursprüngliche Pilzbildung nach der Spitze des nunmehr fertigen M. gedrängt und erscheint hier als das schon erwähnte Mützchen. Die Mutterkörner fallen endlich aus den Spelzen heraus

Digitized by Google

und gelangen so auf und in die Erde, oder beim Ausdreschen unter die gesunden Körner. Aus den in den Boden gekommenen wachsen im nächsten Frühlinge kleine Pilze hervor, welche auf einem purpurrothen oder violetten Stilchen ein bräunliches Köpfchen tragen, in welchem sich zahllose mikroskopische Schläuche mit fadenförmigen Sporen befinden, die zuletzt durch feine Oeffnungen an der Oberfläche des Köpfchens entweichen. Dieser neue, von Tulasne als Clariceps purpurea beschriebene Pilz ist die vollkommenste Form des Mutterkornpilzes; seine Sporen vermögen, wenn sie in die Blüten eindringen und dann feuchtes Wetter herrscht, zu keimen und entwickeln dann sofort das Honigthau ausscheidende Mycelium des Sclerotium. Mittel gegen das Auftreten dieser Pilzkrankheit sind nicht bekannt. Vgl. Kühn, «Untersuchungen über die Entwickelung, das künstliche Hervorrufen und die Verhütung des M.» (Halle 1863).

Das M. des Roggens wirkt in irgend erheblichen Gaben als heftiges, scharf narkotisches Gift. Der wiederholte Genuß von Brot, welches aus mutterkornhaltigem Mehl gebacken wurde, und das an seiner bläulichen Farbe, einem eigenthümlichen Geruch und einem scharfen, bittern Geschmack kenntlich ist, ruft je nach der Menge des Mutterkorngehalts zwei gefährliche Krankheiten hervor, die man unter dem Namen Ergotismus (von Ergota, Mutterkorn) oder Mutterkornvergiftung zusammenfaßt. Die eine wird Kriebelkrankheit oder Mutterkornkrampf (Ergotismus convulsivus) genannt; ihr charakteristisches Symptom ist ein Kriebeln in der Haut, welches auf einer eigenthümlichen Erregung der sensiblen Hautnerven beruht. Außerdem stellen sich Taubheit, Gefühllosigkeit, schmerzhaftes Zucken der Zunge, Uebelkeit, Erbrechen und Durchfälle ein. Bei fortgesetzter Vergiftung folgen heftiger Durst und Heißhunger, schmerzhaftes Ziehen im Rücken, ja sogar quälende, langanhaltende Gliederkrämpfe, Blindheit, epileptische Anfälle, Tobsucht und Blödsinn, bis zuletzt der Tod dem Leiden ein Ende macht. Die zweite Form des Ergotismus beginnt mit Eingenommenheit des Kopfs, Schwindel, Betäubung, Krämpfen, Diarrhöe, Erbrechen und endet mit Brandigwerden einzelner Glieder, welche erst anschwellen und sich rothlaufartig entzünden, dann kalt werden und zuletzt entweder zu einer schwarzen, hornartigen Masse zusammentrocknen oder, nachdem sich zuvor auf der Haut mit blutiger Jauche erfüllte Blasen gebildet haben, in eine penetrant stinkende, schmierige Masse verwandeln. Amputationen können oft den Patienten retten; bei raschem Umsichgreifen des Brandes tritt aber unvermeidlich der Tod durch Eitervergiftung des Blutes (Pyämie) ein. Diese furchtbare Form des Ergotismus, welche epidemisch aufzutreten vermag (so 1709—16 in der Schweiz, 1710 in Italien, 1747 in der Sologne in Frankreich) wird Mutterkornbrand (Ergotismus gangraenosus) genannt. Die im M. wirksamen Bestandtheile sind zwei Alkaloide, Ergotin und Ekbolin, ferner eine Säure, Ergotsäure; außerdem enthält es die Zuckerart Mycose, ein Harz, Trimethylamin und ein fettes Oel, das Mutterkornöl. Die Anwesenheit eines selbst geringen Gehalts an M. im Mehle ist leicht nachweisbar durch Alkohol und Schwefelsäure. Man entfettet das Mehl durch Auskochen mit Spiritus, schüttelt die Probe mit reinem Alkohol und fügt nach dem Absetzen einige Tropfen verdünnter Schwefelsäure hinzu. Röthung der Flüssigkeit zeigt das Vorhandensein von M. an. Erwärmt man ferner mutterkornhaltiges Mehl mit Kalilauge, so entsteht ein lang anhaltender Geruch nach Häringen oder alter Seife. Das M. wird auch in der Heilkunde benutzt, indem das Ergotin anhaltende Contraction der Blutgefäße und gewisser organischer Muskelfasern, insbesondere der Gebärmuttermuskulatur hervorruft, weshalb es gegen profuse Blutungen verschiedener Organe und in der Geburtshülfe zur Verbesserung der Wehenthätigkeit vielfach benutzt wird. Von der letztern Anwendungsweise stammt auch der Name des seltsamen Pilzkörpers.

Mutterkraut, Pflanzenart, s. Parthenium.

Muttermale (naevi materni) nennt man verschiedene Arten von angeborenen, örtlich begrenzten, durch Farbeveränderung oder Hervorragung über die Oberfläche sich kundgebenden bleibenden Fehlern der Haut. Sie zerfallen nach ihrem anatomischen Charakter in bloße Flecken, die sich in der Haut befinden und entweder aus Farbstoffablagerungen (Chloasmata, Malasmata, und zwar die großen: Pigmentmale, naevi spili, die kleinen: Leberflecke, lentigines) oder aus Gefäßnetzen (Feuer- und Brandmale, naevi vasculosi) bestehen, ferner in über die Haut sich erhebende Gefäßwucherungen (Angiome, telangiectasiae) und in hervorstehende Degenerationen des Fettzellgewebes der Haut, z. B. Warzen, Balggeschwülste u. s. w. Manche dieser M. bleiben immer so groß, wie sie bei der Geburt waren, andere nehmen mit der fortschreitenden Entwickelung des ganzen Körpers zu. Während die einfachen Pigmentmale niemals Gefahr bringen, können die Gefäßmale durch unvorsichtiges Oeffnen zu bedenklichen Blutungen Anlaß geben und die Geschwülste durch Vergrößerung andere Organe beeinträchtigen. Daher wendet

man zu ihrer Entfernung vielerlei Methoden an, von denen die Abbindung, Aetzung mit Höllenstein, rauchender Salpetersäure, Galvanokaustik am wirksamsten sind.

Muttertheil ist alles, was die Kinder aus dem Nachlasse der Mutter empfangen, besonders wenn ihr Vater als Ehegatte der Verstorbenen unter den Miterben auftritt. Unmündigen wird dann ein Vormund bestellt, dessen Verwaltung jedoch, nachdem der M. ausgemittelt ist, für die Regel zugleich mit dem Nießbrauche an diesem Vermögen auf den Vater übergeht. — **Muttergut** dagegen sind alle von der Mutter oder der Mutterseite her erworbenen Gegenstände, auf die das röm. Recht erst in spätester Zeit den Kindern ein Erbrecht gewährte. Im gemeinen deutschen Recht trat der Unterschied solchen Mutterguts (bona materna) gegenüber dem Vatergut (bona paterna) hervor, theils in dem Erbrecht von consanguinei, welche das Vatergut erhielten, während uterini das Muttergut empfingen; theils, nach Vorgang des Schwabenspiegels, in einzelnen Rechtsgebieten darin, daß bei kinderlosem Ableben von Eheleuten das jus recadentiae, **Fallrecht**, galt, demzufolge das vom Vater stammende Vermögen den Verwandten der Vaterseite, das von der Mutter stammende denen der Mutterseite zufiel.

Mycelium, das Geflecht der Pilzfadenzellen, s. **Pilze**.

Mykále, ein die Ebene des Mäander (s. d.) im Norden begrenzendes steiles Gebirge des kleinasiat. Jonien zwischen den Städten Ephesus und Milet, dessen weit nach Westen ins Meer vorstehende Spitze, das Vorgebirge Trogilion, mit der südöstl. Spitze der Insel Samos, dem Cap Poseidion, eine nur sieben Stadien (1,5 Kilom.) breite Meerenge bildet, in und an welcher Flotte und Heer der Perser im Sept. 479 v. Chr. von den Griechen unter Leotychides und Xanthippos geschlagen wurden. Am nördl. Fuße des Gebirgs lag das Bundesheiligthum der ion. Republiken Kleinasiens, das Panionion. Die Existenz einer Stadt M. ist zweifelhaft.

Mykenä, alte Stadt im Innern der Landschaft Argolis, im nördlichsten Winkel der Ebene von Argos auf einem vom Tretosgebirge gegen Westen vorstehenden, in mehrern Absätzen zur Ebene absteigenden Felsrücken gelegen, war in den Zeiten der achäischen Herrschaft reich und blühend als Herrschersitz mächtiger Könige, wie des Homerischen Agamemnon, daher es in der Ilias gewöhnlich als «das goldreiche M.» bezeichnet wird. Obschon durch die Dorisirung von Argolis ihres alten Glanzes beraubt, bestand die Stadt doch noch als selbstständiges Gemeinwesen fort und sandte noch einen Theil ihrer Bewohner zur Theilnahme an dem Befreiungskriege gegen die Perser aus; aber bald darauf (463 v. Chr.) wurde sie von den Argivern erobert und infolge dessen von ihren Bewohnern verlassen. Noch jetzt aber steht oberhalb des Dörfchens Charvati der größte Theil der alten Ringmauer mit dem sog. Löwenthore (benannt nach einer Reliefplatte über dem Thore, welche zwei Löwen mit einer Säule dazwischen darstellt, dem ältesten Werke griech. Sculptur, das wir kennen) in unverwüstlicher Mächtigkeit da und auch außerhalb derselben finden sich noch mehrfache Reste hochalterthümlicher Bauwerke, unter denen sich der im Volksmunde als «Grab des Agamemnon», von den Gelehrten gewöhnlich als «Schatzhaus des Atreus» bezeichnete, seit dem Anfange des 19. Jahrh. ausgegrabene unterirdische Kuppelbau, jedenfalls ein altachäisches Königsgrab, durch seine gute Erhaltung auszeichnet. Einen zweiten ganz ähnlichen, aber weniger gut erhaltenen Bau hat H. Schliemann in den Jahren 1876 und 1877 ausgegraben; zugleich hat derselbe innerhalb der Ringmauern in der Nähe des Löwenthors eine Anzahl alter Gräber entdeckt, deren reicher Inhalt, Waffen, Geräthschaften, Gefäße, Goldschmuck, Steinplatten mit Reliefs, durchaus der vorhellenischen Periode der Kunst angehört. Vgl. Schliemann, «M. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in M. und Tiryns. Mit einem Vorwort von W. E. Gladstone» (Lpz. 1878).

Mykologie oder **Pilzkunde**, s. **Pilze**.

Mykonos, jetzt gewöhnlich **Mykóni** genannt, eine Insel im Aegäischen Meere, östlich von Delos, zwischen Tenos und Naxos, zur Gruppe der Cykladen gehörig, mit einem Flächenraum von 116 QKilom. und etwa 6000 E. Sie besteht ganz aus Granit, und die Gipfel der Berge (unter denen der 364 Mt. hohe Dimastos, jetzt Elias, im Nordwesten der Insel der höchste ist) sind mit mächtigen Granitblöcken überstreut, was zu der Sage Veranlassung gegeben hat, daß hier der Kampf der Giganten gegen die Götter stattgefunden habe. Das Innere der Insel ist jedoch ziemlich fruchtbar und bringt Gerste, Wein und Feigen hervor. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist noch jetzt, wie im Alterthume, die Schifffahrt. Die mit der Insel selbst gleichnamige Stadt mit (1870) 3147 E. liegt jetzt wie im Alterthum in der Mitte der Westküste an einer geräumigen Bucht, die den Haupthafen der Insel bildet.

Mylau, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Plauen, an der Göltzsch, mit einem von Kaiser Karl IV. erbauten, gut erhaltenen Schloß, zählt (1875)

Digitized by Google

4486 E., welche Kammgarnspinnerei, Woll- und Halbwollwaarenfabrikation, Zeugdruckerei u. s. w. treiben. In der Nähe ist die Göltzschthalbrücke der Sächsischen Staatsbahn (s. Göltzsch).

Mylitta, eine große babylonische Naturgöttin, die in Wesen und Cultus mit der griech. Aphrodite Aehnlichkeit hat. Man verehrte in ihr besonders das schaffende und gebärende Princip, welche Bedeutung sich (nach Herodot) am schärfsten in einem zu Babylon herrschenden Brauche ausspricht, welcher jedes einheimische Weib nöthigte, sich einmal in ihrem Leben im Tempel der M. irgendeinem sie im Namen der Göttin begehrenden Fremden, dessen Geldspende dann dem Heiligthum zugute kam, preiszugeben. Der Name weist klar auf das Wort mulidat, mulidta, d. i. Erzeugerin, hin, dieses ist die Belit ili: «Herrin der Götter», die den Geburten vorsteht. Da aber Herodot die obenerwähnte Sitte auf die «himmlische Aphrodite» bezieht, kann sich dieser Cultus auch auf die Mutter des Alls, Muallidat, das Chaos-Meer, Mummu ruku, das leere Chaos, die Omoraka des Berosus beziehen. Von einer goldenen Venus-Mylitta-Statue gibt Aelian Kunde. Nach Macrobius stellte man sie mit den Füßen auf einem Löwen stehend vor.

Mynster (Jak. Peter), ausgezeichneter dän. Kanzelredner und Theolog, geb. zu Kopenhagen 8. Nov. 1775, widmete sich nach vollendeten Universitätsstudien eine Zeit lang dem Erziehungsfache und wurde 1801 Prediger zu Spjellerup auf Seeland, 1811 zweiter Prediger an der Frauenkirche zu Kopenhagen, 1828 Hof- und Schloßprediger. Gleichzeitig war er Mitglied der Direction der Universität und gelehrten Schulen, bis er 1834 zum Bischof von Seeland befördert wurde. Er starb als solcher 30. Jan. 1854. M. war nicht nur einer der ausgezeichnetsten dän. Kanzelredner der neuern Zeit, sondern zugleich auch ein geistvoller und gründlicher Theolog. Am werthvollsten unter seinen isagogischen Schriften sind die Einleitungen in die Briefe an die Philipper (Kopenh. 1811) und an die Galater (Kopenh. 1816). Die homiletische Literatur bereicherte er mit der Schrift «Om den kunst at praedike» (Kopenh. 1810) und einer Reihe von Predigtsammlungen. Als musterhaft müssen besonders seine «Ordinationsreden» (1. Sammlung, Kopenh. 1840, deutsch von Kalkar, Hamb. 1843; 2. Sammlung 1846) gelten. Dem dogmatischen Gebiete gehören an: «Entwickelung des Begriffs des Glaubens» (1820), «Ueber den Begriff der christl. Dogmatik» (deutsch in den «Theol. Studien und Kritiken», 1831) und vor allem die «Betrachtungen über die christl. Glaubenslehre» (2 Bde., Kopenh. 1833; deutsch von Schorn, 2 Bde., Hamb. 1835). Außer theol. Arbeiten verfaßte er auch die Biographien Münter's (1834) und Bröndsted's (1844). Kurz vor seinem Tode veröffentlichte er seine Selbstbiographie («Meddedelelser om mit livnet», Kopenh. 1854). M.'s kleinere isagogische Arbeiten erschienen deutsch in den «Kleinen theol. Schriften» gesammelt; anderes ist in den «Blandede Skrifter» (6 Bde., Kopenh. 1852—57) enthalten.

Myologie, s. Muskeln.

Myopie, s. Kurzsichtigkeit.

Myosotis, Pflanzengattung, s. Vergißmeinnicht.

Myriāde (griech.), eigentlich eine Zahl von Zehntausend, bezeichnet in der poetischen Sprache überhaupt eine außerordentlich große Menge.

Myriapoden, eine Gruppe der Gliederthiere, s. Tausendfüße.

Myrica, Name einer zur 22. Klasse des Linné'schen Systems gehörenden Sträuchergattung, welche den Typus einer kleinen Familie (Myriaceen) der kätzchentragenden Gewächse bildet, und deren Arten über die warme und gemäßigte Zone zerstreut sind. Sie zeichnen sich durch Absonderung eines kleberigen aromatischen Wachsharzes an den Blättern, Zweigen, Kätzchenschuppen oder Früchten aus und entwickeln ihre Blütenkätzchen vor dem Laubausbruche. In den männlichen Kätzchen befinden sich unter jeder Schuppe zwei bis acht freie oder verwachsene Staubgefäße, in den weiblichen ein Stempel, welcher aus einem von Perigonschüppchen gekrönten unterständigen Fruchtknoten und zwei fadenförmigen Narben besteht. Die Frucht ist ein trockenes oder fleischiges (beerenartiges) Nüßchen. In Deutschland kommt blos eine Art, der Gagelstrauch oder die Gerbermyrte (M. Gale L.), vor, ein Kleinstrauch mit lanzettförmigen, an der Spitze gesägten, oberseits grünen und harzig punktirten, unterseits braunfilzigen Blättern, welcher in Torfmooren Norddeutschlands, der Niederlande und des nördl. Europa wächst. Seine braune Rinde liefert ein vortreffliches Gerbmaterial, seine Blätter waren unter dem Namen Herba Myrti brabanticae ehedem als adstringirendes Mittel officinell. In unsern Gärten wird nicht selten der Wachsgagel (M. cerifĕra L.) aus Nordamerika cultivirt, dessen kugelrunde Nüßchen mit einer weißen Wachskruste bedeckt sind.

Myrmidonen, ein Völkerstamm in Phthia in Thessalien, sollen von Myrmidon, einem Sohn des Zeus und der Eurymeduſa und Vater des Antiphos und Aktor, den Namen haben.

Digitized by Google

Nach einer andern Sage entstanden sie aus Ameisen und verdanken diesem Umstande ihren Namen. Sie bewohnten unter Äakos die Insel Aegina, kamen mit Peleus, dem Sohne des Äakos und Enkel des Aktor, nach Thessalien und kämpften unter Achilles vor Troja.

Myron, einer der bedeutendsten ältern Meister der Plastik in Athen, war in der im nordwestl. Theile Attikas nahe der böot. Grenze gelegenen Ortschaft Eleutherä geboren und genoß seine künstlerische Bildung, ebenso wie seine beiden etwas jüngern Zeitgenossen Phidias und Polyklet, bei dem argivischen Meister Ageladas. Seine Werke, fast ausschließlich Erzstatuen, waren in verschiedenen Theilen Griechenlands zerstreut und stellten sowol Götter und Heroen als Athleten wie auch Thiere dar. Einige den beiden letztern Gattungen angehörende Werke werden von den Alten besonders gerühmt: so die in vielen Epigrammen gefeierte Kuh des M., die Statue des Läufers Ladas, der, nachdem er in Olympia im Dauerlauf gesiegt hatte, auf dem Wege nach seiner Vaterstadt Sparta infolge der übermäßigen Anstrengung starb; endlich der Diskobol (Athlet im Begriff die Wurfscheibe abzuschleudern), von welchem uns noch mehrfache Nachbildungen in Marmor und Erz erhalten sind. Außerdem besitzen wir eine Nachbildung seines Silens, den Athene genöthigt hat, die von ihr weggeworfenen, von ihm aufgehobenen Flöten fallen zu lassen, in einer Statue, sowie von der ganzen Gruppe auf Münzen, in einem Relief und Vasenbild. Der Hauptvorzug der Kunst des M. war die vollendete Naturwahrheit in der Bildung des menschlichen wie des thierischen Körpers. Doch behielt er in der Behandlung der Haare eine gewisse alterthümliche Steifheit bei. Auch scheint er mit Vorliebe männliche Kraft und Gewandtheit dargestellt zu haben.

Myroxylon, s. Balsambaum.

Myrrhe heißt der erhärtete Saft des in Arabien wachsenden Balsambaums (s. d.). Der Saft dringt aus der Rinde dieser Bäume in öligen, gelblichen Tropfen hervor, welche an der Luft allmählich dunkler, dickflüssiger und endlich ganz hart werden. Die ausgelesene M., ein Gummiharz, bildet Stücke von ungleicher Größe und Gestalt, welche halb durchsichtig, äußerlich mehr oder weniger braun gefärbt sind und ein mattes, bestäubtes Ansehen haben. Die Oberfläche ist uneben und mit Höhlungen versehen. Die Masse ist spröde. Der Bruch ist wachsglänzend, uneben, mit weißlichen Adern durchzogen. Der Geruch der M. ist balsamisch, der Geschmack gewürzhaft bitter. Die M. besteht aus einem Gemenge von Harz, ätherischem Oel, Gummi, Salzen und Wasser. Man benutzt sie in der Medicin bei Krankheiten der Mundhöhle, bei cariösen Zähnen als fäulnißwidriges Mittel. Früher wurde sie zum Salböl und zum Einbalsamiren von Leichen angewendet.

Myrte (Myrtus L.) ist der Name einer zur 12. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, welche der Typus einer dikotylen Pflanzenfamilie, der Myrtaceen, geworden ist. Ihre Arten, lauter immergrüne Sträucher und Bäume der warmen und wärmern gemäßigten Zone beider Hemisphären, haben achselständige Blütenstände, Blüten mit vier- bis fünftheiligem Kelchsaum, vier bis fünf Blumenblättern, zahlreichen freien Staubgefäßen, einem fast kugeligen, unterständigen Fruchtknoten und eine zwei- bis dreifächerige, mit dem Kelchsaume gekrönte Beere mit nierenförmigen Samen. Seit den ältesten Zeiten ist die gemeine M. (M. communis L.) beliebt, ein immergrüner, gewürzhafter, etwa 1 Mt. hoher Strauch oder mäßiges Bäumchen mit weißen Blumen, in allen Ländern am Mittelländischen Meere einheimisch und sonst häufig cultivirt. Man hat Varietäten mit schmalern und breitern Blättern, welche auch in der Natur vorkommen, sowie mit gefüllten Blüten. Da die M. den Winter Deutschlands nicht verträgt, so muß sie bei uns im Hause überwintert werden. Ihre bitterlich-zusammenziehenden und gewürzhaften Blätter und Beeren waren ehedem als Heilmittel gebräuchlich. In den classischen Zeiten Griechenlands war sie als Symbol der Jugend und Schönheit der Aphrodite geweiht und wurde bei ihren Festen und bei den Eleusinien vielfach gebraucht. Selbst bis auf unsere Zeiten ist der Gebrauch eines Myrtenkranzes als Ehrenschmuck jungfräulicher Bräute bei Vermählungen geblieben. Dazu wählt man die kleinblätterige Varietät, während die großblätterige (die gewöhnliche Form der wildwachsenden Pflanze) zu Kränzen und Guirlanden für Verstorbene benutzt zu werden pflegt und deshalb den Namen Todtenmyrte erhalten hat. Die M. läßt sich durch Stecklinge leicht vermehren; da sie eine wasserliebende Pflanze ist und in ihren Heimatländern vorzugsweise auf feuchtem, sumpfigem Boden und an Bachufern wächst, muß sie während des Sommers feucht gehalten werden. Die erbsengroßen rothen Beeren der kleinblätterigen M. (M. microphylla) und von M. Arrayan in Peru sind wohlschmeckend und zuckersüß. Auch die schmackhaften Beeren der Lumamyrte (M. Luma) werden in Chile häufig gegessen.

Digitized by Google

Mysien (griech. und lat. Mysia) nannten die Alten im weitern Sinne die ganze Landschaft im nordwestl. Kleinasien, welche im N. von der Propontis und dem Hellespont, im W. durch das Aegäische Meer begrenzt, im S. an Lydien, im O. an Phrygien und Bithynien stößt. Im engern Sinne werden jedoch nur der nordöstlichere und mittlere Theil dieses Landstrichs mit dem Namen M. bezeichnet, der nordwestlichere als Troas, der südwestlichere als Aeolis, der südlichste als Teuthrania davon unterschieden. Die Landschaft ist größtentheils von Gebirgen durchzogen, unter denen der troische Ida im Westen, der Temnos im Süden, der mysische Olympos im Nordosten die bedeutendsten sind. Unter den zahlreichen Flüssen sind der Rhyndakos, der Aesepos, der Granikos im Nordosten, der Skamander in der Troas und der Kaikos im südlichsten Theile der Landschaft zu nennen. Der Boden war im Alterthume zu einem beträchtlichen Theile mit Wäldern und Sümpfen bedeckt, sodaß die Landschaft keineswegs zu den fruchtbarsten Gegenden Kleinasiens gehörte; doch producirte sie guten Weizen, und die Fischerei an den Küsten lieferte treffliche Fische und Austern. Unter den Städten waren Kios, Prusa, Apollonia, Kyzikos, Parion und Lampsakos im Norden, Alexandreia Troas im Westen, Skepsis und Adramyttion in der Mitte und Pergamon im Süden die bedeutendern. Die Bewohner gehörten, abgesehen von den griech. Einwanderern, ursprünglich wahrscheinlich dem thraz.-phryg. Volksstamme, also der indogerman. Völkerfamilie an, doch waren sie infolge des Verkehrs mit ihren südl. Nachbarn, den Lydern, stark mit semit. Elementen gemischt, wie auch ihre Sprache den Charakter einer Mischsprache an sich trug. Eine polit. Rolle spielte M. erst in der Diadochenzeit infolge der Gründung des Pergamenischen Reichs durch Philetäros (283 v. Chr.), das unter dessen Nachfolgern, Eumenes I., Eumenes II., Attalos II., zur Blüte gelangte, von Attalos III. aber bei seinem Tode (133 v. Chr.) den Römern als Erbe hinterlassen wurde.

Myslowitz, Stadt im Regierungsbezirk Oppeln der preuß. Provinz Schlesien, Kreis Kattowitz, am Weichselzufluß Przemsa, über welche eine 260 Mt. lange hölzerne Brücke führt, an der Oberschlesischen und der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, ist Sitz einer Gerichtsdeputation, hat eine kath. und eine 1877 restaurirte evang. Kirche, eine Simultanschule, eine höhere Knaben- und eine höhere Töchterschule und zählt (1875) 6814 E., die eine Gasanstalt, eine Dampfmühle und Ofenfabriken unterhalten und die umliegenden Steinkohlengruben bebauen. Etwa 1,5 Kilom. von der Stadt ist die sog. Dreikaiserecke, wo beim Zusammenfluß der Weißen und Schwarzen Przemsa die drei Kaiserreiche Rußland, Oesterreich und Deutschland zusammenstoßen.

Mysore (spr. Maißur oder Maißor), ein unmittelbar unter der Regierung der brit.-ind. Präsidentschaft Bengalen stehender, von einem Obercommissar (Chief-Commissioner) beaufsichtigter Vasallenstaat, liegt im Innern des südlichern Theils von Vorderindien zwischen den östl. und westl. Ghats und wird nordwestlich von dem Collectorate Dharwar der Präsidentschaft Bombay, nordöstlich, östlich, südlich und westlich von Theilen der Präsidentschaft Madras begrenzt. Das Areal desselben beträgt 70,126 QKilom. mit (1871) 5,055,412 E., größtentheils Brahmanen. M. besteht aus einer im Durchschnitt 650 Mt. hohen Bergebene, welche im S. vom obern Kaweri und dessen Nebenflüssen, im N. vom Kistnazufluss Tumbudra und dem ihm tributären Wedawatti oder Haggri, im NW. von dem ins Arabische Meer fallenden Scherawatti durchflossen wird. Das Klima ist nicht so heiß wie in der benachbarten Küstenebene und, weil es beiden Monsuns ausgesetzt, regenreich; namentlich in den Westghats ist die Feuchtigkeit sehr groß. Aus dem Mineralreich finden sich daselbst Eisen im Ueberfluß, Goldstaub, Salz, Granaten und Korund oder Demantspat. Die äußerst fruchtbaren Thäler erzeugen alle ind. Producte der tropischen und manche der gemäßigten Zone. Teakholz, Sandelholz, andere Baumarten und kaum durchdringliches Unterholz bilden die Wälder, meist jedoch in den Thälern, während die Höhen nur mit Dschangel bedeckt sind. Von wilden Thieren kommen daselbst vor: Tiger, Leoparden, Tschita oder Jagdleoparden, Bären, wilde Hunde sowie giftige Schlangen in Menge. Auch Elefanten kommen wild vor. Das Pferd ist schlecht, die Zahl der Büffel größer als die der Kühe, die Schafe sind von guter Art. Die Bewohner sind durchgehends kräftig gebaut, höflich, aber unzuverlässig und sinnlichen Genüssen ergeben. Die Manufactur beschränkt sich auf grobe Wollstoffe, Baumwolle, Seide und Glas und ist im ganzen ohne Wichtigkeit. Auch der Handel ist gering, und die Geschäfte befinden sich in den Händen der nur in Zelten lebenden Rasse der Brindscharris, welche, von ihren Familien begleitet, in großen Gesellschaften reisen. M. war unter eigenen Hindu-Radschas aus brahman. Stamme bis 1556 ein Vasallenstaat des Reiches Bidschanagar oder Karnata (s. **Karnatik**) und seit 1650 des Sultanats Bisapur oder Bedschapur (s. d.), wurde 1685 durch Aureng-Zeyb dem Delhireiche einverleibt und kam so unter die Oberhoheit des Nizam oder Statthalters von Dekan.

Digitized by Google

Die brahmanische Dynastie wurde 1759 von Hyder-Ali (s. d.), dem Stifter des neuen mohammed. Sultanats M., verdrängt, welches, nachdem es dessen Sohn, Tippo-Saïb (s. d.), nach allen Seiten erweitert, ganz Süddekan, außer dem Küstenlande Karnatik und den Reichen Cochin und Travancore, aber mit Einschluß von Canara und Malabar, umfaßte. Schon Tippo-Saïb verlor im Vertrage vom 19. März 1792 mit den Briten die Hälfte seiner Besitzungen. Nach seinem Untergange 1799 wurde das Reich abermals zerstückelt, und die Engländer setzten in dem Reste, dem jetzigen M., einen Sproß der frühern brahmanischen Dynastie, den sechsjährigen Prinzen Krischna, als Radscha auf den Thron, der bis 1812 unter der vormundschaftlichen Leitung des Brahmanen Purnea stand. Während der Verwaltung dieses ausgezeichneten Mannes erfreute sich M. großer Ruhe und Ordnung. Seit der selbstständigen Regierung des Krischna Radsch Wadejar traten indeß arge Zustände ein, weshalb das Land 1832 unmittelbar brit. Beamten unterstellt und der Radscha durch ein Jahrgeld abgefunden wurde. Seitdem nahm M. einen neuen Aufschwung. Das Land zerfällt in die drei Divisionen Astagram, Nagar und Naudidrug, welche zusammen acht Districte umfassen. Die Briten haben die Besatzungsplätze Bangalore (s. d.), Harikar und French-Rocks im Besitz; dagegen ist Seringapatam (s. d.), die frühere Hauptstadt des Reichs, wegen der sehr ungesunden Lage aufgegeben. Nur 15 Kilom. südlicher als letztere liegt in 700 Mt. Seehöhe die jetzige Hauptstadt M., Sitz des Titular-Radscha, des engl. Regierungscommissars und sehr bedeutender Kaufleute und Bankiers. Die Stadt ist auf zwei gleichlaufenden Höhenzügen regelmäßig angelegt, hat viele massive Häuser, ein Fort und den Residenzpalast des Radscha und zählt (1871) 57,815 E. Außerdem ist noch wichtig Bednore oder Nagger, in einem überaus regenreichen Becken der Westghats, über 1250 Mt. über dem Meere gelegen und von prachtvollen Wäldern umgeben, durch Befestigungen auf den Höhen gedeckt. Diese Stadt ward 1645 Sitz eines eigenen Radscha und blühte rasch auf, sodaß sie mehr als 100,000 E. zählte. Hyder-Ali eroberte und plünderte sie 1763 und erkor sie dann unter dem Namen Hydernaggur zu seiner Hauptstadt. Vom General Matthews, der sie besetzt hielt, mußte sie 1783 nach tapferer Vertheidigung an Tippo-Saïb übergeben werden, der die höhern Offiziere erschießen, die Truppen selbst grausam behandeln ließ. Der Ort ist schon längst ganz in Verfall gerathen.

Mystagōg hieß bei den Athenern derjenige, welcher den in die Mysterien (s. d.) Einzuweihenden einführte. Jetzt bezeichnet man damit im verächtlichen Sinne einen Geheimnißkrämer.

Mystērien (griech. μυστήρια, d. i. Geheimnisse) nannten die Griechen im Gegensatze zu der öffentlichen Gottesverehrung gewisse Religionsformen und Cultgebräuche, an denen nur Personen theilnehmen durften, welche nach gewissen Vorbereitungen, ja bei einzelnen auch erst nach Bestehung gewisser Prüfungen und nach Ablegung des Gelübdes der Verschwiegenheit in den Kreis der Eingeweihten aufgenommen worden waren. Der Inhalt aller dieser M. war, soweit wir davon Kunde haben, ein doppelter: theils Cultuslegenden über die Thaten und Schicksale der Gottheiten, denen die M. geweiht waren, theils Cultgebräuche, indem an den Festversammlungen der Theilnehmer unter Leitung des priesterlichen Personals der Inhalt jener Legenden gewöhnlich in dramatischer Form dargestellt wurde. Von einer religiösen Belehrung in unserm Sinne, d. h. Mittheilung von reinern Vorstellungen über die Gottheit, Ausdeutung der Mythen des Volksglaubens im philos. Sinne, findet sich in den alten M. keine Spur; vielmehr beruhte ihre Bedeutung durchaus nur auf der ohne Zweifel zum Theil sehr mächtigen Wirkung, welche jene dramatischen Darstellungen auf die Phantasie und das Gemüth der «Schauenden» (Epopten) ausübten, indem sie in denselben das Gefühl der Reinigung und Heiligung und die tröstliche Hoffnung auf ein Fortleben nach dem Tode in einem seligen Jenseits erweckten. Den ersten Rang unter allen griechischen M. nahmen sowol in Hinsicht ihres Ansehens als der Zahl der Theilnehmer die attischen Eleusinien ein (s. Eleusis), welche unter dem besondern Schutze des Staats standen. Ihnen stehen an Alter und Heiligkeit zunächst die Samothrazischen M., deren Mittelpunkt der ursprünglich phöniz. Cultus der Kabiren bildete, mit welchem phrygische und griech. Religionselemente verschmolzen waren. Während diese beiden M. an bestimmte Orte gebunden und unter den Schutz und die Aufsicht einer polit. Gemeinde gestellt waren, waren andere, wie namentlich die orphischen, nur an die Personen der Theilnehmer geknüpft, also durchaus Privatsache und dadurch leicht allerhand Misbräuchen ausgesetzt. Vorzüglich gilt dies auch von den religiösen Weihen fremdländischen Ursprungs, die besonders seit der Zeit des Peloponnesischen Kriegs sich in Griechenland und hernach in Rom und Italien verbreiteten. Schon die orphischen M., welche vorzugsweise dem mit thrazischen, phrygischen und vorderasiat. Gottheiten verschmolzenen Bacchus (s. d.)

zed by Google

galten, enthielten solche Elemente und nahmen immer mehr dergleichen auf. Dazu kamen dann aber insbesondere die Weihen der kleinasiat. Großen Mutter Cybele (s. d.), der ägypt. Isis und in späterer Zeit des pers. Mitra, die alle auch in Italien und Rom Eingang und große Verbreitung fanden. Dort hatten die bacchischen Weihen schon im 2. Jahrh. n. Chr. einen so bedenklichen Charakter angenommen, daß der röm. Senat 166 v. Chr. durch das «Senatus consultum de Bacchanalibus» die Theilnahme an denselben auf das strengste untersagte. Beim Auftreten des Christenthums suchte das Heidenthum vergeblich seine M. mehrfach als Bollwerk gegen die Angriffe der Vorkämpfer der neuen Religion zu benutzen. Vgl. Sainte-Croix, «Recherches historiques et critiques sur les mystères du paganisme» (Par. 1784; deutsch von Lenz, Gotha 1790; 2. Aufl. des franz. Originals von Silvestre de Sacy, Par. 1817); Lobeck, «Aglaophamus» (2 Bde., Königsb. 1829); Petersen, «Der geheime Gottesdienst bei den Griechen» (Hamb. 1848); Haupt, «De mysteriorum Graecorum causis et rationibus» (Königsb. 1853); Foucart, «Des associations religieuses chez les Grecs» (Par. 1873).

Mysterien (griech.) nannte man im Mittelalter eine Art geistlicher Schauspiele, bestehend in Darstellung von Scenen aus der heiligen Geschichte, besonders aus der Geschichte der Passion, Auferweckung und Wiederkunft Christi. Sie wurden seit dem frühen Mittelalter, anfangs nur in Kirchen, durch Geistliche und Chorknaben, später, als weltliche und niedrigkomische Elemente immer weitern Raum darin gewannen, auf Straßen und öffentlichen Plätzen, von Bürgern und dann von eigens dazu gebildeten Gesellschaften dem Volke zum besten gegeben. Die ältesten Spuren derselben reichen bis ins 11., vielleicht in das 9. Jahrh. zurück. Aufgeführt wurden sie am Oster- und am Pfingstfest. In einem Decretal Innocenz' III. von 1210 wird bereits von Darstellungen mit abstoßenden Masken (monstra larvarum) geredet, die man in Kirchen gäbe, und bei denen selbst Priester mitwirkten. Aufzeichnungen derartiger christl. Dramen kommen erst im 15. Jahrh. vor. In England scheinen bereits im 13. Jahrhunderte M. im Freien gespielt worden zu sein, wobei Stühle vermiethet wurden, auch Einsammlungen von Geld stattfanden. Als eins der ältesten auf uns gekommenen Dramen dieser Art werden «Die Wunder der heil. Katharina» betrachtet. Die Aufführungen im Freien fanden, wenigstens im 16. Jahrh., auf Karren, Spielwagen (pageants) statt, welche von Straße zu Straße zogen. Sobald ein Wagen abgespielt hatte, folgte ein anderer. Die Bühnen der Wagen waren in drei Stockwerke getheilt, um Himmel, Erde und Hölle vorstellen zu können, und mit Teppichen behängt; in dem untersten Raume des Wagens kleideten sich die Schauspieler an. Außer den Darstellungen der göttlichen Geheimnisse (Mysteries) und Wunder der Heiligen (Miracles) gab man moralisch-lehrhafte Darstellungen aus der biblischen Geschichte (Moralities). Die geistlichen Dramen Deutschlands waren ursprünglich lateinisch abgefaßt und wurden von Geistlichen aufgeführt. Erst als auch Laien mitspielten, wurden deutsche Verse in immer größerm Umfange beigemischt; zugleich nahmen dieselben auch vielfach komische Bestandtheile in sich auf. Das älteste durchaus deutsche Mysterium, das wir haben, ist ein Passionsspiel, rührt von einem höfisch gebildeten Dichter her und gehört der Blütezeit des 13. Jahrh. an. Das 14. Jahrh. weist mehrere auf, das berühmteste darunter ist das «Spiel von den zehn Jungfrauen». In Paris bildete sich 1380 eine Gesellschaft, welche M. gab, die Confrérie de la passion, welche zuerst bei Karl's VI. Einzuge im Hospital der Trinité, später im Hôtel de Bourgogne spielte und 1402 ein Privilegium erhielt. Ihre Stücke pflegten viele Abtheilungen zu haben, die an verschiedenen Tagen nacheinander aufgeführt wurden. Die Sitte, geistliche Dramen aufzuführen, hat sich an vielen Orten der kath. Christenheit bis in die späteste Zeit erhalten, z. B. die Bauernspiele (s. d.) im Oberammergau in Oberbaiern. (S. Ammer und Passionsspiele.) Sammlungen französischer M. veranstalteten Monmerqué und Michel (Par. 1839) und Jubinal (2 Bde., Par. 1837); deutsche M. veröffentlichte Mone, «Deutsche Schauspiele des Mittelalters» (Quedlinb. 1841) und «Schauspiele des Mittelalters» (2 Bde., Karlsr. 1847). Vgl. Devrient, «Geschichte der deutschen Schauspielkunst» (Bd. 1, Lpz. 1848); Pichler, «Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol» (Innsbr. 1850); Wilken, «Ueber die kritische Behandlung der geistlichen Spiele» (Halle 1873); Magnin, «Les origines du théâtre moderne» (Bd. 1, Par. 1838); Taillandier, «Notice sur les confrères de la Passion» (Par. 1834); Leroy, «Études sur les mystères» (Par. 1837); «The Towneley mysteries» (Lond. 1836); Wright, «Early English mysteries» (Lond. 1844).

Mystificiren heißt nach der zuerst in Frankreich seit Poinsinet gewöhnlich gewordenen Bedeutung die Leichtgläubigkeit und Beschränktheit eines Menschen benutzen, um ihm allerlei lächerliche Dinge aufzuheften und ihn zu Lächerlichkeiten zu veranlassen.

Digitized by Google

Mystik (griech.). In der Religion der alten Griechen hießen diejenigen, welche in die geheimen Gottesdienste und deren symbolische Bedeutung (s. Mysterien) eingeweiht waren, Mysten, d. h. Geweihte. In der christl. Kirche wurde der Name Mysterien auf die vor den Heiden geheimgehaltenen Lehren und Bräuche, der Name Mysten auf die bei der Taufe in jene Geheimnisse Eingeweihten übertragen. Da diese «Eingeweihten» sich ihrer durch die christl. Mysterien erlangten Gemeinschaft oder «Einigung» mit Gott bewußt waren, so bildete sich allmählich der Sprachgebrauch, nach welchem Mystiker diejenigen heißen, welche sich eines unmittelbaren Umgangs mit Gott und einer in diesem Umgange ihnen zutheil gewordenen unmittelbaren göttlichen Erleuchtung rühmen. Die kirchliche Lehre hat jedoch den Vorzug solchen unmittelbaren Verkehrs mit Gott auf wenige gottbegnadete Geister, besonders die Propheten und Apostel beschränkt, welche allein göttlicher Offenbarungen gewürdigt worden seien. Obwol man kirchlicherseits stets daran festhielt, daß jedem wahrhaft Frommen der Gebetsverkehr mit Gott offen stehe, so hat man dennoch den Inhalt aller vermeintlichen Offenbarung an dem überlieferten Glauben zu prüfen geboten und auf Grund dieser Prüfung die meisten jener vorgeblichen unmittelbaren Eingebungen als Betrug oder Hallucination verworfen. Dennoch hat es zu keiner Zeit an solchen gefehlt, welche sich unmittelbarer göttlicher Offenbarungen, göttlich gewirkter Visionen u. s. w. rühmten. Schon die Neuplatoniker (s. d.) suchten die sinkende griech. Volksreligion durch eine mystische Theologie neu zu beleben, welche auf den Glauben an einen ununterbrochenen Verkehr mit der übersinnlichen Welt, an Orakel, Visionen und an übernatürliche Kundgebungen aller Art gegründet war. Diese mystische Theologie ward durch die Schriften des angeblichen Dionysius Areopagita (s. d.) auch ins Christenthum verpflanzt, fand großen Anklang in orient. Klöstern und kam durch Erigena (s. d.) auch nach dem Abendlande. Der pantheistische Zug dieser M. blieb dem Zeitalter fremd, desto mächtigern Einfluß übte der Geist inniger Andacht und religiöser Contemplation. Im Gegensatze zu der Scholastik (s. d.), der begrifflichen Entwickelung und Begründung der Glaubenslehren, bildete sich eine Richtung aus, welche alles Gewicht auf den unmittelbaren Glauben und die im Glauben und in der Liebe erlebte Gottesgemeinschaft des frommen Individuums legte. Nach dem Vorgange des heil. Bernhard (s. d.) entwickelte Hugo von St.-Victor (gest. 1141) ein förmliches System der religiösen Erhebung, welche von Stufe zu Stufe fortschreitend in der vollendeten Anschauung Gottes als dem letzten Endzwecke aller Dinge sich vollendet. Richard von St.-Victor (gest. 1173) bildete jenes System mystischer Contemplation noch weiter aus: der Höhepunkt ist ihm die Verzückung der Liebe, welche unmittelbar der Anschauung und des Genusses des göttlichen Wesens gewürdigt ist. Obwol sich diese M. bereits zu phantastischen Speculationen über die Geheimnisse der Gottheit erhebt, will sie doch der kirchlichen Autorität nicht von fern zu nahe treten, fordert im Gegentheil demüthige Unterwerfung unter den Kirchenglauben und unter die kirchlichen Ordnungen als unerlaßliche Vorbedingung aller wahren Contemplation. Es ist eine Theologie der Andacht, des Gefühls und der unmittelbaren Erleuchtung, welche auf die begriffliche Thätigkeit des Verstandes ein sehr geringes Gewicht legte, ein um so größeres dagegen auf die innere Erfahrung der göttlichen Liebe im Gemüth und, als Grundbedingung der Gottesgemeinschaft, auf Reinigung des Herzens und eine ascetische Moral. Der kirchliche Verfall rief im 14. Jahrh. eine Reaction des religiösen Gefühlslebens hervor, welche vielfach an den mystischen Schriften Erigena's und der Victoriner sich nährte.

Die namhaftesten Vertreter dieser Richtung sind Meister Eckhart (s. d.), Johannes Tauler (1300—1361), Johann Ruysbroek (Doctor ecstaticus, gest. 1381), Heinrich Suso (gest. 1365), Hermann von Fritzlar und der unbekannte Verfasser der «Deutschen Theologie». Die Grundgedanken dieser M. sind das Absterben der Seele für die Welt und für das eigene Selbst, um sich ganz in die göttliche Liebe zu versenken, und die Geburt oder Auferstehung Gottes im Menschen, wie sie vorgebildet ist in der Menschwerdung, dem Tode und der Auferstehung Christi, in welchen Ereignissen der Gläubige geistige Vorgänge sieht, die sich in allen wiederholen sollen. Diese namentlich im Augustinerorden gepflegte M. hat auch auf den Bildungsgang Luther's und auf die phantasievolle, freilich oft derb sinnliche und mythol. Form, in welche sich für ihn die tiefsinnigsten religiösen Ideen einkleiden, wesentlich eingewirkt. Aber auch die «Schwarmgeister und himmlischen Propheten» der Reformationszeit, Thomas Münzer (s. d.) und die Wiedertäufer, welche auf Grund des ihnen zutheil gewordenen «innern Lichts» den kirchlichen Gemeinglauben verwarfen und die ganze bestehende kirchliche und staatliche Ordnung von Grund aus umstürzen wollten, standen vielfach unter dem Einflusse derselben M. In der Zeit der tiefsten Erstarrung des religiösen Lebens unter der Herrschaft der Orthodoxie

Digitized by Google

lebte auch die M. in Deutschland wieder auf. Während in den Andachtsbüchern von Johann Arnd (s. d.), Christian Scriver (s. d.) u. a. die innigen Töne der ältern M. wieder erklingen, geläutert und geklärt durch die religiösen Grundgedanken der Reformation, so führt die Verbindung naturphilos. Speculationen und alchemistischer Träumereien in Jakob Böhme (s. d.), Johann Gichtel u. a. zu einer tiefsinnigen, aber abenteuerlichen Theosophie, welche, theilweise im scharfen Gegensatze zur Kirche und dem kirchlichen Glauben, die phantastischen Ideen der «Schwarmgeister» erneuerte. Bis auf die Gegenwart herab hat es nicht an «Inspirirten» und Theosophen gefehlt, welche sich wie Swedenborg (s. d.) und seine Anhänger unmittelbarer Offenbarungen rühmen. In der rationalistischen Periode ward es üblich, jedes Geltendmachen des Geheimnißvollen und Uebernatürlichen in der Religion als Mysticismus zu bezeichnen. Doch ist dieser Name strenggenommen nur dort am Platze, wo man das in aller Religion enthaltene mystische Element, d. h. das unmittelbare Bewußtsein des im Menschengeiste gegenwärtigen Göttlichen, in sinnlich-phantastischer Weise und mit Ueberspringung aller natürlichen und psychol. Vermittelungen geltend macht. In den Anschauungen dieser Mystiker mischen sich oft die tiefsinnigsten, aber immer mehr oder minder sinnlich aufgefaßten religiösen Ideen unvermittelt mit verworrenen Phantasien, die tiefsten Erlebnisse des religiösen Gemüthslebens mit leeren Träumereien, die geistige Wahrheit mit dem rohesten Unverstande. Auch der Islam, obgleich zu Anfang wegen seiner kriegerischen Stimmung die M. wenig begünstigend, hat später unter dem Namen des Sufismus (s. d.) eine solche, und zwar eine von ziemlich schwindeliger Höhe hervorgebracht. Vgl. Tholuck, «Blütensammlung aus der morgenländischen M.» (Berl. 1825); Görres, «Die christliche M.» (4 Bde., Regensb. 1836—42); Noack, «Die christliche M.» (2 Bde., Königsb. 1853); Charles Schmidt, «Les mystiques du quatorzième siècle» (Straßb. 1836); «Deutsche Mystiker des 14. Jahrh.» (herausg. von Pfeiffer, Bd. 1 u. 2, Lpz. 1845—57); Preger, «Geschichte der deutschen M. im Mittelalter» (Bd. 1, Lpz. 1874); Haupt, «Beiträge zur Literatur der deutschen Mystiker» (Wien 1874); Heppe, «Geschichte der quietistischen M. in der kath. Kirche» (Berl. 1875).

Mythen heißen zwei Voralpengipfel der Schwyzeralpen nordöstlich von Schwyz (s. d.), südlich von Einsiedeln (s. d.), auf der Wasserscheide zwischen der Sihl (Limmath) und der Muotta (Reuß) gelegen. Der Große M., ein steiler Kalkkegel, der Juraformation angehörend, früher bewaldet, seit dem Waldbrand von 1800 fast ganz kahl, erhebt sich zu 1903 Mt. Höhe über dem Meere, bietet eine prachtvolle Aussicht auf die Alpen und den Vierwaldstättersee, welche denjenigen vom Rigi und vom Pilatus kaum nachsteht, und wird, seitdem auf dem Gipfel ein kleines Wirthshaus erbaut ist, häufig von Schwyz aus in drei, von Einsiedeln aus in vier Stunden auf gutangelegtem Zickzackweg bestiegen. Der Kleine M., vom Großen durch den Sattel von Zwischmythen (1441 Mt.) getrennt, ist 1815 Mt. hoch; an seinem Westabhang liegt der Hackenpaß (1393 Mt.), über welchen ein Saumweg in $4^1/_2$ Stunden von Einsiedeln nach Schwyz führt. — Ueber den Mythenstein s. Grütli.

Mythographen nennt man diejenigen Schriftsteller des Alterthums, welche die verschiedenen Sagen und Dichtungen der frühern Zeiten in Prosa bearbeiteten und zusammenstellten. Strenggenommen gehören dazu nur die Autoren, welche es blos mit Erzählung der alten Sagen in den überlieferten Formen zu thun haben. Doch pflegt man in den Sammlungen der dürftigen Reste dieser Literatur auch die Schriftsteller unter diesem Namen zu begreifen, denen es nicht um die Erzählung der Mythen, sondern um Deutung derselben zu thun ist, indem sie einen größern oder kleinern Kreis von Mythen ausdeuten oder auch nur ihr System, ihre Erklärungsmethode durch Anwendung auf einzelne Mythen veranschaulichen wollen. Die Hauptschriften der letztern Gattung, das Werk des Cornutus «Ueber das Wesen der Götter» und die «Homerischen Allegorien» des Herakleides (s. d.) oder vielmehr Herakleitos, haben eine vorwiegend philos. Tendenz und repräsentiren die Hauptrichtung der allegorischen Mythenerklärung, die physische, welche das Wesen der Götter als Träger der alten Sagen auf die Naturkräfte zurückführt. Die zweite Richtung der Mythenerklärung, die historische oder pragmatische, ist namentlich durch die sehr mangelhaft erhaltenen «Libri de incredibilibus» des Paläphatos und die des Herakleitos, die dritte Richtung, die ethische, durch die wenig bekannte Schrift «De Ulixis erroribus» vertreten. Die wichtigsten Reste der Schriften von eigentlichen griechischen M. sind die «Bibliotheca» des Apollodor (s. d.), die gleich der mit erdichteten und entstellten Mythen und erlogenen Geschichten angefüllten «Nova historia» des Ptolemäos, die nur bei Photius im Auszug erhaltenen «Narrationes» des Konon, die «Narrationes amatoriae» des Parthenios, die «Transformationes» des Antoninus Liberalis, ferner die Schrif-

Digitized by Google

des Joannes Pediasimos «De Herculis laboribus» und die «Deorum cognomina» des Niketas. In den Sammlungen der röm. «Mythographi» finden sich namentlich die «Fabulae» des Hyginus, die «Mythologiae» des Fulgentius, des Lutatius Placidus «Narrationes tabularum» (aus Ovid), das erst im Mittelalter von einem Albericus geschriebene Buch «De deorum imaginibus» u. a. Die beste Sammlung der «Mythographi Graeci» veranstaltete Westermann (Braunschw. 1843); die «Mythographi Latini» gaben Muncker (2 Bde., Amsterd. 1681) und van Staveren (2 Bde., Leid. 1712) heraus, wozu dann noch die Ausgabe der drei «Mythographi Vaticani», von denen wenigstens der erste noch dem heidnischen Alterthum angehört, durch Mai (Rom 1831) und Bode (Celle 1834) gekommen ist.

Mythus und Mythologie. Die Mythologie ist die Wissenschaft vom Mythus; es kommt also, um ihre Bedeutung erfassen zu können, zuerst auf eine Definition des Begriffs des Mythus an. Der Wortbedeutung allein nach ist der Mythus (griech. μῦθος) nichts als Rede, Erzählung ganz allgemein, so bei Homer; aber schon die spätern Griechen gebrauchen die Worte Mythos und mythisch in engerer Anwendung für Erzählung aus vorhistor. Zeit, und ungefähr in diesem Sinne gebraucht man das Wort mythisch populärerweise im täglichen Leben. In der modernen wissenschaftlichen Sprache ist Mythus sehr verschieden definirt worden; man wird ihn aber am besten bezeichnen äußerlich: als Erzählung, deren Mittelpunkt ein göttliches Wesen ist, und innerlich: als der in concreter Erzählungsform auftretende religiöse Glaube. Wenn nun Mythologie die Wissenschaft vom Mythus, so ist sie äußerlich der Complex aller Erzählungen von Göttern, dämonischen und halbgöttlichen Wesen, innerlich aber enthält die Mythologie die Vorstellungen der Völker von ihren Göttern, deren Wesen und Thun.

Die Entstehung des Mythus hat man sich folgendermaßen zu denken. Der in der Natur lebende Mensch gewahrt in derselben eine Anzahl von Kräften, welche die Erscheinungen der Natur bedingen, und welche miteinander oder gegeneinander zu wirken scheinen, oder welche die gegenseitigen Producte und Wirkungen fördern oder zerstören. Der warme Frühlingsregen z. B. fördert die Vegetation, ebenso der milde Sonnenschein, während der Sturm den Baum entblättert, entästet, entwurzelt oder der dürre Sonnenbrand des höchsten Sommers die Pflanzen welken macht. Diese Kräfte aber, welche die Naturerscheinungen bedingen, abstract als Kräfte aufzufassen, als Wärme, Elektricität u. s. w., vermag nur das abstracte Denken, während die unmittelbare Anschauung der Phantasie in oder hinter der Kraft einen Willen vermuthet, welcher dieselbe hervorbringt oder sendet. Ein Wollen und dem Wollen gemäßes Handeln kann aber nur bei einem persönlichen Wesen gedacht werden. Mit Nothwendigkeit setzt also eine Zeit, in der die Phantasie und Intuition den Gedanken und die Abstraction überwiegt (und eine solche Zeit ist allein mythenbildend), an die Stelle der abstracten Naturkraft eine willensbegabte Persönlichkeit, von der die in ihrer Wirkung wahrgenommene Kraft ausgeht. Da aber die Kraft und deren Wirkung immer dieselbe oder wenigstens immer ähnlich bleibt, so erscheint sie als die der Persönlichkeit anhaftende Eigenschaft, und diese Eigenschaft bildet sich zum Charakter aus. Je nachdem nun die Wirkungen, welche man dem Willen dieser oder jener Persönlichkeit zuschrieb, dem Menschen gegenüber freundlich, angenehm, erwünscht, segensvoll waren, oder verderblich, furchtbar, zerstörend, erschien die Persönlichkeit als eine milde und freundliche oder als eine zürnende und feindliche. Da aber im einen wie im andern Falle die Wirkung und also auch die sie hervorbringende Persönlichkeit über menschliche Kraft erhaben, der menschlichen Einwirkung entzogen war, so erscheint diese Person als Gottheit, und zwar mußte man nothwendig in der auf den unmittelbaren Eindruck, nicht auf Abstraction bauenden Zeit so viele Gottheiten statuiren, wie man voneinander unabhängige Kräfte wahrzunehmen glaubte. Von diesen göttlichen Personen, von ihrer höhern Kraft, von ihrem Segen oder ihrem Zorne fühlt sich in jedem Falle und in jedem Augenblicke seines mit der Natur zusammenhängenden Lebens der Mensch abhängig, woraus das religiöse Gefühl entsteht: der Mensch tritt seinen Gottheiten gegenüber in ein religiöses Verhältniß, fühlt gegen die freundlichen Liebe, Dank und Verehrung, vor den feindlichen Furcht und Scheu, sucht die freundliche Gottheit durch Gebet und Opfer für sich zu gewinnen, die feindliche durch dieselben Mittel zu entfernen oder, da er sie als zürnend denkt, zu versöhnen. Aber nicht allein auf den Menschen, sondern direct aufeinander wirken die Naturerscheinungen bedingend ein; es müssen also die göttlichen Personen auch zueinander in bestimmtem und zwar dauerndem Verhältnisse gedacht werden. Je nachdem die von ihnen ausgehend gedachten Kräfte sich fördern oder aufheben, erscheinen sie in Liebe und Haß gegeneinander, und aus der Verschiedenheit der Kräfte ergibt sich das Verhältniß der Neben- und Unterordnung der göttlichen Personen zueinander.

Digitized by Google

Sind einmal göttliche Persönlichkeiten, willensbegabte, freundliche und unfreundliche, voneinander abhängige, im Glauben des Menschen vorhanden, so muß er mit Nothwendigkeit nach dem Ursprunge der Personen und nach dem Grunde ihres Verhältnisses zum Menschen und zueinander fragen. Da aber der Mensch sich höhere Persönlichkeiten, als er selbst ist, nur als potenzirte, erhöhte Menschen denken kann, so werden sie auch einen dem menschlichen analogen Ursprung, folglich Aeltern haben; sie werden zweitens, da sie auf menschliche Weise leben und empfinden, in ihrem Zusammenleben dies und das erfahren haben, welches ihre gegenseitigen Verhältnisse bedingt, und da sie nicht aufhören, sich in der Natur zu manifestiren, so werden sie unsterblich sein. Die in jedem einzelnen Falle von Menschen gestellte Frage nach diesen Verhältnissen seiner Götter beantwortet ihm zum Theil die einfache Anschauung der Natur. Beispiele werden das klar machen. Neben der Sonne leuchtet der Mond am Himmel. Sonne und Mond wirken zusammen oder abwechselnd zu demselben Zwecke, die Erde zu erleuchten: sie sind die beiden analogsten Erscheinungen der Welt, folglich sind sie verwandt; der griech. Mythus nannte sie Zwillingsgeschwister. Vom Himmel strömt der Regen, die Erde nimmt ihn auf, dadurch wachsen alle Pflanzen: Himmel und Erde lieben sich, vereinigen sich in Liebe; der Mythus sagt: Zeus liebt Demeter (Erdmutter, Mutter Erde), und aus ihrer Vereinigung entspringt Persephone (Proserpina, die Vegetationsgöttin). In ähnlicher Weise werden Eigenschaften, innere wie äußere, von der Naturerscheinung auf die Gottheit übertragen. Je nach dem Eindrucke, den eine Naturerscheinung, in der sich die Gottheit offenbarte, auf den Menschen machte, wurde die Gottheit männlich oder weiblich gedacht. Was die äußern Eigenschaften anlangt, wurde z. B. der Sonnengott blondlockig gedacht, weil die Sonne goldglänzende Strahlen hat; er war Bogenschütz, weil man die Strahlen der Sonne mit rasch dahinfliegenden Pfeilen verglich, u. dgl. m. Alle diese Vorstellungen sind nicht etwa Resultate der Reflexion, sondern der unmittelbaren, phantasiereichen Anschauung und der durch sie bewirkten Empfindung. Die natürlichste Einkleidung für die Mittheilung dieser Anschauungen aber ist die Form der Erzählung und zwar die Erzählung des Vorgangs als einer einmaligen concreten Handlung. Diese Erzählung aber ist eben der Mythus: alle Mythen haben diese Form.

Die bisherige Darstellung führte uns aber erst auf eine Art der Mythen, auf die physischen Mythen oder diejenigen, deren Kern ein Vorgang oder eine Erscheinung der Natur ist. Diese Mythen werden die ursprünglichen und ältesten sein, an welche sich eine fortwirkende Mythenbildung anschließt, die neben sie die jüngern ethischen Mythen stellt. Die auf Naturwahrnehmung gestützten physischen Mythen haben bei jedem göttlichen Wesen einen festen Hauptcharakterzug und ein bestimmtes Verhältniß sowol zu andern Göttern wie zum Menschen ausgeprägt. Ein solcher Charakterzug will aber zum Charakterbilde ergänzt sein. Es wird deshalb auf Grund der ursprünglichen Gestaltung fortgebaut und der Charakter jedes Gottes nach Analogie des primitiven Typus und unter Mitwirkung des Verhältnisses, in welchem er zu andern göttlichen Wesen steht, ausgeprägt. Die Folge ist, daß auch der Bezug des so vollendeten göttlichen Wesens zum Thun und Treiben des Menschen sich vermannichfacht und daß, je fester sich infolge hiervon das religiöse Verhältniß setzt, um so mehr der physische Bezug und die erste physische Gestaltung des göttlichen Wesens in den Hintergrund, der ethische Bezug und die ethische Gestaltung desselben in den Vordergrund tritt. Der zurückgelegte Weg ist also dieser: das göttliche Sein (als Object des Glaubens) in der Natur ist zuerst zu einem göttlichen Wesen hinter der Natur, daraus zu einer bestimmten Gottheit, zu einem Charakter, zu einer sittlichen, menschenartigen Persönlichkeit geworden, welche zu der sittlichen menschlichen Persönlichkeit (als dem Subject des Glaubens) in demselben nothwendigen Bezuge steht, wie das physische göttliche Wesen zu dem physischen Menschen. Das ist aber die Entwickelungsstufe, auf der die griech. Götter in der griech. Poesie und Kunst stehen: sie sind ethische, potenzirt menschliche Wesen. Derjenige Gott, der als der mächtigste erscheint, weil die Erscheinungen der Natur, die man auf ihn zurückführte, dem Menschen die größten und gewaltigsten erschienen, dieser Gott wird als König der Götter betrachtet. Indem sich nun die ethische Fortbildung dieses Götterkönigs bemächtigt, muß sie ihn nothwendig in gesteigertem Maße mit denjenigen Eigenschaften ausstatten, welche von einem guten irdischen Könige gefordert werden, also neben der Macht und Majestät mit Gerechtigkeit, Milde, Weisheit, festem Willen u. s. w. Die religiöse Beziehung des Gottes zum Menschen schließt sich an diesen ethisch vollendeten Charakter, und so wird der Götterkönig als der natürliche Schirmherr sowol des irdischen Königthums wie auch der Gerechtigkeit, Milde (z. B. gegen Arme, Flüchtige, Fremde), der Treue und Mannhaftigkeit gedacht und geglaubt werden müssen. Aber auch hiermit hört die gestaltende mythische Thätigkeit

Digitized by Google

nicht auf, sondern knüpft vielmehr an die sittliche göttliche Persönlichkeit an und leitet aus dem Wesen dieses Charakters in seinem Verhältnisse zu andern Charakteren mannichfaltige Begebenheiten, Erlebnisse und Conflicte ab, in denen, sofern sie wirklich mythischer Art und nicht etwa dichterische Erfindungen sind, sich immer nur wieder der mit seinem Ursprunge in Zusammenhang stehende Charakter des Gottes oder eine Seite des Charakters manifestirt.

Als endliche und letzte Phase dieser fortarbeitenden mythischen Thätigkeit ist die vollendete Vermenschlichung ursprünglich göttlicher Wesen zu bezeichnen. Diese ist erst dann und nur dann möglich, wenn die Naturbedeutung gegen die ethische Entwickelung in den Hintergrund getreten, und sie tritt wol am häufigsten ein durch die Berührung der verschiedenen Stämme, welche Gottheiten gleicher Geltung haben. Da, wo sich nicht beide miteinander völlig und unter Einem Namen verbinden können, tritt die eine Gottheit in ein abhängiges Verhältniß zu der andern, oder sie wird gänzlich von ihr verdrängt. Letzteres ist namentlich bei feindlichem Zusammenstoß verschiedener Stämme anzunehmen. Die vermenschlichte Gottheit erhält dann eine neue menschliche Genealogie, in der sich ihr gegenüber die letzte Thätigkeit des Mythus offenbart, tritt aber dann aus dem Gebiete des Mythus in das der Sage (s. d.) über, welche dann auf ihre Weise an das vom Mythus Ueberkommene anknüpft und daran fortspinnt. Als Beispiel möge Helena gelten. Helena ist Mondgöttin gewesen (Selene), als solche Tochter des Zeus (Himmels) und der Leda (selbst einer infolge der Vermenschlichung ihrer Tochter vermenschlichten Göttin) und Schwester der Dioskuren Kastor und Pollux (Abend- und Morgenstern). Verdrängt aus ihrem göttlichen Range, wurde sie Heroine, und man gab ihr als solcher neben Zeus den irdischen Vater Tyndareos. Ebenso wenig wie die Sage berührt aber den eigentlichen Mythus die Fortentwickelung mythischer Erzählungen durch die Dichter, und ebenso wenig die theol. und philos. Fortentwickelung des vom ethischen Mythus geschaffenen göttlichen Wesens eine Fortentwickelung durch die Speculation, welche durch die ganze Blütezeit Griechenlands dauert.

Erwähnt werden müssen aber als Elemente der Mythenbildung noch erstens die Berührung verschiedener Stämme und zweitens die Aufeinanderfolge verschiedener Culte. Bei der Berührung verschiedener Stämme erfolgte natürlich ein Austausch von immer local entstehenden Mythen und von religiösen Ideen, und es entstanden infolge hiervon, wenn solche Ideen und Mythen oder auch Culte aufgenommen wurden, einzelne Sagen von Wanderungen der Götter. Aus der Aufeinanderfolge verschiedener Cultusepochen aber entstanden die Sagen von Kämpfen von Göttern gegeneinander, wie z. B. die Sage von dem Kampfe zwischen Athene und Poseidon um den Besitz Attikas. Endlich finden sich neben den aus Naturmächten zu sittlichen Wesen gewordenen Göttern solche, welche directe Personificationen ethischer Begriffe sind, wie Nike Sieg, Arete Tugend, Aidos Scham u. a. m. Diese sind jünger als die andern Götter und nicht sowol Producte mythischer Art, als Erzeugnisse der Speculation und Abstraction; sie sind daher entweder mythenlos oder mythenarm, stehen meistens zu den ältern Göttern in untergeordnetem Verhältniß und haben gewöhnlich keinen oder wenigstens keinen ausgebildeten Cultus.

Die Aufgabe der wissenschaftlichen Mythologie ist die Sammlung, Deutung und Geschichte der Mythen. Schon im Alterthum haben viele Philologen und Philosophen Sammlungen oder Deutungen der Mythen unternommen. (S. Mythographen.) Die moderne wissenschaftliche Mythologie beginnt nach schwachen ältern Versuchen (Bocatius [s. Boccaccio], Lil. Gyraldus, Natalis Comes, Is. Vossius, Banier) mit Heyne (s. d.), Creuzer (s. d.), Voß (s. d.) und O. Müller. Es sind die verschiedensten Principien der Mythendeutung aufgestellt, je nachdem man dem Mythus einen rein physischen, oder einen rein ethischen, oder einen pragmatisch-histor. Inhalt zuschrieb; je nachdem man ihn ferner aus dem Volksglauben oder aus uralter Priesterweisheit und Speculation ableitete, und je nachdem man seine Quelle in Griechenland selbst oder im Orient suchte. Nach dem, was eben über Wesen, Entstehung, Form und Fortbildung des Mythus erläutert worden, ist es klar, daß keins der genannten Principien ausschließlich nur allein richtig sei. Die Mythenforschung muß zuerst den umgekehrten Weg gehen, den die Mythenbildung gegangen ist: sie muß das allmählich Vereinigte auflösen, nicht sowol um zu dem einen und letzten Kern des Mythus, der physischen Uranschauung, zu gelangen, als vielmehr, um die verschiedenen Phasen nachzuweisen, welche ein göttliches Wesen durchgemacht hat, und so den Stoff zu einer Geschichte der Mythen und des religiösen Glaubens zu liefern, welche die einzelnen Mythen und ihre Gesammtheit dann wieder von ihrer Entstehung bis zu ihrer Auflösung verfolgt, also Sammlung und Deutung der Mythen vereinigt.

Aehnlich wie bei der Philologie verstand man früher unter Mythologie ausschließlich oder in der Hauptsache die classische Mythologie, die Mythologie der Griechen und der Römer, wie

Digitized by Google

dieſe nach Aufnahme der griechiſchen und Verſchmelzung mit einheimiſchen Elementen in röm. Literatur und Kunſt uns entgegentritt. Der griech. Mythologie iſt die der verwandten indogerman. Völker (ſ. Indogermanen) zur Seite getreten, namentlich der Inder (ſ. Indiſche Religion), Slawen (ſ. d.), Celten (ſ. d.) und Germanen (ſ. Deutſche Mythologie und Nordiſche Mythologie), und ebenſo iſt man an die Erforſchung der einheimiſchen Mythologie und Religion der italiſchen Völkerſchaften gegangen. (S. Römiſche Religion.) Die urſprünglich allen dieſen Völkern gemeinſamen religiöſen Vorſtellungen und Mythen unterſucht dann die Schweſter der vergleichenden Sprachforſchung: die vergleichende Mythologie. Als die bedeutendſten Vertreter dieſer Wiſſenſchaft ſind Adalbert Kuhn und Friedrich Max Müller zu nennen. Der verfrühte und bis jetzt einzige Verſuch einer Darſtellung der geſammten vergleichenden Mythologie der indogerman. Völker iſt von Cox, «The mythology of the Aryan nations» (2 Bde., Lond. 1870) gemacht worden. Endlich aber hat die Forſchung noch weitere, endloſe Gebiete betreten. Wenn die Völker indogerman. Stammes auch auf dem Gebiete der Mythen am fruchtbarſten und reichſten geweſen ſind, ſo iſt der mythenbildende Trieb denn doch ein Eigenthum nicht einer einzelnen Völkerfamilie, ſondern der Menſchheit. Alle Völker drücken auf einem gewiſſen Culturzuſtande ihre religiöſen Gefühle und Vorſtellungen in Form von Erzählungen aus, und ſo gilt es, einmal die Reſte ſolcher Mythen aller Völker zu ſammeln, welche auf dieſem Culturzuſtande ſtehend ſolche gedichtet haben, und zweitens die Mythen derer, welche noch darauf ſtehen. Namentlich in England hat ſich eine reiche Literatur gebildet, in welcher die freilich oft ſehr dürftigen und kümmerlichen Anſätze zu Mythologien bei den verſchiedenen Völkern Afrikas, Aſiens und Polyneſiens geſammelt werden. Und ebenſo hat dort namentlich Tylor, «Early history of mankind» (deutſch von Müller, Lpz. 1866), und «Primitive culture» (Lond. 1871; in deutſcher Ueberſetzung, 2 Bde., Lpz. 1873) eine zuſammenfaſſende Darſtellung des analogen Verlaufs der älteſten Sitten-, Religions- und Mythenbildung bei den verſchiedenen Völkern unternommen. In Deutſchland haben namentlich Waitz («Anthropologie der Naturvölker», 6 Bde., 1859—71, 2. Aufl. herausg. von Gerland, Lpz. 1877 fg.) und Baſtian (ſ. d.), auch Schwartz, doch letzterer vorzugsweiſe nur bei Erörterung griech. und deutſcher Mythen, werthvolle Beiträge geliefert, und zuletzt hat Caspari «Die Urgeſchichte der Menſchheit» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1877) zu entwerfen verſucht.

Mytilēne (ſo gewöhnlich auf Inſchriften und Münzen, bisweilen auch Mitylene, nach einheimiſchem Dialekt Mytilana), die Hauptſtadt der Inſel Lesbos (ſ. d.), auf einem Vorſprunge der Oſtküſte gelegen, hatte zwei Häfen, einen an der Nord- und einen an der Südſeite, die beide durch weit vorgeſchobene Steindämme geſchützt und durch einen quer durch die Stadt laufenden Kanal untereinander verbunden waren. Dieſer Kanal iſt jetzt gänzlich verſchwunden, der nördl. Hafen ganz verlaſſen, auch der ſüdliche nur noch für kleinere Schiffe brauchbar; doch iſt auch das jetzige Mitilini, das den ſchon ſeit dem Mittelalter auch auf die ganze Inſel ausgedehnten Namen bewahrt hat, eine nicht unanſehnliche Stadt von mehr als 10,000 E., meiſt Griechen, die bedeutenden Handel treiben, der Sitz eines griech. Erzbiſchofs und eines türk. Paſcha. Kenntlich iſt noch die Akropolis auf dem gegen das Meer ſteil abfallenden Hügel nordöſtlich über der Stadt, den jetzt das türk. Caſtell einnimmt, und die Form des Theaters am Abhange des weſtlich von der Stadt ſich erhebenden Hügels; von den ſonſtigen Bauten der Stadt, die bis in die röm. Kaiſerzeit Glanz und Anziehungskraft bewahrte, ſind nur noch vereinzelte Trümmer erhalten. Vgl. Conze, «Reiſe auf der Inſel Lesbos» (Hannov. 1865).

Myus, griech. Stadt in Karien, nordöſtlich von Milet, von welchem ſie durch den Latmiſchen Meerbuſen getrennt war, am ſüdl. Ufer des Mäander, nicht weit von der Mündung deſſelben gelegen, die kleinſte unter den Städten des Joniſchen Bundes, war ſchon zu Strabo's Zeiten wenig bewohnt, ſodaß ſich die Bevölkerung zu den Bürgern von Milet rechnete, ſpäter aber ganz dahin überſiedelte. Dies geſchah angeblich wegen der großen Menge von Stechfliegen, welche die Ueberſchwemmungen des Mäander in der Gegend von M. erzeugten. M. gehörte auch zu den Städten (Lampſakus, Magneſia), welche Artaxerxes dem aus ſeinem Vaterlande vertriebenen Themiſtokles (ſ. d.) ſchenkte. Die Ruinen von M. führen jetzt den Namen Palatia.

Myxogasteres oder, nach Nägeli, Myxomyceten (d. h. Schleimpilze) heißt eine Gruppe niedriger Kryptogamen, welche man früher zu den Pilzen und zwar zu den Bauchpilzen (ſ. d.) rechnete, gegenwärtig aber als eine ſelbſtſtändige Abtheilung des Kryptogamenreichs betrachtet. In der That unterſcheiden ſich dieſe in mehrfacher Hinſicht höchſt merkwürdigen Gewächſe ſehr weſentlich von den eigentlichen Pilzen, mit denen ſie nur inſofern übereinſtimmen, als auch ſie nur auf und in verweſenden organiſchen Subſtanzen (z. B. in faulem Holz, auf verweſender

Digitized by Google

Gerberlohe) vegetiren. Sie entwickeln sich aus einer sehr verschiedenartig gestalteten Masse von schleimiger Beschaffenheit (dem Plasmodium), die ihrerseits aus dem Inhalt der Sporen hervorgeht und bei der Mehrzahl eigenthümliche Bewegungserscheinungen wahrnehmen läßt. Aus den Plasmodien wachsen Sporenbehälter hervor von blasiger oder röhriger Form, welche entweder nur mit Sporen angefüllt oder außerdem mit einem aus meist netzförmig verbundenen zarten Röhren bestehenden Fasergeflecht (dem Capillitium) angefüllt sind. Die stets einzelligen, meist kugeligen Sporen platzen bei der Keimung zweiklappig auf, worauf ihr gallertartiger, aus Protoplasma bestehender Inhalt als ein einziger zusammenhängender Körper herauskriecht und nun im Wasser eine mehr oder weniger lebhafte, schaukelnde oder springende, außer dem Wasser eine kriechende Bewegung zeigt. Derselbe ist mit einer langen Wimper versehen, welche im Wasser als Ruderorgan dient, weshalb diese unbestimmt geformten Gallertkörper an die Schwärmsporen der Algen und an gewisse Infusorien erinnern. Diese Gallertkörper (Schwärmer) vermehren sich durch Theilung und indem sich mehrere oder viele miteinander vereinigen und verschmelzen, entstehen die schon geschilderten Plasmodien, welche die Sporenbehälter erzeugen. Die Myxomyceten sind theils mikroskopisch, theils von ansehnlicher Größe. So bilden z. B. die Fruchtkörper von Aethalium, der sog. Lohblüte der Gerber, polsterförmige Massen von 2,5 bis 30 Ctmt. Durchmesser. Sie sind sehr lebhaft gefärbt (gelb, roth, violett) und alle auch dadurch ausgezeichnet, daß sie große Mengen von Kalk theils in amorpher, theils in krystallinischer Form enthalten. Die Aufklärung der Entwickelungsgeschichte dieser seltsamen Gebilde, welche in mehr als einer Beziehung an gewisse niedere Thiere erinnern und in der That ein Mittelglied zwischen dem Pflanzen- und Thierreich zu bilden scheinen, verdankt man besonders de Bary, welcher über sie zwei interessante Schriften, «Die Mycetomyceten, ein Beitrag zur Kenntniß der niedersten Organismen» (2. Aufl., Lpz. 1864) und «Die Myxomyceten» (Bd. 2 von Hofmeister's «Handbuch der physiol. Botanik», Lpz. 1866) veröffentlicht hat.

N.

N, in unserm deutschen Alphabete der 14., im griechischen und lateinischen der 13. Buchstabe. Das griechische und diesem sehr ähnliche lat. Schriftzeichen stammt aus dem phöniz. Alphabet, aus welchem auch zunächst das hebräische und die übrigen des semit. Orients hervorgingen. Im Hebräischen und jedenfalls auch dem Phönizischen führte der Buchstabe den Namen Nun, d. i. Fisch, wie er denn auch in seiner ursprünglichen Form das rohe Bild eines Fisches dargestellt zu haben scheint. Von den Semiten kam der Name unter der Form Nū zu den Griechen. Die ältere Grammatik rechnete den Laut n zu den liquidae, die neuere faßt n und m als eine besondere Klasse, Nasale, zusammen. (Ueber die Natur dieser Laute siehe M [Buchstabe].) Man unterscheidet das dentale n, z. B. im Deutschen am Anfange von Worten, zwischen Vocalen und am Ende der Worte, überhaupt überall, wo nicht g, k folgen; das gutturale n, im Deutschen vor g und k gesprochen, z. B. in «hangen», «Bank»; das palatale n, dem Deutschen in der gewöhnlichen Aussprache fehlend, aber in vielen Sprachen vorhanden, z. B. im Französischen und Italienischen, wo es durch gn ausgedrückt wird (champagne, bagno), in den slaw. Sprachen, wo es bei lat. Schrift durch nj, ń, ň bezeichnet wird. Die vergleichende Grammatik lehrt, daß viele n der indogerman. Sprachen aus älterm m entstanden sind. Im Französischen wird ein n im Auslaut einer Silbe oder eines Wortes stets nasalirt. — Als Abkürzung bezeichnet N. auf röm. Inschriften, Handschriften u. s. w. den Vornamen Numerius, ferner Neutrum, Nomen, Nominativus, Non, Numerus; aus der Abkürzung N. für Nomen ist N. N. (nomen nescio oder nomen notetur) entstanden. Auf altfranz. Münzen ist N. das Münzzeichen für Montpellier. In der Chemie ist N die Abkürzung für Stickstoff (Nitrogenium), Na für Natrium, Nb für Niobium, Ni für Nickel. Im Handel, besonders im Buchhandel, ist n. die geläufige Abbreviatur von netto.

Nabatäer, im Alterthum ein Volksstamm im Peträischen Arabien zwischen dem Aelanitischen Meerbusen und dem Todten Meere, der in der Namensform Nabajot bereits in der Genesis (25, 13) unter den Abkömmlingen Ismael's aufgeführt wird. Später begegnet man ihnen in den Keilinschriften Sanherib's (700 v. Chr.) und Sardanapal's V. (Assurbanhabal), 660, in denen sie Nabat heißen und ihre Könige mit echt arab. Namen genannt werden. Bei den classischen Autoren erscheinen sie zuerst in der Zeit der Diadochen bei Gelegenheit ver-

Digitized by Google

unglückter Feldzüge, welche Athenäos und Demetrius in den J. 309 und 308 v. Chr. nach jenen Gegenden unternahmen. Erst in der Makkabäerzeit lassen sie sich genauer verfolgen, und man kennt verschiedene ihrer Könige, von denen mehrere Aretas heißen. Pompejus bekriegte und unterjochte die N. (63 v. Chr.). Unter Trajan wurde ihrem Reiche durch Palma 105 n. Chr. ein Ende gemacht. Die Hauptstadt dieses Reichs war Petra (s. d.). Die Alten rühmen die freisinnigen Institutionen der nabatäischen Monarchie; den Königen war unter dem Namen «Bruder» ein von den Magnaten erwählter Mitregent beigegeben. Ihre Religion war Sonnen- und Sterndienst; die Sonne wurde unter dem Namen Dusare verehrt. Die N. trieben während vieler Jahrhunderte einen lebhaften Zwischenhandel zwischen Aegypten und den Euphratländern und müssen röm. Cultur sehr zugethan gewesen sein. In jüngster Zeit hat man mehrfach den N. die Abfassung der sog. Sinaitischen Inschriften zugeschrieben, und einzelne Forscher bezeichnen die Felseninschriften des Wadi Mukatteb geradezu als nabatäische Inschriften. Neuerdings ist der Name der N. durch eine arab. Fälschung aus dem 10. Jahrh. weiter bekannt geworden. Ein Araber, Namens Abubekr Ahmed Ibn-Ali Ibn-Wahshiyah, gab vor, aus angeblich nabatäischen Originalen verschiedene große Werke ins Arabische übersetzt zu haben. Von diesen sog. nabatäischen Werken, die sich übrigens als entschieden dem Islam feindlich bekunden, sind noch vier vorhanden, unter denen die «Nabatäische Ackerbaukunde» das bedeutendste ist. Dieselbe wurde angeblich im zweiten Jahrtausend vor Christi Geburt von einem gewissen Kuthâni verfaßt. Außerdem gibt es noch ein Werk von Jarbûgâ über Gifte, von einem Tenkelûshâ dem Babylonier (verstümmelt aus Teukros der Griechen) über Bilder und Grade der Sphären, und Fragmente eines Werks über die Geheimnisse der Sonne und des Mondes von Asqelubitha (Asklepiades) und Adami (Adam). Sonst werden von nabatäischen Autoren noch Ishita (Set), Ahnoha (Henoch), Nuha (Noah), Abraham, Moses und ein gewisser Janbushad genannt. Nachdem sich zuerst Quatremère mit dem Werke Ibn-Wahshiyah beschäftigt, wurden die genannten nabatäischen Schriften von Chwolson («Ueber die Ueberreste der altbabylon. Literatur», Petersb. 1859) als die 10—20 Jahrtausende alten Ueberreste einer altbabylon. Literatur hingestellt. Renan zweifelte hierauf zuerst die geschichtliche Bedeutung dieser Schriften an, und später hat Gutschmid (in der «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft», Jahrg. 1862) mit unwiderlegbaren Gründen die Fälschung nachgewiesen.

Nabel (umbilicus). Der thierische Embryo (s. d.) besteht in einer sehr frühen Zeit seiner Entwickelung aus einem scheibenförmigen Körper, welcher der aus dem Dotter hervorgegangenen sog. Keimblase aufliegt. Dieser scheibenförmige Körper schlägt sich mit den Rändern nach innen um und bildet so die erste Anlage der Leibeshöhle, welche zuletzt nur noch durch ein kleines Loch, die Nabelöffnung, mit der Keimblase zusammenhängt. Der in der Leibeshöhle eingeschlossene Theil der Keimblase bildet die erste Anlage des Darms, während der außerhalb der Leibeshöhle befindliche Theil der Keimblase von nun an Nabelblase heißt und durch den dünnen Nabelblasengang (ductus vitello-intestinalis) mit dem Darmrohr in Verbindung steht. Aus dem untern Theil der Leibeshöhle wächst dann durch die Nabelöffnung neben dem Stiel der einschrumpfenden Nabelblase ein schlauchförmiger Körper hervor, die Allantois (s. d.) oder der Harnsack, der sich an die Wand der Gebärmutter anlegt und dessen Gefäße sich später zu dem Nabelstrang (Nabelschnur) umgestalten. Dieser besteht aus zwei Arterien und einer Vene, welche das Blut vom Embryo zum Mutterkuchen und zurückführen (s. Kreislauf), spiralig umeinandergewunden sind und, von einer gallertartigen Masse (Wharton'sche Sulze) umhüllt, in einer Scheide der Schafhaut (amnion) liegen. Die Nabelschnur, welche demnach für die Erhaltung und Ernährung der Frucht von höchster Wichtigkeit ist, erreicht eine Länge von 70—80 Ctmt., ist aber oft kürzer oder länger. Bei großer Länge derselben umschließt sie oft Theile der Frucht (den Hals, einen Arm oder ein Bein) und kann so durch ihre Lagerung nicht blos zu einem Geburtshindernisse werden, sondern durch Druck auf die umschnürten Körpertheile zu Verkümmerung derselben Anlaß werden, ja selbst das Leben des Kindes in Gefahr bringen. Zur Zeit der Geburt sind die Bauchdecken bereits rings um den Nabelstrang geschlossen und bilden hier einen festen Ring, den Nabelring. Sofort nach der Ausstoßung des Kindes pulsiren die Nabelarterien noch, sobald aber das Kind kräftig zu athmen beginnt, eröffnen sich dem Blutkreislauf neue Bahnen, und der Blutlauf hört in den Nabelgefäßen auf. Beim Menschen wird dann der Nabelstrang unterbunden und abgeschnitten; bei den Thieren beißt die Mutter die Nabelschnur ab. Während sich gleichzeitig die nicht mehr dem Kreislauf dienenden Theile der in der Leibeshöhle gelegenen Nabelgefäße in solide Stränge verwandeln (obliteriren), vernarbt der N., indem der Rest des Nabelstranges schrumpft und nach 4—5 Tagen abgestoßen

Digitized by Google

wird. Nicht immer aber geht diese Vernarbung so leicht ab; öfters tritt eine selbst das Leben gefährdende Entzündung der Wunde ein, oder es öffnen sich die nur locker geschlossenen Gefäße und es erfolgt eine gefährliche Blutung. Der häufigere Zwischenfall bei der Verheilung des N.s ist das Entstehen eines Nabelbruchs, der so zu Stande kommt, daß sich an dieser dünnen Stelle der Darm nach außen drängt und die Haut sackartig vor sich herschiebt, was namentlich leicht geschieht, wenn die Kinder viel schreien. Das Uebel läßt sich leicht durch einen gut angelegten Heftpflasterverband beseitigen. Tritt bei Erwachsenen ein Nabelbruch ein, was häufig bei starker Ausdehnung des Bauchs (z. B. in der Schwangerschaft) geschieht, so ist die Aussicht auf Heilung sehr gering. Es bleibt dann meistens nur übrig, den Bruch durch Aufbinden eines festen Körpers (einer Metallscheibe u. dgl.) zurückzuhalten. (S. Bruch, medicinisch).

Nablus, eigentlich Nabulus, das Sichem (s. d.) der Bibel, später dem Kaiser Flavius Vespasianus zu Ehren Flavia Neapolis, aber auch blos Neapolis genannt, die Hauptstadt eines zum türk. Ejalet Said (Sidon) gehörigen Liwas im Vilajet Syrien, ist Sitz eines Pascha oder Bei und liegt 56 Kilom. nördlich von Jerusalem in einem reichbewässerten, fruchtbaren Längenthal zwischen zwei steilen Bergen, dem etwas bewaldeten Garizim von 850 Mt. Höhe im Süden und dem kahlen, 880 Mt. hohen Ebal im Norden. Der Ort hat fünf Moscheen, mehrere Synagogen, eine griech. Kirche, ein griech. Kloster, ansehnliche Privatgebäude der mächtigen Scheikhfamilien des Gebirgs, eine große Kaufhalle, viele Quellen und Gärten und 12,000 E., unter denen etwa 10,000 höchst glaubenseifrige Mohammedaner, 900 Griechen und gegen 400 evang. Christen, 200 Juden und 150 Samaritaner oder Samariter (s. d.). Letztere bringen noch jetzt auf dem Garizim ihre Opfer, bewohnen ein eigenes kleines Viertel im südwestl. Theile der Stadt und treiben Handelsgeschäfte und Geldwechsel. Durch ihre Lage bildet die Stadt die Vermittlerin des Verkehrs zwischen Damascus und dem Meere. Die Bevölkerung bereitet eine berühmte Seife und fertigt wollene Decken, Handtücher sowie lederne Tabacksbeutel. Nirgends in Palästina soll die Vegetation so frisch und grün sein wie hier. Die Umgegend erzeugt Granaten, Pomeranzen, Oliven, Sesam, Feigen, Baumwolle, Mandeln, Maulbeeren, Orangen, Trauben, Birnen, Pflaumen und vor allem Wassermelonen, die in großer Menge nach Damascus gehen. Der Jakobsbrunnen der Bibel, 2 Kilom. südöstlich von der Stadt, neben den von üppigem Kräuterwerk umsponnenen Trümmern einer Kirche gelegen, ist 20 Mt. tief, aber jetzt ohne Quellwasser. Einige hundert Schritt nördlich von ihm zeigt man Joseph's Grab, ein kleiner, aber fester Bau mit einem Dach. In der südl. Wand des Ebal befindet sich eine große Menge alter Grabhöhlen. Nur 9 Kilom. im Nordwesten von N. liegt in schöner Gegend das Dorf Sebastijeh, an der Stelle von Samaria (s. d.).

Nabob, eigentlich Nuwwâb, d. i. Abgeordneter, hieß im Reiche des Großmoguls in Ostindien der den Subahdars oder Statthaltern der großen Landschaften untergeordnete Befehlshaber und Administrator einer einzelnen Provinz. Nach dem Sturze des Reichs des Großmoguls behielten diesen Titel diejenigen, die sich der brit. Herrschaft als Vasallen unterwarfen. So wurde der Titel N. in Ostindien ein sehr gewöhnlicher, den später, wie eine Art Adelstitel, auch andere reiche und angesehene Indier erhielten. In Europa, namentlich in England, wird mit einer gewissen spöttischen Nebenbedeutung jeder, der in Ostindien zu Macht und Reichthum gelangt ist oder überhaupt mit orient. Pracht lebt, ein N. genannt.

Nabonassar (in assyr. Form Nabunasir, «Nebo beschützt») heißt ein König von Babylon, der 747—733 regierte, aber ganz unbekannt geblieben sein würde, wenn sich nicht an seinen Namen eine durch Ptolemäus berühmt gewordene Aera (s. d.), die Aera des N., geknüpft hätte. Dieselbe beginnt am Mittwoch, den 26. Febr. (Julianischen Kalenders) 747 v. Chr. (nach den Chronologen, im J. 746 nach den Astronomen). Die Jahre sind ägyptische vage zu 365 Tagen ohne Schalttag; weshalb der Anfang des N.'schen Jahres alle vier Jahre um einen Tag rückwärts fällt, und in 1460 Jahren wieder auf das ursprüngliche Datum zurückkommt. Sie werden nach Jahren N.'s und nach Regierungsjahren der Könige gezählt. Für letztere ist ein besonderes (von Theon entworfenes) Verzeichniß vorhanden, das als das älteste wissenschaftlich begründete chronol. Denkmal gelten kann. Dieses bis in die röm. Kaiserzeit gehende Verzeichniß nennt man den Ptolemäischen Kanon. N. ist der erste König in dieser Reihe und überhaupt bisher nur durch den Gebrauch seines Kanon bekannt, wogegen sich mehrere seiner (von den Alten nicht erwähnten) Nachfolger in den Keilinschriften vorgefunden haben. Wie aus Tausenden von datirten Documenten aus Babylon hervorgeht, haben die Bewohner dieses Landes nie nach der Aera N.'s, sondern nach Jahren der regierenden Könige gezählt. Die Aera hängt auch nicht mit einem histor. Ereignisse, z. B. der Zerstörung Ninives, zusammen,

Digitized by Google

wie man irrthümlich geglaubt; möglicher ist, daß sie eine Periode der Unabhängigkeit Babylons von Ninive bezeichnete. Die Entstehung der N.'schen Aera ist jetzt noch nicht aufgeklärt.

Nachahmung ist ein wichtiger ästhetischer Begriff, an dessen Erforschung und Feststellung sich entscheidende Wendungen nicht blos der Kunstwissenschaft, sondern auch der Kunst selbst knüpfen. Sowol Plato wie Aristoteles setzen das Wesen der Kunst in die N. des Wirklichen (der Natur), freilich in eine idealisirende, schöpferisch umbildende; und dies Wort ist für spätere Jahrtausende verhängnißvoll geworden. Während schöpferische Kunstzeiten, wie vor allem das Alterthum selbst und das Mittelalter und die Renaissancezeit sicher und unbeirrbar fühlten, daß dieser Begriff der N. nur die Forderung der Naturwahrheit der Darstellungsformen sei, das Idealisirende aber in der Macht der Idee, der Stimmung und Empfindung liege, die sich in diesen Darstellungsformen verkörpern, daß also die Darstellung der Idee Zweck, die N. der Natur aber nur Mittel sei, meinten kunstlose Zeiten, die der schöpferischen künstlerischen Idee bar waren, die N. der Natur als Wesen und Zweck der Kunst fassen zu müssen; sie definirten die Kunst als die N. der schönen Natur, als die Wahl der schönsten Theile der Natur, die, eben weil sie nur das Schönste wähle, vollkommener sei als die Natur selbst, ohne doch darum aufzuhören, natürlich zu sein. Batteux (s. d.) war der Begründer dieser Lehre; sie hat auch England und Deutschland bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrh. beherrscht. Ist doch selbst die Schelling-Hegel'sche Aesthetik, welche das Bedürfniß nach Kunst als ein Aufheben der Mängel der Naturschönheit darstellt, statt es aus innern psychol. Antrieben abzuleiten, noch nicht frei von diesen übeln Nachwirkungen. Ideenloser Eklekticismus, fade akademische Correctheit war die Folge. Die vertiefte Kunstanschauung, die Winckelmann, Lessing, die Romantiker und die große Dichtung Goethe's und Schiller's erzeugten, brachte auch eine neue tiefere Kunst, Carstens, Thorwaldsen, Schinkel, Rauch, Oberbeck, Cornelius, echte, von innen herausgeborene Idealität. Mehr als je aber erhebt sich gerade wieder in neuester Zeit das einseitige Princip der Naturnachahmung; und zwar nicht, wie früher N. der schönen Natur, sondern im Sinne des entschiedensten Naturalismus.

Nachdruck (franz. contrefaçon) im engern Sinne heißt, nach §. 4 des Deutschen Reichsgesetzes, betreffend das Urheberrecht an Schriftwerken u. s. w., vom 11. Juni 1870, jede mechan. Vervielfältigung eines Schriftwerks, welche ohne Genehmigung des Berechtigten (d. i. des Urhebers oder, bei einem aus Beiträgen mehrerer bestehenden Werks, des Herausgebers, sowie der Erben des Urhebers) hergestellt wird. Nach §. 5 ist als N. auch anzusehen: a) der ohne Genehmigung des Urhebers erfolgte Abdruck von noch nicht veröffentlichten Schriftwerken (Manuscripten); auch der rechtmäßige Besitzer eines Manuscripts oder einer Abschrift desselben bedarf der Genehmigung des Urhebers zum Abdruck; b) der ohne Genehmigung des Urhebers erfolgte Abdruck von Vorträgen, welche zum Zweck der Erbauung, der Belehrung oder der Unterhaltung gehalten sind; c) der neue Abdruck von Werken, welchen der Urheber oder der Verleger dem unter ihnen bestehenden Vertrage zuwider veranstaltet; d) die Anfertigung einer größern Anzahl von Exemplaren eines Werks seitens des Verlegers, als demselben vertragsmäßig oder gesetzlich gestattet ist. Ferner gelten (nach §. 6) Uebersetzungen ohne Genehmigung des Urhebers des Originalwerks, unter gewissen Einschränkungen und Bedingungen, ebenfalls als N. Jeder N. ist verboten. Als N. im weitern Sinne werden auch (nach §. 45 fg.) alle ohne Genehmigung des Urhebers einer musikalischen Composition herausgegebenen Bearbeitungen derselben, welche nicht als eigenthümliche Composition betrachtet werden können, angesehen und als solcher behandelt, ebenso finden (nach §. 43) die Bestimmungen dieses Gesetzes Anwendung auf geogr., topogr., naturwissenschaftliche, architektonische, technische und ähnliche Zeichnungen und Abbildungen, welche nach ihrem Hauptzwecke nicht als Kunstwerke zu betrachten sind. Endlich sind durch das Reichsgesetz vom 9. Jan. 1876 die Werke der bildenden Künste, durch das vom 10. Jan. 1876 die Photographien und durch das vom 11. Jan. 1876 die gewerblichen Muster und Modelle gegen unbefugte Nachbildung geschützt. (S. Musterschutz und Urheberrecht.)

Nachfolge Christi. Mit diesem Namen wurde namentlich im 15. Jahrh. die echte, in hingebender Gottesliebe beruhende Frömmigkeit gegenüber der Mönchsmoral und äußerlicher Asceſe bezeichnet. Besonders berühmt geworden ist das unter dem Namen «Von der Nachfolge Christi» («De imitatione Christi») seit 1415 verbreitete Erbauungsbuch. Ueber den Verfasser hat man in alter und neuer Zeit, zum Theil aus Ordens- und Nationalinteresse, vielfach gestritten. Indessen sprechen für die Urheberschaft von Thomas a Kempis (s. d.) nicht blos innere Gründe, wie die vielen eigenthümlichen Germanismen und die ganze Manier des Buchs,

Digitized by Google

sondern auch äußere, wie das Zeugniß seines Zeit- und Ordensgenossen, des Joh. Busch, der ihn ausdrücklich als Verfasser erwähnt, ebenso das Zeugniß von Petrus Schottus (1488) und von Joh. Trittenheim (1494). Der Ruhm, den Gerson als mystischer Schriftsteller sich erwarb, mochte die Ursache sein, die Autorschaft diesem zu vindiciren, da Thomas damals weniger bekannt war. Andere schrieben sie dem heil. Bernhard, noch andere dem Joh. Gersen, Gessen oder Gesen, einem Benedictinerabt von Vercelli (um 1230), zu. Der Streit, der sich hierüber zwischen den regulirten Kanonikern und Benedictinern in Frankreich erhob, wurde durch das Parlament zu Paris 1652 dahin entschieden, daß das Buch nur unter dem Namen des Thomas zu drucken sei. Das namentlich unter Katholiken noch heute vielgelesene Buch ist fast in alle bekannte Sprachen übersetzt. Auch wurde es mehrfach für Protestanten bearbeitet (von Krehl, Lpz. 1846; 13. Aufl., Hildburgh. 1876). Vgl. auch Hirsche, «Prolegomena zu einer neuen Ausgabe der Imitatio Christi» (Bd. 1, Berl. 1873), und die von demselben nach dem Autograph des Thomas veranstaltete Ausgabe (Berl. 1874).

Nachgeboren kommt in doppelter Bedeutung vor. Das eine mal bezeichnet es die erst nach dem Tode des Vaters erfolgte Geburt eines Kindes, ein Verhältniß, welches wegen seiner rechtlichen Folgen in Bezug auf das Erbe von großer Wichtigkeit sein kann. Gewöhnlich bedient man sich in solchem Falle des lat. Wortes Posthumus (weiblich Posthuma). Häufiger gebraucht man die Bezeichnung N. in den Fällen, wo die Erstgeburt gewisse Vorrechte gewährt, deren die nachgeborenen Geschwister entbehren. Namentlich haben bei den herrschenden Familien die nachgeborenen Söhne ein Recht der Nachfolge nur für den Fall des kinderlosen Ablebens des Erstgeborenen und werden deshalb anderweit, in der Regel durch eine Geldrente entschädigt (Apanage). Aehnliche Bestimmungen finden sich bei der engl. Peerage, welche auf dem Princip beruht, daß die nachgeborenen Söhne (the younger sons) weder das Besitzthum noch die Titel und Würden des Vaters erben, daher auch nicht den Adelsnamen desselben, sondern nur den ursprünglichen Familiennamen führen. (S. Erbrecht.)

Nachgeburt, s. Geburt.

Nachhut oder Nachtrab, s. Arrièregarde.

Nachlaßvertrag heißt das Uebereinkommen, bei welchem ein Gläubiger, ohne Gegenleistung zu empfangen, seine Forderung ganz oder theilweise aufgibt und der Schuldner oder ein anderer Gläubiger, zu dessen Gunst der Verzicht erfolgt, dies annimmt. Nur dispositionsfähige Personen sind befugt, in solcher Weise ihre Rechte aufzugeben. Vgl. von Völderndorff-Waradein, «Zur Lehre vom Erlaß» (Münch. 1850). Ueber den N. zur Abwendung oder Abkürzung des Gantverfahrens (Accord) s. Concurs.

Nachod, Stadt mit (1869) 3537 E. im nordöstl. Böhmen, in der Bezirkshauptmannschaft Neustadt, Sitz eines Bezirksamts, 5 Kilom. von der preuß. Grenze (Grafschaft Glatz), an der Metau und der Eisenbahn Chotzen-Braunau. Die Stadt hat eine Dechanteikirche, eine Synagoge, ein altes Bergschloß, das die Geburtsstätte Wallenstein's ist und später Graf Terzky, Octavio Piccolomini u. s. w. gehört haben soll. N. ist von geschichtlicher Bedeutung durch das Gefecht vom 27. Juni 1866 geworden, in welchem der linke Flügel der Armee des preuß. Kronprinzen (5. Armeecorps und Theile des 6.) unter General von Steinmetz das österr. 6. Armeecorps unter Feldmarschalllieutenant von Ramming entscheidend schlug und dadurch Böhmen dem Einmarsch der preuß. Zweiten Armee eröffnete. Das Gefecht begann westlich von N. mit dem Avantgardengefecht bei Wenzelsberg; hier stieß die Vorhut beider Corps gegen $8\frac{1}{2}$ Uhr morgens aufeinander. Der erste Angriff der Oesterreicher bei Wenzelsberg wurde preußischerseits energisch abgewiesen; es gelang dem General Steinmetz, sein Corps schnell und völlig zu entwickeln und selbst zum Angriff überzugehen. Dies geschah auf dem Plateau von Wysokow. Nachdem die Oesterreicher durch die preuß. Cavalerie von dem Plateau vertrieben worden waren, konnte die preuß. Artillerie völlig entwickelt werden; dies und das Eingreifen der preuß. 10. Division vom 5. Corps entschieden den Kampf, der mit der Wegnahme von Wysokow und dem Rückzuge Ramming's auf Skalitz um etwa $4\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags endete.

Nachspiel nennt man dramatische Dichtungen geringen Umfangs, bestimmt, nach dem Schlusse größerer Stücke gespielt zu werden. Die Griechen liebten es, ernsten Tragödien das Satyrspiel als komisches N. folgen zu lassen. Noch im 18. Jahrh. liebte man es, kleinere Dramen ausdrücklich als N. zu bezeichnen. Jetzt ist der Name außer Gebrauch gekommen.

Nacht heißt in der Astronomie der Zeitraum vom Untergang bis zum Wiederaufgang der Sonne, währenddessen die Sonne oder eigentlich deren Mittelpunkt für den betreffenden Ort unter dem Horizont verweilt. Dieser Zeitraum ist ebenso verschieden nach den Jahreszeiten wie

Digitized by Google

nach der geogr. Breite der Orte. Unter dem Aequator herrscht beständig gleiche Dauer des Tags und der N. oder Tag- und Nachtgleiche, zwischen den Polen und dem Aequator aber verursacht die Schiefe der Ekliptik eine ungleiche Dauer der Nächte und Tage, und nur zweimal im Jahre, um den 21. März und 23. Sept., tritt auf der ganzen Erde die Tag- und Nachtgleiche (s. Aequinoctium) ein. Die kürzeste und längste N. findet in der Zeit der Sonnenwenden statt, am 21. Juni und 21. Dec. für die nördl. Erdhälfte und umgekehrt für die südl. Erdhälfte. Die Verschiedenheit der Dauer der Nächte ist um so größer, je näher ein Ort nach den Polen liegt. Unter den Polarkreisen gibt es einmal im Jahre einen Tag ohne N. und eine N. ohne Tag, in den kalten Zonen aber, zwischen den Polarkreisen und den zugehörigen Polen, geht die Sonne im Winter mehrere Tage, Wochen und Monate, je nach der nähern Lage des Ortes nach dem Pole, gar nicht auf und im Sommer ebenso lange nicht unter. Unter den Polen selbst herrscht eine N. von einem halben Jahre, welcher am Nordpol um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche und am Südpol um die Zeit der Herbstnachtgleiche ein ebenso langer Tag folgt. Die genaueste astron. Bestimmung des Anfangs der N. richtet sich nach dem Augenblicke, wo der Mittelpunkt der Sonnenscheibe unter den Horizont hinabsinkt, abgesehen von der Strahlenbrechung, welche die Sonne noch am Horizont erscheinen läßt, während sie schon untergegangen ist, und die wahre Dauer unserer Nächte um mehrere Minuten, ja in den Polargegenden die längste N. um mehrere Tage abkürzt. Die Atmosphäre ist auch die Ursache, warum nach Sonnenuntergang oder vor Sonnenaufgang die Dunkelheit der N. nicht plötzlich eintritt oder aufhört, denn die Atmosphäre reflectirt noch längere Zeit die Strahlen der unter dem Horizont befindlichen Sonne. Die Abend- und Morgendämmerung (s. Dämmerung) bilden die Scheidewand der N. in astron. Bedeutung und in der Sprache des gemeinen Lebens. — In der Mythologie ist die N. (lat. nox, griech. νύξ) eine Tochter des Chaos und Schwester des Erebos, mit welchem sie den Tag und den Aether zeugt. Alles Unbekannte, Dunkle, Schreckliche gehört zu ihrer Nachkommenschaft, mithin Tod und Schlaf, Träume, Schicksale, Krankheiten und Plagen; ferner Zank, Streit, Zwietracht, Krieg, Mord, Betrug und Tadelsucht. Auch die Hesperiden werden ihre Töchter genannt. Sie bewohnt abwechselnd mit dem Tage einen schauervollen Palast in der Unterwelt. Nach Orphischen Sagen war sie Göttin der Liebe. Die neuere Mythologie läßt sie auf einem Wagen über den Himmel fahren und gibt ihr einen besternten Schleier. — Heilige N. heißt in der alten Kirche die N. vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten, welche die Christen der ersten Jahrhunderte singend und betend durchwachten. Insbesondere feierlich wurde die Osternacht begangen, weil man in dieser die Wiederkunft Christi erwartete. Da aber allerhand Misbräuche aus jener Nachtfeier entsprangen, so schaffte sie die Kirche ab. Unter den jüd. Festen wird die Lange N. (zum Versöhnungsfest gehörig) streng gefeiert.

Nachtfalter nannte man früher nach Linné alle größern Schmetterlinge, welche erst nach der Dämmerung fliegen und am Tage versteckt sitzen. Heute hat man dieselben in verschiedene Familien vertheilt, unter welchen die Spinner (Bombycida) hauptsächlich hervortreten. Die Fühler sind bei dem Männchen stark gekämmt, bei dem Weibchen meist borstenförmig, seltener gekämmt; der Leib des Weibchens ist dick und am Ende abgerundet-stumpf. Die meist düster gefärbten Flügel sind in der Ruhe dachförmig anliegend oder ausgebreitet, die Raupen sechzehnbeinig, und die Puppen meist in einen Cocon eingehüllt. In diese Abtheilung gehören die verschiedenen Seidenspinner, worunter vor allen der Maulbeerseidenspinner (Bombyx Mori), und mehrere andere neuerdings eingeführte, auf dem Götterbaume (Ailanthus), der Eiche u. s. w. lebende Arten der Gattung Saturnia, welche theils durch Glasfenster, theils durch Augenflecken (Nachtpfauenaugen) auf den Flügeln ausgezeichnet ist. Durch schöne Färbung sind die Arten der Bären (Chelonida), welche eine eigene Familie bilden, ausgezeichnet, wie der braune Bär oder Nesselspinner (Arctia caja), der schwarze Bär oder Spinatspinner (A. villica) u. a. Auch der Jakobskrautspinner (Callimorpha Jacobaeae) ist mit lebhaften Farben geschmückt. Als besonders schädliche N. sind dem Menschen die Arten der Gattungen Gastropacha und Sericaria verhaßt, wie der Kiefernspinner (Gastropacha Pini), der Ringelspinner (G. neustria), der Processionsspinner (Cnethocampa processionea), der Fichtenspinner oder die Nonne (Ocneria Monacha), der Schwammspinner (O. dispar), der Weidenspinner (Dasychira Salicis), der Goldafter (Porthesia chrysorrhoea) u. a. Minder schädlich ist der Weidenbohrer (Cossus ligniperda), dessen Raupe nur im faulen Holze der Weiden und Pappeln lebt, und den man jetzt einer eigenen Familie zurechnet. Eine eigenthümliche, auffallende und sonderbare Gestalt besitzen die nur vierzehnfüßigen Raupen des Bandweidenspinners oder Gabelschwanzes (Harpyia vinula), des Buchenspinners (Stauropus fagi) und des Erlenspinners (Notodonta

Digitized by Google

camelina). Die steifen Haare der Raupen mancher N., z. B. der Kupferglocke (Gastropacha quercifolia), der Processionsraupe u. a., fallen leicht aus und dringen bei der Berührung in die Haut der Hand ein, wodurch heftiges Jucken und öfters auch starke Entzündung erregt wird. Bei einigen Gattungen (Orgyia, Psyche) sind die Weibchen ungeflügelt.

Nachtgleiche, s. Aequinoctium und Nacht.

Nachtigal (Gust.), namhafter Afrikareisender, geb. 23. Febr. 1834 zu Eichstedt im Kreise Stendal, besuchte bis 1852 das Gymnasium zu Stendal, studirte dann in Berlin, Halle, Würzburg und Greifswald Medicin und fungirte vom Frühjahr 1858 ab als Militärarzt zu Köln. Eine schnell sich ausbildende Lungenkrankheit zwang ihn jedoch 1861 den Militärdienst zu verlassen und südl. Klima aufzusuchen. Zuerst wandte er sich nach Algerien, dann 1863 nach Tunis, wo er als freiwilliger Arzt im Feldzuge gegen die aufständischen Stämme sich auszeichnete und am Hofe des Bei angestellt wurde. Als 1868 Rohlfs vom König von Preußen beauftragt wurde, von Tripolis aus die Geschenke für Sultan Omar von Bornu wegzuschicken, betraute er N. mit dieser Mission. Dieser brach Anfang 1869 von Tripolis auf, hatte längern Aufenthalt in Fesan und ging von hier aus nach dem von keinem Europäer vorher betretenen Lande der Tebu «Tibesti», worüber er in Petermann's «Mittheilungen» (Jahrg. 1870) einen Bericht mittheilte. Erst 1870 brach N. von Fesan auf und erreichte im Juli mit den Geschenken die Hauptstadt Kuka. Nach der Erfüllung seiner Mission machte N. 1871 eine Reise nach Kanem und Borku, kehrte im Jan. 1872 nach Kuka zurück und wendete sich nach Bagirmi und in die Heidenlandschaften südlich davon. Im Herbst 1872 wieder nach Kuka zurückgekehrt, gelang es ihm Anfang 1873, nach Wadaï zu reisen, welches gefürchtete Land bis dahin, mit Ausnahme Dr. Eduard Vogel's, der daselbst vom Könige getödtet wurde, von keinem Europäer betreten war. N. ging von der Hauptstadt Abesche im Sommer 1873 bis zu der Südgrenze des Landes, und gelangte Anfang 1874 nach Dar For, wo ein Regierungswechsel und die beginnenden Feindseligkeiten mit Aegypten schwierige Verhältnisse erzeugt hatten. Kurz vor dem Einfalle der ägypt. Truppen gelang es N., das Land zu verlassen, und im Sommer 1874 erreichte er über Kordofan den Nil und Chartum. Im November desselben Jahres kam er nach Kairo, wo er krank den Winter verbrachte, und kehrte im Sommer 1875 nach Deutschland zurück, wo er sich zu Berlin mit der Ausarbeitung seiner Reiseresultate beschäftigte.

Nachtigall (Sylvia Luscinia) ist ein unansehnlicher, dunkel-rostgrüner, am Schwanze rostfarbiger, unterseits weißgrauer Zugvogel mit gestiefelten, langen Läufen, der über ganz Europa, das gemäßigte Asien und Nordafrika verbreitet, doch nicht an allen Orten gemein ist und am zahlreichsten in Portugal, Spanien und Italien angetroffen wird. Bei uns erscheint er um die Mitte oder gegen das Ende des April, wählt sich Laubholz zum Aufenthalt und baut in niedern Büschen nahe an der Erde sein Nest, in welches das Weibchen vier bis sechs graugrüne, einfarbige oder gefleckte Eier legt. Seine Nahrung besteht aus Insektenlarven, Puppen und Beeren, von welchen letztern er die Beeren des Traubenflieders (Sambucus racemosa) vorzieht; in der Gefangenschaft wird er mit Mehlwürmern und Ameiseneiern ernährt. Wegen seines melodischen, lauten und an Abwechselungen reichen Gesangs (Schlag) ist er seit den ältesten Zeiten berühmt. Am schönsten ertönt der Gesang, zumal des Nachts, dann, wenn das Weibchen brütet; nachher wird er leiser und seltener und hört um Johannis ganz auf. In vielen Ländern ist es streng verboten, N. einzufangen, da sie, wegen ihrer Arglosigkeit sehr leicht greifbar, durch anhaltende Verfolgung aus unsern Gegenden völlig vertrieben werden würden. Dennoch werden sie als Stubenvögel häufig gehalten und von den Liebhabern als Tagschläger, Nachtschläger und Repetirvögel unterschieden. Besonders geschätzt ist der Sprosser oder die große N. (S. Philomela), welche im östl. Deutschland, besonders in Ungarn und Polen einheimisch und größer, hauptsächlich aber durch die Länge der Schwingfedern verschieden ist, von denen die erste sehr kurz und schmal, die zweite fast so lang als die dritte und länger als die vierte ist, während bei der gemeinen N. die zweite Schwingfeder kürzer als die gleichlange dritte und vierte ist. Der Sprosser singt noch lauter, jedoch minder angenehm. Vgl. Adolf und Karl Müller, «Gefangenleben der besten einheimischen Singvögel» (Lpz. 1871); Lazarus, «Der Sprosser oder die Aunachtigall, mit besonderer Berücksichtigung seines Gefangenlebens» (Berl. 1876).

Nachtkerze, Pflanze, s. Oenothera.

Nachtmahlsbulle, s. In coena domini.

Nachtschatten, Pflanzen, s. Hesperis und Solanum.

Nachtstücke nennt man Gemälde oder Zeichnungen, in denen die Scene nicht von der Sonne oder dem Tageslichte, sondern vom Monde oder einem künstlichen Lichte erleuchtet wird. Mit

Digitized by Google

Absichtlichkeit und entsprechender Virtuosität sind dergleichen Gegenstände meist nur von solchen Malern und Malerschulen behandelt worden, welche im Colorit und in der Beleuchtung, zumal im Helldunkel, sich auszeichnen. So hat der Schöpfer des Helldunkels, Correggio, auch das berühmteste N. hinterlassen, die Anbetung der Hirten (in der Galerie zu Dresden), wo das Licht vom Kinde ausgeht. Namentlich haben die Holländer sehr Bedeutendes in diesem Fache geleistet, z. B. Neefs, van der Neer, Rubens, Rembrandt, Honthorst, der davon den Beinamen dalle notti erhielt, u. a. Am raffinirtesten bildete Gottfr. Schalken die Nachtstückmalerei aus, in dessen Gemälden oft eine ganze Anzahl der verschiedensten Lichter sammt Reflexen und Helldunkel sich kreuzen. Unter den Franzosen ist in Bezug auf Nachtstücke M. Valentin, unter den Italienern die Schule von Neapel zu nennen. Unter den Künstlern der jüngsten Zeit zeichnete sich C. Verreyt von Köln durch meisterhafte Mondscheinlandschaften, der Holländer van Schendel durch Bilder mit Lichteffecten vortheilhaft aus. In übertragenem Sinne nennt man N. auch poetische und musikalische Werke, welche einen düster-schaurigen Charakter tragen.

Nachtviole, Pflanze, s. Hesperis.

Nachtvögel. Fast in allen Ordnungen der Vögel finden sich Typen, welche, im Gegensatze zu der großen Mehrzahl, auf die Nacht zur Entfaltung ihres activen Lebens angewiesen sind. Gewöhnlich unterscheiden sie sich, wie alle Nachtthiere, durch ganz besondere Entwickelung der Sinnesorgane: große runde Augen, deren weitgeöffnete Pupillen die geringsten Lichtstrahlen aufzunehmen, das Tageslicht aber nicht zu ertragen vermögen; außerordentlich feines Gehör, oft noch durch besondere Gruppirung der Federn um die Ohröffnung unterstützt, weiches aufgebauschtes Gefieder, das einen unhörbar leisen Flug gestattet, meist weit gespaltenen Rachen. Typisch sind die Nachtraubvögel oder Eulen (s. d.). Die nächtlichen Insektenfresser gruppiren sich hauptsächlich in der Familie der Nachtschwalben oder Ziegenmelker (s. d.). In Südamerika sind tiefe Felsenhöhlen von dem Guacharo (s. d.) bewohnt, einem nächtlichen Körnerfresser. Die Klettervögel haben den Australien bewohnenden Erdpapagai, die Stelzengänger die Rohrdommeln oder Nachtreiher (Nycticorax), die Läufer den Kiwi als Repräsentanten dieser Lebensweise. Alle N. bewohnen tagsüber Höhlen, dunkle Löcher in Bäumen und Mauern oder auch Erdlöcher und kommen erst nach Sonnenuntergang hervor.

Nachtwandler, s. Mondsüchtig.

Nacken, Genick (cervix, nucha) nennt man den hintern Theil des Halses (s. d.), welcher, breiter und länger als der vordere, vom Hinterhaupte beginnt und sich nach unten in den Rücken und die Schultern verliert. Der mittlere und der Länge nach etwas vertiefte obere Theil des N. führt den Namen Nackengrube. Die Grundlage des N. bilden der untere Theil der Hinterhauptsschuppe und die sieben Halswirbel, deren Brüche und Verrenkungen sofort den Tod herbeiführen und als sog. Genickbrechen bekannt sind. Genickfang nennt man das Zerschneiden des Halsrückenmarks. An diese Wirbel lagert sich eine große Anzahl ziemlich starker und in Schichten übereinanderliegender Muskeln an. In der Mittellinie zwischen diesen Muskeln der rechten und linken Seite ist das Nackenband (ligamentum nuchae) verborgen, welches besonders bei den Wiederkäuern sehr stark ist und zur Befestigung des Kopfs und seiner Muskeln dient. Die Nackenmuskeln, deren krampfhafte Zusammenziehung (Nackenstarre) beim Starrkrampf und bei schweren Gehirnstörungen von schlimmer Bedeutung ist, besorgen die Bewegungen theils des Kopfs und Halses (besonders das Strecken und Aufrichten), theils der Schulter.

Nacktes nennt man in der bildenden Kunst den unbekleideten Körper. Jeder bildende Künstler muß sich auch die bekleidete Figur zuerst nackt zeichnen und modelliren, weil er nur auf Grundlage des N. im Stande ist, den Körperbewegungen und Gewandmotiven Leben und Wahrheit zu geben. Vornehmlich die Plastik ist auf die Darstellung des N. gerichtet, den menschlichen (und thierischen) Körper als den physiognomischen Ausdruck oder, wie Winckelmann sich ausdrückt, als das schöne Gewächs der Seele darstellend; doch auch die Malerei, die vermöge der Farbe noch den Vorzug frischer Carnation (s. d.) hat, versagt sich das N. nicht, wenn es ihre Darstellungsstoffe erfordern. Es liegt in der Verschiedenartigkeit der Denkweise und der Gesittung, daß das N. in der Antike und der Renaissance mit mehr Freiheit auftritt als in der streng christl. Kunst; verwerflich ist das N. nur, wenn es nicht in physiognomischer Bedeutsamkeit und durchgeistigter unbefangener Schönheit erscheint, sondern mit der Absicht blos sinnlichen Reizes.

Nádasdi, ein altes magyar. Geschlecht, dessen berühmtester Ahn, Thomas N., 1554—62 Palatinus von Ungarn war. Derselbe hatte seine Studien in Italien gemacht und wurde vom Papst Hadrian VI. 1523 dem König Ludwig II. von Ungarn empfohlen, der ihn zu seinem Secretär ernannte. Von Ludwig nach Speier an den deutschen Reichstag gesandt, um Hülfe

Digitized by Google

gegen die Türken zu erwirken, traf er nach der Schlacht bei Mohacs wieder in seiner Heimat ein. Er schloß sich nun der Partei der Königin-Witwe an, welche den Erzherzog Ferdinand, Bruder des Kaisers Karl V., zum König von Ungarn machte. Als N. 1529 Ofen gegen den Sultan Soliman vertheidigte, gerieth er in dessen Gefangenschaft. Soliman lieferte N. dem Gegenkönig Johann Zapolya aus, der ihn jedoch begnadigte. Schon 1534 trat er zur Partei Ferdinand's zurück. — Thomas N. war im 16. Jahrh. ein eifriger Beschützer der Reformation in Ungarn, dem Melanchthon seine Schüler zu empfehlen pflegte. Er errichtete mehrere Schulen und in Uj-Sziget auch eine Buchdruckerei, aus welcher 1539 die erste lat.-ungar. Grammatik des Johannes Sylvester Pannonius und 1541 dessen ungar. Uebersetzung des Neuen Testaments hervorgingen. — Franz N. gehörte als Judex Curiae der sog. Wesselényi'schen Verschwörung an. Obgleich er nach dem Tode Wesselényi's, in der Hoffnung, die Würde eines Palatinus zu erlangen, zum Verräther an seinen Mitgenossen wurde, ließ ihn dennoch Leopold I. verhaften, nach Wien führen und daselbst 30. April 1671 im Stadthause enthaupten. — Franz Leopold N. zeichnete sich als General im Oesterreichischen Erbfolgekriege und im Siebenjährigen Kriege aus. Er kämpfte glücklich 1742 und 1743 gegen die verbündeten Baiern und Franzosen, dann 1744 am Rhein und 1746 in Italien. Im J. 1757 trug er als Feldzeugmeister das meiste zum Siege bei Kollin bei. Bald darauf schlug er den preuß. General Winterfeld und nahm Schweidnitz ein. — Demselben Geschlechte gehört an: Graf Franz N., geb. 1. April 1801, der sich als ein eifriger Anhänger des Bach'schen Systems bekundete und von Mai 1857 bis nach Veröffentlichung des Octoberdiploms von 1860 den Posten eines Justizministers bekleidete. Seit 7. Oct. 1861 trug er als Leiter der siebenbürg. Hofkanzlei wesentlich dazu bei, daß der siebenbürg. Landtag den wiener Reichsrath beschickte. Mit dem Antritte des Ministeriums Belcredi (Juli 1865) trat N. von seinem Posten zurück.

Nadel (franz. aiguille; engl. needle) ist die Bezeichnung für gewisse Drahtfabrikate, von denen, wenn man von den aus Silber und Gold hergestellten Schmucknadeln absieht, die wichtigsten sind: 1) die aus Stahldraht gefertigten Nähnadeln (sowol zu Handarbeit als auch zu Nähmaschinen, ferner die N. für chirurgische Zwecke, die Telegraphennadeln und die Stricknadeln); 2) die aus Messingdraht hergestellten Stecknadeln (oder Glusen); 3) die aus Eisendraht fabricirten Haarnadeln. Die Nähnadelfabrikation, ein altes Gewerbe, wurde zuerst in London (in dem Stadtviertel White Chapel) betrieben, von da verbreitete sie sich nach Worcester (Redditch, Hachersage) und Warwick (Birmingham, Studley, Alcester). Nächst England hat sich besonders die Fabrikation der Nähnadeln in Deutschland entfaltet, so in Burtscheid und Aachen, in Iserlohn und in Mittelfranken (Schwabach). In Frankreich hat die Nähnadelfabrikation erst seit 1860 einen bedeutenden Aufschwung genommen. In neuerer Zeit haben in dem Gewerbe der Herstellung der Nähnadeln wesentliche Veränderungen platzgegriffen, die sich vorzugsweise auf die Anwendung von Maschinen zum vortheilhaften Ersatz der Handarbeit beziehen. In dieser Hinsicht sind die selbstthätigen Maschinen zum Spitzen der Drahtabschnitte (Schachte), das Fallwerk zum Vorprägen, der Durchschnitt zum Ausstoßen der Oehre, die Apparate zum mechan. Einzählen der N. in die zum Verkauf bereiteten Päckchen, zu erwähnen. Eine weitere Verbesserung besteht darin, daß man nicht mehr jeden einzelnen Schacht mit dem Oehre versieht, sondern den Drahtstücken doppelte Drahtlänge gibt, in der Mitte desselben zwei Oehre anbringt und die Drähte zwischen den beiden Oehren durchbricht.

Die Stecknadeln (franz. épingles; engl. pins) werden in der Regel aus Messingdraht, nur bei Trauernadeln aus Eisendraht hergestellt. Nach der althergebrachten Methode mit Handarbeit, nach welcher man den Draht gerade richten, zerschneiden, die einzelnen Nadellängen zuspitzen, den Kopfdraht zu Röhren spinnen und diese Röhrchen in lauter kleine Theile zerschneiden mußte, von denen ein jeder das Material zu einem Kopfe abgab, und endlich das Aufstecken, Befestigen und Rundklopfen der Köpfe zu besorgen hatte, brauchte man zur Herstellung von 100,000 N. 136 Stunden. Seitdem auch hier die Maschine der Menschenhand die Hauptarbeit abgenommen, braucht man für 100,000 N. nur noch 48 Stunden. Die Haarnadel (franz. épingles à friser; engl. hair-pins) werden aus Eisendraht geschnitten, an beiden Enden zugespitzt und zusammengebogen oder so geformt, wie es die jeweilige Mode erheischt. Gehärtet werden sie nicht, man läßt sie aber blau anlaufen und schwärzt sie mit Leinöl. Vgl. die amtlichen Berichte über die internationalen Industrieausstellungen in London (1851 und 1862), Paris (1855 und 1867), München (1854), Wien (1873) und Philadelphia (1876).

Nadelgeld oder Spillgeld (von Spille, d. i. Spindel) nennt man die jährliche Summe Geldes, welche der Mann der Frau zur Bestreitung ihrer kleinen Ausgaben aussetzt. Bestimmte

Digitized by Google

Zahlungen dieser Art pflegen nur bei den Ehen des hohen Adels bedungen zu werden. Ihr Betrag richtet sich nach den Observanzen des betreffenden Hauses und nach besondern Umständen.

Nadelhölzer oder Zapfenträger (Coniferen) bilden eine natürliche Ordnung der nacktsamigen Holzgewächse. (S. Gymnospermen.) Die Blüten sind kätzchen- oder knospenförmig; die männlichen fallen nach dem Verstäuben ab, die weiblichen gestalten sich nach der Befruchtung zu holzigen Zapfen (coni) oder zu fleischigen oder harten Scheinbeeren, Beerenzapfen (galbulus). Die Geschlechter sind stets völlig getrennt, meist aber auf einem Individuum (z. B. Abietineen), seltener auf verschiedenen Individuen (z. B. Taxus). Der Samen hat eine holzige oder lederartige Schale, die häufig in einen häutigen Flügel verlängert ist. Ein meist großer Eiweißkörper umschließt den Keimling; dieser zeigt zwei, häufiger mehrere (bis 15) quirlständige Kotyledonen, welche anfangs über dem Knöspchen kuppelartig zusammenschließen und nach der Keimung sich sternförmig ausbreiten. Die N. haben nadel- oder schuppenförmige, selten breite Blätter und sind meist immergrüne, seltener nur sommergrüne (z. B. Lärche) Bäume. Das Holz ist sehr einfach gebaut, besteht aus senkrecht gestellten, langen, prismatischen Zellen, welche rechtwinkelig von den in radialer Richtung laufenden Markstrahlen durchkreuzt werden. Gefäße fehlen den N., dafür zeigen sie auf dem Querschnitt mitunter kleine, mit Harz gefüllte Löcher, sog. Harzgänge, d. h. mit flüssigem Harz (Terpentin) gefüllte Intercellularräume. Die Holzzellen sind getüpfelt, d. h. sie zeigen unter dem Mikroskop eine, seltener zwei Reihen linsenförmiger Hohlräume (Tüpfel). Die Reproductionskraft der N. ist gering, nur wenige schlagen aus dem Stock nach dem Abtriebe wieder aus. Aetherisches Oel und Harz enthalten die N. nicht blos in Rinde und Holz, sondern auch in Blättern, Knospen und Zapfen. Man theilt die Coniferen in Araucarieen, Dammaraceen, Abietineen, Cupressineen und Taxineen. Araucaria (s. d.) gehört der tropischen und subtropischen Zone an. Die Dammaraceen gehören meist Australien, einige dem tropischen Asien (z. B. Cunninghamia sinensis R. Br.), eine Art, die Sequoia s. Wellingtonia gigantea Torr., Californien an. Die Abietineen enthalten die für den europ. Waldbau so wichtigen Gattungen Kiefer (Pinus), Fichte (Picea), Tanne (Abies), Lärche (Larix), ferner die Cedern (Cedrus). Zu den Cupressineen zählen die Cypressen (Cupressus, Chamaecyparis), Eibencypressen (Taxodium), Lebensbäume (Thuja), Wachholder (Juniperus). Von den Taxineen ist in Europa nur die Eibe (Taxus baccata L.) heimisch, in Gärten cultivirt T. canadensis Willd.; hierher gehört auch der aus China und Japan stammende Gingkobaum (Gingko biloba L. s. Salisburia adiantifolia Sm.), als Nadelholz ausgezeichnet durch breite Blätter, welcher noch gut in milden Lagen Deutschlands gedeiht und dessen ölige Samen eßbar sind. Viele N. sind von großer Wichtigkeit wegen ihres schnell wachsenden und infolge des Harzgehalts dauerhaften Holzes, wegen der Möglichkeit aus ihnen Harz zu gewinnen und wegen anderer werthvoller, technischer Eigenschaften. Der einfache Zellenbau des Holzes macht es besonders geeignet für die Resonanz der Töne, weshalb für musikalische Instrumente in Deutschland vorzüglich die Fichte gesucht ist. Die Lebensdauer der N. ist meist sehr lang; kaum gibt es wol eine Art, die nicht wenigstens 100 J. alt werden könnte, während manche selbst ein Alter von mehreren 1000 J. erreichen können, wie die Cedern des Libanon (Cedrus Libani Barr.), die Wellingtonie (Sequoia gigantea Torr.). Hinsichtlich der Höhe sind viele N. vor allen Laubbäumen ausgezeichnet, so z. B. Araucaria excelsa R. Br., Pinus Lambertiana Dougl., Sequoia gigantea Torr., welche letztere in Californien bis 100 Mt. hoch und bis 10 Mt. stark wird. Andere bleiben mehr strauchartig, namentlich einige Cupressineen. Manche Arten nehmen fast ausschließlich waldbildend ganze Landstriche ein und ertheilen der Landschaft eine eigenthümliche Physiognomie. Viele fremdländische Arten werden als geschätzte Bäume und Sträucher in Gärten und Gewächshäusern cultivirt.

Nadeln der Kleopatra wurden die beiden zu Alexandrien befindlichen Obelisken schon vor dem Einfall der Franzosen von den fränk. Bewohnern der Stadt genannt. Der eine steht noch aufrecht im östl. Theile der Stadt nahe am Meeresufer; der andere lag umgestürzt daneben und wurde 1878 nach London gebracht. Ursprünglich waren beide Obelisken von Thutmes (Thutmosis) III. im 16. Jahrh. v. Chr. in Heliopolis (On) vor dem Tempel des Ra (Helios, Harmachis) errichtet, wurden aber 23 oder 22 v. Chr. von dem Präfecten Barbarus unter der Leitung des Architekten Pontius von dort weggenommen und vor dem Tempel des Cäsar (Caesareum) in Alexandrien aufgestellt. Der umgestürzte Obelisk wurde auf Kosten des Professors der Chirurgie Erasmus Wilson durch den Ingenieur John Dixon nach London geschafft; letzterer umgab den Obelisk mit einem eisernen, 30 Mt. langen, an beiden Enden zugespitzten wasserdichten Cylinder, der von einem Dampfer ins Schlepptau genommen wurde. Die Abfahrt

Digitized by Google

von Alexandrien geschah 21. Sept. 1877; die Mannschaft des Dampfers war indeß 14. Oct. bei einem heftigen Sturme im Golf von Biscaya genöthigt, zu ihrer Rettung den Obelisk preiszugeben; doch wurde derselbe nach einigen Tagen wieder aufgefunden und langte 21. Jan. 1878 in Gravesend an. Er ist 20,72 Mt. hoch, am untern Ende etwa 2 Mt. dick; das Pyramidion der Spitze ist 2,20 Mt. hoch. Jede Seite des londoner, wie auch des in Alexandrien zurückgebliebenen Obelisken enthält drei Columnen Hieroglyphen.

Nadir (arab.) oder **Fußpunkt** nennt man den dem Zenith (s. d.) genau gegenüberstehenden Punkt an der Himmelskugel, den wir, da die Erde zwischen ihm und uns liegt, nie sehen, sondern ihn nur denken können. N. und Zenith sind die Pole der besonders in der Astronomie so oft gebrauchten Fundamentalebene des Horizonts und liegen daher von diesem überall um einen Vierteltreis oder 90° entfernt.

Nadir, Schah von Persien, geb. 1688, stammte aus einer angesehenen Familie, welche früher im Besitz mehrerer Districte in Khorasan war. Er diente unter verschiedenen Statthaltern in Khorasan, lebte dann als Räuberhauptmann, brandschatzte an der Spitze zahlreicher Banditen verschiedene Districte seiner Heimat und ward endlich Herr mehrerer Festungen in Khorasan. Trotz vieler verübter Verbrechen suchte der regierende Schah Thamasp II. ihn für sich zu gewinnen. N. schlug in dessen Dienst die Afghanen wiederholt, zuletzt 1729 in der Nähe der Ruinen von Persepolis. Im folgenden Jahre kämpfte N. mit Erfolg gegen die Türken. Während er aber, um eine Empörung in Khorasan niederzuschlagen, das Heer verließ, wurde Thamasp bei Hamadan von dem Pascha von Bagdad geschlagen und zu einem nachtheiligen Friedensschlusse genöthigt. Diesen Umstand benutzte N., um Thamasp des Throns unwürdig zu erklären und selbst, im Namen eines minderjährigen Sohnes des Entthronten (Abbas III.), die Zügel der Regierung zu ergreifen. Er setzte dann den Krieg mit der Pforte mit wechselndem Erfolg fort, bis er endlich nicht nur Hamadan und Tebris zurückeroberte (1735), sondern auch Herr von Georgien und des größten Theils von Armenien, mit den Festungen Kars und Eriwan, blieb. Da er zu gleicher Zeit auch Rußland nöthigte, ihm mehrere eroberte Provinzen wieder abzutreten, war er so mächtig, daß er Abbas III. beseitigen und sich selbst März 1736 als Schah krönen lassen konnte. N. führte nun seine ihm blindlings folgenden Scharen zuerst gegen die Afghanen in Kandahar, dann nach Indien, gegen den Großmogul Mohammed XIV., und drang durch das Pendschab über Lahore bis Delhi vor. Mit gleichem Glück focht er später noch gegen die Fürsten von Buchara und Charism, sodaß die Grenzen seines Reichs sich bis an den Indus, den Oxus, das Kaspische Meer und den Euphrat ausdehnten. Mit den Türken schloß er 1746 Frieden, welchen er dadurch zu einem dauerhaften machen wollte, daß er die religiöse Scheidewand zwischen Türken und Persern wegräumte. Er sagte sich von den Dogmen der Schiiten, denen seine Vorgänger, die Safiden, huldigten, los und gründete eine fünfte orthodoxe Schule, welche Schiiten und Sunniten vereinigen sollte. Aber N. wurde in der Nacht vom 19. zum 20. Juni 1747 von den Führern des aus schiitischen Persern bestehenden Theils seines Heers auf einem Feldzuge gegen die Kurden ermordet. N. erhob das Persische Reich zu großer Land- und Seemacht, indem er auch eine Flotte auf dem Kaspischen und dem Persischen Meere bauen ließ, um die Russen und die Araber im Zaum zu halten. Nach seinem Tode sank jedoch Persien wieder in seinen frühern Zustand der Zersplitterung und Erniedrigung zurück. (S. Persien.) N.'s Leben beschrieben historisch genau Fraser (4 Thle., Lond. 1742—43) und in panegyrischem Ton Mohammed-Mahdy-Khan (franz. von Jones, Lond. 1770).

Nadowessier, Indianerstamm, s. Sioux.

Näfels, Flecken im Canton Glarus, liegt 437 Mt. über dem Meere an der Linth sowie an der von Weesen nach Glarus führenden Eisenbahn und zählt (1870) 2490 meist kath. E., deren Haupterwerbsquellen Ackerbau und Baumwollindustrie sind. An der Stelle der Burg der Edeln von N. steht jetzt ein Kapuzinerkloster; die Pfarrkirche ist eine der schönsten des Cantons. Historisch bekannt ist N. durch den Sieg, welcher 9. April 1388 von 700 Schweizern über 8000 Oesterreicher erfochten wurde. Das Schlachtfeld (am Fuße des Rautibergs) ist mit Denksteinen bezeichnet; alljährlich wallfahrten die Glarner am zweiten Donnerstag des April nach N. zur Gedächtnißfeier. Unweit jenseit der Linth liegt das Dorf Mollis mit 2250 E.

Nagasaki, auch Nangasaki, bedeutende Handelsstadt Japans auf der Insel Kiusiu, während der Dauer des letzten Sgogunates (s. Japan) eine der fünf, Gokosio oder kaiserliche genannten Städte, und die einzige, wo fremde Schiffe, welche die Noth an die japan. Küste trieb, zugelassen und mit Trinkwasser, Reis, Brennholz u. s. w. versehen wurden, breitet sich amphitheatralisch aufsteigend, in außerordentlich schöner Lage am Grunde der sehr sichern und

Digitized by Google

geräumigen Bai von N. aus. N. hat etwa 80,000 E., enge aber sehr reinliche Straßen und 62 meistens sehr schön gelegene Tempel, unter denen der dem Kami Suwa geweihte, mit kolossalem kupfernen Eingangsthor der merkwürdigste. Mehrere der buddhistischen Tempel zeichneten sich früher durch große Pracht aus, verfallen jetzt aber mehr und mehr. Erwähnenswerth ist die kleine Insel Desima, d. h. Vorinsel, welche, durch einen Kanal von der Stadt getrennt und durch eine Brücke mit ihr verbunden, 1641—1854 den Aufenthaltsort oder richtiger das Gefängniß der Holländer bildete. Durch künstliche Erhöhung einer Sandbank gebildet und ursprünglich für die Portugiesen bestimmt, welche sich auch 1637—39 dort aufhielten, wurde dieselbe, nach definitiver Verbannung der Portugiesen, den Holländern, deren frühere Factorei auf der Insel Firato bestand, als den einzigen Europäern, denen Zulassung in Japan vergönnt ward, unter den größten Beschränkungen ihrer persönlichen Freiheit zum Aufenthalt angewiesen. Gegenwärtig wohnen auf Desima hauptsächlich Holländer und Deutsche. Engländer und Russen haben ihre Niederlassungen in der Nähe davon. Seitdem N. dem Weltverkehr geöffnet ist, 1854, hat seine Wichtigkeit zugenommen; 1871 wurde N. von 250 Schiffen mit 247,027 Tonnen Gehalt besucht; die Einfuhr belief sich auf 448,174, die Ausfuhr auf 315,079 Doll.

Nagel (unguis) nennt man die dünne, gebogene Hornplatte, welche von jedem Finger und jeder Zehe mehr als die Hälfte der Rückenfläche des letzten Gliedes bedeckt. Die Nägel sind an drei Seiten in einen Falz der Lederhaut eingesenkt, welcher an der dem Fingerende entgegenstehenden Seite mehr als 3 Mmt. tief ist. Die Lederhautstelle, auf welcher der N. aufsitzt, führt den Namen des Nagelbettes. Von diesem Bette und dem Falze wird fortwährend die Nagelsubstanz abgesondert, sodaß dadurch der N. von hinten nach vorn geschoben und dicker wird. Der hinterste Theil des N. heißt die Nagelwurzel, die weichere und dünnere, halbmondförmige, weiße Stelle derselben das Mondchen (lunula). Beim Embryo entwickeln sich die Nägel erst im fünften Monate seines Lebens; bei der reifen Frucht überragen die Nägel die Fingerglieder. Der N. ertheilt dem letzten Fingergliede, welches nur einen ganz kleinen, kurzen Knochen enthält, seine bedeutende Festigkeit und gewährt ihm auch einen nicht geringen Schutz gegen Verletzungen. Im Nagelbett sitzen, wie in der Haut namentlich des ersten Fingergliedes, zahlreiche Hautwärzchen, welche den N. zum Tastorgane machen. Die Nägel selbst bestehen, wie die Oberhaut, die Haare, die Hörner und Hufe, aus empfindungslosem Horngewebe, und zwar aus einer äußern härtern, der sog. Hornschicht, und einer tiefern weichern, der sog. Schleimschicht. Ihr Wachsthum geht sehr langsam von statten, und in ihnen spiegelt sich daher auch auf längere Zeit der Ernährungszustand des ganzen Körpers wieder. Während tiefgreifender, anhaltender Ernährungsstörungen wachsen die Nägel nur langsam in die Länge und Dicke, und daher trifft man bei solchen, welche eine Krankheit überstanden haben, noch lange Zeit quere Furchen auf den Nägeln. Ist der ganze N. aus irgendwelcher Ursache sehr dünn, so bricht er leicht der Länge nach (auch in die Quere) entzwei, und es entsteht dann der sog. Nagelspalt. Bei mangelhafter Ernährung des Körpers, wie dies z. B. bei Tuberkulose der Fall ist, krümmt sich der N. oft klauenförmig (Nagelkrümmung), weil mit dem Schwunde des Fettes das letzte Fingerglied immer schmäler und dünner wird. Kommt es an den seitlichen Rändern des Nagelbettes zu einer Entzündung, so entsteht das sehr schmerzhafte Nagelgeschwür (Onychia); der N. erscheint dann zu breit. Ein in das Nagelbett tiefer eingewachsener N. (Nagelzwang, eingewachsener N.) veranlaßt, wegen der großen Spannung und der Empfindlichkeit des Nagelbettes, eine sehr schmerzhafte Verschwärung. Früher glaubte man eine Heilung nur durch Ausreißen des ganzen N. herbeiführen zu können; jetzt schneidet man den N. an der kranken Stelle schmaler und behandelt dann das in seiner ganzen Ausdehnung bloßgelegte Geschwür wie ein gewöhnliches. Nagelgeschwür nennt man auch eine dem Karbunkel ähnliche, mit Brand einhergehende Entzündung innerer Theile der Fingerglieder. Diese Entzündung befällt meist das erste Glied und wird getheilt entweder durch eine frühzeitige Blutentziehung oder, da es dazu meist zu spät, durch Beschleunigung der Eiterung vermittels feuchtwarmer Umschläge oder warmer Handbäder und möglichst frühe Entleerung des Abscesses. Manchmal, namentlich bei mangelhafter Behandlung des Leidens, wird auch der Knochen des Gliedes brandig. Dieses Nagelgeschwür nennen die Aerzte Panaritium. Der Nagelgrind (Onychomycosis) entsteht, wie der Kopf- und Erbgrind, dadurch, daß sich Pilze in das Nagelbett einnisten, welche dann den N. zerstören. Dieser Grind kommt sehr häufig vor bei mit Erbgrind Behafteten und entsteht hier durch Ueberpflanzen der Pilze beim Kratzen; er ist schwer heilbar. Der Niet- oder Neidnagel kann gleichfalls ein sehr schmerzhaftes oder doch sehr unbequemes Leiden werden. Derselbe entsteht durch Abblättern eines Stückchens Haut zur Seite der Nägel, hat

Digitized by Google

an sich nichts auf sich, macht aber Schmerzen und selbst Entzündungen. Man beseitigt das Uebel dadurch, daß man das Hautläppchen mit einer scharfen Schere so nahe als möglich an der Haut abschneidet, worauf die Haut bald wieder ganz glatt wird.

Nägel (franz. clous; engl. nails) sind zugespitzte, meist mit einem Kopfe versehene Stücke Metall, die zur Vereinigung bei Holzarbeiten dienen. Man verfertigt sie aus Schmiedeeisen, Stahl, Gußeisen, Kupfer, Messing, Phosphorbronze, Zink, Silber und Gold. Sie werden entweder geschmiedet, oder aus Blech mittels Maschinen geschnitten, oder gegossen, oder aus Draht verfertigt. Die geschmiedeten eisernen N. werden mit Ausnahme der allergrößten N., die beim Schiffbau und bei Zimmerwerksarbeiten Anwendung finden, durch Handarbeit hergestellt. Nach Form und Größe unterscheidet man Schiffs-, Mühl-, Boden-, Latten-, Schloß-, Huf-, Blei-, Koffer-, Schuhnägel, Schusterzwecken, Absatzstifte u. s. w. Die sog. Maschinennägel oder geschnittenen N. werden aus Blech geschnitten. Die kupfernen N., welche hauptsächlich beim Schiffbau Anwendung finden, um den Kupferbeschlag der Seedampfer zu befestigen, die N. aus Messing und Phosphorbronze werden gegossen, die Zinknägel dagegen werden geschmiedet. Zu den N. gehören auch die Drahtnägel oder Drahtstifte, die aus hartgezogenem und nicht ausgeglühtem Eisendraht hergestellt werden. Die sog. Tapeziernägel, welche zum Beschlagen gepolsterter Möbel dienen, besitzen große runde, fast halbkugelige, unten weite hohle Köpfe und werden aus Messing gegossen. Die Bildernägel endlich, welche man zum Aufhängen von Bilderrahmen u. dgl. an den Zimmerwänden gebraucht, sind geschmiedete eiserne N., auf welche man große dicke messingene Köpfe gießt.

Nägele (Franz Karl), ausgezeichneter Geburtshelfer, geb. 12. Juli 1778 zu Düsseldorf, wo sein Vater Director der medic.-chirurgischen Schule war, studirte in Straßburg, Freiburg und Bamberg, wo er 1800 die medic. Doctorwürde erhielt, machte dann Reisen und ließ sich in Barmen als praktischer Arzt nieder. Im J. 1807 als außerord. Professor nach Heidelberg berufen, erhielt er 1810 die ord. Professur der Geburtshülfe und das Directorium der Entbindungsanstalt und starb nach 40jährigem Wirken 21. Jan. 1851. Von seinen Schriften sind besonders zu erwähnen: «Erfahrungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der Krankheiten des weiblichen Geschlechts» (Manh. 1812), «Schilderung des Kindbettfiebers nach der Epidemie 1811—12» (Heidelb. 1812), «Ueber den Mechanismus der Geburt» (2. Aufl., Heidelb. 1822), «Das weibliche Becken» (Karlsr. 1825; 2. Aufl. 1850), «Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen» (13. Aufl., Heidelb. 1868), «Das schräg verengte Becken nebst einem Anhange über die wichtigsten Fehler des weiblichen Beckens überhaupt» (Mainz 1839, mit Kupfern), «Zur Methodik der Geburtshülfe» (Heidelb. 1848). Außerdem lieferte er eine Menge kleinerer werthvoller Schriften und viele Aufsätze in medic. Zeitschriften, besonders in den «Heidelberger klinischen Annalen», deren Mitherausgeber er seit 1825 war. — Hermann Franz Joseph N., älterer Sohn des Vorigen, geb. zu Heidelberg 1810, hat sich gleichfalls als geburtshülflicher Schriftsteller und Kliniker bekannt gemacht. Derselbe habilitirte sich 1835 als Privatdocent zu Heidelberg, wurde im Nov. 1838 außerord. Professor und später Kreisoberhebarzt, starb aber schon 5. Juli 1851. Sein Hauptwerk ist das «Lehrbuch der Geburtshülfe» (8. Aufl., 2 Thle, besorgt von Grenser, Mainz 1871). — Ein jüngerer Bruder desselben, Maximilian N., seit 1846 Privatdocent der Rechte in Heidelberg, gest. 9. März 1852, machte sich durch «Studien über altital. Rechtsleben» (Heidelb. 1849) bekannt.

Nagelfluhe ist eine Bezeichnung vieler Alpenbewohner für Felsen, die aus grobem Conglomerat bestehen, weil die einzelnen abgerundeten Geschiebe oft wie große Nagelköpfe an den Bergwänden daraus hervorragen; «Fluhe» ist nämlich gleichbedeutend mit Felsen. Diese Bezeichnung ist dann auch von den Geologen, und zwar vorzugsweise für diejenigen groben Conglomerate angenommen worden, welche in der alpinen Molasseformation auftreten und zahlreiche Geschiebe von den vielerlei Gesteinen der Hochalpen, besonders aber Kalksteingerölle, enthalten. Natürlich sind diese Conglomeratschichten alle durch Wasser zusammengeschwemmt und abgelagert. Da die Schichten der N., z. B. am Rigi, oft mit sandigen und thonigen Lagen wechseln und letztere theils verwittern, theils durch eindringendes Wasser erweichen, so wird dadurch den Nagelfluhebänken zuweilen ihre feste Unterlage entzogen, sodaß sie dann mit großer Gewalt von Bergabhängen herabrutschen, wie z. B. bei dem großen Bergsturz oder Erdschlipf am Rufi- oder Roßberg in der Schweiz, welcher 1806 das Dorf Goldau (s. d.) verschüttete.

Nägeli (Karl Wilh. von), namhafter Botaniker, geb. 30. März 1817 zu Kilchberg, studirte in Zürich, Genf und Berlin, habilitirte sich 1841 in Zürich, wo er 1849 außerord. Professor wurde, und folgte 1852 einem Rufe als ord. Professor nach Freiburg, von wo er

Digitized by Google

1858 in gleicher Eigenschaft nach München übersiedelte. N. hat sich um die allgemeine Botanik, Pflanzenphysiologie, Entwickelungsgeschichte, Zellenlehre u. s. w. die größten Verdienste erworben. Als entschiedener Vertreter der Descendenztheorie zeigt er sich besonders in dem Vortrage «Entstehung und Begriff der naturhistor. Art» (Münch. 1865). Von seinen übrigen Schriften sind außer vielen Aufsätzen in der «Zeitschrift für wissenschaftliche Botanik», die er 1844—46 mit Schleiden herausgab, zu erwähnen: «Zur Entwickelungsgeschichte des Pollens bei den Phanerogamen» (Zür. 1842), «Die neuern Algensysteme und Versuch zur Begründung eines eigenen Systems der Algen und Flechten» (Zür. 1847), «Gattungen einzelliger Algen» (Zür. 1849), «Pflanzenphysiol. Untersuchungen» (mit Karl Cramer, 4 Hefte, Zür. 1855—58), «Beiträge zur wissenschaftlichen Botanik» (4 Hefte, Lpz. 1858—68), «Das Mikroskop» (mit Schwendener, 2 Bde., Lpz. 1865—67; 2. Aufl. 1877).

Nagethiere, Nager (Glires) machen eine große, zugleich aber auch natürliche Ordnung der Säugethiere aus, welche über die ganze Erde verbreitet ist und sich hauptsächlich durch die in jedem Kiefer zu zweien stehenden, meißelförmigen und gebogenen Vorderzähne (Nagezähne) auszeichnet, die tief in die Kinnladen eindringen und von der hohlen Wurzel aus fortwährend nachwachsen. Nur bei den Hasen findet sich hinter dem vordern noch ein sehr kleines zweites Paar von Nagezähnen. Eckzähne fehlen ganz; zwischen den Nagezähnen und den mit mahlenden Oberflächen und Schmelzfalten versehenen Backzähnen befindet sich eine große Lücke. Die N. sind fast alle von kleiner Gestalt; am größten unter ihnen ist das amerik. Wasserschwein (Capybara), welches 1 Mt. Länge erreicht. Bei vielen sind die Hinterfüße weit länger als die Vorderfüße, was am auffälligsten bei den Springmäusen stattfindet; bei andern, welche ein unterirdisches Leben führen, wie die Blindmäuse, sind die Vorderfüße besonders stark ausgebildet. Die meisten gehen auf der Sohle, wenige auf den Zehen; bei einigen ist eine weit ausdehnbare Seitenhaut des Körpers vorhanden, welche beim Springen einen Fallschirm abgibt, wie bei dem Flughörnchen. Die Augen stehen immer seitlich und sind zum Theil groß, zum Theil klein, ja bei den Blindmäusen sogar mit der ungespaltenen behaarten Körperhaut überzogen. Backentaschen als Magazine für das eingesammelte Futter sind bei vielen vorhanden und münden meistens im Innern des Mundes, selten nach außen, wie bei der Taschenratte. Die Mundöffnung ist stets ziemlich eng und die Oberlippe tief gespalten. Im allgemeinen führen die N. mehr ein Nacht- als Tagleben, wohnen unter der Erde, im Wasser, auf Bäumen oder auf dem bloßen Boden, leben von Pflanzentheilen oder sind Omnivoren und finden sich unter allen Klimaten der Erde. Sie zeigen meistens Lebhaftigkeit, auch Muthwillen, sind übrigens scheu und schreckhaft, entbehren mit geringen Ausnahmen der Intelligenz und können gezähmt und abgerichtet werden. Einige zeichnen sich durch Herstellung von kunstreichen Nestern, wie die Zwergmaus, der Hamster, Biber u. a., aus. Man theilt sie in solche, welche mit Schlüsselbeinen versehen sind, wie Eichhorn, Maus, Hamster, Biber, und solche, welche keine Schlüsselbeine haben, wie Hase, Meerschweinchen, Stachelschwein. Die meisten richten durch ihr Nagen über und unter der Erde Schaden an; einige (Hase, Aguti u. s. w.) sind geschätzte Jagdthiere, andere (Biber, Chinchilla u. s. w.) liefern Pelzwerk.

Nagler (Karl Ferd. Friedr. von), ein um das preuß. Postwesen sehr verdienter Staatsmann, geb. 1770 zu Ansbach, wo sein Vater Regierungsrath war. Er studirte zu Erlangen und Göttingen die Rechte und wurde unter dem nachmaligen Staatskanzler Hardenberg Expedient des fränk. Departements und Referendar der ansbachischen Regierung, dann Kriegsrath und Mitglied des Regierungscollegiums. Im J. 1798 folgte er Hardenberg nach Berlin als Rath für das ansbach-baireuthische Departement und wurde 1802 Geh. Legationsrath. Er hatte 1806 das Fürstenthum Ansbach an den franz. Bevollmächtigten, Marschall Bernadotte, zu übergeben, ging Ende des Jahres nach Königsberg und Memel und wurde 1809 Geh. Staatsrath und Director der zweiten Section des Cabinetsministeriums. In den J. 1810—21 außer Dienst, widmete er diese Muße hauptsächlich der Kunst und brachte auf Reisen in Deutschland, Holland und Frankreich umfassende Sammlungen zu Stande, welche, mit Ausnahme der Gemälde, 1835 für das Museum zu Berlin angekauft wurden. Insbesondere sind es die Schätze N.'s, welche die Grundlage für die Kupferstichsammlung des Museums bilden. Nach dem Tode Segebart's 1821 zum Chef des Postwesens und im April 1823 zum Generalpostmeister ernannt, brachte er mit Energie, Umsicht und seltener Ausdauer einen völligen Umschwung in diesen Zweig, sodaß er in Preußen und mittelbar in Deutschland als der Begründer des modernen Postwesens gelten kann. Im J. 1823 erhob ihn der König in den Adelstand und 1824 sandte er ihn, mit Belassung des Postdepartements, als Gesandten auf den Bundestag

zed by Google

nach Frankfurt. Von dort 1835 abberufen, blieb er Generalpostmeister, wurde aber zugleich 1836 zum Staatsminister erhoben. N. starb 13. Juni 1846. Kelchner und Karl Mendelssohn-Bartholdy veröffentlichten N.'s «Briefe an einen Staatsbeamten» (2 Bde., Lpz. 1869).

Nagold, Stadt im würtemb. Schwarzwaldkreis, am Flusse gleichen Namens, der bei Pforzheim in die Enz mündet, und an der Nagoldbahn, ist Sitz eines Oberamts und zählt (1875) 2972 E., welche Landwirthschaft, Holzhandel, Wollspinnerei, Tuchfabrikation und Rothgerberei treiben. N. kommt urkundlich schon 773 als Villa Nagalta vor und kam 1363 von den Grafen von Hohenberg an Würtemberg. In der Nähe sind die Ruinen der Burg Hohennagold, welche um 1200 erbaut und im Dreißigjährigen Kriege zerstört wurde.

Nagpore, richtiger Nagpur, ein ehemaliger Maharattenstaat im nördl. Dekan der vorderind. Halbinsel, der einen großen Theil von Gondwana und Berar (s. d.) umfaßt, und seit 1854 die aus den fünf Districten Balaghad, Bhandara, Chanda, Nagpur und Wardha bestehende Division N. der zu der Präsidentschaft Bengalen gehörenden Abtheilung der Centralprovinzen bildet, welche 1872 auf 57,866 QKilom. 2,280,881 E. zählte. Ein großer Theil des Landes ist, schon seitdem es den Briten zinsbar, gut angebaut. Producte sind Reis, Mais, Weizen, Bohnen, Gurken, Baumwolle, Oel- und Leinsaat, Sesam, Senf, Gewürze, Betel, Tabak, Gemüse und Früchte aller Art. Auch gewinnt man viel Eisen, außerdem Kupfer und andere Metalle sowie Marmor. Exportartikel sind: rohe Baumwolle, Getreide, Lack und Wachs. Die ursprünglichen Bewohner, die Gonds, von denen das Land Gondwana seinen Namen hat und deren Sprache (das Gondi) im ganzen Gebiete gesprochen wird, haben flache, breite Nasen, dicke Lippen und krauses Haar. Sie sind treu, intelligent und weniger lügenhaft als die Brahmanen und Mohammedaner und beten den Phursipen an, der als eiserne Speerspitze dargestellt wird. — Die Hauptstadt N., westlich an dem Höhenzuge Sitabaldi in einer morastigen Vertiefung von 190 Mt. Seehöhe an dem zum Gebiet des Godavary gehörenden Flusse Nag sehr ungesund gelegen, hat 8,5 Kilom. im Umfang, ist aber zerstreut und unregelmäßig gebaut und besitzt nur eine gute Straße, sonst enge, von zahlreichen Wasserläufen durchzogene und zur Regenzeit schwer zu passirende Gassen. Zwischen den Häusern stehen außerordentlich viele Bäume, die den freien Luftzug verhindern. Die meisten Häuser sind aus Lehm erbaut und mit Blättern oder Ziegeln gedeckt. Die Stadt hat nicht ein einziges bemerkenswerthes Gebäude und zählt 84,441 E., davon $2^1/_2$ Proc. Mohammedaner. Man fertigt grobe und feine Baumwollzeuge, Zitze, Turbane, Seiden- und Brocatstoffe, Decken und andere grobe Wollwaaren, Zeltleinwand, Kupfer-, Messing- und andere Metallwaaren.

Naharro (Bartolomé de Torres), einer der Begründer der span. Bühne, stammte aus angesehener Familie, wurde in Latorre bei Badajoz geboren und gehörte dem geistlichen Stande an. Durch Schiffbruch gerieth er in algierische Gefangenschaft; nach seiner Befreiung hielt er sich in Rom auf, wo er mit der Familie Colonna in genauerer Verbindung stand, und ging nach 1517 nach Neapel. Seine spätern Lebensschicksale sind, wie sein Geburts- und Todesjahr unbekannt. Die «Propaladia», das einzige von ihm erhaltene Werk, erschien zuerst zu Rom 1517, dann von N. selbst besorgt zu Neapel und wiederholt zu Sevilla, Toledo und Antwerpen und auf Befehl der Inquisition gereinigt von den Ausfällen gegen den röm. Hof zu Madrid 1573. Diese «Sammlung von Jugendarbeiten» enthält außer einigen lyrischen und satirischen Gedichten in den beiden ersten Ausgaben sechs, in den spätern acht Komödien, die zu den wichtigsten Urkunden für die Geschichte des span. Dramas gehören. Er hat seine Komödien in fünf Acte abgetheilt, die er zuerst Jornadas, d. i. Tagereisen, weil sie ihm Aehnlichkeit mit Stationen zu haben schienen, nannte; und vor jeder Komödie findet sich ein Introito, worin ein Lustigmacher das Publikum zur Aufmerksamkeit auffordert und ein Argumento oder ein kurzer Abriß der Handlung, aus welchen beiden einleitenden Gedichten sich später die Loas bildeten. Auch in seinen Stücken ist der Gracioso schon eine stehende Person, und selbst in den mehr ideal gehaltenen dient die parodisch-komische Wirklichkeit, durch die Dienerschaft repräsentirt, den ritterlich galanten Abenteuern der Hauptpersonen zur Folie. Vier seiner Stücke sind in Böhl de Faber's «Teatro español» (Hamb. 1832) und die «Himenea» in Ochoa's «Tesoro del teatro español» (Par. 1838) abgedruckt. Vgl. Klein, «Geschichte des Dramas» (Bd. 9, Lpz. 1872).

Nahe (bei den Römern Nava), ein 105 Kilom. langer linker Nebenfluß des Rheins, entspringt 366 Mt. hoch bei Selbach am Südabhange des Hochwaldes im Nordwesten von St.-Wendel und fließt in überaus zahlreichen Windungen erst gegen Nordosten über Oberstein (265 Mt. hoch) und Kirn, dann ostwärts über Monzingen, Sobernheim, Münster am Stein und Kreuznach (104 Mt.), von hier im Unterlauf noch 15 Kilom. nach Norden und mündet

Digitized by Google

(78 Mt. hoch) zwischen der rheinhess. Stadt Bingen und der preuß. Eisenbahnstation Bingerbrück, nahe dem Scharlachberg und der, die Ecke zwischen Rhein und N. bildenden Elisenhöhe, gegenüber dem Niederwald. In ihrem obern Laufe bis Oberstein windet sie sich über eine rauhe Hochfläche hin, dann im Mittellauf in einem tiefeingeschnittenen, höchst malerischen Thale, das, bald ganz eng, bald erweitert, von steilabfallenden Felsenketten, Porphyrklippen und Waldbergen mit Burgruinen umgürtet, reich an Weinpflanzungen, sowie in den Weitungen mit fruchtbaren, vortrefflich angebauten Feldern bedeckt ist. Bei Kreuznach öffnet sich das Thal, welches erst durch die Rhein-Nahebahn, die mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten von Bingerbrück nach Neunkirchen geführt wurde, dem großen Verkehr erschlossen wurde. Auf der rechten Seite münden in die N., außer kleinern Bächen, der Glan bei dem ehemaligen Kloster Disibodenberg unterhalb Sobernheim, die Alsenz bei Münster am Stein zwischen der durch Franz von Sickingen berühmten Ebernburg und dem Rheingrafenstein (s. Kreuznach) und der Appelbach. Auf der linken Seite nimmt die N. mehrere Hundsrückbäche auf, von welchen der Traunbach, der Simmerbach, der Güldenbach und der Ellerbach zu erwähnen sind. Das Gebiet der N., etwa 3580 QKilom. groß, gehört theils Rheinbaiern und Rheinhessen, theils dem oldenb. Fürstenthum Birkenfeld an, größtentheils aber Rheinpreußen. Eine dem Nahethale allein eigene Industrie ist die hauptsächlich im Fürstenthum Birkenfeld betriebene Achatindustrie (s. Achat). Der Weinbau im untern Nahethale ist sehr bedeutend (s. Naheweine).

Näherrecht, s. Retract.

Naheweine heißen die im Gebiete der Nahe (s. d.), in dem preuß. Kreise Kreuznach, sowie in dem Oberamt Meisenheim und im Fürstenthum Birkenfeld erzeugten Weine, welche, den Pfälzern verwandt, weich und voll sind und ungefähr den Rang der geringern Saarweine einnehmen. Die Cultur der Rebe wird besonders im untern Nahethale sehr sorgfältig betrieben, weshalb die um Kreuznach und weiter abwärts producirten Gewächse gleich Rheinwein gesucht sind und in den Handel kommen, während andere auch wol als Moselweine in die Welt gehen. Die Naheweinberge erstrecken sich über ungefähr 1600 Hekt. Areal mit etwa 48,000 Hektolit. Jahresertrag. Der Rebsatz ist Riesling mit Elbling, ferner Traminer, Ruländer und Oesterreicher. Die vorzüglichsten Gewächse sind: Kreuznach (Schloß Kautzenberg, Belz, Kalenberg, Brückes), Münster, Menzingen, Sarmsheim, Winzenheim, Laubenheim (nicht mit dem rheinhess. Weinorte zu verwechseln), Weller und Norheim.

Nahl, eine Künstlerfamilie, deren Mitglieder schon seit dem 17. Jahrh. in fortlaufender Reihe in beachtungswerther oder ausgezeichneter Weise als Bildhauer oder Maler thätig waren. Johann Samuel N., geb. zu Ansbach 1664, gest. zu Jena 1727, Sohn des markgräfl. Holzschnitzers Matthias N., kam als Hofbildhauer nach Berlin und wurde dort Ehrenmitglied der Akademie der Künste. Er fertigte Bildwerke von Gips, den er gegen Regen und Schnee beständig gemacht haben soll, für die Schlösser und Paläste in Berlin und Potsdam, sowie auch das steinerne Piedestal zum Denkmal des Großen Kurfürsten von Schlüter. Obgleich später Rector der Akademie geworden, ging er doch 1718 nach Sachsen. — Johann August N., Sohn des Vorigen, geb. 1710 in Berlin, studirte unter Schlüter und erwarb sich dann auf Kunstreisen nach Frankreich und Italien viel Geschick und Kenntnisse. Nachdem er bis 1741 in Straßburg gearbeitet, wurde er nach Berlin gerufen und hatte unter dem Titel eines königl. Directors die Prachtgebäude der Residenz, sowie diejenigen von Charlottenburg, Sanssouci und Potsdam mit Statuen, Reliefs, Vasen und Ornamenten aller Art an Decken, Säulen u. s. w. zu schmücken. Im J. 1746 ging er nach Bern in der Schweiz, wo er berühmte Monumente für die Kirche zu Hindelbank verfertigte. In Kassel wurde er 1755 Professor am Carolinum. Endlich wurde er fürstl. hess. Rath und starb als solcher 1781. Sein bestes Werk in Kassel ist das Standbild des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Kassel; N. fertigte indeß nur das Modell; die Ausführung blieb seinem Sohne Samuel. — Samuel N., Sohn des Vorigen, geb. 1748 zu Bern, besuchte nach vorausgegangener väterlicher Anleitung zuerst die Akademie zu Wien, ging dann 1772 nach Paris und zwei Jahre darauf nach Rom. Nach kurzer Zeit wurde er nach Kassel gerufen, um das erwähnte Monument anfertigen zu helfen, welches 1783 zu Stande kam. Andere Bildwerke von seiner Hand sind: ein über den Verlust eines Vogels weinendes Kind, ein Flußgott, beides in Marmor, Reliefs im Marmorsaale zu Wilhelmshöhe bei Kassel, Grabmonumente u. s. w. N. wurde zum Professor und akademischen Rath ernannt und 1808 zum königl. westfäl. Akademiedirector in Kassel. Er kam 1813 in den Wellen der Fulda um. — Johann August N., Bruder des Vorigen, wurde 7. Jan. 1752 zu Clanne bei Bern, dem Gute des Vaters, geboren, von dem er, ebenfalls zum Bildhauer bestimmt, auch

Digitized by Google

den ersten Unterricht bekam. Obwol seiner Neigung für die Malerei kein Hinderniß in den Weg gelegt ward, vielmehr er die Unterweisung des berühmten Tischbein erhielt, so zeigten sich doch weder hier noch später in Straßburg unter Tannesch und Bemmel entschiedene Fortschritte. Bei Lesueur in Paris entschied sich das reiche Talent des Künstlers. Als N. genugsam in den Geist desselben eingedrungen war, ging er 1774 nach Rom, wo er sieben Jahre hindurch eifrig studirte und einen großen Theil dieser Zeit ganz der Antike widmete. Dann copirte er Rafael und Guido Reni, und erst im fünften Jahre trat er mit einer eigenen Composition, einem Opfer an die Venus, auf. Als er, durch die Krankheit des Vaters 1781 heimgerufen, diesen kurz darauf verlor, wandte er sich nach England, besuchte auch Holland, traf aber 1788 wieder in Rom ein, um einen längern Aufenthalt daselbst zu nehmen. Nach Hackert's Principien widmete er sich nun der Landschaftsmalerei in stilisirender Auffassung, wodurch er seinen histor. und mytholog. Darstellungen einen harmonischen landschaftlichen Hintergrund gab. Durch einen Kunstliebhaber in Basel angeregt, schuf er histor. Zeichnungen in brauner Tusche, welche großen Beifall fanden, sodaß diese Darstellungen eine Zeit lang die Oelmalerei bei ihm in den Hintergrund drängten. Zu letzterer zurückkehrend, fuhr er fort, mythologische, besonders erotische Scenen in reizenden Landschaften zu liefern, z. B. Venus, der Amor einen Dorn aus dem Fuße zieht, Ariadne auf Naxos, Narciß, Olinth und Sophronia u. s. w. Im J. 1792 nach Kassel zurückgekehrt, wurde N. Professor an der Akademie und 1815 Director der Malerklasse. Er führte nun seine zahlreichen Studien aus, gewann die von Goethe in den «Propyläen» gestellte Preisaufgabe für malerische Composition zweimal durch seinen Abschied des Hektor von der Andromache und durch den Achill an dem Hofe des Lykomedes. Dies trug ihm nun viele Aufträge vom weimarischen Hofe ein, dem er eine nicht unbedeutende Anzahl von histor.-mytholog. Bildern lieferte. N. starb 31. Jan. 1825. Seine ausgebreiteten Studien machten sich in seinen Werken durch einen plastischen Charakter seiner Darstellungen, sowie durch eine harmonische und fleißige Durchbildung geltend. Man hat auch einige radirte Blätter von ihm.

Nähmaschine nennt man eine Maschine, durch welche die Herstellung von Nähten auf mechan. Wege bewerkstelligt wird. Die Aufgabe, die einfache Arbeit des Nähens durch eine Maschine zu verrichten, bietet große Schwierigkeiten dar, solange man das der Handnäherei zu Grunde liegende Princip beibehalten will, die Nadel gänzlich durch den zu nähenden Stoff hindurchstechen und den Faden nach sich ziehen zu lassen. Alle Versuche in dieser Richtung (deren einige schon bald nach Anfang des 19. Jahrh. zum Vorschein kamen) haben auch wirklich keinen praktischen Erfolg gehabt. Die ersten N., welche eine wesentliche Aehnlichkeit mit den jetzt gebräuchlichen darbieten, rührten von den Engländern Visser und Gibbons (1844) und dem Amerikaner Elias Howe (1845) her. Seitdem ist Nordamerika fast ausschließlich das Land gewesen, welches die wichtige Erfindung weiter ausbildete und zu ihrer jetzigen Vollkommenheit erhob. Doch werden in England und in Deutschland (besonders zu Dresden, Berlin, Leipzig und Hamburg) auch gute N. aller Constructionen angefertigt. Die Nadel der jetzigen N. enthält das Oehr sehr nahe bei der Spitze; sie wird nur so weit durch den Stoff hindurchgestochen, daß das Oehr jenseit desselben auf eine geringe Entfernung heraustritt, zieht sich aber dann sogleich wieder zurück und hinterläßt zunächst den Faden in Form einer freistehenden Schlinge gebogen. Bevor diese Schlinge mittels völligen Rückgangs der Nadel sich zuzieht, wird durch deren Oeffnung entweder derselbe Faden von der wiederkehrenden Nadel oder aber ein zweiter Faden mittels eines besondern Maschinentheils (Schiffchen oder Greifer) gezogen, um den Stich auf der Rückseite des Stoffs zu halten. Hiernach entstehen also zwei Klassen von N.: einfädige, welche den sog. Kettenstich machen (System Wilcox und Gibbs), und zweifädige zur Bildung des Steppstichs (Systeme Howe, Singer, Wheeler u. Wilson) und Doppelkettenstichs (von den Amerikanern Grover und Baker erfunden). Nur die Maschinen der zweiten Klasse liefern eine bei fehlerfreier Ausführung durchaus haltbare Naht; die von den einfädigen Maschinen gemachte Kettenstichnaht hat den wesentlichen Fehler, daß sie sich leicht auf größere Länge auflöst, wenn der Faden auf einem einzigen Punkte bricht. Daher bedient man sich der einfädigen Maschinen vorzugsweise zur Ziernäherei; wegen ihrer Einfachheit hat sie auch als Haushaltungsmaschine große Verbreitung gefunden. Außer dem Mechanismus zur Bewegung der Nadel und beziehungsweise des Schiffchens oder des Greifers enthält die N. besondere Vorrichtungen zum Halten und schrittweisen Fortrücken des Stoffs, sowie zur stetigen Zuleitung und Spannung des Fadens, oft auch zum Säumen, zum Einfassen mit Band, zum Aufnähen von Litzen und Corden, zum Ausnähen der Knopflöcher. Das Ganze wird durch einen Tritt mit Schwungrad, seltener mittels Handkurbel in Bewegung gesetzt. Im Einzelnen des Baues

Digitized by Google

kommen vielerlei Abänderungen vor, welche unabhängig sind von der Art des Stichs und zum Theil durch die Verschiedenheit des zu nähenden Stoffs (Leinwand, Tuch, Leder u. s. w.) begründet werden. Vgl. Herzberg, «Die N.» (Berl. 1863); Richard, «Die N. Ihre geschichtliche Entwickelung, Construction und ihr jetziger Standpunkt» (Hannov. 1876).

Nahrungsmittel. Der thierische und pflanzliche Organismus braucht zu seinem Aufbau und zu seiner Erhaltung stets neues Material, und dieses nennt man N. Die letzten Bestandtheile der N. sind natürlich dieselben, welche im thierischen und pflanzlichen Organismus enthalten sind, also Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Schwefel, Phosphor und verschiedene Mineralsubstanzen (Kali, Natron, Kalk, Magnesia, Eisen, Chlor); doch stellen sie nicht schon in dieser ebengenannten Form N. dar, sondern werden es erst durch bestimmte Verbindungen untereinander. Hier zeigt sich nun zwischen den N. der Pflanze und des Thiers der wesentliche Unterschied, daß die Pflanze von Substanzen lebt, welche sich im höchsten Zustand der Oxydation befinden, während das Thier dagegen blos von solchen zu leben vermag, welche auf der niedrigsten Oxydationsstufe stehen. Die Pflanze nimmt den Kohlenstoff auf als Kohlensäure, den Stickstoff als Salpetersäure, den Wasserstoff als Wasser, den Schwefel als Schwefelsäure. Doch ist eine Ernährung der Pflanze auch mit nicht völlig oxydirten oder schon complicirter gebauten Körpern möglich, so mit Ammoniak, Harnstoff u. dgl., wenn auch nicht in der Regel. Dem Thiere dagegen sind Kohlensäure, Salpetersäure u. s. w. nicht nur keine N., sondern unter Umständen sogar Gifte. Die N. des Thieres sind in chem. Hinsicht großentheils sehr complicirt gebaute und sauerstoffarme Körper. Je nach ihrem Gehalt an verschiedenen Grundstoffen theilt man sie ein in stickstofflose Nährstoffe (bestehend aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff) und stickstoffhaltige (bestehend aus den genannten Elementen und Stickstoff, dazu noch Schwefel und Phosphor). Eine dritte Gruppe bilden die Mineralbestandtheile (Wasser, Salze) und die vierte der Sauerstoff allein. Zu den stickstoffhaltigen Nährstoffen gehören blos die Eiweißkörper (s. Albumin), zu den stickstofflosen die Fette und der Zucker, außerdem noch in zweiter Linie der Alkohol, organische Säuren u. dgl. Gleichen Werth mit dem Zucker haben diejenigen Substanzen, welche im Darmkanal in Zucker übergeführt werden können, so das Stärkemehl, vielleicht auch ein Theil der Holzfaser.

Unsere N. sind nun nicht reine Nährstoffe, sondern mit seltenen Ausnahmen Gemenge verschiedener Nährstoffe mit unverdaulicher, also auch nicht nährender Substanz. Wir entlehnen sie theils dem Pflanzen-, theils dem Thierreich und nennen sie danach pflanzliche (vegetabilische) und thierische (animalische) N. Am reichsten an Eiweißkörpern und verhältnißmäßig arm an stickstofflosen Stoffen sind die thierischen N. (Fleisch, Eier, Milch, Käse); an stickstofflosen Körpern enthalten sie vorzugsweise Fett, nur ausnahmsweise und in geringen Mengen daneben noch Zucker (die Milch, die Eier). Dagegen sind nur wenige pflanzliche N. reich an Eiweißsubstanz (wie die Hülsenfrüchte) und Fett, während sie meist sehr viel Stärkemehl (die Getreidearten, die Kartoffeln und andere Knollen) enthalten. Viele vegetabilische N. sind aber auch sehr arm an Nahrungsstoffen, wie die grünen Gemüse, das Obst u. dgl. Aus dem Mineralreich entlehnen wir das Wasser und vorzugsweise als unentbehrliches Gewürz das Kochsalz. Nicht alle N. können indeß ohne weiteres zu Körpersubstanz werden; sie bedürfen dazu einer Vorbereitung, welche im Darmkanal vor sich geht, der Verdauung. Unmittelbar können, ohne weitere Veränderung, aus dem Darm in die Blutbahn übergehen das Fett, der Zucker, das Wasser und die Salze. Dagegen müssen die Eiweißkörper (im Magen und Darmkanal) erst in lösliche, aufsaugungsfähige Substanzen (sog. Peptone), und das Stärkemehl (durch den Mund- und Bauchspeichel) in Dextrin und Zucker übergeführt werden. Um so schwerer geschieht dies, je weniger leicht die genossenen Substanzen den Verdauungsflüssigkeiten zugänglich sind; doch wird die Verdaulichkeit der N. unterstützt durch die Zubereitung, welche sie erfahren. In weichgekochtem oder gebratenem Fleisch sind die Fleischbündel gelockert und fallen dann im Darmkanal leicht auseinander. Das Kochen zersprengt die oft sehr festen Zellhäute der Pflanzen, quellt das Stärkemehl und löst andere Körper auf. Man genießt aber trotzdem viel, was den Darmkanal völlig unverändert durchwandert (z. B. Cellulose). Diese Substanzen verhindern das Zusammenballen der verdaulichen Nahrungsstoffe zu einem Klumpen.

Nur die in das Blut übergegangenen verdauten Theile der Nahrung sind von Wichtigkeit für uns. Sie haben innerhalb des Kreislaufs eine verschiedene, von ihrer chem. Zusammensetzung abhängige Bedeutung. Die Eiweißkörper sind von ihnen die wichtigsten und unentbehrlichen; sie sind das Material, in welchem der Körper für die während des Lebens abgenutzte eigene (Eiweiß-)Substanz fast unmittelbaren Ersatz findet (Substanzbildner Liebig's), und sie

Digitized by Google

allein unter den festen N. genügen, mit einigen Salzen, zur Erhaltung des Körpers. Ein Theil ihrer Thätigkeit läßt sich aber auch durch stickstofflose Stoffe in weniger kostspieliger Weise ersetzen, wie es im täglichen Leben in der That auch nicht anders möglich ist. Die warmblütigen Thiere besitzen nämlich eine Temperatur, welche höher ist als die der umgebenden Luft (der Mensch z. B. 37,0 bis 37,5° C.), und diese wird auf ein und derselben Höhe erhalten durch diejenige Wärme, welche bei den im Körper ablaufenden chem. Processen (der Oxydation) frei wird. Zu solchen chem. Processen können nun ebenso gut stickstofffreie Nahrungsstoffe dienen als stickstoffhaltige, und diese sind daher Wärme- oder Heizmittel genannt worden. Die stickstofflosen Nährstoffe sind aber den stickstoffhaltigen als Wärmemittel vorzuziehen, weil sie nicht erst verdaut zu werden brauchen, und weil sie billiger sind. Der Zucker entwickelt zwar bei seiner Verbrennung im Körper nur etwa drei Fünftel so viel Wärme als ein gleiches Gewicht Eiweiß (im trockenen Zustande gewogen), das Fett aber nahezu noch einmal so viel. Außer als stoffersetzende Mittel haben die Eiweißkörper noch eine andere Bedeutung für die Ernährung; sie sind nämlich das Material zu den Blutkörperchen und diese die Träger des Sauerstoffs im Körper. Je mehr rothe Blutkörperchen ein Thier besitzt, desto mehr Sauerstoff kann es aufnehmen und desto leichter und schneller oxydiren und Wärme entwickeln. Es wird nun blos ein Theil der Wärme als solche an die Umgebung abgegeben, ein anderer Theil wird innerhalb des Körpers (innerhalb der Muskeln) umgesetzt in mechan. Arbeit. Daraus folgt, daß die stickstofflosen Mittel nicht blos einfache Wärme, sondern auch Arbeit erzeugen, aber nur unter Beihülfe der Eiweißkörper, welche einerseits den arbeitenden Apparat darstellen, andererseits den zur Verbrennung nöthigen Sauerstoff herbeiführen. Letztere ist auch der Grund, warum ein mit eiweißreichem Futter (ein Pferd mit Hafer) gefüttertes Thier mehr Arbeit leisten kann als ein mit eiweißarmem Futter (ein Pferd mit Heu) gefüttertes Thier. Den Werth eines N. beurtheilt man von diesen Gesichtspunkten aus, also nach seinem Gehalte an Eiweiß, an Stärkemehl und Fett, unter Berücksichtigung der Form, unter welcher sie genossen werden. Das Nahrungsbedürfniß eines erwachsenen kräftigen Mannes ist im allgemeinen bei mäßiger Körperarbeit auf 100 Gr. Eiweiß, 90 Gr. Fett, 240 Gr. Stärkemehl (Zucker), 25 Gr. Kochsalz und 2500 Gr. Wasser zu veranschlagen, doch wird natürlich diese Menge durch zahlreiche individuelle Verhältnisse, namentlich durch die Größe der geleisteten Muskelarbeit vielfach modificirt. Außer den eigentlichen N. genießt der Mensch noch eine Reihe von Substanzen, welche nicht direct zum Ersatz der verbrauchten Körpersubstanz, sondern zur Erzielung einer bestimmten angenehmen Wirkung auf das Gefäß- und Nervensystem dienen. Man nennt solche Substanzen Genußmittel. Zu ihnen gehören die Gewürze, die geistigen Getränke, Kaffee, Thee, Chocolade, endlich der Taback und andere narkotische Pflanzen und Pflanzenbestandtheile (Opium, Haschisch u. a.). Indem die Genußmittel alle mehr oder weniger starke Nervenreize enthalten, vermögen sie für eine gewisse Zeit das Gefühl der Ermüdung zu beseitigen und die Leistungsfähigkeit des Organismus zu steigern; erst dann werden sie schädlich und gefahrvoll, wenn der durch sie gesteigerte Kräfte- und Stoffverbrauch nicht durch entsprechende Nahrungssteigerung wieder ersetzt wird. Vgl. Moleschott, «Physiologie der N.» (2. Aufl., Gießen 1859); derselbe, «Lehre der N. für das Volk» (3. Aufl., Erlangen 1858); Reich, «Die Nahrungs- und Genußmittelkunde» (2 Bde., Gött. 1860—61); Virchow, «Ueber Nahrungs- und Genußmittel» (Berl. 1868); Walchner, «Die N. des Menschen» (Berl. 1875); Smith, «Die N.» (Bd. 6 und 7 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1874). Ueber die in neuerer Zeit vielfach betriebene Verfälschung der N. s. Verfälschungen.

Nahrungssaft, s. Chylus.

Naht (sutura) wird in der Medicin in zwei Bedeutungen gebraucht. In anatom. Sinne bezeichnet N. diejenige Art unbeweglicher Knochenverbindung, wo Knochen mit Knochen, meist mit unebenen Rändern zusammenstoßend, miteinander fest und unverschiebbar verbunden sind. Derartige Nähte kommen nur am Kopfe vor, wo durch ihre zu frühzeitige Verwachsung die Entwickelung des Gehirns und seiner Functionen wesentlich gehemmt werden kann. (S. Kretinen.) An einzelnen Gegenden stößt die Haut der beiden Körperhälften in der Mittellinie in einem dickern Wulst zusammen, z. B. am Damm, und diese nennt man gleichfalls N. (raphe). — In chirurgischer Beziehung nennt man N. die künstliche Aneinanderlegung der Ränder verwundeter und getrennter Weichtheile. Geschieht diese Aneinanderlegung auf die Art, daß man Nadeln durch die Ränder der getrennten Theile sticht und sie mittels Fäden zusammenzieht, so nennt man sie blutige N.; bewirkt man dagegen die Vereinigung nur durch Heftpflaster, Bandagen u. s. w., so heißt sie eine unblutige N. Erstere wird gewöhnlich so ausgeführt,

daß man in die Oehre der Nadeln Fäden von Zwirn, Seide oder Metall einfädelt und mittels dieser die Wundränder zusammenbindet (Knopfnaht). Die umschlungene N. besteht darin, daß man die eingestochenen Nadeln (sog. Karlsbader oder Insektennadeln) in den beiden Wundrändern liegen läßt und diese mittels darüber gewickelter Fäden zusammenzieht. Je nach der Art zu nähen spricht man noch von einer fortlaufenden, einer Schnür-, Kürschnernaht u. s. w., während nach der Art der Gewebe, welche zusammengeheftet werden, eine Knochen-, Haut-, Sehnen- und Nervennaht unterschieden wird.

Nahum (hebr., d. i. Tröster), einer der sog. zwölf Kleinen Propheten, ward in dem kleinen Orte Elkos in Galiläa (daher er in der Bibel der Elkosite genannt wird) geboren und lebte unter dem jüd. Könige Josia um 625 v. Chr. Er verkündigt den Sturz des feindlichen assyr. Reichs, insbesondere die bevorstehende Zerstörung der assyr. Hauptstadt Ninive. Sein Vortrag ist voll Feuer und Originalität und hat zugleich auch Klarheit und Rundung. Eine Erläuterung seiner Weissagung aus den assyr. Monumenten gab O. Strauß (Berl. 1853).

Nairn, Grafschaft im nördl. Schottland, südlich am Murraybusen gelegen, im übrigen von Elgin und Inverneß begrenzt, zählt auf 566,42 QKilom. 10,225 E. (1871). Im Innern, besonders im Süden, ist sie gebirgig, hat dort wenig urbaren Boden, dagegen ziemlich ausgedehnte Moräste. Die Küste ist flach und großentheils mit Flugsand bedeckt, strichweise aber auch fruchtbar, wie das Thal des Nairn. Neben diesem ist der größte Fluß der 89 Kilom. lange Findhorn. Das Land hat viel Waldung. Die urbaren Gegenden (22 Proc. des Areals) sind gut bebaut und liefern Getreide, Kartoffeln und Flachs. Auch die Viehzucht wird mit Sorgfalt betrieben. Die Grafschaft steht mit Elgin unter einem Sheriff, und beide schicken zusammen ein Mitglied, ihre Hauptstädte abwechselnd ein zweites in das Parlament. — Die Hauptstadt N., an der Eisenbahn, nahe der Mündung des Nairn, der den Hafen bildet, ist eine kleine, aber wohlgebaute, reinliche Marktstadt und Borough mit Seebädern und 3751 E., welche hauptsächlich Heringsfischerei treiben. Etwa 7 Kilom. im Süden der Stadt liegt das Dorf Cawdor mit 969 E. und einer Burg aus dem 15. Jahrh. an Stelle der durch Macbeth bekannten ältern.

Naiv, Naivetät, von dem lat. nativus (im Mittelalter naivus), d. h. angeboren oder natürlich, wurde aus dem Französischen (naïf und naïveté) durch Gellert in die deutsche Sprache eingeführt. Im wesentlichen bezeichnet das Wort die natürlichen und ungekünstelten Empfindungen und Lebensäußerungen einer reinen kindlichen Seele, welche das, was durch die herrschende Uebereinkunft des gesellschaftlichen Tons für schicklich oder unschicklich gehalten wird, nicht kennt und nicht beachtet. Das Naive ist daher nur dem auf dem Standpunkte der Reflexionsbildung Stehenden bemerkbar; dem Naiven selbst ist seine Naivetät Natur. Der gewöhnliche Sprachgebrauch verknüpft jedoch mit dem Begriff des Naiven oft den Nebenbegriff des Einfältigen und Albernen. Die Aesthetik hält den ursprünglichen Grundbegriff des Natürlichen, Kindlichen, in schlichter Herzenseinfalt Reinen und Unbefangenen fest und bezeichnet daher das Naive als ein höchstes aller Kunstschöpfung. In diesem Sinne nennt Schiller in seiner classischen Abhandlung «Ueber naive und sentimentalische Dichtung» die alte Kunst naiv, dagegen die mittelalterliche und moderne sentimentalisch, d. h. aus reflectirenden Bildungszuständen hervorgegangen, die Natur nicht in sich tragend, sondern sie suchend, sowie er andererseits in diesem Sinne auch zwischen Goethe's und seiner eigenen Dichtung unterscheidet.

Najaden heißen in der griech. Mythologie die Nymphen (s. d.) der Binnengewässer und Quellen, die in mancher Beziehung Aehnlichkeit mit den deutschen Nixen (s. d.) haben. Man stellte sie meist als ganz unbekleidete oder halbbekleidete Mädchen dar, in mannichfachen Situationen, Wasser holend, an der Quelle ausruhend, spielend, tanzend, nicht selten mit Pan zusammen. Vgl. E. Curtius, «Die Plastik der Hellenen an Quellen und Brunnen» (Berl. 1876).

Nal und Damajanti ist der Name einer der schönsten Episoden des Mahâbhârata (s. d.), die von den Schicksalen des Nishadha-Königs Nala handelt, der, durch einen bösen Dämon (Kali) besessen, im Würfelspiel sein Reich verlor und, nur von seiner treuen Gattin begleitet, in den Wald ging, in seiner Bethörung auch sie darin allein zurückließ und erst nach mannichfachem Leid wieder mit ihr vereinigt und in sein Reich wieder eingesetzt ward. In Text und Uebersetzung wurde das Gedicht mehrfach herausgegeben von Bopp (z. B. Berl. 1838; 3. Aufl. 1868), übersetzt auch von Rückert und Lobedanz. Eine kritische Reconstruirung des Textes, unter Ausscheidung der Zuthaten, ist von Böhtlingk in seiner Sanskrit-Chrestomathie (Petersb. 1845) und von Ch. Bruce («Die Geschichte von Nala», Petersb. 1862) versucht worden; dramatisch bearbeitet wurde der Stoff von Gubernatis («Il re Nala», Turin 1869). Der Geschichte liegt eine mythische, noch nicht festgestellte Bedeutung zu Grunde. Im Brahmana des weisen

gitized by Goo

Yadschurveda erscheint Nala (Nada) Naishidha nämlich als Name eines der drei heiligen Feuer, und zwar des auf der Südseite des Opferplatzes anzulegenden.

Name (lat. nomen, griech. ὄνομα) ist dasjenige Wort, wodurch man ein Einzelwesen kennzeichnet zur Unterscheidung von andern, daher auch Eigenname (nomen proprium) genannt, im Gegensatze zu dem grammatischen Kunstausdrucke Gemeinname (nomen commune), der zur Bezeichnung eines Begriffs, also einer Art oder Gattung von Dingen, wie Baum, Mensch, Geist u. dgl., dient. Die N. der alten Morgenländer waren häufig von der Benennung einer Gottheit oder von einem Ereignisse bei der Geburt des Kindes hergenommen, wie Belsazar, Mose (2 Mos. 2, 10); auch legte man sich wol, veranlaßt durch wichtige Lebensereignisse, einen neuen N. bei (1 Mos. 17, 5). Bei den Semiten führten die Söhne zuweilen auch den N. des Vaters mit vorgesetztem Bar oder Ben, wie Barnabas, Benjamin, Benhadad. Bei den Griechen gab es in ältester Zeit keine Geschlechtsnamen. Nur gewisse Familien in Athen und Sparta, namentlich Priesterfamilien, die eine polit. Bedeutung hatten, führten einen gemeinschaftlichen Familiennamen, wie z. B. die Eumolpiden (von Eumolpos). Doch war es Sitte, die Abstammung beizusetzen durch ein sog. Patronymikon (eine vom Vaternamen abgeleitete Wortform) oder durch ein zugefügtes oder angedeutetes Sohn, wie Ἀχιλλεὺς ὁ Πηλείδης, Achilles, der Sohn des Peleus, Σωκράτης ὁ Σωφρονίσκου, Sokrates, der (Sohn) des Sophroniskos. Den Kindern ward der N., und zwar gewöhnlich der des Großvaters, durch den Vater bestimmt und beigelegt, in der Regel am zehnten Tage nach der Geburt unter mancherlei Feierlichkeiten in Gegenwart der Verwandten. Vgl. Pape, «Wörterbuch der griech. Eigennamen» (Braunschw. 1843; 2. Aufl. 1850); Fick, «Die griech. Personennamen nach ihrer Bildung erklärt und mit den Namensystemen verwandter Sprachen verglichen» (Gött. 1874). Auch die Römer führten ursprünglich nur einen N.; doch schon seit den ältesten Zeiten der Republik regelmäßig drei, von denen der eine (nomen) das Geschlecht (gens) bezeichnete, zu dem der Träger desselben gehörte, und fast stets auf ius auslautete, wie Fabius, Julius, Tullius. Da aber die Geschlechter in Familien (familiae) sich spalteten, trat zur unterscheidenden Bezeichnung dieser ein Familienname (cognomen) hinter den Geschlechtsnamen, wie Cicero, Cäsar, Scipio. Endlich kam für jeden Einzelnen ein vor den Geschlechtsnamen tretender Vorname (praenomen) hinzu, der in der Schrift häufig abgekürzt wurde, wie A. = Aulus, C. = Cajus, M. = Marcus, T. = Titus. In dem vollständigen Namen Marcus Tullius Cicero ist also Marcus das praenomen, welches den Redner von seinem Bruder Quintus unterscheidet, während das nomen Tullius sein Geschlecht (gens) und das cognomen Cicero den bestimmten Zweig oder die Familie des Geschlechts angibt, zu der er gehörte. Zuweilen tritt auch noch hinter den Familiennamen ein vierter, ein Zu- oder Beiname (agnomen), welcher durch berühmte Thaten, durch Adoption oder durch andere Umstände erworben wurde und gewöhnlich auch den Nachkommen blieb, wie Africanus oder Cunctator. Auch in mehrtheiliger Gestalt erscheint dies agnomen, wie bei P.(ublius) Cornelius Scipio Africanus Aemilianus Minor, wo das erste agnomen Africanus zugleich mit dem nomen Cornelius und dem cognomen Scipio vom Adoptivvater auf den Adoptivsohn übergegangen war, während das zweite agnomen Aemilianus die Abstammung aus der gens des leiblichen Vaters Cajus Aemilius Paulus festhielt, und das dritte agnomen Minor (der Jüngere) zur Unterscheidung von dem Major (der Aeltere) des Adoptivgroßvaters Publius Cornelius Scipio Africanus Major diente. Feierlich beigelegt wurde den Knaben ihr N. am neunten, den Töchtern am achten Tage nach der Geburt, und zwar dem ältesten Sohne gewöhnlich das praenomen des Vaters, während die Töchter in der Regel nur den weiblich abgewandelten Geschlechtsnamen des Vaters führten, als Tullia, Livia, und, wenn ihrer mehrere vorhanden waren, durch major und minor (ältere und jüngere) oder durch prima, secunda, tertia u. s. w. (älteste, zweite, dritte u. s. w.) unterschieden wurden. Die Sklaven wurden nach dem Vaterlande, wie Numidicus, oder nur mit einem einzelnen N., wie Tiro, benannt, dem bei der Freilassung Vor- und Geschlechtsname des Herrn zutraten, wie Marcus Tullius Tiro. Seit der Kaiserzeit tauchen eine Menge Eigennamen mit ethischer Bedeutung auf, welche etymologisch vollkommen verständlich sind, während ein großer Theil der frühern, vermuthlich weil verschiedenen italischen Sprachen angehörend, unklar ist.

Die Kinder der Germanen wurden vor geladenen Zeugen gebadet, von dem angesehensten derselben, gewöhnlich dem Mutterbruder oder Großvater, mit Wasser übergossen und dabei mit einem einzigen Namen belegt, den man gern von diesem Hauptzeugen selbst entlehnte, und der für den Freien und den Edeln wie für den Knecht ausreichte. Denn es gab zwar Geschlechter der Merovinger, Agilolfinger u. s. w., aber der Einzelne führte den Geschlechtsnamen nicht.

Digitized by Google

Natürlich hatten, wie bei allen Urvölkern, diese N. eine allgemein verständliche Bedeutung und bewegten sich in dem Kreise der nationalen Lieblingsanschauungen. Dieselben waren ursprünglich sämmtlich aus zwei Wortstämmen zusammengesetzt (z. B. Gerbald, Garibald aus gêr, Speer, und bald, kühn; Ortwin aus ort, Spitze, Schwert, und win, Freund). Daneben finden sich aber auch äußerst zahlreiche einstämmige Namensformen sowol ohne als auch mit Derivationsendungen (Diminutiva, Koseformen u. dgl.), die jedoch nur zum geringen Theile eine etymologische Deutung zulassen und als Abkürzungen zweistämmiger Formen (wie Fritz aus Friedrich, Uz aus Ulrich, Buck aus Burkhard u. s. w.) zu betrachten sind. Vgl. Wackernagel, «Die german. Personennamen» (im «Schweiz. Museum», Bd. 1, Frauenfeld 1837); Abel, «Die deutschen Personennamen» (Berl. 1852); Förstemann, «Altdeutsches Namenbuch» (Bd. 1, Personennamen, Nordh. 1856; Bd. 2, Ortsnamen, Nordh. 1859; 2. Aufl. 1872); Andresen, «Die altdeutschen Personennamen» (Mainz 1873); Gräße, «Unsere Vor- und Taufnamen» (Dresd. 1875). Mit der Einführung des Christenthums ward ein einzelner Taufname üblich, zu dem man theils die althergebrachten heimischen, theils biblische und kirchliche Benennungen verwandte. Familiennamen kamen erst im spätern Mittelalter auf, zuerst bei dem Adel mit dem 12. und 13. Jahrh. nach den Stammsitzen, als Konrad von Wettin, Rudolf von Habsburg, dann bei dem Bürgerstande seit dem 14. und allgemein üblich seit dem 16. Jahrh.

Der Schatz unserer deutschen Familiennamen zerfällt in zwei große Klassen. Die erste Klasse, welcher weit mehr N. zufallen, als es auf den ersten Blick scheint, besteht aus N., die auf die alten heidnischen (Anselm, von den Asen), sowie auf die mit dem Christenthume (Engelbrecht, Engeler) eingeführten zurückgehen und theilweise auch noch jetzt als Vornamen (z. B. Friedrich, Dietrich, Peter, Paul) gebräuchlich sind. Sehr viele dieser N. haben, abgesehen von den dialektischen Verschiedenheiten, ihre ursprüngliche Form im Laufe der Zeit eingebüßt (z. B. Humboldt aus altdeutsch hun-bold, Gervinus, latinisirt aus ger-win, Arndt, contrahirt aus Arnold, Gieseler aus gisal-heri). Eine große Anzahl anderer, die etymologisch nicht erklärbar sind, wurzeln in den obenerwähnten altdeutschen abgekürzten Namensformen (z. B. Goethe, Bopp). Viele N. haben zwar jetzt eine bestimmte Bedeutung (z. B. Hammer, Tuch, Pilz u. s. w.), doch ist diese in den meisten Fällen nur auf dem Wege der Volksetymologie den zu Grunde liegenden uralten Formen (hademar, tucco, pilizo) aufgeprägt. Die zweite Hauptklasse unserer Familiennamen besteht aus ursprünglichen Beinamen, deren Bildung natürlich aus den verschiedensten Veranlassungen entnommen sein kann. Im allgemeinen sind dieselben ihrem Ursprunge nach entweder Localnamen, oder eigentliche Beinamen (Prädicate), oder patronymische Bildungen. Zur ersten Gruppe dieser Art von Familiennamen gehören alle diejenigen, welche einestheils den N. von Ländern und Ortschaften (Baier, Schwabe, Franke, Böhme, Sachse; Wiener, Prager, Nürnberger) entlehnt sind, theils auf gewissen Eigenthümlichkeiten des Wohnsitzes oder Besitzthums (Lage, Lehnsverhältniß, Hausschild u. dgl.) ihres ersten Trägers beruhen (z. B. Winkler, Wegener, Gruber, Lindner, Buchner, Höfer u. s. w.). In vielen Fällen tritt der Localname ohne weitere Derivationsendung oder präpositionale Verbindung (von, zu, am u. s. w.) für den Personennamen ein (Herzberg, Kassel, Falkenstein, Holdheim, Sugenheim). Zur zweiten Gruppe, den prädicativen Familiennamen, gehören alle diejenigen, welche eine physische oder moralische Eigenschaft (Große, Lange, Kurz, Langbein, Breitkopf; Wunderlich, Hitzig, Kluge), eine gewerbliche (Schneider, Müller, Wagner, Fischer, Schlosser, Pfeifer) oder amtliche Berufsthätigkeit (Schulze, Richter, Vogt, Hauptmann, Schreiber, Pfaff, Kirchner, Henker, bis zu Graf, König, Kaiser, Papst hinauf), oder eine sociale Beziehung (Hübner, Maier, Bauer, Hausmann, Lehmann, Bürger) bezeichnen. Hierher gehören außer den imperativischen Namensformen (Schlagintweit, Hauenschild, Hassenpflug, Suchenwirth, Schaffrath) auch in den meisten Fällen die Personennamen, welche Thiere (schon Ulfilas, d. i. Wölfel), Pflanzen, Werkzeuge, Tracht u. dgl. bezeichnen und theils als Uebertragungen, theils als wirkliche Spitznamen zu fassen sind. Zu den patronymischen Bildungen gehören die Familiennamen mit der lat. oder deutschen Genitivendung (Georgi, Fabri, Pauli; Heinrichs, Jacobs), die durch Anfügung von -sohn (niederdeutsch, friesisch und dänisch: -sen) gebildeten Formen (Wilmsen, Michelsen, Mendelssohn, viele N. deutscher Israeliten), theilweise wol auch die N. auf -ing, -ling (Kinderling, Kayserling). Vgl. außer den «Namenbüchlein» Hoffmann's von Fallersleben besonders Vilmar's «Deutsches Namenbüchlein» (4. Aufl., Frankf. 1866).

Ganz entsprechend verhält es sich mit den N. der übrigen german., roman. und celt. Völker. Zur Ableitung vom Vaternamen bedienten sich die Normannen des Wortes Fitz (Filius), wie Fitzgerald, Fitzwilliam; die Engländer eines angehängten -son, wie Johnson; ebenso die

Digitized by Google

Schweden, wie Erikſon, und die Dänen, wie Martenſen; die Schotten eines vorgeſetzten Mac (Sohn), wie Macdonald, Macaulay, Mac-Mahon; die Iren eines vorgeſetzten O, wie O'Connel, O'Brien, und die Spanier eines angehängten ez, wie Hernandez. Zur Aenderung des Familiennamens bedarf es jetzt der Genehmigung des Landesherrn. Bei den Arabern gibt es Vornamen, gewöhnlich gebildet von dem Vaternamen oder auch einer Bezeichnung für eine Haupteigenſchaft des Benannten, mit vorgeſetztem Abu (ſ. d.), wie Abu-Dſchafar, Abu-Bekr; Eigennamen wie Haſſan, denen dann gewöhnlich des Vaters, Großvaters oder Urgroßvaters N. mit zwiſchengeſchobenem Ebn oder Ben folgt, wie Ebn-Sina (Avicenna); Zunamen, von der Religion oder dem Hofe hergenommen, wie Salah-ed-din (Saladin); Beinamen, bezüglich auf Geburts- oder Aufenthaltsort, Beſchäftigung, Schutzherrn, Stamm, Sekte u. dgl., von denen mehrere nebeneinander vorkommen können; lobende und tadelnde Spitznamen; endlich Dichternamen, deren ſich nur die Dichter in ihren Gedichten bedienen. Vgl. Hammer-Purgſtall, «Die N. der Araber» (Wien 1852). Das Hauptwerk über Namenkunde hat Pott («Die Perſonennamen, insbeſondere die Familiennamen und ihre Entſtehungsarten», Lpz. 1853; 2. Aufl. 1859) geliefert.

Namenstag heißt der Tag, der im kirchlichen Kalender dem Heiligen geweiht iſt, deſſen Namen man führt. In kath. Ländern wird dieſer Tag meiſt ſtatt des Geburtstags gefeiert.

Namur, eine von den neun Provinzen Belgiens, begrenzt im N. von Brabant, im NO. von Lüttich, im O. von Luxemburg, im W. von Hennegau und im S. von Frankreich, zählt (1875) auf 3660,24 QKilom. 322,173 E. Der Boden iſt theils eben, theils erhebt er ſich zu ſtark bewaldeten Hügeln, die man als Vorberge der Ardennen anſehen kann, welche die Grenze der Provinz ſtreifen, und iſt außerordentlich fruchtbar. Die Hauptflüſſe ſind die Maas, die Sambre und die Leſſe. Außer den Erzeugniſſen des Ackerbaues iſt die Provinz reich an Eiſen, Blei, Galmei, Schwefel, Alaun, Feuerſteinen, Schiefer- und Kalkſteinen, guter Thonerde, Steinkohlen und Marmor. N. war bereits im 10. Jahrh. eine ſelbſtſtändige Grafſchaft, zuſammengeſetzt aus Theilen der Grafſchaften Lomme und Arnau. Unter Heinrich I., dem Blinden, wurde ſie mit Luxemburg vereinigt. Dann ward ſie wieder davon getrennt und kam 1188, noch vor dem Tode Heinrich's (1196), als Markgrafſchaft in den Beſitz zunächſt des Hauſes Hennegau, bald darauf jedoch durch Heirath an Peter von Courtenay, Kaiſer von Konſtantinopel (geſt. 1219). Des letztern Sohn Balduin verkaufte die Grafſchaft (1264) an Guy von Dampierre, Grafen von Flandern, deſſen Erben ſie bis 1420 innehatten, wo Graf Johann III. von N., der keine leiblichen Erben beſaß, die ſehr verſchuldete Grafſchaft an Philipp den Gütigen, Herzog von Burgund, für 132,000 Goldkronen verkaufte. Hierauf bildete ſie eine der 17 Provinzen der Niederlande und theilte deren Schickſal. Nachdem Frankreich ſchon im Nimweger Frieden 1679 von dieſer Grafſchaft die Feſtung Charlemont nebſt andern Ortſchaften ſich zugeeignet hatte, die es noch gegenwärtig beſitzt, kam im Lunéviller Frieden mit den übrigen Provinzen die ganze Grafſchaft als Depart. Sambre-Maas unter franz. Herrſchaft. Seit 1814 bildete ſie eine Provinz der Niederlande, zu welcher Theile von Lüttich, Luxemburg, Brabant und Hennegau geſchlagen wurden, und in dieſem Umfange ging ſie 1831 an das neue Königreich Belgien über. Sie zerfällt in die drei Bezirke N., Dinant und Philippeville. — Die Hauptſtadt N., vläm. Namen, am Einfluſſe der Sambre in die Maas, an der belg. Staatsbahn Brüſſel-N., die hier nach Namillies abzweigt, und der Nordbahnlinie Lüttich-N., der Sitz eines Biſchofs, hat (1875) 27,068 E., eine Citadelle, einen Dom und 16 andere Kirchen, ein Gericht erſter Inſtanz, ein theol. Seminar, ein königl. Athenäum, eine von Jeſuiten geleitete Erziehungsanſtalt, eine Kunſtakademie, ein Conſervatorium der Muſik, eine Bibliothek, ein naturhiſtor. und Antiquitäten-Muſeum und eine Strafanſtalt für weibliche Verbrecher. Der Dom oder die St.-Albinuskirche iſt eine der ſchönſten neuern Kirchen Belgiens, eingeweiht 1772, und enthält das Grabmal des 1578 in der Nähe geſtorbenen Don Juan d'Auſtria. Die von Jeſuiten 1621—53 erbaute St.-Lupuskirche ſtrotzt von Vergoldung und Pracht. In großem Rufe ſtehen die Arbeiten der Meſſerſchmiede N.s; außerdem gibt es ſehr anſehnliche Ledergerbereien und Fabriken in Meſſing und andern Metallwaaren. Die Stadt war ſchon in früheſter Zeit befeſtigt und wurde 1691 von Coehoorn verſtärkt. Deſſenungeachtet wurde ſie 1692 von Ludwig XIV. und Vauban nach 6tägiger, das Fort Wilhelm nach 22tägiger und die von Coehoorn ſelbſt vertheidigte Citadelle nach 30tägiger Belagerung eingenommen. Der Erbſtatthalter Wilhelm III. eroberte 1695 die letztere, welche Vauban noch bedeutend verſtärkt hatte, ſowie die Stadt, die von 16,000 Mann unter dem Herzog Bouflers vertheidigt wurde, nach zehnwöchentlicher Belagerung. Seit 1701 von den Franzoſen beſetzt, wurde die Stadt vergebens von den Verbündeten beſchoſſen, 1715 aber den Barrièreplätzen beigeſellt und von den Holländern beſetzt.

Die Franzoſen unter dem Grafen Clermont nahmen 1746 die Stadt und das Fort ein, gaben aber beide 1748 im Aachener Frieden zurück, worauf Joſeph II. 1784 die Werke ſchleifen ließ, was 1794 auch mit der von den Franzoſen eroberten Citadelle geſchah. Seitdem wieder befeſtigt, wurde ſie 1815 von den Franzoſen beim Rückzuge nach der Schlacht bei Belle-Alliance beſetzt, von dem von Wavre ſich zurückziehenden Corps des Generals Vandamme gegen das zweite preuß. Armeecorps unter dem General Pirch tapfer vertheidigt und erſt nach dem freiwilligen Abzuge der Franzoſen den Niederländern eingeräumt und durch ſie ſeit 1816 ſtärker befeſtigt. Seit 1866 ſind die Feſtungswerke bis auf die Citadelle wieder geſchleift worden.

Nana-Sahib, oſtind. Rebellenführer, ſ. Nena-Sahib.

Nancy (deutſch Nanzig), Hauptſtadt des franz. Depart. Meurthe-Moſelle, wie früher Lothringens, in einem fruchtbaren und gutangebauten, durch waldige Hügel begrenzten Thale, unweit des linken Ufers der ſchiffbaren Meurthe gelegen, durch den Marne-Rheinkanal und die Oſtbahn mit Paris und Straßburg, ſowie durch Zweigbahnen mit Metz, Château-Salins, Vézeliſe und Longwy verbunden, zerfällt in die Altſtadt im Norden, die unregelmäßig gebaut und finſter, und die untere oder Neuſtadt im Süden, eine der freundlichſten Städte Frankreichs, von regelmäßiger Anlage, mit breiten Straßen und ſtattlichen Gebäuden. In der Altſtadt ſind bemerkenswerth: das goth. Schloß der ehemaligen Herzoge von Lothringen, ſpäter Gensdarmeriekaſerne, mit impoſanter Façade und Eingangspforte, ſeit 1875 im Originalſtil wieder aufgebaut, nachdem es mit dem größten Theil des darin befindlichen Muſeums lothring. Alterthümer 17. Juli 1871 abgebrannt war; die Franciscanerkirche mit zahlreichen Grabmonumenten, Statuen u. ſ. w.; dicht daneben die 1822 auf Koſten Frankreichs und Oeſterreichs reſtaurirte Runde oder Begräbnißkapelle der alten Herzoge von Lothringen; die ſeit 1864 in goth. Stile neu erbaute prachtvolle, reich ausgeſchmückte Kirche St.-Epvre, an dem nach ihr benannten, mit einer Fontaine und der Reiterſtatue René's II. geſchmückten Platze; das alte Opernhaus, jetzt Cavaleriekaſerne, die alte Präfectur, jetzt Hotel des Generalcommandanten; das 1862 mit einem Koſtenaufwande von 1 Mill. Frs. vollendete Palais-des-Facultés am Akademieplatz; der ſchöne Platz La-Carrière mit einer Colonnade; die Reſte des Arſenals; die ausgedehnte Promenade der Pepinière: der Cours-Léopold mit der 17. Juni 1853 errichteten Bronzeſtatue des Generals Drouot; der Platz Dombasle, ſeit 1850 mit der Statue des Agronomen Matthieu Dombasle; der Platz Baudémont, mit der 1877 errichteten Bronzeſtatue des berühmten Graveurs Callot; im Norden die Citadelle, der einzige Reſt der alten Befeſtigungswerke; St.-Charles, das Mutterhaus des Ordens der Barmherzigen Schweſtern, das hier 1652 gegründet wurde. In der Neuſtadt zeichnen ſich aus der 1751 angelegte Stanislasplatz, von dem ſehr ſchönen Rathhauſe, dem biſchöfl. Palaſt, dem Theater und eleganten Privathäuſern umgeben, ſeit 6. Nov. 1831 mit dem Standbilde des Königs Staniſlaw, mehrern kunſtvollen Bronzefontainen und den berühmten von Jean Lamour geſchmiedeten vergoldeten Gittern geſchmückt; der 1751 von Staniſlaw zu Ehren Ludwig's XV. erbaute Triumphbogen, welcher die Carrière mit dem Platz Staniſlaw verbindet, eine der eleganteſten architektoniſchen Anlagen Europas bildend; der Allianzplatz mit einer monumentalen Fontaine zum Andenken des 1. Mai 1756 von Ludwig XV. und Maria Thereſia geſchloſſenen Bündniſſes; die Kathedrale, ein einförmiger Bau mit einigen guten Gemälden und Statuen, die Neue Börſe, der Donanenpalaſt, die ehemalige Univerſität, jetzt zur öffentlichen Bibliothek benutzt. N. iſt der Sitz eines Suffraganbiſchofs der Erzdiöceſe Beſançon, eines Oberappellations- und eines Aſſiſenhofs und anderer Behörden, einer Univerſitätsakademie für vier Departements mit Facultäten für Wiſſenſchaften, für Literatur, für Jurisprudenz und ſeit 1871 für Medicin, einer pharmaceutiſchen Hochſchule, der nationalen Forſtſchule, eines prot. und eines jüd. Conſiſtoriums, einer Handels-, einer Gewerbe- und einer Ackerbaukammer. Die Stadt hat ein Lyceum, ein Prieſter- und ein Lehrerſeminar, eine Gewerbeſchule, Curſe für Zeichenkunſt und Malerei, eine Taubſtummen- und eine Blindenunterrichtsanſtalt, eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, Künſte und Literatur (Académie de Stanislas), eine centrale Ackerbaugeſellſchaft, eine Acclimatiſations-, eine Mediciniſche, eine Archäologiſche und andere Geſellſchaften. Ferner beſtehen reichhaltige Muſeen für Gemälde und Sculpturen, für lothring. Alterthümer und Naturalien, ein von Staniſlaw 1752 angelegter botan. Garten, eine Univerſitäts- und eine öffentliche Bibliothek, endlich eine Menge Wohlthätigkeitsanſtalten. Die großartige Heilanſtalt für Irr- und Blödſinnige iſt zu Maréville, 4 Kilom. im Norden der Stadt. N. zählt (1876) 66,303 E., die vielſeitigen und lebhaften Gewerbs- und Handelsbetrieb unterhalten und daher im Wohlſtande leben. Man zählt 123 Fabrikanten von weltberühmten Stickereien aller Art, 10 Tuchfabriken,

Digitized by Google

eine großartige Tabacksmanufactur, Hohöfen und Salzwerke in der Umgegend und außerdem Fabriken für Wollzeuge, Musselin, Watte, Ziegenhaarzeuge, Strumpfwaaren, Strohhüte, physik. und musikalische Instrumente, metallische Gewebe, Kupfer-, Blech- und Messingwaaren, für Pfeifen, Billards, Chemikalien, Farben, Buntpapier, Stärke, Nudeln, Oel, Lichte, Firnis u. s. w. Dazu kommen noch Baumwollspinnerei und Weberei, Färberei, Gerberei, Bierbrauerei und die Destillation von Liqueurs de Lorraine. Der Handel mit den Erzeugnissen der eigenen Industrie, namentlich den Stickereien, aber auch mit Getreide, Wolle, Bauholz, Hopfen, Wein u. s. w. ist bedeutend. Einer der fünf Märkte dauert 20 Tage (20. Mai bis 10. Juni). Auch ist zu N. ein Salzentrepôt und eine Bankfiliale. Die Stadt war seit Mitte des 12. Jahrh. Residenz der Herzoge von Lothringen und theilte die Schicksale des Landes (s. Lothringen), bis sie mit diesem 1766 nach dem Tode des letzten Herzogs, des Exkönigs von Polen, Stanislas Leszcynski, dem sie viel zu verdanken hat, an Frankreich fiel. Beim Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 wurde N. 14. Aug. 1870 von Truppen der Dritten deutschen Armee ohne Widerstand besetzt, war 17. Aug. das Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen, dann Sitz des deutschen Generalgouverneurs und später Sitz des Obercommandos der noch auf franz. Boden zurückbleibenden deutschen Occupationsarmee.

Nangasaki, s. Nagasaki.

Nänie (naenia oder richtiger nenia) nannten die Römer ein Trauerlied oder einen Klaggesang, dergleichen wenigstens in älterer Zeit regelmäßig bei Begräbnissen gewöhnlich von Weibern, die dazu gedungen waren und Praeficae hießen, abgesungen wurden. Da diese Lieder wol gewöhnlich nicht eigens verfertigt wurden, sondern alt und hergebracht waren, so erschienen sie mit der Zeit oft sinnlos und läppisch, sodaß man das Wort nicht blos auch für irgendandere weinerliche, klagende Gesänge, sondern auch für ungereimte und gehaltlose Lieder und Reden überhaupt gebrauchte. Auch war N. der Name der Klagegöttin selbst, welche nach Festus außerhalb der Stadt Rom vor dem Viminalischen Thore ein Heiligthum hatte.

Nanking, d. h. südliche Residenz, im Gegensatz zu Peking (s. d.), d. h. nördliche Residenz, eigentlich Kiang-ning (Stromesruhe) genannt, die Hauptstadt der chines. Provinz Kiang-su (103,959 QKilom. mit etwa 40 Mill. E.), am südl. Ufer des Kiang, nicht weit von der Mündung dieses Flusses, war bis 1405, wo Peking dazu erwählt wurde, die Residenz der chines. Kaiser. Das merkwürdigste Gebäude, welches jedoch 1853 durch die Taipings (s. China) von Grund aus zerstört wurde, war der zum Tempel der Erkenntlichkeit gehörige, 84 Mt. hohe, neunstöckige, achteckige, von Backsteinen erbaute, mit Porzellan überkleidete und mit zahllosen Glocken und Lampen behangene Porzellanthurm. Ehemals gehörten auch die bei dem Einfalle der Mandschu zerstörten kaiserl. Gräber zu den Herrlichkeiten der Stadt. Die aus der Mongolenherrschaft stammenden Instrumente des berühmten Observatoriums wurden während der Regierung Kanghi's nach Peking gebracht. In der Umgebung der Stadt findet man in Fülle die gelbliche Gattung von Baumwolle, von welcher der bekannte Stoff Nanking (s. d.) verfertigt wird. Zu N. wurde 26. Aug. 1842 der Friede nach dem ersten engl.-chines. Krieg geschlossen. In dem Aufstande der Taiping eroberten die Rebellen die Stadt 8. bis 12. Febr. 1853, wodurch der kaiserl. Partei ein schwerer Schlag versetzt wurde. N. beherrscht nämlich den Kaiserkanal, welcher die Zufuhr der Waaren und Lebensmittel des reichern Südens nach dem ärmern Norden vermittelt. Es gelang den Taiping, N. zum Mittelpunkt ihrer Herrschaft zu machen und sich hier elf Jahre lang zu behaupten. Erst als nach dem Kriege mit den europ. Westmächten die kaiserl. Regierung den Kampf gegen die Rebellen energischer begann, wurde auch N., nach zweijähriger Belagerung, 19. Juli 1864 erstürmt. Der Taipingkaiser Tieng-Wang gab sich nebst seinen Weibern den Tod unter den brennenden Trümmern des Palastes. Die Stadt, welche 1852 noch 400,000 E. zählte, war fast gänzlich verheert worden. Ihre Bewohner, die sich vor andern Chinesen durch Bildung und Gewerbfleiß auszeichneten, sodaß hier mehr Bibliotheken, Fabriken und öffentliche Anstalten als an andern Orten bestanden, waren entflohen oder niedergemetzelt. Der Wiederaufbau ging seitdem nur langsam von statten.

Nanking heißt ein ursprünglich nach der gleichnamigen chines. Stadt genanntes, dichtes und festes, leinwandartig gewebtes, glattes Baumwollzeug von fahler oder röthlich-gelber Farbe, welche bei dem chinesischen und ostindischen N. durch die natürliche Farbe der Baumwolle, bei dem europäischen durch Färben erzeugt ist. Man hat auch geköperte, gestreifte und melirte N. Nankinet ist etwas feiner als N., aber ebenso dicht und von verschiedenen Farben.

Nannini (Agnolo, eigentlich Giovannini), gewöhnlich nach dem Stammorte der Familie Firenzuola genannt, war 28. Sept. 1493 zu Florenz geboren und studirte zu Siena und

Digitized by Google

Perugia. Später begab er sich nach Rom, wo er in den Orden von Vallombrosa trat, von welchem er, obgleich 1526 der Gelübde entbunden, den Nießbrauch zweier alten Abteien erhielt. Sein Leben scheint eine Zeit lang, bevor er sich in der toscan. Stadt Prato niederließ, nicht viel regelmäßiger gewesen zu sein, als seine Schriften, durch welche er sich großen Ruf erwarb, sowol in Versen als in Prosa, im burlesken und satirischen, wie im ernsten moralischen Fache, als Novellist und als Dramatiker. Seine Werke, darunter zwei Lustspiele, eine der Zeit angepaßte, freie Bearbeitung des «Goldenen Esel» des Apulejus («Discorsi degli animali») und acht Novellen nach dem Muster des «Decamerone», erschienen erst spät vollständig gesammelt (beste Ausg. von Br. Bianchi, 2 Bde., Flor. 1848). Sein Todesjahr ist ungewiß.

Nanterre, ehemals Nemetodurum, Stadt im franz. Depart. Seine, 12 Kilom. von Paris, an der Eisenbahn Paris-St.-Germain, mit hübschen Landhäusern, zählt (1872) 3944 E., die chem. Fabriken unterhalten und jährlich für 4 Mill. Frs. gekochtes Schweinefleisch nach Paris liefern. In diesem Orte wohnte die heil. Genoveva, welche die Schutzheilige von Paris wurde.

Nantes, Hauptstadt des franz. Depart. Unter-Loire, liegt in einer freundlichen und fruchtbaren Gegend der Ober-Bretagne an der Linie Tours-St.-Nazaire der Orléansbahn, die hier nach La Roche sur Yon abzweigt, und am rechten Ufer der Loire, 52 Kilom. von deren Mündung bei Saint-Nazaire (s. d.). Der Strom nimmt hier die schiffbare Erdre, den Bach Chezine und den Sal, gegenüber die schiffbare Sèvre-Nantaise auf und bildet mehrere durch Brücken verbundene Inseln. Die Stadt hat sich im Laufe des 19. Jahrh. fortwährend erweitert und verschönert, gehört zu den Großstädten Frankreichs, unter denen sie mit einer Bevölkerung von (1876) 122,247 E. die achte Stelle einnimmt, und gewährt den Anblick eines freundlichen, überaus belebten und reichen Ortes. Die fünf Vorstädte, von denen die südlichste an der Sèvre, die schönsten auf den Inseln Feydeau und Gloriette liegen, übertreffen die ältere, zum Theil düstere Stadt an Umfang, Reinlichkeit und Eleganz. Im ganzen hat N. 1640 Straßen, 16 Brücken und viele öffentliche Plätze. Unter den 13 Kirchen sind hervorzuheben: die im 6. Jahrh. gegründete, 1434 umgebaute, nicht vollendete Kathedrale St.-Pierre mit prachtvollem Innern und dem Grabmal des Herzogs Franz II. von Bretagne und der Herzogin Margarethe von Foix, einem Meisterstück (1507) der Renaissance; die gleichfalls unvollendete Kirche St.-Nicolas aus dem 13. Jahrh.; die ursprünglich auf den Resten eines heidnischen Tempels aufgeführte Kirche St.-Croix, welche 1685 umgebaut und neuerdings restaurirt wurde; die prot. Kirche, u. s. w. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden sind zu bemerken: das die Loire beherrschende Residenzschloß der ehemaligen Herzoge von Bretagne, das vom J. 930 stammt, aber 1466 umgebaut wurde; die sehr schöne Präfectur (ehemals Rechenkammer, vom J. 1763), das Stadthaus von 1808, der prachtvolle Justizpalast (1844—53), die Börse, das ausgezeichnet schöne Theater, die ehemalige Münze, die Getreidehalle, die Leinwandhalle, die großen granitenen Magazine für Colonialwaaren (les salorges). Außer den Quais hat die Stadt mehrere schöne Promenaden, Boulevards oder Avenues und einen botan. Garten mit prächtiger Magnolien-Allee. N. ist Kriegsplatz dritter Klasse, Sitz des Generalcommandos des 11. Armeecorps, Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Tours, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und eines Arbeiterschiedsgerichts, einer Instanz von sechs Friedensgerichten, einer Handels- und einer Ackerbaukammer sowie zahlreicher Consulate. Die Stadt hat eine reform. Consistorialkirche, ein Priesterseminar, ein Lyceum, eine hydrogr. Schule mit einer Sternwarte, mehrere andere zur Förderung der Nautik und des Commerzwesens dienende Institute, Vorbereitungsschulen für Mediciner und Pharmaceuten, für Handel und Gewerbe, eine höhere Schule für Wissenschaften und Literatur, Freischulen für Zeichenkunst, engl. Sprache, Botanik und angewandte Chemie, einen Lehrstuhl für Landwirthschaft, ein Conservatorium für Musik, ein Taubstummeninstitut, eine öffentliche Bibliothek (90,000 Bände, 500 Handschriften, 10,000 Kupferstiche), Museen (1000 Gemälde und 300 Sculpturen) für Alterthümer, Naturalien u. s. w., mehrere gelehrte und gemeinnützige Gesellschaften, darunter die Akademie für N. und Unter-Loire. Auch besitzt die Stadt zwei große, splendid eingerichtete Hospitäler, das Hôtel-Dieu und das Hôtel-de-St.-Jaques mit der Irrenanstalt, sowie mehrere kleinere Krankenhäuser und verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten.

N. entwickelt sich immer mehr als blühende Industriestadt. Nur der Schiffbau hat in neuester Zeit merkbar abgenommen. Sehr bedeutend ist die Fabrikation fast aller zur Ausrüstung der Schiffe nöthigen Stoffe, Geräthe und Werkzeuge. Es gibt hier Ankerschmieden, Kesselschmieden für Dampfschiffe, Eisen- und Kupfergießereien, bedeutende Fabriken für Maschinen jeder Art, große Zuckerraffinerien, berühmte Fabriken für Conserves alimentaires,

Digitized by Google

Salzfleisch, Sardellen u. dgl., Brauereien, Seifensiedereien, Lohgerbereien, Fabriken für Leder, Papier, Kattun, Tuch und andere Wollstoffe sowie viele andere industrielle Etablissements. N. ist das Entrepôt für das Salz und die Weine des Departements, das allgemeine Lager der Lebensmittel und Munition der Marine, zumal für die Häfen Brest, Lorient und Rochefort. Nur 3,5 Kilom. unterhalb der Stadt liegt das Städtchen Chantenay mit 9860 E., Werften für N., Eisenhütten und Eisengießereien, Firnis-, Oel-, Branntwein- und andern Fabriken, und 6 Kilom. weiter im Westen Basse-Indre, eins der größten franz. Eisenwalzwerke, dabei auf einer Insel der Loire das wichtige Etablissement Indret, wo der Staat Dampfmaschinen für die Marine bauen läßt und gegen 2000 Arbeiter beschäftigt sind. Die große Seefischerei ist gegen früher sehr herabgekommen. Nach Marseille, Havre und Bordeaux ist N. der wichtigste Handelshafen Frankreichs und steht im wachsenden Verkehr mit allen Theilen der Erde. Zur Wasserstraße der Loire kommt noch der 360 Kilom. lange Kanal von N. nach Brest, der vier Departements durchschneidet und einschließlich des Ille-Rance-Kanals jährlich eine Schiffbewegung von 40,000 Tonnen hat, und der Außenhafen St.-Nazaire. Der an einem Arm der Loire gelegene Hafen der Stadt kann 200 Schiffe, jedoch, da die Flut nur 1,6 Mt. steigt, nur bis zu 200 Tonnen Last aufnehmen. Größere Schiffe laden bei Paimboeuf oder schon bei St.-Nazaire um, dem Außen- und eigentlichen Seehafen von N. Regelmäßiger Dampfschifffahrtsverkehr findet direct mit Brest und Bordeaux, Packetbootverband über St.-Nazaire mit Spanien, Martinique, Cuba und Mexico statt. Im J. 1873 besaß N. 659 Segelschiffe von 138,438 Tonnen Gehalt und 28 Dampfschiffe von 3391 Tonnen. Es baute in jenem Jahre 36 Segelschiffe von 7123 Tonnen; 1873 liefen ein: 778 Schiffe von 86,958 Tonnen, und aus: 866 von 113,012 Tonnen. Dabei waren 61 Dampfer von 8691 Tonnen. Eingeführt wurden 1,935,824 Ctr. im Werthe von 66,866,975 Frs. Ausgeführt wurden 973,068 Ctr. im Werthe von 49,369,899 Frs. N., im Alterthum die Hauptstadt der gallischen Namnetes, zur Römerzeit auch Condivicuum, später Namneta oder Nannete genannt, war die Residenz der Grafen und Herzoge von Bretagne und erhielt vom Herzog Franz II. 1460 eine Universität, die bis zur Revolution bestand. Heinrich IV. gab hier 13. April 1598 das von Ludwig XIV. 22. Oct. 1685 widerrufene Edict von N., welches den Reformirten die freie Ausübung ihrer Religion gestattete. In der Revolution wurde N. heimgesucht durch den Krieg der Vendée, durch das Wüthen Carrier's (s. d.) und die Unterbrechung des Handels.

Naphtäli, nach der hebr. Stammsage der siebente Sohn Jakob's und der Bilha, Rahel's Magd, und Stammvater eines der zwölf israel. Stämme, der bei der Zählung vor dem Einzuge in Kanaan 45,000 waffenfähige Männer stark gewesen sein soll. Das Gebiet dieses Stammes lag in Nordpalästina, östlich vom Jordan, nördlich vom Antilibanon begrenzt, und gehörte zu den fruchtbarsten Landstrichen Palästinas. Die Naphtaliten lebten ziemlich lange Zeit mit Kanaanitern untermischt, zeichneten sich aber in der sog. Richterzeit durch kriegerische Tapferkeit aus. Später gehörten sie zum Reiche Israel, und ein Theil des Stammes wurde schon unter Pekah (um 740) von den Assyrern aus dem Lande geschleppt.

Naphtha hieß ursprünglich das farblose oder wenig gelblich gefärbte, dünnflüssige, leicht entzündliche Mineralöl, welches an einigen Orten (am Kaspischen Meere auf der Halbinsel Apscheron [s. d.] am Monte-Ciara bei Piacenza u. s. w.) aus der Erde quillt, zum Unterschiede von dem dunkler gefärbten und meist dickflüssigern Erd-, Steinöl oder Petroleum. Gegenwärtig bezeichnet man mit diesem Namen die bei der Raffination des pennsylvan. Petroleums gewonnenen flüchtigern und leichter entzündlichen Antheile, die als Lampenbrennöl keine Verwendung finden können und unter verschiedenen andern Benennungen, wie z. B. Rhigolen, Gasolin, Fleckwasser zahlreiche technische Anwendung gefunden haben. Die leichten Theeröle von der trockenen Destillation der Stein- und Braunkohle heißen ebenfalls N. Ehemals wurden auch die Aetherarten (s. Aether) N. genannt, und dieses Wort ohne Beisatz bezeichnete dann den einfachen Aether (Schwefeläther), während die zusammengesetzten Aether, die man gegenwärtig in der organischen Chemie «Ester» nennt, als Salpeternaphtha, Essignaphtha u. s. w. aufgeführt wurden.

Naphthalin, ein von dem engl. Chemiker Garden 1820 entdeckter, unter den Producten der trockenen Destillation der Steinkohle namentlich im Kohlentheer in reichlicher Menge sich findender fester Kohlenwasserstoff, der in dünnen rhombischen Blättchen krystallisirt und eigenthümlich gasähnlich riecht. Er schmilzt bei 80° C. und siedet bei 218° C. Er ist unlöslich in Wasser, leicht löslich in siedendem Alkohol, in Benzol, Aether, in flüchtigen und fetten Oelen und in Essigsäure. In chem. Hinsicht steht das N. dem Benzol sehr nahe und liefert wie letzteres Nitroproducte und basische Körper, z. B. das Naphthylamin, welche zur Bildung der

Digitized by Google

Naphthalinfarben Veranlassung geben. Ein Oxydationsproduct des N., die Phtalsäure, wird zur Darstellung von künstlicher Benzoësäure und den sog. Phtaleïnen, z. B. dem Eosin, angewandt. In analoger Weise wie aus dem Benzol Anilin und aus diesem die Anilinfarben (s. d.) sich bilden, entstehen aus dem N., einem Derivat desselben, dem Naphtol und der dem Anilin entsprechenden Base, dem Naphthylamin, eine Anzahl gefärbter Verbindungen, die man Naphthalinfarben nennt. Die wichtigsten sind das Martiusgelb, das Magdalaroth (Naphthalinroth, Sedanroth), das Naphthazarin, eine dem Alizarin ähnliche rothe Verbindung und verschiedene blaue Farben. Mit Ausnahme des Martiusgelb ist es den Naphthalinfarben noch nicht gelungen, sich neben den Anilinfarben in der Färberei und dem Zeugdruck Eingang zu verschaffen. Vgl. M. Ballo, «Das N. und seine Derivate» (Braunschw. 1870).

Napier (Sir Charles), brit. Admiral, ein Enkel des sechsten Lord N., geb. 6. März 1786 zu Falkirk, nahm, nachdem er zeitig in den brit. Seedienst getreten war, an mehrern Seezügen gegen die Franzosen theil, wurde 1809 Flottenkapitän und eroberte in demselben Jahre das Fort Eduard auf Martinique. Im J. 1810 machte er als Freiwilliger den Feldzug auf der Pyrenäischen Halbinsel mit, wo er sich in mehrern Gefechten auszeichnete. Noch größern Ruhm erwarb er sich aber in dem Kriegszuge, den die Engländer im Sept. bis Nov. 1811 von Sicilien aus gegen die neapolit. Küsten unternahmen, durch die Eroberung der Insel Ponza bei Gaëta, weshalb er auch von dem Könige beider Sicilien, Ferdinand, zum Cavaliere di Ponza ernannt wurde. Im J. 1832 trat er als Admiral in die Dienste Dom Pedro's, in welcher Stellung er sich durch seine wirksame Thätigkeit zu Gunsten der Einsetzung der Königin Donna Maria in Portugal, insbesondere aber durch seinen Seesieg beim Vorgebirge St.-Vincent, 5. Juli 1833, auszeichnete, und deshalb von Dom Pedro zum Visconde do Cabo de San-Vicente ernannt wurde. Nach Vertreibung Dom Miguel's aus Portugal ging er wieder nach England zurück, wo er, von den Tories angefeindet, auf Halbsold lebte. Erst nach der Thronbesteigung der Königin Victoria, die ihn 1840 zum Ritter ernannte, trat er wieder in activen Seedienst. Er nahm in demselben Jahre als Commodore unter Admiral Stopford's Oberbefehl den wesentlichsten Antheil an dem Kriegszuge gegen Mehemed-Ali und Ibrahim-Pascha an der Küste Syriens und schloß bald darauf den Vertrag mit dem erstern. Diese Ereignisse beschrieb er selbst in dem Werke «The war in Syria» (2 Bde., Lond. 1842). Nach England zurückgekehrt, wurde er daselbst ins Parlament gewählt, wo er sich als consequenten Whig bewährte und durch seinen Eifer für Hebung der brit. Seemacht bemerklich machte. Er überwarf sich jedoch bald mit seiner Partei und wurde daher, obwol 1846 zum Contreadmiral befördert, bei den Wahlen von 1847 in seiner Bewerbung um einen neuen Parlamentssitz nicht unterstützt. Er rächte sich durch eine Reihe von Briefen an die «Times», in welchen er die Misbräuche in der Verwaltung der engl. Marine aufdeckte und welche von seinem Vetter, dem General William Napier, gesammelt wurden («The navy, its past and present state», Lond. 1851). Im Mai 1853 avancirte er durch Anciennetät zum Viceadmiral der Blauen Flagge. Nach Ausbruch des russ. Kriegs wurde er 1854 zum Oberbefehlshaber der brit. Flotte in der Ostsee ernannt, vermochte aber nur wenig auszurichten und legte nach seiner Rückkunft das Commando nieder. Ende 1855 ward er Parlamentsmitglied für Southwark und rügte seitdem die Misverwaltung der brit. Marine. Am 6. März 1858 zum Admiral der Blauen Flagge erhoben, starb er auf seinem Gute Merchiston-Hall in Hampshire 6. Nov. 1860. Vgl. Elers Napier, «Life and correspondence of Sir Charles N.» (2 Bde., Lond. 1862).

Napier (Sir Charles James), der Eroberer von Sind, Vetter des Vorigen, geb. 10. Aug. 1782 in London, trat im 12. Jahre in Militärdienste, nahm 1798 und 1803 an den Operationen gegen die irischen Insurgenten theil und wurde 1804 Major im 50. Infanterieregiment. Im Kriege auf der Pyrenäischen Halbinsel zeichnete er sich durch größte Tapferkeit aus; hatte aber das Unglück, in der Schlacht von Coruña fünf gefährliche Wunden zu empfangen und in der Schlacht von Busaco mit zerschmetterter Kinnlade vom Schlachtfelde getragen zu werden. Im J. 1812 zum Oberstlieutenant aufgerückt, focht er am Chesapeake gegen die Amerikaner. Er kehrte 1815 nach Europa zurück, kam aber zu spät, um an der Schlacht bei Waterloo theilnehmen zu können. Doch begleitete er die engl. Armee nach Paris und that sich beim Sturme von Cambrai hervor. Nach dem Frieden ward er Oberst und 1821 Gouverneur von Cephalonia und erwarb sich durch die Verbesserung der Zustände auf dieser Insel die größten Verdienste, wurde aber dem Lord-Obercommissar der Jonischen Inseln, Adam, unbequem, weshalb man ihn seiner Stelle enthob. Später widmete er sich literarischen Beschäftigungen, gab die nach A. de Vigny bearbeiteten «Lights and shades of military life» (neue Aufl.,

Digitized by Google

Lond. 1851) heraus und schrieb sogar einen Roman. Erst 1837 wurde er zum Generalmajor befördert und ihm 1839 der Militärbefehl in den nördl. Grafschaften Englands anvertraut. Im Herbst 1841 ging er als Chef des Truppencorps in der Präsidentschaft Bombay nach Ostindien. Dort legte er dem Generalgouverneur, Lord Ellenborough, einen Plan vor, die Unglücksfälle in Afghanistan wieder gut zu machen, der dessen Beifall fand. Bald darauf erhielt er den Oberbefehl über die Armee in Sind und Balutschistân. Hier war es, wo er durch die glänzenden Siege bei Meanee 17. Febr. und Hyderabad 24. März 1843 die Macht der Emire von Sind vernichtete, die Balutschen zähmte und durch den Feldzug gegen die Bergstämme am rechten Indusufer 1845 die Unterwerfung des Landes vollendete. Sein rasches, energisches Verfahren wurde zwar von der Regierung, aber nicht von der Ostindischen Compagnie gebilligt, die ihre ohnehin zu weitläufigen Besitzungen ungern noch weiter ausgedehnt sah, und im Oct. 1847 ward N. abberufen. Der wenig glückliche Verlauf des zweiten Kriegs gegen die Sikhs, nöthigte den Directorenhof, den bewährten Feldherrn an die Spitze der sämmtlichen Streitkräfte zu stellen. Am 24. März 1849 schiffte sich N. zum zweiten mal nach Ostindien ein; bei seiner Ankunft fand er jedoch den Krieg schon beendet, und es blieb ihm nichts übrig, als strenge Maßregeln zur Reform der in der Armee eingerissenen Misbräuche zu treffen, wodurch er sich zahlreiche Feinde zuzog. Im J. 1851 kehrte er nach England zurück, wo er auf Anlaß der nach dem 2. Dec. von der brit. Regierung ergriffenen Vorsichtsmaßregeln einen «Letter on the defence of England by corps of volunteers and militia» (Lond. 1852; deutsch, Braunschw. 1852) erscheinen ließ. Er starb 29. Aug. 1853 zu Oaklands bei Portsmouth. In Trafalgar-Square wurde ihm ein Standbild errichtet. Außer den genannten Schriften veröffentlichte er eine «History of the Colonies: Ionian Islands» (1853). — Sein Bruder, der Generallieutenant Sir George Thomas N., geb. 30. Juni 1784, war Adjutant des Generals Moore in der Schlacht von Coruña, 1838—44 Gouverneur des Caplandes und starb zu Genua 8. Sept. 1855. — Ein dritter Bruder, Sir William Francis Patrick N., geb. 17. Dec. 1785, widmete sich ebenfalls dem Militärstande und kämpfte mit Auszeichnung in den span.-franz. Feldzügen, in welchen er schwere Wunden davontrug. Nach geschlossenem Frieden schrieb er seine «History of the war in the Peninsula and in the south of France» (6 Bde., Lond. 1828—40; neue Aufl. 1853), ein Werk, das nicht nur für die Kriegswissenschaft von hoher Wichtigkeit ist, sondern sich auch durch markigen Stil und unabhängiges Urtheil empfiehlt. Außer zahlreichen Beiträgen zur «Edinburgh» und «Westminster Review» veröffentlichte er ferner eine Reihe von Schriften zur Vertheidigung seines Bruders Charles, dem er auch in dem «Life and opinions of Sir Charles James N.» (4 Bde., Lond. 1857) ein Denkmal gesetzt hat. Er starb als General zu Clapham 12. Febr. 1860. Vgl. Bruce, «Life of General Sir William N.» (2 Bde., Lond. 1864).

Napier (John), auch Neper genannt, berühmter Mathematiker, geb. 1550, war der älteste Sohn des schott. Barons Archibald von Merchiston. Nachdem er in St.-Andrews seine Studien vollendet und Frankreich, Italien und Deutschland bereist hatte, wählte er in seiner gelehrten Muße die Mathematik zu seinem Hauptstudium. Am berühmtesten machte er sich durch die Entdeckung der Logarithmen, auf welche er durch die Bemühungen, eine kürzere Methode zur Berechnung der Dreiecke zu finden, geführt wurde. Auch ist er bekannt als Erfinder der Neper'schen Rechenstäbchen, welche die Vielfachen der einzelnen Ziffern bis zum Neunfachen enthalten, und mittels deren man auf eine leichte Art multipliciren und dividiren kann. Ein Ergebniß seiner eifrigen Beschäftigung mit der Offenbarung Johannis war sein «Commentarius in apocalypsin» (Edinb. 1593; Lond. 1611 u. öfter). Kepler widmete ihm seine «Ephemerides». Er starb auf seiner Baronie zu Merchiston 3. April 1617. Seine Hauptwerke sind die «Mirifici logarithmorum canonis descriptio» (Edinb. 1614; vermehrt 1618) und «Rhabdologia, seu numerationis per virgulas libri duo» (Edinb. 1617 u. öfter). Vgl. M. Napier, «Memoirs of John N. of Merchiston» (Lond. 1834), der auch ein hinterlassenes Werk desselben, «De arte logistica» (Lond. 1842), veröffentlichte. — Sein ältester Sohn, Archibald N., ein gelehrter Jurist, wurde 1622 Lord-Justice-Clerk am schott. Obergericht und 1627 zum Lord N. von Merchiston erhoben. Er starb 1645. Francis Scott, der Sohn seiner Urenkelin Elisabeth, folgte 1706 seiner Tante in der Pairie und nannte sich seitdem Napier. — William John, neunter Lord N., geb. 13. Oct. 1786, war brit. Marinekapitän und einer der Repräsentativpeers für Schottland. Er ist bekannt durch die unglückliche Rolle, die er als Oberaufseher des engl. Handels in Kanton spielte, und die seinen Tod 11. Oct. 1834 zu Macao herbeiführte. — Francis, zehnter Lord N., Sohn des Vorigen, geb. 15. Sept.

Digitized by Google

1819, betrat die diplomatische Laufbahn, ward Attaché bei der Gesandtschaft in Konstantinopel und im Mai 1846 Legationssecretär in Neapel. Im J. 1852 ging er als Gesandtschaftssecretär nach Petersburg, 1854 nach Konstantinopel, 1857 als Gesandter nach Washington und 1860 wurde er zum Botschafter in Rußland ernannt, wo er durch das Verhalten seiner Regierung in der poln. Angelegenheit in eine schwierige Stellung gerieth, welche ihn veranlaßte, seinen Posten 1864 mit dem am berliner Hofe zu vertauschen; 1866—72 bekleidete er das Amt eines Gouverneurs von Bombay. — Macvey N., geb. 1777 aus einer Seitenlinie derselben Familie, wurde 1799 Sachwalter, dann Registrator des schott. Court of Session und 1825 Professor des Uebertragungsrechts an der Universität Edinburgh. Nachdem er mit «Remarks illustrative of the scope and influence of Lord Bacon's writings» (Edinb. 1818) hervorgetreten, übernahm er die Redaction des Supplements zur «Encyclopaedia Britannica», welches 1824 in sechs Bänden erschien, worauf ihm die Leitung der siebenten Auflage dieses großartigen Werks anvertraut wurde, die er 1842 mit dem 21. Bande zu Ende brachte. Seit 1829 war er auch Redacteur der «Edinburgh Review». Er starb zu Edinburgh 11. Febr. 1847. — Ein Nachkomme der schottischen N. von Merchiston ist der ausgezeichnete irische Rechtsgelehrte Joseph N., geb. 1804 zu Belfast, vom Febr. 1852 bis Jan. 1853 Generalanwalt und vom Febr. 1858 bis Juni 1859 Lord-Kanzler für Irland im Ministerium Derby. Man hat von ihm «Lectures on Butler's analogy of religion» (Dublin 1864).

Napier of Magdala (Robert Cornelius, Lord), berühmter engl. General, geb. 6. Dec. 1810 in Ceylon, stammte aus einer schott. Familie und erhielt seine Erziehung in dem engl. Cadettenhause Addiscombe-College. Er trat 1828 als Lieutenant in das Geniecorps der Armee von Bengalen, kämpfte 1845—46 als Brigademajor in den Feldzügen gegen die Sikhs am Sutledge, wo er schwer verwundet wurde, leitete 1848 die Belagerungsoperationen gegen Multan, und wurde, nachdem er sich 1849 in Guzerate ausgezeichnet, zum Oberstlieutenant befördert. Während der großen ind. Rebellion leitete er als Chef des Geniecorps die Belagerung von Lucknow (1858), nahm später als Führer einer Brigade an der Eroberung von Gwalior theil und schlug einen großen Rebellenhaufen in dem Gefechte bei Powree. In den J. 1860 und 1861 focht N. mit Auszeichnung in dem Kriege Frankreichs und Englands gegen China, namentlich bei den Operationen, welche die Einnahme von Peking herbeiführten, und stieg zum Generalmajor auf. Von 1861—65 bekleidete er den Posten eines Mitgliedes des dem Generalgouverneur von Indien zur Seite stehenden Staatsraths. Im J. 1865 wurde ihm das Obercommando der Armee von Bombay übertragen. Dort war er stationirt, als 1867 die Expedition nach Abessinien zur Befreiung der vom König Theodor gefangen gehaltenen Europäer beschlossen wurde. Die Expedition sollte in Bombay organisirt werden und General N. wurde (Oct. 1867) zur obersten Leitung derselben ausersehen. Die Umsicht und Entschlossenheit, womit das schwierige Unternehmen der Landung einer Armee an einer wüsten, sandigen Küste, und des monatelangen Marsches durch ein wildes Alpenland bis zu der Befreiung der Gefangenen, der Eroberung der Bergfeste und Hauptstadt Magdala (13. April 1868) und der Rückkehr und Einschiffung des Expeditionscorps ohne Unfall und fast ohne Verluste durchgeführt wurde, erregten in England den größten Enthusiasmus. Die Ernennung zum General in der Armee, die Erhebung zur Peerswürde mit dem Titel Lord Napier von Magdala und die Bewilligung einer Pension von 2000 Pfd. St., die auch an seinen nächsten Erben übergehen sollte, belohnten ihn für seine Verdienste. N. kehrte nach der abessin. Expedition nach England zurück, ging jedoch im Frühling 1870 als Oberbefehlshaber der ind. Armee und Mitglied des Staatsraths wieder nach Indien. Von dort wurde er 1876 als Gouverneur nach Gibraltar versetzt. Angesichts des möglichen Ausbruchs eines englisch-russischen Kriegs wurde N. im Febr. 1878 zum Obercommandirenden eines etwaigen Expeditionscorps ernannt.

Napoleon I., Kaiser der Franzosen, König von Italien und Protector des Rheinbundes, geb. 15. Aug. 1769 zu Ajaccio auf der Insel Corsica, war der zweite Sohn des Patriciers Carlo Bonaparte (s. d.) und der Maria Lätitia, aus dem Hause der Ramolini. Der junge N. erhielt durch Protection des franz. Gouverneurs Grafen von Marboeuf 1779 eine Freistelle in der Militärschule zu Brienne, dann 1784 in der Militärschule zu Paris, wo er sich namentlich in der Mathematik auszeichnete, während seine Lieblingslektüre die Lebensbeschreibungen des Plutarch waren. Am 1. Sept. 1785 trat er als Lieutenant in das Regiment Lafère und 1786 in das vierte Artillerieregiment, welches zu Grenoble und Valence (Dauphiné) garnisonirte; 6. Febr. 1792 wurde er Artilleriehauptmann. Inzwischen war die Französische Revolution ausgebrochen, und in Corsica regte sich jetzt eine Partei, welche mit Hülfe Englands die Selbst-

Digitized by Google

ständigkeit der Insel wiederzuerlangen strebte. Man suchte auch N. dafür zu gewinnen, aber er verwarf diesen Plan aufs entschiedenste und nahm sogar zweimal Urlaub, um auf Corsica unter der franz. Fahne (1791—93) zu kämpfen. Er wurde deshalb, nebst seiner ganzen Familie, von den Aufständischen geächtet und kehrte nach Frankreich zurück, wo er als eifriger Anhänger des Convents und Gegner des Föderalismus auftrat. Durch die Uebertragung des Oberbefehls über das Belagerungsgeschütz vor Toulon, welchen er 12. Sept. 1793 übernahm, erhielt er die erste Gelegenheit, sein Feldherrntalent zu bethätigen, indem durch seine Dispositionen Toulon von den Engländern und Spaniern geräumt und zur Capitulation (19. Dec.) gezwungen wurde. Nachdem er 6. Febr. 1794 zum Brigadegeneral der Artillerie befördert worden, diente er in der Armee von Italien, wo er bei den Conventscommissaren im Hauptquartier, besonders dem jüngern Robespierre, als militärischer Rathgeber großen Einfluß gewann. Die Folge war, daß er sich in den Sturz Robespierre's verwickelt sah. Er wurde nach der Katastrophe vom 9. Thermidor verhaftet und angeklagt, und wenn er auch schon nach 14 Tagen seine Freiheit wiedererhielt, ward ihm doch bald von Aubry, Director des Kriegsausschusses, das Commando entzogen. N. lebte nun längere Zeit zurückgezogen und in ärmlichen Verhältnissen zu Paris und dachte sogar daran, russ. oder türk. Dienste zu nehmen. Doch erhielt er durch den Deputirten Doulcet-Pontecoulant, Aubry's Nachfolger, Beschäftigung im topogr. Ausschuß des Kriegsministeriums und erregte durch seine strategischen Arbeiten die Aufmerksamkeit der Kenner. Bei der Krisis vom 13. Vendémiaire übertrug ihm der Convent, auf Vorschlag Barras', welcher ihn vor Toulon kennen gelernt hatte, 4. Oct. 1795 den Befehl über die pariser Garnison. Nachdem er den Aufstand der Sectionen 5. Oct. mit schonungsloser Energie niedergeschlagen, wurde er 16. Oct. zum Divisionsgeneral und 26. Oct. zum Oberbefehlshaber der Armee des Innern ernannt. Am 9. März 1796 vermählte er sich mit Josephine (s. d.), der Witwe des während der Schreckenszeit hingerichteten Generals Alexander Beauharnais, welche ihm zwei Stiefkinder, Eugen (s. Leuchtenberg) und Hortense (später vermählt mit Ludwig Bonaparte, s. d.) zubrachte; diese Ehe blieb kinderlos.

Bereits 22. Febr. 1796 hatte N. durch den Einfluß der Directoren Carnot und Barras den Oberbefehl über die Armee von Italien erhalten, und 21. März ging er von Paris dahin ab. Er fand das Heer in dem traurigsten Zustande, kaum 40,000 Mann stark, während demselben gegen 37,000 Oesterreicher und 20,000 Sardinier gegenüberstanden. Durch die Entwickelung seines Kriegsplans wußte er die ihm untergeordneten Generale, durch seine zuversichtliche Proclamation die Soldaten zu begeistern, und Anfang April eröffnete er die Operationen mit einem Angriff auf die Mitte der weitausgedehnten feindlichen Stellung. Durch einige glückliche Gefechte bei Montenotte, Millesimo u. s. w. (11. bis 14. April) gelang es, die Oesterreicher bis an den Po zurückzudrängen. Die Sardinier waren nunmehr isolirt und wurden nun bei Ceva und Mondovi (17. und 22. April) geschlagen, worauf der König von Sardinien den Waffenstillstand vom 28. April durch Uebergabe von drei Festungen erkaufen mußte. N. ging hierauf gegen die Oesterreicher vor, überschritt 7. Mai den Po bei Piacenza, erzwang 10. Mai den Uebergang über die Adda bei der Brücke von Lodi und zog 14. Mai siegreich in Mailand ein. Binnen wenigen Wochen war die ganze Lombardei bis zur Etsch erobert, und die Oesterreicher sahen sich in Mantua eingeschlossen. N. schaltete nach diesen Erfolgen als unumschränkter Gebieter und kümmerte sich wenig um die Weisungen der Regierung in Paris. Auf eigene Hand schloß er Verträge, erhob Contributionen und organisirte die Verwaltung, wie es ihm gutdünkte. Die Fürsten von Parma, Modena und Sardinien, auch der Papst, welche sich mit England und Oesterreich verbunden hatten, mußten Waffenstillstand und Frieden durch Gebietsabtretungen, Naturallieferungen und Contributionen erkaufen, auch zahllose Kunstwerke ausliefern, welche nach Paris in das Nationalmuseum wanderten. Ende Juli 1796 erschien ein österr. Heer unter Wurmser an der Etsch, um Mantua zu entsetzen; aber N. schlug ihn 3. und 5. Aug. bei Lonato und Castiglione, 4. und 8. Sept. bei Roveredo und Bassano, und am Ende ward Wurmser nach Mantua hineingedrängt und mit eingeschlossen. Auch ein zweites österr. Heer unter Alvinczy hatte keinen bessern Erfolg; N. siegte 12. bis 17. Nov. wieder bei Caldiero und Arcole, 14. und 15. Jan. 1797 bei Rivoli und drängte dasselbe nach Tirol zurück, worauf Wurmser in Mantua 2. Febr. capituliren mußte. Damit war die Eroberung der Lombardei vervollständigt, und die zweideutige Haltung des Papstes gab Vorwand zum Einmarsch in den Kirchenstaat. Im Friedensvertrag von Tolentino mußte der Papst die Legationen abtreten. N. ergriff sodann die Offensive gegen Oesterreich, das ihm den Erzherzog Karl entgegenstellte. Aber dieser konnte nicht hindern, daß N. in Istrien, Kärnten, Steiermark vordrang

Digitized by Google

und 5. April Judenburg beſetzte, worauf das Wiener Cabinet, vollſtändig eingeſchüchtert, die Friedenspräliminarien zu Leoben 18. April abſchloß und die Lombardei abtrat. Als Entſchädigungsobject mußte die Republik Venedig dienen, welche durch ihre zweideutige Politik N. gereizt hatte. Faſt ohne Gegenwehr wurde das ganze Landgebiet und die Hauptſtadt von den Franzoſen occupirt, Kriegsſchiffe, Kriegsvorräthe und Kunſtwerke weggenommen und der größte Theil des venet. Gebietes im Frieden von Campo-Formio (17. Oct. 1797) an Oeſterreich überlaſſen. Die Lombardei nebſt Modena und den Legationen wurde als Cisalpiniſche Republik (ſ. d.), Genua als Liguriſche Republik (ſ. d.) proclamirt, ſodaß der Einfluß Frankreichs nunmehr unbeſchränkt in Ober- und Mittelitalien vorherrſchte.

Am 5. Dec. 1797 traf N. wieder in Paris ein, wo er als der gefeierte Nationalheld mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde. Er hatte mehr als 120 Mill. an baaren Contributionen eigenmächtig erhoben und vertheilt, und doch brachte er nur 300,000 Frs. Erſparniſſe mit, wofür er ſeiner Gemahlin das Schloß Malmaiſon kaufte. Das Directorium ſah mit Eiferſucht auf den populären und eigenwilligen General und bot alles auf, um denſelben wieder von Paris zu entfernen. Nachdem N. die angebotene Geſandtſchaft zum Raſtatter Friedenscongreß abgelehnt, erhielt er den Oberbefehl über die ſog. Armee von England, welche an den Ufern des Kanals zuſammengezogen wurde und die brit. Inſeln mit einer Landung bedrohte. Das geſchah indeß nur zum Schein, N. hatte vielmehr den abenteuerlichen Plan zu einer Expedition nach dem Orient entworfen, und die Directorialregierung ging bereitwillig darauf ein. Es galt, Aegypten zu erobern und von hier aus die brit. Colonialbeſitzungen in Oſtindien zu bedrohen. Zu dieſem Zweck rüſtete man insgeheim eine Flotte mit Landungstruppen in Toulon aus, die 19. Mai 1798 unter Segel ging. Zahlreiche Gelehrte und Künſtler hatten ſich der Expedition angeſchloſſen. Unterwegs ward 12. Juni die Inſel Malta (ſ. d.) durch Capitulation genommen. Am 30. Juni landete N. bei Alexandria, erfocht 21. Juli einen entſcheidenden Sieg über das Heer der Mamluken bei den Pyramiden und zog 25. Juli in Kairo ein. Inzwiſchen aber wurden ſeine Verbindungen mit Frankreich völlig unterbrochen, indem der engl. Admiral Nelſon die franz. Flotte bei Abukir 1. Aug. vernichtete. Trotzdem bewahrte N. ſeinen Gleichmuth und begann das eroberte Aegypten neu zu organiſiren, als gelte es der Begründung einer dauernden Herrſchaft. Im Frühjahr 1799 drang er ſogar nach Syrien vor, mußte jedoch vor der Feſtung St.-Jean d'Acre nach längerer Belagerung unverrichteter Sache wieder abziehen und 21. Mai den Rückzug antreten. Dagegen ward ein türk. Heer, welches mit engl. Hülfe in Aegypten landete, bei Abukir 25. Juli bis zur Vernichtung geſchlagen. Unterdeſſen hatte in Europa der Krieg zwiſchen Frankreich und der zweiten Coalition begonnen, und das Kriegsglück war den franz. Waffen ungetreu geworden, während gleichzeitig die Misverwaltung des Directoriums im Innern Uneinigkeit und Unzufriedenheit erregte. Infolge deſſen entſchloß ſich N. zur Heimkehr, übergab 21. Aug. den Oberbefehl in Aegypten an General Kleber und ſchiffte ſich 23. Aug. mit etwa 500 Begleitern ein. Am 9. Oct. 1799 landete er zu Fréjus, und unterwegs mit Jubel begrüßt, traf er 14. Oct. wieder in Paris ein. Sein Entſchluß war gefaßt; «das Volk will und braucht einen Herrn», ſagte er zu ſeinen Vertrauten. Nachdem er ſich mit Sieyès (ſ. d.) und den einflußreichſten Generalen verſtändigt, ſtürzte er durch den militäriſchen Staatsſtreich vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799) die Directorialregierung.

Von dieſem Tage an war N. der anerkannte Gebieter Frankreichs. Die neue Conſtitution, welche man nach ſeinen Wünſchen entwarf, trat bereits 27. Dec. 1799 in Kraft und ward nachträglich durch eine allgemeine Volksabſtimmung mit mehr als drei Millionen Stimmen ſanctionirt. Demnach erhielt er unter dem Titel eines Erſten Conſuls auf zehn Jahre die volle monarchiſche Gewalt, während ſeine beiden Nebenconſuln nur eine berathende Stimme hatten. Auch verlegte er ſeine Wohnung alsbald in den Palaſt der Tuilerien und hielt hier einen glänzenden Hof, deſſen Sitten und Bräuche ſchnell für die pariſer Geſellſchaft maßgebend wurden. Die Emigrantenliſte wurde geſchloſſen, und faſt neun Zehntheile der Ausgewanderten durften zurückkehren. Die Hoffnungen der Royaliſten, daß der Erſte Conſul die Rolle eines Monk ſpielen und die Bourbons zurückberufen werde, erwieſen ſich aber bald als nichtig. Andererſeits waren die exaltirten Republikaner aufs höchſte erbittert über die neue Ordnung der Dinge. Während der nächſten Jahre ſah ſich N. durch Verſchwörungen und Attentate wiederholt am Leben bedroht, welche theils von den Republikanern, theils von den Royaliſten angeſtiftet wurden. Am 24. Dec. 1800 entging er zufällig der Exploſion einer Höllenmaſchine. Eine andere Verſchwörung, bei welcher George Cadoudal (ſ. d.) und Pichegru (ſ. d.) betheiligt und Moreau (ſ. d.) Mitwiſſer war, wurde Febr. 1804 entdeckt. N. griff deshalb zu außerordent-

Digitized by Google

lichen Repressivmaßregeln; zahlreiche Verdächtige wurden durch Specialgerichtshöfe und Militärcommissionen abgeurtheilt oder nach Guiana deportirt. Auch der Justizmord, welchen N. an dem Herzog von Enghien (s. d.) vollstrecken ließ (21. März 1804), ward hierdurch veranlaßt.

Seine erste Sorge richtete N. dahin, das militärische und polit. Uebergewicht Frankreichs wiederherzustellen. Im Mai 1800 zog er mit einem Heer über die Alpen, griff die Oesterreicher im Rücken an und erfocht 14. Juni den entscheidenden Sieg bei Marengo. Die Oesterreicher mußten hierauf gemäß der Convention von Alessandria 16. Juni die Lombardei räumen, und die Cisalpinische Republik trat wieder ins Leben. N. kehrte hierauf 3. Juli nach Paris zurück. Da die Franzosen auch in Deutschland glücklich kämpften, so mußte sich das wiener Cabinet zum Frieden von Lunéville 9. Febr. 1801 bequemen, wodurch in Deutschland der Rhein, in Italien die Etsch als Grenze festgesetzt wurden. Piemont ward nunmehr (April 1801) der franz. Republik einverleibt. Schon vorher hatte N. das von den Franzosen occupirte Großherzogthum Toscana unter dem Namen eines Königreichs Etrurien (s. d.) an den Herzog von Parma verliehen (1. Oct. 1800), wogegen Parma unter franz. Herrschaft kam. Alle diese Besitzveränderungen mußte jetzt Oesterreich förmlich anerkennen, und N.'s Einfluß in Italien war somit unbeschränkt. Demnächst gelang es ihm, auch mit Rußland ein freundschaftliches Verhältniß herzustellen. Beide Mächte im Einverständniß übten den entscheidenden Einfluß in Deutschland, wo die Vertheilung der durch Säcularisation gewonnenen Entschädigungsmasse unter die durch Abtretung des linken Rheinufers benachtheiligten Fürstenhäuser beginnen sollte. Zahllose Gesandtschaften der Mittel- und Kleinstaaten pilgerten nach Paris, um die Protection des Ersten Consuls zu erbitten und zu erkaufen; selbst die deutschen Großmächte bewarben sich wetteifernd um seine Unterstützung. Unter franz. und russ. Vermittelung kam endlich der Reichsdeputationshauptschluß (s. d.) vom 25. Febr. 1803 zu Stande. Mit England schloß N. Frieden auf den status quo ante bellum zu Amiens 25. März 1802; desgleichen mit der Türkei 25. Juni 1802, nachdem inzwischen die Franzosen Aegypten geräumt hatten. So war der allgemeine Weltfriede wiederhergestellt. N. dachte nun zunächst daran, ausgedehnte Colonialreiche in Amerika zu begründen. Von Spanien, welches längst vollständig dem franz. Einfluß unterlegen, hatte er sich die Provinz Louisiana (s. d.) abtreten lassen (21. Febr. 1801). Auch sandte er im Nov. 1801 eine Flotte nach der Insel Haïti (s. d.), welche daselbst die franz. Herrschaft wiederherstellte. Beim Wiederausbruch des Kriegs gegen England konnten indeß diese weitabgelegenen Besitzungen nicht behauptet werden. Die Insel Haïti erkämpfte ihre Unabhängigkeit, und Louisiana verkaufte N. an die Vereinigten Staaten (30. April 1803).

Nicht minder wichtig und erfolgreich war die Thätigkeit des Ersten Consuls im Innern. Die Verwaltung ward organisirt, indem an die Stelle der gewählten Municipalitäten eine von oben her ernannte, in strengster Subordination gehaltene Bureaukratie (Präfecten, Unterpräfecten, Maires) eintrat. Die Steuererhebung ward neu geregelt und zur Hebung des Credits eine Amortisationskasse und die Bank von Frankreich gegründet. Eine strenge und gewandte Polizei unter Fouché (s. d.) überwachte die Presse und die Parteien und schaltete mit großer Willkür. Durch das Concordat vom 15. Aug. 1801 wurde die kath. Kirche mit 9 Erzbischöfen und 41 Bischöfen wiederhergestellt; doch mußte dieselbe auf ihre in der Revolution eingezogenen Güter verzichten, wogegen der Staat die Besoldung der Geistlichkeit übernahm. Gleichzeitig geschahen die ersten Schritte zur Herstellung eines geordneten Volksschulwesens; doch geschah in dieser Richtung nicht viel, da N. vorzugsweise die höhern Lehranstalten begünstigte. Auch ward 1801 eine Commission niedergesetzt, um einen neuen Civilcodex auszuarbeiten. (S. Französisches Recht.) Im ganzen erhielt das öffentliche Leben Frankreichs immer mehr ein monarchisches Gepräge, wie denn auch der Orden der Ehrenlegion (s. d.) gestiftet wurde. Im Mai 1802 ließ sich N. durch den Senat seine Amtsgewalt auf weitere zehn Jahre verlängern. Am 2. Aug. 1802 wurde er bei allgemeiner Abstimmung mit einer Majorität von 3,568,259 Stimmen zum lebenslänglichen Consul ernannt.

Der Friede mit England dauerte kaum ein Jahr. Die brit. Regierung beschwerte sich über die Einmischung N.'s in die Verhältnisse Italiens, der Schweiz und Hollands. N. protestirte vergebens gegen die feindselige Haltung der engl. Presse und gegen die Umtriebe der franz. Flüchtlinge in England. Nach einem erbitterten Notenwechsel erfolgte die engl. Kriegserklärung (18. Mai 1803), worauf N. das Kurfürstenthum Hannover (s. d.) occupirte und am Kanal ein Heer und eine Flotte zum Zwecke einer Landung in England sammelte. Zugleich entwarf er die Grundzüge des Continentalsystems (s. d.), indem er 20. Juni 1803 die Einfuhr der brit. Waaren untersagte. Das Londoner Cabinet dagegen suchte Bundesgenossen auf dem Continent

Digitized by Google

zu gewinnen und eine neue Coalition gegen Frankreich zu stiften; zugleich ließ dasselbe die franz. Häfen bloliren, die franz. Colonien angreifen und unterstützte insgeheim die Umtriebe und Verschwörungen der franz. Flüchtlinge. Unmittelbar nach Entdeckung des Complots vom Febr. 1804 that N. den entscheidenden Schritt zur Wiederherstellung der erblichen Monarchie. Durch einen Senatsbeschluß, 18. Mai 1804 zu St.-Cloud überreicht, wurde er zur Befestigung des Staats und zur Sicherheit seiner eigenen Person zum erblichen Kaiser erklärt, mit dem Titel: Napoleon I. von Gottes Gnaden und durch die Constitutionen der Republik Kaiser der Franzosen. Bei einer allgemeinen Abstimmung sanctionirte diese neue Ordnung der Dinge eine Majorität von 3,572,329 Stimmen. Am 2. Dec. fand die Krönung in der Notre-Damekirche zu Paris mit unerhörter Pracht statt. Papst Pius VII., welcher zu dieser Feier geladen war, salbte den Kaiser und die Kaiserin Josephine; dann setzte N. sich selbst und seiner Gemahlin die Krone auf. Der neue Thron umgab sich mit einem glänzenden Hofstaat. Auch ward bald ein neuer Erbadel (Herzoge, Grafen, Barone, Ritter) errichtet, welcher auf Majorate basirt werden sollte; doch blieb die Gleichheit vor dem Gesetz bestehen. Reichswappen ward der goldene Adler, auf dem Donnerkeil sitzend, im blauen Feld. Die republikanischen Einrichtungen und Erinnerungen wurden vollends beseitigt und die Rechte der großen Staatskörperschaften (Senat und Legislative) aufs äußerste beschränkt, sodaß nur ein hohler Scheinconstitutionalismus übrigblieb, während thatsächlich ein starrer Absolutismus eingetreten war. Auch die Italische Republik wurde in ein Königreich Italien (17. März 1805) umgewandelt, und N. krönte sich selbst 26. Mai zu Mailand mit der Eisernen Krone und stiftete den nach derselben benannten Orden.

Inzwischen war die dritte Coalition abgeschlossen, in der Absicht, Frankreich wieder auf die Grenzen von 1792 zu beschränken. Infolge davon gab N. die Plane gegen England auf, um dessen Bundesgenossen Oesterreich und Rußland anzugreifen. Am 24. bis 26. Sept. 1805 ging er mit der Hauptarmee über den Rhein, worauf Baiern, Würtemberg und Baden sich mit ihm verbündeten. Ein zahlreiches österr. Heer unter Mack wurde durch geschickte Operationen umzingelt und capitulirte 17. Oct. bei Ulm. Bereits 13. Nov. zog N. in Schönbrunn bei Wien ein, wo er die Nachricht erhielt von der Vernichtung der franz.-span. Flotte bei Trafalgar (s. d.). Einen Augenblick erschien die Lage bedenklich, da Preußen Miene machte, der Coalition beizutreten; doch die glorreiche Dreikaiserschlacht bei Austerlitz 2. Dec. entschied zu Gunsten N.'s. Das russ. Heer kehrte heim; Preußen verstand sich zu dem demüthigenden Vertrag von Schönbrunn 15. Dec., wo es gegen Abtretung alter Erblande Hannover zugewiesen erhielt; Oesterreich verlor im Frieden von Preßburg, 26. Dec., den letzten Rest seiner ital. Besitzungen sowie Tirol und Vorderösterreich. An demselben Tage erklärte N. zu Schönbrunn die Dynastie von Neapel wegen ihrer zweideutigen Haltung für abgesetzt, und binnen wenig Wochen war die ganze ital. Halbinsel von den Franzosen occupirt; nur auf den Inseln Sicilien und Sardinien behaupteten sich die Könige von Neapel und von Piemont unter dem Schutze der engl. Flotte. Dagegen wurden die deutschen Bundesgenossen mit Gebietsvergrößerung belohnt; Baiern und Würtemberg erhielten auch den Königstitel. Am 27. Jan. 1806 kehrte N. nach Paris zurück und suchte nun seine vorherrschende Machtstellung in Mitteleuropa durch Begründung eines sog. Föderativsystems dauernd zu befestigen. Zunächst begann er seine Familie mit neuen Thronen auszustatten und deutsche Fürsten durch Verwandtschaftsbande an sich zu fesseln. Sein Bruder Joseph Bonaparte (s. d.) wurde König von Neapel, sein Bruder Ludwig Bonaparte (s. d.) König von Holland, sein Stiefsohn Eugen Vicekönig von Italien, sein Schwager Joachim Murat (s. d.) Großherzog von Berg; seine Schwestern erhielten ital. Fürstenthümer, Elise (s. Bacciochi) Lucca und Piombino, Pauline (s. Borghese) Guastalla. Ein kaiserl. Familienstatut vom 31. März erklärte den franz. Kaiser zum Familienhaupt und nöthigte sämmtlichen Gliedern mit ihren Herrschaften das strengste Vasallenthum auf. Am 12. Juli folgte die Unterzeichnung des Rheinbundes (s. d.) und dann die Auflösung des Deutschen Reichs.

Die Friedensunterhandlungen, welche um diese Zeit in Paris mit Rußland und England geführt wurden, blieben erfolglos, und bald darauf kam es auch zum Bruch mit Preußen, welches, von N. vielfach gedemüthigt, zuletzt die Räumung Deutschlands von franz. Truppen forderte. N. reiste 25. Sept. 1806 von Paris nach Bamberg, wo er seine Armee concentrirte und dann nach Thüringen vorrückte. In der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt (14. Oct.) wurde die preuß. Hauptmacht vollständig geschlagen. N. zog 27. Oct. triumphirend in Berlin ein, und noch im November ward alles Land bis zur Weichsel von den Franzosen occupirt. Die Dynastien von Braunschweig und Kurhessen wurden verjagt; dagegen ward Kursachsen in den Rheinbund aufgenommen und erhielt den Königstitel. Inzwischen hatte eine starke russ. Heeres-

Digitized by Google

macht sich mit den Preußen vereinigt. Die mörderische Schlacht bei Preußisch-Eylau 7. und 8. Febr. 1807 fiel unentschieden aus. Als aber N. bei Friedland 14. Juni siegte und am 16. Königsberg besetzte, wurden Unterhandlungen eröffnet, welche zum Abschluß des Friedens von Tilsit 7. und 9. Juli führten. Die Bitten der Königin Luise um mildere Bedingungen wurden von N. zurückgewiesen. Preußen verlor die Hälfte seiner Provinzen, während sich Rußland mit der größten Schonung behandelt sah und sogar noch eine Gebietsvergrößerung erhielt. Aus den eroberten Landen westlich von der Elbe bildete N. das Königreich Westfalen, welches er seinem jüngsten Bruder, Hieronymus Bonaparte (s. d.), verlieh; die preuß.-poln. Provinzen aber fielen unter dem Namen eines Herzogthums Warschau dem Könige von Sachsen zu. Die starke Festung Erfurt und die wiederhergestellte Republik Danzig (s. d.) behielt N. als militärische Stützpunkte in der Hand; auch blieb ganz Norddeutschland von franz. Truppen besetzt. Von wichtigen Folgen war, daß während der Unterhandlungen in Tilsit N. persönliche Freundschaft mit dem Kaiser Alexander I. von Rußland schloß. Wie es scheint, fanden damals geheime Verabredungen statt, wodurch N. Schweden und die Türkei dem russ. Kaiser preisgab, während dieser darein willigte, daß die franz. Herrschaft auch über die Pyrenäische Halbinsel ausgedehnt würde. Zunächst kam Portugal an die Reihe. Der pariser «Moniteur» vom 13. Nov. verkündigte die Absetzung der Dynastie Braganza, weil dieselbe immer zu England gehalten habe, und franz. Truppen besetzten das Land. Dann mußte der König von Etrurien resigniren (10. Dec. 1807), und sein Königreich ward dem franz. Kaiserthum einverleibt; dafür versprach N., denselben mit einem Stück von Portugal zu entschädigen, welche Zusage jedoch unerfüllt blieb. Endlich gab ein Familienzwist im span. Königshause auch hier den Vorwand zur Einmischung. König Karl IV. (s. d.) und sein Sohn Ferdinand VII. (s. d.) erkannten N. als Schiedsrichter an und kamen auf dessen Einladung zu ihm nach Bayonne, wo sie beide genöthigt wurden, auf die span. Krone zu verzichten (5. und 10. Mai 1808). N. setzte darauf seinen Bruder Joseph zum König von Spanien und Indien ein und gab dessen bisheriges Königreich Neapel an Joachim Murat; das dadurch erledigte Großherzogthum Berg kam unter franz. Verwaltung. Aber nun begann sofort auf der Pyrenäischen Halbinsel der nationale Freiheitskrieg gegen den fremden Usurpator und wurde von England kräftig unterstützt, sodaß seitdem fortwährend ein großer Theil der franz. Armee hier beschäftigt war. Am 27. Sept. 1808 traf N. auf einem Congreß zu Erfurt mit Kaiser Alexander I. zusammen, und das in Tilsit begründete Einverständniß zwischen beiden Mächten wurde hier unter Anwesenheit einer großen Zahl von deutschen Fürsten durch specielle Abmachung bestätigt.

Unmittelbar darauf (Ende Oct. 1808) ging N. nach Spanien, und es gelang ihm, durch die Ueberlegenheit seiner Armee und seiner Taktik allerdings für den Augenblick die nationale Insurrection niederzuschlagen; nach wiederholten Siegen zogen die Franzosen 4. Dec. in Madrid ein. Von hier aus erließ N. 15. Dec. jenes berüchtigte Decret, wodurch der Freiherr von Stein (s. d.) als Feind Frankreichs und des Rheinbundes förmlich in die Acht erklärt wurde. N. gedachte sich nun nach Portugal zu wenden, um die Engländer vollends zu verjagen, aber auf die Nachricht von den großen Rüstungen Oesterreichs kehrte er 22. Jan. 1809 nach Paris zurück. Das wiener Cabinet war entschlossen, nochmals das Kriegsglück zu versuchen, und appellirte dabei an die Sympathien der deutschen Nation; doch blieben die Insurrectionen in Hessen und Tirol, sowie die Parteigängerzüge des Majors Schill (s. d.) und des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig (s. d.) ohne Einfluß auf den Verlauf des großen Kriegs. N. traf 17. April 1809 in Donauwörth ein und übernahm den Oberbefehl. Dann schlug er die Oesterreicher bei Abensberg, Eggmühl und Regensburg 19. bis 23. April und verfolgte sie ungestüm die Donau abwärts, sodaß er bereits 13. Mai Wien einnahm. Hier erfolgte das Decret vom 17. Mai, welches den Kirchenstaat vollends dem franz. Kaiserthum einverleibte; Papst Pius VII. wurde gefangen nach Frankreich abgeführt. Als aber N. versuchte, die Donau zu überschreiten, um das österr. Heer auf dem Marchfelde anzugreifen, erlitt er 21. und 22. Mai die erste Niederlage in der blutigen Schlacht bei Aspern und Esling; nur mit Mühe brachte er seine Armee auf das südl. Stromufer zurück. Nach seiner Vereinigung mit dem Prinzen Eugen ging er wieder über die Donau und erfocht 5. und 6. Juli den entscheidenden Sieg bei Wagram, worauf 12. Juli der Waffenstillstand von Znaim unterzeichnet wurde. Im Frieden zu Wien (Schönbrunn) 14. Oct. mußte Oesterreich über 100,000 QKilom. abtreten, die theils zur Vergrößerung des Herzogthums Warschau, theils zur Herstellung eines besondern franz. Gouvernements der Illyrischen Provinzen dienten. Mitten im Siegesglück wurde das Leben N.'s zu Schönbrunn durch Friedrich Stapß (s. d.) 13. Oct. bedroht; doch wurde das Attentat noch verhindert.

Digitized by Google

Dem Wiener Frieden folgte ein kurzer Zeitraum der Ruhe, wo N. auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glücks die Waffen niederlegte, um sich mit der Befestigung seines Throns und der polit. Gestaltung seines Weltreichs zu beschäftigen. Zwar dauerte der Krieg auf der Pyrenäischen Halbinsel unausgesetzt fort, aber dies störte den Frieden des Continents nicht weiter. Der Kampf gegen England wurde jetzt, nachdem Frankreich seine Seemacht, Handel und Colonien eingebüßt, nur noch durch das sog. Continentalsystem (s. d.) fortgesetzt. N. verschärfte dasselbe durch wiederholte Decrete, und allmählich mußten alle Staaten des Continents demselben beitreten. Im übrigen fällt in diese Epoche vorzugsweise die Errichtung der großen Bauwerke, Kunststraßen, Kanäle und Industrieanstalten. Um die Zukunft seines Reichs und seiner Dynastie zu sichern, ließ er durch Senatsbeschluß vom 16. Dec. 1809 sich von seiner kinderlosen Gemahlin Josephine scheiden. Zunächst dachte er an eine Heirath mit der russ. Großfürstin Anna (nachmals Königin der Niederlande); aber die Verhandlungen zerschlugen sich. Dagegen bewilligte Kaiser Franz von Oesterreich die Hand seiner Tochter, der Erzherzogin Marie Luise (s. d.), welche N. durch Procuration in Wien 11. März 1810 und persönlich in Paris 2. April angetraut wurde. Dem Sohne, welcher 20. März 1811 aus dieser Ehe geboren ward, verlieh N. sofort den Titel eines Königs von Rom (Napoleon II., nachmals Herzog von Reichstadt, s. d.). Um diese Zeit erreichte der Uebermuth N.'s den höchsten Grad, und selbst den Mitgliedern seiner Familie ward das Abhängigkeitsverhältniß unerträglich. Der König von Spanien, Joseph Bonaparte, bot seine Abdankung an; der König von Holland, Ludwig Bonaparte, legte nach vielfachen Reibungen wirklich seine Krone nieder, worauf Holland 9. Juli 1810 dem Kaiserthum einverleibt wurde. Ein gleiches Schicksal betraf die Republik Wallis (s. d.) 11. Nov. und die Hansestädte Hamburg, Bremen, Lübeck, das Herzogthum Oldenburg und einen Theil von Hannover 13. Dec. 1810. So reichte das franz. Kaiserthum von der Nordsee bis jenseit des Tiber und vom Atlantischen Meere bis an die Ostsee; es zählte 130 Departements und 42 Mill. Einwohner. Paris war die erste, Rom die zweite, Amsterdam die dritte Stadt des Reichs. Die letzten Annexionen Hollands und der Nordseeküsten hatte N. mit der Nothwendigkeit einer strengern Handhabung des Continentalsystems zu rechtfertigen gesucht; auch an die verbündeten Staaten wurden in dieser Hinsicht immer strengere Anforderungen gestellt. Darüber kam es am Ende zu Zwistigkeiten mit Schweden und Rußland. Kaiser Alexander I., ohnehin durch die Entthronung des verwandten Herzogs von Oldenburg, sowie durch die fortwährende Vergrößerung des Herzogthums Warschau gereizt, verweigerte seine weitere Mitwirkung und gab den Eingang brit. Waaren in sein Reich wieder frei, während er zugleich die Einfuhr franz. Fabrikate beschränkte. Zwar verhandelte man noch längere Zeit über eine Ausgleichung, aber man rüstete auf beiden Seiten. N. glaubte die Zeit gekommen, auch den letzten ebenbürtigen Gegner auf dem Continente niederzuwerfen, und entbot seine Vasallen und Bundesgenossen zur Heeresfolge gegen Rußland; auch Preußen und Oesterreich mußten dazu Hülfstruppen stellen. Er reiste 9. Mai 1812 von Paris nach Deutschland ab, und nachdem er in Dresden nochmals die deutschen Könige und Fürsten um sich versammelt, stellte er sich an die Spitze der großen Armee, welche an der Weichsel zusammengezogen war und etwa ½ Mill. Soldaten zählte. N. überschritt 24. Juni den Niemen und schlug die Russen bei Smolensk 17. Aug. und bei Borodino an der Moskwa 7. Sept. Dann zog er 14. Sept. siegreich in Moskau ein, wo er eine Ruhestätte bis zum nächsten Frühjahre zu finden hoffte. Doch der Brand dieser ungeheuern und an Hülfsquellen überreichen Stadt vereitelte mit einem Schlage alle Hoffnungen und Berechnungen (15. bis 20. Sept.). Nachdem N. noch einen ganzen Monat mit nutzlosen Friedensunterhandlungen hingebracht hatte, entschloß er sich, sein durch Kämpfe und Entbehrungen bereits sehr gelichtetes Heer zurückzuführen. Der Rückzug begann 15. Oct. bei günstigem Wetter, aber schon Anfang November trat eine ungewöhnliche Kälte ein; Frost und Hunger rafften die Soldaten zu Tausenden hinweg, und die furchtbaren Kämpfe und Aufopferungen, mit denen der Uebergang über die Bereszina (s. d.) erkauft werden mußte (26. bis 28. Nov.), vollendeten die Auflösung der großen Armee, von der nur geringe Ueberreste in die Heimat zurückkehrten. (S. Russisch-Deutscher Krieg.) Mitten auf diesem schrecklichen Rückzuge erhielt N. die Nachricht von der Verschwörung des Generals Malet (s. d.). Er übergab 5. Dec. den Oberbefehl an Murat und eilte im strengsten Incognito über Warschau und Dresden nach Paris zurück, wo er 19. Dec. eintraf.

Während nunmehr die Russen nach Polen und Deutschland vordrangen und Preußen sich erhob, um die franz. Fremdherrschaft abzuschütteln, war N. mit großartigen Aushebungen und Rüstungen beschäftigt, und wirklich stellte er zum Frühjahre 1813 eine neue zahlreiche Armee

Digitized by Google

ins Feld, welcher der größte Theil der Rheinbundscontingente sich anschließen mußte. Er ging 15. April von Paris nach Mainz, übernahm den Oberbefehl und besiegte die vereinigten preuß.-russ. Heere 2. Mai bei Groß-Görschen, 20. und 21. Mai bei Bautzen. Dennoch hielt er für gerathen, die angebotene Vermittelung Oesterreichs anzunehmen und den Waffenstillstand vom 4. Juni zu schließen, worauf Unterhandlungen in Prag eröffnet wurden. Vergebens suchte N. die Verbündeten zu trennen und Oesterreich durch das Angebot Illyriens für sich zu gewinnen. Am Ende stellte man ihm das Ultimatum, auf Illyrien, die überrhein. Provinzen und das Protectorat des Rheinbundes zu verzichten (8. Aug.), und als er nicht sofort darauf einging, trat auch Oesterreich der bereits zwischen Preußen, Rußland, Schweden und England abgeschlossenen Allianz bei. So begann der Krieg aufs neue. N. nahm jetzt eine centrale Stellung bei Dresden und erfocht hier gegen die Verbündeten 26. und 27. Aug. einen glänzenden Sieg. Darauf zog er sich, um die Verbindung mit dem Rheine zu behalten, nach Leipzig (s. d.) zurück. Die Alliirten rückten indeß von allen Seiten heran, und die Entscheidungsschlacht vom 16. bis 19. Oct. endigte mit der vollständigen Niederlage der Franzosen. N. mußte den Rückzug nach Frankreich antreten. Nachdem er bei Hanau 30. und 31. Oct. noch den bair. General Wrede, welcher ihm den Weg verlegen wollte, geschlagen hatte, erreichte er die Rheingrenze. Doch war sein Heer durch Kämpfe, Strapazen und Krankheiten fast ganz aufgerieben. Gleichzeitig wurden die Franzosen vollends aus Spanien (s. d.) hinausgeworfen. Nichtsdestoweniger blieb der Respect vor N. noch immer so groß, daß die Alliirten am Rheine stehen blieben und in Frankfurt a. M. neue Unterhandlungen anknüpften. Sie erklärten sich bereit, Frankreich seine «natürlichen Grenzen», Rhein, Alpen und Pyrenäen, zu belassen, und forderten nur, daß N. auf jede Herrschaft in Deutschland, Holland, Spanien und Italien verzichte und die Wiederherstellung der alten Dynastien daselbst anerkenne. Als darauf eine ausweichende Antwort erfolgte, besetzten die Alliirten im December die Schweiz und Holland und überschritten 1. Jan. 1814 den Rhein, während ein engl.-span. Heer unter Wellington (s. d.) über die Pyrenäen vordrang. Unterdeß erlebte N. in Paris zum ersten mal seit 1802 eine Opposition im Gesetzgebenden Körper, worauf er die Deputirten mit harten Worten nach Hause schickte und ohne ihre Zustimmung neue Steuern und Rekruten ausschrieb. Aber es zeigte sich, daß die alte Begeisterung erloschen war; das franz. Volk war der ewigen Kriege müde und wünschte den Frieden. Trotzdem beharrte N. in hartnäckiger Verblendung. Nach den ersten Gefechten bei Brienne 29. Jan. und bei La Rothière 1. Febr. wurde nochmals ein Friedenscongreß zu Châtillon eröffnet, und die Alliirten erklärten sich bereit, Frankreich in den Grenzen von 1792 zu belassen. Jedoch der Kaiser, welcher nach den Erfolgen vom 10. bis 14. Febr. bei Champaubert, Montmirail, Château-Thierry, Vauxchamps und Montereau seine volle Zuversichtlichkeit wiedergewonnen hatte, wies diese Vorschläge zurück und wollte nur auf Grundlage der frankfurter Anerbietungen verhandeln. Dagegen schloß er mit König Ferdinand VII. von Spanien und Papst Pius VII. Verträge ab, infolge deren diese wieder in Freiheit gesetzt wurden und (März) in ihre Staaten zurückkehrten. Doch blieben diese Friedensschlüsse ohne Einfluß auf den Verlauf des großen Kriegs. Das Geschick N.'s kam nunmehr zur raschen Entscheidung. Von allen Seiten drangen die alliirten Heere gegen Paris vor, und die blutigen Kämpfe bei Bar-sur-Aube 27. Febr., bei Laon 7. und 9. März und bei Arcis-sur-Aube 20. und 21. März fielen für die franz. Waffen unglücklich aus. Der Congreß von Châtillon ging unverrichteter Sache auseinander. N. faßte jetzt den verzweifelten Entschluß, sich nach Lothringen in den Rücken der Feinde zu werfen und deren Verbindungen mit dem Rhein zu bedrohen, indem er hoffte, sie dadurch zum Rückzug zu zwingen. Aber die Alliirten begnügten sich, ihm ein Beobachtungscorps nachzusenden, und marschirten mit der Hauptmacht weiter gegen Paris, das 31. März capitulirte. Auf diese Schreckensnachricht eilte N. schnell herbei, kam aber einige Stunden zu spät, und zog sich nun nach Fontainebleau zurück, wo der Rest seines Heers sich um ihn sammelte. Anfangs dachte er daran, noch einen Entscheidungskampf zu wagen, stand jedoch davon ab, als seine Marschälle sich geradezu widersetzten. Nachdem der Senat schon 3. April die Absetzung des Kaisers ausgesprochen hatte, entsagte N. zu Gunsten seines Sohnes, Napoleon II.; als dies jedoch verworfen wurde, bequemte er sich 11. April zu einer unbedingten Abdankung. Dagegen sollte er die Insel Elba als Souverän und eine Jahresrente von 2 Mill. Frs. erhalten; auch durften ihm 400 Mann von seiner Garde als Freiwillige folgen. N. verließ 20. April Fontainebleau, um nach der Südküste zu reisen. Unterwegs wurde er wiederholt von aufgeregten Pöbelhaufen bedroht, sodaß er sich verkleiden mußte. Am 28. April schiffte er sich auf einer brit. Fregatte ein und erreichte 3. Mai 1814 die Rhede von Porto-Ferrajo auf Elba.

Digitized by Google

N. entfaltete auf seiner kleinen Insel anfänglich eine lebhafte Regententhätigkeit, vermochte sich aber nicht in den kleinlichen Verhältnissen zufrieden zu geben. Dazu kam, daß die franz. Regierung ihm die versprochene Jahresrente vorenthielt; ja er mußte für seine persönliche Sicherheit besorgt sein, denn es gingen Gerüchte, daß zwischen den Großmächten über seine Abführung nach einem abgelegenen Verbannungsorte (Malta oder St.-Helena) verhandelt werde. Die Misvergnügten in Frankreich und Italien knüpften Verbindungen mit ihm an; ebenso der König Joachim Murat, welcher sich im Besitze seines Königreichs Neapel bedroht sah. Als nun zudem durch die fortwährenden Misgriffe der Bourbons die Unzufriedenheit in Frankreich immer mehr wuchs, entschloß er sich, durch einen kühnen Handstreich die verlorene Krone wiederzugewinnen. Die Gelegenheit schien günstig, da eben die Großmächte auf dem Wiener Congresse über die poln. und sächs. Frage in offenen Streit gerathen waren. N. ging 26. Febr. 1815 mit etwa 900 Soldaten zu Schiff und landete 1. März an der Küste der Provence im Golfe Juan. In den ersten Tagen zeigte sich die Bevölkerung unsicher und besorgt. Als er aber weiter vordrang, wurde er mit immer lebhafterm Zurufe empfangen, und die gegen ihn ausgesandten Truppen gingen zu ihm über, so 6. März die Besatzung von Grenoble unter Oberst Labedoyère (s. d.), das Armeecorps von Lyon am 10. und Marschall Ney (s. d.) in Macon 13. März. Bereits 20. März abends zog N. wieder in Paris ein, nachdem die Bourbons am Tage vorher geflüchtet waren; er hatte ganz Frankreich ohne Schwertstreich wiedererobert. Um die liberale Partei, welche ihm das vorige Jahr Opposition gemacht hatte, für sich zu gewinnen, erließ er 22. April eine Zusatzacte zur Verfassung des Kaiserthums, welche eine Anzahl liberaler Bestimmungen enthielt, und nahm sogar den Republikaner Carnot (s. d.) zum Minister des Innern. Am 1. Juni versammelte er die Deputationen der Departements, der Armee und der Flotte auf dem Marsfeld (s. d.) in Paris, wo mit großem Prunk die neue Verfassung proclamirt und dem Kaiser gehuldigt wurde. Aber das Ausland weigerte sich, diese Restauration des franz. Kaiserthums anzuerkennen, und alle Hoffnungen, welche N. auf die Zwietracht der Großmächte gebaut hatte, zeigten sich als illusorisch. Vergebens versuchte N. mit Rußland und Oesterreich anzuknüpfen und versprach, mit den Grenzen von 1792 sich zu begnügen. Die Alliirten erneuerten zu Wien ihre Allianz und erließen gegen ihn als allgemeinen Feind und Ruhestörer eine förmliche Achtserklärung (13. März). Sein einziger Bundesgenosse, Joachim Murat, unterlag nach einem kurzen Feldzuge. Unterdeß stellte N. mit gewohnter Energie wieder ein starkes Heer ins Feld und drang 14. Juni in Belgien ein, um die dort versammelten engl. und preuß. Streitkräfte zu vernichten, bevor die Russen und Oesterreicher herbeikämen. Am 16. Juni schlug er die Preußen bei Ligny. Dann wandte er sich gegen die Engländer, und es kam 18. Juni zur Schlacht bei Waterloo (s. d.), wo der rechtzeitige Anmarsch der Preußen die vollständige Niederlage des franz. Heers entschied. Nach eiliger Flucht traf N. 20. Juni wieder in Paris ein; aber die Stimmung der Nation war gleichgültig und die Haltung der Kammern geradezu feindselig; niemand wollte sich mehr für den Ruhm des Kaisers aufopfern, sondern man forderte seine Abdankung. So entsagte N. 22. Juni dem Throne zu Gunsten seines Sohnes, Napoleon II. Er verweilte hierauf noch bis zum 29. Juni in Malmaison und reiste darauf nach Rochefort, um sich nach den Vereinigten Staaten von Amerika einzuschiffen; als er aber 3. Juli daselbst anlangte, war der Hafen bereits durch engl. Kriegsschiffe gesperrt. N. beschloß darauf, um nicht den Continentalmächten in die Hände zu fallen, lieber an die Großmuth Englands zu appelliren. Er schrieb an den Prinz-Regenten Georg IV., daß er sich unter den Schutz des größten, aber auch edelmüthigsten seiner Feinde stelle, und ging 15. Juli an Bord des von Kapitän Maitland befehligten Linienschiffs Bellerophon. Allein die Landung in Plymouth und der Schutz der engl. Gesetze wurden ihm nicht bewilligt; vielmehr ward ihm der Beschluß der alliirten Mächte mitgetheilt, daß der «General Bonaparte» im Interesse der allgemeinen Ruhe nach der engl. Insel Sanct-Helena (s. d.) deportirt werden solle. Der Kaisertitel, den England übrigens niemals anerkannt hatte, wurde ihm von jetzt an versagt. N. bestieg 7. Aug. das Linienschiff Northumberland und langte 16. Oct. 1815 in St.-Helena an, wo ihm ein neuerrichtetes Gebäude zu Longwood als Wohnsitz angewiesen wurde. Die Generale Bertrand, Gourgaud, Montholon, Graf Las-Cases u. a. durften seine Verbannung theilen, in welcher er sich vorzugsweise mit Abfassung seiner Denkwürdigkeiten beschäftigte. Mit dem Gouverneur der Insel, Sir Hudson Lowe (s. d.), der den Gefangenen streng bewachte, lebte er in fortwährendem Streite. Nach längerer Kränklichkeit starb er 5. Mai 1821 am Magenkrebs. Neunzehn Jahre später wurde, nach Verständigung zwischen der engl. und franz. Regierung, sein in einem kleinen Thale der Insel gelegenes Grab geöffnet

Digitized by Google

und der Leichnam durch den Prinzen von Joinville nach Paris geführt, wo man ihn 15. Dec. 1840 im Dome der Invaliden beisetzte.

Die eigenen Schriften N.'s erschienen nach seinem Tode mehrmals gesammelt («Oeuvres», 6 Bde., Par. 1821—22; 5 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1822—23). Außerdem veröffentlichten die Generale Gourgaud und Montholon die sog. «Dictées de Ste.-Helène» («Mémoires pour servir à l'histoire de France sous N., écrits à Ste.-Helène, sous la dictée de l'empereur», 8 Bde., Lond. u. Par. 1822—24; 2. Aufl., 9 Bde., Par. 1830; deutsch, 9 Bde., Berl. 1823—25). Hierzu kam neuerdings die auf Befehl Napoleon's III. veranstaltete Sammlung der «Correspondance de N. I» (Bd. 1—31, Par. 1858—70; deutsche Auswahl von Kurz, 3 Bde., Hildburgh. 1868); «Ungedruckte Briefe N.'s aus den J. 1796 und 1797» gab Hüffer (Wien 1873) heraus; ferner erschien: «Correspondance militaire de N. I» (10 Bde., Par. 1875—77), Lanfrey's «Histoire de N. I» (Par. 1867 fg., bisjetzt 5 Bde., bis zum J. 1811; deutsch von Glümer, Bd. 1—5, Berl. 1869—76), unstreitig das beste Werk über N., basirt vorzugsweise auf dieser Correspondenz. Zu den wichtigsten Quellenschriften für die Geschichte des ersten Kaiserreichs gehören auch die zahlreichen Memoiren der Feldherren N.'s und anderer Personen aus dessen Umgebung, wie z. B. von O'Meara, Las-Cases, Antommarchi, Hudson Lowe, Bausset, Durand, Bourrienne, Abrantes, Montholon, Masséna, Ney, Belliard, Marmont, Miot, Beugnot u. s. w. Die geschichtlichen Darstellungen, die seit dem Anfang des 19. Jahrh. über das Privatleben und die öffentliche Laufbahn N.'s erschienen, sind ungemein zahlreich, doch zum Theil ohne eigentlichen histor. Werth. Von franz. und engl. Werken dieser Art sind hervorzuheben die von Arnault (3 Bde., Par. 1822—26), Norvins (4 Bde., Par. 1827 u. öfter, sehr populär), Walter Scott (9 Bde., Edinb. 1827 u. öfter, eine sehr parteiische Arbeit, die viel Gegenschriften veranlaßte), Jomini (4 Bde., Par. 1827), Hazlitt (4 Bde., Lond. 1828), Laurent (Par. 1828 u. öfter), Bailleul (4 Bde., Par. 1829—30), Hugo (Par. 1833), Thibaudeau (6 Bde., Par. 1827—28), Mitchell (3 Bde., Lond. 1839), Saint-Hilaire (2 Bde., Par. 1842), Michaud (Par. 1844), Regnault (4 Bde., Par. 1846), Bégin (5 Bde., Par. 1853—54), Martin de Gray (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1858), Leyuadier (Par. 1866 fg.); ferner die Werke von Bignon (s. d.), Thiers (s. d.) u. s. w. Von deutschen biographischen Arbeiten über N. sind etwa zu nennen die von Bergk (4 Bde., Lpz. 1825), Kolb (7 Bde., Speier 1826—27), Buchholz (3 Bde., Berl. 1827—29), Schlosser (3 Bde., Frankf. 1833—35), Becker (2 Bde., Lpz. 1838—39), Roth (2 Bde., Stuttg. 1843) u. s. w. Hierzu kommen von Schriften über einzelne Lebensepochen des Kaisers: Coston, «Biographie des premières années de N.» (2 Bde., Par. 1840); Nasica, «Mémoires sur l'enfance et jeunesse de N.» (Par. 1852); Ségur, «Histoire de N. et de la grande armée pendant l'année 1812» (2 Bde., Par. 1824 u. öfter); Fain, «Manuscrit de 1812» (2 Bde., Par. 1824); Forsyth, «History of the captivity of N.» (2 Bde., Lond. 1853) u. s. w.

Napoleon II., s. Reichstadt (Herzog von).

Napoleon III., Kaiser der Franzosen, der dritte Sohn des Königs Ludwig Bonaparte (s. d.) von Holland und der Königin Hortense (Beauharnais), wurde 20. April 1808 zu Paris geboren, aber erst 4. Nov. 1810 zu Fontainebleau getauft (Charles Louis Napoleon). Nach der zweiten Restauration der Bourbons folgte N. seiner Mutter in die Verbannung, zuerst nach Genf, dann nach Augsburg, wo er das Gymnasium besuchte, zuletzt nach Arenenberg im Thurgau. Hier erhielt er Unterricht von franz. Lehrern und machte seine ersten militärischen Studien unter dem schweiz. General Dufour. Durch die Bewegung des J. 1830 wurde N. zuerst in das öffentliche Leben hineingezogen, indem die Unzufriedenen in Mittelitalien mit den Napoleoniden anzuknüpfen suchten. N. befand sich damals in Rom, von wo er wegen Betheiligung an einer polit. Demonstration ausgewiesen und mit Gensdarmen im December über die Grenze gebracht wurde. So ging er nach Florenz, wo er mit seinem ältern Bruder, Napoleon Ludwig, zusammentraf. Beide betheiligten sich an dem Aufstandsversuche Menotti's in der Romagna und den benachbarten Herzogthümern; der ältere Bruder starb zu Forli 27. März 1831 an den Masern. Auch N. erkrankte, kam aber glücklich nach Pesaro und wurde von seiner ihm nacheilenden Mutter nach Ancona und über Genua nach Frankreich gerettet, wo er nur kurze Zeit verweilen durfte. Von da kehrte er über England nach Arenenberg zurück. Hier beschäftigte sich N., der abwechselnd auf Arenenberg und dem später angekauften Schlosse Gottlieben unweit Constanz wohnte, vorzugsweise mit schriftstellerischen Arbeiten. Zuerst erschienen von ihm 1832 «Rêveries politiques», worin er geradezu aussprach, daß eine Wiedergeburt Frankreichs nur durch Wiederherstellung des Napoleonischen Kaiserthums

Digitized by Google

mit demokratischen Institutionen möglich sei. Bald darauf starb der Herzog von Reichstadt (22. Juli 1832), und nunmehr sah N. sich als den nächstberechtigten Erben des großen Kaisers an. Im J. 1833 veröffentlichte N.: «Considérations politiques et militaires sur la Suisse» und 1835 ein «Manuel d'artillerie».

Inzwischen hatte N. zu Baden-Baden, wo er oft verweilte, eine Anzahl franz. Offiziere aus der Garnison von Straßburg kennen gelernt, insbesondere den Oberst Vaudrey vom 4. Artillerieregiment. Er faßte den Plan, mit deren Hülfe sich dieser wichtigen Festung zu bemächtigen und von dort aus das Signal zur Wiederherstellung des franz. Kaiserthums zu geben, und ließ durch seinen Vertrauten Persigny (s. d.) die Verschwörung in Straßburg organisiren. Am 28. Oct. 1836 abends traf er heimlich daselbst ein, und nachdem er mit den Mitverschworenen sich beredet, erschien er am 30. morgens 5 Uhr in der Austerlitzkaserne, wo er von dem 4. Artillerieregiment mit Jubel als Kaiser begrüßt wurde. Von da begab er sich nach der Finckmattkaserne zum 46. Infanterieregiment, wurde aber hier nebst den meisten Mitschuldigen verhaftet. In der Nacht vom 9. bis 10. Nov. wurde N. nach Paris abgeführt, und hier empfing er die Mittheilung, daß die franz. Regierung beschlossen habe, ihn nicht vor Gericht zu stellen, sondern nach Amerika überzuführen. Zu Anfang März 1837 landete er in Neuyork. Auf die Nachricht von der Erkrankung seiner Mutter schiffte er sich schon nach einigen Monaten nach England ein und kehrte nach Arenenberg zurück, wo Hortense bald darauf (5. Oct. 1837) starb. In dieser Zeit erhielt N. von der Bevölkerung des Thurgaus viele Beweise der Sympathie. Die Gemeinde Salenstein verlieh ihm das Bürgerrecht; Diessenhofen wählte ihn in den Großen Rath. Als er im Sommer 1838 das eigenössische Schützenfest zu St.-Gallen besuchte, wurde ihm ein glänzender Empfang bereitet. Die franz. Regierung wollte indeß den unbequemen Prätendenten aus der Nachbarschaft entfernt haben und forderte die sofortige Ausweisung N.'s aus der Schweiz (Aug. 1838). Der Große Rath von Thurgau protestirte, da der Prinz thurgauer Bürger sei; auch andere Cantone nahmen sich seiner lebhaft an. Allein Frankreich drohte mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen, ließ die Grenze sperren und zog Truppen zusammen. In der westl. Schweiz traf man Anstalten zu bewaffneter Gegenwehr. Da erklärte N. in einem Schreiben an den Landammann von Thurgau, 22. Sept., daß er freiwillig abreisen werde, um der Schweiz jede Ruhestörung zu ersparen. Am 14. Oct. 1838 verließ er Arenenberg und begab sich nach London, wo er sein Vermögen verschwendete. Er vollendete seine bereits in der Schweiz begonnene Schrift «Des idées Napoléoniennes» (Par. 1839), in welcher er sich zur Aufgabe stellte, den großen Kaiser als den Begründer und Vorkämpfer der ganzen fortschreitenden Entwickelung des modernen Europa zu schildern. Als im nächsten Frühjahre 1840 die Uebertragung der kaiserl. Leiche von St.-Helena nach Paris vorbereitet wurde und infolge dessen der bonapartistische Enthusiasmus in Frankreich einen neuen Aufschwung nahm, ließ der Prinz eine zweite Schrift über die «Napoleonische Idee» folgen («L'idée Napoléonienne; œuvre mensuelle»), worin er erklärte, daß man nicht allein die Asche des Kaisers, sondern auch seine Ideen zurückbringen müsse, und hielt die Zeit für günstig zu einem zweiten Handstreiche. Am 4. Aug. 1840 schiffte er sich mit General Montholon, Persigny, Dr. Conneau und etwa 50 bewaffneten Begleitern ein und landete am 6. morgens 2 Uhr bei Boulogne. Die Zollwache ward überrumpelt, und um 5 Uhr zog er, einen abgerichteten Adler über dem Haupte, unter dem Rufe: Es lebe der Kaiser! in Boulogne ein. Aber der Versuch, die Garnison zu gewinnen, schlug fehl. So mußte sich N. an die Küste zurückziehen, und als er sein Schiff wieder zu erreichen suchte, schlug das Boot um, und er wurde von den Verfolgern aus dem Wasser herausgezogen. Eine königl. Ordonnanz vom 9. Aug. verfügte, daß die franz. Pairskammer über dies Attentat von Boulogne richten sollte, und 28. Aug. begann der öffentliche Proceß im Luxembourg-Palast zu Paris, wobei der berühmte Advocat Berryer (s. d.) als Vertheidiger N.'s fungirte. Der Generalprocurator trug auf Todesstrafe an; aber das Urtheil vom 6. Oct. lautete auf lebenslängliche Gefangenschaft für den Prinzen und auf kürzere Haft für seine Mitschuldigen. Am 7. Oct. wurde N. nach der Citadelle von Ham (im Depart. Somme) abgeführt; Dr. Conneau durfte sein Gefängniß theilen. Hier beschäftigte er sich fast ausschließlich mit schriftstellerischen Arbeiten, welche theils dem Gebiete der Politik und Volkswirthschaft, theils der Artilleriewissenschaft angehörten. Auch veröffentlichte er viele Aufsätze in dem Journal «Progrès du Pas-de-Calais». Am bemerkenswerthesten aus dieser Epoche ist seine Broschüre über die Ausrottung des Pauperismus («De l'extinction du paupérisme», Par. 1844), weil er darin mit den Ideen des Socialismus anknüpfte. In der Verkleidung eines Arbeiters entfloh er aus der

Digitized by Google

Citadelle von Ham (25. Mai 1846, unter dem Namen Badinguet, wie er auch später von seinen Feinden genannt wurde) und kehrte nach London zurück. Auf die Nachricht von der franz. Februarrevolution 1848 eilte er sofort nach Paris und erklärte in einem Briefe an die Provisorische Regierung (28. Febr.), daß er gekommen sei, «um unter die Fahne der Republik zu treten». Tags darauf (29. Febr.) folgte ein zweiter offener Brief: «Da die Regierung denke, daß seine Gegenwart in Paris gefährlich sei, werde er sich augenblicklich entfernen.» So kehrte N. nach London zurück. Die in der franz. Nationalversammlung aufgeworfene Frage, ob man nicht das Verbannungsdecret gegen die Familie Bonaparte, wenigstens in Betreff des Prätendenten N., aufrecht erhalten solle, wurde, zumal da seine Vettern, der Prinz Napoleon (s. d.) und Peter Bonaparte, bereits als Abgeordnete zugelassen waren, 13. Juni mit großer Majorität zu seinen Gunsten entschieden. In Paris und drei andern Departements zum Abgeordneten gewählt, nahm er die Wahl nicht an, erklärte aber in einem Schreiben an den Präsidenten der Nationalversammlung: «Wenn mir das Volk Pflichten auflegen sollte, so werde ich dieselben zu erfüllen wissen». Als er bei den Neuwahlen vom 17. Sept. abermals in Paris und fünf andern Departements zum Repräsentanten gewählt wurde, reiste er nach Paris und nahm 26. Sept. seinen Sitz in der Nationalversammlung ein. Indeß betheiligte er sich wenig an den Arbeiten derselben und ergriff fast nur das Wort, um gelegentlich jeden Verdacht einer Prätendentenpolitik von sich abzulehnen. Nichtsdestoweniger nahm jetzt die bonapartistische Bewegung immer größere Dimensionen an, und als es sich um die Präsidentenwahl handelte, gab der populäre Name bei der Masse des Landvolks den Ausschlag. Am 27. Nov. erließ N. sein Wahlmanifest, und 10. Dec. fand die Wahl statt, wobei im ganzen 7,941,161 Stimmen abgegeben wurden. N. erhielt 6,048,872 und wurde 20. Dec. 1848 feierlich als Präsident der franz. Republik installirt.

Die weitern Geschicke N.'s gehören der neuesten Geschichte von Frankreich an. Der Präsident nahm zuerst ein parlamentarisches Ministerium ohne bestimmte Parteifarbe und schlug sowol in der innern wie in der auswärtigen Politik eine conservative Richtung ein, wobei er sich auf die Majorität der Nationalversammlung stützte. Die extremen Parteien wurden durch strenge Maßregeln niedergehalten, auch im April 1849 eine Expedition nach dem Kirchenstaate abgesandt, um die päpstl. Gewalt daselbst wiederherzustellen und den franz. Klerus für N. zu gewinnen. Bald zeigte sich jedoch, wie N. bemüht war, eine selbstständigere Stellung zu gewinnen. Während die Versammlung durch tumultuarische Scenen und contrerevolutionäre Beschlüsse sich in Miscredit setzte, suchte er durch Reisen, Ansprachen und andere Mittel seine Popularität zu vergrößern und an die Erinnerungen des ersten Kaiserthums anzuknüpfen. In demselben Sinne wirkten bonapartistische Journale und die sog. «Gesellschaft vom 10. Dec.» Man agitirte geradezu für eine Wiederherstellung der Dynastie Bonaparte, und schon verbreiteten sich Gerüchte von einem bevorstehenden Staatsstreiche. Mit der Nationalversammlung kam er bald in einen unversöhnlichen Conflict. Er verlangte von ihr die Revision der Verfassung, um das Verbot der Wiederwählbarkeit des Präsidenten aufzuheben, die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts, um die Wahlen für sich zu gewinnen, die Erhöhung des Präsidentengehalts von 600,000 Frs. auf 3 Mill. und fand bei der Mehrzahl der Generalräthe Zustimmung. Da die Nationalversammlung auf keine dieser Forderungen einging und die Verfügung über die Truppenmacht in Paris für sich beanspruchte, so unternahm N. den Staatsstreich vom 2. Dec. 1851. Er decretirte die Auflösung der Nationalversammlung und die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts und appellirte an das franz. Volk, welches berufen wurde, in Urversammlungen über einen neuen Verfassungsentwurf abzustimmen. Der bewaffnete Widerstand in Paris, 3. und 4. Dec., ward mit Militärgewalt unterdrückt, die Führer der parlamentarischen Opposition verhaftet und in die Verbannung geschickt, Massendeportationen angeordnet, Ausnahmegesetze erlassen. Die Ruhe war in kurzem wiederhergestellt. Von der bonapartistischen Presse wurde N. als «Retter der Gesellschaft» vor den sog. «Rothen» (Socialisten und Communisten) gepriesen. Unter diesen Eindrücken fand die allgemeine Volksabstimmung 20. und 21. Dec. statt. Eine Majorität von 7,481,636 Stimmen sanctionirte die Vorlage, wodurch N. auf weitere zehn Jahre mit seiner Amtsgewalt bekleidet ward. Ganz Europa, wo damals die Reaction in höchster Blüte stand, erkannte die neue Ordnung der Dinge bereitwillig an. Der «Prinz-Präsident» verkündigte nunmehr die Verfassung vom 14. Jan. 1852, welche der Consularverfassung vom Jahre VIII (1799) nachgebildet war, einen Senat und einen Gesetzgebenden Körper schuf und N. die unbeschränkte monarchische Gewalt verlieh. Die Civilliste ward vom Senat auf 12 Mill. Frs. festgesetzt.

Digitized by Google

Um den Einfluß der Familie Orléans zu brechen, erließ N. das Decret vom 22. Jan., welches das Orléans'sche Hausvermögen, wie König Ludwig Philipp es bei seiner Thronbesteigung besessen, nach Maßgabe des alten monarchischen Herkommens zu Gunsten der Staatsdomäne confiscirte und den Verkauf aller Orléans'schen Privatgüter binnen Jahresfrist verordnete. Mit allen Mitteln der Staatsgewalt wurde nun auf die Wiederherstellung des Kaiserthums hingearbeitet. Diesem Ziele galten die Rundreisen des Präsidenten und seine eine friedliche Politik in Aussicht stellenden Reden. Bei einem Banket zu Bordeaux, 9. Oct., versicherte er: «Das Kaiserthum ist der Friede!» Unter dieser Losung wurde nun in allen Theilen Frankreichs ein großer Adressensturm organisirt. Der Senat, durch Decret vom 19. Oct. berufen, um über die Wünsche des Volks zu berathen, trat 4. Nov. zusammen. Schon 7. Nov. erfolgte ein Senatsconsult, welches das Erbkaiserthum wiederherstellte, und dieser Beschluß ward bei der allgemeinen Volksabstimmung (21. und 22. Nov.) mit mehr als 7,800,000 Stimmen sanctionirt. Am 2. Dec. 1852 hielt der neue Souverän, welcher den Titel «Napoleon III. von Gottes Gnaden und durch den Willen der Nation Kaiser der Franzosen» annahm, seinen feierlichen Einzug in Paris, wo er die Tuilerien bezog. Die Civilliste wurde auf 25 Mill. Frs. festgesetzt und die Verfassung den neuen monarchischen Formen angepaßt. In einer Botschaft vom 22. Jan. 1853 verkündigte N., dessen Bewerbungen um Prinzessinnen aus alten fürstl. Häusern erfolglos waren, den großen Staatskörperschaften seine bevorstehende Vermählung mit der span. Gräfin Eugenie (s. d.) von Montijo. Die kirchliche Trauung fand 30. Jan. 1853 statt. Aus dieser Ehe entsprang ein einziger Sohn, der kaiserl. Prinz Napoleon Eugen Ludwig Johann Joseph, geb. 16. März 1856.

Das neue Kaiserthum wurde von den europ. Mächten anerkannt, von den drei Ostmächten jedoch zögernd; der russ. Kaiser Nikolaus versagte sogar N. die unter Souveränen übliche Anrede «Monsieur mon frère». Bald bot sich eine Gelegenheit, dafür Vergeltung zu üben. Als Kaiser Nikolaus 1853 die Zeit zum Umsturz des Osmanischen Reichs gekommen glaubte, trat N. gegen ihn auf, verbündete sich mit England, später auch mit Sardinien und sandte Flotte und Heer erst nach der Türkei, dann nach der Krim. (S. Orientkrieg.) Diese Bundesgenossenschaft veranlaßte auch, daß das franz. Kaiserpaar mit den alten Höfen in persönlichen Verkehr trat. Im April 1855 reisten N. und die Kaiserin Eugenie nach London und wurden auf das glänzendste empfangen; in demselben Jahre kamen die Monarchen von Portugal, England und Sardinien nach Paris. Zwei Attentate gegen N. durch Pianori (28. April 1853) und Bellamare (8. Sept.) mislangen. Nach der Beendigung des Orientkriegs durch den Pariser Frieden, 30. März 1856, stand Frankreich unbestritten als die erste Großmacht in Europa da, und alle andern Staaten bewarben sich um seine Freundschaft. Im Laufe der J. 1856—58 folgte ein fürstl. Besuch auf den andern. N. seinerseits besuchte abermals die Königin Victoria zu Osborne (Mai 1857) und traf in Stuttgart (Sept. 1857) mit dem russ. Kaiser Alexander II. zusammen. In dem neuenburger Conflict zwischen Preußen und der Schweiz trat N. als Vermittler auf. Am 12. Aug. 1857 stiftete er die St.-Helena-Medaille, welche jedem zutheil werden sollte, der in den J. 1792—1815 unter den franz. Fahnen gefochten. Dieser Versuch, die napoleonischen Erinnerungen und Sympathien auch über die franz. Grenze hinaus zu beleben, hatte indeß keinen besondern Erfolg. Um dieselbe Zeit (Aug. 1857) wurden drei Italiener, Tibaldi, Bartoloni und Grilli, welche aus London nach Paris kamen und ein Attentat gegen N. beabsichtigten, rechtzeitig verhaftet. Gefährlicher war ein anderes Attentat. Am 14. Jan. 1858 wurden gegen den kaiserl. Wagen drei Bomben geschleudert; doch blieb das Kaiserpaar unverletzt. Als Schuldige verhaftete man vier Italiener, Orsini, Pieri, Rudio und Gomez, welche eben aus London gekommen waren. Die beiden ersten wurden (13. März) hingerichtet, die andern deportirt. Außerdem ward ein Franzose Bernard in London als Mitschuldiger Orsini's angeklagt, aber von den engl. Gerichten freigesprochen. Dies Attentat gab den Anstoß zur Verschärfung der Sicherheitsmaßregeln. Die Gegner N.'s brachten es im Gesetzgebenden Körper nur zu einer Opposition von fünf Mitgliedern. Die große Masse war durch die polit. und kriegerischen Erfolge sowie durch gemeinnützige Einrichtungen längst für N. gewonnen; Heer und Flotte fanden Beschäftigung in den Colonien und den Expeditionen nach China (1857—60), Japan (1858), Annam (1858—62) und Syrien (1860—61).

Seit dem Orientkriege hatte N. seine Blicke vorzugsweise auf Italien (s. d.) gerichtet und sich entschlossen, Oesterreich aus seiner vorherrschenden Stellung auf der Halbinsel zu verdrängen. Zu diesem Zwecke hatte er einen festen Bundesgenossen an Sardinien gewonnen. Im Aug. 1858 erschien der sardin. Premierminister Graf Cavour in Plombières und traf

Digitized by Google

geheime Verabredungen mit N. Gleich darauf ward eine Heirath zwischen dem Vetter des Kaisers, Prinz Napoleon, und der Prinzessin Clotilde von Sardinien eingeleitet. Beim Neujahrsempfange in den Tuilerien (1859) sprach N. dem österr. Gesandten von Hübner sein Bedauern aus, daß die beiderseitigen Beziehungen nicht mehr so gut seien wie früher. Eine officiöse Broschüre: «Napoleon III. und Italien» und die Thronrede vom 7. Febr. constatirten den bevorstehenden Bruch. Nachdem Oesterreich Sardinien angegriffen, erließ N. am 3. Mai sein Kriegsmanifest, worin er den Entschluß aussprach: «Italien sich selbst wiederzugeben; frei, bis zum Adriatischen Meere!» Am 10. Mai verließ er Paris, landete am 12. in Genua und nahm am 14. sein Hauptquartier in Alessandria. Nach der Schlacht bei Magenta, 4. Juni, hielt N., begleitet von dem Könige von Sardinien, seinen triumphirenden Einzug in Mailand, 8. Juni, und erfocht bei Solferino 24. Juni einen Sieg über die Oesterreicher. Doch mitten im Siegeslaufe hielt er inne. Die Haltung Deutschlands erschien bedenklich, die kühne Annexionspolitik des Grafen Cavour nicht vereinbar mit dem Interesse Frankreichs. So wurde 8. Juli ein Waffenstillstand abgeschlossen, N. traf 11. Juli mit dem Kaiser von Oesterreich zu Villafranca zusammen, wo die Friedenspräliminarien unterzeichnet wurden. Darin erhielt er die Lombardei abgetreten, welche er dem Könige von Sardinien übergab. Unmittelbar darauf verließ N. den Kriegsschauplatz und war 17. Juli wieder in St.-Cloud. Nun erließ er das Decret vom 16. Aug., welches allen polit. Verurtheilten und Verbannten der J. 1848—51 volle und ausnahmlose Amnestie gewährte. Die Dinge in Italien verliefen aber nicht ganz nach Wunsch. In den Präliminarien von Villafranca und dem Frieden von Zürich (10. Nov. 1859) war die Bildung einer ital. Conföderation vorgesehen, in welcher er den franz. Einfluß zum allmächtigen zu machen hoffte. Aber das turiner Cabinet arbeitete auf die Errichtung eines einheitlichen Königreichs Italien hin und ließ sich in seinem Eifer, ganz Mittelitalien und Neapel und Sicilien zu annectiren, nicht stören. Mit Mühe rettete N. dem Papste einen verkleinerten Kirchenstaat. Für Frankreich erwarb er als Lohn für seine Hülfe das Herzogthum Savoyen und die Grafschaft Nizza. Eine geschickt geleitete Volksabstimmung ergab in diesen Gebieten eine ungeheuere Majorität für den Anschluß an Frankreich. Gegenüber dem nationalen Unwillen der Italiener gegen die Fortdauer der franz. Besatzung in Rom verstand sich N. zu dem Vertrage vom 15. Sept. 1864, wonach er unter bestimmten Bedingungen binnen zwei Jahren seine Truppen aus Rom zurückzuziehen versprach. Der Abzug erfolgte auch wirklich am Schlusse des J. 1866. Als aber Oct. 1867 Garibaldi einen Freischarenzug gegen Rom unternahm, ohne von der ital. Regierung daran gehindert zu werden, schickte N. aufs neue Truppen nach Italien, «das Chassepotgewehr that Wunder» bei Mentana 3. Nov. und die franz. Besatzung blieb zum Schutz des Papstes wieder in Rom.

Ein vollständiges Fiasco erlebte die Politik N.'s bei der abenteuerlichen Expedition nach Mexico (s. d.), wozu er theils durch den finanziellen Schwindel einiger Günstlinge des Hofs, theils durch die phantastische Idee, sein vermeintliches Protectorat über die lat. Rasse auch nach Amerika auszudehnen und der german. Union einen roman. Nachbarstaat gegenüberzustellen, sich verleiten ließ. Aber dieser Plan hatte nur so lange Aussicht auf Verwirklichung, als der Bürgerkrieg in der Union fortdauerte. Sobald dieser 1865 beendigt war, hatte N., welcher mit franz. Gelde und franz. Truppen Mexico erobert, den Erzherzog Maximilian (s. d.) auf den Kaiserthron gesetzt und gegen seine Feinde geschützt hatte, keine andere Wahl, als seine Truppen aus Mexico zurückzuziehen und Maximilian im Stiche zu lassen oder von der Union sich den Krieg erklären zu lassen. Auf das Drängen der Unionsregierung zog N. 1867 seine Truppen aus Mexico zurück und überließ Maximilian der Rache der mexic. Republikaner. Die franz. Arsenale waren durch diese Expedition so erschöpft, daß N. auf mehrere Jahre hinein keinen größern Krieg wagen konnte. So mußte er 1863 bei seiner diplomatischen Intervention zu Gunsten des aufständischen Polen die scharfe Zurückweisung der russ. Regierung sich gefallen lassen und konnte bei dem kriegerischen Vorgehen Preußens 1864 und 1866 und bei dem luxemburger Conflict 1867 nicht in Napoleonischer Manier auftreten.

Die Stellung N.'s zu dem aufstrebenden Preußen war für dessen Regierung am entscheidendsten. Das erkannte er auch recht wohl und bemühte sich daher auch vom Beginn seiner Herrschaft um die Allianz Preußens. Schon 1851 ließ er durch seinen intimsten Vertrauten, Herrn von Persigny, dem Könige Friedrich Wilhelm IV. eine Allianz antragen, mit dem ausgesprochenen Zwecke, daß zu Gunsten Frankreichs die Oesterreicher aus Italien hinausgetrieben und Deutschland nach den Wünschen Preußens in nationalem Sinne constituirt werden sollte. Aehnliche Eröffnungen machte er im Febr. 1859 dem zum Regenten ernannten Prinzen von

Preußen. Er ließ ihm Holstein, Hannover, Kurhessen und ebendamit die Hegemonie in Norddeutschland anbieten, falls Preußen ihn in der ital. Frage unterstütze. Beide male zurückgewiesen, bat er den Prinz-Regenten um eine persönliche Zusammenkunft, mit dem ostensibeln Zwecke, denselben von seinen friedlichen Gesinnungen zu überzeugen und die in Deutschland herrschenden Besorgnisse vor einer aggressiven Politik Frankreichs zu zerstreuen. Die Zusammenkunft fand 15. bis 17. Juni 1860 in Baden-Baden statt. N. äußerte gegen den Prinzen, daß Preußen, wenn es in Wahrheit eine europ. Großmacht sein wolle, nothwendig große Länderstrecken am offenen Meere und ebendamit das Mittel zur Gründung einer Seemacht, wie sie das Ostseebecken nicht gewähre, haben müsse; er werde nichts dagegen haben, wenn Preußen sich in den Besitz von Schleswig-Holstein setze und dadurch festen Fuß an der Nordsee habe. Aber der Prinz vermied es, auf dieses Thema irgendwie einzugehen. Im J. 1862, als Bismarck Gesandter in Paris war, ließ ihm N. seinen Wunsch kundgeben, Belgien und die Rheingrenze mit preuß. Beistande Frankreich einzuverleiben. Seine freundliche Haltung in dem Deutsch-Dänischen Kriege hatte ihren Grund hauptsächlich darin, daß er dadurch Preußen für seine Eroberungsplane günstig zu stimmen hoffte. Der Ausbruch des Deutschen Kriegs von 1866 kam ihm sehr gelegen. Er zweifelte nicht, daß der Krieg von langer Dauer sein, beide Mächte ungemein schwächen und Preußen, dessen Niederlage er bestimmt erwartete, geneigt machen werde, auf seine Eroberungsplane einzugehen. Er trieb daher Preußen zum Kriege an, sicherte ihm seine wohlwollende Neutralität zu und gab zu der preuß.-ital. Allianz seine ausdrückliche Zustimmung. Im Mai 1866 trug er Bismarck ein förmliches Defensiv- und Offensivbündniß an, wonach Preußen, falls der angestrebte Congreß nicht zu Stande komme, den Krieg mit Oesterreich eröffnen, darauf Frankreich den Krieg an Oesterreich erklären und mit 300,000 Mann ausmarschiren solle. Für Italien sollte der Friedenspreis Venetien, für Preußen ein Gebietszuwachs mit einer Bevölkerung von 7—8 Mill. E. und die Durchführung der Bundesreform, für Frankreich das Gebiet zwischen Mosel und Rhein, doch ohne Koblenz und Mainz, sein. Gleichzeitig unterhandelte N. mit Oesterreich, veranlaßte dasselbe, dem ital. Cabinet 5. Mai die Abtretung Venetiens anzubieten, und schloß 9. Juni einen Vertrag mit Oesterreich, wonach dieses Venetien an Frankreich, beziehungsweise Italien abtreten und als Entschädigung hierfür Schlesien erhalten solle. In seinem Schreiben vom 11. Juni an seinen Minister des Auswärtigen trat er wie ein europ. Schiedsrichter auf, wollte Preußen mit einer Vergrößerung im Norden abfinden, Oesterreichs Stellung in Deutschland erhalten wissen, die südwestl. Mittelstaaten zu einem engern, für franz. Plane günstigen Bunde vereinigen. Da Bismarck auf seine Anträge nicht einging, so rechnete N. nur noch auf Preußens Niederlage und veranlaßte, um diese vollständig zu machen, den ital. Ministerpräsidenten General La Marmora zu einer möglichst energielosen Kriegführung. Der Sieg von Königgrätz durchkreuzte diese Plane. N. erreichte bei der Feststellung der Friedensbedingungen nichts weiter, als daß Sachsens Annexion abgewendet, den süddeutschen Staaten eine internationale, unabhängige Existenz zugesichert und zu Gunsten der nördl. Districte Schleswig-Holsteins ein unpraktischer Vorbehalt gemacht wurde. Nun verlangte aber N. Compensationen auf dem linken Rheinufer und ließ 5. Aug. Bismarck einen Vertragsentwurf zustellen, wonach Frankreich die Grenzen von 1814, Rheinbaiern und Rheinhessen nebst der Festung Mainz, Auflösung des zwischen dem Deutschen Bunde und Luxemburg bestehenden Verhältnisses und Aufhebung des preuß. Garnisonsrechts in der Festung Luxemburg forderte. Auch dieser von Kriegsdrohungen begleitete Antrag wurde zurückgewiesen, worauf N. seine Blicke von der Rheingrenze nach Belgien und Luxemburg wandte. Auch hier wünschte er Preußen zum Alliirten zu haben. Zu Anfang des J. 1867 ließ er Bismarck einen neuen Vertragsentwurf zu einem Defensiv- und Offensivbündniß vorlegen zum Zwecke der käuflichen Erwerbung Luxemburgs und der Eroberung Belgiens. Dieser Antrag wurde von Bismarck «dilatorisch» behandelt. Die Kaufsverhandlungen mit dem Könige von Holland wegen Luxemburgs scheiterten an dem Widerspruche Preußens. (S. Deutschland und Deutsches Reich.) Sein nächstes Streben war, in der kürzesten Zeit eine starke Armee zu schaffen. Unter dem Kriegsminister Niel wurde mit fieberhafter Ungeduld an der Reorganisation der Armee und an der Anhäufung großer Kriegsvorräthe gearbeitet. Was nicht im Bunde mit Preußen zu erreichen war, sollte im Kriege mit demselben erkämpft werden.

Die Ankunft der Monarchen Europas in Paris während der Weltausstellung 1867 war ein geringer Trost für die Miserfolge in der Politik. N. sah sich nach Bundesgenossen um. Sein Besuch in Salzburg 18. Aug. 1867 galt wol mehr diesem Zwecke als der Bezeigung der

Digitized by Google

Theilnahme an dem Schicksale des Erzherzogs Maximilian. Auch mit Spanien wurden Unterhandlungen eröffnet. Aber in dem Moment, wo die franz.-span. Allianz abgeschlossen werden sollte und N. mit der Königin in Biarritz zusammenkommen wollte, brach der Aufstand in Cadix aus (18. Sept. 1868), und Isabella mußte in die Verbannung gehen. Dieser Gang der äußern Politik war nicht ohne Einfluß auf die innern Verhältnisse Frankreichs. Die Opposition im Gesetzgebenden Körper, welche 1857 nur fünf Mitglieder gezählt hatte, stieg bei den Neuwahlen von 1869 auf 93 Mitglieder. Außerdem bildete sich eine Mittelpartei, deren N. durchaus nicht sicher war. So verstand er sich, nachdem er bereits das Interpellationsrecht eingeräumt und ein liberales Vereins- und Preßgesetz erlassen hatte, 2. Jan. 1870 zu der Bildung des parlamentarischen Ministeriums Ollivier und zu einer die Ministerverantwortlichkeit und andere liberale Zugeständnisse in sich schließenden Vorlage an den Senat. Auch legte er den Senatsconsult vom 20. April 1870 der Abstimmung des franz. Volks vor. Das Plebiscit vom 8. Mai bestätigte die Verfassungsänderung. (S. Frankreich, Geschichte.)

Trotz dieses Siegs über seine Gegner glaubte N. doch zur Befestigung seines Throns auch eines äußern Erfolgs zu bedürfen. Die von der Kaiserin beschützte Jesuitenpartei wurde nicht müde, ihn gegen das prot. Preußen aufzuhetzen und dessen Abweisungen ihm ins Gedächtniß zurückzurufen. Sie benutzte die span. Throncandidatur des Prinzen von Hohenzollern, um N. mit dem äußersten Mistrauen zu erfüllen und ihm die Kriegserklärung abzuringen. (S. Deutsch-Französischer Krieg von 1870—71.) Vergebens sah er sich nach Bundesgenossen um. Der König von Italien war zu einer Allianz bereit, aber nur um den Preis der Ueberlassung Roms. Diesen Preis glaubte N. der Jesuitenpartei gegenüber nicht verantworten zu können, und als er im August seine Occupationstruppen aus Rom zurückzog, war dem Könige von Italien infolge der deutschen Siege die Lust zu einer Allianz mit Frankreich vergangen. Seiner Gemahlin die Regentschaft überlassend, reiste N. 28. Juli 1870 mit seinem Sohne nach Metz und übernahm das Obercommando. Aber schon 9. Aug. legte er dasselbe nieder, und am 14. begab er sich nach Châlons zur Armee Mac-Mahon's. Mit dieser zog er nach Sedan (s. d.), übersandte 1. Sept. seinen Degen dem Könige von Preußen und hatte 2. Sept. noch persönliche Unterredungen mit Bismarck und König Wilhelm. Da er die Verantwortung für einen Frankreich ungünstigen Frieden nicht auf sich nehmen wollte, so ließ er sich im Gespräch mit Bismarck auf keine Friedensverhandlungen ein und erklärte solche für Sache der Regentschaft. Am 3. Sept. fuhr N. als Kriegsgefangener nach dem Schlosse Wilhelmshöhe bei Kassel und traf dort am 5. ein. Gegen seine nachträgliche Absetzung durch die Nationalversammlung in Bordeaux erließ N. 6. März 1871 einen Protest. Nach Abschluß der Friedenspräliminarien wurde er 19. März aus der Kriegsgefangenschaft entlassen und begab sich nach Chiselhurst bei London, wo er mit seiner Gemahlin und seinem Sohne den Rest seines Lebens zubrachte. Gegenüber dem vorwurfsvollen Urtheile der Untersuchungscommission über die Capitulation von Sedan nahm N. in einem an den General Wimpffen gerichteten Schreiben vom 12. Mai 1872 die vollste Verantwortung für diesen Act auf sich, auf die Nutzlosigkeit der Hinopferung des Restes der Armee hinweisend. Am 9. Jan. 1873 starb N. in Chiselhurst an den Folgen einer Steinoperation und wurde 15. Jan. in der dortigen kath. Kirche begraben. Die Leiche wurde jedoch 9. Jan. 1874 aus der Kirche nach einem neu aufgeführten Mausoleum zu Chiselhurst gebracht. Die frühern Schriften N.'s sind in einer Gesammtausgabe «Oeuvres de N. III» (4 Bde., Par. 1854—57), außerdem die «Oeuvres militaires» (Par. 1856) noch besonders erschienen. In deutscher Uebersetzung erschienen diese Schriften von Richard (4 Bde., Lpz. 1857—58). Außerdem veröffentlichte N. das historisch-biographische Werk «Histoire de Jules César» (2 Bde., Par. 1865—66; deutsch, Wien 1865—66), für welches er von vielen Alterthumsforschern Voruntersuchungen anstellen ließ. Nach seinem Tode erschienen «Oeuvres posthumes et autographes inédites de N. en exile» (herausg. von dem pseudonymen Grafen de la Chapelle, Par. 1873). Die Broschüre «Des causes, qui ont amené la capitulation de Sedan par un officier attaché à l'État-Major Général» (Brüssel 1870) ist wahrscheinlich von N. während seiner Gefangenschaft auf Wilhelmshöhe veranlaßt worden. Vgl. Gottschall, «N. III. Eine biographische Studie» (2. Aufl., Liegn. 1871); derselbe, «Kaiser N. III.» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1873, 1. Hälfte); Morel, «N. III, sa vie, ses œuvres et ses opinions» (Par. 1869); von Sybel, «Napoleon III.» (Bonn 1873); Delord, «Histoire du second empire» (6 Bde., Par. 1869—74); Jerrold, «Life of N. III.» (Bd. 1—3, Lond. 1874—77 fg.). Von den vielen Satiren, die über N. erschienen sind, ist die von Victor Hugo «N. le petit» (Par. 1852 u. öfter) die bemerkenswertheste.

Digitized by Google

Napoleon (Eugen Ludwig Johann Joseph), bekannt unter der Bezeichnung «der kaiserliche Prinz», der einzige Sohn des Vorigen aus seiner Ehe mit Eugenie (s. d.) von Montijo, wurde 16. März 1856 in den Tuilerien geboren und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Beim Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 wurde er von seinem Vater mit nach dem Kriegsschauplatze genommen und dort in dem kleinen Gefecht von Saarbrücken 2. Aug. 1870 in demonstrativer Weise den Truppen vorgeführt. Nach dem Sturze des Kaiserreichs flüchtete er mit seiner Mutter nach England, lebte dann mit ihr in Chiselhurst und wurde 1872 als Zögling in die Militärakademie von Woolwich aufgenommen. Nach dem Tode seines Vaters nahm er im Privatleben den Namen Graf von Pierrefonds an und wurde beim Eintritt seiner Großjährigkeit 16. März 1874 von der bonapartistischen Partei zu Chiselhurst feierlich als Napoleon IV. zu ihrem Haupt und Prätendenten proclamirt.

Napoleon (Joseph Charles Paul Bonaparte, Prinz), Vetter Napoleon's III., geb. zu Triest 9. Sept. 1822, ist der jüngste Sohn des Königs Hieronymus Bonaparte (s. d.) und der Prinzessin Katharina von Würtemberg. Nachdem er im älterlichen Hause zu Rom und Florenz darauf in einem Pensionat zu Genf die erste Erziehung erhalten, bezog er die würtemb. Kriegsschule zu Ludwigsburg und blieb daselbst fünf Jahre. Als 1840 ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich auszubrechen drohte, verließ er den würtemb. Dienst und trat eine längere Reise an durch Deutschland, England und Spanien. Im J. 1845 erhielt er die Erlaubniß, auf vier Monate Paris besuchen zu dürfen. Als er jedoch daselbst Verbindungen mit der demokratischen Opposition anknüpfte und seine Sympathien für den in Ham gefangenen Vetter (Napoleon III.) rücksichtslos zur Schau trug, befahl ihm die franz. Regierung, binnen acht Tagen Frankreich zu verlassen. Aber schon 1847 wurde, auf Verwendung der Deputirtenkammer, ihm zugleich mit seinem Vater die Rückkehr nach Frankreich gestattet. So war er in Paris, als die Februarrevolution 1848 ausbrach und ward auf Corsica zum Mitglied der Constituirenden Versammlung gewählt, wo er sich durch seine demokratischen und republikanischen Reden bemerkbar machte. Auch wirkte er eifrig für die Zulassung seines Vetters und für dessen Wahl zum Präsidenten der Republik. Im März 1849 wurde N. zum Gesandten in Madrid ernannt. Auf der Reise dahin hielt er zu Bordeaux eine Rede, worin er die Regierungspolitik als reactionär bekämpfte. Als er deshalb einen Verweis erhielt, verließ er ohne Urlaub seinen Posten in Madrid, um seinen Platz in der Nationalversammlung wieder einzunehmen, und wurde deshalb seines Amts entsetzt. Nichtsdestoweniger blieb er dem Familieninteresse getreu und bewahrte ein gutes Einvernehmen mit dem Präsidenten. Nach der Wiederherstellung des Kaiserthums erhielt er durch Decret vom 18. Dec. 1852, zugleich mit seinem Vater, den Titel eines franz. Prinzen und das eventuelle Thronfolgerecht. Im J. 1853 zum Divisionsgeneral ernannt, nahm er 1854 am Krimkriege theil, wurde nach einigen Monaten zurückberufen und zum Generaldirector der Industrieausstellung von 1855 ernannt. Im J. 1858 erhielt er das neugeschaffene Ministerium für Algerien und die Colonien; doch trat er bald wieder zurück, da er mit seinen Reformbestrebungen gegen die rein militärische Verwaltung des Landes und gegen das alte System der Colonial- und Handelspolitik nicht durchzudringen vermochte. Am 30. Jan. 1859 heirathete er die älteste Tochter des Königs Victor Emanuel II. von Sardinien, Prinzessin Clotilde (Maria Theresia Luise), geb. 2. März 1843, aus welcher Ehe drei Kinder entsprangen: Napoleon Victor Hieronymus Friedrich, geb. 18. Juli 1862; Napoleon Ludwig Joseph Hieronymus, geb. 16. Juli 1864; Marie Lätitia Eugenie Katharina Adelheid, geb. 30. Dec. 1866. Im ital. Krieg erhielt N. das Commando des 5. Armeecorps und besetzte mit demselben Toscana. Aber N.'s Plan, seinem Vetter das Königreich Etrurien zu verschaffen, scheiterte an dem Widerwillen der Bevölkerung. Am 24. Dec. 1864 wurde N. zum Mitglied und Vicepräsidenten des Geheimen Raths ernannt; auch wurde ihm der Vorsitz in der Commission für die Ausstellung von 1867 übertragen. Am 15. Mai 1865 war der Prinz in Ajaccio (Corsica) bei der festlichen Einweihung der Bildsäule Napoleon's I. und hielt hier eine Rede, worin er das System des großen Kaisers in seiner Weise verherrlichte und, daran anknüpfend, ein Programm liberaler Politik aufstellte. Darauf gab ihm Napoleon III. durch Schreiben vom 23. Mai seine entschiedene Misbilligung zu erkennen, worauf Prinz N. seine Entlassung aus dem Geheimen Rath und der Ausstellungscommission einreichte. Erst im Laufe des nächsten Jahres trat eine vollständige Aussöhnung zwischen beiden Vettern ein und N. wurde seitdem vielfach zu diplomatischen Sendungen benutzt, besonders nach Italien und Preußen. Noch im Juli 1870 reiste er nach Florenz, um seinen Schwiegervater zur Allianz mit Frankreich zu bewegen. (S. Napoleon III.) Im Deutsch-

Französischen Kriege von 1870—71 bekleidete er kein Commando. Um jene Zeit lebte er in Italien. Im Oct. 1872 kehrte er nach Frankreich zurück und hielt sich in der Nähe von Paris, in dem Landhaus eines seiner Anhänger, auf; aber auf Thiers' Befehl wurde er 12. Oct. aus Frankreich ausgewiesen. Bei den Ergänzungswahlen vom Mai 1876 wurde er in Ajaccio in die Abgeordnetenkammer gewählt und nahm seinen Sitz auf der Linken ein. Seine Rede vom 24. Nov. über die Stellung Frankreichs zum Vatican erregte großes Aufsehen. Nach Auflösung der Abgeordnetenkammer unterlag er bei den Neuwahlen (14. Oct. 1877) in Ajaccio gegen Haußmann (s. d.). Mit der Exkaiserin Eugenie und deren Sohn lebt er in Zerwürfniß.

Napoleoniden. Nach der Wiederherstellung des Kaiserthums bestimmte Napoleon III. durch Decret vom 18. Dec. 1852, daß, falls er keine directen legitimen oder adoptirten Erben hinterlassen würde, die Thronfolge auf seinen Oheim Hieronymus Bonaparte (s. d.) und dessen directe und legitime Nachkommenschaft aus der (zweiten) Ehe mit der Prinzessin Katharina von Würtemberg übergehen solle, nach dem Recht der Erstgeburt und mit beständigem Ausschluß der Frauen. Durch Senatsconsult vom 25. Dec. 1852 erhielten die zur Thronfolge berufenen Familienglieder den Titel «Französische Prinzen»; der älteste Sohn des Kaisers aber sollte «Kaiserlicher Prinz» heißen. Demgemäß waren zur Thronfolge in Frankreich berechtigt: 1) der kaiserl. Prinz Napoleon (s. d.) und eventuell 2) der Prinz Napoleon (s. d.) nebst dessen Söhnen. Nur diese gehören zu dem eigentlichen Kaiserhaus oder der sog. politischen Familie der N. Daneben blüht noch eine zweite Linie des Hauses Bonaparte (s. d.), welche aus der Verschmelzung der beiden Linien Lucian und Joseph entstanden ist. Ihre Mitglieder erhielten im Dec. 1852 den Titel «Prinzen der kaiserl. Familie», blieben aber von der Thronfolge ausgeschlossen.

Napoleonville, franz. Stadt, s. Pontivy.

Narbe (cicatrix) bezeichnet im allgemeinen dasjenige Gewebe, welches bei der Heilung von Wunden oder Substanzverlusten entsteht und die getrennt gewesenen Theile wieder miteinander verbindet. Man unterscheidet nach der Ursache Wundnarben, Geschwürsnarben, Pockennarben, Verbrennungsnarben u. s. w. und nach dem Sitze Hautnarben, Muskelnarben, Sehnennarben, Gefäßnarben u. dgl. Heilen die getrennt gewesenen Theile unmittelbar wieder zusammen, so ist die N. oft sehr klein oder verschwindet ganz; in den meisten Fällen ist dies aber nicht der Fall, sondern der Spalt oder die durch Substanzverlust entstandene Lücke füllt sich unter Eiterung wieder aus. Das neu entstandene Gewebe, welches aus den jungen Granulationen (s. d.) hervorgeht, ist meist nur das allen Organen gemeinsame Bindegewebe, und nur wenig Organe wachsen durch Gewebe ihrer Art zusammen (so die Nerven, die Knochen). Die Hautnarben sind solche blos aus Bindegewebe mit einer Oberhautschicht bestehende N.; sie entbehren der Nerven fast gänzlich, haben keine Hautwärzchen und keine Talgdrüschen, sind deshalb auch glatter und bedecken sich nicht mit Haaren. Dieselben haben auch nur wenige Haargefäße, sehen deshalb blasser aus, sind kühler und werden, obgleich sie unempfindlicher als die Haut, doch durch schädliche Einflüsse leichter beeinträchtigt als diese, machen daher das kranke Glied gegen Luft- und Wetterwechsel empfindlicher (die sog. Kalender verwundeter Personen). Allmählich tritt durch Schrumpfung und durch Herbeiziehung benachbarter Gewebe eine Verkleinerung der N., sog. Narbenretraction, ein, wodurch selbst große Substanzverluste nach und nach geheilt werden können. Dem Narbengewebe ähnlich ist die Narbengeschwulst oder das Keloïd, eine derbe, knotenförmige, schmerzhafte Geschwulst der Haut, welche meist spontan aus unbekannten Ursachen entsteht und am zweckmäßigsten mit dem Messer entfernt wird.

Narbonne, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Aude (Languedoc), 8 Kilom. vom Golfe du Lion, an der Linie Bordeaux-Cette der franz. Südbahn, die hier nach Perpignan abzweigt, und am Kanal von N. oder Canal de la Robine, der durch den Strandsee von Sigean südwärts mit dem Mittelmeer, nordwärts mit dem Canal du Midi und so mit dem Atlantischen Ocean in Verbindung steht, in einer von mäßigen Bergen umschlossenen, ungesunden, ehemals wegen ihrer reinen Luft gepriesenen Tiefebene gelegen, ist mit Wällen und Mauern umgeben, welche, unter Franz I. aus Resten röm. Bauten aufgeführt, mancherlei Antiquitäten, zahlreiche röm. Inschriften im Straßenpflaster und den Häuserwänden enthalten. Die Stadt ist im Innern eng und schlecht gebaut, hat aber einen durch Portal, Schiff, Chor und Orgel ausgezeichneten Dom aus der Zeit, wo es noch Sitz eines später nach Toulouse verlegten Erzbisthums war. N. gilt als Kriegsplatz dritter Klasse, ist der Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts und einer Ackerbaukammer, hat eine hydrogr. Schule, eine Alterthumsgesellschaft, eine öffentliche Bibliothek und ein Museum in dem Rathhause (dem frühern erzbischöfl. Palaste) und zählt (1872) 17,266 E., die sehr gewerbfleißig sind, namentlich

Digitized by Google

Branntwein, Grünspan, Kerzen, Wollmützen und Tuch fabriciren, Gerbereien, Färbereien, zahlreiche Töpfereien, Ziegel- und Backsteinbrennereien unterhalten und ansehnlichen Handel treiben, insbesondere mit ausgezeichnetem, schon im Alterthum hochberühmtem Honig, sehr geschätzter Weinen, Branntwein, Getreide, Oel, Salz, Salzkraut (Salicot), Salpeter und trockenen Gemüsen. An der Mündung des Kanals von N. liegt in 21 Kilom. Entfernung das Städtchen La Nouvelle oder Port de la Nouvelle, welches als Hafen von N. anzusehen ist und 1996 E. zählt, die Schiffe von 3—400 Tonnen bauen, Hohöfen und Schwefelfabriken unterhalten und ziemlich lebhaften Handel treiben. N. wurde 118 v. Chr. von den Römern durch den Consul Quintus Marcius Rex gegründet und hieß Narbo Marcius, später auch Narbona, war die Hauptstadt der gall. Provincia Romana, die nach der Eroberung des übrigen Gallien nach ihr Gallia Narbonensis genannt wurde, und blieb bei der spätern Zertheilung der größern Provinzen Hauptstadt der Provincia Narbonensis prima. (S. Gallien.) Ihre röm. Alterthümer sind nicht bedeutend. Unter den Westgothen eine der bedeutendsten Städte Septimaniens (s. d.), fiel sie mit diesem 720 an die Araber, denen sie, nachdem Karl Martell es vergebens versuchte hatte, sie zu erobern, erst sein Sohn, Pipin der Kleine, 759 entriß. Seit Karl d. Gr. hatte sie eigene Grafen oder Vicegrafen, von denen die Grafen von Toulouse, Carcassonne und Foix, abstammten; der letzte, Wilhelm III., fiel 1424 vor den Mauern von Ivry. Die Vicegrafschaft kaufte darauf Gaston IV. von Foix (später König von Navarra). Im Mittelalter hatte die Stadt N. über 40,000 E. und trieb bedeutenden Handel mit dem Orient.

Narcisse (Narcissus) heißt eine zur 6. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Amaryllideen gehörende Pflanzengattung mit unterständigem Fruchtknoten, deren blumenkronartige, tellerförmige Blütenhülle sechsspaltig und am Schlunde mit einer mehr oder minder großen glockigen oder becherförmigen, am Rande oft gelappten oder gekräuselten Krone besetzt ist, welche die Staubgefäße und den Stempel umgibt. Alle N. sind Zwiebelgewächse. Aus ihrer schaligen Zwiebel wachsen lineale Blätter und ein blattloser Stengel (Schaft) hervor, welcher an seiner Spitze bald nur eine, bald mehrere Blüten trägt. Die Blüten sind gestielt, nickend, ihre Stiele am Grunde von einem häutigen Deckblatt umschlossen. Einige Arten derselben sind auch in Deutschland einheimisch, die meisten gehören aber Südeuropa und Kleinasien an. Viele werden wegen ihrer frühzeitigen angenehmen und häufig auch wohlriechenden Blüten in unsern Gärten als Zierpflanzen gezogen, wie die bei uns im Freien ausdauernde weiße N. (N. poeticus L.), deren Zwiebel den Alten als Brechmittel diente; die gelbe N. (Pseudo-Narcissus L.) und die große N. (N. major Curt.), die wieder eine große Anzahl von Gartenvarietäten geliefert haben, und deren bitter und schleimig schmeckende gelbe Blüten einen narkotisch-scharfen Stoff enthalten, sodaß das aus ihnen bereitete Extract selbst tödlich wirken kann. Ferner dienen als Zierpflanzen die Jonquille (N. Jonquilla L.), die Tazette (N. Tazetta L.), die vielblütige N. (N. polyanthos Lois.), die sternförmige N. (N. stellatus Lois.), die italienische N. (N. Italicus Ker.) und andere, welche auf dem Schafte viele doldenförmig angeordnete Blüten tragen, die ihres starken und angenehmen Geruchs wegen von den arab. Aerzten zur Bereitung des Narcissenöls verwendet werden. Alle N. verlangen einen nahrhaften humusreichen, aber sandigen lockern Boden und dürfen nicht zu oft verpflanzt werden, da sie in starken, gutbestockten Büschen am reichlichsten und schönsten blühen. Die vielblütigen N. sind gegenwärtig sehr beliebte Modepflanzen; ihre Cultur wird namentlich um Harlem in Holland in großem Maßstabe betrieben.

Narcissus (griech. Narkissos) war nach der insbesondere bei der böot. Stadt Thespiä heimischen Sage ein schöner Jüngling, Sohn des Flußgottes Kephissos und der Nymphe Leiriope, der die Liebe der Männer wie der Frauen (darunter auch der Nymphe Echo, die aus Sehnsucht nach ihm verschmachtete, sodaß nur die Stimme von ihr übrigblieb) verschmähte. Zur Strafe für diesen Uebermuth erfüllte ihn die Nemesis mit leidenschaftlicher Liebe zu seinem eigenen Bilde, das er in einer Quelle erblickte, sodaß er, von vergeblicher Sehnsucht verzehrt, dahinsiechte oder, nach anderer Tradition, sich selbst tödtete. Man findet ihn so namentlich in Gemmen und Wandgemälden als einen schönen Jüngling dargestellt, der stehend oder sitzend träumerisch in eine Quelle blickt. Aus seinem Blute sproß die mit seinem Namen bezeichnete Blume auf, welche bei den Griechen ein Symbol der Vergänglichkeit und des Todes und daher den unterirdischen Gottheiten geweiht war. Vgl. Wieseler, «Narkissos» (Gött. 1856).

Narde nannten die Alten mehrere angenehm riechende Pflanzen, besonders aus der Familie der Baldriangewächse, sowie auch ein daraus bereitetes Oel. Man unterscheidet die gallische oder celtische N., welche jetzt als celt. Baldrian oder Speik (Valeriana Celtica L.) und wohl-

Digitized by Google

riechender Baldrian (V. saliunca All.) unterſchieden wird; die kretiſche N., worunter man den ital. Baldrian (V. Italica L.) und den knolligen Baldrian (V. tuberosa L.) begriff; die arabiſche N., welche wahrſcheinlich aus dem Nardenbartgraſe (Andropogon Nardus L.) beſtand; die italieniſche N., jetzt unſer Lavendel (ſ. d.), und vor allen die indiſche N., aus welcher das koſtbare Nardenöl bereitet wurde. Die letztere, welche bei den Alten im höchſten Anſehen ſtand, jetzt in Europa kaum noch angetroffen wird, in Aſien aber auch als Arzneimittel ſehr berühmt iſt, ſtammt von der auf den Gebirgen Oſtindiens wachſenden echten N. (Nardostachys Jatamansi Dec.), einer zu den Baldriangewächſen gehörenden Pflanze mit purpurrothen Blütenbüſcheln und vier Staubgefäßen in jeder Blüte. Mit einer Salbe von N. pflegten die Alten ſich bei den Gaſtmählern zu ſalben. In der Bibel findet man die N. im Hohen Liede Salomonis und im Neuen Teſtamente erwähnt. Mit dem Speik oder der celtiſchen N., welche bei den Alten ebenfalls in ſehr großem Anſehen ſtand, wird noch jetzt von Trieſt aus ein bedeutender Handel nach der Türkei und Aegypten und von da weiter nach Indien und Aethiopien getrieben, indem dieſe Pflanze dort noch jetzt zur Bereitung einer beliebten Salbe zu den Bädern verwendet wird. Von allen dieſen Pflanzen wird nur der Wurzelſtock verwendet.

Nardini (Pietro), einer der größten Violiniſten des 18. Jahrh., geb. 1722 zu Fibiana, einem Dorfe im Toscaniſchen, erhielt ſeinen erſten Violinunterricht in Livorno und ging ſpäter nach Padua zu Tartini, deſſen vorzüglichſter Schüler er wurde. Im J. 1753 wurde er bei der Kapelle zu Stuttgart angeſtellt, wandte ſich aber 1767 nach Livorno zurück, und kam 1770 als erſter Violiniſt in die Kapelle nach Florenz, wo er 7. Mai 1793 ſtarb. N. hat viel für die Violine und auch einige Trios für die Flöte geſchrieben. Seine Compoſitionen haben im ganzen einen ernſten Charakter. Er glänzte vorzüglich im Vortrage des Adagio.

Nargileh, Waſſerpfeife, iſt ein beliebter Rauchapparat der Orientalen, bei welchen der Pfeifenkopf auf einem luftdicht verſchloſſenen, halb mit Waſſer gefüllten Gefäße ruht und mit dieſem nur durch eine in das Waſſer hinunterreichende Röhre communicirt. Der Schlauch oder das Rohr, durch welches man raucht, iſt oberhalb des Waſſers in dem Gefäß angebracht in der Weiſe, daß der waſſerfreie Raum des Gefäßes die Luft, welche ihm der Rauchende entzieht, nur von dem Pfeifenkopfe her mittels des in das Waſſer reichenden Rohrs erſetzen kann, wobei mit der Luft der Rauch durch das ihn kühlende Waſſer dringt. Die einfachſte Art N. iſt die Huka der Aegypter, welche aus zwei in eine Cocosnuß geleiteten Rohrſtücken beſteht, von denen das eine am Ende einen Thonkopf trägt. Sehr koſtbar ſind die ſog. Kallians der Perſer und Inder, mit reich verziertem Gefäß aus Bronze, Meſſing, emaillirtem Kupfer oder Silber. Die Türken ziehen flaſchenförmige gläſerne Gefäße vor, nach welchen die türkiſche N. bei den Arabern ſchlechthin Schiſcheh (Flaſche) genannt wird.

Narkotica (griech.), betäubende Mittel, nennt man eine Anzahl Arzneimittel, welche in verhältnißmäßig geringen Mengen ſchon ſehr heftig, gewöhnlich lähmend auf das Gehirn und Rückenmark wirken (denn eben die Hirnlähmung und ihre Folge, die Unempfindlichkeit aller Sinne, nennt man Betäubung und die damit verbundene Schlafſucht Narkoſe). Da eine verhältnißmäßig ſehr geringe Quantität eines Narkoticums ſchon hinreicht, dieſe Wirkung bis zu der gänzlichen Lähmung des Nervenſyſtems und dem daraus folgenden Tode zu ſteigern, ſo rechnet man die N. zu den Giften (ſ. d.), von denen ſie eine eigene Klaſſe bilden. Die Wirkung der N. hängt davon ab, daß ſie, ins Blut aufgenommen, den betreffenden Nervenganglien zugeführt werden. Auch richtet ſich die Wirkung in ihrer Stärke nach der Art, wie man einen narkotiſchen Stoff in den Körper bringt. Dieſelbe Quantität, welche durch Einſpritzung in eine Vene oder unter die Haut ſchnell tödlich wirkt, bleibt ohne alle bemerkbaren allgemeinen Folgen, wenn man ſie als Einreibung auf die äußere unverletzte Haut anwendet. Außerdem hängt die Wirkung ab von der Empfänglichkeit des betreffenden Individuums und von der Menge des Gifts, welche daſſelbe ins Blut aufnimmt. Daher verzehren z. B. manche Thiere Bilſenkraut und andere giftig-narkotiſche Pflanzen ohne Schaden. Die gewöhnlichen ſogenannten N. gehören dem Pflanzenreiche an; doch wird die in den bittern Mandeln und im Kirſchlorber ſich (durch Zerſetzung des Amygdalins) erzeugende Blauſäure auch durch Zerſetzung thieriſcher Stoffe gewonnen. Es iſt der Chemie gelungen, aus vielen Pflanzen den Stoff, in dem ſich das narkotiſche Princip concentrirt, geſondert darzuſtellen, z. B. das Morphin aus dem Mohnſafte, das Atropin aus der Belladonna, das Nikotin aus dem Taback, das Strychnin aus der Brechnuß u. ſ. w. Dieſe narkotiſchen Principien ſind quaternär (aus Kohlen-, Waſſer-, Sauer- und Stickſtoff) zuſammengeſetzte, meiſt ſehr ſtickſtoffreiche Subſtanzen, welche der Mehrzahl nach die Eigenſchaft haben, ſich mit Säuren zu verbinden und Salze zu bilden, ſog. Alkaloide (ſ. d.).

Digitized by Google

Ihrer Benutzung nach gehören die N. zu den stärksten, aber auch heilsamsten Arzneimitteln. Man gebraucht sie besonders zur Beruhigung des Nervensystems (z. B. um Schlaf hervorzubringen), als schmerzstillende Mittel und gegen Krämpfe. Am meisten werden von ihnen angewendet die Belladonna (s. Atropa), der Stechapfel (s. Datura), das Bilsenkraut (s. d.), das Opium (s. d.) und die im Kirschlorber und einigen andern Pflanzen enthaltene Blausäure (s. d.). Die Pharmacie hat, um ihre Einführung in den Körper zu erleichtern, sie in verschiedene Formen gebracht, sodaß man sie ebenso wol in ihrer natürlichen Gestalt als in Tincturen, Extracten, Pflastern, Salben u. s. w., je nachdem es der Fall fordert, anwenden kann. Uebrigens gewöhnt sich der Organismus sehr leicht und schnell an alle narkotischen Mittel, sodaß sehr bald mit den einzelnen Gaben gestiegen werden muß, um andauernd dieselbe Wirkung zu erzielen. Manche N. bringen innerlich, in gewissen Quantitäten genommen, einen Zustand der Verzückung oder wollüstigen Sinnenrausches hervor, weshalb dieselben von gewissen Völkerschaften genossen werden. Dahin gehören das Opium, welches von den Türken und vielen asiat. Völkern gegessen oder mit Tabak geraucht wird, das in Ostindien sehr beliebte Haschisch oder Bang (s. d.) und die Coca (s. d.) der Peruaner. Der gewohnheitsmäßige Misbrauch der N. führt sehr rasch zu hochgradigen Verdauungs- und Ernährungsstörungen, zu allgemeiner Abspannung und gänzlicher Zerrüttung des Nervensystems, welche sich in Schlaflosigkeit, Kopfschmerzen, Abnahme des Gedächtnisses, des Verstandes und Willens äußert und meist zu frühzeitigem Tode führt.

Narni, Stadt in der ital. Provinz Umbrien oder Perugia, das alte Narnia oder umbrische Nequinium, liegt 42 Kilom. von Perugia, links an der Nera und an der röm. Eisenbahn, auf hohem Berge, in großartiger Umgebung, welche herrliche Blicke auf der Seite nach Rom hin, ins Flußthal und auf die Berge im Norden gewährt, und zählt (1872) 9900 E. Die Kathedrale St.-Juvenal ist eine Basilika aus dem 13. Jahrh. In 5 Kilom. Entfernung stehen von der berühmten Prachtbrücke des Augustus, die aus Umbrien in das Sabinerland führte, noch die Pfeiler und einer der 18 Mt. hohen Bogen. N. ist die Vaterstadt des Kaisers Nerva.

Narrenfest nannte man das Fest, welches seit dem 5. Jahrh. in mehrern christl. Ländern Europas von Geistlichen und Laien regelmäßig mit den größten Narrheiten gefeiert wurde und eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Culturgeschichte bleibt. Zu den Festen der Heiden, welche die christl. Religion nicht sobald verdrängen konnte, gehörten die Saturnalien (Calendae Januarii), die in der momentanen Mischung und Umkehrung aller Stände und der ausgelassensten Fröhlichkeit selbst unsere freiesten Carnevals übertrafen. Aus diesen Saturnalien, zu deren völliger Ausrottung alle bis ins 9. Jahrh. erlassenen kirchlichen Verbote nicht hinreichten, gingen ohne Zweifel die N. (festa stultorum) der Christen hervor, deren erste Spur sich in einer Schrift des Joh. Beleth gegen Ende des 12. Jahrh. findet. Sie wurden wie die Saturnalien im December gefeiert. Die Hauptfeierlichkeiten fielen auf den Tag der unschuldigen Kindlein oder auf den Neujahrstag; im ganzen aber dauerte das N. von Weihnachten bis auf den letzten Sonntag nach Epiphanias. Man wählte bei diesem Feste, das nun auch das Fest der Unterdiakonen, die Decemberfreiheit oder das Fest der Calenda genannt wurde, einen Narrenbischof, der unter vielen lächerlichen Feierlichkeiten in der Hauptkirche eingesegnet wurde. Gleichzeitig verübten die in Maskenkleidung gehüllten Narren in der Kirche allerlei Thorheiten und Possenstreiche; man sang die schmuzigsten Lieder und führte die üppigsten Tänze auf. Noch von mehrern Orten bewahrt man die Ritualien, nach welchen das N. begangen wurde. Der Hauptsitz dieser Feste war Frankreich, wo sie auch entstanden sein sollen. Von Deutschland weiß man nur, daß es in den Städten am Rhein gefeiert wurde. Uebrigens wurden die N. von Päpsten, Bischöfen, franz. und span. Concilien wiederholt verdammt und verboten, und zwar schon 1198 durch den päpstl. Legaten Cardinal Petrus in einem Schreiben an den Bischof Odo von Paris. Auch die Sorbonne verbot die N. noch 1544, dann 1549 die Synode zu Zabern; aber erst infolge eines Parlamentsbeschlusses zu Dijon 1552 erlosch das N. Vgl. Tilliot, «Mémoires pour servir à l'histoire de la fête des fous» (Lausanne 1741).

Narrheit bezeichnet nach dem heutigen Sprachgebrauch jedes unvernünftige, von den Regeln des gesunden Menschenverstandes abweichende, im Grunde genommen immer schwächliche, aber gern laute und auffällige Treiben, Reden und Handeln, welches, meist auf äußerliche, eitle oder nichtige, nur scheinbar wichtige Dinge gerichtet, zugleich mit dem Makel des Lächerlichen, Verkehrten und Verächtlichen behaftet ist. Luther braucht das Wort Narr in anderm Sinne und will damit einen Sünder oder Verbrecher bezeichnen. Ferner wird das Wort Narr auch für jene professionellen Spaßmacher und Witzbolde gebraucht, wie sie in frühern Jahrhunderten häufig an den Höfen großer Herren gehalten wurden. (S. Hofnarren.) In der Lehre von

Digitized by Google

den Geiſteskrankheiten hat das Wort Narr einen verſchiedenen Sinn, nebenbei in Norddeutſchland einen andern als in Süddeutſchland, und bezeichnet ganz allgemein einen unheilbaren Geiſteskranken. Im engern Sinn wird mit N. ein leichter Aufregungszuſtand mit exaltirtem, aber ſchwächlichem Treiben und Reden (Moria) bezeichnet, der oft in vollen Blödſinn (ſ. d.) übergeht.

Narſes, bekannt als Zerſtörer des Reichs der Oſtgothen in Italien, ein geborener Perſarmenier, lebte als Eunuche an dem Hofe des byzant. Kaiſers Juſtinianus I., der ihn zu ſeinem Schatzmeiſter machte. Energiſch und mit großem Feldherrntalent begabt, erwarb N. aber ſeinen Ruhm in den Kriegen ſeines Kaiſers. Schon in dem perſ. Kriege hatte er ſich ausgezeichnet, und ſo wurde er 538 n. Chr. nach Italien mit einem Heere geſendet, um den Beliſar (ſ. d.) im Kriege gegen die Oſtgothen zu unterſtützen, aber, da er mit Beliſar in Uneinigkeit gerieth, 539 zurückgerufen. Nach Beliſar's ſpäterer Abberufung ſendete ihn Juſtinianus 552 zum zweiten mal nach Italien, mit einem Heere, das zum größten Theil aus Longobarden, Herulern, Hunnen, Armeniern und Perſern beſtand, die N. mit gewaltiger Feldherrnkraft zuſammenzuhalten wußte. Er nahm ſeinen Weg zu Lande über Iſtrien und zog ganz an der Küſte des Adriatiſchen Meers bis in die Nähe von Ravenna, von da weiter nach dem Innern, wo es bei Taginä unweit Gubbio (Iguvium) zu einer Schlacht kam, in der Totilas, der König der Gothen, ſeinen Tod fand. Von Rom aus, das N. eingenommen hatte, zog er 553 gegen Tejas, den die Gothen zu ihrem neuen König gewählt hatten, nach Campanien; den Führer der goth. Flotte gewann er durch Beſtechung und Tejas fiel in der Schlacht an dem Mons Lactarius, die erſt am dritten Tage beendet wurde. Während N. 553—554 beſchäftigt war mit der Eroberung der Städte, beſonders in Tuscien, durchzogen große Scharen der Franken und Alemannen unter Leutharis und Buccelinus verwüſtend das Land. Nachdem ſie ſich in Unteritalien getrennt, ging ein Theil mit Leutharis auf dem Rückzuge durch Klima und Unmäßigkeit zu Grunde; die andere Maſſe, ebendadurch geſchwächt, vernichtete N. in der Schlacht bei Caſilinum 554. Kurz vorher hatte ihm auch der Gothe Aligern Cumä übergeben, und die wenigen Orte, die noch in goth. Gewalt waren, unterwarfen ſich ihm in den nächſten Jahren. Als Exarch verwaltete N. nun Italien mit Feſtigkeit und Klugheit, freilich auch mit vieler Habſucht, bis 567, wo er die Stelle niederlegen mußte und bald darauf in Rom ſtarb. Im J. 569 fielen die Longobarden, wol noch von N. dazu aufgefordert, in Italien ein.

Naruſzewicz (Adam Staniſlaw), poln. Hiſtoriker und Dichter, geb. 20. Oct. 1733, ſtammte aus einer alten Familie in Litauen, trat 1748 in den Jeſuitenorden und wurde, nachdem er Deutſchland, Frankreich und Italien bereiſt, Lehrer an dem Collegium nobilium der Jeſuiten in Warſchau. Nach Aufhebung des Ordens ernannte ihn Stanislaus Auguſt, der ſich von dem geiſtvollen jungen Manne angezogen fühlte, zum Biſchof von Smolensk und ſpäter von Luck, doch ließ er ihn nicht von ſeiner Seite. Im J. 1773 trug ihm der König auf, die Geſchichte der erſten Theilung Polens zu ſchreiben. N.' Arbeit, von welcher aber nichts gedruckt erſchienen iſt, fand des Königs Beifall, der ihn nun zur Abfaſſung einer vollſtändigen Geſchichte Polens aufforderte und ihn dabei auf das großmüthigſte unterſtützte. So entſtand N.' mit ſcharfſinniger Kritik, ausgebreiteter Beleſenheit und in einem gedrängten, ſchmuckloſen, dem Tacitus nachgebildeten Stile abgefaßtes Geſchichtswerk (Bd. 2—7, Warſch. 1780; 1803—4). Als ſein Gönner vom Throne geſtürzt war, widmete ſich N. ausſchließend ſeinem biſchöfl. Amte und lebte zu Janowiec in Galizien, wo er 8. Juli 1796 ſtarb. Zu dem erſten Bande ſeines Geſchichtswerks, der am Schluſſe des Ganzen nachgeliefert werden ſollte, hinterließ er eine Materialienſammlung von 360 Foliobänden. Eine Geſellſchaft warſchauer Gelehrter unterzog ſich der Bearbeitung deſſelben (2 Bde., Warſch. 1824); das Ganze erſchien ſodann in neuer Ausgabe (10 Bde., Lpz. 1836). Außerdem hat man von N. eine poln. Ueberſetzung des Tacitus (4 Bde., Warſch. 1775), in welcher er die kräftige Kürze des Stils glücklich nachgebildet hat; dann eine Biographie des Feldherrn Chodkiewicz (2 Bde., Warſch. 1805) und eine Geſchichte der Tataren der Krim. N.' Dichtungen, beſonders ſeine Idyllen und Satiren (neue Aufl., 3 Bde., Lpz. 1835) fanden zu ihrer Zeit großen Beifall, entbehren aber aller wahren Poeſie.

Narvaëz (Ramon Maria), Herzog von Valencia, ſpan. Marſchall und Staatsmann, wurde 5. Aug. 1800 zu Loja in Andaluſien geboren und trat als 15jähriger Jüngling in die walloniſche Garde. Im J. 1820 war er Offizier und focht unter Mina in Catalonien. Nach dem Einmarſch der Franzoſen verabſchiedet, trat er beim Ausbruch des Bürgerkriegs 1834 als Hauptmann in ein Jägerregiment der Königin Iſabella und zeichnete ſich ſo aus, daß er ſchon 1836 zum Brigadegeneral avancirte. Später ſäuberte er die Mancha von karliſtiſchen Banden. Obwol N. ſonſt zur Partei der Moderados gehörte, betheiligte er ſich 1838, zugleich

Digitized by Google

mit dem progressistischen General Cordova, bei einer Schilderhebung der Stadt Sevilla, benahm sich dabei jedoch ziemlich zweideutig. Am Ende entfloh er nach Paris. Hier verbündete er sich später mit der 1840 vertriebenen Königin-Mutter Marie Christine, um den Regenten Espartero zu stürzen. Allein der Anschlag, den er Oct. 1841 von Gibraltar aus zur Wegnahme von Cadix machte, mislang. Als im Sommer 1843 der allgemeine Aufstand gegen Espartero ausbrach, landete N. in Valencia und fand großen Zulauf. Die gegen ihn abgeschickten Truppen gingen zu ihm über, und bereits 23. Juli ergab sich ihm auch die Hauptstadt Madrid. Am 6. Nov. 1843 abends, als N. ins Theater fuhr, wurde siebenmal auf ihn geschossen; sein Adjutant erhielt schwere Wunden, er selbst blieb unverletzt. Nach der Rückkehr der Königin-Mutter Marie Christine nach Madrid bildete N. ein Moderado-Ministerium (Mai 1844) und ließ vor allem die Verfassung von 1837 durchgreifend in conservativem Sinne revidiren (23. Mai 1845). Zum Lohn für seine Dienste erhob ihn die Königin Isabella 1844 zum Rang eines Generalkapitäns der Armee (Marschall) und im Herbst 1845 auch zum Granden erster Klasse mit dem Titel Herzog von Valencia. Aber schon im Febr. 1846 ward das Ministerium durch Hofcabalen und innere Zwietracht gestürzt. N. erhielt nun den Gesandtschaftsposten in Paris, wurde aber schon im Oct. 1847 wieder zurückberufen und bildete ein neues Cabinet, welches während der allgemeinen europ. Aufregung die Ruhe in Spanien fast ungestört bewahrte. Da sich indeß N. mit der intriguanten Königin-Mutter entzweite, mußte er 10. Jan. 1851 seine Entlassung nehmen. Er ging wieder nach Paris, wurde aber schon im December bei der Geburt der Kronprinzessin zurückberufen. Jetzt trat er als Führer der Opposition gegen die absolutistischen Bestrebungen des Hofs auf, und als das Ministerium Bravo-Murillo 3. Dec. 1852 eine Verfassungsrevision vorschlug, stellte er sich an die Spitze des vereinigten Wahlcomité der Moderados und Progressisten. Indessen unter illusorischem Vorwand nach Wien geschickt, hielt er sich einige Zeit in Paris auf, von wo er erst im Nov. 1853 nach Madrid zurückkehren durfte. Nach längerer Zurückgezogenheit kam N. im Oct. 1856 als Präsident eines Moderado-Ministeriums wieder ans Staatsruder. Inzwischen hatte er sich aber der Reaction zugeneigt und bewerkstelligte nunmehr selbst eine constitutionelle Reform (17. Juli 1857), durch welche die Verfassung von 1845 wesentlich verstümmelt wurde. Doch vermochte er sich nur bis zum Oct. 1857 zu behaupten. Auch ein späteres Ministerium unter N.' Vorsitz (Sept. 1864 bis Juni 1865) war nur von kurzem Bestand. Bei dem Militäraufstande zu Madrid 22. Juni 1866 focht N. neben dem damaligen Ministerpräsidenten Marschall O'Donnell (s. d.) an der Spitze der treugebliebenen Truppen, welche nach zwölfstündigem Kampfe den Sieg davontrugen. Bald darauf (Juli 1866) wurde er mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt und war seitdem als Ministerpräsident und Kriegsminister bemüht, durch militärische und polit. Zwangsmaßregeln den wankenden Thron der Königin Isabella zu stützen, starb aber schon 23. April 1868 zu Madrid. (S. Spanien.)

Narwa oder Narowa, Kreisstadt, Hafen und Festung im russ. Gouvernement Petersburg, 150 Kilom. von Petersburg, am linken Ufer der 70 Kilom. langen Narwa oder Narowa, die aus dem Peipussee kommt und hier, 15 Kilom. von ihrer Mündung in den Finnischen Meerbusen, bei dem Fabrikorte Joala, einen 6 Mt. hohen, durch die kleine Insel Krensholm in zwei Theile getheilten Wasserfall bildet. Das Wasser stürzt sich von der Höhe mit einer solchen Gewalt, daß es einen weiten Bogen bildet, unter welchem man trockenen Fußes von einem Ufer zum andern gehen kann. N. besteht aus der eigentlichen, meist von Deutschen bewohnten Stadt und der Vorstadt und Festung Iwangorod auf dem rechten Ufer des von einer schönen steinernen Brücke überspannten Flusses, wo nur Russen wohnen. Die Stadt hat fünf griech. und zwei evang. Kirchen, einen Hafen, ein Arsenal, eine Börse und (1871) 6482 E., die einen lebhaften Handel mit Bretern und Bohlen, Getreide, Flachs und Hanf sowie mit hier gefangenen Neunaugen, Kylosträmlingen und Lachsen unterhalten. Bis 1864 war N. eine Festung. Unter den Gebäuden sind außer dem 1683 erbauten dreistöckigen Rathhaus bemerkenswerth das Schloß, welches 1704 von Peter d. Gr. erstürmt wurde, und der sog. Persische Hof (jetzt eine Kaserne). N. wurde nach der russ. Chronik 1256 von Dietrich von Riedel gegründet. Es gehörte lange zur Hansa, wurde 12. Mai 1558 vom Großfürsten Iwan II. Wassiljewitsch eingenommen, 6. Sept. 1581 aber von den Schweden zurückerobert. In den J. 1590 und 1658 hielt es die Belagerungen der Russen aus. Am 30. Nov. 1700 schlug Karl XII. von Schweden mit 8430 Mann in der Nähe der Stadt das 32,000 Mann starke Heer der Russen unter dem Herzog von Croy und erstürmte deren verschanztes Lager; 20. Aug. 1704 nahm Peter d. Gr. die Stadt mit Sturm. Vgl. Hansen, «Geschichte der Stadt N.» (Dorpat 1858).

Digitized by Google

Narwal (Monodon monoceros) heißt ein zur Familie der Delphine gehöriges, nur im nördlichſten Eismeer vorkommendes Walthier von weißer Farbe mit braunen Flecken, das keine Rückenfloſſe beſitzt und bis 6 Mt. lang wird. Die Bezahnung dieſes dicken, faſt drehrunden Fiſches iſt höchſt eigenthümlich. Es hat urſprünglich nur zwei Zähne im Zwiſchenkiefer, wovon bei dem Männchen regelmäßig der eine, meiſt der rechte, verkümmert, der andere aber ſchraubenartig bis zu 3 Mt. Länge auswächſt und ſo eine furchtbare, gerade, ſpitze Waffe darſtellt, die vom härteſten Elfenbein gebildet iſt. Bei dem Weibchen findet ſich der Stoßzahn nicht. Der N. iſt ein ſehr behendes, aber friedfertiges Thier, das in großen Heerden zuſammenlebt und von den Eskimos der Zähne und des ſchmackhaften Fleiſches wegen eifrig gejagt wird. Die Fabel vom Einhorn (ſ. d.) beruht größtentheils auf dieſen Zähnen.

Naſe (nasus) iſt der oberhalb der Mundhöhle in den Rachen führende Kanal, welcher mit einem knorpeligen, mit Haut überzogenen Fortſatz (die äußere N.) in das Geſicht hervorragt. Hinter der äußern N. liegt die Naſenhöhle (cavitas narium), welche aus einer Haupthöhle und den in den benachbarten Knochen befindlichen Nebenhöhlen beſteht. Die Haupthöhle liegt unter dem vorderſten Theile der Schädelgrube, zwiſchen den beiden Augenhöhlen und über der Mundhöhle, und wird hauptſächlich durch das Pflugſcharbein in eine rechte und linke Hälfte getheilt, welche ſich vorn durch die beiden Naſenlöcher nach außen öffnen, während ſie nach hinten durch die ſog. Choanen in den obern Theil der Naſenhöhle ausmünden. Von den Nebenhöhlen liegen die zwei obern (Stirnhöhlen) im Stirnbeine, die zwei hintern (Keilbeinhöhlen) im Körper des Keilbeins, und die zwei äußern (Highmorshöhlen) werden durch die Oberkiefer gebildet. Die ſeitlichen Wände der Haupthöhle ſind mit vielen leiſtenartigen Vorſprüngen verſehen, von welchen die drei größten, längsgerichtete Gänge zwiſchen ſich laſſenden nach ihrer Geſtalt Naſenmuſcheln heißen. Die äußere N. iſt dem Geſicht aufgeſetzt. Man unterſcheidet an ihr die Wurzel, die Spitze (apex nasi) und den großentheils noch knöchernen Rücken; ferner die an der untern Fläche befindlichen Naſenlöcher (nares) und die Seitentheile dieſer, die Naſenflügel. Sie wird gebildet aus zwei obern und zwei untern Knorpeln und der knorpeligen Naſenſcheidewand. Die obere Wand der innern Naſenhöhle iſt von einem ſiebförmig durchbrochenen Knochen (Siebplatte, lamina cribrosa) gebildet, durch deſſen Löcher der Geruchsnerv in die Naſenhöhle tritt; unter der untern Naſenmuſchel, in den untern Naſengang, mündet vorn der Thränenkanal. Die ganze Naſenhöhle ſowie die Nebenhöhlen ſind mit Schleimhaut ausgekleidet, in deren oberm Theile, der ſog. Riechgegend, ſich die Enden der Geruchsnerven ausbreiten und vermittels ſpecifiſcher Endorgane, der ſog. Riechzellen, die verſchiedenen Geruchsempfindungen erregen; die Taſtempfindung vermittelt dagegen ein Zweig des fünften Hirnnervenpaars.

Die Geſtalt der N., welche indeß erſt mit dem Eintritt der Geſchlechtsreife fertig gebildet iſt, ertheilt dem Geſicht zum großen Theil mit ſeinen charakteriſtiſchen Ausdruck, und man unterſcheidet je nach dem Bau der N. die griechiſche N., römiſche N., Stumpfnaſe u. ſ. w. Als Geruchsorgan iſt die N. von hoher Bedeutung (ſ. Geruch). Uebrigens wird die durch die N. eingeathmete Luft, während ſie durch den verhältnißmäßig engen und langen Kanal ſtreicht, ſtärker erwärmt als beim Athmen mit offenem Munde und von Staub und andern mechan. Verunreinigungen befreit, was für Bruſtkranke ſehr wichtig iſt. Die Naſenhöhle bildet ferner mit der Mundhöhle das Anſatzrohr, den Schallraum, für das Stimmorgan und ertheilt dem hervorgebrachten Laut eine eigenthümliche Färbung. Die Naſenhöhle wird nämlich während des Sprechens bald durch das Gaumenſegel geſchloſſen, bald bleibt ſie offen, ſodaß alſo die Luft der Naſenhöhle bei der Lautbildung bald mitſchallt, bald nicht. Das Näſelnde der Sprache, welches bei der Bildung mancher Laute abſichtlich hervorgebracht wird und die Sprache ſolcher Leute in ſtörender Weiſe fortwährend begleitet, deren Gaumenſegel entweder gelähmt oder zerſtört, durchlöchert, geſpalten iſt, entſteht durch Offenſtehen der Naſenhöhle. Das Nieſen (ſ. d.) wird in den meiſten Fällen auf reflectoriſchem Wege durch Reizung der Empfindungsnerven der N. hervorgerufen. Der Katarrh (ſ. d.) der Naſenſchleimhaut iſt als Schnupfen bekannt. Wucherungen der Schleimhaut, die in Form von mehr oder minder flachen Hügeln oder ſelbſt ſchlauchförmigen Anhängen auftreten, nennt man Naſenpolypen. Dieſe führen zu theilweiſem Verſchluß der Naſenhöhle (Stockſchnupfen) und werden durch Ausreißen oder auf galvanokauſtiſchem Wege beſeitigt. Blutungen aus der Naſenſchleimhaut ſtellen das Naſenbluten (epistaxis) dar, das auftritt bei Verletzungen der Schleimhaut, bei dem Beſtehen von Geſchwüren in der N., endlich bei Ueberfüllung der Blutgefäße der Schleimhaut. Bei häufiger Wiederholung und langer Dauer können durch den Blutverluſt Schwächezuſtände eintreten, und man muß deshalb die Anläſſe zu demſelben (Bohren in der N., Genuß von Alkohol u. ſ. w.)

Digitized by Google

vermeiden. Das Nasenbluten wird gestillt durch Einschlürfen kalten Wassers, von Alaunlösung, verdünntem Eisenchlorid und andern blutstillenden Mitteln, oder durch kalte Aufschläge auf die N., endlich durch Verstopfen (Tamponiren) der vordern und hintern Nasenöffnung. Geschwüre in der N. entstehen entweder infolge von Verletzungen oder sind Theilerscheinungen allgemeiner Krankheiten (z. B. der Syphilis und Skrofulose). In manchen Fällen ergreift die Zerstörung auch den Knochen. Bei langdauernden tiefen Geschwüren, bei welchen der Eiter und Schleim in faulige Zersetzung übergeht, nimmt der Athem einen stinkenden Geruch an (Stinknase oder Ozäna), den man am zweckmäßigsten durch fleißiges, anhaltendes Ausspülen der N. mit Wasser oder desinficirenden Flüssigkeiten unter Heilung des Geschwürs beseitigt. Am vollkommensten wird dieser Zweck durch die sog. Nasendouche erreicht, ein Blechgefäß mit Gummischlauch und Ansatzrohr, vermittels dessen Wasser in das eine Nasenloch einströmt, nach Erheben des Gefäßes die ganze N. und den obern Theil des Schlundkopfs ausspült und bei richtiger Kopfhaltung durch das andere Nasenloch wieder abfließt. Verstümmelungen der N. infolge von Krankheiten (namentlich die fressende Flechte, der Lupus) oder Verletzungen verunstalten das Gesicht in einer Weise, daß sich solche Kranke gern einer sog. plastischen Operation unterziehen (Rhinoplastik), bei welcher aus Haut der Stirn oder Wangen eine neue häutige N. hergestellt wird. Zur Untersuchung der Nasenhöhle dient der Nasenrachenspiegel, durch welchen die Nasenhöhle von der Rachenhöhle aus beleuchtet wird. Längs des untern Nasengangs, auf dem Boden der Nasenhöhle hin, werden Instrumente zur Untersuchung des innern Gehörgangs (Ohrkatheter, Sonden) eingeführt. Die Haut der N. ist mit sehr großen Talggrübchen versehen, deren Inhalt sich in Form von Würstchen auspressen läßt (Mitesser). Erweiterung der Haargefäße bedingt die sog. Kupfernase, wie sie sich bei gewohnheitsmäßigen Säufern und Leuten, die am Feuer arbeiten, häufig findet. Ihre Behandlung besteht in sorgsamer Regulirung der Diät, örtlichen Blutentleerungen, kalten Douchen und adstringirenden Waschmitteln aus Borax-, Sublimat- und Schwefelleberlösungen.

Nasenbär oder Rüsselbär (Nasua), südamerik. Raubthier, s. Coati.

Nashorn oder Rhinoceros heißt eine Gattung von Säugethieren aus der Familie der Dickhäuter, von andern unterschieden durch dreizehige Füße und ein oder zwei auf der Nase stehende Hörner, welche nur mit der Haut verbunden und aus Hornfasern zusammengesetzt sind. Der Körper ist sehr groß und plump und steht auf verhältnißmäßig ziemlich niedrigen Füßen; die Haut ist dick, meist rauh, fast unbehaart und höchstens mit spärlichen Borsten besetzt. Die Schnauze ist verlängert, aber ohne Rüssel, und das Maul stumpf und breit, der Schwanz kurz, dünn, mit einem Haarpinsel versehen. Sie leben familienweise zusammen in den tropischen Gegenden Asiens und Afrikas. Alle nähren sich von Pflanzen allein, ziehen sumpfige Gegenden zum Wohnorte vor, wälzen sich im Moraste und sind ziemlich träg und stumpfsinnig, gereizt aber meistens sehr wild. Gehör und Geruch sind unter den Sinnen bei ihnen am meisten ausgebildet. Man theilt sie nach der Anzahl der Hörner in ein- und zweihörnige. Zu den erstern gehört das indische N. (Rhinoceros Indicus), welches sich hauptsächlich durch das 60 Ctmt. lange einzelne Horn und die tiefgefaltene Haut unterscheidet und das weit kleinere javanische N. (Rh. Sondaicus). Zu den zweihörnigen Arten gehört das sumatranische N. (Rh. Sumatranus) und das schwarze N. (Rh. bicornis) in Südafrika, dessen Körper 3,5 Mt. lang und an der Schulter 1,5 Mt. hoch ist. Es ist sehr wild und die Jagd auf dasselbe nicht ohne Gefahr. Die Eingeborenen essen das Fleisch, welches dem Rindfleisch ähnlich ist; aus der im frischen Zustande zu Riemen zerschnittenen Haut werden dort Reitgerten und Peitschen (Schamboks) zusammengedreht. Auch in Nordafrika werden auf ähnliche Art Reitgerten verfertigt, welche unter dem Namen Corbage einen Handelsartikel in England bilden. Auch das stumpfnasige N. (Rh. simus) und das Keitloa-N. (Rh. Keitloa) leben in Afrika und sind mit zwei Hörnern versehen. Unter den Ueberresten fossiler Säugethiere hat man, von den mittlern Tertiärschichten an, auch viele Arten des N. gefunden, worunter namentlich eine, das N. mit knöcherner Nasescheidewand (Rh. tichorhinus), welches ein ungeheueres Horn trug, stark behaart war, und mit dem Mammuth (s. d.) in Europa und Sibirien im Schwemmlande gefunden wird.

Nashville, Hauptstadt des nordamerik. Staates Tennessee und von Davidson-County, liegt am linken Ufer des Cumberlandflusses, über den hier eine prächtige eiserne Hängebrücke führt, und ist 335 Kilom. von dessen Mündung entfernt. Es zählte 1850 erst 10,478, 1860 dagegen 16,988 und 1870 schon 25,865 E., darunter 9709 Farbige und 2809 im Ausland Geborene. Der Ort betreibt einen lebhaften Handel, da von hier aus die Dampfschiffe den größern Theil des Jahres den Cumberlandfluß befahren. Außerdem ist N. der Anfangspunkt

Digitized by Google

der Nashville- und Chatanooga-Eisenbahn, wodurch es in directen Verkehr mit Savannah und Charleston tritt, und hat noch Eisenbahnverbindungen mit Louisville, Memphis, Neuorleans, St.-Louis und Montgomery. Hervorragende Gebäude der Stadt sind das neue Capitol, welches sich auf einem, den schönsten Ueberblick bietenden Hügel 55 Mt. über den Fluß erhebt, das Irrenhaus, das Zuchthaus und die Universität mit medic. Collegium. Es erscheinen hier 15 Zeitungen, darunter zwei tägliche und eine deutsche. Die Stadt besitzt 34 Kirchen und Kapellen und vier Nationalbanken mit einem Kapital von 900,000 Doll.

Nasiräer (hebr., d. h. Geweihte) hießen bei den Israeliten diejenigen, welche, sei es auf eine bestimmte Zeit, sei es lebenslang, das Gelübde auf sich genommen hatten, aller berauschenden Getränke sich zu enthalten, das Haupthaar nicht scheren zu wollen und durch Berührung von Todten sich nicht zu verunreinigen. Lebenslängliche N. waren nach der hebr. Sage z. B. Simson und Samuel. Noch in der Zeit Jesu kamen häufig Nasiräatsgelübde vor. Die N. auf Zeit mußten nach Ablauf derselben sich durch verschiedene Opfer beim Tempel von ihrem Gelübde lösen. Vielfach verwandt mit den N. war die Sekte der Essener (s. d.).

Nassau, ein ehemals souveränes und zum Deutschen Bunde gehöriges Herzogthum, das infolge der Ereignisse von 1866 (durch Besitzergreifungspatent vom 3. Oct. desselben Jahres) dem Königreiche Preußen (s. d.) einverleibt wurde und jetzt den Hauptbestandtheil des Regierungsbezirks Wiesbaden (s. d.) der preuß. Provinz Hessen-Nassau bildet. Es umfaßte 4708 QKilom. und zählte (1865) 465,639 E., wovon 242,656 Protestanten, 215,494 Katholiken, 328 Deutschkatholiken, 162 Mennoniten und 6995 Juden waren.

Die Gegend des heutigen N. war in der german. Vorzeit von Alemannen besetzt, die dann den Franken unterlagen, worauf das Gebiet zu dem Fränkischen und nach der Theilung desselben zum Deutschen Reiche gehörte. Unter die großen freien Grundbesitzer dieser Gegend, die allmählich die Landeshoheit gewannen und sich zu Dynasten emporschwangen, gehörten auch die reichbegüterten Grafen von Laurenburg, so benannt nach dem Schlosse Laurenburg an der Lahn in der nachmaligen Grafschaft Holzappel. Als den Stammvater derselben nennt man Otto von Laurenburg, den Bruder König Konrad's I., im 10. Jahrh. Sein Sohn Walram I. (gest. 1020) wurde durch seine Söhne der Stifter zweier Linien. Der ältere, Walram II., pflanzte die Linie Laurenburg fort, die seit 1160 nach dem neuerbauten Schlosse N. sich nannte; der jüngere, Otto, vermählte sich mit der Erbin von Geldern und stiftete die Linie N.-Geldern, welche 1423 im Mannsstamme erlosch. Die nassauischen Erblande theilten 1255 die Söhne des Grafen Heinrich II. oder des Reichen. Walram VI., der ältere, erhielt den südl. Theil, Idstein, Wiesbaden und Weilburg, Otto, der jüngere, die nördl. Partie, Dillenburg, Beilstein und Siegen. Sie stifteten die Walramische (die sich wieder in verschiedene Zweige theilte) und die Ottonische Linie, von denen erstere bis 1866 in N. regierte, während letztere den Thron der Niederlande (s. d.) erhielt. Der rasche Beitritt zum Rheinbunde brachte 1806 dem damaligen Senior des Hauses N.-Walram, dem Fürsten Friedrich August von N.-Usingen, den Herzogstitel, die Souveränetät und eine Territorialvergrößerung von 1700 QKilom. mit 84,500 E. Dieser Zuwachs wurde ohne jeden weitern Rechtstitel auf dem Wege der Annectirung der Territorien von 27 verschiedenen geistlichen und weltlichen Herren erworben. Gleichzeitig wurden sämmtliche Besitzungen der Walramischen Linie für ein untheilbares Herzogthum erklärt. Nach der Schlacht bei Leipzig traten die beiden nassauischen Linien auf die Seite der Verbündeten, und auf dem Congreß zu Wien wurde das Recht der Walramischen Linie auf Luxemburg nach Aussterben der Ottonischen Linie ausdrücklich anerkannt. Durch Tauschverträge mit Preußen erhielten 1815 der Herzog von N.-Usingen und der Fürst von N.-Weilburg fast alle Besitzungen der Ottonischen Linie und 1816 auch die Niedergrafschaft Katzenellnbogen. Nach dem Erlöschen der Linie N.-Usingen mit dem Herzog Friedrich August, 24. März 1816, fielen gesammte Besitzungen der Walramischen Linie dem einzig übrigen Zweige N.-Weilburg zu.

Der Fürst von N.-Weilburg, Wilhelm (geb. 1792), der kaum zwei Monate vorher seinem Vater in der Regierung gefolgt war, wurde nun alleiniger Regent in N. und Herzog. Bereits 1814 hatten beide Fürsten dem Lande eine ständische, schon in ihrer unbestimmten Fassung mangelhafte Constitution verliehen, die erst 1818 in Wirksamkeit trat. Herzog Wilhelm gerieth alsbald mit den Landständen in starken Conflict wegen der Domänen, die er als Privateigenthum des herzogl. Hauses betrachtete und deren Ertrag er für die herzogl. Familie beanspruchte. Bei der Schwäche der Stände blieb die Sache in der Schwebe und ein 1831 gemachter Versuch der Stände, die Beaufsichtigung der Domänenkasse zu erlangen, wurde durch die Auflösung der Kammern und gerichtliches Einschreiten gegen die liberalen Deputirten unterdrückt. Ende

Digitized by Google

1835 trat N. dem Zollverein bei. Nachdem Herzog Wilhelm 20. Aug. 1839 gestorben, folgte ihm sein Sohn Adolf (s. d.), unter dem die Verwaltung des Landes immer mehr verfiel. Erst die Bewegung von 1848 änderte rasch die Lage der Dinge. Schon in den ersten Tagen des März fanden in N. große Versammlungen statt, infolge deren man die Wiederherstellung der Domänen als Staatseigenthum und die Berufung einer einzigen Kammer zur Entwerfung eines neuen Wahlgesetzes verlangte. Der Herzog beschwichtigte 4. März durch zustimmende Erklärung die erste Gärung und berief den liberalen Abgeordneten Hergenhahn ins Ministerium. Die Kammern wurden einberufen, um ein Wahlgesetz zu entwerfen. Dieses kam zu Stande mit Einkammersystem, indirecter Wahl und allgemeinem Stimmrechte. Die Herrenkammer dankte freiwillig ab. Der nach dem neuen Wahlgesetz berufene Landtag, aus 42 Abgeordneten gebildet, kam im Mai zusammen und begann die im März verheißenen Reformen in Vollzug zu setzen. In der deutschen Angelegenheit stimmte N. dem Bundesstaate mit preuß. Leitung zu, und als die Reichsverfassung vom 28. März vollendet war, nahmen diese Regierung und Stände als verbindlich auf. Als dann die Haltung Preußens den Umschlag brachte, trat Hergenhahn im Juni 1849 aus dem Ministerium und ward durch Wintzingerode ersetzt, unter dem der Beitritt N.s zum Dreikönigsbündnisse erfolgte. Ende 1849 vereinbarte der Landtag mit der Regierung die Verfassung, kraft welcher die Domänen für Staatseigenthum erklärt und deren Verwaltung den Staatsfinanzbehörden unter Controle der Ständeversammlung übergeben wurde. Die Civilliste sollte vereinbart werden. Doch schon im Nov. 1851 erließ die Regierung, welche sich 1850 von dem preuß. Unionsproject losgesagt und wieder ganz Oesterreich und dem Bundestag zugewandt hatte, ein neues «Wahlgesetz» und im Febr. 1852 trat Prinz August von Wittgenstein, Mitglied des letzten Reichsministeriums, als Staatsminister an die Spitze der Verwaltung. Der nach jenem octroyirten Wahlgesetz berufene, nunmehr aus zwei Kammern bestehende Landtag hatte, da sich die Liberalen großentheils der Wahl enthielten, fast nur Klerikale und Gouvernementale zu Mitgliedern, die sich beeilten mit Ausnahme der Ablösungsgesetze alle seit 1848 geschaffenen Einrichtungen und Gesetze theils abzuschaffen, theils nach Wunsch der Regierung zu revidiren.

Da indessen infolge des unter dem Namen des Oberrheinischen Kirchenconflicts bekannten Streits zwischen den Regierungen und den kath. Bischöfen des südwestl. Deutschland die im Landtage zahlreich vertretene ultramontane Partei dem Minister Wittgenstein ihre Unterstützung versagte, suchte dieser sich den Liberalen zu nähern. Ein Führer der Liberalen, Karl Braun, wurde 1859 Präsident der Zweiten Kammer und blieb dies auch bis 1863. Die Erklärung der liberalen Partei für die Erhaltung des Zollvereins und gegen den Eintritt Oesterreichs, für den von Preußen beabsichtigten Deutsch-Französischen Handelsvertrag und gegen das von Süddeutschland befürwortete Schutzzollsystem führten jedoch vermittels österr. Einflüsse eine Coalition der klerikalen, bureaukratischen und schutzzöllnerischen Elemente des Landes herbei, die den Herzog Adolf von der Annäherung an die Liberalen abzubringen wußte. Die Regierung schloß zur Beseitigung des Kirchenconflicts und Herstellung des Friedens mit den Klerikalen mit dem kath. Bischof in Limburg eine Convention (nach dem Muster der zwischen dem darmst. Minister von Dalwigk und dem mainzer Bischof von Ketteler zu Stande gekommenen) ab und eröffnete gegen den bisherigen Landtagspräsidenten Braun eine Untersuchung wegen Majestätsbeleidigung u. s. w. Als sie sich von deren Erfolglosigkeit überzeugt hatte, suchte sie denselben von der Kammer fern zu halten, indem sie ihn wegen einer angeblichen Bestechung, die bei seiner Wahl vorgefallen sein sollte, von der Einberufung ausschloß. Als in den Neuwahlen für 1864 die Liberalen in beiden Kammern die Majorität errungen hatten, kämpften sie unter Führung des Abgeordneten Lang tapfer gegen die Regierung an, an deren Spitze 19. Jan. 1864 der Generalauditeur Werren getreten war; jedoch wurde der Landtag im Dec. 1864 aufgelöst. Aber auch bei den Neuwahlen behielt die liberale Partei die Majorität und auch die beiden Führer der Opposition wurden wieder gewählt, Lang in Wiesbaden, Braun in Biebrich, obschon der Regierungsdirector Werren sich zur Erwirkung gouvernementaler Wahlen in ausgedehntestem Maße gesetzwidriger Mittel bedient hatte. Als nun der Landtag 1865 zusammentrat und bei der Wahlprüfung die durch jene Einwirkungen zu Stande gekommenen Wahlen untersuchen wollte, blieb die gouvernementale und klerikale Minorität aus den Sitzungen weg und machte so die Kammer beschlußunfähig. Es erfolgte abermals eine Auflösung, aus welcher die liberale Majorität sehr ansehnlich verstärkt zurückkehrte. Der Regierungsdirector Werren mußte seine Entlassung nehmen, und statt seiner trat Präsident Winter an die Spitze der Landesregierung. Beim Ausbruch des preußisch-österreichischen Conflicts im J. 1866 trat der Herzog auf die Seite

Digitized by Google

Oesterreichs, verfügte 11. Mai die Mobilmachung und stimmte 14. Juni für den gegen Preußen gerichteten Bundesbeschluß. Am 29. Juni 1866 verwarf die liberale Majorität der Stände, trotz aller Drohungen der Hofzeitung, die Kriegscreditforderung von 700,000 Fl., während die Rechte für den Krieg und die Verwilligung war. Die Regierung stellte sofort eine neue höhere Anforderung. Aber auch diese wurde 6. Juli abgelehnt, und da inzwischen die Schlacht bei Königgrätz geschlagen worden, stimmten jetzt auch die Klerikalen gegen den Credit. Am 7. Juli wurde der Landtag aufgelöst. Das nassauische Contingent, eine Brigade stark, marschirte zwischen der Wetterau und N. hin und her, um dort zum 8. Bundesarmeecorps zu stoßen und hier einzelne Colonnen eines preuß. Landwehrbataillons abzuwehren. An einer Schlacht nahm die nassauische Brigade nicht theil, aber sie mußte noch bis in den September hinein in und bei Günzburg an der Donau campiren, bevor sich der Herzog zur Entlassung entschließen konnte. Nach der Affaire bei Aschaffenburg entfloh der Herzog 15. Juli mit Hinterlassung einer Proclamation, worin er baldige Rückkehr versprach. Am Abend des 18. Juli wurde Wiesbaden, am 19. Biebrich durch preuß. Truppen besetzt. Bald darauf erschien als Civilcommissar der Landrath von Diest aus Wetzlar, um kraft Vollmacht des Königs von Preußen die vorläufige Verwaltung des eroberten Landes zu übernehmen. Es erfolgte die Auflösung der bisherigen Centralbehörden und 8. Oct. 1866 zu Wiesbaden die Publication des königl. Patents vom 3. Oct., wodurch das nassauische Land dem Königreich Preußen einverleibt wurde. N. nebst einigen angrenzenden Gebietstheilen (Frankfurt, Homburg u. s. w.) bildet seitdem den Regierungsbezirk Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-N. Der Herzog Adolf erhielt eine Jahresrente und nahm seinen Wohnsitz größtentheils zu Wien. Vgl. Vogel, «Beschreibung des Herzogthums N.» (Wiesb. 1843—44); derselbe, «Histor. Topographie von N.» (Herborn 1836); Keller, «Drangsale des nassauischen Volks während des Dreißigjährigen Kriegs» (Gotha 1846); derselbe, «Geschichte von N.» (Wiesb. 1863); Schliephake, «Geschichte von N.» (Bd. 1—4, Wiesb. 1864—75); von Arnoldi, «Geschichte von N.-Oranien» (3 Bde., Hadamar 1799—1801); die «Annalen» des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung (13 Bde., Wiesb. 1827—74); Braun, «Die wirthschaftlichen Verhältnisse des Herzogthums N.» (Wiesb. 1865).

Die jüngere Linie des Hauses N., die Ottonische, welche den Grafen Otto (gest. 1292) zum Stifter hat und im Königreich der Niederlande (s. d.) herrscht, wurde erst seit Graf Wilhelm's des Aeltern Zeit, der 1559 starb, geschichtlich merkwürdig. Sein Sohn, Wilhelm I. (s. d.), Graf von N., erbte 1544 von seinem Vetter Renatus das Fürstenthum Oranien und nannte sich nun Prinz von Oranien. Er wurde 1574 von den insurgirten Niederländern zum Generalkapitän und Statthalter erwählt und starb 1584 durch Meuchelmord. Sein erstgeborener Sohn, Philipp Wilhelm, Prinz von Oranien, geb. 1554, starb 1618. In der Statthalterschaft der Niederlande folgten dem Vater nacheinander seine beiden jüngern Söhne, Moritz (geb. 1567, gest. 1625) und Heinrich Friedrich (geb. 1584, gest. 1647), der auch, da seine beiden ältern Brüder ohne Erben starben, das Fürstenthum Oranien erbte. Obschon auf Moritz wie auf Heinrich Friedrich des Vaters Tapferkeit forterbte, hatte doch namentlich der erstere zu wenig polit. Mäßigung, um ruhig das Staatsschiff der Republik zu leiten. Des letztern Sohn und Nachfolger in der Statthalterschaft der Vereinigten Niederlande, Wilhelm II. (geb. 1626, gest. 1650) erlebte zwar 1648 die Anerkennung des Freistaats; allein seine Verheirathung mit Maria, der Tochter Karl's I. von England, und die von seinem Hause begünstigten Reactionen der königl. Partei in England erregten den Groll Cromwell's gegen die Niederländer und die schrecklichen Seekriege beider Nationen. Sein kriegerischer Sohn, Wilhelm III. (s. d.), geb. wenige Tage nach des Vaters Tode, wurde 1674 Erbstatthalter von Holland und 1689 König von England. Er starb 1702 ohne männliche Erben. Aus Dankbarkeit für den Beistand, den das Haus Brandenburg ihm bei der Besitznahme des Throns von England geleistet, vermachte er diesem Hause die Fürstenthümer Oranien und Mörs nebst mehrern Herrschaften in Westfalen. Alles übrige erbte sein nächster Agnat, Johann Wilhelm Friso, Fürst von N.-Dietz und Erbstatthalter von Friesland (geb. 1687, gest. 1711). Dieser stammte ab von dem Bruder Wilhelm's I., des Stifters der Freiheit der Niederlande, vom Grafen Johann von Dillenburg, der im Revolutionskriege als Statthalter in Geldern und Zütphen 1606 starb. Von Johann's von Dillenburg Söhnen stiftete Johann der Mittlere die Linie N.-Siegen (erloschen 1743), Georg N.-Dillenburg (erloschen 1739), Ludwig Johann N.-Hadamar (erloschen 1811) und Ernst Kasimir N.-Dietz. Nacheinander waren Wilhelm Ludwig (gest. 1620), Ernst Kasimir (erschossen 1632), dessen Sohn und Enkel Wilhelm Friedrich (gest. 1664) und Heinrich Kasimir (gest. 1696) Statthalter von Friesland und Gröningen. Des letztern Sohn war der

Digitized by Google

obengenannte Johann Wilhelm Friso, Statthalter in Friesland, der sich seit Wilhelm's III., Erbstatthalters von Holland, Tode Prinz von Oranien nannte und 1711 ertrank. Was ihm nicht gelungen, gelang seinem Sohne Wilhelm IV., der durch den Einfluß der oranischen Partei in der Republik neben der Statthalterschaft in Friesland allmählich auch die Statthalterschaften Geldern, Zütphen, Gröningen, Omeland und Drenthe erhielt, 1748 Erbstatthalter wurde und 1751 starb. Ihm folgte sein Sohn Wilhelm V., geb. 1748, der anfangs unter der Vormundschaft des Herzogs Ludwig von Braunschweig stand und später mit viel Unglück regierte. Er mußte, von den Patrioten gedrängt, fast allen Vorrechten entsagen und vermochte nur durch preuß. Waffen sich zu behaupten. Bei dem Vordringen der Franzosen 1795 genöthigt, nach England zu fliehen, mußte er 1802 seinen Würden und Besitzungen in den Niederlanden entsagen, wofür er in Deutschland mit dem Fürstenthume Fulda entschädigt wurde. Er starb 8. April 1806. Sein Sohn, König Wilhelm I. (s. d.), verlor 1807 sowol Fulda wie die Souveränetät seiner Erblande in Deutschland, kehrte aber als Souverän nach den Niederlanden zurück und wurde 1815 König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg. Er starb 1843, nachdem er 1840 abdicirt hatte. Ihm folgte sein Sohn Wilhelm II. (s. d.) und diesem seit März 1849 dessen Sohn, König Wilhelm III. (s. d.). (S. Niederlande.)

Nassau, Stadt im Unterlahnkreis des Regierungsbezirks Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, an der Lahn, über welche eine Kettenbrücke führt, und an der Nassauischen Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß der Grafen von Kielmansegg, ehemals dem darin geborenen preuß. Minister von Stein gehörig, einen goth. Thurm zur Erinnerung an die Befreiungskriege, eine evang. und eine kath. Kirche, eine Realschule, ein internationales Institut, ein Krankenhaus, eine Kaltwasseranstalt und ein Kiefernadelbad und zählt (1875) 1667 E., welche zwei Brauereien, eine Zwirnfabrik und ein Dampfsägewerk unterhalten und Blei- und Silberbergbau treiben. Hier wurden 1877 röm. Gräber aufgefunden. N. kommt urkundlich zuerst 794 vor und erhielt 1348 Stadtrechte. Jenseit der Lahn liegen auf einem Berge die Ruinen der 1101 erbauten Stammburg N. und der Burg Stein mit einem 1872 errichteten Marmorstandbild des Freiherrn vom Stein unter einem 18 Mt. hohen goth. Ueberbau.

Nassau-Siegen (Joh. Moritz, Graf von), niederländ. Feldherr und Staatsmann, geb. 17. Juni 1604, der Sohn des Grafen Johann von N.-Siegen, dessen gleichnamiger Vater der Bruder des großen Wilhelm von Oranien, des Gründers der niederländ. Unabhängigkeit, war. Moritz trat früh in die Dienste der holländ. Republik, zeichnete sich dann 1632 zu Mastricht aus, wo er Pappenheim zum Rückzuge nöthigte, und trug später (1636) wesentlich zur Eroberung der Schwedenschanze bei. Seine ausgezeichneten Eigenschaften erwarben ihm in demselben Jahre die wichtige Rolle eines Oberbefehlshabers in Brasilien, dessen Eroberung begonnen hatte. Im Jan. 1637 landete er auf der Küste Brasiliens bei Pernambuco, schlug die Portugiesen, nahm ihnen die Festung Parasoa, unternahm im Sommer eine Expedition nach der Küste von Guinea, welche den Holländern die Festung St.-Georg del Mina erwarb, drang dann im Frühjahr 1638 an der brasil. Küste südlich vor und ward erst vor St.-Salvador (Bahia) in seinem weitern Siegeslaufe aufgehalten. Auch im Laufe der nächsten Jahre wußte N. die Herrschaft der Holländer in Brasilien glücklich zu behaupten und machte zugleich in Afrika neue Erwerbungen. Seine Verwaltung war nicht minder rühmlich wie seine Kriegszüge; aber Zerwürfnisse mit der holländ. Regierung waren die Ursache, weshalb er seine Entlassung nahm und im Sommer 1644 nach Holland zurückkehrte. Er ward General der Reiterei und erwarb sich so sehr das Vertrauen der Generalstaaten, daß er später bei der 1665 und 1666 drohenden Kriegsgefahr zweimal zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen ernannt wurde. Indessen zog er es vor, die holländ. Dienste mit den brandenburgischen unter dem Großen Kurfürsten zu vertauschen, der ihm verschiedene diplomatische Sendungen übertrug und ihn dann zum Statthalter von Kleve ernannte. Als solcher starb er 20. Dec. 1679 zu Bergenthal bei Kleve, wo er auch beerdigt ist. Die brasil. Stadt Olinda hatte er nach ihrer Zerstörung neu aufbauen lassen und Moritzburg genannt. Sein Leben hat Driesen (Berl. 1849) beschrieben.

Nassau-Siegen (Karl Heinr. Nik. Otto, Prinz von), russ. Admiral, geb. 1745, stammte aus der kath. Linie des Hauses Siegen ab und trat im 14. Jahre als Freiwilliger in franz. Kriegsdienste, die er als Rittmeister verließ, um Bougainville (s. d.) auf seiner Reise um die Welt zu begleiten (1766—69). Nach vielfachen Abenteuern, namentlich auf Otaheiti und in den Wüsten Afrikas, kehrte er nach Frankreich zurück, wo er wieder als Oberst eines Infanterieregiments in Dienste trat. Im J. 1779 machte er einen vergeblichen Versuch, die Insel Jersey zu nehmen. Im Kriege zwischen Spanien und England befehligte er in span. Diensten vor

Digitized by Google

Gibraltar eine von Arçon's ſchwimmenden Batterien. Der König von Spanien belohnte ihn mit dem Patente als Generalmajor und dem Titel eines Granden erſter Klaſſe. Durch den Grafen Ségur der Kaiſerin Katharina II. von Rußland empfohlen, erhielt er als Viceadmiral den Befehl über ein Geſchwader, mit welchem er im Juni 1788 bei Otſchakow die türkiſche Flotte des Kapudan-Paſcha zerſtörte. In dem Kriege gegen Guſtav III. von Schweden übertrug ihm die Kaiſerin ein Commando bei ihrer Flotte im Finniſchen Meerbuſen. Er ſchlug die ſchwed. Scherenflotte, trieb ſie in den Buſen von Viborg und glaubte, hier den König, der ſie befehligte, gefangen zu nehmen, als dieſer (9. Juli 1790) von neuem angriff, ſeine Linie durchbrach und 46 ſeiner Galeren in den Grund bohrte oder nahm. Dieſer Unfall veranlaßte ihn, das Commando niederzulegen. Unter Paul's I. Regierung reiſte er in Europa herum, bis er nach dem Frieden mit Frankreich nach Paris ging. Nach Rußland zurückgekehrt, ſtarb er zu Tynna in Podolien, 22. April 1808.

Naſſer Weg (via humida) nennt man in der Metallurgie, Chemie und Probirkunſt eine Darſtellungs- und Probirmethode, die der auf trockenem Wege entgegengeſetzt iſt. Unter dem **trockenen Wege** verſteht man diejenige Operation, bei welcher zur Erkennung der Natur und Eigenſchaften, ſowie zur Darſtellung nur Erhitzung, Calcination, trockene Deſtillation und Schmelzung (dieſe wo nöthig unter Zuhülfenahme ſog. Flußmittel) angewendet werden. Wird dagegen der naſſe Weg eingeſchlagen, ſo wendet man Löſungen in Waſſer und Säuren an, aus welchen dann der betreffende Körper, ſei es zu analytiſchen oder zu techniſchen oder metallurgiſchen Zwecken entweder für ſich oder in Verbindung abgeſchieden wird. In der Gewinnung vieler Metalle, z. B. des Silbers und Kupfers, ſpielt jetzt der naſſe Weg eine große Rolle.

Naſſr-ed-Din, Schah von Perſien, geb. 1830 als älteſter Sohn Mohammed-Schah's, beſtieg nach ſeines Vaters Tode 10. Sept. 1848 den Thron, den er gegen innere Unruhen ſowol, wie gegen äußere Feinde häufig vertheidigen mußte. (S. **Perſien**.) N. war der erſte perſ. Schah, der (im Sommer 1873) eine Reiſe ins Ausland unternahm, auf welcher er die meiſten europäiſchen Hauptſtädte beſuchte; eine zweite Reiſe war für 1878 beabſichtigt.

Natal, brit. Colonie an der Südoſtküſte von Afrika, ſo genannt, weil die Portugieſen unter Vasco de Gama am Weihnachtstage (dies natalis Domini) 1497 zuerſt an dieſen Theil der Küſte kamen. Nachdem die Capcolonie (ſ. d.) aus holländiſchem in engl. Beſitz übergegangen, verließen dieſe die holländ. Bauern (boers) in großer Zahl und gelangten nach langen Wanderungen über die Drakenberge 1837 hinab nach der Oſtküſte, wo ſie an dem Hafen **Port-Natal** die Stadt D'Urban gründeten. Weiter landeinwärts bauten ſie die Hauptſtadt Pieter-Maritzburg, nach ihren beiden Anführern, Pieter Retief und Geert Maritz, benannt. Schon vor ihrer Ankunft beſtand eine kleine Niederlaſſung von Engländern am Port-Natal; 1840 aber erhob die brit. Regierung Anſpruch auf N. unter dem Vorwande, daß alle holländ. Colonien in Südafrika an England abgetreten ſeien, beſetzte 1843 das Land und machte es 1856 zu einer beſondern Colonie, unabhängig von dem Gouverneur des Caplandes. Der größere Theil der Boers wanderte wieder über die Drakenberge zurück und gründete die Oranje- und Transvaal-Republik, während von der See her Einwanderer, namentlich brit. Urſprungs, N. allmählich bevölkerten. Die Grenzen der Colonie, zwiſchen dem 28. und 31.° ſüdl. Br., ſind im O. das Meer (eine 270 Kilom. lange Küſte), im W. die Drakenberge oder Quathlamba-Gebirge, im N. der Tugela-Fluß, im S. der Umtamfuna-Fluß (bis 1865 der Umſimkulu). Der Flächeninhalt beträgt 48,565 QKilom., die Bevölkerung (1874) 307,241 Seelen, davon 18,646 Weiße, 6787 Kulis und 281,797 farbige Eingeborene, die dem Volke der Zulukaffern angehören. Die Hauptſtadt Pieter-Maritzburg hat 11,000, die Stadt D'Urban 5000 Bewohner. Das Innere iſt zum Theil überaus maleriſch. Man unterſcheidet von der Küſte bis zu den Drakenbergen vier Terraſſen von je 30 Kilom. Breite. Der niedrige Küſtenſtrich, mit tropiſcher Vegetation, Palmyrapalmen u. ſ. w., meiſt dicht bewaldet, erzeugt Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffee, Arrowroot, Bananen, Indigo, Ingwer, Taback und Ananas. Die mittlere Jahrestemperatur von D'Urban iſt 16° R. Der Niederſchlag erreicht hier die bedeutende Höhe von 3 Mt., und zwar fällt der Regen meiſt zwiſchen Juli und October. Die zweite Terraſſe, ausgedehntes Weideland, ernährt große Heerden und trägt als Feldfrucht vorzugsweiſe Mais. Auf der dritten Stufe gehen die wellenförmigen Bodenerhebungen in Hügel über, und der Wald wird wieder vorherrſchend. Das Klima gleicht dem vom mittlern England, und die europ. Feldfrüchte gedeihen vortrefflich. Die letzte Stufe nehmen die Abhänge der bis 2000 Mt. hohen Drakenberge ein, auf denen der Schnee im Winter tagelang liegen bleibt. Die untern Theile der Berge bekleidet herrlicher Wald, weiter oben folgen Farrn, Heide und Wieſen. Von den

Digitized by Google

23 Flüssen des Landes ist keiner schiffbar. Kohlen, Eisen und Kupfer finden sich an einigen Stellen, der eigentliche Reichthum von N. besteht aber in dem fruchtbaren Boden und dem gesunden, für subtropische und europ. Producte zugleich geeigneten Klima. Die Colonie führte 1874 aus: 7,400,000 Pfd. Wolle für 400,672 Pfd. St., 15,681 Ctr. Zucker, 45,306 rohe Häute, 73 Ctr. Elfenbein, Straußfedern für 3696 Pfd. St. Im ganzen hatte die Einfuhr 1875 einen Werth von 1,269,000, die Ausfuhr von 836,000 Pfd. St. Die Einnahmen betrugen 260,000, die Ausgaben 307,000, die Schuld 332,000 Pfd. St. Vgl. Brooks, «N. A history and description of the colony» (herausg. von Mann, Lond. 1876).

Nathan, ein hebr. Prophet zur Zeit David's, der als ein freimüthiger und weiser Rathgeber des Königs gefeiert wurde. Er widerrieth dem Könige den schon beschlossenen Tempelbau und stellte ihn später in einem schönen Gleichnisse wegen der Blutschuld an Uria zur Rede, welche David aus Begierde nach Uria's Weib Bathseba auf sich geladen. Ihm war die Erziehung des Salomo anvertraut, den er auch nachmals zum Könige salbte, und dessen sowie David's Historiograph er gewesen sein soll.

Nathanael wird nur im Johannes-Evangelium als Jünger Jesu erwähnt, dessen Bekehrung durch eine von Jesu abgelegte Probe wunderbaren Wissens veranlaßt worden sei (Joh. 1, 46 fg.). Nach Joh. 21, 2 war er aus Kana in Galiläa. Der Umstand, daß ihn der vierte Evangelist in Verbindung mit Philippus nennt, hat die Veranlassung zu der Vermuthung gegeben, daß N. Eine Person mit dem Apostel Bartholomäus (s. d.) sei. Andere haben ihn mit Matthäus wegen der ähnlichen hebr. Bedeutung des Namens, wieder andere mit Johannes identificirt, oder in ihm eine symbolische Figur vermuthet, welche auf den Heidenapostel hindeuten soll.

Nathusius (Gottlob), einer der größten Industriellen Deutschlands, wurde 30. April 1760 zu Baruth geboren, wo sein Vater eine Acciseinnehmerstelle bekleidete. Nachdem er in Berlin bei einem Kleinkrämer die Handlung erlernt hatte, kam er als erster Buchhalter in ein angesehenes Handelshaus zu Magdeburg. Nach dem Tode seines Principals trat N. als Compagnon und Dirigent in die Handlung ein, und das Haus, welches bisher Sengewald geheißen, nahm nun die Firma Richter (der Schwager des verstorbenen Principals) und Nathusius an. Es gelang ihm, in der Folge ein bedeutendes Kapital zu erwerben. Als mit dem Tode Friedrich's II. das Tabacksmonopol aufhörte, legte er eine Tabacksfabrik an, die sich rasch einen solchen Ruf erwarb, daß er bei der bald darauf stattfindenden Wiedereinführung des Monopols zum königl. General-Fabrikdirector ernannt wurde. Doch war er unzufrieden mit den von der Regierung ergriffenen Finanzmaßregeln und legte die Stelle nieder. Nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's III. wurde N. mit der Auflösung der Monopolverwaltung betraut, und er übernahm seine frühere Fabrik, die inzwischen als Kronfabrik fortbestanden, wieder für eigene Rechnung. Dieselbe gewann nunmehr eine ungewöhnliche Ausdehnung, aber zur Zeit der westfäl. Regierung (seit 1807) verminderte sich der Absatz, sodaß er die müßig werdenden Kapitale auf den Ankauf des Klosters Althaldensleben (s. d.) mit dem dazu gehörigen Vorwerke Glüsig verwandte; auch kaufte er das Gut Hundisburg bei Magdeburg. Hier begründete N. neben großartigem landwirthschaftlichen Betrieb eine ganze Reihe der umfassendsten und verschiedenartigsten industriellen Anstalten. N. starb 23. Juli 1835. Von seinen fünf Söhnen wurden der älteste 1840, die übrigen vier 1861 in den Adelsstand erhoben.

Nathusius (Hermann Engelhard von), vorzüglich bekannt als Thierzüchter, Sohn des Vorigen, geb. 1809 zu Magdeburg, studirte Naturwissenschaften und veröffentlichte verschiedene zoolog. und botan. Arbeiten in Wiegmann's «Archiv» und der «Flora». Familienverhältnisse veranlaßten ihn zur Uebernahme des Gutes Hundisburg, wodurch er der Landwirthschaft zugeführt wurde. Namentlich studirte er die engl. Landwirthschaft und machte vielfache Versuche, die engl. Viehrassen nach Deutschland zu verpflanzen. Diese Versuche waren von günstigstem Erfolge begleitet, sodaß von Hundisburg aus edle Zuchtthiere sich über einen großen Theil Deutschlands verbreiteten. Neben seiner praktischen Thätigkeit blieb N. auch ununterbrochen seinen naturwissenschaftlichen Studien zugewandt. Vor allem widmete er sich der Theorie der Thierzucht und bildete für diesen Zweck eine Sammlung von anatom. Präparaten, Zeichnungen u. dgl., die als einzig in ihrer Art gelten muß. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen veröffentlichte er in einer Reihe von Schriften, wie «Ansichten und Erfahrungen über die Zucht von Fleischschafen» (Berl. 1856), «Ueber Constanz in der Thierzucht» (Berl. 1858), «Ueber Shorthorn-Rindvieh» (2. Aufl., Berl. 1861), «Die Rassen des Schweins» (Berl. 1860), «Vorstudien zur Geschichte und Zucht der Hausthiere» (Berl. 1864), «Vorträge über Viehzucht und Rassenkenntniß» (Thl. 1, Berl. 1872), «Wandtafeln für den naturwissenschaftlichen Unter-

Digitized by Google

richt» (Serie 1 u. 2, Berl. 1871—73), «Ueber die sog. Leporiden» (Berl. 1876). Auch lieferte er zahlreiche Beiträge zu landwirthschaftlichen Zeitschriften. In allen seinen wissenschaftlichen Arbeiten bekundet er sich als Gegner der Züchtungstheorie des Engländers Darwin (s. d.). N. war 1847 Mitglied des preuß. Vereinigten Landtags und wurde 1868 zum Präsidenten des preuß. Landesökonomie-Collegiums und in das Ministerium für Landwirthschaft nach Berlin berufen. — Wilhelm von N., ein jüngerer Bruder, geb. 1821 zu Hundisburg, widmete sich besonders zu Paris und Berlin chem. Studien und übernahm dann das Gut Königsborn bei Magdeburg. Er betheiligte sich lebhaft an den polit. Bewegungen und saß 1855 im preuß. Abgeordnetenhause, in welchem er der Fraction Gerlach angehörte. Seit 1852 ist er Mitglied des Landesökonomie-Collegiums. Von seinen Schriften sind «Die Grundsteuer» (Berl. 1859) sowie die mikroskopischen Untersuchungen über «Das Wollhaar des Schafs» (Berl. 1866) hervorzuheben. In den «Untersuchungen über nichtcelluläre Organismen» (Berl. 1877) tritt er der modernen Zellentheorie entgegen. — Philipp Engelhard von N., geb. 5. Nov. 1815 in Althaldensleben, übernahm schon frühzeitig die Verwaltung der väterlichen Güter, gab dieselbe aber 1849 auf und lebte seit 1850 zu Neinstadt am Harz seinen literarischen Neigungen. In den J. 1839—41 veröffentlichte er einige Gedichtsammlungen. Nachdem er sich seit 1848 lebhaft an der «Kreuzzeitung» betheiligt, übernahm er das «Volksblatt für Stadt und Land», in welchem er die polit. und kirchlichen Interessen der Partei jenes Blattes eifrig vertheidigte. In dem Schriftchen «Zur Verständigung über Union» (Halle 1857) bekundete er sich als einen Gegner der Union. Wegen eines Artikels über denselben Gegenstand in seinem «Volksblatte» zog er sich Ende 1858 eine gerichtliche Verfolgung zu, über die er in einer «Actenmäßigen Darstellung» (Halle 1860) berichtete. Zu Neinstadt hat N. ein größeres Knabenrettungs- und Brüderhaus (Lindenhof) nach dem Muster des Rauhen Hauses begründet. Er starb 16. Aug. 1872 zu Luzern. — Marie N., die Gattin des Vorigen, geb. 10. März 1817 zu Magdeburg, erhielt zu Calbe an der Saale als Tochter des dortigen Superintendenten Scheele eine einfache Erziehung, zeigte sich aber als Mädchen schon sehr originell. Sie vermählte sich 1841 und wurde Mutter von sieben Kindern, starb aber bereits 22. Dec. 1857 zu Neinstadt. Ihren literarischen Ruf begründete sie mit einer Reihe von Novellen, die ein christlich-frommes Gemüth bekunden und einen großen Leserkreis gefunden haben. Dahin gehört vor allem «Elisabeth» (10. Aufl., 2 Bde., Halle 1874), ferner «Tagebuch eines armen Fräuleins» (12. Aufl., Halle 1877), «Langenstein und Boblingen» (7. Aufl., Halle 1877) u. s. w. In ihren «Gesammelten Schriften» (15 Bde., Halle 1858—68) findet sich auch ihr «Lebensbild» (3 Bde., Halle 1867—68). Außer zartsinnigen lyrischen Poesien hat man von Marie N. auch gelungene Liedercompositionen, die von Erk in Gemeinschaft mit ihrem Gatten (Halle 1865) herausgegeben wurden.

Nation (lat. von nascere, entstehen) nennt der deutsche Sprachgebrauch im Gegensatz zu Volk, als der Gesammtheit der Staatsgenossen, die erbliche Stammes-, Sprach-, Sitten- und Culturgemeinschaft, welche bestimmten Menschenmassen und Familien ein eigenthümliches Rassegepräge aufdrückt und sie von andern N. abhebt. Der franz. und engl. Sprachgebrauch nennt umgekehrt nation was wir Volk nennen und peuple, people, was wir N. nennen. In Asien und während des Mittelalters auch in Europa, heute noch in der Türkei, schied der Gegensatz der Religion hauptsächlich die N. voneinander. Aber heute wirkt der Unterschied der Sprache, an den sich der Unterschied der Literatur und Cultur anschließt, vornehmlich ein und trennt die Nationalitäten. Ueberdem wirkt auch der Gegensatz der Länder und Klimate und zuletzt mit besonderer Stärke der Gegensatz des polit. Lebens bald trennend, bald verbindend ein. So hat sich die ursprünglich eine Nationalität der Engländer vornehmlich aus polit. Gründen in zwei N. gespalten, die englische und die nordamerikanische, während sie durch Sprache, Recht und Cultur noch verbunden sind. Ebenso gehören die deutschen Schweizer durch Sprache und Cultur der deutschen N., die franz. Schweizer der französischen N. zu und die italienischen der italienischen N.; und doch sind sämmtliche Schweizer hinwieder politisch wie eine N. von den großen Nachbarnationen geschieden. Die Belgier, obwol zur Hälfte französisch sprechend, fühlen sich doch als eine andere N. als die französische, und die Basken und Bretonen in Frankreich fühlen sich als Franzosen, wenngleich sie eine andere als die franz. Sprache reden.

In unserer Zeit wirkt das Gefühl und Bewußtsein nationaler Gemeinschaft und nationaler Verschiedenheit stärker als in allen frühern Epochen der Weltgeschichte. Unserm Zeitalter eigen ist die nationale Staatenbildung, d. h. eine Staatenbildung, welche die nationale Gemeinschaft zur polit. Person erhebt und ihr die Macht verschafft. Die Gründung des Königreichs Italien und des Deutschen Reichs sind ebenso wie die siegreiche Bewahrung der Union in dem

nordamerik. Bürgerkriege und selbst die Einigung des Japanesischen Reichs aus diesem mächtigen Nationalbewußtsein zu erklären. Aber übertrieben wird das Nationalitätsprincip durch die Forderung, daß jede N. ein Staat und daher Volk werde. Eine solche Neutheilung der Welt nach N. gleich Völkern würde den Frieden der Welt von Grund aus erschüttern, die Errungenschaften der Geschichte muthwillig zerstören und nicht eine neue sichere Weltordnung schaffen, sondern die Menschheit zerreißen. Es gibt N., die zu schwach oder zu unfähig sind, um selbstständige Staaten zu bilden, andere N., die so reich angelegt sind, daß sie fähig sind, verschiedene Staaten nach verschiedenen polit. Ideen zu schaffen. Es gibt auch internationale Beziehungen, die sich in einem Staate friedlich zusammenfinden. Die Verbindung einer großen N. mit Bruchstücken anderer N. zu Einem Staate wirkt unter Umständen sehr nützlich auf den Volkscharakter, indem er die Mängel der überwiegenden Nationalität ergänzt und hebt. Das Russische Reich hat von den deutschen Ostseeprovinzen einen höchst werthvollen Zusatz zu seiner Verwaltung und Heeresleitung erworben. Für den Staat aber ist es immerhin sehr förderlich, wenn er wesentlich auf einer Hauptnationalität beruht. Das Problem, mehrere Nationalitäten friedlich durch die Freiheit zu einigen, ist durch die Schweiz glücklich gelöst worden. Vgl. Bagehot, «Der Ursprung der N.» (Bd. 4 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1874).

Nationalconvent hieß in der Französischen Revolution die Versammlung von Volksdeputirten, welcher nach dem Umsturze des Throns die Staatsgewalt zufiel und die alsbald das Organ alles Gewaltigen und Schrecklichen jener Epoche ward. Durch die Nationalversammlung (s. d.), nach der Suspension des Königs einberufen, wurde der N., 750 Mitglieder zählend, 21. Sept. 1792 eröffnet, und verkündete vier Tage später die Republik. Mehr und mehr gewannen in ihm, gegenüber den gemäßigten Girondisten (s. d.), die exaltirten Jakobiner oder die Bergpartei, vom Pöbel unterstützt, die Oberhand. Der N. verhandelte und verfügte die Hinrichtung des Königs; er schuf Heere zur Bekämpfung der aufständischen Vendée und der auswärtigen Mächte; er errichtete das Revolutionstribunal, bildete im eigenen Schose zur Concentrirung der Regierungsgewalt den Wohlfahrts- und den Sicherheitsausschuß und hob endlich die Unverletzlichkeit der Deputirten auf. Seit dem Sturz der Girondisten im Juni 1793 wurde der Berg allmächtig. Die demokratische Verfassung, die der N. 10. Aug. beschloß, blieb unausgeführt. Dagegen entwickelten die Machthaber gegen ihre innern und äußern Feinde eine furchtbare Energie. Fast eine Million Bürger trat unter die Waffen; ein ungeheueres Kriegsmaterial wurde durch gewaltsame Requisition aufgehäuft; eine sog. Revolutionsarmee mußte im Lande herumziehen und die schlechten Patrioten vernichten; Hunderttausende von Verdächtigen schmachteten in den Kerkern. Der Hungersnoth begegnete der N. durch das Gesetz des Maximum (s. d.), und seine Milliarden von Assignaten wurden durch das Revolutionsgericht nothdürftig im Credit erhalten. Mitten in diesem Treiben verfiel der N. selbst der Dictatur Robespierre's (s. d.), und nachdem die sog. Ultras (Hébert) sowie die Gemäßigten (Danton) das Schaffot bestiegen, erreichte der Schrecken und auch die Gefahr für die Mitglieder der Versammlung ihre Höhe. Das sog. Triumvirat (Robespierre, Saint-Just, Couthon) überlieferte binnen einigen Wochen alle seine Feinde der Guillotine, sodaß die Zahl der Deputirten sehr zusammenschmolz. Die sog. Ebene oder der Morast, die große Menge derer, welche nicht wagten, den Machthabern Opposition zu machen, stimmte nur noch ohne Discussion. Endlich vereinigte die gewisse Aussicht auf den Tod die kühnsten Mitglieder zu einem Versuch, das furchtbare Joch abzuschütteln. Am 10. Thermidor (27. Juli 1794), als Robespierre neue Hinrichtungen verlangte, erhob sich Tallien (s. d.) und gab seinen Genossen die Sprache; schon am folgenden Tage mußte die Partei Robespierre's erliegen, und die Herrschaft des Schreckens nahm ein Ende. Der N., fortgerissen von dem Reactionsgeiste, der im Volke hervorbrach, vervollständigte sich zur Zurückrufung der geächteten Mitglieder und begann die Unterdrückung des bewaffneten Pöbels und der Jakobiner. Eine Reihe von Aufständen, welche die letztern gegen den N. versuchten, endete in den Emeuten vom 12. Germinal (2. April 1795) und 1. Prairial (20. Mai) mit der vollständigen Niederlage der Empörer. Indeß griff die Reaction in den Mittelklassen so gewaltig um sich, und die royalistische Partei gewann ein solches Uebergewicht, daß sich der N., als der Träger der Revolution und des Republikanismus, genöthigt sah, seine Waffen gegen die Reaction selbst zu kehren. Auch in dieser Krisis blieb er Sieger, indem der junge General Bonaparte 13. Vendémiaire (4. Oct.) die von Royalisten geführten Sectionen der pariser Gemeinde durch Kartätschenfeuer auseinandertrieb. Die stürmische Laufbahn des N. nahte hiermit ihrem Ende. Nachdem er den Frieden mit Preußen und Spanien geschlossen und die Freiheit der in der Schreckenszeit unterdrückten Religionsübung, sowie die Einführung eines neuen Unterrichts-

Digitized by Google

ſyſtems decretirt, löſte er ſich 4. Brumaire des J. IV (26. Oct. 1795) auf und hinterließ der Nation eine neue Verfaſſung, nach welcher die Regierungsgewalt einem Directorium von fünf Mitgliedern überliefert wurde. (S. Frankreich.)

Nationalfarben nennt man die Farben, welche einem Staate oder Volke als polit. Abzeichen dienen und gewöhnlich in Cocarden, Schärpen, Fahnen, Flaggen und Ordensbändern getragen werden, auch zum Anſtrich von Grenzzeichen, Schlagbäumen und Schilderhäuſern, ſowie bei feſtlichen Gelegenheiten zum Schmuck von öffentlichen und Privatgebäuden dienen. Die N. ſind in der Regel den Wappen entlehnt. Preußen hat als N. Schwarz-Weiß, Oeſterreich Schwarz-Gelb, Baiern und Schwarzburg Hellblau-Weiß, die ſächſ. Staaten (mit Ausnahme von Weimar) und Anhält Grün-Weiß, Würtemberg Schwarz-Roth, Baden Roth-Gelb, Sachſen-Weimar Grün-Gelb, Heſſen und die drei Hanſeſtädte Weiß-Roth, Reuß Gelb-Schwarz-Roth, Braunſchweig Dunkelblau-Gelb, Oldenburg Dunkelblau-Roth, Mecklenburg Roth-Blau-Gelb, die Schweiz Weiß-Roth, Holland Roth-Weiß-Blau (die Flagge; die Cocarde und Feldzeichen dagegen Orange), Belgien Schwarz-Gelb-Roth, Dänemark Roth-Weiß, Schweden Gelb-Blau, Norwegen Schwarz-Gelb, Rußland Schwarz-Orange-Weiß, Griechenland Weiß-Blau, Spanien Roth-Gelb, Portugal Blau-Weiß (die Cocarde Blau-Roth), der Kirchenſtaat Gelb-Weiß, Italien Roth-Weiß-Grün, Mexico Grün-Weiß-Roth, Braſilien Grün-Gelb u. ſ. w. Die Zuſammenſtellung einiger neu angenommenen N. iſt in ſymboliſchem Sinne erfolgt. So beſteht in Großbritannien die roth-blau-weiße Unionsflagge aus den Kreuzen des St.-Georgs-, Andreas- und St.-Patricks-Ordens, um auf die Vereinigung von England, Schottland und Irland hinzuweiſen. Die blau-weiß-rothe Tricolore iſt in Frankreich während der Revolution vor dem Anbruche der Schreckensherrſchaft ſo entſtanden, daß die von den Bourbonen geführte weiße Farbe den Stadtfarben von Paris hinzugefügt und auf dieſe Art die Verbindung des Königthums mit dem Bürgerthum angedeutet wurde. Ueber das frühere deutſche Schwarz-Roth-Gelb und die N. des Deutſchen Reichs, welche, wie bereits die des Norddeutſchen Bundes, Schwarz-Weiß-Roth ſind, ſ. Deutſche Farben.

Nationalgarde, ſ. Volksbewaffnung.

Nationalliberale Partei hieß zunächſt jene 1866 von der Fortſchrittspartei (ſ. d.) im preuß. Abgeordnetenhauſe abgezweigte Parteibildung, deren Einigungspunkt die deutſche Frage war. Auch in andern deutſchen Ländern bildeten ſich um dieſelbe Zeit infolge der veränderten Verhältniſſe ähnliche Parteien, wenn auch nicht überall unter dem gleichen Namen. Vorzugsweiſe waren es die gemäßigten oder Alt-Liberalen, die ehemaligen ſog. Gothaer (ſ. d.), welche der neuen Partei beitraten; doch gingen auch viele ſog. Demokraten zu ihr über. Im Norddeutſchen Reichstage und im Zollparlamente (1867—70), ſowie im Deutſchen Reichstage (ſeit 1871) entſtand ſodann eine große nationalliberale Fraction, die 1874 bis zu etwa 150 Mitgliedern anſtieg, bei den Wahlen 1877 jedoch auf etwa 127 ſank. Die Zahl der für nationalliberale Candidaten abgegebenen Stimmen in ganz Deutſchland belief ſich 1877 auf 1,569,431 oder 28,3 Proc. aller abgegebenen Stimmen. Eine formelle Organiſation ward der Partei ſchon 1869 zu geben verſucht durch zeitweilige Verſammlungen in Berlin und Niederſetzung eines leitenden Ausſchuſſes, beſonders für die Wahlen. Indeß iſt der Zuſammenhang dieſer Centralleitung mit den Parteigruppen in den Einzelſtaaten weniger ſtraff; vielmehr wird den letztern ein möglichſt großes Maß von Selbſtſtändigkeit, entſprechend den beſondern Verhältniſſen, eingeräumt. Die nationalliberale Partei hat ſich vor allem die Erhaltung und Kräftigung der innern Einheit und der äußern Größe des Deutſchen Reichs zur Aufgabe geſtellt.

Nationalliteratur iſt ein Ausdruck, welcher durch Wachler (ſ. d.) in Umlauf gekommen iſt. Es ſoll damit, im Gegenſatz zur Fachliteratur der einzelnen Wiſſenſchaften, diejenige Art Literatur bezeichnet werden, die unmittelbar aus dem eigenſten Volksgeiſt erwachſen iſt und ſich darum auch wieder an die allgemeine Volksbildung wendet, alſo hauptſächlich Poeſie und Beredſamkeit. Seitdem die neuere culturgeſchichtliche Auffaſſung und Behandlung der Literaturgeſchichte eine ſolche ſtrenge Unterſcheidung nicht mehr zuläßt, ſondern Philoſophie, Theologie und, ſoviel als möglich, auch die andern Wiſſenſchaften in den allgemeinen Fluß der Geſchichte zieht und ihre Standpunkte und Entwickelungen als die naturnothwendigen Ergebniſſe der maßgebenden allgemeinen Entwickelungszuſtände betrachtet und darſtellt, iſt dieſer Ausdruck veraltet.

Nationalökonomie oder Volkswirthſchaftslehre iſt diejenige Wiſſenſchaft, welche ſich mit dem wirthſchaftlichen Leben der Völker, der Production, dem Umlaufe und der Conſumtion der Güter ſowie mit allen Verhältniſſen, welche ſich daran knüpfen, beſchäftigt und die Geſetze und Regeln feſtzuſtellen ſucht, auf welchen das wirthſchaftliche Leben der Menſchen

begründet ist, oder welche auf dasselbe wenigstens wesentlichen Einfluß ausüben. Die Grundlagen dieser verhältnißmäßig sehr jungen Wissenschaft sind die bisher gemachten Erfahrungen, aus denen sich die Gesetze und Regeln feststellen lassen. Die alten Völker und das Mittelalter wußten von der N. noch nichts, obwol einzelne Theile derselben, z. B. diejenigen, welche mit der Finanzwissenschaft zusammenhängen, in der Politik mitbearbeitet wurden. Aus der Finanzwissenschaft gingen später auch die ersten Anfänge der Volkswirthschaftslehre hervor. Praktische Finanzbeamte und Männer der Wissenschaft beschäftigten sich mit der Frage, worin der Reichthum der Staaten bestehe, welches seine Quelle sei, wie man der Verminderung dieses Reichthums entgegentreten und seine Vermehrung fördern könne, aber sie thaten dies wesentlich behufs Lösung der Frage, in welcher Weise und woher der Staat die ihm nothwendigen materiellen Mittel zu nehmen habe. Erst später fand man, daß die Volkswirthschaft eine weit größere Bedeutung hat, daß sie, indem sie die Gesetzmäßigkeit der Erscheinung des Güterlebens ermittelt und feststellt, nicht nur von geradezu bestimmender praktischer Wirksamkeit rücksichtlich der wirthschaftlichen Betriebe der Privatpersonen und der Genossenschaften ist, sondern auch auf die Thätigkeit der Regierungen, auf die wichtigsten Verhältnisse des Staats und seiner Glieder und endlich auf die menschliche Gesellschaft überhaupt den mächtigsten Einfluß ausübt.

Bei der Aufstellung des ersten Systems ging man von den wirthschaftlichen Verhältnissen der einzelnen Personen aus und kam, da der Privatmann das Geld, welches ihm die Befriedigung aller materiellen Bedürfnisse leicht ermöglicht, über alles schätzte, in diesem seinen Reichthum sah und es in jeder zulässigen Weise zu vermehren suchte, zu der Meinung, der Reichthum der einzelnen Staaten bestehe in der geringern oder größern Menge der innerhalb ihrer Grenzen befindlichen edeln Metalle (Silber und Gold). Hiernach kam es für die Regierungen, wenn sie den Reichthum des Landes fördern wollten, vorzugsweise nur darauf an, die Entfernung der edeln Metalle zu verhindern, das Hereinströmen derselben dagegen in jeder Weise, selbst mit Opfern zu fördern. Indem man jede Gold- und Silberausfuhr verbot, suchte man Rohproducte und gewerbliche Fabrikate massenhaft auszuführen und gegen edle Metalle, die man importiren konnte, auszutauschen. Man begründete, um dies zu erleichtern, Colonien und Handelsgesellschaften, schloß Handelsverträge, gestattete die Einfuhr von Rohstoffen, während die der Fabrikate verboten war u. s. w. Man hieß dieses System das Handels- oder das Mercantilsystem, und sah es am ersten und vollständigsten durchgeführt durch den franz. Minister Colbert (1661—85), nach welchem es in Italien auch Colbertismus genannt wurde. Als man sich später überzeugte, daß Länder, welche das Handelssystem streng durchführten, verarmten, andere, welche, wie England, die Geldausfuhr zuließen, reich blieben, so kam man zu dem sog. Physiokratischen System (s. d.), das an die Grundsätze des Ministers Sully anknüpfte. Der Gründer desselben war (um 1750) der Franzose Franz Quesnay (s. d.), obwol die Grundzüge desselben wenigstens theilweise schon viel früher aufgestellt wurden (z. B. von Serra, von Beccaria, Filangieri). Jedenfalls besitzen die Physiokraten das Verdienst, eine große Zahl schädlicher Irrthümer beseitigt und den Sturz des Mercantilsystems zum Wohl der Völker und Staaten vorbereitet zu haben. Erst mit ihnen begannen wirklich wissenschaftliche Studien und Forschungen über Volkswirthschaft. Merkwürdigerweise bestand dies System erst wenige Jahre, als schon ein neues, das sog. Industrie- oder Smith'sche System aufgestellt ward und zur Geltung gelangte. Adam Smith (s. d.) erkannte das physiokratische System als einseitig und unvollkommen und fand, daß zwar die Naturkräfte bei der Erzeugung der Güter mitwirken, die Quelle aller Güter aber die menschliche Arbeit ist. Er führte den Beweis, daß gewerbliche Arbeit und Handel ebenso productiv seien wie der Landbau, und daß deshalb die Bearbeitung des Bodens, die Industrie und der Handel vom Staat gleichmäßig gefördert zu werden verdienen, daß indeß die Staatsverwaltung nur die Schranken, welche die Betriebsamkeit einengen, zu beseitigen habe, nicht aber in die Production und Consumtion selbst eingreifen und diese regeln dürfe. Obwol Smith sein System nicht in allen Theilen gleichmäßig durchführen konnte, ward es doch bald als das einzig richtige anerkannt und im Laufe der Zeit von seinen Nachfolgern im einzelnen verbessert, ergänzt und tiefer begründet. Selbst seine Gegner, wie Friedrich List, Adam Müller, H. Rösler, die Socialisten u. s. w., haben nur dazu beigetragen, das System strenger zu prüfen, zu revidiren und allgemeiner zur Anerkennung zu bringen, da es sich in seinen Grundlagen in keiner Weise ernstlich erschüttern ließ. Aus der bereits sehr reichen Literatur der Geschichte und Lehre der Volkswirthschaft sind besonders für die neuere Zeit die Werke von Rau (s. d.) und Roscher (s. d.) hervorzuheben. Vgl. Mohl, «Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften» (3 Bde., Erlangen 1855—58).

Nationaltheater bezeichnet eine Schaubühne, welche sich die Aufgabe stellt, vorzugsweise einheimische Stücke von wesentlich nationalem Charakter zur Aufführung zu bringen und eben dadurch auch die nationale Ausbildung der dramatischen Dichtkunst zu fördern. Für Frankreich ist ein solches N. das Théâtre Français in Paris. In Deutschland wurde ein solches zuerst 1767 unter Lessing's Mitwirkung von zwölf hamburger Bürgern unternommen, scheiterte aber schon nach zwei Jahren. Einen zweiten Versuch machte Joseph II. mit dem Theater an der Burg 1776, welches aber nach des Kaisers Tode nur den Namen, nicht das nationale Streben beibehielt. Im J. 1779 errichtete Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz ein N., welches Heribert von Dalberg leitete und das durch Iffland geistig belebt wurde. Auch das königl. Theater in Berlin führte unter Iffland's Leitung 1796—1814 den Namen N.

Nationalverein (Deutscher) war der Name eines zum Zwecke der Einigung und freiheitlichen Entwickelung des gemeinsamen Vaterlandes gegründeten polit. Vereins. Den ersten Anstoß dazu gab der durch die Verwickelungen Oesterreichs in Italien und die wachsende Uebermacht Napoleon's III., wie dies beides 1859 zu Tage getreten, lebendig gewordene, durch die sog. «neue Aera» in Preußen (s. Deutschland und Deutsches Reich und Preußen) unterstützte Gedanke einer Wiederaufnahme der nationalen Bestrebungen von 1848 und 1849. Dieser Gedanke erhielt öffentlichen Ausdruck in zwei fast gleichzeitig im Sommer 1859 zu Eisenach und zu Hannover veranstalteten Versammlungen Gleichgesinnter. Die Hoffnung, welche den Veranstaltern dieser Versammlungen wol vorgeschwebt hatte, die durch den ital. Krieg geschaffene Lage für eine Erneuerung der preuß. Unionspolitik von 1849 verwerthen zu können, indem man durch Kundgebungen der öffentlichen Meinung die preuß. Regierung in diese Richtung drängte oder darin unterstützte, ward durch den Waffenstillstand von Villafranca zunichte gemacht, und so mußte man sich auf den Zweck einer Agitation behufs allmählicher Annäherung an jenes Ziel beschränken. Wichtig war, daß der Verein von Anfang an sowol demokratische als gemäßigt liberale Elemente umfaßte. Die Organisation des Vereins, wie sie in der ersten Hauptversammlung desselben zu Frankfurt a. M. 15. und 16. Sept. 1859 festgestellt worden, war (bedingt durch die Vereinsgesetze) derart, daß der N. als ein einziger Verein ohne Zweigvereine über ganz Deutschland sich verbreitete. An seiner Spitze stand ein Ausschuß. Durch Agenten an verschiedenen Hauptorten erhielt dieser die Fühlung mit den einzelnen Mitgliedern, ebenso durch jährliche Generalversammlungen. Zum Ausschusse, an dessen Spitze während der ganzen Dauer des Vereins Rudolf von Bennigsen (s. d.) stand, gehörten von bekannten polit. Führern unter andern Schulze-Delitzsch, Löwe-Kalbe, von Unruh, Miquél, Riesser, Metz, Brater, Lang-Wiesbaden, Fries-Weimar. Der Verein wirkte publicistisch durch die «Wochenschrift des N.», redigirt von A. L. von Rochau, und durch zahlreiche «Flugblätter des Deutschen N.». Seitens der preuß. Regierung verhielt man sich, selbst noch unter dem «Ministerium der neuen Aera», vollends später, sehr zurückhaltend, fast abwehrend; in mehrern Staaten, Sachsen, Hessen-Darmstadt u. a., ward der Verein als staatsgefährlich verfolgt (in Sachsen z. B. seinen Mitgliedern die Bestätigung zu Gemeindeämtern versagt); in Frankfurt a. M. durfte er nicht seinen Sitz nehmen, den er deshalb nach Koburg verlegte. Der N. brachte es auf 30—40,000 Mitglieder. Er hat, wenn auch nicht consequent genug in seinem nationalen Glaubensbekenntnisse, immerhin dazu beigetragen, die öffentliche Meinung in Deutschland für die Wendung der deutschen Geschicke 1866 empfänglicher zu machen. Mit dieser Wendung selbst aber war seine Wirksamkeit zu Ende; das Ziel war, wenn auch auf anderm Wege, erreicht, und die Agitation dafür ward überflüssig. Uebrigens hatte der N. die Bildung eines andern polit. Vereins, des Reformvereins, veranlaßt, der sich (ebenfalls zu Frankfurt a. M.) 27. und 28. Oct. 1862 constituirte und gewissermaßen eine Wiederbelebung der aus dem Parlamente von 1848 bekannten «großdeutschen Partei» war; derselbe lehnte sich an die damals beginnenden Bestrebungen der Mittelstaaten und Oesterreichs, durch föderative Verfassungsreformprojecte für Deutschland (wie das österreichische von 1863) die öffentliche Meinung für sich und gegen Preußen zu stimmen. Er brachte es nie zu großer Verbreitung.

Nationalvermögen oder Volksvermögen ist die Summe aller wirthschaftlichen Güter und Kräfte, welche ein Volk als Gesammtheit und in seinen einzelnen Gliedern besitzt, die Masse des Vermögens des Staats und aller Einzelnen, bei dessen Feststellung aber auch werthvolle Verhältnisse, wie Klima, Wasserreichthum, günstige Form der Seeküste, in Betracht zu ziehen sind. Die specielle Feststellung und Abschätzung des N. ist nicht gerade unmöglich, aber doch kaum durchführbar. Vermehrt wird das N. durch die Production der Güter vermittels der menschlichen Arbeit mit Hülfe der Naturkräfte und des angesammelten Kapitals.

Digitized by Google

Nationalversammlung (Assemblée nationale) war der Name, den sich 17. Juni 1789 in Frankreich der Bürgerstand in der von Ludwig XVI. berufenen und 5. Mai eröffneten Reichsversammlung (États généraux) aus eigener Machtvollkommenheit beilegte. Zwar suchte der Hof in einer königl. Sitzung vom 23. Juni diesen Beschluß zu vernichten; allein die Deputirten des Dritten Standes, zu denen sich schon die Freisinnigern der beiden andern Stände gesellten, schworen 20. Juni im Ballhause den feierlichen Eid, nicht eher auseinander zu gehen, bis sie Frankreich eine Constitution gegeben haben würden, und erklärten zugleich jede Gewaltthat von seiten des Hofs für Hochverrath. Der Hof gab hierauf nach und befahl dem Adel und der Geistlichkeit, sich der N. anzuschließen. Die Versammlung eröffnete nun unter dem Namen der Constituirenden (Constituante) eine Thätigkeit, durch welche Frankreich (s. d.) einer gänzlichen Veränderung unterlag. Der Abschaffung der Privilegien in der Nacht vom 4. Aug. folgte die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, der Zehnten, des Religions- und Preßzwangs und die Erklärung der Menschenrechte. Im Febr. 1790 unterdrückte man die Mönchsorden und die Ueberreste des Feudalismus; im März die Lettres de cachet (s. d.) und die Salzsteuer; im Juni sämmtliche Orden und Titel. Im Juli erhielten die Nichtkatholiken die ihren Vorältern confiscirten Güter zurück. Ein Decret vom 18. Oct. hob die grausamen Criminalstrafen Ludwig's XIV. auf. Am 1. Juni 1791 wurde die Folter abgeschafft; im September erhielten alle Bürger, von welcher Nationalität oder Religion sie auch sein möchten, polit. Rechte. Ebenso kühn verfuhr die Versammlung in ihren polit. Schöpfungen. Die Grundsätze hierbei waren die Volkssouveränetät, die Selbstständigkeit der Gemeinden, die Beschränkung der königl. Gewalt durch ein bedingtes Veto (s. d.), die Trennung der polit. Gewalten und die Verantwortlichkeit der Minister. Im Jan. 1790 erfolgte die Eintheilung des Reichs in Departements; im April die Einführung der Geschworenengerichte; 22. Mai die Erklärung, daß der Nation, mithin der Versammlung, allein das Recht des Kriegs und Friedens zustehe. Im Jan. 1791 wurde das Zunftwesen aufgehoben und vollständige Handels- und Gewerbefreiheit eingeführt. Was die Finanzfrage betraf, so erklärte die Versammlung, daß fortan die Abgaben ohne Ansehen des Standes und der Person einer gleichen Vertheilung und Erhebung unterlägen. Ein Decret vom 27. Nov. 1789 verordnete die Veröffentlichung der Finanzrechnungen, ein drittes vom 5. Dec. die Gründung einer Nationalbank. Im März 1790 erschien das erste Gesetz, welches den Verkauf der Nationalgüter bis zum Betrage von 400 Mill. bewilligte, und 17. April ein zweites, welches die Creirung von Assignaten auf die Nationalgüter befahl. Ein Decret vom 8. Oct. erklärte die Assignaten zur unverzinslichen Schuld. Nach Abschaffung des Zehnten und Einziehung des Kirchenguts stellte man eine sog. Civilconstitution des Klerus auf, wonach jedes Departement einen bischöfl. Sprengel bildete, in welchem die Gemeinden den Bischof wie die Pfarrer wählten und besoldeten. Sämmtliche Geistliche wurden den weltlichen Gerichten, ohne Appellation an den Papst oder Einmischung einer sonstigen Kirchenautorität, unterworfen. Jeder Geistliche mußte auf diese Constitution einen Eid leisten, was die Auswanderung des einen Theils der Geistlichkeit und die härtesten Gesetze gegen die widerspenstigen Priester veranlaßte. Nachdem die Constituirende Versammlung 3. Sept. 1791 die neue Constitution mit dem König und den Abgeordneten der Departements beschworen hatte, löste sie sich 30. Sept. auf, um mit dem 1. Oct. einer Gesetzgebenden Versammlung (Législative) Platz zu machen, von der sie thörichterweise ihre eigenen Mitglieder ausgeschlossen hatte. Die neue Versammlung, der das Werk der ersten nicht am Herzen lag, begann sogleich einen fortgesetzten Kampf mit den Resten der königl. Gewalt, der 10. Aug. 1792 mit der Suspension des Königs endete. Hierauf rief die Gesetzgebende N. einen Nationalconvent (s. d.) zusammen, der über das Schicksal der Monarchie entscheiden und eine neue Form aller öffentlichen Verhältnisse begründen sollte. — Den Namen N. erhielten auch später mehrere, ebenfalls aus Volksbewegungen hervorgegangene und polit. Umgestaltung anstrebende Parlamente. So in Frankreich die Versammlungen nach der Februarrevolution von 1848 und nach dem Sturze des zweiten franz. Kaiserreichs; ferner die Deutsche N. in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. und die Preußische N. 1848.

Nationalwerkstätten (Ateliers nationaux) hießen die 1848 unmittelbar nach der Februarrevolution von Marie, dem Minister der öffentlichen Arbeiten, zu Paris ins Leben gerufenen Werkstätten zur Beschäftigung der arbeitslosen Massen. Die N. beruhten auf der von den Socialisten verbreiteten Idee vom «Recht auf Arbeit» und von der Verdrängung der Privatindustrie und der sog. Kapitalherrschaft durch staatliche Etablissements und durch den öffentlichen Credit. Sie hatten ihre Vorgänger schon 1790 in den Ateliers publics de charité und ähnlichen Einrichtungen 1830 gehabt, waren jedoch zunächst bestimmt, die müßigen Leute, welche

Digitized by Google

eine Gefahr für den Staat wurden, zu beschäftigen. Da aber die Mairien nicht genug Arbeit für so viele Tausende hatten, so befahl die Regierung, allen unbeschäftigten Arbeitern eine Unterstützung von je 1 Fr. 50 Cent. zu bezahlen, während diejenigen, welche beschäftigt werden konnten, 2 Frs. erhielten. Die Folge dieses Befehls war, daß eine große Anzahl der letztern ihre Arbeit aufgaben, um von dem Almosen zu leben, und daß zu gleichem Zweck eine Menge Müßiggänger nicht nur aus der Provinz, sondern auch aus dem Auslande nach Paris kamen. Die Mairien erklärten bald, daß es unmöglich sei, die Wirthschaft fortzuführen. Dies war die Lage der Dinge, als sich der Civilingenieur Emil Thomas erbot, die N. auf einer andern Grundlage zu organisiren und alle in denselben beschäftigten Arbeiter nach dem Plane Saint-Simon's, welcher eine halb militärische Organisation derselben vorgeschlagen hatte, unter eine Centralaufsicht zu bringen. Sein Plan wurde angenommen und er selbst zum Director der N. ernannt. Thomas theilte die Arbeiter in Brigaden und Compagnien ein, deren Führer nach dem allgemeinen Stimmrecht von ihnen selbst gewählt wurden. Jede Compagnie hatte ihre Fahne. Die N. waren nicht etwa eine Schöpfung von Louis Blanc, sondern vielmehr zur Bekämpfung seines Einflusses von seinem Gegner Marie ins Leben gerufen und hielten in der That bis zur Eröffnung der Nationalversammlung den sektirerischen Arbeitern des Luxembourg (Louis Blanc's Anhängern) und den unruhigen Arbeitern der Clubs ein Gegengewicht. Es gelang jedoch Thomas nicht, der täglich wachsenden Masse derselben eine nützliche productive Beschäftigung zuzuweisen. Ihre Zahl stieg nach und nach auf 110—120,000 Mann. Man konnte nicht daran denken, dieses System fortzusetzen, und die Nationalversammlung beschloß endlich, einen Credit von 3 Mill. zu bewilligen, um jedem Arbeiter in den N. eine Entschädigung von 30 Frs. zu ertheilen. Außerdem wurde allen Arbeitern zwischen 17 und 25 Jahren angeboten, in die Armee einzutreten. Das Volk antwortete darauf mit der Errichtung von Barrikaden, nachdem eine Verständigung der Arbeiter des Luxembourg mit denen der N. schon vorher erfolgt war. Es erfolgte die Juni-schlacht in den Straßen von Paris und mit ihr das blutige Ende der N. Vgl. Thomas, «Histoire des ateliers nationaux» (Par. 1848).

Nativität (lat.) oder Horoskop hieß in der Astrologie die Prophezeiung der Schicksale eines Menschen, welche auf die bei seiner Geburt stattfindenden Aspecten (s. d.) gegründet ist. Im Alterthum und zwar schon bei den Chaldäern wurden Horoskope von den Priestern, im Mittelalter von den Astrologen gestellt. Noch Kepler mußte Horoskope anfertigen.

Natolien, türk. Anadoli, das griech. Anatole, d. h. das Morgenland, wird Kleinasien (s. d.) oder die westlichste Halbinsel Asiens genannt, die im N. vom Schwarzen Meere, von der Meerenge von Konstantinopel, dem Meere von Marmara und der Straße der Dardanellen, im W. von dem Aegäischen Meere, im S. vom Mittelländischen Meere und im O. von Armenien und den nordwestl. Theilen von Mesopotamien und Syrien begrenzt ist. Das Land, einen Flächenraum von etwa 517,600 QKilom. einnehmend, erhält seine Gestaltung durch die westl. Fortsetzung der Hochflächen und Randgebirge Armeniens. Das Innere bildet ein großes Plateau oder vielmehr eine Reihe von 450—1650 Mt. hohen Plateaustufen mit kahlen Steppen, Salz- und Sumpfflächen, verschiedenen Seen, mit vulkanischen Unterlagen und vereinzelten Kegelbergen, unter denen der Ardschisch (s. d.) mit zwei Kratern die durchschnittlich 1230 Mt. hohe Ebene von Kaisarijeh (Caesarea) noch um 2765 Mt. überragt. Der nördl. Rand oder das pontisch-paphlagonisch-bithynische Gebirge, ein langer Zug von parallelen, aber durch viele Querthäler zerstückten, 1300—1950 Mt. hohen Waldgebirgsketten, fällt steil zu einem schmalen Küstensaume mit sanften und waldlosen Gehängen nach innen hinab; ebenso der Südrand, der Taurus, oder das cilicisch-pamphylisch-lycische Gebirge, nur daß er zusammenhängender und höher ist, im Norden des Meerbusens von Skanderun oder Issus bis 3570 Mt., weiter westwärts 2600—2900 Mt. hoch. Der Westrand ist vielfach durchbrochen, seine Thäler sind dem Aegäischen Meere geöffnet in den karisch-lydisch-mysischen Berglandschaften, an deren Fuße die gesegneten Küstenlandschaften der Levante liegen, und zu deren nördlichsten die Berge Ida und Olymp gehören. Auf dem Plateau des innern N. entspringen die Flüsse Jeschil-Irmak (Iris), Kisil-Irmak (Halys) und Sakkariah (Sangarius), welche ins Schwarze Meer, sowie der Sarabat (Hermus) und Minder (Mäander), welche ins Aegäische Meer strömen. Das Klima trägt im allgemeinen noch den südeurop. Charakter. Die ganze Halbinsel wird ziemlich häufig von Erdbeben heimgesucht. Die Einwohner bestehen aus den verschiedensten Völkerschaften. Das herrschende Volk sind die osman. Türken, welche ungefähr 1,200,000 Köpfe stark und über das ganze Land verbreitet sind. Nach diesen kommen, zu demselben Stamme gehörend und einen Dialekt ihrer Sprache sprechend, die Turkmanen, auf dem

Digitized by Google

Plateau im Innern als Nomaden hausend. Daselbst findet man auch Horden nomadisirender Kurden und in den Gebirgen östlich von Trapezunt die räuberischen Lasen. Die Städte sind neben den Türken im Westen hauptsächlich von Griechen und Juden und im Osten von Armeniern bevölkert, welche, nebst den Franken in den Seestapelplätzen, den ganzen Handel des Landes in ihrer Gewalt haben. Die gesammte Bevölkerung des Landes wird auf 6,755,000 E., mit Cypern und den westl. Inseln zusammen auf 7,320,000 E. angegeben. Die polit. und sociale Verfassung ist im ganzen wie in der Türkei. Eine Eigenthümlichkeit derselben sind jedoch die alttürk. Vasallendynastien, die sog. Dere-Begs, die Thalfürsten, welche unter Oberhoheit des Sultans erbliche Verwalter und Kriegsanführer in ihren Gebieten sind. Ihre frühere Macht hat indeß der Sultan Mahmud gebrochen. Das ganze Land zerfällt gegenwärtig in acht Vilajets oder Generalstatthalterschaften und jede derselben in mehrere Provinzen oder Liwas, nämlich: 1) Khodawendkjar (s. d.), der nordwestlichste Theil, das alte Mysien, Westbithynien und Theile von Phrygien; 2) Kastamuni, der mittlere Theil der Nordküste, das alte Paphlagonien, Ostbithynien und Theile von Pontus, mit der Hauptstadt Kastamuni und den Liwas Kastamuni, Boli, Kjangiri und Sinob oder Sinope (s. d.); 3) Tirabson, der östl. Theil der Nordküste, das Küstenland des alten Pontus und das Land der Lasen (s. d.), mit der Hauptstadt Tirabson oder Trapezunt (s. d.) und den Liwas Batum Tirabson, Dschanik oder Samsun und Gümisch-Khanah; 4) Ismîr oder Aïdin (s. d.), der südwestl. Theil, das alte Lydien, Karien und Phrygien; 5) Konia (s. d.) oder Karama-Ili, ostwärts von Aïdin, das alte Lycien, Pamphylien, Pisidien, Lykaonien und West-Cilicien, sowie Theile von Phrygien, Kappadocien und Kataonien; 6) Angora, der mittelste Theil der Halbinsel, das alte West-Kappadocien und Galatien, mit der Hauptstadt Angora (s. d.) und den Liwas Angora, Jôzgad und Kaisarijeh (s. Cäsarea); 7) Siwas, östlich von Angora, das Binnenland von Pontos, Theile von Kappadocien und Klein-Armenien, mit der Hauptstadt Siwas und den Liwas Siwas, Amasia (s. d.) und Karahissar; 8) Dschesairi-Bahri-Sefid (s. d.) oder Inseln des Weißen Meers, bestehend aus Kale-Sultânie oder Tschanak-Kalessi (die trojanische Halbinsel), Midüllü oder Mytilini, Sakiz-Adasi oder Chios, Istankoi oder Stanco oder Kos, Rhodos. Dazu kommt noch Cypern und das tributäre Fürstenthum Samos.

Natrium (chem. Zeichen Na, Atomgewicht = 23), ein Alkalimetall, welches zu den verbreitetsten Elementen der Erdoberfläche gehört; es findet sich nicht frei in der Natur, sondern nur in Verbindungen, so mit Chlor verbunden als Steinsalz, Meersalz und Siedesalz, mit Fluor in dem grönländ. Mineral, dem Kryolith (s. d.), mit Kieselsäure in vielen Silicaten (Albit oder Natronfeldspat, Analcim, Sodalith, Natrolith, Lasurstein), mit Salpetersäure in dem Peru- oder Chilesalpeter, mit Borsäure im Borax oder der Tiza, mit Schwefelsäure in dem Glauberit und Astrakanit, mit Kohlensäure in der natürlichen Soda. Im Pflanzenreiche kommt es besonders in den Meer- und Strandpflanzen und den sog. Salzpflanzen, und im Thierreiche im Blute, in der Galle u. s. w. vor. Das N. wird dargestellt, indem man ein Gemenge von kohlensaurem Natron, Kreide und Kohle in verschlossenen Gefäßen glüht, es destillirt das N. dampfförmig über und wird unter Petroleum aufgefangen und durch Umschmelzen gereinigt. Es ist fest, silberweiß, verliert aber seinen metallischen Glanz an der Luft sofort, schmilzt bei 95,6° C. und siedet in der Rothglühhitze. Wasser wird durch das N. sofort zersetzt, der frei werdende Wasserstoff entzündet sich aber nicht so leicht, wie es bei der Wasserzersetzung durch Kalium der Fall ist. Sein specifisches Gewicht = 0,97. Mit Kalium bildet es eine bei gewöhnlicher Temperatur flüssig bleibende Legirung, mit Quecksilber verbindet es sich zu einem festen Amalgam. Das metallische N., früher mehr ein Gegenstand der Curiosität, ist seit Mitte des 19. Jahrh. in den Kreis der technisch wichtigen Metalle eingetreten, dem ohne Zweifel eine große Zukunft bevorsteht. Es dient gegenwärtig als Reductionsmittel bei der Fabrikation des Aluminiums und Magnesiums und der Herstellung seltener Metalle wie Calcium, Basium, Strontium, in der Gold- und Silbergewinnung durch Amalgamation (sog. Natriumamalgamation), zur Darstellung von chemisch reinem Aetznatron für analytische Zwecke, zu Zünd- und Sprengzwecken u. s. w. Ja selbst zur Masse der Zündhölzchen ist das N. vorgeschlagen worden. In der chem. Forschung ist das N., mit Quecksilber legirt, als Reductionsmittel organischer Verbindungen bereits unentbehrlich. Das N., wird wegen seiner leichten Oxydirbarkeit unter Petroleum oder in Paraffin eingeschmolzen aufbewahrt. An der Luft erhitzt, verbrennt es mit gelber Flamme, wie die Natriumverbindungen überhaupt die Flamme des lichtlosen Gases gelb färben. Das Spectrum der Natriumflamme leuchtet aus einer einzigen gelben Linie. Ueber die wichtigsten Verbindungen des N. s. Natriumsalze.

Digitized by Google

Natriumsalze oder Natronsalze. Die wichtigsten derselben sind das Chlornatrium oder Kochsalz (s. Salz), das salpetersaure Natron oder der Chilisalpeter (s. d.), das schwefelsaure Natron oder das Glaubersalz (s. d.), das kohlensaure Natron und das zweifach-kohlensaure Natron, an welches sich das Aetznatron (Natriumhydroxyd) anschließt. Das kohlensaure Natron, Soda oder Natriumcarbonat (Natrum carbonicum), deren Fabrikation in der chem. Großindustrie Centraleuropas in vieler Hinsicht gegenwärtig den Kern- und Angelpunkt bildet, findet sich fertig gebildet und kommt theils in vielen Mineralwassern, so in Karlsbad vor, deren Quellen jährlich gegen 133,700 Ctr. Soda zu Tage fördern, theils in Sodaseen in Aegypten, Californien, Nevada und mehrern südamerik. Staaten vor; sie wird aus dem Wasser dieser Seen gewonnen und kommt von Aegypten als Trona, von Südamerika als Urao in den Handel. Eine zweite Art Soda ist die durch Verbrennen gewisser See- und Strandpflanzen gewonnene Asche, Kelp oder Barech genannt, durch deren Auslaugung man neben Jod (s. d.) und Kalisalzen Soda gewinnt, deren Menge jedoch verschwindend klein ist gegenüber der in den chem. Fabriken dargestellten Soda, die man seit der Französischen Revolution und zwar nach dem von N. Leblanc herrührenden Verfahren erhält. Nach dieser Methode, nach welcher man in Großbritannien jährlich 8 Mill. Ctr., in Frankreich 2 Mill. Ctr., in Oesterreich-Ungarn 150,000 Ctr. und im Deutschen Reiche 1,162,330 Ctr. (Production von 1876) fabricirt, wird ein Gemenge von schwefelsaurem Natron, Kohle und Kalkstein (Kreide) auf der Sohle eines Flammenofens erhitzt; es bildet sich eine halbgeflossene Masse (Rohsoda), aus Schwefelnatrium und kohlensaurem Kalk bestehend, aus der man durch Auslaugen, Abdampfen und Krystallisirenlassen kohlensaures Natron gewinnt, während ein unlöslicher Rückstand bleibt, aus dem man gegenwärtig Schwefel und thioschwefelsaures Natron darstellt. Nach einem andern, in neuester Zeit aufgekommenen Verfahren stellt man Soda, sog. Ammoniaksoda direct aus Kochsalz dar, indem man eine gesättigte Lösung desselben mit Ammoniak versetzt und Kohlensäuregas unter Druck durch die Flüssigkeit leitet; es schlägt sich zweifach-kohlensaures Natron nieder, welches durch Calciniren in Soda übergeführt wird; in der Lösung bleibt Salmiak, aus welchem man immer wieder Ammoniak gewinnt. Das neue Verfahren wurde von dem belg. Chemiker Solvey in Brüssel zuerst im großen Maßstabe ausgebeutet. Bei der Verarbeitung des Kryoliths (s. d.) und bei der Umwandlung des Chilisalpeters durch kohlensaures Kali in Kalisalpeter werden als Nebenproduct namhafte Mengen von Soda gewonnen. Die krystallisirte Soda (Natrum carbonicum crystallisatum) enthält fast die Hälfte ihres Gewichts an Wasser. Die im Handel vorkommende und meist hauswirthschaftlichen Zwecken dienende Krystallsoda ist sehr häufig mit großen Mengen von Glaubersalz verfälscht. Die Hauptanwendungen der Soda sind zur Glas- und Seifenfabrikation, zur Darstellung des Aetznatrons, zu medic. Zwecken und zur Darstellung zahlreicher chem. Präparate. Das saure kohlensaure oder doppelkohlensaure Natron (Natrum bicarbonicum, Natriumbicarbonat) ist in manchen Mineralwassern enthalten und wird bereitet im großen durch Leiten von Kohlensäuregas über ein Gemenge von 3 Theilen wasserfreier und 1 Theil krystallisirter Soda. Auch als Zwischenproduct bei der Darstellung der Ammoniaksoda tritt es auf. Es erscheint in wasserfreien krystallinischen Massen, die sich in 10—11 Theilen Wasser von gewöhnlicher Temperatur lösen. Man verwendet dieses Salz in großer Menge zur Bereitung von Brausepulver (s. d.) und Backpulver. 1 Gr. desselben gibt 270 Kbmt. Kohlensäuregas. Aus dem kohlensauren Natron stellt man durch Behandeln einer Lösung desselben mit Aetzkalk und Abdampfen der Lauge bis zur Trockne das Aetznatron (Natriumhydroxyd, Sodastein, Seifenstein) dar, welches in seinen Haupteigenschaften dem Aetzkali analog sich verhält und seine hauptsächlichste Verwendung in der Seifenfabrikation, in der Verarbeitung und Reinigung der Producte der trockenen Destillation der Braunkohle zum Zwecke der Darstellung von Paraffin und Solaröl, zum Reinigen des Petroleums, zur Bereitung des Wasserglases, bei der Herstellung der Holzcellulose für Papierfabriken und der Fabrikation von künstlichem Alizarin aus Anthracen findet. Vgl. R. Wagner, «Regesten der Sodafabrikation» (Lpz. 1866); derselbe, «Die wirthschaftliche Lage der deutschen Soda-Industrie» (Augsb. 1877); die Lehr- und Handbücher der chem. Technologie von Fr. Knapp und R. von Wagner.

Natron (Natriumoxyd) und Natronsalze, s. Natriumsalze.

Natter (Joh. Lorenz), einer der berühmtesten Steinschneider des 18. Jahrh., geb. 1705 zu Biberach in Schwaben, ging als Juwelier in die Schweiz und dann nach Italien, wo er, vorzüglich auf Ermunterung des Gemmenkenners Baron von Stosch, sich auf die Nachahmung der alten geschnittenen Steine legte, in welcher er eine solche Uebung erlangte, daß einige seiner

Digitized by Google

Copien von den Originalen kaum zu unterscheiden sind. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Italien, wo er 1732—35 in Diensten des Großherzogs von Toscana stand, ging er nach England und machte dann verschiedene Reisen nach Holland, Dänemark, Rußland und Schweden, wo an den Höfen überall seinen Leistungen reicher Lohn wurde. Im J. 1762 nahm er den vortheilhaftesten Antrag, sich in Petersburg niederzulassen, an, starb aber bald nach seiner Ankunft 27. Oct. 1763. Seine Sammlungen von geschnittenen Steinen, Abdrücken, Medaillen, Büchern und Kupferstichen wurden für den Großfürsten erkauft. N. schnitt vorzüglich Bildnisse. Zu seinen Hauptwerken gehören eine Schaumünze zu Ehren des Sir Robert Walpole und eine siegende Britannia auf einer Gemme mit fünf Lagen und ebenso vielen Farben. Er schnitt sogar in Diamanten. Zu mehrern Medaillen hat er die Stempel geschnitten, und eine Zeit lang verwaltete er die Stelle eines Obermedailleurs der Staaten von Holland. Sein «Traité de la méthode antique de graver en pierres fines, comparée avec la méthode moderne», der von Lessing getadelt wird, ist im engl. Originale (Lond. 1754, mit Kupfern) sehr selten. Der zweite Theil des Werks liegt noch handschriftlich zu Petersburg.

Natterkopf, Pflanzenart, s. Echium.

Nattern (Colubrida) bilden die umfassendste Familie unter den Schlangen und sind dadurch ausgezeichnet, daß ihnen die Giftzähne und jede Spur von Hintergliedern abgehen. Alle sind mit Ziegelschuppen bekleidet, die einander genau decken und lanzettförmig zugespitzt, oberseits mehrentheils glatt, seltener mit einem flachen Kiele versehen sind. Sie sind über den ganzen Erdkreis verbreitet, bieten die zahlreichsten Beispiele einer besonders glänzenden Färbung und leben, obgleich großentheils Landthiere, doch gern am oder selbst im Wasser, wie die Lappenschlange (Homalopsis). Sie nähren sich alle von kleinen Thieren, bei deren Verfolgung sie eine große Schnelligkeit und Gewandtheit entwickeln, Fröschen, Eidechsen, Mäusen; keine ist giftig, keine dem Menschen schädlich. Die gemeinste von allen N. ist in Deutschland die gemeine Ringelnatter, Kragennatter oder gemeine N. (Tropidonotus Natrix), welche bis 1,3 Mt. lang werden kann, im ganzen bläulich oder grünlich-grau, auf dem Rücken mit zwei Reihen schwärzlichen Flecken gezeichnet ist und hinter den Schläfen jederseits einen schwarzgesäumten weißlichen Mondfleck (die vermeintliche Krone) trägt. Sie hat gekielte Schuppen, hält sich gewöhnlich in der Nähe von Gewässern auf, nimmt auch Besitz von Gängen, welche Maulwürfe oder Wasserspitzmäuse im weichen Boden gegraben haben, und stellt vorzugsweise Fröschen und Wassersalamandern nach. Ihre Eier, die gemeiniglich zu 20—30 mittels dünner, zäher Faden zusammenhängen, bringt sie gern an feuchten warmen Orten unter, daher auch in Mistbeeten, auf Düngerhöfen und selbst in Viehställen. Sie ist übrigens scheu und sanft, kann auch gereizt niemand empfindlich verwunden und wird leicht zahm. Außer ihr kennt man noch in Deutschland die glatte, österreichische oder Schlingnatter (Coronella laevis s. austriaca), röthlich-grau, mit einer Doppelreihe dunkelbrauner Rundflecken auf dem Rücken und ganz glatten, ungekielten Schuppen, und die Schwalbacher Natter oder Aesculapschlange (Coluber flavescens) in Thüringen und bei Schwalbach, mit braunem Rücken und schwefelgelbem Bauche, wozu in der Schweiz und weiter südlich noch die der Kreuzotter sehr ähnlich gezeichnete Vipernnatter (Tropidonotus viperinus) kommt.

Natur (von dem lat. nasci, d. i. werden oder entstehen) heißt im weiten Sinne alles, was ohne fremdes Zuthun so ist, wie es sich gibt, was nach eigenen, inwohnenden Trieben, Kräften und Gesetzen sich gestaltet und entwickelt. «Von Natur» heißt daher im gewöhnlichen Sprachgebrauche soviel als «von selbst»; es wird dadurch von einem Dinge, einem Ereignisse alles abgewiesen, was nicht in ihm selbst liegt und wirkt. Besonders unterscheidet man die N. von allem, was Product des Gedankens, der Absicht, der Kunst, der Cultur und Erziehung ist: das Natürliche steht dem Gemachten, Künstlichen oder Gekünstelten als das von selbst Entstehende gegenüber. Insofern aber für das geistige Leben das bewußtvolle und absichtliche Wollen und Handeln, die Selbstbestimmung nach Zwecken und Planen, die überlegende Wahl unter mehrern Mitteln charakteristische Merkmale sind, erscheint der Geist für sich selbst, sammt allem, was Product und Ausdruck des geistigen Lebens ist, als Gegensatz der N., und somit spricht man von einem Gegensatze bald der N. und des Geistes, bald der N. und der Freiheit, der N. und der Kunst, der N. und der Geschichte, wobei Geschichte im engern Sinne als Geschichte der Menschheit, nicht des Weltalls, verstanden wird. N. im engern Sinne dagegen nennt man den unermeßlichen Raum oder das Weltall sammt allen in ihm vereinigten Stoffen und Kräften, Gesetzen und Veränderungen, oder den ganzen Inbegriff dessen, was durch die äußern Sinne wahrnehmbar ist, im Gegensatze zu dem, was durch unmittelbares Selbstbewußtsein im Innern

Digitized by G

vernommen wird. In diesem Sinne gehört der Mensch nur in einer gewissen Hinsicht, nämlich den Thätigkeiten zufolge, deren Wirkungen ebenfalls in die Wahrnehmung der äußern Sinne fallen, der N. an, während er den Thätigkeiten zufolge, welche sich einer solchen Wahrnehmung entziehen, über ihr steht. Wie der Mensch die N. ansieht und sich in ihr zurechtfindet, das hängt vom Grade seiner geistigen Ausbildung ab. Zunächst ist sein Verhältniß zur N. theils ein praktisches, indem sie ihm die Fundgrube zur Befriedigung seiner Bedürfnisse ist, theils ein ästhetisches, indem sie durch die Lieblichkeit oder Erhabenheit ihrer Eindrücke poetische und religiöse Empfindungen in ihm weckt.

Das Hirtenleben und der Ackerbau bezeichnen die ältesten Beziehungen des Menschen zur N.; die Beobachtung der Vortheile, die ihm diese oder jene Naturproducte gewähren, lehrte ihn frühzeitig die N. für seine Zwecke benutzen und ausbeuten. Diesen Bedürfnissen kommt nun die N. oft genug freundlich entgegen; oft aber geht sie auch, unbekümmert um des Menschen Nothdurft und das Werk seiner Hände zerstörend, ihren eigenen Gang. Daher erscheint sie dem Menschen bald als gütig und mild, bald als tückisch und grausam, und der noch kindliche Naturſinn, der die Zustände und den Inhalt des eigenen Bewußtseins leicht und unbedacht auf alles überträgt, was sich ihm als thätig und wirksam darstellt, kam unwillkürlich dazu, die N. mit Geschöpfen seiner Phantasie zu bevölkern, die Naturereignisse zu personificiren, dem Rollen des Donners wie dem Rauschen des Baches lebende Wesen unterzulegen. (S. Mythus und Mythologie). Hier liegt der Ursprung aller Naturreligion, d. h. einer Vergötterung sowol der N. im ganzen, als der einzelnen in ihr vorausgesetzten Kräfte, ja selbst einzelner Naturproducte. Diese Form der Naturbetrachtung tritt aber nothwendig allmählich zurück, wenn die beweglichen Bilder der Phantasie in Begriffen sich zu fixiren, wenn die Dichtung von der Wirklichkeit sich zu sondern beginnt. Dieser Umwandlungsproceß einer phantastischen Naturſymbolik in die eigentliche Naturforschung (s. d.) ist bei manchen Völkern gar nicht, bei andern im Zusammenhange mit der philos. Cultur nur langsam und allmählich eingetreten. Die Astronomie hatte schon längst die Grundlage ziemlich genauer Beobachtungen gewonnen, als man die Gestirne noch immer von den sie beherrschenden Intelligenzen in ihren Bahnen getrieben werden ließ, nur ungern astrol. Träume aufgebend, welche die Geschicke an der Erde in unmittelbarem Zusammenhange mit den Constellationen am Himmel erscheinen ließen; die Chemie hatte einen langen und hartnäckigen Kampf mit ihrer Mutter, der Alchemie, zu kämpfen, ehe sie von aller Mystik sich befreien konnte. Der leitende Grundgedanke der Naturforschung: daß die N. nach unabänderlichen, in dem Wesen der Dinge selbst gegründeten Gesetzen wirke, konnte erst allmählich zur vollen Klarheit und allgemeinen Gültigkeit kommen, weil diese Gesetze unter der scheinbaren Unregelmäßigkeit der Erscheinungen tief verhüllt sind und die N. oft mit einer launenhaften Freiheit zu spielen scheint, wo die Vorgänge dennoch der gesetzmäßige Erfolg ineinander verwebter, sich gegenseitig bedingender Nothwendigkeiten sind. Auf den Begriff eines Naturgesetzes, als einer Regel, nach welcher sich die Erscheinungen in ihrem Zusammenhange richten, führte zunächst die wiederholte Beobachtung solcher Erscheinungen, deren Regelmäßigkeit unverkennbar ist. Die Anwendung des einmal gewonnenen Begriffs erweiterte sich, je mehr jeder Fortschritt der Naturforschung zeigte, daß auch das scheinbar Unregelmäßige häufig nur auf verwickeltern Zusammenhängen beruhe, bis endlich unzählige Erfahrungen zu der allgemeinen Voraussetzung drängten, daß die N. immer und überall nach unverbrüchlichen Gesetzen wirke, daß der Begriff des Zufalls für die Erklärung derselben durchaus keine Bedeutung habe, und daß die scheinbaren Ausnahmen von jener Gesetzmäßigkeit nicht ein gesetzloses Spiel seien, sondern immer nur Lücken unserer Kenntniß verrathen, die noch nicht alle die Gesetze ergründet hat, welche bei jenen Erscheinungen concurriren.

Die Kenntniß der N. hängt lediglich an der Erfahrung der Sinne und alle sinnliche Erfahrung im genauern Detail ist zunächst nur auf den Erdball (ein bloßes Pünktchen im Weltall), und auch hier nur auf dessen Oberfläche bis zur Tiefe des Meers und der Bergwerke beschränkt, sodaß schon das allernächste und zur Uebersicht des Ganzen unentbehrlichste Requisit, nämlich die Kunde von den auf unsern Mitplaneten lebenden Wesen, für uns, wie es scheint, jenseit der Grenzen einer möglichen Erfahrung fällt. Zu beachtenswerthen Anfängen einer Chemie der Himmelskörper hat neuerdings die Spectralanalyse (s. d.) geführt. Die Ausbildung der Idee der N. in ihrer Ganzheit ist die Aufgabe der Naturphilosophie (s. d.). Das Bestreben der Naturwissenschaften ist umgekehrt, den festen Boden der Empirie nirgends unter den Füßen zu verlieren und folglich, unberührt von speculativen Standpunkten, sich in die unsern Sinnen zugänglichen Theile des Weltalls aufs tiefste einzugraben, hiermit alles dem Menschen

Digitized by Google

zunächst Liegende ihm völlig durchdringlich und nutzbar zu machen. Eben diese freiwillige Selbstbeschränkung, worin sich die Naturwissenschaften (s. d.) nicht als eine, sondern als viele und mannichfaltige erkennen, hat dieselben zu ihren großen Eroberungen geleitet. Die Stufen ihrer Ausbildung lassen sich am einfachsten auf folgende Weise bestimmen. Zuerst wird es darauf ankommen, die unermeßliche Fülle von Thatsachen, welche die N. vor Augen legt, zu sammeln und zu beschreiben. Bloße Naturbeschreibung, Naturgeschichte und Klassifikation der Naturproducte bezeichnen aber nur die erste Stufe der Naturforschung. Es kommt zweitens darauf an, die Naturgesetze zu entdecken und nachzuweisen. Die beiden großen Hülfsmittel dieser Aufgabe sind das Experiment und die Anwendung der Mathematik. Das Experiment, d. h. die künstliche Herbeiführung gewisser Naturerscheinungen unter Bedingungen, die man genau kennt und in seiner Gewalt hat, zwingt die N., auf die Fragen des Forschers zu antworten. Es gestattet, die Phänomene zu isoliren und die Elemente zu bestimmen, aus welchen verwickeltere Erscheinungen resultiren; es gibt reine, von fremden Beimischungen geläuterte, genau begrenzte Thatsachen. Es gestattet eben dadurch, die Größenbestimmungen mit ins Auge zu fassen, denen die Erscheinungen unterworfen sind, und erst durch Beachtung der letztern wird es möglich, allgemeine Ausdrücke, d. h. eben Gesetze über das Verhalten der Naturkräfte zu gewinnen. Mit der Anwendung der Mathematik beginnt das strenge Wissen über die N., und die verschiedenen Gebiete der Naturforschung nähern sich um so mehr einer streng wissenschaftlichen Untersuchung, je mehr es gelingt, zu mathematisch bestimmten Ausdrücken der Gesetze zu gelangen, die ein gewisses Gebiet der Erscheinungen beherrschen. Diese Theile der Naturwissenschaft heißen daher auch vorzugsweise exacte Wissenschaften.

Die Erweiterung und Vertiefung der Naturkenntniß ist von dem wichtigsten praktischen Einflusse auf die Gestaltung der menschlichen Lebensverhältnisse. Die Herrschaft des Menschen über die N., die Benutzung ihrer Reichthümer für seine Zwecke, die Verhütung vielen Ungemachs, welchem die Unwissenheit den Einzelnen wie die Gesellschaft bloßstellt, hängen zum größten Theile von der Ergründung der Naturgesetze ab, und es war namentlich der neuern Zeit vorbehalten, in dieser Beziehung Eroberungen zu machen, deren Möglichkeit noch vor einigen Jahrhunderten in das Reich der Fabel verwiesen worden wäre. Die Ergebnisse der Mechanik, der Physik, der Chemie haben für den Ackerbau, die Gewerbe und Künste, die Mittel des Verkehrs u. s. w. eine unermeßliche Wichtigkeit erlangt, und wenn sich die neuere Zeit in irgendeinem Punkte über das Alterthum wesentlich erhoben hat, so beruht diese Erhebung zum größten Theile auf den Erfolgen des Naturstudiums. Ebenso ist es eine falsche Ansicht, als müsse die Naturbetrachtung in demselben Maße, in welchem der Schleier des Wunderbaren und Geheimnißvollen sinkt, aufhören, eine Quelle der dichterischen und religiösen Erhebung zu sein.

Naturalien sind eigentlich alle durch Kunst noch nicht umgeänderte Naturkörper; gewöhnlich versteht man aber unter ihnen solche, die durch irgendein zweckentsprechendes Verfahren in einen Zustand versetzt wurden, um in einer naturhistor. Sammlung bleibend aufbewahrt werden zu können. Diese Sammlungen, welche auch Naturaliencabinete oder naturhistor. Museen genannt werden, haben sich zumeist aus den ältern Kunstkammern entwickelt, und die älteste derselben wurde von Buffon im Jardin des Plantes zu Paris gegründet, welchem Beispiele London mit seinem British-Museum, das Reichsmuseum in Leiden, dann Berlin, Wien und Petersburg folgten, und jetzt hat fast jede Stadt von einiger Bedeutung wenigstens eine Localsammlung aus ihrer Umgebung. Der wissenschaftliche Werth solcher Sammlungen ist von unverkennbarem Nutzen und trägt vieles dazu bei, die Kenntniß der verschiedenen Naturkörper zu fördern und althergebrachte Vorurtheile zu zerstreuen. Durch die Fortschritte der Wissenschaft selbst und ihre Forschungen in den Gebieten der Anatomie, Physiologie und Biologie u. s. w., sowie durch die Entstehung so vieler zoolog. Gärten haben sich die Ansprüche an die zoolog. Sammlungen aber bedeutend vermehrt. Während man noch gegen Mitte des 19. Jahrh. mit dem Sammelsystem derselben zufrieden war, genügt dasselbe heute nicht mehr, denn man verlangt z. B. an Stelle der oft sehr mangelhaft aufgestellten Schale eines ausgestopften Thiers jetzt womöglich das ganze Thier in Weingeist aufbewahrt oder, wo solches nicht angeht, dasselbe in seiner äußern Erscheinung anatomisch richtiger dargestellt als in früherer Zeit und außerdem noch einen Act aus seinem Leben vorführend, an dem man sofort ein Stück Naturgeschichte studiren kann. Es ist nicht zu verkennen, daß diese Anforderungen dem heutigen Streben in den Naturwissenschaften nur förderlich sein können, weshalb einzelne dieser Anstalten eifrig bemüht sind, die systematische Aufstellungsweise gegen naturwahre biologische Darstellungen zu vertauschen. Während man also früher einen Vogel einfach auf sein Bretchen

stellte und dessen Nest und Eier wieder in einer besondern Sammlung aufhob, stellt man heute den Vogel mit seinem Neste und den Eiern oder Jungen zusammen in möglichster Naturwahrheit auf. Da zu der Lösung solcher Aufgaben die alten Präparationsmethoden nicht mehr ausreichten, hat schon Neumann in seiner 1815 erschienenen «Taxidermie» den Weg zeitgemäßen Fortschritts betreten und namentlich zu einer bessern Aufstellungsweise der Vögel vieles beigetragen. Das bisher höchst unvollkommen betriebene, aber auch bedeutend schwierigere Aufstellen der Säugethiere wurde durch das Martin'sche Verfahren auf bis dahin unerreichte Höhe gebracht. In der Botanik, welche zwar immer noch das Herbarium als das einfachste Sammelmittel anerkennt, hat G. A. Schweinfurth auf seinen Reisen in Afrika das Sammeln der Pflanzen in Carbolsäurelösung mit vielem Glück in Anwendung gebracht, wodurch es allein möglich ist, die tropischen Gewächse in fast frischem Zustande zu erhalten. Die Geologie und Petrefactenkunde hat in ihrer Sammlungs- und Aufstellungsweise gleichfalls bedeutende Fortschritte gemacht, in welcher sich namentlich das Richthofen'sche Verfahren allgemeine Anerkennung erworben hat. Vgl. Martin, «Die Praxis der Naturgeschichte. Ein vollständiges Lehrbuch über das Sammeln lebender und todter Naturkörper» (Bd. 1, «Taxidermie», 2. Aufl., Weim. 1876; Bd. 2, «Dermoplastik und Museologie», Weim. 1870); Neumayer, «Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen» (Berl. 1875).

Naturalisation nennt man die Aufnahme eines Fremden in die Staatsverbindung, oder Ertheilung des Indigenats (s. d.), d. h. der Rechte eines Eingeborenen. Die einzelnen Staaten haben hinsichtlich der N. von jeher sehr verschiedene Grundsätze aufgestellt; einige haben es den Fremden sehr leicht, andere sehr schwer gemacht. Die meisten gestatten gegenwärtig den Fremden den Aufenthalt und die Betreibung erlaubter Gewerbe, desgleichen den Erwerb von Grundstücken, wozu jedoch oft erfordert wird, daß sie wenigstens das Ortsbürgerrecht gewinnen. Von eigentlichen staatsbürgerlichen Rechten bleiben aber die Fremden überall ausgeschlossen, bis ihnen dieselben durch die N. ertheilt werden. Diese heißt nach dem Reichsgesetze vom 1. Juni 1870, §. 2, 4. 5 «Aufnahme» bei einem Angehörigen eines deutschen Bundesstaats, «Naturalisation» bei einem Ausländer. Jene setzt außer dem Nachweise, daß der Ersuchende bereits das Reichsindigenat besitze, den Nachweis voraus, daß er in dem Bundesstaate, in welchem er Aufnahme sucht, sich niedergelassen habe (§. 7) und daß keiner der Gründe der §§. 2—5 des Gesetzes über die Freizügigkeit vom 1. Nov. 1867 entgegensteht. Ausländern dagegen darf die Naturalisationsurkunde von der höhern Verwaltungsbehörde nur ertheilt werden, wenn sie 1) nach den Gesetzen ihrer bisherigen Heimat dispositionsfähig sind, es sei denn dieser Mangel durch Zustimmung des Vaters, Vormundes, Curators ergänzt, 2) einen unbescholtenen Lebenswandel geführt haben, 3) an dem Orte, wo sie sich niederlassen wollen, eine eigene Wohnung oder ein Unterkommen finden, 4) sich daselbst zu ernähren im Stande sind. Stillschweigend wird N. ertheilt, wenn jemand in dem unmittelbaren oder mittelbaren Staats-, Kirchen-, Schul- oder Communaldienste angestellt wird und darüber eine von der Regierung oder einer Central- oder höhern Verwaltungsbehörde eines Bundesstaats vollzogene oder bestätigte Bestallung erhält. Die Naturalisations-, beziehungsweise Aufnahme-Urkunde begründet mit dem Zeitpunkte ihrer Aushändigung alle mit der Staatsangehörigkeit verbundenen Rechte und Pflichten und erstreckt sich, sofern nicht Ausnahme gemacht ist, zugleich auf die Ehefrau und die in väterlicher Gewalt stehenden minderjährigen Kinder. Ferner kann N. eintreten im Falle der Annexion eines eroberten oder abgetretenen Territoriums (Louisiana, Texas, Mexico, Nizza, Savoyen, Venetien, Elsaß-Lothringen). Im internationalen Verkehre entstehen bei der Verschiedenheit der Gesetze über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit viele Conflicte, die in einigen neuern Verträgen (z. B. dem Vertrage zwischen den Vereinigten Staaten und dem Norddeutschen Bunde vom 22. Febr. 1868, dem Niederlassungsvertrage zwischen der Schweiz und dem Deutschen Reiche vom 27. April 1876) berücksichtigt worden sind, leider aber noch ungenügend. Einer der interessantesten Fälle dieser Art war die Affaire Bauffremont-Bibesco, bei der es sich um die Gültigkeit der zweiten Ehe der Fürstin Bauffremont handelte, die von ihrem ersten Gatten nach franz. Rechte nur separirt war, auf Grund der in Altenburg erlangten N. Diese Frage wurde 1876—77 behandelt in den Schriften von Bluntschli, Folleville, Gabba, Holtzendorff, Stölzel und Teichmann. Für Frankreich gelten die Gesetze vom 3. Dec. 1849 und 29. Juni 1867. Die naturalisation ordinaire wird ertheilt vom Staatshaupte (provisorisch vom Justizminister nach Decret vom 12. Sept. 1870) einem zum Domicil in Frankreich zugelassenen, mindestens 21 J. alten, drei Jahre dort ansässigen Bewerber, nach enquête über dessen Lebenswandel. Eine naturalisation extraordinaire besteht für solche,

die sich große Verdienste um das Staatswesen, die Industrie erworben oder an einem Kriege für Frankreich theilgenommen haben (Decrete vom 27. Oct. und 19. Nov. 1870). In England gilt das Gesetz vom 12. Mai 1870 beziehungsweise 25. Juli 1872, in der Schweiz das vom 3. Heumonat 1876. Vgl. von Martitz, «Das Recht der Staatsangehörigkeit im internationalen Verkehre» (Lpz. 1875); Stoicesco, «Étude sur la naturalisation» (Par. 1876); Rüttimann, «Das nordamerik. Bundesstaatsrecht, verglichen mit den polit. Einrichtungen der Schweiz» (Bd. 1, Zür. 1867); Munde, «The Bancroft naturalization treaties» (Würzb. 1868).

Naturalismus (lat.) hat in der Kunstwissenschaft eine zweifache Bedeutung; man versteht darunter zunächst die Ausübung einer Kunst lediglich auf der Grundlage der natürlichen Begabung, ohne Schulung wie ohne Kenntniß der künstlerischen Gesetze und der künstlerischen Technik, und es liegt in der Natur der verschiedenen Künste, daß N. in diesem Sinne am meisten in der Dichtung und der Schauspielkunst heimisch ist; ferner die idealitätslose Nachahmung der Natur in der bildenden Kunst, d. h. nackte Naturwirklichkeit, einseitiger Realismus. In diesem Sinne stand der akademischen Correctheit der Caracci der wilde N. Caravaggio's gegenüber; eine Erscheinung, die sich in der Gegenströmung der heutigen Kunst gegen den oft nur schematischen Idealismus der alten münchener Schule wiederholt. — Metaphysisch versteht man unter N. eine Ansicht, welche die letzten Gründe aller Dinge in der Natur sucht, im Gegensatze zum Supranaturalismus, welcher ein an die Gesetze der Natur nicht gebundenes Urwesen annimmt.

Naturdichter pflegt man die Dichter ohne gelehrte Schulbildung zu nennen. Sie behandeln meist lyrische Stoffe, oft in der Weise des Volksliedes (s. d.) und mit frischer Empfindung und originellem Ausdrucke. Sehr bekannt sind in Deutschland die N. Gottlieb Hiller (1778—1826) und in neuerer Zeit Karl Weise in Freienwalde geworden. Am ansprechendsten sind diese Dichter als Dialektdichter, wie der nürnberger Flaschnermeister Grübel (s. d.). Unter den Franzosen sind der Friseur Jasmin (s. d.) und der Bäckermeister Jean Reboul (s. d.) zu nennen. Vor allem ist auch der Schotte Robert Burns (s. d.) hervorzuheben.

Naturforschung ist ein Begriff, welcher erst der modernen Zeit angehört. Im Alterthum fiel er mit dem der Naturphilosophie (s. d.) zusammen, von dem er sich bei steigenden Fortschritten der Wissenschaft immer weiter getrennt hat. Doch war auch nicht die Naturphilosophie des Alterthums der erste Standpunkt der Menschheit, die Natur zu betrachten. Dieser war vielmehr der mythologische der Naturreligion. (S. Natur.) Unter den Philosophen des Alterthums sind es Aristoteles, sowie Demokrit und die seinen Grundsätzen folgenden Epikuräer, welche die gegenwärtige N. angebahnt haben, theils durch ihr Bestreben, die Wissenschaft ganz auf Erfahrung, Beobachtung und Experiment zu gründen, theils durch ihre Verwerfung aller Erklärung aus Zweckursachen. Einen engern Zusammenhang hat unsere N. mit ihren Anfängen bei Demokrit beibehalten durch ihre Atomlehre (s. Atome), welche noch jetzt zum Theil die herrschende in ihr zu nennen ist.

Die heutige N. unterscheidet sich von der Naturphilosophie dadurch, daß sie überall sich allein auf eine möglichst breite Grundlage von Beobachtungen und Experimenten (s. d.) verläßt, und alle Demonstrationen aus kosmologischen Grundsätzen und aprioristischen Annahmen ausschließt; ferner dadurch, daß sie sich soviel als irgend möglich auf die mechan. Erklärungsmethode aus Bewegungsursachen bei körperlichen Einwirkungen von außen her, wie den Einwirkungen der Anziehung und Abstoßung, Ausdehnung und Zusammenziehung, Trennung und Verbindung unter den kleinsten Körpertheilchen, beschränkt und daher alle Wissenschaftsgebiete, auf denen diese Erklärungsprincipien nicht mehr zureichen, wie die geistigen und moralischen, von sich ausschließt. Durch diesen letzten Umstand entsteht der stärkste Gegensatz zwischen ihr und der Naturphilosophie, deren Hauptnutzen darin besteht, gerade das geistige Leben vorzugsweise mit in ihr Gebiet zu ziehen, nebst allen den Uebergangsgliedern, welche das geistige Leben mit den mechan. Processen in Verbindung setzen und deren Erkenntniß der mechan. Methode der N. für sich allein unerreichbar ist. Die großen Vortheile der mechan. Naturerklärung beruhen aber darin, daß die Mechanik in ihrer heutigen Ausbildung sich zum Range einer mathem. Wissenschaft erhoben hat und daher an allen Vollkommenheiten einer solchen, Präcision, Exactheit, Unwiderleglichkeit und absoluter Festigkeit ihrer Einsichten theilnimmt. Weil die heutige N. sich überall soweit irgend möglich auf den mathem. Calcul der Mechanik zu stützen strebt, so sind die Begriffe einer nach mathem. Methode verfahrenden und einer exacten oder genauen Wissenschaft bei unsern Naturforschern identisch geworden. Die Naturphilosophie dagegen kann in diesem Sinne niemals genau oder exact werden, weil das geistige Gebiet, dessen Verbindung

Digitized by Google

mit den mechan. Naturprocessen ihr hauptsächliches Thema ist, von ganz andern Gesetzen beherrscht wird als den mechanischen. Aber ebenso sehr hat ein gewisser Theil der N. selbst nothwendigerweise und für immer auf Exactheit im genannten Sinne zu verzichten, nämlich die Naturbeschreibung oder Naturgeschichte (s. d.), welche in Beziehung auf die Erforschung der lebendigen Organismen in Botanik, Zoologie und Anthropologie nur die Wahl hat, sich entweder an einer bloßen Methode äußerlicher Klassifikation genügen zu lassen, oder die Methode der Naturphilosophie mit jener der exacten N. in Verbindung zu setzen. Das erstere Verfahren gehört mehr den ältern, das letztere mehr den neuern Zuständen der Wissenschaft an.

Naturgeschichte nennt man jetzt allgemein und ausschließlich diejenige Wissenschaft, welche uns die Körper kennen lehrt, aus denen unsere Erde und das Leben auf derselben zusammengesetzt ist. Die N. beschäftigt sich also sowol mit den unorganischen als den organischen Körpern. Die unorganischen Körper, welche das Mineralreich bilden, unterscheiden sich von den übrigen organischen Körpern durch ihre Entstehung, ihren Bau, ihre Zusammensetzung, Wachsthum, Gestalt und ihr Ende; sie entstehen unter dem Einflusse allgemeiner physik. Gesetze, sind aus gleichartigen Moleculen aufgebaut, haben eine sehr verschiedenartige chem. Zusammensetzung, sind entweder gestaltlos oder krystallisirt, d. h. durch gerade Linien und Flächen begrenzt, wachsen durch Ansatz von Theilchen von außen möglicherweise ins Unendliche und zerfallen nur durch äußere auf sie einwirkende Einflüsse. Die organischen Körper dagegen entstehen durch Fortpflanzung ähnlicher Körper; sie bestehen meist ursprünglich aus Zellen; ihre Zusammensetzung in chem. Hinsicht begreift im allgemeinen nur wenige Grundstoffe (Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff), deren unendlich verschiedene Gruppirung die Verschiedenheit der organischen Substanzen bedingt; sie wachsen durch Aufnahme ins Innere der Zellen und der daraus hergestellten Organe (Intussusception) nur bis zu einer gewissen Grenze, sind von krummen Linien und Flächen begrenzt und verfallen nothwendig nach kürzerer oder längerer Zeit dem Tode. Die organischen Körper allein leben. Sie bilden zwei große Reiche, das Pflanzenreich und das Thierreich. Das Pflanzenreich begreift diejenigen organischen Körper, welchen die Empfindung und die willkürliche Bewegung abgehen, während das Thierreich diese beiden Eigenschaften besitzt.

Die N., indem sie die drei angegebenen Reiche umfaßt, spaltet sich begreiflicherweise in eine Menge verschiedener Wissenschaftszweige. Mit dem Mineralreiche befassen sich die Mineralogie (s. d.), welche die einzelnen Mineralkörper nach ihren physik. und chem. Eigenschaften kennen lehrt, und die Geognosie und Geologie (s. d.), welche die Art und Weise darstellt, wie diese verschiedenen Körper zur Bildung der Erdrinde mitwirken und mitgewirkt haben. Mit dem Pflanzenreiche beschäftigt sich die Botanik (s. d.), mit dem Thierreiche die Zoologie (s. d.), und auch diese beiden zweigen sich in mannichfaltiger Weise ab. Die Anatomie (s. d.) lehrt die Structur des Thier- und Pflanzenleibes, der einzelnen Organe und der dieselben zusammensetzenden, meist mikroskopischen Gewebtheile kennen (Pflanzenanatomie, vergleichende Anatomie [so viel wie Anatomie der Thiere], menschliche Anatomie, Anatomie der Gewebe oder mikroskopische Anatomie). Die Embryologie, Ontogenie oder Entwickelungsgeschichte (s. d.) verfolgt die Entstehung der organischen Individuen von dem Keime oder Ei an bis zur vollendeten Ausbildung. Die Paläontologie oder Versteinerungskunde erforscht die organischen Körper, Pflanzen und Thiere, deren Reste oder Spuren in den Schichten der Erde gefunden werden. Ihr letztes Ziel ist die Phylogenie oder Stammeskunde, die Erkenntniß der Formenreihen, welche sich im Laufe der Erdgeschichte aus den Anfängen des organischen Lebens nach und nach hervorgebildet haben. Die Physiologie (s. d.) macht uns mit den Functionen des Gesammtorganismus, der einzelnen Organe und Gewebtheile bekannt. Für die genannten Zweige hat man auch in neuerer Zeit häufig den gemeinsamen Ausdruck Biologie gebraucht. Die beschreibende N. beschäftigt sich besonders mit den äußern Formen und gipfelt in der Klassifikation, welche zum Zweck hat, die einander näher verwandten Pflanzen und Thiere in größere und kleinere Gruppen (Kreise, Klassen, Ordnungen, Familien, Gattungen, Arten) zusammenzustellen und diese zu charakterisiren. Alle diese Wissenschaftszweige werden, sobald sie den Menschen vorzugsweise behandeln, auch unter dem Namen der Anthropologie (s. d.) zusammengefaßt.

Das Gebiet der N. ist sonach außerordentlich umfassend, und je mehr die Kenntnisse zugenommen haben, desto unmöglicher ist es für den Einzelnen geworden, alle Zweige derselben zu beherrschen. Im Alterthum glänzt in ihr fast nur ein einziger umfassender Geist, Aristoteles; Plinius war nur ein geist- und kritikloser Compilator. Das Mittelalter beschäftigte sich fast nur mit Erläuterung des Aristoteles; die Renaissance mußte gegen die Fesseln ankämpfen, welche

Digitized by Google

besonders religiöser Fanatismus der Wissenschaft anlegte. Erst von der Mitte des 18. Jahrh. an datiren die Fortschritte, welche aus den zerstreuten Kenntnissen wahrhafte, gegliederte Wissenschaften hervorgehen ließen. Die wahren Fundamente der Wissenschaft, auf welchen alle Spätern fortbauten und noch fortbauen, wurden gelegt für die Mineralogie von Hauy und Mohs; für die Geologie von Werner, Leopold von Buch und Lyell; für die Paläontologie von Cuvier; für die Botanik von Linné und den beiden Jussieu; für die Zoologie von Linné, Cuvier, Geoffroy-Saint-Hilaire und Darwin; für die Entwickelungsgeschichte von Karl Ernst von Baer; für die Physiologie von Harvey, Haller und Johannes Müller. Die Literatur ist sehr bedeutend, sodaß umfangreiche Werke erschienen sind (z. B. von Engelmann und Carus über Zoologie, von Pritzel über Botanik), welche lediglich die Aufzeichnung des über einzelne Fächer Geschriebenen enthalten, und außer den Handbüchern gibt es zahlreiche Gesellschaften und Zeitschriften in allen Ländern, welche sich nur mit N. und deren einzelnen Zweigen beschäftigen.

Naturheilkunde. Unter den einseitigen Richtungen der Medicin hat die N. in neuerer Zeit insofern eine hervorragende Bedeutung gewonnen, als sie sich infolge eifriger Agitation durch Wort und Schrift ziemlich viele entschiedene Anhänger erwarb. Als ihre eigentlichen Begründer sind die beiden schles. Bauern Vincenz Prießnitz (s. d.) und Johann Schroth (gest. 26. März 1856 zu Lindewiese) zu betrachten, von denen der erstere jedwede Krankheit durch methodische Kaltwassercuren (Hydrotherapie), der letztere hingegen durch energische Durst- und Hungercuren zu heilen versuchte. Von dem richtigen Vordersatze ausgehend, daß die im kranken Körper thätige Naturheilkraft zur Beseitigung der Krankheitsprocesse das meiste leisten müsse, und daß die ärztliche Kunst vor allem die Aufgabe habe, die Naturheilkraft zweckmäßig zu unterstützen, gelangen die Anhänger der N. bei ihren weitern Schlüssen doch zu falschen Ergebnissen. Insbesondere hegen sie die gewiß irrthümliche Ansicht, daß diese der Heilkunst gestattete Unterstützung der Naturheilkraft, von deren Wirkung sie eine höchst unvollkommene Vorstellung haben, nur durch einen ganz kleinen Kreis von Heilmitteln (Wasser, Diät, frische Luft), namentlich nicht durch Arzneien, Mineralwässer oder arzneiliche Bäder geschehen dürfe. Sie beschränken sich demgemäß auf diätetische Behandlung des Kranken und auf die methodische Anwendung des kalten Wassers, der Schroth'schen Semmelcur und einiger andern Curen, während sie jeden Arzneigebrauch als eine «Vergiftung des Körpers» ebenso entschieden verwerfen, wie sie dem Impfen der Kuhpocken nur Uebles nachzureden wissen. Für fieberhafte Krankheiten gilt es nach ihrer Meinung nur, die erhöhte, den Patienten gefährdende Fieberwärme des Körpers durch Anwendung des kalten Wassers in Form abkühlender Bäder und Einwickelungen zu mäßigen. In chronischen oder fieberlosen Krankheiten solle der Arzt zur Ausgleichung der entstandenen Störungen bestrebt sein, eine weder zu excessive, noch zu schwache Wärmeerzeugung durch den künstlichen Reiz des kalten Wassers herbeizuführen. Denn die ganze Aufgabe des Arztes zur Hervorrufung der freiwilligen Heilprocesse bestehe darin, sich die Bedingungen zur Richtung zu nehmen, unter welchen die Natur selbst die Heilung sowol der acuten als auch der chronischen Krankheiten zu Stande bringt, indem bei jenen der Fieberzustand nicht beseitigt, sondern durch die Kälte nur in entsprechenden Grenzen gehalten, bei diesen aber mit Hülfe der Kälte eine wärmeerzeugende, den Körper zur Ausscheidung der Krankheit veranlassende Reaction erzeugt werden soll. Auf Grund dieser Lehre haben sich denn nicht nur in vielen Städten Vereine für N. gebildet, welche im Publikum für dieselbe Propaganda machen, sondern es wurden auch hier und da von Aerzten und Privatpersonen Heilanstalten errichtet, in welchen lediglich nach den Grundsätzen der N. verfahren wird. Eine der ersten Anstalten dieser Art war die des Dr. Steinbacher bei München (Brunnthal), welche von Dr. Loh fortgeführt wird; dieser schließen sich die insbesondere für Schroth'sche Curen eingerichteten «diätetischen» Heilanstalten von Dr. Baumgarten und Dr. Kles (letztere von Dr. Kadner gegründet) in Dresden an, sowie die Anstalt des ehemaligen Apothekers Th. Hahn zu Waid in St.-Gallen. Namentlich durch letztern und einige andere Naturärzte ist denn auch die diätetische Lehre des sog. Vegetarianismus in ein engeres Bündniß mit der N. getreten. Außer den Schriften Th. Hahn's, P. Kadner's und anderer vgl. C. A. W. Richter's «Lehrbuch der N.» (Heidelb. 1866) und Steinbacher's «Handbuch des gesammten Naturheilverfahrens» (2. Aufl., Augsb. 1869), desselben «Naturheilverfahren» (Stuttg. 1870), sowie die Zeitschrift von Wolbold und Canitz.

Natürliche Kinder sind eigentlich die von den Ehegatten wirklich abstammenden im Verhältniß zu den durch Adoption in die Familie aufgenommenen. Gegenwärtig bezieht man jedoch diese Benennung mehr auf uneheliche Kinder, die Illegitimi des röm. Rechts, welches wieder die aus einer wilden Ehe (s. Concubinat) entsprungenen als eigentliche Filii naturales vor

Digitized by Google

denjenigen auszeichnet, die aus einer blutſchänderiſchen, ehebrecheriſchen oder nicht ſträflichen vorübergehenden Geſchlechtsverbindung hervorgehen (incestuosi, adulterini, spurii) oder deren Mutter mit ſo vielen außereheliche Gemeinſchaft unterhalten hat, daß ſie über den Erzeuger ihrer Sprößlinge (vulgo quaesiti) im Ungewiſſen ſich befindet.

Naturphiloſophie heißt im allgemeinen derjenige Theil eines philoſ. Syſtems, welcher die allgemeinen Principien deſſelben auf die Naturerkenntniß anzuwenden beſtimmt iſt. Zu einem beſondern, relativ ſelbſtſtändigen Theile iſt ſie erſt allmählich geworden. Denn da das Alterthum den Gegenſatz der empiriſchen und der philoſ. Methode nicht zu voller Schärfe ausgebildet hatte, ſo beſtand ſeine Wiſſenſchaft von der Natur aus einer Miſchung von metaphyſiſchen Hypotheſen und beobachteten Thatſachen, deren Erkenntnißwerth nicht ſtreng geſchieden wurde. Erſt nachdem ſich die Philoſophie ohne Berückſichtigung der Naturerkenntniß zu einer eigenthümlichen Methode entwickelt und nachdem andererſeits im ausgeſprochenen Gegenſatze dazu die empiriſche Naturforſchung eine ſelbſtſtändige Begründung gefunden hatte, trat ſeit dem Beginn der neuern Zeit in mehr und mehr ſich ſchärfendem Gegenſatze der empiriſchen Forſchung das Beſtreben der Philoſophie gegenüber, aus ihren allgemeinen metaphyſiſchen und ontologiſchen Principien heraus eine philoſ. Naturerkenntniß zu gewinnen, welche man anfangs Kosmologie, ſpäter N. genannt hat. Die dogmatiſche Philoſophie, überzeugt, daß aus den begrifflichen Unterſuchungen der Metaphyſik ſich eine Erklärung für alle Thatſachen der Wirklichkeit ergeben müſſe, glaubte die Grundgeſetze des Naturgeſchehens in einheitlichem Zuſammenhange aus ihren Principien entwickeln zu können; ſo verfuhren Descartes, Spinoza, Leibniz, Wolff, indem ſie je nach dem allgemeinen Standpunkte ihrer Weltanſchauung die bedeutendſten Geſetze, welche die exacte Forſchung ihrer Zeit gefunden hatte, begrifflich abzuleiten und die ſchwebenden Probleme zu löſen ſuchten. Verfolgte die N. auf dieſe Weiſe die Abſicht, die Naturerkenntniß in den Rahmen des allgemeinen Weltbegreifens einzufügen und namentlich den Zuſammenhang der Natur mit dem geiſtigen Leben ihrer Betrachtung zu unterwerfen, ſo unterſchied ſie ſich von der empiriſchen Forſchung hauptſächlich darin, daß ſie, weniger um die Erforſchung einzelner Thatſachen bekümmert, die Natur als ein Ganzes und in großen Zügen darzuſtellen bemüht war. Es iſt begreiflich, wie der mangelhafte Stand der exacten Forſchung auch dieſem philoſ. Beſtreben ſeinen Charakter aufdrückte und wie das Bedürfniß lückenloſer Erkenntniß zu vielfachen Willkürlichkeiten und Unrichtigkeiten Veranlaſſung gab. Am werthvollſten und zuverläſſigſten war ſelbſtverſtändlich unter dieſen Beſtrebungen einer aprioriſchen Naturerkenntniß derjenige Theil, welcher ſich mit den mathem. Grundlagen aller Naturwiſſenſchaft und ſpeciell der Mechanik beſchäftigte: hier war eine zweifellos deductive Erkenntniß von tiefgehender Bedeutung feſtzuſtellen, und Newton vollzog die Löſung dieſer Aufgabe mit bewunderungswürdiger Klarheit und Sicherheit.

Eine ganz neue Wendung erhielt auch die N. durch die allgemeine Tendenz der Kant'ſchen Philoſophie, die Berechtigung der Erkenntnißanſprüche des Menſchen einer kritiſchen Unterſuchung zu unterwerfen. Die Grundfrage dieſer Philoſophie, diejenige nach der Möglichkeit einer aprioriſchen Erkenntniß der Erfahrungsthatſachen, traf mitten in das Herz der N., und die Antwort Kant's: es gebe eine ſolche aprioriſche Erkenntniß unter der Bedingung, daß ihre Gegenſtände nicht als Dinge «an» ſich, ſondern als Erſcheinungen aufgefaßt würden, gab der N. neuen Grund und neues Leben. Kant ſelbſt ſchuf zunächſt die von ihm ſog. «reine Naturwiſſenſchaft», d. h. das Syſtem der «Grundſätze des reinen Verſtandes», welche, aus den Kategorien abgeleitet, aprioriſche Geltung für alle Erfahrungen haben ſollten; unter ihnen befand ſich unter anderm der Satz von der Erhaltung der Subſtanz, der Satz der Cauſalität u. ſ. w., kurz eine Anzahl von Axiomen, welche bis dahin mehr oder minder unbeſehen an der Spitze der Phyſik figurirt hatten. Daneben aber ſchuf Kant durch Anwendung ſeiner Kategorien auf den naturwiſſenſchaftlichen Fundamentalbegriff der Bewegung ein ausführliches Syſtem der N., in welchem er eine dynamiſche (ſ. Dynamik) Grundanſicht entwickelte.

Je mehr man ſpäter an dem Apriorismus der Kant'ſchen Lehre weiter arbeitete und die Beſchränkung ſeiner Geltung nur für Erſcheinungen abſtreifte, um ſo mehr trat die N. in den Vordergrund des Intereſſes. Von dem Gedanken ausgehend, daß der Geiſt in der Natur ſich ſelbſt wiederfinden, daß die Natur als ein Syſtem der Entwickelung zur Intelligenz angeſehen werden müſſe, entwarf Schelling, bald von zahlreichen Schülern gefolgt und theilweiſe überboten, ein großartig gedachtes Syſtem der N., in welchem der Gedanke der organiſchen Lebensgemeinſchaft der geſammten Natur ſich in der dialektiſchen Erkenntniß des Zuſammenhangs aller Kräfte realiſiren ſollte. So genial Schelling ſeine Hypotheſen ſchuf, ſo ahnungsvoll ſeine Hinweiſe auf die Beziehung magnetiſcher und elektriſcher Erſcheinungen, ſeine Betrachtung des

Digitized by Google

organischen Reichs als Einer großen Entwickelungsreihe waren, der Stand der gleichzeitigen empirischen Naturerkenntniß war noch zu niedrig, als daß die Lücken desselben von den Philosophen anders als durch Dichtungen und Phantastereien hätten ausgefüllt werden können. Der vornehme Apriorismus, mit dem die Naturphilosophen in der Folge über die schwersten Probleme absprachen, und die Willkürlichkeit ihrer Constructionen erzeugten anfangs eine bis zum Haß gehende Abneigung, später eine an Verachtung streifende Geringschätzung der N. auf seiten der exacten Forscher, welche sich auch gegen die nüchternern Versuche Herbart's, von seinen metaphysischen Voraussetzungen aus die Natur zu begreifen, kühl und ablehnend verhielten.

Erst in neuester Zeit, nachdem der Versuch der Materialisten, mit den einseitigen Erfahrungen der Naturwissenschaft eine Metaphysik zu bilden, gescheitert war, nachdem die großen Entdeckungen der Physiologie der Sinnesorgane und die mit dem Gesetz der Erhaltung der Energie begriffene Einheit der Naturkräfte, die empirische Forschung über sich selbst hinauswiesen, ist in weitern Kreisen ein frisches Bedürfniß nach N. entsprungen, deren Aufgabe es in erster Linie sein wird, im Kant'schen Geiste die Grundbegriffe unserer Naturauffassung in ihrem Werthe und in ihren Grenzen aus der Untersuchung ihres gesetzmäßigen Ursprungs, im Wesen der menschlichen Vernunft zu prüfen. Vgl. Schaller, «Geschichte der N. von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit» (2 Bde., Lpz. 1841—46); Wundt, «Ueber den Einfluß der Philosophie auf die Erfahrungswissenschaften» (Lpz. 1876); Fr. Schultz, «Ueber Bedeutung und Aufgabe einer Philosophie der Naturwissenschaft» (Jena 1877).

Naturrecht, s. Rechtsphilosophie.

Naturselbstdruck ist von dem Erfinder, Alois von Auer (s. d.) in Wien, 1849 ein eigenthümliches Verfahren genannt worden, durch welches man naturgetreue Abdrücke von Pflanzenblättern, Blumen, Flechten, geschliffenen Achaten, Spitzen, Geweben u. s. w. darstellt. Die vorher getrocknete Pflanze, das Gewebe, die Spitzen u. s. w. wird dabei, flach ausgebreitet, zwischen eine polirte Stahl- und eine Bleiplatte gelegt und sodann das Ganze durch die Walzen einer Kupferdruckerpresse gezogen. In dem Blei bildet sich ein vertiefter Abdruck, den man auf galvanoplastischem Wege in Kupfer reproducirt, um eine zum Druck auf Papier geeignete Platte zu erhalten. Es hat sich indeß im Laufe der Zeit herausgestellt, daß die Anwendbarkeit dieses Verfahrens weit beschränkter ist, als man anfänglich vermeinte.

Naturwissenschaften. Die N. enthalten die Erfahrungserkenntniß aller uns zugänglichen Theile des unermeßlichen Gebietes, welches Natur (s. d.) im engern Sinne genannt wird. Sie fangen mit der Beobachtung und dem Experiment an und schreiten durch stets weitergreifende Schlüsse zur Erkenntniß von Naturgesetzen fort, sodaß die erstern überall als Mittel, die letztern als der Zweck der Wissenschaft angesehen werden. Nun aber findet in den verschiedenen N. in Bezug auf diese verschiedenen Functionen ein gewisser Unterschied statt, welcher zu dem Unterschiede des organischen und unorganischen Daseins in Beziehung steht. Denn während man in vielen Gebieten des Unorganischen bereits so tief in den Zusammenhang der Thatsachen eingedrungen ist, daß man selbst die complicirtesten Erscheinungen aus höchst einfachen Gesetzen abzuleiten versteht, ist dies im Gebiete des organischen Lebens noch nicht in gleichem Grade gelungen, sodaß das organische Gebiet sich in manchen Beziehungen noch einer bloßen Naturbeschreibung preisgegeben sieht. Die N. beziehen sich theils auf die allgemeinen Elemente und Grundstoffe, aus denen alle Körper bestehen, nebst deren Kräften und Eigenschaften, theils auf die aus jenen Grundstoffen zusammengesetzten Klassen von individuellen Naturproducten. Die elementarischen Grundwissenschaften sind Physik und Chemie. Die Physik (s. d.) beschäftigt sich mit der Erkenntniß der Materie, ihrer Kräfte und Processe im allgemeinen, also mit der Natur der Schwere, des Widerstandes, der Cohäsion, des Lichts, der Wärme, des Magnetismus, der Elektricität u. s. w. Bleibt die Physik bei der Erforschung dieser Grundphänomene stehen, wie dieselben sich erfahrungsmäßig durch das Experiment ergeben, so ist sie Experimentalphysik. Da aber alle physik. Erscheinungen durch Maß und Gewicht beherrscht werden, deren Bestimmung der Mathematik zufällt, so wird sie zur mathem. Physik. Die Wissenschaften der mathem. Physik sind allesammt Anwendungen der mathem. Bewegungslehre oder Mechanik und enthalten das Vollkommenste, wozu es menschliche Einsicht im empirischen Gebiete bisher gebracht hat. Hierher gehört die Mechanik im engern Sinne als Lehre der Bewegung durch Schwere, Druck und Stoß, welche in besonderer Anwendung auf die Gestirne Astronomie, auf Flüssigkeiten Hydraulik und Hydrodynamik ist; die Statik als Lehre vom Gleichgewicht ruhender Körper, in Anwendung auf das Flüssige die Hydrostatik, auf die luftförmigen Körper die Aërostatik; die Optik als Lehre von der Fortpflanzung des Lichts durch Wellenbewegung, mit der

Dioptrik, welche seine Brechung, und der Katoptrik, welche seine Zurückstrahlung behandelt; die Akustik als Lehre von der Verbreitung der Schallwellen und ihren Schwingungsverhältnissen u. s. w. Der am spätesten zur Bearbeitung gelangte Theil der Physik ist die Lehre von den elektromagnetischen und galvanischen Kräften. Dieser Theil ist überaus schnell durch seine vielfache praktische Anwendbarkeit zu einem der wichtigsten geworden und eröffnet durch seine engen Beziehungen zum chem. und organischen Proceß die weitesten Aussichten für ein unausgesetztes Fortschreiten der Wissenschaft. Zu den physikalischen oder auch, im engern Sinne, den exacten Wissenschaften gehört auch die Chemie (s. d.) als Wissenschaft von den Grundstoffen der Körper, ihren Verwandtschaften und Verbindungen untereinander. Aber diese Wissenschaft hat sich theils durch ihr selbstständiges Wachsthum, theils durch ihren eigenthümlichen Charakter von der Physik getrennt. Auch sie zwar hat in der Stöchiometrie (s. d.), als der Lehre von den quantitativen Mischungsverhältnissen der Stoffe, mathem. Bestimmungen in sich Raum gegeben. Durch die Spectralanalyse (s. d.), welche die verschiedenen Grundstoffe und deren Verbindungen durch deren Einwirkung auf die Farben und Linien des Spectrums erkennen läßt, ist die Chemie befähigt worden, über die Grenzen der Erde und deren Atmosphäre hinaus in den Weltraum zu dringen und die Bestandtheile der einzelnen Weltkörper zu bestimmen. Hinsichtlich der den beiden großen Naturreichen angehörenden Verbindungen der einzelnen Elemente zerfällt die Chemie in die anorganische Chemie einerseits, die organische oder Pflanzen- und Thierchemie andererseits.

Während nun so Physik und Chemie von verschiedenen Seiten her unmittelbar in die Eigenschaften und die Grundstoffe der Materie überhaupt sich einen Weg suchen, tritt ihnen eine andere Gruppe der N. gegenüber, welche sich mit den einzelnen Gebieten der Körperwelt beschäftigen und je nach dem Objecte in zwei Abtheilungen zerfallen: in die Astronomie, welche mit den Himmelskörpern, und die Naturgeschichte, welche wesentlich mit den organischen Körpern zu thun hat. Die Astronomie behandelt den Weltbau im großen und ganzen, die Sonnensysteme und Fixsterngruppen, das Himmelsgewölbe mit seinen Sternbildern, Polen, Ekliptik, die Planetensysteme u. s. w. und berechnet die Bahnen und Bewegungen der Weltkörper nach den Verhältnissen ihrer Größe, Masse, Stellung und Entfernung. Die Astronomie behauptet den Rang einer durchaus exacten Wissenschaft, bildet einen Theil der angewandten Mechanik und ist aus dem Gebiete der Weltbeschreibung oder Kosmographie und demjenigen der Astrologie, welche die menschlichen Geschicke von den Gestirnen abhängig machen wollte, völlig in das Gebiet der allgemeinen Physik übergegangen. Dies ist namentlich geschehen in Bezug auf die Bewegungen der Gestirne, sowie auf ihre Bildungsformen, soweit dieselben von mechan. Gesetzen abhängen. Dagegen ist die Wissenschaft, welche die Entstehung des Weltalls zum Gegenstande haben sollte (Kosmogonie, in Beziehung auf den Erdball Geogonie) und außer den Gesetzen der Mechanik ebenso sehr die der Chemie und Physik zu berücksichtigen hat, zwar ebenfalls auf exacte Grundlagen gestellt, aber doch noch immer manchen Hypothesen preisgegeben. An die physische Geographie als die Beschreibung der Erde in ihren astron. Verhältnissen schließen sich die Wissenschaften von der nähern Beschaffenheit der Erdoberfläche, ihrer Gebirge, ihrer Gewässer und der Vertheilung derselben, ihrer Atmosphäre und des Einflusses derselben auf das Leben der Pflanzen und Thiere u. s. w. Hierher gehören die Meteorologie (s. d.) als Wissenschaft der atmosphärischen Veränderungen, des Kreislaufs der Winde u. s. w.; die Geologie (s. d.) als Wissenschaft von den Veränderungen der festen Erdrinde durch Wasser, vulkanische Thätigkeit u. s. w.; die Orologie als Wissenschaft von den Lagerungen der Gebirge und dem Streichen ihrer Züge; die Hydrographie als Physik der Gewässer, Flüsse und Meere; die Geognosie als Lehre von der Beschaffenheit der Gebirgsarten; zuletzt die Mineralogie (s. d.) als die Wissenschaft von den in der Geognosie vorgefundenen einzelnen Producten und ihrer auf chem. und krystallinischen Beschaffenheiten beruhenden Eintheilung. Hier hat die Krystallographie als reine Formlehre des mineralischen Processes durch ihre enge Verwandtschaft mit der Stereometrie ebenfalls eine mathem. Grundlage gewonnen. Endlich zerfällt die Wissenschaft des organischen Lebens auf der Erde oder die eigentliche Naturgeschichte im engern Sinne in die des Pflanzenreichs, die Botanik (s. d.), und des Thierreichs, die Zoologie (s. d.). Auch hier hat die Wissenschaft mit einem beschreibenden Theile, einer sog. Naturgeschichte, anzufangen, deren Zweck eine Klassifikation alles Vorhandenen in eine übersichtliche Ordnung ist, wonach sich dann die Unterabtheilungen gliedern, wie z. B. Entomologie (Insektenkunde), Ichthyologie (Fischkunde), Ornithologie (Vogelkunde) u. s. w. Soll nun aber in die Natur dieser Organismen näher eingedrungen werden, so tritt in Beziehung auf jedes ihrer Organe die Morphologie als die Wissenschaft von der Entstehung und dem Uebergange ihrer Formen einer Wissenschaft

Digitized by Google

ihres chem. Stoffwechsels gegenüber. Die Morphologie erbaut sich einerseits auf dem Grunde der Zergliederungswissenschaft oder Anatomie (s. d.) als Anatomie der Menschen, Thiere und Pflanzen, wobei besonders die vergleichende Anatomie die größte Hülfe leistet, und andererseits auf demjenigen der Entwickelungsgeschichte (Embryologie, Ontogenie). Die Wissenschaft des organischen Stoffwechsels ist die organische Chemie selbst. Zu der Morphologie gesellt sich die Wissenschaft von den organischen Lebensprocessen überhaupt, von den Functionen der Organe, welche mit dem Namen der Physiologie (s. d.) als Physiologie der Thiere und Pflanzen bezeichnet wird. Diese Wissenschaft hat sich durch die Anwendung exacter Methoden der Forschung, des Versuchs und der Messung in ihren meisten Zweigen durchaus zu dem Range einer exacten Wissenschaft aufgeschwungen, wie Physik und Chemie, während allerdings die Lehre von den Functionen des centralen Nervensystems noch da, wo sie als Psychologie die höhern Thätigkeiten desselben behandelt, noch nicht ganz auf experimentalen Boden gestellt werden konnte. Mit den N. in durchgehender enger Verbindung steht die Medicin (s. d.), weil sie sowol ihre Heilmittel aus allen Reichen der Natur herbeinimmt, als auch sich auf eine Kenntniß der Functionen des menschlichen Organismus, sowol des normalen als des gestörten, gründet. Wirft man auf dieses ganze Naturgebiet noch einen allgemeinen Blick, so bekundet sich eine auffällige Verschiedenheit in Bezug auf das Fortgeschrittensein der Wissenschaften, wobei überall als allgemeines Gesetz gilt, daß eine jede derselben eine um so größere Höhe ihrer Vollendung erreicht, je mehr es ihr gelingt, sich auf den Boden der Beobachtung und des Versuchs zu stellen und es dahin zu bringen, daß die Erscheinungen der materiellen Controle durch Maß und Gewicht unterworfen und nach festgestellten Gesetzen berechnet werden können.

Die Geschichte der N. hat einen langsamen Verlauf gehabt, denn im Alterthum begnügte man sich mit allgemeinen Philosophemen über die Natur. (S. Naturphilosophie.) Die werthvollen Entdeckungen, auf welche sich eine genauere Erkenntniß der Naturgesetze stützen ließ, blieben theils zusammenhangslos stehen, theils vertrugen sie sich wegen innerer Lückenhaftigkeit noch recht wohl mit falschen Theorien, wie dies z. B. bei den astron. Beobachtungen des Alterthums der Fall war. Erst mit Galilei kamen die N. zum vollen Bewußtsein des Verfahrens, welchem sie ihre Fortschritte in der Neuzeit verdanken, und welches man als die experimentirende und inductorische Methode (s. Induction) bezeichnet. Dieses empirische Verfahren modificirt sich zwar gemäß dem Inhalt der einzelnen Fächer, aber es bleibt sich doch darin immer gleich, daß es den Anfang der Untersuchung beim Besondern und Einzelnen macht, von ihm allmählich und sicher zum Allgemeinen aufsteigt und mit der Construction der allgemeinen Naturgesetze erst zum Schluß sein Werk krönt. Das erste Gebiet, worin die N. bedeutende Fortschritte machten, waren die Gesetze des Weltbaues und der Mechanik; es folgte die Naturgeschichte, sodann die dynamische Physik und zuletzt die Chemie. (S. Naturforschung.) Vgl. Whewell, «Geschichte der inductiven Wissenschaften» (deutsch von Littrow, 3 Bde., Stuttg. 1839—42).

Natzmer (Oldwig Ant. Leop. von), preuß. General, geb. 18. April 1782 zu Villin in Pommern. Sein Vater war zuletzt Oberst und Commandant der Festung Kolberg, seine Mutter eine nahe Verwandte des Feldmarschalls Gneomar von N., dessen Einfluß auf den König Friedrich Wilhelm I. bei der beabsichtigten Flucht des Kronprinzen, des nachmaligen Friedrich II., von Wichtigkeit gewesen war. Nachdem er seit seinem 13. Jahre als Leibpage König Friedrich Wilhelm's II. gedient, trat N. 1798 in die Garde als Offizier und wurde 1801 Adjutant. Im J. 1806 wohnte er der Schlacht von Auerstädt bei, fiel dann bei Prenzlau in Gefangenschaft, wurde jedoch 1807 wieder ausgewechselt. Nach dem Tilsiter Frieden erhielt er als Stabskapitän das Commando der Leibcompagnie in dem neuerrichteten Garderegiment. Nachdem er 1809 zum Flügeladjutanten und wirklichen Hauptmann gestiegen, übertrug man ihm die Bildung des Gardefüsilierbataillons, verwandte ihn auch mehrfach zu wichtigen Sendungen. Im J. 1810 zum Major befördert, nahm er theil an der Ausarbeitung der neuen Exercirreglements für Infanterie und Cavalerie. Er begleitete den König zu dem Fürstencongresse nach Dresden, erhielt im Herbst 1812 eine Sendung an das wiener Cabinet, bald darauf in das franz. Hauptquartier, um über die Trennung des Generals von York von der franz. Armee Erklärung zu geben. Unmittelbar darauf vertraute man ihm eine geheime und sehr wichtige Sendung an den Kaiser von Rußland an. Im J. 1813 wurde er als königl. Flügeladjutant in das Hauptquartier des Generals von York geschickt, bei welchem er bis zur Schlacht von Großgörschen blieb. Nach derselben befand er sich beim General Blücher bis zu dem Gefechte bei Hainau 26. Juni. Während des Waffenstillstandes zum Oberstlieutenant befördert, war er mit bei der Bildung der schles. Landwehr thätig. Beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten trat

Digitized by Google

er in sein Verhältniß als Flügeladjutant zurück und wohnte allen Schlachten bis zur Schlacht von Leipzig. Er erhielt das Eiserne Kreuz erster Klasse, wurde im December zum Obersten ernannt und war auch während des Feldzugs von 1814 im Gefolge des Königs, den er nach dem Pariser Frieden nach England begleitete. Im Herbst 1814 erhielt er das Commando der Grenadierbrigade in Berlin, mit der er am Feldzuge von 1815 theilnahm, und wurde dann zum Generalmajor befördert. Im J. 1820 wurde ihm das Commando der 11. Division in Breslau übertragen. Er begleitete den Kronprinzen zu dem Congresse nach Troppau, wohnte als preuß. Militärcommissar dem Feldzuge der Oesterreicher gegen Neapel bei und ging dann mit dem Corps des Generals Grafen von Walmoden nach Palermo. Im J. 1825 wurde er Generallieutenant und erhielt 1827 das Commando der 8. Division in Erfurt. Im J. 1832 erfolgte seine Ernennung zum commandirenden General des 1. Armeecorps in der Provinz Preußen. Hier entwaffnete er die über die Grenze getretenen poln. Truppen. Im Nov. 1839 wurde N. auf sein Ansuchen vom Commando entbunden, dann aber zum Mitglied des Staatsraths und Generaladjutanten des Königs ernannt und 1840 zum General der Infanterie befördert. Er starb 1. Nov. 1861. Vgl. E. von Natzmer, «Aus dem Leben des Generals Oldwig von N.» (Bd. 1, Berl. 1876).

Nauck (Aug.), namhafter Philolog, geb. 18. Sept. 1822 im Dorfe Auerstedt bei Eckartsberga, erhielt seine Vorbildung 1836—41 zu Schulpforta, studirte bis 1846 in Halle Philologie und hielt sich dann einige Zeit zum Zwecke der Vergleichung von Handschriften in München auf. N. war 1848—51 Lehrer an einer livländ. Privatanstalt, dann in Prenzlau und hierauf am Joachimsthaler Gymnasium und am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin. Im J. 1858 zum Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Petersburg gewählt, siedelte er Ostern 1859 dahin über, wo er seit 1869 zugleich die Stellung eines ord. Professors der griech. Sprache am kaiserl. historisch-philol. Institut innehat. N.'s philologische Arbeiten beziehen sich vorzugsweise auf Texteskritik und Erklärung der griech. Schriftsteller. Zu erwähnen sind namentlich die Ausgaben der Fragmente des Grammatikers Aristophanes von Byzanz (Halle 1848), des Euripides (Bd. 1 u. 2, 3. Aufl., Lpz. 1871; Bd. 3, Lpz. 1869), woran sich die «Euripideischen Studien» (2 Thle., Petersb. 1859—62) schließen; ferner der Fragmente griech. Tragiker (Lpz. 1856), des Platonikers Porphyrius (Lpz. 1860), des «Lexicon Vindobonense» (Petersb. 1867), des Sophokles (Berl. 1867), des Homer (Berl. 1874 fg.). Auch bearbeitete N. die neuen Auflagen der Schneidewin'schen Ausgabe des Sophokles.

Nauders, Dorf in Tirol in der Bezirkshauptmannschaft Landeck unweit des Eintritts des Inn aus dem Engadin nach Tirol oberhalb Finstermünz, wo die Straße ins Engadin von der ins Vintschgau abzweigt, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1869) 1361 E.

Nauheim, amtlich Bad Nauheim, Stadt im Kreise Friedberg der hess. Provinz Oberhessen, liegt am nordöstl. Abhang des Taunus, an dem Usabache und der Main-Weserbahn, 38 Kilom. nördlich von Frankfurt, hat meistens neue, freundliche Häuser und (1875) 2527 E., sowie eine Saline mit Gradirwerken und ein Soolbad. Die Saline erzeugt jährlich etwa 36,000 Ctr. Kochsalz. Schon in uralter Zeit wurde hier Salz gesotten, wie sich dies aus den zahlreich aufgefundenen Celtengräbern, großen, zum Theil eingemauerten Thongefäßen, worin noch Pfannenstein haftet, ausgedehnten Aschenhaufen u. s. w. ergibt. Die erste schriftliche Nachricht von dem Salzwerk ist von 1338; die Gradirwerke wurden 1579 angelegt. Die jetzt vorhandenen Quellen sind alle artesisch erbohrt, werden aber in erster Linie für das Soolbad benutzt. Erwähnenswerth sind der Kleine Sprudel, der Große Sprudel und der Friedrich-Wilhelmssprudel. Erstere Quelle wurde 1848 anstatt des 1838 erbohrten, aber schon 1847 ausgebliebenen Gassprudels erbohrt; der Große Sprudel entsprang in der Nacht vom 21. auf den 22. Dec. 1846 bei heftigem Sturm einem verlassenen Bohrloch, und der Friedrich-Wilhelmssprudel wurde 1855 erbohrt. Sämmtliche Quellen sind sehr reich an Kohlensäure und haben eine ziemlich hohe Temperatur, sind jedoch in ihrem Salzgehalt verschieden. Das Soolbad wurde 1834 errichtet und die Badeanstalten seitdem sehr vergrößert, sodaß jetzt in drei elegant ausgestatteten Badehäusern täglich gegen 1000 Bäder abgegeben werden können. Trinkquellen sind der Curbrunnen mit 15 Gr. Chlornatrium in 1000 Gr. Soole, der Karlsbrunnen mit 9 Gr. Chlornatrium in 1000 Gr. Soole, sowie der Ludwigsbrunnen, ein alkalischer Säuerling in der Nähe der Gradirwerke. In N. finden namentlich Skrofeln, Unterleibs- und chronische Hautkrankheiten, Gelenkrheumatismus, sowie gichtische Leiden Heilung. Die Zahl der Curgäste beträgt jährlich etwa 4000. Der prachtvolle Cursaal liegt in den schattigen, über 45 Hekt. großen Anlagen. Eine schätzenswerthe Zugabe zu den Soolquellen bilden die zwischen den 2 Kilom. gegen Süd-

Digitized by Google

ostenentfernten Dörfern Dorheim und Schwalheim befindlichen Sauerbrunnen. Das Schwalheimer Wasser ist ein sehr beliebtes Luxusgetränk und wird in Tausenden von Krügen versendet. N. gehörte früher den Herren von Münzenberg, seit 1419 den Herren und Grafen von Hanau, seit 1736 zu Kurhessen. Am 1. Sept. 1762 schlug Prinz Condé den Erbprinzen von Braunschweig bei dem nahe im Westen der Stadt gelegenen Johannisberg, auf welchem die Reste einer angeblich 724 von Winfried erbauten Kirche stehen; 28. Oct. 1792 eroberte Houchard die Stadt nebst den hess. Verschanzungen. Unter Napoleon I. war N. eine Dotation Davoust's. Mit den Dörfern Dorheim, Schwalheim und Rödgen bildete die Stadt das kurhess. Amt Dorheim, später Amt N. genannt, welches als Exclave innerhalb der hess.-darmst. Provinz Oberhessen lag und durch den Berliner Vertrag vom 3. Sept. 1866 von Preußen an Hessen-Darmstadt abgetreten wurde. Vgl. Weiß, «Soolbad N.» (Friedberg 1871); derselbe, «Zur Gründung und Entwickelung des Soolbades N.» (Bad Nauheim 1875).

Naukratis, eine ägypt. Stadt, welche unter dem ersten Psametich Ende des 7. Jahrh. v. Chr. von siegreich zur See eindringenden Milesiern gegründet wurde. Später wurde sie von dem griechenfreundlichen Könige Amasis den sich ansiedelnden oder nach Aegypten Handel treibenden Griechen ganz überlassen und erlangte unter anderm auch eine gewisse Berühmtheit durch ihre schönen griech. Hetären. Der König Psametich II. sollte sogar eine dieser Buhlerinnen von N., die schöne Rhodopis, welche von andern auch Doricha genannt wird, zu seiner Gemahlin erhoben haben. Die Stadt lag an dem kanopischen Nilarme, der deshalb auch der naukratische genannt wurde, an seinem rechten Ufer, und gehörte zum saitischen Nomos; Plinius nannte sie sogar, aber ohne Zweifel mit Unrecht, als Hauptort eines besondern, nach ihr genannten Nomos. N. blieb bis in späte Zeiten immer ein bedeutender Handelsort.

Naumachia (griech.), eigentlich ein Schiffsgefecht oder bedeutendes Seetreffen, wurde bei den Römern auch die Nachahmung eines solchen als Schauspiel genannt, und denselben Namen führten dann auch dazu eigens eingerichtete Orte. Julius Cäsar ließ zuerst 46 v. Chr. in Rom eine N. aufführen und hatte zu diesem Behuf auf dem Marsfeld einen Platz ausgraben lassen. Eine N., die noch unter Titus bestand, legte Augustus jenseit der Tiber in Cäsar's Gärten an, wahrscheinlich mit amphitheatralischen Sitzreihen für die Zuschauer; ihr Becken war 600 Mt. lang, 400 Mt. breit; eine andere ließ in derselben Gegend Domitian bauen. Auch wurden schon in dem von Nero auf dem Marsfelde erbauten hölzernen Amphitheater nacheinander Kämpfe zur See und zu Lande dargestellt und ward das Colosseum (s. d.) dauernd darauf eingerichtet, abwechselnd in einen See für N. verwandelt zu werden. Vgl. Friedländer, «Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms» (3. Aufl., 2. Thl., Lpz. 1874).

Naumann (Joh. Friedr.), verdienter Ornitholog, geb. 14. Febr. 1780 zu Ziebigk bei Köthen, Sohn des ebenfalls als Ornitholog bekannten Landwirths Johann Andreas N., (geb. 13. April 1747, gest. 15. Mai 1826), besuchte 1790—94 die Hauptschule zu Dessau und widmete sich dann im Hause seines Vaters dem Studium von Schriften über Land- und Gartenbau, Pomologie und alle Zweige der Naturgeschichte, insbesondere der Ornithologie. Später wendete er sich der letztern Wissenschaft ausschließlich zu, beschränkte sich aber wesentlich auf das Studium der deutschen Vögel. Er wurde Professor und Inspector des Ornithologischen Museums des Herzogs von Anhalt-Köthen und starb 15. Aug. 1857 zu Ziebigk. N. war unstreitig der gründlichste und gewissenhafteste Forscher auf dem Gebiete der deutschen Ornithologie. Die Menge und der Umfang der mit größter Ausdauer und Umsicht von ihm gesammelten Beobachtungen verleiht seinem Hauptwerke «Naturgeschichte der Vögel Deutschlands» (12 Bde., Lpz. 1822—44; Bd. 13, fortgesetzt von Blasius, Baldamus und Sturm, 1852—60), zu dem er die große Anzahl vortrefflicher Platten selbst gestochen hat, einen unvergänglichen Werth. Mit Buhle gab er «Die Giftpflanzen Deutschlands» (Köthen 1804), sowie «Die Eier der Vögel Deutschlands» (5 Hefte, Halle 1819) heraus. Zu seiner «Taxidermie» (Halle 1815; 2. Aufl. 1848) hat er ebenfalls die Kupfer selbst gestochen. Ihm zu Ehren nannte die Deutsche ornithologische Gesellschaft ihr Organ «Naumannia» (seit 1850).

Naumann (Joh. Gottlieb oder Amadeus), vorzüglicher Kirchencomponist, wurde 17. April 1741 zu Blasewitz bei Dresden geboren, wo sein Vater Landmann war. In seinem 16. Jahre nahm ihn ein schwed. Musiker, dessen Aufmerksamkeit er durch seine musikalischen Talente erregt hatte, zur Bedienung mit sich nach Hamburg und 1758 nach Italien. Sein Herr benutzte in Padua den Unterricht Tartini's, unter dem sich auch N. drei Jahre bildete. Nachher ließ er sich in Venedig nieder, wo er Unterricht ertheilte und einige theatralische Compositionen lieferte, die Beifall fanden. Nach einem siebenjährigen Aufenthalte in Italien berief ihn die

Digitized by Google

Kurfürſtin-Mutter, Marie Antonie, nach Dresden, wo er 1765 kurfürſtl. Kirchencomponiſt, bald darauf Kammercomponiſt und, nachdem er noch zweimal Italien beſucht hatte, 1774 Kapellmeiſter, endlich 1786 Oberkapellmeiſter wurde. In ſpätern Jahren war die Kirchenmuſik ſein Lieblingsfach. Er ſtarb 23. Oct. 1801. Von ſeinen Opern ſind «Amphion» (1776), namentlich «Cora» (1780), «Guſtav Waſa» (1780) und «Orpheus» (1785) die vorzüglichſten. Seine Kirchencompoſitionen, darunter ſein «Vaterunſer» (Text von Klopſtock), mehrere Pſalmen und viele Meſſen, Oratorien und Veſpern, ſind größtentheils Eigenthum der dresdener Hofkapelle. Noch iſt zu erwähnen, daß er auf der Glasharmonika große Fertigkeit beſaß und für dieſelbe ſechs Sonaten componirte. Vgl. Meißner, «Bruchſtücke zur Biographie Johann Gottlieb N.'s» (2 Bde., Prag 1803—8). Aus Beiträgen ſeiner Verehrer wurde an ſeinem 100jährigen Geburtstage in Blaſewitz unter dem Namen Naumanns-Stiftung ein Schulhaus gegründet.

Naumann (Karl Friedr.), ausgezeichneter Mineralog und Geognoſt, der älteſte Sohn des Vorigen, geb. 30. Mai 1797 zu Dresden, beſuchte ſeit 1812 die Landesſchule zu Pforta und ſeit 1816 die Bergakademie zu Freiberg. Nachdem er letztere nach Werner's Tode verlaſſen, ſtudirte er dritthalb Jahre hindurch unter manchen ſtörenden Verhältniſſen Philoſophie und Naturwiſſenſchaften zu Leipzig und zu Jena, wo er auch promovirte. N. ging hierauf nochmals nach Freiberg, beſonders um Mohs zu hören, und machte dann 1821—22 eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Norwegen, als deren Frucht die «Beiträge zur Kenntniß Norwegens» (2 Bde., Lpz. 1824) erſchienen. Nach der Rückkehr habilitirte er ſich 1823 zu Jena, 1824 zu Leipzig, doch ſiedelte er ſchon 1826 nach Freiberg über, um daſelbſt, als Mohs einem Rufe nach Wien gefolgt, die Profeſſur der Kryſtallographie und die Stelle eines Disciplinarinſpectors an der Bergakademie zu übernehmen. Er erhielt 1835 die Profeſſur der Geognoſie daſelbſt und den Auftrag zur Bearbeitung der geognoſt. Karte von Sachſen. Im Aug. 1842 kam N. als Profeſſor der Mineralogie und Geognoſie an die Univerſität nach Leipzig, wo er bis 1871 mit günſtigſtem Erfolge gewirkt hat. N. wurde 1866 zum Geh. Bergrath ernannt und verlebte die letzten, nur ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten gewidmeten Jahre in Dresden, wo er 26. Nov. 1873 ſtarb. N. hat neben manchen werthvollen Originalabhandlungen über mineralogiſche und geognoſtiſche Gegenſtände eine Reihe trefflicher und weitverbreiteter Hand- und Lehrbücher für die von ihm vertretenen naturwiſſenſchaftlichen Disciplinen veröffentlicht. Außer dem «Verſuch einer Geſteinslehre» (Lpz. 1824) gehören dahin: «Grundriß der Kryſtallographie» (Lpz. 1825), «Lehrbuch der Mineralogie» (Berl. 1828), «Lehrbuch der reinen und angewandten Kryſtallographie» (2 Bde., Lpz. 1830), «Anfangsgründe der Kryſtallographie» (Dresd. 1841; 2. Aufl., Lpz. 1854), «Elemente der Mineralogie» (Lpz. 1846; 10. Aufl., von F. Zirkel bearbeitet, 1877), «Elemente der theoretiſchen Kryſtallographie» (Lpz. 1856), vor allem das unübertroffene «Lehrbuch der Geognoſie» (2 Bde., Lpz. 1850—53; 2. [nicht ganz beendigte] Aufl., 3 Bde., Lpz. 1858—72). Einen Beitrag zur Botanik lieferte er in der Schrift «Ueber den Quincunx als Grundgeſetz der Blattſtellung» (Dresd. u. Lpz. 1845). Zu der von ihm mit Cotta bearbeiteten «Geognoſt. Specialkarte des Königreichs Sachſen» (12 Blatt, Dresd. 1835—43), welche den meiſten ähnlichen Arbeiten zum Vorbild gedient hat, verfaßte N. die «Erläuterungen» (Heft 1—5, Dresd. 1836—45; 2. Aufl., Heft 1—4, 1845). Später veröffentlichte er eine «Geognoſt. Beſchreibung des Kohlenbaſſins von Flöha in Sachſen» (Lpz. 1865), die «Geognoſt. Karte des erzgebirgiſchen Baſſins» (2 Sectionen, Lpz. 1866) und die «Geognoſt. Karte der Umgegend von Hainichen im Königreich Sachſen» (Lpz. 1871).

Naumann (Mor. Ernſt Adolf), namhafter Arzt, Bruder des Vorigen, geb. 7. Oct. 1798 zu Dresden, bezog 1816 die Univerſität Leipzig, wo er Medicin ſtudirte und 1820 die Doctorwürde erwarb. Nachdem er ſich in Leipzig und Berlin bis 1822 weiter ausgebildet, habilitirte er ſich 1824 als Privatdocent an erſterer Univerſität, wurde jedoch 1825 als außerord. Profeſſor nach Berlin berufen, von wo er 1828 als ord. Profeſſor nach Bonn verſetzt ward. N. gehörte daſelbſt zu den ausgezeichnetſten Lehrern der medic. Facultät. Im J. 1851 erhielt er die Direction des geſammten Kliniſchen Inſtituts und wurde bald darauf zum Geh. Medicinalrath ernannt. Er legte 1864 die Leitung der Klinik nieder und ſtarb 19. Oct. 1871 in Bonn. Seine Hauptwerke ſind das «Handbuch der medic. Klinik» (Bd. 1—8, Berl. 1829—39; 2. Aufl., Bd. 1, Berl. 1848), die «Pathogenie» (Bd. 1—3, Berl. 1841—45), die «Allgemeine Pathologie und Therapie» (Bd. 1, Berl. 1851) und die «Ergebniſſe und Studien aus der medic. Klinik zu Bonn» (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1858—60). In letztern Werken hat er die Betrachtung krankhafter Lebenszuſtände zum Theil auf diejenigen phyſiol. Folgerungen zurückgeführt, die er ſchon früher in den «Problemen der Phyſiologie» (Bonn 1835) entwickelt hatte.

Unter N.'s übrigen Schriften, in denen er zum Theil den Materialismus erfolgreich bekämpft, sind noch hervorzuheben: «Kritische Untersuchung der allgemeinen Polaritätsgesetze» (Lpz. 1822), «Ueber die Grenzen zwischen Philosophie und Naturwissenschaften» (Lpz. 1823), «Handbuch der allgemeinen Semiotik» (Berl. 1826), «Theorie der praktischen Heilkunde» (Berl. 1827), «Versuch eines physiol. Beweises für die Unsterblichkeit der Seele» (Bonn 1830), «Metaphysisches in der Physiologie» (Bonn 1848), «Die Naturwissenschaften und der Materialismus» (Bonn 1869) und Beiträge zur Vor- und Anrede der 10. Auflage der von Dr. Ludwig Büchner verfaßten Schrift «Kraft und Stoff» (Bonn 1869).

Naumann (Emil), namhafter Componist und Musikhistoriker, Sohn des Vorigen, geb. 8. Sept. 1827 zu Berlin, widmete sich der Tonkunst und genoß den Unterricht Mendelssohn's bis zu dessen Tode. Sein erstes größeres Werk, das Oratorium «Christus der Friedensbote», gelangte im Dec. 1848 erst zu Dresden, dann 1849 wiederholt in Berlin zur Aufführung. Demselben folgten eine große Messe, eine Cantate («Zerstörung Jerusalems»), die Opern «Judith» und «Mühlenhexe», die Ouverture zu «Loreley», sowie eine Symphonie in D-dur, welche Compositionen ebenfalls Beifall fanden. Inzwischen war N. infolge der Abhandlung «Die Umgestaltung der prot. Kirchenmusik», durch die er die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. erregt hatte, als Hofkirchenmusikdirector nach Berlin berufen worden. Er componirte hier für den Domchor über 30 Psalmen und Sprüche und gab das umfangreiche Werk: «Psalmen auf alle Sonn- und Feiertage des evang. Kirchenjahres» heraus. Von seinen übrigen Compositionen sind, außer zwölf Heften «Lieder», noch erschienen: eine Sonate, Variationen für Geige und Klavier, zwei Hefte vierstimmige Lieder, ein «Deutsches Kriegslied», ein Festmarsch und Fackeltanz, ein Singwalzer. Nach Beendigung des Feldzugs von 1866 widmete N. dem König eine «Dank- und Jubelcantate». N. siedelte 1873 nach Dresden über, wo er den Lehrstuhl der Geschichte und Theorie der Musik an dem königl. Conservatorium übernahm und den «Naumann'schen Gesangverein» gründete. Der Schwerpunkt der Thätigkeit N.'s liegt jedoch gegenwärtig auf dem Gebiete der Wissenschaft seiner Kunst. Er veröffentlichte unter anderm: «Die Tonkunst in der Culturgeschichte» (Berl. 1869 fg.), «Deutsche Tondichter von Seb. Bach bis auf die Gegenwart» (3. Aufl., Berl. 1876), «Nachtklänge. Eine Sammlung von Gedenkblättern aus dem Musik- und Geistesleben unserer Tage» (Berl. 1872), «Ital. Tondichter von Palestrina bis auf die Gegenwart» (2. Aufl., Berl. 1877), «Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft» (Berl. 1877), «Die Architektonik der Fuge» (Berl. 1878).

Naumburg an der Saale, Kreisstadt im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, liegt an der Thüringischen Eisenbahn in anmuthiger Gegend. Die Stadt ist Sitz des prot. Domkapitels Naumburg-Zeitz, eines Appellations- und eines Kreisgerichts (von 1879 ab eines Oberlandes- und eines Landgerichts), eines Landrathsamts sowie einer Superintendentur und zählt 16,258 E. (1875, einschließlich 804 Mann Garnison). Sehenswerth sind die Domkirche in spätroman. und frühgoth. Stile, in der sich viele Denkmäler altdeutscher Kunst an Statuen, Schnitz- und Gußwerken, Gemälden u. dgl. befinden, und das alte Schloß am Markte, erbaut für Herzog Moritz von Sachsen-Zeitz, der 1656—63 hier residirte. In neuerer Zeit ist dasselbe dem Hauptsteueramt sowie theilweise auch dem Kreisgerichte eingeräumt worden. Außer dem Dom hat die Stadt noch vier andere evang. Kirchen und eine kath. Kirche; ferner ein Gymnasium, die Domschule, mit der 1808 die lat. Stadtschule vereinigt wurde; eine höhere Bürgerschule (Realschule erster Ordnung bis Secunda), eine höhere Töchterschule u. s. w. Die Bevölkerung beschäftigt sich mit der Fabrikation von Wollzeug, Leder, Kämmen, Strümpfen und Seife. Jährlich wird in N. eine vom Kaiser Maximilian 1514 privilegirte Messe gehalten, die nur noch den Charakter eines Jahrmarkts trägt. Einen nicht ganz unbedeutenden Handelsartikel gewährt der Wein, welcher um N. wächst, namentlich der rothe. Das jährliche Kinderfest, das Hussiten- oder Kirschfest, soll seine Entstehung dem Angriff der Hussiten auf die Stadt unter Procopius (28. Juli 1432) verdanken. Der Bischof von N., Gerhard von Goch, habe nämlich in Kostnitz für Huß' Tod gestimmt, Procopius aber dafür die Stadt zu zerstören gedroht. Auf den Rath eines Bürgers, des Viertelmeisters Wolf, seien daher sämmtliche Kinder in Sterbekleidern, eine Citrone und einen grünen Zweig in der Hand, aus der Stadt gezogen, um die Gnade des Hussitenfeldherrn zu erflehen, und dieser habe, durch den Aufzug gerührt, die Belagerung aufgehoben und die Kinder mit Kirschen bewirthet. Die neuere Forschung hat jedoch unwiderleglich nachgewiesen, daß die Hussiten nicht bis vor N. gekommen sind. Das Fest ist wahrscheinlich aus der Feier des uralten Brunnenfestes entstanden. In der Gegend von N. lag einst die Stadt Jena, deren Stelle jetzt das Dorf Großjena einnimmt, der Stammsitz

Digitized by Google

Eckard's I., Markgrafen von Meißen und Thüringen (982—1002), der die nach ihm benannte Eckardsburg und auf der Stelle, wo jetzt das Oberlandesgerichtsgebäude steht, die Neuenburg erbaute, so geheißen im Gegensatze zu der über dem nahen Dorf Almerich einst befindlichen Altenburg. In der Nähe dieser Neuenburg, von der die jetzige Stadt den Namen führt, gründete Markgraf Eckard eine den Aposteln Petrus und Paulus von ihm geweihte Stiftskirche und ein dem heil. Georg zugeeignetes Benedictinerkloster. Der Schutz, den die Neuenburg den Umwohnern gewährte, sowie die angenehme Lage derselben, führte noch zu Eckard's Lebzeiten Ansiedler hierher, und schon unter Eckard's Söhnen war N., welches indessen das Stadtrecht erhalten hatte, so bedeutend, daß der Bischofssitz von Zeitz 1028 dahin verlegt werden konnte, als sich die Nothwendigkeit herausstellte, diesen Sitz in einen festern und vor den Angriffen der heidnischen Sorben besser geschützten Ort zu bringen. Nach dieser Verlegung wurde der Aufbau der von Eckard begonnenen Stiftskirche aufgegeben und der Neubau einer Domkirche nach einem großartigern Plane beschlossen und fortgeführt, sodaß schon nach etwa 20 Jahren der Gottesdienst in derselben beginnen konnte. Aber erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. brachte Bischof Dieterich diesen Bau in seinen Haupttheilen zum Abschlusse, die drei Thürme aber (von einem vierten ward nur der Grundbau ausgeführt) wurden erst 1349 vollendet. Nach dem Tode des letzten kath. Bischofs, Julius Pflug, 1564, kam die Verwaltung des Stifts an Kursachsen, welches stets die Schutzgerechtigkeit über dasselbe behauptet hatte. Es wurde 1656 einer Seitenlinie des sächs. Hauses, Sachsen-Zeitz, zugetheilt, nach deren Absterben es 1726 wieder an Kursachsen kam. Das Stift wurde 1815 mit an Preußen abgetreten; das Domkapitel besteht noch. — Im Kreise N., 156,6 QKilom. mit (1875) 28,285 E., liegen die Landesschule Pforta (s. d.) und der Badeort Kösen (s. d.). Vgl. Philipp, «Geschichte des Stiftes N. und Zeitz» (Zeitz 1800); Lepsius, «Ueber das Alterthum und die Stifter des Doms zu N.» (Naumb. 1822); «N. an der Saale, sein Dom und andere alterthümliche Bauwerke» (in Puttrich's «Denkmälern», Text von Lepsius, Lpz. 1841—43); Lepsius, «Die Sage von den Hussiten vor N.» (Zeitz 1811); Mitzschke, «Naumburger Inschriften» (Naumb. 1876 fg.).

Naupaktos, Stadt in Griechenland, s. Lepanto.

Nauplia oder Nauplion, von den Italienern Napoli di Romania genannt, die Hauptstadt einer Eparchie in dem Nomos Argolis im Königreich Griechenland, liegt im östl. Theile des Peloponnes an der Nordostseite des Meerbusens von Argos oder N. auf einer schmalen Halbinsel und ist durch seine Lage wie durch Festungswerke, besonders die drei Forts Palamidi (auf einem 210 Mt. hohen, steilen, die ganze Stadt beherrschenden Felsen), Albanitika und das Hafenschloß Itschkaleh, die festeste Seestadt Griechenlands. Der wohlgeschützte und sichere Hafen kann 600 Schiffe fassen. Die Stadt, die zu ihrer malerischen Lage in neuerer Zeit durch Geradelegung und Pflasterung der Straßen, Erbauung hübscher Häuser und eines Quais ein westeurop. Ansehen gewonnen hat, zählt (1870) 3958 E., die einen nicht unbedeutenden Handel treiben, ist der Sitz eines Nomarchen, eines Erzbischofs, eines Appellationsgerichts, eines Gerichtshofs erster Instanz sowie eines Friedensgerichts und hat ein Zeughaus, ein Gymnasium, mehrere Gemeindeschulen, sieben Kirchen und ein Lazareth. Im Alterthum war N., dessen Akropolis die Stelle des jetzigen Forts Itschkaleh einnahm, ursprünglich eine selbstständige Seestadt, sank aber, nachdem es während des zweiten Messenischen Kriegs von den Argivern erobert worden, zur Stellung einer bloßen Hafenstadt von Argos herab. Es theilte dann die Geschichte dieser Stadt und Landschaft und später im Mittelalter die des Peloponnes (s. d.) unter byzant., fränk. und venet. Herrschaft. N. wurde 1539 von den Türken genommen, 1686 von den Venetianern erobert, und kam 1715 wieder an die Türken. Im Jan. 1823 von den Türken übergeben, wurde es 1824 Hauptstadt und Sitz der griech. Regierung; 1831 ward Kapodistrias daselbst ermordet, 1832 tagte in der am nördl. Fuße der Festung Palamidi sich hinziehenden Vorstadt Pronia die hellenische Nationalversammlung, und 6. Febr. 1833 landete im Hafen König Otto, der 10. Jan. 1835 die Residenz nach Athen verlegte. In der Nähe der Vorstadt Pronia hat König Ludwig I. von Baiern 1841 durch den Bildhauer Siegel in lebendigen Fels einen Löwen hauen lassen als Denkmal der in Griechenland gefallenen Baiern.

Nausikaa, Tochter des Königs der Phäaken, Alcinous (s. d.), und der Arete, namentlich bekannt wegen ihrer Freundschaft für Odysseus. Nach Spätern soll sie dann noch Gemahlin des Telemachos geworden sein und diesem den Perseptolis oder Ptoliporthos geboren haben.

Nautik, s. Schifffahrtskunde.

Nautilus oder Schiffsboot (Nautilus), der Name einer zu den Kopffüßern (Cephalopoden) gehörenden Gattung von Weichthieren, bei welchen das Thier, das vier Kiemen und

zahlreiche kurze, zurückziehbare, fadenförmige Arme ohne wahre Saugnäpfe besitzt, in eine vielkammerige, spiralig gewundene Kalkschale eingeschlossen ist, deren Scheidewände in der Mitte durch eine Röhre durchbohrt und am Rande eben, ungetheilt und ohne Zähne sind. Das Thier bewohnt nur die letzte Kammer des Gehäuses, die übrigen sind leer und dienen als Schwimmblase. Ein durch die Röhre der Kammern (sipho) hindurchgehender sehniger Strang verbindet das Thier mit diesen leeren Kammern. Diese merkwürdige Gattung erregt das Interesse um so mehr, als sie das einzige auf die Gegenwart lebend übergegangene Glied einer großen Familie darstellt, welche von den meisten jetzt lebenden Kopffüßern (Tintenfische, Sepien, Kalmaren u. s. w.) sehr verschieden gebaut ist und schon von den frühesten Schöpfungsperioden an in allen Meeresschichten vorkommt, freilich in sehr verschieden gestalteten Typen, die man Orthoceren, Lituiten, Clymenien u. s. w. genannt hat. Da der N. nur bei ganz ruhigem Wetter an die Oberfläche kommt und beim Herannahen eines Bootes sich schnell in die Tiefe versenkt, so gelingt es sehr selten, ein lebendes Exemplar zu erhalten. Man kennt zwei Arten von Gehäusen, die man aus den südasiat. Meeren erhält: den gewöhnlichen N. oder das gemeine Schiffsboot (N. Pompilius), mit großem, ungenabeltem, milchweißem und rothbraun gebändertem Gehäuse, das bis zu 30 Ctmt. im Durchmesser getroffen wird, und den genabelten N. oder das genabelte Schiffsboot (N. umbilicatus), an dessen genabeltem Gehäuse die letzte Windung die frühern nicht verbirgt. Diese letztere Art gehört zu den Seltenheiten und wird daher sehr geschätzt; die erste Art dagegen ist häufig, besonders an den Molukken, und sein Gehäus allgemein bekannt. Dasselbe besteht aus einer äußern, durch Säure löslichen Kalkschicht und einer innern harten Perlmutterschicht und ward nach Entfernung der erstern von jeher gern als Zierde aufgestellt oder auch als Trinkgefäß benutzt.

Navarino oder Pylos, feste Hafenstadt mit Citadelle an der Südwestküste des Peloponnes, jetzt die Hauptstadt der zum Nomos Messenien gehörigen Eparchie Pylia im Königreich Griechenland, zählt (1870) 1115 E. und ist von Bedeutung durch seinen Hafen, an dessen Südeingange es liegt. Derselbe bildet die 11 Kilom. lange und 7,7 Kilom. breite Bai von N., vor der sich die Insel Sphagia oder Sphakteria lang hin erstreckt, sodaß die Bai nur im Norden und Süden derselben mit dem Meere durch schmale Arme zusammenhängt, welche die leicht zu vertheidigende Einfahrt bilden. Gegenüber der Nordseite der Insel, die dortige höchst enge Einfahrt beschützend, liegt das befestigte Altnavarin (Paläo-Avarino oder Palä-okastro) an der Stelle des altmessenischen Pylos. Das gegenwärtige N. oder Neokastro wurde im Anfang des 14. Jahrh. von einer Schar span.-franz. Abenteurer, der Compagnie des Navarrois (daher der Name), angelegt und kam später abwechselnd unter venet. und türk. Herrschaft, unter welcher letztern es bis auf den griech. Befreiungskampf blieb. In diesem erlangte es Berühmtheit durch die 20. Oct. 1827 von der vereinigten engl.-franz.-russ. Flotte der ägyptisch-türkischen gelieferte Seeschlacht, in welcher die letztere vernichtet wurde.

Navarra, ehemaliges Königreich, aus Obernavarra auf der Südseite und Niedernavarra auf der Nordseite der Pyrenäen bestehend, ging aus der sog. Spanischen Mark Karl's d. Gr. hervor und erhob sich unter den Karolingern zur Selbstständigkeit. Durch Verheirathung der letzten Erbin Johanna mit Philipp dem Schönen kam N. 1284 an Frankreich. Durch Vermählung Philipp's III., Grafen von Evreux, mit Ludwig's X. Tochter, Johanna II., erhielt es einen neuen Herrscherstamm, bis es mit der Hand Blanca's, der Erbin des letzten Königs, 1425 an Johann von Aragonien überging, mit welchem Königreich es 54 Jahre vereinigt blieb. Johann's Enkeltochter Katharina, die ganz N. ihrem Gemahl Johann von Albret als Mitgift zubrachte, verlor 1512 im Kampf mit Ferdinand dem Katholischen den span. Antheil des Königreichs N. (Obernavarra), den auch in einem erneuten Kriege 1521 ihr Sohn Heinrich II. trotz des Beistandes von Frankreich nicht wieder zu erobern vermochte. Die ihm von seiner Gemahlin Margaretha, der Schwester Franz' I., geborene Tochter Johanna vermählte sich 1548 mit Anton von Bourbon, und die Frucht dieser Ehe war Heinrich IV., der, seit 1572 König von N., als er durch seine Geburt 1589 auf den franz. Thron berufen wurde, sein kleines Erbreich mit Frankreich, dessen König daher den Titel König von Frankreich und N. führt, vereinigte. Vgl. Bordenone, «Histoire de Béarn et Navarre» (Par. 1873). — Obernavarra, noch jetzt Königreich N. genannt, bildet die jetzige span. Provinz N. oder Pamplona (s. d.). Niedernavarra, meist von Basken bevölkert, bildete nebst Béarn (s. d.) bis zur franz. Revolution von 1789 ein eigenes Gouvernement und gehört jetzt zum franz. Depart. Nieder-Pyrenäen.

Navarrete (Don Martin Fernandez de), ausgezeichneter span. Historiker, geb. 9. Nov. 1765 zu Abalos in der Provinz Rioja, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung in dem

Digitized by Google

Seminar von Bergara, das er 1780 verließ, diente einige Zeit in der Gardemarine, setzte dann seine Studien in Cartagena fort und erhielt 1789 den Auftrag, die Archive zu bereisen, behufs einer Sammlung aller auf die span. Marine und die Entdeckungsreisen der Spanier sich beziehenden Handschriften und Urkunden. Im Kriege gegen die franz. Republik diente er als Adjutant des Commandanten der Flotte, Don Juan de Langara, machte auch die Belagerung von Toulon mit und wurde dann Fregattenkapitän. Als Langara 1797 Marineminister ward, stellte er N. als dritten Official in seinem Departement an. N. war Fiscal des obersten Admiralitätsraths, als 1808 der Invasionskrieg ausbrach. Da er von der franz. Partei keine Anstellung annahm, ging er nach Sevilla und dann nach Cadix. Nach der Restauration beschränkte er sich meist auf seine gelehrten Arbeiten. So gab er 1819 die Biographie des Cervantes als Anhang zu dem von der Akademie besorgten «Don Quixote» heraus. Von 1820—23 wurde er von den Cortes zum Mitgliede mehrerer Junten und vom König zum Director des hydrogr. Instituts ernannt. Seit 1825 war er Mitglied der Directionsjunta der königl. Armada, und 1834 wurde er als Dekan derselben zum Rathe von Castilien und Indien für die Section der Marine und zum Procer des Reichs, sowie, nach der Revolution von La Granja, 1837 zum Senator und Director der Akademie der Geschichte ernannt. Dabei unternahm er die Herausgabe der «Colleccion de los viajes y descubrimientos, que hicieron los españoles desde fines del siglo XV» (5 Bde., Madr. 1825—37). Die ersten Bände, die Reisen des Columbus und seiner Gefährten enthaltend, wurden auch ins Französische übersetzt (Par. 1828). N. starb 8. Oct. 1844. Nach seinem Tode erschien die «Disertacion sobre la historia de la nautica» (Madr. 1846) und die «Biblioteca maritima española» (2 Bde., Madr. 1851).

Navassit, s. Phosphorit.

Navigationsacte hieß das Gesetz, welches das republikanische engl. Parlament 9. Oct. 1651 zur Förderung der brit. Schifffahrt erließ. Dasselbe war hauptsächlich ebenso wol gegen die den Stuarts anhängenden Zuckerinseln wie gegen die Holländer gerichtet, die fast alle Frachtfahrt der Welt an sich gerissen hatten. Diese Acte bestimmte: 1) daß alle in Asien, Afrika oder Amerika erzeugten Waaren nur durch brit. Schiffe nach England, Irland und den brit. Colonien direct, und ohne die Ladung wo anders zu vervollständigen, sollten verführt werden können; 2) daß alle in jedem europ. Lande erzeugten oder verfertigten Waaren nur in brit. oder solchen Schiffen in Großbritannien sollten eingeführt werden, welche das Eigenthum des Landes wären, woher die Waaren rührten oder von wo sie eingeführt würden. Das waren die Hauptbestimmungen, welche auch von dem königl. Parlament, welches dem Cromwell'schen folgte, angenommen wurde. Doch beschränkte man dabei die letztere Bestimmung dahin, daß sie nur bei Waaren aus Rußland oder aus der Türkei und bei gewissen Artikeln anwendbar sein sollte, die im Handel seitdem als «enumerated articles» bezeichnet wurden, während alle andern Artikel in Schiffen jeder Art eingeführt werden konnten. In der Hauptsache wurde indeß hierdurch wenig geändert, da alle Hauptartikel unter den «enumerated» sich befanden. Bald glaubte man sogar durch diese Abänderung zu weit gegangen zu sein und verbot nun, hauptsächlich mit Rücksicht auf Holland, alle Einfuhr aus diesem Lande, den Niederlanden und Deutschland unter jedem Verhältnisse oder in jedem Schiffe, britischem oder fremdem, bei Strafe der Confiscation des Schiffs und der Waaren. Obschon diese außerordentliche Strenge später gemäßigt ward, blieben doch die Hauptbestimmungen bis in die neuere Zeit in Kraft. Im J. 1787 erließen die Vereinigten Staaten von Amerika ein der britischen N. wörtlich entlehntes und als Repressalie angekündigtes Gesetz. Auch die nordischen Mächte drohten in gleicher Weise zu verfahren. Daher wurde die englische N. 1821 und 1825 durch neue Gesetze und durch das sog. Reciprocitätssystem gemildert und der Verkehr aller mit England im Frieden lebenden europ. Länder auf gleichen Fuß gesetzt. Infolge der durch Peel eingeleiteten Reformen der engl. Handelspolitik mußten auch die Schifffahrtsgesetze eine weitere Umgestaltung erfahren. So legte denn 15. Nov. 1848 das Ministerium Russell dem Parlamente eine Bill vor, welche erst in der folgenden Session durchging und wonach alle noch übrigen Bestimmungen der N., mit alleiniger Ausnahme der Beschränkungen der Küstenschifffahrt und der Fischerei zu Gunsten des einheimischen Gewerbes, gänzlich aufgehoben wurden. Doch behielt sich die Regierung vor, gegen solche Länder, welche die engl. Schiffe nachtheilig behandeln würden, Repressalien eintreten zu lassen. Im J. 1854 wurde auch die Beschränkung des Küstenhandels vollends aufgehoben.

Navigationsschulen, s. Schifffahrtsschulen.

Nävius (Gnäus), einer der ältesten und bedeutendsten röm. Dichter, aus Campanien, von Geburt ein Lateiner, trat, nachdem er während des ersten Punischen Kriegs im röm. Heere

Digitized by Google

gedient hatte, 235 v. Chr. in Rom als Schauspieldichter auf. Er verfaßte Trauerspiele und Lustspiele, und zwar wie Livius Andronicus (s. d.) vor ihm und die andern röm. Schauspieldichter nach ihm die meisten nach griech. Mustern. Doch hat er es zuerst gewagt, auch selbstständige Stücke über Stoffe der einheimischen Sage und Geschichte zu dichten, und sich zuletzt auch in einem epischen, im saturnimischen Versmaße verfaßten Gedichte «De bello Punico» versucht. Seinen Freimuth, mit dem er in seinen Stücken auch Spott gegen röm. Große sich erlaubte, mußte er mit Gefängniß und Ausweisung bißen. Er starb in Utica um 200 v. Chr. Die Bruchstücke seiner Dichtungen sind gesammelt von Klußmann (Jena 1843); die Fragmente der Dichtung «De bello Punico» gab Vahlen (Lpz. 1854), die der Dramen Ribbeck in den «Fragmenta scenicae Romanorum poesis» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1871—73) heraus.

Naxos, jetzt Naxia, die größte und fruchtbarste unter den Cykladischen Inseln, mit 374 QKilom. Flächeninhalt, wird ihrer ganzen Länge nach von Süden nach Norden von einer in ihrer Hauptmasse aus Granit bestehenden Bergkette durchzogen, deren höchster Gipfel, jetzt Zia oder Dia, von den Alten Drios genannt, eine Höhe von 1003 Mt. erreicht. Gegen Osten fällt das Gebirge steil nach dem Meere ab, an seine sanftere westl. Abdachung schließt sich eine hügelige Ebene an, in welcher Getreide, Wein, Oel und Südfrüchte gedeihen. Außer diesen Producten bildet jetzt, wie im Alterthum, Schmirgel, wovon an der Ostküste bedeutende Ablagerungen sich finden, den Hauptausfuhrartikel. Die gleichnamige Hauptstadt der Insel liegt gegenwärtig noch an derselben Stelle wie im Alterthum, auf dem nördlichern Theile der Westküste in einer kleinen Strandebene am Fuße eines niedrigen Felshügels, der im Alterthum die Akropolis, im Mittelalter das befestigte Schloß der Herzoge nebst der Hauptkirche und zwei Klöstern trug. Der berühmteste Tempel der Stadt war im Alterthum der des Dionysos (Bacchus), dessen Cult, von den ältesten Bewohnern der Insel, den Thraziern, begründet, auch in der histor. Zeit, als die Insel von Griechen ion. Stammes bevölkert war, im höchsten Ansehen stand, wie denn auch die Sage von der Vermählung des Gottes mit der Ariadne hier localisirt war. Die Insel war schon vor den Perserkriegen unter der Herrschaft des Tyrannen Lygdamis so reich und mächtig, daß sie 8000 Schwerbewaffnete und viele Kriegsschiffe stellen konnte. Dann wurde sie von den Persern unterworfen und mußte zu der Flotte des Xerxes vier Schiffe stellen, die aber zu den Griechen übergingen und in der Schlacht bei Salamis auf freien dieser kämpften. Darauf schloß sich die Insel dem Bunde der ion. Seestaaten unter Athens Führung an, wurde aber, da sie sich von demselben wieder losmachen wollte, von den Athenern unterworfen (466 v. Chr.). Seitdem hat sie weder im Alterthum noch im Mittelalter mehr eine selbstständige polit. Rolle gespielt, bis sie 1207 durch den Venetianer Marco Sanudo erobert und zum Mittelpunkt des Herzogthums der Inseln des Aegäischen Meers gemacht wurde, das unter Herzogen erst aus dem Geschlecht Sanudo, dann aus dem Geschlecht dalle Carceri, endlich aus dem Geschlecht Crispo bis 1566 bestand, wo es durch Sultan Selim II. einem Juden, Don Joseph Nasi, überlassen wurde, nach dessen Tode (2. Aug. 1579) N., wie die übrigen Inseln des Archipels, unmittelbar unter die Herrschaft der Türken kam. Seit der Begründung des Königreichs Griechenland gehört N. zu diesem und bildet mit der Nachbarinsel Paros eine zur Nomarchie der Cykladen gehörige Eparchie, deren Bevölkerung (1870) 20,582 Seelen beträgt. Der Hauptort derselben, die Stadt Naxia mit 1957 E., ist der Sitz eines griech. und eines röm.-kath. Bischofs. Vgl. Roß, «Reisen auf den griech. Inseln des Aegäischen Meers» (Bd. 1, Stuttg. 1840); Curtius, «Naxos» (Berl. 1846).

Nazaire (Saint-), aufblühende Seestadt im franz. Depart. der Unter-Loire (Bretagne), nördlich an der Mündung der Loire, 57 Kilom. unterhalb Nantes, dessen Außenhafen sie bildet, und an der Linie Tours-N. der Orléansbahn gelegen, hat eine hydrogr. Schule und zählt (1872) 17,066 E., welche 2 Jahr- und 12 Monatsmärkte unterhalten, fast alle Lootsen für die Einfahrt der Schiffe in die Loire stellen und lebhaften Küstenhandel, auch viele dem Schifffahrtsbedarf entsprechende Gewerbe treiben. Der Ort ist sehr alt, hat aber erst neuerdings Wichtigkeit erlangt durch seinen Hafen, welcher in regelmäßiger Dampfpacketboot-Verbindung mit Malaga (über Vigo, Lissabon, Cadix, Gibraltar) und mit Veracruz in Mexico (über Martinique und Santiago de Cuba) steht. Der Hafen theilt sich in das kleine und das große Bassin. Das erstere nimmt 10,5 Hekt. ein und steht durch zwei Schleusen von je 13 und 25 Mt. Breite mit einem 200 Mt. langen Kanal in Verbindung, der bei Hochwasser 15 Mt. Tiefe hat. Das große Bassin, dessen Bau 1861 bestimmt wurde, hat eine Fläche von 20 Hekt. und enthält die Docks. Die Hafenarbeiten sind durch einen Deichbau von 1200 Mt. Entwickelung geschützt, vor welchem sich der Strandhafen (Port d'échouage) befindet. Ein Molo und zwei Höfte oder

Digitized by Google

Dämme in der Loire vervollständigen den Schutz des Ganzen. Der Hafen kann 120 Seeschiffe aufnehmen. Die Stadt hat noch Ruinen eines alten festen Schlosses, an dessen Mauern die Kirche angebaut ist. Etwa eine Viertelstunde von ihr befindet sich einer der bedeutendsten Dolmen (s. d.) des Departements. Außer der Seestadt N. gibt es übrigens in Frankreich 16 andere Ortschaften dieses Namens, worunter auch ein Handelshafen an der Küste der Provence.

Nazarēner, Nazaräer wurden bei den Juden die ältesten Bekenner des Messiasthums Jesu genannt, solange sie noch als innerjüd. Sekte gelten konnten. (S. Nazareth.) Später wurde der Name von den jüd. Christen Palästinas angenommen, und kommt seit Ende des 4. Jahrh. als Bezeichnung derselben auch im Munde verschiedener Kirchenlehrer vor. (S. Ebioniten.) — In der neuern deutschen Malerei pflegt man die Mitglieder der religiös-romantischen Schule Friedrich Overbeck's (s. d.) als N. zu bezeichnen.

Nazareth (jetzt En-Näsira), ein offenes Landstädtchen Galiläas, in einem Thalkessel des die Jesreel-Ebene nördlich begrenzenden Kreidegebirgs gelegen, verdankt seine Bedeutung lediglich dem Umstande, daß daselbst Jesus Christus von seinen in dem Orte ansässigen Aeltern erzogen wurde und somit die Anschauungen und Ideen dort zuerst entwickelte, welche ihn zum Begründer der Weltreligion gemacht haben. Das Alte Testament erwähnt des Ortes so wenig wie der jüd. Geschichtschreiber Flavius Josephus. Nach den kurzen Notizen im Neuen Testamente war N. der Sitz eines der Reform unzugänglichen Fanatismus, und seine Bewohner, wol ihrer Rohheit und ihrer Unwissenheit wegen, unter den gebildetern Juden verachtet. Der Beiname Nazarener, den Jesus führte, scheint ihm daher von den Gegnern der neuen Lehre in herabsetzender Absicht beigelegt worden zu sein. In Syrien wurden die ersten Christen ebenfalls zur Schmach vielfach nach der galiläischen Stadt benannt und in der arab. Welt wurde der Ausdruck Nusrani (Pl. Nasâra) für Christ zum allgemein üblichen. Das Christenthum schenkte N. früh seine Beachtung. Schon Hieronymus (im 4. Jahrh.) fand daselbst eine über der Stätte des Ave-Maria errichtete Kirche; Arculf um 700 noch eine zweite auf der Stelle des Hauses der Maria. (S. Loreto.) Die Kreuzfahrer verlegten hierher den Sitz eines Erzbisthums, dessen Residenz früher in Bethsean (Scythopolis) gewesen war. Gegenwärtig hat N. gegen 5000 E., von denen ungefähr zwei Drittel zum Islam und ein Drittel zum Christenthum sich bekennen. Juden gibt es dort nicht. Unter den Christen ist die griech., die kath., die melchitische, die maronitische und die prot. Confession vertreten. Das wichtigste Heiligthum, die Verkündigungskirche, ist Eigenthum des Katholicismus und wird von dem benachbarten, der Terra-Santa (s. d.) angehörigen Franciscanerkloster bedient.

Neander (Dan. Amadeus), evang. Bischof und preuß. Consistorialrath, geb. zu Lengefeld im sächs. Erzgebirge 17. Nov. 1775, erhielt seine Bildung zu Chemnitz und Leipzig und wurde 1805 Pfarrer zu Flemmingen bei Naumburg, 1817 Superintendent und Consistorialrath zu Merseburg, 1823 Oberconsistorialrath, Mitglied des Cultusministeriums, Propst und Pfarrer zu St.-Petri in Berlin. Im J. 1829 erfolgte seine Beförderung zum ersten Generalsuperintendenten der Provinz Brandenburg und Director des Consistoriums, 1830 seine Ernennung zum Bischof der evang. Kirche und im Nov. 1831 zum Mitgliede des Staatsraths. Infolge vorgerückten Alters ward N. 1853 von der Verwaltung der Generalsuperintendentur und von den kirchenregimentlichen Geschäften, 1865 auch von dem Amte als Propst und Pfarrer entbunden; er starb 18. Nov. 1869. Seine theol. Richtung ist die des ältern Supernaturalismus. Doch hat er sich um die Einführung der Union große Verdienste erworben. Schriftstellerisch ist er namentlich durch Predigten bekannt, von denen er 1826 eine zweibändige Sammlung veröffentlichte. Mit Bretschneider und Goldhorn gab er das «Journal für Prediger» heraus.

Neander (Joh. Aug. Wilh.), bedeutender prot. Kirchenhistoriker, geb. 16. Jan. 1789 zu Göttingen als Sohn jüd. Aeltern, hieß eigentlich David Mendel. In Hamburg erzogen, ward er 1806 getauft, studirte in Halle und Göttingen, habilitirte sich 1811 in Heidelberg, ward 1812 außerord. Professor daselbst und in demselben Jahre ord. Professor zu Berlin, Oberconsistorialrath, Mitglied des Consistoriums der Provinz Brandenburg. Er starb 14. Juli 1850. N., der besonders durch persönlichen Verkehr unter der studirenden Jugend einen weitreichenden Einfluß gewann, war eins der Häupter der sog. Vermittelungstheologie; auch seine kirchen-histor. Arbeiten tragen diesen versöhnlichen Charakter. Seine erste Schrift war die «Ueber den Kaiser Julianus und sein Zeitalter» (Lpz. 1812; 2. Aufl., Gotha 1867). Diesem Werke folgten: «Der heil. Bernhard und sein Zeitalter» (Berl. 1813, 3. Aufl., Gotha 1865), «Genetische Entwickelung der vornehmsten gnostischen Systeme» (Berl. 1818), «Der heil. Chrysostomus und die Kirche, besonders des Orients, in dessen Zeitalter» (2 Bde., Berl. 1821—22; 3. Aufl. 1849), «Anti-

Digitized by Google

gnosticus. Geist des Tertullianus und Einleitung in dessen Schriften» (Berl. 1826; 2. Aufl. 1849), das Ergebniß vieljähriger Studien. In seinen «Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums und des christl. Lebens» (3 Bde., Berl. 1822; 4. Aufl., Gotha 1866), die aber nur bis auf die Zeiten des Ansgar reichen, suchte er den Laien das aus der Kirchengeschichte besonders Wichtige mitzutheilen. Sein unvollendetes Hauptwerk aber ist die «Allgemeine Geschichte der christl. Religion und Kirche» (Bd. 1—6, in 11 Abth., Hamb. 1825—52; 4. Aufl., 9 Bde., Gotha 1863—65). Eine Darstellung des Entwickelungsgangs der christl. Religion und Kirche im apostolischen Zeitalter gab er sodann in der «Geschichte der Pflanzung und Leitung der Kirche durch die Apostel» (2 Bde., Hamb. 1832—33; 5. Aufl., Gotha 1862). Gegen Strauß schrieb er «Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange» (Hamb. 1837; 7. Aufl., Gotha 1873). Auch seine «Kleinen Gelegenheitsschriften», meist praktisch-christl. und histor.-exegetischen Inhalts, vereinigte er in einer Sammlung (3. Aufl., Berl. 1829); seine «Wissenschaftlichen Abhandlungen» (Berl. 1851) und die «Christl. Dogmengeschichte» (2 Bde., 1857) gab Jacobi heraus. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften erscheint in Gotha (Bd. 1—14, 1862—75 fg.). N.'s Vorlesungen an der Universität wurden zum großen Theil nach seinem Tode im Druck veröffentlicht (herausg. von Müller, 5 Thle., Berl. 1856—64). Vgl. Krabbe, «August N.» (Hamb. 1852).

Neapel (ehemaliges Königreich), s. Sicilien (Königreich beider).

Neapel (ital. Napŏli), das alte Neapolis (s. d.), die Hauptstadt des ehemaligen Königreichs beider Sicilien, in der Landschaft Campania felice, an dem Golf von N., den im Norden das Vorgebirge Miseno, im Süden das Vorgebirge Campanella und die Inseln Capri, Ischia und Procida umschließen, zeichnet sich durch seine Lage vor allen andern Seestädten aus und läßt sich nur etwa mit Konstantinopel, Genua und Lissabon vergleichen. Die Stadt ist eine der schönsten Italiens und zugleich die volkreichste. Sie hat etwa 38 Kilom. im Umfange, zählt über 50,000 Häuser, ist weder ummauert noch mit Thoren versehen und in 12 Districte getheilt. Die Zahl der Einwohner war Ende 1875 auf 447,556 (mit dem Gemeindebezirk auf 549,848) gestiegen. Die Straßen sind durchgehends mit Lava gepflastert, zum größten Theil eng und winkelig, die Häuser fünf bis sechs Stock hoch, mit Balconen und platten Dächern versehen. Seit der Einverleibung der Stadt in das Königreich Italien ist sie weit reinlicher geworden; die neuen Häuser sind solid gebaut, viele breite Straßen sind entstanden und die öffentlichen Plätze verschönert worden. Die größte und prächtigste Straße ist die Via Roma, ehemals Toledostraße, wo fortwährend das größte Gewühl stattfindet. Seit 1870 ist eine zweite, der Via Roma fast parallel laufende breite Straße, Via del Duomo, im Bau, die bis zum Meere geführt werden soll. Andere neuere Prachtstraßen sind der Corso Vittorio Emmanuele, Rione Principe Amedeo, Strada nuova del Chiatamone, Via Caracciolo, Strada Foria, u. s. w. In der längs des Meers sich erstreckenden Riviera di Chiaia wohnt und bewegt sich, besonders des Abends, die vornehmere Welt. Diese Straße enthält viele stattliche Gebäude, vor denen, unmittelbar am Meere, die Villa Nazionale, ein mit Baumreihen, Statuen und Rasenplätzen gezierter öffentlicher Garten, sich hinzieht. Unter den öffentlichen Plätzen sind die schönsten die Piazza del Plebiscito beim königl. Palast, die Piazza del Municipio, der Largo di Monte Oliveto mit einem schönen Springbrunnen und der Statue Karl's II. von Bronze, die Piazza Dante, nahe an der Straße Toledo, mit einem halbrunden, durch 26 Statuen verzierten Prachtgebäude zu Ehren Karl's III., die Piazza Cavour, die Piazza dei Martiri, der Largo Vittoria, die 1877 nicht weit vom Hafen gartenartig angelegte Villa del Popolo, und der größte von allen, der Largo del Mercato, auf welchem Konradin von Hohenstaufen enthauptet wurde. Von den sechs Castellen, die N. besitzt, sind die bedeutendsten: St.-Elmo, das eine regelmäßige sechseckige Sternschanze auf einem Hügel über der Stadt, mit in Felsen gehauenen Gräben, Minen, Kasernen und unterirdischen Gewölben bildet, die Stadt von der Landseite vertheidigt und zugleich mit seinen Kanonen beherrscht; das Castello Nuovo (zum Theil abgetragen) am Hafen bei dem königl. Palaste, das die Stadt von der Seeseite östlich, und das Castello dell' Uovo, auf einer Erdzunge im Meer gelegen, das sie von der südwestl. Seite her schützt.

Die Stadt hat im Vergleich zu Rom oder Florenz wenig Denkmale der Baukunst, und viele ihrer ursprünglichen Anlage nach durch Kunstwerth hervorragende sind durch Ueberladung und Schnörkeleien verunziert. Unter die sehenswerthen Gebäude gehören das königl. Schloß an der Piazza del Plebiscito, unweit des Meers, welches wegen seiner Größe, Architektur des Frontispice, seiner prächtigen Treppe, der Pracht seiner Gemächer und seiner reich ausgeschmückten Kapelle merkwürdig ist; der königl. Palast Capodimonte, mit entzückender Aus-

ſicht; der erzbiſchöfl. Palaſt, mit ſchönen Fresken von Lanfranco; das Recluſorio oder Armenhaus, das größte Gebäude der Stadt, mit vier Höfen und einer Kirche in der Mitte; das Nationalmuſeum, früher Muſeo Borbonico, in deſſen unterm Geſchoſſe ſich die beſten Wandgemälde und Moſaiken aus Herculanum und Pompeji ſowie die antiken Statuen befinden (darunter der Farneſe'ſche Stier, der Farneſe'ſche Hercules, die Flora, die Venus Kallipygos, ein Ariſtides aus Herculanum, die Reiterſtatuen der beiden Balbus, der tanzende Faun, Narciß, Silen und der ausruhende Mercur) und deſſen zweites Stockwerk eine bedeutende Sammlung etrusk. Vaſen, eine Gemäldegalerie, den Papyrusſaal mit den herculaniſchen Handſchriften nebſt der Anſtalt zur Abwickelung derſelben, endlich die Nationalbibliothek mit 200,000 Bänden und vielen ſeltenen Handſchriften umfaßt; ferner das ſchöngebaute Theater San-Carlo, das größte Italiens, das 1816 abbrannte und von Niccolini wiederhergeſtellt wurde, 44 Mt. breit und 87 Mt. lang iſt und ohne die den ſechsten Rang bildende Galerie 142 Logen enthält. Unter den 258 Kirchen ſteht obenan die Kirche des heil. Januarius oder der Dom, von Niccolo Piſano 1299 erbaut, deſſen urſprünglich goth. Charakter namentlich durch die Veränderungen des Cardinals Caraffa mit Abſichtlichkeit getilgt iſt. Sie iſt die größte und zugleich reichſte Kirche der Stadt; ihr Eingang wird von zwei Porphyrſäulen geziert und das Gewölbe von 110 antiken Marmor- und Granitſäulen getragen. Unter ihrem Hauptaltar ruht der Körper des heil. Januarius, deſſen Blut man in einer beſondern Kapelle in zwei Flaſchen aufbewahrt, und das vor den Verwüſtungen des Veſuvs wie vor jeder andern Noth ſchützt, auch angeblich im Jahre dreimal (6. Mai, 19. Sept. und 16. Dec.) flüſſig werden ſoll. Von den übrigen Kirchen ſind erwähnenswerth: die Kirche il Geſù nuovo, die wegen ihrer Kuppel berühmt iſt; die Kloſterkirchen Sta.-Chiara mit alten Grabdenkmälern; San-Domenico mit werthvollen Gemälden; San-Paolo, auf einem Tempel des Caſtor und Pollux erbaut, deſſen Reſte man an der Vorderſeite erblickt; San-Francesco di Paola, ein dem Pantheon in Rom nachgebildeter Bau, deſſen ſchöne, 60 Mt. hohe Kuppel von 34 Marmorſäulen getragen wird, und vor welchem die koloſſalen Reiterſtatuen Karl's III. (von Canova) und Ferdinand's I. (von Cali), beide von Righetti gegoſſen, aufgeſtellt ſind; ferner Sta.-Maria del Parto, zwar klein, aber berühmt durch das Grab Sannazar's; endlich Sti.-Apoſtoli, auf den Reſten eines Tempels des Mercur erbaut, eine der ſchönſten und reichſten Kirchen der Stadt. Außerdem beſitzt die deutſch-franz.-evang. Gemeinde eine eigene Kirche, desgleichen die engliſche. Beſonders merkwürdig ſind die in den Bergen, an die ſich N. gegen Norden anlehnt, befindlichen Katakomben. Unter den Privatpaläſten verdienen in Bezug auf ihre Bauart Erwähnung der des Prinzen Doria-Angri, der Palaſt Maddaloni und der Palaſt der Vicaria oder Caſtello Capuano.

Unter den wiſſenſchaftlichen Anſtalten ſind bemerkenswerth die 1224 von Friedrich II. geſtiftete Univerſität mit Bibliothek und guten Sammlungen, die beſuchteſte Italiens (einige tauſend Studenten); die Sternwarte, von geſchliffener Lava, auf dem Hügel Capodimonte; die Bibliothek Brancacciana, aus mehr denn 50,000 Bänden beſtehend und reich an Manuſcripten; die Bibliothek San-Giacomo; die Provinzialbibliothek, reich an orient. Werken, ſowie an mathem. und naturwiſſenſchaftlicher Literatur; die Bibliothek San-Martino; das neue Muſeum zu San-Martino, beſonders für vaterländiſche Alterthümer; die Società reale di scienze, archeologia, letteratura e belle arti; ferner das Conſervatorium der Muſik, die Marineſchule, die Polytechniſche Schule u. ſ. w. Erwähnenswerth ſind auch das Aquarium und die zoolog. Station von Dohrn. Unter den Wohlthätigkeitsanſtalten, deren es mehr als 60 gibt, ſind drei Spitäler, degli Incurabili, wo Kranke aller Art aufgenommen werden, della Annunziata, welches ſehr reich iſt und meiſt Findlinge, weibliche Büßende u. ſ. w. aufnimmt und das kliniſche Hospital von Geſù e Maria, und das königl. Armenhaus Real Albergo dei Poveri, wo die Regierung an 6000 Kindern Unterricht in allen Künſten und Handwerken ertheilen läßt. Das Volk ſteht in dem unverdienten Ruf, ernſte Beſchäftigung zu ſcheuen und vorzuziehen, den Erheiterungen durch Pulcinellen, Improviſatoren und Theater Auge und Ohr zu leihen und in den unzähligen Kaffeehäuſern zu verweilen. Der Adel iſt größtentheils reich und prachtliebend; unter den Bürgern herrſcht Wohlſtand. Die Lazzaroni (ſ. d.) ſind faſt verſchwunden. Unſittlicher iſt das Volk N.s keineswegs als das anderer Hauptſtädte, und neben ſüdl. Leidenſchaftlichkeit und Heftigkeit beſitzt daſſelbe die Tugenden der Mäßigkeit, Heiterkeit, Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit. Die Armuth und Unwiſſenheit der unterſten Volksklaſſen iſt noch immer ſehr drückend, doch ſind in neuerer Zeit ausgezeichnete Anſtalten zur Hebung derſelben entſtanden, wie die Kinderbewahranſtalt der Frau Salis Schwabe und die auf Anregung Alfonſo Caſanova's geſtiftete Anſtalt in San-Domenico-Maggiore zur Ausbildung der aus den Aſylen hervor-

Digitized by Google

gegangenen Knaben. Hier ist mit Benutzung aller pädagogischen Erfahrungen der Neuzeit der Versuch gemacht, Schule, Werkstatt und Familienleben miteinander zu verbinden. In keiner andern unter den Hauptstädten Italiens hat sich seit Gründung des neuen Königreichs das geistige Leben, welches unter den Bourbonen gewaltsam niedergehalten war, so schnell entwickelt wie in N. Eine ihrem Umfang und Inhalt nach nicht unbedeutende periodische Presse, unter der das «Giornale Napoletano» als eine der gediegensten ital. Revuen hervorragt, ist entstanden. Die hier später als anderswo (erst 1876) gegründeten Institute, wie die Società storica und Circolo filologico, zeichnen sich durch bedeutende geistige Kräfte aus und dienen dem nur allzu zerstreuten intellectuellen Leben als Anhaltspunkt. Unter den Fortschritten, die der Ort in neuerer Zeit gemacht hat, ist die namentlich seit 1876 merkliche Verbesserung der Communicationsmittel nicht zu vergessen, ein Umstand, der durch die natürlichen Bedingungen der Lage N.s, zwischen Meer und Hügeln eingeengt, eine besondere Wichtigkeit erhält. Nicht nur eine beträchtliche Anzahl von Omnibussen durchkreuzen die Stadt nach allen Richtungen, sondern die entferntesten Stadttheile und Orte der Umgegend werden auf das schnellste miteinander verbunden durch Tramwaylinien, die vom Posilipo nach der Post, dem Bahnhof und nach Portici führen. In hygieinischer Beziehung hat namentlich das Quartier Chiaia durch Austrocknung des Sees von Agnano gewonnen, und der Gesundheitszustand der Stadt überhaupt wird sich nach Vollendung der Wasserleitung des Serino bessern.

N. ist Sitz der Präfectur, eines Erzbischofs, eines Cassationshofs, Appellhofs, Civil- und Correctionstribunals, des Generalcommandos des 8. Armeecorps und vieler anderer Behörden. Die Gewerbthätigkeit der Stadt ist nicht bedeutend und erstreckt sich hauptsächlich auf Baumwoll-, Seiden-, Leinen- und Wollwaaren, Metallwaaren, gemaltes Porzellan, Handschuhe, Hüte, Wachs-, Korallen-, Holz-, Glas-, Terracottawaaren, Eisenwaaren, Maschinen, Confecturen und Maccaroni. Bedeutender ist der Handel, besonders das Bank- und Wechselgeschäft. Den Landhandel befördern die Eisenbahnlinien nach Rom, Avellino, Foggia und Eboli, den Seehandel der 1302 angelegte Handelshafen, in den 1874 im ganzen 5228 Schiffe mit 1,345,418 Tonnen ein- und 5185 Schiffe mit 1,334,763 Tonnen ausliefen. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Oel, Korn, Futter, Seide, Baumwolle, Hanf, Wein, Südfrüchten und Schwefel, die Einfuhr in Colonialwaaren, Metallen, Häuten, Steinkohlen und Luxusartikeln. N.s Umgebungen sind reich an Herrlichkeiten der Natur, Kunst und unzähligen Ueberresten des Alterthums. Als die merkwürdigsten Punkte sind zu erwähnen: der Berg Posilipo oder Pausilipp mit seiner merkwürdigen Grotte; die Schwitzbäder von Agnano; die Hundsgrotte; das vulkanische Thal Solfatara; Pozzuoli; der Monte-Nuovo, welcher 1538 in einer Nacht bei einem Erdbeben entstand; ferner Castellammare, Sorrent, die Inseln Procida, Ischia und Capri, die mythenreiche Gegend von Bajä und der Vesuv, Herculanum und Pompeji, Portici und Caserta. Vgl. Villari, «Lettere meridionali» (Rom 1875); Herzogin Ravaschieri, «Storia della carità napoletana» (2 Bde., Neapel 1875—76); Heß, «Der Golf von N.» (Lpz. 1876); Jessie Mario White, «La miseria in Napoli» (Flor. 1877); Gsell-Fels, «Unteritalien und Sicilien» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1877); Wyl, «Spaziergänge in Neapel u. s. w.» (Zür. 1877). — Die 1861 gebildete Provinz N. des neuen Königreichs Italien begreift, außer der frühern gleichnamigen neapolit. Provinz, auch einen Theil von Terra di Lavoro. Dieselbe hat ein Areal von 1065,56 QKilom., zählt (Ende 1875) 920,597 E. und zerfällt in die Kreise N., Casoria, Castellammare und Pozzuoli.

Neapel (Prinz von) ist der Titel des Kronprinzen Victor Emanuel von Italien, des am 11. Nov. 1869 zu Neapel geborenen Sohnes des Königs Humbert.

Neapŏlis (eigentlich Neustadt), ein Name, mit welchem zahlreiche griech. Städte (z. B. eine in Macedonien am Strymonischen Meerbusen, eine auf der thrazischen Halbinsel Pallene am Meerbusen von Torone, eine auf der Küste Kleinasiens in der Nähe von Ephesus, eine im Innern Kariens; eine in Palästina, das alte Sichem, welches, wahrscheinlich durch Vespasian erneuert, den Namen Flavia Neapolis erhielt und danach noch jetzt Nablus heißt) im Alterthum bezeichnet wurden. Die bekannteste derselben, welche diesen Namen bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, an der Westküste der Landschaft Campanien im südlichern Italien, wurde von der ältesten griech. Ansiedelung in Italien, von Cumä aus, begründet in geringer Entfernung nordöstlich von einer ältern griech. Ansiedelung, welche ursprünglich Parthenope, dann aber im Gegensatz zu der neuern Stadt, mit welcher sie in der engsten polit. Verbindung stand, gewöhnlich Paläopolis (Altstadt) hieß. Diese letztere verfiel seit dem J. 326 v. Chr., als im zweiten Samniterkriege Q. Publilius Philo sich der beiden Städte bemächtigt hatte; N. aber, das seit

Digitized by Google

dem J. 290 v. Chr. dauernd unter die Herrschaft der Römer kam, bestand fortwährend als blühende griech. Stadt, wenn auch in weit geringerm Umfange als das heutige Neapel (s. d.).

Nearchos, der Sohn des Androtimos, aus Amphipolis, ein Jugendfreund Alexander's d. Gr., führte, als Alexander (s. d.) auf seinem Feldzuge nach dem westl. Indien 327—325 v. Chr. zum Hydaspes zurückgekehrt war, als Admiral die Flotte diesen Fluß, dann den Alesines und zuletzt den Indus hinab und übernahm sodann den Auftrag, die Flotte vom Indus aus durch das Erythräische Meer in den Persischen Meerbusen und zu den Mündungen des Euphrat und Tigris zu führen, während Alexander selbst mit dem größten Theile des Heers den Rückzug nach Persien zu Lande antrat. Ein Auszug aus dem unter dem Titel «Paraplus» von ihm über diese Seefahrt verfaßten Berichte ist in des Arrian (s. d.) «Ind. Geschichte» erhalten.

Nebel heißen die zuweilen nahe an der Oberfläche der Erde sichtbar schwebenden, zu Tröpfchen oder Bläschen condensirten Wasserdünste. Da bei warmer Luft mehr Wasserdampf in der Luft enthalten sein kann als in kalter, so muß, wenn die Luft schon ziemlich mit Wasserdämpfen gesättigt, jede Erniedrigung der Temperatur einen Niederschlag von Wasserdampf, also N. erzeugen. Ebenso entstehen N., wenn über einem feuchten warmen Boden eine kältere Luftschicht liegt, indem die von ersterm aufsteigenden Wasserdämpfe in der letztern niedergeschlagen werden. Auf gleiche Weise entstehen am Abend N. über Sümpfen, Flüssen und Seen, indem das Wasser noch wärmer ist als die darüber befindliche Luft. Liegt die Temperatur der Luft merklich unter 0°, so erscheint ein aus sehr feinen Eiskrystallen bestehender N., der sog. «Frostdampf», den man namentlich auf den Polarmeeren beobachtet, wo er nach Scoresby eine 25—30 Mt. hohe, scharfabgeschnittene Nebelschicht bildet. Häufige und schnelle Temperaturwechsel müssen, wenn es sonst an Feuchtigkeit nicht fehlt, auch häufige N. bringen. Diese Verhältnisse finden sich sehr oft an den Küsten realisirt; so in Europa an den niederländ. Küsten, an den Küsten Englands, Irlands und Norwegens. Bekannt sind auch die Küsten von Peru wegen ihrer oft vier bis fünf Monate andauernden N. Ebenso geben die warmen Wasser des Golfstroms bei ihrem Fortschreiten nach höhern Breiten zu einer reichlichen Nebelbildung (besonders bei Neufundland) Veranlassung. Bilden die N. sich am Morgen, so werden sie, wenn die Sonne bei ihrem Aufsteigen die Temperatur wieder hinlänglich erhöht, aufgelöst. Man deutet, und zwar meistens mit Recht, einen sog. fallenden N. auf einen heitern Tag, dagegen einen sog. steigenden auf einen trüben, regnerischen Tag. Ist nämlich die Luft verhältnißmäßig trocken, so werden mit steigender Sonne die Nebelschichten von oben allmählich aufgelöst, und es hat den Anschein, als ob der N. falle. Ist dagegen die Luft schon ziemlich mit Wasserdämpfen gesättigt, so wird der N. in verticaler Richtung eine bedeutende Höhe erreichen, jedoch in den untern Luftschichten dünner werden und selbst verschwinden, da dieselben mit steigender Sonne vom Erdboden bedeutend erwärmt werden. Hochschwebende N. nennt man Wolken (s. d.).

Nebelbilder, bei den Engländern Dissolving views, sind eine optische Belustigung, in England erfunden, in Deutschland besonders durch Döbler bekannt geworden (um 1840). Sie sind Laterna-Magica-Bilder, welche infolge der Anwendung starker Linsengläser und der sehr intensiven Hydrooxygengas-Beleuchtung in bedeutender Größe und Deutlichkeit auf einer Wand erscheinen. Die auf Glas gemalten Bilder müssen sehr gut ausgeführt sein. Schon um 1798 brachte Robertson in Paris mittels einer eigens construirten magischen Laterne, welche der bildauffangenden Wand unhörbar genähert oder davon entfernt werden konnte, die Bilder zum nebelhaften Verschwimmen und umgekehrt zum allmählichen Erscheinen, er ließ ferner die Bilder nach Belieben aus der tiefsten Nacht plötzlich auftauchen und wieder verschwinden, auch sich allmählich vergrößern und verkleinern oder scheinbar nähern und entfernen. In dieser Form nannte man diese Bilder der magischen Laterne Phantasmagorien. Der Nebelbilderapparat verwandelt jedoch noch überdies die Bilder vor den Augen der Zuseher; zu diesem Behufe stellt man zwei magische Laternen gleicher Einrichtung so auf, daß die Bilder beider sich genau decken. Man kann nun, während das eine Bild dasteht, das der andern Laterne mit schwacher Beleuchtung darauf fallen lassen, und indem man nun mittels eines sinnreichen Mechanismus die Beleuchtung des letztern allmählich verstärkt, die des erstern aber schwächt, entwickelt sich aus dem ersten durch einen nebelhaften Mittelzustand hindurch das zweite Bild. Dies gibt dann vorzügliche Effecte, wenn beide aufeinanderfolgende Bilder dieselbe Gegend, aber in verschiedenen Jahreszeiten und mit verschiedenen Staffagen darstellen. Döbler versah seinen Apparat auch mit einem Chromotrop, d. i. mit Glasbildern, welche ein herrliches farbiges Linienspiel lieferten.

Nebelflecke nennt man auf dem dunkeln Himmelsgrunde befindliche hellere Stellen, die man mit bewaffnetem und theilweise selbst mit bloßem Auge an vielen Gegenden des Himmels

Digitized by Google

wahrnimmt. Sie werden im allgemeinen in zwei Klassen getheilt, nämlich in auflösliche N. oder Sternhaufen und in unauflösliche oder eigentliche N. im engern Sinne. Von den erstern kann man zwei, im Krebs (genannt die Krippe) und im Schwertgriffe des Perseus, schon mit bloßem Auge erkennen; in Fernröhren werden dieselben in eine große Menge von Sternen aufgelöst und gehören alle völlig in eine Kategorie mit den Plejaden und dem Haar der Berenice, wo schon das unbewaffnete Auge wenigstens die größern Sterne unterscheiden kann. Viele N. hält man für auflöslich, weil sie in starken Fernröhren ebenso erscheinen wie aufgelöste N. in schwachen Fernröhren, welche sie noch unaufgelöst zeigen. Die Gestalt der N. ist sehr verschieden; viele derselben sind kugelförmig und werden nach der Mitte zu dichter, sodaß man sie für ein einziges, durch das Band der Anziehung zusammengehaltenes Sternsystem halten muß, zu welchem oft 20,000 und noch mehr Sterne gehören. Am häufigsten sind die N. der zweiten Klasse, die aller Wahrscheinlichkeit nach stets auch für die stärksten Fernröhre unauflösbar bleiben werden und nur aus einer dünnen, schwach leuchtenden Materie zu bestehen scheinen. Der ältere Herschel hat etwa 200 Sternhaufen und auflösliche N. und 2300 eigentliche N. beobachtet, welche letztere ungefähr 150 Quadratgrade einnehmen. Jetzt kennt man über 5000 N. Zuweilen zeigen solche N. glänzendere Stellen, die auf eine größere Dichtigkeit der leuchtenden Materie schließen lassen. Auf ein allmähliches, durch Attraction bewirktes Zusammenballen derselben deutet auch die rundliche oder ovale Form, welche sehr häufig vorkommt. Auch die N. dieser Art, unter denen der in der Andromeda mit bloßen Augen sichtbar ist, müssen von uns wenigstens so entfernt als die Fixsterne sein, da man bisher an keinem eine Parallaxe bemerkt hat. Merkwürdig ist übrigens, daß manche Gegenden des Himmels, z. B. das Sternbild der Jungfrau und die Magellanischen Wolken (J. Herschel zählte in der großen 291 N. und 46 Sternhaufen, in der kleinen 37 N. und 7 Sternhaufen), vorzüglich reich an N. sind, und daß nicht selten zwei oder drei derselben einen Doppelnebel bilden, d. h. so nahe beisammenstehen, daß sie ein einziges System zu bilden scheinen. Den ersten Nebel beobachtete 1612 Simon Marius. Es war der in der Andromeda, welcher elliptisch $\frac{1}{2}$ Grad breit und 15—20 Minuten lang und in dem Bond 1848 über 1500 Sternchen zählte. Huyghens beobachtete den Orionnebel; Messier gab 1771 ein Verzeichniß von über 100 hellern Nebeln. Der ältere Herschel beobachtete von 1779 an 2396 Nebel, sein Sohn am Vorgebirge der Guten Hoffnung (1834—38) noch nahe an 2000 neue. Die Herschel'schen Nebel sind nebst neuentdeckten von d'Arrest, Auwers, Rosse, Bond u. a. von John Herschel in neuester Zeit in einem Kataloge von 5079 Nebeln und Sternhaufen in den «Philosophical transactions» für 1864 zusammengestellt. Eine Anzahl sehr schwacher Nebel sind in neuester Zeit in Marseille von Stephan entdeckt worden. Von Interesse ist noch, daß in neuester Zeit d'Arrest und Winnecke einige in der Helligkeit veränderliche Nebel nachgewiesen haben, während Eigenbewegungen von Nebeln mit Sicherheit noch nicht bestätigt, sondern nur vermuthet sind, und daß Secchi, Huggins u. a. in vielen Nebeln, besonders auch im Orionnebel, mit einem Spectralapparate lichte Linien gesehen, wie man sie nur in gasförmigen Körpern wahrnimmt. Genaue Ortsbestimmungen von Nebeln haben in neuerer Zeit d'Arrest, Schulz, Schönfeld, Vogel, Rümker u. a. publicirt.

Nebenius (Karl Friedr.), bad. Staatsmann und ausgezeichneter Nationalökonom, geb. 29. Sept. 1784 zu Rhodt bei Landau, studirte 1802—5 zu Tübingen die Rechte, wurde Advocat beim Hofgerichte in Rastatt und 1807 Geh. Secretär im Finanzdepartement. Im J. 1809 ging er nach Frankreich, um die franz. Verwaltung kennen zu lernen, und wurde 1810 Kreisrath zu Durlach, 1811 als Finanzrath in Karlsruhe angestellt, 1819 zum Geh. Referendar ernannt. Er hatte großen Antheil an der bad. Verfassungsurkunde, die von ihm zum Theil entworfen ist, gewann beim ersten bad. Landtag 1819 als Regierungscommissar das allgemeine Vertrauen und bewies sich außerordentlich thätig bei den ersten Versuchen zur Herstellung eines großen Zollvereins in Süddeutschland. Er wurde nun zum Geheimrath ernannt, Vorstand der Gesetzgebungscommission und Staatsrath, im Nov. 1835 jedoch der Vorstandschaft bei der Gesetzgebungscommission enthoben. Für den Anschluß des Landes an den Deutschen Zollverein wirkte er unter anderm auch durch die Schrift: «Der Deutsche Zollverein, sein System und seine Zukunft» (Karlsr. 1835). Nachher zum Director des Ministeriums des Innern befördert, wurde er im April 1838 nach des Ministers Winter Tode Präsident des Ministeriums des Innern. Schon im Oct. 1839 zog er sich aber infolge der eintretenden Reaction aus dieser Stellung zurück. Die Regierung ernannte ihn 1843 zum Mitgliede der Ersten Kammer; 1845 übernahm er wieder das Ministerium des Innern und wurde 1846 Präsident des Staatsraths. In dieser Stellung nahm er an der im Laufe des Jahres 1846 im liberalen

Digitized by Google

Sinne modificirten Verwaltung theil, bis die Revolution im Mai 1849 das Miniſterium zum Rücktritt veranlaßte. Seitdem widmete ſich N. literariſchen Arbeiten und ſtarb 8. Juni 1857 in Karlsruhe. Er veröffentlichte: «Betrachtungen über den Zuſtand Großbritanniens in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht» (Karlsr. 1818), «Der öffentliche Credit» (Karlsr. 1820; 2. Aufl. 1829), «Ueber die Herabſetzung der Zinſen der öffentlichen Schulden» (Stuttg. 1837), «Ueber die Zölle des Deutſchen Zollvereins zum Schutze der einheimiſchen Eiſenproduction» (Karlsr. 1842), «Ueber techniſche Lehranſtalten in ihrem Zuſammenhange mit dem geſammten Unterrichtsweſen» (Karlsr. 1833) und «Die kath. Zuſtände in Baden» (Karlsr. 1842). Aus ſeinem Nachlaß erſchien: «Karl Friedrich von Baden» (herausg. von Fr. von Weech, Karlsr. 1868) und «Geſchichte der Pfalz» (Heidelb. 1874). Vgl. Joſ. Beck, «Karl Friedrich N.» (Manh. 1866).

Nebenniere (glandula suprarenalis) nennt man den platten drüſenartigen Körper, welcher oberhalb jeder Niere im Nierenfette zu beiden Seiten der Wirbelſäule liegt. Dieſe N. haben eine platte, halbmondförmige oder dreieckige Geſtalt und laſſen eine feſtere, gelbbräunliche äußere und eine weichere, braunrothe innere Lage unterſcheiden. Einen Ausführungsgang beſitzen die N. nicht. Ihre Bedeutung für den thieriſchen Stoffwechſel iſt gänzlich unbekannt. Krankhafte Entartungen der N. ſtellen ein conſtantes Symptom der Addiſon'ſchen Krankheit (ſ. d.) dar.

Nebenplaneten oder Monde, auch Trabanten oder Satelliten nennt man diejenigen Planeten, welche ſich um die Hauptplaneten bewegen und dieſelben bei ihrem Laufe um die Sonne begleiten. Außer der Erde, welche unſer Mond (ſ. d.) begleitet, werden noch die vier größten und entfernteſten Planeten und der Mars von N. begleitet, und es hat Jupiter deren vier, Saturn acht, Uranus wenigſtens vier, Neptun wenigſtens einen, bei Mars wurden in ſeiner großen Erdnähe im Aug. 1877 am 11. und 17. Aug. von Profeſſor Hall zwei ſehr kleine Monde entdeckt. Hiernach gäbe es in unſerm Sonnenſyſtem wenigſtens 20 N. Mit Ausnahme unſers Mondes kann von allen N. keiner mit bloßen Augen geſehen werden. Alle bewegen ſich um ihren Hauptplaneten in Ellipſen, in deren einem Brennpunkte der letztere ſteht, und zwar von Weſten nach Oſten, jedoch mit Ausnahme der Monde des Uranus, die ſich in entgegengeſetzter Richtung von Oſten nach Weſten bewegen. Der größte aller Monde iſt, abſolut genommen, der ſechſte Saturnusmond, relativ aber, nämlich im Verhältniß zum Hauptplaneten, der Erdmond, deſſen Durchmeſſer über ein Viertel des Erddurchmeſſers beträgt, während jener Mond einen 17mal kleinern Durchmeſſer als Saturn hat. Der abſolute Abſtand eines Mondes von ſeinem Hauptplaneten iſt am größten bei dem achten Saturnusmonde, wo er nahe $3^1/_2$ Mill. Kilom. beträgt, am kleinſten bei dem erſten Marsmonde, wo er noch nicht 10,000 Kilom. erreicht. Bei allen Monden wie bei den Hauptplaneten ſind die Bahnen wenig gegen die Ekliptik geneigt; nur die Uranusmonde machen auch hierin eine Ausnahme, indem ihre Bahnen auf der Ekliptik faſt ſenkrecht ſtehen. Endlich ſtimmen höchſt wahrſcheinlich alle N. darin überein, daß ihre Rotationszeit der Dauer eines Umlaufs um den Hauptplaneten gleich iſt, weshalb ſie dieſem immer dieſelbe Seite zukehren.

Nebenſonne nennt man eine glänzende Lufterſcheinung, welche darin beſteht, daß ſich in der Nähe der Sonne oder ihr gerade gegenüber ein glänzender, gewöhnlich ſpectralfarbiger Fleck von der Größe der Sonne zeigt. Faſt immer zeigen ſich bei ihrem Erſcheinen noch mannichfache Höfe und Ringe um die Sonne und andere durch ſie gehende Kreiſe. Die N. entſtehen nun in den Gegenden, wo zwei dieſer Höfe und Kreiſe ſich ſchneiden. Am häufigſten erſcheinen die beiden N., welche auf dem Durchſchnitt eines ſolchen Hofs mit einem durch die Sonne gehenden horizontalen Kreiſe liegen und ungefähr 22° jederſeits von der Sonne abſtehen. N., die der Sonne gerade gegenüberſtehen, nennt man auch Gegenſonnen. Nach Venturi, Fraunhofer und Galle entſtehen die N., wie die Höfe, durch die Brechung des Lichts in Eisprismen, welche in der Luft ſchweben. Nebenmonde entſtehen in Bezug auf den Mond unter denſelben Bedingungen, ſind jedoch weit ſeltener. Am häufigſten kommen dieſe Erſcheinungen in den Polargegenden und bei uns im Frühjahre und Herbſte vor.

Nebraska, einer der weſtl. Staaten der nordamerik. Union, liegt zwiſchen 40° und 43° nördl. Br. und 95° 25′ bis 104° weſtl. L. (von Greenwich) und grenzt im N. an Dakota, im O. an Jowa und Miſſouri, im S. an Kanſas und Colorado und im W. an Colorado und Wyoming. Am 30. Mai 1854 als Territorium organiſirt und 1. März 1867 als Staat zugelaſſen, zählte N. auf einem Flächeninhalte von 196,819 QKilom. 1860 nur 28,841, 1870 ſchon 122,993 E., darunter 30,748 im Auslande Geborene und 10,954 Deutſche. Staatshauptſtadt iſt Lincoln (2441 E.); größere Städte ſind Omaha (16,083) und Nebraska-City (6050 E.). Die Bevölkerung des Staats, welcher faſt ausſchließlich aus Prairie-

Digitized by Google

land besteht, treibt vorzugsweise Ackerbau und Viehzucht. Der Missouri bildet seine nordöstl. und östl. Grenze und ist der einzige schiffbare Strom. Der die Mitte des Staats durchschneidende Hauptfluß ist der Nebraska oder Platte-River. Unter dem 40.° nördl. Br. in dem sog. Nordpark, einem Hochthale des Felsengebirgs entspringend, windet er sich nord- und ostwärts mit Kataraкten und Stromschnellen durch das Gebirge, strömt dann reißend abwärts, nimmt unter dem Namen N. oder North-Fork nach einem Laufe von 650 Kilom. den südl. Quellarm, den Paduca oder South-Fork, auf und fließt dann gegen Osten, viele fruchtbare, aber baumleere Inseln und einen gleichfalls fruchtbaren Bottom bildend, dem Missouri zu, den er 970 Kilom. oberhalb St.-Louis nach einem Laufe von 2445 Kilom. erreicht. Sein stets schlammiges Wasser ist so seicht, daß er drei Viertheile des Jahres selbst für leichte Boote nur mit großer Schwierigkeit fahrbar ist. Auf der großen Straße nach Californien gelegen, besitzt N. bereits ein hochentwickeltes Eisenbahnsystem. Die Gesammtlänge aller Bahnlinien betrug 1874 bereits 1790 Kilom. In den Congreß sendet N. zwei Senatoren und einen Repräsentanten. Für die Schulen ist vortrefflich gesorgt. Es erschienen 1874 im Staate 95 Zeitungen, worunter 10 tägliche. Nationalbanken gab es 1874 zehn mit einem Gesammtkapitale von 1,025,000 Doll. Schulden hatte der Staat 1877: 566,369 Doll. Vgl. Hedde, «Der amerik. Westen» (Heft 1: «Der Staat N.», Kiel 1874); Curley, «N., its advantages, resources and drawbacks» (Lond. 1875).

Nebraska Bill heißt ursprünglich das 30. Mai 1854 vom Congreß und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika angenommene Gesetz, welches die Errichtung einer Territorialregierung in Nebraska und Kansas verfügte, eine principiell wichtige Aenderung der amerik. staatlichen Entwickelung aber dadurch bewirkte, daß es die Nichtintervention des Congresses in die innern Angelegenheiten der Territorien oder Staaten als Princip aufstellte und den achten Paragraphen des sog. Missouri-Compromisses aufhob, nach welchem die Sklaverei in allen nördlich von 36° 30′ nördl. Br. gelegenen Theilen des ehemaligen Territoriums Louisiana ausgeschlossen war. Die Bill beabsichtigte ihrem Wesen nach, die Sklaverei auf Umwegen in diese gesetzlich freien und noch nicht organisirten Theile dieses Gebietes einzuführen. Aber statt die Sklavereifrage zu beseitigen, entzündete sie den Bürgerkrieg, der 1855—59 in Kansas (s. d.) wüthete und bald die ganze Union ergriff.

Nebukadnezar (Nebukadrezar im Jeremias und Ezechiel; griech. Nabuchodonosor; assyr. Nabukadurrusur, d. i. Nebo, beschütze die Krone), König von Babylon, geb. gegen 625 v. Chr., regierte 604—561 und war der Sohn Nabopolassar's, der Babylon definitiv von der assyr. Monarchie unabhängig gemacht hatte. Wahrscheinlich noch bei Lebzeiten seines kranken Vaters schlug er den herannahenden Pharao Nechao bei Carchemis am Euphrat (606). N. unterwarf darauf Syrien und Palästina und zerstörte 587 Jerusalem und den Salomonischen Tempel. Schon seit 607 waren Juden nach Babylon verpflanzt worden, deren Aufenthalt daselbst man als die Babylonische Gefangenschaft bezeichnet, die nach 70 Jahren durch Cyrus ihr Ende erreichte. Später belagerte N. 13 Jahre hindurch Tyrus. Die Prachtbauten Babylons wie die ungeheuere Ausdehnung der Stadt (270 QKilom.) war das Werk N.'s. Wir besitzen über diese Bauten ausführliche Keilinschriften, doch haben sich bisjetzt keine histor. Documente über die Feldzüge N.'s gefunden. Nach einer Sage, die Strabo aufbewahrt hat, soll der gewaltige König bis nach Spanien durch Libyen vorgedrungen sein. Die Erzählung des Buches Daniel, er habe sieben Jahre lang Gras gefressen wie ein Ochse, kann als Geisteskrankheit gedeutet werden. Herodot nennt auch ihn ungenau Labynetus, welcher Name mit dem Nabonid's identisch ist. N. hinterließ den Thron 561 v. Chr. seinem Sohne Evilmerodach. Ein früherer König N. von Babylon aus dem 12. Jahrh. v. Chr. ist aus den Keilinschriften bekannt. Seinen Namen führte noch der zweite Sohn Nabonid's, für den sich unter Darius zwei Betrüger, Nidintabb (521—519) und Arakcha (513) ausgaben. — Der N. des Buches Judith, von christl. Chronographen Nebukadnezar I. genannt und mit dem Könige Saosduchin des ptolemäischen Kanons (667—647) identificirt, ist, wie die ganze Erzählung, eine sehr späte Fiction.

Neckar (lat. Nicer), einer der größten deutschen Nebenflüsse des Rheins und der Hauptfluß Würtembergs, entspringt nicht weit von der Donau, auf der Wasserscheide des Schwarzwaldes, oberhalb des würtemb. Fleckens Schwenningen an der bad. Grenze, in der Landschaft Baar, auf sumpfigem Boden 697 Mt. über dem Meere und macht auf seinem Laufe durch das Terrassenland von Niederschwaben, dessen Hauptwasserader er bildet, einen großen, gegen Osten gerichteten Bogen. Sein Ufer bietet die reizendsten Abwechselungen, sein Gebiet die reichsten Gefilde dar. Im obern Laufe fließt er über Rottweil, Oberndorf und Sulz bis Horb nord-

Digitized by Google

wärts in einem schmalen, bis 100 Mt. eingefurchten Thale, in engem Bette. Bei Horb (290 Mt.) beginnt sein Mittellauf. Der Fluß wendet sich nun erst gegen Nordosten an der Alb her über Rottenburg, Tübingen und Nürtingen bis Plochingen (247,5 Mt.). Von hier entfernt er sich mehr von der Alb und geht unter oft ansehnlichen Krümmungen gegen Norden über Eßlingen, Canstatt (5,5 Kilom. von Stuttgart, 212,5 Mt.), Marbach, Besigheim, Lauffen, Heilbronn, Wimpfen, Neckarsulm und Gundelsheim, dann auf bad. Gebiete bis Eberbach (138,9 Mt.). Das Thal dieser Strecke des mittlern Laufs besteht aus einer Reihe weiter Kessel mit herrlichen Wiesengründen und dazwischenliegenden Durchbrüchen. Jene sind 2—5 Kilom. breit und von sanften Gehängen und Weinbergen umschlossen, diese dagegen zeigen steile Formen, und ihre Wände nähern sich bis auf 1 Kilom. Von Eberbach an durchbricht der Fluß in westl. Richtung den Odenwald in engem, tiefem Thale bis Heidelberg. Dieser Durchbruch hat höchst romantische Partien, namentlich bei Neckarsteinach. Bei Heidelberg tritt der N. mit seinem untern Laufe in die Rheinebene, die er bis zu seiner Mündung bei Manheim (90,01 Mt.) in nordwestl. Richtung durchströmt. Außer vielen andern kleinern Zuflüssen nimmt er links die Enz mit der Nagold, rechts Fils, Rems, Murr, Kocher und Jagst auf. Der directe Abstand der Mündung von der Quelle beträgt nur 163 Kilom., die Stromentwickelung dagegen 528,15 Kilom., sein Gebiet 14,500 QKilom. Bei Rottweil wird der N. flößbar, bei Canstatt für kleinere, bei Heilbronn für größere, bis Holland gehende Fahrzeuge schiffbar. Die bei Marbach in Würtemberg gefundenen Denkmäler begründen die Vermuthung, daß schon unter den Römern die Schifffahrt auf dem N. im Gange gewesen. Später scheint sie auf dem obern N., vom Dorfe Berg ober Canstatt bis Heilbronn, wegen Versandung des Flußbettes aufgehört zu haben, und erst im Anfange des 18. Jahrh. ließen die Herzoge von Würtemberg die Schiffbarkeit wiederherstellen. Der untere N. von Heilbronn bis Manheim war fortwährend schiffbar und der Verkehr auf demselben frei, bis Baden 1808 Manheim zum Hauptspeditionsplatze für den N. bestimmte. Der Wiener Congreß sprach auf den Antrag Würtembergs die volle Schifffahrtsfreiheit auf dem N. für die betheiligten Regierungen aus. — Der Neckarkreis in Würtemberg umfaßt 3326,8 QKilom. mit (1875) 587,834 E., hat Stuttgart zur Hauptstadt, wird in 16 Oberämter eingetheilt und ist der bevölkertste Theil des ganzen Königreichs (177 E. auf den Quadratkilometer).

Neckargemünd, Stadt im bad. Kreise Heidelberg, am Neckar, der hier die Elsenz aufnimmt, und an der bad. Odenwaldbahn, zählt (1875) 2103 E., welche Gerberei, Schifffahrt, Obst- und Weinbau treiben; auch sind in der Nähe große Steinbrüche. Etwas oberhalb liegt am Neckar auf stumpfem Kegelberge die ehemalige Festung Dilsberg mit einer Schloßruine.

Neckarsteinach, Stadt im Kreise Heppenheim der hess. Provinz Starkenburg, an der Mündung der Steinach in den Neckar, zählt (1875) 1427 E., die Steinbrecherei, Gerberei, Schifffahrt und Schiffbau treiben. N. ist ein namentlich von Heidelberg aus oft besuchter Vergnügungsort, besonders auch der vier alten Burgen wegen, die sich hier über dem Neckar erheben, und von denen die größte, die Mittelburg, im alten Stil wiederhergestellt ist. Eine der Burgen war früher der Sitz der Landschaden von Steinach, eines berüchtigten Raubrittergeschlechts. N. kam 1802 von Kurmainz an Hessen.

Neckarweine heißen im engern Sinne die am Neckar in Würtemberg gezogenen Weine, von denen die besten auf den der Sonne zugewandten Thalrändern stromaufwärts bis Eßlingen wachsen, im weitern Sinne aber auch die Gewächse der Seitenthäler des Neckar, wie des Enz-, Rems-, Kocher-, Jagst- und Sulmthals, sowie des Zabergäues und der Albtrauf. Den Rebsatz bilden Elbling, Sylvaner und Trollinger, aber auch die edlern Sorten Clävner, Riesling, Gutedel und Traminer, und man erzielt zum Theil gute rothe, weiße und blaßrothe (Schiller-) Weine. Das Areal der eigentlichen Neckarweinberge beträgt 8045 Hekt. mit 268,842 Hektolit. Ertrag, während in ganz Würtemberg 17,390 Hekt. mit Reben bepflanzt sind, welche 538,862 Hektolit. Wein liefern. Die bessern Weinbergslagen, die einen anerkannt geistreichen und gewürzhaften Wein produciren, sind: Untertürkheim (Münchberger), Hoheneck, Mundelsheim (Käsberger), Besigheim (Schalksteiner), Weinsberg (Burgberg, Weibertreu), Weiler (Hundsberg), Canstatt (Zuckerlen), Kleinheppach (im Remsthal, besonders vorzüglicher Rothwein: der Greiner), Schnait, Geradstetten, Beutelspach, Neustädtle, Schorndorf; Mühlhausen und Roßwag im Enzthal; Laufen im Zabergäu; Verrenberg am Kocher. Die N. eignen sich zur Fabrikation von Schaumwein. Die erste Fabrik dieser Art legte Keßler in Eßlingen an.

Necker (Jacques), berühmter franz. Staats- und Finanzmann, geb. 30. Sept. 1732 zu Genf, wo sein Vater, ein geborener Brandenburger, Professor des deutschen Staatsrechts war,

Digitized by Google

erlernte die Handlung und ging 1750 als Commis nach Paris, wo er als Bankier während des Siebenjährigen Kriegs ein großes Vermögen erwarb. Nachdem er sein Geschäft aufgegeben, übernahm er für seine Vaterstadt am franz. Hofe die Stelle eines Ministerresidenten. Im J. 1769 gab er ein Werk heraus, in welchem er bei theilweiser Hinneigung zum Freihandel sich als Anhänger des Mercantilsystems (s. d.) zeigte. Diese Ansichten verfolgte er weiter in dem «Essai sur la législation et le commerce des grains» (Par. 1775), der außerordentliches Aufsehen machte. Der Hof, der sich des Ministers Turgot (s. d.), des Hauptes der Oekonomisten, entledigen wollte, wurde dadurch auf N. aufmerksam und verlieh ihm nach Turgot's Entlassung im Juni 1776 die Stelle eines Finanzraths. Nach der kurzen Verwaltung Clugny's erlaubte die Königin endlich im Juni 1777, daß N. mit dem Titel eines Generaldirectors an die Spitze der Finanzen treten konnte. Der Name eines Generalcontroleurs wurde ihm vorenthalten, weil er als Protestant keine Stimme im Staatsrathe haben durfte. Ohne auf tiefgreifende Veränderungen einzugehen, wußte er als geschickter Bankier durch Anleihen nicht nur die Bedürfnisse des amerik. Kriegs zu bestreiten, sondern überhaupt das Staatsschuldenwesen erträglich zu ordnen. Die Ersparnisse, die er im königl. Haushalte einführte, verbunden mit seinem strengen prot. Wesen, machten ihn jedoch dem Hofe und der Königin sehr bald aufs äußerste verhaßt. Als er sogar in einem «Compte rendu au roi» (Par. 1781; deutsch, Quedlinb. 1781) der Nation Rechenschaft von dem Zustande der Finanzen ablegte und den Eintritt in den Staatsrath verlangte, gab ihm Ludwig XVI. 12. Mai 1781 plötzlich die Entlassung. N. ging nach Genf zurück, kaufte sich in dessen Nähe die Herrschaft Coppet und veröffentlichte hier seine Schrift «De l'administration des finances», wodurch er seine Feinde nur noch mehr reizte. Nachdem Calonne die Verwaltung der franz. Finanzen übernommen, kehrte er 1787 nach Paris zurück, wurde aber, weil er das Verschwendungssystem des Ministers angriff, nach kurzem Aufenthalte ausgewiesen. In der finanziellen und polit. Krisis, welche die Finanzverwaltung Loménie de Brienne's verursachte, sah sich Ludwig XVI. im Sommer 1788 genöthigt, N. als Generalcontroleur und Staatsminister zurückzuberufen. Schon 1779 hatte dieser die Bildung von Provinzialständen vorgeschlagen; jetzt erklärte er sich auch für die Berufung der Reichsstände und erlangte dadurch die größte Popularität.

Wie wenig er indeß geeignet war, in die polit. Verhältnisse einzugreifen, bewies er, indem er im Nov. 1788 die Zahl der einzuberufenden Deputirten des Dritten Standes dem Gutachten einer Notabelnversammlung unterwarf. Als sich diese gegen jede Neuerung erklärte, sah er sich genöhigt, die Einberufung des Dritten Standes in gleicher Anzahl mit den übrigen Ständen durch ein königl. Machtgebot zu erzwingen. Indeß besaß er nun wieder nicht Muth genug, auch die Form der Berathung und der Abstimmung in gleicher Weise festzustellen, und so wurde er der Urheber des Conflicts, welcher nach dem Zusammentritt der Reichsstände zur Constituirung der Nationalversammlung (s. d.) führte. Als der Hof 23. Juni 1789 den Entschluß des Dritten Standes durch eine königl. Sitzung vernichten und die Reichsstände wiederherstellen wollte, weigerte sich N., in der Sitzung zu erscheinen. Der König gab ihm deshalb 11. Juli seine Entlassung mit dem Gebote, ungesäumt über die Grenze zu gehen. Die Nachricht von seiner Entlassung wurde der Antrieb zu den Unruhen vom 12., 13. und 14. Juli, und der König sah sich daher genöthigt, ihn sofort wieder zurückzurufen. N. kehrte zurück und verband sich mit Mounier und andern Ministern zur Einführung des Zweikammersystems nach brit. Muster, wodurch er in der öffentlichen Meinung schon sehr verlor. Obschon er die Finanzen unter den Umständen so gut als möglich ordnete, mußte er doch Mirabeau und andern Capacitäten der Nationalversammlung gegenüber alsbald seine Unzulänglichkeit empfinden. Nachdem die Versammlung seinen Plan zu einer Anleihe verworfen, hingegen den Vorschlag Mirabeau's zur Creation von Assignaten angenommen, nahm er im Sept. 1790 seine Entlassung. Er zog sich nach Coppet zurück und starb daselbst 9. April 1804. Außer den angeführten Schriften N.'s sind noch zu erwähnen: «Sur l'administration de N., par lui-même» (Par. 1791), «Réflexions adressées à la nation française», zur Rechtfertigung des Königs, und «Du pouvoir exécutif dans les grands états» (2 Bde., Par. 1792; deutsch, 2 Bde., Nürnb. 1792), «De la révolution française» (4 Bde., Par. 1796 u. öfter), «De l'importance des opinions religieuses», «Derniers vues de politique et de finances» (Par. 1802). Seine «Oeuvres complètes» sind gesammelt worden (15 Bde., Par. 1820—22). N.'s Tochter war die berühmte Frau von Staël (s. d.). — Seine Gemahlin, Susanne, die Tochter des Predigers Curchod zu Nyon im Canton Bern, geb. 1739 zu Crassier in Waadt, gest. im Mai 1794 zu Coppet, zeichnete sich durch treffliche Charaktereigenschaften und wissen-

Digitized by Google

ſchaftliche Bildung aus. Aus den gelehrten und geiſtreichen Geſellſchaften in ihrem Hauſe gingen hervor die «Mélanges tirés des manuscrits de Mme N.» (3 Bde., Par. 1798) und die «Nouveaux mélanges» (3 Bde., Par. 1801). Außerdem ſchrieb ſie «Des inhumations précipitées» (Par. 1790), «Mémoire sur l'établissement des hospices», «Réflexions sur le divorce» (Genf 1793). Vgl. Aug. de Staël-Holſtein, «Notice sur Mme N.» (Par. 1820).

Nedſchd, auch Nedjd oder Nedjed geſchrieben, heißt das Hochland im mittlern Arabien, das die fünf Centralprovinzen Sedeir, Woſchem, Aared, Aſladſch und Yemama des Reichs der Wahabiten (ſ. d.) umfaßt und zum großen Theil von den Höhen des Dſchebl-Tueik (bis 1000 Mt. über dem Meere) ausgefüllt wird. Gegen S. grenzt dieſes Hochland an die 222,000 QKilom. große Sandwüſte Dahna, d. h. die Rothe, und Arme dieſer Wüſte trennen es im O. von dem Küſtenlande El-Haſa, im NW. vom Dſchebl-Schammar und der Provinz Kaſim. Der Charakter der Landſchaft iſt der eines Hochplateau, aus dem ſich Felſen meiſt ſteil und ſchroff erheben. Ein wahres Labyrinth von Thälern und Waſſerläufen, von denen aber die meiſten nur in der Regenzeit fließen und keiner das Meer erreicht, durchſchneidet die Berge. Die Höhen ſind den größten Theil des Jahres hindurch mit gutem Gras bedeckt. Die Thäler haben fruchtbaren Boden, und dort wohnt auch die in Städten und Dörfern anſäſſige ackerbauende Bevölkerung, während die Beduinenſtämme auf die Wüſtenſtriche beſchränkt ſind. Regen fällt im Norden vom November bis Februar, während den Sommer hindurch der Paſſatwind trockenes und heiteres Wetter bedingt. Die Trockenheit iſt dann ſo groß, daß geſchlachtete Thiere binnen drei oder vier Tagen eintrocknen, ohne in Fäulniß überzugehen. Das Klima iſt ſehr geſund. Die Hauptſtadt Riâd, d. h. Gärten, mit 30,000 E., liegt nach Pelly's Beſtimmung in 24° 38′ 34″ nördl. Br. und 46° 41′ 48″ öſtl. L. von Greenwich. N. iſt hauptſächlich durch Palgrave's Reiſe in den J. 1862—63 bekannt geworden («Narrative of a year's journey through Central and Eastern Arabia», Lond. 1865). Vor ihm durchreiſte es Sadlier 1819 («The diary of a journey across Arabia», Bombay 1866), nach ihm beſuchte Pelly 1864 die Hauptſtadt Riâd.

Neefs (Pieter), der ältere, Architekturmaler, geb. zu Antwerpen nach 1560, lernte bei dem ältern H. Steenwijk. Sein Hauptfach war Architektur und Perſpectivmalerei; vorzüglich hat er ſich durch ſeine innern Anſichten von Kirchen, ſo der oft von ihm behandelten Kathedrale von Antwerpen, großen Ruhm erworben. Bei letzterer ſtellt er das Innere meiſt von Lichtern oder Fackeln beleuchtet dar und läßt das Licht auf einen ausgezeichneten Gegenſtand der Kirche fallen. Die Klarheit der Darſtellung und das Helldunkel darin ſind meiſterhaft; dagegen tadelt man eine gewiſſe Härte und den Mangel an Luftperſpective. Seine ſpätern Bilder ſind die höher geſchätzten und heller im Colorit. Daß Frank, Breughel, van Thulden und Teniers gewöhnlich die Figuren in ſeine Bilder malten, hat deren Werth nur erhöht. Er ſtarb 1651. — Sein Sohn, Pieter N., der Jüngere (geb. 1601, geſt. 1658), malte in gleichem Genre.

Neer (Aart van der), Landſchaftsmaler, wurde wahrſcheinlich zu Amſterdam oder Gorinchem 1613 oder 1619 geboren und ſoll nach einigen 1683, nach andern weit ſpäter geſtorben ſein. Er iſt einer der größten Repräſentanten der Landſchaftsmalerei und ſteht ſeinem großen Zeitgenoſſen Ruysdael vielleicht am nächſten. Er verſtand namentlich das Waſſer, in nächtlichem Schatten und zwiſchen flachen Ufern eingeſchloſſen, oder durch Mondlicht beleuchtet, darzuſtellen und iſt hierin unübertroffener Meiſter. Ebenſo naturtreu ſtellte er Winterlandſchaften und Feuersbrünſte dar. — Sein Sohn, Eglon Hendrik van der N., geb. zu Amſterdam 1643, lernte bei J. Vanloo und malte beſonders hiſtor. Bilder und Landſchaften, außerdem auch Geſellſchaftsſtücke, welche in der Ausführung ſorgfältig und techniſch meiſterhaft gelungen zu nennen ſind. Er lebte anfangs in Paris, dann zu Orange und endlich am kurpfälz. Hofe zu Düſſeldorf, wo er 1703 ſtarb. Er war Hofmaler des Königs von Spanien und hatte unter anderm van der Werff zu ſeinem Schüler.

Neerwinden, kleiner Ort im Arrondiſſement Huy der belg. Provinz Lüttich, 10 Kilom. ſüdöſtlich von Tirlemont gelegen, beſonders denkwürdig wegen Luxembourg's (ſ. d.) Sieg über die Engländer unter Wilhelm III. 29. Juli 1693 und wegen der Niederlage Dumouriez' (ſ. d.) 18. März 1793, wodurch der Prinz Joſias von Koburg wieder Herr der belg. Lande wurde.

Nees von Eſenbeck (Chriſtian Gottfried), ausgezeichneter deutſcher Botaniker und Naturphiloſoph, geb. 14. Febr. 1776 auf dem Reichenberg im Odenwalde, beſuchte das Gymnaſium zu Darmſtadt, ſtudirte zu Jena Medicin und wendete ſich dann immer mehr der Entomologie, Ornithologie und Botanik zu. Nachdem er längere Zeit als praktiſcher Arzt gewirkt, erhielt er 1818 die Profeſſur der Botanik zu Erlangen. Im Auguſt deſſelben Jahres von der Leopol-

Digitized by Google

dinischen Akademie der Naturforscher zum Präsidenten erwählt, folgte er 1819 einem Rufe als Professor der Botanik nach Bonn, von wo er 1831 in gleicher Eigenschaft nach Breslau versetzt wurde. Im J. 1848 wandte er sich nach Berlin, ward aber hier im Jan. 1849 ausgewiesen, später, 29. Jan. 1851, wegen seiner Betheiligung an der Arbeiterverbrüderung als Professor der breslauer Universität suspendirt und infolge richterlichen Erkenntnisses 13. März 1852 seines Amts völlig entsetzt. In demselben Jahre ging die Präsidentschaft der Leopoldinischen Akademie an Kieser über, fiel aber bald wieder an N. zurück. N. blieb in Breslau, wo er auch 16. März 1858 starb. N. hat sich sowol um die Systematik als auch um die Physiologie der Botanik sehr verdient gemacht. Er schrieb ebenso über Kryptogamen (wie «Das System der Pilze und Schwämme», Würzb. 1816; mit Hornschuch und Sturm die «Bryologia Germanica», 2 Bde., Nürnb. 1823—31, mit 43 colorirten Tafeln; mit Gottsche und Lindenberg das «Systema Hepaticarum», Hamb. 1844—47) als über große, ganz exotische Gruppen, wie z. B. das «Systema Laurinarum» (Berl. 1836). Von seinen zahlreichen übrigen botan. Werken sind, außer dem «Handbuch der Botanik» (2 Bde., Nürnb. 1820—21) hervorzuheben: «Die Entwickelung der Pflanzensubstanz» (Erlangen 1819), mit Bischof und Rothe bearbeitet; «De cinnamo» (Bonn 1823), «Agrostologia Brasiliensis» (Stuttg. 1829), die einen Theil von Martius' Werke über Brasilien bildet; «Enumeratio plantarum cryptogamicarum Javae et insularum adjacentium» (Bresl. 1830), «Genera et species Asterearum» (Bresl. 1832), «Agrostographia Capensis» (Halle 1853) u. s. w. Die Herausgabe eines illustrirten Lehrbuchs der allgemeinen Naturgeschichte hat er mit der «Allgemeinen Formenlehre der Natur» (Bresl. 1852) begonnen. Auch als origineller Philosoph und selbstständiger Denker nimmt N. eine hervorragende Stellung ein, wie sein «System der speculativen Philosophie», von dem nur der erste Band, die Naturphilosophie, erschienen ist (Glog. 1841), beweist. — Theodor Friedrich Ludwig N., Bruder des Vorigen, geb. 26. Juli 1787, gest. 12. Dec. 1837 zu Hyères, Professor und Inspector des botan. Gartens zu Bonn, hat sich ebenfalls durch mehrere bedeutende Werke einen Namen in der Geschichte der Botanik erworben. Besonders hervorzuheben sind seine «Genera plantarum Florae Germanicae» (31 Hefte, Bonn 1833—60), ein Kupferwerk, das nach seinem Tode erst von Spenner, dann von Putterlick, Endlicher u. a. fortgesetzt wurde.

Negativ heißt verneinend, oder durch Verneinung gedacht. Verneinung oder Negation heißt Ungültigkeitserklärung eines Satzes und hat nur einen Sinn als Aufhebung einer Bejahung oder Setzung. Der ganze Begriff der Verneinung hat somit seinen Ursprung in der kritischen Reaction des Denkens auf seine eigenen Erzeugnisse und in der Verwerfung eines Gedankens, der entweder aufgestellt worden ist oder für aufstellbar gehalten wird. Negative Urtheile enthalten somit allemal eine Beurtheilung des entsprechenden positiven Urtheils. Negative Begriffe nennt man diejenigen, deren ganze Bedeutung auf der Verneinung eines andern beruht, z. B. Finsterniß als Abwesenheit des Lichts, Freiheit als Verneinung des Zwangs u. s. w. Einen ganz andern Sinn hat das N. da, wo es sich, sei es in der Mathematik oder in der Physik, um das Verhältniß von Größen und Kräften handelt: hier drückt der (stets vertauschbare) Gegensatz von positiv und negativ nichts anderes aus, als daß zwei Größen oder zwei Kraftwirkungen sich gegenseitig aufheben. In Beziehung z. B. auf jede als positiv angesetzte mechan. Kraft heißt jede andere negativ, welche denselben Körper in entgegengesetzter Richtung zu bewegen strebt. Gänzlich verfehlt dagegen war die Tendenz der ehemaligen Metaphysik, besonders bei Spinoza und bei Hegel, die logische Negation, d. h. die bloße Abwesenheit irgendwelcher Bestimmungen, als zum Wesen der Dinge gehörig anzusehen. Vgl. Kant, «Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen» (Königsb. 1763).

Neger, in der volksthümlichen Sprache auch Mohr (entstanden aus dem lat. Maurus, wie im Alterthum die dunkelfarbigen Bewohner Nordwestafrikas hießen), nennt man die schwarzen, wollhaarigen Bewohner Afrikas. Dieselben werden in allen ethnogr. Systemen als eine Hauptrasse von andern abgesondert und stehen als schiefzähnige Langköpfe (prognathe Dolichocephalen nach Retzius) neben den Papuas auf der niedersten Stufe der Rassenentwickelung. (S. Mensch.) Während man früher alle Eingeborenen von Afrika, mit Ausnahme des Nordrandes, als N. bezeichnete, haben genauere Forschungen gezeigt, daß nicht nur die Berbern und Kopten im Norden, die Abessinier (welche Semiten sind), die Bedscha, Galla und Nubier im Osten von ihnen zu trennen sind, sondern auch die über den Sudan verbreiteten Fulah oder Fellatah und alle südafrik. Stämme, im Westen von 8° nördl. Br., im Osten vom Aequator an, als Negroide von den eigentlichen N. unterschieden werden müssen. Das Gebiet der

Digitized by Google

letztern umfaßt daher nur einen Gürtel im Süden der Sahara von 10—12 Breitengraden. Der Knochenbau des N. ist stark und massiv, namentlich zeichnet sich auch der Schädel durch Schwere, Dicke und Härte aus. Das Gehirn ist kleiner als beim Europäer und hat weniger entwickelte Windungen. Die hochgewölbte Scheitelgegend entspricht dem vorherrschend ausgebildeten Mittelhirn, während das Vorderhirn mehr zurücktritt, das Hinterhaupt aber oft lang ausgezogen ist. Der Kopf erscheint als von beiden Seiten zusammengedrückt, das Gesicht lang und schmal, sein unterer Theil tritt mehr heraus als beim Europäer, der Gesichtswinkel beträgt oft nur wenig über 70°. Die Backenknochen stehen hervor und lassen das Gesicht, aus welchem die breite, dicke, flache Nase mit weiten Löchern nur wenig sich erhebt, als von vorn plattgedrückt erscheinen. An dem langgestreckten und nach vorn gerichteten Oberkiefer sitzen schief nach vorn geneigte Schneidezähne meist von blendender Weiße. Der Mund ist weit und die Lippen wulstig, das Kinn klein, wenig prominirend. Der Bart ist meist schwach. Ferner charakterisirt den Negertypus der starke Nacken, die geringere Biegung der Wirbelsäule, das kleinere, keilförmige, nach rückwärts geneigte Becken mit vertical stehenden Darmbeinen, die schwarze, sammtweiche, stets kühle, stark ausdünstende, übelriechende Haut und das krause, wollähnliche, nicht über 8 Centm. lange Haar. Dieser häßliche Typus findet sich jedoch keineswegs allgemein bei den N. ausgeprägt; er ist nur die extreme Form. Meist sind die N. viel weniger häßlich, und man trifft innerhalb der Rasse auf die mannichfaltigsten Varietäten, die zum Theil durch die Vermischung mit fremden Völkern, wie den Berbern, Arabern, Negroiden u. s. w., entstanden sind. Am reinsten zeigt sich der Typus in heißen Tiefländern, deren Bewohner zugleich auf niedriger intellectueller Stufe stehen. Latham rechnet zu dem eigentlichen Gebiete der N. nur das Land vom Senegal bis zum Niger nebst Darfur, Kordofan und Sennaar. (Ueber die Abgrenzung der N. von den Negroiden und andern Völkern Afrikas, ferner über ihre Religion, Cultur, Handel, Sklaverei, Staatenbildung, s. Afrika.) Die Hauptstämme der N. sind: die Mandingo nebst den Serrakolet (Soninkié), Vei, Bambuki und Kuranko, die sich vom Gambia bis Bambara und südlich bis Cap Palmas ausbreiten; die Jolof oder Wolof, die schwärzesten und schönsten N., zwischen Senegal und Gambia; die westatlantische Gruppe (Sererer, Nones, Felup, Joats, Baiotes, Fuluns, Biafaren, Jamburen, Papels, Bissagos, Birames, Balantes, Nagas, Cassanguas, Bagnuns, Tiapis, Bagoes, Landamahs, Nalus, Bullom); die Sonrhay am mittlern Niger; die Haussa; die Kanuri oder die Bewohner von Bornu, mit denen sprachlich die Tebu der östl. Sahara verwandt sind; die Kru an der Körnerküste; die Avelwom (Quaqua) an der Elfenbeinküste; die Aschanti (Asante) nebst den gleichfalls die Odschisprache redenden Fanti, Akim, Aquapim und Akwambu; die Dahomey; die Yoruba; die Ibo und Nuffi am untern Niger; die Edeeyah oder Adiah auf Fernando-Po; die Batta in Adamaua; die Murghi sowie die Massastämme (Kotoko, Gamerghu, Logone, Mußgu) südlich von Bornu; die aus verschiedenen Stämmen bestehenden Bewohner von Baghirmi, Wadai und Darfur; die sog. Nubaneger von Kordofan; die Stämme am Weißen Nil von den Schilluk und Dinka aufwärts; die Schongollo, Kamamil, Oli, Köli und Bertat im Fazogl und weiter südlich. Vgl. außer den allgemeinen Werken von Fr. Müller, «Allgemeine Ethnographie» (Wien 1873), und Peschel, «Völkerkunde» (3. Aufl., Lpz. 1876), noch Waitz, «Die Negervölker und ihre Verwandten» (Lpz. 1860); R. Hartmann, «Die Nigritier» (Bd. 1, Berl. 1876); Kölle, «Polyglotta Africana» (Lond. 1854); Barth, «Sammlung central-afrik. Vocabularien» (Gotha 1862—66); Fr. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft» (Bd. 1, Abth. 2: «Die Sprachen der wollhaarigen Rassen», Wien 1877).

Negri (Christoforo), polit. und volkswirthschaftlicher Schriftsteller, geb. zu Mailand im Juni 1809, studirte zu Pavia, Gratz und Wien die Rechte, war 1841—48 öffentlicher Professor der Staatswissenschaften zu Padua, emigrirte 1848 infolge seiner lebhaften Antheilnahme an der Revolution nach Piemont, wurde dann Präsident der Universität Turin und später in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten berufen. Als Chef der Consulate reformirte er das Consularwesen gänzlich, unternahm zahlreiche Reisen namentlich nach England, Deutschland und Rußland und suchte durch eine Reihe von Schriften auf die Hebung der polit. und commerziellen Thätigkeit Italiens einzuwirken. Nach Uebersiedelung der ital. Regierung nach Florenz gründete er dort die Italienische Geographische Gesellschaft, deren Präsidentschaft er fünf Jahre führte. Nachdem er sein Hauptwerk «La storia politica dell' antichità paragonata alla moderna» (Veneb. 1866) veröffentlicht und ein Jahr in Hamburg zugebracht hatte, um das deutsche Seewesen kennen zu lernen, trat er in den Ruhestand und liegt seitdem geogr. Studien ob. N. hat sich um die Afrika- und Polarforschung große Verdienste erworben.

Digitized by Google

Negritos, ſ. Auſtralneger.

Negroponte, griech. Inſel, ſ. Euböa.

Negruzzi (Konſtant.), einer der Begründer der neuern rumän. Literatur, geb. 1808 zu Jaſſy, ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt und in Beſſarabien, wo er durch die Bekanntſchaft mit Puſchkin zur literariſchen Thätigkeit angeregt wurde, gab dann zu Jaſſy im Verein mit Cogalniceanu und Aleſſandri (ſ. d.) 1840 die «Dacia literara» heraus, war 1861 Miniſter unter Fürſt Cuſa und ſtarb 1868. Unter ſeinen Schriften ſind namentlich die epiſchen Dichtungen aus der vaterländiſchen Geſchichte «Aprodul Purice» und «Lapusneanu» hervorzuheben. N.'s Bedeutung liegt in der ſorgfältigen Behandlung der Sprache; ſeine Schreibweiſe, gleich weit entfernt von Archaismen, wie von den überhandnehmenden franz. Neologismen, iſt für die beſſern rumän. Schriftſteller muſtergültig geworden. — Sein Sohn, Jakob N., hat ſich durch Herausgabe der «Convorbiri literare» (Jahrg. 1—11, Jaſſy 1867—77) verdient gemacht.

Nehemia, ein vornehmer Hebräer und Mundſchenk des Königs Artaxerxes Longimanus von Perſien, wurde 444 v. Chr. als perſ. Statthalter nach Jeruſalem geſchickt. Er ließ die Mauern und Thore Jeruſalems wieder aufbauen und machte ſich namentlich um die Herſtellung der gottesdienſtlichen Ordnung, die Befeſtigung des moſaiſchen Geſetzes und die Hebung des jüd. Nationalgefühls verdient, obwol die von ihm gepflegte polit. und religiöſe Excluſivität der Juden gegenüber den Samaritanern das jüd. Gemeinweſen in große Gefahr brachte. Nach Perſien zurückgekehrt, machte er, um eingeſchlichene Misbräuche zu beſeitigen, um 432 v. Chr. noch eine zweite Reiſe nach Jeruſalem. Das nach ihm benannte Buch des altteſtamentlichen Kanon beruht theilweiſe auf des N. eigenen Aufzeichnungen. In der gegenwärtigen Geſtalt rührt es aber aus bedeutend ſpäterer Zeit her und bildet mit der Bearbeitung der ältern Aufzeichnungen Esra's (ſ. d.) ein Ganzes. Vgl. Bertheau, «Die Bücher Esra, N. und Eſther» (Bd. 17 des «Kurzgefaßten exegetiſchen Handbuchs zum Alten Teſtament», Lpz. 1862).

Neher (Bernh.), Hiſtorienmaler, geb. 1806 zu Biberach, erhielt den erſten Kunſtunterricht von ſeinem Vater und bildete ſich dann in Stuttgart und München weiter aus. Einige Oelbilder (darunter die Schlacht von Döffingen) veranlaßten den König von Würtemberg, ihm ein Reiſeſtipendium zu gewähren, ſodaß er ſich vier Jahre in Rom aufhalten konnte. Unter den dort ausgeführten Bildern ſind die Erweckung des Jünglings von Nain (ſtuttgarter Staatsgalerie) und die Engel bei Abraham (im basler Muſeum) hervorzuheben. Dieſelben zeigen Anlehnung an die Compoſitions- und ſorgfältige Ausführungsweiſe des Quatrocento. Nach ſeiner Rückkehr nach München ſchmückte N. 1834 die äußere Seite des Iſarthors über dem Haupteingange mit dem Einzug des Kaiſers Ludwig des Baiern, über den beiden Seiteneingängen mit den Geſtalten der Heiligen Jungfrau und des heil. Benno. Im J. 1836 wurde er nach Weimar berufen, um an der Ausſtattung der Goethe und Schiller gewidmeten Räume im großherzogl. Schloſſe theilzunehmen. Im Schiller-Zimmer zeigen ſieben Hauptbilder ebenſo viele Hauptſcenen aus Dramen des Dichters, und jedes dieſer Bilder hat noch zwei Lünetten über ſich. Ueber den Thüren und Fenſtern ſind dann vier Bilder zu vier Balladen angebracht. Ueber der Niſche mit Schiller's Büſte von Dannecker ſtellte N. die Huldigung der Künſte dar. Außerdem iſt an den ſechs Pfeilern, welche die Hauptbilder umgeben, das Lied von der Glocke in Arabesken behandelt. Die Goethe-Galerie zierte er mit Malereien nach des Dichters Balladen und Hymnen. N. widmete ſich dieſen Arbeiten größtentheils im Sommer, während er ſonſt an der Malerakademie in Leipzig wirkte, an welche er ſeit 1841 als Director berufen war. Auch als er 1846 als Profeſſor an der Kunſtſchule nach Stuttgart ging, arbeitete er von dort aus an der Vollendung der weimariſchen Aufgaben, die er 1847 durch die Entwürfe von drei Bronzethüren zur Goethe-Galerie abſchloß. Daneben malte er noch für die neue Petrikirche in Hamburg ein großes Altargemälde ſowie ein Kirchenbild für die kath. Gemeinde der Stadt Ravensburg und die Kreuzabnahme in der ſtuttgarter Galerie. Auch fertigte er die Cartons für die von Scheerer ausgeführten Glasgemälde des Chors der Stiftskirche in Stuttgart. Seit 1852 wirkte N. als Vorſtand der Kunſtſchule, deren Director er 1867 wurde. Von ſeinen letztern Oelbildern ſind hervorragend: die Altarbilder in der Kapelle der Königin, der Frühling, Abraham's Fürbitte für die Gerechten in Sodom u. ſ. w.

Neher (Michael), deutſcher Architekturmaler, wurde 1798 zu München geboren, beſuchte die Lateinſchule und trat dann in die Akademie, mußte aber dieſe wieder verlaſſen, um ſich durch Bildnißmalerei Erwerb zu ſchaffen. Er ging 1820 nach Trient, hielt ſich dann ſechs Jahre in den Hauptſtädten Oberitaliens auf und gelangte 1823 nach Rom, wo er die alten Meiſter eifrig ſtudirte, nebenbei aber Bedeutendes im Genrefache leiſtete. Auch entwarf er ſehr hübſche

Digitized by Google

Federzeichnungen von den Umgebungen Roms und Neapels. Im J. 1826 kehrte er nach München zurück und überraschte durch eine Fülle der anziehendsten Genreſcenen, Coſtümſtücke, Landſchaften und Architekturen, die bald allgemein beliebt wurden. Bei der Ausſchmückung des Schloſſes Hohenſchwangau malte er die Bilder des Schwanenritters nach Rubens'ſchen Entwürfen. Das eigentliche Gebiet N.'s wurde aber die Architekturmalerei, worin er fern von jeder geometr.-ſteifen Conſtruction das Bauwerk im Rahmen einer genremäßigen Umgebung zu einem lebendigen Object zu geſtalten weiß. Der Dom von Magdeburg, das Münſter von Freiburg, der Dom von Frankfurt, der von Mecheln, das Stadthaus und die Peterskirche von Löwen ſind auf ſolche Weiſe durch ihn dargeſtellt worden. N. ſtarb 4. Dec. 1876 in München.

Nehrung, ſ. Haff.

Neid iſt die Gefühlsſtimmung, worin ſich das Verlangen nach einem Gute oder Glück, welches ein anderer beſitzt, mit dem Wunſche verbindet, daß jener es nicht beſitzen möge. Findet der letztere Wunſch allein ſtatt ohne jenes Verlangen, ſo tritt an die Stelle des N. die Misgunſt. N. ſowol als Misgunſt gehören, als auf dem Misvergnügen am Wohlergehen anderer beruhend, zu den rein egoiſtiſchen Stimmungen, welche daher bei der Erziehung ohne Rückſicht zu bekämpfen ſind, indem ſie, wo man ihnen freien Lauf läßt, immer eine niedrige Sinnesart erzeugen. Ein ungewöhnlich hoher Grad des N. wird als Schelſucht bezeichnet. Betrifft der N. Vorzüge, welche andern von einer geliebten oder verehrten Perſon zu unſerm Nachtheil eingeräumt werden, ſo heißt er Eiferſucht. — Der «N. der Götter», eine im Alterthum ſehr verbreitete Vorſtellung, wonach die Götter den Glücklichen um ſeines Glücks willen verderben ſollten, beruht theils auf dem dunklen, fataliſtiſchen Hintergrunde der antiken Weltanſchauung und der unbeſtimmten Furcht vor zerſtörenden Gewalten, theils auf dem ſittlichen Gedanken einer Beſtrafung der Ueberhebung, zu welcher ungewöhnliches Glück zu führen pflegt.

Neidhart von Reuenthal, einer der bedeutendſten Lyriker des deutſchen Mittelalters, der ungefähr 1210—40 dichtete, war gebürtig aus Baiern, nachher aber in Oeſterreich (am Hofe Leopold's und Friedrich's des Streitbaren) anſäſſig. Er wurde der Urheber einer neuen Dichtungsgattung, indem er, abweichend von der herrſchenden, aus franz. Quelle ſtammenden höfiſchen Manier, ſeine Stoffe und Formen hauptſächlich aus der eigenen heimiſchen Umgebung, und zwar aus dem Leben der Bauern, von ihren Tänzen und den damit verbundenen Spielen, Aufzügen und Liedern entnahm. Dieſem Urſprunge gemäß zerfallen ſeine Dichtungen in zwei Hauptklaſſen: in Frühlingslieder, wie ſie zum Reigen geſungen zu werden pflegten, in zwietheiligen oder auch untheilbaren Strophen, und in Winterlieder zum Tanz in der Stube, die in dreitheiliger Strophe ſchon mehr dem Einfluſſe der franz. pastourelle nachgeben und die «gogelheit der dörper», den ausgelaſſenen Uebermuth der tölpelhaften Dorfbewohner ſchildern. N. brauchte dieſe Form wol abſichtlich, um unter ihrer Maske alles Kleinliche und Erbärmliche, aber Anmaßende, was ſeine Umgebung am damaligen, nur noch den Schein alter Feinheit und alten Glanzes bewahrenden öſterr. Hofe reichlich genug zeigte, mit friſchem Humor und kecker Derbheit zu verſpotten. Mit dieſem Humor führte er ſich auch ſelbſt unter ſeinem eigenen Namen redend und handelnd in ſeinen Liedern ein und erleichterte dadurch den bis durch das 15. Jahrh. dauernden Misbrauch, daß ihm zahlreiche, dem Inhalte wie der Form nach rohe Lieder und Strophen untergeſchoben, daß er als Bauernfeind aufgefaßt und Abenteuer ihm angedichtet wurden nach Art des Kalenbergers und Eulenſpiegel's, bis er zuletzt ſogar unter dem Namen Neidhart Fuchs (dem an der ſüdl. Mauer der St.-Stephanskirche zu Wien ein Grabmal errichtet iſt) wirklich als ein Zeitgenoſſe des Pfarrers vom Kalenberge und wie dieſer als eine Art Hofnarr am Hofe des öſterr. Herzogs Otto des Fröhlichen (geſt. 1339) dargeſtellt wurde, während zugleich überhaupt in lyriſcher Form erzählte Schwänke, Schalksſtreiche und Abenteuer mit Bauern ſchlechthin den Namen Neidharte erhielten. N.'s Lieder ſind in den großen Minneſingerhandſchriften in mehrern eigenen Sammlungen enthalten, von denen die beſte, noch dem 13. Jahrh. angehörende ſich in der Bibliothek des Schloſſes Riedegg befindet und von Benecke in den «Beiträgen zur Kenntniß der altdeutſchen Sprache und Literatur» (Bd. 2, Gött. 1832) herausgegeben wurde. Alles Erhaltene (Echtes und Unechtes) iſt geſammelt in von der Hagen's «Minneſinger» (Lpz. 1838). Eine kritiſche Ausgabe der echten Lieder lieferte Haupt (Lpz. 1858). Vgl. Liliencron, «Ueber N.'s höfiſche Dorfpoeſie» in Haupt's «Zeitſchrift für deutſches Alterthum» (Bd. 6); Schröder, «Die höfiſche Dorfpoeſie des deutſchen Mittelalters» in Goſche's «Jahrbuch der Literaturgeſchichte» (Berl. 1865).

Neipperg, ein altes, ehemals reichsunmittelbares Rittergeſchlecht aus dem Kreichgau in Schwaben, wurde 1734 in den Reichsgrafenſtand erhoben. — Graf Wilhelm Reinhard

Digitized by Google

von N., geb. 1684, kaiserl. Feldmarschall, schloß 1739 den Frieden zu Belgrad und verlor 1741 die Schlacht bei Mollwitz gegen Friedrich d. Gr., die Schlesiens Schicksal entschied, blieb aber nichtsdestoweniger bis zu seinem Ende ein Günstling von Franz I. und Maria Theresia. Er starb 1774 als Hofkriegsrath und Commandant von Wien. — Sein Enkel war Graf Adam Adalbert von N., geb. 8. April 1775. Derselbe trat frühzeitig in österr. Dienste und kam bald in den Generalstab, wurde aber am Rhein von den Franzosen gefangen, die ihn, als einen angeblichen Emigranten arg mishandelten, wobei er ein Auge einbüßte. Dennoch diente er fort und zeichnete sich namentlich in den Feldzügen in Italien aus. Im Kriege von 1809 stand er bei dem Corps des Erzherzogs Ferdinand, ging 1811 als Gesandter nach Schweden und vermittelte 1813 Schwedens Beitritt zur Coalition gegen Napoleon I. Sein rühmlicher Antheil an den Ereignissen vor und in der Schlacht bei Leipzig brachte ihm die Ehre, die Siegesnachricht nach Wien zu überbringen. Auch in dem Feldzuge in Frankreich zeichnete er sich mehrfach aus. Auf dem Wiener Congresse trat er als Bevollmächtigter der Exkaiserin Marie Luise auf und wurde 1815 von derselben zum Oberstallmeister ernannt. N. commandirte den Vortrab der gegen Murat aufgestellten Armee und zwang diesen zur Capitulation, zog dann mit Marie Luise nach Parma und übernahm die Leitung des Herzogthums. Einige Monate nach Napoleon's I. Tode (1821) wurde er morganatisch der Herzogin Marie Luise angetraut. Aus dieser Ehe stammt Wilhelm Albrecht, Graf, seit 1864 Fürst von Montenuovo, österr. General der Cavalerie und Commandant der Leibgarde, der ein neues Geschlecht begründete. N. starb 22. Febr. 1829. — Adam's ältester Sohn aus erster Ehe, Graf Alfred von N., geb. 26. Jan. 1807, gest. 16. Nov. 1865, war würtemb. Generalmajor und mit der Prinzessin Maria von Würtemberg vermählt. — Dessen Bruder, Graf Erwin von N., geb. 6. April 1813, österr. General der Cavalerie, gegenwärtig Standesherr und Chef des Hauses, war 1866 Militärgouverneur von Mainz, nachdem er schon an dem Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 theilgenommen, erlitt 1866 die Niederlage bei Aschaffenburg und fungirte später als commandirender General in Galizien.

Neisse ist der Name dreier zum Stromgebiet der Oder gehöriger Flüsse. — Die Glatzer N., ein wildes, durch häufige Ueberschwemmungen verheerendes Wasser, entspringt auf dem Kleinen Glatzer Schneeberge, fließt bis Glatz nach Norden, dann durch ein enges Thal (den Paß von Wartha) zwischen dem Eulen- und Reichensteiner Gebirge nach Nordosten, berührt hierauf die Städte Patschkau, Ottmachau, Neisse, Löwen und Schurgast und mündet 7 Kilom. unterhalb letzterer Stadt in die Oder. Der Fluß ist 195 Kilom. lang, der Lauf aber jäh, sein Bett voller Steine. Er wird schon oberhalb Habelschwerdt flößbar, von Löwen an auf eine kurze Strecke schiffbar. Unter den Nebenflüssen sind die bedeutendsten: rechts die Biela, aus dem Reichensteiner Gebirge kommend; dann eine andere Biela (auch Biele und Bielau), die vom Altvater nach Norden fließt und bei der Festung Neisse mündet; die Steinau, die Löwen gegenüber der N. in ihrem Unterlaufe zugeht. Links empfängt die N. die Weistritz oberhalb und die Steine unterhalb der Stadt Glatz. Die Glatzer N. ist das Hauptgewässer des glatzer Kesselandes. Die hier oberhalb Habelschwerdt einmündende Wölfel durchströmt den anmuthigen Wölfelsgrund und bildet den Wölfelsfall, den schönsten und einzigen ganz naturwüchsigen Wasserfall der Sudeten (3 Mt. breit und 15 Mt. hoch). — Die Lausitzer oder Görlitzer N. entspringt in Böhmen am Iserkamm oberhalb Reichenberg und tritt unterhalb Grottau in die sächs. Oberlausitz ein, in welcher sie die Städte Zittau, Hirschfelde und Ostritz berührt. Nachdem sie unterhalb Leuba die Grenze des Königreichs Sachsen überschritten, durchfließt sie zunächst den nordwestl. Theil des preuß. Regierungsbezirks Liegnitz, in welchem sie an Görlitz, Rothenburg, Priebus und Muskau vorüberströmt, dann durch den preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, in welchem sie die Städte Forste und Guben berührt. Sie mündet 15 Kilom. unterhalb Guben bei Schiedlow, da, wo die Oder nach Norden umbiegt. Auf ihrem 250 Kilom. langen Laufe, der im allgemeinen nach Norden gerichtet ist, und von dem Preußen allein 185 Kilom. angehören, wird sie von Muskau ab flößbar, bei Guben schiffbar. Die Lausitzer N. hat keinen Nebenfluß von Bedeutung. — Die Wüthende oder Jauersche N., die oberhalb Bolkenhain am Mittelgebirge entspringt, berührt die Stadt Jauer und mündet nach einem nur 37 Kilom. langen Laufe in der Gegend von Kroitsch in die Katzbach.

Neisse, Kreisstadt und Festung im Regierungsbezirke Oppeln der preuß. Provinz Schlesien, früher Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums und fürstbischöfl. Residenz, liegt in breiter Thalung rechts an der Neisse (s. d.) und deren die Stadt in zwei Armen durchströmendem Zufluß Biele sowie an der Linie N.-Brieg und Frankenstein-Kosel der Oberschlesischen Eisenbahn.

Digitized by Google

Die Stadt ist Sitz eines Landgerichts, eines Landrathsamts sowie der Landschaft des Neisse-Grottkauer Fürstenthums und zählt (1875) 19,811 E., die sich, bis auf etwa 3000 Evangelische und gegen 500 Juden, zum Katholicismus bekennen. Unter den Plätzen sind der Marktplatz und der Salzring die größten, die Zollstraße, Breslauer- und Berlinerstraße breite Hauptstraßen. Unter den sieben kath. Kirchen zeichnen sich die große, 1195—98 erbaute, in ihrer jetzigen Ausdehnung 1430 vollendete goth. Pfarrkirche des heil. Jakobus, die Kreuzkirche, die im ion. Stil 1715 aufgeführte Curatialkirche zu St.-Peter und Paul und die schöne Gymnasialkirche Mariä Himmelfahrt (1688 von den Jesuiten erbaut) aus. Die Evangelischen besitzen zwei Kirchen. Andere bemerkenswerthe Gebäude sind der 1499 vollendete, 85 Mt. hohe Rathsthurm, das alte Kämmereigebäude und das Stadthaus. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu N. ein kath. Gymnasium (das ehemalige Jesuitenstift), eine Kriegsschule und eine Realschule erster Ordnung. Das aus bischöfl. Zeit stammende große Hospital im Kloster des ehemaligen Kreuzstiftes ist den Barmherzigen Schwestern anvertraut. Ein ansehnliches städtisches Theater wurde 1852 erbaut. In den Räumen des alten bischöfl. Schlosses ist das Artilleriedepôt untergebracht; in dem neuern bischöfl. Residenzgebäude befinden sich jetzt mehrere königl. Behörden. Der Gewerbfleiß erstreckt sich besonders auf Leinweberei und Branntwein. Bedeutender ist der Handel mit Landesproducten. In der Umgegend baut man viel Gemüse, auch Flachs. Schon 1350 erhielt N. durch Bischof Preczlaus Mauern, hinter welchen die Bewohner 1428 den Hussiten tapfern Widerstand leisteten, und 1594 wurde es mit Schanzen und Basteien schwach versehen. Während des Dreißigjährigen Kriegs ward die Stadt dreimal feindlich besetzt: 1621 vom Markgrafen Joh. Georg von Jägerndorf, 1632 von Sachsen und Dänen und 1642 von den Schweden. Seit 1643 durch Wall und Graben stärker befestigt, ging die Festung, von den Preußen belagert, 1741 durch Capitulation über, worauf Friedrich II., der die strategische Lage wohl zu würdigen wußte, einen großartigen Festungsbau begann. Zugleich ließ der König auf dem linken Ufer der Neisse die nach ihm benannte, bis 1810 eine eigene Stadt bildende Friedrichstadt erbauen und einige Hauptbollwerke, insbesondere seit 1743 das Fort Preußen aufführen. Von den Oesterreichern 1758 vergeblich belagert, mußte sich N. 16. Juni 1807 nach harter Belagerung den Franzosen durch Capitulation ergeben, die es nun bis 13. Nov. 1808 besetzt hielten. Neuerdings ist die gegen Oesterreich gerichtete und zwei wichtige Sudetenstraßen beherrschende Festung erweitert und verstärkt worden. Vgl. Minsberg, «Geschichtliche Darstellung der merkwürdigsten Ereignisse der Fürstenthumstadt N.» (Neisse 1834); Kastner, «Geschichte der Stadt N.» (3 Bde., Neisse 1854—67). — Das Fürstenthum N., anfangs von der Hauptburg Ottmachau das Ottmachauer Land, mit dem Aufkommen der Stadt N. das Neisser Land genannt, gelangte 1201 durch Schenkung an das Bisthum Breslau und wurde durch die Bischöfe allmählich vergrößert. Bischof Preczlaus erwarb 1344 durch Kauf das Grottkauer Land, weshalb sich auch später die breslauer Bischöfe Fürsten von N. und Herzoge von Grottkau nannten. Das ganze Fürstenthum war gegen 2200 QKilom. groß. Nach dem Breslauer Frieden von 1742 blieb bei Oesterreich nur der kleinere, gebirgige südl. Theil (900 QKilom), in dem noch jetzt das breslauer Bisthum Grundherrlichkeit hat; der größere nördl. Theil (1300 QKilom.) gelangte an Preußen und wurde 1810 bei der allgemeinen Säcularisation der geistlichen Güter gleichfalls für Staatseigenthum erklärt. Die Hauptstadt des österr. Antheils ist Jauernik, neben welcher noch die Bergstadt Freiwaldau, der Hauptsitz der Feinleinen- und Damastfabrikation Oesterreichisch-Schlesiens, sowie die Städte Zuckmantel, Friedeberg, Weidenau und Reichenstein zu nennen sind. Der preuß. Antheil (noch immer Fürstenthum N. genannt) gehört zum Regierungsbezirk Oppeln und zerfällt gegenwärtig in die beiden Kreise: N. (711 QKilom. mit 96,450 E.) und Grottkau.

Neith ist eine ägypt. Göttin, welche vorzüglich in der unterägypt. Stadt Saïs als Localgottheit verehrt wurde und daher hieroglyphisch sehr häufig die Bezeichnung «Herrin von Saïs» führt. Sie wurde von den Griechen mit der Athene verglichen, an welche ihre Symbole, in älterer Zeit zwei Pfeile, in späterer ein Instrument, welches für ein Weberschiffchen gehalten wird, erinnern. Sie erscheint besonders häufig als Gefährtin des Ptha (Hephästos), welcher als Localgott der alten Residenz Memphis an der Spitze des unterägypt. Götterkreises steht; daher führt sie öfters den Beinamen der großen Göttermutter. Wie alle großen Göttinnen wurde sie nicht selten mit der Isis identificirt. Zu Saïs wurde ihr, wie Herodot erzählt, jährlich ein eigenthümliches Fest gefeiert, an welchem man die ganze Nacht hindurch unzählige Lampen anzündete, wovon es das Lampenfest genannt wurde. Plutarch und Proklus führen an, daß ihr Tempel zu Saïs die Inschrift führte: «Ich bin das All, das Vergangene, Gegen-

wärtige und Zukünftige; mein Gewand (peplos) hat noch kein Sterblicher gelüftet», eine Inſchrift, die durchaus keinen ägypt. Charakter trägt und noch weniger als eine beſondere Tempelaufſchrift gedacht werden kann.

Nekraſſow (Nikolai Alexejewitſch), der hervorragendſte Dichter der modernen ruſſ. Literatur nächſt Puſchkin und Lermontow, geb. 4. Dec. (22. Nov.) 1821 im Gouvernement Jaroſlaw, ergriff gegen den Willen ſeines Vaters die gelehrte Laufbahn, mußte vor Beendigung ſeiner Studien aus Mangel an Mitteln die Univerſität verlaſſen, widmete ſich von 1841 an ausſchließlich der ſchriftſtelleriſchen Laufbahn und war 1847—66 Redacteur des «Sovremmenik» («Zeitgenoſſe»). N.'s Ruhm als Dichter begründete eine Reihe 1845 erſchienener Gedichte, die bei außerordentlichem poetiſchen Talent durch die Neuheit der Form, echt volksthümlichen Ausdruck, durch ihre Beziehung auf die geſellſchaftlichen Beſtrebungen der Gegenwart und die Sympathie für Volk und Volksleben beſonders wirkſam waren. Die letzte Ausgabe ſeiner Werke erſchien in ſechs Bänden (Petersb. 1873—74). Aus N.'s letzten Jahren ſtammen die tiefſinnigen Gedichte: «Letzte Lieder» (Petersb. 1877). Er ſtarb nach langer ſchwerer Krankheit 8. Jan. 1878 (27. Dec. 1877) in Petersburg.

Nekrologien (griech.), d. i. Todtenbücher, nannte man im Mittelalter die Kalender der geiſtlichen Stifter und Klöſter, in welchen an den betreffenden Tagen die Namen derer eingezeichnet wurden, deren Andenken man durch Einſchließung in die öffentliche Fürbitte ehren wollte. Gleichbedeutend iſt Necrologium mit Mortilogium und Obituarium; auch gebrauchte man dafür Regula und Martyrologium, weil das N. meiſt der Ordensregel und dem Martyrologium angehängt war, ſowie Liber oblegiorum und Liber praesentiarum, weil man darin neben dem Namen des Verſtorbenen zugleich die Gabe zu bemerken pflegte, die man ihm verdankte. In den N. wurden die Namen aller derjenigen aufgezeichnet, welche entweder dem Stift ſelbſt angehört, demſelben verbrüdert waren oder ſich um daſſelbe verdient gemacht hatten; mit dem Begräbniß in einer Kirche wurde ſehr oft auch eine beſondere Stiftung zur Feier des Jahrestags verbunden. Die ältern N. ſind wichtig für die Folge der Biſchöfe und Aebte und die Genealogie der Stifter und Wohlthäter; ſpäter verringerte man wegen zu großer Häufung die Menge der Gedenktage, und verlegte viele auf willkürlich gewählte Tage. Aelter als die N. ſind die Diptychen, welche die Namen ohne den Todestag enthalten; die älteſten N. ſind aus dem 8. Jahrh. Ein Verzeichniß der durch den Druck bekannt gemachten N. findet ſich bei Wattenbach, «Deutſchlands Geſchichtsquellen im Mittelalter» (Berl. 1858; 4. Aufl. 1875). In neuerer Zeit wählte zuerſt Schlichtegroll den Namen Nekrolog als Titel für ſeine «Nachrichten von dem Leben merkwürdiger verſtorbener Deutſchen in den J. 1790—1800» (22 Bde., Gotha 1791—1801), denen er den «Nekrolog der Deutſchen für das 19. Jahrh.» (5 Bde., Gotha 1802—6) folgen ließ; von 1823—52 erſchien der «Neue Nekrolog der Deutſchen». Jetzt bezeichnet man mit Nekrolog allgemein die Biographien kürzlich Verſtorbener.

Nekromantie (griech.) bezeichnete im Alterthum das Heraufbeſchwören der Abgeſchiedenen, um ſie über die Zukunft zu befragen, und bildete eine beſondere Art der Wahrſagung. Dem Orient entſtammend findet ſie ſich auch in den Schriften des Alten Teſtaments, wo die N. als zur Abgötterei gehörig verboten wird. Im elften Buche der Odyſſee, welches daher die Ueberſchrift «Nekromantie» führt, läßt Homer den Schatten des Tireſias von Odyſſeus aus der Unterwelt hervorrufen und weiſſagen. Ohne Zweifel gab es ſeit alten Zeiten in manchen Gegenden Griechenlands ſog. Nekromanteia oder Todtenorakel. Während aber im übrigen Griechenland die N. unter Leitung von Prieſtern in beſtimmten Heiligthümern ausgeübt wurde, beſchäftigten ſich namentlich in Theſſalien, dem Sitze der Zauberei, damit eigene Perſonen, ſog. Pſychagogen oder Heraufführer der Schatten, die zauberiſche Formeln und Gebräuche dabei anwendeten. Um ſo leichter artete ſie immer mehr aus und führte dort, ſowie auch in andern Gegenden Griechenlands und Italiens, namentlich in Rom, zu den empörendſten Handlungen, indem die Zauberer, die dem menſchlichen Blute und allem, was aus den Gräbern kam, eine höhere Kraft beilegten, halbverbrannte Menſchen vom Scheiterhaufen riſſen, andere lebendig begruben, die unzeitige Frucht aus dem Mutterleibe ſchnitten und bisweilen ſogar Menſchen ſchlachteten, um ihre Geiſter, noch ehe ſie zur Unterwelt hinabeilen könnten, zu befragen. Inſofern die hervorgerufenen Schatten ſich dem Beſchwörer angeblich wirklich zeigten, nannte man die N. Pſychomanteia, d. h. Wahrſagen der abgeſchiedenen Seelen. Auch im altdeutſchen und nordiſchen Heidenthum findet man dieſe Wahrſagung.

Nekropolen (griech.), Todtenſtädte, werden die Begräbnißplätze in der Nähe der alten Städte genannt. Namentlich hieß ſo eine Vorſtadt von Alexandrien. Auch konnten die ägypt. Begräbniß-

Digitized by Google

plätze mit ihren, zum großen Theil auf und unter der Erde stattlich auf- und ausgebauten oder in den Fels gehauenen Gräbern, in welchen die Mumien beigesetzt wurden, passend mit Wohnungen der Todten verglichen werden. Die N. von Memphis und Theben zogen sich weit am Rande der Wüste hin. N. finden sich im ganzen Gebiet der Alten Welt, namentlich in Kleinasien, auf Cypern, Rhodos, in Sicilien und besonders auch in Etrurien, auf dessen Begräbnißplätze der Name gleichfalls vorzüglich paßt, während im eigentlichen Griechenland und bei den Römern die Sitte überwog, die Todten längs der Landstraßen zu bestatten.

Nekrose (griech.) ist eine besondere Art des Brandes der Gewebe. (S. Brand.) Meist bezeichnet man damit den Brand der Knochen und Knorpel (s. Knochenfraß), während man Brand (Gangrän) schlechthin die Mortification (das Absterben) der weichen Gewebe nennt. Mit der N. wird oft die Caries, die Vereiterung der Knochen und Knorpel, verwechselt.

Nektar (griech.) nannten die Griechen und nach ihnen auch die Römer den specifischen Trank der Götter, Ambrosia aber die Speise derselben. In der Ilias genießen die Götter nur N. und Ambrosia ist eine Art wohlriechendes Oel, sowie auch Futter für göttliche Rosse. Schon in der Odyssee aber einmal und dann bei den spätern Dichtern (einige Ausnahmen abgerechnet, wie bei Sappho, wo die Götter Ambrosia trinken, und bei Alkman, wo sie N. speisen) heißt dann N. regelmäßig der Göttertrank, Ambrosia die Götterspeise. Einem Sterblichen kann der fortgesetzte Genuß des N. Unsterblichkeit verleihen. Was mit N. beträufelt, mit Ambrosia gesalbt ist, bleibt frei von Verwesung. In weiterer übertragener Bedeutung vergleicht man mit N. und Ambrosia alles, was sich durch Lieblichkeit des Geschmacks und Geruchs auszeichnet.

Nélaton (Auguste), namhafter franz. Chirurg, geb. 17. Juni 1807, studirte bis 1836 in Paris Medicin, worauf er eine Anstellung als Chirurg in verschiedenen Hospitälern erhielt und sich zu gleicher Zeit als Privatdocent an der medic. Facultät der pariser Universität habilitirte. Nach 15jähriger Thätigkeit wurde er im April 1851 zum ord. Professor der chirurgischen Klinik ernannt und bekleidete dieses Lehramt bis 1867, in welchem Jahre er seinen Abschied mit dem Titel eines Honorarprofessors nahm. Bereits 1866 hatte ihn Napoleon III. zu seinem Leibchirurgen ernannt. Seit 1856 war N. Mitglied der Akademie der Medicin in der Section der chirurgischen Pathologie. Im J. 1868 erhielt er die Senatorenwürde. Er starb 23. Sept. 1873 zu Paris. N. hat sich in der wissenschaftlichen Welt sowol als Lehrer wie als praktischer Arzt ausgezeichnet und gehörte zu den vorzüglichsten Chirurgen der Neuzeit. Besonders verdient hat er sich um die Lehre von der Steinoperation gemacht. Er veröffentlichte: «Traité des tumeurs de la mamelle» (Par. 1839), «Parallèle des divers modes opératoires dans le traitement de la cataracte» (Par. 1850), «De l'influence de la position dans des maladies chirurgicales» (Par. 1851), «Éléments de pathologie chirurgicale» (5 Bde., Par. 1844—60; 2. Aufl., Bd. 1—3, 1867—70). Auch war N. einer der Verfasser des zur pariser Weltausstellung von 1867 ausgearbeiteten «Rapport sur les progrès de la chirurgie».

Neleus, der Sohn des Kretheus oder eigentlich des Poseidon und der Tyro, der Tochter des Salmoneus, ein Zwillingsbruder des Pelias, Gemahl der Chloris und Vater des Nestor, wurde nebst seinem Bruder von der Tyro ausgesetzt. Pferdehirten fanden die beiden Knaben und zogen sie auf. Erst erwachsen, erfuhren sie, wer ihre Mutter sei. Wegen grausamer Behandlung ihrer Mutter durch deren Stiefmutter Sidero erstach Pelias die letztere. Nach dem Tode des Kretheus geriethen beide Brüder in Zwist über die Herrschaft von Iolkos in Thessalien, und N. zog, vertrieben, nach Messenien, wo er Pylos erbaute. Hier kam er mit Herakles in Kampf, weil er ihn nach der Ermordung des Iphitos nicht sühnen wollte; dafür erschlug Herakles die Söhne des N., den Nestor (s. d.) ausgenommen. Auch hatte N. Kämpfe mit den Arkadiern und dem Epeierkönig Augeas zu bestehen. Er starb endlich nach Pausanias zu Korinth, wo ihm Sisyphos ein Grabmal errichtete. Seine Nachkommen, die Neliden, wurden von den Herakliden aus Messenien vertrieben und gingen zum größten Theil nach Athen.

Nelke (Dianthus L.) heißt eine artenreiche, zur 10. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Sileneen gehörende Pflanzengattung mit schönen und häufig sehr wohlriechenden Blüten, deren röhriger fünfzähniger Kelch am Grunde mit zwei bis zwölf Schuppen umgeben ist und fünf am Schlunde plötzlich in einen linealischen Nagel zusammengezogene Blumenblätter, zehn Staubgefäße und einen Fruchtknoten mit zwei Griffeln enthält. Die Platte der Blumenblätter ist im Umriß meist dreieckig, selten ganzrandig, gewöhnlich gezähnt, gefranst oder geschlitzt. Aus dem Fruchtknoten entwickelt sich eine einfächerige, mit vier Zähnen aufspringende Kapsel, welche schildförmige, breitgeflügelte Samen enthält. Die vorzüglichste und bekannteste Art ist die Gartennelke (D. Caryophyllus L.), welche auf Felsen und altem

Digitized by Google

Gemäuer im südlichern Europa wild wächst, im mittlern Europa hier und da verwildert vorkommt und mit einer Unzahl von Spielarten hinsichtlich der Farbe, Anzahl, Form und Stellung der Blumenblätter allgemein in Gärten cultivirt wird. Sie trägt einzelnstehende, sehr angenehm und gewürzhaft riechende Blüten mit kurzen, fast rautenförmigen Kelchschuppen, besitzt am Rande glatte Blätter und treibt zahlreiche niederliegende, sehr ästige, verlängerte Stämmchen. In Hinsicht auf den Bau der Nelkenblumen unterscheiden die Blumisten den Nelkenbau, Ranunkelbau, Rosenbau, Kegelbau, Triangelbau und gemischten Bau, und hinsichtlich der Grundfarbe und Zeichnung theilen sie die N. ein in Picotten, Bizarden, Picott-Bizarden, Doubletten, Feuerfaxe, Fameusen und Concordien. Auch hat man eine ziegelschuppige Spielart. Neuerdings ist die chinesische N. (D. sinensis L.) beliebt geworden, von welcher namentlich in Rußland prachtvolle Spielarten mit bis 8 Ctmt. im Durchmesser haltenden Blumen erzeugt worden sind. Die zum Theil auch in Deutschland einheimische Federnelke (D. plumarius L.) wird in den Gärten häufig zur Einfassung der Beete verwendet. Die ihr nahe verwandte Prachtnelke (D. superbus L.), welche auf feuchten Stellen nicht selten wächst, besitzt sehr wohlriechende Blüten. Die aus Südeuropa stammende Bartnelke oder Büschelnelke (D. barbatus L.) hat am Ende des Stengels dicht-büschelig gehäufte und von zugespitzten, ausgespreizten Deckblättern umgebene Blüten, die in Farbe und Zeichnung äußerst mannichfach abändern, weshalb diese Art eine in unsern Gärten häufige Zierpflanze abgibt. Unter den bei uns häufig wild wachsenden N. verdienen namentlich die auf Feldrainen und Grasplätzen wachsende deltafleckige oder Heidenelke (D. deltoides L.) wegen ihrer brennendrothen Blumen und die auf trockenen, sandigen Wiesen, Triften und Hügeln häufige Kartäusernelke (D. Carthusianorum L.) mit kopfförmig gehäuften Blüten bemerkt zu werden. Die Gartennelken vermehrt man durch Zertheilung der Stöcke, durch Senker und durch Samen. Varietäten erzieht man durch künstliche Bastarderzeugung, d. h. durch Uebertragung des Blütenstaubes einer Sorte auf die Narben einer andern. Die N. verlangen einen aus gleichen Theilen Gartenerde, Humus und Kuhdüngererde und etwas Sand gemengten Boden; ihre Zucht bildet einen besondern Zweig der Blumengärtnerei. — Ueber die Frucht des Gewürznelkenbaums s. Gewürznelken.

Nelkenwurz (Geum L.), Name einer zur 12. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Rosaceen gehörigen Pflanzengattung, welche sich dadurch auszeichnet, daß die zahlreichen Stempel jeder Blüte auf einer walzigen Verlängerung der Blütenachse sitzen. Die regelmäßig gebildeten Blumen bestehen aus einem fünftheiligen Kelch, dem ein ebenfalls fünfzipfeliger Außenkelch angewachsen ist, und einer fünfblätterigen Blumenkrone; der Griffel ist bald in der Mitte gegliedert, bald nicht, oft federartig behaart und vergrößert sich nach der Blütezeit. Die Arten dieser Gattung, der Mehrzahl nach in Europa heimisch, sind Kräuter mit stark entwickeltem Wurzelstock, fiedertheiligen Grund- und dreitheiligen oder dreilappigen Stengelblättern. In Deutschland kommen namentlich zwei vor: die gemeine N. (G. urbanum L.), eine an Hecken, Mauern, auf Schutt, unter Gebüsch u. s. w. wachsende Pflanze mit kleinen gelben, aufrechten, ausgebreiteten Blumen, deren aromatischer Wurzelstock sonst als Radix Caryophyllatae officinell war, und die an Bächen, quelligen Orten und Flußufern wachsende Bachnelkenwurz (G. rivale L.) mit hängenden, glockenförmigen, röthlichgelben Blumen.

Nelson (Horatio, Viscount), einer der größten Seehelden Englands, war der Sohn des Pfarrers N. zu Burnham-Thorpe in der Grafschaft Norfolk und wurde daselbst 29. Sept. 1758 geboren. Sein Oheim, der Kapitän Suckling, nahm ihn im Alter von 12 J. auf ein Linienschiff. Seitdem bereitete er sich auf Seereisen für den Kriegsdienst vor und bestand 1777 die Prüfung als Schiffslieutenant. Auf der Fregatte Lowestoffe that er sich bei der Wegnahme eines Amerikaners in der Nähe von Jamaica so hervor, daß er den Befehl über einen zur Expedition gehörigen Schoner erhielt. Der Admiral Parker nahm ihn hierauf auf sein Flaggenschiff und gab ihm noch 1778 eine bewaffnete Brigg, mit welcher er an der Hondurasbai und der Mosquitoküste kreuzen mußte. Die Unternehmungen gegen die span. Besitzungen 1780 gaben ihm wiederum Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Doch war ihm das tropische Klima so nachtheilig, daß er den Befehl über das Schiff Janus zu Jamaica niederlegen und nach England zurückkehren mußte. Im Winter 1781 kreuzte er in der Nordsee, aber schon im Sommer des folgenden Jahres ging er in die amerik. Gewässer ab und trat unter das Commando des Lord Hood. Im März 1784 erhielt er das Commando über eine Fregatte, die unter Sir Edward Hughes' Befehl vor den Inseln unter dem Winde kreuzen sollte. Nachdem er sich 1787 zu Nevis mit einer Westindierin, der Witwe des Dr. Nesbit, verheirathet, kehrte er nach England in den Privatstand zurück, bis ihn 1793 der Krieg gegen Frankreich wieder auf den Schau-

Digitized by Google

platz rief. Er segelte unter dem Befehle des Lord Hood ins Mittelmeer ab, wo er im Aug. 1793 mit Aufträgen an den brit. Gesandten nach Neapel geschickt wurde. Hier entspann sich zwischen ihm und der Lady Hamilton (s. d.) ein Verhältniß, das später seinem Rufe nachtheilig werden sollte. Noch in demselben Jahre zur Aufrechthaltung der brit. Sache nach Corsica geschickt, hatte er das Unglück, bei der Einnahme von Calvi das rechte Auge zu verlieren. Unter Lord Hotham, der den Befehl im Mittelmeere übernahm, leistete er sehr wichtige Dienste, sodaß er den Rang eines Obersten der Marinetruppen erhielt. Als Sir John Jervis (Lord Saint-Vincent) im Nov. 1795 das Commando antrat, wurde er von diesem zum Commodore ernannt. In der Schlacht beim Vorgebirge St.-Vincent (14. Febr. 1797) trug er das meiste zur Entscheidung bei, indem er ein Schiff von 74, ein anderes von 112 Kanonen eroberte. Hierauf führte er als Contreadmiral den Befehl über das Blokadegeschwader von Cadix. Bei dem Versuche, mit drei Fregatten ein span. Schiff zu nehmen, erhielt N. einen Schuß in den rechten Arm, sodaß derselbe amputirt werden mußte. Nach seiner Herstellung bekam er den Auftrag, mit einigen Schiffen den Hafen von Toulon zu bewachen, wo die Expedition nach Aegypten (s. Napoleon I.) ausgerüstet wurde. Indeß zwang ihn ein Sturm, die Station zu verlassen, und unterdeß konnte die franz. Flotte auslaufen. Nachdem er eine Verstärkung von acht Linienschiffen an sich gezogen, eilte er nach der ägypt. Küste, wo er indeß früher ankam als die Franzosen. Er kehrte nach Sicilien zurück und erhielt hier die Gewißheit von der Landung der Franzosen bei Alexandria. Mit Eifer nahm er seinen Weg zum zweiten mal nach Aegypten, traf die franz. Flotte bei Abukir (s. d.) vor Anker und lieferte hier jene denkwürdige Schlacht, die mit Zerstörung der feindlichen Streitmacht endete. Die engl. Regierung erhob ihn dafür zum Baron N. vom Nil und gab ihm eine Pension von 2000 Pfd. St.; vom türk. Sultan wie vom russ. Kaiser erhielt er reiche Geschenke und vom König von Neapel den Titel eines Herzogs von Bronte. N. wurde zu Neapel mit Festlichkeiten empfangen, und der Hof erklärte nun Frankreich den Krieg. Als jedoch die Franzosen in Neapel eindrangen, geleitete er den Hof, dessen beschränkte und blutige Reactionspolitik er wesentlich förderte, nach Palermo und suchte die Gegenrevolution im Neapolitanischen zu bewirken. Nachdem Lord Keith den Befehl im Mittelmeere erhalten, reiste er mit der Lady Hamilton über Triest nach Deutschland und kehrte im Nov. 1800 nach England zurück. Kurze Zeit darauf wurde er Viceadmiral der Blauen Flagge. In dieser Eigenschaft übernahm er die Stelle eines zweiten Befehlshabers in der großen Flotte, die unter dem Admiral Parker in die Nordsee bestimmt war, um das Bündniß der nordischen Seemächte zu trennen. Nachdem die brit. Flotte den Sund passirt, erhielt N. 2. April 1801 den Auftrag, mit 12 Linienschiffen und 3 Fregatten die Defensionslinie von Kopenhagen anzugreifen. Es gelang ihm, nach einem fünfstündigen Gefechte den tapfern Widerstand der Dänen zu brechen, worauf ein ihnen angetragener Waffenstillstand zu einem Vergleiche führte. Während sich Parker auch mit Schweden und Rußland verständigte, kreuzte N. an den Küsten der Ostsee, kehrte im Mai nach England zurück, wo ihn der König zum Viscount erhob, und erhielt dann den Befehl über die Küstenflotte, mit der er 16. Aug. 1801 einen Angriff auf die franz. Schiffe vor Boulogne machte, der jedoch mislang.

Als die Feindseligkeiten wieder begannen, übernahm er den Oberbefehl im Mittelmeere, beobachtete hier unausgesetzt die franz. Flotte aus der Ferne, die endlich im März 1805 den Hafen zu Toulon verließ, sich mit dem span. Geschwader zu Cadix vereinigte und den Weg nach Westindien einschlug. Als N. diese Nachricht vernahm, eilte er nach, fand aber den Feind nicht, der wieder nach Cadix zurückgekehrt war. Von England ging er im September ins Mittelmeer zurück, wo er 27 Linienschiffe vor Cadix versammelt fand. Mit dieser Streitmacht verfolgte er die span.-franz. Flotte, die, 33 Linienschiffe stark, 19. Oct. ausgelaufen war, und traf dieselbe am 21. früh um 9 Uhr beim Vorgebirge Trafalgar (s. d.). Kaum hatte er durch ein telegr. Signal den Seinen das historisch gewordene Wort zugerufen: «England expects every man to do his duty» («England erwartet, daß jeder seine Pflicht thue!»), als sich ein furchtbarer Kampf entspann, der mit der gänzlichen Niederlage der Franzosen und Spanier endigte. Noch war die Schlacht nicht entschieden, als N. aus dem Mastkorbe des feindlichen Schiffs, mit dem er kämpfte, einen Musketenschuß in die Schulter erhielt, der durch die Lunge drang und das Rückgrat zerschmetterte, sodaß er nach wenigen Stunden verschied. Seine Leiche langte 8. Jan. 1806 in London an, wo man dieselbe in der Paulskirche unter einem prächtigen Denkmale beisetzte. Eine Kolossalstatue N.'s (von über 6 Mt. Höhe) wurde 9. Sept. 1873 auf einem Felsen der Küste von Anglesea enthüllt. Den Titel eines Grafen N. erhielt sein Bruder William, der ihn 1835 auf den Schwestersohn, Thom. Bolton, vererbte. Letzterer starb 1836,

zed by Google

und es führt nun den Titel dessen Sohn, Horatio N., geb. 7. Aug. 1823. Aus dem Verhältniß N.'s mit Lady Hamilton stammte eine Tochter, die seinen Namen führte. Sein Leben haben beschrieben: Clarke (Lond. 1810, 1819 u. 1848), Churchill (Lond. 1813), Southey (2. Aufl., Lond. 1831; neue Aufl. 1876), Lamartine (Par. 1853). Vgl. außerdem Nicolas, «Despatches and letters of Admiral Viscount N.» (7 Bde., Lond. 1845—46); Pettigrew, «Memoirs of the life of N.» (2 Bde., Lond. 1849).

Nemēa, ein von dem gleichnamigen Bache durchflossenes, größtentheils von Weideland eingenommenes Längethal in Argolis zwischen den Gebirgen Trikaranon (im Westen), Apesas (im Osten) und Treton (im Südosten), das gegenwärtig ganz unbewohnt ist und auch im Alterthum keine städtische Ansiedelung, sondern nur einen Flecken, Bembina mit Namen, aufzuweisen hatte. Oberhalb der Südostseite des Thals zeigte man die Grotte, in welcher der von Herakles erwürgte Nemeische Löwe gehaust haben sollte. Den Mittelpunkt des Thals bildete der in einem Cypressenhain gelegene Tempel des Zeus Nemeios (von dem noch jetzt drei auffallend schlanke dor. Säulen aufrecht stehen), bei welchem alle zwei Jahre der sog. Nemeische Agon, eins der vier großen Nationalspiele der Hellenen, mit gymnischen (körperlichen) und musischen (poetisch-musikalischen) Wettkämpfen gefeiert wurde. Die Leitung des Festes hatten ursprünglich die Bewohner der benachbarten Stadt Kleonä, zu deren Gebiet das Thal gehörte; allein 573 v. Chr. wurde es diesen von den Argivern entrissen, die seitdem mit kurzen Unterbrechungen bis in die späteste Zeit des Alterthums sich im Besitze des Heiligthums behaupteten; sie ernannten die Kampfrichter (Hellanodiken), welche, zwölf an Zahl, in grauen Gewändern (weil der Agon zugleich als Leichenfeier für den Tod des Knaben Opheltas oder Archemoros galt) den Vorsitz bei den Spielen führten und den Siegern die Preise (Eppichkränze) überreichten. Vgl. Krause, «Die Pythien, Nemeen und Isthmien» (Lpz. 1841); Hermann, «Lehrbuch der gottesdienstlichen Alterthümer der Griechen» (2. Aufl. von B. Stark, Heidelb. 1857).

Nemesianus (Marcus Aurelius Olympius), röm. Dichter aus dem 3. Jahrh. n. Chr., von Geburt ein Karthager, soll sich durch mehrere didaktische Gedichte über den Fischfang, die Jagd und das Seewesen, die von ihm unter dem Titel «Halieutica», «Cynegetica» und «Nautica» angeführt werden, großen Ruhm erworben haben. Vorhanden ist noch ein größeres Bruchstück der «Cynegetica», aus 425 Versen bestehend, herausgegeben von Haupt (Lpz. 1838). Die Echtheit der Bruchstücke aus einem Gedichte: «De aucupio», ist verdächtig. Dagegen rühren ohne Zweifel vier Eklogen, die spätere Handschriften dem Calpurnius (s. d.) zuschreiben, von N. her, der in ihnen den Calpurnius in übertriebener und entstellender Weise nachgeahmt hat. Sie erschienen mit deutscher Uebersetzung von Müller (Lpz. 1834). Eine Sammlung der echten und unechten Ueberreste des N. findet sich in Wernsdorf's «Poetae Latini minores» (Bd. 1 u. 4) und in Weber's «Corpus poetarum Latinorum» (Frankf. 1833).

Nemĕsis, eine als solche der Homerischen Dichtung noch unbekannte, zuerst bei Hesiod neben der Aidos (Scham) als Göttin genannte Personification des sittlichen Rechtsgefühls. Namentlich erscheint sie als die Göttin, die jedem Uebermaß im Menschenleben feind ist. Sie läßt den Menschen nie zu übergroßem, die von der Gottheit gezogenen Grenzen überschreitendem Glück gelangen, sondern weist ihn, den Sterblichen, in seine Schranken zurück und straft den aus dem Glück erwachsenden Uebermuth. Hierdurch wird sie verwandt mit den Eumeniden (s. d.). Sie heißt auch Adrastea (s. d.) und Rhamnusia. Letztern Beinamen erhielt sie von dem zwischen Marathon und Oropos am Meere gelegenen attischen Flecken Rhamnus, in dessen Nähe sie einen Tempel mit einem Standbilde hatte, welches Agorakritos (oder Phidias) der (sicher unbegründeten) Sage nach aus einem parischen Marmorblock gefertigt hatte, den die Perser unter Datis und Artaphernes zur Errichtung eines Siegeszeichens mitgebracht hatten. Dargestellt wurde sie in der ältern Zeit der Aphrodite ähnlich, später in sinnender Haltung, öfters mit einem als Symbol des Maßes (einer Elle) gebogenen Arm und mit allerhand allegorischen Attributen (Rad, Zaum, Geisel, Schwert), bisweilen auch geflügelt oder auf einem von Greifen gezogenen Wagen. — N. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Nemi, Städtchen mit (1871) 918 E. in der ital. Provinz Rom, 26 Kilom. südöstlich von Rom, unweit der Straße nach Velletri, in einer reizenden, an Obst und Gartenfrüchten reichen Gegend, malerisch auf einem steilen Vorberge des Albaner Gebirgs und am Lago di Nemi gelegen, den die Römer wegen eines der Diana geweihten Hains Lacus Nemorensis oder wegen seiner ruhigen Fläche den Spiegel der Diana nannten, nimmt seit dem 12. Jahrh. wahrscheinlich die Stelle des berühmten Tempels der Diana Nemorensis in dem ihr geweihten Haine ein. Im Mittelalter hieß der Ort, in welchem ein altes, noch von den Frangipani, den Verräthern

Konradin's von Hohenstaufen, herstammendes Schloß sich befindet, Massa Nemus, später Castrum Nemoris. Der Lago di Nemi oder Nemisee ist 203,7 Hekt. groß, 90 Mt. tief, liegt 327 Mt. über dem Meere, zeigt eine Art von Ebbe und Flut, füllt den Krater eines ehemaligen Vulkans und war einst, wie der Albanersee, durch ein Emissar zum Theil abgeleitet, von dem man noch Spuren im Thale von Ariccia sieht.

Nemours (Nemus), Stadt im franz. Depart. Seine-Marne, im Thale des Loing, 86 Kilom. von Paris an der Lyoner Eisenbahn gelegen, hat (1872) 4010 E., ein altes, jetzt als Gefängniß dienendes Schloß mit vier Rundthürmen und einem Donjon und ist besonders durch den daselbst zwischen König Heinrich III. und der Ligue geschlossenen Vergleich vom 7. Juli 1585, das Edict von N. genannt, denkwürdig. Die Stadt nebst dem Gebiet wurde schon 1404 zu Gunsten der Grafen von Evreux zum Herzogthum erhoben. Nachdem die Besitzungen 1425 durch Heirath an den jüngern Zweig des Hauses Armagnac übergegangen, stellte Ludwig XI. die Herzogswürde 1461 zu Gunsten des Jacques d'Armagnac, Grafen von Marche, wieder her. Weil sich jedoch d'Armagnac wiederholt in Verschwörungen gegen den König einließ, ließ ihn derselbe 1476 in der Bastille in einen eisernen Käfig sperren und 4. Aug. 1477 enthaupten. Einer seiner Söhne, Louis d'Armagnac, erhielt zwar unter Karl VIII. die Würde und einen Theil der Güter zurück, starb aber kinderlos 1503. Ludwig XII. gab hierauf das Herzogthum 1507 an seinen Neffen Gaston de Foix (s. d.), der 1512 in der Schlacht bei Ravenna blieb. Dasselbe wurde nun von Franz I. 1528 an Philipp von Savoyen, den Bruder seiner Mutter, verliehen, der sich mit Charlotte von Orléans vermählte und 1532 starb. Seine Nachkommen und Erben, die sich in den Kriegen Frankreichs bekannt machten, waren Jakob von Savoyen, gest. 1585; Karl Emanuel, gest. 1595, und dessen Bruder Heinrich I. von Savoyen, gest. 1632; Karl Amadeus, gest. 1652, und dessen Bruder Heinrich II. von Savoyen, der 1659 ohne männliche Erben starb. Seine Gemahlin, Marie von Orléans, einzige Tochter des Herzogs von Longueville, geb. 16. Juni 1707, ist bekannt als die Verfasserin geistreicher Memoiren (Köln 1709). Die weiblichen Nachkommen des Hauses Savoyen-N. verkauften das Herzogthum 1689 an Ludwig XIV., welcher dasselbe der Familie Orléans gab. Später verlieh der König Ludwig Philipp seinem zweiten Sohne, Philippe Louis Charles Raphael (s. Orléans), den Titel eines Herzogs von N.

Nemours (Prinz Louis Charles Philippe Raphael von Orléans, Herzog von), zweiter Sohn des Königs Ludwig Philipp, geb. 25. Oct. 1814, machte tüchtige Studien in den exacten Wissenschaften und betrat nach der Thronerhebung seines Vaters die militärische Laufbahn. Im J. 1831 wurde ihm von dem belg. Nationalcongreß die Krone Belgiens angetragen; doch lehnte sein Vater in Rücksicht auf polit. Verwickelungen den Antrag ab. Dagegen wohnte er den beiden franz. Expeditionen nach Belgien bei und betheiligte sich 1836 und 1837 in Algier an den Zügen gegen Konstantine. Von Charakter streng und kalt, wußte er sich nur in geringerm Maße die Neigung der Franzosen zu erwerben. Im Febr. 1848 flüchtete er mit seiner Familie über Boulogne nach England, von wo aus er 1871 wieder nach Paris zurückkehrte. Am 27. April 1840 hatte er sich mit der Prinzessin Victorie Auguste Antoinette (geb. 14. Febr. 1822, gest. 10. Nov. 1857), Tochter des verstorbenen Herzogs Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha, vermählt. Aus dieser Ehe entsprangen vier Kinder: Prinz Louis Philippe Marie Ferdinand Gaston von Orléans, Graf von Eu, geb. 29. April 1842, vermählt 15. Oct. 1864 mit der Kronprinzessin Isabella von Brasilien, Tochter Kaiser Pedro's II. (s. d.), er ist kaiserl. brasil. Marschall und commandirte im Kriege 1868—69 die brasil. Armee gegen Paraguay; Prinz Ferdinand Philippe Marie von Orléans, Herzog von Alençon, geb. 12. Juli 1844, ist seit 28. Sept. 1868 mit Prinzessin Sophie Charlotte, Herzogin in Baiern, vermählt, aus welcher Ehe die Prinzessin Louise Victorie (geb. 9. Juli 1869) und der Prinz Philipp Emanuel (geb. 18. Jan. 1872) hervorgingen; ferner die Prinzessin Marguerite von Orléans, geb. 16. Febr. 1848, vermählt 15. Jan. 1872 mit dem Fürsten Ladislaus Czartoryski, und Prinzessin Blanche von Orléans, geb. 28. Oct. 1857.

Nena-Sahib, auch Nana-Sahib, einer der Haupträdelsführer in dem Aufstande der Seapoys gegen die Herrschaft der Engländer in Ostindien 1857—58, gehörte, wiewol nur durch illegitime Geburt, der Familie von Maharadschah Badschi Rau, letztem Beherrscher des kleinen, in dem Districte Cawnpore der Nordwestprovinzen gelegenen Maharattenstaates Bithur (Bithoor), an. Als Badschi-Rau 1851 kinderlos gestorben war, machte N. auf die Erb- und Nachfolge desselben Anspruch, wurde aber hiermit von der brit.-ind. Regierung abgewiesen, welche ihm ein Jahrgehalt aussetzte, den Lehnstaat Bithur aber einzog und mit dem Districte

Cawnpore vereinigte. N. blieb in Bithur wohnen und wußte seinen Haß gegen die Engländer so zu verbergen, daß er mit engl. Beamten und Offizieren in dem freundschaftlichsten Verkehre lebte. Erst bei dem Ausbruche des Aufstandes, zu dessen Urhebern N. mit gehörte, zeigte sich seine wahre Gesinnung. Auf sein Anstiften wurden im Mai und Juni 1857 zu Cawnpore (s. d.) der General Sir Hugh Wheeler mit seiner Familie, 100 andere engl. Offiziere, 210 Soldaten sowie 590 andere Engländer, Frauen und Kinder, auf die grausamste und unmenschlichste Weise zu Tode gebracht. An der Spitze einer Abtheilung der Rebellen stellte sich N. hierauf den Engländern entgegen, wurde aber von General Sir Henry Havelock im Juli und August mehrmals geschlagen; im Mai 1858 betheiligte er sich als einer der thätigsten Führer an dem Guerrillakriege, der damals hauptsächlich in Oude von den Aufständischen gegen die Engländer geführt wurde. Hierauf verscholl N. Nach einigen Nachrichten sollte er nach Nepal geflüchtet und daselbst durch Verrath um das Leben gekommen sein, nach andern sich in ein verborgenes Einsiedler- und Büßerleben zurückgezogen haben. Von verschiedenen Personen, die nacheinander den Engländern überliefert und für N., auf dessen lebendige Gefangennahme ein hoher Preis gestellt war, ausgegeben wurden, konnte die Identität nicht festgestellt werden.

Neundorf oder Bad Neundorf, Badeort im Kreise Rinteln des Regierungsbezirks Kassel der preuß. Provinz Hessen-Nassau, dicht bei dem Kirchdorf Großneundorf, am westl. Abhange des Galenbergs und an der Hannover-Altenbekener Eisenbahn. Das Bad wurde 1789 eröffnet und hat drei Schwefelquellen, die sowol zum Trinken als zum Baden benutzt werden. Seit 1842 wird auch die Soolquelle der benachbarten Saline Rodenberg nach N. geleitet und zum Baden verwendet. Außerdem sind noch Schwefelschlammbäder und Inhalationsanstalten (Schwefelgasbäder) vorhanden. Angewendet werden die Bäder gegen Gicht, Rheumatismus, Hautkrankheiten, Hämorrhoiden und andere Unterleibsleiden, Katarrhe, Metallvergiftungen, Skrofeln u. s. w. Vgl. Grandidier, «Bad N.» (2. Aufl., Berl. 1868).

Nenner, die untere Zahl eines Bruchs, s. Bruch (mathematisch).

Nennig, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Trier, Kreis Saarburg, an der Mosel, bekannt durch die im J. 1852 entdeckten, im J. 1853 ausgegrabenen Ueberreste einer röm. Villa mit prachtvollem Mosaikfußboden. Vgl. Wilmowsky, «Die röm. Villa zu N. und ihr Mosaik» (Bonn 1866). Bei weitern Ausgrabungen, welche die königl. Regierung zu Trier seit 1. Sept. 1866 unter Leitung des Bildhauers Schäffer aus Trier veranstaltete, wurden zwar alsbald Inschriften und Malereien entdeckt, doch erwiesen sich dieselben als Fälschungen jüngsten Datums. Vgl. E. aus'm Weerth, «Die Fälschung der nenniger Inschriften» in den «Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande» (Heft 49, Bonn 1870).

Nennwerth, s. Nominalwerth.

Neográd, Comitat im diesseitigen Donaukreis des Königreichs Ungarn, grenzt nördlich an Sohl, östlich an Gömör und Heves, südlich an Pest und westlich an Hont und hat einen Flächenraum von 4366,62 QKilom. Mit Ausnahme einiger ebener Flächen ist N. durchgehends bergig und besitzt einen romantischen Charakter, vereinigt aber auch die schärfsten klimatischen Gegensätze. Während im Norden der Boden steinig und unfruchtbar ist und selbst der Hafer und die Kartoffel nur mühsam gebaut wird, ist der südl. Theil reich an allen Getreide-, Obst- und Weingattungen, mit denen ausgedehnter Handel getrieben wird. Im nördl. Theile werden viel Hülsenfrüchte gebaut und in den unterungar. Gegenden für Getreide umgetauscht; auch ist der Holzhandel, bei dem sehr großen Waldareal des Comitats, bedeutend. Pferde- und Viehzucht werden nur in geringer, in größerer Ausdehnung wird hingegen die Schafzucht betrieben, und die losonczer Wollmärkte nehmen fortwährend an Bedeutung zu. Auch wird von den nördl. Slawen treffliches Thongeschirr gefertigt und ausgeführt. Die zwei Hauptflüsse N.s, der Eipel und die Zagyva, sind namentlich für den Holztransport und Handel von Bedeutung. Unter den (1870) 198,269 E. sind etwa 114,000 Magyaren, 70,000 Slowaken, über 3300 Deutsche, 3000 Zigeuner und über 9000 Juden; der Confession nach 130,000 Katholiken und 56,000 Lutheraner, während der Rest der reform. Kirche und der jüd. Religion angehört. Hauptort des Comitats ist der sehr schön gelegene Marktflecken Balassa-Gyarmat, mit 6435 E. und einem alten Bergschlosse. Der Ort ist Sitz des Comitatsmagistrats und hat bedeutenden Obst- und Weinbau. Seinen Namen verdankt das Comitat der früher sehr bedeutenden Festung N., die wiederholte Stürme von seiten der Türken bestand, doch 1685 theils durch deren Angriffe, theils durch das Einschlagen des Blitzes in den Pulverthurm zerstört wurde.

Neologie (griech. von νέος, neu, und λόγος, das Wort) heißt Sprachneuerung, besonders im tadelnden Sinne, wenn man ohne dringende Veranlassung neue Wörter, Redensarten und

Digitized by Google

Wendungen (Neologismen) ſtatt derer einführt, welche die claſſiſche Periode der Sprache in ausreichender und entſprechender Weiſe bereits darbietet. In einer abgeleiteten Bedeutung bezeichnet man mit N. jede andere Neuerung, jedoch gewöhnlich mit einer Nebenbedeutung des Gefährlichen und Verderblichen. In der Mitte des 18. Jahrh. bezeichneten die orthodoxen Theologen mit N. die Meinungen der Heterodoxen (ſ. d.) und nannten dieſe deshalb Neologen.

Neophyten (griech., d. i. Neugepflanzte) hießen in der alten Kirche die Neugetauften. Sie trugen nach der Taufe, die gewöhnlich in der Oſterzeit vorgenommen wurde, acht Tage lang weiße Kleider und legten dieſelben am Sonntage Quaſimodogeniti unter gewiſſen Feierlichkeiten ab. Später wurden auch die in einen Mönchsorden Neuaufgenommenen N. genannt.

Neorama (griech.) nennt man, zum Unterſchiede vom Diorama (ſ. d.) und Panorama (ſ. d.), eine vom Franzoſen Allaux erfundene Einrichtung, welche dem in der Mitte befindlichen Zuſchauer ein Rundgemälde, das Innere eines von Figuren belebten Gebäudes darſtellend, bei einer wechſelnden Beleuchtung zeigt.

Neoſpinozismus hat man vielfach diejenigen Richtungen der neuern deutſchen Philoſophie genannt, welche in mehr oder minder bewußtem oder ausdrücklichem Anſchluß an Spinoza (ſ. d.) das Abſolute als die einheitliche Subſtanz des realen und des idealen, oder des natürlichen und des geiſtigen Lebens auffaſſen. Dahin gehört die ſpätere Lehre Fichte's, die theoretiſche Philoſophie Schleiermacher's, beſonders aber diejenige Phaſe des Schelling'ſchen Philoſophirens, welche den Namen des Identitätsſyſtems trägt.

Nepaul (ſpr. Nipâl) oder Nepâl (eigentlich Nijampal, d. h. heiliges Land) iſt der Name eines oſtind. Königreichs, das ſich auf der Südſeite des Himalajagebirgs zwiſchen dem 80° 15′ und 88° 15′ öſtl. L. von Greenwich, längs deſſelben in einer Breite von 150—240 Kilom. hinzieht und den Raum zwiſchen der Dſchangelregion und der höchſten Schneegebirgskette des Himalaja einnimmt, der hier ſeine höchſten Spitzen (den Mount-Everest ſowie den Kintſchindſchanga und den Dhawalagiri) hat. Das Land wird ſonach im N. von Tibet, im W. und S. von den engl.-oſtind. Lieutenantgouverneurſchaften der Untern und der Nordweſtprovinzen begrenzt, im O. durch Sikkim von Bhotân getrennt und iſt ein ſchwer zugängliches Gebirgs-, zum größten Theil Alpenland, das aus mehrern, von Gangeszuflüſſen bewäſſerten Thalſyſtemen beſteht. Es hat einen Flächenraum von 147,000 QKilom., und die Bewohner, deren Zahl auf 3 Mill. geſchätzt wird, beſtehen aus verſchiedenartigen Völkerſchaften, zwar größtentheils hinduiſchen Urſprungs, aber mehr oder weniger mit tibetaniſchem Blute gemiſcht, weshalb der Unterſchied der Sprachen und Religionen der Bewohner, die mehr Buddhiſten als Brahmadiener ſind, ſehr groß iſt. Unter ihnen treten beſonders zwei Völkerſchaften hervor: die Gorkhas, die Eroberer von N., welche Brahmadiener ſind und einen Hindudialekt ſprechen, der über den größten Theil N.s verbreitet iſt, weil die aus ihnen herſtammende, jetzt herrſchende Dynaſtie ihn ſpricht; und die Newaris oder Nirwaris, die älteſten Bewohner N.s, aus einem Gemiſch von Tibetanern und Hindu entſprungen, die Buddhiſten, auch am weiteſten im Ackerbau und den Gewerben vorgeſchritten ſind und eine mit Sanskritwörtern gemiſchte tibetaniſche Sprache ſprechen. Außer dieſen beiden Völkerſchaften ſind noch die Bhotijas, die Hauptmaſſe der Bevölkerung des benachbarten Bhotan oder Bhutân, zu erwähnen, welche in N. die Ureinwohner in den höchſten Gegenden des Himalaja bilden. Hauptgegenſtände des Ackerbaues in den fruchtbaren Thälern der mittlern Regionen des Himalaja ſind Reis, Weizen, Gerſte, Mais, Baumwolle, Zuckerrohr und Ingwer. Von Fruchtbäumen werden am meiſten Pfirſich-, Walnuß- und Maulbeerbäume gezogen. Von Hausthieren iſt beſonders das Schaf häufig; auf den weidereichen Alpen des Hochgebirgs betreiben die Bhotijas auch die Zucht der Kaſchmirziege. Das Gebirge liefert Kupfer, Eiſen, Blei und Schwefel, und in den Flußbetten findet man Goldſand. Im Betrieb der techniſchen Gewerbe zeichnen ſich die Nepaulеſen beſonders in der Verarbeitung der Metalle aus. Was ihre geiſtige Cultur anlangt, ſo iſt der Buddhismus mit ſeinen Einflüſſen vorherrſchend. Zu Bhatgong, eine der Hauptſtädte des Landes, befindet ſich eine buddhiſtiſche Schule und in den dortigen Tempelbibliotheken ſind große Schätze buddhiſtiſcher Literatur aufgehäuft. Die frühere Dynaſtie wurde 1768 von dem Radſcha von Gorkha, dem Haupte eines kriegeriſchen Stammes im weſtl. Theile N.s vertrieben, der nun ſeine Dynaſtie und mit ihr ſeinen Stamm zum herrſchenden in N. machte. Dieſe Dynaſtie zeichnete ſich hauptſächlich durch ihre Eroberungsluſt aus, infolge deren ſie die ehemals unabhängigen Staaten, welche neben der alten Dynaſtie in N. beſtanden, zu einem Reiche vereinigte, die ſie aber auch in mehrere nachtheilige Kriege verwickelte. So hatten die Einfälle, welche die Gorkhas 1784 und 1792 in Tibet unternahmen, einen Krieg mit China zur Folge, der unglücklich ausfiel und

Digitized by Google

N. diesem Reiche zinspflichtig machte. Auch mit den Engländern geriethen sie in Streitigkeiten, die 1815 mit ihrer Besiegung und im Frieden von Kathmandu 1816 mit der Abtretung der westl. Gegenden ihres Gebietes endigten, wodurch England in den Besitz der Gangesquellen kam. Unter Jung-Bahadur, der sich 1846 zum Herrn des Landes aufschwang, wurden die Beziehungen zu England freundlicher. Dieser Fürst unterstützte die Briten gegen die ostind. Aufständischen 1857 und schloß mit Tibet einen günstigen Handelsvertrag. Er starb 25. Febr. 1877. Die Residenz des Radscha ist Kathmandu oder Khatmandu mit 50,000 E.

Nepenthes L., artenreiche Pflanzengattung des tropischen Asien und der Insel Madagascar, welche sich dadurch auszeichnet, daß die Mittelrippe der einfachen und ganzrandigen Blätter in eine Ranke ausläuft, welche einen hohlen, kannenförmigen, mit einem beweglichen Deckel verschließbaren Schlauch trägt. Diese 2—3 Ctmt. im Durchmesser haltenden Blattschläuche füllen sich während der Nacht, wo sie geschlossen sind, mit Wasser an, welches von ihren Wandungen abgesondert wird. Am Tage, wo der Deckel emporgerichtet und folglich der Schlauch geöffnet ist, verdunstet das Wasser wieder. Man nennt diese seltsamen Pflanzen wegen ihrer Schläuche Kannenträger. Es sind Halbsträucher und Sträucher mit abwechselnd gestellten, meist lederartigen Blättern und traubig oder rispig angeordneten, eingeschlechtigen Blüten, die ein viertheiliges Perigon besitzen. Die Blumen sind meist unansehnlich, dagegen die Kannen oft prächtig gefärbt. Manche Arten wachsen in dürren Gegenden und sind deshalb den dürstenden Menschen und Thieren ein willkommener Fund. Man zieht diese Pflanzen häufig in Gewächshäusern, doch gedeihen sie nur im Warmhause und erheischen auch da eine außerordentlich sorgsame Pflege.

Nephrit heißt ein compactes, in dünnen Platten durchscheinendes, meist lauchgrünes, zuweilen auch grünlichweißes, außerordentlich zähes und vor dem Löthrohre ziemlich schwer zu einem weißen Email schmelzendes Mineral, das von Säuren nicht angegriffen wird und etwa die Härte des Feldspats besitzt. Es besteht aus Magnesium- und Calciumsilicaten und enthält außerdem Eisen und Mangan. Die Lagerstätte kennt man nicht genau. Der echte orientalische N. wird aus China und dem südl. Sibirien gebracht; eine Abart findet sich auf Neuseeland. Der N. wurde schon im Alterthum verarbeitet und findet sich unter antiken ägyptischen geschnittenen Steinen. Bei den Antiquariern führt er den Namen Pietra d' Egitto. In China verfertigt man aus dem N. Gefäße, Säbelgriffe, vorzüglich Petschirsteine, auch Amulete u. dgl. Die auf Neuseeland sich findende Modification wird von den Eingeborenen zu Waffen, Aexten, Meißeln, Ohrgehängen u. s. w. benutzt. In neuerer Zeit hat der N. eine besondere Wichtigkeit erhalten, weil man im westl. Europa in den Pfahlbauten der vorhistor. Zeit und den entsprechenden Lagerstätten geschliffener Steininstrumente daraus gefertigte Aexte gefunden hat, die auf Tauschhandel mit dem Orient hindeuten.

Nephrodium, Farnkrautgattung, s. Aspidium.

Nepomuk (Johann von Pomuk) ist einer der berühmtesten Heiligen der kath. Kirche und der Schutzpatron Böhmens. Was die urkundlich beglaubigte Geschichte von ihm weiß, besteht in Folgendem. Er war der Sohn eines Bürgers des Städtchens Pomuk, aus der weitverzweigten Familie der auch in Prag begüterten Welfline. Er widmete sich dem geistlichen Stande, war 1372 öffentlicher kaiserl. Notar, 1380 Pfarrer an der St.-Gallikirche zu Prag, Notar und Secretär des Erzbischofs, 1381 Doctor des kanonischen Rechts und Domherr, bald nachher Generalvicar und Mitglied des prager Metropolitankapitels zu St.-Veit. In dem wegen der eigenmächtigen Wahl des kladraner Abts (1393) zwischen König Wenzel und dem prager Erzbischof Johann von Jenstein und seinem Domkapitel entstandenen heftigen Streit spielte er eine hervorragende Rolle, infolge dessen der König ihn ergreifen, grausam foltern und, da er infolge der ausgestandenen Qualen nicht weiter leben konnte, von der Brücke in die Moldau werfen ließ (20. März 1393). Aus diesem magern histor. Kern entwickelte sich im Laufe des 15. bis 16. Jahrh. eine sagenhafte Legende, die während des 17. Jahrh. immer größere Ausdehnung gewann und 1729 in der Heiligsprechung des Johannes durch Benedict XIII. ihren Abschluß fand. Danach wurde er zwischen 1320—30 unter wunderbaren Himmelserscheinungen geboren, widmete sich früh schon dem Dienste des Herrn und stand nach kaum erhaltenen Weihen zu Prag im Rufe des ersten Predigers der Stadt. Das ihm angetragene Bisthum Leutomisl schlug er aus, rückte aber allmählich zum Dechant an der Collegiatkirche Allerheiligen, zum Almosenier und Beichtvater der Königin auf. Der gegen seine Gemahlin von Haß erfüllte, kranke und argwöhnische Wenzel verlangte von N. zu wissen, was ihm die Königin beichte, wie sie von ihm denke, ob sie einen andern liebe u. dgl. Auf die fortgesetzte Weigerung des pflichtgetreuen Priesters,

Digitized by Google

jene Aussagen zu machen, ließ ihn der König nachts packen, auf die Moldaubrücke schleppen und, an Händen und Füßen gebunden, in den angeschwollenen Fluß werfen (29. April 1383). Fünf auf dem Wasser schwimmende Sterne erschienen sofort. Als Heiliger, der im Wasser den Märtyrertod erlitten, wird N. als Spender von Regen bei großer Dürre angerufen, außerdem aber auch gegen Verleumdungen und lügenhafte Anklagen. Er ist der eigentliche Brückenheilige, dessen Standbild fast auf jeder Brücke in kath. Ländern zu finden ist. In der Domkirche zu Prag ist ihm ein prachtvolles Grabmal vom besten böhm. Marmor und aus gediegenem Silber errichtet. Sein Gedächtnißtag ist der 16. Mai, an welchem das Landvolk in mächtigen Processionen nach Prag kommt, um namentlich die angeblich nicht verwesende Zunge des Heiligen zu verehren. Die Entstehung der Legende und deren geschichtlichen Gehalt hat Abel in der kleinen Schrift «Die Legende des heil. Johann von N.» (Berl. 1855) erörtert, während Frind («Der geschichtliche heil. Johann von N.» [Eger 1861]) soviel wie möglich von der Legende zu retten suchte. Die Verehrung und Heiligsprechung N.'s begünstigten besonders die Jesuiten, welchen viel daran lag, für den vom Volke noch lange als Heiligen verehrten Johann Huß einen andern heil. Johann im kath. Sinne zu gewinnen. Erwiesen ist, daß viele Huß-Statuen in N.-Statuen durch Anbringung der fünf Sterne um das Haupt des Reformators umgewandelt worden sind.

Nepos (Cornelius) ist der Name eines röm. Geschichtschreibers, der ein jüngerer Zeitgenosse von Atticus und Cicero und ein älterer des gleich ihm in Oberitalien geborenen Catull war und unter Augustus starb. Seine Werke waren außer dem frühesten, dem chronol. Abriß, meist biographischer und culturhistor. Art in moralisirender Richtung. Weit das Meiste ist verloren, wie die drei Bücher «Chronica», die fünf Bücher «Exempla», die ausführlichen Lebensbeschreibungen des ältern Cato und des Cicero und weit der größte Theil der 16 Bücher «De viris illustribus». Nur eins dieser Bücher, das «De excellentibus ducibus exterarum gentium», und aus einem andern, «De latinis historicis», die Biographie von Cato und Atticus sind erhalten. Der histor. Werth dieser im ganzen 25 «Vitae» beruht nur darauf, daß darin einige Nachrichten allein erhalten sind. Im übrigen ist nicht blos Anlage und Ausführung, sondern selbst die Auswahl sehr mangelhaft, und abgesehen davon, daß wichtige Quellen gar nicht benutzt sind, leiden sie an vielen Flüchtigkeitsfehlern und Misverständnissen. Aber es findet sich hier in knappster Kürze eine Masse geschichtlichen Stoffs in einer bei manchen Abweichungen vom classischen Gebrauche doch im ganzen einfachen und correcten Sprache; daher ist der erhaltene Rest von N.' Schriften ein vielgelesenes und oft herausgegebenes Schulbuch geworden. Unter den neuern Ausgaben sind hervorzuheben die von Roth (Bas. 1841), Nipperdey (mit erklärendem Commentar; Lpz. 1849) und Halm (Lpz. 1871), unter den Schulausgaben die von Siebelis (Lpz. 1851, 8. Aufl. 1874) und Nipperdey (Lpz. 1850, 6. Aufl. 1873). Uebersetzungen lieferten Dehlinger (Stuttg. 1827; neue Bearbeitung von Stern, 1859), Siebelis (Stuttg. 1856), Grau (Aschersleben 1872), Mecklenburg (Berl. 1873) u. a.

Nepotismus (vom lat. nepos, Enkel, Neffe) nennt man die ungebührliche, meist mit Zurücksetzung verdienterer Männer verbundene Begünstigung der Verwandten einflußreicher Staatsbeamter bei Verleihung von Würden, Aemtern, Sinecuren, Pensionen u. s. w. Der Name rührt daher, daß diese Ungerechtigkeit hauptsächlich von den Päpsten geübt wurde, die ihre Nepoten oder Enkel, natürlichen Söhne und nächsten Verwandten mit Zurücksetzung verdienterer Männer zu den höchsten geistlichen und weltlichen Ehren erhoben.

Neptun (lat. Neptunus), der altital. Gott alles Fließenden und Strömenden, insbesondere des Meers, und zugleich als Neptunus-Equester der Schutzgott der Rosse und aller ritterlichen Uebungen, daher er einen Tempel beim Circus Flaminius in Rom hatte. In beiden Beziehungen entsprach er dem griech. Poseidon, mit welchem er auch seit dem Eindringen griech. Bildung in Rom völlig identificirt worden ist. Dieser, nach der theogonischen Dichtung ein Sohn des Kronos und der Rhea, war der Gott alles Flüssigen, vorzugsweise des Meers, dessen Herrschaft bei der Theilung der Welt unter die drei Söhne des Kronos ihm zugefallen ist; in der Tiefe desselben hat er seinen Palast, in welchem er mit seiner Gattin Amphitrite (s. d.) thront; mit dieser fährt er über die Wogen desselben dahin in einem von Rossen mit ehernen Hufen und goldenen Mähnen gezogenen Wagen, den die übrigen Gottheiten, Dämonen und die mannichfaltigen Ungeheuer der Meerestiefe umspielen, Scenen, welche von der bildenden Kunst häufig dargestellt worden sind. Die Poesie und die bildende Kunst haben auch seinen Streit mit Athene um das Land Attika, seine Betheiligung am Trojanischen Kriege zu Gunsten der Griechen, seinen Zorn gegen Odysseus (s. d.), dessen Heimkehr er zu verhindern sucht, seine Theilnahme am Kampfe gegen die Giganten, endlich seine Liebesverhältnisse zu vielen Frauen,

Digitized by Google

besonders Quellnymphen, mit denen er eine zahlreiche Nachkommenschaft erzeugt, behandelt. Die berühmtesten Stätten seines Cultus waren der korinth. Isthmus (s. d.), die Insel Kalaureia nahe der Ostküste von Argolis und das Vorgebirge Mykale im kleinasiat. Jonien. In der Blütezeit der griech. Kunst wird er dem Zeus ähnlich gebildet, doch mit derberer Muskulatur bei etwas schlankerm Körperbau, mit weniger Majestät und Ruhe im Ausdruck des Antlitzes und mit etwas unordentlicher geworfenem, manchmal wie feucht hangendem Haar, auch häufiger stehend als sitzend. Seine Attribute sind der Dreizack, mit welchem er das Meer aufwühlt, die Erde erschüttert und Quellen aus felsigem Boden hervorspringen läßt, und der Delphin oder auch, besonders in alterthümlichern Bildwerken, der Thunfisch. Das Roß (Symbol der beweglichen Wellen) galt als sein Geschöpf und spielt daher in den an N. sich knüpfenden Sagen eine große Rolle, wie auch an vielen Orten Griechenlands Wettkämpfe mit Roß und Wagen ihm zu Ehren gefeiert wurden. Vgl. Gerhard, «Ueber Ursprung, Wesen und Geltung des Poseidon» (Berl. 1851); Overbeck, «Griech. Kunstmythologie» (Bd. 2, Buch 3: «Poseidon», Lpz. 1875).

Neptun, ein Planet, der am 23. Sept. 1846 von Galle (damals in Berlin) auf merkwürdige Veranlassung entdeckt wurde, und mit dessen Auffindung die Wissenschaft einen ihrer herrlichsten Triumphe gefeiert hat. Es ist eine von den Astronomen gelöste Aufgabe, die Einwirkung zu berechnen, die ein Planet auf die Bewegung eines andern Planeten ausübt, wenn Masse und Entfernung beider Körper bekannt sind, und diese Einwirkung heißt die Störung. So waren unter andern auch die Störungen berechnet, welche der Planet Uranus namentlich durch die Planeten Saturn und Jupiter erfährt. Wenn man aber den beobachteten Ort des Uranus mit dem aus den Rechnungen gefundenen verglich, so zeigte sich nicht jener Grad der Uebereinstimmung, den man sonst zu erreichen pflegte, und mehrere Astronomen, namentlich Bessel in Königsberg, waren geneigt, die Ursache der Nichtübereinstimmung zwischen Rechnung und Beobachtung in der Existenz eines jenseit des Uranus befindlichen unbekannten Planeten zu suchen. Um über Ort, Masse u. s. w. des vermutheten Planeten ins Klare zu kommen, mußte aus den vorhandenen Abweichungen zwischen Rechnung und Beobachtung die Bahn und der Ort des unbekannten störenden Planeten hergeleitet werden. An die Lösung dieser Aufgabe machten sich fast gleichzeitig, aber völlig voneinander unabhängig, zwei Männer, Adams zu Cambridge in England und Leverrier zu Paris. Ersterer theilte schon im Sept. 1845 dem Professor Challis zu Cambridge sowie im October dem Astronomen Airy zu Greenwich die Resultate seiner Rechnungen mit, ohne jedoch etwas darüber zu publiciren, ja schon im Aug. 1846 beobachtete nach Adams' Rechnungen Challis eine Anzahl von Sternen, unter welchen der neue Planet war. Wenig später (31. Aug. 1846) veröffentlichte Leverrier die Resultate seiner Rechnungen. Durch einen Brief von Leverrier ward Galle von diesen Resultaten in Kenntniß gesetzt. Er durchforschte die bezeichnete Stelle des Himmels, und war so glücklich, am 23. Sept. den neuen Planeten nahe am bezeichneten Orte aufzufinden. Der N. ist von den bekannten Planeten unsers Sonnensystems der von der Sonne am weitesten abstehende: seine mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 4470 Mill. Kilom. Der größte Abstand ist 4508, der kleinste 4432 Mill. Kilom. Der Erde kann sich dieser Planet bis auf 4280 Mill. Kilom. nähern, sich aber bis auf 4660 Mill. Kilom. von ihr entfernen. Im letztern Falle erscheint N. unter einem Gesichtswinkel von $2''{,}5$, im ersten von $2''{,}7$, sodaß der mittlere scheinbare Durchmesser $2''{,}6$ beträgt. Dies setzt einen wahren Durchmesser von 55,000 Kilom. voraus. Der N. übertrifft daher den Erddurchmesser 4,55 mal an Größe; die Oberfläche desselben ist darum fast 21, das Volumen 94 mal so groß als die entsprechenden Größen der Erde. Seine Bahn, die nur eine äußerst geringe Excentricität besitzt (etwa $^1/_{118}$ der großen Achse), und deren Neigung gegen die Ekliptik nur $1°\ 47'$ beträgt, durchläuft der N. siderisch in 164 Jahren 28 Tagen; er legt deshalb in einer Secunde durchschnittlich 5,6 Kilom. zurück. Seine Bewegung ist also 5,4 mal so langsam als die der Erde, und man sieht ihn, als einen Stern siebenter bis achter Größe, nur sehr langsam unter den Fixsternen fortschreiten. Was die Masse des N. betrifft, so schwanken die Angaben derselben zwischen $^1/_{14446}$ und $^1/_{20000}$ der Sonnenmasse. Der ersten Angabe würde eine Dichtigkeit von 0,230 der Erde oder $1^1/_4$ im Verhältniß zum Wasser entsprechen. Wegen der großen Entfernung hat man eine wahrscheinlich vorhandene Drehung um seine Achse noch nicht bemerken können. Kurz nach der Entdeckung 1847 fand Lassell in seinem 20füßigen Spiegelteleskope einen Mond oder Trabanten des N., der von andern Astronomen ebenfalls gesehen worden ist, sodaß seine Existenz als gewiß bezeichnet werden kann. Dieser Mond befindet sich etwa 12,6 Halbmesser des N. vom Mittelpunkte dieses und vollendet seine Bahn um N. in 5 Tagen 21 Stunden. Wahrscheinlich besitzt der N. noch einen zweiten Mond.

Digitized by Google

Neptunisten nennt man die Geologen, welche der Ansicht Abraham Gottlob Werner's (s. d.) von der Bildung der Erdrinde durch alleinige Mitwirkung des Wassers beipflichten. Den Gegensatz hierzu bilden die Vulkanisten, welche die Entstehung der Erde aus den Wirkungen des Feuers herleiten. (S. Geognosie und Geologie.)

Nérac, Stadt im franz. Depart. Lot-Garonne an der Baise, welche hier schiffbar wird und über welche eine Brücke führt. Der mit Boulevards versehene, hübsch gebaute Ort hat Ruinen eines Schlosses Heinrich's IV., in dessen Park man 1832 ausgezeichnete röm. Mosaiken, Reste eines Palastes, von Thermen u. s. w. aufgefunden hat, eine eherne Statue Heinrich's IV., ein Collége und ein Hospital und zählt (1872) 7919 E., welche Schiffszwieback und berühmte Gänseleberpasteten fertigen. Die 2 Kilom. lange Promenade de la Garonne hat vier Fontainen, den Badepavillon der Könige von Navarra und das sog. Mariannen-Palais, und führt zum alten Nazareth-Schlosse bei den ehemaligen Königsgärten.

Nerbudda oder Nerbadda (sanskrit. Narmada), ein 1291 Kilom. langer Fluß Vorderindiens auf der Grenze von Dekan und Hindostan, entspringt etwa 1070 Mt. hoch in einem ummauerten Teiche eines besonders heiligen Tempels auf dem Plateau von Amarakantaka (Ammerkuntuk) in Gondwana und bildet alsbald einen 24 Mt. hohen Wasserfall. Der Fluß strömt erst 300 Kilom. west- und nordwestwärts mit starkem Gefälle nach Dschabbalpur (Jabbalpoor), das noch 450 Mt. über dem Meere liegt, und tritt sodann in das sog. Nerbuddathal, eine Einsenkung zwischen dem Vindhya- und Rewatagebirge im Norden, den Saugor-, Satpura- und Paripatraketten im Süden, welche er ohne bedeutende Krümmungen und Zuflüsse in westl. Richtung über Hoschangabad, Hindia und Maheswara (Mheisir) durchfließt, und ergießt sich 48 Kilom. unterhalb Barotsch (s. d.) in breiter Mündung in den Golf von Cambay (s. d.). Das genannte Thal ist ein tiefer, bald breiter, bald enger Spalt, der sich streckenweise abwechselnd beträchtlich erweitert oder sich zu Felsengen stark verschmälert. Die Schifffahrt ist wiederholt durch stufenweise Absätze mit starkem Gefälle, durch Stromriegel, Basaltbänke, Stromschnellen und Wasserfälle unterbrochen, wodurch die Ausbeutung der reichen, im Thal vorhandenen Eisenerz- und Steinkohlenlager (unweit Hoschangabad) gehindert ist. Die Flut steigt im Strom 81,5 Kilom. aufwärts. Kleinere Seeschiffe gelangen bis Barotsch, doch ist die Einfahrt durch eine Barre und zahlreiche Sandbänke erschwert. Schwere Kähne gehen von der See 133,5 Kilom. weit bis Tullukwara, mit Mühe 44,5 Kilom. weiter bis Sulpan-Mahadeo an der Stromenge Makri-Fall. Bei Hoschangabad erreicht die von Bombay ausgehende Eisenbahn das Stromthal und wird in diesem aufwärts bis Dschabbalpur, von dort bis Mirzapur am Ganges fortgeführt.

Nereus, nach griech. Mythologie der älteste Sohn des Pontos und der Gäa, Gemahl der Doris, Vater von 50 anmuthigen Töchtern, den Nereiden, mit denen er in den Tiefen des Meers, namentlich im Aegäischen Meere wohnt. Hesiod und andere Dichter schildern ihn als einen wahrhaften, mildgesinnten und gleich Proteus und Glaukos die Gabe der Weissagung und Verwandlung besitzenden königl. Meeresgreis. Dargestellt wird er als ehrwürdiger Greis, öfter im Kampfe mit Herakles, der ihn zur Auskunft über den Weg zu den Hesperiden zwingt; seine Töchter, die Nereiden, erscheinen besonders in den Werken der jüngern attischen Kunstschule als anmuthige, leicht- oder gar nicht bekleidete Mädchengestalten, mit weichen, geschmeidigen Körperformen, auf Tritonen und See-Ungeheuern verschiedener Art reitend.

Neri (Filippo), s. Oratorium (Priester vom).

Nerly (Friedr.), eigentlich Nehrlich, namhafter deutscher Maler, wurde 1807 in Erfurt geboren. Seine Anlagen zur Kunst bemerkte und förderte der Kunstforscher von Rumohr, der ihn zum Thier- und Landschaftsmaler ausbildete. Als solcher sowie als Genremaler machte er auch bald Aufsehen und ging dann nach Italien, welches er von Rom aus nach allen Richtungen hin kennen zu lernen suchte. Endlich ließ er sich für immer zu Venedig nieder, wo er sich mehr und mehr architektonischen Darstellungen, insbesondere aus der Lagunenstadt, zuwandte. Eine Ansicht der Piazzetta, mit den fernen Lagunen im Mondschein, welche er für den König von Preußen malte, mußte er siebenmal wiederholen. Eine große Landschaft mit Staffage aus Wieland's «Oberon» erhielt sein Gönner Rumohr; eine große Ansicht von Venedig der Kaiser von Oesterreich. Nach Rußland in den kaiserl. Besitz kam seine Heimkehr sicil. Fischer im Golf von Palermo sowie ein Gemälde, die Büffel darstellend, welche den Marmorblock ziehen, aus welchem Thorwaldsen die Statue Pius' VII. meißelte. Das Museum dieses berühmten Bildhauers enthält ebenfalls Arbeiten von N. Zu seinen weitern Schöpfungen gehören: Heimkehrende neapolit. Schnitter auf Monte-Circello, der Tempel der Juno Lucina in

Digitized by Google

Girgenti, die Tempel Pestums im Mondschein. L'heure du dîner schildert das Innere des Palastes Pisani, die Bezeichnung von der Staffage genommen. In der Fahrt zum Lidofeste ist eine Schilderung ital. Lebens gegeben nach Art von Robert, ohne Anlehnung an Architektur. Von N.'s neuern Arbeiten sind zu nennen: Heinrich der Löwe auf der Rückkehr von den Kreuzzügen, als Gast bei einem venet. Nobile, in Venedig; Des jungen Tizian Abschied von seiner Familie in Pieve di Cadore; Lord Byron bei den Armeniern auf der Insel San-Lazzar; der Markusplatz in alter Zeit, im Besitze des Herrn Gambar in Nizza; bei demselben: die Kanalansicht bei Mondschein, sowie die Piazzetta als Gegenstück der Regata Venedigs; eine Reihe venet. Ansichten bei Tag und bei Nacht (im Besitze des Herzogs von Braunschweig); zwei lebensgroße Schwäne in ihrer stillen Häuslichkeit gestört durch eine Schlange; ind. Matrosen im Hafen von Venedig; ein mit Südfrüchten beladener Korbdeckel, unter welchem zwei Halbfiguren (in Lebensgröße) ruhen, benannt «Il finto Dormiente-Custodia di frutto», für die pariser Kunstausstellung. N. ist ein Künstler, der Treue und Sorgfalt in der Darstellung sowie Reiz des Colorits und der Beleuchtung mit Beobachtungsgabe und Ausdruck vereinigt. Vgl. «Album Veneziano di Federico N.» (in acht photographischen Blättern, Lpz. 1878).

Nero (Lucius Domitius, nach der Adoption durch seinen Stiefvater, den Kaiser Claudius, mit verändertem Namen Tiberius Claudius Nero Drusus Germanicus), röm. Kaiser 54—68 n. Chr., geb. zu Antium 15. Dec. 37 n. Chr., war der Sohn des wilden Gnäus Domitius Ahenobarbus und der Tochter des Germanicus, der jüngern Agrippina, und nach der 49 n. Chr. erfolgten Verheirathung der letztern mit dem Kaiser Claudius von diesem (50 n. Chr.) adoptirt und mit dieses Kaisers leiblicher Tochter Octavia (53) vermählt. Nach des Claudius Tode, den Agrippina's Gift 12. Oct. 54 herbeigeführt hatte, wurde er von den Prätorianern, denen ihr Präfect Burrus ihn vorstellte, während Agrippina den Britannicus, des Claudius leiblichen Sohn von Messalina, im Hause zurückhielt, als Kaiser ausgerufen und vom Senat anerkannt (13. Oct.). Der milde Anfang seiner Herrschaft erregte gute Hoffnungen. Sein trefflicher Minister Seneca (sein Erzieher) und jener Burrus leiteten mehrere Jahre lang das Reich vortrefflich. Inzwischen war der geistig hochbegabte, aber jeder Ausschweifung zugeneigte N. wegen seiner regellosen Liebschaften mit seiner Mutter zerfallen. Schon 55 hatte er seinen Stiefbruder Britannicus vergiften lassen, weil die zürnende Agrippina nun diesen auf den Thron zu erheben drohte. Als er aber erst, geleitet von der schönen, aber entsetzlichen Poppäa Sabina, seine Mutter im März 59 hatte ermorden lassen, wich jeder gute Geist von ihm. Mehr und mehr entzog er sich dem Einflusse seiner tüchtigen Minister, und als erst 62 Burrus gestorben, Seneca vom Hofe entfernt, die scheußlichen «Majestätsgesetze» wieder reactivirt und der ebenso ausschweifende als blutgierige Tigellinus Sophonius Präfect der Prätorianer geworden war, da begann für Rom eine böse Zeit. Kolossale Ausschweifungen jeder Art, maßlose Verschwendung, Entehrung der kaiserl. Würde durch die ganz unröm. persönliche Beschäftigung des N. mit Circusspielen und theatralischen Spielereien, daneben rücksichtslos blutiges Wüthen gegen jeden Verdächtigen, gegen jede freimüthige Stimme, haben den letzten Jahren dieser Regierung einen entsetzlichen Ruf verschafft. Vor allen beklagt wurde die edle Octavia, des Kaisers Gemahlin, die N., um jene Poppäa heirathen zu können, 62 schändlich verleumden und dann ermorden ließ. Daß er aber den furchtbaren achttägigen Brand, der im Juli 64 den größten Theil der Stadt Rom zerstörte, selbst veranlaßt habe, ist sehr unwahrscheinlich; weil ihm aber die Stimme des Volks auch diese Calamität schuld gab, so wälzte er den Verdacht auf die Christen in Rom, die nun mit unerhörter Grausamkeit verfolgt wurden. Die Stadt selbst ließ er prächtiger aufbauen, am prächtigsten seinen Palast mit weitläufigen Anlagen, die sog. Aurea domus (das goldene Haus); dafür wurden aber Italien und namentlich die Provinzen schonungslos geplündert, während man den röm. Pöbel durch Kornspenden und Spiele befriedigte. Eine Verschwörung, die seinen Sturz und die Erhebung des Gajus Piso beabsichtigte, mißglückte 65 n. Chr. Piso tödtete sich selbst, viele angesehene Männer fielen, viele unschuldig, als Opfer der Rache, unter ihnen Seneca und der Dichter Lucanus, und 66 auch der edle Thrasea Pätus. Eitelkeit und Neigung hatten N. schon 64 veranlaßt, in Neapel öffentlich als Sänger, Schauspieler und Wagenlenker aufzutreten. Im J. 66 und 67 machte er eine Kunstreise durch Griechenland, von der er mit Preisen reich geschmückt nach Rom zurückkehrte. Als 68 erst Gallien und Spanien, dann auch die Prätorianer zu Gunsten des Galba (s. d.) sich erhoben, entfloh er von Rom; der Senat erklärte ihn nun als Feind des Vaterlandes des Todes schuldig. Auf die Nachricht faßte er den Entschluß, sich zu tödten, was er auch auf dem Landgute seines Freigelassenen Phaon 9. Juni 68 ausführte. Mit ihm erlosch das Geschlecht der Cäsaren auch,

Digitized by Google

in den adoptirten Zweigen. In Britannien hatte während seiner Regierung Suetonius Paulinus den Aufstand der Königin Bouduica unterdrückt, im Orient schützte Domitius Corbulo Armenien und Syrien gegen die Parther, und Vespasian bekämpfte den Aufstand der Juden. Vgl. H. Schiller, «Geschichte des röm. Kaiserreichs unter der Regierung des N.» (Berl. 1872); Wiedemeister, «Der Cäsarenwahnsinn der Julisch-Claudischen Imperatorenfamilie» (Hannov. 1875). Wilbrandt hat N. in seiner gleichnamigen Tragödie (Wien 1876) dramatisirt.

Nerthus, der von Tacitus («Germania», Kap. 40) überlieferte Name der großen mütterlichen Erdgöttin, welche von den deutschen Stämmen der Reudinge, Avionen, Angeln, Wariner, Eudoser, Svardonen und Nuitonen auf einer Insel im heil. Haine verehrt wurde. Jährlich führte ein Priester, während allgemeiner Friede herrschte, ihr Bild auf einem verhüllten, von Kühen gezogenen Wagen durch das Land. Die Sklaven, welche Bild und Wagen nach dem Umzuge in altüblichem Bade reinigen mußten, wurden ertränkt. Jene Insel ist nicht mit voller Sicherheit zu bestimmen. Femern oder gar das heute mit dem östl. Holstein verbundene, früher jedoch inselartige Land Oldenburg scheinen größern Anspruch zu haben als Rügen, wo die Notiz des Tacitus durch die Gelehrten localisirt ist, noch dazu mit der ganz falschen Namensform Hertha, die aus dem erst von Beatus Rhenanus 1533 in seiner Ausgabe der «Germania» gesetzten Herthum (für Nerthum) herstammt. Die Richtigkeit von N. ist durch das nordische Niördhr bewiesen. Michelsen sucht in seiner Schrift «Von vorchristl. Cultusstätten in unserer Heimat» (Kiel 1878) nachzuweisen, daß die Nerthus-Insel die jetzige Insel Alsen sei.

Nertschinsk, Bezirkshauptstadt der sibir. Provinz Transbaikalien im asiat. Rußland, 285 Kilom. östlich von Tschita und 1400 Kilom. von Irkutsk, am linken Ufer der Nertscha gelegen, unweit deren Mündung in die Schilka, welche einen Quellstrom des Amur ausmacht. Die erste Ansiedelung geschah hier 1654 durch den Kosakenführer Bekelow, der das Land jenseit des Apfelgebirgs für Rußland in Besitz nahm und einen Weiler an der Schilka baute, welcher 1781 zur Stadt N. erhoben, später aber wegen bedeutender Ueberschwemmungen an den Fluß Nertscha verlegt wurde. Die Stadt hat zwei aus Ziegeln und Steinen erbaute russ. Kirchen, ein Hospital, ein Gefängniß und 461 hölzerne Häuser mit (1871) 3747 E., die sich mit Gemüse-, Ackerbau und Viehzucht beschäftigen. Rußland schloß hier 1689 seinen ersten Grenzvertrag mit China. Der Handelsverkehr von N. ist sehr lebhaft. Russen, Mongolen, Turkomanen, Tungusen und selbst Californier treffen hier im Bazar (Gostinoi-Dwor) zusammen und treiben Tauschgeschäft mit Thee, Pulver, Blei, Pelzen. N. bildet auch den Mittelpunkt des Nertschinskischen Bergreviers, das den Complex der dem Cabinet des Kaisers gehörenden Bergwerke umfaßt, deren Hauptreichthum in silberhaltigen Bleierzen besteht. Auch Zinn, Zink und Gold wird gewonnen, letzteres in den vielen Thälern des Jablonoi- und Chingangebirgs. — Nertschinskoi-Sawod ist ein östlich von N. am Argun gelegener neuer aufblühender Bergwerksort, mit 2092 E., rings umgeben von reichen Erzgruben, in denen gegen 5000 Hüttenarbeiter beschäftigt werden, meist zu Zwangsarbeit verurtheilte Verbrecher.

Nerva (Marcus Coccejus), röm. Kaiser 96—98 n. Chr., zu Narnia in Umbrien geboren, war wahrscheinlich ein Sohn des seinerzeit mit dem Kaiser Tiberius lange Jahre hindurch befreundeten röm. Ritters und Juristen Marcus Coccejus N. und seinerseits eins der edelsten, humansten und geachtetsten Mitglieder des röm. Senats in der letzten Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr. Nach der Ermordung des Domitianus (s. d.) wurde er 18. Sept. 96 n. Chr. vom Senat zum röm. Kaiser erklärt. Er bewährte als solcher die Tugend und praktische Weisheit, die ihn als Senator ausgezeichnet hatte, hob die Untersuchungen über Majestätsverbrechen auf, besserte die Gerechtigkeitspflege und minderte die Steuerlast; nur seine Milde wurde zuweilen fast zur Schwäche. Da er sich wegen Alters und körperlicher Leiden nicht kräftig genug fühlte, allein dem Uebermuthe der Prätorianer zu widerstehen, so adoptirte er und ernannte zum Reichsgehülfen den damals am Rheine commandirenden Feldherrn Trajanus (s. d.), der ihm drei Monate später nach seinem Tode 17. Jan. 98 auf dem Throne folgte. N. war bei seinem Tode 66 J. alt. Vgl. Champagny, «Die Antonine 69—180 n. Chr.» (deutsch von Döhler, Bd. 1: «N. und Trajanus», Halle 1876).

Nerven, Nervensystem. Die Nerven sind blos den Menschen und Thieren eigenthümlich und werden selbst bei den einfachsten, auf der Grenze zwischen Thier- und Pflanzenreich stehenden Organismen vermißt. Sie fehlen keinem mit der Fähigkeit zu selbstständiger Thätigkeit ausgerüsteten Organe und gehen nur solchen Geweben ab, deren Verrichtung eine blos passive ist, den Oberhautgebilden (der Oberhaut selbst, den Haaren, Hörnern u. s. w.), den Knochen. Für die Regelung der gemeinsamen Thätigkeit aller Körpertheile besteht eine Oberleitung,

Digitized by Google

welche ihren Sitz im Mittelpunkt des Nervensystems hat; von diesem aus erstrecken sich in alle Theile des Körpers Nerven und führen aus diesen wieder in die Centralstätte zurück. Dieses Nervencentrum, der sog. Sitz der Seele, ist das Gehirn (cerebrum) mit seinem ihm untergeordneten Anhang, dem Rückenmark (medulla spinalis), und man unterscheidet demnach ein Cerebralnervensystem und ein Spinalnervensystem. Vom Gehirn gehen 12 Paare von Nervensträngen ab, vom Rückenmark dagegen 31—32. Diese treten, umhüllt von einer Bindegewebsscheide, dem Neurilema, in verschiedene Körpertheile, lösen sich zu immer feinern Strängen und endlich zu einzelnen Nervenfäden auf, welche nun in bestimmten Theilen der betreffenden Organe, ihrem Bestimmungsort, enden. Ein solcher Nervenfaden (auch Nervenfaser genannt) hat einen Durchmesser von 0,002 bis 0,02 Mmt. und besteht aus einem häutigen Schlauch (Nervenscheide oder Nervenhülle), mit einem Inhalt, der zweierlei Art sein kann. Derselbe ist entweder einfacher Natur und besteht aus einem Cylinder aus Eiweißsubstanz, oder um diesen herum liegt noch eine fettähnliche Substanz, das Nervenmark oder die Markscheide. Der innere, centrale, in der Achse des Nerven gelegene Cylinder heißt dann Achsencylinder, Achsenfaser. Achsencylinder und Markscheide sind jedoch an ganz frischen Nerven nicht getrennt sichtbar; sie treten erst in Erscheinung, wenn die Nerven absterben. Die Zahl der aus dem Gehirn und Rückenmark austretenden einzelnen Nervenfäden ist nun keineswegs so groß als die an der Endigungsstelle, an der Peripherie des Körpers befindliche Menge, und es muß daher eine Vervielfältigung der Nerven auf ihrer Bahn stattfinden. Diese Vervielfältigung geschieht entweder so, daß sich die Nervenfäden in zwei oder mehr Zweige, und diese sich wieder in gleicher Weise ohne weiteres spalten, oder so, daß die Nervenfaser in einen kugeligen Körper eintritt, aus welchem dann auf der andern Seite zwei oder mehr Fäden wieder austreten. Diese Kugeln, welche untereinander durch Nervenzweige in Verbindung stehen, heißen Nervenkugeln, Nervenzellen, Ganglien. Sie bilden die Hauptmasse des Rückenmarks und Gehirns, und aus dieser Anordnung wird es erklärlich, wie das gesammte Nerven- und (Körper-)Leben einer einheitlichen Leitung untergeordnet sein kann.

Die von den Centren abgehenden Nerven vermitteln die Bewegung der einzelnen Glieder des Körpers. Es verlaufen nun aber nicht blos Nerven von den Centren nach den Körperprovinzen, sondern auch umgekehrt aus den einzelnen Körpertheilen nach Gehirn oder Rückenmark: die Empfindungsnerven (sensible Nerven, im Gegensatz zu den Bewegungsnerven, motorischen Nerven). Zu diesen Empfindungsnerven gehören die der Sinnesorgane (Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Tastsinn), deren Erregung uns zum Bewußtsein kommt, während es noch eine große Zahl nach den Centren verlaufende (centripetale) Nerven gibt, von deren Thätigkeit wir keine unmittelbare Vorstellung haben. Durch diese Vorrichtung wird das Nervencentrum von allen auf die centripetalen Nerven einwirkenden Vorgängen immer gewissermaßen in Kenntniß erhalten und trifft danach ohne weiteres seine Vorkehrungen, reagirt auf den Reiz; es wird infolge dessen eine Bewegung ausgeführt. Diese Umsetzung der Empfindung in Bewegung geschieht entweder unter unserer Kenntniß von dem Vorgang, ist uns bewußt oder unbewußt; sie wird beeinflußt von unserm Willen oder geschieht unwillkürlich. Solche uns bewußte willkürliche Aeußerungen sind die Handlungen. Bewußte unwillkürliche Thätigkeiten nennt man reflectorische, uns unbewußte, natürlich auch unwillkürliche, automatische. Dergleichen automatische Thätigkeiten sind z. B. die Athem- und Herzbewegungen, die Bewegungen der Gedärme. Ihnen steht ein besonderes Nervensystem vor, welches in gewisser Selbstständigkeit nur einen Anhang zum Gehirne und Rückenmark bildet, nämlich das an markloſen Fasern und an Ganglien reiche, vorzüglich in der Bauch- und Brusthöhle liegende sympathische oder vegetative System. Außer den genannten Organen versorgt dieses System auch alle Drüsen sowie die Gefäßhäute mit Nerven, beeinflußt hier wahrscheinlich nur die diesen Organen eigenthümlichen (sog. vegetativen) Muskeln und vermittelt so die Ernährung und die Absonderung (daher trophisches, secretorisches System). Einzelne, für das Leben sehr wichtige Organe, z. B. das Herz, besitzen ein eigenthümliches Gangliensystem und sind daher bis zu einem gewissen Grade unabhängig von den Nervencentren. Die motorischen Nerven sowol als die sensiblen und wahrscheinlich auch die sympathischen sind mit besondern Endorganen versehen. So enden die Muskelfasern in oder auf jeder einzelnen Muskelfaser mit einer plattenförmigen Ausbreitung. Die Tastnerven enden (oder vielmehr beginnen) mit einer eigenthümlichen knopfförmigen Anschwellung, dem Tastwärzchen, welches durch Druck in Reiz versetzt wird. Die chem. Bestandtheile der Nerven sind verschiedener Art. Wesentlich sind nur die eiweißartige Substanz, welche den Achsencylinder bildet, und der eigenthümliche fettähnliche Bestandtheil des

Nervenmarks, das Protagon, Nervenfett, das eine sehr complicirte chem. Zusammensetzung besitzt. Die Reize, welche den Nerv in Thätigkeit versetzen, sind theils mechanische (Druck, Stoß, Wärme, Durchschneiden), theils chemische (Betupfen mit Säuren und Alkalien), theils elektrische Ströme, in den Sinnesorganen endlich die erregenden Eindrücke der Außenwelt (Licht, Schall, Wärme u. s. w.). Die Fortpflanzung der Erregung erfolgt im Nerv mit einer Geschwindigkeit von ungefähr 33 Mt. in der Secunde, also ungleich langsamer als die des Lichts, Schalls und der Elektricität. Die Lehre von den Nerven bildet einen eigenen, gewöhnlich Neurologie genannten Zweig der Anatomie. Vgl. Du Bois-Reymond, «Gesammelte Abhandlungen zur allgemeinen Muskel- und Nervenphysik» (2 Bde., Lpz. 1875—77); Rosenthal, «Allgemeine Physiologie der Muskeln und Nerven» (Bd. 27 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1877).

Nervenfieber, s. Nervöse Zufälle u. Typhus. — **Nervengifte**, s. Nervenmittel.

Nervenkrankheiten sind solche Krankheiten, von welchen die Nerven allein oder doch in vorwiegendem Grade betroffen werden. Sie zerfallen in zwei große Gruppen, solche N. nämlich, in welchen sich eine anatom. Veränderung im Bereich der erkrankten Nerven nachweisen läßt (materielle, anatomisch nachweisbare N.), und solche ohne bisjetzt nachweisbare Störung im Bau und der chem. Zusammensetzung der Nerven. Im letztern Falle ist nachweisbar nur die Thätigkeit der Nerven gestört, und man nennt diese N. daher dynamische N. oder Neurosen (s. d.). Eine Abweichung der Nerventhätigkeit ohne Veränderung der Nervensubstanz ist indeß nicht denkbar, und es bleibt daher der Zukunft vorbehalten, diese noch verborgenen anatom. oder chem. Veränderungen nachzuweisen. Nach den Erscheinungen theilt man die N. ein in solche mit erhöhter und solche mit geschwächter Thätigkeit der Nerven, und da die Nerven entweder die Empfindung oder die Bewegung vermitteln, demnach in vier Klassen, in: Krampf (erhöhte Thätigkeit der motorischen Nerven), Lähmung (abgeschwächte oder vernichtete Thätigkeit derselben), Hyperästhesie (Ueberempfindlichkeit) und Anästhesie (geschwächte Empfindlichkeit oder Unempfindlichkeit). Weitere Abtheilungen der N. trifft man nach dem befallenen Theil des Nervensystems. Man unterscheidet so Krankheiten des Gehirns, des Rückenmarks und der einzelnen (peripherischen) Nerven und Nervenstämme. An diesen kann erkranken die Nervensubstanz selbst oder ihre Hülle, also die Häute des Gehirns und Rückenmarks sowie die Bindegewebshülle der Nervenbündel, und die Knochenkapseln des Gehirns und Rückenmarks. Erkrankungen dieser Hüllen ziehen das Nervengewebe entweder unmittelbar in den Bereich ihrer Veränderungen, oder sie wirken mittelbar (durch Druck u. s. w.) auf die Nervensubstanz ein. Endlich gibt die Art der anatom. Veränderungen Anhaltspunkte für die Eintheilung. Es können den N. zu Grunde liegen Circulationsstörungen (Blutüberfüllung, Blutarmuth, Blutergüsse), Entzündungen, Tuberkulose, Geschwulstbildung, Einwanderung von Parasiten, Ergüsse von Blutwasser, Atrophie (Schwund) u. s. w. Je nach der anatom. Störung treten verschiedene Erscheinungen auf, die dann eine ebenso verschiedene Behandlung nöthig machen.

Nervenmittel (Nervina) sind Arzneistoffe, welche im gesunden oder kranken Körper vorzugsweise Veränderungen der Nerventhätigkeiten (also der Empfindungs-, Bewegungs- oder Denkfunctionen) hervorrufen. Sie zerfallen in mehrere Klassen: 1) Nervenreizmittel (nervina excitantia), welche eine lebhaftere, gesteigerte Thätigkeit im Hirn, Rückenmark oder gewissen Nervengebieten hervorrufen, wie z. B. Weine und andere Spirituosa, Aetherarten, ätherische Oele, balsamische Harze, flüchtige Substanzen überhaupt; 2) herabstimmende (nervina deprimentia), welche lähmungsartige, beruhigende Herabsetzung der Nerventhätigkeiten hervorbringen, das Gehirn betäuben, die Sinnesnerven unempfindlich machen u. dgl. (wie namentlich die sog. Narkotica); 3) sog. umstimmende (nervina alterantia), welche auf eine noch unbekannte Weise die Ernährung oder die Thätigkeiten des Nervensystems abändern sollen, wohin besonders die giftigen Metalle gezählt werden. Doch fließen diese Unterschiede sehr ineinander. Viele Narkotica (s. d.) sind, in kleinern Mengen gegeben, stark aufregend für das Gehirn (z. B. das Opium, die Belladonna). Fast alle Nervenreizmittel wirken in starken Dosen betäubend: so z. B. Wein, Branntwein, Aether, Kampher. Ja die flüchtigsten ätherischen Stoffe sind ganz besonders als Anästhetica (s. Anästhesiren) berühmt: so z. B. der Aether, das Chloroform. Endlich wirken manche Metallgifte lähmend auf die Nervencentra, z. B. Blei, Arsen, Kupfer u. s. w. Zu den N. gehören auch die Nervengifte, Substanzen, welche selbst in sehr kleinen Mengen die Nerven lähmen und tödten, ohne auf andere Organe einzuwirken, wie das amerik. Pfeilgift (s. Curare) mit seinem wirksamen Stoffe, dem Curarin. Dies und andere Nervengifte haben in der Hand der Physiologen hohe wissenschaftliche Bedeutung gewonnen.

Digitized by Google

Nervenschmerzen, s. Neuralgien. — **Nervensystem**, s. Nerven.

Nervi, Stadt in der ital. Provinz Genua, am Meer und an der Bahnlinie Pisa-Genua, 12 Kilom. östlich von Genua, in äußerst fruchtbarer Umgegend mit vielen Orangengärten und Villen, besteht aus Borgo al Mare und Piana, zählt (1872) 5186 E. und ist seines ausgezeichneten Klimas wegen als Winteraufenthalt beliebt.

Nervöse Zufälle. Wenn im Verlauf anderer Krankheiten auffallende Störungen der Nerventhätigkeit auftraten, oder auch wenn sie allein erschienen, so sprachen die alten Aerzte von nervösen Zufällen. Diese Begleiterscheinungen meist schwerer Krankheiten sind mannichfachster Art, von leichten Delirien bis zur Tobsucht, von leichter Schlafsucht bis zur tiefsten Bewußtlosigkeit, von leichten Zuckungen einzelner Muskeln bis zu den heftigsten Krämpfen. Man sagte dann meistens, die Krankheit, das Fieber sei nervös geworden, und bezeichnete sie wol auch ohne weiteres als Nervenfieber. Jetzt weiß man aber, daß solche Erscheinungen seitens des Nervensystems zu allen möglichen Krankheiten hinzutreten können, und daß sie neben diesen aus gemeinschaftlicher Ursache (Erschöpfung, Störungen in der Blutvertheilung, Gegenwart schädlicher Substanzen im Blute) auftreten können oder in gewissen Krankheiten (Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten) ganz unbestimmte Ursachen haben. Der Ausdruck Nervenfieber wird manchmal noch gleichbedeutend mit Typhus (s. d.) gebraucht.

Neschin oder Njeshin, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tschernigow, 80 Kilom. östlich von Tschernigow, 770 Kilom. im Südwesten von Moskau, an beiden Ufern des Ostr und an der Bahn Kursk-Kiew gelegen, zählt (1874) 21,590 E., darunter 4—5000 Juden, ist Sitz eines Kreisgerichts und hat außer der Kathedrale noch 19 Kirchen, zwei Klöster, ein histor.-philol. Institut des Fürsten Besborodko (für 100 Studenten) zur Bildung von Gymnasiallehrern, ein Gymnasium, eine Kreisschule, eine griech. Kreisschule, eine Pfarrschule und zwei Mädchenpensionen. Die Stadt unterhält viele Fabriken, treibt Handel, Tabacks- und Obstbau.

Nessel (Urtica) ist der Name einer zur 21. Klasse des Linné'schen Systems gehörigen Pflanzengattung mit ein- oder zweihäusigen grünlichen Blüten, von denen die männlichen eine viertheilige Blütenhülle und vier, anfangs eingeschlagene, dann elastisch aufschnellende Staubgefäße, die weiblichen aber eine zweitheilige Blütenhülle und einen Fruchtknoten mit sitzender, kopfförmig-pinseliger Narbe haben. Es sind Kräuter und Sträucher mit gegen- und kreuzweisstehenden, gesägten Blättern, von denen viele mit Brennhaaren besetzt sind, die bei der Berührung an der Spitze abbrechen, die Haut ritzen, einen brennendscharfen Saft in die kleine Wunde fließen lassen und dadurch Brennen und Entzündung erregen. Das von unsern einheimischen N. verursachte Brennen ist zwar lästig, aber nur sehr unbedeutend im Vergleich mit einigen südasiatischen N. Unter diesen zeichnet sich vorzüglich die in Bengalen einheimische feingekerbte N. (U. crenulata Roxb.) durch heftiges Brennen aus, indem sie auch bei nur leiser Berührung mit einem Finger ein anfangs schwaches Brennen erregt, das sich jedoch binnen einer Stunde zu einem wüthenden Schmerze steigert, ohne daß Geschwulst oder Röthe erscheint. Der Schmerz verbreitet sich bald über das Glied, z. B. den ganzen Arm, erregt fast Kinnbackenkrampf und dauert in gleicher Heftigkeit an 24 Stunden. Derselbe läßt die folgenden Tage zwar nach, verschwindet aber erst am achten oder neunten Tage, kehrt indeß in dieser Zeit bei Benetzung mit kaltem Wasser sogleich in voller Heftigkeit wieder. Ueberhaupt werden alle durch N. verursachte Entzündungen durch hinzugebrachte Nässe nur verlängert. Von der bei uns überall gemein wachsenden ausdauernden zweihäusigen oder großen N. (U. dioica) und der einjährigen kleinen N. (U. urens) war sonst Kraut und Samen als Heilmittel gebräuchlich. Die jungen Triebe der erstern werden hier und da als Salat und die jungen Pflanzen wie Spinat oder Kohl als Gemüse gegessen. Die festen Fasern des Stengels können von allen etwas stärkern Arten zu Gespinsten und Geweben sowol von der feinsten als auch gröbsten Art verwendet werden, und zwar nennt man das aus den Bastfasern der Nesselstengel producirte zarte Gespinst Nesselgarn, das Gewebe Nesseltuch. Vor Einführung der Baumwolle wurden in Deutschland und in der Picardie diese Fabrikate regelmäßig hergestellt; auch ist seit 1875 eine Agitation zur Wiederaufnahme der Nesselfaserindustrie von Berlin aus in Gang gekommen. Noch jetzt werden die Bastfasern der schneeweißen N. (U. nivea) in China, der japanischen N. (U. Japonica) in Japan und anderer zu Gespinsten und Geweben verwendet. Die im mittlern Asien einheimische hanfartige N. (U. cannabina) liefert ein vorzüglich schönes Nesseltuch, und in England wird eine ihr sehr ähnliche Art, Whitlaw's N. (U. Whitlawi), cultivirt, welche die feinsten Spitzen wie auch die stärksten Seile und Taue gibt. Die häutige N. (U. membranacea Poir.) braucht man in Aegypten, wie früher bei uns auch die große und kleine N., als

Digitized by Google

Aphrodisiacum. Die N. sind der Typus einer großen Familie, der Urticaceen, deren zahlreiche Arten, zum großen Theil Holzgewächse, worunter mächtige Bäume, in vielgestaltigen Formen in allen Tropengegenden einen wesentlichen Bestandtheil der Vegetation bilden.

Nesselrode (Karl Rob., Graf von), russ. Staatsmann und Reichskanzler, einer der bekanntesten Diplomaten der neuern Zeit, geb. 14. Dec. 1780 in Lissabon, wo sein Vater, der Graf Max Julius Wilhelm Franz von N. (geb. 24. Oct. 1724, gest. zu Frankfurt 8. März 1810), damals russ. Gesandter war, vertauschte schon früh die militärische Laufbahn mit der diplomatischen und erwarb sich allmählich, seit 1802 bei der Gesandtschaft in Berlin, dann in Stuttgart, 1805—6 als Legationssecretär und Chargé d'Affaires im Haag, 1807 als Gesandtschaftsrath in Paris angestellt, das Vertrauen des Kaisers Alexander. Im Kriege Rußlands gegen Frankreich schloß er 19. März 1813 zur Ergänzung des Kalischer Vertrags nebst dem Baron Stein den Vertrag zu Breslau mit Hardenberg und Scharnhorst und 15. Juni 1813 zu Reichenbach in Schlesien den Subsidienvertrag mit dem brit. Bevollmächtigten Lord Cathcart. Hierauf kam er mit Metternich über die wichtigsten Punkte des Bündnisses überein, welches 9. Sept. zu Teplitz zwischen Rußland und Oesterreich nebst zwei ähnlichen Verträgen zwischen Oesterreich und Preußen vollzogen wurde. In dem Feldzuge von 1814 folgte er dem Kaiser nach Frankreich und unterzeichnete 1. März die Quadrupleallianz zu Chaumont. In der Nacht vom 30. zum 31. März schloß er nebst Orlow und Paar den Vertrag mit dem Marschall Marmont wegen Uebergabe der Stadt Paris ab. Von ihm wurden alle damals von den verbündeten Mächten erlassenen Noten und Erklärungen, an denen er bedeutenden Antheil hatte, unterzeichnet, sowie auch der Pariser Friede vom 30. Mai 1814. Auf dem Congresse zu Wien war er einer der Bevollmächtigten, welche die Hauptrollen spielten. Er unterzeichnete 13. März 1815 die Achtserklärung gegen Napoleon und 25. März den erneuerten Vertrag der zu Chaumont verbundenen Mächte. Auf die Empfehlung des damals allmächtigen Kriegsministers Grafen Araktschejew zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, begleitete er den Kaiser Alexander auf die Congresse zu Aachen, Troppau, Laibach und Verona. Der Kaiser Nikolaus schenkte ihm dasselbe Vertrauen und erhob ihn 1829 zum Vicekanzler, 1844 zum Kanzler des Reichs. Den Glanzpunkt seiner Thätigkeit bildete die glückliche Leitung der auswärtigen Politik in den Angelegenheiten Griechenlands und des Osmanischen Reichs. Der Vertrag von Hunkiar-Skelessi (8. Juli 1833), der überwiegende Einfluß Rußlands in dem jungen griech. Königreich, der Julivertrag von 1840 waren die hauptsächlichsten Erfolge, die N.'s Staatskunst zu Wege brachte. Während der bewegten Jahre 1848 und 1849 führte N. die auswärtige Politik Rußlands in zurückhaltender Weise, bis er den Augenblick gekommen glaubte, durch die Intervention in Ungarn Oesterreich an das russ. Interesse zu knüpfen und der Revolution einen tödlichen Schlag zu versetzen. Auch wurde damals die Verwirrung in den Donauprovinzen geschickt benutzt, um durch den Vertrag von Balta-Liman den Einfluß Rußlands zu erweitern. In der orient. Verwickelung von 1853 galt N. für den Vertreter einer friedlichen und gemäßigtern Politik; doch gelang es ihm nicht, den Krieg abzuwenden. Nach Beendigung desselben zog er sich im April 1856 von den Geschäften zurück und starb zu Petersburg 23. März 1862. Eine Selbstbiographie N.'s in franz. Sprache (deutsch, Berl. 1866) wurde nach seinem Tode veröffentlicht. Aus seiner Ehe mit Maria, Gräfin Gurjew, einer Tochter des frühern Finanzministers, gest. 19. Aug. 1849, hinterließ er zwei Töchter, die Gräfin Chreptowitsch und Gräfin von Seebach, Gemahlin des frühern sächs. Gesandten in Paris, und einen Sohn, Graf Dmitry N., der früher Gesandter in Athen war, jetzt russ. Geheimrath und Hofmarschall ist, geb. 23. Dec. 1816. — Die Familie N. ist ein am Niederrhein angesessenes Geschlecht, dessen jetzt im männlichen Stamme erloschene ältere Linie (N.-Reichenstein und Landskron) 1702 die Reichsgrafenwürde erhielt, während sich die jüngere 1705 die reichsgräfliche und 1729 die ungar. Magnatenwürde erwarb. Haupt der letztern (N.-Ereshoven) ist Graf Maximilian Bertram von N., geb. 20. Dec. 1817, preuß. Kammerherr und Oberhofmeister der Kaiserin Augusta, sowie Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit.

Nesselsucht oder Nesselausschlag (urticaria) ist eine Hautkrankheit, welche sich durch flache, unregelmäßig begrenzte Erhebungen der Haut von bleicher Farbe mit entzündlich-rothem Rande zu erkennen gibt. Diese Nesselmäler (Quaddeln, pomphi) sind nicht wassergefüllte Blasen, sondern blos eine Erhebung des durch Ausschwitzungen geschwellten Maschengewebes der Lederhaut, daher sie auch ohne alle Spuren wieder verschwinden können. Bisweilen sind sie mit rothen Knötchen (den geschwollenen Hautbälgen) besetzt (Nesselfriesel). Die N. bricht unter heftigem Jucken und Brennen aus, bleibt längere oder kürzere Zeit stehen und ist entweder

Digitized by Google

von Fieberbewegungen, dem Nesselfieber, begleitet oder verläuft fieberlos. In ersterm Falle ist meist der Ausschlag von größerer Ausbreitung, wobei sich zuweilen etwas Abschilferung zeigt, in letzterm ist er weniger ausgebreitet, verschwindet manchmal ganz und kehrt nach kurzer Zeit zurück, oder wandert von einer Stelle zur andern. Die Krankheit ist nicht ansteckend, steht oft mit leichten Verdauungsstörungen in Verbindung und erscheint nicht selten bei manchen Personen nach dem Genusse von Muscheln, Krebsen, Schnecken, manchen Fischen, Pilzen, Erdbeeren, Käse u. s. w. infolge einer Idiosynkrasie (s. d.), nach äußern Reizen und überhaupt bei Personen, deren Haut sehr reizbar ist. Die Krankheit ist ungefährlich, wird aber manchmal durch häufige Rückfälle lästig. Gegen das Hautjucken werden kalte Douchen und Umschläge, sowie Waschungen mit verdünnten Säuren und verdünntem Citronensaft empfohlen.

Nesseltuch, s. Nessel.

Nest nennt man vorzugsweise diejenige Wohnung, welche die Vögel aus verschiedenen weichen Stoffen, und mehr oder minder aus demselben Material bereiten, um ihre Eier darein zu legen und sie auszubrüten. Manche Vögel scharren freilich nur Löcher in die Erde, wie die Lerchen, und manche hochnordische Seevögel legen die Eier auf kahle Felsen, während andere tiefe Höhlen graben; die meisten bauen mehr oder minder künstliche Wohnungen, was ganz vorzüglich von dem Schneidervogel (Sylvia sartoria) in Westindien gilt, der die Ränder eines großen Blattes zu einer Tasche zusammennäht und noch ein zweites Blatt annäht, wenn das erstere nicht groß genug war, wobei feine zusammengedrehte Pflanzenfasern die Stelle des Zwirns vertreten. Künstliche N. bauen besonders auch die verschiedenen Arten des Trupial (Icterus), die Webervögel (Ploceus), der Webersänger (Sylvia textrix) u. a. Unter den deutschen Vögeln sind als kunstreiche Nestbauer bekannt der Teichrohrsänger (Sylvia arundinacea), der Kreuzschnabel, die Schwanzmeise, die Bartmeise und die Beutelmeise. Als Delicatesse werden die weltberühmten Indischen Vogelnester (s. d.) der Salanganschwalbe und der tangfressenden Schwalbe geschätzt. Außer den Wohnungen der Vögel bezeichnet man aber auch die angelegten Wohnungen anderer Thiere als N., wie die Baue der Ameisen, Wespen, des Hamsters u. s. w.

Nestel heißt ein Band, Riemen oder eine Schnur, gewöhnlich an dem einen Ende mit einem Stift oder einer blechernen Einfassung versehen, um das Durchziehen zu erleichtern, in welchem Falle es dann auch Senkel genannt wird. Daran knüpfte sich früher der Aberglaube vom Nestel- oder Senkelknüpfen (franz. nouer l'aiguillette). Durch die Schürzung eines Knotens in vorgeschriebener Weise, verbunden mit Hersprechung eines Knüpfspruchs, glaubte man nämlich auf Ehegatten einen Zauber ausüben zu können, der den Mann zum Zeugen, die Frau zum Empfangen untüchtig mache.

Nestor, der Sohn des Neleus und der Chloris, aus dem messenischen (nicht dem triphylischen) Pylos, nach Homer der Gemahl der Eurydice, der Tochter des Klymenos, nach andern der Anaxibia, der Tochter des Kratieus, blieb allein am Leben, als Herakles seine Brüder tödtete, weil er nicht zu Hause, sondern in Gerena war, wo er erzogen wurde. In den Jahren seiner Jugend zeichnete sich N. ebenso durch Tapferkeit wie in seinem Alter durch Weisheit aus und verrichtete manche Heldenthat. Besonders ist seine Theilnahme am Kampfe der Lapithen gegen die Centauren zu erwähnen. Auch wird er unter den kalydonischen Jägern und unter den Argonauten aufgezählt. Obgleich er schon zwei Menschenalter durchlebt hatte, als der Zug gegen Troja unternommen wurde, nahm er dennoch theil an demselben, führte in 90 Schiffen seine Pylier und andere Stämme dorthin und war ungeachtet seines Alters tapfer und kühn im Streit. Besonders aber glänzte er vor allen übrigen als erfahrener Rathgeber und durch Beredsamkeit. Bei wichtigen Berathungen gab er durch sein Ansehen den Ausschlag; auch veranlaßte er die Versöhnung des Agamemnon und Achilles. Nach Trojas Fall kehrte er mit Menelaos und Diomedes über Lesbos glücklich in seine Heimat zurück. Noch spät, zur Zeit des Pausanias (im 2. Jahrh. n. Chr.) zeigte man in Pylos seine Wohnung. Hochbejahrte Männer, die sich durch Weisheit und Beredsamkeit auszeichnen, bezeichnet man noch jetzt sprichwörtlich als N.

Nestor, der älteste russ. Chroniſt, lebte von ungefähr der Mitte des 11. Jahrh. bis nach 1113 (genauere Daten fehlen gänzlich), trat früh als Mönch in das Höhlenkloster zu Kiew und schrieb hier seine Chronik, die nach Art der alten Weltchroniken mit der Sündflut anhebt; die Jahreszählung (nach Jahren der Welt) beginnt mit 852 und geht bis in den Anfang des 12. Jahrh. Die Originalhandschrift N.'s ist nicht erhalten, die älteste Handschrift (nach dem Abschreiber, einem Mönche Laurentius, die Laurentinische genannt) ist von 1377; die Handschriften überhaupt sind sehr zahlreich (über 50) mit vielen Veränderungen, Einschaltungen und Zusätzen. Die ältern Ausgaben (des 18. Jahrh.) sind werthlos; der erste Versuch einer kritischen

Digitized by Google

Ausgabe mit den Varianten der verschiedenen Codices ist die der Archäographischen Commission («Polnoje sobranije ruskich Cětopisej», Bd. 1., Petersb. 1848); vgl. dazu die facsimilirte Ausgabe des Codex Laurentianus (von derselben Commission, Petersb. 1872); auf dem Laurentianischen Codex beruht die bisher beste Ausgabe von Miklosich («Chronica Nestoris», Wien 1860), auf einem andern die von Bielowski («Monumenta Poloniae historica», Bd. 1, Lemberg 1864). Eine vollständige brauchbare deutsche Uebersetzung N.'s fehlt; Schlözer's Ausgabe und Uebersetzung (unter dem Titel: «N. Russische Annalen», 5 Bde., Gött. 1802—8) mit ausgezeichnetem histor. Commentar reicht nur bis 980. Vollständig und ebenfalls mit sprachlichen histor. Noten versehen ist die dän. Uebersetzung von C. W. Smith («N.'s russiske Kroenike», Kopenh. 1869). Die Sprache N.'s ist behandelt von Miklosich («Ueber die Sprache der ältesten russ. Chronisten, vorzüglich N.'s», Sitzungsberichte der philol.-histor. Klasse der wiener Akademie, Bd. 14, 1854).

Nestorianer hießen die Anhänger des Nestorius (s. d.). Als dieselben nach dem Concil zu Ephesus (431) gezwungen werden sollten, die Verdammung des Nestorius anzuerkennen, gründeten sie unter Thomas Barsumas (489) die Separatkirche der Chaldäischen Christen oder, wie sie in Ostindien heißen, der Thomaschristen. Ihr Oberhaupt (zuerst der Bischof von Ktesiphon) erhielt den Titel Katholikos; die Feststellung des Dogmas erfolgte auf dem Concil zu Seleucia (500). Die N. erhielten sich nicht nur in Persien, wo sie Rom gegenüber nachhaltigen Schutz fanden, sondern verbreiteten sich auch im 6. Jahrh. nach allen Seiten Asiens hin, namentlich nach Arabien und Indien. Sie sollen 636 selbst nach China gekommen sein. Sie bewahrten zugleich die Gelehrsamkeit der syr. Kirche (ihre wichtigste Schule war zu Nisibis) und vermittelten die Kenntniß der griech. Wissenschaft für Asien. Im 11. Jahrh. gelang es ihnen, den tatar. Fürstenstamm der Kerait zu bekehren. Vergebens machte Papst Alexander III. den Versuch, mit dem Fürstenstamme auch die N. sich zu unterwerfen, die vielmehr nur einen größern Einfluß erlangten. Ebenso vergeblich waren die neuen Versuche unter Innocenz IV. und Nikolaus IV. Jedoch entstand 1551 über die Wahl eines Bischofs eine Spaltung, indem ein Theil den von Papst Julius III. unter dem Namen Johannes geweihten Priester Sulakas, ein anderer den Priester Barmas als Bischof anerkannte. Derjenige Theil, welcher Sulakas anerkannte, trat unter dem Einflusse des Erzbischofs von Goa, Alexis de Menesis (Alexius Menezius), zur röm. Kirche über und bildete die sog. Unirten N., unter einem Patriarchen zu Diarbekir; man nennt sie jetzt gewöhnlich Chaldäische Christen. Sie zählen etwa 90,000 Seelen, erkennen den päpstl. Primat und die sieben Sakramente an, haben aber übrigens ihr Hauptdogma beibehalten und beobachten den Ritus der griech. Kirche. Die Nichtunirten N. haben nur drei Sakramente: Taufe, Abendmahl und Priesterweihe; ihre Geistlichen dürfen sich verheirathen; ihre Zahl beträgt etwa 70,000 Seelen. Die frühere wissenschaftliche Bildung ist jetzt fast ganz verschwunden. Die Nestorianischen Mönche und Nonnen sind Religiose von der Regel des heil. Antonius. Sie haben viele Klöster, von denen aber nur wenige zahlreich besetzt sind. Ihr Hauptkloster ist das Kloster Hormoz. Neuerdings wirken unter den syrischen N. amerik. Missionare in der Absicht, dieselben für den Protestantismus zu gewinnen. Vgl. Badger, «The Nestorians and their rituals» (2 Bde., Lond. 1852).

Nestorius, Patriarch von Konstantinopel 428—431, eine in der Geschichte der kirchlichen Streitigkeiten vielgenannte Persönlichkeit. In Antiochia, wo er zum Presbyter geweiht wurde, im Geiste der dortigen Theologenschule (s. Antiochenische Schule) gebildet, ein Schüler des Diodor von Tarsus und Theodor von Mopsveste, gab er durch seine Weigerung, die Jungfrau Maria «Mutter Gottes» zu nennen, weil sie nur Jesu Mutter sei nach seiner menschlichen Natur, Veranlassung zu der Anklage, daß er den Einen Christus in zwei Personen zerreiße und die wahre Gottheit Christi leugne. Besonders auf Betrieb des Cyrillus (s. d.) von Alexandrien wurde er auf der Kirchenversammlung zu Ephesus 431 als Häretiker seines Amts entsetzt. Er starb um 440 in der Verbannung. (S. Nestorianer.)

Nestroy (Joh. Nepomuk), beliebter wiener Komiker und Lustspieldichter, war der Sohn eines Rechtsgelehrten zu Wien und wurde daselbst 7. Dec. 1802 geboren. Er widmete sich ebenfalls dem Studium der Jurisprudenz, wandte sich aber bald dem Theater zu. Mit vorzüglichen Stimmmitteln ausgerüstet, trat er 1822 zum ersten mal als Sarastro in der «Zauberflöte» auf dem kaiserl. Hofoperntheater auf und erntete solchen Beifall, daß er sofort ein Engagement bei der Oper erhielt. Im J. 1823 ging er als erster Bassist nach Amsterdam, 1824 nach Brünn und 1826 nach Gratz. Schon in Brünn spielte N. auch komische und caricirte Rollen, und in Gratz widmete er sich fast ausschließlich diesem Fache unter steigendem Beifall.

Digitized by Google

Im J. 1831 traf ihn in Gratz der Schauspieldirector Carl, der N.'s große Befähigung für die Localposse erkannte und ihn für sein Theater in Wien zu gewinnen wußte. Dieser Bühne blieb er fortan treu, fungirte nach Carl's Tode sechs Jahre als Director derselben und beschränkte sich zuletzt nur auf einzelne Gastrollen. N. starb 31. Mai 1862 zu Gratz. Wie als Schauspieler, so war er auch als Dichter zu seiner Zeit der bedeutendste Vertreter des wiener Volksstücks. Seine komische Darstellungsweise blieb sich in ihrer pikanten Eigenthümlichkeit, in dem unerreicht drastischen Liedervortrage bis in seine letzten Jahre unverändert gleich. Als Theaterdichter erzielte er schon mit seinem Erstlingswerke «Lumpaci-Vagabundus» (1831) große Erfolge. Von seinen übrigen Stücken, deren Zahl über 50 beträgt, wurden noch mehrere, wie «Zu ebener Erde und im ersten Stock», «Einen Jux will er sich machen» u. s. w. eine Zeit lang mit vielem Beifall gegeben.

Neszmély, deutsch: Neßmühl, ein durch seinen Weinbau berühmtes ungar. Dorf, am rechten Donau-Ufer im Komorner Comitat gelegen, mit (1870) 1282 E. Es ist rings von Weinbergen umgeben, auf deren vulkanischem, zuweilen von geringen Erdbeben heimgesuchtem Boden der Weinstock trefflich gedeiht und feurige weiße Tafelweine zweiter Klasse liefert. Die besten Lagen von N. sind im Besitze des Benedictinerstifts zu den Schotten in Wien.

Netscher (Kaspar), berühmter niederländ. Maler, geb. zu Heidelberg oder Prag 1639, der Sohn des Bildhauers Joh. Netscher, verlor sehr früh den Vater und wurde von Tullekens, einem Arzte zu Arnheim, an Kindesstatt angenommen und erlernte die Malerei bei de Koster, dann bei Terburg, außerdem nach Dow und Mieris. Zu seiner weitern Ausbildung wollte er 1659 nach Italien gehen, kam aber nur bis nach Bordeaux, wo er sich verheirathete. Hierauf ging er wieder nach Holland und ließ sich im Haag nieder. Die Nothwendigkeit, eine zahlreiche Familie zu ernähren, bestimmte ihn, Porträtmalerei neben seinen Conversationsstücken zu treiben. In der treuen Nachahmung der Natur wetteiferte er mit den berühmtesten seiner Zeitgenossen; er wird Terburg und Dow gleichgestellt, welchen er auch in seiner humoristischer Auffassung des Lebens der höhern Stände am nächsten steht. Neben der graziösen Erfindung ist namentlich seine Darstellung der Gewandstoffe berühmt. Besonders geschätzt sind seine kleinen Cabinetsstücke. In der histor. Malerei wählte er seine Gegenstände gewöhnlich, doch wenig glücklich, aus der röm. Geschichte. Indeß auch in diesen Bildern wird das Geistreiche seiner Erfindung und das Colorit bewundert. Er starb 15. Jan. 1684 und hinterließ ein Vermögen von 83,000 Fl. — Zwei seiner Söhne, Theodor N., geb. 1661, gest. 1732, und Konstantin N., geb. 1670, gest. 1722, waren ebenfalls tüchtige Maler, jedoch nicht so bedeutend wie der Vater.

Nettelbeck (Joachim), Bürger und Patriot zu Kolberg, geb. 20. Sept. 1738 zu Kolberg, wo sein Vater Brauer und Branntweinbrenner war, zeigte von Jugend an Neigung zum Schifferhandwerk und tummelte sich von 1753 an bis zu seinem 45. Jahre als Schiffer auf allen europ. Meeren, in Westindien und an der Küste von Guinea umher. Ein wechselvolles Leben hatte ihn zu einem Manne von Energie, Muth, Umsicht und Lebensklugheit gemacht, als er sich 1782 in Kolberg, um das er bereits bei der Belagerung im Siebenjährigen Kriege sich sehr verdient gemacht, als Branntweinbrenner niederließ. Er stand bei seinen Mitbürgern in großem Ansehen und wurde deshalb von ihnen zum Bürgerrepräsentanten gewählt, welches Ehrenamt er bis zur Einführung der neuen Städteordnung 1809 bekleidete. Allgemeineres Aufsehen erregte er indeß seit 1807, wo Kolberg von den Franzosen belagert wurde. Seine Anstrengungen in einem Alter von beinahe 70 J., sein Muth, seine Erfahrung, seine Rathschläge und seine Bereitwilligkeit, Gut und Leben zu opfern, geben ein herrliches Beispiel eines patriotischen und gemeinnützigen Bürgers. In Verbindung mit seinem Freunde Schill bildete er dem schwachen Festungscommandanten, Obersten von Loucadou, gegenüber ein wirksames Gegengewicht, wodurch dieser gleichsam mit Gewalt zur Bewahrung des Platzes gezwungen wurde. Seinem schriftlichen Anhalten beim König verdankte die Stadt die Zusendung eines neuen Befehlshabers, des Obersten Gneisenau, dem N. sofort als Bürgeradjutant zur Seite trat. In dieser Stellung machte er sich sehr verdient. Seinem Einflusse gelang es, jede Mißhelligkeit zwischen Bürgerschaft und Besatzung sofort zu unterdrücken. In dem Augenblicke, wo 2. Juli die Belagerer, nachdem sie sich der wichtigsten Außenwerke bemächtigt, einen allgemeinen Angriff unternahmen, traf die officielle Nachricht von dem zu Tilsit abgeschlossenen Waffenstillstand ein. N.'s Name gehörte zu den gefeiertsten jener Tage. Der König von Preußen ertheilte ihm eine goldene Verdienstmedaille, gab ihm die Erlaubniß, die preuß. Admiralitätsuniform zu tragen, und bewilligte ihm 1817 eine lebenslängliche Pension von 200 Thlrn. Bis an seinen Tod durch lebenskräftigen Geist, hellen Blick und Gemeinsinn ausgezeichnet, starb er zu Kolberg

Digitized by Google

19. Juni 1824. Seine von Haken herausgegebene Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet (3 Bde., Lpz. 1821—23; 4. Aufl. 1878), ist ein treffliches Volksbuch.

Netto (ital., d. i. rein) heißt zunächst das Gewicht (Nettogewicht), welches eine Waare ohne die ihr beigegebene Umhüllung (Sack, Faß, Kiste, Bindfaden, Glas u. s. w.) hat. Nettoeinnahme heißt die reine Einnahme, nach Abzug der Unkosten u. s. w. (S. Brutto und Tara.)

Netz (omentum, epiploon) nennt man die eigenthümlichen Verlängerungen der die Unterleibseingeweide überziehenden Bauchhaut. Das große N., eine Fortsetzung des Ueberzugs des Magens, der Milz und des Grimmdarms, besteht aus zwei Platten der Bauchhaut, welche dicht aneinandergelegt und von Gefäßen und Fett netzförmig durchzogen sind, und hängt vom großen Bogen des Magens wie ein Vorhang zwischen den Bauchwänden und den dünnen Gedärmen bis zum Becken herab. Das kleine N., eine Verlängerung des äußern Ueberzugs des Magens und der Leber, schlägt sich vom kleinen Bogen des Magens nach hinten und oben, sodaß es den Magen mit der untern Fläche der Leber verbindet. Noch kommen am Grimmdarme verschiedene derartige kleinere und fettreiche Anhänge vor (appendices epiploicae). Die Glätte und der Fettreichthum des N. bewirken, daß sich die Gedärme an demselben mit sehr geringer Reibung bewegen; seine Lage schützt das Bauchfell vor der Berührung mit dem übrigen Inhalt des Bauches. Netzbrüche sind Eingeweidebrüche (Hernien), deren Inhalt aus N. besteht. (S. Bruch.)

Netze (poln. Noteć), Hauptfluß des in der preuß. Provinz Posen gelegenen Regierungsbezirks Bromberg, ein rechter und der größte Zufluß der Warthe, eines Nebenflusses der Oder, entspringt aus dem 22 Kilom. langen und 3 Kilom. breiten, zum größten Theile in der Provinz Posen gelegenen Goplosee. Sie tritt aus dem See an seinem nördl. Rande hervor und nimmt ihren Lauf, überall weite Brüche bildend, durch den Szarleyer-, Piotrkowicer- und Ludziskoersee nach dem 15 Kilom. langen Trlongersee. Bis dahin führt der Fluß auch den Namen: die Montwey; bei Pakosch tritt alsdann die eigentliche N. aus dem Trlongersee, läuft dann durch den Lonsker-, Sadlogoszczer- und Pturkersee und erreicht bei Nakel die am Südfuße der Pommerschen Seenplatte sich hinziehende Senke. Von Labischin bis Nakel flößbar, wird sie bei Nakel, wo sie eine Breite von 25 Mt. hat, schiffbar und speist von hier aus den ostwärts zur Brahe und damit zur Weichsel führenden Bromberger Kanal. Von Nakel ab wendet sie sich westwärts und durchfließt den zum größten Theil urbar gemachten Netzebruch und mündet 110 Mt. breit bei Zantoch, 7—8 Kilom. oberhalb Landsberg in der Neumark nach einem Laufe von 335 Kilom. in die Warthe. Die bedeutendsten Zuflüsse erhält die N. von Norden her von der Pommerschen Seenplatte, und zwar: die Rakitka, die Lobsonka, die 15 Kilom. schiffbare und 60 Kilom. flößbare Küddow bei Usch, und die Drage oberhalb Driesen. — Netzedistrict heißt das bei der ersten Theilung Polens 1772 außer Westpreußen an das Königreich Preußen gekommene Gebiet zu beiden Seiten der N. Dasselbe umfaßte nach den 1776 und 1777 festgesetzten Umgrenzungen 12,033 QKilom., bestand aus den vier Kreisen Bromberg, Inowraclaw, Kammin und Deutsch-Krone und wurde von einer besondern Kammerdeputation in Bromberg verwaltet. Von den letzten beiden Kreisen wurde 1807 etwa die Hälfte an das Herzogthum Warschau abgetreten; doch gewann Preußen durch den Wiener Congreß dieses Gebiet wieder und bildete aus ihm und einigen Grenzbezirken des 1807—13 bei Preußen gebliebenen Netzelandes, sowie aus einigen Kreisen des ehemaligen Südpreußen den Regierungsbezirk Bromberg der Provinz Posen. Zu dem Netzedistrict werden die Kreise Bromberg, Inowraclaw, Schubin, Wirsitz, Kolmar (Chodziesen) und Czarnikau gerechnet.

Netzflügler (Neuropteren, Neuroptera) nannte Linné, der auf die Verwandlung der Insekten nur geringes Gewicht legte, als eigene Ordnung alle Insekten mit gleichartig gegitterten, häutigen Flügeln und beißenden Mundtheilen. Genauere Untersuchungen haben gelehrt, daß die Familien mit unvollkommener Verwandlung, worunter namentlich die Eintagsfliegen (s. d.), Libellen (s. d.) und Termiten (s. d.) gehören, den Geradflüglern oder Orthopteren beigesellt werden müssen. Die eigentlichen Neuropteren begreifen also nur noch wenige Insektenfamilien mit vollkommener Verwandlung, beißenden Mundtheilen, freier Vorderbrust und häutigen, gegitterten Flügeln, meist langem, schmächtigem Leibe, kleinen Augen, vielgliederigen, borstenförmigen Fühlern. Die Larven der einen, wozu namentlich der Ameisenlöwe und die Blattlauslöwen (Hemerobius) gehören, haben große Saugzangen, welche sie den gefangenen Insekten in den Leib schlagen, um sie auszusaugen, und leben im Freien oder in der Erde; die der andern (Frühlingsfliegen, Phryganida) haben einfache Kinnbacken und leben im Wasser, in oft sehr niedlichen walzenförmigen Röhrchen, die sie aus Steinchen, Schneckchen oder Pflanzentheilen zusammenkleben und überall mit sich herumschleppen. Bei den vollkommenen Insekten dieser

Digitized by Google

Familie sind die Mundtheile meist verkümmert und verwachsen. Die Ordnung der N. umfaßt die Schnabelfliegen (Panorpida), Kamelhalsfliegen und Schlammfliegen (Sialida), Florfliegen (Hemerobida), Ameisenlöwen (Myrmeleontida) und Frühlingsfliegen (Phryganida); aus derselben werden die Larven der Ameisenlöwen und Florfliegen durch Vertilgung schädlicher Insekten nützlich. Vgl. Brauer, «Die Neuropteren Europas» (Wien 1876).

Netzhaut (retina), s. Auge.

Neu-Almadén, äußerst quecksilberreiche Gegend des californ. Küstengebirgs in Sta.-Clara-County, 96 Kilom. südlich von San-Francisco. Die Mine von N., die man (nachdem man dort bereits 1846 Quecksilber entdeckt hatte) 1848 zu bearbeiten anfing, galt früher als die reichhaltigste aller bekannten Quecksilberminen, zeigt sich jedoch nicht mehr so ergiebig wie früher. Das gewonnene Quecksilber wird in eiserne Flaschen (flasks) gefüllt, von denen jede 76½ Pfd. Quecksilber (engl. Gewichts) enthält. Vgl. R. von Schlagintweit, «Californien. Land und Leute» (Köln u. Lpz. 1871).

Neu-Amsterdam oder **Amsterdam-Insel**, kleine Insel mitten im Indischen Ocean, unter 37° 47′ südl. Br. und 94° 34′ östl. L. von Ferro, also etwa im Meridian der Südspitze Vorderindiens gelegen, ist ein erloschener Vulkankegel, 66 QKilom. groß und bis 877 Mt. hoch, von ungeheuern basaltischen Lavablöcken überdeckt, ein Bild der wildesten Verwüstung und der traurigsten Einsamkeit, überdies fast unzugänglich wegen der steilen, im Westen 300—650 Mt. hohen Felsabstürze. Die Insel hat eine kräftige Krautvegetation, wenn auch wenig Bäume, und ihre vor den Westwinden geschützten Küsten bieten günstige Punkte für den Anbau dar. Wegen des Mangels an Häfen und sicherm Ankergrunde wird sie jedoch kaum jemals Bedeutung erlangen. Das 82 Kilom. südlicher gelegene Eiland St.-Paul ist ein auf der Ostseite dem Meere geöffneter Krater von verhältnißmäßig neuer Entstehung und hat einen Durchmesser von 3,7 bis 5,5 Kilom., ein Areal von 7 QKilom. Das Kraterbassin bildet einen 32—57 Mt. tiefen, aber nicht gegen alle Stürme geschützten Hafen. Das Wasser zeigt sich warm, und am Rande entspringen viele, selbst kochendheiße Quellen. Das Eiland, baumlos, mit dürftiger Vegetation, hauptsächlich aus Gräsern, Flechten und Moosen, bildet eine Station für die Walfisch- und Robbenfänger. Beide Inseln stehen unter dem engl. Gouvernement von Mauritius. N. wurde 18. März 1522 von Francesco Albo, dem Begleiter Magellan's, entdeckt. Der Holländer van Diemen kannte schon beide Inseln und benannte die eine nach seinem Schiffe Amsterdam. Lange Zeit galt der Holländer van Blaming als Entdecker, der sie allerdings zuerst 1696 betrat. Die ersten Messungen von St.-Paul stellten 1793 die Engländer an, die gründlichsten Forschungen die österr. Novara-Expedition von 1857.

Neu-Amsterdam (Stadt), s. Berbice.

Neubeck (Valerius Wilh.), ein deutscher Dichter, geb. 21. Jan. 1765 zu Arnstadt im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen, wo sein Vater Hofapotheker war, besuchte die dortige Schule, dann, 1783, die Ritterakademie zu Liegnitz in Schlesien und studirte seit 1785 zu Göttingen und in Jena, wo er 1788 als Doctor der Medicin promovirte. Er prakticirte eine Zeit lang als Arzt in Liegnitz, kam dann 1793 als Kreisphysikus nach Steinau in Niederschlesien und erhielt 1822 den Hofrathstitel. Nachdem er 1823 die erbetene Entlassung erhalten, lebte er erst zu Steinau, seit 1834 zu Waldenburg und Altwasser, wo er 20. Sept. 1850 starb. Seinen Ruf als Dichter begründete er durch «Die Gesundbrunnen» (Bresl. 1795; Lpz. 1798 u. 1809), ein didaktisches Gedicht in Hexametern abgefaßt. Außer andern Poesien gab er «Gedichte» (Bd. 1, Lpz. 1792) heraus.

Neuber (Friederike Karoline), gewöhnlich «die Neuberin» genannt, eine um die deutsche Schauspielkunst hochverdiente Künstlerin, geb. 9. März 1697 zu Reichenbach im Vogtlande, war die Tochter des Advocaten und Gerichtsinspectors Daniel Weißenborn, der nach Niederlegung seines Inspectorats sich 1702 nach seiner Geburtsstadt Zwickau wandte, wo er 1705 seine Gattin verlor. Da Weißenborn die Tochter häufig mit körperlichen Mishandlungen heimsuchte, so entlief Karoline am Neujahrstage 1712 dem väterlichen Hause, kehrte jedoch um Ostern wieder in dasselbe zurück. Schon 12. April desselben Jahres verließ sie es abermals, diesmal durch ein Zerwürfniß zwischen ihrem Vater und dem mit ihr verlobten Amanuensis des letztern, dem Rechtscandidaten Zorn, dazu gedrängt, welchen der alte Weißenborn aus dem Hause gejagt hatte und dem sich Karoline anschloß. Beide sahen sich bald auf Antrieb Weißenborn's steckbrieflich verfolgt. Am 12. Mai in Affalter verhaftet, wurden sie in die zwickauer Fronfeste abgeliefert, woselbst sie sieben Monate festgehalten wurden. Wie sich später herausgestellt hat, war Zorn bereits seit 1709 nicht mehr frei, indem er sich als Student mit

einem Mädchen aus dem Schwarzburgischen hatte trauen lassen. Nach Karolinens Zurücklieferung unter die väterliche Hut knüpfte sie ein Verhältniß mit dem zwickauer Primaner Johann Neuber an, mit dem sie 1718 von neuem entfloh. Beide heiratheten sich bald darauf und nahmen nun ihre Zuflucht zur Bühnenkunst. Sie wandten sich zunächst nach Weißenfels, wo sie in die Spiegelberg'sche Gesellschaft eintraten. Diese vertauschten sie nach kurzer Zeit mit der Haacke-Hoffmann'schen Gesellschaft, mit welcher sie abwechselnd an verschiedenen Orten spielten. Das Talent der jungen Frau entwickelte sich sehr rasch. Sie war die erste deutsche Schauspielerin, die einen Begriff von Versen und tragischer Action hatte, spielte aber auch mit großem Beifall in derb-komischen und in Stegreifrollen. Ums J. 1727 gelang es den Neubers nicht nur, aus der in der Auflösung begriffenen Haacke'schen Truppe eine neue Gesellschaft zu bilden, sondern auch für die Leitung derselben das kursächs. Privilegium und den Titel «königl. poln. und kurfürstl. sächs. Hofkomödianten» zu erlangen. Aehnliche Vergünstigungen erwarben sie sich später in Braunschweig und Kiel, sahen sich aber 1733 in Sachsen durch den Principal Müller in ihrer privilegirten Stellung empfindlich geschädigt. Sie sammelten die besten Talente um sich und wußten ihrer Gesellschaft einen für die damaligen Zeiten in Deutschland ungewöhnlichen höhern Geist einzuflößen. Unter Gottsched's (s. d.) Einflusse, mit dem sie in nähere Verbindung traten, brachten sie Uebersetzungen franz. Tragödien sowie Gottsched's und seiner Freunde im franz. Geschmacke geschriebene Stücke auf die Bühne und verbannten 1737 feierlich den Hanswurst vom Theater. Bald nachher aber überwarf sich die N. mit Gottsched. Ihre ökonomischen Verhältnisse geriethen zugleich in Verfall, und ein Ruf nach Petersburg, den sie 1740 annahm, brachte ihr nur Nachtheil. Nachdem sie 1741 nach Leipzig zurückgekehrt, löste sich nach einiger Zeit ihre Truppe ganz auf. In den dürftigsten Umständen starb sie 30. Nov. 1760 zu Laubegast bei Dresden, wo Freunde der Kunst ihr 1776 ein Denkmal errichteten. Bei Gelegenheit einer durch E. Devrient 17. Sept. 1852 veranstalteten Gedächtnißfeier wurde dasselbe erneuert. Sie schrieb Vorspiele und Schäferspiele, von denen auch einige gedruckt sind. Neuber, ihr Mann, starb in Dresden im März 1759.

Neubildungen (Neoplasmata, Pseudoplasmata) sind neu entstandene, schon vorhandenen ähnliche oder von diesen mehr oder minder verschiedene Gewebe oder Gewebscomplexe des thierischen und menschlichen Körpers. Eine N. wäre z. B. das neugewachsene Haar, die Wand der schwangern Gebärmutter. Indeß rechnet man solche Gewebszunahmen nicht zu den N., weil sie Vorgängen des gesunden Körpers angehören, sondern bezeichnet als N. blos die krankhafter Art. Eine N. kann schon bestehendem Gewebe ganz gleich sein und nur eine Massenzunahme desselben bedingen, was man dann Hypertrophie oder Hyperplasie (homologe N.) nennt; oder dieselbe weicht in Form und Anordnung wesentlich von den Geweben des betreffenden Organs ab und heißt dann heterologe N. Läßt sich die N. bestimmt von dem Gewebe abgrenzen, in welchem sie liegt, so nennt man sie Geschwulst (Tumor). Homologe N. sind z. B. das Narbengewebe, die Fettgeschwulst (Lipom), die Knochen- und Knorpelwucherung (Osteoid und Enchondrom), die N. von Drüsengewebe (Adenom), Bindegewebe (Fibrom) u. s. w.; heterologe N. der Eiter, der Tuberkel, der Krebs, die fressende Flechte (Lupus), das Syphilom (syphilitische N.) u. a. Praktisch wichtig ist die Eintheilung der N. in gutartige (benigne) und bösartige (maligne). Die gutartigen sind an sich unschädlich für den Organismus, wenn sie nicht etwa durch ihre Lage lästig werden, und besitzen im allgemeinen ein sehr langsames Wachsthum; zu ihnen gehören z. B. die Fettgeschwülste, das Adenom, Osteoid. Bösartig werden manche Geschwülste (Krebs, Lupus, Tuberkel) dadurch, daß sie durch rapides Wachsthum das befallene Organ zerstören und so entweder an sich oder durch die sie begleitenden tiefen Störungen zum Tode führen; auch kehren sie trotz operativer Entfernung doch leicht wieder (Krebs). Die N. sind theils erblich (Krebs, Tuberkel, Fettsucht), theils entstehen sie durch Gelegenheitsursachen und durch gewisse mechan. und chem. Reize, so das Syphilom durch Ansteckung, die Tuberkulose unter epidemischen Einflüssen u. dgl. In vielen Fällen läßt sich keine Ursache angeben. Sie befallen die verschiedensten Organe, so der Krebs häufig die Leber, den Magen, die Gebärmutter, die weibliche Brust. Die Tuberkulose tritt mit Vorliebe auf in den Lungen, in den Gehirn- und Rückenmarkshäuten, im Bauchfell, das Syphilom am häufigsten in der Haut, in der Knochenhaut, der Leber; der Lupus an der Nase. Die gutartigen N. sind heilbar, wenn sie an Stellen sitzen, an denen sie weggeschnitten oder durch Unterbindung und Aetzung entfernt werden können. Auf die bösartigen läßt sich dieses Verfahren nur dann anwenden, wenn sie zugänglich (Brustkrebs) sind und noch nicht die tiefer gelegenen Lymphdrüsen befallen haben. Durch innere Behandlung läßt sich von ihnen fast nur das Syphilom heilen.

Digitized by Google

Neubrandenburg, Stadt im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, nach Neustrelitz die bedeutendste und wichtigste Stadt des Landes, am Nordostende des 11 Kilom. langen Tollenseesees und an der Berliner Nordbahn (Berlin-Stralsund), von welcher hier die Mecklenburgische Friedrich-Franz-Bahn nach Lübeck abzweigt, ist die Vorderstadt des Stargardschen Kreises auf den Landtagen, Sitz eines Hauptzollamts, hat vier ausgezeichnet schöne alte goth. Thore, zwei Kirchen (von denen die goth. Marienkirche neuerdings restaurirt worden), ein Gymnasium, eine Realschule, eine Mädchen- und eine Armenschule, ein großherzogl. Palais, ein Schauspielhaus, eine Kornbörse und zählt (1875) 7495 E., welche ansehnliche Gerbereien, Tuchmacherei, Damast- und Wollweberei, Tabacksfabriken, eine chemische und eine Kartenfabrik, eine Papiermühle, Bierbrauereien und Branntweinbrennerei unterhalten. Auch der Handelsverkehr der Stadt ist lebhaft; nach Güstrow hat sie den größten mecklenb. Wollmarkt, sowie auch alljährlich einen bedeutenden Pferdemarkt. Etwa 2 Kilom. von der Stadt, auf einer steilen Anhöhe an der Tollense, liegt das großherzogl. Lustschloß Belvedere mit der schönsten Aussicht in Mecklenburg. Vgl. Boll, «Chronik der Vorderstadt N.» (Neubrandenb. 1875).

Neubraunschweig (engl. New Brunswick), eine Provinz des Dominion of Canada, begrenzt im N. von Quebeck und der Bai von Chaleurs, im O. vom Lorenzbusen, im S. von Neuschottland und der Fundybai, im W. von Maine, hat ein Areal von 70,761 QKilom. Obgleich nicht so tief von Meerbusen eingeschlossen wie Neuschottland, besitzt N. doch eine für Seehandel und Seefischerei günstige Küste, und diese maritime Stellung wird noch bedeutend erhöht durch die großentheils schiffbaren Ströme, welche fast das ganze Land durchfließen. Dahin gehört der St.-John, der in die Fundybai fließt und 320 Kilom. aufwärts, bis zu seinen großen, 22 Mt. hohen Wasserfällen und Stromschnellen schiffbar ist; der Restigouche, der Nipisiguit und der Miramichi, welche gegen Osten strömen. Ihr Lauf deutet die allgemeine Abdachung des Terrains an, das im allgemeinen eine wellenförmige Ebene bildet. Doch erfüllt die Mitte des Landes zwischen dem Restigouche und Miramichi ein breites Bergland, welches eine mittlere Höhe von 320 Mt. hat, in einzelnen Bergen bis über 650 Mt. hoch aufsteigt und von verschiedenen Thälern tief eingeschnitten ist. Das Klima von N. gilt für sehr gesund. An den Küsten bleiben die Ernten von Weizen unsicher, während das Innere klimatisch zum Ackerbau ganz geeignet und sehr fruchtbar ist. Der Ackerbau wird jedoch noch sehr vernachlässigt, indem die ausgedehnten Wälder, die schönsten in Nordamerika, den Holzhandel zum Haupterwerbszweige machen. Die Bevölkerung betrug 1824 erst 74,226, 1840 schon 156,162, 1871 bereits 285,594 Seelen. Sie besteht theils aus Akadiern oder Abkömmlingen der Franzosen, der ersten Ansiedler, theils aus Nachkommen der spätern brit. Colonisten und neuen engl. Ansiedlern. Indianer zählt man noch etwa 2000. Dem religiösen Bekenntnisse nach bilden die Anhänger der Anglikanischen Kirche die Majorität; nächstdem sind die Presbyterianer am zahlreichsten. Die Katholiken stehen unter einem eigenen Bischofe. Den Rest bilden vornehmlich Wesleyaner und Baptisten. Der oberste Beamte ist der vom Generalgouverneur von Canada auf fünf Jahre ernannte Vicegouverneur (Lieutenant Governor), dem ein vollziehender Rath von neun Mitgliedern zur Seite steht. Die gesetzgebende Versammlung oder das Parlament besteht aus einem Oberhause von 15 Mitgliedern, welches von dem Vicegouverneur und seinem Rathe ernannt wird, und einem Unterhause, dessen 41 Mitglieder von den Districten gewählt werden. Der Obergerichtshof besteht aus einem Oberrichter und vier andern Richtern; außerdem gibt es Grafschaftsgerichte und Untergerichte. Die Civilverwaltung ist ganz selbstständig; nur in Militärangelegenheiten ist der Gouverneur von dem Generalgouverneur von Canada abhängig, in dessen Hause der Gemeinen N. durch 12 Senatoren und 16 Mitglieder vertreten ist. Die Einnahmen beliefen sich 1873—74 auf 591,464, die Ausgaben auf 589,793 Doll. Die wichtigsten Ausfuhrproducte sind Bauholz (namentlich von Tannen, deren das Land sieben Species enthält), Fische, Thran und etwas Pelzwerk. Der Gesammtwerth der Ausfuhr war in dem am 30. Juni 1874 endenden Jahre 6,503,934 Doll. und der Einfuhr 10,223,871 Doll. Die Colonie hat im ganzen 728 Kilom. Eisenbahnen. Im Innern N.s finden sich noch Bären, Wölfe, Füchse, Marder, Luchse, Wolwerene, Biber, Masquash oder Bisamratten, das Elenthier (Cervus Alces) und der Caribou oder das amerik. Rennthier. Die Flüsse, Landseen und benachbarten Meere sind sehr fischreich. Der Ertrag der Fischerei belief sich 1874 auf 2,685,793 Doll. Auch nimmt N. am Walfischfange theil. Ueberdies ist das Land reich an Eisen, Kalkstein und Gips, und hat ausgedehnte Kohlenlager. Hauptstadt ist Fredericktown am St.-John, 135 Kilom. von der Mündung und vortheilhaft an der obern Grenze der Schiffbarkeit desselben für größere Fahrzeuge gelegen. Sie ist der Sitz

Digitized by Google

der Regierung, des Parlaments und des engl. Bischofs, weitläufig und regelmäßig gebaut, enthält mehrere stattliche Gebäude, wie das der Regierung und des frühern Kings-College, der jetzigen Universität von N., der bedeutendsten Lehranstalt des Landes mit vortrefflichen Lehrkräften, hat außerdem noch ein anderes, von Baptisten gegründetes College, eine Episkopalkirche und vier andere Gotteshäuser, eine Bibliothek, mehrere gemeinnützige Gesellschaften und eine Bank, zählte aber 1871 nur 6006 E. Sie ward im Nov. 1850 durch eine Feuersbrunst größtentheils zerstört. Die größte Stadt und der bedeutendste Handelsplatz von N. ist aber Saint-John an der Mündung des St.-John, dessen Handel sie beherrscht, mit einem sichern, geräumigen Hafen, in welchen mit der Flut große Schiffe einlaufen können. Die Stadt zählt (1871) 28,805 E., hat zwei engl. Kirchen und fünf andere Gotteshäuser, ein Gymnasium, eine Bank und mehrere religiöse und Wohlthätigkeitsgesellschaften. Schifffahrt und Handel sind sehr bedeutend. N., ehemals ein Theil des franz. Akadien, kam 1763 an die Briten, wurde zu Neuschottland gezogen und von demselben erst 1783 als ein besonderes Colonialgouvernement abgetrennt. Seit 1867 bildet es eine Provinz des Dominion of Canada.

Neu-Breisach, Festung und Hauptort eines Cantons im Kreise Colmar des deutschreichsländ. Bezirks Oberelsaß, liegt 15 Kilom. westlich von Colmar, 3 Kilom. vom Rheine, am Rhein-Rhône-Kanal und an der Bahn Colmar-Breisach und zählt (1875) mit der Garnison 2759 E. Infolge des Ryswijker Friedens 1697 mußte Ludwig XIV. (Alt-)Breisach an Oesterreich abtreten und behielt nur ein Werk dieser Festung auf dem linken Rheinufer, das später Fort-Mortier genannt wurde. Zur Unterstützung dieses Forts erbaute Vauban 1699 die Festung N., nachdem Ludwig XIV. der Gemeinde Wolfgantzen das erforderliche Terrain abgekauft hatte. Der Ort ist in einem Achteck gebaut, in dessen Centrum die mit Häusern von gleicher Höhe besetzten Straßen zusammenlaufen. Die Stadt ist ohne jede Industrie. Von Gebäuden ist allein die 1705 erbaute Pfarrkirche bemerkenswerth. N. wurde 1870 zum ersten male belagert. Am 14. Sept. kamen bad. Truppen vor die Stadt, Anfang October begann die Cernirung, 2. Nov. die Beschießung. Am 8. Nov. capitulirte Fort-Mortier, am 10. N., das am 11. besetzt wurde. Vgl. Wolff, «Geschichte des Bombardements von Schlettstadt und N.» (Berl. 1874); Neumann, «Die Eroberung von Schlettstadt und N.» (Berl. 1876).

Neubritannien, eine zu Melanesien gehörige halbkreisförmige Gruppe schmaler Inseln im westl. Großen Ocean, durch die 90 Kilom. breite Dampierssstraße von der Ostseite Neuguineas getrennt und zwischen 2—6½° südl. Br. und 148—155° östl. L. (von Greenwich) gelegen, besteht aus dem eigentlichen N. (von den Eingeborenen Birara genannt), Neu-Irland (bei den Eingeborenen Tombara), Neuhannover und mehrern andern kleinen Inseln, mit einem Areal von zusammen 40,250 QKilom. Die Inseln N.s sind vulkanischen Ursprungs und gebirgiger Natur und zum Theil mit Korallenriffen an den niedrigen Küsten umgeben. Noch gibt es in N. thätige Vulkane, und auf Neu-Irland erhebt sich das Gebirge bis zu 2000 Mt. Die natürliche Beschaffenheit der Inseln ist noch wenig bekannt, scheint aber im ganzen mit der Neuguineas (s. d.) übereinzustimmen; sie sind stark bewaldet, vortrefflich bewässert und meist sehr fruchtbar an tropischen Erzeugnissen. Die Einwohner sind Papua; sie bauen das Land mit Yams, Bananen u. s. w. an; gegen die Europäer bezeigen sie sich wild und feindselig. — Sonst wurden mit N. auch die beiden Canada, Neuwales und andere Besitzungen der Engländer auf dem Continente von Nordamerika bezeichnet.

Neuburg, an der Donau, im bair. Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, war früher die Hauptstadt des reichsunmittelbaren Fürstenthums Neuburg, das zuletzt auf etwa 2750 QKilom. gegen 90,000 E. umfaßte. Das Fürstenthum wurde nach langwierigen Kämpfen 1503 von Baiern abgetreten und die Junge Pfalz oder Pfalz-Neuburg genannt. Erster Fürst war Otto Heinrich, nach dessen kinderlosem Ableben es an Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken kam, von welchem es an seinen Sohn Philipp Ludwig, dann an den Kurfürsten Karl Theodor und an König Maximilian I. von Baiern überging, welcher es 1803 mit Baiern vereinigte. Bei der neuen Landeseintheilung 1837 wurde es mit Schwaben zu einem Kreise vereinigt. — Die ehemalige Hauptstadt des Fürstenthums, N. an der Donau, 1503—1803 die Residenz der Linie Pfalz-Neuburg, jetzt Hauptort eines Amts- und Landgerichtsbezirks, liegt malerisch am rechten Ufer der Donau und an der Bahnlinie Donauwörth-Regensburg, 30 Kilom. östlich von Donauwörth, und zählt (1875) 7291 E., die in Handel und Donauschifffahrt ihre Hauptnahrungszweige finden. Sie ist eine unmittelbare Stadt, der Sitz eines unter dem Bezirksgericht Donauwörth stehenden Stadt- und Landgerichts, eines Rentamts und Kreisarchivs, hat ein königl. Schloß, einen schönen Schloßgarten mit sehr kunst-

Digitized by Google

reich angelegten Wasserwerken, ein Gymnasium, ein (kath.) Studienseminar, eine Realschule, sowie ein Englisches Fräuleinstift nebst weiblicher Erziehungsanstalt, eine Bibliothek und ein Theater. In der Nähe von N. beginnt das Donaumoos (s. d.). Auch liegen in dessen Umgebung die Ruinen der Kaisers- oder Altenburg, die Lustschlösser Grünau (bekannt durch den Landtagsabschied zwischen Wolfgang und seinen Ständen 1562) und Bertoldsheim, sowie das Dorf Oberhausen, bei welchem das Denkmal des hier gefallenen Latour d'Auvergne (s. d.) steht.

Neucaledonien (franz. Nouvelle-Calédonie) oder **Baladea**, eine 17,345 QKilom. große Insel im südwestl. Großen Ocean, 300 Kilom. lang und 35 Kilom. breit, zwischen 20° 10′ und 22° 26′ südl. Br. und 161° 35′ bis 164° 40′ östl. L. (von Paris) gelegen, von Korallenriffen umgeben, wurde 4. Sept. 1774 von Cook entdeckt und 24. Sept. 1853 von Frankreich in Besitz genommen. Die Franzosen gründeten in der Numeabai den Hauptort Port-de-France oder Numea, bauten das Fort Wagap an der Ostküste und das Fort Gatope an der Westküste und besetzten 1864 auch die östlich benachbarten Loyalty-Inseln (2147 QKilom.), die nebst der Ile-des-Pins oder Kunie (187,21 QKilom.) und Waina oder Uen (41,30 QKilom.) zur Colonie Nouvelle-Calédonie gehören. Früher dem Gouverneur der Établissements français de l'Océanie unterstehend, ist dieselbe seit 1860 selbstständig unter eigenem Gouverneur. Die Insel ist im Innern ein 150—250 Mt. hohes Plateau der Kreideformation, dessen Felsen bis an das Meer treten; darauf stehen Ketten und Massivs, mit etwa 1600 Mt. hohen Kegeln, in deren Mitte sich der 1640 Mt. hohe Humboldt erhebt. Im Süden durchfließt der Strom der Kaoris ein ziemlich breites Thal. Das Innere ist zum Theil noch unbekannt. Unter den zahlreichen kleinen Flüssen ist nur der im Norden fließende Diaot eine Strecke weit schiffbar. Das Klima ist gesund, die Temperatur gemäßigt, zwischen 13 und 25° R.; die Regenzeit dauert vom Januar bis April. Die Einwohnerzahl der ganzen Colonie beträgt (1874) 68,827, worunter 53,000 Eingeborene. Schon früher von Frankreich als Strafcolonie benutzt, ist N. seit 1872 der Verbannungsort der zur Deportation verurtheilten Communards geworden. Die Eingeborenen stehen den Papuas von Neuguinea nahe, sind wild und waren der Anthropophagie ergeben; 5000 derselben sind von den seit 1843 auf der Insel thätigen kath. Missionaren getauft. Bei Karigu findet sich Kohle und in der Gegend des Diaot Gold. Der Boden ist roth und reich an Eisen. Angebaut werden Dioscorea alata, Taro, Bataten, Zuckerrohr, Bananen und Cocospalmen; die Franzosen haben außer Cerealien und Tabak auch Baumwolle und Kaffee eingeführt. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Cocosnußöl und Schildkrot. Aus- und Einfuhr übersteigen bereits 5 Mill. Frs. Vgl. Garnier, «La Nouvelle Calédonie» (3. Aufl., Par. 1876), und Faure-Biguet, «Géographie de la Nouvelle Calédonie» (Par. 1876).

Neuchâtel, schweizer Canton und Stadt, s. Neuenburg.

Neudietendorf, Dorf im Herzogthum Gotha, s. Dietendorf.

Neuenahr, Badeort im Kreise Ahrweiler des preuß. Regierungsbezirks Koblenz, an der Ahr und am Fuße des 326 Mt. hohen Basaltkegels N. mit einer Thurmruine. Die warmen Quellen wurden 1854 entdeckt und 1858 das neue Bad eingeweiht. Seitdem nahm der Badeort einen außerordentlichen Aufschwung, sodaß die Frequenz jetzt bis 4000 Personen jährlich beträgt. Unter den Neubauten sind besonders die evang. Kirche, die eiserne Hängebrücke über die Ahr und das Kurhotel zu erwähnen. Von den fünf alkalischen Thermen des Ortes ist der große Sprudel wirksam gegen Diabetes, Gries, Gallenstein und chronische Diarrhöen.

Neuenburg, franz. Neuchâtel (Neufchâtel), ein Canton der Schweiz, besteht aus dem ehemaligen Fürstenthum N. und der Grafschaft Valengin, grenzt im W. an Frankreich (Depart. Doubs), im N. an Bern, im S. an Waadt, im O. an den Neuenburgersee und umfaßt 808 QKilom. Von SW. nach NO. wird das Land von den parallelen Kalkketten des Jura durchzogen, in welchen sich der Creux-du-Van (1465 Mt.), die Tête-de-Rang (1423 Mt.) und der aussichtreiche Chaumont (1172 Mt.) erheben. Zwischen den Ketten liegen einförmige, langgestreckte Hochthäler mit rauhem Klima, reich an ausgedehnten Bergweiden und Nadelholzwäldern. Der fruchtbarste Landstrich ist das Gelände zwischen Jura und See, wo neben ergiebigem Ackerbau auch ein vorzüglicher Weinbau betrieben wird. Der größte Theil des Cantons gehört zum Flußgebiet der Aare (s. d.), welche den Abfluß des Sees, die Zihl (franz. Thièle), aufnimmt. Der Neuenburgersee, der Lacus Eburodunensis der Römer, ist 240 QKilom. groß, 37 Kilom. lang, 4—9 Kilom. breit, 144 Mt. tief und liegt 435 Mt. über dem Meere. Der Richtung des Jura folgend, fast ohne Buchten und Landspitzen, ist er einförmiger als die andern Schweizerseen. Im Nordost und Südwest wird er von flachen, sumpfigen Ufern eingefaßt, das südöstliche ist hügelig, bewaldet, reizlos und verhältnißmäßig

Digitized by Google

wenig bewohnt, während das nordwestl. Ufer, von den Juraketten überragt, mit seinen Schlössern und Villen, blühenden Dörfern und Städten, seinen Kornfeldern, Laubwaldungen und Rebenhügeln ein ebenso belebtes, wie reizendes Bild bietet. Außer der Orbe, welche bei Yverdon einfließt und als Zihl wieder austritt, empfängt der See die Mentue und die Broye, den Abfluß des Murtensees, rechts, die Areuse aus dem Traversthal und den Seyon aus dem Val de Ruz, welche beide zuerst Längenthäler durchfließen, um dann die Gebirgsketten in wilden, malerischen Schluchten quer durchbrechend den See zu erreichen. Seitdem, dem ganzen linken Ufer entlang, auf dem rechten von Yverdon bis zu dem freiburgischen Städtchen Estavayer Eisenbahnen angelegt sind, wird der See nur noch zwischen N.-Estavayer und N.-Murten (mit Benutzung der Broye) von Dampfbooten befahren. Der westlichste Theil des Cantons gehört zum Flußgebiet des Doubs, welcher an der franz. Grenze den bekannten Wasserfall «Saut du Doubs» und den malerischen See von Brenets bildet. Der Canton zählt (1870) 97,284 E., 124 auf dem Quadratkilometer, wovon 86,7 Proc. der reform. 11,7 Proc. der röm.-kath. Kirche, 1,6 Proc. verschiedenen Sekten und der mosaischen Religion angehörten; nur 43 Proc. der Bevölkerung waren Cantonsbürger, 40 Proc. Schweizer anderer Cantone und fast 17 Proc. Ausländer. In 17,045 Familien wurde französisch, in 2628 deutsch gesprochen, jedoch gewinnt das Deutsche infolge der starken Einwanderung aus der deutschen Schweiz von Jahr zu Jahr mehr Boden. Neben dem Ackerbau, der hauptsächlich am Seeufer mit Erfolg betrieben wird, ist die Viehzucht eine Haupterwerbsquelle der Bevölkerung; nach der Viehzählung von 1876 zählte der Canton 3009 Pferde, 19,469 Rinder, 3433 Schweine, 3586 Schafe, 2853 Ziegen und 4723 Bienenstöcke. Der Weinbau ergibt trefflichen Wein (Cortaillod), der Bergbau liefert vorzügliche Bausteine und im Val de Travers jährlich etwa 300,000 metr. Ctr. Asphalt. Die Industrie ist blühend und liefert besonders Taschenuhren, Bijouterien und Spieldosen (in La-Chaux-de-Fonds, Locle, Brenets u. s. w.) im Werthe von ungefähr 20 Mill. Frs. jährlich; außerdem verdienen die Chocoladefabrikation von N., die Liqueurfabrikation und die Spitzenklöppelei des Traversthals Erwähnung. Der Handel wird unterstützt durch ein System trefflicher Straßen und drei Bahnlinien, von denen die eine auf dem linken Seeufer von Yverdon nach N. und Neuveville (Neuenstadt, Canton Bern) führt, wo sie an die Berner-Jurabahn anschließt; die zweite Linie führt von N. durch das Val de Travers nach Pontarlier und weiter nach Paris; die dritte verbindet N. mit Chaux-de-Fonds und Locle und schließt bei Convers an die Jurabahn. Die Verfassung ist repräsentativ-demokratisch, doch müssen Gesetze, welche Ausgaben über 500,000 Frs. verursachen oder die Kirchenorganisation betreffen, dem Volke zur Abstimmung vorgelegt werden. Der Große Rath zählt je ein Mitglied auf 1000 Seelen, der Staatsrath, vom Großen Rathe gewählt, sieben Mitglieder, ebenso das Appellationsgericht. In administrativer Beziehung zerfällt der Canton in die sechs Bezirke N., Boudry, La-Chaux-de-Fonds, Le Locle, Val de Ruz und Val de Travers, an deren Spitze ein Préfet (Regierungsstatthalter) steht.

Ursprünglich von dem celt. Stamme der Sequaner bewohnt, wie die Pfahlbauten im See beweisen, schon vor der Römerzeit besiedelt, gerieth das heutige N. mit dem übrigen Helvetien unter röm., dann 534 unter fränk. Herrschaft; 879 kam es an das großburgund., 888 an das kleinburgund. Königreich, mit welchem es 1032 an das Deutsche Reich zurückfiel. Nach dem Erlöschen des alten Grafengeschlechts von N. wechselte das Land, seit 1406 mit der Eidgenossenschaft verbündet, mehrmals den Herrscher, bis es endlich 1529 an die Familie der Herzoge von Longueville kam. Als diese mit dem Tode der Herzogin von Nemours, Marie von Orléans, 1707 erlosch, wurde der König von Preußen, als Erbe des Hauses Oranien, dessen alte Rechte auf das Fürstenthum anerkannt waren, von den Ständen desselben zur Herrschaft berufen und die darauf erfolgte Besitzergreifung im Utrechter Frieden bestätigt. Der König von Preußen mußte 1807 das Fürstenthum an Frankreich abtreten, worauf Napoleon I. den Marschall Berthier (s. d.) als souveränen Fürsten damit belehnte. Im Pariser Frieden von 1814 wurde N. vergrößert an den König von Preußen zurückgegeben, der dem Lande 18. Juni 1814 eine der genfer ähnliche Charte constitutionnelle gab und die Rechte eines für sich bestehenden, von dem preuß. Staatsinteresse ganz getrennten Staats erneuerte. Hierauf erfolgte 11. Sept. 1814 die Aufnahme N.s als 21. Canton in die Eidgenossenschaft. Das einzige monarchische Glied in einem republikanischen Staatenbunde, mit der Eidgenossenschaft durch alte Bündnisse und gemeinsame Interessen weit enger verknüpft, als mit dem fernen Herrscherhause, befand sich N. in einer auf die Dauer unhaltbaren Doppelstellung. Zwar mislang 1831 der Versuch der republikanischen Partei, N. durch Revolution von der Herrschaft des preuß. Königs frei zu machen; aber durch zahlreich eingewanderte deutsche Schweizer verstärkt, gewann

Digitized by Google

die Partei in den nächsten Jahrzehnten die überwiegende Mehrheit des Volkes für sich, während die Regierung streng conservativ blieb und sogar 1847 im Sonderbundskrieg sich weigerte, das bundesgemäße Contingent zur eidgenössischen Armee zu stellen. Im Frühjahr 1848 wurde durch eine bewaffnete Demonstration der eidgenössisch Gesinnten (1. März) der frühere Staatsrath zur Abdankung genöthigt, worauf eine Provisorische Regierung die Abschaffung der Monarchie und die Einführung der Republik erklärte. Ein Verfassungsrath entwarf sodann im Geiste der repräsentativen Demokratie eine neue, vom Volke (30. April) genehmigte und von der Eidgenossenschaft gewährleistete republikanische Constitution. Der König von Preußen protestirte seitdem wiederholt gegen die einseitige Aufhebung seiner Rechte, und ebenso fanden mehrfache, aber vergebliche Versuche von seiten der königlich Gesinnten statt, das frühere Verhältniß herzustellen. Auch ein 24. Mai 1852 bei der Londoner Conferenz von sämmtlichen Großmächten unterzeichnetes Protokoll erkannte auf Grund der Verträge von 1815 das Recht des Königs auf N. sowie auf Wiederherstellung seiner Autorität an, sodaß diese Angelegenheit ihren drohenden Charakter für die Schweiz (s. d.) behielt. Endlich fand in der Nacht vom 2. auf 3. Sept. 1856 ein Aufstandsversuch der Royalisten statt, welche sich in der Stadt N. des Schlosses bemächtigten und einige Regierungsmitglieder festnahmen. An der Spitze der Aufständischen befanden sich Graf Pourtalès und Herr von Meuron. Doch schon am frühen Morgen des 4. Sept. wurde das Schloß von den republikanischen Milizen fast ohne Widerstand genommen, und auch in Locle hatten sich die Royalisten vor den Republikanern zurückziehen müssen. Von den 700 gefangenen Royalisten wurden 66 in Untersuchung gezogen. Preußen verlangte unter Bezug auf seine alten Rechte Sistirung des Processes und Freilassung der Gefangenen. Diplomatische Verhandlungen, bei welchen Kaiser Napoleon III. hauptsächlich die Vermittelung übernahm, führten, nachdem Preußen mit Krieg gedroht und die Eidgenossenschaft unter großer patriotischer Begeisterung ihr ganzes Heer theils mobil gemacht, theils auf Piket gestellt hatte, zu dem Vergleich, daß die Eidgenossenschaft den Proceß (15. und 16. Jan. 1857) niederschlug, die Kosten trug und vollständige Amnestie erließ, wogegen der König von Preußen (Ende Mai 1857) auf alle seine Rechte (bis auf den beibehaltenen Titel eines Fürsten von N.) verzichtete. Seitdem hat sich der Canton friedlich entwickelt. Doch führten Eisenbahnangelegenheiten und kirchliche Fragen, sowie die gewagte Finanzpolitik der herrschenden radicalen Partei zu manchen Streitigkeiten im Großen Rath. Bei den Abstimmungen über die Revision der Bundesverfassung ergaben sich im Canton 12. Mai 1872 nur 7960 Ja gegen 9066 Nein, 19. April 1874 dagegen 16,295 Ja gegen 1251 Nein. — Die gleichnamige Hauptstadt N. oder Neuchâtel, am Fuße des Chaumont, unweit der Mündung des Seyon, 473 Mt. über dem Meere, reizend gelegen, ist von freundlichen Weilern und Landhäusern umgeben. Die schön, zum Theil selbst prächtig gebaute Stadt zählt (1870) 13,321 E. Die merkwürdigsten Gebäude sind das hochgelegene, im 13. Jahrh. erbaute Schloß, einst Sitz der Grafen von N., jetzt Regierungsgebäude, die goth. Stiftskirche aus dem 12. Jahrh., die palastartigen Schulgebäude und Spitäler. Für den höhern Unterricht sorgen eine Akademie mit theol. Facultät und eine Cantonsschule. Die Bevölkerung treibt ausgedehnten Handel und ist sehr wohlhabend; zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten und andere öffentliche Institute verdanken zum Theil den Vermächtnissen und Stiftungen reicher Bürger (Lallemand, David Pury, J. de Pourtalès u. a.) ihre Entstehung oder Ausdehnung.

Neuengland (New England) hieß ursprünglich dasjenige Küstenland der Vereinigten Staaten von Amerika, welches der engl. Kapitän John Smith, als erster Vorläufer der Colonisation, 1614 zwischen der Penobscotbai in Maine und der Codbai südöstlich von Boston befuhr und so günstig schilderte, daß König Jakob I. es N. nannte. Ebenderselbe verlieh aber unter diesem Namen das ganze Land zwischen 40—48° nördl. Br. durch einen Freibrief der Plymouth-Compagnie, welche ihrerseits das ihr zugesprochene Gebiet an andere Vereine oder Privatleute gab. Karl I. erklärte 1639 ihren Freibrief für erloschen, und das von ihr noch nicht vertheilte Land, welches das nachherige Pennsylvanien, Neuyork und Neujersey sammt dem ganzen Westen umfaßte, fiel der Krone anheim. Jakob II. verschmolz das Land nördlich vom Delaware, also Neujersey, Neuyork, Rhode-Island, Connecticut, Neuhampshire und Massachusetts, zu einer Provinz unter dem Namen N. Infolge der engl. Revolution von 1688 wurde diese große Nordprovinz wieder in ihre frühern Bestandtheile zerlegt. Später beschränkte sich der Name N. auf die vier Provinzen Neuhampshire, Massachusetts, Rhode-Island und Connecticut, die seit 1778 in der Reihe der 13 alten Freistaaten der Union auftreten und seit 1783 als solche anerkannt wurden. Dazu kamen 1791 und 1820 zwei neue Staaten, Vermont und Maine, die

Digitized by Google

bis dahin zu den Gebieten der beiden erstgenannten gehört hatten. So geschieht es, daß man noch jetzt diese sechs nordöstlichsten Staaten der Union die New England States oder Neuengland-Staaten nennt. Vgl. Talvj, «Die Colonisation von N.» (Lpz. 1847); Palfrey, «History of New England» (3 Bde., Bost. 1859).

Neuer Bund oder Neues Testament, s. Bund und Bibel.

Neufchâtel, schweizer Canton und Stadt, s. Neuenburg.

Neufundland (engl. New Foundland, franz. Terreneuve), eine den Engländern gehörige Insel und Colonie an der Nordostküste Amerikas, östlich vor dem St.-Lorenzgolf gelegen, bildet mit Anticosti und der Küste von Labrador von Blanc Sablon bis Cap Chudleigh ein eigenes Gouvernement im brit. Nordamerika, dessen Gebiet auf 104,114 QKilom. mit (1874) 161,455 E. angegeben wird. N. wurde von Giovanni Caboto (s. d.) und dessen Sohne Sebastian entdeckt und 1583 von England in Besitz genommen. Indeß sollen schon im 11. Jahrh. Normänner sich daselbst angesiedelt haben. Als seit dem Ende des 16. Jahrh. Franzosen daselbst sich festsetzten, entstanden unaufhörliche Streitigkeiten. Zwar wurde die Insel im Utrechter Frieden 1713 ganz an England abgetreten, aber die Conflicte dauerten fort, weil die Franzosen sich das Recht vorbehalten hatten, an den Küsten der Insel von Bonavista bis Cap Rich am Stockfischfang theilzunehmen. Im Pariser Frieden von 1783, der auch den Nordamerikanern Antheil an dieser Fischerei gewährte, erlangten die Franzosen noch vortheilhaftere Bedingungen für die Fischerei, die aber in dem Revolutionskriege wieder ganz in die Hände der Engländer kam, nachher jedoch sowol den Franzosen als den Nordamerikanern wieder zugestanden wurde. N.s Küsten sind sehr unregelmäßig gestaltet und, besonders an der Ost- und Südseite, durch tiefe Baien und Meeresarme vielfach zerrissen. Auch steigen die Küsten, außer an der minder zersplitterten Westseite, wo sich niedrige ebene Strecken finden, überall steil aus dem Meere empor. Das Innere ist durchgängig hoch und uneben, eine von vielen Seen und Flüssen, Sümpfen und Morästen erfüllte Wildniß. Das Klima, bedeutend kühler und wechselnder als in den Ländern Westeuropas unter gleicher Breite, gilt trotz der großen Unbeständigkeit für sehr gesund. Charakteristisch sind für N. die dicken Nebel an der Süd- und Ostküste, welche, wie auch die verhältnißmäßige Milde des Winters, vornehmlich dem Einflusse des Golfstroms zuzuschreiben sind. Urbarer Boden findet sich fast nur an einzelnen Buchten, und Ackerbau wie Viehzucht sind daher sehr unbedeutend. Man baut fast nur Kartoffeln, etwas Hafer und Gerste; Brotkorn, Mehl und andere Lebensmittel werden, wie auch Manufacturen, eingeführt. Das Innere hat noch beträchtliche Waldungen von Fichten, Lärchen und Birken. Von Landthieren sind zu nennen der Caribou oder das amerik. Rennthier, welches im Innern heerdenweise weidet, der jetzt selten gewordene Biber, Füchse, Wölfe und Bären. Bekannt ist der Neufundländische Hund, der sich durch seine große Stärke, Gelehrigkeit und Treue auszeichnet und hier meist mit gesalzenen Fischen gefüttert wird. Wichtiger als die Landthiere sind für N. die Fische seiner Küsten, namentlich der Kabeljau (Codfish), von dem die Bevölkerung fast ausschließlich abhängt und auf dessen Fang sich alle ihre Thätigkeit richtet. Die Fischereien N.s sind noch immer die großartigsten der Erde. Am ergiebigsten erweist sich die sog. Große Bank von N. im Osten und Südosten der Insel, welche 970 Kilom. lang, an einigen Stellen 320 Kilom. breit ist und zwischen 45—175 Mt. Wasser über sich hat. Außerdem gibt es noch eine Aeußere oder Falsche Bank und eine südwärts gegen Neuschottland sich ausdehnende Reihe von Bänken. Ueber diesen Bänken herrscht ein fast beständiger Nebel. Das häufige Vorkommen von Eisbergen macht in diesen Nebeln die Schifffahrt sehr gefährlich. Die besten Fischreviere liegen zwischen 42° und 46° nördl. Br., weshalb auch die Hauptniederlassungen im südöstl. Theile der Insel concentrirt sind. Die ansässige Bevölkerung N.s wohnt sehr zerstreut an den Küsten. Sie ist theils franz., theils brit. Ursprungs. Die Nordküste ist sehr unwirthbar und fast ganz unbewohnt. Die Ureinwohner der Insel, die sog. Rothen Indianer, scheinen ganz ausgerottet zu sein; später eingewandert sind die Indianer vom Stamme der Mic-Mac. Die weiße Bevölkerung gilt für ehrlich und thätig, aber auch für unwissend und roh. Sie besteht zu 60 Proc. aus Protestanten. Für den Volksunterricht hat man erst in neuerer Zeit einigermaßen gesorgt. N. erhielt 1832 eine Repräsentativverfassung, die fast allgemeines Stimmrecht gewährte, sich aber verderblich für die Colonie zeigte, sodaß sie gegen eine andere vertauscht werden mußte, in welcher das Wahlrecht und die Befugnisse der gesetzgebenden Versammlung sehr beschränkt wurden. An der Spitze der Verwaltung steht ein von der Krone ernannter Gouverneur, der auch den Oberbefehl über die Landtruppen der Colonie hat. Ihm zur Seite steht ein Rath (Council), der die Functionen des executiven und legislativen Raths in sich vereinigt und nicht mehr als

Digitized by Google

sieben Mitglieder zählt. Die gesetzgebende Versammlung besteht aus einem Senate (legislativen Rath) von nicht mehr als 15, von der Krone oder dem Gouverneur ernannten Mitgliedern (zur Zeit 13) und einem Hause von 31 Mitgliedern, welche vom Volke auf vier Jahre gewählt werden. Seine Sitzungen hält der gesetzgebende Körper Ende Januar oder Anfang Februar jeden Jahres. Die Einnahmen der Colonie betrugen 1874: 185,334, die Ausgaben 198,290 Pfd. St. Der Export belief sich zu derselben Zeit auf 1,528,341, die Einfuhr dagegen auf 1,532,227 Pfd. St. Zu derselben Zeit hatte die öffentliche Schuld die Höhe von 239,396 Pfd. St. erreicht. Die Hauptstadt St.-Johns, an der Ostküste der Halbinsel Avalon, der Großen Neufundlandbank gegenüber, mit einem an 200 Schiffe fassenden Freihafen, der durch starke Batterien und die zwei Forts Townshend und William zugleich einen Kriegshafen von Wichtigkeit bildet, ist Sitz der Regierung, Hauptstapelplatz der Insel und hat eine sehr schöne kath. Kathedrale, auch viele andere, aber unansehnliche hölzerne Gotteshäuser, sowie ein Hospital. Sie gewährt im ganzen den Anblick einer Fischerstation und zählt (1869) 22,553 E. Ihr Antheil am Fisch- und Robbenfang ist sehr bedeutend. Südlich davon liegt Cape-Race (s. d.) und nördlich davon Trinity-Bay, wo der atlantische Telegraphendraht ausläuft. An der Südküste von N., vor der Fortunabai, liegen die den Franzosen gehörigen kleinen Inseln Miquelon und Saint-Pierre (s. d.). Vgl. Anspach, «History of Newfoundland» (Lond. 1819); Moreton, «Life and work in Newfoundland» (Lond. 1863); Pedley, «The history of Newfoundland» (Lond. 1863).

Neugewürz, Pflanzenart, s. Eugenia.

Neugranada hießen bis 1861 die Vereinigten Staaten von Columbia (s. d.).

Neugriechen nennt man das die griech. Sprache redende Volk, welches hauptsächlich über das jetzige Königreich Griechenland mit den Jonischen Inseln, die südl. und südöstl. Provinzen der europ. Türkei, den Griechischen Archipelagus, Candia und Cypern, die Küsten Kleinasiens und Syriens verbreitet ist und auch in andern Seestädten des Mittelländischen und Schwarzen Meers vorkommt. Der Ursprung desselben ist ein sehr gemischter. Das reinste altgriech. Blut bewahren wol noch theils die Inselgriechen, die am wenigsten mit fremdartigen Elementen vermischt sind, obschon auch hier fränk. und venet. Elemente und später albanesische (z. B. auf Hydra und Spezzia) nicht ohne Einfluß blieben, theils die Bewohner einzelner Gebirgsstriche, wie die Mainoten, die Griechen des Olymp, ferner der Gebirge von Agrapha und Valtos in Westgriechenland, von Sphakia auf Candia u. s. w. Gemischter sind die Griechen Kleinasiens und in Konstantinopel oder die eigentlichen byzant. Griechen, die schon in den spätern Zeiten des Mittelalters auf mannichfache Weise mit fremdartigen Elementen zersetzt waren. Von den Griechen des europ. Continents, insbesondere von denen des heutigen Königreichs Griechenland, ist es dagegen geschichtlich nachgewiesen, daß sie aus einer Vermischung altgriech. Ureinwohner und zum Theil byzant. Griechen mit slaw. und später albanes. Eindringlingen, die nach und nach gräcisirt wurden, entstanden sind, obschon die Behauptung Fallmerayer's, daß das altgriech. Element in Morea und dem eigentlichen Hellas infolge der slaw. Einwanderungen im 6. bis 10. Jahrh. gänzlich vernichtet worden sei, für eine übertriebene gelten muß. (S. Griechenland.) Im allgemeinen neigen sie mehr zu den beweglichen als seßhaften Beschäftigungen, daher sie sich weniger dem Ackerbau und den Gewerben als der Schifffahrt, dem Handel und Hirtenleben widmen. Mit Ausnahme der Nachkommen fränk. und venet. Eingewanderter und der von ihnen gemachten Convertiten auf einigen Inseln des Aegäischen Meers, z. B. auf Naxos, und der vielen Katholiken auf den Jonischen Inseln, bekennen sich alle N. zur orient.-orthodoxen Kirche, die deshalb auch die Griechische Kirche genannt wird. Vgl. Fallmerayer, «Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters» (2 Bde., Stuttg. 1830—36) und «Welchen Einfluß hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slawen auf das Schicksal der Stadt Athen?» (Stuttg. 1835); Zinkeisen, «Geschichte Griechenlands» (Bd. 1, Lpz. 1832); Finlay, «Die Geschichte Griechenlands von seiner Eroberung durch die Kreuzfahrer bis zur Besitznahme durch die Türken, und des Kaiserthums Trapezunt, 1204—1461» (aus dem Englischen, Tüb. 1853), und desselben «Griechenland unter den Römern, von 146 v. Chr. bis 716 n. Chr.» (aus dem Englischen, Lpz. 1861); Hopf, «Geschichte Griechenlands vom Beginn des Mittelalters bis auf unsere Zeit» (Lpz. 1870); Hertzberg, «Geschichte Griechenlands vom Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart» (Bd. 1 u. 2, Gotha 1876—77).

Neugriechische Sprache und Literatur. Die gegenwärtig in Griechenland und von sämmtlichen Griechen überhaupt gesprochene Sprache (Νέα-Ἑλληνική oder Νεοελληνικὴ γλῶσσα, Καθομιλουμένη, neugriech. Sprache) ist lange Zeit von den Philologen und

Digitized by Google

Literaturhiſtorikern Europas als eine vom Altgriechiſchen verſchiedene und abgeſonderte Sprache angeſehen worden und hat vielmehr als ein ganz abgeſtumpftes, von barbariſchen Wörtern und fremden Redensarten zuſammengeſetztes Idiom gegolten. Neuere Forſchungen haben den hiſtor. Zuſammenhang zwiſchen der neu- und altgriech. Sprache dargelegt und die zwiſchen beiden in der That exiſtirende, jedoch nicht durchgreifende Verſchiedenheit als eine natürliche Folge der zeitlichen Einwirkungen und der nach innen und außen hin totalen Umgeſtaltung der alten griech. Welt erwieſen. Die neugriech. Sprache hat allerdings viele, größtentheils ſyntaktiſche Züge der altgriech. Sprache eingebüßt, ſich dagegen eine ziemlich große Zahl von fremden Elementen in Wort und Syntax angeeignet. Dieſe Verſchiedenheit zwiſchen der neu- und altgriech. Sprache iſt noch auffallender, wenn man dem heutzutage in Griechenland geſprochenen Idiom die ausgebildetſte und von den Schriftſtellern des claſſiſchen Alterthums gebrauchte Sprache entgegenſtellt. Es iſt aber Thatſache, daß auch die alten Griechen nicht immer ſo geſchrieben, noch weniger geſprochen haben, wie Plato und Thucydides ſchrieben, und daß ihre beim Volke gebräuchliche Sprache nicht ſo geregelt war, wie die der altgriech. Dichter und Proſaiker. Auch hatte die altgriech. Schriftſprache einen allgemeinern Charakter, indem die von den verſchiedenen Völkern oder Stämmen geſprochenen Idiome mehr dialektiſch gebildet waren und ſich nur ſpäter und unvollkommen einander näherten, um ſich erſt in der alexandriniſchen Zeit in eine ſozuſagen allgemeine Sprache (κοινὴ γλῶσσα) zu verſchmelzen, welche die nächſte Hauptwurzel der neugriechiſchen iſt. Aus dieſen Elementen und unter dem Verlauf der polit. Geſchichte Griechenlands bildete ſich nach und nach nicht nur als Volks-, ſondern auch als Umgangs- und Schriftſprache die neugriechiſche, deren erſtes erhaltenes ſchriftliches Monument, die «Wiedererkennung» («Ἀναγνώρισις») von Andronikos, aus dem 10. Jahrh. ſtammt. Vieles hat ſich dann im Laufe der Zeit und beſonders nach der Vernichtung des byzant. Kaiſerreichs im 15. Jahrh. in der neugriech. Sprache verwirrt und verwildert; bei dem völligen Verfall griech. Bildung, dem Mangel einer nationalen Literatur, den dürftigen Bildungsmitteln für das Volk während dieſer langen Zeitperiode und dem mehr oder weniger ſtarken Einfluß des in das nationale Leben eingedrungenen fremden Elements konnte es nicht anders werden, um ſo mehr, als die auf den höhern Stufen der Geſellſchaft, in Hof und Kirche, erhaltene Bildung mit allem Eifer an dem Altgriechiſchen hielt. Die neugriech. Sprache aber lebte im Volke fort und bildete nach der Zerſtörung Konſtantinopels das alleinige Vereinigungsſymbol des geknechteten Hellenismus. Der erſte und bedeutende nationale Schritt im Bildungsproceß der neugriech. Sprache fällt mit dem Patriarchat des freiſinnigen Cyrillus Lucaris zuſammen, als er die für das nationale Leben der Griechen hohe Bedeutung der Vulgärſprache erkannte und dazu aufmunterte, daß die Heilige Schrift in neugriech. Ueberſetzung dem Volke zugänglich werde. Dann wirkten günſtig für die Entwickelung der neugriech. Sprache die Erhebung der Fanarioten zu beſonderm Einfluß im Serail, die vom Sultan ihnen zugeſtandene Verwaltung der Donaufürſtenthümer und die Errichtung eines griech., wenn auch kleinen Hofs in der Moldau und Walachei, wo die neugriech. Sprache geſetzmäßig zur officiellen wurde, die Errichtung von Schulen und das daraus entſtehende Bedürfniß von Schulbüchern u. ſ. w. Doch hielten die Vornehmern und der griech. Kirche Naheſtehenden (Dukas, Commitas u. a.) noch an dem Altgriechiſchen. Andere (wie Cantardje, Phillipides und Chriſtopulos) wollten dagegen gar nichts von der altgriech. Sprache und ihrem Wortſchatze wiſſen und trachteten aus allen Kräften, das vom fremden Einfluß verdorbene Neugriechiſch zur alleinigen Geltung auch in der Schriftſprache zu erheben. Koraïs (ſ. d.), der größte und tiefſinnigſte neugriech. Gelehrte, brach dann die für die Ausbildung der neugriech. Sprache maßgebende Bahn. Er ſchlug zwiſchen den altgriech. Puritanern und den Anhängern des Volksthümlichen den Mittelweg ein, und indem er es als einen feſten und unwiderlegbaren Grundſatz annahm, daß eine lebende und nach Leben ſtrebende Sprache zuerſt und hauptſächlich dem Volke verſtändlich ſein müſſe, rieth er einerſeits, die Verſchiedenheit zwiſchen der alten und neuen Sprache in Geiſt und Conſtruction nicht unbeachtet und den analytiſchen Charakter des Neugriechiſchen unverſehrt zu laſſen, um andererſeits die Reinigung des vielfach verderbten neuen Idioms, ſeine Befreiung von fremden Elementen und Bereicherung aus dem Wortſchatze des Altgriechiſchen zu empfehlen. Daß dieſer von Koraïs angetretene Weg der allein richtige war, beweiſt nun zur Genüge der heutige Zuſtand der neugriech. Sprache, worauf das von ſeiner Initiative herrührende Spracheinigungsſyſtem den wohlthätigſten Einfluß geübt hat, und das noch immer bei den Griechen fortdauernde Streben, ihre Sprache zu reinigen und zu bereichern, ohne doch ihren vorwiegend analytiſchen Charakter zu verletzen. Unter dieſem glücklichen Einfluß iſt die poetiſche und proſaiſche Sprache der Neugriechen bedeutend

Digitized by Google

zum Beſſern fortgeſchritten und hat bei ihrer innern Bildſamkeit nicht nur eine verhältnißmäßig hohe Stufe der Entwickelung, ſondern auch die Fähigkeit erlangt, für die in die neugriech. Civiliſation übertragenen Begriffe der neuern Cultur die paſſenden Ausdrücke zu geben. Der Unterſchied des Neugriechiſchen und beſonders der Schriftſprache vom Altgriechiſchen beſteht hauptſächlich in der veränderten Bedeutung mancher altgriech. Wörter, im Wegfall mancher Formen der Declination und Conjugation (Dual, Infinitiv, Optativ, Perfectum u. ſ. w.), im loſern Satzbau und in der Vernachläſſigung der Quantität der Silben auf Koſten des Accents.

Der Wortſchatz der neugriech. Sprache und ihr noch ziemlich großer dialektiſcher Reichthum ſind nur mangelhaft in den vorhandenen Wörterbüchern enthalten. Doch ſind dieſe Wörterbücher (Somavera, ital. und neugriech., Par. 1709; Bendotti, neugriech., ital. und franz., Wien 1790; Weigel, neugriech., ital. und deutſch, Lpz. 1796; Zalikoglou, franz., altgriech. und neugriech., Par. 1809 u. 1824; Alexandridis, türk. und neugriech., Wien 1812; Komas, neugriech., ruſſ. und franz., Mosk. 1811; Blandis, neugriech. und ital., Vened. 1806; Gazis [nach Schneider], alt- und neugriech., Wien 1835—37; Schmidt, neugriech. und deutſch, Lpz. 1825; Dehèque, neugriech. und franz., Par. 1825; Kumas [nach Riemer], alt- und neugriech., Wien 1826; Koraïs, Atakta, Par. 1825—35; Theocharopoulos, franz., engl., neu- und altgriech., Münch. 1834; Byzantios, neu- und altgriech., Athen 1834; 3. Aufl. 1874; alt- und neugriech., Athen 1839; 2. Aufl. 1852; neugriech. und franz., Athen 1846; 2. Aufl. 1856; Kind, neugriech. und deutſch, Lpz. 1841; Peridis, neugriech. und ital., Syra 1857; Polymeris, neugriech. und engl., Syra 1860; Blachos, neugriech. und franz., Athen 1870; Kontopoulos, neugriech. und franz., Smyrna 1871) ziemlich genügende Hülfsmittel zur Kenntniß der Sprache, wie es auch mit den vorhandenen Grammatiken (Chriſtopoulos, neugriech., Wien 1805; Darvaris, neugriech., Wien 1806; Schmidt, Lpz. 1808; David, franz., Par. 1827, und deſſelben «Συνοπτικὸς παραλληλισμὸς τῆς ἑλληνικῆς καὶ γραικικῆς ἢ ἁπλοελληνικῆς γλώσσης», Par. 1820; deutſch, Königsb. 1827; Münnich, deutſch, Dresd. 1826; Lüdemann, deutſch, Lpz. 1826; Vardalachos, neugriech., Odeſſa 1829; Venthylos, neugriech., Athen 1832; Poſſart, deutſch, 1834; Chryſovergis, neugriech., Athen 1839; Wollheim, deutſch, Hamb. 1851; Mullach, deutſch, Berl. 1856; Rhangawis, franz., Athen 1857; 2. Aufl., Par. 1873; Blachos, deutſch, Lpz. 1864; 3. Aufl., Lpz. 1876; Nebus, engl., Lond. 1867; Jeannarakis, deutſch, Hannov. 1877 und beſonders von Mullach, Blachos, Rhangawis und Jeannarakis) der Fall iſt.

Abgeſehen von den erſten und ganz unbedeutenden Anfängen der neugriech. Dichtung («Chronik» von Sethos aus dem 11. Jahrh., «Ermahnung» von Comnenos und Verſen von Ptochoprodromos aus dem 12. Jahrh.) und den ſehr früh aufgetauchten Nachbildungen fremder und beſonders franz. Ritterromane («Belthandros und Chryſantra», «Liebesgeſchichte von Libyſtros und Rhodanne», «Florio» und «Platria Flori», «Gedichte» von Georgillas, «Erotokritos» von Cornaro und «Erophile» von Chortatſis) gehört wol unbedingt der erſte und beſte Platz in der neugriech. Literaturgeſchichte den neugriech. Volksliedern an. Dieſe urwüchſigen und lebensvollen Producte der neuen griech. Volksdichtung, denen auch Goethe ſeine Bewunderung nicht verweigerte, ſind nicht nur ein wahrer Spiegel des öffentlichen und intimen Volkslebens und der Zeit, der ſie angehören, ſondern auch die beſte und unwiderlegbarſte Offenbarung der dem poetiſchen Volksſinn der Neugriechen innewohnenden originellen Naivetät und Energie. Die Zeit der neuen Kunſtpoeſie in Griechenland beginnt erſt mit dem Freiheitskampf von 1821 und folgt unmittelbar der ihm nächſtvorangegangenen Periode der Volkslieder. Die dazwiſchenliegenden Dichtungen von Chriſtopoulos, Nerulos und Vilaras ſind gekünſtelte und nach vorhandenen alten oder neuern Muſtern gefertigte Reime, deren bisjetzt noch bei den Neugriechen dauernder und ziemlich unverdienter Ruhm ihrer gewiß nicht abzuſprechenden Grazie zugeſchrieben werden muß. Einer von den nach Zeit und Rang erſten Dichtern Neugriechenlands iſt unſtreitig der Nautiote Salomos. Seine Dichtungen, namentlich ſeine «Ode an die Freiheit», bekunden, bei vielem fremden Element und unter einem ganz verwilderten und dialektiſch verdorbenen Idiom, doch eine bedeutende Dichtergabe und haben ihm in ſeinem engern Vaterlande den Ruhm eines großen Dichters verſchafft. Nach Salomos ſind die Gebrüder Alexander und Panagiotis Sutſos und Alex. Rhangawis zu nennen. Die polit. Satiren und die nationalen Lieder des erſtern («Satiren», «Panorama», «Waage»), die gefühlvollen Liebesgedichte des zweiten (beſonders «Kithara») und die in Volksſprache verfaßten und im Ton der neugriech. Volkslieder gehaltenen Gedichte von Rhangawis gehören unbedingt zum Beſten, was die neugriech. Poeſie in dieſer erſten Periode ihres Wiederaufblühens aufzuweiſen hat. Die Gebrüder Sutſos haben auch das Verdienſt, zuerſt die richtige Bahn der neugriech. Dichterſprache eingeſchlagen und in dieſer

Digitized by Google

Beziehung gleichsam die neue Dichterschule in ihrem Vaterlande gestiftet zu haben. Der folgenden Generation gehören Tantalides («Poetische Scherze»), Caraffoutzas («Varvitos»), Lascaratos («Lixouri»), der geistvollste der neuen komischen Dichter Griechenlands; Orphanides («Menippus», «Sklavische Chios», «Tiri-Liri»), in deren Dichtungen nur zu oft wiederholte Nachklänge der Satiren von A. Sutsos wahrzunehmen sind; Tertzetis, der wärmste Anhänger der poetischen Volkssprache («Corinna und Pindar», «Alexander's Hochzeit»), und endlich Zalacostas («Photis und Phrosso», «Die Einfahrt in Preveza», «Missolonghi»). Mehrere von diesen Dichtern (von den ältern auch A. Sutsos [«Turkomachos Hellas»]) haben sehr oft ihrer vorzugsweise lyrischen Dichtung eine den Byron'schen «Tales» nachgeahmte erzählende Form gegeben. Die lyrische Subjectivität bleibt aber doch fast überall obwaltend und die epischen Versuche der neugriech. Dichter sind im Grunde nichts anderes, als in mehr oder minder gelungene erzählende Form gekleidete lyrische Ergüsse. Eine höhere Stufe poetischer Vollendung erreichten Vallaoritis («Mnemosyna», «Phrossyne»), A. Paraschos («Der Unbekannte», «Lied eines Narren an König Otto», «Die Nymphengrotte») und A. Vlachos («Phidias und Perikles», «Verse, aus dem Vorhandenen», «Nachtigall und Veilchen»). Die beiden erstern sind stets Anhänger der Volkssprache gewesen, letzterer dagegen hat mit Glück die Entwickelung der edlern Schriftsprache befördert.

An dramatischen Erzeugnissen ist die neugriech. Literatur sehr arm, da es noch immer in Griechenland an einem des Namens werthen Nationaltheater fehlt. Aus diesem Grunde sind auch die meisten der in neuer Zeit in Griechenland publicirten oder gar auf die Bühne gebrachten Trauer- und Lustspiele meistentheils in Acte und Scenen eingetheilte und jedes innern dramatischen Werths ermangelnde Historien oder lyrische, resp. satirische Gemeinplätze, die kaum eine nur rudimentäre Theaterkenntniß bezeugen. Von dieser Kategorie dürfte man schwerlich auch die ältern Producte von A. Sutsos («Der Verschwender», «Der unbändige Dichter», «Die constitutionelle Schule»), P. Sutsos («Vlachavas», «Messias», «Der Wanderer» u. s. w.) und Rhangawis («Der Vorabend der griech. Revolution», «Phrossyne»), Duka («Die Dreißig», «Coutrouli's Hochzeit»), wol aber mit Recht die Trauerspiele von Bernardakis («Die Kypseliden», «Merope», «Maria Doxapatis») und die nationalen Lustspiele von Vlachos («Die Krämerstochter», «Der Nationalgardenkapitän», «Eine Freiersbelagerung») ausschließen. Was den neugriech. Roman anbelangt, so sind hier blos die trefflichen Erzählungen von Rhangawis (besonders «Der Notar Tapas», «Der Prinz von Morea», «Der Einheizer») zu erwähnen, die auch zum Besten seiner literarischen Production gehören. In der Philosophie hat die neugriech. Literatur nur spärliche Namen aufzuweisen, und darunter sind besonders die von Braila («Grundideen und Principien, Anfangsgründe der theoretischen und praktischen Philosophie», «Philos. Studien» u. s. w.), Kaïris («Einleitung in die Philosophie»), Renieris («Philosophie der Geschichte», «Blossien und Diophanes») und Carousſos («Geschichte der Philosophie») hervorzuheben. Auch die Geschichte ist bisjetzt sehr wenig und nicht mit großem Glück von den Neugriechen betrieben worden. Mit Ausnahme der Arbeiten von Paparrigopoulos (besonders «Geschichte des hellen. Volks», 6. Bd.), Byzantios («Histor.-geogr. Beschreibung Konstantinopels»), Zambelli («Byzant. Studien»), S. Tricoupi («Geschichte des griech. Aufstandes von 1821»), Milliarakis («Cykladengeschichte»), Kutsonikas («Allgemeine Geschichte der griech. Revolution») und etlichen Denkwürdigkeiten des griech. Freiheitskampfs (von Germanos, Philimon, Spiliadis, Kolokotronis, Perraivos, Aenian, Photakos, Anargyros, Sommelis, Oekonomos, Dragoumis u. a.), sind die übrigen neugriech.-histor. Erzeugnisse kaum etwas mehr als ganz unreife und fehlgeschlagene Versuche zu nennen. In den andern Wissenschaften sind zu erwähnen die philol. Arbeiten von Assopios («Griech. Literaturgeschichte», «Einleitung in Pindar»), Kumanudis («Attische Grabinschriften»), Rhangawis («Antiquités Helléniques») und Kyprianos («Die Geheimnisse von Isokrates»), die theologischen von Kontogonis («Testamentliche Hermeneutik», «Kirchen- und Vätergeschichte») und Oekonomos («Die LXX.»), die juristischen von Kalligas («Röm. Civilrecht»), P. Paparrigopoulos («Röm.-byzant. Civilrecht») und Oekonomides («Civilproceß») und die medicinischen von Costi («Geburtshülfe»), Anagnostakis («Ophthalmologisches») und Afendoulis («Arzneilehre»). Vgl. Villemain, «Lascaris» (1825); Iken, «Leucothea» (1825) und «Eunomia» (1827); Nerulos, «Cours de littérature grecque moderne» (1827; deutsch, 1827; neugriech., 1872); Kind, «Beiträge zur bessern Kenntniß des heutigen Griechenland» (1831), die Chrestomathien von Kind (Lpz. 1835) und Vlachos (Lpz. 1869) und die Literaturgeschichten von Nicolai (Lpz. 1876) und Rhangawis (Berl. 1877).

Neuguinea, eine der größten Inseln der Erde, nördlich von Australien zwischen dem Aequator und 10° südl. Br. gelegen und zu Melanesien gehörig, mit einem Areal von 710,972

Digitized by Google

QKilom. Die Insel wurde wahrscheinlich von dem Portugiesen de Meneses 1526 entdeckt, 1528 von Spaniern besucht und erhielt ihren Namen wegen der dunkeln kraushaarigen Bewohner, die man den afrik. Negern am ähnlichsten fand. Schon 1605 sandten die Holländer Fahrzeuge nach N. aus, und nachdem Torres 1607 die Straße zwischen N. und Australien entdeckt hatte, lernten 1616 Schouten und Lemaire die Ostküste kennen. Ziemlich zahlreiche Expeditionen der Holländer, Franzosen und Engländer haben in neuerer Zeit zwar den Küstenumriß in einiger Vollständigkeit hergestellt und über die Naturproducte wichtige Nachrichten gesammelt, das Innere der Insel ist aber nie von einem weißen Manne betreten worden. Die holländ.-ind. Regierung legte 1828 das Fort Du-Bus unter 3° 45′ südl. Br. und 134° 15′ östl. L. (von Greenwich) an, gab jedoch 1835 die Niederlassung wieder auf, weil das Klima zu viele Opfer forderte und die erwarteten Vortheile nicht erreicht wurden. Trotzdem behauptet Holland seine Ansprüche auf die westl. Hälfte der Insel und glaubt daselbst 176,752 QKilom. mit 200,000 E. zu besitzen. Die Küsten sind meist hoch, selbst gebirgig, wie bei Doreh, wo das Arfakgebirge bis 3000 Mt. aufsteigt. Im Innern will man Schneegebirge bemerkt haben, und die südöstl. Halbinsel wird von alpenartigen Höhen (Owen Stanley 3970 Mt.) ausgefüllt. An größern Gewässern fehlt es dagegen. Die Hitze wird durch die Gebirge und ausgedehnten Wälder etwas gemäßigt, der Südost-Monsun bringt im April die Regenzeit, während der Nordwest-Passat trocken ist. Von der geolog. Beschaffenheit weiß man so gut wie nichts; an den Küsten fand sich Jurakalk, Sandstein, Korallenbildungen, hier und da Chlorit- und Glimmerschiefer. Edle Metalle wurden bisher nicht entdeckt. Die üppige Vegetation gehört der asiat. Aequatorialflora an; sie hat die meiste Aehnlichkeit mit der auf Borneo, Celebes und den Molukken. Man kennt 17 Baumarten, welche ausgezeichnetes Holz für feine Möbelarbeiten wie für den Schiffbau abgeben. Muskatnüsse und Sago bilden Ausfuhrartikel. Hinsichtlich seiner Fauna steht N. aber Australien bei weitem näher als den Sunda-Inseln. Besonders stark sind die Papagaien und Tauben vertreten, und als eigentliche Charakterform müssen die Paradiesvögel bezeichnet werden. Als der Insel eigenthümlich kennt man bisjetzt nur zwei Säugethiere und 58 Vögel. Die Küsten liefern die in China so gesuchten Holothurien (Tripang). Die Bewohner sind Papuas, wie auf allen melanesischen Inseln; sie sind wegen ihrer mörderischen Anfälle gegen Reisende berüchtigt, scheinen aber keineswegs zu den barbarisch rohen Völkern zu gehören. Die Bekehrungsversuche der niederländ. Missionsstation in Doreh seit 1855 blieben fast fruchtlos. An der Nordwestspitze von N. liegt die Gruppe der **Papua-Inseln**, von denen man erst durch Dampier's Entdeckung der Gemin- oder Dampierstraße weiß, daß sie nicht mit der größern Insel zusammenhängen. Es sind die drei größern Eilande Waigiu, Salawati und Misol, sowie einige kleine Inseln. Der Handel ist unbedeutend; außer einigen holländ. Schiffen treiben nur buginesische, amboinesische und namentlich ceramische Fahrzeuge an einzelnen Punkten der Westküste und mit Doreh auf der Nordküste Tauschhandel, der sich fast nur auf Masoibast, Tripang, Schildpatt, Perlen, Muskatnüsse, Paradiesvögelhäute u. s. w. beschränkt. Vgl. außer den Reisewerken von Duperrey und Dumont d'Urville: «Nieuw Guinea ethnographisch en natuurkundig onderzocht in 1858» (Amsterd. 1862); Finsch, «N. und seine Bewohner» (Brem. 1865); Christmann und Oberländer, «Oceanien, die Inseln der Südsee» (Lpz. 1873); Meinicke, «Die Inseln des Stillen Oceans» (Bd. 1, Lpz. 1875); Moresby, «New Guinea» (Lond. 1876). Dagegen ist das Werk von Lawson, «Wanderings in the interior of New Guinea» (Lond. 1875), als eine Mystification zu betrachten.

Neuhaldensleben, Kreisstadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, an der Ohre und der Eisenbahn Magdeburg-Oebisfelde, ist Sitz eines Landrathamts und eines Kreisgerichts, hat ein Progymnasium, eine Bürgerschule, eine Handwerkerfortbildungsschule, ein neues Hospital und ein Zeughaus, und zählt (1875) 5795 meist prot. E., welche Siderolithfabriken, Dampfbierbrauereien, Spiritusbrennereien, Dampfmühlen, Stärkefabriken, Kaffeesurrogatfabriken, Ziegelbrennereien, Wagenfabriken und Wollspinnereien unterhalten. Die Stadt wird urkundlich zuerst 966 erwähnt, wurde von Heinrich dem Löwen befestigt, 1179 vom Erzbischof von Magdeburg zerstört und 1223 wieder aufgebaut. — Der **Kreis** N. zählt (1875) auf 677,5 QKilom. 51,270 E.

Neuhampshire (engl. New Hampshire), einer der nordöstlichsten der Vereinigten Staaten von Amerika, im N. von Untercanada, im O. von Maine, im SO. vom Atlantischen Meere, im S. von Massachusetts begrenzt, im W. durch den Connecticutfluß von Vermont getrennt, hat auf 24,035 QKilom. eine Bevölkerung, die sich nur langsam 1790—1870 von 141,899 auf nur 318,300 Seelen (darunter 580 freie Farbige) vermehrte. Der kaum 30 Kilom. lange

Digitized by Google

Küstenstrich ist ein schmaler, im allgemeinen sandiger Strand mit Mündungen geringerer Flüsse, geringern Einschnitten und Buchten und wenigen Häfen, wie am Ausfluß des Piscataqua bei Portsmouth, welcher den einzigen Hafen des Staats, aber auch einen der vortrefflichsten der Union bildet. Etwa 30—50 Kilom. hinter dem Meeresstrande erhebt sich der Boden allmählich und wird besser; weiter landeinwärts folgt Hügelland und im Norden völliges Gebirgsland. Die Hauptkette, eine Fortsetzung des Alleghanygebirgs und mit einigen der höchsten Berge desselben, beginnt zwischen dem Connecticut und Merrimac, zieht sich nördlich an den Quellen des letztern hin und bildet die Thäler dieser beiden Flüsse. Die höchsten Gipfel sind der Monadnock (971 Mt. hoch), der Sunapee (818 Mt. hoch) an dem gleichnamigen See, weiter nördlich der Moosilauke (1466 Mt. hoch), noch weiter nördlich die Gruppe des Weißen Gebirgs (White Mountains), die in der höchsten Spitze, dem Mount-Washington, bis zu 1900 Mt. Höhe aufsteigt. Berühmt ist durch seine wildromantische Scenerie das Notch oder Gap in the White Mountains, eine tiefe Bergspalte an der Westseite, welche an einer Stelle nur 7 Mt. breit ist. Durch sie führt die Straße von Portland nach Lancaster in Connecticut den obern Sacofluß entlang. N. ist sehr reichlich bewässert, jedoch mehr durch viele große Landseen als durch große Flüsse. Unter den erstern ist der größte der Winnipiseogee, 40 Kilom. lang und 2—16 Kilom. breit. Unter den Flüssen sind der Merrimac und an der Westgrenze der Connecticut die bedeutendsten. Das Klima ist großen Extremen von Winterkälte und Sommerhitze unterworfen, aber nicht ungesund. Der Boden ist im allgemeinen fruchtbar und an den Flußufern zum Theil sehr ergiebig; in den höhern Gegenden eignet er sich mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau. Besonders werden Kartoffeln, Hafer, Gerste, Roggen und Mais, auch Weizen und Hopfen gebaut; Butter, Käse und Wolle, sowie Ahornzucker gewinnt man in Menge; Aepfel und Birnen verwendet man zu Cider. Die wichtigsten Waldbäume sind Eichen, Birken, Zuckerahorn, die canad. Fichte und die Weymouthskiefer. Neuerdings hat man reiche Kupfer- und Eisenerze aufgefunden; eisenhaltige Heilquellen gibt es mehrere, und bei Chester sprudelt eine Schwefelquelle. Ackerbau und Viehzucht bilden die Haupterwerbszweige; die Industrie erstreckt sich auf die Verarbeitung der einheimischen Wolle, sowie die Baumwoll-, Papier- und Lederfabrikation. Außerdem bilden Waldwirthschaft, Seehandel und Fischerei ergiebige Nahrungsquellen. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Bauholz, Fische, Rind- und Schweinefleisch, Pferde, Schafe, Perlasche und Pottasche. In den letzten Jahrzehnten hat indeß der überseeische Handel merklich abgenommen. Die 34 Eisenbahnen von N. haben eine Länge von 1513 Kilom. Die Finanzen sind in gutem Stande; die Gesammtausgaben betrugen 1874 nur 434,491, die Einnahmen 740,002, die Staatsschuld aber 1875 infolge des Kriegs 3,719,000 Doll., welche fundirt sind und nach 30 Jahren ganz abgetragen werden. Am 1. Nov. 1874 gab es 43 Nationalbanken mit einem Gesammtkapital von 5,365,000 Doll. Zeitungen erschienen 1870 im ganzen 51, darunter 7 tägliche und 37 wöchentliche. Kirchliche Gemeinden bestanden in demselben Jahre 633 mit 624 Gebäuden und einem Gesammtvermögen von 3,303,780 Doll. Für den Unterricht sorgen acht höhere Lehranstalten, unter welchen das Dartmouth-College zu Hanover am bedeutendsten ist, 17 sog. Akademien, 27 Mittelschulen und 2502 Volks- oder Districtsschulen. Der Schulunterricht ist seit 5. Juni 1871 für Kinder von 8—14 Jahren obligatorisch. Die ersten Ansiedelungen in N. fallen in das J. 1623. Eine besondere, von Massachusetts abgesonderte Provinz wurde es 1679; die Unionsverfassung nahm es 21. Juni 1778 an. Die Constitution wurde 1784 gegeben und 1792 abgeändert. Die executive Gewalt ist dem Gouverneur und einem Beirathe von fünf Mitgliedern übertragen. Die Legislatur (General-Court of N.) übt ein Senat von 12 und ein Repräsentantenhaus mit einer wechselnden Zahl von Mitgliedern (348 im J. 1877). Die Vertretung findet nach Maßgabe der bezahlten Steuern statt. Alle Wahlen sind jährlich. N. sendet zwei Senatoren und drei Repräsentanten zum Congreß und ist in zehn Counties eingetheilt. Die polit. Hauptstadt ist Concord (s. d.). Die einzige Seestadt ist Portsmouth, auf einer Landzunge an der Südseite des Piscataqua, 6 Kilom. vom Meere gelegen, wohl gebaut, mit schönen öffentlichen Gebäuden, acht Kirchen, sieben Banken, einer Akademie, dem Athenäum nebst Bibliothek und naturhistor. Sammlung. Sie zählt 9211 E., hat bedeutenden Schiffbau und Seehandel, sowie Antheil an der Kabeljaufischerei und unterhält Gerbereien, Mehlmühlen und Manufacturen. Der Hafen ist vortrefflich wegen der starken Strömung der Ebbe und Flut, die hier 3 Mt. hoch steigt, fast immer eisfrei und durch mehrere Castelle vertheidigt. Auch an der an der Ostseite des Piscataqua liegenden Insel Navy-Island befinden sich bedeutende Schiffswerften der Bundesregierung. Die volkreichste Stadt ist Manchester mit 23,536 E., an den Amoskeagfällen des Merrimac.

Digitized by Google

Neuhäusel (ungar. Ersek Ujvár), Marktflecken im ungar. Comitate Neutra, am Neutrafluſſe und an der Eiſenbahn von Wien nach Budapeſt, mit (1869) 9483 E., einem Oberſtuhlrichteramte, einem Franciscanerkloſter, einem Gymnaſium, einer Hauptſchule, einer Sparkaſſe, ſtarker Viehzucht und Landwirthſchaft, war früher, bis 1724 ſämmtliche Werke geſchleift wurden, eine wichtige Feſtung und hat während der Bethlen'ſchen und Rakoczy'ſchen Unruhen, ſowie in den Türkenkriegen mehrmals eine wichtige Rolle geſpielt. In dem vom Kaiſer Leopold I. geführten Türkenkriege von 1661 wurde die Stadt von dem Großvezir Achmed Köprili 16. Sept. 1663 erſtürmt und blieb nun in den Händen der Türken, bis ſie der Herzog Karl von Lothringen 19. Aug. 1685 mit Sturm eroberte.

Neuhebriden, eine zu Melaneſien gehörige Inſelgruppe im Stillen Ocean, nordöſtlich von Neucaledonien, erhielten ihren Namen 1773 von Cook, der den größten Theil dieſer Inſeln entdeckte, während Quiros 1606 die von ihm entdeckte größte Inſel der Gruppe für einen Continent hielt und Auſtralia del Eſpiritu-Santo benannte, Bougainville aber dem nördl. Theil der Gruppe den Namen Cyclades gab. Die Inſeln ſind gebirgig, zum Theil mit thätigen Vulkanen und mit üppiger Vegetation bedeckt; namentlich produciren ſie Sandelholz in großer Menge. Das Klima iſt ungeſund, Europäer und ſelbſt Polyneſier leiden an Ruhr und Fieber. Das Areal der N. beträgt 14,812 QKilom., die Bevölkerung wird auf 134,500 Köpfe geſchätzt. Die Bewohner ſind Papua, unter denen die Anthropophagie allgemein iſt. Auf der Inſel Eromanga wurde der Miſſionar Williams 20. Nov. 1839 erſchlagen und gefreſſen. Man theilt die Hebriden in drei Abtheilungen, in eine nördliche (die Banksgruppe), in die Centralinſeln und die ſüdl. Inſeln. Die größern Inſeln ſind von Süden nach Norden Aneiteum oder Anatom, Tana, Eromanga, Vate oder Sandwich, Ambrym, Mallicollo und Eſpiritu-Santo.

Neuhof (Theodor, Baron von), bekannt als Theodor I. König von Corſica, geb. 1686 zu Metz, ſtammte aus einer adeligen Familie in Weſtfalen. Sein Vater ſtand damals im franz. Militärdienſt und ſtarb 1695 als Hauptmann der biſchöfl.-münſterſchen Garde. Er ſtudirte im Jeſuitencollegium zu Münſter und dann zu Köln, wo er einen jungen Mann im Zweikampf tödtete. Deshalb flüchtig, trieb er viele Jahre hindurch in Europa und in Afrika ein abenteuervolles und von der Sage ausgeſchmücktes Leben, wurde 1732 kaiſerl. Reſident in Florenz, unterſtützte 1735 die Corſicaner in ihren Unabhängigkeitsbeſtrebungen und führte ihnen im März 1736, mit Hülfe der Pforte und des Dei von Tunis, Geld, Waffen und Kriegsvorräthe zu. Im April zum König ernannt, aber erfolglos im Kampf mit den Genueſen, ging er, um auswärtige Verbindungen anzuknüpfen, im November nach Holland, von wo er 1738 mit vielem Kriegsgeräthe zurückkehrte, das er von Handelshäuſern, denen er Hoffnung auf einen vortheilhaften Baumölhandel mit Corſica gemacht, erhalten hatte. Indeß ſchon in demſelben Jahre unterwarfen franz. Hülfstruppen Corſica von neuem den Genueſen, ſodaß N. zur Flucht genöthigt war. Als die Franzoſen 1741 wieder abgezogen, landete er abermals 1743 mit zwei Schiffen, vermochte ſich aber gegen die Genueſen und ſeine corſ. Feinde nicht lange zu halten und flüchtete nach England, wo er, von ſeinen Lieferanten verfolgt, Schulden halber verhaftet wurde. Zu ſeiner Freimachung veranlaßte der brit. Miniſter Walpole 1756 eine Subſcription. N. befriedigte nun im Accord ſeine Gläubiger, ſtarb aber ſchon 11. Dec. 1756. Seine Erlebniſſe erzählte ſein Sohn in den «Mémoires pour servir à l'histoire de Corse» (1768). Vgl. Varnhagen von Enſe, «Biographiſche Denkmale» (Bd. 1, 3. Aufl., Lpz. 1872).

Neuholland (Auſtralcontinent), ſ. Auſtralien.

Neuilly, Name vieler Städte, Flecken und Dörfer in faſt allen Departements Frankreichs. Am bekannteſten iſt N.-ſur-Seine, eine nordweſtlich von Paris im Arrondiſſement St.-Denis des Seinedepartements gelegene Stadt von (1872) 16,277 E., welche von der Hauptſtadt nur durch die Ringmauer der Befeſtigungswerke getrennt und zugleich Station der pariſer Gürtelbahn iſt. Ueber die Seine führt bei N. eine Brücke von fünf breitgeſpannten Bogen und 250 Mt. Länge. Das früher bei N. gelegene Luſtſchloß der Familie Orléans, in welchem Ludwig Philipp nach den Julitagen von 1830 die Königskrone und von welchem er ſelbſt ſpäter den Namen eines Grafen von N. annahm, wurde 25. Febr. 1848 faſt ganz abgebrannt, 1853 aber der ganze Beſitz von Staats wegen veräußert, zerſtückelt und zu einer neuen Anſiedelung für wohlhabende pariſer Familien umgeſtaltet. N. war mehrfacher Schauplatz der Kämpfe der Commune mit der Armee von Verſailles von Mitte April bis zum 21. Mai 1871. — N.-ſur-Marne, Dorf mit 2560 E. im Arrondiſſement Pontoiſe des Depart. Seine-Oiſe, 9 Kilom. öſtlich von Paris, in anmuthiger, von Weinbergen umgebener Thalebene gelegen, war der Schauplatz häufiger Vorpoſtengefechte während der Cernirung von Paris 1870/71.

Digitized by Google

Neujahrsfest bezeichnet die festliche Feier des ersten Tags im Jahre. Sie war schon bei den Römern üblich, welche das Jahr zu Ehren des Gottes Janus (s. d.) mit dem 1. Jan. begannen. Auch die Parsen feierten ein N. (No-ruz). Die israel. Gesetzgebung bestimmte (3 Mos. 23, 24; 4 Mos. 29) zur Feier den Monat Ethanim (Tisri, nach unserm Kalender gegen Ende September beginnend). Die jüd. Feier bestand vorzüglich in Brandopfern. Weil das Fest durch Posaunenschall verkündet wurde, hieß es das Posaunenfest, auch Sabbat des Blasens. Den Christen der ältesten Zeit war die kirchliche Feier des ersten Tags im bürgerlichen Jahre durchaus unbekannt, sie glaubten durch eine solche Feier in befleckende Gemeinschaft mit den Heiden zu kommen. Namentlich wegen der bei den Römern zur Feier des Festes gebräuchlichen geräuschvollen Belustigungen (s. Saturnalien) warnten mehrere Synoden vor der Theilnahme an einem solchen Feste, als einem Ueberreste heidnischer Festlichkeiten. Eine solche Warnung erließ noch die Trullanische Synode zu Konstantinopel (692). Die Kirche feierte vielmehr als ihren Neujahrstag, seit dem Concil von Tours 567, das Fest der Beschneidung Christi (das sog. Große oder Hohe Neujahr). In Deutschland begann man bis ins 9. Jahrh. das Jahr mit dem Feste Mariä Verkündigung (25. März). Auch findet sich die Rechnung nach der Geburt Jesu (25. Dec.) bis in das 16. Jahrh. — Wie die Feier des Neujahrs, so waren auch Neujahrsgeschenke schon im alten Rom gebräuchlich. Jeder Client hatte dem Patricier, den er zu seinem Patron erkoren, am Neujahrstage ein kleines Geschenk zu bringen. Die Kaiser forderten nachmals einen gleichen Tribut von allen Bewohnern Roms. Auch bei den Deutschen war früher die Sitte der Neujahrsgeschenke ganz allgemein; diese wurden jedoch durch die Weihnachtsgeschenke ganz verdrängt. Dagegen kennt man in Frankreich noch jetzt nur Neujahrs-, keine Weihnachtsgeschenke. — Neujahrswünsche wurden ebenfalls schon zu Rom den Magistratspersonen dargebracht. Der Gebrauch ging sodann in die christl. Gemeinden über, blieb aber hier nicht in den Grenzen einer Ehrfurchtsbezeigung gegen Staatsbeamte stehen, sondern wurde ein allgemeiner Gebrauch.

Neujersey (engl. New Jersey), Staat in den Vereinigten Staaten von Amerika, grenzt im N. an Neuyork, im O. an den untern Hudson und an das Atlantische Meer, im S. an dasselbe Meer, im W. an Pennsylvanien und Delaware, von welchen Staaten es durch den Delawarefluß und die Delawarebai getrennt ist. Der Staat hat ein Areal von 21,547 QKilom., wovon der dritte Theil bebaut ist. Die Oberfläche zeigt sich im nördl. Theile, der von der östl. Kette der Alleghanies, der Blue Ridge, durchzogen wird, durchgängig uneben und zum Theil gebirgig, der mittlere Theil vorherrschend hügelig; der größere südl. Theil gehört der atlantischen Küstenebene an. Größere schiffbare Flüsse fehlen bis auf die beiden Grenzflüsse, den Hudson im Nordosten und den Delaware im Westen. Auch gestaltet sich die Seeküste für den Verkehr nicht günstig, da sie durchweg flach ist, tiefere Hafenbuchten entbehrt und wegen der ihr vorliegenden vielen Sandbänke für den Seefahrer gefährlich ist. Der Haupthafen des Staats, Perth-Amboy, an der Mündung des Raritan in die Raritanbai, gilt nur als Hafen zweiter Klasse. Die Bodenbeschaffenheit ist im allgemeinen nur mittelmäßig. Das Klima gleicht dem südl. Theile von Neuyork, ist zum großen Theil Seeklima, im Innern jedoch schon bedeutenden Extremen unterworfen. In der Küstenebene kommen viele, zum Theil sehr bösartige Wechsel- und Sumpffieber vor. Die Hauptproducte des Landes bestehen in den Erzeugnissen der Landwirthschaft; in dem nördl. Theile des Landes finden sich aber auch nutzbare Mineralien, wie Kupfer, Blei und besonders Eisen, wozu seit 1850 noch ein ergiebiges Zinklager kam. Auch hat gegenwärtig das früher fast als unbrauchbar angesehene Holz der Küstenebene für das benachbarte Neuyork namentlich als Brennholz einen bedeutenden Werth erhalten. Die Bevölkerung betrug 1702 nur 10,000, 1860 bereits 672,035, 1870 schon 906,096 Seelen, darunter 188,943 im Ausland Geborene (54,001 Deutsche). Der wichtigste Erwerbszweig ist die Landwirthschaft. Sehr ausgedehnt ist besonders der Gemüse- und Obstbau. Die Fabrikthätigkeit, in Eisen, Baumwolle und Wolle, in Kutschen, Wagen, Koffern, Sätteln, Hüten, Juwelen und neuerdings in Nadeln, ist verhältnißmäßig erheblich. Dagegen sind Seehandel und Schifffahrt unbedeutend, indem hier die Concurrenz von Neuyork und Philadelphia erdrückend wirkt. Der Zwischenverkehr ist durch die Kanal- und Eisenbahnbauten sehr belebt worden, und der Staat bezieht sein Haupteinkommen aus dem Transitozoll und der Besteuerung des in den Eisenbahnen angelegten Kapitals. N. besitzt sechs bedeutende höhere Lehranstalten. Das College von N. oder Nassau-Hall zu Princeton, 1738 gegründet, ist eins der besten Institute dieser Art in der Union, und die damit verbundene Rechtsschule hat großen Ruf. Rutger's-College (früher Queen's-College), zu Neubraunschweig 1770 gegründet, ist ebenfalls angesehen,

Digitized by Google

sowie das 1846 errichtete College zu Burlington. Es gab 1870 im ganzen 1893 Schulen, darunter 1531 öffentliche und 13 gelehrte. Die Zahl der Lehrer belief sich auf 3889, die der Schüler auf 129,800. Die 2413 Bibliotheken des Staats enthielten (1870) 895,291 Bände. Zeitungen erschienen 1870 im ganzen 122, darunter 20 tägliche, 95 wöchentliche und 7 monatliche. Dem religiösen Bekenntnisse nach bilden die Methodisten die Mehrzahl der Bevölkerung. Die ersten Ansiedelungen im Lande gingen von einigen Holländern aus, die 1623 unter Cornelius Mey oder May am Cap May landeten. Die Schweden gründeten 1638 einige Niederlassungen, wurden aber 1655 von neuyorker Holländern vertrieben, wie diese ihrerseits 1664 von den Engländern. N., wie die Colonie seitdem hieß, gab sich 2. Juli 1776 eine eigene Constitution und nahm 19. Dec. 1787 die Verfassung der Vereinigten Staaten an. Die gegenwärtige Staatsverfassung ist 2. Sept. 1844 in Wirksamkeit getreten. Nach derselben werden die Senatoren (21) auf drei, die Repräsentanten (60) auf ein Jahr, der Gouverneur auf drei Jahre gewählt. Zum Congreß der Union schickt N. zwei Senatoren und sieben Repräsentanten. Die Finanzen des Staats sind in sehr gutem Zustande. Seine öffentliche Schuld belief sich 1874 auf 2,500,000, seine Einnahmen auf 3,365,083, die Ausgaben auf 3,265,266 Doll. Ebenfalls 1874 bestanden 62 Nationalbanken, welche ein Kapital von 13,908,350 Doll. hatten. Die Hauptzweige der Fabrikthätigkeit sind Tuch, Wollwaaren, Baumwollwaaren, Juwelen, Gold- und Silbersachen, Eisenguß und Stabeisen, Gummiwaaren. Der Staat zerfällt in 21 Counties und hat zur polit. Hauptstadt Trenton am linken Ufer des Delaware, an der obern Grenze seiner Schiffbarkeit für Sloops und Dampfboote und nahe seinen Wasserfällen gelegen. Die Stadt wird von zwei Kanälen durchschnitten und mit Neuyork, Philadelphia und andern Städten durch Eisenbahnen verbunden, ist regelmäßig gebaut, besitzt schöne Privat- und öffentliche Gebäude, 34 Kirchen, ein Staatsirrenhospital, ein Lyceum und zählt 22,874 E. Die Stadt wurde im Befreiungskriege durch die Schlacht vom 26. Dec. 1776 bekannt, in welcher Washington 800 Hessen zu Gefangenen machte. Der volkreichste und gewerbreichste Ort des Staates N. ist Newark (s. d.). Außerdem sind bemerkenswerth: die Städte Neubraunschweig (New Brunswick), an der Ostseite des Raritanflusses, mit 15,058 E., dem schon erwähnten Rutger's-College und großen, namentlich Gummi-(India Rubber)Fabriken; ferner Patterson, an den schönen Wasserfällen des Passaicflusses, mit blühenden Fabriken und 33,579 E.; Jersey-City, am Hudson, Neuyork gegenüber, mit 82,546 E., geräumigen Docks, wo unter andern die Cunard-Dampfer landen, großen Eisenbahnhöfen und bedeutender Fabrikthätigkeit; Hoboken mit 20,297 E., wovon etwa die Hälfte Deutsche, mit den Landungsplätzen der bremer und hamburger Dampfer und einer höhern deutschen Schule.

Neukirch (Benjamin), deutscher Dichter, geb. 27. März 1665 zu Reinke, einem Dorfe an der schles.-poln. Grenze, studirte die Rechte, widmete sich aber bald ganz der Literatur. Nachdem er längere Zeit als Erzieher thätig gewesen war, wurde er 1703 Professor an der neuerrichteten Ritterakademie zu Berlin und nach deren Auflösung 1718 Hofrath und Erzieher des Erbprinzen von Ansbach, wo er 15. Aug. 1729 starb. Ohne wahres Dichtertalent, ergab er sich anfangs der schwülstigen Manier der zweiten schles. Dichterschule; später kehrte er zwar zu größerer Einfachheit und Natürlichkeit zurück, doch um so mehr trat nun der Mangel an geistiger Kraft in seinen Arbeiten hervor. Jetzt können höchstens seine «Satiren» (Frankf. u. Lpz. 1732 u. 1757) noch einige Beachtung verdienen. Seine «Auserlesenen Gedichte» gab Gottsched heraus (Regensb. 1744). Seinen Ruf verdankte er hauptsächlich seinen «Begebenheiten des Prinzen von Ithaka» (3 Bde., Ansb. 1727—39), einer Uebersetzung von Fénélon's «Telemach». Eine Auswahl seiner Gedichte enthält W. Müller's «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.», fortgesetzt von Förster (Bd. 14, Lpz. 1838).

Neukomm (Sigismund), deutscher Componist, geb. 10. Juli 1778 zu Salzburg, wurde daselbst durch den Organisten Weißauer unterrichtet und bereits in seinem 15. Jahre als Universitätsorganist und drei Jahre später als Chorrepetitor beim Hoftheater angestellt. Nachher genoß er den Unterricht Mich. Haydn's, und als er 1797 nach Wien ging, wurde er der Schüler Jos. Haydn's. Im J. 1804 wandte er sich nach Petersburg, wo er Kapellmeister der deutschen Oper wurde. Diese Stelle mußte er aber krankheitshalber schon 1805 wieder niederlegen, und er privatisirte nun in Moskau und andern russ. Städten. N. kehrte 1808 nach Wien zurück und lebte dann bis zum Mai 1810 in Mömpelgard. Hierauf wandte er sich nach Paris, wo er in dem Hause des Fürsten Talleyrand Aufnahme fand. Mit diesem ging er auch 1814 zum Congreß nach Wien. Im J. 1816 begleitete er den Herzog von Luxembourg auf dessen Gesandtschaftsreise nach Rio de Janeiro. Nachdem er 1821 nach Europa zurückgekehrt,

Digitized by Google

lebte er wieder in der Umgebung des Fürsten Talleyrand zu Paris; 1826 bereiste er Italien, später Belgien und Holland, und 1830 ging er mit Talleyrand nach London. Von hier aus durchreiste er behufs Aufführung seiner Werke wiederholt England, Schottland und Irland, besuchte aufs neue Italien und Frankreich, 1834 Algier, 1837 Deutschland. Nach mehrjährigem Aufenthalte in der Schweiz erschien er 1842 abermals in Deutschland, lebte dann abwechselnd in England und in Frankreich und starb 3. April 1858 zu Paris. N. war ein äußerst fruchtbarer Componist, dessen Erzeugnissen Klarheit und Planmäßigkeit der Anlage, Gediegenheit in der Ausarbeitung und schöner Fluß der Darstellung eigen sind. Von seinen Werken aus der Zeit bis 1821 sind zu nennen: die Oper «Alexander am Indus»; eine melodramatische Musik zu Schiller's «Braut von Messina»; verschiedene große Messen; ein Tedeum (zur Feier des Einzugs Ludwig's XVIII. in Paris); ein Vocalrequiem; Phantasien und andere Stücke für Orchester u. s. w.; von seinen spätern Arbeiten: die Oratorien-Trilogie «Christi Grablegung», «Himmelfahrt» und «Auferstehung»; die Cantaten «Der Ostermorgen» und «Pfingsten»; die Oratorien «David» und «Das Gesetz des alten Bundes»; vier- und achtstimmige A-capella-Psalmen; viele Lieder und Gesänge, Instrumentalstücke u. s. w.

Neulateinische Dichter nennt man im Gegensatze zu den altlateinischen des röm. Alterthums und den mittellateinischen des Mittelalters diejenigen, welche seit der Zeit der Wiederbelebung des classischen Alterthums oder der Renaissance in lat. Sprache gedichtet haben. Als der erste derselben ist der Vater des Humanismus, Francesco Petrarca (s. d.), zu bezeichnen, der neben seinen von ihm selbst geringgeschätzten ital. Gedichten und seinen Schriften in lat. Prosa verschiedene lat. Dichtungen (Episteln, Eklogen und ein großes Epos über den zweiten Punischen Krieg, «Africa» betitelt) verfaßt hat, welche ihm die Ehre der Dichterkrönung auf dem Capitol zu Rom am Ostertag 1341 eingebracht haben. Seinem Beispiele ist die große Mehrzahl der sog. Humanisten in Italien wie in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und England gefolgt, die ja die Wiederherstellung der classischen Form in Poesie wie in Prosa als ihre wichtigste Aufgabe betrachteten, sich selbst gern als «Poeten» bezeichneten und die Verleihung des Titels eines «Poeta laureatus» (gekrönten Dichters) durch den Kaiser oder einen seiner Pfalzgrafen als eine hohe Auszeichnung, die erst seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. durch den damit getriebenen Misbrauch in Miscredit gerieth, anstrebten. Es ist nicht zu leugnen, daß bei der großen Masse dieser neulat. Dichtungen, in den Zeiten des Humanismus so gut wie in den folgenden Jahrhunderten bis zur Gegenwart herab, die Form weitaus über den Inhalt überwiegt, ja daß das einzige Verdienst der Mehrzahl derselben nur auf der Gewandtheit in der Handhabung der antiken Form beruht; doch kann man wenigstens einer Anzahl dieser Dichter, besonders des 15. und 16. Jahrh., wo das Latein noch die allgemeine Sprache nicht nur der Gelehrten, sondern der wissenschaftlich Gebildeten überhaupt war, die Anerkennung nicht versagen, daß sie die antike Form durch einen wirklich poetischen Inhalt zu beleben verstanden haben.

Aus der fast zahllosen Menge von Gelehrten, welche seit Beginn der Renaissance lat. Verse gemacht haben, sind diejenigen hervorzuheben, welche als Dichter im höhern Sinne des Wortes bezeichnet werden können. Dahin gehören von Italienern Christophorus Landinus (1424—1504), Angelus Politianus (Angiolo Ambrogini aus Montepulciano, 1454—94), Jacobus Sannazarus (1458—1530), Petrus Bembus (1470—1549), Jacobus Sadoletus (1477—1547), Hieronymus Vida (etwa 1480—1566), Hieronymus Fracastorius (1483—1529), Andreas Naugerius (Navagero, 1483—1529), Balthasar Castilioneus (Castiglione, 1478—1529), Marcus Antonius Flaminius (1498—1550), endlich der Fabeldichter Gabriel Faërnus (gest. 1561). An diese Italiener reiht sich am passendsten der in Italien, besonders unter der Leitung des Guarino von Verona, gebildete Ungar Johannes von Cesinge, bekannt unter dem Namen Janus Pannonius (1434—72) an. Unter den Deutschen war Konrad Celtis, wie der erste gekrönte Dichter, so auch der erste, dessen lat. Dichtungen («Libri Amorum», «Odarum» und «Epigrammatum») auf wirklichen poetischen Werth Anspruch machen können. Das Gleiche gilt dann von den lat. Dichtungen Ulrich's von Hutten und in noch höherm Maße von denen der beiden erfurter Humanisten Eobanus Hessus (Elegien, Bucolica, «Heroides christianae», Silven u. a. m.) und Euricius Cordus (1486—1535, Bucolica und Epigramme, letztere zum Theil von Lessing nachgebildet). Von den jüngern Humanisten sind Simon Lemnius aus Graubünden (gest. 1550, von Luther wegen seiner satirischen Epigramme als «Schandpoetaster» gebrandmarkt), Melanchthon's Schwiegersohn Georgius Sabinus (eigentlich Schuler, 1508—60), Jakob Micyllus (eigentlich Moltzer, 1503—58), dessen Schüler Petrus Lotichius Secundus (1528—60), der auch als deutscher Dichter nicht unrühmlich bekannte tübinger

Digitized by Google

Professor Nicodemus Frischlin, endlich der heidelberger Bibliothekar Paul Schede, genannt Melissus (1539—1602) wegen ihrer Leistungen auf dem Gebiete der lat. Poesie mit Ehren zu nennen. Im 17. Jahrh. besaß Deutschland ein bedeutendes poetisches Talent, das sich für seine Schöpfungen ausschließlich der classischen lat. Form bediente, in Jakob Balde; auch Paul Fleming und Johann Lauremberg haben neben ihren deutschen nicht unbedeutende lat. Dichtungen hinterlassen. Mehr gewandte Versmacher dagegen als Dichter im höhern Sinne waren die Philologen Friedrich Taubmann, Kaspar von Barth, August Buchner (1591—1661) u. a. Frankreich, wo die lat. Dichtung während des Mittelalters in hoher Blüte stand, hat seit der Zeit der Renaissance keinen bedeutenden lat. Dichter aufzuweisen, wenn man auch den lat. Dichtungen der Philologen Jean Dorat (Auratus, 1504—88), Marc Antoine Muret, Florent Chrestien (Florens Christianus, 1541—96) und besonders Joseph Justus Scaliger's neben großer formaler Vollendung einen gewissen poetischen Werth zuerkennen kann. Wesentlich durch Scaliger's Einfluß ist die Pflege der lat. Poesie in den Niederlanden hervorgerufen worden, wo diese infolge der geringen literarischen Entwickelung der Volkssprache eine bedeutendere Rolle gespielt hat als in irgendeinem andern Lande. Allerdings haben die Niederlande schon im ersten Drittel des 16. Jahrh. wenigstens einen bedeutenden lat. Dichter hervorgebracht, den Jan Everaerts aus dem Haag, bekannt unter dem Namen Johannes Secundus; aber die eigentliche Blüte der lat. Poesie in Holland beginnt erst mit der Berufung Scaliger's an die Universität Leiden (1593). Aus dem Kreise strebsamer junger Männer, welche sich um diesen, das anerkannte Haupt der Universität, scharten, verdienen wegen ihrer dichterischen Leistungen Janus Dousa (van der Does) der Jüngere (1571—97), Peter Schryver (Scriverius, 1576—1660), Janus Rutgers (1589—1625), Daniel Heinsius und als der allerbedeutendste Hugo Grotius hervorgehoben zu werden. Auch Dominicus Baudius (eigentlich Bauldier, 1561—1613), dessen Dichtungen sich ebenso durch natürliche Anmuth wie durch echt lat. Colorit auszeichnen, war, wenn auch nicht zu diesem Kreise gehörig, doch mit Scaliger persönlich befreundet. Aus den folgenden Generationen der holländ. Philologen sind besonders Nikolaus Heinsius, Adrian Relandus (1676—1718), Jan van Broekhuizen, David van Hoogstraten (1658—1724), endlich Johannes Schrader (1722—83) wegen ihrer Leistungen auf dem Gebiete der lat. Poesie hervorzuheben. Endlich haben auch andere Länder wenn auch nur vereinzelte hervorragende Vertreter der neulat. Dichtung aufzuweisen: so England in John Owen und John Barclay, Schottland in Georg Buchanan, und Polen in Matthias Kasimir Sarbiewski, genannt Sarbievius. Vgl. Budik, «Leben und Wirken der vorzüglichsten lat. Dichter des 15. bis 18. Jahrh.» (3 Bde., Wien 1828); Fröbel, «Poetarum recentiorum selecta carmina» (4 Bde., Rudolst. 1820—24); L. Müller, «Geschichte der classischen Philologie in den Niederlanden. Mit einem Anhang über die lat. Versification der Niederländer» (Lpz. 1869).

Neuleon, Nuevo-Leon, ein Inlandstaat in Mexico, im S. von San-Luis-Potosi, im W. von diesem und Cohahuila, im N. von diesem und dem vom Rio Grande del Norte landeinwärts ziehenden Streifen von Tamaulipas, im O. vom übrigen Tamaulipas begrenzt, zählt (1872) auf 61,200 QKilom. 178,871 E. Das Land gehört größerntheils der östl. Abdachung des mexic. Hochlandes an, das hier sanfter als weiter südlich abfällt, sodaß, mit Ausnahme des südwestl. Theils, durch welchen ein höherer Gebirgszug, die Sierra de la Silla, aus San-Luis-Potosi im Süden von Monterey vorbei nach Cohahuila hindurchzieht, wellenförmiges Hügelland mit weiten Ebenen gemischt vorherrscht. Die bedeutendsten Flüsse sind im Norden der Rio Sabinas, in der Mitte der wasserreiche Rio San-Juan, zwei Zuflüsse des Rio Grande, und im Süden der Rio Linares, der in den obern Rio de Tigre fließt. Das Klima ist im allgemeinen warm, im Sommer sogar heiß, doch nicht ungesund, der Boden durchweg fruchtbar und wohlbewässert. Auch finden sich hier noch Waldungen von werthvollen Hölzern. Den Haupterwerbszweig der Bevölkerung, die größtentheils aus Weißen und Mestizen besteht, bildet die Landwirthschaft, insbesondere die Viehzucht. Manufacturen und Fabriken fehlen mit Ausnahme einiger Webereien und Leder-, Schuh-, Hut- und Möbelfabriken gänzlich. Dagegen findet ziemlich viel Handel mit Landesproducten statt, namentlich mit Pferden, Maulthieren und Ochsenhäuten. Die eingeführten ausländischen Manufacturwaaren werden vorzüglich auf den jährlichen Messen zu Monterey (s. d.), der Hauptstadt, und zu Linares umgesetzt. Letzteres ist ein hübsches Städtchen mit 5—6000 E., 165 Kilom. im Südosten von Monterey.

Neumann (Karl Friedr.), namhafter Orientalist und Geschichtschreiber, geb. 22. Dec. 1798 zu Reichmannsdorf unweit Bamberg von jüd. Aeltern, bezog 1816 von Frankfurt aus, wo er in einem Kaufmannsgeschäft gearbeitet hatte, die Universität Heidelberg. Hierauf ging

Digitized by Google

er nach München, wo er zur evang. Kirche übertrat, und dann nach Göttingen. Im J. 1822 wurde er Professor am Gymnasium zu Speier, 1825 aber angeblich wegen zu freier Aeußerungen in religiöser Beziehung beim Geschichtsunterrichte seines Amtes enthoben, worauf er bis 1827 in München privatisirte. Er wandte sich hierauf nach Venedig, um in dem Kloster auf San-Lazaro Armenisch zu lernen, und von hier 1828 nach Paris, wo er seine orient. Studien fortsetzte und sich dem Chinesischen widmete. Einen Theil des J. 1829 brachte er in London zu, und hier eröffnete sich ihm infolge seiner Sprachkenntnisse die Aussicht, Indien und China zu besuchen. Im April 1830 trat er die Reise nach China an. Es gelang ihm dort, eine chines. Bibliothek von ungefähr 10,000 Bänden zusammenzubringen, die alle Fächer der Literatur umfaßte. Auch für die königl. Bibliothek in Berlin kaufte er über 2400 Bände. Bald nach seiner Rückkehr 1831 wurde N. in München Conservator seiner dem Staate unentgeltlich überlassenen chines. Büchersammlung und Professor an der Universität. Seine Vorlesungen erstreckten sich nicht nur auf chines. und armen. Sprache, sondern auch auf Länder- und Völkerkunde, auf politische und Literaturgeschichte. Dabei nahm er an allen Bestrebungen für geistigen, religiösen und polit. Fortschritt regen Antheil; so auch bei den Bewegungen in Baiern während der J. 1847 und 1848. N. war Mitglied des Vorparlaments, sprach häufig öffentlich in polit. Vereinen, und diese Umstände trugen hauptsächlich dazu bei, daß er 1852 ohne Angabe eines Grundes in den Ruhestand versetzt wurde. Er lebte hierauf in München seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Im J. 1863 siedelte er nach Berlin über, wo er 17. März 1870 starb. N.'s orientalische Studien waren vorzüglich auf die Geschichte und Geographie Armeniens, Hoch- und Ostasiens sowie Indiens gerichtet. Besondere Erwähnung verdienen in dieser Beziehung seine «Pilgerfahrten buddhistischer Priester aus China nach Indien» (Lpz. 1833) und «Mémoires sur la vie et les ouvrages de David, philosophe arménien du cinquième siècle de notre ère» (Par. 1829). Aus dem Armenischen übersetzte er ins Englische «History of Vartan by Elisaeus» (Lond. 1830) und «Vahram's chronicle of the Armenian kingdom in Cilicia» (Lond. 1830); aus dem Chinesischen «Catechism of the Shamans» (Lond. 1831), den er auch deutsch (Lpz. 1834) erscheinen ließ, und «History of the Chinese pirates» (Lond. 1831). Nach dem Italienischen bearbeitete er den «Versuch einer Geschichte der armen. Literatur» (Lpz. 1833), nach dem Russischen und Armenischen die «Geschichte der Uebersiedelung von 40,000 Armeniern» (Lpz. 1834). N.'s «Asiatische Studien» (Lpz. 1837) bestehen aus einzelnen Aufsätzen, und sein «Lehrsaal des Mittelreichs» (Münch. 1836) ist eine Art chines. Chrestomathie. Hierzu kommen seine «Beiträge zur armen. Literatur» (Münch. 1849). Mit der Schrift «Die Völker des südl. Rußland in ihrer geschichtlichen Entwickelung» (Lpz. 1847; 2. Aufl. 1855) gewann er einen Preis des Französischen Instituts. Um die Geschichte Chinas und Hochasiens machte er sich durch Herausgabe von Gützlaff's «Geschichte des Chinesischen Reichs» (Stuttg. 1847), die «Geschichte des engl.-chines. Kriegs» (Lpz. 1846; 2. Aufl. 1855) und seine Zusätze zu Bürck's «Marco Polo» (Lpz. 1846) verdient. Diesen Arbeiten reihten sich später an: die «Geschichte des engl. Reichs in Asien» (2 Bde., Lpz. 1857), die «Ostasiat. Geschichte vom ersten chines. Krieg bis zu den Verträgen in Peking» (Lpz. 1861) und die «Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika» (3 Bde., Berl. 1863—66).

Neumann (Karl Gottfr.), namhafter deutscher Mathematiker, geb. 7. Mai 1832 zu Königsberg, studirte daselbst 1850—55 Mathematik und habilitirte sich 1858 als Privatdocent an der Universität zu Halle, woselbst er 1863 außerord. Professor wurde. Im Herbst 1863 ging er als ord. Professor nach Basel, 1865 nach Tübingen und 1868 nach Leipzig. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Lösung des allgemeinen Problems über den stationären Temperaturzustand einer homogenen Kugel» (Halle 1861), «Allgemeine Lösung des Problems über den stationären Temperaturzustand eines homogenen Körpers, welcher von zwei nichtconcentrischen Kugelflächen begrenzt wird» (Halle 1862), «Ueber die Entwickelung einer Function mit imaginärem Argument nach den Kugelfunctionen erster und zweiter Art» (Halle 1862), «Die magnetische Drehung der Polarisationsebene des Lichts» (Halle 1863), «Die Umkehrung der Abel'schen Integrale» (Halle 1863), «Theorie der Elektricitäts- und Wärmevertheilung in einem Ringe» (Halle 1864), «Vorlesungen über Riemann's Theorie der Abel'schen Integrale» (Lpz. 1865), «Das Dirichlet'sche Princip in seiner Anwendung auf die Riemann'schen Flächen» (Lpz. 1865), «Die Haupt- und Brennpunkte eines Linsensystems» (Lpz. 1866), «Theorie der Bessel'schen Functionen» (Lpz. 1876), «Theorie der elektrischen Kräfte» (Lpz. 1873), «Vorlesungen über die mechan. Theorie der Wärme» (Lpz. 1875), «Untersuchungen über das logarithmische und Newton'sche Potential» (Lpz. 1877).

Digitized by Google

Neumark heißt derjenige Theil der Mark Brandenburg (s. d.), welcher, auf dem rechten Oderufer und an der Warthe, von dieser gegen NO. als langer, schmaler Landstrich sich hinziehend, im W. an die Mittel- und Ukermark, im N. an Pommern, im O. an Preußen und Polen und im S. an Schlesien und die Niederlausitz grenzt. Die N. bildete früher eigentlich den zweiten Haupttheil der ganzen Mark, die man in die Kurmark und die N. eintheilte. Letztere zerfiel 1) in die sieben «ursprünglichen Kreise», und zwar die drei vordern, Soldin, Königsberg (mit Küstrin) und Landsberg, und die vier hintern, Friedeberg, Arnswalde, Dramburg und Schivelbein; 2) in die fünf (später) «einverleibten Kreise» im Süden der Warthe: Drossen (Ost- und West-Sternberg), Krossen, Züllichau-Schwiebus und Kottbus. Nach einigen spätern Gebietserweiterungen und der Incorporation einiger Orte Pommerns und Posens umfaßte die N. 13,266,6 QKilom. Ihre Hauptstadt war einst Soldin, später Küstrin, und nur während der franz. Invasionszeit Königsberg. Seit der neuen administrativen Eintheilung Preußens gehören die beiden Kreise Dramburg und Schivelbein (zusammen 1689,5 QKilom. mit 55,093 E. im J. 1875) zum pommerschen Regierungsbezirk Köslin, und die übrige N. bildet den größten Theil des Regierungsbezirks Frankfurt mit 11,577,1 QKilom. und 594,712 E. (1875), wovon aber 6255,7 QKilom. mit 321,088 E. auf die genannten «ursprünglichen Kreise» (ohne Dramburg und Schivelbein) und 5321,4 QKilom. mit 273,624 E. auf die «einverleibten Kreise» entfallen. Vgl. Voigt, «Die Erwerbung der N.» (Berl. 1863).

Neumark (Georg), deutscher Dichter, geb. zu Mühlhausen in Thüringen 16. März 1619 oder 1621, besuchte die Schule zu Gotha, studirte, nachdem er in Kiel ein paar Jahre Hauslehrer gewesen war, in Königsberg, lebte darauf einige Zeit in Thorn und Hamburg und kam 1651 nach Weimar, wo er Bibliothekar und Kanzleiregistrator und später Archivsecretär wurde und 8. Juli 1681 starb. Bekannt ist er besonders durch seinen «Neusprossenden deutschen Palmbaum» (Nürnb. 1668), eine geschmacklose, aber werthvolle Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft, als deren Mitglied er den Gesellschaftsnamen «der Sprossende» führte und deren Erzschreinhalter er war, so lange sie in Weimar ihren Sitz hatte. Unter seinen Gedichten, die in mehrern Sammlungen, besonders in dem «Poetischen und musikalischen Lustwäldchen» (Hamb. 1652) und in dem «Fortgepflanzten musikalisch-poetischen Lustwald» (Jena 1657), erschienen, stehen am höchsten seine geistlichen Lieder, von denen mehrere in die öffentlichen Gesangbücher übergegangen sind. Das Lied «Wer nur den lieben Gott läßt walten» dichtete er in Kiel, als er, mitten in Armuth, Noth und Sorgen, unverhofft die Stelle eines Erziehers im Hause des Amtmanns Hennings erhalten hatte. N. war auch Componist und hat manche seiner Lieder selbst componirt. Eine Auswahl von N.'s Gedichten findet sich in W. Müller's «Bibliothek deutscher Dichter», fortgesetzt von Förster (Bd. 11, Lpz. 1838).

Neumayer (Georg), namhafter Hydrograph, Director der deutschen Seewarte in Hamburg, geb. 21. Juni 1826 zu Kirchheimbolanden in der bair. Pfalz, studirte zuerst das Ingenieurfach, dann Physik und Astronomie an der Polytechnischen Schule und der Universität zu München und trat 1850 als Matrose in den Seedienst. Nachdem er mehrere größere Seereisen nach Südamerika, Australien u. s. w. gemacht hatte, begab er sich Ende 1856 auf Veranlassung des Königs Maximilian II. von Baiern zur Ausführung physik. Arbeiten abermals nach Australien. Hier gründete er 1857 ein Observatorium für die Physik der Erde in Melbourne, das 1859 von der Colonialregierung übernommen wurde und dessen Leitung er bis 1864 führte, und unternahm weite Forschungsreisen in das Innere des Continents. Im J. 1864 kehrte N. nach Europa zurück, nahm seinen Wohnsitz zunächst in der bair. Pfalz, trat 1871 als Hydrograph in das neugegründete hydrogr. Bureau in Berlin und wurde 1876 mit dem Titel eines Wirkl. Admiralitätsraths zum Director der nach seinen Entwürfen 1875 ins Leben gerufenen deutschen Seewarte ernannt. Seine in Australien auf dem Gebiete der Physik der Erde gemachten reichen Beobachtungen legte er nieder in einem Werke, dessen drei erste Bände unter dem Titel «Results of the magnetical, nautical and meteorological observations made and collected at the Flagstaff Observatory, Melbourne», und dessen vierter Band unter dem Titel «Results of the magnetic survey of the colony of Victoria executed during the years 1858—64» (Melbourne u. Manh. 1861—69) erschienen.

Neumeister (Erdmann), als geistlicher Liederdichter, zugleich aber auch als intoleranter Theolog bekannt, geb. zu Uechteritz bei Weißenfels 12. Mai 1671, besuchte Schulpforta und die Universität zu Leipzig, wurde 1697 Pfarrsubstitut zu Bibra in Thüringen, 1698 Pastor zu Eckartsberga, 1704 Hofdiakonus und hierauf Hofprediger zu Weißenfels, 1706 Superintendent zu Sorau und 1715 Hauptpastor an der St.-Jakobikirche zu Hamburg. Hier starb

Digitized by Google

er 18. Aug. 1756. Sowol bei den pietistischen als unionistischen Streitigkeiten war er betheiligt. Unter den von ihm herausgegebenen Dichtungen sind die «Geistlichen Cantaten» (Halle 1705), die «Psalmen, Lobgesänge und geistlichen Lieder» (Hamb. 1755) und «Fünffache Kirchenandachten» (Lpz. 1716) nebst «Fortgesetzte fünffache Kirchenandachten» (Hamb. 1725) zu erwähnen. Er ist Verfasser des Liedes: «Wie schön leuchtet der Morgenstern».

Neumen (vom griech. πνεῦμα, Hauch) heißen die alten wunderlichen Notenzeichen des Mittelalters, welche in Punkten, Strichen, Häkchen u. s. w. bestehen und der Verschiedenheit des Gebrauchs und der Ungenauigkeit der Abschreiber wegen kaum zu entziffern sind. Auch bezeichnete man damit die Tonreihen, die dem Schlusse des Kirchengesangs angehängt wurden, oft gar keine artikulirten Worte hatten, sondern nur auf einen Vocal, meist a, erklangen.

Neumexico, ein 9. Sept. 1850 organisirtes Territorium der Vereinigten Staaten von Amerika, grenzt im N. an Colorado, im O. an das Indianerterritorium und Texas, im S. an den letztern Staat und Mexico, im W. an Arizona und zählte 1870 auf 313,898 QKilom. nur 91,874 E. und etwa 30,000 wilde und ebenso viel ansässige Indianer. N. ist ein theils plateauartiges, theils gebirgiges Binnenland, etwa in der Mitte von zwei Gebirgsketten von Süden gegen Norden durchzogen, einer westlichen, der bis gegen 1000 Mt. hohen Cordillera von N., und einer östlichen, der Sierra de Comanches, mit der Sierra Blanca, del Sacramento und andern, und mit Bergen, die in den nördl. Gegenden 3—4000 Mt. hohe, schneebedeckte Gipfel tragen. Beide Ketten schließen das 650—2300 Mt. hohe Plateau von N. ein, welches größtentheils den Charakter einer Hochsteppe hat. Die Gebirge bestehen größtentheils aus plutonischem Gestein, sind in den obern Regionen des Baumwuchses mit Fichten, in den niedern mit Cedern, zum Theil mit Eichen bestanden. Das Land ist wasserarm und hat keinen einzigen schiffbaren Fluß. Der Hauptstrom ist der obere Rio del Norte (s. Norte), der hier entsteht. Die Nordgrenze berührt der Arkansas, die Südgrenze bildet der Gila, ein Nebenfluß des Rio Colorado, eines schönen Gebirgsstroms, der den nordwestl. Theil des Territoriums durchfließt, dann die Westgrenze bilden hilft und in den Meerbusen von Californien mündet. Das Klima ist im allgemeinen gemäßigt, beständig und gesund, der Himmel gewöhnlich klar, die Luft trocken. Der Boden ist dürr und selbst im Thale des Rio del Norte fast durchgängig sandig, gibt aber bei künstlicher Bewässerung gute Ernten. Man baut hauptsächlich Mais, Weizen, Bohnen, Zwiebeln, rothen Pfeffer, auch etwas Obst, Wein und Taback. Die Trockenheit des Klimas und die Dürre des Bodens wird stets den Ackerbau auf die mit Flüssen versehenen Landstriche beschränken. Desto ausgedehnter sind die Bergweiden, weshalb auch ziemlich starke Viehzucht getrieben wird. Die Gebirge sind reich an Gold, Silber, Kupfer und Eisen. Gold wird in großer Ausdehnung besonders um Santa-Fé gefunden. Der Bergbau wurde im 17. Jahrh. und später von den Spaniern sehr schwunghaft betrieben. Die Hauptstadt Santa-Fé, 30 Kilom. östlich vom Rio del Norte, 2148 Mt. über dem Meere, in einer großen, von Bergen umschlossenen Ebene, ist unregelmäßig und schlecht gebaut, jetzt durch ein Fort vertheidigt, hat wichtigen Karavanenverkehr und Handel und zählte 1870 4765 E. Nördlich liegt der starkbefestigte Ort Taos in einem der angenehmsten Thäler N.s. Die übrigen Wohnorte liegen südlich im Stromthale des Rio del Norte, z. B. Albuquerque, Valencia, Valverde, San-Diego u. s. w. N. nannten die Spanier nur das zu Ende des 16. Jahrh. unter Don Juan de Oñate von ihnen besetzte Land am Rio del Norte. Vgl. Brevoort, «New-Mexico, her natural resources and attractions» (Santa-Fé 1874).

Neumond, s. Mond.

Neumünster, Stadt im Kreise Kiel der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, zu beiden Seiten der Schwale gelegen, ist der Hauptknotenpunkt des holst. Eisenbahnnetzes, Sitz eines Amtsgerichts und einer Kirchspielvogtei für den genannten Landdistrict, hat eine Realschule zweiter Ordnung und zählt (1875) 10,124 E. Die Gegend hieß vormals der Gau Faldera mit dem Hauptort Wipendorf, wo Vicelin ein Augustinerkloster stiftete, das bereits 1136 urkundlich novum monasterium genannt wird, aber 1327 nach Bordesholm bei Kiel verlegt wurde. Im 17. Jahrh. übersiedelten die segeberger Tuchmacher nach N., und insbesondere diesem Industriezweig hat die Stadt ihr Aufblühen zu verdanken.

Neun (die Zahl) oder Enneas hat in der Pythagoräischen Zahlensymbolik eine der Dreiheit oder Trias verwandte Bedeutung als Zahl der Abrundung oder Vollendung. Aehnlich bei den Neuplatonikern und im Mittelalter. Weil zufolge der allgemeinen Denkgesetze alle Begriffe sich ordnen nach Thesis, Antithesis und Synthesis (s. Drei), so entstehen hieraus Triaden, und durch deren Verkettung Enneaden. Plotin's 54 hinterlassene Schriften wurden durch seinen

Schüler Porphyrius in sechs Enneaden geordnet, und Proklus gliederte sein ganzes Philosophiren nach Triaden und Enneaden. Raimundus Lullus verband in seiner «Ars magna» eine Enneade höchster Ideen mit einer Enneade realer Wesen, einer Enneade von Tugenden, einer Enneade von Lastern u. s. w. zu einem umfassenden philos. System. Auch die Neunzahl der Mythologie (wie in den neun Musen) ist nur eine Vervielfältigung der symbolischen Dreiheit.

Neunauge (Petromyzon), eine Fischgattung aus der Ordnung der Rundmäuler oder Sauger, unterscheidet sich durch aalförmigen Körper, sieben Kiemenlöcher jederseits am Halse, Mangel der Kiefer, starke, harte Zähne und zahnartige Höcker am Rande und im Innern der Mundscheibe und zwei Rückenflossen, von denen die hintere mit der Schwanzflosse zusammenfließt. Mit ihrem Saugmunde saugen sich diese Fische unglaublich fest an Steine und andere Fische an, indem sie durch Zurückziehen der kolbenförmigen Zunge die Höhle des Mundes luftleer machen. Die unpaare, in der Mittellinie vor den Augen gelegene Nasenöffnung führt bei den N. in einen langen, nach hinten geschlossenen Sack. Sie durchlaufen eine Art Larvenzustand, in welchem sie Querder (Ammococtes) heißen. Die gewöhnlichste Art ist das gemeine N. oder die Flußpricke oder Bricke (P. fluviatilis), welche die Flüsse Europas bewohnt. Sie ist 30—45 Ctmt. lang, grünlich, an den Seiten gelblich, ihre hintere Rückenflosse eckig und in die Schwanzflosse verlaufend. Die Bricken oder Pricken geben sowol frisch als marinirt eine wohlschmeckende, aber ziemlich unverdauliche Speise ab und bilden einen bedeutenden Handelsartikel. In Norddeutschland sind die Lüneburger Bricken die beliebtesten. In den Süßgewässern Deutschlands, besonders in Gebirgsbächen findet sich auch Planer's N. oder die kleine Bricke (P. Planeri), welche nur 20—26 Ctmt. lang und blaugrünlich ist und zwei zusammenstoßende Rückenflossen trägt. Zu dieser Gattung gehört auch die Lamprete (s. d.).

Neuorleans (engl. New Orleans), die bedeutendste und Hauptstadt (seit 1868) des nordamerik. Unionsstaates Louisiana (s. d.), liegt im Delta und am linken Ufer des Hauptarms des Mississippi, der hier bis 50 Mt. tief ist, 165 Kilom. von dessen Mündung in den Mexicanischen Meerbusen, in einer durch Sümpfe verpesteten Niederung, in welcher es nur durch kostbare Dämme (Levees) gegen die Fluten des Stroms geschützt werden kann und häufig durch Deichbrüche (Crevasses) heimgesucht wird. Die Stadt wurde 1718 von den Franzosen gegründet, kam mit dem franz. Louisiana an die Vereinigten Staaten und hob sich nun reißend wegen ihrer ausgezeichneten commerziellen Lage als Hauptstapelplatz nicht nur Louisianas, sondern des ganzen productenreichen Mississippigebietes. Sie hatte 1803 erst 9000, 1840 schon 102,193, 1860 168,675 und 1870 191,418 E., darunter 50,456 Farbige und 48,475 im Auslande Geborene, unter denen 15,239 Deutsche und 14,693 Irländer. N. heißt auch wol Crescent City oder Halbmondstadt, weil der Strom sich hier halbmondförmig biegt. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, in dem innern, früher mit Wällen umgebenen Theile nach altfranz. Weise. Architektonisch schöne Gebäude sind indessen nur wenige vorhanden, z. B. die 1835 erbaute Münzstätte der Union, das neue Zollhaus, die City-Exchange mit Bank, Waarenlager und Gasthof, die Kaufmannsbörse, das St.-Charleshotel. Bemerkenswerth sind dagegen die großartigen Waarenlager und Baumwollpressen. N. hat 142 Kirchen, darunter 38 katholische, ein großartiges Hospital, die 1849 gegründete Universität von Louisiana, mehrere Mittel- und andere Schulen, gemeinnützige Gesellschaften, darunter auch eine deutsche, fünf Schauspielhäuser, drei Markthallen, drei Börsen u. s. w. Sitten und Sprache, früher durchaus französisch, nahmen durch die Ansiedelung von Angloamerikanern mehr und mehr die Weise der übrigen Unionsstaaten an. Infolge seiner sumpfigen Umgebungen, der brennenden Sonnenhitze im Sommer, des häufigen und raschen Temperaturwechsels im Winter, des Mangels an genießbarem Brunnenwasser, des schlechten, lauwarmen, oft übelriechenden Cisternenwassers gilt N. als eine sehr ungesunde Stadt und ist als Herd des Gelben Fiebers, des Typhus und der Cholera verrufen. Gleichwol ist es nächst Neuyork die bedeutendste Handelsstadt der Union und die wichtigste Seestadt an den Küsten des Golfs von Mexico. Es hat 23 Nationalbanken und 42 Versicherungsgesellschaften, 7 tägliche Zeitungen, darunter 1 deutsche, und 12 Wochenblätter. Besonders bedeutend ist die Ein- und Ausfuhr von Naturerzeugnissen des Mississippigebietes. Das Hauptstapelproduct bildet die Baumwolle. Auch Taback, Zucker, Mais, Weizen, Mehl, Talg, Schmalz, Schweinefleisch und viele andere Nahrungsmittel werden in ungeheuerer Menge ein- und ausgeführt. Der Werth der jährlichen Ausfuhr nach fremden Häfen belief sich in den dem 30. Juni 1874 voraufgehenden fünf Jahren auf durchschnittlich 100 Mill. Doll.; die Einfuhr aus dem Ausland dagegen auf etwa 17 Mill. Doll. Viel bedeutender aber ist der Binnenhandel, der allein in Baumwolle während der letzten zehn Jahre N. über 100 Mill. Doll.

Digitized by Google

Werth und an Zucker über 10 Mill. Doll. durchschnittlich zuführte. Die Stadt hat durch den Bürgerkrieg von 1861—65 außerordentlich gelitten. Nicht so bedeutend wie der Handel ist die Industrie von N.; wichtig dagegen die Thätigkeit der Münze. Historisch merkwürdig ist N. wegen des Siegs, den hier der General Jackson (s. d.) 8. Jan. 1815 gegen die Engländer erfocht.

Neuplatoniker ist der Name für die letzte Schule der antiken Philosophie, welche seit dem 3. Jahrh. in bewußtem Gegensatze zu dem siegreich um sich greifenden Christenthum die Gedanken der griech. Philosophen und zum Theil die Mythen der griech. Nationalreligion zu reconstruiren und dem Bedürfnisse der neuen Zeit anzupassen bestrebt war. Da dies Bedürfniß wesentlich religiöser Natur und da das Zeitalter in die Vorstellung der außerweltlichen und überweltlichen Gottheit vollkommen eingelebt war, so bildete die Platonische Philosophie mit ihrem Gegensatze der vergänglichen Sinneswelt und der ewigen Ideen die Grundlage dieses Versuchs; zugleich aber benutzten die N. nicht nur verwandte Gedanken der übrigen griech. Philosophen, wie namentlich die monotheistische Tendenz der Aristotelischen Metaphysik und die stoische Lehre von der Weltseele, sondern es schmolzen auch in ihre Bestrebungen die Grundzüge der großen religiösen Bewegung des Orients und zum Theil die phantastischen Züge der morgenländ. Religionen ein. Aus dieser Verschmelzung entstanden mystische Systeme, denen der Grundgedanke gemeinsam war, das gesammte Universum müsse als ein Stufenreich von Emanationen, Ausstrahlungen aus der Einen überweltlichen, unaussagbaren Gottheit anzusehen sein, welche, je weiter sie von dem Urgrunde entfernt sind, um so materieller, unvollkommener und sündhafter werden: und ihre Erlösung sollte dann begriffen werden als eine ekstatische Erhebung zur Anschauung des göttlichen Urwesens. Im besondern sind es drei Schulen, in welchen die Lehre der N. sich successive ausbildete: die alexandrinische Schule, deren Lehre von Ammonius Sakkas (s. d.) gegründet und, nachdem das Schweigen, das er seinen Schülern Longinus, Herennius, Origenes und Plotin (s. d.) auferlegt hatte, gebrochen war, namentlich von dem letztern allseitig zum Systeme ausgebildet wurde, woran sich später namentlich auch sein Schüler Porphyrius betheiligte; die syrische Schule, von Jamblichus gestiftet, der die Stufenreihe der Emanationen mit den Göttern und Heroen der griech. und zum Theil der orient. Mythologie gleichsetzen wollte, ein Versuch, in dem namentlich der Kaiser Julian die Grundlage für eine Reconstruction der heidnischen Religion erblickte; endlich die athenienſische Schule, als deren bedeutendster Vertreter Proklus (s. d.) dem Neuplatonismus die gelehrte und encyklopäd. Richtung gab, in welcher er später, namentlich durch Commentatoren, wie Simplicius (s. d.), aufrechterhalten wurde. Doch war der Einfluß des Neuplatonismus mit dem Niedergange der antiken Cultur nicht abgeschlossen: er wirkte vielmehr während der ganzen Zeit der Scholastik in der Stille weiter, behauptete sich in den mystischen Geheimlehren der drei monotheistischen Religionen des Mittelalters und bildete in denselben eine fortwährende, verborgene Opposition. Dieselbe brach jedoch offen hervor, als der Ueberdruß an der Scholastik und ihren dialektischen Subtilitäten in der letzten Hälfte des 15. Jahrh. seine Höhe erreichte. Die nächste Folge davon war eine Wiedererneuerung der neuplatonischen Philosophenschule in Italien, unter deren Anhängern und Vorfechtern vor allen Marsilius Ficinus glänzte, und welche von den Mediceern in Florenz in ihren besondern Schutz genommen wurde. Vgl. J. H. Fichte, «De philosophiae novae Platonicae origine» (Berl. 1818); Vogt, «Neuplatonismus und Christenthum» (Berl. 1836); Matter, «Essai historique sur l'école d'Alexandrie» (2 Bde., Par. 1820; 2. Aufl. 1840—48); Jules Simon, «Histoire de l'école d'Alexandrie» (2 Bde., Par. 1843—45); Barthélemy Saint-Hilaire, «De l'école d'Alexandrie» (Par. 1845); Vacherot, «Histoire critique de l'école d'Alexandrie» (3 Bde., Par. 1846—50); Kirchner, «Die Philosophie des Plotin» (Halle 1854); R. Hamerling, «Ein Wort über die N.» (Triest 1858); H. Kellner, «Hellenismus und Christenthum» (Köln 1866).

Neuralgien (griech.) oder Nervenſchmerzen nennt man jene Arten krankhafter Schmerzen, welche nur in dem Verbreitungsgebiete eines bestimmten Empfindungsnerven (s. Nerven) auftreten und sich schon durch diese Begrenzung von den andern, z. B. durch Entzündung oder Desorganisation bedingten Schmerzen unterscheiden, weil bei diesen der Sitz und die Ausbreitung der befallenen Gewebe auch dem Schmerze seine Begrenzung anweisen. So findet sich also z. B. bei N. des fünften Nerven genau die eine Gesichtshälfte, wenn sein mittlerer Ast leidet, nur die Oberkieferpartie schmerzhaft; die N. des vordern Schenkelnerven (ischias antica) verbreitet sich an der innern Seite des Oberschenkels bis ins Knie und die des hintern Schenkelnerven (ischias postica) vom Gesäß aus bis zum Knöchel und Plattfuß hinab, während die N. der Zwischenrippennerven band- und gürtelförmige Schmerzen um die Brust herum bewirken.

Außer dieſem Hauptkennzeichen (der anatom. Begrenzung), welches ſich nur dann verwiſcht, wenn benachbarte Nervenſtämme durch Ueberſtrahlung im Gehirn (Irradiation des Schmerzes) mitſchmerzen, erkennt man eine echte N. gewöhnlich noch an folgenden Zeichen: die Schmerzanfälle ſind unverhältnißmäßig ſtark und peinigend und kommen in Anfällen periodiſch mit freien (oder nur durch ein dumpferes Gefühl ausgefüllten) Zwiſchenräumen; ſie werden oft hervorgerufen durch Anläſſe, welche beſtimmt das Nervenſyſtem treffen (z. B. Gemüthsbewegungen), oder welche verhältnißmäßig unbedeutender ſind (z. B. leiſe Berührung der Haut), wogegen andere, anſcheinend weit verletzendere Anläſſe (z. B. ein ſtarker Druck auf dieſelbe Stelle) den Schmerz nicht wecken oder gar lindern, während dieſe doch den durch Gewebskrankheit bedingten Schmerz ſehr deutlich hervorrufen; bisweilen entwickeln ſich im Verlaufe des erkrankten Nerven eigenthümliche Hautausſchläge (Gürtelflechte, Neſſelquaddel, Blaſenflechte). Bei vielen N. findet ſich auch das zuerſt von Valleix entdeckte anatom. Kennzeichen: daß ein Druck auf den Stamm des befallenen Nerven, da wo derſelbe entweder aus einem Knochenkanal hervor- oder durch eine ſehnige Haut hindurchtritt, ſofort einen lebhaften, in die Ausbreitungen des kranken Nerven hinabſchießenden Schmerz weckt (die ſog. Schmerzpunkte, points douloureux). Uebrigens kann auch der Fall vorkommen, daß dieſelbe Hautſtelle, in welcher dem Patienten der Schmerz wüthet, für eine äußere Berührung (Stiche, Kneipen u. dgl.) ganz unempfindlich iſt (anaesthesia dolorosa). Dann iſt der Nerv in ſeinem Verlauf ſo erkrankt, daß die eine nach dem Gehirn zu liegende Hälfte deſſelben Schmerzen empfindet, während die andere nach außen hin verlaufende Hälfte durch daſſelbe Krankheitsproduct (z. B. eine drückende Geſchwulſt) in ihrer Leitungsfähigkeit ganz unterbrochen wird. Die häufigſten und am meiſten erkannten N. ſind die der Hautnerven (die Dermalgien); doch kommen N. auch in andern Theilen vor, z. B. in den Gelenken (Arthralgien), Muskeln (Myalgien) und Eingeweiden (Enteralgien). Manche der innern Eingeweide mögen Sitz ähnlicher Nervenſtörungen ſein, die ſich aber nicht als Schmerz, ſondern in Form anderer Gefühlsſtörungen äußern, z. B. in den Herznerven als Herzensangſt und höchſte Beklemmung (die ſog. Bruſtbräune, angina pectoris). Die eigentliche (Grund-) Störung, welche der Nerv bei N. erleidet, kann ſehr verſchieden ſein: eine Entzündung deſſelben oder ſeines Neurilems, eine Geſchwulſt in oder an demſelben (ein ſog. Neurom), ein denſelben reizender Eiterherd, Splitter u. dgl., eine denſelben drückende oder zerrende Anſchwellung benachbarter Theile (beſonders der Knochenkanäle) u. ſ. w. Es kann aber auch eine centrale Erkrankung des Gehirns oder Rückenmarks durch ſog. excentriſche Erſcheinung des Schmerzes N. bedingen (z. B. bei Hirnerweichung, bei Bleivergiftung). Endlich können N. auch nach Art des Nervenreflexes entſtehen, indem die Reizung eines entfernten Nervengebietes auf die Nervencentra übertragen und dort auf andere Nervengebiete überſtrahlt (irradiirt) wurde. So entſtehen oft die N. hyſteriſcher Frauen von Uteruskrankheiten, oder Knieſchmerz bei Hüftgelenkentzündung, Geſichtsſchmerz bei Caries eines einzigen Zahns u. ſ. w. Nervenſchwache, blutarme (anämiſche) Perſonen ſind beſonders zu N. geneigt; bisweilen iſt eine erbliche Anlage vorhanden. Die Krankheit iſt hiernach von verſchiedener Bedeutung und Dauer. Die Prognoſe und Behandlung der N. ſind hiernach ſehr verſchieden. Einige ſind verhältnißmäßig leicht heilbar, wenn die Urſache erkannt wird, z. B. die von ſyphilitiſchen Knochenhautübeln oder von Zahncaries, von operirbaren oder zertheilbaren Geſchwülſten, von Wechſelfiebermiasma, von Bleivergiftungen, von Blutmangel abhängigen. Andere, namentlich die von centralen Nervenkrankheiten abhängigen, ſind meiſt unheilbar, und es bleibt dann der Kunſt nur übrig, ſie durch betäubende oder anäſtheſirende Mittel, oder durch Ableitungen (Körperbewegungen, Hautreize, Localbäder u. ſ. w.) zu lindern. In vielen Fällen leiſtet die Anwendung der Elektricität, insbeſondere des galvaniſchen Stroms vortreffliche Dienſte; in einzelnen ſchweren Fällen iſt dagegen nur von der Durchſchneidung des erkrankten Nerven (ſog. Neurotomie) Heilung zu erwarten. Vgl. Haſſe, «Krankheiten der Nerven u. ſ. w.» (Bd. 4 des «Handbuchs der ſpeciellen Pathologie und Therapie», herausg. von Virchow u. a., 2. Aufl., Erlangen 1868—69).

Neureuther (Eugen), Zeichner und Maler, der Sohn Ludwig N.'s, wurde in München 15. Jan. 1806 geboren. Nach dem erſten Unterricht, welchen ihm der Vater ertheilte, beſuchte er mit königl. Unterſtützung die Akademie ſeiner Vaterſtadt. Cornelius erkannte das Talent des im Ornamentfach reichbegabten Schülers, verwendete ihn zur decorativen Ausſtattung der Säle in der Glyptothek und veranlaßte ihn zu ſeinen «Randzeichnungen zu Goethe's Balladen und Romanzen» (5 Hefte, München 1829—40). Der Künſtler widmete ſich dann vollſtändig dem Illuſtrationsweſen, welches er zuerſt auf die Stoffe der heimiſchen Poeſie, Sage und Volksweiſe auszudehnen begann; zahlreich ſind ſeine hierhergehörigen Werke, worunter die Rand-

zeichnungen: «Schnaderhüpfeln», jene zu den deutschen Classikern (6 Hefte), Herder's «Cid», das große Blatt: Dornröschen (1836), letzteres auf Stahl radirt, hervorragen. Zugleich schmückte er mit Kaulbach im Königsbau den Salon der Königin mit enkaustischen Gemälden aus Wieland's «Oberon». Im J. 1837 begab er sich nach Rom, wo ihn besonders der decorative Schmuck der Loggien anzog. Heimgekehrt ergriff er mit frischer Lust den Stift, um in außerordentlicher Fruchtbarkeit das Feld der Illustration und der Ornamentik zu bestellen. Becker's «Rheinlied», Blätter zu Goethe's «Liedern», zu Kobell's «Bair. Gedichten», ferner das mit Jul. von Schnorr herausgegebene «Nibelungenlied» sind davon besonders zu nennen. Im J. 1848 erfolgte N.'s Ernennung zum Leiter der königl. Porzellanfabrik zu Nymphenburg, welche Stellung er bis 1856 beibehielt. Nach Auflösung der königl. Porzellanmanufactur betrat er das neue Gebiet der Oelmalerei, wobei dem Künstler wieder die Dichtungen deutscher Sänger, besonders Wieland's, Uhland's u. s. w., die Stoffe lieferten. Die meisten dieser Werke kamen in die freiherrl. von Schack'sche Sammlung. Im neuen Polytechnikum in München schmückte N. die Decken des Treppenhauses und die Acht-Flachkuppel mit Bildern und Ornamenten. Als 1868 die königl. Kunstgewerbeschule gegründet wurde, erhielt N. an derselben eine Professur, die er aber 1877 niederlegte, um der Herstellung von Märchenillustrationen für den Holzschnitt von neuem seine Kräfte zuzuwenden.

Neurologie, s. Nerven, Nervensystem.

Neuropteren (Neuroptĕra), Insektenordnung, s. Netzflügler.

Neurosen (griech.) nennt man solche Nervenkrankheiten, bei denen man keine materielle (anatom. oder chem.) Veränderung der Nerven oder ihrer Hüllen als greifbare Ursache nachgewiesen hat, womit indeß nicht behauptet werden kann, daß ihnen auch keine solche zu Grunde liegt. (S. Nervenkrankheiten.) Die N. treten ebenso auf als Störungen der Empfindung oder der Bewegungen, wie die übrigen Nervenkrankheiten. Man theilt die N. weiter ein nach dem erkrankten Organe und spricht so von einer N. des Herzens (mit Herzklopfen oder schmerzhafter Empfindung in der Herzgegend), einer N. der Harnblase, des Darmkanals u. s. w., und trennt von diesen diejenigen N. welche, wie der Veitstanz, die Epilepsie, der Starrkrampf, die Hysterie und Hypochondrie (s. d.), den ganzen Organismus ergreifen.

Neurußland ist die Gesammtbezeichnung für die drei Gouvernements Südrußlands: Jekaterinoslaw, Cherson und Taurien mit den Stadtgouvernements Kertsch-Jenikale, Taganrog und Odessa, die früher zusammen mit Bessarabien unter der Administration eines Generalgouverneurs von N. und Bessarabien standen. Der Name N. kam 1764 in Gebrauch, als aus Neuserbien, Slaväno-Serbien und der alten Ukrainischen Linie das neuruss. Gouvernement gebildet wurde. An Stelle eines Generalgouverneurs von N. und Bessarabien traten 1874 die bezüglichen Gouverneure und Stadthauptleute.

Neusatz (ungar. Uj-Vidék), königl. Freistadt im ungar. Comitate Bács-Bodrog, am linken Ufer der Donau gegenüber von Peterwardein, Sitz des griech.-orient. Bischofs von Bacska, mit einem griech.-orient. Gymnasium, einer Unterreal- und einer Hauptschule, zehn Kirchen und einer Synagoge. Die Stadt zählt (1871) 19,119 E. (ohne Militär), von denen 8000 griechisch-orientalisch. Sie ist neuern Ursprungs, wurde 1748 königl. Freistadt, treibt wichtigen Handel mit Deutschland und der Türkei und baut vorzügliches Obst. Seit 1864 ist N. durch die Matica Srpska (Serbischer Literaturverein) ein Mittelpunkt der serb. Literatur geworden.

Neuschottland oder Nova-Scotia, eine Provinz der brit. Dominion of Canada in Nordamerika von 56,281 QKilom., welche früher zusammen mit Neubraunschweig (s. d.) den Namen Acadia (s. d.) führte, besteht aus einer von Nordosten nach Südwesten sich hinziehenden Halbinsel am Atlantischen Ocean, die blos im Nordwesten durch einen schmalen Isthmus mit Neubraunschweig zusammenhängt, und aus der nordöstlich liegenden Insel Cap-Breton (s. d.). N. hat viele und gute Häfen, darunter namentlich den zu Annapolis (s. d.) an der Fundybai. Ebbe und Flut sind hier am stärksten auf der ganzen Erde, indem in der Fundybai die letztere bis zu einer Höhe von 15, ja an einigen Stellen von 22 Mt. steigt. Wegen seiner hohen und felsigen Küsten hat das Land ein rauhes Ansehen. Auch im Innern ist es meist uneben, wenn auch ohne bedeutende Erhebungen, im allgemeinen stark bewaldet und an den Küsten und Flüssen gut angebaut. Der Boden ist ziemlich fruchtbar und das Klima wegen der oceanischen Lage des Landes gemäßigt. Die Producte sind dieselben wie im ganzen nordöstl. Theil Nordamerikas. Die Bewohner, deren Zahl 1871 sich auf 387,800 belief, von denen 75,483 auf Cap Breton kommen, sind größtentheils brit. Ursprungs; doch gibt es unter ihnen auch viele Franzosen und Nachkommen von Deutschen. Alle Religionsbekenntnisse genießen in der Colonie völlige Toleranz.

Digitized by Google

Die Presbyterianer bilden die Mehrzahl, doch wird die Anglikanische Kirche als die herrschende angesehen. Unter den Unterrichtsanstalten ist die bedeutendste das King's-College zu Windsor; die Baptisten haben das Acadia-College zu Horton, die Presbyterianer eine höhere Schule zu Pictou, die Methodisten zu St.-George, die Katholiken ein Seminar (St.-Mary's-College) zu Halifax. Außerdem gibt es noch 10 höhere und Mittelschulen und über 600 Elementarschulen. Neben Viehzucht und Ackerbau wird Fischerei getrieben. Die Eisenlager liegen unbenutzt; dagegen werden die reichen Steinkohlen-, Gips- und Goldlager neuerdings mit Erfolg ausgebeutet. Die mineralog. Schätze der Provinz ergaben 1874 einen Ertrag von 2,104,633 Doll., darunter 872,720 Tonnen Kohlen für 1,787,098 Doll. Der Gewinn aus den seit 1861 eröffneten 30—40 Goldminen hatte bis Ende 1874 einen Werth von 4,790,000 Doll.; während der Gips 100,000—120,000 Doll. einbringt. Salz wird viel gewonnen, doch nicht ausreichend für den Bedarf der Seefischerei. Der übrige Gewerbfleiß, höchstens mit Ausnahme des Schiffbaues, ist unbedeutend, der Handel dagegen, desgleichen die Rhederei von Wichtigkeit. Die wichtigsten Gegenstände der Ausfuhr sind Fische, besonders Stockfische, Thran, Holz und Steinkohlen. An der Spitze der Regierung steht ein vom Generalgouverneur von Canada ernannter Vicegouverneur (Lieutenant-Governor), welchem ein executiver Rath von 9 Mitgliedern zur Seite wirkt. Die gesetzgebende Versammlung bilden ein legislativer Rath (Oberhaus) von 21 Mitgliedern, welche für ihre Lebenszeit vom Vicegouverneur ernannt werden, und ein Unterhaus von 38 Mitgliedern, welche auf 4 Jahre von den qualificirten Wählern gewählt werden. Im Parlament des Dominion ist N. zu 12 Senatoren und 21 Mitgliedern des Hauses berechtigt. Im J. 1873 betrugen die Einnahmen 711,468 Doll., die Ausgaben 681,275, während sich die Provinzialschuld 1875 auf 9,186,756 Doll. belief. Für den ersten Entdecker von N. gilt Sebastiano Caboto (s. d.). Da die Engländer das Land anfangs vernachlässigten, so ließen sich auch Franzosen daselbst nieder, die jedoch 1613 von jenen vertrieben wurden. Vermöge eines Vertrags mit England kamen 1652 die Franzosen in den Besitz von N., indeß schon 1654 wurden sie unter Cromwell wieder vertrieben. Durch den Vertrag von Breda ward zwar das Land abermals an Frankreich abgetreten, 1690 aber während des Kriegs zwischen Frankreich und England von den Bewohnern Neuenglands wieder für England erobert, worauf im Frieden von Utrecht 1713 Frankreich auf dessen Besitz verzichtete. Die Hauptstadt und zugleich die erste und bevölkertste Stadt des ganzen Gouvernements ist Halifax (s. d.). Andere bedeutendere Ortschaften sind Liverpool mit 3000 E., Pictou mit 3462 E., von Hochschotten angelegt, die auch in der Umgegend die Hauptbevölkerung bilden und in Tracht, Sprache und Sitte viel Nationales bewahrt haben; Lunenburg (Lüneburg) mit 1500 E., welches von deutschen Einwanderern 1753 gegründet ist und bedeutende Rhederei, Seefischerei und Handel besonders mit Westindien und Neufundland treibt.

Neuseeland (engl. New-Zealand), Inselgruppe südöstlich von Australien im südl. Großen Ocean zwischen $34^1/_2$ und $47^1/_2{}^\circ$ südl. Br. und $166^1/_2$ und $178^3/_4{}^\circ$ östl. L. (von Greenwich) gelegen, hat einen Flächeninhalt von 271,677 QKilom. und besteht aus zwei großen und mehrern kleinen Inseln. Die erstern sind die Nordinsel (bei den Eingeborenen Te-Ika-a-Maui, Ahinomaui, Ikaamaui) und die durch die Cookstraße von ihr getrennte Südinsel (Te-Wahi-Punamu). Die Foveauxstraße trennt die Südinsel von der kleinen Stewartinsel (Rakiura). Von den übrigen kleinen Inseln sind besonders White oder Whakari, ein thätiger Vulkan in der Bai of Plenty, und die Große Barrierinsel im Hauraki-Golf bemerkenswerth. Die von dem ersten engl. Gouverneur Hobson officiell eingeführten Namen Neuulster für die Nordinsel, Neumunster für die Südinsel und Neuleinster für die Stewartinsel sind ganz außer Gebrauch gekommen. Eine große Gebirgskette durchstreicht die beiden Hauptinseln in ihrer Längenrichtung von Südwest nach Nordost, nur unterbrochen durch die Cookstraße. Die großartigste Entwickelung erreicht sie auf der Südinsel, in deren mittlerm Theil sie vollständigen Alpencharakter annimmt und den Namen Südliche Alpen erhält. Neben dem Mount-Cook (Ahoarangi der Eingeborenen) als höchstem Gipfel (4024 Mt.) ragen zahlreiche Bergriesen bis über 3000 Mt. empor, so Mount-Tyndall, Forbes, Arrowsmith, Petermann, De la Beche. Dieselben sind von 2300—2400 Mt. an mit ewigem Schnee bedeckt und haben zahlreiche, zum Theil sehr große Gletscher, die bis zu 1000 Mt. Meereshöhe herabreichen. Großartige Gletscherströme, herrliche Gebirgsseen, prachtvolle Wasserfälle, Engpässe und düstere Felsschluchten, von tosenden Gebirgsströmen durchrauscht, bilden die Zierde einer wilden, unbewohnten, erst in neuester Zeit von einzelnen Reisenden und Goldgräbern betretenen Gebirgslandschaft. Die erste wissenschaftliche Erforschung dieser Südlichen Alpen verdankt man Julius Haast in Christchurch. Gegen Westen

Digitized by Google

fällt das Alpengebirge steil ab und läßt nur einen schmalen Küstensaum frei, auf dem seit 1865 namentlich bei Hokitika Gold gegraben wird. Gegen Osten liegen am Fuße des Gebirgs ausgedehnte Ebenen und Alluvialflächen, vortrefflich geeignet für Ackerbau und Viehzucht und von europ. Colonisten in Besitz genommen, während im Norden und Süden die Ausläufer und Abhänge des Gebirgs in mächtigen Thonschieferformationen jene goldhaltigen Quarzadern bergen, denen die Provinzen Nelson und Otago ihren Reichthum verdanken. Auf der Nordinsel führt die Gebirgskette verschiedene Namen, wie Tararua, Ruahine, Kaimanava, Te Waiti; ihre Spitzen erreichen hier nur die Höhe von kaum 2000 Mt. Westlich legt sich an sie ein Hochplateau, das gegen Nord und Süd allmählich abdachend den übrigen Theil der Nordinsel bildet und an mehr als hundert Punkten von den vulkanischen Kräften der Tiefe durchbohrt ist. Nahezu in der Mitte der Nordinsel, am südl. Ufer des großen Binnensees Taupo, erheben sich der noch thätige Tongariro-Vulkan (1981 Mt.) und der erloschene, schneetragende Ruapahu (2803 Mt.), an der Westküste ragt der schneegipfelige Taranaki oder Mount-Egmont bis 2522 Mt. empor. Nordöstlich vom Tongariro aber bis zur Bai of Plenty breitet sich das geologisch berühmte Seeland (Lakedistrict) aus. Hier dampft es an mehr als tausend Stellen aus tiefen Spalten, welche die Lavaschichten durchziehen, während zahlreiche Seen die größern Bodensenkungen erfüllen, kochende Quellen, Solfataren und brodelnde Schlammkessel überall an die noch vorhandene unterirdische Glut erinnern. Nordwestlicher bei Auckland und in der Inselbai gibt es ungemein zahlreiche erloschene Vulkankegel. Von den ältesten plutonischen Gesteinen bis zu den jüngsten vulkanischen Bildungen und von den ältesten metamorphischen Bildungen an durch die ganze Reihe der versteinerungführenden Formationen bis zu den jüngsten Sedimentbildungen sind nach Hochstetter's Forschungen alle Hauptglieder vertreten. Auch ist N. reich an Mineralschätzen aller Art, Gold, Kupfererz, Eisenerz, Chromerz, Graphit, Kohlen. In seiner fossilen Flora und Fauna wie in seiner lebenden charakterisirt sich N. als eins der abgeschlossensten Schöpfungscentren; es muß seit uralten Zeiten ringsum durch tiefes Meer von andern Ländern getrennt gewesen sein. Die Fossilien sind von denen Australiens und Südamerikas gänzlich verschieden. Nahe an 70 Proc. seiner Pflanzen sind ihm eigenthümlich, und ähnlich verhält es sich mit der Thierwelt. Landsäugethiere kennt man nur drei, zwei Fledermäuse und eine kleine einheimische Ratte; außerdem scheint eine Fischotter vorzukommen. Unter den etwa 100 bekannten Vögeln sind drei höchst merkwürdige flügellose (Apteryx, Kiwi), während eine ebenfalls flügellose Riesenart (Palapteryx ingens, Moa) ausgestorben. Aus der Klasse der Amphibien fehlen die Schlangen ganz, ebenso die Schildkröten; nur elf Eidechsen und ein einziger, am Koromandelhafen selten vorkommender Frosch vertreten die Klasse. An Fischen herrscht großer Reichthum. Unter den Pflanzen sind als besonders charakteristisch zu nennen die sehr zahlreichen Farren (120 Arten), die fast alles offene Land in Berg und Thal bedecken und in den baumartigen Species (Dicksonia und Cyathea) eine Höhe von über 10 Mt. erreichen. Dem Lande eigenthümliche Nutzpflanzen sind die Kaurifichte (Dammara australis), die vortreffliches Bauholz und ein sehr gesuchtes Harz, einen der wichtigsten Ausfuhrartikel, liefert, und der neuseeländ. Flachs (Phormium tenax). Die Eingeborenen sind echte Polynesier und gehören derselben Rasse an, welche die Inseln der Südsee von den Samoa- und Tonga-Inseln östlich bis zur Osterinsel sowie den Sandwicharchipel bewohnt. Sie nennen sich selbst Maori und treten nach Zahl wie nach körperlicher und geistiger Begabung als der bedeutendste Stamm der Polynesier auf. Ihren Sagen nach sind sie aus Hawaiki eingewandert, das man bald mit Hawaii der Sandwichinseln, bald mit Sawaii der Samoagruppe identificirt hat. Den Europäern gegenüber zeigten sie sich anfangs feindselig. Kannibalismus und Kindermord waren bei ihnen gewöhnlich; beide Geschlechter tättowirten sich. Dagegen trieben sie schon damals neben Jagd und Fischerei Ackerbau, verzierten ihre Hütten mit kunstvollen Holzschnitzereien, lebten in Dörfern beisammen und bereiteten aus dem neuseeländ. Flachs Matten und Mäntel.

N. wurde 13. Dec. 1642 von Tasman entdeckt. Die erste genauere Kenntniß verdankt man aber Cook, der es 1769, 1773 und 1777 besuchte und vollständig umsegelte. Derselbe führte Kartoffeln, Schweine und Gemüse auf N. ein. Die gewaltsame Entführung eines Häuptlings durch den franz. Kapitän de Surville 1769 rächten die Maori 1772 durch Ermorden und Auffessen des Kapitän Marion und seiner 15 Leute. Samuel Marsden landete 1814 als erster christl. Missionar; seitdem wurden die Eingeborenen allmählich zu Christenthum und Civilisation übergeführt und der Weg zu friedlicher, geordneter Civilisation gebahnt. Den letzten, unter furchtbaren Grausamkeiten geführten Bruderkrieg (1820—27) veranlaßte der Häuptling Hongi (der Neuseeland-Napoleon). Von da an nahm das Missionswerk raschen Fort-

Digitized by Google

gang, und seit 1843 ist kein Fall von Kannibalismus wieder vorgekommen. Nachdem einige Ansiedelungen an der Inselbai entstanden waren, Baron von Thierry 1838 am Hokianga einen unabhängigen Staat zu gründen versucht und die New-Zealand-Association 1839 Wellington an der Cookstraße errichtet hatte, wurde 1840 N. für eine selbstständige Colonie der brit. Krone erklärt. Streitigkeiten, verfehlte Verwaltungsmaßregeln, Krieg hielten die Entwickelung der Colonie zurück, bis der Gouverneur Sir George Grey (1847—53) einen glänzenden Aufschwung herbeiführte, der 1860—66 durch verschiedene Maori-Aufstände zeitweilig unterbrochen wurde. Ende 1875 zählte die Colonie 375,856 E., ohne die auf 45,470 geschätzten Maori. Die Einnahmen wurden 1875 zu 2,813,928, die Ausgaben zu 3,431,973 und die Schuld zu 17,400,031 Pfd. St. angegeben. Die Einfuhr belief sich auf 8,029,000 Pfd. St., die Ausfuhr auf 5,829,000 Pfd. St., worunter für 1,647,000 Pfd. St. edle Metalle und 54,402,000 Pfd. Wolle. Wichtige Ausfuhrartikel sind auch das Kauriharz und der neuseeländ. Flachs. Die Handelsflotte bestand 1873 aus 310 Schiffen (worunter 63 Dampfer) mit 5245 Tonnen. Anfang 1877 waren 1138 Kilom. Eisenbahnen in Betrieb; die Länge der Telegraphenlinien betrug (1875) 5079 Kilom. Ein submariner Telegraph verbindet Wellington mit der Whitesbai auf der Südinsel. Auch für die geistige Cultur ist neuerdings viel geschehen. Seit 1871 besteht zu Dunedin eine Universität und seit 1867 ein wissenschaftliches Centralinstitut, das New-Zealand-Institut. N. zerfällt in neun Provinzen. Sitz der Regierung ist Auckland. Vgl. Dieffenbach, «Travels in New-Zealand» (2 Bde., Lond. 1843); Thomson, «The history of New-Zealand» (2 Bde., Lond. 1859); Hochstetter, «Neuseeland» (Stuttg. 1863); Christmann und Oberländer, «Oceanien, die Inseln der Südsee» (Lpz. 1873); Trollope, «Australia and New-Zealand» (2 Bde., Lond. 1873); Kennedy, «New-Zealand» (2. Aufl., Lpz. 1874); Meinicke, «Die Inseln des Stillen Oceans» (Bd. 1, «Melanesien und N.», Lpz. 1875).

Neusibirien (russ. Nowaja Sibirja), Inselgruppe im nördl. Eismeer, zum ostsibir. Oblast oder Gebiete Jakutsk gerechnet, nordöstlich von der Mündung der Lena, zwischen 72° 50′ und 76° 20′ nördl. Br., zu beiden Seiten des Meridians von 160° östl. L. ausgebreitet, besteht, abgesehen von einigen kleinern Eilanden, aus den vier Hauptinseln Nowaja-Sibirja im Osten, Fadejewskij oder Thaddäusinsel in der Mitte, Kotelnoj-Ostrow oder Kesselinsel im Westen und Lächowskij oder Blishni (d. h. die Nahe) im Süden, gegenüber dem Swjätoi-Noß oder Heiligen Vorgebirge. Sämmtliche Inseln, die ein Areal von 25,585,5 QKilom. einnehmen, sind felsig, baumlos, überhaupt sehr vegetationsarm, an den Küsten freilich mit großen Massen von Treibholz besetzt und fast das ganze Jahr mit Eisschollen umgeben. Die Inseln sind des rauhen Klimas wegen unbewohnt und werden von den Russen nur wegen der Jagd auf Seethiere und wegen der großen Menge von Knochen und Zähnen vorweltlicher Thiere (Mammuth, Rhinoceros, Büffel u. s. w.) besucht, die sich auf und in dem Boden finden und einen sehr gesuchten Handelsartikel abgeben. Insbesondere sind die urweltlichen Elefantenzähne, die daselbst vorkommen, unter dem Namen des Lächow'schen Elfenbeins wegen ihrer Schönheit berühmt. N. wurde 1759 von dem Jakuten Etrikam aus Ustjansk entdeckt. Im April 1770 fand der russ. Kaufmann Lächow die dem Heiligen Vorgebirge am nächsten liegende Insel, welche Katharina II. nach ihm benennen ließ, und die noch unberührte Schätze von Mammuthzähnen barg. Im Sommer 1773 fand Lächow das nächste Eiland Maloi (d. i. das Kleine), von welchem aus wiederum Land im Norden, nämlich die Kesselinsel, erblickt wurde. Erst 1805 fand Sannikow, ein Beamter des Eigenthümers der drei Lächow'schen Inseln, die Insel Fadejew, und ein anderer Russe, Namens Sirowatskoj, die Insel Nowaja-Sibirja. Die gesammte Gruppe wurde 1809—11 durch den Akademiker Hedenström aufgenommen und 1822 durch die Marineoffiziere Anjou und Bereshni trigonometrisch vermessen, die zugleich damals, im Frühjahr, eine Schlittenreise über die Inselgruppe hinaus ins Meer bis 76° 35′ nördl. Br. ausführten, die höchste bisher erreichte Polhöhe im asiat. Eismeere.

Neusiedlersee (ungar. Fertö, d. h. Sumpf), im Westen Ungarns zwischen den Comitaten Oedenburg und Wiesenburg, bedeckt ein Areal von 330 QKilom., indem er 30 Kilom. lang und 8—12 Kilom. breit ist; mit seiner südöstl. Fortsetzung, dem Hanság, einem großen Rasensumpf, beträgt sein Areal fast das Doppelte. Er bildet eine große, unter das Donauniveau deprimirte Mulde, die mittels des Hanság mit dem Raabfluß und der Donau in Verbindung steht, daher erklären sich seine auffallenden Veränderungen. Von 1741—75 nahm er stets an Ausbreitung und Tiefe zu. Seit 1855 fing er wieder an abzunehmen bis er 1868 ganz austrocknete. Man begann bereits den Boden urbar zu machen, Wirthschaftsgebäude aufzuführen und sich darauf heimisch einzurichten. Allein schon 1869 fing das Wasser an, sich zu vermehren

Digitized by Google

und im Frühjahr 1876 war der ganze See in seiner vorigen Größe wieder vorhanden. Beim Austrocknen des Sees fand man auch Stein- und Thongeräthe in seinem Boden, die auf Pfahlbauten schließen lassen. Die Römer nannten den See Peiso oder Pelso.

Neusilber, s. Argentan.

Neusohl (ungar. Besztercze-Bánya), königl. Frei- und Bergstadt im Sohler Comitat am Zusammenflusse der Gran und Bistritz und an einer Zweigbahn (Altsohl-N.) der Ungarischen Nordbahn in einem von hohen Bergen rund umschlossenen Thale, eine der schönsten Städte Ungarns, sowol wegen ihrer Umgegend, als wegen der schönen Gebäude der Stadt. Am bedeutendsten sind unter diesen das alte Castell mit zwei kath. Kirchen, die Kathedrale, die schönen evang. Kirchen, die bischöfl. Residenz, das Domkapitelhaus, das Comitats-, das Stadthaus und der Kammerhof oder das königl. Bergamtsgebäude. N. ist Hauptort des Sohler Comitats, der Sitz der Comitatsbehörde, eines Comitatsgerichtsstuhls und eines Berggerichts, einer Hüttenverwaltung, sowie des neusohler Bisthums und Kapitels. Es hat ferner ein bischöfl. Lyceum und Seminar, ein Obergymnasium, eine Lehrerbildungsanstalt, eine Hauptschule, ein evang. Untergymnasium und verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten. Die Einwohnerschaft (11,780, Ende 1869), die hauptsächlich vom Eisen- und Kupferbergbau und den verwandten Gewerbszweigen lebt, besteht aus Slawen (Slowaken) und Deutschen, die Stephan II. des Bergbaues wegen aus Thüringen herbeigerufen hatte, und vertheilt sich der Confession nach fast zu gleichen Hälften auf die kath. und evang. Kirche. Vgl. Ipolyi, «Geschichte der Stadt N.» (Wien 1875).

Neuß, Kreisstadt im Regierungsbezirk Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, liegt 7 Kilom. südwestlich von Düsseldorf und 3 Kilom. vom Rhein, mit dem es durch den schiffbaren Erftkanal in Verbindung steht. Die Wälle, welche früher die Stadt umgaben, sind jetzt zu öffentlichen Spaziergängen umgeschaffen. N. ist Sitz eines Landrathsamts und eines Friedensgerichts, hat einen Freihafen und zählt (1875) 15,563 E. Die im Uebergangsstile in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. erbaute kath. Münsterkirche zum heil. Quirinus ist eins der schönsten Baudenkmale dieser Periode am Niederrhein. Außerdem hat die Stadt eine prot. Kirche und ein Gymnasium. N. ist der wichtigste Getreidemarkt der preuß. Rheinprovinz sowie für Oel- und Mehlfabrikation einer der bedeutendsten Plätze Deutschlands. Vier große Wasser- und zwölf Dampfmühlen sind für Oel, drei Wasser- und fünf Dampfmühlen für Mehlproducte in beständigem Betrieb. Außerdem bestehen mehrere große Maschinenfabriken, drei Eisengießereien, eine Stearinfabrik, große Gerbereien und Seifenfabriken, 14 Kravattenfabriken, bedeutende Ziegeleien, zwei große Papierfabriken, eine Weberei, drei Shoddy- und Mungofabriken, eine Chocolade- und zwei Sauerkrautfabriken. Die neußer Viehmärkte sind die zahlreichst besuchten am Niederrhein. Von N. führt die Bergisch-Märkische Bahn nach Aachen, Düsseldorf und Obercassel, die Rheinische nach Düren, Köln und Zevenaar. Die Stadt verdankt ihr Entstehen den Römern, die hier, zu Novesium, eine Niederlassung und in dem benachbarten Dorfe Grimlinghausen ein Lager hatten. Historisch denkwürdig ist die Belagerung von N. durch den Herzog Karl den Kühnen von Burgund. Als infolge der Streitigkeiten des Bischofs Ruprecht von Köln mit seinem Domkapitel ersterer seinen Verwandten, den Herzog Karl, zu Hülfe rief, erschien dieser mit seiner ganzen Heeresmacht 14. Juli 1474 vor N. Allein trotz der größten Anstrengungen vermochte er die von den Bürgern mit großem Heldenmuthe vertheidigte Stadt nicht einzunehmen. Nachdem die Belagerung bereits elf Monate gedauert und dem Herzog 10,000 Mann gekostet, bestimmte ihn das Erscheinen Kaiser Friedrich's III., der sich mit der Reichsarmee vor N. gelagert hatte, zum Frieden und Abzuge. — Der Kreis N. hat ein Areal von 293,5 QKilom. und zählt (1875) 45,586 E.

Neustadt (poln. Prudnitz), Kreisstadt im Regierungsbezirk und 44 Kilom. im Südwesten von Oppeln in der preuß. Provinz Schlesien, an der Prudnicka und der Oberschlesischen Eisenbahn, mit (1875) 12,515 E., Woll- und Leinweberei (Damast) mit 660 Arbeitern, Garn- und Haarspinnerei, sowie besuchten Getreidemärkten. Hier hatten die Oesterreicher 22. Mai und 7. bis 12. Sept. 1745, sowie 15. März 1760 Gefechte mit den Preußen, und 28. Febr. 1779 schossen sie die Stadt zusammen. Der Kreis zählt auf 798 QKilom. 89,229 E. — N. in Westpreußen, Kreisstadt im westpreuß. Regierungsbezirk und 41 Kilom. im Nordnordwest von Danzig, an der Rheda und Bialla und der Berlin-Stettiner Eisenbahn, mit 4439 E., Leinweberei, Schifffahrt, Holz- und Getreidehandel. Um die Stadt herum stehen 35 Calvarienkapellen, wohin große Processionen unternommen werden, die mit Jahrmärkten verbunden sind. Der Kreis hat auf 1432 QKilom. 62,187 E. — N. in Holstein, Hafenstadt im Kreis Oldenburg der preuß. Provinz Schleswig, an einer tief landeinwärts dringenden Bucht der

Digitized by Google

Ostsee und an der Altona-Kieler Eisenbahn, 29,5 Kilom. im Nordnordosten von Lübeck, mit einer schönen goth. Kirche vom J. 1238, Seebädern und 4201 E., die mancherlei Gewerbe, Schifffahrt und wichtigen Getreidehandel treiben. Hier fand in der Nacht vom 20. zum 21. Juli 1850 der Kampf zwischen dem holstein. Kriegsdampfer Von der Tann unter Kapitänlieutenant Lange und einem dän. Kriegsdampfboote, einer Corvette und einem Kutter statt, wobei Lange, um sich nicht ergeben zu müssen, sein Fahrzeug in die Luft sprengte. — N., Stadt und Hauptort eines Amts im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, auf einer von der Elde gebildeten Insel, zwischen Parchim und Ludwigslust, mit 1654 E., einem 1711 erbauten großherzogl. Schlosse, worin eine Gemäldesammlung, einem andern theilweise befestigten Schlosse mit hohem Thurme, einer Gewerbeschule, Brennereien und Brauereien. — N. in Hessen, Stadt im Kreise Kirchhain des preuß. Regierungsbezirks Kassel, an der Main-Weser-Bahn, mit zwei durch alterthümliche doppelte Mauern geschiedenen Vorstädten, 1974 E., vielen Mühlwerken, Ackerbau und Viehzucht. — N. im Odenwalde, Städtchen und Hauptort eines Kreises in der großherzogl. hess. Provinz Starkenburg, an der Mümling, 25 Kilom. ostsüdöstlich von Darmstadt, dem Fürsten Löwenstein-Wertheim gehörig, mit 871 E. und den Ruinen des Bergschlosses Breuberg. — N., Städtchen von 2288 E. und Amtssitz in dem bad. Kreise Freiburg, an der Wutach, einer der Hauptsitze der Schwarzwälder Industrie, besonders auch für Uhren und Strohgeflechte. — N. bei Gummersbach, ein sehr gewerbfleißiges Städtchen im Kreise und 5,5 Kilom. von Gummersbach im rheinpreuß. Regierungsbezirk Köln, Hauptort der ehemaligen Herrschaft Gimborn-N., mit 1534 E., Stahlfabrikation, Strumpfwirkerei und ausgedehntem Handel. Der Flecken Gimborn, in 240 Mt. Höhe, hat ein Hammerwerk und ein weitläufiges gräfl. Stolbergisches Schloß. — N. an der Aisch, Stadt und Hauptort eines Amtsbezirks und eines Landgerichts im bair. Regierungsbezirk Mittelfranken, 29,6 Kilom. im Norden von Ansbach, an der Nürnberg-Würzburger Eisenbahn, die hier nach Windsheim abzweigt, ehemals markgräfl. Residenz, in schöner, fruchtbarer Gegend, mit 3831 E., einer Baumwoll- und einer Lederfabrik, Nagelschmieden, Wein- und Hopfenbau. — N. an der Donau, ein Städtchen im bair. Regierungsbezirk Niederbaiern, im Landgericht und 5,5 Kilom. südöstlich von Abensberg, an der bair. Staatsbahn Donauwörth-Regensburg, mit 1562 E., Pottaschsiederei, Hopfenbau und starkem Holzhandel. Es finden sich hier mancherlei Spuren röm. Niederlassungen und eine Sammlung alter Waffen im Rathhause. Der Ort wurde 1632 von den Schweden unter General Horn erstürmt. — N. an der Dosse, ein Städtchen mit 1210 E. im Ruppiner Kreise des preuß. Regierungsbezirks Potsdam, an der Berlin-Hamburger Eisenbahn, 75,4 Kilom. von Berlin, ist wegen des Friedrich-Wilhelms-Hauptgestüts bekannt. In dem benachbarten Dorfe Lindenau befindet sich das Landgestüt. Die früher im nahen Dorfe Sieversdorf vorhandene Spiegelfabrik ist eingegangen. — N.-Eberswalde, seit 1876 officiell nur Eberswalde, Stadt im Oberbarnimer Kreise desselben Regierungsbezirks, an der Finow, dem Finowkanal und der Berlin-Stettiner Eisenbahn, in freundlicher Umgebung gelegen, hat eine Colonie aus Ruhla und aus St.-Gallen, 10,069 E., einen Gesundbrunnen (erdig-salinische Stahlquellen), überaus rege und mannichfaltige Fabrikthätigkeit und eine blühende Forstlehranstalt, welche sich bis 1830 in Berlin befand und durch Wilh. Pfeil organisirt wurde. In der Nähe liegen die dem Staate gehörige, 1781 gegründete Papierfabrik Spechthausen, das königl. Messingwerk Hegermühle, das großartigste in Preußen, der königl. Kupferhammer, das königl. Hüttenwerk Eisenspalterei, die königl. Papierfabrik Wolfswinkel und bei dem Dorfe und Gute Hohen-Finow (715 E.) das Gußstahlwerk Carlswerk. Am Wege nach Angermünde liegt 7 Kilom. nördlich das Domänenamt Chorin (124 E.), früher ein Cistercienserkloster, welches 1231 gegründet worden, die Gräber mehrerer Markgrafen von Brandenburg enthält und vorzüglich durch die schöne Ruine seiner Kirche ausgezeichnet ist. Vgl. Bellermann, «Beschreibung der Stadt N.» (Berl. 1829). — N. an der Heide, eine Stadt im Herzogthum und 15 Kilom. von Koburg an der Werrabahn, an der Rötha und am Fuße des dichtbewaldeten Muckbergs, mit einem herzogl. Schlosse und 3442 E., die viele sog. Sonneberger Waaren verfertigen und starken Handel betreiben. — N. an der Hardt, Stadt und Hauptort eines Amtsbezirks und eines Landgerichts in der bair. Rheinpfalz, Knotenpunkt der Maximilians-, Ludwigs- und Bexbacher (Saarbrücker) Eisenbahn, in dem anmuthigen Thale des Speierbachs mit schönen Umgebungen gelegen, hat 10,224 E., eine vollständige Lateinschule (Casimirianum, 1579 gestiftet), eine stattliche Stiftskirche aus dem J. 1356, mit den Gräbern mehrerer Pfalzgrafen, ein schönes Stadthaus, welches 1743 von den Jesuiten als Collegiumsgebäude aufgeführt wurde, ein reiches Spital. Der Ort hat eine ansehnliche Fabrikthätigkeit, namentlich

Digitized by Google

in Buntpapier, Tuch, Gold- und Silberwaaren, Oel und Branntwein, außerdem Wein- und Holzhandel, Pferdezucht, Wein- und Obstbau. In der Nähe liegt die alte Ruine Hambach (s. d.). — N. am Kulm, Städtchen im Amtsbezirk Eschenbach in dem bair. Regierungsbezirk Oberpfalz, zwischen dem Rauhen Kulm (693 Mt. hoch) und dem Schlechten Kulm (567 Mt.), mit 988 E., zwei Burgruinen und einem schönen öffentlichen Garten. — N.-Harzburg oder N. an der Radau, ein weitläufiger Marktflecken im braunschw. Fürstenthum Wolfenbüttel, Endpunkt einer Zweigbahn, in 235 Mt. Höhe, mit 1975 E., besuchten Sool- und Wellenbädern und der benachbarten Ruine der alten Harzburg (s. d.) auf dem Burgberg. — N. unterm Hohnstein, ein Marktflecken mit 930 E. und Hauptort der gräfl. Stolberg'schen Grafschaft Hohnstein, im preuß. Landdrosteibezirk Hildesheim, 59 Kilom. östlich von Göttingen, mit einem Schlosse und der darüber auf einem Porphyrfelsen gelegenen, im 12. Jahrh. erbauten und 1627 zerstörten Feste Hohnstein, der größten aller Burgruinen des Harzes. — Mährisch-N. oder Uncžov, eine Stadt in der mähr. Bezirkshauptmannschaft Littau, 23 Kilom. im Norden von Olmütz, an der Oskawa und der Mährischen Grenzbahn, Sitz eines Bezirksamts, hat 4781 E., ein Realgymnasium, ein stattliches Rathhaus, eine goth. Pfarrkirche, ansehnliche Wollzeugfabrikation, Leinweberei, Handel mit Getreide, Garn u. s. w. — N. an der Mettau (slaw. Nové miesto nad Metuji), Hauptort einer böhm. Bezirkshauptmannschaft, 15 Kilom. östlich von Josephstadt, an der österr. Staatsbahn Chotzen-Braunau, mit Mauern und Thürmen umgeben, ist der Sitz eines Bezirks- und Steueramts, hat ein Schloß, ein Kloster, ein Krankenhaus und 2162 E. — N. an der Orla, Hauptstadt eines Verwaltungsbezirks im Großherzogthum und 41 Kilom. im Südosten der Stadt Weimar, an der Thüringer Eisenbahn, Sitz der Bezirksdirection, eines Justiz-, Berg- und Steueramts, hat 4784 E., ein großherzogl. Schloß, die große Johannes- und eine andere Kirche, ein schönes Rathhaus, eine Secundar- oder Realschule, ein Hospital, ein Krankenhaus, ansehnliche Fabriken in Tuch und Leder, auch Lohmühlen, Ziegelhütten, Woll-, Jahr- und Viehmärkte. — N. bei Pinne (poln. Lwowek), Stadt im Kreise und 24 Kilom. nordwestlich von Buk im preuß. Regierungsbezirk Posen, mit 2428 E., Lein- und Wollweberei, Gerberei und besuchten Getreidemärkten. — N. am Rübenberg, Stadt und Amtssitz im Landkreis Hannover des preuß. Landdrosteibezirks Hannover, an der Leine und der Hannoverischen Staatsbahn, 31 Kilom. von Hannover, mit 2315 E., einem Eisenwerk, starker Bierbrauerei, Leinweberei und Kalksteinbrüchen. — N. an der Saale oder an der Rhön, Hauptstadt eines Amtsbezirks im bair. Regierungsbezirk Unterfranken, an der fränk. Saale und der bair. Staatsbahn Schweinfurt-Meiningen gelegen und mit Mauern und Thürmen umgeben, ist der Sitz eines Bezirks- und Landgerichts, eines Rent- und Forstamts, hat 2208 E., eine Lateinschule, Damast- und Baumwollweberei, Gerberei, Färberei, Feld-, Obst- und Weinbau, eine Salzquelle und zwei Eisensteinbrüche. Es war zu Karl's d. Gr. Zeit eine königl. Pfalz, die Oberpfalz. In der Nähe liegen die beträchtlichen Ruinen der alten Salzburg. — N. bei Stolpen, Stadt und Hauptort eines Gerichtsamts in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, an der Polenz, 20 Kilom. im Nordosten von Pirna, hat 3252 E., Leinweberei, Messer- und Stahlwaarenfabrikation. — N. an der Waldnaab, Städtchen von 1424 E. und Hauptort eines Amtsbezirks im bair. Regierungsbezirk Oberpfalz, an der bair. Staatsbahn München-Eger, hat ein Schloß, Quarz-, Zinnober- und Frauenglasbrüche. — N. an der Warthe (poln. Nowemiasto), Städtchen im Kreise Pleschen des preuß. Regierungsbezirks Posen, hat 1142 E., welche Tuch-, Papier- und Topfwaaren fabriciren, Schifffahrt und Viehmärkte unterhalten. — Ueber N. in Niederösterreich s. Wiener-Neustadt.

Neustettin, Kreisstadt im Regierungsbezirk Köslin, der preuß. Provinz Pommern, zwischen dem Streitzig- und Vilmsee, an der Pommerschen Centralbahn und der Posen-Belgarder Bahn, die hier nach Stolpmünde abzweigt, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine evang. und eine irvingianische Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine Provinzial-Armenanstalt, eine Reichsbanknebenstelle und zwei Vorschußkassen, und zählt (1875) 6971 E., welche eine Eisengießerei und Maschinenfabrik, eine Dampfschneidemühle, Färbereien und Bierbrauereien unterhalten. N. wurde 1313 von Herzog Wratislaw IV. gegründet und kam 1643 an Brandenburg. Vgl. Wilcke, «Chronik der Stadt N.» (Neustettin 1862).

Neustrelitz, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz, zwischen dem Zierker- und Glambeckersee, an der Berliner Nordbahn, in hügeliger Gegend, ist in Gestalt eines achteckigen Sterns erbaut, dessen breite Straßen mit regelmäßigen Häusern am Marktplatze zusammenlaufen, auf dem seit 1866 das eherne Standbild des 1860 gestorbenen Großherzogs Georg (von Albrecht Wolff) steht. N. ist Sitz der obersten Landesbehörden (Landes-

Digitized by Google

regierung, Kammer- und Forstcollegium, Justizkanzlei), hat zwei evang. und eine kath. Kirche, ein großherzogl. Residenzschloß, an das sich der Schloßgarten mit prachtvollem Park anschließt, ein Gymnasium, eine Realschule, eine höhere Töchterschule, eine Bürgerschule, eine großherzogl. Bibliothek (70,000 Bände), eine Sammlung wendisch-obotritischer Alterthümer, ein Münzcabinet und ein prachtvolles Krankenhaus (Carolinum) und zählt (1875) 8525 E., welche Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, Dampfmühlen, eine Gasanstalt, eine Eisengießerei und Maschinenfabrik, Tuchfabriken und Töpfereien unterhalten und Korn-, Mehl- und Holzhandel treiben. Die Stadt wurde 20. Mai 1733 von Herzog Adolf Friedrich gegründet. In unmittelbarer Nähe liegt in herrlichem Laubgehölz die Schloßkoppel und der Thiergarten; 5 Kilom. von der Stadt liegt das Cabinetsgut Hohenzieritz, auf dessen Schlosse Königin Luise von Preußen 19. Juli 1810 starb. Nur 3 Kilom. südlich von N. liegt Altstrelitz, die ehemalige Hauptstadt des Landes, mit einer Straf- und Irrenanstalt und 3070 E., welche Taback-, Leder-, Oel-, Wachslicht- und Wattenfabriken unterhalten; auch werden hier Pferdemärkte abgehalten.

Neustrien oder Westfrancien (Francia occidentalis) hieß seit der Theilung von 511 in der Zeit der Merovinger und Karolinger der westl. Theil des Stammreichs der Franken (s. d.). Er erstreckte sich von der Scheldemündung südlich bis zur Loire, begriff die spätern franz. Provinzen Isle-de-France, Orléanais, Perche, Touraine, Anjou, Maine, Bretagne, Normandie, Picardie und Artois, das franz. und belg. Flandern in sich und grenzte südlich an Aquitanien und östlich an Burgund und Austrasien (Francia orientalis). Die Hauptorte waren Soissons, Paris, Orléans und Tours. Den Kern des neustrischen Reichs bildete das Herzogthum Francien; die Bretagne war immer nur lose damit vereinigt.

Neusüdwales (engl. New South Wales), brit. Colonie im südöstl. Australien, umfaßt 799,128 QKilom. mit (1875) 606,652 E. Die Grenzen derselben sind im O. der Große Ocean, im W. gegen die Colonie Südaustralien der 141. Meridian (östlich von Greenwich), im S. gegen die Colonie Victoria der Murray und eine gerade Linie von dessen Quellen bis Cap Howe, im N. der 29. Parallel östlich bis zum Barwan, von da eine gekrümmte Linie bis Point-Danger. Nach der Bodengestalt besteht die Colonie in dem durchschnittlich 50 Kilom. breiten Streifen wellenförmigen Landes längs der Küste, in dem sich westlich daranschließenden Hochplateau von beträchtlicher Breite, welches sich der Küste parallel von Norden nach Süden durch die Colonie zieht, aber unter 32° südl. Br. durch das Thal des Hunter in zwei Theile getrennt wird, und in den weiten Ebenen im Westen, welche den größten Theil der Colonie einnehmen. Das Hochplateau, das vom Hunter an gegen Norden und Süden allmählich höher wird und dessen nördlich vom Hunter gelegener Theil durchschnittlich 820 Mt. Höhe hat, während der südlich sich im Durchschnitt nicht über 710 Mt. erhebt, bietet mannichfache Formen. Durch die ganze Länge des Hochplateau läuft eine Bergkette, die Große Wasserscheidekette (Great Dividing Chain) mit ihren Seitenarmen. Die durchschnittliche Erhebung dieser Kette beträgt 1150 Mt., einzelne Gipfel erreichen aber eine bedeutendere Höhe, so der Mount-Kosciußko 2650, Murragural 2330, Jallula 2310, Ram's-Head 2275, Jagungal 2255, Mount-Lindsay 1900, Ben-Lomond 1750 Mt. Die Hauptgebirgsgruppen dieser Wasserscheidekette sind von Norden nach Süden das New-England-Gebirge, das Liverpool-Gebirge, die Blue-Mountains, das Cullarin-Gebirge, das Gourock-Gebirge, das Manero- und das hohe Muniong-Gebirge mit den Culminationspunkten der Colonie. Oestlich an der Großen Wasserscheidekette laufen die Küstengebirge meist parallel mit ihr. Dieselben bilden im allgemeinen den Rand des Hochplateau und erheben sich im Mount-Sea-View bis 2000 Mt. Als isolirte Hügelgruppen unterbrechen nahe der Westgrenze die Grey- und Barrier- oder Stanleyberge die Ebenen. Das Hochplateau entsendet nach Osten kurze, reißende Küstenflüsse, von denen auch die bedeutendsten, wie der Clarence, McLeay, Hunter, Hawkesbury und Shoalhaven, nur im untersten Theile auf kurze Strecken schiffbar sind, nach Westen dagegen den größten Fluß Australiens, den Murray mit seinen die großen, fast unmerklich geneigten Ebenen durchschneidenden, einen Theil des Jahres schiffbaren Nebenflüssen Murrumbidgee, Lachlan und Darling. N. liegt in der warmen gemäßigten Zone. Das Klima ist im allgemeinen warm und trocken, die Temperaturunterschiede nicht bedeutend, dagegen kommen häufig und unregelmäßig furchtbare Dürrungen und excessive Regenfälle mit Ueberschwemmungen vor. Im Küstenstriche beträgt die Durchschnittstemperatur 15½° R., die Zahl der Regentage 140; auf dem Hochplateau die Temperatur 10° R., die Zahl der Regentage 114; auf den Ebenen des Westens die Temperatur 14½° R., die Zahl der Regentage 64. Die Ebenen sind in manchen Jahren wasserlose Wüsten, zu andern Zeiten voll ungeheuerer Seen und Sümpfe. Für Europäer ist das

Digitized by Google

Klima gesund. Während das Plateau größtentheils aus Granit und dessen Varietäten besteht, der oft von Trapp durchbrochen oder von metamorphischen Gesteinen, wie Glimmerschiefer, überdeckt ist, herrschen im Küstenstriche secundäre Formationen vor, darunter die wichtige Kohlengruppe, die am Hunter und im Illawarradistrict ausgebeutet wird, auf den westl. Ebenen dagegen tertiäre und neuere Bildungen, abwechselnd mit großen Trappausbreitungen. Spuren neuerer vulkanischer Thätigkeit sind nicht beobachtet worden. Der Boden kann nur da ein fruchtbarer genannt werden, wo er aus zersetztem Trapp oder Kalkstein besteht; größtentheils dient er nur zu Viehweiden, und auf große Strecken hin ist er ganz unbrauchbar. Eine große Wichtigkeit haben die seit 1851 entdeckten Goldlager, welche 1876 einen Ertrag von 167,411 Unzen im Werthe von 12,728,200 Reichsmark lieferten. Außerdem sind ergiebige Kupferminen, Zinnoberlager, Eisenminen u. s. w. vorhanden. Auch besitzt N. die reichsten Kohlenfelder der südl. Halbkugel, namentlich zwischen Newcastle, Maitland und Singleton. Im ganzen wurden 1876 an Kohlen gewonnen 26,398,360 Ctr. im Werthe von 16,066,000 Reichsmark. Die charakteristischen Bäume sind, wie in Australien überhaupt, die zahlreichen Acacia- und Eucalyptusarten, die Casuarinen, Banksien und Grasbäume (Xanthorrhea). Auf den Küstenstrich beschränken sich die Cedern, Ficus, Kohlpalmen und Baumfarrn. Alle Bäume sind immergrün, und die meisten haben verticalstehende Blätter. Einzelne Theile der großen Ebenen bedeckt sog. Shrub, dichtes, oft undurchdringliches Buschwerk von verkrüppelten Akazien und Eucalypten. Die Gebirge sind meist weniger bewaldet als das Küstengebiet. An die Stelle der rasch aussterbenden, kaum noch 1000 Köpfe zählenden schwarzen Eingeborenen trat seit 1788, wo England eine Verbrechercolonie an der Botanybai gründete, nach und nach eine weiße Bevölkerung, vorzugsweise Briten und Irländer, dann auch Deutsche, Amerikaner und seit neuerer Zeit Chinesen. Die Deportation von Verbrechern nach N. hat seit 1839 aufgehört, doch macht sich der Ursprung der frühern Ansiedler noch jetzt in der auffallend großen Zahl grober Verbrechen bemerklich. Producirt werden hauptsächlich Mais, Weizen, Hafer, Kartoffeln, Wein, Feigen, Orangen, Pfirsiche, Pflaumen. Ferner besaß die Colonie Ende 1874 22,872,822 Stück Schafe, 2,856,699 Stück Hornvieh, 346,691 Stück Pferde und 219,958 Stück Schweine. Daher hat sie eine sehr bedeutende Ausfuhr von Wolle, Talg, Häuten, Horn und Knochen. Die Manufacturen stehen noch auf einer unbedeutenden Stufe. Die Verfassung ist eine sehr freisinnige, der von der Krone eingesetzte Gouverneur und sein verantwortliches Ministerium werden von dem Gesetzgebenden Rathe und der Gesetzgebenden Versammlung, welche letztere aus freier Wahl hervorgeht, controlirt. Die Einnahmen der Colonie beliefen sich 1875 auf 4,121,996, die Ausgaben auf 3,341,324, die Schuld auf 11,470,637 Pfd. St. Der Werth der Einfuhr betrug 13,490,000, der der Ausfuhr 13,672,000 Pfd. St.; unter letzterer befanden sich für 2,118,000 Pfd. St. edle Metalle und 87,534,000 Pfd. Wolle. An Eisenbahnen besaß N. 1875 in Betrieb 703, in Bau 405 Kilom.; an Telegraphenlinien 12,894 Kilom. in Betrieb, 2120 Kilom. in Bau. Eingetheilt wird N. in 20 Counties und 13 Pastoral-Districts. Hauptstadt ist Sydney (s. d.). Vgl. Lang, «Historical and statistical account of New South Wales» (4. Aufl., 2 Bde., Lond. 1874).

Neutitschein, Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft in Mähren, im sog. Kuhländchen, am Titschbache, einem Nebenflusse der Oder, 5 Kilom. von der Station Zauchtl der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts und eines Bezirksgerichts, hat vier Kirchen, ein alterthümliches Schloß, eine Knaben- und eine Mädchenbürgerschule, eine Unterrealschule, eine landwirthschaftliche Mittelschule, eine Gemeindesparkasse, eine Vorschußbank, ein Versorgungshaus und ein Krankenhaus und zählt (1869) 8645 E., welche 120 Werkstätten für Wollwaarenindustrie, eine ärarische Tabacksfabrik, eine große Hutfabrik, eine Fabrik landwirthschaftlicher Maschinen, Wagenfabriken u. s. w. unterhalten.

Neutra (ungar. Nyitra), Comitat Ungarns im diesseitigen Donaukreise, im N. an Mähren, an das Turóczer und Trentsiner, im O. an das Barser, im S. an das Komorner und Preßburger, im W. an letzteres Comitat und an Mähren grenzend, umfaßt einen Flächenraum von 5749,46 QKilom. und (Ende 1869) 361,005 E., die in 2 Städten, 37 Marktflecken und 392 Dörfern wohnen. Mit Ausnahme des nördl. Waag- und des Neutrathals und einer kleinen Ebene am Marchflusse ist N. vorherrschend gebirgig oder doch hügelig. Getreide wird kaum für den eigenen Bedarf hinlänglich gebaut. Von den Weinen ist namentlich der rothe Neustadtler gesucht. Hingegen nimmt N. in Rücksicht auf Vieh-, besonders Schafzucht die erste Stelle unter den ungar. Comitaten ein. N. erfreut sich außerdem einer ziemlich lebhaften Gewerbsthätigkeit. Die Nähe Mährens macht N. zum Vermittler zwischen

Digitized by Google

Ungarn und diesem Nachbarlande und gibt dadurch seinem Handel Bedeutsamkeit. Die Bevölkerung ist vorherrschend slaw. Nationalität und kath. Glaubens; Protestanten zählt man gegen 65,000, Israeliten über 45,000. Hauptort des Comitats ist die sehr alte Stadt N. am rechten Ufer des Flusses Neutra und an der österr. Südost-Staatsbahn, mit (1869) 10,683 E. Sie ist Sitz eines Bischofs und hat drei Klöster, eine theol. Lehranstalt, ein Obergymnasium und eine Hauptschule. Andere bedeutendere Ortschaften sind: die königl. Freistadt Skalicz, mit 5278 E., einem Gymnasium und lebhafter Wollwaarenindustrie; die einst berühmte Festung Neuhäusel (s. d.); die Festung Leopoldstadt; der Marktflecken Neustadtl (Vág-Ujhely) an der Waagthalbahn mit 5451 E. (über die Hälfte Juden).

Neutralisiren heißt eine sauer reagirende Substanz mit einer alkalischen oder basischen, oder eine alkalische oder basische mit einer sauren dergestalt vermischen, daß keine von beiden mehr vorwaltet, daß also bei Flüssigkeiten die neutralisirte Flüssigkeit weder blaues Lackmuspapier röthet, noch geröthetes bläut. Anstatt des Lackmus wendet man auch an Curcumapapier, welches durch Säuren unverändert bleibt, durch Alkalien aber braunroth wird, oder blaues Cyanin (s. d.), welches durch Säuren farblos wird. Auch das Fluoresceïn wird in neuerer Zeit hierzu verwendet. Man sagt dann, wenn die Flüssigkeit auf die genannten Farbstoffe wirkungslos ist, die Säure sei von der Base gesättigt worden, und nennt demnach den Zustand, in welchem sich die Verbindung befindet, einen gesättigten, den Act aber, durch welchen dieser Zustand herbeigeführt wurde, die Sättigung, und den Moment, in welchem durch fortgesetzte Hinzufügung der einen Substanz zur andern die Sättigung vollendet wird, den Sättigungspunkt. Da der theoretisch-chem. Begriff der Neutralität oder des neutralen Zustandes in der neuern Chemie eine andere Bedeutung erhielt (s. Neutralsalze), so hat nur noch diese praktische Erklärung des N. ihren Werth. In ähnlicher Weise braucht man diesen Ausdruck bei physik. Vorgängen. So kann man z. B. positive Elektricität durch negative, oder Nordmagnetismus durch Südmagnetismus neutralisiren.

Neutralität (lat.), die Nichttheilnahme an dem Streite anderer, ist in völkerrechtlicher Beziehung von besonderer Wichtigkeit, wenn ein Staat im Verhältnisse zu andern kriegführenden Mächten den Friedensstand sich bewahrt und weder zum Vortheile noch zum Nachtheile einer der Kriegsparteien in feindseliger Weise thätig wird. Zunächst steht der Entscheid jedem Staate frei, ob er sich an dem Kriege zwischen andern Staaten betheiligen oder neutral bleiben will. Nimmt er nicht theil, so ist er neutral auch ohne Neutralitätserklärung. Es gibt aber Staaten, welchen aus internationalen Gründen eine dauernde N. zugesichert ist: wie z. B. die Schweizerische Eidgenossenschaft und außerdem aber auch noch Belgien. Diese ewig neutralen Staaten sind zunächst berufen, ihre N. selber zu schützen, sie haben einen Anspruch auf die Hülfe der garantirenden Staaten. Werden sie durch einen feindlichen Angriff gefährdet, so haben sie ihr Kriegsrecht nicht verloren und hören dann mit Recht auf, neutral zu sein. Zum Schutze ihrer Selbstständigkeit können sie dann mit andern Staaten sich verbünden und selber Kriegspartei werden. Mit der N. ist die Pflicht verbunden, sich aller Unterstützung zu Kriegszwecken zu enthalten. Ein neutraler Staat soll daher weder mit seinen Land- und Seestreitkräften am Kriege theilnehmen, noch durch Subsidien, Lieferung von Kriegsmaterialien, Stellung von Transportmitteln, Erlaubniß zu öffentlichen Anleihen, Werbungen, Kriegsanlagen und Truppenbewegungen auf seinem Gebiete einer Macht beistehen. Auf neutralen Boden gelangende Corps sind zu entwaffnen, Kriegsgefangene sofort in Freiheit zu setzen. In der Uebung allgemeiner Menschenpflichten durch die Pflege von Verwundeten liegt jedoch ebenso wenig eine Verletzung der übernommenen N. als in der Erlaubniß zur Ausführung von Mundvorräthen, in der offenen Kundgebung von Mitgefühl für die Sache der einen Partei und selbst in der Fortsetzung eines Bundesverhältnisses zu letzterer ohne thätliche Betheiligung am Kriege. Desgleichen kann dem Staate daraus kein Vorwurf erwachsen, wenn einzelne Bürger in einem der feindlichen Heere dienen oder wenn Privatpersonen auf eigene Gefahr ohne Aufsehen erregende Vorbereitung sich der Zuführung von Kriegscontrebande (s. Contrebande) schuldig machen. Neben der «vollkommenen» oder «allgemeinen» N. kennt das Völkerrecht auch eine «unvollkommene» oder «partielle». Eine solche besteht bei der vertragsmäßigen Beschränkung des Kampfes auf ein bestimmtes Kriegsfeld, wenn namentlich diese Localisirung andern Mächten im Interesse ihres friedlichen Verkehrs zugesagt ist, hinsichtlich der übrigen Theile des Staatsgebietes. Ebenso kann ein Staat bei der Neutralitätserklärung der einen Kriegspartei die Ausübung einer von früher her zustehenden Staatsservitut, z. B. die Benutzung von Etappenstraßen durch den neutral erklärten Staat, vorbehalten. Zuweilen wird auch einzelnen Expeditionen zu nichtkriegerischen

Digitized by Google

Zwecken und ihren Beförderungsmitteln N. ertheilt, wie z. B. im franz.-ital.-österr. Kriege im Sommer 1859 der Fregatte Novara auf ihrer Weltumsegelung. Die Genfer Convention (s. d.) vom 22. Aug. 1864, welcher fast alle civilisirten Staaten beigetreten sind, sichert allen im Kriege verwundeten und erkrankten Soldaten, den Gebäuden, in welchen sie sich befinden, den Aerzten und dem gesammten Verpflegungspersonal für immer die gleiche Ausnahmestellung. Wird die Neutralitätszusage durch feindselige Parteinahme gebrochen, so kann der dadurch verletzte Staat Entschädigung fordern oder äußerstenfalls selbst den Krieg erklären. Von den Kriegführenden wird die N. dadurch anerkannt, daß sie sich jeder Forderung von Begünstigungen und jeder feindseligen Behandlung des Gebietes, der Schiffe und der Angehörigen des neutralen Staats enthalten. Da sie jedoch durch bloße Rechtsgründe nicht gehindert werden können, Dritte in den Krieg hineinzuziehen, so ist der neutrale Staat befugt, geeignete Maßregeln zur Aufrechthaltung seiner souveränen Entschließung zu treffen und nöthigenfalls sich zu gewaltsamer Abwehr zu rüsten. Eine solche «bewaffnete N.» hielten namentlich Rußland, Preußen, Dänemark, Schweden und Portugal 1780 gegen die Anmaßungen Englands aufrecht, das während des Kriegs mit seinen nordamerik. Colonien neutrale Schiffe nach feindlichem Eigenthum jeder Art untersuchen und dadurch deren Handel vernichten wollte. Der damals vertretene Grundsatz, daß die feindliche Ladung mit Ausnahme der Kriegscontrebande durch die neutrale Flagge gedeckt sei, und daß neutrale Güter auf feindlichen Schiffen nicht für gute Prise erklärt werden können (frei Schiff frei Gut, unfrei Schiff frei Gut) ist aber erst 12. Juni 1856 durch den Pariser Congreß zur Anerkennung gelangt. Vgl. außer den völkerrechtlichen Werken von Bluntschli, Heffter, Wheaton u. a. noch Geßner, «Le droit des neutres sur mer» (Berl. 1865); Esperson, «Diritto diplomatico e giurisdizione internazionale marittima» (Turin 1872); Schiattarella, «Il diritto della neutralità nelle guerre marittime» (Sassari 1874).

Neutralsalze nannte man sonst vorzugsweise die weder sauer noch alkalisch auf gewisse Pigmente der organischen Chemie (Lackmus, Curcuma, Cyanin) reagirenden Salze der Alkalien und Erden, später alle Salze ohne saure und alkalische Reaction. In der neuern Chemie richtet sich der Begriff der N. nach der Anzahl der in dem Molecul der Säuren enthaltenen, durch Metallatome ersetzbaren Wasserstoffatome. Eine einbasische Säure enthält nur ein durch Metalle ersetzbares Wasserstoffatom, sie kann demnach nur eine Art von Salzen, die alle, unabhängig davon, ob sie sauer oder alkalisch reagiren, N. sind, bilden. Die zweibasischen Säuren enthalten zwei durch Metalle ersetzbare Wasserstoffatome und können daher N. bilden, entweder wenn die zwei Wasserstoffatome durch zwei Atome eines einwerthigen Metalls oder durch ein Atom eines zweiwerthigen Metalls ersetzt werden. Bei dreibasischen Säuren mit drei ersetzbaren Wasserstoffatomen entsteht ein N. bei einwerthigen Metallen durch Eintritt von drei Atomen Metall und bei zweiwerthigen von drei Atomen Metall auf zwei Molecule Säure.

Neutrum (lat., keins von beiden) bezeichnet, wie der Name andeutet, das grammatische Geschlecht, welches weder Masculinum noch Femininum ist. (S. Genus). In den indogerman. Sprachen besteht der Unterschied des N. vom Masculinum nur darin, daß ersteres keine eigenthümliche Nominativform hat, sondern statt derselben den Accusativ gebraucht, darum z. B. im Lateinischen die Neutralform bellum gleich dem Accusativ servum vom Masculinum servus ist. In der Vertheilung der Nomina auf die drei Geschlechter herrscht selbst in sehr verwandten Sprachen keine Uebereinstimmung, um so weniger, da in manchen, z. B. den roman. Sprachen, dem Litauischen u. a., der Unterschied des N. vom Masculinum fast geschwunden ist. Auch das Deutsche kann nur noch am Artikel den Unterschied bezeichnen.

Neuwied, die Hauptstadt der mediatisirten Grafschaft Wied (s. d.) sowie eines Kreises des Regierungsbezirks Koblenz in der preuß. Rheinprovinz, liegt am rechten Ufer des Rheins, über den eine fliegende Brücke führt, und an der Rheinischen Eisenbahn, in einer anmuthigen Ebene und zählt (1875) 9474 E., zum größten Theil Evangelische, aber auch Katholiken, Mennoniten, Dissidenten, Herrnhuter (etwa 500) und Juden. Die Stadt wurde erst zu Anfange des 17. Jahrh. angelegt und hat breite, rechtwinkelige Straßen und freundliche Wohnungen. In dem mit einem schönen Garten umgebenen Residenzschlosse findet sich eine ansehnliche Sammlung röm. Alterthümer, welche namentlich in der Umgebung der Stadt, wo man 1791 eine Römerstadt entdeckte, gefunden wurden. Sehenswerth sind außerdem die Gebäulichkeiten der Brüdergemeine. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu N. ein Schullehrerseminar, ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule und eine höhere Töchterschule, außerdem mehrere engl., franz. und deutsche Pensionate für Knaben und Töchter. In und bei N. finden sich Kartoffelstärkemehl- und Kartoffelzuckerfabriken, Eisenwerke, Walzwerke, viele Taback-, Cigarren- und

Digitized by Google

Cichorienfabriken; außerdem liefert die städtische Industrie sog. Gesundheitsgeschirr und emaillirte Blechwaaren. Nordöstlich der Stadt liegen die Lustschlösser Monrepos und Segenhaus mit herrlicher Aussicht. — Der Kreis N. zählt (1875) auf 620,4 QKilom. 70,827 E.

Neuyork (New York), der durch Reichthum, Volksmenge und Einfluß bedeutendste der Vereinigten Staaten von Amerika, liegt am nördlichsten unter den Middle-Atlantic-States, zwischen 40½° und 45° nördl. Br., wird begrenzt im N. von Canada, dem Lorenzstrom und Ontariosee, im W. vom Niagarafluß und Eriesee, im S. von Pennsylvanien, Neujersey und dem Atlantischen Ocean, im O. von Connecticut, Massachusetts und Vermont, und umfaßt ein Areal von 121,725 QKilom. Die sehr mannichfaltige Oberfläche erhält ihr Hauptrelief durch zwei Bergzüge (die Highlands und die Catskillberge), welche den östl. Theil des Staats durchziehen und als Fortsetzungen der Alleghanies anzusehen sind. Durch diese beiden Bergzüge, zwischen denen das Thal des Champlainsees und des Hudsonflusses eine merkwürdige Querspalte, die tiefste Depression im System der Alleghanies, bildet, erhält der ganze Osten des Staats durchgängig einen bergigen und hügeligen Charakter. Dagegen ist das Land im Westen derselben vorherrschend eben, ausgenommen im Süden, in der Nähe der pennsylvanischen Grenze. Die Bewässerung des Staats ist reich und mannichfaltig. Unter den Flüssen ist der Hudson (s. d.) der bedeutendste und von außerordentlicher Wichtigkeit als Wasserstraße. Bei Troy verstärkt durch den 150 Kilom. langen, weniger für die Schifffahrt als durch seine Fälle (12 und 20 Mt. hoch) für die Fabrikindustrie wichtigen Mohawk, mündet der Hudson bei der Stadt Neuyork. Der 215 Kilom. lange Genesee mündet, nachdem er einige bedeutende Wasserfälle gebildet, in den Ontariosee, wie auch der 190 Kilom. lange Black-River, der Oswego und andere Flüsse. Der Oswegatchie fällt in den St.-Lorenz, der Saranac bei Plattsburg in den Champlain. An der Nordgrenze fließt der St.-Lorenz, an der Südgrenze der Alleghany, der Susquehannah und der Delaware, deren Hauptarme im Staate N. entspringen. Außer dem Champlain-, dem Ontario- und Eriesee, die theilweise zu N. gehören, enthält der Staat eine Menge kleinerer Landseen. Die Seeküste von N. ist ihrer Ausdehnung nach die geringste in den 13 alten Staaten der Union; aber in keinem derselben ist die Berührung mit der See so einflußreich für die Entwickelung des Verkehrs und der Macht geworden wie hier. Dies ist vornehmlich der günstigen Lage des schönen Hafens der Stadt Neuyork in Bezug auf die innere Wasserverbindung mit einem wichtigen Hinterlande zu verdanken, sowie der außerordentlichen Sorge des Staats für Vervollkommnung und Vervielfältigung dieser Wasserverbindungen. N. nimmt hierin den ersten Rang unter den Unionsstaaten ein. Das Klima N.s ist im Südosten veränderlich, der Winter zwischen den Gebirgen lang und streng. Im Westen zeigt sich zwar das Klima gemäßigter und angenehm, doch immer noch excessiv an Wärme und Kälte im Vergleich mit europ. Ländern unter gleichen Breitengraden. Die Bodenbeschaffenheit ist durchgängig günstig, zum Theil sehr fruchtbar. Die eigentlichen Ackerbaudistricte sind aber mehr auf den ebenern Westen beschränkt, und namentlich ist das Gebiet zwischen dem Mohawkthale und den Großen Seen der eigentliche Weizendistrict des Landes. Der unebene Osten eignet sich mehr zur Viehzucht, mit deren Producten, sowie mit Honig und Wachs ein bedeutender Handel nach dem In- und Auslande, auch nach Europa getrieben wird. Der Staat hat in den Berggegenden noch schöne Waldungen, deren wichtigste Bäume die Weymouthkiefer, die Hemlocktanne, Eichen, Birken, Buchen und Ahorn, besonders Zuckerahorn sind. An nutzbaren Mineralien sind besonders zu nennen die reichen Salzlager in Onondaga-County und Eisen, während Steinkohlen fehlen. N. ist der volkreichste, wie Massachusetts der volksdichteste Staat der Union. Die Bevölkerung stieg 1790—1870 von 340,120 auf 4,382,759 Seelen. Unter der Gesammtbevölkerung befanden sich (1870) 52,081 freie Farbige. Von den Weißen waren 1,138,353 in der Fremde geboren, und zwar 316,902 in Deutschland, 110,071 in England, 27,282 in Schottland, 528,806 in Irland und 79,042 in Britisch-Amerika. Indianer zählte man nur noch 439. Die 36,206 größern Etablissements des Staats lieferten 1870 für 10,740,961 Doll. Baumwollwaaren, für 14,152,645 Doll. Wollwaaren, für 50,921,545 Doll. Roheisen und Eisenfabrikate und für 22,679,874 Doll. Schuhe. Von den am 11. Oct. 1874 vorhandenen Banken waren 81 unter Staatsgesetz incorporirt und hatten ein Kapital von nur 1,105,189 Doll., während dasjenige der 276 Nationalbanken 108,339,691 Doll. betrug. Dazu kamen 155 Sparbanken mit 822,642 Deponenten und 285,520,085 Doll. Einlagen. Die Gesammtlänge der Eisenbahnen betrug 1874 bereits 8284 Kilom. Die beiden wichtigsten Eisenbahnen sind die Neuyork-Centralbahn (von Albany bis Buffalo und dem Niagarafall), mit Zweigbahnen 890 Kilom. lang, und die Neuyork-Erie-Bahn von Neuyork

Digitized by Google

bis Buffalo und Dunkirk, 872 Kilom. lang. Von Neuyork nach Albany gehen die Hudson-River- und Harlem-Bahn. Die Ausfuhr hatte in dem am 30. Juni 1874 endenden Fiscaljahre einen Werth von 359,984,080 Doll., darunter für 345,023,491 Doll. inländische und 14,924,589 Doll. ausländische Waaren. Der Gehalt der in demselben Jahre clarirten Schiffe betrug 5,907,060 Tons im fremden Handel und 4,844,327 Tons im Küstenhandel. Dem religiösen Bekenntnisse nach bilden die Episkopalmethodisten und die Presbyterianer die entschiedene Mehrheit. Sehr zahlreich sind auch die Congregationalisten, Baptisten, holländ. Reformirten, Universalisten, Quäker und Katholiken. Die Gesammtzahl der kirchlichen Gemeinden belief sich 1870 auf 5627. Der Staat besitzt außerhalb der Stadt N. zahlreiche literarische Institute: 33 sog. Universitäten und Collegien, welche den Standpunkt der deutschen Realschulen und Gymnasien einnehmen, darunter 10 theologische, 2 juristische und 14 medicinische. Für den Volksunterricht ist durch 11,781 öffentliche Schulen hinlänglich gesorgt, an welchen 1874 7187 Lehrer und 22,435 Lehrerinnen unterrichteten. Auch liegt im Staate die Militärakademie von Westpoint, ein den Vereinigten Staaten gemeinsames Institut. Zeitungen erschienen 1874 im ganzen 1055, darunter 98 tägliche, 681 wöchentliche, 201 monatliche und 18 dreimonatliche. Die Gesammtzahl der Bibliotheken, einschließlich 9875 Schulbibliotheken, belief sich 1870 auf 20,929 mit 6,310,352 Bänden, darunter 7155 Privatbibliotheken mit 2,785,483 Bänden. Die Finanzen des Staats sind in sehr befriedigendem Zustande. N. hat nur (1875) eine Schuld von 28,329,000 Doll. Im J. 1874 betrug die Einnahme 26,465,370, die Ausgabe 19,636,308 Doll., ohne die Einnahmen aus den Kanälen und Freischulentaxen.

Der Hudson und die Insel Manhattan wurden von Henry Hudson 1609 entdeckt. Die Holländer gründeten 1613 die erste Niederlassung an der Südspitze jener Insel, bemächtigten sich dann des Landes und nannten es Neuniederland oder Neubelgien. Im J. 1664 wurde das Land von den Engländern unter Richard Nicholls für den Herzog von York in Besitz genommen. Indessen nahmen es 1673 die Holländer wieder weg, gaben es aber schon 1674 im Vertrage zu Westminster zurück. Die Colonie hielt bereits 1683 die erste legislative Versammlung ab. Im Befreiungskriege wurde N. 1776 von den Engländern erobert und bis zum Frieden von 1783 besetzt. Am 26. Juli 1788 nahm der Staat die Verfassung der Union an. Die jetzige Staatsverfassung, welche die schon 1821 in mehr demokratischem Sinne amendirte, ursprünglich sehr conservative Constitution von 1777 in eine radicale umgewandelt und namentlich das Wahlrecht fast zu einem allgemeinen gemacht hat, ist vom 9. Oct. 1846 und 1874 vielfach amendirt. Sie ertheilt jetzt ohne Unterschied der Hautfarbe jedem 21jährigen Bürger der Vereinigten Staaten, der ein Jahr im Staate und sechs Monate in der Grafschaft, in welcher er wählt, gewohnt hat, das Wahlrecht. Die ausübende Gewalt ist in den Händen eines Gouverneurs, der wie der Vicegouverneur seit 1876 auf drei Jahre gewählt wird. Die gesetzgebende Gewalt üben der Senat von 32 und das Haus der Repräsentanten von 128 Mitgliedern, von welchen diese auf ein, jene auf zwei Jahre gewählt werden, während die übrigen Staatsbeamten auch auf zwei und nur die Richter auf sechs Jahre vom Volke gewählt werden. Zum Congreß schickt N. 2 Senatoren und 33 Repräsentanten. Der Staat wird in 60 Grafschaften eingetheilt. Die Hauptstadt ist Albany (s. d.), die größte Stadt aber Neuyork (s. d.). Vgl. Brodhead, «History of the state of New York» (2 Bde., Neuyork 1853—71); O'Callaghan, «History of New Netherland» (2 Bde., Neuyork 1846—48); derselbe, «Documentary history of New York» (4 Bde., Albany 1849—51); derselbe, «Documents relative to the colony of New York» (10 Bde., Neuyork 1853—58).

Neuyork, die größte Stadt und das Hauptemporium der Neuen Welt, nach London der bedeutendste Handelsplatz der Erde, liegt auf dem Südende der zwischen dem Hudson, dem Harlem- und East-River befindlichen, 22 Kilom. langen und 50 QKilom. umfassenden Insel Manhattan, welche das Stadtgebiet und die Grafschaft N. bildet. Die Stadt ist an der herrlichen, von Hügeln bekränzten Neuyorkbai erbaut, welche den 300 QKilom. umfassenden, durch eine Gruppe von Inseln gänzlich vor dem stürmischen Ocean geschützten, zugleich an allen seinen Zugängen durch Festungswerke gesicherten Seehafen, und zwar den innern Hafen bildet, während der Außenhafen oder die eigentliche Bai von den Narrows, dem südl. Eingange zwischen Staten- und Long-Island, gegen 30 Kilom. südwärts bis zur Landzunge Sandy-Hook in Neujersey reicht. Die fremden und mit dem ausländischen Handel beschäftigten Schiffe sammt den großen Küstenfahrern liegen meist am Ufer des East-River, die übrigen Küstenfahrer und Dampfschiffe vorzüglich im Hudson. Von den Holländern 1613 unter dem Namen Neuamsterdam gegründet, 1664 von den Engländern erobert, von diesen N. genannt

Digitized by Google

und mit Ausnahme eines holländ. Zwischenbesitzes von 1673—74 bis zum Nov. 1783 behauptet, ist die Stadt sehr rasch zur Metropole von Nordamerika emporgewachsen. Im J. 1786 betrug die Bevölkerung 23,614, 1820 schon 123,706 und 1870 sogar 942,292 Seelen, darunter 419,094 im Auslande Geborene, von denen 151,216 Deutsche; 1875 hatte die Stadt 1,028,622 E. Zählt man Brooklyn (s. d.) auf Long-Island, Jersey-City und Hoboken, die mit N. geschäftlich nur als eine einzige Stadt zu betrachten sind, hinzu, so beträgt die Bevölkerung über 1,800,000 E. Mit Ausnahme der alten, ursprünglich von den Holländern angelegten, unregelmäßig und zum Theil sehr eng gebauten Theile der Stadt ist N. regelmäßig und gut gebaut. An der Südspitze der Insel liegt die sog. Battery, ein mit Alleen und Bosketts bepflanzter Platz mit herrlicher Aussicht auf die Bai, früher eine beliebte Promenade der Neuyorker, jetzt der Landungsplatz der Einwanderer. Von der Battery zieht die Hauptstraße N.s, der Broadway oder Breite Weg, 5 Kilom. weit nordwärts quer durch die Stadt und bildet deren Hauptgeschäfts- und Verkehrsader. An ihn schließen sich zu beiden Seiten bis zur Höhe der vierten Straße die Geschäftsquartiere, Waarenlager, Banken und Versicherungsanstalten an. Nördlich von der vierten Straße dient der Broadway dem Detailgeschäft. Das Hauptquartier des Geldgeschäfts bilden die südl. Nassau-, William- sowie Broad- und Wallstraße und Exchange-Place. Die öffentlichen Gebäude N.s sind meist geschmackvoll. So das den Vereinigten Staaten gehörige Zollhaus (Custom-house), ein massenhaftes, prachtvolles Granitgebäude mit einem sehr schönen Porticus von 16 ion. Säulen und einem von 8 korinth. Säulen aus ital. Marmor getragenen Dome überdeckt; ferner das der Union gehörige Unterschatzamt nebst Münze, aus weißem Marmor in der Form eines dor. Tempels erbaut; das neue Vereinigte-Staaten-Postamt am südl. Ende des Parks; das Stadthaus oder City-Hall in der Mitte des Parks; das Criminalgerichtshaus oder The Tombs, aus Granit in ägypt. Stile erbaut und mit dem Detentionshause in Verbindung stehend; die Halle der Universität von N. in goth. Stile; endlich das Columbia-College. Großartige Gebäude sind außerdem das City-Hospital, das Gebäude der amerik. Bibel- und Tractatengesellschaft, das Cooper-Institut, das Gebäude der Historischen Gesellschaft, die Mercantile-Library, verschiedene Banklocale (wie Continental-, Metropolitan- und American-Exchange), die Pianofortefabrik von Steinway und Söhne, sowie deren Verkaufslocal und Musikhalle, welche zugleich als Vorlesungssaal dient, die neue Synagoge, das Deutsche Clubhaus Harmonie in der 42. Straße, die Neuyork-Bibliothek mit 40,000 Bänden, die Astor-Bibliothek mit 120,000 Bänden, zu deren Gründung und Unterhaltung der bekannte neuyorker Kaufmann Jakob Astor (s. d.) 400,000 Doll. vermacht hat, verschiedene Krankenhäuser und mehrere kolossale Hotels. Unter letztern ist das Fifth-Avenue-Hotel mit 800 Zimmern und einer perpendikulären Eisenbahn, welche die Gäste bei Tag und Nacht in die obern Stockwerke fährt, das berühmteste in ganz Amerika, ein gigantisches, palastartiges Gebäude aus Marmor, gleichsam eine Welt im kleinen; ferner das Astorhouse, die Grand-Central, Brevoort, Everett, St.-Cloud, St.-Nicholas, St.-James-, Westminster-, Clarendon- und Metropolitan-Hotels. Von schönen Straßen ist die 5. Avenue zu nennen, das Centrum der fashionablen und reichen Welt. Das Großartigste aber, was N. an Bauwerken unternommen, ist der 5. Oct. 1842 vollendete Croton-Aquäduct, der täglich über 5 Mill. Hektolit. reines und gesundes Wasser in der Stadt vertheilt, und der 1857 in Angriff genommene Centralpark, zwischen der 59. und 110. Straße und der 5. bis 8. Avenue gelegen, welcher im ganzen 342 Hekt. umfaßt. Die vorzüglichsten neu angelegten Parks sind der Battery-Park, Bowling-Green-Park, City-Hall-Park mit neuen Fontainen, Washington-Park und Madison-Park. Das großartige Unternehmen, das die Schwesterstädte N. und Brooklyn verbinden soll: der Bau der East-Riverbrücke, welche nach dem Muster der in Cincinnati (Ohio) und an den Niagarafällen gebauten Hängebrücken von John A. Roebling angelegt worden ist und seit seinem Tode von seinem Sohne, Washington Roebling, nach des Vaters Planen fortgeführt wird, schreitet jetzt seiner Vollendung entgegen.

Die Stadt besitzt 344 Gotteshäuser für mehr als 30 Confessionen. Durch eine päpstl. Bulle vom 19. Juli 1850 wurde N. zu einem Erzbisthum erhoben und die Bischöfe von Boston, Hartford, Albany und Buffalo demselben als Suffragane untergeordnet. Unter den Kirchen befinden sich mehrere schöne Gebäude. Die ausgezeichnetste und ohne Zweifel die schönste der Union ist die Dreifaltigkeitskirche mit einem 80 Mt. hohen Thurme, der sich demnächst die noch im Bau begriffene kath. Kathedrale in der 51. Straße, ein goth. Prachtbau, zugesellen wird. Für den unentgeltlich ertheilten Volksunterricht ist sehr gut gesorgt. Die öffentlichen Schulen, deren es 1873 249 mit 2679 Lehrern und Lehrerinnen gab, stehen unter

Digitized by Google

der Aufsicht und Controle eines aus 20 Mitgliedern gebildeten Erziehungsraths und 24 Inspectoren, drei für jeden der acht städtischen Schulbezirke, welche Beamte von dem Bürgermeister auf je drei Jahre angestellt werden. Ihre Stellungen sind Ehrenämter. Die öffentlichen Schulen zerfallen in Elementarschulen mit sechs und in Mittelschulen mit acht Abstufungen. Das Seminar (Normal College) bildet Lehrer und Lehrerinnen heran. Außerdem haben die Deutschen 25 Schulen, die Juden 12, die Katholiken noch 56 Pfarrschulen und 30 Mittelschulen mit über 30,000 Schülern; 23 höhere Bildungsanstalten sorgen für den wissenschaftlichen Unterricht, darunter das Columbia-College, 1754 unter dem Namen King's-College von König Georg II. errichtet, mit einem Präsidenten und (1875) 71 Lehrern und 1375 Studenten; die 1830 errichtete Neuyork-University mit einem Kanzler, 54 Lehrern und 593 Studenten; das College of the City of Neuyork (früher Free-Academy) mit einem Präsidenten, 32 Professoren und 862 Studenten, welches den ehrenvoll aus den Stadtschulen Entlassenen unentgeltlichen Unterricht ertheilt; das Collegium der Aerzte und Chirurgen mit 6 Professoren; das allgemeine theol. Seminar der Episkopalkirche mit 5 Professoren; das Union-Seminar der Presbyterianer mit 5 Professoren. Außerdem sind bemerkenswerth die Historische Gesellschaft mit einer werthvollen Bibliothek, einer Sammlung von indian. Alterthümern, Münzen u. s. w., die Ethnologische Gesellschaft, die 1852 erst gegründete Geographische Gesellschaft, das American-Institute zur Aufmunterung des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels; die National-Kunstakademie mit einer Statuensammlung und Gemäldeausstellungen; die Clinton-Hall-Association zur Beförderung der Künste und Wissenschaften; der kaufmännische Bibliothekverein. Ferner sind zu nennen viele religiöse und 45 philanthropische Anstalten, besonders die verschiedenen amerik. und neuyorker Bibel- und Missionsgesellschaften, die Mäßigkeits-Union, die Antisklaverei-, die Sonntagsschulen- und die Gesellschaft der Seemannsfreunde, die deutsche und die schweiz. Wohlthätigkeitsgesellschaft, das neuyorker Hospital, außer welchem es noch 13 Hospitäler gibt. Auch hat N. 18 Schauspielhäuser, darunter 2 deutsche, 1 Opernhaus und 1 Circus, gegen 15,000 Wirthshäuser und Schenken, 15 Markthäuser und Marktplätze. In der Stadt kamen 1874 398 Zeitschriften heraus, darunter täglich 19 englische, 6 deutsche, 2 französische und 1 schwedische; 7 halbwöchentliche, darunter 1 spanische und 1 italienische; 156 wöchentliche, darunter 13 deutsche, 2 spanische, 2 französische und 1 schwedische. Im ganzen erschienen 40 Journale in fremden Sprachen. Die 7624 industriellen Etablissements mit 1261 Dampfmaschinen beschäftigten 1870 129,577 Arbeiter und Arbeiterinnen, besaßen ein Kapital von 129,952,262 Doll., zahlten 63,824,040 Doll. Lohn, verarbeiteten für 178,696,939 Doll. Rohmaterial und producirten Werthe für 332,951,520 Doll. Kaum besteht ein Zweig menschlicher Thätigkeit, der hier nicht vertreten wäre, vor allem bedeutend aber ist der Maschinen- und Schiffbau. Der Import belief sich in dem am 30. Juni 1874 endenden Fiscaljahre auf 395,133,622 Doll. oder 66¼ Proc. des ganzen Handels der Union, der Export auf 14,633,463 Doll. von fremden Waaren oder 61½ Proc. vom Gesammtbetrage und auf 340,360,269 Doll. von einheimischen Producten oder 49 Proc. des Gesammtbetrags, also der ganze fremde Handel N.s auf 750,127,354 Doll. oder 57 Proc. des Gesammtbetrags. Der Gehalt der in N. registrirten und erbauten 2889 Segelschiffe erreichte in demselben Jahre 607,552 und der 848 Dampfschiffe 377,398 Tonnen. Die Zolleinnahmen in N. betragen jährlich im Durchschnitt zwischen 100—120 Mill. Doll. Gold. N. ist der Haupthafen für die europ. Einwanderung. Die 48 Nationalbanken hatten 1. Oct. 1874 ein Kapital von 68,500,000 Doll., die 26 unter dem Staatsgesetze incorporirten Banken 16,685,200 Doll. Auch die Assecuranzgesellschaften gegen See- und Feuersgefahr (54 Feuer-, 20 Lebens- und 26 Marineversicherungen) besitzen bedeutende Kapitalien.

Die Stadtverwaltung ist seit 1873 in den Händen eines alle zwei Jahre vom Volke erwählten Bürgermeisters (Mayor) und eines Collegiums von 22 Aldermen, unter welchen verschiedene Commissionen arbeiten. Die Stadt ist in 24 Wards (Bezirke) getheilt, sendet 5 Senatoren und 21 Mitglieder in die Staatslegislatur, sowie 7 Abgeordnete in den Congreß. Die Commissare und Abtheilungsvorsteher werden unter Zustimmung der Aldermen vom Mayor ernannt (statt früher vom Volke gewählt). Das Budget der Stadt belief sich für 1875 auf 36,956,472 Doll., die fundirte Schuld 1. Jan. 1875 auf 115,187,980 Doll. Das Mobiliarvermögen wurde zu derselben Zeit auf 272,481,181, das Immobiliarvermögen auf 881,547,995 Doll. veranschlagt. Die Stadt steht mit allen bedeutenden Seehäfen der Welt in directem Verkehr, mit vielen durch regelmäßige Packet- und Dampfschiffe. So mit Liverpool und über Southampton mit Havre, Hamburg und Bremen; ferner über Charleston

Digitized by Google

und Savannah mit Havana, Neuorleans und Aspinwall zum Anschluß an die Südseelinie von Panama nach Californien und China. Mit den Haupthäfen der Vereinigten Staaten am Atlantischen Meere steht sie fast in täglichem regelmäßigen Dampfbootverkehr. Auch bildet N. einen Centralpunkt für eine Menge wichtiger Eisenbahnen; doch fängt, außer der Hudson- und Harlembahn, keine derselben unmittelbar bei der Stadt an, indem ihre Bahnhöfe sich alle auf den ihr gegenüberliegenden Ufern befinden und nur durch Dampfboote mit ihr in Verbindung stehen. Vgl. Miller, «New York as it is» (Neuyork 1866).

Nevada, einer der westlichsten von den Vereinigten Staaten von Amerika, als Territorium organisirt 2. März 1861, als Staat zugelassen 21. Oct. 1864, enthält 269,672 QKilom. und grenzt im N. an Oregon und Idaho, im O. an Utah, im S. an Arizona und im W. an Californien. Der junge Staat, welcher vorzugsweise zum Schutze der Gold- und Silbergräber eingerichtet wurde und bisjetzt nur edle Metalle lieferte, zählte 1870 nur 42,491 E., darunter 2191 Deutsche, und ist in 14 Grafschaften eingetheilt. Polit. Hauptstadt ist Carson-City mit 3042 E. Außerdem sind zu nennen Virginia-City (7048 E.), Gold-Hill (4311 E.) und Hamilton (3913 E.). Berühmt sind wegen ihrer Ergiebigkeit die Silberminen bei Virginia-City und in Storey- und Lander-County, namentlich aber die in Comstock. Außer Silber sind Gold, Quecksilber und Blei die Hauptmetalle. Der Staat gewann 1861—74 für 63,230,000 Doll. Gold und 181,350,000 Doll. Silber, zu welchem Betrage allein noch 169,000,000 Doll. aus dem Comstock-Lode kommen. Zu der Gesammtproduction des J. 1874, nämlich 10,000,000 Doll. Gold und 25,500,000 Doll. Silber producirte der Comstock-Lode noch 23,000,000 Doll. Silber. Die den Staat durchziehenden Gebirge, 2—4000 Mt. hoch, sind die östl. Ausläufer der Sierra Nevada, nach welcher er auch genannt wurde. In diesen Gebirgen finden sich zahllose heiße Quellen, deren Temperatur von 50 auf 204° Fahrenheit steigt. Der Hauptfluß ist der Humboldt, dem entlang auch die Pacific-Eisenbahn geht. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1874 auf 570,277 Doll., die Ausgaben auf 641,856 Doll., die Staatsschuld auf 752,361 Doll. Das liegende Vermögen ward 1870 auf 14,594,722 Doll., das bewegliche dagegen auf 11,146,256 Doll. veranschlagt. Für Schulzwecke ist reichlich gesorgt. Die Verfassung ist ganz derjenigen der nordöstl. Staaten nachgebildet. N. sendet zwei Senatoren und einen Repräsentanten in den Congreß.

Nevers, Hauptstadt des franz. Depart. Nièvre und der ehemaligen Provinz Nivernais (6816,56 QKilom.), an der Bahn Paris-Lyon, die hier nach Chagny abzweigt, am rechten Ufer der Loire und am Einflusse der Nièvre, sowie unfern oberhalb der Mündung des Allier in herrlicher Gegend gelegen, ist Sitz eines Suffraganbischofs des Erzbisthums Sens, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und eines Friedensgerichts, eines Gewerberaths und einer Manufacturenkammer. Die Stadt ist amphitheatralisch am Abhange eines Hügels steil, eng und unregelmäßig erbaut, hat noch einige Thürme als Reste der alten Befestigungen und sehr schöne Promenaden. In der obern Stadt befindet sich die Kathedrale St.-Cyr, ein schwerfälliger, im Innern mit schönen Sculpturen geschmückter goth. Bau, und das jetzt als Justizpalast benutzte Schloß der ehemaligen Herzoge von N. mitten in der Stadt. Außerdem verdienen Erwähnung die St.-Stephanskirche, eine der interessantesten Frankreichs, die prachtvolle Präfectur, die schöne Kaufhalle an der Stelle des alten Justizpalastes, das Stadthaus mit dem Musée-Nivernais (für Porzellan, Fayence u. dgl.), der 1746 zum Andenken an den Sieg bei Fontenoy erbaute Triumphbogen des Pariser Thors an der Loirebrücke von 17 Bogen, der Park der Herzoge von Nemours und darüber auf einem den Bahnhof beherrschenden Plateau das schöne Kloster St.-Gildard, Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern von N. Die Stadt hat ein Lyceum, ein Priester- und ein Lehrerinnenseminar, eine Gewerbeschule, eine öffentliche Bibliothek, eine Gemäldegalerie, ein Naturaliencabinet, ein archäol. Museum, ein Theater, eine Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft, eine Ackerbaukammer und eine Ackerbaugesellschaft, eine Bankfiliale, eine Strafanstalt, ein Armen- und ein Waisenhaus, zwei Spitäler, mehrere Kasernen und zählt (1872) 22,276 E., welche sehr gewerbfleißig sind. Besonders wichtig sind die Porzellanfabrik (mit 200 Arbeitern) und sechs Fayencefabriken (mit 800 Arbeitern), deren Producte seit sehr alter Zeit im Rufe stehen; sodann die Fabriken für Email, Glasperlen, Feilen, Schraubstöcke, landwirthschaftliche und andere Eisengeräthe, Violinsaiten, Strumpfwirkerartikel, Chemikalien, Tuch, Leinwand, mehrere Brauereien, Gerbereien, sowie die große Geschützgießerei für die Marine (die bedeutendste nächst der von Ruelle), welche jährlich 400 Stücke liefern kann, mit Kupferschmelzhütten, Kanonenbohrern u. s. w. Auch treibt N., das einen bequemen Flußhafen hat, durch Dampfboote mit Moulins und Orléans, durch

Digitized by Google

Eisenbahnen mit diesen Städten, sowie mit Paris u. s. w. in Verbindung steht, einen beträchtlichen Handel mit Wein, Getreide, Vieh, Eisen, Stahl, Quincailleriewaaren und andern Fabrikaten. In den benachbarten Ortschaften befinden sich ebenfalls sehr bedeutende metallurgische Etablissements. So das Eisenwerk La Chaussade an der Nièvre, eins der großartigsten Frankreichs (bei dem 12 Kilom. gegen Norden entfernten, 3137 E. zählenden Dorfe Guerigny), das jährlich über 3 Mill. Kilogr. Eisen zu Ankern, Ketten, Eisenplatten, Eisenbahnschienen, Reifen, Haken und andern Gegenständen für die Marine verarbeitet; es beschäftigt 1300 Arbeiter, zwei Hohöfen, 16 Schmieden, zwei Gießereien, eine Eisenkabelfabrik, fünf große Hämmer (einen von 20,000 Kilogr.), eine Nagelschmiede, eine hydraulische Presse von 400,000 Kilogr. Kraft u. s. w. Ferner sind zu nennen: die 1821 gegründete Eisenhütte zu Fourchambault (ein 6 Kilom. von N. entferntes Städtchen von 6054 E.), mit 11 Hohöfen und 7000 Arbeitern, wo jährlich 40 Mill. Kilogr. Eisenerze verarbeitet werden; das Etablissement zu Imphi (Dorf 15 Kilom. im Südosten, an der Loire, mit 2244 E.), welches Eisen- und Kupferblech, Kupfer- und Bronzeplatten liefert. Bei dem 14 Kilom. nordnordwestlich mitten in Weinbergen gelegenen Curorte Pougues (1362 E.) befinden sich gasreiche, erdig-alkalische Säuerlinge, deren 12° warmes Wasser theils zum Trinken, theils zu Bädern benutzt wird.

N. war schon zu Cäsar's Zeit als ein strategisch wichtiger Punkt unter dem Namen Noviolunum im Lande der Aeduer bekannt, hieß später Nevirnum, dann Nivernum und ward unter dem Frankenkönige Chlodwig zur Stadt und 506 zum Bischofssitz erhoben. Nachdem die alten Grafen von Nivernais in männlicher Linie erloschen, erhob König Franz I. 1538 die Grafschaft, welche 1491 einem Grafen aus dem Hause Kleve durch Erbschaft zugefallen war, zur Pairie und zum Herzogthum. Dieser erste Herzog von N. heirathete eine Prinzessin von Bourbon-Vendôme und verlieh damit seinen Nachkommen in Frankreich großen Glanz. Seine Enkelin, Henriette von Kleve, vermählte sich 1565 mit Ludwig Gonzaga aus dem Hause der Herzoge von Mantua, der hiermit Herzog von N. wurde. Er war in früher Jugend an den Hof Heinrich's II. in Paris gekommen und hatte an dem Kriege gegen die Spanier theilgenommen. Unter Heinrich III. wendete er sich, jedoch mit vieler Mäßigung, der kath. Ligue zu. Als Heinrich IV. den Thron bestiegen, unterstützte er denselben sehr thätig in den polit. Verhandlungen und wurde Gouverneur von Champagne. Er starb 23. Oct. 1595 zu Nesle und hinterließ «Mémoires» (2 Bde., Par. 1665), die für die Geschichte jener Zeit nicht unwichtig sind. — Sein Enkel, Charles III., dessen Schwester Louise Marie den König Johann Kasimir von Polen heirathete, verkaufte das Herzogthum N. 1659 an den Cardinal Mazarin. Letzterer vererbte dasselbe bei seinem Tode an seinen Neffen Philipp Julien Mancini, dessen Nachkommen in gerader Linie nun den Titel der Herzoge von Nivernais führten. — Louis Jules Barbon Mancini-Mazarini, vierter und letzter Herzog von Nivernais, franz. Staatsminister und span. Grand, wurde zu Paris 16. Dec. 1716 geboren. Er diente unter Villars in Italien, später in Deutschland, verließ aber 1743 die Armee und widmete sich eifrig den Wissenschaften und der Diplomatie. Der franz. Hof schickte ihn 1748 als Gesandten nach Rom, wo er bis 1752 blieb. Er wurde 1755 nach Berlin gesendet, um das Bündniß Preußens mit Großbritannien zu verhindern, was ihm jedoch nicht gelang. Nach dem Siebenjährigen Kriege mußte er den Frieden mit England verhandeln. Als ihm 1769 nach dem Tode seines Vaters die herzogl. Besitzungen zufielen, entfernte er sich vom Hofe. Als Vergennes auf kurze Zeit ans Staatsruder gelangte, ließ sich der Herzog ebenfalls bewegen, ins Ministerium zu treten. In der Revolution gehörte er zu den wenigen Großen, die sich um den König scharten. Seines Royalismus wegen wurde er 1793 ins Gefängniß geworfen, aus dem ihn erst der Sturz Robespierre's rettete. Er starb zu Paris 25. Febr. 1798. Seine Poesien, Uebersetzungen und geschichtlichen Fragmente gab er gesammelt (8 Bde., Par. 1796) heraus. Nach seinem Tode erschienen «Oeuvres posthumes» (herausg. von Neufchâteau, 2 Bde., 1807).

Neville, ein in der engl. Geschichte vielgenanntes Adelsgeschlecht, leitet seinen Ursprung von dem angelsächs. Grafen von Northumberland, Uchtred (1016), ab, dessen Nachkomme, Robert Fitz-Maldred, Herr von Raby in der Grafschaft Durham, um 1200 Isabel de N., Erbin eines mächtigen normann. Barons, heirathete und ihren Namen annahm. — Sein Urenkel, Ranulph de N., ward 8. Juni 1294 als Lord N. in das Oberhaus berufen und starb 1331. — Dessen Sohn, Ralph, zweiter Lord N., war mit Lord Percy Wardein der schott. Marken, begleitete Eduard III. auf seinen Kriegen in Frankreich und starb 1367. — Sein Enkel, Ralph N., erster Graf von Westmoreland, spielte während seines langen Lebens eine Hauptrolle in den Unruhen der damaligen Zeit und starb hochbetagt 1425. Zweimal verheirathet, hinter-

Digitized by Google

ließ er zehn Söhne und zwölf Töchter, von welchen die jüngste, Cicely, die Gemahlin Richard Plantagenet's, Herzogs von York, und die Mutter Eduard's IV. und Richard's III. wurde. — Sein ältester Sohn von seiner zweiten Frau, Tochter Johann's von Gaunt und Stiefschwester Heinrich's IV., Richard N., vermählte sich mit der einzigen Tochter und Erbin des Thomas von Montacute, Grafen von Salisbury, dessen Titel ihm durch ein königl. Patent vom 4. Mai 1442 ertheilt wurden. In dem Bürgerkriege der beiden Rosen nahm er mit Eifer für das Haus York Partei, schlug die Lancastrier bei Blore-Heath 1458 und Northampton 1460 und wurde zum Lord-Oberkammerherrn von England ernannt. In der Schlacht von Wakefield 24. Dec. 1460 gerieth er jedoch in Gefangenschaft und wurde sogleich enthauptet. — Sein ältester Sohn war der heldenmüthige Graf von Warwick (s. d.); der zweite, John N., ebenfalls ein Haupt der York'schen Partei, ward 1460 zum Baron N. von Montague, dann zum Grafen von Northumberland erhoben und siegte bei Hexham über den Herzog von Somerset. Nachdem er 1470 den Titel eines Marquis von Montague erhalten, vereinigte er sich mit seinem Bruder Warwick, um Eduard IV. zu stürzen und Heinrich VI. von neuem auf den Thron zu setzen, fiel aber 14. April 1471 bei Barnet. — Sein Sohn, George N., war im Jan. 1469 zum Herzog von Bedford erhoben worden und sollte die Prinzessin Elisabeth, älteste Tochter Eduard's IV., heirathen. Nach dem Tode seines Vaters wurden jedoch die Güter desselben eingezogen und er selbst seiner Titel und Würden durch Parlamentsbeschluß verlustig erklärt, worauf er 1483 in Dunkelheit starb. — Ralph N., Sohn von John, Lord N., folgte seinem Großvater 1425 als zweiter Graf von Westmoreland. Er hielt sich in den Bürgerkriegen zum Hause Lancaster und starb 1485. — Sein Neffe, Ralph N., dritter Graf von Westmoreland, starb 1523. — Dessen Enkel, Ralph N., vierter Graf von Westmoreland, wurde von Heinrich VIII. in diplomatischen Geschäften verwendet und gehörte zur nächsten Umgebung dieses Monarchen. Seinem Sohne Henry folgte Charles N., sechster Graf von Westmoreland. Er nahm 1570 an dem Aufstande des Grafen von Northumberland gegen Elisabeth theil, wurde geächtet und floh erst nach Schottland, dann nach den Niederlanden, wo er im Elende starb. — Ein dritter Sohn des ersten Grafen von Westmoreland, William N., heirathete die Erbin des Lord Fauconberg, dessen Titel er annahm. Er focht als tapferer Krieger in den Kriegen gegen Frankreich und Lancaster, wurde 1461 zum Grafen von Kent und Großadmiral von England erhoben, starb aber 1462 ohne männliche Erben. — Ein vierter Sohn, Edward N., war der Gatte Elisabeth Beauchamp's, der Tochter des Grafen von Worcester und Erbin der Baronie Abergavenny, welche ihm im Sept. 1450 im Rechte seiner Gattin verliehen wurde. Auch er war ein eifriger Anhänger des Hauses York und starb 1476. — Sein Enkel, George N., dritter Lord Abergavenny, ein Günstling Heinrich's VIII., heirathete die Tochter Edward Stafford's, Herzogs von Buckingham. — Dessen Sohn, Henry N., vierter Lord Abergavenny, starb 10. Febr. 1587, eine einzige Tochter, Elisabeth, Gattin Sir Thomas Fane's, hinterlassend, von welcher die jetzigen Grafen von Westmoreland (s. d.) abstammen. Die Peerschaft Abergavenny ging jedoch an Edward N. (gest. 1589) über, dessen Sohn, Edward N., sechster Lord Abergavenny, mit seinen Ansprüchen auf die Grafschaft Westmoreland abgewiesen wurde. — George N., funfzehnter Lord Abergavenny, wurde 17. Mai 1784 zum Viscount N. und Grafen von Abergavenny erhoben. Er starb 10. Sept. 1785. — Ein Nachkomme in weiblicher Linie des Sir Henry N., Bruders des fünften Lord Abergavenny, Richard N. Griffen, Lord Braybrooke, geb. 26. Sept. 1783, Alterthumsforscher und Herausgeber der Memoiren des Samuel Pepys, starb 13. März 1858 und hatte seinen Sohn, Richard Cornwallis N., geb. 17. März 1820, zum Nachfolger, der sich gleichfalls durch seine «Saxon obsequies» (Lond. 1853) um die engl. Archäologie Verdienste erwarb und 21. Febr. 1861 starb.

Nevis, brit. Insel und eigene Colonie in Westindien, zu den Kleinen Antillen gehörig, westlich von Antigua und nahe südöstlich von Kittis oder St.-Christopher gelegen, ist 129 Q.-Kilom. groß, zählt (1875) 11,680 E. und besteht, mit Ausnahme eines schmalen fruchtbaren Küstenstrichs, aus einem einzigen, 800 Mt. hohen Berge mit dem Krater eines erloschenen Vulkans und heißen Quellen (bis zu 58° R.). Der Boden ist ergiebig, Bewässerung und Bedung reichlich vorhanden. Hauptort und Sitz des Gouverneurs ist die Stadt Charlestown mit einer guten Rhede. Die Regierung von N. wird geführt von einem Präsidenten, einem Executivausschuß und einer gesetzgebenden Versammlung von elf Mitgliedern. Die Ausfuhr, deren Hauptgegenstände Zucker, Melasse und Rum sind, belief sich 1870 auf 64,119, die Einfuhr auf 54,286 Pfd. St.; die öffentlichen Einnahmen betrugen 7776, die Ausgaben 10,477 Pfd. St. Die Insel wurde 1628 durch engl. Emigranten aus St.-Christopher colonisirt und

Digitized by Google

ist, mit Ausnahme der franz. Occupationen 1706—13 und 1782—83, Eigenthum Großbritanniens geblieben. Der amerik. Staatsmann Alexander Hamilton wurde hier geboren.

Newa, ein nur 65 Kilom. langer, aber sehr breiter Fluß im russ. Gouvernement Petersburg, der aus dem Ladogasee in zwei Armen fließt, welche die Insel Orechowa bilden. Die N. durchströmt Petersburg in mehrern Armen, namentlich als Große und Kleine N. und als Große und Kleine Newka, zwischen denen sie die schönen wiesen- und waldreichen und mit herrlichen Datschen oder Villen versehenen Inseln Petrowsky, Krestowsky Ostrow, Kamenny Ostrow, Jelagin und Wassily Ostrow bildet, und ergießt sich unfern der Stadt in mächtiger Breite in den Finnischen Golf. Durch den Ladogasee (s. d.) steht sie mit dem Wuoxa, der aus dem Saimasee entspringt, mit dem Wolchow, der vom Ilmensee kommt, und mit dem Swir, der aus dem Onegasee tritt, in Verbindung und führt also eine große Wasserfülle in die Ostsee. Die Strömung der N. ist so reißend, daß ihr Gefrieren im Winter nur durch das aus dem Ladogasee kommende Eis ermöglicht wird. Ihr Gebiet wird auf 231,000 QKilom. berechnet. Die N. ist sehr fischreich und trägt sehr große Schiffe. Nach den Beobachtungen 1706—1866 ist die N. durchschnittlich von Mitte Nov. bis Anfang April, also zwei Fünftel eines Jahres, mit stehendem Eis bedeckt. Während der Monate Mai bis einschließlich September wird sie außer von Segelschiffen auch von den Booten zweier Vereine, der Gesellschaft der leichten Newadampfschiffe und der Nordischen Dampfbootgesellschaft, regelmäßig befahren. Nebenflüsse der N. sind links die Moika, Mga, Tossna, Ishora; rechts die Tschornaja und Ochta.

Newark, Stadt des nordamerik. Unionsstaats Neujersey, am Passaicflusse, 5 Kilom. oberhalb seiner Mündung in die Newarkbai, ein Einfuhrhafen und der volkreichste, lebhafteste Ort des Staats, welcher in neuerer Zeit auch sehr rasch gewachsen ist, indem er 1820 erst 6507, 1860 schon 71,914 und 1870 105,059 E. zählte. Die Stadt ist gefällig angelegt, hat viele ansehnliche Gebäude, 93 Kirchen, 11 Banken mit einem Gesammtkapital von 5,783,500 Doll. und sechs tägliche Zeitungen, darunter eine deutsche. Auch befinden sich hier zwei Bibliotheken, zwei literarische Gesellschaften und 43 Schulen. N. liegt sehr günstig für den Handel, indem der Passaic bis hierher für Schiffe von 100 Tonnen fahrbar ist, der Morriskanal mitten durch die Stadt geht und mit Neuyork, sowie den südlich und westlich gelegenen Städten beständiger Verkehr durch Eisenbahnen und directe Dampfschifffahrt stattfindet. Zugleich ist N. eine der thätigsten nördl. Fabrikstädte und liefert vor allem Wagen, Sattelzeug, Leder, Wachstuch, wohlfeile Juwelen, Silber- und Schmucksachen, Hüte, Koffer und Tapeten.

Newark upon Trent, schöne alte Municipalstadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Nottingham, am schiffbaren Trent und an der Eisenbahn, hat in der Mitte einen großen, von mittelalterlichen Häusern umgebenen Marktplatz, eine Gerichtshalle, ein Stadthaus, eine Kornbörse, eine Lateinschule, ein Versorgungshaus und 12,195 E., welche große Brauereien und Malzdarren, auch Leimfabriken, Eisen- und Messinggießereien und Ziegelbrennereien unterhalten und bedeutenden Handel mit Malz und Getreide, auch mit Wolle, Vieh und Kohlen, Ziegeln, sowie mit dem am nahen Beacon-Hill gebrochenen Kalk und Gips treiben. An der auf eine vom Trent gebildete Insel führenden Brücke steht die ehrwürdige Ruine des großen, unter König Stephan im 12. Jahrh. erbauten und in der Geschichte oft genannten Castells New-Work mit schöner Krypta unterhalb der Halle. Das schönste Gebäude des Ortes ist aber die Pfarrkirche St.-Mary, welche interessante Grabmonumente enthält. In N. starb König Johann 1216 und ebendahin flüchtete Karl I. ins Lager der Schotten 1646.

Newcastle oder Newcastle upon Tyne, Hauptstadt der engl. Grafschaft Northumberland, Markt- und Municipalstadt, Parlamentsborough und der fünfte Handelshafen des Königreichs, liegt am nördl. Ufer der 12,8 Kilom. ostwärts bei Tynemouth und Shields in die Nordsee fließenden Tyne, an und auf drei Hügeln. Mit der eigentlichen Stadt, welche (1871) 128,443 E. zählt, ist der am südl. Ufer in der Grafschaft Durham liegende Ort Gateshead, Municipalstadt und Parlamentsborough mit 48,627 E., durch zwei Brücken verbunden und gleichsam zu einer Vorstadt verwachsen. Die eine Brücke, 1781 erbaut, ist von Stein, niedrig und ungeachtet ihrer neun Bogen unansehnlich. Die andere, etwas stromaufwärts gelegene High-Level-Bridge wurde 1846—49 von Robert Stephenson erbaut und gilt für das schönste Brückenwerk im nördl. England. Dieselbe ist 408 Mt. lang, hat vier Fluß- und zwei Landbogen von durchbrochener Eisenarbeit, jeder von 39 Mt. Spannung und 11,37 Mt. Breite. In 27,6 Mt. Höhe über der Fluthöhe der Tyne liegt die Brücke für Fuhrwerke, Reiter und Fußgänger, darüber in 34,1 Mt. Höhe der Schienenweg für die York-Edinburgher Eisenbahn. N. ist jetzt eine der schönsten Städte Englands. Zwar ist der untere, alte Stadttheil im Osten, der

Digitized by Google

Hauptsitz des Verkehrs, auf unebenem Boden erbaut, eng und schmuzig, meist von Schiffern und Matrosen bewohnt und hat viele Häuser, in denen großes Elend herrscht. Dagegen besitzt der obere oder neue Stadttheil der Nordseite gerade und breite Straßen, schöne Marktplätze, viele prachtvolle öffentliche und Privatgebäude, erstere zum Theil aus Granit aufgeführt. Die 24,4 Mt. breite Grey-Street ist der Regent-Street Londons ähnlich. An ihrem Ende steht auf einer 41,5 Mt. hohen Säule die Statue des Grafen Grey. Aus uralter Zeit sind noch übrig und sehr merkwürdig: der 30,5 Mt. hohe Thurm und die alte Burg (Castle) mit der freistehenden Kapelle, die an Reichthum und Schönheit der Architektur von keiner andern normann. Kapelle in England übertroffen wird. Die Gebäude sind seit 1847 und 1848 theilweise von der Gesellschaft der Alterthumsforscher restaurirt, welche den Thurm für ihre Zusammenkünfte und zu einem Museum der an Ort und Stelle oder in der Umgegend aufgefundenen Antiquitäten benutzt. In N. sind die Dissenters, besonders die Methodisten, sehr stark vertreten, und die Stadt hat 14, Gateshead 13 Kirchen und Kapellen. Unter den vier Parochialkirchen ist die Hauptkirche St.-Nicholas mit ihrem schlanken und luftigen, 61 Mt. hohen Thurm ein herrliches Denkmal goth. Baukunst aus dem 14. Jahrh. Nächst ihr am schönsten sind die im griech. Stil aufgeführte Allerheiligenkirche und die kath. Marienkirche. Zu den geschmackvollsten neuern Gebäuden gehört das Sitzungshaus für die Grafschaftsgerichte mit einem Säulenporticus und die Centralbörse oder die großartige Royal-Arcade. Außerdem sind bemerkenswerth das Stadthaus für die Assisen der eine eigene Grafschaft bildenden Stadt, das große Rathhaus (Guildhall) mit der Kohlenbörse, das Kaufhaus (dessen mit Schnitzwerk bedeckter Saal einzig in seiner Art), der größte Markt Englands, 100 Mt. lang, gegen $^3/_4$ Hekt. umfassend, mit 14 Eingängen und 243 Läden; das Zollhaus an dem mit Schiffswerften und Waarenlagern besetzten Quai, der Centralbahnhof, das Trinity-House mit ähnlichem Zweck wie das londoner, die alte Börse, die Kornbörse. Ein prachtvolles Denkmal hat die Stadt neuerdings Robert Stephenson errichtet. N. besitzt ein großes Krankenhaus, mehrere Hospitäler und Versorgungshäuser, ein Irrenhaus, eine Blinden- und eine Taubstummenanstalt, ein Gefängniß, eine Correctionsanstalt, mehrere Kasernen und öffentliche Bäder. An Bildungsanstalten und wissenschaftlichen Instituten sind vorhanden: ein Gymnasium (Lateinschule), eine Seemannsschule, ein Handwerkerinstitut mit großer Bibliothek, mehrere Armen-, Sonntags- und andere Schulen, eine Sternwarte, ein botan. Garten, eine philos. Gesellschaft mit Museum und Bibliothek, ein naturwissenschaftlicher Verein mit Museum, eine Alterthumsgesellschaft mit einem Museum, welches die größte engl. Sammlung von röm. Lapidarinschriften und Sculpturen enthält, einen Gartenbau- und einen landwirthschaftlichen Verein. Für Vergnügungen bestehen ein großes Theater, ein Gesellschaftshaus, eine Musikhalle, mehrere Concertsäle u. s. w.

N. ist eine sehr reiche Stadt. Ihren Haupterwerb findet die Bevölkerung in der Ausbeutung der unerschöpflichen Steinkohlengruben, die an beiden Seiten der Tyne, von Shields bis Lamington, gegen 50,000 Menschen (Kohlenträger) beschäftigen und eine jährliche Kohlenausfuhr von 110 Mill. Ctrn. gewähren. Schon 1232 gestattete König Heinrich III. den Einwohnern von N. die Anlage von Steinkohlengruben, und 1281 werden die Kohlen als Handelsartikel der Stadt erwähnt. Bald nachher führte man schon Kohlen nach London, seit 1325 ins Ausland. Die Gesammtausfuhr von Kohlen belief sich 1873 auf 5,353,590 Tons (hierbei ungerechnet 156,200 Tons Coks). Außerdem handelt N. mit Getreide, Eisen (9000 Tons aus den Gruben von Stanhope), Blei und verschiedenen eigenen Fabrikaten. Die Stadt besitzt (1873) 507 Schiffe von 157,744 Tons Tragfähigkeit (worunter 219 Dampfer). Der Gehalt der 17,168 eingelaufenen Schiffe betrug 4,435,933 Tons, der Werth der ausgeführten brit. Producte 6,803,819 Pfd. St. Die Industrie N.s, an welcher sich zugleich die benachbarten Ortschaften Byker, Walker, Wyllam, Jesmond, Wallsend, Howden-Pans u. a. lebhaft betheiligen, ist sehr bedeutend. Die Stadt unterhält eine Menge Hohöfen und Eisengießereien, zahlreiche Glashütten, große Bleiwerke, Anker- und Kettenschmieden, Maschinenbauanstalten für Locomotiven, Dampf- und Spinnmaschinen, Fabriken für Chemikalien, namentlich für Vitriol, Soda, Firnis, Steinkohlentheer u. s. w., für Stahlwaaren, Taue, Segeltuch, Topfwaaren, Leim, Seife, Essig u. s. w., sowie Gerbereien, Oel- und Papiermühlen, Brennereien und Malzhäuser. Besonders hervorzuheben ist die 1859 errichtete königl. Armstrong-Kanonengießerei, welche ein Areal von 4,45 Hekt. bedeckt und 1200—2000 Arbeiter beschäftigt. Auch baut N. in Nordengland nächst Sunderland die meisten Schiffe, namentlich eiserne Dampf- und Segelschiffe. Regelmäßige Dampfbootverbindung findet nach Hamburg und Rotterdam statt. In der Umgebung von N. sind an 40 Schienenwege über und zu bergmännischen Zwecken ebenso viele unter der

Digitized by Google

Erde angelegt. Von dem prachtvollen Bahnhofe der Stadt geht eine Eisenbahn nach Shields nach Osten und eine andere zur Westküste nach Carlisle, sodaß die Nordsee mit dem Irischen Meere verbunden ist. Etwa 5,5 Kilom. unterhalb der Stadt, bei dem 4169 E. zählenden Dorfe Wallsend, steht die östlichste Feste des Pictenwalls der Römer, welche hier eine wichtige militärische Stellung zum Schutze der Hadriansbrücke hatten. Unter den Angelsachsen erhielt der Ort mit seinem Kloster und Castell den Namen Monkchester. Herzog Robert von der Normandie, der Sohn Wilhelm's des Eroberers, ließ 1080 das alte Castell, als Sitz der Rebellen von Northumberland, schleifen und baute im Umkreise einer Stunde die Neuburg, die dem später aufblühenden Orte ihren jetzigen Namen gegeben hat und von der die erwähnten Reste übrig sind.

Newcastle (Thomas Pelham-Holles, Herzog von), engl. Staatsmann, ward 21. Juli 1694 als der älteste Sohn des Lord Pelham von Loughton aus einer altadeligen Familie geboren und bereits als Knabe von seinem Oheim, John Holles, Herzog von Newcastle und Grafen von Clare, adoptirt. Durch das Ableben desselben 1711 kam der junge Pelham in Besitz weitläufiger Güter, mit einem jährlichen Einkommen von 30,000 Pfd. St., und ward im Oct. 1714 von dem ihm sehr gewogenen Georg I. zum Viscount Pelham und Grafen von Clare, im Aug. 1715 aber zum Marquis von Clare und Herzog von Newcastle erhoben. Als sich die Whigpartei 1717 auf Anlaß des zwischen den Ministern Stanhope und Townshend ausgebrochenen Streites spaltete, hielt N., obgleich der Schwager Townshend's, sich zu dem von dem Könige begünstigten Stanhope und erhielt das Amt eines Oberkammerherrn. Nach dem Tode Stanhope's jedoch ging er eine enge Verbindung mit Townshend und Walpole ein, verließ dann erstern, als dessen Gestirn erbleichte, und ward 1731 durch den Einfluß Walpole's zum Staatssecretär ernannt. Anfangs ein blinder Vertheidiger der Friedenspolitik seines Gönners, neigte er später zu der Kriegspartei hin, die 1742 den Sturz Walpole's bewirkte, und blieb daher auch nach dem Siege der Opposition im Amt. Im Aug. 1743 gelang es ihm sogar, seinen Bruder Henry Pelham an die Spitze des Ministeriums zu bringen, und als dieser 1754 mit Tode abging, folgte ihm N. selbst als erster Lord des Schatzes. Unter Georg III. verabschiedet, starb er 17. Nov. 1768. Da er ohne directe Leibeserben geblieben, so ward 1756 der Titel eines Herzogs von N. durch königl. Patent auf seinen Neffen, Henry Fiennes Clinton, neunten Grafen von Lincoln, übertragen, der von John, Lord Clinton (1299) und Edward Clinton, Großadmiral von England und seit 1572 Graf von Lincoln, abstammte. — Henry Pelham Fiennes-Pelham-Clinton, Herzog von N., geb. 30. Jan. 1785, folgte seinem Vater schon 1795 in dem Titel und wurde zu Eton erzogen. Kurz nach dem Frieden von Amiens ging er mit seiner Mutter nach Frankreich, wo er beim Wiederausbruch des Kriegs von Napoleon zurückgehalten ward und erst 1807 seine Freiheit erhielt. Seine Anhänglichkeit an die Grundsätze der Torypartei trieb er bis zum Fanatismus und trug viel dazu bei, daß das Oberhaus 7. Oct. 1831 die erste Reformbill verwarf. Die hierdurch verursachte Aufregung war so groß, daß einige Tage nachher bei einer Volksemeute sein Schloß zu Nottingham niedergebrannt wurde. Nachdem die Reformbill durchgegangen, zog er sich ganz aus dem Oberhause zurück, wurde auch 1839 wegen eines beleidigenden Schreibens an den Lordkanzler seines Amtes als Lordlieutenant der Grafschaft Nottingham enthoben. Er starb 12. Jan. 1851. — Henry Pelham Pelham-Clinton, Herzog von N., der älteste Sohn des Vorigen, geb. 22. Mai 1811, war bis zum Tode seines Vaters unter dem Namen Graf Lincoln bekannt, studirte zu Oxford und trat 1832 als Abgeordneter für Süd-Nottinghamshire ins Unterhaus. In der Politik nahm er sich Peel zum Muster, unter dem er vom Dec. 1834 bis April 1835 Lord des Schatzes war und hierauf im Sept. 1841 das Amt eines Obercommissars der Wälder und Forsten erhielt. Als im Dec. 1845 wegen der von Peel beschlossenen Aufhebung der Kornzölle ein Theil des Ministeriums von ihm abfiel, harrte Graf Lincoln bei seinem berühmten Führer aus und wurde zum Obersecretär für Irland ernannt. Im Juli 1846 zog er sich mit Peel von der Regierung zurück. Als nach dem Rücktritt des Ministeriums Derby im Dec. 1852 die Coalition zwischen den Peeliten und Whigs zu Stande kam, übernahm N. den Posten eines Staatssecretärs für die Colonien, den er beim Ausbruch des russ. Kriegs mit dem eines Kriegsministers vertauschte. Da ihm die öffentliche Meinung, obwol mit Unrecht, die Gebrechen zur Last legte, die der Krimfeldzug in der engl. Heeresverwaltung offenbarte, so mußte er im Jan. 1855 seine Entlassung nehmen, und erst 1859 trat er wieder als Staatssecretär für die Colonien in Dienst. Im April 1864 trat er wegen zerrütteter Gesundheit zurück und starb 18. Oct. 1864 auf seinem Schlosse Clumber bei Nottingham. Ihm folgte sein ältester Sohn Henry Pelham Alexander, geb. 25. Jan. 1834, als sechster Herzog von N. in der Peerage.

Digitized by Google

Newhaven, bis 1875 abwechselnd mit Hartford Hauptstadt des nordamerik. Unionsstaates Connecticut, an einer 7—8 Kilom. landeinwärts gehenden Bai des Long-Island-Sundes gelegen, ist ganz regelmäßig gebaut und hat einen schönen, von Ulmen beschatteten Hauptplatz in der Altstadt. Die bedeutendsten öffentlichen Gebäude sind das im dor. Stile erbaute Staatshaus und die Gebäude des Yale-College. Außerdem hat die Stadt 51 Kirchen, ein Zollhaus, ein Armenhaus und neun Banken. Es erscheinen hier vier tägliche Zeitungen und mehrere wissenschaftliche Zeitschriften, wie Silliman's und Dana's «American Journal of science and art». Am wichtigsten ist das Yale-College, die besuchteste, fast in deutscher Weise eingerichtete Hochschule der Vereinigten Staaten, welche 1701 zu Killingworth gegründet, 1717 aber nach N. verlegt wurde und (1875) 87 Professoren und außerdem noch Lectoren, 1600 Studenten und eine Bibliothek von 117,000 Bänden hat. N. treibt den größten Seehandel unter allen Städten von Connecticut. Der Hafen ist sicher, aber seicht; nur mit Hülfe der Flut kommen 4 Mt. tief gehende Schiffe an den Haupthafendamm oder Long-Wharf. An einem zweiten Damme, der ein Bassin hat, wird mit Hülfe der Flutschleusen das Wasser immer auf Hochwasserhöhe erhalten. Die Bevölkerung stieg 1810—40 von 5772 auf 14,990 und belief sich 1870 auf 50,840. Die Stadt steht durch den Farmingtonkanal mit Northampton in Massachusetts und mittels Eisenbahnen mit Boston sowie mit Neuyork in Verbindung.

Newman (John Henry), bekannt als Mitbegründer des engl. Puseyismus (s. d.), geb. 21. Febr. 1801 als Sohn eines londoner Bankiers, bezog 1817 das Trinity-College zu Oxford und widmete sich der classischen Literatur und Mathematik, ward 1822 Fellow des Oriel College und 1828 Geistlicher. In dieser Zeit vollzog sich sein Uebergang von der sog. evangelischen oder pietistischen Schule in der Anglikanischen Kirche zu streng hochkirchlichen Anschauungen. Er gab 1833 mit seinem Freunde und Gesinnungsgenossen Pusey die ersten «Tracts for the times» heraus und veröffentlichte 1834 «The Arians of the fourth century», das bekannte Manifest dieser Richtung. Der massenhafte Uebertritt der Puseyiten zur röm. Kirche führte 1843 zur Amtssuspension Pusey's. Oct. 1845 sagte auch N. sich offen vom Protestantismus los und wurde auf einer Reise nach Rom zum Priester des Oratoriums geweiht. Im J. 1853 ward N. Rector der neugegründeten röm.-kath. Universität zu Dublin, trat jedoch 1859 von diesem Amte zurück, um die Leitung einer Erziehungsanstalt für den kath. Adel zu Edgbaston bei Birmingham zu übernehmen. Für seine Anschauungen trat N. ein in den «Lectures on certain difficulties felt by Anglicans in submitting to the catholic church» (Lond. 1850), welche die Bedenken gegen den Anschluß an den Puseyismus bekämpfen, und in Vorträgen, welche die Schwächen des Protestantismus beleuchten, gesammelt unter dem Titel: «Sermons to mixed congregations» (Lond. 1850; deutsch von Schündelen, Mainz 1851). Zur eigenen Vertheidigung dienen «Apologia pro vita sua» (Lond. 1864) und «History of my religious opinions» (Lond. 1865; deutsch, Köln 1865). Von seinen neuern Publicationen sind zu nennen: «Essays, critical and historical» (2 Bde., Lond. 1871) und «Discussions and arguments on various subjects» (Lond. 1872).

Newmarket, Marktstadt mit 4534 E. in der engl. Grafschaft Cambridge, 97 Kilom. nordnordöstlich von London, an der Eisenbahn, reicht mit seiner langen Straße zwischen öden Hügeln, die auf weiter Heidefläche Raum zur schönsten Rennbahn in England geben, in die Grafschaft Suffolk hinüber. Wirthshäuser und Cafés reihen sich aneinander und können doch bisweilen die Tausende nicht fassen, welche im April, Juli und October das große Pferderennen zusammenruft. Im ganzen werden bei N. jährlich sieben Pferderennen abgehalten.

Newport, Municipalstadt und Hafenplatz in der engl. Grafschaft Monmouth, am rechten Ufer des Usk unweit der Mündung in den Kanal von Bristol, empfängt auf dem Usk und Brecon- und Monmouthkanale die Erzeugnisse der Kohlen- und Eisengruben in der Nähe der Städte Usk, Abergavenny und Pontypool, durch die Sirhowey- und Romney-Eisenbahnen aber die der Eisenwerke von Ebber-Vale, Tredegar, Romney und Beaufort. Dies und die Weiterbeförderung, meist zu Wasser, machen die Stadt zu einem lebhaften Handelsplatze. N. zählt (1871) 27,069 E. und hat vortreffliche Docks sowie große Eisenwerke und Nagelschmieden. Es befinden sich hier ein Athenäum, ein Handwerkerinstitut, eine alte Kirche und Reste einer festen Burg. — N., die zweite Hauptstadt des nordamerik. Staates Rhode-Island, auf der Südwestseite der Insel Rhode-Island, an der Narraganfetbai, 7 Kilom. vom Ocean sehr malerisch auf einer gegen den Hafen sanft geneigten Fläche gelegen, zählt (1870) 12,521 E. und hat ein Staatenhaus, ein Zeughaus, eine Markthalle, ein Theater, eine Freimaurerloge, eine öffentliche Bibliothek und 13 Kirchen sowie mehrere Mittelschulen. Es bestehen hier auch einige

Digitized by Google

Baumwollfabriken, Bleihütten und eine Kugel- und Schrotgießerei. Der Ort ist seiner schönen Lage, seiner schönen Villen und seines milden Seeklimas wegen ein beliebter und vielleicht der fashionabelste Sommeraufenthalt für Bewohner des Innern und der südl. Unionsstaaten. Der Hafen, der im Westen der Stadt halbkreisförmig sich ausbreitet, gehört zu den besten Seehäfen der Union, ist sicher, leicht zugänglich, geräumig und tief genug für die größten Seeschiffe. Derselbe wird vertheidigt durch Fort Adams auf der Brentonsspitze und Fort Wolcott auf Goat-Island. N. wurde 1638 gegründet. Sein Handel war einst bedeutend und beschäftigte 1764 im Verkehr mit Westindien 150 Schiffe. Vor dem Unabhängigkeitskriege galt es auch als ein Hauptsitz der Wissenschaft und Literatur in Neuengland und war berühmt durch die Wohlhabenheit und die Feinheit seiner Bewohner. Nächst Boston war N. die erste Stadt, in welcher sich energischer Widerstand gegen den Druck der brit. Herrschaft zeigte und erhielt dafür eine Besatzung von 8000 Hessen und Engländern, welche 480 Häuser zerstörten, die Schiffe verbrannten und überhaupt aufs schmachvollste hausten, sodaß sich seitdem der Handel des Platzes nicht wieder zu der frühern Blüte erhob. — N. heißt ferner eine Stadt im nordamerik. Staate Kentucky. Dieselbe ist Hauptort der Grafschaft Campbell, liegt am Ohio und an der Mündung des Licking, der Stadt Cincinnati gegenüber, mit der sie durch eine prachtvolle neue eiserne Brücke und eine Dampffähre, sowie mit Covington durch eine schöne Hängebrücke über den Licking verbunden ist. Der Ort zählt (1870) 15,087 E., die Eisengießereien, Walzwerke und einige Manufacturen unterhalten. Es befinden sich hier eine Akademie, ein Arsenal der Union und eine Bank. — N. heißt auch die Hauptstadt der engl. Insel Wight (s. d.).

New-Shoreham oder Shoreham, Marktstadt, Parlamentsborough und Hafenplatz der engl. Grafschaft Sussex, 7 Kilom. westlich von Brighton, an der Mündung des von einer Kettenbrücke überspannten Adur in den Kanal (La Manche) und an der Eisenbahn, zählt 3678 E. Der Ort hat einen von zwei Molen gebildeten Hafen und ein Seebad. Es befinden sich hier ein Museum, eine Lateinschule, ein schön angelegter «Schweizergarten», eine auf dor. Säulen ruhende Markthalle und eine alte große Kirche (ehemals Collegiatkirche), die sich durch Vereinigung des normann. und frühesten Spitzbogenstils auszeichnet, zum Theil aber verfallen ist. N. treibt lebhaften Handel, Marktverkehr und Schiffbau. Die Stadt nahm ihren Aufschwung infolge günstiger Lage nach dem Ruine des 1 Kilom. entfernten Dorfes Old-Shoreham. Letzteres ist die einst bedeutende Stadt Cymenesore, bei welcher 477 die Sachsen unter Ella landeten und die Eroberung dieser Gegend (Südsachsens) begannen. Noch ist aus jener Zeit eine zum Theil verfallene Kirche im anglonormann. Stil mit merkwürdiger Architektur erhalten.

Newstead-Abbey, in der engl. Grafschaft Nottingham, eins der edelsten Denkmale der Baukunst in England, in einer malerischen Umgebung am Flüßchen Lynn, zwischen den Städten Nottingham und Mansfield, ist der Landsitz des Hauses Byron, wo der Dichter Lord Byron beigesetzt wurde. Ursprünglich war N. ein Augustinerkloster, das von Heinrich II. gestiftet, von Heinrich VIII. aufgehoben und durch diesen dem John Byron, seinem Lieblinge, geschenkt wurde. Vgl. W. Irving, «Abbotsford and N.» (Lond. 1835).

Newton (Sir Isaac), der Begründer der neuern mathem. Physik und der physischen Astronomie, wurde 25. Dec. 1642 zu Woolsthorpe in der engl. Grafschaft Lincoln als Posthumus geboren. Schon als Knabe zeigte er eine besondere Vorliebe für praktische Mechanik, weshalb er eifrigst Mathematik studirte. Von der Schule zu Grantham ging er, 18 J. alt, auf die Universität Cambridge, wo Barrow, einer der gründlichsten Mathematiker seiner Zeit, sich seiner mit Liebe annahm. Hier machte er die Entdeckung, daß der binomische Lehrsatz sich nicht blos für ganze positive Exponenten, sondern auch auf gebrochene und negative anwenden lasse, und gelangte mittels dieses Lehrsatzes zu einem allgemeinen Princip der Methode der Fluxionen, welches darin besteht, aus der Art und Weise des allmählichen Anwachsens der Größen auf ihren Werth zu schließen. (S. Differentialrechnung und Integralrechnung.) Noch ehe er indessen seine Entdeckungen irgendjemand mitgetheilt hatte, zwang ihn um 1665 die Pest, Cambridge zu verlassen und sich nach Woolsthorpe zurückzuziehen. In dieser ländlichen Abgeschiedenheit soll eines Tags ein vom Baum herabfallender Apfel sein Nachdenken auf die Kraft gelenkt haben, die jeden fallenden Körper gegen den Mittelpunkt der Erde treibt. (S. Gravitation.) Indem er den angeregten Gedanken mit Beziehung auf das dritte Kepler'sche Gesetz betrachtete, kam er auf den Schluß, daß die Attraction der Sonne im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernung wirke. Erst als Mercator's «Logarithmotechnia» erschienen war und die darin gelehrte Quadratur der Hyperbel außerordentliches Aufsehen erregte, fand sich N. bewogen, seine bei weitem mehr leistende Methode der Fluxionen seinem Lehrer Barrow

Digitized by Google

mitzutheilen. Gleichwol wurde dieselbe auch jetzt noch nicht öffentlich bekannt, wozu wol beitragen mochte, daß N. sich schon wieder mit einem ganz andern wissenschaftlichen Gegenstande beschäftigte (1666), nämlich mit der Zerlegung des weißen Sonnenlichts in die verschiedenfarbigen, dasselbe zusammensetzenden Strahlen durch das Prisma. (S. Farbenlehre.) Schon hatte er sich bereits durch drei hochwichtige Entdeckungen verdient gemacht, als ihm 166[illegible] Barrow seinen Lehrstuhl abtrat. Bald nachher (1672) erregte er durch eine bereits 1668 begonnene Arbeit über bessere Einrichtung der Spiegelteleskope die Aufmerksamkeit der Königlichen Societät zu London, der er auch ein solches, 30—40mal vergrößerndes, von ihm selbst verfertigtes Teleskop überreichte. Im J. 1672 als Mitglied derselben aufgenommen, fand er dadurch Veranlassung, ihr einen Theil seiner Analysis des Lichts vorzulegen. Der Streit, in welchen er dieser Theorie wegen mit Hooke gerieth, veranlaßte ihn zu seiner zweiten Arbeit über das Licht. Ein Bericht, den er 1679 über eine astron. Arbeit abzustatten hatte, veranlaßte ihn zu dem Vorschlage, die Bewegung der Erde durch directe Versuche über die Abweichung von der Verticale zu beweisen, welche frei fallende Körper erleiden. Da seitdem Picard einen Grad des Meridians in Frankreich gemessen und darauf eine genauere Bestimmung des Erdhalbmessers gegründet hatte (1671), so fand N. bei Anwendung desselben, daß die Bewegung des Mondes in der That mit dem von ihm entdeckten Gravitationsgesetze übereinstimme. Als 1684 Halley ihn in Cambridge besuchte, konnte er demselben bereits den «Tractatus de motu» vorlegen, der dann das erste und zweite Buch seiner «Philosophiae naturalis principia mathematica» (1687; 2. Aufl. 1713; deutsch von Wolfers, Berl. 1872) bildete.

Inzwischen hatte N. auch eine polit. Bedeutung gewonnen. Er repräsentirte die Universität in dem Parlamente, welches 1689 die Thronerledigung aussprach, und erregte hier die Aufmerksamkeit des Grafen von Halifax, welcher ihn bei seinem nachherigen Eintritt in das Finanzministerium 1696 zum Münzwardein und 1699 zum Münzmeister ernannte. N. leistete bei der neuen Münzreform sehr nützliche Dienste und wurde dadurch auch auf chem. Untersuchungen geführt, hatte aber das Unglück, sein Laboratorium sammt den dazugehörigen Manuscripten bei einer Feuersbrunst zu verlieren. Im J. 1699 wurde er auswärtiges Mitglied der pariser Akademie, 1701 von der Universität von Cambridge wieder zum Parlamentsdeputirten gewählt, 1703 Präsident der londoner Societät und 1705 Ritter. Jetzt erst ließ er die Resultate seiner optischen Untersuchungen erscheinen, und zwar zuerst englisch unter dem Titel «Optics, or a treatise of the reflections, refractions, inflections and colours of light» (1704), die von Clarke unter N.'s Augen ins Lateinische übersetzt wurde (Lond. 1706). Mit dieser ersten Ausgabe des Werks vereinigte N. auch seine analytischen Dissertationen «De quadratura curvarum» und «Enumeratio linearum tertii ordinis». Seine «Arithmetica universalis» (1707), enthaltend die von ihm in Cambridge gehaltenen analytischen Vorlesungen, wurde von Whiston herausgegeben; seine «Methodus differentialis» und «Analysis per aequationes numero terminorum infinitas» erschienen 1711. Hinsichtlich des Streits, in den er seit 1712 mit Leibniz über die Erfindung der Infinitesimalrechnung gerieth, gilt jetzt die Ansicht, daß beide unabhängig voneinander auf ihre Methoden gekommen sind. Auch über chronol. Gegenstände hat N. scharfsinnige Untersuchungen angestellt und ein eigenes Werk verfaßt, welches jedoch erst zwei Jahre nach seinem Tode veröffentlicht wurde. Dagegen sind seine «Ad Danielis prophetae vaticinia, nec non S. Johannis Apocalypsin observationes» (1736) werthlos. Religiöse Betrachtungen waren in den spätern Lebensjahren eine von N.'s Hauptbeschäftigungen. Seit dem Verluste seines Laboratoriums und eines Theils seiner Manuscripte ist nur noch von ihm zu nennen: eine Abhandlung über Temperatur in den «Philosophical Transactions» (1701); ein aus der nämlichen Zeit herrührender Aufsatz, der die Ideen entwickelt, welche Hadley nachher durch seine Spiegelsextanten realisirt hat; endlich eine Auflösung des von Joh. Bernoulli vorgelegten Problems über die Brachystochrone oder die Linie des kürzesten Falls. Seine geistigen Kräfte waren erschöpft; nach kurzer Krankheit starb er zu Kensington 20. März 1727. König Georg ließ ihn mit Pomp in der Westminster-Abtei bestatten. Seine Familie ließ ihm 1731 ein prächtiges Denkmal errichten. Im Trinity-College zu Cambridge wurde 1755 seine Marmorstatue aufgestellt. N.'s Werke wurden lateinisch von Horsley (5 Bde., Lond. 1779—85) herausgegeben; wegen des Commentars zu den «Principia» ist die Ausgabe derselben von Lesueur und Jacquier (3 Bde., Genf 1730—42) zu empfehlen. Sein Leben beschrieb Brewster (Edinb. 1831; neue Ausg. von Lynn, 2 Bde., Lond. 1875; deutsch von Goldberg, mit Anmerkungen von Brandes, Lpz. 1833). Berüchtigt ist der Handschriftenstreit, in welchem der Mathematiker Chasles der pariser Akademie beweisen wollte (1867), nicht N., sondern Pascal wäre der

Digitized by Google

Entdecker des Gravitationsgesetzes; allein bald darauf wurde der Fälscher (Lucas Brain) der betreffenden Handschriften entdeckt. Vgl. hierüber Pisko, «N. oder Pascal?» (Wien 1870); außerdem Neumann, «Ueber die Principien der Galilei-N.'schen Theorie» (Lpz. 1870).

Ney (Michel), **Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa**, Marschall und Pair von Frankreich, geb. 10. Jan. 1769 zu Saarlouis als Sohn eines Böttchers, trat 1788 in das Husarenregiment Colonel-général und brachte es zum Wachtmeister. Erst die Revolution, der er sich mit Enthusiasmus hingab, eröffnete ihm eine weite Laufbahn. Er wurde Offizier und schon im Feldzuge von 1792 Kapitän. Kleber erhob ihn nach einer Reihe der kühnsten Thaten 1794 zum Escadronchef (d. h. Stabsoffizier) und Generaladjutanten. In der Maas- und Sambre-Armee unter Jourdan erwarb er sich 1796, durch die Einnahme von Würzburg und Forchheim, den Grad eines Brigadegenerals. Im folgenden Feldzuge gerieth er bei Diernsdorf in kurze Gefangenschaft. Im Frühjahr 1799 setzte er mit dem Beobachtungscorps Bernadotte's über den Rhein, nahm durch einen Handstreich Mannheim und wurde dafür zum Divisionsgeneral erhoben. Hierauf kämpfte er in der Schweiz unter Masséna, erhielt aber bei Winterthur eine schwere Verwundung. Nach der Herstellung kehrte er zur Rheinarmee zurück, übernahm interimistisch den Oberbefehl und verhinderte geschickt die Vereinigung des Erzherzogs Karl mit den Russen, wodurch Masséna's Sieg bei Zürich über die letztern überhaupt ermöglicht wurde. Nach dem Frieden zu Lunéville leitete Bonaparte, der den Republikaner gewinnen wollte, seine Vermählung mit Aglaë Louise Auguié de Lascans, einer Jugendfreundin der Hortense Beauharnais, ein und ernannte ihn zum Generalinspecteur der Cavalerie. N. ging 1802 als Gesandter nach der Schweiz, wo er den Frieden und die Mediationsacte vom 19. Febr. 1803 zu Stande brachte. Nach seiner Rückkehr im Oct. 1803 übernahm er den Befehl über das 6. Armeecorps im Lager zu Boulogne. Nachdem er bei Errichtung des Kaiserthrons den Marschallsstab erhalten, eröffnete er an der Spitze seines Corps den Feldzug von 1805, schlug den Erzherzog Ferdinand 10. Oct. bei Günzburg und veranlaßte die Capitulation von Ulm durch seinen Sieg bei Elchingen 14. Oct. Napoleon I. ernannte ihn dafür zum Herzog von Elchingen. Während die große Armee auf Wien losging, drang N. in Tirol ein, vertrieb den Erzherzog Johann und stand im Begriff, in Kärnten einzudringen, als ihm der Friede zu Preßburg ein Ziel setzte. Im Kriege von 1806 und 1807 trug N. außerordentlich zu den Erfolgen bei, besonders durch die Verfolgung nach der Schlacht von Jena. Erfurt und Magdeburg ergaben sich ihm, 1807 kämpfte er bei Eylau und entschied 14. Juni bei Friedland den Sieg. Wiewol er die Politik Napoleon's auf der Pyrenäischen Halbinsel misbilligte, mußte er doch im Oct. 1808 mit dem Kaiser nach Spanien gehen. Auch hier behauptete er in einer Reihe kühner Waffenthaten seinen Ruhm. Im Juli 1809 zerfiel er jedoch mit dem Oberfeldherrn Masséna über den Feldzugsplan und bewies dabei so große Widersetzlichkeit, daß ihn dieser von der Armee entfernte. Er lebte nun verbittert in Zurückgezogenheit, bis er 1812 den Befehl über das 3. Armeecorps erhielt, mit dem er bei Smolensk, besonders aber an der Moskwa, Wunder der Tapferkeit verrichtete. Napoleon selbst nannte ihn hier den Tapfersten der Tapfern (le brave des braves) und ertheilte ihm am Abend der Schlacht den Titel eines Fürsten von der Moskwa. Auf dem Rückzuge befehligte N. erst die Spitze, seit dem 2. Nov. aber die Nachhut des Heers. Mit eiserner Strenge hielt er die Zucht aufrecht, warf sich täglich dem heranbringenden Feinde entgegen und vermochte beim Uebergange über die Bereszina wenigstens die Trümmer des Heers zu retten. Nachdem er für den Feldzug von 1813 sein Armeecorps fast nur aus Rekruten hergestellt, hielt er bei Lützen dem ersten Angriffe der Verbündeten tapfer Stand, befehligte bei Bautzen das Centrum und drang hierauf nach Schlesien vor. Von Blücher schon vor Ablauf des Waffenstillstandes von Pläswitz angegriffen, sah er sich genöthigt, aus der Stellung bei Liegnitz zurückzuweichen, bis ihm der Kaiser mit 25,000 Mann zu Hülfe eilte. Indessen mußte er seine Streitkräfte Macdonald übergeben und mit Napoleon nach Dresden zurückkehren, wo er den Sieg über Schwarzenberg 26. und 27. Aug. erringen half. Nach der Niederlage Oudinot's bei Großbeeren erhielt N. den Oberbefehl über die zum Vordringen auf Berlin bestimmten Streitkräfte, wurde aber 6. Sept. von Bülow bei Dennewitz geschlagen. Ebenso vergebens waren seine Anstrengungen 18. und 19. Oct. bei Leipzig. Im Feldzuge von 1814 kämpfte er bei Brienne, Montmirail, Craonne, Châlons sur Marne mit Auszeichnung. Nach der Einnahme von Paris drängte er jedoch, ermüdet und den Bürgerkrieg fürchtend, Napoleon zur Abdankung. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair und verlieh ihm den Befehl über die 6. Militärdivision. Indessen sah sich N. von den übermüthigen Royalisten bald mannichfach gekränkt und zog sich im Jan. 1815 auf sein Landgut Condreux bei Châteaudun zurück.

Digitized by Google

Als er die Rückkehr Napoleon's erfuhr, ging er nach Paris, versicherte dem König sein Anhänglichkeit und eilte, sich mit 4000 Mann dem Kaiser entgegenzuwerfen. Bald verlangte jedoch seine Truppen, sich dem Kaiser anzuschließen; auch erschien General Bertrand, um ihn zum Abfall zu bewegen. N. marschirte Napoleon entgegen und schloß sich ihm 17. März zu Auxerre an. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1815 übernahm er den Befehl über den 38,000 Mann starken linken Flügel (1. und 2. Corps). Während Napoleon selbst die Preußen bei Ligny (s. d. schlug, sollte er an der Spitze seiner Streitmacht das Plateau von Quatre-Bras (s. d.) gegen das brit. Heer behaupten und hiermit die Vereinigung der feindlichen Armeen hindern. Die Anschuldigungen Napoleon's gegen N. über seine Führung bei Quatre-Bras sind neuerdings widerlegt worden. Der Kaiser entzog nämlich N. das Erlon'sche Corps, die Hälfte seiner Truppen, und lähmte so seine Kraft. In der Schlacht bei Waterloo befehligte N. das Centrum und kämpfte in rasender Verzweiflung. Nachdem er nach Paris zurückgekehrt, rieth er im Interesse Frankreichs zu Unterhandlungen. Nach der Capitulation von Paris entschloß sich N. auf dringende Bitten seiner Familie, nach der Schweiz zu entweichen. Da aber die Grenze von den Oesterreichern versperrt war, begab er sich nach St.-Alban, wo er seine Aechtung erfuhr, und verbarg sich endlich auf dem Schlosse einer Verwandten in der Nähe von Aurillac. Hier erregte ein kostbarer ägypt. Säbel, den er einst von Napoleon erhalten, den Verdacht eines Beamten und zog seine Verhaftung nach sich. Er wurde nach Paris abgeführt, wo er 19. Aug. eintraf. Man stellte ihn schon 8. Nov. vor ein Kriegsgericht, dessen Competenz er aber als Pair verwarf. Der Minister Richelieu, der seine Verurtheilung besonders anstrebte, brachte hierauf den Proceß vor die Pairskammer. Wiewol sich N. mit seinen Vertheidigern, Berryer und Dupin, auf die Amnestie berief, welche der 12. und 15. Artikel der Capitulation allen Compromittirten gewährte, so wurde er doch 6. Dec. 1815 mit großer Majorität als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Am Morgen des 7. Dec. 1815 wurde das Urtheil an ihm im Garten des Luxembourg vollzogen. N. starb muthvoll, wie er gelebt. Die Familie erhielt die Erlaubniß, ihn auf dem Père-Lachaise zu bestatten. N. hinterließ drei Söhne, die später seine «Mémoires» (2 Bde., Par. 1833) veröffentlichten. Vgl. Rouval, «Vie du maréchal N.» (Par. 1833); Dumoulin, «Histoire complète du procès du maréchal N.» (2 Bde., Par. 1815); Delmas, «Mémoire sur la révision du procès du maréchal N.» (Par. 1832). — Joseph Napoléon N., Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, der älteste Sohn des Vorigen, geb. 8. Mai 1803, sah sich unter der Restauration gänzlich zurückgesetzt, heirathete aber 1828 die Tochter des Bankiers Jacques Lafitte, der, als er nach der Julirevolution Minister geworden, dem Schwiegersohne eine Laufbahn öffnete. N. wurde 1830 Adjutant des Herzogs von Orléans und 1831 Pair. Da die Pairskammer seinem Antrage auf Herstellung der Ehre seines Vaters nicht nachkam, trat er erst März 1841 in dieselbe ein, wo er für die Befestigung von Paris sprach. Er war einer von den wenigen Pairs, die im Febr. 1848 die Einladung zum Reformbanket unterzeichneten, gelangte 1849 in die Nationalversammlung, wo er als Bonapartist eifrig wirkte, und übernahm zugleich mehrere diplomatische Sendungen, wie nach Berlin, Madrid u. s. w. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 trat er in die consultative Verfassungscommission, wurde 1852 Senator, sodann Brigadegeneral und starb nach längerm Siechthum 25. Juli 1857 zu St.-Germain. Seine einzige Tochter, Eglé Napoléone Albine, geb. 18. Oct. 1832, heirathete 27. Mai 1852 den Minister Grafen Persigny. — Sein Bruder, Michel Louis Félix N., Herzog von Elchingen, geb. 24. Aug. 1804, war Brigadegeneral und starb während des Orientkriegs 14. Juli 1854 zu Gallipoli an der Cholera. Er hinterließ einen Sohn, Michel Alois N., Herzog von Elchingen, geb. 3. Mai 1835, der als Brigadegeneral in der franz. Cavalerie diente und jetzt Chef der Familie ist. — Der jüngste Sohn des Marschalls, Graf Napoléon Henri Edgar N., seit 1857 Prinz von der Moskwa, geb. 20. März 1812, ist seit 1859 Senator, seit 1863 Divisionsgeneral.

Niagara heißt der Verbindungsstrom zwischen dem Erie- und Ontariosee, welcher die Grenze zwischen dem brit. Canada und dem nordamerik. Unionsstaate Neuyork bildet. Sein Lauf in nördl. Richtung hat eine Länge von 55 Kilom., und sein Niveauunterschied zwischen den beiden Seen beträgt 101 Mt. Etwa 10 Kilom. unterhalb Fort Erie (an seinem Ausfluß) theilt er sich in zwei Arme, welche die zu Neuyork gehörige Insel Grand-Island umfließen und nach einem Laufe von kaum 15 Kilom. sich wieder vereinigen; vor dem Ausfluß des westl. Arms liegt das brit. Inselchen Navy. Etwa 7 Kilom. weiter unterhalb, bei einer scharfen Biegung von Westen nach Norden, Détour genannt, bildet der Strom den berühmten Niagarafall, den großartigsten Stromfall der bekannten Welt. Durch die Ziegeninsel (Goat-Island) oder

Digitized by Google

Irisinsel (so genannt wegen des über ihr erscheinenden Regenbogens) wird der Niagarafall in zwei ungleiche Arme geschieden. Der östliche, der Amerikanische oder Fort-Schlosser-Fall, ist 330 Mt. breit und in der Mitte 47 Mt. hoch, der westliche, der Große Fall oder Horseshoe-Fall (d. h. Hufeisenfall), 578 Mt. breit und 44 Mt. hoch. Der erstere Arm liegt ganz innerhalb des Unionsgebietes, der letztere nur zur Hälfte, indem die Grenze durch die Mitte desselben gezogen gedacht wird. Die Ziegeninsel bietet an ihrem untern Ende eine Felsenmasse dar, die senkrecht bis zum Fuße des Falls sich hinabzieht. Die Wassermasse, welche in einer Stunde in diesen Fällen hinabstürzt, wird auf 100 Mill. Tonnen geschätzt. Aus der Tiefe der von 75—90 Mt. hohen Felsenwänden eingefaßten Kluft, in die das Wasser stürzt, steigen weiße Schaum- und Wolkenmassen empor, die viele Kilometer weit gesehen werden; auch das Tosen der Fälle ist weithin, zuweilen 60 Kilom. hörbar. Da der Fall einen convexen Bogen bildet, so gibt es am Ufer keinen Punkt, der eine Gesammtansicht gewährte. Die beste hat man vom Tafelfelsen (Table Rock), einem 45 Mt. hohen Felsenvorsprung auf der canad. Seite. Von der amerik. Seite, wo der Fall eine mehr gerade Linie bildet und sich daher weniger malerisch zeigt, hinüber zur Ziegeninsel, die mit Parkanlagen geziert ist, hat deren Besitzer schon früher eine hölzerne Brücke gebaut. Im J. 1855 ward jedoch eine Hängebrücke unterhalb der Fälle, zwischen diesen und dem sog. Wirbel (Whirlpool), vom deutschen Baumeister J. Röbling aus Mühlhausen in Thüringen für die Neuyork-Centraleisenbahn erbaut. Dieselbe liegt 75 Mt. über dem Wasserspiegel, hat eine Spannung von 240 Mt. und ist 11 Mt. breit. Zwischen dieser Brücke und den Fällen ist 1868 eine zweite Hängebrücke für Wagen und Fußgänger errichtet. Bis zu den Fällen beträgt der Lauf des N. 30 Kilom. und das Gefälle 20 Mt., wovon jedoch 15 Mt. auf den letzten Kilometer unmittelbar vor den Fällen kommen. Bis zu diesen Stromschnellen ist der Fluß abwärts schiffbar. Etwa einen Kilometer unterhalb der Fälle zeigt sich das Wasser so ruhig, daß eine völlig sichere Fähre hat errichtet werden können; 7 Kilom. weiter abwärts aber wird durch eine plötzliche Wendung des Flusses ein Wirbel gebildet, der alles zerstört, was in seinen Bereich kommt. Die ungeheuere Wassermasse der Fälle stürzt über ein 25 Mt. dickes, fast ganz horizontales Kalksteinlager herab, unterhalb dessen weiche Schiefermassen von derselben Mächtigkeit liegen, welche leicht durch das Wasser weggewaschen werden. Diesen geognost. Verhältnissen ist es zuzuschreiben, daß das Wasser die ganze Höhe, nicht in Terrassen, herabfällt, und daß von dem unterwaschenen Kalkstein die nicht mehr unterstützten Theile herabstürzen, wie dies namentlich 1818 und im Sept. 1853 am Tafelfelsen, 1828 am Hufeisen geschehen ist, wodurch ein allmähliches Zurückweichen der Fälle bewirkt wird. Da die Niagarafälle alle directe Wasserverbindung zwischen den nächsten Seen völlig unterbrechen, so hat man auf der canad. Seite einen Schifffahrtskanal, den wichtigen Welland-kanal, angelegt, der von Port-Colbourne am Eriesee 45 Kilom. gegen Norden nach Port-Dalhousie am Ontariosee führt. Vgl. Hollay, «N.; its history and geology, incidents and poetry» (Toronto 1872); Ferree, «The falls of N. and scenes around them» (Neuyork 1876). — In der zum Staate Neuyork gehörigen Grafschaft N., mit der Hauptstadt Lockport, liegt am rechten Ufer des Flusses der Ort N., mit dem Fort Schlosser und (1870) 6832 E., und an der Mündung des Flusses das Fort N. — In dem zur brit. Colonie Canada gehörigen District N., der die Halbinsel zwischen dem Erie- und Ontariosee umfaßt, befindet sich die Hafenstadt N., früher Newark genannt, an der Mündung des N. erbaut und durch die Forts George und Mississaga oder Massacauga gedeckt.

Niam-Niam, ein afrik. Volksstamm von noch nicht bestimmter ethnolog. Stellung, welcher ein Ländergebiet in Nordcentralafrika bewohnt, das etwa bei 29° östl. L. beginnt und westlich in noch nicht bekannter Ausdehnung, mindestens jedoch bis zu 24° reicht, während man seine Ausdehnung von Norden nach Süden etwa durch den 6. bis 4.° nördl. Br. bestimmen kann. Die Grenznachbarn im Norden sind die Bongo, im Osten die Mittu, im Süden die Monbuttu und im Westen unbekannte Negervölker. Petherik war der erste Europäer, welcher 1858 bis zu ihnen vordrang, und, ebenso wie die Gebrüder Poncet, die ersten Mittheilungen über die N. nach Europa sandte. Weitere Nachrichten gaben Piaggia 1863 und Heuglin. Schweinfurth endlich durchwanderte auf seiner centralafrik. Reise 1870 dieses Gebiet bis zu dem Monbuttu-Reiche. Nach seinen Schilderungen bildet das Land der N. eine aus schlackigem und ocherreichem Thoneisenstein bestehende Sandsteinplatte, welche sich nach Norden und Westen senkt. Besonders charakteristisch für das Land ist die üppige Vegetation. Nicht so reich ist die Fauna vertreten. Unter den Hausthieren fehlen Rinder gänzlich und nur Hühner und Hunde werden gezüchtet. Hingegen ist das Land reich an jagdbaren Thieren, besonders an Elefanten. Die N. sind, wie

Digitized by Google

ihre Nachbarn, die Monbuttu (s. d.), Anthropophagen; hierdurch unterscheiden sie sich wesentlich von den weit rohern Negerstämmen des Nordens, von welchen sie deshalb auch mit tiefster Verachtung behandelt werden; bedeutet doch das sudan-arab. Wort Niamiam «Menschenfresser». Sie selbst nennen sich Sandēh. Die N. sind von gedrungenem und kräftigem Körperbau, mit langer Nase, kleinem Munde und breiten Lippen; durch einen starken und dichten Bartwuchs und langes Haupthaar, das sie scheiteln und höchst sorgfältig in Flechten und Zöpfen zusammenbinden, unterscheiden sie sich, ebenso wie durch ihre rothbraune, kupferfarbige Hautfarbe von den benachbarten Negervölkern im Norden und Osten. Die zahlreichen Häuptlinge haben eine unumschränkte Macht über ihre Untergebenen. Die von Stroh erbauten Hütten sind vollkommen kegelförmig; Mann und Frau wohnen aber in getrennten Hütten. Ein großes Geschick zeigen die N. namentlich in ihren Thon- und Eisenarbeiten, besonders beim Schmieden der Waffen, indem sie zum Schmelzen des Metalls eines künstlichen Gebläses sich bedienen. Vgl. Schweinfurth, «Im Herzen von Afrika» (2 Bde., Lpz. 1874; neue Ausgabe in einem Bande 1878).

Nibby (Antonio), ausgezeichneter ital. Archäolog, geb. 4. Oct. 1792 zu Rom, widmete sich früh der Alterthumswissenschaft und gründete schon in seinem 17. Jahre für das Studium der griech. Sprache nach ital. Sitte eine Akademie, die «Hellenica», aus welcher später die «Tiberina» hervorging. Im J. 1812 wurde er als sog. Schreiber für die griech. Sprache bei der vaticanischen Bibliothek angenommen. Durch eine Uebersetzung des Pausanias mit archäologischen und kritischen Anmerkungen machte er sich einen Namen in Italien. Später wurde er bei der Congregazione Economica angestellt, in welchem Amte er mit Noth und Sorgen zu kämpfen hatte. Seit 1820 Professor der Archäologie an der röm. Universität, starb er 29. Dec. 1839. Seine erste Arbeit war die von ihm besorgte vierte Ausgabe der «Roma antica» von Nardini (4 Bde., 1820). Den Untersuchungen über das Forum, die Via sacra und das Amphitheater des Flavius folgte «Viaggio antiquario de' contorni di Roma», die er später völlig neu bearbeitet unter dem Titel «Analisi storico-topografico-antiquaria della carta de' contorni di Roma» (3 Bde., 1837—38) erscheinen ließ, und an die sich seine Beschreibung der Stadt selbst (2 Bde., 1838—40) anschloß, welche aus seinen hinterlassenen Handschriften fortgesetzt wurde. Auch begann er ein «Lehrbuch der Archäologie» (Bd. 1, 1828) und ein «Lehrbuch über die röm. Alterthümer» (Bd. 1, 1830). Ebenso zog er die Denkmäler der Sculptur in den Kreis seiner Untersuchungen, zuerst in der Abhandlung über den Sterbenden Fechter (1820). Dann lieferte er in Gemeinschaft mit Lorenzo Re Erläuterungen zu den Monumenten des capitolinischen Museums, ferner die Beschreibung ausgewählter Monumente der Villa Borghese und endlich die Fortsetzung des «Museo Chiaramonti».

Nibelungenlied, oder, wie der Name ursprünglich lautete und wie eine Bearbeitung es nennt, der Nibelunge Nôt, ist die vorzüglichste Schöpfung der deutschen volksmäßig-höfischen Kunstepik und die höchste Leistung unserer alten Epik überhaupt. Das Gedicht erzählt, wie Siegfried, der Sohn König Siegmund's von Niederlanden, aus Xanten nach Worms zieht, wo der Burgunderkönig Günther mit seinen Brüdern Gernot und Geiselher und seiner schönen Schwester Kriemhild wohnt. Letztere erhält er zum Weibe, nachdem er dem Günther die starke Jungfrau Brunhild, die Herrin von Island, mit Hülfe der Kraft und Unsichtbarkeit verleihenden Tarnkappe (des Hehlmantels) erworben hat. In einem Streite der beiden Frauen über den Rang und die Würdigkeit ihrer Gatten verräth aber Kriemhild unvorsichtig, wie Brunhild durch Siegfried für Günther bezwungen worden sei. Diese sinnt nun auf Rache und läßt Siegfried durch den grimmen Hagen von Tronege auf einer Jagd ermorden. Bei der Bestattung verrathen die fließenden Wunden den Mörder; aber Kriemhild verschließt noch ihre Rache und lebt nach der Freude dem Leide durch 13 Jahre zu Worms in tiefer Trauer, obschon wiederholt gekränkt durch Hagen, der auch den Nibelungenhort, den unermeßlichen Schatz, welchen Siegfried einst den fernen nordischen Nibelungen abgenommen hatte, heimlich in den Rhein versenkt, wo er noch bis auf diesen Tag begraben liegt. Da kommt Markgraf Rüdiger von Bechelaren, für König Etzel (Attila) von Hunnenland (Ungarn) um Kriemhild's Hand zu werben, und Kriemhild, jetzt der Rache gedenkend, nimmt die Werbung an. Wiederum nach 13 Jahren ladet sie die nun seit der Gewinnung des Nibelungenhorts selbst Nibelungen benannten Burgunder, ihre Brüder und Hagen, zu einem Feste an Etzel's Hof nach Hunnenland und bereitet ihnen dabei den Untergang. In langem, furchtbarem Kampfe fallen Günther, Gernot und Geiselher und alle die andern burgund. Mannen, darunter der edle Fiedler, Volker von Alzei, und auch von Etzel's Seite der treue Rüdiger von Bechelaren und die Helden Dietrich's von Bern, der noch bei Etzel weilt, nebst vielen tapfern Männern. Zuletzt schlägt Kriemhild selbst dem gefangenen, das Geheimniß

Digitized by Google

des Horts fest bewahrenden Hagen mit Siegfried's Schwerte das Haupt ab, und darüber ergrimmt, springt Dietrich's treuer Dienstmann, der alte Hildebrand, hinzu und tödtet auch sie.

Das Gedicht, im 12. Jahrh. verfaßt, ist uns in 28 theils ganz, theils in Bruchstücken erhaltenen Handschriften überliefert, die seine Verbreitung vom 13. bis 16. Jahrh. bezeugen. Im 16. und nach andern im 17. Jahrh. gerieth es in Vergessenheit; dieser entriß es erst Bodmer, indem er das letzte Drittel desselben aus der ersten Hohenemser (früher dem Freiherrn von Laßberg gehörigen, jetzt in Donaueschingen befindlichen) Handschrift (C) nebst der «Klage» und Bruchstücken aus dem vordern Theile herausgab unter dem Titel «Chriemhilden Rache» (Zür. 1751). Den ersten vollständigen Abdruck lieferte dann Chr. H. Myller in seiner «Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12. bis 14. Jahrh.» (Berl. 1782), doch so, daß er die beiden ersten Drittel seiner Ausgabe der zweiten Hohenemser (jetzt zu München befindlichen) Handschrift (A) entnahm, während er das letzte Drittel nach Bodmer's Drucke wiederholte. Allein obschon es bereits Bodmer ausgesprochen hatte, daß den Gedichten des 13. Jahrh. eine höhere Bedeutung zustehe als eine blos historische, fand Myller's Bemühung doch noch wenig Erfolg. Nur der Geschichtsforscher Johannes Müller urtheilte anerkennender und einsichtiger, und J. H. Voß las die Nibelungen bereits in der Schule zu Eutin. Die romantische Schule endlich und der wiedererwachte deutsche Patriotismus weckten auch wieder den Sinn für diesen Schatz aus der Väterzeit, und von der Hagen (s. d.) erwarb sich das unbestreitbare Verdienst, diesen Sinn nach Kräften genährt und das N. durch seine mit einem Glossar versehene Erneuerung (Berl. 1807) zuerst auch wissenschaftlich eingeführt zu haben. Ein wirklich wissenschaftliches Studium des Gedichts begann jedoch erst mit den Arbeiten Lachmann's. Lachmann (s. d.), durch F. A. Wolf's homerische Forschungen angeregt, versuchte den Nachweis, daß das N. aus einer Vereinigung von 20 Volksliedern verschiedener Verfasser hervorgegangen, und die Verbindung zwischen den Liedern durch überleitende Strophen oder Abschnitte, die einem Ordner zugeschrieben wurden, hergestellt worden sei, auch innerhalb der einzelnen Lieder seien zahlreiche unechte Strophen eingefügt. Um 1210 sollte diese Vereinigung vor sich gegangen sein, und die Münchener Handschrift (A), die den kürzesten Text bietet, auch den ursprünglichsten enthalten, der zwischen 1210—25 zwei Ueberarbeitungen (B, die St.-Galler, C, die Laßberg'sche Handschrift) erfahren, welche hauptsächlich in der successiven Erweiterung des Textes durch neue Strophen bestanden. Nachdem er in seiner Erstlingsschrift («Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth», Berl. 1816) diese Ansichten vorgetragen, gab er in seiner Ausgabe (Berl. 1826) einen kritischen Text mit Zugrundelegung von A, nebst den Abweichungen des gemeinen Textes (B), erörterte darauf in seinen Anmerkungen «Zu den Nibelungen und zur Klage» (Berl. 1836) für jede Strophe die Gründe, aus denen sie echt oder unecht sei, und machte die verschiedenen Bestandtheile des Gedichts in den folgenden Ausgaben (8. Aufl., Berl. 1874) auch äußerlich durch den Druck kenntlich, wie er auch «Die zwanzig alten Lieder von den Nibelungen» ohne die Zusätze in einer nicht in den Buchhandel gelangten Prachtausgabe (Berl. 1840) erscheinen ließ. Die Ansicht Lachmann's fand allgemeine Zustimmung und blieb mehr als 30 Jahre die herrschende; im Princip einverstanden, unterschied sich W. Müller («Ueber die Lieder von den Nibelungen», Gött. 1845) nur dadurch, daß er das Ganze blos in fünf Theile zerlegte, drang aber mit seiner Ansicht nicht durch. Daneben wurden auch die andern Bearbeitungen durch Ausgaben verbreitet; Laßberg besorgte im vierten Bande seines «Liedersaal» (Eppishausen 1821) einen treuen Abdruck seiner Handschrift (C), der später durch Schönhuth wohlfeiler mehrfach aufgelegt wurde. Der Inhalt der Sage wurde ebenfalls zum Gegenstande eingehender Forschung, hauptsächlich durch Lachmann («Kritik der Sage von den Nibelungen» im «Rhein. Museum» 1830, und wieder abgedruckt in «Zu den Nibelungen» u. s. w.) und W. Grimm («Deutsche Heldensage», Gött. 1829) gemacht, wobei die Ansicht über die Entstehung des Liedes von wesentlichem Einfluß war. Von Schriften, die zur Förderung der Sagenkenntniß beitrugen, sind noch P. E. Müller's «Sagabibliothek» (3 Bde., Kopenh. 1817—20; Bd. 2, deutsch von Lange, unter dem Titel «Untersuchungen über die Geschichte und das Verhältniß der nordischen und deutschen Heldensage», Frankf. 1832) und W. Müller's «Versuch einer mythолog. Erklärung der Nibelungensage» (Berl. 1841) hervorzuheben.

Den ersten Zweifel an der Objectivität von Lachmann's Beweisführung erweckte die an Hahn's Ausgabe («Die echten Lieder von den Nibelungen u. s. w.», Prag 1851) geknüpfte Beobachtung J. Grimm's (in den «Göttinger gelehrten Anzeigen» von 1851), daß Lachmann bei der Ausscheidung echter und unechter Strophen sich durch die Siebenzahl leiten ließ, indem die Zahl der echten Strophen jedes Liedes durch 7 theilbar ist. Einen stärkern Angriff aber

Digitized by Google

erfuhr Lachmann's Theorie durch Holtzmann, der in seinen «Untersuchungen über das (Stuttg. 1854) den Beweis zu führen suchte, daß nicht der kürzeste Text (A), sondern der fangreichste (C) die echteste Gestalt darstelle. Das Buch entzündete lebhaften Streit: wäh Müllenhoff («Zur Geschichte der Nibelunge Not», Braunschw. 1855) und von Lilien («Ueber die Nibelungenhandschrift C», Weim. 1856) Lachmann's Ansicht verfochten. Ri («Zur Kritik der Nibelungen», Gieß. 1855) zwar zugab, daß Lachmann den Werth überschätzt habe, im übrigen aber doch auf dessen Standpunkt verharrte, traten Zarncke (« Nibelungenfrage», Lpz. 1854), Hermann («Widersprüche in Lachmann's Kritik der Nibelunge Wien 1855) und Fischer («N. oder Nibelungenlieder?», Hannov. 1859) ebenso entschi auf Holtzmann's Seite, der schlagfertig auf Müllenhoff's Angriffe antwortete («Kampf um Nibelunge Hort», Stuttg. 1855). Die Schwächen der Lachmann'schen Beweisführung Echtheit und Unechtheit von Strophen wurden durch diese Polemik klar ins Licht gestellt. neue Ansicht führte zu kritischen Bearbeitungen des Textes C durch Zarncke (Lpz. 1856; 5. A 1875) und Holtzmann (Stuttg. 1857; Schulausgabe, 3. Aufl. 1874).

Ein neuer Gesichtspunkt für die Frage ward durch Franz Pfeiffer («Der Dichter des N. Wien 1862) aufgestellt, der auf Grund der Thatsache, daß im 12. und in der ersten Hälfte d 13. Jahrh. nie ein Dichter die Strophenform eines andern entlehnte, sondern nur in eigen «Tönen» dichtete, zu dem Resultate gelangte, daß der Dichter des N. kein anderer sei als d österr. Ritter von Kürenberg (um 1140), von dem uns lyrische Strophen in dem Versmaß de N. erhalten sind. Von diesem Gedanken angeregt, führte Bartsch («Untersuchungen über da N.», Wien 1865) den Beweis, daß keine der vorhandenen Bearbeitungen aus der andern g flossen sei, sondern daß dieselben nur Umdichtungen eines alten, in Assonanzenform gedichtet Textes seien. Hiernach gestaltet die Geschichte des N. sich folgendermaßen. Die alte Sage wu theils in mündlicher Erzählung, theils in Volksliedern von Geschlecht zu Geschlecht, von Jah hundert zu Jahrhundert überliefert. Je weiter sie sich von ihrem Ursprunge entfernte, de mehr Umwandlungen erfuhr sie: der theilweise mythische Gehalt verdunkelte sich, ethische Moti traten an die Stelle der mythologischen. Beides, Erzählung und Lieder, ein Gemeingut de Volks, kannte auch der Dichter des N., jener österr. Kürenberger; aus diesen Elementen sch er die großartige Composition, indem er aus der reichen Fülle des Stoffs das auswählte, wa für den einheitlichen Plan geeignet war, dem Ganzen aber den Charakter des ritterlich-höfische Lebens seiner Zeit aufprägte. Er dichtete das Ganze in einer Strophenform, die er aus El menten des altepischen Verses von vier Hebungen gebildet hatte, bestehend aus vier Zeilen, vo denen jede durch eine Cäsur in zwei ungleiche Hälften von vier und drei Hebungen zerfällt; nu in der vierten erhielt auch die zweite Hälfte vier Hebungen, um einen Strophenabschluß zu ge winnen. Sein Werk war nicht in reinen Reimen, sondern, wie alle Dichtungen jener Zeit, zum großen Theil in Assonanzen verfaßt. Als im Laufe des 12. Jahrh. die Forderungen an Genauig keit des Reims strenger wurden, fand sich um 1170 ein Jüngerer veranlaßt, das alte Gedich einer Umarbeitung in formeller Beziehung zu unterziehen. Das Original und jene erste Um arbeitung ist verloren; nur zwei noch jüngere (zwischen 1190—1200), beide gleichzeitig, ohn daß der eine Bearbeiter vom andern wußte, sind erhalten. Repräsentant der einen ist B, wovon A ein verkürzter Text, der andern C; C fügte dem alten Texte eine ziemliche Anzahl von Strophen ein, in denen eine auch sonst in das Gedicht hineingetragene Tendenz, Grem hilden zu entschuldigen und die Schuld auf Hagen zu wälzen, durchgeführt wird; von dieser Bearbeitung stammt auch der Titel «Nibelungenlied». Sonach ist B die relativ treueste Ue lieferung des verlorenen Originals und wurde daher der von erklärenden Anmerkungen begl ten Ausgabe von Bartsch (Lpz. 1866, 4. Aufl. 1875, als 3. Bd. der «Deutschen Classiker de Mittelalters», herausg. von Franz Pfeiffer), sowie der größern kritischen Ausgabe desselbe (2 Bde., Lpz. 1870—76) zu Grunde gelegt. Vgl. noch H. Fischer, «Die Forschungen übe das N. seit K. Lachmann» (Lpz. 1874); Paul, «Zur Nibelungenfrage» (Halle 1877).

An «der Nibelungen Noth» schließt sich in den Handschriften «die Klage», welche die Bestattung der an Etzel's Hofe Gefallenen und die ihren Tod nach der Heimat berichtende Botschaft erzählt. Der Dichter kannte das N., außerdem aber ein lat. Gedicht eines Schreibers Konrad, das auf Anlaß des Bischofs Pilgrim von Passau (971—991) verfaßt war. Die Klage, um 1170 verfaßt, hat dieselben Bearbeitungen erfahren wie das N. Wie in den Handschriften, so findet sie sich auch meist in den Ausgaben des Liedes, nämlich in denen von Bodmer, Myller, Lachmann, Vollmer, Laßberg; besondere Ausgaben haben Schönhuth (Tüb. 1839), Hagen (Berl. 1852), Holtzmann (Stuttg. 1859), Bartsch (Lpz. 1875) und Edzardi (Hann. 1875)

Digitized by Google

veranstaltet. Die Ansichten in Bezug auf die Klage sind dieselben, die schon beim Liede erwähnt werden, indem Lachmann A, Holtzmann C für den ursprünglichen Text hält. Vgl. noch die übrigens noch ganz auf Lachmann's Standpunkte stehende Abhandlung von Sommer: «Die Sage von den Nibelungen, wie sie in der Klage erscheint» in der «Zeitschrift für deutsches Alterthum» (Bd. 3). Von den zahlreichen Uebersetzungen des N. sind hervorzuheben die von Simrock (Berl. 1827; 32. Aufl., Stuttg. 1876), der auch die Lachmann'schen 20 Lieder allein übertrug (Bonn 1840), die von Bartsch (Lpz. 1867), von Marbach (4. Aufl., Lpz. 1872) und von Gerlach (3. Aufl., Dresd. 1874); von Hülfsmitteln: Lübben, «Wörterbuch zum N.» (3. Aufl., Oldenb. 1877), und zum Verständniß der Form: Simrock, «Die Nibelungenstrophe» (Bonn 1858). Dramatische Bearbeitungen des Stoffs haben Raupach («Der Nibelungen Hort»), Geibel («Brunhild») und Hebbel, epische Wilh. Jordan, musikalische Dorner und R. Wagner unternommen. Vgl. Rehorn, «Die Nibelungen in der deutschen Poesie» (Frankf. 1877); Klapp, «Das Ethische im N.» (Parchim 1874); Wolzogen, «Der Nibelungenmythos in Sage und Literatur» (Berl. 1876).

Nicäa, ansehnliche Stadt in der kleinasiat. Landschaft Bithynien, am Ascaniasee, wurde von Antigonus, dem Sohne des Philippus, erbaut und nach ihm ursprünglich Antigonia genannt. Erst später erhielt sie von Perdikkas nach dem Namen seiner Gemahlin den Namen N. Sie war frühzeitig der Sitz eines christl. Bischofs und hernach eines Erzbischofs, wurde 1080 mit Hülfe der Türken von Nicephorus Melissenus, 1097 aber von Gottfried von Bouillon erobert und dem griech. Kaiserthum wieder einverleibt. Später, nach Begründung des Lateinischen Kaiserthums in Konstantinopel, gründete Theodor Laskaris 1206 ein eigenes griech. Kaiserthum in N., das bis 1261 bestand, wo Michael Paläologus dasselbe wieder nach Konstantinopel verlegte. (S. Byzantinisches Reich.) Seit 1330 ist N. in der Gewalt der Türken. Gegenwärtig ist die Stadt, die den Namen Isnik führt, nicht viel mehr als ein gering bevölkerter Schutthaufen, von dessen einstiger Größe die Stadtmauern mit ihren Thürmen und Thoren, eine Wasserleitung und der sog. Palast des Theodorus zeugen. Berühmt sind in der Geschichte der christl. Kirche die in N. 325 und 787 abgehaltenen allgemeinen Kirchenversammlungen (das erste und siebente Oekumenische Concil). Das erste Concil, von Konstantin d. Gr. berufen, verdammte die Lehre des Arius und setzte das Nicänische Glaubensbekenntniß fest. (S. Arianer und Symbol.) Außerdem wurde noch die Gleichzeitigkeit der Osterfeier in allen christl. Gemeinden angeordnet. Das zweite Concil in N. hielt 787 die Kaiserin Irene. Gegen die Bilderstürmer wußte sie den folgereichen Beschluß durchzusetzen, daß den Bildern eine durch Küssen, Kniebeugung, Räuchern und Lichteranzünden zu erzeigende Verehrung zu widmen sei. Auch wurde das Aufbewahren der Reliquien in den Kirchen angeordnet.

Nicander (Karl Aug.), schwed. Dichter, geb. 20. März 1799 in Strengnäs, verlor frühzeitig seinen Vater, der hier Conrector war, und gerieth dadurch in sehr bedrängte Umstände. Doch konnte er 1817 die Universität zu Upsala beziehen. Schon 1821 ließ er das Trauerspiel «Runesvärdet eller den förste riddarn» erscheinen, die beste seiner Poesien, 1823 trat er in die königl. Kanzlei. Demnächst veröffentlichte er das Gedicht «Tasso's död», welches den ersten Preis in der Schwedischen Akademie erhielt, und «Konung Enzio», das sich durch Farbenpracht, Glut und Wohllaut der Sprache auszeichnet. Vom Kronprinzen und von der Akademie unterstützt, unternahm N. 1827 eine Reise nach Italien, kehrte jedoch, da Mangel an Mitteln ihn in die verzweifeltste Lage brachte, arm, schuldenbelastet und mit gebrochenem Herzen zurück, wo neue Bedrängnisse ihm entgegentraten. Zwar erhielt er für sein «Minnen från Södern» (Örebro 1831) sowie für die Sammlung seiner Gedichte und Novellen, die unter dem Titel «Hesperider» (Stockh. 1835) erschienen, ein nicht unbedeutendes Honorar; doch den größten Theil desselben nahmen seine Gläubiger in Anspruch. Ein alter Freund, der Freiherr Hamilton, nahm ihn zwar auf sein Gut auf, aber nach einigen Jahren ging er nach Stockholm zurück, wo er nun bei einem Buchhändler arbeitete. Seine letzte Schrift war das Gedicht «Lejonet i öknen» (Stockh. 1838), eine Apotheose Napoleon's I. Er starb 7. Febr. 1839. N.'s Dichtungen, die nach seinem Tode gesammelt (4. Aufl., Stockh. 1877) erschienen, zeichnen sich weniger durch Ideenfülle als durch Anmuth und Schönheit im Verse und der Sprache aus.

Nicandra, Name einer Pflanzengattung aus der 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und aus der Familie der Solanaceen, deren einzige bekannte Art, N. physaloides Gärtn. (Atropa physaloides L.), häufig als Decorationspflanze in Gärten und Parks cultivirt und hin und wieder Giftbeere genannt wird. Es ist eine aus Peru stammende einjährige Pflanze, welche mit ihrem vielverzweigten und reichbeblätterten Stengel einen Busch bis 1 Mt.

Digitized by Google

Höhe bildet und sich aus Samen leicht erziehen läßt. Die Blätter sind denen des Stechapfels ähnlich, die vom Juli bis September sich entwickelnden Blüten mit einer glockenförmigen, röthlichblauen, im Schlunde weißen Blumenkrone versehen. Die Frucht, eine vielsamige, zuletzt austrocknende Beere, welche von dem vergrößerten Kelch umschlossen wird, ist giftig.

Nicaragua, eine der fünf Republiken Centralamerikas (s. d.), zwischen Honduras im N., dem Antillenmeere im O., dem Staate Costa-Rica im S. und dem Stillen Ocean im W. Den östl. Theil des Staatsgebietes bildet die Mosquitoküste (s. d.), die 1860 wieder mit N. vereinigt wurde. Die factische Grenze gegen Costa-Rica im Süden, über welche die Ansprüche von N. jedoch weit hinausgehen, läuft am Rio-San-Juan über den Nicaraguasee zur Salinasbai. Innerhalb dieser Grenzen umfaßt der Staat 150,655 QKilom. Der südwestl. Theil des Landes enthält die Ebene von N. mit zwei durch den Panaloya verbundenen Seen, dem kleinen Managua- und dem viel größern Nicaraguasee, die in einer Gesammtlänge von 330 Kilom. und in einer mittlern Entfernung von 48 Kilom. von der Westküste durch das Land ziehen und mit der Thalsenkung ihres Abflusses, des 165 Kilom. langen San-Juan, eine merkwürdige, von Nordwest gegen Südost gerichtete Unterbrechung des mittelamerik. Hochlandes bilden. In diese Ebene tritt von Süden her das Hochland von Costa-Rica; in derselben erheben sich südlich vom Ufer des großen Sees sechs Vulkane. Die Hauptcordillera streicht dann jenseit des Stromdurchbruchs in einem das große Seebassin umziehenden Bogen gegen Nordwesten als Wasserscheide gegen das Gebiet des Antillenmeers, während zwischen diesem Bassin und dem Stillen Ocean nur eine niedrige, von einzelnen Vulkanen unterbrochene Hügelkette sich hinzieht. Die flache Meeresküste bildet außer der sehr geräumigen Bai von Conchagua (auch Golf von Fonseca oder Amapala genannt) noch den sog. Golf von Papagayo. Hinter dem schmalen Küstenlande ziehen sich ausgedehnte, theilweise ganz wilde, schwer zugängliche Gebirgs- und Plateaulandschaften nach der Hauptcordillera hinauf, nämlich die Districte Chontales, Matagalpa und Neusegovia. Die Bewässerung des Staats ist eine sehr günstige. Von der größten Wichtigkeit sind die beiden Binnenseen und ihr Abfluß in das Antillenmeer. Der Managua oder Leon ist etwa 75 Kilom. lang, 45—55 Kilom. breit und liegt 45 Mt. über dem Meer und 30—40 Kilom. davon entfernt. Der Nicaraguasee, durch die erwähnte, an der schmalsten Stelle kaum 20 Kilom. breite vulkanische Hügelkette vom Stillen Ocean getrennt, ist 190 Kilom. lang, 75 Kilom. breit und 8800 QKilom. groß; er liegt 39 Mt. über dem Meeresspiegel, hat bei stets gleichem Wasserstande eine Tiefe von 25 Mt. und umschließt sehr viele üppig bewachsene Inseln vulkanischen Ursprungs, die meist bewohnt oder bebaut sind. Der einzige Abfluß (desaguadero) des Sees ist der San-Juan, auch San-Juan del Norte oder de N. genannt, der sich nach einem 160 Kilom. langen, sehr verwilderten, durch Stromschnellen und Untiefen gehinderten Laufe in einer Breite von 90—300 Mt. ins Antillenmeer ergießt. Die Dampfschifffahrt auf dem See und dem Flusse, welche seit 1850 im Gange, blieb ohne Bedeutung, und die von den Nordamerikanern nach der Entdeckung des Goldes in Californien hier eingerichtete Transitlinie gerieth bald wieder ins Stocken, seitdem 1855 die Panamaeisenbahn eröffnet wurde und 1863 die Mündung des San-Juan gänzlich versandete.

Auf den Hochebenen, im Binnenlande und auf der Abdachung zum Stillen Meer, wo verhältnißmäßig wenig Regen fällt, ist das Klima gesund. Auf der atlantischen Seite dagegen, wo Urwälder, Sümpfe und Lagunen sich ausdehnen, ist es für Europäer geradezu tödlich. Der Boden, obgleich vulkanischer Natur, ist mit einer fetten Schicht vegetabilischer Erde bekleidet und sehr fruchtbar. Die ausgedehnten Waldungen liefern Bau-, Möbel- und Farbeholz, mehrere Harz- und Gummiarten sowie wichtige Medicinalpflanzen. Es gedeihen in den verschiedenen Regionen alle europ. Getreidearten und alle Arten tropischer Gewächse. Den Hauptnahrungszweig der auf 300,000 Seelen geschätzten Bevölkerung bildet die noch sehr wild betriebene Viehzucht. Die Menge der rein Weißen ist außerordentlich gering. Die Mischlinge (Ladinos, Mestizen) überwiegen; auf sie folgen der Zahl nach die reinen Indianer, dann die Mulatten und Neger. Industrie und Bergbau sind unbedeutend. In Neusegovia und Chontales finden sich reiche Gold- und Silbergruben, auch Kupfer, Eisen und Zinn. Nur erstere werden durch rohe Wascharbeit ausgenutzt. Die Constitution vom 19. Aug. 1858 ist demokratisch. Als Staatsoberhaupt übt der auf vier Jahre gewählte Präsident oder oberste Director der Republik die vollziehende Gewalt. Ein Senat und eine Deputirtenkammer bilden die gesetzgebende Gewalt, und einem obersten Gerichtshof ist die richterliche übergeben, von welchem die Districtsgerichte abhängen. Die Einnahmen wurden 1876 auf 2,324,998 Doll., die Staatsschuld Ende 1876 auf 3,480,177 Doll. angegeben; die Einfuhr hatte 1876 einen Werth von 1,031,098,

Digitized by Google

die Ausfuhr von 1,460,596 Doll. Hauptgegenstände der letztern waren Gummi, Kaffee, Gold, Silber, Gelbholz, Indigo, Häute und Cedernholz. In administrativer Hinsicht ist der Staat in die sieben Districte oder Departements Chinandega, Chontales, Granada, Leon, Matagalpa, Rivas und Segovia eingetheilt. Die ehemalige Hauptstadt Leon, Sitz eines Bischofs, 22 Kilom. von dem Managuasee, ebenso weit vom Stillen Meer gelegen, in einer schönen und fruchtbaren Ebene, 1523 von Francisco de Cordova gegründet, liegt zum Theil in Ruinen zwischen fünf thätigen Vulkanen und zählt höchstens 25,000 E. Von ihrer einstigen Pracht zeugt noch die schöne Kathedrale. Die jetzige Hauptstadt ist Managua, am Südufer des gleichnamigen Sees, in gesunder Lage, mit 6500 E. Der Haupthafen der Westküste ist Corinto, früher Realejo genannt. Der Hafen San-Juan de N., von den Engländern Greytown genannt, spielte bei den Streitigkeiten um die Mosquitoküste eine Rolle und ist der Haupthafen der Ostküste. Die Hauptstädte des Landes verbindet eine schlecht gehaltene Landstraße (camino real).

N. ward bald nach der Entdeckung und Besitznahme seiner Küstengegend durch Gil Gonzalez Davila eine eigene Intendantur des span. Generalcapitanats Guatemala, riß sich 1821, wie ganz Guatemala, von Spanien los und trat 1823 dem Bunde der fünf Vereinigten Staaten von Centralamerika bei. Obschon N. seiner geogr. Lage wegen bei der Aufrechterhaltung der Föderation mehr als die übrigen Staaten und namentlich mehr als Guatemala und Costa-Rica interessirt war, half es doch alsbald, dieselbe aufzulösen. Seitdem ist seine innere und äußere Geschichte eine fortgesetzte Reihe von Bürgerkriegen, welche nicht das mindeste sachliche Interesse bieten. Während N. mit Costa-Rica um den Besitz des Hafens von San-Juan stritt, erhob England 1841 unter dem Vorwande, daß die östl. Spitze des Staats, wo dieser Hafen liegt, ein Theil des unter seinem Schutze stehenden Königreichs der Mosquitoküste (s. d.) sei, Ansprüche auf den wegen des Kanalisationsprojects (Verbindung des Antillenmeers mit dem Großen Ocean) so wichtigen Punkt. Indessen vermochte auch diese wichtige Lebensfrage nicht, den Frieden im Innern herzustellen. So löste denn bis 1854 ein Prätendent den andern ab, und kaum ein einziger Amtstermin des Präsidenten lief mit der verfassungsmäßig vorgesehenen Periode ab. Im J. 1855 wandte sich der durch seine Gegner in Bedrängniß gerathene Präsident Castellon nach San-Francisco in Californien an den Abenteurer William Walker (s. d.), der 13. Juni 1855 mit 62 Genossen zu Realejo landete und sogleich die Stadt N. einnahm. Durch weitere Zuzüge verstärkt, überfiel Walker seine Gegner, schlug sie an der Mirzinbai und nahm 14. Oct. die Stadt Granada ein. Zum Präsidenten wurde nun von ihm Patricio Rivas ernannt, während Walker der eigentliche Regent des Landes blieb. Er trug sich nun mit hochfliegenden Planen, wollte ein centralamerik. Reich mit Sklaverei gründen und verletzte einerseits die Engländer durch Ansprüche auf die Mosquitoküste, andererseits die Nordamerikaner durch Störung der Transitlinie, deren Eigenthum er mit Beschlag belegte. Endlich vereinigten sich die centralamerik. Staaten 9. März 1856 zum Kriege gegen N. Obgleich sich Walker von einer großen Partei im Lande 25. Juni 1856 zum Präsidenten ausrufen ließ, gelang es ihm doch nicht, sich zu behaupten. Von den Verbündeten immer weiter zurückgedrängt, ohne Hülfsmittel und Zuzug von außen, wurde er mit seinen letzten 240 Anhängern in der Stadt N. eingeschlossen. Der costaricanische General Mora gestattete ihm 30. April 1857 freien Abzug auf einem amerik. Kriegsschiff nach Neuyork. Zum Präsidenten von N. wurde ein Mischling, Thomas Martinez, erwählt. Spätere Invasionsversuche Walker's endeten mit seiner Ergreifung und standrechtlichen Erschießung 12. Sept. 1860. Es erfolgte 1863 zum zweiten mal die Wahl Martinez' zum Präsidenten. Auf ihn folgte 1867 Guzman. Ein gegen diesen ausgebrochener Aufstand wurde von ihm 1869 unterdrückt. Im J. 1871 wurde V. Cuadra zum Präsidenten gewählt. Der jetzige Präsident P. Chamorra bekleidet sein Amt seit 1875. Unter den beiden letztern war das Land verhältnißmäßig ruhig. Dagegen brach im J. 1877 zwischen N. und dem Deutschen Reiche ein diplomatischer Conflict aus, weil die Regierung des erstern in der Angelegenheit des am 23. Oct. 1876 auf den deutschen Consularverweser Eisenstuck versuchten Attentats nicht nur völkerrechtliche Genugthuung, sondern auch Rechtsgewährung zur Verfolgung des Verbrechers an das Deutsche Reich verweigerte. Um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen, sandte die deutsche Reichsregierung im März 1878 mehrere Kriegsschiffe an die Küsten von N.; bei dem Erscheinen derselben nahm die Regierung von N. die deutschen Bedingungen an. Vgl. Squier, «Sketches of travel in N.» (Neuyork 1851); derselbe, «N., its people, scenery, monuments and the proposed Interoceanic Canal» (2 Bde., Lond. 1852); Scherzer, «Wanderungen durch Mittelamerika» (Braunschw. 1857); Marr, «Reise nach Centralamerika» (2 Bde., Hamb. 1863); Lévy, «Notas geograficas y económicas sobre la republica de N.» (Par. 1873).

Digitized by Google

Niccolini (Giovanni Battista), ital. Dichter, geb. 31. Oct. 1782 in San-Giuliano bei Pisa aus einer florentin. Patricierfamilie und mütterlicherseits vom Dichter Filicaja abstammend, erhielt seine erste Bildung in Florenz und studirte zu Pisa Philosophie und Rechtswissenschaft. Später wandte er sich mit Eifer dem Studium der classischen Literatur zu. Nachdem Foscolo die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, wurde N. durch die Königin von Hetrurien zum Professor der Geschichte und Mythologie und zum Secretär an der Akademie der schönen Künste zu Florenz ernannt. Die Restauration ließ ihn in dieser Stellung, obwol er wegen seiner liberalen Gesinnung nicht in Gunst stand. Das Amt eines Bibliothekars im Palazzo Pitti legte er nach kurzer Amtsführung nieder, um mit dem Hofe Ferdinand's III. nicht in Berührung zu kommen. Als Secretär der Akademie schrieb er mehrere Reden über Gegenstände der schönen Künste, z. B. «Ueber das Erhabene und über Michel Angelo», aber seine vorherrschende Neigung führte ihn zur dramatischen Poesie. Sein erstes Trauerspiel, «Polissena», wurde 1810 bei der Preisbewerbung der Akademie der Crusca gekrönt. Diesem folgten «Ino e Temisto», «Medea», «Edipo», «Matilde», «Nabucco», ein seltsames Stück, das anonym in London (1819) erschien und Napoleon I. in fremdem Gewande darstellt, und «Antonio Foscarini» (1827), das, der venet. Geschichte entnommen, überall, wo man es aufführen durfte, großen Enthusiasmus erregte. Diesem folgte «Giovanni da Procida», der 1830 über die Bühne ging. N. veranstaltete 1831 eine Sammlung seiner Trauerspiele, lyrischen Dichtungen und prosaischen Aufsätze (3 Bde., Flor.). Von seinen spätern Dramen sind noch anzuführen: «Lodovico Sforza» (1833), «Rosamunda» (1839), «Arnaldo da Brescia» (1835 u. öfter; deutsch von Lepel, Berl. 1845), welches wegen seiner freisinnigen Ideen auf den röm. Index kam, ferner «Filippo Strozzi» (1847) und «Mario e i Cimbri»; auch eine Novelle in Versen, «Irene Malatesta» (1837). N. starb 20. Sept. 1861 zu Florenz und wurde in Sta.-Croce beigesetzt. In seinem Nachlasse befand sich eine «Storia della casa di Hohenstauffen», sowie lyrische Dichtungen, darunter eine «Psiche» in Octaven und ein «Canzionere nazionale», die in der von Gargiolli redigirten Gesammtausgabe seiner «Opere» (Turin 1862 fg.) erschienen.

Nicephŏrus ist der Name von mehrern griech. Geschichtschreibern des Mittelalters, die größtentheils zu den Byzantinern (s. d.) gehören. — N., Patriarch von Konstantinopel, geb. 758, gest. 828, ist Verfasser einer «Chronologia compendiaria» (herausg. von Camerarius, Bas. 1561; von Dindorf, Bonn 1829) und eines «Breviarium historicum» (herausg. von Petau, Par. 1648; neue Ausg. von J. Bekker, Bonn 1737). — N. Bryennius, aus Oresias in Macedonien, gest. 1137, verfaßte, nicht frei von Parteilichkeit, eine Geschichte des komnenischen Hauses, die von seiner gelehrten Gemahlin Anna Komnena (s. d.) ergänzt wurde, wovon sich aber nur vier Bücher erhalten haben, die den Zeitraum 1057—81 beschreiben. Gute Ausgaben besorgten Possin (Par. 1666) und Meineke (Bonn 1836). — N. Blemmides, Patriarch von Konstantinopel, in der ersten Hälfte des 13. Jahrh., hat zwei geogr. Schriften hinterlassen, die zuerst von Spohn (Lpz. 1818) und dann von Manzi (Rom 1819) bekannt gemacht wurden. — N. Gregoras, Patriarch von Konstantinopel im 14. Jahrh., schrieb eine «Byzant. Geschichte» in 36 Büchern, von denen jedoch nur 24 bekannt waren (die Zeit von 1204—1351 behandelnd und am besten von Schopen [2 Bde., Bonn 1829—30] herausgegeben), bis J. Bekker auch die 12 letzten veröffentlichte (Bonn 1855).

Nicētas Acominatus, von seinem Geburtsorte Chonä in Phrygien auch Choniates genannt, ein namhafter byzant. Geschichtschreiber, erhielt um 1150 seine Bildung zu Konstantinopel, bekleidete dann mehrere öffentliche Aemter und floh nach der Eroberung jener Stadt nach Nicäa in Bithynien, wo er um 1206 starb. Sein Hauptwerk ist eine Geschichte der griech. Kaiser in 21 Büchern, die als Fortsetzung des Zonaras (s. d.) den Zeitraum 1117—1203 umfaßt und zuletzt von J. Bekker (Bonn 1835) herausgegeben worden ist. Außerdem ist von ihm vorhanden eine Beschreibung der von den Franken bei der Einnahme von Konstantinopel zerstörten Denkmäler, welche Wilken (Lpz. 1830) herausgegeben und in seiner «Geschichte der Kreuzzüge» (Bd. 5, Lpz. 1829) auch ins Deutsche übersetzt hat. — N. Eugenianus lebte ebenfalls im 12. Jahrh., schrieb ein ziemlich umfangreiches, aber geschwätziges iambisches Gedicht in neun Gesängen, welches die Liebesabenteuer des Charikles und der Drosilla zum Gegenstande hat und von Boissonade (2 Bde., Lond. 1819) zuerst bekannt gemacht wurde.

Nichtigkeit, s. Nullität.

Nichtigkeitsbeschwerde (querela nullitatis) ist das Rechtsmittel, welches das gerichtliche Verfahren in einer bestimmten Rechtssache oder einen Abschnitt desselben oder wenigstens das ergangene Erkenntniß als im rechtlichen Sinne des Wortes nicht vorhanden darstellt. Es sucht

Digitized by Google

diese Auffassung durch den Nachweis zu rechtfertigen, daß es den betreffenden Handlungen und Urtheilen an den natürlichen oder gesetzlichen Voraussetzungen der Gültigkeit fehle, z. B. weil das Gericht nicht genügend besetzt gewesen, ein Handlungsunfähiger im Processe als selbstständige Partei aufgetreten, die vorgeschriebene Form des Verfahrens nicht beobachtet, im Erkenntnisse etwas physisch oder rechtlich Unmögliches auferlegt worden sei. Das zu stellende Gesuch beantragt die Zurückversetzung der Sache in denjenigen Stand, in welchem sie sich vor der verhangenen Nichtigkeit befand, also Cassirung des Erkenntnisses oder theilweise oder völlige Cassirung des Processes (s. Cassation) mit der Wirkung, daß die gesetzmäßige Wiederholung der für nichtig erklärten Acte als erste Vornahme derselben zu betrachten sei. Eine viel häufigere Verwendung als in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten findet die N. im Strafverfahren seit dessen Regelung nach den Principien der Unmittelbarkeit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, besonders wenn Geschworene über die Schuldfrage zu urtheilen haben. Ueber die geschichtliche Entwickelung der N. vgl. Endemann, «Das deutsche Civilproceßrecht» (3 Abth., Heidelb. 1867—68); Wetzell, «System des ordentlichen Civilprocesses» (3. Aufl., Lpz. 1871 fg.); Strippelmann, «Die N.» (Kassel 1862); Waldeck, «Die N.» (Berl. 1861). — Nach der neuen Deutschen Civilproceßordnung ist zu trennen: 1) die Revision, welche stattfindet gegen die in der Berufungsinstanz von den Oberlandesgerichten erlassenen Endurtheile wegen Verletzung eines Gesetzes, d. h. wenn eine Rechtsnorm nicht oder nicht richtig angewendet worden ist. Der §. 513 führt sieben Fälle auf. Die Nothfrist der Einlegung beträgt, von der Urtelszustellung an, einen Monat. Der vorbereitende Schriftsatz (§. 516) soll angeben, inwieweit das Urtel angefochten und dessen Aufhebung beantragt werde (Revisionsanträge), sowie den Werth des Beschwerdegegenstandes enthalten. Derselbe muß bei vermögensrechtlichen Ansprüchen 1500 Mark übersteigen. Für die Entscheidung ist das Reichsgericht competent (§. 135[1] des Gerichtsverfassungsgesetzes). Insoweit die Revision für begründet erachtet wird, ist das angefochtene Urtel aufzuheben. Das Revisionsgericht entscheidet in der Sache selbst, wenn die Aufhebung nur wegen Gesetzesverletzung bei Anwendung auf das festgestellte Sachverhältniß erfolgt und nach dem letztern die Sache zur Endentscheidung reif ist, und wenn sie wegen Unzuständigkeit des Gerichts oder Unzulässigkeit des Rechtswegs erfolgt. Davon verschieden ist 2) die Nichtigkeitsklage, zulässig falls a) das erkennende Gericht nicht vorschriftsmäßig besetzt war, b) ein vom Richteramte ausgeschlossener oder begründeterweise abgelehnter Richter mitgewirkt hat, c) eine Partei nicht gesetzlich vertreten war (§. 542). Sie muß vor Ablauf eines Monats seit Kenntniß des Anfechtungsgrundes (innerhalb fünf Jahre) erhoben werden (§. 549). Im geeigneten Falle wird die Hauptsache von neuem verhandelt (§. 553). — Die Deutsche Strafproceßordnung (§. 374 fg.) kennt als Rechtsmittel gegen die Urtheile der Landgerichte und Schwurgerichte die zum Theil vor dem Reichsgericht, zum Theil vor den Oberlandesgerichten durchzuführende Revision (Gerichtsverfassungsgesetz §. 123. 136). Die Proceßordnung erwähnt (§. 377) acht Fälle, in denen ein Urtel stets als auf Verletzung des Gesetzes beruhend anzusehen, beschränkt die Staatsanwaltschaft, gegen den Angeklagten Revision zu erheben (§. 378. 379), fordert Einlegung des Rechtsmittels binnen einer Woche nach Urtelsverkündung, resp. Zustellung, sowie Revisionsanträge (§. 384—386) binnen weiterer Frist. Insoweit die Revision für begründet erachtet wird, ist das angefochtene Urtel aufzuheben; erfolgt diese Aufhebung nur wegen Gesetzesverletzung bei Anwendung des Gesetzes, so entscheidet das Revisionsgericht selbst, sofern ohne weitere Erörterungen auf Freisprechung oder Einstellung oder eine absolute Strafe zu erkennen ist oder dasselbe mit der Staatsanwaltschaft die gesetzlich niedrigste Strafe für angemessen erachtet. Das Gericht, an welches in andern Fällen die Sache zurückgewiesen wird, hat, wie auch in Civilproceßsachen, die rechtliche Beurtheilung, welche der Aufhebung des Urtels zu Grunde gelegt ist, seiner Entscheidung zu Grunde zu legen. War die Revision vom oder für den Angeklagten eingelegt, so darf das neue Urtheil keine härtere Strafe verhängen, als die in dem erstern erkannte. Die Oesterreichische Strafproceßordnung von 1873 kennt gegen Urtheile der Gerichtshöfe erster Instanz als Rechtsmittel nur die N., welche an den Cassationshof geht, und die Berufung, welche an das Gericht zweiter Instanz geht. In England kommt die letzte Entscheidung über derartige Beschwerden (writs of error), die bei der King's Bench angebracht werden, dem Oberhause zu.

Nichts, die Verneinung des Etwas, ist ein Begriff von blos relativer Bedeutung, ohne allen bestimmten Inhalt oder Gegenstand. Das Dogma von der Schöpfung aus N. hat den Theologen und Philosophen viel Veranlassung gegeben, den Begriff des N. zu zerspalten und dasselbe so zu behandeln, als ob es etwas wäre. Man machte die Unterscheidung zwischen einem

Digitized by Google

absoluten N. als der Aufhebung alles Seienden überhaupt, und dem relativen N. als der Aufhebung eines bestimmten Seins. Schon Plato wandelte das absolute N. unter dem Namen des μὴ ὄν zu einem Gegenstande um, nämlich zu der form- und gesetzlosen Materie des Weltalls, aus welcher die Weltseele alle Dinge geformt und gebildet habe. Andere, wie der Scholastiker Joh. Erigena und verschiedene Mystiker des Mittelalters, nannten die Gottheit selbst das N., weil wir keinen Weg hätten, uns zur Setzung des völlig Unfaßbaren zu erheben, als durch Negation alles dessen, was wir existirend nennen. In ähnlicher Weise bedeutet in der Theologie des Buddha (s. d.) das große N. oder Nirwâna (s. d.) den seligen Abgrund des göttlichen Wesens, aus welchem alle Dinge hervorgehen, und in welchen sie wieder zurückkehren sollen. In dem Sprachgebrauch der Hegel'schen Logik finden sich beide Bedeutungen des Wortes so in Verbindung gesetzt, daß das absolute Sein zwar dem Sprachgebrauch der Mystiker gemäß als das absolute N. bezeichnet, aber unter diesem N. zugleich vermöge einer dialektischen Umwendung des Begriffs das N. der Platoniker oder die stoffliche Unterlage des Universums verstanden wird. Kant hingegen erklärte das N. als eine leere subjective Denkformel ohne allen entsprechenden Gegenstand und wies nach, daß der Ausdruck obendrein an einer Unklarheit leide, indem er ebenso gut das blos Mögliche (das bloße Gedankending) als das gänzlich Unmögliche (das Unding) und anderntheils sowol die bloße Aufhebung des Wirklichen als auch die Setzung einer Chimäre bezeichnen könne.

Nicias, athen. Feldherr, s. Nikias.

Nickel (chem. Zeichen Ni; Atomgewicht = 59), ein Metall, das in kleiner Menge mit Arsen, Schwefel und andern Substanzen verbunden im Kupfernickel (Rothnickelkies), Weißnickelkies, Haarkies, Nickelantimonglanz, als kieselsaures Nickeloxydul im Newdanskit und Garnerit sich findet und außerdem auch in manchem Magnetkies und Schwefelkies, sowie in vielen Kupferkiesen und als Begleiter der meisten Kobalterze vorkommt. Die Darstellung des metallischen N. geht häufig mit der von Kobaltproducten parallel und ist ein sehr langwieriger und complicirter Proceß; sie erfolgt entweder ausschließlich auf trockenem Wege, durch Ansammeln des N., Kobalts und Kupfers in einer Arsen- oder Schwefelverbindung (Speise oder Stein), aus welcher durch Röstprocesse und reducirende Vorgänge endlich das N. metallisch auftritt, oder auf nassem Wege durch Auflösen der nickel- und kobalthaltigen Producte in Säuren und Trennung der gelösten Metalle durch chem. Agentien. Das reine N. ist fast silberweiß mit einem geringen Striche ins Gelbliche, strengflüssig, ziemlich hart, sehr dehnbar und politurfähig und von 8,97 specifischem Gewicht. Es läßt sich walzen, schmieden und zu Draht ziehen. In Hinsicht auf Magnetismus verhält sich das N. dem Eisen analog, sodaß im Telegraphenwesen die Eisenmagnete durch Nickelmagnete ersetzt werden können. Im Handel findet es sich häufig in Form von kleinen Würfeln (Würfelnickel). Bis 1860 etwa beschränkte sich die Verwendung des N. ausschließlich auf die Darstellung des Neusilbers oder Argentans (s. d.), das in versilbertem Zustande als Alfénide (s. d.), Christoflemetall, Chinasilber (s. d.) u. s. w. in den Handel ging. Seitdem hat das N. zwei andere massenhafte Verwendungen gefunden, nämlich zu Münzen und zur galvanischen Vernickelung. Die Nickelmünzen (Scheidegeld) bestehen in der Schweiz seit 1850, in Belgien seit 1861, in den Vereinigten Staaten seit 1865, in Brasilien seit 1871, im Deutschen Reiche seit 1873 und in Venezuela seit 1876. Die deutschen Nickelmünzen (Zehn- und Fünf-Pfennigstücke) bestehen aus 25 Theilen N. und 75 Theilen Kupfer, von erstern wiegen 250, von letztern 400 Stück ein Kilogramm. Die bis Dec. 1876 in den deutschen Münzwerkstätten vorläufig zum Abschluß gebrachte Ausprägung von Nickelmünzen beläuft sich auf 35,160,344 Mark 45 Pf. (und zwar 23,502,530 Mark 70 Pf. in Zehnpfennigstücken und 11,657,813 Mark 75 Pf. in Fünfpfennigstücken) und erforderte 380,748 Kilogr. Nickelmetall. Neben dem hohen Werthe des N. sind die große Härte der Münzlegirung und die Schwierigkeiten, die mit der Verarbeitung desselben verbunden sind, Hauptvortheile der Nickelmünzen; sie bilden die beste Garantie gegen Nickelgeldimitationen; die Härte bringt außerdem noch eine ungemein lange Dauer der Nickelmünzen mit sich und beschränkt daher die Kosten, die dem Staate aus der Umarbeitung abgenutzter Scheidemünzen erwachsen, auf ein Minimum. Eine zweite, aber äußerst zukunftvolle neue Verwendung des N. ist die Vernickelung des Eisens und Stahls auf galvanischem Wege. Man schlägt das N. gewöhnlich aus Doppelsalzen durch den Strom nieder, in denen das N. als Chlornickel oder als schwefelsaures N. enthalten ist. Zuerst bei Feuerwaffen behufs deren Präservirung von Rost angewendet, hat die galvanische Vernickelung bald allgemeine Anwendung gefunden, z. B. als Ueberzug bei allen dem Anlaufen unterworfenen Maschinentheilen.

Digitized by Google

insbesondere an Feuerspritzen und Pumpen, bei dem Wagenbau, bei Pferdeketten, Thürbeschlägen, Buchbeschlägen, Werkzeugen, chirurgischen Instrumenten, Schlüsseln, Korkziehern u. dgl.

Nickelsalze, die Verbindungen der Nickeloxydule mit Säuren, sind im wasserhaltigen Zustande meist von schön grüner Farbe. Aus den Lösungen derselben wird das Nickel als Hydroxydul durch Kali- und Natronlauge als grünlichweißer Niederschlag gefällt, welcher sich in Ammoniak mit blauer Farbe löst. Schwefelwasserstoff fällt eine sauer reagirende Nickellösung nicht, Schwefelammon gibt einen schwarzen Niederschlag von Schwefelnickel. Die wichtigsten N. sind das schwefelsaure Nickeloxydul oder das Chlornickel, welche beide mit dem entsprechenden Ammoniaksalz verbunden, in der galvanischen Vernickelung (s. Nickel) ausgedehnte Anwendung finden.

Nickkrampf ist ein Krampf, welcher im Bereiche des Nervus accessorius Willisii auftritt und diejenigen Muskeln der einen Körperhälfte erfaßt, die den Kopf nach der Seite ziehen. Bei den Anfällen erfolgen dann rasch mehrmals hintereinander schmerzhafte seitliche Bewegungen des Kopfes, sodaß es das Ansehen hat, als ob der Kranke jemand zunicke. In einzelnen sehr schweren Fällen besteht das Nicken zeitlebens. Als Ursachen werden Erkältungen, gewaltsame Verdrehungen des Kopfes, Krankheiten der Halswirbel angeführt. Curversuche haben in der Regel keinen Erfolg. Bei Kindern treten zur Zeit des Zahndurchbruchs manchmal eigenthümliche Nickkrämpfe, sog. Salaam-Convulsionen, auf, die jedoch eher Zeichen eines Gehirnleidens oder Theilerscheinung der Eklampsie als selbstständige (idiopathische) Krämpfe sind. Mit N. ist nicht zu verwechseln der sog. Genickkrampf (s. d.).

Nicolai (Christoph Friedr.), einflußreicher Schriftsteller und Buchhändler, wurde 18. März 1733 zu Berlin geboren, wo sein Vater Buchhändler war. Aus der Realschule zu Berlin kam er 1749 nach Frankfurt a. O., um den Buchhandel zu lernen. In seinen Mußestunden beschäftigte ihn die Lektüre der classischen und der engl. Schriftsteller; zugleich studirte er Mathematik, Geschichte und Philosophie. Als er 1752 nach Berlin zurückkehrte, war die deutsche Literatur durch Gottsched und Bodmer in zwei Parteien getheilt. Er entdeckte bald das Einseitige beider Parteien, das er in den «Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften» (Berl. 1755) ausführlicher beleuchtete. Um ganz den Wissenschaften zu leben, zog er sich 1757 aus dem Buchhändlergeschäfte zurück; als aber 1758 sein Bruder starb, der die väterliche Handlung fortgeführt hatte, sah er sich veranlaßt, dieselbe wieder zu übernehmen. In dieser Zeit gab er mit Moses Mendelssohn die ersten vier Bände der «Bibliothek der schönen Wissenschaften» (Lpz. 1757—60) heraus. Dann übertrugen sie die Herausgabe ihrem Freunde Weiße in Leipzig und ließen nun im Verein mit Lessing die «Briefe, die neueste Literatur betreffend» (24 Bde., Berl. u. Stett. 1761—66) erscheinen. Hierauf brachte N. den Plan einer «Allgemeinen deutschen Bibliothek» (106 Bde., 1765—91) zur Ausführung. Eine Fortsetzung derselben war die zu Kiel erscheinende «Neue allgemeine deutsche Bibliothek», die vom 56. Bande an 1801 N. wieder redigirte und verlegte und 1805 schloß. Diese Zeitschrift wirkte auf den Fortgang der wissenschaftlichen Bildung in Deutschland wesentlich ein; aber der schonungslose und herbe Ton und die mit den Jahren zunehmende Nüchternheit ihrer Kritik raubten ihr später einen großen Theil ihres Ansehens. N.'s topogr.-histor. «Beschreibung von Berlin und Potsdam» (Berl. 1769; 3. Aufl., 3 Bde., 1786) konnte für die damalige Zeit als Muster gelten, und seine «Anekdoten von Friedrich II.» (6 Hefte, Berl. 1788—92) haben bleibenden histor. Werth. Seine histor. Kritik bewährte er in den «Freimüthigen Anmerkungen über des Ritters von Zimmermann Fragmente über Friedrich d. Gr.» (2 Bde., 1791—92). Von seinen Romanen, welche meist ohne dichterischen Werth sind, ist der beste «Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker» (Berl. 1773—76; 4. Aufl., Berl. 1799, mit Kupfern von Chodowiecki). Zu den größern Werken, die ihm heftigen Widerspruch zuzogen, gehört seine etwas breite «Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz» (12 Bde., 1783—96). Sein starres Festhalten an der früh eingeschlagenen nüchtern-verständigen Geistesrichtung machte ihn unfähig zu gerechter Würdigung dessen, was Herder und Goethe für die deutsche Literatur, Kant für die deutsche Philosophie und später die Romantiker für die deutsche Dichtung leisteten, und sein schonungsloses Ankämpfen gegen alle diese Neuerungen zog ihm zahlreiche Angriffe, namentlich von Herder, von Goethe und Schiller in den «Xenien», von Lavater und Fichte zu. Er starb 8. Jan. 1811. Unter seinen übrigen Schriften sind noch seine biographischen Gedächtnißschriften auf Kleist, Abbt, Möser, Engel und Teller zu erwähnen. Sein «Feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr liblicherr Volkslieder» (Berl. 1777 u. 1778) sollte, Bürger gegenüber, das Volkslied

Digitized by Google

lächerlich machen. Vgl. N.'s Selbstbiographie, herausgegeben von Lowe, in den «Bildnissen jetzt lebender berliner Gelehrten» (1806), und N.'s Schrift «Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie und meine Schriften dieselbe betreffend, und über die Herren Kant, J. B. Erhard und Fichte» (Berl. 1799), ferner «N.'s Leben und sonderbare Meinungen» von Fichte, herausgegeben von A. W. von Schlegel (Tüb. 1801) und «N.'s Leben und literarischer Nachlaß», herausgegeben von Göckingk (Berl. 1820).

Nicolai (Otto), deutscher Componist, geb. zu Königsberg i. Pr. 1809, erhielt seine wesentliche musikalische Bildung unter Bernhard Klein's Leitung in Berlin, ging dann 1833 zur Fortsetzung seiner Studien nach Rom, wo er unter Baini die altital. Kirchenmusik studirte, und wurde später als Kapellmeister an der wiener Hofoper angestellt. Von dort kehrte er 1838 wieder nach Italien zurück, wo er einige Opern im ital. Geschmacke, wie «Enrico II.», «Il Templario» u. s. w., componirte, und folgte 1842 abermals einem Rufe als Kapellmeister nach Wien, welche Stellung er sechs Jahre innehatte. Im J. 1848 wurde er zum königl. Kapellmeister in Berlin ernannt, wo er aber schon 11. Mai 1849 starb. In Berlin brachte N. seine beliebt gewordene komische Oper «Die lustigen Weiber von Windsor» (Text von Mosenthal nach Shakspeare) zur Aufführung, welche durch ihre Frische und Eigenthümlichkeit große Popularität erlangt hat. Außerdem hat er noch mehrere kirchliche Compositionen für den berliner Domchor, sowie eine Reihe von Liedern und Pianofortesachen geliefert.

Nicolay (Ludw. Heinr., Freiherr von), deutscher Dichter, geb. 29. Dec. 1737 zu Straßburg, wo er auch studirte, wurde, nachdem er eine Zeit lang franz. Gesandtschaftssecretär gewesen, als Professor der Logik in Straßburg angestellt. Im J. 1769 folgte er dem Rufe als Erzieher des Großfürsten Paul von Rußland und wurde hier 1770 Cabinetssecretär und Bibliothekar des Großfürsten, 1782 geadelt, 1796 kaiserl. Staatsrath, 1798 Director der Akademie der Wissenschaften und 1801 Geheimrath und Mitglied des Cabinets. Nach Kaiser Paul's Tode zog er sich auf sein Gut Monrepos bei Wiborg in Finland zurück, wo er 18. Nov. 1820 starb. Als Schriftsteller trat er auf in Fabeln, Erzählungen, Elegien, Episteln und Rittergedichten. Obschon ihm dichterische Kraft und Eigenthümlichkeit fehlte, so kann man ihm doch Leichtigkeit der Darstellung, feine Beobachtungsgabe, Witz und Talent für die komische Erzählung nicht absprechen, bei welcher letztern er in der Wahl des Stoffs wie in der Behandlung Wieland zum Muster nahm. Am höchsten stehen seine Fabeln und kleinen poetischen Erzählungen. An die Sammlung seiner «Vermischten Gedichte und prosaischen Schriften» (8 Bde., Berl. u. Stett. 1792—1804) schließen sich seine «Theatralischen Werke» an (2 Bde., Königsb. 1811). Vgl. von Gerschau, «Aus dem Leben des Freiherrn von N.» (Hamb. 1834).

Nicolo de Malte (Operncomponist), s. Isouard (Nicolo).

Nicot (Jean N., Sieur de Villemain), franz. Diplomat und Gelehrter, geb. 1530 zu Nimes, widmete sich in seiner Vaterstadt ernsten wissenschaftlichen Studien, die er zu Paris fortsetzte. Bei Hofe eingeführt, schenkte ihm König Heinrich II. sein Vertrauen und berief ihn in seinen Rath. Auch bei Franz II. stand er in Gunst. Letzterer übertrug N. 1560 eine diplomatische Sendung an König Sebastian von Portugal, die er mit Erfolg durchführte. Während seines Aufenthalts in Lissabon lernte er die Tabackspflanze kennen, durch deren Einführung in Frankreich sein Name vorzugsweise auf die Nachwelt gekommen ist. (S. Taback.) N. starb 5. Mai 1600. Von seinen literarischen Arbeiten ist der nach seinem Tode erschienene «Trésor de la langue française» (Par. 1606; Rouen 1618) hervorzuheben. Nach ihm haben die Botaniker die Tabackspflanze mit dem Namen Nicotiana belegt.

Nicotera (Giovanni, Baron), ital. Staatsmann, geb. 9. Sept. 1828 zu San-Biase in Calabrien, besuchte die Schule in Catanzaro und widmete sich juristi. Studien. Schon als Jüngling schloß er sich dem «Jungen Italien» an, nahm 1848 Antheil an dem Aufstande in Calabrien und trat nach Unterdrückung desselben als Offizier in die Armee der röm. Republik. Er wurde in den Kämpfen mit den franz. Truppen verwundet, zog sich dann nach Turin zurück und betheiligte sich 1857 an der gegen die bourbonische Regierung in Neapel gerichteten Expedition nach Sapri, welche von Mazzini veranlaßt war und von Pisacane geleitet wurde, aber gänzlich fehlschlug. N. wurde schwer verwundet gefangen genommen und zu lebenslänglicher Galerenstrafe verurtheilt, die er zunächst in Neapel, dann auf der Insel Favignana an der Westküste Siciliens verbüßte. Im J. 1860 von Garibaldi befreit, wohnte N. verschiedenen Treffen mit den bourbonischen Truppen bei. Ebenso betheiligte er sich an dem Feldzuge von 1861 und an dem von 1866, wo er in Tirol unter Garibaldi ein Regiment commandirte; 1867 befehligte er eine Colonne von Freiwilligen, die vom Neapolitanischen aus nach Velletri

Digitized by Google

vordrang. Ins Parlament, wo er zur progressistischen Partei hielt, und sich durch glänzende Beredsamkeit auszeichnete, wurde N. regelmäßig als Vertreter der Stadt Salerno gewählt. Im März 1876 trat er als Minister des Innern ins Cabinet Depretis. In dieser Stellung zeichnete er sich durch energische Unterdrückung des Brigantenthums in Sicilien aus. Doch schied er Dec. 1877 wieder aus dem Ministerium, um in seine parlamentarische Wirksamkeit zurückzutreten. Vgl. Giordano, «La vita ed i discorsi di Giovanni N.» (Salerno 1878).

Nicotin ist eine flüchtige organische Base, die sich in den Blättern und im Samen der Tabacksblätter findet. Man erhält dieselbe, wenn man den wässerigen Auszug der Blätter mit Alkohol auszieht, dann die gewonnene weingeistige Lösung mit Kali versetzt und mit Aether schüttelt. Aus der ätherischen Lösung wird das N. durch Verdunsten des Aethers und dann durch vorsichtige Destillation in einem Strome von Wasserstoffgas über gebranntem Kalk in seiner Form gewonnen. Das reine N. ist eine farblose ölige Flüssigkeit, von 1,03 specifischem Gewicht, scharfem Geruch und brennendem Geschmack. Sie siedet bei 250° C., löst sich in Wasser, Weingeist und Aether und ist ein tödliches Gift. In den Tabacksblättern findet sich das N. in Gestalt eines Salzes. Trockener Schnupftaback enthält ungefähr 2 Procent N.; trockene entrippte Tabacksblätter 2,0 bis 7,9 Proc. Die Quantität des N. in den Tabacksblättern scheint zu der Qualität der Blätter in keinerlei Beziehung zu stehen. Der Proceß des belg. Grafen Bocarmé 1851 hat dazu beigetragen, das N. auch in weitern Kreisen bekannt zu machen. Der specifische Geruch des Tabacksdampfs wird besonders durch einen andern in den trockenen Tabacksblättern enthaltenen Stoff, das Nicotianin (Tabackskampher), hervorgebracht. Das über den trockenen Blättern destillirte Wasser scheidet beim Stehen weiße, blätterige Krystalle des Nicotianin ab, die wie Tabacksdampf riechen, ähnlich schmecken und in geringer Menge nicht giftig wirken. Das Nicotianin hat große Aehnlichkeit mit dem Cumarin, welches sich in den Tonkabohnen und im Waldmeister findet. (S. Taback.)

Niebuhr (Karstens), bekannt durch seine Forschungen über Arabien, geb. 17. März 1733 zu Lüdingworth im hannov. Lande Hadeln, trat 1760 als Ingenieurlieutenant in dän. Dienste und wurde im Jahre darauf, als der König von Dänemark, Friedrich V., eine Gesellschaft Gelehrter auf seine Kosten nach Arabien reisen ließ, um dieses Land zu erforschen, derselben für das Fach der Geographie beigegeben. Durch ein trauriges Geschick starben binnen Jahresfrist auf dem Wege von Konstantinopel durch Aegypten bis nach Indien sämmtliche Mitglieder dieser Gesellschaft mit Ausnahme N.'s, der die Reise allein fortsetzte, von der er erst 1767 zurückkehrte. Die Ergebnisse von seinen und seiner Gefährten Forschungen veröffentlichte er in der «Beschreibung von Arabien» (Kopenh. 1772), in der «Reisebeschreibung von Arabien und andern umliegenden Ländern» (2 Bde., Kopenh. 1774—78), sowie in der Ausgabe von P. Forskål's «Descriptiones animalium etc.» (Kopenh. 1775) und dessen «Flora Aegyptiaco-Arabica» (Kopenh. 1776). Seine stets auf eigenen Beobachtungen beruhenden Nachrichten zeichnen sich aus durch äußerste Genauigkeit und sind auch jetzt noch von hohem Werthe. N. wurde 1768 Ingenieurkapitän, 1778 Wirkl. Justizrath und Landschreiber in Süderdithmarschen zu Meldorf und 1808 Etatsrath. Er starb 26. April 1815. Eine Biographie N.'s hat dessen Sohn, Barthold Georg Niebuhr, verfaßt (Kiel 1817).

Niebuhr (Barthold Georg), einer der berühmtesten Geschichtsforscher, Kritiker und Philologen der neuern Zeit, der Sohn des Vorigen, geb. zu Kopenhagen 27. Aug. 1776, aber schon 1778 mit seinem Vater nach Meldorf übergesiedelt, erhielt hier eine sehr sorgfältige Erziehung. Im J. 1793 kam er nach Hamburg zu J. G. Büsch, dem Freunde seines Vaters, Vorsteher der Handelsakademie, und erwarb sich hier große Vertrautheit mit den Verhältnissen des Handels. Von 1794—96 besuchte er die Universität Kiel, mit juriſt. und philos. Studien beschäftigt. Unerwartet berief ihn 1796 der dän. Finanzminister Ernst Schimmelmann nach Kopenhagen als seinen Privatsecretär, wodurch er in die Staatsgeschäfte eingeführt wurde. Doch gab er 1798 die Stellung auf, verweilte drei Monate in London und fast ein Jahr in Edinburgh, wo er sich vorzüglich mit mathem. und naturwissenschaftlichen Studien beschäftigte. Zurückgekehrt trat er 1800 in den dän. Staatsdienst, erhielt 1804 die Direction der Bank und widmete sich eifrigst den Finanzgeschäften, doch daneben fortwährend mit gelehrten Studien beschäftigt. Seine deutsche Gesinnung, die sich durch die Entfaltung des Napoleon'schen Despotismus verletzt fühlte, bewog ihn schon damals, eine deutsche, mit einem Zurufe an den Zar Alexander begleitete Uebersetzung der ersten Rede des Demosthenes gegen den Philippus (Hamb. 1805; 2. Aufl. 1813) herauszugeben. Im J. 1806 trat N. in den preuß. Staatsdienst über, wo er Mitdirector der Seehandlung, dann 1808 Staatsrath und

Digitized by Google

Beamter im Finanzministerium wurde. So in die Krisen des preuß. Staats hineingezogen und vielfach angefeindet, erbat er 1810 seinen Abschied und hielt als Mitglied der Akademie der Wissenschaften an der neubegründeten berliner Universität Vorlesungen über röm. Geschichte; auch erschienen schon 1811 und 1812 die ersten beiden Bände seiner «Röm. Geschichte». Die polit. Verhältnisse veranlaßten ihn zu den Flugschriften: «Preußens Recht gegen den sächs. Hof» (Berl. 1814) und «Ueber geheime Verbindungen im preuß. Staate und deren Denunciation» (Berl. 1815). Auch verfaßte er 1813 «Grundzüge für die Verfassung Niederlands» (herausg. von M. Niebuhr, Berl. 1852). Nach Wiederherstellung des Friedens wurde N. 1816 zum preuß. Gesandten am päpstl. Hofe ernannt. Hier führte er unter großen Schwierigkeiten die Unterhandlungen über die Organisation der kath. Kirche in Preußen, infolge deren die wichtige, diese Verhältnisse regelnde Circumscriptionsbulle De salute animarum 1821 erlassen wurde, während zugleich literarische Forschungen, angeregt durch wichtige Entdeckungen und die Anschauung des Schauplatzes der röm. Geschichte, ihn unausgesetzt beschäftigten. Nach seiner Rückkehr aus Rom 1823 ging er an die Universität nach Bonn, wo er durch gediegene Vorträge und Bekanntmachung seiner geschichtlichen Untersuchungen zur Entwickelung der classischen Alterthumswissenschaften wesentlich beitrug. Sein durch strenge Studien abgespanntes Gemüth ward indeß von den polit. Ereignissen des J. 1830 hart betroffen, und er verfiel in eine Anschauung der Dinge, die sein Urtheil völlig trübte und seine Gesundheit untergrub. Er starb 2. Jan. 1831. N.'s Hauptwerk ist die «Röm. Geschichte», deren dritten unvollendeten Band J. Classen aus seinem Nachlasse herausgab (3 Bde., Berl. 1811—32; neueste Ausgabe von Isler in «Calvary's philol. und archäol. Bibliothek», 8 Thle., Berl. 1873 fg.), welche die frühere Zeit bis zum Kampfe mit Karthago umfaßt. Mit dem Erscheinen dieses Werks, das auch im Auslande, besonders in England (englisch von Hare, Thirlwall, Smith und Schmitz, 4. Aufl., 3 Bde., Lond. 1847—51) vorzügliche Anerkennung fand, begann für die Behandlung der röm. Geschichte eine neue Epoche, indem N. nicht nur die Unhaltbarkeit dessen, was bisher für beglaubigte Thatsache galt, nachzuweisen, sondern auch aus der Masse von Sagen, Muthmaßungen und Verfälschungen das auszuscheiden suchte, was als unverfälschtes Element angesehen werden kann. N. ist hierdurch ein Hauptbegründer der eigentlichen histor. Kritik geworden. Eine Fortsetzung des von N. selbst Begonnenen gab aus dessen Vorträgen Leonhard Schmitz in der «History of Rome from the first Punic war to the death of Constantine» (2 Bde., Lond. 1844; deutsch von Zeiß, 5 Bde., Jena 1844—46) heraus. Durch seine Anregung entstand auch die von Platner und Bunsen unternommene Beschreibung der Stadt Rom, welche wichtige Beiträge von N. enthält. Nach seinem Tode erschienen N.'s «Histor. und philol. Vorträge, an der Universität Bonn gehalten», deren erste Abtheilung die «Vorträge über die röm. Geschichte» (herausg. von Isler, 3 Bde., Berl. 1846—47), die zweite die «Alte Geschichte» (herausg. von M. Niebuhr, 3 Bde., Berl. 1847—51), die dritte die «Vorträge über alte Länder- und Völkerkunde» (herausg. von Isler, Berl. 1850) und die vierte «Vorträge über röm. Alterthümer» (herausg. von demselben, Berl. 1858) umfaßt. Unabhängig hiervon waren schon früher N.'s «Lectures on the history of Rome» (4. Aufl., 3 Bde., Lond. 1850) von Schmitz in engl. Uebersetzung veröffentlicht. Seine «Geschichte des Zeitalters der Revolution» (herausg. von M. Niebuhr, 2 Bde., Hamb. 1845) beruht auf den 1829 in Bonn gehaltenen Vorträgen. Von seinen philol. Arbeiten sind zu erwähnen: die kritische Ausgabe der Werke des Fronto (Berl. 1816), ferner von zwei bis dahin ungedruckten Bruchstücken der Reden des Cicero für Fontejus und Rabirius (Rom 1820), eines Bruchstücks des röm. Dichters und Redners Merobaudes (Bonn 1824), das er während seines Aufenthalts in St.-Gallen auf der dortigen Bibliothek entdeckte, und die «Inscriptiones Nubienses» (Rom 1821). Mit Böckh und Brandis begründete N. 1827 das «Rhein. Museum für Philologie», auch rief er seit 1828 eine neue Bearbeitung der «Scriptores historiae Byzantinae» ins Leben. Eine Reihe der gediegensten Aufsätze von ihm bieten seine «Kleinen histor. und philol. Schriften» (2 Bde., Bonn 1828—43) und seine «Nachgelassenen Schriften nichtphilol. Inhalts» (Hamb. 1842). Sehr anziehend sind auch die «Griech. Heroengeschichten. An seinen Sohn erzählt», von diesem (Hamb. 1842; 7. Aufl., Gotha 1877) herausgegeben. Vgl. Lieber, «Erinnerungen aus meinem Zusammenleben mit N.» (deutsch von Thibaut, Heidelb. 1837); «Lebensnachrichten über N. aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner Freunde» (3 Bde., Hamb. 1838); Susanne Winkworth, «The life and letters of Barthold Georg N.» (mit Beiträgen von Bunsen, Brandis und Loebell, 3 Bde., Lond. 1852); Mejer, «Eine Erinnerung an N.» (Rost. 1861); Classen, «Barthold Georg N.» (Gotha 1876).

Digitized by Google

Niebuhr (Markus Carsten Nikolaus von), conservativer Staatsmann und Publicist, Sohn des Vorigen, geb. zu Rom 1. April 1817, verbrachte seine Jugend zu Rom und Bonn, besuchte dann das Gymnasium zu Lübeck und studirte hierauf Rechts- und Staatswissenschaften auf den Universitäten zu Kiel, Bonn, Halle und Berlin. Nach längerm Aufenthalte in England, Belgien und Frankreich kehrte er nach Berlin zurück, wo er als Hülfsarbeiter in das Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten eintrat. Die Zeit 1846—47 verlebte er auf Reisen in Italien. Erst liberalen Principien zugethan, wandte er sich nach 1848 der Junkerpartei zu, für welche er publicistisch thätig war. In den J. 1848 und 1849 redigirte er selbst den «Magdeburger Correspondenten»; auch war er ein thätiger Mitarbeiter an der «Kreuzzeitung». Im J. 1850 wurde N. zum Regierungsrath ernannt und mit einer Mission nach Kassel betraut. Nach der Rückkehr gelangte er in die unmittelbare Nähe des Königs, indem ihn dieser 1851 zum Geh. Regierungsrath und Cabinetssecretär ernannte. Im J. 1852 ging er in diplomatischen Angelegenheiten nach London. Im J. 1854 ernannte ihn der König zum Cabinetsrath und Staatsrath, und bald darauf ward er auf sein Gesuch in den Adelsstand erhoben. N. gewann auf den König einen bedeutenden Einfluß, den er nach allen Richtungen hin im Interesse der Reactionspartei geltend zu machen suchte. Der berüchtigte Depeschendiebstahl 1856, der hauptsächlich geheime Papiere betraf, die N. anvertraut gewesen, wirkte auf sein Gemüth so erschütternd, daß er 1857 einer Geisteskrankheit verfiel, der er 1. Aug. 1860 zu Oberweiler bei Badenweiler erlag. Von N.'s literarischen Arbeiten sind aus früherer Zeit die Schriften über Bankwesen (1846), aus späterer die «Geschichte Assurs und Babels» (Berl. 1857) hervorzuheben.

Niederbronn, Stadt im niederelsass. Kreise Hagenau, 40 Kilom. nordnordwestlich von Straßburg, an der Elsaß-Lothringischen Eisenbahn (Linie Hagenau-Saargemünd), hat zwei Mineralquellen mit Badeanstalt, ein großes Eisenwerk (2500 Arbeiter) und Gerbereien und zählt (1875) 3176 E. Bei N. fand 25. Juli 1870 ein Zusammenstoß zwischen einer bad.-würtemb. Recognoscirungspatrouille unter Graf Zeppelin und franz. Cavalerie statt.

Niederdeutsch, s. Plattdeutsch.

Niederlande (geographisch-statistisch). Das Königreich der N., zwischen 50° 45′ und 53° 30′ nördl. Br. und 3° 20′ bis 7° 10′ östl. L. (von Greenwich) gelegen, hat einen Territorialumfang von 32,971,61 QKilom., der im NW. und N. von der Nordsee, im O. von Preußen und im S. von Belgien begrenzt ist. Die Bevölkerung belief sich Ende 1876 auf 3,865,456 Individuen, also 117 auf den Quadratkilometer. Relativ am stärksten sind die Provinzen Nord- und Südholland (s. Holland), am schwächsten ist Drenthe bevölkert. Fast das ganze Land ist Tiefland und Fortsetzung der großen deutschen Ebene. Der größte Meerbusen an der Nordsee ist die Zuidersee (s. d.), nächst dieser der Dollart (s. d.) und der Lauwersee, an der Nordküste. Die Hauptflüsse des Landes sind der Rhein, die Maas und die Schelde. Außerdem ist das Land von zahlreichen Nebenflüssen durchschnitten, in welche die anliegenden, eingedämmten, durch Entwässerung urbar gemachten Ländereien, die sog. Polder, das zuströmende Wasser durch Abzugsgräben und Schöpfräder ableiten. Unter den zahlreichen Kanälen gehören der Nordholländische Kanal von Amsterdam nach Nieuwediep und der neuere von Amsterdam nach Ymuiden zu den größten Wasserbauwerken der neuern Zeit. Von den Landseen war das Harlemer Meer (s. d.) der größte, ist aber 1845—52 trockengelegt worden. Durch das Zuströmen der Gewässer, insbesondere des Rheins und der Maas, sind Geldern und Holland fast jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt, welche, die Deiche und Dämme durchbrechend oder überströmend, ganze Landstriche mit Wasser und Sand bedecken. Noch gefährlicher ist den Provinzen Holland, Zeeland, Friesland und Gröningen die Nordsee, welche höher geht als das Land. Theilweise wird zwar diese Gefahr durch die Dünen, eine Reihe Sandhügel, oft bis zu 60 Mt. hoch, die sich von Dünkirchen im franz. Flandern bis nach Texel erstrecken, gemildert; die übrigen Seeküsten aber müssen durch hohe, äußerst kostspielige Deiche geschützt werden. Das südl. Niederland ist eine Fortsetzung der großen sandigen Heide, die sich von der Ostsee durch Brandenburg, Lüneburg und Westfalen bis an die Schelde erstreckt, nur durch die fruchtbare Betuwe, das zwischen der Waal und dem eigentlichen Rhein gelegene Land der alten Bataver, unterbrochen wird und sich dann über Nordbrabant ausdehnt. Südwärts erstreckt sich das aus Heide, Sand und Moraſt bestehende Peel- und Kempenland bis tief in das ehemalige Bisthum Lüttich. Das Klima ist in den höher liegenden südöstl. Gegenden, sowie auch in Geldern, Utrecht, Overyssel und Gröningen gesund, während in Zeeland, Holland und Friesland die Unbeständigkeit der Witterung, die stehenden Gewässer und das schlechte Trinkwasser Fieberkrankheiten verursachen.

Digitized by Google

Die fruchtbarsten Gegenden sind Zeeland und Geldern; schöne Wiesen und Viehweiden gibt es in Holland, Friesland und Gröningen. Unter den Erzeugnissen des Thierreichs steht das Rindvieh obenan. Pferde, die sich durch Größe, Stärke und Ausdauer auszeichnen, liefert Friesland. Die Schafzucht ist nur in den sandigen Gegenden Hollands, vorzüglich auf der Insel Texel, beträchtlich. Schweinezucht wird stark betrieben. In den Seedünen halten sich zahllose wilde Kaninchen auf; Hasen sind in den östl. Provinzen zahlreich. Wildes und zahmes Geflügel ist im Ueberflusse vorhanden. Die Bienenzucht ist auf den Heiden in Geldern und besonders Drenthe nicht unbeträchtlich. Austern, Muscheln, Hummern, alle Sorten See- und Flußfische, namentlich Kabeljaus, Schellfische, Stinte, Bütten, Schollen, Lachse, Aale und Heringe, sind in Menge an den Küsten, in den Flüssen und Binnengewässern vorhanden. Den Mangel an Holz ersetzt der Torf, welcher namentlich in Holland und Friesland in großer Masse gegraben wird. Die wichtigsten Mineralien sind Seesalz, Thon und Pfeifenerde.

Die Bewohner des Königreichs sind, abgesehen von etwa 69,000 Juden und ziemlich zahlreichen andern Fremdgeborenen, die sich, wie jene, des Handels wegen hier niedergelassen haben, sämmtlich german. Stammes: Franken, Sachsen und Friesen. Unter diesen Stämmen ist der fränkische durch Zahl, Sprache und Gesittung der herrschende geworden. Er bewohnt vorzugsweise Geldern westlich vom Yssel-fluß, Holland, Utrecht, Zeeland, Nordbrabant und Limburg, während die Bevölkerung von Geldern östlich von der Yssel, Overyssel, Drenthe und Gröningen vorwiegend sächs. Stammes ist. Die Friesen (s. Friesland), angeblich 300,000 an der Zahl, wohnen in den nördl. Küstenlanden zwischen der Zuydersee und der Provinz Gröningen und haben bisjetzt, wenigstens außerhalb der Städte, eigene Mundart und Sitte bewahrt. Der Niederländer kommt hinsichtlich seines Charakters dem Norddeutschen sehr nahe. N. ist ein vorherrschend prot. Staat. Die prot. Bevölkerung, die ungefähr 62 Proc. beträgt, gehört zum allergrößten Theile der reform. Kirche an; Lutheraner, Remonstranten oder Arminianer, Mennoniten, Herrnhuter und andere kleine Religionsparteien mögen zusammen an 90,000 Seelen zählen. Die Angelegenheiten der Reformirten erhalten durch die Allgemeine Synode, unter welcher die Provinzial-Kirchenregierungen stehen, ihre oberste Leitung. Die Katholiken, die in Brabant und Limburg vorwiegen und selbst noch in Nordholland und Geldern, auch in Südholland und Overyssel ansehnliche Theile der Bevölkerung bilden, machen eine einzige «kirchliche Provinz» aus, die seit 1853 in fünf Diöcesen zerfällt: das Erzbisthum Utrecht und die zu demselben gehörigen Bisthümer Harlem, Herzogenbusch, Breda und Roermond. Außerdem haben noch die Altkatholiken oder sog. Jansenisten (s. d.) ein eigenes Kirchenwesen, die Kirche von Utrecht genannt, dem ein Erzbischof zu Utrecht und zwei Bischöfe zu Harlem und Deventer vorstehen, obgleich die Zahl derselben in 25 Gemeinden nur 6000 beträgt.

In einem nach Flächengehalt so beschränkten und doch so stark bevölkerten Küstenlande, das seine Hauptrichtung auf den Seehandel genommen und deshalb um so größere Bedürfnisse zu befriedigen hat, kann die physische Landescultur in Hinsicht der Erzeugung von Rohproducten unmöglich von hoher Bedeutung sein. Demungeachtet hat sich die holländ. Landwirthschaft durch ihre Betriebsamkeit eine große Anerkennung erworben. Die Landschaft von Harlem nach Amsterdam und von Amsterdam nach Utrecht gleicht einem unermeßlichen Garten. Die schönsten Theile von Nordholland waren bis in den Anfang des 17. Jahrh. Seen, die erst durch die angestrengte Arbeit in fruchtbares Land verwandelt wurden. Noch sind weite Flächen, die als Ried, Moor u. s. w. daliegen, der Landwirthschaft bisher nicht nutzbar geworden, namentlich in Drenthe und der Veluwe. Es werden zwar alle Getreidearten, doch nicht in hinreichender Menge gewonnen, um so weniger, als die Cultur anderer Gewächse, wie Flachs, Hanf, Krapp, Oelfrüchte, Futterkräuter, Taback, Hopfen, Gemüse, Blumenzwiebeln u. s. w., dem Anbau der Cerealien sehr ansehnliche Flächen entzieht, während die fruchtbarsten Gegenden des Landes, die Marschen, sich mehr zur Viehzucht als zum Feldbau eignen. Die Viehzucht und vorzugsweise die Rindviehzucht befriedigt nicht nur sehr reichlich den Bedarf des Landes, sondern verstattet auch eine immer mehr steigende Ausfuhr an Schlachtvieh und besonders an Butter und Käse. Einen sehr ergiebigen Nahrungszweig gewährt auch die Fischerei. Auch der zu Anfang des 17. Jahrh. in seiner Blüte stehende, zu Anfang des 19. Jahrh. ganz herabgekommene Heringsfang hat neuen Aufschwung genommen, und selbst der Walfischfang wird wieder in größerer Ausdehnung betrieben. In Hinsicht der technischen Cultur zeichnen sich die N. gegenwärtig fast nur in solchen Zweigen aus, die durch Localverhältnisse bedingt sind oder mit dem Handel in inniger Verbindung stehen. So gehören die Segeltuchfabriken und die Werkstätten für Tauwerk in Rotterdam, Amsterdam, Gouda und vielen Dörfern von Süd- und Nordholland zu den berühmtesten

Digitized by Google

und bewährtesten in Europa. Uebrigens behauptet auch die Fabrikation feinerer Leinenwaaren seit langer Zeit einen ausgezeichneten Ruf; berühmt sind die Bleichen von Leiden und besonders von Harlem. In der Tuchfabrikation, mit deren Erzeugnissen die N. einst das stärkste und berühmteste Geschäft in Europa machten, sind dieselben von Belgien allerdings längst überflügelt; doch liefern Leiden, Delft, Utrecht, Tilburg, Mastricht, Roermond und Vaels immer noch ausgezeichnete Waaren. Auch die Baumwollmanufactur hat sich seit der Trennung Belgiens nothgedrungen immer mehr entwickelt, namentlich in Nord- und Südholland, Brabant und Overyssel. Altberühmt ist die Lederfabrikation, und vorzüglich liefern Amsterdam und Mastricht das beste Sohlenleder. Ansehnlich ist die Seifenfabrikation. Porzellan liefert nur Amsterdam, Delft dagegen hat gute Fayencefabriken, und Gouda ist berühmt durch seine holländ. Thonpfeifen. Die Papiermühlen, besonders bei Zaardam und in der Veluwe, haben noch gegenwärtig den schon seit zwei Jahrhunderten wohlbekannten Ruf ihres Fabrikats. Auf dem Betriebe des Seehandels beruht hauptsächlich der überaus starke Absatz der Branntweinbrennereien, namentlich der Wachholder- oder Geneverbrennereien; Schiedam allein hat deren gegen 200. Ferner sind mit dem Seehandel verknüpft die großen Tabacksfabriken, besonders zu Amsterdam und Rotterdam, und die Zuckersiedereien zu Amsterdam, Rotterdam, Dordrecht und Utrecht.

Seit bereits fünf Jahrhunderten findet die Industrie der N. ihren Mittelpunkt in dem Seehandel. Zur Beförderung dieses Zwecks wurde für den ind. Handel 1824 die königl. niederländ. Handelsgesellschaft (Maatschappij) gestiftet, mit einem Grundkapital von 12 Mill. holländ. Fl., welche durch Staatsvertrag vom 8. Sept. 1849 verlängert worden ist. Außer zahlreichen Versicherungs- und Handelsgesellschaften befördern die Bank der N. und die Associationskasse zu Amsterdam den Verkehr. Die Handelsflotte bestand 31. Dec. 1876 aus 1702 Segelschiffen und 84 Dampfern. In allen Häfen des Königreichs liefen 1876 ein 8392 Schiffe mit 7,611,615 Tonnen, und aus 8755 Schiffe 8,229,509 Tonnen. Die Einfuhr belief sich 1875 auf 718,846,000 Fl., wovon 77,645,000 auf die Colonien kommen, die Ausfuhr auf 538,970,000 Fl., wovon 41,221,000 auf die Colonien kommen. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel sind Vieh, Käse, Butter, Taback, Leinwand, Spitzen, Leder, Papier, Genever, Fische, besonders Heringe, Thran u. s. w. Eingeführt werden dagegen, theils zum Verbrauch im Lande, theils zur Spedition, Getreide, Holz, Metall-, Seiden- und Wollwaaren, Wein, Colonialproducte aller Art u. s. w. Die Haupthäfen sind Amsterdam und Rotterdam, denen die zu Dordrecht, Schiedam, Maassluis, dann die zu Middelburg, Vlissingen, Briel, Gröningen und Delfzyl zunächst stehen. Packetboote und Dampfschiffe befahren nicht nur die inländischen Ströme und Kanäle, sondern unterhalten auch eine regelmäßige Verbindung mit den wichtigsten europ. Handelsplätzen, wie auch mit den Colonien in Asien und mit Nordamerika. Nächst Großbritannien sind die N. für den europ. Handel am geeignetsten gelegen. Die maritime, aber zugleich continentale Lage, der Besitz von drei wichtigen Strommündungen, die vielfache Verzweigung ihrer schiffbaren Wasserbahnen, alles dies bot die Grundlagen zu einem Weltverkehr, die der Unternehmungsgeist des Volks, verbunden mit der Sorgfalt der Regierungen, trefflich zu benutzen wußte. Zur Verbesserung der Wasserstraßen nach Amsterdam und Rotterdam kam 1863 ein Gesetz zu Stande, wonach die Mündung der Maas ausgetieft und von einer (durch die Regierung autorisirten) Gesellschaft ein Kanal vom Y in die Nordsee geführt wurde. Eine sehr große Menge kleinerer Kanäle sind zwar hauptsächlich zu landwirthschaftlichen Zwecken angelegt, werden jedoch zugleich fast sämmtlich als Communicationswege für kleinere Fahrzeuge (die sog. Treckschuiten oder Ziehschiffe) benutzt. Zugleich sind auch trefflich unterhaltene Kunststraßen vorhanden, die bei dem Mangel an Rollsteinen größtentheils aus Ziegeln (Klinker) erbaut werden mußten. Bis 1860 bestanden in den N. nur zwei Eisenbahnlinien, die von Amsterdam über Utrecht und Arnheim nach Deutschland (Oberhausen) und die über den Haag nach Rotterdam. Am 1. Jan. 1877 waren schon 1695 Kilom. in Betrieb, wovon 997 Kilom. Staatsbahnen; die Länge der Telegraphenlinien betrug 3470 Kilom. Infolge der Ereignisse von 1830 fanden die Handelsverhältnisse der N. wesentliche und zweckmäßige Umgestaltungen. Die Regierung gab das Prohibitivsystem auf und suchte nun besonders durch Verträge dem niederländ. Handel vortheilhafte Beziehungen zu verschaffen. Das Princip der Gegenseitigkeit trat an die Stelle der Ausschließung und hoher Schutzzölle. Mit der zu Mainz 1831 abgeschlossenen Rheinschifffahrtsconvention begann bereits die liberale Handelspolitik, die sich zugleich durch große Geschicklichkeit im Unterhandeln und durch vollkommene Kenntniß einheimischer und fremder Handelsverhältnisse bekundete. Besonders aber wurde, seitdem die Schifffahrtsgesetze von 1851 mit dem Schutzsystem gebrochen, den neuen ökonomischen Principien durch

Digitized by Google

eine Reihe von Verträgen mit fast allen Mächten gehuldigt. Der niederländ. Colonialbesitz (zusammen 1,713,000 QKilom. mit 24,500,000 E.) umfaßt in Asien: die Insel Java, die Molukken, den größten Theil von Sumatra, mehrere der Kleinen Sunda-Inseln, Makassar und die Nordostküste der Insel Celebes, Banda und verschiedene Niederlassungen auf Borneo; in Australien: mehrere Etablissements auf der Ostküste von Neuguinea; in Amerika: die westind. Inseln Curaçao, St.-Eustache, Saba und einen Theil von St.-Martin, auf dem Festlande aber das holländ. Guiana oder Surinam. Die wichtigste und bedeutendste aller Besitzungen ist die Insel Java (s. d.), welche in neuerer Zeit durch eine tüchtige Verwaltung zur höchsten colonialen Blüte gelangt ist. Der Finanzetat der Colonien wies 1877 etwas mehr als 148 Mill. Fl. an Einnahmen und 139 Mill. Fl. an Ausgaben nach.

Die intellectuelle Cultur hat in den nördlichen N. unausgesetzt eine eifrige Unterstützung theils von den Verwaltungsbehörden, theils von den wohlhabendern Klassen des Volks erfahren. Die drei Landesuniversitäten zu Leiden, Utrecht und Gröningen, vor allen die erste, nahmen in den Fächern der Sprachkunde, der Naturwissenschaften und der histor. Studien stets einen ausgezeichneten Rang unter den europ. Hochschulen ein. Durch das Gesetz für den höhern Unterricht von 1876 ist das frühere Athenäum zu Amsterdam zu einer städtischen Universität erhoben. Als Vorbereitungsschulen für die Universitäten dienen die Gymnasien. Der mittlere Unterricht, welcher dem der deutschen Bürgerschulen entspricht, wurde erst durch das Gesetz vom 3. Mai 1863 ins Leben gerufen und geordnet. Die Zahl dieser mittlern Anstalten hat sich seitdem noch bedeutend vermehrt. Der Volks- oder Elementarunterricht erhielt durch das Gesetz vom 13. Aug. 1857 ein neues Leben. Ende 1873 gab es 2669 öffentliche, d. h. von den Gemeinden unterhaltene Schulen. Außerdem zählte man auch 1085 Privatschulen. Auch ist das Land reich an Bibliotheken und Sammlungen, an Gesellschaften und Vereinen zur Förderung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen. Ueberhaupt gehört die holländ. Bevölkerung zu den wohlunterrichtetsten in Europa. Das stehende Heer des Königreichs beträgt auf dem Kriegsfuß 2063 Officiere und 60,867 Soldaten und besteht aus den Freiwilligen, welche sich durch Werbung ergänzen und zum Dienst auf 6—12 Jahre verpflichten, und der Miliz, welche durch Losung in jährlich festzustellender Stärke zum Dienst gezogen wird. Dazu kommt noch die Bürgerwehr (Schutterij), zu welcher jeder Eingeborene vom 25. bis zum 35. Jahre gehört, der Landsturm, der alle waffenfähigen Männer vom 19. bis zum 50. Jahre umfaßt, und die Schützenvereine, welche sich im Kriege der Regierung zur Verfügung stellen. Das stehende Heer ist in 4 Divisionen und 1 Reservebrigade getheilt; im Frieden gibt es 5 Territorialdivisionen. Es umfaßt 1 Regiment Grenadiere und Jäger und 8 Linieninfanterieregimenter, 4 Husarenregimenter, 2 Regimenter Feldartillerie, 3 Regimenter Festungsartillerie, 1 Regiment reitende Artillerie, 1 Pontonniercorps und 1 Bataillon Sappeurs und Mineurs. Die Landesvertheidigung stützt sich nach dem Gesetz vom 11. März 1874 nicht auf einzelne Festungen, sondern auf folgende neun zusammenhängende Linien: die neue holländ. Wasserlinie, die Stellung in Gelderland und in der Niederbetuwe, die Stellung des Hollandsch-Diep und Volkerak, die Stellung an den Mündungen der Maas und des Haringvliet, die am Helder, die Werke zur Deckung der Uebergänge über Yssel, Maal und Maas, die Stellung von Amsterdam, die südl. Wasserlinie von der Maas oberhalb St.-Andrées bis zum Amer unterhalb Geertruidenberg, die Werke an der Schelde. Die ostind. Armee der N. zählt 18 Feld- und 9 Garnisonsbataillone, 1 Cavalerieregiment, 21 Compagnien Artillerie, 6 Geniecompagnien, mit Stäben u. s. w. insgesammt 1425 Offiziere und 33,996 Mann. Die Schutterij in Ostindien zählt 4600 Mann; außerdem gibt es noch ind. Specialcorps (Pradjoerils, Barissans). Die Kriegsflotte hatte ihre höchste Blüte im 17. Jahrh.; erst im nordamerik. Befreiungskriege trat sie nach empfindlichen Verlusten gegen die Engländer in die Stellung einer Seemacht zweiten Rangs. Nach den mannichfachsten Einbußen im Zeitalter der Revolution konnte sie mit dem J. 1814 erst allmählich wieder die beschränktere Stellung vor 1792 einnehmen. Zu einer mächtigern Stufe der Kraftentwickelung ist sie auch jetzt noch nicht gelangt. Die Flotte bestand 1. Juli 1877 aus 86 Dampfern mit 376 Kanonen und 19 Segelschiffen mit 94 Kanonen. Das Marinecorps zählte 4533 Mann in activem Dienst. Die Finanzen des Staats waren in der Zeit 1748—80 in einen so blühenden Zustand gekommen, daß die Staatspapiere, bei einem Zinsfuß von $2^1/_2$ Proc., bis zu 10 Proc. über den Nominalwerth stiegen. Durch den Krieg gegen England, die innern Unruhen von 1786, den Krieg gegen Frankreich und die Verschwendungen des Königs Ludwig kam das Land in einen so kläglichen Zustand, daß Napoleon I. dasselbe bei der Einverleibung in das franz. Kaiserreich durch Herabsetzung der Staatsschuld

Digitized by Google

auf ein Drittheil gewissermaßen für bankrott erklärte. Bei der Wiederherstellung des niederländ. Staats erklärte man nur jenes eine Drittheil der Schuld für zinstragend, erkannte jedoch die zwei andern Drittheile als aufgeschobene (uitgestelde, d. i. nicht zinstragende) Schuld an. Die wirkliche Schuld trug seit 1815: ½ Proc. Zinsen; jährlich sollten 4 Mill. der wirklichen Schuld abgetragen und ebenso viele von der aufgeschobenen an ihre Stelle treten. Die von der ehemaligen Republik Holland herrührende Staatsschuld betrug 573,153,530 Fl., die aufgeschobene 1,719,460,591 Fl., zusammen 2,292,614,121 Fl. Für das ehemalige Belgien wurde durch Uebereinkunft vom 11. Oct. 1815 die österr. Schuld zu 34,466,679 Fl. übernommen. Eine geregelte Finanzverwaltung und die ruhigen Zustände nach der belg. Revolution führten indeß im Laufe der nächsten Jahrzehnte zu einer bessern Finanzlage des Staats. Die ganze verzinsliche (2½, 3, 3½, 4 Proc.) Staatsschuld belief sich 1877 auf 912,192,152 Fl., mit einem Zinsenerforderniß von 26,079,055 Fl. Das Budget für 1877 stellte die Staatsausgaben zu 117,927,685 Fl. fest, wogegen die Einnahmen nur 106,392,323 Fl. betrugen.

Das Königreich der N. ist nach dem Staatsgrundgesetz (Grondwet) vom 24. Aug. 1815 eine eingeschränkte constitutionelle Monarchie. Die Krone ist erblich in dem Hause Oranien-Nassau, und zwar in des ersten Königs Wilhelm I. männlicher Nachkommenschaft nach dem Rechte der Erstgeburt und durch Repräsentation. In Ermangelung männlicher Nachkommenschaft geht die Krone auf die Töchter des Königs nach dem Rechte der Erstgeburt über. Wenn der König keine Tochter hat, so bringt die älteste Tochter von der ältesten absteigenden männlichen Linie des Königs die königl. Würde auf ihr Haus und wird, wenn sie früher verstorben ist, durch ihre Nachkommen repräsentirt. Ueber die Vormundschaft eines minderjährigen Königs, insofern von seinem Vorgänger darüber keine Anordnung getroffen worden, sowie über die Regentschaft verfügen die Generalstaaten; bis dieselben verfügt, übt der Staatsrath die höchste Gewalt aus. Die gegenwärtige Verfassung wurde durch königl. Erlaß vom 14. Oct. 1848 genehmigt und 3. Nov. 1848 feierlich verkündigt. Der König kann keine fremde Krone tragen, mit Ausnahme der von Luxemburg; derselbe erhält außer seinen Domänen 1 Mill. Fl. Es werden keinerlei aristokratische Vorrechte anerkannt. Die Volksvertretung (die Generalstaaten) zerfällt in zwei Kammern. Die Zweite Kammer besteht aus Abgeordneten, welche von allen zur Ausübung polit. Rechte befähigten, eine gewisse Summe directer Abgaben zahlenden Staatsangehörigen auf vier Jahre gewählt werden. Der Census darf nicht über 160 und nicht unter 20 Fl. sein. Auf 45,000 E. kommt ein Abgeordneter, der wenigstens 30 J. alt sein muß. Die 39 Mitglieder der Ersten Kammer werden von den Provinzialständen aus der Klasse der Höchstbesteuerten ernannt, müssen 30 J. alt sein und werden auf neun Jahre erwählt. Die Zweite Kammer hat das Recht der Initiative. Die Steuern werden alle Jahre bewilligt; die Freiheit der Presse und der Vereinigung ist gewährleistet, wird jedoch durch Gesetze geregelt. Dem Könige als Inhaber der executiven Gewalt, wie sie Verfassung und Gesetz bestimmen, steht ein verantwortliches Staatsministerium zur Seite. Sämmtliche Minister mit mehrern Prinzen des königl. Hauses bilden den Cabinetsrath des Königs, der in diesem, sowie auch in dem von ihm ernannten Staatsrathe den Vorsitz führt. Außerdem besteht eine allgemeine Rechnungskammer, ein oberster Gerichtshof (Hooge Raad) und ein Obermilitärgerichtshof zu Utrecht. Durch die Verordnung vom 30. April 1815 erneuerte der König Wilhelm I. zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste bei der Land- und Seemacht den militärischen Wilhelmsorden und im April 1844 stiftete König Wilhelm II. einen neuen Orden für Subalternoffiziere von 15—25 Dienstjahren, verbunden mit Gehaltszulage. Außerdem gibt es den Civilverdienstorden vom niederländ. Löwen mit drei Klassen, gestiftet 29. Sept. 1815. Das niederländ. Wappen stellt den goldenen schreitenden Löwen Nassaus mit ausgestreckter Zunge dar, auf azurblauem, mit goldenen Schindeln bestreutem Feld; er hält in der linken Vorderpranke sieben Pfeile, in der rechten ein Schwert. Die Staatsflagge ist roth, weiß, blau, Nationalfarbe orange. Vgl. A. van Heusden, «Handboek der aardrijkskunde, staatsinrigting, staatshuishouding en statistiek van het koningrijk der Nederlanden» (Harl. 1866); «Algemeene statistiek van Nederland» (2 Bde., Leid. 1870—71); «Staatskundig jaarboekje voor 1876» (Amsterd. 1876); Rijkens, «Aardrijkskunde van Nederland» (3. Aufl., Gröning. 1877); de Amicis, «Nederland en zijne bewoners» (2. Aufl., Leid. 1877).

Niederlande (geschichtlich). Die N. waren schon zu Cäsar's Zeiten größtentheils von german. Völkerschaften bewohnt. So hatten die Bataver und Caninefaten das Land zwischen dem Rhein, der Waal und der Maas inne, während die ebenfalls deutschen Friesen an der nördl. Seeküste wohnten. Die Bataver machten sich besonders bekannt durch den Kampf, den

Digitized by Google

sie 70 n. Chr. unter Anführung des Claudius Civilis mit den Römern ehrenvoll bestanden. Im 5. Jahrh. tritt ihr Name, sowie der anderer kleinerer Stämme, zurück, und es geschieht nur noch dreier Nationen Erwähnung, der Franken im Süden, der Friesen im Norden, der Sachsen im Osten. Die beiden letztern wurden mit der Zeit von den erstern unterjocht, und alle drei gehörten zum Reiche Karl's d. Gr. Bei der Theilung des Reichs unter Karl's Enkel fiel ein Theil der N. an Frankreich, ein Theil an Lothringen, das übrige an Deutschland, und als im 10. Jahrh. Lothringen mit Deutschland vereinigt war, wurde das ganze Land, mit Ausnahme des jenseit der Schelde gelegenen, zum Römisch-deutschen Reiche gerechnet. Das Lehnsystem und Beneficialwesen bewirkte hier, wie überall, daß die Eintheilung in Gaue aufhörte und neue Herrschaften, Herzogthümer und Grafschaften sowie geistliche Stifter ins Leben traten. So bildeten sich unter anderm in Südniederland das Herzogthum Brabant und die Grafschaft Flandern; in Nordniederland die Grafschaft Geldern (später Herzogthum), die Grafschaften Holland und Zeeland und das Stift Utrecht. Durch Erbrecht und Eroberung gelangten manche dieser Landschaften mit der Zeit unter Eine Krone. Die Vereinigung aller Länder gelang aber erst im 14. und 15. Jahrh. den burgund. Herzogen aus dem Hause Valois, Philipp dem Guten, Karl dem Kühnen und deren Erben aus dem Hause Habsburg. Marie, die Erbtochter Karl's des Kühnen, vermählte sich mit Kaiser Maximilian I. (s. d.), wodurch die burgund. Erblande in habsburgischen Besitz gelangten. Unter der Verwaltung der Habsburger nahmen die N. an Ruhm und Wohlfahrt einen mächtigen Aufschwung. Insbesondere wirkte Kaiser Karl V. bedeutend im Interesse des Landes. Nachdem derselbe 1543 Geldern und Zütphen erobert und Frankreich gezwungen, auf das Lehnrecht der südl. Landschaften zu verzichten, vereinigte er alle 17 Provinzen zu einem einzigen Kreise des Römisch-deutschen Reichs, gemäß dem Vertrage zu Augsburg von 1548, regelte auch im Jahre darauf im Verein mit den Ständen des Landes das Erbrecht in allen Provinzen auf gleicher Grundlage. Es war das fortwährende Streben des Kaisers, die einzelnen Provinzen der N. zu einem mächtigen Staate zu verschmelzen. Der aus der Reformation hervorgegangene Zwiespalt vereitelte jedoch diese Absichten. Ein ansehnlicher Theil des niederländ. Volks hatte die neue Lehre angenommen, die Karl V. und besonders dessen Sohn, Philipp II. (s. d.) von Spanien, schonungslos wieder auszurotten suchten. Philipp befahl die von Karl V. gegen die Anhänger der Reformation erlassenen Verordnungen ohne Rücksicht zur Ausführung zu bringen. Die ganze Nation widersetzte sich diesem Befehle. Die Großen des Landes, die schon früher den König gezwungen hatten, seinen verhaßten Günstling, den Cardinal Granvella (s. d.), aus den N. zu entfernen, Oranien, Egmond und Hoorn, baten um Entlassung aus ihren Aemtern. Der niedere Adel verband sich und überreichte der Oberstatthalterin Margaretha von Parma eine Bittschrift, die einen Protest gegen die Religionsverfolgungen enthielt; die Bürger versammelten sich auf freiem Felde zu prot. Gottesdienst. Endlich im Aug. 1566 begann das Volk den Angriff gegen die kath. Kirchen und die Vernichtung der Bilder. Im folgenden Jahre schickte König Philipp den Herzog Alba mit einem aus Spaniern und Italienern bestehenden Heere ab, um die kirchliche Bewegung zu dämpfen. Allein die grausame Tyrannei dieses Feldherrn bewirkte gerade das Gegentheil von dem, was der König beabsichtigte. Die Hinrichtung so vieler Tausende, darunter die Angesehensten des Landes, Egmond und Hoorn, schüchterte zwar das Volk für den Augenblick ein, aber es versammelten sich um den geflüchteten Prinzen Wilhelm I. (s. d.) von Oranien eine große Anzahl von Verbannten, die sich vornehmlich zur See gefürchtet machten. Nach vergeblichen Versuchen von seiten Oranien's, mit einem Landheere die Spanier aus den N. zu vertreiben, gelang es 1572 den sog. Geusen (s. d.) unter dem Grafen von der Marck, sich des Hafens Briel und von da aus fast ganz Hollands und Zeelands zu bemächtigen. Die Aufständischen erkannten Oranien, den frühern königl. Statthalter dieser Provinzen, als ihr gesetzmäßiges Oberhaupt an. Der Prinz behauptete sich gegen Alba und dessen Nachfolger Requesens, der eine mildere Politik beobachtete. Als nach dem plötzlichen Tode des letztern 1576 die allgemeine Unzufriedenheit in einen offenen Aufstand aller Provinzen ausschlug, wußte Oranien durch den Vertrag von Gent die übrigen Provinzen mit Holland und Zeeland zu verbinden und dem neuen Statthalter Don Juan d'Austria die Regierung unmöglich zu machen. Die Eifersucht des Adels in den südlichen N. und die immer noch zahlreichen Anhänger der kath. Kirche störten jedoch alsbald die Eintracht und das Zusammenwirken, und der Nachfolger Don Juan's, der geschickte und listige Alexander Farnese, Prinz von Parma, wußte aus diesen Spaltungen Nutzen zu ziehen. Bereits 1579 versöhnten sich die wallonischen (französisch sprechenden) Provinzen mit dem Könige, und diesem Beispiele folgten andere. Dagegen schlossen sich die nördl. Provinzen durch

Digitized by Google

die berühmte Union zu Utrecht enger aneinander, waren aber nicht im Stande, dem Feinde erfolgreich zu widerstehen. Als der bereits 1580 geächtete Prinz Wilhelm von Oranien 1584 durch Mörderhand fiel, standen der span. Macht nur noch die vier Provinzen Holland, Zeeland, Utrecht und Friesland entgegen. Um diese Zeit wurde die Aufmerksamkeit Philipp's II. von den niederländ. Angelegenheiten abgelenkt durch den franz. Thronfolgestreit zwischen Heinrich IV. und der Ligue. Um letzterer beizustehen, mußte der Herzog von Parma wiederholt mit dem größten Theile seines Heers nach Frankreich ziehen. Diese Gelegenheit benutzten die Niederländer unter dem Prinzen Moritz (s. d.), dem Sohne Wilhelm's von Oranien, um sich einer Reihe wichtiger Plätze in Geldern, Overyssel, Gröningen und Brabant zu bemächtigen. Von jetzt an nahm der Krieg für die Niederländer eine günstigere Wendung. Beim Tode Philipp's II. (1598) war das ganze Land nördlich vom Rhein von den Spaniern befreit, und 1609 schloß dessen Nachfolger, Philipp III., einen 12jährigen Waffenstillstand, in welchem die Unabhängigkeit der sieben Provinzen im Princip anerkannt wurde.

Diese sieben Provinzen bildeten nunmehr die **Republik der Vereinigten N.**, während die südl. Provinzen, Belgien (s. d.), dem Hause Habsburg und der kath. Confession verblieben. Bereits 1581 hatten sich jene sieben nördl. Provinzen von dem König von Spanien losgesagt und waren, nachdem Frankreich und England die Herrschaft abgelehnt, ohne Souverän geblieben. Dafür genoß aber der Prinz von Oranien als Statthalter der fünf wichtigsten Provinzen und Befehlshaber des Heers eines fürstl. Ansehens und wurde vom Volke wie ein Monarch geehrt. Während des Waffenstillstandes erhob sich jedoch ein Conflict zwischen ihm und den Ständen oder Staaten von Holland (der größten und mächtigsten der sieben Provinzen, nach welcher auch die gesammten Lande als «Holland» bezeichnet wurden), deren Generalanwalt und Führer Johann von Oldenbarnevelt (s. d.) war. Der Zwiespalt entsprang aus den kirchlichen Zwisten zwischen den strengorthodoxen Gomaristen und Arminianern. Da der Prinz Moritz, der für die Gomaristen Partei genommen, über das Heer verfügte, so nahmen die städtischen Behörden Hollands, die den Arminianern zugethan waren, auf eigene Kosten Soldaten in Dienst (Waardgelders). Moritz sah in diesem Vorgange einen Eingriff in seine Rechte sowie in die der Generalstaaten (s. d.) der Union und ließ nicht nur jene Truppen der Städte auflösen, sondern nahm sogar (1618) die Häupter der Gegenpartei gefangen, darunter Oldenbarnevelt und den Rechtsgelehrten Hugo de Groot (Grotius). Diese wurden vor ein außerordentliches Tribunal gestellt und der erstere sogar zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Im übrigen erfreuten sich die N. des besten Gedeihens; Industrie, Handel, Schifffahrt und Fischfang blühten wie nie zuvor. Dazu kam noch die Entwickelung des Verkehrs mit Ost- und Westindien. Der Krieg hatte nämlich die Seeverbindung mit Spanien und Portugal, folglich auch die Zufuhr ind. Erzeugnisse behindert, und die niederländ. Seefahrer waren deshalb in directen Verkehr mit Ost- und Westindien getreten und hier gefährliche Nebenbuhler für die Portugiesen und Spanier geworden. Im J. 1602 wurde die Ostindische Compagnie (s. d.) gestiftet, die das Monopol für allen Verkehr jenseit der Magellansstraße und des Cap der Guten Hoffnung und zugleich das Recht erhielt, auf ihre Kosten eine Flotte und ein Heer zu unterhalten. Die Gesellschaft legte den Grund zu der holländ.-ostind. Herrschaft. Außerdem gründete man 1621 eine Westindische Compagnie, die auch eine Zeit lang Herr der Küste von Brasilien war, aber ihre Bestrebungen mehr auf momentane Ausbeutung richtete und deshalb an Bedeutung zurückblieb. Nach Ablauf des Waffenstillstandes nahm Moritz und nach dessen Tode (1625) sein Bruder Friedrich Heinrich den Kampf gegen Spanien mit erneutem Eifer auf. Wichtige Festungen (Herzogenbusch und Mastricht) wurden erobert. Erst 1648 machte der Friede zu Münster dem Kriege ein Ende.

Die Republik erlangte dabei Anerkennung ihrer Unabhängigkeit und den Besitz alles dessen, was sie in Brabant und Flandern, Ost- und Westindien erobert hatte, sowie den freien Handel. Sie hatte somit den Gipfel ihrer Größe erreicht. Das Land war der Sitz und der Zufluchtsort religiöser und polit. Freiheit in Europa. Alle religiösen Meinungen erhielten Duldung, und bürgerliche Freiheit war allen Einwohnern in reichem Maße zugestanden. Eine ungewöhnliche Wohlfahrt herrschte überall. Zugleich blühten Künste und Wissenschaften, besonders die Malerei. (S. **Niederländische Kunst.**) Nachdem Prinz Wilhelm II. (der Sohn Friedrich Heinrich's) ohne Hinterlassung eines volljährigen Erben gestorben und deshalb die Statthalterwürde von Holland erledigt geblieben, trat Jan de Witt (s. d.) 1650 an die Spitze Hollands und der Union. Unter ihm war die Republik der N. eine Macht ersten Rangs, die sich mit England und Frankreich messen konnte. Ihre Flotten, unter Tromp und de Ruyter, erwarben sich in den Kriegen gegen Cromwell (1651—54) sowie gegen Karl II. von England (1665—67)

Digitized by Google

unsterblichen Ruhm. Nicht weniger Kraft und Muth bewies die Republik, als sie 1668 die Tripleallianz mit England und Schweden schloß und so Ludwig XIV. zwang, seine Eroberungen in den spanischen N. einzustellen und den Krieg mit dem Frieden zu Aachen zu endigen. Dieses kühne Auftreten gegen Frankreich kam ihr freilich theuer zu stehen. Nachdem Ludwig XIV. durch seine gewandte Staatskunst die Republik völlig isolirt und sogar den König von England für sich gewonnen hatte, erklärte er ihr 1672 den Krieg, und eroberte im ersten Anlaufe Geldern, Overyssel und Utrecht; aber Holland setzte seine Grenzgebiete unter Wasser und that so dem weitern Vordringen der Franzosen Einhalt. Um dieselbe Zeit ermordete ein wüthender Pöbel, der sich von der Regierung verrathen glaubte, die beiden Brüder de Witt im Haag und zwang die Staaten, den jungen Prinzen von Oranien, Wilhelm III. (s. d.), zum Statthalter und Oberbefehlshaber des Heers zu ernennen. Unter der geschickten und glücklichen Führung desselben nahm der Krieg bald eine andere Wendung, besonders als Spanien und Deutschland den N. zu Hülfe kamen. Bereits 1674 stand auf dem Gebiete der Republik kein Feind mehr, und im Frieden zu Nimwegen 1678 verlor sie keinen Zoll breit Landes. Fortan blieb es die Aufgabe der N., der Herrschaft Frankreichs entgegenzuarbeiten. Die Republik setzte ihren Statthalter 1688 in den Stand, die Revolution in England durchzusetzen und den Thron Jakob's II. einzunehmen. Auch nach dem Tode Wilhelm's III. blieb sie die Bundesgenossin Englands im Spanischen Erbfolgekriege gegen Frankreich. Dies war jedoch die letzte Machtäußerung der Republik. Wider Willen wurde die statthalterlose Regierung, die seit dem Tode Wilhelm's III. das Staatsruder führte, in den Oesterreichischen Erbfolgekrieg hineingerissen (1747), der ihr nur Niederlagen bereitete. Das Volk zwang die Staaten, den nächsten Verwandten Wilhelm's III., Wilhelm IV., zum Erbstatthalter auszurufen und an die Spitze des Heers zu stellen. Dieser starb jedoch schon 1751. Hierauf übernahm die Regentschaft die Witwe Wilhelm's IV. (eine Tochter Georg's II. von England) und nach deren Tode der Vormund des minderjährigen Prinzen Wilhelm V., der Herzog von Braunschweig. In dieser Zeit nahmen der Verfall des Staats und die innern Parteispaltungen immer mehr zu. Namhafte Einbuße erlitten aber die N. hauptsächlich infolge ihrer Betheiligung an dem Befreiungskriege in Nordamerika. Die antioranische Partei, die England haßte, weil der Statthalter wegen seiner Herkunft und Erziehung englisch gesinnt war, freute sich über Englands Unglück und ließ sich von Frankreich aufreizen. Die Kaufleute, eifersüchtig auf den wachsenden Handel ihrer engl. Nebenbuhler, meinten, daß sie in dem freien Amerika das wiedergewinnen würden, was, wie sie hofften, das besiegte England mit seinen Colonien verlieren würde. Aus diesen Gründen zwang man die Regierung zu Feindseligkeiten gegen England, die 1782 zu einer Kriegserklärung des letztern führten. Dieser Krieg brachte aber der Republik nur Verluste, welche der Friedensschluß bestätigte. Das Volk schrieb alles der schlechten Leitung des Statthalters zu, und die Parteigegensätze gewannen neue Stärke. Eine der Statthalterin zugefügte Beleidigung gab endlich Veranlassung, die Lage der Dinge zu ändern. Die Prinzessin war die Schwester des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der für die Kränkung Genugthuung forderte. Die Patrioten, wie sich die Feinde Oraniens nannten, wollten sich hierzu nicht verstehen, und so rückte im Sept. 1787 ein preuß. Heer unter dem Herzog von Braunschweig in Holland ein, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen. Nur Amsterdam versuchte einigen Widerstand, capitulirte aber schon 8. Oct. Zugleich hatte die Ankunft der Preußen eine Volksbewegung zu Gunsten des Statthalters hervorgerufen, welche demselben die Macht auf einmal wiedergab. Die «Patrioten» flohen in Masse nach Frankreich, wo sie alsbald in der großen Umwälzung seit 1789 den Sieg ihrer polit. Ideen begrüßten. Ihr Streben ging seitdem dahin, mit Hülfe der Franzosen in ihr Vaterland zurückzukehren und daselbst die neuen polit. Theorien in Anwendung zu bringen. Die franz. Revolutionskriege verwirklichten in der That auch ihre Hoffnungen. Die Franzosen eroberten die spanischen N., und der harte Winter 1794—95, der die Grenzflüsse der Republik für die Heere passirbar machte, öffnete Pichegru den Weg ins Land.

Der Erbstatthalter Wilhelm V. floh im Jan. 1795 mit seiner Familie nach England, und 16. Mai 1795 wurden die N. als Batavische Republik proclamirt. Die bisherigen Provinzialabtheilungen wurden in einen einzigen Freistaat verschmolzen, die Macht der Gesetzgebung nach franz. Muster einer stellvertretenden Versammlung und die vollziehende Gewalt, seit 1798 völlig von dieser Versammlung getrennt, einem Directorium von fünf Männern übergeben. Gleichzeitig mußte die neue Republik einige südl. Landstriche, namentlich Mastricht, Venloo, Staats-Limburg und Staats-Flandern (einen Theil der sog. Generalitätslande) an Frankreich abtreten, sich mit diesem Reiche zu einer beständigen Allianz verbinden, eine Summe

Digitized by Google

von 100 Mill. Fl. an dasselbe entrichten und den franz. Truppen die Besetzung ihres Gebietes gestatten. Die Verfassung von 1795 erfuhr unter dem Einflusse der aristokratischen Partei, die Bonaparte begünstigte, 18. Oct. 1801 eine Abänderung, infolge deren die Republik wieder in ihre alten sieben Provinzen (als Departements) zerlegt und die Generalitätslande (Landesstriche in Brabant, Flandern, Limburg und Geldern) als achte Provinz hinzugefügt wurden. Die Verfassung beschränkte die legislative Gewalt auf 35 Deputirte und übertrug die vollziehende Gewalt einem Staatsbewind von 12 Männern. Unfähig, mit dem geringen Ueberreste eigener Kraft selbstständig zu handeln, sah die Republik ihre Flotten durch die engl. Seemacht verdrängt, ihre Colonien verheert, ihren Handel auf bloße Küstenfahrt und auf den innern Verbrauch beschränkt und die Bank von Amsterdam bis zur Vernichtung erschüttert. Ueberdies raubte ihr der Friede zu Amiens 1802 Ceylon, eine der reichsten ihrer Colonien. Kaum zeigte sich die Hoffnung einer bessern Zukunft, als sich die Republik wieder in den neubeginnenden Krieg Frankreichs gegen England verflochten sah. Surinam und das Cap fielen in die Hände der Engländer, brit. Schiffe blokirten die Küsten. Zum dritten mal mußte nach Napoleon's I. Wunsch 29. April 1805 die holländ. Staatsverfassung umgeändert werden. Demnach erhielt ein Gesetzgebendes Corps, die Hochmögenden, bestehend aus 19 Deputirten der Departements, mit einem von diesen auf fünf Jahre erwählten, aber mit fast unbeschränkter Macht bekleideten Rathspensionär an der Spitze, die höchste Gewalt. Letzterm wurde ein Staatsrath von fünf bis neun Mitgliedern beigegeben, und fünf Minister besorgten die Geschäfte. Doch selbst des Rathspensionärs Schimmelpenninck (s. d.) Bemühungen konnten das Land nicht retten.

Durch Napoleon I. gezwungen, trug man 1806 dessen drittem Bruder, Ludwig Bonaparte (s. d.), den Besitz des zerrütteten Landes als souveränes Königreich Holland an, und 5. Juni 1806 wurde derselbe als König von Holland ausgerufen. Der deshalb mit Frankreich 24. Mai geschlossene Vertrag besagte, daß Ludwig erblicher, constitutioneller König von Holland sei, daß seiner rechtmäßigen männlichen Nachkommenschaft der Thron gesichert sein solle; doch sollten nie die Kronen von Frankreich und Holland auf Einem Haupte vereinigt werden. Der König blieb erblicher Connétable von Frankreich und mit allen seinen Kindern dem kaiserl. Familienstatut unterworfen. In Holland besaß er ohne Einschränkung die vollziehende Gewalt, die Macht der Ernennung zu Civil- und Militärstellen, das Begnadigungsrecht und die ausschließliche Regierung der Colonien. Ihm stand ein Staatsrath von 13 Mitgliedern zur Seite, worunter vier nicht verantwortliche Staatsminister. Das Gesetzgebende Corps wurde aus 30 Mitgliedern gebildet und dabei festgesetzt, daß es nach Maßgabe der Vergrößerung des Staatsgebietes vermehrt werden könnte. Aber Holland blieb dennoch ausgeschlossen von Frankreichs Handelsvortheilen, während es an allen Kriegen Napoleon's theilnehmen mußte. Die Staatsschuld wuchs; der Handel bestand nur noch in Schleichhandel, der zu England hinzog. Fast alle Quellen des Wohlstandes waren verstopft, und als Napoleon's Decret vom 11. Nov. 1807 aus Mailand erschien und der Tarif von Trianon mit seinen Folgen eintrat, war Hollands Handel vollends verloren. Es erhielt 1808 zwar Ostfriesland, Jever, Varel und Kniphausen, mußte aber dafür das zwischen der franz. Grenze und der Maas gelegene Gebiet nebst einem Theile von Zeeland mit den Festungen Bergen-op-Zoom, Breda, Herzogenbusch, Geertruidenberg und Vliessingen abtreten. Der neue Krieg gegen Oesterreich 1809 veranlaßte die Landung der Engländer auf Walcheren; dazu kamen fürchterliche Unglücksfälle im Lande selbst. Im Jan. 1809 stand die ganze Gegend von Emmerich bis Dordrecht und Rotterdam, 2750 QKilom. Landes, unter Wasser; über 300 Menschen verloren ihr Leben und viele tausend Stück Vieh, Häuser, Mühlen, ganze Dörfer wurden weggeschwemmt. Vergeblich waren die Anstrengungen des Königs, das allgemeine Elend zu mildern. Die Spannung zwischen dem König und seinem Bruder, dem Kaiser, wuchs, und der Pariser Vertrag vom 16. März 1810, wonach Ludwig eine franz. Armee zur Verhinderung alles engl. Handels nach Holland nahm und ganz Zeeland nebst Geldern und Schouwen an Frankreich abtrat, hielt den letzten Schlag gegen Holland nur wenige Wochen auf. Der König legte 1. Juli 1810 auf die Nachricht vom Anrücken eines franz. Corps unter Oudinot die Krone zu Gunsten seines ältesten unmündigen Sohnes nieder. Napoleon I. erkannte indessen die Verfügung seines Bruders nicht an. Schon 4. Juli 1810 besetzten franz. Truppen Amsterdam, und durch ein kaiserl. Decret vom 9. Juli wurde Holland mit dem franz. Reiche vereinigt. Die Zinsen der öffentlichen Schuld wurden auf ein Drittel herabgesetzt, und Lebrun, Herzog von Piacenza, erschien als des Kaisers Stellvertreter in Amsterdam.

Die Schlacht bei Leipzig änderte endlich auch das Schicksal der N. Während die Verbündeten gegen Frankreich vorrückten, wandte sich ein russ.-preuß. Armeecorps unter Bülow von der

Digitized by Google

Nordarmee gegen die N. Am 20. Nov. 1813 erließ Bülow eine Aufforderung, mit den Verbündeten gegen die Franzosen zu handeln. Schon mehrere Monate vorher hatten sich Männer von der oranischen Partei vereinigt, um die Unabhängigkeit Hollands wiederherzustellen. Der Graf Gysbert Karl von Hogendorp hatte sodann 18. Nov. eine Anzahl ehemaliger Regierungsmitglieder aus den J. 1788—95 insgeheim versammelt und sie zu überreden gesucht, sich einstweilen als die ehemaligen Generalstaaten zu constituiren; allein keiner wagte selbst Hand anzulegen. Unter solchen Umständen riefen Hogendorp und sein vertrauter Freund, der Baron, später Graf van der Duyn van Maasdam (gest. 1848) das Volk unter die Waffen und übertrugen das Militärcommando dem Grafen Leopold van Limburg-Styrum, einem verdienten Offizier aus den Zeiten der Republik. Diese kühnen Maßregeln hatten Erfolg. Die Nationalgarden erklärten sich für die Bewegung, und die franz. Besatzung im Haag entschloß sich zum freiwilligen Abmarsch. Hogendorp und van der Duyn traten an die Spitze der Provisorischen Regierung. Der Prinz von Oranien, der 41jährige Sohn des 1806 verstorbenen Erbstatthalters Wilhelm V., war 30. Nov. im Haag eingetroffen und mit Jubel empfangen worden; am 1. Dec. ging er nach Amsterdam ab, löste die Provisorische Regierung auf und übernahm die Leitung der Geschäfte. Eine Commission von 14 Mitgliedern, darunter Hogendorp und der van der Duyn, wurde mit dem Entwurfe der neuen Staatsverfassung beauftragt, welcher in der Versammlung der aus allen Provinzen der ehemaligen Vereinigten N. zur Abstimmung zusammenberufenen 600 Notabeln (von denen jedoch nur 475 erschienen waren) 29. März 1814 mit 449 Stimmen angenommen wurde. Infolge des Pariser Friedens vom 31. Mai und des Londoner Protokolls vom 21. Juni 1814 trat Wilhelm auch in seine Rechte als Generalgouverneur der von den Alliirten besetzten ehemals österr. (belg.) Provinzen, bis die definitive Vereinigung der beiden Staaten (Belgien und Holland) regulirt würde, und setzte den Baron van der Capellen als oberste Civilbehörde in denselben ein. Durch den Staatsvertrag mit England vom 29. Oct. 1814 wurden dem souveränen Fürsten gegen Abtretung der Rechte Hollands auf das Vorgebirge der Guten Hoffnung und auf die Colonien Demerary, Essequebo, Berbice und Ceylon die sämmtlichen übrigen Colonien, welche Holland 1. Jan. 1803 in Asien, Afrika und Amerika besessen, zurückgegeben, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß es für obengenannte Abtretung durch eine Landesvergrößerung in Europa werde entschädigt werden.

Durch den Beschluß des Wiener Congresses vom 31. Mai und durch die Schlußacte vom 9. Juni 1815 wurden demnach die ehemaligen österr. Provinzen nebst dem Bisthum Lüttich mit den Provinzen der ehemaligen Republik verbunden. Beide zusammen sollten fortan das Königreich der N. bilden, und Wilhelm I. (s. d.) wurde als König der N. von allen Mächten anerkannt. Auch wurde ihm zur Entschädigung für die in Deutschland abgetretenen nassauischen Besitzungen das Herzogthum Luxemburg (s. d.) unter dem Titel eines Großherzogthums überlassen, doch so, daß dieses Land zu den Staaten des Deutschen Bundes gehören sollte, dem Wilhelm I. schon unterm 8. Juni 1815 beitrat. Die Einverleibung so vieler, nach Sitten und Religion so verschiedener Provinzen machte eine Abänderung der Verfassung nothwendig. Einer Commission, in gleicher Anzahl aus Holländern und Belgiern zusammengesetzt, wurde diese Veränderung aufgetragen. Nachdem der König den neuen Verfassungsentwurf genehmigt, wurden die 55 Mitglieder der Generalstaaten durch die Provinzialstaaten verdoppelt, um über die zu treffenden Abänderungen Beschluß zu fassen. Dieser Beschluß lautete einstimmig auf Annahme des Entwurfs. Aus den südl. Provinzen ward zu diesem Zweck ebenfalls eine Versammlung der Notabeln berufen, von welchen jedoch ein Sechstel ausblieb, sodaß die Gesammtheit der Erschienenen sich auf 1323 belief, wovon 527 für und 796 gegen die Verfassung stimmten. Da es sich aber ergab, daß nicht nur mehrere Stimmen verordnungswidrig bedingt, sondern auch 126 derselben blos aus Religionsgründen für die Verwerfung gestimmt hatten, so fand man für gut, letztere nebst den 280 Ausgebliebenen zu den Einstimmenden zu zählen und hierdurch eine Mehrheit für die neue Verfassung herauszukünsteln, welche nun 24. Aug. für angenommen erklärt und 21. Sept. vom König Wilhelm beschworen wurde.

In dem zweiten Pariser Frieden von 1815 mußte Frankreich auch diejenigen Stücke, welche von den ehemaligen österreichischen N. ihm noch geblieben, namentlich den an Mineralerzeugnissen ergiebigen Landstrich zwischen Hennegau und Namur in der Mitte der Ardennen mit den Festungen Marienburg und Philippeville an das Königreich der N. abtreten. Auch erhielt dieses die Souveränetät über das kleine Herzogthum Bouillon (s. d.). Am 17. Mai 1816 verband sich eine niederländ. Flotte unter dem Admiral van der Capellen mit der britischen unter Lord Exmouth in der Bai von Algier, und beide erkämpften für sich die Anerkennung des europ.

Digitized by Google

Völkerrechts von seiten des Dei von Algier. Im Innern des Landes aber zeigte sich ein Geist der Unzufriedenheit, der nur durch die Mäßigung und Festigkeit des Königs von ernsten Ausbrüchen zurückgehalten werden konnte. Die unbeschränkte Geistesbeherrschung, welche die belg. Geistlichkeit, abhold dem nicht kath. Herrscherstamme, selbst über die höhern Klassen ausübte, und die verfassungswidrigen Ansprüche, die sie erhob, die gegenseitige Abneigung zwischen den Belgiern und Holländern, die Unzufriedenheit der letztern mit dem langen Aufenthalte des Hofs in Brüssel, endlich die seit Errichtung der Monarchie in den nördl. Provinzen bemerkbar gewordene Trennung der erklärten Anhänger des Regentenhauses in Altoranier oder Freunde des erbstatthalterisch-republikanischen Systems und Neuoranier oder Anhänger der nun bestehenden Monarchie: dies alles, verbunden mit der schlechten Finanzlage des neuen Staats, gab Veranlassung zu tiefen Misstimmungen. Zum Deutschen Bunde entwickelten sich Beziehungen hinsichtlich Luxemburgs und der Schifffahrt auf dem Rhein. Das ehemalige belg. Schuldenwesen wurde durch den Vertrag vom 11. Oct. 1815 genau geregelt. Die polit. Beziehungen der N. mit Frankreich waren bis 1830 friedlicher Art, obschon der Aufenthalt von Bonapartisten in den belg. Provinzen einige Unzufriedenheit am franz. Hofe erregte.

Wiewol die günstigen auswärtigen Verhältnisse namentlich der belg. Industrie und dem belg. Handel einen ungemeinen Aufschwung verliehen und sämmtliche Theile der vereinigten Monarchie seit 1818 eine vielversprechende Entwickelung begannen, so wollte doch die Verschmelzung der Holländer und Belgier zu Einer Nation nicht gelingen. Am tiefsten drang in das Volksleben der Zwiespalt ein, den die kath. Geistlichkeit unterhielt, indem sie dem constitutionellen System überall entgegenarbeitete. Zwar schien durch das zu Rom 18. Juni 1827 unterzeichnete, 25. Juli 1827 zu Brüssel ratificirte Concordat das Verhältniß der niederländ. Staatsgewalt zu der röm. Curie festgestellt zu sein. Zufolge desselben sollte das von Pius VII. mit Napoleon 1801 abgeschlossene Concordat, wie bisher in den südlichen, nun auch in den nördl. Provinzen des Königreichs gelten. Ueber die Ausführung dieses Concordats entstanden sehr bald Conflicte, und es wurden neue Unterhandlungen in Rom angeknüpft, welche zum Theil das von der Regierung 1825 gegründete philos. Collegium zu Löwen betrafen. Die ultramontane Partei suchte nämlich den Unterricht ganz in die Hände der Priester zu bringen. Als nun die Regierung das Unterrichtswesen gesetzlich ordnen wollte und die Redacteure mehrerer Zeitungen, welche dagegen schrieben, verhaften ließ, kam es in Brüssel zu einem Auflaufe, der hauptsächlich gegen den Justizminister van Maanen gerichtet war. Noch mehr reizten das belg. Volk mehrere Verordnungen, welche die Verdrängung der franz. Sprache aus allen öffentlichen Verhältnissen, selbst aus den Schulen, dagegen die Erhebung des Holländischen zur gemeinsamen Nationalsprache bezweckten. Die Beschwerden über diesen Eingriff steigerten sich allmählich so, daß der König schon im Laufe des J. 1829 mehrere Zugeständnisse machen, 4. Juni 1830 aber den vollen Gebrauch der franz. Sprache wieder zugestehen mußte. Außer der Sprach- und Religionsverschiedenheit waren auch staatswirthschaftliche Differenzen zwischen den südl. und den nördl. Provinzen vorhanden. Belgien, als ein gewerbreiches Ackerbauland, wollte nämlich die Steuerlast auf Ausfuhr und Einfuhr, Holland aber, um seinen Handel zu schonen, auf das Grundeigenthum wälzen. Um die verschiedenen Interessen der südl. und nördl. Provinzen in Hinsicht auf Landwirthschaft, Gewerbfleiß und Handel zu vereinigen, wurden mehrere zweckmäßige Einrichtungen getroffen. Eine königl. Ordonnanz befahl 1818 die Einrichtung von Landwirthschaftsgesellschaften in allen Provinzen des Königreichs. Mehrere Moräste wurden ausgetrocknet und in öden Landstrichen Armencolonien, z. B. zu Frederiksoord und zu Wortel, und Torfstechereien angelegt. Zur Belebung des Kunst- und Gewerbfleißes ward eine öffentliche Ausstellung der Erzeugnisse der Nationalindustrie angeordnet, die seit 1820 jährlich zu Gent stattfand. Auch wurden 1823 zu Brüssel eine Bank mit einem Fonds von 50 Mill. Fl. und eine allgemeine Gesellschaft zur Unterstützung der Nationalindustrie begründet. Neue Quellen des Reichthums eröffnete dem Handelsgeiste der Niederländer die Wiederherstellung des Colonialsystems, und der ind. Handel blühte schnell auf. Mit Großbritannien wurde 1818 ein Vertrag gegen den Sklavenhandel abgeschlossen und 1822 den brit. Kreuzern das Recht zugesprochen, niederländische, mit Sklaven befrachtete Schiffe wegzunehmen. Alte Mishelligkeiten mit England wegen Ostindien wurden durch den Vertrag von 1824 ausgeglichen, der die N. in dem ausschließenden Besitz der Sunda-Inseln und der Molukken beließ. Die Streitigkeiten mit Preußen über die freie Schifffahrt auf dem Rhein wurden erst 1829 vermittelt.

Funfzehn Jahre hatte die Verbindung Belgiens mit Holland gedauert. Die franz. Julirevolution von 1830 führte endlich auch die Staatsumwälzung in den N. herbei, welche Süd-

Digitized by Google

niederland und Nordniederland trennte. Sie begann mit einem Volksaufstande in Brü 25. Aug. 1830. In und bei Brüssel kam es infolge eines zweiten Aufstandes in Brü (20. Sept.) vom 23. bis 26. Sept. zwischen dem von dem Prinzen Friedrich befehligten Arm corps von 6000 Mann und den bewaffneten, von fremden Offizieren angeführten Insurgen zu blutigen Kämpfen, die den Rückzug der Niederländer entschieden. Inzwischen hatte d König, dem Verlangen einer belg. Deputation vom 30. Aug. nachgebend, bereits 13. Sept. d Generalstaaten versammelt, um mit diesen die Frage über Verwaltungstrennung und Ab änderung des Grundgesetzes zu verhandeln. Beide Kammern waren dafür; allein es kam z keinem befriedigenden Beschluß. Dagegen entspann sich der offene Kampf für die gänzlich Trennung, welchen auch das eigenmächtige Auftreten des Prinzen von Oranien nicht mehr z seinen Gunsten zu wenden vermochte. Die fünf Großmächte, an die sich Wilhelm I. gewend hatte, geboten endlich von London aus beiden Völkern Waffenruhe und erkannten durch da Conferenzprotokoll vom 20. Dec. 1830 Belgiens Unabhängigkeit an. Belgien organisirte sic nun als Staat, und die Londoner Conferenz stellte für die Vollziehung der Trennung beid Staaten 18 Artikel auf. Der König Wilhelm protestirte 12. Juli 1831 gegen dieselben, n mentlich gegen die darin festgesetzte Freiheit der Schelde und Vereinigung Luxemburgs mit Belgien, und mit außerordentlicher Begeisterung erhob sich Holland für die Behauptung seines Rechts durch die Waffen. Der Prinz von Oranien trat an die Spitze des Heers und ging mit 70,000 Mann 2. Aug. über die belg. Grenze. Turnhout und andere Punkte wurden genommen, ein belg. Heer 8. Aug. bei Hasselt und ein anderes 10. Aug. bei Löwen geschlagen. Als aber ein franz. Hülfsheer unter Marschall Gérard in Eilmärschen heranzog, vermittelten der engl. und franz. Gesandte am belg. Hofe einen Waffenstillstand, in dessen Folge der Prinz von Oranien Löwen 14. Aug. räumte und sein Heer in die Stellung vor dem Kriege zurückführte. Die Conferenz legte hierauf beiden Theilen 20. Oct. einen von den fünf Mächten verbürgten Friedenstractat in 24 Artikeln vor, den Belgien 15. Nov. 1831 förmlich annahm, Holland aber verwarf, weil er mit der frühern Trennungsgrundlage nicht übereinstimmte. England und Frankreich blokirten nun die holländ. Küste, legten auf holländ. Schiffe Embargo, und ein franz. Heer eroberte 24. Dec. 1832 die Citadelle von Antwerpen. Endlich kam 21. Mai 1833 ein Provisorium zwischen England, Frankreich und Holland zu Stande, das den Feindseligkeiten ein Ende machte, aber den Frieden mit Belgien nicht zu bewirken vermochte.

Die Londoner Conferenz begann hierauf von neuem ihr schwieriges Geschäft. Ganz besondere Schwierigkeiten hatte die Abtretung des luxemb. Gebietes an Belgien, da der König von Holland bemerkte, daß er hierzu der Genehmigung des Deutschen Bundes und der Agnaten in Nassau bedürfte. Der Bundestag gab 18. Aug. 1836 seine Zustimmung zu der Abtretung eines Theils von Luxemburg gegen eine entsprechende Entschädigung im Limburgischen. Endlich entschloß sich König Wilhelm 14. März 1838 dem Vertrage der 24 Artikel beizustimmen. Jetzt aber legte Belgien, auf die veränderte Sachlage sich berufend, Einsprache ein, und König Wilhelm nahm, durch die immer bedrohlicher sich gestaltenden Finanzverhältnisse des Staats in seiner Hartnäckigkeit erschüttert, 4. Febr. 1839 die nunmehr zu seinem Nachtheil modificirten 24 Artikel an, worauf 19. April die definitiven Friedensverträge von den Bevollmächtigten der N., Belgiens, Oesterreichs, Frankreichs, Englands, Preußens und Rußlands unterzeichnet wurden. Die Vollziehung des Vertrags fand sogleich statt. Infolge der mit den Agnaten und dem Deutschen Bunde gepflogenen Verhandlungen traten 27. Juni 1839 die Agnaten ihre Rechte auf den für den verlorenen luxemb. Antheil an Holland gekommenen Theil von Limburg (s. d.) gegen eine Entschädigung von 750,000 Fl. ab. Hierauf wurde dieser Theil, mit Ausnahme der Festungen Maastricht und Venloo, die bei Holland verblieben, 16. Aug. als Entschädigung für den an Belgien überlassenen Theil von Luxemburg als Herzogthum den deutschen Bundesstaaten einverleibt. Die innern Verhältnisse Hollands anlangend, so ließ bei dem Wiederzusammentritt der Generalstaaten im März 1840 der König mehrere die Verfassung modificirende Gesetzentwürfe vorlegen, zufolge deren die Civilliste auf $1\frac{1}{2}$ Mill. Fl. gestellt wurde und an die Stelle des bisherigen zehnjährigen Budgets ein zweijähriges trat. Dessenungeachtet steigerte sich die Misstimmung gegen den König wie gegen die Minister. Des Königs Hinneigung zur kath. Gräfin Henriette d'Oultremont erregte besonders den Unwillen des Volks, sodaß er unterm 25. März 1840 erklären ließ, daß er einer Verbindung mit ihr entsage. Diese Angelegenheit sowol wie die Entdeckung einer weitverzweigten Verschwörung in Belgien, bei welcher Holland nicht unbetheiligt erschien, und endlich die Finanznoth des Staats veranlaßten den König, 7. Oct. 1840 die Regierung in die Hände seines Sohns, Wilhelm's II. (s. d.)

Digitized by Google

niederzulegen. Unter dem Namen eines Grafen von Nassau nahm er in Berlin seinen Aufenthalt, wo er sich mit der Gräfin vermählte und 12. Dec. 1843 starb. Wilhelm II. erklärte nach seinem Regierungsantritte zuvörderst die Minister für verantwortlich, wodurch ein langer Streit zwischen den Generalstaaten und der Regierung beigelegt ward. Der Finanzzustand trat indessen immer wieder störend ein und erregte die Opposition. Dennoch wurden große Summen im Interesse des Landes verwendet, namentlich auf die Trockenlegung des Harlemer Meers. Mit den Zollvereinsstaaten waren wegen eines Handelsvertrags bereits 1841 Verhandlungen angeknüpft worden, die den Vertrag von 1842 herbeiführten. Differenzen mit Belgien wurden durch einen Vertrag vom 5. Nov. 1842 beseitigt, dem 1843 ein fünfjähriger Handels-, Schifffahrts- und Territorialvertrag folgte.

Die traurige Finanzlage nöthigte endlich die Regierung, den Kammern einen Gesetzentwurf zu einer außerordentlichen Vermögenssteuer oder zu einer freiwilligen Anleihe von 150 Mill. Fl. vorzulegen, welcher auch im März 1844 angenommen wurde. Es entspann sich hierauf in den Generalstaaten ein verwickelter Kampf zur Erzielung einer constitutionellen Verbesserung des Grundgesetzes. Der König widersetzte sich anfänglich einer Abänderung der Verfassung, als jedoch die Stimmung einen immer bedenklichern Charakter annahm, lenkte er ein. In der Thronrede vom 18. Oct. 1847 wurde die Aussicht auf mannichfache Reformen und namentlich auf Modificirung der Verfassung eröffnet. Die Gemüther fanden sich indeß bald wieder enttäuscht, besonders nachdem die Minister van Hall und de Lasarraz, welche am eifrigsten die Reformen betrieben hatten, aus dem Cabinet schieden. Die 9. März 1848 den Kammern übergebenen Reformvorschläge waren unbedeutend, während die wirklichen Krebsschäden der alten Verfassung, die Wahl der Zweiten Kammer durch die Provinzialstände und die Eintheilung der letztern in die drei Stände der Ritterschaft, der Städte und der Landschaft, unangetastet blieben. Erst der darauffolgende Petitionssturm und die allgemeinen europ. Zustände hatten einen Ministerwechsel zur Folge, der zwar den Reformfreunden Donker Curtius (Justiz), Luzac (Cultus) und de Kempenaer (Inneres), aber auch den unpopulären Graf Schimmelpenninck (Aeußeres) und Nepveu (Krieg) Eingang ins Cabinet verschaffte. Der Führer der liberalen Opposition, Professor Thorbecke aus Leiden, blieb ausgeschlossen, ward jedoch zum Vorsitzenden des mit Entwerfung eines neuen Grundgesetzes beauftragten Ausschusses gewählt. Die Arbeit dieses Ausschusses wurde endlich im Mai, freilich von der Hand des Königs bedeutend geändert, den Kammern vorgelegt. Als aber diese Vorlage unter den Parteien einen solchen Kampf entzündete, daß kein Ausweg mehr abzusehen war, ergriff der König selbst die Initiative und ließ, nach dem alten Wahlgesetze und unter Beibehaltung der Ersten, von ihm ernannten Kammer, eine verdoppelte Zweite Kammer als constituirende Versammlung aufstellen, die 18. Sept. 1848 zusammentrat. Der Verfassungsentwurf wurde nun rasch in den Kammern erledigt und schon 3. Nov. das neue Staatsgrundgesetz dem Lande verkündigt. Das infolge dessen gebildete Ministerium bestand aus van Bosse (Finanzen), de Kempenaer (Inneres), Donker Curtius und später Wichers (Justiz), Lightenvelt (kath. Cultus und Auswärtiges), Boet (Krieg), Riik (Marine), Baud, später van den Bosch (Colonien), van Heemstra (reform. Cultus). Mit Eifer wandte das neue Cabinet seine Thätigkeit der Vorbereitung einer großen Anzahl von organischen Gesetzen zu. Seine Hauptaufgabe blieb jedoch immer die Erleichterung der Finanzlage.

Mitten unter diesen Arbeiten starb plötzlich Wilhelm II. 17. März 1849. Sein Nachfolger, Wilhelm III. (s. d.), sah sich infolge der von seiten der constitutionellen Liberalen ausgehenden Opposition bald genöthigt, das Ministerium seines Vaters zu entlassen. Nach einer langen Krisis trat endlich 30. Oct. 1849 ein von Thorbecke gebildetes Cabinet zusammen, in welchem dieser selbst das Innere, Nedermeijer van Rosenthal (seit Juli 1852 Strens) die Justiz, van Sonsbeeck (seit Oct. 1852 van Zuylen van Nyevelt) das Auswärtige, Lucas (Enslie) die Marine, General von Spengler (seit Juli 1852 Forstner von Dambenoy) das Kriegswesen, Pahud die Colonien, van Bosse die Finanzen verwaltete. Diese der Linken angehörigen Männer ließen während ihres dreijährigen Wirkens nicht nur die wichtigsten organischen Gesetze (z. B. über Provinzial- und Gemeindeordnung) von den Kammern genehmigen, sondern verbesserten auch durch zweckmäßige Finanzgesetze (Rentenumwandlung, Postreform, Reduction der regelmäßigen Staatsausgaben, vor allem aber durch Aufhebung der für nachtheilig erkannten Vorrechte der niederländ. Schifffahrt) die materielle Lage des Landes. Dabei wurden im Innern Kanalisationen, besonders in Overyssel und Drenthe, angelegt, Eisenbahn- und Telegraphenverbindungen in Angriff genommen und die Austrocknung des Harlemer Meers zu Ende geführt. Auch der Zustand der Colonien gestaltete sich immer erfreulicher.

Digitized by Google

Während das Cabinet Thorbecke erfolgreich seine Bahn verfolgte, wurde plötzlich die prot. Bevölkerung des Landes durch eine päpstl. Allocution vom 7. März 1853 aufgeschreckt, welche die Wiederherstellung von Bischofssitzen in Holland ankündigte, und der kurz darauf ein apostolischer Brief folgte, in dem die Eintheilung von fünf neuen bischöfl. Sprengeln festgesetzt wurde. Es entwickelte sich hieraus eine heftige antikath. Agitation im Lande und man bestürmte die Regierung und den Thron mit Petitionen. Die Erklärung der Regierung, daß sie an und für sich der Errichtung von Bischofssitzen verfassungsmäßig nicht entgegentreten könne, erregte die öffentliche Meinung ungemein. Der König entließ daher das Ministerium und berief an dessen Stelle ein gemäßigt-liberales. Von den frühern Ministern behielten in dem neuen Cabinet Pahud (Colonien) und Forstner von Dambenoy (Krieg) ihre Portefeuilles, während van Hall (Auswärtiges und reform. Cultus), Donker Curtius (Justiz), van Reenen (Inneres), van Doorn (Finanzen) und Lightenvelt (kath. Cultus) hinzutraten. Die Zweite Kammer wurde aufgelöst und die Wahl einer neuen veranstaltet, die eine Majorität im Sinne der Regierung darbot. Um die besorgten Protestanten zu beruhigen, brachte man ein Gesetz über die Kirchengemeinden ein, das von den Kammern genehmigt wurde. Der Staat erhielt hiernach im Princip die Aufsicht über den Cultus aller Kirchengemeinden, woran die Katholiken keinen Anstoß nahmen, da diese Veränderung nur geringe praktische Bedeutung hatte. Außerdem waren es namentlich zwei wichtige Angelegenheiten, die eine gesetzliche Regelung erforderten: das Armenwesen und der öffentliche Unterricht. Bezüglich des erstern hatte der Minister Thorbecke einen Gesetzentwurf vorgelegt, wonach die kirchlichen Wohlthätigkeitsanstalten der Controle der Staats- und Armenverwaltung unterworfen sein sollten. Der Gesetzvorschlag des Ministers van Reenen gestand den kirchlichen Wohlthätigkeitsanstalten mehr Unabhängigkeit zu, und derselbe wurde von den Kammern angenommen. Auch die Gesetzvorlage bezüglich des Volksunterrichts nahm die Majorität der Kammern günstig auf. Um die Volksschule den Bekennern aller Confessionen zugänglich zu machen, schloß die ministerielle Vorlage den Religionsunterricht aus den öffentlichen Schulen aus, gestattete aber daneben die Errichtung von Privatschulen, an denen der Unterricht einen confessionellen Charakter tragen durfte. Gegen diesen Entwurf eiferte besonders die antirevolutionäre Partei. Wiewol die Wahlen im Juni 1854 und auch 1856 günstig für die Liberalen von der Richtung Thorbecke's ausgefallen waren, entließ doch der König, aus Rücksicht auf die kirchliche Opposition, im Juni 1856 das Ministerium und ernannte ein anderes unter Leitung van der Brugghen's, der zur kirchlichen Partei gehörte, und Simon's, der mit den innern Angelegenheiten betraut wurde. Letzterer hatte die Aufgabe, ein allen genügendes Unterrichtsgesetz zu entwerfen, trat aber, da die Zweite Kammer sein Budget verwarf, noch in demselben Jahre zurück. Sein Nachfolger, van Rappard, legte nun einen veränderten Gesetzentwurf bezüglich des Unterrichtswesens vor, der sich aber von dem van Reenen'schen wenig unterschied und deshalb denselben Widerstand seitens der Orthodoxen erfuhr. Dagegen nahmen die Kammern den Entwurf an, und der König bestätigte das Gesetz, welches fortan sehr günstig auf die Entwickelung des Unterrichtswesens wirkte, aber von den Strengkirchlichen, Katholiken sowol wie Protestanten, fortwährend bekämpft wurde. Auf ökonomischem Gebiet trat man besonders in die Reform des Steuersystems ein. Die liberale Partei hatte sich lange schon gegen die Beibehaltung der Accise auf die ersten Lebensbedürfnisse und auf Brennmaterialien erklärt; das Ministerium, welches dem Thorbecke'schen gefolgt war, gab auch in dieser Hinsicht dem Verlangen seiner Gegenpartei nach und schlug 1855 die Abschaffung der Mahlsteuer vor, die in den Kammern mit großer Majorität angenommen wurde. Diese und andere Maßregeln bewiesen, daß die Regierung im Grunde denselben polit. Standpunkt einnahm wie die ihr dem Namen nach gegenüberstehenden Liberalen, und sich von der Kammer leiten ließ, statt selber zu leiten. Diese Schwäche gegenüber der von Thorbecke beherrschten liberalen Kammermehrheit führte zu fortwährenden Ministerwechseln. Im Febr. 1860 gelangte der gewandte Führer der Conservativen, van Hall, als Ministerpräsident und Finanzminister an die Spitze der Verwaltung. Diesem gelang es zwar, den Gesetzvorschlag zur Ausführung eines Staatseisenbahnsystems durchzusetzen; trotzdem mußte er bald einem Ministerium Rochussen, das nach seinem Programm in N. liberal, aber in Indien conservativ verfahren wollte, weichen. Da dessen Colonialpolitik in den Kammern keinen Anklang fand, wurde im Jan. 1862 Thorbecke wieder mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt, wobei sich derselbe indeß meist neue Männer zu seinen Amtsgenossen wählte, die, wie sich bald zeigte, ihren Aufgaben nicht gewachsen waren. Nur dem Finanzminister Betz gelang es, die Reform des Steuersystems zu fördern, indem er ein Gesetz zu Stande brachte, das in den Städten und Dörfern die Accise abschaffte und dafür andere

Digitized by Google

Steuern verordnete. Thorbecke (als Minister des Innern) regelte den sog. mittlern Unterricht, der zwar vom Staatsgrundgesetze selbst angeordnet, aber noch nicht organisirt worden war. Die Neugestaltung der Colonialverwaltung dagegen konnte das Ministerium Thorbecke nicht zu Stande bringen. Der Hauptpunkt in dieser Angelegenheit betrifft die Abschaffung des seit 1830 auf Java bestehenden Culturzwangs. Die Conservativen behaupteten, daß bei dem socialen Zustande der Javaner ein mäßiger, vom Staate ausgeübter Zwang den Wohlstand der einheimischen Bevölkerung bedeutend gehoben und dem Mutterlande unermeßliche Vortheile gewährt habe, während die sog. freie Cultur eine verkappte Sklaverei sein würde, nicht im Interesse der Javaner, sondern der europ. Pflanzer. Die Liberalen bestritten den Culturzwang als eine mit gesunden staatsökonomischen Begriffen unvereinbare Institution. Die beiden Gesetzentwürfe zur Regulirung der Cultur auf Java, von denen der erste von Uhlenbeck, der zweite von dessen Nachfolger, Fransen van de Putte, vorgelegt wurde, fanden in der Zweiten Kammer keine Annahme. Als der zweite Entwurf zur Verhandlung gelangte, war Thorbecke bereits aus dem Ministerium geschieden, das er selbst gebildet hatte. Uneinigkeit mit den meisten seiner Collegen, besonders mit dem Colonialminister, bewog ihn im März 1866 zum Rücktritt. An seine Stelle trat Geertsema. Die Zwietracht dauerte fort in der Zweiten Kammer, in welcher Thorbecke als Abgeordneter seinen Sitz wieder einnahm, und die Folge war, daß das sog. Culturgesetz nicht angenommen wurde. Das ganze Ministerium nahm nun seinen Rücktritt und ein conservatives Cabinet unter Heemskerk kam 1. Juli 1866 ans Ruder. Ende Juni 1866 fanden die Erneuerungswahlen statt zur Zweiten Kammer, welche dem Ministerium höchst ungünstig waren. Die Kammer votirte 27. Sept. mit 39 gegen 23 Stimmen ein Tadelsvotum gegen den 16. Sept. plötzlich zurückgetretenen und zum Generalgouverneur von Ostindien ernannten seitherigen Colonialminister Mijer, worauf das Ministerium die Session der Kammer 1. Oct. schloß, die denn auch 2. Oct. durch ein königl. Decret aufgelöst wurde. Bei den Neuwahlen verloren die Liberalen einzelne Sitze, waren aber bei dem 19. Nov. stattfindenden Zusammentritt der Kammer immerhin noch stark genug, um der Coalition der Conservativen und Ultramontanen die Spitze bieten zu können. Zu Anfang 1867 ließ sich das Cabinet verleiten, sich in die das Königreich nichts angehende Luxemburgische Frage zu mischen. Schon 28. Febr. 1867 hatte Frankreich seinen Gesandten im Haag beauftragt, nicht nur gemeinsam mit dem König-Großherzog die Räumung der Festung Luxemburg seitens Preußens zu betreiben, sondern direct die Abtretung des Landes an Frankreich anzuregen, und 21. März einigten sich in der That der König-Großherzog und Napoleon III. über die Abtretung. Darauf folgte 1. April die Interpellation Bennigsen's im Norddeutschen Reichstage und Bismarck's ruhige, aber entschiedene, keinen Zweifel übriglassende Antwort. Am 5. April richtete dann auch Thorbecke in der Zweiten Kammer eine Interpellation an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den Grafen van Zuylen. Die Antwort desselben war zwar ausweichend, doch mußte er zugeben, die Unterhändlerrolle in einer dem Lande fremden Sache gespielt zu haben.

Am 16. Aug. erfolgte der Schluß der Session, nachdem das Budget bewilligt worden war. Kaum aber war die neue Session eröffnet, als auch der Kampf wieder von neuem entbrannte. Die Opposition richtete sich namentlich gegen den Minister des Auswärtigen, Grafen van Zuylen. Das Budget der auswärtigen Angelegenheiten wurde verworfen; infolge dessen reichte das Ministerium seine Entlassung ein, erhielt jedoch diese vom König nicht, sodaß 27. Dec. die Generalstaaten geschlossen und 3. Jan. 1868 die Kammer zum zweiten mal aufgelöst wurde. Bei den 22. Jan. stattfindenden Neuwahlen, welche abermals eine kleine liberale Majorität ergaben, fielen sämmtliche Minister als Candidaten durch. Die Kammer wurde 25. Febr. eröffnet, nachdem aber 28. April das Budget van Zuylen's abermals verworfen war, reichten die Minister von neuem ihre Entlassung ein, die auch der König annahm, welcher nun Thorbecke 23. Mai mit der Bildung eines Cabinets beauftragte. Dieses kam 2. Juni zu Stande, Thorbecke selbst trat jedoch nicht mit in dasselbe; an der Stelle Heemskerk's wurde Fock Minister des Innern, van Bosse übernahm zum vierten mal das Finanzministerium. Die Zweite Kammer genehmigte im Juni die Budgets sämmtlicher Ministerien und 15. Aug. erfolgte durch ein königl. Decret die Aufhebung der beiden Ministerien für reform. und kath. Cultus; von nun an lag dem Justizminister die Wahrnehmung der finanziellen Berührung zwischen Staat und Kirche für die katholische, dem Finanzminister dieselbe Aufgabe für die prot. Kirche ob. Nach außen wußte das Ministerium die Würde des Staats, namentlich Frankreich gegenüber, energisch zu wahren; Napoleon III. war mit seinen Annexionsplanen hinsichtlich Belgiens eben gescheitert und suchte nun dieses Land vorderhand handelspolitisch durch den Eisenbahnvertrag vom 10. Juli 1869

Digitized by Google

mit Frankreich zu vereinigen. Die N. sollten ebenfalls mit in die Combination gezogen wer
Das niederländ. Cabinet lehnte aber 9. Oct. den Beitritt zu der franz.-belg. Eisenbahnconven
entschieden ab. Einen wichtigen parlamentarischen Sieg erfocht das Ministerium mit der
ihm durchgesetzten Abschaffung der Todesstrafe. Der Schwerpunkt der nun folgenden Thätig
des Ministeriums lag in der Colonialpolitik, die durch das 1870 angenommene Gesetz, n
welchem die Eingeborenen in den ostind. Colonien sog. wüste oder dem Staate gehörige Grün
in Erbpacht erwerben können, eine wesentliche Modification erfuhr. Als bald darauf die Gener
staaten ein Gesetz über die Abschaffung des sog. Preanger-stelsel, d. h. derjenigen Institutio
nach welcher in der Preanger Residentschaft die Eingeborenen doppelte Steuern sowol an ih
Regierung wie an ihre Priester zu entrichten hatten, in Berathung zog, brachte das Regierungs
blatt aus Java die Verkündigung dieses Gesetzes, ehe dasselbe die Erste Kammer passirt u
die königl. Genehmigung erhalten hatte. Obwol der Colonialminister de Waal über sein eigen
Verhalten genügende Erklärung geben konnte und die Schuld auf Generalgouverneur Mijer fi
so nahm doch ersterer im November seine Entlassung. Ihm folgten die Minister des Aeußer
des Kriegs und der Justiz, und es fand dann eine lange Ministerkrisis statt, bis sich endlich i
Jan. 1871 unter Thorbecke, welcher zum dritten mal das Staatsruder ergriff, ein neues Cabin
bildete, worin er selbst das Innere übernahm.

Bei dem plötzlichen Ausbruche des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 erklärt
sich die niederländ. Regierung bereits 15. Juli für neutral. Ende Juli bot sie bedeutende Streit
kräfte auf, um die Neutralität für alle Fälle wahren zu können, diese Truppen wurden indes
schon Anfang September wieder entlassen. Eine Folge des Deutsch-Französischen Kriegs von
1870—71 war es, daß man sich seitdem in den N. mit der Landesvertheidigung ernstlicher
beschäftigte. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht war schon unter Heemskerk verworfen
worden und der Oberst Booms, der bei dem Antritte Thorbecke's einige Tage das Kriegs-
ministerium verwaltete, trat ab, weil er keine Aussicht hatte, das preuß. System in Holland
einführen zu können. Der von seinem Nachfolger Engelvaart ausgearbeitete Plan fand bei der
Zweiten Kammer keine Unterstützung, weshalb der Minister 7. Dec. 1871 seine Entlassung
nahm. Sein Nachfolger Delprat war nicht glücklicher; auch seine Vorschläge fanden bei der
Commission der Kammer keine günstige Aufnahme. Ueberhaupt war das dritte Ministerium
Thorbecke in legislativer Hinsicht wenig fruchtbar; zwar gelang es dem Justizminister Jolles,
die Abfassung der Artikel 415 und 416 des Code pénal über Arbeitercoalition durchzusetzen,
doch die von demselben Minister ausgearbeitete Reorganisation des Gerichtswesens konnte den
Beifall der Kammern nicht erlangen. Bei der Berathung des Budgets der auswärtigen An-
gelegenheiten verwarf die Kammer den von der Regierung noch ausgesetzten Posten für einen
niederländ. Gesandten beim päpstl. Stuhl, trotz lebhafter Opposition der ultramontanen Partei.
Unter diesem Ministerium kam ferner im Dec. 1871 die Abtretung der holländ. Besitzungen
an der Westküste von Afrika (Guinea) an England zu Stande. Auch wurde der General-
gouverneur Mijer abberufen und durch den seitherigen Gouverneur der Provinz Südholland,
Loudon, ersetzt. Zur Reform des Steuerwesens brachte der Finanzminister Blussé im April
1872 bei der Zweiten Kammer einen Gesetzentwurf ein, der die Einführung der Einkommen-
steuer nach engl. Muster bezweckte. Bei Gelegenheit der Berathung desselben erlitt das Mi-
sterium eine Niederlage und nahm infolge dessen seine Entlassung. Noch während der Minister-
krisis starb 4. Juni Thorbecke. Am 5. Juli erfolgte die definitive Constituirung des neuen ent-
schieden liberalen Cabinets. Von den frühern Ministern blieben Gericke van Herwijnen für
Aeußeres und Brocx für Marine im Amte; das Innere übernahm der Abgeordnete Geertsema;
Justizminister wurde der Staatsrath de Vries, Colonialminister Fransen van de Putte, Finanz-
minister van Delden, Kriegsminister der Generalmajor Graf von Limburg-Stirum.

Trotz der Tüchtigkeit der einzelnen Mitglieder hatte dieses Ministerium wenig Glück. Die
fortwährende Uneinigkeit unter den liberalen Parteigenossen wirkte lähmend auf die Thätigkeit
der Regierung ein und der unzeitige Krieg mit dem Reiche Atschin auf Nordsumatra, der nach
der öffentlichen Meinung eine Folge der diplomatischen Kurzsichtigkeit des Colonialministers
war, warf einen dunkeln Schatten auf das ganze Cabinet. Der im Frühling 1873 von Java
aus unternommene Kriegszug gegen das genannte Reich endete, nach anfänglichem Erfolge,
mit einer Niederlage der holländ. Heeresmacht 14. April, wobei der Oberbefehlshaber Köhler
fiel, und mit der 28. April stattfindenden Einschiffung der Landungstruppen. Erst bei dem
zweiten, noch vor dem Ende desselben Jahres abgegangenen Zuge unter dem General van
Swieten, gelang es diesem, sich des Kraton (Königsburg) zu bemeistern und infolge dessen festen

fuß im Lande zu gewinnen. Nachdem van Swieten April 1874 das Obercommando dem apfern Colonel, bald nachher Generalmajor, Pel übergeben hatte, führte dieser mit Energie ind Umsicht die schwierige Aufgabe, eine feindliche Bevölkerung zu unterwerfen und zu gleicher Zeit zu gewinnen, weiter fort, bis eine Krankheit ihn 25. Febr. 1876 wegraffte. Seither ist ie theilweise friedliche, theilweise gewaltsame Unterwerfung der feindlichen Häupter langsam, ber sicher vor sich gegangen. Mittlerweile hatten im Mutterlande die Minister eine eifrige, och erfolglose Thätigkeit entfaltet, sodaß sie, nachdem mehrere Gesetzesvorlagen von der Zweiten Kammer abgelehnt worden, nach zweijähriger Function ihre Entlassung nahmen. Das ieue im Aug. 1874 auftretende Cabinet, angeblich conservativ mit antirevolutionärer Farbe, ls dessen Häupter Heemskerk und van Lynden angesehen wurden, war keineswegs populär, ourde aber von den Umständen begünstigt, insofern der im ganzen Lande steigende Widerwille egen die oppositionelle Haltung der Zweiten Kammer diesen Körper zur Mäßigung nöthigte. So elang es den Ministern, mehrere Gesetze von den Generalstaaten genehmigen zu lassen; unter ndern eins zur Ausbreitung der Staatseisenbahnen Oct. 1875, und das wichtige Gesetz über den öhern Unterricht April 1876. Der Justizminister van Lynden brachte eine Reform der gerichtichen Eintheilung zu Stande. Dagegen blieb die von Heemskerk vorgenommene Reform des Schulgesetzes von 1857 ein Stein des Anstoßes. Da sein Entwurf keine Partei befriedigen onnte, reichte der Minister Ende Sept. 1877 sammt seinen Amtsgenossen bei dem König seine Entassung ein und erhielt dieselbe. Darauf wurde der Abgeordnete Kappeyne van der Copello mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt, welches 2. Nov. zusammentrat und in dem Kappeyne as Innere übernahm, van Bosse Colonien, Smidt Justiz, van Heeckeren van Kell das Aeußere, Wichers Marine, Gleichman Finanzen und de Roo van Aldewerelt das Kriegsministerium.

Von den Geschichtswerken einheimischer und belg. Verfasser sind, außer den ältern von Hooft, Hugo Grotius, Brandt, Aitzema u. a., besonders hervorzuheben: Wagenaar, «Vaderandsche historie» (21 Bde., Amsterd. 1749 u. öfter); Stijl, «Opkomst en Bloei der verenigde Nederlanden» (Amsterd. 1794 u. öfter); Kluit, «Historie der Hollandsche staatsregering» (5 Bde., Amsterd. 1802—5); Bilderdijk, «Geschiedenis des vaderlands» (herausg. von Tijdemann, 12 Bde., Leid. 1832—39); van Kampen, «Verkorte geschiedenis der Nederlanden» (3. Aufl., 2 Bde., Harl. 1837—39); Groen van Prinsterer, «Handboek der geschiedenis van het vaderland» (4. Aufl., 4 Bde., Amsterd. 1874); Juste, «Histoire de la révolution des Pays-Bas sous Philipp II» (4 Bde., Brüss. 1855—63); Arend, «Algemeene geschiedenis des vaderlands» (Thl. 1—4, Leid. 1849—77); van Vloten, «Vaderlands Opstand tegen Spanje» (3 Bde., Amsterd. 1856—66); Wicquefort, «Histoire des Provinces Unies des Pays-Bas» (4 Bde., Amsterd. 1861—74); Kemper, «Geschiedenis van Nederland na 1830» (Bd. 1—4, Amsterd. 1873—76 fg.); Wijnne, «Geschiedenis van het vaderland» (2 Bde., Grön. 1865—66). Von Werken in deutscher und engl. Sprache sind zu nennen: Van Kampen, «Geschichte der N.» (2 Bde., Hamb. 1831—33); Leo, «Zwölf Bücher niederländ. Geschichte» (2 Bde., Halle 1832—35), welches Werk die mittelalterliche Geschichte umfaßt; Motley, «Rise of the Dutch republic» (3 Bde., Lond. 1856—59; deutsch, 3 Bde., Dresd. 1857—60); derselbe, «History of the United Netherlands, etc.» (3 Bde., Lond. 1860—67); Wenzelburger, «Die N. in ihrer neuesten Entwickelung» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1871, 2. Hälfte); derselbe, «Geschichte der N.» (4 Bde., Gotha 1878).

Niederländische Kunst. Die Baukunst kam zuerst durch die Römer nach den Niederlanden. Die «Burg» von Leiden auf einem Hügel, wo das von den Römern gegründete Lugdunum der Bataver gelegen haben soll, der «Scheldebogen» (Arche de l'Escaut), eine bedeckte Brücke über die Schelde in Tournay, und das «Cäsarcastell» in der Nähe dieser Stadt werden für röm. Bauüberreste gehalten. Auch aus der frühesten fränk. Zeit sind noch einige Mauerwerke erhalten; dagegen ist aus der Zeit der Karolinger von Baudenkmälern nichts mehr vorhanden. Im 10. Jahrh. berichten die Chroniken von zahlreichen Kloster- und Kirchenstiftungen; allein auch von diesen ist wenig übriggeblieben. Selbst die Architektur der roman. Epoche ist durch kein vollständiges Denkmal, sondern nur durch einzelne Theile von Gebäuden vertreten, am bedeutendsten durch das Mittel- und Kreuzschiff der Kathedrale Notre-Dame in Tournay, die aus dem 11. Jahrh. und im reinen Stile des Rundbogens sind. Noch im 12. Jahrh. wurden die Kirchen in Belgien wie in Holland in sehr einfacher Weise gebaut; nur Krypten und Chöre sind gewölbt, die Schiffe dagegen durchweg mit einer Balkendecke versehen, und die Ornamentation, überall dürftig, besteht fast nur in Lisenen, die durch Rundbogenfriese oder Kragsteine verbunden werden. Im 13. Jahrh. verbreitete sich von dem benachbarten

Digitized by Google

nordöstl. Frankreich aus der dort aufgekommene goth. Stil nach den Niederlanden, erlitt aber hier manche Modificationen. Es entstanden Gebäude, welche die Breite und Massenhaftigkeit des vorgoth. Stils beibehalten haben, aber ohne seine Ornamente und mit durchgängiger Anwendung des Spitzbogens: die Nikolauskirche in Gent, die Kathedrale in Utrecht, die Liebfrauenkirchen in Tongern und Dordrecht. Das Innere wurde nicht hoch und schlank, sondern möglichst weit und geräumig gebildet. Während in Frankreich und Deutschland die Höhe das Dreifache der Breite des Mittelschiffs erreicht und selbst übersteigt, geht sie in den Niederlanden oft nicht weit über das Doppelte. Vielschiffige Kirchen sind hier besonders häufig; die Peterskirche in Leiden, die Liebfrauenkirche in Amsterdam und Brügge, die Johanneskirche in Herzogenbusch haben fünf, die Kathedralen von Brüssel und Antwerpen sogar sieben Schiffe. Bei dem Aeußern zeigt sich das Bestreben nach massenhafter Totalwirkung, welches in Holland oft bis zum Extrem des Nüchternen und Schwerfälligen geht. Das schöne Seitenportal der Servatiuskirche in Mastricht und die Portale von Dinant und Huy sind wol die einzigen Prachtthüren, die schon im 13. Jahrh. mit Statuen verziert wurden, und nur das Chor der Kathedrale von Tournay (um 1260 begonnen) zeigt den goth. Stil im vollen Glanze seiner Schönheit. Sonst beharrt dieser Stil durchweg noch lange in seiner Einfachheit und Schmucklosigkeit; erst in der letzten Hälfte des 14. Jahrh. und im Laufe des 15. entwickelt er sich reicher und zierlicher, aber auch dann ist es etwas Gewöhnliches, daß die unscheinbare Gestalt des Aeußern gegen den prächtigen Anblick des Innern auffallend absticht. Die Peterskirche in Leiden gilt als die schönste Kirche Hollands im reichen goth. Stile dieser Zeit, welcher in der 1341—1409 erbauten Wallfahrtskirche Notre-Dame zu Hall, bei Brüssel, den Gipfel der Eleganz erreicht. In derselben Zeit erhob sich eine Reihe mächtiger Kathedralen: St.-Rombaud in Mecheln; Notre-Dame in Antwerpen, der größte goth. Dom der Niederlande, von ungemein belebter, malerisch wirkungsvoller Innenperspective; St.-Pierre in Löwen; Ste.-Waudru zu Mons (Bergen) im Hennegau. Endlich erhielten auch die Dome Ste.-Gudule zu Brüssel, St.-Martin zu Ypern und St.-Jean zu Herzogenbusch, die vorher in großen Dimensionen angelegt und im Innern in sehr ernstem, würdigem Stile durchgeführt waren, jetzt die glänzende äußere Ausstattung, worin namentlich die beiden letztern alle andern niederländ. Kirchen übertreffen. Einige Bauwerke des 16. Jahrh. zeigen die Renaissance in zierlich reicher Behandlung, so die 1538 vollendete, noch überwiegend goth. Kirche St.-Jacques in Lüttich. Die vormaligen Jesuitenkirchen St.-Donatien in Brügge und St.-Charles-Borromée in Antwerpen sind im ital. Jesuitenstile gebaut und gehören zu den bessern Werken des 17. Jahrh.

Neben den kirchlichen Bauten sind die weltlichen in den Niederlanden mehr als in andern Gegenden beachtenswerth. Die mit dem Wohlstande und Gemeingeist gesteigerte Bauluft bewirkte hier in den großen Stadtgemeinden eine überaus reiche, ja prachtvolle Ausbildung der für allgemeine Zwecke und auf allgemeine Kosten errichteten profanen Monumente. Zur Sicherheit gegen den äußern und innern Feind hielt man, außer den Festungswerken, Mauerringen und Thoren, einen besondern Thurm mitten in der Stadt, von welchem die Wächter im Falle drohender Gefahr die bewaffneten Bürger durch Läuten der Sturmglocke zu den Sammelplätzen rufen konnten. Man nannte diesen Glockenthurm «Belfried» (beffroi), und die Bürgerschaft setzte einen gewissen Stolz darein, ihn recht hoch und imposant herzustellen. Solche Thürme sind noch in Gent, Lierre, Nieuport, Alost und an andern Orten vorhanden. Zuweilen verband man damit die für die Ordnung und Bequemlichkeit des gewerb- und handeltreibenden Gemeinwesens dienenden «Hallen», die keiner einigermaßen bedeutenden Stadt fehlten und in der Zeit des regsamsten Verkehrs, im 14. Jahrh., auf umfassende, großartige Weise ausgeführt wurden. Sehr charakteristische Beispiele solcher Verbindung von Kaufhaus und Wachtthurm sind die Hallen zu Brügge und Ypern. Alleinstehende Hallen aus derselben Zeit finden sich in Löwen, Mecheln, Gent und Antwerpen erhalten, alle mehr oder weniger interessant und von dem ehemaligen Reichthum dieser Handelsstädte zeugend; sie sind ohne besondern Schmuck, aber von bequemer, sicherer Breite, bisweilen von einer gewissen Buntheit, welche ihnen das aus wechselnden Lagen rother Back- und weißer Bruchsteine bestehende Mauerwerk mittheilt. Zu den genannten Arten städtischer Gebäude kam sodann im weitern Laufe der Zeit eine andere, bei welcher sich die bürgerliche Prachtliebe aufs glänzendste offenbarte und die reiche Decorationsweise am üppigsten entfaltete, nämlich die eigentlichen Stadt- oder Rathhäuser. Hierher gehören: das Stadthaus zu Brügge, ein höchst zierliches, regelmäßiges Gebäude des ausgebildeten goth. Stils (gegründet 1377); das Rathhaus von Brüssel, im Anfange des 15. Jahrh. begonnen, ein in seinen Dimensionen und in seiner äußern Erschei-

Digitized by Google

nung mächtiger Bau mit Thürmen, von welchen der mittelste 118 Mt. hoch und in den Formen des reichen goth. Stils ausgeführt ist; das Rathhaus zu Löwen, 1448—69 erbaut, ein Muster des verschwenderisch-prächtigen spätgoth. Stils; das Rathhaus zu Antwerpen, 1560—66 in florent. Stil gebaut; das Rathhaus von Gent, dessen älterer Theil sehr zierlich in dem spätern, weltlich heitern goth. Stile erbaut, das übrige hingegen im Renaissancegeschmacke am Ende des 16. Jahrh. vollendet ist. Die Rathhäuser von Leiden und Oudenaarde gehören derselben Zeit und Bauweise an. Im 17. Jahrh. erlangte die nüchterne Art der gleichzeitigen franz. Architektur die Oberhand in den Niederlanden und erhielt daselbst die glücklichste Anwendung durch die holländ. Architekten Hendrik de Keyzer (gest. 1621) und Jakob van Campen (gest. 1658); der erstere baute die alte, seitdem niedergerissene Börse in Amsterdam; von dem letztern ist das dortige Rathhaus, das vermöge seiner stattlichen Verhältnisse und seiner vortrefflichen Raumvertheilung den Eindruck gediegener Tüchtigkeit gewährt. Auch in der Folge neigten sich die Niederlande in architektonischer Beziehung mehr oder weniger zu Frankreich und den hier nacheinander gangbaren Baustilen hin, verarbeiteten aber das Herübergenommene nicht mehr wie bisher auf selbstständige Weise und zu bedeutenden Leistungen. Vgl. Schayes, «Histoire de l'architecture en Belgique» (2. Aufl., 2 Bde., Brüss. 1852).

Die Bildhauerkunst vermochte namentlich in den Niederlanden, wo sich die Architektur des Mittelalters gegen bildnerischen Zierath sehr kühl und spröde verhielt, nicht so zur Geltung zu kommen, wie in Frankreich und Deutschland. In der byzant.-roman. Epoche scheint man höchstens die Consolen der Gesimse zur Anbringung von Thiergestalten, Fratzenköpfen und phantastischen Figuren benutzt zu haben; denn mit Ausnahme der in einem schweren, harten Stile gearbeiteten Portalsculpturen am nördl. Kreuzarme der Kathedrale von Tournay sind keine andern Steinmetzarbeiten dieser Zeit auf uns gekommen. Dagegen ist in der Bartholomäuskirche zu Lüttich noch ein beträchtliches Gußwerk aus dem 12. Jahrh. erhalten, nämlich das auf zwölf ehernen Stieren ruhende und mit Reliefiguren in edelm roman. Stile geschmückte Taufbecken von dem Meister Lambert Patras in Dinant an der Maas, wo sich eine Schule von Metallarbeitern gebildet hatte, die so berühmt wurden, daß man im nördl. Frankreich die Künstler dieser Art noch lange schlechthin Dinandiers nannte. Das Fortbestehen dieser Erzgießerschule ist leider nicht durch andere Werke mit figürlichen Darstellungen, sondern nur durch ein Lesepult und einen Candelaber in der Kathedrale von Tongern, mit dem Namen des Künstlers, Johann Joses von Dinant, und mit der Jahreszahl 1372 bezeugt. Auch die Steinsculpturen der goth. Epoche sind in Holland fast ganz verschwunden und in Belgien selten. Nur Tournay macht hier abermals eine Ausnahme, indem es in der Vorhalle seiner Kathedrale noch zahlreiche goth. Bildhauerarbeiten besitzt, unter welchen sich besonders eine kolossale Madonna von großer Schönheit auszeichnet. Der Mittelpunkt der niederländ. Plastik am Ende des 14. und zu Anfange des 15. Jahrh. war die Residenz der Herzoge von Burgund, die Stadt Dijon. Hier arbeitete, an der Spitze einer ganzen Colonie von Landsleuten und Gehülfen, der Meister Claus Slüter aus Holland, dessen noch erhaltene Werke, der sog. Mosesbrunnen und das Grabmal Philipp's des Kühnen (früher in der Kartause zu Dijon, jetzt im dortigen Museum) volle Freiheit und Sicherheit plastischer Behandlung bei entschiedenem Streben nach Naturwahrheit offenbaren. Weit unansehnlicher sind die gleichzeitigen niederländ. Sculpturen.

Erst gegen Ausgang des 15. Jahrh. trifft man hier eine bedeutende Leistung der Plastik, nämlich das 1495 in der Liebfrauenkirche zu Brügge errichtete Mausoleum der Maria von Burgund, ein fein und naiv im realistischen Stile der flandr. Kunstweise ausgeführtes Werk des Jan de Baker von Brüssel. Als Seitenstück dazu ließ später (1558) Philipp II. das Grabdenkmal Karl's des Kühnen durch den Bildhauer Jongherling aus Antwerpen hinzufügen, in dessen Arbeit schon die neue italienisirende Richtung sehr bestimmt hervortritt. Ein wunderbares Probestück damaliger Pracht- und Bildliebe ist der große, in Holz geschnitzte Kamin im alten Saale des Justizpalastes zu Brügge, vom J. 1529. Die zierlichste Renaissance-Ornamentik verbindet sich hier mit figürlichen Darstellungen, mit den trefflichen, fast lebensgroßen Standbildern Kaiser Karl's V. und seiner Vorfahren, Karl's des Kühnen sammt seiner Gemahlin, seiner Tochter Maria und seines Eidams Maximilian sowie anderer Verwandten, wozu noch Marmorreliefs mit Darstellungen biblischer Geschichten hinzukommen. Im 17. Jahrh. machten die niederländ. Bildhauer, wie es der akademische Brauch wollte, ihre Studien regelmäßig in Italien, was nicht ohne Einfluß auf ihre Kunstweise blieb. Henri Duquesnoy, Vater von François, noch der ältern heimischen Schule angehörend, handhabte, ohne die große Reinheit der Zeichnung und die edle Einfachheit zu besitzen, welche die Werke seines Sohnes aus-

Digitized by Google

zeichnen, geschickt den Marmor und gab seinen Figuren ein gefälliges Aussehen. In Brüssel, wo er sich niederließ und starb, findet man noch mehrere von seinen Werken, unter anderm die berühmte Brunnenfigur des Manneken-Piß. Sein Sohn François Duquesnoy, von den Italienern nach seiner Heimat il Fiammingho genannt (1594—1643), erwarb in Rom großen Ruf, vorzüglich durch seine Kinderfiguren, die er mit aller ihnen eigenen Lieblichkeit und Naivetät, vielleicht nur etwas zu fleischig, bildete, gab aber auch Beweise seiner Meisterschaft in größern Werken, z. B. in der Heiligen Susanna, in San-Maria di Loreto zu Rom. Sein jüngerer Bruder, Hieronymus Duquesnoy (gest. 1654), kam ihm in manchen Stücken, zumal in der weichen Behandlung des Marmors sehr nahe und leistete Ausgezeichnetes in dem prächtigen Grabdenkmale des Bischofs Anton Triest in der Kathedrale zu Gent. Einen noch bedeutendern Nachfolger hatte er an seinem Schüler Arthur Quellinus von Antwerpen (geb. 1609, gest. 1668). Von ihm sind die zahlreichen, in einfach edelm Stile gehaltenen Sculpturen, welche das Rathhaus zu Amsterdam in- und auswendig schmücken. Martin van den Bogaert, aus Breda gebürtig (geb. 1640, gest. 1694), ging nach Paris, wo er sich Desjardins nannte und zu verdientem Ansehen gelangte, das ihm viele Aufträge für die Ausschmückung der königl. Schlösser und Gärten wie auch die Bestellung des Modells zu der kolossalen, in der Französischen Revolution zertrümmerten Reiterstatue Ludwig's XIV. auf dem Vendômeplatze verschaffte. Um dieselbe Zeit wurde die Elfenbeinsculptur in Frankreich und Italien vorzüglich von niederländ. Künstlern betrieben. Gerard van Opstal aus Antwerpen (geb. 1595, gest. 1663), der sehr schöne Elfenbeinschnitzwerke für Ludwig XIV. verfertigte, war naturalisirter Franzose, und Francis von Bossuit aus Brüssel (geb. 1635, gest. 1692), der geschickteste Künstler seines Fachs, welcher in einfach und anmuthig behandelten Frauen- und Kinderfiguren seine Hauptstärke hatte, lebte viele Jahre in Rom. Die reichen Grabmonumente mit Bildwerken des 18. Jahrh., die in holländ. und belg. Kirchen vorkommen, haben keinen sonderlichen Kunstwerth. In neuerer Zeit ist die Plastik in den Niederlanden vorwiegend abhängig von franz. Einflüssen, und ihre Werke lassen weder einen erheblichen Aufschwung noch eine bedeutende Eigenthümlichkeit erkennen. Unter den modernen belg. Bildhauern ist Willem Geefs der bedeutendste. Vgl. Phil. Baert, «Mémoires sur les sculpteurs et architectes des Pays-Bas» (herausg. von Reiffenberg, Brüss. 1847).

Die Malerei ist von allen Künsten des Mittelalters durch Denkmäler in den Niederlanden am wenigsten vertreten, und doch unterliegt es keinem Zweifel, daß auch hier die meisten Kirchen der byzant.-roman. Epoche ihren monumentalen Wandbilderschmuck hatten. Ueber die niederländ. Tafelmalerei dieser Zeit ist man nicht besser unterrichtet. Schon zu Anfange des 13. Jahrh. waren die Tafelmaler von Mastricht als geschickte Meister sprichwörtlich geworden; aber die Kirchen und Museen in Belgien und Holland enthalten kein auf Holz gemaltes Bild, welches bis vor 1360 hinaufreicht. Büchermalereien, d. h. Miniaturen in Handschriften niederländ. Ursprungs sind zwar aus jener Zeit häufiger als größere Kunstwerke, doch auch nur in verhältnißmäßig geringer Zahl und Qualität übriggeblieben. Gegen das Ende des 14. Jahrh. waren die niederländ. Maler in größern Städten bereits so zahlreich, daß sie geschlossene Malergilden bildeten, welche an den Grafen von Flandern und Holland willige Gönner hatten und nicht blos Tafelmaler, sondern auch Bücher- und Glasmaler, überhaupt die mit Bürste und Pinsel umgehenden Arbeiter in sich begriffen. Ihr Gesammtname «Schilderer» besagt, daß sie meistens nur Schilder bemalten. Außerdem beschäftigten sie sich mit Bemalung von Fahnen, Bannern, Zelten, Baldachinen, Wagen, kurz mit Anfertigung des ganzen bunten Apparats, den man damals bei Processionen, Turnieren und andern Festlichkeiten verwendete. Die tüchtigern Zunftgenossen betrieben ihren Beruf mehr kunstmäßig: sie verfertigten Triptychen für Hauskapellen, Andachtsbilder für Schlafkammern, Miniaturen für Gebetbücher u. s. w. und legten auf Feinheit und Sauberkeit das höchste Gewicht. Vielfach waren niederländ. Maler im Auslande beschäftigt; so z. B. war ein Johann von Brügge Hofmaler Karl's V. von Frankreich, und die Brüder dieses Königs hatten ebenfalls niederländ. Miniatoren in ihren Diensten. Noch günstiger gestalteten sich die Verhältnisse bei der Vereinigung der Niederlande mit Burgund. Philipp der Kühne und sein Sohn Johann der Furchtlose sind zwar nicht als große Kunstfreunde zu rühmen; allein sie thaten doch der flandr. Malerei möglichst Vorschub, indem sie die Luxusgewohnheiten und Mäcenasssitten des franz. Hofs nach Brügge und damit die hier schon vorhandenen Elemente künstlerischer Arbeitskraft zu rascher Entfaltung brachten. Was in den niederländ. Miniaturen und Tafelbildern seit 1360 als charakteristisch nationaler Zug schüchtern und schülerhaft hervorgetreten war, nämlich das Bestreben nach einer freiern, naturgemäßern Darstellung, das äußerte sich mit voller Entschiedenheit und

Digitized by Google

ausgebildeter Meisterschaft in der Flandrischen Schule, die bald nach dem Beginne des 15. Jahrh. in Brügge aufblühte. An der Spitze dieser Schule stehen die Brüder Hubert van Eyck (geb. 1366, gest. 1426) und Johann van Eyck (geb. um 1386, gest. 1441), von welchen der letztere die bisherige Technik der Oelmalerei bedeutend vervollkommnete und dadurch der Darstellung seiner Schule vor allen gleichzeitigen einen überlegenen Vortheil verschaffte. Die namhaften Schüler und Nachfolger der van Eyck sind: in Flandern Gerhard van der Meeren, Justus von Gent, Peter Christophsen, Hugo van der Goes, Rogier van der Weyden und Hans Memling; in Holland Dierick Stuerbout, Albert van Ouwater und Gerard von Harlem.

Zu Anfang des 16. Jahrh. zog sich der Hauptsitz der niederländ. Malerei aus den flandr. Gegenden in die von Brabant und Holland hinüber, wo, nachdem die Richtung der van Eyck'schen Schule sich allmählich abgeschwächt hatte, neue Bestrebungen hervortraten, die eine vollere Entfaltung der Form, eine freiere Bewegung der Gestalten, eine größere Energie und Leichtigkeit des Vortrags bezweckten. Die bedeutendsten und eigenthümlichsten unter den hierhergehörigen Meistern sind Quintyn Messys von Antwerpen (gest. 1529) und Lukas von Leiden (geb. 1494, gest. 1533). Gleichzeitig mit diesen und bis zur Mitte des 16. Jahrh. wirkte eine nicht unbeträchtliche Anzahl niederländ. Maler, welche die Mängel der altflandr. Schule durch das Studium der neuital. Malerei zu verbessern und beide Kunstweisen miteinander zu verschmelzen suchten, damit aber zu keinem sehr erfreulichen Resultate gelangten. Die vorzüglichsten Künstler dieser Richtung sind: Bernard van Orley, Michael Coxis, Johann Mabuse, Johann Schoreel, Antonis Moor, Martin Heemskerk. Von andern namhaften Meistern, deren Blüte um die Mitte und in die spätere Zeit des 16. Jahrh. fällt, wurde diese italienisirende Behandlungsweise in größerer Selbstständigkeit und mit besserm Erfolge ausgebildet. Dahin gehören Lambert Lombard und sein Schüler Frans Floris (eigentlich Frans de Briendt, geb. 1520, gest. 1570), dem seine Zeitgenossen, wegen seines mächtigen Einflusses auf die gesammte Richtung der damaligen Malerei, den Ehrentitel des «Flandrischen Rafael» beilegten. An ihn schließt sich eine ansehnliche Reihe von Schülern an, unter welchen die beiden Frans Franck, die beiden Frans Pourbus und Martin de Vos bemerkenswerth sind. Andere Künstler der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., Bartholomeus Spranger, Heinrich Goltzius, Cornelis Cornelissen, Abraham Bloemaert, Otto Venius, ergaben sich ebenfalls gänzlich der Nachahmung ital. Malerei und wurden mehr oder weniger als Manieristen verrufen.

Gegen diese Richtung erhob sich um den Beginn des 17. Jahrh. eine Opposition, welche in die niederländ. Kunst wieder frische Kraft und eigenes Leben hineinbrachte. Die Historienmalerei schied sich zunächst in zwei Richtungen. Die eine derselben ging von dem span. Theile der Niederlande, vornehmlich von Brabant aus, wo das kath. Autoritätsprincip in Glaubens- und Staatssachen Sieger, die Malerei mithin mehr im Dienste der restaurirten Kirche blieb und zugleich in der Wahl der Gegenstände, in der Art der Auffassung und Darstellung noch an ital. Vorbilder anknüpfte, sich aber von ihnen durch einen den localen Typen entsprechenden Stil der Zeichnung, einen wunderbar leuchtenden Glanz der Farbe und einen energischen Ausdruck des Affects wesentlich und eigenthümlich unterschied. Diese Schule hatte ihren Hauptsitz in Antwerpen und ihren Hauptmeister an Peter Paul Rubens (geb. 1577, gest. 1646). Der bedeutendste unter seinen Schülern war Anton van Dyck, der sich aus der Nachahmung des Meisters zu origineller Selbstständigkeit hindurchzuarbeiten vermochte und den größten Ruhm im Porträt erlangte. Die übrigen Schüler und Nachfolger von Rubens blieben mehr bei den äußerlichen Eigenthümlichkeiten des Meisters stehen, bewiesen jedoch theilweise im Colorit und Vortrag eine ungemeine Tüchtigkeit, namentlich Jakob Jordaens; auch Abraham van Diepenbeck, Peter van Mol, Theodor van Thulden sind namhafte Repräsentanten der Rubens'schen Schule. Die andere Richtung der niederländ. Historienmalerei entsprang in Holland, das, nachdem es sich von den span. Niederlanden losgerissen, eine eigene, von prot. und republikanischem Geiste beseelte und auf dem Principe religiöser und polit. Freiheit gegründete Nation bildete. Unter solchem charakteristischen Einflusse erzeugte sich im zweiten Viertel des 17. Jahrh. zu Amsterdam eine Schule, die einen ganz unabhängigen Weg der Entwickelung einschlug. Der Stifter dieser Schule war Rembrandt Harmensz van Rhyn, gewöhnlich Rembrandt genannt (geb. 1608, gest. 1669), dessen Gemälde, obwol durchaus realistisch aufgefaßt, durch die Hervorhebung des Geistigen und Gemüthvollen an allen Handlungen und Situationen und durch das wunderbare Wechselspiel der Beleuchtung mächtig ergreifen. Rembrandt's zahlreiche Schüler und Nachfolger standen zu dem Meister in keinem innerlichen Verhältnisse und entlehnten von ihm nur die äußere Manier; doch sind darunter mehrere, wie Gerbrandt van den Eeckhout, Ferdi-

Digitized by Google

nand Bol, Govert Flinck, Jan Lievens, Nicolaas Maas, Jan Victoor, Aart de Gelder, Salomon Koninck, die einen angesehenen Rang in der Kunstgeschichte einnehmen. Der ausgezeichnetste und eigenthümlichste von allen, Gerard Dow, verließ das histor. Fach und machte sich unter den Genremalern einen berühmten Namen. Neben diesen beiden Richtungen der Historienmalerei steht noch eine dritte, welche sich unmittelbar an die Weise der ital. Naturalisten anschloß und welche namentlich durch Gerard Honthorst, einen Holländer, der sich in Italien nach Caravaggio bildete, vertreten wurde. Endlich sind noch einige Niederländer aus späterer Zeit anzuführen, welche die histor. Malerei wiederum in einem gewissen idealern Stile zu behandeln suchten, indem sie hierin der Poussin'schen Kunstweise folgten; dahin gehören als die namhaftesten Gerard Lairesse und Adriaan van der Werff, nüchterne und frostig elegante Manieristen.

Das 17. Jahrh. ist zugleich für die bisher untergeordneten Kunstfächer die Epoche der Emancipation aus der Oberherrschaft der Historienmalerei. Gegenstände, die sonst nur als Bei- oder Schmuckwerk gedient hatten, erlangen nunmehr eine selbstständige künstlerische Behandlung und bilden eigene, vollgültige Gattungen. Das Porträt wurde zuerst ein eigenes Fach für eine Anzahl holländ. Künstler, unter welchen sich Michael Mierevelt, Paul Moreelse, Frans Hals, Theodor de Keyzer und Bartholomeus van der Helst besonders hervorthaten. In Belgien war Gonzales Coques der vorzüglichste Meister in diesem Fache. Von den frühern belg. Malern hatten sich bereits die beiden Breughel, der «Bauernbreughel» und der «Höllenbreughel», der ältere Teniers u. a. mit ausschließlicher Vorliebe der Darstellung des gemeinen Lebens zugewandt und gleichsam die ersten Töne der Genremalerei angeschlagen, welche um die Mitte des 17. Jahrh. ihre höchste und vielseitigste Ausbildung erreichte. Von dieser Zeit an sondern sich die Meister dieser Gattung sehr deutlich in zwei Hauptgruppen. Die einen, welche die Italiener mit dem Namen «Bambocciadenmaler» zu bezeichnen pflegen, wählen gern Gegenstände aus dem bunten Leben und Treiben der niedern Volksklassen. Zu dieser Gruppe gehören: David Teniers der Jüngere, Peter van Laar, die beiden van Ostade, Adriaan Brauwer, Jan Steen, wie auch diejenigen Künstler, welche die mannichfachen Ereignisse des Soldatenlebens für ihre Darstellungen wählen, und unter denen Jan le Ducq, Anton Palamedes, Philipp Wouwerman, Frans van der Meulen, Jan Huchtenburg hervorzuheben sind. Andere Meister halten sich am liebsten in den Kreisen der mittlern, wohlhabendern Stände und schildern deren Vergnügungen und Unterhaltungen, weshalb sie auch «Conversationsmaler» genannt werden. Die vorzüglichsten von diesen sind: Gerard Dow, Gerard Terburg, Gabriel Metsu, Frans van Mieris der Aeltere, Kaspar Netscher, Peter de Hooch, der delftsche van der Meer, Gottfried Schalken, Eglon van der Neer, Peter van Slingeland. Wie schon bei einigen ältern niederländ. Künstlern, z. B. bei Joachim Patenier und Herri de Bles, die landschaftlichen Bestandtheile der Bilder oft weit anziehender sind, als die manierirten Historien, welchen sie zur Unterlage dienen, so gewann auch, bereits am Schlusse des 16. Jahrh. und in der ersten Zeit des 17., die Landschaft mit Johann Breughel (zum Unterschiede von seinem Vater und Bruder gewöhnlich der «Sammtbreughel» genannt), Roeland Savery, David Vinckboom und vielen andern mehr und mehr eine abgeschlossene Bedeutung. Sie erscheint freilich bei den genannten Künstlern noch in einer überströmenden Fülle von Einzelheiten, mit kindlicher Lust am Bunten und Mannichfaltigen, ohne Rücksicht auf die Harmonie des Ganzen, wird aber bald durch Rubens' Leistungen in diesem Fache zu gesetzmäßig beschränkter Naturnachahmung und malerischer Gesammthaltung angeleitet und in diesem Sinne von Frans Wouters, Jan Wildens, Lukas van Uden und Josse de Momper geübt. Wie Rubens in Brabant, so gab Rembrandt in Holland den Anstoß zu einer kraft- und effectvollen Behandlung der Landschaft. Roeland Rogman, Philipp de Koninck, Aart van der Neer, der berühmte Maler von Mondscheinen, folgten dieser Weise; die Mehrzahl der holländ. und brabant. Künstler schloß sich aber den durch franz. Meister in Italien aufgekommenen Richtungen an. Frans Milet (genannt Franciscque), Jan Glauber (genannt Polidor), Frans van Bloemen (genannt Orizzonte) u. a. m. erscheinen als Nachahmer des landschaftlichen Stils der beiden Poussin, und Herman Swanevelt, Jan Both, Adam Pynacker, Johann Lingelboch, Willem de Heusch, Frederik Moucheron, Herman Saftleven, Jan Hackert, Cornelis Huysmans suchen Anhalt oder Vorbild in Claude Lorrain. Daneben erblühte die idyllische Malerei, welche die Staffage der Thiere und Menschen zum Mittelpunkte der Landschaft machte; hierher gehören Jan Miel, Jan Baptist Weeninx, Cornelis Berchem, Karel Dujardin und Jan Asselyn.

Die Künstler der genannten beiden Richtungen nehmen die Motive und Staffagen ihrer Bilder vorzugsweise aus Italien, wo sie ihre Studien machten, und verbreiten selbst über ihre

Digitized by Google

Darſtellungen nördl. Gegenden den Glanz der ſüdl. Landſchaft. Abweichend von dieſen italieniſirenden Künſtlern, beſchränken ſich andere Meiſter auf die ſchlichtern Formen und Erſcheinungen ihres Vaterlandes und geben ſie naturgetreu wieder. In dieſer Richtung zeigt ſich Philipp Wouwerman, deſſen Bilder meiſtens das Leben der adeligen Geſellſchaft ſeiner Zeit und Heimat auf Jagden und Spazierritten, in Marſtällen und Reitſchulen, vor Wirthshäuſern und Schmieden darſtellen, oft aber auch das Pferd, beſonders den Schimmel, in ſeinen mannichfachen Situationen, im Stalle, in der Schwemme, im Felde, auf dem Markte, auf der Landſtraße, als Hauptfigur behandeln. Eine bedeutende Anzahl von Künſtlern wählte das Leben des Hirten mit ſeiner Heerde zum Hauptgegenſtande ihrer Darſtellungen. Die vorzüglichſten und namhafteſten unter dieſen ſind: Adriaan van de Velde und Albert Cuyp. Bei einigen andern treten die Thiere überwiegend gegen die menſchlichen Figuren, jedoch noch unter überwiegend landſchaftlichem Charakter des Ganzen, hervor. Dahin gehören Jan van der Meer der Jüngere und Simon van der Does, zwei berühmte Schafmaler, und Paul Potter, der größte Meiſter dieſer Gattung. Die jagdbaren Thiere in den Aeußerungen ihres freien Lebens fanden vorzügliche Darſteller an Frans Snyders, Jan Fyt, Karel Ruthart, David de Koninck. Das getödtete Wild und Geflügel, als Jagdſpolien kunſtreich gruppirt, wurde von Jan Weeninx in treuer Naturnachahmung mit außerordentlicher Meiſterſchaft gemalt, wogegen Melchior de Hondekoeter das lebende Federvieh der holländ. Hühnerhöfe im vollen Schmucke ſeines ſchönfarbigen Gefieders darſtellte. Die Vegetationsformen der heimiſchen oder höhern nordiſchen Gegenden zogen die großen holländ. Landſchaftsmaler Jan Wynants, Anton Waterloo, Jakob Ruysdael, Meindert Hobbema, Albert van Everdingen in den Kreis ihrer Darſtellung. Andere Künſtler fanden Gefallen an der Abbildung von Diſteln, Kletten und dergleichen Pflanzen auf dem Felde oder im Walde, unter deren heimlichem Obdach Käfer, Spinnen, Schmetterlinge, Vögelchen, Eidechſen, Schlangen ihr Weſen treiben; in ſolchen Darſtellungen haben Otto Marcellis und Matthias Withoos Treffliches geleiſtet. Auch die Seemalerei, d. i. die Darſtellung des Meers in ſeinen verſchiedenſten Zuſtänden, von gänzlicher Stille bis zur furchtbarſten Aufregung, und in ſeinem Bezuge zu den darauffahrenden Schiffen, vom geringſten Fiſcherboote bis zur größten Kriegsfregatte, erreichte die höchſte Ausbildung. Die vorzüglichſten und berühmteſten Marinemaler ſind Willem van de Velde der Jüngere und Ludolf Backhuyſen, die an Jan Parcelles, Wigerns Vitringa, Abraham Storck, Jan van de Kappelle tüchtige Schüler und Nachfolger hatten. Ebenſo geſtaltete ſich die Darſtellung von Dorf- und Stadtpartien und einzelnen Baulichkeiten, insgemein mit den Scenen des Verkehrs, welcher dieſelben zu beleben pflegt, als Architekturmalerei zu einer eigenen Gattung. Von einigen Malern wurden pittoreske Häuſergruppen an Kanälen oder merkwürdige Gebäude an öffentlichen Plätzen aufs getreueſte und ausführlichſte abgebildet; in ſolchen Architekturſtücken übertraf Jan van der Heyden alle ſeine Nebenbuhler. Andere malten vorzugsweiſe das Innere von Kirchen, Paläſten oder Wohnzimmern; dahin gehören namentlich die beiden Peter Neefs, die beiden Hendrik van Steenwyck, Dirk van Delen, A. de Lorme, Emanuel de Witt u. a. m. Noch andere führen uns in das Innere von Küchen und Vorrathskammern, angefüllt mit friſchem Fleiſche, Kochfiſchen, Gemüſen und Victualien allerlei Art, oder laſſen hineinblicken in vornehme Speiſekammern mit prächtig gedeckten Tiſchen, auf welchen koſtbare Pokale und Krüge, zierliche Gläſer und Flaſchen, Paſteten, Hummern, Krabben, Auſtern u. ſ. w. zu dem geſchmackvollſten Ganzen vereinigt ſind. Jan Davidsz de Heem, Willem Kalf, Willem van Aalſt, Alexander Adriaanſen u. a. lieferten treffliche Beiſpiele ſolcher Darſtellungen, die man als «Küchenſtücke» und «Frühſtücke» zu unterſcheiden oder auch unter dem gemeinſchaftlichen Namen «Stillleben» zu begreifen pflegt. Hierzu kommen endlich die «Blumen- und Fruchtſtücke», in welchen beſonders Joh. David de Heem und ſeine Schüler, Cornelis de Heem der Jüngere, Abraham Mignon, Maria van Oosterwyck, Ruhm erlangten.

Die niederländ. Malerei des 18. Jahrh. iſt im allgemeinen ein bloßer Nachklang von derjenigen des vorhergehenden goldenen Zeitalters. Die Hiſtorienmaler, wie Conſtantin Netſcher, Nikolaas Verkolje, Philipp van Dyck, Willem van Mieris, malten in der kalten akademiſchen Weiſe des Laireſſe und van der Werff, nur mit großer Abnahme der Technik, fort. Andreas Lens von Antwerpen verfolgte ſpäterhin eine ähnliche mäßigende und reformirende Richtung wie Vien in Frankreich und Mengs in Deutſchland. Die Maler der andern Gattungen legten ſich insgeſammt auf die Nachahmung ihrer Vorgänger, aber mit wenig Erfolg. Nikolaas Koedyck und Jakob van Stry waren ausnahmsweiſe glückliche Nachahmer de Hooch's und Cuyp's. Eine gewiſſe Eigenthümlichkeit entwickelten der holländ. Converſationsmaler Cor-

Digitized by Google

nelis Troost und der belg. Landschafts- und Thiermaler Balthazar Paul Ommeganck. Das Ausgezeichnetste und Originellste wurde in der Blumen- und Früchtemalerei von Rachel Ruisch und Jan van Huysum in Holland geleistet; auch später noch bewährten sich Jan van Os und die Brüder Gerard und Cornelis van Spaendonck als verdienstliche Künstler in diesem Fache. Zu Anfange des 19. Jahrh. fand der franz. Classicismus Eingang in der niederländ. Historienmalerei; J. A. Kruseman und J. W. Pieneman in Amsterdam, F. J. Navez in Brüssel und M. J. van Bree in Antwerpen zeigten sich mehr oder weniger davon ergriffen. Bei den Genremalern blieb die frühere Richtung, die sich zur Nachahmung inländischer Vorbilder hinneigte, im allgemeinen vorherrschend und förderte im einzelnen noch manches Gute zu Tage. Jan Kobell und Eugène Verboeckhoven sind tüchtige Meister in Landschaften mit Thierstaffage; außerdem verdienen noch A. Schelfhout und J. C. Schotel als Landschafts- und Marinemaler, J. H. Verheyen als Architekturmaler und G. J. J. van Os als Blumenmaler Erwähnung.

Gleichzeitig mit dem Sturze der David'schen Schule in Frankreich erfolgte auch ein Umschwung der Kunst in den Niederlanden. Sorgfältige Natur- und Costümstudien, in Verbindung mit dem Studium der ältern einheimischen und neuern franz. Meister, bilden die Grundlage dieser niederländ. Malerei unserer Zeit. Unter den belg. Historienmalern nehmen Louis Gallait und Eduard de Biefve in Brüssel, Gustaf Wappers, Nicaise de Keyzer und Hendrik Leys in Antwerpen die ersten Stellen ein. In der Darstellung feinerer Genrescenen sind besonders Florent Willems und Alfred Stevens ausgezeichnet. A. de Kuyff und Xavier de Cock malen vortreffliche Landschaften, und Joseph Stevens hat durch seine Thierbilder, besonders Hundestücke, großen Ruf erlangt. In der neuern holländ. Malerei wird zwar das Historienfach nur wenig gepflegt; dagegen sind die übrigen Fächer theilweise mit vielem Eifer und Erfolg angebaut. David Bles und Herman Ten Kat zeigen sich als geschickte Maler im histor. Genre. Unter den eigentlichen Genremalern ist besonders Petrus van Schendel beliebt wegen der Darstellung künstlicher Lichteffecte, die er mit besonderer Vorliebe behandelt. Zu den ausgezeichnetsten Landschaftsmalern gehören B. C. Koekkoek und L. Honedoes. Der bedeutendste der neuern holländ. Marinemaler ist Louis Meyer. Sehr anziehend sind die Strandstücke mit Figurenstaffage von Josef Israels, die Stadtprospecte von S. Verveer und die innern architektonischen Ansichten von Bosboom. Vgl. van Mander, «Het schilder-boek» (Alkmaar 1604; erste und beste Ausg.); Houbraken, «De groote Schouburg der Nederlandsche kunstschilders» (3 Bde., Amsterd. 1718, mit Künstlerbildnissen); van Gool, «De nieuwe Schouburg der Nederlandsche kunstschilders» (2 Bde., Haag 1750—51); van Eynden und van der Willigen, «Geschiedenis der vaderlandsche schilderkunst, sedert de helft des 18de eeuw» (4 Bde., Harl. 1866 fg.); Immerzeel, «De levens en werkens der Hollandsche en Vlaamsche kunstschilders» (3 Bde., Amsterd. 1842—43); Fiorillo, «Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den Vereinigten Niederlanden» (4 Bde., Hannov. 1815—20); Michiels, «Histoire de la peinture flamande» (2. Aufl., Bd. 1—3, Par. 1865); Blanc, «Histoire des peintres hollandais et flamands» (3 Bde., Par. 1852—67, mit Illustrationen); Crowe und Cavalcaselle, «Geschichte der altniederländ. Malerei» (deutsch von Springer, Lpz. 1875); Fromentin, «Les maîtres d'autrefois. Belgique Hollande» (Par. 1876); «École Hollandaise en oléographie; chefs-d'œuvres des peintres anciens et modernes» (Amsterd. 1875 fg.).

Niederländische Sprache und Literatur. In den Gebieten, welche man unter dem Namen der Niederlande im weitern Sinne begreift, in den Königreichen Holland und Belgien, werden gegenwärtig zweierlei Sprachen, romanische und germanische, gesprochen; Romanisch, Französisch und Wallonisch jedoch, abgesehen von den größern Städten und den Beamtenkreisen Belgiens, nur im südl. Belgien, sodaß die Sprachgrenze am Meere zwischen Calais und Gravelingen (Gravelines) beginnt, dann nördlich hart über St.-Omer und ferner südlich von Kortryk (Courtray) und Gerardsbergen (Grammont) fortläuft, endlich zwischen Brüssel und Waterloo und von da in gerader Linie weiter zwischen Lüttich und Löwen bis zur Maas sich hinzieht. Die germanisch redende Bevölkerung der Niederlande leitet ihren Ursprung hauptsächlich von drei Volksstämmen her, von den Franken, den Sachsen und den Friesen. Die Friesen (s. d.), soweit histor. Nachrichten reichen, immer in denselben Landstrichen an der Nordseeküste seßhaft, behaupten auf dem Lande ihren eigenen, vom Niederländischen weit abweichenden Dialekt, wiewol die Sprache des öffentlichen Lebens auch in Friesland das Niederländische ist. Die altniederländ. Sprache, wie sie sich in den sog. «Karolingischen Psalmen» zeigt, ist der altsächsischen im «Heliand» am nächsten verwandt. Der Uebergang des Altniederländischen ins Mittel-

Digitized by Google

iederländische ist dem des Althochdeutschen ins Mittelhochdeutsche analog. Das älteste bisjetzt ekannte datirte Denkmal der niederländ. Sprache ist eine Keure (Willkür, Verordnung) der Stadt Brüssel von 1229; doch mögen einzelne Dichtungen, wie namentlich die «Servatius-legende», wol schon der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. angehören. Entsprechend dem gleichzeitigen Sprachstande in Deutschland, dem Mittelhochdeutschen und dem Mittelniederdeutschen, nennt man diese Sprachperiode bis zum 16. Jahrh. das Mittelniederländische. Die gleichzeitigen Franzosen nannten es Thyois oder Tiesche, die einheimischen Schriftsteller Dietsch und daher die Engländer noch heutigentags Dutch, während die Bezeichnung Vlaemsch mehr eine provinzielle Bedeutung und erst in neuerer Zeit durch franz. Einfluß die gegenwärtige weitere Geltung erlangte. Nach seinem Lautstande, dessen Consonanten auf der goth. Stufe verharrt sind (s. Deutsche Sprache und Lautverschiebung), sowie nach seinem Bau und Wortschatze ist das Mittelniederländische dem Mittelniederdeutschen am nächsten verwandt, nähert sich aber in Einzelheiten, z. B. in den Pluralendungen des Verbum, dem Hochdeutschen. Schon im «Reinaert» erscheint die mittelniederländ. Sprache vollkommen ausgebildet, gegen Ende des 13. Jahrh. aber verdrängte Maerlant (s. d.) alle seine Vorgänger und galt seitdem als Muster der Schriftsprache überhaupt. Doch nicht lange nach ihm sank die Sprache mit der Literatur, indem durch die burgund. Herrschaft (1363—1477) franz. Einfluß übermächtig wurde. Was den Kammern (Gesellschaften) der Rederijker (Rhetoriker), die etwa den deutschen Meistersängern verglichen werden mögen, nicht gelang und bei ihrer kleinbürgerlichen Beschränktheit auch nicht gelingen konnte, ein neuer Aufschwung der Sprache, das gelang sofort, als das Volk sich gegen die span. Zwingherrschaft erhob, als es von den großen Ideen der religiösen und polit. Freiheit begeistert wurde; aber es gelang auch nur da, wo diese Begeisterung ausdauerte und durchdrang, im nördlichen, im prot. Theile der Niederlande, dem heutigen Königreich der Niederlande.

Dirk Volkertszoon Coornhert und Filips van Marnix, Herr von St.-Aldegonde, waren es vornehmlich, die das Neuniederländische zur Schriftsprache ausprägten, beide zugleich die ersten niederländ. Prosaisten, beide auch Staatsmänner und nachdrücklich theilnehmend an dem theol. wie am polit. Kampfe. Coornhert (1522—90) erhob sich zwar in seinen Gedichten und Dramen wenig über die Rederijker seiner Zeit, deren Kammer In liefde bloeijende zu Amsterdam er angehörte, aber seine zahlreichen prosaischen Schriften gelten noch jetzt als verdienstlich. Marnix (1538—98) erlangte noch höhern Ruhm durch seine sehr oft gedruckten und vielfach übersetzten (deutsch unter andern von Fischart, 1579 u. öfter) «Bijenkorf der heil. Roomsche Kercke» (zuerst gedruckt 1569). Einer von diesen beiden Männern (man streitet welcher) hat auch um 1569 das Volkslied «Wilhelmus van Nassauwen» gedichtet. Die Folge des Freiheitskampfes der Holländer war ein mächtiger Aufschwung in allen Gebieten des Staats- und des bürgerlichen Lebens, in Krieg, Handel und Colonialwesen, in Gewerbfleiß und bürgerlichen Einrichtungen, in Wissenschaft, Literatur und Kunst. So begann noch vor dem endlichen Abschluß des Friedens (1648) das goldene Zeitalter der holländ. Nationalliteratur, welches den größten Theil des 17. Jahrh. ausfüllte. Stolze, frische Kraft, Lebendigkeit, Schwung und verhältnißmäßige Selbstständigkeit charakterisiren die bedeutendern Schriftsteller zu Anfange dieses Zeitraums, unter denen Hooft und Vondel obenan stehen. P. Hooft (1581—1647) brachte den prosaischen Stil zur vollkommenen Ausbildung, die nur noch durch sein Bestreben, die Manier des Tacitus nachzuahmen, beeinträchtigt wurde; Vondel (1587—1679), der das Höchste als Lyriker leistete, gab auch der dichterischen Sprache den kühnsten Flug und machte sie geschickt für den Ausdruck des Erhabenen. Beider Zeitgenosse, Cats (1577—1660), dagegen hielt sich ganz in dem bequemen Gleise eines bürgerlichen Alltagslebens; daher fließen auch seine Verse in behaglicher Breite dahin. Doch ist seine Sprache rein, und diese Eigenschaft ward deshalb von Bedeutung, weil gerade er der erklärte Liebling seines Volks wurde. Mit dem Erschlaffen des Volksgeistes sank auch die Literatur gegen Ablauf des 17. Jahrh. und gerieth ganz unter franz. Einfluß; doch erfuhr die Sprache dadurch nur geringe Beeinträchtigung und erhob sich auch wieder mit der Literatur, als gegen Ende des 18. Jahrh. innere Unruhen und äußere Bedrängnisse den Geist wieder aufrüttelten und deutscher und engl. Einfluß das Uebergewicht erhielten.

In Belgien hatten inzwischen Sprache und Literatur seit dem 16. Jahrh. fast gänzlich daniedergelegen, und selbst jeder Versuch einer freiern Regung war unterdrückt worden durch eine engherzige, strenge Censur. Erst im Laufe des 19. Jahrh. erwachte dort das Nationalgefühl der german. Bevölkerung, aber diese hatte bis auf die Gegenwart für ihre vaterländische Sprache einen harten Kampf gegen die Uebermacht der in alle Verhältnisse gedrungenen französischen zu bestehen. (S. Vlämische Sprache und Literatur.)

Digitized by Google

Die wiſſenſchaftliche Behandlung der niederländ. Sprache begann mit dem Ende des 16. Jahrh. Zuerſt ſtellte der berühmte Buchdrucker Chriſtoph Plantin zu Antwerpen 157[illegible] einen «Thesaurus Teutonicae linguae» zuſammen. Ihn übertraf bald darauf (1588) ſein Corrector Cornelis van Kiel oder, wie er ſich ſelbſt gewöhnlich nannte, Cornelius Kilianus aus Duffel in Brabant, durch ein zweites niederländ. Wörterbuch, welches noch heute in der durch gute Anmerkungen bereicherten Ausgabe von van Haſſelt («Cornelii Kiliani Etymologicum Teutonicae linguae», Utrecht 1777) dem Forſcher unentbehrlich iſt. Um dieſelbe Zeit ſuchte auch die Rederijkkammer In liefde bloeijende zu Amſterdam die Sprache theoretiſch wie praktiſch mit Erfolg zu fördern und veröffentlichte unter anderm die erſte niederländ. Grammatik («Twee-spraack van de Nederduytsche letterkunst», 1584), welche, nebſt mehrern andern ſprachwiſſenſchaftlichen Werken, ihrem neben Coornhert und Marnix auch als Schriftſteller verdienten Mitgliede Hendrik Laurenszoon Spieghel zugeſchrieben wird. Angeregt durch die von Junius (Dordr. 1665) herausgegebene goth. Bibelüberſetzung des Ulfila, ward dann Lambert ten Kate (1674—1731) der Begründer der hiſtor. Grammatik mit ſolchem Tiefblicke, daß ſeine Entdeckungen noch in der neuern Zeit einem Jakob Grimm zum Ausgangspunkte dienen konnten. Sein Hauptwerk iſt «Aanleiding tot de kennisse van het verhevene deel der Nederduitsche sprake» (2 Bde., Amſterd. 1723). Neben ihm zeichnete ſich beſonders Balthazar Huydecoper aus durch eindringende Kenntniß der mittelniederländ. Sprache, die er in den Erläuterungen zu ſeiner Ausgabe der Reimchronik des Melis Stoke (1772) und in ſeinen Anmerkungen zu Vondel's Ueberſetzung von Ovid's «Metamorphoſen» (1730; 2. Aufl. durch Lelyveld und Hinlopen, 1782) bewährte. Auf dem von ten Kate und Huydecoper gezeigten Wege waren die bedeutendſten Nachfolger Frans van Lelyveld, Hinlopen, Clignett und Steenwinkel, und eine ſehr erſprießliche Wirkſamkeit entfaltete die 1766 geſtiftete und noch gegenwärtig blühende Maatschappij van Nederlandsche Letterkunde zu Leiden. Gegen Anfang des 19. Jahrh. gewann der ausgezeichnete Proſaiſt van der Palm als Unterrichtsminiſter (1799—1806) auch einen amtlichen förderſamen Einfluß auf den Sprachunterricht und trug unter anderm weſentlich bei zur Feſtſetzung einer allgemein gültigen Orthographie nach dem von Siegenbeek entworfenen und durch die Regierung officiell beſtätigten Syſteme («Verhandeling over de Nederduitsche spelling», Amſterd. 1804 u. öfter; «Woordenboek voor de Nederduitsche spelling», Amſterd. 1805). Vgl. Willems, «Over de Hollandsche en Vlaemsche schrijfwijzen van het Nederduitsch» (Antw. 1824). An Siegenbeek ward auch die erſte 1795 gegründete Profeſſur der niederländ. Literatur zu Leiden verliehen, die er über ein halbes Jahrhundert verwaltete. Am engſten ſchloß ſich an ihn Pieter Weiland, der außer einer ebenfalls officiellen Grammatik («Nederduitsche spraakkunst», Amſterd. 1805) ein großes Wörterbuch («Nederduitsch taalkundig woordenboek», 11 Bde., Amſterd. 1799—1811) herausgab. Dagegen bekämpfte Siegenbeek's Rechtſchreibungslehre W. Bilderdijk. Schätzenswerth ſind auch die ſprachwiſſenſchaftlichen Arbeiten von J. Halbertsma, beſonders ausgezeichnet als Kenner des Frieſiſchen, von Ypei («Beknopte geschiedenis der Nederlandsche tale», 2 Bde., Utrecht u. Grön. 1812—32), Lulofs («Gronden der Nederlandsche woordaafleidkunde», Grön. 1833), de Jager («Taalkundige handleiding tot de statenoverzetting des Bijbels», Rotterd. 1837) u. a. Nach den Grundſätzen J. Grimm's wurde die niederländ. Grammatik durch Brill bearbeitet, deſſen «Hollandsche spraakleer» (Leid. 1846) und «Nederlandsche spraakleer» (Leid. 1851) die Hauptwerke für dieſelben bilden. Te Winkel hat ſich durch gediegene Monographien, beſonders in der von ihm redigirten Zeitſchrift «De Taalgids» hervorgethan. Daneben entfaltete in Belgien Willems (ſ. d.) eine ungewöhnliche Thätigkeit für das Mittelniederländiſche, deſſen Studium ſeitdem beſonders durch Snellaert, Bormans, Blommaert, die beiden Serrure, David und Heremans rüſtig gefördert wurde. In Holland ſtehen gegenwärtig Jonckbloet und M. de Vries an der Spitze der neuen Schule der vaterländiſchen Sprach- und Literaturforſchung. Während der erſtere beſonders durch ſeine «Geschiedenis der Middelnederlands he dichtkunst» und «Geschiedenis der Nederlandsche letterkunde» auch über die Grenzen ſeines Vaterlandes hinaus bekannt geworden iſt, gibt der letztere erſt mit Te Winkel und nach deſſen Tode mit Verwijs und Coſijn das große «Woordenboek der Nederlandsche taal» und allein ein «Middelnederlandsch woordenboek» (ſeit 1864) heraus. Außer Jonckbloet und de Vries haben ſich in neuerer Zeit auch Leendertz, van den Bergh, Verwijs van Vloten und Verdam als Herausgeber älterer niederländ. Schriftwerke verdient gemacht.

Die Nationalliteratur der Niederländer hat eine univerſalgeſchichtliche Bedeutung nicht erreicht. Deſto erfolgreicher aber war ihre Thätigkeit auf mehrern Gebieten der wiſſenſchaftlichen

Digitized by Google

Literatur, und zwar schon in ziemlich früher Zeit. Die älteste Schule, und für die nördl. Niederlande auf lange Zeit hin die einzige von Bedeutung, schloß sich an den Bischofssitz zu Utrecht. Ludger, der erste Bischof von Münster, Wibo, der erste Bischof von Osnabrück, Willihad, der erste Bischof von Bremen, Hildegrim, der erste Bischof von Halberstadt waren Friesen und verdankten ihre Bildung höchst wahrscheinlich der Schule zu Utrecht, wie auch Kaiser Otto's d. Gr. Bruder, Bruno, Erzbischof von Köln (953—965).

In den südl. Niederlanden erhoben sich seit Karl d. Gr. und befördert durch Eginhard, der dort reiche Pfründen besaß, wie durch Karl den Kahlen, mehrere bedeutende Schulen an den hier schon sehr zahlreichen Bischofssitzen und Klöstern. Eigenthümlich ist ihnen, im Gegensatze zu den nordniederländischen, die Pflege der Musik und das Festhalten einer strengen und einseitigen theol.-kirchlichen Richtung. Im 9. Jahrh. zeichnete sich unter ihnen vornehmlich aus die Klosterschule zu St.-Amand oder Elno an der Schelde in Flandern, wo Hucbald (gest. 930), der vermeintliche Verfasser des «Ludwigsliedes», die Harmonie begründete, indem er zuerst versuchte, mehrere Stimmen durch fortlaufende Reihen in verschiedenen Intervallen zu führen. Die Kathedralschule St.-Lamberti zu Lüttich, die bedeutendste unter allen im gesammten nordwestl. Deutschland, erhob sich besonders nach der Mitte des 11. Jahrh. unter den Bischöfen Ratherius (953—956), einem fruchtbaren Schriftsteller, Everallus (959—972), Notker (s. d.) und Wazo (1042—48). Sie ward eine Pflanzstätte von Lehrern für Frankreich, das ganze Deutschland, ja selbst für die Slawenländer. Hier wirkte auch der Scholasticus Franco von Köln (1066—88), berühmt als Mathematiker und Musiker, dem die Erfindung der Mensuralmusik oder des Taktes zugeschrieben wird. Neben der Kathedralschule blühten zu Lüttich noch die Klosterschulen zu St.-Jakob, St.-Laurentius und St.-Bartholomäus. Ueberhaupt herrschte während des 11. Jahrh. das regste geistige Leben in den südniederländ. Klosterschulen, wie namentlich zu Laubes oder Lobbes in der Diöcese Cambray an der Sambre, zu Andain in den Ardennen, zu Stablo unfern Lüttich und zu Gemblours in Brabant. Im 12. Jahrh. blühten noch die Klosterschulen von St.-Bertin zu St.-Omer und St.-Martin zu Tournay, obschon im allgemeinen um diese Zeit Zucht- und Schulwesen in den meist dem Benedictinerorden angehörenden Klöstern bereits verfallen war. Seit dieser Zeit wurden die Klosterschulen mehr und mehr verdrängt von den Domschulen, welche überdies auch den Laien zugänglich waren und besonders vom Adel stark besucht wurden. Neben den ältern zu Lüttich und Utrecht wurden jetzt am berühmtesten die zu Mecheln und die zu Doornik; auch als Schriftsteller machte der Bischof Philipp Mouskes (1274—92) zu Doornik sich verdient durch eine in franz. Versen geschriebene Chronik (herausg. von Reiffenberg, 2 Bde., Brüssel 1836—38). Als während des 12. Jahrh. das Ritterwesen sich zur vollsten Blüte erhob, entfaltete sich in Südniederland eine reiche höfische Literatur, epische und namentlich lyrische Dichtkunst, freilich zumeist in franz. Sprache, die auf die Gestaltung der wenig später erwachenden höfischen deutschen Dichtkunst einen entschiedenen Einfluß ausübte. (S. Deutsche Sprache.) Gleichzeitig entstand in den Kreisen des Volks der «Reinaert», eine der Thiersage angehörende Volksdichtung (s. Reineke Fos). Auch die Gelehrsamkeit endlich hatte fast ununterbrochen berühmte Vertreter aufzuweisen, die unter andern Gualterus a Castellione.

Die berühmtesten ausländischen Bildungsanstalten wurden so stark besucht, daß die Flanderer eine eigene Nation bildeten an der Rechtsschule zu Bologna und ebenso die Flanderer und Brabanter an der Universität zu Paris. Weil aber die Schulen überhaupt bis gegen das 13. Jahrh. sich allein in den Händen der Geistlichen befanden und nur auf gelehrten Unterricht eingerichtet waren, und weil ferner der Adel die Bürgerlichen auch aus den Klöstern und Stiftern immer mehr verdrängte, ging nun aus der Bürgerschaft eine Reaction hervor. Die flandr. Städte ersterkämpften sich das Patronatsrecht über die Schulen, und ehelose Leute, zumeist aus dem Handwerkerstande, traten zu besondern religiösen, halb klösterlichen Vereinen zusammen unter dem Namen der Begharden und Beguinen. Dieselben widmeten sich neben den Andachtsübungen und ihren Handwerken auch der christl. Liebesthätigkeit, besonders der Krankenpflege und dem bis dahin so gut als nicht vorhandenen Elementarschulwesen. In dieser letztern Bestrebung begegneten ihnen die neu entstandenen Bettelorden. Aus gleichen Gründen entstand nach der Mitte des 14. Jahrh. in den nördl. Niederlanden eine ähnliche halb klösterliche Brüderschaft, die aber in ihren Wirkungen auf Religionswesen und Wissenschaft ungleich bedeutender wurde: die Brüder des gemeinsamen Lebens (s. d.). Ihr Stifter, Gerhard Groote (1340—84), arbeitete zunächst darauf hin, echt christl. Gesinnung zu wecken und der Jugend eine rein praktische Bildung zu geben. Er drang besonders auf das Studium und Verständniß der Bibel, und

während er alle nicht ethischen Wissenschaften, wie z. B. Mathematik, Rhetorik, Dialektik, von seinem Unterrichte ausschloß, suchte er für die übrigen Disciplinen und für die gesammte Schuleinrichtung eine freiere Methode zu gewinnen. Seine Bestrebungen fanden den allgemeinsten Beifall, die Brüderschaft wuchs außerordentlich, dehnte sich bald über die gesammten Niederlande und das angrenzende Deutschland aus, und allerorten entstanden Schulen, die ebenso wol für die Bedürfnisse der Armen, für den Elementarunterricht der Knaben und Mädchen aus dem Volke wie für die gelehrte Bildung sorgten. Eine glänzende Reihe der bedeutendsten Gelehrten ging aus den Schulen dieser Brüderschaft hervor, verbreitete die neue Bildung und Methode weithin, verpflanzte das in Italien eben erwachte Studium der classischen Literatur über die Alpen herüber und bahnte der Reformation vorzugsweise die Wege. Vgl. Cramer, «Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden während des Mittelalters» (Stralf. 1843). Seit dem Reformationszeitalter knüpfte sich auch in den Niederlanden der Fortschritt der Wissenschaften wesentlich an die Universitäten, unter denen die zu Löwen und zu Leiden den obersten Rang behaupteten. Die Universität zu Löwen, gegründet 1425, zeichnete sich aus durch Pflege der classischen Literatur und durch starres Festhalten an den Satzungen der kath. Kirche. Die Universität zu Leiden dagegen, gestiftet in der drangvollsten Zeit (8. Febr. 1575), theilte mit der löwener nur die rege Förderung der classischen Studien, während sie sonst als Vertreterin des holländ.-prot. Geistes zu ihr im schroffsten Gegensatze stand.

Die Philologie wurde und blieb bestimmender Mittelpunkt für die wissenschaftlichen Studien in den Niederlanden, besonders in deren nördl. Theile, in Holland, der von jetzt ab in wissenschaftlicher wie in anderer Hinsicht den Süden weit überflügelte. Nach den Schülern der Brüder des gemeinsamen Lebens, von denen Rud. Agricola und Erasmus von Rotterdam die erfolgreichste Wirksamkeit geübt hatten, erwarben neben vielen andern sich bedeutende Verdienste um die Philologie der Grammatiker Clenardus, die Stilisten Hubertus Gifanius und Lävinus Torentius, der Archäolog Pighius, die Kritiker Nannius, Fruterius, Modius, Pulman, Wilh. und Theod. Canter, Dousa und der gelehrte und scharfsinnige, aber manierirte Archäolog und Kritiker Justus Lipsius; eine festere und methodischere Begründung aber, welche auf lebendige Erkenntniß und Erfassung des Geistes der Alten gerichtet war, gab der Philologie erst Scaliger, der 1592 aus Frankreich nach Leiden berufen worden war. Auf der von Scaliger gebrochenen freiern Bahn folgten der vielseitige Gelehrte und Staatsmann Hugo Grotius, der ebenso vielseitig als gründlich gelehrte Gerh. Joh. Vossius, Daniel Heinsius nebst seinem Sohne Nikolaus, Gronovius. Mit Grävius hebt aber bereits die rein compilatorische Richtung und der Verfall des philol. Studiums an, welche in dem handwerksmäßigen Sammlerfleiße Pet. Burmann's ihren Gipfel erreichte und selbst tüchtigern Geistern, wie einem Arnold Drakenborch, nachtheilig wurde. Um die histor. Kenntniß des Alterthums machten sich verdient der fleißige Sammler Meursius, der grundgelehrte, aber plan- und geschmacklose Polyhistor Salmasius und mit besonnener Kritik Perizonius und Wesseling. Unter dem heilsamen Einflusse der beiden Letztgenannten bildeten sich Duker und Oudendorp zu geschätzten Kritikern und Erklärern der alten Schriftsteller, während Schrader als feiner Kenner der Dichtersprache sich auszeichnete. Eine zweite, noch gehaltvollere Glanzperiode begann mit dem ebenso gelehrten als geschmackvollen Hemsterhuis, der die von Bentley aufgestellten streng wissenschaftlichen Grundsätze der Forschung und Bearbeitung in den Niederlanden zur Geltung brachte und in Ruhnken (s. d.) und Valckenaer zwei ausgezeichnete Schüler fand, denen mit gleicher Vortrefflichkeit Ruhnken's Schüler, Wyttenbach aus Bern in der Schweiz, sich anschloß. Die rein linguistische und kritisch-grammatische Auffassungs- und Behandlungsweise dieser vier Männer ist für die Philologie in Holland bis auf die Gegenwart im wesentlichen maßgebend geblieben. Aus dem jüngern Kreise verdienen besondere Hervorhebung van Heusde, Dav. Jak. van Lennep und die leidener Professoren Bake, Geel und Peerlkamp. An der Spitze der jetzigen kritischen Schule steht der geniale Cobet, der besonders als Atticist unübertroffen ist. Unter seinen Schülern nimmt Naber wol die erste Stelle ein. Die Geschichte der moralischen und religiösen Bildung in Griechenland behandelte van Limburg Brouwer (gest. 1847); in der Archäologie leistete Rühmliches Reuvens. Vgl. Lucian Müller, «Geschichte der classischen Philologie in den Niederlanden» (Lpz. 1869). In der lat. Poesie haben sich die Niederländer von alters her mit großer Vorliebe geübt, sodaß Peerlkamp («Liber de vita, doctrina ac facultate Nederlandorum qui carmina Latina composuerunt», 2. Aufl., Harl. 1838) 325 solcher Dichter und Versmacher aufzählt, unter denen sich besonders auszeichneten Johannes Secundus, Lävinus Torrentius, Baudius, Dousa, die beiden Heinsius, Hugo Grotius, Barlaeus, Jan van Broekhuyzen, van Santen, van Bosch,

Digitized by Google

Bosscha, van Lennep und Peerlkamp. Das Studium der morgenländ. Sprachen und Literaturen erhielt die erste Förderung durch Scaliger (s. d.) und durch den leidener Buchdrucker und Professor Rapheleng. Ausschließlich den orient. Sprachen widmete sich zuerst Scaliger's Schüler Erpenius; ihm folgten Golius und Reland. Gleichzeitig mit der classischen Philologie erhob sich auch die orientalische um die Mitte des 18. Jahrh. zu neuer Blüte durch die Familie Schultens, Vater (Albr.), Sohn (Joh. Jak.) und Enkel (Heinr. Albr.). Der Vater begründete zuerst ein methodisches Studium auf den wissenschaftlich geführten Nachweis der Verwandtschaft der semit. Sprachen, und alle drei Schultens lieferten treffliche Ausgaben und Erläuterungsschriften. Ihnen folgten mit Auszeichnung, aber meist ebenfalls das Arabische einseitig bevorzugend, Schröder, Scheid, Greeve, ferner der Archäolog Reuvens und besonders Hamaker, denen sich anschlossen Roorda, Weyers, Juynboll, Uylenbroek, Dozy (s. d.) und der namentlich um die ägypt. Alterthümer verdiente Archäolog Leemans. Unter den jüngern niederländ. Orientalisten sind besonders Land, de Goeje und de Jong hervorzuheben. Die Sprachen des Indischen Archipels fanden während der vier letzten Jahrzehnte verdiente Pflege, so das Javanische durch Roorda und Cohen Stuart, das Malaiische durch Pijnappel, de Hollander und vor allem durch van der Tuuk (auch das Batta), das Makassarische und Bugi durch Matthes, das Dajak durch Hardeland. Für das Japanische wirkten Siebold und Hoffmann, für das Chinesische der letztere und sein Schüler G. Schlegel, für das Sanskrit Kern.

Die wissenschaftliche Theologie hat, abgesehen von dem philol. Theile, in den Niederlanden seit der Reformation nur eine geringe Förderung erfahren. Weil aber neben dem Lutherthume auch die reform. Lehre sehr bedeutende Ausbreitung fand, und ihre Anhänger sich überdies in Calvinisten und Zwinglianer schieden, auch endlich noch mancherlei Sekten sich geltend zu machen suchten, griff von vornherein eine gehässige Streitsucht so um sich, daß sie fast jeden Versuch eines unbefangenen wissenschaftlichen Fortschritts erstickte und den kühnern freimüthigen Forscher zu zeiten sogar mit Gefahr der Freiheit bedrohte. So ward der leidener Professor Jakob Arminius (s. d.) als Vertreter der freiern Prädestinationslehre von seinem Collegen Franz Gomar so heftig bekämpft, daß der Streit aufs polit. Gebiet hinüberschlug, die siegenden Gomaristen in der Dordrechter Synode (1618—19) den strengen calvinistischen Lehrbegriff aufs neue durchsetzten und befestigten, die Arminianer (s. d.) oder Remonstranten aber theils vertrieben wurden, theils gefangen gesetzt, wie Hugo Grotius, theils gar auf dem Schaffote endeten, wie Oldenbarneveldt. Ueber dieselbe Prädestinationslehre entbrannte gleich darauf in den südl. Niederlanden der heftige Streit der Jansenisten oder der Anhänger des Cornelius Jansen (s. d.). Eine stille und höchst verdienstliche Thätigkeit entfalteten indeß einige Jesuiten (seit 1643), bekannt unter dem Namen der Bollandisten (s. d.), durch die Herausgabe der «Acta Sanctorum». Für die reform. Kirche in Holland gab die Philosophie des Cartesius Veranlassung zu einer neuen, bis tief ins 18. Jahrh. hineinreichenden Spaltung, welche mit dem Streite des cartesianischen leidener Professors Joh. Coccejus und des streng calvinistischen utrechter Professors Gysbert Voet über die Sabbatsfeier und die verbindende Kraft der Zehn Gebote begann. Ebenfalls durch Cartesius angeregt, bekämpfte Balthasar Bekker den verderblichen Wahnglauben an die Gewalt des Teufels auf Erden und die damit zusammenhängenden unmenschlichen Hexenverfolgungen. Eine von der Dordrechter Synode angeordnete Uebersetzung der Bibel aus dem Grundtexte, die sog. Staatenbibel, war 1637 erschienen, auch hatte bereits Hugo Grotius den Weg zu einer unbefangenen, rein philol. Schrifterklärung gezeigt, und Wetstein einer kritischen Ausgabe des Neuen Testaments vorgearbeitet; aber eine freiere und wissenschaftlichere Auffassung der Theologie begann erst gegen Ende des 18. Jahrh. durchzudringen, besonders durch die Bemühungen von H. A. Schultens, van Vloten und dem unter Ernesti's Einflusse stehenden Exegeten und Dogmatiker van Voorst, denen im Laufe des 19. Jahrh. Borger, van Hengel, Roijaards, Clarisse, Kist, Muntinghe, van der Palm u. a. sich anschlossen. Angeregt durch das kühne Vorschreiten deutscher Forscher, haben in neuerer Zeit einflußreiche Vertreter der Theologie eine kritische Richtung begründet. Als Vertreter dieser Richtung, der «modernen Theologie», stehen obenan der scharfsinnige Dogmatiker Scholten, Professor zu Leiden, und dessen Amtsgenosse, der gründliche Exeget Kuenen. Die orthodoxe Gegenpartei zählt unter ihren wissenschaftlichen Verfechtern den utrechter Professor Doedes, ferner Chantepie de la Saussaye und J. J. van Oosterzee, ebenfalls Professor zu Utrecht. Auf dem Gebiete der vergleichenden Religionsgeschichte hat Tiele Verdienstliches geleistet.

Gering waren die Leistungen der Niederländer in der Philosophie, wenngleich die Republik mehrern der eigenthümlichsten, kühnsten und erfolgreichsten Denker, wie Descartes (s. d.),

Digitized by Google

Spinoza (s. d.) und Bayle (s. d.), eine Freistätte gewährte. Auch fehlte es der Philosophie des Cartesius nicht an zahlreichen Anhängern, unter denen besonders Geulinx durch weitere Entwickelung des Systems der gelegenheitlichen Ursachen sich auszeichnete; und der Kampf mit den Gegnern, von denen s'Gravesande (1688—1742) den meisten Scharfsinn zur Widerlegung von Hobbes und Spinoza aufbot, gab mannichfache und lange fortwirkende Anregung, die auch andern Wissenschaftsgebieten zugute kam; allein die Philosophie selbst ward dadurch wenig gefördert. Ebenso wurde später das zumeist durch van Hemert und Kinker eingeführte und verfochtene Kant'sche System weder in seiner vollen Tiefe geltend gemacht, noch gar selbstthätig weiter gefördert oder in seinen Grundfesten erschüttert. Nur die griech. Philosophie fand, gemäß der philol. Grundrichtung, eine sorgsame und ausdauernde Pflege, die sich theils in trefflicher philol. Bearbeitung der Originalwerke äußerte, theils auch vortheilhaft auf eigene Erzeugnisse zurückwirkte, unter denen die Schriften von Franz Hemsterhuis (s. d.) besondere Auszeichnung verdienen. Der bedeutendste niederländ. Philosoph jüngerer Zeit ist Opzoomer (s. d.). Die Aesthetik wurde bisher nur durch van Alphen in zusammenhängender Darstellung bearbeitet.

Um so glänzendere Verdienste erwarben sich die Niederländer um die Mathematik und die verwandten Wissenschaften, besonders im 17. Jahrh. Der leidener Professor Ludolf van Keulen bestimmte die sog. Ludolf'sche Zahl; Snell erfand die trigonometr. Methode der Meridianmessung, entdeckte das Gesetz der Strahlenbrechung und löste mehrere wichtige mathem. Probleme; Stevin begründete die theoretische Statik und förderte wesentlich die Festungs- und Wasserbaukunst; van Schooten ersetzte den Mangel selbstständiger Schöpferkraft durch die ausgezeichnete Gewandtheit, mit welcher er die Gedanken anderer aufzufassen, zu entwickeln und fruchtbar zu machen wußte. Vlacq vervollständigte die Logarithmentafeln; van Coehoorn war der Erfinder einer neuen Befestigungsmanier. Alle seine Landsleute aber übertraf Huyghens (s. d.), gleich bedeutend als Mathematiker, Astronom und Physiker. Im 18. Jahrh. dagegen ward die Mathematik nur mäßig vertreten durch s'Gravesande und Hennert. Aus der Schule des letztern gingen hervor der Astronom van Calkoen und van Swinden, der mit Aeneae das neue franz. Maß- und Gewichtssystem begründete und später auch in den Niederlanden einführte. Auch verbesserte van Swinden wesentlich die für sein Vaterland so wichtige Wasserbaukunst, worin Brünings, Conrad, Blanken, Stieltjes, Goudriaan, van der Kun, Waldorp, Beijerinck ihm nacheiferten. Nach van Swinden's hochbegabtem Schüler Nieuwland zeichneten sich aus unter den Mathematikern der General Krayenhoff und die Professoren de Gelder, Uylenbroek, Verdam und Bierens de Haan zu Leiden, Lobatto und Baehr zu Delft, Badon Ghijben zu Breda und Garnier zu Gent, unter den Astronomen Gerh. Moll zu Utrecht, Kaiser zu Leiden und J. Oudemans zu Batavia (jetzt zu Utrecht). Auch dem mathem. Theile der Physik, besonders der Optik und den optischen Instrumenten, widmeten die Niederländer erfolgreiche Thätigkeit. Gegen den Anfang des 17. Jahrh. erfanden sie das Fernrohr und das zusammengesetzte Mikroskop; als Erfinder und erste Verbesserer derselben werden genannt Jansen (um 1590) und Lippershey zu Middelburg, ferner Metius nebst Drebbel aus Alkmaar. Hurtsoeker, der neben den großen Mathematikern des 17. Jahrh. noch Erwähnung verdient, bewährte sich gleichfalls am meisten in der Verbesserung und Anwendung der optischen Instrumente. Im 18. Jahrh. bereicherte Musschenbroek die Wissenschaft durch sinnreiche und fruchtbare Experimente, erfand Cunaeus (1746) die Leidener Flasche, machte der Danziger Fahrenheit zu Amsterdam das Thermometer zu wissenschaftlichem Gebrauche geschickt. Im Laufe des 19. Jahrh. vervollkommneten Cuthberson und van Marum den Bau und die Anwendung der Elektrisirmaschine und der Luftpumpe. Später erwarb sich Harting durch seine mikroskopischen Untersuchungen einen Namen. Die Chemie hatte bereits um 1600 van Helmont zu Brüssel mit großem Eifer und Ruhm betrieben, Boerhaave (1668—1738) pflegte sie besonnener und methodischer; gegen Ende des 18. Jahrh. veröffentlichten die unter Lavoisier's (s. d.) Einflusse arbeitenden sog. holländischen Chemiker die Ergebnisse ihrer Untersuchungen hauptsächlich in den «Physiko-chem. Untersuchungen» (3 Bde., Amsterd. 1793). Unter den neuern niederländ. Chemikern ragt besonders Mulder (s. d.) in Utrecht hervor.

Von den beschreibenden Naturwissenschaften oder der Naturgeschichte ward Bedeutendes geleistet in der Botanik und Ausgezeichnetes in der Zoologie, zumal auf anatom. Gebiete. Schon im 16. Jahrh. förderten die Botanik durch schätzbare Sammelwerke Matth. de Lobel oder Lobelius, Rembert Dodoens oder Dodonäus und Charles de l'Ecluse oder Clusius. Handel und Colonien lieferten den botan. Gärten eine Fülle des Materials, aus welcher Linné (s. d.) binnen zwei Jahren (1735—37) seine größten Werke schuf. Auch die Niederländer selbst gaben manchen

Digitized by Google

schätzenswerthen Beitrag zur beschreibenden und systematischen Botanik, besonders für die außereurop. Flora. Unter den neuern Forschern zeichneten sich aus Brugmans, Reinwardt, Kops, de Briese, Miquel, Suringar und Oudemans. Die Zoologie anlangend, hatten schon im 17. Jahrh. Swammerdam und Leeuwenhoek schätzenswerthe Monographien geliefert und der letztere namentlich durch mikroskopische Untersuchungen sich ausgezeichnet; im Zusammenhange aber ward die Wissenschaft erst spät bearbeitet, wie auch die leidener Universität erst 1773 in van Berkhey den ersten Professor der Naturgeschichte und Director des zoolog. Museums erhielt. Letzteres gelangte jedoch bald zu Bedeutung und lieferte in neuerer Zeit dem Zoologen van der Hoeven und den Ornithologen Temmingck und Schlegel eine Grundlage zu ihren trefflichen Arbeiten. Der Gegenwart gehören die ichthyolog. Arbeiten Bleeker's an.

Ein Niederländer, Vesalius (s. d.), ward der Schöpfer der wahren Anatomie. Noch im 17. Jahrh. versuchte der Friese Volcher Koyter sich bereits in der vergleichenden Anatomie. In der Mitte des folgenden beginnt die lange und glänzende Reihe der holländ. Anatomen mit Ruysch und Swammerdam zu Amsterdam, denen die Wissenschaft außer zahlreichen anatom. und zootom. Entdeckungen die erste zweckmäßige Injectionsmethode verdankt, während gleichzeitig Leeuwenhoek sich als Meister der mikroskopischen Beobachtung bewies und Ant. Nuck (gest. 1692) die Reihe der leidener Anatomen eröffnete. Seine Nachfolger waren Bidlo und Rau. Albinus, einer der gelehrtesten und genauesten Anatomen, gab mehrere große Kupferwerke heraus, während Camper, zugleich verdient um Chirurgie, Entbindungskunst und gerichtliche Medicin, sowol die vergleichende Anatomie als auch die Anwendung der letztern zu Zwecken der Aesthetik wesentlich förderte. Im 18. Jahrh. zeichneten ferner sich aus: Bonn, Ed. Sandifort, der Vater, der besonders die pathol. Anatomie erfolgreich pflegte; im 19. Jahrh. Gerard Sandifort, der Sohn, und Halbertsma zu Leiden, Brolik, Vater und Sohn, zu Amsterdam, Sebastian zu Gröningen, Bleuland zu Utrecht und ebendaselbst Schröder van der Kolk, zugleich bedeutend als Pathol.og und als Begründer des Irrenheilwesens in den Niederlanden. In der Physiologie behauptet der namentlich als Ophthalmolog berühmte utrechter Professor Donders den ersten Rang. Für Chirurgie und Entbindungskunst wurde erst 1790 in Leiden eine besondere Professur errichtet. Auf diesem Gebiete zeichneten sich außer den bereits genannten Anatomen namentlich van Horne und Tulpius, in neuerer Zeit van Gesscher und Mulder aus. Neuerdings machte die franz. Chirurgie einen bedeutenden Einfluß geltend. Als Hauptvertreter des iatrochem. Systems der Medicin waren gefeiert van Helmont und de la Boe-Sylvius. Boerhaave (s. d.) zu Leiden ward der Reformator der Medicin und zeichnete sich auch als Lehrer und Forscher in Chemie und Botanik aus; van Swieten war neben Haller der bedeutendste seiner Schüler. Boerhaave blieb maßgebend für die Spätern, unter denen hervorragen: Gaub, van Doeveren, Paradys, Bernard, Pruys van der Hoeven und Broers zu Leiden, Thomassen a Thuessink in Gröningen, van Maanen in Amsterdam, Bleuland und Schröder van der Kolk in Utrecht. Die zu Anfang des 19. Jahrh. ausgeführte Reform des Hospital- und Medicinalwesens wie der Pharmacie erfolgte wesentlich unter dem Einflusse von Brugmans (s. d.).

Frühzeitig schon erhob sich das Studium der Rechtswissenschaft in den südl. Provinzen. Noch zur alten scholastischen Schule der Bartolisten gehörte Everard aus Middelburg; der reformirenden französischen aber schlossen sich an die berühmten Namen Viglius ab Aytta de Zuichem, Gabr. Mudaeus (van der Muyden), Cortius (de Corte), Josse de Damhoudere, Elbertus Leoninus (Alb. de Leuw), Hopper aus Friesland, Peckius, Raewardus (Reyvaert) und Aglaeus, denen in den nördl. Provinzen nachfolgten: Vinnius, Ant. Mattheus aus Hessen nebst seinem gleichnamigen Neffen, ferner Paul Voet, der Friese Huber und Böckelmann aus Steinfurt, der die Sitte der Compendien aus Deutschland nach Leiden verpflanzte. Auch einige der ersten und einflußreichsten Reformatoren der Rechtsstudien in Deutschland stammten aus den Niederlanden, die sie aus confessionellen Gründen verlassen hatten: Obertus Giphanius (Hubert van Giffen) aus Buren in Geldern, und Matthias de Wesembeeck aus Antwerpen, nebst seinem Neffen Peter de Wesembeeck. Als nach der Mitte des 17. Jahrh. der Glanz der franz. Schule erblich, entfaltete die nordniederländische ihre höchste Blüte. Unterstützt durch eine gründliche Philologie, durch einen betriebsamen Buchhandel und durch den Reichthum des Landes, förderten die holländ. Juristen neben der Rechtsgeschichte namentlich die Exegese und die Praxis. An der Spitze dieser Schule stehen: Joh. Voet, Noodt nebst seinem scharfsinnigen Gegner van Bynkershoek, und diese noch überragend: Schulting. Van der Keessel und Cras hatten sich wiederum zu Schulhäuptern erhoben, jener durch die logische Schärfe seiner Methode, dieser durch seine freiere und philosophischere Auffassungsweise. Jenem schlossen sich an: Tydemann,

Digitized by Google

der Sohn, van Twist und Nieuwenhuis; diesem Meyer und Kemper. Alle bisher Genannten hatten das Römische Recht zum Mittelpunkte ihrer Thätigkeit gemacht, aber schon vor ihnen waren die alten german. Gewohnheitsrechte einzelner Landstriche aufgezeichnet, war durch Phil. Wielant aus Gent in seinem «Tractaet van de leenregten van Vlaendern» die erste Sammlung solcher Rechte veranstaltet und für den praktischen Gebrauch bearbeitet worden. Als nun die südl. Provinzen zumeist auf Antrieb Karl's V. und Philipp's II., die nördlichen darauf aus eigener Bewegung ihre sämmtlichen heimischen Particularrechte aufzeichneten und theils einfach bestätigten, theils reformirten, machte sich das praktische Bedürfniß einer Uebersicht und Ergänzung derselben fühlbar. Zu diesem Zwecke schrieb Hugo Grotius im löwesteinischen Kerker seine «Inleiding tot de Hollandsche regtsgeleerdheid», das erste Handbuch des positiven einheimischen Landrechts, welches oft commentirt wurde und bis zum 19. Jahrh. als Leitfaden im Gebrauch blieb. Eine selbstständige gelehrte Behandlung ward dem vaterländischen Landrechte freilich nur spärlich zutheil; auch fand es erst neuerdings Aufnahme in den Kreis der Universitätsvorträge. Ebenso ward Hugo Grotius (s. d.) der Begründer des mit der Republik aufwachsenden Natur-, Staats- und Völkerrechts. In den Kreis der Universitätsvorlesungen führten das Staatsrecht gegen Ende des 17. Jahrh. ein Barbeyrac, Pestel, Klnit und Luzac. Unter den Staatsrechtslehrern der neuern Zeit nimmt Thorbecke (s. d.) den ersten Rang ein. Neben ihm sind zu nennen: de Bosch Kemper in Amsterdam, Vreede in Utrecht und Buys in Leiden. Die Universität in Löwen war seit ihrer Gründung ein Hauptsitz des Kirchenrechts und besaß in van Espen den größten Kanonisten der neuern Zeit. Sein bedeutendster Nachfolger war de Plat. Endlich hat neuerdings auch die histor. Behandlung des alten einheimischen Rechts begonnen. Hier ist namentlich zu nennen Noordewier. Auf dem Gebiet der Staatswissenschaften sind nur etwa Hugo Grotius, Luzac und Graf van Hogendorp zu nennen. Als Nationalökonomen haben sich de Bruin Kops und Vissering verdient gemacht.

Der polit. Beredsamkeit gebrach in den Zeiten der alten Republik vor allem die Lebensbedingung der Oeffentlichkeit. Erst als diese geboten war (1795), konnten Stijl, Schimmelpenninck und Kantelaar sich hervorthun und später in den Versammlungen der Generalstaaten an Kemper, van Hogendorp, Collot d'Escury van Heinenoord, de Kempenaer, Thorbecke u. a. Nachfolger finden. Noch minder gedieh, von beengenden Formen niedergehalten, die gerichtliche Beredsamkeit; nur Noordkerk zeichnete sich rühmlich aus. Selbst die Kanzelberedsamkeit ward erst durch van der Palm veredelt und zur Vollendung geführt, worin van der Roest, Kist und Borger, sowie in neuerer Zeit Des Amorie van der Hoeven, van Oosterzee, Beets und der Dichter Ten Kate ihm rühmlich nacheiferten.

Die Geschichtschreibung fand in den Niederlanden eifrige, aber einseitige und fast ausschließlich auf die Heimat beschränkte Pflege. Fleiß, Besonnenheit, ehrenhafte Gesinnung läßt sie sehr selten, Tiefe der Auffassung, Harmonie der Composition, concise Kürze des Ausdrucks desto häufiger vermissen. Kaum hat eins ihrer Werke auch im Auslande einen größern Leserkreis gewonnen. Der Chronik entwuchs sie mit den Freiheitskriegen. Noch dem Uebergangszeitraume gehören an in den südl. Provinzen die umfänglichen Werke von Aubertus Miräus (La Mire), Sanders, Butkens, Pontus de Heuter (Heuterus, 1535—1602), van der Haer (Haraeus, gest. 1632) und noch einige ähnliche, sämmtlich vom kath. oder auch span. Standpunkte aus geschrieben, gelehrt und dem Forscher um des Stoffs willen noch unentbehrlich, aber mangelhaft in Kritik und Stil. Höher schon erhebt sich auf derselben Seite durch Unparteilichkeit und gewandtere Darstellung Burgundius. In den nördl. Provinzen gingen drei bedeutende Sammler vorauf: Bor, van Meteren und van Reyd. Auf diese Vorarbeiten und eigene Forschungen baute Hooft seine «Nederlandsche historien» (1642), reichend von 1555—84, ein noch jetzt wegen seines Gehalts und seiner reinen, gedrungenen Sprache bewundertes und als classisch geltendes Werk. Diesem zunächst stehen des Hugo Grotius «Annales et historiae de rebus Belgicis» (1657) und die histor. Werke des bedeutendsten Geschichtsforschers der Friesen, Ubbo Emmius. In weicherm und gefälligerm, aber auch breiterm Stile als Hooft schrieb dann Brandt eine mittelmäßige Geschichte der niederländ. Reformation (4 Bde., 1671), eine Lebensbeschreibung des Admirals de Ruyter (1680) und zwei minder sorgfältig stilisirte ausführliche Biographien von Hooft und Vondel. Nach ihm verdiente durch ein halbes Jahrhundert wiederum niemand den Namen eines Geschichtschreibers. Valckenier's «Verwirrtes Europa» erzählt in breitester Ausführlichkeit die Ereignisse der wichtigen J. 1672—74, und der fleißige und sorgsame, aber geschmacklose Friese Lieuwe van Aitzema füllte mit der Beschreibung des freilich glänzenden Zeitraums 1621—68 gar 14 Quartanten. Ebenfalls nur Sammler waren van Loon, der

Digitized by Google

Begründer der niederländ. Münzkunde, und van Mieris. Selbstständiger Forschung entbehrt die niederländ. Geschichte des einseitigen Jean Le Clercq (Clericus), welche sein Sohn Peter bis 1751 fortsetzte. In diese Zeit fallen auch zahlreiche und sehr ausführliche Beschreibungen und Geschichten der bedeutendern niederländ. Städte. Erst Wagenaar lieferte wiederum ein achtungswerthes Geschichtswerk, welches höher steht als das des gleichzeitigen katholischen und unter österr. Einflusse schreibenden Belgiers van der Vynckt. An Tiefe, Bündigkeit und Kraft ward jedoch auch Wagenaar weit übertroffen durch Stijl, der zuerst mit Glück eine philos. Behandlung der Geschichte versuchte. Einzelne Abschnitte der vaterländischen Geschichte bearbeiteten ferner mit Kenntniß und Geschick te Water, Meermann, Engelbert und Scheltema. Kluit schrieb außer der gelehrten «Historia critica comitatus Hollandiae et Selandiae» (4 Bde., 1777) auch eine tief in die innern Verhältnisse dringende «Historie der Hollandsche staatsregering» (5 Bde., 1802—5). Van Kampen erzählte die vaterländische Geschichte in gefälliger Form, Bilderdijk beschrieb sie einseitig, aber kräftig und selbstständig. Inzwischen hatte der Reichsarchivar H. van Wijn durch seine gründlichen kritischen Forschungen über das mittelalterliche Leben einen neuen und sehr nachhaltig wirkenden Anstoß gegeben, welcher unter anderm auch in den mehrfachen, seitdem erschienenen Urkundensammlungen und auf Urkundenforschung gestützten Werken eines de Jonge, Nijhoff, van den Bergh, Sloet u. a. deutlich zu Tage tritt, unter denen Groen van Prinsterer's «Archives, ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau» (Serie 1, 10 Bde., Serie 2, Bd. 1—5, Leid. 1835—64), sowie die Arbeiten des Reichsarchivars Bakhuyzen van den Brink (gest. 1865) und Fruin's besondere Hervorhebung verdienen. Endlich fanden auch die histor. Hülfswissenschaften wiederum geeignete Vertreter, wie die Münzkunde in van der Chijs. Für die auswärtige, die Kirchen- und Universalgeschichte ist bis auf die Gegenwart nur Mäßiges geleistet worden. Der franz. Flüchtling Basnage schrieb eine «Histoire des Juifs depuis Jésus-Christ» (15 Bde., Haag 1716), Stuart eine röm. Geschichte bis auf Konstantin d. Gr. (30 Bde., Utr. u. Amsterd. 1792 fg.), Ysbrand van Hamelsveld eine von Ypey fortgesetzte allgemeine Kirchengeschichte (26 Bde., Harl. 1799—1816), und die Professoren Kist und Royaards begründeten 1829 eine gehaltvolle kirchenhistor. Zeitschrift («Archief voor kerkelijke geschiedenis»). In neuerer Zeit hat sich W. Moll in Amsterdam als trefflicher Kirchenhistoriker bekundet.

Um die Geographie haben sich die Niederländer theils durch Verbesserung der Hülfsmittel, theils auch durch Erweiterung der Länderkunde, welche meist mit ihren Seeunternehmungen im engsten Zusammenhange stand, verdient gemacht. Namentlich verdankt man ihnen die ersten zweckmäßigen Landkarten, besonders durch Mercator, Ortelius und während des 17. Jahrh. durch die Familie Blaeu. Seitdem freilich blieben, mit geringen Ausnahmen, die Niederländer auf diesem Felde hinter den Nachbarvölkern zurück. Dagegen ward Cluver aus Danzig durch die Universität zu Leiden in den Stand gesetzt, den ersten Versuch einer systematischen Behandlung der histor.-polit. Geographie zu liefern und zugleich den Grund für die alte classische Geographie zu legen, wie später Reland die Geographie von Palästina erschloß. In neuerer Zeit sind wichtige Arbeiten für die geodätische und geolog. (durch Staring) Kartographie des Landes, sowie über den Indischen Archipel (die Werke Junghuhn's, Veth's, Melvil van Karnbee's Atlas, die topogr. Karten von der Insel Java) veröffentlicht worden.

Nicht geringen Fleiß haben die Niederländer verwendet auf Biographie und Literaturgeschichte und sowol in biographisch-bibliogr. Sammelwerken als in zusammenhängender Darstellung Tüchtiges geleistet. Schon Vossius lieferte ebenso gelehrte und umfassende als brauchbare Werke, und später versuchte Saxe sogar beinahe die gesammte Literatur in einem noch immer werthvollen Lexikon zu begreifen («Onomasticon literarium», 8 Bde., Utr. 1775—1803). Auf die Heimat dagegen beschränkten sich Andreas («Bibliotheca Belgica», Löwen 1623—43), Sweerts («Athenae Belgicae», Antw. 1628), Foppens («Bibliotheca Belgica», 2 Bde., Brüss. 1739), Paquot («Mémoires pour servir à l'histoire littéraire des XVII provinces des Pays-Bas», 3 Bde., Löwen 1763), Witsen Geysbeek («Biographisch en critisch woordenboek der Nederlandsche dichters», 6 Bde., Amsterd. 1821—27), van der Aa («Nieuw biographisch en critisch woordenboek van Nederlandsche dichters», 3 Bde., Amsterd. 1844, nebst dem trefflichen «Biographisch woordenboek der Nederlanden», 20 Bde., Harl. 1852—77) u. a. In zusammenhängender Erzählung behandelten die vaterländische Literaturgeschichte de Vries («Proeve eener geschiedenis der Nederlandsche dichtkunde» (2 Bde., Amsterd. 1810), Willems («Verhandling over de Nederduitsche taelen letterkunde», 2 Bde., Amsterd. 1819—24), van Kampen («Beknopte geschiedenis der

Digitized by Google

letteren en wetenschappen in de Nederlanden», 3 Bde., Haag 1821—26), Collet d'Escury («Hollands roem in kunsten en wetenschappen», 7 Bde., Amsterd. 1824—44), Siegenbeek («Beknopte geschiedenis der Nederlandsche letterkunde», Harl. 1826), Vischer, Jonckbloet u. s. w. Von ausländischen Beiträgen zur niederländ. Literaturgeschichte verdienen noch besondere Erwähnung Mone's «Uebersicht der niederländ. Volksliteratur älterer Zeit» (Tüb. 1838) und Hoffmann's von Fallersleben «Uebersicht der mittelniederländ. Dichtung» (2. Aufl. Hannov. 1857). Was die ausgezeichneten Verdienste niederländ. Drucker und Verleger um Wissenschaft und Literatur betrifft, so genügt es, an die weltbekannten Namen der Familien Plantin, Elzevier und Luchtmans zu erinnern. Höchst wichtig sind die vielen bändereichen Bibliotheken, unter denen zur fast vollständigen Uebersicht der Nationalliteratur vorzüglich die Bibliothek der leidener Gesellschaft für niederländ. Sprache und Literatur und die in die königl. Bibliothek zu Brüssel übergegangene Hulthem'sche Sammlung das Material darbieten. Vgl. «Catalogus van de Bibliotheek der Nederlandsche letterkunde te Leyden» (3 Bde., Leid. 1847—49, nebst Supplementen), «Bibliotheca Hulthemiana» (6 Bde., Gent 1836—38).

Die Nationalliteratur der Niederländer beginnt erst im 12. Jahrh. Aus dem Ende dieses und der ersten Hälfte des 13. Jahrh. datirt zunächst eine Reihe höfischer Epopöen, welche meist dem karolingischen Sagenkreise, theils auch jenem von Arthur, oder dem classischen, theils endlich andern kleinern Gruppen angehören. Mit wenigen Ausnahmen sind sie franz. Quellen entnommen und nicht selbstständig umgearbeitet, sondern nur übersetzt, anfangs genauer, später etwas freier, und schon deshalb durchschnittlich von geringem dichterischen Werthe. Ueberdies hat sich auch nur ein Theil derselben vollständig erhalten. Zu den bedeutendern unter ihnen gehören der «Roman van Lancelot» (herausg. von Jonckbloet, Haag 1846), «Carel ende Elegast» (herausg. von Jonckbloet, Amsterd. 1859), der «Roman der Lorreinen», «Roman van Karel den Grooten» (Bruchstücke, herausg. von Jonckbloet, Leid. 1844), «Walewein» (gedichtet von Penninc und Pieter Vostaert, herausg. von Jonckbloet, 2 Bde., Leid. 1846—48), «Ferguut» (herausg. von Bisscher, Utr. 1838), die liebliche Erzählung von «Floris en Blancefloer» (gedichtet von Diederic van Assenede, herausg. von Hoffmann von Fallersleben in dessen «Horae Belgicae», Bd. 3, 1836), «Partenopeus» (herausg. von Maßmann, Berl. 1847). Diese alle aber werden bei weitem übertroffen durch die der Thiersage angehörende Volksdichtung «Reinaert». Mit der Blüte des Ritterthums welkten auch jene Epopöen hin, und es ist eine seltene Ausnahme, wenn uns im «Roman van Limborch» (herausg. von van den Bergh, Leid. 1848) ein Ritterroman aus dem 14. Jahrh. begegnet. An ihre Stelle trat, den Bedürfnissen und Neigungen des aufstrebenden Bürgerstaats entsprechend, eine andere Dichtungsart, die meist aus lat. Quelle schöpfend, oder auch selbstständig gestaltend, mit ausgesprochener Absicht überwiegend einen didaktischen Zweck verfolgte. Ihr Hauptvertreter in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. ist Jakob van Maerlant (s. d.). Ihm schließt sich unmittelbar an der bedeutendste Dichter des 14. Jahrh., Jan Boendale, genannt Jan de Clerc, Schreiber (clerc) der Schöffen zu Antwerpen (geb. um 1280, gest. 1351), welcher zwei Reimchroniken verfaßte, die «Brabantsche Yeesten» (herausg. von Willems, 2 Bde., 1839—43) und «Van den derden Edewaerd»; ferner zwei Lehrgedichte: «Der Leken spieghel» (1325—30; herausg. von de Vries, 3 Bde., Leid. 1844—48) und «Jans Teesteye» (1331; herausg. von Snellaert 1867). In letztern beiden Gedichten erreichte die Didaktik ihren Gipfel. Außerdem verdienen noch einige andere geschichtliche Gedichte besonders hervorgehoben zu werden: Lodewyk van Velthem's Chronik (herausg. von Lelong 1737), des Brabanters Jan van Heelu «Beschreibung der Schlacht von Woeringen» (herausg. von Willems 1836; dazu van Wyn's «Aanteekeningen», 1840), der «Grimbergsche oorlog» (herausg. von Blommaert, Gent 1852), Melis (Aemilius) Stoke's wichtige Chronik von Holland (um 1305; herausg. von Huydecoper, 3 Bde., Leid. 1772) und eine bis ins 15. Jahrh. reichende «Reimchronik von Flandern» (herausg. von Kausler, Tüb. 1840). Unter den übrigen Lehrgedichten sind die bedeutendsten: der «Cato» (herausg. von Jonckbloet, Leid. 1846) und das (von einigen dem Boendale zugeschriebene) «Dietsche Doctrinale» von 1345 (herausg. von Jonckbloet, Haag 1842); unter den Legenden der «Theophilus» (herausg. von Blommaert, Gent 1836, 1850), der «Brandan» (herausg. von Blommaert, Gent 1838, 1841) und das zarte Gedicht «Beatrijs» (herausg. von Jonckbloet, Amsterd. 1859). Ueberhaupt ist die hagiographische Literatur sehr reich vertreten. Von den legendenartigen Lebensbeschreibungen sind noch zu nennen: «Das Leben des Sanct-Amand», der «Sanct-Christian», «Sanct-Lutgardis» und die in limburger Mundart abgefaßte «Sanct-Servatius-Legende» von Heinrich von Veldecke (herausg. von Bormans, Mastr. 1858).

Digitized by Google

Hierher gehört auch «Van den levene ons Heren» (herausg. von Vermeulen, Utr. 1843). Die Lyrik hat nur wenige Proben und keinen bedeutenden Vertreter aufzuweisen. Erheblicher sind die Erzeugnisse des Dramas, dessen Anfänge ebenfalls in diese Zeit fallen und sich bereits durch verhältnißmäßige Freiheit von den Fesseln der Kirche und frisches Eingreifen ins Leben der Gegenwart auszeichnen. Vgl. «Altniederländ. Schaubühne» in Hoffmann's von Fallersleben «Horae Belgicae» (Bd. 6); «Een cluyte van Playerwater» (herausg. von Mertens, Antw. 1838) und F. von Hellwald, «Geschichte des holländ. Theaters» (Rotterd. 1874).

Um die Mitte des 14. Jahrh. bildete sich die niederländ. Prosa aus, deren Meister der Mystiker Ruysbroek (s. d.) war. Dagegen begann die Lehrdichtung zu ermatten, und an die Stelle der langathmigen Reimchroniken, Sittenspiegel und wissenschaftlichen Abhandlungen traten kürzere, oft improvisirte Gedichte, welche gern beides, Erzählung und Sittenlehre, zu vereinigen suchten. Die Dichter, welche diese neue Gattung pflegten und, gleich den ihnen nahe verwandten deutschen Spruchsprechern, oft ein Wanderleben führten, nannte man Sprekers; den größten Ruhm unter ihnen erlangte der am Hofe der Grafen von Holland lebende Willem van Hildegaersberch (um 1350—1400, herausg. von Verwijs und Bisschop, Haag 1870). Allgemach hatte sich nun auch die Kluft zwischen Adel- und Bürgerstand erheblich vermindert, sodaß der bedeutendste Dichter des 15. Jahrh., Dirc Potter (gest. 1428), ein Mann aus den höhern Kreisen, wiederum ein größeres höfisches Werk zur Unterhaltung der vornehmen Gesellschaft auf jener bürgerlichen Grundlage der Spruchdichtung dichten konnte («Der Minnen loep», herausg. von Leendertz, 2 Bde., Leid. 1845—47), in dem er eine Reihe von Liebesgeschichten abwechselnd mit Moralisationen zu einem nicht ungeschickten Ganzen verwob. Ja sogar persönlich reichten sich bald beide Stände die Hand zur Verfolgung gemeinsamer literarischer Zwecke in den Kammern der Rederijker, so benannt nach dem franz. Rhétoricien, was in dieser Zeit einen Dichter bedeutete. Diese Kammern der Rederijker, welche um den Anfang des 15. Jahrh. unter franz. Einflusse entstanden waren und zu den ursprünglichen geistlichen bald eine weit überwiegende Anzahl weltlicher Mitglieder gewannen, waren poetische Vereine, die an bestimmten Zeiten und Orten sich versammelten zu poetischen Uebungen und Vorträgen, besonders aber zur Ausarbeitung und Aufführung von Schauspielen. Der dichterische Gehalt ihrer Erzeugnisse ist durchgehends sehr gering; dennoch wurden sie von Bedeutung für die Literatur, weil sie durch ihre Schauspiele unmittelbar auf das Volk wirkten und sich selbst in die polit. Angelegenheiten wie in die Reformationsbewegungen mischten. Darum wurden sie auch im 16. Jahrh., zur Zeit ihrer höchsten Blüte, von der span. Regierung in den südl. Provinzen unterdrückt, fanden dagegen in den nördlichen um so freundlichere Aufnahme, bis sie auch dort allmählich, zurückbleibend hinter der Zeit, im Laufe des 17. Jahrh. ihr Ansehen verloren.

Einer dieser Kammern war es beschieden, die glänzendste und gehaltvollste Erhebung der vaterländischen Literatur aus ihrer Mitte hervorgehen zu sehen. Gegen Ende des 16. Jahrh. nämlich wanderten Bildung, Freiheit und Wohlfahrt aus den südl. Provinzen nach den nördlichen. Antwerpener Kaufleute namentlich siedelten mit ihren Kapitalien und Handelsverbindungen nach Amsterdam über, und die bedeutendsten Männern dieser aufblühenden Stadt fanden ohne Unterschied des Standes und des Glaubens einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt der Erholung und geistigen Genusses in der Rederijkerkammer «In liefde bloeijende» (in Liebe blühend). Die bereits genannten Filips van Marnix, Coornhert und seine beiden Freunde, die Kaufleute Roemer Visscher und Hendrik Laurenszoon Spiegel, waren es vornehmlich, welche zuerst den Bemühungen dieser Kammer um die Hebung der Schriftsprache einen festen Halt gaben, indem sie theils die ersten brauchbaren grammatischen Schriften abfaßten, theils in ihren eigenen prosaischen und poetischen Erzeugnissen Musterwerke lieferten. Sie wurden übertroffen durch die ebenfalls unter sich befreundeten drei originalsten niederländ. Dichter, durch Hooft, Vondel und Huyghens, welche die vaterländische Literatur zum höchsten Gipfel erhoben. Pieter Corneliszoon Hooft (1581—1647), mit der vollen classischen Bildung seiner Zeit ausgerüstet, lernte Wohllaut und Formvollendung in Italien kennen und schätzen. Es gelang ihm, sie auch selbst zu erreichen und in den eigenen Schöpfungen mit geistreichem, gedankenvollem Inhalte so glücklich zu verbinden, daß er die vaterländische Literatur außerordentlich förderte. Sein Stil ist geistreich, fließend, wohllautend und doch kräftig. Er schrieb Liebes- und andere Gedichte, im spätern Alter histor. Prosa mit höchster Meisterschaft, Dramen mit geringerer. Joost van den Vondel (1587—1679) übertraf Hooft an poetischer Begabung, entbehrte aber einer gelehrten Vorbildung, deren Mangel spätere Studien ihm nicht ganz ersetzen konnten, und hatte lebenslang mit Armuth zu kämpfen. Er leistete das Höchste, was die niederländ. Literatur

Digitized by Google

überhaupt aufweisen kann, im Drama und der Satire, Vorzügliches in allen übrigen Gattung mit Ausnahme des Epos; er übertraf alle andern Dichter an Vielseitigkeit, Kraft, Erhaben Gedankenfülle und Gefühlstiefe, wich nur Hooft an Anmuth; doch sind seine Dramen mang haft in Composition und Dialog und arm an Handlung. Konstantin Huyghens (des Ma matikers Vater, 1596—1686) verfiel in seinen lyrischen, beschreibend-didaktischen und s rischen Gedichten durch das Streben nach gehaltvoller Gedrungenheit nicht selten ins Ges Schwerfällige und Dunkle. Im Gegensatze zu diesen drei Meistern wollte Jak. Cats (1577-1660) zu Dordrecht nur für das große Publikum schreiben und erreichte durch eine fließe Darstellung seinen Zweck so vollkommen, daß «Het boek van Vader Cats» länger als Jahrhundert im Bürgerstande als zweites Hausbuch nächst der Bibel galt. In Allegorie heiterer Erzählung leistete er auch in der That Vortreffliches.

Ueber den Kreis, den diese vier Männer vorgezeichnet hatten, kam die Literatur bis ge den Schluß des 18. Jahrh. nicht hinaus, und innerhalb desselben vermochte sie niemand zu reichen. Unter ihren zahlreichen Nacheiferern, die bald der amsterdamer Schule, bald dem Va Cats und seiner dordrechter Schule sich näher anschlossen, erwarben sich besonderes Lob: Ros Visscher's feingebildete Töchter, Maria Jesselschade und Anna, jene Hooft, diese Cats näh befreundet und beide gewandt in kleinen Gedichten und Uebersetzungen; Jak. Westerbaan (ge 1670) durch eine zwischen Cats' und Huyghens' Manier vermittelnde lehrhafte Beschreib seines Landhauses Ockenburg; der Philolog Dan. Heinsius (gest. 1655), der auf Opitz so b deutenden Einfluß übte, durch lyrische, elegische und emblematische Gedichte; Joh. van Heem kerk (gest. 1656) durch «Minnedichten» nach Ovid und ein vielfach nachgeahmtes Lehrgedi «Batavische Arkadia», und der gefühlvolle Jerem. de Decker (gest. 1666) durch lyrische un epigrammatische Gedichte. Die meiste Selbstständigkeit zeigt Dirk Kamphuizen (gest. 1626) seinen geistlichen Liedern; geringe dagegen ein anderer geistlicher Liederdichter Joannes Vollenhove (gest. 1708). Das Drama hatte schon Bredero (1585—1618) mit Beifall behandelt, und zwar das Lustspiel in der niedrigsten Sprache des Markts. Höheres erstrebte Sam. Coster, der ein Liebhabertheater gründete, welches dann mit der Kammer In liefde bloeijende verschmolzen und infolge dessen das erste massive Schauspielhaus zu Amsterdam erbaut und 3. Jan. 1638 mit Vondel's «Gijsbrecht van Amstel» eingeweiht wurde. Auch andere Dichter versuchten sich auf dem Gebiete des Dramas, wie Gerard Brandt (gest. 1685), der auch im Epigramm und der histor. Prosa sich auszeichnete; Joach. Oudaan (gest. 1692), ein freisinniger Mann, der seine polit. Ansichten muthig aussprach und ungeachtet einer harten Schreibart als Lyriker Lob verdient; ferner Reinier Anslo (gest. 1669), der, düstere Farben liebend, die pariser Bluthochzeit dramatisirte und eine berühmte Beschreibung der Pest zu Neapel entwarf; endlich Joannes Antonides van der Goes (gest. 1684), berühmt als Lyriker, besonders aber wegen seines beschreibenden Gedichts «De Ijstroom», in welchem er Amsterdam verherrlichte.

Die ersten großen Dichter am Anfange des 17. Jahrh. waren beseelt und gehoben worden durch die Begeisterung der Freiheitskriege. Als aber diese erlosch und die Sucht nach behaglichem Genusse des Errungenen an ihre Stelle trat, sank auch alsbald die Literatur. Das Verderben erreichte den Gipfel, seit nach Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) mit den zahlreichen hugenottischen Flüchtlingen franz. Einfluß mächtig hereinbrach. Hauptverfechter der franz. Poetik und namentlich der drei Einheiten im Drama ward der pedantische Aesthetiker und unbedeutende Dichter Andries Pels zu Amsterdam, durch dessen Einfluß das Drama so gründlich verdorben wurde, daß es bis auf die neueste Zeit sich nicht wieder zu nationaler Selbstständigkeit zu erheben vermochte. Derselbe begründete auch die nachtheilige Einwirkung der Kunstgenootschappen (poetischen Vereine) auf die Poesie. Die Bemühungen mehrerer vaterländisch gesinnter und auch talentvoller Männer, wie des Naturdichters Hubert Cornelisz Poot (gest. 1733) und des Lyrikers Jan van Broekhuisen (gest. 1707), vermochten nicht dagegen aufzukommen; und so siechte fast durch das ganze 18. Jahrh., während inzwischen die Wissenschaft in höchster Blüte stand, die Poesie in Abhängigkeit und Ohnmacht dahin. Nur wenige Namen heben sich aus der Menge bloßer Versmacher hervor, wie Lukas Rotgans (gest. 1710) mit einem histor. Gedichte auf Wilhelm III.; Arnold Hoogvliet (gest. 1763) mit einem wiederum vielfach nachgeahmten biblischen Epos «Abraham de Aartsvader»; Sijbrand Feitama (gest. 1758), der an seine glatte, aber steife Uebersetzung der «Henriade» 20 Jahre, und 30 Jahre an die des «Telemach» vergeudete. Gehaltvolleres bot Nik. Simonszoon van Winter (gest. 1795) in seiner Beschreibung des Amstelstroms und mehrern Dramen, wie auch seine Gattin Lucretia Wilhelmine, geborene van Merken (gest. 1798), in Dramen, Epen und einem wackern

Digitized by Google

Lehrgedichte: «Het Nut der Tegenspoeden»; desgleichen auch die Gebrüder Willem und Onno Zwier van Haren (geſt. 1768 und 1779) aus Friesland, jener durch ein romantiſches Epos «Gevallen van Friso», dieſer durch eine lyriſche Geſchichtserzählung «De Geusen»; ferner Lukas Trip (geſt. 1783) durch Gedichte geiſtlichen Inhalts. Durch ſelbſtſtändiges Streben zeichnete ſich aus der Luſtſpieldichter Piet. Langendijk (geſt. 1756), und burleske Gedichte im niedrigſten Stile lieferte W. van Focquenbroch (geſt. 1695).

Endlich um 1770 geſchah mit der wenigſtens theilweiſen Rückkehr zum Natürlichen und Vaterländiſchen ein entſchiedener Schritt zur Beſſerung. Der erſte Anſtoß zu dieſer Bewegung war aus der Beſchäftigung mit der eben mächtig aufſteigenden deutſchen Literatur hervorgegangen, das Weitere förderten bald die neuen Revolutions- und Freiheitskämpfe und die Bekanntſchaft mit der engl. Literatur. Am früheſten und vollſten kam dieſer Umſchwung der Lyrik zugute. Unmittelbar unter deutſchem Einfluſſe dichteten Hieronymus van Alphen (ſ. d.), Jakob Bellamy (ſ. d.) und Rhynvis Feith (ſ. d.), während Pieter Nieuwland (1764—94) mehr nach den Römern und Griechen ſich bildete. Willem Bilderdijk (ſ. d.), trefflich ausgeſtattet mit vorzüglicher Begabung, umfaſſender Literaturkenntniß und großer Sprachgewandtheit, glänzte in allen poetiſchen Gattungen und vermochte doch keiner einen neuen ſchöpferiſchen Geiſt einzuhauchen, weil er mit ſtörriſchem Eigenſinn an Boileau's Regeln feſthielt. Wärmer als Bilderdijk iſt der Lyriker J. F. Helmers, der beſonders durch ſein beſchreibendes, den Ruhm des Vaterlandes feierndes Gedicht «De Hollandsche Natie» großen Beifall fand. Durch Gedankentiefe zeichnete im lyriſchen und Lehrgedichte ſich vortheilhaft aus der Kantianer Joh. Kinker. Der gemüthliche Hendrik Tollens (1780—1856) war als Lyriker lange der erklärte Liebling ſeines Volks, und ſeine «Overwintering der Hollanders op Nova-Zembla» gilt als das beſte beſchreibende Gedicht der holländ. Literatur. Ferner fanden beifällige Aufnahme die Lyriker Cornelis Loots (1765—1834), Adriaan Loosjes (1761—1818), der auch im Drama und Roman ſich verſuchte, Ad. Simons (1770—1834), Hazo Albert Spandaw, der originale und humoriſtiſche A. C. W. Staring van den Wildenborch (geſt. 1840), B. H. Lulofs und Bilderdijk's Schüler und Lobredner: Iſaak da Coſta. Eine wirkliche Bereicherung brachte der vaterländiſchen Literatur der begabte Jakob van Lennep (ſ. d.), indem er, angeregt durch Byron und Walter Scott, die Romantik einführte und den falſchen franz. Claſſicismus erfolgreich zurückdrängte durch gelungene Behandlung vaterländiſcher Sagen und Geſchichten in poetiſchen Erzählungen. Am nächſten ſtehen ihm A. Bogaers («De Togt van Heemskerk naar Gibraltar», 1837; «Balladen en romancen», 1846 u. ſ. w.), H. A. Meyer («De Boekanier», 1840 u. ſ. w.), B. ter Haar («De St.-Paulusrots», 1843 u. ſ. w.), N. Beets («Don José», «Guy de Vlaming» u. a.). Sonſt haben ſich in der poetiſchen Erzählung und als Lyriker ausgezeichnet: Ten Kate, Potgieter und De Bull. Höchſt originell ſind die hauptſächlich epigrammatiſchen Gedichte des früh verſtorbenen De Geneſtet. Im Volks- und Kinderliede leiſtete Heije Vortreffliches. Im Drama haben ſich Bilderdijk, Loosjes, Feith und in neuerer Zeit Schimmel, Hofdijk, Jakob van Lennep, D. Dekker u. a., doch ohne Erfolg verſucht.

Die Proſa, die ſeit Brandt tief geſunken und in Verfall gerathen war, wurde zuerſt wieder erhoben durch Juſtus van Eſſen (geſt. 1735) in ſeinem «Hollandschen Spectator» (1731—35), einer belehrenden Wochenſchrift nach dem Muſter des engl. «Spectator». Gegen Ende des 18. Jahrh. zeichneten ſich auf dem Gebiete des Romans aus die beiden Freundinnen Eliſabeth Wolff, geborene Bekker, und Agathe Deken, welche in ihren Sittenſchilderungen viel Talent bekundeten. Der Humoriſt Arend Fokke Simons (geſt. 1812) verſpottete im «Modernen Helikon» geiſtreich die Sentimentalität und parodirte in ſeiner «Boertige reis door Europa» und in «Het hoekje van den haard» witzig die Geſchichte von Frankreich und England. Um den Anfang des 19. Jahrh. machten ſich außer manchen der bereits genannten Geſchichtſchreiber beſonders van der Palm, Borger und Siegenbeek um die Proſa verdient. Doch vermochte ſich der Stil von einer mehr oder weniger ſchulmäßigen Rhetorik nicht eher loszumachen, bis der freiſinnige Humaniſt Geel demſelben zu größerer Freiheit verhalf und van Lennep ſeine Romane in einer Sprache ſchrieb, die gebildet und volksmäßig zugleich iſt. Letzterm ſtehen als Romanſchriftſteller am nächſten: Oltmans (pſeudonym van den Hage, geſt. 1854), der Verfaſſer von «Het slot Loevestein» und «De schaapherder», die begabte Bosboom-Touſſaint («Het huis Lauernesse», «Leycester in Nederland», «Het huis te Honselaarsdijk», «Graaf Pepoli» u. a.) und C. Mulder («Jan Faessen»). Der Dichter N. Beets (pſeudonym Hildebrandt) lieferte in ſeiner von Humor und Witz ſprudelnden «Camera obscura» (1839) eine Reihe von Skizzen und Erzählungen aus dem holländ. Leben. Unter ſeinen Nachahmern ſind bemerkens-

Digitized by Google

werth: van Koetsveld («Schetsen uit de pastorij van Mastland) und Cremer in den in einer geldrischen Mundart geschriebenen «Betuwsche novellen». Als Humoristen haben sich Limburg-Brouwer, der, außer seinen Romanen aus dem altgriech. Leben, «Het leesgezelschap te Diepenbeek», ein satirisch-humoristisches Werk, hinterließ, und M. P. Lindo (pseudonym Vader Smits) bewährt. Eine nicht unwichtige Abtheilung der neuern niederländ. schönen Literatur bilden die Skizzen aus dem bürgerlichen und militärischen Leben in Ostindien, die Darstellungen der dortigen Zustände, die Reiseberichte u. s. w. Neuerdings hat besonders «Max Havelaar» von Douwes Dekker (Multatuli) Aufsehen erregt. Neben ihm haben Rühmenswerthes geleistet: der heitere Erzähler W. A. van Rees («Herinneringen uit de loopbaan van een Indisch officier», 1863 u. s. w.), J. ten Brink u. a. Sonst haben sich neuerdings als Prosaisten außer vielen andern noch Opzoomer, S. de Gorter, C. Busken Huet, Vosmaer, A. Pierson, der Dichter ter Haar und J. Bosscha ausgezeichnet. Vgl. Jonckbloet, «Geschichte der niederländ. Literatur» (deutsch von W. Berg, 2 Bde., Lpz. 1870—72).

Niederlausitz, s. Lausitz.

Niederrheinischer Kreis oder Kurrheinischer Kreis, einer der 10 Kreise des Deutschen Reichs, zu beiden Seiten des Rheins und den Oberrheinischen Kreis durchschneidend, umfaßte folgende Territorien: 1) die kurmainzischen Länder, und zwar das Erzstift Mainz, die Stadt Erfurt nebst Gebiet und das Eichsfeld; 2) das Erzstift Trier; 3) das Erzstift Köln; 4) die Pfalz am Rhein; 5) das Fürstenthum Aremberg; 6) des Deutschen Ordens Ballei Koblenz; 7) die Herrschaft Beilstein, die dem Fürsten von Nassau-Dietz gehörte; 8) die Grafschaft Nieder-Isenburg; 9) das Burggrafenthum Reineck, im Besitz der Grafen von Sinzendorf. Außer den Besitzern der genannten Territorien hatte auch der Fürst zu Thurn und Taxis Sitz und Stimme unter den Kreisständen. Das Directorium führte Kurmainz. Die Kreistage wurden seit der Mitte des 17. Jahrh. in Frankfurt a. M. abgehalten. Der bei weitem größte Theil dieses Kreises mußte im Frieden zu Campo-Formio 1795 und in dem zu Lunéville 1801 an Frankreich abgetreten werden, das ihn erst im Pariser Frieden von 1814 wieder zurückgab.

Niedersachsen, der nach der Nordsee zu liegende Theil des Landes der alten Sachsen, bildete bis 1806 unter dem Namen des Niedersächsischen Kreises einen der 10 Haupttheile des Deutschen Reichs, begrenzt im N. vom Herzogthum Schleswig und der Ostsee, im O. von dem Obersächsischen Kreise, gegen S. ebenfalls von diesem und dem Oberrheinischen Kreise, und gegen W. von dem Westfälischen Kreise und der Nordsee. Derselbe umfaßte ein Areal von 77,000 QKilom. mit 2,200,000 E. und folgende Kreislande: 1) das Herzogthum Magdeburg; 2) die meisten Länder des Kurhauses Braunschweig-Lüneburg, nämlich das Herzogthum Bremen und die Fürstenthümer Lüneburg oder Celle, Grubenhagen und Kalenberg; 3) das Fürstenthum Wolfenbüttel; 4) das Fürstenthum Halberstadt; 5) die Herzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow; 6) das Herzogthum Holstein nebst der Landdrostei Pinneberg und der Stadt Altona; 7) das Bisthum Hildesheim; 8) das Herzogthum Sachsen-Lauenburg; 9) das Hochstift Lübeck; 10) das Fürstenthum Schwerin; 11) das Fürstenthum Ratzeburg; 12) das Fürstenthum Blankenburg; 13) die Grafschaft Rantzau; 14) Lübeck; 15) Goslar; 16) Mühlhausen; 17) Nordhausen; 18) Hamburg; 19) Bremen. Auf den Kreistagen zu Braunschweig oder Lüneburg, die aber seit 1682 nicht mehr abgehalten wurden, präsidirten abwechselnd Magdeburg (Brandenburg) und Bremen (Braunschweig-Lüneburg).

Niederschlag oder Präcipitat nennt man in der Chemie alles das, was sich aus einer Flüssigkeit in fester Form von selbst oder auf Zusatz einer andern Flüssigkeit (des Fällungsmittels) abscheidet. Da die meisten Körper aus ihren Auflösungen beim Zusammenbringen mit gewissen andern Auflösungen (s. Reagentien) charakteristisch beschaffene gefärbte Niederschläge absetzen, so sind die Niederschläge sehr wichtig für die analytische Chemie. Auch die meisten Farben und viele andere chem. Producte werden in den chem. Fabriken als Niederschläge gewonnen. Die Niederschläge bezeichnet man verschieden je nach ihrer Beschaffenheit. So unterscheidet man krystallinische, pulverige, flockige, käsige, dichte, gelatinöse Niederschläge u. s. w. Wenn Niederschläge so fein zertheilt und so gering sind, daß ihre Theilchen nicht deutlich unterschieden werden können, bedient man sich der Ausdrücke Trübung, getrübt; ist der N. noch schwächer, so wird die Flüssigkeit nur opalisirend. Niederschläge, die sich schwer absetzen, kann man durch Anwendung der Centrifugalkraft zum raschen Absetzen zwingen. Den N. trennt man von der Flüssigkeit durch freiwilliges Absetzenlassen desselben und Abziehen der klaren Lösung (Decantiren) oder durch Filtriren, im großen häufig unter Zuhülfenahme der Filterpresse. Atmosphärische Niederschläge nennt man alle Formen, unter denen sich Wasser

Digitized by Google

aus der Luft auf die Erdoberfläche absetzt, also Thau, Regen, Schnee, Hagel u. s. w. Es gehört zu den Aufgaben der Meteorologie, mittels der Regenmesser (Udometer, Pluviometer) die Quantität dieser Niederschläge während eines Jahres für verschiedene Orte zu bestimmen, und man pflegt dies meist so anzugeben, daß man bezeichnet, wie viel Centimeter hoch am Jahresschlusse das Wasser die Erde bedecken würde, wenn nichts abgeflossen und verdunstet oder in die Erde gedrungen wäre.

Niederschlagende Mittel (sedativa) sind solche, welche eine Beruhigung nach vorhergegangenen Aufregungen herbeiführen sollen. Dahin gehören Zuckerwasser, Pflanzensäuren, das sog. niederschlagende Pulver (Salpeter und Weinstein) und das Brausepulver (s. d.).

Niederwald, in der Forstsprache ein Wald, der gewöhnlich nur aus Sträuchern, seltener aus Bäumen besteht, welche sich nicht aus Samen sondern aus Stockausschlägen entwickelten. Nur reproductionskräftige Laubhölzer eignen sich für diese Betriebsart, namentlich Eichen, Eschen, Linden, Birken, Erlen, Hainbuchen u. s. w. Der Umtrieb des N. ist meist 15—20jährig, selten bis 40jährig. Besonders wichtig ist er als Eichenschälwald zur Gewinnung von Gerbrinde. Erlenniederwald findet sich vorzüglich in sumpfigen Niederungen.

Niederwald, ein mit schönen Eichen- und Buchenwaldungen gekrönter Bergrücken am Südwestende des Taunus im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden zwischen Rüdesheim und Aßmannshausen, in seiner höchsten Spitze, der Rossel, 331 M. hoch und wegen seiner Aussicht über den Rheingau viel besucht. Auf dem N., Bingen gegenüber, ist der Standort des Nationaldenkmals zur Erinnerung an den Deutsch-Französischen Krieg von 1870—71, zu welchem 16. Sept. 1877 Kaiser Wilhelm den Grundstein legte.

Niedner (Christian Wilh.), bedeutender prot. Kirchenhistoriker, geb. 9. Aug. 1797 zu Oberwinkel bei Waldenburg, studirte seit 1816 zu Leipzig, ward 1829 Professor der Theologie daselbst, zog sich 1849 wegen polit. Verstimmung nach Wittenberg ins Privatleben zurück, ging 1859 als ord. Professor der Theologie und Consistorialrath nach Berlin, wo er 13. Aug. 1865 starb. N. vereinigte in hohem Grade gründliche und umfassende histor. Gelehrsamkeit mit dem Streben nach philos. Durchdringung des Stoffs. Wie seine Dogmengeschichte, seine Geschichte der alten und neuen Philosophie, so ward auch sein Hauptwerk, das «Lehrbuch der christl. Kirchengeschichte» (Lpz. 1846; 2. Aufl., Berl. 1866) zunächst nur als Lehrbuch für seine Zuhörer gedruckt. Als Vorsteher der leipziger Historisch-Theologischen Gesellschaft gab er nach Illgen's Tod die «Zeitschrift für die histor. Theologie» heraus.

Niedrige Inseln, Inselgruppe zu Polynesien gehörig, s. Tuamotu.

Niegata, Stadt in Japan, s. Nijgata.

Niel (Adolphe), franz. Marschall, geb. 4. Oct. 1802 zu Muret im Depart. Ober-Garonne, trat 1821 in die Polytechnische Schule zu Paris und ging aus derselben 1823 in die Artillerie- und Genieschule zu Metz als Souslieutenant über. Zwei Jahre später wurde er in das Geniecorps eingestellt und stieg in demselben bis 1835 zum Kapitän erster Klasse. Am 31. Dec. 1836 zum Generalstabe des Expeditionscorps gegen Konstantine detachirt, ging er nach Afrika und führte bei der Erstürmung jener Stadt eine der Genieabtheilungen, welche den Colonnen Bahn brachen. Er trug so bedeutend zum guten Erfolge bei, daß er zum Commandanten des Genie in der Provinz Konstantine ernannt wurde. Im Febr. 1839 kehrte N. nach Frankreich zurück. Er war inzwischen zum Bataillonschef befördert worden und beschäftigte sich mit Arbeiten für das Kriegsministerium. Im J. 1846 erhielt er als Oberst das Commando des 2. Genieregiments. Bei der röm. Expedition 1849 wurde er auf den Wunsch des Generals Vaillant, der die Belagerungsarbeiten zu leiten hatte, zu dessen Generalstabschef ernannt und überbrachte nach der Einnahme Roms die Schlüssel der Ewigen Stadt dem Papste nach Gaëta. Als Chef des Geniedepartements trat er 1850 in das Kriegsministerium, 1852 in den Staatsrath, worauf er 1853 zum Divisionsgeneral aufstieg, noch immer im Comité der Befestigungen. Als im Orientkriege 1854 die Expedition unter Baraguay d'Hilliers (s. d.) nach der Ostsee abging, begleitete diesen N. als Chef des Genie zur Belagerung (11. bis 16. Aug.) von Bomarsund (s. d.), über welche er ein Tagebuch veröffentlicht hat. Am 8. Jan. 1855 wurde er zum Adjutanten des Kaisers ernannt und mit einer besondern Mission nach der Krim betraut, wo die Belagerung von Sewastopol wenig Fortschritte gemacht hatte. Er entwarf einen neuen Belagerungsplan, zu welchem, wie zu der veränderten Dislocation der Truppen, er vom Kaiser ermächtigt war. Auf der Rückreise begriffen, erhielt er Befehl, in der Krim zu bleiben, wo Pélissier (s. d.) den Oberbefehl übernommen hatte. Nach dem Tode des Generals Bizot, Commandanten des Genie, trat N. in dessen Stelle und leitete vom April 1855 an die

Digitized by Google

Belagerungsarbeiten bis zur Eroberung des Platzes. Sein Tagebuch der Operationen des Gen vor Sewastopol («Le siége de Sébastopol», Par. 1858) gibt darüber Rechenschaft. Im Dec. 1855 kehrte er, mit dem Großkreuz der Ehrenlegion belohnt, nach Frankreich zurück und wurde 1857 zum Senator ernannt. Beim Ausbruch des ital. Kriegs 1859 erhielt N. den Befehl über das 4. Armeecorps, von welchem zwei Divisionen in der Schlacht von Magenta entscheidend mitwirkten. Bei Solferino, 24. Juni 1859, kämpfte er rechts von Mac-Mahon vor Medole und Guidizzolo gegen mehr als doppelte Uebermacht und hielt unter großen Verlusten ruhmvoll Stand. Am Tage nach der Schlacht wurde N. zum Marschall ernannt, erhielt im Aug. 1859 das Commando des 6. Armeecorps zu Toulouse, und wurde 20. Jan. 1867 an Stelle des Marschall Randon Kriegsminister. N. war als solcher der Leiter der Reorganisation der franz. Armee, veranlaßte die schleunige Durchführung der Bewaffnung mit Hinterladern (Chassepot-Gewehr) und begann die Organisation einer von dem stehenden Heere unabhängigen Reservearmee (Garde mobile). Mitten in dieser Thätigkeit starb er zu Paris 13. Aug. 1869. Ihm wurde in seiner Vaterstadt Muret 15. Oct. 1876 ein von Crauk gefertigtes Denkmal gesetzt.

Niello (vom lat. nigellum, schwärzlich) nennen die Italiener einen schwarzen Schmelz, der man bei einer Kunstart gebraucht, die von diesem Nebenumstande ihren Namen erhalten hat. Wahrscheinlich wurde diese Kunst, das sog. Nielliren, schon im Alterthum geübt und vererbte sich aus Rom oder auch aus dem Orient ins Mittelalter. Besonders waren es damals die Metallarbeiter, ganz speciell die Goldschmiede, welche sich dieser Decorirungsweise bemächtigten und diese hauptsächlich zum Ausschmücken der Kelche, Kußtäfelchen (Pares), Reliquienbehälter wie auch der Panzer, Schilde, Degengriffe, Tischaufsätze, Armbänder und anderer häuslicher Geräthschaften und Kostbarkeiten benutzten. Man gravirte auf allerlei Metall Ornamente, Figuren, ganze Historien und füllte nachher die vertieften Striche mit schwarzem Schmelz aus, um die Gravirungen, die auf dem blanken Metall nicht sehr sichtbar waren, deutlicher hervortreten zu lassen. Die schwarze Masse, das N., bestand aus einer Mischung von Silber, Kupfer, Blei, Schwefel und Borax, die man in einem Tiegel zusammenschmolz. Wenn die geschmolzene Masse ausgegossen und abgekühlt war, so wurde sie zerschlagen, zerstoßen und durchgesiebt. Dieses Pulver streute der Künstler auf die gravirte Stelle und brachte sodann die Platte auf ein helles Feuer, bis das N. von neuem in Fluß kam und in die Vertiefung der Taillen eindrang, wo es sich fest ansetzte. Nachdem die Platte wieder kalt geworden, schliff er den überflüssigen Schmelz ab und polirte zuletzt das Ganze. Von diesem eingeschmolzenen N. werden nicht allein die gravirten Platten selbst, sondern auch die vor dem Einschmelzen davon gemachten Schwefelabgüsse und Papierabdrücke Niellen genannt, deren letztere Art zur Erfindung des Papierabdrucks von gestochenen Metallplatten, d. h. zur Kupferstechkunst (s. d.) hinführte. Einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichte die Kunst des Niellirens in der letzten Hälfte des 15. Jahrh. in Italien, wo damals Francesco Francia zu Bologna, Antonio Pollajuolo und Maso Finiguerra zu Florenz wegen ihrer Niellen auf Silberplatten in verdientem Ruf und Ansehen standen. Sie gehört überhaupt, wenigstens in ihren schönsten und zartesten Arbeiten, der Frührenaissance an. Danach trat sie zurück vor dem gemalten Email der Limosiner und verschwand bald gänzlich aus der europ. Goldschmiedekunst. Sie blieb aber im Orient, zumal im Kaukasus, wo sie bei silberbeschlagenen Waffen reiche Anwendung fand, und damit in Verbindung auch zu Tula in Rußland, der Fabrikstätte russ. Waffen. Von den Tulaniellen sind am bekanntesten die silbernen Schnupftabacksdosen; daneben aber werden Löffel, Messer, Becher, Schmuckgegenstände und sonst allerlei kleines Geräth damit verziert. Leider verschwinden dabei die schönen orient. Arabesken der Verzierung heute mehr und mehr vor europäisirender Decoration mit Landschaften, Städteansichten u. s. w. In neuester Zeit hat man auch in Europa das Nielliren wieder zu beleben versucht. So zuerst Karl Wagner in Paris (1832—42) für Schmucksachen, danach mit mehr Erfolg die rhein. Goldschmiede (z. B. in Aachen) für kirchliches Geräth. In Wien haben in jüngster Zeit Kleeberg sowie Lustig und Vidal in Schmuck und Geräth vollkommene Kunstleistungen in dieser Technik geschaffen. Vgl. Benvenuto Cellini, «Trattato intorno alle otto principali arti dell' oreficeria» (Flor. 1568); Duchesne der Aeltere, «Essai sur les nielles» (Par. 1826).

Niemann (Albert), berühmter deutscher Tenorist, geb. 15. Jan. 1831 zu Erxleben, wo sein Vater eine Gastwirthschaft betrieb, besuchte seit seinem 11. Jahre die Schulen zu Magdeburg und Aschersleben und trat sechs Jahre später als Eleve in eine große Maschinenfabrik, um sich zum Techniker auszubilden. Hierauf widmete er sich der Bühne und erhielt im Nov. 1849 ein Engagement zu Dessau für kleine Rollen im Schauspiel und für Chorgesang. Trotz

Digitized by Google

dreijährigen Fleißes erlangte er jedoch als Schauspieler nur geringe Erfolge, beschloß aber auf Veranlassung des dessauer Kapellmeisters Friedrich Schneider, der seinen bedeutenden Stimmfonds und eine musikalische Befähigung erkannte, sich zum Sänger auszubilden. Nachdem er unter Schneider's Oberleitung von dem Baritonisten Nusch unterrichtet worden, sang N. drei Jahre hindurch auf kleinern Bühnen, bis er ein Engagement zu Halle erhielt, das ihn in weitern Kreisen bekannt machte. Durch von Hülsen nach Berlin berufen, widmete er sich hier noch ein Jahr lang seiner weitern künstlerischen Ausbildung und trat dann zu Stuttgart und Königsberg in Gastspielen auf, welche die Aufmerksamkeit der Hofbühnen auf ihn lenkten. Graf Platen zog ihn nach Hannover, und hier gewann er schon mit seinen ersten Debuts glänzende Erfolge und erlangte das Interesse des Hofs. Vom König unterstützt, ging er auf ein Jahr nach Paris, um noch Unterricht bei Duprez zu nehmen. Nach der Rückkehr wirkte er sodann an der hannov. Bühne. Im J. 1860 wandte sich N. wieder nach Paris, wo er seinen Ruf als Tenorsänger besonders durch sein Auftreten in Wagner's «Tanhäuser» begründete. Daneben wandte er seine Muße eifrig auf musikalische Studien unter Fontane und andern bedeutenden Meistern. Bald nach seiner Rückkehr nach Hannover wurde er vom König zum Hofsänger ernannt. Inzwischen hatte er sich 1859 mit der Schauspielerin Marie Seebach (s. d.) vermählt; die Ehe wurde jedoch 1868 getrennt. N. gastirte seitdem auf allen bedeutendern Bühnen Europas, unter anderm auch 1864 zu Berlin. Infolge der polit. Ereignisse 1866 siedelte er nach Berlin über, wo er alsbald an der königl. Oper engagirt wurde. Mit einnehmender Gestalt und herrlicher Stimme verbindet N. auch dramatische Begabung. Das Gelungenste leistet er besonders in deutschen Opern. Sein Repertoire ist sehr umfangreich, doch gelten Lohengrin, Tanhäuser, Rienzi und Joseph für seine bedeutendsten Rollen. Später ging N. eine zweite Ehe mit der Schauspielerin Hedwig Raabe ein (geb. 3. Dec. 1844 zu Magdeburg). Dieselbe trat schon früh zur Bühne und fand, nachdem sie einige Zeit am Wallner-Theater in Berlin, in Mainz und Prag gespielt hatte, dauerndes Engagement am Deutschen Hoftheater in Petersburg. Später verließ sie diese Bühne und gastirt nur noch an größern deutschen Theatern. Im Genre der muntern, schelmischen und naiven Mädchenrollen ist Frau N. eine der besten Vertreterinnen.

Niemann-Seebach (Marie) nannte sich während ihrer Ehe mit dem Tenoristen Albert Niemann (s. d.) die Schauspielerin Marie Seebach (s. d.).

Niembsch von Strehlenau (Nikol.), unter dem Namen Nikolaus Lenau einer der ausgezeichnetsten neuern deutschen Lyriker, geboren zu Csatad in Ungarn 15. Aug. 1802, machte in Wien den philos. Cursus durch und studirte hierauf Rechtswissenschaft, dann Medicin, ohne sich zu einer strengen Berufsthätigkeit entschließen zu können. Sein dichterisches Talent wurde gefördert durch größere Reisen in die österr. Alpen und 1832 nach Nordamerika. Nach seiner Rückkehr hielt er sich abwechselnd in Wien, in Ischl und in Stuttgart auf. An letzterm Orte wurde er im Oct. 1844, als er eben im Begriffe stand, nach Frankfurt a. M. abzureisen, um sich dort zu verheirathen, von einer Geisteskrankheit ergriffen. Er ward in die Heilanstalt Winnethal, von da 1847 nach Oberdöbling bei Wien gebracht, wo er 22. Aug. 1850 starb. Als Schriftsteller trat N. zuerst 1832 auf mit einer Sammlung «Gedichte», der 1838 «Neuere Gedichte» folgten. Beide Sammlungen erschienen später vereinigt als «Gedichte» (neuere Aufl., Stuttg. 1869). Zu den formellen Vorzügen dieser Gedichte gehört hauptsächlich ein seltener Wohllaut. Die Mehrzahl derselben zeigt in ihrem innersten Kerne eine sinnige, oft tiefsinnige Auffassung des Naturlebens, welche sich auch durch die Reflexionen und Bilder hindurchzieht und ihnen eine höchst anziehende Frische, Wahrheit und Ursprünglichkeit verleiht. Am höchsten steht er da, wo er sich der vollen Einfachheit des Volksliedes anschließt und in diesem Tone namentlich ergreifende Bilder aus seinem Heimatlande malt. In den Gedichten dieser Art tritt aber auch schon eine tiefwurzelnde Melancholie hervor. Nicht wenig haben seine Polenlieder, rein elegischen Inhalts, dazu beigetragen, des Dichters Namen in weiten Kreisen zu verbreiten. Ein ganz andere Richtung schlug N. in drei größern Dichtungen ein, nämlich in «Faust» (zuerst als Fragment in dem von N. herausgegebenen «Frühlingsalmanach», Stuttg. 1835; 5. Aufl. 1865; für die Bühne eingerichtet von Gramming, München 1869), «Savonarola» (Stuttg. 1837; 5. Aufl. 1866) und den «Albigensern» (Stuttg. 1842; 3. Aufl. 1852). Bei unverkennbarer Kraft und Eigenthümlichkeit in Auffassung und Ausdruck und den herrlichsten Einzelheiten beweisen doch die Mängel dieser Dichtungen, daß N. vorherrschend nur ein lyrischer Dichter war; denn wiewol er auch hier die Einheit des Gedankens und der Gesinnung bewahrte, vermochte er doch die Verschmelzung der lyrischen, epischen und dramatischen Bestandtheile dieser Dichtungen künstlerisch nicht durchzuführen. Oft hält es sogar schwer, den

Digitized by Google

leitenden Grundgedanken klar zu erkennen. Am meisten gilt dies vom «Faust», in welchem die alte Volkssage fast ganz verlassen ist, indem zum Mittelpunkte der Handlung die aus Sinnlichkeit hervorgehende Selbstqual des Helden gemacht wird, die ihn dem Teufel verfallen läßt, weil er nicht Gott gleich sein kann. Gleichmäßiger und vorherrschend episch ist «Savonarola» durchgeführt; doch steht auch hier der speculative Gehalt mehrfach im Widerspruche mit der Form der Erzählung. Am reichsten an einzelnen Schönheiten und am meisten zu gleichmäßiger Einheit durchgedrungen sind die «Albigenser». Als diesen Poesien gemeinsam kann der Kampf für religiös-sittliche Freiheit betrachtet werden. Nach N.'s Tode gab Anastasius Grün seinen «Dichterischen Nachlaß» (Stuttg. 1851) heraus, dessen Hauptheil der «Don Juan» bildet, den N. selbst für seine beste Arbeit hielt, der aber weder die Form des Drama noch die Klarheit der Idee in vollendeter Weise darstellt. Eine Ausgabe von N.'s «Sämmtlichen Werken» (4 Bde., Stuttg. 1855; neuere Ausg. 2 Bde., Stuttg. 1870) hat ebenfalls Anastasius Grün besorgt. Vgl. Johannes M—r, «Ueber Lenau's Faust» (Stuttg. 1836); Uffo Horn, «Nikol. Lenau, seine Ansichten und Tendenzen» (Hamb. 1838); Opitz, «Nikol. Lenau. Eine ausführliche Charakteristik des Dichters» (Lpz. 1850); Niendorf, «Lenau in Schwaben» (Lpz. 1853); Frankl, «Zu Lenau's Biographie» (Wien 1854); Schurz, «Lenau's Leben» (2 Bde., Stuttg. 1855); «Lenau's Briefe an einen Freund» (herausg. von Mayer, Stuttg. 1853); Karpeles, «Nikol. Lenau. Sein Leben und Dichten» (Berl. 1873); Berthold Auerbach, «Nikol. Lenau. Erinnerungen und Betrachtungen» (Wien 1876).

Niemcewicz (Julian Ursin), poln. Gelehrter und Staatsmann, geb. 1757 zu Skoki in der Wojwodschaft Brzesc in Litauen, erhielt seine Ausbildung in der Cadettenanstalt zu Warschau und trat 1777 als Adjutant Czartoryiski's in das litauische Heer. Er unternahm dann eine mehrjährige Reise nach Frankreich, England und Italien. Im J. 1788 verließ er den Militärdienst mit dem Range eines Majors. Zum Landboten auf den Reichstagen 1788—92 berufen, wirkte er eifrigst und mit glänzender Beredsamkeit für die Constitution vom 3. Mai 1791. Um auch das Volk zu gewinnen, gab er mit Mostowski und Weyssenhoff die «Gazeta narodowa» heraus. In gleicher Absicht schrieb er das polit.-satirische Lustspiel «Die Rückkehr des Landboten» (Warsch. 1791; deutsch, Straßb. 1792). Aus einem kurzen Exil, zu dem ihn die Anhänger der Conföderation von Targowitz nöthigten, rief ihn die Insurrection von 1794 zurück. Er wurde Kosciuszko's Adjutant, mit diesem bei Maciejowice gefangen und in Petersburg zurückgehalten, bis er bei Paul's Thronbesteigung die Freiheit erhielt. Wie Kosciuszko ging auch N. nach den Vereinigten Staaten, wo er eine Zeit lang in dem Hause Washington's lebte. Nach Napoleon's Einmarsch in Polen kehrte er 1807 nach Warschau zurück und wurde Senatssecretär und Castellan; doch lebte er vorzugsweise den Wissenschaften auf seinem Landhause Ursinow bei Warschau. Nachdem Polen als Königreich mit Rußland vereinigt war, wurde er Präsident des Constitutionscomité und hatte den größten Einfluß auf die Abfassung der Verfassungsurkunde. Auch wirkte er als Präsident der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften. Beim Ausbruche der Revolution 1830 wurde er zum Mitglied des Administrationsraths ernannt und schrieb als Senatssecretär das Protokoll, durch welches das Haus Romanow vom poln. Throne ausgeschlossen sein sollte. Kurz vor dem Falle Warschaus verließ er Polen und ging nach Paris, wo er wieder literarisch thätig war und eine öffentliche poln. Bibliothek für die Emigranten sowie eine Gesellschaft für poln. Geschichtsforschung gründete. Er starb zu Paris 21. Mai 1841. Seine vorzüglichsten Schriften sind: «Histor. Gesänge der Polen» (Warsch. 1816 u. öfter; deutsch von Gaudy, Lpz. 1833), «Geschichte der Regierung König Sigismund's III. von Polen» (3 Bde., Warsch. 1819; neue Aufl., Bresl. 1836), «Sammlung von Memoiren zur alten poln. Geschichte» (5 Bde., Warsch. 1822; neue Aufl., Lpz. 1840). In seinen Briefen poln. Juden, «Levi und Sara, ein Sittengemälde» (deutsch, Berl. 1825) schildert er den elenden geistig-sittlichen Zustand dieses Theils der poln. Bevölkerung. Sein Roman «Johann von Tenczyn» (3 Bde., Warsch. 1825; deutsch, Berl. 1828; 2. Ausg. 1834) spielt in der Zeit des Königs Sigismund August von Polen. Gesammelt erschienen seine poetischen Schriften in zwölf Bänden (Lpz. 1840). Aus seinem literarischen Nachlasse sind die «Notes sur ma captivité à Pétersbourg» (Par. 1843), seine Memoiren «Pamiętniki» (Par. 1848) und die Beschreibung seiner wissenschaftlichen Reisen durch Polen «Podróże» (Par. 1858) veröffentlicht worden. Sein Leben beschrieb Fürst Adam Czartoryiski (Par. 1860).

Niemen oder **Njemen** (bei den Alten Chronus oder Chronius), einer der bedeutendsten Flüsse Westrußlands und Ostpreußens, mit einem Laufe von 870 Kilom. und einem Stromgebiete von 110,730 QKilom., entspringt in einem sumpfigen Walde des Gouvernements

Digitized by Google

Minsk, 2 Kilom. vom Dorfe Doginitschi, fließt, gleich von Anfang sehr wasserreich, erst längs dem uralisch-baltischen Landrücken in einem nördl. Bogen gegen Westen bis Grodno, dann vielfach gekrümmt, den Landrücken durchbrechend, auf der Grenze zwischen Rußland und Polen nordwärts bis Kowno, hierauf wieder westwärts über Georgenburg (Jurbork) und Johannisburg (Sudargi). In dieser Richtung tritt der Fluß unter dem deutschen Namen Memel (die) bei Schmalleninken in das preuß. Gebiet, berührt hier Ragnit und Tilsit und theilt sich 11 Kilom. unterhalb Tilsit in zwei 30—40 Kilom. lange Hauptarme, die Gilge links und die Ruß rechts, welche die fruchtbare, von zahlreichen Kanälen und Dämmen durchschnittene, mit Dörfern und Weilern bedeckte Tilsiter Niederung (plattdeutsch Nehring) einschließen und in mehrern Mündungen sich in das Kurische Haff ergießen. Beide Ufer des Flusses sind bis zur preuß. Grenze hin hoch und steil. Die mittlere oder Durchbruchsstrecke hat schroffe, ausgezackte, 20—30 Mt. hohe, oft sehr malerische Thalränder, eine 1100—2200 Mt. breite, mit Ortschaften und Ruinen alter Burgen besäete Wiesensohle. Auch von Kowno bis Ragnit sind die Thalränder, obwol niedriger, doch noch steil geböscht und hügelig. Die Schiffbarkeit des N., welche vom März bis November währt, beginnt für kleinere Fahrzeuge bei Bielica, für größere bei Grodno, wird aber zwischen dieser Stadt und Kowno durch 55 Stromschnellen und Untiefen behindert, von denen 13 der gefährlichsten 33 Kilom. unterhalb Grodno liegen, sodaß die Schiffe und Flöße der Lootsen bedürfen und die Bergfahrt nur bis Kowno stattfindet. Gleichwol ist der Verkehr auf dem N. zwischen Preußen, Polen und Rußland sehr bedeutend und durch mehrere schiffbare Nebenflüsse und Kanäle, die ihn mit den Gebieten des Dnjepr, der Windau, der Weichsel und des Pregel in Verbindung setzen, beträchtlich erweitert. Dampfschiffe befahren den N. von Kowno abwärts. Die bedeutendsten Nebenflüsse sind links die Loscha, Uma, Selwa, Rola, die Schara, die durch den Oginskikanal mit der Jasiolda des Dnjeprgebietes, und die Czernohansha, die durch den Augustowokanal mit der Narew und so mit der Weichsel verbunden sind, und auf preuß. Gebiete die Szeszuppe; rechts die schiffbare und sehr weit flößbare Wilia, die über Wilna geht und bei Kowno mündet, die Sfula, Bystraja, die Dubissa, welche der Windaukanal mit der Windau verbindet, und in Preußen die schiffbare Jura. Mit der 1613—16 regulirten Gilge steht durch den Kleinen Friedrichsgraben der schiffbare Küstenfluß Nemonin und dieser wieder durch den 19 Kilom. langen Großen Friedrichsgraben mit der Deime, dem nordwärts ins Kurische Haff gehenden Seitenarm des Pregel, in Verbindung. Letztere beiden Kanäle wurden 1688—96 zur Vermeidung der gefährlichen Schifffahrt auf dem Kurischen Haff angelegt. Auf dem N. fand bei Tilsit im Juli 1807 eine Zusammenkunft der Kaiser Napoleon I., Alexander I. und des Königs Friedrich Wilhelm III. statt.

Niemeyer (Aug. Herm.), Theolog, Pädagog und geistlicher Liederdichter, geb. 11. Sept. 1754 zu Halle an der Saale, erhielt auf dem dortigen Pädagogium und auf der Universität, wo er sich der Theologie widmete, seine Bildung. Nachdem er sich 1777 daselbst habilitirt, wurde er 1780 außerord. Professor der Theologie und Inspector des theol. Seminariums, 1784 ord. Professor und Aufseher des königl. Pädagogiums, 1785 Mitdirector des Pädagogiums und des Waisenhauses, 1787 Director des pädagogischen Seminariums, 1792 Consistorialrath, 1794 Doctor der Theologie, 1800 Director des Almosencollegiums und 1804 Wirkl. Oberconsistorialrath und Mitglied des berliner Oberschulcollegiums. Im J. 1807 wurde er nebst mehrern andern angesehenen Männern seiner Vaterstadt als Geisel nach Frankreich deportirt, nach seiner Rückkehr aber 1808 Mitglied der Reichsstände im Königreich Westfalen und noch in demselben Jahre Kanzler und Rector perpetuus der Universität zu Halle. Diese Stellung verlor er 1813, als Napoleon die Universität auflöste. Bei Wiederherstellung derselben 1814 kehrte er zwar in die frühere Stellung zurück, legte aber nachher die Stelle eines Kanzlers nieder und wurde 1816 Consistorialrath und Mitglied des Consistoriums zu Magdeburg. Er starb 7. Juli 1828. Die größten Verdienste hat N. als pädagogischer Schriftsteller. Als Theolog war er stets bemüht, geläuterte Begriffe über die Lehren der Religion zu verbreiten. Seine vorzüglichsten Schriften sind: «Charakteristik der Bibel» (5. Aufl., 5 Bde., Halle 1794—95; neueste Aufl., von H. A. Niemeyer besorgt, Halle 1830—31), «Philotas, oder Beiträge zur Beruhigung und Belehrung für Leidende und Freunde der Leidenden» (3 Bde., Halle 1779—91; 3. Aufl., Lpz. 1808), «Timotheus. Zur Erweckung und Beförderung der Andacht nachdenkender Christen» (3 Bde., Halle 1784; 2. Aufl. 1790), «Handbuch für christl. Religionslehrer» (Bd. 1, 7. Aufl., Halle 1829; Bd. 2, 6. Aufl. 1827); «Briefe an christl. Religionslehrer» (3 Sammlungen, Halle 1796—99; 2. Aufl. 1803), «Leitfaden der Pädagogik

Digitized by Google

und Didaktik» (Halle 1802), «Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts» (8. Aufl., 3 Bde., Halle 1824; 9. Aufl., herausg. von H. A. Niemeyer, Halle 1834—36), das unter dem Ministerium Eichhorn in Preußen verbotene «Lehrbuch der Religion für die obern Klassen in gelehrten Schulen» (18. Aufl., Halle 1843), «Religiöse Gedichte» (Halle u. Berl. 1814). In seinen anziehenden «Beobachtungen auf Reisen» (5 Bde., Halle 1820—26) schildert er seine Reise nach England 1820, eine frühere Reise durch Westfalen nach Holland und die Deportationsreise nach Frankreich. Vgl. Jacobs und Gruber, «August Hermann N. Zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken» (Halle 1831). — Hermann Agathon N., verdienter Theolog, jüngster Sohn des Vorigen, geb. 5. Jan. 1802 zu Halle, machte seine Studien auf dem Pädagogium und der Universität daselbst und habilitirte sich, nachdem er nach seiner Promotion 1823 patristischer Forschungen halber in Göttingen gelebt, 1825 zu Halle. Von Jena, wohin er bereits 1826 als außerord. Professor der Theologie berufen worden war, kehrte er 1829 als Professor und Condirector der Francke'schen Stiftungen nach Halle zurück. Noch in demselben Jahre wurde er zum ersten Director der Stiftungen ernannt, in welcher Stellung er sich durch Gründung einer Realschule und einer höhern Töchterschule, durch verbesserte Einrichtung des Pädagogiums u. s. w. vielfach verdient machte. Zugleich für das Wohl seiner Vaterstadt unermüdlich thätig, ward er 1848 von dem halleschen Wahlkreis zur berliner Nationalversammlung gesendet, wo er der Rechten angehörte. N. starb 6. Dec. 1851. Als akademischer Lehrer hielt er exegetische Vorlesungen und leitete das pädagogische Seminar. Als Theolog gehörte er der histor.-kritischen Schule an und bekannte sich zu einer rationalistischen Auffassung des Christenthums. Von seinen größern wissenschaftlichen Arbeiten sind die «Collectio confessionum in ecclesiis reformatis publicatarum» (Lpz. 1840) und die «Kritische Ausgabe der Luther'schen Bibelübersetzung» (Halle 1840) besonders zu erwähnen.

Niemeyer (Felix), berühmter Kliniker und Patholog, Enkel von August Hermann Niemeyer (s. d.), geb. 31. Dec. 1820 in Magdeburg, studirte in Halle und ließ sich 1844 als Arzt in seiner Vaterstadt nieder, wo ihm 1853 die Oberleitung der medic. Station des städtischen Krankenhauses übertragen wurde. Im J. 1855 wurde er als Professor der Pathologie und Therapie und Director der medic. Klinik nach Greifswald berufen, von wo er 1860 einem Ruf nach Tübingen folgte. Hier entfaltete er die segensreichste Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller, erhielt den persönlichen Adel und wurde consultirender Leibarzt des Königs von Württemberg. Im J. 1870 war er in den Spitälern zu Nancy thätig, starb aber bald nach seiner Rückkehr zu Tübingen 14. März 1871. Sein literarisches Verdienst besteht in der Abfassung seines «Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie» (Berl. 1858; 9. Aufl., bearbeitet von Seitz, 2 Bde., Berl. 1874—77), welches durch die Bündigkeit und Klarheit des Stils, die Anschaulichkeit der Krankheitsbilder und die Sicherheit der Heilindicationen sich auszeichnet. — Paul N., medic. Schriftsteller, Halbbruder des Vorigen, geb. 9. März 1832 zu Magdeburg, seit 1875 Privatdocent der Medicin an der Universität Leipzig, hat sich namentlich durch sein «Handbuch der theoretischen und klinischen Percussion und Auscultation» (2 Bde., Erlangen 1868—71) und einen «Grundriß der Percussion und Auscultation» (2. Aufl., Erlangen 1873), sowie durch zahlreiche populäre medic. und diätetische Schriften («Gesundheitslehre des menschlichen Körpers», Münch. 1876; «Die Lunge», 2. Aufl., Lpz. 1876; «Aerztlicher Rathgeber für Mütter», Stuttg. 1877; «Die Sonntagsruhe vom Standpunkte der Gesundheitslehre», Berl. 1876, u. a.) bekannt gemacht. Auch bearbeitete er Florence Nightingale's «Notes on nursing» als «Rathgeber für Gesundheits- und Krankenpflege» (Lpz. 1878).

Nienburg, Kreisstadt in der preuß. Provinz und im Landdrosteibezirk Hannover, Hauptstadt der Grafschaft Hoya, an der Weser und der Bahnlinie Hannover-Geestemünde, ist Sitz eines Obergerichts, eines Amtes, Amtsgerichts, Kreisbauamts und einer Superintendentur, hat eine höhere Bürgerschule, eine Baugewerkschule, eine Ackerbauschule und zählt (1875) 5655 E., welche chemische, Glas-, Leim-, Dünger- und Stärkefabriken unterhalten. N. wird schon 1025 urkundlich genannt, war früher stark befestigt und neben Hoya Residenz der Grafen von Hoya und wurde 23. Aug. bis 24. Sept. 1625 von Tilly vergebens belagert. — Der Kreis N. zählt (1875) auf 1240 QKilom. 50,695 E.

Niepce (Josephe Nicephore), einer der Erfinder der Photographie (s. d.), geb. 7. März 1765 zu Châlons-sur-Saône, trat nach Ausbruch der Revolution 1789 in die franz. Armee und nahm als Offizier besonders an den Feldzügen in Italien theil. Infolge eines Augenübels zum Aufgeben der militärischen Laufbahn genöthigt, erhielt er 20. Nov. 1795 die Verwaltung des Districts Nizza, die ihm bis 1801 verblieb. N. kehrte hierauf nach seiner Vaterstadt zurück,

Digitized by Google

wo er sich mit seinem Bruder, einem Mechaniker, erst mechan., dann chem. Arbeiten widmete und mancherlei Erfindungen machte. Seit 1811 wandte er sich der Lithographie zu und kam gegen 1813 auf den Gedanken, zur Hervorbringung des Bildes sich nicht mehr des Griffels, sondern unmittelbar des Sonnenlichts zu bedienen. Er war der erste, welcher die Bilder der Camera-obscura mit Erfolg fixirte. Obgleich seine Erzeugnisse noch sehr unvollkommen waren, hatte er doch das Problem an sich gelöst. Er nannte seine Bilder, welche mittels Asphalts hergestellt waren, Heliographien. (S. Heliographie.) N. trat hierauf mit Daguerre (s. d.) in nähere Verbindung, mit dem er sich durch gerichtlichen Contract 14. Dec. 1829 zur weitern Vervollkommnung und Ausbeutung des von ihm erfundenen Verfahrens einigte. Doch starb N. schon 5. Juli 1833 zu Gras, seiner Besitzung bei Châlons. Nach seinem Tode wurde die Erfindung durch Daguerre weiter vervollkommnet, wie aus dessen spätern Contracten mit N.'s Sohne, Isidore N., hervorgeht. Letzterer vindicirte seinem Vater die Erfindung in der Schrift: «Historique de la découverte improprement nommée Daguerréotypie» (Par. 1841). — Später (etwa seit 1847) erwarb sich ein Neffe des Erfinders, Abel N. de Saint-Victor (geb. 26. Juli 1805 zu St.-Cyr bei Châlons, 1845—48 Lieutenant in der pariser Municipalgarde, dann Lieutenant und bald darauf Kapitän in einem Dragonerregiment, seit 1854 zweiter Commandant des Louvre, gest. im Mai 1870 zu Paris), um die weitere Ausbildung der Photographie große Verdienste. Er beschäftigte sich vorzugsweise mit Herstellung farbiger Photographien, deren Fixirung ihm jedoch nicht gelang; er war ferner der erste, der Eiweiß als Ueberzug photographischer Platten und Papiere versuchte. Auch schrieb er einen «Traité pratique de gravure héliographique» (Par. 1856) und veröffentlichte zahlreiche Abhandlungen in den «Compte-rendus» der Akademie der Wissenschaften. Seine zerstreuten Arbeiten gab er gesammelt unter dem Titel «Recherches photographiques» (Par. 1855) heraus.

Nieren (renes) nennt man die zur Harnabsonderung dienenden Drüsen. Es sind deren beim Menschen und allen höhern Thieren zwei, die an der innern, hintern Oberfläche der Bauchhöhle zu beiden Seiten des ersten bis dritten Lendenwirbels liegen. Sie haben eine bohnenförmige Gestalt, sodaß man an ihnen eine vordere und hintere Fläche, einen äußern convexen und innern ausgeschweiften Rand und ein oberes und unteres Ende unterscheidet. Die vordere Fläche ist von der hintern Wand des Bauchfells überzogen, die hintere grenzt nach oben an den Lendentheil des Zwerchfells (s. d.). Der äußere Rand ist convex, der innere concav und mit einer in das Innere führenden Spalte (hilus renalis) versehen, durch welche sich der Harnleiter und die Blutgefäße in das Nierenbecken einsenken. Jede N. hat eine eigene feste, aber dünne Haut (Kapsel) und ist mit lockerm und sehr fettreichem Zellgewebe umgeben, welches sie mit den angrenzenden Theilen verbindet. An den N. unterscheidet man zweierlei Substanz: eine äußere, welche nur den Hilus der N. freiläßt, die Rinden- oder Cortikalsubstanz, und eine von dieser umschlossene, die Mark- oder Medullarsubstanz. Die Rindensubstanz erscheint körnig und röther als die strahlig gestreifte Marksubstanz. Die Körner, welche in der Rindensubstanz leicht auffallen, bestehen aus Knäueln feiner Gefäße, den sog. Malpighischen Körperchen, die einen Durchmesser von 0,2 Mmt. besitzen und von einer häutigen Hülle trichterförmig umschlossen werden; von dieser Hülle geht ein sehr feiner Schlauch (Harnkanälchen) aus, welcher in der Rindensubstanz vielfach gewunden ist, sich dann nach dem Hilus zuwendet und in der Marksubstanz mit mehrern andern seinesgleichen zu einem Schlauch zusammentritt. Im Malpighischen Gefäßknäuel wird Blutflüssigkeit durch die Gefäßwand abgepreßt, die sich dann auf dem Wege zum Hilus noch concentrirt und anderweitig chemisch verändert und schließlich zum Harn wird. Die Harnkanälchen enden bündelweise in warzenförmigen Vorsprüngen (Nierenwarzen) und ergießen hier den Harn in kurze häutige Schläuche, die Nierenkelche, aus welchen er in das gemeinschaftliche Nierenbecken, die Erweiterung des Harnleiters, abfließt. Ihr Blut erhält die N. durch die Nierenarterie. Das aus der N. abfließende Blut führt die Nierenvene direct in die untere Hohlader und nicht, wie die Venen der andern Unterleibsorgane, in die Pfortader. Es kommt vor, daß die N. nicht die gewöhnliche Lage haben, sondern z. B. im kleinen Becken angewachsen sind. In andern Fällen wieder stoßen die N. in der Mittellinie des Körpers zusammen und sind hier zu einer sog. Hufeisenniere verwachsen. In noch andern Fällen liegen die N. nicht fest, sondern beweglich in der Bauchhöhle (wandernde N.). Die gemeinste Krankheit der N. ist die sog. Bright'sche Krankheit (s. d.) und der Schwund oder die Cirrhose der N. Weniger häufig ist die interstitielle Entzündung der N. (Nephritis), welche vorzugsweise das zwischen den Harnkanälchen befindliche Bindegewebe betrifft und die gewöhnliche Ursache des Nierenabscesses bildet. Entzündung der Nierenkelche und des Nierenbeckens, sowie Steinbildung

Digitized by Google

in den N. selbst und in den Kelchen sind beschwerliche, durch Fieber und täglichen Eiterverlust häufig erschöpfende Krankheiten, welche nicht selten mit höchst intensiven, krampfartigen Schmerzen, der sog. Nierenkolik, verbunden sind. Unterdrückung der Harnabsonderung führt unter sog. urämischen Erscheinungen zum Tode. (S. Harn.)

Nieritz (Karl Gust.), beliebter Volks- und Jugendschriftsteller, geb. 2. Juli 1795 zu Dresden, wo sein Vater Lehrer an einer Armenschule war, besuchte einige Jahre die Kreuzschule, sah sich aber veranlaßt, wider seine Neigung sich dem Schulfache zu widmen. Nachdem er das Seminar zu Friedrichstadt-Dresden besucht, trat er 1814 als Hülfslehrer an der Schule seines Vaters ein, wurde aber erst 1831 zum Oberlehrer und 1841 zum Director der Bezirksschule zu Antonstadt-Dresden befördert. Neben diesem Amte entwickelte er eine umfangreiche schriftstellerische Thätigkeit. Seine erste Druckschrift war «Das Pomeranzenbäumchen», welche 1830 in der dresdener Zeitschrift «Merkur» erschien. In den nächsten Jahren lieferte er Beiträge für Zeitschriften und einige selbstständige Erzählungen. Das rechte Gebiet für seine Wirksamkeit aber fand er erst, als ihn 1834 Gubitz aufforderte, Jugendschriften nach dem Vorbilde Christoph von Schmid's zu verfassen. Seit dieser Zeit gab N. weit über 100 Bändchen Erzählungen für die Jugend heraus, die zum großen Theil histor. Stoffe behandeln und sich durch eine reine Moral auszeichnen. Dieselben sind meist in der «Jugendbibliothek» (Berl. u. Lpz. 1840—65; neue Ausg. 1876 fg.) und den Sammlungen seiner «Jugendschriften» (Lpz. 1846—55) erschienen und haben zum Theil sehr zahlreiche Auflagen erlebt. Für die besten gelten: «Das vierte Gebot», «Alexander Menzikoff», «Der blinde Knabe», «Betty und Toms», «Der kleine Bergmann», «Der Landprediger», «Des Königs Kind», «Der junge Trommelschläger». Außerdem veröffentlichte N. Erzählungen für das Volk in dem «Sächs. Volkskalender» (Lpz. 1842—49; auch als «Preuß. Volkskalender» in Berlin ausgegeben) und im «Deutschen Volkskalender» (Lpz. 1850—77). Ende 1864 legte N. sein Schulamt nieder und starb 16. Febr. 1876 in Dresden. Vgl. seine «Selbstbiographie» (Lpz. 1872).

Niersteiner, gewöhnlich, aber fälschlich, Nierensteiner, ist ein berühmter Rheinwein, welcher in der Umgebung des dicht am Rhein und an der Hessischen Ludwigsbahn (Linie Mainz-Worms), 2 Kilom. nördlich von Oppenheim gelegenen und (1875) 2866 E. zählenden großherzogl. hess. Dorfes Nierstein gebaut wird. Die beste Lage der niersteiner Weinberge ist die Glöcke oder Kleck, deren Boden aus sandigem Kalkmergel besteht. Der Satz ist durchgängig Riesling oder Orléans. Der niersteiner Wein zeichnet sich durch Geist, Milde und Arom vortheilhaft aus. Er ist nicht besonders schwer, wird aber auf dem Lager mit zunehmenden Jahren immer markiger und gewürzhafter. Doch haftet ihm ein gewisser Erdgeschmack an. Der N. ist einer der bekanntesten und verbreitetsten Rheinweine, theils weil sein Ruhm aus den ältesten Zeiten her datirt, theils weil unter seinem Namen eine große Zahl rheinhess. Weine in die Welt geht. Bei Nierstein befindet sich auch eine leichte Schwefelquelle, Sirona genannt, mit welcher früher ein Bad verbunden war.

Niesen (sternutatio) besteht in einem nach vorhergängigem Tiefeinathmen erfolgenden gewaltsamen und schnellen Ausstoßen der Luft durch die Nase allein oder theilweise mit durch den Mund mittels einer plötzlichen Zusammenziehung der Ausathmungsmuskeln des Bauchs und der Brust. Diese rasche, meist unwillkürliche, krampfartige Ausathmung beruht auf einer Reflexwirkung (s. Nerven) durch den Nasociliarast des fünften Nerven, welcher die Nasenschleimhaut mit Empfindungsfasern versieht. (S. Nase.) Zur Hervorrufung des Nieskitzels dient jede Reizung der Nasenschleimhaut: unmittelbar durch fremde, in die Nasenhöhle gebrachte Körper oder beim Katarrh durch angehäuften starken Schleim und Thränenfeuchtigkeit; mittelbar durch Reizung der Augennasennerven beim Sehen in die Sonne oder auf sympathischem Wege bei Reizungen der Unterleibsnerven. Das N. bezweckt zunächst Wegschaffung und Ausstoßung des die Nasenschleimhaut reizenden Körpers. Wird dieser daher nicht durch den ersten Versuch entfernt, oder hält der Reiz noch an, so setzt es sich fort. Eine eigenartige krampfhafte Reflexerregung ist der sog. Nieskrampf, welcher sich bisweilen bei nervösen, reizbaren und hysterischen Personen findet und tage-, selbst wochenlang ohne nachweisbare Veranlassung ein fast ununterbrochenes lästiges N. unterhält. Man benutzt das N. zuweilen als Heilmittel, z. B. bei Kopfschmerz, Benommenheit des Gehirns, oder um die Schleimhaut der Nase oder anderer naheliegender Organe in erhöhte Thätigkeit zu versetzen, oder um eine heftige Erschütterung der Respirationsorgane, z. B. bei Scheintod, zu erzielen. In diesen Fällen wendet man entweder unmittelbare mechan. Reizung der Nasenschleimhaut (z. B. mittels Federposen) oder die sog. Niesmittel (sternutatoria) an, zu denen Taback, Haselwurzel, florent. Violwurzel, Betonien-

Digitized by Google

wurzel, Nieswurz u. s. w. gehören und welche, fein gepulvert und auf die Nasenschleimhaut gebracht, diese theils mechanisch, theils chemisch reizen und dadurch Niesreitzel und N. erregen.

Niesen, ein vielbesuchter Berg des Berner Oberlandes, erhebt sich als regelmäßige Pyramide, nördlich von Thun (s. d.), südlich vom Thunersee, zwischen den Thälern der Kander und der Simme, die sich an seinem Fuße vereinigen, zu 2366 Mt. Höhe über dem Meere. Von dem Dorfe Wimmis (12 Kilom. von Thun) am Nordfuße, wie von dem Heustrichbade am Ostfuße aus, wird er auf bequemen Reitwegen in vier bis fünf Stunden ohne Schwierigkeit bestiegen. Der Gipfel bildet einen schmalen Kamm, der an beiden Enden eine kleine Kuppe bildet. Dicht unterhalb der südlichen steht ein kleines Bergwirthshaus; die nördliche, etwas höhere bietet für 50 Personen Raum und gewährt eine prachtvolle Aussicht, welche die Anmuth des Rigipanoramas mit der Großartigkeit der Faulhornaussicht verbindet. Unmittelbar zu Füßen liegen das Aarethal mit seinen beiden Seen, und die belebten Thäler der Kander, der Engstligen, des Kienbachs und der Simme; nach Norden schweift der Blick über die schweiz. Hochebene bis zum Jura und Schwarzwald, nach Süden umfaßt er die ganze Alpenkette von der Dent-du-Midi und dem Montblanc bis zum Titlis. Die Niesenkette, ein hoher scharfer Grat, der vom Wildstrubel (3266 Mt.) sich nördlich abzweigend das Thal der Kander vom Simmen- und Diemtigerthal scheidet, besteht aus Flysch, der bei Wimmis auch als Dachschiefer ausgebeutet wird, in der Höhe dagegen als dunkelgrauer Kalksandstein erscheint. Ueber dem steil zugeschärften, aber bis oben beweideten Kamme erheben sich wilde, steile Felszacken, deren wichtigste außer dem eigentlichen N. sind: der Hochniesen (2456 Mt.), die Männlifluh (2662 Mt.), das Gsür (2717 Mt.) und das Albristhorn (2767 Mt.).

Niesky, Marktflecken und Colonie der evang. Brüdergemeine im Kreise Rothenburg der preuß. Oberlausitz (schles. Regierungsbezirk Liegnitz), an der Oberlausitzer Eisenbahn, 20 Kilom. im Nordnordwesten von Görlitz gelegen, ist auf dem Gebiet des der Gemeinde geschenkten Rittergutes Trebus 1742 von böhm. Emigranten, die sich an die Brüdergemeine zu Herrnhut anschlossen, gegründet. Der gewerbreiche Ort zählt 1200 E. (worunter [1877] 864 Mitglieder der Brüdergemeine), die eine große Kunsttischlerei, eine Maschinenfabrik, Gerbereien, Tuch- und andere Herrnhuter-Manufacturen unterhalten. Unter den daselbst bestehenden Erziehungsanstalten ist die bedeutendste das Pädagogium mit der sich daranschließenden niedern Erziehungsanstalt für Knaben. Die treffliche Anstalt besitzt eine ziemlich reich ausgestattete Naturaliensammlung und ist überhaupt die höhere Bildungsanstalt der Brüderunität zur Vorbereitung für das theol. Seminarium, wird jedoch auch von fremden Zöglingen zahlreich besucht.

Nießbrauch (ususfructus) oder das dingliche Recht auf alle Vortheile, welche sich durch Aneignung der Früchte einer fremden Sache und deren pfleglichen Gebrauch erlangen lassen, entsteht durch Vertrag, Letzten Willen oder Zuerkennung von seiten des Gerichts (z. B. wenn eine gemeinschaftliche Sache auf deshalb erhobene Klage so getheilt wird, daß von den bisherigen Miteigenthümern der eine auf bestimmte Zeit die Nutznießung, der andere danach das unbeschränkte Eigenthum haben soll), ingleichen kraft des Gesetzes als Wirkung der eheherrlichen oder väterlichen Gewalt. So kommt der N. dem Ehemanne an der Mitgift (s. d.), dem Vater muthmaßlich an allen Gütern zu, welche sein Hauskind der Freigebigkeit eines Dritten verdankt. Den N. hat jeder Eigenthümer der Sache als Servitut gegen sich gelten zu lassen, von welcher er indessen durch den Tod des Usufructuars befreit wird. Meist sind dann dem Eigenthümer die nämlichen Sachen zurückzugewähren, doch gibt es auch einen Quasi-Usufructus an vertretbaren Sachen, wie Waarenvorräthen, wo jener seinerzeit nur Gegenstände derselben Art wieder empfängt. Verwandt sind dem N. die beschränktern Rechte des Gebrauchs zu persönlichem Bedarf (usus) und der Wohnung in fremden Grundstücken (habitatio).

Nieswurz, Pflanzenarten, s. Helleborus.

Niethammer (Friedr. Imman.), philos. und pädagogischer Schriftsteller, geb. zu Beilstein im Würtembergischen 26. März 1766, wurde 1793 außerord. Professor der Philosophie, 1797 der Theologie zu Jena, wo er in Wort und Schrift und im Verein mit Fichte und andern als Vorkämpfer des Idealismus gegen den Realismus auftrat. Sehr verdient machte er sich auch durch die Begründung des «Philos. Journals», das er anfangs allein (Bd. 1—4, Jena 1795—96), dann mit Fichte (Bd. 5—10, Jena 1797—1800) herausgab. Im J. 1804 wurde er als Professor und Consistorialrath nach Würzburg berufen, von wo er 1806 als prot. Kreis-, Consistorial- und Schulrath nach Bamberg ging. Im J. 1807 wurde er als Centralschul- und Studienrath nach München versetzt und 1829 zum ersten evang. Oberconsistorialrath ernannt. Er trat 1845 in Ruhestand und starb 1. April 1848 zu München. Seine Ideen über

Digitized by Google

das Schulwesen legte er nieder in der Schrift «Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus» (Jena 1808). Von N.'s philos. Schriften, in denen er zu Fichte's System sich bekennt, sind zu erwähnen: «Versuch einer Ableitung des moralischen Gesetzes aus der Form der reinen Vernunft» (Jena 1793), «Ueber Religion als Wissenschaft» (Neustrelitz 1795), «Versuch einer Begründung des vernunftmäßigen Offenbarungsglaubens» (Lpz. 1798).

Nieuport (vläm. Nieuwpoort), Stadt im Bezirk Furnes der belg. Provinz Westflandern, am Yser, 2 Kilom. von der Meeresküste, mit 3121 E., welche Fischerei, Segel-, Tau- und Netzfabrikation treiben. In neuester Zeit sind hier Seebäder eingerichtet worden. Hier siegte 2. Juli 1600 der Prinz Heinrich von Nassau über die Armee des Erzherzogs Albert.

Nieuwe Diep, Hafen in Nordholland, s. Helder.

Nièvre, ein nur 53 Kilom. langes, aber viele Hammerwerke treibendes rechtes Nebenflüßchen der Loire im innern Frankreich, mündet bei Nevers und hat seinen Namen dem Departement N. gegeben, welches aus der alten Provinz Nivernais und aus kleinern Stücken von Orléanais und Gatinais gebildet ist, von den Depart. Yonne, Côte-d'Or, Saône-Loire, Allier, Cher und Loiret begrenzt wird und auf 6816,56 QKilom. (1876) 346,822 E. zählt (gegen 339,917 im J. 1872 Zunahme 2,03 Proc.). Das Departement zerfällt in die vier Arrondissements Nevers, Château-Chinon, Clamecy und Cosne, mit 25 Cantonen und 313 Gemeinden und hat Nevers zur Hauptstadt. Die Bergterrasse von Nivernais, welche sich im Westen an die Terrasse von Bourbonnais anschließt und im Osten das sog. Morvangebirge bildet, besteht fast nur aus wellenförmigen Bergflächen. Sie erreicht im Westen, wo sie von der Loire durchbrochen wird, kaum 200 Mt. Höhe, im Osten aber, um Château-Chinon im Yonnethale, ist der Gipfel der Grands-Bois 804 Mt., der Montarmu 847 Mt., der Folin 861 Mt., der Montagne de Préneley 850 Mt., der Mont-Beuvray, auf dessen Gipfel vielleicht das alte Bibracte lag, 810 Mt. hoch. Das Morvangebirge mit seinen nordwestwärts auslaufenden Höhenzügen bildet die Wasserscheide zwischen Loire- und Seinegebiet. Im Süden und Westen fließt die Loire, welche hier rechts den Aron, die N. und die Nohain, links den schiffbaren Allier an der Grenze aufnimmt. Von dem 174 Kilom. langen Kanale von Nivernais, der die Loire mit der Yonne verbindet, gehört eine Strecke von 122 Kilom. hierher, und von dem 192 Kilom. langen Seitenkanal der Loire eine Strecke von 58 Kilom. Der Boden besteht großentheils aus einer Mengung von Thon und Sand und ist ziemlich fruchtbar. Längs der Loire wächst auf Kiesboden Wein in Menge. Die Landschaft Morvan hat schweres Erdreich, ist aber wenig ergiebig an Getreide, um so reicher an guten Viehweiden und schönen Wäldern. Das etwas kalte, dabei feuchte Klima verräth die Nähe der hohen Berge der Auvergne. Die Getreideernte ist nicht zureichend. Gemüse und Obst werden im Ueberfluß gewonnen, sowie Hanf, Safran, gute Weine, unter denen die weißen von Pouilly sich auszeichnen. Die Waldungen enthalten sehr schöne Eichen, Weiß- und Rothbuchen und liefern Holz zur Ausfuhr, namentlich auch nach Paris. Der Hauptreichthum des Landes besteht in seinen Steinkohlenflötzen, welche besonders bei Decize im Betrieb stehen. Die Eisenfabrikation beschäftigt an 3000 Arbeiter und einige Gießereien. Nächst ihr stehen einige andere Industriezweige in Blüte, namentlich die Fayence-, Topfwaaren- und Leinwandfabrikation. Beträchtlich ist der durch natürliche und künstliche Wasserstraßen, sowie durch die Eisenbahn geförderte Handel mit den Industrieerzeugnissen, sowie mit Brenn- und Stabholz, Holzkohlen, Wein und Vieh.

Niflheim (d. h. Nebelwelt) ist der nördl. Theil in dem gähnenden Urchaos (ginunga gap), entgegengesetzt dem südl. Muspellheim, der Feuerwelt. Mitten in N. quillt der tosende Hvergelmir, aus dem 12 Ströme, die Elivagar, entspringen, die jedoch in einiger Entfernung erstarren und sich zu Eismassen aufschichten. Indem aus Muspellheim Funken herbeifliegen, entsteht aus dem tropfenden Eis das erste lebendige Wesen, der Urriese Ymir, und die ihn nährende Kuh Audhumla. Von N. unterschied man später als Todtenwelt Niflhel.

Niftelgerade, s. Gerade.

Nigella, Schwarzkümmel, heißt eine zur 13. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Ranunculaceen gehörende Gattung einjähriger oder perennirender Kräuter, deren durch Europa und die Mediterranländer zerstreute Arten fiederförmig feinzertheilte Blätter und einzelnstehende endständige Blüten mit großem fünfblätterigem, blumenkronenähnlich gefärbtem Kelch und einer aus kleinen hohlen, tütenförmigen und zweilippigen Organen zusammengesetzten Blumenkrone besitzen. Auf den 5—10 im Grunde gegenseitig verwachsenen Stempeln entsteht eine ebenso viele Fächer enthaltende, vielsamige Kapsel. Zu dieser Gattung gehören der gemeine Schwarzkümmel (N. sativa L.) und die Braut in Haaren (N. damascena L.).

Digitized by Google

Erstgenannte Pflanze, in Südeuropa und dem Orient heimisch, bildet bis 60 Ctmt. hohe Stengel mit doppelt fiederschnittigen Blättern und hüllenlosen Blüten, deren Kelchblätter weißlichblau und grün geadert sind. Ihre dreikantigen, querrunzeligen Samen, welche scharf schmecken und gewürzhaft riechen, werden oder wurden als Semina Nigellae s. Melanthii s. Cumini nigri gegen Verschleimungen, Eingeweidewürmer u. s. w. angewendet, im Orient auch zum Würzen des Brotes. Die zweitgenannte Art, aus denselben Gegenden stammend, durch zartern Bau, hellblaue Kelchblätter und eine zierliche, feinzertheilte Blatthülle um die Blüte von der vorhergehenden verschieden, ist eine der beliebtesten Zierpflanzen der Gärten, welche ohne alle Pflege gedeiht und sich durch Samen leicht vermehren läßt.

Niger, nach dem Nil der größte Strom Afrikas, im obern Laufe von den Mandingo Dhiuliba (Dscholiba), im mittlern von den Fulbe Mayo-Balleo, von den Tuareg Eghirreu, von den Sonrhay Issa oder Sai, im untern Quorra, richtiger Kowárra genannt, entspringt vermuthlich mit seiner östlichsten Quelle auf der Nordseite des Konggebirgs im Hochsudan, etwa unter 8° 20′ nördl. Br. und 12° östl. L. in einem über 500 M. hohen Terrain, im Lande Ganova. Dieser Quellarm, welcher den Namen Ahmar führt, vereinigt sich östlich vom Orte Kowia mit einem kurzen Strome, welcher von Südwesten, vom Lomaberge im Lande Kissi, kommt. Der vereinigte Strom durchfließt nun das Bergland der Mandingos und tritt an den Grenzen von Bambarra aus der Gebirgsregion in die Ebene Sudans, in welcher seine Schiffbarkeit bei Marrabu beginnt. Erst bei Dschabbi (Jabbi) verlassen indeß die letzten Ausläufer der westl. Bergländer den N., der bis dahin einen ungemein reißenden Lauf hat, bei Dschabbi aber, wo er die Breite der Themse bei Westminster besitzt, in einen sehr sanften, ostnordöstlich gerichteten Lauf übergeht und zugleich zu einer durch unzählige Fahrzeuge belebten Handelsstraße wird. Unterhalb Sego und Sansanding sind die Umgebungen des N. ungemein mannichfach und reizend, aber im allgemeinen so flach, daß seine Fluten sich in der Regenzeit weit und breit ergießen. Nach den Ueberschwemmungen verwandelt sich das Umland in ungangbare, ungesunde Sümpfe, in denen zahllose Elefanten, Löwen und andere Raubthiere hausen. In derselben Strecke verzweigt sich der Strom in mehrere Arme; zugleich nimmt er auf seiner Südseite eine Menge größerer und kleinerer Flüsse auf. Oberhalb Dschennie tritt er in das Fulbereich Massena ein, wendet sich mehr gegen Norden, durchfließt den seichten, von Sümpfen umgebenen Debosee und biegt bei Kabara, dem Hafenplatze von Timbuktu, ganz gegen Osten um. Am Rande der Sahara, in die er zur Zeit des Hochwassers ein verschlungenes Netz von Hinterwassern ausstreckt, geht er in dem alten Sonrhayreiche bis 17° 40′ östl. L. östlich und etwas nördlich, bildet aber hier ein Knie (Burrum) und nimmt eine südöstl. Richtung an, die er bis zur Einmündung des Binue (8° nördl. Br.) beibehält. Auf dieser Strecke tritt er bei Birni in das Fulbereich Gando ein, bildet bei Jaúri (in 10° 20′ nördl. Br.), Bussa und Rabba Stromschnellen, welche die Schifffahrt unterbrechen, und empfängt ziemlich viele kleine Nebenflüsse aus Haussa. Mit dem Binue (s. d.), seinem großen, schiffbaren, von Osten aus Adamaua kommenden Nebenfluß vereinigt, durchbricht er das Konggebirge, wendet sich südwestlich dem Busen von Guinea zu und ergießt sich in denselben mit zahlreichen Armen, indem er eins der großartigsten Flußdeltas bildet. Die Oberfläche dieses Deltas erhebt sich kaum über den Meeresspiegel. An der Küste ist dasselbe ein mit Mangrovewaldungen bedeckter Sumpf, aus dem sich in der trockenen Jahreszeit die verderblichsten Miasmen entwickeln, sodaß das Klima ein furchtbar gefährliches ist. In der Regenzeit wird es fast ganz überschwemmt. Der Strom führt dann außerordentliche Massen von Schlamm herab, sodaß die Ausdehnung des Delta noch fortwährend zunimmt. Die Flut soll den Strom 192 Kilom. weit hinaufsteigen. Der directe Abstand der Quellen des N. von seiner Mündung beträgt 1850 Kilom.; seine ganze Stromentwickelung hat man auf 2500 Kilom., sein Gebiet auf 1,156,323 QKilom. geschätzt, sodaß er zu den größten Strömen der Erde gehört. Der mittlere N. bei Timbuktu fängt im Juli an zu steigen, erreicht Ende Januar die größte Höhe und sinkt dann wieder bis Juli. Der Binue dagegen zeigt das erste Anschwellen im Mai, steht im September am höchsten und wird im März so unbedeutend, daß er an manchen Stellen stagnirt. Der N. unterhalb der Einmündung des Binue steigt daher vom Juni an, ist gegen Ende September am höchsten angeschwollen, fällt im October, hat dann aber ein zweites geringeres Anschwellen vom Januar bis März, wo das Hochwasser aus dem obern N. herabkommt.

Der Name N. stammt aus dem Alterthume, wird aber mit Unrecht auf den Dhiuliba oder Kowarra angewendet, da der N. der Alten nach Duveyrier's und Saint-Martin's Forschungen identisch mit dem Wadi-Ighergher in der nördl. Sahara ist. Die arab. Geographen des Mittel-

alters glaubten, daß er mit dem Nil in Verbindung stehe. W. G. Browne in seinen «Travels in Africa» (1799) war einer der ersten, welche diese Meinung ernstlich bekämpften. Bis 1796 hatte noch kein Europäer den N. gesehen. Mungo Park (s. d.) war der erste, welcher in dem genannten Jahre die Stadt Sego erreichte. Für die African-Association in London mußte die Erforschung eines so mächtigen Stroms, der die fruchtbarsten und bevölkertsten Striche des Sudan durchzieht, von größter Wichtigkeit sein. Daher wurde Mungo Park nach seiner Rückkehr 1805 von neuem zur Erforschung des N. ausgesendet. Er verfolgte dessen Lauf von Bammaku abwärts bis in die Gegend von Bussa, wo er ermordet wurde. Ueber das Ende, welches der Kowarra nimmt, wußte man noch nichts; doch stellten Reichardt und Riley die Vermuthung auf, daß er in den Busen von Guinea münde. Durch die Reise Clapperton's und Denham's 1825 und vollends durch Clapperton's zweite Reise 1827 wurde diese Meinung bestätigt, und die brit. Regierung sendete um 1830 Richard Lander (s. d.), den Begleiter Clapperton's, zu näherer Erforschung des N. ab. Lander und sein Bruder gingen zu Lande nach Bussa, schritten von dort den Strom hinab und erreichten nach einer Fahrt von etwa 900 Kilom. das Meer. Von der Beninbucht drang Lander 1832 mit zwei Dampfschiffen in den N. ein; dasselbe geschah gleichzeitig durch Laird und Oldfield, von denen der letztere 160 Kilom. weit, bis Rabba, gelangte. Das Dampfschiff Ethiope unter Kapitän Becroft kam 1840 noch weiter. Die Nigerexpedition, welche die brit. Regierung 1841 aussandte, mißglückte. Nachdem aber Barth im Juni 1851 den Binue entdeckt hatte, dampfte Baikie 1854 diesen Strom hinauf und erforschte im Verein mit engl. Seeoffizieren 1857—64 den untern N. aufwärts bis Rabba genauer, indem er dabei auch Missions- und Handelsstationen anlegte. Den mittlern Lauf des N. von Timbuktu bis Say nahm Barth 1854 auf. Den N. zwischen der Binuemündung und Rabba hat Rohlfs 1867 befahren. Vgl. außer den Reiseberichten von Lander, Laird und Oldfield, Barth (s. d.) insbesondere die von Baikie (Lond. 1856), Crowther (Lond. 1855) und Hutchinson (Lond. 1855), nebst «Despatches received from Dr. Baikie» (Lond. 1863), «Reports by Dr. Baikie on the geographical position of the countries in the neighbourhood of the N.» (Lond. 1863), und Rohlfs, «Quer durch Afrika» (2 Bde., Lpz. 1874).

Nightingale (Miß Florence), berühmt durch ihre Verdienste als Krankenpflegerin, wurde 1823 in Florenz geboren, wo ihr Vater, ein wohlhabender Engländer aus Derbyshire, sich aufhielt. Sie empfing eine treffliche Erziehung, war mit ihren Aeltern viel auf Reisen und benutzte dieselben, um den Zustand der Hospitäler kennen zu lernen, für die sie früh ein außerordentliches Interesse zeigte. Mit der praktischen Krankenpflege machte sie sich bei den Barmherzigen Schwestern in Paris und namentlich seit 1849 in der von dem Pastor Fliedner gegründeten Diakonissinnenanstalt zu Kaiserswerth am Rhein vertraut, über welche sie in der Schrift «The institution of Kaiserswerth for the training of deaconesses» (Lond. 1850) berichtete. Darauf trat sie an die Spitze eines in London errichteten Krankenhauses für Gouvernanten, dem sie eine musterhafte Einrichtung gab. Als während des Krimkriegs Berichte über den traurigen Zustand der Militärhospitäler nach England drangen, entschloß sich Miß N. nach dem Kriegsschauplatze zu eilen. Am 27. Oct. 1854 schiffte sie sich mit den unter ihrer Leitung stehenden Krankenwärterinnen ein, begab sich erst nach Skutari, dann nach Balaklawa, wo sie den in den Hospitälern eingerissenen Misbräuchen steuerte und eine neue Ordnung einführte. Obschon auch sie von dem verderblichen Krimfieber befallen wurde, verließ sie das Feld ihrer Thätigkeit erst im Aug. 1856. Ihre Landsleute brachten ein Kapital von 50,000 Pfd. St., den sog. Nightingale-Fond, zusammen, dessen Zinsen zur Erweiterung des St.-Thomashospitals in London verwendet wurden, wo auch Frauen Aufnahme finden, die sich der Krankenpflege widmen wollen. Ihre Erfahrungen hat Miß N. in den «Hints on hospitals» (Lond. 1859) und «Notes on nursing» (Lond. 1858; deutsche Bearbeitung von Niemeyer unter dem Titel: «Rathgeber für Gesundheits- und Krankenpflege», Lpz. 1878) niedergelegt.

Nigra (Constantino), ital. Diplomat, geb. 12. Juni 1827 zu Castellamonte bei Ivrea, studirte 1845—48 Philosophie und Jurisprudenz zu Turin und diente 1848 als Freiwilliger in dem Kriege gegen Oesterreich. Bei Rivolt schwer verwundet, verließ er den Militärdienst, betrat die diplomatische Laufbahn, war 1856 auf dem Pariser Congreß Specialsecretär Cavour's, spielte 1859 eine hervorragende Rolle bei den Unterhandlungen, welche das Bündniß zwischen Frankreich und Italien herbeiführten, und nahm am Krieg von 1859 im Hauptquartier Napoleon's III. theil. Nachdem N. den Friedensverhandlungen zu Zürich als Secretär des ital. Bevollmächtigten beigewohnt, übernahm er die diplomatische Vertretung Sardiniens und später Italiens am pariser Hofe, die er mit kurzer Unterbrechung 1861, wo er als General-

Digitized by Google

secretär des Prinzen von Carignan, des Statthalters der neapolit. Provinzen, thätig war, beibehielt, bis er 1876 zum Botschafter in Petersburg ernannt wurde. Auch literarisch hat sich N. bekannt gemacht durch Schriften über die ital. Dialekte und die ital. Volkspoesie.

Nigritien, s. Sudan.

Nihilismus (vom lat. nihil, nichts) heißt eine Theorie, welche sowol nach ihrem Ausgangspunkte wie nach ihren Zielen nichts Positives anstrebt. So z. B. ist unter moralischem N. eine Ansicht zu verstehen, welche den Unterschied von Gut und Böse aufhebt, unter psychologischem eine Theorie der Seelenleugnung, unter theologischem der Atheismus (s. d.). Die Anhänger solcher Theorien werden Nihilisten genannt. Neuerdings tauchte in Rußland eine socialdemokratische Verbindung auf, die sich den Namen Nihilisten (s. d.) beilegte. Auch die Theologie des Buddha (s. d.), wonach alle entstandenen Dinge zuletzt in das große Nichts oder Nirwâna zurückkehren sollen, wird häufig als N. bezeichnet. — Nihilianismus wird die dem Petrus Lombardus (s. d.) aus Misverständniß beigelegte, von Alexander III. 1179 verdammte und von den pariser Theologen um 1300 öffentlich gemisbilligte Ansicht genannt, daß Christus, insofern er Mensch ist, nichts sei.

Nihilisten heißen die Anhänger einer in Rußland, insbesondere unter der Jugend weit verbreiteten, auf einen Umsturz der bestehenden polit. und socialen Verhältnisse gerichteten philos. Theorie (Nihilismus). Die Theorie des Nihilismus repräsentirt kein bestimmtes System, doch hat es den Anschein, als ob drei Principien vorhanden sind, die von allen N. blindlings angenommen werden. Zwei derselben sind: die Ewigkeit des Stoffs und die Einheit der natürlichen Kräfte. Diesen Fundamentalprincipien hängen alle diejenigen N. an, welche absolut das dritte Princip annehmen, nämlich, daß eine objective Methode der Untersuchung der einzige Weg sei, um zum Wissen und zur Wahrheit zu gelangen. Der Materialismus bildet das hauptsächliche philos. Material der Bewegung. Vor allem war es Alexander Herzen (s. d.), der durch die Gründung der «Freien russ. Presse» eine energische Propaganda liberaler und demokratischer Principien in Rußland ins Leben rief; Herzen selbst war als Anhänger westeurop. Bildung dem Nihilismus durchaus abgeneigt. Schroffer und unzweideutiger traten Michael Bakunin (s. d.) und Tschernyschewski auf; der erstere vornehmlich als Agitator, der letztere als philos. und belletristischer Schriftsteller. Der Glaube der N. ist, daß die Gesellschaft durch eine plötzliche ökonomische Reform oder Revolution regenerirt werden kann. Hinsichtlich der polit. Fragen waren die N. dem föderativen Princip gemäß den Proudhon'schen Ideen zugeneigt; doch ist Föderalismus nicht der alleinige Glaubenssatz der N., viel vorherrschender war und ist ihr Antagonismus gegen die ultrapatriotischen Prätensionen der Panslawisten und das Princip der Nationalität als eine specielle polit. Theorie. Während der Studentendemonstrationen im Febr. und März 1869 in Petersburg wurde das radical-polit. Programm der N. in revolutionären Proclamationen verkündet. Socialdemokratische und revolutionäre Circulare regten die gebildete russ. Jugend gewaltig auf und veranlaßten endlich die Regierung zu Verfolgungen, die mit der Verhaftung des Hauptanstifters der petersburger Unruhen, eines Schülers der geistlichen Akademie von lettischer Herkunft, Namens Ballohd, begannen. Um dieselbe Zeit reisten junge Leute in das Innere des Landes, um die «wahren Bedürfnisse» des Volks zu studiren und dasselbe durch ihre Rathschläge und Sympathien zu beeinflussen. In den Städten schlossen sich diese Propagandisten der «Sonntagsschulenbewegung» an und fungirten als Lehrer und Organisatoren öffentlicher Vorlesungen und Vorstellungen zum Besten dieser Schulen, bis diese von der Regierung geschlossen wurden. In Petersburg, in Moskau und in den Provinzialstädten protestirten die nihilistischen Vereine bei ihren Zusammenkünften gegen das Auftreten der Regierung und des Adels in der Bauern-Emancipationsfrage. Der eigentliche Leiter dieser Sekte war Bakunin. Zu dem Anhang des letztern gehörte auch der 1875 als Meuchelmörder nach Sibirien geschickte ehemalige Student Netschajew, der unter der studirenden Jugend der beiden Hauptstädte zahlreiche Verbindungen anknüpfte. Infolge davon unternahm die Regierung zu verschiedenen malen eine Verfolgung gegen die N.; so fand Aug. 1871 nach einem großen Monstreproceß eine Verurtheilung Netschajew's und vieler seiner polit. Glaubensgenossen statt. Ende 1871 glaubte die Regierung abermals Spuren nihilistischer Verschwörungen entdeckt zu haben und verordnete deshalb zahlreiche Verhaftungen. Im J. 1874 wurden in Litauen und Westrußland zahlreiche N. verhaftet, im Dec. 1875 kam es vor der Kasanischen Kirche in Petersburg zu einem von 60—70 Studenten und Studentinnen veranstalteten förmlichen Putsch, bei welchem die rothe Fahne entfaltet wurde. Im J. 1877 wurde abermals eine weitverzweigte Nihilistengesellschaft entdeckt und 139 Mitglieder derselben dem Senate zu Peters-

Digitized by Google

burg zur Aburtheilung übergeben. (S. Rußland.) Aufschluß über Wesen und Eigenthümlichkeit der russischen N. gibt außer verschiedenen Erzählungen Turgenjew's («Väter und Söhne», 1862, und «Neuland», 1877) Schédo-Ferroti's Schrift «Le Nihilisme en Russie» (Berl. 1867).

Nijgata (Niegata), eine contractmäßig 6. Jan. 1869 den Schiffen der mit Japan befreundeten Mächte offengestellte Hafenstadt an dem nördl. Theil der Westküste der japan. Insel Nipon, in der frühern Provinz Itschingo mit (1872) 33,772 E., hat die Erwartungen, welche man sich von ihr für den Handel versprach, nicht erfüllt. Der Hafen bietet bei ungünstigen Winden keinen zureichenden Schutz und auch der Nothhafen von Ebisuminato auf der gegenüberliegenden, nahen Insel Sado genügt nicht. Hierzu kommt die zunehmende Versandung des bei N. ausmündenden Shinanogawa. Indem diese Umstände Ursache sind, daß für N. befrachtete Schiffe nur schwer und unter ungünstigen Bedingungen zur Assecuranz zugelassen werden, beeinträchtigen sie den Handelsverkehr mit diesem Orte in hohem Maße. Im J. 1870 kamen daselbst nur 25 Schiffe mit 15,506 Tonnen Gehalt an. Die Einfuhr belief sich auf einen Werth von 405,075, die Ausfuhr auf 227,448 Doll. Vorstellungen an die japan. Regierung zur Abhülfe der erwähnten Uebelstände sind bisjetzt erfolglos geblieben.

Nikander, griech. Arzt und Dichter, aus Kolophon gebürtig, lebte bis gegen 140 v. Chr. wol meistens am pergamenischen Hofe zur Zeit des letzten Königs Attalus und verfaßte meist größtentheils poetische Werke, darunter namentlich mehrere didaktische Gedichte, die zwar nicht durch den Fluß der Verse sich empfehlen, aber eine Masse gelehrten Wissens enthielten und deshalb zwar weniger von Fachgelehrten als von Philologen und spätern, namentlich röm. Dichtern, wie Virgil und Ovid viel benutzt worden sind. Die meisten sind verloren gegangen. Nur noch zwei, besonders naturhistorisch merkwürdige Gedichte sind erhalten: «Θηριακά» oder von den giftigen Thieren und den Mitteln gegen den Biß derselben, und «Ἀλεξιφάρμακα», oder von den Gegengiften überhaupt, die von J. G. Schneider (jenes Halle 1792, dieses Lpz. 1816), Lehrs (Par. 1845) und O. Schneider (Lpz. 1856) herausgegeben wurden.

Nike, die Göttin des Siegs bei den Griechen, nach Hesiod die Tochter der Styx und des Pallas, bei den Römern Victoria genannt, gehört nicht zu den alten Cultusgöttern. Ursprünglich ward der Sieg nicht von einer eigenen Siegesgöttin, sondern von den großen Göttern, namentlich Zeus und Athene erbeten. In Athen und Megara führte Athene selbst den Beinamen N. und besaß als solche einen eigenen kleinen Tempel auf der Akropolis. Ihre Statue im athenischen Tempel hatte einen Granatapfel in der einen, den Helm in der andern Hand. Diese Athene-N. war ungeflügelt (ἄπτερος), die N. als eigene Göttin ward dagegen regelmäßig geflügelt dargestellt. Wenn berichtet wird, daß N. in der alten Kunstschule zu Chios oder vom thasischen Maler Aglaophon zuerst so dargestellt worden sei, so liegt darin die Thatsache enthalten, daß N. überhaupt nicht eine Schöpfung einer frühen Vorzeit, sondern einer bestimmten Periode der Entwickelung der griech. Kunst war. Auch scheint N. mehr noch eine Schöpfung der bildenden Kunst als der Poesie zu sein und wenigstens ebenso eng mit den friedlichen Siegen in den zahllosen Wettkämpfen oder Agonen (s. d.) als mit dem Siege in der Schlacht zusammenzuhängen. In Athen gab es einen Priester der olympischen N., welche sich ohne Zweifel vor allem auf die dortigen Festspiele bezog. Die enge Beziehung der N. zu Zeus und Athene drückte Phidias aus, indem er seinen kolossalen goldelfenbeinernen Statuen derselben in Olympia und zu Athen eine N. auf die Hand gab. Wie eben vom Olymp herabgeflogen stellte Paionios die N. in der neuerdings ausgegrabenen schönen Marmorstatue zu Olympia dar. Aehnliche Darstellungen einer gewöhnlich mit Siegeszeichen, namentlich Kranz oder Binde in der einen, oft mit einem Palmzweige in der andern Hand herbeigeeilten N. finden sich mehrfach, namentlich auch mit der Modification, daß es eine Kugel ist, worauf N. sich eben mit ihren flüchtigen Füßen niedergelassen hat, eine Darstellungsweise, die dann namentlich in Rom beliebt wurde. Insbesondere finden sich öfter auch Münzbilder, wo die Kaiser die Weltkugel in der Hand halten, auf der solche Victorien schweben. Es sind dies wahrscheinlich Nachbildungen der Statue der Victoria, welche Augustus aus Tarent nach Rom, in den Sitzungssaal des Senats versetzte, wo sie ihren Platz bis in die christl. Zeit hinein behauptete. Ja selbst noch nach der Beseitigung dieser Statue ward N. namentlich in Münzbildern noch öfter dargestellt und erhielt dann manchmal selbst das Kreuz in die Hand. Im übrigen wurde N. auch in verschiedenen andern Situationen dargestellt. Sie errichtet ein Siegeszeichen (Tropäon) oder trägt es auf der Schulter, oder sie schreibt auf einen Schild, oder bringt einen Stier oder andere Opfer dar. Gewöhnlich ist sie als junges Mädchen gebildet. Dann nähert sich ihr Typus dem der Aphrodite und man findet gewöhnlich die Züge der Aphrodite von Melos zu

Digitized by Google

Victoriabildern verwandelt, wie dies in der berühmten Bronzestatue von Brescia der Fall ist. Endlich wird N. auch schon früh an einem und demselben Monument mehrfach dargestellt, was sich eben auch daraus erklärt, daß sie keine von alten Zeiten her einheimische und festgewurzelte Göttin ist. Um so zahlreicher sind ihre Darstellungen in jeder Gattung der Kunst. Vgl. Kekulé, «Die Balustrade des Tempels der Athene-N. in Athen» (Lpz. 1869); Knapp, «N. in der Vasenmalerei» (Tüb. 1876). Von Victorienfiguren neuerer Bildner hat zunächst die von Schadow auf dem Brandenburger Thore zu Berlin Berühmtheit erlangt. Ausgezeichnete Victorien bildete ferner Rauch. Eine schwebende Victoria steht auf einer Säule des Belle-Alliance-Platz in Berlin. Für die Walhalla bei Regensburg fertigte derselbe in Marmor vier sitzende Victorien, unter denen die sog. kranzwerfende von hervorragender Schönheit ist.

Nikias (lat. Nicias), athenischer Staatsmann und Feldherr, entwickelte zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs als Führer der aristokratischen Partei und Feldherr, obwol es ihm an Entschlossenheit fehlte, doch viel Einsicht und persönliche Tüchtigkeit. Aber Gegnern von so rücksichtsloser Energie und solcher Gewandtheit, wie Kleon und Alcibiades war er nicht gewachsen. Durch ihn wurde nach der für Athen unglücklichen Schlacht bei Amphipolis 421 v. Chr. ein 50jähriger Friede mit Sparta vermittelt, dem zufolge der Besitzstand vor dem Kriege wiederhergestellt werden sollte. Doch brach der Krieg einige Jahre darauf von neuem aus. Durch Alcibiades (s. d.) wurden die Athener zu einer neuen Unternehmung gegen Sicilien fortgerissen, von der man sich die Eroberung der ganzen Insel versprach. Der bedächtige N. widersetzte sich zwar anfangs, nahm aber dennoch, als seine Warnungen fruchtlos blieben, nebst dem Alcibiades und Lamachos als Flottenführer an diesem Seezuge theil. Auch erfocht er nach der Flucht des Alcibiades einen Sieg unter den Mauern von Syrakus und war nahe daran, die Stadt zur Uebergabe zu bewegen, als eine peloponnesische Flotte zu Hülfe kam, worauf 413 die athenische Flotte geschlagen und eingeschlossen, die Mannschaft aber auf dem Rückzuge durch Sicilien theils getödtet, theils gefangen genommen wurde. N. und der ihm mit einer Flotte zur Hülfe gesandte Demosthenes wurden hingerichtet. N.' Leben hat Plutarch beschrieben.

Nikobaren, von den Dänen auch Friedrichsinseln, von den Malaien Pulo-Sambiang, d. i. Neuninseln, genannt, heißen sieben größere und zwölf kleinere Inseln auf der südöstl. Seite des Bengalischen Meerbusens, zwischen den Andamanen (s. d.) und Sumatra gelegen. Sie zerfallen in zwei, durch den Sombrerokanal getrennte Gruppen, die zusammen ein Areal von 1878 QKilom. umfassen. Die südl. Gruppe besteht nur aus den zwei Inseln Klein-Nikobar von etwa 220 QKilom. und Groß-Nikobar von etwa 660 QKilom., welche letztere die größte und südlichste aller N. ist. Beide haben Urwälder, sind gebirgig und zeigen die üppigste tropische Vegetation. Die Inseln der nördl. Gruppe, deren nördlichste Kar-Nikobar heißt, sind kleiner, niedriger und ganz anders gestaltet. Sie sind mit zahlreichen Cocospalmen bestanden, aber im ganzen weniger fruchtbar. Das Klima des Archipels, obwol ein tropisches, wird durch die Seewinde und den häufigen Regen, dessen Menge gegen 4 Mt. beträgt, abgekühlt und ist nicht sehr heiß, infolge der Strandmoräste aber ungesund. Die Zahl der Bewohner, welche dem malaiischen Volksstamme angehören, aber auf einer sehr niedrigen Culturstufe stehen, grausam und verrätherisch sind, beträgt etwa 5000. Hauptproducte sind Cocosnüsse, die als Werthmesser gelten. Außerdem finden sich Schildpatt, eßbare Vogelnester, Ambra und Tripang. Der Boden ist zum Anbau aller tropischen Producte trefflich geeignet. Die bisherigen Colonisationsversuche scheiterten theils wegen des ungesunden Klimas, theils wegen Ungeschicklichkeit bei dem Unternehmen. Zuerst machten 1711 franz. Jesuiten, 1770 die Dänen, 1778 die Oesterreicher unter dem Holländer Bolts und 1846 wieder die Dänen einen Versuch, den diese aber 1848 auch wieder aufgaben, worauf 18. März 1869 die Engländer diese Inseln in Besitz nahmen.

Nikodēmus, nach der Erzählung des Johannes-Evangeliums ein für die Wahrheit empfänglicher, aber schüchterner Freund Jesu, welcher aus Furcht vor dem Synedrium zu Jerusalem, dessen Mitglied er gewesen, nur des Nachts zu Jesu gekommen sein soll. Nach der kirchlichen Sage ließ er sich später taufen und wurde deshalb von den Juden verbannt, aber von seinem Vetter Gamaliel heimlich unterhalten. Ob er mit dem im Talmud erwähnten Nakdimon, dem Sohne Gorion's, identisch sei, läßt sich nicht entscheiden. Der Name «Evangelium Nicodemi» wird seit dem Mittelalter einer apokryphischen Geschichte der Passion und Auferstehung Christi, den sog. «Acta» oder «Gesta Pilati» beigelegt, weil im Vorwort derselben N. als Verfasser oder Uebersetzer bezeichnet wird. Die Schrift stammt jedoch erst aus dem 4. Jahrh.

Nikola I. (Petrowitsch Njegusch), Fürst von Montenegro, geb. 7. Oct. 1841 als Sohn des Wojwoden Mirko Petrowitsch und Neffe und Nachfolger des 13. Aug. 1860 zu Cattaro

Digitized by Google

ermordeten Fürsten Danilo, erhielt seine Ausbildung in Paris. Nachdem er die Regierung angetreten, verständigte er sich mit dem Pascha von Skutari, daß in Sachen der Grenzstreitigkeiten zwischen Montenegro und der Türkei die Großmächte entscheiden sollen, wodurch er seine friedliche Gesinnung bezeugen wollte. Als jedoch 1861 der Aufstand in der Herzegowina ausbrach, berief N. auch seine Montenegriner in den Kampf, in welchem er persönlich große Tapferkeit an den Tag legte. Nach abgeschlossenem Frieden befaßte sich N. mit der Einführung der Einrichtungen anderer moderner Staaten. Es wurde eine regelmäßige Postverbindung mit dem Lande und mit dem Auslande hergestellt, neue Schulen wurden errichtet, und besonders auf die Militärorganisation das Augenmerk gerichtet. Als 1876 Serbien zu den Waffen griff, proclamirte auch Fürst N. den Krieg gegen die Türkei und stellte sich persönlich an die Spitze seiner Armee. (S. Montenegro und Russisch-Türkischer Krieg.) N. ist seit 8. Nov. 18[illegible] vermählt mit Milena, Tochter des Wojwoden Peter Vukotić; aus dieser Ehe entsprangen sechs Töchter und ein Sohn, Danilo Alexander, geb. 30. Juni 1871.

Nikolaiten ist der Name einer angeblichen Ketzersekte, die im 1. Jahrh. n. Chr. in Syrien und Kleinasien sich verbreitet haben soll. Der Name wird zuerst in der Offenbarung des Johannes Kap. 2, 6. 15 genannt, wo der Apostel gegen heidenchristl. Parteiführer in Pergamus eifert, welche sich über die judenchristlicherseits geforderte Beobachtung der Proselytengesetze, besonders der Enthaltung von Götzenopferfleisch und von gewissen im Alten Testament als Unzucht bezeichneten ehelichen Verbindungen, hinwegsetzten. Der Name N. hat hier symbolische Bedeutung und wechselt mit der dem Alten Testament entlehnten Benennung Biliamiten, d. h. Volksverführer. Das Misverständniß späterer Kirchenlehrer brachte aber diese N. mit dem Apostelgeschichte 6, 5 erwähnten Armenpfleger Nikolaos in Verbindung und stempelte sie zu einer gnostischen Sekte, welche jede Art Unzucht für erlaubt gehalten habe, um das Fleisch «abzugebrauchen». Clemens von Alexandrien wollte noch wissen, daß dieser Grundsatz auf bloßer Verdrehung eines (angeblichen) im gerade entgegengesetzten Sinne gemeinten Ausspruchs des Nikolaos beruhe; dagegen machten letztern andere Kirchenlehrer zum Stifter jener vermeintlich unsittlichen Sekte. Hieraus entstand im Mittelalter, als das Cölibatsgesetz aufkam, der Ausdruck Nikolaitische Ketzerei für die Priester, die ihre Frauen nicht von sich wiesen oder der Ehe wegen ihren Stand verließen. — Außerdem führte eine theosophische Sekte in England den Namen Nikolaiten, nach dem Stifter Heinrich Nikolai, der seine Anhänger zu einer familia charitatis oder Liebesfamilie vereinigte. Diese Sektirer wurden auch Familisten genannt und unter Elisabeth, die ein strenges Edict (1580) gegen sie gab, unterdrückt. — Den Namen N. führte auch eine böhm. Sekte des 15. Jahrh., welche aus der hussitischen Bewegung hervorging und Nikolas von Wlasenic, einen ungebildeten Bauer, zum Stifter hatte.

Nikolajew, befestigte Hafenstadt im südruss. Gouvernement Cherson und 64 Kilom. nordwestlich von Cherson, in dürrer Steppe, am linken Ufer des Ingul, nicht weit von seinem Einflusse in den Bug, welcher hier nahe seiner Mündung in das Schwarze Meer einen Liman bildet, der sich mit dem des Dnjepr vereinigt. Die Stadt ist auf zwei Halbinseln gelegen, die von dem Liman des Bug und dem Ingul gebildet werden und hat zwei Kriegshäfen, einen Kauffahrteihafen, drei Schiffswerften, sowie mehrere Kasernen und ist Hauptstation der Flotte und Sitz der Admiralität des Schwarzen Meers. N. ist regelmäßig und geschmackvoll angelegt, stark und großartig befestigt, hat schöne, breite, sich in rechten Winkeln durchkreuzende Straßen und meist prächtige, mit Colonnaden und Balkonen versehene Häuser. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich besonders aus das Admiralitätsgebäude, das Rathhaus mit Börse, das Zollhaus, die Kathedrale und die 1821 erbaute Sternwarte (46° 58′ 20″ nördl. Br., 49° 38′ 22″ östl. L. von Ferro). Auch hat die Stadt einen schönen Marktplatz, einen öffentlichen Spaziergang am Quai des Ingul und 4 Kilom. stromaufwärts ein herrliches, mit Palästen und Parkanlagen versehenes Landgut des Admirals Greigh, Spaskoje, welches früher dem Fürsten Potemkin gehörte, jetzt einen Vergnügungsort bildet und aus seiner Quelle die Stadt mit gesundem Wasser versieht. Außer der Kathedrale sind noch neun griech., eine kath. und eine luth. Kirche vorhanden, sowie zwei Synagogen, ferner eine Artillerie-, eine Steuermanns-, Lootsen- und Schiffbauschule, eine Schule für Söhne von Kanzleibeamten, eine andere für Soldatentöchter, eine Kreis- und eine Pfarrschule, drei Bibliotheken, ein hydrogr. Kartendepôt, ein Naturaliencabinet, ein Theater u. s. w. Das Klima ist sehr mild und gesund. Die Stadt zählt (1875) 82,805 E., die hauptsächlich Handel und Schifffahrt betreiben, jedoch auch zahlreiche Fabriken unterhalten. Beim Dorfe Porutino am westl. Ufer des Buglimans, 15 Kilom. südlich von N., findet man die sehenswerthen Ruinen von der alten, einst sehr

Digitized by Google

bedeutenden milesischen Stadt Olbia oder Olbiopolis, unter denen besonders der sog. Hundert-Gräberplatz sich auszeichnet. N. wurde 1789 von dem Fürsten Potemkin gegründet.

Nikolajewsk, Stadt mit 5314 E. (1871), im Seedistricte des russ. Amurlandes und am linken Ufer des Amur (s. d.), 36 Kilom. von dessen Mündung in die Mamiastraße, unter 53° 8′ nördl. Br. und 158° 23′ östl. L. gelegen. Graf Murawjew, damals Gouverneur von Ostsibirien, legte hier im Lande der Giljaken 1851 einen befestigten Handelsposten mitten im Urwalde, und zwar damals noch auf chines. Gebiete an. Erst durch den Frieden zu Aigun 1858 wurde der Ort rechtmäßiges russ. Eigenthum. Obgleich der Hafen von N. sechs Monate im Jahre vom Eise versperrt ist, hob sich die Anlage doch verhältnißmäßig schnell und wurde der Stapelplatz für den Amurhandel, an dem sich sogar deutsche und amerik. Häuser ansiedelten. Die solid angelegte Stadt dehnt sich über einen großen Raum aus, hat aber meist Holzhäuser, ein Gouvernementsgebäude, zwei Kirchen mit buntgestrichenen Thürmen, eine Marineschule, ein Mädchengymnasium, ein Marinehospital, eine Bibliothek für Marineoffiziere mit 5000 Bänden, zwei Häfen, zwei Batterien, ein Fort mit einem Leuchtthurme, eine Maschinenfabrik und Schiffswerfte. Auf einer langen Insel liegt vor derselben in dem stürmischen, mit Nebel bedeckten Strome das Fort Konstantin. Seit Rußland durch den Vertrag von Peking 1860 die Küstenprovinz am Tatarischen Kanale und damit die guten Häfen an der Grenze von Korea gewann, litt N. als Hafenplatz, doch erhält es seit neuester Zeit wieder einen Aufschwung als Knotenpunkt des sibir.-amerik. Welttelegraphen.

Nikolaus, einer der Hauptheiligen der griech. Kirche, geb. zu Patera in Lykien, wurde durch den Zufall, daß er der erste war, der zur Kirche kam, verabredetermaßen Bischof von Myra in Lykien. Zur Zeit der Christenverfolgung unter Kaiser Diocletian eingekerkert und erst unter Konstantin befreit, machte er sich als Kämpfer gegen die Arianer auf dem Concil zu Nicäa 325 bemerkbar. Er war bereits mehrere Jahrhunderte im Byzantinischen Reiche und hier und da auch schon im Abendlande als Heiliger verehrt worden, als einige Kaufleute von Bari im 11. Jahrh. seine Gebeine aus der Kirche zu Myra entwendeten und nach Bari führten. Sein Fest fällt auf den 6. Dec. und wird in einem großen Theile Deutschlands, in der Schweiz und den Niederlanden noch jetzt als «Nikolaustag» gefeiert durch Beschenkung der Kinder.

Nikolaus heißen sechs röm. Päpste. — N. I. oder der Große, 858—867, ein Mann von unbeugsamem Willen und kühnem Geiste, der die polit. Wirren seiner Zeit zur Mehrung und Befestigung der päpstl. Gewalt klug zu benutzen verstand. Lothar II. von Lothringen zwang er, seine verstoßene Gemahlin Thietberga wieder aufzunehmen und seine Buhlerin Walrade zu entlassen. Der Streit zwischen dem Erzbischof Hinkmar von Rheims und seinem Bischof Rothad von Soissons gab N. erwünschte Gelegenheit, auf Grund der eben aufgekommenen Pseudoisidorischen Decretalen (s. d.) auch der bisher fast unabhängigen fränk. Kirche seine Oberhoheit aufzudringen. Die Bulgaren unter ihrem König Bogoris bekehrten sich und unterwarfen sich Rom, schlossen sich aber schon 869 an Byzanz an. Indem N. 863 den Patriarchen von Konstantinopel, Photius, mit dem Banne belegte, veranlaßte er die erste, freilich vorübergehende Spaltung der abendländ. und morgenländ. Kirche. — N. II., 1058—61, geb. zu Chevron in Savoyen, vorher Gerhard, Bischof von Florenz, und mit dem Rechte, sein Bisthum beizubehalten, zum Papst erwählt, wirkte völlig im Sinne der hildebrandinischen Partei, welche die Unabhängigkeit des Papstthums von der weltlichen Macht und die unbedingte Herrschaft desselben in der Kirche erstrebte. Er übertrug die Papstwahl ausschließlich an die Cardinäle der röm. Kirche und bestrebte sich, die Cölibatsgesetze zur Geltung zu bringen. Im Abendmahlsstreite nahm er für die Transsubstantiationslehre gegen Berengar (s. d.) von Tours Partei. In Robert Guiscard, Herzog der Normannen, gewann er einen Lehnsträger und Beschützer seiner weltlichen Besitzungen in Unteritalien. — N. III., aus dem Hause Orsini 1277—80, war ein Freund der Wissenschaften, zugleich aber Beförderer des Nepotismus. Er hatte die Genugthuung, die jahrhundertelangen Streitigkeiten mit dem Kaiserthume zu Gunsten des Papstthums entschieden zu sehen, da Rudolf von Habsburg, um die polit. Wirren in Deutschland zu beendigen, dem Papste in allen Stücken nachgab und namentlich auch auf alle kaiserl. Rechte über den Kirchenstaat verzichtete. Durch seine Intriguen gegen Karl von Anjou suchte er den päpstl. Stuhl vor der Uebermacht Unteritaliens zu schützen. — N. IV., früher Hieronymus, Bischof von Präneste, Papst 1288—92, beschäftigte sich viel mit den christl. Eroberungen in Palästina, war aber nicht im Stande, einen neuen Kreuzzug zu bewerkstelligen. — N., vorher Pietro Rainaluci oder Peter von Corbière genannt, Gegenpapst von Johann XXII., eingesetzt 1328 von Ludwig dem Baier, mußte sich seinem Gegner unterwerfen, starb im

Digitized by Google

Gefängnisse und wird in der Reihe der Päpste nicht gezählt. — N. V., 1447—55, eigentl. Thomas di Sarzana oder Parentucelli, vor seiner Wahl Cardinalbischof von Bologna, zog a. Freund der Wissenschaften namentlich viele Griechen in seine Staaten und erweiterte die vati canische Bibliothek bedeutend. Er löste das Baseler Concil 1449 auf und schloß mit Fried rich III. das sog. Aschaffenburger, eigentlich Wiener Concordat (17. Febr. 1448) ab.

Nikolaus Pawlowitsch, Kaiser von Rußland 1825—55, der dritte Sohn des Kaise Paul I. (s. d.) aus dessen zweiter Ehe mit Maria Feodorowna (Sophia Dorothea von Württem berg), wurde 6. Juli 1796 im Schlosse Gatschina bei Petersburg geboren und mit seine jüngern Bruder Michael durch den Grafen Lamsdorf erzogen. N. bewies wenig Neigung z wissenschaftlichen Studien, erlernte aber leicht neuere Sprachen und beschäftigte sich am liebste mit dem Militärwesen. Während der Regierung des ältesten Bruders Alexander blieb e gänzlich von den Geschäften des Staatslebens entfernt. Nach Herstellung des Weltfriedens besuchte er verschiedene europ. Länder, namentlich 1816 England, sowie die Provinzen Rußlands, und vermählte sich 13. Juli 1817 mit Charlotte (geb. 13. Juli 1798), der ältesten Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, welche beim Uebertritt zur griech. Religion den Namen Alexandra Feodorowna erhielt. Als Alexander I. (s. d.) 1. Dec. 1825 starb, fiel N. infolge der Resignation des ältern Bruders, des Großfürsten Konstantin (s. d.), der Thron von Rußland zu. Eine längst vorbereitete Militärverschwörung, die mit dem Thron wechsel ausbrach, unterdrückte er energisch, muthig und mit großer Strenge. Dieses Ereigniß, welches die Dynastie, ja den Bestand des Reichs bedrohte, verbunden mit Anzeichen einer ge wissen innern Auflösung und Zerrüttung, die das milde, schwankende Regiment Alexanders zurückließ, übte bedeutenden Einfluß auf die künftige Regierungspolitik wie den persönlichen Charakter des neuen Herrschers. N. suchte fortan vermittels des Systems militärischen Ge horsams und strenger Disciplin die absolute Herrscherautorität herzustellen. Seiner außer ordentlichen Energie und Ausdauer gelang es auch, jenes System zu einer consequenten Durch führung zu bringen und dabei wenigstens in Bezug auf die materielle Entfaltung des Russischen Reichs großartige Erfolge zu erlangen. Die erste Regierungsthätigkeit N.' war die Unter suchung der zahllosen Misbräuche in der Staatsverwaltung, die eine theilweise, aber nur äußer liche Reorganisation der Verwaltungsmaschine zur Folge hatte. Daran schloß sich seit 1827 die Systematisirung des russ. Gesetzbuchs, eine sehr umfangreiche Arbeit, die 1846 vollendet ward. Wiewol N. stets als Freund und Beschützer des Bauern gegen den Adel galt, ließ er doch, seinem System gemäß, die Leibeigenschaft fortbestehen, unterdrückte Bauernaufstände mit furchtbarer Strenge, suchte aber die Stellung der Hörigen durch verschiedene Erlasse zu regeln und zu erleichtern. Die äußere Politik N.' war in den ersten Jahren seiner Regierung vorzugs weise auf Asien gerichtet. Der Krieg mit Persien führte zu dem Rußlands Ländergebiet be deutend erweiternden Frieden von Turkmantschai (28. Febr. 1828), während der siegreiche Kampf gegen die Türkei ihm im Frieden zu Adrianopel (s. d.) nebst Länder- und Geldentschä digung den freien Verkehr auf der Donau, im Schwarzen und Mittelländischen Meere und unberechenbare polit. Vortheile brachte. Bald darauf begannen im europ. Westen die polit. Bewegungen von 1830, welche die nationale Erhebung des Königreichs Polen im Gefolge hatten, die nur nach neunmonatlichem verheerenden Kampfe und unter Aufbietung aller militärischen Hülfsmittel Rußlands erdrückt werden konnte. N., aufs höchste erbittert, hob die poln. Ver fassung von 1815 auf und verwandelte Polen thatsächlich in eine russ. Provinz.

Von nun an führte N. im ganzen Umfange seines Reichs den strengsten Absolutismus durch. Rußland ward mehr und mehr von der westl. Welt abgeschlossen, und ein verderbliches Polizei- und Spionennetz verbreitete sich namentlich über die westl. Provinzen. Die Ein schränkung der wissenschaftlichen Thätigkeit auf das rein praktische Bedürfniß, die Herabdrückung des Unterrichts und der Bildung zur Abrichtung für den öffentlichen Dienst, die Fesselung der einheimischen, die strenge Ueberwachung der fremden Presse waren die Folgen dieses polit. Systems. Es begann ferner die Russificirung der übrigen Nationalitäten und die systematische Bekehrung der Protestanten und Katholiken zur orthodoxen Kirche. Im J. 1840 mußte auch die griech.-unirte Kirche ihre Vereinigung mit der orthodoxen eingehen. Nach außen hin ward die Bezwingung der freien Bergvölker im Kaukasus nach der poln. Revolution mit gesteigerter Energie, wenn auch ohne vollständigen Erfolg betrieben. Bei aller diplomatischen Klugheit, die N. in den auswärtigen Verhältnissen beobachtete, erfuhr in den orient. Wirren von 1840 sein Uebergewicht in Bezug auf die Türkei, das insbesondere seit der Hülfeleistung von 1833 gegen Mehemed-Ali (Vertrag von Unkiar-Skelessi) mächtig geworden, einen Rückstoß, da das

Digitized by Google

Schicksal des Osmanischen Reichs durch den gemeinsamen Vertrag der Mächte unter die Obhut Europas gestellt wurde. In den polit. Stürmen von 1848 und 1849 bewahrte N. eine zuwartende Haltung, suchte aber bei günstiger Gelegenheit seinen Einfluß nach allen Seiten hin zu sichern. So nahm er bei den Wirren in den Donauprovinzen Anlaß, seine Macht hier aufs neue einschreiten zu lassen, und durch die Intervention in Ungarn hoffte er die österr. Politik mehr als je an sein Interesse zu fesseln. Die Ueberwältigung der Volksbewegung in Deutschland knüpfte das gelockerte Verhältniß zu Preußen wieder fester, und indem er halb als Vermittler, halb als Schiedsrichter in dem preuß.-österr. Zerwürfnisse auftrat, schlichtete er zu Warschau die Verwickelungen der deutschen Großmächte. Im J. 1853 glaubte er den Zeitpunkt gekommen, mit seinen längst vorbereiteten und zur religiösen Angelegenheit des russ. Volks erhobenen Planen gegen die Türkei hervorzutreten. Napoleon III. vereitelte diese Entwürfe und brachte eine Coalition gegen N. zu Stande, der sich sogar Oesterreich nicht ganz entzog. (S. Orientkrieg.) Mitten in dem Kriege, der darüber ausbrach, und der eine für Rußland verhängnißvolle Wendung nahm, starb N. nach kurzer Krankheit 2. März 1855 zu Petersburg. N. war ein scharf ausgeprägter Charakter und eine der hervorragendsten Herrscherpersönlichkeiten der neuern Zeit. In seinem Privatleben zeigte er die strengste Ordnung, ein gemessenes, kühles, wenig zur Vertraulichkeit neigendes Betragen, Redlichkeit und Gerechtigkeitssinn. Auf dem Throne folgte ihm sein ältester Sohn, Alexander II. (s. d.); außerdem hinterließ er noch drei Söhne: Konstantin (s. d.), Nikolaus, geb. 8. Aug. 1831, vermählt 1856 mit der Prinzessin Alexandra von Oldenburg, namhaft als Höchstcommandirender der russ. Armee im Russisch-Türkischen Kriege von 1877, und Michael, geb. 25. Oct. 1832, vermählt 1857 mit Cäcilie Auguste, jetzt Olga Feodorowna, Prinzessin von Baden; und drei Töchter: Maria, geb. 18. Aug. 1819, vermählt mit dem Herzog von Leuchtenberg, nach dessen Tode in morganatischer Ehe mit dem Grafen Stroganow, gest. 21. Febr. 1876; Olga, Königin von Würtemberg, geb. 11. Sept. 1822; Alexandra, geb. 24. Juni 1825, gest. 10. Aug. 1844, kurz nach ihrer Verheirathung mit dem Prinzen Friedrich von Hessen-Kassel. Die Witwe N.', Kaiserin Alexandra Feodorowna, starb zu Petersburg 1. Nov. 1860. Vgl. von Korff, «Die Thronbesteigung des Kaisers N. I. von Rußland im J. 1825» (deutsche Ausg., 3. Aufl., Berl. 1857); Lacroix, «Histoire de la vie et du règne de Nicolas I» (8 Bde., Par. 1864—73).

Nikolsburg, Stadt und Hauptort des gleichnamigen Bezirks in Mähren, am Fuße der weinreichen Polauer Berge und an der Linie Lundenburg-Zellerndorf der Mährisch-Schlesischen Nordbahn, zählt (1869) 7173 E., darunter 2000 Juden. Die Stadt hat ein Collegiatkapitel, ein Piaristencollegium, zwei Synagogen, ein Staats-, Real- und Obergymnasium, ein 1877 erbautes schönes Volksschulgebäude, eine israel. Haupt- und Industrieschule und betreibt starken Weinbau und beträchtlichen Handel mit Kalksteinen und gebranntem Kalk. Mitten in der Stadt erhebt sich auf einem Felsen das weitläufige fürstl. Dietrichstein'sche Schloß, welches eine Bibliothek von 20,000 Bänden, ein Naturaliencabinet und im Keller ein ungeheueres Faß enthält. Andere sehenswerthe Gebäude sind die schöne goth. Collegiatkirche und die 1784 großentheils abgebrannte, 1846 wiederhergestellte St.-Annenkirche, mit einem steinernen Prachtportale. Unmittelbar bei der Stadt ist der Heilige Berg mit 16 Passionskapellen und der Sebastianskirche in byzant. Stile. N. ist dadurch berühmt, daß nach der Schlacht von Königgrätz hier, wo sich das preuß. Hauptquartier befand, 26. Juli 1866 zwischen Preußen und Oesterreich der Waffenstillstand und der Präliminarfriede von N. abgeschlossen wurde, der im Friedensschlusse zu Prag (s. d.) 23. Aug. seine definitive Bestätigung erhielt. Auch kam in N. 28. Juli 1866 der Waffenstillstand zwischen Preußen und Baiern zu Stande.

Nikomedes ist der Name dreier Könige von Bithynien. — N. I. rief 278 v. Chr. die Gallier aus Thrazien zum Schutze gegen den syr. König Antiochus I. nach Asien und gründete Nikomedia (s. d.). — N. II. Epiphanes gelangte durch Aufruhr und Ermordung seines vom Volke gehaßten und verachteten Vaters Prusias' II. um 149 v. Chr. zur Regierung und starb 91. — Des Vorigen Sohn, N. III. Philopator, wurde gegen seinen Bruder Sokrates und Mithridates von den Römern unterstützt, im ersten Mithridatischen Kriege durch Mithridates zweimal vertrieben, aber von den Römern beide male, das zweite mal durch Sulla 84 wieder eingesetzt. Bei seinem Tode 75 vermachte er sein Reich den Römern, was zum dritten Mithridatischen Kriege Veranlassung gab.

Nikomedia, die Hauptstadt von Bithynien (s. d.), wurde vom Könige Nikomedes I. statt des von Megarensern angelegten, von Lysimachus zerstörten Astakus, wenn auch nicht ganz an derselben Stelle, am nordöstl. (statt am südöstl.) Winkel des Olbianischen Meerbusens der

Digitized by Google

Propontis (jetzt Busen von Ismid) erbaut. Sie wurde eine der blühendsten und prächtigsten Städte der Alten Welt, und mehrere der spätern röm. Kaiser, wie Diocletian und Konstantin, der daselbst starb, wählten sie zu ihrem Aufenthalte und trugen Sorge für ihre Erhaltung, die durch häufige Erdbeben, 260 n. Chr. auch durch den Einfall der Gothen gefährdet wurde. N. ist die Vaterstadt des Schriftstellers Arrianus (s. d.) und die Todesstätte Hannibal's. Ruinen der alten Stadt finden sich noch in und bei der heutigen Stadt Isnikmid oder Ismid (s. d.).

Nikon, russ. Patriarch, geb. 1605 in Weljeminow, einem Dorfe unweit Nishnij-Nowgorod, aus niederm Stande, wurde, nachdem er in dem Kloster des heil. Makarius unterrichtet worden, weltlicher Priester und trat dann in das auf einer Insel im Weißen Meere gelegene Anjersche Kloster. Als Abt eines Klosters bei Moskau zog er die Aufmerksamkeit des Zaren Alexei Michailowitsch auf sich, wurde 1646 zum Archimandriten des Klosters Nowospas in Moskau und 1649 zum Erzbischof von Nowgorod erhoben, wo er durch seine Entschlossenheit zur Unterdrückung eines Aufruhrs wesentlich beitrug. Am 25. Juli 1652 wurde er Patriarch von Rußland. Alexei schenkte ihm anfangs ein unbegrenztes Vertrauen; als aber N., der stets einen unbeugsamen Charakter bewahrte, den Zaren gegen sich eingenommen sah, entfernte er sich 1658 aus Moskau, begab sich in das nahegelegene, von ihm selbst erbaute Woskresenskische Kloster und sprach feierlich den Fluch über seine Feinde aus. Dann trat er, indem er wieder in Moskau erschien, in offene Opposition gegen den Zaren. Der kluge Alexei, den Streit mit der kirchlichen Macht fürchtend, berief die Patriarchen von Alexandrien und Antiochien nach Moskau zu einem Concil, das 12. Dec. 1666 N. seiner Würde entsetzte und als Mönch in das Kloster Therapont bei Bjelosersk verbannte. Zar Feodor Alexejewitsch erlaubte ihm, nach dem Woskresenschen Kloster zurückzukehren, aber N. starb auf der Reise dahin zu Jaroslaw 17. Aug. 1681. Verdienste um die russ. Literatur hat sich N. dadurch erworben, daß er die slaw. Kirchenbücher nach den griech. Originalen berichtigen ließ, wodurch er aber auch den Abfall der sog. Altgläubigen von der russ. Kirche veranlaßte. Mit Unrecht wird ihm die «Nikon'sche Chronik», welche die petersburger Akademie der Wissenschaften (8 Bde., Petersb. 1767—92) herausgegeben hat, zugeschrieben. Vgl. Schuscherin, «Leben N.'s» (Petersb. 1784; neue Aufl. 1817; deutsch von Bacmeister, Riga 1788); Solowjew, «Russ. Geschichte» (russ., Bd. 11, Mosk. 1861); Subbotin, «Der Proceß N.'s» (russ., Mosk. 1862).

Nikopŏli (türk. Nighebolù, auch Nebul), Hauptstadt eines Liwa, schwache Festung und griech. Bischofssitz im Ejalet Widdin des türk. Vilajet Tuna, an einer Strombucht der Donau, welche hier die Osma und schräg gegenüber die Aluta aufnimmt, malerisch zwischen zwei Berghöhen gelegen, wird von einem ehemals sehr festen, jetzt aber ziemlich verfallenen Schlosse beherrscht, von welchem sich die Festungswerke bis an die Donau herabziehen. Die Stadt zählt 6—10,000 E. (meist Bulgaren und Türken) und ist Dampfschifffahrtsstation. Die Umgegend erzeugt sehr geschätzten Wein. N. ist das von Kaiser Trajan (zum Andenken an seinen Sieg über die Dacier) an der Mündung des Escamus in den Ister (Danubius) gegründete Nicopolis in Moesia inferior. Die Festung wurde 1392 und 1395 von König Sigismund von Ungarn erobert, der hier aber sodann mit dem franz.-ungar. Kreuzheere 28. Sept. 1396 eine schwere Niederlage durch die Türken unter Sultan Bajasid erlitt. Am 16. Oct. 1444 bestürmte Wladislaw von Ungarn die Stadt vergeblich. Bathori besiegte hier 6. Sept. 1595 ein türk. Heer, ebenso Fürst Michael der Walachei 1598. Am 27. Sept. 1810 wurde die Festung von den Russen erobert, welche 18. Febr. 1829 hier auch die Stromflotte der Türken zerstörten und dann 25. Juli deren festes Lager erstürmten. Nach Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs von 1877 wurden die Werke von N. verstärkt und mit gezogenen Geschützen gut armirt. Sie bestanden aus der Donaubefestigung Tuna-Kalé und der Citadelle. Am 14. Juli erschien das 9. russ. Armeecorps (Baron Krüdener) vor der Festung und warf die türk. Truppen nach 16stündigem Kampfe aus dem Vorterrain in die Werke zurück; am 15. Juli ergab sich die Festung bei Tagesanbruch, wodurch 2 Paschas und 6000 Mann kriegsgefangen wurden. Am 29. Juli besetzte die 4. rumän. Division (General Manu) die Stadt.

Nikschitsch, befestigte Stadt in der Herzegowina, in einer gebirgigen und unwirthlichen Gegend nahe der montenegrin. Grenze gelegen, mit 2000 türk. E. Der Besitz von N. war wegen der Nähe von Montenegro für die Türken höchst wichtig, weshalb es von denselben sehr hartnäckig vertheidigt wurde. Doch mußte es sich 8. Sept. 1877 nach längerer Belagerung bedingungslos an die Montenegriner ergeben.

Nil, der längste Strom der Erde, kommt nach der ältesten Nachricht, welche wir durch Eratosthenes (200 v. Chr.) haben, aus Seen im Süden, unter dem Namen Asta-Pus; dieser

Digitized by Google

vereinigt sich mit dem Asta-Sobas, und weiterhin fließt ihm der Asta-Boras zu. Ptolemäus, ohne Zweifel auf arab. Nachrichten fußend, theilt mit, daß das Wasser aus zwei Seen komme, welche einige Grade südlich vom Aequator liegen; die Abflüsse beider vereinigen sich in 2° nördl. Br. in einem See; aus diesem fließt der Asta-Pus nach Norden, welcher sich in 12° nördl. Br. mit dem Nil (d. h. offenbar, mit dem Strome aus Abessinien) vereinigt. Die arab. Geographen des Mittelalters nennen als Quellgegend der Nilwasser die Komr-Berge. Komr heißt damals die von dem aus Ostasien stammenden Komr-Volke bewohnte, sehr große Komr-Insel, welche östlich zur Seite Afrikas liegt, ein Name, der noch in dem der Comoren erhalten ist. Dieser Insel gegenüber liegt das Komr-Gebirge, und zwar in $2^1/_2$° südl. Br. zunächst das Almolattham (jetzt Kilima-Ndscharo). Die Wasser aus diesen Bergen gehen nach zwei Seen im Süden des Aequators; die aus diesen abfließenden vereinigen sich in einem nördlich vom Aequator gelegenen See, und aus ihm kommt der Nil. Soviel auch noch in Betreff des «Hauptes» dieses merkwürdigen Stroms zu enthüllen bleibt, der jahrtausendelang ein Gegenstand des Erforschens gewesen ist, so ist doch sicher, daß diese ältern Vorstellungen wenig von der Wirklichkeit abweichen. Aus den Kilima-Ndscharo-Bergen fließt (außer vielen andern Flüssen) nach W. zum Ukerewe-See der etwa 450 Kilom. lange Yagama, und zu demselben See von Südwesten her der gegen 670 Kilom. lange Alexandra-Nil, der dem Nordende des großen Tanganyika-Sees ganz nahe kommt. Aus dem Ukerewe-See fließt an der Nordseite der zunächst die Ripon-Fälle bildende und dann den Ibrahim-Pascha-See durchfließende Somerset-Nil aus, der bis zu der scharfen Umbiegung bei Mruli etwa 225 Kilom. lang ist, und von da bis zum Mwutan-Nzigé-See, in den er sich ergießt, wieder 225 Kilom.; auf dieser Strecke macht er, Masaba genannt, die mit den Karuma-Stromschnellen beginnende Reihe von 12 Stromschnellen, nach welchen die großen, 40 Mt. hohen Murchison-Fälle folgen. Am Nordende des Mwutan-Nzigé, in $2^1/_2$° nördl. Br., tritt der Strom als Bahr-el-Dschebl, d. i. Bergstrom, aus und fließt (als Meri des Anidi-Volks), bis 640 Mt. breit, nach Nordnordosten bis Dufli 210 Kilom. weit, wo er sich um den Ausläufer des Kuku-Gebirgs herumwindet. Nach den Katarakten von Meri nimmt er bei Loquia rechts den von Südosten kommenden Asua oder Atschua auf und fließt 855 Kilom. weit, als Djufiri der Bari-Neger und als Kir der Nuehr (Bahr-el-Dschebl der Araber) bis in $9^1/_2$° nördl. Br. und $47^2/_3$° östl. L. in sehr gewundenem Laufe durch ein ganz versumpftes, ungesundes Terrain. Dort erweitert sich sein Bett zu dem kleinen, flachen, ganz mit Wasserpflanzen erfüllten No-See, und er nimmt links den Bahr-el-Gasal oder Gazellenfluß auf, welcher die unzähligen Wasseradern sammelt, die ihm der 975 Kilom. lange Dschur von Süden und der wol ebenso lange Bahr-el-Homr von Westen heranführen. Vom No-See wendet er sich nach Osten, und nach einem Laufe von 150 Kilom., auf welchem ihm rechts eine Abzweigung des Kir als Bahr-Seraf zugeht, mündet rechts in ihn der gewiß mehr als 1200 Kilom. lange Sobat (Astasobas), dessen Oberlauf noch unbekannt ist; dieser mächtige, dem Hauptstrome entgegenfließende, vielfach stillstehende, grüne Strom führt dem Hauptstrome eine gleiche Wassermasse zu, wie dieser selbst hat. Er heißt in seinem Laufe auch Bahr-el-Abjad, d. i. Weißer Nil, und dieser Name gilt nun für den Hauptstrom von der Mündung des Sobat bis Chartum (388 Mt. hoch), 845 Kilom. weit, wo er 4—6 Kilom., zur Zeit des Hochwassers stellenweise 30 Kilom. breit ist. Bei Chartum (in 15° 36′ nördl. Br.) nimmt er rechts den über 1500 Kilom. langen Bahr-el-Azrak, d. h. den Blauen Nil auf, der gewöhnlich grün, wenn seine Wasser steigen schwarz, bei Hochwasser röthlich ist. Er entspringt als Abai in 10° 15′ nördl. Br. in Abessinien, am Ostabhange des etwa 325 Mt. über die Hochebene aufsteigenden Gisch-Abai in 2800 Mt. Höhe, ergießt sich in den 3400 QKilom. großen, in 1862 Mt. Höhe gelegenen Tsana-See, verläßt ihn 200 Mt. breit und 3 Mt. tief an der Südseite und beschreibt einen großen Halbkreis um das Gebirgsland Gojam, um dann vom 10. Breitengrade nach Nordnordosten zu fließen; auf dieser Strecke nimmt er links den Dedhesa und Tumat, rechts den 560 Kilom. langen Dinder und den Rached auf. Der Azrak strömt im Juli viel schneller als der Abjad, und nach starkem Regen in Abessinien im October ist er tiefer und $1^1/_2$mal so breit als der Abjad, sodaß er doppelt so viel Wasser zuführt, als dieser hat. Ihm verdankt Aegypten seine Ueberschwemmungen oder die Nilschwelle. (S. Aegypten.) Nach der Vereinigung des Bahr-el-Abjad und des Bahr-el-Azrak bei Chartum heißt der Strom N. Dieser fließt nun, hier bis 1000 Mt. breit, 330 Kilom. weit bis el-Damêr, in 18° nördl. Br., wo (in 355,4 Mt. Höhe) der 1230 Kilom. lange Atbara (s. d.) an den N. herangeht und nach der Regenzeit auch in ihn einmündet. Von Damêr an beginnt der N. seine große S-förmige Krümmung, auf die

Digitized by Google

er nach Nordnordwesten bis Abtin (Insel Mograt) und dann nach Südwesten bis Ambukol 510 Kilom. verwendet und hier zwischen den nubischen Felsenmassen um 150 Mt. fällt. Von Chartum bis Ambukol umfließt er auf drei Seiten die Wüste und Steppe Bajuda. Sein weiterer Lauf durch Nubien (über Wady-Halfa in 128 Mt. Höhe) bis zu dem in 101 Mt. Höhe gelegenen Assuân, nahe der Südgrenze Aegyptens, in einem 7—15 Kilom. breiten Thale, ist 1035 Kilom. lang. Er durchmißt nun Aegypten in einem 22—52 Kilom. breiten Thale auf 937 Kilom. bis Kairo und mit 187 Kilom. bis zur Mündung. Die gesammte Länge setzt sich somit zu 6240 Kilom. zusammen, d. i. $1^1/_4$mal die Länge des Amazonenstroms.

Mehrfach setzen Felsmassen quer durch das Bett des N. und bilden Katarakte, wo sich der Strom mit mächtigem Gebrause zwischen gewaltigen Felstrümmern hindurchzwängen muß, sodaß auf 1800 Kilom. seines Laufs eine continuirliche Beschiffung desselben unmöglich ist. In 16° 20′ nördl. Br. befinden sich die sechsten Katarakte, in 18° 20′ die durch Granitfelsen veranlaßten fünften, zwischen der Insel Mograt und dem Berge Barkal die fast 75 Kilom. langen vierten; in 19° 40′ folgen nördlich von der Insel Argo die dritten; in 21° beginnen mit der Insel Dâl die zweiten Katarakte, in denen der N. ein 100 Kilom. langes Felsenthal, Batn-el-Hagâr genannt, von Okme bis zu dem in 128 Mt. Höhe gelegenen Wadi-Halfa durchströmt, ein Felsenchaos zwischen vegetationslosen, meist schwarzen, bis gegen 250 Mt. hohen Felswänden. Bei der Insel Philä, nahe der Südgrenze Aegyptens, befinden sich die ersten Katarakte, in 100,9 Mt. Meereshöhe, wo bis zu der 11 Kilom. nördlicher gelegenen Stadt Assuân der 1170 Mt. breite Strom zur Hälfte von 1,3 bis 13 Mt. hohen Felsenreihen erfüllt ist. In Aegypten fließt der breiter werdende N. still und gleichmäßig, ohne Unterbrechung, und hat auf den 1125 Kilom. seines Laufs 101 Mt. Gefälle. Von $27^1/_2$° nördl. Br. an begleitet ihn links der Bahr-Yussuf, ein alter Kanal oder ein natürlicher Seitenarm oder eine etwa 600 Kilom. lange Kette von Kanälen, die durch zahlreiche Verbindungsarme mit dem N. communicirt und bis zu dem im Süden von Kairo gelegenen Möris-See (Birket-el-Karn) reicht. Er ist für eine regelrechte Vertheilung des Nilwassers für das Land von Bedeutung. Im Nordwesten von Kairo, 19,7 Kilom. davon entfernt, in 10,7 Mt. Meereshöhe, beginnt das am Meere 270 Kilom. breite Delta, durch welches zahllose Wasserarme und Kanäle das Nilwasser zum Meere führen. Der 1000 Mt. breite Strom theilt sich bei der Stelle Kerkasoros in verschiedene, das Delta durchströmende Arme, deren die Alten sieben zählten (der pelusische, tanitische, mendesische, bukolische oder phatnitische, sebennytische, bolbitinische und kanopische), während jetzt nur zwei wirkliche Mündungsarme vorhanden sind, nämlich der von Rosette oder Raschid und der von Damiette oder Damyât. Der kanopische und pelusische, ganz am Ost- und Weststrande des Deltas mündend, waren im Alterthume die Hauptmündungen, ihre Wasser haben sich aber neue Betten gesucht; der pelusische mündet jetzt durch den phatnitischen bei Damiette, und der kanopische durch den von Menschenhand gegrabenen bolbitinischen, sodaß die alten Hauptäste verschwunden sind. Der bedeutendste Kanal ist der dem alten kanopischen Laufe ähnlich gehende Mahmudieh-Kanal, welcher, 77,7 Kilom. lang und 30 Mt. breit, den Rosette-Arm mit Alexandrien verbindet; er wurde 1819—20 durch Mehemed-Ali hergestellt; der kurze Menuf-Kanal verbindet im Süden den Rosette- und Damiette-Arm; der tanitische Arm ist in den Mu'izz-, der pelusische in den Abu-l-Manegga-Kanal umgewandelt. Die Nilerde (Gef) oder der getrocknete Nilschlamm, welcher in Aegypten überall auf Meeressand, also dem Boden eines alten Aestuars ruht, überragt in steilen Uferwänden bei niedrigstem Wasserstande den Fluß in Oberägypten um 8 Mt., bei Kairo um 4,5 Mt. Die Mächtigkeit der Alluvionen wird in Aegypten zu 10—12 Mt. geschätzt, an der Spitze des Deltas aber steigt sie auf 13—16 Mt. Die Breite des culturfähigen Schwemmlandes übersteigt nirgends 15 Kilom. Der N. überschwemmt nicht irect seine Thalebene, sondern das ganze culturfähige Land ist durch Dämme in gewaltige Bassins zertheilt, und mittels Kanäle durch die Dämme tritt das Wasser in die Bassins, in denen es bis zur Genüge gelassen wird; danach wird es zu dem unterdeß niedriger gewordenen Strome oder zu niedriger gelegenen Abtheilungen abgelassen. Das für die Cultur günstigste Mittel des höchsten Wasserstandes (zu Herodot's Zeiten 16 Ellen) ist jetzt nach langjährigen Beobachtungen eine Höhe von 23 Ellen und 2 Zoll (= 12,47 Mt.) des Nilometers (1 Elle [Pik Mekias] = 0,5407 Mt.). An der südlichsten Spitze des Deltas ist der Barrage gebaut, bestehend in einem Stauwerke in Form von zwei Brücken über die beiden Nilarme, von Mehemed-Ali begonnen, aber noch nicht vollendet. Dieser jetzt Kanâtir (d. i. Brücken) genannte Bau sollte die Wasser des N. zu allen Jahreszeiten auf gleicher Höhe erhalten und die Schöpfmaschinen überflüssig machen.

Digitized by Google

Der N. wurde von den alten Aegyptern in der heiligen Sprache Hape oder auch nur Aur-aa, der Große Fluß, koptisch Iaro, daher auch hebräisch Iar oder Iaur genannt. Der griech. Name Νεῖλος ist von dem semit. Nahar hergeleitet worden; wenigstens stammt er ebenso wenig aus dem Aegyptischen wie die dem Lande gleichnamige Bezeichnung des Flusses Αἴγυπτος bei Homer. Die heutigen Araber nennen ihn Bahr, wie jedes große Wasser, oder auch el-Nil; die anwohnenden Nubier nennen ihn Toffi oder auch Nil-toffi, worunter vornehmlich der volle, überfließende Strom verstanden wird. Der N. wurde von den Aegyptern, später auch von Griechen und Römern göttlich verehrt. Von den erstern wurde er mannweiblich mit Bart und weiblichen Brüsten dargestellt und von blauer Hautfarbe. Man pflegte den obern N. von dem untern durch besondere Blumensymbole zu unterscheiden. Er hatte einen eigenen Tempel zu Nilopolis, und sein Hauptfest ward unter dem Namen Niloa erwähnt. In der griech.-röm. Kunst ist er in der Gestalt eines liegenden Flußgottes bekannt, um welchen 16 Kinder spielen, die 16 Ellen der Nilschwelle symbolisch bezeichnend. Schon Kaiser Nero hatte zwei Centurionen den N. aufwärts gesendet, um jenseit Meroës die Quelle des Stroms zu erforschen. Nach ihren Mittheilungen zu schließen, sind sie bis in die Gegend des No-Sees in beiläufig 10 oder 9° nördl. Br. gelangt. Von Reisen, welche zu gleichem Zwecke unternommen wurden, ist zunächst die von Bruce von Bedeutung, welcher 1769 die Quelle des Blauen N. in Abessinien auffand und damit die Aufgabe für gelöst hielt. Auch die Reisen von W. G. Browne (1789), Cailliaud (1822), Rüppell (1822—27) und Russegger (1836—38) hatten hauptsächlich für die abessin. Seite Wichtigkeit, sowie auch die 1860 unternommene Reise des Grafen von Barnim und Hartmann's das Gebiet des Blauen N. betraf. Dem Laufe des Weißen N. folgte 1849 der Missionar Knoblecher, welcher bis südlich von 5° nördl. Br. gelangte. Von 1839—42 sendete Mehemed-Ali drei Expeditionen zur Entdeckung der Quellen des Bahr-el-Abjad aus, worüber der die zweite derselben begleitende Werne Mittheilung machte. Sie drangen ungefähr bis in 4° nördl. Br. vor. Ein anderer Abschnitt der Reisen nach den Nilquellen beginnt mit dem J. 1855, als die Missionare Krapf und Rebmann Kunde brachten von den riesigen Binnengewässern des äquatorialen Afrika. Bald danach, 1857, gelangten die von England ausgesendeten Speke und Burton von der Ostküste her an den Tanganyika-See und 1858 an den Ukerewe-See, welchen letztern Speke 1860 zum zweiten male in Begleitung von Grant besuchte. So unsicher nun auch noch der genauere Zusammenhang der Flußläufe blieb, so konnte doch kaum noch daran gezweifelt werden, daß damit die Quellregion des N. gefunden war. Erst seitdem 1864 der von der ägypt. Regierung auf Eroberung ausgesendete Baker den Mwutan-Nzigé aufgefunden und 1874 und 1876 Stanley den Ukerewe, Cameron den Tanganyika und Gessi den Mwutan-Nzigé wenigstens großentheils umfahren hatten, durfte man hoffen, sich eine einigermaßen klare Vorstellung von den Verhältnissen machen zu können. Aber ein dritter Haupttheil des Stromgebietes war noch zu erforschen, nämlich der westlich vom Weißen N. gelegene, welcher seine Wasser mittels des Gazellenflusses der mittlern Ader zuführt. Dieser durch zahllose Flußläufe und ausgedehnte Sumpfgebiete ausgezeichnete Theil, welcher auch zeitweise für den bedeutendsten des ganzen Nilsystems angesprochen worden ist, wurde 1859 durch die Gebrüder Poncet besucht, die 1868 sogar bis zu dem Uelle im Lande der Monbuttu vordrangen. Auch Piaggia hatte 1860—65 dies Gebiet, bis zum Lande der Niam-Niam, als Erforschungsterrain erwählt. Ebenso waren Miani bereits 1859 bis zu den Monbuttu, Peney, de Bono und Antinori 1850 bis zu den Niam-Niam gelangt. Brun-Rollet und Lejean haben 1861 nicht Unwichtiges zur Kenntniß des Gazellenflusses beigetragen, sowie Petherick 1862 und 1863 überhaupt für die Flußläufe im Westen des Weißen N. Die Expedition der Fräulein A. Tinne 1862, in Begleitung von von Heuglin, Steudner u. a. hat infolge ihres traurigen Ausgangs nur geringe Resultate geliefert; um so bedeutender und mehr epochemachend dagegen ist Schweinfurth's Reise 1868—71 zum Lande der Niam-Niam und Monbuttu gewesen. Vgl. Klöden, «Das Stromsystem des obern N.» (Berl. 1857); Speke, «Die Entdeckung der Nilquellen» (aus dem Engl., 2 Thle., Lpz. 1864); von Heuglin, «Reise in das Gebiet des Weißen N. und seiner westl. Zuflüsse» (Lpz. 1869); Dittmer, «Kemi und das Nilsystem» (Berl. 1874); Graf von Prokesch-Osten, «Nilfahrt bis zu den zweiten Katarakten» (Lpz. 1874); Marno, «Reisen im Gebiete des Blauen und Weißen N.» (Wien 1874); Bädeker, «Aegypten» (Bd. 1, Lpz. 1877).

Nilpferd oder **Flußpferd** (Hippopotămus) ist der Name einer Gattung von Säugethieren aus der Ordnung der paarzehigen Dickhäuter. In systematischer Hinsicht unterscheidet sich diese Gattung von den verwandten durch vier äußerlich fast ungespaltene und breite, platte,

Digitized by Google

hufetragende Zehen und durch die Zähne, worunter geradeausstehende kolbige Schneidezähne, furchtbare Hauer im Unterkiefer und dicke Backzähne, deren Mahlfläche die Form eines Kleeblattes zeigt. Man kennt eine größere, über den ganzen afrik. Continent verbreitete Art (H. amphibius) und eine zweite, der andern gegenüber zwerghafte, aber sehr seltene Art, die in Liberia zu Hause ist (H. liberiensis). Das gemeine N. findet sich häufig in allen Flüssen und Seen des mittlern und südl. Afrika; in Unterägypten und am südl. Ende Afrikas ist es bereits ausgerottet oder doch gänzlich verscheucht. Das N. hat die Gestalt eines kolossalen Schweins, nur ist bei ihm der Kopf verhältnißmäßig kürzer und die Schnauze breiter, stark geschwollen und mit dicken Borsten besetzt. Der ungemein plumpe, 4 Mt. lange, am Widerrist 1,5 Mt. hohe, außerordentlich dicke Körper wird von dicken, säulenartigen, doch so kurzen Füßen getragen, daß der Bauch im Gehen fast am Boden hinschleift. Die Haut ist grob, braunröthlich, unbehaart, ungemein dick, am Rücken und an den Seiten etwa 5 Ctmt. stark, der Kopf unförmlich groß, das Gesicht platt, von ansehnlicher Breite, und die kleinen, schweinartigen Augen stehen hoch oben. Der Rachen kann so weit geöffnet werden, daß er einen Menschen in der Mitte des Leibes umfaßt. Die Lage der Augen, Ohren und Nasenlöcher in derselben Ebene gestattet dem Thiere, in dem Wasser verborgen zu bleiben und das Gesicht allein etwas über die Oberfläche zu erheben, um zu athmen und seine Feinde zu entdecken. In bevölkerten Gegenden bringen die N. den Tag im Wasser zu und kommen nur des Nachts hervor, um ihre hauptsächlich aus Wurzeln und saftigen Pflanzen bestehende Nahrung zu suchen. In menschenleeren Einöden verweilen sie sowol einen Theil des Tags als auch der Nacht auf dem Lande. Das Schwimmen wird ihnen erleichtert durch eine unter der Haut liegende und mehrere Centimeter dicke Schicht von halbflüssigem Fett, indem dadurch die unförmliche Körpermasse im Wasser specifische Leichtigkeit erhält. Dieses im ungereizten Zustande ganz harmlose Thier überläßt sich der blindesten Wuth, wenn es gereizt oder angegriffen wird, und sucht dann seinen Feind niederzutreten oder mit den lang vorragenden Zähnen zu erfassen und zu zermalmen. Daher gehört das Unternehmen, ein N. von einem Boote aus anzugreifen, zu den gefährlichsten Wagnissen. Wo Feuergewehre in den Händen der Bevölkerung sind, nehmen die N. rasch ab, indem sie durch sehr schwere Büchsenkugeln getödtet werden. Die hauptsächlichste Schwierigkeit besteht nur darin, den ungeheuern Körper ans Land zu bringen, und zuweilen muß er im Wasser zerstückt werden. Das Fleisch gilt für wohlschmeckend, und der Speck ist selbst in der Capstadt ein geschätzter Leckerbissen. Die Schneidezähne und Hauer werden als Elfenbein verarbeitet. Die Haut wird in Streifen zerschnitten und zu Schilden benutzt oder zu Reitgerten zusammengedreht. Man hat Reste mehrerer vorweltlicher Arten in den jüngern Tertiärschichten und in aufgeschwemmtem Lande entdeckt. Das biblische Thier Behemoth (s. d.), welches Hiob (Kap. 40, 15–19) beschreibt, wird für das N. gehalten; die alten Aegypter nannten das Thier «Wasserschwein» (Rer) und bildeten seine Jagd auf manchen Denkmälern ab. Sämmtliche alte Schriftsteller, von Herodot an, erwähnen und beschreiben das N.; die Römer brachten es häufig zu den Kampfspielen im Circus. In neuerer Zeit hält man N. fast in allen großen zoolog. Gärten, wo sie sich auch öfters fortgepflanzt haben.

Nilsson (Christina), berühmte Sängerin, geb. 20. Aug. 1843 als Tochter armer Bauersleute in der schwed. Provinz Småland, zeigte schon als Kind hervorragende musikalische Talente und suchte theils durch Gesang, theils durch Violinspiel auf Jahrmärkten, Bauernbällen u. dgl. ihr Brot zu verdienen. Dabei zog sie die Aufmerksamkeit eines Musikkenners auf sich, durch dessen Unterstützung sie zuerst die Schule zu Halmstad besuchen und Unterricht im Gesange nehmen konnte. Im J. 1859 studirte sie in Stockholm unter Franz Berwald und gab hier 28. Febr. 1850 ihr erstes öffentliches Concert. Im Herbste 1860 ging sie nach Paris und studirte daselbst vier Jahre, zuerst unter Masset und später unter Wartel. Nov. 1864 debutirte sie im Théâtre-Lyrique als Violetta in Verdi's Oper «La Traviata». Seitdem ist sie Mitglied dieses Theaters und hat sowol in Paris als auch auf Kunstreisen in Europa und Amerika durch ihren wundervoll schönen Gesang und ihr dramatisches Spiel die größten Triumphe gefeiert. Ihr Sopran zeichnet sich durch außerordentliche Höhe, wie durch ungemeinen Wohllaut aus. Seit 1872 ist sie mit dem pariser Bankier Rouzeaud vermählt.

Nilsson (Swen), ausgezeichneter schwed. Zoolog und Alterthumsforscher, geb. 8. März 1787 unweit Landskrona in Schonen, studirte in Lund und wurde daselbst 1811 Doctor der Philosophie, 1812 Docent der Naturgeschichte, 1816 Adjunct und 1819 Vorsteher des Zoologischen Museums, welches von ihm geordnet und größtentheils auch erst angelegt wurde. Nachdem er 1821 daselbst Titularprofessor geworden, folgte er 1828 einem Rufe nach Stock-

Digitized by Google

holm als Vorstand des Zoologischen Museums der Akademie der Wissenschaften, das er nach dem Muster der berliner Sammlung ordnete. Im J. 1831 kehrte er als ord. Professor der Zoologie und Director des Zoologischen Museums nach Lund zurück, wo er seitdem ununterbrochen wirkte. Als persönliche Präbende erhielt er vom Könige Karl XIV. Johann 1839 die Pfarrei Nöbbelöf in Schonen. Seit 1856 lebt er als Emeritus in Schonen. N.'s zoolog. Hauptwerke sind: die «Ornithologia Suecica» (2 Bde., Kopenh. 1817—21) und die «Skandinavisk Fauna» (Bd. 1, Säugethiere, Lund 1820; 2. Aufl. 1847; Bd. 2, Vögel, 1824; 3. Aufl., 2 Thle., 1858; Bd. 3, Amphibien, 1842; 2. Aufl. 1860; Bd. 4, Fische, 2 Thle., 1852—53), an die sich die «Illuminerade Figurer til Skandinavisk Fauna» (Heft 1—20, Stockh. 1832—40, mit 200 colorirten Tafeln) anschließen. Sonst verdienen noch Erwähnung: «Historia molluscorum Sueciae» (1822), «Petrificata Suecana formationis cretaceae» (Stockh. 1827) und «Prodromos ichthyologiae Scandianae» (1832). Hierzu kommen die Schriften über die schwed. Fischereien (1826, 1828, 1830, 1831), die er auf Befehl der Regierung untersuchte. Daneben hat sich N. auch die größten Verdienste um das Studium des vaterländischen Alterthums erworben. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist «Skandinaviska Nordens Urinvånare» (4 Thle., Christianstad und Lund 1838—43; 2. Aufl., Bd. 1: «Stenälderen», Stockh. 1866; Bd. 2: «Bronsälderen», 1861—64; deutsch, Hamb. 1863—65), in welchem er unter den Urvölkern Skandinaviens die ältern, welche Brachycephalen, und die jüngern, welche Dolichocephalen waren, unterscheidet.

Nimbus, s. Heiligenschein.

Nimes oder Nismes, die Hauptstadt des franz. Depart. Gard im ehemaligen Nieder-Languedoc, liegt an der Mittelmeerbahn, in einem fruchtbaren, von der Vistre durchflossenen und von zwei Hügelreihen eingeschlossenen Thale und hat (1876) 63,001 E., darunter gegen 30,000 Reformirte. Die eigentliche Stadt hat in ihren ältern Theilen enge Straßen, unregelmäßige Plätze und meist unansehnliche Gebäude. Merkwürdig ist namentlich wegen seiner Uhr das Rathhaus. Regelmäßiger und modern-elegant gebaut sind die acht Vorstädte, welche durch die schon seit der Revolution in prächtige Boulevards verwandelten Festungswälle von der Altstadt geschieden werden. Außer der angeblich auf den Resten eines röm. Tempels in gemischtem Stile erbauten Kathedrale St.-Castor hat N. noch elf kath. und sechs reform. Kirchen; unter erstern die 1840—50 erbaute St.-Paulskirche mit schönen Fresken und Glasmalereien und die neue Kirche der Ste.-Félicité-et-Perpétue auf der Esplanade; unter letztern der in einfachem, ernstem Stil aufgeführte Grand-Temple. Von den andern öffentlichen Gebäuden sind bemerkenswerth der Justizpalast mit schönem Fronton und prächtiger Colonnade, die Präfectur, das allgemeine Krankenhaus mit Arcaden, das neue Hôtel-Dieu mit schöner Façade, das Centralgefängniß für 1400 Sträflinge und der Bahnhof für die Bahnen Tarascon-Cette und Nimes-Bességes. Auf dem Platze der Esplanade befindet sich eine prächtige Fontaine. Außer den Boulevards besitzt N. noch mehrere Promenaden, darunter einen der schönsten öffentlichen Gärten Europas, den Jardin de la Fontaine, von einem Kanal durchschnitten, mit zahlreichen Bassins, Cascaden u. s. w. Ein besonderes Interesse verleiht der Stadt die Menge merkwürdiger röm. Alterthümer. Dahin gehören: die Tour-Magne (Turris magna), ein uralter Wartthurm, noch jetzt 28 Mt. hoch, auf dem höchsten der «sieben Hügel» (Mont-Cavalier), an dessen Fuße die Fontaine de N. in dem erwähnten öffentlichen Garten entspringt, und die im 18. Jahrh. aufgefundenen, jetzt wiederhergestellten röm. Bäder; der Dianentempel in demselben Garten, aus den schönsten Quadersteinen aufgeführt; neben dem Theater ein prachtvoller, gut erhaltener, auf korinth. Säulen ruhender Tempel (la Maison quarrée), aus den Zeiten Hadrian's oder der Antonine, 25,65 Mt. lang, 13,45 Mt. breit und ebenso hoch, 1820—22 restaurirt und 1823 zu einem Alterthumsmuseum bestimmt; das wahrscheinlich unter Antoninus Pius nach dem Muster des Coliseums aufgeführte Amphitheater (les Arènes), das schönste Römermonument Frankreichs, in ovaler Form (der äußere Umfang desselben mißt 370 Mt., die Höhe 21,32 Mt., der große Durchmesser 133,88 Mt., der kleine 101,4 Mt. Die 35 ringsumlaufenden Sitzreihen gewährten Platz für 24,000 Zuschauer. Seit 1858 ist man mit der Restauration des Gebäudes beschäftigt, in welchem die Wettrennen der wilden Ochsen der Camargue abgehalten werden. Ferner sind bemerkenswerth das 1791 entdeckte und 1849 restaurirte Cäsar- oder Augustusthor, ein Triumphbogen mit schönen Arcaden, die Porta-Cooperta oder La Porte de France; das 1844 am Fuße der Citadelle aufgefundene Römerbassin, welches das Wasser des im Thale des Gard (s. d.) befindlichen Aquäducts (Pont du Gard) aufnahm und in der Stadt vertheilte; endlich die Reste antiker Stadtmauern und eine Menge Bildhauer-

Digitized by Google

arbeiten, Basreliefs, Mosaiken, Grabmäler, Inschriften u. s. w. N. ist der Sitz eines Suffragan-bischofs der Erzdiöcese Avignon, eines reform. Consistoriums und eines Rabbinats, eines Appellationsgerichts für vier Departements, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels-, dreier Friedensgerichte, eines Arbeiterschiedsgerichts (Conseil de prud'hommes), einer Handels- und einer Ackerbaukammer sowie einer militärischen Subdivision. Die Stadt hat ein Lyceum, ein kath. Priester- und ein Lehrerseminar, eine Vorbereitungsanstalt für evang. Pfarrer nebst Bibliothek, eine Bildungsanstalt für prot. Lehrerinnen, eine Musik-, eine Zeichen- und eine Fabrikschule, Curse für angewandte Chemie und Physik, Vorlesungen über Entbindungskunde, eine öffentliche Bibliothek von 50,000 Bänden nebst Naturaliencabinet, ein Museum für Kunst und Alterthümer, die Académie du Gard, Gesellschaften für Medicin und für Ackerbau, ein Departementsgefängniß u. s. w. N. ist eine bedeutende Fabrikstadt und beschäftigt 10,000 Arbeiter in verschiedenen Industriezweigen. Die Textilindustrie ist seit Ende des 18. Jahrh. in Abnahme gekommen, dagegen werden jetzt Floret-, Stick- und Nähseide, Teppiche, Shawls und Tartans, Schnüre, Schnürbänder, Filethandschuhe, seidene Strümpfe u. s. w. fabricirt. Außerdem bestehen Maschinenbauanstalten und Gießereien für den Eisenbahnbedarf, Ateliers für Mühlen und landwirthschaftliche Geräthe, zahlreiche Färbereien, Destillationen, Gerbereien u. s. w. Auch ist N. das Centrum und Entrepôt einer reichen Getreide-, Wein-, Oel- und Gemüsebauregion und treibt Handel mit Languedocweinen und Weingeist oder Trois-six oder Sprit von 36° (7 Mill. Frs.), Cocons und Seide (18 Mill. Frs.), Absynth- und andern Liqueuren, Getreide, Oel, Epicerien, Colonialwaaren, sowie mit Sämereien, Färbe- und Medicinalpflanzen.

N. hieß im Alterthum Nemausus und war der Hauptort der celt. Volcae Arecomici, eine der bedeutendsten Städte in Gallia Narbonensis, seit Augustus röm. Colonie, die 24 Flecken unter sich hatte. Als Stammort der Familie der Antonine verdankte die Stadt insbesondere diesen viele Prachtbauten. Im Anfang des 5. Jahrh. kam sie unter die Westgothen und theilte bis in das 8. Jahrh. das Schicksal von Septimanien (s. d.), indem sie abwechselnd unter goth., sarazen. und fränk. Herrschaft stand. Von den Normannen wurde sie 859 geplündert. Eine Zeit lang regierten daselbst Vicegrafen, die unter dem Herzog von Septimanien standen. Diese machten sich im 10. Jahrh. selbstständig und führten den Grafentitel. Wiederholt Zankapfel zwischen den Grafen von Toulouse, Carcassonne und Beziers sowie dem König von Aragonien, wurde sie von letzterm als Oberlehnsherrn ganz eingezogen, 1226 von Ludwig VIII. eingenommen und 1258 durch Jakob von Aragonien für immer an Frankreich (Ludwig IX.) abgetreten, nachdem sie als ein Hauptsitz der Albigenser (s. d.) viel durch Krieg gelitten. Die Stadt wurde 1378 vom Herzog von Anjou, 1417 von den Engländern unter den Prinzen von Châlon und Oranien, 1420 vom Dauphin (Karl VII.) erobert. Von König Franz I. erhielt sie 1539 eine Universität und ein Collége des arts. Seit 1559 erklärte sie sich für die Reformation und hatte in den Hugenottenkriegen viel zu leiden. In dem 27. Juni 1629 zu Alais zwischen Richelieu und Rohan geschlossenen Vergleiche mußte sie sich unterwerfen. Durch den Widerruf des Edicts von Nantes (1685), sowie die gegen die Protestanten gerichteten Ordonnanzen 1699 und 1706 verlor sie einen großen Theil ihrer Einwohner und ihrer Reichthümer. N. war 1815 der Schauplatz greulicher Verfolgungen der Protestanten durch die sog. Bandes Verdets, denen von seiten der Regierung nicht eher Einhalt gethan wurde, bis 1819 die prot. Cevennenbewohner der kath. Bevölkerung in N. eine energische Erklärung zukommen ließen. Auch nach der Julirevolution wurden im Aug. 1830 in N. viele Schändlichkeiten gegen die Protestanten verübt, mit Hülfe der Truppen aber sehr bald Ruhe gestiftet. Vgl. Menard, «Histoire des antiquités de la ville de N. et de ses environs» (Nîmes 1838); Perrot, «Lettres sur N. et le Midi» (2 Bde., Nimes 1840); Ménard, «Histoire civile, ecclésiastique et littéraire de la ville de N.» (7 Bde., Nîmes 1875); Germer-Durand, Découvertes archéologiques faites à N.» (Nîmes 1874).

Nimrod war nach der Genesis (10, 9) ein Sohn des Kusch, Sohnes des Cham; die hebr. Legende sieht ihn als einen Kuschiten oder Hamiten an, aus demselben Stamme, dem die Völkerschaften Aethiopiens und Südarabiens entsprossen sind. Er wird als ein uralter gewaltiger Machthaber bezeichnet, dessen Macht von der babylon. Tetrapole, Babylon, Erech (Orchoe), Accad und Chalne ausging. Aus dem Bibeltext geht keineswegs hervor, wie man geglaubt hat, daß er Assyrien colonisirt und dort Ninive, Resen und Calach gegründet habe; dieses kann sich nur auf Assur, Sohn Sem's, beziehen. Die Bibel nennt ihn einen gewaltigen Jäger vor dem Herrn und führt bei dieser Gelegenheit, wie es scheint, ein uraltes Volkslied an. In den Keilschriften hat man bisher keine Spur von N. aufgefunden; alles, was Juden und Araber von N.

Digitized by Google

zählen, gründet sich auf die Stelle der Genesis. Die angenommene Etymologie, die N. als Empörer erklärt, scheint die Quelle des Rufs zu sein, in dem N. bei den Orientalen steht. Josephus schon, in seinen «Jüd. Alterthümern», schildert ihn als Erbauer des babylon. Thurms und als gottlosen Frevler. Die Araber schreiben ihm alle großen Ruinen Mesopotamiens zu, sowie alle möglichen Thaten des Aufruhrs gegen Gott. Nach den Persern ist er als Sternbild des Riesen, d. i. des Orion, an den Himmel gefesselt. Doch ist N. in der einzigen Stelle, wo er noch erwähnt wird (Micha 5, 5), ein geogr. Begriff, Südchaldäa und Elam. In der Genesis unterscheidet sich N. durch nichts von den dort genannten andern 73 ethnogr.-geogr. Personificationen. Seine Individualisirung ist nicht durch die Bibelstelle zu beweisen. Seinen Namen führen heute noch mehrere Oertlichkeiten. So Tell-Nimrud (Hügel N.'s), die Ruinen der alten Stadt Dur-Kurigalzu, bekannter unter dem Namen Akarkuf, 18 Kilom. von Bagdad. Dieser merkwürdige Ueberrest alter Baukunst ist vielleicht mit dem griech. Sittace identisch. Sakr-Nimrud ist ein oberhalb Bagdad durch den Tigris führender Damm, dessen ungeheuere Steine bei seichtem Wasser hervortreten. Der eigentliche Zweck des Damms in der jetzigen Gestalt ist nicht ganz klar. Doch scheint er mit der Bewässerung Mesopotamiens in Verbindung gestanden zu haben. Birs-Nimrud heißt eine westlich vom Euphrat gelegene Ruine Babylons (s. d.). Dieselbe ist der Rest des achtstöckigen Thurms, den Herodot noch sah, auf derselben Stelle, wohin die Sage den Thurm von Babel versetzt. Das Wort Birs gibt den Namen Borsippa wieder, welchen dieser Theil Babylons trug, wie aus dort gefundenen Contracttäfelchen hervorgeht. Außerdem führt den Namen N.'s noch das Dorf Nimrud. Es sind dies die Ruinen der alten Stadt Calach (Genesis 10), assyr. Kalkh, wahrscheinlich das Larissa Xenophon's, welches von Ninive 30 Kilom. entfernt war und keineswegs zu Ninive gehörte, wie man irrthümlich geglaubt hat. Unfern des Zusammenflusses des Tigris mit dem obern Zab gelegen, machte Calach häufig Ninive den Königssitz streitig. Salmanassar I. (im 13. Jahrh. v. Chr.) scheint hier Paläste erbaut zu haben. Diese wurden von Sardanapal III. (Assurnasirabal) gegen Ende des 10. Jahrh. v. Chr. restaurirt. Die Nachfolger dieses Königs haben mit besonderer Vorliebe Calach gepflegt, bis Sargon Khorsabad (710) erbaute, Sanherib (700) Ninive's Palast wiederherstellte. Doch noch die spätesten Könige müssen hier residirt haben. Die Palastgruppe Nimruds befindet sich auf einer Plateform, auf der sich namentlich die nordwestliche und die östl. Gruppe hervorthun. Den Reisenden tritt eine ungeheuere Erdpyramide entgegen. Die Paläste Nimruds sind zuerst von dem Engländer Layard entdeckt und ausgegraben worden. Man verdankt diesen Arbeiten sowie denen seiner Nachfolger Loftus und Rassam fast alles, was man über die Geschichte Assyriens vor Sargon weiß, sowie fast alle Steinplatten, Basreliefs, Ziegelmalereien, Gold- und Silberschmucksachen vor dieser Periode. Die ältern der in London, Paris und anderswo aufbewahrten Monumente stammen fast allein aus Nimrud.

Nimwegen, Nymegen oder Nijmegen (franz. Nimègue, bei den Römern Noviomagus), die Hauptstadt eines Districts der niederländ. Provinz Geldern, reizend auf sieben Hügeln am linken Ufer der Waal gelegen, über welche eine fliegende Brücke führt, und an der Rheinischen Eisenbahn, hat (1. Jan. 1877) 23,509 E., welche Getreide- und Speditionshandel treiben, berühmtes Weißbier (Moll) brauen, sowie Blechwaaren, Oefen, Schmiede- und Tischlerwaaren u. s. w. fabriciren. Die Stadt besitzt ein Gymnasium, ein schönes, 1554 erbautes Rathhaus und acht Kirchen, unter denen sich die reform. Stephanskirche aus dem 13. Jahrh. mit dem Grabmale der Herzogin von Geldern, Katharina von Bourbon (gest. 1469), und dem Cabinet «Blok», in dem man früher die Privilegien der Stadt aufbewahrte, auszeichnet. Von den 24 Plätzen und Märkten ist am bemerkenswerthesten der schön bepflanzte Valkenhof auf dem Lindenberge, einer Anhöhe an der Flußseite, mit den Trümmern des Valkenhofs, einer Burg, die, von Karl d. Gr. erbaut, öfters das Hoflager der fränk. Könige wie später die Residenz der Burggrafen von N. war. Nicht weit vom Valkenhof erhebt sich am Ende des Kelfkenbusches das Belvedere, ein thurmähnliches, von Alba errichtetes Gebäude. Unter dem Reich von N. versteht man den von der Gegend von Kleve bis in die Nähe von Thiel zwischen der Waal und Maas sich hinziehenden Landstrich. Die Stadt war in früherer Zeit eine Reichs- und Hansestadt und wurde, weil sie sich 1579 der Verbindung der niederländ. Provinzen (Utrechter Union) angeschlossen hatte, 1585 von den Spaniern belagert und erobert, kam aber 1591 wieder in die Hände des Prinzen Moritz von Oranien. Nachdem die Franzosen unter Turenne sich ihrer 1672 ohne Gegenwehr bemeistert, wurde hier 1678 und 1679 von Spanien, Oesterreich, Frankreich und den Vereinigten Niederlanden ein Friedenscongreß gehalten und auf dem Rathhause in der Nacht vom 10. zum 11. Aug. 1678 zwischen Frankreich

und den Niederlanden der Friede von N. geschlossen, in welchem Holland zwar N. und
übrigen von Frankreich eroberten Besitzungen zurückerhielt, dagegen die Franche-Comt
zahlreiche feste Plätze in Flandern an Frankreich abtreten mußte. Sodann folgte 17.
1678 der Friedensschluß zwischen Frankreich und Spanien und 5. Febr. 1679 der zwi
Frankreich einerseits und dem Deutschen Reich und Schweden andererseits, in welchem Phil
burg dem Deutschen Reiche zurückgegeben wurde, während Kaiser Leopold I. es in Bezug
die Städte im Elsaß bei einem bloßen Protest bewenden ließ. Fruchtlos war ein 1702 von
Franzosen unternommener Ueberfall auf die Stadt. Dagegen leistete N. im Revolutionskr
1794 nur geringen Widerstand und wurde 7. Nov. von den Franzosen unter Pichegru beset

Ningpo oder Ningpo-fu (d. i. Freundliche Wellenstadt), Freihafen in der chines. Prov
Tsche-kiang, nächst Hang-tscheu-fu deren wichtigste Stadt, von dieser Capitale etwa 150 Kil
gegen Ostsüdosten und von der See 19 Kilom. entfernt, liegt inmitten einer sehr fruchtbar
von Kanälen durchschnittenen, reichbebauten und starkbevölkerten, bergumschlossenen Ebene
Tung und Tseki, zwei zu einer schiffbaren Wasserstraße vereinigten und in einer Art Fj
(Tahia oder Tatsieh genannt) ausmündenden Flüssen. Die für den Handel sehr günstig pla
Stadt wird von einer massiven, etwas verfallenen Mauer von 7—8 Kilom. Umfang umge
hat sechs Thore sowie zwei zugleich zu Durchfahrten für Schiffe bestimmte Ausfallthore, br
gutgepflasterte, saubere Straßen und meist einstöckige Häuser. Es befinden sich hier gro
Waarenspeicher der Regierung, viele reiche Läden und eine 187 Mt. lange, mit Durchfahr
versehene, zugleich als Markt dienende Schiffbrücke, welche zu einer ausgedehnten Vorstadt
dem europ. Quartier (mit einem 1843 errichteten Missionshospital) hinüberführt. N. z
mit den Vorstädten 120,000 E., die Seide-, Baumwoll- und Wollmanufacturen sowie
gedehnte Salzwerke unterhalten. Es ist durch den Friedensvertrag vom 26. Aug. 1842 d
Verkehr mit Europa und Amerika geöffnet, treibt aber auch starken Handel nach Nagasaki
Japan, wo es seine hochgeschätzten Seidenwaaren gegen Kupfer, Gold und Silber umtau
Der in der Nachbarschaft gewonnene Thee wird nach Schanghai weiter befördert. Ein Ha
stapelartikel N.s ist Bauholz. Die Stadt N. ist berühmt durch ihre Gelehrten, die ein Fün
der Bevölkerung ausmachen sollen. Sie hat zahlreiche Tempel, Klöster, Erziehungsanstal
Versammlungs- oder Clubhäuser, auch eine ziemliche Anzahl Regierungsgebäude, aber k
architektonisch bedeutenden Bauwerke. Das zierlichste Gebäude ist der reichgeschmückte Tem
der Göttin Ma-tsu-pu, welcher im 12. Jahrh. gegründet, in seiner jetzigen Gestalt aber e
1680 erbaut wurde. Der am meisten hervorragende Bau ist der alte 16eckige Thurm Ti
fung-tah (die vom Himmel ertheilte Pagode), welcher, vor 1100 Jahren errichtet, für älter a
die Stadt selbst gilt und in seinen sieben Etagen 50 Mt. Höhe hat. Nördlich an der Mündu
des Flusses von N. liegt die befestigte Stadt Tschinhai, welche die Strompassage beherrsc
Dieselbe hat 5 Kilom. im Umfang, ist durch einen 5 Kilom. langen Damm aus Granitblöcken geg
den Einbruch des Meers geschützt und von einer 6 Mt. hohen Mauer, sowie von mehrern Vo
städten umgeben. Die Vertheidigungswerke bestehen in zwei Batterien und einer wohlgebau
Citadelle auf einer 80 Mt. hohen Klippe. Zu Tschinhai landen die größern Kauffahrteisch
weil nur Fahrzeuge von 300 Tonnen Gehalt stromaufwärts bis N. gelangen können. D
Stadt wurde 10. Oct. 1841 nach hartnäckigem Gefecht von den Engländern erobert, wora
12. Oct. auch N. ohne Schwertstreich in deren Hände fiel. Verschieden von der Festung
Tinghai, die Hauptstadt der vor der Flußmündung liegenden Insel Tschusan (s. d.). Etw
30 Kilom. südöstlich von N. liegt am Fuße eines gegen 1000 Mt. hohen Bergs das berühm
Buddhistenkloster T'een Tung, ein weitläufiger Bau mit verschiedenen Tempeln, einem
Glockenthurm u. s. w. Das Kloster ist zugleich Wallfahrtsort und hat ungeheuern Grundbesi

Ninive (assyr. Ninua, griech. Ninus), die uralte, erst in jüngster Zeit wieder entdeckte, b
rühmte Hauptstadt des Assyrischen Reichs, ist nach der Genesis von Assur, nach der pers.-griech
Sage von Ninus (s. d.) gegründet worden. Aus den Keilschriften ist bisjetzt nichts über d
Gründung der Stadt bekannt; diese sagen nur, daß 350 Könige vor Sargon (720—703) üb
Assyrien herrschten. Fabelhaft sind die Angaben des Ktesias über den Umfang der Stadt, d
nach ihm ein Rectangel von 150 Stadien Länge, 90 Stadien Breite bildete, also 480 Stadi
(90 Kilom.) im ganzen. Die Mauern sollen 30 Mt. hoch, für drei Wagen breit und außerd
mit 1500 Thürmen versehen gewesen sein, von denen jeder die Höhe von 60 Mt. erreich
Die Mauern N.s, im Gegensatze zu Babylon, sind heute noch erhalten, wenigstens in ihre
Umriß. Dieselben schließen einen unregelmäßig-fünfseitigen Raum von 7 QKilom. ein; d
längste Seite, ungefähr 6 Kilom. lang, wird im W. vom Tigris bespült und liegt dem heutig

Digitized by Google

ul (s. d.) gegenüber. In dieser Mauer ist noch ein Thor erhalten; auch nennt eine In-
t König Sanherib's diese Umwallung geradezu die Mauer N.s. Nichtsdestoweniger haben
ie Grenzen der Stadt weit über diese eigentliche Königsstadt N. ausgedehnt. Das 30 Kilom.
gene Calach oder Nimrud (s. Nimrod) sowie das erst später erbaute Khorsabad (Dur-
kin) haben nie zu N. gehört. Die Hauptbevölkerung scheint auf der Ostseite des Tigris ge-
nt zu haben, doch wird auch das Westufer des Stroms zur Stadt gerechnet worden sein.
st während vieler Jahrhunderte die Residenz der assyr. Könige gewesen, bis sie, nachdem sie
n früher verschiedene mal (um 1100 und 788) eingenommen worden, endlich definitiv durch
Meder Cyaxares und den Babylonier Nabopolassar (606 v. Chr.) zerstört wurde. Lange
lag sie in Ruinen, sodaß selbst Xenophon und die Historiker Alexander's ihrer nicht erwähnen,
leich die Schlacht von Gaugamela ganz nahe bei N. geliefert wurde; später erschien hier eine
. Colonie Claudia Ninus. Die Ueberlieferung von der einstigen Hauptstadt hat sich aber
e Unterbrechung am Orte selbst erhalten. Einer der beiden großen Trümmerhügel N.s führt
) heute den Namen des Nebi-Junes (Prophet Jonas), weil dieser daselbst gepredigt haben
. Auf diesem Trümmerhügel, der einen von den Königen Sanherib (703) und Assarhaddon
80) gebauten Palast bedeckt, erhebt sich heute ein mohammed. Kuppelbau, dessen Existenz die
chgrabungen wesentlich gehindert hat. Nördlich von diesem, einst am Tigris, jetzt etwas ent-
nter gelegenen Tumulus befindet sich der sog. Koyundschik (Lämmchen), der den Prachtpalast
nherib's (704—680) und seines Enkels Sardanapal VI. birgt. Hier machte 1843 Paul
mile Botta (s. d.) seine ersten, damals noch fruchtlosen Nachgrabungen, die er aber verließ,
n mit überraschendem Glück die Hügel des 20 Kilom. entfernten Khorsabad zu untersuchen.
uf der von Botta verlassenen Stelle setzte 1848 Layard (s. d.) seine Nachgrabungen fort,
chdem derselbe schon seit 1845 die Paläste Nimruds aufgedeckt hatte. Layard entdeckte den
alast Sanherib's im Hügel Koyundschik, und später wurden diese Nachgrabungen mit Glück
n Loftus und Rassam bis 1853 fortgesetzt. Seit dieser Zeit ruhen die archäol. Untersuchungen.
och sind noch manche unaufgegrabene Trümmerhügel vorhanden, auf deren Erforschung schon
nge vor Botta die Reisenden Rich und Ainsworth aufmerksam gemacht hatten. Die Aus-
abungen von Koyundschik und Nebi-Junes haben die assyr. Inschriften-Kunstschätze des Bri-
schen Museums sehr bereichert; dort hat noch 1873—74 der verstorbene George Smith nur
uf die Inschriften gerichtete Nachgrabungen angestellt. Doch ist in N. selbst kein Palast, kein
unstwerk, keine Sculptur entdeckt worden, die älter wären als Sanherib (704). Wenn wir
icht die Paläste Nimruds hätten, würden wir nichts von der ältern assyr. Geschichte wissen,
nd gerade die dortigen Inschriften machen es unzweifelhaft, daß in N. ebenfalls die aus den
nschriften von Nimrud bekannten Herrscher residirten. Es ist also sicher, daß N. kurz vor der
etzten Dynastie der Sargoniden (720—605) eine Zerstörung erlitten hat, und dies erklärt die
leußerung König Sanherib's, daß er die Trümmer der alten Paläste entfernt und anstatt der-
elben einen ganz neuen erbaut habe. Jetzt ist die ganze Gegend mit Erdhügeln und kegelförmigen
Erhöhungen angefüllt und an manchen Stellen der Boden mit Sandsteinfragmenten, Marmor-
ruchstücken u. s. w. bestreut. Hier finden sich die Trümmerhügel Karakusch, Karatepeh, Karemd-
eh, Tepeh Simbel. Außerhalb des weitern Stadtgebietes lagen Karamles, Siyahtepeh und Sela-
niyeh am Tigris. Letzteres, mit einer Mauer umgeben und zwischen N. und Calach gelegen, dürfte
(Genesis 10, 10) das alte Resen sein. (S. Assyrien, Keilschrift, Mossul, Sardanapal.)

Ninon de Lenclos, s. Lenclos.

Ninus, der sagenhafte Begründer des großen Assyrischen Reichs, scheint, wie sein Sohn Ninyas, eine Personification des Namens Ninive selbst zu sein. Nach der wahrscheinlich aus altpers. Quellen geflossenen, geschichtlichen Thatsachen geradezu widerstreitenden Sage soll N. das Assyrische Reich von Aegypten bis Indien ausgedehnt haben. Vermählt mit der gleichfalls fast mythischen Semiramis (s. d.), wurde er durch diese selbst ermordet. Nach langer glorreicher Regierung soll dieselbe wiederum den Thron an ihren üppigen Sohn Ninyas abgetreten haben. N. soll auch Ninive (s. d.) erbaut haben. Die Sage setzt ihn gegen 2000 v. Chr. Die ganze Fabel von N. und Semiramis ist durch Ktesias von Knidos verbreitet worden, während Herodot nur die historisch verbürgte Semiramis (gegen 1400) kennt.

Niobe, eine der bedeutendsten und ergreifendsten Gestalten der griech. Sage, die Tochter des Tantalos, Gemahlin des thebanischen Königs Amphion, dem sie eine stattliche Anzahl blühender Söhne und Töchter (nach der ältesten Darstellung im 24. Buche der Ilias je sechs, nach andern Dichtern je fünf oder je neun oder je zehn, nach der verbreitetsten, insbesondere attischen Sage je sieben) gebar. Uebermüthig gemacht durch dieses Glück, wagte sie es, sich

Digitized by Google

mit der Leto, der Mutter des Apollo und der Artemis, zu vergleichen, die ja nur zwei geboren habe; aber alsbald traf sie die furchtbarste Strafe: Apollo und Artemis tödteten ihren sicher treffenden Pfeilen die sämmtlichen Kinder vor den Augen der Mutter. Am Sipylos bei Magnesia steht die thränenreiche Mutter in Stein verwandelt. Poesie und bildende Kunst der Griechen wetteiferten in der Behandlung dieses Stoffs; den höchsten Ruhm erlangte eine die Mutter in der Mitte ihrer sterbenden Kinder darstellende Marmorgruppe, welche für einen Apollotempel in Kleinasien (wahrscheinlich in Cilicien) gearbeitet, durch Cäsius nach Rom gebracht und dort im Tempelbezirk des Apollo Sosianus aufgestellt worden war; ein Werk der jüngern atheniſchen Bildhauerschule. Schon die alten Kunstkenner waren ungewiß, ob es Skopas oder Praxiteles zuzuschreiben sei. Eine nicht ganz vollständige, von verschiedenen Händen gearbeitete Nachbildung dieser Gruppe ist die jetzt in Florenz aufgestellte Statuenreihe, die 1583 in einer Vigne in der Nähe des Laterans in Rom nebst mehrern andern nicht dazugehörigen Statuen gefunden wurde. Einzelne Bestandtheile der Gruppe sind öfter nachgebildet und in mehrfachen, zum Theil die florentiner Statuen übertreffenden Exemplaren erhalten. Vgl. Welcker, «Ueber die Gruppirung der N. und ihrer Kinder» (Bonn 18..); Friederichs, «Praxiteles und die Niobegruppe» (Lpz. 1855); Stark, «N. und die Niobiden» (Lpz. 1863). — N. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten).

Niobium ist der Name eines selten vorkommenden Metalls, das sich in den Mineralien Columbit, Pyrochlor und Aeschynit findet. Es ist bisjetzt nur in der Gestalt eines unschmelzbaren, schwarzen Pulvers dargestellt worden. Die Sauerstoffverbindung des N., die Niobsäure, ist der Tantalsäure sehr ähnlich, wie auch das N. einen häufigen Begleiter des Tantals ausmacht und deshalb seinen Namen von der Niobe, der Tochter des Tantalus, erhalten hat. Es wurde von H. Rose in dem Columbit von Bodenmais (Baiern) entdeckt. Das neben dem N. das Tantal begleitende zweite metallische Element, das Pelopium, ist neuerdings aus der Zahl der einfachen Körper gestrichen worden.

Niort, die Hauptstadt des franz. Depart. Deux-Sèvres (Ober-Poitou), 78 Kilom. in Südwesten von Poitiers und 85 Kilom. vom Meere, an der Sèvre-Niortaise und an der Orleansbahn am Abhange zweier Hügel in schöner Umgebung gelegen und früher befestigt, ist der Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels-, zweier Friedens- und eines Arbeiterschiedsgerichts (Conseil de prud'hommes), einer Ackerbau- und einer Manufakturkammer sowie einer militärischen Subdivision und zählt (1872) 21,344 E., darunter viele Protestanten. Unter den Kirchen sind die Liebfrauen-, die alte, 1858—66 restaurirte Andreas- und die prot. Kirche bemerkenswerth, unter den andern öffentlichen Gebäuden das Stadthaus (als ehemaliger Palast der Eleonore von Poitou auch Palais d'Aliénor genannt), die Präfektur, der Gerichtshof, das Theater, die Kaufhallen, das Irrenhaus, die Kasernen, das 1852 erbaute Zellengefängniß, das Kranken- und Versorgungshaus, die Wasserheilanstalt und der schöne Bahnhof. Von dem ehemaligen festen Schlosse ist nur noch ein Donjon mit mehrern großen Thürmen übrig, der jetzt als Gefängniß dient; in ihm wurde 1635 die Maintenon (s. d.) geboren. N. hat reizende Promenaden und besitzt öffentliche Bäder. Von den Bildungsanstalten sind hervorzuheben das Lyceum, die Zeichenschule, die öffentliche Bibliothek von 30,000 Bänden, das Museum für Gemälde, Sculpturen, Alterthümer und Mineralien, der Centralverein für Ackerbau, Gesellschaften für Gartenbau, für Statistik, für Medicin und für Philharmonie. Die Bevölkerung betreibt großartigen Garten- und Gemüsebau und zieht namentlich Artischoken, Angelica und berühmte Zwiebeln (Oignons de N.), unterhält aber auch einen bedeutenden Industriebetrieb, große Weiß-, Sämisch- und Lohgerbereien, Lederzurichtereien, Fabriken für Handschuhe, Blousen, Strumpfwaaren, Bürsten, Colza- und Leinöl, Leim, Wachs u. s. w. Bedeutend sind auch die Manufacturen für Schuhmacherarbeiten, die Getreide- und Schneidemühlen, die Brauereien und Brennereien. Ferner ist N. ein wichtiges Entrepôt für Böttcherholz und treibt lebhaften Handel mit Vieh, Getreide, Mehl, Wolle, Wein, Branntwein, Fellen, Leder, Angelicaconfituren u. s. w. In der Geschichte tritt N. erst in der Mitte des 12. Jahrh. hervor, wo Eleonore von Poitou eine besondere Vorliebe für diesen Ort zeigte. Ihr zweiter Gemahl, Heinrich II. von England, baute das durch Feuersbrunst zerstörte Schloß wieder auf. Die Stadt blieb englisch bis 13. Juli 1224, wo sie der Seneschall von Aquitanien, Savary de Mauléon, an Ludwig VIII. übergab. Nach dem großen Sieg der Engländer bei Poitiers 1356 kam sie abermals unter engl. Herrschaft, von der sie aber 1373 durch Duguesclin befreit wurde. Als ein Hauptsitz der Hugenotten wurde sie 8. Oct. 1569 vom Herzoge von Anjou (später König Heinrich III.) eingenommen, 1588 von Heinrich IV. zurückerobert. Durch

Digitized by Google

Aufhebung des Toleranzedicts von Nantes 1685 erlitt ihr Gewerbfleiß und Handel einen en Schlag. Erst in neuerer Zeit hat sie einen bedeutenden Aufschwung genommen.

Nipon, die Hauptinsel des Japanischen Reichs, s. Japan.

Nipperdey (Karl Ludw.), namhafter Philolog und Kritiker, geb. 13. Sept. 1821 zu werin in Mecklenburg, besuchte das dortige Gymnasium, studirte 1840—43 in Leipzig, n bis 1846 in Berlin Philologie. Nach Leipzig zurückgekehrt, habilitirte er sich daselbst 40 als Privatdocent, wurde 1852 als außerord. Professor nach Jena berufen und daselbst 54 zum ord. Professor ernannt. Durch eine zehrende Krankheit aufgerieben, gab er sich Jan. 1875 selbst den Tod. Seine Arbeiten und Vorträge haben sich wesentlich dem röm. erthum zugewendet. Von N.'s Schriften sind vor allem zu nennen seine Ausgaben des ar mit kritischen Prolegomenis und Apparat (Lpz. 1847), des Cornelius Nepos mit deutn Anmerkungen (größere Ausg. 1849, kleinere, 6. Aufl., Lpz. 1873), der «Annalen» des citus, ebenfalls mit deutschen Anmerkungen (Bd. 1, 6. Aufl., 1874; Bd. 2, 3. Aufl., 73), seine Textausgaben mit Varianten des Nepos (1867) und des Tacitus (4 Bde., 1871—), ferner folgende kritische Arbeiten und Abhandlungen: «In Cornelio Nepote spicilegium ticum» (Lpz. 1850) und «Spicilegium alterum» (Jena 1868—71), «De locis quibusdam ratii satirarum» (Jena 1857—58) und «Variarum observationum antiquitatis Romae capita duo» (Jena 1871—72), endlich die «Leges annales» der röm. Republik (Lpz. 65). Die genannten Arbeiten N.'s mit Ausnahme der Ausgaben und der «Leges annales» er mit Einschluß einiger zum Theil in Zeitschriften erschienenen, zum Theil noch unedirten ufsätze, Reden, Bemerkungen u. s. w. sind vereinigt in «Caroli Nipperdeii opuscula» rausg. von Schöll, Berl. 1877). Vgl. Schöll, «Karl N.» (Jena 1875).

Nippold (Friedr. Wilh. Franz), namhafter Kirchenhistoriker, geb. 15. Sept. 1838 zu Emrich, studirte 1856—58 in Halle, 1858—59 in Bonn, habilitirte sich 1865 in Heidelrg, wurde 1867 dort zum außerord. Professor ernannt, und Ende 1871 als ord. Prosor der Kirchengeschichte nach Bern berufen. Als Frucht eingehender Studien über die tabaptistischen Bewegungen der Reformationszeit, besonders in Holland, erschienen in der Zeitschrift für histor. Theologie» (Jahrg. 1862—68) ausführliche Abhandlungen über die ekten des David Joris und des Heinrich Niclaes. In weitern Kreisen ward N. bekannt durch in «Handbuch der neuesten Kirchengeschichte» (Elberf. 1867; 2. Aufl. 1868) das zum großen heil auf eigenen Beobachtungen der gegenwärtigen kirchlichen Verhältnisse beruht, die der erfasser auf weiten Reisen durch Holland, Frankreich, die Schweiz, Aegypten und Palästina t machen Gelegenheit hatte. Das Werk erschien bald in holländ. und dän. Uebersetzung. Seitdem hat N. seine Aufmerksamkeit besonders den Zuständen der röm.-kath. Kirche zugewandt. Der Darstellung derselben dienen u. a. die Schriften: «Kirchenpolit. Rundschau vom Advent 868» (Manh. 1869), «Der Jesuitenorden von seiner Wiederherstellung bis zur Gegenwart», Welche Wege führen nach Rom?» (Heidelb. 1869) und die mit dem letztern Werke zusammenhängende Entgegnung an Bischof Ketteler: «Ein Bischofsbrief vom Concil und eine deutsche Antwort» (1. u. 2. Aufl., Berl. 1870). Mit Interesse und Wohlwollen verfolgte N. vor allem ie altkath. Bewegung. An eine verwandte Erscheinung früherer Zeit erinnert «Die altkath. Kirche des Erzbisthums Utrecht» (Heidelb. 1872); «Ursprung, Umfang, Hemmnisse und Aussichten der altkath. Bewegung» hat N. in einem Hefte der «Deutschen Zeit- und Streitfragen» Berl. 1873) dargestellt. Aus dem Nachlaß seines Lehrers Rothe, dessen theol. und ethische Richtung er vertritt, veröffentlichte N. eine Reihe von Aphorismen «Stille Stunden» (Wittenb. 1872), eine Vorarbeit zu «R. Rothe. Ein christl. Lebensbild» (2 Bde., Wittenb. 1874). Auch besorgte er die deutsche Bearbeitung von Bunsen's Biographie (3 Bde., Lpz. 1868—71). Außerdem seien noch erwähnt: «Aegyptens Stellung in der Religions- und Culturgeschichte» Berl. 1869), «Die Gleichnisse Jesu» (1. bis 3. Aufl., Berl. 1870) und das kirchenhistor. Werk: «Die röm.-kath. Kirche im Königreich der Niederlande» (1877).

Nirvana (Neutrum) heißt wörtlich: das Auswehen, Verlöschen, nämlich der individuell-weltlichen Existenz. Ob aber nur als Einzelseele, oder überhaupt, ist die noch unentschiedene Frage, von deren Entscheidung es abhängt, ob man dem Buddhismus eine rein nihilistische Ontologie zuzuerkennen hat oder nicht. In der Regel versteht man das Wort von dem Verwehen in das Nichts, also von der absoluten Vernichtung. In neuerer Zeit hat jedoch auch die Ansicht ihre Vertreter gefunden, daß bei allem Aufhören, Vernichten der Individualität es doch eben ursprünglich nicht das Nichts ist, in welches sich dieselbe auflöst, verweht, verlischt, sondern vielmehr gerade das Unsterbliche, Ewige, in welches sie einkehrt, daß das Wort respective ihre Rück-

Digitized by Google

kehr in denselben Zustand der Unbewußtheit (avidyâ) bezeichne, wie er der Urmaterie zu ehe sie noch überhaupt zur Entfaltung gekommen war. Nach andern (R. Davids, «Buddhi Lond. 1877) soll das Wort ursprünglich nur von einem rein irdischen Zustande, dem Erlö nämlich jener sündigen Disposition des Geistes und Herzens zu verstehen sein, welche ihrer die Quelle ist für die Wiedergeburt, und soll somit eigentlich nur: Heiligkeit, völliger Friede, gend und Weisheit bedeuten, wie es denn schließlich im Munde des Brahmana im Sanskr der Bedeutung von Seligkeit und Wonne überhaupt gelangt ist. Vgl. Weber, «Ind. Stre (Bd. 2, Berl. 1869); Burnouf, «Introduction à l'histoire du Bouddhisme» (4 Bde., P 1844); James d'Alwis, «Buddhist N.» (Colombo 1871); Hardy, «Eastern monachi (Lond. 1850); «Manual of Buddhism» (Lond. 1853). (S. Buddha und Buddhismus

Nisâmi, einer von den sieben größten Dichtern Persiens, der Begründer des romantisch Epos, mit seinem vollen Namen Abu-Mohammed-Ben-Jusuf-Scheich-Nisâm-ed-dîn, wurde Anfang des 12. Jahrh. in der Stadt Gendsche (Jelisavetpol) geboren und erfreute sich der b sondern Gunst der seldschukischen Fürsten, der damaligen Herrscher Persiens. Er starb in hoh Alter gegen 1202. Außer einem Divan oder einer Sammlung lyrischer Gedichte verfaßte fünf größere Dichtungen, auf denen sein dichterischer Ruf beruht, und die in Persien noch jetzt als unerreichte, wenngleich häufig nachgeahmte Meisterwerke der Poesie gelten. Es s dies: 1) «Machsen ul-esrâr», d. i. Magazin der Geheimnisse, ein didaktisches Gedicht, welchem theoretische Lehren über moralische Gegenstände mit erläuternden Geschichten, Anekdo und Fabeln wechseln (persisch herausg. von Bland, Lond. 1844). 2) «Chosrau u Schirin ein romantisches Epos, das die Liebe des pers. Königs Chosru II. zur Schirin zum Gegenstan hat (in deutscher Nachbildung von Hammer, 2 Bde., Wien 1812). 3) «Medschnun u Lei behandelt die Liebe des Medschnun, eines Sohnes der arab. Wüste, zur schönen Leila (engl. v Atkinson, Lond. 1836). 4) «Heft peiger», die sieben Bilder, eine Sammlung von sieben N vellen in poetischer Form, eine Art von Heptameron. Die berühmteste dieser Erzählungen die vierte von der Turandocht, die unter mannichfachen Abänderungen den Stoff zu Go und Schiller's bekannten Dramen lieferte (pers. und deutsch von Erdmann, Kasan 183 5) «Iskender-nâme», eine sagenhaft ausgeschmückte Geschichte Alexander's d. Gr., nach der i Oriente weitverbreiteten spätern griech. Bearbeitung des Lebens Alexander's d. Gr. von Pseud Kallisthenes gedichtet. Letzteres Gedicht zerfällt in zwei Theile, von denen der erste mehr episch Natur (pers. Kalk. 1812, Lucknow 1843, Bombay 1277 [1860]; größere Fragmente deut von F. Rückert, 1828), der zweite didaktischen Inhalts ist (persisch herausg. von Sprenge Kalk. 1842). Diese fünf größern Gedichte (Chamse) sind neuerdings in Indien und Persi öfters gedruckt und lithographirt worden. Vgl. Bacher, «Nizâmî's Leben und Werke und da 2. Theil des Nizâmî'schen Alexanderbuchs» (Lpz. 1872).

Nisard (Jean Marie Napoléon Désiré), franz. Literarhistoriker und Kritiker, geb. 20. Mär 1806 zu Châlons an der Saône, war 1826 Mitarbeiter am «Journal des Débats» und bald nachher am «National». Nach der Julirevolution ernannte ihn Guizot zum Lehrer an de Normalschule, wo er bis 1840 blieb. Bereits seit 1836 Vorsteher des Secretariats im Mi sterium des öffentlichen Unterrichts, sodann Chef der dazu gehörigen Abtheilung der schön Wissenschaften (1837), Professor der franz. Beredsamkeit am Collége de France (1843 Director der Normalschule (1845), Mitglied der Französischen Akademie (1850), wurde er zu letzt Oberaufseher des höhern Unterrichts, welchen Posten er bis 1876 behielt. N. ist ein in de franz. Literatur gründlich bewanderter Schriftsteller, aber ein höchst einseitiger und in nationale Vorurtheilen befangener Kritiker. Sein mit Eleganz und Correctheit geschriebenes Hauptwer «Histoire de la littérature française» (4 Bde., Par. 1844—61; neue Aufl., 1877) ist in seiner Art ein wahres nationalfranz. Monument literarhistor. Kritik nach den Grundsätzen der ältern classischen Schule. Von N.'s spätern Schriften sind hervorzuheben: «Études d'histoire et de littérature» (1859), «Nouvelles études d'histoire et de littérature» (1864), «Melanges d'histoire et de littérature» (1868), «Les quatre grands historiens latins» (1874), «Portraits et études d'histoire littéraire» (1875), «Renaissance et réforme» (1877).

Nisch, bei den Bulgaren Nissa oder Nischa, Hauptstadt eines Ejalets im Tuna-Vilajet der europ. Türkei (Bulgarien), liegt am östl. Ende der fruchtbaren, aber wenig bebauten dardanischen Hochebene, an dem Flusse Nischawa, welcher etwa 15 Kilom. abwärts der Morawa zugeht. Die Stadt ist schlecht gebaut, hat winkelige, äußerst unsaubere Straßen und eine Citadelle, welche jenseit des Flusses nur ein wenig höher gelegen ist. Die Bevölkerung wird auf etwa 16,000 Seelen geschätzt, die sich zur größern Hälfte zum Christenthum bekennen. N. ist

Digitized by Google

itz eines Muschirs und eines griech. Bischofs. Die Hauptartikel der Ausfuhr sind Wolle und der; die alle Industrieproducte umfassende Einfuhr findet von Oesterreich her statt. N. ist von von alters her der Knotenpunkt für mehrere in militärischer wie auch in commerzieller eziehung wichtige Straßen, welche einerseits nach den Handelsplätzen an der Donau (Widdin, elgrad u. s. w.), andererseits nach der Herzegowina, Albanien, Macedonien, Bulgarien und umelien führen. Im Alterthum führte N. den Namen Naissum, später Naisut und war ie blühende Stadt Obermösiens, die besonders von Konstantin d. Gr., der daselbst geboren ar, sehr verschönert wurde. Von Attila zerstört, wurde sie von Justinian wiederhergestellt id befestigt. Das heutige N. enthält nur sehr wenige Denkmale des Alterthums. Die Gegend n N. wurde im 6. Jahrh. von den Slawen bevölkert, und im 8. Jahrh. nahmen das Land it der Stadt die Bulgaren ein. Zu Ende des 12. Jahrh. eroberte N. nebst andern Städten r serb. Großhetman Stephan Nemenja, welcher hier 1189 den nach Palästina ziehenden aiser Friedrich bewillkommnete. Von da ab blieb N. in den Händen der Serben bis 1389, o es die Türken einnahmen. Eine Viertelstunde von der Stadt entfernt liegt der 60 Mt. he Woinik oder Kriegsberg, auf welchem 23. Sept. 1689 Markgraf Ludwig von Baden mit ir 17,000 Mann ein türk. Heer von 40,000 Mann vernichtete. Nahe dabei finden sich die edouten, welche die Serben 1809 gegen N. errichteten, und in denen sich Stephan Sindjelitsch it den stürmenden Türken in die Luft sprengte. In dem türk.-serb. Kriege 1876 war N. der auptplatz für die türk. Rüstungen und Operationen gegen Serbien.

Nische (franz. niche, ital. nicchia, Muschel) nennt man eine Vertiefung in einer Mauer, e im Grundriß halbrund, viereckig oder in Gestalt eines halben Polygons, nach oben halb- ppelförmig oder wagerecht geschlossen ist. Die N. dienen gewöhnlich zur Belebung kahler Mauerflächen und zur gedeckten Aufstellung von Statuen, Vasen u. dgl. Gehen sie bis zum ußboden herab, so werden sie entweder (äußerlich) zur Aufnahme von Bänken, Brunnen u. s. w. der (innerlich) zur Aufstellung von Oefen, Statuen auf Postamenten u. s. w. benutzt. Sie halten in ihrer äußern Fläche Umrahmungen, Friese, Verdachungen u. s. w., ähnlich den enster- oder Thüreinfassungen, und ihre Wölbung oft muschel- oder kassettenartige Auskleidung.

Nishne-Tagil' oder Nishnij-Tagilsk, Bergwerksort im russ. Gouvernement Perm, 35 Kilom. nördlich von Jekaterinburg, am östl., asiat. Abhange des Ural, unweit des berühmten Magnetbergs Blagodat am obern Tagil, einem Zufluß der Tura, gelegen (die ostwärts in den Tobol fließt), ist der bedeutendste Ort im Uralgebirge und einer der wichtigsten Bergwerksorte er Erde, überaus reich an Eisen, Kupfer, Gold und Platin. Der Ort zählt (1871) 30,000 E. und hat 221 industrielle Etablissements, 326 Handelshäuser, 132 Gast- und Speisehäuser, ine Volksschule, eine Mädchenpension, zwei Kinderbewahranstalten, ein Hospital, eine Realschule, rei Kirchen, eine große Kaufhalle, eine Bergwerkschule und mehrere stattliche Gebäude. Das Bergwesen begründete hier 1725 Akinfij Demidow (s. d.), dessen Familie die großartigen Hüttenwerke gehören. Das Hüttenwerk wird durch 23 Wasserräder von 633 Pferdekraft, 3 Turbinen von 8 und 3 Dampfmaschinen von 80 Pferdekraft in Bewegung gesetzt. Berühmte Platinwäschen liegen auf der West-, einige dreißig Goldwäschen auf der Ostseite. In iner Kupfergrube fand man hier 1835 die größte bisjetzt bekannte Masse Malachit (s. d.). Durch Tagil gehen alle Arten von Waaren, deren Werth sich auf ungeheuere Summen beläuft. Etwa 50 Kilom. südlich von Tagil liegt Newjansk zwischen sehr bedeutenden Hüttenwerken. Eins derselben, das älteste, schon 1701 angelegte, liefert jährlich an 5,000,000 Kilogr. vorzügliches Eisen, welches im Handel unter dem Namen Alter Zobel (nach dem frühern Stempel) berühmt ist. Auch hat die Umgegend des Ortes beträchtliche Goldwäschen.

Nishnij-Nowgorod oder Nishegorod, d. i. Nieder-Neustadt, eine der ältesten Provinzen des europ. Rußland, wird von der Wolga durchflossen und umfaßt als Gouvernement ein Gebiet von 51,272,5 QKilom. Dasselbe zeichnet sich aus durch fruchtbaren Boden und gemäßigtes Klima; es gilt mit dem Gouvernement Samara für die Kornkammer beider Residenzen. Alle Getreidearten, Hanf und Flachs gedeihen vortrefflich. Das Eichen- und Lindenholz, welches an der Wolga, Oka, Wetluga, Sura und andern Strömen wächst, bildet einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Die Viehzucht ist ebenso blühend wie der Ackerbau; besonders gibt es viele Gestüte. Der Fischfang bildet einen Hauptnahrungszweig. An Mineralien findet man Marmor und Kalkstein in der Gegend von Arsamas und Gips an der Sura. Die Industrie ist sehr bedeutend. Die vorzüglichsten Gewerbe sind Juften- und Lederfabrikation, Seifen-, Talg- und Pottaschebereitung; auch gibt es bedeutende Seilereien und Segeltuchfabriken, Bierbrauereien, viele Eisenhämmer und Kupferschmieden und eine wichtige Vitriolsiederei bei Makárjew.

Digitized by Google

Ueberdies beschäftigen sich viele Landleute mit dem Bau von Flußfahrzeugen, mit der Verfertigung hölzerner Geschirre u. s. w. In Bezug auf den Handel hat das Gouvernement eine der günstigsten Lagen im europ. Rußland, da es sich an der Grenze der Ackerbau treibenden, holzreichen und industriellen Gouvernements befindet und durch die Wolga und Oka mit den entferntesten Provinzen des Reichs verbunden ist. Einen bedeutenden Aufschwung hat der Handel genommen, seitdem die Gouvernementsstadt N. mit Moskau durch die Eisenbahn in Verbindung gesetzt worden ist. Das Gouvernement hat eine Gesammtbevölkerung von 1,293,564 E. (1871), worunter viele Mordwinen, Tscheremissen und Tataren, zerfällt in 11 Kreise mit zusammen 3752 Ansiedelungen, worunter 13 Städte, 19 Flecken, 677 Kirchdörfer u. s. w. Es hat die größten Dörfer des ganzen Reichs. Namentlich zeichnet sich aus das Industriedorf **Pawlowo**, das 25 Kilom. von N. an der Oka liegt, dem Grafen Scheremetjew gehört und 8530 gewerbthätige E. zählt, deren Schlosser- und Messerschmiedearbeiten im ganzen Reiche verführt werden.

Unter den Städten sind die bedeutendsten Arsamas (s. d.), Makárjew (s. d.) und besonders die **Haupt- und Gouvernementsstadt N.**, namentlich berühmt durch ihre 1817 von Makárjew hierher verlegte Messe, auf der rechten Seite der Wolga, an der Mündung der Oka und an der Eisenbahnlinie Moskau-Wladimir-N. Die Stadt hat eine höchst malerische Lage; der Haupttheil liegt auf mehrern Hügeln, die sich bis zu 90 Mt. über den Stromspiegel erheben. Besonders schön und außerordentlich belebt stellt sie sich, zumal zur Zeit der Messe, von der Okaseite dar. Der 1817 erbaute steinerne Kaufhof bildet ein Parallelogramm mit 2530 durch Brandmauern voneinander abgegrenzten massiven Kaufläden. Zu diesem Bau gehören auch eine griech. sowie eine armen. Kirche, eine Moschee und das kaiserl. Palais, die Residenz des Gouverneurs während der Jahrmarktszeit. Die Stadt ist der Sitz eines Civilgouverneurs, des Bischofs von N. und Arsamas, einer Medicinverwaltung und eines Domänenhofs und hat einen Kreml (mit einer Kathedrale und einem kaiserl. Palais). Außer den Kathedralen zum Erzengel Michael und zur Verklärung Christi bestehen noch 37 andere Kirchen, darunter auch eine lutherische, ferner drei Klöster, ein Priesterseminar, ein Gymnasium, ein Militärgymnasium, zwei Theater, ein adeliges Fräuleininstitut, eine Kreis- und zwei Pfarrschulen. Außerdem besitzt die Stadt eine Wasserleitung, mehrere Krankenhäuser und einen 24 Mt. hohen granitnen Obelisk als Denkmal der Patrioten Minin und Posharski, die von hier aus Moskau und überhaupt Rußland von der poln. Oberherrschaft befreiten. Die 44,190 E. (1871) unterhalten Fabriken für Tuch, Leder, Stahlwaaren, Wachslichte, sowie Ziegelbrennereien, Tabackfabriken, Bierbrauereien, Schiffswerfte und andere industrielle Etablissements. Hauptsächlich ist N. aber Handelsstadt mit sehr reger Schifffahrt und der Sammelplatz zahlreicher Karavanen, die aus Asien von der chines. Grenze und aus Turan über Orenburg und Kasan herbeikommen. Es finden hier jährlich drei Märkte statt. Der erste, hauptsächlich zum Vertriebe von Holzwaaren bestimmt, wird im Januar auf dem zugefrorenen Strome, der zweite 6. Juli (neuen Stils) abgehalten, wo besonders Pferde zum Verkauf gelangen. Der dritte, die weltberühmte Peter-Paulsmesse, die größte der Welt, beginnt officiell mit dem 27. Juli (neuen Stils) und dauert mit den abzuwickelnden Geschäften und dem Kleinhandel bis tief in den September hinein. Auf dieser Messe findet der Hauptverkehr zwischen Asien und Europa statt. Die Zahl der während der Messe täglich anwesenden Verkäufer und Käufer wird durchschnittlich auf 300,000 geschätzt. Russen und Westeuropäer verkehren hier mit Griechen, Persern, Armeniern, Bocharen, Kirgisen, Tataren u. s. w. Die Hauptgegenstände des Handels sind Thee, Getreide, Baumwolle (bokharische), Wolle, Roß- und Kamelhaare, Felle, Krapp, Eisen, Glocken, Kupfer, Radfelgen, Zucker, Edelstein, Pelzwerk, Manufacturwaaren aller Art und orient. Schmucksachen. Der Gesammtwerth der Waaren, welche, hauptsächlich zur Deckung des inländischen Bedarfs bestimmt, in den Meßverkehr zu treten pflegen, wird jetzt auf mehr als 115 Mill. Rubel geschätzt. Seitdem infolge des Ukas vom 30. März (11. April) 1861 in Rußland der Thee auch zur See eingeführt werden darf, hat der Kantonthee dem Import über Kiachta (s. d.) bedeutend Concurrenz gemacht. Ebenso hat auch der Tuch- und Plüschabsatz nach China an Umfang abgenommen, da diese Artikel in China jetzt billiger durch die engl. Seeimporte bezogen werden. Der Reingewinn der Krone von dieser Messe beläuft sich jährlich auf ungefähr ½ Mill. Rubel. Vgl. Euchel, «Der Jahrmarkt in N.» (Mosk. 1856). Für die Meßzeit befindet sich in N. eine zeitweilige Abtheilung der russ. Reichsbank; 1863 wurde eine Communalbank gegründet, mit welcher eine Sparkasse verbunden ist. N. wurde 1221 vom Großfürsten Jurij Wsewolodowitsch von Wladimir an der Stelle eines früher bulgarischen Ortes gegründet. Auch ließ derselbe 2 Kilom. von der Stadt an der Wolga das schöne

Digitized by Google

Petscherskische Mönchskloster anlegen, das eine große Kirche hat. Die Stadt wurde die Residenz- und Hauptstadt des Theilfürstenthums Susdal und blieb es bis 1390, wo dasselbe mit dem Großfürstenthum Moskau vereinigt ward. Im J. 1378 wurde die Stadt von den Mongolen erobert, welche 2. Aug. 1377 auf der benachbarten Steppe von Perewoz einen großen Sieg erfochten hatten. N. wurde 1506 von dem kasanischen König Machmed Amin, 1608 von den Anhängern des Pseudo-Dimitri belagert; 1611 organisirte hier der Bürger Minin den Landsturm zur Befreiung Moskaus unter der Anführung des Fürsten Posharski; 1658 wurde die Stadt durch die Pest, 1665 durch eine große Feuersbrunst verheert.

Nisibis (das Nasibina der Keilinschriften, bei den Arabern Nisibin), einst eine der ältesten und berühmtesten Städte Mesopotamiens, welche am Flusse Mygdonius (aramäisch Mygdan) und in der nach diesem benannten Landschaft Mygdonia lag und später durch Seleucus Nicator den Namen des mygdonischen Antiochia erhielt. Den Syrern wurde die Stadt zuerst von den Parthern entrissen, welche dieselbe 149 v. Chr. an die Armenier überließen. In dem berühmten Feldzuge des Lucullus gegen Tigranes wurde sie 68 von den Römern genommen. Nach der Niederlage des Crassus (53) kam N. wieder an die Parther, in deren Besitz es bis auf die Zeiten Trajan's verblieb. Die Stadt wurde unter letzterm (116 n. Chr.) den Römern unterthan, aber schon von Hadrian im nächsten Jahre 117 wieder aufgegeben. Von der zweiten Einnahme durch die Römer unter Lucius Verus (165 n. Chr.) an bis in das 4. Jahrh. galt N. für ein Hauptbollwerk des Römischen Reichs und des Christenthums gegen die Perser. Dreimal (338, 348, 350) vergeblich von den Persern belagert, wurde die Stadt endlich definitiv von Jovian in einem schimpflichen Frieden (363) an die Perser abgetreten. Unter den Arabern erhob sich N. wieder zu der alten Bedeutung; 40,000 Gärten sollen die Stadt zu deren Blütezeit umgeben haben. Seit den Zügen Tamerlan's sank jedoch die Stadt zu einem elenden Flecken herab. Einzelne Ruinen in der jetzt öden Ebene zeugen noch von der einstigen Pracht. Die bedeutendsten unter den Ueberresten sind die einer Kirche des heil. Jakobus von N. Nicht zu verwechseln mit N. ist das Dorf Nezib oder Nisib, zwischen Aleppo und Biredschik, diesseit des Euphrat, bei welchem 23. Juni 1839 die Türken unter Hafiz-Pascha von den Aegyptern unter Ibrahim-Pascha geschlagen wurden.

Nismes, s. Nîmes.

Nisos, der Sohn des Königs Pandion von Athen und der Pylia, König von Megara, Vater der Scylla, hatte eine purpurne Haarlocke, an der seines Reiches Schicksal hing. Als Minos auf seinem Zuge gegen Athen auch Megara belagerte, verliebte sich die Scylla in diesen, raubte ihrem Vater jene Haarlocke und gab sie ihm, worauf Minos Megara eroberte, aber die Verrätherin zur Strafe an den Hintertheil seines Schiffs binden ließ. Während sie hier ihr in einen Meeradler verwandelter Vater sah und auf sie herabstieß, wurde sie in einen Meervogel, Ciris (griech. Keiris), verwandelt.

Nitrobenzol (Nitrobenzin, künstliches Bittermandelöl), s. Benzol und Bittermandelöl.

Nitroglycerin (Glonoïn, Nitroleum, Trinitrin, Glycerylnitrat), der salpetersaure Aether des Glycerins, eine explosive Verbindung, welche 1847 von Sobrero (im Laboratorium von Prof. Pelouze in Paris) entdeckt, von dem schwed. Techniker Alfred Nobel 1862 fabrikmäßig dargestellt und dann unter dem Namen «Nobel'sches Sprengöl» als Sprengmaterial in die Praxis eingeführt wurde. Es entsteht aus dem Glycerin (s. d.) durch Behandeln desselben mit einem Gemisch von concentrirter Schwefelsäure und rauchender Salpetersäure und gehört zu denjenigen Körpern der organischen Chemie, die wie die Schießbaumwolle, die Pikrinsäure u. s. w. Untersalpetersäure enthalten und mit dem Namen «Nitrokörper» bezeichnet werden. Das N. ist ein ölartiger Körper von 1,6 specifischem Gewicht, in Wasser ist es unlöslich, löslich dagegen in Alkohol, Aether u. s. w. Bei —20° erstarrt es krystallinisch. Durch Stoß und Schlag, ebenso durch schnelles Erhitzen explodirt es mit furchtbarer Heftigkeit. Wird es dagegen an einer Stelle entzündet, so brennt es meist mit lebhafter Flamme schnell, gefahrlos und ohne Verpuffung ab und zersetzt sich in Kohlensäure, Wasserdampf, Stickstoff- und Sauerstoffgas. 1 Kilogramm N. gibt 710 Lit. Gas, 1 Liter N. gibt 1135 Lit. Gas. Bei gleichem Gewicht gibt somit das N. $3\frac{1}{2}$mal mehr Gas als gewöhnliches Schießpulver; bei gleichem Volumen producirt es die sechsfache Gasmenge vom gewöhnlichen Pulver. Die bei der Verbrennung des N. entwickelte Wärme kann für 1 Kilogr. auf 1,282,000, für 1 Lit. auf 2,051,000 Calorien (nach Berthelot) geschätzt werden. Das Product ist 910,000, mithin das siebenfache von dem des gewöhnlichen Pulvers. Da das N. zuweilen unter Umständen explodirt, die nicht vorhergesehen werden können, so hat Nobel Nitroglycerinpräparate, namentlich Dynamit (s. d.),

Digitized by Google

welchem später das Dualin (s. d.), der Lithofracteur und ähnliche nitroglycerinhaltige Mischungen folgten, mit größtem Erfolge als Sprengmaterialien eingeführt. Das reine N. ist daher jetzt als Sprengmittel etwas in den Hintergrund getreten. Man schätzt die Menge Glycerin, die jährlich in Deutschland zur Bereitung von N. verbraucht wird, auf 6000 Ctr.

Nitrum, die lat. Benennung des **Salpeters**, eines aus Kali und Salpetersäure zusammengesetzten Salzes. Die Salpetersäure (acidum nitricum) besteht aus Sauerstoff und Stickstoff, welcher letztere deshalb zuweilen mit dem Namen **Nitrogen** bezeichnet worden ist. Die Verbindungen der Salpetersäure mit Salzbasen, die salpetersauren Salze, heißen **Nitrate**, die mit salpetriger Säure dagegen **Nitrite**. Zahlreiche organische Stoffe werden durch Einwirkung der Salpetersäure so zersetzt, daß ein Theil des Sauerstoffs der letztern mit einer entsprechenden Menge Wasserstoff der erstern Wasser bildet und an Stelle des so weggenommenen Wasserstoffs eine gleiche Anzahl Atome Untersalpetersäure in die Verbindung tritt. Man bezeichnet die ganze Klasse der auf solche Weise hervorgehenden Zusammensetzungen mit dem Namen **Nitrokörper** oder **Nitroverbindungen**, und wenn sie aus organischen Säuren entstanden sind, im besondern **Nitrosäuren**. Dahin gehört z. B. die Umwandlung des Benzols in **Nitrobenzol**, des Anilins in **Nitranilin**, der Cellulose in Schießbaumwolle, der Carbolsäure (Pherol) in Pikrinsäure, des Glycerins in Nitroglycerin (s. d.), der Weinsäure in **Nitroweinsäure**. Von allen vorerwähnten Körpern haben die größte Wichtigkeit die Salpetersäure (s. d.) und einige Salze derselben.

Nitzsch (Karl Ludw.), bedeutender prot. Theolog, geb. 6. Aug. 1751 zu Wittenberg, wo sein Vater Geistlicher war, wurde auf der Fürstenschule zu Meißen und der Universität Leipzig gebildet, ward 1781 Prediger in Beucha, 1785 Superintendent zu Borna, 1787 Stiftssuperintendent zu Zeitz und 1790 Generalsuperintendent und Professor zu Wittenberg. Im J. 1813 seiner akademischen Wirksamkeit enthoben, ward er 1817 zum Director des wittenberger Predigerseminars ernannt. Er starb 5. Dec. 1831. Seine theol. Stellung bestand darin, daß N. den Gedanken Kant's, die Offenbarung sei nothwendig, um ein ethisches Gemeinwesen oder eine Kirche zu gründen, auf das Christenthum anwandte. Dasselbe ist seiner Form nach supranatural, nämlich die durch Christus und die Apostel geschehene göttliche Verkündigung der Religion, aber dem Inhalte nach rational, nämlich die Lehre von der moralischen Beziehung des Menschen zu Gott, mit Ausschluß der heiligen Geschichte und der positiven Mysterien. Von seinen Schriften sind zu nennen: «De discrimine revelationis imperatoriae et didacticae» (2 Bde., Wittenb. 1830), «De revelatione religionis externa eademque publica» (Lpz. 1808), «Ueber das Heil der Theologie durch Unterscheidung der Offenbarung und Religion als Mittel und Zweck» (Wittenb. 1830). Vgl. Hoppe, «Denkmal N.'s» (Halle 1832).

Nitzsch (Karl Immanuel), Sohn des Vorigen, bedeutender prot. Theolog, geb. 21. Sept. 1787 zu Borna, ward 1811 Diakonus an der Schloßkirche, 1813 an der Pfarrkirche zu Wittenberg und trug seit 1817 am dortigen Predigerseminar Geschichte des kirchlichen Lebens vor und erklärte die Homilien der Kirchenväter. Im J. 1820 Propst zu Kemberg, 1822 ord. Professor und Universitätsprediger zu Bonn, ging N. 1847 als Nachfolger Marheineke's nach Berlin als Professor, Universitätsprediger und Mitglied des Oberkirchenraths. Im J. 1853 zum Propst von Berlin ernannt, legte er sein Amt als Universitätsprediger nieder, schied 1866 aus dem Oberkirchenrath und starb 21. Aug. 1868. Indem N. einen mystischen Drang mit philosophischem Tiefsinn verband, aber es an der nöthigen Kritik fehlen ließ, ist er, trotz seines engen Anschlusses an Schleiermacher, zum Haupt und bedeutendsten Begründer der haltlos schwankenden «Vermittelungstheologie» geworden. Sein Hauptwerk ist das «System der christl. Lehre» (Bonn 1829; 6. Aufl. 1851), welches die christl. Lehre in der Einheit von Dogmatik und Moral darstellt und in eigenthümlicher Weise den Uebergang von Schleiermacher's Gefühlstheologie zum Positivismus des kirchlichen Symbols bildet. Außerdem ist zu nennen die «Praktische Theologie» (2 Bde., Bonn 1847—48; 2. Aufl., 3 Bde., 1859—67; nebst Register von K. L. Schmidt, Bonn 1872), die «Akademischen Vorträge über christl. Glaubenslehre» (Berl. 1858) und sechs Sammlungen von «Predigten» (neue Ausg., Bonn 1867). Nach seinem Tode erschienen seine «Gesammelten Abhandlungen» (2 Bde., Gotha 1870). Eine Sammlung von Kerngedanken aus N.'s Schriften hat Rudorff unter dem Titel «Stunden der Erhebung» (Berl. 1877) zusammengestellt. In kirchenpolit. Hinsicht hat N. in der Rheinprovinz auf den verschiedenen Stufen kirchlicher Vertretung, sowie 1846 als Mitglied der preuß. Generalsynode mit aller Energie für die Bekenntnißunion gewirkt. Das von N. vorgeschlagene Ordinationsbekenntniß, welches die alten Symbole beiseite schob, erregte bei Con-

Digitized by Google

nellen und Vermittelungstheologen solchen Unwillen, daß N. selbst sich zum Rückzug verßt fand. Zur Geschichte der Union gab er auch ein «Urkundenbuch» (Bonn 1853) heraus. . Beyschlag, «Karl Immanuel N. Eine Lichtgestalt der neuern deutsch-evang. Kirchenjichte» (Berl. 1872). — Friedrich N., Sohn des Vorigen, geb. 1832 zu Bonn, seit 8 Professor der Theologie zu Gießen und 1872 in gleicher Eigenschaft zu Kiel, ist Verr des «Grundriß der christl. Dogmengeschichte» (Bd. 1, Berl. 1870).

Nitzsch (Gregor Wilh.), ausgezeichneter Philolog, Bruder von Karl Immanuel N., geb. Nov. 1790 zu Wittenberg, erhielt seit 1806 seine Vorbildung zu Schulpforta, studirte seit O Philologie zu Wittenberg und wurde dann Conrector am Lyceum daselbst. Nachdem er e Stelle 1815 mit der eines Subrectors zu Zerbst vertauscht, kehrte er 1820 in seinen jern Wirkungskreis nach Wittenberg zurück. Im J. 1827 übernahm er die Professur der n Literatur an der Universität zu Kiel. Seit 1834 außerordentliches Mitglied der schlesw.-stein. Regierung für Aufsicht über die Gymnasialanstalten beider Herzogthümer, schrieb er diesem Interesse «Ueber Reform der Gymnasien als allgemeiner Bildungsanstalten» (Kiel 49). Im Juni 1852 wurde N. mit sieben andern Professoren seines Amts entsetzt, worauf im August desselben Jahres einem Rufe als Professor der Alterthumswissenschaft nach Leipzig gte. Hier starb er 22. Juli 1861. Seine wissenschaftlichen Arbeiten erstrecken sich, mit snahme einer Bearbeitung von Plato's «Jon» (Lpz. 1822) und einiger kleinern Schriften, t ausschließend auf die Erklärung und Kritik der Homerischen Gedichte. Hierher gehören: Erklärende Anmerkungen zu Homer's Odyssee» (3 Bde., Hannov. 1826—40), welche die erſten Bücher umfassen; die «Meletemata de historia Homeri maximeque de scriptorum rminum aetate» (2 Thle., Hannov. 1830—37) und die Gelegenheitsschrift «Praeparatio dagandae per Homeri Odysseam interpolationis» (Kiel 1828). F. A. Wolf und Lachmann gegenüber vertritt N. die Ansicht, daß Homer die Abfassung der Ilias und Odyssee zuschreiben sei, eine Ansicht, die er namentlich in dem Werke «Die Sagenpoesie der Griechen» Bd. 1, Braunschw. 1852) begründete. Aus seinem Nachlasse erschienen die «Beiträge zur eschichte der epischen Poesie der Griechen» (Lpz. 1862). Vgl. Lübker, «Gregor Wilhelm . in seinem Leben und Wirken» (Jena 1864); Rieck, «Pädagogische Briefe. Aus der Erinnerung an Gregor Wilhelm N.» (Bielef. 1867). — N.'s Sohn, Karl Wilhelm N., anhafter Historiker, geb. 22. Dec. 1818 zu Zerbst, widmete sich 1839—42 zu Kiel und Berlin geschichtlichen Studien, habilitirte sich 1844 an ersterer Universität und erhielt daselbst och in demselben Jahre eine außerord., 1858 eine ord. Professur. Im J. 1862 folgte er inem Rufe als Professor der Geschichte nach Königsberg und 1872 in gleicher Eigenschaft nach Berlin. Außer einer Reihe von Abhandlungen, namentlich in den «Jahrbüchern für die Landesunde der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg» und Sybel's «Histor. Zeitschrift», ind von seinen Schriften hervorzuheben: «Polybius. Zur Geschichte antiker Politik und Historiographie» (Kiel 1842), «Die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger» (Berl. 1846), «Vorarbeiten ur Geschichte der Staufischen Periode» (Bd. 1, Lpz. 1860), «Die röm. Annalistik von ihren rsten Anfängen bis auf Valerius Antias» (Berl. 1873).

Niu-tschuang, wichtige Handelsstadt in dem südl. Theile der die chines. Provinz Schingking oder Mukden bildenden Mandschurei, liegt auf dem linken Ufer des Liao, 35 Kilom. oberhalb der Mündung desselben in den Golf von Liaotung, zählt 60—70,000 E. und zerfällt in einen obern und einen untern, mehr dem Meere zu gelegenen, den Hafen bildenden Theil. N. ist der nördlichste von den dem Welthandel contractmäßig offengestellten chines. Häfen und Sitz eines engl. und nordamerik. Consulats, sowie einer engl. Missionsanstalt. Die Einfuhr, hauptsächlich Opium und Zucker, hatte 1875 den Werth von 2,825,000 Taels (1 Tael = 6 Mark), die Ausfuhr, hauptsächlich Thee, Reis und Seidenzeuge, 2,688,000 Taels.

Nivelles, Stadt in der belg. Provinz Brabant, an der Thines und der Bahnlinie Brüssel-Namur, hat ein Schullehrerseminar und ein Gymnasium und zählt (1876) 9825 E., welche Wollspinnereien, Woll- und Baumwollwebereien, eine Eisenbahnmaschinen- und Wagenfabrik, Papier- und Leinwandfabriken unterhalten. Die Gertrudenkirche in N. ist eins der ältesten Baudenkmäler roman. Stils und hat werthvolle Kunstwerke. Berühmt war im Mittelalter das von Ita, der Gemahlin Pipin's von Landen, 645 gegründete Damenstift.

Nivelliren heißt eigentlich ins Niveau, d. h. in eine horizontale Ebene bringen; im geodätischen Sinne heißt es, die Höhenabstände oder das Gefälle zwischen verschiedenen Punkten der Erdoberfläche bestimmen und durch Zeichnung veranschaulichen. Hierbei wird aber stets vorausgesetzt, daß die Höhenunterschiede der betreffenden Punkte im Verhältniß zu ihren hori-

Digitized by Google

zontalen Entfernungen nicht bedeutend sind. Das N. eines Terrains ist erforderlich zum Z… des Baues von Straßen, Eisenbahnen, Kanalanlagen, zur Drainirung der Felder und zu and… ökonomischen Arbeiten. Die praktische Lösung einer solchen Aufgabe heißt Nivellement. … besteht im wesentlichen darin, in einen der beiden Punkte, deren Höhenunterschied bes… werden soll, eine Latte, die Nivellirlatte, lothrecht aufzustellen, vom andern aus in der H… des Auges eine Horizontale darauf zu richten und den Abstand beider Punkte des Bodens … dieser Horizontalen zu ermitteln. Die Latte ist von unten nach oben in Centimeter get… Man hat auch Latten mit verschiebbarer Zielscheibe, die von einem Gehülfen nach verabred… Zeichen des Feldmessers eingestellt wird. Um die Horizontale herzustellen, bedarf man … Nivellirinstruments, deren es zweierlei Arten gibt: Röhren- und Libelleninstrumen… Bei den ersten stellt man die Horizontale durch das Niveau einer Flüssigkeit her, indem … weder gefärbtes Wasser oder Quecksilber in eine zweimal rechtwinkelig gebogene Röhre, d… verticale Schenkel aus Glas bestehen, gegossen wird. Die Wasser- oder Quecksilberoberflä… stehen in beiden Röhren gleich hoch; bringt man also in der Höhe der Niveaux Dioptern … und visirt durch diese, so ist man gewiß, eine horizontale Richtungslinie zu haben. Das I… strument wird auf ein dreifüßiges Stativ gesetzt, auf dem die Röhre sich in der Horizontalebe… herumdrehen und in die verlangte Richtungslinie bringen läßt. Das Instrument heißt dann Kanal-, Wasser- oder Nivellirwage. Die Libelleninstrumente bestehen aus einem … auf einem Stativ aufgestellten Dioptern, auf deren Längsseite, zwischen den senkrechten, … Diopter tragenden Platten, eine Röhrenlibelle angebracht ist, mit deren Hülfe die Dioptern … eine horizontale Lage gebracht werden. Viel besser und für größere Entfernungen allein brauchb… ist das Nivellirinstrument mit Fernrohr. Ein achromatisches Fernrohr mit Fadenkreuz … einer damit verbundenen Röhrenlibelle wird auf einem Stativ aufgestellt und zur Drehung … Horizontalstellung eingerichtet. Die Längenachse der Libelle muß mit der des Fernrohrs genau … parallel und die Libelle mit einem geeigneten Apparat zur Justirung versehen sein. Das N… kann nach zwei Methoden ausgeführt werden: aus den Endpunkten oder aus der Mitte. Im … ersten Falle stellt man sich mit dem Instrumente im höhern Endpunkt der zu nivellirenden … Strecke auf und visirt gegen die im andern Endpunkt aufgerichtete Latte. Zieht man dann d… Augenhöhe von der Höhe des anvisirten Lattenpunktes ab, so hat man das Gefälle vom erst… Punkt zum zweiten. Man mißt dann sofort auch die Länge der Station. Beim N. aus d… Mitte stellt man sich ungefähr in der Mitte der zu nivellirenden Station auf und visirt vo… und rückwärts nach dem Anfangs- und Endpunkt der Station. Das Gefälle zwischen diese… beiden Punkten setzt sich dann, je nach der Gestaltung des Terrains, als Summe oder Differen… der beiden beobachteten Gefälle zusammen. Die Stationslängen, die jedesmalige Instrumenten… höhe über dem Boden, die aufeinander folgenden Steigungen und Senkungen des Bodens werd… in einer Nivellementstabelle verzeichnet. Nach den Angaben dieser Tabelle wird schließlich ei… Nivellementsprofil angefertigt. Bei Nivellements ausgedehnter Strecken muß auf die Krüm… mung der Erde und auf die Refraction Rücksicht genommen werden.

Nix, der alte allgemein german. Name der Wassergeister (althochdeutsch nichus, angelsächs… altnord. nicor, nickr, niedersächs. Nicker, dän. Nök, schwed. neck). Der männliche Nicke… Nickel- oder Wassermann zeigt sich gewöhnlich nur einzeln. Er gleicht einem kleinen, ält… lichen, bärtigen Manne und ist nach der Sage an den Fischzähnen, auch an entstellten Ohre… und Füßen kenntlich. Zuweilen verwandelt er sich in ein Roß, einen Stier oder einen Fisch. Er ist meist grausam und rachsüchtig. Gern raubt er Menschenmädchen und lebt mit ihnen in … seinem Wasserhause. Freundlicher schildert die Sage die weiblichen N.; sie sind schöne Jung… frauen und nur an dem nassen Saume des Gewandes zu erkennen. Doch wird auch von schl… gegürteten, nackten Wasserfrauen und selbst von fischschwänzigen berichtet. Gleich den männ… lichen lieben die weiblichen N. Musik und Tanz, mischen sich gern unter tanzende Menschen und … knüpfen mit Jünglingen Liebschaften an. Weissagung und Reichthum, dabei in gewissen Fälle… Bedürftigkeit menschlicher Hülfe theilen die N. mit den übrigen Elementargeistern.

Nixblume, Pflanzenart, s. Nymphaea.

Nizolius (Marius), aus Bersello, geb. 1498, gest. 1576, war innerhalb der Philosophie … der Renaissance ein lebhafter Vertreter des Nominalismus (s. d.) und der empirischen Natur… forschung. Seine Schrift «Antibarbarus seu de veris principiis et vera ratione philoso… phandi» wurde von Leibniz neu herausgegeben (Frankf. 1674).

Nizza, franz. Nice, eine alte, nach ihrer Hauptstadt benannte Grafschaft am Mittelmeer … und auf der Grenze zwischen Frankreich und Italien, gehörte früher zur Provence, von welcher

Digitized by Google

Küſtenfluß Var ſchied, wurde 1388 durch Amadeus VII. von Savoyen erworben, 1576 manuel Philibert durch das dem Hauſe Doria abgekaufte Fürſtenthum Oneglia, ſowie die mittels Tauſch erworbene Grafſchaft Tenda und ſpäter durch die innerhalb des genue- Gebietes gelegene Landſchaft San-Remo erweitert, 1792 von den Franzoſen erobert und an. 1796 mit Frankreich als Departement der See-Alpen vereinigt, 1814 aber an Sar- zurückgegeben. Seitdem bildete die Grafſchaft nebſt den genannten Gebieten die Provinz Diviſion N. des Königreichs Sardinien, welche, ohne das kleine Fürſtenthum Monaco QKilom. mit 7627 E.), 1857 auf 4191,4 QKilom. 256,603 E. zählte. Infolge des Kriegs von 1859 wurde durch den Turiner Vertrag vom 24. März 1860 der weſtl. dieſer Provinz (2763,6 QKilom.) an Frankreich abgetreten und gemäß dem kaiſerl. De- om 12. Juni 1860 deſſen Einverleibung vollzogen. Auch übernahm Frankreich, ſtatt iniens, den Schutz über den Fürſten von Monaco, welcher ſeinerſeits an jenes 2. Febr. die Gemeinden Menton (ſ. d.) oder Mentone und Roquebrune oder Roccabruna (zu- ien 8,3 QKilom. mit 8444 E.) für 4 Mill. Frs. verkaufte. Das Frankreich einverleibte et wurde mit dem vom Depart. Var getrennten Arrondiſſement Graſſe zu dem neugebildeten irt. Alpes Maritimes oder See-Alpen (ſ. Alpen) geſchlagen, während aus dem bei Ita- gebliebenen Theil die Provinz Porto-Maurizio gebildet wurde.

Nizza, franz. Nice, Hauptſtadt des franz. Depart. See-Alpen, am Mittelmeer, an der ndung des Paillon (Paglione), 7 Kilom. nordöſtlich von der des Var, ſowie an der Mittel- bahn (Marſeille-Genua) und am Endpunkt der über den 1877 Mt. hohen Paß des Col enda (die Grenzſcheide der Alpen und Apenninen) aus Piemont herüberführenden Gebirgs- ge überaus lieblich an einer Reihe amphitheatraliſch ſich erhebender Hügel gelegen, von Ci- en- und Orangengärten, ſowie von zahlreichen Villen umgeben, iſt der Sitz eines Biſchofs, s Tribunals erſter Inſtanz, eines Aſſiſenhofs, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, r Ackerbaukammer, einer militäriſchen Diviſion, einer Filiale der Bank von Frankreich und reicher Conſulate. Die Stadt hat weniger ein ital. als ſüdfranz. Anſehen und zählt 53,397 E., einen aus dem Provenzaliſchen und Italieniſchen gemiſchten Dialekt ſprechen. Es befinden hier ein Lyceum, ein Prieſter- und ein Lehrerſeminar, eine Stadtbibliothek von 40,000 nden, eine Kunſtausſtellung, ein Naturaliencabinet mit beſonders werthvoller Sammlung . Vögeln und Schwämmen, ein öffentlicher Garten, ein Centralverein für Agricultur und limatiſation, ein ital. Opern- und ein franz. Schauſpielhaus, ein Civil- und ein Militär- pital, verſchiedene Wohlthätigkeitsanſtalten, ein evang. Krankenhaus und ein deutſcher Hülfs- ein. Der kleinere und ältere Theil der Stadt, deſſen Inneres enge und winkelige Gaſſen, ſtere, theilweiſe ſchlechtgebaute Häuſer enthält, liegt auf der öſtl. Seite des Paillon, erhebt von dieſem in Dreiecksgeſtalt zu dem ausgedehnten, 100 Mt. hohen Schloßberge, der die ümmer eines Schloſſes, reizende Parkanlagen und auf dem höchſten Punkte eine Plattform t entzückender Ausſicht trägt. Auf der Oſtſeite dieſer Anhöhe befindet ſich der kleine, aber jere Hafen Porto di Limpia, der durch den ſteilen Alpenvorſprung des Mont-Boron und ont-Alban vom Golf von Villafranca getrennt wird. Aus dem um das Hafenbaſſin ent- ndenen Stadttheile führen von dem an ſeinem Südende gelegenen Platze Bellevue zwei lange traßen nach der Altſtadt, die Rue-Segurana gegen Nordnordweſten zu dem Garibaldi-, früher apoleons-, noch früher Victorplatz, dem ausgedehnteſten und ſchönſten Platze N.s, und die ndere, der Chemin des Ponchettes, in Fels gehauen, um das ſteile Vorgebirge Rauba-Capeu das Quartier des Ponchettes, von welchem ſich längs dem Strande bis zum Paillon der oulevard du Midi und dahinter die Straße Francesco di Paolo (mit dem Opernhauſe und r Bibliothek) und als deren Fortſetzung die Ulmenallee des Corſo und eine Terraſſe mit höner Ausſicht hinzieht, während das linke Ufer des fünffach überbrückten Fluſſes von der Place Charles Albert, dem Boulevard du Pont-Neuf, der Place Garibaldi und der lang- eſtreckten Victorſtraße eingenommen wird. Die untere oder Neuſtadt liegt auf dem weſtl. Ufer es Paillon, von welchem die Quais vom Meere nordwärts bis zur Place d'Armes führen, während den Seeſtrand die 2 Kilom. lange Promenade des Anglais, die übrigen Außenſeiten ie Boulevards de la Croix de Marbre, de Carabacel und de Cimiès einnehmen. Die Neu- tadt mit von Gärten begleiteten Straßen, der Mittelpunkt des Fremdenverkehrs und von ſehr freundlichem Anſehen, hat faſt lauter große, geſchmackvoll gebaute Häuſer, die große Kathe- drale St.-Réparate, die Kirche Notre-Dame du Voeu, zwei engl., eine ſchott., eine amerik., eine deutſch-reform., eine waldenſ. und eine ruſſ. Kapelle, ſowie zahlreiche Hotels, Reſtaura- tionen und Cafés. Von Alterthümern ſind bemerkenswerth die Reſte vom Thurme Bellanda

Digitized by Google

oder Clériſſy aus dem 5. Jahrh. auf dem Schloßberge und 5 Kilom. im Norden der Stadt, westlich über dem Paillon, das Franciscanerkloſter Cimella oder Cimiès, welches auf der Stelle der Römerſtadt Cemenelium oder Cemelium erbaut iſt. Von dieſer durch die Longobarden zerſtörten Stadt ſind, außer einem viereckigen Bau, dem ſog. Tempel des Apollo, noch die Spuren eines Amphitheaters, alter Bäder und anderes Gemäuer vorhanden. Weiter nördlich, auf dem Wege nach dem durch ſeine Orangen berühmten Dorfe und Schloſſe St.-André, liegt das ehemalige Kloſter St.-Pons und eine vielbeſuchte Tropfſteingrotte.

N. und ſeine Umgegend, durch Gebirge vor den Nordwinden geſchützt, ſind berühmt durch die reine und geſunde Luft, ſowie die Milde des Klimas ſelbſt im Winter, wo das Thermometer nur ſelten auf Null herabſinkt. Die Stadt wird nicht nur ihrer Seebäder wegen beſucht, ſondern dient überhaupt als Erholungsort für ſolche, die einer anregenden und ſtärkenden Luft bedürfen. Nachtheilig aber erweiſt ſich das Klima für die, bei welchen die Lunge weſentlich leidet. Der Verkehr von durchſchnittlich 10,000 Fremden, die im Winter hier wohnen, zuweilen auch im Sommer die Seebäder benutzen, iſt für die Stadt eine bedeutende Nahrungsquelle. Außerdem zieht die Bevölkerung Südfrüchte und Weine, betreibt in ausgedehnter Weiſe die Blumencultur und beſchäftigt ſich mit der Bereitung von Eſſenzen, eingemachten Früchten und Marroni, mit Kunſtdrechslerei und Kunſttiſchlerei, welche letztere eine ganz beſondere Ausbildung erlangt hat, außerdem mit Färberei, Gerberei und Seidenſpinnerei, mit Fabrikation von Goldſchmiede- und Juwelierwaaren, künſtlichen Blumen, Schuhzeug, Strohhüten, Anchovis- und Thunfiſchfang. Auch wird nicht unbeträchtlicher Handel mit Oliven und Olivenöl, Südfrüchten, geſalzenen Fiſchen, Hanf, Seide, Liqueur, Parfumerien und andern Fabrikaten getrieben. Unter der ſardin. Regierung war N. ein Freihafen, deſſen geſammter Verkehr ſich 1858 auf 38[illegible] Schiffe von 185,766 Tonnen belief, während er 1876 nur 1067 Schiffe mit 109,364 Tonnen ergab. Regelmäßige Dampfbootverbindung findet mit Marſeille, Ajaccio und Genua ſtatt. N. iſt das alte Nicäa oder Nicia in Ligurien und wurde, weil es eine Colonie der Maſſilioten war, zu Gallien gerechnet. Erſt in der chriſtl. Zeit gelangte es zu einiger Bedeutung, indem hier früh durch Nazarius das Chriſtenthum gepredigt und zahlreiche Kirchen erbaut wurden. Im Mittelalter, wo die Stadt die Schickſale der Provence und insbeſondere der Grafſchaft N. theilte, ſowie bis zum Anfang des 18. Jahrh. galt dieſelbe als eine wichtige Feſtung. Im J. 15[illegible] von Franz I. von Frankreich zu Lande und von den Türken unter Khair-ed-din-Barbaroſſa zu Waſſer belagert, wurde die Stadt, mit Ausnahme der Citadelle, 20. Aug. erobert und von den Türken geplündert. Drei Belagerungen der Franzoſen, 1691 unter Catinat, 1706 unter Berwick, 1792 unter Anſelme, brachten ſie jedesmal in franz. Hände. Die Feſtungswerke wurden 1706 theilweiſe, 1708 gänzlich geſchleift. N. gehörte 1796—1814 als Hauptſtadt des Depart. See-Alpen zu Frankreich, mit dem es 1860 wieder vereinigt wurde. Vgl. Tiſſerand, «Histoire civile et religieuse de la cité de Nice» (Nizza 1862); Roux, «Statistique des Alpes maritimes» (2 Bde., Nizza 1863); Calmette, «Annuaire des Alpes maritimes» (Nizza 1865); Toſelli, «Précis historique de Nice» (2 Bde., Nizza 1868—69); Lippert, «Das Klima von N., ſeine hygieniſche Wirkung und therapeutiſche Verwerthung» (2 Aufl., Berl. 1877).

Njam-Njam, Negervolk, ſ. Niam-Niam.

Njegoſch oder Njeguſch, Beiname der in Montenegro herrſchenden Familie der Petrowitſch, aus dem Stamme N., in der Katunska Nahia, wo unweit der Landesreſidenz Cettinje die zweite Hauptortſchaft Njegoſch liegt. Der Ahnherr der Familie iſt Daniel Petrowitſch N., der, nachdem das in den Volksgeſängen geprieſene Geſchlecht des Ivo Tſchernojewitſch nach Venedig übergeſiedelt war, zum Metropoliten oder Biſchof, ſlaw. Bladika, in deſſen Perſon in jener Zeit (1516) die geiſtliche und weltliche Oberwürde und Gewalt vereint ruhte, um 17[illegible] gewählt wurde und ſich dadurch auszeichnete, daß er den Mohammedanismus in Montenegro gewaltſam ausrottete und zum erſten mal um 1712 Montenegro in ein religiöſes und politiſches Verhältniß zu Rußland brachte, welches daſſelbe ſeit Peter d. Gr. ſtets unterhielt. Das Bladikat blieb ſeitdem in der Familie der Petrowitſch erblich. Eine Erſchütterung erhielt die Würde durch den Abenteurer Stephan Mali (der Kleine), der ſich für den ruſſ. Kaiſer Peter III. ausgab. Derſelbe behauptete ſich faſt vier Jahre (1767—71) gegen allen Widerſtand Rußlands, des Bladika und der Türken in der weltlichen Oberherrſchaft, fand aber endlich ſeinen Tod durch die Hand eines Dieners. — Unter den Bladiken folgender Zeit glänzt vor allen in den Volksgeſängen der Name Peter's I. (vom Volke «der Heilige» genannt), unter dem Montenegro ſich die thatſächliche Unabhängigkeit durch einen Sieg über die Türken 22. Sept. 17[illegible] errang, wobei von den Türken 30,000 Mann auf dem Schlachtfelde blieben. Seit dieſer

Digitized by Google

,e suchte N., allerdings mit wenig Erfolg, seine Landsleute an eine regelmäßige Regierung ewöhnen, Cultur und Bildung zu verbreiten, die Sitten zu veredeln und den religiösen u zu heben. — Auf Peter I. folgte 1830 dessen Neffe als Peter II., geb. 1815, in Peters- z erzogen, welcher, mehr dem Frieden als dem Krieg ergeben, dem er sich 1834 und 1844 nicht entziehen konnte, mit mehr Erfolg als sein Vorgänger durch Errichtung von Schulen, h Einführung einer geordneten Gerichtsbarkeit und Verwaltung, durch Berufung eines enden Raths von zwölf Aeltesten oder Häuptern der Stammbevölkerung, durch Errichtung r regulären Leibgarde, durch Gründung einer Buchdruckerei in Cettinje, durch Kirchenbau . w. sein Volk auf eine höhere Bildungsstufe zu führen suchte. Er war eine wahrhaft dich- sche Natur. Dies bezeugt seine großartige nationale Dichtung «Gorski Venaz» («Gebirgs- nz»), worin er die Vertreibung der Türken aus Montenegro besingt, sein Drama «Lažni car epan Mali» («Der falsche Kaiser»), sowie seine Sammlung serb. Heldenlieder (1510—44) unter dem Titel «Ogledalo» («Spiegel»). Er starb 31. Oct. 1851. — Ihm folgte in Herrschaft sein Neffe Danilo Petrowitsch N., geb. 25. Mai 1826, der zum Zwecke der gründung einer förmlichen Dynastie, sofort Schritte that, sich der bischöfl. Würde, die ihn n Cölibat verpflichtete, zu entäußern. Er begab sich von Wien aus, wo er seine Studien trieb, nach Petersburg, und erhielt hier bereitwillig vom Kaiser Nikolaus, als dem Ober- upt der griech. Kirche, die Gewährung seines Wunsches nebst einem bedeutenden Jahrgelde. anilo ward hierauf von seinem Volke 21. März 1852 als erblicher Fürst von Montenegro erkannt, während man die bisher mit der weltlichen Herrschaft vereinigt gewesene geistliche berwürde einem seiner Verwandten übertrug. Die Pforte machte jedoch ihr Suzeränetäts- cht auf Montenegro geltend, und wiewol Danilo sein Land mit Erfolg vertheidigte, würde er och unterlegen sein, hätte ihn nicht die Dazwischenkunft Oesterreichs und Rußlands gerettet. im Innern veranlaßte den Fürsten der Zwiespalt in seiner eigenen Familie zur Verbannung ast aller seiner Verwandten, und diese Willkürlichkeiten führten seinen frühzeitigen Tod herbei. lls er 12. Aug. 1860 vom Seebade Perzagno (österr. Gebiet) aus die Stadt Cattaro be- uchte, wurde er hier von einem Montenegriner, Namens Kaditsch, durch einen Pistolenschuß erwundet, infolge dessen er 13. Aug. starb. Die That war ein Act der Blutrache. Seit dem Orientkriege stützte sich die Politik Danilo's hauptsächlich auf das Wohlwollen Kaiser Na- poleon's III.; seine rechte Hand war ein Franzose, Namens Delarue. Im Jan. 1855 hatte sich der Fürst mit Darinca Kvekitscheva, der Tochter eines serb. Kaufmanns in Triest, ver- mählt, aus welcher Ehe nur eine Tochter (Olga, geb. 19. März 1859) hervorging. — Durch den Einfluß der verwitweten Fürstin wurde ohne Zögern der Neffe Danilo's (der Sohn Mir- ko's), Nikizza Pietrowitsch N., als Nikola I. (s. d.) zum Fürsten ausgerufen. (S. Montenegro.)

Njeshin, Stadt in Rußland, s. Neshin.

Noah, nach der hebr. Sage der zweite Stammvater der Menschheit, wird als Sohn La- mech's und als ein besonders frommer Mann bezeichnet, den Gott bei der Sündflut verschont habe. Nachdem er sich und die Seinigen in einem auf Gottes Geheiß erbauten Kasten (Arche) gerettet hatte, brachte er nach dem Ende der Flut Gott an dem Berge Ararat sein Dankopfer dar, bei welcher Gelegenheit Gott zum Zeichen des Friedens den Regenbogen erscheinen ließ und den regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten anordnete. Auf Gottes Befehl soll er ferner seinen Nachkommen eine Reihe Gebote (noachische Gebote) gegeben haben, unter denen namentlich die Anordnung, kein Blut zu vergießen und nichts Blutiges zu essen, hervorgehoben werden. Auch wird er als Urheber des Weinbaues bezeichnet. Als seine Söhne nennt die Sage Sem, Ham und Japhet, die Stammväter der semit., afrik. und indogerman. Völker. Parallelen zu der hebr. Sage von der Noachitischen Flut geben der Mythus von Deukalion (s. d.), der von dem chaldäischen Xisuthros und von dem ind. Prithu.

Noailles, berühmtes Geschlecht in Frankreich, das seinen Namen von einer Herrschaft bei Brives, im Depart. Corrèze, erhielt, die es urkundlich schon im 11. Jahrh. besaß. Der Hauptstamm erlosch 1449 mit Jean II., der seinen Neffen Aimar, den Stammvater der gegen- wärtigen Familienzweige, zum Erben einsetzte. Mit Antoine de N., geb. 1504, dem Nach- kommen Aimar's in gerader Linie, eröffnete sich die glänzende Laufbahn der Familie. Derselbe bekleidete die Würde eines Admirals von Frankreich und starb 11. März 1562 als Gouverneur von Bordeaux. — Auch seine Brüder, François (geb. 1519, gest. 1585) und Gilles (geb. 1524, gest. 1600), beide nacheinander Bischöfe von Dax, zeichneten sich als Diplomaten aus. Henri (gest. 1623), der älteste Sohn Antoine's, ließ seine Herrschaft Ayen 1592 zur Graf- schaft erheben. Unter seinem Enkel, Anne de N., wurde jedoch die Grafschaft 1663 in ein

Digitized by Google

Herzogthum N. mit der Pairschaft verwandelt. Der zweite Sohn dieses ersten Herzogs der berühmte Cardinal und Erzbischof von Paris, Louis Antoine de N., geb. 27. 1651. Die Unterstützung, welche derselbe dem Jansenisten Quesnel (s. d.) bewies, sowie Widerstand gegen die Bulle Unigenitus zogen ihm die Verfolgungen der Jesuiten und des zu. Nachdem er endlich 1728 die Bulle angenommen, starb er 4. Mai 1729. — Sein Bruder, Anne Jules, Herzog von N., geb. 5. Febr. 1650, zeichnete sich in den Feldgegen die Spanier aus. Wiewol er Ludwig XIV. wesentliche Dienste bei der Ausrottung Protestanten in Languedoc leistete, zog er sich wegen der Freundschaft, die er seinem Bbewies, die Ungnade des Hofs zu; er starb 2. Oct. 1708. — Adrien Maurice, Herzog von N., des Vorigen ältester Sohn, geb. 29. Sept. 1678, befehligte im Spanischen Erbkriege nicht ohne Erfolg ein franz. Armeecorps und erhielt dafür 1711 von Philipp V. die Grandenwürde. Unter der Regentschaft des Herzogs von Orléans trat er an die Spitze zerrütteten Finanzen. Als geistreicher, aber unwissender Projectmacher ging er nach mverunglückten Reformversuchen zu den gewaltsamsten Maßregeln über und mußte endlich Gegner des Schotten Law (s. d.) 1718 seine Stelle an d'Aguesseau abtreten. Hierauf Dubois vom Hofe verdrängt, lebte er im Privatstande. Erst 1733 stellte ihn der Min Fleury bei dem Heere am Rhein an. N. eroberte die Linien von Ettlingen, besetzte Ber und übernahm nach dem Tode des Marschalls Berwick vor Philippsburg sogar den Oberbe nebst dem Marschallsstabe. Im folgenden Jahre trat er an die Spitze der Truppen des Kön von Sardinien und vertrieb die Kaiserlichen aus Italien. Im Oesterreichischen Erbfolgekri schickte ihn Ludwig XV. im März 1743 mit einem starken Heere über den Rhein. N. begann die Operationen mit großer Umsicht, erlitt aber durch den unzeitigen Eifer seines Neffen, des Grafen von Grammont, von der pragmatischen Armee 24. Juni bei Dettingen eine völlige Niederlage. Er zog sich nun von der Armee zurück, trat in den Staatsrath und machte ihn zum Mittelpunkt aller auswärtigen Verhältnisse. Auf seinen Betrieb mußte Ludwig XV. den Feldzügen von 1744 und 1745 in Person beiwohnen. Von Bewunderung für die Talente des Marschalls Moritz von Sachsen hingerissen, bot er sich demselben als Adjutanten an und betheiligte sich auch in dieser Eigenschaft an der Schlacht bei Fontenoi. Im J. 1746 ging er an den span. Hof und brachte dessen Aussöhnung mit dem französischen zu Stande. Nachdem er 1755 aus dem Staatsrathe getreten, starb er 24. Juni 1766. Obschon N. den leichtfertigen Hofmann nie verleugnete, übertraf er doch die übrigen Creaturen Ludwig's XV. bei weitem an Geist, Charakter und Patriotismus. Seine «Mémoires» gab Millot (Mastr. 1777), freilich sehr verkürzt, heraus. — Sein ältester Sohn, Louis, Herzog von N., geb. 21. April 1713, wohnte mehrern Feldzügen in Flandern und Deutschland bei und erhielt dafür 1775 den Marschallsstab. Er wurde sodann Gouverneur von St.-Germain, wo er 22. Aug. 1793 starb. Seine 70 J. alte Gattin, eine geborene Cossé-Brissac, mußte mit vielen Gliedern ihrer Familie 22. Juli 1794 das Schaffot besteigen. — Der älteste Sohn des Vorigen, Louis François Paul, erst Herzog von Ayen, nach des Vaters Tode Herzog von N., geb. 26. Oct. 1739, war beim Ausbruch der Revolution Generallieutenant. Er wanderte aus und lebte in der Schweiz physik. Studien. Obschon ihn Ludwig XVIII. 1814 zum Pair erhob, kehrte er doch nicht nach Frankreich zurück. Er starb 20. Oct. 1824 und hinterließ fünf Töchter. Da auch sein Bruder, der Marquis de N., und dessen ältester Sohn gestorben waren, so gingen seine Titel und Würden an des letztern Sohn, Paul, das gegenwärtige Haupt des ältern Familienzweigs, über. Derselbe ist 4. Jan. 1802 geboren, trat 1827 in die Pairskammer, wo er die Sache der ältern Bourbons vertheidigte, und ward 1849 auch Mitglied der Akademie. Er hat sich als Geschichtschreiber besonders durch seine «Histoire de Mme. de Maintenon» (4 Bde., Par. 1848—58) bekannt gemacht. — Sein zweiter Sohn, Emanuel Victor Henri, Marquis de N., geb. 1830, seit 1872 franz. Gesandter in Washington und seit 1873 in gleicher Eigenschaft bei der päpstl. Curie fungirend, ist seit 1876 franz. Botschafter in Rom und verfaßte gleichfalls ein histor. Werk: «Henri de Valois et la Pologne en 1572» (3 Bde., Par. 1867), sowie die histor. Studie: «La Pologne et ses frontières» (Par. 1863).

Der 1766 verstorbene Herzog von N., Adrien Maurice, hinterließ außer seinem ältesten Sohne Louis auch einen jüngern Sohn, Philippe de N., geb. 27. Nov. 1715, der als Herzog von Mouchy der Stifter der Nebenlinie N.-Mouchy wurde. Derselbe machte mehrere Feldzüge mit und wurde 1775 zum Marschall erhoben. Als treuer Anhänger des Hofs starb er, zugleich mit seiner Gemahlin, der Erbin des Hauses Arpajon, 27. Juli 1794 unter der Guillotine. — Der älteste seiner beiden Söhne, Louis Philippe Marc Antoine, Prinz

Digitized by Google

Poix, geb. 21. Nov. 1752, trat für den Adel von Amiens 1789 in die Generalstaaten, derte aber später nach England aus. Während der ersten Restauration erhielt er die Pairsde und 1817 den Herzogstitel. Er starb 1819. — Jean Charles Arthur Tristan nguedoc de N., Herzog von Mouchy, Pair von Frankreich, der älteste der beiden Söhne Vorigen, geb. 15. Febr. 1771, starb 1834 ohne männliche Erben. — Antoine Claude minique Juste, Prinz von Poix, Graf von N., geb. 25. Aug. 1777, bekannt unter Namen Juste de N., Bruder des Letztgenannten, erbte den Titel eines Herzogs von Mouchy. heirathete 1803 die Nichte des Fürsten Talleyrand und erhielt die Würde eines Kammerrn am Hofe Napoleon's I. Unter Ludwig XVIII. war er bis 1819 franz. Gesandter am fe zu Petersburg. Für das Depart. Meurthe trat er 1824 in die Kammer. Seit 1830 er sich zurück und starb 1847. — Sein ältester Sohn, Charles Philippe Henri de Herzog von Poix und von Mouchy, geb. 9. Sept. 1808, war 1849 Mitglied der Nationalsammlung und wurde 31. Dec. 1852 zum franz. Senator ernannt. Er starb 25. Nov. 54 und hinterließ zwei Söhne. — Der älteste Sohn, Antoine Juste Leo de N., Herzog Poix und Mouchy, gegenwärtig Haupt dieses Zweigs, geb. 1840, verheirathet mit der inzessin Anna Murat, bethätigte sich seit 1871 in der Nationalversammlung als eifriger napartist und seit 1876 in der Deputirtenkammer. — Ein zweiter Sohn des ersten, 1794 dem Schaffot gestorbenen Herzogs von Mouchy, Vicomte Louis Marie de N., geb. 57, schloß sich als Abgeordneter des Adels von Nemours 1789 begeistert der Revolution und zeichnete sich durch seine Anträge in der Augustnacht und durch sein Duell mit Barbe aus. Doch sah er sich 1792 genöthigt, nach England zu entweichen. Von da ging nach Amerika, wo er Rochambeau bei der Expedition auf San-Domingo unterstützte, fiel er in die Hände der Engländer, die ihn nach der Havana brachten, wo er 1804 starb. — ein ältester Sohn, Alexis, Graf von N., geb. 1. Juni 1783, wurde 1809 auf Befehl apoleon's I. festgenommen, weil er der kaiserl. Politik zu widersprechen gewagt hatte. Er nderte dann aus und entwickelte in der Sache der Bourbons große Thätigkeit. Im J. 1813 ar er Adjutant des Kronprinzen von Schweden, und nach der Restauration diente er in gleicher genschaft dem Grafen von Artois. Ludwig XVIII. sendete ihn auch auf den Congreß zu ien, wo ihm Talleyrand besonders die ital. Angelegenheiten übertrug. Nach der zweiten Renration trat er in die Deputirtenkammer und bald darauf ins Ministerium, doch ohne Portefeuille. Als aufgeklärter Royalist bewies er sich 1824 als entschiedener Gegner der Verwaltung illèle's. Obschon er die Julirevolution anerkannte, blieb er ohne öffentliche Stellung und starb 1. März 1835. — Sein Sohn, Alfred Adrien, Graf von N., geb. 13. Jan. 1825, ihm an der franz. Gesandtschaft nach China unter der Regierung Ludwig Philipp's theil.

Noback (Joh. Christian), bekannt durch seine handelswissenschaftlichen Arbeiten, geb. 6. Oct. 777 zu Kölleda in Thüringen, widmete sich dem kaufmännischen Beruf und wirkte, nachdem in mehrern Städten als Commis thätig gewesen, zu Krefeld 1810—21 als Disponent einer roßen Seiden- und Sammtfabrik, wo er bald das Vertrauen seiner Mitbürger gewann. Er gründete 1821 zu Erfurt eine der ersten Handelslehranstalten in Deutschland, die er mit rfolg bis 1842 leitete. Hierauf lebte er zu Gotha, seit 1845 in Berlin und starb auf einem esuch 4. Juni 1852 zu Chemnitz. N.'s literarischer Ruf gründet sich auf sein «Vollständiges andbuch der Münz-, Bank- und Wechselverhältnisse aller Länder und Handelsplätze» (Rudolst. 833), welches er in Gemeinschaft mit seinem Sohne Friedrich N. als «Vollständiges Taschenuch der Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze» (2 Thle., Lpz. 1851) neu bearbeitete. Dieses mit gründlichem Fleiße, Beharrlichkeit und Sorgfalt ausgeführte Werk gilt mit Recht ls eine Autorität in diesem Fache. Unter dem Titel «Münz-, Maß- und Gewichtsbuch» (Lpz. 853—58, 2. Aufl. 1877) haben die Verfasser denselben Gegenstand auch in engerm Rahmen ehandelt. Außerdem hat N. mehrere kleinere Schriften und viele Beiträge zu Zeitschriften und Sammelwerken geliefert; auch gab er mit Schiebe 1836—37 die «Blätter für Handel und Industrie» heraus. — Karl August N., Sohn des Vorigen, geb. 18. Juni 1810 zu Kölleda, esuchte das Gymnasium zu Erfurt und bildete sich dann in der Lehranstalt seines Vaters, den r später im Lehramte unterstützte. Hierauf wirkte er seit 1835 als Lehrer an der Handelsschule zu Leipzig und seit 1838 wieder an der Anstalt seines Vaters, bis er 1843 mit seinem Bruder eine öffentliche Handelslehranstalt zu Berlin begründete. Als diese 1849 einging, siedelte er nach Hamburg über. Als Commissar für Norddeutschland war er 1851 Mitglied der Jury bei der Weltindustrieausstellung zu London, und im Sommer 1851 folgte er einem Rufe als

Digitized by Google

Secretär der Handels- und Gewerbekammer nach Budweis. N. wurde 1855 von der ö… Regierung mit der Redaction des amtlichen Berichts über die internationale Industrieaus… lung zu Paris betraut. Nachdem er Anfang 1859 seine Stelle in Budweis niedergelegt, wa… er sich nach Prag, wo er seitdem lebte und den wirthschaftlichen Interessen theils in am… Missionen, theils in privater und literarischer Thätigkeit diente. Er starb 1. Febr. 1870. U… seinen literarischen Arbeiten sind besonders hervorzuheben: «Der Handel in Compagnie» (W… 1842), «Beschreibung des Regierungsbezirks Erfurt» (amtliche Arbeit, Erf. 1840), «D… Leinenindustrie in Deutschland» (Hamb. 1850), «Gewerbs- und Handelsstatistik des Kr… Budweis» (Budw. 1853). Als Nationalökonom stand N. auf seiten der gemäßigten (principiell… Freihändler; er war Mitbegründer und eins der thätigsten Glieder des ersten deutschen Fr… handelsvereins in Berlin und lieferte eine mit einem Vorwort begleitete deutsche Ueberset… der berühmten «Sophismes économiques» von F. Bastiat unter dem Titel «Die Trugschlüsse… Schutzzöllner gegenüber der gesunden Handelspolitik» (Berl. 1847). — Friedrich Eduard … geb. 28. Febr. 1815 in Krefeld, Bruder des Vorigen, wirkte mit demselben gemeinschaftlich … zum Eingehen ihres berliner Instituts und folgte hierauf 1849 einem Rufe als Director … Handelslehranstalt in Chemnitz, die unter seiner Leitung rasch emporblühte. Seit 1863 war … Director der Handelslehranstalt zu Dresden, und nach seiner Pensionirung wandte er sich 18… nach Marburg in Hessen, 1874 nach Berlin, wo er eine amtliche Stellung im Handels… ministerium einnimmt. Von seinen Arbeiten sind, außer den mit seinem Vater gemeinschaftl… ausgeführten, noch besonders zu erwähnen: «Der Kaufmann als Lehrling, Commis und Pr… cipal» (3 Bde., Lpz. 1842—50; 2. Aufl., Bd. 1, 1859), «Ueber Wechsel und Wechselrec… (Berl. 1845), «Systematisches Lehrbuch der Handelswissenschaft» (Berl. 1848—49), «D… Handelsusanzen» (Chemn. 1857), «Ueber Creditversicherung» (Chemn. 1857), «Allgemeines… Börsen- und Contorbuch» (3 Bde., Lpz. 1861—62), «Deutsch-Engl. Handelscorrespondenz… Lexikon» (mit Th. J. Graham, Lpz. 1865), «Vollständige Handelscorrespondenz in engl. u… deutscher Sprache» (mit J. Pond; 6. Aufl., Lpz. 1876). — Gustav N., dritter Sohn … Karl August N., geb. 5. Nov. 1840 in Erfurt, Brauerei-Ingenieur in Prag, wo er mit seine… beiden ältern Brüdern einer Brauereimaschinenfabrik vorsteht, hat sich durch einige Monographi… über Brauerei vortheilhaft bekannt gemacht.

Nobel'sches Sprengöl, s. Nitroglycerin.

Nobiles hießen bei den Römern, seitdem die Plebejer den Zutritt zu den curulischen M… gistratus (s. d.) errungen hatten, die Nachkommen derjenigen, von welchen ein solches Amt b… kleidet worden war. Sie bildeten die Nobilität, die nicht blos patricische, sondern auch ple… jische Familien in sich schloß und als ein erblicher, vom Amtsadel ausgehender Adel betrach… werden kann. Schon früh, vor dem zweiten Punischen Kriege, schloß sich die Nobilität immer… mehr ab gegen die nicht zu ihr Gehörigen, welche Ignobiles oder Plebs schlechtweg genan… wurden. Das Streben der N., die hohen Staatsämter mittels widerrechtlicher Beeinflussu… der Wahlcomitien in ihren alleinigen Besitz zu bringen, trug in Verbindung mit der Feindsel… keit, zu welcher die Ausgeschlossenen herausgefordert wurden, zu dem Verfall des röm. Fre… staats wesentlich bei. Das Gesetz sprach den N. keineswegs ein solches Aemtermonopol z… denn nur das jus imaginum war als ihr Ehrenvorrecht anerkannt. Kraft desselben ward de… Bild (imago) dessen, der ein curulisches Amt bekleidet hatte, als Wachsmaske (cera) geform… mit Unterschrift des Namens, der Würden u. s. w. (tituli), im Atrium des Hauses aufgestel… sodaß sich in den Familien der Nobilität das Haus mit Ahnenbildern füllte, die, an der Wan… in Schränkchen (armaria) bewahrt, durch Linien zum Stammbaum (stemma) der Familie ver… bunden, bei festlichen Gelegenheiten bekränzt und gezeigt, bei Leichenbegängnissen von dazu ge… eigneten, mit der Amtstracht bekleideten Personen, die dem Verstorbenen voranzogen, angele… wurden. Gelang es dennoch einem Ignobilis, zum curulischen Amt hindurchzudringen, wie dem… ältern Cato, dem Marius und dem Cicero, so hieß er Homo novus, d. i. ein Neuling; für… seine Nachkommen aber hatte er die Nobilität begründet. — Nobilis bedeutet im Mittelalter… so viel als Adeliger; Nobilissimus war ein Titel der byzant. Kaiser; Nobili hießen in der… Republik Venedig die vom höhern Adel, welche auch an der Regierung theilnehmen konnten… Nobility begreift in England den hohen Adel in sich. Noble Passionen nennt man kost… spielige Liebhabereien, wie Jagd, Hunde, Pferde, Gelage u. s. w.

Nodier (Charles Emmanuel), franz. Schriftsteller, geb. 28. April 1783 zu Besançon… erhielt seine Erziehung in Straßburg und in seiner Heimat und wurde 1797 dem Bibliothek… von Besançon adjungirt. Die Lektüre von Goethe's «Werther» und ähnlichen Productionen…

Digitized by Google

veranlaßte ihn, die sentimentalen Romane «Stella, ou les proscrits» (Par. 1802), «Le peintre de Saltzbourg» (1803) und ähnliche Dichtungen zu schreiben, welche ihn mit den Bestrebungen der spätern romantischen Schule in Zusammenhang gebracht haben. Er neigte sich anfangs zu republikanischen Grundsätzen. Bald aber wurde er in die Bestrebungen royalistischer Clubs verwickelt und schrieb nun mit großer Erbitterung gegen Bonaparte, flüchtete dann nach der Schweiz, wo er sich als Corrector ernährte, kehrte später nach Frankreich zurück und hielt zu Dôle Vorlesungen über Literatur. Dann durchstreifte er aufs neue die Welt und ließ sich endlich in Laibach nieder, wo er Stadtbibliothekar und von Junot und Fouché mit der Redaction des «Télégraphe illyrien» beauftragt wurde. Im J. 1814 kam er nach Paris zurück, war bis 1820 Mitarbeiter am «Journal des Débats», wandte sich dann der «Quotidienne» zu und polemisirte heftig gegen Napoleon. Ludwig XVIII. erhob ihn in den Adelsstand. Im J. 1824 wurde N. als Bibliothekar beim Arsenal angestellt, später zum Oberbibliothekar befördert und 1834 in die Akademie aufgenommen. Er starb 26. Jan. 1844. Die Zahl seiner Werke ist sehr groß. Als Kritiker verdankt man ihm eine Reihe trefflich kommentirter Ausgaben franz. Classiker. Als Grammatiker und Lexikograph hat er ungemein Tüchtiges geleistet und veröffentlicht: «Dictionnaire des onomatopées de la langue française» (Par. 1808; 2. Aufl. 1828), «Dictionnaire universel de la langue française» (2 Bde., Par. 1822 u. öfter), «Éléments de linguistique» (Par. 1834). Seine «Oeuvres» (12 Bde., Par. 1832—34) umfassen größtentheils nur eine Auswahl seiner Romane. Von den Erzeugnissen dieser Art sind noch zu nennen: «Thérèse Aubert» (Par. 1819), «Smarra» (Par. 1821) und «Le roi de Bohème et ses sept châteaux» (Par. 1830), ein sehr gelungenes humoristisches Werk. In den «Souvenirs de jeunesse» (Par. 1832), den «Mémoires de Maxime Odin» (Par. 1832) und in den «Souvenirs, épisodes, portraits, pour servir à l'histoire de la révolution» (2 Bde., Par. 1831) gab er interessante Aufschlüsse über sein Leben. Estignard veröffentlichte die «Correspondance inédite de Charles N. 1796—1844» (Par. 1876). Vgl. Madame Menessier-Nodier, «Charles N.; épisodes et souvenirs de sa vie» (Par. 1867).

Nogaier oder Nogaien, ein Hauptstamm der turk-tatar. Bevölkerung des Russischen Reichs, Ueberreste der Bevölkerung des einst mächtigen Reichs Kiptschak (s. d.) und benannt nach dem Dschingis-Khaniden Nogaja, sind ihrer Körperbildung nach Tataren, während ihre Sprache ihre nähere Verwandtschaft mit der Familie der Turkvölker ganz entschieden beweist. Sie wohnen in den südruss. Gouvernements Cherson und Jekaterinoslaw am untern Dnjepr, besonders aber in der Provinz Kaukasien am Kubanflusse, weshalb sie auch Kubanische Tataren und ihre Wohnsitze die Kubanische Steppe genannt werden, in kleinerer Zahl auch in der Krim oder dem Gouvernement Taurien. Doch sind die eigentlich krimschen bei weitem edler als die kubanischen Tataren. Beide, etwa ½ Mill. Köpfe stark, sind fast sämmtlich Mohammedaner und, wie alle Turkvölker, Sunniten. Sie sind jetzt großentheils Ackerbauer. Ein Hauptort der N. in der Nogaiischen Steppe Südrußlands ist Nogajsk, Landstadt und Hafenplatz im Kreise Melitopol des Gouvernements Taurien, an der Nordküste des Asowschen Meers, 37 Kilom. westlich von Berdjansk, Sitz des russ. Chefs der N., mit 3022 E., einer Moschee, einer nogaiischen Schule und einer Kirche der Armenier, die hier Handel treiben. Den N. ähneln die Kumuken oder Kumüken, ein an den Nordostgehängen des Kaukasus, im Osten vom Terek bis zum Kaspischen Meer wohnender, etwa 12,000 Köpfe zählender, gleichfalls den Russen unterworfener turk-tatar. Stamm. Sie sind ebenfalls Mohammedaner und beschäftigen sich mit Viehzucht und besonders mit Fischfang. Aksai und Enderi waren die Hauptorte ihrer frühern vorzüglichsten Fürstenthümer, als Hauptraubnester und Sammelplätze des gefährlichsten Gesindels berüchtigt. Von ihnen zu unterscheiden sind die Kasi-Kumüken, die zwar auch Mohammedaner und ein kriegerisches Raubvolk sind, aber zum Stamme der Lesghier gehören und mehr westlich wohnen. Kumük ist hier der wohlbevölkerte Hauptort.

Nogent heißen acht Orte in Frankreich. — N.-le-Rotrou, Hauptstadt eines Arrondissements im Depart. Eure-Loir, 149 Kilom. südwestlich von Paris, an der Huisne und Arcise und der Westbahn (Linie Paris-Le-Mans), hat Fabrikation von Leder, Stärke, Kerzen, Beuteltuch u. s. w. und zählt (1872) 7056 E. Es ist ein langgebauter Ort in hübschem Thale und hat auf der Höhe ein goth. Schloß. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 fand bei N. am 21. Nov. ein heftiges Gefecht zwischen Abtheilungen von der Armee des Großherzogs von Mecklenburg und franz. Mobilgarden statt; in einem andern Gefechte vom 7. Jan. 1871 drängten Truppen vom 13. Armeecorps die Franzosen zurück. — N.-sur-Marne (Novigentum), eins der schönsten Dörfer in der Umgegend von Paris, liegt im Arrondissement

Digitized by Google

Sceaux des Depart. Seine, 17 Kilom. östlich von Paris, am östl. Rande des Gehölzes von Vincennes, am rechten Ufer der Marne und an der Ostbahn (Linie Paris-Troyes), welche hier auf einem 800 Mt. langen Viaduct über das Marnethal führt, hat zahlreiche prächtige Villen als Sommersitze von wohlhabenden pariser Familien, sowie große Töpfereien, Fabrikation von Chemikalien, musikalischen Instrumenten u. s. w. und zählt (1872) 6264 E. Unmittelbar nordnordwestlich von dem Orte liegt auf einer Anhöhe das Fort de N., das südlichste der zur Ostfront der Befestigungen von Paris gehörigen Werke. — N.-sur-Seine, Hauptstadt eines Arrondissements im Depart. Aube, 111 Kilom. südöstlich von Paris, an der Seine und der Ostbahn (Linie Flamboin-Troyes), hat Fabrikation von Strumpfwaaren, Zucker, Leder, Ackerbaugeräthschaften u. s. w. und zählt (1872) 3474 E. In 6 Kilom. Entfernung liegt im Arduffonthale die Ruine des von Abälard gegründeten Klosters Paraclet, wo sich ehemals in einer Grotte das nach Paris geschaffte Grab Abälard's und Heloisens befand.

Nöggerath (Jak.), ausgezeichneter Mineralog und Geognost, geb. 10. Oct. 1788 in Bonn, erhielt 1814 die Stellung eines Commissaire des mines des damaligen franz. Ourthe-Departements, 1815 die gleiche Stellung für die Roer-, Rhein- und Mosel-Departements, wurde 1816 Mitglied des Oberbergamts zu Bonn, 1818 zugleich außerord. und 1822 ord. Professor der Mineralogie und der Bergwerkswissenschaften an der Universität daselbst, 1820 Bergrath und später Oberbergrath. Auf Ersuchen des Fürsten Paskewitsch, damaligen Statthalters von Polen, erforschte N. 1842 als Chef einer bergmännischen Commission die Staatsbergwerke Polens. Im Herbst 1864 trat N. als Geh. Bergrath mit dem Titel Berghauptmann in Ruhestand, behielt aber bis 1873 seine Professur und die Stelle als Director des Naturhistorischen Museums der Universität bei. Er starb zu Bonn 13. Sept. 1877. N. hat wesentlichen Antheil an der gegenwärtigen Blüte des Berg- und Hüttenwesens in den Provinzen Rheinland und Westfalen und sich namentlich auch durch die Leitung der Ausbildung junger Bergbeamten wie durch die Gründung des poppelsdorfer Mineralogischen Museums große Verdienste erworben. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Das Gebirge in Rheinland-Westfalen» (4 Bde., Bonn 1821—26), «Der Bau der Erdrinde nach dem heutigen Standpunkte der Geognosie» (Bonn 1838), «Die Entstehung der Erde» (Bonn 1843), «Die Entstehung und Ausbildung der Erde» (Stuttg. 1847). Vgl. Dechen, «Zum Andenken an Joh. Jakob N.» (Bonn 1878).

Noisseville, kleines Dorf mit 270 E. im deutsch-lothring. Landkreise Metz, 9 Kilom. östlich von Metz, an einem kleinen Zufluß der Mosel gelegen, geschichtlich bedeutend durch den größten der Ausfallskämpfe, welche zwischen den Heeren des Prinzen Friedrich Karl von Preußen und des Marschalls Bazaine während der Einschließung von Metz (s. d.) stattfanden. Die Schlacht bei N., von den Franzosen nach Ste.-Barbe benannt, wurde 31. Aug. und 1. Sept. 1870 geschlagen, und zwar mit dem festen Entschlusse der Franzosen, durchzubrechen und nach Diedenhofen zu entkommen. Die Heranziehung der auf dem linken Moselufer befindlichen franz. Corps erforderte 12 Stunden und wurde von den deutschen Vortruppen alsbald entdeckt. Die deutschen Truppen besetzten sofort die vorbereiteten Gefechtsstellungen. General von Manteuffel führte den Oberbefehl über alle Truppen rechts der Mosel, Prinz Friedrich Karl beobachtete vom Horimont den Verlauf der Schlacht und sendete rechtzeitig Verstärkungen vom linken nach dem rechten Ufer. Am Morgen des 31. Aug. setzten sich die Franzosen während des Aufmarsches ihres Heers in Besitz von Colombey und entwickelten große Massen vor der Front der 1. Infanteriedivision, schritten jedoch nicht zum Angriff. Erst um 4 Uhr nachmittags begann der Kampf ernstlich und zwar richtete sich der franz. Angriff gegen N., welches gegen 6½ Uhr genommen wurde, und die südlich gelegene Brauerei, sowie Montoy. Die genannten Ortschaften, sowie Coincy wurden von den Franzosen besetzt, ebenso gegen 9 Uhr Servigny, während alle Angriffe auf Poix und Failly zurückgeschlagen wurden. Gegen 10 Uhr wurde Servigny zurückerobert, dagegen mislangen mehrere während der Nacht gegen N. unternommene Angriffe der deutschen Truppen, worauf auch Flanville aufgegeben wurde. Inzwischen waren vom linken Moselufer her beträchtliche Verstärkungen bei Ste.-Barbe und Malroy-Charly eingetroffen und eine bei Courcelles entbehrliche Brigade nach Ogy vorgeschoben. Im Verein mit diesen frischen Truppen nahm die 1. Infanteriedivision und 3. Reservedivision, nach gründlicher Vorbereitung des Angriffs durch Massenfeuer der Artillerie in den Morgenstunden des 1. Sept. alle verloren gegangenen Stellungen wieder, insbesondere wurde N. um 11 Uhr von den Deutschen besetzt, worauf die franz. Armee das Gefecht abbrach und in die frühern Lager zurückkehrte. Den zum Angriffe verfügbaren franz. Truppen (120,000 Mann mit 624 Feldgeschützen) konnte 31. Aug. deutscherseits nur eine Stärke von 36,000 Mann Infanterie, 4800 Mann

Digitized by Google

Cavalerie und 138 Geschütze, allerdings in starker Stellung, entgegengesetzt werden. Gegen Ende der Schlacht waren auf deutscher Seite im ganzen 69,000 Mann Infanterie, 4800 Pferde und 290 Geschütze am Kampfe betheiligt. Der vom Marschall Bazaine mit seiner ganzen Armee unternommene Versuch, die Einschließungslinie zu durchbrechen, scheiterte an dem heldenmüthigen Widerstande der Ostpreußen unter General von Manteuffel.

Nola, eine der ältesten Städte Campaniens, von den Ausonern gegründet, wurde im Samnitischen Kriege 313 v. Chr. von den Römern zur Uebergabe genöthigt, denen sie auch im zweiten Punischen Kriege treu blieb, wo Marcellus, um sie zu schützen, dem Hannibal in ihrer Nähe 216 und 215 v. Chr. die ersten glücklichen Schlachten lieferte. Augustus starb daselbst 14 v. Chr. Durch Vespasian wurde sie Colonie. Im 4. Jahrh. sollen in N. die ersten Glocken gegossen worden sein. Auch im Mittelalter war N. eine blühende Stadt; jetzt gehört sie zu der ital. Provinz Caserta, liegt an der Eisenbahn Neapel-Avellino und zählt (1871) 11,395 E.

Nöldeke (Theod.), ausgezeichneter Orientalist und Bibelforscher, geb. 2. März 1836 zu Harburg, besuchte das Gymnasium zu Lingen und widmete sich dann 1853—56 zu Göttingen, hauptsächlich unter Ewald's Leitung, orient. Studien. Hierauf hielt er sich noch zu seiner weitern Ausbildung zu Wien, Leiden und Berlin auf. Nachdem er sich Ostern 1861 als Privatdocent in Göttingen habilitirt hatte, folgte er 1864 einem Rufe als außerord. Professor nach Kiel, wo er seit 1868 eine ord. Professur bekleidete. N. ist seit Michaelis 1872 ord. Professor in Straßburg. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete N. durch die Untersuchungen über die «Geschichte des Korans» (Gött. 1860) und über «Das Leben Mohammed's» (Hannov. 1863). Denselben ließ er außer der Schrift «Ueber die Amalekiter» (Gött. 1864) das Werk «Die alttestamentliche Literatur» (Lpz. 1868) folgen. Schätzbare Arbeiten zur kritischen Forschung über das Alte Testament legte er später noch in «Untersuchungen zur Kritik des Alten Testaments» (Kiel 1869) und «Die Inschrift des Königs Mesa von Moab» (Kiel 1870) nieder. Für N.'s gründliche Studien auf dem Gebiete der arab. Literatur legen besonders die «Beiträge zur Kenntniß der Poesie der alten Araber» (Hannov. 1864) und «Die Gedichte des Urwa ibn Alward» (Gött. 1863) Zeugniß ab. Große Verdienste hat sich N. durch seine gründliche Durchforschung der aramäischen Mundarten erworben, als deren Ergebnisse er die Schrift «Ueber die Mundart der Mandäer» (Gött. 1862), die «Grammatik der neusyr. Sprache» (Lpz. 1868), die Abhandlungen über den christlich-palästinensischen aramäischen Dialekt, über die Sprache der palmyrenischen Inschriften u. s. w. in der «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft», ferner die «Mandäische Grammatik» (Halle 1875) veröffentlichte.

Noli me tangere (lat.: rühre mich nicht an), Sinnpflanze oder Sensitive nennt man wegen der starken Reizbarkeit ihrer Blätter mehrere Arten von Mimosen (s. d.), besonders die wilde Balsamine oder das Springkraut (s. Impatiens), dessen reifende Kapseln bei gelindem Druck elastisch zerspringen. — In der Malerei wird nach Joh. 20, 17 mit Noli me tangere die Darstellung der Scene bezeichnet, wo Christus nach seiner Auferstehung der Magdalena erscheint.

Nomaden (griech., d. i. Hirtenvölker) werden diejenigen Völkerschaften genannt, welche, hauptsächlich mit der Viehzucht beschäftigt, noch keine festen Wohnsitze haben, sondern der Ernährung ihrer Heerden wegen von einem Orte zum andern ziehen. Die N. stehen auf der Stufenleiter der menschlichen Gesittung höher als die Jäger- und Fischervölker, aber niedriger als die Ackerbau- und Gewerbtreibenden. Die meisten Nomadenvölker haben eine große Neigung zum Raub. Sehr leicht ist ihnen der Uebergang zum Kriegerleben, daher von der ältesten Zeit an die erfolgreichsten Eroberungen von denselben ausgeführt wurden. Dies beweisen z. B. die Eroberungen der Hunnen, Ungarn, Araber und Tataren. In Europa findet man nur noch in den Steppen am Schwarzen Meere und im hohen anbauunfähigen Norden schwache Nomadenstämme, dort tatar.-türk., hier finn. Stammes. Auch die Zigeuner sind zu den N. zu rechnen, obgleich sie nicht Viehzucht treiben. Asien und Afrika sind ihrer Natur nach die eigentliche Heimat des Nomadenlebens. Fast alle finn., mongol. und türk. Stämme in den Steppen und Wüsten Nord-, Mittel- und Vorderasiens sind N.; ebenso die Kurden und die arab. Beduinen in Vorderasien und Nordafrika, sowie die meisten Völker Südafrikas, die Kaffern, Betschuanen, Hottentotten u. s. w. In Südamerika sind die Gauchos und auch einige Indianerstämme als N. anzusehen. Die Ansässigmachung der N. ist bisher erfolglos versucht worden. Vgl. Grigoriew, «Die N. als Nachbarn und Eroberer civilisirter Staaten» (Petersb. 1875).

Nomen (lat., wörtlich Name) ist die grammatische Bezeichnung derjenigen Klasse von ursprünglich nicht geschiedenen Wörtern, die entweder ein Ding benennen (nomina substantiva) oder die Eigenschaft eines Dinges angeben (nomina adjectiva). Wie alle unsere gangbaren

Digitized by Google

grammatischen Ausdrücke paßt auch dieser nur auf die Grammatik derjenigen Sprachen, welche ganz oder zum Theil dieselben grammatischen Kategorien unterscheiden wie die indogerman. Sprachen, welche also für den hier vorliegenden Fall N. und Verbum in der Form scheiden und zwar so, daß jedes N. eine Casus-(Declinations-)Endung, jede Verbalform eine Personal- (Conjugations-)Endung hat. Daher gehören alle declinirbaren Ableitungen vom Verbum, z. B. Infinitiv, Particip, zum N. Gewöhnlich sind die Nomina durch besondere Endungen abgeleitet; geschieht diese Ableitung unmittelbar aus einer Wurzel, so ist das N. ein primitives oder primäres, z. B. Fall; geschieht sie aus einem schon fertigen N., so heißt das neugebildete ein secundäres N., z. B. fällig. Alle andern Eintheilungen der Nomina sind willkürliche.

Nominalismus (lat.) bezeichnet eine philos. Ansicht über das Wesen und die Bedeutung der allgemeinen Begriffe, welche, im Gegensatze von Realismus (s. d.), keineswegs blos die christl. Philosophie des Mittelalters, die Scholastik, in entgegengesetzte Parteien theilte, sondern sie durch die ganze Geschichte der Philosophie hindurchzieht. Es handelt sich nämlich darum, ob die allgemeinen Begriffe etwas Seiendes bezeichnen oder bloße Producte der Abstraction sind. Im Alterthum war es die Schule der Stoiker, welche die Ansicht des N. anbahnte, wogegen Plato und Aristoteles den Realismus vertraten. Der Name entstand aber erst gegen Ende des 11. Jahrh., als Roscellinus mit der Behauptung auftrat, die allgemeinen Begriffe (Universalien) seien nicht Sachen, sondern bloße Worte und Namen (nomina rerum oder flatus vocis), und das Einzelne sei das wahre Seiende. Dagegen behaupten die Realisten, die allgemeinen Begriffe seien der Wirklichkeit nach in den Objecten gegründet; dieselben würden als Realien dem Verstande gegeben und seien die Sachheit selbst. Die Lehre des Roscellinus wurde zu Soissons 1092 verdammt, und die Realisten wurden nun die herrschende Schule, die sich abweichender Ansichten halber wieder in Thomisten (s. Thomas von Aquino) und Scotisten (s. Duns Scotus) theilte. Im 14. Jahrh. erneuerte sich der Kampf der Nominalisten mit den Realisten durch den Franciscaner Wilhelm von Occam, einen Schüler des Duns Scotus aus der engl. Grafschaft Surrey, der in Paris lehrte und in München 1343 oder 1347 starb, auf eine solche Weise, daß die Nominalisten zuletzt den Sieg davontrugen. Unter den nächstfolgenden Anhängern des N. sind zu erwähnen: Johann Buridan, gest. nach 1358; Rob. Holcot, gest. 1349; Greg. von Rimini, gest. 1358; Heinrich von Hessen, gest. 1397; Nikolaus Oresmius, gest. 1382; Matthäus von Krakau, gest. 1410, und Gabr. Biel, gest. 1495. Die Nominalisten wurden zwar noch öfters heftig verfolgt, wie z. B. zu Paris 1339, 1340, 1409 und 1473, wogegen auch sie ihrerseits, wie Huß' Verdammung bezeugt, die Realisten nicht immer mit christl. Sanftmuth behandelten; indessen gewannen sie doch nach und nach in Frankreich wie auf den deutschen Universitäten die Oberhand. Sie sind in der Geschichte der Philosophie des Mittelalters auch dadurch merkwürdig, daß von ihnen ein freierer und von der kirchlichen Theologie unabhängiger Geist ausging, welcher den größern philos. Versuchen der folgenden Jahrhunderte den Weg bahnte. Später war namentlich England der Sitz des N., und die großen der engl. Philosophen, wie Bacon, Hobbes, Locke, Berkeley, Hume, huldigten ihm zum Theil in ausgesprochenster und extremster Weise. Vgl. Baumgarten-Crusius, «De vero scholasticorum realium et nominalium discrimine» (Jena 1821); Exner, «Ueber N. und Realismus» (Prag 1842); Köhler, «Realismus und N. in ihrem Einfluß auf die dogmatischen Systeme des Mittelalters» (Gotha 1858) und die Literatur zu dem Art. Scholastik.

Nominalwerth oder **Nennwerth** heißt der einer Sache zahlenmäßig beigelegte (aufgedruckte, aufgeprägte) Werth im Gegensatze zu dem wirklichen Werth oder dem Realwerth und dem bisweilen von diesem letztern abweichenden Preis. Am häufigsten kommt dieser Unterschied bei den Verkehrsobligationen (Staatspapieren u. s. w.) und Actien vor, dann bei entwerthetem Papiergeld. Haben dieselben gleichen N. und Preis, so sagt man, sie stehen al pari.

Nominativ ist derjenige Casus, welcher das grammatische Subject eines Satzes bezeichnet oder das Prädicat, wenn dieses ein Nomen ist. Die ursprüngliche Endung desselben (das Casussuffix) ist für alle indogerman. Sprachen s, daher z. B. griechisch λογο-ς (die Rede), lateinisch servu-s, gothisch dag-s (Tag); den neuern Sprachformen ist diese Endung häufig verloren gegangen, und so erscheint der N. ohne alle Casusendung, wie z. B. im heutigen Deutsch.

Nonconformisten hießen die ältesten engl. Puritaner, weil sie sich der 1559 von Elisabeth erlassenen Uniformitätsacte, durch welche die engl. Liturgie endgültig festgestellt und zahlreiche kath. Gebräuche sanctionirt wurden, nicht fügen wollten. Die abgesetzten Geistlichen der N. begannen seit 1572 die Gründung selbstständiger Gemeinden mit presbyterianischer Kirchenverfassung und streng calvinischer Lehre und Sitte. (S. Presbyterianer und Puritaner.)

Digitized by Google

Nonius, gelehrter Portugiese, s. Nuñez. — **Nonius** (Theilungsinstrument), s. Vernier.

Nonnen heißen die Klosterfrauen oder die weiblichen Glieder klösterlicher Genossenschaften. r Name stammt aus dem Koptischen und bedeutet so viel wie gottgeweiht oder gottgeheiligt. ottgeweihte Jungfrauen, d. h. christliche Mädchen, die als Bräute Christi auf die Ehe verzteten, um ihr Leben nur der Andacht zu weihen, kommen schon in den ersten Jahrhunderten christl. Kirche vor. Die ersten Jungfrauenklöster gründete Pachomius in Aegypten um 340. e Regel war ähnlich wie in den Mannsklöstern: Fasten, Gebet, abwechselnd mit Handarbeit, r allem strengste Bewahrung der jungfräulichen Keuschheit. An der Spitze der Nonnenklöster nd eine Vorsteherin, Mutter (Amma), später Abbatissa oder auch Priorin genannt. Hieronmus (s. d.) wußte das klösterliche Leben auch angesehenen Römerinnen zu empfehlen, und bald rden überall Frauenklöster nach ähnlicher Regel wie die Mannsklöster gegründet, im Orient ch der Regel des heil. Basilius, im Abendlande zuerst nach der Regel des heil. Benedict. erzu kamen durch den heil. Bernhard die Cisterciensерinnen, durch Franz von Assisi die Clasissinnen u. s. w. Im Mittelalter, zumal im 10. und 11. Jahrh., riß wie in den Mannsösstern so auch in den Frauenklöstern bisweilen die ärgste Sittenverderbniß ein. Erst seit dem nfang des 12., mehr noch im 13. Jahrh. wurden auch die Nonnenklöster zur alten Strenge rückgeführt. Eine Klosterfrau, welche Mutter ward, büßte ihren Fehltritt, indem man sie bendig begrub; spätere mildere Sitten setzten wenigstens lebenslängliches hartes Klosterfängniß an die Stelle. In der Reformationszeit wurden Manns- und Frauenklöster von den rotestanten meist aufgehoben, während in der kath. Kirche besonders seit Ende des 16. Jahrh. ich das Nonnenwesen einen neuen Aufschwung gewann. Einige der berühmtesten und verenteten Nonnenorden, wie die Ursulinerinnen (s. d.) zur Erziehung der weiblichen Jugend und ie Barmherzigen Schwestern (s. d.) zur Krankenpflege, sind erst im 17. Jahrh. gestiftet. Die euern Schicksale der Nonnenorden in kath. Ländern sind die der Klöster (s. d.) überhaupt.

Nonnengeräusch oder **Nonnensausen** (franz. bruit de diable) nennt man das sumsende, sausende Geräusch, welches man über manchen großen Blutadern (Venen), namentlich er leicht zugänglichen äußern Drosselvene (Jugularis) bei der Untersuchung mit dem Höhrrohr n manchen Personen wahrnimmt. Das N. galt namentlich früher als Zeichen der Blutarmuth. Jetzt weiß man, daß sich dieses Geräusch auch bei ganz kräftigen, musterhaft gesunden Menchen wahrnehmen läßt und daß man dasselbe willkürlich durch Druck auf das Blutgefäß erzeugen kann. Das N. entsteht dann durch Wirbelbildung im Blutstrome.

Nonnus, ein späterer griech. Dichter aus Panopolis in Aegypten, lebte im 4. oder zu Anfang des 5. Jahrh. n. Chr. und verfaßte ein Gedicht in 48 Büchern unter dem Titel «Διονυσιακά», worin der Zug des Dionysos oder Bacchus (s. d.) nach Indien beschrieben wird. Die besten Ausgaben desselben lieferten Gräfe (2 Bde., Lpz. 1819—26), Graf Marcellus (Par. 1856) und Köchly (2 Bde., Lpz. 1859); von der «Μεταβολή» Passow (Lpz. 1834) und Graf Marcellus (Par. 1861). Vgl. Ouwarow, «Sur les Dionysiaques de N.» in den «Études de philologie et de critique» (Petersb. 1843); Köhler, «Ueber die Dionysiaka des N.» (Halle 1853); Ludwich, «Beiträge zur Kritik des N.» (Königsb. 1873).

Norbert, der Heilige, der Stifter des Prämonstratenserordens (s. d.) im 12. Jahrh., stammte aus vornehmer Familie und war vorher Kanoniker zu Xanten und Köln gewesen. Die Rettung aus einer Todesgefahr machte auf ihn, der bisher an dem weltlichen Treiben der Kanoniker theilgenommen hatte, einen so tiefen Eindruck, daß er, auf seine reichen Einkünfte verzichtend, seit 1118 in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden als Bußprediger umherzog und endlich 1121 in der wildromantischen Landschaft von Prémontré bei Laon einen Mönchsorden mit besonders strenger Regel gründete, der sich vornehmlich der Predigt und Beichte widmen sollte. Zwar wurde er 1126 zum Erzbischof von Magdeburg erwählt, doch fuhr er fort, für die Ausbreitung des neuen Ordens bis an seinen Tod, 6. Juni 1134, zu wirken. Vgl. Rosenmund, «Die ältesten Biographien des heiligen N.» (Berl. 1874).

Nordalbinger (Nordelbinger). Neben den drei Hauptzweigen der Sachsen (Westfalen, Engern, Ostfalen) wurden als vierter die nördlich der Elbe wohnenden Nordleute (Nordliudi) oder N. unterschieden, welche im O. an die slaw. Abodriten in Wagrien und im N. an die Dänen grenzten. Ihr Land, Nordalbingia, auch Saxonia transalbina (überelbisches Sachsen) genannt, wurde nach der Eroberung durch Karl d. Gr. zum sächs. Herzogthum geschlagen und zerfiel in die Gaue Holstein, Stormarn und Dithmarschen. (S. Holstein.)

Digitized by Google

Verzeichniß
der im zehnten Bande enthaltenen Artikel.

M.

Maffei (Francesco Scipione Marchese; Alessandro, Marchese). 1.
Maffei (Giovanni Pietro). 1.
Mafia. 1.
Mafra. 2.
Magalhães (Domingo José Gonçalves de). 2.
Magazin. 2.
Magazingewehre. 3.
Magdala. 3.
Magdalena. 3.
Magdalenenstrom. 3.
Magdeburg (Stadt; Herzogthum; Regierungsbezirk). 4.
Magdeburger Centurien, s. Centurien.
Mägdekrieg, s. Böhmischer Mägdekrieg.
Mägdesprung. 6.
Magellan (Fernando de). 7.
Magellansstraße. 7.
Magelone. 8.
Magen. 8.
Magendie (François). 9.
Magenta. 10.
Mager (Karl). 10.
Magerkeit. 10.
Magie. 10.
Magier. 11.
Magister. 11.
Magistratus. 12.
Magliabechi (Antonio). 13.
Magna Charta. 14.
Magnaten. 15.
Magnesia (Landsch.; Städte). 15.
Magnesia (chem.). 15.
Magnesialicht. 16.
Magnesium. 16.
Magnesiumlicht. 16.
Magnet. 17.
Magnetische Curen. 17.
Magnetismus. 17.
Magnetismus der Erde. 18.
Magnetnadel. 19.
Magnetoelektricität. 19.
Magnetometer. 19.
Magnificat. 19.
Magnificenz. 19.
Magnium, s. Magnesium.
Magnolie. 19.
Magnus (Eduard). 19.
Magnus (Heinr. Gust.). 20.
Magnusen (Finn). 20.
Maguey, s. Agave.
Magyar (Ladislaus). 21.
Magyaren, s. Ungarn.
Mahâbhârata. 21.
Mahagoni. 21.
Maharatten. 22.
Mähen. 23.
Mahlmann (Siegfr. Aug.). 23.
Mahlschatz (Treuschatz). 24.
Mahl- und Schlachtsteuern. 24.
Mahmud II. (Sultan des Osmanenreichs). 24.
Mahnverfahren. 25.
Mahon (Mac-), s. Mac-Mahon.
Mahon (Port-). 25.
Mahon (Viscount), s. Stanhope.
Mähren. 25.
Mährische Brüder, s. Böhmische Brüder.
Mai (Monat). 27.
Mai (Angelo). 28.
Maiblümchen, s. Convallaria.
Maidstone. 28.
Maier. 28.
Maifeld, s. Märzfeld.
Maikäfer. 28.
Mailand (Herzogthum). 29.
Mailand (Stadt; Prov.). 29.
Mailáth (Joh., Graf). 32.
Mailáth von Székely (Georg von; Georg von, Sohn). 32.
Maimbourg (Louis). 33.
Maimonides. 33.
Main. 33.
Mainau. 34.
Maine (Provinz). 34.
Maine (Fluß). 34.
Maine (Staat). 35.
Maine (Louis Auguste de Bourbon, Herzog von). 35.
Mainoten. 36.
Maintenon (Françoise d'Aubigné, Marquise von). 36.
Mainz (Erzstift). 37.
Mainz (Stadt). 37.
Maire. 39.
Mais. 40.
Maische, s. Bier und Branntwein.
Maison (Nicolas Joseph, Marquis). 40.
Maistre (Joseph, Graf von; Xavier de). 41.
Maitland, s. Lauderdale (Grafen von).
Maitrank. 41.
Maîtres des requêtes. 42.
Maitresse. 42.
Maiwurm. 42.
Mâjâ. 42.
Majano (Benedetto da; Guliano da). 43.
Majdanpek. 43.
Majestät. 43.
Majestätsbrief. 43.
Majestätsverbrechen. 43.
Majolica, s. Fayence.
Major und Minor. 44.
Major (militärisch). 44.
Majoran. 44.
Majorat. 45.
Majorca, s. Mallorca.
Major domus. 45.
Majorenn. 45.
Majorescu (Titus). 45.
Majos. 46.
Muskeln. 46.
Makâme. 46.
Makarius. 46.
Makarjew. 47.
Makart (Hans). 47.
Makis, s. Halbaffen.
Makkabäer. 47.
Mäkler. 48.
Makrele. 49.
Makrobiotik. 49.
Makrokosmos u. Mikrokosmos, s. Kosmos.
Makulatur. 49.
Malabar (Küste; District). 49.
Malachit. 50.
Malaga. 50.
Malaien. 51.
Malakka (Halbinsel; Provinz; Stadt). 53.
Malakow (Herzog von Malakow, s. Pélissier). 54.
Mälar. 54.
Malaria. 54.
Malchin. 55.
Malchow. 55.
Malcolm (Sir John). 55.
Malczewski (Antoni). 56.
Malachi. 56.
Malebranche (Nicolas). 56.
Malediven. 57.
Maleſiz. 57.
Malerei. 57.
Malerfarben. 59.
Malerisch, s. Pittoresk.
Malesherbes (Chrétien Guillaume de Lamoignon de). 59.
Malet (Claude François de). 60.
Malfilâtre (Jacques Charles Louis de Clinchamp de). 60.
Malherbe (François de). 61.
Malibran (Maria Felicitas). 61.

Digitized by Google

let du Pan (Jacques). 61.
linckrodt (Herm. von). 62.
lorca. 62.
maiſon. 63.
medy (Stadt; Kreis). 63.
mesbury (James Harris, raf von; James Howard arris, Graf von). 63.
mö (Stadt; Län). 64.
lo (Saint-). 64.
loja. 65.
lot (Hector). 65.
louinen, ſ. Falklandsinſeln.
lpighi (Marcello). 65.
lplaquet. 66.
lsburg (Ernſt Friedr. Georg Otto, Freiherr von der). 66.
lſtröm. 66.
lta (Inſel; Stadt). 66.
ltebrun (Konr.; Victor Adolphe). 67.
alter. 68.
alteſerorden, ſ. Johanniterorden.
althus (Thom. Rob.). 68.
altitz (Franz Friedr., Freiherr von; Apollonius, Freiherr von). 68.
altitz (Gotthilf Aug., Freiherr von). 69.
altoſe. 69.
altzan (Heinr. Karl Eckardt Helmuth von). 69.
alvaſier. 70.
alve. 70.
alverſation, ſ. Unterſchlagung.
alz. 71.
ame (Amand; Alfred; Paul). 72.
amertiner. 72.
amiani (Graf Terenzio della Rovere). 72.
amillaria. 73.
amluken. 73.
ammuth. 73.
an (Inſel). 73.
änaden. 74.
anaos. 74.
anaſſe. 74.
anati. 74.
ancha. 74.
anche. 75.
ancheſter (Stadt). 75.
ancheſter (Stoff). 77.
ancheſterpartei. 77.
ancini (Pasquale Stanislaus; Laura Beatrice). 77.
andalay. 78.
andarin. 78.
andarinen. 78.
andat. 78.
andate, ſ. Aſſignaten.
andatsproceß. 79.
andel (Eduard; Reinold). 79.
andelkrähe. 80.
andeln (Früchte). 80.
andeln (anatomiſch). 81.
andelſtein. 81.
anderſtröm (Chriſtopher Rutger Ludvig, Graf). 82.
andevile (John). 82.
andingo. 82.
andioka, ſ. Manihot.
andoline. 83.
andragora. 83.
andrill. 83.
andſchu. 83.
andſchurei. 84.
anen. 85.
anes. 85.
aneſſiſche Handſchrift. 85.
anethôs. 86.
anfred (Fürſt von Tarent). 86.
anfredonia. 87
angan. 88.
angarewa od. Gambiergruppe, ſ. Tuamotu.
angle- oder Mangrovebaum, ſ. Rhizophora.
ango. 88.
angold, ſ. Beta.
anguſtan. 89.
anheim (Stadt; Kreis; Landescommiſſariatsbezirk). 89.
ania. 90.
anichäer. 90.
anie. 91.
anier. 91.
aniſeſt. 92.
aniſeſtationseid. 92.
anihot. 92.
anila. 92.
anilahanf. 93.
anilius (Gajus). 93.
anilius (Marcus). 94.
anin (Daniele). 94.
anioc, ſ. Manihot.
aniſſa. 94.
anitoba. 95.
anlius (Geſchlecht). 95.
ann. 96.
anna. 96.
annahirſe. 97.
annbarkeit, ſ. Pubertät.
anners (Lord John James Robert). 97.
anning (Henry Edward). 97.
annipur. 98.
annstollheit, ſ. Erotomanie u. Nymphomanie.
annstreu, ſ. Eryngium.
annszucht. 98.
annus. 98.
anoël (Don Francesco). 98.
anometer. 99.
anöver. 99.
ans (Le). 99.
anſard (François; Jules Hardouin). 100.
ansfeld (Grafſchaft; Seekreis; Gebirgskreis; Stadt). 101.
ansfeld (Geſchlecht). 101.
anſo (Joh. Kasp. Friedr.). 101
antegna (Andrea). 102.
antelkinder. 103.
antelthiere. 103.
antes. 103.
anteuffel (Geſchlecht). 103.
anteuffel (Karl Rochus Edwin, Freiherr von). 104.
anteuffel (Otto Theodor, Freiherr von; Karl Otto, Freiherr von). 105.
antinea. 106.
anto. 106.
antua (Stadt; Herzogthum; Provinz). 106.
anu. 107.
anual. 107.
anuel (Jacques Antoine). 108.
anuel (Nikol.; Hans Rudolf). 108.
anuel (Pierre Louis). 108.
anufacturen. 109.
anuſcript. 109.
anutius (Aldus; Paulus; Aldus, der jüngere). 110.
anzanares (Stadt; Flüſſe). 111.
anzanillobaum, ſ. Hippomane.
anzoni (Aleſſandro). 111.
äonide. 112.
aori, ſ. Neuſeeland.
ara (Gertrude Eliſabeth). 112.
arabu. 113.
arabut. 113.
aracaibo. 113.
aräne. 114.
aranhão (Provinz; Fluß; Stadt; Inſel). 114.
arañon, ſ. Amazonenſtrom.
arasmus. 114.
arasquino. 114.
arat (Jean Paul). 114.
arathon. 115.
aratten, ſ. Maharatten.
aratti (Carlo; Fauſtina). 115.
aravedi. 116.
arbach. 116.
arbod. 116.
arburg (in Heſſen, Stadt; Kreis). 116.
arburg (in Steiermark). 118.
arc Aurel, ſ. Antoninus.
arceau (François Séverin Desgraviers). 118.
arcello (Benedetto). 118.
arcellus (Familie). 119.
arch. 119.
ärchen. 120.
archeſe, ſ. Marquis.
archeſi (Pompeo, Cavaliere). 120.
archfeld. 121.
arcion. 121.
arco Polo, ſ. Polo (Marco).
arcus (Evangeliſt), ſ. Markus.
arder. 122.
aremmen. 122.
arengo. 122.
aret (Hugues Bernard, Herzog von Baſſano; Napoleon Joſeph ugues, Herzog von Baſſano; rinz Eugen von Baſſano). 123.
arezoll (Guſt. Ludw. Theod.; Johann Gottlob). 123.
argarethe (Königin von Dänemark). 124.
argarethe von Anjou. 125.
argarethe von Frankreich. 125.

Digitized by Google

Margarethe von Oesterreich. 126.
Margarethe von Parma. 126.
Margarethe von Valois. 126.
Margarin. 127.
Margarita (Staat; Insel). 127.
Margency. 128.
Marggraff (Herm.; Rudolf). 128.
Marginalien. 128.
Marheineke (Phil. Konr.). 128.
Maria, die Mutter Jesu. 129.
Maria Theresia (Kaiserin). 131.
Maria I. (Königin von England). 132.
Maria Stuart (Königin von Schottland). 133.
Maria von Medici (Königin von Frankreich). 135.
Marie Antoinette (Königin von Frankreich). 136.
Marie Luise (Kaiserin von Frankreich). 137.
Maria Luise (Königin von Spanien). 137.
Maria Luise (Königin von Etrurien). 137.
Maria Christina (Königin von Spanien). 138.
Maria II. da Gloria (Königin von Portugal). 139.
Mariana (Juan). 139.
Marianen, s. Ladronen.
Maria-Theresien-Orden. 140.
Maria-Theresienthaler. 140.
Maria-Theresiopel, s. Theresienstadt.
Mariazell. 140.
Marienbad. 141.
Marienburg. 141.
Mariendistel, s. Silybum.
Marienfeste, s. Maria.
Marienglas, s. Gips.
Mariengroschen. 142.
Marienlyst, s. Helsingör.
Marienwerder (Stadt; Regierungsbezirk; Kreis). 142.
Mariette (Auguste Edouard). 142.
Mariette (Pierre Jean; Jean). 143.
Marignano. 143.
Marine. 143.
Marinemalerei, s. Seestücke.
Mariniren. 145.
Marino (Republik), s. San-Marino.
Marino (Giambattista). 145.
Marionetten. 146.
Mariotte (Edme). 146.
Marius (Gajus; Gajus, Sohn). 146.
Marivaux (Pierre Carlet de Chamblain de). 147.
Mark (Gebiet). 148.
Mark (Gewicht). 148.
Mark (Münze). 148.
Mark (Grafschaft). 149.
Mark (anatomisch). 149.
Mark Brandenburg, s. Brandenburg.
Marle und Markenschutz. 149.
Marketender. 150.
Markgraf. 150.
Markham (Clements Rob.). 150.
Markirch. 151.
Markneukirchen. 151.
Markobrunn. 151.
Markomannen. 151.
Markscheide. 151.
Markt. 152.
Marktschreier. 153.
Markus (Evangelist). 153.
Marlborough (John Churchill, Herzog von; Sarah Jennings, Herzogin von). 154.
Marlitt (E.), s. John (Eugenie).
Marlow (Christopher). 155.
Marly-le-Roi. 156.
Marmarameer. 156.
Mármaros. 156.
Marmelade. 157.
Marmier (Xavier). 157.
Marmol (José). 157.
Marmont (Auguste Frédéric Louis Viesse de). 157.
Marmontel (Jean François). 158.
Marmor. 159.
Marmorchronik. 160.
Marne (Fluß; Departement). 160.
Marnix (Philipp van), s. Aldegonde (Herr von Mont-Ste.-).
Marochetti (Carlo, Baron). 161.
Marode. 162.
Marokko. 162.
Maronen, s. Kastanien.
Maroniten. 165.
Marons. 165.
Maroquin, s. Corduan.
Maros. 165.
Maros Vásárhély. 166.
Marot (Clément; Jean; Michel). 166.
Marozia. 166.
Marpingen. 166.
Marpurg (Friedr. Wilh.). 166.
Marquesasinseln. 167.
Marqueterie. 167.
Marquis. 168.
Marraft (Armand). 168.
Marryat (Frederick). 168.
Mars (Gott). 169.
Mars (Planet). 170.
Mars (Mastkorb auf Schiffen). 170.
Mars (Anne Françoise Hippolyte Boutet-Monvel, Mademoiselle). 170.
Mars-la-Tour. 171.
Marsal. 171.
Marsala. 171.
Marsch. 171.
Marschall. 172.
Marschland. 172.
Marschner (Heinr.). 173.
Marseillaise. 173.
Marseille. 174.
Marsen. 176.
Marsfeld (in Rom). 176.
Marsfeld (in Paris). 177.
Marsh'scher Apparat, s. Arsenik.
Marstall. 177.
Marston (John Westland). 177.
Marstrand (Wilh.). 177.
Marsyas. 178.
Martaban (Provinz; Stadt). 178.
Martellos. 178.
Martène (Edmond). 178.
Martens (Georg Friedr. von; Karl von). 178.
Martha. 179.
Martialgesetz. 179.
Martialis (Marcus Valerius). 179.
Martigny. 179.
Martin von Tours (der Heilige). 179.
Martin (Päpste). 180.
Martin (Christoph Reinh. Dietr.). 180.
Martin (Henri). 181.
Martin (John). 181.
Martineau (Harriet). 181.
Martinez de la Rosa (Francisco). 182.
Martini (Giovanni Battista). 183.
Martinique. 183.
Martinstahl. 183.
Martius (Karl Friedr. Philipp von; Ernst Wilh.; Theodor Wilh. Christian). 184.
Märtyrer. 184.
Marx (Adolf Bernh.). 185.
Marx (Karl). 185.
Maryland. 186.
März. 187.
Märzfeld. 187.
Marzipan. 187.
Masaccio. 187.
Masanderan. 187.
Masaniello. 188.
Mascarenische Inseln. 188.
Maschine und Maschinenwesen. 188.
Mascov (Joh. Jak.). 190.
Masculinum, s. Genus.
Maser. 191.
Masern. 191.
Masinissa (König in Numidien).
Maskat (Staat; Stadt). 192.
Masken. 193.
Maskenball. 193.
Masliebe, s. Chrysanthemum u. Gänseblümchen.
Masora. 194.
Masovien. 194.
Maß und Gewicht. 194.
Massa (Stadt). 195.
Massa (Herzog von), s. Regnier (Claude Ambroise).
Massachusetts. 196.
Massage. 197.
Massageten. 197.
Massaua. 197.
Masséna (André). 198.
Massenbach (Christian von). 198.
Maßholder, s. Ahorn.
Mäßigkeitsvereine. 199.
Massillon (Jean Baptiste). 199.
Massinger (Phil.). 199.
Massiv. 200.

Digitized by Google

Naßmann (Hans Ferd.). 200.
Nasson (Antoine). 200.
Naßstab. 201.
Nast (auf Schiffen). 201.
Nast (der Thiere). 201.
Nastdarm. 202.
Nastix. 202.
Nastkorb, s. Mars.
Nastodon. 202.
Nastricht. 202.
Mästung, s. Mast.
Nasûdi (Ali-Abul-Hassan). 203.
Nasulipatam. 203.
Nasuren. 203.
Nasurka. 204.
Matador. 204.
Matamóros. 204.
Matejko (Joh.). 204.
Mater, s. Matrize.
Materia medica, s. Arzneimittel.
Materialismus. 204.
Materialwaaren. 206.
Materie. 206.
Matethee, s. Ilex u. Paraguaythee.
Mathematik. 207.
Mathew (Theobald). 207.
Mathilde (Markgräfin von Toscana). 208.
Mathy (Karl). 208.
Matico. 208.
Matrikel. 208.
Matrize. 209.
Matrosen. 209.
Matterhorn. 209.
Matteucci (Carlo). 210.
Matthäi (Friedr.; Ernst Gottlieb). 210.
Matthäus. 210.
Matthäy (Karl Ludw.). 211.
Matthesius (Joh.). 211.
Matthias (Apostel). 212.
Matthias (deutscher Kaiser). 212.
Matthias I. Corvinus (König von Ungarn). 212.
Matthisson (Friedr. von). 213.
Maturitätsprüfung. 213.
Maubeuge. 214.
Mauch (Karl). 214.
Mauer. 215.
Maulbeerbaum. 216.
Maulbronn. 216.
Maulesel, s. Maulthier.
Maulmain. 216.
Maulthier. 217.
Maulwurf. 217.
Maupeou (René Charles de; Nicolas Charles Augustin de). 217.
Maupertuis (Pierre Louis Moreau de). 218.
Mauren. 218.
Maurepas (Jean Frédéric Phelippeaux, Graf von; Jérôme, Graf von). 219.
Maurer (Georg Ludw., Ritter von; Konrad von). 219.
Mauritania. 220.
Mauritiapalme. 221.
Mauritius. 221.
Maurogeni (Peter). 223.
Maurokordatos (Familie). 223.
Mauromichalis (Familie). 223.
Maury (Jean Siffrein). 224.
Maury (Juan Maria). 224.
Maury (Louis Ferd. Alfred). 224.
Maury (Matthew Fontaine). 225.
Maus. 225.
Mäusedarm, s. Ruscus.
Mauser. 226.
Mausergewehr, s. Zündnadelgewehr.
Mäusethurm. 226.
Mausoleum. 226.
Mauth, s. Zoll.
Mauvillon (Jak.). 226.
Mävius, s. Bavius.
Max (Cornelius Gabriel; Joseph). 227.
Maxen. 227.
Maxentius (röm. Kaiser). 227.
Maxhütte. 227.
Maxime. 228.
Maximianus (röm. Kaiser). 228.
Maximilian I. (deutscher Kaiser). 228.
Maximilian II. (deutscher Kaiser). 229.
Maximilian (Erzherzog von Oesterreich, Kaiser von Mexico). 229.
Maximilian I. (Kurfürst von Baiern). 230.
Maximilian II. (Maria Emanuel, Kurfürst von Baiern). 231.
Maximilian III. (Joseph, Kurfürst von Baiern). 231.
Maximilian Joseph (Kurfürst von Baiern, König). 231.
Maximilian II. (Joseph, König von Baiern). 232.
Maximilian Joseph (Herzog in Baiern). 233.
Maximilian Heinrich (Kurfürst von Köln). 233.
Maximilian (Franz Xaver Joseph, Kurfürst von Köln). 233.
Maximilian (Alex. Phil., Prinz von Wied), s. Wied.
Maximilianische Thürme. 234.
Maximinus (röm. Kaiser). 234.
Maximum. 234.
Maximus (Tyrius). 234.
Maxwell (James Clerk). 234.
Mayas. 235.
Mayenne (Fluß; Departement; Stadt). 235.
Mayer (Joh. Tobias; Johann Tobias). 236.
Mayer (Jul. Rob. von). 236.
Mayer (Karl Friedr. Hartmann). 236.
Maynooth, s. Kildare.
Mayo (Grafschaft; Ort). 237.
Mayor. 237.
Mayr (Simon). 237.
Mazarin (Jules). 238.
Mazatlan. 239.
Mazeppa (Joh.). 239.
Mazurka, s. Masurka.
Mazzini (Giuseppe; Andrea). 240.
Mazzola (Francesco). 241.
Mazzolini (Lodovico). 241.
Mearns, s. Kincardine.
Meath, s. East-Meath.
Meaux. 242.
Méchain (Pierre François André). 242.
Mechanik. 242.
Mechel (Christian von). 243.
Mecheln (Stadt). 243.
Mecheln (Israel van; J. van). 244.
Mechitaristen. 244.
Mechoacan, s. Michoacan.
Meckel (Joh. Friedr.). 244.
Mecklenburg. 245.
Medaille. 250.
Medaillon. 251.
Medea. 251.
Medellin. 252.
Mediasch. 252.
Mediat. 252.
Mediateur. 253.
Medici (Geschlecht). 253.
Medici (Cosimo de'). 254.
Medici (Lorenzo de'). 255.
Medicin. 255.
Medicinalpolizei. 257.
Medicinalwesen. 257.
Medien. 258.
Medina (in Arabien). 258.
Medina (in Spanien). 259.
Medium, s. Spiritismus und Tischrücken. 260.
Medjidié-Orden. 260.
Medoc. 260.
Medoc-Indianer, s. Modoc-Indianer.
Medschidieh. 260.
Medusa, s. Gorgo.
Medusen, s. Acalephen.
Meer (das). 260.
Meer (van der, niederländ. Künstler). 264.
Meerane. 264.
Meerbusen, s. Golf und Meer.
Meereicheln, s. Balanen.
Meergötter. 264.
Meerkatze. 265.
Meerkohl, s. Crambe.
Meerlinse, s. Lemna.
Meernesseln, s. Actinien.
Meerrettich, s. Cochlearia.
Meerschaum. 265.
Meerschweinchen. 265.
Meerut (Stadt; District; Provinz). 265.
Meerzwiebel. 266.
Meeting. 266.
Megalopolis. 266.
Megara. 266.
Megära, s. Eumeniden.
Megaris. 267.
Megarische Schule. 267.
Megatherium. 267.
Mehadia. 267.
Mehemed-Ali (Vicekönig von Aegypten). 268.
Mehemed-Ali-Pascha. 269.
Mehl. 270.

Digitized by Google

Mehldorn, ſ. Crataegus.
Mehlthau. 270.
Mehlwurm. 271.
Méhul (Henri Etienne). 271.
Meibom (Heinr.; Joh. Heinr.; Heinr.; Markus). 272.
Meidan-Pek, ſ. Majdanpek.
Meier (Ernſt Heinr.). 272.
Meier (Moritz Herm. Ed.). 273.
Meierotto (Joh. Heinr. Ludw.). 273.
Meile. 274.
Meineid, ſ. Eid.
Meinecke (Joh. Albert Friedrich Auguſt). 274.
Meiners (Chriſtoph). 275.
Meinhold (Karl Wilhelm). 275.
Meinicke (Karl Eduard). 276.
Meiningen (Herzogthum), ſ. Sachſen-Meiningen.
Meiningen (Stadt). 276.
Meiſe. 276.
Meiſenheim (Stadt; Kreis). 277.
Meißen (Stadt; Markgrafthum; Bisthum; Burggrafthum). 277.
Meißner (Berg). 279.
Meißner (Aug. Gottlieb). 279.
Meißner (Alfred). 279.
Meiſſonier (Jean Louis Erneſt). 280.
Meiſter (in der Kunſt). 280.
Meiſterſänger. 281.
Meiſterwurz. 281.
Mejico, ſ. Mexico.
Mejillones. 282.
Mekhong. 282.
Mekka. 282.
Meklenburg, ſ. Mecklenburg.
Mela (Pomponius). 283.
Mélac (Graf von). 283.
Melampus. 283.
Melancholie. 284.
Melanchthon (Philipp). 284.
Melaneſien, ſ. Auſtralien und Oceanien.
Melaneſier. 286.
Melanippe. 286.
Melaphyr, ſ. Augitporphyr.
Melas (Baron von). 286.
Melaſſe. 287.
Melbourne (William Lamb, Viscount; Frederick James Lamb, Viscount). 287.
Melbourne (Stadt). 287.
Melchers (Paulus). 288.
Melchiſedek. 288.
Melchthal. 289.
Melde, ſ. Atriplex und Chenopodium.
Meldorf. 289.
Meleager (mythologiſch). 289.
Meleager (Dichter). 290.
Melena (Elpis), ſ. Schwartz (Marie Esperance von).
Melendez Valdes (Don Juan). 290.
Meli (Giovanni). 290.
Melibocus. 291.
Melilotus. 291.
Melioration. 291.
Meliſſe. 292.
Meliſſus. 292.
Melk. 292.
Mellin (Guſtaf Henrik). 293.
Melnik. 293.
Melo (Don Francisco Manuel de). 293.
Melocactus. 294.
Melodie. 294.
Melodrama. 294.
Melone. 294.
Melos. 295.
Melote, ſ. Melilotus.
Melpomene. 295.
Melun. 295.
Meluſine. 296.
Melville (Henry Dundas, Viscount; Rob. Saunders-Dundas, Viscount; Sir Henry Dundas; Rob. Dundas). 296.
Melville (Herm.). 297.
Membran. 297.
Memel, ſ. Niemen.
Memel (Stadt; Kreis). 297.
Memleben. 298.
Memling (Hans). 298.
Memmingen. 298.
Memnon. 299.
Memoiren. 300.
Memphis (in Aegypten). 301.
Memphis (in Tenneſſee). 301.
Mena (Juan de). 301.
Menabrea. 302.
Menächmus. 302.
Menaikanal. 302.
Menander. 303.
Ménant (Joachim). 303.
Mencius, ſ. Meng-tſe.
Mencke (Familie). 303.
Mendelsſohn (Moſes; Joſeph; Abraham; Georg Benjamin; Nathan; Henriette; Dorothea). 304.
Mendelsſohn-Bartholdy (Felix; Karl; Paul). 305.
Mendicanten, ſ. Bettelmönche.
Mendizabal (Don Juan Alvarez y). 307.
Mendoza (Staat; Stadt). 307.
Mendoza (Don Diego Hurtado de; Don Antonio Hurtado de; Don Antonio de). 308.
Mendoza (Iñigo Lopez de), ſ. Santillana.
Menedemus. 308.
Menelaos. 309.
Menelaus. 309.
Menenius Agrippa. 309.
Meneſtrels, ſ. Troubadour.
Menges (Ant. Rafael; Iſrael). 309.
Meng-tſe. 310.
Meningitis, ſ. Genickkrampf.
Menippus. 310.
Mennige. 310.
Menno. 310.
Mennoniten, ſ. Taufgeſinnte.
Menologien, ſ. Acta Sanctorum.
Menorca. 311.
Menou (Jacques François, Baron de). 312.
Menſch (naturgeſchichtlich). 312.
Menſch (pſychologiſch). 315.
Menſchenaffen. 317.
Menſchenraſſen, ſ. Menſch (naturgeſchichtlich).
Menſchenraub. 317.
Menſchenrechte. 317.
Menſchikow (Alex. Daniłowitſch; Alexandra; Alexander Alexandrowitſch; Alexander Sergejewitſch; Fürſt Wladimir). 318.
Mensdorff-Pouilly (Alexander, Graf von; Alphons, Graf von). 319.
Menſtruation. 319.
Menſur, ſ. Fechtkunſt.
Menſuralgeſang, ſ. Figuralmuſik.
Mentana. 320.
Mentha. 320.
Menton. 320.
Mentor. 321.
Menuet. 321.
Menyanthes. 321.
Menzel (Adolf Friedr. Erdmann). 321.
Menzel (Friedr. Wilh.). 323.
Menzel (Karl Adolf). 323.
Menzel (Wolfgang; Karl). 323.
Mephiſtopheles. 324.
Mephitiſch. 325.
Meppel, ſ. Drenthe.
Meppen (Stadt; Kreis). 325.
Meran. 325.
Mercadante (Saverio). 325.
Mercantilſyſtem. 326.
Mercator. 327.
Mercier (Louis Sebaſtien). 327.
Merck (Joh. Heinr.). 328.
Mercur (Gott). 328.
Mercur (Planet). 329.
Mercur, ſ. Queckſilber. — Mercurialia, ſ. Queckſilbermittel.
Mergel. 330.
Mergentheim. 330.
Merian (Familie). 330.
Merida (Stadt; Provinz). 331.
Meridian. 331.
Meridianmeſſung, ſ. Gradmeſſungen.
Mérimée (Prosper). 332.
Merino (Zeug). 332.
Merinos (Schaf). 332.
Merioneth. 333.
Merle d'Aubigné (J. H.). 333.
Merlin. 333.
Merlin de Douai (Philippe Antoine, Graf; Antoine François Eugène). 334.
Merlin de Thionville (Antoine Chriſtophe). 334.
Merode (Grafen von). 334.
Meroë. 335.
Merope. 336.
Merovinger (Geſchlecht). 336.
Merſeburg (Stadt; Grafſchaft; Bisthum; Kreis; Regierungsbezirk). 337.
Merſey. 338.
Merſljakow (Alexei Fedorowitſch). 338.

Digitized by Google

Merthyr-Tydvil. 339.
Méry (Joſ.). 339.
Reſchede (Stadt; Kreis). 339.
Reſchhed. 339.
Reſchhed-Ali. 340.
Mesembryanthemum. 340.
Mesmer (Franz). 340.
Meſonero y Romanos (Ramon de). 341.
Meſopotamien. 341.
Meſſala Corvinus. 342.
Meſſalina (Valeria; Statilia). 342.
Meſſe. 343.
Meſſen. 344.
Meſſenien. 344.
Meſſias. 345.
Meſſina. 346.
Meſſing. 347.
Meſſis (Quentin; Johann). 347.
Meßkatalog. 348.
Meßkette. 348.
Meßkunſt, ſ. Feldmeßkunſt.
Meßrad. 349.
Meßtiſch. 349.
Meſtizen, ſ. Farbige.
Meſtre. 349.
Mészáros (Lazar). 349.
Metabaſis, ſ. Apoſtrophe.
Metachromatypie. 350.
Metalle. 350.
Métalliques. 351.
Metallochromie. 351.
Metalloïde. 352.
Metallurgie. 352.
Metamorphiſche Geſteine. 352.
Metamorphoſe (mythologiſch). 352.
Metamorphoſe (naturhiſtoriſch). 353.
Metapher. 353.
Metaphraſe. 353.
Metaphyſik. 353.
Metaſtaſio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura). 354.
Metatheſis. 355.
Metellus (Familie). 355.
Metempſychoſe, ſ. Seelenwanderung.
Meteore. 356.
Meteorologie. 356.
Meteorſteine. 357.
Meter. 358.
Meterkilogramm, ſ. Kilogrammometer und Fußpfund.
Meth. 358.
Methfeſſel (Albert). 359.
Methode. 359.
Methodik. 360.
Methodiſten. 360.
Methuſalah. 364.
Methyl. 364.
Metidſchah. 365.
Metis. 365.
Metonomaſie. 365.
Metonymie. 365.
Metopen. 365.
Mètre, ſ. Meter.
Metrik. 365.
Metriſches Syſtem. 366.
Metronom, ſ. Taktmeſſer.
Metropolis. 367.
Metrum. 367.
Mette. 367.
Metternich (Familie). 367.
Metternich (Clemens Wenzel Nepomuk Lothar, Fürſt von M.-Winneburg; Richard Clemens Lothar Herm.; Pauline; Paul; Lothar). 368.
Metz. 369.
Metze. 371.
Metzu (Gabr.). 371.
Meudon. 371.
Meulen (Ant. Franz van der). 371.
Meurſius (Johs., Vater; Johs., Sohn). 371.
Meurthe (Fluß; Departement). 372.
Meurthe-Moſelle. 372.
Meuſe, ſ. Maas.
Meuſebach (Karl Hartwig Gregor). 373.
Meuſel (Joh. Georg). 373.
Meuterei. 373.
Mexicaniſcher Meerbuſen. 373.
Mexico (Land). 374.
Mexico (Stadt; Particularſtaat). 382.
Meyendorff (Freiherren von, Geſchlecht). 382.
Meyer (Friedrich Joh. Lorenz; Friedr. Ludw. Wilh.). 383.
Meyer (Joh. Georg). 383.
Meyer (Joh. Heinr.). 384.
Meyer (Leo). 384.
Meyerbeer (Giacomo). 384.
Meyerheim (Frdr. Eduard; Wilh. Alexander; Paul Franz). 385.
Meyern (Wilh. Friedr.). 386.
Meyr (Melchior). 386.
Mezières. 387.
Mezza voce. 387.
Mezzofanti (Giuſeppe). 387.
Mezzotinto. 387.
Miako. 387.
Miasma. 388.
Miaulis (Andreas Bokos; Athanaſios). 388.
Micali (Giuſeppe). 389.
Micha. 389.
Michael. 389.
Michael III. Obrenowitſch, Fürſt von Serbien, ſ. Obrenowitſch und Serbien.
Michaelis (Joh. Benj.). 389.
Michaelis (Joh. David). 389.
Michaelis (Otto). 390.
Michaud (Joſ. François; Louis Gabriel). 390.
Michel. 391.
Michel Angelo. 391.
Michelet (Jules). 393.
Michelet (Karl Ludw.). 393.
Michelis (Friedr.). 394.
Michelſen (Andr. Ludw. Jak.). 395.
Michigan. 395.
Michiganſee. 396.
Michoacan. 396.
Mickiewicz (Adam). 397.
Micrococcus, ſ. Mikrococcus.
Midas. 398.
Middelburg. 398.
Middendorff (Alexander Theodor von). 398.
Middleſex. 399.
Midhat-Paſcha. 400.
Midianiter. 400.
Mid-Lothian. 400.
Midſhipmen. 401.
Miene. 401.
Mierevelt (Mich. Janſon; Pieter). 401.
Mieris (Frans van, der Aeltere; Willem van; Jan van; Frans van, der Jüngere). 401.
Mieroſlawſki (Ludw.) 401.
Miesmuſchel. 402.
Miethvertrag. 402.
Mignard (Pierre). 402.
Mignet (François Auguſte Alexis). 403.
Mignon (Abraham). 403.
Migräne. 404.
Miguel (Dom Maria Evariſt). 404.
Mikado. 405.
Mikloſich (Franz von). 405.
Mikrocephalen. 406.
Mikrococcus. 406.
Mikrokosmos, ſ. Kosmos.
Mikrolog. 406.
Mikrometer. 407.
Mikroneſien. 407.
Mikroſkop. 407.
Milan (Fürſt von Serbien), ſ. Obrenowitſch.
Milanollo (Tereſa; Maria). 409.
Milben. 409.
Milch. 410.
Milchſäure. 411.
Milchſchorf. 412.
Milchſtraße. 412.
Milchwirthſchaft. 412.
Milchzucker. 413.
Milde Stiftungen. 413.
Milet. 414.
Militär. 415.
Militärcolonien. 415.
Militärconventionen. 416.
Militärgrenze. 416.
Militärmedicinalweſen. 418.
Militärmuſik. 418.
Militärſchulen, ſ. Militär.
Militärſtraßen. 419.
Miliz. 419.
Miljutin (Dimitry Alexejewitſch; Nikolai Alexejewitſch). 419.
Mill (James). 420.
Mill (John Stuart). 420.
Miller (Ferdinand von; Ferdinand; Fritz). 421.
Miller (Joh. Mart.). 421.
Millevoye (Charles Hubert). 422.
Milliarde. 422.
Millin (Aubin Louis). 422.
Million. 422.
Milliſchauer, ſ. Donnersberg.
Milman (Henry Hart). 422.

Digitized by Google

Milne-Edwards (Henry). 423.
Milo, ſ. Melos.
Milo von Kroton. 423.
Milo (Titus Annius). 423.
Miloradowitſch (Michail Andrejewitſch, Graf). 423.
Miloſch (Fürſt von Serbien), ſ. Obrenowitſch.
Milreïs. 424.
Miltiades. 424.
Milton (John). 424.
Milwaukee. 425.
Milz. 425.
Milzbrand. 426.
Milzkraut, ſ. Chrysosplenium.
Mimen. 426.
Mimik. 427.
Mimnermus. 427.
Mimoſe. 427.
Mimulus. 428.
Minaret. 428.
Minas-Geraes. 428.
Mincio. 429.
Mind (Gottfr.). 429.
Minden (Stadt; Bisthum; Regierungsbezirk; Kreis). 429.
Minderjährigkeit, ſ. Minorennität.
Mine (Gewicht). 430.
Mine (militäriſch). 430.
Minelli (Joh.). 431.
Mineralien. 431.
Mineralogie. 433.
Mineralöl. 434.
Mineralwaſſer. 434.
Minerva. 435.
Minghetti (Marco). 436.
Mingrelien. 437.
Minho. 438.
Miniaturen. 438.
Minié-Gewehr. 440.
Minimen. 441.
Minimum, ſ. Maximum.
Miniſter. 441.
Miniſterialen. 443.
Miniſter-Reſident, ſ. Geſandte und Miniſter.
Minne. 443.
Minnehöfe, ſ. Liebeshöfe.
Minneſinger. 443.
Minneſota. 446.
Minor und Minorität, ſ. Major.
Minorat. 446.
Minorca, ſ. Menorca.
Minorennität. 447.
Minoriten, ſ. Franciscaner.
Minos. 447.
Minotaurus. 448.
Minsk (Gouvernement; Stadt). 448.
Minſtrels, ſ. Troubadour.
Minto (Gilbert Elliot, Graf von; Gilbert Elliot-Murray-Kynynmond, Graf von). 448.
Minucius Felix. 449.
Minus. 449.
Minuskeln, ſ. Majuskeln.
Minute. 449.
Minutoli (Heinr., Freiherr Menu von; Wolfradine, Freifrau von). 449.
Minutoli (Julius, Freiherr von; Adolf, Freiherr von). 449.
Minutoli (Alexander, Freiherr von). 450.
Minyer. 450.
Minze, ſ. Mentha.
Mionnet (Theodore Edme). 450.
Miquél (Johs.). 450.
Miquelets. 451.
Mirabeau (Honoré Gabriel Riquetti, Graf; Victor Riquetti, Marquis de; André Boniface Louis Riquetti, Vicomte de). 451.
Mirabellen, ſ. Pflaumen.
Mirabilis. 454.
Miramar. 454.
Miramon (Miguel). 454.
Mirandola. 454.
Mirbanöl, ſ. Bittermandelöl.
Mirditen. 454.
Mirès (Jules). 454.
Miriam, ſ. Planeten.
Mirza. 455.
Mirzapur (Stadt; Diſtrict). 455.
Mirza-Schaffy, ſ. Bodenſtedt.
Miſanthropie. 455.
Miſchlinge, ſ. Farbige.
Miſchna, ſ. Talmud.
Misdroy. 455.
Miſeno (Cap). 455.
Miſerere (Kirchengeſang). 456.
Miſerere (Heilkunde). 456.
Miſericordias Domini, ſ. Sonntag.
Misgeburt. 456.
Mishandlung. 456.
Misheirath. 457.
Miskolcz. 457.
Miſogynie. 457.
Mispel. 457.
Miſſalen. 458.
Miſſionen. 458.
Miſſionspriester. 460.
Miſſiſſippi (Fluß). 461.
Miſſiſſippi (Staat). 462.
Miſſolonghi. 463.
Miſſouri (Fluß). 464.
Miſſouri (Staat). 464.
Miſſunde. 465.
Miſt. 465.
Miſtbeete. 466.
Miſtel. 466.
Miſtral. 466.
Mitau. 466.
Miteſſer, ſ. Akne.
Mitgift. 467.
Mithras. 467.
Mithridat. 468.
Mithridates. 468.
Mitlauter, ſ. Conſonant.
Mitra. 469.
Mitrailleuſe. 469.
Mitſcherlich (Chriſtoph Wilh.). 470.
Mitſcherlich (Eilhard). 470.
Mittag. 471.
Mittel (in der Mathematik). 471.
Mittelalter. 471.
Mittelamerika, ſ. Centralamerika.
Mittelfleiſch, ſ. Damm.
Mittelländiſches Meer. 473.
Mittelpunkt. 475.
Mittelwald. 475.
Mittenwald. 475.
Mittermaier (Karl Joſ. Ant.). 475.
Mitternacht. 476.
Mittlere Zeit, ſ. Sonnenzeit.
Mittnacht (Herm. von). 476.
Mittweida. 476.
Mittwoch. 476.
Mitwiſſenſchaft. 477.
Mitylene, ſ. Mytilene.
Mixed pickles. 477.
Mixtur. 477.
Mjöſen. 477.
Mnemonik. 477.
Mnemoſyne. 478.
Mnioch (Joh. Jak.; Maria). 478.
Moa, ſ. Dinornis.
Moabiter. 478.
Moallakät. 479.
Mob. 479.
Mobile. 479.
Mobile Colonnen. 479.
Mobiliarſteuer. 480.
Mobilien. 480.
Mobiliſirung. 480.
Möbius (Aug. Ferd.; Theodor; Paul Heinr. Aug.). 480.
Möckern (Stadt; Dorf). 481.
Modalität. 481.
Mode. 481.
Model. 482.
Modell. 482.
Modena (Herzogthum). 483.
Modena (Stadt). 484.
Moder, ſ. Fäulniß.
Modern. 484
Modica. 484.
Modlin. 485.
Modoc-Indianer. 485.
Modon. 485.
Modulation. 485.
Modus. 486.
Möen. 486.
Moſetten. 486.
Mogador. 486.
Möglich. 487.
Mogul, ſ. Großmogul.
Mohács. 487.
Mohair. 487.
Mohammed (Religionsſtifter). 487.
Mohammed (türk. Sultane). 490.
Mohammed II. (türk. Kaiſer). 490.
Mohammed-Jakub. 491.
Mohammedanismus. 491.
Mohar, ſ. Setaria.
Mohikaner. 494.
Mohilew (Gouvernement; Stadt). 494.
Mohl (Jul. von). 495.
Mohl (Robert von). 495.
Mohl (Mor.). 496.
Mohl (Hugo von). 496.
Möhler (Joh. Adam). 497.
Mohn. 497.
Mohnike (Gottlieb Chriſtian Friedr.). 498.

Digitized by Google

Mohr, ſ. Neger.
Mohr (Präparate). 498.
Mohr (Eduard). 498.
Möhre. 499.
Mohrenhirſe. 499.
Mohs (Friedr.). 499.
Moiriren. 500.
Molka. 500.
Mola (Pietro Francesco; Giovanni Battiſta; Gasparo). 500.
Molaſſe. 500.
Molay (Jak. Bernh. von). 501.
Molbech (Chriſtian; Chriſtian Knud Frederik). 501.
Molche. 502.
Moldau (Fluß). 502.
Moldau (Fürſtenthum). 502.
Mole. 504.
Molé (Matthieu; Edouard François Matthieu; Louis Matthieu, Graf von). 505.
Molecule. 506.
Moleſchott (Jak.). 506.
Molfetta. 506.
Molière (Jean Baptiſte Poquelin, genannt). 506.
Molina (Ludw.). 507.
Molinos (Michael). 508.
Molique (Wilh. Bernh.). 508.
Moliſe. 508.
Molitor (Gabriel Jean Joſ., Graf). 508.
Molken. 509.
Moll. 509.
Molla. 509.
Möllendorf (Rich. Joach. Heinr. von). 509.
Moller (Georg). 510.
Möller (Eduard von). 510.
Möller (Ernſt von). 510.
Möllhauſen (Balduin). 511.
Mölln. 511.
Molluskeln. 511.
Mollwitz. 512.
Molo. 512.
Moloch. 513.
Mololanen. 513.
Moloſſus. 513.
Molsheim (Stadt; Kreis). 513.
Moltke (Geſchlecht). 513.
Moltke (Hellmuth Karl Bernh., Graf von). 515.
Molukken. 516.
Molybdän. 517.
Molyn (Peter), ſ. Tempeſta.
Moment. 518.
Momier. 518.
Mommſen (Theod.). 518.
Mommſen (Friedr.). 519.
Mommſen (Johs. Tycho; Aug.). 519.
Mömpelgard, ſ. Montbéliard.
Momus. 520.
Monaco (Fürſtenthum; Stadt). 520.
Monade. 520.
Monaghan (Grafſchaft; Stadt). 521.
Monaldeschi (Giovanni Marqueſe). 521.
Monarchie. 521.
Monarde. 521.
Monaſtir (Stadt; Vilajet). 522.
Monat. 522.
Monbuttu. 523.
Moncada (Don Francisco de). 523.
Moncey (Bon Adrien Jeannot). 523.
Mönchslatein, ſ. Römiſche Sprache.
Mönchsſchrift. 524.
Mönchsweſen. 524.
Moncontour. 524.
Mond. 524.
Mondfinſterniß, ſ. Mond.
Mondgebirge. 526.
Mondovi. 527.
Mondſüchtig. 527.
Mone (Franz Joſ.). 527.
Monembaſia. 527.
Monfalcone. 528.
Monge (Gaspard). 528.
Mongolei, ſ. Mongolen.
Mongolen. 528.
Monica. 531.
Monismus. 531.
Moniteur. 531.
Monitor. 531.
Monk (George; Chriſtopher). 532.
Monmouth (Grafſchaft; Stadt). 532.
Monmouth (James, Herzog von). 533.
Monochromen. 534.
Monodrama. 534.
Monogamie. 534.
Monogramm. 534.
Monographie. 534.
Monokotyledonen. 534.
Monolog. 535.
Monomanie. 535.
Monophyſiten. 535.
Monopol. 536.
Monotheismus. 537.
Monotheleten. 537.
Monotonie. 538.
Monrad (Ditlev Gothard). 538.
Monreale. 538.
Monroe (James). 539.
Monroe-Doctrin. 539.
Mons. 540.
Monſieur. 540.
Monſigny (Pierre Alexandre). 540.
Monſtranz. 541.
Monſtrum. 541.
Monſummano. 541.
Monſuns. 541.
Montabaur. 542.
Montag. 542.
Montagna (Bartolommeo; Benedetto). 542.
Montagnards, ſ. Bergpartei.
Montagu (Lady Mary Wortley; Edward Wortley). 542.
Montaigne (Michel Eyquem de). 543.
Montalembert (Marc René, Marquis de). 543.
Montalembert (Charles Forbes de Tryon, Graf von). 544.
Montalivet (Jean Pierre Bachaſſon, Graf; Marthe Camille Bachaſſon, Graf von). 544.
Montalvan (Don Juan Perez de). 545.
Montan. 545.
Montana. 545.
Montaniſten. 546.
Montauban (Stadt). 546.
Montauban (Charles, Graf von Palikao), ſ. Couſin-Montauban.
Mont-Avron. 547.
Montbéliard. 547.
Montblanc. 547.
Montbriſon. 548.
Mont-Cenis. 549.
Mont-Dore. 549.
Montebello. 549.
Monte-Caſſino, ſ. Caſino.
Montecerboli. 550.
Monte-Criſto. 550.
Montecuculi (Raimund, Graf von). 550.
Montefiascone. 551.
Montefiore (Sir Moſes). 552.
Montemayor (Jorge de). 552.
Montemolin. 552.
Monten (Dietrich). 552.
Montenegro. 553.
Montenotte. 556.
Montépin (Xavier Aymon de). 556.
Montepulciano. 557.
Montereau. 557.
Monterey. 557.
Monte-Roſa. 557.
Monte-Rotondo. 558.
Montespan (Françoiſe Athenaïs, Marquiſe von). 558.
Montesquieu (Charles de Secondat, Baron de la Brède et de). 559.
Montesquiou-Fézenſac (Familie). 559.
Monteverde (Claudio). 560.
Montevideo. 560.
Montez (Lola). 561.
Montezuma (Herrſcher in Mexico; Don Marſilio de Teruel, Graf von). 561.
Montfaucon (Bernard de). 562.
Montferrat. 562.
Montgelas (Maximilian Joſ., Graf von; Graf Maximilian Joſeph Philipp Wilh.; Graf Ludw. Max Joſeph). 562.
Mont-Genèvre. 562.
Montgolfier (Jacques Etienne; Joſeph Michael). 563.
Montgomery (Grafſchaft; Stadt). 563.
Montgomery (Gabriel de). 564.
Montgomery (James; Robert). 564.
Montholon (Charles Triſtan de). 564.
Monthyon (Jean Baptiſte Robert Auget, Baron de). 565.

Digitized by Google

Monti (Vincenzo). 565.
Montijo. 566.
Montiren. 566.
Montjoie (Stadt; Kreis). 566.
Montluçon. 566.
Montmartre. 566.
Montmédy. 567.
Montmirail. 567.
Montmorency (Stadt; Schloß). 567.
Montmorency (Geschlecht). 567.
Montmorency (Anne de). 568.
Montmorency (Henri II., Herzog von). 569.
Montmorency (Matthieu Jean Félicité, Herzog von M.-Laval). 569.
Montpellier. 569.
Montpensier (Anne Marie Louise von Orléans, Herzogin von). 570.
Montpensier (Prinz Antoine Marie Philippe Louis von Orléans, Herzog von). 571.
Montreal. 571.
Montreux. 571.
Montrose (Stadt). 572.
Montrose (James Graham, Marquis von; James Graham, vierter Marquis von; James Graham, dritter Herzog von; James Graham, vierter Herzog von; Douglas Beresford Graham, fünfter Herzog von). 572.
Mont-Saint-Jean. 573.
Mont-Saint-Valérien. 573.
Montserrat. 573.
Montur. 573.
Monumenta Germaniae. 574.
Monumente. 574.
Monumental. 574.
Monza. 574.
Moor. 575.
Moore (Sir John). 575.
Moore (Thomas). 575.
Moose. 576.
Mops. 578.
Mopsus. 578.
Mora (Spiel). 578.
Mora (Don José Joaq. de). 578.
Morabiten, s. Almoraviden.
Moral. 578.
Morales (Christofero de). 579.
Morales (Luis de). 579.
Moralische Personen. 579.
Moralitäten. 580.
Moralstatistik. 580.
Moränen, s. Gletscher.
Moräste. 581.
Morata (Fulvia Olympia). 581.
Moratin (Nicolas Fernandez de). 581.
Moratin (Leandro Fernandez de). 581.
Moratorium. 582.
Morava. 583.
Morbidität. 583.
Morbihan. 583.
Morcheln. 584.
Mord. 584.
Mordwinen. 584.
More (Thomas), s. Morus.
More (Hannah). 585.
Morea. 585.
Moreau (Jean Victor). 585.
Morelia. 587.
Morellet (André). 587.
Morelli (Giacomo). 588.
Morelly. 588.
Moresnet. 588.
Moreto y Cavanna (Don Augustin). 588.
Morgagni (Giovanni Battista). 589.
Morgan (Sydney, Lady). 589.
Morganatische Ehe. 590.
Morgarten. 590.
Morgen (Himmelsgegend). 590.
Morgen (Feldmaß). 590.
Morgengabe. 591.
Morgenland, s. Orient.
Morgenländische Kirche, s. Griechische Kirche.
Morgenröthe, s. Abendröthe und Morgenröthe.
Morgenstern, s. Abendstern und Morgenstern.
Morgenstern (Waffe). 591.
Morgenstern (Christian). 591.
Morghen (Raffaello). 591.
Morgue. 592.
Morhof (Dan. Georg). 592.
Morier (James). 592.
Mörike (Eduard). 592.
Möris (ägypt. König). 593.
Möris (Aelius). 593.
Moriscos, s. Mauren.
Moritz (Sanct-), s. Saint-Maurice und Sanct-Moritz.
Moritz (Herzog und Kurfürst von Sachsen). 593.
Moritz (Prinz von Oranien). 594.
Moritz (Graf von Sachsen). 595.
Moritz (Karl Philipp). 596.
Moritzburg. 596.
Morlaix. 596.
Morlaken. 596.
Mormonen. 596.
Mornay (Philippe de). 599.
Morny (Charles Auguste Louis Joseph, Herzog von). 600.
Morpeth (Lord), s. Carlisle (George William Frederick, Graf von).
Morpheus. 600.
Morphium. 600.
Morphologie. 601.
Morphy (Paul). 601.
Morrison (Robert; John Robert). 601.
Mörs (Herrschaft; Fürstenthum; Stadt). 602.
Morse (Samuel Finley Breese). 602.
Mörser. 602.
Mortalität. 603.
Mortara. 604. — Mörtel. 604.
Mortier (Edouard Adolphe Casimir Joseph; Napoleon, Herzog von Treviso). 604.
Morus (Thomas). 605.
Mosaik. 606.
Moscati (Pietro, Graf). 607.
Moschee. 607.
Moscheles (Ignaz; Felix). 607.
Moscherosch (Joh. Mich.; Quirinus). 608.
Moschos. 608.
Moschus. 609.
Mosel (Fluß; Departement). 609.
Mosellanus (Petrus). 610.
Moselweine. 611.
Mosen (Julius). 611.
Mosenthal (Salomon Herm., Ritter von). 612.
Moser (Joh. Jak.; Karl Friedrich von). 612.
Möser (Justus). 613.
Moses. 614.
Moshaisk. 614.
Mosheim (Joh. Lorenz von). 614.
Mösien. 615.
Moskau (Gouvernement; Großfürstenthum). 615.
Moskau (Stadt). 616.
Moskwa. 620.
Mosquitoküste. 620.
Mosquitos (Mücken). 621.
Mossul. 621.
Most. 621.
Mostar. 622.
Motala. 622.
Motenebbi. 622.
Motette. 623.
Motion. 623.
Motiv. 623.
Motley (John Lothrop). 623.
Motoren. 623.
Motril. 624.
Motten. 624.
Motto. 624.
Mouchard. 624.
Moucheron (Frederik de; Isaak). 624.
Mouches volantes, s. Gesichtstäuschungen.
Moufang (Christoph). 625.
Mouflon. 625.
Moulins. 625.
Mounier (Jean Joseph; Claude Edouard Philippe). 626.
Mount-Everest, s. Gaurisankar und Himalaja.
Moussiren. 626.
Moussons, s. Monsune.
Moustille. 626.
Mouton (Georges). 626.
Mouzon. 627.
Möven. 627.
Movers (Franz Karl). 628.
Moxa. 628.
Moys. 628.
Mozambique (Gouvernement; Stadt). 628.
Mozaraber. 630.
Mozart (Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus; Constanze; Karl; Wolfgang Amadeus). 630.
Mucius (Geschlecht). 633.

Nücke (Heinr.). 633.
Nücken. 634.
Nucker. 634.
Nucury. 635.
Nüffling (Friedr. Ferd. Karl, Freiherr von). 635.
Nufti. 635.
Nügge (Theod.). 636.
Nuggendorf. 636.
Nuhammed, ſ. Mohammed.
Mühlbach (Luiſe), ſ. Mundt.
Mühlberg. 636.
Mühldorf. 637.
Mühlen. 637.
Mühlenbruch (Chriſtian Friedr.). 638.
Mühler (Heinr. von; Heinrich Gottlob von). 638.
Mühlhauſen (Stadt; Kreis). 639.
Mühlheim am Rhein und M. an der Ruhr, ſ. Mülheim.
Muir (John; Sir William). 639.
Mulatten, ſ. Farbige.
Mukthar-Paſcha. 640.
Mulde. 640.
Muldenhütten. 640.
Mulder (Ger. Joh.). 641.
Mulgrave (Conſtantine John Phipps, Lord; Henry Phipps, Graf von). 641.
Mülhauſen (Stadt; Kreis). 642.
Mülheim (Städte; Kreiſe). 643.
Mull, ſ. Hebriden.
Müllenhoff (Karl Victor). 643.
Müller (Adam Heinr.). 643.
Müller (Andreas Joh. Jak.; Franz; Karl). 644.
Müller (Friedr., Maler Müller). 644.
Müller (Friedr., Sprachforſcher). 645.
Müller (Friedr. Max). 645.
Müller (Joh.), ſ. Regiomontanus.
Müller (Johs. von; Johann Georg). 646.
Müller (Johs.). 648.
Müller (Joh. Georg). 648.
Müller (Joh. Gotthard von.). 649.
Müller (Joh. Friedr. Wilh.). 649.
Müller (Joh. Gottwerth). 649.
Müller (Joh. Heinr. Jak.). 650.
Müller (Julius). 650.
Müller (Karl Otfried; Eduard). 650.
Müller (Ludw. Chriſtian). 651.
Müller (Otto). 651.
Müller (Peter Erasmus). 652.
Müller (Sophie). 652.
Müller (Wenzel). 652.
Müller (Wilh.). 653.
Müller (Wilh. Konrad Herm.). 653.
Müller (Wolfgang). 654.
Müllner (Amandus Gottfried Adolf). 654.
Multan (Stadt; Diviſion). 655.
Multiplication. 656.
Multiplicationskreis. 656.
Mumien. 656.
Mumme. 657.
Mummius (Lucius). 657.
Munch (Peter Andreas). 657.
Munch (Andreas). 657.
Münch (Ernſt Herm. Joſ. von). 658.
Münch-Bellinghauſen (Eduard Joachim, Graf). 658.
Münch-Bellinghauſen (Eligius Franz Joſ., Freiherr von). 658.
München. 659.
Münchengrätz. 666.
Münchhauſen (Gerlach Adolf, Freiherr von). 667.
Münchhauſen (Karl Friedrich Hieronymus, Freiherr von). 667.
Münchhauſen (Alex., Freiherr von). 667.
Mund. 668.
Mundart, ſ. Dialekte.
Münden. 668.
Mundharmonica. 669.
Mündigkeit, ſ. Minorennität.
Mundium. 669.
Mundſperre, ſ. Starrkrampf.
Mundt (Theod.). 669.
Mundt (Klara). 670.
Mungo Park, ſ. Park.
Municipien. 670.
Munition. 671.
Munk (Salomon; Eduard). 671.
Munkács (Flecken; Feſtung). 672.
Münnich (Burkhard Chriſtoph, Graf von). 672.
Muñoz (Don Fernando) Herzog von Rianzares, ſ. Maria Chriſtina.
Munſter. 672.
Münſter, ſ. Dom.
Münſter (Stadt; Hochſtift; Fürſtenthum; Reg.-Bez.). 673.
Münſter-Ledenburg (Ernſt Friedr. Herbert, Reichsgraf zu; Georg Herbert, Graf zu, Freiherr von Grotthaus). 675.
Münſterberg (Stadt; Kreis). 675.
Münſterthal. 676.
Muntaner (En Ramon). 677.
Münter (Balthaſar; Friedr.). 677.
Muntzmetall. 678.
Münze und Münzweſen. 678.
Münzer (Thom.). 681.
Münzfälſchung. 681.
Münzfuß. 682.
Munzinger (Werner). 682.
Münzkunde, ſ. Numismatik.
Münzregal. 683.
Münzwährung, ſ. Währung.
Muotta. 684.
Mur. 684.
Murad V. (Sultan). 684.
Muräne. 684.
Murano. 684.
Murat (Joachim, König von Neapel). 685.
Muratori (Lod. Ant.). 687.
Muratoriſches Fragment. 687.
Murawjew (Familie). 687.
Murchiſon (Sir Roderick Impey). 689.
Murcia (Königreich; Provinz; Stadt). 690.
Muret (Marc Antoine). 690.
Murexid. 691.
Murg. 691.
Murger (Henri). 691.
Murillo (Bartolomé Eſteban). 692.
Murillo (Juan Bravo), ſ. Bravo-Murillo (Juan).
Murmelthier. 692.
Murner (Thomas). 693.
Murray (Strom). 694.
Murray (James Stuart, Graf von). 695.
Murray (Sir George). 695.
Murray (John). 695.
Murriniſche Gefäße. 696.
Murſchedabäd. 696.
Murten. 696.
Murviedro, ſ. Sagunt.
Murzuk, ſ. Fezzan.
Mürzzuſchlag. 697.
Musa. 697.
Muſäus (griech. Sänger). 698.
Muſäus (Joh. Karl Aug.). 698.
Muscardine. 699.
Muscarin. 699.
Muſchelkalk. 699.
Muſchellinie, ſ. Konchoïde.
Muſcheln. 699.
Muſchenbroek (Peter van). 700.
Musci oder Muscineae, ſ. Mooſe.
Muſelmanen, ſ. Mohammed.
Muſen. 700.
Muſenalmanach. 701.
Muſeum. 701.
Muſik. 703.
Muſikſchule, ſ. Conſervatorium.
Muſivgold. 708.
Muſiviſche Arbeit, ſ. Moſaik.
Muskatellerweine. 708.
Muskatnuß. 708.
Muskau. 709. — Muskeln. 709.
Muskete. 710. — Muſpilli. 711.
Muspratt (James; James Sheridan). 711.
Muſſelin. 711.
Muſſet (Louis Charles Alfred de; Paul Edme de). 712.
Muſtapha (Kara). 712.
Muſter. 712.
Muſterſchutz. 713.
Muſterwirthſchaften. 714.
Muſterzeichner. 714.
Muth. 714.
Muther (Joh. Georg Theod. Albr. Ant.). 715.
Mutſchirung. 715.
Muttergut, ſ. Muttertheil.
Mutterkorn. 715.
Mutterkraut, ſ. Parthenium.
Muttermale. 716.
Muttertheil. 717.
Mycelium, ſ. Pilze.
Mykale. 717.
Mykenä. 717.
Mykologie, ſ. Pilze.
Mykonos. 717.
Mylau. 717. — Mylitta. 718.

Digitized by Google

Mynſter (Jak. Peter). 718.
Myologie, ſ. Muskeln.
Myopie, ſ. Kurzſichtigkeit.
Myosotis, ſ. Vergißmeinnicht.
Myriade. 718.
Myriapoden, ſ. Tauſendfüße.
Myrica. 718.
Myrmidonen. 718.
Myron. 719.
Myroxylon, ſ. Balſambaum.
Myrrhe. 719. — Myrte. 719.
Myſien. 720.
Myslowitz. 720.
Myſore. 720.
Myſtagog. 721.
Myſterien (Geheimlehren). 721.
Myſterien (geiſtl. Schauſp.). 722.
Myſtificiren. 722.
Myſtik. 723. — Mythen. 724.
Mythographen. 724.
Mythus und Mythologie. 725.
Mytilene. 728.
Myus. 728.
Myxogasteres. 728.

N.

N. 729.
Nabatäer. 729.
Nabel. 730.
Nablus. 731. — Nabob. 731.
Nabonaſſar. 731.
Nachahmung. 732.
Nachdruck. 732.
Nachfolge Chriſti. 732.
Nachgeboren. 733.
Nachgeburt, ſ. Geburt.
Nachhut oder Nachtrab, ſ. Arrieregarde.
Nachlaßvertrag. 733.
Nachod. 733.
Nachſpiel. 733.
Nacht. 733.
Nachtfalter. 734.
Nachtgleiche, ſ. Aequinoctium u. Nacht.
Nachtigal (Guſt.). 735.
Nachtigall. 735.
Nachtkerze, ſ. Oenothera.
Nachtmahlsbulle, ſ. In coena domini.
Nachtſchatten, ſ. Hesperis und Solanum.
Nachtſtücke. 735.
Nachtviole, ſ. Hesperis.
Nachtvögel. 736.
Nachtwandler, ſ. Mondſüchtig.
Nacken. 736.
Nacktes. 736.
Nádasdi (Geſchlecht). 736.
Nadel. 737.
Nadelgeld. 737.
Nadelhölzer. 738.
Nadeln der Kleopatra. 738.
Nadir (aſtronomiſch). 739.
Nadir (Schah von Perſien). 739.
Nadoweſſier, ſ. Sioux.
Näfels. 739.
Nagaſaki. 739.
Nagel (anatomiſch). 740.
Nägel (techniſch). 741.
Nägele (Franz Karl; Hermann Franz Joſ.; Maxim.). 741.
Nagelfluhe. 741.
Nägeli (Karl Wilh. von). 741.
Nagethiere. 742.
Nagler (Karl Ferd. Friedr. von). 742.
Nagold. 743.
Nagpore (Staat; Stadt). 743.
Naharro (Bartolomé de Torres). 743.
Nahe. 743.
Näherrecht, ſ. Retract.
Naheweine. 744.
Nahl (Familie). 744.
Nähmaſchine. 745.
Nahrungsmittel. 746.
Nahrungsſaft, ſ. Chylus.
Naht. 747.
Nahum. 748.
Naïrn (Grafſchaft; Stadt). 748.
Naiv, Naivetät. 748.
Najaden. 748.
Nal und Damajanti. 748.
Name. 749.
Namenstag. 751.
Namur (Provinz; Stadt). 751.
Nana-Sahib, ſ. Nena-Sahib.
Nancy. 752.
Nangaſaki, ſ. Nagaſaki.
Nänie. 753.
Nanking (Stadt). 753.
Nanking (Zeug). 753.
Nannini (Agnolo). 753.
Nanterre. 754. — Nantes. 754.
Naphtali. 755.
Naphtha. 755. — Naphthalin. 755.
Napier (Sir Charles). 756.
Napier (Sir Charles James; Sir George Thomas; Sir William Francis Patrick). 756.
Napier (John; Francis Scott; William John; Francis; Macvey; Joſeph). 757.
Napier of Magdala (Robert Cornelius, Lord). 758.
Napoleon I. (Kaiſer der Franzoſen). 758.
Napoleon II., ſ. Reichſtadt (Herzog von).
Napoleon III. (Kaiſer der Franzoſen). 767.
Napoleon (kaiſerlicher Prinz). 774.
Napoleon (Prinz, Vetter Napoleon's III.). 774.
Napoleoniden. 775.
Napoléonville, ſ. Pontivy.
Narbe. 775.
Narbonne. 775.
Narciſſe. 776. — Narciſſus. 776.
Narde. 776.
Nardini (Pietro). 777.
Nargileh. 777.
Narkotica. 777.
Narni. 778.
Narrenfeſt. 778. — Narrheit. 778.
Narſes. 779.
Naruſzewicz (Ad. Stan.). 779.
Narvaëz (Ramon Maria). 779.
Narwa. 780.
Narwal. 781.
Naſe. 781. — Naſenbär, ſ. Coati.
Nashorn. 782.
Naſhville. 782.
Naſiräer. 783.
Naſſau (ehem. Herzogth.). 783.
Naſſau (Stadt). 786.
Naſſau-Siegen (Graf von). 786.
Naſſau-Siegen (Prinz von). 786.
Naſſer Weg. 787.
Naſſr-ed-Din (Schah von Perſien). 787.
Natal. 787.
Nathan. 788.
Nathanael. 788.
Nathuſius (Gottlob). 788.
Nathuſius (Familie). 788.
Nation. 789.
Nationalconvent. 790.
Nationalfarben. 791.
Nationalgarde, ſ. Volksbewaffnung.
Nationalliberale Partei. 791.
Nationalliteratur. 791.
Nationalökonomie. 791.
Nationaltheater. 793.
Nationalverein (Deutſcher). 793.
Nationalvermögen. 793.
Nationalverſammlung. 794.
Nationalwerkſtätten. 794.
Nativität. 795.
Natolien. 795.
Natrium. 796.
Natriumſalze. 797.
Natron und Natronſalze, ſ. Natriumſalze.
Natter (Joh. Lorenz). 797.
Natterkopf, ſ. Echium.
Nattern. 798. — Natur. 798.
Naturalien. 800.
Naturaliſation. 801.
Naturalismus. 802.
Naturdichter. 802.
Naturforſchung. 802.
Naturgeſchichte. 803.
Naturheilkunde. 804.
Natürliche Kinder. 804.
Naturphiloſophie. 805.
Naturrecht, ſ. Rechtsphiloſophie.
Naturſelbſtdruck. 806.
Naturwiſſenſchaften. 806.
Natzmer (Old. Ant. Leop. v.). 808.
Nauck (Aug.). 809.
Nauders. 809. — Nauheim. 809.
Naukratis. 810.
Naumachia. 810.
Naumann (Joh. Friedr.). 810.
Naumann (Joh. Gottlieb oder Amadeus). 810.
Naumann (Karl Friedr.). 811.

Digitized by Google

Naumann (Mor. Ernst Ad.). 811.
Naumann (Emil). 812.
Naumburg (Stadt; Kreis). 812.
Naupaktos, s. Lepanto.
Nauplia. 813. — Nausikaa. 813.
Nautik, s. Schifffahrtskunde.
Nautilus. 813.
Navarino. 814.
Navarra. 814.
Navarrete (Don Martin Fernandez de). 814.
Navassit, s. Phosphorit.
Navigationsacte. 815.
Navigationsschulen, s. Schifffahrtsschulen.
Nävius (Gnäus). 815.
Naxos (Insel; Stadt). 816.
Nazaire (Saint-). 816.
Nazarener. 817.
Nazareth. 817.
Neander (Dan. Amadeus). 817.
Neander (Joh. Aug. Wilh.). 817.
Neapel (ehemaliges Königreich), s. Sicilien (Königreich beider).
Neapel (Stadt). 820.
Neapel (Prinz von). 820.
Neapolis. 820.
Nearchos. 821. — Nebel. 821.
Nebelbilder. 821.
Nebelflecke. 821.
Nebenius (Karl Friedr.). 822.
Nebenniere. 823.
Nebenplaneten. 823.
Nebensonne. 823.
Nebraska. 823.
Nebraska Bill. 824.
Nebukadnezar. 824.
Neckar. 824.
Neckargemünd. 825.
Neckarsteinach. 825.
Neckarweine. 825.
Necker (Jacques; Susanne). 825.
Nedschd. 827.
Neefs (Pieter). 827.
Neer (Aart van der; Eglon Hendrik van der). 827.
Neerwinden. 827.
Nees von Esenbeck (Christ. Gottfr.; Th. Fr. Ludw.). 827.
Negativ. 828. — Neger. 828.
Negri (Christoforo). 829.
Negritos, s. Australneger.
Negroponte, s. Euböa.
Negruzzi (Konstant.; Jakob). 830.
Nehemia. 830.
Neher (Bernh.). 830.
Neher (Michael). 830.
Nehrung, s. Haff.
Neid. 831.
Neidhart von Reuenthal. 831.
Neipperg (Geschlecht). 831.
Neisse (Flüsse). 832.
Neisse (Stadt; Fürstenthum). 832.
Neith. 833.
Nekrassow (Nikol. Alexejew.). 834.
Nekrologien. 834.
Nekromantie. 834.
Nekropolen. 834.
Nekrose. 835. — Nektar. 835.
Nélaton (Auguste). 835.
Neleus. 835. — Nelke. 835.
Nelkenwurz. 836.
Nelson (Horatio, Viscount; Horatio). 836.
Nemea. 838.
Nemesianus. 838.
Nemesis. 838. — Nemi. 838.
Nemours (Stadt). 839.
Nemours (Herzog von). 839.
Nena-Sahib. 839.
Nenndorf. 840.
Nenner, s. Bruch (mathematisch).
Nennig. 840.
Nennwerth, s. Nominalwerth.
Neograd (Comitat; Festung). 840.
Neologie. 840.
Neophyten. 841.
Neorama. 841.
Neospinozismus. 841.
Nepaul. 841.
Nepenthes L. 842.
Nephrit. 842.
Nephrodium, s. Aspidium.
Nepomuk (Heiliger). 842.
Nepos (Cornelius). 843.
Nepotismus. 843.
Neptun (Gott). 843.
Neptun (Planet). 844.
Neptunisten. 845.
Nérac. 845. — Nerbudda. 845.
Nereus. 845.
Neri (Filippo), s. Oratorium (Priester vom).
Nerly (Friedr.). 845.
Nero (röm. Kaiser). 846.
Nerthus. 847.
Nertschinsk. 847.
Nerva (röm. Kaiser). 847.
Nerven, Nervensystem. 847.
Nervenfieber, s. Nervöse Zufälle u. Typhus.
Nervengifte, s. Nervenmittel.
Nervenkrankheiten. 849.
Nervenmittel. 849.
Nervenschmerzen, s. Neuralgien.
Nervensystem, s. Nerven.
Nervi. 850.
Nervöse Zufälle. 850.
Neshin. 850. — Nessel. 850.
Nesselrode (Familie). 851.
Nesselsucht. 851.
Nesseltuch, s. Nessel.
Nest. 852. — Nestel. 852.
Nestor. 852.
Nestor (russ. Chronist). 852.
Nestorianer. 853.
Nestorius. 853.
Nestroy (Joh. Nepomuk). 853.
Neszmély. 854.
Netscher (Kasp.; Th.; Konst.). 854.
Nettelbeck (Joachim). 854.
Netto. 855.
Netz. 855. — Netze. 855.
Netzflügler. 855.
Netzhaut, s. Auge.
Neu-Almadén. 856.
Neu-Amsterdam (Insel). 856.
Neu-Amsterdam (Stadt), s. Berbice.
Neubeck (Valerius Wilh.). 856.
Neuber (Friederike Karoline). 856.
Neubildungen. 857.
Neubrandenburg. 858.
Neubraunschweig. 858.
Neu-Breisach. 859.
Neubritannien. 859.
Neuburg. 859.
Neucaledonien. 860.
Neuchâtel, s. Neuenburg.
Neudietendorf, s. Dietendorf.
Neuenahr. 860.
Neuenburg (Canton; Stadt). 860.
Neuengland. 862.
Neuer Bund, s. Bund u. Bibel.
Neufchâtel, s. Neuenburg.
Neufundland. 863.
Neugewürz, s. Eugenia.
Neugranada, s. Columbia.
Neugriechen. 864.
Neugriechische Sprache und Literatur. 864.
Neuguinea. 867.
Neuhaldensleben (Stadt; Kreis). 868.
Neuhampshire. 868.
Neuhäusel. 870.
Neuhebriden. 870.
Neuhof (Theodor, Baron v.). 870.
Neuholland, s. Australien.
Neuilly. 870.
Neujahrsfest. 871.
Neujersey. 871.
Neukirch (Benjamin). 872.
Neukomm (Sigismund). 872.
Neulateinische Dichter. 873.
Neuleon. 874.
Neumann (Karl Friedr.). 874.
Neumann (Karl Gottfr.). 875.
Neumark (Landschaft). 876.
Neumark (Georg). 876.
Neumayer (Georg). 876.
Neumeister (Erdmann). 876.
Neumen. 877.
Neumexico. 877.
Neumond, s. Mond.
Neumünster. 877. — Neun. 877.
Neunauge. 878.
Neuorleans. 878.
Neuplatoniker. 879.
Neuralgien. 879.
Neureuther (Eugen). 880.
Neurologie, s. Nerven, Nervensystem.
Neuropteren, s. Netzflügler.
Neurosen. 881.
Neurußland. 881.
Neusatz. 881.
Neuschottland. 881.
Neuseeland. 882.
Neusibirien. 884.
Neusiedlersee. 884.
Neusilber, s. Argentan.
Neusohl. 885.
Neuß (Stadt; Kreis). 885.
Neustadt (Städte u. Flecken). 885.
Neustettin. 887.
Neustrelitz. 887.
Neustrien. 888.
Neusüdwales. 888.
Neutitschein. 889.

Digitized by Google

Neutra. 889.
Neutralisiren. 890.
Neutralität. 891.
Neutralsalze. 891.
Neutrum. 891.
Neuwied (Stadt; Kreis). 891.
Neuyork (Staat). 892.
Neuyork (Stadt). 893.
Nevada. 896. — Nevers. 896.
Neville (Geschlecht). 897.
Nevis. 898.
Newa. 899.
Newark upon Trent. 899.
Newcastle (Stadt). 899.
Newcastle (Herzoge von). 901.
Newhaven. 902.
Newman (John Henry). 902.
Newmarket. 902.
Newport. 902.
New-Shoreham. 903.
Newstead-Abbey. 903.
Newton (Sir Isaak). 903.
Ney (Michel, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa; Joseph Napoleon; Michel Alois; Napoleon Henry Edgar). 905.
Niagara. 906.
Niam-Niam. 907.
Nibby (Antonio). 908.
Nibelungenlied. 908.
Nicäa. 911.
Nicander (Karl Aug.). 911.
Nicandra. 911.
Nicaragua. 912.
Niccolini (Giov. Battista). 914.
Nicephorus. 914.
Nicetas Acominatus. 914.
Nichtigkeit, s. Nullität.
Nichtigkeitsbeschwerde. 914.
Nichts. 915.
Nicias, s. Nikias.
Nickel. 916.
Nickelsalze. 917.
Nickkrampf. 917.
Nicolai (Christoph Friedr.). 917.
Nicolai (Otto). 918.
Nicolay (Ludw. H., Freih. v.). 918.
Nicole de Malte, s. Isouard.
Nicot (Jean). 918.
Nicotera (Giov., Baron). 918.
Nicotin. 919.
Niebuhr (Karstens). 919.
Niebuhr (Barthold Georg). 919.
Niebuhr (Marc. K. Nik. v.). 921.
Niederbronn. 921.
Niederdeutsch, s. Plattdeutsch.
Niederlande (geogr.-stat.). 921.
Niederlande (geschichtlich). 925.
Niederländische Kunst. 937.
Niederländische Sprache und Literatur. 944.
Niederlausitz, s. Lausitz.
Niederrheinischer Kreis. 958.
Niedersachsen. 958.
Niederschlag. 958.
Niederschlagende Mittel. 959.
Niederwald (forstlich). 959.
Niederwald (Berg). 959.
Niedner (Christian Wilh.). 959.
Niedrige Inseln, s. Tuamotu.
Niegata, s. Niigata.
Niel (Adolphe). 959.
Niello. 960.
Niemann (Albert; Hedwig). 960.
Niemann-Seebach, s. Seebach.
Niembsch von Strehlenau (Nikol.). 961.
Niemcewicz (Julian Ursin). 962.
Niemen. 962.
Niemeyer (Aug. H.; H. A.). 963.
Niemeyer (Felix). 964.
Nienburg (Stadt; Kreis). 964.
Niepce (Joséphe Nicephore; Isidor; Abel de Saint-Victor). 964.
Nieren. 965.
Nieritz (Karl Gustav). 966.
Niersteiner. 966.
Niesen (physiol.) 966.
Niesen (Berg). 967.
Niesky. 967. — Nießbrauch. 967.
Nieswurz, s. Helleborus.
Niethammer (Friedr. Immanuel). 967.
Nieupert. 968.
Nieuwediep, s. Helder.
Nievre. 968. — Niflheim. 968.
Niftelgerade, s. Gerade.
Nigella. 968.
Niger. 969.
Nightingale (Miß Florence). 970.
Nigra (Constantino). 970.
Nigritien, s. Sudan.
Nihilismus. 971.
Nihilisten. 971.
Niigata. 972.
Nikander. 972. — Nike. 972.
Nikias. 973. — Nikobaren. 973.
Nikodemus. 973.
Nikola I. (Petrow. Njeguschi). 973.
Nikolaiten. 974.
Nikolajew. 974.
Nikolajewsk. 975.
Nikolaus (Heiliger). 975.
Nikolaus (Päpste). 975.
Nikolaus (Kaiser von Rußland). 976.
Nikolsburg. 977.
Nikomedes. 977.
Nikomedia. 977.
Nikon. 978. — Nikopoli. 978.
Nikschitsch. 978. — Nil. 978.
Nilpferd. 981.
Nilsson (Christina). 982.
Nilsson (Sven). 982.
Nimbus, s. Heiligenschein.
Nimes. 983.
Nimrod. 984.
Nimwegen. 985.
Ningpo. 986.
Ninive. 986.
Ninon de Lenclos, s. Lenclos.
Ninus. 987. — Niobe. 987.
Niobium. 988. — Niort. 988.
Nipon, s. Japan.
Nipperdey (Karl Ludw.). 989.
Nippold (Fr. Wilh. Franz). 989.
Nirvana. 989.
Nisami. 990.
Nisard (Jean M. Nap. Dés.). 990.
Nisch. 990.
Nische. 991.
Nishne-Tagil'. 991.
Nishnij-Nowgorod (Gouvernement; Stadt). 991.
Nisibis. 993.
Nismes, s. Nimes.
Nisos. 993.
Nitrobenzol, s. Benzol u. Bittermandelöl.
Nitroglycerin. 993.
Nitrum. 994.
Nitzsch (Karl Ludw.). 994.
Nitzsch (Karl Imm.; Fried.). 994.
Nitzsch (Greg. W.; K. Wilh.). 995.
Niu-tschuang. 995.
Nivelles. 995.
Nivelliren. 995.
Nix. 996.
Nixblume, s. Nymphaea.
Nizolius. 996.
Nizza (Grafschaft). 996.
Nizza (Stadt). 997.
Njam-Njam, s. Niam-Niam.
Njegosch. 998.
Njeshin, s. Neshin.
Noah. 999.
Noailles (Geschlecht). 999.
Noback (Familie). 1001.
Nobel'sches Sprengöl, s. Nitroglycerin.
Nobiles. 1002.
Nodier (Charles Emmanuel). 1002.
Nogaier. 1003.
Nogent (Orte). 1003.
Nöggerath (Jak.). 1004.
Noisseville. 1004.
Nola. 1005.
Nöldeke (Theod.). 1005.
Noli me tangere. 1005.
Nomaden. 1005.
Nomen. 1005.
Nominalismus. 1006.
Nominalwerth. 1006.
Nominativ. 1006.
Nonconformisten. 1006.
Nonius, s. Nuñez; Nonius, s. Vernier.
Nonnen. 1007.
Nonnengeräusch. 1007.
Nonnus. 1007.
Norbert. 1007.
Norbalbinger. 1007.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google